Meine Jugendtage.

Eine

Erzählung.

Aus dem Engliſchen.

Mit einem Vorwort

von

Albert Knapp.

BIBLIOTH. PUBL. REG. STUTTG.

Tübingen,
bei C. F. Oſiander.
1834.

Vorrede.

Der gegenwärtige, von theurer, nun im Grabe ruhenden Hand aus dem Engliſchen überſetzte Roman, an deſſen Herausgabe ſich für einige edle Gemüther die wehmüthigſten Erinnerungen anknüpfen, iſt wohl in doppelter Hinſicht der Einführung in deutſche Leſekreiſe werth. Einmal, weil durch die ganze Geſchichte eine lautere, auf der Schrift ruhende Furcht Gottes, welche aller Weisheit Anfang iſt, ſich hindurchzieht und die Entwickelung der hier geſchilderten Lebensläufe bedingt. Sodann auch deßwegen, weil uns in dieſen wenigen Blättern eine ſchöne, reichhaltige Naturanſchauung begegnet, ein Punkt, worin überhaupt der Deutſche von dem Briten vielfach übertroffen werden mag.

Möge es mir vergönnt ſeyn, noch Einiges über dieſe zwei Sätze beizufügen. —

Eine ſehr große Zahl deutſcher Romane, als da ſind die meiſten Räuber-, Ritter-, Schreckens-, Jammer-, Liebes-, Haſſes-, Entſagungs-, Künſtlers-, Wanderers-Romane u. ſ. f. hat ihren eigentlichen Urſprung in einer tiefen Verſchrobenheit und Zerworfenheit des Gemüths, in krankhafter Selbſtbeſpieglung, in der Großmannsſucht, wie Schiller ſagt, oder in einer Melancholie und Wehmuth, welche die Schuld ihrer Leiden auf Alles, nur nicht auf die eigene Sünde wirft; — überhaupt aber im gänzlichen Mangel an Gottesfurcht und Scheu vor dem Heiligen. Es iſt unſäglich, wie viele Thorheiten und Frevel in dieſer Romanenwelt kanoniſirt werden, und ein Thor überbietet in dieſem äſthetiſchen Paroxysmus den andern. Ueberblickt man vom Standpunkte des Chriſtenthums, der von Vielen ein gemeiner genannt wird und doch der einzig wahre bleiben wird, eine Legion deutſcher Romane mit ihrem abgöttiſchen Treiben, ſo wird man an den Apoſtel Paulus erinnert, der im künſtleriſchen Athen ergrimmte, da er die Stadt ſo gar abgöttiſch ſah, und fragt billig, ob ſolches Unweſen mitten in der Chriſtenheit nicht ein weit ärgerer

Greuel ſey, als der Bilderdienſt Athens, dem keine ſolch hohe Offenbarung geſchehen war. Der größere Theil unſerer Romanenliteratur fiele hinweg, wenn unſre, zum Theil mit ſo trefflichen Anlagen ausgerüſteten Schriftſteller ſich in ihrer höheren Beſtimmung zeigten, wenn ſie Gott fürchteten und dem Evangelio, von welchem ſie doch endlich noch Heil erwarten, in Wahrheit huldigten. Es bliebe ihnen Stoffs genug übrig, der zu bearbeiten wäre, und an dem Uebrigen, was unterbliebe, verlöre die Welt wahrlich eben ſo wenig, als der Staat verliert, wenn die außerehelichen Geburten und die Findlinge ſich vermindern.

Ueberhaupt aber hat das Leben eines von Gott abgeriſſenen Menſchen keinen Werth. Es iſt ein Nachtwandeln ohne Zweck und Ziel, ein Taumel, worin eine Unzahl vergeblicher Worte geredet, ein Unmaß verkehrter Handlungen begangen wird, wobei alſo das Schönthun mit Gefühlen nur widerlich anſprechen kann. Die Originalität der Thorheit und Sünde iſt eine gar jämmerliche Originalität. Ein anderes iſt's jedoch, wenn die Geſchichte ſolcherlei Bilder uns zur Warnung vorführt; ein Anderes, wenn man ſie zur bloßen Unterhaltung erfindet und am Ende doch meiſtens nur Karikaturen zeichnet. Wäre es wirklich die Aufgabe der Kunſt, uns unſre wahre, ewige Beſtimmung vergeſſen zu machen, mit den Anforderungen des Heiligen in Widerſpruch zu ſetzen, und in einem ſublunariſchen Gaukelſpiele feſtzuhalten? Iſt die Kunſt mehr, als der Menſch? Oder wird ſich nicht vielmehr der Menſch die Kunſt nach ſeinen Grundgedanken und innerſten Begehrungen bilden? Der Gemeine ſchafft ſich eine gemeine Kunſt; dem Wollüſtigen gefällt die wollüſtige, — dem geiſtiger Gebildeten die geiſtige, — dem Geheiligten die heilige. Was uns im Leben wohlgefällt, iſt der gewiſſeſte Maßſtab Deſſen, was wir in der Kunſt preiſen, — denn die Kunſt iſt nicht über das Leben, eben daher aber iſt ſie etwas Subjectives. Wenn, wie Novalis ſagt, Schickſal und Gemüth Namen eines Begriffes ſind, ſo laufen auch die Stufen der Geiſtes- und Herzensbildung den Stufen der Kunſtforderung und Kunſtanſchauung gleich. Es iſt ein wunderlich Ding um die Kunſt; und gilt auch von ihr: Bei dem Reinen biſt du rein, und bei dem Verkehrten biſt du verkehrt. Darum unterliegt auch die Anwendung des künſtleriſchen Talents einer künftigen Rechenſchaft.

Der vorliegende Roman iſt kein verkehrter.

Mag er auch an chriſtlicher Tiefe und Erfahrung hinter mehreren ſeiner britiſchen Brüder zurückſtehen, und einige Male an das Gebiet der Mitteldinge vielleicht auf eine Weiſe anſtreifen, die einem ernſteren Gemüthe nicht zuſagt, ſo iſt er doch ſeiner Anlage nach durchaus auf edle Grundſätze chriſtlicher Erkenntniß und Gottesfurcht gebaut, und mit ſo harmloſem Freiſinn durchgeführt, daß einzelne mindergünſtige Eindrücke durch das Totalgefühl, das er in der Seele des Leſers hinterläßt, genugſam überwogen werden. Und wenn in unſrer Zeit an dem Einen, was Noth iſt, mit doppeltem Ernſte gehalten werden muß, ſo möge man bei minder erheblichen Dingen lieber auf Hoffnung tolerant und milde ſeyn, wie auch Luther und Spener anrathen, als daß man durch mikrologiſchen Rigorismus empfängliche Gemüther von vorneherein zurückſtößt. Solche Einzelheiten, denen noch einiger Weltſinn anklebt, werden der Seele von ſelbſt entleiden, wenn ihr einmal ihr ewiges Ziel klar, und der Führer zu demſelben theuer geworden iſt. Von dieſem Standpunkte aus dürfte auch im vorliegenden Roman Mehreres eine andere Würdigung erhalten, als wenn man, die Entwickelungsſtufen der Geiſter vergeſſend, in Allem gleich vollendete

Heilige ſehen will. Die Toleranz auf dem Gebiete des Chriſtenthums iſt etwas eben ſo Nothwendiges als Förderliches. So wenig ſie jemals die Lüge zur Wahrheit ſtempeln kann, ſo gerne wird ſie, wo ein wirklicher Funke göttlichen Lebens glimmt, Nachſicht und Geduld üben, bis die Flamme von innen heraus den umhüllenden Rauch vertreibt. —

Es darf nicht überſehen werden, daß dieſer Roman auch einen Reichthum edler Naturanſchauungen darbietet. Die chriſtliche Wahrheit bedarf deren zwar nicht durchaus, um Herzen zu gewinnen, und das neue Teſtament, ſo wenig es ſie verſchmäht oder außer Acht läßt, richtet ſich allerdings zunächſt an das innere Bedürfniß des Menſchen, ohne Den, der für das natürliche Auge keine Geſtalt noch Schönheit hat, mit Naturreizen künſtlich zu empfehlen. Dennoch würde man gar einſeitig urtheilen, wenn man der Natur, dieſem Spiegel göttlicher Weisheit und Herrlichkeit, allen Antheil an der Erweckung und Fortbildung des Menſchen zum höheren Seyn abſprechen wollte, wie von Mehreren geſchieht. Es giebt nicht wenige Gemüther, auf welche das Evangelium gerade im Verein mit den Bildern der Schöpfung den tiefſten Eindruck macht, und die ſo geartet oder erzogen ſind, daß ſie den goldenen Apfel am liebſten in ſilberner Schaale hinnehmen. Werden ſie nur lebendig angefaßt und in der Wahrheit geheiliget, — wer wollte mit ihnen dann über die ſilberne Schaale ſtreiten? Laſſen wir Gottes Sonne hell hineinſtrahlen in jedes Herz, und deuten wir das ſtille Antlitz der Natur in ſeinen geheimen Zügen mit offenem kindlichem Sinn! Ein redliches Gemüth wird vom ſichtbaren Sonnenball gerne zur unſichtbaren Sonne der Gerechtigkeit aufſteigen, und die ſchweigſamen Winke vergänglicher Natur ſich mit Freuden durch das Zeugniß Deſſen, der in der Kraft eines unauflöslichen Lebens herrſcht, in deutliche Gedanken und Worte des Lebens überſetzen laſſen.

Die Naturanſchauungsweiſe des Briten hat etwas ganz Eigenthümliches. Die Majeſtät ſeines Meeres, mit welchem er von Jugend an vertraut iſt, mit ſeinen gewaltigen Stürmen oder mit ſeiner erhabenen Ruhe, verleugnet ſich nicht in der Phantaſie des Inſulaners, wenn er Schöpfungsſcenen beſchreibt, und jene Gefühle tiefer Sehnſucht, womit ein ſinniger Menſch die Wellen des Oceans in unabſehliche Fernen hinausrollen ſieht, ohne ſie begleiten zu können, oder die großartigen Empfindungen, wenn er auf dem feſſelloſen Elemente dahinfährt, durchdringen unwillkührlich auch ſeine anderweitigen Schilderungen der Natur. Dazu geſellt ſich die Wehmuth des Nordens, die ſich doch unter dem Wolkenhimmel der Heimath, in der Umgebung alterthümlicher Denkmale, traut und einheimiſch fühlt, und, während ſie etwa vom Leuchtthurme in die weiteſten Regionen hinausblickt, doch am Mutterlande mit unveräußerlicher Innigkeit feſthält. Der Bewohner des Feſtlandes wird den Briten in der Naturanſchauung nie ganz faſſen und erreichen, weil er kein Sohn des Meeres, und gewöhnlich in minder großartigen Umgebungen aufgewachſen iſt. Die Phantaſie aber bildet ſich ihren innerſten Grundquellen nach vorzüglich in der Jugend, ja ſogar in der Kindheit, — und ſo wird denn ein Brite, der von Jugend auf ſein Auge im helldunkeln, mit dem Himmel verſchmolzenen Spiegel des Meeres geweidet, und die übrigen Herrlichkeiten des Meeres geſehen hat, dem Deutſchen gewöhnlich in der Großartigkeit und dunkelklaren Tiefe der Phantaſie vorangehn, — in jenem unausſprechlichen Etwas, das Göthe in ſeinem herrlichen Gedichte, „der Fiſcher,“ ſo unnachahmlich geſchildert hat, in Dem, was wir das feuchte Auge der Natur nennen könnten. Dazu kömmt unter Anderm auch ein eigenthümliches Gefühl ſtiller Reſignation, — eine Empfindung des Briten, an welche er von Kindheit auf beſonders durch die unerbittliche Gewalt des Meeres und durch vielfache Erzählungen von Schiffbrüchen u. dergl. gewöhnt ſeyn mag.

Verknüpft ſich mit dieſen Elementen der britiſchen Phantaſie das chriſtliche Element, ſo entſtehen oft wunderbare, köſtliche Gebilde. Es ziehet ſich dann, ein Talent vorausgeſetzt, durch das Ganze ein Hauch unausſprechlicher, ſanfter Wehmuth und Ergebenheit hin, und jenes Stilleſeyn zu Gott, das die Schrift fordert, jene ruhige, das ganze Herz füllende Hingabe an den Herrn, welche der Kern jedes chriſtlichen Lebens iſt, findet, wenn ſie geſchildert wird, ſchon in der ernſten, großartigen Einbildungskraft des Engländers einen trefflichen Stoff, der ſich, als natürlicher Formſtoff, mit dem von oben kommenden geiſtigen Leben aufs ſchönſte und wohlthuendſte verbinden läßt, — und ſchon in dieſer Hinſicht mag es erklärbar ſeyn, warum weit mehr engliſche Chriſtenromane in's Deutſche, als deutſche in's Engliſche überſetzt werden. Freilich haben die Engländer n dieſem Fache wenig oder nichts bei uns zu überſetzen, denn des nach Weltart Geiſtreichen beſitzen ſie hierin ohnehin weit mehr, denn wir. —

Eine edle, ſtille Seele hat ſich in ihrer letzten Zeit mit Ueberſetzung des vorliegenden Romans beſchäftigt, der nun wie eine Frühlingsblume auf ihr frühes Grab gelegt wird. Die letzten Worte deſſelben bildeten wohl auch die Grundgeſinnung ihres an Geiſt und Gefühl ſo reichen Gemüths, und ſo iſt ſie nach kurzem Kampfe friedſam aus den Armen der Ihrigen hinübergegangen, indeß ſie durch dieſe ihre letzte Arbeit eine große Zahl von Leſern einlädt, da zu beginnen, wo ſie geendet hat.

Albert Knapp.

Meine Jugendtage.

1.

Aus den erſten ſechs Jahren meines Lebens habe ich nur ſchwache, faſt traumartige Erinnerungen. Einige Geſichter, die mir zugelächelt, und die ich ſeitdem nicht wieder geſehen, meinen erſten Aufenthalt, dem der ſpätere nicht geglichen, kann ich mir noch einigermaßen vergegenwärtigen. Genauer aber: eine vorübergehende Blindheit, die nach den Pocken mich befiel, und eine beſchwerliche Reiſe in ſtürmiſchen Wintertagen, auf der ich nicht aus den Armen meiner Mutter kam.

Allan Ferguſon, mein Vater, war ein ſchottiſcher Geiſtlicher, der ſich nicht zu der in ſeinem Vaterlande beſtehenden Kirche bekannte; ein ſogenannter Diſſenter. Mit Herz und Seele der Sache ergeben, die er ergriffen, ſagte er ſeinem Vaterlande Lebewohl, in der Abſicht, den wenigen Gläubigen beizuſtehen, die unter Gefahren und Entbehrungen aller Art die Saat des Evangeliums auf der iriſchen Küſte zu verbreiten ſuchten. Er ward zum Gehülfen eines alten Geiſtlichen ernannt, der der Gemeinde in B.—, einer großen Seeſtadt im Norden von Irland, vorſtand. Dort ſah er meine Mutter zum erſten Mal; dort wurde er mit ihr verbunden. Sie war die einzige Tochter, wenn ſchon nicht das einzige Kind, eines reichen Kaufmanns, Namens Marwell. In dem Hauſe ihrer Tante, einer liebenswürdigen, frommen Frau, wurde ſie mit meinem Vater bekannt. Die ſanfte Gemüthsart Beider und die Harmonie ihrer Geſinnungen führte zu gegenſeitiger Achtung, die allmählig zu einem innigeren Gefühl erwuchs. Es kam zu einer Erklärung, — bald darauf fügte die Kirche ihre Hände zuſammen — ihre Herzen waren ſchon verbunden. Das Glück des jungen Paars würde ungetrübt geweſen ſeyn, hätte nicht der alte Marwell, der aus Liebe zum Gelde und aus Familienſtolz nur ungern ſeine Einwilligung zu dieſer Verbindung gegeben, das Vermögen ſeiner Tochter zurückbehalten.

Das Einkommen des Gehülfen eines diſſentirenden Geiſtlichen konnte, wie man leicht begreift, nur gering ſeyn. Mein Vater war aber an eine einfache Lebensweiſe gewöhnt, und meine Mutter fand nicht weniger Geſchmack daran. Die gute Verwandtin, durch deren Vermittlung ſich Beide kennen gelernt hatten, und die alles that, um ihre Verbindung zu befördern, beſtand darauf, daß ſie ihr Haus als Heimath betrachten möchten, bis es der

Vorſehung gefallen würde, ihre Vermögensumſtände beſſer zu geſtalten. Unter Menſchen von ſolcher Sinnesart fand eine Zurückhaltung nicht ſtatt, und konnte auch keine ſtatt finden. Darum ward das Anerbieten ſo bereitwillig angenommen, als es gemacht worden. Die zarte Aufmerkſamkeit dieſer würdigen Frau — die treue Anhänglichkeit einer geliebten Gefährtin, die nur darauf ſann ihm Freude zu machen, — die zwangloſe Mittheilung, die nur unter denen beſtehen kann, die reines Herzens ſind, — die ruhige und ſtäte Uebung der Religionspflichten, die Zurückgezogenheit von der Welt, welche alles befleckt, was ſie berührt, — all dies vereinigte ſich, dieſer Lebensperiode meines Vaters in ſeinen Augen einen heiligen Reiz zu geben, der ſie ihm überaus theuer machte. Das Glück dieſer Ehe ward noch durch meine Geburt erhöht, die am 1ſten Aug., 11 Monate nach der Vermählung meiner Eltern, erfolgte. Sie nannten mich Walter, nach meinem Großvater von mütterlicher Seite. So wollte es meine Mutter, die durch eine ſolche Aufmerkſamkeit ihren grollenden Vater zu verſöhnen hoffte. Zwei Jahre ſpäter, bei der Geburt eines Mädchens, beſtand ſie lächelnd darauf, ihr Gatte ſolle daſſelbe Vorrecht üben. Er dankte ihr mit einem Kuß, und nannte das Kind Marie. Es war meiner Mutter Name, und ſeinem Herzen der liebſte.

Seit der Vermählung meiner Eltern waren bereits ſechs Jahre verfloſſen, und noch befanden wir uns zu B—. Der Tod eines Knaben, der von uns genommen wurde, ohne zu wiſſen, daß er eine Welt voll Sünde und Jammer verlaſſe, war die einzige Begebenheit, die ſtörend in unſre häusliche Ruhe eingriff. Umſtände zeigten ſich jedoch, die eine Veränderung unſrer äußern Lage erheiſchten, ſo ſchmerzlich auch eine ſolche ſeyn mochte. Verhältniſſe hatten meinen Vater viel länger unter dem gaſtlichen Dache ſeiner Freundin feſtgehalten, als es anfänglich in ſeinem Plane lag. Als Chriſt und Mann hielt er es für Pflicht, nicht länger zu zaudern, ſondern augenblicklich eine bleibende und ſelbſtſtändige Stellung zu ſuchen, ſo beſchränkt auch dieſelbe ſeyn möchte. Mit bitterem Schmerzgefühl ſchied er von der edlen Frau, die ſo viel zu ſeinem Glück beigetragen, und von der Heerde, die er Jahre lang geweidet hatte. Doch war es ſeinem Herzen und Verſtande klar, daß ſeine Einnahme nicht im Verhältniß mit der Zahl ſeiner Kinder ſtand, und die Vaterpflichten waren ihm zu heilig, um die Zukunft ſeiner Kinder länger auf's Spiel zu ſetzen. Von Hrn. Marwell hatte er nichts zu hoffen. Seine fortwährende Gleichgültigkeit ließ ſchließen, daß er ſeine Tochter gänzlich vergeſſen habe. Als Gehülfe des Geiſtlichen von B— hatte mein Vater keine zuverläßigen Ausſichten. Er folgte daher dem Ruf der Gemeinde von Glen-O, das 40 Meilen von ſeinem gegenwärtigen Aufenthalt entfernt war.

Nachdem er ſich den gewöhnlichen Formen der Einweihung unterzogen hatte, mußte er ſogleich ſeine Hirtenpflichten antreten, und ſich deßwegen entſchließen, troz der rauhen Jahrszeit mit ſeiner kleinen Familie nach dem Orte ſeiner Beſtimmung zu reiſen. Dieſe Reiſe fand in der Mitte Decembers ſtatt, und ich habe noch eine lebhafte Vorſtellung von den Einzelheiten derſelben. Das Fuhrwerk, deſſen wir uns bedienten, war ein ſchlechter Bauernkarren mit Polſtern und Stroh ausgeſtattet; das Pferd ein elender Grauſchimmel. Mein Vater, der den Fuhrmann machte, ſaß vorne, neben ihm meine kleine Schweſter, ein kräftiges Kind, in die Falten ſeines Mantels gehüllt; während ich, kaum von einer Krankheit geneſen, auf meiner Mutter Schooß, in ihren Armen ruhte. Beſonders lebhaft erinnere ich mich der Geſichtszüge einer ältlichen Frau, die bitterlich weinte, als ſie meiner Mutter einen großen Shawl umlegte. Indem wir ſo dahin fuhren, brach die Sonne Mittags durch dichte Wolken. Ihr matter Stral, der auf unſer ärmliches Fuhrwerk und auf das wüſte Land fiel, das wir durchwanderten, ſchien eher unſrer Noth zu ſpotten, als die düſtere Umgebung zu erhellen. Gegen Abend ergoß ſich der Regen in Strömen. Trotz der Kuchen, die mir meine Mutter gab, und der ſüßen Lieder, die ſie mir ſang, weinte ich und wollte mich nicht zufrieden geben. Endlich ſchlief ich ein, und war ſo glücklich, nicht wieder zu erwachen, als bis wir den einzigen Ort erreicht hatten, wo wir übernachten konnten. Von dort weiß ich mir nichts mehr zu erinnern, als eines hellflammenden Küchenfeuers, von fremden Geſtalten umgeben, ſo wie des Umſtandes, daß man mich eine Leiter hinauf zu Bette trug. Den folgenden Morgen begaben wir uns wieder auf den Weg. Die heftigen Regengüſſe hatten ſich in einen tropfenden Nebel verwandelt, gegen welchen unſere Reiſekleider uns genugſam Schutz gaben. Unſre Straße zog ſich abwechſelnd durch ſumpfige Torfgründe, und durch enge und beſchwerliche Hohlwege, zwiſchen Hügeln hin. Das Land, durch das wir in der erſten Hälfte des Tages kamen, ſchien faſt unbewohnt. Der Rauch, der aus einigen elenden Hütten aufſtieg, und hin und wieder ein nackter Dornbuſch am Wege waren die einzigen Zeichen von Vegetation und Menſchennähe. Unſer Weg, der vom Beginn der Reiſe an aufwärts geſtiegen war, fiel gegen Abend ziemlich ſteil abwärts. Es zeigten ſich deutliche Spuren von Cultur. Die Anhöhen waren mit Bäumen bepflanzt, welche entlaubt, angeſchwollene

Bergbäche in der Ferne ſehen ließen. Ein Pachthof, weiß getüncht und mit Stroh bedeckt, erglänzte hin und wieder in der Decemberdämmerung. Ich hatte meine Augen geſchloſſen, und fing an am Buſen meiner Mutter einzuſchlafen, als der Karren plötzlich ſtille ſtand, und mein Vater mit fröhlicher Stimme uns in der Heimath begrüßte.

Das Dorf Glen-O, deſſen kleine Gemeinde durch uns einen Zuwachs erhielt, lag in einer höchſt romantiſchen Gegend der Nordküſte, ungefähr fünf Meilen von der See. Es hatte genau die Geſtalt eines Hufeiſens. Im Hintergrunde deſſelben war das ſanft aufſteigende Gelände in Parzellen, von den verſchiedenſten und wunderlichſten Formen zerſtückelt, die als Gärten benutzt wurden. Rechts und links erhoben ſich ſchroffe Hügel mit Waldbäumen und Geſträuch bewachſen; der Weg dazwiſchen war ſo kunſtlos und rauh, daß er dem verlaſſenen Bett eines Bergſtroms glich. Das Dorf hatte die Ausſicht nach der See. Der wellenförmige Boden zwiſchen demſelben und dem Strande war trefflich angebaut, und galt für ungemein fruchtbar. Der größte Theil der Einwohner von Glen-O, und die meiſten Pächter der Umgegend, waren Abkömmlinge ſchottiſcher Coloniſten die entweder als Kriegsabentheurer ſich in dem unglücklichen

Lande mit dem Schwerdt eine Heimath erkämpft, oder als verfolgte fromme Männer den Wirren ihres Vaterlandes entflohen waren, und hier eine Zuflucht geſucht hatten. Es war Maxime der Grundbeſitzer von Glen-O, die Intereſſen und Wünſche dieſer Leute zu fördern, ſo weit es ſich mit ihrem eigenen, perſönlichen Vortheil vertrug. Die Coloniſten zeichneten ſich vor den Eingebornen durch Nüchternheit, Frugalität und Gewerbfleiß aus; — zögernd im Verſprechen, — hielten ſie genau Wort. Deßwegen fanden ſie als Pächter auch billige Bedingungen; und ihre Vorſchläge und Bitten wurden beſſer beachtet, als es gewöhnlich von irländiſchen Gutsbeſitzern geſchieht. Die Folge davon war die regelmäßige Entrichtung des Pachtzinſes, die Verbeſſerung des Bodens, und der wachſende Wohlſtand der Bevölkerung von Glen-O.

Meines Vaters Gemeinde zählte ungefähr 120 Familien aus dem Dorfe und der Nachbarſchaft. Das Gotteshaus, ein einfaches alterthümliches Gebäude, war den erſten Anſiedlern von dem Gutsherrn geſchenkt worden. Zu dieſem hatte der gegenwärtige Beſitzer ein niedliches Häuschen, mit einigen Morgen vortrefflichen, zinsfreien Landes, zur Nutznießung für den jewelligen Geiſtlichen, gefügt. Dies und eine Jahresrente von 35 Pfund, von den Pfarrkindern zugeſagt und bezahlt, (denn die diſſentirenden Geiſtlichen waren damals in Irland noch nicht von der Regierung beſoldet), machte das ganze Einkommen meines Vaters aus. Hiefür dankte er ſeinem Gott mit fröhlichem Herzen.

2.

Der Winter mit ſeinen naſſen Tagen und langen Nächten ging vorüber. Der Frühling, der das Wiederaufleben der Natur verkündigt, erſchien, ſeinen zauberiſchen Pfad mit Schneeglöckchen und Schlüſſelblumen beſtreuend. Die zwogende Zeit brachte dem Paſtor von Glen-O und ſeinen Lieben nur Erſprießliches. Sparſamkeit und die Güte ſeiner Freunde ſetzten ihn in den Stand, ſein kleines Gut mit Vortheil zu bewirthſchaften. Im Umgange mit ſeinem Schöpfer, ſeiner geiſtlichen Heerde, ſeinen Büchern und ſeinen Aeckern, (denn die Weisheit kann ſelbſt mit lebloſen Dingen verkehren,) entſchwand ihm jeder Morgen und jeder Abend, ohne daß ihn jener Lebensüberdruß angewandelt hätte, der diejenigen leicht befällt, welche die Güter des Lebens nicht zu würdigen wiſſen. Mein Vater wußte Alles zu ſchätzen, was das Leben ihm bot: der Mondſchein, das Sonnenlicht, der Wechſel der Jahrszeiten, der ſchäumende Becher, die volle Schüſſel auf dem Tiſch und das herrliche Gefühl der Geſundheit, waren für ihn eine Quelle von Genüſſen, von denen er Anlaß nahm, die Pflicht des innigſten Dankes gegen den Geber alles Guten einzuſchärfen.

Die guten Landleute waren jedem Glied unſeres Hauſes mit herzlicher Liebe zugethan. Sie beeiferten ſich, uns tauſend kleine Beweiſe von Dienſtfertigkeit und Wohlwollen zu geben. Meine Schweſter und ich waren Lieblinge der ehrlichen Dorfbewohner; und von unſern ſommerlichen Ausflügen kehrten wir ſelten zurück, ohne eine Gabe von Blumen und Früchten erhalten zu haben. Der Frohſinn, durch dieſe kindlichen Genüſſe in uns geweckt, — der belebende Einfluß zwangloſer Bewegung, — die kräftige Sommerwärme, durch die Nähe der See gemildert, — trugen viel dazu bei, meinen, durch heftige Kinderkrankheiten geſchwächten Körper zu ſtärken. Dieſe Krankheiten waren Schuld daran, daß ich in den erſten Jahren nur wenig zum Lernen angehalten werden konnte. Das Gebet des Herrn und einige Pſalmen, die meine Mutter meinem ſehr glücklichen Gedächtniß bei Zeiten einprägte, machten, bis zu meinem ſechsten Jahre, das ganze Gebiet meines Wiſſens aus. Von da an wurde ich ganz unter die Leitung meiner Mutter geſtellt, um von ihr jenen erſten Unterricht zu empfangen, der, von einem lieben Munde kommend, mehr anziehend als abſtoßend iſt.

Noch ſehe ich im Geiſte meine geliebte Lehrerin, ſitzend — wie ſie an ſtillen Abenden zu thun pflegte, — auf der ländlichen Bank, die mein Vater unſerer Hütte gegenüber mit eigener Hand errichtet hatte, und die ihr darum doppelt lieb war, — das rothwangige Mädchen, auf dem Raſen zu ihren Füßen gelagert, und Ringelblumen pflückend, — den halb freundlichen, halb ernſthaften Blick ſchlecht verhehlter Liebe, der mich traf, wenn ich, mit kindiſcher Schalkheit ihren Vortrag gefliſſentlich mißverſtand, damit ich ihn noch einmal zu hören bekäme; — meinen Vater, der am offenen Fenſter in einem Buche las und ſeine Augen dann und wann auf uns richtete; — die wonnevollen Blicke, die gewechſelt wurden, wenn ich in meinem kindiſchen Geplauder, für mein Alter etwas Kluges ſagte, und der liebevolle Kuß, der hierauf folgte; — all dies gehört zu den geheiligten Erinnerungen, auf welchen wir, bis zur letzten Stunde unſeres Daſeyns, ſo gerne verweilen.

In einer ſeinem Herzen ſo theuren Schule mußte der junge Zögling allerdings Fortſchritte machen. Dankbarkeit, und der ſeynliche Wunſch, die Erwartungen meiner lieben Mutter durch außerordentliche, von ihr ſtets belohnte, Leiſtungen zu übertreffen, ermuthigten mich zu den größten Anſtrengungen. Im Lauf eines Jahres erwarb ich mir die Kenntniß der Grundwahrheiten des Chriſtenthums und der Hauptbegebenheiten der bibliſchen Geſchichte; auch lernte ich fertig, und ohne die falſche Ausſprache leſen, die man in Dorfſchulen leicht annimmt. Hieran war eben nichts Außerordentliches; manche Knaben mögen in kürzerer Zeit noch mehr gelernt haben als ich; allein es war der Hauptzweck meiner Mutter, mir nichts, was meine Begriffe überſtieg, beizubringen. Eile war bei ihr eine untergeordnete Rückſicht. Sie wollte mein Gedächtniß durchaus nicht mit bloßen Worten überladen, die ich zwar herſagen und auch leſen könnte, deren relativen und abſoluten Sinn ich aber nicht vollkommen begriffen hätte. Ich bildete mir ein, daß meiner Mutter, von der ich alles wußte, was ich gelernt hatte, nichts in der Welt verborgen ſeyn könne. Unaufhörlich ſtellte ich ihr Fragen, darunter, wie natürlich, manche alberne; aber ſie wußte mir immer lehrreiche Antworten zu geben.

Um dieſe Zeit ereignete ſich ein Fall, der, wie Jeder, welcher ſich ſeiner Kinderjahre erinnern will, leicht begreifen wird, einen tiefen Eindruck auf mich machen mußte. Der Sohn eines unſerer Nachbarn ſchenkte mir einen ſchönen Goldfinken in einem niedlichen Käſig. Da das kleine Geſchöpf ſchon länger an ſein Gefängniß gewöhnt war, und ihm die Freiheit zu nichts genützt haben würde, ſo trug ich kein Bedenken, daſſelbe auch fortan gefangen zu halten. Der Vogel ſang gar lieblich und war die Freude meines Herzens. Mit welchem Stolz habe ich nicht meiner Schweſter die Schönheit ſeiner rothen Krone und ſeiner goldenen Flügel angerühmt! Sein Käfig, zunächſt dem Fenſter meiner Schlafkammer angebracht, war dort gleichſam, als Gegengift meiner Trägheit, am rechten Ort. Durch ſeinen luſtigen Geſang wurde ich aus meinen Morgenträumen geweckt. Es war mein beſonderes Vorrecht, ihm täglich ſein beſtimmtes Maß Hanfſaamen und Waſſer zu reichen, wofür er immer mit einem Gezwitſcher dankte. Und ich gelobte dagegen, daß niemand als Walter ſeine Bedürfniſſe befriedigen ſollte.

Es kam die Zeit der Heuerndte und ich erhielt, welche Wonne! die Erlaubniß, mich einen ganzen Tag auf den Wieſen zu vergnügen. — Mit der Sonne ſtund ich auf; — ſchon begaben ſich die Arbeiter zu ihrem Tagwerk. Ich hatte kaum Zeit, meinen Strohhut zu ergreifen. Alle meine Lebensgeiſter waren aufgeregt. In dieſem Augenblick wurde ich Robin, unſern ehrlichen alten Pflüger, gewahr, wie er zwiſchen den Hecken mit ſeiner Heugabel vorüber ging; da konnte ich mich nicht länger halten.

Die Wieſen hatten ſich meiner ganzen Seele bemächtigt, und mein armer Vogel ward zum erſten Male vergeſſen.

Ermattet und ſchlaftrunken kehrte ich heim. Die ganze Nacht hindurch träumte ich von nichts, als von Lerchen und Heuſchobern, und von unſerem Pflüger Robin. Den andern Morgen wollte mich meine Mutter, wegen der geſtrigen Ermüdung, nicht ſtören. Ich ſtund daher erſt gegen Mittag auf. Ich war hungrig, und es wollte mir nicht ſchmecken; ich war traurig und verſtimmt, ohne zu wiſſen warum. Ich ſchlich mich in den Garten, und ließ mich neben einem Stachelbeerſtrauch nieder, um zu leſen. Nicht weit davon ſtand ein hoher Kirſchbaum, auf welchem ein Hänfling ſeinen eintönigen Geſang anſtimmte. Ein Knabe von meiner Bekanntſchaft, der einen ſolchen beſaß, machte viel Weſens davon. Dies wunderte mich, und ich dachte bei mir: „Ha! wenn der meinen Cherub erſt hörte!“ In dieſem Augenblick fiel mir Alles wieder ein. Ich rannte in das Haus, aber der Tod war mir ſchon zuvorgekommen.

Ich fand meinen Liebling zwiſchen den ſtarren Drathfäden ſeines Käfigs erdroſſelt: er hatte, von mir ſo grauſam vernachläßigt, dem Hungertod entfliehen wollen. Ich ſah zum erſten Male, was ſterben ſey. Nie konnte er mehr ſeine fröhlichen Morgenlieder ſingen, nie mehr ſein buntes Geſieder vor ſeinem undankbaren Herrn ausbreiten. „Was ſoll ich anfangen?“ rief ich, „ich habe ihn getödtet! ich habe ihn getödtet!“ Ja, das haſt du, Walter, ſagte meine Mutter; und möge dies erſte Unrecht, das du begangen, und dein Schmerz darüber, dich für immer abhalten, diejenigen, die du liebſt, einer ſelbſtiſchen Vergnügungsſucht aufzuopfern! Ihre großen, blauen Augen erglänzten, als ſie ſo ſprach; und ich erinnere mich des Tons ihrer Worte, und des Blicks, der ſolche begleitete, ſo lebhaft, als wenn das Ganze ſich erſt geſtern ereignet hätte.

Ich vergaß das Schickſal des armen Cherubs nicht ſo bald; es laſtete viele Tage lang auf meiner Seele. Ich that Alles was ich konnte, um meine grauſame That zu ſühnen; aber ich machte es wie die Weltmenſchen, unter denen ich jetzt lebe; ich erbarmte mich über ein Geſchöpf, dem ich Unrecht gethan, zu einer Zeit, da mein Erbarmen ihm nichts mehr half. Ich grub ihm ein Grab unter dem ſchönſten Roſenbuſch im Garten. Ich benetzte den friſchen Raſen mit meinen Thränen; und wenn ich knieend mein Abend- und Morgengebet verrichtete, lispelte ich, voll kindlicher Reue, ſeinen Namen, und bat, daß mir verziehen werden möge.

3.

Ich hatte nun ein Jahr den Unterricht meiner Mutter genoſſen. Die Geiſtlichen, die der letzten Austheilung des Sacraments vorgeſtanden, drückten ihre Zufriedenheit über meine Fortſchritte aus. Und ehe man mich dem Dorflehrer übergab, ſollte mir zu Ehren an meinem nächſten Geburtstag ein Feſt gefeiert werden. Welche Huldigung ward dadurch meinem Fleiß und Gehorſam dargebracht! — Ich zweifle ſehr, ob je Sylla, Marius, Cäſar, Pompejus, oder irgend einer der blutigen Helden des Alterthums, während ihrer Triumphe ein größeres Entzücken gefühlt haben mögen, als ich, wie der Tag heranrückte, an dem meine kindliche Liebe und meine erworbenen Kenntniſſe öffentliche Anerkennung finden ſollten. Auf jeden Fall war ihr Triumph nicht halb ſo rein. Der erſte Auguſt kam endlich. Alle Kinder meines Alters, aus den angeſehenſten Familien der Gemeinde, wurden gebeten. Denn indem er die Schafe weidete, vergaß der Paſtor von Glen-O der Lämmer nicht. Er hatte ſelbſt dem jüngern Theile ſeiner Heerde die erſten religiöſen Grundwahrheiten beigebracht, und ſah beſonders darauf, daß diejenigen, die zu Hauſe nicht unterrichtet werden konnten, die Schule fleißig beſuchten. Sie verſammelten ſich in unſrem Hauſe, am Morgen des feierlichen Tags, — einige von ihren Eltern begleitet.

Mein Vater begann den achten Pſalmen zu ſingen, in welchen alle Anweſende einſtimmten. Hierauf las er eine paſſende Stelle der Schrift vor, und ſprach ein feierliches und rührendes Gebet. Er fuhr alsdann fort, ſeinen jungen Zuhörern einen richtigen Ueberblick ihrer chriſtlichen Pflichten zu geben, von dem ſchönen Vers des Predigers ausgehend: — „Gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend, ehe denn die böſen Tage kommen, und die Jahre herzutreten, da du wirſt ſagen: ſie gefallen mir nicht.“ — Er erklärte uns unſer Verhältniß zu einem allmächtigen Vater, und erläuterte ſolches aus der Geſchichte unſrer irdiſchen Verbindungen. Er ſchilderte durch gewöhnliche, aber eindringliche Beiſpiele die grenzenloſe Liebe eines heiligen Gottes für ein gefallenes und vergängliches Geſchlecht; unſre jungen Herzen wurden von frommer Ehrfurcht, von Freude und Dankbarkeit durchdrungen, als er uns von jenem unvergleichlichen Lehrer erzählte, der geſagt hat. „Laſſet die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihrer iſt das Himmelreich.“

Nachdem er ſeine Rede geendet, ſtellte er uns allgemeine Fragen über verſchiedene Gegenſtände, die uns bekannt ſeyn konnten. Die gegebenen Antworten waren ſo richtig, als es ſich von unſerem Alter und unſern Verhältniſſen erwarten ließ. Auch bezeugte mein Vater ſeine volle Zufriedenheit. Die Geſellſchaft wurde hierauf in zwei Reihen abgetheilt, und mir wurde mein Platz in der Mitte angewieſen, den ich etwas verlegen einnahm. Meine Mutter ſtand mir zur Seite und ſprach zur kleinen Verſammlung. Denn als die bisherige Leiterin meiner Erziehung fühlte ſie ſich gedrungen, ihren Beifall öffentlich auszudrücken, wegen des Fleißes und der Aufmerkſamkeit, womit ich ihren Unterricht empfangen und benützt hatte. „Als Sohn, ſagte ſie, war ſein Betragen pflichtgemäß und liebevoll; und da er nun der Sorge eines fähigern Lehrers übergeben werden ſoll, hoffe ich, daß ſein Beharren auf der Tugendbahn denſelben auch in den Stand ſetzen wird, einſt ein ähnliches Zeugniß von ihm abzulegen.“ Sie ſchwieg; entfernte ſich einen Augenblick und brachte eine Handbibel, zierlich in Saffian gebunden, herbei. „Dies iſt eine Gabe einer Mutter, Walter, und wohl Niemand könnte dir etwas Beſſeres geben.—“

Sie legte das Buch in meine Hand, und es öffnend deutete ſie auf ein Blatt, worauf die folgenden Verſe, in Frakturſchrift, von ihrer Hand geſchrieben waren: —

Der Mutter Gabe.

Gedenk, mein Herz, wer dir dies gab
Und dich zuerſt umfing,
Wenn einſt ins enge Haus hinab
Sie in die Ruhe ging;
An eine Mutter denk zurück;
O würd' ihr Schlummer dir zum Glück!

Die Mutter wollt' ein Liebespfand,
Ein heil'ges, für ihr Kind,
Und wählte aus des Höchſten Hand
Ein ſegnend Angebind.
Sie wählte dem geliebten Sohn,
Was Licht und Luſt ihm bringt zum Lohn.

Sie gab's, daß er's bewahre warm,
Bis einſt die Stunde ſchlägt,
Wo neu und rein in ihren Arm
Dies Pfand ihn wieder trägt;
Solch Glaubensleben, fromm gepflegt,
Heißt Roſen auf ihr Grab gelegt.

Sie gab's, daß wenn ein Spötter dreiſt
Den Glauben nennet Lug,
Und weg das Pfand ihn werfen heißt,
Das als ein Kind er trug —
Sein Herz ihm zu erwägen giebt:
Ob der, ob ſie ihn mehr geliebt.

Der Mutter Segen für ihr Kind
Bleibt in der Gabe dir;
Bleibſt du der Gabe treu geſinnt,
So bleibt dein Herz auch ihr.
Gedenk, es iſt kein eitler Tand,
Der Mutterliebe heilig Pfand!

Als ich ſolche Verſe auf ihr Verlangen vorgeleſen hatte, war alles ſtill; die Kinder, durch die ernſten Blicke der Erwachſenen gemahnt, bewegten keine Lippe. Mein Vater, in ſeinen Armſtuhl zurückgelehnt, bedeckte ſich das Geſicht mit der linken Hand, und drückte mit der rechten die zarten Finger meiner Mutter. Ich begegnete ihrem milden Blick, als er unverwandt auf mir ruhte. Sie zog mich mit einem ſüßen Lächeln zu ſich. Meine Schweſter Marie hielt ſich an ihrem Gewande feſt. Sie küßte uns Beide zärtlich, und unſre Hände zuſammenfügend, legte ſie dieſelben in die meines Vaters. Der würdige Mann erhob ſich langſam von ſeinem Sitz, und gab das Zeichen zum Gebet. Er legte das Opfer eines reinen Herzens auf den Altar der göttlichen Gnade, den Segen über die Zwei oder Drei erflehend, die ſich im Namen des Herrn verſammelt hatten. Er betete, daß die Liebe, die dieſe kleine Familie durchdringe, bald unter den Menſchen allgemein werden, und die Zeit herannahen möge, wo alle Zwietracht und jede Ungleichheit aufhören, und die Söhne und Töchter Adams ſich als Kinder in dem Hauſe ihres Gottes, ihres allmächtigen und allerbarmenden Vaters, vereinigen würden. Der Morgengottesdienſt war zu Ende. Wir ſchritten nun zu den Spielen, die für unſre Unterhaltung veranſtaltet waren. Mein Vater beſprach ſich mit den Erwachſenen; meine Mutter miſchte ſich in unſre Reihen, um uns zur Ausführung unſrer kleinen Plane behülflich zu ſeyn, und uns in guter Laune zu erhalten. Wir ſpeiſten an einem beſondern Tiſche, und bei unſerem einfachen Mahle ging es ſehr anſtändig zu. Nach dem Eſſen begaben wir uns in den Garten, wo ich von einem erhöhten Raſenplatze aus unter meine jungen Freunde friſch gepflücktes Obſt, als Nachtiſch, vertheilte. Die übrige Geſellſchaft verſammelte ſich um uns, ſich unſres Frohſinns freuend. Ein gutmüthiger Pächter, der ein wenig auf der Geige ſpielte, erbot ſich, ſein Inſtrument kommen zu laſſen, wenn der Herr Pfarrer uns erlauben wolle zu tanzen. Mein Vater willigte mit Freuden ein, und ſagte, es ſey ganz unverfänglich, wenn ſich die unſchuldige Jugend nach einer heiteren Melodie im Tanze bewege. Für unſer Alter erſcheine ihm der Tanz als ein angemeſſener Zeitvertreib. Er möchte jedoch keinen Hauptzweig der Erziehung daraus machen, wie es in Städten der Gebrauch ſey. Die Ankunſt des Boten, der mit der Geige zurückkam, machte ſeinen Bemerkungen ein Ende. Gleich muntern Elfen fingen wir nun an, auf dem Raſen herum zu hüpfen. Was uns an Grazie abging, erſetzten wir durch Fröhlichkeit. Wir jubelten und ſprangen raſtlos umher; zwar ohne Kunſt, doch ohne Muthwillen, und in unſern Lärm miſchte ſich keine Klage. Keiner aus unſerer kleinen Schaar hatte jemals vom ſtattlichen Menuet, oder vom üppigen Walzer gehört; aber in der kindlichen Einfalt unſrer Herzen lag eine ſittliche Grazie und Harmonie, welche nicht immer in den Wirren des modiſchen Tanzes zu finden ſind. Der Abend ſchwand dahin. Die Sterne grüßten uns freundlich durch die Zweige der Maulbeerbäume, und unſre Freunde brachen auf. Ich ſchied mit Rührung von meinen Geſpielen. Ich rief fort und fort: gute Nacht! bis eine Geſtalt nach der andern in der Ferne verſchwunden war. Von den Begebenheiten dieſes wichtigen Tages überwältigt, ſuchte ich ungeſäumt mein Bett — der Schlaf ſchloß bald meine Augen, und Stimmen aus höhern Sphären, und holde Seraphsgeſtalten, wie ſie nur die reine Kindheit heimſuchen, umſchwebten mein Lager.

4.

Es war nun mein Loos, mich täglich von der Heimath entfernen zu müſſen, die mir bis jetzt ein kleines Paradies geweſen. Der Tag erſchien, der mich in die Schule einführen ſollte. Mein Vater trug meinen Namen, das Jahr, und den Tag, in ein kleines Rechenbuch ein; meine Mutter war gerade mit einer grünen Büchertaſche fertig geworden, die zu meinem Gebrauch beſtimmt war; und wie ſehr ich auch meine Gefühle zu verbergen ſuchte, konnte ich doch nicht umhin, mit ſchwerem Herzen dieſe Vorbereitungen zu betrachten. Trotz meiner Anſtrengung, ſie zu unterdrücken, wurde meine innerliche Bewegung doch bemerkt. Meine gute Mutter beeilte ſich nicht, den Schulſack fertig zu machen. Der Kukuk an der Wanduhr, deſſen Ruf mir heute zum erſtenmale nicht willkommen war, verkündigte die Stunde. Mein Vater, der pünktlichſte Mann von der Welt, erklärte ſich bereit, mich ſofort zu begleiten, und fügte tröſtend hinzu, daß, um mir den Anfang meiner Arbeit zu erleichtern, er Willens ſey, den ganzen Tag bei mir zu bleiben. Alles war fertig. Mit meinen Büchern erhielt ich einen anſehnlichen Vorrath von Obſt und Kuchen. Ob meine Mutter dieſen Morgen minder geſchickt, oder ſchwerer zu befriedigen war, weiß ich nicht; genug, ſie machte viele Veränderungen an meinem Anzug, und zeigte dabei mehr Aengſtlichkeit, als ſie ſonſt zu thun pflegte. Die Schleife unter meinem Kinn löſte und knüpfte ſie unzählige Male; ſelbſt an der Thüre hielt ſie mich noch zurück, um meinen Kragen zurecht zu legen; und da die kleine Marie mit zu gehen wünſchte, willfahrte ſie ihr, und begleitete uns beinahe bis an das beſcheidene Gebäude, wo ihr Sohn unterrichtet und erzogen werden ſollte.

Das Schulhaus von Glen-O, dort der einzige Tempel Minervens, war das einfachſte und anſpruchloſeſte Gebäude, welches je die Muſen zu ihrem Sitz erwählt haben mögen. Dreißig Jahre lang wurde dieſe Anſtalt nach den Grundſätzen unſrer neueren Seminarien geführt; — dieſer Zeitraum war bereits verfloſſen, als ſie der Leitung des gegenwärtigen Lehrers übergeben wurde, der ſein wichtiges Amt zur größten Zufriedenheit der guten Bewohner von Glen-O verwaltete. Um einen deutlichen Begriff von der Localität zu geben, iſt es nöthig zu bemerken, daß das Pfarrhaus nicht, wie das übrige Dorf, die

Ausſicht auf die See hatte. Das Dorf, von unſerem Hauſe aus geſehen, lag zur Rechten. Links befanden ſich das Gemeindehaus, die Felder und die blauen Hügel, welche die Ausſicht nach dem Meere verhüllten. Unſer Wohnſitz lag auf einer kleinen Anhöhe, an deren Fuß ſich eine gut unterhaltene Landſtraße hinzog, die nach der Mühle, dem Schulhaus, nach Fort-Maurice, dem Schloſſe unſres Gutsherrn, und dem Strande führte. Von der Hinterthür unſres Hauſes führte ein ſchmaler Pfad, ausſchließlich zum Gebrauch des Pfarrers beſtimmt, über die kunſtloſe Brücke des Mühlbaches, und von da, zwiſchen Bäumen und Geſträuchen, nach der Kirche und bis zu unſern Feldern. Auf einer weiten Hochebene, die eine Landſchaft beherrſchte, wo das Erhabene und Schöne um den Vorrang ſtritten, wurde man von dem Anblick des ländlichen Muſenſitzes und von der Dorfkirche überraſcht; — dieſe hatte weder Hallen noch Säulen, weder Kuppel noch Thurm, noch ein ſonſtiges Zeichen ihrer Würde; zur einzigen Zierde diente ihr die anſpruchsloſe Gemeinde, die gelobt hatte, Gott zu fürchten, und ſeine Gebote zu halten.

Das Thor, welches in dieſe, der Frömmigkeit und Wiſſenſchaft geheiligten Hallen führte, ward von zwei ſtarken Eſchenſtämmen getragen, die ſechs Fuß von einander entfernt ſtanden. Es war weiß vertüncht, und zufolge eines Beſchluſſes der Aelteſten der Gemeinde, mußte ſein jungfräuliches Gewand jeden Frühling erneut werden. Das Schulhaus, zur rechten Seite des Eingangs gelegen, genoß buchſtäblich ein friſches Alter. Der Epheu und das Geisblatt, die ſeine Mauern umrankten, ſchienen ſich zu beeifern, jeden Winkel des alterthümlichen Gebäudes mit ihren grünen Armen zu umſchlingen. Das Innere desſelben war in zwei Gemächer abgetheilt: das eine, geräumig, hell und luftig, war mit Bänken, Tiſchen, Pulten und einer Lehrkanzel ausgeſtattet, wie es in einer Dorfſchule Sitte iſt; das zweite kleinere Gemach hatte ein einziges Fenſter, deſſen runde, in Blei gefaßte Scheiben, ſelbſt in den hellen Sommertagen, ein immerwährendes Halbdunkel hervorbrachten, das in dem jungen Naſeweis, der ſich in dieſes Heiligthum ſtahl, eine geheimnißvolle Scheu erregte. Es enthielt übrigens wenig, das den neugierigen Blick der Jugend hätte befriedigen können. Das Kirchenregiſter, das Abendmahlsgeräthe, die Bücher und die verſchiedenen wiſſenſchaftlichen Apparate des Lehrers, machten alle ſeine Schätze aus. So war, ſo weit ich mich erinnern kann, der Ort beſchaffen, wo die Söhne und Töchter der Einfalt ſich zum Unterrichte verſammelten. Oft in ſpätern Jahren habe ich mir denſelden vergegenwärtigt, und gefunden, daß das Eigenthümliche ſeiner Lage ihm einen wunderbaren Reiz verlieh. Das beſcheidene Gotteshaus, das ſich der Schule gegenüber erhob, — der einſame Friedhof, von deſſen Mauern beſchattet, — alles dies ſchien anzudeuten, daß die Lehre die jungen Gemüther himmelwärts richte, während ſie ſtill auf den Tempel des Herrn hinwies, und auf den modernden Staub der Väter. Niemals war eine menſchliche Geſtalt mehr im Einklang mit dieſem Stillleben, als der redliche Unterweiſer der Kinder von Glen-O in ſeinem Wirkungskreis. Meiſter Jakob Fleming, oder nach ſeinem amtlichen Namen, den er in der ganzen Gegend hatte, — Meiſter genannt, war gerade der Mann, den man an einem ſolchen Platze zu ſehen wünſcht. Die Schule und er ſchienen für einander geſchaffen; in der Phyſiognomie, ſo wie in den gegenſeitigen Verhältniſſen Beider war viel Aehnliches. Der Meiſter zählte bereits über 55 Jahre, aber ſeine reichen Locken waren noch nicht gänzlich ergraut, und ſeine Wangen hatten eine warme Färbung, die er ſeiner Mäßigkeit, ſeiner heitern Laune und einem geſunden Körperbau verdankte. Als ein junger Mann hatte er Schottland mit dem Vorgänger meines Vaters verlaſſen. Da er ſich durch eigene Anſtrengung einen bedeutenden Grad von Bildung erworben, ſo ging ſein ganzes Trachten dahin, Geiſtlicher zu werden; allein ſelbſt die ſehr mäßige Summe, die in ſeinem Vaterlande zum Studiren erforderlich iſt, überſtieg ſeine Hülfsquellen bei Weitem, und er ſah ſich gezwungen, ſein jugendliches Streben unter die Zahl derjenigen Wünſche zu rechnen, die Gott in ſeiner Weisheit unerfüllt läßt. Da er eine gute Stimme und viel Geſchmack an Kirchenmuſik hatte, ſo vereinigte er das Lehramt mit dem eines Vorſängers; und indem er ſich bei der Feier des Sabbaths thätig erwies, näherte ſich ſein Beruf jenem heiligen Amte, nach dem er ſo ſehr gedürſtet hatte; — gleichwie der Ort ſeines Tagewerks dem Gotteshauſe nahe ſtand. —

Es war der Stolz ſeines Herzens, daß er in einem Zeitraum von dreißig Jahren ſeinen Platz in der Kirche ununterbrochen behauptet hatte; drei Wochen ausgenommen, wo er krank lag. Dahin eilte er im Hagel und Schnee, — im Sturm und Sonnenſchein, voll Entzücken, weil ein Sitz im Zion ſeiner Väter ihm reichlich alle Mühen der vergangenen Woche belohnte. Manchen Tag und manches Jahr habe ich ihn an ſeinem Singpulte ſitzen ſehen, ängſtlich der Ankunft meines Vaters harrend. Nach dem Zeugniß der Aelteſten der Gemeinde war ſein Anzug bei dieſer Gelegenheit unverändert derſelbe. Ein ſchiefer-grauer Rock, — eine ſchwarze Tuchweſte, — ſammtene Beinkleider, — ſchwarze Strümpfe, — ein runder Hut mit niederm Kopf und breiter Krämpe, — und Schuhe, mit großen verſilberten Schnallen geziert. Ein leinenes Taſchentuch, weiß wie Schnee, lag vor ihm, womit er gewöhnlich, ehe er zu leſen anfing, ſeine Brille abwiſchte. Noch ſteht das Bild des Meiſters in aller Fülle und Friſche der Wirklichkeit vor mir. Ich höre ſeine klare, feſte Stimme, den heiligen Geſang anhebend, — dieſe milden Töne ſeiner heimathlichen Hügel, welche überall erſchollen, wo die Verfolgten Schutz fanden. Der Pſalm iſt verklungen; er legt das Buch ruhig vor ſich hin. Seine ganze Haltung ſpricht das ehrfurchtsvolle Gefühl des Mannes aus, der da weiß, welch ein heilig Ding es iſt, mit ſeinem Schöpfer zu verkehren. Er — doch meine Einbildungskraft reißt mich zu weit fort. Die Geſtalt des Meiſters hat ſchon lange aufgehört, auf der Erde zu weilen. Die heilige Stätte ſeiner harmloſen Triumphe iſt entweiht und verödet. Selbſt das Schulhaus, vom grünen Epheu, wie das Alter von der Jugend umſchlungen, iſt nun zur Ruine geworden; — „der Ort, der ihn einſt kannte, kennet ſein nicht mehr!"

Das Lieblingsſtudium des guten Mannes, ich möchte ſagen ſeine Unterhaltung, war die Sternkunde. Durch beharrlichen Fleiß hatte er ſich eine bedeutende Kenntniß der verſchiedenen Zweige der Mathematik erworben. Als er einſt dem Vater des gegenwärtigen Gutsbeſitzers einen genauen Riß von Glen-O überreichte, ſchenkte derſelbe ihm, um ſolche Höflichkeit zu erwiedern, zwei Globen und ein kleines Teleskop. Er war unverheirathet, und dieſe Gaben, nebſt einer Auswahl von Büchern, erſetzten ihm Frau und Kind. Dieſe kleine Familie ſah ganz ſtattlich aus, und es ward ihr ſeine volle Liebe. In hellen, kalten Winternächten, wenn die Sterne funkelten und der Mond in all ſeiner Schönheit erglänzte, hing ſein Auge unverwandt an dem blauen Himmel, bis die ſchneidende Nachtluft ihn zwang, ſein Lager zu ſuchen, erſtarrt von ſeinen nächtlichen Forſchungen. Ungeachtet der abſtrakten und ungeſelligen Art ſeiner Studien war er doch überall gerne geſehen. Ohne Heimath und Haushalt, brachte er ſeine Zeit abwechſelnd bei den wohlhabenderen Eltern ſeiner Zöglinge zu; — und am Heerde des Pächters gab es keinen wertheren Gaſt, als den Meiſter. Nie war er um eine angenehme Erzählung oder einen gutmüthigen Scherz verlegen, und ſeine Gegenwart dämpfte Niemands Heiterkeit. Selbſt die Kinder ſahen ſeiner Ankunft mit Freuden entgegen. Denn er ſtand ſeinem Amte mit ſo vieler Milde vor, — „war ſo treu in ſeinem Tagewerk erfunden," — daß die geringſte Verminderung ſeiner gewöhnten Vertraulichkeit den Kindern zur ſchmerzlichſten Strafe gereichte. Es war rührend zu ſehen, wenn bei feſtlichen Gelegenheiten ſich ein brüderlicher Streit erhob, welche Familie ihn an ihrem Tiſche haben ſollte, — wenn dann die Sieger ihn im Triumphe heimführten.

Ein ſolcher war Meiſter Jakob Fleming, deſſen herzlicher Gruß, als er mich aus den Händen ſeines Paſtors empfing, auf mich wirkte, wie ein erquickender Wein auf den Kranken.

5.

Der Winter, von ungewöhnlich heftigen Stürmen begleitet, trat ein. Die Geſundheit meiner Mutter war noch von der Geburt eines todten Kindes ſehr geſchwächt, als ſich ein Fall ereignete, welcher ohne die Dazwiſchenkunft einer alles lenkenden Vorſehung uns in den tiefſten Jammer geſtürzt haben würde.

Die anhaltende Kälte hatte die Seen und Ströme mit einer Eisdecke überzogen, die jedoch noch nicht trug, als es zu ſchneien anfing. Die ganze Gegend war bald in eine glänzend weiße Fläche verwandelt, — und eine lebhafte Phantaſie mochte wähnen, daß das Reich der Gerechtigkeit und des Friedens auf der Erde erſchienen ſey, und ſein Tagewerk damit begonnen habe, die Flecken und Mängel der Körperwelt mit einem reinen Schleier zu bedecken. Mir war der neue Anblick der Außenwelt entzückend. Ich ſchwärmte mit den Knaben des Dorfes herum, baute Schneehütten, welche in Form und Beſtandtheilen mit den fabelhaften Domen des Feenlandes wetteifern konnten, und die Genüſſe unſrer ſchlichten Heimath wurden mir dadurch nur noch ſchmackhafter.

Das Schneegeſtöber hielt beinahe ununterbrochen mehrere Tage an, ſo daß der Schnee faſt ſechs Fuß hoch lag. Ich konnte nicht mehr die Schule beſuchen und mich überhaupt nicht weit von unſrer Thür entfernen. Es war gefährlich die Höhen zu bereiſen, und es hielt ſchwer, zum Behufe des ländlichen Verkehrs, die Straßen gangbar zu erhalten. Während der Sturm noch anhielt und keine baldige Aenderung zu erwarten war, wurde mein Vater in früher Morgenſtunde an das Bett eines ſeiner Beichtkinder gerufen, das, plötzlich von ſchwerer Krankheit befallen, wohl nur noch wenige Stunden zu leben hatte. Der Sterbende ſehnte ſich gar ſehr nach dem Beiſtande ſeines Geiſtlichen, und der weinende Sohn, der als Bote kam, ſtammelte die Bitte, daß ihn mein Vater ungeſäumt begleiten möge. „Der Berg ſey gut gebahnt, verſicherte er, die Nacht hindurch ſey wenig Schnee gefallen; ſie wollten ihn nicht lange aufhalten, und er würde gewiß vor dem Einbruch der Dämmerung heimkehren können.“

Während der Jüngling ſprach, ſah ich die Blicke meiner Mutter angſtvoll nach dem Winterhimmel gerichtet, wie Einer, der in der Miene ſeines Richters zu leſen ſucht, was er zu fürchten oder zu hoffen habe. Die

Sonne allein war ein wenig ſichtbar. Ein ſchwacher Stral, kaum ihr Daſeyn andeutend, verrieth dieſelbe, wie ſie unter dichten Dunſtſchleiern Schutz ſuchte, als fühlte ſie, daß ſie da nichts zu thun habe, wo feindliche Elemente ſich bekämpften. Die düſtern Wolken, die unverwandt hin und her zogen, ſchienen ſich gegenſeitig zum Argen aufzufordern. Genug, die ganze Scene hatte auch für den Rührigſten nichts Lockendes, die warme Stube mit der Landſtraße zu vertauſchen. „Es ſind wenigſtens neun Meilen von hier nach Black-Forth, Allan,“ ſagte meine Mutter, als ſie ihre Augen von dem troſtloſen Schauſpiele hinweg auf ihren Gatten wandte. Wie ſie ſo ſprach, rückte mein Vater näher zu ihr, leiſe einige Worte mit ihr wechſelnd, deren Inhalt ich nicht verſtehen konnte, die aber, nach ſeiner Miene zu urtheilen, freundlich und überzeugend ſeyn mußten. Als er geendigt hatte, ſchien meine Mutter von der Nothwendigkeit der Reiſe überzeugt zu ſeyn, denn ſie erhob ſich gelaſſen, um die erforderlichen Anſtalten zu treffen.

Mein Vater ging, aber nicht ohne das beſtimmte Verſprechen, zur Mittagsſtunde wieder da zu ſeyn. Es ſey jetzt neun Uhr, ſagte er, im Fall er aber ſeinen Vorſatz nicht ausführen könne, wolle er unfehlbar um vier Uhr eintreffen. Sein Pferd ſey ſicher, und er habe unzählige Male dieſen Weg gemacht. — Der erſte Theil des Tags verfloß ziemlich angenehm; meine Mutter nähte am Fenſter; die kleine Marie ſaß auf ihrem Stühlchen, das Gewand ihrer Puppe ordnend; und ich ſchrieb am Tiſche, ſo gut es die Dunkelheit und meine geringe Fertigkeit erlauben mochten. Gegen Abend fiel der Schnee in ſchweren, dichten Flocken. Ich erhielt die Weiſung, mein Geſchäft aufzugeben, um meine Augen nicht in der Dämmerung anzuſtrengen. Ich gehorchte. Da meine Aufmerkſamkeit nun ungetheilt war, bemerkte ich, wie meine Mutter oft ihre Arbeit hinlegte, dem ſtäten Fall des federartigen Elements zuſah, und dann und wann einen ſehnſüchtig-ſchwermüthigen Blick nach dem Weg von Black-Forth warf. Die Mittagsſtunde kam. Wir warteten lange über unſre gewöhnliche Zeit, aber Niemand wollte ſich einfinden. Marie war hungerig, und aß mit der Gier eines geſunden Kindes. Meine Mutter legte uns von Allem vor, und nahm uns zu Gefallen ein wenig auf ihren Teller, aber nur zum Schein. Ich liebte ſie zu ſehr, um mich dadurch täuſchen zu laſſen. Ich ſah ihre Unruhe. Ich blickte ſie verſtohlen an, und die krankhafte Bläſſe ihrer Wangen fiel mir auf. Jetzt konnte ich keinen Biſſen mehr hinunter bringen, meine Lippen zitterten und mein Herz ward voll.

Sie nahm nun wieder ihren Platz am Fenſter ein. Ich ſetzte mich neben ſie. Wie langſam ſchlichen die Augenblicke dahin! Sie verſuchte nicht länger zu arbeiten. Der Zeug fiel ihr, ohne daß ſie es merkte, aus der Hand und lag zu ihren Füßen. Die Uhr ſchlug vier. Nie waren Töne willkommner geweſen. „Noch fünf Minuten, und er wird hier ſeyn!“ — Aber fünf, zehn, fünfzehn Minuten,— eine halbe Stunde — verfloßen, — und mein Vater kam nicht. Der Schnee fiel, als wollte er ewig fallen, — ſchauerlich und ſtille, wie die Ruhe, die der Todesſtunde folgt. Neue Schneemaſſen von beträchtlicher Größe häuften ſich vor unſerem Hauſe an. Ich ſah, wie meine Mutter deren Wachsthum angſtvoll beobachtete, bis ihr Auge die Gegenſtände nicht mehr unterſcheiden konnte, und ſie in tiefe Gedanken verloren ſaß. Die ſchwarzen Schatten der frühen Dämmerung wuchſen mit jedem Augenblick. Draußen lag Alles in jenem Dunkel, worin die Einbildungskraft leicht unheimliche Geſtalten ſieht. Selbſt das Auge der Liebe war nun vergeblich auf die öde Wüſte geheftet. Die Kohlen verlöſchten auf dem einſamen Heerd,— es ſchneite fort, die Uhr verkündigte eine neue Stunde, — und doch kam er nicht.

Sie ſchloß die Fenſterladen mit bitterm Schmerzgefühl. Wir hörten Tritte. Die Thür öffnete ſich, und ein Mann in einen weiten Mantel gehüllt, ſtand vor uns. Es war unſer alter Robin. „Er wolle,“ ſagte er, da die Nacht ſo ſtürmiſch ſey, ſeinem Herrn entgegen gehen, und brauche nur noch eine Laterne, um ſich mit ſeinem Hunde auf den Weg zu machen.“ Das Anerbieten wurde freudig und dankbar angenommen. Als der gute alte Mann die Thür hinter ſich ſchloß, gab ihm meine Mutter einen Blick, der allein ein Segen war. Nach ſeinem Weggehen ſchien ſie einen Augenblick beruhigt. Friſcher Torf wurde zugelegt; die Flamme loderte hell auf; und uns nahe zu ſich ziehend, nahm ſie ihre Arbeit wieder zur Hand.

Eine Sanduhr, die lange unbeachtet auf einem Bücherbrett meines Vaters gelegen hatte, wurde auf den Tiſch geſtellt. Ich beobachtete den Fall der Sandkörner, und war höchlich darüber verwundert, daß ſie alle ihren Ort in einer beſtimmten Zeit verändern mußten. Meine Mutter ſah dem Spiele mit ſo geſpannter Aufmerkſamkeit zu, als ich. Es konnte nicht aus derſelben Urſache ſeyn, denn ich war überzeugt, daß einer Frau von ihrer Einſicht das Ganze kein Geheimniß war. Ich ſtieß einen Schrei aus, als das letzte Körnchen ſich zu ſeinen Brüdern geſellte. Sie ſputete ſich das Glas umzukehren, und ſchien plötzlich von einem Schmerz getroffen, denn ſie drückte ihre Finger heftig an ihre Schläfe. Die Arheit ward abermals vergeſſen. Ihre Hände, die ſie einige Augenblicke gefaltet hatte, fielen wie gelähmt auf ihre Kniee. Sie erhob ſich von ihrem Sitz, und ich hörte einen tiefen Seufzer. Es wurden Anſtalten zur Bereitung des Thee's getroffen, der in unſrem kleinen Haushalte ſelten vorkam. Aber die Elemente waren im Aufruhr, und der Gatte und Vater wurde erwartet. Wir wähnten draußen ein Geräuſch zu hören, und eilten ängſtlich nach der Thüre. Sie wurde mit Mühe geöffnet. Da war nichts als Schnee zu ſehen, der beinahe den Eingang verſperrte, und uns ins Geſicht getrieben wurde; nichts zu hören, als das Geheul eines entfernten Kettenhundes. Ich wiſchte die weißen Flocken hinweg, die auf das Haar und den Hals meiner theuern Mutter gefallen. Ihre Stirne war kalt und ſie glich einer Leiche. Der Sand des Glaſes war wieder hinunter und zeigte an, daß eine andre Stunde verſtrichen ſey! „Er hat noch immer Wort gehalten, klagte meine Mutter; und ſchon ſind drei Stunden ſeit der beſtimmten Zeit vorüber, und noch immer kommt er nicht!“

Während all dieſer Zeit hatten wir nichts von Robin gehört. Sein verlängertes Ausbleiben ſchien Uebles zu verkünden, — von welcher Art, — das blieb unſrer Furcht zu errathen übrig. Die kleine Marie wurde mürriſch, als der Schlaf ſie überwältigte. Meine Mutter nahm ſie in ihre Arme, und ſummte eine klagende Weiſe, bis ſie einſchlummerte. Sie ſchlich in ein anſtoßendes Zimmer und legte die Kleine in ihr Bett. Die Thüre war halb geöffnet. Ich ſah ſie vor dem Bette des Kindes knieen. Ich hörte ihr leiſes Gebet, und das Licht, das auf ihre gebleichten Wangen fiel, zeigte mir ihre Thränen. Ich eilte herbei, kniete ihr zur Seite und vereinigte meine Stimme mit der ihrigen. — Die Thränen, die ihren Augen entfielen, miſchten ſich mit den meinigen. In dieſem Augenblick hörten wir ein lautes Klopfen. Mein Herz ſchlug hörbar. Die Thüre flog auf. — Es iſt Robin — und mein Vater! — Trotz des Schnees, der ihn von Kopf zu Fuß bedeckte, ſchloß ihn meine Mutter in ihre Arme. — Welche Seligkeit!

Erſt den andern Morgen erfuhren wir die nähern Umſtände der Reiſe meines Vaters. Folgendes iſt, was ich mir von dem, was er uns beim Frühſtück erzählte, noch erinnern kann.

„Obgleich ich ſo ſchnell ritt, als es auf der Bahn eines ſchmalen Hohlwegs möglich war, und obgleich wir Black-Forth einige Minuten vor Mittag erreichten, kam ich doch zu ſpät, um den Wünſchen des Sterbenden entſprechen zu können. Er hatte eine Stunde vor meiner

Ankunft ausgelitten. Ich fand ein Haus ohne Herrn, — ein Weib ohne Gatten, — und Kinder ohne Vater. Ich gab der bekümmerten Familie all den Troſt, den Pflicht und Freundſchaft in ſolcher ſchweren Stunde erſinnen kann. Ich erinnerte ſie an Den, der verheißen hat, ein Vater der Wittwen und Waiſen zu ſeyn, — an Den, der ſein Volk in ſechs oder ſieben Anfechtungen nicht verlaſſen will, — an Den, der in der dunkeln Trübſalsſtunde näher iſt, als ein Bruder. Als Menſch und als Chriſt konnte ich das Trauerhaus nicht ſogleich verlaſſen; wie wenn Tod oder Krankheit die Gefährten des Kummers wären. Ich verweilte daher ſo lange, als es ſich mit meiner Abſicht wieder heimzukehren immer vertragen mochte. Drei Uhr war ſchon vorüber, als ich die Wohnung meines abgeſchiedenen Freundes verließ. Der dicht fallende Schnee machte die winterliche Dämmerung noch düſterer. Der gebahnte Pfad ward immer mehr überſchneit, und die Spuren unſrer Morgenreiſe beinahe verſchwunden. Der arme junge Menſch, der mich geholt hatte, bot ſich abermals zu meinem Führer an; allein ich konnte das nicht zugeben. Es würde unmenſchlich geweſen ſeyn, ein junges Gemüth im Sturme ſeiner Gefühle hinaus zu treiben, und ſeinen Jammer im Aufruhr der Natur zu vergrößern."

„Ich ſchritt langſam vorwärts. Die friſch gefallenen Schneemaſſen zwangen mich, unausgeſetzt nach Wegzeichen umher zu ſpähen. Das Pferd und der Reiter wurden es herzlich müde, jeden Augenblick in neue Schneehaufen zu verſinken. Wir mußten, im eigentlichen Sinne des Worts, unſern Weg den Hügel hinab pflügen. Hätte ich vor Einbruch der Nacht fünf Meilen zurückgelegt gehabt, ſo wäre es mir ein Leichtes geweſen, mich aus der Sache zu ziehen. Der übrige Weg, obgleich ſchwierig, war vollkommen ſicher. Es ward ſchrecklich dunkel. Mehr als zwei Stunden verfloſſen im Kampfe mit den Elementen. Ich kam in dieſer Zeit nur vier Meilen weit, und um das Maß meines Unfalls voll zu machen, fing der Sturm, anſtatt ſich zu legen, mit erneuter Heftigkeit zu wüthen an. Meine Gefühle waren in dieſem Augenblick ſehr ſchmerzlich. Ich warf angſtvolle Blicke nach allen Seiten hin, um ein Licht, das Zeichen menſchlicher Wohnungen, zu entdecken, wo ich mir einen Führer durch den gefährlichen Hohlweg, der nun vor mir lag, hätte verſchaffen können. Ehe ich Zeit hatte meinen Forſchungen nachzugehen, glitt mein Pferd aus, und ich wurde eine beträchtliche Strecke weit in den Schnee geſchleudert. Das Stöhnen des verwundeten Thieres belehrte mich, welcher Gefahr ich entgangen. Der Bogen einer Bergbrücke war unter ihm gebrochen, und unfähig, ihm zu helfen, mußte ich es zurücklaſſen. Aus der Fülle meines Herzens dankte ich meinem Gott für dieſe große Errettung. Ich eilte ſo ſchnell von dannen, als es Müdigkeit, das Dunkel der Nacht und der Sturm erlauben wollten. Nachdem ich, ſo zu ſagen, auf allen Vieren ungefähr drei Meilen zurückgelegt hatte, war ich ganz erſchöpft. Ruhe ward mir durchaus nothwendig. Ich nahm den Kragen meines Mantels unter den Kopf, ſchlang meine Arme über einander, und legte mich unter das Obdach eines Schneehügels. Ich konnte mich des Schlafes nicht erwehren; — ſüße Bilder umgaukelten mich. In wenigen Stunden würde ich eines der vielen Opfer jenes Schlafes geworden ſeyn, aus welchem noch Keiner erwacht iſt. Das Gebell eines Hundes weckte mich. Er zog mich am Kleid, als ob er die Gefahr meiner Lage gekannt hätte. Sobald ich auf den Beinen war, rannte er davon, und in wenigen Minuten ſtand mir Robin zur Seite — Gedanken an die Heimath erwachten in meinem Herzen — ich fühlte mich neu belebt, und ſetzte meinen Weg fort, — das Uebrige wiſſet ihr. — Zweimal in einer Nacht hat der Vater der Barmherzigkeit die Schritte ſeines Knechts aus Finſterniß und Schatten des Todes errettet.“

Er ſchwieg. Meine Mutter zitterte vor Rührung am ganzen Leibe. Sie lehnte ihr Haupt faſt ohnmächtig an ſeine Schulter. Er küßte ihre bleiche Wange mit derſelben Zärtlichkeit, wie damals, wo die rothen und weißen Roſen auf ihr blühten. Meine Schweſter ſaß auf ſeinen Knieen, und ich ihm zur Seite. Er ſchloß uns innig an ſein Herz. Er ſagte nichts, aber ſeine Lippen bewegten ſich wie im Geſpräch – „Was iſt dir Vater?“ Keine Antwort. Er vermied meinen kindiſch forſchenden Blick, ſein Haupt nach dem Fenſter neigend, als ſchaue er nach dem Morgenhimmel. Dort war nur ein einziger blauer Fleck ſichtbar, einer Pforte gleich, durch welche die befreite Seele ſich emporſchwingt. Meines Vaters Blicke waren daran geheftet. Ich bemerkte den Ausdruck ſeiner Züge genau, und er iſt mir noch gegenwärtig. Damals verſtand ich deſſen Bedeutung nicht; jetzt aber iſt er mir klar. Welches Herz wird von mir darüber Auskunft verlangen?

6.

Die Pflicht die Schule zu beſuchen war mir keineswegs läſtig. Des Meiſters Herrſchaft hatte nichts von einer Schreckensregierung. Der Geiſt der Nacheiferung wurde zur großen Triebfeder des Fleißes gemacht, unter deſſen mächtigem Einfluſſe mehrere von uns unglaublich viel leiſteten. Am Schluſſe des erſten Jahres wurden meine Fortſchritte im Rechnen als bedeutend anerkannt. Meine Fertigkeit im Schreiben und in der Grammatik wurden gehörig in einem eigenhändigen Brief an meine Mutter, den ich ſelbſt übergab, beurkundet. Es ward darin ausführlich angegeben, was ich gelernt, und der Brief ſchloß mit dem herzlichſten Danke für den erſten Unterricht, den ſie dem Schreiber ertheilt hatte — wofür, wie man ſich leicht denken kann, ich nicht leer ausging.

In dieſe Zeit fällt eine Begebenheit, die mich für den Augenblick nicht wenig aus der Faſſung brachte. Unſre kleine Geſellſchaft hatte bis jetzt immer in der größten Eintracht gelebt. Härte und Ungerechtigkeit waren mir gänzlich fremd. Ich ſollte nun beides kennen lernen.

Richard Edwards war der einzige Knabe in der Schule, mit dem Keiner von uns umgehen wollte. Obgleich einige Jahre älter als ich, war er immer unter den Letzten der Claſſe. Hiezu kam noch, daß er das Unglück hatte, neidiſch und boshaft zu ſeyn. Da Richard nur eine ärmliche Rolle ſpielte, ſo wollte er, daß Andere das Gleiche thun ſollten. Wenn er ſich vom Tiſch erhob, verſäumte er nie, die Schrift ſeines Nachbars zu beſchmutzen. Er verſtand ſich vollkommen darauf, dem Tiſch einen leichten Stoß beizubringen; und um ſeine Unſchuld darzuthun, war er immer der Erſte, der ſich darüber beklagte. Indem er ein Buch — wie durch Zufall — befleckte, machte er hundert Entſchuldigungen mit einer Seite des Geſichts, während er auf der andern lachte. Mit einem Wort, Richard war ein ſchlauer, widriger Junge. —

Es fügte ſich, daß er eine Ausgabe des Robinſon Cruſoe mit Holzſchnitten beſaß. Ich hatte das Buch nie geleſen, aber davon gehört. Der bloße Titel klang wie Muſik in jedes Knaben Ohr. Im ganzen Dorfe war kein anderes Exemplar vorhanden. Wie bei allen guten Dingen dieſer Welt, wurde der Werth des Buchs durch ſeine Seltenheit erhöht. Ich ſehnte mich Tag und Nacht darnach. Ich wollte Richard nicht gern um eine Gunſt erſuchen; aber was war zu thun? Er allein beſaß den Schatz, und Robinſon mit den Holzſchnitten war unwiderſtehlich.

Eines Abends faßte ich auf dem Spielplatz Muth, mir dieſes koſtbare Buch von Richard zum Durchleſen zu erbitten. Er antwortete, die Zähne bleckend, „dies ſey nicht die Art, wie er zu ſeinen Büchern komme.“ Entſchloſſen, auf meiner Abſicht zu beharren, nahm ich meine Zuflucht zu andern Mitteln. Ich verſuchte, ob Beſtechungen ſeinen Starrſinn beſiegen könnten. Ich bot ihm einen ſchön bemalten, mit Meſſing beſchlagenen Kreiſel an, um nur auf einen Abend den Robinſon leſen zu dürfen. Er betrachtete ihn gedankenvoll, als ich ihn auf die Schönheit ſeiner Verhältniſſe aufmerkſam machte. Ich drehte ihn umher — er konnte nicht länger widerſtehen. — „Der Handel iſt gemacht,“ rief er, und mein ſchönes Spielzeug ergreifend rannte er davon, um, wie ich glaubte, das Buch zu holen. Ich wartete eine geraume Zeit, wer ſich aber nicht zeigte, war Richard. Den folgenden Tag kamen wir wie gewöhnlich zuſammen. Er war auch da, ſchien jedoch ganz ſein Verſprechen vergeſſen zu haben. Ich erinnerte ihn daran. Wie groß war mein Erſtaunen, als er die eingegangene Verbindlichkeit völlig abläugnete. Ich glaubte anfänglich er ſcherze; allein es war ihm vollkommen Ernſt. Er ſagte, daß ich ihm zwar einen ärmlichen Kreiſel gegeben hätte, aber nur als Erſatz für unzählige Spielkügelchen, die er mir vor einigen Monaten gutmüthig geliehen habe. Ich wendete mich zu meinen Geſpielen. — „Freunde, iſt es meine Art, Spielzeug zu borgen?“ — Nein, riefen ſie einſtimmig. „Habt ihr mich je, außer geſtern, mit Richard Edwards umgehen ſehen? — „Nein, nein,“ riefen mehr, als zwanzig Stimmen. „War't ihr nicht Augenzeugen des Handels, den wir geſtern geſchloſſen?“ „Das waren wir; und es iſt eine Schande, ihn zu brechen!“ riefen ſie Alle. „Nun Richard,“ ſagte ich, „du magſt den Kreiſel behalten, aber du biſt ein böſer, böſer Junge.“ Er wandte ſich mit lautem Gelächter hinweg. Seine Unverſchämtheit empörte mich, — und nicht länger meiner Gefühle mächtig, brach ich in Thränen aus.

Meine Kameraden waren ſichtbar über den Ausgang betreten; und Einige ſogar geneigt ſich in den Streit zu miſchen. Aber Edwards war älter wie ſie, — überdies ſtark und unternehmend, und augenſcheinlich entſchloſſen, ihnen Widerſtand zu leiſten. Als einige der Knaben zwiſchen uns vermitteln wollten, warf er ſeine Jacke weg, und ſagte, da ich der Schwächere ſey, wolle er mir einen Vortheil laſſen. Wäre das nicht recht, ſo ſey er bereit, mit Jedem zu boxen, der es mit mir halten würde.

In dieſem Augenblick geſellte ſich Karl Williamſon zu uns, derſelbe Knabe, der mir einſt den unglücklichen Goldfinken geſchenkt hatte. Er war in Einer Claſſe mit mir, und ein geſcheidter, aufgeweckter, gutmüthiger Junge. „Warum ſo ſtille, lieben Leute?“ rief er, als er Edwards allein umher ſtolziren ſah, während die Uebrigen verlegen unter einander flüſterten. Die Sache ward bald erklärt. „Und iſt das Alles?“ fragte Karl. „Das iſt Alles,“ erwiederten meine Gefährten. Er näherte ſich vertraut meinem treuloſen Feinde, und einen Blick auf meine naſſen Wangen werfend, ſagte er: „zeige mir den Tand, welcher mehr gekoſtet hat, als er werth iſt.“ Er ſprach wie Einer, der nicht vergebens geſprochen haben will. Obgleich zarter gebaut, war er etwas größer und gelenkiger, als mein Gegner. Es zeigte ſich bald, daß der Raufbold keine Luſt hatte, ſich mit ihm zu meſſen. Er durchſuchte eine Taſche nach der andern, bis er endlich den unglücklichen Kreiſel Karl'n übergab. „Walter Ferguſon,“ fragte der gute Junge, „iſt dies dein Eigenthum?“ Ich bejahte es. Er nahm mich treuherzig bei der Hand. — „Willſt du einem alten Freund einen Gefallen erweiſen?“ — „Wenn du dich ſelbſt meinſt, bin ich dazu bereit.“ „Gut, ſo will ich deinen Kreiſel behalten, und du mußt den meinen annehmen. Obgleich kein ſo anziehender Tauſch, wird er doch vortheilhafter, als dein letztes Abentheuer wegen Robinſon ſeyn.“ Die ganze Geſellſchaft brach in ein lautes Gelächter aus, das eben nicht abnahm, als mein Freund ſein neues Spielzeug an Edwards Füßen vorbei trieb. Die Knaben glaubten alle, daß er ſich das nicht gefallen laſſen werde. Sein ganzes Weſen verkündete einen nahen Sturm. Er brummte vor ſich hin, und gab endlich dem Kreiſel einen Stoß, während ihn Karl herum wirbelte. „So, deine alten Streiche, Richard!“ rief Karl mit ſchlauem Lächeln; „ich glaubte anfänglich du ſcherzeſt, aber nun ſehe ich, daß mein ſchönes Spielwerk deine gute Laune geſtört hat. Komm folge dem Rathe eines Freundes; dort iſt die lange Gaſſe, und du weißt wer am Ende derſelben wohnt; — mach dich alſo auf den Weg! — Nur keine ſauren Geſichter; wir ſind hier um uns zu vergnügen. Erinnere dich des Tags, da du den Bettelknaben ſchlugſt. — Ich haſſe Schlägereien; aber du weißt, daß ich ſo gut, als ein Anderer boxen kann.“

Es war etwas in dieſen Worten, worüber ſein Widerſacher keine Erklärung verlangte. Der Geiſt der Zwietracht ſchlich ſich aus unſrer Mitte, und der Blick, den er uns im Vorübergehen zuwarf, verrieth ein noch peinlicheres Gefühl, als das der Beſchämung. Die kleine Verſammlung wollte eben in lauten Jubel ausbrechen, als Karl bemerkte, daß der Grobian nicht ſo viel Aufmerkſamkeit verdiene. Er ſchlug nun ein Spiel vor, woran wir Alle mit doppelter Freude Theil nahmen, da der ſtreitſüchtige Edwards nicht länger unter uns war, um ſeine Launen an uns auszulaſſen, unſern Wünſchen zu widerſprechen und unſer Vergnügen zu ſtören.

Es war Gebrauch in unſrer Schule, daß jeder Knabe ſich ein Buch halten mußte, in welches wöchentlich eine Probeſchrift, und die Löſung einer oder zweier der ſchwierigſten Rechenaufgaben, ſo ſauber als möglich, eingetragen wurden. Dieſe Bücher mußten vierteljährig vorgezeigt werden, um die Ehrenplätze in den Claſſen für die folgenden drei Monate gewiſſenhaft darnach beſtimmen zu können. Verſchiedene Vorrechte waren die Belohnung Desjenigen, der in Geſchicklichkeit und Fleiß ſeine Mitſchüler übertroffen hatte; und es war kein Knabe von einigem Ehrgefühl, der nicht alle ſeine Kräfte aufgeboten hätte, zu dieſer beneidenswerthen Auszeichnung zu gelangen. Einige Tage nach der Begebenheit mit dem Kreiſel, ſollte eine Prüfung dieſer Art ſtattfinden, worauf ſich meine Claſſe mit beſonderem Eifer vorbereitete.

Obgleich der Jüngſte, ſowohl den Jahren, als der Zeit des Schulbeſuchs nach, hatte ich durch große Anſtrengung den zweiten Platz beim letzten Examen erhalten. Bei dieſer Gelegenheit unterließ ich nichts, um über meine Kameraden hinauf zu kommen. Unter allen meinen Nebenbuhlern war Keiner, deſſen Talente und Fleiß ich ſo ſehr fürchtete, als die meines treuen Freundes und Verbündeten, Karl Williamſon.

Den Abend vor dem Tag der Prüfung ließ er mich einen Blick in ſein Heft werfen; denn Neid und Mißtrauen waren ſeiner Gemüthsart gänzlich fremd. Sobald ich daſſelbe ſah, ſagte mir mein Herz, daß dieſes Mal meine Hoffnung vergeblich ſey. Das Werk mußte ihm viel Mühe gekoſtet haben. Es war ſo fehlerfrei, ſo niedlich ausgeführt, und die Schrift wie geſtochen. Ich drückte meine Bewunderung mit Wärme und Aufrichtigkeit aus, und verbarg ihm nicht, daß ich mein Spiel für verloren gebe. Er lächelte ungläubig, meine Zweifel einem kindiſchen Mißtrauen in mich ſelbſt zuſchreibend. „Der morgende Tag wird es anders zeigen,“ ſagte er — und ſo geſchah es.

Der Morgen kam. Ich ging ruhig und ergeben in die Schule, mit der Ueberzeugung, in jedem Fall mein

Möglichſtes gethan zu haben. Ich ſchlug den Pfad hinter unſrem Hauſe ein. Gerade da, wo er in die Hauptſtraße ausläuft, fiel mir ein Knabe auf, den ich der vielen Bäume wegen unbemerkt beobachten konnte. Da der Boden ſehr uneben war, hatten ſich deſſen Vertiefungen mit Waſſer angefüllt. In eine derſelben ſchlug Jener mit aller Gewalt, was mir als ein ſeltſamer Kurzweil vorkam. Augenſcheinlich fürchtete er entdeckt zu werden, denn als er Fußtritte hörte, rannte er davon. Aber ſo ſehr er ſich auch ſpudete, konnte ich mich in ſeiner Geſtalt nicht irren. Es war niemand andres, als mein liebenswürdiger Freund, Richard Edwards. Voll Neugierde eilte ich nach dem Fleck, den er ſo eben verlaſſen. Ich entdeckte bald, was ihn ſo ſonderbar beſchäftigt hatte. Ein beſchriebenes Heft, von dem kaum eine Seite lesbar geblieben, war in den Koth geſtampft. Ich unterſuchte es genau. Das Wenige, was der Bosheit des Verderbers entgangen, überzeugte mich, daß ich in dem zerſtörten Manuſcript die zerſtörte Arbeit des armen Karls erblickte.

Ich trat in die Schule mit einem ſo ſchweren Herzen, als ob ich ſelbſt der Betheiligte geweſen wäre. Der Meiſter nahm ſeinen Richterſtuhl ein. Die Knaben über=

reichten die Früchte ihrer Anſtrengung; mein Freund ſuchte, wie ein Wahnſinniger, nach ſeinem Heft. Er rannte mir entgegen. „Haſt du mein Buch geſehen, Walter? es muß zu Haus liegen geblieben ſeyn.“ Ich konnte nichts antworten, und zeigte traurig auf die zerriſſenen, zertretenen Reſte, die ich in der Hand hielt. Auf den erſten Blick ward ihm ſein ganzes Unglück klar; ſein Geſicht mit den Händen bedeckend, um ſeine Bewegung zu verbergen, zog er ſich in eine Ecke zurück. Die Knaben ſuchten vergeblich ihn zu tröſten. Der Meiſter fragte theilnehmend nach der Urſache des traurigen Unfalls. „Es ſey ſeine Gewohnheit,“ ſagte Karl, „ſeine Bücher unter dem Arm zu tragen, und in der Haſt und Unruhe des Morgens müſſe das Papier ihm unbemerkt entfallen ſeyn.“ Dieſe Erklärung war nicht ganz befriedigend, denn kein gewöhnlicher Fall hätte das Heft ſo jämmerlich zurichten können. Während die Sache noch ungewiß blieb, hatte Richard Edwards, deſſen Beileidsbezeugungen laut und lang waren, einen Kreis von Hörern um ſich verſammelt, die er mit großem Eifer anredete. Die öftere Nennung meines Namens machte mich aufmerkſam. Ich trat näher und hörte deutlich, daß er mich der Zerſtörung des Manuſcripts beſchuldigte. Dies war zu viel.

Aus Rückſicht auf unſern gehabten Streit war ich anfänglich Willens ſeinen Betrug jetzt nicht anzugeben; aber ſeine ſchändliche Anklage brachte mich in Harniſch. Ich rief den Lehrer und die Schule feierlich auf, meine Angabe zu hören, und verklagte den herzloſen Jungen vor ihnen Allen. Ich bezeichnete den Platz, wo ich das Heft gefunden. Einige zerriſſene Blätter lagen noch dort, und Richards Schuhe paßten genau in die Fußſtapfen, die in den Koth getreten waren. Der Meiſter hörte und ſah all dies mit Erſtaunen und Schmerz. Er rief Edwards vor, — ließ ſich weitläufig über ſeinen Frevel aus, — ſprach mit ihm, wie ein Vater zu einem verirrten Sohn, — verſuchte ihn zum Gefühl ſeines Fehlers zu bringen; — aber Richard war über allen Begriff abgeſtumpft, und fuhr fort hartnäckig zu läugnen. Sein Urtheil ward geſprochen; ſein Name förmlich aus der Schulliſte geſtrichen. Er wurde auf einen beſondern Platz verwieſen; und nachdem das Tagewerk vorüber war, gab der Lehrer den verkehrten Pflegling in die Hände ſeiner Eltern zurück.

Das Examen ging nun vor ſich. Ich zeigte meine Arbeit und ſie ward als die beſte anerkannt. Der Richter erklärte, daß ich ehrenvoll den erſten Platz meiner Claſſe gewonnen habe. Ich bat um einen Augenblick Gehör, und ſagte, daß ich Karl Williamſon's Heft geſehen hätte, ehe es ſo ſchändlich zerſtört worden. Es ſey nach meiner Ueberzeugung beſſer geweſen, als das meinige. Dieſe Ueberzeugung bleibe dieſelbe. Ich könne daher nicht mit gutem Gewiſſen eine Ehre annehmen, die lediglich der Zufall meinem Freund entriſſen; deßwegen bäte ich dieſelbe Demjenigen übertragen zu dürfen, der ſie am beſten verdient habe. Der Meiſter zog ſein weißes Taſchentuch hervor, und wechſelsweiſe Augen und Brille abwiſchend, verließ er ſeinen Sitz und ſchüttelte mich herzlich bei der Hand. Mein guter Karl ward als der Erſte der Claſſe erklärt, unter dem Freudenruf der ganzen Schule. Der arme Junge ſchlang ſeine Arme um meinen Hals, und ſchluchzte wie ein Kind. Mein Vater geſellte ſich zu uns, ehe wir entlaſſen wurden. Der Meiſter nahm ihn auf die Seite, und ſie unterhielten ſich für eine geraume Zeit leiſe mit einander. Oft waren ihre Augen auf mich gerichtet; und nie leuchtete das Angeſicht meines Vaters von ſo unverhehlter Freude.

Karl kam zum Mittageſſen zu uns. Meine Mutter holte einen ganzen Schatz von Süßigkeiten hervor, und wir brachten den Abend ſo fröhlich wie Vögelein zu. Viele Jahre ſind ſeitdem verfloſſen. Reichthum ſtand mir zu

Gebet, — ich habe von Allem, was man Vergnügen nennt, gekoſtet; — und dieſen Augenblick kann ich die Hand auf's Herz legen, und ſagen, daß dies einer der glücklichſten Tage meines Lebens geweſen.

7.

Ungleich den Gefährten, die wir in der Welt finden, gewann das Lernen, je mehr meine Erziehung vorrückte, neue Reize für mich. Es wurde nichts verſäumt, mich mit den Elementen der verſchiedenen wiſſenſchaftlichen Zweige, worin ich mich verſuchte, gründlich bekannt zu machen. Dies gab meinen ſpätern Studien das Anſehen glücklicher Entdeckungen. Der Elementarunterricht ſchien der Hauptſchlüſſel zu einer Niederlage von Wundern zu ſeyn. Einmal in deſſen Beſitz hungerte und dürſtete Neugierde, dieſe Mutter wachſender Erkenntniß, nach neuer Belehrung; und das Studium däuchte mir eher ein glückliches Mittel, eine raſtloſe Sehnſucht zu ſtillen, als ein Zügel, der den Genüſſen der Jugend durch die aſcetiſche Hand des Schulzwangs angelegt wird. Die nächſte Prüfung ſetzte mich auf den oberſten Platz meiner Claſſe, von deſſen ſtolzer Höhe ich nie wieder herabſtieg. Die Knaben, die im Stand geweſen wären, gleichen Schritt mit mir zu halten, wurden mit zunehmenden Jahren durch ihren landwirthſchaftlichen Beruf daran verhindert. Mein Verhältniß löste ſich am Ende in eine Art Dictatur auf, die mir keine Furcht vor Nebenbuhlern und keine Hoffnung auf Belohnung ließ. Ein Wort von mir galt als Geſetz in allen gelehrten Streitigkeiten unſres litterariſchen Gemeinweſens; und mein Ruf und Anſehen wuchs in ſolchem Grad, daß es zuletzt zweifelhaft blieb, ob ſelbſt der Meiſter eine größere Vollmacht in unſrem kleinen Senat übte. Bald ging das Gerede, daß Walter Ferguſon nicht länger nöthig habe die Schule von Glen=O zu beſuchen. All dies erregte keine Eiferſucht bei unſerem würdigen Lehrer; — denn er war ein redlicher Mann, — und würde, als ächter Spartaner, ſich der Ueberlegenheit jedes ſeiner Schüler gefreut haben.

Es mögen wohl Einige die Wichtigkeit, die ich den Thatſachen und Eindrücken dieſer Zeit gebe, lächerlich finden. Mögen ſie es immerhin! Ich verachte den Mann, der von ſeinen Jugendtagen mit Geringſchätzung ſpricht. Ein Gemüth dieſer Art muß jenem Nachdenken gänzlich fremd ſeyn, das uns allein die Philoſophie des Lebens lehrt. Ein ſolcher ſitzt bequem in ſeinem Lehnſtuhl, — ſieht altklug aus, — ſtellt tiefe Forſchungen an und ſpricht gar gründlich. Für ihn ſind Kindheit und Jugend eitler Tand. — In ſtolzer Selbſtgefälligkeit bedenkt er nicht, daß ſeine wichtigſten Entwürfe weniger in der Schale der Gerechtigkeit wägen, als die harmloſen Knabenſpiele. Die Poſſen und Plane der Kindheit ſind das leichte Aufbrauſen unberechnender Aufrichtigkeit. Sie entquellen dem jungen Geiſt, wie der ſüße Duft den Blumen; während die Ränke der Erwachſenen, mit ihren Häuſern, Aeckern, ihrer Rechtspflege und ihren Hofintriguen, nichts Beſſeres ſind, als ungeſunde Ausdünſtungen eines ſumpfigen Bodens. Die Beluſtigungen der Knaben ſind nur Nebendinge, welche die Geſundheit befördern und auf den Ruf der Pflicht wieder verlaſſen werden. Sie haben in ihrem Gefolge geſellige Freuden; ſie können in Gegenwart fremder Leiden nicht beſtehen und ſtören Niemands Ruhe. Nicht ſo die Unterhaltungen des reifern Alters; dieſe ſind zu ernſt um nur oberflächlich behandelt zu werden. Gleich allen ſinnlichen Zeitvertreiben, wird ihre Gewalt in der Einſamkeit des Herzens anerkannt; — ſie halten unausgeſetzt Wache, — ſie bemächtigen ſich der ganzen Seele, wie ein Gefühl von Unendlichkeit, — und was noch ſchlimmer, als Alles iſt, das weite Feld des menſchlichen Elends iſt nur zu oft der Spielplatz des muthwilligen Wüſtlings mit grauen Haaren. — Aber ich vergeſſe mich. Die tiefe Ueberzeugung von der Wichtigkeit dieſer Jugendtage, deren Glanz oder Finſterniß unſrem nachherigen Leben ſeine Färbung verleiht, hat dieſe Abſchweifung veranlaßt. Der Knäuel unſres Schickſals, wie er ſich auch abwinden mag, iſt an unſrer Wiege befeſtigt. Mag ihn die Eigenliebe gern wo anders ſuchen, dort, — mag auch unſer männlicher Fuß die grüne Wildniß, oder die Marmorhalle betreten, — dort wird der zögernde Blick des forſchenden Geiſtes ihn immer finden.

Dem Enthuſiasmus, mit dem der Meiſter auf den Herrlichkeiten der Sternkunde verweilte, kann ich die Richtung meines nachherigen Lebens zuſchreiben. Von jedem andern Gegenſtand ſprach er mit der gewohnten Ruhe eines Lehrers; aber wenn von ſeinem Lieblingsthema die Rede war, verließ ihn ſeine Kälte, und die Gefühle eines Begeiſterten bemächtigten ſich ſeiner Seele. Leidenſchaft ſchien Wunder in ihm zu wirken; ſeine Stimme, ſeine Blicke und Mienen, gewöhnlich ruhig und kalt, wurden warm und beredt. Dann lauſchte ich mit Begierde den Wunderworten, die ſeinen Lippen entquollen. Wenn er vom Orion, dem Arctur, und dem milden Einfluß der Pleiaden ſprach, hätte ich ihm ewig zuhören mögen.

Von Jugend an war ich nachdenkend und blaſſen Angeſichts. In den Jahren, wo wir nur fühlen, ohne zu wiſſen warum, oder zu fragen wofür, — gab es Dinge in der Natur, die meinen Geiſt berührten, wie der Wind, der den Saiten der äoliſchen Harfe ſanfte Töne entlockt. Ich erinnere mich eines Orts, wo ſich der Boden hügelförmig erhob, mit kurzem, duftendem Heidekraut, Lichen, Farnkraut und ſammtartigem Moos bewachſen. Steine von ungeheurer Größe lagen am Boden, wie von der Hand muthwilliger Rieſen umher geſtreut. Die ſeltſamen Märchen der Gegend bezeichneten ſie als Denkſteine verborgener Schätze. Dorthin begab ich mich gern. Ein Bächlein wand ſeinen raſtloſen Lauf durch die wilden Maſſen gezackter Felſen, einem Pilgrim gleich, der für begangene Miſſethaten Buße thut. Dem Sitz gegenüber, den ich immer einnahm, erhob ſich ein ſteiler Damm; die Eiche, die Eſche und die Ulme krönten ſeinen Gipfel, und breiteten ſchützend ihre grünen Arme über das vorübereilende Gewäſſer. An dieſer einſamen Stelle war es, wo ich Troſt ſuchte, wenn mir irgend etwas gegen den Sinn ging. Es war über allen Begriff angenehm, im heißen Sommer die Waldblumen zu pflücken, — ſie in reicher Fülle über das Moosbett zu ſtreuen, — und mich der Länge nach hinzuſtrecken, um mich von der Sonne beſcheinen zu laſſen. Die kräftigen Stralen, die auf meine mehr verſchleierten, als geſchloſſenen Augen fielen, bildeten tauſend glänzende Geſtalten. Mein innerſtes Weſen erklang nicht länger in einſamer Muſik; ſeine ſüßen, weichen Töne lösten ſich auf in die Harmonien der Natur, und die Schläge eines unſchuldigen Herzens hielten Takt mit dem Geſumm der Bienen, dem Rauſchen der Blätter, dem Girren der Waldtaube und dem klagenden Fall der raſtloſen Wellen.

Bei einer ſolchen Gemüthsart iſt es nicht zu verwundern, daß die Himmelskörper mir herrlichen Stoff zu Betrachtungen darboten. Der Meiſter fand immer einen willigen Hörer an mir, wenn er von den Geheimniſſen ſeiner Lieblingswiſſenſchaft ſprach. Die Sternbilder auf dem Himmelsgloben dienten eher zur Verwirrung, als zur Aufhellung meiner aſtronomiſchen Begriffe. Die Fabeln und Sagen, die ſich an dieſe leuchtenden Gruppen knüpften, enthielten allerdings etwas, das der Phantaſie ſchmeichelte; aber kein Unterricht gewährte mir ſo viel Genuß, als der Anblick der prachtvollen Lichtmaſſen, welche wie Diamanten am blauen Gewölbe erglänzten. Als ich zuerſt erfuhr, was unter dem Univerſum verſtanden wird, ſchien mir dieſe Erkenntniß die Thore einer ewigen und unendlichen Welt zu öffnen, und ihren mächtigen und herrlichen Mechanismus meinem beſchränkten Blick zu enthüllen. Wenn ich der vielen Getriebe gedachte, die in dem grenzenloſen Raum thätig ſind, — wenn ich bedachte, daß all die lichten, lieblichen Formen, die ſich in dem weiten Runde drängen, in Vergleichung mit den nicht mehr ſichtbaren, kaum die Einheit vorſtellen, — daß die meiſten von ihnen die Mittelpunkte unzähliger Sphären bilden, — von denen wahrſcheinlich jede, wie unſre Erde, bewohnt iſt, — überfiel mich ein Schwindel, und es ward mir zu Muth, wie Einem, der bei hellem Tag am Rande eines Flußes ſteht und den Wiederſchein der Wolken auf dem Waſſerſpiegel erblickend, zurückbebt vor der Tiefe, die ihm bodenlos und unermeßlich däucht.

Kinder, ſo wie Dichter und Liebende, können für die Reize des Mondlichts empfänglich ſeyn: ich wenigſtens war es. Ich ſaß oft vor der Thür, wie feſtgebannt, den Lauf des holden Geſtirns beobachtend, wie es ſich in feierlicher Stille durch den unbewölkten Himmel bewegte. Von Sternen umgeben, ſah dieſe Himmelsleuchte ſo lieblich aus, wie eine Mutter in der Mitte ihrer Söhne und Töchter, die in junger Schönheit lächeln. Ich ſtellte mir das Glück der Weſen vor, denen es geſtattet iſt, unter dieſen glänzenden Sphären umher zu ſchweifen, frohlockend in der Gegenwart ihres Schöpfers, Räume durchfliegend, deren Stille nur durch das ſanfte Wehen himmliſcher Muſik unterbrochen wird. Dort hatte der Geiſt meines kleinen Bruders ſeine Ruheſtätte gefunden, ehe er noch wußte, daß die Waſſer des irdiſchen Lebens bitter ſchmecken, — ehe ihn die Sünde befleckt, oder der Schmerz berührt hatte. Vielleicht eben jetzt blickte er herab von den glänzenden Wohnungen, an welchen mein Auge mit ſo unwiderſtehlicher Sehnſucht hing, — eine Sehnſucht, die das Herz von der Gegenwart abzieht und es auf ein Jenſeits hinweiſt. Alle irdiſche Leidenſchaften waren für den Augenblick in mir erſtorben, — heilige Gefühle, die nicht von dieſer Welt ſind, durchſchauerten meine Seele, — und ich warf einen ſtillen ſchwermüthigen Blick auf das majeſtätiſche Geſtirn, deſſen ſanfte Stralen alles Uebel in mir eingewiegt hatten, und wünſchte beinah zu ſterben. Eine dunkle Wolke, die über der ſchimmernden Oberfläche des Mondes ſchwebte, erinnerte mich, daß auch er dem Wechſel unterworfen ſey, und unter den Geſetzen eines allbeherrſchenden Schickſals ſtehe. Ich erkannte die Thorheit meiner Wünſche, und übergab mein ganzes Weſen Ihm, der ohne Wandel und Schatten iſt, der dem Mond und den Sternen gebietet und den Himmel wie ein Zelt ausgeſpannt hat.

8.

Ich hatte nun drei Jahre unter des Meiſters Obhut geſtanden. Der Grund einer engliſchen Erziehung war bei mir gelegt, und mein Vater beſchloß mich aus der Schule zu nehmen, um einen philologiſchen und hiſtoriſchen Lehrgang mit mir durchzumachen. Als die Stunde der Trennung ſchlug, ſchied ich von meinem würdigen Lehrer in großer Rührung. Er ertheilte mir ſeinen Segen, und ich kehrte mit dem ſtolzen Bewußtſeyn nach Hauſe zurück, meinem Namen keine Schande gemacht zu haben. Meine einſamen Studien gaben mir anfänglich ein Gefühl von Leere; allein die eigenthümliche Stille meines Charakters ließ mich bald die geräuſchvolle Schulſtube vergeſſen. Ich war froh, mich wiederum unter den Augen meiner Mutter beſchäftigen zu können, um ſo mehr, da ſie noch kränkelte, und meine Gegenwart zu ihrer Aufheiterung beitrug. In meiner Schweſter, die ein ſchönes Mädchen zu werden verſprach, fand ich eine liebe Gefährtin, und während ich mit großer Ernſthaftigkeit ihren Lehrſtunden anwohnte, machte ich innerlich Betrachtungen über den Werth geiſtiger Bildung. Meine eigentliche Beſchäftigung war nichts weniger, als unangenehm. Die großen Namen und kühnen Thaten, die in der alten Geſchichte aufgezeichnet ſind, waren mir Quellen des Staunens und Entzückens; und als eine geringe Bekanntſchaft mit dem Latein mir geſtattete, einige Sätze in dieſer Sprache zu bilden, frohlockte ich, als wär ich im Beſitz eines zauberhaften Geheimniſſes, welches mich weit über meines Gleichen erhob. An meinen frühern Gefährten fing ich an den Geſchmack zu verlieren, hörte auf, den Spielplatz zu beſuchen, und zog mich in mein Innres zurück. Ich theilte meine Zeit zwiſchen meinen Büchern, meinen einſamen Gängen, und der Beſorgung eines kleinen Gartens, den ich nach dem Beiſpiel des Fabricius ſelbſt baute.

Eines Abends, als ich über vergangene Zeiten nachdachte, erregte ein ungewöhnliches Hin- und Herrennen im Dorf meine Aufmerkſamkeit. Die Urſache davon war mir, da ich neuerdings wenig ausgekommen, völlig unbekannt. Lichter brannten an den Fenſtern, Flinten wurden nach allen Seiten abgefeuert, und ein Holzſtoß loderte in der Hauptſtraße. Ich erkundigte mich haſtig nach der Veranlaſſung einer mir ſo fremden Erſcheinung;

und es hieß, die Bewohner von Glen-O drückten auf dieſe Art ihre Freude über die Rückkehr des Gutbeſitzers, Sir John Fitz-Maurice, nach einer Abweſenheit von fünf Jahren, aus. Ich beneidete den Mann, deſſen bloße Gegenwart ſo viele Glückliche mache — und würde nicht geglaubt haben, daß auf einer Seite wenigſtens keine aufrichtige Neigung beſtand. Da der Name Fitz-Maurice ſo eng mit der Geſchichte meiner Jugendtage verflochten iſt, ſo fühle ich mich veranlaßt, etwas Näheres über ihn zu berichten.

Es war der Stolz dieſes alten Hauſes, daß es ſeine Abkunft klar und unzweideutig bis zu einem engliſchen Häuptling hinaufführen konnte, Befehlshabers einer Bande kriegeriſcher Abentheurer, die zu der Zeit in Waterford landete, wo der unwürdige Sohn Heinrichs II den Titel König von Ireland erhielt. Die Heldenthaten dieſes großen Ahnherrn, die mir in meiner kindiſchen Einfalt nicht viel beſſer, als das Verfahren eines Räubers und Meuchelmörders erſchienen, verſchafften ihm ein Grundeigenthum in dem Land, das gezwungen war ihn aufzunehmen; — dieſe Thaten wurden von ſeinen Nachkommen als heilige Erinnerungen bewahrt, die ihnen, wie ſie glaubten, ein unbeſtreitbares Vorrecht auf Macht und Anſehen gaben. Ein Sprößling des ſüdlichen

Stammes, in den Norden verſetzt, hatte der gegenwärtigen Familie ihr Daſeyn gegeben. Hugo Fitz-Maurice, der Vater Sir Johns, ein großer Landwirth, der alles auf Geld hielt, war Abgeordneter der Grafſchaft A— im iriſchen Parlament. Immer mit dem Beſtehenden zufrieden, kümmerte er ſich wenig um Staatsangelegenheiten. Seine Beſuche im Haus zeichneten ſich keineswegs durch Regelmäßigkeit aus; wenn er daſſelbe aber mit ſeiner Gegenwart beehrte, war ſein Votum immer paſſiv, ausgenommen wenn landwirthſchaftliche Gegenſtände verhandelt wurden. Eine gutmüthige Nachgiebigkeit gegen gewiſſe miniſterielle Maßregeln, die das Land etwas hart drückten, verſchafften ihm, als Zeichen königlicher Huld, das Diplom eines Baronets. Dieſer neue Titel ſtörte ſein Sparſyſtem ganz und gar nicht. Bis zum Ende ſeines Lebens blieb er ſeiner Leidenſchaft treu. Seine Grundholden mußten bei der ſtrengſten Witterung an der Ausfüllung eines Sumpfes arbeiten, woraus er einen neuen Acker zu gewinnen hoffte. Gewöhnt, ſeine Arbeiter durch ſeine Gegenwart aufzumuntern, deren ſie ihn ſehr gern enthoben hätten, verweilte er an einem Regentag länger, als es klug war, und zog ſich eine Erkältung zu, die ihn ins Grab brachte, — wo er, ſeltſam genug, nur einige Fuß von dem Boden einnahm, der vierzig

Jahre lang ſeine Zeit und Aufmerkſamkeit ausſchließlich in Anſpruch genommen hatte.

Sein Sohn erbte ſeine Reichthümer und Ehrenſtellen mit dem Entſchluß, wie es oft geſchieht, ſeinem Vater ſo unähnlich als möglich zu werden. Er überließ die Verwaltung ſeines Guts einem Geſchäftsmann, dachte an nichts, als eine Rolle im Staat zu ſpielen, wurde Höfling, und gab ſich die größte Mühe, in politiſchen Angelegenheiten etwas zu gelten und mehr als eine Null zu ſeyn. Um ſein Anſehen zu befeſtigen und ſeinen Reichthum zu vergrößern, heirathete er eine Dame, die nahe mit dem edlen Hauſe der Thomond verwandt war. Von ihr hatte er einen Sohn und drei Töchter, wovon Erſterer zu der Zeit, von der ich ſpreche, vierzehn Jahre zählte. Da die Geſundheit des Sir John durch ſeine ununterbrochenen Beſuche im Parlament etwas gelitten hatte, wollte er ſich eine kleine Erholung von den Sorgen des öffentlichen Lebens gönnen. Seine Gattin hielt das milde Clima Italiens für das beſte Kräftigungsmittel nach geiſtigen und körperlichen Anſtrengungen; aber aus Rückſichten der Klugheit zog er einen Beſuch auf ſeinem väterlichen Beſitzthum Glen = O vor. Als erfahrner Staatsmann wußte er nur zu wohl, daß Stellvertreter nicht immer treu das anvertraute Gut verwalten. Er dachte, es würde nichts ſchaden, wenn er den Stand der Dinge dort ein wenig einſähe; überdies war die Lage von Glen-O ſehr geſund, und im Sommer ſogar romantiſch; auch meinte er, nach einer langen Abweſenheit würde ſie ihm und den Seinigen in aller Friſche der Neuheit erſcheinen. Dies waren die Hauptgründe, die den Baronet bewogen, Dublin zu verlaſſen. Er ſagte ſeinen Freunden in der Hauptſtadt Lebewohl und packte ſeine Familie in eine große Reiſekutſche, um an den nördlichen Ufern ſeine Geſundheit zu ſuchen. Die Feier im Dorf, die meine Neugierde ſo ſehr erregt hatte, fand an demſelben Tag ſtatt, wo Sir John Fitz-Maurice die Hallen ſeiner Väter betrat.

Die Gegenwart eines lang fern geweſenen Gutsherrn gibt zu vielen Geſprächen unter ſeinen Grundholden Anlaß. Der Herr iſt nun in ihrer Mitte, und tauſend Vermuthungen über die Urſache ſeines Kommens, die Dauer ſeines Aufenthalts, die Veränderungen, die ſich wohl in ſeinem Haushalt ereignen könnten, vom Verwalter an bis zum Pförtner, werden gewagt. So war es auch, als unſer Gutsherr eintraf. Ich hörte unzählige Geſchichten, die ſeine perſönliche und parlamentariſche Wichtigkeit hervorhoben; und obgleich meine Begriffe von unſrer Volksvertretung ſehr unbeſtimmt waren, erhöhte die geheimnißvolle Hülle, in die meine Einbildungskraft ſeinen Charakter als Staatsmann kleidete, gewißermaßen noch mehr meine Sehnſucht nach dem Anblick des großen Mannes. Selbſt der Klang ſeines Namens hatte eine gewiße Würde, ſein Rang flößte Ehrfurcht ein, und ich hatte die moraliſche Ueberzeugung, daß Einer, der im Rathe der Beherrſcher des Landes ſitzt, eine Seele und eine Geſtalt haben müſſe, die nicht nach gewöhnlichem Maß geformt ſeyen. So war meine Phantaſie an dem Bilde thätig, bis ich mir endlich einen Sir John Fitz-Maurice geſchaffen hatte — den Fürſten der Gutsbeſitzer, den Cicero der Redner, und das Ideal der Baronets.

Ich ſaß an meinem Schreibpult, in eine engliſche Ueberſetzung Plutarchs vertieft, die zu meinem Gebrauch bedeutend abgekürzt war; in einiger Entfernung las mein Vater Calvin's Inſtitutionen, als das lauteſte Klopfen, welches je an unſrer ärmlichen Pforte erſcholl, uns zu Ohren kam. Unſre Studien wurden für den Augenblick durch dieſes Getöſe unterbrochen, und da unſere Dienerſchaft weder zahlreich noch behende war, ging mein Vater mit ungewöhnlich ſchnellen Schritten nach der Thür. Er kam mit einem Fremden zurück, deſſen ganzes Weſen mir ſehr auffiel. Seine Kleidung kam mir zugleich lächerlich und prächtig vor. Ein Uebermaß von Kunſt und Ziererei ſprach ſich darin aus, ſo koſtbar und ſelten auch der Stoff ſeyn mochte. Er war von kleiner Statur, ſchmächtig gebaut, und ſehr von den Blattern gezeichnet. Seine Augenbrauen ſahen aus, als wenn man ſie mit gebranntem Kork hingeſchmiert hätte; unter ihnen blitzten ein Paar ſchwarze, ſehr kleine, aber lebhafte Augen hervor. Seine Stirnmuskeln müſſen von erſtaunlicher Beweglichkeit geweſen ſeyn, denn wenn er die ihn umgebenden Gegenſtände betrachtete, ſchloß er Ein Auge dergeſtalt, daß es wie ein feuriger Punkt erſchien, während das andere offen blieb. Die Züge ſeines Geſichts bildeten ein Ganzes, das auf ſchwache Nerven einen abſchreckenden Eindruck machen mußte. Aber um die Wahrheit zu ſagen, dieſer Mann mit dem unangnehmen Aeußern war kein Anderer, als mein Traumbild — Sir John Fitz-Maurice.

Eine Unterredung entſpann ſich. Ich hoffte, daß wenigſtens Beredſamkeit und Geiſteskraft den Senator bezeichnen würden, da eine angenehme Perſönlichkeit dem Menſchen verſagt war. Obgleich ich in meinen Plutarch vertieft ſchien, merkte ich mir doch jedes Wort, das den Lippen dieſer wichtigen Perſon entfiel.

„Nun, Herr Ferguſon, ich ſehe Sie ſind ein ſpeculirender Mann! — Dieſes Häuschen hat beim Wechſel ſeiner Herren gewonnen.“

„Mein Vorgänger, Sir John, hatte eine zahlreiche Familie zu erhalten; und der Wille und die Macht ſind zwei verſchiedene Dinge. Ich habe nur zwei Kinder und wünſche, natürlicherweiſe, ſolche ſo angenehm wie möglich zu ſtellen. Ueberdies halte ich es für Pflicht, die Grundſtücke zu verbeſſern, damit der Eigenthümer nicht Urſache habe, ſeine Wohlthat zu bereuen.“

„So — ſo — ſo — recht — ganz recht! — Aber à propos, da wir von Kindern ſprechen, fällt mir der Grund meines Beſuchs ein — der Lehrer meines Sohn's hatte eben keine Luſt, die reine Luft von Dublin zu verlaſſen, und ſeine Stelle iſt daher unbeſetzt. Ich höre, daß Sie im Stande ſind, dieſelbe auszufüllen. Wenn Sie das wollen, während wir hier vegetiren, ſo kann ich Ihnen ein gutes Mittageſſen, und einen ſo guten Lohn, als er hatte, verſprechen — was denken Sie davon, Ferguſon?“

Der Baronet ſenkte ſeine beweglichen Augenbrauen, und ein herablaſſendes Lächeln erheiterte ſeine finſtere Miene, da er aus dem Stillſchweigen meines Vaters ſchloß, daß die Verkündigung einer ſo unerwarteten Ehre ihn verſtummen mache.

— „Nun was ſagen Euer Hochwürden zu unſerm Vorſchlag? — nun, heraus, ſchlafen Sie nicht ein.“ —

— „Ihr Vorſchlag, Sir John, würde in vieler Hinſicht ſehr annehmbar ſeyn — aber“ —

— „Was aber?“ ſagte der Baronet, ſeine Brauen hinaufziehend —

— „Aber die Erziehung meines eigenen Sohnes macht es mir unmöglich, den jungen Herrn zu Fort-Maurice zu beſuchen.“

Wie mein Vater dieſe Worte mit ruhigem und feſtem Ton ſprach, ſenkte der Abgeordnete von A — abermals ſeine Augenbrauen, jedoch ſchneller, als zuvor, und heftete ſeinen Blick auf meinen Vater, als zweifle er, ob derſelbe bei Sinnen ſey. Sein forſchendes Auge entdeckte nichts, was ſeine Vermuthung beſtärken konnte. —

„So, Herr Ferguſon? mein Vorſchlag wird abgelehnt? — Ihre Zeit ſcheint zu koſtbar, um ſie an Jemanden zu verſchleudern, der doch gelegentlich ein Haus und Gut verleihen kann — nun?“

„Ich bin weder unempfindlich für das ehrenvolle Zutrauen, das Sie in mich ſetzen, noch undankbar für die freie Pfründe, welche ich als Hirte Ihrer Gemeinde genieße; — doch ich muß es Ihnen wiederholen, Sir John, daß kein noch ſo glänzendes Anerbieten im Stande iſt, mich die väterliche Pflicht, mein Kind ſelbſt zu unterrichten, vergeſſen zu machen. Es iſt dies ein Beruf, den mir die Gebote Gottes und die Stimme der Natur auferlegt haben.“

Hier fand der würdige Baron für gut, ein Liedchen zu trillern, und als er geendigt hatte, knüpfte er die Unterhaltung wieder an.

„Dies vermuthlich,“ — indem er ſein Falkenauge auf mich richtete,— „iſt der gelehrte Jüngling— der vielgeliebte Sohn, deſſen Sie in Ihren mannigfaltigen Antworten zu erwähnen geruhten?“

Mein Vater verbeugte ſich.

„Darf ich mir die Freiheit nehmen zu fragen, was den Gegenſtand Ihrer Betrachtungen ausmacht, oder um in Proſa zu ſprechen, was der junge Herr liest?“ —

„Plutarchs Lebensbeſchreibungen in's Engliſche überſetzt, mein Herr!“ — erwiederte ich bis in die Stirne erröthend.

„Ingenuas didicisse fideliter artes, emollit mores, nec sinit esse feros,“ ſagte Sir John; und meine Verwirrung wahrnehmend, erhielt er ſeine gute Laune wieder, während er ſeine Citation fortſetzte. — „Nun denn, Herr Ferguſon, da der Berg nicht zum Mahomet kommen kann, iſt es billig, daß ſich Mahomet zum Berg begebe. Was halten Sie davon, wenn ich meinen tyro Ihrem felix puer als socium et condiscipulum zugeſellen würde, bis wir ſo glücklich ſind, irgend Jemand aufzufinden, der entweder ſo arm iſt, oder ſo wenig Anſprüche macht, einen Platz an der Tafel von Fort=Maurice nicht zu verſchmähen?"

„Wenn es Ihnen Ernſt iſt, mein Herr, werde ich mich glücklich ſchätzen, Ihren Sohn zu jeder Ihnen beliebigen Stunde aufzunehmen; und ich will die Studien meiner Zöglinge ſo gewiſſenhaft einrichten, daß Jedem das gleiche Maß meiner Zeit und Aufmerkſamkeit zu Theil werden ſoll."

„Es ſey ſo, im Namen Apollo's und der keuſchen Muſen!" — ſagte der Baronet, und mit der Frage an meinen Vater, ob er ſich auf Pferde verſtände, begab er ſich nach der Thür. Einige Minuten ließ er ſich über die Eigenſchaften ſeines Jagdroſſes aus, ſchwang ſich dann darauf, und ſprengte mit einer Eile davon, als ob das Schickſal von Königreichen daran hänge.

„Ach Vater!" rief ich aus, „nie würde ich dieſen Herrn für Sir John Fitz=Maurice, das große Parlamentsglied, gehalten haben?" — Eine ausweichende Antwort von ſeiner Seite zeigte eben keine Neigung die Sache zu erörtern. Stillſchweigend erwog ich den Gegenſtand, und betrachtete mein Phantaſiegemälde von allen Seiten, jedoch umſonſt; — es hatte keinen Zug von dem Original. Ich war ganz verwirrt. Endlich gelangte ich zu dem Schluſſe: daß zu einem großen Mann in unſern Zeiten etwas ganz Anderes gehöre, als meine Philoſophie ausfinden könnte.

9.

Da ich mich ſo ſehr in dem Vater getäuſcht hatte, ſo war ich weit entfernt, mir im Sohn einen angenehmen Gefährten zu verſprechen. Früh den folgenden Morgen kam dieſer, auf einem ſchönen, reich verzierten Pferdchen, gefolgt von einem Bedienten in Livree, der vor der Thür verabſchiedet wurde, und den Befehl erhielt, ſich um vier Uhr wieder einzuſtellen, was ſich ſehr leicht thun ließ, da Fort-Maurice nur wenige Meilen entfernt war. Er grüßte meinen Vater mit ruhiger zwangloſer Miene und ergriff meine Hand mit ſolcher Herzlichkeit, daß er mir plötzlich wie ein alter Bekannter vorkam. Auch hier hatte mir meine thörichte Einbildungskraft einen Streich geſpielt. Wenn der Baronet in ſeiner Perſönlichkeit und ſeinem Charakter meiner überſpannten Vorſtellung nicht entſprochen hatte, ſo übertraf dagegen der Knabe, den ich vor mir ſah, weit das ärmliche Bild, das ich mir von ihm gemacht.

Obgleich in moraliſcher Hinſicht nichts weniger, als ein Ideal, war doch Gerald Fitz-Maurice das liebenswürdigſte Weſen, das ich je geſehen, und wie geſchaffen, alle Herzen zu gewinnen. Er ſtand damals in ſeinem vierzehnten Jahre, und war für ſein Alter ungewöhnlich hohen Wuchſes. Er hatte glänzend ſchwarze Augen, wie ſein Vater, aber ſie waren groß und ſtralten von Wohlwollen. Seine Brauen glichen dunkeln, fein gezeichneten Linien; ſeine Lippen einer geſpaltenen Kirſche. Die Farbe ſeiner Wangen war ſo zart und durchſichtig, daß man glauben ſollte, Roſenblätter ſchimmerten durch ſeine Haut. Sein glänzendes Rabenhaar fiel in reichen Locken auf ſeinen Hals; und ſein Aeußeres hätte ſogar mädchenhaft erſcheinen können, wenn nicht ein kräftiger Bau und eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit, die ihn raſtlos umher trieb, ſeinem ſprechenden Geſicht einen kühneren Ausdruck gegeben hätte.

Es war für Gerald ein Unglück, gleich mir, ein einziger Sohn zu ſeyn. Seine Mutter, eine ſchwache Frau, die herrſchende Thorheit der höhern Stände theilend, betete ihn an und behandelte ihn in ſeiner erſten geiſtigen Entwicklung eher wie ein Spielzeug, als wie ein vernünftiges Weſen. Voll Stolz ſah ſie das ſchöne Geſchöpf umher hüpfen, militäriſch gekleidet, in blauer, mit Silber verzierter Mütze. Das Wiſſen ward ihm in ſehr kleinen Gaben beigebracht, damit ja ſeine Geſundheit und ſein ſchönes Ausſehen nicht darunter leiden möchten. Sein Vater hielt ihn noch für zu jung, um ihn unter ſeine unmittelbare Aufſicht zu nehmen; und Gerald war daher unbedingt ſich ſelbſt überlaſſen. Geſchmeichelt von den Dienſtboten und von ſeinen Eltern vergöttert, vergeudete ſein üppiger Geiſt ſeine Kraft in der Hervorbringung von allerlei Unkraut und wild aufſproſſenden Blumen, deren Glanz und Schimmer dem jungen Beſitzer gleich nutzlos waren.

Wenige, oder keiner dieſer Charakter- und Erziehungsfehler traten hervor, als ich mit dem einnehmenden Jungen bekannt wurde. Er ſchien ganz Gemüth zu ſeyn; ſelbſt die Widerſprüche in unſerem Temperament und in unſrer Sinnesart machten uns einander nur theurer. Unſer Umgang hatte gar nichts Eintöniges; denn unſre Gewohnheiten, Sitten und Begriffe waren ſo verſchieden, als ob wir nicht unter demſelben Himmelsſtrich geboren wären. Gerad dieſe Gegenſätze aber mochten den Einklang unſres Verhältniſſes hervorbringen, gleich wie in der Muſik die Töne verſchiedener Inſtrumente ein Concert bilden. Die mir eigene kunſtloſe Ernſthaftigkeit beluſtigte ihn ſehr; Er erſchien mir dagegen der heitre edelmüthige Held eines Romans. Ich war zaghaft, empfindlich, und krankhaft ängſtlich, Jemand zu beleidigen; er aber kühn, unbekümmert, mit einem Selbſtvertrauen in ſeine Liebenswürdigkeit, das ihn vom Morgen bis zum Abend zu Fehlern und — nutzloſer Reue verleitete. Nachdem ich die Schule verlaſſen hatte, gab ich nach und nach allen Umgang mit meinen Geſpielen auf. Die Zeit war gekommen, wo ich mich nach einem gleichgeſtimmten Freund meines Alters ſehnte, dem ich die Geſchichte meiner Träumereien mittheilen könnte. In Gerald Fitz-Maurice fand ich einen Freund, der Alles übertraf, was ich bis jetzt geſehen und geahnt hatte. Ich zauderte nicht, ihm mein unumſchränktes Vertrauen zu ſchenken. Da er an Jahren, Geburt, Vermögen und Schönheit mir überlegen war, ſchmeichelte die ſtets gleiche Freundlichkeit, mit der er mich behandelte, meinem thörichten Stolz und gewann ihm völlig mein Herz.

Selbſt mein Vater, ſo ſtreng er auch auf ſein Anſehen hielt, konnte ſeinem Zauber nicht ganz widerſtehen. Er erkannte in Gerald die Keime großer Geiſtesgaben, und war daher ſorgfältig bedacht die Thorheiten, die deren Wachsthum hemmten, hinweg zu räumen, — ein nicht geringes Unternehmen! Obgleich ich beinah drei Jahre weniger zählte, war meine Bildung, wenn auch beſchränkter, doch weſenhafter. Um dieſen Mängeln, den

Folgen der Trägheit und des Leichtſinns, abzuhelfen, bemühte ſich mein Vater meine Leiſtungen hervorzuheben, um den Eifer meines gedankenloſen Kameraden zu wecken. Es gab Augenblicke, welche einen glücklichen Erfolg hievon hoffen ließen, — wo das verwöhnte Kind des Glücks im Gefühl ſeiner Schwächen all ſeine Geiſteskräfte aufbot und große Talente entwickelte; aber die Rückkehr nach Fort-Maurice dämpfte immer wieder ſeine Lernbegierde, und der des Morgens gefaßte Entſchluß erlebte ſelten den folgenden Tag. Doch es war unmöglich ihm zu grollen, oder auch nur den Schein des Grolls anzunehmen, denn ſein beweglicher Geiſt ſetzte ihn in den Stand, ſich Jedermann, bei jeder Gelegenheit, angenehm zu machen. Wenn er bloß gefallen wollte, war er bezaubernd, — aber ganz unwiderſtehlich, wenn er ſich eines Fehlers bewußt war, und denſelben wieder gut zu machen ſuchte.

Was uns aber Alle tief betrübte, war der Umſtand, daß man Geralds religiöſe Erziehung unverantwortlich vernachläſſigt hatte. Die glänzenden Seiten, die er zeigte, waren augenſcheinlich mehr launenhafte Ergüſſe einer glücklichen Gemüthsbeſchaffenheit, als das ſichere Ergebniß feſter moraliſcher Grundſätze; — eine kitzliche Sache für meinen Vater. Denn da der Baronet ein Mitglied der engliſchen Kirche, und bloßer Weltmann war; ſo konnte jeder Verſuch, dem Sohn das ächte Chriſtenthum beizubringen, leicht übel ausgelegt werden, und ſeinen Zweck gänzlich verfehlen. Schon in der geiſtigen Beweglichkeit des Knaben an und für ſich lagen Schwierigkeiten genug. Der Paſtor von Glen-O war zwar keiner von Denen, die Himmel und Erde bewegen, um Proſelyten zu machen; aber es ſchmerzte ihn, von einem ſo jungen, ſchönen und blühenden Baum ſo wenig Früchte zu ſehen. Doch gab die Zuneigung des Knaben für mich noch einige Hoffnung. Ich wurde daher angewieſen, die Gedanken meines Mitſchülers jenen heiligen Gegenſtänden zuzuwenden, mit denen ich von früher Kindheit an ſo vertraut war. Durchdrungen von der Wichtigkeit dieſes Auftrags, begann ich mein Tagewerk mit dem Eifer eines jungen Miſſionärs. Ich verſprach mir viel mehr, als mein Vater: — eine völlige Bekehrung. Was war der Erfolg von dieſem Allen? — Die Zukunft wird es lehren.

In kurzer Zeit war Gerald ganz einheimiſch unter uns. Schon den erſten Tag, als der Bediente ihn abzuholen kam, trug er ihm lächelnd viele Empfehlungen an Lady Fitz-Maurice von ihrem gehorſamen Sohn auf, mit der Verſicherung, ſein neuer Lehrer gefalle ihm ſo wohl, daß er den Abend bei ihm zubringen wolle.

Der Diener, den Einfluß ſeines jungen Herrn wohl kennend, that wie ihm befohlen. Gerald blieb daher in unſrer Mitte, und ſeine muntern Einfälle und luſtigen Streiche machten, daß Marie und ich unſern vornehmen und ſchönen Gaſt mit großem Leidweſen ſcheiden ſahen. Seine Mutter ließ ſich ſogar herab, uns einen Beſuch abzuſtatten; wie ich aber ſpäter erfuhr, nur auf das ernſtliche Bitten des guten Jungen, der ſeinen ländlichen Freunden ſo gern alle mögliche Ehre erweiſen wollte. Die Geſundheit meiner armen Mutter war noch immer leidend. Sie erhielt viele Beweiſe von Aufmerkſamkeit aus Fort=Maurice, welche ſie gewiß nicht der freiwilligen Güte ſeiner kalten, übermüthigen Herrin zuſchreiben konnte, deren ganzes Weſen, um es nicht unleidlich zu nennen, wenigſtens das abſtoßendſte war, was ich je geſehen. Wir merkten bald, daß Gerald all dies veranſtaltet hatte, ob er es gleich mit einem Zartgefühl verbarg, das man einem ſo flatterhaften Geſchöpfe kaum hätte zutrauen ſollen; — und ſo konnten wir nicht umhin, ihn zu lieben.

Mein Vater hatte die Gewohnheit, mehrere Predigten des Jahrs ausſchließlich für die Jugend zu halten, die ſich durch ihre Klarheit und Einfachheit auszeichneten. Wenn ſchon überhaupt nicht gewohnt, den dunkeln Pfad der theologiſchen Streitfragen zu betreten, ſuchte er doch bei dieſer Veranlaſſung beſonders deutlich zu ſeyn. Seine Lehren waren dann ſo durchſichtig wie ſein Herz. Eine Predigt dieſer Art ſollte an einem gewiſſen Sabbath gehalten werden. Ich nahm mir ſogleich vor, meinen jungen Freund dazu einzuladen. Es bot ſich dadurch eine ſchöne Gelegenheit dar, den Grund zu dem großen Werk zu legen, das ich mir vorgeſetzt hatte. Ich brachte deßhalb meine Bitte vor. Aber er entſprach meinem Wunſch nicht mit derſelben Bereitwilligkeit wie bei minder wichtigen Dingen. Doch da er ſah, wie ſehr mir die Sache am Herzen lag, willigte er ein, um mich nicht zu kränken. Die Rede wurde in Gerald's Gegenwart gehalten, und nie däuchte mir mein Vater beredter. Seine Beweisgründe waren ſo überzeugend, ſeine Verſprechungen ſo hinreißend, daß ich nicht umhin konnte, meinen Freund triumphirend anzublicken, wenn irgend etwas geſagt wurde das auf ſeine Lage paßte. Zu meinem Erſtaunen und Entzücken ſchien Gerald's Aufmerkſamkeit ganz gefeſſelt. Er zog ſeine Schreibtafel hervor, in die er von Zeit zu Zeit etwas eintrug, als fürchte er, ſolche köſtliche Lehren nicht in ſeinem Gedächtniſſe bewahren zu können. Ich fühlte eine Art von unheiliger Sehnſucht nach dem Ende der Predigt; denn mich verlangte gar ſehr, Zeuge der ſüßen Gefühle meines Freundes zu ſeyn. Der Segen ward geſprochen und die Verſammlung ging aus einander. Gerald und ich waren unter den Erſten, die das Bethaus verließen. Beide wünſchten wir eine Unterredung. Wir gingen auf den Kirchhof, und ſetzten uns auf einen Grabſtein nieder. Ich ſchickte mich an, meinem lieben Neubekehrten den Puls zu fühlen. Ganz erfüllt von der Sache konnte ich kaum zu reden aufhören, und ließ ihn nicht zu Wort kommen. Ich wiederholte haſtig die Hauptpunkte, die am beſten geeignet waren, dem unerleuchteten Gemüth ein Gefühl ſeiner Sündhaftigkeit zu geben. Ich fuhr in meinem Strom fort, keineswegs entmuthigt durch die ſichtbare Neigung zum Gähnen, die ſich auf dem Geſichte meines Hörers ausſprach, und die jedem minder eifrigen Inquiſitor nicht entgangen ſeyn würde. Am Ende, als ich mich ſelbſt und meinen Gegenſtand erſchöpft hatte, bat ich Gerald mir ſeine Noten mitzutheilen.

„Welche Noten?“ fragte er.

„Die Anmerkungen, die ich dich in dein Taſchenbuch eintragen ſah, — die Anmerkungen zur Predigt.“

Er brach in ein lautes Gelächter aus. „Hätteſt du nicht ſo ſchnell geſchwatzt, würde ich dir ſie ſchon längſt gezeigt haben. — Hier ſind ſie.“

Ich ergriff ſie haſtig; aber welche Enttäuſchung! — anſtatt Auszüge der Predigt zu machen, hatte der ungezogene Junge die ganze Verſammlung, meinen Vater ausgenommen, in Carikatur gezeichnet. Der ehrwürdige Meiſter in ſeinem Sabbathsamt und ſeinem alterthümlichen Anzug war ſo gut getroffen, ſo lächerlich und doch ſo ähnlich, daß, hätten meine hochgeſpannten Erwartungen keinen ſolchen Stoß erlitten, ich mich eines Lächelns nicht würde haben erwehren können. Wie die Sachen ſtanden, war ich, nach dem ganzen Mißlingen meines erſten Verſuchs, nicht zum Scherz aufgelegt. Ich war perſönlich gedemüthigt und kaum im Stand die Fragen zu beantworten, die mir den Tag über gemacht wurden.

Jetzt vermag ich eher meine damaligen Empfindungen zu zergliedern; und indem ich die ſchattenhaften Gefühle und Ereigniſſe, die unter dem Gewicht der Jahre begraben liegen, hervorrufe, muß ich beſchämt bekennen, daß ich in den Hoffnungen und Schmerzen, die ich während dieſer Bemühung für Frömmigkeit und Freundſchaft erfuhr, keine geringe Beimiſchung von Eitelkeit entdeckt habe.

10.

Die Wunde, die mir die Gleichgültigkeit Gerald's geſchlagen hatte, heilte bald. Er wußte durch unzählige Erfindungen die Zeit ſo geſchickt zu tödten, daß trotz meines gefaßten Entſchluſſes ihn zu beſſern, es am Ende wahrſcheinlicher war, daß er mich bekehren würde. Er wurde mir immer werther. Ich fand in unſrem geſelligen Kreiſe nichts, was mir die Abweſenheit des muthwilligen Knaben erſetzt hätte. Wenn er uns verließ, wurde ich mürriſch und unfreundlich, und ſaß finſter und ſtill über meinen Aufgaben. Mein häuslicher Anzug, obgleich reinlich und bequem, erſchien mir bettelhaft und armſelig, wenn ich an ſeiner Seite ging. Ich widmete daher meinem ländlichen Putz alle Aufmerkſamkeit; denn es war mir klar, daß die glänzende Erſcheinung meines ſchönen Freundes Vergleichungen veranlaſſen mußte, die meinen Stolz kränkten und meinen Frieden gefährdeten.

Als wir einmal zwei Tage lang nichts von ihm zu ſehen und zu hören bekamen, verſtimmte mich das ſo ſehr, daß ich, — zu meiner Schande ſey es geſagt, — zum erſten Mal in meinem Leben meinen Eltern nicht aus Liebe gehorchte. Wie ich am Morgen des dritten Tags nachdenkend am Fenſter ſaß, bemerkte ich, mit klopfendem Herzen, einen Bedienten in der Livree von Fitz-Maurice ſich dem Hauſe nahen. Er führte das ſchöne Pferdchen ſeines jungen Herrn, geſattelt und gezäumt, an der Hand. Da ging mir eine ſeltſame Hoffnung auf. Vielleicht war ich eingeladen, meinen muntern Gefährten in ſeinem ſtattlichen Schloß zu beſuchen. Es fand ſich, daß ich recht hatte. Lady Fitz-Maurice ſchrieb ein Billet in den gekünſteltſten Ausdrücken herablaſſender Höflichkeit an meinen Vater. Es enthielt die Bitte, mir die Erlaubniß zu geben, einen Monat in ihrem Hauſe zubringen zu dürfen. Sie gab an, daß ihr armer Sohn an einer Erkältung leide, die ihn ſehr verſtimme, und daß er ſich nach dem Umgang ſeines Lieblings ſehne. Krank wie er war, hatte Gerald doch verſucht, folgende Zeilen zu ſchreiben: —

Lieber Walter!

„Komm zu uns; vergiß hic, haec, hoc, für eine Woche oder zwei! Ich habe beim Styx geſchworen, keine Carikaturen mehr zu zeichnen, und will von heut an ſo ernſthaft wie ein Magiſter ſeyn.

Ich ſchicke Dir Roſette in ihrem Sonntagsputz: unterlaſſe ja nicht, unterwegs ihre Lebhaftigkeit auf die Probe zu ſtellen. Sage Marie, daß ich ihr eine kleine Commode für ihre Puppenkleider ſchicken werde — und galoppire ſo ſchnell Du kannſt, zu Deinem, Dich erwartenden

Gerald.“

Nie fürchtete ich meines Vaters nachdenkenden Blick ſo ſehr, als während er überlegte, welche Antwort auf die doppelte Einladung zu geben ſey. Ich bin überzeugt, daß ſie meinen Wünſchen nicht entſprochen haben würde, hätte nicht meine Mutter, die meine Aufregung bemerkte, ſich für mich verwendet. Zitternd vor Freude putzte ich mich, ſo gut es meine kleine Garderobe geſtatten wollte, heraus, ſagte meinen Eltern und meiner Schweſter ein haſtiges, und wie ich jetzt glaube, gefühlloſes Lebewohl — und trabte davon, als ob die Welt mein eigen wäre, von einem buntſcheckigen Bedienten in ehrfurchtsvoller Entfernung gefolgt.

Ich fand meinen jungen Wirth, ängſtlich meiner Ankunft harrend, an dem Thor, das zu ſeines Vaters ſtolzem Sitze führte. Roſette wurde dem Diener überlaſſen, und wir trieben uns bis zur Mittagsſtunde herum. Mein Freund war mir nie ſo ſchön vorgekommen. Seine

Lebensgeiſter, ſtatt gedämpft zu ſeyn, waren wo möglich reger und fröhlicher, als je. Nichts freute ihn mehr, als mein Erſtaunen über die verſchiedenen Gegenſtände, womit der erfinderiſche Geiſt des Reichthums, immer nach Neuheit dürſtend, die Umgebungen geſchmückt hatte. Natur und Kunſt hatten ſich vereinigt, eine Welt von Wundern daraus zu ſchaffen. Ich hätte ſie ewig durchſchwärmen mögen; meine Augen ſchweiften von Ort zu Ort, und von einer Schönheit zur andern, gleich Einem, der in einer großen Bibliothek Unterhaltung ſuchend, das unermeßliche Feld von Büchern durchwandert, und durch ihre Zahl verwirrt, nicht weiß, welches er wählen ſoll.

Der gellende Ton einer Glocke mahnte uns an die Rückkehr. Als wir die Halle betraten, erſchrack ich beinahe über die Größe ihres Anblicks. Die gepuderten Diener, die hin und her rannten, erregten mir Schwindel; und als ich Gerald in den prachtvollen Speiſeſaal folgte, ſchwanden mir faſt die Sinne. Eine große Verſammlung von ſogenannten vornehmen Leuten ſollte die reiche Tafel zieren. Die Einfachheit meines Anzugs mochte ihnen auffallen, denn ſie ſtarrten mich an, als wär ich von Otaheite gekommen. Der erſte Gegenſtand, den ich deutlich in der Maſſe unterſcheiden konnte, waren die beweglichen Brauen von Sir John Fitz-Maurice, und der ſarkaſtiſche Blick ſeiner kleinen ſchwarzen Augen, womit er mich von Kopf zu Fuße maß. Er faßte mich bei der Hand mit ernſter, förmlicher Miene, und ſtellte mich ſeinen Gäſten als den Solon von Glen=O vor. Ich wußte nicht, ob ich über dieſe ſeltſame Einführung lachen oder weinen ſollte. Ein lebhafter Herr mit ſehr weißen Zähnen ſchlug den Namen Lykurg als viel angemeſſener vor, da mein Coſtüm, wie er bemerkte, claſſiſch lakoniſch ſey. Dieſer witzige Einfall erregte ein allgemeines Grinſen, welches die kleine Perſon ermunterte fortzufahren.

„Sagen Sie mir, Sir John, iſt das der gottſelige Jüngling, der voll chriſtlicher Liebe aus Ihrem hoch- und ſtarrſinnigen Sohn einen methodiſtiſchen Kopfhänger machen wollte?“

„Ja, er iſt es,“ erwiederte der Baronet.

„Ich bezweifle, daß der Kämpe hat anbeißen wollen,“ ſagte ein häßlicher alter Sünder, in grünem Jagdfrack und rother Weſte. „Er hat zu viel von dem Blut der O=Brian's in ſich, um ſolchem Gewäſche Gehör zu geben.“

„Um Gottes Willen, Major Macarthy,“ rief Lady Fitz=Maurice, „machen Sie unſern niedern Namen nicht zum Aergerniß der Frommen!“

„Von was iſt die Rede?“ fragte eine leichenhaft ausſehende Dame, deren Gehör durch das Alter gelitten hatte.

„Von nichts, Madame,“ erwiederte die ſtattliche Wirthin mit einem gefälligen Lächeln, — „von nichts, als einer neuen Grille unſres hoffnungsvollen Sohnes.“

Der Ruf zum Eſſen machte, zu meinem großen Troſt, der erhabenen Unterhaltung ein Ende.

Die Tafel war mit allen Leckerbiſſen der Jahreszeit beſetzt, deren Namen und Gebrauch mir größtentheils unbekannt waren. Weine von Frankreich, Portugal und Madeira funkelten in kryſtallnen Gefäßen, um die matten Lebensgeiſter des trägen Schlemmers aufzuregen; und die brennenden Gewürze Indiens fehlten nicht, um die verlorne Eßluſt neu zu ſtacheln. Der Baronet und ſeine erlauchten Gäſte gaben mir eine neue Lehre. Ich erfuhr, daß Eſſen und Trinken ein Hauptgeſchäft des Lebens ſey. Ich hatte einſt einer Berathung der Kirchenälteſten in meines Vaters Hauſe beigewohnt, und die eindringliche Feierlichkeit, mit der damals die Debatte geführt wurde, war mir aufgefallen. In dieſer vornehmen Verſammlung wurden die Regeln der Kochkunſt und die Verdienſte der wichtigen Perſon, des Küchenbeherrſchers, mit gleicher Ernſthaftigkeit und noch größerem Eifer verhandelt. Obgleich hungrig, wagte ich doch kaum zu eſſen, aus Furcht, durch meine bäueriſchen Gewohnheiten mich dem Spott dieſer ausgezeichneten Weſen preis zu geben. Sie waren indeß zu beſchäftigt, um einen Gedanken an ein Geſchöpf meiner Art zu verſchwenden. Gerald wollte aber von keiner Entſchuldigung hören, und zwang mich von Allem zu koſten, was meinen ungeübten Gaumen nur immer kitzeln konnte. Endlich erhoben wir uns von der Tafel, ohne weder den Segen des Himmels über unſer Mahl erfleht, noch für die genoſſenen Wohlthaten gedankt zu haben; — dies war mir etwas ganz Neues und ſchmerzte mich tief.

Schwere Regengüſſe hielten uns im Hauſe zurück. Die Damen entfernten ſich, — den Herren eine treffliche Gelegenheit laſſend, ſich von der unerträglichen Bürde der Vernunft zu befreien, mit welcher die muthwillige Natur beliebt hatte, ſie zu beläſtigen. Gerald, ein Liebling dieſer Auserwählten, blieb unter ihnen, und ich folgte natürlich ſeinem Beiſpiel. Es wurden da Dinge geſagt und gethan, die ich damals nicht verſtand; aber ſie waren von der Art, daß ich ſie jetzt nicht nennen, noch ſie mir ins Gedächtniß zurückrufen möchte. Ein greiſer Schlemmer wünſchte mich mit Wein zu füllen, um das Vergnügen zu haben, den kleinen Pfarrer betrunken zu ſehen. Aller ſtarken Getränke ungewohnt, widerſtand meine einfache Natur. Nach dem zweiten Glas konnte ich nicht mehr trinken. Schon dieſes ſteigerte mich auf einen ungewöhnlichen Grad. Ich lachte, hüpfte, ſchwatzte laut, war ganz wie zu Haus, und beging tauſend Thorheiten. Dies dauerte bis tief in die Nacht, wo wir mit aller Förmlichkeit zu Bett geführt wurden. Gerald und ich ſchliefen in demſelben Gemach. Wir plauderten über die Ereigniſſe des Tags; die Bande der Vertraulichkeit wurden ſo eng, und die Begeiſterung der Freundſchaft ſo groß, daß ich einſchlief, ohne des Gottes — und des Beſchützers zu gedenken, dem meine Andacht gebührte.

Das roſige Licht des wiederkehrenden Morgens fand mich in ſchweren Betrachtungen vertieft. Die unbändige Laune meines leichtfertigen Geſpielen, der mich wegen meiner andächtigen Miene neckte, zwang mich einen Schein von Heiterkeit anzunehmen. Dieſer ging bald in völlige Luſtigkeit über, je mehr das Gefühl der Schuld im Gedränge der Zerſtreuungen verſtummte, womit der junge Erbe von Fort-Maurice die Zeit zu vergeuden wußte. Wir durchſtreiften Gärten, wo die Früchte und Blumen eines ſüdlichen Himmels, der Natur zum Trotz, halb einheimiſch, von der Hand des Ueberfluſſes gepflegt, blühten und reiften. Wir athmeten die kühle Luft der Grotten ein, die wie von Feenfingern geformt zu ſeyn ſchienen, und wo Korallen, Bergkryſtall und die ſeltſamen Muſcheln der fernen See ſchimmerten. Wir ruhten auf einem Lager aus, das auch der Verwöhnteſte nicht verſchmäht haben würde. Der Jasmin, das Geisblatt und die wilde Roſe liehen dem Moos ihren reichen Wohlgeruch. Das Rauſchen des entfernten Waſſerfalls, das die Hügel wiederhallte, ſchmeichelte dem Ohr, wie Töne ferner Muſik. Es war ein Paradies voll ſüßer Genüſſe. Als mich Gerald lachend fragte, ob die Heimath mir je ſo etwas geboten hätte, mußte ich mit Nein antworten.

Nicht weit vom Wohnhauſe war ein See, von einem dunkeln Hain umſchattet. Ein Inſelchen erhob ſich in deſſen Mitte, worauf ein kleiner griechiſcher Tempel ſtand, den Trauerweiden umgaben. Die wilde Ente niſtete im Schilf; und die breiten Blätter der Waſſerlilie erhoben ſich in üppiger Fülle bis an's Ufer. Dort hatte mein Freund einen kleinen Kahn, der ihm viel Vergnügen gewährte: er war zierlich gezimmert, geſchmackvoll bemalt, mit ſeidenen Wimpeln, und mit einem leichten, ſchneeweißen Segel ausgerüſtet. Wenn der junge Beſitzer, im Sommerkleide, das zierliche Fahrzeug mit jugendlicher Gelenkigkeit auf dem klaren Waſſerſpiegel umhertrieb, — in froher Laune den Schwan verfolgend, der ungehalten über dieſe Störung ſchien, mochte die Phantaſie wähnen.

der Genius des Waldes und der Gewäſſer wolle ſich auf einem Gebiet ergötzen, das ihm angehörte. Gerald lehrte meine ungeübte Hand das Ruder führen, und meine ungeſchickten Verſuche als Matroſe entlockten ihm manchen Scherz. Wenn Muſik auf der Inſel erklang, überließen wir das Boot den Wellen, und auf unſre Ruder gelehnt, gaben wir uns dem vollen Genuß der ſüßen Trägheit hin, die ſich beim Sonnenuntergang und der Muſik der Sinne bemächtigt.

Auf einer unſerer Waſſerfahrten geſtand ich zufällig meinem Freund, daß obgleich ſeit Jahren in deſſen Nähe wohnend, ich nie das Meer geſehen hätte. Sogleich brachte er eine Reiſe dahin in Vorſchlag. Fort=Maurice war nicht weit davon entfernt, und die Landſtraße, die dahin führte, gut unterhalten. Weil der Himmel am Tage unſrer Abfahrt drohend ausſah, beſtand Lady Fitz=Maurice darauf, daß wir fahren ſollten. Zur Unterhaltung unterwegs erzählte Gerald verſchiedene Geſchichten von ſeiner Mutter thörichter Liebe zu ihm, wobei er, was ſich freilich für einen Sohn nicht ziemte, ihre Stimme und Manieren höchſt glücklich nachäffte. Als wir den Strand erreicht hatten, ſtiegen wir aus, und begaben uns auf eine nahe Anhöhe, von wo aus wir eine unbeſchränkte Ausſicht auf das Meer hatten.

Es befriedigte nicht ganz die Erwartungen, die ich mir von ſeiner furchtbaren Pracht gemacht; doch mußte ich eingeſtehen, daß es wunderbar — höchſt wunderbar ſey. Es war an dieſem Tag nicht ſtürmiſch, aber bewegt. Die blauen Wogen ſtiegen und fielen gleich dem Schwellen einer unruhigen Menſchenbruſt. Sie brausten und ſchäumten, wie ein feuriges Roß, das gegen ſeinen Willen angetrieben wird. Ich beobachtete den finſtern Lauf der rauſchenden Waſſer, und bedachte, daß ſie ſeit Jahrhunderten daherfluthen, und Jahrhunderte fortfluthen werden. Der Menſch mag in der Beobachtung der Ebbe und Fluth des reichen Oceans ergrauen, doch wird er keine Abnahme in ſeinem eilfertigen Laufe, in ſeiner Kraft entdecken können. Es iſt ein Leviathan,— ein König über alle Stolzen. Doch war etwas Trauriges und Unfreundliches in ſeiner raſtloſen Bewegung. Die Maſſe krauſer, ſchuppiger Wellen ſchien zur Vollziehung eines geheimnißvollen und trüben Schickſals dahin zu eilen. Manche ſchöne Geſtalt hatten ſie in ihrem ſorgloſen Laufe hinweggeſpühlt; und gleich dem Menſchen, manchen Klageruf in der Stunde ihrer ſtürmiſchen und zerſtörenden Triumphe überhört. Ein landwärts ſegelndes Schiff zeigte ſich in der Ferne; ich beklagte das harte Loos des armen Matroſenknaben, der ſein junges Leben auf den Wellen verzehrt, und gezwungen iſt, Schlaf und Schutz in den Armen eines ſo falſchen Freundes zu ſuchen. Wunderbar geſtaltete Seevögel, mit glänzend weißem Gefieder, durchwirbelten die Luft, und ſtießen ihr gellendes Klagegeſchrei aus — meiner erregten Phantaſie däuchten ſie Geiſter geſtrandeter Seefahrer zu ſeyn, die um ihre Gefährten im Abgrund jammerten. Wehmüthig und ſtille wandte ich mich von dem mächtigen Element hinweg, deſſen majeſtätiſche Fläche ſo viele Bilder des Schmerzes in mir hervorrief.

Die Stimme Geralds weckte mich aus meinen Meeresträumen; er wies auf ein romantiſches Eiland hin, das in der Nähe der Küſte lag, wobei er den Wunſch äußerte, daſſelbe an einem ſchönen Tag mit ſeinem Boote zu beſuchen. Es ſah ſo eigenthümlich maleriſch aus, daß ich aufrichtig in ſeine Wünſche einſtimmte.

„Hat dich dieſe Fahrt befriedigt?"

Ich bejahte dieſe Frage.

„Nun ſo laß uns zur Mutter zurückkehren; und ſey verſichert, daß wir in kurzer Zeit einen Ausflug nach dieſer Inſel machen werden."

11.

Der Monat war verfloſſen, und ich kehrte in Geſellſchaft des jungen Fitz-Maurice nach Glen-O zurück. Bis zur Zeit dieſes Beſuches hatte ich nie eine Nacht auſſer dem Hauſe zugebracht; meine Empfindungen, als ich daſſelbe wieder betrat, ſind daher begreiflich genug. Wie dem Gulliver nach ſeiner Reiſe nach Brobdignak, ſchien auch mir ſich Alles verkleinert zu haben. Der Garten war ein winziger Fleck, — die Bäume zwergartig, und unſre Hütte, die mir noch kurz zuvor der Stolz des Dorfes däuchte, hielt ich kaum für eine Bauernwohnung geeignet. Darauf beſchränkten ſich aber keineswegs die Veränderungen, welche wenige Wochen in mir bewirkt hatten. Ich war mir einer Umwandlung meiner Gefühle bewußt, die ich noch ungerner anerkannte. Ich näherte mich der Thür, als ob ſie der Eingang eines Gefängniſſes wäre; ich war ein Miſſethäter, der ſich ſelbſt verdammte; der Muth meiner frühern Unſchuld hatte mich verlaſſen. Statt daß ich ſonſt, im Bewußtſeyn erfüllter Pflicht munter daherhüpfte, drückte mich jetzt das beſchämende Gefühl, die Zeit verſchwendet, — meine natürlichen Beſchützer, wenn nicht undankbar, doch gleichgültig behandelt zu haben, — und dem Glauben meiner Väter, und den Lehren, in welchen ich aufgewachſen, untreu geworden zu ſeyn. Wäre Gerald nicht mit mir geweſen, ſo weiß ich nicht, was ich angefangen hätte; — ſeine Gegenwart ſchützte mich vor mir ſelbſt, und es beruhigte mich, ihn um mich zu haben, damit ſich nicht die ganze Aufmerkſamkeit der Meinigen mir zuwende.

Meine Furcht war augenſcheinlich ungegründet. Marie küßte mich einmal über das andre, — meine Mutter empfing uns mit ihrer gewohnten Güte, — und die Züge meines Vaters waren ſo ſtill und ruhig wie immer. Ich überließ Gerald die Beantwortung aller Fragen und ſchickte mich an, meine Schriften hervorzuholen, als ſuchte ich das Verſäumte durch verdoppelten Fleiß wieder gut zu machen. In meiner Eile und Verwirrung fing ich am Ende des Buchs zu leſen an; und als man mich darauf aufmerkſam machte, wußte ich mir vor Verlegenheit nicht zu helfen. Ungeachtet Geralds Spaßhaftigkeit verfloß mir doch der Tag traurig; — es war etwas Verkehrtes in dem Triebwerk unſres häuslichen Kreiſes; —

der Scherz erſtarb auf den Lippen, — und der Geiſt der Langeweile breitete ſein bleiernes Geſieder über uns Alle aus. Nicht ohne großes Zureden bewog ich meinen Freund über Mittag zu bleiben; denn auch er war abgeſpannt und verſtimmt, und nach einem Mahl, das mir ungewöhnlich einfach vorkam, nahm er Abſchied.

Nachdem er ſich entfernt hatte, ergriff ich ein Buch und begab mich in meine Stube, um weder zu leſen noch zu ſchlafen. Meine Gedanken weilten ſehnſüchtig bei den Freuden von Fort-Maurice; dort allein hatte ich die Süßigkeit des Daſeyns gekoſtet; dort waren mir die Stunden wie auf Schwingen der Sommerflocken entſchwunden; und ſelbſt das ernſte Antlitz der Natur zeigte dort ein Lächeln, um den Menſchen in ihrer Einſamkeit feſt zu halten. „Glücklicher, glücklicher Gerald!“ rief ich aus, „der ſelbſt ſchön, geſchaffen iſt, über Gegenſtände von verwandter Schönheit zu herrſchen.“

Ich warf mich auf's Bett, ſchloß die Augen, um die Gegenwart zu vergeſſen, und in der Vergangenheit zu ſchwelgen. Ich gab mich den Genüſſen der Einbildungskraft ſo lange hin, bis verworrene Begriffe und Bilder, die mein geiſtiges Auge umgaukelten, den nahen Schlummer verkündigten. Ein leiſes Klopfen an der Thüre weckte mich auf. Meine Mutter trat herein. Sie berührte meine Stirn mit ihrer weichen Hand, und fragte ängſtlich nach meinem Befinden. Ich verſicherte ſie ganz wohl zu ſeyn. Sie ſagte mir, daß Thee für mich bereitet ſey, weil ſie denke, daß ich mich in Fort-Maurice daran gewöhnt habe. Ihre Stimme war ſchwach und leiſe, aber voll Liebe. — Mein Herz machte mir Vorwürfe.

Mein Vater war in ſeinem Beruf abweſend. Ich nahm mit größerem Muthe an dem Theetiſch Platz, als ich den ganzen Tag über hatte aufbieten können. Da wurde nichts geſagt oder gethan, das unangenehme Erinnerungen hätte erregen können. Ich fing an mich wieder heimiſch zu fühlen. Unſre Unterhaltung nahm eine anziehende Wendung. Das milde und ſüße Weſen der ſanfteſten der Frauen ſchmeichelte mich zu den alten Eindrücken zurück; — meine Gedanken hörten auf nach den Gärten von Fort-Maurice zu ſchweifen; — ich war endlich fähig dem Blick ihres tiefblauen Auges zu begegnen, ohne, wie der Dieb am Mittag, vor ſeinem Glanz zurück zu beben. War es, daß die längere Abweſenheit, die mir die Gegenſtände in einem neuen Licht zeigte, mich jede Veränderung ſchärfer beobachten ließ; genug, ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß meine Mutter ſchöner und doch ſchwächer ſey, als ſie mir je erſchienen. Es fiel mir auf, daß Schwäche mit dem Schein friſcher Geſundheit beſtehen könne; doch, daß es ſo war, konnte ich mir nicht läugnen. Ihre Bewegungen waren unruhig und mühſam, — ihr Athmen ſchnell und fieberhaft. Es ſtand ein Gefäß mit Blumen vor dem Fenſter; ein Schmerzgefühl ſchien ſich ihrer zu bemächtigen; ſie ſchob die Scheibe mit zitternder Hand zurück, und neigte ihr Haupt über die bunten Geſchöpfe des Gartens, um den flüchtigen Duft einzuathmen. Die röthlichen Stralen des herbſtlichen Himmels waren über Hügel und Thal, über Wald und Flur ausgegoſſen. — Vielleicht liehen ſie ihren Wangen eine glühendere Farbe; denn das roſigſte Blatt, das dort erblühte, erſchien bleich im Vergleich mit dem brennenden Roth unter ihren Augen. Ich zog meinen Stuhl näher und ſetzte mich ihr zur Seite; ſie blickte mich lang und traurig an. Die Hausbibel lag auf dem Geſimſe: ſie hieß mich ihr eine Stelle daraus vorleſen; und täuſcht mich mein Gedächtniß nicht, ſo war es das achte Kapitel der Epiſtel an die Römer. Ich gehorchte. Nachdem ich geendigt hatte, ergriff ſie meine Hand und bat mich, ihr zu verſprechen, dieſe heiligen Offenbarungen des göttlichen Geiſtes zu ehren, wenn ſie einſt nicht mehr um mich ſeyn würde. Ich gelobte es feierlich. „Dann Vater,“ ſagte ſie, „dein Wille geſchehe.“ Nach tiefem

Sinnen verließ ſie langſam das Zimmer. Auf den Blumen, über die ihre zarte Geſtalt ſich geneigt hatte, glänzten Thautropfen, die einer reinern Quelle entquollen waren, als die Waſſer der Erde oder der Luft.

Die Bibel enthielt eine Menge von Bildern, die ich gedankenlos hin und herblätterte. Ich beachtete ſie nicht, weil ich in tiefes Nachdenken verſunken war. Ein beſchriebener Papierſtreifen, der herausfiel, zog meine Aufmerkſamkeit auf ſich; — es war die Handſchrift meiner Mutter; ich habe ihn als ein Heiligthum bis auf dieſen Tag bewahrt. Ich konnte damals ſeinen ſchwermüthigen Inhalt nicht deuten — doch ſeit langer Zeit iſt mir derſelbe kein Geheimniß mehr. Das Original liegt nun vor mir, und indem ich es abſchreibe, wähne ich mich wiederum in unſrer kleinen Stube ſitzend — die Bibel vor mir, an dem Bilde aufgeſchlagen, das das Wiederſehen Jephtha's und ſeiner Tochter darſtellt — die Blumen im Fenſter — die Schnitter auf dem Felde — und meine Mutter von mir hinweggegangen, obgleich nicht, wie jetzt, auf immer.

Es war ein poetiſcher Erguß; — ich bin kein Kenner von Dergleichen; — und weiß nicht ob es, als Gedicht, Verdienſte hat; — doch ſey dem, wie da wolle, ich glaube, daß es einem Sohn, der ſo geliebt wurde, wohl erlaubt ſeyn wird, die Verſe ſeiner Mutter zu wiederholen. Sie folgen hier, Wort für Wort: —

In das Land der ew'gen Sonne,
Wo die Geiſter ſind, die reinen,
In die Hütten ſel'ger Wonne,
Scheid' ich von der Welt mit Sehnen.
Treten mir in's Auge Thränen;
Iſt das auch der Sehnſucht Weinen,
Meinem Gott mich zu vereinen?

Holde Stimmen hör' ich ſchallen:
„Eil', o eile doch zum Feſte!
Sieh' es harren dein die Gäſte
In den licht durchglänzten Hallen.
Höreſt du nicht ſüßes Singen?
Horch! das ſind der Engel Flügel,
Die dich über Thal und Hügel
Eilend im Triumphe bringen
Hin zu ſel'gen Sternenhöhen
Ihrer Heimath; — wirbelnd drehen
Unter dir in weiter Ferne
Sich die Erde, Mond und Sterne.

Wollſt, o Vater! mir vergeben,
Sollt' ich ſchaun mit ſtillem Weinen
Auf Zwei, ſo in Jugend leben;
Und, o herber Schmerz! auf Einen,

Der mit Zagen
Muß noch auf der Erde wandern.
Weh! ſie klagen
Um das Weib, das Mutterherze!
Und die Stimme einer Andern
Bringt nicht Lindrung ihrem Schmerze.
Wenn ich ſchweig' in tiefem Schlummer,
Rufen in der Nacht, der trüben,
Sie der Mutter, die ſie lieben;
Wachen, weinen da in Kummer.

Gott der Liebe! hab' Erbarmen!
Sey ein Hort, wenn ich nun ſcheide,
Wie du mir warſt; — jenen Armen,
Thaue Segen auf ſie nieder!
Weiß ich das, eh' meine Hülle
Kehrt zu ihrem Staube wieder:
O dann eil' ich ohne Leide
Gott! in deiner Himmel Fülle,
Zu der lang' erharrten Freude.

Ich ging nach Durchleſung dieſer Zeilen zu Bette, und demüthigte mich vor dem allmächtigen Weſen, das ich ſo lange vernachläſſigt hatte. Ich faßte viele gute Vorſätze für die Zukunft, und erflehte den Segen über dieſen nächtlichen Schlummer. Doch in mir war noch nicht Alles, wie es hätte ſeyn ſollen; denn mein Gebet ward nicht erhört. Schreckensgeſtalten und unheilige Bilder befleckten den Tempel der Ruhe; mein guter Engel wich ihrer unreinen Nähe und die erſte Dämmerung fand mich raſtlos und unglücklich.

Wir waren nun in der Mitte der Erntezeit, und mein Vater mit Einbringen des Getreides beſchäftigt, das dieſes Jahr ſehr ergiebig ausfiel. Das Wetter war ungewöhnlich milde. Meine Mutter, deren Kräfte ſich neu zu beleben ſchienen, nahm mich öfters auf ihren Spaziergängen durch die benachbarten Fluren mit. Als ſie einſtens über Müdigkeit klagte, führte ich ſie zu dem kunſtloſen Sitz einer abgehauenen Buche. Die Umgebungen waren dazu geeignet, Betrachtungen über die Vergänglichkeit der Außenwelt in der Seele zu wecken; — der Menſch, die goldnen Gaben der Natur emſig einſammelnd, ungewiß, ob er die Früchte ſeines Tagewerks je genießen werde; — die Vögel des Himmels, die ſich in der Gegenwart gütlich thaten, und den morgenden Tag für das Seine ſorgen ließen; — die gelben Blätter der zitternden Eſpe, die zu Tauſenden das dürre Stoppelfeld bedeckten, und den Sterblichen die traurige Lehre der Vergänglichkeit predigten. Meine Mutter, die keine Gelegenheit verſäumte, mir eine Lehre der Weisheit beizubringen, ſprach vom Tod und dem letzten Gericht. Sie ſagte mir, daß nichts Zeitliches eines ernſten Gedankens werth ſey; daß die Freuden und das Treiben dieſer Welt ihr heitres Anſehn im Herbſte des Lebens verlören; daß Jugend, Schönheit und Reichthum, wenn die ernſte Stunde ſchlage, wie ein welkes Blatt verſchwänden. Wie ſie ſo redete, bemerkte ich in der Ferne die Geſtalt Geralds, der über ein benachbartes Feld auf uns zueilte. Es war eigen, daß er gerade jetzt, wie meine Mutter über die Eitelkeit der menſchlichen Glückſeligkeit ſprach, erſcheinen mußte. Ich begrüßte ihn. Er erreichte uns athemlos, glühend von Haſt und Ungeduld.

„Ach Walter,“ rief er, „ich bringe große Neuigkeiten! In einer Woche gehen wir nach Dublin. Heute mußt du mit mir nach Hauſe. Es iſt vielleicht zum letzten Mal, daß wir je wieder dort zuſammen treffen.“

Mein Herz blutete bei dieſer Nachricht; ſie kam ſo ſchnell, ſo unerwartet. Ich ſagte nichts, und blickte meine Mutter bittend an.

Sie erwiederte, daß ſie nichts gegen einen kurzen Beſuch in Fort-Maurice einzuwenden habe, wenn anders mein Vater ſeine Einwilligung dazu geben wolle.

„Wo iſt er?“ fragte Gerald. Ich wies auf die Stelle, wo er mit ſeinen Arbeitern ſtand. Der lebhafte Junge rannte ungeſäumt auf ihn los. Er kam mit leuchtender Miene zurück.

„Komm, Walter; du biſt mein bis Sonntag Morgen! Dein Vater hat zugeſagt, unter der Bedingung, daß du zur Predigt wieder da ſey'ſt. Laß uns gehen, denn wir haben keine Zeit zu verlieren.“

Meine Mutter ging, auf uns Beide geſtützt, dem Hauſe zu. Bald war ich reiſefertig, und machte mich in dem Glauben auf den Weg, eine heilige Pflicht der Freundſchaft zu erfüllen. Ich küßte meine theure Mutter beim Scheiden, und ſie begleitete ihr Lebewohl mit einem Segen. Wie glücklich bin ich jetzt, daß ſie es that.

Dies geſchah im Monat September an einem Freitag um zwölf Uhr. Kann ich dies je vergeſſen? — Nie, bis zu meiner Sterbeſtunde, nie!

12.

Als wir auf dem Weg hinſchlenderten, vertrieb mir mein Gefährte die Zeit durch eine lebhafte Schilderung der Hauptſtadt, und ihrer reizenden Umgebungen. Die Straßen, das Theater, der Park, das Parlament, der Pallaſt des Vicekönigs wurden von ihm geprieſen. Er entwarf die romantiſche Schönheit des Meerbuſens von Dublin mit den warmen Farben eines arabiſchen Märchens. Er ſchilderte mit Wahrheit und Pracht, wie ein Maler, die ſchönen Thäler der Wicklowberge, die zur Seite ihrer finſtern Genoſſen ruhen, gleich zarten Mädchen, rauhen Kriegern angetraut, — und ſchloß ſeine Beſchreibung mit dem gutmüthigen Wunſch, daß es ihm einſt vergönnt ſeyn möge, mir dieſe Wunder zu zeigen.

Zu meiner großen Zufriedenheit waren keine Gäſte zu Fort=Maurice, und wir gaben uns unſern Beluſtigungen zwanglos hin. Gegen Abend hieß mich Gerald an den See gehen, wo er in einer halben Stunde mich zu treffen verſprach. Ich that ſo, aber die doppelte Zeit verſtrich, bis er kam. Ich machte einige alberne Scherze über ſein Ausbleiben, er gab aber keine Antwort, ſondern ſprang ins Boot, und winkte mir zu folgen. Mit Blitzesſchnelle ſtieß er vom Ufer, warf dann die Ruder hinweg und überließ den Kahn den Wellen. Die ſeid'nen Wimpel die in den Lüften ſpielten, beobachtete er einige Augenblicke mit bitterem Lächeln, riß ſie dann herunter, zerſchnitt ſie mit ſeinem Meſſer und ſtreute die Lappen auf die kräuſelnden Wellen. Er zerſtampfte das ſchneeige Segel, etwas zwiſchen den Zähnen murmelnd, das wie ein Fluch klang. Es wurde mir recht bange. Seine regelmäßigen Züge verzerrten ſich auf eine ſchauderhafte Weiſe. Ich fürchtete für ſeinen Verſtand, denn nie hatte ich etwas Aehnliches geſehen. Ich legte meine Hand auf ſeine Schulter.

„Was iſt dir, Gerald?“

„„Nichts, nichts; — laß mich in Ruh — ““

„Nicht eher, als bis ich weiß, was dir fehlt. Du wirſt doch nicht böſe auf mich ſeyn?“

„„Nicht auf dich! nein, nein, nein — nicht auf dich Walter; — nicht auf dich.““

„Auf Wen denn, liebſter Gerald?“

„„Frage mich jetzt nicht; — du ſollſt nachher Alles erfahren.““

Ich ſchwieg, bis ſeine Heftigkeit ſich gelegt hatte. Er erklärte mir dann die Urſache dieſer fürchterlichen Aufregung. Seitdem wir das Meer mit einander geſehen, war ſein einziger Gedanke jene Inſel, die er mit mir zu beſuchen verſprochen. Schon hatte er einen heimlichen Ausflug nach dem Strande gemacht und von einem Fiſcher ein kleines Boot zu dieſem Behufe gemiethet. Den morgenden Tag ſollte das Vorhaben ausgeführt werden, und dieſen Abend hatte er ſeine Mutter um Erlaubniß dazu gebeten. Die abſchlägige Antwort, die er erhielt, war die Veranlaſſung des Wuthanfalls, den ich ſo eben mit angeſehen. Voll mütterlicher Beſorgniß hatte Lady Fitz-Maurice mit ihrem Gatten von der Sache geſprochen, der ſofort Gerald einen ſtrengen Verweis gab, und ihm einſchärfte, ſich nie mehr ſo etwas einfallen zu laſſen. „Aber ich werde dennoch gehen,“ rief Gerald, auf ſeine Purpurlippe beißend, „und wäre ſie zehnmal unſ're Mutter!“

Den andern Tag war jede Spur von Leidenſchaft aus ſeinem Geſichte verſchwunden, das wieder dem klaren tropiſchen Himmel nach einem Sturm glich. Beim Frühſtück ſchwatzte er unaufhörlich und war mehr als gewöhnlich zuvorkommend gegen ſeine Mutter, die ihn mit tauſend Liebesnamen überhäufte. Jede Anſpielung auf den letzten Vorfall wurde ſorgfältig vermieden. Er bat demüthig um Erlaubniß, mich Sonntag früh nach Hauſe geleiten zu dürfen, um das anvertraute Pfand meinem Vater ſelbſt zu übergeben. Dies wurde ihm gern geſtattet und zum Erſatz für das vergangene Leiden erlaubte ihm Lady Fitz-Maurice den ganzen Tag bei uns verweilen zu dürfen.

Sonntag Morgens um vier Uhr wurde ich von Jemand geweckt, der mir Waſſer in's Geſicht ſpritzte. Es war Gerald, der ſchon angekleidet vor mir ſtand und mich ſeinem Beiſpiele folgen hieß, ohne mir Zeit zum Fragen zu laſſen. Wir ſchlichen mit Vorſicht die Treppe hinab, um die Familie nicht zu ſtören. Ein Diener erwartete uns im Hofe. Er führte meinem Freund ein völlig gezäumtes Pferd vor, worauf dieſer ſich ſchwang, und ich, als minder geübter Reiter, folgte ihm auf Roſetten. Wir ſchlugen einen Nebenpfad ein, und ritten ſchnell vorwärts bis wir auf die Landſtraße kamen. Mein Begleiter nahm eine andere Richtung, als die nach Glen-O. Ich rief ihm zu, weil ich dachte, er habe im Morgennebel den rechten Weg verfehlt: „Du irrſt dich, Gerald! wir ſollten uns rechts wenden.“

Er ritt auf mich zu. „Es geht nicht nach Glen-O, Walter; das heißt, nicht ſogleich.“

„„Wohin geht es denn?““

„Nur nach dem Meeresufer, um ein wenig das liebe Inſelchen anzublicken, da es uns nicht geſtattet iſt, ſeinen Boden zu betreten. Mich dünkt, es wird doch keine Sünde ſeyn, eine Stunde längs dem Ufer hin zu ſpazieren. Wir können lange vor der Zeit zurückkehren, bis deine Gegenwart in der Gemeinſchaft der Frommen erforderlich iſt.“

So verändert ich auch war, mißfiel mir doch der ſpöttiſche Schluß ſeiner Rede; da mir aber ſein Vorſchlag eben nicht unrecht däuchte, weigerte ich mich nicht, ihn zu begleiten.

Wir übergaben unſere Pferde einem Fiſcher, der unſerer zu warten ſchien, und trieben uns bis zum Sonnenaufgang am Strand umher: die See leuchtete wie ein Stahlſpiegel, das tiefe Blau des Himmels auf ihrer glatten Fläche zurückwerfend. Die zahlloſen Kieſel, die unſern Pfad beſtreuten, ſchimmerten wie Edelſteine; und der täuſchende Einfluß von Sonnenlicht und Ferne lieh dem einſamen Eiland tauſend zauberiſche Farben, ſo daß es einer lächelnden Heimath über dem Abgrund glich, einer Ruheſtätte für den Pilgrim des Oceans.

Am Ufer lagen eine Menge Boote vor Anker. Eines darunter fiel uns beſonders auf. Ein feſtes tüchtiges Ding, das bequem vier Perſonen faſſen konnte. Gerald ſchlug vor, ein wenig in die See zu ſtechen, um unſer Frühſtück am Bord einzunehmen, da er Vorräthe mitgebracht habe. Ich erwähnte der Heimkehr; er aber meinte, daß wir Zeit genug vor uns hätten. Ich vermochte der Verſuchung nicht zu widerſtehen. Wir fuhren demgemäß vom Land ab. Mein Gefährte war ſo geſteigert, daß er das gefällige Anerbieten das Fiſchers, ihm das Schiff lenken zu helfen, hartnäckig ausſchlug.

Ich bin verſichert, daß das Ganze eine von Gerald vorher abgemachte Sache war. Kaum ausgelaufen, ruderte er unaufhaltſam der Inſel zu; und troß meiner ſchwachen Vorſtellungen, fanden wir uns nach Verlauf einer Stunde in ihrer Nähe. Mein Freund ſtieß einen Freudenſchrei aus, als er auf den felſigen Landungsplatz ſprang, und hieß mich an dem erſehnten Ort triumphirend willkommen. Wie ich mich dort umſah, fand ich meine Erwartungen getäuſcht und wenig Urſache zu ſolchem Jubel. Das Eiland hatte ein wüſtes und ödes Anſehen. Es war eine mächtige Felſenmaſſe, dürftig mit Seegras und verſengten Kräutern bewachſen; nur hie und da zeigte ſich ein abgeſtorbener Strauch. Was uns in der Ferne ſo lieblich geſchienen, war nur ein Blendwerk, falſch und flüchtig, gleich den glänzenden Geſtalten, mit welchen die

Hoffnung des jungen Herzens die Wüſte des Lebens bevölkert.

Wir waren ſehr hungrig, da die friſche Seeluft unſere Eßluſt geſchärft hatte. Es war eine eigene Empfindung, die man nicht unangenehm nennen konnte, als wir unſer einſames Mahl in einer Felſenſpalte verzehrten. Für Gerald muß das Wilde und Oede einen beſondern Reiz gehabt haben, denn er fühlte ſich unausſprechlich glücklich in dieſer neuen Umgebung. Als ich ihm die Nothwendigkeit unſrer Rückkehr vorſtellte, belachte er meine frommen Schrecknisse, wie er ſie nannte; und von Klippe zu Klippe hüpfend, ergötzte er ſich, die Seevögel aus ihren Schlupfwinkeln aufzujagen und Kieſel in die ruhige See zu werfen. Plötzlich wurden zwei Fiſcherboote ſichtbar, die ſich der Inſel näherten. Sie waren mit Leuten der niedern Claſſen beſetzt, die den Sabbath als einen zur Luſtbarkeit und unheiligen Zeitvertreiben aller Art beſtimmten Tag betrachten. Ein Theil derſelben ſtieg ans Ufer und fing ſogleich ein Gelage an, da ſie einen Vorrath berauſchender Getränke bei ſich hatten. Die Uebrigen machten ſich ans Fiſchen, und trotz meinen Warnungen geſellte ſich mein Gefährte zu ihnen.

„Vergiß nicht, daß du dein Wort gegeben haſt, Gerald.“

„„Deſto beſſer, Walter, ſo wird das deinige nicht gebrochen!““

Dies war die einzige Antwort, die ich erhalten konnte. Ich überließ es nun der Geſellſchaft, Gerald's Muth zu bewundern, und zog mich auf einen ſchützenden, abgelegenen Felſen zurück, der ſich auf einer mächtigen, über die Wellen hervorragenden Klippe erhob. Von dort aus beluſtigte ich mich eine Zeit lang mit dem wechſelnden Anblick der See und der Ufer. Doch bald ermüdet von der Einförmigkeit der Erſcheinung verſank ich in ſchmerzliches Nachdenken. War es angemeſſen, mich an einem ſolchen Tag an einem ſolchen Ort zu befinden? — Ich wagte keine Antwort. Eine Stimme von der wüſten Inſel ſchien mich anzuklagen, mich mit Gerald verbunden zu haben, um unſern Eltern zu widerſtreben, und der heiligen Feierlichkeit einer göttlichen Einrichtung zu ſpotten. Wir waren Sabbathſchänder;— Sabbathſchänder! — welcher Name für den Sohn meines Vaters. Mir ſchauderte gleich dem Nachtwandler, der ſeine Augen am Rand eines fürchterlichen Abgrundes öffnet. War dies der Lohn für die treue Liebe, die meine Kindheit gepflegt, und über meine Jugend gewacht hatte? War dies der Tribut des Dankes, der einem gütigen und barmherzigen Gott gebührte? O nein! Kalter Angſtthau netzte meine

Stirn. Ich ging wankenden Schrittes, meinen Genoſſen aufzuſuchen, feſt entſchloſſen, um keinen Preis länger an dieſem unheiligen Orte zu verweilen. Die Fiſcher waren ſo eben zurückgekehrt. Ihre Freunde hatten ein Feuer angezündet, um welches ſie ſich verſammelten, aus ihrem Fang ein Mahl zu bereiten. Ich erklärte Gerald mit Feſtigkeit, daß hier meines Bleibens nicht länger ſeyn könne. Er ſagte mir, er friere und hungere, ich möchte mich deßwegen noch eine halbe Stunde gedulden, dann wolle er abfahren. Ich gab nach, ſchlug aber aus, der Feſtlichkeit beizuwohnen. Mein Freund war geräuſchvoll munter. Dieſe rohen Leute ſchmeichelten ſeiner Eitelkeit, indem ſie ſeine Geſchicklichkeit im Rudern prieſen. Vergeſſend, was er ſich ſelbſt, dem heiligen Tag und der gewöhnlichen Sitte ſchuldig ſey, ſang er weltliche Lieder, ſchwatzte thörichtes Zeug und ließ ſich bereden Brantwein zu trinken, als Mittel gegen die feuchte Seeluft.

Welcher Wechſel war in meinen Empfindungen vorgegangen, als wir von der Inſel abſegelten, nach der ich in der Morgenſtunde mit ſolchem Entzücken geblickt hatte! Ich fror, und fühlte mich ſehr unbehaglich. Die Wolken waren vom tiefſten Grau, — und die See unruhig. Die Ebbe hatte zwar begonnen, doch wehte ein ſcharfer Wind. Mit Gerald war es nicht ganz richtig. Wenn wir gemeinſchaftlich ruderten, hielt er keinen Tact; und wenn er darauf beſtand beide Ruder zu gebrauchen, wurden wir vom Wind hin und her geſchaukelt. Noch ſchmähte er bald über das Wetter, bald über das Schiff, als wir einen Theil der Fiſchergeſellſchaft entdeckten, die alles anwandte um uns einzuholen. Sein Stolz faßte Feuer. Er ſchwur, daß ſo lang noch ein Stück Segeltuch übrig ſey, ſie das Ufer nicht vor ihm erreichen ſollten. Er zog alle unſere Segel auf und wir flogen luſtig im Winde dahin. Dennoch hatten unſre Nebenbuhler den Vorſprung. Ihr Boot war augenſcheinlich beſſer geführt, denn es war viel ſchwerer beladen, als das unſrige. Gerald kam außer ſich. Er hieß mich die Ruder auf den Schooß nehmen, während er die Segel einrichten wolle. Ich that ſo. Er warf den Hut ab und ſeine ſchlanke Geſtalt dehnte ſich zu ihrer ganzen Höhe aus. Noch glaube ich dieſelbe in all ihrer Schönheit vor mir zu ſehen — die langen Locken ſeiner dunkeln Haare wehten im Wind. Er ergriff das Tau —

„Das iſt ein langer Zug — ein ſtarker Zug; — der Teufel iſt im Spiel, wenn wir ſie jetzt nicht überſegeln.“

Ich hörte nichts mehr. Ein Windſtoß faßte die Segel, — und plötzlich wurden wir in die See geſchleudert. Dem Ruder verdankte ich das Leben. In der Todesangſt klammerte ich mich an daſſelbe feſt. Jahrhunderte ſchienen über mich hinzurollen, als mich die Wogen forttrieben. Der Meeresſchaum ſchlug mir ins Geſicht. Ich hörte den Donner von tauſend Waſſerfällen, aber konnte nichts ſehen. In dieſem Augenblick fühlte ich weder Furcht noch Hoffnung, — der Inſtinkt allein lebte noch in mir. Die Natur war endlich erſchöpft. Ich konnte es nicht länger aushalten. Das Ruder entglitt meinen erſtarrten Händen. Was dieſem Moment des Schreckens folgte, weiß ich nicht.

Ich erfuhr ſpäter, daß die Leute, wie ſie von der Inſel aus die ungleiche Bewegung des Fahrzeugs bemerkt hatten, zu unſerer Hülfe herbeigeeilt waren. Sie erreichten uns einige Minuten nachdem das Boot umgeſchlagen hatte. Es gelang ihnen mich aufzufangen, obgleich ohne Zeichen des Lebens. Ein Bote wurde an die beiderſeitigen Eltern abgeſchickt, während man Allem aufbot, um mich wieder ins Leben zu rufen. Der Athem war zurückgekehrt, aber man trug mich ſchwer krank, in gänzlicher Bewußtloſigkeit, nach Hauſe.

Gerald! am Abend meiner Tage, wo das Andenken vergangener Schmerzen erbleicht iſt — ſelbſt jetzt möcht' ich, wenn es möglich wäre, dein herbes Geſchick mit Stillſchweigen übergehen. Die ſchöne bewegliche Geſtalt, das Entzücken deiner zärtlichen Mutter, ſollte nie wieder ihr erwartendes Auge erfreuen. Sie mochte von ihren hohen Fenſtern herab noch ſo lang nach ihrem Liebling ſchauen, der ſonſt wie ein junges Reh auf dem Raſen hüpfte, und auf ihren Ruf hörte — er kam nicht wieder. Du warſt dahin — dahin — auf immer dahin. Der Baum deines ſtolzen Geſchlechtes war ſeiner lieblichſten Blüthe beraubt; — deines Vaters fürſtliches Vermögen mußte einen Fremden bereichern. Warum iſt noch ein leerer Platz in der Gruſt deiner Väter? Er iſt fortan ohne Bedeutung. Der Gaſt für den er beſtimmt war, wird ihn niemals einnehmen. Raſtlos im Leben erhielt Gerald noch im Tod ein bewegtes Grab. In den Fluthen wurde ihm gebettet — in den wilden, wüſten, wandernden Fluthen.

Man ſah den unglücklichen Knaben kurz nach dem traurigen Vorfall einige Augenblicke auf der Oberfläche treiben. Man bot alle Mühe auf ihn zu erreichen, aber es war zu ſpät. Er wurde von den Wogen der ebbenden See hinweggeſpühlt. Der bleiche Sohn des armen Pfarrers von Glen-O ward erhalten. Der blühende Erbe des Hauſes der Fitz-Maurice war auf immer verloren.

13.

„Ich kann es kaum glauben! iſt es möglich, daß ich wieder in der Heimath bin? in meiner lieben Heimath, nach ſo langer, langer, leidensvoller Nacht! Noch haben meine Lippen den Geſchmack der ſalzigen See! Es iſt nicht zu verwundern, daß dieſer arme Körper ſich ſchwach fühlt. — Mancher ſtarke Mann ging in dieſem Sturm unter. Noch hallt ihr Todesruf in meinem Ohr. O, es war ſchrecklich anzuſehen. — Ich möchte um keinen Preis ein Seefahrer ſeyn! — Wie die greulichen Ungeheuer der Tiefe nach ihnen ſchnappen. — Ach, Gott erbarme dich ihrer, das iſt ein ſchreckliches Geſchick!“ —

„Rede, Gerald! — du haſt genug geſchlafen. — Dieß wird dir die holden Roſen deiner Wangen rauben. — Sag deine Gebete, Knabe; wunderbar iſt unſere Rettung. — Sieh, ſie haben uns in Ein Bett gelegt, damit wir uns wärmen ſollen. — Wir hatten es nöthig! — Gerald! — Gerald! — Gerald! — Warum gibſt du keine Antwort?“ —

„„Liege ſtill, Kind, und beruhige dich; du biſt zu ſchwach um aufzuſtehen.““

„Du haſt recht, alte Frau; aber wo iſt Gerald?“

„„Der Arzt wird ſogleich hier ſeyn und dir Alles ſagen.““

„Nun ſo will ich meine Augen ſchließen, bis er kommt. — Guten Morgen, Herr! — ich habe Sie bei meiner Mutter geſehen. — Warum iſt ſie nicht da? — Ich habe ihr viel zu erzählen. — Ich erinnere mich, daß ſie uns die Thür im Nachtgewand öffnete. — Wir ſtörten ſie auf, aber Sie wiſſen ja, daß wir es nicht ändern konnten. — Laſſet ſie in Ruhe. — Sie kränkelt und braucht Ruhe. — Aber wo iſt Gerald?“

„„Gerald iſt heimgegangen.““

„So, zu ſeinem Vater. — Daran dachte ich nicht. — Sie werden froh ſeyn ihn zu ſehen. — Iſt es Zeit aufzuſtehen, Doktor?“

„„Noch nicht, mein Lieber. — Trinke dieß. — Es wird dir den Salzgeſchmack nehmen.““

„Wird es das; — nun ſo will ich ſchlucken. — O, Doktor, wenn Sie den Sturm geſehen hätten!“

Den folgenden Tag kehrte die Vernunft völlig zurück, und mit ihr das Bewußtſeyn meines Elends. Der Geſang des Rothkehlchens über meinem Fenſter weckte mich.

Seine einfachen Töne regten tauſend Erinnerungen in mir auf. Was ich einſt geweſen, und was ich jetzt war, ſtand mir vor der Seele. Der Gegenſatz war höchſt ſchmerzlich. Ich erkannte die Züge meiner Wärterin und nannte ſie bei Namen. Sie ſchien erſtaunt und erfreut — „Wie lang bin ich gelegen, Martha?“

„Das iſt der ſechzehnte Tag und ich dachte nicht, daß du ihn erleben würdeſt; aber die Gnade des Herrn war groß.“

„„Ja gewiß. Betrüge mich jetzt nicht. — Iſt nicht Gerald Fitz=Maurice todt?““

Die alte Frau blickte mich feſt an. Sie ſah, daß ich auf Alles gefaßt war. — „Ja,“ ſagte ſie, „er iſt todt.“

„„Was macht meine Mutter? — Warum iſt ſie nicht bei mir?““ —

„Sie iſt krank und darf ihr Zimmer nicht verlaſſen.“

„„Das iſt kein Wunder, — kein Wunder. — Ich weiß wer daran ſchuld iſt. — Martha, — Martha, — ich bin ein gottloſer Sohn geweſen! — Aber mein Vater und Marie?““ —

„Marie iſt beim Pächter Williamſon. — Der Vater beſucht dich ſtündlich. — Du kannſt ihn bald erwarten.“

„„Bald! und wann? — Ich möchte ihn nicht jetzt ſehen — nicht gerade jetzt, liebe Martha.““

„Da kommt er!" rief ſie; und er trat herein.

Ich hatte keine Zeit mein Geſicht zu verhüllen, und mußte meinen Vater anblicken. Er hatte augenſcheinlich ſein volles Maß von den Leiden dieſer ſchrecklichen Tage empfangen. Vom Kummer tief gebeugt, ſchien er doch mehr Schmerz für Andere, als um ſich ſelbſt gefühlt zu haben. Nie hatte er mir gleiche Zärtlichkeit gezeigt, als jetzt, wo ich vor ihm zitterte, — ich, ein Theilhaber an ſo großer Sünde. Er legte ſeinen Arm unter mein Haupt, und richtete mich auf, damit ich freier athmen könne. Er ſprach Worte des Troſtes und der Ermuthigung. Er prieß den Gott der Gnade und der Barmherzigkeit, der ihm ſeinen lieben, obwohl irrenden Sohn wieder geſchenkt habe. Er hoffte, daß die Prüfung, mit der Er uns heimgeſucht, ſich zu unſerm Nutzen und Segen geſtalten werde.

„Sey gutes Muths, Walter. — Welchen der Herr lieb hat, den züchtiget er; er züchtiget aber einen jeglichen Sohn, den er aufnimmt."

Ich konnte meine Gefühle nicht länger zurückhalten. Ich warf mich an ſein Herz und rief mit dem verlornen Sohn aus: — „Vater, ich have geſündiget, an dem Himmel und vor dir, und bin hinfort nicht mehr werth, daß ich dein Sohn heiße!" — Nachdem ich mich vor ihm gedemüthigt, fühlte ich mich ſehr, ſehr erleichtert.

Auf dem Krankenlager hatte ich jetzt Muße, über die Vergangenheit nachzudenken. Die Schuppen fielen mir von den Augen. Ich ſah klar, was niedere Luſt und elende Eitelkeit aus den guten Grundſätzen und Gewohnheiten meiner Jugend gemacht hatten. Bis zur Stunde, wo ich mich in die Zerſtreuungen von Fort-Maurice warf, war ich glücklich. In dieſer Stunde verließ mich mein Schutzengel. Ein ſtolzer, undankbarer, ſinnlicher Dämon nahm ſeine Stelle ein. Friede und Herzensreinheit entflohen mit einander. Ich hörte auf vom klaren Waſſer fleckenloſer Freude zu trinken; Unmäßigkeit reichte mir ihren widerlichen Becher voll Schlamm und Wein. Der Stolz hatte den Trank gemiſcht, und Thorheit ſchüttete ihn hinunter. Gedanken und Empfindungen, ſo trüb als die verderbliche Miſchung, vertrieben die tröſtende Ruhe gewiſſenhafter Redlichkeit. Ich war nah daran, ein verlorner und verderbter Knabe zu werden — ein falſches, verlaſſenes Ding, falſch gegen meine Eltern und ihre Gebote, verlaſſen von Gott und meinem beſſern Selbſt. Ich flehte zum Herrn von ganzer Seele, mir zu vergeben und mich nicht zu verwerfen in ſeinem großen Zorn. Ich ſuchte den Beiſtand des heiligen Geiſtes, daß er mir Kraft gäbe zur Haltung des feierlichen Gelübdes, nie mehr ſo zu handeln. Dieſes Gelübde wurde bekräftigt — ſchrecklich bekräftigt. — Der Tod war ſein Zeuge, und ein gebrochenes Herz das Siegel.

Ehe ich ganz hergeſtellt war, wollte mir mein ſorglicher, liebevoller Vater nicht geſtatten das Zimmer zu verlaſſen. Ich wurde ſehr unruhig wegen meiner Mutter, von der mir Martha ſagte, ſie ſey noch immer krank. Am Tag meiner Freilaſſung ſehnte ich mich ungeduldig ſie zu ſehen. Die alte Frau widerſetzte ſich dieſem Wunſch. Sie gab an, daß meine Mutter, jetzt noch ſehr geſchwächt, durch meinen Anblick erſchüttert werden könnte. Obgleich mein Vater ihre Behauptung nicht bekräftigte, war ſie mir doch genügend. Nichts konnte mich bewegen, mich bei der Mutter einzudrängen, wenn auch nur ihr kleiner Finger dadurch verletzt worden wäre. Als der Abend hereinbrach, wickelte ich mich in meinen Mantel, und ſtahl mich leiſe hinweg, um zu trauern und zu ſinnen.

Ich ſchlug den Fußpfad ein, der zu der Schule und dem Bethaus führte. Hier verſtummte das Geräuſch des Dorfes. Ringsherum war Alles ſtill. Ich hörte nichts, als das fieberhafte Klopfen meines Herzens. Der ſanfte mütterliche Hauch des Abends wirkte wohlthätig auf meine gedrückten Sinne. Es umwehte wie der Duft des Balſams Stirn und Schläfe. Der Gram ſeufzte ſich zur Ruhe, und Thränen, mehr ſüß, als bitter, entſtrömten meinen Augen.

Ich fand mich plötzlich, ohne zu wiſſen wie ich dahin gekommen, an einen wilden Pflaumenbaum gelehnt, der auf unſrem Begräbnißplatz ſtand. Ich liebte dieſen Fleck. Eine hohe dichte Hecke, die ihn rings umgab, ſchloß ihn von den Feldern ab, und entzog den dort Weilenden aller Beobachtung. Mein Name, der in den Stamm des alten Baumes eingegraben war, erinnerte mich an frühere, glücklichere Zeiten. Ich ſchlang den rechten Arm um ihn, und drückte meine bleichen Wangen an den grauen Stamm. Gerad zu meinen Füßen erhob ſich ein friſcher Grabeshügel. Wie ich mich ſo gramvoll und trauernd darüber hinneigte, hätt' ich den Genius der Erinnerung vorſtellen können, der am Grab der Liebe weint. Da hörte ich nahende Tritte. — Sie kamen von der entgegengeſetzten Seite der Hecke. — Es waren die Arbeiter, die vom Feld heimkehrten. Ihr Tagewerk mochte ſchwer geweſen ſeyn, und doch ſchlugen ihre Herzen leichter als das meinige. Sie kamen näher. Sie ſprachen meinen Namen oft und mit Nachdruck aus. Ich zog den Athem ein und lauſchte. Von was konnte die Rede ſeyn? Sie waren gerade hinter mir. — Es konnte mir kein Wort entgehen.

„Sie iſt acht Tage begraben, ſagt ihr?"

„„Gerade acht. — Sie liegt auf der andern Seite. Es koſtete uns Mühe, das Grab unter dem Pflaumenbaum zu machen. — Der Boden iſt dort gar zäh.""

„Jedermann lobt ſie. — Sie muß eine gute Frau geweſen ſeyn." —

„„Das war ſie. — Schade daß ſie ſo jung ſtarb. — Der Meiſter ſagt, ſie ſey erſt drei und dreiſſig geweſen. — Der jammert was über ihren Tod.""

„Gehts nicht auch mit dem Sohn zu Ende?"

„„So heißts. — Doch das iſt auf jeden Fall von wenig Belang. — Sir John wird ihm keine Ruhe laſſen, nachdem er ihm ſeinen Erben ertränkt hat. — Kein Wunder; er war ſo ſchön wie ein Fräulein.""

„Hat nicht die Nachricht davon ſeine Mutter getödtet?"

„„Ein Junge kam vom Strand gelaufen, als ihr Mann predigte, und erzählte, ihr Sohn ſey mit dem jungen Fitz-Maurice ertrunken. — Sie hat ſchon lange gekränkelt und dieß gab ihr den letzten Stoß. — Sie ſtarb ein paar Tage darauf."" —

„Die Armen werden ſie ſchwer vermiſſen."

„„Und ſo wirds auch der Mann — der Pfarrer. — Ja, er hatte ſie ſehr lieb. — Gott ſteh ihm bei! — Amen — Amen!““ — — —

Ihr himmliſchen Mächte! — dieß war meiner Mutter Grab! —

14.

Nein — nein — nein! es würde vergeblich ſeyn, ganz vergeblich! — keine menſchliche Sprache vermöchte auszudrücken, was vor und nach jener dunkeln, fürchterlichen Stunde in mir vorging, als ſie mich von dem kalten Raſen hinwegtrugen, durchnäßt von Abendthau und dem Grabeshauch. Für ſchwere Sünde litt ich eine ſchwere Züchtigung. Schlimmeres als der Tod kam über mich, etwas Schlimmeres für die Lieben, die mich umgaben. Eine finſtere Wolke überzog meine Geiſteskräfte. Mein Daſeyn war eine Niete unter denkenden Geſchöpfen. Ich kannte Niemand, ſelbſt meinen eigenen Vater nicht. Ich lebte in einer Traumwelt, und wunderbarer Weiſe kann ich mir all die luftigen Schöpfungen meines kranken Gehirns ſo lebhaft erinnern, als wären ſie Erſcheinungen des wirklichen Lebens geweſen. Nero, mir aus meinen philologiſchen Studien als ein Ungeheuer bekannt, war wie durch einen Fluch meiner Einbildungskraft, an meine Seite gebannt. Der wilde Römer grinſte mich an, und rief mir ohne Unterlaß zu: „auch ich habe meine Mutter gemordet!“ Wir waren Verbündete im Verderben. Es war gewiß die ärgſte Tücke meines ſchwarzen Schickſals, mich in Gemeinſchaft mit einem ſolchen Blutmenſchen zu bringen.

Dieß konnte nicht immer ſo bleiben. Pflege, Aufmerkſamkeit und vor Allem meine Jugend verſcheuchten endlich den furchtbaren Traum. Ich vermochte die Gegenſtände wieder in ihrem wahren Licht zu ſehen. Die gütige Vorſehung ſchenkte mir den vollen Gebrauch meiner Sinne von Neuem; aber die Fülle der Geſundheit und das Feuer eines jugendlichen Geiſtes waren dahin und kehrten nicht wieder. Selbſt jetzt noch bin ich bei der geringſten Aufregung jenen Nervenleiden unterworfen, welche ſich Monate und Jahre lang durch krampfhaftes Weinen und Zittern äußerten. Mein Vater — mein gütiger, — mein nachſichtiger Vater, ließ nichts unverſucht, was Scharfſinn und Zärtlichkeit erſinnen konnten, um mich meinem Kummer zu entziehen. Der arme alte Meiſter beſuchte mich täglich. Er weckte aufs Neue meinen Geſchmack zur Aſtronomie und Mathematik, und ſcheute keine Anſtrengung, mich zur Beharrlichkeit zu ermuthigen; was ihm auch gelang. Ich ergab mich dieſen ſüßen, abgeſchloſſenen Studien, die vor allem Andern geeignet ſind, den Blick zu Gott zu lenken. Ich konnte nun allein leben, ohne mich einſam zu fühlen. Ich trug das koſtbare Vermächtniß meiner abgeſchiedenen Mutter auf meinem Herzen, und grub deſſen Lehren immer feſter darin ein. Ohne eine menſchliche Auslegung ſeines Inhalts zu leſen, ſuchte ich in den Werken des Allmächtigen deſſen Deutung. Ich ſchaute in die endloſe Fülle der Welten, und forſchte nach den Geſetzen, die das Univerſum beherrſchen. Das Wenige was ich lernte, ließ mich nur nach weiterer Erkenntniß dürſten. Meine Seele löſte ſich auf in ein inniges, aufflammendes Gefühl grenzenloſer Anbetung. Ich legte die Laſt meiner Sünde und Schmach zu den Füßen des Mittlers nieder und opferte den Weihrauch eines entzückten Geiſtes jenem mächtigen, geheimnißvollen Weſen, das ſelbſt in der Erhabenheit zahlloſer Sphären nur ein ſchwaches und bleiches Abbild ſeiner Macht, Heiligkeit und Vollkommenheit gegeben hat.

Einem gewöhnlichen Beobachter mochte mein Vater durch den Tod ſeiner geliebten Hälfte nicht verändert erſcheinen. Seine Züge trugen das alte Gepräge von Stille und Heiterkeit. In keiner Prüfung kam je eine Klage über ſeine Lippen. Er ging ruhig ſeine Wege und preiſete ſeinen Gott. Doch etwas lag in ſeinem Weſen, das wenn auch unbemerkt von der Menge, mir nicht entging. Es war eine Ergebung in all ſeinem Thun, — er glich einem Fremdling, der ſich den Sitten des Auslandes, als etwas Nothwendigem fügt, doch ſich des Gedankens freut, daß eine Stunde der Freiheit komme. Er ertrug das Leben, aber er genoß es nicht. Sein Blick war nach Jenſeits gerichtet, und der klagende Ton ſeiner milden Stimme berührte das Ohr wie ein Echo aus den Höhlen, die das Niedertropfen eines beſtändigen Grames im gebrochenen Herzen gräbt. Durch die Thorheit und Grauſamkeit des Sir John Fitz-Maurice wurde er ein verfolgter Mann. Seine Gattin behauptete, daß der Sohn des frömmelnden Heuchlers, wie ſie meinen Vater nannte, die Urſache des frühzeitigen Todes ihres Geralds ſey. Sie ſchwur, keine Nacht mehr unter demſelben Dach mit ihrem Gatten zu verweilen, wenn er nicht dieſes Neſt von Betrügern über die Grenze ſeiner Beſitzung weiſe. So weit es in ſeinen Kräften ſtand wurde ihr willfahrt. Wir ſahen unſer Haus und Gut in andere Hände übergehen; aber was Strafe ſeyn ſollte, war vielleicht ein Werk der Güte; — es gab dort zu viele Erinnerungen an meine Mutter. Wir wurden aus der Kirche getrieben, wo wir fünfzig Jahre lang unſern Schöpfer angebetet hatten. Tyrannei that ihr Aeußerſtes. Allein umſonſt. Der Hirte fand für ſeine Kinder eine andre Heimath — für ſeine Heerde ein neues Heiligthum; — und ich hoffe, Gott hat Denen vergeben, die dieſe Veränderung veranlaßten.

Es war meines Vaters und mein eigener Wunſch geweſen, daß ich mich dem geiſtlichen Stand widmen ſollte; allein meine zerrüttete Geſundheit und unſre herabgekommenen Vermögensumſtände erlaubten es nicht. Jedoch wurde ihm vor ſeinem Tod die Freude zu Theil, mich in eine angenehme und nützliche Lage verſetzt zu ſehen. Ich wurde als Aſtronom an der erzbiſchöflichen Sternwarte zu A — angeſtellt. Es war dieß gerade was mir am beſten frommte, weil mein Streben und mein Vergnügen darin zuſammentrafen. Meine Schweſter zog nach des Vaters Tod zu mir. Er überlebte meine Mutter nicht allzu lange. In den Armen ſeiner Kinder gab er ſeinen Geiſt auf. Seine letzten Worte drückten die Sorge für uns, ſeine Hinterlaſſenen, aus; — er aber war wie ein Gefangener, dem die Freiheit verkündet wird. Er war ein leuchtendes Beiſpiel von dem Werthe eines Lebens, das in der Gemeinſchaft mit Gott verfloſſen iſt. Als die Stunde die alle Herzen prüft, herannahte, ſchied er von uns lächelnd, voll Glauben und Hoffnung. Keine ſchallende Glocke ſagte der Welt, daß er dahin gegangen — kein ſtolzes Gepränge thränenloſer Trauerruder höhnte ſeine Reſte — kein geſchmückter Leichenwagen brachte den Todenſtaub zur Ruhe. Die ihn im Leben geliebt, geleiteten ihn zu ſeiner letzten Heimath. Sein Gedächtniß wurde nicht durch die Kunſt des gemietheten Bildners, oder die Verſe eines armſeligen Reimers der Nachwelt aufgedrungen. Es wurde von Denen bewahrt, die es nicht ſo bald vergaßen,— von der Liebe ſeiner Gemeinde und in den Herzen ſeiner Kinder. Das Andenken, das er hinterließ, war ein Gewiſſen rein von Schuld gegen Gott und gegen Menſchen.

Der Tod meines Vaters drückte meinen Geiſt nicht ſo danieder, wie früher ähnliche Vorfälle gethan. Der Gram hatte mich darauf vorbereitet, — auf Alles vorbereitet. Wenigſtens wirkte dieſes Ereigniß nicht ſinneverwirrend auf mich. Seiner Auflöſung war keine äußerliche Veränderung vorangegangen. Sein ganzes Weſen blieb mild und ruhig; der Ton ſeiner Stimme jedoch wurde minder traurig, und ſein Blick heiterer. Ich kann ſeinen Heimgang mit nichts Anderem vergleichen, als mit dem Untergang der Sonne an einem helldunkeln Abend des Spätſommers.

Es hatte immer eine herzliche Zuneigung zwiſchen meiner Schweſter und mir beſtanden. Es war ganz recht daß es ſo war, aber es geſchieht nicht immer Alles, was ſeyn ſollte. Marie war ein gutes, mildes Mädchen, und für mich ein wahrer Schatz. Sie verſtand ſich auf Alles, was zu meiner Erleichterung dienen konnte, und es gewährte ihr Vergnügen, dem gemäß zu handeln. Ich hatte häufige Anfälle von Schwermuth, und war daher oft launiſch und verſtimmt; Kränklichkeit bringt dieß oft ohne unſern Willen hervor — aber Mariens Geduld und Munterkeit waren unerſchöpflich. Sie beſchwichtigte mich, wie man ein verwöhntes Kind beſchwichtigt; und ſie mag ſagen, ob ich unempfindlich für ihre Güte war. Wir lebten in einer eigenen kleinen Welt, waren einander Alles in Allem, und ſuchten nichts auſſer derſelben. Unter den vielen Bekanntſchaften, die ich meines Amts wegen machen mußte, ſchloß ich nur Eine Freundſchaft. Es war mit einem jungen Mann voller Fähigkeit und Kenntniſſe, einem Geiſtlichen unſres Glaubens, der noch keine Anſtellung hatte. Er kam ſehr oft uns zu beſuchen. Ich ermunterte ihn dazu, denn er war von ernſtem Gemüth, und faſt Enthuſiaſt für meine Lieblingswiſſenſchaft. Am Ende faßte er Neigung zu meiner Schweſter, und zog mich darüber zu Rath. Ich bedachte meine ſchwankende Geſundheit, — ſtellte mir ihre verlaſſene ſchutzloſe Lage vor, wenn ich plötzlich von ihr gerufen werden ſollte, und theilte die Sache Marien mit. Sie bekannte, daß ſie unſerm gegenſeitigen Freund hohe Achtung zolle; aber ſie konnte nicht daran denken, mich allein unter Fremden zu laſſen, unbekannt mit meiner Pflege. Sie erklärte, ſie habe den Entſchluß gefaßt, mir zu leben und zu ſterben. Ich war aber weit entfernt, nochmals eines meiner Lieben meiner Selbſtſucht zu opfern. Ich machte ihr Vorſtellungen und überredete ſie zuletzt.— Mein Freund erhielt einen Ruf von einer Gemeinde; und es wurde mir der Troſt, die Schweſter einem Mann anzuvertrauen, der den Willen und die Fähigkeit hatte, ſie glücklich zu machen.

Ohne meine häufigen Krankheitsanfälle würde meine Lage ſehr angenehm geweſen ſeyn. Es gelang mir, mich unter den Gelehrten bekannt zu machen, und einen Briefwechſel mit einigen Männern, gleich ausgezeichnet durch Frömmigkeit und Talent, zu unterhalten. Aber Mangel an Bewegung und große Geiſtesanſtrengungen mußten nach und nach die Reſte einer zerrütteten Geſundheit aufreiben. Ich litt gar ſehr an Kopfſchmerzen und Mattigkeit; und meine Umſtände wollten mir nicht geſtatten, dem Rath meines Arztes zufolge eine Reiſe in ein wärmeres Klima zu unternehmen. Ich übergab mich daher gänzlich dem großen Lenker des Schickſals, zufrieden zu leben oder zu ſterben, wie es ihm gefalle. Eines Morgens, als ich in die Berechnung der Parallaxe eines Firſterns vertieft war, erhielt ich einen Brief mit großem ſchwarzem Siegel, unter der Adreſſe an Walter Ferguſon Esq. Das ſchwarze Siegel ließ mich nichts Gutes vermuthen. Ich bekam Nervenzuckungen, und eine geraume Zeit verſtrich, bis ich Muth hatte den Inhalt zu leſen, welcher alſo lautete: —

„Mein Herr,

„Als Vollſtrecker des letzten Willens Ihres verſtorbenen Großvaters, Walter Marwell Esq. aus A—, habe ich Sie zu benachrichtigen, daß, als einziger Sohn ſeiner Tochter, Marie Marwell, nachheriger Ferguſon, Sie der einzige Erbe ſeines großen Vermögens ſind. Sie wiſſen vielleicht nicht, daß dieſe Erbſchaft Ihnen zufolge des Abſterbens Ihrer zwei Oheime zufällt, — wovon der eine am gelben Fieber in Weſtindien, der andere auf ſeiner Heimreiſe ſtarb.“

„Da dieſe Angelegenheit Ihre perſönliche Gegenwart erheiſcht, ſo bitte ich Sie, mir die Zeit und den Ort zu beſtimmen, wo wir dieſes Geſchäft unverzüglich abmachen können.“

„Ich bin, mein Herr, Ihr gehorſamſter Diener

Jonathan Wilſon.“

Ich kam mit Herrn Wilſon, ſeinem Wunſche gemäß, zuſammen, und gewöhnt, wie er an ſolche Geſchäfte war, ſtaunte er nicht wenig über die kalte Ruhe, mit der ich die Sache behandelte. Ich war nun reicher, als ich je geträumt, oder auch nur gewünſcht hatte. Ich war unumſchränkter Herr von ſechzig tauſend Pfund. Meinen geringen Anſprüchen ſchien dieſes Vermögen unerſchöpflich; doch machte mich ſein Beſitz nicht übermüthig. Es waren jetzt drei Angelegenheiten, die ich zu meiner Freude ins Reine bringen konnte, — die völlige Unabhängigkeit meiner Schweſter, — der Beſitz einer Bibliothek und einer eigenen Sternwarte, — und ein Ausflug nach dem Continent, zum Beſten meiner Geſundheit. Damit das Heilmittel nicht zu ſpät komme, machte ich mich, ſobald es die Umſtände erlauben wollten, auf den Weg. Ich beſuchte jeden merkwürdigen Ort in Frankreich und Italien. Meine Liebe zur Natur erwachte wieder in ihrer ganzen Stärke und ſie wurde genugſam durch den Anblick der herrlichen Gegenden der Rhone, der Loire, des Po und des Arno befriedigt. Als Beobachter miſchte ich mich auch in die Zirkel der ſogenannten großen Welt;

aber hier wurde mir keine gleiche Befriedigung zu Theil. In dieſen glänzenden Kreiſen ſah ich nur Herzloſes und Schales, und kehrte mit erhöhtem Geſchmack für meine Heimath und den Herd meiner Schweſter zurück.

Wir ſind nun im Monat Auguſt, und geſtern habe ich mein fünf und vierzigſtes Jahr vollendet. Noch mehr; ich habe den Kauf von Glen-O mit dem Erben des Sir John Fitz-Maurice abgeſchloſſen. Der Ort hat ſich ſehr verändert, ſeitdem wir ihn verlaſſen — ich kann kaum begreifen, daß es derſelbe iſt. Doch iſt er mir noch immer ſehr theuer. Welche Wechſel habe ich in meiner kurzen Spanne Lebens erfahren! Ich bin nun Beſitzer deſſelben Zimmers, wo ich einſt als zitternder, vernachläßigter Gaſt ſaß. — Vor mir liegt der Feenſee mit ſeinem Tempel und den Trauerweiden; — aber wo iſt das zierliche Boot, wo die ſchöne Geſtalt, die ſes lenkte? Hallt das muntre Lachen noch durch den Hain? — Gerald! — Gerald! — Wer antwortet meinem Ruf? — Ha! die Hügel erwiederten meine eigenen Worte, die auf vergeblicher Botſchaft ausgeſandt waren. — Armer, armer Junge! — Dieſe Nerven zucken wieder — ich bin krank und ſchwach! —

Ja, — ich will die Heimath meiner Jugend wieder aufbauen. Ihr letzter Eigenthümer muß entweder ein mittelloſer oder läßiger Mann geweſen ſeyn. Das Dach iſt völlig eingefallen; — Gras und Unkraut wuchern in unſerm Garten. — Von all den Blumen und Fruchtbäumen ſind nur einige zerſtreute Ringelblumen und wenige alte Stachelbeerſträuche übrig geblieben. Je nun, die Zeit, die zerſtört, vermag auch wieder aufzubauen. Meine Schweſter hat zwei blühende Knaben, und ich werde ſie lehren zu pflanzen, wo ich gepflanzt habe, und ſie ſollen leben, wo ich gelebt habe. Das Bethaus und die Schule müſſen wieder hergeſtellt werden. Ich muß Jemand aufſuchen, der meinem guten alten Meiſter gleicht, um die Dorfkinder zu unterrichten. Auch Fort-Maurice darf nicht vernachläßigt werden. Ich will über ſeine Verſchönerung wachen, als treuer Verwalter des Beſitzes der Söhne meiner lieben Marie. Sie haben einen Vater und eine Mutter, gleich wie ich ſie hatte. Sie ſollen deren Werth einſehen lernen, und ihnen beſſer gehorchen, als ich es that. Ich will ihnen täglich von meinen Fehlern und meinem Unglück erzählen.

Meine Lebenszeit wird von kurzer Dauer ſeyn — das weiß ich und das fühl ich. Es ſcheint mir wunderbar, daß ich es ſo lange ertragen habe. Meiner Jahre wären mehrere geweſen im Lande, hätte ich meine Eltern geehrt, wie es meine Pflicht war. Auf jeden Fall würden ſie glücklicher geweſen ſeyn. Ich habe genug Anzeigen erhalten, um mein Haus zu beſtellen —; meine letzte Stunde ſoll mich bereit finden. Denen, die nach mir kommen, und vielleicht von meiner Erfahrung Nutzen ziehen können, ſag' ich mit der Aufrichtigkeit eines Mannes, der bald dieſe Welt verlaſſen muß — daß ich nie einen glücklichen Augenblick hatte, wenn ich den Geboten Gottes nicht gehorchte, und daß ich die Leiden meines ganzen Daſeyns keiner andern Urſache zuſchreiben kann, als den wenigen, aber unſeligen Thorheiten meiner jungen Tage.

Nachruf an die Ueberſetzerin.

Vom Briten-Eiland haſt Du eine Blume
Verpflanzet in Dein deutſches Vaterland,
Dich bergend vor des zarten Wirkens Ruhme
An Deine Lilie Lieb' und Sorg' gewandt;
Da hob geheim im fernen Heiligthume
Der König Deines Lebens Seine Hand,
Und pflanzte, ſonder Tod, mit ew'ger Milde
Dich ſelbſt hinüber in des Lichts Geſilde.

Nun blüht die Lilie. — Sie wird erquicken
Manch' edle Seele mit geſundem Duſt,
Wird unter den Geſchwiſtern lieblich nicken
In vieler Lenze goldner Morgenluſt.
Doch wo biſt Du? — Mit tiefer Klage blicken
Wir auf die ſtille, frühbemooste Gruſt, —
Da ſchlummern Augen, einſt voll Lieb' und Güte,
Da ruht die Hülle Deiner ew'gen Blüthe.

Und Du biſt hin! — Dich ſeh'n wir nimmer ſproſſen,
Nicht Dein Gemüth, entfaltet in dem Licht;
Nun ſchimmert dort bei himmliſchen Genoſſen
Voll Ewigkeit Dein holdes Angeſicht!
Was hier von Erdenſchollen eingeſchloſſen,
O Das bedarfſt zum ew'gen Blüh'n Du nicht,
Weil Gottes und der Engel Blick ſich weidet
An Dem nur, was vom Sterblichen entkleidet. —

Doch Eines bleibt! — Und nicht vergeſſen werden
Soll Deines Lebens keuſchbenützte Kraft:
Daß Du gewirkt für Das, was uns auf Erden
Errettet aus des Staubes trüber Haft, —
Daß Du kein Spiel für tändelnde Gefährten, —
Nein, Edles für ein edles Herz geſchafft, —
Und auf ein Heil, das kein Verwelken endet,
Dein Müh'n und Deinen ſchönſten Tag verwendet.

Stilltrauernd treten wir zum friſchen Hügel,
Darauf um ſeine Mutter weint der Sohn,
Als er in Lüſten mit geſprengtem Zügel
Auf breiter Irrbahn wild dahingefloh'n. —
Doch Deine Gruft? — Sie trägt ein Friedensſiegel,
Und mild daraus erklingt ein Freudenton:
Wer Gott geliebt, wer treu umfaßt die Seinen,
Wird als ein Stern bei Gottes Sternen ſcheinen! —

O ruhe ſanft, bis Deine Sonne ſteiget,
Die Auferſtehungsſonne Deines Herrn! —
Indeſſen ſich am Brautaltare neiget
Die Schweſter, die jetzt Deinem Antliz' fern,
Schwingt ſich Dein Geiſt! — Die Hand der Liebe zeiget
Ihm heller ſtets im Himmel Stern an Stern, —
Und dennoch wird Dein mildes Geiſtesweben
Mit goldnem Fittig unſern Geiſt umſchweben!

Pantheon

auserleſener Erzählungen

des

Auslandes.

Pantheon

auserleſener Erzählungen
des
Auslandes.

Mit einem Vorworte
von
Albert Knapp.

Erſter Band.

BIBLIOTH. PUBL. REG. STUTTG.

Stuttgart.
Verlag der Chr. Belſer'ſchen Buchhandlung.
1840.

Inhalt.

Seite

Schwarzes Herz, weiße Haut. Nach dem Franzöſiſchen des Verfaſſers der „Eiſenbahn" 1

Die Entſagung. Aus den Papieren eines Geiſtlichen von Mrs. Sherwood. Nach der zwei und zwanzigſten Auflage des Engliſchen 77

Vorwort.

In einer Zeit, wie die unſrige, worin des weltlichen Schreibens und Leſens kein Ende werden will, und worin man ſo viele ungöttliche Hebel zur ſinnlich phantaſtiſchen Aufregung der Seelen in Bewegung ſetzt, erſcheint es nur wohlgethan und verdienſtlich, die mannigfaltigen Blumen des Reiches Gottes mehr und mehr zu ſammeln, und ſie zum Segen der ernſteren Leſer, wie zur Ehre des

HErrn aneinanderzureihen, deſſen Weſen und Walten den Seinen überall ein Geruch des Lebens zum Leben iſt. Schlägt eine ungöttliche Roman- und Novellenfluth mit abgedroſchenen Liebes-Abenteuern die andere, ſo wendet ſich der Chriſt um ſo ſehnſuchtsvoller zu jener mannigfaltigen Weisheit Gottes, die ſich in Führung der Glaubigen an der Gemeinde offenbart, und erfreut ſich, neben dem göttlichen Wort, gern auch der einzelnen Lebensgebilde, welche durch jene unvergängliche Urkraft in's Daſeyn gerufen werden. Seit dem Wiederaufblühen des bibliſchen Chriſtenthums, wie ſeit der anſchwellenden Wirkſamkeit der Bibel- und Miſſions-Anſtalten und dem ſtets kräftigeren Bann, welcher auf den Sklavenhandel gelegt wird, mehren ſich beinahe überall die lieblichen Chriſtenberichte über die Gottesmacht des Evangeliums, und es gibt ſchwerlich eine edlere Lectüre für Erholungsſtunden, als ſolcherlei, von vielen begabten Verfaſſern in höhere Form gekleidete Erzählungen, denen gewöhnlich ein wahres Faktum zu Grunde liegt. In einigen derſelben iſt vielleicht die Schilderungsfarbe hier und dort etwas ſtark aufgetragen, was ſtets wieder zu der bekannten Wahrheit zurückführt:

daß das Evangelium ſich immerdar in voller Einfalt am edelſten ausnimmt, und am geſegnetſten wirkt; doch ſind darum viele redlich gemeinte und talentvoll behandelte Stücke durchaus nicht verwerflich, wenn der ruhige Leſer auch einige Zuthaten des Schmuckes für entbehrlich achtete; das Ganze wird, ſo lange der evangeliſche Glaube wie ein geſundes Herzblut den übrigen Körper durchdringt, ſeines Eindruckes doch nicht verfehlen. Zugleich iſt es immerhin anziehend, das Eine, was Noth thut, von Schriftſtellern verſchiedener Nationen freithätig behandelt zu ſehen, und in einer Schrift vorliegender Art Männern zu begegnen, die mit mannigfaltigen Zungen doch nur das ewige, den Sündern gegebene Vermächtniß unſeres Gottes einhellig preiſen und verkündigen.

Es bedurfte daher eines Vorwortes von meiner Hand bei dieſem Buche eigentlich nicht, beſonders da ſein Inhalt mit großer Sorgfalt ausgewählt iſt. Wenn ich aber doch einige Linien hier voranſchicke, ſo gereicht es mir vor allem nur zu einer frohen Veranlaſſung für mein Herz, die nachſtehende, mit ernſter und edler Geſinnung bearbeitete Sammlung in ihrem Werthe anzuerkennen, und die theilnehmendſten Wünſche für ein recht ſegenvolles Gedeihen dieſes Werks vor allen Leſern auszuſprechen.

Stuttgart, im März 1840.

Albert Knapp.

Schwarzes Herz, weiße Haut.

Nach dem Franzöſiſchen

des

Verfaſſers der „Eiſenbahn".

Zu N. hatte ſich vor einigen Jahren eine zahlreiche Verſammlung eingefunden, um ſich mit der Frage über die Sklaverei zu beſchäftigen. Eine lange Tafel mitten im Zimmer lag bedeckt mit Druckſchriften, Akten, Briefen, Dokumenten aller Art. Schon hatte man mehrere, das Befreiungswerk betreffende, Vorſchläge theils angenommen, theils verworfen. Der zur Berathung vorbereitete Stoff war erſchöpft, ohne daß der Abend ſchon weit vorgerückt geweſen wäre.

„Vielleicht," ſagte Jemand, „wäre jetzt der günſtige Augenblick, um unſern Vice-Präſidenten zu bitten, uns die verſprochene umſtändliche Erzählung mehrerer auf die vorliegende Frage bezüglicher Thatſachen zu geben."

Alle Blicke richteten ſich auf einen alten Mann, der an dem einen Ende der Tafel ſaß. In ſeinen Zügen lag Kraft und Adel. Lange weiße Locken fielen auf ſeine Schultern herab; ſein Auge, groß und leuchtend, hatte gleichwohl einen Ausdruck von Sanftmuth und Güte, der dem Herzen wohl that, und alle ſeine Bewegungen trugen den Charakter einer ernſten, aber mit ſeltenem Wohlwollen gepaarten Würde an ſich. Er lächelte bei der Einladung, die an ihn erging, und erwiederte:

„Ich bin bereit, Ihr Begehren zu erfüllen; doch muß ich vor Allem wünſchen, daß mein Bedienter zugegen ſey. Haben Sie die Güte, ihn rufen zu laſſen.“

Einige Augenblicke darauf trat ein Schwarzer ein und ſetzte ſich ſtill in eine dunkle Ecke des Zimmers. Kaum hatten Einige von der Geſellſchaft Zeit, wahrzunehmen, daß ihm der eine Arm fehlte.

Sobald der Vice-Präſident den Schwarzen bemerkt hatte, ſandte er einen flüchtigen Blick durch die Verſammlung und begann ſodann unter tiefem Stillſchweigen folgende Erzählung.

1.

Die Reiſe.

> Ihr Mund iſt voll Fluchens und Bitterkeit. Ihre Füße ſind eilend, Blut zu vergießen. In ihren Wegen iſt eitel Unfall und Herzeleid.
>
> Röm. 3, 14—16.

Der Nebel war dicht, und der Ocean wallte noch in dumpfem, einförmigem Toſen; die Wogen ſtiegen und ſanken in kurzen Zwiſchenräumen und mit einer Art von Regelmäßigkeit. Hie und da zitterte ein weißlicher Schaum auf dem durchſichtigen Gipfel der an einander prallenden Waſſerhügel. Darüber glitt flüchtig mit aufgeſpannten Segeln eine Brigg; kochender Schaum bezeichnete den zurückgelegten Weg, wie die Furche hinter dem Pfluge. Auf dem Verdecke ſtanden zwei Männer, abwechslungsweiſe ein Fernrohr nach einem ſchwarzen, im Nebel kaum ſichtbaren Punkte richtend.

„Kapitän," ſagte der, welcher jetzt gerade das Sehrohr hielt, indem er dieſes dem Angeredeten hinbot, „das Segelwerk da will mir nicht gefallen. Seht einmal . . . was für Maſten! . . . und dabei kommt mir's vor, als ſegle dieſe Goelette auf unſerer Spur."

„Je nun, mein Sohn!" ſagte der Kapitän, indem er das Fernrohr an's Auge ſetzte, „wir entbieten ihr einen höflichen Gruß, und wenn ſie ſich nicht artig beträgt, ſo haben wir da ein paar Böller, die nur auf einen Wink warten, um eine andere Art von Unterhaltung anzubinden. . . . Doch Du haſt recht . . . das Maſtwerk ſteht ungemein ſchief . . . ſo nach hinten zu . . . es wird immerhin gut ſeyn, uns zu rüſten. . . . Aber ſonderbar wäre es, wenn ein Sklavenſchiff von einem Seeräuber angegriffen würde."

„Sonderbar und ärgerlich, Kapitän, denn wahrhaftig, wir haben ſchon Schaden genug gehabt . . . Zwölf Todte in vierzehn Tagen!"

„Wir wollen einmal eine andere Richtung nehmen, dann werden wir bald ſehen, ob ſie uns folgt."

Trotz dieſer Großſprecherei, welche einen allgemeinen Zug in dem Charakter der Seeleute auszumachen ſcheint, begriff der Kapitän ſehr wohl, daß ſein elendes, ſchlecht bewaffnetes Schiffchen an keinen ernſtlichen Widerſtand denken könnte.

Während die Bewegung ausgeführt wurde, ging er einſilbig und düſter auf dem Verdeck auf und ab. Sein Lieutenant war bei ihm. Die Unterhaltung betraf „die ſchlechten Würfe“ in ihrer Handthierung.

In der That hatte die „Karoline“ dießmal mannigfaches Unglück gehabt. Auf dem Wege von dem Orte, wo die unglücklichen Schwarzen dieſen Menſchenhändlern überliefert worden waren, bis dahin, wo ſie eingeſchifft werden ſollten, waren vier Neger aus Hunger und Mattigkeit umgeſunken. Der Marſch wurde nichtsdeſtoweniger fortgeſetzt; um nicht aufgehalten zu werden, hatte man die Unglücklichen einem langen, qualvollen Todeskampfe überlaſſen. Sechs Tage nach der Einſchiffung hatte die Hitze und Feuchtigkeit, der Mangel an Luft und Nahrung, die Mißhandlungen, die Unmenſchlichkeit der Menſchen, verbunden mit den daraus entſtandenen Krankheiten, den Tod fünf anderer Schwarzen herbeigeführt. Drei derſelben hatten ſich aus Entſetzen vor dem Schickſale, das ihrer wartete, in einem Augenblicke der Verzweiflung in's Meer geſtürzt. —

Jetzt näherte ſich zögernd ein Matroſe, der dem Kapitän etwas ſagen zu wollen ſchien.

„Was gibt's?“ ſchrie ihn dieſer an.

„Nichts, mein Kapitän . . . ich wollte Euch nur melden, daß wieder Einer drunten iſt . . . der die Andern anſtecken könnte . . .“

„Schon wieder!“ ſagte der Kapitän, und ſeine Stirne runzelte ſich. „Schon recht, in's Waſſer mit ihm!“

Der Matroſe ging. Einige Augenblicke nachher hörte man den Fall eines Leichnams, der ſchwerfällig durch den Spiegel des Waſſers ſchlug. Es ſchoben ſich ein Paar ringförmige Wellen hinaus; doch bald war Alles wieder ruhig, wie zuvor.

„Hab' ich's nicht geſagt!“ rief plötzlich der Lieutenant, das Sehrohr auf das nahende Schiff gerichtet. „Sie lavirt! Wahrhaftig, das iſt auf uns abgeſehen! ... Und wie ſchnell ſie ſegelt, Kapitän! ... der Nebel hat uns betrogen . . . ſie iſt ſchon näher als ...“

Er hatte ſeinen Satz noch nicht zu Ende gebracht, als es lang und ſchneidend durch das Tauwerk pfiff. Es war eine Kanonenkugel.

Nun war keine Zeit mehr zu verlieren. Der Kapitän hatte bald ſeine Befehle gegeben, und in einem Augenblicke war man auf jedes Ereigniß gefaßt. Allein trotz aller Eilfertigkeit der Mannſchaft dauerte der durch dieſen unerwarteten Angriff verurſachte Lärm noch fort, als ſchon an der unbekannten, jetzt ſchnurgerade mit vollen Segeln auf die Karoline heraatreibenden Goelette ein feuriger Streif erſchien, der, von dickem Rauche begleitet, aus den Eingeweiden des Schiffs hervordrang, während faſt zu gleicher Zeit ein furchtbarer Donner ſich hören ließ. Die Karoline empfing die ganze Ladung. Sie antwortete, aber faſt nur auf gut Glück, und ohne daß eine einzige ihrer Kugeln die feindliche Goelette traf, die ſich durch eine geſchickte Bewegung bereits der wohl vorausgeſehenen Erwiederung entzogen hatte. Dieſer erſte Vortheil war beträchtlich und ließ noch andere mit ſolcher Gewißheit vorausvermuthen, daß der Kapitän der Karoline, zufrieden mit einem Grade von Widerſtand, der ihm zur Deckung ſeiner Ehre hinreichend ſchien, ſeine Flagge ſtreichen ließ.

Die in ſolchen Fällen gewöhnlichen Maßregeln kamen nun auch hier zur Ausübung. Statt daß aber, wie ſonſt in der Regel, der Kapitän des genommenen Fahrzeugs den Befehl erhielt, ſich zu dem Sieger zu begeben, kam im Gegentheile dieſer an Bord der Brigg, um ſeine Priſe perſönlich zu beſichtigen. Ohne irgend Jemand auch nur eines Wortes zu würdigen, begab er ſich geraden Weges in den untern Raum des Schiffs. Welch ſchreckliches Schauſpiel begegnete hier ſeinen, freilich wohl an ſolche Scenen gewöhnten, Blicken! ein Schauſpiel, das jedes für das Mitleid nicht völlig verſchloſſene Herz mit Entſetzen erfüllt hätte.

Zwei lange Reihen Neger, Männer, Weiber und Kinder, kauerten völlig nackt in dieſem feuchten Orte, aus Mangel an Raum eng zuſammen gepreßt und mit Stricken an Händen und Füßen gebunden. Die Einen hielten ihr müdes Haupt zwiſchen den Knieen, die Andern ſangen oder ſummten vielmehr mit leiſer kläglicher Stimme ein Lied aus ihrer Heimath. Ein dünner bretterner Verſchlag trennte die Männer von den Weibern. Im Augenblicke, wo der Befehlshaber der ſiegreichen Goelette eintrat, hatte ſich ein Neger an den Verſchlag herangeſchleppt und drückte nun unter herzzerreißendem Gewinſel ſein Auge an eine der Oeffnungen. Ein armes Geſchöpf, ganz blutig und mit dem Tode ringend, ſaß unter den Weibern, an der Stelle, wo er hinſchaute.

„Was hat das Weib da gethan?“ fragte der Offizier.

Ein Matroſe der Karoline antwortete: „Seit acht Tagen plärrt ſie uns die Ohren voll, daß man taub werden möchte.“

In der That war die arme Negerin acht Tage vorher Mutter geworden, und da das Geſchrei des Neugebornen, der ſich durch Züchtigungen nicht wollte zum Schweigen bringen laſſen, dem Kapitän beſchwerlich fiel, ſo hatte er eines Tages das arme Kind am Fuße ergriffen und in's Meer geſchleudert . . .

„War denn keine Schonung möglich?“ fragte der Offizier die Seeleute. Dieſe ſahen den Redenden mit weit geöffnetem Munde an, ſo ſehr überraſchte ſie dieſe ungewohnte Menſchlichkeit. Doch faßten ſie ſich wieder, als jener hinzuſetzte:

„Wenn ſie ſtirbt, ſo ſind ſechzig bis achtzig Piaſter dahin.“

Dann ging er weiter, um die übrigen Sclaven zu beſichtigen.

Der Neger, deſſen Auge ſich an die Spalte der Bretterwand gedrückt hatte, hatte den Eintretenden nicht einmal wahr genommen. Seine ganze Aufmerkſamkeit war auf die arme, ſterbende Negerin gerichtet — es war ſeine Frau. Zuckungen und Krämpfe rüttelten ſo gewaltig an dieſer Unglücklichen, daß man wohl ſah, ſie habe nur noch wenige Augenblicke zu leben. Der Gatte krümmte ſich vor Verzweiflung; er ſtrengte ſeine äußerſten Kräfte an, um ſeine Bande zu brechen, aber umſonſt. Endlich gelang es ihm, ſich bis auf den Rücken des ſechs bis ſieben Fuß hohen Verſchlags hinauf zu arbeiten; von hier aber ſtürzte er ſich, da er von ſeinen Händen keinen Gebrauch machen konnte, geradezu hinab, neben die Negerin hin. An Händen und Füßen gebunden, mußte er unbehilflich fallen, wie ein lebloſer Körper; ſein Kopf ſtieß an die Ecke eines vorſpringenden Balkens.... das Blut quoll alsbald aus einer breiten Wunde.... aber ohne darauf zu achten, ſtürzte der Unglückliche auf ſeine Gattin los. Doch auch ihr letzter Blick war ihm verſagt, ſie war geſtorben. Der arme Schwarze ſchob ſeine beiden zuſammengefeſſelten Hände unter das entſeelte Haupt ſeiner Frau, die er mit einem Strom von Blut und Thränen benetzte und durch Liebkoſungen aller Art ins Leben zurückzurufen ſich bemühte. Als er ſah, daß keine Hoffnung mehr da ſey, warf er auf einen Matroſen, der ſich ihm näherte, einen bittenden Blick, als wollte er ſagen: „Laß mich da ſterben.“ Der Matroſe ſchwang die Peitſche, die er in der Hand hatte, und verſetzte dem armen Schwarzen ein Paar derbe Hiebe, indem er ſpaſſend ſagte:

„Ei, Aſa! iſt Dir die Geſellſchaft der Herren dort drüben nicht genug?“

Dann packte er ihn bei den Füßen und zog den Leib des Unglücklichen, ganz überzogen von dem aus der Kopfwunde und den Peitſchenſtriemen fließenden Blute, wie eine empfindungsloſe Maſſe auf dem Boden dahin.

Der Offizier war nach Beendigung ſeiner Runde auf das Verdeck zurückgekehrt und ſagte hier, während man die Sclaven der Karoline an Bord ſeines Schiffes brachte, mit ſpöttiſchem Tone zum Kapitän:

„Herr Bruder, ich will Euch das Räthſel erklären. Ich handle auch mit dem nämlichen Artikel, wie Ihr, aber auf etwas andere Art. Ehemals war ich ſo einfältig, bis in das Königreich Benin zu gehen, um Schwarze zu kaufen.... und dazu noch theuer genug. Nun iſt mir aber der Gedanke gekommen, auf Neptuns naſſem Reiche herumzuſtreichen, und ſeh' ich da ein Negerſchiff und habe Grund zu glauben, daß es Ebenholz* führt, ſo bitt' ich es — höflich, wie Ihr mir bezeugen könnet — mir ſeine Ladung abzutreten.... und wenn es ſich ordentlich beträgt.... wie Ihr gethan... ſo verlang' ich weiter nichts.... ich laß' es im Frieden ziehen. Und ſo kann ich den Pflanzern wohlfeilere Waare liefern, als alle meine Zunftgenoſſen."

„Teufliſcher Räuber!" murmelte der Kapitän zwiſchen den Zähnen.

„Auf Wiederſehen, Kapitän! wenn wir uns wieder begegnen, ſo handeln wir wieder eins.... ich verſpreche Euch meine Kundſchaft.... immer zum nämlichen Preis."

Die Goelette fuhr davon; wüthend ſchaute ihr die Mannſchaft der kleinen Brigg nach, allein ſie war in jeder Hinſicht zu ſchwach, um das Geſchehene zu ändern.

---

* d. h. Negerſclaven.

2.

Der Verkauf.

Gott, der die Welt gemacht hat, und alles, was darinnen iſt, hat gemacht, daß von Einem Blute aller Menſchen Geſchlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen. — Und wiſſet, daß auch euer Herr im Himmel iſt, und iſt bei ihm kein Anſehen der Perſon. Apoſtelgeſch. 17, 24 u. 26. Epheſ. 6, 9.

Seht da auf dem Marktplatze dieſes Getümmel von Männern und Weibern, alle begierig, ſich zu den zum Kaufe ausgeſtellten Waaren hinzudrängen. Was iſt es denn? ſind es Lebensmittel? iſt es vielleicht ein außerordentliches Thier?

Nein, man verkauft hier vernünftige Geſchöpfe Gottes, man ſchachert um Menſchenfleiſch. „Ein Mann und zwei Kinder, wer kauft!"

In der That, es waren drei Perſonen von Einer Familie feil; zwei andere, die Mutter und das Neugeborene, waren die Beute der Fiſche des Meeres geworden, jene unter der Peitſche geſtorben, dieſes lebendig ertränkt.

Der Vater ſchien noch jung und von ſtarkem Körperbau; ſein Sohn mochte höchſtens zwölf bis dreizehn Jahre alt ſeyn, und ſeine Tochter zwei oder drei Jahre weiter. Man hatte ſie auf eine Art von Tiſch geſtellt, um die Augen der Käufer deſto mehr auf ſie zu lenken. Der Vater ſah auf die Weißen, die ſich um ihn ſammelten, mit einem Blicke, welcher hinter einem Schein von Demuth, den ihm die Furcht vor Züchtigungen aufzwang, den tiefſten Haß verbarg. Der Knabe ſpielte mit einem Hunde, der ſich ihm genähert hatte, während das Mädchen, das Geſicht mit den Händen bedeckend, regungslos zu den Füßen des Vaters kauerte.

„Aſa!“ rief mit rauher Stimme der, welcher mit dem Verkaufe beauftragt ſchien; „herunter! ſchnell!“

Der Schwarze gehorchte. Ein Käufer wollte ihn näher beſichtigen. Zuerſt drehte er ihn zwei oder dreimal vor ſich herum, während der Verkäufer die Vorzüge des Schwarzen auseinander ſetzte. Aber der Pflanzer ſchien nicht geneigt, dem Verkäufer auf's Wort zu glauben. Er fing an, die Gliedmaßen des Schwarzen zu betaſten; er ſchob mit dem Zeigefinger die Lippen des Sclaven auseinander, um ſich über den Zuſtand der Zähne und des Zahnfleiſches zu verſichern; er ließ ſich die Fußſohle weiſen, um ſich zu überzeugen, daß keine Spur von Reitlaus-Eiern unter der Haut ſich zeige. Er hielt ſein Ohr an die Bruſt des Schwarzen und klopfte mit dem Knöchel ſeines Fingers daran, um zu hören, ob ſie ſtark und hell klinge. Während dieſer Beſichtigung ſchien die geringſchätzig hinausgeſchobene Unterlippe des Käufers nur ein geringes Maß von Zufriedenheit kund zu geben. Er ließ den Schwarzen endlich ſtehen und richtete ein Paar Worte an den Verkäufer, der ihm erwiederte:

„Aber was ſoll ich mit ihr allein anfangen?"

„Was Ihr wollt. Ich habe genug an den Beiden. Des Mädchens werdet Ihr ſchon auch los werden."

„Wie, nehmt ſie vollends; ich laſſe ſie Euch wohlfeil."

„Kann nicht ſeyn. Wollt Ihr, wie ich geſagt habe, oder nicht?"

„Je nun, weil Ihr nicht anders wollt. Dem Herrn Brunel Aſa und ſein Junge! Jetzt iſt noch das Mädchen feil, Kemy, fünfzehn Jahre alt! Wer kauft!"

Die drei Schwarzen, welche noch ſehr wenig von der Sprache verſtanden, die man um ſie her ſprach, hatten auch den Gegenſtand der Verhandlung nicht verſtanden.

„Nimm Abſchied von Deiner Tochter," ſagte Herr Brunel zu Aſa.

Der Neger ſah ihn verwundert an.

Herr Brunel wiederholte ſeine Worte unter Begleitung einer erklärenden Geberde.

Aſa's Züge verfinſterten ſich; er zog ſeine Tochter an ſich heran, preßte ſie heftig in ſeine Arme und warf, während er ſie ſo feſt hielt, verſtörte Blicke um ſich her. Der Pflanzer bedeutete ihm jetzt durch einen Wink, ihm zu folgen. Aſa nahm an jede Hand eines ſeiner Kinder und wollte gehorchen. Allein der Verkäufer riß die Hand der Tochter aus der des Vaters und hielt jene mit Gewalt zurück. Ein herzzerreißender Schmerz lagerte ſich in den Zügen des Schwarzen. Er verſtand nun, daß man ihn von ſeiner Tochter trennen wolle.

Seine erſte Bewegung war nach Kemp hin; er machte einen Schritt.... aber ſchon ſchwebte Herrn Brunels Peitſche über ſeinem Haupte. Er ſchien einen Augenblick unentſchloſſen, warf einen ſpähenden Blick rings um ſich her, ſo ſchnell, als ſuchte er etwas.... vielleicht eine Waffe.... doch dieſer Augenblick war kurz. Kemy wurde feſtgehalten und ſtreckte vergebens ihre Arme nach ihrem Vater aus. Aſa faltete flehend die Hände, erhob Augen voll Thränen zu ſeinem Herrn. Herr Brunel ſchien den Schwarzen keiner Aufmerkſamkeit zu würdigen und ging weiter, nachdem er ihm nochmals mit drohender Geberde zu folgen befohlen. Da lief ihm Aſa vor und verſperrte ihm den Weg, indem er ſich wie ein Hund vor ihm zu Boden warf. Er küßte ihm die Füße, er flehte ihn an, er wiederholte unaufhörlich die wenigen Worte, die ihm zu Gebote ſtanden: „Herr, lieber Herr! meine Tochter! mein Kind!“

Der arme Negerknabe, der ſeine Schweſter nicht hatte nachkommen ſehen, hatte zuerſt gerufen: „Kemp, Kemp!“ dann, wie ſie nicht kam, fing auch er an, den wahren Grund zu begreifen, und folgte nun dem Beiſpiele ſeines Vaters; er umfaßte mit ſeinen Händen die Kniee des Pflanzers, indem er laut aufweinte und ſchrie: „Lieber Herr! Kemp! nimm doch Kemp!“

Herr Brunel konnte die Tochter des Schwarzen noch ſehen, wie ſie ihre Arme in die Höhe hob und ſich los zu arbeiten ſuchte, und ihr flehentlicher, von Schluchzen unterbrochener Hilferuf erreichte ſeine Ohren....

„Marſch, marſch!“ ſagte er mit gleichgiltiger Miene. „Morgen denkt ihr nicht mehr daran!“

Nach der Art, wie er dieſe Worte ſprach, begriff der Neger wohl, daß alle ſeine Bitten umſonſt ſeyn würden. Daher änderte er plötzlich Ton und Haltung.

„Der Herr hat Recht!“ ſagte er mit einer Ruhe, die viel zu unerwartet war, als daß ſie nicht hätte auffallen ſollen.

Und ohne weiter ein Wort zu reden, folgte er ſchweigend und willenlos ſeinem Herrn.

Der Schwarze hatte eine ſchreckliche That beſchloſſen.

3.

Die chriſtliche Schule.

> Was thöricht iſt vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er die Weiſen zu Schanden mache. — Und weil du von Kind auf die heilige Schrift weißeſt, kann dich dieſelbe unterweiſen zur Seligkeit.
>
> I. Cor. 1, 27. II. Timoth. 3, 15.

In einer elenden Hütte, auf einer ſchmalen Matte, lag regungslos Aſa. Afrikaniſche Wuth kochte in ſeinem Herzen, ſein Kopf brannte von Mordplanen. Ein Gedanke verfolgte ihn ohne Unterlaß: Rache an den Weißen!

Sein Kind, das ihn ſo düſter ſah, kam heran und ſetzte ſich zwiſchen ſeine Füße. „Vater," ſagte es, „wirſt Du noch nicht bald ſchlafen?" — „Schlafen! Neno! die Weißen machen einem den Schlaf ſchwer." — „Ja, aber der Pfarrer hat heut' Morgen geſagt, man müſſe das Böſe vergeſſen, das ſie uns thun." — „Vergeſſen! wer hat das geſagt?" — „Der Herr Pfarrer, der zweimal wöchentlich in unſere Schule kommt." — „Das ſagt er, weil er ein Weißer iſt!" — „Nein, nein! denn er ſagt, die Schwarzen ſeyen zuweilen auch recht böſe gegen einander, und da müſſen ſie einander auch vergeben.“ — „Höre, Neno, ich kann allen Schwarzen vergeben … ausgenommen denen, die uns verkauft haben.“ — „Sprecht nicht ſo, Vater, denn der Schulmeiſter ſagt uns alle Tage auf's Neue, Gott ſey gut, und man müſſe ſeyn wie er.“

Der Schwarze ſah ſeinen Sohn verwundert an, als wollte er ſagen: Wie können böſe Leute, wie die Weißen, ſo ſchöne Sachen lehren? Aber ſein Groll rang alsbald die große Wahrheit nieder, die aus dem Munde des Kindes an ſein Herz gedrungen war, und als wollte er ſeine Zweifel gewaltſam niederſchlagen, rief er wüthend aus: „Nein, nein! man muß den Weißen nimmermehr vergeben!“

Neno ging einen Augenblick bei Seite, beſtürzt über die Wuth, die ſeinen Vater beherrſchte.

„Neno,“ ſagte der Schwarze, indem er ſeinen Sohn wieder zu ſich her rief, „ſie haben Deine Mutter gemordet! ſie haben dein Brüderchen ertränkt, ſie haben uns Deine Schweſter weggenommen! Und Du ſagſt, man müſſe ſie lieben!“

„Ja, Vater, denn der gute Weiße, der uns unterrichtet, ſagt, Gott habe die Menſchen ſehr geliebt, obgleich ſie auch ſehr böſe waren!“ — „Und wie kommt es, daß Gott uns arme Schwarze in die Hände dieſer grauſamen Menſchen gibt, wenn er uns liebt!“

„O! ſieh', Vater," ſagte der Knabe, indem er ſich auf eines ſeiner Kniee ſetzte, „ſieh', ich will Dir das erklären. Wie die Menſchen gut waren, ging alles gut, aber ſeit ſie böſe geworden, geht alles ſchlecht... und deswegen ſchlagen die Weißen die Schwarzen... Aber nach dieſem Leben wird ein anderes kommen, wo wieder Alles gut gehen wird... Allein Gott hat nicht gewollt, daß man böſe in jenes Leben eingehe... deßwegen hat er ſeinen eigenen Sohn geſandt, um die Menſchen zu beſſern und zu guten Kindern des Vaters im Himmel zu machen. Die Menſchen handelten ſehr böſe gegen ihn, ſie ſchimpften und geißelten ihn, und am Ende hefteten ſie ihn an ein hohes Kreuz mit Nägeln an Händen und Füßen und brachten ihn um.... Aber er verzieh allen ſeinen Feinden, und wer an ihn glaubt und ſein rechter Jünger iſt, den bringt er nach dem Tode an einen guten Ort, wo man auf immer glücklich iſt."

„Aber iſt das Alles auch wahr?"

„O freilich.... das iſt ganz ſicher, denn es ſteht in dem Buch Gottes, weißſt Du, wo die Weißen immer drin leſen.... es iſt die Geſchichte von Jeſus Chriſtus, dem Heiland der Welt.... Gott ſelber hat ſie zum Heil der Menſchen ſchreiben laſſen."

Aſa murmelte ein Paar Worte, welche vermuthen ließen, daß er nicht völlig zufrieden geſtellt ſey. Neno verſtand ihn.

„Nun, ſieh', Vater," fuhr der Knabe fort, „man kann nicht daran zweifeln. Der Lehrer hat es uns letzthin erklärt.... Wer den Heiland um Vergebung ſeiner Sünden bittet und herzlich wünſcht, beſſer zu werden, der erhält, um was er bittet.... er wird verſtändig und gut und froh.... Du ſiehſt, daß es wahr iſt.... Du kennſt ja den Weißen neben unſerer Pflanzung, der ſo viele Sclaven hat?"

„O ja! er war ſehr grauſam — noch vor Kurzem — auf einmal aber wurde er anders.... man hört kein Geſchrei geſchlagener Sclaven mehr bei ihm, und ſie lieben ihn jetzt alle!"

„Unſer Lehrer hat uns erzählt, wie das zuging. Der Pfarrer hatte dem Weißen eines Tags geſagt, daß es nicht recht von ihm ſey, ſo böſe zu ſeyn. Gott ließ dieſes Wort in ſein Herz dringen wie einen Nagel. Er mußte Tag und Nacht darüber nachdenken; er war niedergeſchlagen, ging ganz allein in den Wäldern umher, nichts machte ihm Freude. Dann verſuchte er zu thun, was der Pfarrer ihm geſagt hatte, und gut zu werden, aber er konnte nicht. Jeden Morgen beim Aufſtehen ſagte er: Heute muß ich gut ſeyn, und dann bei der erſten Gelegenheit war er wieder böſe.

Wenn ein Schwarzer etwas that, was ihm mißfiel, wurde er zornig und nahm eine Peitſche, einen Stock, ſeine Fauſt, oder mit was er gerade zuſchlagen konnte .... es war, wie wenn ein Funken vom Flintenſtein auf das Pulver in die Pfanne fällt .... er hatte Pulver in ſich, und wenn Feuer daran kam, ging es los. Aber kaum war es geſchehen, ſo war es ihm auch ſchon leid; er hängte den Kopf, ſchämte ſich vor ſich ſelber und nahm ſich vor, es nicht mehr zu thun .... und that es doch wieder. Endlich einmal ging er zu dem Pfarrer und erzählte ihm Alles; der gute Weiße freute ſich ſehr und ſagte ihm, damit man das Böſe laſſen könne, müſſe das Herz anders werden, weil das Uebel im Herzen ſey, und wenn er im Glauben an den Heiland den lieben Gott darum bitte, ſo werde er ihm alle ſeine Sünden vergeben und ihn gut machen. Als der arme Herr das hörte, wandte er ſein Herz zu Gott; er war ſehr traurig und ſchämte ſich ſehr, weil er merkte, wie böſe er geweſen, und wie gut Jeſus gegen ihn ſey, der für ihn geſtorben. Aber bald weinte er vor Freude, weil er fühlte, daß Gott ihm alle ſeine Sünden vergeben habe. Und nun konnte er gegen Niemand mehr böſe ſeyn, weil Gott ihm jetzt ein Herz gegeben hatte, das nicht mehr war, wie das vorige.“

Der Vater hörte aufmerkſam zu, ebenſo verwundert als erfreut über den zunehmenden Verſtand ſeines Kindes, das der würdige Lehrer zu den liebſten ſeiner Schüler zählte. Als der Knabe ausgeſprochen hatte, ſah Aſa einen Augenblick ſchweigend vor ſich hin, dann ſprach er zu ſeinem Sohne: „Und Du, Reno?“

Der Knabe errieth die Gedanken Aſa's. „O! ich, Vater, ich bin zwar nur ein armer Negerknabe, aber das thut nichts, der Heiland hat mich doch gehört, wie ich zu ihm betete. Ich war ſehr verdrießlich über die weißen Knaben, die ich nicht wenig verabſcheute, das iſt wahr.... und wiederum, wenn ich an die Peitſchenhiebe dachte, die man Dir gab, und die man auch mir vielleicht bald geben wird, da ward ich bald zornig, bald traurig.... ich weinte und dachte, die Krieger unſeres Kraals würden vielleicht nie kommen und alle Weißen ſchlagen. Aber der Herr Pfarrer nahm mich eines Tages bei der Hand und las mir ſchöne Worte aus dem Buche Gottes vor und erklärte ſie mir und lehrte mich ſo den Heiland kennen; das machte mir viele Freude, und ich bat ihn, mich ein Negergebet zu lehren, damit ich es dem Heilande vorſagen könnte.... Aber er wollte nicht und antwortete mir: „„Sag' dem Heiland Alles, was Du denkſt, ſprich mit ihm, wie Du mit mir ſprichſt, wie

Du mit Deinem Vater ſprichſt. Die Sprache des Herzens, das iſt das Gebet des Schwarzen, wie des Weißen, des Großen, wie des Kleinen.““ Nun war ich ſehr verlegen und wußte nicht, wie ich es angreifen ſollte. Aber einſt, weißſt Du, armer Vater,“ ſagte der Knabe, indem er Aſa mit ſeinen Armen umſchlang und ihn küßte, als wollte er die Bitterkeit dieſer Erinnerung mildern, „einſt ſchlug man Dich.... ich hörte Dich.... und das that mir ſo wehe, daß ich hinter einen Baum eilte, wo man mich nicht ſehen konnte, und mich auf die Kniee warf und weinte und ſchrie: O Gott, habe Erbarmen mit meinem armen Vater! ſie quälen ihn ſo arg!.... Und alsbald kam mir der Gedanke, zu Dir zu eilen; ich ſprang auf, und wie ich kam, weißſt Du noch, war Frau Brunel da, ſie hatte gerade Befehl gegeben, Dich nicht weiter zu ſchlagen. Ich war ſehr vergnügt und dachte: Gott hat mich gehört, nun will ich immer zu ihm beten.“

Der arme Schwarze war zu gerührt, um antworten zu können, aber er drückte ſein geliebtes Kind an ſeine Bruſt. Der Knabe verlor indeſſen ſein Ziel nicht aus dem Auge; er wollte ſeinen Vater überzeugen und ſetzte daher hinzu:

„Siehſt Du, wie wahr es iſt? Ich habe ein wenig zu Gott gebetet, und er hat geholfen und mich ſehr froh gemacht. Wenn ich nun mehr thue und mehr zu ihm bete, wird er mir nicht noch mehr geben? Beſonders will ich ihn bitten, daß er mich recht gut und fromm mache.“

Aſa antwortete nicht, aber er dachte bei ſich: Vielleicht thäte ich wohl daran, wenn ich es auch machte, wie der gute Weiße und wie Reno.... Er blieb einige Zeit nachdenklich und ſagte dann lebhaft zu ſeinem Sohne: „Reno! bete zu Gott für den armen ſchwarzen Aſa!“

„O ja, Vater!“ rief der Knabe voll Freude und kniete nieder. Aſa that daſſelbe, faſt unwillkürlich. Dann faltete das unſchuldige Geſchöpf die Hände und ſprach:

„O lieber Heiland! der Du geſtorben biſt für die Weißen und für die Schwarzen! ſei gnädig meinem Vater, dem armen Sclaven Aſa, gib ihm ein gutes Herz, daß er ein wahrer Chriſt werden kann! Vergib ihm ſeine Sünden und gib ihm Herren, die ihn nicht zu grauſam ſchlagen. Sey gnädig meiner Schweſter Kemy, die ferne von uns iſt, und mir, der ich Dich immer lieben will; ſey gnädig den Weißen und den Schwarzen! Amen.“

Der Knabe ſtand auf und ſprang ſeinem Vater an den Hals, der ihn noch zärtlicher als ſonſt küßte. — Bald darauf lag Neno in den Armen eines ſanften, ruhigen Schlafs. Aſa konnte nicht einſchlafen. Sein Kopf und ſein Herz waren zu geſchäftig.

4.

Der Mordanſchlag.

Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er ſein Leben läſſet für ſeine Freunde.

Joh. 15, 13.

Frau Brunel war von Natur nicht gefühllos. Lange Gewohnheit nur hatte ſie die ſcheußlichen Scenen der Sclaverei ertragen gelehrt. Denn es iſt eine natürliche Wirkung dieſes abſcheulichen Syſtems, daß es auch die dem Mitgefühle zugänglichen Herzen verhärtet. So bemühte ſich nun zwar Frau Brunel, die Leiden der Schwarzen zu lindern, wo ſie übermäßig waren, und den Wirkungen der Brutalität ihres Mannes entgegen zu wirken, wo die Ungerechtigkeit und Unmenſchlichkeit zu ſchreiend war, aber weiter ging ihre Einmiſchung in die Verhältniſſe des Pflanzers zu ſeinen Sclaven nicht, und nur allzu oft ließ ſie ſelbſt durch ein unbedeutendes Vergehen der Schwarzen ſich zum Zorne und zu jener Wuth hinreißen, die mehr oder minder allen denen eigen zu ſeyn pflegt, welche lange Zeit in den Kolonien gelebt haben und die den Sclaven ertheilten Züchtigungen, weil ihre Augen einmal daran gewöhnt ſind, als rechtmäßig haben anſehen lernen.

Schon mehreremal hatte ſie einen Schwarzen wegen Trägheit und Lügen züchtigen laſſen; daſſelbe geſchah nun wieder, und zwar ſo, daß ſie ihren Gatten veranlaßte, dem Sclaven eine neue Züchtigung ertheilen zu laſſen. Der rachſüchtige Sclave warf ſeinen Groll auf Herrn Brunel, in welchem er in dieſem Fall, wie in allen andern, den Urheber ſeiner Leiden ſah, und er beſchloß, die nächſte günſtige Gelegenheit zu ergreifen, um arge Plane zur Ausführung zu bringen. Am Tage nach dieſer vielleicht ungerechten und allzu harten Strafe bot ſich ihm die erwünſchte Gelegenheit dar.

Der Pflanzer und ein Theil ſeiner Familie hatten bei einem Nachbar geſpeist. Man hatte ſich verſpätet, und es war ſchon tief in der Nacht, als man den Heimweg antrat. Aſa leuchtete voraus. Die Unterhaltung bewies, daß man gut gegeſſen und getrunken hatte; die Geſellſchaft war luſtig und lärmend. Nur

Aſa's düſteres, niedergeſchlagenes Weſen ſtach gegen die allgemeine Fröhlichkeit auffallend ab. Von Zeit zu Zeit warf er auf die Familie ſeines Herrn einen ſonderbaren Blick, den er dann rings um ſich her laufen ließ, als glaubte er jede Hecke, jede Baumgruppe durchſpähen zu müſſen; dann neigte er das Haupt ein wenig ſeitwärts, wie Einer, der aufmerkſam lauſchend alle Laute, die ſein Ohr erreichen können, zu erhaſchen ſtrebt.

Man war an der Ecke eines Gehölzes angelangt. Ein Geräuſch, ſo unmerklich, daß es jedem Andern, als dem Schwarzen entgangen wäre, ließ ſich im Laubwerk hören; Aſa bebte; eine Regung entſetzlicher Freude verzerrte ſeine Züge; ſein Athem ſtockte, ſein Mund war halb geöffnet, als ſei er im Begriffe, in das wilde Jauchzen einer blutdürſtigen Schadenfreude auszubrechen. Seine Augen waren rechts hin nach dem Rande des Gehölzes, an dem jetzt der Weg ſich hinzog, gerichtet; hier durch das tiefe Dunkel der Nacht ſchoßen zwei funkelnde Augen ihre Blitze auf die Nahenden, und zwei Reihen milchweißer Zähne, feſt auf einander gedrückt, glänzten durch die Schatten.... Das war es, warum Aſa gebebt, und je näher man dem Orte kam, wo der Schwarze verſteckt war, deſto mehr ſchien die erſte Regung, die der Freude über die nahe bevorſtehende Stillung lang genährter Rachbegierde, einer entgegengeſetzten Empfindung Platz zu machen; eine Thräne rollte auf Aſa's Wange; er ſchritt langſamer voran, gleich als wünſchte er, ſeinem Herrn näher zu bleiben, und ſein Geſicht war auf's Neue düſter und unruhig. Er war nur noch ein Paar Schritte von Herrn Brunel und zugleich faſt gegenüber von dem Schreckensbaume, der den Neger verbarg .... er ſah den Lauf einer Flinte ſich langſam ſenken .... Herr Brunel, der nicht begreifen konnte, warum der Schritt ſeines Sclaven langſamer geworden, rief ihm zornig zu: „He! Aſa! Hund! tragen Dich Deine Beine nicht mehr? Lauf', fauler Taugenichts! lauf', Schildkröte!“

Schmerz und Unmuth malten ſich in dem Geſichte des Schwarzen, als wollte er ſagen: Wenn Du wüßteſt, warum ich Dir nahe zu bleiben ſuche, würdeſt Du mich ſchelten?

Und ſtatt zu gehorchen, blieb er ganz ſtehen, und ein Blick nach dem Rande des Gehölzes zeigte ihm an der Wurzel des Flintenlaufs das funkelnde Auge, das über die Mücke des Laufes hinweg den Weg zum Herzen ſeines Feindes ſuchte .... Er machte einen Schritt rückwärts, um ſich zwiſchen das Gehölze und ſeinen Herrn zu ſtellen; denn der Zufall hatte gewollt, daß Herrn Brunels Gattin gerade einen Schritt vor ihm voraus, ſeine Tochter um eben ſo viel hinter ihm zurück war, ſo daß die Perſon des Pflanzers ſelbſt einem Schuſſe von der Seite her völlig blos geſtellt blieb. Hier alſo trat Aſa ein, um die Mauerlücke auszufüllen. Da erſcholl plötzlich ein grauenhaftes Gebrüll, ähnlich dem Geheul eines reißenden Thieres, und mit ſeinen letzten Tönen verband ſich das Gepraſſel des auf ſchneller Flucht zerknickten Gebüſches. Schrecken bemächtigte ſich der Geſellſchaft. „Was iſt das?“ riefen mehrere Stimmen zugleich. „Hm!“ ſagte Herr Brunel, „das iſt irgend ein wildes Thier.“ — „Ja, Herr,“ ſagte Aſa mit befremdlichem Nachdrucke, „ein wildes Thier, und um ſeinen Herrn zu vertheidigen, hat Aſa ſeinen Schritt gehemmt.“ — „Seht den Schlaukopf,“ rief Herr Brunel, „wie er ſeine Langſamkeit geſchickt zu entſchuldigen weiß. Das Gezücht hat alle Laſter an ſich, und ſeiner Trägheit kommt nichts gleich, als ſeine Lügenhaftigkeit.“ Und indem er ſo ſprach, ſchnellte er, gleichſam als Schlußſtein ſeiner Strafrede, einen Peitſchenhieb auf die Schultern des Schwarzen.

Ein bitteres Lächeln flog über die Lippen Aſa's, und einen Augenblick ſchien es, als bereute er, ſeiner erſten Regung nicht Raum gegeben zu haben.

Die Geſellſchaft ſetzte ſich auf's Neue in Marſch; das Ereigniß, das ſie einen Augenblick beunruhigt hatte, ward nicht weiter beachtet und bald vergeſſen. Aſa allein ſchien die allgemeine Sorgloſigkeit nicht zu theilen. Ihm war es offenbar, daß die Gefahr noch nicht vorüber ſey, und wenn Niemand daran dachte, ſo hielt er es für ſeine Pflicht, ſelbſt um ſo mehr daran zu denken.

Um die Sorgloſigkeit der Geſellſchaft und die Unruhe Aſa's zu begreifen, muß man wiſſen, daß dem Letzteren Dinge bekannt waren, von denen Niemand aus der Familie Brunels etwas wußte, und die Aſa ſelbſt nicht enthüllen konnte. Der ungerecht geſtrafte Neger hatte Aſa für ſeine Racheplane zu gewinnen geſucht, indem er dabei auf deſſen eigene Beſchwerden gegen ſeinen Herrn rechnete. Aſa hatte ſeine Mitwirkung beſtimmt verweigert; nichts deſto weniger hatte jener bei ſeinen Planen beharrt, und obgleich Aſa über die Zeit der beabſichtigten Ausführung nichts Beſtimmtes wußte, ſo fürchtete er doch, der Schwarze möchte die nächſte beſte Gelegenheit, die ihm Strafloſigkeit zuſicherte, benützen. So waren denn gerade heute ſeine Befürchtungen lebhafter als je, darum war er in jenem Augenblicke, wo er den Schwarzen in ſeinem Verſteck entdeckte, ganz Auge und Ohr geweſen, und obgleich Aſa ſeit dem Tage, wo ſein Sohn ſeinem Verlangen gemäß für ihn gebetet hatte, unter der Herrſchaft neuer Empfindungen, die in ihm keimten und erſtarkten, allen Rachegedanken entſchieden entſagt hatte, ſo hatte er ſich doch beim Anblicke einer ſo nahen und ſichern Rache einer Regung grauſamer Freude nicht erwehren können. Einen Augenblick ſchien der rachſüchtige Schwarze über den neuen Jünger Chriſti den Sieg davon zu tragen, aber gleichzeitig mit dem Aufkochen der alten Wuth durchzuckte auch ein hoher Gedanke ſein Herz, der Gedanke an die von Jeſu gebotene Vergebung, und während er auf der einen Seite mit der Wolluſt einer blutdürſtigen Hyäne ſeinen Herrn unter dem mörderiſchen Blei zuſammen ſtürzen ſah, erſchien ihm auf der andern das Bild ſeines Kindes, wie es auf den Knieen lag und betete: „Schenke Aſa ein gutes Herz, damit er ſeine Feinde liebe." Dieſe zwei ſo entgegengeſetzten Empfindungen hatten ſich in furchtbarem Kampfe um ſein Herz geſtritten, aber am Ende hatte die Gnade geſiegt, und die Thräne, die über die Wange des Schwarzen gerollt war, hatte ihren Triumph bewieſen. War jedoch Aſa entſchloſſen, ſeinen Herrn zu retten, ſo wollte er auch ſeinen Unglücksgefährten nicht in's Verderben ſtürzen, und das war es, was ſeine Lage ſo ſchwierig machte.

Das Gehölz, worin man ſich befand, erſtreckte ſich bis an die Wohnung Herrn Brunels, und der Weg, der noch zu machen war, war lang genug, um den in ſeiner erſten grauſamen Hoffnung getäuſchten Schwarzen zu einem neuen Verſuche zu ermuntern. Voll Unruhe bat Aſa zuerſt Herrn Brunels Sohn, an der Seite ſeines Vaters zu bleiben; denn da er wußte, daß es der Schwarze gerade auf die Perſon Herrn Brunels abgeſehen hatte, ſo hoffte er, die Furcht, einen Andern zu treffen, würde ihn abhalten, und obgleich die Aengſtlichkeit, die er blicken ließ, für grundlos angeſehen wurde, ſo war ſie doch von ſeiner Seite ſo tief gefühlt, daß ſie ſich trotz aller Einwendungen der Vernunft den Anderen mittheilte. Obgleich lachend über die Furchtſamkeit des Sclaven, gehorchte Herrn Brunels Sohn ſeiner Mahnung, und Aſa trat ſelbſt auf die andere Seite; er hatte ſich dieſen Poſten als den gefährlichſten vorbehalten, denn er dachte, der Schwarze, der zuvor auf jener Seite Hinderniſſe gefunden, werde höchſt wahrſcheinlich auf dieſe herübergeſchlichen ſeyn. Sobald er Herrn Brunel in Sicherheit ſah, ſchien er von einer drückenden Laſt befreit, und ſo blieb er denn von nun an hart an der Seite ſeines Herrn, mit aufmerkſamem Ohre jeden Laut erſpähend. Es vergingen wenige Minuten, als er ſchnell den Kopf drehte, und eben ſo ſchnell die Arme über den Pflanzer herbreitete; im nämlichen Augenblicke erfolgte ein Blitz und Knall. Ein Schrei des Entſetzens drang aus dem Häufchen, Aſa ſtürzte zu Boden, er allein war getroffen. Sobald man ſich überzeugt hatte, daß ſonſt Niemand verletzt war, trat man zu dem Schwarzen und hob ihn auf. „Aſa," ſprach dieſer mit ſanfter, ſchwacher Stimme, „Aſa ſagte es ja dem Herrn, es ſei ein reißendes Thier da."

Man eilte beſtürzt vollends nach Hauſe; kein Neger fehlte, es war unmöglich, etwas zu entdecken. Man ließ die Sclaven der Reihe nach prügeln, es erfolgte kein Geſtändniß. Aſa's Wunde war nicht tödtlich; kaum aber war er wieder hergeſtellt, ſo hatte auch Herr Brunel ſchon vergeſſen, daß ſein Sclave ihm das Leben gerettet; er dachte an nichts mehr als an die Umſtände, die es wahrſcheinlich machten, daß er um den Mordanſchlag gewußt hatte, und da Aſa ſich ſtandhaft weigerte, ſeine Kameraden anzugeben, ſo ward Herr Brunel wüthend, drohte zuerſt dem Sclaven, der auf ſeinem Entſchluß beharrte, und einen Monat nach dem Ereigniß wurde Aſa Tag für Tag an einen Pfoſten gebunden, und Riemen, mit eiſernen

Stacheln beſetzt, zerfleiſchten den Rücken des unglücklichen Schwarzen, weil er zu edelmüthig war, um ſein Geheimniß zu verrathen, — und das alles auf Befehl des Pflanzers, der ihm das Leben zu verdanken hatte.

Aber Aſa hatte beten gelernt; ſeine Leiden, vom Himmel geſegnet, hatten ihm Früchte getragen, und nach dem Vorbilde deſſen, der um Vergebung bat für ſeine Peiniger, heulte, fluchte, verzweifelte Aſa nicht, — er betete, ſegnete, hoffte.

5.

Der Zeitvertreib eines Pflanzers.

> Die Gottloſen ziehen das Schwert aus und ſpannen ihren Bogen, daß ſie fällen den Elenden und Armen und ſchlachten die Frommen.
>
> Pſalm 37, 14.

Mehrere Monate verſtrichen, und der Grimm des Pflanzers erloſch, oder ſuchte ſich wenigſtens andere Gründe und andere Gegenſtände, ſo daß Aſa und ſein Sohn wenigſtens einiger Ruhe in ihren Leiden ſich zu erfreuen hatten. Es war Sonntag. Die

Glocke im Hofe hatte ſo eben die Sclaven zur Mahlzeit gerufen; mehrere derſelben ſetzten ſich zuſammen in den Schatten eines Baumes, gegenüber von den Fenſtern des Pflanzers. Bald darauf begannen ſie eine jener lieblich klagenden Weiſen, welche die Mitte zwiſchen Geſang und Rede halten und ihrer Seele jene Miſchung ſchmerzlicher und ſüßer Gefühle, die wir Wehmuth nennen, mitzutheilen ſcheinen.

Als die Geſänge zu Ende waren, fing ein junger Schwarzer, der nur erſt einige Monate in der Sclaverei war, an, ſeinen Mitbrüdern von ſeinen Leiden zu erzählen. Sein Beiſpiel fand Beifall. Jeder berichtete, was er erduldet hatte.

„Morko,“ ſprach der junge Schwarze, „hatte einen alten, alten Vater; er hatte Kühe zu hüten, und da ſein Arm die Jugendkraft nicht mehr beſaß, ſo konnte er einſt Abends den Pfahl, woran eines der Thiere gebunden war, nicht feſt genug in die Erde einrammen, und als man den andern Morgen fand, daß eine Kuh von der Heerde fehlte, ſo ward der arme Vater geſchlagen, ſo geſchlagen, daß acht Tage darauf — Morko keinen Vater mehr hatte.“

Die Neger ſahen den jungen Afrikaner voll Mitleid an; da nahm ein zweiter das Wort:

„Ich hatte einen Bruder, der wollte, da ſeine

Frau ihm geſtorben war, ſie in die Erde verſcharren; der Herr aber überraſchte ihn bei dieſem Geſchäft, ließ ihn an einen Baum binden und hetzte drei ſeiner größten Hunde auf ihn, die rißen ihn in Stücke, — ſo habe ich keinen Bruder mehr."

Die Schwarzen bebten bei dem Gedanken, daß Jedem von ihnen in jedem Augenblicke ein ähnliches Schickſal drohe. Ein dritter Sclave nahm das Wort:

„Die arme Meke, meine Mutter, war alt und konnte faſt nicht mehr gehen, und eines Tags, da der Herr ſchnell voran wollte, und ſie vor Müdigkeit faſt umſank, zog er ſein Meſſer aus der Taſche und fing an, der alten Mutter einen Stich um den andern in den Rücken zu verſetzen; und nachdem er dieß mehrmals wiederholt hatte, fiel ſie mitten auf dem Wege nieder und verſchied daſelbſt nach wenigen Stunden; und da die, die es geſehen hatten, lauter Schwarze waren, ſo that man dem Herrn nichts . . ."

Ein vierter Sclave war im Begriffe, zu reden, als er durch das Geberdenſpiel einer Negerin unterbrochen wurde, die ihre Arme emporwarf und dann durch Deuten auf ihren Mund zu verſtehen gab, daß ſie nicht reden könne.

„Ja, ja," ſagte ein Schwarzer, „ich will euch ſagen, wie es ſich damit verhält. Ihr Herr war ſo grauſam, daß er ſeine eigene Frau ſchlug, die eine Weiße iſt. Eines Tags ſperrte er ſie ein und entzog ihr alle Nahrung. Die gutmüthige Sclavin, die das Leiden ihrer Herrin nicht mit anſehen konnte, ſchlich hin und öffnete ihr; der Herr aber ward, als er heimkam, ſo wüthend, daß er ein Loch in ein Brett machte und die arme Sclavin zwang, ihre Zunge durch das Loch zu ſtecken. Als es geſchehen war, ſtieß er ihr auf der andern Seite des Bretts eine Gabel durch die Zunge, und nachdem er ſie mehrere Stunden ſo gelaſſen, ſchnitt er ihr zu guter Letzt' die Zunge ganz ab, und ſeitdem iſt die Sclavin ſtumm."

„Alles das iſt reine Wahrheit," rief ein anderer Schwarzer, „und die Weißen ſind überaus ſinnreich, wenn es ſich darum handelt, die Schwarzen zu plagen. Hört, was mir begegnet iſt. Ich hatte einen grauſamen Herrn, und eines Tags, da man mich ſchlug, drang mein Klaggeſchrei bis zu ſeinem Ohr; da kam er auf einen unmenſchlichen Einfall; er ließ ſich ſeine Guitarre bringen, bemühte ſich, ſie nach dem Geſchrei des armen Schwarzen zu ſtimmen, und begleitete nun deſſen klägliche Laute mit dem Geklimper ſeines Inſtruments."

Der junge Afrikaner, der zuerſt geſprochen, nahm jetzt das Wort auf's Neue: „Hört, Brüder," ſagte er, „ich will euch den Glauben unſeres Heimathlandes in's Gedächtniß zurückrufen ... Der Teufel iſt weiß, und der gute Gott iſt ſchwarz; der gute Gott machte die ſchwarzen Menſchen nach ſeinem Bilde, und die weißen nach dem Bilde des Teufels . . .“

Er wollte fortfahren, als Aſa und Neno, die eben herbei kamen, wie er dieſe Worte ſprach, ihm freundlich und beſcheiden in die Rede fielen und ſeinen Aberglauben zu beſtreiten ſich anſchickten. Denn Aſa und Neno waren nun völlig Chriſten geworden, nicht wie man es durch die Geburt oder durch ein paar Tropfen Waſſer wird, ſondern wie man es wird durch die Taufe des heiligen Geiſtes, durch die Buße und durch den Glauben, der die Liebe wirkt.

Der Vater und der Sohn ergriffen die Gelegenheit, die ihnen der Zufall darbot, um die Schwarzen, die um ſie her ſaßen, zu erleuchten, und unterwieſen ſie, da ſie aufmerkſame Zuhörer an ihnen gefunden hatten, in der Lehre des Heils.

Da öffnete ſich plötzlich ein Fenſter in der Wohnung Herrn Brunels. Der Pflanzer hatte ein großes Eſſen gegeben, das in ein Saufgelage ausgeartet war. Schon waren die Tiſche umgeworfen und die Schüſſeln zerbrochen, als der Pflanzer, von einer Narrheit und Ausgelaſſenheit in die andere fallend, mit lautem

Lachen rief: „O! ein herrlicher Einfall! Auf die Amſelnjagd!“ Man verſtand anfangs ſein abſcheuliches Wortſpiel nicht, vielleicht, weil man nicht ſogleich daran dachte, daß die Amſeln ſchwarz ſind ... Der Pflanzer eilte in das Nebenzimmer und kam einen Augenblick darauf mit einer Flinte zurück. Einer der Gäſte ſchien ihn jetzt zu errathen. „O ho!“ ſagte er, ſpöttiſch lächelnd, „das wagen Sie denn doch nicht.“ — „Ich nicht wagen? — Wir wollen ſehen ... Halt, da iſt gerade ein ganzes Neſt voll ... ruhig!“

Und jetzt öffnete er das Fenſter, legte auf das Häufchen Schwarzer, die in einer Entfernung von fünfzig Schritten unter dem Baume ſaßen, an, und ſchoß beide Läufe der Flinte auf Einen Druck ab ... Aſa und Neno, Vater und Sohn, wälzten ſich blutend am Boden.

Das Ganze, wozu Herr Brunel in Folge dieſer That von einem Kolonial-Gerichtshofe verurtheilt wurde, beſtand in einigen Monaten Gefängnißſtrafe.

6.

Die Freilaſſung.

So euch der Sohn frei macht, ſo ſeyd ihr recht frei. — So iſt nun nichts Verdammliches an denen, die in Chriſto Jeſu ſind, die nicht nach dem Fleiſch wandeln, ſondern nach dem Geiſt.

Joh. 8, 36. Röm. 8, 1.

Die Kugel, welche Aſa getroffen hatte, war ihm nach Zertrümmerung einer Rippe im Leibe ſtecken geblieben. Die Ausziehung ward für überflüſſig erachtet; denn die Aerzte erklärten, die Wunde ſey tödtlich, und der Unglückliche müßte ſich dabei nur einer ſehr ſchmerzhaften und doch jedenfalls ganz erfolgloſen Operation unterziehen. Indeſſen glaubte man, auch den Neger ſelbſt über dieſe Frage hören zu müſſen.

„Das Leben Aſa's,“ antwortete dieſer, „iſt nicht ſein Eigenthum, und Gott gebietet ihm, es zu erhalten oder wenigſtens kein Mittel unverſucht zu laſſen . . . Wenn die Aerzte, die es verſtehen, glauben, daß man den armen Schwarzen noch retten könne, ſo ſollen ſie es verſuchen. Aſa wird Gott um Muth bitten, daß er den Schmerz als Chriſt ertrage.“

Man bewunderte dieſen Muth, entſagte jedoch nach reiflicher Ueberlegung dem Gedanken an eine Operation.

Mehreremal ſchon hatte ſich Aſa nach ſeinem Sohn erkundigt; denn er hatte ihn zwar blutend neben ſich niederfallen ſehen, allein da er ſelbſt gleich darauf das Bewußtſeyn verloren hatte, ſo wußte er nicht, was ſein Schickſal geweſen, und die Antworten, durch die man ſeine Beſorgniſſe zu beſchwichtigen ſuchte, hatten ihm ſo ausweichend geſchienen, daß ſeine Unruhe dadurch nur noch vermehrt worden war. Aſa erbat ſich jetzt als beſondere Gunſt den Beſuch des Geiſtlichen. Dieſer kam. „Armer Bruder,“ ſagte er, indem er an ſein Bett trat und ihm die Hand reichte, „Du haſt viel zu leiden . . .“

„Ach ja, Herr, viel!“ ſagte der Schwarze mit ſchwacher Stimme, „aber ich denke, es wird bald vorbei ſeyn. Aſa wird bald droben vor Gericht erſcheinen.“

„Ja, da droben, Aſa, wo der gerechte Richter thront. Und wie wirſt Du vor ſeinen Richterſtuhl treten?“

„Aſa iſt ein armer Sünder, aber der Heiland iſt für ihn geſtorben, und ſo wird er einen Retter finden auf dem Stuhle des Richters.“

Der Geiſtliche ſchien erfreut über dieſe Antwort; jedoch theilweiſe unterrichtet von den Lebensumſtänden des Schwarzen, fürchtete ſeine chriſtliche Erfahrung einen Fallſtrick für den unglücklichen Afrikaner. Er beſorgte, die lange Reihe von Uebeln, die er erduldet, möchte für ihn die Stütze einer falſchen Sicherheit geworden ſeyn. Ach! es iſt etwas ſo Gewöhnliches, daß ſolche, deren Leben leidevoll geweſen iſt, eben auf dieſe Leiden ihr Vertrauen ſetzen. Ihre Prüfungen waren hart, und dadurch meinen ſie ein Recht auf die Seligkeit gewonnen zu haben, — als ob Gottes Wort nicht deutlich lehrte, daß wir nur durch den Glauben an Jeſum Chriſtum und die daraus entſpringende Heiligung unſeres Sinnes und Wandels ſelig werden könnten.

„Aſa,“ ſprach der Geiſtliche, „warum hoffeſt Du, einen Retter in dem Herrn Jeſus Chriſtus zu finden?“

„Darum,“ antwortete der Schwarze, „weil ſein Wort verkündigt, daß, wer an Ihn glaubt, nicht wird zu Schanden werden. Aſa glaubt, daß der gute Jeſus das Lamm Gottes iſt, das ſeine Sünden hinweg nimmt, und,“ — fügte er hinzu, indem er ſich die eigenen Worte des Herrn in’s Gedächtniß zurückzurufen ſuchte, — „die Schrift . . . kann nicht . . . aufgelöst werden.“

„Ja,“ erwiederte der Geiſtliche, „ſein Wort wird nicht vergehen! Wohl dem, der es glaubig annimmt! Es iſt das Licht des Geiſtes und der Lebensquell des Herzens, es erleuchtet und ſtärket, es belehret und tröſtet. Aber kannſt Du denn leſen?“

„Nein, aber mein Sohn ſetzte ſich alle Tage zu mir und las mir aus der Schrift... da ſah ich denn nach und nach wohl ein, daß ich nur an das Böſe dachte, das meine weißen Herren mir anthaten, und darüber das Böſe, das ich ſelbſt gegen den großen Herrn des Himmels beging, vergaß; ich kam endlich zum Bewußtſeyn meiner Sünden, und als ich begriff, wie heilig das Geſetz Gottes, und wie furchtbar der Ewige in ſeinen Gerichten iſt, da war ich hoch entzückt darüber, daß Gott alſo die Welt geliebt hat, daß er ſeinen eingebornen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, ſondern das ewige Leben haben.“

„Und erkannteſt Du den Herrn Jeſum wirklich als den Weg, die Wahrheit und das Leben?“

„Ja, dann und ſeitdem bis auf den heutigen Tag. Der arme Sünder Aſa ſetzte ſeine einzige Hoffnung auf die Gnade Gottes in Chriſto, und er glaubt, daß der, der gekommen iſt, ihn zu ſuchen, da er verloren war, ihn nicht verlaſſen, und ihm Sieg verleihen wird im Leben oder im Tode.“ Der Nachdruck, womit Aſa dieſe Worte ſprach, überzeugte den Geiſtlichen, daß ſie aus der Tiefe ſeines Herzens hervorkamen. Er betrachtete einen Augenblick ſtillſchweigend das Geſicht des Schwarzen, deſſen Züge voll Ruhe und Ergebung nur ſelten durch die Schmerzen entſtellt wurden, die er ganz zu verbergen ſich vergeblich bemühte.

„Bruder,“ ſagte gerührt der Geiſtliche, „habe Geduld, die Leiden dieſer Zeit ſind nicht werth der Herrlichkeit, die an uns ſoll offenbart werden. Ach! wie viel glücklicher iſt der Sclave Aſa auf dieſem Schmerzenslager, als der grauſame Pflanzer, der . . .“

Aſa fiel ihm in's Wort: „Er iſt ſehr arm; denn er kennt den Heiland nicht. Ach! möchte der Herr ihm Erkenntniß ſeiner Sünden geben und den Glauben, der ſelig macht! Betet für ihn, Herr, er hat es ſehr nöthig . . .“

Eine Thräne der Rührung floß über die Wange des Geiſtlichen. Aſa bat ihn, noch näher zu ihm zu treten, und ſagte dann mit leiſer Stimme: „Sagt mir ohne Scheu, was aus Neno geworden iſt. Mit Gottes Hülfe kann ich den Schlag ertragen... Verhehlet mir nicht den Tod meines Sohnes.“

Der Geiſtliche konnte ſeine Frage nicht beantworten; aber er verſprach ihm, ſich zu erkundigen und ihn wieder zu beſuchen, ſobald er etwas erfahren haben würde. Dann entfernte er ſich, vertieft in fromme Betrachtungen über die Kraft des Evangeliums in einem Herzen, wo es mit kindlicher Demuth aufgenommen wird.

Nicht weit von dem Orte, wo Aſa lag, war eine andere Schmerzensſcene zu ſehen. Die Kugel, die Neno getroffen, war ihm durch den linken Arm gedrungen; der Arm mußte auf der Stelle abgenommen werden. Der Knabe ertrug dieſe Operation mit einem Muthe und einer Standhaftigkeit, welche die Bewunderung aller Anweſenden erregte. Nur im ſchmerzlichſten Augenblicke verzog ſich ſein Geſicht, und die Nächſtſtehenden konnten die halblauten Worte hören: „Jeſus — hilf mir!“

Die Amputation gelang ſo gut, daß man Neno ſchon nach wenigen Tagen die mehrmals wiederholte Bitte, zu ſeinem Vater gehen zu dürfen, gewähren konnte. Und da der Geiſtliche, der zur Erfüllung ſeines Verſprechens den Knaben aufſuchte, gerade in dem Augenblicke eintraf, wo Neno ſich anſchickte, ſeinen Vater zu beſuchen, ſo gingen ſie nun beide zuſammen dahin.

Als ſie eintraten, hatte bereits ein wohl vorhergeſehener Zufall die Befürchtungen der Aerzte gerechtfertigt und das Ende des Schwarzen nahe herbeigeführt. Seine Schwäche hatte den höchſten Grad erreicht, und als Neno an ſein Bett ſtürzte, mangelte ihm die Kraft, ſich aufzurichten, oder auch nur die Arme auszuſtrecken. Ein Strahl der Freude belebte jedoch ſeine abgematteten Züge, und als ſeine Blicke auf den verſtümmelten Arm ſeines Sohnes fielen, da hob er ſie mit ſchmerzlichem und zugleich bittendem Ausdrucke gen Himmel. Man ſah, er bitte um Beiſtand für das unſchuldige Opfer und um Vergebung für den Peiniger.

„Vater!“ rief Neno, „bekümmere Dich nicht meinetwegen, ich habe keine Schmerzen mehr, und unſer himmliſcher Vater wird für mich ſorgen.“ — „Ja,“ ſagte Aſa mit ſchwacher, kaum hörbarer Stimme, „ja, Gott iſt gut, er verläßt die nicht, die auf ihn trauen. Neno, gedenkſt Du des Tags, wo Du beteteſt in der Hütte Deines Vaters? . . . ich habe ihn nie vergeſſen . . . Gott hat Dich erhört . . . er hat Deinem Vater alle ſeine Sünden vergeben und wird ihn bald in das ewige Leben führen.“

Jetzt richtete er ſeine Blicke auf den Geiſtlichen. „Herr,“ ſagte er, „Ihr wiſſet den Werth einer Seel zu ſchätzen; o! wachet über mein Kind — ich empfehle es Euch im Namen des Herrn . . ."

Hier unterbrach ihn der Schmerz und entriß ihm einige tiefe Seufzer. Seine Hand ſuchte die Hand ſeines Sohnes, der ſich über ſein Bett hergebeugt hatte, die Augen in Thränen gebadet und Worte der Zärtlichkeit ſtammelnd; — Aſa ſchien das Bewußtſeyn zu verlieren, und ſein Aechzen dauerte einige Minuten hindurch fort. Endlich aber war es, als ob der Schmerz nachließe: er ſchlug die Augen wieder auf, die er zuvor geſchloſſen hatte. Man ſah, er wolle dem Geiſtlichen etwas ſagen.

„O! ſagt meinem Herrn, daß Aſa ihn ſterbend bittet, ſich zu Gott zu bekehren... Ich danke Euch... für Eure Theilnahme... Gott iſt mit mir . . . Ihm ſey Lob! . . . Der Sclave wird bald ganz frei ſeyn . . . wenn der Sohn . . . Neno . . . wiederhole mir die Worte des Herrn Jeſus . . ."

Das Kind beugte ſich über ſeinen Vater her und wiederholte die Worte der Schrift: „So euch der Sohn frei macht, ſo ſeyd ihr recht frei."

„Ja, recht," erwiederte Aſa, „ja, frei im Himmel . . . bald iſt der arme Schwarze . . ."

Hier faltete er die Hände, und ſeine Lippen bewegten ſich einige Zeit lang, ohne daß man die Worte, die er murmelte, hätte verſtehen können.

Der Geiſtliche ſtand ernſt und tiefgerührt an dem Bette; Neno weinte, und hob die Augen zum Himmel empor; ſelbſt die Fremden, welche dieſe Scene mit anſahen, konnten ihre Rührung nicht verbergen.

Aſa's Lippen öffneten ſich noch einmal, und — es war, als ob Gott ihm die nöthige Kraft hätte verleihen wollen, um Seinem Namen in ſeinem letzten Seufzer die Ehre zu geben — mit vernehmlicher Stimme, mit mildlächelndem Munde ſprach er langſam: „Jeſus! dir ſey Ehre und Preis! ... komm... ja . . . komm . . .“

Auf dieſe Worte folgte ein langer Seufzer; es war der letzte. Aſa's Seele ward getragen in Abrahams Schoos.

7.

Das Gegenſtück.

Erzürne Dich nicht über die Böſen: ſey nicht neidiſch über die Uebelthäter. Denn wie das Gras werden ſie bald abgehauen, und wie das grüne Kraut werden ſie verwelken.

Pſalm 37, 1. 2.

Mehrere Jahre waren verſtrichen. Die Tage der Eitelkeit waren ſchnell entflohen, und die Ewigkeit rückte mit ſchnellem Schritte gegen den Pflanzer heran. Eine Krankheit, die Folge einer Reihe von Unglücksfällen, hatte ſeine Geſundheit untergraben, mit Schrecken ſah er dem baldigen Ende ſeines Lebens entgegen. Er hatte die Wahrheit der Worte des Pſalmiſten an ſich erfahren: „Die Schätze machen ſich Flügel und fliegen davon.“ Natürlich hatte er mit ſeinem Vermögen auch ſeine Freunde davon gehen ſehen. Frau Brunel war längſt todt; die Söhne und Töchter des Pflanzers, zur Zeit ſeines Wohlſtandes verheirathet, waren in das Mutterland zurückgekehrt und vergaßen in den Freuden der Welt den, der ſeinerſeits einſt ihre Jugend vergeſſen und durch Vernachläßigung ihrer Erziehung ſich ein herbes Alter in Verlaſſenheit und Elend bereitet hatte.

Das Unglück hatte den von Natur jähzornigen Charakter Herrn Brunels noch mehr gereizt. Das geringe Vermögen, das ihm geblieben war, erlaubte ihm nicht, für die Pflege, die ſein Alter und ſein leidender Geſundheitszuſtand erheiſchten, eine reichliche Belohnung anzubieten, und doch wurden ſeine Fehler ſo unerträglich, daß Niemand mehr um ihn bleiben wollte. Und noch war dem unglücklichen Pflanzer ein harter Schlag vorbehalten. Ein eben ſo ſchändlicher als unerwarteter Bankerott entriß ihm vollends die geringe Leibrente, von der er bisher noch gelebt hatte. Nun blieb ihm gar nichts mehr übrig. Wenn nun Herr Brunel nicht zuvor ſchon die Gleichgiltigkeit und den Undank ſeiner Kinder gegen ihn erprobt gehabt hätte, ſo hätte er ſich ohne Zweifel wenig aus einem Verluſte gemacht, den ihr Wohlſtand leicht erſetzen konnte; aber es bangte ihm vor ihrer Hartherzigkeit. Nichtsdeſtoweniger beeilte er ſich, ſie in den rührendſten Ausdrücken von dem Unglücke, das ihn betroffen, in Kenntniß zu ſetzen. Es mußte aber jedenfalls lange anſtehen, bis Antwort auf ſeine Briefe kommen konnte. Bis dahin hoffte er, daß die bekannte Wohlhabenheit ſeiner Kinder ihm wenigſtens ſo viel Kredit verſchaffen würde, als nöthig wäre, um ihn vor gänzlicher Entblößung ſicher zu ſtellen. Aber ach! er hatte falſch gerechnet: die Einen zweifelten an der Vermöglichkeit ſeiner Kinder, die Andern an der Bereitwilligkeit, die Schulden ihres Vaters zu bezahlen; überall ward er mitleidslos abgewieſen, alle Erniedrigungen der Armuth ſollten über ihn ergehen. Da der Ort, wo er wohnte, ihm keine Hülfsquelle darbot, ſo hoffte er, in der Stadt glücklicher zu ſeyn. Auch dieſe letzte Hoffnung war bald dahin geſchwunden! In wenigen Tagen ſah ſich der unglückliche Greis völlig mittellos und mußte verzweifelnd ſein letztes Stück Geld hingeben. — Und noch wollte kein Brief kommen! . . .

Fieberhitze quälte ihn in jener Nacht. Als der Tag kam, ſah er mit Schaudern die ſchreckliche Nothwendigkeit vor ſich, zu betteln, oder Hunger zu leiden. Sein ganzes Weſen empörte ſich bei dem Gedanken, die Hand hinzuſtrecken. Er wollte ſich umbringen, aber die Furcht hielt ihn zurück; er wollte ſtehlen, aber die Schwierigkeit der Ausführung, die Furcht vor den Geſetzen, die Regungen ſeines Gewiſſens, Alles ſtand ihm im Wege. Der Tag verſtrich, ohne daß ſein zerrütteter Kopf zu irgend einem Entſchluſſe hätte kommen können. Die Nacht brach ein — der Hunger nagte ihm im Magen. In einem ſolchen Zuſtande thut man Manches, was man unter andern Verhältniſſen nie für möglich gehalten hätte. Er drückte den Hut in die Stirne, ſtellte ſich an die Ecke einer dunkeln Straße und verſuchte es, in demüthigem Tone um ein Almoſen zu bitten.

Der erſte Vorübergehende, an den er dieſe Bitte richtete, blieb bewegungslos vor ihm ſtehen; der Klang der Stimme ſchien ihm aufgefallen zu ſeyn, er wartete auf eine Wiederholung derſelben Bitte. Der Pflanzer ſchlug den Blick ſchüchtern auf, um zu ſehen, wen er vor ſich habe . . . er bebte . . . es war ein Schwarzer!

Der Schwarze legte Etwas zu den Füßen des Greiſen und entfernte ſich: Wuth und Stolz des Weißen machten, daß er das Geldſtück aufgriff, um es voll Ingrimm wegzuſchleudern. Es war ein Goldſtück. Unbeweglich vor Erſtaunen und Freude vergaß er ſeine Erniedrigung, faßte die koſtbare Münze mit kindiſcher Aengſtlichkeit feſt in die Hand und lief mit leichtem, von der Hoffnung beflügeltem Schritte davon, um den armſeligen Winkel wieder zu gewinnen, wo die Habſucht an das Elend ſechs Fuß ins Gevierte und ein ſchmutziges Lager verkauft.

Beim Umlenken um eine Ecke glaubte er zu bemerken, daß ihm Jemand nachgehe; er kümmerte ſich weiter nichts darum, doch bemerkte er in dem Augenblicke, wo er die Thüre ſeiner Wohnung öffnete, auf's Neue eine menſchliche Geſtalt, die ſeine Spur verfolgt zu haben ſchien, und dießmal kam es ihm vor, es ſey ein Schwarzer.

Als er am andern Morgen erwachte, fühlte er große Beſchwerden im Athemholen. Er wollte aufſtehen, die Kraft fehlte ihm, er ſank erſchöpft zurück. Da ſtieß der Unglückliche einen jener abſcheulichen Flüche aus, die ihm ſo geläufig waren, und ergoß ſich dann in eine Reihe von Verwünſchungen, wie ſie die Bitterkeit ſeines Schickſals ihm eingaben. Am Ende aber mußte er ſich doch darein ergeben. Nach Verfluß einiger Stunden meldete man ihm, eine Perſon, die unbekannt bleiben möchte, laſſe ihn bitten, die Hoffnung nicht zu verlieren, indem ſie es auf ſich nehme, für ſeine dringendſten Bedürfniſſe zu ſorgen.

Bei dieſer Nachricht richtete Herr Brunel das Haupt empor und riß Mund und Augen weit auf, wie Einer, der etwas nicht recht verſtanden zu haben meint. Es iſt den Selbſtſüchtigen eigen, daß ſie an keine Mildthätigkeit glauben wollen; da ſie ſelbſt ſich immer nur von eigennützigen Beweggründen leiten laſſen, ſo können ſie nicht begreifen, daß Andere aus Menſchenliebe ſollten handeln können, und wenn eine Handlung nur uneigennütziges Wohlwollen als Beweggrund erſcheinen läßt, ſo wird es ihnen ſo ſchwer, an ſolche Empfindungen zu glauben, daß ſie ſich in Muthmaßungen erſchöpfen, um eine andere Triebfeder für ſie aufzufinden. Herr Brunel konnte, was man ihm ſagte, nicht begreifen; aber er ſah bald unwiderſprechliche Beweiſe davon, denn von jenem Tage an hatte er ſich einer aufmerkſameren Pflege zu erfreuen, welche nur die Wirkung jener unbekannten, für alle ſeine Bedürfniſſe ſorgenden Hand ſeyn konnte.

Nichtsdeſtoweniger nahm die Krankheit des Greiſen zu, und ſeine Ungeduld beſchleunigte ihre Fortſchritte. Wie er nun ſo da lag auf dem Schmerzenslager, da ſtieg manch bitterer Gedanke, manch ſchmerzliche Erinnerung in ſeiner Seele auf. Die Stunde der Gewiſſensbiſſe hatte geſchlagen. So allein, gegenüber einer Vergangenheit, die ſein erwachendes Gewiſſen ihm nun im wahren Lichte zu zeigen begann, belagerten ihn Zweifel, ſchreckliche Zweifel ohne Unterlaß. Jenes Geſetz Gottes, das er ſo oft überſchritten, fing nun an, als unerbittlicher Kläger gegen ihn aufzutreten, und er wußte nicht mehr, wohin er ſich flüchten ſollte, um Ruhe zu finden. O! wie leer und nichtig erſchienen ihm jetzt jene Syſteme des Indifferentiſmus und des Unglaubens, in denen er ſich in den Tagen des Glücks ſo wohl gefallen hatte! Wenn einmal eine leidensvolle Gegenwart keine andere Ausſicht mehr bietet, als einen nahen Tod, wie armſelig ſind da die Philoſopheme dieſer Welt! Herr Brunel verſuchte nun zwar, ſeinem Gewiſſen geradezu Schweigen zu gebieten, und da ihm das nicht gelingen wollte, ſo bemühte er ſich, es dadurch zufrieden zu ſtellen, daß er die Kluft, die er zwiſchen einem Gott der Heiligkeit und einem ſtrafbaren Sünder ſah, eineſtheils mit ſeinen Tugenden, anderntheils mit der Nachſicht des Himmels auszufüllen ſuchte; aber die Gedanken, die er ſich von ſeinem perſönlichen Verdienſte und von der göttlichen Gnade machte, waren nicht im Stande, ſeine Gewiſſensangſt zu lindern, und es verſtrichen ſo mehrere Tage, während welcher das körperliche Leiden unter dem Einfluſſe ſo herber Seelenleiden raſch zunahm.

Es trat endlich ein Zuſtand der Geiſtesabweſenheit ein: der Kranke fing an zu phantaſieren. Sobald der edle Unbekannte, der für die Bedürfniſſe deſſelben ſorgte, Nachricht davon erhielt, entſchloß er ſich, perſönlich ſich zu dem Pflanzer zu begeben, für den er ſich ſo lebhaft intereſſirte. Er kam eines Tages in Begleilung eines Arztes an das Bett des Todtkranken. Es war ein eben ſo ſchmerzliches, als fürchterliches Schauſpiel. _ Der Pflanzer, bleich, abgezehrt, mit hohlen Wangen und entzündeten Augen, lag auf einem elenden Bette, ſchlecht zugedeckt mit ein paar Lumpen voll Löcher. Die Kammer, in der er lag, war ſo niedrig, daß man nicht aufrecht darin ſtehen konnte; ein in dem Dache angebrachtes Loch gab ſpärliche Helle; von Möbeln war nichts zu ſehen.

Als der Arzt und der Fremde eintraten, befand ſich der Kranke in völliger Geiſtesverwirrung. Der Arzt ſchien auf den erſten Blick den Zuſtand deſſelben ſehr gefährlich zu finden; denn ſein Geſicht legte ſich in gar bedenkliche Falten. Der Pflanzer hatte die Augen offen, ſchien aber die Beiden nicht zu bemerken und fuhr fort, einzelne unzuſammenhängende Worte unter heftigem Geberdenſpiele auszuſtoßen.

„Nein ... nein, ich wollte Dich nicht tödten ... Was willſt Du ... Laß' mich ... Ha! ... Blut ... immerfort ...“

„Er redet völlig irre,“ ſagte der Arzt; „dieß iſt der Fall bei allen ſolchen Kranken; ſie bilden ſich immer ein, irgend ein großes Verbrechen begangen zu haben.“

„Ja, ich weiß,“ ſagte düſter der Fremde, „ich weiß, was er hat ...“

Der gelehrte Doktor verſtand ihn nicht; der Kranke fuhr in ſeinen Ausrufungen fort, indem er ſie bald mit einem Seufzer, bald mit einem gellenden Schrei unterbrach:

„Du auch! ... Da biſt Du ... ja ... Dein Arm ... Je nun ... Hund!“ — Hier begann er einen Fluch, den er jedoch nicht zu Ende brachte, und fuhr dann in abgeriſſenen Sätzen fort. — „Fünf und zwanzig Hiebe ... he! ... fünfzig Hiebe ... Bankerott! Der Schurke! der Dieb! ... Ha! ein Almoſen, ein Weißer von einem Schwarzen ... Nein, Hund! warte, meine Flinte ... Vater und Sohn ... alle beide, ha! ... bravo! ...“

Und ein entſetzliches Hohngelächter verzerrte ſeine Züge. Der Fremde wandte das Geſicht ab, um die Fratze nicht zu ſehen. Der Doktor ſchnalzte mit den Lippen und ſprach: „Es ſteht ſchlimm, ſchlimm, ſehr ſchlimm. Die Beſinnung iſt ganz weg. Es iſt alles reiner Unſinn, was er ſagt.“

Dann beobachtete er den Kranken noch eine Zeit lang, verſprach, etwas zu ſchicken, was man ihm geben müſſe, und ging.

Der Fremde ließ ſich einen Lehnſtuhl und ein Tiſchchen heraufſchaffen. Auf das letztere legte er ein Buch, ſetzte ſich in den Lehnſtuhl und verſprach, dem

Kranken zu wachen. Sobald der Trank angekommen war, öffnete er ſachte mit dem Löffel die Lippen des immer noch geiſtesabweſenden Pflanzers und goß ihm zu wiederholten Malen die Arznei ein; es trat ein Zuſtand der Ruhe bei ihm ein, und bald ſchien er ziemlich ſanft zu ſchlummern.

Der Fremde nahm jetzt ſein Buch zur Hand, ſchlug es auf, und nachdem er ein Paar Minuten aufmerkſam darin geleſen hatte, machte er es wieder zu, legte es auf den Tiſch und kniete vor dem Lehnſtuhle nieder. Nachdem er eine Zeit lang unbeweglich, mit gefalteten Händen und geſchloſſenen Augen auf den Knieen gelegen, erhob er ſich wieder und ſchob, da er den Pflanzer fortſchlummern ſah, den Lehnſtuhl ſachte an die Wand, ſetzte ſich darein, lehnte ſein Haupt an die Wand und ſchlief, da es ſchon tief in der Nacht war, bald darauf ein. Doch war ſein Schlaf mehr nur ein leichter Schlummer, den er ſelbſt alle Augenblicke unterbrach, um zu horchen und nach dem Kranken zu ſehen, der übrigens die ganze Nacht hindurch ſich ruhig verhielt.

Kaum war es Tag geworden, ſo nahm er das Buch wieder, las darin wiederum einige Augenblicke und kniete abermals nieder, wie den Abend zuvor. Einige Bewegungen des Kranken nahmen jetzt ſeine

Aufmerkſamkeit in Anſpruch; er beugte ſich über ſein Bett. Die Geiſtesverwirrung war geringer, aber noch nicht ganz verſchwunden. Das Auge war minder ſtier und ſchien einen, wenn auch geringen Grad, von Bewußtſeyn anzudeuten. Jedoch die unzuſammenhängenden Ausrufungen waren noch dieſelben: „Verſteckt die Peitſche da ... Waſcht dieſen Fleck weg ... da ... den blutigen ...“

Plötzlich begegnete der Blick des Fremden dem des Kranken; dieſer erbebte, wie von einem elektriſchen Schlage getroffen; ſeine entfleiſchten Arme fuhren krampfhaft empor, ſein Mund klaffte auf, als wollte er einen Schrei des Entſetzens ausſtoßen; aber nur ein brennend-heißer Hauch entſtieg ſeiner Bruſt, während ſeine funkelnden Augen aus ihrer entzündeten Höhle ſpringen zu wollen ſchienen. Endlich bekam er die Sprache wieder und ſchrie nun mit einem Tone, in dem Wuth und Schrecken ſich paarten: „Du biſt's, Hund! ... fort, laß' mich in Ruhe, weg, fort! Aſa iſt auch da, nicht wahr? er verſteckt ſich ... hinter Dir ... ihr wollt mich umbringen, ihr Mörder ...“

Während dieſer Worte hatte er ſich in ſeinem Bette aufgerichtet, als wollte er ſich vertheidigen.

„Ihr irrt Euch,“ ſagte der Fremde, „fürchtet nichts ...“

Allein ſtatt ihn zu beruhigen, erſchreckten ihn die Worte noch viel mehr; denn da der Fremde zugleich eine Bewegung machte, durch die es dem Kranken erſt recht möglich wurde, die Perſon, die er vor ſich hatte, ganz zu überſehen, ſo heulte der Pflanzer laut auf und ſchrie mit einer Stimme, deren Stärke bei der Schwäche ſeines Körpers kaum begreiflich war, indem er auf den Stumpf, welcher bei dem Fremden die Stelle des linken Armes einnahm, deutete: „Reno! was willſt Du von mir? . . . Barmherzigkeit! Bring' mich nicht um! . . . Barmherzigkeit, Barmherzigkeit! . . .“

Der Sturm war zu heftig . . . die Stimme verſagte ihm auf's Neue, und er ſank keuchend und mit feſt zugedrückten Augen auf das Bett zurück.

Reno, denn er war es wirklich, deckte ihn ſorgfältig zu und träufelte ihm mit vieler Mühe noch ein Paar Löffel voll Arznei ein. Die furchtbare Aufregung des Greiſen ließ etwas nach, aber ſein Athem war noch immer gehemmt, und ſeine Augen blieben geſchloſſen.

Jetzt trat der Arzt in die Kammer und erkundigte ſich, was der Kranke für eine Nacht gehabt habe. Während er noch ſprach, fing dieſer ſchon wieder an, irre zu reden: „Mein Gott . . . todt . . . ja . . . todt . . .

geſchlagen ... blutig ... Aſa ... Neno ... Vergebung ... Ha! die Hölle ... Noch einen Augenblick ... Barmherzigkeit, haltet ... Ha! ..."

Der Doktor erging ſich in philoſophiſche Betrachtungen: „Die Einwirkung des Körpers auf den Geiſt iſt eben ſo unbeſtreitbar als ſtaunenerregend. Kommt an Einen eine Hirnentzündung, ſo träumt er die alleralbernſten Dinge, bildet ſich ein, ein großer Verbrecher zu ſeyn, ängſtigt ſich mit Gewiſſensbiſſen ... Sonderbare Wirkungen einer ... Aber es dünkt mich, er komme ein wenig zu ſich, ohne Zweifel aus Erſchöpfung, denn er iſt in ſeinen Kräften weit zurück ..."

Wirklich hatte das Irrereden, ſowie die krampfhaften Bewegungen des Greiſen aufgehört; er blieb eine Zeit lang bewegungslos, dann öffnete er endlich die Augen wieder. Der Arzt war das Erſte, was ihm in's Auge fiel. Er ſah ihn verwundert an: es ſchien, als erwachte er aus einem ſchweren Traume. Dann, um ſich zu überzeugen, daß er ſich nicht täuſche, ſah er in der ganzen Kammer umher, — Neno ſtand gerade hinter dem Arzte, ſo daß die Blicke des Kranken zunächſt nicht auf ihn fallen konnten. Als nun aber der Erſtere ſich einen Augenblick über das Bett beugte, kam das Geſicht des Schwarzen zum Vorſchein, und ſein Blick begegnete abermals dem des Pflanzers. Unbeſchreibliches Entſetzen ſpiegelte ſich alsbald auf ſeinem bleichen Antlitze; er wollte ſich aufrichten, aber er konnte nicht; auf das Bett zurückſinkend, ſtieß er einen grauenhaften Fluch aus, und dieſer Fluch ſchloß mit einem Geheul, in welchem das Geheul des Tigers mit dem eines Verdammten zuſammen zu fließen ſchien... Dann blieb er ſtarr und regungslos.

Neno erbebte, als ſähe er eine Seele in die ewige Qual hinabſinken, als hörte er in dem Schrei, der auf den Fluch gefolgt war, das unheimliche Knarren der Pforten der Hölle...

Der Arzt warf einen flüchtigen Blick auf den Pflanzer, der noch immer ſtarr und bewegungslos da lag. „Mit dem iſt's aus!“ ſagte er jetzt und ging.

Neno blieb allein zurück, die Hände gefaltet, das Herz von Schauder durchbebt.

8.

Die Engel freuen ſich.

> Wenn eure Sünde gleich blutroth iſt, ſoll ſie doch ſchneeweiß werden. — Das iſt je gewißlich wahr und ein theuer werthes Wort, daß Chriſtus Jeſus gekommen iſt in die Welt, die Sünder ſelig zu machen.
>
> Jeſ. 1, 18. I. Timoth. 1, 15.

Das Vorurtheil des Doktors, der den Kranken gleich beim erſten Anblicke aufgegeben hatte, war der Grund, warum er auch jetzt nicht mit gehöriger Sorgfalt unterſuchte, ob er wirklich todt ſey. Auch Neno war hievon ſo ſehr überzeugt, daß er einige Zeit hindurch das Geſicht ganz von der vermeintlichen Leiche abwandte und ſich in ernſte Betrachtungen über das tragiſche Ende des Pflanzers verſenkte.

Doch ehe er Abſchied nahm bis zum Tage des Gerichts von dem, der einſt ſein Gebieter geweſen, wollte der Schwarze ihn noch ein einziges Mal betrachten. Er lüpfte die Decke, ergriff die eine Hand des Greiſen und küßte ſie mit einer Miſchung von Ehrfurcht und Liebe; denn wenn dieſe Gefühle einmal in dem Herzen des Negerſclaven Wurzel gefaßt haben, ſo verlieren ſie ſich niemals mehr ganz daraus. Wie er nun ſeine Lippen auf jene Hand drückte, die ihn ſo oft mißhandelt hatte, da erbebte er plötzlich vor Freude, und ein Strahl der Hoffnung leuchtete aus ſeinen Augen. Neno verſtand nichts von der Kunſt des Arztes, aber die Hand ſchien ihm nun einmal nicht das Starre, Eiskalte des Todes zu haben. Er legte ſchnell ſeine Hand auf das Herz des Pflanzers und — ſpürte ein ſchwaches Pochen. In einer Sekunde war er die Treppe hinab und hatte nach einem Arzte geſchickt, und zwar nach einem andern, als dem bisherigen, zu deſſen Geſchicklichkeit er kein Vertrauen mehr hegte. Er ſelbſt aber wagte es für's erſte nicht, in die Kammer des Kranken zurückzukehren; denn er fürchtete, ſeine Gegenwart möchte für denſelben, wenn er wieder zu ſich kommen ſollte, ein neuer Gegenſtand des Schreckens werden. Der Arzt ließ nicht lange auf ſich warten. Neno verließ die Thüre der Kammer nicht, und als der Doktor einige Augenblicke darauf wieder heraustrat, rief ihm der Schwarze haſtig zu: „Nun?“ — „Er iſt nicht todt,“ war die Antwort des Arztes. Neno athmete leichter.

„Nur ein unverantwortlicher Leichtſinn,“ fuhr der Arzt fort, „hat ihn ohne Weiteres aufgeben können. Sein Zuſtand iſt nur die Folge einer heftigen Kriſis, aber eben das, daß er dieſe Kriſis überſtanden hat, beweist, daß noch mehr Hoffnung da iſt, als es auf den erſten Anblick ſcheinen möchte.“

„O! wirklich?“ rief Neno. „Iſt noch Hoffnung da?“

„Der Mann iſt noch nicht ſehr alt und hat eine kräftige Conſtitution . . . Ich werde etwas ſchicken, das man ihm eingeben muß, und in zwei Stunden werde ich ſelbſt wieder nach ihm ſehen.“

Wie lange kamen dieſe zwei Stunden Neno vor, der nicht wagte, zu dem Kranken hineinzugehen! Der Arzt kam zur verſprochenen Stunde wieder und erklärte, das Fieber nehme augenſcheinlich ab, übrigens ſchließe er aus den auffallenden Worten, die dem Kranken entfallen, daß die Krankheit durch ein Gemüthsleiden wo nicht hervorgebracht, doch bedeutend verſchlimmert worden ſey. Neno hielt es jetzt für's beſte, dem Arzte Alles zu enthüllen, was er wußte. Er erzählte ihm das frühere Leben des Pflanzers, den Tod Aſa's und den Verluſt ſeines eigenen Armes; er erzählte ihm, wie er einſt ſpät Abends den bettelnden Pflanzer an der Stimme erkannt, ſeine Spur verfolgt, ihn mittelſt einiger ſeit ſeiner Loskaufung geſammelten Erſparniſſe verpflegt, endlich welchen Eindruck ſeine Erſcheinung auf den zerrütteten Geiſt des Kranken gemacht habe.

Dem Arzte war es ſehr wichtig, von allen dieſen Umſtänden unterrichtet zu werden.

„Wenn ich ihn doch nur ſehen und mit ihm reden dürfte," ſchloß der Schwarze; „ich hätte ihm ſo viel zu ſagen, aber vielleicht würde ich ihn auf's neue erſchrecken..."

„Seyd ruhig," ſagte der Arzt, „ich werde ihn auf Euren Empfang vorbereiten, ſobald es ſeyn kann; ja, ich hoffe," ſetzte er hinzu, „daß ein Paar Worte des Troſtes von einem treuen Diener, wie Ihr, wenigſtens eben ſo viel ausrichten werden, als meine Arzneien."

Der Pflanzer hatte einen guten Tag. Mit welcher Inbrunſt betete nicht Neno für ihn! mit welcher Freude erfüllten ihn nicht die guten Nachrichten, die er bekam!

Da der Arzt den andern Tag ſah, daß der Kranke nach und nach wieder ganz zu ſich gekommen ſey, ſo fing er an, von Neno zu ſprechen. Der Name ſchien den Pflanzer zu beunruhigen; allein der Arzt bemerkte ihm ſogleich, daß er die Pflege, die ihm ſeit einigen Tagen geworden, der edelmüthigen Treue dieſes Sclaven zu verdanken habe. Jetzt fiel ihm der Schwarze und das Goldſtück wieder ein. Sein Geſicht zeugte von Staunen und Bewunderung.

„Ich will ihn ſehen,“ ſagte er mit bewegter Stimme, „armer Neno . . . könnte ich ihn gleich ſehen!“

Neno horchte an der Thüre; auf einen Wink des Arztes ſtürzte er herein, an das Bett Herrn Brunels, ergriff eine ſeiner Hände, bedeckte ſie mit Küſſen und Thränen und rief ſchluchzend: „Lieber Herr!... armer Herr!... o wie vergnügt Neno iſt!...“

Der Pflanzer ſprach nichts, aber eine Thräne rollte über ſeine Wange, eine Thräne, wie ſeine Augen noch nie eine geweint hatten. Bewunderung, Reue, Liebe, kurz — der Menſch kam in ihm wieder zum Vorſcheine, nachdem derſelbe vierzig Jahre lang, wenn man ſo ſagen darf, im Thiere verborgen geweſen war.

O! wie groß iſt die Macht des Herrn, wie wunderbar ſind ſeine Wege! Er ſpricht, und das Herz iſt erſchüttert. Er lenkt die Ereigniſſe und bereitet durch weiſe Verkettung der Begebenheiten ſich Ruhm und den Menſchen Heil und Glück. Ein alltägliches Wort, ein in unſern Augen völlig zufälliger Umſtand genügt ihm dazu, und während das Auge des Menſchen nichts Auffallendes wahrnimmt, dringt die unſichtbare Gnade mittelſt eines Wortes, eines Blickes, eines Gedankens in das Herz des Sünders.

Der Arzt erachtete jetzt ſeine Gegenwart nicht mehr für nothwendig und ließ daher den Pflanzer mit dem Schwarzen allein. Neno wollte nicht, daß ſein Herr, denn ſo nannte er ihn auch jetzt noch am liebſten, ſich durch vieles Reden ermüde; daher fing er an, demſelben ſeine eigenen Schickſale ſeit der Zeit, wo der Pflanzer ſein Vermögen eingebüßt hatte, zu erzählen. Mit ſichtbarer Freude verweilte er beſonders bei dem, was Gott für ſein Seelenheil gethan hatte. „Herr," ſo ſchloß er ſeine Erzählung, „der liebe Heiland iſt es, der über Neno gewacht hat; er iſt es, der ihn den armen Herrn hat finden laſſen; er iſt es, der Euch heilen will; glaubt an ihn, Herr, und liebet ihn, ſo werdet Ihr glücklich werden."

Herr Brunel ſagte nichts darauf; die Gefühle, die ſich in ihm regten, waren zu neu für ihn, als daß ſeine Lippen ſie auszudrücken gewußt hätten. Neno hatte noch nicht ausdrücklich geſagt, daß er ihm verzeihe, denn er ſtellte ſich ſelbſt viel zu tief unter den Pflanzer, um ein ſolches Wort auszuſprechen; aber ſeine Freude, ſeine Thränen, ſeine faſt kindiſchen Liebkoſungen ſprachen ſtatt ſeiner Zunge, und tauſendmal ſeit einer Stunde hatte das Herz des Greiſen hoch aufgeſchlagen von Reue und Dankbarkeit gegen ſeinen edelmüthigen Sclaven.

„Reno,“ ſagte er endlich, „guter Reno, ſo haſt Du mir alſo vergeben?“

„Ach, Herr! ſprecht nicht ſo, nicht mich, den lieben Gott müßt Ihr um Vergebung bitten.“ „Gott“ … ſagte Herr Brunel ſeufzend. „Ach! wird er mir vergeben?“ „Freilich, freilich,“ rief der Diener voll Freude über dieſe Frage, „der liebe Gott vergibt ſo gerne, daß er, um es thun zu können, ſeinen Sohn Jeſus Chriſtus in die Welt geſandt hat.“ „Aber ich habe ſo viel Uebles gethan! Ich bin ſo grauſam, ſo böſe geweſen.“ „Nicht in dem Maße, als Gott gut iſt, Herr.“

„Reno, Dein Vater . . .“ „Aſa iſt bei dem Herrn, ihm iſt nun wohl!“ unterbrach ihn Reno. „Und Du ſelbſt,“ erwiederte der Pflanzer mit einem Blicke auf den verſtümmelten Arm des Schwarzen.

„Mit Reno ſteht es auch gut,“ ſagte dieſer; „der liebe Gott hat ihm ſeine Sünden vergeben, und nun ſchenkt er ihm noch das Glück, ſeinen Herrn wieder zu finden.“

Der Schwarze begleitete dieſe Worte mit einem rührenden Beweiſe von Zartgefühl, indem er ſich ſo zu ſetzen ſuchte, daß der Kranke das verſtümmelte Glied, das ſo herbe Erinnerungen in ihm hervorrief, *nicht im Geſichte hatte.*

„Neno," erwiederte der Greis, „Der, der Dich ſo gut gemacht hat, muß in der That ſehr gut ſeyn!"

„Ja, Herr, ſo iſt es. Der Geiſt Gottes hat viel gethan für den armen Schwarzen. Denn Neno iſt auch recht böſe geweſen, aber das Blut Jeſu reinigt von allen Sünden."

„Ach! die meinigen ſind ſo groß und zahlreich! der Herr möge ſich meiner erbarmen!"

„Amen! lieber Herr, er möge Euch vergeben und Euch ſegnen! O! er hat ja Neno vergeben, warum ſollte er nicht auch dem Herrn vergeben, wenn er ihn in Jeſu Namen bittet? Chriſtus iſt das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt."

Der Greis brachte zwar noch mancherlei Bedenklichkeiten und Zweifel vor; aber der Schwarze wußte immer mit irgend einem Troſte aus der Schrift zu antworten, und die Zahl der Einwürfe war viel bälder erſchöpft, als die der Verheißungen in dem Worte des Lebens.

„Hört, Herr,“ ſagte Neno, „ſo ſpricht der Allmächtige, der große Richter des Himmels und der Erde.“ Er nahm ſein Buch, es war die heilige Schrift, ſuchte darin ſolche Stellen auf, die am beſten auf die Lage des Greiſen paßten, und begann ſie ihm vorzuleſen.

O! wie rührend war es, dieſen wahren Jünger Chriſti, von der heißeſten Liebe beſeelt, dem Mörder ſeines Vaters und ſeinem eigenen Peiniger die frohe Botſchaft von dem Heile bringen zu ſehen! Aus weſſen Munde konnte ſie ſchöner klingen, die Lehre von der Liebe und von der Vergebung, als aus dem Munde dieſes Schwarzen!

Der Arzt hatte ſich nicht getäuſcht. Seine Heilmittel wirkten, aber die Heilung der Seele eilte der des Leibes voran. Der heilige Geiſt wirkte mit Macht in dem Herzen des Pflanzers, und je häßlicher die Züge des alten Menſchen geweſen waren, deſto bewunderswürdiger war die Veränderung, welche durch die Wiedergeburt mit ihm vorging.

Nach Verfluß eines Monates war der Pflanzer in voller Geneſung. Geſtützt auf Neno's Arm ſah man ihn den Weg zur Kirche einſchlagen. Dieſe ſollte das Ziel ſeines erſten Ausgangs ſeyn. Hier konnte er beten mit denen, die im Glauben wandeln, und, das

Herz voll von Freude und Zerknirſchung, im Schoße der Gemeinde dem Herrn danken für die Rettung ſeiner Seele und ſeines Leibes.

Schluß.

„Und nun, meine Herren,“ ſagte am Schluſſe ſeiner Erzählung der greiſe Präſident, indem er ſich von ſeinem Sitze erhob, „der weiße Herr und der ſchwarze Sclave ſtehen beide vor Ihnen. Ich bin jener Pflanzer, und das iſt Reno!“ . . .

Alle Anweſenden erhoben ſich alsbald und drängten ſich zu dem Schwarzen, der ſich vergebens der ihm von allen Seiten dargebrachten Bewunderung zu entziehen ſuchte. Der Greis aber fuhr in feierlichem, ſtillegebietendem Tone fort: „Chriſten! was habt ihr bis jetzt für eure ſchwarzen Brüder gethan? Noch ſchwingen ſich die Peitſchen der Pflanzer über manchem Reno, und wie viele, o! wie viele Ungeheuer gibt es, wie ich eines war, welche ſie leiblich und geiſtig auf die ungerechteſte und grauſamſte Weiſe quälen! Chriſten! es gilt die Ehre der Menſchheit! es gilt die Ehre der Religion! denkt an eure Verantwortlichkeit, denkt an die Leiden eurer Nebenmenſchen, und ſo lange es noch eine einzige Nation gibt, deren Hände nicht rein ſind von dem Blute der Sclaven, ſo lange ſey das Loſungswort aller andern: Keine Sclaverei mehr!“

Er ſchwieg, die Verſammlung löſte ſich auf, und Jeder ging mit dem Entſchluß nach Hauſe, durch jedes geſetzliche Mittel zum großen Werke der Sclaven-Befreiung mitzuwirken.

Die Entſagung.

Aus den Papieren eines Geiſtlichen

von

Mrs. Sherwood.

Nach der zwei und zwanzigſten Auflage des Engliſchen.

Erſtes Kapitel.

Im Temethale, vier Stunden ſtromabwärts von meiner Pfarrei, liegt das Rectorat S***, das früher ein ſehr alter und lieber Freund von mir inne hatte. Ich glaube von ihm ſagen zu dürfen, daß er ein ächter Jünger ſeines Herrn war und im Geiſte gleichſam immer an der Bruſt ſeines Meiſters lag. Er war ſeit vielen Jahren mein Nachbar und ſtets bereit, zur Zeit der Noth mir amtsbrüderlich auszuhelfen. Auch machte er jede unſerer Zuſammenkünfte zu einer Art von Feſttagszeit für uns, wie meine Kinder zu ſagen pflegten, welche nie müde wurden, den vielen angenehmen und nützlichen Erzählungen, womit er uns unterhielt, zuzuhören.

Nächſten Sommer wird es eilf Jahre, daß ich dieſen Freund meiner Seele zum letzten Male ſah. Da er ohne Zweifel eine Ahnung davon hatte, daß ihm nicht mehr viel Zeit für Diejenigen übrig bleiben ſollte, die ihn auf Erden liebten, ſo ſchrieb er mir, ſo Gott wolle, werde er mir mit ſeiner Frau einen Beſuch abſtatten, ehe er den Befehl zum Antritte ſeiner Heimreiſe erhielte; — denn in dieſer Weiſe pflegte er vom Tode zu ſprechen. Ich war ſehr erfreut, als ich dieſen Brief empfing, und noch mehr, als ich am nächſten Tage ihn mit ſeiner Frau auf dem Sattelkiſſen hinter ihm auf das Gartenthor zureiten ſah. So frohe Tage, wie die zwölf für mich waren, welche dieſes edle Greiſenpaar unter meinem Dache zubrachte, erwarte ich diesſeits des Grabes keine mehr; denn ich hatte um jene Zeit alle meine Kinder bei mir zu Hauſe, und meine Frau lebte noch.

Mein guter alter Freend hatte damals, trotz ſeiner Heiterkeit, ſchon eine tödtliche Krankheit an ſich. Er ſtand gleichſam am Ufer des Todesſtromes und wartete nur auf den Boten, der ihn hinüber rufen ſollte; — ſeine Gedanken waren ſchon alle himmelwärts gerichtet. Jedoch hatte er ſeine Freude an den lieblichen Schöpfungswerken ſeines himmliſchen Vaters auf Erden keineswegs verloren, da er gelernt hatte, in den ſichtbaren Schönheiten dieſer Welt die unſichtbare Herrlichkeit der jenſeitigen anzuſchauen.

Am Morgen nach ſeiner Ankunft zeigte ich ihm mein Hopfenfeld und meinen Obſtgarten mit den

Bäumen, die ich vor vielen Jahren gepflanzt hatte, als wir beide noch junge Männer waren, während meine Frau die alte Dame in ihre Melkerei und ihren Hühnerhof und von da in ihren Garten führte, wo ſie dieſelbe hauptſächlich auf ihre Tulpenbeeten und ihre Lieblingsroſenbüſche aufmerkſam machte.

Nachdem wir unſern Freunden alle unſere kleinen Herrlichkeiten in Haus und Garten gezeigt hatten, führte ich ſie, von meinen Kindern begleitet, am folgenden Tage in die Kirche, welche auf demſelben Hügel mit dem Pfarrhauſe ſteht, nur beträchtlich höher. Als wir die Kirche durchwandelt hatten, ſetzten wir uns vor derſelben nieder, da der Tag ſehr warm und angenehm war. Nun gibt es vielleicht in dem ganzen lieblichen Thale der Teme keinen Punkt, von dem aus man eine ſchönere Ausſicht hätte, als von meinem Kirchhofe; ſelten erblickt man eine ſolche Mannigfaltigkeit von Hügeln und Thälern, abſchüſſigen Weideplätzen, dunkeln Gehölzen, Obſtbäumen, welche damals unter der Laſt ihrer Früchte ſich beugten, Hopfengärten, Kornfeldern und blumigen Wieſen, durch die der Silberſtrom der Teme ſich windet und von dem Auge mittelſt der Weidereihen an ſeinen Ufern, an denen auch hie und da eine Mühle zu ſehen iſt, weithin verfolgt werden kann, — von Meierhöfen mit ihren Getraide- und Heuſchobern, ſtrohbedeckten Häuschen in kleinen Gärten und waldigen Vertiefungen, aus denen zur Sommerzeit die Stimme der Ringeltaube ertönt.

Mein alter Freund hatte dieſe ſchöne Ausſicht ſchon oft geſehen; als er aber an jenem Tage, ſeine armen gichtiſchen Beine in der Sonne wärmend, vor der Kirche ſaß, und die herrlichen Werke ſeines Gottes ſich in reichſter Fülle vor ihm ausbreiteten, ſchien ihn der liebliche Anblick mehr als je zu entzücken, und er brach in Lob und Preis der göttlichen Macht aus, durch welche alle dieſe Dinge geſchaffen, und der Güte, durch welche ſie ſo ausgeſucht ſchön gemacht wurden, und nie hatte ich ihn begeiſterter ſprechen hören. „Von welch bewundernswürdiger Lieblichkeit,“ ſagte er unter Anderm, „iſt dieſe Schöpfung Gottes, ſo weit das Auge reicht! und welche Wunderwerke muß nun vollends das himmliſche Canaan in ſich ſchließen! Selig die, welche während ihres Erdenlebens auf Gottes Wegen gewandelt und in dem Herrn entſchlafen ſind!“ Dabei blickte er auf die Gräber und Grabſteine vor ihm und ſetzte dann, mich anſehend, hinzu: „Wir haben doch, ſeitdem wir in dieſe Gegend gekommen ſind, Manche kennen gelernt, die den guten Kampf gekämpft haben und nun ruhen von ihrer Arbeit.“

Ich deutete auf mehrere Gräber ſolcher unter meinen Pfarrkindern, deren Wandel auf Erden liebliche Erinnerungen in mir erweckte, und wir verweilten beſonders bei dem Andenken an ein Mädchen, Namens Hannchen Gray, das als eine von rauhen Stürmen früh geknickte, aber unbefleckte Lilie in's Grab geſunken war. „Die Geſchichte dieſes Mädchens,“ ſagte mein Freund, „erinnert mich an die eines andern, an ſeltener Trefflichkeit ihr ähnlichen, welche ſie ſelbſt in den letzten Tagen ihres Lebens mir erzählte. Es geſchah dieß ſchon vor einigen Jahren; aber die Geſchichte ſteht mir noch ſo lebendig vor der Seele, als ob ich ſie erſt geſtern gehört hätte. Iſt es euch daher genehm, ſo will ich ſie heute Abend, wenn wir Alle um den Tiſch herum ſitzen, erzählen. Und da Du, mein theurer Freund, eine gewandte Feder führſt, ſo kannſt Du ſie, wenn Du es der Mühe werth findeſt, zum Frommen Anderer zu Papier bringen.“

Dieſem Verſprechen gemäß, das wir natürlich freudig ergriffen, erzählte mein Freund noch an demſelben Abende die Geſchichte, und ich ſchrieb ſie, mit Hülfe meines älteſten Sohnes, noch vor ſeiner Abreiſe nieder.

Zweites Kapitel.

„In meinem Sprengel,“ begann mein trefflicher alter Freund, „befindet ſich, etwas entlegen vom Dorfe und jeder Heerſtraße, ein ſehr tiefes Thal, umſchattet von dem Buſchholze und den Obſtbäumen, welche den Abhang des Hügels auf beiden Seiten bedecken. An der Mündung dieſes Thales fließt die Teme, und nicht weit von ihr erhebt ſich aus dem Thalgrunde ein hoher Fels, von dem ſich ein Bach mit ſehr klarem und kaltem Waſſer herabſtürzt.

Als ich meine Stelle bezog, ſah man am Abhange dieſes Felſens zwei ſchwärzliche Häuschen von Holz. Das eine ſtand um ein gut Theil höher, als das andere, jedes aber hatte einen abſchüſſigen Garten mit Blumen, Obſtbäumen und Bienenſtöcken; auch einige Hopfenſtauden wanden ſich um die Felſen und hingen von den höchſten Spitzen derſelben herab. Das untere dieſer Häuschen iſt vor einiger Zeit ausgebeſſert worden und ſteht noch; das andere aber wurde nur noch wenige Jahre vor meiner Ankunft bewohnt und liegt jetzt ſo in Trümmern, daß es nicht einmal mehr als Stall gebraucht werden kann.

Im unteren Häuschen wohnte eine Frauensperſon, Namens Lucie Clare. Als ich auf meine Stelle kam, war ſie noch jung und von ſehr lieblichem Aeußeren, und in ihrem Geſichte ſpiegelte ſich eine durch die göttliche Gnade erneuerte Seele. Sie hatte zwei elternloſe Mädchen bei ſich, welche ſie mit der Zärtlichkeit einer Mutter behandelte und in der Zucht und Vermahnung zum Herrn auferzog. Nicht ſelten benützten meine Frau und ich einen Sommerabend, um Lucien in ihrem niedlichen Häuschen zu beſuchen. Ihre Unterhaltung war wunderbar anziehend und, was ſie ſprach, vom Geiſte der lebendigſten Frömmigkeit durchdrungen. Sie ſchien eine beſſere Erziehung, als die gewöhnliche, erhalten zu haben; doch kannten wir ihre Geſchichte nicht — bis zu ihrer letzten Krankheit, wo ſie uns dieſelbe öfters erzählte; denn da jenes Uebel eine Zehrkrankheit war, ſo gab es mir zu einer langen Reihe von Beſuchen bei ihr Veranlaſſung. Sie war noch nicht vierzig Jahre alt, als ſie ſtarb, und bis zu ihrem Ende umgab ein ſeltener Liebreiz ihr ganzes Weſen. Doch ich gehe nun zu ihrer eigenen Erzählung ihrer Geſchichte über.

Lucie Clare's Geſchichte.

Mein Vater und mein Oheim, erzählte Lucie Clare, kamen vom Norden, um König Jakob, den, wie ſie in ihrem Vaterlande gehört hatten, ſeine aufrühreriſchen Unterthanen in England übel behandelten, ihre Dienſte anzubieten. Beide waren noch ſehr jung, als ſie ihre Heimath verließen, und beſaßen gar kein Vermögen; aber mit den derben Knochen, die ſie mitbrachten, hofften ſie ihrem Könige von keinem geringen Nutzen ſeyn zu können.

Als ſie nun durch dieſen Theil des Landes kamen, wurde der jüngere Bruder krank, worauf der ältere, nachdem er ihn auf etwas Heu in einer Scheune gebettet hatte, von Haus zu Haus ging, um einen Biſſen Brod für ihn zu erbetteln. Aber Viele ſchlugen ihm ſeine Bitte ab, weil ſie den König nicht liebten, für den er fechten wollte; denn der Fremdling verbarg nicht, wer er war, noch die Abſicht, in der er England betreten hatte. Endlich kam er in dieſes Thal und zu dem Häuschen da oben, das damals ein alter Mann, Namens South, nebſt einem kleinen Gute inne hatte. Dieſer Greis war ſehr gutherzig, und obgleich er die Partei König Jakobs nicht nehmen konnte, weil dieſer Heilige und Bilder anbetete, ſo ging ihm doch die Noth der zwei armen jungen Leute ſehr zu Herzen: er ließ den kranken Bruder holen und nahm beide unter ſein Dach auf.

Aber ehe der jüngere Bruder wieder geſund wurde, verließ König Jakob England, und Wilhelm von Oranien ward an ſeine Stelle gewählt, ein Prinz, der, wie ich meine Mutter oft ſagen hörte, ſeines hohen Berufs wohl würdig war. Da nun mein Vater und mein Oheim für den Fürſten, den ſie liebten, nichts mehr thun konnten, ſo waren ſie es gern zufrieden, bei dem alten Manne zu bleiben. Er behandelte ſie wie Söhne, machte ſie mit der Bibel bekannt und lehrte ſie ihren guten König Wilhelm lieben, der den wahren Gott ſo verehrte, wie Er es uns geboten hat. Auch hielten ſich die beiden jungen Leute ſo gut, daß Herr South nach ein paar Jahren dem Aelteren, der Jakob hieß, ſeine einzige Tochter zur Frau gab. Einige Zeit darauf übernahm der Jüngere, der mein Vater war, das Haus, in dem wir jetzt ſind, nebſt einigen Morgen Landes, und führte ſeine Wirthſchaft ſo gut, daß ein Unterpfarrer in der Nachbarſchaft ihm ſeine älteſte Tochter zur Ehe gab. Meine Mutter brachte kein Heirathsgut mit, aber es galt von ihr das Wort Salomo's, daß „ein tugendſam Weib viel edler iſt, denn köſtliche Perlen.“

Ich kann mich weder meines Oheims noch meines Vaters mehr erinnern; der Eine ſtarb, ehe ich geboren ward, und der Andere bald darauf. Einen älteren Bruder hatte ich, Namens Karl, der in Allem ein ſehr gehorſamer Sohn war, Eines ausgenommen: er wurde nämlich gegen ſeiner Mutter Wunſch Soldat, und als ich ungefähr ſieben Jahre alt war, fiel er in einem fernen Lande im Kampfe für ſein Vaterland. Ein Jahr nach ſeinem Tode brachte einer ſeiner Kriegskameraden meiner Mutter ſeine Schärpe und ſeine Handſchuhe, nebſt ſeinen Abſchiedsgrüßen und der inſtändigen Bitte um Verzeihung ſeines Ungehorſams.

Da wir nun keine nahen Nachbarn hatten, und mein Vater, Oheim und Bruder nicht mehr lebten, ſo ſah ich in meiner frühen Kindheit außer meiner Mutter ſelten Jemand anders, als meine Muhme, die in dem obern Hauſe wohnte, und einen alten Diener derſelben, und ich hatte keinen andern Geſpielen meiner Kindheit, als den einzigen Sohn meiner Muhme, der einige Jahre älter als ich war und wie ſein Vater M'Clare *, oder Clare, wie wir jetzt ſagen,

---

* M', abgekürzt von Mac, bedeutet Sohn (M'Clare ſ. v. a. Sohn Clare's) und ſteht vor ſchottiſchen Namen, wurde nun

hieß. Waren meine Mutter und Tante zur Erndtezeit von Hauſe weg, oder waren ſie in ihren Milchkammern oder mit ihren Spinnrädern beſchäftigt, ſo hatte dieſer mein geliebter Vetter die Aufſicht über mich, und oft genug ſchärfte ihm meine zärtliche Mutter ein, er ſolle nicht leiden, daß ich mich den jähen Abhängen unſeres Felſenhügels nähere oder am Ufer des Waſſers, das ſich von oben herabſtürzt, ſpiele.

Das waren glückliche Tage; denn abgeſchieden von der Welt wußten wir nichts von ihren Sorgen und Mühen, und geborgen vor ihren Verſuchungen genoßen wir die Freuden der Kindheit ohne ein Bewußtſeyn der Sünde, die in uns wohnte. Als wir älter wurden, liebten wir einander wie Geſchwiſter. Meine Mutter war nicht nur eine ſehr unterrichtete Chriſtin, ſondern hatte auch die erneuernde und verklärende Kraft des Evangeliums an ihrem eigenen Herzen reichlich erfahren. Wie lieblich wußte ſie, ſogar als ich noch ein ganz kleines Kind war, über himmliſche Dinge mit mir zu reden! wie anziehend wußte ſie jene frommen Männer und Frauen des alten Bundes mir darzuſtellen, „welche haben durch den Glauben Königreiche bezwungen, Gerechtigkeit gewirket, die

aber vor dem Namen des jungen Clare weggelaſſen, weil die Familie ſich in England eingebürgert hatte.

Verheißung erlanget, der Löwen Rachen verſtopfet, des Feuers Kraft ausgelöſchet, des Schwerdtes Schärfe entronnen, ſind kräftig worden aus der Schwachheit, ſind ſtark worden im Streit, haben der Fremden Heer darniedergeleget;" auch diejenigen, welche „ſind geſteinigt, zerhackt, zerſtochen, durch's Schwerdt getödtet worden, welche ſind umhergezogen in Pelzen und Ziegenfellen, mit Mangel, mit Trübſal, mit Ungemach, (derer die Welt nicht werth war,) und ſind im Elende gegangen in den Wüſten, auf den Bergen und in den Klüften und Löchern der Erde." Bei dieſen heiligen Geſchichten brannte mir das Herz. Aber wenn ſie die wunderbare Art zu beſchreiben ſuchte, wie „Gott geoffenbaret ward im Fleiſch, gerechtfertiget im Geiſt, erſchienen den Engeln, geprediget den Heiden, geglaubet von der Welt, aufgenommen in die Herrlichkeit," — da wurde ich oft ſo gerührt, daß Thränengüſſe aus meinen Augen ſtürzten.

Als ich ungefähr acht Jahre alt geworden war, ging ich jeden Tag mit meinem Vetter Jakob in eine kleine Schule, welche damals im Dorfe beſtand. Unterwegs erzählte ich ihm Manches von dem, was ich von meiner Mutter gehört hatte; denn er genoß nicht der Vortheile, welche mir Gott in dieſer Hinſicht ſo gnädig hatte zu Theil werden laſſen. Seine Mutter war zwar eine wohlmeinende Frau, aber ihr Verſtand war ſo ſchwach, daß ſie ihrem Sohne faſt in Allem ſeinen Willen ließ und nur ſelten ihm etwas verſagte. Dieſe verkehrte Nachſicht erwies ſich nachher als wahre Grauſamkeit. Jakob, deſſen Andenken mir ſtets theuer bleiben wird, war nicht ſchlimmer geartet, als andere Kinder; aber ſein Temperament, das von Natur feurig war, wurde durch die Nachſicht ſeiner Mutter täglich heftiger und leidenſchaftlicher und bereitete dadurch die Trübſale vor, welche ſein ganzes ſpäteres Leben verbitterten. Wie wahr ſagt der weiſe Salomo: „Züchtige deinen Sohn, ſo wird er dich ergötzen.“ Sein Zorn war zwar immer bald wieder vorüber; aber ach! wir können ja in einem einzigen Augenblicke der Leidenſchaft unſer ganzes Erdenglück für immer vernichten!

Er hörte mir oft mit Vergnügen zu, wenn ich ihm auf unſerem weiten Wege zur Schule, ſo gut ich konnte, von dem erzählte, was mich meine fromme Mutter gelehrt hatte. Manchmal ſogar, wenn Niemand etwas über ihn vermocht hatte, hörte er auf mich. Selten war er anders als gut und freundlich gegen mich, und obgleich ſein heftiges Weſen mich häufig erſchreckte, ſo zügelte er doch oft aus Liebe zu mir ſeine Leidenſchaft.

Jedes von uns hatte ein Gartenſtück auf unſerm Felſen, und mit unſern ſchönſten Blumen pflegten wir uns einander gegenſeitig zu beſchenken. Eines Jahrs hatte er an einem ſonnigen Platze mit großer Sorgfalt eine beſonders ſchöne Art von Veilchen gezogen, in der Hoffnung, mir an meinem Geburtstage, an dem ich dreizehn Jahre alt wurde, einige dieſer Blumen überreichen zu können. Am Morgen dieſes Tages führte er mich in ſeinen Garten; als er ſich aber niederbückte, um die Veilchen zu pflücken, welche unter den grünen Blättern verborgen lagen, fand er, daß ſie ihre purpurnen Kelche noch nicht geöffnet hatten. Das Blut ſtieg ihm in die Wangen, und in ſeinem Aerger zog er den ganzen Veilchenſtock aus dem Boden und zerriß ihn in tauſend Stücke. „Ach, Jakob!“ rief ich, „was haſt Du gethan? Weißt Du nicht mehr, wie es in dem alten Lied heißt:

Zerpflückte Veilchen bringt kein Sonnenblick
Zum Blüh'n und Duften mehr zurück.“

„Warum biſt Du böſe, liebe Lucie?“ erwiederte er, augenblicklich ſanft und ruhig werdend. „Ich war nur zornig, weil die Veilchen nicht für Dich an Deinem Geburtstage offen waren.“

„Ach!“ ſagte ich, „vielleicht wirſt du ſpäter einmal mehr Urſache haben, wegen Deines Jähzorns böſe zu ſeyn. Wenn Du mich liebſt, Jakob, ſo bedenke doch, daß Du in einem Augenblicke des Zorns Dein Glück zerſtören kannſt, wie Du jetzt dieſen Veilchenſtock zerſtört haſt, und dann auch vergebens wünſchen würdeſt, wie jetzt, daß er wieder Knospen und Blumen tragen möchte.“

Als er eine Thräne über meine Wange herabrollen ſah, ſchien er ſehr betrübt, und ſeine Augen und Hände gen Himmel erhebend, betete er, daß Gott ihm Kraft ſchenken möchte, ſeine böſe Leidenſchaft zu beſiegen.

Drittes Kapitel.

Es war von unſerer früheſten Kindheit an der Plan unſerer Eltern geweſen, daß ich, wenn wir herangewachſen ſein würden und einander gefielen, Jakobs Frau werden ſollte. Nie war in unſerer Gegenwart etwas darüber geſprochen worden; aber unſere Umgebung konnte deutlich genug bemerken, daß ſeine Neigung zu mir täglich zunehme. Seine Aufmerkſamkeit äußerte ſich jedoch nicht in leeren Schmeicheleien, noch ſonſt in irgend einer Art von müßigem Gerede, — er begegnete mir mit Achtung, auch wenn er noch ſo fröhlicher Laune war. Und das that er, wie ich überzeugt bin, nicht nur in der Abſicht, mir zu gefallen, ſondern weil er glaubte, daß Reinheit des Herzens zu wahrer Glückſeligkeit nothwendig ſey, und zwar für dieſe Welt ſo gut als für jene; wie unſer Herr ſelbſt ſagt: „Selig ſind, die reines Herzens ſind; denn ſie werden Gott ſchauen.“ Wir gingen regelmäßig jeden Sonntag zweimal in die Kirche; und Werktags, wenn unſere Tagsarbeit vollbracht war, las er uns aus der Bibel vor, während ich am Spinnrade ſaß.

An Sonntagsabenden machten wir gewöhnlich einen angenehmen Spaziergang durch die Wälder, oder auf den Höhen, oder das Wieſenthal entlang; wir ſprachen dann von heiligen himmliſchen Dingen, und zuweilen von den Tagen, wo wir alt ſeyn und mit bekümmertem Blicke auf alle Fehler, Eitelkeiten und Thorheiten unſerer Jugend zurückſchauen, aber auch mit Entzücken uns der Stunden erinnern würden, da wir ſtark genug waren, Gottes Wege zu wandeln. O! wie können Jünglinge und Mädchen es für möglich halten, durch eitles, wo nicht gottloſes Geſchwätz einander ihre Liebe darzuthun? Warum müſſen ſie jene Worte der heiligen Schrift vergeſſen: „Laſſet kein faul Geſchwätz aus eurem Munde gehen, ſondern was nützlich zur Beſſerung iſt, da es Noth thut, daß es holdſelig ſey zu hören, und betrübet nicht den heiligen Geiſt Gottes!“

Warum müſſen unſterbliche Weſen vergeſſen, daß ſie unſterblich ſind, und nur die unreinen Dinge dieſer Welt zum Gegenſtande ihres Denkens und Redens machen? Ich danke Gott, daß ſeine Gnade mich davor bewahrte, daß ich je durch Duldung einer müßigen oder leichtfertigen Unterhaltung die unſterbliche Seele des theuern Genoſſen meiner glücklichen Jugendzeit verführt und gefährdet hätte.

Doch genug davon! Meine Tage floſſen mir ſehr angenehm dahin, bis mein Vetter Jakob ſein zwanzigſtes Jahr faſt zurückgelegt hatte. Jetzt hielt er bei meiner Mutter förmlich um mich an und erhielt zur Antwort: daß, wenn er ſich bis zum Ende ſeines ein und zwanzigſten Jahres gut aufführe, ſo werde ſie ihn jedem Andern als Schwiegerſohn vorziehen. Um dieſe Zeit ſtarb meine Tante, und ihr Tod koſtete mich manche Thräne; zudem hatte ich nicht ſelten Urſache zu ängſtlichen Beſorgniſſen, denn ich ſah wohl, daß Jakob über die Hitze ſeines Temperaments noch nicht Herr geworden war.

Bald wollte er ſich einbilden, ich liebe ihn nicht, ſondern finde an Dieſem oder Jenem mehr Gefallen, als an ihm; und dann gelobte er, er werde das Land verlaſſen, in einen fremden Welttheil gehen und nie mehr wiederkommen; bald war er ungebührlich heftig gegen den armen alten William, der ſeiner Mutter Diener geweſen war und jetzt das Hausweſen leitete und ihm ſein kleines Gütchen beſorgen half.

Doch da ſein Unmuth gewöhnlich bald vorüber ging, und es ihm nachher immer ſelbſt leid war, da er überhaupt ernſtlich zu wünſchen ſchien, in jeder Hinſicht ein wahrer Chriſt zu werden, ſo hoffte ich, daß es ihm durch Gottes Gnade mit der Zeit gelingen würde, ſein hitziges Temperament zu bemeiſtern und ganz ſo zu werden, wie wir ihn wünſchten.

Um dieſe Zeit ſtarb nun aber der alte Müller des Thälchens, und aus der Stadt Worceſter kam ein anderer, der die Mühle übernahm. Sein Charakter war nicht ſchlimm; aber er hatte eine einzige Tochter, die er ſo thöricht liebte, daß er ihr nie einen Wunſch zu verſagen im Stande war. Sie hatte ihre Mutter in früher Jugend verloren, und da ſie nun in der Stadt ohne alle Aufſicht gelebt hatte, ſo war ihre Hauptbeſchäftigung darin beſtanden, ſich zu putzen, zum Fenſter hinaus zu ſehen und in den Straßen umherzuſchweifen. Und jetzt auf dem Lande ging ſie, während ihr Vater in der Mühle beſchäftigt war, von einem Hauſe zum andern, um mit ihren neuen Dorfbekanntſchaften zu ſchwatzen und zu klatſchen, ohne dabei das gute Beiſpiel, das ihr Vater ihr gab, zu befolgen und etwas von ihrem Ueberfluß den Armen zu geben; denn es waren reiche Leute. Doch vielleicht iſt es nicht recht, daß ich ſo übel von dem Mädchen rede! Gott behüte mich, daß ich mich über die arme Sally Page erheben, und mich beſſer als ſie dünken ſollte; denn wer hat mich vorgezogen?

Am Sonntage nach der Ankunft des Müllers Page in unſerem Kirchſpiele gingen ich und Jakob mit einander in die Kirche. Es war ein ſchöner Sommertag. Jakob pflückte im Vorübergehen einige wilde Roſen, wo der Weg durch grüne Hecken zur Kirche führt. Als wir in dieſer ankamen, war der Geiſtliche noch nicht da; wir ſetzten uns an unſere Plätze, und ich fing an, die Pſalmen und die andern bibliſchen Abſchnitte für jenen Tag aufzuſuchen und zu überleſen; da flüſterte mir plötzlich mein Vetter zu: „Sieh', Lucie, was da für ein hübſches Mädchen kommt! Das iſt Sally Page, des Müllers Tochter; iſt ſie nicht recht geputzt und ſehr hübſch dazu?“

Da mir ſeine Bemerkung und die Wahl des Ortes für dieſelbe gleich ſehr mißfiel, ſo bat ich ihn, ſtille zu ſeyn.

„Nun,“ antwortete er, „ſo ſieh' doch nur einmal auf; ſie ſitzt Dir gerade gegenüber; gewiß, Du haſt nie ein hübſcher geputztes Mädchen geſehen.“

Um Jakob zufrieden zu ſtellen, blickte ich auf und war ſehr überraſcht, ein ſo elegantes Frauenzimmer vor mir zu ſehen. Es war ein ſchönes hochgewachſenes Mädchen mit ſchwarzen Augen und roſenrothen Wangen; doch war in ihrer ganzen Erſcheinung etwas, was mir nicht gefiel; denn ihre Kleidung war über ihren Stand, und ihr Blick und ihr ganzes

Weſen hatte etwas Freies und Dreiſtes. Sie trug einen Strohhut mit kirſchrothen Bändern, einen ſeidenen Reifrock, eine mit Spitzen beſetzte Schürze, Handkrauſen und um den Hals eine Schnur von Glasperlen.

„Nun," ſagte mein Vetter, indem er mir ſcharf in's Geſicht ſah, „wie gefällt ſie Dir, Lucie? iſt ſie nicht ſchön?"

„Ich will Dir einmal gelegentlich ſagen, was ich von ihr denke," ſagte ich, „jetzt iſt keine Zeit zum Plaudern." Ich war verſtimmt.

Als wir aus der Kirche gingen, näherte ſich Sally Page meinem Vetter, rief ihn beim Namen und fragte ihn, wie er ſich befinde. Er lächelte, als fühlte er ſich geſchmeichelt, dankte ihr freundlich und antwortete: „Recht gut."

Sobald Jakob und ich allein waren, ſagte ich zu ihm: „Nun, Vetter, will ich Dir Deine Frage über die Tochter des Müllers beantworten."

„Nun ja, Lucie," verſetzte er, „ſag' mir, ob Dir Sally Page gefällt?"

„Ich kann nicht ſagen," erwiederte ich, „daß mir ihr Ausſehen beſonders gefiele: ich halte es immer für ein ſchlimmes Zeichen, wenn ein Mädchen ſich über ſeinen Stand putzt; man iſt dann geneigt zu denken —"

„Zu denken? was?“ fragte er haſtig.

„Ach, ich mag nicht ſagen, was; Du könnteſt meinen, ich ſey gar zu ſtreng gegen meine Nebenmenſchen.“

„Gewiß werde ich das nicht meinen, Lucie,“ antwortete er, „alſo ſprich nur frei heraus.“

„Nun,“ ſagte ich, „wenn ein Mädchen gar zu viel an ihren Putz denkt und zu viel Geld dafür ausgibt, ſo kann man ſich des Gedankens nicht erwehren, daß alle dieſe Sorgen und Bemühungen und Ausgaben keinen andern Zweck haben, als den, die Augen der Männer auf ſich zu ziehen.“

„Nun!“ ſagte er ziemlich lebhaft, „wünſchen denn nicht alle Weiber über Alles, den Männern zu gefallen? Iſt ihnen das nicht angeboren?“

Ich ſah ihn, während er ſo ſprach, mit bekümmertem Blicke an. „Leider,“ ſagte ich, „iſt Deine Behauptung richtig, Jakob: dieſe Gefallſucht iſt uns nur gar zu natürlich, da wir alle von Natur ſündhaft ſind; da jedoch das Wort Gottes von uns verlangt, daß wir unſeren ſündlichen Neigungen widerſtehen und ſie bezwingen ſollen, ſo dürfen wir ſie weder in uns ſelbſt aufkommen laſſen, noch ſie bei unſeren Nebenmenſchen gutheißen.“

„O! meine geliebte Lucie,“ ſagte er, „ich ſehe, daß ich Dich gekränkt habe; vergib Deinem Jakob nur dießmal, und Du ſollſt nie mehr ſolche Worte aus ſeinem Munde hören. Weiber und Männer ſind freilich von Natur eitel und ſtolz; aber ich ſollte nicht vergeſſen, was ich als Kind in meinem Spruchbuche lernte, daß wir, obgleich wir in Sünden geboren und Kinder des Zornes ſind, doch durch die Gnade Kinder Gottes werden können."

Wie ich ihn ſo reden hörte, lächelte ich und vergaß meinen Verdruß; er aber fing an, ein paar Blumen zu ſammeln und ſie in einen Strauß zuſammen zu binden, in der Abſicht, ſie meiner Mutter zu bringen; denn er wußte, daß Artigkeit gegen ſie das beſte Mittel ſey, mir zu gefallen. Nach einer Weile kam er wieder auf Sally zu reden, aber nur, um zu ſagen, daß es ihm leid thue, ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben, und daß er ihr künftig ſo viel als möglich aus dem Wege gehen wolle.

„Aber wie machteſt Du denn ihre Bekanntſchaft, lieber Jakob," fragte ich, „da es ja kaum eine Woche her iſt, daß ihr Vater die Mühle bezogen hat?"

„Letzten Donnerſtag," erwiederte er, „brachte ich, wenn Du Dich noch erinnerſt, Korn zur Mühle. Der Müller war nicht zu Hauſe, und während ich auf ihn wartete, öffnete Sally das Fenſter im Wohnhauſe gegenüber von der Mühle und blieb eine Zeit lang davor ſtehen.“

„Weiter,“ ſagte ich, „weiter, Jakob!“ aber ich konnte einen Seufzer nicht unterdrücken.

„Ach!“ verſetzte er, „ich werde Dir wieder Kummer machen, aber ich will Dir Alles bekennen. Ich werde ruhiger ſeyn, wenn Du es weißt. Sally ſah mich an der Thüre der Mühle ſtehen; ſie betrachtete mich wohl eine Minute lang, rief mir dann, und fragte mich, was ich wolle. Ich ſagte ihr mein Anliegen, und ſie lud mich ein, zu ihr einzutreten, bis ihr Vater heim käme.“

„Und gingſt Du hinein?“ fragte ich.

„Ja!“ erwiederte er, indem er bekümmert zu Boden ſah, „und da blieb ich und ſchwatzte mit ihr zwei volle Stunden. Sie gab mir zwei Gläſer voll Apfelwein, mit Gewürz darin, und plauderte ſo artig und zutraulich, daß ich Deiner, liebe Lucie, für einen Augenblick vergaß und Sally's Schönheit pries, indem ich ihr viel thörichtes Zeug vorſagte.“

Es war mir nicht möglich, dieſe Erzählung anzuhören, ohne Thränen zu vergießen; doch Jakob tröſtete mich ſchnell wieder durch das Verſprechen, künftig vorſichtiger zu ſeyn und ſich von aller Geſellſchaft fern zu halten, die ihn zum Böſen verführen könnte.

Am Abende deſſelben Tages ſaß ich mit Jakob und meiner Mutter auf der Bank vor unſerer Thüre und hörte mit Entzücken ihrem frommen Geſpräche zu, — da ward unſer Friede plötzlich durch die lauten Stimmen von Männern und Weibern geſtört, welche den Fußpfad heraufkamen, der ſich um den Felſen herum nach unſerer Hütte emporwindet; ſie lachten laut und ſangen unheilige Lieder, als wüßten ſie gar nicht, daß der Tag ein Tag Gottes ſey.

„Das ſind junge Leute,“ ſagte meine Mutter, „die ohne Zweifel zur Kirchweihe in's Dorf hinauf gehen. Ach! wie traurig iſt es doch, daß ſo Viele den gottgeweihten Tag entheiligen und ſo nur gar zu oft ihre Selen verderben.“

Meine Mutter hatte noch nicht ausgeſprochen, als wir der lärmenden Truppe anſichtig wurden. Es waren zwei Mädchen, die Töchter eines Bauern aus dem Kirchſpiele der Sohn der Wirthin zum rothen Löwen im Dorf, ein junger Pächter, und — Sally Page.

Sally und der junge Mann vom rothen Löwen waren Arm in Arm den Berg heraufgeſtiegen; ſobald ſie aber in die Nähe unſeres Häuschens kamen, und

Sally meinen Vetter ſah, machte ſie ſich von ihrem Begleiter los, blieb ein paar Augenblicke ſtehen und rief dann: „Gehorſamſte Dienerin, Herr Jakob Clare, wer hätte gedacht, daß man Euch hier ſähe!“

Jakob ſtand auf und ward roth, antwortete aber nichts.

„Wir gehen zur Kirchweih' in das nächſte Dorf; wollt Ihr mit?“ ſagte ſie. „Kommt, es muß luſtig zugehen, alle unſere Nachbarn ſind auch hin.“

Jakob machte einen Schritt vorwärts; dann ſtand er ſtille, ſah mich an und fragte: „Sol ich, Lucie?“

„Wie Du willſt,“ antwortete ich miternſter Miene.

Jetzt wandte er ſich zu Sally uw ſagte: „Ich danke Euch, aber ich kann nicht mit; es iſt unmöglich.“

„Wie, Eure Schweſter will es nich haben?“ ſagte ſie lachend. „Fragt ſie, ob ſie nicht auch mit uns will. Es ſoll uns freuen, wenn ſie mit geh.“

Jakob ſah mich an, — es wär ihm offenbar lieb geweſen, wenn ich mitgegangen wäre; doch ich dankte Sally für ihre Einladung unt bat ſie, meine Weigerung nicht übel aufzunehmen.

„Nun gut,“ ſagte ſie, „aber Ihr werdet hoffentlich Eurem Bruder nicht wehren, mi zu gehen.“

„Meinem Vetter,“ antwortete ic, „ſteht es frei, zu thun, was er für recht hält.“

„Wie! Ihr ſeyd nicht ſeine Schweſter?“ rief ſie, indem ſie mich ſcharf in's Auge faßte, „nun, thut, was Ihr wollt, ich werde Euch nicht weiter zureden.“ Dann hing ſie ſich wieder an den Arm des jungen Mannes und ſagte: „Kommt, wir kommen ſonſt zu ſpät.“ Während ſie ſich einem Stege zuwandte, über den die übrigen jungen Leute ſchon vorausgegangen waren, hörten wir ſie ſagen: „Jakob Clare iſt ein hübſcher Burſche; es wundert mich, wie er ſich bei dem dummen Volk dahinten langweilen mag.“

Sally und ihre Geſellſchaft waren fort; wir aber ſaßen eine gute Weile ſchweigend da, und Jakob war ſehr düſter. Da fing ich, um ihn aufzuheitern, an, ſein Lieblingslied zu ſingen, und darauf laſen wir einige Kapitel in der Bibel, und beides unterhielt ihn ſo gut, daß er, als die Zeit zum Aufbruche gekommen war, mit gerührter Stimme ſagte: „Liebe Lucie, ich bin recht froh, daß ich nicht zur Kirchweihe gegangen bin; denn ſicher hätte ich dort meinen Abènd nicht ſo vergnügt zugebracht, als hier bei Dir und meiner Muhme. Und zudem hätte ich mir nachher Vorwürfe machen müſſen, meinen Gott beleidigt und ſeinen Ruhetag entweiht zu haben.“

In der Nacht um zwölf Uhr wurde meine Mutter und ich durch das Gelärm der heimkehrenden Kirchweihgäſte aus dem Schlafe geweckt. Die jungen Leute fluchten und ſangen Trinklieder; die Mädchen lachten und kreiſchten. Das machte mir Kummer, und ich bat Gott, mich und Alle, die mir theuer waren, vor der Geſellſchaft derer zu bewahren, die von Gott abfallen.

Viertes Kapitel.

Mehrere Wochen lang ſah ich Sally nicht mehr, außer hie und da in der Kirche; auch kümmerte ſie ſich wenig um Jakob, da ſie jetzt viel Geſchmack an dem jungen Manne vom rothen Löwen gewonnen hatte.

Ich fühlte mich überaus glücklich; und Morgens und Abends, wenn ich auf die Wieſen und in die Baumgärten ging, um meine Kühe zu melken, pflegte ich vor Freudigkeit des Herzens den ganzen Weg zu ſingen.

Doch endlich kam unſer Kirchweih-Sonntag, und als wir Nachmittags aus der Kirche kamen, ſagte Jakob, er möchte doch einmal hinab in's Dorf und nur einen Augenblick das Treiben dort mit anſehen. „Ich komme zeitig genug zurück, Lucie,“ ſetzte er hinzu, „um eure Kühe zum Melken zuſammen zu treiben.“ Da er nun ein junger Mann war, und bei mir und meiner alten Mutter ein ziemlich einförmiges Leben führen mußte, ſo konnte ich mich nicht entſchließen, ſeinem Wunſche etwas in den Weg zu legen.

Doch ehe wir ſchieden, beſchwor ich ihn bei ſeiner Liebe zu mir, ſich von aller ſchlechten Geſellſchaft entfernt zu halten und ſich durch nichts zum Trinken verleiten zu laſſen, und erinnerte ihn dabei an die Ermahnung des Apoſtels Paulus, die als eine allgemeine Vorſchrift Jedem in der Stunde der Verſuchung vorſchweben ſollte: „Habt nicht Gemeinſchaft mit den unfruchtbaren Werken der Finſterniß, ſtrafet ſie aber vielmehr.“

Er verſprach, ſich auf keine Weiſe in Verſuchung zu begeben, und wie ich ihn nun ſo den Pfad von unſerem Häuschen nach dem Dorfe hinabeilen ſah, da betete ich zu Gott, daß Er mit ihm ſeyn möchte.

Allein die Stunde des Melkens kam, und Jakob war nicht zurück. Meine Mutter war jenen Abend nicht wohl. Ich gab ihr etwas warmen Apfelwein und einige geröſtete Brodſchnitten darein, und half ihr dann um neun Uhr in's Bett. Dann ſchloß ich die Hausthüre und eilte hinauf zu Jakobs Wohnung, um den alten William zu fragen, ob er nach Hauſe gekommen ſey; doch der alte Mann ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Jüngferchen, Ihr kennt die jungen Leute nicht, wenn Ihr ihn ſo bald von der Kirchweih' zurück erwartet.“

„Wie ſo, William?“ verſetzte ich, indem ich mich zu dem Alten auf die Bank unter dem großen Wallnußbaume ſetzte.

„Was könnet Ihr, liebes Jüngferchen,“ ſagte der Alte, „von der Welt und den Menſchen wiſſen? Ihr, die Ihr, ſo zu ſagen, Euer ganzes Leben unter dem Schatten Eines Baumes zugebracht habt. Ihr wißt nicht, wie abſcheulich gottlos die Welt iſt, und was für gefährliche Verſuchungen junge Männer, ja und auch junge Mädchen erwarten, wenn ſie hinausgehen in die Welt; es iſt faſt unmöglich für einen jungen Menſchen, ſich unter ſeine Mitgeſchöpfe zu miſchen, beſonders bei einer Dorf=Kirchweihe, ohne in eine Sünde zu verfallen.“

Als ich William ſo ſprechen hörte, da konnte ich, bei dem Gedanken an meinen theuren Jakob, mich der Thränen nicht enthalten; William ſah es und ſagte: „Seyd getroſt! wenn es auch Menſchen nicht möglich iſt, ſo ſind doch bei Gott alle Dinge möglich, und Seine Gnade wird — ſo hoff' ich in Demuth — mit meinem jungen Herrn ſeyn, wohin er gehen mag.“

„Gott gebe es, William!“ ſagte ich mit einem tiefen Seufzer, indem ich die Hände faltete und zum Himmel empor blickte. Die Sonne war jetzt hinab, und der Mond kam hinter den Bergen hervor, während tauſend und aber tauſend helle Sterne über uns zu funkeln anfingen. „O!“ ſagte ich, „wäre nur die Zeit ſchon da, wo wir aus dieſer gottloſen Welt und allen ihren Verſuchungen hinweggenommen und durch das Verdienſt unſeres Erlöſers auf ewig glücklich werden ſollen in einem Lande voll reiner Wonne, weit über jenen glänzenden Sternen!“

Kaum hatte ich ausgeredet, als William rief: „Wenn meine alten Augen mich nicht trügen, ſo ſehe ich Jemand über das Feld her kommen; ſeht, Jüngferchen, bei dem Steg an der Gartenthüre.“ Ich richtete meine Blicke nach dem Orte, den der Alte bezeichnete, und erkannte alsbald beim Mondlichte — meinen theuren Jakob.

Im erſten Augenblicke war ich erfreut, ihn zu ſehen; allein bald verwandelte ſich meine Freude in den bitterſten Schmerz; denn wie er näher kam, ſo überzeugte mich ſein Taumeln und die Ungleichheit ſeiner Schritte, daß er — ach! wie ſchäme ich mich, es zu ſagen! in einem Zuſtande völliger Betrunkenheit war. Er ſchien William und mich kaum zu kennen; und ſobald er die Wohnung erreicht hatte, warf er ſich auf die Bank vor der Thüre, von der ich mich haſtig erhoben hatte.

„Ei, ei, Herr!“ ſagte der alte William, „freilich iſt es weiter nichts, als was ich voraus ſah; aber es wundert mich nur, daß Ihr in dieſem Zuſtande den Weg über die Felder gefunden habt!“

Jakob gab keine Antwort, ſondern fing alsbald an, den Namen ſeines Schöpfers zu mißbrauchen und in abgebrochenen Worten auf einen jungen Mann zu ſchelten, der ihn — wie ich nachmals erfuhr — unter freundlichem Zureden aus des Müllers Hauſe zu bringen gewußt hatte. Dahin war er von Sally gelockt worden, die hier in Abweſenheit ihres Vaters mit mehreren jungen Männern und Mädchen ihrer Bekanntſchaft ſchmauste und lärmte.

Wie ich, zum erſtenmal in meinem Leben, meinen Jakob den Namen des Herrn mißbrauchen hörte, wie ich ſeine Wangen vom Weine geröthet, ſeine Augen ſtier- und gedankenlos ſah — denn der alte William hatte indeſſen ein Licht angezündet und es an die Thüre gebracht — da konnte ich meine Thränen nicht zurückhalten. Und ich dachte damals, daß ich glücklicher wäre, wenn ich Jakob zu Grabe geleitete und dabei die koſtbare Gewißheit hätte, daß er in dem Herrn entſchlafen ſey, als jetzt, wo ich ihn durch die Trunkenheit, die Gott verabſcheut, unter das Vieh herabgewürdigt ſah.

Als Jakob beim Schein des Lichtes mich erkannte, nahm er mich bei der Hand und begann ſich in ſo unſittſamer, dreiſter Sprache auszulaſſen, daß er ſich, wäre er nüchtern geweſen, vor ſich ſelbſt darüber geſchämt haben würde; ich aber rang mich los, wandte ihm den Rücken und lief eilig den Fußpfad zu meiner Mutter Haus hinab. Der übrige Theil der Nacht verſtrich mir unter Thränen und Gebeten für meinen unglücklichen Jakob.

Am andern Morgen ſaß ich neben meiner Mutter an der Arbeit; da trat er ſeiner Gewohnheit gemäß herein, um uns einen guten Morgen zu wünſchen. Ich hatte meinen Kummer und deſſen Urſache vor meiner Mutter verborgen, um ſo mehr, als ſie noch ſehr übel auf war: ſie empfing ihn daher mit gewohnter Herzlichkeit; bei mir aber war es nicht ſo. Ich wandte das Geſicht ab, ſobald er eintrat, und that, als hätte ich etwas an meinem Spinnrade zu machen. Er bemühte ſich, meiner Mutter gegenüber ganz wie gewöhnlich zu ſeyn und mit ihr zu plaudern, als ob nichts geſchehen wäre; aber ich bemerkte doch mehr als einmal, daß er bald ſeufzte, bald lächelte und dann wieder nach mir ſah, in der vergeblichen Hoffnung, daß ich ſein Lächeln erwiedern würde.

Ich konnte unmöglich die groben Sünden, die er begangen hatte, ſogleich wieder vergeſſen: er hatte den Sabbath entheiligt, den Namen Gottes mißbraucht und ſich großer Unmäßigkeit ſchuldig gemacht.

„Soll ich heute irgend etwas für Dich thun, Lucie?" ſagte er, als er Abſchied nahm. „Soll ich etwas Holz für euch ſpalten? oder etwas Waſſer tragen? oder ein paar Pflaumen von den alten Bäumen holen?"

„Danke, du kannſt nichts für mich thun," antwortete ich ernſt.

„Gar nichts?" wiederholte er, indem er mir mit bedeutſamem Blicke in's Geſicht ſah, „weißt Du's ganz gewiß?"

Ich ſchüttelte den Kopf; denn mein Herz fing an, weicher zu werden, und es war mir nicht möglich, ein Wort zu ſprechen.

Gegen Mittag war ich in der Milchkammer beſchäftigt; da ſprach er wieder ein und brachte meiner Mutter ein paar Sommeräpfel aus ſeinem Garten; er nahm ſie aus ſeinem Hute, in dem er ſie hergetragen hatte, legte ſie auf den Tiſch und verließ das Haus, ohne daß er gewagt hätte, nach mir zu fragen.

Abends kam er wieder und fragte, ob er die Kühe zum Melken herbeitreiben ſolle; allein meine Mutter ſagte ihm, ich ſey ſchon vor einiger Zeit mit dem Milcheimer auf dem Kopfe zur Wieſe hinab; ſo ging er nach Hauſe, und wir ſahen ihn jene Nacht nicht mehr.

Ach! wie traurig war ich damals! Doch der Gedanke, daß ich meine Pflicht thue, war ein großer Troſt für mich, und die Hoffnung, daß mein Betragen meinem theuern Vetter ſein großes gegen Gott begangenes Unrecht fühlbar machen werde, gab mir viel Troſt in meinem Kummer.

Auf dieſe Art vermied ich mehrere Tage lang die Geſellſchaft meines theuren Jakobs, bis der Mittwoch Abend heran kam. Der Tag war ſehr heiß geweſen; es war im Auguſt. Sobald die Stunde zum Melken gekommen war, nahm ich meinen Milcheimer auf den Kopf und ging hinab zur Wieſe, um nach den Kühen zu ſehen. Doch auf der Wieſe war keine Kuh; wohl aber war in der Hecke ein Loch, durch das ſie in das angrenzende Gäßchen gebrochen ſeyn mochten. Ich eilte nach dem letzteren, ohne ſie zu finden; es war ausnehmend heiß, da die Sonne noch hoch am Himmel ſtand. Ich war ſehr ermüdet, da ich den Tag über ſtark gearbeitet hatte; aber meine Angſt war größer, als meine Müdigkeit: ich lief wohl eine ſtarke Viertelſtunde lang in dem Gäßchen fort; dann aber ſetzte ich mich am Rande des Weges nieder und begann zu weinen. Während ich ſo da ſaß, führte der Zufall meinen Vetter des Weges daher: er kam von der Wohnung unſeres würdigen Pfarrherren, dem er etwas Nüße und Pflaumen in einem Korbe gebracht hatte.

Als er mir nahe kam, ſtand er ſtille, ſah mich mit ernſter Miene an und ſagte: „Meine liebe Lucie, wie kommſt Du hieher? und warum biſt Du ſo betrübt?“

Anfangs gab ich ihm keine Antwort; da trat er näher zu mir, bückte ſich zu mir herab und ſagte: „Nun, ſag' mir doch, ſag' Deinem Jakob, was Dich betrübt. Du weißſt wohl, liebe Lucie, trotz Deines Unwillens gegen mich, daß ich Dich mehr als irgend etwas in der Welt liebe, und daß ich mein Leben geben würde, um Dich glücklich zu machen.“

Noch antwortete ich nicht, denn ich wünſchte zwar, meinem theuren Jakob zu ſagen, daß ich ihm vergeben habe, wie ich wünſche, daß Gott ihm vergebe; zugleich aber fürchtete ich, Unrecht zu thun, wenn ich mit Einem, der ſich übel aufgeführt hatte, ſo ſchnell wieder gut würde.

„Ach! ach!“ ſagte er, „ich ſehe, daß ich Deinen Unwillen noch länger tragen muß, Lucie. Du willſt nicht mit mir ſprechen. O, daß ich Dir, die ich ſo innig liebe, Urſache zu ſo großem Verdruß geben mußte! Doch wenn ich nur den Grund Deiner gegenwärtigen Betrübniß und Deines Hierſeyns wüßte!

und warum Dein Milcheimer leer neben Dir ſteht. Wo ſind die Kühe? Soll ich ſie Dir nach Hauſe treiben? Haben ſie ſich von der Wieſe verlaufen? und biſt Du das Gäßchen herabgekommen, um ſie zu ſuchen?“ So ſprach er, ſetzte ſeinen Korb in das Gras nieder und verließ mich eilends, um die Kühe aufzuſuchen. Bald ſah ich ihn wiederkommen, und die Kühe vor ihm her laufen. „Ich habe ſie gefunden, Lucie,“ rief er, als er herankam, „und nun, hoff' ich, wirſt Du Deine Thränen abwiſchen; denn, wahrlich, ich kann es nicht ertragen, Dich ſo traurig zu ſehen.“

„O! Jakob,“ antwortete ich, „Du irrſt Dich ſehr, wenn Du meinſt, ich ſey wegen des Verluſts der Kühe betrübt geweſen.“ Seine Wangen färbten ſich mit einem ungewöhnlich dunkeln Roth, er ſah bekümmert zu Boden. „Du weißſt nicht, ja Du weißſt nicht,“ fuhr ich fort, „wie unglücklich Du mich gemacht haſt. Du weißſt, Jakob, daß ich Dich liebe, daß Du mir theurer biſt, als irgend ein anderes menſchliches Weſen, meine verehrte Mutter allein ausgenommen. Aber ich muß Dir auch aufrichtig ſagen, daß meine Neigung nicht die Urſachen hat, aus denen Dich vielleicht Andere wählen könnten. Nicht weil Du jung biſt, liebte ich Dich; auch nicht, weil Du für mich arbeiten und mich vor Armuth bewahren kannſt; auch nicht, weil Du heiter biſt und ein angenehmer Geſellſchafter in dieſem einſamen Orte zu werden verſprichſt; ſondern weil ich dachte, die Gnade Gottes ſey mit Dir. Es war einſt ein Vergnügen für mich, der Zeit zu gedenken, wo ich, nachdem ich durch die Pforten des Todes gegangen und in dem kalten Grabe gelegen wäre, Dich als lieben Freund wiederſehen würde in einer beſſeren, glücklicheren Welt, wo die Gerechten leuchten werden, wie die Sonne, in ihres Vaters Reich. Aber ach! Jakob, wie kann ich noch ein ſolches Ziel unſerer gegenſeitigen Anhänglichkeit hoffen, nach der Probe, die Du mir letzten Sonntag von Deinem Mangel an Standhaftigkeit gegeben haſt? Wenn Du Dich von den Gottloſen verlocken läßt, ſo wird Dein Ende Verderben ſeyn."

Ehe ich noch ausgeredet hatte, fiel er auf die Kniee nieder, hob Hände und Augen zum Himmel empor und fing an, Gott um Verzeihung des ſchweren Verbrechens, deſſen er ſich ſchuldig gemacht, zu bitten. Dann nahm er mich bei der Hand und verſprach mir, wenn ich ihn wieder lieben würde wie zuvor, ſo wolle er mich nie mehr ſo betrüben. „Künftig," ſetzte er hinzu, „ſollſt Du keinen Grund haben, liebe Lucie, Deinem armen Jakob böſe zu ſeyn. Von heute an wird er ſich bemühen, unwandelbar in der Furcht Gottes zu leben."

Ich bat Gott im Namen Seines lieben Sohnes, ihn zu ſegnen, und glaubte zuverſichtlich, daß er bei ſeinen guten Entſchließungen bleiben würde; denn ich kannte die Trüglichkeit des menſchlichen Herzens noch nicht. Daher reichte ich ihm mit leichtem Herzen die Hand, und wir waren einander wieder gut. Nun melkte ich meine Kühe und kehrte dann nach Hauſe zurück, wo wir drei, Jakob, meine liebe Mutter und ich, den Tag mit Gebeten und einem Lobgeſange zur Ehre unſeres Gottes beſchloßen.

Fünftes Kapitel.

Einige Tage, vielleicht Wochen des Glücks verſtrichen jetzt, und mein Vetter gab mir keine weitere Veranlaſſung zu Kummer oder Angſt; da erſchien in unſerem Dorfe ein ſchmucker, artiger junger Mann, ein Feldwebel, der in unſerer Gegend Rekruten warb; denn es war Kriegszeit. Er trug einen ſcharlachrothen Rock und eine Mütze mit einer hohen Feder darauf. Bald war er mit Sally Page bekannt und ging den Sonntag nach ſeiner Ankunft im Dorfe mit ihr in die Kirche. Dort war er der Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit und Bewunderung; Niemanden aber ſchien er mehr zu gefallen, als meinem Jakob.

Den Abend darauf, während wir um das Feuer herumſaßen, ſagte er zu meiner Mutter: „Ihr wiſſet nicht, Muhme, was für ein hübſcher, artiger Mann in unſer Dorf gekommen iſt.“

„So?“ ſagte ſie, „wer iſt er wohl?“

„Er iſt Soldat,“ antwortete er, „und der ſchmuckſte, den ich je geſehen habe. Ihr könnt Euch nicht vorſtellen, wie ihn die Weiber und Mädchen heute in der Kirche anſtaunten; faſt iſt mir der Wunſch gekommen, auch den rothen Rock anzuziehen. Würde ich Dir nicht beſſer gefallen, Lucie,“ ſetzte er hinzu, indem er ſich zu mir wandte, „wenn ich gekleidet wäre, wie der Feldwebel?“

Ehe ich eine Antwort geben konnte, ſagte meine Mutter mit großer Lebhaftigkeit: „Ich hoffe, daß meine Tochter nie ihre Neigung einem Soldaten ſchenken wird, er möchte ſeyn, wer er wollte. So etwas würde mir ewigen Kummer verurſachen. Alſo, Jakob, wenn Du einen rothen Rock tragen willſt, ſo mußt Du entweder meiner Lucie Lebewohl ſagen, oder — mich unglücklich machen.“

Bei dieſen Worten verdüſterte ſich mein Blick, ja, die Thränen kamen mir in die Augen. Jakob bemerkte es, ergriff meine Hand und ſagte: „Sey getroſt, meine liebe Lucie, und laß Dich durch einen bloßen Scherz nicht bekümmern. Meinſt Du, ich nähme eine goldene Krone an, wenn ich dafür der Liebe meiner Lucie entſagen müßte?“

Ich dachte nicht mehr an dieſen Vorfall, als ein paar Tage darauf der große Jahrmarkt in Worceſter begann. Wir hatten ein junges Pferd und ein paar Schafe zu verkaufen, und Jakob mußte dieſes Geſchäft beſorgen, da William jetzt zu alt dazu war. Den Abend vorher ermahnte ihn meine Mutter zur

Vorſicht in Beziehung auf die Geſellſchaft, in die er gerathen möchte, und empfahl ihm, nach Hauſe zu eilen, ſobald er ſein Geſchäft abgemacht haben würde. „Fürchtet nichts, liebe Muhme,“ antwortete er, „ich werde unverweilt zurückkehren und mich von aller ſchlechten Geſellſchaft ferne halten.“

Ich begleitete ihn bis an die Thüre und würde ihm alles, was meine Mutter ihm eben geſagt hatte, wiederholt haben, wenn ich nicht gefürchtet hätte, ihn ungeduldig zu machen. So ſagte ich daher nur im Augenblicke des Scheidens: „Lebe wohl, lieber Jakob! Gott ſey mit Dir!“ Den Tag nach ſeiner Abreiſe ging ich in das Dorf hinab, um der Frau Hill im rothen Löwen einige Duzend Eier zu bringen.

„Nun,“ ſagte ſie, während ſie die Eier aus meinem Korbe nahm, „Euer Vetter Jakob Clare iſt heute mit dem Feldwebel Browne auf den Jahrmarkt gegangen.“

„Mit dem Feldwebel Browne!“ wiederholte ich und wurde leichenblaß. „Wie ging das zu?“

Frau Hill ſah mich an: „Ei, Lucie Clare, wie bleich Ihr auf einmal ausſeht! Wahrhaftig, ich dachte nicht daran, daß das, was ich ſagte, Euch unangenehm ſeyn könnte. Der Feldwebel, dünkt mich, iſt eine gute Geſellſchaft für Jedermann, und ich ſehe nicht ein, warum ſich Euer Vetter an ihm ſchämen ſollte!“

„Aber wie ging es zu,“ fragte ich, „daß ſie den Weg zuſammen machten?“

„Wie es zuging!“ wiederholte ſie ziemlich ungeduldig. „Nun, Jakob Clare ging hier am Hauſe vorüber, gerade als Herr Browne ſich auf den Weg machte, und da ſie ſich ſchon vorher kannten, hatten ſie keinen Grund, nicht zuſammen zu gehen.“ So ſprach ſie und eilte von der Thüre, wo wir bisher geſtanden waren, in das Haus zurück. Ich lenkte meine Schritte ſorgenvoll nach meiner Heimath.

Keine Worte kann ich finden, um zu beſchreiben, wie unglücklich ich dieſen ganzen Tag hindurch war; denn mein Herz war von bangen Ahnungen gequält, ich war überzeugt, daß meinem lieben Jakob irgend ein Unheil zuſtoßen würde; doch verbarg ich die Sache meiner Mutter, um ſie nicht auch mit meinen Beſorgniſſen zu beunruhigen. Abends regnete es ſehr ſtark, und meine Mutter erklärte ſich daraus Jakobs Ausbleiben; ich aber dachte anders, und leider hatte ich Recht.

Der nächſte Tag war ſchön, aber der Morgen verſtrich, und mein Vetter kam nicht. Abends nahm ich meinen Milcheimer und ging mit traurigem Herzen hinab auf die Wieſe, um meine Kühe zu melken. Mein Weg führte mich an Jakob's Wohnung vorbei; ich fragte bei dem alten William an, ob er etwas von ſeinem jungen Herrn wiſſe; allein der alte Mann ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Gebe der Himmel, daß ihm kein Unfall widerfahren iſt!“

Ich hatte die Kühe gemolken und kehrte auf dem Wege durch die Hecken langſam nach Hauſe zurück, — unter manchen traurigen und bittern Gedanken — da hörte ich in dem Augenblicke, wo ich an dem Stege ankam, aus nicht gar weiter Entfernung meinen Namen rufen. Schnell nahm ich meinen Milcheimer vom Kopfe, ſetzte ihn in das Gras, blickte hinter mich und ſah nicht weit von mir — meinen Vetter; aber es fiel mir ſogleich, während er auf mich zueilte, in ſeinem Blicke und ſeinem ganzen Weſen etwas auf, was mir Kummer machte. Seine Augen rollten wild, ſeine Wangen waren blaß, ſeine Binde hing ihm loſe um den Hals, den Hut trug er unter dem Arme.

Ich erwartete ihn ruhig und ſchweigend. Er griff, ſobald er nahe genug bei mir war, haſtig nach meiner Hand und ſchien mir ſeine Freude über unſer Wiederſehen ausdrücken zu wollen; aber ach! ich ſah nur zu wohl, daß ihm etwas Schweres auf dem Herzen lag.

Er ſprach viel davon, wie ſehr er ſich freue, wieder bei mir zu ſeyn, und verſicherte mich, daß er immer unglücklich ſey, wenn er auch nur auf einen Tag von mir gehen müſſe. „O Lucie, Lucie!“ ſagte er, „ich kann nicht ohne Dich leben, und doch muß ich glauben, daß Du mich nicht liebſt. Es macht Dir kein Vergnügen, mich wieder zu ſehen; ich dachte, Du würdeſt bei meiner Rückkehr voll Freude ſeyn, und Du grüßeſt mich nicht einmal, ja, Du ſiehſt finſter und grämlich aus; vielleicht würdeſt Du es für kein großes Uebel anſehen, auf immer von mir zu ſcheiden. Du liebſt mich nicht, wie ich Dich liebe; Du würdeſt mir nicht in ferne Länder folgen, wie ich Dir folgen würde; Du würdeſt nicht mir zu Liebe Alles, was Einem in der Welt theuer iſt, aufgeben, wie ich Dir zu Liebe es thun würde.“

In dieſem Tone fuhr er geraume Zeit fort; denn ich war ſo erſtaunt, daß ich kein Wort hervorbringen konnte; endlich aber fingen die Thränen an, über meine Wangen zu rollen, und nun ſagte ich: „O! ſag' mir, was das alles bedeuten ſoll. Jakob, Jakob, was haſt Du gethan? Weißt Du nicht, wie ſehr ich Dich immer liebte, — ja, wie ſehr ich Dich immer lieben werde? aber ich fürchte, du haſt jetzt etwas Schlimmes gethan, und darum willſt Du nicht mehr an meine Liebe glauben.“

Er ward bekümmert und verlegen, als ich dieſe Worte ſprach; er lehnte ſich an das Geländer des Stegs, ſchlug die Augen zu Boden und ſeufzte tief auf. „Ach! ſag' mir," fuhr ich fort, „was Dir zugeſtoßen iſt. Haſt Du irgend etwas Uebles gethan? Verzweifle nicht an der Barmherzigkeit Gottes."

Er gab mir lange keine Antwort. Dann heftete er plötzlich ſeine Augen auf mich — ſie ſchwammen in Thränen — und ſagte in bewegtem Tone: „Könnteſt Du Dich entſchließen, theure Lucie, mit mir in ein fernes, fernes Land zu gehen? wollteſt Du Armuth und mancherlei Mühſeligkeiten und Beſchwerden mir zu Liebe ertragen? O antworte mir! ſprich!" „Gehſt Du denn in ein fernes Land?" fragte ich. „Wie ſoll ich das verſtehen?"

„Sag' mir nur, ob Du mit mir zögeſt!" verſetzte er mit großer Ungeduld, „ob Du mich ſtark genug liebſt, um mir zu Liebe durch harte Prüfungen zu gehen!"

„O! Du erſchreckſt und bekümmerſt mich," antwortete ich, „Du weißt, daß ich alles für Dich thun würde, nur nicht meine arme alte Mutter verlaſſen."

„Wie! auch nicht mir zu Liebe?" ſagte er.

„Nein, auch Dir zu Liebe nicht," erwiederte ich.

„Dann iſt es, wie ich dachte," antwortete er,

„Du liebſt mich nicht, Lucie, und ich bin der allerunglücklichſte unter den Menſchen.“

Bei dieſen Worten wollte er ſich von mir abwenden, ſein Blick war voll Gram und Unwillen — da faßte ich ſeinen Arm, blickte ihm ernſt in's Geſicht und ſagte weinend: „O! mein lieber, lieber Jakob, was ſoll Alles das bedeuten? Welch' ſchreckliches Unheil iſt über Dich gekommen? Willſt Du mich auf immer verlaſſen? oder wählſt Du nur dieſes grauſame Mittel, um meine Liebe zu Dir auf die Probe zu ſtellen? O, ſprich doch!“

Er ſeufzte tief auf und wies mir ſtillſchweigend ſeinen Hut, den er bis dahin unter dem Arme gehalten hatte. Die Cocarde, die ich daran erblickte, erklärte mir auf einmal die Urſache ſeines Schmerzes. Der Feldwebel Browne hatte ihn in eine Schenke gelockt und hier dem Betrunkenen das Verſprechen abgewonnen, Soldat zu werden.

Bei dieſem ſchrecklichen Anblicke würde ich zu Boden geſunken ſeyn, wenn Jakob mich nicht noch gehalten hätte; die Thränen flutheten über meine Wangen, und es dauerte lange, ſehr lange, ehe eines von uns beiden ein Wort ſprechen konnte; der gramvolle Blick aber, mit dem Jakob mir in's Geſicht ſah, wird mir nie aus dem Gedächtniß kommen. Endlich ſagte er mit einem tiefen Seufzer: „Und willſt Du mich in meiner Noth verlaſſen, Lucie? Müſſen wir ſcheiden? Nein, nein, nein, ſo grauſam kannſt Du nicht ſeyn; erinnere Dich, wie wir uns von unſerer Kindheit an geliebt haben, wie wir zuſammen geſpielt, wie wir treulich und feſt zuſammen gehalten haben!“

Ich hob Augen und Hände zum Himmel empor. „O Gott!“ rief ich, „laß deine Gnade mächtig in mir ſeyn; gib mir Kraft, dieſer Verſuchung zu widerſtehen! Ich darf meine alte Mutter nicht verlaſſen. Mein Heiland, der mich liebte und für mich geſtorben iſt, gebietet mir jetzt, das Theuerſte, was ich auf Erden habe, aufzugeben.“ So ſprach ich und ſetzte mich an dem Rande des Weges nieder, ſtützte mein Haupt auf meinen Arm und weinte bitterlich, indem ich vor Jammer einer Ohnmacht nahe war.

Meine Erzählung würde zu lange werden, wollte ich alle Mittel aufzählen, welche Jakob verſuchte, um mich zur Aenderung meines Entſchluſſes zu bewegen. Bald bat und flehte er, bald brach ihm die Geduld, und dann ließ er ſich in Vorwürfen und Drohungen gegen mich aus; doch der Himmel gab mir Kraft, dieſe harte Prüfung zu beſtehen und meiner Pflicht treu zu bleiben.

Als meine Mutter erfuhr, was Jakob gethan hatte, war ihr Kummer ſehr groß; aber ſie wollte nichts davon hören, daß ich die Frau eines Soldaten würde. „Nein,“ ſagte ſie zu ihm, „wäreſt Du geblieben, was Du warſt, ſo hätteſt Du meine Tochter bekommen; jetzt aber iſt ſie für Dich verloren. Ich kann ſie in meinem Alter nicht von mir laſſen; der blutige Krieg hat mich ſchon um eines meiner Kinder gebracht, und Du wollteſt mir jetzt auch das andere entreißen?“

Doch ich will nicht lange bei der traurigen Geſchichte verweilen. Wir hätten den Feldwebel Browne gerne überredet, Jakob gegen eine Summe Geldes, ſo groß als wir ſie nur auftreiben konnten, freizugeben; allein der Feldwebel war zu ſtolz auf ſeinen Fang, als daß er ihn hätte loslaſſen wollen.

Wenige Tage nachher kam der Befehl an den Feldwebel und ſeine Leute, zum Regimente zu ſtoßen. Der arme Jakob! Nie werde ich vergeſſen, wie er ſich grämte, als er von ſeiner theuren Heimath Abſchied nahm. Den Abend vor ſeinem Abmarſche ſaßen wir vor der Thüre unſeres Häuschens, die in den Garten geht. Meine theure Mutter gab ihm gar weiſe, fromme Rathſchläge. „Vergiß nicht, mein Sohn,“ ſagte ſie, „daß es Soldatenpflicht iſt, für ſeine Religion und ſeinen König zu fechten und beiden Ehre zu machen; daß ein braver Soldat es ſich ſo gut angelegen ſeyn läßt, ſeinem Gott zu dienen und ihn zu verherrlichen, als ſeinem Könige zu dienen und ihn zu ehren.“ „Zudem,“ ſetzte ſie hinzu, „muß ein Soldat immer auf den Tod und auf das, was nach dem Tode kommt, gefaßt ſeyn, damit er nichts zu fürchten brauche, wenn er auf das Schlachtfeld zieht; denn was hat der Tod Schreckliches für einen Mann, der dem Himmel entgegen ſieht? Aber wenn Einem die Hölle bevorſteht, ſo muß er vor dem Tode zittern und beben.“ Sie verſäumte auch nicht, ihm zu bedenken zu geben, daß, wer treu an Gott feſthalte, nie wahrhaft überwunden werden könne, und wer in Chriſto erfunden werde, ſelbſt über den Tod triumphire und im Grabe ſiegreich ſey.

Mein lieber Vetter ſeufzte tief auf und beklagte ſeine Unvorſichtigkeit ſo ſchmerzlich, daß mir das Herz blutete. Mit Tagesanbruch ſtand ich auf und begleitete ihn ein Stück Weges. „Kommt der Sommer wieder, liebe Lucie,“ ſagte er, „ſo kehre ich heim zu Dir, wenn der Himmel es erlaubt, und dann hat ſich Deine Mutter vielleicht mit dem Gedanken ausgeſöhnt, daß Du einen Soldaten heiratheſt.“ Ich ſeufzte. „O!“ ſetzte er hinzu, „wenn ich zurückkomme, und Du willſt mir dann nicht folgen, ſo muß ich glauben, daß Du mich nicht liebſt.“

Darauf gab ich keine Antwort; denn welche hätte ich geben können? Aber ich ſagte: „Nun, ſo gedenke Deines Verſprechens und beſuche uns, lieber Jakob; ich will Monate und Tage zählen, bis der Sommer kommt.“ Als wir den Gipfel eines Hügels, über den die Straße führte, erreicht hatten, ſchieden wir von einander; denn der Feldwebel und Andere, die voraus waren, riefen Jakob zu ſich. Er warf einen einzigen traurigen Blick auf die Gegend zurück, von der er Abſchied nahm; dann rief er: „Gott ſegne Dich, liebe Lucie!“ und verließ mich mit ſchwerem, ſchwerem Herzen.

Ich folgte ihm mit den Augen den Hügel hinab und ſah ihn, mehr als einmal, ſich die Thränen aus den Augen wiſchen; — und als ich ihn nicht mehr ſah, ſetzte ich mich, erſchöpft von Schmerz und Traurigkeit, am Wege nieder.

Sechstes Kapitel.

Mehrere Wochen, ja Monate lang blieb ich in tiefen Kummer verſunken. Noch hatte ich nicht gelernt, mich den Züchtigungen meines himmliſchen Vaters demüthig zu unterwerfen; noch ſuchte ich das Glück b dem Geſchöpfe, anſtatt es bei Gott allein zu ſuchen. Ehe ich die Trübſal gekannt hatte, war mein Vertrauen auf meine eigene Kraft zu groß geweſen; aber der ſchmerzliche Schlag, womit jetzt Gott in ſeiner Gnade mich heimzuſuchen für gut fand, entdeckte mir die Verdorbenheit in den tieferen Falten meines Herzens. O! was für Gedanken der Empörung ich zuweilen hegte, und wie lange es dauerte, ehe ich ſprechen konnte: „Es iſt der Herr, er thue, was ihm wohlgefällt!“ Die Segnungen unſerer Hütte, Ruhe, Friede und Ueberfluß an allem Nöthigen, vereint mit vieler Muße zu frommer Betrachtung, lauter Geſchenke der göttlichen Gnade, die ich ſeither ſehr hoch angeſchlagen, und wofür ich dem gnädigen Geber oft gedankt habe, der erquickende Umgang mit meiner vielgeliebten Mutter und die Freundlichkeit des guten alten Williams, den wir nach der Abreiſe ſeines jungen

Herrn in unſere Wohnung aufnahmen, — Alles das gewährte mir damals nur geringen Troſt. Doch wenn ich mich je verſucht fühlte, meine Pflichten gegen meine Mutter zu vernachläßigen, ſo erinnerte ich mich an folgende Bibelſtelle, welche ſie mich in meiner Kindheit hatte auswendig lernen laſſen, und die mich jetzt vielfach tröſtete und ermuthigte: „Liebes Kind, pflege Deines Vaters im Alter und betrübe ihn ja nicht, ſo lange er lebet. Denn der Wohlthat, dem Vater erzeiget, wird nimmermehr vergeſſen werden; und wird Dir Gutes geſchehen, ob Du auch wohl ein Sünder biſt. Und Dein wird gedacht werden in der Noth; und Deine Sünden werden vergehen, wie das Eis vor der Sonne. Wer ſeinen Vater verläſſet, der wird geſchändet, und wer ſeine Mutter betrübet, der iſt verflucht vom Herrn.“

Die Liebe meiner Mutter, vereint mit den Gnadenwirkungen Gottes, brachte mir nach und nach vielen Troſt, und ich ward zufriedener, als ich je geglaubt hätte, es fern von meinem geliebten Jakob ſeyn zu können. Doch noch hatte ich nicht gelernt, mein ganzes Glück bei Gott zu ſuchen. Meine geliebte Mutter kam meinen Bemühungen, ihr zu gefallen, mit vieler Zärtlichkeit entgegen; wenn ich traurig war, ſo that ſie alles, was ihr möglich war, um mich zu tröſten, und zwar auf die freundlichſte, liebreichſte Art, und zeigte die zärtlichſte Theilnahme für meine Leiden. Allein ich war damals zu jung und gedankenlos, um zu wiſſen, wie viel ein Kind einer ſorgſamen, frommen Mutter ſchuldig iſt. So verſtrichen die Wintermonate, und um die Mitte des Sommers wirkte ſich Jakob bei ſeinem Regimente, das damals nur in Gloceſter lag, Urlaub aus, um uns auf einige Tage beſuchen zu können.

Ich hatte ſeiner Rückkunft mit der Hoffnung entgegen geſehen, auf ein Paar Tage recht glücklich zu werden; doch ach! meine Hoffnung ſchlug fehl; denn er glich nicht mehr dem gutmüthigen, anſpruchsloſen Jakob, der er ſonſt geweſen war; er war ſtattlich geputzt und ſchien ſeine alten Bekannten gering zu ſchätzen. Da er nämlich eine für ſeinen Stand ziemlich ſorgfältige Erziehung genoſſen hatte und gut leſen und ſchreiben konnte, ſo war er bereits zum Feldwebel geſtiegen, und nach ſeinen Erzählungen zu ſchließen, wurde er in ſeinem Regimente ſeines hübſchen Aeußern wegen nicht wenig bewundert. Er ſchien ſich daher viel einzubilden und verſicherte mich, daß er gar nicht zweifle, mit der Zeit noch höher zu ſteigen; denn mancher gemeine Soldat ſey ſchon General geworden und habe Armeen in's Feld geführt.

Sein Sinn war ſo voll von ſolchen hohen Gedanken, daß er an dem Leſen der Bibel und der Theilnahme an unſerer häuslichen Andacht nicht mehr viel Gefallen fand. Denn „Gott widerſtehet den Hoffärtigen, aber den Demüthigen gibt er Gnade.“ Und hie und da ließ er Worte fallen, die mir bewieſen, daß er vor dem Trunke und vor andern Laſtern nicht mehr dieſelbe Scheue, wie früher, hatte. Doch nahm er ſich in ſeinen Reden über ſolche Gegenſtände vor meiner Mutter und William ſehr in Acht.

Seine Liebe zu mir ſchien indeſſen noch eben ſo groß zu ſeyn, ja eher noch größer als früher, und er begehrte mich immer heftiger zur Frau. Ich will Euch nicht erzählen, wie oft er mich beſtürmte, ihn zu heirathen und dann mit ihm nach Gloceſter zu gehen; wie viel Ueberredungskunſt er aufwendete, um meinen Widerſtand zu beſiegen, und wie viel Thränen ich dabei vergoß. Jedoch mit Hilfe der göttlichen Gnade beharrte ich in meiner Weigerung, meine alte Mutter zu verlaſſen, ſo nahe auch mein Herz daran war, zu brechen, wenn ich bedachte, daß Jakob mich bald verlaſſen müſſe, und daß ich ihn vielleicht nie wieder ſehen werde.

Meine Mutter ſah meine Noth, und nie will ich die Zärtlichkeit vergeſſen, die ſie mir in dieſer Lage bewies. Es war der vorletzte Abend, den Jakob bei uns zubringen durfte. Der Tag war voll harter Prüfungen für mich geweſen, denn Jakob hatte mich auf's dringendſte gebeten, die Zuſtimmung meiner Mutter zu unſerer Heirath auszuwirken. Meine Mutter ging um ihre gewohnte Stunde, das heißt ſehr früh, in ihr Kämmerchen. Sobald ſie ihr Gebet vollendet hatte, rief ſie mir wie gewöhnlich, damit ich ihr beim Zubettegehen behilflich wäre. Ich brach meine Unterhaltung mit Jakob auf der Stelle ab, nahm eine Schale voll friſcher Milch und eine Brodſchnitte — das gewöhnliche Nachteſſen meiner Mutter — und ging zu ihr hinauf, mit tiefbekümmertem Herzen und roth geweinten Augen. Meine Mutter ſaß neben ihrem Bette; ich ſetzte ihre kleine Nachtmahlzeit auf ein Tiſchchen neben ihr, lehnte mich dann mit dem Rücken gegen die Wand und blieb ſtille und in mich gekehrt.

Ehe meine Mutter zu reden begann, wiſchte ſie ſich eine Thräne ab, die über ihre Wange rollte; dann ſah ſie mich zärtlich an und ſagte: „Liebe Lucie, ich ſehe Deinen Schmerz und kann ihn nicht ertragen. Ich verſtehe die Forderung, die Gott an mich macht. Du ſollſt gehen und glücklich ſeyn mit Deinem Jakob. Ich kann die Liebe, die Du zu ihm hegſt, nicht tadeln;

er war Dein erſter Geſpiele und der einzige Freund Deiner Kindheit; er hat einige Fehler, aber auch viele Tugenden, und ein Weib, wie Du eines gibſt (dieß waren ihre Worte), wird ihn, wenn Gott ſeinen Segen dazu gibt, in allem Guten befeſtigen und mit Sanftmuth zur Ablegung ſeiner Fehler anleiten. Ich hätte gewünſcht, nie von meinen Kindern getrennt zu werden, ſondern Zeuge ihres frommen Wandels in dieſem ſtillen Zufluchtsorte zu ſeyn; aber es hat Gott, der doch alles am beſten zu lenken weiß, anders gefallen. Geh', mein Kind; geh' zu unſerem lieben Jakob und mach' ihn glücklich durch die Nachricht, daß ich meine Einwilligung und meinen mütterlichen Segen dazu gebe." Hier hielt ſie inne und ſchien mir, wie ich mich noch wohl erinnere, ſehr angegriffen; aber ſie bemühte ſich, heiter auszuſehen, und fing an, ſich auszukleiden, während ich da ſtand und ſie anſah — in einer Gemüthsverfaſſung, die ich nicht zu beſchreiben im Stande bin.

Mein Herz war wie entzwei geriſſen; bald dachte ich, daß nichts in der Welt mich verſuchen ſolle, meine alte Mutter zu verlaſſen, ſie, die mir jetzt theurer war, als je; bald war ich wieder halb entſchloſſen, mit Jakob zu gehen. Und gewiß wäre ich dieſer Verſuchung unterlegen, wäre ich nicht durch die

Gnade Gottes zurück gehalten worden; Preis und Ehre ſey daher dem, deſſen Kraft in der Stunde der Prüfung in mir Schwachen mächtig war! „Ich und der alte William,“ fuhr meine Mutter nach einigem Schweigen fort, „werden ſchon für unſere Bedürfniſſe zu ſorgen wiſſen; wir entledigen uns eines Theils unſeres Gutes; ein kleines Stück reicht hin, uns zu ernähren, und Gott wird für uns ſorgen. Iſt es ſein Wille, ſo geht der Krieg bald vorüber, und Jakob kann dann vielleicht ſeinen Abſchied bekommen; ſo ſehe ich der Rückkehr meiner Kinder entgegen, und ſie werden meiner pflegen, wenn ich hilflos und ſchwach werde, was in wenigen Jahren der Fall ſeyn muß; inzwiſchen aber zweifle ich gar nicht, daß es mir wohlgehen wird. Geh' alſo, Lucie, geh' mit Deinem Jakob, und möge der allmächtige Gott euch ſegnen!“

Während ſie dieſe letzten Worte ſprach, erhob ſie ſich von ihrem Sitze, ohne Zweifel, um ihre Gefühle zu verbergen, und ſuchte eine Beſchäftigung im Aufwickeln eines Handtuches, das ſie gerade in die Hände bekommen hatte; doch da ihr Geſicht zu ſchwach war, um das Tiſchchen, auf das ich ihr Nachteſſen geſtellt hatte, deutlich zu ſehen, ſo ſtieß ſie daran, warf es um und zerbrach die Schale, in der ihre Milch geweſen war.

Dieſes ſcheinbar zufällige Ereigniß zog meine Aufmerkſamkeit auf ihren hilfsbedürftigen Zuſtand: ich ſah auf einmal meine Pflicht klar vor mir, und Gott gab mir Kraft, einen feſten Entſchluß zu faſſen, den ich von nun an nie mehr änderte und keinen Augenblick bereute. Ich warf mich vor meiner Mutter auf die Kniee nieder, hob die Hände zu ihr empor und ſagte: „Niemals, niemals will ich Euch verlaſſen. Die Zärtlichkeit, die Ihr mir beweiſet, indem Ihr mich freiwillig entlaſſen wollet, bindet mich nur noch feſter an Euch. Gott bewahre mich, daß irgend etwas auf der Erde mich verſuchen ſollte, Euch, meine geliebte Mutter, in Eurem Alter zu verlaſſen, ohne eine befreundete Seele, die Euch tröſten könnte, — außer einem armen, ſelbſt der Pflege bedürftigen alten Mann. Nein, nein, meine geliebte Mutter, die zärtliche Sorgfalt, mit der Ihr mich in den Tagen meiner Kindheit pflegtet, ſoll nicht ſo vergolten werden!“

Meine Mutter brachte jetzt ihrerſeits allerlei Gründe vor, um mich zu überreden, ſie zu verlaſſen. Sie legte ihre Arme um meinen Hals, küßte mich und bat mich unter vielen Thränen, dem Zuge meines Herzens zu folgen und ſie der Sorge der Vorſehung zu überlaſſen.

„Nein, nein,“ antwortete ich, „Gott hat mir gezeigt, was meine Pflicht iſt, und ich will es unter Seinem Beiſtande auch vollbringen; Ihm überlaſſe ich dann die Sorge für mein künftiges Glück."

Nach dieſen Worten verließ ich meine Mutter und kehrte zu Jakob zurück, um ihm das Vorgefallene zu erzählen und meine gefaßten Entſchlüſſe kund zu thun; ich zweifelte nicht, ihn zu überzeugen, daß es, nach einer ſolchen Probe von der Zärtlichkeit meiner Mutter gegen uns beide, höchſt grauſam wäre, ſie zu verlaſſen.

Allein er war jetzt nicht in der Stimmung, ſich durch Vernunftgründe, wenn ſie auch noch ſo triftig waren, überzeugen zu laſſen. Er hatte zufällig den größten Theil deſſen, was zwiſchen mir und meiner Mutter vorgegangen war, mit angehört, denn er ſaß unten an der Treppe, und die Thüre war offen geblieben; ſobald er mich daher ſah, fing er an, mir Vorwürfe über meinen Mangel an Liebe für ihn zu machen.

„Jetzt," ſagte er, „weiß ich, was geſtern noch die ganze Welt mich nicht hätte glauben machen können, daß Du mich einem Andern zu Liebe ausſchlägſt, und daß die Rückſicht auf Deine alte Mutter nur der Deckmantel iſt, unter dem ſich Deine Falſchheit verbirgt. Denn jetzt gibt Deine Mutter ihre Einwilligung; ſie bittet Dich ſogar, mich zu heirathen, und Du weigerſt Dich dennoch.“

Ich war ſtumm vor Erſtaunen; denn ich wußte damals noch nicht, was ich ſpäter erfuhr, daß er damit einen jungen Pächter vom nächſten Dorfe meinte, der, während Jakob bei ſeinem Regimente war, um mich angehalten hatte, jedoch alsbald wieder zurückgetreten war, da ihm meine Mutter geſagt hatte, daß mein Herz bereits an einen Andern vergeben ſey.

Daran hatte ich gar nicht mehr gedacht; aber eine Perſon, die ihr Auge auf Jakob geworfen hatte — was bei ſeinem Verhältniſſe zu mir höchſt unangemeſſen war — hatte die Sache ausgeſchwazt, und zwar auf eine für meinen guten Namen höchſt nachtheilige Weiſe. So war Jakob auf den Gedanken gerathen, ich ſchlage ihn vielleicht dem jungen Mann zu Liebe, der weit reicher als er war, aus, und nun fing er an, der abſcheulichen Verläumdung wirklich Glauben zu ſchenken, ſein von Natur hitziges Blut kam in Wallung, — er wollte nichts mehr hören, verließ mich haſtig und eilte aus dem Hauſe mit dem Gelübde, mich nie wieder zu ſehen.

Ich rief ihm nach; aber er wollte mich nicht hören: ſeine Schritte dröhnten den ſteinigen Fußpfad in's Thal hinab. Als ich ihn nicht mehr hörte, ſetzte ich mich auf die Bank vor der Thüre nieder und war wie betäubt.

Mit jedem Augenblicke nahm die Dunkelheit zu; der alte William war ſchlafen gegangen; Alles war ſtill und ruhig, kein Laut vernehmbar, außer dem melancholiſchen Rufe der Eulen in den Löchern des Felſens und dem Rauſchen des Windes in den Bäumen. Ich dachte, mein geliebter Jakob könnte doch vielleicht wieder umkehren; doch das war eine falſche Hoffnung: er hatte mich im Zorne verlaſſen, und Jahre verſtrichen, ehe ich ihn wieder ſah.

Eine ſo tief gewurzelte Neigung, wie ich ſie für ihn hegte, konnte nicht auf einmal überwunden werden; dennoch zog auch in dieſer ſchweren Stunde eine unbeſchreibliche Fülle göttlichen Troſtes in meine Seele ein, als jene erquickenden Worte darin wiederklangen: „Wahrlich, ich ſage euch: es iſt Niemand, ſo er verläßt Haus, oder Brüder, oder Schweſtern, oder Vater, oder Mutter, oder Weib, oder Kinder, oder Aecker, um meinetwillen, und um des Evangelii willen, der nicht hundertfältig empfahe, jetzt in dieſer Zeit, und in der zukünftigen Zeit das ewige Leben.“

Ich blieb ſitzen, wo Jakob mich verlaſſen hatte, — bis der Tag graute; dann nahm ich meinen Milcheimer und ging hinaus in's Feld, um die Kühe zu melken. Dieſe waren durch die Hecke gebrochen und hatten ſich das Gäßchen hinab verlaufen, und Niemand war da, der mir hätte helfen können, ſie zurück zu treiben oder die Oeffnungen in der Hecke zu verſchließen.

Den ganzen Tag über hoffte ich, daß Jakob zurückkommen werde, um Abſchied von uns zu nehmen; unſer letztes Lebewohl, ſo dachte ich, müſſe doch noch freundlich ſeyn. Allein ich wartete vergebens auf ihn, und die nächſte Nachricht von ihm erhielten wir von dem Müller Page, der in großem Aerger zu uns kam und uns erzählte, daß Jakob den letzten Tag bei ſeiner Tochter Sally zugebracht habe, und daß dieſe jetzt mit ihm nach Gloceſter gegangen ſey.

Der alte Mann ſchwur bei ſeinem Schöpfer, daß er nie mehr ein Wort mit ſeiner Tochter ſprechen wolle; — er ſah nicht voraus, daß es ihm gar nicht mehr möglich ſeyn würde. Denn kaum hatten ſie Gloceſter erreicht, als Jakob ſie heirathete, und nicht lange darauf zog ſie mit ihm nach Portsmouth, wo ſich das Regiment einſchiffte, und Sally ſah ihr Heimathland nie wieder. Einige Zeit nachher kam ein alter Soldat, der zu Portsmouth als dienſtunfähig aus Jakobs Regimente entlaſſen worden war, durch unſer Dorf — ſein Weg ging nach Nord-Wallis — und da er hörte, daß Jakob Clare in der Nähe zu Hauſe ſey, ſo kehrte er bei uns ein, und wir bewirtheten ihn mehrere Tage lang, was dem alten Mann gar wohl bekam. Jakob, meinte er, würde gewiß ein braver, tüchtiger Soldat werden, er verſtehe ſeinen Dienſt und gelte für den ſchönſten Mann im Regimente; mit ſeiner Frau aber, heiße es, lebe er nicht glücklich, ſie ſey ein putzſüchtiges Weib und dabei von ſo launigem und hitzigem Temperamente, daß ſie ihren Mann um allen häuslichen Frieden bringe. Jakob, ſetzte der Alte hinzu, ſcheine ſeine Zuflucht zu dem gewöhnlichen Tröſter der Soldaten, zum Glaſe zu nehmen, und leider ſey das ein falſcher Freund, der nur zu oft Leib und Seele zu Grunde richte.

Dieſe Nachricht über Jakob und ſeine Frau hatte zwar viel Schmerzliches, aber wenig Ueberraſchendes für uns. Wir ſchloßen ſie täglich in unſer Gebet ein; allein es ſtand lange an, ehe wir wieder etwas von ihnen erfuhren.

Sogleich nach Jakobs Heirath hatten wir das Gütchen, das von ſeinem Vater und ihm ſelbſt angebaut worden war, veräußert, und dazu noch ein gutes Stück von unſerem eigenen Beſitzthum, da der alte William nicht mehr viel arbeiten konnte. Wir behielten blos ein kleines Baumgut, das zur Fütterung einer

Kuh hinreichte; dieſes Gütchen und die Kuh, nebſt unſerem Garten, wo ſehr viel Obſt wuchs, zwei oder drei Schweinen und einem kleinen Hühnerhofe gaben uns vollauf zu thun. Es fehlte uns nie an Milch, Speck, Eiern und Gemüſe. Meine Mutter konnte noch ſpinnen, ſtricken und wohl auch noch die einfachſten Nadelarbeiten verrichten. Dennoch wären wir vielleicht, beſonders in weniger ergiebigen Jahren, um unſern Unterhalt etwas verlegen geweſen, hätte uns nicht ein alter Verwandter meiner Mutter, der von ihrem Vater viel Gutes genoſſen hatte, bei ſeinem Tode ganz unerwartet dreihundert Pfund hinterlaſſen; der Zins daraus enthob uns nicht nur aller Nahrungsſorgen, ſondern verſchaffte auch meiner Mutter und dem alten William manche Erquickungen, die ihr Alter erheiſchte, Zucker und Thee, ein Schlückchen gutes Bier, das wir ſelbſt brauten, und warme Kleider für den Winter.

Je mehr die Erinnerung an Jakob und meine vereitelten Hoffnungen in meiner Seele erbleichte, deſto fühlbarer wurde mir die Güte Gottes gegen mich, deſto zufriedener wurde ich mit meiner ſtillen Heimath und meinen ehrwürdigen Hausgenoſſen; denn ich liebte unſern alten treuen William faſt eben ſo ſehr als meine Mutter. Je älter und ſchwächer ſie wurden, deſto größer wurde ihre Heiterkeit, deſto lebendiger ihre Frömmigkeit, deſto thätiger und wirkſamer ihr Glaube an ihren Erlöſer; während ſie täglich dankbarer wurden gegen Gott, deſſen liebevolle Sorgfalt ihr Alter mit ſo manchem Troſt und Labſal ſtärkte.

„Gott hat,“ konnte oft meine Mutter ſagen, „gnädiglich mit uns gehandelt, wie geſchrieben ſteht: „„Mein Volk ſoll wohnen in Häuſern des Friedens.““ Diejenigen, welche dieſe Welt zu ihrem Gott machen, leben in einer immerwährenden Selbſttäuſchung, beſtändig jagend nach jenem Glücke, das die demüthigen, ſtillen Kinder Gottes da und dort in verborgener, lieblicher Einſamkeit, überſehen und vielleicht verachtet von den Menſchen dieſer Welt, genießen. Gottes Wege ſind wunderbar und unerforſchlich. „„Die Gnade aber des Herrn währet von Ewigkeit zu Ewigkeit über die, ſo ihn fürchten, und ſeine Gerechtigkeit auf Kindeskind.““

Ein Tag folgte auf den andern, ein Monat auf den andern, ſo ſtill und unvermerkt, daß bald ſieben Jahre dahin waren, ſeit unſer theurer, unglücklicher Jakob uns verlaſſen hatte, — und kaum hatte ich das Verſtreichen dieſer Zeit wahrgenommen. Noch dachten wir an ihn, ſprachen von ihm und ſchloßen ihn und ſeine Frau in unſere tägliche Gebete ein; und die Liebe, die ich einſt für ihn gehegt hatte, war ſo tief gewurzelt, daß ich nie an eine andere Heirath denken mochte. Obgleich mir jedoch der Kampf mit dieſer Neigung ſehr ſchwer geworden war, ſo hatte ich ſie doch ſo weit zu bezwingen bewußt, daß ich keinen andern Gefühlen mehr Raum gab, als denen der Schweſterliebe; denn ich hatte von Jugend auf den Eheſtand als etwas Hochheiliges anſehen gelernt, das man auch nicht in Gedanken verletzen dürfe, ohne den Gott zu beleidigen, der die geheimſten Gedanken des Herzens kennt. Zwar war ich noch jung, aber ich hatte keinen Wunſch zu heirathen oder die kleine Hütte zu verlaſſen, wo mir ein Tag nach dem andern ſo ruhig und heiter dahinfloß; wo ich täglich den Segen meiner alten Mutter empfing und ſie alles das Gute genießen ſah, das ich durch Gottes Güte ihr zu verſchaffen im Stande war.

Wir begannen und ſchloßen jeden Tag mit Gebet und Bibelleſen, und wenn ich Abends bei der Arbeit ſaß, ſang ich oft geiſtliche Lieder und Pſalmen, und da konnte wohl auch der alte William und meine Mutter einſtimmen, ſo weit es eben ihr Alter erlaubte. Meine Mutter hatte früher eine ſehr reine, volle Stimme gehabt, aber jetzt war ſie ſehr geſchwächt, was ſie ſelber oft zu der Aeußerung veranlaßte, ſie hoffe, daß es ihr einſt möglich ſeyn werde, das Lob ihres Erlöſers eine ſelige Ewigkeit hindurch zu ſingen, ohne müde zu werden, — „das Lob deſſen,“ pflegte ſie zu ſagen, „durch deſſen koſtbares Blut die Erben der Hölle Kinder Gottes werden.“

O! wie lieblich ſind die Früchte der Frömmigkeit, die eine niedrige Hütte zu einem ſo beglückenden Wohnorte machen und Alter und Schwäche mit Freude und Hoffnung erfüllen kann!

Siebentes Kapitel.

Schon waren ſieben Jahre verfloſſen, als ich eines Abends — es war im Herbſte — nach vollbrachtem Tagewerke bei meiner Mutter ſaß, welche ſpann, und bei William, der einen Korb flocht; denn dieſe Beſchäftigung hatte er ſich gewählt, ſeitdem er zu anſtrengenderer Arbeit untauglich geworden war. Der Tag war ſchön geweſen, aber der Abend brachte einen jener heftigen, von empfindlicher Kälte begleiteten Regenſchauer, wie ſie im Herbſte ſo gewöhnlich ſind.

Meine Mutter klagte über Frieren; da holte ich ein friſches Reißbündel herbei, legte es auf das Feuer und ſtellte zugleich den Theekeſſel in's Kamin. „Komm, Lucie," ſagte meine Mutter, als ſie die Wärme des neu angezündeten Reißbündels zu empfinden anfing, „ſing' uns einen Pſalm, wir wollen Gott danken für alle die Güte, die er uns erweiſt; wie viele arme Geſchöpfe entbehren die Bequemlichkeiten, die wir genießen!"

„Ehe Ihr anfanget," ſagte William, „muß ich die Thüre zumachen, denn ſehet, wie der Regen hereinſchlägt! Das iſt ein ſehr heftiger Sturm," ſetzte er hinzu, während er nach der Thüre ging; doch wie eben ſeine Hand dieſe faßte, um ſie zu ſchließen, glaubte er jenſeits des Hofs im Felde eine menſchliche Geſtalt wahrzunehmen. Er rief mich herbei und ſagte: „Seht doch, iſt dort nicht Jemand hart bei dem alten Holzapfelbaum? oder täuſchen mich meine Augen? Ich ſehe ohnehin nicht gut, und zudem ſchüttet es eben jetzt fürchterlich.“

„Wenn Jemand da iſt,“ ſagte meine Mutter, „ſo ruft ihn herein, William.“

„Er kommt auf das Haus zu,“ ſagte William, „wenn er etwas näher iſt, will ich ihm rufen.“

Als ich an die Thüre kam, war der Fremde an das Ende des Stegs, der in den Hof führt, gelangt. Ich ſah ſogleich, daß er einen zerlumpten Soldatenrock und einen alten ſchlechten Hut trug, und daß er ein Kind von ungefähr anderthalb Jahren auf dem Arme hatte, während ein anderes armes Geſchöpfchen ihm zu Fuß folgte; dem letztern half er jetzt gerade über den Steg und kehrte uns alſo den Rücken zu.

Ich ahnte nicht, wer der arme Wanderer und ſeine Kinder ſeyn konnten; aber die Thränen traten mir in die Augen, als ich ihren armſeligen Aufzug erblickte und ſah, wie ſie vom Regen durchnäßt waren. Die armen Kinder hatten weder Schuhe noch

Strümpfe; das ältere trug einen alten Strohhut, der oben ein großes Loch hatte, ſo daß das Haar des Kindes hervorſah; das jüngere hatte ſein Köpfchen, das nur mit einem zerriſſenen Tüchlein umwunden war, an ſeines Vaters Bruſt gelegt.

William rief dem Manne zu, ſich zu ſputen, damit er aus dem Regen käme; doch dieſer, nachdem er dem Kinde über den Steg geholfen hatte, drehte ſich nur langſam um und ſchien unſchlüſſig, ob er weiter gehen ſolle.

Seine Geſichtszüge hatten etwas, das mir auffiel; aber noch erkannte ich ihn nicht. Er kam langſam heran. William machte die Thüre weit auf und trat dann einen Schritt zurück, indem er ihn einlud, herein zu kommen; allein der Mann blieb über eine Minute regungslos vor der Thüre ſtehen, indem er mich anſah — mit einem Blicke, den ich nie, nie vergeſſen kann. Seine ſchwarzen Augen allein ſagten mir, daß Jakob vor mir ſtehe; aber ach! wie verändert — wie gänzlich verändert war er ſeit der Zeit, wo ich ihn zum leztenmal geſehen hatte! Magerkeit hatte ſeine Geſichtszüge ganz entſtellt; er war todesblaß, ſein Bart und ſein Haar hingen nachläßig herab, und ſeine ganze Kleidung zeugte von Elend und Armuth. Das eine der Mädchen hielt ſich an dem Saume ſeines zerlumpten Rockes feſt, das andere lag in ſeinen Armen, halb von Schlaf, halb von Hunger und Kälte überwältigt; es waren hübſche, niedliche Kinder, aber ihr Ausſehen bewies, daß ſie viel Ungemach ausgeſtanden hatten. Er ſah mich an und dann ſeine Kinder — ohne ein Wort zu ſprechen.

Ich ſtarrte ihn einige Augenblicke an und konnte kaum glauben, daß es wirklich unſer lange verlorener Jakob ſey, den ich in ſo traurigen Umſtänden vor mir ſah. „O Jakob, Jakob!“ rief ich endlich und ſank im nämlichen Augenblicke auf einen Stuhl, der in der Nähe ſtand; denn ich war völlig überwältigt und nicht im Stande, ein einziges Wort weiter zu reden.

Einige Minuten lang wußte ich kaum, was um mich vorging; doch erinnerte ich mich ſpäter noch, daß er ſich, als er meine Stimme hörte, plötzlich abkehrte; vielleicht weil er dachte, wir wollten ihn und ſeine hilfloſen Kleinen nicht aufnehmen; und ſein Haupt ſenkte ſich herab zur Wange des Kindes, das in ſeinen Armen lag.

William aber und meine Mutter, die jetzt merkten, wer der Fremde war, luden ihn dringend ein, in das Haus zu treten, um dem Regen und Winde zu entgehen. William ergriff die Hand ſeines geliebten

Herrn und zog ihn herein, während meine Mutter den Lehnſtuhl für ihn zum Feuer ſchob. Wie der arme Jakob ſo herein kam, da gedachte ich des Augenblicks, wo er ſtrotzend von Jugendkraft und Geſundheit, voll Muth und Stolz unſere Hütte verließ, als wäre er ſicher, bald eine große, glänzende Rolle in der Welt zu ſpielen, — und jetzt ſah ich ihn heimkehren, — ſchwach, niedergeſchlagen, ausgemergelt von irgend einer ſchweren Krankheit, die ſeine Lebensgeiſter aufzuzehren ſchien; ſeine Schönheit war dahin; ſein Stolz, ſein Muth war gebrochen; und demüthig kam er, um für ſich und ſeine zwei armen Kinder ein Obdach zu erbitten. O Herr! „wenn Du einen züchtigeſt um der Sünde willen, ſo wird ſeine Schöne verzehrt, wie von Motten. Ach, wie gar nichts ſind doch alle Menſchen!“

Manche traurige Erinnerung riß an meinem Herzen, und Thränen überſtrömten meine Wangen. Jakob nahm willig auf dem Lehnſtuhle, den meine Mutter für ihn hergerückt hatte, Platz; und als ſie ihr lange verlorenes Kind — dieſen zärtlichen Namen gab ſie ihm — mit Thränen und mancherlei andern Beweiſen der zärtlichſten Liebe bewillkommte: da war der Unglückliche ganz überwältigt, er ſeufzte laut auf, und ſein Geſicht ſank an ihre ehrwürdige

Bruſt, während ſie ihre alten Arme um ſeinen Hals ſchlang.

Nie werde ich dieſen Anblick vergeſſen; aber beſchreiben kann ich ihn nicht. Der alte William ſtand neben ſeinem Herrn, ſeine Augen waren voll Thränen — er wollte ſprechen und konnte nicht; dann ſchien es, als ſchäme er ſich ſeiner Schwachheit: er wandte ſich ſchnell ab und verließ das Zimmer.

Endlich faßte ich mich, trat zu Jakob, ergriff ſeine Hand, während ſein Arm das Kind, das auf ſeinem Schoße ſaß, umfangen hielt, und ſagte zu ihm: „Mein theurer, lange verlorener Bruder, Du biſt willkommen, und Deine lieben Kinder auch; aber wo iſt Deine Frau? ſie würde eben ſo willkommen ſeyn, als ihr.“

„Ja gewiß,“ ſagte meine Mutter, „ſie wäre uns willkommen; warum brachteſt Du ſie nicht mit?“

Er ſchüttelte den Kopf und gab keine Antwort auf dieſe Frage.

Meine Mutter betrachtete die Kinder und küßte ſie; ebenſo ich; da hob der arme Vater die Augen voll Thränen zum Himmel empor, fiel dann plötzlich auf ein Knie, indem er das Kind noch auf dem andern ſitzen hatte, und rief: „O mein Gott, mein Gott! mein himmliſcher Vater! ich habe geſündiget im Himmel und vor Dir, und bin hinfort nicht mehr werth, daß ich Dein Sohn heiße.“ Dann wandte er ſich zu meiner Mutter und zu mir und ſagte: „O, meine geliebte Muhme, ja meine zärtliche Mutter, und Du meine ewig, ewig theure Schweſter, bis hieher habe ich eure Freundſchaft mit Undank, eure Liebe mit Grauſamkeit, eure Sanftmuth mit Verachtung vergolten: jetzt aber, in der Stunde der Noth, kehre ich zu euch zurück, zu euch, meinen einzigen Freundinnen; ich bringe euch meine hilfloſen Kinder und flehe demüthig um euer Mitleiden für ſie. O Gott! wie böſe, wie ſtrafbar böſe habe ich gehandelt!“

„Nichts weiter, nichts weiter davon, lieber Jakob!“ ſagte meine Mutter, „ich kann es nicht hören, es thut mir gar zu wehe. Wenn Du geſündigt haſt, ſo „„bekehre Dich zum Herrn, ſo wird er ſich Deiner erbarmen, und zu unſerem Gott; denn bei ihm iſt viel Vergebung. — Wenn eure Sünde gleich blutroth iſt, ſoll ſie doch ſchneeweiß werden.““ Bekehre Dich, mein Sohn, ſo wirſt Du Frieden haben; glaube an den Herrn Jeſus, ſo wird er Dir das Kleid der Gerechtigkeit anziehen. Aber ſprich nicht mehr von Vergehen gegen uns; unſere Liebe zu Dir iſt nicht kleiner geworden; wir haben um Dich getrauert, wir haben für Dich gebetet, und Du biſt in meinem

Hauſe willkommen, wie ein verlorenes Kind im Hauſe einer zärtlichen Mutter.“ So ſprach ſie und reichte ihm die Hand und bat ihn, aufzuſtehen; dann aber kehrte ſie ſich ſchnell ab, um die Thränen abzuwiſchen, die in reichlicher Fülle über ihre Wangen floßen.

Jetzt kam William mit einem Anzuge von ſeinen Sonntagskleidern und friſcher Wäſche herbei und hing die letztere wohlbedacht an das Feuer, um ſie zu trocknen und zu wärmen, indem er uns zugleich darauf aufmerkſam machte, daß die armen Wanderer noch anderer Erquickung bedürfen, als freundlicher Worte.

„Liebe Lucie,“ ſagte meine Mutter, „wir vergeſſen uns in der That; neben meinem Bette ſteht eine kleine Truhe, die ſeit langer Zeit nicht mehr geöffnet worden iſt; Du wirſt ein Paar Kleidchen darin finden, die Dir gehört haben, auch einige, die Jakobs Mutter mir zum Geſchenke machte; ſieh' einmal, ob Du den armen Kindern nicht Anzüge daraus zuſammenleſen kannſt; der Schlüſſel iſt an dem alten Schlüſſelbund.“

Schnell führte ich den Befehl meiner Mutter aus und kehrte in kurzer Zeit mit einem Anzügchen für jedes der beiden armen, zerlumpten Kinder zurück. Als ich das jüngere von des Vaters Arme nahm, während dieſer in Williams Zimmer ging, um die Kleider zu wechſeln, ſträubte es ſich und ſtreckte ſeine Aermchen nach ihm aus; das ältere aber ſchien gerne bei uns zu bleiben, da ihm ſein neuer Anzug wohl gefiel.

Während ich ihnen den Schmutz abwuſch, trocknete und wärmte meine Mutter mit großer Sorgfalt ihre Kleider; und als ſie gereinigt und ſauber gekleidet waren, küßten wir ſie, und meine Mutter nannte ſie ihre Enkelinnen. Es waren in der That liebliche Kinder, überaus hübſch, aber ſehr blaß und abgemagert, und der beſſern Nahrung, die wir durch Gottes Segen ihnen fortan reichen konnten, ſehr bedürftig.

Als Jakob zurückkam, wies ihm William ſeinen eigenen Lehnſtuhl neben dem Kamine, meiner Mutter gegenüber, zum Sitze an. Das kleinere der beiden Kinder ſprang auf ſeinen Vater zu, ſobald es ihn erblickte, und er nahm es in ſeine Arme, während das ältere auf einem Schemel zu ſeinen Füßen Platz nahm. Der alte William hatte ſeinen Sitz neben den ſeines geliebten Herrn geſtellt, während ich beſchäftigt war, den Thee zu bereiten und Milch für die Kinder zu wärmen. Bald war die Milch fertig, und Jakob gab jetzt dem Kleineren davon; das Größere konnte ſchon ſelbſt eſſen. Beide tranken und aßen wie Kinder, die lange einer guten Mahlzeit entbehrt haben; und kaum war das jüngere ſatt, ſo legte es ſich zurück in ſeines Vaters Arme und ſank in einen ſüßen Schlaf, während ſeine eben noch ſo blaſſen Bäckchen mit einem zarten Roſenroth ſich zu färben anfingen. „Der Himmel ſegne das liebe Kind!“ ſagte meine Mutter; „es ſoll dieſen Kleinen nie an einer Heimath fehlen, ſo lange ich ihnen eine zu geben habe; und für Lucie will ich auch ſtehen, daß ſie nie von ihr verlaſſen werden; darum, lieber Jakob, quäle Dich nicht mit Sorgen um ſie. Lucie wird eine zärtliche Mutter für ſie ſeyn, und ſie kann mehr für ſie thun, als mir möglich iſt.“

Der arme Vater, dem Krankheit und Ermüdung ſehr zugeſetzt zu haben ſchienen, war von der freundlichen Zurede meiner Mutter ganz überwältigt. Die Thränen ſtürzten ihm aus den Augen, er wandte ſich ab, um ſie zu verbergen, und meine Mutter, die es bemerkte, fing an, von andern Dingen zu reden; ſie erzählte ihm, wie gnädig Gott unſer geringes Vermögen vermehrt habe, und wie reich wir an Gütern dieſer Welt geworden ſeyen.

Es war ſichtbar, daß dieſe Neuigkeit Jakob höchſt angenehm war; denn ſie enthob ihn der Furcht, daß ſeine armen Kinder eine zu ſchwere Laſt für uns ſeyn möchten. Dann ſagte ſie ihm auch, daß ſie ſein Grundeigenthum verkauft und die daraus gelöste Summe bei einem rechtſchaffenen und wohlhabenden Bauern in der Nachbarſchaft in Zins gelegt habe; „und jetzt,“ ſetzte ſie hinzu, „wird ſie, denke ich, Dir wohl zu Statten kommen.„

„Gott ſey Dank,“ erwiederte Jakob, „für alle ſeine Gnade! Noch vor wenigen Stunden war ich ein armer, obdachloſer Wanderer, mit zwei hilfloſen, hungrigen, nackten Kindern; und jetzt hab' ich eine Heimath gefunden, treue Freunde und jegliche Hilfe für mich und meine armen Kinder. O mein Gott! mein Gott! wie habe ich ſolche Güte von Dir verdient?“

„Wer,“ verſetzte meine Mutter, „hat die Gnade verdient, die ihm von Gott widerfahren iſt?“

„Ich weiß,“ erwiederte Jakob, „daß wir alle Sünder ſind vor dem Angeſichte des Höchſten; ich aber bin ein größerer Sünder als andere; denn ich habe mich nicht aus Unwiſſenheit vergangen, ich habe nie übel gethan, ohne gegen mein erwachtes Gewiſſen zu handeln; und doch, ſtatt mich zu beſtrafen, wie ich es verdiene, ſegnet mich Gott, der Allmächtige, mehr, als ich je hätte hoffen könne; er hat mich in eine

Ruheſtätte geführt und Eltern erworben für dieſe armen Kinder, die bald ihren Vater verlieren werden, wie ſie bereits ihre Mutter verloren haben; denn ſie kann ihnen nimmermehr Mutter ſeyn."

Wir hätten ihn gerne gefragt, was aus ſeinem Weibe geworden ſey, denn es ſchien, daß ſie noch lebe; allein wir fürchteten, ihn in Verlegenheit zu bringen, und ſchoben daher die Frage auf. „Welcher von den beiden Schuldnern," fragte meine Mutter, „liebte ſeinen Gläubiger mehr, als er ihnen die Schuld großmüthig erlaſſen hatte; der, welcher fünfhundert Groſchen ſchuldig geweſen war, oder der andere mit den fünfzig? Unſer Heiland ſagt, Simon habe recht geurtheilt, als er antwortete: „„Ich achte, dem er am meiſten geſchenket hat!"" und erinnere Dich, lieber Jakob, daß wir alle aus Gnaden gerecht werden durch das Verdienſt unſeres Erlöſers. Gehe hin, mein Sohn, mit allen deinen Sünden und lege ſie nieder vor das Kreuz Chriſti."

Hier brachen wir dieſe Unterredung ab. Ich gab Jakob Thee, weißes Brod und Butter. Er aß mit großem Appetite, da er jenen Tag nur wenig genoſſen hatte. Dabei bemühten wir uns, ihn durch Erzählungen von ſeinen alten Bekannten und deren Schickſalen während ſeiner Abweſenheit, ſowie durch andere harmloſe Geſpräche dieſer Art zu unterhalten. Allein trotz ſeines Bemühens, heiter zu ſcheinen, entfuhr ihm doch von Zeit zu Zeit ein Seufzer, und ſeine Geſichtszüge zeugten unwillkürlich von den ſchmerzlichen Gefühlen, die jeder neue Erweis von Freundſchaft und Wohlwollen in ihm aufregte. Dabei ſchien er auch ſehr ermüdet: er habe, ſagte er, ſeine Kinder eine große Strecke Weges getragen. Daher beeilte ſich William, ſeinem Herrn ein Bett nicht weit von ſeinem eigenen zurecht zu machen, und ſobald er etwas Bier mit Gewürz gekocht und eine Schnitte Brod geröſtet hatte, — was ſein Nachteſſen war — begleitete er ſeinen geliebten Herrn in ſein Zimmer.

Auf Jakobs ausdrückliches Verlangen brachte dann William auch die Kinder zu ihrem Vater, der das kleine an ſeine Bruſt legte, während das andere an ſeiner Seite Platz nahm; denn Jakob wollte ſie nicht von ſich laſſen.

Wir vergaßen an jenem Abende unſere häusliche Andachtsübung nicht; vielmehr baten wir Gott inbrünſtiger als je um ſeinen Segen, indem wir ihm für alle ſeine Gnadenerweiſungen aufrichtig dankten und vor allem das verlorene Schaf, das wir wieder gefunden hatten, der Obhut des guten Hirten empfahlen.

Jakob war ſeit ſeiner letzten Trennung von uns bei keiner häuslichen Andachtsübung mehr zugegen geweſen; allein er ſchien jetzt nicht mehr ſo zerſtreut dabei, wie er es ſonſt wohl geweſen war; im Gegentheil, er war ſo angegriffen, daß wir für gut fanden, ſchnell abzubrechen, indem wir hofften, daß er in kurzer Zeit wieder ſeine Geſundheit und Kraft und damit auch wieder mehr Faſſung und Gemüthsruhe gewinnen werde. „Wie wunderbar,“ ſagte meine Mutter, als Jakob ſich entfernt hatte, „ſind doch die Wege der Vorſehung! Jetzt wiſſen wir, Herr, daß Deine Gerichte recht ſind, und haſt uns treulich gedemüthiget!“

Achtes Kapitel.

Am andern Morgen brachte mir William die beiden Kinder, und ich kleidete ſie an und gab ihnen zu eſſen. Das kleinere fing an, mit mir vertraut zu werden, und ſobald ſein Hunger mit Brod und Milch geſtillt war, wollte es nicht mehr auf meinem Arme ausharren, ſondern eilte, an meiner Hand ſich haltend, durch das Zimmer nach der Thüre, die in den Garten führt; ſeine Schweſter folgte ihm, und da ſetzten ſie ſich zuſammen nieder und ſpielten mit ein Paar Blumen, die ich für ſie geſammelt hatte. William nahm in der Nähe Platz, flocht an ſeinem Korbe weiter und warf von Zeit zu Zeit einen Blick auf die Spielenden. „Ich kann jetzt," ſagte er zu mir, „auch zu etwas nütze ſeyn, indem ich, während Ihr beſchäftigt ſeyd, die unſchuldigen Geſchöpfchen da hüte."

Als meine Mutter herab kam, ſah ich, daß es den Kindern an ſorgſamen Freunden nicht fehlen würde; denn ſie ſtand alle Augenblicke von ihrem Stuhle auf und ging, mit ihrer Strickerei in der Hand, in den Garten, um zu ſehen, ob Alles wohl ſtehe.

Als unſer Frühſtück fertig war, kam Jakob herein und ſetzte ſich an den nämlichen Platz, wo er in früheren Tagen zu ſitzen gepflegt hatte. Er ſah ſehr bleich aus, und als meine Mutter ihn nach ſeinem Befinden fragte, antwortete er: „Ich befinde mich beſſer, als ich es verdiene.“ Und während er ſo da ſaß, legte er den Kopf rückwärts an die Lehne ſeines Armſtuhls; er hatte, wie er uns nachher ſagte, eine ſehr unruhige Nacht gehabt, indem alle ſeine Vergehungen in der Erinnerung vor ihm aufſtiegen und in ihm einen faſt unerträglichen Grad von Abſcheu gegen ſich ſelbſt erzeugten.

Meine Mutter ſah ſeinen Kummer und empfand tiefes Mitleid für ihn; doch faßte ſie ſich, unterdrückte ihre Thränen, ſchenkte eine Taſſe Thee ein und bot ſie ihm mit den Worten dar: „Jakob, lieber Sohn, ſey getroſt!“ und ſie ſprach ihm ernſtlich zu, ſein Frühſtück einzunehmen. Er gab keine Antwort, bemühte ſich aber, ſein Seelenleiden ſo gut als möglich zu verbergen.

„Lieber Sohn,“ ſagte meine Mutter, „ſey getroſt! ſieh', Lucie weint Deinetwegen!“

Er drehte ſich nach mir um, um zu ſehen, ob ich wirklich weine. Ach! nie werde ich jenen Augenblick vergeſſen. „Geliebte Lucie,“ ſagte er, „vergieße keine Thränen meinetwegen! ich bin es nicht werth!“

Dieſe Worte zerriſſen mir das Herz. Ich mußte das Zimmer verlaſſen, um einige Zeit im Gebete zuzubringen. Alle jene Gefühle der Trauer um verlorenes Glück, die ich ſeit einigen Jahren völlig überwunden geglaubt hatte, kehrten auf einmal zurück und nahmen von meinem Herzen Beſitz; — Gefühle, die jetzt höchſt ſündlich geworden waren. Ich bekannte ſie meinem Gott, und nachdem ich ihn inbrünſtig um ſeinen Beiſtand angefleht hatte, ward ſeine Gnade zureichend in mir, und ſeine Kraft war mächtig in der Schwachen.

Als ich in das Zimmer zurückkam, hörte ich meine fromme Mutter zu Jakob ſagen: „Du ſagſt, mein Sohn, daß alle Deine Hoffnungen auf Glück in dieſer Welt abgeſchnitten ſeyen. Nun, ich danke Gott dafür, daß Du dieſe Welt nicht mehr als Deine bleibende Wohnſtätte anſiehſt; ich danke Gott, daß Du noch zeitig genug zur Erkenntniß Deiner ſelbſt gekommen biſt und Deine Hoffnung nicht mehr auf Deine guten Werke bauſt. Dein himmliſcher Vater hat Dich gnädiglich gezüchtiget: „„wir haben unſere leiblichen Väter zu Züchtigern gehabt und ſie geſcheuet; ſollten wir denn nicht vielmehr unterthan ſeyn dem geiſtlichen Vater, daß wir leben? Denn jene haben uns gezüchtiget nach ihrem Dünken; dieſer aber zu

Nutz, auf daß wir ſeine Heiligung erlangen.““ Geſegnet ſey die Trübſal, die den Sünder zu Christo führt; denn ſie ſchaffet eine ewige und über alle Maßen wichtige Herrlichkeit.“

Die fromme Zurede meiner Mutter blieb nicht ohne Wirkung auf den armen Jakob; denn als ich mich zum Frühſtücke an den Tiſch ſetzte und eher noch heiterer als ſonſt ausſah, da nahm er eines ſeiner Mädchen in ſeine Arme, während das andere, ſich auf ſein Knie ſtützend, mit ſeinem unſchuldigen Geplauder ſeine Gedanken von manchen trüben Erinnerungen abzog.

Nach dem Frühſtücke gab Jakob meiner Mutter Auskunft über ein und anderes, was ihm ſeit unſerer Trennung begegnet war, und erzählte ihr namentlich, wie er dazu gekommen ſey, Soldat zu werden. Er geſtand, daß er an dem Tage, wo er in Worceſter dem Werber ſeine Unterſchrift gegeben, mit Jenem und Sally Page zuſammen geweſen ſey, daß er zu viel getrunken habe, und daß dann Sally dem Feldwebel geholfen habe, ihn zur Unterſchrift zu überreden, — warum? das habe ſie ſelbſt recht wohl gewußt. Sally habe ihm auch nach ſeiner Rückkunft von Gloceſter Klatſchereien über mich mitgetheilt, die ihn veranlaßt haben, ſich ſo unartig gegen mich zu betragen.

Er bekannte, daß er den nämlichen Abend, wo er uns verlaſſen hatte, in ſeinem Unmuthe und Aerger zu Sally Page gegangen ſey, ihr alles Vorgefallene erzählt und, da ihr Vater nicht zu Hauſe geweſen, mehrere Stunden bei ihr zugebracht habe. Da ſey er von ihr veranlaßt worden, übermäßig zu trinken, und in dieſem Zuſtande habe er ihr einen Heirathsantrag gemacht, in Folge deſſen ſie mit ihm zu ſeinem Regimente nach Gloceſter gezogen ſey, wo er ſie geheirathet habe; bald darauf hätten ſie an Bord eines Kriegsſchiffes England verlaſſen.

Dieſe Ehe war, wie ſich hatte erwarten laſſen, ſehr unglücklich geweſen; Sally's Liebe zu ihrem Manne erloſch bald, auch hatten ſie in dem heißen, ungeſunden Lande, wo ſie ihren Aufenthalt nehmen mußten, mancherlei Ungemach zu erdulden, und gegenſeitige Vorwürfe blieben nicht aus. Jakob ſuchte ſeine Sorgen in Wein zu erſäufen, was nach einiger Zeit die Krankheit erzeugte, mit der er ſeitdem zu kämpfen hatte, und die ſchon jetzt höchſt bedenklich erſchien; Sally dagegen ſuchte ihren Troſt in Putz und luſtiger Geſellſchaft.

Sie hatten drei Kinder gehabt, wovon das älteſte an einer langwierigen, ſchmerzhaften Krankheit geſtorben war. Der arme Jakob war immer ſehr bewegt, manchmal bis zu Thränen gerührt, wenn er von dieſem ſeinem Söhnchen ſprach. „Es war ein liebenswürdiger Knabe," ſagte er, „aber ſeine Mutter ging nicht mütterlich mit ihm um, — manchen Tag, manche Nacht wachte ich an dem Bette des armen Kindes, oder trug es in meinen Armen umher, indem ich ihm auf jede erſinnliche Weiſe Linderung zu verſchaffen ſuchte. Die Leiden dieſes lieben Kindes waren die erſten Schläge, die mein Herz wahrhaft erſchütterten, meinen Stolz beugten und mir meine Abhängigkeit von Gott fühlbar machten."

Nach dem Frühſtücke erzählte Jakob meiner Mutter, daß erſt ſeit der Geburt ſeines jüngſten Kindes ſeine Frau das Trinken angefangen habe; daß ſie aber dann bald darauf alle Pflichten einer Ehefrau und alle Muttergefühle mit Füßen getreten, ihre Familie verlaſſen und mit einem Feldwebel von einem andern Regimente davongegangen ſey. Er ſchien ſich über die Schlechtigkeit ſeines Weibes ſehr zu grämen; doch ſagte er, es wäre ſein Wunſch, ſie nie mehr zu ſehen, obgleich er keinen Groll gegen ſie hege, ſondern ſchon oft gebetet habe, daß Gott ſie nicht in ihren Sünden ſterben laſſen möchte.

Sein kleines Mädchen, ſagte er, ſey ſo jung geweſen, als es von ſeiner Mutter verlaſſen wurde, daß es ganz gewiß geſtorben ſeyn würde, hätte nicht die Frau eines ſeiner Kameraden, deſſen Kind gerade geſtorben war, ſich ſeiner angenommen, es geſäugt und wie eine zärtliche Mutter gepflegt. So habe der Allmächtige dem armen Kinde für eine Mutter geſorgt, da ſeine eigene Mutter es vergeſſen hatte.

„Die arme, unglückliche Sally!“ fuhr Jakob mit einem tiefen Seufzer fort. „Wäre ich ein freundlicherer, im Trinken mäßigerer Ehemann geweſen, vielleicht wäre ſie eine beſſere Ehefrau geworden; jetzt aber kann ich nichts für ſie thun, als beten, daß ſie ihres ſündhaften Wandels inne werden und Vergebung bei Gott ſuchen möge.“

Hier hielt er einen Augenblick inne und fuhr dann in ſeiner Erzählung fort; meine Mutter aber ſagte mir nachher, er ſey ganz roth geworden, als er zu dem Geſtändniſſe kam, daß die Gewohnheit, ſich durch Trinken vor unangenehmen Gedanken Ruhe zu ſchaffen, ſo ſtark bei ihm geworden ſey, daß er mehrmals betrunken gefunden und zuletzt degradirt und damit aller Hoffnung auf Beförderung beraubt worden ſey; auch ſeine Geſundheit ſey bald ſo geſchwächt worden, daß er wenige Monate, nachdem ſeine Frau ihn verlaſſen, mit mehreren andern kranken Soldaten als dienſtunfähig nach Hauſe geſchickt worden ſey.

Gott, ſagte er, habe ihm eine glückliche Reiſe gegeben, und als er mit ſeinen armen Kindern zu Portsmouth gelandet, ſey ihm eine kleine Summe Geldes als Reiſegeld in ſeine Heimath eingehändigt und dazu das Verſprechen eines Gnadengehalts gegeben worden.

„Meine eigene Schwäche und die Hilfloſigkeit meiner Kinder,“ ſetzte er hinzu, „machten mir die Reiſe lang und anſtrengend, und ich mußte viel öfter Halt machen, um auszuruhen, als es bei jemand Geſundem der Fall geweſen wäre; ſo daß ich, als ich Worceſter erreichte, all mein Geld verbraucht hatte und mich genöthigt ſah, um einen Biſſen Brod zu betteln. Ein Mann, der geſtern mit einem faſt leeren Karren vom Markte heimkehrte, hatte Mitleid mit mir und brachte mich und meine Kinder bis auf die Höhe, von wo aus man unſer Dorf ſieht; von da ging ich wieder zu Fuß, indem ich bald eines meiner Kinder, bald beide trug. Ich hatte beinahe noch einen Weg von zwei Stunden zu machen; daher war ich, als der Sturm ausbrach, ſo gänzlich erſchöpft, daß ich nicht umhin konnte, mich einige Zeit unter das Strohdach einer alten Scheune, welche unten auf der Wieſe ſteht, zu ſetzen; da jedoch die Kinder vor Näſſe und Kälte zu zittern anfingen, ſo raffte ich mich wieder auf, um mich weiter zu ſchleppen, obgleich die Kräfte mit jedem Augenblicke mich zu verlaſſen drohten. Als ich den Rauch dieſes lieben Hauſes erblickte, drangen plötzlich tauſenderlei ſchmerzliche Erinnerungen auf mein Gemüth ein. Was ich in jenem Augenblicke fühlte, können Worte nicht beſchreiben: bald durchdrang mich die ſüßeſte Hoffnung, bald die peinlichſte Furcht; denn ich wußte ja nicht, ob noch irgend Jemand von meinen lieben Freunden da ſeyn, oder ob man ſich nicht weigern würde, mich aufzunehmen; war ich mir doch wohl bewußt, daß ich nicht werth ſey, unter ihr Dach zugelaſſen zu werden.“

„Doch wie ich meine theuern Freunde und alle die wohlbekannten Gegenſtände ringsum wieder ſah, da war ich ganz überwältigt; alle meine Sünden traten vor meine Seele, und wäre ich allein geweſen, lieber wäre ich in dem kalten Regen zu Grunde gegangen, als Euch unter die Augen getreten; – – ſo weit war ich entfernt, einen ſo freundlichen Empfang bei Euch zu hoffen! O! hättet Ihr mich behandelt, wie ich es verdiente, Ihr hättet mir nun und nimmermehr Eure Thüre geöffnet!“

„Wären wir ſo mit Dir verfahren,“ ſagte — wie der alte William mir nachher erzählte — meine gute Mutter, „ſo hätten wir zu erwarten gehabt, daß Gott uns, wenn wir ſeine Barmherzigkeit anrufen, auch abweiſen würde.“ Dann begann ſie, ihm manchen weiſen und frommen Rath zu geben. Sie bemäntelte ſeine Fehltritte nicht, ſuchte aber ſeinen Muth durch die tröſtliche Verſicherung aufzurichten, daß das Blut Jeſu Chriſti von allen Sünden rein mache, und ermahnte ihn, mit Demuth und Glauben ſich an dieſen Arzt der Seelen zu wenden, damit ſein wundes Herz geheilt werde, ſey es nun, daß er beſtimmt ſey, noch hienieden Gott in einem neuen Leben zu dienen, oder daß es dem Allweiſen gefalle, ihn bald aus der Welt abzuberufen.

Sie rieth ihm, mit unſerem Pfarrer zu reden, einem frommen alten Manne, der ihn ſchon als kleinen Knaben gekannt hatte, und der, ſagte ſie, viel geſchickter als ſie ſey, ihn in ſo wichtigen Dingen gehörig zu unterrichten.

Während ſie noch über dieſen Gegenſtand ſprach, trat ich in’s Zimmer und ſah, wie ſie die Hand Jakobs ergriff, der mit niedergeſchlagenen Augen und kummervoller Miene da ſaß, und dann hörte ich ſie ſagen: „Gott, der Allmächtige, ſegne meinen Sohn und gebe ihm jene göttliche Traurigkeit, die da wirket eine Reue, die Niemand gereuet.“

Ich zog mich zurück, weil ich dachte, ich ſtöre ihr

Geſpräch; allein Jakob drehte ſich um und ſagte: „Liebe Lucie, ich habe ſo eben meiner geliebten Muhme meine vielen Fehltritte bekannt, und ſchon fühle ich mich durch ihre frommen Rathſchläge geſtärkt und getröſtet. Auch vor Dir will ich meine Vergehungen nicht verborgen wiſſen, aber ich kann ſie Dir nicht ſelbſt erzählen; wenn Du hörſt, wie ich gelebt, wie viele Jahre lang ich meinen Gott und alle die heiligen Lehren vergeſſen habe, die ich in meinen jüngern Tagen gelernt hatte, ſo wirſt Du, das weiß ich gewiß, großen Kummer empfinden; dennoch hoffe ich, Du werdeſt mir vergeben und Mitleid mit mir haben.“

Nach dieſer Unterredung ſchien es Jakob leichter ums Herz zu ſeyn: er ſpielte eine Zeit lang mit ſeinen Kindern, wiegte das jüngere auf den Armen, bis es einſchlief — denn es pflegte noch ſein Mittagsſchläfchen zu machen — legte es dann auf ſein Bett und ſetzte ſich, mit meiner Mutter Bibel in der Hand, daneben.

Beim Mittageſſen war er heiter und ſagte, die glücklichſte Stunde, die er ſeit manchen Jahren gehabt, ſey die, die er eben jetzt an der Seite ſeines ſchlafenden Kindes verbracht habe. „Sein warmes Händchen,“ ſagte er, „lag in meiner Hand, und es ſchlief gar ſüß; von Zeit zu Zeit hörte ich die Stimme meines andern Mädchens, wie es im Garten ſpielte und mit meiner lieben Muhme ſchwatzte; ich hörte das Geplätſcher des Bachs, der hinten im Garten ſich vom Felſen herabſtürzt, und das ſanfte Rauſchen des Windes in den Blättern. Dieſe Stunde der Ruhe iſt mir beſſer bekommen, als mir irgend eine Arznei hätte bekommen können; aber was mich noch weit mehr ſtärkte, noch mehr ſogar, als dieſe ſüße Ruhe, das war das Buch, in dem ich las. Wie ich es aufſchlug, fiel mein Auge gerade auf die Geſchichte von dem verlornen Sohne, und es war mir, als hätte unſer Heiland dieſes Gleichniß gerade zu meinem Troſte erzählt; es paßte ſo genau, ſo ſchön auf meinen Fall, daß ich zu hoffen begann, Gott werde mir wahre Reue verleihen. Aber ach!“ ſetzte er hinzu, „meine Sünden ſind von der ſchwärzeſten Art; ich habe gegen beſſeres Wiſſen und Gewiſſen gehandelt, ich habe dem heiligen Geiſte widerſtrebt.“

Meine Mutter hatte ſchon früh Morgens nach dem Dorfe geſchickt, um den Arzt herbeizurufen, einen ſehr würdigen Mann, der ſie ſeit vielen Jahren in allen ihren Unpäßlichkeiten berathen hatte.

Bald nach dem Mittageſſen kam er, und meine Mutter veranlaßte nun Jakob, ihn über ſeine Geſundheitsumſtände um Rath zu fragen: er war ein ſehr freundlicher Mann, einer, der Gott fürchtete und mehr auf die Erfüllung ſeiner Pflicht, als auf irgend einen dabei zu erzielenden Gewinn bedacht war.

Er machte meiner Mutter nur wenig Hoffnung auf Jakobs Wiederherſtellung; doch ſagte er, daß der Kranke, da ſein Uebel ein ſchleichendes ſey, wohl noch einige Monate leben könne. Auch könne er ihm immerhin einige Arzneien geben, die ihm unter Gottes Segen den Reſt ſeiner Tage wenigſtens erträglicher machen würden. Dabei gab er aber dem Kranken den Rath, ohne Verzug ſeine Angelegenheiten in Beziehung auf Gott und Menſchen ſo zu beſtellen, daß ſein Gemüth völlig ruhig ſeyn könne.

Als Jakob ſelbſt ihn um ſeinen Zuſtand fragte, wiederholte ihm der Arzt das Nämliche, und der arme Kranke hörte es mit ruhiger Ergebung in den Willen Gottes und ohne irgend eine Spur von Ueberraſchung an.

„Meine weltlichen Angelegenheiten,“ antwortete er, „ſind bald beſtellt; dieſe lieben Freunde werden für meine armen Kinder Sorge tragen; das wenige Geld, das nach Bezahlung meiner Leichenkoſten übrig bleiben wird, mag ein Beitrag zu ihrer Ernährung und Kleidung ſeyn. Was das Heil meiner Seele betrifft, ſo weiß ich hierin nichts zu thun — ich fühle mich ganz und gar hilflos — das Einzige, was ich kann, iſt, meinen lieben Heiland anzurufen und mich an ſeine Verheißungen zu halten, indem ich ihm meine Sünden reuig bekenne.“

„Gut,“ ſagte der wackere Arzt, „was können wir Alle weiter thun, meine Freunde? Wer hat Verdienſte aufzuweiſen? Ja, in unſerem natürlichen Zuſtande können wir nicht einmal den Herrn recht anrufen; nur mit Hülfe des heiligen Geiſtes können wir von Herzen ſprechen: Herr! hilf mir!“

Dann verſicherte er Jakob, daß es ihm nichts ſchaden würde, wenn er bis zum Eintritte des Winters die Kirche beſuchte, und bot ihm ein ſanftgehendes, altes Pferd an, auf dem er täglich einen Spazierritt machen könne. Zum Abſchiede verſprach er, recht oft nach ihm zu ſehen, da ihn ſein Beruf ohnehin häufig da vorüberführe.

Neuntes Kapitel.

Wie der Arzt vorhergeſagt hatte, ſo kam es: unſer lieber Jakob wurde von Tag zu Tag ſchwächer; ſein Uebel griff, wenn auch langſam, doch unaufhaltſam um ſich, und er wurde täglich magerer und bleicher.

Doch war er im Stande, zwei oder dreimal in die Kirche zu gehen und mehrmals auch den Pfarrer zu beſuchen, deſſen Unterhaltung ihm immer vielen Troſt gewährte. Er war bei unſern Morgen- und Abendgebeten ſehr aufmerkſam und betete, wie uns William ſagte, den Tag über öfters in ſeinem Zimmer, wobei er häufig vor dem Lager ſeiner ſchlafenden Kinder kniete. Die Bibel ſchien er täglich lieber zu gewinnen und wenn er aus Schwäche nicht im Stande war, längere Zeit zu leſen, ſo wollte er das heilige Buch wenigſtens bei ſich liegen haben. Dabei bemerkte ich oft, daß er das Evangelium Johannis, des geliebten Jüngers des Herrn, mit beſonderem Vergnügen las.

Er hörte gerne zu, wenn wir Morgens und Abends Pſalmen und geiſtliche Lieder ſangen; doch, da ſeine Kraft immer mehr dahin ſchwand, ſo war der Eindruck, den unſer Geſang trotz aller ſeiner Einfachheit und Ruhe auf ihn machte, ſo erſchütternd, daß er demſelben fortan nur aus einiger Entfernung zuhören konnte. Er machte gerne einen Spaziergang durch den Garten oder auf dem nächſten Felde, ſo lange die Sonne ſchien, bald mit dem alten William oder meiner Mutter, bald mit ſeinen Kindern, für die er bis zum letzten Augenblicke die zärtlichſte Liebe an den Tag legte; und dann konnte er mit dieſen Kindern ſpielen, als wäre er ſelbſt eines.

In der That wurde er, wie meine Mutter bemerkte, von Tag zu Tag einem Kinde ähnlicher, — ſanfter, lenkſamer, anſpruchsloſer, mit immer größerer Zuverſicht auf ſeinen Heiland vertrauend, kurz, er ward wie eines jener Kleinen, von denen unſer göttlicher Heiland ſagt: „Solcher iſt das Himmelreich!“ Doch darf ich, um andere nicht irre zu führen, das nicht unbemerkt laſſen, daß er, um zu dieſem geſegneten Zuſtande zu gelangen, durch gar tiefe Waſſer gehen und den bittern Kelch der Reue und Zerknirſchung bis auf den Grund austrinken mußte. Als ich die ſchrecklichen Seelenleiden des Unglücklichen ſah, kam mir ein Grauen vor der Sünde, wie ich es noch nie gefühlt hatte, und ich überzeugte mich, daß, in Vergleichung mit der Angſt des erwachten Gewiſſens, weder Krankheit noch Schmerz noch der Tod ſelbſt den Namen eines Uebels verdiene.

Etwa ſechs Wochen nach Jakobs Ankunft bei uns ward in unſerer Pfarrkirche das heilige Abendmahl ausgetheilt; der liebe Jakob, der alte William und ich nahmen daran Theil, meine Mutter aber war zu ſchwach, um einen ſo weiten Weg zu Fuß zu machen.

Jakob empfing das Sakrament mit einem Ernſte und einer Andacht, wie ich ſie ſelten bei ihm wahrgenommen hatte; auch ward er durch ſeine geſpannte Aufmerkſamkeit auf die heilige Handlung ſo erſchöpft, daß er ſich, ſobald er nach Hauſe kam, auf's Bett legen mußte.

Er war nicht im Stande, mit uns zu Mittag zu eſſen; nachdem er jedoch ein Paar Stunden geruht hatte, kam er herab und ſetzte ſich zu uns an das Kamin. Er ſah heiter und freundlich um ſich her und ſagte: „Ich danke Gott für den ſüßen Frieden, der heute in meine Seele eingezogen iſt. Ich glaube jetzt feſt, daß mich Gott durch Jeſum Chriſtum zu Gnaden angenommen hat. Ich kann nun dem Tode mit Hoffnung entgegen ſehen. O! daß doch die, welche dieſe Welt und ihre Luſt lieben, nur einen Augenblick die ſüße Hoffnung genießen könnten, mit der Gott mich armen, ſterbenden Mann geſegnet hat!

Gewiß, ſie würden ihre ärmlichen, ſchalen Vergnügungen, ihre fleiſchlichen Lüſte, deren Ende der Tod iſt, aufgeben und nach dem Frieden trachten, der höher iſt, als alle Vernunft.“

Jetzt küßte er ſeine Kinder und ſegnete ſie. Darauf ſtreckte er ſeine blaſſe Hand nach mir aus und ſagte: „Liebe Lucie, ich weiß, daß Du mir längſt das Herzeleid verziehen haſt, das ich Dir verurſacht habe; und ich darf nun hoffend vorwärts ſchauen, hoffend, eine ſelige Ewigkeit mit Dir zu durchleben, wo wir der kurzen Leiden dieſer Zeit nicht mehr gedenken werden. Da werden wir, liebe Lucie, mit allen unſern geliebten Freunden, mit denen wir in dieſem Thale der Thränen gewohnt haben, vor Gottes Antlitz vereint werden und ewig ſelig ſeyn. Geprieſen ſey der Name Deſſen, durch den es uns vergönnt iſt, ſolche ſüße Hoffnungen zu hegen! Nur noch eine Gnade habe ich jetzt von Gott zu erbitten, daß er ſich nämlich der armen Sally erbarmen und ihr ihren gottloſen Lebenswandel zu Gemüthe führen möge. Ich vergebe ihr von Herzen. O Gott! mein Gott! habe Erbarmen mit ihr und laß die Erlöſung, die in Jeſu iſt, auch auf ſie ſich erſtrecken!“

Nun erſchöpfte er ſich auf's neue in Ausdrücken der Dankbarkeit und Liebe gegen ſeinen Erlöſer; dankte neiner Mutter und William für alle Beweiſe ihrer Freundſchaft gegen ihn; pries Gott dafür, daß er ſeinen verwaisten Kindern ſolche Freunde beſtellt habe; und bat den guten Hirten, jedes verirrte Schaf gleich ihm ſelbſt auf den rechten Weg zurückzubringen.

Wir alle waren tief gerührt, ihn ſo voll frommer Hoffnung und heiliger Liebe zu ſehen, und prieſen ſeinetwegen Gott mit inbrünſtiger Andacht. Unſer Abend verſtrich unter ſüßen, gottſeligen Reden, und der arme, ſterbende Jakob, meine Mutter und der alte William genoßen bei ihrem Kaminfeuer, trotz aller ihrer Schwachheit und Niedrigkeit, mehr Frieden, als diejenigen, welche die Welt zu ihrem Gott machen, auch mitten in ihren höchſten Genüſſen je erreichen können.

Seit dieſem Tage war Jakob nicht mehr im Stande, die Kirche zu beſuchen. Mit dem Herannahen des Winters nahm ſeine Krankheit zu; doch ſchien er — Gott ſey Dank! gegen das Ende nicht mehr viel zu leiden. Wir bereiteten ihm ein Lager in der Nähe des Kamins, da konnte er liegen und ſeine Kinder ſpielen ſehen, und lächeln, wenn eines etwas zu ihm ſagte; allein bald wurde er ſo ſchwach, daß er weder reden mochte noch leſen konnte; doch hörten wir ihn zuweilen eine Lieblingsſtelle aus der Bibel oder einen Vers aus einem Pſalm oder einem geiſtlichen Liede, das er in ſeiner Jugend auswendig gelernt hatte, mit leiſer Stimme herſagen.

Er ſtarb den Sonntag vor dem Chriſttage, während des Morgengottesdienſtes. Ich war nicht in die Kirche gegangen; denn ich wollte ihn, weil er ſo gar übel auf war, nicht allein laſſen. Eine alte Wittwe hatte bei uns eingeſprochen, um mit uns zu Mittag zu eſſen und unſerer häuslichen Andachtsübung beizuwohnen, da ſie wegen des gefallenen Schnees nicht bis zur Kirche zu gehen vermochte.

Jakob hörte, daß wir uns zum Gebete anſchickten, und wünſchte, auch dabei zu ſeyn. Er ward demgemäß, nicht ohne Schwierigkeit, in das Wohnzimmer gebracht und auf das für ihn dort bereitete Lager gelegt. Während wir die Gebete ſprachen, ſchlief er ein und blieb ziemlich lange in dieſem Zuſtande. Endlich erwachte er und ſagte zu mir, die ich gerade an ſeinem Bette ſtand: „Ich habe einen gar ſüßen Traum gehabt, und es iſt mir nun beſſer; wenn ihr jetzt beten wollt, ſo bin ich bereit, zuzuhören.“ Dann rief er, als hätte er ſchon wieder vergeſſen, was er eben geſagt hatte, nach ſeinen Kindern, küßte ſie und ſagte: „Meine Kinder, lernet Gott fürchten und lieben; denn er iſt ein zärtlicher Vater ſeiner Kinder.“ Das waren die letzten Worte, die ich aus ſeinem Munde vernahm; er fiel bald darauf in einen unruhigen Schlaf, und als er nochmals daraus erwachte, ſahen wir alle deutlich, daß er mit dem Tode rang.

Seine Seele ſchied von hinnen und kehrte zurück zu Gott, ehe die Stunde des Morgengottesdienſtes vorüber war. Sein Tod war leicht, und es war ein Werk der unendlichen Güte Gottes, daß er ihn nicht abrief inmitten ſeiner Sünden, ehe ſein Herz durch die Gnade erneut war, und er das große Heil ergriffen hatte, das in Jeſu Chriſto iſt. Seine letzten Tage waren ruhig, leicht und voll Troſtes; und ſein Tod, ſo glaube ich, war der Tod des Gerechten.

Am Chriſttage ward er begraben. Ich begleitete ihn zu Grabe, ebenſo der alte William; auch ſeine Kinder nahmen wir mit. Manche Thräne entfiel denen, die meinen lieben Jakob einſt als heitern, geſunden, blühenden jungen Mann gekannt hatten und jetzt ſeine kleinen, hilfloſen Waiſen, unbekannt mit dem, was um ſie her vorging, hinter ihres Vaters Leiche hergehen ſahen. Er ward neben ſeinem Vater, ſeiner Mutter und ſeinem Oheime auf der Südſeite der Kirche begraben; und ſeit dieſer Zeit habe ich jeden Sommer ſeine lieben Kinder zu ſeinem Grabe geführt und Blumen darauf geſtreut.

Wir trauerten um Jakob nicht wie die, die keine Hoffnung haben; je mehr die Zeit den Schmerz der Trennung linderte, mit deſto ungetrübterer Freude gedachten wir des Vollendeten und dankten Gott für jene aufrichtige Reue und jenen frommen Glauben an den Erlöſer, womit er vor ſeinem Ende geſegnet worden war. Und oft überdachten wir mit dankbarem Gemüthe die wunderbare Schickung, wodurch Gottes weiſe Vorſehung alle Dinge zu unſerm Beſten gelenkt hatte.

Jakob hatte vor ſeinem Tode ein Teſtament gemacht, worin er die geringe Summe Geldes, die er beſaß, ſeinen beiden Mädchen mit der Beſtimmung vermachte, daß es für ſie verwendet werden ſolle, ſobald ſie deſſen bedürfen. Doch dieſes Geld iſt bis auf den heutigen Tag unberührt geblieben und als Sparpfenning für einen Fall der Noth aufgehoben worden; denn mein Einkommen hat durch Gottes Güte für meinen und ihren Unterhalt ausgereicht.

Ihr Vater verlangte ferner in ſeinem letzten Willen, daß ſeine Töchter niemals der Pflege ihrer Mutter oder irgend Jemands aus ihrer Verwandtſchaft anvertraut, ſondern bei meiner Mutter und mir gelaſſen werden ſollten. Dieſe Vorſicht war jedoch überflüſſig; denn wir hörten bald darauf, daß Sally am Fieber geſtorben ſey, und der Müller Page, der ſich wieder geheirathet und Familie bekommen hatte, fragte nicht viel nach ſeinen Enkelinnen.

So blieben dieſe lieben Kinder ſtets bei uns, und wir bemühten uns, ſie in der Furcht des Herrn zu erziehen und geſchickte, fleißige Mädchen aus ihnen zu machen. Meine Mutter lebte noch über zehn Jahre nach Jakobs Tode, und der alte William überlebte meine Mutter ungefähr um ein Jahr.

Die beiden Kinder wurden meiner Mutter ſehr lieb und theuer und konnten ihr noch mehrere Jahre lang vor ihrem Tode allerlei kleine Dienſte leiſten und beſonders vorleſen; ſie behandelte ſie ganz als ihre Enkelinnen und fand großes Vergnügen darin, ſie zur Erkenntniß des Heilandes anzuleiten. Ich lehrte ſie, auch den alten, treuen William zu pflegen und ihn wie einen Vater zu lieben und zu ehren.

Gott hat unſere Gebete für dieſe Kinder erhört, und es iſt, hoffe ich, ein Werk an ihnen begonnen, das der Allmächtige gewiß, zu Seinem Ruhm, vollenden wird.

Wie glücklich ſind mir die letzten achtzehn Jahre meines Lebens dahingefloſſen! O wie reichlich bin ich jetzt ſchon für allen Kummer meiner Jugend entſchädigt! und noch Schöneres läßt mich Gottes Gnade von jener Welt hoffen!

Der Tod meiner lieben Mutter, die, wie ich zuverſichtlich glaube, eine ächte Chriſtin war, erfolgte ſanft und ſchmerzlos; ſie ſchlummerte, als ihre Seele von ihr gefordert ward. Die Kinder Gottes wünſchen ſich einen ſolchen Tod, welcher nur denen ſchrecklich iſt, die noch Fremdlinge ſind im Bunde des Friedens.

Auch William's Tod war leicht und ruhig. Seit ich den guten alten Mann verloren habe, ſind die lieben Mädchen meine einzige Geſellſchaft geweſen, und in ihnen habe ich auch einen großen Troſt gefunden; ſie lieben mich wie eine Mutter; ich erfreue mich ihrer heitern Unterhaltung in geſunden, ihrer zärtlichen Pflege in kranken Tagen.

Auch befehle ich ſie voll Zuverſicht und Hoffnung der Obhut deſſelben gnädigen Gottes, der ſie bis hieher bewahrt hat. Ihre Ausſichten ſind erfreulich, auch für dieſe Welt. Das Wenige, was ich habe, werde ich ihnen hinterlaſſen. Die Aeltere iſt an einen braven jungen Mann aus unſerer Nachbarſchaft verſprochen; wenn ich nicht mehr bin, wird er dieſes Häuschen in Beſitz nehmen, und ich hoffe ihn noch vor meinem

Tode mit meinem Kinde verbunden zu ſehen, wiewohl das Mädchen ſeine Zuſtimmung nicht dazu geben will, weil ſie fürchtet, mich dann nicht mehr ſo wie bisher pflegen zu können. Sobald ich dann alle meine weltlichen Angelegenheiten beſtellt haben werde, bin ich entſchloſſen, mit Beſeitigung alles Uebrigen mich ganz und gar der Vorbereitung auf die wichtige Reiſe zu widmen, die ich in Kurzem werde antreten müſſen.

Hiemit ſchloß Lucie Clare ihre Geſchichte, indem ſie nochmals ihren Dank gegen Gott für die zahlloſen ihr erzeigten Wohlthaten und die vielen von ihr durchlebten glücklichen Jahre ausſprach, und auf eine Weiſe, die auf mich damals noch jungen Mann einen tiefen und bleibenden Eindruck machte, die wundervollen Fügungen der Vorſehung in ihrem Leben hervorhob, das von Anfang bis zu Ende zum Belege für jene tröſtlichen Worte beſtimmt ſchien: „Du erhältſt ſtets Friede nach gewiſſer Zuſage. Denn man verläßt ſich auf Dich.“

„Ja,“ ſetzte ſie hinzu, „es gibt kein Menſchenleben, ſo niedrig und unbekannt es auch ſeyn mag, worin nicht die, welche auf die göttlichen Fügungen merken, daſſelbe wundervolle Walten der Vorſehung zu erkennen vermöchten; darum ſollen alle Chriſten „„dem Herrn danken, ſeinen Namen predigen und ſein Thun kund machen unter den Völkern.““

An dem Tage, wo Lucie Clare ihre Geſchichte ſchloß, reichte ich ihr das heilige Abendmahl. Hiezu rief ſie ihre beiden Töchter — als ſolche galten ſie ihr — ins Zimmer; denn nie hatte ſie die Geſchichte ihrer Eltern in Gegenwart dieſer Mädchen erzählen wollen. Sie hatte ihnen zwar, wie ſie uns ſelbſt ſagte, einige Fehltritte derſelben zur Warnung vor Augen geſtellt; denn ſie wünſchte, daß die traurigen Erfahrungen der Eltern für die Kinder nicht ohne Nutzen blieben, aber ſie hatte dieß immer mit vieler Zartheit und Vorſicht und niemals in Gegenwart eines Fremden gethan.

Sobald die Mädchen eingetreten waren, reichte ich der Kranken das heilige Abendmahl und ward wunderbar erbaut durch die Frömmigkeit der Kranken ſowohl als ihrer Kinder; denn was gibt es Rührenderes als wahre Frömmigkeit, ob ſie an Kranken oder an geſunder, blühender Jugend erſcheint?

Seit dieſer Zeit beſuchten wir öfters Lucie Clare, deren Tod mit langſamen, aber unaufhaltſamen Schritten herannahte. Ich war nur wenige Stunden, ehe ihre Seele von ihr gefordert ward, bei ihr und kann bezeugen, daß ich nie ein menſchliches Auge ruhiger, heiterer, ſeliger geſehen habe.

Das Herannahen des Todes ſchien für ſie ein Gegenſtand der Freude, des Triumphs zu ſeyn, und mit innigem Wohlgefallen ſah ich, wie ſie ihr Vertrauen nicht auf ihre eigenen, unvollkommenen Werke ſetzte, ſondern ſich des Kreuzes Chriſti rühmte.

Man kann gewiſſermaßen von ihr ſagen, daß ſie den Tod nicht koſtete, wenigſtens ſeine Bitterkeit nicht; denn ihre Seele ſchied ohne Kampf und ohne Seufzer.

Ihre Kinder begleiteten ſie zu Grabe, weinend um ihrer ſelbſt willen, aber ſich freuend für die Vollendete. Sie ward begraben neben ihrem Vater und ihrer Mutter, nicht weit von dem Platze, wo Jakob Clarc's Ueberreſte ruhen. Ihr Grab bezeichnet ein kleiner Stein, den ihre Pflegekinder darauf ſetzen ließen, mit folgender Inſchrift aus dem Evangelium Lucä: „Selig biſt Du, die Du geglaubet haſt; denn es wird vollendet werden, was Dir geſagt iſt von dem Herrn.“

Dieſe frommen Töchter vergaßen auch nicht, zu ihres Vaters Andenken einen kleinen, beſcheidenen Denkſtein aufzurichten; darauf ſtanden jene Worte des Propheten Jeſaias, die ihr Vater in ſeiner letzten Krankheit beſonders häufig wiederholt hatte: „Ich danke Dir, Herr, daß Du zornig biſt geweſen über mich, und Dein Zorn ſich gewendet hat, und tröſteſt mich.“

Sie verheiratheten ſich beide: die Aeltere noch vor Luciens Tode an den jungen Mann, mit dem ſie ſeit einiger Zeit verlobt geweſen war, und die Jüngere bald nachher an einen Zimmermann aus dem Dorfe. Beide junge Ehepaare lebten in der Furcht Gottes und haben ſeitdem zahlreiche Familien in derſelben heiligen Furcht auferzogen; ſie ſind genügſam, mäßig und fleißig geweſen und haben unter Gottes Segen, obgleich ſie auf ſehr beſcheidenem Fuße leben, niemals Mangel gelitten.

Ich beſuche ſie oft, wie es denn überhaupt meine Gewohnheit iſt, von Zeit zu Zeit bei meiner Heerde die Runde zu machen; und da höre ich ſie mit Vergnügen immer noch von Lucie Clare ſprechen, als derjenigen, der ſie nächſt dem Himmel die größte Liebe und Güte zu verdanken haben. So wahr iſt es, was die Schrift ſagt, daß „das Andenken des Gerechten im Segen bleibe."

Als mein würdiger alter Freund dieſe Erzählung zu Ende gebracht hatte, wandte er ſich zu meinen Söhnen und Töchtern und ſagte: „Kinder, die Geſchichte der frommen Lucie enthält eine Lehre, die, wenn ſie wohl beachtet wird, koſtbarer iſt, als die ganze ſtolze Gelehrſamkeit dieſer Welt. Dieſe Lehre iſt: daß wir unſer ganzes Vertrauen auf Gott ſetzen ſollen, gleichwie ein Kind auf ſeine Mutter vertraut, indem wir mit frommer Ergebenheit auf alle Zeichen und Winke achten, die Er uns gibt, feſt überzeugt, daß Er nie ermangeln werde, auch in den ſchwierigſten Verhältniſſen des menſchlichen Lebens den rechten Weg zu weiſen denen, die ihn aufrichtig ſuchen."

Und nun begann er jenen liebenswürdigen, folgſamen, demüthigen, kindlichen Geiſt zu beſchreiben, welcher ſo viel werth iſt vor dem Angeſichte Gottes, jenen Geiſt, den die Welt verachtet und verſchmäht, und durch den man doch allein in's Himmelreich kommen kann; denn „ohne ihn kann Niemand wahrhaft glauben, und ohne Glauben iſt es unmöglich, Gott zu gefallen.“

Dann ſprach er von dem entgegengeſetzten Geiſte, dem Geiſte dieſer Welt — dem Geiſte des Stolzes, der Selbſtgefälligkeit, der Hoffart; einem Geiſte, den die Welt gutheißt und den die Menſchen ehren, deſſen Ende aber Schmach und Herzeleid und bittere Reue iſt. „Ihr aber, meine lieben Kinder,“ ſagte der gute alte Mann, „habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt iſt. Denn Alles, was in der Welt iſt, nämlich des Fleiſches Luſt, der Augen Luſt und hoffärtiges Leben, vergeht; wer aber den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit!“

Meine Kinder horchten voll Ernſt und Andacht auf die Rede meines frommen Freundes, und ich hoffe, ſie ſteht noch jetzt in ihren Herzen geſchrieben.

Der nächſte Tag war ein Freitag, und da er wünſchte, vor dem Sonntage noch einen Tag zum Ausruhen von ſeiner Reiſe zu haben, ſo nahm er mit ſeiner guten Frau Abſchied von uns, ſegnete mich und meine Familie und kehrte zu ſeiner kleinen Heerde zurück, die er von da an nicht mehr verließ, bis Gott ihn in eine beſſere Welt abrief.

Seine würdige Gattin folgte ihm nach kurzer Friſt. Um Beide aber trauerten die Angehörigen des Kirchſpiels, wie Kinder um zärtliche und fromme Eltern.

Ende.

Pantheon

auserleſener Erzählungen

des

Auslandes.

Pantheon

auserleſener Erzählungen

des

Auslandes.

Mit einem Vorworte

von

Albert Knapp.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag der Chr. Belſer'ſchen Buchhandlung.
1840.

Der Hirte von Salisbury.

Aus dem Engliſchen

der

Hannah More.

1.

Herrn Johnſon, einen würdigen, menſchenfreundlichen Mann, führte einſt ſein Weg über eine jener weiten Haiden, welche in der Grafſchaft Wiltſhire nichts Seltenes ſind. Es war ein ſchöner Sommerabend, und Herr Johnſon ritt langſam dahin, denn er wollte ſich wieder einmal recht Zeit nehmen, Gott in ſeinen Werken zu bewundern. War er ja doch der Meinung, daß ein Gang oder ein Ritt durch die freie Natur ſich beſonders gut zu erbaulichen Betrachtungen eigne; daher er bei ſolchen Gelegenheiten nicht leicht an Geld, Handel oder Tagesneuigkeiten dachte, damit er mit um ſo mehr Muße und Genuß den frommen Gedanken ſich hingeben könnte, welche die Wunderwerke des großen Schöpfers des Himmels und der Erde in unſerem Gemüthe zu erwecken beſtimmt ſind.

Und während nun bei dieſer ſinnigen Betrachtung des ſichtbaren Himmels ſein Geiſt allmählig von den

Werken Gottes in der Natur zu Gott, wie er in der Offenbarung erſcheint, ſich erhob, erinnerte er ſich, daß dieſer Zuſammenhang ſchon von dem königlichen Propheten in dem neunzehnten Pſalm angedeutet ſey. Denn jene glänzende Beſchreibung der Größe und Macht Gottes, die der erſte Theil dieſes Pſalms gibt, ſoll offenbar die im zweiten Theile beſchriebenen Wirkungen des Wortes und Geiſtes Gottes auf das Herz einleiten und beleuchten. So begann er nach Anleitung dieſes bibliſchen Textes in ſeiner Seele eine Vergleichung anzuſtellen zwiſchen den Wirkungen der körperlichen Sonne, welche die Erde durchleuchtet und durchwärmt — und der ähnlichen, dem Worte Gottes beigelegten geiſtigen Wirkung. Und er gewann die Ueberzeugung, daß der göttliche Geiſt, der David dieſes ſchöne Lied eingegeben, uns Allen eine Art Fingerzeig über den Nutzen hat ertheilen wollen, den wir aus unſerer Bewunderung der Schöpfung ziehen können — wenn nämlich das Reich der Natur unſere Gedanken zu dem Reiche der Gnade erhebt, und die Betrachtung Gottes in ſeinen Werken uns zu deſto aufmerkſamerer Betrachtung deſſelben in ſeinem Worte veranlaßt.

Während Herr Johnſon ſo ſinnend dahin ritt, ward ſeine Aufmerkſamkeit plötzlich durch das Gebell eines Schäferhundes in Anſpruch genommen: er blickte auf und entdeckte in einiger Entfernung eine kleine Hütte, wie ſie da und dort auf jenen großen Haiden zu ſehen ſind, und dabei war ein Schäfer emſig beſchäftigt, mit Hilfe ſeines Hundes ſeine zahlreiche Schafheerde zuſammen zu treiben. Als er näher kam, bemerkte er, daß es ein Mann von etwa fünfzig Jahren war, ärmlich aber reinlich und ehrbar gekleidet. Sein Rock mochte urſprünglich von Einer und zwar dunkeln Farbe geweſen ſeyn. Allein in einer langen Reihe von Jahren war er ſo oft mit Lappen von verſchiedenem Tuche geflickt worden, daß es jetzt ziemlich ſchwer war, die urſprüngliche Farbe anzugeben. Wenn jedoch dieſer Umſtand auf der einen Seite einen deutlichen Beweis von des Schäfers Armuth abgab, ſo bewies er auf der andern die ungemeine Ordnungsliebe, den Fleiß und die Häuslichkeit ſeines Weibes. Auch an ſeinen Strümpfen zeigte ſich die gute Hausfrau; denn ſie waren über und über bedeckt mit Flickereien von wollenem Garne aller Farben und hatten kein einziges Loch. Sein Hemd endlich, obgleich faſt ſo grob wie Segeltuch, war weiß wie friſchgefallener Schnee und ſorgfältig ausgebeſſert an den Stellen, wo es im Laufe der Zeit zerriſſen oder abgerieben worden war. Dergleichen ſcheinbare

Kleinigkeiten geben dem Beobachter einen Maßſtab der Beurtheilung an die Hand, der ihn nicht leicht täuſchen wird. Wenn ich bei einem Taglöhner, der eine Hecke beſchneidet, einen Graben zieht, oder auf der Landſtraße arbeitet, das Hemd und die Strümpfe ordentlich angezogen und ohne Löcher und Riße ſehe, — ſeine übrige Kleidung mag ſo gering und ſchlecht ſeyn, als ſie will — ſo finde ich, betrete ich ſeine Wohnung, ſelten dieſe nicht auch reinlich und wohl geordnet, ſein Weib nicht arbeitſam und der Unterſtützung würdig.

Einen nicht weniger angenehmen Eindruck, als der Anzug des Schäfers, machte auf den Reiter, der ſich ihm näherte, ſein offenes, redliches Geſicht, in dem Geſundheit, Frohſinn und natürlicher Verſtand ſich ausſprachen. Herr Johnſon, der auf einer Reiſe begriffen und nach dem Ausſehen des Himmels nicht ohne Beſorgniß war, es möchte wohl bald Regenwetter eintreten, wandte ſich an den Schäfer mit der Frage, was für Wetter er für den morgenden Tag prophezeihe. „Herr, es wird Wetter geben, wie's mir gefällt!“ antwortete der Schäfer. Obgleich dieſe Antwort in dem gutmüthigſten, freundlichſten Tone von der Welt ausgeſprochen ward, ſo fand Herr Johnſon doch die Rede ſelbſt ziemlich rauh und unhöflich und fragte ihn daher, wie er das verſtehe. Der Schäfer erwiederte: „Das Wetter wird ſeyn, wie es Gott gefällt; und was Ihm gefällt, gefällt auch mir.“

Herrn Johnſon, der das Gute an Menſchen wie an Sachen zu ſchätzen wußte, machte dieſe Antwort ungemein viel Freude. Denn obgleich er wohl wußte, daß es einem Heuchler leicht wird, einem Unbekannten gegenüber beſſer zu ſcheinen, als er iſt, und daß man Niemanden auf ein Paar gute Redensarten hin trauen darf, ſo wußte er doch auch, daß, „weß das Herz voll iſt, deß der Mund überläuft,“ und pflegte daher ein günſtiges Vorurtheil für Solche zu faſſen, bei denen er Geſetztheit im Betragen und Nachhaltigkeit in der Rede fand. „Es ſcheint eine gute Gewöhnung vorauszuſetzen,“ pflegte er zu ſagen, „und wenn ich mich auch hie und da täuſche, ſo iſt es doch immer der ſeltenere Fall. Hat mich dagegen Einer mit müßigem, leichtfertigem oder gemeinem Geſchwätze angegangen, ſo habe ich mich nie in ihm getäuſcht, ſondern immer bei näherer Erkundigung ſeinen Charakter ſo ſchlecht gefunden, als es ſeine Sprache mich hatte erwarten laſſen.“

Herr Johnſon ließ ſich mit dem Schäfer ins Geſpräch ein. „Ihr habt ein mühſames Leben, guter

Freund," ſagte er. „Ja, das iſt wahr, Herr," erwiederte der Mann, „es iſt kein bequemes Leben; doch iſt es weit nicht ſo mühſelig, als das, welches mein Herr und Meiſter mir zu Liebe geführt hat; und Er wählte ſich das Harte, während ich mich nur in das Loos ergebe, welches mir beſcheert worden iſt." —

„Ihr müßt Hitze und Kälte erdulden," ſagte Herr Johnſon. „Freilich, Herr," entgegnete der Schäfer, „dafür bin ich aber auch keinen großen Verſuchungen ausgeſetzt; ſo wiegt eins das andere auf, und Gott weiß die Looſe beſſer auszugleichen, als wir armſelige, unwiſſende Geſchöpfe einzuſehen vermögen. David, ſo lange er ſeines Vaters Schafe auf einer Haide, wie dieſe da, hütete und dabei wohl einige ſeiner eigenen Pſalmen ſang, war gewiß glücklicher, denn nachher als König von Israel und Juda. Ja, ich glaube, wir würden manche der ſchönſten Lieder in jener ſchönen Pſalmenſammlung gar nie bekommen haben, wenn er nicht ein Schäfer geweſen wäre; denn dadurch war er im Stande, ſo manches liebliche Gleichniß von dem Landleben, von Schafheerden, von Hügeln und Thälern, von Kornfeldern und Waſſerquellen zu machen."

„Ihr meint alſo," ſagte Herr Johnſon, „daß ein arbeitſames Leben ein glückliches iſt?" — „Ja, Herr, und um ſo mehr, als es dem Menſchen weniger Gelegenheit zum Sündigen gibt. Wenn König Saul bis an das Ende ſeiner Tage ein armer, fleißiger Mann geblieben wäre, ſo hätte er wohl glücklich und rechtſchaffen gelebt und wäre am Ende eines natürlichen Todes in ſeinem Bette geſtorben, was nicht der Fall war, wie Ihr ja ſelbſt wiſſet. Uebrigens Preis und Ehre der göttlichen Vorſehung, die Alles ſo gelenkt hat, und zudem will ich keine Vergleichungen machen. Doch darf ich ſagen, Herr, mein Gewerbe iſt mehr als manches andere verherrlicht worden. Moſes war ein Hirte auf der Ebene von Midian; Hirten, die ihre Heerden bei Nacht hüteten, erſchienen die Engel in Bethlehem, um die froheſte Botſchaft zu verkündigen, die je armen, ſündigen Menſchen geoffenbart worden iſt; oft, ja oft hat dieſer Gedanke mein armes Herz in der kälteſten Nacht erwärmt und mich mit mehr Freude und Dankbarkeit erfüllt, als das beſte Nachteſſen hätte thun können."

Der Schäfer hielt inne, denn es kam ihm vor, als hätte er ſich ſchon zu viel herausgenommen und zu lange geſprochen. Allein Herr Johnſon fand ſo viel Gefallen an ſeinen Reden und an dem heitern, zufriedenen Tone derſelben, daß er ihn bat, ſich ohne Scheue auszuſprechen. Es machte ihm Vergnügen, ſich mit einem ſchlichten Manne zu unterhalten, der ohne andere Gelehrſamkeit, als die, welche er aus der Bibel geſchöpft, ſo gut über Gegenſtände zu reden wußte, in welchen alle Menſchen, Hohe und Niedere, Reiche und Arme gleich nahe betheiligt ſind.

„Wahrhaftig, Herr,“ fuhr der Schäfer fort, „ich fürchte, mir ſchon zu viel erlaubt zu haben; denn es ſtünde mir wohl beſſer an, einem Herrn, wie Ihr wohl ſeyn müßt, zuzuhören, als mein eigenes geringes Wiſſen auszukramen; — nun, was ich ſagen wollte, Herr, es wundert mich, daß der Gedanke, wie Gott die Armuth geehrt hat, uns Arbeitsleuten nicht eine reichere Quelle von Heiterkeit und Zufriedenheit wird! O Herr! welche große oder reiche oder mächtige Männer haben je ſich ſelbſt oder ihren Stand ſo verherrlicht geſehen, wie Hirten, Zeltmacher, Fiſcher und Zimmerleute den ihrigen? Zudem ſcheint es, als ob Gott auch den Fleiß beſonders ehrte. Der Weg der Pflicht iſt nicht nur überhaupt der Weg des Heils, ſondern es iſt bemerkenswerth, wie Viele in der demüthigen, redlichen Ausübung niedriger Berufspflichten Ehre, Auszeichnung und Glück gefunden haben; da mir hingegen aus der ganzen heiligen Schrift kein einziges Beiſpiel bekannt iſt, wo der Trägheit ein gleiches Glück zu Theil geworden wäre. Rebecka, Rahel und die Töchter Jethro's verrichteten mit Fleiß und Gewiſſenhaftigkeit die niedrigen Geſchäfte des Landlebens, als die Vorſehung gerade dieſe Beſchäftigungen benützte, um ihnen Männer zuzuführen, die in der Geſchichte ſo berühmt ſind, wie Iſaak, Jakob und der Prophet Moſes. Die Hirten ſpielten nicht und ſchliefen nicht, ſondern hüteten ihre Heerden, als ſie die Verkündigung von der Geburt des Heilandes vernahmen; und die Samariterin verdankte es ihrem fleißigen Waſſerſchöpfen, daß ſie zur Erkenntniß Deſſen gelangte, der ihr Lebens-Waſſer zu trinken gab."

„Mein ehrbarer Freund," ſagte Herr Johnſon, „ich ſehe, Ihr ſeyd in der Schrift wohl bewandert."

„Ja, Herr, ſo ziemlich, Gott ſey Dank! durch ſeine Gnade lernte ich leſen, als ich noch ein Kind war, ungeachtet in meinen jungen Jahren das Leſenlernen noch nichts ſo Gewöhnliches war, als es, wie ich höre, jetzt durch die Güte Gottes und die Freigebigkeit reicher Leute werden zu wollen ſcheint. Ich glaube, es iſt ſeit dreißig Jahren kein Tag vergangen, wo ich nicht in meine Bibel geſehen hätte. Wenn man nicht Zeit finden kann, ein Kapitel zu leſen, — ſo hat doch Jeder alle Tage Zeit zu einem Vers, und eine einzige Stelle täglich recht befolgt und in Ausübung gebracht, würde am Ende des Jahres doch etwas Schönes ausmachen; dreihundert und fünfundſechzig Stellen wären ein hübſches Kapital, eine Art von goldenem Schatzkäſtlein, von einem Neujahrstag zum andern; und wenn Kinder von Jugend auf daran gewöhnt würden, ſo würden ſie jeden Morgen ſo regelmäßig nach ihrer Bibelſtelle fragen, als nach ihrem Frühſtück. Freilich hat kein Arbeitsmann ſo viel freie Zeit, als ein Hirte; denn während die Heerde waidet, habe ich Ruhe, und da faſſe ich wohl hie und da einen Schuh für meine Kinder oder für mich ein, was eine große Erſparniß für uns iſt, und unter dieſer Beſchäftigung ſag' ich ein Kapitel oder einen Pſalm her, und ſo geht mir die Zeit in dieſer einſamen Wildniß angenehm dahin. Ich weiß einen guten Theil des Neuen Teſtaments auswendig, — ich will ſagen einen großen Theil, denn gut iſt jeder Theil deſſelben. Mein Leben iſt meiſt einſam geweſen, und oft habe ich nur wenig zu eſſen gehabt, aber meine Bibel war mir Speiſe, Trank und Geſellſchaft, daß ich ſo ſage, und wenn Mangel und Trübſal über mich kamen, ſo weiß ich wahrlich nicht, was ich gethan haben würde, wenn ich nicht die

Verheißungen dieſes Buches zu meiner Stütze gehabt hätte.“

„So habt Ihr alſo mancherlei Trübſal erlebt?“ ſagte Herr Johnſon. „Hm! was das betrifft, Herr, nicht mehr als hundert Andere auch; ich habe nur wenig Urſache zur Klage und viel zum Dank, doch hab' ich auch hie und da ſo meine kleinen Sorgen gehabt, wie Ihr ſelbſt urtheilen mögt. Ich habe ein Weib und acht Kinder, die ich in dem Häuschen aufziehe, das Ihr da drunten in einer Entfernung von einer Viertelſtunde an dem Hügel ſehet.“ — „Wie? das, wo der Rauch aus dem Schornſtein aufſteigt?“ fragte Herr Johnſon. „O nein, Herr,“ erwiederte der Schäfer lächelnd, „bei uns ſieht man Abends nicht leicht Rauch, denn wir haben wenig zu kochen, und das Holz iſt hier zu Lande theuer. Es iſt das Häuschen, das Ihr linker Hand von der Kirche ſehet, bei dem Hagedorngebüſche.“ — „Wie? die Hütte mit einer einzigen Kammer oben und unten, die kaum einen Schornſtein hat? iſt es denn möglich, daß Ihr mit einer ſo zahlreichen Familie darin wohnet?“ „Freilich, freilich!“ rief der Schäfer. „Wie viele weit beſſere Leute hatten eine weit ſchlechtere Wohnung! wie viele gute Chriſten ſind in Gefängniſſen und Kerkern umgekommen, gegen die mein Häuschen ein Palaſt iſt. Die Wohnung iſt gar nicht übel, Herr, und wenn der Regen nicht hie und da durch das Strohdach auf unſer Lager ſchlüge, ſo möchte ich gar keine beſſere wünſchen; denn ich habe da Geſundheit, Frieden und Freiheit, und Niemand legt mir etwas in den Weg.“

„Schön, ich will Euch demnächſt dort beſuchen; aber wie iſt es Euch nur möglich, ſo viele Kinder in ſo engem Raume unterzubringen?“ „Wir behelfen uns, ſo gut wir können, Herr. Mein armes Weib iſt gar kränklich, ſonſt würde es uns immer gut gehen. Leute von Stand ſind keine in unſerem Kirchſpiel, ſo daß ſie in ihrer Krankheit nicht viel Unterſtützung findet. Unſerem braven Herrn Pfarrer, der in dem hübſchen Hauſe dort im Thale wohnt, fehlt es nicht an gutem Willen, wohl aber an Vermögen, uns in ſolchen Prüfungen beizuſtehen, denn er hat ſelber wenig genug und dabei eine zahlreiche Familie. Nichts deſto weniger thut er, was er kann und mehr, als viele reichere Leute, ja mehr, als er eigentlich vermag. Zudem ſind wir ſeiner Fürbitte und ſeines guten Rathes immer gewiß, und wir ſind aufrichtig dankbar dafür; denn Ihr wißt, Herr, man muß geben im Verhältniß zu dem, was man hat, und nicht im Verhältniß zu dem, was man nicht hat.“

„Eure Bedrängniß, fürcht' ich," ſagte Herr Johnſon, „führt Euch wohl hie und da zur Unzufriedenheit." „Nein, Herr," erwiederte der Hirte, „Gottes Gnade gibt mir zwei Mittel an die Hand, ſie zu tragen. Ich bitte ihn, daß ſie entweder von mir genommen oder an mir geſegnet werde. Zudem, iſt mein Weg nur der rechte, ſo bin ich zufrieden, wenn er auch rauh und uneben iſt. Die Mühſeligkeiten, die ich auf demſelben finde, entmuthigen mich nicht in dem Grade, als ich die falſche Sicherheit fürchte, in die ich auf ebenerem, aber weniger zuverläßigem Wege verfallen könnte. Ferner, Herr, ſtärke ich meinen Glauben durch die Erinnerung an das, was die beſten Menſchen gelitten haben, und meine Hoffnung durch die Ausſicht auf die Kürze alles Leidens. Es iſt ein ſchöner Wink, Herr, über die Eitelkeit alles irdiſchen Beſitzthums, daß, obgleich das ganze Land der Verheißung ihm gehörte, doch das erſte Stück Boden, das Abraham, der Vater der Glaubigen, in dem Lande Kanaan in Beſitz nahm, ein Grab war."

„Seyd Ihr gegenwärtig in irgend einer Verlegenheit?" fragte Herr Johnſon. „Nein, Herr, Gott ſey Dank," erwiederte der Hirte. „Ich habe täglich meinen Schilling, und die meiſten von meinen Kindern werden bald im Stande ſeyn, etwas zu verdienen; denn wir haben nur noch drei unter fünf Jahren.“ — „Nur!“ ſagte Herr Johnſon, „das iſt eine ſchwere Laſt.“ „Nicht doch; Gott ſtärkt unſere Schultern dazu. Mein Weib iſt zwar nicht im Stande, irgend eine Arbeit außer der Stube zu verrichten, aber ſie gewöhnt die Kinder an Fleiß und Rührigkeit, ſo daß unſere Mädchen, noch ehe ſie ihr ſechstes Jahr erreichen, zuerſt einen halben Pfennig und dann einen ganzen täglich durch Stricken verdienen können. Die Knaben, die jetzt noch zu klein ſind, um anſtrengendere Arbeit zu verrichten, verdienen ſich eine Kleinigkeit durch Verſcheuchen der Vögel von den Kornfeldern; dafür geben ihnen die Bauern einen Pfennig oder zwei, und hie und da einen Biſſen Brod und manchmal noch Käſe dazu. Iſt die Zeit des Vogelſcheuchens vorüber, ſo leſen ſie Steine in den Feldern auf. Alles iſt beſſer, als Müßiggehen, und wenn ſie auch keinen Heller dabei gewännen, ſo würde ich ſie es doch thun laſſen, bloß um ſie frühzeitig an Arbeitſamkeit zu gewöhnen.“

„So ſeht Ihr, Herr, daß ich nicht ſo übel daran bin, wie manche Andere; ja, wenn mich die Apotheker-Waare für mein armes Weib nicht ſo viel koſtete, ſo würde ich ſagen, ich ſey gut daran, ja, ich ſage, ich bin es; denn Gott hat ihr auf mein Bitten längeres

Leben verwilligt, und ich wollte mich gerne zum Skelett abarbeiten und des Tags nur Einmal eſſen, um ihr koſtbares Leben zu friſten; in der That, ich habe dieß mehr als einmal gethan und habe mir auch nicht viel daraus gemacht.“

Jeʒt ward ihr Geſpräch durch ein hübſches, rundes, rothwangiges Mädchen unterbrochen, das faſt athemlos, aber mit frohem Lächeln in dem heitern Geſichtchen herangeſprungen kam und ohne den Herrn in Acht zu nehmen, mit großer Freude ausrief: „Sieh her, Vater, ſieh nur, wie viel ich bekommen habe!“ Herr Johnſon war von ihrem kindlichen Weſen angenehm überraſcht und ebenſo begierig, die Urſache ihrer großen Freude zu erfahren. Das Mädchen trug einige Händevoll grober Wolle, wovon ein Theil durch die Löcher ihres reinlichen, aber knappen und vielfach geflickten Schürzchens heraushing. Der Vater ſagte: „Ja, Du haſt heute einen glücklichen Tag, Molly, aber ſiehſt Du den Herrn da nicht?“ Molly machte jeʒt einen tiefen Knicks, während Herr Johnſon nach der Urſache der beiderſeitigen Freude ſich erkundigte, die Vater und Tochter an den Tag legten.

„Herr,“ ſagte der Hirte, „Armuth macht ſinnreich. Mein Weib und ich, wir können unſere Kinder, ſo arm ſie auch ſind, nicht ohne Schuhe und Strümpfe ſehen, nicht bloß wegen der empfindlichen Kälte, von der ihre armen Füßchen zu leiden hätten, ſondern weil es ſie erniedrigte und herabwürdigte; und arme Leute, die ſo gar wenig auf das Aeußere halten, halten auch ſelten viel auf Rechtſchaffenheit und Unbeſcholtenheit; ich will nicht ſagen, daß das immer der Fall iſt, aber ich bin überzeugt, daß es nur allzuoft eintrifft. Da nun Schuhe und Strümpfe ſehr theuer ſind, ſo konnten wir nur durch einen kleinen Kunſtgriff dazu kommen. Ich muß Euch zeigen, wie ich's mit den Schuhen angreife, wenn Ihr mir einmal die Ehre erweist, bei mir einzukehren, Herr; was die Strümpfe betrifft, ſo iſt ein Mittel, wodurch wir ſie uns verſchaffen, dieſes. Meine Kleinen, die zu eigentlicher Arbeit noch zu ſchwach ſind, durchſtreifen von Zeit zu Zeit die benachbarten Hügel, um die Wolle aufzuſuchen, welche die Schafe gerne fallen laſſen, wenn ſie ſich ihrer Gewohnheit gemäß da oder dort an einem Dornſtrauch reiben. Dieſe zerſtreuten Flöckchen Wolle leſen die Kinder unter den Dornen auf, und wie ich ſehe, haben die letzteren heute bedenkliche Löcher in Molly's Schürze geriſſen; die Wolle bringen ſie heim, und wenn ſie ein Häufchen beiſammen haben, ſo kämmt ſie die Mutter; denn, wenn ſie nicht im

Stande iſt, zu waſchen oder andere anſtrengende Haushaltungs-Geſchäfte zu verrichten, ſo kann ſie doch beim Kamin ſitzen und Wolle kämmen. Das größte Mädchen ſpinnt ſie dann; gefärbt braucht ſie für uns nicht zu ſeyn: armen Leuten muß an der Farbe ihrer Strümpfe nichts liegen. Darnach ſtricken ſich unſere Bübchen ſelber ihre Strümpfe daraus, während ſie die Kühe auf dem Felde hüten, und Nachts, wenn ſie heimkommen. Die Mädchen dagegen und ihre Mutter ſtricken meiſt für den Verkauf, und das hilft uns unſere Miethe zahlen.“

Herr Johnſon war erſtaunt über die Hilfsquellen, die ehrbare Armuth ſich eröffnen kann, wenn ſie weder betteln noch ſtehlen will; wie viel Mittel und Wege, dachte er, gibt es doch, um ſich ſeinen Unterhalt zu erwerben, Mittel und Wege, von denen die, welche im Ueberfluß leben, ſich nichts träumen laſſen. Er nahm ſich insgeheim vor, auf ſeine eigenen kleinen Ausgaben aufmerkſamer als bisher zu ſeyn und ſorgfältig darüber zu wachen, daß in ſeiner Familie nichts unnütz verſchwendet werde.

Doch um wieder auf unſern Schäfer zu kommen, — Herr Johnſon ſagte ihm, daß er nothwendiger Weiſe die Nacht im Hauſe ſeines eine Stunde von da wohnenden Freundes zubringen müſſe und daher ſeinem Wunſche, die Wohnung des Hirten zu beſuchen, für jetzt nicht nachgeben könne. „Aber,“ ſetzte er hinzu, „es ſoll bei meiner Rückkehr ganz gewiß geſchehen, denn es verlangt mich, Euer Weib mit ihrer artigen kleinen Familie und die Reinlichkeit und Ordnung ihrer Haushaltung mit eigenen Augen zu ſehen.“ Dem armen Manne kamen die Thränen in die Augen, da er ſein Weib ſo loben hörte; er wiſchte ſie mit dem Aermel ſeines Rockes ab (denn zu einem Schnupftuche hatte er es noch nie gebracht) und ſagte: „O Herr, Ihr hieltet mich wohl eben noch für einen demüthigen Mann, aber wahrhaftig, ich bin nicht wenig ſtolz.“ — „Stolz!“ rief Herr Johnſon, „ich will nicht hoffen, — der Stolz iſt eine große Sünde, und da die Armen ſo gut darein verfallen können, als die Reichen, ſo thut Ihr, ein ſo braver Mann Ihr auch zu ſeyn ſcheinet, wohl daran, Euch davor in Acht zu nehmen.“ — „Herr,“ verſetzte der Hirte, „Ihr habt Recht, aber ich bin nicht ſtolz auf mich, Gott weiß es, ich habe nichts an mir, worauf ich ſtolz ſeyn könnte. Ich bin ein armer Sünder; aber, wahrlich, auf mein Weib bin ich ſtolz; denn ſie iſt nicht bloß das ordentlichſte, fleißigſte Weib auf dieſer Haide, ſondern ſie iſt zugleich auch die zärtlichſte Ehefrau und Mutter und die gottergebenſte, dankbarſte Chriſtin, die ich kenne.

Vergangenes Jahr ſah es aus, als ſollte ich ſie durch einen heftigen Anfall von Flußfieber verlieren; ſie hatte ſich allem Anſcheine nach zu ſchnell nach ihrer Niederkunft wieder an die Arbeit gemacht; denn es iſt bei uns ziemlich rauh und kalt im Winter, und der Schnee häuft ſich im Thal oft ſo ſehr an, daß ich kaum ſelber durchkommen kann, um im nächſten Dorf das Nothwendigſte für die Haushaltung einzukaufen; und unſere Kinder mögen wir nicht fortſchicken, aus Furcht, es möchte ihnen, wenn der Schnee ſo tief iſt, etwas Uebles zuſtoßen. Nun, wie geſagt, die arme Seele war damals ſehr übel daran und konnte mehrere Wochen lang kein Glied rühren, außer den Händen; die barmherzige Vorſehung ließ ihr den Gebrauch dieſer letzteren, ſo daß ſie, wenn es ihr unmöglich war, ſich in ihrem Bette umzudrehen, doch ein paar Lappen für ihre Familie zuſammenflicken konnte. Sie ſagte immer, wenn die große Güte Gottes nicht geweſen wäre, ſo hätten ihre Hände ſo gut als ihre Füße gelähmt werden können, ſie hätte vielleicht einen Schlagfluß ſtatt eines Flußfiebers bekommen, und dann hätte ſie gar nichts thun können, — aber Niemand habe durch Gottes Gnade ſo viel Glück, als ſie. Ich will Euch nicht erzählen, was wir in jener ſchweren Zeit ausgeſtanden haben, Herr; aber meines Weibes Glaube und Geduld in jener harten Prüfung waren für mich eine Lehre, ſo gut, als irgend eine Predigt, die ich hätte hören können, und doch hielt uns Herr Jenkins gar tröſtliche, die auch viel dazu beitrugen, daß ich den Muth nicht verlor."

„Faſt fürchte ich, Schäfer," ſagte Herr Johnſon, „Ihr möchtet zu der Anſicht gekommen ſeyn, daß dieſe Welt eine böſe Welt ſey."

„Ja, Herr," erwiederte der Hirte, „aber ſie wird von einem guten Gott regiert. Und wenn auch meine Prüfungen hie und da herb geweſen ſind, ſo pflegt man doch mit Recht zu ſagen, wenn der Schmerz ſehr heftig ſey, ſo daure er nicht lange; und wenn er mäßig iſt, je nun, ſo können wir ihn um ſo länger ertragen, und werden wir ihn endlich ganz los, ſo iſt uns dann die Ruhe um ſo koſtbarer, und die Erinnerung des Ueberſtandenen erweckt unſere Dankbarkeit, — kurz, in jedem Falle und unter allen Umſtänden weiß ja ein Chriſt einen Grund zur Vertheidigung der Vorſehung zu finden."

„Aber," ſagte Herr Johnſon, „wie macht Ihr es, um unter dem Drucke wirklichen Mangels nicht zu erliegen? Schwächt der Hunger Euern Glauben nicht?"

„Herr," verſetzte der Schäfer, „ich halte mich dann an die Verheißungen des göttlichen Worts. Die, welche Ueberfluß an den Gütern dieſer Welt haben, legen leicht einen zu großen Werth darauf. Geſetzt, Herr, der König ſähe mich angeſtrengt arbeiten und ſagte zu mir: „„Wenn du geduldig fortarbeiteſt bis zum Chriſttag, ſo ſoll ein ſchöner Palaſt und ein großes Landgut die Belohnung deiner Mühe ſeyn!““ Meint Ihr, Herr, daß ein wenig Hunger oder Kälte oder Näſſe mich abſchrecken würde, da ich doch ſicher wäre, nach wenigen Monaten ſo großes Beſitzthum zu erlangen? Würde ich nicht alle Augenblicke zu mir ſelbſt ſagen: Muth gefaßt, Schäfer, es dauert nur noch bis zum Chriſttag! Und nun frag' ich, iſt der Unterſchied zwiſchen ſolchen Tagen angeſtrengter Arbeit und dem Chriſttage mit ſeinem Palaſt und Landgut nicht viel geringer, als der Unterſchied zwiſchen dieſer Zeit und jener Ewigkeit, wo ich hoffe, zu ewiger Herrlichkeit einzugehen. Zwiſchen einem Augenblick und einem Jahrtauſend iſt noch Vergleichung möglich, weil auch ein Jahrtauſend am Ende doch nur aus vielen Augenblicken beſteht, aber zwiſchen der Zeit, wenn ſie auch noch ſo lang iſt, und der Ewigkeit findet gar keine Vergleichung ſtatt.“

„Aber,“ ſagte Herr Johnſon, „iſt nicht die Furcht vor dem Tode zuweilen zu ſtark für Euern Glauben?“

„Gott ſey Dank, Herr,“ entgegnete der Hirte, „der dunkle Pfad durch das Todesthal iſt ſicher gemacht durch Den, der dem Tode die Macht genommen hat. Ich weiß wohl, daß wir ſo nackt aus dieſer Welt gehen müſſen, als wir herein kamen, aber der Bußfertige und Glaubige wird in jener Welt nicht nackt erfunden werden. Meine Bibel ſagt mir von Kleidern des Heils und Röcken der Gerechtigkeit. Iſt es nicht ein großer Troſt, Herr, unter den Leiden dieſes Lebens, daß uns das Wort Deſſen, der die Wahrheit ſelbſt iſt, verſichert, daß, die aus großer Trübſal kamen, mit weißen Kleidern angethan waren? Doch, Herr, ich muß Euch wahrlich bitten, mir meine Geſchwätzigkeit zu gut zu halten. Aber es iſt auch wahr, die vornehmen Leute haben keinen Begriff davon, wie es das Herz eines armen Mannes erhebt und erfreut, wenn Leute, wie Ihr, ſich mit ihm in vertrauliche Geſpräche über Religion einlaſſen. Es iſt gleichſam eine thätliche Auslegung jener Bibelſtelle: „„Reiche und Arme müſſen unter einander ſeyn; der Herr hat ſie Alle gemacht.““ Und weit entfernt, die Achtung der Niederen gegen die Hohen zu ſchwächen und jenem unſinnigen Gedanken von allgemeiner Gleichheit Vorſchub zu thun, hat es vielmehr gerade die entgegengeſetzte

Wirkung. Doch um auf mein Weib zurückzukommen. Es war an einem Sonntag Nachmittag, gerade als es bei ihr am ſchlimmſten ſtand, da trat ich aus der Kirche — denn ich theilte mich mit meiner älteſten Tochter in die Kirchzeit, ſo daß mein armes Weib nie allein blieb, wie ich nun, wie geſagt, aus der Kirche trat, rief mich der Geiſtliche, Herr Jenkins, zu ſich, und fragte mich nach dem Befinden meines Weibs, indem er mich verſicherte, nur der tiefe Schnee, der kürzlich gefallen, habe ihn abgehalten, ſie zu beſuchen, und in der That war es von dem Pfarrhauſe zu meiner Wohnung ganz unwegſam. Ich ſagte ihm Alles, was er zu wiſſen wünſchte, und, faſt fürcht' ich, noch viel mehr, denn mein Herz war übervoll. Er entließ mich mit freundlichen Worten, ſchenkte mir einen Schilling und verſprach, uns den nächſten oder übernächſten Tag zu beſuchen, wenn irgend der Weg es erlaube. Zeuge dieſes unſeres Geſpräches war ein Herr, der ſeinem ſchlichten Aeußern, namentlich ſeinen weit heraufreichenden Stiefeln nach zu urtheilen in die Klaſſe der Landwirthe gehörte. Er hörte mit an, was ich ſagte, ohne irgend eine Bemerkung darüber zu machen. Später erfuhr ich, es ſey Herrn Jenkins Schwiegervater, der die Chriſtfeiertage in dem Pfarrhauſe habe zubringen wollen.

Er galt für einen einfachen, genügſamen Mann, der ſelber knapp lebe, aber an Bedürftige mehr verſchenke, als irgend einer ſeiner Nachbarn. Gut! ich ging nach Hauſe, voll Freude über dieſe ebenſo willkommene als unerwartete Unterſtützung; denn wir hatten unſer letztes Sechspfennigſtück angegriffen, und Arbeit war des Wetters wegen nicht leicht zu bekommen. Ich rief meinem Weib entgegen, ich ſey nicht mit leerer Hand zurückgekehrt. „„Gewiß nicht““ ſagte ſie, „„Du warteteſt einem Herrn auf, der die Hungrigen ſättigt mit Leckerbiſſen und läſſet die Reichen leer ausgehen.““ „„Ja, Marie,““ erwiederte ich, „„es fehlt uns nicht leicht an guter, geiſtlicher Nahrung von Herrn Jenkins, heute aber iſt er auch unſeren leiblichen Bedürfniſſen freundlich beigeſprungen.““ Ich darf ſagen, ſie war, wie ich ihr den Schilling zeigte, dankbarer, als es manche vornehme Leute ſind, wenn ſie hundert Pfund einſtreichen.“

Herrn Johnſon ſchlug das Gewiſſen, als er hörte, welch großen Werth ein Armer auf einen Schilling lege; fürwahr, dachte er, ich will nie mehr einen unnöthig verſchleudern. Der Schäfer fuhr in ſeiner Erzählung fort:

„Den andern Morgen ließ ich für einen Theil des Geldes ein wenig Bier und Kandelzucker holen, den letzteren zu ihrem Haferſchleim; denn Ihr wißt, Herr, er macht ihn angenehm und nahrhaft. Dann ging ich aus, um in einem benachbarten Meierhofe Holz zu ſpalten; denn der Schnee, der über Nacht gefallen war, machte es unmöglich, die Heerde auf die Haide zu treiben. Es war mir jetzt leichter ums Herz, als ſonſt; denn mein armes Weib war doch etwas beſſer und für jenen Tag mit allem Nothwendigen verſehen; und ſo nahm ich mir feſter als je vor, für die Bedürfniſſe des folgenden Tags mein Vertrauen immer auf Gott zu ſetzen. Mit ſinkender Nacht kam ich heim; da weinte mein Weib laut auf, ſobald ſie mich erblickte. Nun, dachte ich, das iſt ein ſchlechter Dank für die Segnungen, die ihr eben erſt zu Theil geworden ſind, und was ich dachte, das ſagt' ich ihr auch. „„O,““ antwortete ſie, „„es iſt zuviel, wir ſind zu reich. Sieh her, Johann!““ Bei dieſen Worten deckte ſie das Bett, worauf ſie lag, auf und zeigte mir zwei dicke, warme, nagelneue Decken. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, Herr, denn wie ich morgens ausging, hatte ſie noch keine andere Decke, als unſer altes, dünnes Teppichlein. Mein Erſtaunen war noch größer, als ſie mir eine halbe Krone auf die Hand legte, und mir erzählte, ſie habe von Herrn Jenkins und Herrn Jones einen Beſuch gehabt, und dem Letzteren haben wir alle dieſe Wohlthaten zu verdanken. So, Herr, iſt unſer Leben mit Segen gekrönt worden. Mein Weib erholte ſich wieder, und ich bin überzeugt, daß ſie es nächſt der Vorſehung jenen wohlthätigen Geſchenken zu danken hat; denn das Flußfieber, Herr, ohne wollene Decken iſt ein ſchlimmer Gaſt, zumal bei Leuten, die wenig oder kein Feuer im Zimmer haben. Ihre leibliche Geſundheit wird immer ſchwach bleiben, aber, Gott ſey Dank, ihre Seele gedeiht und iſt geſund und wohl. Doch, Herr, verzeiht, daß ich ſo lange fortſchwatze." — „Nicht doch! nicht doch!" rief Herr Johnſon, „Eure Erzählung macht mir viel Vergnügen; fürwahr, Ihr ſollt mich in wenigen Tagen wiederſehen. Gute Nacht!" Bei dieſen Worten drückte er ihm eine Krone in die Hand und ritt davon. „Wahrhaftig," ſagte der Schäfer, als er, mit Einbruch der Nacht in ſeine Hütte zurückgekehrt, ſeiner Frau das Geld wies, „„Gutes und Barmherzigkeit folgen mir mein Lebenlang!""

Was Herrn Johnſon betrifft, ſo fehlte es ihm für den noch übrigen Theil ſeiner Reiſe nicht an Stoff zu Betrachtungen. Im Ganzen ſchien ihm der Schäfer mehr zu beneiden, als zu bemitleiden. Selten noch, dachte er, ſah ich einen ſo glücklichen Mann! Es iſt ein Glück, das die Welt nicht geben konnte, und das ſie, wie deutlich zu ſehen iſt, auch nicht hinweg zu nehmen vermag. Nein, mein ehrſamer Schäfer, ich bemitleide Dich trotz Deiner bittern Entbehrungen nicht, aber ich achte, ja ich verehre Dich; und auf meinem Rückwege nach Salisbury will ich Deine arme Hütte mit eben dem Vergnügen beſuchen, womit ich jetzt in die Wohnung meines Freundes eile.

2.

Nachdem Herr Johnſon einige Zeit bei ſeinem Freunde verweilt hatte, machte er ſich auf den Rückweg nach Salisbury und erreichte an einem Samſtag Abends ein kleines Wirthshaus, eine halbe Stunde von dem Dorfe, wo der Hirte wohnte; denn Sonntags reiste er nie, wenn er nicht einen dringenden Grund dazu hatte. Den andern Morgen ging er in die Kirche, die in der Nähe des Hauſes ſtand, wo er die Nacht zugebracht; und nachdem er einige Erfriſchungen eingenommen hatte, wie ſie eben in dem Hauſe zu haben waren, machte er ſich zu Fuß auf den Weg nach des Schäfers Häuschen. Der Hauptgrund, warum er ihn gerade am Sonntage beſuchte, war der, daß er dachte, es ſey der einzige Tag, den der Schäfer vermöge ſeines Berufes zu Hauſe bei ſeiner Familie zubringen könne; und da ſeine Unterhaltung einen großen Eindruck auf Herrn Johnſon gemacht hatte, ſo hoffte er, es werde für ihn ebenſo angenehm als nützlich ſeyn, einen Mann, der in ſeinen Reden ſo viel Frömmigkeit zeigte, in ſeiner Sonntagsfeier zu beobachten; denn obgleich dieſer Mann in der Welt nicht hoch ſtand, ſo hielt es doch Herr Johnſon nicht unter ſeiner Würde, ſeinen Charakter ſo gründlich als möglich zu ſtudieren, und um darüber um ſo beſſer urtheilen zu können, wollte er ſehen, ob ſein Leben zu Hauſe mit ſeiner Sprache außer dem Hauſe im Einklange ſtehe.

Nach einem kurzen, angenehmen Spaziergange bekam Herr Johnſon das Häuschen zu Geſicht. Das Hagedorngebüſch und das zerbrochene Kamin dienten ihm als Wegweiſer. Er wünſchte die Familie zu überraſchen, näherte ſich daher dem Häuschen mit leiſem Tritte, und ſtand dann eine Weile ſtill, um zu lauſchen. Die Thüre war halb offen: er ſah den Schäfer, der in ſeinem Sonntagsrocke ſo ſtattlich ausſah, daß er ihn kaum erkannte, ſeine Frau und ihre zahlreiche, jugendliche Familie rings um ihren Tiſch ſtehen, der mit einem ſaubern, wiewohl ſehr groben Tiſchtuche bedeckt war. Darauf ſtand eine große Schüſſel voll Kartoffeln und ein brauner Waſſerkrug nebſt einem Stücke rauhen Brods. Das Weib und die Kinder ſtanden ſtill und aufmerkſam da, während der Schäfer, die Hände und Augen zum Himmel erhoben, den Segen des Höchſten auf ihr einfaches Mahl herabflehte. Herr Johnſon konnte ſich eines Seufzers nicht erwehren; denn er bedachte, wie oft viel beſſere Mahlzeiten mit viel weniger Ausdruck von Dankbarkeit genoſſen werden.

Jetzt ſetzte ſich der Schäfer und ſein Weib mit heiterer Miene zu Tiſche; die Kinder aber blieben ſtehen, und während die Mutter ihnen vorlegte, rief die kleine, blühende Molly, die fröhliche Wollenſammlerin: „Vater, ich wollte, ich wäre groß genug, um den Segen zu ſprechen, gewiß, heute würde ich ihn recht von Herzen ſprechen; denn ich dachte, wie muß es armen Leuten ſeyn, die kein Salz zu ihren Kartoffeln haben, und ſieh' nur, unſere Schüſſel iſt ganz voll.“ — „Das iſt die rechte Denkungsart, Molly,“ ſagte der Vater, „in allem, was leibliche Entbehrungen und leibliche Genüſſe betrifft, müſſen wir unſer eigenes Loos mit dem Looſe derer vergleichen, die ſchlimmer daran ſind. Das wird uns vor Undank bewahren. So oft wir dagegen in Verſuchung kommen, uns auf unſere eigene Weisheit und Tugend etwas zu gut zu thun, müſſen wir uns mit denen vergleichen, die weiſer und beſſer ſind, und das wird uns vor Uebermuth bewahren.“ Molly war ſo hungrig und fand die Kartoffeln ſo gut, daß ſie keine Zeit zu weiteren Bemerkungen hatte; ſie verzehrte mit vielem Appetit ihr Mittageſſen, als das Gebell des Haushundes ihre Aufmerkſamkeit von ihrem Teller weg nach der Thüre zog. Sie bemerkte den Fremden und rief: „Sieh' doch, Vater, ſieh', ob das dort nicht der gute Herr iſt!" Herr Johnſon, der ſich entdeckt ſah, trat nun unverweilt ein; der Hirte hieß ihn herzlich willkommen und ſagte ſeinem Weibe, das ſey der Herr, dem ſie ſo ſehr verbunden ſeyen.

Die brave Frau machte es, wie manche ordnungs- und reinlichkeitsliebende Leute zu thun pflegen, ſie brachte nämlich eine Menge Entſchuldigungen vor, daß ihr Haus nicht ſauberer, und daß nicht Alles in gehöriger Ordnung ſey, um einen ſolchen Herrn zu empfangen. Herr Johnſon dagegen ſah rings um ſich her nichts als vollkommenſte Reinlichkeit. Die Teller, auf denen ſie aßen, waren faſt ſo weiß als ihr Tiſchtuch; und troß der Menge ſo kleiner Kinder war doch nirgends die geringſte Spur von Schmutz oder Unordnung. Das Hausgeräthe war äußerſt einfach, ja armſelig, und beſchränkte ſich auf das durchaus Nothwendige. Es beſtand in vier braunen Stühlen, die durch langjährigen Gebrauch ſpiegelglatt gerieben waren, einem eiſernen Topfe und einem

Keſſel, einem elenden, alten Kaminroſt, der kaum eine Handvoll Kohlen faßte; das Feuer, das zum Sieden der Kartoffeln aufgemacht worden war, hatte man bereits wieder gelöſcht. Ueber dem Kamine ſtand ein altväteriſcher, plumper, aber blank gefegter Leuchter und ein noch blankerer Bratſpieß; man ſah wohl, daß der letztere mehr zur Zierde als zum Gebrauche da war. Ein alter geſchnitzter Armſtuhl und eine gleich alte Truhe, die in einer Ecke ſtund, galten für den werthvollſten Theil der Habe des Schäfers, da ſie ſeit drei Generationen ſich in ſeiner Familie erhalten hatten. Doch alle dieſe Beſitzthümer achtete der Schäfer nur geringe in Vergleichung mit einem Gute anderer Art, welches, zuſammen mit den oben genannten, ſeine ganze väterliche Erbſchaft ausgemacht hatte, und das er nicht gegen alle Schätze der Welt vertauſcht hätte, wenn er nicht wieder ein anderes ähnliches hätte haben können: es war eine große, alte Bibel, die auf dem Geſimſe lag, ſauber überzogen mit einem braunen, hie und da geflickten Zeuge. Dieſes heilige Buch war ſtets mit ehrfurchtsvoller Sorgfalt vor Beſchmutzung und jeder andern Unbill in Acht genommen worden; aber man ſah ihm nichts deſto weniger an, daß es lang und viel gebraucht worden war. An den reinlichen weißen Wänden waren ein Lied auf die Kreuzigung des Heilandes, eine Scene aus der Geſchichte des verlorenen Sohnes und einige andere ähnliche Bilder angeklebt.

So bald die erſten Begrüßungen vorüber waren, erklärte ſich Herr Johnſon bereit, Platz zu nehmen, unter der Bedingung, daß ſie ruhig in ihrem Eſſen fortführen. Obgleich nicht wenig verlegen, glaubten ſie doch, dem Herrn durch Erfüllung ſeines Wunſches ihre Achtung am Beſten zu beweiſen; Herr Johnſon aber, der einen Blick auf ihr kärgliches Mahl geworfen hatte, machte dem Schäfer freundliche Vorwürfe, daß er nicht dem Sonntage zu Liebe ſeine Kartoffeln mit einem Stück Speck gewürzt habe. Der Schäfer erwiederte nichts; aber die arme Marie ward roth, ſchlug den Blick zur Erde und ſagte: „Fürwahr, Herr, es iſt nicht meine Schuld, ich bat meinen Mann, ſich heute etwas zu gut zu thun, und von dem, was Euer Gnaden uns ſchenkten, einen Biſſen Fleiſch zu kaufen; aber er war zu gut, um es zu thun, und zwar ganz mir zu Liebe.“ Der Schäfer ſchien eine weitere Erörterung der Sache nicht zu wünſchen; aber Herr Johnſon erſuchte Marien, weiter zu reden. So fuhr ſie denn fort: „Ihr müßt wiſſen, Herr, daß wir beide uns vor Schulden wie vor Sünden fürchten, und in der That iſt eine Schuld in gewiſſen Fällen eine

Sünde; jedoch trotz aller Sorge und Mühe ſind wir nie im Stande geweſen, die Rechnung des Doktors vom vergangenen Winter, wo ich den ſchlimmen Flußfieberanfall hatte, ganz zu bezahlen. Nun, als Ihr letzthin die Güte hattet, meinem Mann das ſchöne Geſchenk zu machen, da bat ich ihn recht, ſich ein Stückchen Fleiſch für den Sonntag zu kaufen, damit er einen kleinen Genuß von Eurer Güte hätte. „„Marie,““ antwortete er, „„ſchon lange geht es mit mir um, daß wir dem Doktor noch ein paar Schillinge ſchuldig ſind. Wenn ich ihm nun das Geld gleich bringe, ſo ſieht er daraus unſere Ehrlichkeit und unſern guten Willen, und kommt dann ein anderes Mal um ſo lieber wieder zu Dir, wenn Du je wieder einen ſo ſchlimmen Anfall bekommen ſollteſt; denn frei geſtanden,““ ſetzte mein guter Mann hinzu, „„der Gedanke, Dich in ſo ſchwerer Krankheit ohne Hilfe zu wiſſen, iſt das einzige Unglück, dem ich nicht ins Geſicht zu ſehen im Stande bin.““

Die Thränen des dankbaren Weibes floßen jetzt ſo reichlich, daß ſie nicht fortzureden vermochte. Sie wiſchte ſie mit einem Ende ihrer Schürze ab und bat demüthig, ihr ihr Betragen zu verzeihen. „In der That, Herr,“ ſagte der Schäfer, „obgleich mein Weib ſo ungern in Schulden iſt, als ich, ſo wollte ſie doch lange nicht zugeben, daß ich jene Schuld jetzt gerade abzahlte, indem ſie behauptete, es ſey zu hart, daß ich ſelbſt nicht auch einigen Genuß von der Güte des Herrn habe. Doch ich ließ mir nun einmal die Sache nicht ausreden. Denn ſeht, Herr, da ich den größten Theil meiner Zeit einſam bei meinen Schafen zubringe, ſo iſt es für mich eine Sache von großer Wichtigkeit, angenehmen Stoff zum Nachdenken zu haben, ſo daß es mein eigener Nutzen iſt, wenn ich mir keine Genüſſe und Handlungen erlaube, die ein ſpäteres, reifliches Ueberdenken und Ueberlegen nicht leiden möchten. Denn wenn man viel allein iſt, dringt alles Böſe, was man gethan, ſo auf Einen ein, daß man keine Ruhe davor hat, und das, denk' ich, mag einer von den Gründen ſeyn, warum ſo viele Leute das Alleinſeyn ſo ſehr ſcheuen. Nun, was ich ſagen wollte, wie ich ſo drunten auf dem Hügel ſtand und die Sache bei mir überlegte, da dacht' ich: Ein gutes Mittageſſen iſt etwas werth, das iſt wahr; aber eine Woche nachher wird es eben nur ein geringes Vergnügen ſeyn, denken zu können: Fürwahr, ich ſpeiste vergangenen Sonntag einen ſchönen Hammelsbraten, Dank dem guten Herrn! aber nun bin ich ſo und ſo viel ſchuldig. Ich habe ein gutes Mittageſſen gehabt, das iſt gewiß; aber der Genuß iſt jetzt längſt vorüber, und die Schuld iſt geblieben. Die Krone iſt ausgegeben; und wenn nun mein armes Weib wieder einen Anfall bekommen ſollte, ſo muß ſie ſterben — es ſey denn, daß Gott ein Wunder thut, um es zu verhüten, — denn ich kann keine Hilfe für ſie bekommen. Dieſe Betrachtung machte allen Zweifeln ein Ende; ich ging zum Doktor und bezahlte ihn und war dabei ſo heiter und vergnügt, als ſetzt' ich mich zum fetteſten Hammelsbraten nieder, der je auf einem Roſt gelegen iſt. Und war ich ſchon damals zufrieden, ſo könnt' Ihr Euch denken, wie glücklich ich in der Erinnerung war! O Herr, nur das ſind wahre Genüſſe, die kein Mißbehagen, keine Reue nach ſich ziehen."

Herr Johnſon ſchenkte den Gründen des Schäfers ſeinen Beifall und gab zu, daß ein gutes Mittageſſen, obgleich an ſich nicht zu verachten, doch mit einem zufriedenen Gemüthe, das ein fortwährendes Feſt ſey, nicht in Vergleich kommen könne. „Nun, ſo laßt ſehen," fuhr der menſchenfreundliche Mann fort, „was enthält der braune Krug da?" — „Waſſer," erwiederte der Schäfer, „ſo gut als eines in des Königs Landen. Ich habe von Gegenden über dem Meere ſagen hören, wo kein geſundes Waſſer ſeyn ſoll; ja, ich bin ſelber in einer großen Stadt, nicht weit von hier, geweſen, wo ſie all ihr Waſſer kaufen müſſen, während eine gütige Vorſehung mir eine Quelle, ſo klar und hell wie Jakobs Brunnen, vor meiner Thüre ſprudeln läßt. Wenn ſich je einmal Unzufriedenheit und Verlangen nach anderem Getränke in mir regt, ſo erinnere ich mich nur, daß das, was das Weib am Brunnen von Sichar für den höchſten Gaſt, der je die Welt beſucht hat, ſchöpfte, nichts Beſſeres war, als ein Trunk kalten Waſſers."

„Schön," ſagte Herr Johnſon, „aber weil Ihr ſo enthaltſam waret, daß Ihr lieber mit einer armſeligen Mahlzeit vorlieb nahmet, als etwas ſchuldig bliebet, ſo will ich Euch wenigſtens etwas zu trinken kommen laſſen. Ich habe beim Hereingehen ein kleines Wirthshaus in der Nähe der Kirche geſehen. Der kleine, rothbackige Burſche da ſoll uns einen Krug Bier holen." Bei dieſen Worten ſah Herr Johnſon den Knaben an; der Knabe aber regte ſich nicht, ſondern warf nur einen fragenden Blick auf ſeinen Vater. „Herr," ſagte der Schäfer, „ich hoffe, Ihr haltet uns nicht für undankbar, wenn wir von Eurer Güte keinen Gebrauch machen; gewiß, mein Knabe würde bei jeder andern Gelegenheit zu Eurem Dienſte bereit ſeyn. Allein, lieber Herr, es iſt Sonntag, und viel lieber wollt' ich mein Leben lang Waſſer trinken, als zugeben, daß Eines aus meiner Familie am Sabbath ein Wirthshaus beträte. Ich habe mich ſchon oft bei Andern gegen ſolche Entheiligung des Sonntags ausgeſprochen, und wenn ich nun, was ich ſonſt tadle, ſelbſt thäte, ſo könnet Ihr Euch nicht vorſtellen, wie manche meiner Nachbarn über mich triumphiren und voll Schadenfreude erzählen würden, ſie haben des Schäfers Sohn im Bierhauſe ertappt, — ohne hinzuzuſetzen, aus welcher Veranlaſſung er dort war. Ihr wißt, Herr, Chriſten müſſen doppelt wachſam ſeyn; ſonſt bringen ſie nicht blos über ſich ſelbſt Schande, ſondern was noch viel ſchlimmer iſt, über jenen heiligen Namen, nach dem ſie genannt ſind."

„Seyd Ihr nicht ein wenig gar zu gewiſſenhaft, mein ehrſamer Freund?" ſagte Herr Johnſon. „Ich bitte Euch unterthänigſt um Verzeihung, Herr," erwiederte der Schäfer, „aber ich meine, das ſey unmöglich. Ich begreife eben ſo wenig, wie Jemand allzu gewiſſenhaft, als wie Einer allzu ſtark oder allzu geſund ſeyn kann."

„In der That," ſagte Herr Johnſon, „Ihr habt Recht, wenn es ſich von allgemeinen Grundſätzen handelte; aber in dieſem Falle handelt es ſich doch um etwas ſehr Unbedeutendes." — „Herr," entgegnete der Schäfer, „ich fürchte, Ihr haltet mich für gar zu dreiſt; aber Ihr ſelber gebt mir Muth, zu ſprechen." — „Das iſt's ja, was ich wünſche," ſagte Herr Johnſon. „Nun, Herr," nahm der Schäfer wieder das Wort, „ich zweifle, ob da, wo eine häufige Verſuchung zum Böſen ſtattfindet, irgend ein Fehltritt unbedeutend genannt werden kann, oder ob überhaupt eine mit Wiſſen und Willen begangene Sünde je unbedeutend ſeyn kann. Ein armer Mann, wie ich, wird ſelten berufen, große Dinge zu thun, ſo daß ſeine Nachbarn ſeinen Charakter nicht aus einigen wenigen recht in die Augen fallenden Thaten beurtheilen können, ſondern nur aus dem engen Kreiſe des Alltagslebens, in dem er ſich herumtreibt."

„Ich möchte doch wiſſen," ſagte Herr Johnſon, „wie Ihr in den einzelnen Fällen zu Werke geht, um das Wahre und Rechte zu treffen?"

„Meine Gelehrſamkeit iſt nahe beiſammen, Herr," entgegnete der Schäfer, „aber ich habe mir doch ſo nach und nach mein Syſtemchen gemacht. Da ich ein unwiſſender Mann bin, ſo hüte ich mich wohl davor, irgend eine einzelne ſchwierige Bibelſtelle aufzugreifen und mein Gemüth damit zu beunruhigen oder darüber hin und her zu klügeln; denn ich weiß, daß das arme, ungelehrte Chriſten nur verwirrt und in ihrem Glauben gefährdet. Vielmehr ſuche ich zu ergründen, was im Allgemeinen der Geiſt oder die Meinung der

Schrift über dieſen oder jenen Gegenſtand iſt, und zwar dadurch, daß ich mehrere Bibelſtellen neben einander ſtelle, gleichviel, ob ich ſie nahe bei einander oder weit von einander finde, wenn ſie nur auf das nämliche Ziel hinweiſen, die nämliche Wahrheit aus einander ſetzen oder den nämlichen Troſt darbieten. Werde ich alſo geprüft oder verſucht, oder begegnet mir irgend etwas, wo ich nicht recht weiß, was ich thun ſoll, ſo halte ich mich an meine Richtſchnur — die Bibel. Freilich kann ich in ihr gerade nicht für jeden einzelnen Fall einen beſonderen Fingerzeig finden; denn ſonſt hätte die Bibel dicker werden müſſen, als alle jene großen Bücher, die ich einmal in der Bibliothek zu Salisbury ſah, und von denen mir der Aufſeher ſagte, es ſeyen Parlamentsakten; und dann würde kein Armer mehr Geld genug haben, um die Bibel zu kaufen, und kein Arbeitsmann Zeit genug, um ſie zu leſen; und ſo hätte das Chriſtenthum nur eine Religion für die Reichen ſeyn können, für ſolche, die Geld und Zeit im Ueberfluß haben, was, Gott ſey Dank, ſo wenig der Fall iſt, daß vielmehr jeder Arme in der Welt ſich mit ſeiner Niedrigkeit ausſöhnen kann, wenn er nur beachtet, was der Heiland in jener ſchönen Rede an die Jünger des Johannes unter den Dingen, wozu er auf die Erde gekommen, als das letzte und höchſte nennt. „„Gehet hin,““ ſpricht er, „„und ſaget Johanni wieder, was ihr ſehet und höret; die Blinden ſehen, und die Lahmen gehen, die Ausſätzigen werden rein, und die Tauben hören, die Todten ſtehen auf.““ Nun, Herr, das Alles ſind freilich Wunder, aber es iſt nichts in Vergleich mit dem, was folgt. Es ſind nur gleichſam die unteren Sproſſen einer Leiter, auf denen man zum Gipfel ſteigt: „„Und den Armen wird das Evangelium gepredigt.““

„Aber,“ unterbrach ihn Herr Johnſon, „Ihr ſaget vorhin, Ihr wiſſet in jedem einzelnen Falle Eure Pflicht aus der Bibel herauszufinden, wenn auch der Fall nicht gerade beſonders darin erklärt ſey.“

„In der That, Herr,“ erwiederte der Schäfer, „ich glaube wenigſtens die Regel, unter die der einzelne Fall gehört, finden zu können, wenn ich nur ein williges Gemüth dazu bringe. Ich glaube, daß Halsſtarrigkeit das Verſtändniß der Bibel mehr erſchwert, als aller Mangel an Gelehrſamkeit. Böſe Neigungen ſind es, die den Verſtand blenden. Je mehr Einer die Sünde haßt, deſto deutlicher wird er den Weg ſehen, den er zu nehmen hat, und je mehr Einer Gott liebt, deſto beſſer wird er ſeine Bibel verſtehen, deſto mehr wird ihn ſeine eigene Erfahrung von jener ſo tröſtlichen Wahrheit überzeugen, daß „„das Geheimniß des Herrn unter denen iſt, die ihn fürchten."" Geſetzt, ich hätte Zeit und Gelehrſamkeit in Fülle und beſäße alle jene Bücher, die ich in des Biſchofs Bibliothek geſehen habe, wo fände ich zum Beiſpiel eine ſicherere Anweiſung, die Axt an die Wurzel aller Habſucht, Selbſtſucht und Ungerechtigkeit zu legen, als in der einfachen, überall anwendbaren Regel: „„Was du willſt, daß dir die Leute thun ſollen, ſo thue ihnen auch."" Oder wenn ein Nachbar mir ein Leid anthut, ſo darf ich mich nur an das Gleichniß von jenem Schalksknechte erinnern, der bei einer Schuld von 100 Groſchen keine Nachſicht haben wollte, während ihm ſelbſt zehntauſend Pfunde geſchenkt worden waren, — und dann werde ich über das, was ich zu thun habe, nicht mehr im Zweifel ſeyn. So glaube ich durchweg, daß, wenn man nur immer redlich und aufrichtig das Wort Gottes um Rath fragte, man nimmermehr fehl gehen könnte."

„Nun," ſagte Herr Johnſon, „es ſcheint, daß Ihr einen ſehr ausgedehnten Gebrauch von der Schrift machet und ſie auf Fälle anwendet, wo Manche wohl nicht daran denken."

„Ich meine, ſie müſſe überall ihre Anwendung finden, Herr," erwiederte der Schäfer.

Während dieſer ganzen Unterhaltung hatten ſich die Kinder mäuschenſtill verhalten. Nun aber brachen ſie plötzlich auf und eilten nach dem Sitz am Fenſter, um ihre ziemlich abgetragenen Hütchen zu holen. Herr Johnſon war verwundert über dieſe plötzliche Störung; der Schäfer bat um Verzeihung, indem er bemerkte, es ſey der Klang der Kirchglocke, was ihren ſchnellen Aufbruch veranlaſſe; denn ihre Mutter habe ſie von Jugend auf ſo ſehr an Pünktlichkeit in Beziehung auf den Kirchgang gewöhnt, daß ſie beim erſten Laut der Glocke aufbrechen, und jedes das Erſte ſeyn wolle. Er habe ihnen ſtets einzuprägen geſucht, daß nichts unſchicklicher ſey, als in die Kirche zu kommen, wenn der Gottesdienſt ſchon angefangen habe.

Marie und ihre Kinder machten ſich auf den Weg. Herr Johnſon und der Schäfer folgten, und ihre ganze Unterhaltung unterwegs bezog ſich auf Gegenſtände, die der Heiligkeit des Ortes, nach welchem ſie gingen, angemeſſen waren. „Ich habe oft mit Bedauern wahrgenommen,“ ſagte Herr Johnſon, „daß Viele, die für ehrbare, brave Leute gelten und die Kirche gewiſſenhaft beſuchen, doch nur wenig Aufmerkſamkeit auf die Stimmung oder Gemüthsverfaſſung richten, in der ſie dahin gehen. Sie ſprechen von ihren weltlichen Angelegenheiten bis vor die Kirchthüre hin und fangen wieder davon an, ſobald die Predigt zu Ende iſt, während doch ich meines Theils finde, daß es immer einige Zeit braucht, bis mein Gemüth in der Stimmung iſt, wo ich dieſes oder jenes weltliche Geſchäft recht verrichten kann; und daſſelbe iſt noch vielmehr der Fall bei dieſem wichtigſten und nothwendigſten aller Geſchäfte."

„Ja, Herr," erwiederte der Schäfer, „und dann denke ich auch, wie ich mich zuſammennehmen würde, wenn ich vor einen großen Herrn, einen Fürſten oder gar vor den König ſelbſt zu treten hätte; und ſollte ich dem König der Könige mit weniger Ehrfurcht begegnen? Dabei iſt es etwas gar Schönes, wenn man den Leuten anſieht, daß ſie nicht blos aus Pflichtgefühl, ſondern aus Luſt und Liebe in die Kirche gehen, und daß ſie dabei ſo wenig die Letzten ſeyn wollen, als wenn es zu einem Feſtmahle oder auf einen Jahrmarkt ginge."

Nach dem Gottesdienſte trat Herr Jenkins, der Geiſtliche, mit vieler Artigkeit zu Herrn Johnſon, deſſen achtbarer Charakter ihm wohl bekannt war, und drückte ihm ſein Bedauern aus, für den Augenblick deſſen Unterhaltung nicht nach Wunſch genießen zu können, da er jemand Krankes in einiger Entfernung von da beſuchen müſſe; doch hoffe er, noch Zeit zu einer kleinen Unterredung mit ihm zu finden, ehe Herr Johnſon das Dorf verlaſſe. Dieſer begleitete ihn einige hundert Schritte weit, um ſich bei ihm über den Schäfer zu erkundigen, und die Antworten des Geiſtlichen waren vollkommen geeignet, Herrn Johnſon in der hohen Meinung, die er von deſſen Frömmigkeit, Verſtand, Fleiß und Selbſtverläugnung gefaßt hatte, zu beſtärken. Jetzt trennten ſie ſich, und der Geiſtliche verſprach, auf dem Rückwege in der Hütte des Schäfers einzuſprechen.

Der Schäfer, der nicht anders geglaubt hatte, als daß Herr Johnſon in das Pfarrhaus gegangen ſey, begab ſich mit ſeiner Frau und ſeinen Kindern nach Hauſe und fing bei den Letztern ſeinen gewöhnlichen ſonntäglichen Religionsunterricht an. Als Herr Johnſon eintrat und ſah, was vorging, bat er den Schäfer auf's Angelegentlichſte, in ſeinem Unterrichte fortzufahren, gerade als wäre er nicht da. Dieſer Mann nämlich hatte ſeit langer Zeit ſein Augenmerk darauf gerichtet, ſeinen Dienſt- und Arbeitsleuten durch Religionsunterricht nützlich zu werden; allein zu ſeinem Bedauern hatte er mehr als einmal wahrgenommen, daß dieſe Leute troß aller Mühe, die er ſich gab, ihn nicht immer ganz verſtanden; denn ſo gut auch ſeine Gedanken waren, ſo war doch ſeine Sprache nicht immer klar und einfach genug, und obgleich das, was er ſagte, nicht ſchwer zu verſtehen war, ſo waren es doch ſeine Worte beſonders für ganz Unwiſſende. Und ſo hatte er jetzt die Ueberzeugung gewonnen, daß, wenn der Religionslehrer noch ſo weiſe und gut iſt, dabei aber ſich nicht einfach, kurz und gemeinverſtändlich auszudrücken weiß, manche ſeiner ganz ungelehrten Zuhörer nicht viel beſſer durch ihn werden können. Aus dieſem Grunde hielt er es nicht unter ſeiner Würde, auf die einfache, anſpruchsloſe Weiſe zu achten, in welcher der ehrbare Schäfer ſeine Jugend unterrichtete; denn obgleich er ſich wohl bewußt war, demſelben in Manchem überlegen zu ſeyn, weit mehr Kenntniſſe zu haben und ihn daher gar Manches lehren zu können, ſo war er doch nicht ſo ſtolz, daß er nicht auch von einem ſo armen Manne in einem Punkte, wo er dachte, daß ihm der Schäfer überlegen ſeyn könnte, hätte lernen mögen.

Herr Johnſon hatte bald Grund, den Verſtand und die Frömmigkeit zu bewundern, welche die Kinder in ihren Antworten an den Tag legten, und bat den

Schäfer, ihm zu ſagen, wie es ihm bei ſo wenig freier Zeit und ſo wenigem Bücherleſen möglich ſey, den Sinn für Gegenſtände der Religion bei ſich ſelbſt und bei ſeiner Familie rege zu erhalten.

„O, was das betrifft, Herr,“ ſagte der Schäfer, „ſo leſen wir freilich nicht viel, außer in Einem Buche, und mit einem herzlichen Gebet um Gottes Segen zum Gebrauche dieſes Buches ſcheint die nöthige Einſicht wie von ſelber zu kommen. Und mein Hauptbeſtreben iſt immer, aus dem, was wir Sonntags leſen, eine Frucht für die folgenden ſechs Werktage zu gewinnen und ſtets denſelben Sinn für das Göttliche im Herzen wach zu erhalten, die Bibel mag nun im Wandſchranke oder in der Hand ſeyn, kurz, das, was ich im Buche leſe, anzuwenden auf das, was mir im Leben begegnet.“

„Ich verſtehe Euch nicht ganz,“ ſagte Herr Johnſon.

„Herr,“ erwiederte der Schäfer, „ich habe nicht viel Geſchick, ſolche Dinge Andern zu erklären, obgleich ich für mein eigenes Gemüth gar reichlichen Nutzen daraus ziehe; aber ich bin überzeugt, daß, wenn Einer noch ſo unwiſſend iſt und vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend von ſeiner Arbeit in Anſpruch genommen, kaum einen Augenblick übrig hat, um in ein Buch zu ſehen, — daß er doch, wenn es ihm ernſtlich um das Heil ſeiner Seele zu thun iſt, die ganze Woche hindurch fromme Gedanken und gottſelige Gefühle in ſich rege erhalten kann; und eben damit wird er auch arge Gedanken von ſich entfernt halten, was ſchon viel iſt. Dazu aber muß er die Bibel kennen; er muß das Wort Gottes mit Fleiß geleſen haben; das iſt eine Art Umtriebscapital, mit dem ein Chriſt in dieſer Welt ſich ſetzen mag; und deßwegen unterweiſe ich meine Kinder mit ſo vieler Sorgfalt in der Bibel; ja ich laſſe ſie ganze Pſalmen und andere bibliſche Abſchnitte auswendig lernen. Das iſt ein großer Vortheil für einen armen Mann, der ſeinen Tag mit Handarbeit zubringen muß; denn er wird überall Stoff zu nützlichen Betrachtungen darin finden. Wenn Einer in der Furcht und Liebe Gottes lebt, ſo lehrt ihn faſt jedes Ding, das er draußen ſieht, die Macht und Güte Gottes anbeten und erinnert ihn an die eine oder andere Bibelſtelle, die ſein Herz mit Dank und ſeinen Mund mit Lobpreiſung erfüllt. Seh' ich aufwärts, ſo verkündigen die Himmel die Ehre Gottes, — wie könnt' ich ſtumm und danklos bleiben? Schaue ich rings um mich und ſehe die Fluren im

Thal dicht mit Korn ſtehen, — wie könnte ich anders, als Den preiſen, welcher der Urheber alles dieſes Segens iſt? Dankbarkeit kann ich von den Thieren lernen; denn „„der Ochs kennt ſeinen Herrn, und der Eſel die Krippe ſeines Herrn,““ und ein Chriſt ſollte nicht bedenken, wie Großes Gott für ihn gethan hat? Ich, der ich ein Hirte bin, ſuche in meiner Seele ſtets das Andenken an jenen guten Hirten wach zu erhalten, der mich waidet auf grüner Aue und mich führet zum friſchen Waſſer, und deſſen Stab und Stecken mich tröſtet. Eine Religion, Herr, die ihren Sitz im Herzen hat und ihre Früchte im Leben, braucht kein langes Studium.“

„Ihr ſeyd glücklich,“ ſagte Herr Johnſon, „in einer Zurückgezogenheit, die Euch vor den Verſuchungen der Welt ſicher ſtellt.“

„Herr,“ erwiederte der Schäfer, „vor den Verſuchungen meiner eigenen böſen Natur ſtellt ſie mich nicht ſicher. Auch dort auf der wilden, einſamen Höhe kann es geſchehen, daß ich mein Herz auf böſen Gedanken ertappe. Ich denke, Herr, daß jeder Stand ſeine eigenthümliche Art von Verſuchungen hat. Ihr vornehmen Leute, die ihr in der großen Welt lebt, ſeyd vielleicht mancherlei Verſuchungen ausgeſetzt, von denen ein armer Mann, wie ich, nichts weiß. Aber für Einen, der gleich mir ein einſames Leben führt, ſind böſe Gedanken eine beſonders gefährliche Sünde, und ich kann ſolchen ohne dieſe Gnade eben ſo wenig widerſtehen, als ein reicher Herr ohne dieſelbe Gnade den Fallſtricken böſer Geſellſchaft entgehen kann. Ich fühle es, daß ich unausgeſetzt der göttlichen Hilfe bedarf, und daß ich verloren wäre, wenn Gott mich meinem eigenen böſen Herzen überließe."

Herr Johnſon lobte des Schäfers Aufrichtigkeit; denn er hatte immer bemerkt, daß, wo es an Demuth und Wachſamkeit fehle, auch keine Religion zu finden ſey, und ſo ſagte er, daß derjenige, der ſich nicht ſelbſt für einen Sünder erkenne, ſeiner Meinung nach auch kein Chriſt ſeyn könne.

Während ſie ſo ſprachen, trat Herr Jenkins ein. Er grüßte die Geſellſchaft und wandte ſich dann an den Schäfer mit den Worten: „Glück zu! Schäfer; ich weiß, es thut Euch leid, wenn Euch ein Vortheil aus dem Tode eines Eurer Mitmenſchen erwächst; doch der alte Wilſon, mein Küſter, war ſo krank und, wie ich überzeugt bin, ſo wohl vorbereitet, daß kein Grund da iſt, ſich über ſeinen Tod zu betrüben. Ich ging hin, um mit ihm zu beten; allein er ſtarb, während ich an ſeinem Bette ſtand. Nun war es immer mein Gedanke, Ihr ſolltet in ſeine Stelle einrücken; das Einkommen iſt freilich nicht groß, doch wenn es auch noch ſo wenig iſt, ſo iſt es doch immer etwas.“

„Wenig, Herr!“ rief der Schäfer, „wahrlich für mich iſt es viel; es iſt mehr als genug, meinen Hauszins damit zu bezahlen. Gelobt ſey Gott für alle ſeine Güte!“ —

Marie ſprach nichts; aber ſie hob in ſtummem Dankgefühle Augen voll Thränen zum Himmel empor.

„Es freut mich recht,“ fuhr Herr Jenkins fort, „nicht blos für Euch, ſondern beſonders auch für das Amt ſelbſt. Denn es thut mir wehe, durch eitle, weltliche Lippen das Amen zu unſern herrlichen Kirchengebeten ſprechen zu hören, und wenn es auf mich ankäme, ſo dürfte im ganzen Lande kein dem Müßiggange oder dem Trunke ergebener oder überhaupt unfrommer Küſter ſeyn. Leider widmet man dieſem Punkte nicht immer die nöthige Aufmerkſamkeit, und ich weiß Manche dieſes Standes, denen die Religion gar wenig am Herzen liegt.“

Herr Johnſon fragte jetzt den Geiſtlichen, ob er viele Kinder in ſeiner Pfarrei habe. „Mehr, als Sie wohl denken,“ erwiederte er, „denn das Dorf iſt größer, als es ſcheint; es ſind noch einige Gruppen von Häuſern da, welche Sie von hier aus nicht ſehen können.“

„Ich meine, mich zu erinnern,“ entgegnete Herr Johnſon, „daß mir der Schäfer letzthin ſagte, es beſtehe hier keine Sonntagsſchule.“

„Leider nicht,“ ſagte der Pfarrer, „ich thue, was ich kann, um dieſem Mangel durch öffentliche Kinderlehren abzuhelfen; allein, da ich zwei, ja eigentlich drei Kirchen zu bedienen habe, ſo kann ich auf Privatunterricht nicht gar zu viel Zeit verwenden; und da ich ſelbſt eine zahlreiche Familie und keinen Beiſtand von Andern habe, ſo iſt es mir bis jetzt nicht möglich geweſen, eine Schule zu Stande zu bringen.“

„Es exiſtirt in London,“ ſagte Herr Johnſon, „eine treffliche Anſtalt, genannt die Sonntagsſchul-Geſellſchaft, die es ſich zum Zwecke macht, fromme Geiſtliche, die ihrer Hilfe benöthigt ſind, mit Büchern und anderen Erforderniſſen auf's Bereitwilligſte zu unterſtützen; ſie würde, wenn Sie ſich an ſie gewendet hätten, gewiß ihre Unterſtützung nicht verſagt haben; allein ich meine, wir ſollten im Stande ſeyn, ſelbſt etwas für dieſen Zweck zu thun. Schäfer,“ fuhr er fort, „wenn ich ein König wäre und es in meiner Macht ſtünde, Euch mit einem einzigen Worte zu einem reichen, vornehmen Manne zu machen, — ich würde es nicht thun. Diejenigen, die irgend ein plötzlicher Wechſel weit über ihren vorigen Stand emporhebt, werden ſelten recht gut oder glücklich. Ich habe nie über Großes zu gebieten gehabt; aber ſo weit es in meiner Macht ſtand, hab' ich den Würdigen immer gerne unterſtützt. Zwar habe ich niemals verſucht noch gewünſcht, einen armen Mann weit über ſeine natürliche Stellung zu erheben; aber es macht mir Vergnügen, ihn ſo zu unterſtützen, daß ihm dieſe erträglicher wird, und ihn in eine Lage zu verſetzen, in der es ihm möglich wird, ſeinen Pflichten gegen Andere und gegen ſich beſſer nachzukommen. Wie viel zahlt Ihr jährlich für dieſes Häuschen?"

„Fünfzig Schilling, Herr."

„Es iſt in einer traurigen Verfaſſung; wäre denn kein beſſeres im Dorfe zu haben?"

„Das, worin mein bisheriger Meßner wohnte," erwiederte der Geiſtliche, „iſt ſolider gebaut und beſſer erhalten und hat zwei anſtändige Zimmer und eine große, helle Küche."

„Nun, das taugt ja ganz für uns," ſagte Herr Johnſon, „wie viel zahlt es Miethe?"

„Ich meine,“ ſagte der Schäfer, „der ſelige Wilſon zahlte an vier Pfund oder Guineen jährlich.“

„Schön,“ verſetzte Herr Johnſon, „und was meint Ihr, daß der Meßnerdienſt eintrage?“

„An drei Pfund,“ war die Antwort.

„Nun,“ fuhr Herr Johnſon fort, „iſt meine Meinung, daß der Schäfer das Haus gleich beziehe; denn da der bisherige Bewohner todt iſt, ſo brauchen wir nicht bis zum Quartale zu warten; die Bezahlung bis dahin nehm’ ich auf mich.“

„Recht ſo,“ ſagte Herr Jenkins, „und mein Schwiegervater, den ich morgen erwarte, wird ſich gewiß bereitwillig finden laſſen, zum Ankaufe eines Theils von des bisherigen Küſters Hausgeräthe etwas beizuſteuern. Und je ſchneller ſie in die neue Wohnung einziehen, deſto beſſer iſt es, denn die arme Marie hat ihren böſen Huſten nur dem Schlafen unter einem durchlöcherten Strohdache zu verdanken.“ Der Schäfer war zu gerührt, als daß er hätte ſprechen können, und Maria konnte kaum die Worte hervorſchluchzen: „O Herr! Ihr ſeyd allzu gütig; fürwahr, das Haus da iſt gut genug für uns.“

„Und wenn es gut genug iſt für Euch und Eure Kinder,“ ſagte Herr Johnſon mit Nachdruck,

„ſo taugt es doch nicht für eine Schule.“ — „Schäfer,“ fuhr er fort, „unter Vorausſetzung der Erlaubniß und des freundlichen Beiſtands Eures guten Herrn Pfarrers mache ich Euch den Vorſchlag, eine Sonntagsſchule für das Dorf zu errichten und Euch an die Spitze derſelben zu ſtellen. Das wird Euren ſonſtigen Berufsgeſchäften durchaus keinen Eintrag thun, und es iſt der einzige erlaubte Weg, auf dem Ihr aus dem Ruhetag des Herrn einen kleinen Vortheil für Eure Familie ziehen könnet, und dabei werdet Ihr, hoff' ich, viel Gutes an den Seelen Anderer ſchaffen. Die ſechs andern Tage der Woche geht Ihr dann, wie bisher, Eurer Arbeit nach. Was des Küſters Haus an Miethe mehr koſtet, als Euer jetziges, das werde ich bezahlen; denn es wäre kein großer Freundſchaftsdienſt, wenn ich Euch die Veränderung auf eigene Koſten wollte machen laſſen. Was die ehrbare Marie betrifft, ſo wiſſen wir Alle, daß ihre Geſundheit ihr keine anſtrengende Arbeit erlaubt; deßwegen mache ich den Vorſchlag, eine kleine Mädchenſchule zu errichten, in der ſie die Lehrerin ſeyn ſoll. Dazu eignet ſie ſich vor allen Andern durch ihre ungemeine Betriebſamkeit und Geſchicklichkeit in weiblichen Arbeiten; zehn oder zwölf Mädchen kann ſie bequem im Stricken, Nähen, Spinnen, Krämpeln oder andern nützlichen Arbeiten unterrichten; für all das werde ich ihr nur den gewöhnlichen Lohn bezahlen; denn ich habe nicht im Sinne, Euch reich, ſondern recht nützlich zu machen.“

„Nicht reich, Herr?“ rief der Schäfer, „wie kann ich je genug danken für ſo viel Segnungen? Meine liebe Marie ſoll ein trockenes Dach über ihr Haupt bekommen! ich ſoll nach dem Doktor ſchicken können, ſo oft ich Gefahr laufe, ſie zu verlieren! Fürwahr, mein Becher läuft ja über von Segen, möge Gott mir Demuth verleihen!“

Jetzt ſahen er und Marie einander an und brachen in Thränen aus. Die beiden Herren verſtanden die Beklommenheit des würdigen Paares und waren zartfühlend genug, die Stube zu verlaſſen und einige Schritte auf dem grünen Raſenplätzchen davor auf und ab zu gehen, damit der Schäfer und ſeine Frau ungeſtört ihren Gefühlen Luft machen könnten. Sobald dieſe ſich allein ſahen, eilten ſie in eine Ecke der Stube, wo ſie dachten, daß Niemand ſie ſehen könne, fielen dort auf die Kniee nieder und lobten Gott von ganzem Herzen für alle ſeine Barmherzigkeit. Nie ſind inbrünſtigere Gebete zum Himmel aufgeſtiegen, als die, welche dieſes dankbare Paar für ſeine Wohlthäter emporſandte. Der Wärme ihres Dankes kam nur der Ernſt gleich, womit ſie Gottes Segen für das Werk erflehten, das ſie zu unternehmen im Begriffe ſtanden.

Die beiden Herren verließen jetzt die überglückliche Familie und begaben ſich in das Pfarrhaus, wo der Abend in erbaulicher Unterhaltung zugebracht ward. Den andern Tag traf Herr Johnſon alle geeigneten Anſtalten, um den Schäfer unverweilt in den Beſitz ſeiner neuen, ſehr bequemen Wohnung zu ſetzen. Herrn Jenkins Schwiegervater, jener würdige Mann, der des Schäfers Frau die Teppiche geſchenkt hatte, langte im Pfarrhauſe an, ehe noch Herr Johnſon es verließ, und half das Haus des neuen Küſters mit allem Nothwendigen ausrüſten.

Herr Johnſon nahm jetzt Abſchied und verſprach, jeden Sommer bei ſeiner Reiſe über die Haide den würdigen Pfarrer und ſeinen ehrenwerthen Küſter zu beſuchen, und das ſo lange, als es Gott gefalle, ihn beim Leben zu erhalten. Auch hatte er nie Grund, ſeine Güte zu bereuen. Eifer in ſeinem Amte und Frömmigkeit machten den Schäfer zu einem wahren Segen für das nachwachſende Geſchlecht. Die Alten gingen in ſeine Schule, um die Jungen unterrichten zu hören, und der Geiſtliche hatte das Vergnügen, ſich für den Schutz, den er der Schule gewährte, durch die große Zunahme ſeiner eigenen Zuhörer belohnt zu ſehen. Nicht nur ſtellte der Schäfer Eltern ſowohl als Kindern die unerläßliche Pflicht eines regelmäßigen Beſuchs der Kirche vor, ſondern er zog ſie durch ſeine frommen Rathſchläge auch wirklich dahin und machte ſie durch ſeinen klaren, verſtändigen Unterricht fähig, die öffentliche Verkündigung des göttlichen Wortes zu verſtehen und folglich Gefallen daran zu finden.

Franz Ellis,

oder

die Macht der Verführung.

Aus dem Engliſchen

der

Johanna Strickland.

Pantheon II. Band. 5

Erſtes Kapitel.

Die Warnung.

Mein Kind, gehorche der Zucht deines Vaters.
Sprüche 1, 8.

Franz Ellis war der jüngſte Sprößling frommer und fleißiger Eltern, welche ſich eifrig bemühten, ihren Kindern ſchon frühe die heilſamen Grundſätze wahrer Religion und Sittlichkeit einzuflößen. Auch belohnten die vier älteſten reichlich ihre elterliche Fürſorge; allein kaum näherten ſie ſich dem Alter der Reife, als eine zehrende Krankheit eines nach dem andern ergriff und hinwegraffte.

Ohne Murren, weil es der Wille Gottes war, hatte Johannes Ellis ſeine vier älteſten Kinder in eben ſo viel Jahren in's Grab legen ſehen. Nur eine Tochter war ihm noch geblieben, und wenn er an Mariens Frömmigkeit, Verſtand und Liebenswürdigkeit dachte, ſo fühlte er, daß er noch einen Schatz beſitze, für welchen er dem allmächtigen Geber nicht dankbar genug ſeyn könne. Dieſes liebliche Mädchen aber war eine jener edlen Blüthen, welche frühe reif zum ewigen Leben ſind, und wenige Wochen, nachdem ihre Mutter einem ſchwächlichen Knäbchen das Daſeyn gegeben hatte, zeigten ſich bei Marien Symptome derſelben bedenklichen Krankheit, welche ſie ihrer älteren Geſchwiſter beraubt hatte. Die hohe Röthe auf ihren Wangen und der ungewöhnliche Glanz ihrer Augen entgingen dem erfahrenen Blicke ihrer Eltern nicht: dieſe wußten wohl, was für ein Feind hinter dieſen täuſchenden Schönheiten verborgen lag, und zitterten für das Leben des geliebten Kindes. Bald gingen ihre Beſorgniſſe in Erfüllung: der erſte warme Frühlingstag war zugleich der Todesbote für die Kranke, welche in den Armen ihrer Eltern ohne Seufzer und Kampf verſchied.

„Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen!“ ſagte Ellis, als er ſeiner Tochter die Augen zudrückte. „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen!“ waren die einzigen Worte, die er ſprach, als er vor ihrem Sarge ſtand.

„O, es iſt hart, Kinder zu gebären und ſie nach wenigen Jahren zu Grabe tragen zu müſſen,“ entgegnete ſeine troſtloſe Gattin, indem ſie ſich die Thränen aus den Augen wiſchte.

Ellis nahm das Tuch von dem ſchönen Antlitze ſeines Kindes, in dem der Friede Gottes noch zu lächeln ſchien. „Sieh' hieher, liebe Anna, und gedenke der Worte, die der Herr an diejenigen richtete, welche um die Tochter des Jairus weinten. „„Das Mägdlein iſt nicht todt, ſondern es ſchläft."" Traure alſo nicht, liebes Weib, als hätteſt Du keine Hoffnung; wir werden zu ihr gehen, ſie aber kann nicht zu uns zurückkehren. Sie macht jetzt einen Theil des Schatzes aus, der uns aufbehalten iſt im Himmel."

„O Johannes, ich werde bald eine kinderloſe Mutter ſeyn! Hätte es doch Gott gefallen, mich ſtatt meiner Tochter hinwegzunehmen!" fuhr die arme Frau fort, indem ſie noch heftiger zu weinen anfing.

„Wir ſind nicht kinderlos, liebe Anna," erwiederte Ellis, auf die Wiege deutend, in welcher der Säugling Franz ſchlief. „Gott wird vielleicht unſers kleinen Knaben ſchonen, damit er uns beiden ein Tröſter ſey."

Die troſtloſe Mutter wandte ihr von Thränen erfülltes Auge nach dem Säugling und ſchüttelte ſeufzend den Kopf; denn es ſchien ihr nicht wahrſcheinlich, daß dieſe kränkelnde Knospe je aufblühen werde; ein kurzes Nachdenken ſagte ihr jedoch, daß alles Härmen und Grämen fruchtlos und ſündhaft ſey, und ſie beſchloß, ihres Gatten Geduld zum Vorbild zu nehmen und ſich in des Herrn Willen zu ergeben. Mariens irdiſche Ueberreſte wurden bald zu ihrer letzten Ruheſtätte getragen. Der Balſam der Religion milderte den Kummer der betrübten Eltern. Aber noch lange erinnerten ſie ſich gerührt der Tugenden ihrer theuren Marie.

Gegen die Erwartung ſeiner Eltern wuchs der Säugling in der Wiege zu einem geſunden, blühenden Knaben heran und ließ hoffen, daß er ſie für den Verluſt ihrer andern Kinder entſchädigen werde.

Unter demſelben Dache mit der Familie Ellis wohnte eine andere, Namens Maſon, die eine Tochter von dem Alter des kleinen Franz hatte. Beide waren unzertrennliche Spielgefährten während der erſten Jahre ihrer Kindheit, und man ſah ſie ſelten allein. Wenn der Frühling die Erde mit Blumen bedeckte, ſo wanden ſie Kränze für einander. Zur Erntezeit ſammelten ſie die liegengebliebenen Halmen, ſangen munter wie die Vögel und freuten ſich mit dieſen über die Güte ihres Schöpfers. Jeden Sonntag

Morgen konnte man den kleinen Franz ſeine Freundin Fanny mit der liebevollen Sorgfalt eines Bruders nach der Sonntagsſchule führen ſehen, und dieſe Freundſchaft nahm zu mit den Jahren; denn ſie beteten dieſelben Gebete, ſangen dieſelben Geſänge, lernten dieſelben Aufgaben, laſen in demſelben Buche, arbeiteten auf demſelben Felde und fühlten ſich nie glücklich, wenn ſie nicht bei einander waren. Als ſie älter wurden, ſchwand dieſe Zuneigung nicht, ſondern nahm nur eine andere Form an; und die Eltern und Nachbarn pflegten zuweilen zu lächeln und von dem Tage zu ſprechen, wo dieſe jungen Liebenden Mann und Frau ſeyn würden. Sogar, als ſie in Dienſte traten, wurden ſie nicht von einander getrennt; denn Herr Evelyn, der würdige Pfarrer des Kirchſpiels, nahm beide in ſein Haus auf, wo ſie einige angenehme Jahre verlebten. Hier machten ſie eine gute religiöſe Schule durch; denn Herr Evelyn übte ſelbſt das, was er lehrte, und ſeine Gattin war eine fromme, verſtändige Frau, welche ihrem Haushalte auf eine muſterhafte Weiſe vorſtand.

Der plötzliche Tod des würdigen Pfarrers und die Ankunft ſeines Nachfolgers hatte eine Trennung der Liebenden zur Folge. Fanny begleitete die verwittwete Pfarrerin nach Cambridge, und Franz gelangte durch die Empfehlung der Letzteren in die Dienſte des Grafen von H.

Der Abſchied war für Franz und Fanny ſehr traurig, da ſie bisher nie eine Woche von einander getrennt geweſen waren. Sie tröſteten ſich jedoch mit dem Gedanken, daß es ihnen nicht an Gelegenheit fehlen könne, ſich hie und da zu ſehen, und ihre Erſparniſſe ſie nach Jahren in den Stand ſetzen würden, ſich zu heirathen und nach ihrem theuren Geburtsorte zu ziehen.

Ehe Franz das Kirchſpiel verließ und nach H—hall, dem Landſitze ſeines neuen Herrn, abreiste, gab ihm ſein Vater folgende Warnung mit auf den Weg:

„Mein lieber Sohn, Du biſt im Begriffe, Deinen Geburtsort zu verlaſſen, um in die Dienſte eines Edelmannes zu treten; und obgleich mir der Graf als ein guter, junger Herr bekannt iſt, welcher die Furcht Gottes vor Augen hat, und ich Dich für einen rechtſchaffenen jungen Menſchen halte, ſo bin ich doch Deinethalb in Sorgen, weil es Dir an Erfahrung fehlt. Unter den vielen Dienern des Grafen befinden ſich vielleicht einige, welche einen ſchlechten Wandel führen, — dieſe mußt Du meiden. Schließe keine Freundſchaft mit ihnen, ſondern wähle die Achtbaren, Anſtändigen und Frommen zu Deinem Umgange. Sieh' Deines Herrn Intereſſe für unzertrennlich von dem

Deinigen an; denn wenn Du ihm ein guter Diener biſt, ſo wird er Dir ein gütiger Herr ſeyn. Halte den Sonntag heilig. Lies täglich in der Bibel, und öffne ſie nie, ohne um ein demüthiges, glaubiges Herz zu bitten. Sey höflich und gefällig gegen Jedermann. Vor Allem hüte Dich vor dem Kartenſpiele; dieß iſt eine verderbliche Gewohnheit, welche ſich nur zu häufig bei der Dienerſchaft vornehmer Familien findet und nicht ſelten Seele und Leib in's Verderben führt."

Franz mußte lächeln, als er dieſe letzte Warnung hörte. „Dieſe letzte Bemerkung, lieber Vater," ſagte er, „iſt gewiß unnöthig, da ich nie in meinem Leben Karte geſpielt habe und es auch nie thun will. Ich kann mir wirklich nicht vorſtellen, wie es Vergnügen gewähren kann, Stücke bemalten Papiers aufzunehmen und niederzulegen."

„Setze nicht zu viel Vertrauen auf Dich ſelbſt, mein Sohn, ſonſt dürfteſt Du zur Zeit der Verſuchung fallen. Ich habe dieſe Zuverſichtlichkeit mit Beſorgniß bei Dir bemerkt. Du vergiſſeſt, daß wir ſelbſt nichts thun können, und Gott allein uns Kraft zur Ueberwindung von Verſuchungen ſchenken kann. Das Spiel iſt die Urſache vieler Verbrechen, und ich habe mehrere junge Leute gekannt, die eben ſo gutgeartet, wie

Du, waren, aber durch einen Hang zu dieſem unſeligen Vergnügen von dem Pfade der Gottſeligkeit verlockt wurden. Dieſe und andere Arten von Leichtſinn, wie Unmäßigkeit und die Sabbathſchändung, haben ſchon Tauſende zu Grunde gerichtet.“

„Ich will Deinen Rath nicht vergeſſen, lieber Vater,“ erwiederte Franz, „und hoffe, Dir durch mein Betragen nie Schande zu machen. Es ſoll mein eifrigſtes Beſtreben ſeyn, alle Deine Wünſche zu erfüllen.“

„Sey nüchtern, Franz,“ fügte ſeine Mutter hinzu, „und bedenke, daß der Trunk eben ſo verderblich für die Seele als für den Körper iſt. Bleibe der armen Fanny treu, und verlaß ſie nicht um irgend eines geputzten Mädchens willen, die vielleicht ſchöner iſt, aber weder ihre Beſcheidenheit noch ihre übrigen Vorzüge beſitzt.“

„Liebe Mutter, ich werde ſie nicht ſo leicht vergeſſen; denn wo könnte ich ihresgleichen finden?“ erwiederte Franz mit der ganzen Wärme eines Liebenden.

Die alten Leute lächelten über ſeinen Ernſt, umarmten ihn liebevoll und ſagten ihm mit Thränen in den Augen Lebewohl.

Franz Ellis reiste zu ſeiner neuen Herrſchaft ab, und das Gebet und der Segen ſeiner Eltern begleiteten ihn.

Zweites Kapitel.

Die Warnung wird vergeſſen.

> Und habe nicht gehorchet der Stimme meiner Lehrer und mein Ohr nicht geneiget zu denen, die mich lehreten.
>
> Sprüche 5, 13.

Franz befand ſich in ſeiner neuen Lage bald ſehr wohl. Sein junger Herr war gütig, gerecht, leicht zu befriedigen und ſo fromm, daß man ſeinen Charakter nur lieben und achten konnte. Lord H. war jedoch ſo eben erſt volljährig geworden und beſaß deßhalb als Herr wenig Erfahrung. Wiewohl er allen jungen Edelleuten zum Muſter aufgeſtellt werden konnte, ſo bekümmerte er ſich doch nicht ſorgfältig genug um die Art und Weiſe, wie ſeine Diener ihre Zeit zubrachten. Er ſpielte ſelbſt nie Karte und wußte nicht, daß viele unter ſeiner Dienerſchaft dem Spiele ergeben waren und ganze Abende mit dieſem verderblichen Vergnügen zubrachten. Auch wurde dieſer Umſtand ſorgfältig vor ihm geheim gehalten.

Franz hatte viel Muße, welche er dazu verwandte, daß er dem Gärtner hilfreiche Hand leiſtete, die Pflege der Treibhauspflanzen übernahm, Bäume beſchneiden lernte und ſich eine Kenntniß von den botaniſchen Namen der Blumen und Pflanzen im Garten verſchaffte. Dieſe leichten Arbeiten wurden nicht von ihm gefordert. Er erwarb ſich aber gern Kenntniſſe, die ihm dereinſt nützlich werden konnten. Zuweilen half er auch dem Wildaufſeher und ſuchte ſich überhaupt ſo nützlich als möglich zu machen. Dabei war er höflich und gefällig gegen Jedermann im Hauſe und auf dem Gute. Seine Abende brachte er mit der Lectüre guter und nützlicher Bücher zu, oder damit, daß er Briefe nach Hauſe oder an Fänny Maſon ſchrieb; denn der Lord war gütig genug, ſeine Briefe unentgeldlich zu befördern.

Fanny Maſon war er noch immer mit warmer Liebe zugethan. Unter den vielen Frauenzimmern in des Grafen Haushalte ſah er auch nicht Eines, welches ihm ſo wohl gefallen hätte. Einige waren zwar nicht weniger hübſch und alle beſſer gekleidet, aber Fanny in ihrem netten Kattunkleide, mit ihrem ſittſam über dem Buſen befeſtigten weißen Halstuche, ihrem einfachen Hute und mit ihrem demüthigen, ſtillen Weſen ſtand weit über ihnen allen.

Wenn Frauen durch buntſcheckigen Putz Bewunderung auf ſich zu ziehen meinen, ſo irren ſie ſich gewöhnlich ſehr; denn die Männer lieben in der Regel grelle Farben nicht und ziehen überhaupt ein nettes Aeußeres einem glänzenden vor. Fanny Maſon war ein liebenswürdiges junges Mädchen und bedurfte keiner Künſte, um ihre Schönheit ſichtbar zu machen. Ihr einfacher Anzug und ihr beſcheidenes Benehmen flößten Achtung und Wohlgefallen ein.

Franz machte ſich durch ſeine Gefälligkeit bei allen übrigen Dienern im Hauſe beliebt, obgleich ſeine Abneigung gegen das Kartenſpiel ihn zuweilen ihren Spöttereien ausſetzte. Während der Sommermonate wurde er durch ſeine Geſchäfte verhindert, die Abende in der Bedientenſtube zuzubringen; der herannahende Winter brachte ihn jedoch in nähere Berührung mit den Hausgenoſſen; und da ſich die meiſten durch Kartenſpielen die Zeit vertrieben, ſo mußte er immer häufiger Spöttereien hören und wurde beſtändig aufgefordert, an dieſer thörichten Unterhaltung Theil zu nehmen. Einer war ihm in dieſer Hinſicht beſonders läſtig, und Franz wußte nicht, ob er über ſeine Neckereien lachen oder ſie übel aufnehmen ſollte. Robert

Smith ſtand in großer Gunſt bei der Dienerſchaft; er ſang gut, erzählte luſtige Geſchichten, ſchnitt Geſichter, wußte anderen Leuten nachzuäffen und war, was unverſtändige Leute einen guten Geſellſchafter nennen, indem er bei jeder Gelegenheit einen Scherz und für Jedermann eine Antwort bereit hatte.

Franz ſchienen ſeine Scherze profan und unzüchtig und ſeine Erzählungen unſittlich zu ſeyn. Er dachte an die Warnung, die ihm ſein Vater beim Abſchiede ertheilt hatte, und vermied es ſorgfältig, viel Umgang mit ihm zu haben. Er wunderte ſich oft, wie dieſer Menſch einen ſolchen Schein von Ernſt und Ehrbarkeit in Gegenwart ſeines Herrn beobachten konnte, und noch mehr darüber, daß er in der Kirche ſo andächtig zu ſeyn ſchien. Robert war ein Meiſter in der Verſtellungskunſt und brüſtete ſich damit, daß er jede Rolle durchzuführen wiſſe. Die Vorſehung war gütig gegen ihn geweſen, indem ſie ihm eine ſchöne Geſtalt und ausgezeichnete Fähigkeiten gegeben hatte; von dieſen Gaben machte er jedoch einen ſchlechten Gebrauch und begnügte ſich nicht, ſelbſt ſchlecht zu ſeyn, ſondern ſuchte immer auch Andere zu verführen. Dieſer Mann haßte Franz, verbarg es aber ſorgfältig. Da er bemerkte, daß ſeine unzüchtigen Erzählungen und Scherze dieſem mißfielen, ſo änderte er ſein Benehmen, fing an, ſeine Fehler zu beklagen, und äußerte gegen Franz, er wünſchte eben ſo ernſthaft und verſtändig in ſeinem Benehmen zu ſeyn, wie dieſer. Das hieß Franz an ſeiner ſchwachen Seite angreifen, der eine hohe Meinung von ſich hatte und deßhalb der Schmeichelei zugänglich war. Er vergaß bald, wie gerechte Gründe zum Mißfallen an Robert Smith er gehabt, fing an, ihn für einen geſcheidten und ordentlichen Menſchen zu halten, und ging leicht in die Falle, welche ihm auf eine ſo liſtige Weiſe geſtellt war. „Franz Ellis,“ ſagte der Gärtner zu ihm, „es thut mir leid, Euch auf einem ſo vertrauten Fuße mit Robert Smith zu ſehen. Der Umgang mit ihm wird gewiß nicht zu Eurem Beſten dienen. Mir meinestheils gefallen ſolche Spaßmacher nicht, und die Reden dieſes Menſchen ſind voll von Spöttereien; er iſt ſicherlich nichts weniger, als ein Chriſt.“

„Er beſſert ſich, Herr Jervis,“ erwiederte Franz; „ich bin überzeugt, er fühlt und erkennt ſeine Fehler.“

„Er iſt ein geſchickter Heuchler,“ erwiederte Jervis; „laßt ihn rechtſchaffene Früchte der Buße thun, ſo will ich glauben, daß ſeine Verſicherungen aufrichtig ſind.“

Franz hielt des Gärtners Urtheil über Robert für hart. Jervis beſaß aber eine große Weltkenntniß und nahm außerdem das unfehlbare Zeugniß der

Schrift zu ſeiner Richtſchnur. Er wußte, daß Robert Smith von dem dort aufgeſtellten Muſter gar zu weit entfernt ſey, und bedachte, daß eben ſo wohl der Charakter eines Menſchen an ſeinen Werken, als ein Baum an ſeinen Früchten erkannt wird. Wenn er dieſe Regel auf Smith anwandte, ſo war das nicht hart, wohl aber klug von ihm gehandelt.

So bald ſich Robert Einfluß auf Franzens Gemüth verſchafft hatte, machte er von ſeinen alten Waffen Gebrauch, griff ihn beſtändig mit Spöttereien an und lachte über ſeine wohlbegründeten Bedenklichkeiten, welche er altmodiſche Ideen und puritaniſche Phantaſieen nannte. Als er eines Abends mit Franz allein war, fing er an, ihn mit ſeiner Abneigung gegen das Kartenſpiel zu necken. „Ich möchte die wahren Gründe Deiner Weigerung, mit uns zu ſpielen, kennen. Fürchteſt Du Dich, Dein Geld zu verlieren?“

„Nein,“ erwiederte Franz, „das fürchte ich nicht, halte aber das Kartenſpiel für etwas Böſes, das großen Zeitverluſt verurſacht, und, wie Herr Evelyn zu ſagen pflegte, zu vielen Sünden führt. Auch ſcheint es mir langweilig und albern zu ſeyn, und ich würde lieber nichts thun, als meine Abende auf eine ſo thörichte Weiſe zubringen. Ein Buch iſt zu allen Zeiten ein weit beſſerer Geſellſchafter.“

„Du irrſt Dich gar ſehr, wenn Du das Kartenſpiel langweilig nennſt; es iſt im Gegentheil ſehr unterhaltend, und Du würdeſt es gewiß auch ſo finden, wenn Du Deine Abneigung überwinden und Dich entſchließen könnteſt, wenigſtens einen Verſuch zu machen. Meine Freunde fangen an, mich zu verſpotten, weil ich mit einem Methodiſten Umgang pflege.“

„Das wundert mich,“ erwiederte Franz, „ſie wiſſen ja alle, daß ich ein Mitglied der Kirche bin; doch wenn ſie mir nur keine ſchlimmere Namen geben.“

„Um die Wahrheit zu geſtehen,“ ſagte Robert, „ſo halte ich Dich ſelbſt für einen Methodiſten; ſonſt würdeſt Du Dich nicht weigern, an einem unſchuldigen Spiel Theil zu nehmen; es iſt ſehr unhöflich, und Du behandelſt uns, als wenn wir Diebe und Gauner wären. Man ſpricht ſchon davon, Dich in Verruf zu thun; doch vielleicht weißt Du nicht, was das heißt.“

„O ja; ſie wollen nicht mehr mit mir ſprechen und allen Umgang mit mir abbrechen,“ erwiederte Franz erröthend. Doch wenn ſie es thun, ſo kann ich nichts machen, da ich vor meiner Abreiſe von Hauſe meinem Vater das feierliche Verſprechen gegeben habe, nie Karte zu ſpielen.“

„Wie ſoll er denn aber in einer Entfernung von acht Stunden wiſſen, ob Du ſpielſt oder nicht?“ bemerkte Robert.

„Du vergiſſeſt,“ erwiederte Franz, „daß es Einen gibt, dem nichts verborgen werden kann.“

Robert brach in ein lautes Gelächter aus, wodurch er ihm zu erkennen geben wollte, daß das, was er geſagt, unwahr und zugleich lächerlich ſey. Franz erröthete vor Unwillen und war im Begriffe, ihn zu verlaſſen, als Robert ihn beim Arme ergriff und mit den Worten zurückhielt: „Sey nicht böſe auf mich, Ellis. Ich verſichere Dich, wenn der Graf ſelbſt dieſe methodiſtiſche Aeußerung gethan hätte, ſo würde ich nicht umhin gekonnt haben, ihm ins Geſicht zu lachen. Du würdeſt in der That einen vortrefflichen Methodiſtenprediger abgeben. Es fällt mir eben ein, man baut jetzt eine Kirche in H.; ich glaube, die Predigerſtelle iſt noch nicht beſetzt; bewirb Dich darum; ich denke, Du würdeſt ſie gewiß mit großem Beifall ausfüllen. Willſt Du uns nicht heute Abend eine Predigt über das Kartenſpielen als einen Beweis Deiner Talente in dieſer Hinſicht zum Beſten geben?“

Franz ſuchte ſich von Neuem loszumachen; aber ſein Quälgeiſt hielt ihn feſt und fügte in einem natürlichen Tone hinzu: „Ich würde nicht ſo mit Dir geſprochen haben, Franz, wenn es mich nicht verdroſſen hätte, meinen Freund einen ſchlechten Kerl nennen zu hören. Ich liebe Dich zu ſehr, um es ertragen zu können, daß man auf eine geringſchätzige Weiſe von Dir ſpricht; und wenn Dir Deine Kaſſe nicht erlaubt, Geld beim Spiel zu wagen, ſo will ich Dir leihen und den Verluſt ſelbſt tragen, wenn Du kein Glück haben ſollteſt."

„Was das anbetrifft, ſo kann ich ſelbſt bezahlen, was ich verliere," entgegnete Franz mit einiger Empfindlichkeit über Roberts Anſpielung auf ſeine Armuth. „Ich will Dir zu Gefallen meinem Vorſatz entgegenhandeln und an Einem Spiele Theil nehmen; bin aber überzeugt, es wird mir ſo wenig behagen, daß ich nicht zum zweiten Male ſpielen werde."

Robert lächelte ungläubig; denn er wußte, daß, obgleich der erſte Schritt auf dem Pfade der Sünde ſchwer iſt, der zweite verhältnißmäßig leicht und jeder folgende noch leichter iſt. Noch an demſelben Abende zeigte es ſich, daß er richtig geurtheilt hatte; „denn die Kinder dieſer Welt ſind klüger, als die Kinder des Lichts in ihrem Geſchlecht."

Franz erwarb ſich mit dem Beiſtande ſeines neuen Freundes bald Kenntniß genug von dem Spiele, und ſeine Abneigung gegen daſſelbe nahm ſehr ab, als er am Ende fand, daß er einige Schillinge gewonnen hatte. Als er ſich zu Bett begab, ſtiegen zwar einige unangenehme Gedanken in ihm auf, und er empfand das Gefühl der Selbſtverdammung, welches ſich nach dem barmherzigen Willen Gottes bei Allen, die vorſätzlich ſündigen, regen muß; als er jedoch ſeine Unruhe Robert Smith mittheilte, lachte dieſer verhärtete Sünder über ſeine Bedenklichkeiten und verſpottete ihn wegen ſeiner Beſorgniſſe, und Franz ließ ſich bereden, wieder an dem Kartenſpiel Theil zu nehmen.

Von dieſer Zeit an vergaß er allmählig ſeines Vaters Ermahnungen, ließ in ſeinem Fleiß nach, vernachläßigte die Bibel und unterließ zuweilen ſogar, zu beten. Auch Fanny Maſon wurde vergeſſen. Die verderbliche Spielſucht hatte ſeine Liebe zu der frommen, liebenswürdigen Gefährtin ſeiner Kindheit unterdrückt; ſeine Briefe wurden kalt; er ließ eine immer längere Zeit verfließen, ehe er wieder ſchrieb, und hörte endlich ganz auf.

Er ſpielte nun jeden Abend und verlor häufig; denn die obigen Spieler hatten ihn nur gewinnen laſſen, bis ſie ſahen, daß ſeine Neigung zur Leidenſchaft geworden war, worauf ſich Alle vereinigten, ihn zu plündern. Der unglückliche junge Menſch fand bald, daß das Spiel eben ſowohl ſeine Leiden, als ſeine Freuden hat. Er verlor den halbjährlichen Lohn, welchen er eben erhalten hatte, und war ſogar thöricht genug, bei einer Wette zwiſchen dem Kutſcher und Robert ſeine Uhr miteinzuſetzen. Er verlor ſie, und da er nothwendig eine Uhr brauchte, ſo verſchaffte er ſich eine auf Credit von einem Uhrmacher in H.; aber auch dieſe verkaufte er, um eine Spielſchuld an den Kutſcher zu berichtigen, da dieſer nicht aufhörte, ihn mit Ungeſtüm zu mahnen.

Dieß war eine unredliche Handlung, was Franz ſelbſt ſehr wohl fühlte. In ſeiner eigenen Achtung herabgeſetzt und verdammt durch ſein Gewiſſen, bereute er jetzt bitterlich ſeinen Ungehorſam gegen ſeinen Vater und wünſchte, aber ach! vergebens, nie eine Karte angerührt zu haben.

Drittes Kapitel.

Der Straßenraub.

> Komm nicht auf der Gottloſen Pfad, und tritt nicht auf den Weg der Böſen; denn ſie nähren ſich von gottloſem Brod und trinken vom Wein des Frevels.
>
> Sprüche 4, 14. 17.

Einige Monate verfloßen, und die Handwerker, deren Schuldner Franz war, fingen an, ihr Geld zu fordern. Seine Waſchfrau und ſein Schuhmacher — arme Leute, welche zahlreiche Familien zu ernähren hatten — drangen in ihn, ſie zu bezahlen. Franz, von rechtſchaffenen Eltern erzogen, erkannte die Gerechtigkeit ihrer Forderungen an und wünſchte ſie zu befriedigen; ihre Klagen betrübten ihn ſehr; er konnte nicht, wie Robert, über die durch ſeine Thorheit verurſachte Noth lachen; ſtatt Zahlung zu leiſten, machte er jedoch nur Verſprechungen und fuhr fort, zu ſpielen, in der eitlen Hoffnung, das verlorne Geld wieder zu gewinnen. Dieſer unüberlegte Verſuch gelang ihm nicht. Statt ſeine Abſicht zu erreichen, verlor er ſeinen Lohn für das nächſte Jahr und damit die einzige Ausſicht zur Befriedigung ſeiner Gläubiger. Um ſeine Verlegenheit noch zu erhöhen, ſandten ihm der Uhrmacher und Leinwandhändler ihre Rechnungen und mahnten ihn beſtändig. Franz ſuchte einige Pfund von Robert zu borgen — dieſer erklärte, er könne ihm nicht helfen, gab ihm aber zugleich einen Wink, er wünſche ihm eine Mittheilung zu machen, wodurch er ſich vielleicht aus ſeiner gegenwärtigen Verlegenheit herausreißen könne; wenn er ihn auf den Abend an einem gewiſſen Orte allein aufſuchen wolle, ſo ſolle ihm der Plan mitgetheilt werden. Als ſich Franz nach dem beſtimmten Orte begab, fand er Robert bereits dort.

„Du kommſt um fünf Minuten zu ſpät,“ ſagte Robert in einem nachdenklichen Tone.

„Nun, ich denke, das wird wohl nicht von großer Erheblichkeit ſeyn,“ erwiederte Franz etwas verwundert über Roberts Ton; „ich habe keine Uhr.“

„Ja ſo, das habe ich vergeſſen, und die Hausuhr geht um fünf Minuten nach, wenn ich ſie mit meiner Taſchenuhr vergleiche, was mir dießmal nicht angenehm iſt, da ich von dieſen fünf Minuten hätte Gebrauch machen können, um mich gegen Dich zu erklären.“ Er näherte ſich hierauf und ſagte mit leiſer, aber deutlicher Stimme: „Ellis, Du brauchſt Geld; hilf mir bei der Ausführung eines Planes, den ich zu unſerm beiderſeitigen Beſten entworfen habe, und ich will Dir mehr Geld verſchaffen, als Du zur Bezahlung Deiner Schulden brauchſt.“

„Was ſoll ich für Dich thun?“ fragte Franz höchſt verwundert.

„Du biſt ein ſo ſonderbarer Menſch, Ellis,“ erwiederte Robert, „daß ich mich halb und halb fürchte, Dir meinen Plan mitzutheilen. Kannſt Du ein Geheimniß bewahren?“

„Ich bin nicht ſehr geſprächig,“ ſagte Franz lachend, „und kann ein Geheimniß ohne Mühe bewahren; Du darfſt es deßhalb wagen, mir das Deinige anzuvertrauen. Ich verſpreche Dir, Dich nicht zu verrathen. Du kannſt Dich auf mein Wort verlaſſen.“

„Wohlan denn, ich will Dir trauen,“ entgegnete Robert; „komm' aber näher, man möchte uns behorchen. Der Kutſcher geht nach B., um ſeine Mutter zu beſuchen. Er hat ſtets all' ſein Geld bei ſich; der Weg iſt einſam, und es würde die leichteſte Sache von der Welt ſeyn, es ihm abzunehmen.“

„Du wirſt doch nicht etwas ſo Schändliches thun wollen?“ ſagte Franz mit einem Tone des Erſtaunens und Abſcheus. „Gewiß, es iſt nicht Dein Ernſt.“

„Doch!“ entgegnete Robert; „und ich ſehe nichts Unrechtes darin.“

„Nichts Unrechtes!“ rief Franz, „es iſt ein ſchreckliches Verbrechen, und kann ſogar zum Morde führen. Ich bitte Dich, denke nicht weiter daran.“

„Ei,“ erwiederte Robert lachend, „ſo etwas brauchſt Du hier nicht zu fürchten; ich bin überzeugt, er wird ohne Umſtände ſein liebes Geld hergeben, um ſein noch theureres Leben zu retten; denn er iſt die größte Memme von der Welt.“

„Ich bitte Dich, ſprich nicht weiter darüber mit mir; der bloße Gedanke iſt eine Sünde,“ ſagte Franz in einem vorwurfsvollen Tone; „ich habe Dich bisher für redlich gehalten.“

„Pah!“ entgegnete der ſchamloſe Robert, „es iſt keine Unredlichkeit, unſer Geld zurückzunehmen, um das er uns von Zeit zu Zeit betrogen hat. Als er neulich die große Summe von Dir gewann, ſpielte er falſch; die Anderen werden Dir daſſelbe ſagen, wenn Du ſie fragen willſt.“

Dieß war wirklich der Fall geweſen; Robert Smith verhehlte aber ſorgfältig ſeinen eigenen Antheil an dieſer ſchändlichen Sache; denn er hatte nicht nur den Plan dazu ſelbſt entworfen, ſondern auch den größten Theil der Beute erhalten. Franz, dem dieß bisher unbekannt geweſen, war in großer Aufregung und fühlte ſich verſucht, ſich durch eben ſo ſchlechte Mittel Recht zu verſchaffen; er zögerte jedoch und ſagte: „Wenn ich glauben könnte, daß ſich Alles ſo verhält, wie Du ſagſt, ſo würde ich mich nicht weigern, Dir bei dieſer Sache zu helfen.“

„Es iſt wirklich ſo, Du kannſt Dich darauf verlaſſen,“ erwiederte Robert; „und ich ſehe nichts Unrechtes darin, unſer Eigenthum zurückzunehmen.“

„Ich jetzt auch nicht mehr, „ſagte Franz; „aber der Kutſcher wird uns erkennen.“

„Sieh', hier ſind zwei Stücke Flor, die wir vor unſer Geſicht befeſtigen wollen,“ erwiederte Robert, indem er ſie aus der Taſche zog; „in dieſer Verkleidung kann uns Niemand erkennen. Faſſe alſo Muth, Kamerad, und folge mir.“ Hierauf gab er Franz ein geladenes Piſtol in die Hand und führte ihn nach einer einſamen Stelle der Landſtraße, wo er ihm ſeinen Platz unter einem großen Baume anwies, deſſen tief herabhängende, dick belaubte Zweige einen ſichern Verſteck darboten. Hier warteten ſie die Ankunft des Kutſchers ab. Es dauerte nicht lange, ſo hörten ſie ſein wohlbekanntes Pfeifen; und als er ſich der Stelle näherte, wo ſie ſich verſteckt hatten, ſprang Robert auf ihn zu, hielt ihm ein Piſtol vor den Kopf und forderte ihm mit verſtellter Stimme ſein Geld ab, während Franz auf der andern Seite erſchien, um ſeine Flucht zu verhindern, ohne jedoch ein Wort zu ſagen; denn er fürchtete, daß ſein Zittern ihn verrathen möchte. In dieſem Augenblicke dachte Franz an ſeine ehrwürdigen Eltern und die arme Fanny, und der ſchreckliche Gedanke an einen ſchmählichen Tod drängte ſich ihm auf.

Der Kutſcher machte Roberts Meinung von ſeinem Muthe wahr. Er leiſtete keinen Widerſtand und lieferte ſein ſchlecht erworbenes Geld ruhig aus, ohne ſeine Räuber zu erkennen. Franzens Furcht nahm ab, als er den Kutſcher augenſcheinlich ohne den geringſten Verdacht, daß er von zweien ſeiner Kameraden beraubt worden ſey, weiter gehen ſah.

Robert Smith und ſein irregeleiteter Gefährte gelangten auf einem kürzeren Wege nach Hauſe und theilten den Raub. Franz fand, daß ſein Antheil alle ſeine Schulden decken und ihm noch etwas übrig laſſen würde. Das Vergnügen, welches ihm dieſe Ueberzeugung gewährte, unterdrückte eine Zeit lang die Gewiſſensbiſſe in ſeinem Herzen. An demſelben Abende erhielt er von ſeinem Herrn Befehl, ſich für den nächſten Morgen in Bereitſchaft zu halten, ihn nach dem Gute eines Edelmannes in Norfolk zu begleiten. Dieſer Abend wurde wieder mit Kartenſpiel zugebracht, und obgleich ſich Franz gelobt hatte, nie wieder eine Karte anzurühren, ſo trug doch die ſchlechte Gewohnheit über ſeine beſſeren Entſchließungen den Sieg davon; er ſetzte ſich mit voller Taſche nieder, ſtand mit leerer wieder auf und kehrte ärmer und elender als je auf ſeine Stube zurück.

Viertes Kapitel.

Die Börſe.

Wer mit Dieben Theil hat, der haſſet ſein Leben.
Sprüche 29, 24.

Franzens Unglück — wenn man anders die Folgen ſeiner ſchlechten Aufführung ſo nennen darf — wurde jetzt noch erhöht. Er erhielt einen Brief von ſeiner Mutter, die ihn benachrichtigte, daß ſein Vater ein Bein gebrochen habe und in Folge deſſen gefährlich krank darnieder liege; auch ihre eigene Geſundheit ſey im Abnehmen, und ſie befinden ſich in Geldverlegenheit. Sie ſchloß ihren Brief damit, daß ſie die Hoffnung ausdrückte, ihr guter Sohn werde zu ihrem Beiſtand herbei eilen, ſobald Seine Herrlichkeit ihn entbehren könne.

Franz liebte ſeine Eltern zärtlich, ſcheute ſich aber, mit dem Bewußtſeyn ſeiner Schuld ihnen unter die Augen zu treten, und beſaß keine Mittel, um ihnen helfen zu können. Es mußte jedoch für ihre Unterſtützung etwas geſchehen. Er nahm Robert bei Seite, zeigte ihm den Brief, erinnerte ihn an ſeinen letzten Verluſt und theilte ihm ſeine gegenwärtige Gemüthsunruhe mit. Robert bot ihm ein Darlehn von fünf Pfund an, welches von ihm mit Dank angenommen wurde; ja, er vergoß Thränen über dieſen anſcheinenden Beweis von Herzensgüte ſeines Verführers. Roberts Beweggründe waren jedoch ſchlecht, und er lieh ihm dieſe unbedeutende Summe nur, um ſein Schlachtopfer noch mehr in ſeine Gewalt zu bekommen.

Franz ſchloß die Banknote einem liebevollen Briefe an ſeine Eltern bei, erwähnte aber nicht, daß er ſie beſuchen wolle. Er wagte es nicht, ihnen unter die Augen zu treten, weil er fürchtete, ſein verändertes Weſen und Ausſehen werde ihre Beſorgniſſe rege machen; denn Traurigkeit und Melancholie war an die Stelle der heitern Miene getreten, welche von einem zufriedenen, unſchuldigen Gemüthe zeugte.

Einige Tage darauf verlor der Graf ſeine Börſe, die einige Goldſtücke und eine werthvolle ſilberne Medaille enthielt, welche er kurz zuvor gekauft hatte und ſehr ſchätzte. Man ſuchte darnach, aber vergebens, und Seine Herrlichkeit gab ungern alle Hoffnung auf, ſie je wieder zu bekommen. Den Verluſt des Goldes achtete er nicht; er war aber ein Sammler von Münzen und bedauerte den Verluſt der Medaille, weil ſie ſelten war.

Als Franz Ellis und Robert Smith einmal in der Nähe des Parkes ſpazieren gingen, ſah der erſtere etwas Glänzendes an einem Zweige hängen und fand, als er näher kam, daß es Seiner Herrlichkeit Börſe ſey, die, da ſie mit Gold durchwirkt war, ſein Auge auf ſich gezogen hatte. Franz freute ſich darauf, ſie ſeinem Herrn zuzuſtellen. „Sieh', Robert, hier iſt des Herrn Börſe," rief er ſeinem Kameraden zu, der eine kleine Strecke vor ihm ging. „Iſt es nicht ein glücklicher Zufall, daß ich ſie finde, nachdem ſie ſo lange verloren geweſen iſt? Ich erinnere mich, daß er am 1. September hier jagte, und jetzt ſind wir in der Mitte des Oktobers. Es wundert mich, daß ſie Niemand vor mir gefunden hat. Komm', wir wollen ſie dem Herrn ſogleich zuſtellen."

„Du wirſt doch nicht ein ſolcher Narr ſeyn, ſie ihm wiederzugeben?" entgegnete Robert.

„Ich will ſie ſicherlich nicht behalten," ſagte Franz, „ſie iſt ja nicht mein Eigenthum."

„Wir würden unſer Glück machen, wenn wir ſie behielten," bemerkte ſein gewiſſenloſer Genoſſe, indem er die Börſe mit verlangenden Augen betrachtete.

„Glaubſt Du, daß ich ſo niederträchtig ſeyn könnte, meinen edlen Herrn zu beſtehlen, der ſo gütig gegen mich iſt?“ ſagte Franz mit Unwillen.

„Ich glaubte,“ erwiederte Robert mit einem Hohnlächeln, „unſer Abenteuer im letzten Frühlinge habe Dich ganz von Deinen thörichten Bedenklichkeiten geheilt. Nach meiner Meinung iſt es ganz gleich, wem man etwas nimmt. Ich laſſe mich bei meinen Handlungen nie durch meine Vorurtheile zu Gunſten einer Perſon leiten. Das nenne ich unparteiiſch und ehrenhaft handeln.“

Franz erröthete vor Scham und Aerger.

„Robert,“ ſagte er, „ich habe thöricht und gottlos gehandelt; aber das iſt vorbei. Ich werde nie einwilligen, meinen trefflichen Herrn zu berauben, und ihm deßhalb ſogleich ſein Eigenthum zuſtellen.“

„Dummes Zeug,“ rief Robert, „er hat es jetzt ganz vergeſſen; zudem braucht er es nicht, während das Gold uns gut zu Statten kommt. Bedenke, Dein Antheil an dem Funde kann Dich von allen Deinen Schulden befreien. Komm, wir wollen die Börſe leeren und den Inhalt theilen.“

„Ich will mich einer ſolchen niederträchtigen Handlung nicht ſchuldig machen," ſagte Franz; „nein, eher will ich im Gefängniß verhungern."

„Sehr wohl, Herr Ellis," erwiederte Robert, „weil es Ihnen gerade jetzt beliebt, ehrlich zu ſeyn," — dabei legte er einen ſpöttiſchen Nachdruck auf das Wort „ehrlich" — „ſo will ich nichts weiter über die Sache ſagen; da ich indeſſen ſogleich Geld brauche, ſo werden Sie mir hoffentlich unverzüglich die fünf Pfund zurückgeben, welche Sie mir ſchuldig ſind."

Franz war erſtaunt über dieſe Rohheit und unerwartete Forderung und erwiederte ſtammelnd: „Du weißt, ich habe jetzt kein Geld, will Dir aber gerecht werden, ſobald ich welches habe."

„Das haſt Du Deinen Gläubigern ſchon vor anderthalb Jahren geſagt," verſetzte Robert in einem verächtlichen Tone; „ſie glaubten Dir; ich bin aber nicht ein ſolcher Narr, Deine Verſprechungen für baare Münze anzunehmen, ſondern verlange Zahlung."

„Ich habe kein Geld," erwiederte Franz, „es iſt alſo unnütz und grauſam, weiter in mich zu dringen."

„Es iſt Geld in der Börſe," ſagte Robert mit Nachdruck.

„Das gehört nicht mir," antwortete Franz, „ſondern meinem Herrn, und Du biſt ein ſchändlicher

Menſch, wenn Du mich zu zwingen ſuchſt, mich an ſeinem Eigenthum zu vergreifen."

„Du kennſt mich, Ellis," ſagte Robert in einem Tone bittern Spottes; „ich denke, es iſt Zeit für Dich, Dich ſelbſt zu kennen: Du biſt ein Schelm und ein Narr; aber erinnere Dich, Du biſt in meiner Gewalt. Wage es, mich zu reizen, und ich erzähle dem Kutſcher die ganze Geſchichte von dem Raub."

„Du wirſt doch nicht ſo ſchändlich ſeyn, mich zu verrathen?" rief Franz mit großer Heftigkeit. „Doch Du biſt eben ſo tief in dieſe Sache verwickelt, als ich, und hätteſt Dir dieſe Drohung erſparen können; Du darfſt es nicht wagen, mich anzugeben."

„Es nicht wagen?" wiederholte Robert mit einem trotzigen Blicke; „Du weißt nicht, was ich wage; denn wenn ich ein Böſewicht bin, ſo bin ich ein kühner und nicht ein feiger, unentſchloſſener Schurke, wie Du. Ich werde als Königszeuge gegen Dich auftreten; und wenn mich dieß vielleicht auch eine Seereiſe koſtet, ſo wird mich doch das Vergnügen, Dich an den Galgen zu bringen, für jede Strafe, die über mich verhängt werden mag, hinlänglich entſchuldigen. Ich opfre zu jeder Zeit mein Leben, um mich an einem Feinde zu rächen, und Dich habe ich ſeit Deiner Ankunft ſtets gehaßt und verachtet. Außerdem glaube ich, daß Du die Börſe behalten willſt, und ich habe ein Recht, meinen Antheil zu bekommen. Gib ihn mir alſo ſogleich, oder fürchte die Folgen.“

„Nimm ihn!“ rief Franz mit einem Seufzer, indem er ſeinem gottloſen Genoſſen die Börſe zuwarf; „aber ich weiß, auf dem Gelde wird nie ein Segen ruhen; ein Wandel, wie der Deinige, führt an den Galgen.“

„Ich wünſche mir ein kurzes und luſtiges Leben,“ unterbrach ihn Robert und warf, nachdem er ſich den größeren Theil des Inhalts der Börſe zugeeignet hatte, dieſe Franzen zu, worauf er ſich, mit großer Frechheit ein Lied ſummend, entfernte.

Franz Ellis ließ die Börſe einige Augenblicke auf dem Boden liegen, ohne ſie anzurühren, und dachte in der erſten Aufwallung ſeines Zornes ſogar daran, dem Grafen ſeine Schuld zu bekennen und ihm zugleich mitzutheilen, wie Robert ſich an dieſem Morgen benommen habe.

Gut würde es für ihn geweſen ſeyn, wenn er bei dieſem Entſchluß geblieben wäre; aber ach! die Furcht vor der Schande und der Gedanke an ſeine Schulden ließen dieſen tugendhaften Entſchluß nicht zur Ausführung kommen. Er nahm die Börſe auf, die ihm, wie das verdammte Ding des Achan, dereinſt zum Verderben gereichen ſollte. Nachdem er alles Geld, was Robert darin gelaſſen, herausgenommen hatte, warf er ſie nebſt der Medaille, die ſein Herr ſo ſehr geſchätzt hatte, in einen Bach, welcher durch den Park floß.

Am nächſten Tage befriedigte Franz ſeine Gläubiger; er wußte und fühlte aber, daß ſeine größte Schuld, nämlich die, welche er einem beleidigten Gott zu entrichten hatte, unbezahlt blieb.

Fünftes Kapitel.

Das Fieber.

> Weil ich denn rufe, und ihr weigert euch, ſo will ich auch lachen in eurem Unfall und eurer ſpotten, wenn da kommt, das ihr fürchtet. Sprüche 1, 26.

Von der Zeit an, wo Franz Ellis an der Beſtehlung ſeines Herrn Theil nahm, bemächtigte ſich Furcht und Unruhe ſeines Gemüths. Jede Stunde fürchtete er, entdeckt zu werden; und wenn der Graf ihn unerwartet rufen ließ, zitterte er am ganzen Leibe und glaubte, ſeine Schuld ſey ans Tageslicht gekommen. Bei jeder Erwähnung der verlornen Börſe erröthete er und meinte, Aller Augen ſeyen mit Argwohn auf ihn gerichtet. Das furchtbare Bild eines ſchmählichen Todes verfolgte ihn allenthalben wie ein Geſpenſt, und der Gedanke, den Himmel zu verlieren und Einer jener Elenden zu werden, deren Wurm nicht ſtirbt, und deren Feuer nicht erliſcht, war ſtets lebendig in ſeiner Seele. Dieß waren die bittern Früchte ſeines Ungehorſams und ſeiner Verbrechen. Der Schlaf floh ſein Auge, Reue erfüllte ſein Herz, ſeine Geſundheit nahm immer mehr ab, und ein ſchleichendes Fieber zerſtörte die Kraft ſeines Körpers. Eine heftige Erkältung, die er ſich um dieſe Zeit zuzog, erhöhte ſein Unwohlſeyn, und er wurde von häufigem Fröſteln und heftigen Schmerzen in Kopf und Gliedern befallen. Er hielt es für etwas Unbedeutendes, und in der Meinung, dieſe Symptome würden bald verſchwinden, wollte er ſeinen Herrn, wie gewöhnlich, auf deſſen Morgenſpazierritt begleiten, als er von einem ſo heftigen Fröſteln befallen wurde, daß der Graf es bemerkte und ihn in einem gütigen Tone fragte: „Was fehlt Dir, Ellis? Du ſcheinſt unwohl zu ſeyn?“

„Ich glaube, ich habe das kalte Fieber, gnädiger Herr,“ antwortete Franz mit Zähneklappern.

„Steig ab und geh zu Bette, Ellis, und ſage der Frau Green, ſie ſolle Dir etwas Warmes geben,“ verſetzte der Lord mit ſeiner gewöhnlichen Güte.

„Ew. Gnaden ſind ſehr gütig, ich danke Ihnen,“ erwiederte Franz, und als er ſein Pferd nach dem Stalle zurückführte, dachte er: O, wie gütig mein

Herr iſt, und wie undankbar bin ich gegen ihn geweſen!

Frau Green, die Haushälterin, gab Franz etwas Glühwein, worauf er zu Bett ging und zu ſchlafen ſuchte; aber dem Froſte folgte eine brennende Hitze und heftige Schmerzen in Kopf und Gliedern, welche allen Schlaf verſcheuchten. Er glaubte dem Tode nahe zu ſeyn, und ſuchte zu beten, konnte aber nicht. Seltſame Phantaſieen und furchtbare Gedanken an das Gericht erfüllten und beunruhigten ihn; und er behielt nur Bewußtſeyn genug, um zu fühlen, daß er ſeinen Gott verlaſſen habe, in die ärgſten Sünden verfallen ſey, und die Zeit zur Buße allem Anſcheine nach ſchnell dahinſchwinde. Welche Feder könnte ſeine Leiden beſchreiben? Seine Vernunft unterlag dieſen geiſtigen Schrecken, und noch vor Einbruch der Nacht hatte er ſein Bewußtſeyn ganz verloren.

Außer der Wärterin und dem Apotheker betraten nur Wenige das Zimmer des unglücklichen jungen Menſchen, und ſeine Spielgenoſſen gehörten nicht zu dieſer Zahl. Sein Fieber galt für anſteckend. Die Schwachen und Selbſtſüchtigen hielten ſich deßhalb entfernt.

Franz hatte zuweilen lichte Augenblicke und lag eines Tages ſehr ermattet da, als er Jemand ins

Zimmer treten hörte. Er glaubte ſeinen Herrn am Gange zu erkennen, öffnete die Augen und fand ſeine Vermuthung beſtätigt. Der Graf war ſo eben von einem Beſuche zurückgekehrt und verſchmähte es nicht, in das Krankenzimmer ſeines leidenden Dieners zu kommen, wiewohl er wußte, daß er ſeine Geſundheit dabei gefährdete. Des Lords Güte und das Gefühl ſeiner eignen Unwürdigkeit machte einen ſo tiefen Eindruck auf den Kranken, daß er ſich im Bett aufrichtete und die Geſchichte von der Börſe zu erzählen anfing, aber mit einer ſo ſchwachen und bewegten Stimme, daß der Graf nur die Worte Börſe und Geld verſtand, ohne ſich denken zu können, worauf ſie Bezug haben ſollten. Wenn aber die Bedeutung derſelben dem Grafen verborgen blieb, ſo verſtand eine andere Perſon, welche in dieſem Augenblicke ins Zimmer getreten war, dieſelben vollkommen.

Dieſe Perſon war Robert Smith, der ſo eben gehört hatte, daß der Graf bei Franz ſey, und deſſen Kenntniß von ſeines Schlachtopfers Charakter ihn ein Geſtändniß ſeiner Schuld fürchten ließ. Um dieß zu verhindern, kam er jetzt. Er wußte, ſein Erſcheinen werde von ſeinem liebenswürdigen, argloſen Herrn Beweggründen der Theilnahme zugeſchrieben werden, näherte ſich vorſichtig dem Bette und gab ſeinem unglücklichen Mitſchuldigen einen Wink, zu ſchweigen. Zu ſeinem Schrecken fing dieſer jedoch an, die ganze Geſchichte mit größerer Lebhaftigkeit von Neuem zu erzählen; denn obgleich Roberts Anweſenheit ihn ſchreckte, ſo änderte ſie doch ſeinen Entſchluß nicht, ſeine Schuld zu bekennen.

Der Graf hörte aufmerkſam zu, konnte aber nur dieſelben Worte verſtehen, die zuvor ſeine Aufmerkſamkeit erregt hatten, und deren häufige Wiederholung jetzt ſeine Neugier rege machte. Er ſah ſich um, ob ihm nicht vielleicht Jemand erklären könne, was der Kranke meine. Als er Robert gewahr wurde, ſagte er zu dieſem: „Smith, der arme Menſch ſcheint ſehr zu wünſchen, mir etwas mitzutheilen; ich bin jedoch leider nicht im Stande, ihn zu verſtehen, vermuthe aber, daß es ſich auf Geldangelegenheiten bezieht, da er etwas von einer Börſe ſagt.“

Das Blut ſtieg Robert ins Geſicht, und ſo verſtockt und frech er auch war, ſo wurde er doch auf einen Augenblick verwirrt, aber auch nur auf einen Augenblick; denn lange Gewohnheit und Verſtellung hatte ihn zum Meiſter im Lügen gemacht, und er erwiederte ſchnell und ohne Befangenheit: „Ew. Gnaden haben die Wahrheit errathen. Der arme Menſch hat eine kleine Summe in Ihren Dienſten erſpart und fürchtet nun, es werde alles für ſeine Kur drauf gehen. Auch denkt er an ſeine kranken Eltern, die er mit einem Theil des Geldes unterſtützen wollte. Das betrübt ihn.“ Während Robert dieſe Lüge vorbrachte, warf er einen furchtbaren Blick auf Franz, einen Blick von beſonderer Bedeutung, wie er ihn auf einen Wahnſinnigen, deſſen Beaufſichtigung ihm früher einmal anvertraut worden war, zu richten gepflegt hatte, ſobald dieſer Unglückliche eingeſchüchtert werden mußte.

Franz erbebte bei dem ſchrecklichen Ausdrucke ſeines Auges und verbarg ſein Geſicht in den Betttüchern; denn er verlor jetzt wieder den Gebrauch ſeiner Vernunft und glaubte ein Meſſer in Roberts Hand zu ſehen, womit dieſer ihm den Hals abſchneiden wolle, wenn er mit der Erzählung des Diebſtahls fortfahre.

„Der arme junge Menſch,“ ſagte Seine Herrlichkeit, „ſcheint in großer Aufregung zu ſeyn; es thut mir leid, daß die Liebe zu ſeinen Eltern eine ſolche Gemüthsunruhe bei ihm verurſacht, wenn ich ſchon bei Kindern Verehrung gegen ihre Eltern mit Vergnügen bemerke. Ich werde die Koſten ſeiner Kur bezahlen und für die Seinigen ſorgen. Auf meinem Wege nach London will ich ſie ſelbſt aufſuchen.“

„Ew. Herrlichkeit ſind ſehr gütig und herablaſſend,“

erwiederte Robert, „und werden meine Dreiſtigkeit verzeihen, wenn ich Ew. Gnaden um eine kleine Gewogenheit bitte.“

„Laß hören, Smith,“ ſagte der Graf; „Du weißt, ich pflege nichts unbedingt zu bewilligen.“

„Wollen Ew. Gnaden mir erlauben, bei meinem kranken Freunde zu bleiben?“ erwiederte der liſtige Böſewicht; „ich befinde mich nicht wohl, wenn ich nicht in ſeiner Nähe bin; wir ſind einander ſo zugethan.“

Obgleich Robert dieß mit leiſer Stimme ſagte, ſo verſtand ihn der Kranke dennoch, fuhr in die Höhe und ſuchte ihm zu widerſprechen; der Graf gab jedoch ſeine Einwilligung, ehe Franz bei ſeiner Schwäche im Stande war, ſein Mißfallen in Worten auszuſprechen. Er drückte indeſſen ſeinen Widerwillen und ſeine Unzufriedenheit mit der Maßregel auf eine ſo auffallende Weiſe durch Geberden aus, daß dieß auch dem Grafen nicht entging.

„Wie geht es zu, Smith, daß Dein Freund einen ſolchen Widerwillen gegen Deine Geſellſchaft zeigt? Du thäteſt vielleicht doch beſſer, zu warten, bis er ruhiger iſt.“

„O, gnädiger Herr, in dieſen Krankheiten pflegen die Leute Stunden, ja Tage lang gegen ihre theuerſten

Freunde auf das Heftigſte eingenommen zu ſeyn,“ entgegnete Robert, ſich die Thränen aus den Augen wiſchend. „Er wird hoffentlich bald wieder bei Sinnen ſeyn und mich dann beſſer kennen.“

Roberts Bemerkung war im Allgemeinen richtig; denn es iſt Thatſache, daß Fieberkranke im Delirium diejenigen verabſcheuen, deren Geſellſchaft ihnen in geſunden Tagen Freude macht. Die Wärterin beſtätigte Roberts Verſicherung mit ihrer eigenen Erfahrung.

„Wahr, ſehr wahr,“ bemerkte der Graf ſeufzend, indem gewiſſe ſchmerzliche Erinnerungen ſich ihm aufdrängten. Er hatte einen einzigen geliebten Bruder an einem Fieber dieſer Art verloren, der während ſeiner Krankheit einen grundloſen, eigenſinnigen Widerwillen gegen ihn gezeigt hatte, den er ſich nicht zu erklären wußte; und obgleich ſeine Liebe zu dem Grafen in der Todesſtunde wieder erwacht, und er in deſſen Armen geſtorben war, ſo verurſachte dieſem doch die Erinnerung daran ſtets Schmerz. Er fühlte ſich ſehr bewegt und wollte gehen, als Franz Ellis plötzlich im Bette aufſprang, vor äußerſtem Schrecken allen Reſpekt vor des Lords Rang vergeſſend, ſeinen Herrn beim Arme ergriff und ihn zurückzuhalten ſuchte. Er wollte ſprechen, konnte aber nicht, ſondern heftete nur ſeine Augen mit einem flehenden Ausdruck auf Seine Herrlichkeit.

Der Lord war höchſt verwundert und ſprach zu dem Leidenden auf eine gütige und beruhigende Weiſe. Während er dieß that, fühlte er, daß Franz ſeinen Arm losließ, und ſah ihn dann ohnmächtig auf das Kiſſen zurückſinken. Robert half der Wärterin die Hände und Schläfe des Unglücklichen reiben, und da der Lord dachte, ſeine Anweſenheit ſey dem Kranken nur läſtig, ſo entfernte er ſich, ſobald der Ohnmächtige Zeichen der Wiederbelebung gab, und überließ ihn der Fürſorge ſeines falſchen Freundes.

Am nächſten Morgen reiste der Graf nach London ab, hielt aber unterwegs an, um ſein Verſprechen in Beziehung auf Franzens Eltern zu erfüllen. Dieſe waren ſehr krank und fühlten ſich tief beleidigt über das Ausbleiben ihres Sohnes, den ſie ſeit einiger Zeit mit Sehnſucht erwartet hatten. Ellis hörte die betrübende Nachricht von dem gefährlichen Zuſtande, in welchem ſein Sohn ſich befand, mit männlicher Standhaftigkeit an; ſeine arme Frau jedoch wurde auf's Tiefſte erſchüttert. Die Angſt der zärtlichen Mutter rührte des Grafen gefühlvolles Herz. Er richtete Worte chriſtlichen Troſtes an ſie, drückte ihr einige Goldſtücke in die Hand und eilte dann fort, um ihren

Dank nicht zu hören und ſeine Bewegung zu verbergen.

Die Gebete und der Segen der armen alten Leute begleiteten ihn, und ſie dankten Gott inbrünſtig, daß er ihrem lieben Franz einen ſo gütigen, frommen Herrn gegeben habe.

Sechstes Kapitel.

Die Geneſung.

> Wer ſeine Miſſethat läugnet, dem wird's nicht gelingen; wer ſie aber bekennt und läſſet, der wird Barmherzigkeit erlangen.
> Sprüche 28, 13.

Franz Ellis hatte mehrere Tage lang keinen lichten Augenblick, und als ſeine armen Eltern hinlänglich wieder hergeſtellt waren, um ihre Hütte verlaſſen und ihren Sohn beſuchen zu können, fanden ſie dieſen bewußtlos und verließen ihn mit ſehr ſchwacher Hoffnung, ihn je lebendig wiederzuſehen.

Robert Smith, welcher ſehr wünſchte, daß ſein Schlachtopfer ſterben möchte, beobachtete aufmerkſam jede Veränderung ſeiner Krankheit, in der Hoffnung, jeder Athemzug des Leidenden werde der letzte ſeyn.

Franzens Leben und Tod hing jedoch nicht von den Wünſchen ſeines Verführers, ſondern von dem Willen ſeines Schöpfers ab. Die Kriſis nahm gegen alle Erwartung eine glückliche Wendung, und der Kranke erhielt zum großen Verdruſſe des ſchuldigen Robert ſeine Beſinnung wieder.

„Schicket dieſen weg!" waren Franz Ellis erſte Worte; „was hat er in meinem Zimmer zu thun?"

„Still!" rief Robert in einem gebieteriſchen Tone und begleitete ſeinen Befehl mit einem Blicke von ſchrecklicher Bedeutung.

„Du haſt kein Recht über mich," entgegnete der Kranke, „und ich will mich Deiner Autorität nicht unterwerfen. Verlaß mich im Augenblicke, oder ich mache Deine Aufführung dem ganzen Hauſe bekannt." Obgleich Franzens Stimme vor Bewegung gebrochen und in Folge ſeiner Krankheit ſchwach war, ſo lag doch etwas ſo Entſchloſſenes im Tone derſelben, daß es Robert, ſo unerſchrocken dieſer auch war, doch beinahe einſchüchterte.

Er näherte ſich behutſam ſeinem Opfer und flüſterte ihm ins Ohr: „Franz Ellis, wenn Du Dein Leben auf einem Schaffot enden willſt, ſo wünſche doch ich dieß nicht; und obgleich Du keine Rückſicht auf Deine Eltern zu nehmen ſcheinſt, ſo hege doch ich einige Achtung vor den meinigen und möchte ihnen gern die Schande erſparen, mein Bekenntniß und meine letzten Worte am Galgen in meinem Geburtsorte feil bieten zu hören. Franz Ellis, ich wünſche Dich und mich von einem ſchimpflichen Tode zu retten. Nun weißt Du den Grund meiner Zudringlichkeit.“

„Genug!“ erwiederte Franz mit einem tiefen Seufzer; denn Robert's Gründe ſtellten ihm ſeine ehrwürdigen Eltern vor Augen, deren graue Haare ſein Bekenntniß mit Kummer in die Grube bringen würde. „Aber verlaß mich Robert; denn Deine Geſellſchaft iſt mir verhaßt.“

„Nach Belieben,“ ſagte Robert kalt, indem er aus dem Zimmer ging, und Franz ſeinen bittern Betrachtungen überließ.

O, daß wir je die Meinung der Menſchen mehr beachteten, als das Mißfallen Gottes. Die Furcht vor der Schande war mächtiger bei Franz, als die Furcht vor Dem, „deſſen Augen rein ſind, und der nichts Uebles ſehen mag.“ Er gab den Entſchluß, ſeine Sünden zu bekennen, auf; aber weiſer und glücklicher würde er geweſen ſeyn, wenn er ihn ausgeführt hätte. Er beſchloß jedoch, den Ort zu verlaſſen, der ihm als der Schauplatz ſeiner Vergehungen jetzt verhaßt war und ihn beſtändig an ſeinen Fall und den Verluſt einer Unſchuld erinnerte.

Ehe Franz im Stande war, ſein Zimmer zu

verlaſſen, erhielt er die betrübende Nachricht vom Tode ſeiner Mutter, der, wie ſein Vater glaubte, durch den Kummer um ihn beſchleunigt worden war. Dieſe traurige Botſchaft verzögerte ſeine Geneſung ſehr, indem ſeine Betrübniß durch Reue und Gewiſſensbiſſe noch erhöht wurde.

Ellis kam gleich nach dem Leichenbegängniſſe zu ſeinem Sohne, um dieſen zu ſehen und zu tröſten. Auf Franzens Verlangen theilte er dem Grafen deſſen Wunſch mit, einige Zeit in ſeinem Geburtsorte zuzubringen. Der Graf, ſtets gütig gegen ſeine Diener, bewilligte dieſe Bitte ſogleich; und als Franz kam, um ihm für ſeine bisherige Gewogenheit zu danken und ſich ihm zu empfehlen, reichte ihm der Graf die quittirte Apotheker-Rechnung nebſt einem anſehnlichen Geſchenke.

Franz wurde von dieſer unerwarteten Großmuth überwältigt und würde auf die Kniee geſunken ſeyn und ſeine Schuld bekannt haben, wenn ihn nicht der Gedanke an ſeines Vaters graue Haare davon abgehalten hätte. Er unterdrückte dieſe beſſeren Gefühle ſeines Herzens mit Mühe und verließ ſeinen edeln Herrn mehr gedemüthigt und mit einem lebhafteren Gefühle der Selbſtverdammniß, denn je.

Siebentes Kapitel.

Die Heirath.

Ein tugendſam Weib iſt viel edler, denn die köſtlichſten Perlen.

Sprüche 31, 10.

Gar manche ſchmerzliche Gefühle bewegten Franz, als er ſeinen Geburtsort betrat und die väterliche Wohnung ſah, wo er einſt ſo glücklich geweſen war, und in die er jetzt mit einem Herzen voll Kummer und Reue zurückkehrte. O, welch' eine Veränderung war mit ihm vorgegangen? und was hatte dieſe hervorgebracht? Ein falſches Vertrauen auf ſeine eigene Kraft. Ja, dieß war das Rohr, welches er zur Stütze gewählt, ſtatt des Felſens, der, wenn man auf ihn ſeine Hoffnung gründet, gegen alle Anfechtungen des Satans ſchützt.

Franz traute kaum ſeinen Augen, als er ſeine theure Fanny in der Hausthüre ſtehen ſah. Obgleich eine lange Abweſenheit und ſeine unglückliche Leidenſchaft für das Spiel ſeine Zuneigung zu dieſem erſten und einzigen Gegenſtand ſeiner Liebe etwas geſchwächt hatte, ſo erwachten doch bei dem Anblicke ihres lieben, beſcheidenen Geſichts alle ſeine alten Gefühle mit ungeſchwächter Lebhaftigkeit wieder in ihm, und er begrüßte ſie mit der größten Herzlichkeit.

Fanny hatte ſich durch ſeine Vernachläßigung ſehr gekränkt gefühlt. Auf die Nachricht von ſeiner Krankheit und der Gefahr ſeiner Mutter war ſie jedoch nach Hauſe geeilt, um ihrer alten Freundin die Augen zuzudrücken und Alles auf Franzens Rückkehr vorzubereiten, deſſen Ankunft ſie mit klopfendem Herzen erwartet hatte.

Im Hauſe war Alles eben ſo nett und reinlich, als Franz es zur Zeit ſeiner Mutter zu ſehen gewohnt geweſen war. Der alte eichene Tiſch war ſo rein gehalten, der Fußboden mit Sand beſtreut und die Blumen ſo gut gepflegt, wie früher; nur der Stuhl mit der hohen Rücklehne war leer, das Spinnrad ruhte, und die große Bibel war zugemacht; ſonſt würde Franz haben glauben können, die Mutter ſey nur auf einen Augenblick hinausgegangen, um mit einer Nachbarin zu ſprechen. Dieſe Zeichen erinnerten ihn jedoch an ſeinen Verluſt; er warf ſich auf einen Stuhl, bedeckte ſein Geſicht und weinte vor Betrübniß und Reue.

„Füge Dich mit Ergebung in Deinen Verluſt, lieber Sohn! Weine um Deine theure Mutter, aber nicht wie Einer, der keine Hoffnung hat,“ ſagte Ellis. „Wir werden zu ihr gehen, ſie aber kann nicht zu uns zurückkehren. Sie ſehnte ſich ſehr, Dich zu ſehen, und grämte ſich, weil ſie glaubte, Du habeſt ſie beinahe vergeſſen. Aber das war, ehe wir von Deiner Krankheit hörten, und ihr falſcher Verdacht that ihr noch leid, als ſie auf dem Sterbebette lag. Sie bat mich, Dir, im Falle Du ſie überlebeſt — es war damals nicht viel Ausſicht auf Deine Geneſung — zu ſagen, daß ſie mit Segenswünſchen für ihren guten Sohn geſtorben ſey. Ja, lieber Franz, dieſen Auftrag hat ſie mir gegeben, und ich glaubte, es würde ein Troſt für Dich ſeyn, zu wiſſen, wie ſehr Deine Mutter Dich liebte.“

Franz ſeufzte, ſein Herz wollte ihm brechen. Fanny bemerkte ſeine Bewegung und gab Ellis einen Wink, nicht weiter über den Gegenſtand zu ſprechen. Es dauerte mehrere Wochen, ehe Franz die geringſte Andeutung auf ſeiner Mutter Tod mit Ruhe anhören konnte; denn während die Tugendhaften ſelbſt aus der Trübſal Troſt ſchöpfen, findet der irrende Sünder nur Bitterkeit und Dornen darin. Der arme Franz konnte ſich nur mit dem Gedanken tröſten, daß ſie in Unwiſſenheit über ſeinen geſunkenen Zuſtand geblieben und mit Segenswünſchen für ihn geſtorben ſey, ohne zu wiſſen, daß er derſelben nicht mehr würdig war.

Ehe Fanny ihre Eltern verließ, um zu Frau Evelyn zurückzukehren, verlobte ſie ſich mit Franz und verſprach ihm, im nächſten Sommer ſeine Frau zu werden. Die jungen Leute wollten ſich an ihrem Geburtsorte niederlaſſen, wurden aber veranlaßt, ihren Plan zu ändern, da der Graf H. Franz eine annehmliche Stelle in einem entlegenen Theile des Landes anbot. Dieſer junge Edelmann hatte vor Kurzem ein ſchönes, am Meere gelegenes Gut gekauft, welches ſehr bewaldet und reich an Wild war. Da er eine hohe Meinung von Franz hatte, ſo bot er ihm die Stelle eines erſten Wildhüters daſelbſt an. Der Mann, welcher zuletzt dieſen Poſten bekleidet hatte, war entlaſſen worden, weil man entdeckt hatte, daß er mit einer Bande von Wilddieben in der Nähe von Oakley—Hall — ſo hieß das Landgut — in Verbindung ſtand.

„Ich wähle Dich, Franz Ellis,“ ſagte der Lord, nachdem er ihn mit ſeinen Dienſtpflichten bekannt gemacht hatte, „weil ich mich auf Deine Redlichkeit verlaſſen zu können glaube. Aus dieſem Grunde habe ich Dich vielen gut empfohlenen Bewerbern vorgezogen, die ſich vielleicht beſſer für die Stelle eignen würden, als Du."

Franz erröthete, und ſeine zitternde Stimme und große Gemüthsbewegung würde in einem weniger argloſen Herzen wahrſcheinlich einen Verdacht gegen ſeine Ehrlichkeit erregt haben. Der Graf aber ſchrieb ſeine Bewegung der Dankbarkeit zu und ſah in ſeiner Verwirrung nur den natürlichen Ausdruck eines gefühlvollen, tugendhaften Herzens bei einer unerwarteten und ungeſuchten Gunſtbezeugung. Da das hübſche Häuschen am Eingange des Parks zu der Stelle gehörte, unter der Bedingung, daß der Bewohner den Dienſt eines Thürhüters verſehe, ſo brauchte ſich Franz nach keiner Wohnung umzuſehen. Er verabredete auch mit ſeiner zukünftigen Gattin, daß ſein Vater zu ihnen ziehen ſolle. Ellis war vollkommen zufrieden mit dieſem Plane; denn er fühlte die Liebe eines Vaters für ſeine künftige Schwiegertochter und hoffte ſein Leben unter dem Dache ſeines Sohnes zu beſchließen.

Zu Anfang des Monats Juni wurden die beiden jungen Leute ehelich verbunden und nahmen ſogleich von ihrer neuen Wohnung Beſitz. Die junge Frau verließ jedoch ihre Heimath und ihre zärtlichen Eltern nicht ohne ein ſehr natürliches Gefühl der Wehmuth; denn ſie wußte, daß ſie nicht nur im Begriffe ſey, in neue Verhältniſſe zu treten, und neue Pflichten zu erfüllen habe, ſondern daß ihr vielleicht auch Prüfungen bevorſtehen, denen ſie bisher nicht unterworfen geweſen war. Ihr liebliches Geſicht glich einem Apriltage, als ſie halb lächelnd, halb weinend ihren Eltern und ihrem heimathlichen Dorfe Lebewohl ſagte. Mit einem von Liebe zu Gott und ihrem Gatten erfüllten Herzen reiste ſie nach ihrer neuen Heimath ab, begleitet von den Segenswünſchen Aller, welche ſie kannten.

Achtes Kapitel.

Der Glückswechſel.

> Denn das ich gefürchtet habe, iſt über mich gekommen, und das ich ſorgte, hat mich getroffen.
>
> Hiob 3, 25.

Fanny war entzückt über die Lage ihrer neuen Wohnung, die an der Straße nach London lag, und von der man eine ſchöne Ausſicht auf das alte Schloß mit ſeinen epheuumrankten grauen Thürmen und ſeinem ſtark befeſtigten Thore hatte. Ihr Häuschen war ein hübſches, ländliches Gebäude, mit Roſen, Geisblatt und irländiſchem Epheu umgeben, deſſen duftende Blüthen die Luft mit Wohlgerüchen erfüllten. Ein murmelnder Bach, hell und durchſichtig wie Kriſtall, trennte den Küchen- und Obſtgarten von den Eichen- und Fichtenwäldern hinter dem Hauſe, deren dunkles Laub einen angenehmen Contraſt mit dem Hellgrün und den lachenden Blüthen der kleinen Befriedigung, welche die ländliche Wohnung umzog, bildete.

Es war etwas ſehr Angenehmes, an einem ſchönen Sommermorgen dem Geſang der Vögel im Walde zu hören, oder zu ſehen, wie die Eichhörnchen einander von Zweig zu Zweig verfolgten oder mit ihren buſchigen Schwänzen im Sonnenſchein ſpielten. Auch gewährte es einen lieblichen Anblick, die jungen Rehe mit einander ſpielen oder im Schatten ehrwürdiger Eichen neben ihren ſcheckigen Müttern ruhen zu ſehen.

Die Nähe der Nordſee, das Wogen ihrer Wellen, die Brandung am Ufer neben dem Girren der Tauben und dem Säuſeln des Windes in dem Walde verliehen der Scene einen neuen Reiz.

Fanny pflegte in der Natur ihren Schöpfer zu bewundern, fand überall Schönheit und hörte Muſik in jedem Haine. Sie fand in den Werken Gottes immer neuen Grund, Ihn zu preiſen und zu lieben, und ihr Herz war von Dank und Zufriedenheit erfüllt. Wohl wußte ſie, daß ſie von Natur ſündhaft ſey; wenn ſie aber über den geheimnißvollen Plan zur Erlöſung der Menſchen nachdachte, betete ſie den Heiland an, welcher die Begnadigung jedes bußfertigen

Sünders und jedes demüthigen Gläubigen mit ſeinem koſtbaren Blute beſiegelt hat. Sie wußte, daß er ſie in den Verſuchungen zur Sünde aufrecht erhalten könne, und daß ſeine Kraft in den Schwachen mächtig ſey.

Franz fand ſtündlich Urſache, ſich zu freuen, daß er dieſes liebenswürdige, fromme Weſen zu ſeiner Lebensgefährtin gewählt hatte. Sie beſaß ein ſo heiteres Temperament, ſprach ſo verſtändig, war ſo nett in ihrem Aeußern und dabei ſo fleißig, daß ſie die Freude und der Troſt ſeines Lebens wurde. Fanny hegte die Liebe einer Tochter für den alten Ellis, der ihr beinahe eben ſo viel Zuneigung ſchenkte, als wenn ſie ſein leibliches Kind geweſen wäre. Unſere demüthige Heldin war eine höchſt thätige Hausfrau, jedoch ohne viel Geräuſch; ſie war nie in Haſt, weil jeder Tag ſeine beſtimmten Geſchäfte und jeder Gegenſtand ſeinen Platz hatte, ſo daß er leicht zu finden war, wenn man ihn brauchte. Beſchäftigte ſie nicht die Sorge für ihre Kuh und ihre Hühner, ſo leiſtete ſie Franz bei der Pflege des jungen Wildes hilfreiche Hand oder half ihm und ihrem Schwiegervater bei der Bebauung ihres kleinen Gartens. Da ſie mit ihrer Zeit haushälteriſch umging, ſo fand ſie immer Muße für die Ausübung ihrer Religionspflichten und beſtimmte Jaußer ihrer Morgen- und Abendandacht täglich eine Stunde zum Leſen der Bibel und anderer guten Bücher. Es machte ihr viel Freude, daß ihr Gatte ſeinem ewigen Heile eben ſo viel Aufmerkſamkeit zu ſchenken ſchien, als ſeiner zeitlichen Wohlfahrt.

Franz würde ſich ganz wohl befunden haben, wenn ein Gefühl der Unſicherheit ihn nicht zuweilen beſorglich und unruhig gemacht hätte. Er bereute ſeine früheren Vergehungen; allein derſelbe Stolz, welcher ihn abgehalten hatte, ſeinem Herrn ſeine Fehler zu bekennen, beſtimmte ihn, ſie auch vor ſeiner Frau geheim zu halten. Kurz, er fühlte, daß ſeine gegenwärtige Glückſeligkeit dem Hauſe im Gleichniß glich, welches auf Sand gebaut war; denn er wußte, daß ein Wort dieß Gebäude über den Haufen werfen und nichts als Schande und Verderben an ſeiner Stelle übrig laſſen könne. Dieſe geheime Furcht nahm ſehr ab, als er hörte, Robert Smith habe den Dienſt des Grafen verlaſſen und ſey nach London gegangen. Er fing nun an, ſich ſicherer zu fühlen. Zwei Jahre verfloſſen, und die Glückſeligkeit des jungen Paares war nur durch den Tod von Fanny's Eltern getrübt worden. Die zuverſichtliche Hoffnung, welche Beide hegten, daß die Theuren zur ewigen Seligkeit eingegangen ſeyen, milderte ihren Kummer und nahm ihm ſeine Bitterkeit. Sie ſahen jetzt einer angenehmen Vermehrung ihrer Sorgen entgegen. Beide liebten die Kinder und glaubten, die elterlichen Gefühle ſeyen das Einzige, was ihnen noch fehle, um den Becher ihres irdiſchen Glücks voll zu machen. Franz hatte ſogar aufgehört, an Robert Smith zu denken, während er der frohen Hoffnung auf nahes Vaterglück lebte, als ein unvorhergeſehenes Ereigniß ſeinen Gedanken plötzlich eine andere Richtung gab. Als er an einem ſchönen Frühlingsmorgen in ſeinem Garten arbeitete, ging ein Mann an ſeinem Hauſe vorüber, deſſen Geſtalt und Gang ihn an ſeinen alten Gefährten und Verführer Robert Smith erinnerte. Mit peinlicher Neugier ſah er hinter ihm her und überzeugte ſich, des ärmlichen Anzugs des Fremden ungeachtet, daß es wirklich ſein Feind war. Am Abende dieſes Tages legte er ſich nieder, ohne den erwünſchten Schlaf finden zu können, und viele Tage hindurch erhielt ihn Roberts Bild und die Erinnerung an ſeine Sünden in einem Zuſtande beſtändiger Unruhe. Endlich kam ihm ein Gedanke, der ſeinem Gemüthe einigermaßen die gewohnte Ruhe wiedergab. Robert Smith's Erſcheinen in dieſer Gegend konnte nur zufällig ſeyn. Da er ihn auf der Londoner Straße geſehen, ſo hatte er wahrſcheinlich nur den Weg über Oakley auf ſeiner Reiſe von London nach Hauſe eingeſchlagen.

Als Franz einige Zeit darauf Morgens auf der Londoner Straße zum Frühſtücke nach Hauſe ging, begegnete er plötzlich dem Gegenſtande ſeiner Befürchtungen. Seines bleichen, abgezehrten Geſichts und ſeiner ſchlechten Kleidung ungeachtet erkannte er Robert Smith ſogleich. Franz verließ den Fußpfad, um nicht mit ihm zuſammenzutreffen. Dieß war jedoch vergebens; denn Robert kam alsbald auf ihn zu und redete ihn mit der Vertraulichkeit eines alten Bekannten an.

„Wie, Franz Ellis,“ rief er, „haſt Du Deinen alten Bekannten Robert Smith ganz vergeſſen?“

„Dich vergeſſen?“ erwiederte Franz in einem Tone der Verwunderung und Entrüſtung; „Dein Benehmen gegen mich während unſeres Aufenthalts in H—hall macht das unmöglich.“

„O dann,“ ſagte Robert in einem zuverſichtlichen Tone und abſichtlich ſeine Meinung mißverſtehend, „werden wir gewiß gute Nachbarn ſeyn. Du mußt nämlich wiſſen, daß ich ſo eben ein Haus in dieſem Kirchſpiel gemiethet habe — das einſame Häuschen am Walde — und morgen will ich meine Mutter und ihre Sachen hierher holen.“

„Du kommſt hieher, um in dieſem Kirchſpiel zu wohnen?“ entgegnete Franz in einem Tone des Erſtaunens und Schreckens.

„Iſt es eine auffallende Sache, wenn Jemand an ſeinem Geburtsorte ſeinen Wohnſitz nehmen will?“ fragte Robert boshaft. „Du haſt ja eine hübſche Wohnung, Franz. Ich möchte auch ſo eine haben. Ich ſehe, Du betrachteſt meinen Anzug. Ich bin in der That ein wenig abgeriſſen, nachdem man mich vor Kurzem aus dem Gefängniß entlaſſen hat.“

„Aus dem Gefängniß?“ wiederholte Franz in großer Unruhe.

„O, für eine bloße Bagatelle, die kaum verdient, wieder erzählt zu werden,“ fuhr der ſchamloſe Böſewicht fort. „Es ärgerte mich, für eine ſo alberne Sache ins Zuchthaus wandern zu müſſen, während ich ſo viele bedeutende Dinge ausgeführt habe, ohne entdeckt zu werden. Unſere Geſchichte mit dem Kutſcher zum Beiſpiel war doch der Rede werth. Ich werde nie das klägliche Geſicht vergeſſen, womit er in der Bedientenſtube erzählte, er ſey von fünf bewaffneten Straßenräubern angefallen worden, denen er nur nach tapferer Gegenwehr ſeine Börſe ausgeliefert habe. . Der Spaß gefiel mir über die Maßen, und ich konnte mich kaum des Lachens enthalten. Ha, ha, ha!“

„Wie kannſt Du dieſe ſchändliche Handlung ohne Scham erwähnen?“ entgegnete Franz mit Unwillen. „Es iſt gewiß keine Sache, an die wir mit fühlloſem Leichtſinn denken dürfen; wir ſollten ſie vielmehr mit Thränen beklagen. Ich habe meinen Antheil an dem Raub längſt bereut und bitte Dich, ihn in demſelben Lichte zu betrachten. Entſchließe Dich, ein neues Leben anzufangen und dieſe böſen Wege zu verlaſſen; denn Dein jetziges Leben kann Dich nur zu einem ſchimpflichen Tode führen.“

„Sorge für Dich ſelbſt, Ellis, und predige mir nichts vor,“ rief der Böſewicht mit einem boshaften Lachen. „Ich bin ſo gut, wie Du, und das ſoll Jedermann hier im Orte erfahren, wenn Du Dir wieder etwas gegen mich herausnimmſt. Ich will ein Dorn in Deiner Seite und ein Fallſtrick auf Deinem Wege ſeyn, bis Du es bereuen wirſt, mich beleidigt zu haben; denn ich will mich an Dir rächen, und ſollte ich mit meinem Leben dafür büßen.“ Damit ging Robert Smith trotzig ſeines Weges.

Franz wagte es nicht, in der Gemüthsbewegung und Angſt, in welcher Robert ihn zurückgelaſſen hatte, vor ſeiner Frau zu erſcheinen und eilte deßhalb in den

Wald zurück, wo er ſich vor jedem menſchlichen Auge verbarg. Seine Seelenangſt kann kaum beſchrieben werden. Er war alſo zurückgekehrt, der verwegene, rachſüchtige, gewiſſenloſe Menſch! und zwar verhärteter, gottloſer und feſter entſchloſſen, als je, den Seelenfrieden und guten Namen ſeines Schlachtopfers zu zerſtören! Franz warf ſich auf die Erde und weinte vor Verzweiflung. An dieſer einſamen Stelle blieb er, bis die untergehende Sonne ihn erinnerte, daß viele Stunden verfloſſen ſeyen, ſeitdem er ſeinen Heerd verlaſſen habe. Er ſtand auf, ſuchte ſich möglichſt zu faſſen und trat in die Wohnung, wo er ſo viele glückliche Tage verlebt hatte, fortan aber keinen Augenblick des Friedens mehr genießen ſollte.

Seine lange Abweſenheit hatte ſeine Frau beunruhigt und den Augenblick beſchleunigt, dem er mit freudiger Hoffnung entgegen geſehen hatte. Fanny hatte einige Minuten vor ſeiner Rückkehr einen Sohn geboren, das Ebenbild deſſen, den ſie ſo ſehr liebte. Franz eilte die Treppe hinauf, um ſeine geliebte Gattin zu tröſten und ſie zu verſichern, daß er wohlbehalten ſey. Sie empfing ihn mit Entzücken und hieß ihn ihren Kleinen um ihretwillen lieben.

Keine Freude erheiterte jedoch das Geſicht des Vaters, als er ſeinen Erſtgebornen in ſeine Arme ſchloß; denn bittere Erinnerungen an die Vergangenheit und Furcht vor der Zukunft trübten ſelbſt einen Augenblick, wie dieſen.

Neuntes Kapitel.

Die Verſuchung.

„O hätte ich Flügel, wie Tauben, daß ich flöge und etwa bliebe.“

Pſ. 55, 7.

Im Laufe des Sommers benahm ſich Robert Smith auf die empörendſte Weiſe gegen Franz Ellis. Wenn er mit ihm allein zuſammentraf, warf er ihm ſeine früheren Fehler vor; fand er ihn in Geſellſchaft, ſo quälte er ihn mit verblümten Anſpielungen auf ſeine Aufführung während der Zeit, wo ſie zuſammen in Dienſten des Grafen geweſen waren. Dieſe Anſpielungen waren zwar nur dem verſtändlich, der ſie hören ſollte, aber nichts deſto weniger höchſt peinigend.

Die Zeit verging, und Fanny gebar ein ſchönes Mädchen; aber Franz empfand leider wieder nicht die

Freude, welche ein ſolches Ereigniß zu veranlaſſen geeignet iſt, denn Robert Smith's Frechheit nahm zu; und da er zu träge war, um einen Fleiß und Anſtrengung erfordernden Beruf zu treiben, ſo fing er an, Wild zu ſtehlen und zu ſchmuggeln, wozu träge und ausſchweifende Perſonen gewöhnlich ihre Zuflucht zu nehmen pflegen. Das Erſtere trieb er auf eine freche, unverſchämte Weiſe, um Franz zu quälen; bei dem zweiten ging er wegen der Folgen, welche eine Entdeckung nach ſich ziehen mußte, vorſichtiger zu Werke. Der Wildhüter wußte, daß Robert Wild auf des Grafen Gute ſtahl, wagte es aber nicht, entſchiedene Maßregeln zu ergreifen, um ihn daran zu verhindern, bis er an einem Septemberabend dem Wilddiebe begegnete und ihm über ſeine Aufführung Vorſtellungen zu machen beſchloß.

Beide Theile waren bewaffnet und ſetzten ſich ſogleich in Vertheidigungsſtand, als wenn Jeder einen Angriff von dem Andern erwartete. Franz brach zuerſt das Stillſchweigen.

„Robert Smith," ſagte er, „warum vergreifſt Du Dich an dem Eigenthum des Grafen? Ich würde Dich nur ungern angeben, muß es aber dennoch thun, wenn Du wieder das Gehege Seiner Herrlichkeit betrittſt; und wenn Du dieſes Gehölz nicht auf der Stelle verläßſt, ſo muß ich meine Leute herbeirufen und Dir Dein Gewehr wegnehmen.“

„Sprich ein lautes Wort, oder wage es, einen Schritt vorwärts oder rückwärts zu thun,“ erwiederte der Böſewicht in einem entſchloſſenen Tone, „und ich ſchieße Dir eine Kugel durch den Kopf, und was das Gewehrwegnehmen anbetrifft,“ fügte er mit einem Hohngelächter hinzu, „ſo gebe ich Dir Erlaubniß, es zu nehmen, wenn Du Muth genug zu einem ſolchen Verſuche haſt. Ich will Dir jedoch gerathen haben, zuvor die Folgen zu bedenken.“

„Ich fürchte mich vor Deinen Drohungen nicht,“ ſagte Franz, „denn der Knall meines Gewehrs würde ſogleich meine Gehilfen herbeibringen, und mein Tod alsbald gerächt werden. Ich warne Dich deßhalb vor Gewaltthätigkeiten, die nur üble Folgen für Dich haben könnten. Verlaß dieß Gehege ſogleich, oder ich gebe Dich bei dem Grafen an.“

„Mach es ſo,“ erwiederte Robert; „pfeife Deine Gehilfen herbei, und führe mich gefangen vor den Grafen; ich habe auch eine Anzeige bei ihm zu machen.“

Franz erbleichte. „Was ſoll ich thun?“ ſagte er halblaut. „Wenn man ihn hier ſieht, verliere ich meine Stelle. Der Graf kommt morgen. O, ich werde ſeine Achtung und meinen Poſten verlieren!“

„Dann verliert Oakley einen höchſt unverſchämten Burſchen,“ fiel der Wilddieb höhniſch ein. „Und da der Graf gern religiöſe und ehrliche Leute in ſeinem Dienſt hat, ſo werde ich mich um die erledigte Stelle bewerben. Doch Scherz bei Seite! Ich werde hier Wild ſchießen, ſo oft und ſo lange es mir beliebt, es ſey denn, daß Du mich für dießmal auf eine anſtändige Weiſe entſchädigſt.“

Franz hörte ſeine Gehilfen ſich nähern, und da er nicht gern in ſolcher Geſellſchaft geſehen ſeyn mochte, bot er ihm einen Thaler an.

„Ich nehme nie weniger, als Gold,“ ſagte Robert kalt. Franz gab ihm eine halbe Guinee, und ſie trennten ſich.

Robert Smith verfehlte nicht, ſeine Beſuche in dem Walde zu wiederholen. Bei ſeinem Zuſammentreffen mit Franz entſtand gewöhnlich ein heftiger Streit, der jedoch insgemein damit endete, daß der Wildhüter den frechen Böſewicht durch ein Geldgeſchenk vermochte, ſich zu entfernen. Die Forderungen des Wilddiebes wurden endlich ſo übertrieben, daß ſein Schlachtopfer ſich weigerte, ſie zu befriedigen.

Robert nahm nun eine drohendere Sprache an, und Franz wurde immer unglücklicher. Seine innere Unruhe zeigte ſich auch in dem veränderten Ausdrucke ſeines Geſichts, in welchem zunehmende Melancholie und Verzweiflung deutlich zu leſen waren. Er war nicht mehr der hübſche, blühende junge Mann, deſſen ſchöne Geſtalt und heiteres Geſicht allgemein bewundert worden waren. Nein, er war mager, bleich, unglücklich, von Reue und Unzufriedenheit geplagt, verdrießlich und reizbar ſelbſt gegen die, welche er am meiſten liebte.

Fanny, die nicht wußte, daß ein Gefühl der Schuld und eine Furcht vor der Entdeckung der Wurm war, welcher ihres Gatten Geſundheit und gute Laune zerſtörte, wurde unruhig und beſorgt; und da er ihr und ſeinem ehrwürdigen Vater den Grund hartnäckig verſchwieg, ſo fing ſie an zu fürchten, ſeine Melancholie werde mit Wahnſinn enden. Ellis glaubte daſſelbe, und Fanny ſowohl, als ihr Schwiegervater behandelte den unglücklichen Gegenſtand ihrer Bekümmerniß mit der größten Schonung.

Als Roberts Lage immer kümmerlicher wurde, änderte er ſeinen Angriffsplan. In der Erinnerung daran, daß er Franz früher verleitet hatte, den Pfad der Tugend zu verlaſſen, hielt er es für möglich, ihn noch einmal zum Werkzeuge ſeiner ſchändlichen Plane zu machen. Das Wildpret war in dieſem Jahre ſelten und ſtand hoch im Preiſe, und er dachte, wenn er Franz durch Drohungen und Ueberredung bewegen könnte, an dem Handel mit geſtohlenem Wilde Theil zu nehmen, ſo würde er mit ſeinem Beiſtande bedeutende Summen Geldes zu erwerben im Stande ſeyn.

So bald er daher wieder mit Franz allein zuſammentraf, theilte er ihm ſeinen Plan mit und war ſehr verdrießlich, als der Wildhüter ſich mit Entrüſtung und Entſchiedenheit weigerte, darauf einzugehen.

„Du vergißſt, Franz,“ ſagte Robert, „daß ich Dich nöthigen kann, nach meinem Gefallen zu handeln, und daß, wenn Du auch glücklich genug geweſen biſt, den Grafen zu täuſchen, Du doch mich nicht täuſchen kannſt, da ich Deinen wahren Charakter kenne. Ich kann Dich zwingen, mir zu gehorchen, und Du ſollſt mir gehorchen!“

„Du ſollſt mich nie wieder dazu bringen, mit Dir den Grafen zu berauben,“ ſagte der Wildhüter mit feſter Stimme.

„Du willſt alſo die Folgen tragen?“ fragte Robert in einem drohenden Tone.

„Lieber das, als meinen edlen, gütigen jungen Herrn berauben,“ antwortete der Wildhüter in großer Bewegung.

„Es ſcheint mir, Du ſeyeſt dießmal ſehr gewiſſenhaft,“ entgegnete der Wilddieb. „Er war eben ſo gütig gegen Dich, da Du ſein Bedienter warſt, als er es jetzt iſt, und doch ſtahlſt Du ihm ſeine Börſe."

Der Wildhüter ſtand da in ſtummem Erſtaunen, die Augen auf den verhärteten Böſewicht gerichtet, und ſtammelte endlich hervor: „Ja, ich habe ihn beraubt, und es war eine undankbare, ſchändliche Handlung; aber, Du abſcheulicher Verführer, es geſchah in Folge Deiner Drohungen; und doch haſt Du die Frechheit, mir ein Verbrechen vorzurücken, zu deſſen Begehung Du mich nöthigteſt."

„Ich nöthigte Dich wohl auch, den Kutſcher anzuhalten?" entgegnete der Wilddieb mit einem Hohngelächter.

„Auch das war Dein Werk," erwiederte Franz in demſelben vorwurfsvollen Tone. „Du überredeteſt mich, — Thor, der ich war! — ich nehme nur mein eigenes Geld zurück."

„Zum Unglück für Deine Ehrlichkeit war mehr Geld in des Kutſchers Börſe, als irgend einer von uns beiden verloren hatte," antwortete der Wilddieb ſpöttiſch.

„Es waren nur drei Guineen mehr, als er von mir gewonnen hatte," erwiederte Franz in einem beſchönigenden Tone.

„Es hätten eben ſo wohl dreihundert ſeyn können,“ ſagte Robert verächtlich.

Franz fühlte das Gewicht dieſes Einwurfs.

„Ja,“ erwiederte er mit Bitterkeit, „Du ſprichſt wahr; ich bin ein Dieb, ein Straßenräuber, das ſchlechte Werkzeug eines Böſewichts, der noch ſchlechter iſt, als ich, und werde nun für meine Sünden beſtraft; aber, Robert, ich habe meine böſen Wege verlaſſen und will eher ſterben, als dieſen verdammten Pfad von Neuem einſchlagen. Treibe mich nicht zur Verzweiflung, oder ich werde verzweifelte Mittel anwenden, um mich von Deinen Verfolgungen zu befreien. Böſe Gedanken ſteigen oft in meinem Herzen auf, und ich denke zuweilen, es würde keine Sünde ſeyn, Dich zu tödten. Ich bitte Dich nochmals, treibe mich nicht zur Verzweiflung. Es iſt Dein Unglück, wenn Du es thuſt. Habe Barmherzigkeit mit Deiner und meiner Seele!“

Er ſagte dieß mit Nachdruck und Feierlichkeit, und ſchon der Ton, in welchem er die Worte vorbrachte, würde jeden Andern, als den, an welchen ſie gerichtet waren, eingeſchüchtert haben.

Aber Robert Smith beſaß eine ſeltene Verwegenheit und ließ die Warnung des Wildhüters unbeachtet. Er näherte ſich dieſem, und ſagte mit leiſer, tiefer

Stimme: „Franz Ellis, als ich in guten Umſtänden war, gute Kleider, guten Lohn und einen guten Namen hatte, nahm ich nie Anſtand, zu thun, was ich wollte; meinſt Du, daß ich jetzt Bedenken tragen werde, wo ich jede Art von Mangel leide und ſtündlich mein Leben der Gefahr ausſetze, um mir einen kärglichen Unterhalt zu verſchaffen, wo Jedermann mit Verachtung auf mich zeigt, und meine Kleider im Winde flattern?“

Während er dieß ſagte, ſchüttelte er ſeine Lumpen und lachte auf eine entſetzliche Weiſe. „Ja, ich ſchwöre Dir, ich will Dich zwingen, nach meinem Gefallen zu handeln, oder Dich ſo elend und ehrlos machen, als ich ſelbſt es bin. Alſo wehe Dir, wenn Du nicht auf meinen Plan eingehſt!“

„Zermalme nicht ein zerbrochenes Rohr, tritt einen blutenden Wurm nicht mit Füßen!“ erwiederte Franz, in einen Thränenſtrom ausbrechend. „Ich bin ein armes, ſündiges Geſchöpf, und meine Strafe iſt bereits größer, als ich es ertragen kann. Verzweifelte Gedanken ſteigen in meinem Herzen auf; noch einmal flehe ich Dich an, mich nicht länger zu verfolgen.“

„Ho! Du willſt mich durch Furcht von meinem Vorſatz abbringen; ich bin aber immer bewaffnet und ſtets auf meiner Hut. Wenn Du glaubſt, ich ſey eben ſo ſchwach und wankelmüthig, als Du, ſo irrſt Du Dich in meinem Charakter. Ich bin weder durch Thränen zu rühren, noch durch Drohungen zu ſchrecken. Ueberlege Dir die Sache beſſer, Ellis; ich will Dir bis morgen Zeit geben. Finde ich Dich dann aber noch widerſpenſtig, ſo werde ich Deine Aufführung der ganzen Welt bekannt machen, und wenn der Graf hört, was für einen treuen Diener er hat, ſo verlierſt Du Deine Stelle, und ich werde den Namen des ſchlechteſten Subjekts im Dorfe Oakley verlieren.“ — Als Robert Smith dieſe Rede beendigt hatte, richtete er einen boshaften Blick auf den unglücklichen Wildhüter und lächelte, als er die Angſt bemerkte, welche jedes Andern Herz erweicht haben würde; allein die Gefühle des Mitleids waren dem Herzen dieſes Böſewichts fremd. Ein ſchmutziges Lied ſingend, ging er mit gleichgültiger Miene hinweg und überließ Franz ſeinen bittern Betrachtungen.

Dieſe waren in der That ſehr bitter. Scham, Entrüſtung und Furcht vor Bloßſtellung und Beſtrafung vermiſchten ſich in ſeiner Seele und veranlaßten einen furchtbaren Kampf in ſeinem Gemüthe. Zuweilen war er entſchloſſen, zu dem Grafen zu gehen und dieſem ſeine Schuld zu bekennen, und gut wäre es für ihn geweſen, wenn er ſich der Gnade dieſes vortrefflichen jungen Edelmanns in die Arme geworfen hätte; aber würde der Lord nicht, dachte er, den Undankbaren, der ihn beraubt, mit Schimpf und Schande aus ſeinem Dienſte jagen? und wie ſehr würde die Kenntniß von ſeiner Schuld Fanny und ſeinen Vater betrüben? Nein, er konnte es nicht thun, er konnte es nicht ertragen, in ihren Augen erniedrigt zu werden. Endlich beſchloß er, zu fliehen und einen Dienſt in London zu ſuchen, wo er wenigſtens vor den Verfolgungen ſeines boshaften Feindes ſicher ſeyn würde.

Franz war jetzt einige Stunden von Hauſe abweſend geweſen, und ſeine Frau, die ſeit einiger Zeit eine Ahnung hatte, es ſey bei ihrem Manne nicht Alles, wie es ſeyn ſollte, wurde ungewöhnlich niedergeſchlagen. In dieſer Stimmung nahm ſie ihre beiden Kinder bei der Hand und verließ das Haus, welches einſt die Wohnung des Friedens und der Freude geweſen war. Luſtige Töne berührten ihr Ohr, denn es war die Zeit des Jahrmarkts im Dorfe; aber die Luſtigkeit Anderer war ihr jetzt zuwider, und ſie ſetzte ſich unter denſelben Baum, wo ſie ihrem Manne mit ſo großem Vergnügen zugehört hatte, wenn er von ihren glücklichen Ausſichten für die Zukunft ſprach. Ihr älteres Kind blickte ihr theilnehmend ins Geſicht und ſuchte durch ſeine unſchuldigen

Bemerkungen den Kummer der trauernden Mutter zu verſcheuchen, während das jüngere in ſeiner Unbewußtheit neben ihr mit einer Waldblume ſpielte. Die Sonne ging unter, als Fanny mit ihren beiden Kleinen nach ihrem freudeleeren Hauſe zurückkehrte. Langſamen Schrittes trat ſie ein und führte ihre lieben Kinder mit ſchwerem Herzen nach der Schlafſtube. Kaum war ſie zurückgekehrt, als Franz eintrat. Sie bewillkommte ihn mit einem liebevollen Lächeln; aber ein einziger Blick auf ihres Mannes aufgeregtes Geſicht verſcheuchte die Freude, welche ſeine Ankunft bei ihr verurſacht hatte, und ſie fragte ihn in einem beſorgten Tone: „Iſt irgend etwas vorgefallen, was Dir Verdruß gemacht hat?“

„Nichts, meine Liebe,“ antwortete er, ſein Auge von ihr abwendend.

„Du biſt unwohl, lieber Franz; ſage mir, was vorgefallen iſt. Du wirſt nicht läugnen wollen, daß Dich ſchon lange etwas drückt?“ ſagte Fanny, indem ſie ihn mit beſorglicher Liebe betrachtete.

Franz ſchwieg einen Augenblick. Nachdem er ſich plötzlich mit verzweifelter Entſchloſſenheit gewaffnet hatte, erwiederte er: „Fanny, Du haſt Recht, ich bin weder wohl noch zufrieden. Es hat ſich etwas Unangenehmes zugetragen; ich muß Dich dieſen Abend verlaſſen und nach London abreiſen.“

Die junge Frau ſtarrte ihren Mann mit ſprachloſem Erſtaunen an und war außer Stand, ihren Gefühlen Worte zu geben.

„Mein Sohn,“ ſagte ſein ehrwürdiger Vater, „was hat Dich bewogen, dieſen plötzlichen, wahrſcheinlich unbeſonnenen Entſchluß zu faſſen? Doch vielleicht willſt Du in Geſchäften des Grafen nach London gehen?“

„Nein, ich gehe nicht in Geſchäften meines Herrn,“ erwiederte Franz mit niedergeſchlagenen Augen.

„Franz,“ fuhr ſein Vater fort, „Robert Smith hat ſeit einiger Zeit ſchlimm von Dir geſprochen, doch, ich hoffe, ohne Grund.“

„Was hat er von mir geſagt?“ fragte Franz ſchnell.

„Er gab zu verſtehen, Du ſeyeſt unehrlich geweſen, als Du in H—hall in des Grafen Dienſten ſtandeſt, und er könne Dich durch ein einziges Wort um Deine Stelle bringen. Ja, Franz, das waren ſeine Worte,“ ſagte Ellis; „doch er iſt ein Lügner und Dieb und wünſcht Dich ſo ſchlecht zu machen, als er ſelbſt iſt. Ich glaube, es iſt Alles erlogen.“

„Der Schurke!“ rief Franz. „O, hätte ich nie ſein Geſicht geſehen! Vater, ich muß dieſen Ort noch heute verlaſſen. Sorge für meine Frau und meine

Kinder, und halte es vor Jedermann geheim, wohin ich gegangen bin. Ich will Dir die Gründe, warum ich Oakley verlaſſe, von London aus ſchriftlich mittheilen.“

„Sage ſie uns jetzt, lieber Franz,“ rief ſeine Frau, indem ſie ihn weinend umarmte. „Verlaß uns nicht auf dieſe auffallende Weiſe, ohne Dich zu erklären, warum Du gehſt!“

„Wenn ich hier bleibe, ſo bin ich verloren!“ rief Franz finſter. „Befriedigt Dich das, arme Fanny?“ Darauf ging er zu ſeinen Kindern, die ohne eine Ahnung von dem Elende ihrer unglücklichen Eltern ruhig neben einander ſchliefen, und küßte ſie. Nachdem er ſeine weinende Frau umarmt und ſeinem Vater die Hand geſchüttelt hatte, nahm er ſeinen eichenen Stock, murmelte einen Segen über ſeine theuren Angehörigen und eilte aus dem Hauſe, ehe noch die beſtürzte Fanny oder der erſtaunte Ellis ihn daran verhindern konnte.

Zehntes Kapitel.

Die Rache.

> Ich habe einen Mann erſchlagen mir zur Wunde und einen Jüngling mir zur Beule.
>
> 1 Moſ. 4, 23.

Es dauerte einige Augenblicke, ehe Franz Faſſung genug gewinnen konnte, um über den Weg nachzudenken, den er einſchlagen müſſe. Es fiel ihm jetzt ein, daß er eine halbe Stunde gewinnen würde, wenn er über einige Felder und dann durch das Gehölz ginge. Dieß war kein öffentlicher Weg, ſondern die Felder gehörten Lord H. und ſtanden unter ſeiner Aufſicht. Er verließ deßhalb die Landſtraße und ging raſchen Schrittes in den Wald, in der eiteln Hoffnung, die ſchmerzliche Scene, von welcher er ſo eben Zeuge geweſen, zu vergeſſen; allein er konnte weder ſeines Vaters Argwohn noch den Jammer ſeiner Frau aus ſeinem Gedächtniſſe verbannen. Er dachte auch an Robert, den ſchändlichen Verführer ſeiner unerfahrenen Jugend, deſſen Bosheit ihn von ſeinem Heerde vertrieben hatte.

Bitterer Haß und ein glühendes Verlangen, ſich an ſeinem Feinde zu rächen, folgte dieſen Betrachtungen. Mordgedanken, die er ſchon einmal zuvor durch Gebet verſcheucht hatte, nahmen wieder Beſitz von ſeinem Herzen und wurden jetzt mit Wohlgefallen von ihm gehegt. O, daß er hier wäre und allein! ich wollte ihn lehren, was es heißt, mich zur Verzweiflung zu treiben! ſagte er zu ſich ſelbſt. Wie er mit mir, ſo wollte ich mit ihm keine Barmherzigkeit haben!

In dieſem Augenblicke ließ ſich ein Schritt in dem fallenden Laube hören, ein Schritt, den er kannte. Sogleich verbarg er ſich hinter dem Stamme einer großen Eiche und horchte aufmerkſam. Der Mond, bisher durch Wolken verdunkelt, brach jetzt hervor und machte jeden Gegenſtand deutlich ſichtbar. Seine hellen Strahlen fielen auf das Geſicht eines Mannes, der auf die Stelle zuging, wo Franz ſich verſteckt hatte. Es war, wie er vermuthet, Robert Smith, der ſeine Windbüchſe auf der Schulter trug und offenbar Wild ſuchte.

Beim Anblicke dieſes Mannes entflammte ſich

Franzens Zorn von Neuem. Er ſah ſich um: der Ort war einſam, in der Mitte des Gehölzes, und die Strahlen des Mondes wurden von einer nahen Waſſerfläche zurückgeworfen. Es war leicht, ſeinen Feind in dieſem unbewachten Augenblicke zu tödten, und noch leichter, die That nach der Ausführung zu verbergen; und dann hinderte ihn nichts, bei den theuren Seinigen zu bleiben.

Er hob den gewichtigen Stock auf, den er in der Hand hielt, und ſtieß, indem er dieſes that, zufällig an einen hervorragenden Zweig des Baumes, unter deſſen Laub er verborgen war. So gering das dadurch verurſachte Geräuſch auch war, ſo wurde der Wilddieb doch aufgeſchreckt, — ſtand ſtill, ſah ſich mit ſichtbarer Beſorgniß um und gab ſich eine Blöße. Franz bemerkte ſogleich ſeinen Vortheil und hob noch einmal ſeinen Stock auf. Eine Stimme flüſterte ihm zu: Hüte Dich, unbeſonnener Menſch! bedenke, was Du thun willſt! Steht nicht geſchrieben: „Du ſollſt nicht tödten?“ Sein Gewiſſen ſprach zu ihm; aber Franz verhärtete ſich und wollte ſeinen inneren Warner nicht beachten. Er ſtürzte aus ſeinem Verſteck hervor und gab dem unglücklichen Menſchen einen Schlag auf den hinteren Theil ſeines Kopfs. Robert fiel mit einem durchdringenden Schrei zu Boden. Franz wiederholte den Schlag. Der Gemordete ächzte und wälzte ſich unter großen Schmerzen im Graſe. Der Mörder wandte ſeine Augen von dem ſchrecklichen Anblicke ab. Sein Schlachtopfer hörte auf, ſich zu bewegen, und die tiefe Stille, welche folgte, ſagte ihm, daß ſein Feind nicht mehr lebe.

Dieſer furchtbaren That folgten ſogleich die heftigſten Gewiſſensbiſſe. Er glaubte noch das Stöhnen und Aechzen des ſterbenden Robert zu hören und fühlte, es ſey mit anklagender Stimme vor den Thron des höchſten Richters empor geſtiegen. Er hatte ſich nun zwar gerächt, aber auf Koſten ſeiner Seele. „Was kann der Menſch geben, damit er ſeine Seele wieder löſe?“ In unbeſchreiblicher Angſt beugte er ſich über den blutigen Leichnam, mit der ſchwachen Hoffnung, es ſey vielleicht noch Leben in ihm; aber das Herz hatte aufgehört zu ſchlagen, und die Seele des elenden, ſündenbeladenen Robert war ohne Gebet, ohne Vorbereitung in das Jenſeits geſandt, um Rechenſchaft von ihren böſen Werken abzulegen.

Was habe ich gethan! rief der reuige Mörder. Ich habe ihn umgebracht und mir die ewige Verdammniß zugezogen. Der Gedanke an das Urtheil, welches ihm von dem gerechten Richter in jener Welt bevorſtehe, drängte ſich ihm jetzt zum erſten Male auf.

Es fiel ihm ein, daß er nach den Geſetzen des Landes das Leben verwirkt habe, und Furcht beſtimmte ihn, für ſeine Sicherheit zu ſorgen. Er füllte eiligſt die Taſchen des Todten mit Steinen, wälzte den Leichnam ins Waſſer und wartete, bis er ihn ſinken ſah. Dann wuſch er ſich die Blutflecken von Geſicht und Händen und verließ den unglückſeligen Ort.

Schrecken und Entſetzen folgte dem Mörder auf dem Fuße; er meinte Roberts wohlbekannten Schritt hinter ſich zu hören, und zuweilen war es ihm, als athme ihm ſein Verfolger ins Geſicht; jeden Augenblick erwartete er den Gemordeten an ſeiner Seite zu ſehen, bleich, blutend und entſtellt, wie er vor Kurzem noch zu ſeinen Füßen gelegen war.

Bei jedem fallenden Blatte, welches er auf ſeinem Wege durch den Wald abſtieß, zitterte er am ganzen Leibe; und in dieſen Augenblicken der Einſamkeit und des Schweigens fühlte er, daß die Strafe dem Verbrechen auf dem Fuße gefolgt war. Es ſchien ihm eine Ewigkeit, bis er ſeine Hausthüre erreichte, wo das Licht und der Anblick bekannter Geſichter die Geſpenſter, welche ſeine Phantaſie heraufbeſchwor, verbannte und ſeinen Schrecken einigermaßen milderte.

Fanny weinte in den Armen ſeines Vaters; ihr ſchmerzender Kopf ruhte an der väterlichen Bruſt;

von den Lippen dieſes frommen Mannes erwartete ſie Troſt für ihr verwundetes Herz. Ellis betete ſchweigend und flehte um den Troſt von oben, den er ſelbſt ihr nicht zu geben vermochte. Bei Franzens Anblick ſprangen die Trauernden auf, ſchloßen ihn mit Dankgebeten in ihre Arme und benetzten ſeine Wangen mit Thränen der Freude. O, dachte Franz, wenn ſie wüßten, was meine Rückkehr veranlaßt, ſo würden ſie ſich mit Schauder und Entſetzen von mir wenden. Er ſuchte ſeiner Bewegung Meiſter zu werden und ſagte: „Du ſiehſt, Fanny, ich habe mich anders beſonnen, und bin wieder zu Dir zurückgekehrt.“ Bei dieſen Worten erbleichte er; denn die Scene im Walde mit allen ihren entſetzlichen Umſtänden trat mit einem Male vor ſeine Seele.

„Du biſt unwohl, mein Lieber,“ rief Fanny, als ſie die Aufregung in ſeinem Geſichte gewahrte.

„Ich befinde mich in der That nicht wohl,“ entgegnete er, „aber richte keine Fragen an mich! Vergib mir, Vater! und Du, meine theure Fanny, verzeih’ mein ſonderbares Benehmen, und rufe die Umſtände dieſer Nacht nie in mein Gedächtniß zurück. Morgen werde ich wieder beſſer ſeyn. Ich will zu Bette gehen und mich durch Schlaf zu ſtärken ſuchen.“

Der Schlaf floh jedoch ſein Auge; denn wenn er einige Minuten geſchlummert hatte, ſo erſchien ihm Roberts drohende Geſtalt, und er erwachte in unbeſchreiblicher Angſt. In dieſem qualvollen Gemüthszuſtande ſagte er bei ſich: Meine Augen hältſt Du, daß ſie wachen; Du erſchreckſt mich mit Träumen und machſt mir Grauen.

Elftes Kapitel.

Die Entdeckung.

> Es iſt nichts verborgen, das nicht offenbar werde, auch nichts Heimliches, das nicht kund werde und an Tag komme.
>
> Luc. 8, 17.

Fünf ſchreckliche Tage verfloſſen, ohne daß der von Gewiſſensbiſſen gepeinigte Franz Ellis einige Erleichterung für ſein beunruhigtes Gemüth finden konnte. Vergebens ſuchte er den quälenden Gedanken zu entrinnen, welche ihn beſtändig verfolgten, und floh in den Wald oder auf das Feld. Weder hier, noch in ſeinem Garten, noch im Dorfe konnte er Ruhe finden. Das Gefühl ſeines Elends begleitete ihn allenthalben und machte ihm ſein Haus zu einem traurigen, öden Aufenthalte.

Robert Smith's plötzliches Verſchwinden fing an, Befremden zu erregen, und viele Vermuthungen über ſein auffallendes Ausbleiben wurden von den Nachbarn aufgeſtellt. Als Franz am ſechsten Morgen nach dem Morde mit ſeiner Familie beim Frühſtücke ſaß, hörte er Jemand an die Thüre pochen und ſah, als er ſie öffnete, mit Schrecken die Mutter des Ermordeten vor ſich.

„Sie werden ſich gewiß wundern, mich zu ſehen, Herr Ellis,“ ſagte ſie; „ich komme aber, um mich zu erkundigen, ob Sie nichts von meinem Sohne wiſſen.“ Franz erbleichte und antwortete ſtotternd, er wiſſe nichts von ihm. „Was mag ihm zugeſtoßen ſeyn?“ ſagte die Frau. „Vor einigen Tagen würde ich mir nichts daraus gemacht haben, wenn ich ihn auch nie wieder geſehen hätte; allein eine Mutter kann ihren einzigen Sohn nicht vergeſſen, obgleich er gegen mich ungehorſam und grauſam geweſen iſt.“

„Wenn haben Sie ihn denn zum letzten Male geſehen, Frau Smith?“ fragte Fanny, gerührt durch ihren Kummer.

„Am Dienſtag Abend, Frau Ellis,“ erwiederte die Frau. „Er verließ mich um 9 Uhr, und da er ſein Gewehr mitnahm, ſo fürchte ich, er ging in das Gehege des Grafen und iſt durch eines von den Werkzeugen, welche dort gegen Wilddiebe angebracht ſeyn ſollen, getödtet worden.“

„Deßhalb brauchen Sie nicht in Sorgen zu ſeyn,“ ſagte Franz, aller ſeiner Entſchloſſenheit aufbietend, um der Mutter ſeines Schlachtopfers zu antworten. „Der Graf erlaubt dergleichen nicht.“

„Sein Gewehr mag zerplatzt ſeyn und ihn getödtet haben, und er liegt jetzt vielleicht todt im Gebüſch!“ rief die angſtvolle Mutter. „Er iſt mein einziger Sohn. Ja, ſo ſchlecht er auch ſeyn mag, ſo iſt er doch mein theures Kind, und ich bin eine arme, verlaſſene Wittwe. O, bitte, Herr Ellis, kommen Sie mit mir und helfen Sie mir ſuchen, damit ich das Schlimmſte erfahre; denn Gewißheit, ſo traurig ſie auch ſeyn mag, iſt doch beſſer, als dieſe ſchreckliche Ungewißheit.“ Dabei rang ſie die Hände und weinte bitterlich.

Den Mörder rührten ihre Thränen, ihre Angſt ging ihm zu Herzen; aber wie konnte er die Mutter des ermordeten Robert durch das unſelige Gehölz führen, wo er ihm das Leben geraubt hatte? Nein, das konnte er nicht! Denn würde er damit nicht zu ſeinem andern Verbrechen noch die Sünde der Heuchelei hinzugefügt haben? Er ſtotterte mit abgewendetem Auge ſeine Weigerung hervor.

„Lieber Franz,“ ſagte Fanny, „Du wirſt doch gewiß dieſer armen Frau Deinen Beiſtand nicht verſagen wollen? beſinne Dich!“

„Wirklich, ich kann nicht; ich habe dieſen Morgen wichtige Geſchäfte für den Grafen, die ich nicht verſäumen darf,“ erwiederte Franz in einem feſten Tone.

„Kannſt Du ſie denn nicht aufſchieben? Der Graf iſt ein ſo menſchenfreundlicher Mann, daß er gewiß nicht böſe auf Dich ſeyn wird, wenn Du es damit ein wenig anſtehen läßeſt, um die arme Frau Smith zu beruhigen,“ ſagte die theilnehmende Fanny mit einem bittenden Blicke.

„Unmöglich!“ erwiederte Franz in einem barſchen Tone. „Wenn Wilddiebe ſich auf den Grund und Boden von Edelleuten wagen, wo ſie nichts zu thun haben, ſo müſſen ſie die Folgen tragen.“ Durch dieſe unfreundlichen Worte hoffte er die Frau los zu werden. Seine Härte fiel ihm indeſſen ſelbſt auf, und er fügte in einem ſanfteren Tone hinzu: „Ich werde nachſuchen, Frau Smith, ſobald ich kann, wenn Sie das zu beruhigen vermag.“

„Nein, grauſamer, hartherziger Mann!“ entgegnete die Frau entrüſtet. „Sie ſollten ſich ſchämen, ſo zu einer Mutter von ihrem Sohne zu ſprechen, der, wie groß auch ſeine Fehler ſeyn mögen, doch eben ſo gut iſt, als Sie.“

Fanny ſuchte ihren Mann zu entſchuldigen, wiewohl deſſen unerklärliches Benehmen ſie verwunderte und verletzte.

„Frau Ellis, ich will Sie nicht beleidigen,“ entgegnete die Alte. „Sie ſind eine gutmüthige Frau und fühlen wie eine Mutter für den Kummer einer Mutter; aber Ihr Mann iſt ſo hart wie ein Stein; und wäre es nicht um Ihretwillen, ſo würde ich wünſchen, daß er einſt Alles das für ſein Kind leiden möchte, was ich für das meinige leide.“

Mit dieſen Worten verließ ſie das Haus, und Fanny ſchauderte über den Inhalt derſelben zuſammen. Sie machte jetzt ihrem Manne freundliche Vorwürfe und erſuchte ihn, der armen Frau zu folgen und ſie zu beruhigen. Er gab jedoch keine Antwort und verließ das Haus, ſo bald er ſeine Mahlzeit beendigt hatte.

Die gereizte Alte faßte jetzt den Verdacht, der Wildhüter wiſſe mehr von ihrem Sohne, als er geſtehen wolle. Sie dachte an den Haß, den Beide gegen einander hegten, und hielt es für möglich, Franz Ellis habe, ſeiner Verſicherung vom Gegentheile ungeachtet, doch von den erwähnten Werkzeugen gegen ihren Sohn Gebrauch gemacht, der nun vielleicht verwundet oder todt in dem Gehege liege. Sie war eine Frau von großer Entſchloſſenheit und theilte ihren Verdacht einem der Unter-Wildhüter mit, der Franz nicht leiden konnte und ſich leicht bereit finden ließ, ſie ohne Vorwiſſen ſeines Vorgeſetzten durch das Gehege zu begleiten.

Es iſt etwas in dem Verbrechen des Mordes, was jede Verheimlichung unmöglich zu machen ſcheint, da ſelbſt die unbedeutendſten Umſtände zu ſeiner Entdeckung zu führen pflegen; denn wenn der Verbrecher auch noch ſo ſchlau zu Werke geht, um ſeine That zu verbergen und ſich dem Auge der Gerechtigkeit zu entziehen, ſo ſcheint ſich doch ſogar die Erde ſelbſt zu weigern, das vergoſſene Blut zu bedecken; und oft führen ſogar die Mittel, welche zur Verbergung des Verbrechens angewandt wurden, zu deſſen Entdeckung und Beſtrafung. Nach langem Suchen kam Frau Smith mit ihrem Begleiter endlich an die Stelle, wo der Mord verübt worden war. Die Erſtere ſtrauchelte zufällig über Roberts Gewehr und erkannte es ſogleich als das ihres Sohnes, und zwar als das nämliche, welches er an jenem unglücklichen Abende mitgenommen hatte. Als ſie ſich bückte, um es aufzunehmen, bemerkte ſie, daß das Gras in der Nähe zertreten und mit Blut befleckt war, und daß ein großer eichener Stock, welcher nicht weit davon lag, gleichfalls blutig war. Dieſen hatte Franz in der Eile und Aufregung vergeſſen, und jetzt zeugte er gegen ihn; denn ſowohl die Frau als ihr Begleiter erinnerte ſich, ihn in ſeiner Hand geſehen zu haben, und bemerkte jetzt Vertiefungen an ihm, als wenn er bei einem heftigen Schlage Widerſtand gefunden hätte. Tiefe Fußſtapfen in dem lehmigen Boden konnte man bis an das benachbarte Waſſer verfolgen.

Es würde unmöglich ſeyn, die Gefühle der Mutter des Ermordeten zu beſchreiben. Der Wunſch, den Mörder den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern, regte ſich natürlich, ſo bald der erſte Ausbruch der Betrübniß vorüber war. Sie wandte ſich an die nächſte Magiſtratsperſom und bat um Erlaubniß, das Waſſer durchſuchen laſſen zu dürfen. Dieſe wurde ſogleich gegeben. Roberts Leiche wurde bald aus dem Waſſer gezogen und augenblicklich von ſeiner Mutter erkannt, worauf man alsbald einen Trupp Konſtabler zur Verhaftung des Mörders abſandte.

Zwölftes Kapitel.

Die Verhaftung.

Die Gerechten werden weggerafft vor dem Unglücke.
Jeſ. 57, 1.

Es war Abend, als die Konſtabler in das Haus traten, um den Verhaftsbefehl zu vollſtrecken. Bei ihrem Eintritte ſaß der Verbrecher in großer Niedergeſchlagenheit am Feuer und ſtützte den Kopf auf ſeine Hände. Als er dieſe unwillkommenen Gäſte ſah, ſprang er plötzlich auf und rief, die Hände ringend, in einem Tone der Verzweiflung: „Sie wollen mich holen, Fanny, ſie wollen mich holen!“

„Was meinſt Du, Lieber?“ fragte Fanny erſchrocken, indem ſie zugleich die Eintretenden mit einem Blick der Verwunderung anſah.

„Die Konſtabler, Fanny, die Konſtabler!“ erwiederte er in demſelben herzzerreißenden Tone der Verzweiflung.

Fanny hörte nicht mehr. Die unſelige Wahrheit trat mit einem Male vor ihre Seele, und ſie ſank ohnmächtig auf ihren Stuhl zurück. Die Konſtabler theilten dem Vater des Verbrechers ihr Geſchäft ſo ſchonend als möglich mit. Dieſer hörte die Beſchuldigung ſchweigend an und richtete einen feſten, ängſtlich fragenden Blick auf ſeinen Sohn; aber der Unglückliche konnte den forſchenden Blick nicht ertragen und bedeckte ſein Geſicht ſchnell mit den Händen.

„Es iſt alſo wahr?“ rief der entſetzte Vater. „Ich war nur zu ſtolz auf ihn! Gott ſchenke mir Kraft, dieſen Schlag zu ertragen!“

Ueberwältigt von dieſer furchtbaren Prüfung ließ der ehrwürdige Alte den Kopf auf ſeine Kniee ſinken und ſchluchzte laut.

„Vater, fluche mir nicht!“ rief der Verbrecher. „Ich habe Schande auf Deinen ehrlichen Namen gebracht; doch um meiner Mutter und noch mehr um meines Erlöſers willen fluche mir nicht!“

„Ich will Dir nicht fluchen, unglückliches Kind, ich —“ doch der alte Mann konnte den Satz nicht enden, die Worte erſtarben auf ſeinen Lippen. Er ſtand auf, um ſich ſeinem Sohne zu nähern, und ſtreckte die Hand zum Zeichen der Vergebung aus; aber der Kampf war zu groß für ſeinen gebrechlichen Körper;

er ſtammelte den Namen ſeines Sohnes hervor und gab zu deſſen Füßen ſeinen Geiſt auf. Der unglückliche Verbrecher hob ihn auf; aber der Lebensfunke war erloſchen, des Chriſten Kampf war überſtanden und die Seele, aus ihrem irdiſchen Kerker befreit, nach dem ſeligen Reiche entflohen, wo Sünde und Kummer unbekannt ſind; denn der Gerechte war weggerafft vor dem Unglück und ſein Geiſt ſchon fern von dieſer traurigen Scene.

Der Mörder bedeckte von Neuem ſein Geſicht und weinte bitterlich. Die Konſtabler im Zimmer und die Gruppe von Freunden und Nachbarn, welche die Nachricht von dieſem ſchrecklichen Ereigniſſe vor der Thüre verſammelt hatte, weinten vor Rührung und Theilnahme und konnten nicht umhin, den unglücklichen Verbrecher zu beklagen, wenn ſie ſchon ſeine That verdammen mußten. Das Schluchzen des Mörders wurde ſchwächer, er ſammelte ſeine Kräfte und entblößte ſein Geſicht noch einmal; aber der Anblick von ſeines Vaters Leiche und Fanny's kaum weniger todtenähnliches Ausſehen vernichtete wieder ſeine Standhaftigkeit, und er rief aus: „O, mein Vater! mein armes Weib! meine unſchuldigen Kinder! Ich habe euch alle zu Grunde gerichtet!“ Er weinte noch heftiger, als zuvor.

Einige Frauen traten jetzt ein und nahmen ſich der armen Fanny an, die bald Zeichen des zurückkehrenden Bewußtſeyns gab. Ihr unglücklicher Gatte beobachtete dieſe Zeichen der Wiederbelebung mit ängſtlicher Aufmerkſamkeit, ſprang dann auf und ſagte haſtig: „Gott ſey Dank, daß ich ſie nicht auch ermordet habe! Nachbarn, dieß iſt eine traurige Sache; aber ihr habt euch gut und menſchlich dabei benommen, und ich bin euch dankbar dafür. Euch,“ fuhr er, an die Konſtabler ſich wendend, fort, „will ich jetzt nicht länger aufhalten. Mein armer Vater iſt todt, er iſt mit dem Anblicke deſſen, was meiner wartet, in Gnaden verſchont worden. Der Abſchied von mir würde meine Frau um's Leben bringen. Ich will ihr dieſen Schmerz erſparen und mit euch nach dem Gefängniß gehen, ehe ſie wieder zu ſich kommt.“

Darauf küßte er ſeine Kinder, umarmte ſeine noch bewußtloſe Fanny zärtlich und ſtreckte dann ſeine Hände aus, um ſich die Feſſeln anlegen zu laſſen, worauf er mit den Konſtablern das Haus verließ.

Das Ergebniß der gerichtlichen Unterſuchung lautete: „Mord, verübt von Franz Ellis,“ und dieſer wurde daher nach dem Gefängniß der Grafſchaft abgeführt, wo er ſein Verhör abwarten ſollte.

Wer könnte die Gefühle der armen Fanny

beſchreiben, als ſie beim Erwachen aus ihrer Ohnmacht fand, daß ihr Gatte weg und ihr Schwiegervater eine Leiche war! Doch der Gott, dem ſie „in Einfältigkeit und Lauterkeit“ diente, hielt ſie bei dieſer ſchweren Prüfung aufrecht. „Seine Gnade genügte ihr,“ und ſie fand, daß „ſeine Kraft in den Schwachen mächtig iſt.“

Die Nachricht, daß ſein erſter Wildhüter wegen Mords verhaftet und ins Gefängniß abgeführt ſey, brachte den Grafen von H. nach **, wo ſein Diener eingekerkert war. Von den Lippen des ſchuldigen, aber bußfertigen Franz hörte der Lord die einzelnen Umſtände, die ihn ins Verderben geſtürzt hatten, ſeine Verführung zum Kartenſpiele durch Robert Smith, den Straßenraub, das Behalten der verlorenen Börſe, die Rückkehr des ſchlechten Menſchen, ſeine Drohungen, ſeinen ſchrecklichen Tod. Bei der Erzählung ſeiner traurigen Geſchichte vergoß der Verbrecher viele Thränen und ſchloß damit, daß er ſeinen Herrn flehentlich bat, ihm zu verzeihen.

„O, Ellis, wie ſehr wünſche ich, Du hätteſt mich weniger und Gott mehr gefürchtet,“ ſagte der Graf, indem er ſich die Augen trocknete; „ich würde Dich mit großer Bereitwilligkeit aus der Gewalt des böſen Menſchen befreit haben, deſſen Sündenleben durch Deine unbeſonnene Hand ein ſo plötzliches Ende gemacht wurde.

Wenn Du Deinem Vater nicht ungehorſam geweſen wäreſt, ſo würden dieſe ſchrecklichen Folgen nicht haben eintreten können; doch ich bin leider ſelbſt ein irrendes Geſchöpf und unvermögend, mich ohne höheren Beiſtand vor dem Falle zu bewahren.“

„Ew. Gnaden waren ſtets gut und ein Muſter für alle Edelleute und Herren,“ erwiederte Franz mit einem Seufzer.

„Nenne mich nicht gut, Franz; es hat nur Einen gegeben, dem dieſes Wort mit Recht beigelegt werden konnte, und wie weit ſtehen die beſten Menſchen hinter ihm zurück! Alle haben Urſache, ſich an die Bruſt zu ſchlagen und auszurufen: „„Gott ſey mir Sünder gnädig!““ Ich bin ein nachläßiger Herr geweſen, Ellis; ſonſt hätte das Spiel in meinem Hauſe nicht ſo weit getrieben werden können; da ich jedoch nie ſelbſt ſpielte, ſo glaubte ich auch nicht, daß meine Leute es thäten.“

„Nein, gnädiger Herr, die Sache wurde vor Ihnen ſorgfältig verheimlicht,“ entgegnete Franz, „und ein gewiſſes Ehrgefühl hielt diejenigen, welche nicht daran Theil nahmen, ab, Ew. Herrlichkeit davon in Kenntniß zu ſetzen.“

„Es war ein falſches Ehrgefühl,“ ſagte der Graf. „Ein rechtſchaffener Diener ſollte nie zugeben, daß irgend etwas in ſeines Herrn Abweſenheit vorgenommen wird, was dieſer mißbilligen würde, wenn er gegenwärtig wäre. Meine Verzeihung gebe ich Dir von Herzen gern; aber verliere keine Zeit, die Verzeihung Chriſti zu ſuchen, deſſen Gebote Du übertreten haſt, und deſſen verſöhnendes Blut allein beim Vater etwas vermag. Ich kann nicht lange bei Dir bleiben, will aber einen würdigen Geiſtlichen zu Dir ſchicken, deſſen Rath und Gebet von großem Nutzen für Dich ſeyn werden. Deiner Frau und Deinen Kindern will ich ſtets ein Freund ſeyn und wünſche nur, ich könnte mehr für Dich ſelbſt thun."

„O, gnädiger Herr, Sie ſind tauſendmal gütiger gegen mich geweſen, als ich es verdiene, was ich Ihnen nie vergelten kann, doch Gott wird Ihnen lohnen!" ſagte der Verbrecher mit Rührung.

Der Lord ſchüttelte dem Gefangenen freundlich die Hand und verließ das Gefängniß.

Den nächſten Tag brachte Franz damit zu, der betrübten Fanny ſeine traurige Geſchichte ſchriftlich mitzutheilen. Bis zum Empfange dieſes Briefes hatte ſeine Frau geglaubt, er habe das ſchreckliche Verbrechen in einem Anfall von Wahnſinn verübt; nun aber waren ihr die Handlungen, welche eine ſolche Kataſtrophe herbeiführten, und der Beweggrund zur Begehung des Verbrechens vollkommen klar. Er war ein Mörder!

dennoch aber zugleich der zärtliche Gatte, welcher ihr ſo viele Beweiſe uneigennütziger Liebe gegeben hatte. Sie vergoß bittere Thränen beim Leſen des Briefes, welcher ihr die Beſtätigung ſeiner Schuld brachte, beſchloß aber, zu ihm zu gehen und ihm den Weg zu einer beſſeren Welt zu zeigen; denn der Inhalt des Schreibens hatte das chriſtliche Weib überzeugt, ihr Gatte verzweifle an ſeiner Seligkeit.

Von Lord H. empfing Fanny das nöthige Geld, um ihren Plan, ſich in der Stadt, wo ihr Mann gefangen ſaß, einzumiethen, in Ausführung bringen zu können. Durch des Grafen Vermittlung erhielt ſie auch Erlaubniß, ihren Gatten ſo oft zu beſuchen, als ſie wollte. Sie ſchrieb nun einen beruhigenden Brief an Franz, in dem ſie ihm meldete, ſie beabſichtige in ** eine Wohnung zu miethen, ſo bald ſie ihre Angelegenheiten in Oakley in Ordnung gebracht und ihren Schwiegervater beerdigt haben würde.

Letztes Kapitel.

Der Urtheilsſpruch.

> Wer Menſchen Blut vergießet, deß Blut ſoll auch durch Menſchen vergoſſen werden; denn Gott hat den Menſchen zu ſeinem Bilde gemacht.
>
> 1. Moſ. 9, 6.

Die erſte Zuſammenkunft Fanny's und ihres Mannes war peinlich. Sie ſah den im Gefängniſſe, den ſie von ihrer Kindheit an geliebt, und in dem ſie einen Führer und Rathgeber durch die Stürme des Lebens zu finden gehofft hatte.

Die traurige Pflicht, ihm Troſt zuzuſprechen, lag ihr ob; ſeiner liebevollen, treuen Ehegattin theilte er ſeinen Kummer mit; ſie zeigte ihm den Heiland der bußfertigen und gläubigen Sünder und bewog ihn, ſeine Laſt auf Den zu werfen, welcher alle menſchlichen Sünden am Kreuze trug. Sie hieß ihn ſein Vertrauen auf die Verſöhnung mit Dem ſetzen, deſſen

Liebe unendlich iſt, und der Wohlgefallen daran findet, Gnade zu üben. Franz richtete ſeine Blicke auf ſeinen Erlöſer und fand, daß alle Hoffnung leer iſt, welche ſich nicht auf ihn gründet. „Ich ſetzte mein Vertrauen auf mich ſelbſt, meinte der Verſuchung widerſtehen zu können und fiel. Hätte ich meine Sache Ihm anheim geſtellt, ſo würde Er mir Kraft in der Stunde der Verſuchung verliehen haben. Jetzt iſt Er mir Alles, weil ich alles Vertrauen auf meine eigene Kraft aufgegeben habe,“ ſagte der reuige Sünder.

Franz brachte jetzt ſeine ganze Zeit mit Vorbereitungen auf ſein Ende zu. Der Beiſtand und geiſtliche Rath Herrn Hartley's, des frommen Geiſtlichen, welchen der Graf gebeten hatte, ihn zu beſuchen, trug ſehr zu ſeinem Troſte bei und befeſtigte ihn in ſeinem Glauben und ſeiner Hoffnung.

Das Intereſſe für Franz bei ſeiner Unterſuchung war allgemein. Seine Jugend, ſeine Lebensgeſchichte und ſein anſtändiges Benehmen erregten Mitleid bei Jedermann, und Niemand verdammte den Verbrecher ſo ſehr, als er ſich ſelbſt. Der Richter war ſehr bewegt und beklagte, als er das Todesurtheil über ihn ausſprach, daß ein ſo hoffnungsvoller junger Mann durch die unſelige Neigung zum Spiele zu Verbrechen verleitet worden ſey, welche ihn endlich veranlaßten, ſeine Hände in das Blut ſeines ſchuldigen Genoſſen zu tauchen.

Der Verbrecher hörte dieß Urtheil mit Standhaftigkeit an und bekannte, daß es gerecht ſey.

Die Zeit, welche ihm nach ſeiner Verurtheilung noch bis zu ſeiner Hinrichtung übrig blieb, brachte er mit Beten und im Nachdenken über ſein nahes Ende zu. Am folgenden Sonntage empfing er das Abendmahl mit lebendigem Glauben und fühlte ſich im Frieden mit der ganzen Welt.

Am nächſten Morgen um 9 Uhr kam Fanny mit ihren Kindern, um Abſchied von ihm zu nehmen. Dieß war die härteſte Prüfung, die Bitterkeit des Todes ſelbſt, und der verurtheilte Verbrecher wußte kaum, wie er ſie mit chriſtlicher Standhaftigkeit beſtehen ſollte. Seine fromme, liebenswürdige Frau ſuchte ihrem unglücklichen Manne die Abſchiedsſtunde möglichſt zu erleichtern. Sie unterdrückte ihre Thränen und Klagen und ſtellte ihrem weinenden Gatten vor, ſie würden ſich nach dieſem kummervollen Leben in einer andern beſſeren Welt, wo Sünde und Kummer unbekannt ſind, wieder finden.

„Ich weine zwar, geliebtes Weib,“ ſagte der reuige Verbrecher, „aber nicht um mich, ſondern um Dich und unſere armen Kinder, welche um meinetwillen

Vorwurf und Schmach erleiden werden, denen man meine Verbrechen und mein ſchmachvolles Ende vorrücken, und die man mit dem ſchrecklichen Namen der Kinder des Mörders Ellis brandmarken wird. Wenn ich mir den Gnadenreichthum des Heilandes vergegenwärtige, ſo herrſcht Friede und Hoffnung in meinem Innern; denke ich aber an Dich und meine Kinder, ſo will mir das Herz brechen.“

„Denke nicht an uns, mein theurer Franz, erinnere Dich der Verheißungen Gottes.“

„Gott ſegne Dich, meine liebe, theure Fanny, meine Tröſterin, meine beſſere Hälfte; Du biſt in der That das tugendſame Weib, das viel edler iſt, denn die köſtlichſten Perlen,“ ſagte Franz, indem er ſie zärtlich umarmte. Dann nahm er ſeine Kleinen auf den Arm, die ihn anlächelten und mit ſeinen lockigen Haaren ſpielten. Ihr unglücklicher Vater ſeufzte bei dem Gedanken, daß ſie ihm nie den theuren Vaternamen zulispeln würden. „Lebt wohl, meine lieben Kleinen! Möge Gott euch in ſeiner Furcht und Liebe bewahren! Ziehe ſie auf in der Zucht und Vermahnung zum Herrn, liebe Fanny, und lehre ſie früh ihre Wege behüten. Erzähle ihnen ihres Vaters traurige Geſchichte, und warne ſie vor dem Umgange mit böſen Menſchen, die, wenn ſie auch mit ihren Zungen ſchmeicheln, inwendig reißende Wölfe ſind und die Seelen der Unvorſichtigen zu verderben ſuchen. Verbiete ihnen das Kartenſpiel, und erinnere ſie, daß Ungehorſam in dieſem Punkte einen ſchmählichen Tod für ihren Vater zur Folge hatte.“ Hierauf drückte er ſeine Frau an ſein Herz und ſagte ihr Lebewohl. Sie konnte dieß Lebewohl nicht erwiedern: ihre Kraft verließ ſie; die Kleinen bei der Hand nehmend, eilte ſie ſchnell aus der Zelle.

Franz fiel auf die Kniee, bat Gott inbrünſtig um Beiſtand und empfing die geſuchte Gnade. Herr Hartley und der Kaplan, welchem die regelmäßige Seelſorge der Gefangenen oblag, traten hierauf ein und beteten mit ihm, bis das Läuten der Glocke verkündigte, daß die Todesſtunde gekommen ſey.

Die Bitterkeit des Todes war vorüber, und von dem Augenblicke an, wo Fanny und ſeine Kinder ihn verlaſſen hatten, ſchien nichts Irdiſches das Gemüth des ſchuldigen, aber reuevollen Mörders zu beunruhigen. Mit deutlicher, feſter Stimme ſprach er zu den Tauſenden, welche gekommen waren, um ihn ſterben zu ſehen, und ermahnte ſie, die Geſellſchaft gottloſer Leute wie die Pforten der Hölle zu meiden.

Dann betete er eine Zeit lang inbrünſtig mit Herrn Hartley und dem Kaplan, worauf der Letztere zum Zeichen für den Henker die furchtbaren Worte ausſprach:

„Mitten im Leben ſind wir im Tode!“ und der Verbrecher wurde vom Leben zum Tode gebracht.

So ſtarb Franz Ellis in der Blüthe ſeiner Jahre als ein Opfer der unſeligen Spielſucht. Wäre er ſeinem Entſchluſſe, nie zu ſpielen, treu geweſen, ſo würde er ein nützliches Glied der menſchlichen Geſellſchaft geblieben ſeyn und durch ein gutes Beiſpiel die Tugendhaften in ihrem Wandel beſtärkt haben, ſtatt ein furchtbares Beiſpiel zur Abſchreckung für die Laſterhaften zu werden.

In Franz Ellis Geſchichte ſehen wir den Verführten ein Strafwerkzeug des Verführers werden und Robert Smith durch die Hand deſſen fallen, den er verderbt hatte. „Wer den Wind ſäet, wird Ungewitter ernten,“ und: „Wer Andern eine Grube gräbt, fällt ſelbſt hinein.“

Franz Ellis betrübte Wittwe kehrte nicht nach Oakley zurück, ſondern zog nach ihrem Geburtsorte, der ihr durch das Andenken an ihren Gatten in jenen glücklichen Tagen, wo er der Stolz und die Freude ſeiner Eltern und ein Muſter für alle jungen Leute ſeines Alters geweſen, theuer war. Lord H. ſetzte ihr einen lebenslänglichen Gnadengehalt aus, der vollkommen für ihre Bedürfniſſe hinreichte.

Die Zeit milderte ihren Kummer, und bei ihrer Frömmigkeit konnte ſie ſchon im Anfange ihres Wittwenſtandes ſagen: „Ich habe viel Kummer erlebt; doch ich weiß, daß Trübſal zu meinem Beſten dienet.“

Jahre ſind verfloſſen ſeit dem Tage, der ſie ihres Gatten beraubte. Ihre Kinder ſind aufgewachſen und eine Quelle des Troſtes für ſie geworden, da ſie auf dem Pfade der Tugend und Frömmigkeit wandeln und ihrer Mutter Sorgfalt durch ein liebevolles, gehorſames Betragen zu vergelten ſuchen.

Zuweilen dürfte ein gewöhnlicher Beobachter geneigt ſeyn, zu glauben, Fanny habe das Geſchick ihres Mannes vergeſſen; denn ihr Geſicht trägt nicht die Spuren des ſchweren Kummers, welcher den Morgen ihres Lebens trübte. Nur wenn ſie ihren Sohn anſieht, der jetzt das Mannesalter erreicht hat und ſeinem Vater ſehr ähnlich iſt, zeigt ſich einige Bewegung bei ihr, und die Thränen, welche ihre ſanften Augen füllen, beweiſen, daß ſie ihren Gatten noch immer liebt und betrauert, wiewohl eine lange Reihe von Jahren ſeit ſeinem frühen Tode verfloſſen iſt. Sie ſetzt demüthig ihre Pilgerſchaft fort und hofft durch die Gnade ihres Erlöſers ihren theuren Gatten in jener Welt wieder zu ſehen, wo kein Leid und kein Geſchrei mehr ſeyn wird; „denn der Herr wird die Thränen von allen Angeſichtern abwiſchen, und er wird den Tod verſchlingen ewiglich.“

Inhalt.

Seite

Der Hirte von Salisbury. Aus dem Engliſchen der Hannah More 5

Franz Ellis, oder **die Macht der Verführung.** Aus dem Engliſchen der Johanna Strickland. 68

Pantheon

auserleſener Erzählungen

des

Auslandes.

Pantheon

auserleſener Erzählungen

des

Auslandes.

Mit einem Vorworte

von

Albert Knapp.

Dritter Band.

BIBLIOTH. PUBL. REG. STUTTG.

Stuttgart.
Verlag der Chr. Belſer'ſchen Buchhandlung.
1840.

Die Palme von Juda.

Aus dem Engliſchen

der

Mrs. Sherwood.

Erſtes Kapitel.

Dymocksthurm.

Es war im letzten Jahrhunderte, und zwar, ehe noch der Revolutionsgeiſt eine Veränderung in den Sitten unſerer Voreltern hervorgebracht hatte, als die Ereigniſſe ſich zutrugen, welche hier erzählt werden ſollen.

Um dieſe Zeit ſtand in dem zwiſchen England und Schottland liegenden Grenzlande ein altes Schloß, wovon nur noch ein Thurm, einige Zimmer in dem Hauptgebäude, mit hohen Mauern umgebene, zur Küche, Speiſekammer und zu Bedientenſtuben eingerichtete Räume, ſowie einige Hintergebäude vorhanden waren, welche an dieſen Mauern gleichſam zu hängen ſchienen. Dieß Schloß war einſt von einem Graben umgeben geweſen, den man jedoch hatte austrocknen laſſen, obgleich der kleine Bach, der ihn zu füllen pflegte, als die Wälle in gutem Zuſtande waren, noch in der

Vertiefung dahinrieſelte und den Wurzeln mancher Waſſerpflanze und manches Baumes Nahrung gab. Das Grün, von welchem dieſes alte Gebäude umgeben war, erhöhte ſeine Schönheit ſehr, wenn man es aus einiger Entfernung in der ſonſt öden Gegend umher betrachtete. Die früheren Herren dieſer Burg, welche von dem einzigen noch übrigen feſten Theile und nach dem Namen der Familie Dymocksthurm genannt wurde, waren ohne Zweifel nichts anders, als mächtige, gefährliche Freibeuter geweſen, die vom Raube in dem benachbarten Königreiche Schottland lebten. Jedermann weiß, daß die Herren von Dymock einſt große, wenn auch nur ſchlecht angebaute Ländereien beſaßen. Seit einigen Jahren hatte dieſe Familie jedoch ihren früheren Wohlſtand verloren und war endlich ſo heruntergekommen, daß der damalige Repräſentant derſelben kaum den Aufwand zu beſtreiten vermochte, welchen er als der Sohn ſeines Vaters machen zu müſſen glaubte. Herr Dymock war zu der Zeit, wo unſere Geſchichte beginnt, beinahe dreißig Jahre alt und von einem trägen Vater und einer Tante erzogen worden, bis er ſein vierzehntes Lebensjahr erreicht hatte, wo man ihn nach Edinburg ſchickte, damit er dort den Unterricht in dem Collegium benützte. Wiewohl es ihm bisher an gutem Unterrichte und zweckmäßiger Erziehung gefehlt hatte, und er keinen ausgezeichneten Verſtand beſaß, ſo war er doch ein lebhafter, anſtelliger junger Menſch und zeichnete ſich bald als eine Art Genie aus.

Einer der gewöhnlichſten Fehler derjenigen, welche nicht frühe einer regelmäßigen Disciplin unterworfen werden, iſt, daß ſie keine Ausdauer beſitzen. Sie fangen dieß und jenes an, führen aber nichts zu Ende. Dieß war denn auch bei Herrn Dymock der Fall. Während ſeines Aufenthalts in Edinburg hatte er daran gedacht, ein Autor zu werden. Einige unverſtändige Leute hatten ihm nämlich geſagt, ſeine ſchriftſtelleriſchen Bemühungen würden mit Erfolg gekrönt werden. Er fing deshalb mehrere Gedichte, zwei Schauſpiele und einige Abhandlungen über Mathematik, Phyſik und Naturgeſchichte an, beendigte aber keine von dieſen Arbeiten. Als er ſeinen Wohnſitz in dem Thurme nahm, wandte er ſeine ganze Aufmerkſamkeit einem neuen Gegenſtande zu, nämlich dem Ackerbau und der Urbarmachung ſeiner Ländereien. Wäre er dabei auf eine verſtändige Weiſe zu Werke gegangen, ſo hätte er vielleicht etwas ausgerichtet. Ehe er ſich jedoch an die Arbeit machte, mußte er durchaus einen neuen Pflug erfinden, der Wunder thun ſollte. Mit der Erfindung deſſelben begnügte er ſich indeſſen nicht, ſondern wollte ihn auch ſelbſt verfertigen oder vielmehr mit der Hilfe eines benachbarten Zimmermannes und Schmieds zuſammenſetzen. Ehe wir aber den alten Schmied, welcher eine Hauptperſon in unſerer Geſchichte iſt, dem Leſer vorſtellen, müſſen wir die Art und Weiſe beſchreiben, wie Herr Dymock in ſeinem Thurme lebte.

Seine Tante, Jungfer Margarethe Dymock, war ſeine Haushälterin, und ſo ſparſam war ſie ſtets geweſen, — denn ſie hatte auch ihrem vor Kurzem verſtorbenen Bruder, dem vorigen Herrn des Schloſſes, Haus gehalten, — daß die Nachbarn ſagten, ſie habe ſich halb zu Tode gehungert, um nur einigermaßen den Schein der alten Gaſtfreundſchaft aufrecht zu erhalten. In der That war ſie ſehr abgemagert und nicht weniger bleich. Eine alte Dame, welche während der Regierung Carls II. Pathenſtelle bei ihr vertreten, hatte ihr alle ihre Kleider vermacht, die in mehreren großen Kiſten nach Dymocksthurm geſandt worden waren und für den Bedarf ihres ganzen Lebens hinreichten. Da ſie es für eine arge Verſchwendung hielt, einen ſchönen Anzug ändern zu laſſen, ſo trug ſie ihrer Pathin Kleider gerade ſo, wie ſie dieſelben fand, und war nicht wenig ſtolz darauf, ſeidene Anzüge für jede Jahreszeit zu beſitzen. In jenen Tagen trugen die Frauen große Reifröcke, lange Handkrauſen, kurze und lange Taſchen, Bruſtlatze, Kappen und verſchiedene andere Artikel, an die jetzt

Niemand mehr denkt. Jungfer Margarethe glaubte, alle dieſe Dinge geben ein vornehmes Anſehen und beweiſen, daß die, welche ſie gekauft oder geerbt, von guter Herkunft ſeyen.

Sie zog jedoch nie eine von dieſen ſchönen Sachen an, bis ſie ihre Haushaltungsgeſchäfte verrichtet, alle Vorräthe genau beſichtigt, Speiſekammer, Küche und Hühnerſtall beſucht, das von ihren drei Mägden den Tag zuvor Geſponnene gewogen, die Milch eigenhändig abgerahmt, die Lichtſtumpfen geſammelt und den Kohl für den Haferbrei geſchnitten hatte. Wenn Alles dieß abgemacht und das Mittageſſen der Mägde beſorgt war, wobei ſelten viel aufgewendet wurde, ſo machte ſie ihre Toilette, und ſetzte ſich dann an das ovale Fenſter in dem Hauptzimmer des Schloſſes, wo ſie zu ſtopfen anfing. Dieß war ihre Hauptbeſchäftigung, indem es von der Fußdecke bis zu ihren eigenen Spitzen kaum einen Gegenſtand in dem Hauſe gab, den ſie nicht zuweilen ausgebeſſert hätte, und da ſelten Geld ausgegeben wurde, um die Gegenſtände im Hauſe, welche geſtopft werden konnten, durch neue zu erſetzen, ſo läßt ſich nicht ſagen, was die Folge geweſen ſeyn würde, wenn Jungfer Margarethe nicht von dieſer Liebe zum Stopfen beſeelt geweſen wäre.

Wovon die alte Dame ſelbſt lebte, iſt ſchwer zu ſagen; denn es geſchah nicht ſelten, daß das Mittageſſen bloß für ihren Neffen hinreichte; und wenn ſie ſich auch bei dieſen Gelegenheiten den Schein zu geben wußte, als äße ſie, ſo hätte Herr Dymock doch, wenn er aufmerkſamer geweſen wäre, bemerken müſſen, daß ſie häufig vom Tiſche aufſtand, ohne mehr als den Duft der Speiſen genoſſen zu haben. Nichts jedoch von dem über Jungfer Margarethe Dymock Geſagten kann der Wahrheit Eintrag thun, daß die ehrwürdige Dame einen hohen Grad von Herzensgüte beſaß, wenn dieſer ſchon der Wunſch, dem ſinkenden Hauſe noch einen Schein des alten Flors zu erhalten, manchmal hemmend in den Weg trat.

Außer den drei Mägden in der Küche hatten ſie einen Knecht und einen Jungen für die Geſchäfte außerhalb des Hauſes, zwei oder drei magere Kühe, eine Heerde halb verhungerter Schafe, einen großen Hund und einige Schweine und Hühner, welche ſich in der Nähe des Thurms nach Belieben ihr Futter ſuchen durften. Zu dieſer Schilderung müſſen wir noch hinzufügen, daß alle Geſchäfte, welche Jungfer Margarethe ſelbſt leitete, ausgezeichnet gut beſorgt wurden, während von denen, welche außerhalb ihrer Sphäre lagen, das Gegentheil galt. Als jedoch Herr Dymock eines Tages, wo ſie ihm über dieſen Punkt Vorſtellungen machte, zu ihr ſagte: „Gedulde Dich nur ein wenig, liebe Tante, wenn ich mit dem, was ich jetzt vorhabe, z. B. mit meinem Pfluge, fertig bin, ſo ſollſt Du ſehen, wie ich Alles in Ordnung bringen werde. Ich kann jetzt meine Aufmerkſamkeit nicht auf kleine Verbeſſerungen richten, da ich nach einem umfaſſenderen Plane zu Werke zu gehen beabſichtige; ich denke nicht bloß Reparaturen an dem Schloſſe vorzunehmen, ſondern es ganz neu aufzubauen, alle meine nach Mitternacht zu liegenden Ländereien in eine Schafweide zu verwandeln, die höher gelegenen Punkte zu bepflanzen und das Land gegen Mittag urbar zu machen. Mein nächſter Gegenſtand iſt indeſſen der Pflug. Auf dieſen muß ich vor allem Andern meine Aufmerkſamkeit richten. Die hölzernen Theile deſſelben ſind bereits alle fertig, und es iſt nur noch ein wenig an dem Pflugmeſſer zu verändern, was ich wahrſcheinlich ſelbſt werde thun müſſen, da der alte Shanty ſo dumm wie ſein Hammer iſt.“ Als Dymock dieß zu ſeiner Tante ſagte, bemerkte ſie, nicht Jeder beſitze den Scharfſinn ihres Neffen, fügte aber zugleich hinzu, der alte Shanty ſey ein ſo würdiger, gottesfürchtiger Mann, wie irgend einer auf dem Moor.

„Das ſtelle ich nicht in Abrede,“ erwiederte Herr Dymock. „Was hat aber Würdigkeit und Gottesfurcht mit meinem Pfluge zu thun? Ich habe ihm vergebens begreiflich zu machen geſucht, was ich haben will, und bin zu dem Entſchluſſe gelangt, meinen Rock auszuziehen und ſelbſt mit ihm zu arbeiten. Ich hoffe in einer Woche einen beſſeren Schmied abzugeben, als er in vierzig Jahren.“

Jungfer Margarethe erhob Hände und Augen und rief mit einem tiefen Seufzer aus: „Daß ich es erleben muß, den letzten Repräſentanten des Hauſes Dymock äußern zu hören, er wolle in einer Schmiede arbeiten!“

„Und warum denn nicht, liebe Tante?“ entgegnete der Neffe. „Erniedrigt ſich ein Mann von Stande, wenn er bloß zu ſeinem Vergnügen und nicht um ſchmutzigen Gewinnes willen arbeitet? Du haſt doch von Peter dem Großen gehört?“

„Wo hätte ich all mein Lebtag meine Ohren gehabt,“ erwiederte die Tante in einem empfindlichen Tone, „wenn ich nie von Peter dem Großen gehört hätte?“

„Du weißt alſo, daß er mit eigenen Händen in einer Schmiede arbeitete?“ entgegnete der Neffe.

„Davon weiß ich durchaus nichts,“ ſagte Jungfer Margarethe. „Wenn die Römer dieß ſagen, ſo halte ich es nur für eine von ihren vielen Lügen; und ich wundere mich, daß ſie ſich nicht ſchämen, Mährchen zu erfinden, welche der Ehre deſſen, den ſie ihr Haupt nennen, ſo ſehr Eintrag thun!"

„Pah!" ſagte der Laird, „ich ſpreche nicht von dem Papſte, ſondern von dem ruſſiſchen Czar!"

„Nun," erwiederte ſeine Tante, „ich wünſche nur, ich könnte Dich bewegen, dieſen herabwürdigenden Plan aufzugeben. Willſt Du jedoch durchaus mit Shanty arbeiten, ſo ziehe wenigſtens eines von Deinen alten Hemden an; denn die Funken werden Dir ſo viele Löcher in die Kleider brennen, daß des Stopfens und Flickens kein Ende ſeyn wird."

„Sey verſichert, Tante," ſagte Dymock, „daß ich nichts zur Hälfte thun werde; wenn ich mit Shanty arbeite, ſo binde ich eine lederne Schürze um und krempe die Aermel auf."

„Alles dieß will mir nicht in den Kopf," erwiederte Jungfer Margarethe. Der Neffe ſtand jedoch auf und verließ ſie. Der Streit hatte daher ein Ende.

Zweites Kapitel.

Der Findling.

Herr Dymock that, wie er geſagt hatte: er begab ſich nach Shanty's Schmiede, kleidete ſich wie der alte Meiſter und machte ſich daran, die Geheimniſſe des Handwerks zu erlernen, die übrigens, wenigſtens ſo weit Shanty ſie kannte, nicht ſehr tief waren.

Dymock war von unſteter, veränderlicher Gemüthsart. Er fand an allem Neuen Vergnügen und pflegte ſich einige Tage lang mit ſolchem Eifer damit zu beſchäftigen, daß er während deſſen alles Andere zu vergeſſen ſchien. Die Arbeit an dem Pfluge erforderte Geſchicklichkeit und Stärke. Shanty erklärte dem Laird ſogleich, ſie überſteige die ſeinige, da er alt und ſchwach ſey. „Und Ihr wolltet es thun,“ ſagte er, „Ihr, der Ihr noch kein Hufeiſen zu machen im Stande ſeyd? Ihr müſſet länger, als eine Woche lernen, ehe Ihr Euch nur ſo viel Geſchicklichkeit in unſerem Handwerke erwerbet. Jede Art von Kenntniſſen wird nur durch Anſtrengung erlangt, und ſelbſt die Kunſt, ein Hufeiſen zu verfertigen, will gelernt ſeyn. Ich müßte mich ſehr in Euch irren, wenn Ihr nicht vor Ablauf von ſieben Tagen — um nicht von eben ſo vielen Wochen zu ſprechen — Eurer Lehrzeit überdrüſſig wäret."

Herr Dymock hatte jedoch erſt zwei Tage gearbeitet, als ein junger Mann von dunkler Geſichtsfarbe, athletiſcher Geſtalt und einem zuverſichtlichen Weſen Abends in die Schmiede trat. Es war ein Herbſtabend, und die Schmiede lag in ziemlicher Entfernung von jeder menſchlichen Wohnung. Dymocksthurm war das nächſte Gebäude. Die Sonne ſtand bereits niedrig, und beleuchtete das alte Schloß nebſt ſeinen zerfallenen Mauern und Außengebäuden. Als der junge Mann eintrat und mit kecker Miene umherblickte, fragte ihn Shanty, was er wolle.

„Ich brauche ein Hufeiſen," war die Antwort.

„Ein Hufeiſen?" entgegnete der Schmied. „Wo iſt denn Euer Pferd?"

„Ich habe kein anderes Pferd, als Adams Mähre," antwortete er. „Ich reite kein anderes, brauche aber doch ein Hufeiſen."

„Ihr ſeyd ein ſonderbarer Geſell," entgegnete Shanty, „braucht ein Hufeiſen, ohne ein Pferd zu haben."

„Habt Ihr nie gehört, daß man ein Hufeiſen zu etwas Anderem, als zum Beſchlagen eines Pferdehufes braucht?“ erwiederte der junge Mann.

„Allerdings,“ entgegnete der Schmied, „habe ich Thoren ſagen hören, daß weder Hexe noch Hexenmeiſter eine Thürſchwelle überſchreiten können, auf der ein Hufeiſen befeſtigt iſt; das muß aber ein getragenes ſeyn.“

„Wenn ich nun von einer dieſer Hexen geplagt würde und meine Zuflucht zu dem Hufeiſen zu nehmen entſchloſſen wäre, was würdet Ihr von mir denken? Arbeitet Ihr nicht gerade jetzt an einem? Warum ſollte es mir nicht eben ſo gute Dienſte leiſten, als jedes andere? Gebt es mir deßhalb, und ich will Euch auf der Stelle dafür bezahlen.“

„Sagte ich Euch nicht,“ erwiederte Shanty verdrießlich, „es müſſe ein getragenes Hufeiſen ſeyn, was eine Hexe fern halten ſoll? Jeder Narr weiß das.“

„Nun,“ ſagte der junge Mann ſich umſehend, „habt Ihr denn kein altes?“

„Nein,“ antwortete Shanty, „ich habe keines hier, das ſich für Euren Zweck eignete.“

„Es iſt mir nicht viel daran gelegen,“ erwiederte der junge Mann, „daß das Hufeiſen ein altes ſey; ich glaube, ein neues beſitzt dieſelbe Kraft; gebt mir alſo das, woran Ihr gerade arbeitet.“

„Ihr ſollt zu Euren heidniſchen Träumereien und Narrheiten nichts erhalten, was ich gemacht habe,“ erklärte Shanty in einem beſtimmten Tone. „Es war eine Zeit, wo ich mich zu ſolchen Thorheiten hergab; ich habe aber, Gott ſey Dank! gelernt, herabwürdigende Gedanken, wie dieſe, aus mir zu verbannen, und verdamme ſie jetzt. Glaubt mir, junger Mann, wenn Gott mit Euch iſt, ſo kann weder Hexe noch Hexenmeiſter noch der Teufel ſelbſt Euch ſchaden.“

„Nun,“ ſagte der junge Mann, „wenn Ihr mir keines machen wollt, darf ich mir ſelbſt eines machen?“

„Seyd Ihr ein Schmied?“ fragte Dymock, ehe Shanty antworten konnte.

„Ob ich ein Schmied ſey?“ verſetzte der junge Mann. „Ich kann Euch verſichern, daß ich eine geringe Meinung von mir haben würde, wenn ich dem“ — dabei wies er auf Shanty, der ihm den Rücken zukehrte und an ſeinem Hufeiſen fortarbeitete — „nicht eben ſo ſehr überlegen wäre, als die Sonne glänzender iſt, denn die Sterne.“

Shanty nahm keine Kenntniß hievon. Nachdem Dymock noch einige Fragen an den Fremden gerichtet hatte, zeigte er ihm, was er an ſeinem Pfluge gethan haben wollte, worauf der junge Mann ſich bereit erklärte, dieſe Arbeit in ein paar Stunden zu verrichten, wenn der Eigenthümer der Schmiede ihm Erlaubniß dazu geben wolle. Dieſer Antrag ſchien Shanty durchaus nicht zu gefallen. Er mochte indeß Dymock dieſe Gefälligkeit nicht verweigern, bemerkte aber, wenn das Pflugmeſſer verdorben werde, ſo ſey es nicht ſeine Schuld. Der junge Fremde bewies bald, daß er das Schmiedehandwerk vollkommen verſtehe. Er beſaß nicht bloß Stärke, ſondern auch Einſicht und Geſchicklichkeit, und wußte durch ſeine Verbeſſerungsvorſchläge in Betreff dieſes Pfluges Dymock's Aufmerkſamkeit in Kurzem ſo ſehr zu feſſeln, daß dieſer nur Augen und Ohren für ihn hatte und über dem Geſpräche mit dem Fremden und deſſen verſtändigen Bemerkungen über die Conſtruction des Pfluges die Nacht hereinbrechen ließ.

Obgleich die Sonne prächtig untergegangen war, ſo hatten doch inzwiſchen dunkle Wolken den Himmel bedeckt. Ein Wind erhob ſich und sauste über die Haide. Ein Schauer von Hagel und Schloßen praſſelte in die Schmiede, deren eine Seite offen und dem Ungeſtüme des Wetters ausgeſetzt war. Während dieſes Schauers erſchien eine große, hagere, in einen zerlumpten Mantel gehüllte Weibsperſon an der Thüre. Auf dem Rücken trug ſie ein Kind, und ein anderes, älteres, führte ſie an der Hand. In einem breiten nördlichen Dialekte bat ſie um Erlaubniß, mit ihren Kleinen in einem Winkel der Schmiede Schutz vor dem Wetter ſuchen zu dürfen. Weder Dymock noch der junge Mann beobachtete ſie. Shanty dagegen hieß ſie willkommen und deutete auf eine Bank, die von dem Feuer beſchienen wurde, ohne von den Funken deſſelben getroffen zu werden. Die Frau trat ein, ſetzte ſich und legte das jüngere Kind auf ihren Schooß, während das ältere ſich auf den Fußboden ſetzte und an einer großen Brotkruſte, welche die Mutter ihm in die Hand gab, zu nagen anfing.

Inzwiſchen wurde fortgearbeitet, ohne daß ein Wort geſprochen worden wäre, bis Shanty von dem Hufeiſen, welches er hämmerte, aufſah und ſich wunderte, daß das Kind auf des Weibes Knieen durch das Geräuſch in der Schmiede nicht aufgeweckt und erſchreckt wurde; aber da liegt das Geſchöpf, dachte er, als wenn es weder Gehör noch Gefühl hätte. Bei dieſem Gedanken ließ der alte Mann ſeinen Hammer ſinken und ſchien, ſeine Augen auf das Kind geheftet, Fragen, wie folgende, an ſich zu richten: Wie wenn das Kind todt wäre? Würde wohl ein lebendes Kind, vom Rücken der Mutter auf deren Schooß geworfen, wie ein Erdkloß daliegen, ohne ſich zu bewegen? Damit verließ er den Amboß, näherte ſich dem Weibe und betrachtete das Kind einige Minuten lang, ohne ſich überzeugen oder den ſchrecklichen Gedanken verbannen zu können, daß er vielleicht einen lebloſen Körper vor ſich ſehe. Dymock ſetzte den Blaſebalg in Bewegung, um dem jungen Fremden bei ſeiner Arbeit zu helfen. Der Knabe, welcher dieſen Dienſt gewöhnlich für Shanty verrichtete, hatte Erlaubniß erhalten, ſeine auf der andern Seite der Grenze wohnende Mutter auf einige Stunden zu beſuchen, nachdem Dymock ihm mit ſeiner gewöhnlichen Güte verſprochen hatte, er wolle für ihn blaſen, wenn es nöthig ſeyn ſollte. Die unſichere Beleuchtung, die abwechſelnde Helle und verhältnißmäßige Dunkelheit, welche die Bewegung des Blaſebalgs begleitete, machte es dem alten Manne beinahe unmöglich, ſich über ſeine Befürchtung zu vergewiſſern. Er ſah, daß das Kind, welches ſo ſtill auf des Weibes Schooße lag, ohngefähr zwei Jahre alt war und gleich dem Weibe ſchwarzes Haar und ein olivenfarbiges Geſicht hatte. Sein erſter Gedanke, daß das Kind vielleicht ein geſtohlenes ſeyn möchte, ſchien deßhalb irrig zu ſeyn. Der Blaſebalg hatte ſich jedoch ſchon oft gefüllt und geleert, ehe er ſich über ſeine erſten Befürchtungen beruhigte. Endlich regte ſich das Kind und wimmerte, ohne aber ganz zu erwachen, worauf Shanty zu ſeinem Amboß zurückging und ſich wieder an ſeine Arbeit machte. So verging noch eine halbe Stunde, während welcher das Ungewitter nachließ, die Wolken ſich brachen und zu verſchwinden anfingen, und die Sterne einer nach dem andern hervorkamen und dem erfahrenen Auge des nächtlichen Reiſenden die Himmelsgegenden zeigten. Als die Fremde dieß bemerkte, ſtand ſie auf, nahm das ſchlafende Kind auf den Arm, während das andere ſich an ihrem Mantel hielt, und dankte dem Schmiede für den Schutz, welchen er ihr gewährt, worauf dieſer mit der Höflichkeit eines Mannes, welcher, obgleich arm und geringen Standes, doch ſeinem Heilande an Menſchenfreundlichkeit ähnlich war, ſie einlud, länger zu bleiben, die ganze Nacht, wenn ſie wolle, wobei er allein bedauerte, daß er ihr nur ein Strohlager und ein wenig Haferbrei für ihre Kleinen anbieten könne.

„Ich danke Euch,“ erwiederte ſie. „Wer kann mehr geben, als er ſelbſt hat? Doch die Zeit iſt mir koſtbar: ich muß dieſen Abend noch über die Grenze; ich werde Euch indeß nicht vergeſſen und vielleicht einmal wieder kommen.“ Damit ging ſie aus der Schmiede und wurde bei ihrem Weggehen von Dymock beinahe eben ſo wenig beachtet, als bei ihrer Ankunft.

Während der nächſten Stunde hatte man die Hammerſchläge des alten Shanty und des jungen Fremden in der Stille der Nacht weit über das Moor hin hören können; denn der Wind hatte ſich ganz gelegt, und das

Feuer in der Schmiede leuchtete wie ein Wahrzeichen über die Haide. Endlich war jedoch die Arbeit, welche der Fremde übernommen hatte, beendigt. Nachdem ihm Dymock eine Silbermünze gegeben, die einzige, welche er in der Taſche hatte, empfahl ſich der junge Mann und ging mit den Worten zur Schmiede hinaus: „Nun, wenn ich auch das nicht erhalten habe, weßhalb ich kam, ſo habe ich doch etwas bekommen, was eben ſo gut iſt, und zum Dank für Eure Höflichkeit, Alter,“ fügte er hinzu, ſich an Shanty wendend, „will ich Euch einen Rath geben: nagelt das Hufeiſen, das Ihr mir nicht geben wolltet, über Eure eigene Thüre; denn ich muß Euch ſagen, Ihr ſeyd in keiner geringen Gefahr, von demſelben Hexenmeiſter betrogen zu werden, der meine Schritte ſchon lange verfolgt hat.“

Damit ſchritt er munter und raſchen Schrittes zur Schmiede hinaus und verſchwand bald in einer Schlucht in dem Moore.

Dymock und Shanty ſtanden an der Thüre: der Erſtere voll Verwunderung über den außerordentlichen Scharfblick des ſonderbaren Fremdlings, und der Letztere in großer Ungeduld, den Herrn weggehen zu ſehen, da er die Schmiede zuzumachen und ſich in ſeine kleine Stube zu begeben wünſchte, die ihm zugleich als Schlafzimmer, Küche, Vorrathskammer und Studirſtube diente; denn der würdige Shanty legte ſich nie ſchlafen, ohne das Wort Gottes ſtudirt zu haben.

Während ſie noch an der Thüre ſtanden, ließ ſich plötzlich ein Wimmern vernehmen, welches von der linken Seite zu kommen ſchien, wo das Dach der Schmiede verlängert war und gelegentlich als ein Schoppen für Wagen diente, die Shanty zur Ausbeſſerung übergeben wurden. In dieſem Augenblicke befand ſich daſelbſt nur ein einziger zweirädriger Wagen, aus dem das Wimmern zu kommen ſchien. Dymock und Shanty ſtutzten bei dieſen Tönen und ſchwiegen einige Minuten, um abzuwarten, ob es ſich noch einmal hören ließe. Gleich darauf vernahmen ſie daſſelbe Wimmern, welchem ein Geſchrei, wie das eines erſchrockenen Kindes, folgte. Dymock und Shanty ſahen ſich an, und der Letztere ſagte: „Es iſt das Bettelweib; ich will wetten, ſie iſt noch hier. Horch! vielleicht ſucht ſie das Kind zu beruhigen; ſie wird unter dem Wagen ſeyn.“ Doch das Kind fuhr fort zu ſchreien, und weder Drohungen noch Liebkoſungen wurden angewandt, um es zu beſchwichtigen.

Dymock ſchien ſo erſtaunt zu ſeyn, daß er gleichſam an den Boden gefeſſelt war, während Shanty hineinging und ſogleich mit einer brennenden Laterne und einer eiſernen Stange in der Hand zurückkehrte. „Nun laſſet uns ſehen, was dies Geräuſch bedeutet," ſagte er. Beide gingen hierauf nach dem Schoppen, in der Erwartung, die Bettlerin und bei ihr vielleicht einen Haufen Landſtreicher zu finden. Sie fanden jedoch nur das zweijährige Kind, welches wie todt auf dem Schooße des Weibes gelegen war, betäubt durch Wachholderbranntwein, wornach ſein Athem roch, als Dymock es aus dem Wagen hob und in die Schmiede trug. Shanty kehrte nicht zurück, bis er jedes Loch und jeden Winkel mit der eiſernen Stange in der einen Hand und die Laterne in der andern genau unterſucht hatte.

Das Kind hörte auf zu ſchreien, ſobald es in der Schmiede war, und fiel ſogleich wieder in Schlaf, als es ſich in den Armen eines Menſchen fand.

„Sie haben ſich alle aus dem Staube gemacht," ſagte Shanty, als er ins Haus trat, „und uns dieß Geſchenk zurückgelaſſen. Wir bedurften in der That eines Hufeiſens über der Thüre, wie der junge Hallunke ſagte. Dießmal ſind wir betrogen worden. Das Kleine iſt ohne Zweifel geſtohlen, vielleicht das Kind eines vornehmen Mannes. Das nichtswürdige Weib wird nicht ſo bald wiederkommen, wie ſie verſprach. Was ſollen wir aber mit dem Kinde anfangen? Wäre meine arme Frau noch am Leben, ſo hätte ich es unterbringen können; aber was ſoll ich mit ihm machen?"

„Ich muß es mit mir nach dem Thurme nehmen," ſagte Dymock, „und ſehen, ob meine Tante Margarethe ſich ſeiner nicht annehmen will. Will ſie nicht, ſo gibt es Armenhäuſer, zu denen man ſeine Zuflucht nehmen kann; doch das wird nicht nöthig ſeyn: ſie hat ein gutes Herz."

„Das glaube ich auch, Herr Dymock," ſagte Shanty, näherte ſich dem ſchlafenden Kinde und hielt ihm die Laterne vor's Geſicht. „Wem ſieht es ähnlich? einer Zigeunerin oder einer Jüdin? Dieſes Geſichts, wenn es gewaſchen wäre, würde ſich ſelbſt eine Sarah oder Rahel nicht zu ſchämen brauchen."

„Der Mund und die Form des Geſichts ſind griechiſch," ſagte Dymock; „die Büſte aber iſt orientaliſch."

Shanty ſah ſeinen Gönner ſcharf an, als wenn er zu verſtehen ſuchte, was Dymock unter den Worten orientaliſch und griechiſch verſtehe. Dann wiederholte er ſeine Frage: „Zigeunerin oder Jüdin, Herr Dymock? Ich bin überzeugt, das kleine Geſchöpf iſt nicht von unſerer nördlichen Raçe."

„Das wird ſich zeigen," antwortete Dymock. „Doch, was iſt jetzt zu thun? Ich fürchte, Tante Margarethe wird ein geziertes, vornehmes Weſen annehmen, wenn ich das Kleine nach dem Thurme hinauftrage; ich ſehe indeſſen nicht, was ich ſonſt thun kann. Löſchet Euer

Feuer aus, Shanty, und kommt mit mir. Ihr möget den kleinen Balg tragen, während ich die Laterne nehme. Vielleicht hält Tante Margarethe dieß für anſtändiger.“

So geſchah es: der alte Shanty mußte den Kindswärter, der Laird den Laternenträger machen, und in dieſem Aufzuge ſchlugen ſie den Weg nach dem Thurme ein, indem ihnen das Kind reichen Stoff zur Unterhaltung gab.

Drittes Kapitel.

Tamar auf dem Schloſſe.

Jungfer Margarethe Dymock beſaß, wie wir bemerkt haben, viel Herzensgüte, die, beiläufig geſagt, oft mit Kargheit vereinbarer iſt, als manche Leute glauben. Zudem hatte ſie vor Kurzem eine Lieblingskatze verloren, die, wie ſie zu ſagen pflegte, Tochterſtelle bei ihr vertreten hatte. Die Stelle eines Lieblings war alſo gerade erledigt, und dieſer Umſtand kam dem Findlinge ſehr zu Statten. Dymock nahm Shanty mit in das Beſuchzimmer, wo Jungfer Margarethe mit Stopfen beſchäftigt war. Der alte Mann erzählte verabredeter Maßen den ganzen Vorfall. Sie war durchaus nicht böſe und deutete ſogar nicht einmal an, daß ihr Neffe, wenn er in ſeinem Zimmer geblieben wäre, ſtatt an einem Orte zu verweilen, der Landſtreichern Schutz gewährte, ſich dieſe Laſt nicht aufgebürdet haben würde. Das Kind war inzwiſchen erwacht und fing an zu ſchreien. Die alte Dame wurde gerührt, rief eine Magd herbei und befahl dieſer, dem Kinde etwas zu eſſen zu geben und es zu Bette zu bringen. Nachdem ſie Shanty mit einer Hammelskeule hatte bewirthen laſſen, zog ſie ſich auf ihr Zimmer zurück und überlegte, was zunächſt zu thun ſey. Das Reſultat dieſer Ueberlegung war, man müſſe ſich des Kindes jedenfalls auf einige Tage annehmen und es waſchen und kleiden. Da nun die würdige Dame ſtets die Gewohnheit gehabt hatte, in gewiſſen, in ihrem großen Schlafzimmer auf einander gehäuften Kiſten und Schachteln alle alten Kleider der Familie, welche ſich für den Gebrauch der Dorfbewohner nicht eigneten, aufzubewahren, ſo hatte ſie nichts weiter zu thun, als ein halbes Dutzend Koffer wegzuſchaffen, um zu einem Kaſten zu gelangen, welcher die Röcke und Kleider enthielt, die ihr Neffe abgelegt hatte, als er Jacke und Hoſen anzog. Von dieſen wählte ſie den kleinſten Anzug, der bereits am nächſten Morgen um ſechs Uhr vor dem Küchenfeuer hing, um gelüftet und gewärmt zu werden. Zunächſt wurde warmes Waſſer und Seife herbeigeſchafft, und ſobald die Kleine erwachte, wurde ſie einer Operation unterworfen, die ſeit langer Zeit nicht mit ihr vorgenommen worden zu ſeyn ſchien. Das kleine Geſchöpf war ſehr erſchrocken, als es in das Waſſer getaucht wurde, und ſchrie auf eine höchſt klägliche Weiſe. Die Thränen rannen ſeine Wangen herab, und ſein ganzer Körper zitterte heftig. Die Mägde kehrten ſich jedoch daran nicht, ſondern ſcheuerten den Findling vom Kopfe bis zu den Füßen. Endlich jedoch erklärte Jungfer Margarethe, welche mit einem Tuch auf dem Schooße und einigen Handtüchern in der Hand dabei ſaß und die ganze Operation geleitet hatte, die Reinigung für vollendet. Das Kind wurde daher aus dem Zuber gehoben, eine Zeit lang in der Luft gehalten, um das Waſſer abträufeln zu laſſen, und dann auf den Schooß der alten Dame geſetzt, wo es ſich ſogleich wohler zu fühlen ſchien. Kaum war die Kleine auf Jungfer Margarethe's Kniee gelegt, ſo ſchien ſie in Folge irgend einer unbekannten Ideenverbindung zu glauben, ſie habe in Jungfer Dymock eine alte Freundin wieder gefunden. Vor Freude zitternd ſprang ſie auf, umarmte die alte Dame und preßte ihre kleinen rothen Lippen auf deren Wangen. Als hierauf eine von den Mägden ſich mit einigen Kleidern näherte, klammerte ſie ihre Aermchen noch feſter um Jungfer Margarethens Hals und ſchien zu fürchten, man wolle ſie von ihr wegnehmen. „Gott ſtehe dem unſchuldigen Kinde bei,“ ſagte die alte Dame. „Was iſt ihm?“ Die Thränen traten ihr in die Augen, ſie ſuchte das Kind durch Liebkoſungen zu beruhigen und hieß es ſich auf ihre Kniee niederſetzen, während ſie der Magd befahl, ihr beim Anziehen zu helfen. Das kleine Mädchen wollte ſich jedoch von keiner anderen Perſon, als Jungfer Margarethen, anrühren laſſen. „Ich glaube, wir müſſen ihr den Willen thun, Jeanette," ſagte die alte Dame endlich. „Ich ſcheine der Günſtling zu ſeyn; es iſt wahrſcheinlich etwas in meiner Phyſiognomie, was dem Kinde gefällt; reiche mir die Kleider, ich muß meine Geſchicklichkeit im Ankleiden dieſer eigenſinnigen kleinen Dame verſuchen. Es gefiel Jungfer Margarethen offenbar, daß die arme Waiſe ihr den Vorzug gab. Beim Anziehen bemerkte man, daß die Kleine eine vollkommene Schönheit ſey. Sie hatte ein ovales Geſicht, Züge von ſeltener Lieblichkeit, ſanfte und doch lebhafte Augen und zart geformte Lippen. Das rabenſchwarze Haar war lockig, und der Kopf ſaß auf den Schultern, als wenn er einer Königstochter angehörte. Die Mägde bemerkten ein Zeichen auf der Schulter des Kindes, welches nicht natürlich, ſondern eingebrannt zu ſeyn ſchien. Die eine ſagte, es ſey ein Fächer, die andere, eine Feder. Jungfer Margarethe ſchloß daraus, das Kind gehöre vornehmen Leuten an, und meinte, man könne nicht wiſſen, wie ſich die der Kleinen bewieſene Sorgfalt belohnen würde.

Sobald Herr Dymock im Frühſtückszimmer erſchien, kam Jungfer Margarethe mit dem Kinde auf dem Arme und rief: „Du haſt mir eine ſchöne Laſt aufgeladen, Neffe; das kleine Fräulein will von Niemand anderem, als von mir, bedient ſeyn.“

„Was für ein kleines Fräulein?“ entgegnete Herr Dymock; „wen haſt Du denn da?“

„Niemand anderes, als Deinen Findling,“ erwiederte Jungfer Margarethe.

„Unmöglich!“ rief Herr Dymock. „Ei, was haſt Du denn mit ihr angefangen?“

„Ich habe ſie nur gewaſchen, gekämmt und gekleidet,“ erwiederte ſie. „Laß mir Gerechtigkeit widerfahren, Neffe, und ſage mir, was ich durch meinen Fleiß hervorgebracht habe.“

„Einen Diamanten aus einem ungeſchliffenen Steine,“ rief Herr Dymock. „Dieß iſt in der That ein ſchönes Kind; es wird mir ein großes Vergnügen gewähren, eben ſo viel aus ſeinem Geiſte zu machen, als Du aus ſeinem Körper gemacht haſt.“

„Du willſt es alſo nicht in einem Findel- oder Armenhaus unterbringen, wie Du geſtern im Sinne hatteſt?“ ſagte Jungfer Margarethe mit einem Lächeln.

„Es würde Unrecht ſeyn, ein Geſchöpf, wie dieſes, ſo herabzuwürdigen,“ entgegnete der Neffe, indem er die Kleine zu küſſen ſuchte; aber ſchnell wie der Blitz wandte dieſe ihr Geſicht ab und hielt ſich an Jungfer Margarethen feſt.

Die alte Dame bemerkte dieß ſehr wohlgefällig und äußerte: „Sagte ich Dir nicht, daß ſie mit Niemand anderem, als mit mir, etwas zu thun haben will? Ich werde ihr wohl die Stelle meines Kätzchens in meinem Bette einräumen müſſen. Da ſie Dir gerade den Rücken zugekehrt hat, ſo ſieh doch einmal das ſonderbare Zeichen auf ihrer Schulter an, und ſage mir, was Du davon denkſt.“

Dymock betrachtete dieß Zeichen mit Erſtaunen. Er ſah, daß es kein natürliches Mahl war, und glaubte endlich einen Palmzweig darin zu erkennen. Von Anfang an hatte er das Kind für ein jüdiſches gehalten und ſuchte nun in einem hebräiſchen Wörterbuche das entſprechende Wort für Palmzweig auf. „Dieſe Tochter Zions ſoll Tamar heißen!“ rief er und ſetzte es durch, obgleich Jungfer Margarethe viel dagegen einzuwenden hatte, beſonders daß es kein chriſtlicher Name ſey und deßhalb für ein Kind, das als eine Chriſtin erzogen werden ſolle, nicht paſſe. Da Dymock jedoch ſeinen Einfall, das Schmiedehandwerk zu erlernen, ſeit dem oben erzählten Abenteuer aufgegeben hatte und von dem beabſichtigten Verſuch, das ganze Moor um den Thurm mit ſeinem neuerfundenen Pfluge urbar zu machen, abgeſtanden war, — denn dieſer Pflug hörte auf, ein Gegenſtand ſeiner Wünſche zu ſeyn, ſobald er ihn vollendet hatte — ſo hielt ſie es für das Beſte, ihm bei dem Einfalle, dem Kinde einen ſo ſonderbaren Namen zu geben, ſeinen Willen zu laſſen, und hob ſogar die kleine Tamar aus der Taufe.

So fand die arme Waiſe ein Unterkommen, indem ſie ſich glücklich fühlen konnte, und Jungfer Margarethe gab ihr gern das Wenige, was ſie bedurfte. Nach einigen Tagen leiſtete die Kleine auch Gehorſam, wenn ſie aufgefordert wurde, zu den Mägden zu gehen. Auch Dymock erwarb ſich bald ihre Gunſt in einem ſolchen Grade, daß ſie ſich auf ſeinen Schooß ſetzte, wenn er ſie dazu einlud; und ihre Zuneigung blieb nicht unerwiedert. Dymock hatte ſich eine Theorie über ſie gebildet — und keine ſelbſtſüchtige; denn er hoffte nicht, jemals etwas durch ſie zu gewinnen. Er glaubte, ſie ſey von edlen, aber unglücklichen jüdiſchen Eltern, und gründete dieſe Theorie auf die Anmuth und Schönheit ihres Körpers. Jedenfalls zweifelte er nie daran, daß ſie eine Jüdin ſey, und ſprach darüber, ſo lange er nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch ſeine Tante und die meiſten Perſonen in ſeiner Umgebung davon überzeugt hatte.

Wenn Dymock kein Genie war, ſo beſaß er doch alle Schwächen eines ſolchen, und war deßhalb ein höchſt unnützes Weſen. Er war jedoch allgemein beliebt, und Niemand liebte ihn mehr, als Tamar, nachdem ſie einmal die erſte Furcht überwunden hatte. Jungfer Margarethe, die keine Anſprüche auf Genie hatte, war indeß die wirkliche Wohlthäterin dieſes Kindes und vertrat bei ihr die Stelle einer liebevollen Mutter. Ihre erſten Bemühungen gingen dahin, ſich den Willen des Kindes unterwürfig zu machen, und dann ſuchte ſie daſſelbe an Fleiß und Entſagung zu gewöhnen. Sie ſagte der kleinen Tamar, ſie ſey, was ſie auch über ihre vermuthliche Herkunft hören möge, doch nur ein Kind ohne Anſprüche, und man nehme ſich ihrer bloß aus Beweggründen der Liebe an; ihre Pflegeeltern ſeyen arm und würden dieß wahrſcheinlich wohl ſtets bleiben; Gott erwarte von ihr, daß ſie ihnen einſt beiſtehe, wenn ſie könne, wie ſie ſich ihrer in den Jahren hilfloſer Kindheit angenommen hätten. In religiöſen Dingen lehrte ſie ihre Pflegetochter, was ſie ſelbſt davon wußte und glaubte; ihre Anſichten waren jedoch dunkel und unvollkommen; ſie erkannte nicht halb ſo viel von dem großen Geheimniſſe der Erlöſung, als Shanty in ſeiner Hütte; der Wunſch, das zu thun, was vor Gott recht iſt, war ihr indeß eingeflößt und zu einem feſten Grundſatze geworden, der durch den Mangel an Erkenntniß nicht geſchwächt zu werden ſchien. Was Formen anbetrifft, ſo hatte Jungfer Margarethe ihre eigenen, die ſie mit großer Gewiſſenhaftigkeit beobachtete. Sie beſaß nur wenig Gelegenheit, dem öffentlichen Gottesdienſte beizuwohnen, da es in einem Umkreiſe von einigen Stunden keine Kirche gab. Während die alte Dame in ihrer ruhigen Weiſe das Kind Alles lehrte, was ſie ſelbſt wußte, entwarf Dymock große Plane für Tamars Unterricht. Er wollte ſie ihre Mutterſprache lehren, wie er das Hebräiſche nannte, und ihr noch viele andere Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten beibringen; denn er hatte ſich mit unzähligen Zweigen der Wiſſenſchaften und Künſte beſchäftigt, und da er in Tamar einen eben ſo ſchnellen, aber weit gründlicheren Verſtand und größere Ausdauer fand, als er ſelbſt beſaß, ſo hatte ſein Unterricht einen beſſeren Erfolg, als man hätte erwarten ſollen. Wie aber Rom nicht in Einem Tage erbaut wurde, ſo darf man auch nicht glauben, daß die gute Jungfer Margarethe nicht manche mühevolle Stunde habe zubringen müſſen, ehe ihr Theil an der Erziehung ſo weit gethan war, daß ſie ſich niederſetzen und eine Erwiederung oder Vergeltung ihrer Dienſte erwarten konnte; denn dem Kinde konnte, wie ſie zu ſagen pflegte, mehrere Jahre, nachdem es eine Nadel zu halten vermochte, nicht begreiflich gemacht werden, daß die Fäden beim Stopfen nicht ſo ſtraff angezogen werden dürfen, als beim Säumen, was ſie ſich nicht zu erklären wiſſe, da das Kind in anderen Dingen ſo gelehrig ſey. Das Schlimmſte von Allem aber war dieß, daß das kleine Mädchen ſo wild wie eine Gazelle war, wenn es in Freiheit geſetzt wurde, und deßhalb nicht ſelten die Arbeit des Stopfens vermehrte, bis Jungfer Margarethe daran dachte, ſie einen Anzug von gröberem Stoffe anlegen zu laſſen, in dem Tamar des Morgens während der Freiſtunden herumlaufen durfte, wenn ſie ſich gefallen ließ, Nachmittags in ſeidenen oder muslinenen Kleidern ruhig bei der alten Dame zu ſitzen. Auf dieſe Weiſe war ein Theil des Tages der Erhaltung und Befeſtigung von Tamars Geſundheit gewidmet, während ſie ſich im andern anſtändig benehmen lernte; und da ihre Liebe zu Jungfer Margarethe mit den Jahren zunahm, ſo brachte ſie viele für die Rückerinnerung im ſpäteren Leben angenehme Stunden auf einem Seſſel zu den Füßen der alten Dame zu, während ſie von dieſer Unterricht in Näharbeiten empfing und die vielen Geſchichten anhörte, welche Jungfer Margarethe zu erzählen wußte. Dieſe hatte zwar ein an Abenteuern leeres Leben geführt, erſetzte aber dieſen Mangel dadurch, daß ſie die Geſchichten Anderer auf eine ſehr anſchauliche Weiſe zu erzählen verſtand; Scheherazade ſelbſt war keine unterhaltendere Mährchenerzählerin; und wenn die arabiſche Prinzeſſin von Geiſtern, Talismanen und Ungeheuern Gebrauch machte, um ihre Erzählungen auszuſchmücken, ſo fehlte es Jungfer Dymock auch nicht an ihrem wunderbaren Apparate; denn ſie hatte ihre Geiſter, Feen, Zwerge und furchtbaren Erſcheinungen, womit ſie ihre Geſchichten ausſchmückte. So lange Tamar ihr ſiebentes Jahr noch nicht erreicht hatte, überſchritt ſie den Graben nie allein; ſpäter machte ſie jedoch größere Ausflüge und lief nicht ſelten ſogar bis nach Shanty's Schmiede.

Der alte Mann hatte ſich immer auf den Antheil etwas zu gute gethan, den er an dem Glücke des kleinen Mädchens gehabt; und Jungfer Margarethe verfehlte nicht, Tamarn zu erzählen, wie ſie zuerſt auf Shanty's Armen nach dem Thurme gekommen. Bei dieſen Gelegenheiten pflegte ſie zu ſagen: „Dann muß ich ihn lieb haben, nicht wahr?“ Und da ſie auf dieſe Frage eine bejahende Antwort erhielt, ſo that ſie es auch. Sonntags, wenn er ſich gewaſchen und ſeinen beſten Rock anhatte, pflegte ſie auf ſeine Kniee zu klettern; denn ſie bat ſtets um Erlaubniß, ihn an dieſem Tage beſuchen zu dürfen, wenn er nicht nach dem Thurme kam, was er oft that, um ſich nach ihr zu erkundigen;

und wenn ſie auf ſeinen Knieen war, ſo erzählte ſie ihm, was ſie die Woche über gelernt hatte.

Er freute ſich ſehr, als ſie ihm zuerſt ein Kapitel aus der Bibel vorlas. Bei dieſer Gelegenheit theilte er ihr zum erſten Male einige ſeiner Ideen über die Religion mit, welche weit klarer waren, als die der alten Dame oder ihres Neffen. Wie dieſer arme, einſam lebende alte Mann zu dieſen Ideen gelangt war, wiſſen wir nicht; er ſelbſt hätte es nicht ſagen können, wiewohl er ſpäter Tamarn mittheilte, alle ſeine übrige Erkenntniß habe er durch das volle Verſtändniß einer Schriftſtelle erhalten, nämlich Col. 3, 11: „Chriſtus iſt Alles und in Allem.“

„Dieſe Stelle,“ ſagte der alte Mann, „konnte ich lange nicht verſtehen. Ich fand mich getrieben, ſie von allen Seiten zu betrachten, bis ich ſie endlich in ihrem ganzen Umfange verſtand und annahm. Ich überzeugte mich, daß Chriſtus nicht einer Gattung von Menſchen Alles und einer andern nicht Alles, zu einer Zeit im Leben eines Menſchen für dieſen Alles und zu einer andern nicht Alles, daß er bereit und vermögend iſt, einem Mangel abzuhelfen, während er einem andern nicht abhelfen will; denn fehlt es einem Menſchen an Gerechtigkeit, ſo ſuche er ſie in Chriſto; fehlt es ihm an Verdienſt, ſo iſt Chriſtus ein unerſchöpflicher Schatz;

bedarf er Ruhe und Frieden, auch dafür iſt geſorgt; fehlt es ihm an Glauben, auch dieſen kann er empfangen; aber es iſt ihm nicht gegeben, die Zeit zu wiſſen, und wenn jetzt Verwirrung und Böſes jeder Art herrſchte, ſo wird doch Chriſtus, da er Alles in Allem iſt, Ordnung aus der Verwirrung hervorrufen, wenn die Zeit erfüllet iſt.“

„Und ſo wurden mir,“ fuhr der alte Mann fort, „nachdem ich dieſe eine Stelle angenommen hatte, alle andere Theile der Schrift mit Einem Male klar, und die ſchönen Weiſſagungen künftigen Friedens und künftiger Freude auf Erden, ſo wie die Vorherverkündigungen der Vernichtung des Todes und der Hölle, erſchienen mir als verborgen und verſchloſſen in Chriſto; denn Chriſtus iſt Alles, und wie mich nach dem Schatze verlangte, ſo fühlte ich mich immer mehr zu Dem hingezogen, der den Schatz bewahrt. Und Alles dieß,“ pflegte er hinzuzufügen, „geſchah für mich nicht wegen meines eigenen Verdienſtes; denn bis zu der Zeit, wo mir dieß Licht geſchenkt wurde, war ich gleich anderen noch nicht wieder geborenen Menſchen, lebte nur für mich, und wäre es Gottes Wille, mir dieß Licht zu entziehen, ſo würde ich wieder ſo todt und hart werden, wie das Eiſen auf dem kalten Amboß.“

In dieſer Weiſe pflegte Shanty oft mit Jungfer

Margarethe und nach einiger Zeit auch mit Tamar zu ſprechen. Die alte Dame blieb jedoch viele Jahre lang unfähig, auf ſeine Anſichten von der Allgenugſamkeit des Erlöſers einzugehen. Sie konnte ihre Vorſtellung von der Nothwendigkeit guter Werke, nicht als Beweiſe des Glaubens einer Perſon, ſondern als Mittel, ſich der Seligkeit zu verſichern, nicht ganz aufgeben und traf deßhalb viele Jahre lang nie mit Shanty zuſammen, ohne auf dieſe Verſchiedenheit in ihren Anſichten hinzudeuten, was gewöhnlich zu einem lebhaften Streite Veranlaſſung gab.

Viertes Kapitel.

Die Ruine.

Als Tamar ungefähr neun Jahre alt war, ſchenkte ihr Herr Dymock einen Hund. Dieſes Thier gewann ſie ſehr lieb und gewöhnte es, ſie auf ihren Spaziergängen zu begleiten. Einige hundert Schritte von dem Thurme war ein Haufe von Granitblöcken, von denen einige Spuren eines Meißels an ſich trugen. Dieſe waren jedoch beinahe ganz mit Steinbrech und andern wilden Pflanzen bewachſen.

Die Landleute mieden dieſen Ort, weil ſie ihn für nicht geheuer hielten, und Jungfer Margarethe wußte mehrere außerordentliche Geſchichten darüber zu erzählen, welche Tamar ſehr intereſſirten. Sie ſagte: Zur Zeit des Papſtthums ſey ein Kloſter daſelbſt geweſen und ein Covenanter an der Stelle ermordet worden, weßhalb man das Kloſter zerſtört und alles unheilige Holzwerk und die Symbole des Götzendienſtes verbrannt habe, „und bis auf den heutigen Tag,“ fuhr ſie fort, „ſieht man zuweilen ſeltſame, unheimliche Geſtalten an der Stelle und hört Klagegeſchrei wie von gepeinigten Seelen. Ja, ein paar Nächte, bevor Du, Tamar, als ein kleines Kind in dieſes Haus gebracht wurdeſt, wurde ein Licht daſelbſt geſehen und Stimmen vernommen, welche denen von Menſchen durchaus nicht ähnlich waren.“

Niemand dachte daran, daß Tamar dieſen Ort je allein beſuchen würde. Sie wünſchte dieß jedoch ſehr. Hätte Jungfer Margarethe ihr dieſe Geſchichten nicht erzählt, ſo würde ſie dieſen Wunſch wahrſcheinlich nie gehabt haben; aber es iſt ein Prinzip in der menſchlichen Natur, welches nach dem Verbotenen gelüſtet; „denn durch das Geſetz kommt Erkenntniß der Sünde,“ wie der Apoſtel Paulus ſagt. Tamar verlangte es ſehr, dieſen geheimnißvollen Ort zu beſuchen. So geſchah es, daß ſie an einem ſonnigen Tage, als ſie ihren Hund bei ſich hatte und Alles um ſie her heiter ausſah, den kleinen grünen Hügel hinaufkletterte und ſich durch die Brombeerſträuche, die Stechginſter und anderes Buſchwerk einen Weg bahnte, bis ſie ſich in der Mitte des großen Stein- und Schutthaufens befand, wovon ſie bisher von den Fenſtern des Thurms aus nur die Spitze geſehen hatte. Als ſie hier angelangt war, ſtand ſie ſtill, um ſich umzuſehen. Ihr Hund, welchem Dymock den poetiſchen Namen Sappho gegeben hatte, ſpitzte jetzt plötzlich die Ohren und ſchnüffelte, als wenn er etwas Ungewöhnliches röche. Gleich darauf ſprang er vorwärts, bahnte ſich einen Weg durch einige Büſche und verſchwand. Tamar rief laut, ein dumpfes Echo ertönte, aber kein Hund erſchien; ſie rief nochmals, hörte daſſelbe Echo und ſchwieg wieder; — Tamar war jedoch keineswegs furchtſam, ſie war zu ſehr daran gewöhnt, allein zu ſeyn und einſame alte Winkel zu durchforſchen, deren es in der Nähe des Thurms eine Menge gab, die nur Eulen und Fledermäuſen zum Aufenthalte dienten. Sie ging deßhalb vorwärts nach der Stelle, wo Sappho verſchwunden war, und ſah, als ſie das Geſträuch zurückbog, eine bogenförmige Pforte vor ſich, die ſie, wenn ſie Kenntniß von der Baukunſt gehabt hätte, an dem Schnitzwerke ſogleich als eine normanniſche erkannt haben würde.

Sie wunderte ſich zwar, dachte aber nur an ihren Hund und rief deßhalb noch einmal. Der lange, dumpfe, tiefe Laut des Wiederhalls ſetzte ſie in Erſtaunen. Die Zweige bei Seite haltend, blieb ſie ſtehen und fühlte, daß ein feuchter Luftzug ihr ins Geſicht ſtrömte.

„Sappho!“ rief ſie noch einmal und hörte dann ein ungeduldiges Bellen und einen andern tiefen, murmelnden Laut, den ſie ſich nicht erklären konnte.

Sie wurde nun ſehr unruhig, ließ die Zweige fahren und entfloh. Kaum war ſie über den Schutthaufen hinaus, als Sappho hinter ihr her kam und luſtig an ihr in die Höhe ſprang. Sie ſtreichelte dem Hunde den Kopf und ſagte: „Meine arme Sappho, was haſt Du in dem finſtern Orte geſehen? Ich wünſche, Du könnteſt ſprechen.“

Tamar kehrte ſogleich nach dem Thurme zurück und beeilte ſich, ihrer Pflegemutter ihr Abenteuer zu erzählen.

„Dieſer Vorfall,“ ſagte die alte Dame, erinnert mich an etwas, was ich vor vielen Jahren von meinem Vater gehört habe; nach einer alten Sage ſoll es einen geheimen unterirdiſchen Gang von dem Kloſter nach dem Thurme gegeben haben; er wußte aber nicht, wo der Gang ſich in dem Thurme öffnete; jedenfalls aber muß er unter dem Graben weg gegangen ſeyn.“

„Wie ſeltſam!“ bemerkte Tamar. „Als der Gang gemacht wurde, konnte er nicht geheim ſeyn; viele Leute müſſen darum gewußt haben; es wundert mich, wie man ihn ſo ganz hat vergeſſen können.“

„Wer kann ſagen, wie die Dinge in jenen Tagen gemacht wurden,“ entgegnete Jungfer Margarethe, — „zu der Zeit, wo Geiſter mehr Gewalt hatten, als jetzt? Doch es iſt nicht gut, von ſolchen Dingen zu ſprechen," fügte die alte Dame hinzu. „Erwähne gegen keinen Menſchen, was Du heute geſehen haſt; denn wenn mein Neffe davon hören ſollte, ſo würde er die Höhle gewiß unterſuchen wollen, und der Himmel weiß was veranlaſſen, wenn er Dinge aufſtörte, wie ſich dort finden mögen. Ich will nur wünſchen, daß noch kein Unheil angerichtet iſt."

Es geſchah jedoch lange nichts von dieſer geheimnißvollen Seite. Tamar beſuchte den Ort nicht wieder und dachte bald nicht mehr daran.

Fünftes Kapitel.

Der Verkauf.

Die glücklichen Tage der Kindheit verfloßen für Tamar, und Trübſal kam über ihre Pflegeeltern von einer Seite, von der die arme Jungfer Margarethe es lange mit Bangigkeit befürchtet hatte; aber während dieſe finſtern Wolken das Haus Dymock bedrohten, fanden noch einige, wenn ſchon nicht ſehr wichtige, Ereigniſſe ſtatt.

Dymock hatte Tamarn zuweilen, wenn ihn die Luſt anwandelte, Unterricht ertheilt, und dieſer ſetzte ſie in den Stand, ſich ſelbſt in verſchiedenen Zweigen des Wiſſens, welche ganz über Jungfer Margarethens Sphäre hinauslagen, zu vervollkommnen.

Hiezu gehörte die Geſchichte der Juden; denn er war überzeugt, Tamar ſey eine Jüdin und Mitglied einer ausgezeichneten Familie.

Es iſt nicht ſchwer, jungen Leuten eine hohe

Meinung von ihrer Wichtigkeit einzuſtößen; und Niemand iſt mehr geneigt, ſolchen Anſichten Raum zu geben, als diejenigen, welche, wie Tamar, über ihre Herkunft im Dunkeln ſind.

Der Punkt, in dem Dymock ſich bei ſeinen Erklärungen der prophetiſchen Stellen des alten Teſtaments irrte, wird auch in unſerer erleuchteteren Zeit nicht ſelten mißverſtanden. Er erkannte nämlich nicht, daß alle Weiſſagungen in einer bildlichen Sprache abgefaßt ſind, indem ſie theils eine wörtliche, unvollkommene, theils eine geiſtige, vollkommene Erfüllung haben, welche letztere noch zukünftig iſt. Er ſah nicht ein, daß die Juden nach dem Fleiſch Vorbilder des geiſtlichen Iſraels ſind, daß David das Sinnbild des Heilandes iſt, und daß das dem Samen Davids verheißene allgemeine Reich kein anderes, als das Reich Chriſti iſt, in welchem alle Kinder Gottes wie in Einer Hürde unter Einem Hirten werden verſammelt werden. Er erwartete deßhalb eine Zeit des irdiſchen Triumphes für die Juden und füllte den Kopf ſeiner jungen Schülerin ſo ſehr mit dieſen Ideen von den glänzenden Ausſichten ihres Volkes an, daß es nur zu verwundern war, wenn ſie von ihrem Lehrer nicht gänzlich zu Grunde gerichtet wurde; doch glaubte ſie, weit über ihrer Umgebung zu ſtehen, und fühlte ſich ſehr verletzt, als der alte Shanty ihr die einfache Wahrheit vorhielt, daß ſie, wenn ſie auch in gerader Linie von Salomo abſtammte, doch kein anderes Vorrecht haben könnte, als der niedrigſte Heide, der ein neues Geburtsrecht in dem Heilande der Welt erhalten hat; „denn,“ ſagte er, „unter dem Evangelium gibt es keinen Unterſchied zwiſchen Juden und Griechen; es iſt aller zumal ein Herr, reich über alle, die ihn anrufen.“

Es gefiel indeß Tamar jetzt noch nicht, dieſe Wahrheiten anzunehmen; und da Shanty bei ihr nichts ausrichten konnte, ſo nahm er ſich die Freiheit, mit Dymock über die Sache zu ſprechen.

„Warum füllet Ihr den Kopf des jungen Mädchens mit ſolchen Einbildungen an?“ ſagte er. „Doch um von den Juden überhaupt zu ſprechen, ſo ſollte, wer ihnen wohl will, ihnen nicht Meinungen von einem Geburtsrechte beizubringen ſuchen, das ſie verwirkt haben, und ſie dadurch in dem Stolze beſtärken, der ſie veranlaßte, den Herrn der Herrlichkeit zu kreuzigen. Was iſt ein Jude mehr, als jeder andere Menſch? Denn nicht der iſt ein Jude, der es äußerlich iſt, noch iſt das die wahre Beſchneidung, welche äußerlich am Fleiſche geſchieht, ſondern der iſt ein Jude, welcher es innerlich iſt, und die Beſchneidung des Herzens iſt eine Beſchneidung, die im Geiſt und nicht im Buchſtaben geſchieht, welches Lob iſt nicht aus Menſchen, ſondern aus Gott."

Dymock mochte den ehrlichen Shanty über dieſen Gegenſtand nicht hören, ſo ſehr er ihn auch achtete; und der arme Laird war um dieſe Zeit in der That in großer Sorge über andere Dinge.

Er hatte ſeit einigen Jahren ſeine Angelegenheiten ſo ſehr vernachläßigt, daß er ſich jetzt von Armuth, ja wirklichem Mangel bedroht ſah. Der größte Theil ſeiner Ländereien war von ihm nach und nach verpfändet worden, und es blieb ihm jetzt nichts übrig, was er in Geld verwandeln konnte, als das Schloß ſelbſt und einige Acker Landes in der nächſten Umgebung, ſo wie ein bisher von einem Arbeiter bewohntes Bauernhaus und ein kleines Grundſtück, welches in einer Art Schlucht auf der Seite des Hügels lag, wo ſich der Eingang zu der geheimen Höhle befand. Dieß Haus war gleichweit entfernt von Dymocksthurm und Shanty's Schmiede, und die drei Gebäude bildeten ein gleichſeitiges Dreieck. Dymock hatte den Arbeiter ſchon längſt im Verdachte der Untreue gehabt, und es fiel ihm nun ein, wenn er das Schloß verlaſſe, ſo könne er nach dieſem Hauſe ziehen. Er fürchtete jedoch, der Verkauf des erſteren, wenn er auch einen Käufer finden könnte, würde ſeine Tante auf das Tiefſte betrüben, und wie würde Tamar es ertragen, dieſes edle Mädchen von Juda, wie er ſie zu nennen pflegte, dieſer Palmbaum von Zion, dieſe Tochter Davids? Während dieſe trüben Gedanken ihn beſchäftigten, erſchien derſelbe Mann, welcher ihm einſt jenen Pflug vollendet hatte, wieder in Shanty's Schmiede.

Der alte Mann erkannte ihn ſogleich, obgleich vierzehn Jahre ihn ſehr verändert hatten, und beſchuldigte ihn, er ſey ein Helfershelfer des Weibes, welches das Kind zurückgelaſſen. Das ſcheinbare Erſtaunen des Landſtreichers, denn das war er, brachte Shanty zum Schweigen, wiewohl es ihn nicht vom Gegentheile überzeugte. Der alte Mann änderte ſeine Angriffsweiſe. Er bedauerte, den Fremden behutſam gemacht zu haben, und ließ ſich daher, um ſeinen Fehler wieder gut zu machen, in ein unbefangenes Geſpräch mit ihm ein. Unter Anderm fragte er ihn, ob er vielleicht Jemand kenne, der ein Gut zu kaufen wünſche.

„Ja,“ antwortete der Landſtreicher, den wir von nun an Harefoot nennen wollen; „aber darf man fragen, wo das Gut, von dem Ihr ſprecht, liegt?“

„Das thut nichts zur Sache,“ erwiederte Shanty. „Ich beantworte keine Fragen, da ich hierzu keine Vollmacht habe. Das Gut iſt jedoch nicht weit von hier und, ich kann Euch verſichern, ein herrliches Beſitzthum.

Um ſo mehr iſt es Schade, daß die, denen es ſeit Jahrhunderten gehört hat, genöthigt ſind, es zu verkaufen."

Hierauf wurde von andern Dingen geſprochen, und Shanty ſuchte Harefoot auszuforſchen, aber ohne Erfolg; denn für ſo klug ſich jener auch hielt, ſo hatte er es doch mit einem noch Klügeren zu thun. Der Landſtreicher entfernte ſich, ohne auch nur einen einzigen Wink über Tamar fallen gelaſſen zu haben. Inzwiſchen wurde die Lage des armen Dymock immer bedrängter, die Intereſſen des auf die verpfändeten Grundſtücke geliehenen Geldes wurden nicht bezahlt, und da der Laird keinen beſſeren Freund hatte — und eines aufrichtigeren bedurfte er nicht — als der arme Shanty war, ſo pflegte er täglich nach der Schmiede zu gehen, um dieſem ſein Herz auszuſchütten. Shanty hatte ſeinem Gönner längſt gerathen, ſeine Lage der alten Dame mitzutheilen und öffentlich bekannt zu machen, daß er das Schloß zu verkaufen wünſche; Dymocks Stolz hatte ihm jedoch noch nicht erlaubt, den Fall ſeiner Familie auf dieſe Weiſe öffentlich anzuerkennen.

„Ich kann mich meiner Tante nicht entdecken, Shanty," ſagte er. „Die Arme hat ihr ganzes Leben der Aufrechthaltung der Würde ihres Hauſes gewidmet; wie wird ſie es alſo ertragen, die ganze Arbeit ihres Lebens vernichtet zu ſehen!"

„Je eher ſie erfährt, was ihr bevorſteht, deſto beſſer,“ erwiederte Shanty. „Trifft dieſer Schlag ſie unvorbereitet, ſo wird er ſie ganz niederdrücken.“ Der alte Mann erbot ſich hierauf, ihr die Sache mitzutheilen.

„Das thut, Shanty,“ ſagte der Laird; „doch wartet noch ein wenig damit, wir hören vielleicht inzwiſchen von einem Käufer für das Schloß; iſt dieſer gefunden, dann mögt Ihr mit meiner Tante ſprechen.“

„Aber zuerſt erlaubet mir,“ bemerkte Shanty, „Eure Pflegetochter vorzubereiten und es ihr zu eröffnen; ſie iſt in einem Alter, wo ſie nicht länger wie ein Kind denken und handeln ſollte. Es ſind jetzt vierzehn Jahre, ſeit ich ſie auf meinen Armen nach Dymocksthurm hinauftrug; und wiewohl das junge Mädchen zu ſtolz iſt, ſo glaube ich doch, daß ſie ein Juwel iſt, der, vom Rade der Trübſal gerieben, prächtiger glänzen wird.“

„Stolz!“ wiederholte Dymock und ließ ſich von ſeiner Phantaſie hinreißen. „Wenn eine Tochter Zions, ein Zweig der Ceder auf Libanon, ihr Haupt nicht hoch tragen ſoll, wer ſoll es dann thun? Sie mag das Schickſal ihres Geſchlechtes theilen, mag ſo tief heruntergebracht werden, daß ſie im Staube ſitzen muß; aber auch im Staube noch darf ſie ſich ihres glorreichen Urſprungs rühmen.“

Shanty hob Hände und Augen empor und rief:

„Gott ſey Euch gnädig, Ihr ſeyd wahnſinnig. Ich glaube wirklich, das Mädchen iſt nichts mehr, als das Kind einer bettelnden Zigeunerin, und wenn die Mutter gehängt wäre, ſo würde ſie nur ihren verdienten Lohn empfangen haben.“

Geſpräche dieſer Art fanden beſtändig zwiſchen Shanty und Dymock ſtatt. Bei einer ſolchen Gelegenheit kam eine Miethkutſche über das Moor auf die Schmiede zugefahren, und zwar ſo ſchnell, daß der Laird und Shanty noch zu keiner beſtimmten Anſicht über das Erſcheinen derſelben gelangt waren, als der Wagen bereits vor der Schmiede hielt.

Ein magerer, bleicher, finſter ausſehender alter Herr ſtreckte den Kopf zum Kutſchenfenſter heraus und fragte den Poſtillon in einem ſcharfen, grämlichen Tone, ob dieß auch gewiß der geſuchte Ort ſey?

„Ich ſollte Shanty's Schmiede nicht kennen?“ antwortete der Gefragte mit einem breiten nördlichen Accente. Ihr könntet mich eben ſo wohl fragen, ob ich meiner Mutter Sohn auch kenne, wiewohl ſie nie mehr als Einen gehabt hat.“

Sobald Shanty und Dymock des jungen Menſchen Stimme hörten, erkannten ſie ihn und gingen auf den Wagen zu, um dem alten Herrn beim Ausſteigen zu helfen. Dieſer nahm ihre Höflichkeit ohne Dank an, ſtieg aus und fragte, ob dieß Dymocksmoor, und ob der alte Mann, den er vor ſich ſähe, Shanty vom Moor ſey. Der Schmied bejahte dieß und fügte hinzu, indem er auf Dymock deutete, deſſen Alltagskleid, beiläufig geſagt, ſeinem Lairdtitel keine Ehre machte, „und dieß iſt Herr Dymock.“

„So?“ verſetzte der Fremde. „Ich habe ein Geſchäft mit ihm abzumachen: ſagt mir, wo ich mit ihm ſprechen kann.“

„Ich kann Euch kein Sprechzimmer anbieten,“ entgegnete Shanty; „meine Schmiede ſteht Euch jedoch zu Dienſten.“

Dieß Anerbieten ließ der Fremde unbeachtet und erklärte Dymock ſogleich ohne Umſtände, weßhalb er gekommen ſey. „Ich höre,“ ſagte er, „Ihr wünſchet Euren Thurm und die angrenzenden Ländereien zu verkaufen; wenn Ihr mir ihn abtreten wollet, nachdem ich Alles in Augenſchein genommen und gefunden habe, daß es für mich paßt, ſo will ich Euch den vollen Werth deſſelben in baarem Gelde zahlen; aber zuvor muß ich ihn ſehen.“

„Da ſteht er,“ ſagte Shanty, welcher bemerkte, daß Dymocks Herz zu voll war, um ihn ſprechen zu laſſen, „und ich habe nie ein ſchöneres Gebäude geſehen. Der Thurm,“ fuhr der alte Mann fort, „liegt in dieſem Augenblicke im Schatten der einzigen dunkeln Wolken am Himmel; ein Sonnenſtrahl fällt ſo eben auf die höchſte Spitze deſſelben; haben Sie je etwas Schöneres geſehen?“

Der alte Herr rief ungeduldig aus: „Pah!“ und ſagte dann: „Alter, Eure Reiſen können ſich nicht ſehr weit erſtreckt haben, wenn Ihr von jenem Stein- und Schutthaufen eine ſo hohe Meinung habt.“ Der Laird fing an zornig zu werden, und würde den Fremden unfehlbar geheißen haben, ſich zu packen, wenn Shanty ihn nicht am Aermel gezupft hätte, vor den Fremden getreten wäre und einige beſchwichtigende Worte vorgebracht hätte, welche den Werth des Thurmes erhöhen und den Käufer reizen ſollten.

„Ich muß ihn ſehen,“ erwiederte der alte Herr, „genau unterſuchen, beſtimmt wiſſen, was er werth iſt, und wie ich ihn mir und meinen Erben für immer ſichern kann.“

Der arme Shanty befand ſich zwiſchen dem gereizten Verkäufer und dem mürriſchen Käufer in einer ſehr ſchwierigen Lage. Es war ihm vor ſeinem Amboß nie heißer geweſen. Der Laird ſeufzte, murmelte vor ſich hin und wünſchte ſich im Grabe, während der Fremde ſo ruhig, kalt und beſonnen bei dem Handel zu Werke ging, als wenn er mit gefühlloſen Geſchöpfen zu thun hätte. Shanty wandte ſich bald zu dem Einen, bald zu dem Andern, nickte und winkte Dymock auf der einen Seite zu, ſich ruhig zu verhalten, während er fortfuhr, die vortrefflichen Eigenſchaften des Thurmes dem Andern auseinander zu ſetzen.

Als endlich eine mehr als gewöhnlich verdrießliche Bemerkung die Ohren des Lairds erreichte, rief er aus: „Ich mag nichts weiter hören, ich bin ein Gentleman und haſſe das erbärmliche Schachern über Pfunde, Schillinge und Pence," und wollte hinwegeilen; Shanty hielt ihn jedoch am Arme zurück und flüſterte ihm zu: „Um des Himmels willen, ſchweiget, überlaſſet es mir, für Euch zu handeln; gehet zu Jungfer Margarethen, meldet ihr, daß wir kommen, und erkläret ihr unſern unceremoniöſen Beſuch, ſo gut Ihr könnet; es wäre beſſer geweſen, wenn Ihr ihr ſchon früher Alles mitgetheilt hättet."

Der Laird benachrichtigte Shanty, er brauche nicht nach dem Thurme zu gehen, da ſeine Tante mit Tamar über die Grenze gegangen ſey, um einen Beſuch bei einer Freundin abzuſtatten. „Ich nehme übrigens Euer Anerbieten an," fügte er hinzu, „ſchließt den Handel für mich ab, wenn Ihr könnt; ich werde mich nicht eher zeigen, als bis Alles bis auf meine Unterſchrift abgethan iſt." Damit entfernte er ſich.

Sobald er weg war, bat Shanty um einige Minuten, um ſich zu waſchen und anſtändig zu kleiden, worauf er mit dem verdrießlichen alten Herrn nach dem Schloſſe hinaufging. So wenig Shanty auch von der großen Welt wußte, ſo fürchtete er doch, der verfallene Zuſtand des Schloſſes — der Thurm ſtand noch in ſeiner alten Stärke da — werde einen ſo üblen Eindruck auf den Fremden machen, daß er den Gedanken an einen Kauf ſogleich aufgeben werde. Er war deßhalb ſehr erfreut, als der alte Herr, nachdem er brummend und murmelnd alle Zimmer und Außengebäude in Augenſchein genommen, und dabei von Zeit zu Zeit nach Käuferweiſe ausgerufen: „Es iſt nichts!“ Shanty auftrug, dem Laird zu ſagen, er gehe nach der nächſten Stadt, wo er bis zur Abmachung des Geſchäfts bleiben wolle; er werde jeden billigen Preis für den Thurm geben und prompte Zahlung leiſten.

Shanty war ganz erſtaunt und erholte ſich von ſeinem Staunen nicht eher, als bis er den alten Herrn weggehen und in den Wagen ſteigen ſah, der an der anderen Seite des Grabens hatte halten müſſen, da es an einer Brücke oder einem fahrbaren Wege fehlte, auf dem ein größeres Fuhrwerk, als ein Karren, hätte ins Schloß gebracht werden können. Als Dymock von einer Stelle auf dem Moor aus ſah, daß der Wagen die

Landſtraße erreicht hatte, ging er nach der Schmiede zurück. Nachdem er über alles Vorgefallene Bericht erhalten und ſeinen Verdruß zu erkennen gegeben hatte, daß das Schloß in die Hände eines ſolchen Käufers gelangen ſolle, ſagte er zu Shanty, er müſſe am nächſten Tage mit ihm nach Hexham gehen, wo der Fremde mit ihm zuſammentreffen wollte.

„Ich mit Euch gehen?“ rief Shanty. „Das iſt ein ſonderbarer Einfall!“

„Man wird mich betrügen und zu Grunde richten,“ erwiederte Dymock, „wenn ich den Handel abſchließe, ohne einen verſtändigen Mann zur Seite zu haben.“

„Ihr habt Recht,“ erwiederte Shanty; „aber wie ſollen wir uns hinbegeben? Ich habe zwar viele Hufe; aber ich fürchte, weder Ihr noch ich können Beine für dieſelben finden.“

„Wir müſſen alſo zu Fuße gehen,“ ſagte Dymock. „Ich würde Euch lieber auf meinem Rücken tragen, als mich ſo weit erniedrigen, einen Handel mit dem verdrießlichen alten Kerl abzuſchließen. Wie nennt er ſich denn?“

„Salomo,“ erwiederte Shanty, „und ich müßte mich ſehr irren, wenn er nicht ein Ausländer wäre.“

„Ihr wollt mich alſo begleiten! Shanty,“ ſagte der Laird.

„Das will ich,“ erwiederte Jener, „wenn Ihr heute Abend Jungfer Margarethen die Sache mittheilen wollet.“

„Das geht nicht an,“ entgegnete Dymock lachend; „denn ſie kommt vor Morgen nicht zurück; und wenn der morgende Tag vorüber iſt, und wir wiſſen, woran wir ſind, dann ſollt Ihr meiner Tante Alles ſagen.“

„Ihr verlanget viel von mir,“ ſagte Shanty; „wenn Ihr einen Biſſen habt, der zu hart für Euch iſt, ſo ſtecket Ihr ihn mir in den Mund; aber,“ fügte der alte Mann in einem freundlichen Tone hinzu, „es gibt wenig Dinge, die ich Eures Vaters Sohne verweigern würde.“

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als Dymock und Shanty ſich in ihrem beſten Anzuge nach Herham auf den Weg machten, wo ſie den mürriſchen Alten noch immer zu dem Kaufe geneigt fanden, wiewohl er auf eine ſehr geringſchätzige Weiſe von dem Thurme ſprach. Er bot jedoch eine annehmliche Summe. Der verſtändigere und vorſichtigere Schmied konnte ſeinen Freund aber nicht bewegen, dem Fremden kein zu großes Vertrauen zu ſchenken. Dymocks Gut war ſehr verſchuldet, und der Käufer mußte ſich verpflichten, die darauf haftenden Schulden zu bezahlen, nach deren Abzuge noch eine geringe Summe für den armen Dymock übrig blieb. Dieſe wurde ſogleich nach Unterzeichnung der Papiere ausbezahlt. Außerdem ſollte aber noch eine Zahlung bald nach der Beſitznahme ſtattfinden, nämlich für wand- und nagelfeſte und andere Gegenſtände, welche zurückgelaſſen und erſt bezahlt werden ſollten, nachdem Herr Salomo ſich einige Wochen in dem Thurme aufgehalten haben würde. Dieſe letztere Summe belief ſich auf 5—600 Pfund und war außer dem Häuschen, dem Felde, dem Rechte, auf dem Moor zu jagen und in einem zu dem Gute gehörigen See zu fiſchen, in der That Alles, was Dymock jetzt noch ſein nennen konnte. Jungfer Margarethe hatte ungefähr zwanzig Pfund jährliches Einkommen, wovon ſie, wie man glaubte, einige Erſparniſſe gemacht hatte.

Es war Shanty gelungen, den Laird zu nöthigen, die Regeln der Klugheit zu beobachten, bis es zu dem ſchmutzigen Theile des Geſchäfts kam, wie er ihn nannte, nämlich der Abſchätzung kleiner Gegenſtände. Da wallte das Blut der Dymocks in ihm auf, und er wollte von einem mit den gewöhnlichen Formen ausgeſtellten Schuldſcheine für dieſe letztere Summe durchaus nichts wiſſen. Er begnügte ſich mit einem unbeſtimmt abgefaßten Scheine von dem alten Manne, und Shanty's Vorſtellungen blieben fruchtlos. Herr Salomo lachte ſich ohne Zweifel in's Fäuſtchen und bedauerte nur, daß er Dymock nicht von vorne herein beſſer gekannt hatte; denn in dieſem

Falle würde er durch Liſt einen vortheilhafteren Handel abgeſchloſſen haben. Es waren mehrere Gänge nach Herham nöthig, ehe das ganze Geſchäft vollkommen abgemacht werden konnte; nach dem erſten geſtattete jedoch Dymock dem Schmiede ſchon, ſeiner Tante Alles mitzutheilen und ſie auf die Nothwendigkeit vorzubereiten, hinfort in einem mit Stroh gedeckten Häuschen von 40—50 Pfund jährlich zu leben.

Sechstes Kapitel.

Das Still-Leben in Heatherdale.

Jungfer Margarethe nahm dieſe Nachricht mit mehr Ergebung auf, als Shanty erwartet hatte. Sie hatte längſt vorhergeſehen, daß ein ſolcher Schlag ſie treffen werde, und ihre Demuth ſetzte ſie in den Stand, ihn mit Ergebung zu ertragen. „Ich weiß jetzt das Schlimmſte,“ ſagte ſie, „und ſehe nicht ein, warum ich, wiewohl ich eine Dymock bin, in einer Hütte nicht ſollte glücklich ſeyn können; ich bedaure nur die arme Tamar, die arme Tamar! was ſoll aus ihr werden?“

„O Mutter, theure Mutter!“ rief Tamar weinend, „warum betrübſt Du Dich meinetwegen? Kann ich nicht mit Dir gehen? Du wirſt mich doch nicht von Dir trennen wollen?“ Damit fiel ſie der guten Alten weinend um den Hals.

„Noch nie habe ich meine Armuth ſo gefühlt, wie jetzt!“ rief Jungfer Margarethe.

„O liebe, theure Mutter, wenn ich Tauſende von Pfunden beſäße, ſie ſollten alle Dir und meinem theuren Beſchützer gehören.“

„Wenn Gott Dir ſeine Gnade dazu ſchenkte, Tamar!“ ſagte Shanty, indem er ſich mit ſeiner rauhen Hand die Thränen aus den Augen wiſchte. „Aber Deiner ſelbſt und deſſen, was Du thun willſt, rühme Dich nicht, liebes Kind; Selbſtruhm ziemt ſich für uns ſchwache Menſchen nicht.“

„O, wenn ich jetzt meinen Vater finden könnte,“ entgegnete ſie, „und wenn er ein reicher Mann wäre, wie glücklich würde mich das machen.“

Jungfer Margarethe küßte ſie, weinte mit ihr und nannte ſie ihre liebe, theure, dankbare Tochter; Shanty machte jedoch keine Bemerkung über Tamars Dankbarkeit; er nahm ſich vor, mit ihr allein zu ſprechen, und fand bald die erwünſchte Gelegenheit dazu.

Am nächſten Sonntage traf er Tamar auf dem Moor und redete ſie folgendermaßen an: „Es that mir leid, Dich vor einigen Tagen gegen Jungfer Margarethe äußern zu hören, was Du thun würdeſt, wenn Du reich wäreſt, ohne ihr das anzubieten, was Du ihr jetzt ſchon geben kannſt.“

„Was kann ich ihr denn geben?“ fragte Tamar.

„Viel, ſehr viel,“ erwiederte der alte Mann.

Du kannſt ihr Stärke, Gewandtheit und Deine Liebe ſchenken. Glaubſt Du, daß Deine Pflegeeltern mit vierzig Pfund jährlich, einem Häuschen und Stück Felde — denn dieß iſt Alles, was ſie jetzt beſitzen — eine Magd halten können? Wird nicht die größte Sparſamkeit nöthig ſeyn, und ſollte eine junge, treue, anhängliche Perſon ſich nicht freuen, ihren Wohlthätern in ſolchen Umſtänden zu dienen und ihren Fall ſo leicht als möglich zu machen? Und wo, ich frage Dich, könnten ſie die Dienſte finden, welche Du ihnen leiſten kannſt?“

Sie gingen neben einander in dem Haidekraut auf dem Moor. Er ſah ihr freundlich ins Geſicht — denn er war ein ſehr kleiner, unterſetzter Mann — während ſie auf den Boden blickte. Ein bitterer Kampf fand in ihrem Buſen ſtatt. Ihre Pflegeeltern hatten ihr übertriebene Vorſtellungen von ihrer Bedeutung beigebracht, welche ſpäter offenbar werden würde; und es kam ihr hart an, ſich den Arbeiten zu unterziehen, welche die Pflicht jetzt von ihr zu fordern ſchien. Ihre hellbraunen Wangen rötheten ſich bei dieſem Kampfe, und die Bewegung ihres Buſens zeugte von der inneren Aufregung. Der Beiſtand von oben blieb jedoch in der Stunde der Noth nicht aus, und Shanty bemerkte an dem Ausdrucke ihres Geſichts ſehr bald die Veränderung, welche mit den Gefühlen der Waiſe vorgegangen war. Ihre Augen füllten ſich mit Thränen, als ſie ſich zu ihrem alten Freunde wandte und ihm für ſeinen Tadel dankte, wobei ſie zugleich die Ueberzeugung ausdrückte, daß ſein Rath der eines wahren Chriſten ſey, und ihn bat, ſie auch künftig zurechtzuweiſen, wenn er ſehe, daß ſie auf einem Irrwege gehe. Hierauf folgte ein allgemeineres Geſpräch über die wahre Religion, und Shanty verſicherte ſie, jeder Stolz auf Geburt, Talente oder Reichthum ſey Gott mißfällig und durchaus nicht vereinbar mit der Erlangung des Heils in Chriſto, welche vor Allem eine herzliche Demuth vorausſetze. Solcher Art waren die Lehren, die der alte Mann Tamarn ertheilte. Seine Sprache war jedoch breit und ſo voll von nördlichen Redensarten, daß ſie für Jeden, der an die Mundart des Grenzlandes nicht gewöhnt iſt, unverſtändlich geweſen ſeyn würde. Von dem Tage an widmete ſich Tamar von ganzem Herzen den Pflichten, die ſie als die ihrigen erkannte, und ihre ganze Thätigkeit wurde ſogleich in Anſpruch genommen; denn Herr Salomo hatte erklärt, er werde von Dymocksthurm Beſitz nehmen, ſobald man denſelben zu ſeinem Empfange in Stand ſetzen könne, und ſandte zugleich Leute, welche die nöthigen Vorbereitungen treffen ſollten. Dieſe Vorbereitungen waren höchſt ſonderbarer Art.

Seine Abſicht ſchien weder die Verſchönerung, noch die bequemere Einrichtung des Schloſſes zu ſeyn; denn er ſchickte weder neue Möbel, noch ordnete er die Reparatur der Zimmer an, ſondern ließ den Graben in gehörigen Stand ſetzen, damit er gefüllt und voll erhalten werden könne; zugleich befahl er, eine Zugbrücke anzubringen. Die Mauern der inneren Höfe ſollten ebenfalls hergeſtellt und neue Thore hinzugefügt werden. Die Leute in der Gegend lachten über dieſen unbekannten Sonderling. Einige ſagten, er bereite ſich auf eine Belagerung vor; Andere, er weile ein zweiter Rob Roy werden, und Schloß Dymock ſollte ſein Hauptquartier ſeyn.

Der größte Theil der Möbel und alle niet- und nagelfeſten Dinge ſollten mit dem Gelde bezahlt werden, wofür der Laird einen Schein von Herrn Salomo empfangen hatte. Wer ihren Zuſtand kannte, ſagte, die Sachen ſeyen gut verkauft worden, da wenige Möbel ſo viel werth wären, daß es ſich der Mühe verlohnt haben würde, ſie über den Graben zu transportiren. Der Tante und dem Neffen blieb deßhalb jetzt nichts Anderes zu thun übrig, als nach ihrer neuen Wohnung zu ziehen, ſobald ſie in Stand geſetzt ſeyn würde.

Dieſe lag in einem engen Thälchen im Moor, genannt Heatherdale. Durch das Thal floß ein heller

Bach, der am oberen Ende desſelben hereinkam und ſich in der Spalte eines Granitfelſens am unteren Ende verlor. An den Ufern ſtanden viele große Bäume, und der Ort war ſo wohl geſchützt, daß manche Pflanze in dem Garten an der Südſeite des Hauſes blühte, welche nirgends anders in der Gegend gedeihen wollte.

Das Haus war alt, ſchwarz, von Holz, mit Stroh gedeckt und hatte vier ziemlich große Zimmer, zwei oben und zwei unten, eine mit Zaunrübe und anderen harten Schlingpflanzen überwachſene Laube in der Fronte. Sobald dieſes Haus geräumt und des Lairds Abſicht, dort hinzuziehen, bekannt geworden war, gaben alle früheren Pächter der Familie ihre Anhänglichkeit dadurch zu erkennen, daß ſie das Haus reparirten und in Stand ſetzten. Der Eine beſſerte das Dach aus, ein Anderer das Holzwerk, ein Dritter tünchte die Wände, noch ein Anderer reparirte den Zaun aus, und der alte Shanty verrichtete jede Arbeit, die man von ihm verlangte.

Werke der Liebe werden nie ſaumſelig betrieben. Obgleich der alte Bewohner erſt um Mariä Verkündigung ausgezogen war, ſo hatte doch der Hagedorn kaum geblüht, als ſchon die ganze Arbeit gethan war.

Der arme Dymock wurde ſehr unruhig, als er ſah, welche Veränderungen in dem Thurme vorgenommen wurden; als aber keine Entſchuldigung weiter zu finden war, das Umziehen aufzuſchieben, ging er mit einem Ranzen auf dem Rücken und mit einer Guinee in der Taſche nach den Seen in Weſtmoreland, um dort zu botaniſiren.

Ehe er jedoch wegging, ſchüttete er gegen ſeine Tochter Tamar ſein Herz aus und ſagte: „Ich bin jetzt genöthigt, das Leben eines Gentlemans aufzugeben, und muß mich fortan mit einem Winkel in der Küche begnügen; und dieß iſt in der That noch ein zu gutes Loos,“ fuhr er fort, „für einen Menſchen, der, wie ich, der Welt zur Laſt fällt.“ Dieß ſagte er, als er durch den Thorweg ging, und ließ ſeiner Pflegetochter nur Zeit, ſeine Hand zu küſſen, und er war ſchon eine gute Strecke von ihr entfernt, ehe ſie ihr Herz durch einen Thränenſtrom erleichtern konnte. Nach einiger Zeit trocknete ſie jedoch ihre Thränen und fing an, darüber nachzudenken, was ſie thun könne, um die neue Wohnung ihrem theuren Pflegevater angenehm zu machen. Nachdem ſie endlich ihren Plan entworfen hatte, lief ſie zu Jungfer Margorethen und bat dieſe um Erlaubniß, die Einrichtung des neuen Hauſes beſorgen zu dürfen.

„Laß mich Alles an ſeinen Platz ſtellen,“ ſagte ſie. „Unſere Küche ſoll ſo nett ſeyn, wie ein Prunkzimmer, und aus dem inneren Zimmer wollen wir eine Studirſtube für den Vater machen.“

„Wie?“ ſagte die alte Dame, „und unſer Beſuchzimmer aufgeben?“

„Liebe Mutter,“ erwiederte das junge Mädchen ſorglos, „wenn keine Magd außer der armen Tamar da iſt, warum ſollte die Küche nicht der angenehmſte Ort für ihre theure Mutter ſeyn? Du ſollſt Deinen Stuhl in der Ecke, zwiſchen dem Fenſter und dem Heerde haben, und Deinen kleinen Arbeitstiſch daneben, und dann kannſt Du mir ſagen, was ich thun ſoll, ohne von Deiner Arbeit aufſtehen zu müſſen.“

„O, liebe Mutter,“ fügte ſie hinzu, „ich fange an zu glauben, daß wir in dem neuen Hauſe glücklicher, als in dem Schloſſe ſeyn werden; wir werden weniger Sorgen haben und ein Vergnügen daran finden, unſere geringen Mittel auf das Beſte zu benützen.“

„Ich hoffe, mein liebes Mädchen, daß Du mit Deinem ſonnigen Lächeln mich bald mit Allem zufrieden machen wirſt. Ich habe eingeſehen, wie Gott in ſeinem Zorne — in ſeinem Zorne, ſage ich, wegen des Ahnen- und Standesſtolzes, an dem ich bisher feſtgehalten — wie Gott in ſeinem Zorne gnädig geweſen iſt, indem er mir, als er das Werthloſe wegnahm, das Köſtlichſte, nämlich Dich, meinen Liebling, ließ.“

Hierauf küßte die alte Dame Tamar und gab ihr die gewünſchte Erlaubniß, das Haus nach ihrem Willen einzurichten.

Der nächſte Tag, nachdem der Laird ſich entfernt hatte, war der zum Umzuge beſtimmte, und es fanden ſich alle Nachbarn, mit Shanty an der Spitze, ein, um zu helfen.

Tamar hatte beſchloſſen, ihr geliebter Pflegevater ſolle das an die Küche ſtoßende Zimmer erhalten. Ein Mann in der Nachbarſchaft, der von ihrem Wunſche unterrichtet war, malte das Zimmer und beſtrich den Fenſterrahmen mit Oelfarbe. Tamar hatte einen Fenſtervorhang gefertigt; ein gutgeſtopfter Teppich bedeckte den Boden; des Lairds Bücherbretter nahmen die dem Fenſter gegenüberliegende Seite des Zimmers ein; der alte Tiſch aus der Studirſtube im Thurme wurde in die Mitte geſtellt und mit dem gewöhnlichen Tuche bedeckt. Die Mitte dieſes Tiſches nahm das Dintenfaß ein, und an der anderen Wand wurde eine Uhr angebracht, die beinahe eben ſo alt ſeyn ſollte, als die, welche einſt Harun al Raſchid an Carl den Großen ſandte. Einige Stühle mit hohen Lehnen, gewiſſe ſonderbare Kaminzierrathen und andere Kleinigkeiten, welche dem Laird theuer waren, vollendeten das Ameublement des Zimmers, und Tamar lachte vor Freude, als Alles fertig war, und ſie gewahr wurde, daß dieß kleine Zimmer in der That behaglicher ſey, als die große kalte Studirſtube im Thurme.

Die, welche bei ihr waren, lachten gleichfalls, und Shanty ſagte: „Aber, meine Liebe, haſt Du bei dieſer Freude über Dein Werk nicht auch ein Wort des Preiſes für Denjenigen, der dort eine Pracht, die keine menſchliche Geſchicklichkeit ſchaffen konnte, verbreitet hat.“ Damit öffnete der alte Mann das Fenſter und deutete auf die liebliche, friedliche Landſchaft, welche vor ihnen lag; die Hütte ſtand in einer kleinen Schlucht, deren grüne Seiten die ganze Welt auszuſchließen ſchienen, während ein Bach in derſelben dahinrieſelte, Schwärme von Bienen ſummten, und viele duftende Blumen Wohlgerüche verbreiteten.

Tamar war eben ſo glücklich und zufrieden über ihre Einrichtung anderer Theile des Hauſes. Die Küche ſtieß auf der einen Seite an ein Blumengärtchen, von der anderen Seite gelangte man in einen kleinen Hof, wo Jungfer Margarethe ihre Hühner zu halten beabſichtigte, und das Ganze war von dem kleinen grünen Felde eingeſchloſſen, welches das Thälchen ausfüllte und das einzige Stück Landes war, worüber der Repräſentant des Hauſes Dymock jetzt noch ſchalten konnte. Jungfer Margarethe hatte berechnet, daß eine Lieblingskuh auf dieſem hinreichende Nahrung finden würde; weßhalb Tamar ſich viele Mühe gab, melken zu lernen. Als Alles fertig war, nahm Jungfer Margarethe unter vielen Thränen von Dymocksthurm Abſchied. Sie hatte die Anſtalten in Heatherdale noch nicht geſehen und ſtaunte deßhalb, als ſie in's Haus trat. Tamar empfing ſie mit Thränen der Freude. Nachdem die würdige Dame alle Einrichtungen in Augenſchein genommen, ſegnete ſie ihre Pflegetochter und geſtand, daß ſie hier Alles hätten, deſſen ſie bedürften. Auch fand weder ſie noch Tamar, daß ſie mehr zu thun hatten, als ihnen lieb war. Hatten ſie keine Mägde zur Bedienung, ſo hatten ſie auch keine, welche ihr Haus in Unordnung brachten. Ein alter Mann in der Nachbarſchaft übernahm es, jeden Abend eine Stunde für ſie zu arbeiten, wofür ſie ihm ein wenig Milch und andere Lebensmittel gaben. Geld konnten ſie nicht entbehren. Das wußte er und forderte deßhalb keines. Er würde der geſunkenen Familie umſonſt gedient haben, wenn man ihn darum erſucht hätte.

In wilden und ſchwach bevölkerten Gegenden iſt mehr nachbarliche Freundſchaft, Gefälligkeit und Theilnahme zu finden, als in volkreichen Städten. Der Menſch iſt ein endliches Geſchöpf, er kann nicht viele Gegenſtände auf einmal in ſein Herz aufnehmen, ja ſich nicht einmal denken, wie die Liebe eines unendlichen Weſens in der Schöpfung allgemein geübt werden kann. Dieſem Unvermögen iſt es zuzuſchreiben, daß nur zu viele fromme Leute ſich ſo viele Mühe geben, die Vorſtellung von der Particularität des Heilswerks zu verbreiten und auf dieſe Weiſe der Meinung Glauben zu verſchaffen, daß der allmächtige Vater viele Weſen in's Daſeyn rufe, nur um ſie elend zu machen; doch wir entfernen uns zu weit von unſerer Erzählung. Die Tante Margarethe und Tamar waren bereits vierzehn Tage in ihrer neuen Wohnung, als Dymock zurückkehrte. Die letztere ſah ihn zuerſt müde, niedergeſchlagen und abgeriſſen das Thal herunterkommen.

Sie lief ihm entgegen und umarmte ihn. Seine Augen waren von Thränen feucht.

Sie nahm ihn bei der Hand, führte ihn in's Haus und reichte ihm einen Stuhl. Jungfer Margarethe küßte ihn und ſagte: „Erheitere Dich, Dymock, und danke Gott für einen glücklichen Heerd.“

Dymock ſeufzte. Tamar nahm ihm ſeinen ſchweren Ranzen ab und ſetzte ihm Butterbrot, Käſe und einen Krug trefflichen Bieres vor. „Iß, lieber Vater,“ ſagte ſie, „und dann begib Dich zur Ruhe“ (denn es war ſpät Abends); „morgen wirſt Du ſehen, was für ein herrlicher Ort dieß iſt.“ Allein der arme Dymock konnte ſich an dieſem Abende noch nicht faſſen. Tamar hatte immer bei Jungfer Margarethen geſchlafen, und das beſte von den beiden oberen Zimmern war für Dymock hergerichtet, da Jungfer Margarethe für ihre unzähligen Schachteln und Kiſten einen Platz unter dem Dache gefunden hatte.

Der arme Laird ſchlief gut, und als er erwachte, ſchien die Sonne in ſein Zimmer, und Tante Margarethe hatte am Fuße ſeines Bettes reine Kleider für ihn hingelegt. Er ſtand in einer beſſeren Laune auf, kleidete ſich an und ging hinunter. Tamar war in der Küche, nahm ihn ſchweigend bei der Hand und führte ihn in ſein Studirzimmer. Dieß war zu viel für den armen Mann. Er ſah, welches Opfer ſeine Tante für ihn gebracht hatte, wie viel Mühe ſich Tamar gegeben haben mußte, und weinte. Sobald er ſich einigermaßen gefaßt hatte, umarmte er ſeine Pflegetochter und drückte die Hoffnung aus, daß er hinfort im Stande ſeyn möge, in näherer Gemeinſchaft mit ſeinem Gott zu leben.

Dymocks Gemüthe fehlte jedoch ein ſicheres Gleichgewicht. Er konnte nicht ohne einen Plan leben und war deßhalb kaum zwei Tage zu Hauſe, als er die Idee wieder aufnahm, die er ſchon früher gehegt, ein Autor zu werden und ſich durch ſeine Schriften Ruhm und Geld zu erwerben. Jungfer Margarethe betrübte ſich, als ſie von dieſem Plane hörte, und ſandte Tamar mit der Bitte zu Shanty, ihrem Neffen dieſen Einfall auszureden und ihn zu bewegen, irgend ein Geſchäft anzufangen, wenn es auch nur das wäre, in ſeinem Garten zu arbeiten, was wenigſtens etwas einbringen würde. Shanty ſandte jedoch Tamar mit der Antwort zurück, Jungfer Margarethe ſolle Gott danken, daß ſich irgend etwas gefunden, was den Laird ruhig halten und verhindern könne, das Wenige, was ihnen noch übrig ſey, zu verſchleudern. Der arme Dymock wurde daher bei ſeinen ſchriftſtelleriſchen Verſuchen nicht geſtört und ſaß in Schlappſchuhen, einem geſtickten Schlafrocke, den ſeine Tante aus einem alten Vorhange verfertigt hatte, und mit einer Art von Turban auf dem Kopfe bei ſeiner Arbeit, ohne irgend etwas, was um ihn her vorging, zu beachten. Da Jungfer Margarethe ihm nur Lichtſtumpfen bewilligte, ſo konnte er nicht, wie andere Genies, die ganze Nacht hindurch aufſitzen. Dafür ſtand er aber mit der Lerche auf und machte ſich an ſeine Arbeit, ehe noch die Arbeiter in der Nachbarſchaft ſich an ihr Tagewerk begaben. Vergebens machte Jungfer Margarethe ihm Vorſtellungen hierüber und ſandte Tamar von Neuem zu Shanty mit der Bitte, den Laird zu bewegen, ſich wenigſtens die nöthige Ruhe zu gönnen.

„Geh' zurück zu Jungfer Margarethen,“ antwortete er, „und ſage ihr, ſo lange ſie den Laird abhalten könne, bei Licht zu arbeiten, geſchehe kein Schade, und wenn Du, liebes Kind, ſtatt über dieß frühe Aufſtehen zu murren, ihn in dieſer Hinſicht zum Muſter nimmſt und zu derſelben Zeit Dein Bett verläßt, wo Du ihn hinuntergehen hörſt, ſo wirſt Du wohl daran thun. Wer lange im Bette liegt, gibt ſeinen Dienern, wenn er welche hat, täglich Gelegenheit, Böſes zu thun, ehe er auf iſt, und die, welche mit der Sonne aufſtehen und auf dem Pfade der Pflicht wie ein Pfeil im Fluge die gerade Richtung verfolgen, werden weniger Dornen und mehr Roſen auf dieſem Pfade finden, als diejenigen, welche es ſich bequem machen. Trägheit und Sorgloſigkeit haben Armuth und Elend in dieſem Leben zur Folge; und keine Trägheit iſt verderblicher für die Geſundheit und Vermögensumſtände, als die, die koſtbaren Morgenſtunden im Bette zuzubringen.“

Tamar blieb nicht taub gegen Shanty's Vorſtellungen. Sie fing ſogleich an, mit dem erſten Hahnenſchrei aufzuſtehen, und gewann dadurch ſo viel Zeit für ihre Arbeit, daß ihr Muße zum Leſen übrig blieb. Auch Jungfer Margarethe begann früher aufzuſtehen, und die Familie frühſtückte jetzt um 7, ſtatt, wie früher, um 8 Uhr. Der Laird hatte aber häufig gerade zur Frühſtücksʒeit ſo herrliche Gedanken, daß er ſich, um der Nachwelt willen, wie er zu ſagen pflegte, nicht der Gefahr ausſetzen mochte, ſie zu vergeſſen, was vielleicht der Fall geweſen ſeyn würde, wenn er ſich durch ein ſo gewöhnliches Geſchäft, wie das des Frühſtückens, hätte unterbrechen laſſen. Bei dieſen Gelegenheiten pflegte ihm Tamar ſeinen Kaffee und ſein geröſtetes Brot hineinzutragen, und hatte das Vergnügen, es angenommen zu ſehen, wiewohl er ihr Kommen und Gehen ſelten zu bemerken ſchien. Wenn Tamar dann der alten Dame ihre Aufnahme berichtete, ſo rief dieſe ſtets aus: „Der Herr helfe ihm! Du ſiehſt, was es heißt, ein Genie zu ſeyn.“

Siebentes Kapitel.

Die Begegnung auf der Haide.

Inzwiſchen wurde der Graben von Dymockſthurm in Stand geſetzt und mit Waſſer angefüllt. Die Zugbrücke war an ihrem Orte und die Thore und Mauern reparirt, und es fehlte nur noch an einer Beſatzung und an Proviant, wie die Nachbarn ſagten, um in dem Thurme eine Belagerung aushalten zu können. Als Alles für vollendet erklärt wurde, wiewohl keine Ausbeſſerungen im Innern vorgenommen worden, langte der neue Beſitzer an, welcher einen alten Mann und eine alte Frau zur Bedienung und viele ſchwere Packete in einem zweirädrigen Wagen mit ſich brachte, die er ſelbſt mit Hilfe ſeines Bedienten Jakob heraushob. Hierauf hörte und ſah man nichts weiter von ihm und ſeiner Dienerſchaft. Niemand wurde über den Graben gelaſſen, und der Diener Jakob ritt einmal in der Woche auf dem Pferde, welches die Bagage nach dem

Thurme geſchafft hatte, nach dem nächſten Markte, um das Nöthige einzukaufen, was, wie man ſagte, nur nothdürftig hinreichte, Seele und Leib bei drei Perſonen zuſammenzuhalten.

Die von den Leuten auf dem Moor über dieſe neuen Bewohner von Dymocksthurm aufgeſtellten Vermuthungen waren zahlreich und ſonderbar, und Shanty's Schmiede war der vornehmſte Ort, wo man ſich über ſie in Vermuthungen erſchöpfte. Gar manche Vorwürfe wurden den Fremden gemacht und kein Name ſchien zu ſchlecht für ſie.

„Unſer alter Laird,“ bemerkte einer, „war zehntauſend ſolche werth. So lange er einen Biſſen hatte, theilte er ihn mit jedem Nothleidenden. Man denke nur an ſein Benehmen gegen die arme Waiſe, die jetzt, ihrer dunklen Haut ungeachtet, das ſchönſte Mädchen in der ganzen Gegend geworden iſt. Dann folgten Vermuthungen über Tamars Herkunft, und der alte Shanty erklärte, er halte ſie für nichts mehr, als die Tochter der Zigeunerhexe, welche ſie vor ſeine Thüre gelegt habe. Einige ſagten, ſie ſey viel zu gut, um das Kind einer Zigeunerin zu ſeyn; worauf Shanty bemerkte, die Gnade Gottes könne nicht nur die Natur des Kindes einer Landſtreicherin der ſchlimmſten Art, ſondern auch dieſe ſelbſt umwandeln; denn der Geiſt

Gottes ſey, wie ſein Wort, lebendig und kräftig und ſchärfer, denn kein zweiſchneidiges Schwert.

Shanty war eine Art von Orakel unter ſeinen einfachen Nachbarn, und was er ſagte, wurde ihm nicht oft ins Geſicht beſtritten; dennoch gab es Niemanden auf dem Moor, welcher Tamar kannte und ſie nicht zugleich für eine Prinzeſſin oder etwas ſehr Wunderbares hielt; und im Grunde ihres Herzens hegte die arme Tamar noch immer denſelben Glauben, obgleich ſie ſich jetzt nicht mehr, wie früher, darüber ausließ.

Es war im Monat Juni, ſehr bald nachdem Herr Salomo im Thurme angelangt war, und ehe Dymock, der ſehr ſaumſelig zu ſeyn pflegte, die letzte Zahlung gefordert hatte, als Tamar nach dem nächſten Dorfe ging, um einige Bedürfniſſe einzukaufen. Sie hatte über eine Stunde weit zu gehen und konnte ſich erſt nach dem Mittageſſen auf den Weg machen. Ihr Weg führte ſie an Shanty's Schmiede vorüber, und Jungfer Margarethe ſagte ihr, wenn ſie durch irgend etwas aufgehalten würde, ſo ſolle ſie bei Shanty vorſprechen, und dieſen bitten, ſie nach Hauſe zu begleiten.

Als ſie ihre Vorbereitungen zu dieſem Gange beendigt hatte und mit einem Korbe am Arme das Haus verlaſſen wollte, begegnete ſie Dymock in dem kleinen Garten.

„Wohin, ſchönes Mädchen von Juda!“ rief er. „Meine helläugige Tamar,“ fügte er hinzu, „ich gehe damit um, ein Gedicht zu ſchreiben, und wenn ich nur meinen Gedanken Worte geben kann, ſo wird dieß ein Mittel ſeyn, meine Familie aus ihrer jetzigen armſeligen Lage herauszureißen. Mein Gegenſtand iſt die Wiederherſtellung Jeruſalems in den letzten Tagen und die Aufrichtung der Tochter Zions aus dem Staube. Die Gefangenen von Iſrael ſind jetzt Holzhauer und Waſſerträger; aber die Zeit wird kommen, wo die Hände, welche jetzt die Feſſeln der Knechtſchaft tragen, mit Juwelen geſchmückt ſeyn werden.“

„Wenn keine Tochter Judas,“ erwiederte Tamar, „ſchwerere Feſſeln trägt als ich, lieber Vater, ſo kann ſie dieſelben mit leichtem Herzen tragen.“

Damit eilte ſie von ihm, nachdem ſie zuvor haſtig ſeine Hand geküßt hatte, und verſchwand bald hinter der Anhöhe, welche das Thälchen begrenzte. Tamar erreichte das Dorf in einer ſo kurzen Zeit und machte ihre Gänge ſo ſchnell ab, daß ihr noch einige Stunden vor Sonnenuntergange zur Rückkehr blieben. Sie faßte deßhalb den Entſchluß, einen andern Rückweg zu verſuchen, nämlich über eine kleine Brücke, welche in einiger Entfernung über das durch ihr Thal fließende Waſſer führte. Als ſie jedoch bei dieſer Brücke anlangte, fand ſie zu ihrer Verwunderung, daß dieſelbe eingeſtürzt war. Sie hatte nur in einem einzigen Brette beſtanden, und das Holz war überdieß faul geweſen. Der Bach war an dieſer Stelle zu breit und tief, als daß ſie hätte hindurchwaten können. Sie mußte ſich alſo entſchließen, einen Umweg von mehr als einer halben Stunde zu machen. Ihre Verlegenheit wurde noch durch den Umſtand erhöht, daß der Himmel ſich zu bewölken anfing und einen ſchnelleren Einbruch der Nacht befürchten ließ. Sie hatte jetzt einen weiteren Weg nach Hauſe, als von dem Dorfe aus. Auch fing es jetzt an zu blitzen, und entfernter Donner ließ ſich vernehmen. Tamar wurde aber nicht leicht unruhig, ſondern beſaß ein furchtloſes, unverzagtes Gemüth. Sie hatte bereits den geraden Weg von dem Dorfe nach Shanty's Schmiede erreicht, als plötzlich die hohe Geſtalt eines Weibes wie aus dem Ginſter aufſtieg und einige Schritte ſchweigend neben ihr herging.

Sie ſah wie eine Zigeunerin aus und ihre Kleidung, auf welche Tamar einen flüchtigen Blick warf, zeugten von einer Armuth, welche mit dem ſtolzen Gange derjenigen, die ſie trug, kaum vereinbar war. Während ſich Tamars ein unbeſtimmtes Gefühl von Furcht bemächtigte, wurde ſie von dem Weibe ohne Ceremonie angeredet.

„So haſt Du doch endlich dieſen Weg kommen müſſen? Biſt Du ſo weichlich erzogen worden, daß Du nicht einmal einen Bach durchwaten kannſt, der kaum tief genug iſt, die Kieſelſteine in ſeinem Bette zu bedecken? Siehſt Du jene Anhöhe zur Linken der Fichtenbäume am Rande des Moors? Von jener Anhöhe aus kann man die See ſehen, und ich muß in wenigen Stunden auf jenen Gewäſſern ſeyn, und das in einem Boote, dem ihr zarte Damen euch an einem heitern Sommertage auf Ulswater Mere nicht anvertrauen würdet.“

Während das Weib ſprach, warf Tamar einen Blick auf ſie, ſagte aber nichts.

„Höre!“ ſagte die Zigeunerin. „Ich kenne Dich ſchon lange. Du warſt noch ſehr klein, als ich Dich hieher brachte. Ich ſorgte damals für Dein Beſtes. Biſt Du dankbar?“

Jetzt wandte ſich Tamar zu ihr und betrachtete begierig und mit großer Aufmerkſamkeit ihr braunes Geſicht.

„So,“ ſagte die Zigeunerin mit einem höhniſchen Lächeln, „Du willſt Dich alſo jetzt herablaſſen, mich anzuſehen, und möchteſt gern wiſſen, was ich Dir erzählen könnte.“

„Ja, wahrlich, das möchte ich!“ rief Tamar vor

Aufregung zitternd. „O, habt Erbarmen, und ſagt mir, wer meine Eltern ſind, ob ſie noch leben, ob ich Ausſicht oder Hoffnung habe, ſie zu ſehen!“

„Deine Mutter iſt nicht mehr,“ erwiederte die Zigeunerin. „Sie liegt in der Erde auf Norwood Common. Ich habe den Leichnam ſelbſt geſtreckt, es war ein ſchöner Körper.“

Tamar ſtieß einen tiefen Seufzer aus. „Lebt mein Vater noch?“ fragte ſie.

„Dein Vater?“ wiederholte die Zigeunerin mit einem boshaften Lachen. „Dein Vater?“

Tamars Aufregung nahm immer mehr zu. Sie wiederholte: „Lebt mein Vater noch?“

„Ja,“ entgegnete das Weib, „und ſoll ich Dir ſagen, wo und wie? Eingeſperrt an einem feſten Orte, gefangen wie ein wildes Thier in einer Falle. Verſtehſt Du mich, Tamar? So nennt man Dich ja doch, glaube ich?“

„Wie?“ ſagte das arme Mädchen mit bebender Stimme. „Iſt mein Vater ein Verbrecher?“

„Das ſagte ich nicht,“ erwiederte die Zigeunerin; „aber er iſt eingeſperrt und wird beobachtet und bewacht.“

„Dann hat er ſeine Freiheit verwirkt,“ ſagte Tamar, „hat irgend ein ſchreckliches Verbrechen begangen? „O, ſagt mir, was Ihr davon wißt!“

Die Zigeunerin ſtieß ein abſcheuliches Gelächter aus.

„Wie?“ ſagte ſie, „findeſt Du Dich getäuſcht? Iſt ein Froſt über Dich gekommen? Hat der ſchwarze Nebel alle glänzenden Gebilde, welche der thörichte Laird in Deiner Phantaſie ſchuf, verdunkelt? Gehe, ſage ihm, was Du von mir gehört, und ſiehe, ob er fortfahren wird, einen Sprößling unſeres herumſchweifenden Geſchlechts zu hegen und zu pflegen.“

„Das wird er,“ erwiederte Tamar; „aber ſagt mir, ſagt mir nur, was das auf meiner Schulter eingebrannte Zeichen bedeuten ſoll?“

„Dein Vater zeichnete Dich auf dieſe Weiſe,“ antwortete ſie, „wie wir es mit all unſeren Kindern thun, damit wir auf unſeren vielen Wanderungen unſere Angehörigen nicht aus den Augen verlieren und ſie wieder erkennen; doch die Nacht bricht an, der Himmel hüllt ſich in Dunkel; Du willſt nach der Schmiede; dort glänzt Dein Polarſtern; ſiehſt Du das Feuer lodern? Mein Weg geht anderswohin. Gehab' Dich wohl!“

„Halt, halt,“ ſagte Tamar, ihren Arm ergreifend. „O, ſagt mir mehr! ſagt mir mehr! Ich habe gegen meinen Vater, wenn er noch am Leben iſt, Pflichten — wo iſt er? Sagt mir um Gotteswillen, wo er iſt!“

Die Zigeunerin ſtieß ſie von ſich. „Geh', Thörin," ſagte ſie, „Du weißt genug, oder bleibe," fügte ſie, Tamars Arm ergreifend, hinzu, „verlaß dieſe Dymocks, und komm mit mir, dann ſollſt Du eine der Unſrigen ſeyn, mit uns leben, eſſen und trinken."

„Nein, nein!" ſagte Tamar mit einem durchdringenden Schrei, indem ſie ſich von der Zigeunerin losmachte und mit der Schnelligkeit eines Rehes auf die gaſtliche Schmiede zulief.

Der alte Shanty war allein, als Tamar bleich und zitternd eintrat und halb ohnmächtig auf dieſelbe Bank niederſank, wo die Zigeunerin in der verhängnißvollen Nacht geſeſſen war, als ſie das Kind vor vierzehn Jahren nach der Schmiede brachte.

Shanty erſchrack; denn er fühlte wie ein Vater für Tamar. Er hörte ſogleich auf zu hämmern, ſetzte ſich neben ſie auf die Bank, und ruhte nicht, bis ſie ihm alles Vorgefallene erzählt hatte. Dann ſagte er: „Ich wundere mich durchaus nicht, Tamar! Ich hielt Dich nie für etwas Anderes, als das Kind einer Landſtreicherin; auch hatteſt Du nie einen Grund, eine andere Meinung zu hegen. Es gibt viele Einbildungen," fügte der fromme alte Mann hinzu, „welche vernichtet werden müſſen, ehe wir zu der vollkommenen Einheit mit dem Sohne gelangen, die uns eins mit dem Vater macht und unſere Glückſeligkeit ſichert, wenn Gott Alles in Allem ſeyn, und wenn Alles, was über dieſe Erde vorherverkündigt iſt, erfüllt ſeyn wird. Die Sünde,“ fuhr der alte Mann fort, „iſt nichts anderes, als die Nichtübereinſtimmung des Willens des Geſchöpfs mit dem des Schöpfers; und wenn der Wille aller Kinder Adams mit dem göttlichen Willen in Uebereinſtimmung gebracht iſt, dann hat die Sünde ein Ende, wenigſtens was unſer Geſchlecht betrifft. Jeder, meine liebe Tamar, iſt glücklich, nicht ſo weit er ſich den Einbildungen ſeiner eigenen verderbten Natur hingibt, ſondern ſo weit er zufrieden iſt, das zu ſeyn, wozu Gott ihn nach den Umſtänden und Verhältniſſen, in welchen er ſich befindet, beſtimmt hat.“

Es war zu verwundern (wenigſtens würde ſich jeder Fremde gewundert haben), dieſen armen, alten Schmied auf dieſe Weiſe ſprechen zu hören; doch wer will der Macht des heiligen Geiſtes Schranken ſetzen, wenn er ohne menſchliche Vermittlung oder doch ohne einen andern menſchlichen Beiſtand erleuchten will, als den, welcher die Schrift verbreitet und kennen lehrt?

Tamars Gemüth war jetzt hinlänglich vorbereitet, Alles, was Shanty ihr ſagte, anzunehmen, und unvermerkt vergaßen ſie über dieſem Geſpräche die Nachrichten der Zigeunerin beinahe ganz. Das junge

Mädchen ſahe ein, daß es über ſeinen Bemühungen, ſeine Pflegeeltern mit ihrer äußeren Lage zufrieden zu machen, unterlaſſen hatte, deren Aufmerkſamkeit auf die Religion zu richten. Shanty zog ſeinen Rock an, um Tamar nach Hauſe zu begleiten, und verließ Heatherdale — wo er auf Jungfer Margarethens Wunſch zum Nachteſſen bleiben mußte — nicht eher, als bis er dem Laird und deſſen Tante Tamars Zuſammentreffen mit der Zigeunerin erzählt hatte. Es war intereſſant, den Eindruck zu beobachten, welchen dieſe Geſchichte auf die Gemüther der beiden Zuhörer machte. Jungfer Margarethe umarmte Tamar mit Thränen im Auge und ſagte: „Ich freue mich, daß wahrſcheinlich Niemand meinen Liebling von mir fordern wird,“ während der Laird ausrief: „Ich bin durchaus nicht überzeugt. Die Zigeunerin hat bei ihren Ausſagen ohne Zweifel eine Abſicht. Sie fürchtet entdeckt und wegen Kinderraubs transportirt zu werden; aber ich wünſche, ich könnte ſie ſehen, um ihr zu ſagen, daß ich eben ſo wenig glaube, daß meine Palme von den Dornen der ägyptiſchen Wildniß abſtammt, als daß ich in dieſem Augenblicke nicht der Laird von Dymock bin.“

„Gott helfe Dir, Neffe!“ ſagte Jungfer Margarethe, „wenn der armen Tamar edle Herkunft nicht beſſer begründet iſt, als Deine Lairdſchaft, ſo wird ſie wohl mit ihrer gegenwärtigen Lage als die adoptirte Tochter einer armen alten Jungfer, die ihr nur einige Packete alter Kleider hinterlaſſen kann, zufrieden ſeyn müſſen."

„Zufrieden, Mutter?" ſagte Tamar, in Thränen ausbrechend. „Könnte ich zufrieden ſeyn, wenn ich von Dir hinweggenommen würde?"

So ging der Vorfall mit der Zigeunerin vorüber. Der Laird ſprach freilich davon, er wolle die Nachbarn aufbieten, um die Landſtreicherin feſtzunehmen; aber alle dieſe Entſchlüſſe waren bald vergeſſen, und die Sache hatte keine Folgen, als die auf das Gemüth Tamars, daß dieſe um ſo lebhafter zu wünſchen anfing, die Aufmerkſamkeit ihrer Beſchützer auf die Religion zu lenken.

Achtes Kapitel.

Der Beſuch im Thurme.

Nach dieſem Ereigniſſe verfloſſen mehrere Wochen auf die gewöhnliche Weiſe. Die Bewohner des Thurms waren ſo ſtill und ruhig, daß, wenn nicht von Zeit zu Zeit ein dünner Rauch vom Schornſteine aufgeſtiegen wäre, man hätte glauben können, ſie befänden ſich in einem Zuſtande der Bezauberung. Jakob, der zwerghafte verwachſene Bediente, kam zuweilen über den Graben und kehrte mit Eßwaaren beladen zurück; er war aber ſo mürriſch und einſylbig, daß man über das, was auf der andern Seite des Grabens vorging, nichts von ihm herausbringen konnte. Während Dymock ſchrieb, ſtopfte ſeine Tante, Shanty hämmerte, und Tamar war die Freude und der Troſt dieſer drei Perſonen. Doch es mußte jetzt in Betreff der letzten Zahlung Herrn Salomo's nothwendig etwas geſchehen. Dymocks Forderung belief ſich auf beinahe 600 Pfund, und nach vielem dringenden Zureden ſeiner Tante ließ ſich der Laird endlich bewegen, ſeine beſten Kleider anzuziehen und nach dem Thurme zu gehen. Er hatte erklärt, er werde nur als Laird von Dymock im Schloſſe Dymock erſcheinen, und legte deßhalb, wiewohl das Wetter heiß war, das einzige ſchöne Kleidungsſtück an, welches er noch beſaß, nämlich einen Mantel von blauem Tuch und begab ſich an den Rand des Grabens. Hier ſtand er eine Zeitlang und rief. Endlich erſchien Jakob an der anderen Seite und ließ beim Anblicke des ihm bekannten Lairds die Zugbrücke nieder, über welche Dymock ſtolz dahinſchritt.

„Ich wünſche Euren Herrn zu ſehen, wo iſt er?“ ſagte der Laird, ſobald er auf den Hof gelangte.

Der Zwerg blickte nach dem Fenſter eines kleinen Zimmers im oberen Theile des Thurmes hinauf, und der Laird ging, ohne weitere Erlaubniß abzuwarten, in den Thurm.

Es war ſchmerzlich für ihn, alle alten, wohlbekannten Gegenſtände wieder zu ſehen; doch machte es ihm auch andererſeits Vergnügen, Alles gerade ſo wieder zu finden, wie er es verlaſſen hatte. Sogar der Staub auf dem Simswerke und den Kranzleiſten, der während Jungfer Margarethens Regimente ungeſtört geblieben war, weil man ihn nicht hatte erreichen können, lag noch da. Nicht ein einziges neues Möbel war hinzugekommen, und die alten ſahen elender und dürftiger aus, weil einige der beſten Stücke weggenommen und nach der neuen Wohnung des Lairds geſchafft worden waren. Dymock ſchritt durch die alte runde Halle im unteren Stockwerke und ging die Treppe hinauf nach dem ehemaligen Arbeitszimmer Jungfer Margarethens. Hier war das bunte Glasfenſter, von welchem aus man eine herrliche Ausſicht nach drei Seiten hatte. Dymock ging auf dieß Fenſter zu, blieb an demſelben ſtehen und ſuchte ſich zu vergegenwärtigen, was die Gefühle ſeiner Vorfahren ſeyn mochten, wenn ſie an dieſer Stelle ſtanden und das ganze Land bis zur Grenze, viele größere und ſchönere Landſtriche im Süden nicht gerechnet, das Ihrige nennen konnten.

Während er hier in trübem Sinnen wartete, fiel ſein Auge plötzlich auf Tamars Geſtalt, die an der anderen Seite des Grabens ſtand und zu ihm hinaufſah. Sobald ſich ihre Blicke begegneten, warf ſie ihm eine Kußhand zu. Biſt Du nicht die liebliche Palme von Juda, ſagte der liebevolle Dymock bei ſich, und für mich eben ſo viel werth, als alle Ländereien meiner Ahnen? Könnten ſie mir eine Liebe, wie die Deinige, erkaufen? Biſt Du nicht das Lamm des armen Mannes? Aber

Niemand ſoll Dich jemals aus meinen Händen hinnehmen, als Einer, der Deiner ganz würdig iſt!

Kaum hatte Dymock Tamars Begrüßung erwiedert, als Jakob erſchien und ihm meldete, ſein Herr ſey bereit, ihn zu empfangen. Dymock, der keines Führers bedurfte, hatte bald mehrere Treppen erſtiegen und ſtand jetzt vor einer mit eiſernen Nägeln beſchlagenen kleinen Thüre. Dieſe führte zu einem Zimmer, welches in früheren Zeiten zur Aufbewahrung von Schätzen oder Gefangenen benutzt worden und noch immer ſehr feſt verwahrt war. Vor den ſchmalen Fenſtern befanden ſich eiſerne Stangen, und die Mauern waren mit ſtarken Brettern verkleidet. An der einen Seite war eine geheime Thüre, die in ein Kloſet führte. Dieſe war nur Dymock bekannt geweſen, der ſie beim Verkaufe des Schloſſes Herrn Salomo zeigte und den großen Nutzen rühmte, welchen dieß Kabinet für die Aufbewahrung von Silbergeſchirr und andern Koſtbarkeiten gewähre, zugleich aber geſtand, daß er ſelbſt nie ſonderlichen Gebrauch davon gemacht habe. Herr Salomo dagegen ſchien dieß Zimmer zu ſeinem beſondern Gebrauche beſtimmt zu haben. Sein Bett, nach franzöſiſcher Mode mit einem zeltartigen Himmel bedeckt, nahm einen Winkel ein. Die Vorhänge und der Fußteppich waren von koſtbaren, aber bereits abgenützten Stoffen. Mehrere große Bücher in Pergament und mit goldenem Schnitte ſtanden auf einem Brette an der Wand nahe am Bette; ein viereckiger Tiſch, ein ſtark beſchlagener Koffer und ein altmodiſcher Lehnſtuhl waren die übrigen Möbel. Jetzt ſah Dymock Herrn Salomo zum erſten Male im Negligée. Der alte Herr hatte ſeinen Rock bei Seite gelegt, wahrſcheinlich um ihn zu ſchonen. Er trug eine blaßrothe lange Weſte, an der man noch Spuren von Stickerei bemerkte. Seine bis an die Kniee reichenden Beinkleider hatten einſt die Farbe von Pfeffer und Salz gehabt. Die grauen Strümpfe von grober Wolle bewieſen, daß ſeine Haushälterin in der Geſchicklichkeit im Stopfen Jungfer Margarethen um nichts nachſtehe, wiewohl wir der Tante des Lairds die Gerechtigkeit widerfahren laſſen müſſen, daß ſie nie mit mehr, als drei verſchiedenen Farben Strümpfe ausbeſſerte. Seine Pantoffeln waren offenbar früher ein Theil eines Teppichs geweſen, obgleich die urſprüngliche Farbe nicht mehr zu erkennen war. Trotz dieſes ſonderbaren Anzugs ſah der alte Mann doch nett und reinlich aus und würde gar kein unangenehmes Aeußeres gehabt haben, wenn ſein Geſicht nicht einen widrigen Eindruck gemacht hätte.

Er empfing Dymock mit einer Art ruhiger Höflichkeit, nicht ungleich derjenigen, welche eine Katze annimmt, wenn ſie weiß, daß zwar eine Maus da, aber der Augenblick, über ſie herzufallen, noch nicht gekommen iſt. Dymock näherte ſich dem Tiſche, redete Herrn Salomo mit ſeiner gewöhnlichen höflichen, aber nachläßigen Weiſe an, und entſchuldigte ſich, daß er in einer ſolchen Angelegenheit zu ihm komme. Dabei überreichte er ihm den Schein, welchen der alte Herr ihm gegeben, und drückte die Hoffnung aus, es werde ihm nicht ungelegen ſeyn, eine Summe zu bezahlen, die für ihn nur eine Kleinigkeit ſeyn könne.

Herr Salomo ſchien vergeſſen zu haben, Dymock zum Sitzen zu nöthigen. Es war indeß kein Stuhl im Zimmer, außer dem, auf dem er ſelbſt ſaß. Er nahm den Schein in die Hand, durchlas ihn und ſagte dann: „Aber, Herr Dymock, mit dieſem Scheine ſind Bedingungen verbunden. Ich mache mich darin anheiſchig, eine gewiſſe Summe für gewiſſe Gegenſtände zu bezahlen.“

„Nun, ſind dieſe Gegenſtände nicht in Eurem Beſitze?“ fragte Dymock. „Habe ich einen einzigen von den Artikeln weggenommen, die ich Euch auf mein Ehrenwort unter gewiſſen Bedingungen zurückzulaſſen verſprach?“

„Was ich ſagte, mein Herr, oder vielmehr, was ich nach Eurer Behauptung geſagt haben ſoll, und was ich hier geſchrieben habe, ſind zwei verſchiedene Dinge.“

„Wie?“ erwiederte Dymock; „Ihr wollet mich einer Lüge beſchuldigen? Das werde ich nicht dulden. Ich, ein Glied der Familie Dymock, ſoll mich in meinem Schloſſe ſo behandeln laſſen, ſoll mir ſagen laſſen, das, was ich verſichere, ſey vielleicht nicht wahr, ich ſey ein Betrüger und Lügner um ſchmutzigen Gewinnes willen?“ Was der würdige Mann ſonſt noch hinzufügte, darüber ſchweigt unſere Geſchichte; daß er aber noch Vieles ſagte und in ſeinem edlen Unwillen Gedanken ausſprach, welche dem Gentleman und dem Chriſten gleich ſehr zur Ehre gereichten, kann nicht bezweifelt werden.

Inzwiſchen hatte der alte Mann ein großes Bund Schlüſſel aus ſeiner Taſche gezogen und bedächtig den oben erwähnten Koffer geöffnet, in dem ſich mehrere Beutel mit Geld befanden. Zuerſt ſetzte er eine Brille auf, nahm dann eine Wagſchale aus dem Tiſchkaſten, und fing an, ſeine Guineen zu wägen, als wenn er etwas, was er nicht beſaß, nämlich Ehrlichkeit, hätte zur Schau tragen wollen. Der Laird, welcher ſeinen Unwillen erſchöpft hatte, war ruhig geworden, und ſah in einer etwas nachläßigen Stellung zu, indem er nicht zweifelte, ſeine Vorſtellungen hätten ſich wirkſam bewieſen, und Herr Salomo ſey im Begriffe, ihm ohne weiteres Zögern die 594 Pfund, 10 Schillinge und 6 Pence auszuzahlen, welche er ihm ſchuldig ſey.

Während Herr Salomo mit großer Kaltblütigkeit fortfuhr zu wägen, fing er an zu murmeln: „594 Pfund, 10 Schillinge und 6 Pence; zu viel, halb zu viel für wurmſtichige Bettſtellen und Stühle, geſtopfte Vorhänge und verblichene Gemälde; um Euch aber zu beweiſen, Herr Dymock, daß ich ein Mann von Ehre bin, will ich Euch ſogleich 400 Pfund in klingender Münze zahlen und die übrigen 194 Pfund, 10 Schillinge und 6 Pence einem ſchiedsrichterlichen Urtheile unterwerfen. Wir wollen Jeder einen Freund beiziehen und mit dieſem jeden Artikel vornehmen. Wenn dann entſchieden wird, daß die Sachen ſo viel werth ſind, ſo will ich ſogleich den Reſt bezahlen, wiewohl ich durch jenen Schein nicht dazu gezwungen werden kann.“

Das Blut der Dymocks wallte von Neuem in dem Laird auf. Mit bewundernswürdiger Klugheit und Geiſtesgegenwart nahm er jedoch ſchnell Salomo's Schein vom Tiſche auf — eine Bewegung, bei welcher der alte Mann zuſammenfuhr, aufſah und erblaßte. Dann drehte ſich der Laird mit verächtlicher Miene um und ging mit dieſen Worten zum Zimmer hinaus: „Ich verſchmähe es, noch ein Wort an Dich zu richten, alter Betrüger; ich ſchüttle den Staub Deiner Wohnung von meinen Füßen und werde Leute zu Dir ſchicken, deren Geſchäft es iſt, mit Betrügern nach Gebühr zu verfahren."

Indem er die Wendeltreppe hinabſtieg, kam er an ein ſchmales Fenſter, welches nach dem Graben hinausging. Hier ſah er Tamar an der anderen Seite. Er ſtand einen Augenblick ſtill, und ſie rief ihm zu: „Iſt Alles gut abgelaufen?" Worauf er erwiederte: „Nein, der Menſch iſt ein gemeiner, verächtlicher Betrüger."

Er fügte noch einige andere Ausdrücke hinzu, welche keinesweges den Regeln der Klugheit und Höflichkeit angemeſſen waren. Dieſe Worte gingen bei Tamar nicht verloren, ſondern veranlaßten ſie zu einem Schritte, den ſie vielleicht nicht gethan haben würde, wenn ſie länger darüber nachgedacht hätte.

Nachdem Dymock ſeinen Athem und Unwillen erſchöpft und dadurch mehrere Fledermäuſe und Dohlen, welche ſich unter dem Dache des Thurmes aufhielten, aufgeſcheucht hatte, war er ſo ruhig geworden, daß er in ſeiner gewöhnlichen bequemen Weiſe langſam die Treppe hinabſtieg. Ehe er über den Hof nach der Zugbrücke gelangt war, hatte er bereits den Entſchluß gefaßt, Shanty dieß verwickelte Geſchäft abmachen zu laſſen, der ohne Zweifel von vorne herein die geeignetſte Perſon dafür geweſen ſeyn würde.

Jakob, der häßliche Bediente, wartete, um die Zugbrücke niederzulaſſen; und hätte Dymock ihn angeſehen, ſo würde er bemerkt haben, daß ſich in dem Geſichte dieſes mißgeſtalteten Geſchöpfes Triumph ausdrückte; denn Jakob war in alle Geheimniſſe ſeines Herrn eingeweiht: er wußte, daß dieſer beabſichtigte, den Laird zu betrügen, und da er Salomo's Milchbruder war, ſo ſah er die Schätze ſeines Herrn bereits für die ſeinigen an. Salomo's Körperkräfte ſchwanden ſichtbar, und Jakob hoffte daher, bald die goldene Ernte zu ſammeln. Auch haßte Jakob jedes andere Geſchöpf, und da er ſeinen Haß von ſeinen Eltern überkommen hatte, ſo war es wahrſcheinlich, daß derſelbe von gleicher Dauer mit ſeinem Leben ſeyn würde. Die Urſache dieſes Haſſes wird der Leſer in der Folge erfahren. Kaum hatte er die Brücke niedergelaſſen, ſo ſprang Tamar hinter einigen Büſchen hervor und war in einem Augenblicke bei Dymock und Jakob auf der inneren Seite des Grabens.

Jakob fuhr beim Anblicke der blühenden Tamar, welche ohne Kopfbedeckung mit fliegendem Lockenhaar herbeieilte, zurück, als wenn er ein Geſpenſt geſehen hätte.

„Was willſt Du, liebe Tochter?“ fragte Dymock.

„Halte mich nicht zurück, lieber Vater!“ antwortete ſie. „Du ſagſt, Du habeſt kein Glück gehabt: laß mich meine Geſchicklichkeit verſuchen!“ Dann wandte ſie ſich plötzlich zu Jakob, nahm, wie Dymock geſagt haben würde, die Haltung einer Königstochter an und rief: „Führe mich zu Deinem Herrn, ich habe Geſchäfte mit ihm abzumachen; ſage ihm, ich ſey hier und wolle ihn ſprechen.“

„Und wer ſeyd Ihr?“ fragte Jakob in einem ehrerbietigen Tone. „Unter welchem Namen ſoll ich Euch anmelden?“

Dymock wollte antworten; aber Tamar legte ihm ſcherzhaft die Hand auf den Mund und nahm keine andere Kenntniß von der Frage des Bedienten, als daß ſie ihren Befehl wiederholte.

„Was haſt Du vor? Was willſt Du thun, Tamar?“ ſagte der Laird. Tamar wußte ſehr wohl, daß ſie die Macht beſaß, ihren Beſchützer zu jeder Zeit zu vermögen, ſich in ihre Launen zu fügen. Davon machte ſie jetzt Gebrauch, nicht durch Gewalt oder Ueberredung, ſondern durch die ſcherzhaften Manöuvres, welche den Frauen zu Gebote ſtehen und, zu einem böſen Zwecke angewendet, ſchon manchen feſteren Charakter, als den Dymocks, zum Falle gebracht haben.

„Ich habe einen Gedanken, lieber Vater,“ ſagte ſie,

„einen Wunſch, einen Einfall, eine bloße Laune, und Du darfſt mir nicht entgegen ſeyn; bleibe nur, wo Du biſt; bewache die Brücke, ich werde nicht lange ausbleiben; ſage mir nur, wie es zugegangen iſt, daß Du Deinen Zweck nicht erreicht haſt, und Ihr,“ fügte ſie hinzu, ſich zu Jakob wendend, „geht zu Eurem Herrn und ſagt ihm, daß ich hier bin.“

„Warum bliebt Ihr ſtehen?“ fügte ſie hinzu, vor Ungeduld mit dem Fuße ſtampfend. „Warum gehorcht Ihr mir nicht?“ und ihre dunklen Augen funkelten. „Geht und ſagt Eurem Herrn, daß ich ihn zu ſprechen wünſche.“

„Aber wen ſoll ich anmelden?“ fragte er.

„Mein Name iſt in Eurer Gegenwart ausgeſprochen worden,“ erwiederte ſie, „und wenn Ihr ihn nicht gehört habt, ſo iſt es Eure Schuld; er wird nicht noch einmal genannt.“

„Seyd Ihr die Tochter dieſes Herrn?“ fragte Jakob.

„Ihr habt gehört, wie er mich nannte,“ antwortete ſie. „Geht und richtet meinen Auftrag aus.“

In Jakobs Abweſenheit — denn er ging auf des jungen Mädchens Geheiß — theilte Dymock ſeiner Pflegetochter Alles mit, was in Herrn Salomo's Zimmer vorgefallen war, und Tamar geſtand ihren Wunſch, mit dem alten Herrn ſelbſt ſprechen zu dürfen. Dymock freute ſich, daß irgend Jemand dieß Geſchäft für ihn übernahm, und verſprach Tamarn, bei der Brücke ſtehen zu bleiben und ihre Rückkunft abzuwarten.

„Ich will ſelbſt hinaufgehen und Zutritt verlangen.“ Damit verließ ſie Dymock und eilte mit Windesſchnelle die Treppen hinauf, ohne Jemanden zu begegnen. Sie fand die zu Salomo's Zimmer führende Thüre nur angelehnt, öffnete ſie, trat ein und ſtand vor Salomo. Er, Jakob und Rebecca — das Weib, von dem oben geſagt wurde, es ſey mit Salomo nach dem Thurme gekommen. — Alle drei waren in tiefer Berathung. Herr Salomo ſaß noch an derſelben Stelle, wo der Laird ihn verlaſſen hatte. Als die ſchöne junge Tamar mit der Zuverſicht, welche ein gutes Gewiſſen und die Gerechtigkeit ihrer Sache ihr einflößte, plötzlich vor ihnen erſchien, waren alle drei wie verſteinert. Jakob und Rebecca blickten ſie mit Schrecken und Entſetzen an und erbleichten immer mehr, je länger ihre Augen auf Tamar gerichtet waren, während Salomo's Geſicht ſich röthete, ſeine Augen ſich weit aufrießen, und ſein Mund ſich halb öffnete. Das junge Mädchen ſchritt furchtlos bis in die Mitte des Zimmers vor und ſagte in einem verächtlichen Tone: „Ich komme, um das zu verlangen, was dem bisherigen Eigenthümer dieſes Orts noch gebührt; ich erwarte, daß mir dieſe Summe in meine Hand gezählt werde, und fordere dieß im Namen des Höchſten, der ſicherlich jeden an einem guten, ehrenwerthen Manne verübten Betrug beſtrafen wird.“

„Und wer — und wer — wer ſeyd Ihr? und woher kommt Ihr?“ ſagte Salomo mit Zähneklappern.

„Ich komme von dem Laird von Dymock,“ antwortete ſie, „und in ſeinem Namen fordere ich ſein Recht.“

„Ihr ſeyd ſeine Tochter?“ fragte Salomo.

„Darauf kommt es nicht an,“ erwiederte Tamar. „Was oder wer ich bin, iſt euch nicht nöthig zu wiſſen,“ ſetzte ſie mit einem auf Jakob und Rebecca gerichteten Blicke hinzu, in deren Geſichtern ſich eine ſeltſame Miſchung von Neugierde und Beſtürzung malte. „Zahlt mir, was Ihr dem Laird ſchuldig ſeyd, und ich will Euch nicht wieder beunruhigen,“ ſagte ſie; „gebt Ihr aber meiner Forderung nicht Gehör, ſo ſollt Ihr weder bei Tag noch bei Nacht vor mir Ruhe haben; weder Graben noch Mauern ſollen Euch vor mir ſchützen.“ Sie dachte in dieſem Augenblicke an den geheimen Gang, durch den ſie in den Thurm gelangen zu können hoffte, wenn ſie jetzt ihren Zweck nicht erreichte; es war ein plötzlicher verwegener Gedanke, und ſie hatte keine Zeit, zu überlegen, ob er ausführbar ſey oder nicht. Während ſie dieſe letzten Worte ſprach, ſtand Salomo langſam von ſeinem Sitze auf, ſtieß ſeinen Stuhl zurück und rief mit entſetztem, bleichen Geſichte: „Biſt Du ein lebendes Weſen oder ein ſchreckliches Gebilde meiner Phantaſie? Jakob, Rebecca, ſeht Ihr es auch? O, Ihr ſeht bleich aus, wie Menſchen, die einen Todten erblicken!“

Der Schrecken, welcher ſich in den drei Geſichtern ausdrückte, theilte ſich jetzt auch Tamars Herzen mit. Was mag dieß Alles bedeuten? dachte ſie. Was kann ſie an mir ſo in Schrecken ſetzen? Ihr böſes Gewiſſen ohne Zweifel; aber warum ſollte ich mich fürchten? Jetzt bedarf ich der Herzhaftigkeit, und möge Gott ſie mir ſchenken! Ihr Wunſch wurde erfüllt, und ſie forderte von Neuem, was ihrem Pflegevater gebührte.

„Es dürfte beſſer ſeyn, ihre Forderung zu befriedigen,“ murmelte Jakob. Zugleich ſchrie Rebecca: „Im Namen unſeres Vaters Abraham, gebt Ihr, was ſie verlangt, Herr, und laſſet ſie gehen — zu ihrem Vater — zu dem, der ſie aufgezogen hat und doch verläugnet — oder ſie wird, wie die Töchter Moabs, einen Fluch auf unſer Haus bringen.“

„Schweig’, alte Närrin!“ rief Jakob. „Was weißt Du von ihr und von dem, der einſt Laird von Dymock war? Aber, Herr,“ fuhr er fort, „zahlet dem Mädchen, was es verlangt, während ich hinuntergehe und mir

Euren Schein geben laſſe, damit wir endlich unſere Thüre vor dieſen Leuten verſchließen können.“

„Ich möchte jedoch wiſſen,“ ſagte Salomo, „woher das Mädchen dieſe Augen hat, welche hell wie die der Braut Salomo's — wie Rahels ſind,“ fügte er hinzu. „Sie ſind die ihrigen.“

„Thorheit!“ rief Jakob. „Gebt dem Mädchen das Geld, und laſſet ſie gehen.“

„Jakob! Jakob!“ rief Salomo. „Ich bin ein ruinirter, ein verlorener Mann, ich komme an den Bettelſtab, — 594 Pfund, 10 Schillinge und 6 Pence!“

Die Zähne des alten Mannes fingen an zu klappern: Schrecken, Geiz und mächtige Erinnerungen ſchienen in ihm mit einander um die Oberherrſchaft zu kämpfen und ihn völlig unfähig zum Handeln zu machen. Jakob murmelte einige undeutliche Flüche und zählte dann mit der Fertigkeit eines Geldwechslers die Goldſtücke auf den Tiſch, während Tamar ihm ſchweigend zuſchaute. Als er jedoch ſah, daß die Summe zu ſchwer zum Tragen für ſie ſeyn würde, nahm er einige Banknoten aus demſelben Koffer und gab ſie Tamarn mit den Worten in die Hand: „Hier, Fräulein! nun geht aber, und beläſtigt meinen Herrn nicht wieder mit Eurer Gegenwart.“

Während deſſen hatte Salomo ſeine Augen auf

Tamar geheftet und mehrere Male tief aufgeathmet. Endlich ſagte er: „Ihr ſeyd alſo Dymocks Tochter? Aber Ihr ſehet den Eurigen nicht ähnlich, — ſind ſie nicht Nazarener? ſagt mir, was war die, die Euch geboren hat?“

„Was geht Alles das Euch an?“ rief Jakob, ergriff Tamar beim Arme und zog ſie mit den Worten zum Zimmer hinaus. „Ihr habt nun Alles, was Ihr haben wollet; geht nur zu Eurem Vater hinunter, und laßt uns Euch nicht wiederſehen.“

Tamar fürchtete beim Hinabgehen noch immer, ſie ſey betrogen worden, und Dymock werde dieß vielleicht zu ſpät entdecken. Als ſie daher Jakob hinter ſich hörte, lief ſie ſo ſchnell ſie konnte, und rief Dymock zu, ihr zu folgen. Sie eilte nach Shanty's Schmiede. Dymock keuchte einige Schritte hinter ihr her, und Jakob folgte mit dem Rufe: „Halt, Herr Laird! Halt, Herr Dymock! Gebt uns eine Quittung!“

Tamar fand Shanty glücklicher Weiſe allein in der Schmiede, führte ihn in ſeine Stube und ließ ihn das Geld zählen. Hiemit war er beſchäftigt, als Dymock und Jakob hereintraten. Tamar ging in die Schmiede zurück, während Shanty in ſeiner Stube blieb, bis er ſich überzeugt hatte, daß Alles richtig ſey, worauf Dymock eine Quittung ausſtellte. Jakob kehrte nach dem Thurme zurück, und der alte Shanty begab ſich nach Herham, um das Geld in Sicherheit zu bringen. Der Laird dachte mit Vergnügen daran, daß dieß ſchmutzige Geſchäft beendigt war, ohne daß er ſeine Hände dabei beſudelt hätte. Daß Tamar etwas zu bewirken vermocht hatte, was er ſelbſt nicht auszurichten im Stande geweſen war, erklärte er ſich ſo: „Wenn ich, der Laird von Dymock, dieſem Mädchen von Juda nie eine Bitte abſchlagen konnte, wie läßt ſich von geringeren Geiſtern erwarten, daß ſie ſeinem Einfluß widerſtehen ſollten?“

Dabei bedachte der arme Laird nicht, daß eben die Beſchränktheit und Rohheit ſolcher Seelen, unter deren Zahl er Salomo und Jakob rechnete, den Einfluß, welcher bei ihm ſo groß war, bei ihnen unwirkſam machen mußte. Nichts deſto weniger hatte offenbar etwas an Tamarn Eindruck auf ſie gemacht, und dieſe konnte, wenn ſie über den Auftritt in dem Thurme nachdachte, durchaus nicht begreifen, wie ſie eine ſolche Gemüthsbewegung bei den Leuten hatte veranlaſſen können. Shanty und Jungfer Margarethe wußten ihr dieß eben ſo wenig zu erklären.

Neuntes Kapitel.

Die Gefahr.

Wiederum verfloß ein Monat, und Alles ging ſeinen gewöhnlichen Gang. Alles war ruhig in Dymocksthurm; Stopfen, Schreiben und Hämmern blieb die Tagesordnung bei Jungfer Margarethen, dem Laird und Shanty, während Tamar heiter und glücklich bei der Verrichtung ihrer mannigfachen Geſchäfte war, zu denen ſie ſich ſchon mit der Lerche vom Lager erhob. Es war damals Alles Sommer bei ihr, und ſie verdarb ſich die Gegenwart nicht durch Gedanken an die Strenge des Winters; denn das Werk der Gnade hatte einen guten Fortgang in ihr, und wiewohl ihre Gemüthsart von Natur heftig und ſtolz war, wie ſich bei dem eben erzählten Vorfalle in ihrem Benehmen gegen Jakob zeigte, ſo war ihr doch eine höhere Kraft eingepflanzt, welche dieſe Ausbrüche mit jedem Tage ſeltener machte.

Wir haben oben erwähnt, daß Jungfer Margarethe eine Lieblingskuh hatte, welche ſie wegen ihrer Farbe Brindle *) nannte. Tamar hatte Brindle melken gelernt, und dieß war immer ihr erſtes Geſchäft. Eines Morgens im Anfange des Auguſts traf es ſich oder vielmehr wurde es von der Vorſehung ſo gefügt, daß des Lairds Phantaſie ſo aufgeregt war, daß er nach Mitternacht nicht ſchlafen konnte. Er ſtand deßhalb auf und begab ſich in ſein Studirzimmer, um ſeine koſtbaren Gedanken zu Papier zu bringen Hier war es indeſſen ſo finſter, daß er ſich eine Zeit lang auf ſeinen Stuhl ſetzen mußte, um den Anbruch des Tages abzuwarten, wo er einſchlief und mehrere Stunden lang nicht erwachte. Alles dieß geſchah jedoch nicht ſo ſtill, daß er ſeine Tante und Tamar, welche in dem anſtoßenden Zimmer ſchliefen, nicht aufgeweckt hätte. Eine Folge hievon war, daß Tamar aufſtand und ſich ankleidete. Nachdem ſie ſich überzeugt, daß der Laird eingeſchlafen war, und Jungfer Margarethe hievon in Kenntniß geſetzt hatte, ging ſie in die Küche und öffnete die Hausthüre. Die Schatten der Nacht waren noch nicht ganz verſcheucht, obgleich der Morgen zu dämmern anfing; aber die Luft war mild und mit

---

*) D. h. die Scheckige.

Wohlgerüchen angefüllt. Als Tamar dieſe einathmete, flößte es ihr das Gefühl ein, welches junge Geſchöpfe zum Laufen, Springen und anderen Aeußerungen der Kraft und Fröhlichkeit antreibt, die nüchternen, älteren Perſonen, die vergeſſen haben, daß ſie ſelbſt jung waren, nur Ausbrüche der Thorheit zu ſeyn ſcheinen.

Mit dieſem Gefühle, welches die Morgenluft ihr einflößte, ſprang Tamar von der Thürſchwelle und lief eine beträchtliche Strecke erſt in der Mitte des Thales und dann in einer parallelen Richtung auf der grünen Seite deſſelben, bis ſie plötzlich ſtill ſtand und ſich nach Brindle umſah, die ſie Anfangs nicht entdecken konnte, einen Augenblick darauf aber am höheren Ende des Thales gerade da erblickte, wo dieſes in das Moor auslief und bisher durch eine Art Zaun mit einer Pforte gegen die auf dem Moor weidenden Schafe und andere Thiere geſchützt geweſen war. Dieſer Zaun bedurfte ſeit einiger Zeit einer Ausbeſſerung, und der Laird hatte verſprochen, dieſe zu beſorgen, was er ſehr wohl hätte thun können, da er früher mehrere Monate bei einem Zimmermann im Dorfe gearbeitet hatte. Der gute Mann hatte jedoch ſein Verſprechen nicht erfüllt, und Tamar hatte die Pforte erſt am Abende zuvor mit einigen rankigen Pflanzen zugebunden. Sie glaubte nicht, daß Brindle, wiewohl jung und weiblichen Geſchlechts, ſo launenhaft ſeyn würde, die herrliche Weide im Thale zu verlaſſen und dieſe welken Schlingpflanzen zu zernagen. Dem war indeß ſo; denn ſie fand das Band zerriſſen, die Pforte aufgezwängt und ſah, wie Brindle eben langſam dem Moore zuſchritt.

Sie rief dem Thiere, das ſeine Herrin ſo gut wie ſein eigenes Kalb kannte. Brindle hatte jedoch die Freiheitsluft eingeathmet, ging unbekümmert weiter und ſchien zu ſagen: Ich kenne Deine Stimme, will aber nicht kommen.

Tamar wurde böſe. Wäre es ein menſchliches Weſen geweſen, ſo würde ſie ſich vielleicht erinnert haben, daß es nicht gut ſey, ſich dem Zorne zu überlaſſen; ſo aber ſtellte ſie ſolche Betrachtungen nicht an, ſondern ſchalt Brindle. Sie fing an zu laufen, weil ſie wußte, daß ſie, wenn das Thier einmal auf das Moor gelangt wäre, manchen Schritt würde thun müſſen, ehe ſie es wieder zurückbrächte. In demſelben Maße jedoch, in welchem ſie ihre Schritte beſchleunigte, that dieß auch Brindle, welche in wenigen Minuten das offene Moor erreichte und in vollem Laufe davon zu eilen anfing, als wenn ihr die Mühe, welche ſie verurſachte, Freude machte. Aber ſelbſt auf dem offenen Moor war es noch ziemlich dunkel; die Morgendämmerung war kaum an den Gipfeln der entfernten

Hügel ſichtbar, und die Wälder und Thäler lagen noch in tiefem Dunkel.

Tamar war beinahe in Verzweiflung, als ſie fand, daß das Thier das offene Feld erreicht hatte. Während ſie aber eine Gelegenheit abwartete, um Brindle zuvorzukommen und dann ſie zurücktreiben zu können, fing dieſe an, langſamer zu gehen und das kurze Gras zwiſchen dem Haidekraut zu freſſen. Tamar ging jetzt langſam vorwärts und wollte auf einem Umwege dem Thiere den Weg abſchneiden. Dieſes bemerkte ſie jedoch, wandte ſich um und trabte der früher erwähnten Ruine zu, die nur einige hundert Schritte entfernt war. Tamar folgte, konnte Brindle aber nicht erreichen, bis dieſe ſich einen Weg in das Gebüſch gebahnt hatte. Als Tamar hier anlangte, fand ſie die Kuh auf dem von den Ruinen umgebenen grünen Platze weidend. Es war noch immer halbdunkel, und Tamar ſtand halb verborgen zwiſchen den Büſchen und großen Granitblöcken, unentſchloſſen, ob ſie nicht die Kuh hier laſſen und nach Hauſe eilen ſollte, um den Laird um ſeinen Beiſtand zu bitten, als ſie plötzlich durch den Laut von Stimmen ſtutzig gemacht wurde. Sie trat näher an den Granitblock, blieb ganz ſtill und hörte auf, an die Kuh zu denken, ſo groß war ihr Erſtaunen, Menſchen an einem Orte zu finden, der gewöhnlich von den Landleuten gemieden wurde, weil ſie glaubten, es gäbe Dinge dort, von denen man nicht ſprechen ſollte. Zugleich erinnerte ſie ſich auch ihres Abenteuers mit Sappho und deſſen, was Jungfer Margarethe ihr von dem geheimen Gange erzählt hatte, und wußte nun, daß ſie nicht weit von der geheimnißvollen Pforte ſtehe.

Alle dieſe Gedanken drängten ſich ihr jetzt auf; aber völlige Stille war in dieſem Augenblicke durchaus nothwendig. Indeſſen war es zuſehends heller geworden. Die Morgendämmerung iſt nun zwar in jenen höheren Breitegraden ziemlich lang; wer die Zeichen des Morgens kannte, wußte, daß die Dämmerung bald aufhören würde, und daß die, deren Thaten das Licht ſcheuten, keine Zeit zu verlieren hätten. Tamar hörte leiſe Stimmen, die in dem Ausgange der Höhle zu ſprechen ſchienen, und dann die Stimme eines Mannes, der ſich außerhalb derſelben befand und im Begriffe war, wegzugehen; denn er ſagte deutlich: „Alſo um Mitternacht!“ Die Antwort von innen gelangte nicht zu Tamars Ohr; wenigſtens hörte ſie nur ein undeutliches Murmeln; aber die Stimme draußen vernahm ſie wieder vollkommen, und die Worte waren: „Ich werde nicht verfehlen; ich werde dafür ſorgen, daß er nicht im Stande ſeyn ſoll, zurückzukehren.“ Die Antwort hierauf war Tamarn wieder unverſtändlich und wahrſcheinlich eine Frage; aber die Erwiederung war deutlich: „Es iſt ſein Tag zu gehen, — die Garniſon kann nicht ohne Mundvorrath leben, — wenn er heute nicht ausgeht, ſo müſſen wir noch 24 Stunden auf der Lauer bleiben, — wir dürfen es mit ihm nicht wagen, es könnte einen Mord zur Folge haben.“ Dann folgten einige Worte aus der Gaunerſprache, die Tamar nicht vollkommen verſtand; der Sinn dieſer Worte war ihr jedoch verſtändlich genug; ſie waren mit Schwüren und ſo brutalen Ausdrücken untermiſcht, daß ſie ſchauderte: „In ſeiner eigenen Schlinge gefangen, — er wird in ſeine eigene Grube fallen, — jetzt haben wir ihn, Mammon und Alles.“ Hierauf hörte Tamar ſich entfernende Schritte und ein dumpfes Geräuſch unter der Erde; dann war Alles ſtill, und ſie hörte weiter keinen Laut, außer das Rauſchen der Blätter, das Zirpen der Vögel und das Freſſen der Kuh. Inzwiſchen war der Tag angebrochen, Tamar kroch leiſe aus ihrem Verſtecke hervor und ließ Brindle zurück, während ſie nach dem Hauſe eilte. Sie war nicht weit gegangen, als ihr der Arbeiter begegnete, der ihr bei der Gartenarbeit zu helfen pflegte. Sie ſagte ihm, die Kuh habe ſich nach dem Hügel verlaufen, wo ſie ſich einen Weg ins Gebüſch gebahnt habe. Er übernahm es, ſie mit Hilfe ſeines Hundes zurückzutreiben; er ſelbſt werde jedoch unter keiner Bedingung den Hügel betreten, ſondern den Hund hinaufſchicken.

„Warum wollt Ihr denn nicht ſelbſt hinaufgehen?“ fragte Tamar. Der Mann antwortete, man wiſſe, der Ort ſey nicht geheuer, nicht nur ein ſonderbares Getöſe ſey dort gehört worden, ſondern man habe auch ſonderbare Dinge geſehen.

„Vor Kurzem?“ fragte Tamar.

Der arme Mann konnte dieß nicht bejahen, und Tamar wollte ihm nicht ſagen, was ſie ſelbſt geſehen und gehört hatte. Die Enträthſelung dieſes Geheimniſſes ſollte Dymock und Shanty überlaſſen werden, und ſie war begierig, zu hören, ob deren Gedanken mit den ihrigen übereinſtimmen würden. Als ſie im Hauſe angelangt, der Arbeiter Brindle zurückgebracht und die Pforte befeſtigt, und Tamar die Kuh gemolken und ihre gewöhnlichen Geſchäfte verrichtet hatte, ging ſie zu Dymock, der eben erwacht war, und holte ihn zum Frühſtücke mit Jungfer Margarethe heraus. „Ihr ſollet dieſen Morgen nichts von der Nachwelt und den Verdienſten ſagen, welche Ihr Euch durch Niederſchreibung Eurer Gedanken um dieſelbe erwerben,“ begann ſie, „ſondern anhören, was ich Euch, aber nur in Anweſenheit von Jungfer Margarethen, erzählen will.“ Als

Dymock hörte, was Tamar zu ſagen hatte, war er anfangs ganz erſtaunt; denn es ſcheint, daß, wenn er je von dem geheimen Gange gehört hatte, dieſes ſeinem Gedächtniſſe ganz entſchwunden war; und Jungfer Margarethe hatte ihre Gründe gehabt, ihn nicht daran zu erinnern. Als er aber mit dieſem Umſtande bekannt gemacht wurden und alles von Tamar Erzählte zuſammengeſtellt hatte, machte er dieſelben Schlüſſe wie ſie, und ſagte, er zweifle nicht, dieſe Ruinen hätten ſeit Jahren mehreren Landſtreichern zum Schlupfwinkel gedient, und es ſcheine jetzt ein Plan gemacht worden zu ſeyn, Herrn Salomo vermittelſt des geheimen Ganges zu berauben. Er ging noch weiter und ſtellte die Vermuthung auf, der alte Filz ſey eben durch die Ränke dieſer Landſtreicher nach Dymocksthurm gebracht worden und, den Faden weiter ausſpinnend, fing er an, das Erſcheinen des jungen Schmieds, der Zigeunerin, welche Tamar bei Shanty zurückgelaſſen, ihr zweites Erſcheinen und ſchnelles Verſchwinden, die Ankunft Herrn Salomo's, ſeine muthmaßlichen Schätze, ſeine ſonderbare Grille, ſich von der Welt abzuſperren, und alle anderen außerordentlichen Umſtände mit einander in Verbindung zu bringen, ſetzte dann ſeinen Hut auf und erklärte, er müſſe ſogleich zu Shanty gehen.

„Um zu ſehen,“ ſagte Tamar, „was er aus Allem dem herausſhämmern kann; aber es ſollte und muß etwas geſchehen, um Herrn Salomo zu warnen; ſonſt wird er ſicherlich dieſe Nacht beraubt.“

„Und vielleicht ermordet,“ rief Jungfer Margarethe; „aber geh, lieber Neffe, beeile Dich, und frage Shanty um Rath.“

„Und ich,“ ſagte Tamar, nachdem der Laird ſich entfernt hatte, „will nach dem Thurme gehen und mir wo möglich Zutritt verſchaffen. Ich muß Jakob am Weggehen zu hindern ſuchen.“

Jungfer Margarethe machte ihr Vorſtellungen; allein der Endbeſchluß war, einen Nachbar nachzuſchicken, der am Graben auf Tamar warten ſollte, die ihre liebevolle Pflegemutter verſicherte, ſie brauche ihretwegen nicht beſorgt zu ſeyn; und da der Laird durch ſeine Saumſeligkeit zum Sprichwort geworden, ſo könne er den halben Tag verſtreichen laſſen, bis er ſich nur entſchließe, was zu thun ſey.

Die arme Jungfer Margarethe war in großer Unruhe und Beſorgniß; im Grunde mochte ſie nicht gern allein im Hauſe zurückbleiben in einer ſolchen Nähe von einer Diebesbande; ſie war jedoch nicht ſelbſtſüchtig und küßte Tamar mit thränenden Augen und hieß ſie gehen, worauf ſie ihr durch das Thal nachſah, als wenn ſie ſich auf Jahre von ihr trennen müßte.

Der leichte Schritt des jungen Mädchens brachte daſſelbe bald an den Rand des Grabens, und die Vorſehung fügte es, daß Tamar in einem günſtigen Augenblicke anlangte; denn ſie traf Rebecca auf dem Moore, die ſich ſo eben von Jakob getrennt hatte, den man noch langſam über die Heide traben ſehen konnte. Tamar bat Rebecca, ihn zurückzurufen, als ſie dieſe aber taub gegen ihre Bitten fand, fing ſie ſelbſt an zu rufen, aber umſonſt. Dann wandte ſie ſich wieder zu Rebecca und ſah, daß dieſe auf die Brücke zueilte, worauf ſie ihr ſchnell folgte und mit ihr unter dem Thurme ſtand, ehe das alte Weib ſich beſinnen konnte. Die Alte ſah gelb vor Aerger aus, als ſie das junge Mädchen mit vielen bitteren Ausdrücken anredete und die Frage an ſie richtete, was ſie hier wolle.

„Ich bin gekommen," entgegnete Tamar, „Deinen Herrn zu ſehen, und will ihn ſehen."

„Das ſollt Ihr nie wieder!" erwiederte die Alte. „Er iſt ſich ſelbſt nicht gleich, ſeit er Euch geſehen hat."

„Wie?" ſagte Tamar, „was habe ich gethan, als ihn genöthigt, wie ein ehrlicher Mann zu handeln? und ich bin entſchloſſen, ihn jetzt wieder zu ſehen." Damit ging ſie durch die Pforte in den Hof auf das Hauptthor des Thurmes zu. Rebecca folgte ihr und überhäufte ſie mit Schmähreden. Tamar bemerkte jedoch, daß das alte Weib weniger laut ſprach, je mehr ſie ſich dem Hauſe näherten, worauf ſie ſelbſt ihre Stimme erhob und ſagte: „Ich muß und will Herrn Salomo ſehen, es handelt ſich um Leben und Tod, — um Leben und Tod, ſage ich; wenn Du oder Dein Herr etwas auf dem Herzen oder Gewiſſen habt, ſo werdet ihr wohl thun, zu hören, was ich euch zu ſagen habe; in wenigen Stunden dürfte es zu ſpät ſeyn.“

„In dieſem Falle,“ ſagte Rebecca mit einer zugleich zornigen und ängſtlichen Miene, „kommt mit mir und ich will Euch hören.“

„Nein,“ rief Tamar mit lauter Stimme, „ich will Deinen Herrn ſehen, was ich zu ſagen habe, geht ihn an.“ In demſelben Augenblick bemerkte das junge Mädchen Salomo's Geſicht, der durch eine mit einem Fenſter verſehene Schießſcharte ſah, welche einem Kabinet am Eingange Licht gab. Hiedurch ermuthigt, fuhr ſie noch lauter, als zuvor, fort: „Ich will ihn ſehen, und von mir allein ſoll er die Nachricht hören, welche ich bringe.“ Gleich darauf hörte ſie das Fenſter öffnen, ſah den alten Mann ſeinen Kopf herausſtrecken und hörte ihn in einem grämlichen Tone fragen, was es gebe. Tamar trat einige Schritte zurück, um den Sprechenden deutlicher zu ſehen, und rief dann hinauf zu ihm: „Ich komme als Freundin, Herr Salomo, um

Euch vor einer Gefahr zu warnen, welche Euch droht; höret mich, und Ihr könnt noch gerettet werden; wollet Ihr mich nicht hören, ſo ſeyd Ihr vielleicht vor Morgen eine Leiche."

„Rebecca, Rebecca!" rief der alte Mann, „Rebecca, ſprich mit ihr!"

„Höret ſie nicht an!" ſagte das alte Weib. „Sie iſt eine Betrügerin; ſie kommt, um Euch Geld abzulocken."

„Gott weiß es," rief Salomo, „dann kommt ſie, um Früchte von einem unfruchtbaren Baume zu leſen. Wo ſoll ich Geld hernehmen, ſelbſt für ſie, wenn ſie auch in einer Geſtalt kommt, welche mir den letzten Blutstropfen aus dem Herzen preſſen könnte."

„Still!" ſagte Rebecca, „Ihr phantaſirt und träumt wieder;" aber der alte Mann hörte ſie nicht, er hatte das Fenſter verlaſſen und erſchien in einigen Augenblicken im Gange. Während deſſen hatte ſich Rebecca nicht ruhig verhalten, ſondern Tamars Arm ergriffen und wurde von dieſer nur mit Mühe abgeſchüttelt. „Deine Abneigung, mich mit Deinem Herrn ſprechen zu laſſen, ſpricht wider Dich," ſagte Tamar; „aber es ſoll Dich nichts helfen, ich will mit ihm ſprechen." Der Streit zwiſchen beiden dauerte noch fort, als Salomo in dem Gange erſchien. Tamar eilte ihm ſogleich entgegen, und da ſie ſah, daß er ſchwankenden Schrittes einherging, ſo führte ſie ihn zu einem Stuhle in einem kleinen Zimmer auf dem Gange. Hier erzählte ſie ihm Alles, ohne unterbrochen zu werden. Der alte Mann ſah bei dieſer Mittheilung wie verſteinert aus, und Rebecca zeigte einen Grad von Schrecken, der ſie in Tamars Augen von allem Verdacht einer Verbindung mit den Dieben in dem geheimen Gange befreite. Sobald das junge Mädchen ſeine Erzählung beendigt hatte, brach der alte Geizhals in die bitterſten Klagen aus. „Meine Juwelen! mein Silber, mein Geld!“ rief er. „O, mein Geld, mein theures Geld! Sage mir, Mädchen, was kann ich thun? Ruft Jakob! Wo iſt Jakob? O, mein Geld, meine Juwelen!“

„Beruhigt Euch, guter Herr!“ ſagte Tamar. „Wir wollen Eure Freunde ſeyn, Euch beiſtehen; der Laird iſt ein Ehrenmann, er wird Euch beſchützen. Ich kenne ihn ſchon ſehr lange, ſeit meiner Kindheit; er würde lieber umkommen, als einem Andern Leid zufügen oder ihm von Andern Unrecht thun laſſen.“

„Der Laird, ſagtet Ihr,“ verſetzte Salomo, „Euer Vater? Iſt er nicht Euer Vater?“

„Ich habe keinen andern,“ erwiederte Tamar, „ich kannte nie einen andern; warum fraget Ihr mich?“

„Weil er faſelt,“ ſagte Rebecca, „und mehr an anderer Leute Angelegenheiten denkt, als an die ſeinigen.“

„Hat er je eine Tochter verloren?“ fragte Tamar.

„Er verlor eine junge Frau,“ antwortete das alte Weib, „und war närriſch in ſie verliebt, als er ſie heirathete, und weil Ihr nun ſchwarzes Haar habt, ſo bildet er ſich ein, Ihr ſehet ihr ähnlich; aber es iſt nicht mehr Aehnlichkeit zwiſchen euch beiden, als zwiſchen einer ſchwarzen Taube und einem Raben.“

„Mehr, weit mehr,“ erwiederte der alte Mann; „auch Jakob ſah und geſtand es.“

„Der Narr!“ rief Rebecca; „ſagte ich ihm nicht, er ſetze Euch thörichte Dinge in den Kopf; wie ſollte dieſes arme Mädchen Eurer Frau ähnlich ſehen?“

Der alte Mann ſchüttelte den Kopf und antwortete: „Weil der, welcher ſie beide geſchaffen hat, ihnen dieſe Geſtalt gab, und Rebecca, ich habe ſchon gedacht, wäre meine Tochter Jeſſica am Leben geblieben, ſo müßte ſie jetzt gerade ſo ausſehen.“

„Gott erhalte Euch bei Verſtande!“ rief Rebecca. „Wäre Eure Tochter noch am Leben, ſo würde ſie dieſem Mädchen eben ſo wenig ähnlich ſeyn, als Ihr es jemals Eurer Frau waret. Ei, Ihr ſeyd klein und zuſammengeſchrumpft: das war auch Eure Tochter; Eure Züge ſind ſcharf: das waren auch ihre; ſie war immer ein kleines, ſchmächtiges Ding, und als ich ſie neben ihrer Mutter ins Grab legte, war ſie eine Leiche, mit der man wohl Jemanden hätte einen Schrecken einjagen können; es war gut für Euch, wie ich Euch immer geſagt habe, daß ſie ſo bald ſtarb.“

„Wäre ſie aber am Leben geblieben, ſo würde ich doch etwas haben, das ich lieben könnte,“ erwiederte der alte Mann und fügte dann, Tamar anblickend, hinzu: „Man ſagte mir, Ihr ſeyet die Tochter des Lairds; verhält ſich das ſo?“

Rebecca unterbrach ihn wieder. „Welche Thorheit!“ rief ſie; „während Ihr dieß Mädchen befraget, ſind Eure Kiſten und Käſten vielleicht in den Händen von Räubern; Euer Geld, Euer ſchönes Geld iſt in Gefahr; Ihr pflegtet ſonſt nicht ſo gleichgültig gegen Euer Geld zu ſeyn; auf und ſehet darnach! Ihr werdet Euer Brod von Leuten, die Euch haſſen, erbetteln müſſen: darum ermannet Euch. Wo ſind Eure Schlüſſel? Gebet ſie dem Mädchen; es iſt jung und rüſtig und wird den Schatz ſchnell wegſchaffen. Könnt Ihr ihm nicht trauen? Sehet Ihr nicht die ſchöne Larve, in welcher es kommt? Könnet Ihr ein Geſchöpf im Verdacht haben, welches Eurer Frau ähnlich ſieht? Iſt ſeine Geſchichte nicht wohl erſonnen, und laſſet Ihr Euch durch ſeine ſchöne Außenſeite blenden oder nicht? Es iſt die Tochter eines

Bettlers, und weiß es; das Mädchen hatte ohne Zweifel ſeine Abſichten bei dieſer beunruhigenden Mittheilung."

Der alte Mann war aufgeſtanden, ſah dahin und dorthin, fühlte nach den Schlüſſeln, die an ſeinem Gürtel hingen und fiel dann mit einem tiefen Seufzer ohnmächtig in ſeinen Seſſel zurück, wobei ſein Geſicht eine Todtenfarbe annahm.

„Er ſtirbt!" rief Tamar, indem ſie ihn auf ſeinem Stuhle, von dem er ſonſt hinabgefallen ſeyn würde, aufrecht erhielt. „Er ſtirbt, der arme alte Mann ſtirbt; hole etwas Waſſer herbei!"

„Er war oft ſo, ſeit er hierher kam," erwiederte Rebecca. „Wir denken, ein Schlag hat ihn getroffen; er iſt nicht mehr derſelbe Mann, der er noch vor einigen Monaten war; und hätte ich gewußt, wie es gehen würde, ſo würde ich gewiß Mittel gefunden haben, ihn am Herkommen zu verhindern."

„Wenn er ſich ſchon früher in dieſem Zuſtande befand," ſagte Tamar, „warum regteſt Du ihn auf und ſprachſt auf dieſe Weiſe zu ihm von ſeiner Tochter? doch hole etwas Waſſer!"

„Ich werde ihn nicht mit Euch allein laſſen," antwortete Rebecca.

„Und ich will ihn Deiner Barmherzigkeit nicht überlaſſen," erwiederte Tamar, „ſo lange er in dieſem Zuſtande iſt. Ich bin zwar nicht ſeine Tochter; aber er iſt ein ſchwacher alter Mann, und ich will mich ſeiner annehmen." Der Greis fiel in dieſem Augenblicke nach vorn zu. Tamar ſprang ſogleich vor, fiel auf ein Knie und ließ ſeinen Kopf auf ihre Schulter ſinken. Dann umfaßte ſie ihn mit einem Arme und war froh, als ſie einen tiefen Seufzer hörte, das Zeichen des zurückkehrenden Bewußtſeyns. Als er die Augen öffnete, ſagte er: „O, biſt Du es, Rahel? Du biſt lange weg geweſen."

Tamar war in dieſem Augenblicke allein mit dem alten Manne. Rebecca hatte Stimmen in der Entfernung gehört und war weggeeilt, um die Brücke aufzuziehen.

„Ich bin nicht Eure Rahel," ſagte ſie, „ſondern die angenommene Tochter des Lairds von Dymock." Damit legte ſie ſeinen Kopf ſanft zurück.

„Warum kommſt Du denn zu mir in ihrer Geſtalt?" ſagte der alte Mann. „Das iſt unrecht, es iſt ſehr grauſam und heißt mich vor meiner Zeit plagen. Ich habe Dir noch kein Leid zugefügt und will Dir mehr Geld geben, wenn Du dieß nicht wieder thun willſt."

„Ihr phantaſirt!" ſagte Tamar. „Für wen haltet Ihr mich?"

„Ich habe wieder geträumt,“ antwortete er, richtete ſich auf, ſchüttelte den Kopf, rieb ſich die Augen und ſah wieder wie gewöhnlich aus. Ehe er jedoch etwas hinzufügen konnte, traten Dymock und Shanty in's Zimmer.

Rebecca war zu ſpät gekommen, um ihnen durch Aufziehen der Brücke den Zutritt zu wehren. Sie machten dem alten Manne mit einiger Schwierigkeit begreiflich, daß er ihnen, falls er Koſtbarkeiten beſitze, erlauben müſſe, zu unterſuchen, ob der Ort, wo ſie verwahrt würden, mit dem geheimen Gange in Verbindung ſtehe. Zugleich theilten ſie ihm mit, ſie hätten den Ausgang der Höhle auf dem Hügel beſetzen laſſen und zu dieſem Zweck eine beträchtliche Mannſchaft zuſammengebracht; auch würden ſie Leute in den Thurm bringen, um die Diebsbande feſtzunehmen. Dymock bat dann Tamar, zu Jungfer Margarethen zurückzugehen und bei ihr zu bleiben. Sobald ſie fort war, wurde die Brücke aufgezogen.

Zehntes Kapitel.

Die Erzählung der Zigeunerin.

Tamar hatte zwar Jungfer Margarethen viel zu erzählen, der Reſt des Tages ſchien ihnen aber dennoch ſehr lang zu ſeyn, nachdem ſie die ſonderbare Scene zwiſchen Salomo, Rebecca und Tamar genügend beſprochen, und allerlei Vermuthungen über Dymocks und Shanty's Plane zur Sicherung des Thurms aufgeſtellt hatten. Sie kletterten mehrere Male die Seite des Thales hinan, um zu ſehen, ob ſich etwas rege; aber Alles war ſtill, wie gewöhnlich. Der alte Thurm ſtand ernſt und ſtill da, ohne zu wiſſen, was ſich in Kurzem in ſeinem Innern zutragen würde, und der Hügel ſah ſo friſch und grün wie immer aus.

Bei Sonnenuntergang begaben ſich Tamar und Jungfer Margarethe wieder an ihren Beobachtungsplatz, und noch einmal, nachdem ſie um acht Uhr zu Abend gegeſſen. Dann aber gingen ſie zurück, verſchloßen die

Hausthüre und zündeten ein Feuer an. Während Tamar nähte, erzählte Jungfer Margarethe viele alte Sagen und Prophezeiungen, von geheimen Mordthaten, Todtenlichtern und Geiſtererſcheinungen. Als die Mitternachtsſtunde ſich näherte, wurden ſie unruhiger und beſorgter wegen ihrer Freunde und drückten ihre Hoffnungen und Befürchtungen in Aeußerungen, wie die folgenden, aus: „Ich hoffe, es wird kein Blut vergoſſen werden! — Wenn Blut vergoſſen werden ſollte! — Wenn Dymock oder der arme Shanty Schaden nähme!“ Dann ſtellten ſie wieder Vermuthungen auf und ſuchten verſchiedene Dinge in Zuſammenhang zu bringen: „Stand Salomo mit den Zigeunern in Verbindung, welche Tamar nach dem Moor gebracht? — War es dieſe Bande, welche ihn berauben wollte? — Fand zwiſchen dem jungen Schmied Harefoot und der Zigeunerin ein Verhältniß Statt? Hatte er Salomo überredet, ſeine Schätze nach dem Thurme zu ſchaffen, damit er ihn berauben könnte? — und endlich: warum war Salomo beide Male, wo er Tamar ſah, ſo aufgeregt?“ Dieſe und ähnliche Fragen beſchäftigten ſie mehrere Stunden, bis endlich der Morgen zu tagen anfing, und Tamar hinausging, um Brindle zu melken, deren Launen am Tage zuvor die erſte Veranlaſſung zu dieſer Unruhe und Verwirrung gegeben hatte. Kühe müſſen gemolken werden, und ſollte auch der Herr des Hauſes auf dem Sterbebette liegen. Tamar wünſchte jedoch dieß Geſchäft verrichtet zu haben, ehe eine Botſchaft vom Thurme käme. Kaum war ſie in das Haus zurückgekehrt, ſo kam der Burſche, welcher in Shanty's Schmiede den Blaſebalg in Bewegung zu ſetzen pflegte, in ſolcher Eile gelaufen, daß er, um von ſeinen eigenen Worten Gebrauch zu machen, nicht mehr Athem zum Sprechen übrig hatte, als ein ſchadhafter Blaſebalg.

„O, Jungfer Margarethe," rief er, „können Sie uns nicht etwas zu eſſen geben? Es iſt eine harte Arbeit, die ganze Nacht wachen zu müſſen, ohne etwas Anderes zu eſſen und zu trinken zu haben, als eine Flaſche Whiskey für zehn Mann und ein Paar Brodkruſten."

„Was habt ihr denn gethan?" fragte Tamar.

„Wir haben ſie gefangen," erwiederte der Burſche. „Es waren ihrer vier, außer einem alten Weibe, welches in der Höhle ergriffen wurde. Sie ſind im Thurme, bis wir die Magiſtratsperſonen und Leute zu ihrer Abführung herbekommen können. Sie kamen wie Ratten aus dem Boden hervor. Mein Meiſter hatte den Ort gefunden, wo wir ſie erwarten durften. Dieß war in einem von den Kellern hinter dem großen Faſſe, welches bei der Geburt eines Erben gefüllt und bei ſeiner Volljährigkeit geleert zu werden pflegte. So ſtanden wir im Keller auf der Lauer und fingen daſelbſt drei; der hinterſte und das Weib wurden ergriffen, als ſie auf der entgegengeſetzten Seite des Ganges zu entwiſchen ſuchten. Die vier Kerle ſind unten eingeſperrt; die Alte aber iſt oben, heult und ſchreit ganz erbärmlich und will den Laird ſprechen, der aber einſchlief, ſobald er wußte, daß alle in Sicherheit wären, und wir mögen ihn nicht gern ſtören."

„Nun," ſagte Jungfer Margarethe, „ich freue mich ſehr, daß Alles ohne Blutvergießen abgelaufen iſt, und mein Neffe ſchläft. Kein Wunder, er hat ſeit geſtern Mittag um zwölf Uhr nicht geſchlafen."

„Außer in ſeinem Stuhl," ſagte Tamar.

„Aber die Lebensmittel, Jungfer Margarethe," ſagte der junge Menſch.

„Hier," erwiederte Tamar, „nimm dieſen Eimer mit Milch und dieß Brod; ich werde Dir folgen und Alles, was ich ſonſt noch finden kann, mit mir bringen."

„Ei, Tamar," ſagte Jungfer Margarethe, „Du wirſt doch nicht an einen Ort gehen wollen, wo ſo viele Männer ſind, und kein Frauenzimmer, außer der alten Hexe Rebecca."

„Ich fürchte mich nicht, nach einem Ort zu gehen, wo mein Vater iſt," erwiederte Tamar, „und muß die

Alte ſehen. Ich werde ſie ſogleich wieder erkennen. Ich bin überzeugt, ſie iſt dieſelbe Perſon, welche mich nach Shanty's Schmiede brachte. Sie deutete auf ein Verhältniß zu mir hin. O Gott! Iſt es nicht möglich, daß ich unter den Elenden, welche eingeſperrt ſind, Verwandte habe?"

Bei dieſen Worten brach ſie in Thränen aus und ſank an Jungfer Margarethens Bruſt, die ſie zärtlich küßte, und ſagte: „Kind meiner Liebe, ſey verſichert, daß nichts Dich von mir trennen ſoll. Mein Herz hängt immer feſter an Dir, und was ich am meiſten fürchte, iſt, daß Jemand Anſprüche auf Dich machen möchte, der ein Recht beſitzt, Dich von mir zu nehmen."

Dieſer Zuſicherung bedurfte das arme Mädchen in dieſem Augenblicke; und ſo ſehr intereſſirte ſich Jungfer Margarethe dafür, auszumitteln, ob dieß wirklich das Weib ſey, welches Tamar zu Shanty gebracht, daß ſie ihren Hut aufſetzte, ihren Mantel umnahm und nachdem ſie einen Korb mit Lebensmitteln angefüllt, die Hausthüre verſchloß und mit Tamar nach dem Thurme ging. Es war kaum Tag, als ſie über den Graben ſchritten (denn die Brücke war nicht aufgezogen). Als ſie in den inneren Hof traten, fanden ſie viele Bauern in einem Kreiſe um den Milcheimer ſitzend und Brod in denſelben tauchend.

„Willkommen, willkommen in Euerm Eigenthum, Jungfer Margarethe Dymock!“ rief einer von ihnen; „und hier,“ fügte er hinzu, nachdem er einen Becher aus dem Eimer gefüllt, „trinke ich auf die Wiedereinſetzung des rechtmäßigen Erben und der guten alten Familie und auf Euer Haushalten, Jungfer Margarethe; denn es geht jetzt hier anders zu, als zu Eurer Zeit.“

Dieſe Worte wurden mit einem allgemeinen Beifallsrufe begleitet, den Jungfer Margarethe durch einen Knix erwiederte. „Ich danke euch, meine Freunde,“ ſetzte ſie hinzu, „und ſchmeichle mir, Niemand würde je Dymocksthurm hungrig verlaſſen haben, wenn es ſtets in meinem Vermögen geweſen wäre, meinen Willen durch die That zu beweiſen.“

Die Damen mußten hierauf einen Bericht über die Ereigniſſe der Nacht anhören, die auf beinahe eben ſo viele verſchiedene Weiſen erzählt wurden, als Zungen da waren.

Indeſſen erſchien die Sonne am Horizonte und vergoldete mit ihren Strahlen das Gemäuer des Thurmes.

Shanty befand ſich nicht unter den Leuten im Hofe, zeigte ſich aber plötzlich im Thorwege des Thurmes. Er ſchien in großer Eile und ſehr aufgeregt zu ſeyn und war im Begriffe, einen der anweſenden Bauern zu rufen, als ſein Auge auf Tamar und Jungfer Margarethe fiel. „O, da ſeyd Ihr ja,“ ſagte er, „ich wollte eben Jemand beauftragen, Euch eiligſt hierher zu rufen. Kommet ſogleich herauf! Eure Gegenwart bei dem Bekenntniß der Zigeunerin, die jetzt unter der Bedingung, frei gelaſſen zu werden, Alles geſtehen will, iſt nöthig. Ob wir auf ihre Bedingung eingehen können, iſt zweifelhaft, obgleich ſie nicht bei den Uebrigen gefunden, ſondern feſtgenommen wurde, als ſie durch den Ausgang der Höhle auf dem Hügel zu entkommen ſuchte.“

„O ſchont ſie wo möglich,“ ſagte Tamar, „oder laßt ſie entwiſchen, wenn Ihr ſonſt nichts zu ihrer Rettung thun könnt; ich bitte nochmals, ſchont ihrer!“ Shanty gab keine Antwort, ſondern führte die Damen nach einem oberen Zimmer des Thurmes, welches in alten Zeiten als Vorrathskammer gedient hatte. Hier ſtand die Gefangene mit übereinandergeſchlagenen Armen trotzig an der Wand; Dymock und Salomo ſaßen, — der Laird mit wichtiger Miene, zuſammengepreßten Lippen und übereinandergeſchlagenen Armen, — und der alte Salomo mit einem wenig beſſeren Anſehen als dem eines caput mortuum, ſo groß war der Eindruck, welchen der ſchnelle Wechſel der Scenen, die vor ihm vorgingen, auf den alten Mann machten.

Als Shanty Jungfer Margarethe herbeiführte, war er Rebecca begegnet, die eiligſt die Treppe hinuntergelaufen war, hatte ſie feſtgehalten, und brachte ſie jetzt mit den Worten herein: „Da gegenwärtig hier Rechnung gehalten wird, meine Liebe, ſo dürfte es zweckmäßig ſeyn, mit den übrigen zugleich die Schlacken aus Euch herauszubrennen; vielleicht,“ fügte er hinzu, „gleicht Ihr den Kalkſteinen im Schmelzofen, die zwar an ſich nicht viel nütze ſind, aber doch das Schmelzen deſſen, was beſſer iſt, befördern; ich vermuthe, Ihr habt bei all dieſen Sachen die Hand mehr im Spiele, als Ihr die Leute glauben laſſen wollt.“

Je mehr ſich Rebecca ſträubte, um ſo entſchloſſener war Shanty, und er ließ das alte Frauenzimmer nicht eher los, als bis Alle ins Zimmer getreten, die Thüre zugemacht war, und er ſich mit dem Rücken dagegen geſtemmt hatte.

Sobald Jungfer Margarethe und Tamar ſich geſetzt hatten, ſagte Dymock zu der Gefangenen, ſie könne nun ſprechen. Tamar hatte ſie augenblicklich wieder erkannt, eben ſo Shanty, und Beide waren ſehr aufgeregt, beſonders die Erſtere, als die Zigeunerin zu ſprechen anfing. Wir wollen ihre Geſchichte nicht genau in ihren eigenen Worten wiedergeben; denn ſie bediente ſich vieler Ausdrücke, die, weil ſie theils der Zigeunerſprache, theils dem Grenzdialekte entnommen waren, nicht allgemein verſtanden werden würden. Ueberſetzt lautete jedoch ihre Erzählung folgendermaßen.

Sie war von Zigeunerabkunft, hatte keinen feſten Wohnſitz, aber viele Verſtecke, deren einer die mit Dymocksthurm in Verbindung ſtehende Höhle war. Ein anderer Ort, wo ſie ſich von Zeit zu Zeit aufzuhalten pflegte, war Norwood Common, welches, wie Jedermann weiß, in der Nähe von London iſt. Hier war zugleich das Hauptquartier der Bande. An ihrem jedesmaligen Aufenthaltsorte pflegten ſie ſich ſelten Räubereien zu Schulden kommen zu laſſen. Als ſie eines Tages auf dem Common war, kam ſie an ein altes, ſchwärzliches Haus, welches wenige Jahre ſpäter niedergeriſſen wurde. Vor demſelben war ein Garten mit einem in gutem Zuſtande erhaltenen Raſenplatze. Auf einem Sitze in dieſem Garten ſaß eine hochgewachſene alte Dame, die mit einem kleinen Kinde ſpielte, das ungefähr anderthalb Jahre alt ſeyn mochte. Die Zigeunerin bat um ein Almoſen durch das eiſerne Gitter vor dem Garten. Als die Dame ſich näherte, that ſie das Geld in des Kindes Hand, damit dieſes der Bettlerin das Almoſen durch das Gitter reichen möchte. Die Landſtreicherin bemerkte bei dieſer Gelegenheit, daß das Kind eine Chorallenſchnur mit einer glänzenden

Agraffe um den Hals, goldene Schnallen an den Schuhen, koſtbare Spitzen an ſeinem Häubchen und goldene Spangen um das Handgelenk hatte.

„Dem iſt nicht ſo,“ fiel Rebecca ein. „Sie trug dieſen Schmuck nur an Feſttagen.“

Die Landſtreicherin nahm keine Notiz von dieſer Bemerkung Rebecca's; aber Shanty richtete einen durchbohrenden Blick auf die alte Magd, während alle übrigen Anweſenden, Salomo ausgenommen, mit der größten Spannung dem weiteren Verlaufe der Geſchichte entgegen ſahen. Salomo ſchien ganz abgeſtumpft und außer Stand zu ſeyn, den Zuſammenhang einer Sache zu errathen, die für ihn von größerem Intereſſe werden ſollte, als für irgend Jemand anders unter den Anweſenden. Die Zigeunerin fuhr fort, ihre Habſucht ſey durch dieſen Schmuck ſo aufgeregt worden, daß ſie ſogleich beſchloſſen habe, ſich wo möglich des Kindes zu bemächtigen. Zuerſt zog ſie Erkundigungen über die Familie ein und erfuhr, das Haus werde von einer verwittweten Dame bewohnt, die eine einzige, verheirathete Tochter bei ſich habe, das Kind gehöre der Letzteren an, deren Gatte, ein Jude, im Auslande ſey und für unermeßlich reich gehalten werde.

„Ich wußte es vorher,“ ſagte Dymock, ſich umſehend und ein Schnippchen ſchlagend; „ich habe es eher als Ihr herausgehämmert, Meiſter Shanty; ich erkannte die Phyſiognomie einer Tochter Zions auf den erſten Blick; auch Du, Tante Margarethe, mußt nie wieder von Deinem Scharfblick ſprechen.“ Dabei tanzte der gute Mann im Zimmer herum; aber Shanty ergriff ihn bei einem Arm und die Tante Margarethe beim andern, und ſetzten ihn mit Gewalt wieder auf den Stuhl, indem ſie ihn baten, ſtill zu ſeyn, während Salomo aus ſeiner Betäubung zu erwachen ſchien und ſeine Augen mit großer Aufmerkſamkeit auf die Landſtreicherin heftete.

Die Zigeunerin erzählte dann, durch was für Mittel ſie ſich Zutritt ins Haus verſchafft, wie ſie zuerſt die Hinterthüre entdeckt, und unter welchen Vorwänden ſie die Dienerſchaft vermocht habe, zu ihrem beiderſeitigen Nutzen in Verbindung mit ihr zu treten, indem ſie Haſenfelle, Fleiſch, Schmalz u. dgl. m. gegen Spitzen, Bänder, Zwirn und andere Kleinigkeiten vertauſchten.

„Die Diebe!“ rief Salomo, aber Niemand beachtete ihn. „Es war nur ein Bedienter und eine Magd im Hauſe,“ ſagte die Zigeunerin; „vielleicht gab es deren noch mehr, ich ſah ſie jedoch nicht; die Magd ſteht hier.“ — Dabei richtete ſie ihr ſcharfes Auge auf Rebecca. — „Der Diener iſt Jakob.“

„Jakob und Rebecca!“ rief Salomo. „So war es alſo mein Haus, das Ihr beraubtet, und meine Diener, die Ihr verführtet?“

„Weiter,“ ſagte Dymock zu der Landſtreicherin, die der Hauptſache nach Folgendes weiter erzählte. Sie hatte dieß Haus bereits mehrere Male beſucht; als ſie ſich in Folge einer Verabredung mit den Dienern eines Abends einſtellte, um wieder einmal das Eigenthum der Herrſchaft gegen ihre Waaren umzutauſchen, war die Familie in großer Betrübniß; die alte Dame, welche mit dem Kinde auf dem Raſenplatze geſpielt hatte, war nämlich ſo eben plötzlich geſtorben.

Rebecca jammerte und ſchluchzte in der Kirche; denn ſie bedurfte des Beiſtandes, um die Leiche zu ſtrecken, und die Familie hatte ſo zurückgezogen und einſam gelebt, daß ſie nicht wußte, an wen ſie ſich wenden ſollte, und fürchtete, der Leichnam möchte kalt und ſteif werden, ehe ſie Hülfe finden könnte. Jakob war nicht daheim; er hatte ſich nach London begeben, um einen Arzt ihres Glaubens zu holen; und es war nicht wahrſcheinlich, daß er bald zurückkehren würde.

„Warum, ſagte ich,“ fuhr die Landſtreicherin fort, „könnte ich Euch dieſen Dienſt nicht eben ſowohl erweiſen, als eine andere Perſon? Denn ſchon gar manche Leiche habe ich geſtreckt. Sie nahm mein Anerbieten an und führte mich hinauf in das Sterbezimmer, wo ich die Leiche ſtreckte, und es war eine edle Geſtalt. Die Todte war von ſtattlichem Wuchs geweſen, ſo groß wie dieſe Dame“ — dabei deutete ſie auf Dymocks Tante — „und ihr nicht unähnlich.“

„O,“ rief Jungfer Margarethe lächelnd, „jetzt verſtehe ich es.“ Dymock gebot ihr jedoch Stillſchweigen, und die Landſtreicherin fuhr fort:

„Als wir den Leichnam geſtreckt hatten, ſagte ich zu Rebecca: „„Nun müſſen wir einen ſilbernen Teller holen, denn ein zinnerner würde nicht zweckmäßig ſeyn.““

„„Wozu?““ ſagte ſie.

„„Um ihn mit Salz zu füllen und auf die Bruſt zu ſetzen,““ antwortete ich.

„Sie holte alſo einen zur Hälfte mit Salz gefüllten Teller, den ich der Leiche auf die Bruſt ſetzte. „„Jetzt,““ ſagte ich, „„müſſen wir Raute und Majoran haben, lauft hinunter und holt ein wenig. Dann ſchreckte ich die Närrin, indem ich ihr ſagte, die Biegſamkeit der Hand der Todten bedeute, daß ſehr bald noch ein anderer Todesfall im Hauſe ſtatthaben werde.“

„Dieß erſchreckte ſie ſo ſehr, daß ſie weglief und mich mit dem Leichnam allein im Zimmer ließ. Schnell wie der Blitz ergriff ich den Teller und lief nach der Treppe, als ich dem Leichenzimmer gegenüber eine Thüre offen ſah. Das Kind lag ſchlafend in der Wiege.

Es hatte ſeine gewöhnlichen Kleider und den Schmuck an und ſchien vor der Zeit eingeſchlafen zu ſeyn, da es nicht entkleidet war. Ich nahm es haſtig auf, eilte in einem Augenblick über den Hof durch die Hinterpforte und war in wenigen Minuten an einem Orte, wohin mich Niemand verfolgen konnte und wo ich hoffen durfte, daß meine Leute mir bei meiner Flucht behilflich ſeyn würden."

„Und nahmet Ihr das Kind mit?" ſagte Salomo.

„Mehr will ich nicht ſagen," antwortete das Weib. „Keine Qual ſoll mehr aus mir herauspreſſen, wenn Ihr Euch nicht verpflichtet, mich nicht gerichtlich zu belangen, — wenn Ihr mir nicht die Freiheit verſprechet."

„Ich habe Euch geſagt," ſagte der Laird, „daß Ihr frei ſeyn ſollt, wenn Ihr Alles offenbart; zweifelt Ihr an meinem Worte?"

„Nein, Dymock," ſagte die Landſtreicherin, „ich weiß, daß Ihr ein Mann von Wort ſeyd, und im Vertrauen darauf will ich Euch Alles ſagen. Ich nahm der Kleinen ihren Putz ab, hüllte ſie in Lumpen, und nahm ſie auf meinen Rücken, that ihr aber nichts zu Leide. Gar manche Meile trug ich ſie, bis ich nach dem Moor gelangte. Weil ſie mir aber zur Laſt war, und das Brandmal auf ihrer Schulter ſie leicht wieder erkennen ließ, wenn ich in Verdacht gerieth, ſie geſtohlen zu haben, ſo ließ ich ſie in der Schmiede zurück, wo ſie einen beſſeren Vater fand, als ſie in Euch gehabt haben würde; denn was ſeyd Ihr, als ein heilloſer Jude mit einem Herzen ſo hart, wie das Geld, welches Ihr liebt!“

Eilftes Kapitel.

Salomo's Geſchichte.

Der alte Mann war wie verſteinert, und der Eindruck, welchen die Erzählung der Zigeunerin auf ihn gemacht hatte, war ſo groß, daß ſich die Aufmerkſamkeit aller Anweſenden auf ihn richtete, und ſich auch nicht ein Laut vernehmen ließ, indem Jeder fürchtete, er werde im nächſten Augenblicke todt zu Boden ſinken; auch wußte Niemand, was zu thun ſey. Dieſer Augenblick des Schreckens endete aber damit, daß der alte Mann auf ſeine Kniee ſank, mit gen Himmel gerichteten Augen ſeine Hände faltete und in ein kurzes, aber feierliches Dankgebet ausbrach. Dann drehte er, ohne aufzuſtehen, den Kopf, als wenn er ſich nach ſeiner Tochter umſähe; worauf dieſe auf ihn zuſprang und ihre Arme um ihn ſchlang, während er noch kniete. Es würde ſchwer ſeyn, die Scene zu beſchreiben, welche jetzt folgte. Dymock hüpfte und jauchzte, Jungfer Margarethe weinte, Rebecca ſtieß Verwünſchungen aus, Shanty ſang und pfiff, wie er zu thun pflegte, wenn er in ſeiner Schmiede hämmerte, und die Zigeunerin forderte die alte Jüdin auf, irgend etwas von dem, was ſie geſagt, zu läugnen. Als Dymock und Tamar den alten Mann auf den Stuhl gehoben, und dieſer einen Strom von Thränen vergoſſen hatte, wünſchte er, die Sache nochmals genau zu unterſuchen. Bei dem hierauf folgenden Geſpräche wurde vieles auf beiden Seiten aufgeklärt, nachdem man Rebecca verſprochen hatte, ſie ſolle Verzeihung erhalten, wenn ſie ihren ganzen Antheil an der Sache aufrichtig bekenne. Dieſe Verhandlungen dauerten lange, und der Hauptinhalt deſſen, was Tamarn und ihren väterlichen Freunden mitgetheilt wurde, war folgender:

Salomo war ein ungemein reicher, obgleich offenbar ſehr karger, polniſcher Jude. Er hatte ein kaufmänniſches Geſchäft in London gehabt, daſelbſt im fünfzigſten Jahre eine ſchöne junge Jüdin geheirathet, deren Mutter er Wohlthaten erwieſen, als dieſe ſich in der traurigſten Lage befunden hatte. Mit dieſer Dame war er in's Ausland gegangen, und es war ſehr augenſcheinlich, daß er ein harter und eiferſüchtiger Gatte war. Sie hatte ihm bald nach ihrer Verheirathung eine Tochter geboren, und Rebecca war die Amme derſelben.

Da Frau Salomo gleich nach ihrer Niederkunft kränklich wurde, ſo bat ſie ihren Gatten um Erlaubniß, zu ihrer Mutter nach England zurückkehren zu dürfen. Salomo ſah, daß ſie nicht glücklich mit ihm war, und da nur ein loſes Band ihn und ſeine Frau an einander knüpfte, ſo bemächtigte ſich ſeiner der ſonderbare Argwohn, ſie möchte, im Fall das Kind ſtürbe, ein anderes unterſchieben. Um dieß zu verhindern, brannte er dem Kinde die Figur eines Palmzweiges ein, worauf er Frau und Kind nebſt Rebecca und Jakob — Beide jüdiſchen Urſprungs — nach Hauſe ſchickte, nachdem er den Letzteren insgeheim den Auftrag gegeben, ſeine Frau zu bewachen, obgleich er einer ſolchen Maßregel nicht bedurfte, indem Rahel ein einfaches, harmloſes Geſchöpf war. Sie befand ſich in ſehr ſchlimmen Geſundheitsumſtänden, als ſie England erreichte, überlebte ihre Mutter kaum drei Tage und fragte während dieſer Zeit ſelten nach ihrem Kinde. Die verſchmitzten Diener wußten ihrem Herrn den Glauben beizubringen, das Kind ſey kränklich und mißgeſtaltet geworden, bald geſtorben und in Einem Sarge mit ſeiner Mutter beerdigt worden.

Salomo war während deſſen in Polen, wo ihn Jakob und Rebecca fanden. Er richtete nun ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf das Zuſammenſcharren von Reichthümern und ſtieg von einer Stufe des Geizes zur andern, bis es zuletzt ſo weit mit ihm kam, daß er Geld aufhäufte, eben nur, um es aufzuhäufen, und ſeine Goldhaufen und Koſtbarkeiten ſeine liebſte Augenweide wurden. In dieſem wahnſinnigen Zuſtande verwandelte er einen großen Theil ſeines Vermögens in Juwelen und kehrte nach England zurück, wo er ſich bald nach einem ſicheren Orte für ſeine Schätze umſah. Als Jude konnte er jedoch kein Land beſitzen; er ließ ſich deßhalb naturaliſiren. Während er ſich nach einem Orte umſah, wo er in Sicherheit wohnen könnte, wurden ſeine Umſtände und ſein Charakter den Zigeunern zum Theil bekannt, und Harefoot entwarf den Plan, ihn mit ſeinen Schätzen nach Dymocksthurm zu locken. Dieſer Harefoot war der Neffe des Weibes, welches Tamar zu Shanty gebracht hatte. Der alte Geizhals ließ ſich durch den Graben und andere Oertlichkeiten verlocken und fiel in die ihm gelegte Schlinge. Erſt als Salomo nach dem Thurme gekommen war, entdeckte das alte Weib die Verwandtſchaft zwiſchen ihm und Tamarn. Sie ſuchte nun ſogleich eine Zuſammenkunft mit Tamarn zu bewerkſtelligen und ihr den Glauben beizubringen, ſie ſey von Zigeunerabkunft, weil ſie beſorgte, es möchte auf irgend eine Weiſe zu einer Erklärung zwiſchen Tamarn und Salomon kommen; ehe ihr

Neffe mit ſeiner Bande ſich des Schatzes bemächtigt hätte. Der Grund, warum ſie nicht eher einen Verſuch zur Beraubung Salomo's gemacht hatte, war nur der, daß Harefoot über einem Vergehen in einer entfernten Grafſchaft ertappt und mehrere Wochen in ein Zuchthaus geſteckt worden war, aus dem man ihn eben erſt entlaſſen hatte, als er auf dem Moore anlangte und die Leitung des Complotts zur Beraubung Salomo's übernahm.

Was Jakobs und Rebecca's Plane waren, ſchien nicht klar, eben ſo wenig, warum ſie ihren Herrn in ſeiner Abſicht, ſich in dem Thurme niederzulaſſen, beſtärkt hatten; daß ihre Abſichten jedoch ſelbſtſüchtiger Art waren, kann nicht bezweifelt werden. Hätte es noch einer weiteren Beſtätigung bedurft, nachdem das Zeichen auf Tamars Schulter erkannt war, ſo wurde dieſe von der Zigeunerin gegeben, indem ſie ein Stück des einen Armbandes vorzeigte, welches ſie behalten hatte und in einem ledernen Beutel nebſt anderen Gegenſtänden bei ſich führte. Den Umſtand, daß ſie dieß Stück aufbewahrt hatte, erklärte ſie aus ihrer Beſorgniß, eine Chiffre auf einem Edelſteine möchte zu einer Entdeckung führen.

* * *

Zwölftes Kapitel.

Schluß.

Ein furchtbares Geſchrei unten im Hofe ließ ſich jetzt plötzlich vernehmen. Alles ſchien in Aufruhr und Verwirrung zu ſeyn. Dymock und Shanty eilten die Treppe hinunter, und Tante Margarethe lief mit Tamarn nach einem Fenſter im nächſten Gange. Hier erfuhren ſie, daß die Gefangenen die eiſernen Stangen vor ihrem Gewahrſam durchbrochen hatten, durch den Graben geſchwommen und entflohen waren. Die Frauen konnten die verfolgenden Bauern auf dem Moore ſehen, während die Verfolgten kaum mehr ſichtbar waren.

„Es freut mich," ſagte Tamar, „daß ſie entkommen ſind; ſo werden ſie uns nicht mehr beläſtigen. Ich möchte nicht, liebe Mutter, daß ſich ein trauriges Herz in unſerer Nähe befände."

Jungfer Margarethe und Tamar blieben am Fenſter ſtehen, bis ſie die Verfolger nach dem Schloſſe zurückkehren ſahen. Während Alle auf dieſe Weiſe beſchäftigt waren, hatte ſich die Zigeunerin ebenfalls davon gemacht, zugleich auch, obgleich wahrſcheinlich nicht in ihrer Geſellſchaft, die treffliche, treue Rebecca. Von keiner von Beiden hat man je wieder etwas gehört. Und nun blieb Niemand zurück, als die, welche mit einander zu leben und zu ſterben hofften. Zu dieſen geſellten ſich jedoch bald die obrigkeitlichen Perſonen, welche aus der nächſten Stadt herbeigerufen worden waren, nebſt Leuten von allen Seiten, welche herzuſtrömten, um zu hören, was vorgehe. Dieß gab eine Gelegenheit, welche Dymock und Shanty nicht vorbeigehen laſſen durften, die wunderbare Geſchichte zu erzählen. Nachdem der alte Salomo von Jungfer Margarethe mit Speiſe und Trank erquickt war, ſtellte er ſeine Tochter der ganzen Geſellſchaft vor und ſetzte ihr auf Shanty's Veranlaſſung eine Schenkungsurkunde über das Schloß und die dazu gehörigen Ländereien auf, was in der That für ihn nur ein Tropfen in dem Ocean ſeines Reichthums war.

Als ſie dieſe Urkunde empfing, ließ ſie ſich auf ein Knie nieder und küßte ihrem Vater dankbar die Hand, worauf er ſie aufhob und umarmte, indem väterliche Liebe und väterlicher Stolz wie die belebende Wärme der Sonne auf ihn wirkten und den Froſt ſeines Herzens aufthauten. Sie hatte ihm etwas zugeflüſtert, während er ſie küßte, und da ſeine Antwort günſtig geweſen war, ſo wandte ſie ſich zu Dymock, ließ ſich auf beide Kniee nieder und gab ihm die Urkunde in die Hand, wobei ihr liebliches Geſicht, von Thränen der Rührung benetzt, auf ihres Pflegevaters Hand ſank.

Shanty in ſeiner Schürze und mit unraſirtem Kinne erklärte den Umſtehenden, was geſchehen ſey; denn der Laird, die Tante Margarethe, Salomo und Tamar ſtanden auf der erhöhten Platform am Thore des Thurms. Darauf wurde von Allen ein ſolches Beifallsgeſchrei erhoben, daß das ganze Schloß davon wiederhallte. Beſonders ließ ſich eine Stimme hören, welche rief: „Unſer Laird iſt wieder zu dem Seinen gelangt; geſegnet ſey die, welche es ihm gab!“

„Segne vielmehr Den,“ rief Shanty, „der Alles zu einem ſolchen Ende geführt hat. Da es an Vorräthen fehlte, um die Anweſenden zu bewirthen, und Herr Salomo zu verwirrt war, um das zu thun, was er hätte thun ſollen, nämlich ſeine Beſchützer und Vertheidiger, welche meiſt arme Leute waren, zu belohnen, ſo wurden ſie mit einer Einladung auf einen ſpäteren Tag entlaſſen, und nur einige Dymock befreundete Herren blieben zurück. Hierauf wurde viel berathen, während Jungfer Margarethe ſich weiblichen Beiſtand zu verſchaffen ſuchte, um ein Mahl zu bereiten.

Herr Salomo ließ ſich durch Dymock und deſſen achtungswerthe Freunde bewegen, ſeine Schätze ſicheren Händen anzuvertrauen, was nicht ohne eine Reiſe nach der Stadt geſchehen konnte, wohin Dymock ihn mit einem befreundeten Advokaten von bekannter Rechtſchaffenheit begleitete. Wir übergehen die einzelnen Umſtände dieſer Reiſe und erwähnen nur, daß Herr Salomo in der Freude über das Wiederfinden ſeines Kindes und aus Dankbarkeit gegen ſeine Freunde nicht nur guten Rath annahm, ſondern auch während ſeines Aufenthaltes in der Stadt ein Teſtament aufſetzte, worin er ſein ganzes Vermögen ſeiner Tochter vermachte. Nachdem dieß zur Zufriedenheit aller Betheiligten abgemacht war, kehrte er, mit Geſchenken für Jungfer Margarethe beladen, nach Dymocksthurm zurück.

Auch wurden Shanty's Dienſte nicht vergeſſen. Das bisher von Dymock bewohnte Haus nebſt dem dazu gehörigen Lande wurde ihm für ſeine Lebenszeit abgetreten. Auch wurden ihm zwanzig Pfund jährlich ausgeſetzt, in Betracht der Güte, welche er ſtets gegen Tamar bewieſen hatte.

Der alte Mann weinte, als er hörte, was für ihn gethan worden war, und ging am nächſten Tage nach

Morpeth, um ſeine beinahe eben ſo alte Schweſter, welche dort in einem harten Dienſte war, abzuholen.

Hier wird die Quelle, welcher dieſe Geſchichte entnommen iſt, in ihren Nachrichten kürzer und allgemeiner.

Nach den mannigfachen Aufregungen, welche Herr Salomo erfahren hatte, und auf die, wie man glaubte, ein Schlag gefolgt war, verſank der alte Mann bald in einen Zuſtand großer Schwäche, wobei es jedoch Tamarn eine innige Freude gewährte, an ihrem Vater ein Erwachen der Seele für himmliſche Dinge zu bemerken: ſo daß das, was ihm in den Tagen der Geſundheit und Kraft verborgen geblieben war, ihm jetzt in ſeiner zweiten Kindheit geoffenbart wurde. Tamar hatte die meiſten chriſtlichen Grundſätze angenommen, welche ſie, nach menſchlichen Vorſtellungen, größtentheils Shanty verdankte. Mit dem Beiſtande dieſes guten alten Mannes bemühte ſie ſich unaufhörlich, ihren Vater zu dem Meſſias der Chriſten, als der einzigen Hoffnung und Ruhe ſeiner Seele, hinzuführen, und durfte noch vor ſeinem Tode glauben, daß ihre Bemühungen nicht ohne Erfolg geblieben ſeyen. Weltliche Güter beſaß ſie im Ueberfluß, konnte ſich ihrer aber wenig erfreuen, ſo lange ſie mit ihrem alten Vater in Dymocksthurme eingeſchloſſen war. Es machte ihr jedoch ein ungemeines Vergnügen, Dymock die Mittel zur Ausführung ſeiner Einfälle zu gewähren und die nüchternen und nützlichen Plane Jungfer Margarethens zu unterſtützen; denn das Hauptvergnügen dieſer Letzteren beſtand in der Wohlthätigkeit gegen Nothleidende, und ihre einzige weltliche Freude ſuchte ſie darin, den Thurm und ſeine Umgebungen in den Stand zu ſetzen, in dem er ſich in den, vielleicht imaginären, Tagen der Hoheit des Hauſes Dymock befunden hatte. Auch ſoll bald nach des Lairds Rückkehr von London ein glänzendes Feſt in den Hallen des Schloſſes Dymock Statt gefunden haben, zu dem alle auf dem Moor lebenden Leute eingeladen waren. Bei dieſer Gelegenheit belohnte Tamar auf ihres Vaters Wunſch alle diejenigen, welche ihm in ſeiner größten Noth Beiſtand geleiſtet hatten, und Jungfer Margarethe vertheilte Kleidungsſtücke unter die Dürftigen. Dymock ließ in der Freude ſeines Herzens ſeinen Pflug auf einem Tiſche zur Schau ausſtellen, wobei Jungfer Margarethe anerkennen mußte, daß dieſer Pflug die Goldader ans Licht gebracht, deren ſich jetzt alle Anweſenden erfreuten. Mit der Erwähnung dieſes Feſtes endet die Geſchichte, und hier ſchließt die Verfaſſerin mit der Bemerkung, daß, wiewohl eine in der Furcht Gottes verrichtete Handlung ſelten ſo ſichtbar belohnt wird, wie bei Jungfer Margarethen und ihrem Neffen — denn zum Laufen hilft nicht ſchnell ſeyn, zum Streit hilft nicht ſtark ſeyn — doch jede Handlung, durch welche ein Geſchöpf über ſich ſelbſt hinaustritt, um fremde Noth zu lindern, mit einem unſichtbaren inneren Lohne begleitet iſt, wenn dieſe Handlungen im Glauben, mit beſtändiger Rückſicht auf den Willen Gottes und ohne die Abſicht, Verdienſte zu ſammeln, verrichtet werden, welches Letztere ein, der richtigen Erkenntniß von der Beſeligung durch den Heiland der Menſchen durchaus widerſprechender Beweggrund iſt.

Peter und ſeine Familie.

Nach dem Engliſchen

der

Verfaſſerin von „Lily Douglas“.

Erſtes Kapitel.

Die Heimkehr.

In einem abgeſchloſſenen Alpenthale an der Grenze Piemonts und der Dauphinée, um das Ufer eines kleinen See's her, der in ſeinem klaren Buſen die umliegenden Berge abſpiegelte, ſtand vor einigen hundert Jahren das anmuthige Dorf St. Madelaine de Belleville. Der Zugang zu demſelben von franzöſiſcher Seite führte durch eine enge, wilde Bergſchlucht längs den Ufern eines Fluſſes, welcher ſich in ſeinem Laufe ſo wand, daß er ſich in dem Felſen, der ſein Bett bildete, einen Durchgang von furchtbarer Tiefe gebrochen hatte. Der Schaum, der ihn umgab, die reißende Schnelligkeit ſeines Laufes und das donnernde Geräuſch, womit er den Wanderer betäubte, ſchüchterte dieſen nicht ſelten ein, und er ſuchte einem ſo geräuſchvollen und tobenden Begleiter, wie einem ihn verfolgenden, wüthenden Feinde, zu entfliehen.

Die Straße wand ſich auf der einen Seite längs dem Rande ſteiler, ganz über den Fluß hereinragender Abhänge hin; auf der andern dagegen begrenzten ſie Felſenmaſſen — oben mit Erde und Grün bedeckt — welche, eine auf die andere gelagert, auf eben ſo vielen Stufen oder Terraſſen die ſchönen Alpenſichten trugen, deren dunkles Grün ſcharf abſtach gegen ihre ſilberne Rinde und die anmuthigen Zweige der Birken, welche ihr ſchwebendes Laub in tauſenderlei Formen ausbreiteten. Zwiſchen den Felſen, in den Wäldern und längs der Straße ſah man bei jedem Schritte die herrlichen Blumen des Enzian und die blauen Glöckchen der Glockenblume, liebliche Veilchen mit gelben Herzen, die Waldanemone mit ihren weißen Blüthen und das dunkle Aurikel der Alpen, welches in reichlichem Ueberfluſſe ſeinen Wohlgeruch in die Gebirgsluft verbreitete, den es verweigert, ſobald man es in die Gärten der Ebene verpflanzt.

Kam man aus dieſem Engpaſſe oder Hohlwege hervor, ſo öffnete ſich Thal und Dorf St. Madelaine nach und nach dem Blicke und bot im reizendſten Gegenſatze eine unendlich liebliche Anſicht dar — Seen, Wieſen, Weinberge, Alleen von Maulbeerbäumen, altväteriſche, meiſtens aus Holz gebaute Hütten, deren hohe, weit in die Luft ragende Kamine eben ſo vielen Kirchthürmen gleich ſahen; dann die umherliegenden Berge, einer auf den andern gethürmt, die Gletſcher, vom blendendſten Weiß glänzend, wunderbar von der Natur gebildete Pyramiden und Obelisken von Granit; auf ihnen ewiger Schnee; — Alles zuſammen bildete eine Scene von mehr Abwechslung, Schönheit, Glanz und Lieblichkeit, als die Einbildungskraft ſich vorzuſtellen vermag, und die man nicht betrachten konnte, ohne von Regungen des Schreckens und Entzückens zugleich erfüllt zu werden, was ſich wohl fühlen läßt, zu deſſen Beſchreibung aber die Sprache zu arm iſt.

In kleiner Entfernung vom Dorfe, bei den Maulbeerbäumen am Ende des Sees, ſtand die Hütte Peters von Beauvoiſin, deren rundes Dach und hohes Kamin aus den Aeſten eines prächtigen Caſtanienbaums hervorſah, welcher die Hütte vor den mächtigen Strahlen der Sonne beſchützte. Ueber der Thüre waren die Namen der zwei Vorfahren Peters eingegraben, welche, durch grauſame Verfolgung aus ihrem heimathlichen Thale in dem Innerſten der Pyrenäen verjagt, hier eine Freiſtätte gefunden hatten, und ihre eigene Sprache und Gewohnheiten beibehaltend und ſie auch auf ihre Nachkommen fortpflanzend, die Erſten geweſen waren, welche dieſen kleinen Wohnplatz gründeten. Wie an den übrigen Häuſern des Dörfchens, an deren jedem ein Sittenſpruch oder ein Diſtichon frommen Inhaltes über der Thüre eingegraben war, ſo ſtand auch an der Vorderſeite von Peters kleiner Hütte der Gruß des gaſtfreundlichen Syrers im alten Teſtamente: „Komm herein, Du Geſegneter des Herrn, warum ſteheſt Du draußen?“

Peter, obgleich der Sohn eines der Geiſtlichen im Thale, war nichts deſto weniger Soldat, — nicht als ob er dieſen Stand gewählt hätte, ſondern weil er durch eine jener vielen grauſamen Gewaltthaten dazu gezwungen worden war, welchen ſich die friedlichen Bewohner dieſer abgelegenen Gegenden nicht ſelten ausgeſetzt ſahen, und vor denen ſie nirgends Zuflucht und Hilfe fanden. Unter anderen Verläumdungen und Beſchuldigungen, womit man die Waldenſer überhäufte, hatte man ihrem Charakter oft Ungehorſam und Abneigung gegen die Fürſten, unter denen ſie lebten, vorgeworfen. Ein Grund hiefür lag in ihrem Widerwillen gegen den Krieg und das Waffenhandwerk und in ihrem daraus folgenden Sträuben, in den Heeren des Staates zu dienen. Es war indeſſen den jungen Leuten nicht immer möglich, den durch die Regierung in den Provinzen angeordneten Aushebungen zu entgehen. Bei einem ſolchen Anlaſſe, wo auch das Dorf St. Madelaine ſeine Anzahl junger Mannſchaft ſtellen mußte, war das Loos auf Peter gefallen, der ſich mit blutendem Herzen in die Armee des Königs von Frankreich eingereiht ſah, welchem damals dieſe Thäler gehörten.

Der alte Beauvoiſin, ſein Vater, trug mit Ergebung dieſen harten Schlag, der ihm damals ein ſchreckliches Uebel ſchien; aber Peter, ſeinen eigenen Schmerz vergeſſend, tröſtete den Vater, indem er ihm in's Gedächtniß rief, wie er ihn als Knaben auf den Charakter des frommen Hauptmanns Cornelius aufmerkſam gemacht habe; wie er ihn auf jenen römiſchen Krieger beim Kreuze Chriſti hingewieſen, der von der Göttlichkeit des Gekreuzigten ein Zeugniß abgelegt habe, welches die Prieſter und Schriftgelehrten verweigerten; er ſagte, daß die Religion keinem Stande ausſchließlich angehöre, ſondern daß man Gott im Felde und in der Kaſerne eben ſo gut preiſen könne, als im ſtillen Kämmerlein, und obgleich er niemals für ein Mitglied ſeiner Familie dieſe Berufsart gewählt hätte, ſo müſſe man ſich doch bei der nun einmal beſtehenden Ordnung der Dinge der herrſchenden Macht ſtillſchweigend unterwerfen, weil ſo die große Macht von oben, welche Alles anordne, mehr verherrlicht werde, als wenn man ſich widerſetzte.

Seit dieſer Aushebung nun, welche ungefähr zwei Jahre nach ſeiner Verheirathung ſtattfand, war Peter

Soldat geweſen. Er hatte in verſchiedenen Ländern gedient, indem er, nach Beendigung eines jeden Feldzugs, auf Ein oder zwei Monate in das Thal ſeiner Geburt zurückgekehrt war. Blanca, das ſchöne Weib Peters, hatte ihn nie in das Feld begleitet, ſondern war zu Hauſe geblieben, um ihre Kinder zu erziehen und für den bejahrten Geiſtlichen, ihren Schwiegervater, Sorge zu tragen. Der alte Beauvoiſin war der Vater einer zahlreichen Familie, welcher freilich kein anderes Erbtheil hinterlaſſen konnte, als das Beiſpiel einer ausgezeichneten Frömmigkeit und eine Erziehung, deren ſich damals Wenige, ſelbſt unter den höchſten Ständen, rühmen konnten. Dieſe Vortheile hatten ſich ſeine Kinder ſehr zu Nutzen gemacht; da aber St. Madelaine zu arm war, mehr als Einen Geiſtlichen zu unterhalten, wanderten die Söhne des alten Mannes von Thal zu Thal und wurden an anderen Orten Lehrer, Kaufleute oder Handwerker; nur Einer von ihnen war Geiſtlicher und folgte nach dem Tode des alten Beauvoiſin dieſem in ſeiner Stelle bei der geliebten Heerde nach; ein Mann, ſeinem Vater ähnlich an Kopf und Herz und beſeelt von demſelben Geiſte, wie dieſer. Unter ſolchen Umſtänden hatte Peter ſelbſt, wenn er zu Hauſe war, ſelten jemand anders von ſeines Vaters Familie zu Geſichte bekommen, als den alten Geiſtlichen ſelbſt. Dieſer war

nun ſeit einiger Zeit todt, und Peter ſollte bei ſeiner Rückkehr einen Anderen an ſeiner Stelle finden; denn da der Krieg endlich beendigt war, und die verſchiedenen Mächte zu Neapel einen Friedensvertrag geſchloſſen hatten, ſo waren ſie Willens, ihre Streitkräfte nach und nach wegzuziehen; aber Peter, welcher vom Gemeinen zu einem höheren Range geſtiegen und in dem letzten Zuſammentreffen mit dem Feinde verwundet worden war, kehrte mit anderen Kranken, vor den zurück.
übrigen Truppen, als Invalide in ſein geliebtes Thal

Es war an einem ſchönen Abende, der auf einen ſchwülen Tag folgte, als Peter von Beauvoiſin, theilweiſe von ſeinen Wunden geneſen, aber noch matt und ſchwach, mit anderen ſeiner Kameraden in dem Hafen von Neapel an Bord einer Polacca gebracht wurde, welche nach Marſeille beſtimmt war, und bei Sonnenuntergang dahin abſegelte. Die Luft war ruhig und kühl, und Peter, aus der ſchwülen Atmoſphäre eines angefüllten Hoſpitals kommend, fühlte ſich erfriſcht und neu belebt, als er den ſanften Zephyr einathmete, welcher vom Lande herkam, beladen mit den Wohlgerüchen der Haine des Poſilippo und der lieblichen Gärten am Ufer. So ſaß er über eine Stunde auf dem Verdecke und betrachtete den flammenden Berg, der gleich einem

Rieſen mit einer Rieſenfackel ihnen aus der Bay leuchtete. Die Wolken und der blaue Himmel, welche er mit ſeinen Feuern beſtrahlte, ſpiegelten ſich im Buſen des Meeres, und da das Waſſer ſich am Vordertheile der Polacca in Wellen brach, ſo ſchien dieſe auf Tauſenden von Sternen einherzuſchwimmen.

Während der langen Reiſe — denn damals waren die Provençalen noch die ſchlechteſten Segler von der Welt — dachte Peter oft über die mancherlei Gnadenerweiſungen Gottes, die ihm zu Theil geworden waren, nach und pries ihn beſonders für die große Segnung des Friedens unter den Nationen, ſo wie auch dafür, daß er ſelbſt künftig von dem Berufe befreit ſeyn würde, in dem er nun ſchon ſo lange geſtanden war, und für die ſüße Hoffnung, deren er ſich erfreute, bald mit ſeiner geliebten Familie vereint zu ſeyn und ſich wieder den friedlichen Beſchäftigungen des Hirtenlebens hingeben zu dürfen. Er brachte auch manche Stunde damit hin, daß er in dem köſtlichen Buche las, das ihm ſein theurer und ehrwürdiger Vater bei ſeinem Tode vermacht hatte, und das er über alle Dinge der Welt ſchätzte. Peter ſuchte oft die Soldaten zu bewegen, daß ſie ihm zuhörten, wenn er ihnen Stellen aus der heiligen Schrift vorſagte; denn er durfte es nicht wagen, unter den Katholiken zu bekennen, daß das Buch, in dem er ſo oft las, das Buch Gottes war; ſonſt hätte es leicht den Mönchen und Brüdern, welche gewöhnlich in das Lager kamen, um die Beichte der Sterbenden zu empfangen, angegeben und ihm abgenommen werden können.

Während die Soldaten und Provençalen die Langeweile auf der Reiſe ſich dadurch zu vertreiben ſuchten, daß ſie einander Rittergeſchichten, Romanzen oder Legenden von ihren Heiligen mit den Wundern derſelben erzählten, ſagte Peter manchmal zu dem ihm am nächſten ſtehenden Soldaten oder zu ſeinen Kameraden, wenn ſie auf dem Schiffe herumſchlenderten: „Komm jetzt, mein Freund,“ oder „kommt jetzt, Kameraden, jetzt iſt die Reihe zu erzählen an mir, höret mir zu. Ich will euch etwas ſagen, was beſſer iſt, als die Legenden von tauſend Heiligen, und köſtlicher, als die Beute einer eroberten Stadt. Höret und urtheilet ſelbſt.“ Indem er dann im Stillen Gott bat, Sein Wort zu ſegnen, trug er ihnen aus dem Gedächtniß, indem er eine Thatſache an die andere reihte und jede heilige Begebenheit genau aus einander ſetzte, ohne Unterbrechung die ungemein einfache Erzählung von der Geburt, dem Leben, Leiden und Sterben deſſen vor, „welcher, ob er wohl in göttlicher Geſtalt war, ſich ſelbſt erniedrigte und gehorſam ward bis zum Tode, ja, zum Tode am Kreuz.“ Und, war es nun die erhabene Heiligkeit oder die himmliſche Sanftmuth oder die bitteren Leiden des Mannes der Schmerzen, oder war es die Macht des Wortes Gottes, die ihre harten Seelen rührte, — Peter konnte es nicht ſagen; aber manchmal ſah er eine Thräne in dem Auge desjenigen zu ſeiner Seite, der vielleicht ungerührt und gefühllos auf den Schlachtfeldern herumgegangen war, bis an die Knöchel im Blute watend; auch beobachtete er mit Verwunderung und Freude, wie der Steuermann ſein dunkles Auge vom Ruder zum Topmaſt emporrichtete und dann mit der Hand über ſein Geſicht fuhr, um eine Thräne von ſeiner Wange zu wiſchen, während er, damit die Andern ſeine Rührung nicht bemerken ſollten, dazu pfiff.

So brachte Peter die Zeit ſeiner Reiſe hin, indem er von Zeit zu Zeit ſeinen ununterrichteten, abergläubiſchen Gefährten Stellen aus der heiligen Schrift mittheilte, während ſie, des Abends in ihre Mäntel eingewickelt, Mittags aber unter dem Zelttuche, auf dem Verdecke herumlagen. Nach der Weiſe ſeines Volkes, von dem die Meiſten den größten Theil der Bibel auswendig wußten, und welche als die Miſſionäre der damaligen Zeit betrachtet werden konnten, fing Peter, ſo oft es ihm die Gelegenheit erlaubte, mit irgend einer Stelle aus der heiligen Schrift an, und ohne ſich zum Ausleger oder Ermahner aufzuwerfen, gab er Alles in ſeiner heiligen Einfachheit, indem er ſagte: „Es begab ſich aber zu der Zeit“ oder: „Zu der Zeit Herodis, des Königes“ oder: „Und im ſechsten Mond ward der Engel Gabriel geſandt von Gott in eine Stadt in Galiläa, die da heißet Nazareth.“ Mit derſelben Einfalt des Herzens und Kunſtloſigkeit der Erzählung führte er andere Stellen aus der heiligen Schrift an, indem er mit einem ſtillen Gebete zu Gott um ſeine Gnade und ſeinen Segen anfing und dann ſagte: „Ein Menſch hatte zween Söhne,“ oder: „Es war aber ein reicher Mann, der kleidete ſich in Purpur,“ oder „es war ein Richter in einer Stadt“ u. ſ. w. Ein anderes Mal erzählte er den Soldaten die Schlachten Joſua's, Gideons, Jephtha's, die Niederlage von Siſera und die Kriegsliſt der Jael; und oft, ſehr oft forderte man ihn auf, den Kampf Davids mit dem Rieſen wieder zu erzählen und die Rüſtung des Helden von Gath zu beſchreiben. Den Schiffsleuten erzählte Peter die Reiſe des Paulus; ſeine Einſchiffung in dem Adramittiſchen Schiffe, ſeine Ankunft bei der Stätte, die heißt Gutfurt, ſeine gefährliche Reiſe und Schiffbruch; wie der Engel Gottes bei ihm ſtand in der Nacht und ihn ermuthigte, fortzufahren — oder ging er in alle merkwürdigen Umſtände des Schiffes und des Schreckens von den Seeleuten ein, mit denen der ungehorſame Prophet nach Tarſis ſegelte, indem er das Ungewitter beſchrieb, das Wüthen der See und wie ſie dann in ihrem Wüthen nachließ.

Auf dieſe Weiſe bemühte ſich der fromme Soldat, gehorſam dem Worte Gottes, den er anbetete, und den Lehren ſeines Vaters, deſſen Andenken ihm ſo theuer war, die Segnungen Andern mitzutheilen, welche er auch ohne ſein Verdienſt von Gott empfangen hatte. In Allem, was er that und ſagte, entfaltete er die eigenthümlichen Charakterzüge, welche dem merkwürdigen Völkchen, zu dem er gehörte, gemeinſam waren, und machte im hohen Grade wahr, was die Feinde der Thalbewohner dieſen vorwarfen, nämlich: „Sie können große Abſchnitte aus der Bibel auswendig herſagen.“

Zu jener Zeit verſtand man die Schifffahrt noch nicht ſo gut, wie jetzt; die Seeleute waren gewohnt, ausgenommen bei gutem Wetter oder im Mondlichte, ihr Schiff umzulegen, oder wo ſie konnten, warfen ſie den Anker jede Nacht aus; dieß machte eine Seereiſe ſehr langweilig. Da Beauvoiſin ſeine Wunden immer noch ſchmerzten, und ſeine Geſundheit nur theilweiſe wieder hergeſtellt war, ſo wünſchte er ſchon lange, wieder zu Hauſe zu ſeyn, wo er unter Blancas geſchickter und ſorgfältiger Verpflegung bald völlig zu geneſen hoffte; deßwegen blickte er Tag für Tag begierig in die Ferne, in der Hoffnung, ſeine heimathlichen Alpen zu entdecken, und groß war ſein Entzücken, als er endlich ihre ſchneeigen Gipfel aus dem Waſſer auftauchen ſah. Dieſer Anblick belebte ſein niedergeſchlagenes Gemüth und ermunterte ihn zu frommer Dankbarkeit: die Schweizerſoldaten an Bord hatten während der Reiſe ſich damit unterhalten, daß ſie die ſchwermüthigen Melodieen der Walliſer ſangen, mit denen ſie ihre leidenſchaftliche Liebe zu ihrem Vaterlande und ihr nicht zu hemmendes Verlangen, daſſelbe wieder zu ſehen, ausdrücken, und als dieſe nun die ſchneebedeckten Gipfel erblickten, ſo war auch ihre Rührung und Freude unausſprechlich. Endlich lief die Polacca in den Hafen ein, und alle an Bord ſahen mit Entzücken die Gewäſſer der Rhone, die franzöſiſchen Galeeren, die Thürme der Notre Dame Kirche, kurz Alles das, womit ſie als Bürger oder Reiſende bekannt waren; und da die Soldaten hier zweimal eingeſchifft worden, und eben ſo oft nach einiger Abweſenheit bei ihrer Zurückkunft wieder hieher gekommen waren, ſo war es gerade dieſe Stelle, mit deren Kennzeichen wahrſcheinlich jeder von ihnen am meiſten vertraut war. Die Soldaten, welche landeinwärts in die Stadt gehen mußten, um daſelbſt ihren Abſchied zu empfangen, ehe ſie in ihre Heimath gehen konnten, traten den nächſten Tag bei Sonnenaufgang ihre Reiſe an; und als nun endlich Alles in Ordnung gebracht war, reiste Peter unter Begleitung einiger ſeiner Kameraden, welche theilweiſe denſelben Weg, wie er, zu machen hatten, heimwärts über die Alpen. Ich will nicht in eine genaue Beſchreibung der Orte eingehen, durch die er kam, noch mich bei den Bergen, Wäldern, Felſen und Gebirgswaſſern aufhalten, die er auf jeder Seite ſeines Weges ſah. Es genügt, wenn ich ſage, daß der Ort, an dem Peter endlich von ſeinen Gefährten ſchied, gerade der war, wo er zuerſt die Umriſſe der bei ſeinem Geburtsorte ſich erhebenden Berge zu Geſichte bekam, mit denen er von Kindheit auf vertraut war, und welche oft auf der mitternächtlichen Wache oder im ſtillen Lager vor dem Auge ſeines Geiſtes aufgeſtiegen, oder ihm im Morgentraume in blendender Täuſchung erſchienen waren.

Nichts konnte die Schönheit ſeines heimathlichen Thales übertreffen, wie es ſich von dem Pont de bois aus ſeinen Blicken darſtellte. Vor ihm lag St. Madelaine de Belleville gleich einem ſchlafenden Kinde, umringt von den alten Bergen, welche zu ſeinem Schutze hieher geſtellt ſchienen, und als unerſchütterliche Hüter ſeines Friedens und ſeiner Ruhe daſtanden. Die friſche und reine Luft, der herrliche Anbau des Thales, die Hütten, die bei jedem Schritte erſchienen, der Himmel im mildeſten Lichte glänzend, — Alles ſtellte Petern ein

Bild dar, wie in ſeiner Phantaſie eines von Eden, dem Orte des Glücks, lebte; er ging den vor ihm ſich hinziehenden ſteilen Pfad hinunter, zwiſchen Feldern von wohlriechenden Kräutern und Blumen und pries Den, der alle dieſe Reize geſchaffen, der auch mit zarter Erbarmung einen armen Soldaten auf ſeinen Zügen beſchützt und nun wieder glücklich in ſeine Heimath zurückgeführt hatte. Als Peter endlich ſeine eigene Hütte unter dem Schutze des belaubten Kaſtanienbaums entdeckte, da pochte ihm das Herz. Ach! dachte er, wenn meiner Blanca Etwas zugeſtoßen wäre! wenn Hubert krank oder das Kind, das ich noch nicht einmal geſehen habe, nicht beſtimmt wäre, den Segen ſeines Vaters zu empfangen! Aber, welche Freude, ſie alle wieder zu ſehen! -- Mein Gott! fuhr Peter mit Ergebenheit fort, hilf mir, dieſe Furcht vor Unglück und dieſe mächtige Erwartung des Glücks ertragen! Als er an der Thüre ſeiner Hütte ankam, war er gefaßter: er konnte ſogar ihre beſondere Nettigkeit bewundern und bemerkte, daß der Weinſtock daneben beinahe auf das Dach hinaufgewachſen war, und daß zwei Bienenſtöcke ſtatt Eines in dem Garten ſtanden.

Als Peter in die kleine Umzäunung von Pfählen, die ringsum das Haus herumlief, eingetreten war und am Fenſter vorbeiging, verdunkelte ſeine hohe Geſtalt, in einen Soldatenmantel gehüllt, das Licht des letzteren, an welchem ſein Sohn Hubert, ein Knabe von ungefähr zwölf Jahren, ſaß und fleißig in ſeines Großvaters Bibel las, die ihm ſeine Mutter vor einer Stunde geliehen hatte; denn damals waren die Bibeln noch ſo koſtbar, daß man ſie ſtets unter Schloß und Riegel hielt. Hubert wußte nicht, daß ſein Vater nach Hauſe gekommen war, auch nicht, daß er verwundet worden, und daß der König Frieden geſchloſſen hatte. Kurz, er wußte nichts von ſeinem Vater, ſeitdem dieſer ſie vor ungefähr anderthalb Jahren verlaſſen hatte, als daß er im Kriege war, und daß ſeine Mutter immer weinte, wenn ſie einen Soldaten ſah. Hubert ſah nur einen Schein von der hohen Geſtalt, die, als ſie vorbeiging, das Licht an dem Fenſter verdunkelte; aber da er den Anzug eines Reiters erkannte, ſo eilte er hinaus, um zu ſehen, wer es ſey, und in einem Augenblicke lag er in den Armen ſeines Vaters. „Mein Vater! Mein Vater!“ rief der erfreute Knabe, während Peter, müde und geſchwächt von ſeiner Reiſe, nichts antworten konnte, als: „Mein Sohn! mein theurer Sohn!“ Als Hubert das bleiche und kranke Ausſehen ſeines Vaters bemerkte, führte er ihn eilends in die Hütte, brachte ihm einen Sitz, nahm ihm ſeinen ſchweren Helm ab und war im Begriffe, ihm ſeinen Säbel abzuſchnallen, als Peters wiederholte Nachfragen nach Blanca ihn veranlaßten, in das Pfarrhaus am anderen Ende des Dorfes zu eilen, um ſeine Mutter zu holen, die ihre Schwägerin in einigen Haushaltungsgeſchäften unterſtützte. Ehe jedoch Hubert ſich entfernte, ging er in das andere Gemach der Hütte, kam mit einem Kinde zurück, das, obgleich es faſt ſchon Ein Jahr alt war, ſein Vater noch nicht geſehen hatte, legte es mit den Worten: „Da! die kleine Blanca will Euch unterhalten, bis ich wieder komme,“ in die Arme des Vaters und rannte fort. Peter empfing die Gabe mit all' der Liebe und Dankbarkeit, welche ſolch' ein Schatz einflößen konnte, und ihre zarte, ſammtene Wange küſſend, ſegnete er ſie im Namen des Gottes ſeiner Väter.

Während Hubert ſeine Mutter holte, behielt Peter ſein theures Kind auf ſeinem Schooß und dankte der gnädigen Vorſehung Gottes, welche ſeine geliebte Blanca am Leben erhalten und ihnen Beiden eine neue Quelle des Glücks, eine neue Urſache zum Lobe und Danke gegeben hatte. Der Gott meiner Väter iſt auch mein Gott, dachte Peter bei ſich ſelbſt, und der Segen meiner Väter iſt über mich gekommen. O! welch' eine unausſprechliche Gnade, gottſelige Eltern gehabt zu haben, deren Gebete immer noch erhört werden, wenn ſie auch ſchon lange im ſtillen Grabe liegen! Aber wie viel köſtlicher noch iſt es, einen Mittler zu haben, der ewig lebt, ja, der ewig lebt, um ein Mittler zu ſeyn für die Uebertreter des Geſetzes. O, daß ich ihm genug danken könnte, fuhr Peter fort, mehr und mehr danken für ſeine vielen, vielen Gnadenerweiſungen! Dann ſah er wieder in die ſanften blauen Augen ſeines lächelnden Kindes, hob es zum Himmel empor und ſagte: „O, möge Deine Gnade walten über dem theuren Kinde; gib, daß ich dieſes mir anvertraute Pfand getreu bewahre; laß es eines der Kleinen ſeyn, deren Engel Dein Angeſicht in ſeiner Herrlichkeit ſchauen!“ Während Peter ſo ſeinen frommen und andächtigen Gefühlen den Lauf ließ, Dank und Lob darbringend, ſah er vom Fenſter aus ſeine geliebte Blanca in athemloſer Haſt gegen die Hütte kommen und Hubert vorauseilen, um das kleine Pförtchen vor ihr zu öffnen. War die Freude Peters ſchon bei dem Anblicke einer Tochter groß, die er noch nie geſehen hatte, um wie viel größer war ſein Entzücken, ſeine theure Blanca wiederzuſehen! Dieſe weinte nun faſt eben ſo reichliche Thränen vor Freude, als ſie während ſeiner Abweſenheit aus Kummer vergoſſen hatte, und nie gab es ein glücklicheres Wiederſehn auf Erden.

Doch das Glück iſt in keinem menſchlichen Lebensverhältniſſe, vom glänzendſten herab bis zum niedrigſten, je ganz unvermiſcht, ſondern es hängt ihm hienieden ſtets ein Zuſatz von Unvollkommenheit an. Wenn wir einmal vollkommen heilig ſind, dann und nur dann werden wir auch vollkommen glücklich ſeyn. Peter war zwar glücklich in der Anſchauung ſeines Weibes und Säuglings und ſeines theuren Hubert; aber doch fragte er etwas ungeduldig nach ſeinen übrigen Kindern. „Wo iſt Anton?“ ſagte er, „und wo Gabriele? Sind ſie in dem Gebirge bei den Hirten, oder iſt Anton in ſeinen Lectionen? warum kommen ſie nicht, um ihren Vater zu ſehen?“

Als Peter anfing, nach Anton und Gabriele zu fragen, ſchlich ſich Hubert zum Zimmer hinaus, während Blanca aufſtand und ſich etwas zu ſchaffen machte, indem ſie that, als ob ſie etwas ſuchte, das ſie nicht finden könne. „Meine Theure,“ ſagte nun Peter wieder, halb lächelnd über ſeine Ungeduld und halb beunruhigt über ihr Stillſchweigen, „warum antworteſt Du mir nicht, wo die Kinder ſind?“

„Mein Lieber,“ erwiederte Blanca, einer Frage ausweichend, vor deren Beantwortung ſie zitterte, „die Sonne iſt noch nicht untergegangen, die Ziegen und die Heerden werden nicht ſo bald nach Hauſe getrieben.“

„Sie werden ſehr gewachſen ſeyn,“ ſagte Peter, indem er mit innerem Wohlbehagen darüber nachdachte, wie groß und blühend ſeine anmuthige Tochter und der fröhliche Knabe jetzt geworden ſeyn könnten. „Sie werden ſehr groß geworden ſeyn; ich werde ſie jetzt nicht mehr meine kleine Gabriele nennen können.“

„Nein!“ antwortete ſein Weib und unterdrückte einen Seufzer unter einem ſchmerzlichen Lächeln. Dann nach einer Weile fügte ſie hinzu: „Gabriele, mein Lieber, reicht mir beinahe an die Schulter.“ Peter ſprach dann von ſeinem Bruder, den er ſeit vielen Jahren nicht mehr geſehen hatte, der aber jetzt Pfarrer von St. Madelaine und der umliegenden Hütten und Weiler, ſo weit ſich das Thal ausdehnte, geworden war. „Unſer Paſtor,“ ſagte Blanca, „hat uns vor einer Woche verlaſſen, um die andern Bewohner des Thales zu beſuchen, die gegenwärtig viele Kranke haben; aber Louiſe erwartet ſeine Rückkehr bis morgen.“

„Es iſt ſchon ſehr lange her, daß ich Pascal nicht mehr geſehen habe,“ ſagte Peter. „Gleicht er meinem Vater?“

„Ja,“ erwiederte Blanca. „Aber er iſt, was unſer Vater in einem Alter von vierzig Jahren, oder noch weniger geweſen ſeyn mag. Pascal hat ſein Geſicht; aber ihm fehlt ſein ehrwürdiges, kahles Haupt und die ſanften, wenn gleich blinden Augen. Jedoch ſeinen Sinn hat er ſicherlich. O! was für einen himmliſchen Sinn! Die Leute im Dorfe loben ihn ſo ſehr, er iſt beinahe ihr Abgott. Manche Töne ſeiner Stimme ſind der unſeres theuren Vaters ſo ähnlich, daß ich oft meine, ich höre ihn aus dem Grabe ſprechen. Du wirſt erſtaunen, wenn Du ihn zu der Gemeinde reden hörſt. Er macht ſie zittern, lächeln, weinen und ſich wieder freuen. Seine Stimme, ſagen ſie, dringe in das Herz, und wenn er inne halte oder aufhöre, zu ſprechen, ſetzen ſeine Augen die Rede fort. Ja, ſagen ſie, ſogar ſeine Hände ſprechen. Die Kinder lieben ihn eben ſo, wie die Alten. Wenn er hier ausgeht, oder wenn er durch die Dörfer im Thale reitet, ſo folgen ihm die Kinder und ſagen ihm ihre Lieder her, oder drängen ſie ſich um ihn, um ſeinen Segen zu empfangen. Hubert ſagt, er wolle ein Geiſtlicher werden, wie ſein Onkel und ſein Großvater, weil man ſie ſo lieb habe und ſie ſo viel Gutes thun. „Theurer Hubert,“ fuhr die zärtliche Mutter fort, „er iſt ein guter Knabe, — er kommt oft zu mir, wenn er alle Geſchäfte, die ich ihm im Garten oder in der Milcherei angewieſen habe, vollendet hat, und ſagt mit ſchmeichelnder Miene zu mir: „„Jetzt, meine Mutter, Ihr wißt wohl, was ich gern auf eine Stunde oder auf eine halbe Stunde geliehen haben möchte, bis Gabriele nach Hauſe kommt, und dann will ich ihr bei ihren Ziegen helfen!““ und ſo dringt er in mich, ich möchte ihm Deines Vaters koſtbare Bibel leihen, mein Theurer, was ich auch thue, da ich weiß, daß er ſorgfältig darauf Acht gibt. Wenn er ſie empfängt, ſo iſt er nahe daran, ſie zu umarmen. „„Welcher Schatz!““ ſagt er dann. „„O Mutter! wenn Jedermann eine Bibel hätte, ſo würde es keine grauſamen Mönche und Prieſter mehr geben!““ Er ſetzt ſich dann an das Fenſter und lernt viele Verſe auswendig. Er iſt viel weiter, als ſein Vetter Albert, obgleich dieſer ein Jahr älter iſt. Ich darf ſagen, Hubert weiß jetzt mehr als die Hälfte des neuen und viele Abſchnitte des alten Teſtamentes auswendig.“

Der fromme Vater war eben ſo dankbar, als erfreut, ſo gute Nachrichten von ſeinem Sohne zu hören, der gewiß ein ungewöhnlicher Knabe war. Hubert hatte in der That ſeltene Vortheile genoſſen: er war der Liebling ſeines Großvaters und beſtändig bei ihm geweſen, und als dieſer einige Zeit vor ſeinem Tode blind wurde, ſo mußte Hubert ihm vorleſen, mit ihm gehen und ſich immer mit ihm unterhalten, ſo daß ſeine Kenntniſſe nicht nur über ſeine Jahre, ſondern auch weit über ſeine Stellung im Leben ſich erhoben; denn der alte Paſtor war in ſeiner Jugend in verſchiedenen Lagen geweſen, in denen er die Menſchen und ihre Gebräuche kennen gelernt hatte. „Der liebe Hubert!“ ſagte Peter, „ich hoffe, er ſoll eines Tages Seelſorger dieſes Thales werden und derſelben Liebe genießen, wie ſein Oheim, und der Ehre ſich freuen, Gott dienen zu dürfen, wie ſo viele ſeiner Vorfahren es gethan haben.“ Dann nach einer Weile fuhr Peter fort: „Hat er noch Freude am Lateiniſchen und kann er gut ſchreiben?“

„Der Paſtor,“ ſagte Blanca, „fährt fort, ihn Latein zu lehren, und er ſchreibt beſſer, als der junge Raymond, welcher ihn oft auf das Schloß holen läßt und ſehr freundlich gegen ihn iſt.“ —

„Was!“ rief Peter aus, „er ſchreibt beſſer, als der junge Herr von Raymond, der vielleicht einmal Cardinal oder gar Pabſt wird?“

„Es wäre Schade um ihn, wenn er es würde,“ verſetzte Blanca; „denn er iſt ein liebenswürdiger Knabe, und obgleich Hubert beſſer ſchreibt als er, ſo liebt er unſern Sohn doch wegen ſeiner Kenntniſſe und iſt, gleich ſeinen Ahnen, gütig gegen die Bewohner unſerer Thäler; darum ſteigt auch manches Gebet für ihn zum Himmel empor.“

Während Peter und ſeine Gattin ſich ſo mit einander unterhielten — er erzählte ihr Alles, was er, ſeit er ſie verlaſſen, erlebt hatte, und ſie, wie ſchon geſagt, erzählte ihm von ihren Kindern und Verwandten — wurden ſie durch den ſanften Ton einer Hirtenflöte, die ſich im Dorfe hören ließ und durch das Geklingel der Glocken, welche die Rückkehr der Heerden von den Bergen ankündigten, unterbrochen. Peter, ungeduldig, ſeinen lieben Knaben und ſein theures Mädchen zu umarmen, die er noch nicht geſehen hatte, eilte hinaus, um ihnen entgegenzugehen; aber Blanca, ihre Hände ringend und ihre ſanften Augen zum Himmel empor richtend, folgte ihm in einiger Entfernung und ſuchte Muth zu erlangen, um ihrem Manne eine Nachricht mitzutheilen, die, wie ſie wußte, ihn niederdrücken würde. Auf dem kleinen Pfade vor der Hütte ſah Peter den alten Mauleſel Benedict, auf dem ſeine liebliche Gabriele ſaß, mit lächelnder Miene, ihr ſchönes Haar unter dem breitgeränderten Hute hervorwallend. Als ihr Vater ſie ſah, ergriff er voll Freude ihre Hände, und während er ſie von dem Mauleſel herabhob und umarmte, ſagte er: „Wo iſt Dein Bruder?“ Dann ſah er rings herum die Knaben und Mädchen an, welche des Abends um dieſe Zeit in das Dorf herabkamen, er konnte aber Anton nirgends entdecken. „Wo iſt Dein Bruder?“ fragte er nun wieder.

„Hier iſt er,“ antwortete Gabriele, und deutete auf Hubert, welcher die kleine Blanca auf den Rücken eines alten Bockes ſetzte, des Patriarchen der Heerde, deſſen ſchöner Bart beinahe den Boden kehrte, und der ſeine prächtigen Hörner vorſichtig trug, damit ſie das Kind nicht verletzten, während es mit der Glocke ſpielte, die von ſeinem Nacken herabhing. — „Wo iſt Dein Bruder!“

„Hier iſt er,“ ſagte Gabriele, „er läßt die kleine Blanca einen Ritt auf dem alten St. Gotthard machen.“

„Nein, nein, das iſt ja Hubert,“ ſagte der Vater, indem nun der Gedanke an irgend ein Unglück in ihm aufſtieg, „ſag' mir einmal, wo iſt denn mein armer Anton?“ Blanca, die nun das Schickſal von ihres Mannes Lieblingskinde nicht mehr länger verhehlen konnte, bedeckte ihre Augen mit ihren Händen, führte Peter in die Hütte zurück und ſagte ihm in wenigen Worten, Anton ſey — im Himmel! — „Anton todt!“ rief Beauvoiſin mit einem Blicke des Kummers, der ſeiner Frau zu Herzen drang. „Anton! Anton! — O! mein Kind!“

Zweites Kapitel.

Peters Familie.

Vollkommenes Glück findet man, wie geſagt, auf dieſer Erde nicht, oder hat man je einen Augenblick ungemiſchter Freude gekoſtet, ſo wiſcht ſie der nächſte wieder hinweg. War das Glück ein wirkliches, ſo kann wenigſtens noch die Erinnerung daran angenehm ſeyn; war es aber vollends ein eingebildetes, ſo bleibt uns nicht einmal der ſchwache Mondlichtſchimmer von Vergnügen, welchen die Erinnerung hie und da mit ſich bringt.

Die Freude des Wiederſehens verwandelte ſich bei Petern ſchnell in tiefe Trauer über den Tod ſeines Lieblingskindes, und er konnte für einige Zeit durch keine Anſtrengung den ihm ſonſt gewöhnlichen ruhigen und dankbaren Sinn wieder gewinnen. Anton, bisher ſein jüngſtes Kind, war ſein Schelm, ſein Lämmchen, wie er ihn zu nennen pflegte, geweſen; Hubert war allerdings ſein geliebter Sohn, aber er war ſchon zu ernſt, zu verſtändig, zu ſehr allen den Beſchäftigungen hingegeben, welche ſein Vater von ihm wünſchte, er war zu alt, um mit ihm zu ſpielen und zu koſen, wie der kleine Anton. Als Blanca ihren Gatten ſo kleinmüthig ſah, ſchmerzte es ſie, daß der Paſtor nicht zu Hauſe war, um ihn zu tröſten; ſie verſuchte es zwar ſelbſt, allein ſie war eine ſchlechte Tröſterin; denn ihr eigener Schmerz war, wenn auch nicht ſo friſch, doch eben ſo tief, als der Peters. Da Hubert bemerkte, wie ſein Vater, den Kopf auf die Hand geſtützt, ſo ſtill und traurig daſaß, und wie ſeine Mutter betrübt war, daß ſie ihn nicht tröſten konnte, ſo ging er an den Schrank, wo ſeines Großvaters Bibel aufbewahrt war, brachte ſie herbei und las ſeinem Vater die Stellen aus dem heiligen Buche vor, die er oft von dem alten Paſtor den Leuten im Dorfe hatte vorhalten hören, wenn er ihn bei ſeinen Beſuchen in den Häuſern der Sterbenden begleitete. Der zärtliche Vater fühlte, wie durch dieſes freundliche und ſanfte Mittel ſein Gemüth unterwürfiger und gefaßter wurde. Als Blanca ſah, daß dieſe Tröſtungsweiſe bei ihrem Gatten geſegnet war und eine gewiſſe Heiterkeit in ſeine Worte und ſeine Miene zu bringen ſchien, ſagte ſie zu ihm: „Mein lieber Peter, wenn ich mit meinem ſchwachen Glauben und meiner weiblichen

Furchtſamkeit unter der Züchtigung des Herrn erlegen wäre, ſo hätte es mir noch eher verziehen werden können; aber was Dich betrifft, einen chriſtlichen Soldaten, wo iſt Dein Muth und Dein Vertrauen, mein Freund?“ So halb ſcheltend, halb bittend wollte ihn Blanca aus ſeiner Niedergeſchlagenheit aufrichten und ſagte zu ihm, es ſey beſſer, Gott für die vielen und großen Segnungen, welche ihm noch bleiben, zu danken, als ihn durch Murren zu veranlaſſen, daß er auch dieſe verringere. Peters noch ſchwache Geſundheit war ohne Zweifel eine Urſache ſeines anſcheinenden Mangels an Ergebung bei dem Verluſte ſeines Knaben. Und als er die gewöhnliche Faſſung und ſtille Ruhe ſeines Geiſtes wieder erlangt hatte, war ſeine Sprache nur die der Dankbarkeit; er war dankbar, daß durch die Gnade Gottes Gabriele und Hubert ihm geblieben ſeyen, „und wenn der Herr mir meinen theuren Anton genommen hat,“ ſetzte er hinzu, ſein kleines Kind küſſend, das er auf den Armen hatte, „ſo hat er mir doch ſeine liebe Mutter erhalten und mir zwei liebliche Blanca gegeben, zwei anſtatt Einer.“ So fühlte zwar der fromme Mann die ſchwere Züchtigung des himmliſchen Vaters tief; aber eine gehörige Erwägung ſeiner Verdienſtloſigkeit und der überſchwänglichen Gnadengaben des Herrn, die ihm noch blieben, lehrte ihn, ſich unter die gewaltige

Hand Gottes zu beugen und ſich der ſchmerzlichen Fügung zu unterwerfen im feſten Glauben, daß ſie durch eine unendliche Weisheit verhängt und darum weit beſſer ſey, als die menſchliche Zärtlichkeit ſowohl für das Glück der Eltern als des Kindes etwas hätte erſinnen können. Wie König David bei dem Tode ſeines geliebten Kindes, ſo war auch Peter endlich ſo ſtark, wenn er von Anton ſprach, mit ſanfter Faſſung zu ſagen: „Ich werde wohl zu ihm fahren, er kommt aber nicht wieder zu mir.“

Die Kirchen des Thales hatten mit geringer Unterbrechung auf lange Zeit Ruhe gehabt vor der Grauſamkeit und Wuth der Verfolgung und waren ſowohl nach Wohlſtand und Zahl, vor allem aber in Hinſicht auf wahre Religioſität in einem blühenden Zuſtande. Der alte Paſtor hatte viele Jahre vor ſeinem Tode ſeine Augen ſo zu ſagen geſchloſſen für die äußerliche Schönheit ſeiner eigenen und der anderen Gemeinden ſeiner Glaubensbrüder; aber vor dem Auge ſeines Geiſtes ſtanden ſie ſo ſchön wie der Palmbaum, wie Bäume der Rechtſchaffenheit, vom Herrn gepflanzt. Manche Wurzel hatte er in ſeinem Leben eingeſenkt und manches Bäumchen groß gezogen. Wenn er ſich irgend einer Sache annahm, ſo war ſie durch das Wort ihres Fürſprechers ſchon genug empfohlen. Seine einfachen Manieren, ſeine brünſtige Liebe zum Herrn, ſein glühender Eifer und ſeine thätige Arbeit in deſſen Dienſte ſicherten ihm die treue Anhänglichkeit ſeiner Gemeinde, während er ſeine Liebe zu ihr dadurch bewies, daß er mit unermüdeter Thätigkeit den Herrn Jeſum Chriſtum und ſein Erlöſungswerk predigte, daß er ſeine demüthigen Nachfolger zum Kreuze hinführte, die jüngeren Mitglieder ſeiner Heerde getreulich unterrichtete, der Wächter ihrer Aufführung war, ihr Berather in Zeiten der Noth und ihr Freund im Unglück. In der Stunde der Krankheit oder des Todes war er immer bereit, dem betrübten und niedergeſchlagenen Geiſte die Tröſtungen des Evangeliums mitzutheilen, deren Kraft er ſelbſt ſchon ſo oft gefühlt hatte. Auf ſeinem eigenen Todesbette legte er ſeiner Gemeinde ein Zeugniß von der Treue des Meiſters ab, dem er gedient hatte, indem er gleich Moſes ſagte: „Und es fehlte nichts an allem Guten, das der Herr geredet hatte. Es kam Alles.“ So entſchlief er in hohem Alter, nachdem er ſeinem Geſchlechte treu gedient, und ward zu ſeinen Vätern verſammelt. Pascal, der indeſſen Prediger an einer entfernten Kirche in Calabrien geweſen war, gehorchte augenblicklich dem Rufe der Heerde, die ihn nach St. Madelaine zurückrief, weil er wußte, daß ſein Platz unter den Hirten der Apenninen zu ihrer und ſeiner eigenen Zufriedenheit ausgefüllt werden würde, und weil er ſeinem bejahrten Vater lange vor ſeinem Tode verſprochen hatte, ſeine Gemeinde ſolle ihm theuer ſeyn, und er wolle über ihre Seelen wachen, wenn er einmal zu ſeiner Ruhe eingegangen ſeyn würde.

Wegen der Entfernung Pascals von ſeinem Geburtsorte, ſo wie auch wegen des Kriegs hatte Peter ſeinen Bruder ſchon ſeit vielen Jahren nicht mehr geſehen. Ihr Zuſammentreffen war zärtlich und herzlich; viele frühe Erinnerungen, viele Freuden ihrer Jugend- und Kinderjahre, vermiſcht mit den Erzählungen ihrer Sorgen und Mühen in ſpäteren Zeiten, bildeten den Gegenſtand ihrer anziehenden Unterhaltung, wenn ſie zuſammenkamen. Als Peter ſeinen Bruder zum erſten Male in ſeiner amtlichen Thätigkeit in der Kirche ſah, machte ſeine Erſcheinung einen überraſchenden Eindruck auf ihn. Seine Geſtalt war hoch und achtunggebietend, und die einfache Kleidung eines Geiſtlichen jener Thälern gab ſeiner Perſon und erhielt von ihr eine eigenthümliche Würde und Weihe. Sein Kopf war ſchön, wie der ſeines Vaters, und ſeine Züge ungemein edel. Sein in der Mitte geſcheiteltes Haar, ſeine ſchwarzen Locken, die, mit einigen grauen, vor der Zeit gekommenen Haaren vermiſcht, ſeine Schläfe bedeckten und bis auf den Kragen ſeines einfachen Kleides herabhingen, gaben ſeinem Geſichte das Anſehen eines jener anziehenden Bilder, welche die jüdiſche Phyſiognomie oder die der erſten Chriſten, der Apoſtel, in ihrer ganzen Schönheit zeigen. Pascals Auge war durchdringend; und ſeine Stimme — ich will nicht verſuchen, ſie zu beſchreiben, ſondern nur ſagen, daß die feinſte Harfe, welche jemals von der Hand des größten Meiſters geſpielt wurde, ſie nicht an Lieblichkeit, Reichthum oder Kraft übertreffen konnte. Seine Geberden, nicht weniger ausdrucksvoll, als die Töne ſeiner Stimme, glichen dem Lichte und Schatten auf der Spitze eines Berges, je nachdem Wolken oder Sonnenſchein am Himmel ſind, — wenn er von dem Lächeln, das unausſprechliche Dinge ausdrückte, überging zu der Anbetung, welche ihn ſeine Hand auf den Mund legen hieß, damit ſeine Lippen durch Schweigen die unnennbare Herrlichkeit des Allerhöchſten andeuteten.

Dieß war die überraſchende Erſcheinung, welche ſich in Pascal den befriedigten Augen ſeines liebenden Bruders darſtellte. Doch ſeine Lehre war noch lieblicher als ſeine Stimme und ſchärfer als ſein Auge; ſie fiel wie ein ſanfter Regen und träufelte wie der Thau; aber ſie „drang auch durch, bis daß ſie ſchied" Beweggrund und Handlung, Grundſatz und Leben, Geiſt und Form. Sie zeigte die große Gefahr, in der alle

Menſchen von Natur und durch eigene Uebertretung ſtehen; das hoffnungsloſe Elend, das allen denen bevorſteht, welche die dargebotene Seligkeit hartnäckig zurückweiſen. Der Paſtor ſuchte ſeine Zuhörer auch davon zu überzeugen, wie thöricht und unnütz ſowohl, als auch wie vermeſſen es ſey, ſich einen Schein von Frömmigkeit zu geben, während man ihre Kraft verläugne, und er bat den heiligen Geiſt, er möchte durch den Einfluß ſeiner Gnade ſie Alle fähig machen, die Wahrheit ihres Glaubens durch Reinheit ihres Wandels zu beweiſen und ein würdiges Beiſpiel zu geben von Gläubigen im Wort, im Wandel, in der Liebe, im Geiſt, im Glauben und in der Wahrheit. — Sogar Kinder, welche leider meiſtens unter diejenigen Hörer des Worts gezählt werden müſſen, die in der Welt als ſolche bezeichnet werden, bei denen der gute Saame auf den Weg fällt, wo die Vögel unter dem Himmel nicht ſo bald bemerken, daß er zerſtreut wird, als ſie auch ſchon herabfliegen und ihn aufpicken — ſogar Kinder hörten dem Paſtor begierig zu, wenn er mit dem ermahnenden Tone ſeiner Stimme und dem tiefdringenden Blicke ſeines Auges ihr Innerſtes traf, um die Lehren der Wahrheit zu verſtehen und ihre jungen Herzen zur Weisheit zu wenden. Wenn die Kinder von St. Madelaine ihrem Paſtor zuhörten, wie er das menſchliche Herz als trüglicher, denn alle Dinge und als ſehr verdorben beſchrieb, ſo fühlten ſie, daß das, was er ſagte, wahr ſey, und bekannten Gott, daß ſie viel Uebles gethan haben. „Unſere Herzen,“ ſagten ſie, „ſind ſchlecht und verdorben; möchte der Herr uns neue Herzen geben!“

So ſegnend und geſegnet wohnte der Paſtor Pascal von Beauvoiſin unter den Thalbewohnern, indem er jedes Pfund, das der Meiſter ihm anvertraut hatte, zum Ruhme des Gebers umtrieb und dadurch vervielfachte. Die Rückkehr ſeines theuren Bruders und deſſen Befreiung von einer Berufsart, die der Paſtor als ein Mann Gottes und des Friedens nicht lieben konnte, gewährte ihm das reinſte Vergnügen, während die ſchnelle Geneſung Peters von ſeinen Wunden und ſeiner durch den Tod ſeines Lieblingskindes verurſachten Niedergeſchlagenheit ein Gegenſtand dankbaren Preiſes der himmliſchen Quelle wurde, von der alle gute und alle vollkommene Gabe ausſtrömt. Dem Paſtor machte es Vergnügen, Hubert und Gabriele mit ſeinen eigenen Kindern aufzuziehen, und Louiſe, ſeine Gattin, liebte die Kinder Peters und Blanca's, wie wenn es ihre eigenen geweſen wären. Der Paſtor lehrte Hubert und ſeine eigenen Knaben lateiniſch und griechiſch leſen und ihre eigene Sprache ſowohl leſen als ſchreiben. Aber Gabriele und die anderen Mädchen lehrte man nur in ihrer Landesſprache leſen und größere Abſchnitte der Bibel auswendig lernen, weil damals die Bibeln noch ſo ſelten waren, daß nicht Viele ſich eine anſchaffen konnten.

Auf Hubert von Beauvoiſin ſchien von ſeinen frühеſten Jahren an Gottes Geiſt zu ruhen. Wenn er hie und da kleine Zänkereien unter ſeinen Vettern und Bäschen oder den andern Kindern im Dorfe bemerkte, ſo betete er zu Gott, er möchte ſie beſſer machen und ihnen einen ſanftmüthigeren Sinn und ein liebevolleres Herz geben. Hubert bemerkte, daß es zweierlei Arten von Leuten gebe. Die Einen lieben einander und ſeyen unter einander und gegen Jedermann freundlich; die Andern aber ſeyen gehäſſig und haſſen einander. Da er in der Bibel las: „Gott iſt die Liebe,“ ſo ſagte er, er glaube gewiß, daß diejenigen Gottes Volk ſeyen, welche ſo freundlich für einander ſorgen, von einander reden und ſich gegen einander benehmen, und dieſe Leute müſſe man lieben; aber die andere Klaſſe finde all’ ihr Vergnügen darin, an Andern Fehler zu entdecken, übel von ihnen zu ſprechen, eine böſe Nachrede über ihren Nachbarn begierig aufzufaſſen oder einen Vorwurf gegen ihn zu wiederholen; ſie lächeln und ſehen vergnügt aus, wenn ſie irgend etwas zum Nachtheile eines Andern hören; wenn man aber etwas zum Lobe oder zur Ehre eines Andern ſage, ſo ſeyen ſie mißvergnügt und ſehen gehäſſig aus, weil ſie ihre Nebenmenſchen haſſen. Dieſer gute Knabe bemerkte auch, daß das junge Volk ſelten Streit mit einander hatte, wenn ſie in der Gegenwart ihrer Eltern oder Verwandten waren, ſondern nur, wenn ſie unter einander ſpielten. Hubert erklärte dieß für unedel und trügeriſch und erinnerte ſeine Kameraden daran, daß, obgleich das Auge ihres Vaters oder ihrer Mutter nicht bei ihnen ſey, doch das Auge Gottes ſie ſehe. Während daher die guten Knaben Hubert liebten und ihn den Friedensſtifter zu nennen pflegten, nannten ihn die böſen Knaben, um ihn lächerlich zu machen, den weiſen Hubert oder Hubert den Prediger.

Außer dem Leſen und Schreiben lehrte man in jenen Thälern die Mädchen ſtricken, nähen und Strohhüte flechten, die Knaben machten in den Winternächten Weidenkörbe, oder halfen ſie den Mädchen Seide für die Weber winden, welche dieſe zu reichen Stoffen verarbeiteten. Die Bewohner jener Thäler zeichneten ſich eben ſo ſehr durch Fleiß, als durch Frömmigkeit und Bruderliebe aus; und arbeiteten ſie nun auf dem Felde oder am Webſtuhle, oder waren ſie Künſtler oder Handwerker, ein jeder wartete gewiſſenhaft ſeines Amtes. Was die Familien des Paſtors Pascal und ſeines Bruders betrifft, ſo beſchäftigten ſie ſich mit Viehzucht.

Gabriele und Hubert gingen früh Morgens mit den Ziegen und jungen Böcken an die Abhänge der Berge, oft unter Begleitung ihres Vaters, oft mit ihres Oheims Kindern, hauptſächlich mit Albert und Margarethen. Wenn ſie daſaßen, ihre Heerde am Abhange eines Berges weidend, von keinem Laute geſtört, als von dem Rauſchen des Waldbaches, der ſich in den tiefen Schluchten umher hindurchzwängte, alſo auch ungeſehen oder nur von dem bläulichen Sommerhimmel oder dem einſamen Bewohner einer Sennhütte, die gleich einem Adlerneſt an einen Felſen geheftet war, bemerkt, die herrlichen Ebenen Piemonts, von ſo vielen ſich dahinſchlängelnden Flüſſen und Strömen durchſchnitten, zu ihren Füßen; ſeitwärts in der Ferne die Gipfel der Apenninen; hinter ihnen die majeſtätiſchen Alpen, deren in die Wolken ſich verlierenden Rieſenhäupter die maleriſche Landſchaft mit einer anderen Welt zu verbinden ſchienen, während ſie dieſelbe von der übrigen Erde abſchloßen; — wenn dieſe theuren Kinder ſo daſaßen und ihre Heerden ſich um ſie her ausbreiteten, wiederholten ſie einander die Bibelabſchnitte, die ſie auswendig gelernt hatten, oder ſangen mit einander die ſchönen Hymnen und Pſalmen, die man ſie in den Dörfern lehrte, den Herrn in ihren jungen Herzen preiſend, während das Echo der Berge dem lieblichen Schalle ihrer bezaubernden Stimmen nachhallte; — ich ſage „bezaubernd“, weil den Herrn von Kindern preiſen zu hören, gewiß zu dem Lieblichſten gehört, was man auf Erden vernehmen kann.

Dieſe Kinder waren gewohnt, von Verfolgungen unter ihrem Volke zu hören; ſie waren deßwegen mit der Geſchichte des Märtyrerthums vertraut, und ihr Gemüth frühe vorbereitet, um Chriſti willen zu leiden oder zu ſterben, wenn ſie dazu würdig erfunden werden ſollten. Sie waren mit den Hymnen oder beſſer Triumphgeſängen auf einen ſo rühmlichen Tod wohl bekannt, und oft, wenn Hubert und Gabriele und die Kinder des Paſtors ſo bei einander ſaßen, wie ich es beſchrieben habe und ihre Heerden hüteten, ſangen ſie jene begeiſterungsvollen Lieder. Ein Kind begann in der Art eines tiefen Recitativs: „Singt unſerm Herrn!“ ein anderes folgte, die Stimme ein wenig höher erhebend, und dann fielen Alle ein und ſangen begeiſtert die herrliche Weiſe:

Singt unſerm Herrn! Laßt Harf' und Laute klingen,
Laßt Euer Jauchzen auf zum Himmel bringen!
  Der Gottesheld geht ſiegend durch den Tod.
Singt unſerm Herrn! Das Ziel iſt nun erklommen,
Das Diadem glänzt um das Haupt des Frommen,
  Wie auf den Hügeln purpurn Morgenroth.
Den Helden ſingt, der ſiegend ſeine Bahn
Durch Leid und Schmerz gelaufen himmelan.

Singt unſerm Herrn! nicht iſt's umſonſt vergoſſen
Das Märtyrblut, ein Quell iſt draus entfloſſen,
Aus dem der Baum der Kirche grünt und blüht;
Die Völker ſammeln ſich in ſeinen Schatten,
Du ſiehſt des Krieges Stürme hier ermatten,
Zu ſeiner Ruh der müde Erdkreis flieht.
Aus ſeinen Zweigen, zu der Frommen Zier,
Der Erde ſchönſte Kronen flechten wir.

Singt unſerm Herrn! wir wiſſen, daß die Hülle
Des Leibes auferſteht in Schönheitsfülle,
Der Todesſchlaf auch einen Morgen kennt.
Schon harret, um zu brechen dieſe Bande,
Ein Cherubim an unſers Grabes Rande.
Die Seele, die vor Himmelsfreude brennt,
Der Erde Schlacken ſchüttelt froh ſie ab
Und fliegt dem Retter nach aus Tod und Grab.

Singt unſerm Herrn! Ihr Felſen auf der Haide,
Du zahllos Volk der Städte, jauchze Freude,
Ihr fernen Länder, die der Pilger kennt,
Ihr Winde alle breitet eure Schwingen,
Der Erde Huldigungen darzubringen
Dem Herrſcher droben über'm Firmament.
Singt unſerm Gott, wenn Zeit und Raum vergehen,
Zerſtörungsſtürme durch die Schöpfung wehen,
Am End' der Zeit der Richter dieſer Welt,
Hoch oben überm Sternenhimmel thronend,
Mit Seligkeit, mit Höllenqualen lohnend,
Des jüngſten Tages ſtrenge Wage hält.
Hinaus, hinaus in die Unendlichkeit!
Hinab zu den Geſchlechtern ſpätſter Zeit!
So ferne ſeines Ruhmes Strahlen fallen,
Soll noch des Lammes Loblied wiederhallen.

Ich möchte, meine Leſer hätten dieſe Kinder gehört, wie ihre jungen Stimmen anſchwollen bei den Worten: „Singt unſerm Herrn!“ Treulich wiederholten ſie die einſamen Felſen, und ein Engel hätte im Fluge inne gehalten, um einen ſo lieblichen Geſang zu hören.

Während die obengenannten ländlichen Beſchäftigungen Peter und ſeine Familie Sommers in Anſpruch nahmen und ſie meiſtentheils auf die Berge hinaustrieben, indem Peter, Hubert und Albert ſich oft ſo weit entfernten, daß ſie mehrere Tage nicht heimkehrten, — trugen die Mädchen Sorge für die zurückbleibenden Ziegen und Kühe, indem ſie dieſelben des Morgens austrieben und Mittags und Abends heimbrachten, damit ſie von Blanca und Louiſen gemolken würden, welche ſelbſt ihre Butter und Käſe bereiteten und auf dem alten Benedict zu Markte ſchickten; Gabriele ſaß dann unterwegs manchmal zwiſchen den Körben, wenn das Wetter heiß war, während Valentin, der alte Kuhhirt, an ihrer Seite ging. Zur Winterszeit weidete man die Heerden in dem Thale und auf den beſſeren Weideplätzen, und dann waren Peter und ſeine Familie des Nachts immer zu Hauſe. Im Herbſte halfen Gabriele und Hubert bei der Weinleſe, indem ſie die Trauben abſchnitten, in Körbe legten oder zur Preſſe trugen, wo ſie zu Wein verarbeitet wurden. Gleich ihren übrigen Landsleuten lehrte man Peters Kinder und ihre Vettern frühe einen großen Werth auf Fleiß und Thätigkeit legen; in der That ſprach Paſtor Pascal von dem

Fleiße, wie Andere vom Genie ſprechen; er nannte ihn ein Talent, ein ausgezeichnetes Talent, und wir ſagen nicht zu viel, wenn wir ihn, bei ſeiner Anwendung auf eine körperliche oder geiſtige Arbeit, als ein Talent von der höchſten Wichtigkeit betrachten, inſofern noch nie etwas Ausgezeichnetes ohne denſelben erreicht wurde. Die Kinder Peters waren deßwegen immer beſchäftigt, immer thätig; denn ſie wußten in den Thälern ſo gut als wir es in der Stadt wiſſen, daß der Satan für träge Hände immer irgend eine unheilvolle Beſchäftigung weiß. Manchmal ſah man Gabrielen, während ſie die kleine Blanca hütete, einen vollen Korb Trauben auf ihrem lieblichen Haupte tragen; ſie führte dann mit der einen Hand Blanca und mit der andern unterſtützte ſie ihre köſtliche Bürde, während das kleine Kind, ſein Händchen ausſtreckend, eine Traube verlangte. Kam die Zeit dazu, ſo war Gabriele eben ſo thätig bei den Maulbeerbäumen. Sie gab aufmerkſam Acht, wenn dieſe am Ufer des Sees ihre zarten Knospen heraustrieben, wenn die kleinen Seidenwürmer ſich aus ihrer Hülſe loswanden, und nach einigen Monaten ſah ſie wieder nach den Häufchen oder Bündelchen von Seide, welche gleich einzelnen Fleckchen Gold an jedem Blättchen herausblinkten. Gabriele ſagte oft, es ſey grauſam, die arme Puppe wegen ihres kleinen Bällchens Seide zu zerſtören; und wenn ſie und Margarethe die kleinen Bündelchen in das Waſſer tauchten, um das Ende der Fäden zu entdecken, welche die kleinen Spinner mit ſo vieler Nettigkeit gemacht hatten, ſagten ſie oft zu einander: „Es iſt etwas Armſeliges für einen Menſchen, einen Wurm zu berauben, und doch wiſſen wir, daß ohne dieſe kleine Beute Fürſten und Könige jene prächtigen Staatskleider nicht hätten, von denen wir gehört haben, und die vornehmen Frauen keine ſeidenen Gewänder.“ Auf dieſe Weiſe unterhielten ſich die Mädchen mit einander, während ſie acht bis zehn Goldfäden dieſer zarten Geſpinnſte von den Puppen der Seidenwürmer aufwanden; dennoch, wenn alle dieſe in einen Faden vereinigt waren, ſahen ſie nicht ſtärker aus, als ein Lichtſtrahl, dem ſelbſt ein Sommerfaden kecklich die Wage halten konnte.

Unter dieſen ſtillen Beſchäftigungen ſchwand eine Jahreszeit nach der andern dahin, und Peter und die Seinigen bemerkten es kaum; denn ein Jedes genoß ſo viel häusliches Glück, als Geſundheit, Fleiß und Frömmigkeit unter Gottes Segen gewöhnlich mit ſich bringen. Kein Ereigniß, weder ein beſonderes Glück noch Unglück, hatte den ruhigen Gang der Dinge geſtört, bis ungefähr zu Ende dieſes Jahres, da es dem himmliſchen Vater gefiel, die kleine Blanca zu ſich heimzurufen, welche an einem böſen Fieber ſtarb, das unter den Kindern des Thales herrſchte; kurz nach ihrem Tode jedoch ereignete ſich die willkommene Geburt eines anderen Kindes, welches nicht wenig dazu beitrug, die betrübten Eltern über den Verluſt ihres geſchiedenen Lieblings zu tröſten.

Pantheon

auserleſener Erzählungen

des

Auslandes.

Pantheon
auserleſener Erzählungen
des
Auslandes.

Mit einem Vorworte
von
Albert Knapp.

Vierter Band.

◆

Stuttgart.
Verlag der **Chr. Belſer**'ſchen Buchhandlung.
1840.

Peter und ſeine Familie.

Nach dem Engliſchen

der

Verfaſſerin von „Lily Douglas“.

(Fortſetzung des dritten Bandes.)

Drittes Kapitel.

Die Verfolgung.

Als Grund, warum man die Waldenſer verfolgte, legte man ihnen religiöſe Neuerungen zur Laſt, und doch war ihre Religion faſt ſo alt, als die Welt. Sie glaubten an denſelben Herrn, welcher unſerm abtrünnigen Stammvater im Garten Eden verheißen, und an daſſelbe Evangelium, das Abraham in Haran verkündigt worden war, und das liebliche und heilige Band, das ſie umſchlang, war die Liebe zur Wahrheit und zu einander. Als Quelle der Wahrheit in göttlichen Dingen aber galt ihnen die Bibel. An dieſer hielten ſie feſt und konnten daher mit der Religion des Pabſtes und des Clerus nicht übereinſtimmen. Die katholiſche Lehre von der Rechtfertigung, das Gewicht, welches dabei auf Faſten, Wallfahrten, Herplappern von Gebeten und unzählige andere leere Ceremonien gelegt ward, die Anbetung der Heiligen und Bilder, der Ablaß, die

Lehre vom Fegfeuer und den Seelenmeſſen — dieſe und andere ſchreiende Irrthümer und Mißbräuche der katholiſchen Kirche waren den Waldenſern ein Gräuel. Sie hatten ſich daher ſchon ſeit Jahrhunderten von der großen Gemeinſchaft getrennt und eine eigene geſtiftet, in der ſie den evangeliſchen Glauben durch Lehre und Leben in ſeiner urſprünglichen Einfalt und Reinheit darzuſtellen ſuchten. Dieß waren die Urſachen, warum die Bewohner der Thäler von Piemont und der Dauphinée, ein Geſchlecht nach dem andern, mit größeren oder kleineren Zwiſchenräumen, von dem Pabſte und ſeinen Werkzeugen verfolgt und jeder Schmach unterworfen wurden, welche Haß, Bosheit und Lüge erfinden konnten. Dazu kam noch das Unglück, daß ſie bei den vielen Kriegen und Friedensunterhandlungen ſchon vermöge ihrer geographiſchen Verhältniſſe öfters ihre Beherrſcher wechſeln mußten. So waren ſie eine Zeit lang Unterthanen von Frankreich, dann von Sardinien, ſpäter von den Herzogen von Savoyen und viele ihrer Brüder bewohnten das Marquiſat von Saluzzo. Von den Parlamenten der Dauphinée und von Aix wurden ſie zu verſchiedenen Zeiten ſehr ſtrenge behandelt, und, Franz I. ausgenommen, der, wie alle Tyrannen, ein Sclave der Laune, ſeine Parlamente wegen der ſtrengen Maßregeln, die ſie gegen die Waldenſer ergriffen, bald mit Vorwürfen überhäufte, bald ganz auflöste — dieſe Zeit ausgenommen, ſage ich, erfreuten ſie ſich nur von Wenigen der franzöſiſchen Könige irgend einer Gunſt. Die Herzoge von Savoyen ſcheinen ſie indeſſen im Allgemeinen ziemlich gütig behandelt zu haben. Unterrichtet von der Einfachheit ihrer Sitten, ihrer Biederkeit und ihrem freudigen Gehorſam, den ſie gegen ihre Vorgeſetzten in allen Dingen bewieſen, welche ihre Religion nicht betrafen, ſcheint das Haus von Savoyen in der langen Zeit von 300 Jahren durch die gütige Vorſicht Gottes die Waldenſer geliebt und beſchützt zu haben.

Dieß gilt jedoch von der Zeit nicht mehr, von welcher ich ſpreche; denn damals hatten es die Waldenſer einzig dem Einfluſſe der guten Herzogin von Savoyen zu danken, daß ihnen ihr Gemahl oft ſeinen Schutz angedeihen ließ. Hatten ſie irgend harte Maßregeln vom Herzog oder ſeinen Räthen zu befürchten, ſo war dieſe fromme und tugendhafte Fürſtin ihre Zuflucht, und ſo zu ſagen ihr Schutzengel; und ſo lange ſie lebte, fehlte es nie an einer gütigen Fürſprache, wenn es ſich vom Wohle der proteſtantiſchen Unterthanen ihres Gemahls handelte, den blos die Herzogin beſtimmt hatte, ihre Privilegien zu erhalten; oft hatte ſie die Waldenſer nicht allein vor dem Unwillen des Herzogs, ſondern auch vor dem Zorne der ganzen katholiſchen Partei beſchützt. Danken wir Gott für dieſe fromme Fürſtin, welche, um uns der Worte der heiligen Schrift zu bedienen, auf dieſe Art eine Pflegemutter der Kirche war; denn es ſteht geſchrieben: „Die Könige ſollen deine Pfleger, und die Fürſtinnen deine Säugammen ſeyn.“ O bedächten doch diejenigen, die ſich eines ähnlichen oder auch geringeren Einfluſſes in der Welt erfreuen, welch’ eine köſtliche Gabe und Wohlthat Gottes ſie daran beſitzen! O wendeten ſie dieſelbe doch ſtets ſo an, daß ſie zur Ehre des Gebers und zur Wohlthat der Kirche Gottes gereichen möchte!

Aber die gute Herzogin, welche ſo oft und ſo erfolgreich zu Gunſten der frommen Waldenſer eingeſchritten war, wenn ihr Gemahl, durch die Prieſter aufgereizt, einmal ſeine friedlichen Unterthanen nicht nur zu verfolgen, ſondern ſelbſt auszurotten im Sinne hatte, ein anderes Mal ſie durch Einfälle ſeiner Truppen quälte, oder in ein Bündniß gegen ſein Volk hineingezogen, den nahen Ausbruch des Sturmes, den er über ihrem Haupte zuſammenzog, durch eine Menge kleiner Plackereien verkündigte — dieſe gute Frau, welche durch ihre Vermittlung jedesmal den Streich von den Thalbewohnern abzuwenden wußte, wurde endlich zu einem ſchöneren Daſeyn abgerufen und nicht ſobald dem Grabe ihrer Väter überantwortet, als die päbſtliche

Partei hervorbrach, gleich blutdürſtigen Löwen aus ihrem Dickicht, und auf jede Weiſe die Vernichtung und Ausrottung der friedlichen Chriſten in den Thälern herbeizuführen ſuchte.

Aber die Hand des Herrn wird durch den Tod oder die Abweſenheit eines ſeiner dienenden Geſchöpfe nicht verkürzt, das er ſeither des Amtes eines Friedensſtifters für würdig geachtet hatte; nein, der Herr erweckte andere Freunde zum Schutze ſeines geliebten Volkes. Wie das alte Iſrael, ſo bewahrte er auch ſie Tag und Nacht, züchtigte Könige um ihretwillen und ließ ihnen durch Niemanden Unrecht geſchehen. So lange der Gemahl der guten Herzogin auf dem Throne ſaß, behandelte er ſeine frommen Unterthanen mit vieler Leutſeligkeit und Güte, während ſie von ihrer Seite alle Befehle des Herzogs befolgten, ſo weit ſie ihrem Gewiſſen nicht zuwider liefen. Auch ſcheint es, daß ihr Herrſcher, obgleich ein katholiſcher Fürſt, dieſes demüthige und tugendhafte Volk ſowohl wegen ſeiner Treue und ſeines Gehorſams gegen ihn, als auch wegen ſeiner Frömmigkeit vor Gott zuletzt ſeiner Achtung würdig fand.

Doch um die Aufmerkſamkeit des Leſers nicht zu lange bei dieſem Punkte meiner Erzählung hinzuhalten, will ich nur noch berichten, daß endlich auch dieſer edle

Fürſt ſtarb, und daß ihm ein Mann von einem ganz anderen Charakter nachfolgte. Schon bei ſeiner Thronbeſteigung legte dieſer eine Politik an den Tag, die von derjenigen, welche die vorige Regierung befolgt hatte, gänzlich verſchieden war; denn bei dieſer Veranlaſſung war es, daß das Thal von St. Madelaine de Belleville wegen einiger kleinen Anordnungen in der Landesvertheilung unter die unmittelbare Gerichtsbarkeit von Savoyen kam.

Der alte Paſtor Beauvoiſin hatte ſeine Sonne mitten im Frieden und der Ruhe der Thalkirchen untergehen ſehen, und die Gemeinden wandelten unter dem Troſte des heiligen Geiſtes und der Gemeinſchaft der Liebe neben einander. Aber es iſt mit den Gemeinden, wie mit den Familien und den Einzelnen: „Wen der Herr lieb hat, den züchtiget er;“ auch ſie haben ihre Tage der Finſterniß und Verfolgung, Tage, in welchen ſie geläutert werden gleich dem Golde in dem Schmelztiegel, bei welchem der Herr ſitzt als Läuterer, und nicht duldet, daß ein Körnchen des reinen Goldes verloren gehe, ſondern nur die Schlacken entfernt und das Unreine wegräumt.

Die Familie Peters war gerade in der Lage, in welcher ſie der Leſer in unſerem vorhergehenden Kapitel gefunden hat; ſie genoß des ganzen Wohlbehagens, der ganzen Lieblichkeit einer glücklichen Heimath, welche der

Dichter mit dem Neſte einer Ringeltaube vergleicht, das all' die Tauben in ſich faßt, die früher ohne Raſt und Ruh die Welt durchflogen. Sie waren alſo gerade in dieſer glücklichen Lage, als am Abende eines ruhigen Feſttages ein Befehl von dem Statthalter des Herzogs anlangte, nach welchem alle Einwohner der Thäler, die ſich zu dem Glauben der Waldenſer bekannten, ſämmtliche Städte und Dörfer der Thäler binnen drei Tagen zu räumen hätten, wenn ſie nicht innerhalb der nächſten zwanzig Tage dem Statthalter beweiſen könnten, daß ſie Katholiken geworden wären. Ferner beſtimmte der Befehl, daß gerade an den Orten, nach welchen ſie ſich wenden mußten, die Meſſe gefeiert werden ſollte, und daß ein jeder, welcher die Ermahnungen, ſich zum katholiſchen Glauben zu bekehren, umgehe oder abweiſe, der Todesſtrafe überantwortet würde.

Dieſer Befehl erſchien in den Thälern im Monat Februar, zu einer Jahreszeit, wo es durchaus unmöglich iſt, in den Gebirgen dieſer Gegend zu reiſen. Er kam am Abende des Tages, an welchem das kleine Kind Peters und Blanca's durch die Taufe ein Mitglied der ſichtbaren Kirche der Waldenſer geworden war. Dieſe Gelegenheit hatte ein kleines religiöſes Feſt in der Hütte dieſer demüthigen Landleute veranlaßt, und ſie wollten eben unter rührendem Danke für die genoſſenen Wohlthaten den Tag beſchließen, als die Familie durch die plötzliche Berufung Peters erſchreckt und beunruhigt wurde, welcher einer Rathsverſammlung von der äußerſten Wichtigkeit beiwohnen ſollte, die durch die Behörden der Thalgemeinden zuſammenberufen wurde, während die traurige Neuigkeit von dem ergangenen Befehle von Hütte zu Hütte getragen wurde und Schrecken und Verzweiflung mit ſich brachte.

In dieſer Berathung, welche bis Mitternacht dauerte, wurde beſchloſſen, daß die Thalbewohner zuerſt durch eine Bittſchrift, und im Falle dieſe erfolglos bliebe, durch geeignete Vorſtellungen verſuchen ſollten, den grauſamen Befehl des Statthalters abzuwenden oder zu mildern. Man wandte ſich deßhalb unmittelbar an den Letzteren mit der Bitte, den harten Befehl aufzuheben und die Friedlichkeit der Chriſten in den Thälern, ihren Gehorſam gegen ſeine Excellenz, ihre Ruhe unter ſeiner Herrſchaft und die Güte, mit welcher ſie bisher vom fürſtlichen Hauſe behandelt worden ſeyen, zu bedenken. Aber der unmenſchliche Statthalter war taub gegen alle Bitten und Vorſtellungen. Er wies ſie ab und geſtattete es nicht einmal, daß ſie ſich an den Herzog wandten; kurz, er ließ den betrübten und bekümmerten Gatten und Vätern der Waldenſer keine andere Wahl, als die Meſſe!

Die armen Thalbewohner mußten fürchten, ſchon auf der Reiſe in den Gebirgen durch Eis und Schnee oder durch Hunger und Nacktheit umzukommen; aber das Evangelium ihres Erlöſers zu verlaſſen — den Glauben ihrer Väter — die heilige Religion ihrer Vorfahren aus den älteſten Zeiten her — die Religion der Märtyrer und Glaubenshelden, der Apoſtel und Propheten — o! da hätten ſie ja Gott ſelbſt verläugnen müſſen!

Ohne Bedenken gingen ſie daher fort von ihren Hütten und ihrer Heimath, von ihren Feldern und Weinbergen, ohne zu wiſſen, wohin. Weiber und Kinder, hilfloſe Säuglinge und betagte Greiſe — der Hinkende, der Lahme und der Blinde — die zarte Frau und das neugeborene Kind — Alle verließen ihre Heimath im tiefſten Winter, um ungangbare Berge zu überſteigen, unter Regen, Eis und Schnee; kurz, unter allen Hinderniſſen, die ungünſtig auf eine ſolche Auswanderung einwirken konnten.

Doch dieß war nur der Anfang des Elends — denn kaum hatten Weiber und Kinder ihre friedliche und geliebte Heimath verlaſſen, als Soldaten gleich zügelloſen Banditen in die Dörfer hereinbrachen, und nachdem einen oder zwei Tage von Seiten der Mönche ein ſcheinbarer Eifer gezeigt worden war, die Waldenſer zu dem päbſtlichen Glauben zu bekehren, von Seiten der Waldenſer aber aller papiſtiſchen Ueberredung ein feſter Widerſtand entgegengeſetzt worden war, brachen die Soldaten mit der katholiſchen Bevölkerung der Thäler los, raubten, brannten und rißen die ſchönen Hütten der Verfolgten bis auf den Grund nieder, ſchlugen mit fürchterlicher Grauſamkeit die Väter und jungen Männer, welche zurückgeblieben waren, und um ihrer Familien willen ihr Eigenthum zu beſchützen ſuchten, und da ſie andere Waffen als Folter und Pfahl führten, ſäeten ſie, in fortwährendem Gemetzel, den Tod auf alle Seiten und verwandelten das fruchtbare Feld in eine Wüſte; bald boten die Dörfer in den Thälern, welche vorher ausgebreitet geweſen waren, wie die Zelten und Hütten Iſraels, und ſchön, wie die Gärten am Fluſſe, den öden und eintönigen Anblick einer düſtern Ruine dar.

All' dieſem Elende unterwarfen ſich die Waldenſer lieber, als daß ſie die Wahrheit der Bibel abgeläugnet oder dem Glauben ihrer Väter entſagt hätten. Der Statthalter hatte ihnen befohlen, ihre Geiſtlichen bei Todesſtrafe zu entfernen und an ihrer Statt Prieſter vom katholiſchen Glauben aufzunehmen, ihnen alle Verehrung zu erweiſen und in ihren Kirchen Meſſe zu halten. Aber die Geiſtlichen zogen vor, mit ihrer Heerde umzukommen, und ſagten in Beziehung auf den Befehl, daß das Volk an das Meßopfer glauben ſolle, den Prieſtern offen, daß der Leib Chriſti im Himmel, und daß die Meſſe eben ſo abgöttiſch als thöricht ſey. Sie ſeyen nicht ſo unterrichtet worden, noch haben ſie Chriſtum ſo gelernt, daß ſie ſich fürchten ſollten, für ſeine Sache zu leiden. Der, welcher ſie bis zum Tode geliebt, welcher um ihretwillen ſeinen Rücken denen, die ihn ſchlugen, und ſeine Wangen denen, die ihn rauften, dargeboten hatte, wurde mit einer Liebe und Treue, die noch im Leiden lächelte, und mit einer Ergebenheit, die ſich im Feuer zu erproben bereit war, von ihnen verehrt und angebetet. Aber während dieſes merkwürdige Volk, als Chriſten betrachtet, den Tod für beſſer hielt, als das Leben, wenn es um den Preis erkauft werden ſollte, daß ſie ſich zu einer Lehre bekennen mußten, die ſie verabſcheuten, oder Glaubensgrundſätze annehmen, welche ihren Meiſter ſeines Ruhmes beraubten — ſo waren ſie doch, als Menſchen, den zarteſten Gefühlen des Herzens zugänglich; und glühend von Liebe und Anhänglichkeit vertheidigten ſie ihre Heimath und ihren Heerd mit der Kühnheit von Vätern, die für ihre geliebten, verfolgten Kinder kämpfen, und widerſtanden den Raubanfällen des Wolſes, ſo wie das Mutterſchaf ſein blöckendes Lamm beſchützt.

Während Leiden und Tod, bis zur gänzlichen Ausrottung, das letzte Loos derjenigen wurde, welche in den Dörfern zurückblieben, begleitete und verſchlimmerte eine ſogenannte Gerechtigkeit, die man zur Schau ſtellte, vor einigen Gerichtshöfen die Beſchimpfungen, welche ſie ſowohl von den Soldaten ihres eigenen Fürſten, als von den Prieſtern jener abtrünnigen Kirche erdulden mußten, die ſich ſelbſt eine Macht zugeeignet hatte, zu deren Handhabung keine Kirche auf Erden berechtigt iſt. Aber während Morden und Blutvergießen in den Thälern hauſete, und Frömmelei und Aberglaube ſich mit Blut ſättigten, duldeten die Weggezogenen in den Bergen, unter dem Schnee und den Winden der Alpen, mit derſelben Stille und Ergebung; denn derſelbe Geiſt, welcher ſich der Trübſal rühmte und der Verfolgung in den Thälern trotzte, glühte auch in dem Herzen derjenigen, die ihre Bruſt dem Sturm und Ungewitter darboten. Ja, jeder Weg führte zum Tode, wenn auch nicht für Alle, doch für Viele. Die Verbannten brachten die erſten Tage beinahe immer im Gebete zu; ſie zauderten noch auf den Höhen, von denen ſie unaufhörlich auf ihre Dörfer hinabſchauten, und laut war der Schrei, der ſich von den Bergen erhob, wenn die vertriebenen Thalbewohner, die Mütter und ihre Kinder, der betagte Greis und der Kranke, den Rauch von den geliebten Wohnungen in feurigen Säulen bei Tag gen Himmel ſteigen oder bei Nacht die Finſterniß durch weithin leuchtende Flammen erhellen ſahen. Laut war der Schrei, der von den Bergen gen Himmel aufſtieg, nicht um Rache, ſondern um Gnade; denn es war nicht im Glauben oder im Geiſte der ſanftmüthigen Waldenſer, Vernichtung ihrer Feinde zu wünſchen. Inbrünſtig waren ihre Gebete für den Gatten, für den Vater und für die braven Jünglinge, die an der Seite ihrer Väter die Thaten derſelben nachahmten und ſich der Ehre ihrer Vorfahren theilhaftig machten, indem ſie nicht blos ſagten: „Müſſen wir nicht auch ſterben?“ ſondern ſich durch keine Folter erſchüttern ließen und am Pfahle noch Siegeslieder ſangen. Für ſie ſtieg das Geſchrei ihrer betrübten Verwandten empor, als ſie von den fernen Höhen in die rauchenden Thäler unter ihnen hinabſahen, während die kleinen Kinder unwillkürlich ihre zarten Händchen falteten und mit frommem Blicke für ihre Väter beteten. Zuweilen ſuchten ſich die unglücklichen Flüchtlinge mit der Hoffnung auf die zukünftige Herrlichkeit und mit dem Segen des Evangeliums, für welches ſie litten, zu tröſten. Da ſie den Abend des zeitlichen Lebens hereinbrechen ſahen, wandten ſie ihre Blicke nach der Ewigkeit. Sie ſangen in der Stille der Nacht oder des dämmernden Morgens ein heiliges Lied, welches alle Echo's der Gebirge feierlich wiederhallten.

„Was deutet jene Gluth?" war eine Frage, die ihnen der Anblick des Elendes vorlegte und ſich an theure gewohnte Erinnerungen knüpfte. In ſolchen Augenblicken ſangen die frommen Verbannten jenes begeiſternde, feurige Lied, das in der Sprache der Thäler der Märtyrergeſang genannt wurde.

Der Märtyrergeſang.

Was deutet jene Gluth?
Der Himmel roth, wie Blut,
Und ſein Gewölb' geborſten und zerfallen?
Ich ſeh' auf Sternenhöh'n
Der Engel Schaaren ſteh'n
Und ſie im Sonnenglanz zu höhern Höhn ſtets wallen.
Ich ſeh', das Haupt geſenkt,
Dort eine Schaar, die lenkt
Erdwärts den Flug. Die Boten Gottes blicken,
Wie Blitze, die durch ſchaur'ges Dunkel zücken;
Geſandte ſind es, die hernieder ſchweben,
Zu Gott uns abzurufen aus dem Erdenleben.

Und in den höhern Höh'n
Stets mehr der Engel ſteh'n;

Der Seraphinen Schaar in langen Zügen
Zieh'n durch den weiten Raum
Auf goldner Wolken Saum;
An ihre Schultern ſich die weißen Schwingen ſchmiegen,
Und von der Harfe Klang
Und von der Engel Sang,
Der raſtlos, wie die Weg' zur Tiefe fließet,
Hoſianna auf Hoſianna jauchzend gießet,
Der Himmel hallt, und ſelbſt die Menſchen lauſchen,
Als hörten mächtig ſie der Gottheit Harfe rauſchen.

Und meine Seel' entzückt
Im Heil'genſchein erblickt,
Die Chriſtus ſich zu Heil'gen auserkoren.
Hell blinkt im Sonnenglanz
Des Hauptes Palmenkranz,
Der Kleidung blendend Weiß hoch von des Himmels Thoren.
Es ſitzen dort im Reih'n
Die Jünger, die Getreu'n,
Und über ihrem Zion hoch erhoben,
Ein Lied ſie ſingen, ihren Gott zu loben.
Ja dort, wo ſanft des Lebens Wogen fließen,
Dort dürfen ſie der Himmelswonne Glück genießen.

Und nochmals, nochmals ſeh'
Ich droben in der Höh'
Der Märt'rer Siegszug nach vollbrachten Leiden.
Heil dem, der überwand!
Dort in der Sel'gen Land
Sind ſeine Wunden ſüße Quellen ew'ger Freuden.

O heil'ger Stephan! Du
Biſt dort; die heil'ge Ruh'
Thront noch auf Deiner Stirn, die ſie umzogen,
Als Deiner Mörder Steine Dich umflogen,
Und Du die Hände aufhobſt zum Gebet,
Das für den Feind zum Vater um Verzeihung fleht.

Wer thront in höh'rer Höh'?
Die Locken rein, wie Schnee?
Er iſt's, er iſt's, der Menſchenſohn ſich zeiget
Zur Rechten deſſen, der
Erſchuf zu ſeiner Ehr'
Das All', dem ſich der Seraph zitternd neiget.
Zu ſeinem Haupt mit Pracht,
Als Zeuge ſeiner Macht,
Wölbt über Berge ſich ſein Regenbogen.
Horch! Donner rollen, gleich empörten Wogen.
So ruft zum Throne Chriſtus ſeine Frommen;
Jeſus, Erlöſer, Herr, wir kommen, kommen, kommen!

Doch um mit der Beſchreibung dieſes merkwürdigen Tages fortzufahren, will ich zu der Geſchichte Peters und ſeiner Familie zurückkehren.

Als der beſtimmte Tag herankam, wo das demüthige Volk, Weiber und Kinder, Greiſe und Kranke ihren bisherigen Wohnort verlaſſen ſollten, um jenſeits ihrer Alpen die Zufluchtsſtätte zu gewinnen, welche ihnen die Gaſtfreundſchaft der Schweizer und der dortigen Waldenſer angeboten hatte, begann Blanca mit Hubert, Gabrielen und ihrem kleinen Kinde, von der Familie des Paſtors Pascal und anderen aus dem Dorfe St. Madelaine begleitet, ihre traurige Reiſe.

Der alte Mauleſel war mit dem Nöthigſten beladen, was man aus der Hütte wegbringen konnte, nicht als ob ſie etwa vor der Zerſtörung zu bewahren geſucht hätten, was ſie für werthvoll hielten (ſolche Gedanken kamen ihnen unter dieſen Umſtänden nicht in den Sinn), ſondern lediglich, weil ſie den theuren Kindern und ihrer Mutter den gefährlichen Uebergang über die Gebirge ſo ſehr als möglich zu erleichtern ſuchten. Ein weiteres Saumthier war mit Mänteln, Decken und vielen andern für eine ſolche Reiſe nöthigen Dingen beladen, um den Weibern und Kindern, wenn ſie der Nachtluft ausgeſetzt waren oder in Gegenden kamen, wo ſie kein Obdach finden konnten, ein Lager auf dem Schnee zu bereiten. Alles, was ein zarter und liebevoller Vater auffinden konnte, um die ſchrecklichen Uebel einer ſo herzzerreißenden Auswanderung zu mildern, ſuchte Peter ſorgſam zuſammen. Seine Familie war unter den letzten, die das Dorf verließen; er begleitete ſie ungefähr noch eine Meile weit über das Thal hinaus, indem er ſie aufmunterte, ihre Sinne zu ſtärken und ihre Herzen zu ermuntern, — ſich an die Verheißungen des Evangeliums zu erinnern und um ſtarken Glauben und feſtes Vertrauen auf Gott zu bitten; denn „nicht einer,“ ſagte er, „nicht einer, welcher auf ihn vertraut hat, iſt je zu Schanden geworden.“ Beim Abſchiede ſchärfte er ihnen noch einmal ſeine Belehrungen in Bezug auf die Reiſe ein und wiederholte ſeine Ermahnungen, ſie ſollten unterwegs eines für das andere Sorge tragen. Er kehrte immer auf's Neue wieder zurück, um ja nichts zu vergeſſen. Hundertmal wiederholte er es, er hoffe, ſie in La Flechère wieder zu treffen. Während ſich Blanca mit heldenmüthiger Standhaftigkeit bemühte, die nöthige Ruhe zu behalten und ihre Beſorgniß und Thränen zu verbergen, nahm Peter das Kind auf ſeine Arme und blickte es mit dem Ausdrucke beklommener Zärtlichkeit an; die übrige Familie, dachte er, möchte es erleben, daß ſie wieder zuſammenkommen könnten, — aber das Kind nimmermehr! Er fürchtete, es zum lezten Male zu umarmen; endlich gab er es der Mutter zurück und ermahnte ſie mit der ängſtlichſten Sorgfalt, es doch ja recht warm zu halten; doch plötzlich von dem Gedanken erſchreckt, Blanca möchte auf den kleinen Heinrich mehr Sorge wenden, als auf ſich ſelbſt, empfahl er das Kind Hubert, und bat ihn, ſeine Mutter nie zu lange gehen zu laſſen, ſondern ſie auf den alten Benedict zu ſetzen. „Bei jedem Anblicke von Gefahr,“ ſagte er noch, „und bei jeder Annäherung von Mühſeligkeit vergiß nicht, daß Dir Einer näher iſt, als Dein Vater, um Dir zu helfen, richte Deinen Nothſchrei an ihn. Und nun,“ fuhr Peter fort, „nun, meine geliebte Blanca, lebe wohl. Wir werden uns wiederfinden und die Kirchen der Thäler wieder blühen ſehen. Der Herr wird uns nicht für immer verlaſſen; ob er gleich Kummer über uns verhängt hat, ſo wird er doch Mitleiden haben; denn ſeine Gnade iſt überſchwänglich, und ſeine Liebe iſt von Ewigkeit her. — Lebe wohl!“

„Lebe wohl!“ ſagte Blanca, ihre Augen zum Himmel erhebend, wie wenn ſie von dort den Segen herabrufen wollte — „lebe wohl, Peter! Wenn Du die Märtyrerkrone gewinnſt, ſo ſehen wir uns hier nicht wieder, ſondern dort, ja, wir werden wieder vereinigt werden im Himmel oder auf Erden — lebe wohl bis dorthin.“ Das Weinen des Vaters und der Kinder unterbrach ſie; doch nicht eine Thräne verdunkelte das Auge der heldenmüthigen Gattin und Mutter. „Nur um Ein Ding habe ich für Dich gebetet,“ fuhr ſie fort, „der Herr ſey mit Dir und Du in ihm — lebe wohl! — Du mußt gehen — lebe wohl — ſey ſtandhaft!“ — „Wie der Felſen des Gebirges,“ antwortete Peter —

„lebe wohl! — Hubert, ſorge für Deine Mutter — der Geſegnete ſegne Euch!“ —

Nach dieſen Worten machte ſich Peter von Gabrielen los, die ihre Arme um ſeinen Nacken geſchlungen hatte und nicht von ihm laſſen wollte. Darin eben beſtand die höchſte Marter dieſer gefühlvollen Menſchen; denn was war das Rad und der Pfahl in Vergleich mit der Trennung von ſeinen Heißgeliebten? in Vergleich mit dem plötzlichen Abſchnellen jener zarten Saiten, auf denen alle Harmonie des Lebens beruht.

Ohne zurückzuſehen ging Peter den Berg hinab. Als er ſich dem Dorfe näherte, war er über die Todesſtille betroffen, welche rings um den einſt ſo lebhaften Ort herrſchte. Das Geräuſch der Webſtühle war verſtummt, und der Schlag des Hammers, den man auch früher immer aus der Hammerſchmiede über den See herüber gehört hatte, war der einzige Laut, der das ängſtliche Schweigen unterbrach und die Bruſt Peters mit Beſorgniſſen erfüllte; denn dort ſchärften diejenigen, welche ihren Unterdrückern Widerſtand zu leiſten entſchloſſen waren, ihre roſtigen Waffen beim Scheine des flackernden Ofenfeuers, während Andere, die mit Ungeduld ihre Abreiſe betrieben, ihre Roſſe beſchlugen. Dieß war das einzige Geräuſch, an welchem man merkte, daß das Dorf bewohnt war. Ohne irgend Jemanden anzureden, von dem er den gegenwärtigen Stand der Dinge hätte erfahren können, ging Peter mehrere Male um ſeine Hütte herum. Es lag etwas in dieſer Einſamkeit und Verlaſſenheit, das ihn unbeſchreiblich bewegte, und als er in ſeine Hütte trat, aus der diejenigen, welche ſie für ihn zum Paradieſe gemacht hatten, geflohen waren, fühlte er ſein Herz klopfen und ſeine Lippen beben; und beim Anblicke des Strohs und der Weiden, wovon die Kinder noch kurz vorher ſo emſig Hüte und Körbchen geflochten hatten, ſchlich ſich eine Thräne aus ſeinen Augen, und ſeine Standhaftigkeit hatte ihn verlaſſen.

Während Peter mit manchen traurigen Gedanken ſeine kleinen Geſchäfte und das wenige Werthvolle, das er beſaß, in Ordnung brachte, wurde die unheimliche Stille, die ſo eben noch in dem Dorfe geherrſcht hatte, auf einmal durch die mißtönendſten Laute unterbrochen. Gelächter, Flüche und Hufſchlag verkündigten ſattſam das Einrücken der Truppen, welche nebſt den Vätern des heiligen Officiums und den Mönchen beauftragt waren, den Befehl des Statthalters in Ausführung zu bringen und die Leute durch Säbelhiebe zum katholiſchen Glauben zu bekehren.

Die Waldenſer, die in den Thälern zurückgeblieben waren, um ihr Eigenthum vor Plünderung zu beſchützen und von der Wahrheit Zeugniß zu geben, empfingen die Truppen mit einer Ruhe, die ihnen ihre Achtung hätte gewinnen und ihren Zorn beſchwichtigen können, waren es doch die Unterthanen ihres eigenen Fürſten. Sie begegneten ihnen friedfertig und verſchafften ihnen Quartiere; denn auf dieſe Weiſe hofften ſie die Erbitterung zu entwaffnen und Zwangsmittel zu verhindern, und erwarteten, daß die Soldaten, wenn ſie ſich nicht nur nicht gereizt, ſondern ſelbſt mit Güte behandelt ſähen, den Zweck ihres Hierſeyns vergeſſen würden, und daß, hätten ſie die Soldaten erſt gewonnen, ihre Geiſtlichen verſuchen könnten, die Prieſter durch Schrift- und Vernunftbeweiſe des Irrthums zu überführen. Es war umſonſt. Die Weisheit, Ruhe, Kraft und Beredtſamkeit, womit nicht allein die Seelenhirten, ſondern viele der Geringſten aus ihrer Heerde die armſeligen Trugſchlüſſe der Mönche niederſchlugen, erhitzten dieſe nur noch mehr und machten ſie zuletzt wüthend. Der unerſchrockene Muth, die unbeugſame Rechtſchaffenheit, mit welcher auch der Aermſte aus dem Volke jeglichen Verſuch, ihn von ſeinem Glauben abzuwenden, zurückwies, erbitterte ihre Feinde, die unfähig waren, ihre höhere Würde zu ſchätzen; und da ſie es eben ſo unmöglich fanden, dieſes fromme Volk zu beſtechen, als einzuſchüchtern, verſchoben die Mönche und Brüder ihre

Unterredung mit den Geiſtlichen und Aelteſten auf ein anderes Mal.

So war der Widerſtand, welchen die Waldenſer bis dahin ihren Feinden entgegenſetzten, nichts, als ein einfaches Feſthalten an der Wahrheit der Bibel. Dieſes zweiſchneidige Schwert war die einzige Waffe in ihrem Kampfe; aber es war eine ſolche, womit ſie ihre Feinde nicht verwunden konnten. Dieſe griffen zu einer andern oder vielmehr zu einer Menge anderer; weil ſie den Geiſt unbeugſam gefunden hatten, rächten ſie ſich am Körper und überboten ſich an Grauſamkeit.

Endlich wurde in einer Verſammlung der Prieſter beſchloſſen, noch einmal zu verſuchen, die Ketzer, wie ſie das theure Volk des Herrn nannten, durch Beweisgründe zum Uebertritte zu veranlaſſen und Allen, welche den Tag darauf der Meſſe beiwohnen wollten, Verzeihung für die Empörung, deren ſie ſich ſchuldig gemacht hatten, zuzuſagen; es ſollten weder ihre Namen dem Statthalter angezeigt noch ihr Eigenthum eingezogen, ſondern ſie ſelbſt in den Schooß der heiligen Mutter Kirche aufgenommen werden.

Ich habe kaum nöthig, zu bemerken, daß nur Wenige das Verſprechen annahmen. Einer oder zwei ließen ſich durch Angſt zum Abfall verleiten; aber einige Tage nachher legten ſie den Thalkirchen den zerknirſchteſten

Widerruf ab und wurden wieder in ihre Gemeinſchaft aufgenommen. Unter denen, welche an dieſem Tage ein gutes Glaubensbekenntniß ablegten, war Peter von Beauvoiſin. In der Mitte der grauſamen Spötter und Schmäher ſtand er unbewegt. „Standhaft!“ war der Wahlſpruch ſeiner Seele, ſtandhaft war ſein Geiſt, ſtandhaft ſeine Haltung. Er wurde von dem auf ihm laſtenden Verdachte der Empörung freigeſprochen; ihn der Ketzerei zu überführen, war nicht möglich, ohne auch die Propheten und Apoſtel derſelben zu beſchuldigen. All' dieß jedoch hätte ihm wenig geholfen, wäre er nicht durch das edle Haus Raymond beſchützt worden, welches, obgleich ſelbſt katholiſch, die Würde, Treue und Rechtſchaffenheit des demüthigen Landvolkes in den Thälern kannte und ſchätzte, und deßwegen dem anmaßenden und blutdürſtigen Geiſte widerſtand, der ihre eigene Prieſterſchaft entehrte und ihre Religion entweihte. Mit Hand und Mund hatten ſie den Entſchluß zu erkennen gegeben, die Perſon Beauvoiſin's zu ſchützen, und Petern dadurch vom Scheiterhaufen gerettet. Als der Zorn und die Grauſamkeit, welche die Mönche bisher gezeigt hatten, einem Geiſte der Verſöhnung Platz zu machen ſchien — aber nur, um die Ausführung ihres Vorhabens mehr zu beſchleunigen, forderte die kleine Verſammlung von Vätern, welche im Thale zurückgeblieben war, Petern auf, dieſen Stillſtand zu benützen und den Uebergang über die Berge zu verſuchen, um den Weibern und Kindern beizuſtehen, von denen man wegen der ſtrengen Kälte und der kümmerlichen Umſtände, in denen ſie ſich befanden, glaubte, ſie ſterben bei Hunderten.

Nach dieſem Tage des Spottes und Hohnes dankte Peter ſeinem Gotte, daß er ihn für würdig geachtet habe, um ſeines Namens willen Schande zu leiden, und faßte den feſten Entſchluß, eher Galgen und Rad über ſich ergehen zu laſſen, als eine der großen Wahrheiten Seines heiligen Wortes zu verläugnen. Ermuntert durch ſo tröſtliche Gedanken und beſeelt von der Hoffnung, mit ſeiner geliebten Familie wieder vereinigt zu werden — obgleich die vorherbeſtimmte Zeit der Abreiſe längſt verſtrichen war — zog er ſich in ſeine Hütte zurück, packte für ſeine Kinder und leidenden Landsleute in dem Gebirge einige Kleinigkeiten in ſeinen Schnappſack, und als es ſchon der Morgendämmerung zuging, nahm er von ſeinem Kaminſims die koſtbare Bibel ſeines verehrten, ſeligen Vaters, und indem er ſeine Lampe putzte, welche nur noch ein klein wenig Oel enthielt, ſchickte er ſich an, in der heiligen Schrift zu leſen und zu beten, bis er mit dem wiederkehrenden Morgenlichte ſeine Reiſe antreten könnte.

Als er bei der verglimmenden Aſche des Feuers ſeinen wohlbewahrten Schatz, die Bibel des Paſtors, aus ihrem Umſchlag hervorzog, wobei er ſich lebhaft an die Jagd auf die arme Gemſe erinnerte, die ihm ihr Fell dazu gegeben hatte, dachte er mit großer Zärtlichkeit an ſeinen alten Vater, deſſen letztes beſtes Vermächtniß dieſes Buch geweſen war. Wie oft hatte er dieſe geheiligten Blätter im Schooße ſeiner Familie aufgeſchlagen. Jetzt war Alles um ihn her ſtille, bewegungslos und öde; ſein Herz war beklommen — Thränen rollten über ſeine Wangen herab — der Gedanke an Blanca und ihr Kind — an Hubert und Gabrielen, die vielleicht im Schnee umkamen, quälte ſeine Seele mit einer Angſt, welcher kein menſchlicher Muth widerſtehen konnte. Er warf ſich auf den Boden und badete ſich in Thränen — er ſchrie zu dem Herrn um Gnade — er that Buße vor ihm — er bat um Kraft im Leiden — um Kraft, zu harren bis ans Ende — um einen feſten Geiſt, den Märtyrertod ruhig ſterben und mit Muth alle Qualen erdulden zu können. Da bedachte er, daß er einzig Urſache habe, ſich zu freuen; denn nicht nur war ihm ſeine Hütte geblieben, während die meiſten Dörfer ſeines Thales bereits verbrannt worden waren, es war ihm auch die Ehre widerfahren, daß er um ſeines anbetungswürdigen Meiſters willen geſchmäht und verſpottet worden war. Dieſe Gedanken, an die ſich die

Erinnerung an die letzten Worte ſeiner Blanca reihte, ſchienen in ſeiner Seele zu fluthen, als er, auf dem Angeſichte liegend, in ſeinem Gebete fortfuhr; ja, ihre einzige Bitte, „ſey ſtandhaft,“ richtete ihn empor. „Gewiß, der Herr iſt mit mir,“ ſagte er und ſtand auf, um ſich in ſeinem einſamen Gemache umzuſehen. Die ängſtliche Beklommenheit, die ihn auf den Boden niedergedrückt hatte, war von ſeinem Herzen gewichen; er fühlte ein ſtarkes Vertrauen zurückkehren, das aus ſeinem erneuerten Glauben entſprang. Seine Beſorgniſſe hinſichtlich ſeiner Familie waren verſchwunden, oder wenn ſie auch noch einigermaßen auf ihm laſteten, ſo war er doch gerade jetzt nicht ohne Troſt. Die Verheißung: „Denen, die Gott lieben, müſſen alle Dinge zum Beſten dienen,“ die ihn ſchon ſo oft getröſtet hatte, erfüllte ſeine Bruſt mit Muth und Freudigkeit.

„O Herr!“ ſagte er, „gewiß, ich liebe Dich! — Wen habe ich im Himmel, als Dich? Iſt ein Menſch auf der Erde, den ich auch nur einen Augenblick ohne Dich ſchätzen könnte?“

Nachdem er ſo vor dem Throne der Barmherzigkeit gekniet hatte, ſchwang ſich ſeine Seele aus ihren Banden, wie der zitternde Vogel, der ſich freut, ſeine entfeſſelten Schwingen wieder unter dem blauen Himmel ausbreiten zu können. Befreit von all' den Aengſten, mit welchen ſein Herz einen Augenblick zuvor wie gegen die Bitterkeit des Todes gekämpft hatte, wurde er ruhig und heiter und bereitete ſich, ſeinen Bund mit Gott zu erneuern, indem er einen Abſchnitt ſeines heiligen Wortes las.

Als er das geſegnete Buch aufſchlug, öffnete es ſich gerade beim ſiebenten Kapitel der Apoſtelgeſchichte, und der fromme Waldenſer fing an, zu leſen. Es war eine Stelle, die er von ſeiner Kindheit an auswendig gewußt hatte, — eine Stelle, die er oft hatte vorleſen hören, — eine Stelle, über welche die Väter und die Blutzeugen der Thäler oft gebetet und nachgedacht hatten; und ſie berührte ihn nun gleich der Stimme eines geliebten Freundes, als er, von Vers zu Vers, der ſo oft erzählten Geſchichte Abrahams, des Freundes Gottes, folgte, und ſie tröſtete ihn, bei jedem Schritte von des Patriarchen Reiſe, als er Gottes, des Freundes der Menſchen, dachte. Der wüthende Prieſter von Jeruſalem und die Menſchen, von welchen Peter nun ſchon ſo lange umgeben war, hatten eine auffallende Aehnlichkeit. Wie fürchterlich iſt doch die Tyrannei der Leidenſchaft, dachte Peter, wie ſchrecklich iſt es, ein wehrloſes Opfer, der Wuth von Scheuſalen preisgegeben zu ſeyn, wie die Verfolger eines Stephanus waren. Der Menſch iſt furchtbarer in ſeiner Leidenſchaft als ein Löwe, wild und grimmig wie das Raubthier der Wüſte. Von dem Gedanken an die Verfolger der Propheten, an die Verräther und Mörder des Gerechten ging Peter zur Betrachtung von Stephanus Charakter über, und während er ſo ſinnend vor dem offenen Bande daſaß, wurde er beim Hinblicke auf den Märtyrer geſtärkt, und nicht blos wegen der himmliſchen Herrlichkeit, die ſeine Perſon umſtrahlte, als ſchaue er in das Angeſicht eines Engels, ſondern beſonders auch, wenn er ihn mit den halsſtarrigen und an Herzen und Ohren unbeſchnittenen Juden verglich, welche daſtanden und die Zähne über ihn zuſammenbiſſen. Der Charakter des Mannes, voll Glaubens und heiligen Geiſtes, zeigte eine Ruhe, eine Stille, eine gänzliche Abweſenheit Alles deſſen, was die Wuth des wahnſinnigen Pöbels aufreizen konnte; er war gleich dem Regenbogen in den Wolken, gleich den ſtillen ſanften Lüftchen nach dem Sturme, lieblich wie die von Blüthen durchduftete Atmoſphäre. Der fromme Waldenſer betrachtete das heilige Gemälde, bis er beinahe die Glückſeligkeit des Märtyrers beneidete, indem er ſagte: „O Herr, gib mir denſelben Geiſt, gib mir denſelben Glauben; dann werde ich alle Dinge für geringer achten, als die Freude, Deinen Willen zu thun; dann werde ich mehr bekümmert ſeyn um das Elend meines verfolgten Bruders, als um meine eigene Gefahr; dann werde ich Muth haben, meinem Meiſter in Gefängniß und Tod zu folgen, zu der Folter und zum Pfahle. Und o! wenn ich für würdig geachtet werde, Dich zu verherrlichen, gib mir den Geiſt dieſes Mannes, daß ich mit ihm von den Mördern meines Volkes ſagen möge: „„Herr, behalte ihnen dieſe Sünde nicht!““

Als der Einſame an denjenigen Theil der heiligen Erzählung kam, welche eine Reihe von Begebenheiten des auserwählten Volkes Gottes während vieler Jahre beſchreibt, betrachtete er, von demgleichen Geiſte durchdrungen, der die geſegnete Geſchichte ſelbſt beſeelt, mit Entzücken die frohen Hoffnungen, die ſein ſonſt ſo einfältiger Geiſt aus den Schilderungen der Treue und Gnade Jehovah's ſchöpfte; denn überall offenbarte ſich in den Führungen des Herrn die unendliche Liebe und Weisheit der Vorſehung. In der kurzen Geſchichte Abrahams, ſeiner Kinder und Kindeskinder, wie ſie hier durch den Märtyrer erzählt wird, glaubte Peter das Seitenſtück zu der Erfahrung eines jeden wahrhaft Gläubigen in der Welt zu erkennen. Gleich dem Patriarchen wurde auch er mit ſeinen Kleinen berufen, ſein Land, ſeine Freundſchaft und ſein väterliches Haus zu verlaſſen und auszuziehen, ohne zu wiſſen wohin. Bisher war ihm immer die Wonne zu Theil geworden, nach ſeinen Wanderungen ſagen zu können: „Ich wohne unter meinem eigenen Volke;" nun aber mußte er aus dem Thale ſeiner Kindheit ſcheiden, die Heerde ſeines Vaters war zerſtreut, wie die Schafe ohne Hirten, oder verlaſſen, wie der Ochſe an der Schlachtbank. — Der Gedanke an die Verbannung durchſchnitt ihm das Herz; doch das Gebet ſeiner Blanca: „Der Herr ſey mit Dir," gab ihm neuen Muth, und er ſagte bei ſich ſelbſt, wenn der Herr mit mir iſt und den Meinigen, ſo bedarf ich ſonſt nichts mehr.

Er las weiter und kam an die Stelle, wo der Herr am Fuße des Berges Horeb zu Moſes redet und von den Unterdrückungen Pharao's und der Schmach ſeines Volkes ſpricht: „Ich habe wohl geſehen das Leiden meines Volks, das in Egypten iſt, und habe ihr Seufzen gehört und bin herabgekommen, ſie zu erretten." Das rührende Mitgefühl des Freundes der Sünder, das ſich in dieſen Worten ausdrückt, bewegte den frommen Mann tief. Er wiederholte die Worte: „Ich habe wohl geſehen das Leiden meines Volks, und habe ihr Seufzen gehöret und bin herabgekommen, ſie zu erretten." — O wie lieblich klangen dieſe Worte des Schutzes und der Gnade in dem Herzen des armen

Beauvoiſin wieder, während Thränen über ſeine Wangen rollten! — „O mein Herr und mein Gott, wir ſind Dein Volk, ſieh unſere Leiden, höre unſer Seufzen, komm herab und befreie uns! O errette uns aus der Hand des Böſen; willſt Du aber, o Herr, Deine Herrlichkeit durch unſere Leiden verklären, ſo laß uns Deine Ehre höher achten, denn alle Güter der Welt! — O ſchenke uns die Kraft, auszudauern!“

Doch was den frommen Chriſten bei der Ausſicht auf ſeinen Tod oder auf die gänzliche Vernichtung ſeines Volkes, die nicht mehr weit entfernt ſchien, am meiſten tröſtete, war die einfache Beſchreibung des Todes, welchen Stephanus erlitt —: „Und als er das geſagt, entſchlief er.“

So ſagt man etwa von dem ſanften Einſchlummern eines Säuglings: „Als ich ihm ein Wiegenliedchen geſungen hatte, ſchlief er ein!“ — Für den Gläubigen, ſagte Peter, gibt es alſo kein Sterben, ſondern nur ein Entſchlafen; denn es ſtehet geſchrieben: „Wer an mich glaubt, der wird nimmermehr ſterben.“ Der zeitliche Tod iſt eine Trennung der Seele vom Leibe; aber dem Gläubigen iſt er nur eine nähere und innigere Verbindung der Seele mit Chriſtus. „Nichts mag uns ſcheiden von der Liebe Gottes, die in Chriſto Jeſu iſt, unſerm Herrn.“

Mit ſolchen Gedanken und in feurigen Gebeten, in die ſeine Seele überſtrömte, brachte dieſer fromme Mann die einſamen Stunden der Nacht hin. Sein Geiſt war erfriſcht und geſtärkt und durch die Gnadenmittel aufgerichtet, die uns unſer himmliſcher Vater zu unſerem Troſte verleiht, während wir durch die Wüſte wandern. So war er im Stande, ſich getroſt auf ſeinen Schöpfer zu verlaſſen, auf ſeine Verheißungen zu vertrauen und ſich ſeines Schutzes zu vergewiſſern, im Falle die Gottloſen auf feige Weiſe das im Verſtohlenen auszuführen verſuchen ſollten, an deſſen offener That ſie die Macht des Hauſes Raymond, das zu ſeinen Gunſten wirkte, bisher verhindert hatte. Peter wußte wohl, daß ſich die Verheißungen, denen er unbedingt vertraute, nicht weiter auf die Erhaltung ſeines irdiſchen Daſeyns erſtrecken konnten, als in wie weit es zu ſeinem eigenen Beſten und zum Ruhme ſeines Schöpfers beitragen würde; er hatte keine Verheißung der Rettung ſeines Lebens und ſuchte auch keine. Vollkommen beruhigt in ſeinem Innern ſchlief Peter, nachdem ſeine Lampe erloſchen war, auf dem Sitze ein, auf dem er geleſen hatte. Nicht viel über eine Stunde hatte er geſchlafen, als er durch den halbverdeckten Schein eines Lichtes geweckt wurde, das ſich, ob es gleich ängſtlich verborgen zu werden ſchien, an der weißen Decke des Zimmers brach. Wie ſoll ich das beſchreiben, was jetzt erfolgte! oder was kann ich eigentlich über eine ſo dunkle und geheimnißvolle Sache ſagen! Nur diejenigen, welche in die einſt ſo friedliche und geſegnete Hütte eindrangen, konnten über ihren traurigen Auftrag Rechenſchaft geben. Genug, ſie kamen mit dem Vorſatze, denſelben auszuführen — Beauvoiſin zum Abfalle zu zwingen. Er ſollte ſein Volk und ſeinen Gott verläugnen oder ſein Leben laſſen. Die Meſſe oder die Gefängniſſe des heiligen Officiums oder der Dolch waren, wie ſchon geſagt, die Waffen, die gegen ihn kämpften. Ach! daß der Satan ſolche Greuelthaten ſo gern veranlaßt, und daß der Menſch nicht ſchaudert, ſie zu vollführen!

Ein Landmann, der um Mitternacht aus dem Dorfe entwich und an der Hütte vorbeikam, hörte, wie man ſagt, ein Geräuſch, wie von mehreren Perſonen, die einen Wortwechſel mit einander haben, dann die Stimme eines Einzelnen, der Gott um Vergebung für ſeine Mörder zu bitten ſchien, und zuletzt einen durchdringenden Schrei, der von den Worten: „Meine Kinder, o meine Kinder!“ begleitet war. — Aber ob Peter nach dieſem Schrei entſchlief oder, wie einige glauben, durch die Diener des heiligen Officiums hinweggeſchleppt wurde und nachher in ihren Gefängniſſen umkam, iſt nicht bekannt; daß er ein Märtyrer ſeines Glaubens wurde, weiß man; aber welche unerhörte Grauſamkeiten er zu erdulden hatte, bleibt ein Geheimniß, das ich nicht im Stande bin, zu enthüllen. Vielleicht ſchmachtete der fromme, heilige Mann Monate und Jahre lang in den Gefängniſſen der Inquiſition; vielleicht wurde er ſogleich durch Folter oder Feuer aus ſeinem Elende erlöst, oder erlitt er den Tod in derſelben Nacht unter ſeinem eigenen Dache. Alles, was man von ſeinen Feinden hörte, war die unverſchämte Lüge, Peter de Beauvoiſin habe aus Reue über die Beſchimpfungen, die er den Tag vorher gegen Seine Heiligkeit den Pabſt und die verehrungswürdigen Väter der katholiſchen Kirche ausgeſtoßen, Feuer an ſein eigenes Haus gelegt und ſey unter den Ruinen umgekommen. Wahr iſt es, daß die Hütte am äußerſten Ufer des Sees, die bisher von dem Schickſal, welches die Anderen getroffen hatte, verſchont geblieben war, um Mitternacht oder vor der Morgendämmerung im Feuer geſehen wurde und bei den brennbaren Materialien, aus denen ſie gebaut war, bald in Aſche verfiel; aber es waltete auch trotz jener Behauptung kein Zweifel ob, durch wen der Brand angeſtiftet worden war. Doch während dieſes Verbrechen mit blutigen Zügen in das Buch des Lebens eingeſchrieben wurde, wollen wir hoffen, daß ſich der entfeſſelte Geiſt des edlen und demüthigen Waldenſers in ewiger Seligkeit der Gegenwart des Herrn im Himmel freute. — Oder ſollen wir ihn uns lebend vorſtellen — in Feſſeln — in ſtiller Einſamkeit — des lieblichen Himmelslichtes beraubt — fern von jeder menſchlichen Stimme — Tage, Monde, Jahre dahinſchmachtend — unbeſucht, unbeweint, ungehört, unvertheidigt — die Gedanken ſeines Herzens auf ſeine Kinder gerichtet, ſo oft er über ſein trauriges Daſeyn nachſann — an diejenige denkend, die ihm, ſo lange er ſich erinnern konnte, ſo theuer war wie ſeine eigene Seele — die Spielgefährtin ſeiner Kindheit — ſeine erſte und einzige Liebe — das Weib ſeiner Jugend — die Mutter ſeiner Kinder — dann ſie als Wittwe betrachtend, ihre Kinder als Waiſen? Wenden wir uns von dieſen peinigenden Gedanken weg. — Davon dürfen wir jedenfalls verſichert ſeyn, daß keine noch ſo ausgedachte Grauſamkeit, kein noch ſo lange dauerndes Elend, keine Lockung, nicht einmal das Verſprechen, ſeine geliebte Familie wieder ſehen zu dürfen, nicht die ſchauderhaften Qualen bei dem peinlichen Gerichte, wenn ſie auch bis zur Zerreißung eines jeden Bandes und Muskels ſeines abgezehrten Körpers ausgedehnt wurden — kurz, daß nichts Petern bewegen konnte, auch nur ein Jota der

Wahrheit zu verläugnen, für die er litt, oder einen Lehrſatz des Aberglaubens, den er verabſcheute, anzuerkennen, ſondern daß er mit heiligem Muthe bis ans Ende den Glauben der Thalkirchen bewahrte, den Glauben, der einſt den Heiligen übergeben und durch dieſelben uns überliefert wurde. Und wenn der demüthige, aber heldenmüthige Chriſt, der Ehre gewürdigt, die Wahrheit bekennen zu dürfen, aufgefordert wurde, Zeugniß gegen den Irrthum abzulegen, ſo dürfen wir wohl von ihm glauben, daß er „vor denen, welche den Leib tödten, aber die Seele nicht mögen tödten,“ mit derſelben Unerſchrockenheit erklärte, was er von ſeiner Jugend an zu glauben gelernt hatte und glaubte, die Meſſe ſey ein Gräuel, die Anbetung der Hoſtie ein Götzendienſt, das Fegfeuer die grauſamſte Fabel, durch welche je die elenden Menſchenkinder betrogen worden ſeyen!

Während das Schickſal Peters in tiefer Dunkelheit liegt, ſind doch die Grundſätze, die ihn leiteten, hinlänglich bekannt; ihre Wahrheit und ihre Macht bleibt ſtets die gleiche; und wir können nicht an dem hohen Troſte, den ſie ihm in ſeinem Leiden gewährten, noch an der endlich erfolgenden Erlöſung von allen ſeinen Leiden zweifeln.

Aber ach! bei wie Vielen hat ſich das, was wir bei Beauvoiſin als Vermuthung aufſtellten, wenn wir uns ihn im Gefängniſſe dachten; ach! bei wie Vielen hat es ſich in jenen ſchrecklichen Tagen ereignet. Hat es nicht zu jeglicher Zeit des Antichriſts Viele gegeben, welche, wenn ſie aus dem Staube, in den ihre irdiſchen Leiber zerfallen ſind, zu uns heraufſprechen könnten, größeres Wehe und ſchauerlichere Dinge erzählen würden, denn dieſe? welche die Leiden derer ſchildern könnten, die der geliebte Jünger im Geſichte unter dem Altare ſah, „die erwürget waren um des Wortes Gottes willen und um des Zeugniſſes willen, das ſie hatten?“ die ſchrieen: „Herr, Du Heiliger und Wahrhaftiger, wie lange richteſt Du und rächeſt nicht unſer Blut an denen, die auf der Erde wohnen?“ Und obgleich die Räume des Himmels ſtumm zu ſeyn ſcheinen, ſo ſind doch viele Gerichte vorhergeſagt in dem geheimnißvollen Buche des Mannes, der ſich ſelbſt verbannte um der Wahrheit willen und ein Genoſſe wurde in der Trübſal der Heiligen, und es läßt ſich bei demjenigen, das gegen die verkündiget wird, welche Leute, wie die Thalchriſten, zu allen Zeiten verfolgten, eine Stimme hören, die dem Allmächtigen Beifall zuruft: „Herr! Du biſt gerecht, der da iſt und der da war, und heilig, daß Du ſolches geurtheilet haſt; denn ſie haben das Blut der Heiligen und Propheten vergoſſen, und Blut haſt Du ihnen zu trinken gegeben; denn ſie ſind es werth.“ Und nicht eher hört von den Lippen des Engels die Lobpreiſung auf, bis ein anderer Engel vom Altar aus in feierlicher Antwort entgegnet: „Ja, Herr, allmächtiger Gott, Deine Gerichte ſind wahrhaftig und gerecht.“

Jetzt wird der Platz, wo die niedlichſte Hütte von St. Madelaine ſtand, nicht einmal mehr durch den ſchönen Kaſtanienbaum bezeichnet, der einſt den lieblichen Schatten ſeines herrlichen Laubwerks über die glückliche Gruppe ausbreitete, die ſich hier in jenen Tagen der Vergangenheit ſo oft verſammelte. Das ganze Dorf iſt verwüſtet. Die Hütten und Wohnungen, die einſt dem Wanderer bei jedem Schritte entgegentraten, ſind jetzt nirgends mehr zu ſehen. Am Ufer des Sees, wo einſt der fröhliche Anton ſeine papierne Galeere mit ihren wohlbemannten Rudern ſegeln ließ, baut die ſcheue Rohrdommel ihr einſames Neſt. In der Stille der Mittagsluft kann man ſie durch das Waſſer flattern hören oder Abends mit ſchneckenförmigem Fluge in der Dunkelheit emporſchweben ſehen, bis es dem Auge wehe thut, ihr zu folgen; denn St. Madelaine iſt jetzt eine Beſitzung für die Rohrdommeln und für die Waſſerhühner und iſt gefegt worden mit dem Beſen der Zerſtörung.

Dieß ſind die Wirkungen der Religionsverfolgung. Kann eine Religion, deren Geiſt Haß iſt, und deren Waffen Grauſamkeit ſind, — kann ſie die Religion des Geſetzes oder des Evangeliums ſeyn? Nein! Gott iſt die Liebe, und ſein Geſetz iſt Liebe!

Viertes Kapitel.

Die Flucht.

Doch es iſt nun Zeit, zu Peters Gattin und ihren Kindern zurückzukehren. Wir verließen ſie am Fuße des ſchlüpfrigen Mont-Sapin, den ſie in Geſellſchaft anderer Verbannten aus dem Thale St. Madelaine zu beſteigen begannen. Damals war der Uebergang über die Alpen noch nicht ſo leicht wie heutzutage. Unzugänglich und ſchroff reihten ſich die Gebirge vom Bernhard über den Simplon und St. Gotthard bis an den Brenner zu einer furchtbaren Kette von Schnee und Eis an einander, die dem härteſten Stahl widerſtand. Nur die Fußſtapfen des Mauleſels oder die Tritte der Ziegen hatten hin und wieder eine Art Pfade gebildet. Kaum ſchien ein Adler, der, die Schwäche des Alters abzuſchütteln und die Kraft ſeiner Jugend wieder zu gewinnen, gegen die Sonne anſtrebt, die ungeheuren Schranken überfliegen zu können. Der Fußpfad, den die unglücklichen Verbannten aus den Thälern in zerſtreuten Gruppen emporkletterten, um den Uebergang zu verſuchen, war kaum breit genug, und dieß nur auf eine kurze Strecke, um einem kleinen Karren Raum zu geben, der von ein paar voreinander geſpannten Mauleſeln gezogen wurde; aber auch dieſe Bequemlichkeit erſtreckte ſich nur auf wenige Tagereiſen, ſo groß man dieſelben in dieſer Jahreszeit machen konnte. Wie ſehr mußte dieſes heilige Volk den Glauben lieben, zu dem es ſich bekannte! Sie wagten einestheils aus Liebe zu Gott, anderntheils aus Furcht vor den wilden und rohen Soldaten, welche die Katholiken gegen ſie auszuſchicken im Begriffe ſtanden, was man ſonſt für rein unmöglich gehalten hatte. Nicht gering mußten Gatten und Väter die Ehre des Herrn und die Heiligkeit der Treue, die ſie ihm ſchuldig waren, achten, um ihre Familien ohne Mitleid und ohne Hilfe unter den Schrecken eines Winters in den Alpen elendiglich umkommen zu laſſen.

Die erſte Tagereiſe der Verbannten war nicht ſo unangenehm, als ſie vorher geglaubt hatten. Die Wälder, welche ſich auf beiden Seiten, am Fuße der Berge, dehnten, ſchützten ſie vor der ſcharfen Luft, und der ſchimmernde Schnee, auf dem die Strahlen des reinſten Sonnenlichts perlten, erheiterte ihr Gemüth und erfüllte ſie mit Hoffnung. Als aber der Abend hereinbrach und die Sonne zu ſinken begann, wurde die Kälte grimmig, und jede Gruppe der Dulder ſuchte Schutz in einer der kleinen Hütten, welche hin und wieder am Abhange des Sapin zerſtreut ſind. In den gaſtfreundlichen Hütten einiger Ziegenhirten behalfen ſich der Paſtor mit ſeiner und ſeines Bruders Familie und einigen andern aus der Gemeinde, ſo gut ſie konnten. So weit hatte der Pfarrer die Seinigen und einige andere ſeiner Landsleute begleitet; aber er gedachte, beim Mondſchein nach St. Madelaine zurückzukehren, wo man ihn erwartete um in der berathenden Verſammlung der Provinz gegen die Prieſter und Mönche zu ſprechen, denen der grauſame Gouverneur ſeine Abſicht mitgetheilt hatte, ſie gegen die Waldenſer zu ſchicken, um dieſelben zu bekehren, ihre Geiſtlichen zu widerlegen, mit einem Wort, ſeinen grauſamen Befehl mit Gewalt ins Werk zu ſetzen.

Ehe der Paſtor ſeine geliebte Familie und ſeine Gemeinde verließ und ſie der Sorge derjenigen übergab, die von der kleinen Verſammlung der Brüder zu Beſchützern der Weiber und Kinder erwählt worden waren, rief er alle mit einander in das größte Gemach ihrer armſeligen Herberge zuſammen und bereitete ſich in der Eile, welche die Umſtände erforderten, und mit der Rührung und Aufregung, welche ſie hervorrufen mußten, mit ſeinem Volke, ſich vor dem

Höchſten niederzuwerfen und die zerſtreuten Schafe der Sorge des oberſten Hirten zu empfehlen — des guten Hirten, der ſie liebte bis zum Tode, und der gerade in ihrer jetzigen Lage ſein erbarmungsvolles Auge zärtlich auf ſie gerichtet hielt.

Wenn wir uns in einer peinlichen oder unglücklichen Lage befinden, können wir durch den Gedanken, wie viele Andere in der Welt ſind und waren, die bitterere Leiden erdulden oder erduldet haben, als wir, eine verhältnißmäßige Zufriedenheit mit unſerem Looſe erlangen. Und gerade in dem Falle, wenn das Volk Gottes unter der Ruthe leidet, ſey es nun die der Züchtigung oder der Zurechtweiſung oder der Beſſerung, kann man einen großen Troſt aus der Erfahrung Anderer ziehen, von denen der Herr zu derſelben Zeit, wo er ſie züchtigte, erklärte, daß er ſie liebe.

Auf Grundſätze dieſer Art richtete Paſtor Pascal in dieſer traurigen Nacht die Aufmerkſamkeit ſeiner niedergeſchlagenen Zuhörer; er erinnerte ſie an einen Gegenſtand, mit dem ſie ſich von Jugend auf vertraut gemacht hatten, an die Leiden der Kirche zu allen Zeiten, an die Abſicht Gottes, wenn er es zugab, daß ſein Volk mit grauſamen Verfolgungen, mit Banden und Gefängniß geprüft, geſteinigt, mit dem Schwerte geſchlagen, in Felle von Thieren genäht, alle

Mißhandlungen und Martern erdulden, oder," fuhr er fort, „wie wir in dieſer Nacht, in den Gebirgen herumſtreifen, oder, was ihr jetzt vielleicht noch als ein Glück anſehen würdet, in Höhlen und Klüften Zuflucht ſuchen mußte. O! bedenket, daß bei all' dieſem der Wille Eures Gottes Eure Heiligung iſt!" Die Stimme des Paſtors ſank, als er von dem Elende ſprach, das ſeine Kinder erwartete — ſeine ganze Gemeinde liebte er wie ſeine Kinder, — und als er inne hielt, um ſeine Rührung niederzukämpfen, brach die ganze kleine Verſammlung in Thränen aus. Gabriele ſchlang ihre Arme um den Nacken ihrer Mutter und ſchluchzte an ihrem Buſen; aber Hubert, der Worte ſeines Vaters eingedenk, rief in ſeinem Herzen zum Herrn und drängte mit edlem Muthe die Verzweiflung zurück, die ihn zu überwältigen drohte.

Nach einer Pauſe von wenigen Minuten, die durch nichts als ſchmerzliches Schluchzen unterbrochen wurde, eilte der Paſtor, nachdem er wieder Kraft gewonnen hatte, in ſeiner Rede fortzufahren, um in den wenigen Augenblicken, die ihm noch übrig waren, ſo viel Troſt und Belehrung zu ſpenden, als die Zeit erlaubte. Er ermahnte ſeine Gemeinde, die Gnadenbezeugungen Gottes, deren ſie ſchon theilhaftig geworden ſeyen, in's Gedächtniß zurückzurufen, an die Größe ſeiner Barmherzigkeit, an ſeine Liebe zu denken und in ihrem Buſen der lieblichen Hoffnung Raum zu geben.

„In Allem, was wir leiden,“ ſagte er, „laßt uns das gerechte und untadeliche Gericht Gottes anerkennen; nur ſeine Gnade iſt es, daß wir nicht ganz vernichtet ſind; und weil ſein Mitleiden ſo ewig iſt als ſeine Liebe, ſo laßt uns auch um Befreiung ſeufzen, wenn wir gleich gänzlich dahingegeben ſind unter die Ruthe ſeines Zorns. Ein größerer Dulder, als wir, ſagte: „„Wenn es möglich iſt, ſo nimm dieſen Kelch von mir.““ Laßt uns daher keinen Anſtand nehmen, auch um Befreiung zu ſeufzen. Sein Arm iſt nicht verkürzt, daß er nicht helfen kann, noch ſein Ohr taub, daß er nicht hören kann. Unſer Unrecht iſt es, ach! mein Volk, unſer Unrecht, das eine Kluft befeſtigt hat zwiſchen uns und unſerm Gott; unſere Sünden ſind es, die ihn bewogen haben, ſein Angeſicht von uns zu wenden. O heiliger Vater!“ fuhr Pascal, ſeine feuchten Augen gen Himmel erhebend, mit gefalteten Händen fort: „O heiliger Vater! den die Welt nicht kennt, aber der Du Dich Kindern und Säuglingen, wie wir ſind, geoffenbart haſt, wende Dich wieder zu uns, und habe Gnade mit uns! O wende Dein Angeſicht nicht von uns! Wir haben geſündigt und uns empört — Du haſt nicht vergeben — Du haſt uns mit Angſt überhäuft und uns verfolgt — Du haſt geſchlagen — Du haſt kein Mitleiden gehabt — Du haſt Dich mit einer Wolke verhüllt, damit unſere Gebete nicht zu Dir hindurchdringen können — Du haſt uns gemacht als den Auswurf und Unrath in der Mitte des Volks. Unſere Feinde haben ihren Mund gegen uns aufgethan — Furcht iſt über uns gekommen wie ein Fallſtrick — Verzweiflung und Verwüſtung. Ziehe uns zu Dir, o Herr! Erneuere unſere früheren glücklichen Tage. O, verwirf uns nicht gänzlich! — erſcheine! ſtehe auf! O, der Du unter den Cherubim wohneſt, befreie Dein Volk! Wie lang! o Herr! ſoll Dein Zorn auf ewig gleich Feuer brennen?“

In Worten des inbrünſtigſten Flehens ſowohl, als der tiefſten inneren Unterwerfung und Demüthigung betete der Paſtor mit ſeiner Gemeinde und für ſie, und nachdem er endlich noch alle, und viele ſogar bei ihrem Namen dem Vater der Geiſter empfohlen hatte, umarmte er ſeine geliebte Familie und ging, von einigen der Aelteſten begleitet, beim Mondſcheine durch Schnee und Eis in das Dorf St. Madelaine de Belleville zurück.

Bei der Abreiſe des Paſtors ſchien in ſeiner Heerde eine Vorſtellung ihres Elends rege zu werden, als ob es ſie jetzt erſt getroffen hätte, und nichts, als ihre gänzliche Unwiſſenheit über die traurige Zukunft, die ſie erwartete, und ihre Furcht vor den Verfolgern in den Thälern konnte ſie abhalten, unter den Schutz ihrer Gatten zurückzukehren, wo ſie nur unter dem Schwerte des blutdürſtigen Piemonteſen umgekommen wären. Aber der Herr hat einen Balſam für jede Wunde, wenn er den Kranken freudig ſieht, ſie zu ertragen. Vielen ſendete er dieſe Nacht den ſüßen Schlaf, welcher den wirren Knäuel der Sorgen löſt und wenigſtens einen Stillſtand der Qual und Angſt herbeiführt.

Blanca tröſtete ſich mit der Hoffnung, daß es nicht mehr lange anſtehen werde, bis ſie mit ihrem theuren Gatten vereinigt würde, und daß, was ihr auch begegnen möchte, der himmliſche Vater ſtets der Beſchützer ihrer Kinder ſey. Und als die hellen Sonnenſtrahlen die Stelle beleuchteten, die ſie am nächſten Morgen zu verlaſſen gedachten, betrachtete ſie mit heiterer Seele und freudigem Herzen den Anblick, den ſie vor ſich hatte. Obgleich das Dorf St. Madelaine, von den Höhen aus geſehen, noch ein ganz kleiner Punkt zu ſeyn ſchien, und der ſchöne See, in ſeiner ganzen Ausdehnung, kaum die Größe eines kleinen Teiches hatte, ſo weidete ſich doch ihr Blick an dem Thalfluſſe, der, von den Silberſtreifen des Schnees eingefaßt, einem Bande von aſchfarbener Bläue glich, und ihr Auge verweilte mit Luſt auf ſeinen Schlangenwindungen. Sie zeichnete in Gedanken den Weg, auf dem Beauvoiſin ihr folgen würde, ſo weit ſie konnte, ſie folgte ſeinen Schritten von der Hütte bis an die Ziegenbrücke — von der Brücke an den Fuß des Berges Sapin — dann zum Walde, wo er, wie ſie ſich dachte, ausruhen würde, um ſich bei der Hütte von St. Maire zu erquicken; dann wird er den Hohlweg hinaufſteigen, einige Tage nachher wird er Dich umarmen, mein theures Kind, fuhr Blanca fort, indem ſie den ſchlafenden Engel auf ihrem Schooße betrachtete, er wird Dich beſchützen vor der durchdringenden Kälte, er wird Dich in ſeinen Armen wiegen; er wird Gabrielen und Hubert auf den guten alten Benedict ſetzen und mich muthig neben ſich her gehen laſſen.

Dieß war das Gemälde, das ſich Blanca's Hoffnung oft in den Morgenſtunden entwarf, womit ſich ihre Einbildungskraft den beſchwerlichen Tag über beſchäftigte — dieß die getäuſchten Gefühle, über welche ſie bei Nacht weinte und um ſo bitterer weinte, wenn die Verbannten, wie es einige Male geſchah, nach einem Tage der Kälte, des Hungers, der Beſchwerden unter Schnee und Sturm, bei Sonnenuntergang entdeckten, daß ſie wieder an derſelben Stelle angekommen waren, welche ſie Morgens verlaſſen hatten. Kein Peter kam —

kein Bote vom Dorfe erſchien. Die erſte Nachricht von den Zurückgelaſſenen erhielten die Verbannten auf den höchſten Spitzen der Berge, von denen ſie die Thäler überſchauen konnten. Zaudernd blickten ſie nach der Heimath nieder und ſahen die Feuerzeichen, die ſich gegen das ſchauerliche Dunkel eines bewölkten und mondloſen Himmels erhoben und ihnen das Schickſal der verſchiedenen Ortſchaften im Süden verkündeten; nur St. Madelaine, das unmittelbar unter ihren Füßen lag, konnten ſie nicht ſehen, wiewohl es damals das Loos der anderen Dörfer theilte. Dieß war in der That eine Nacht der Angſt für die Verbannten, welche ungeachtet ihres eigenen Unglücks — einige von ihnen hatten ſchon ihre betagten Eltern und kleinen Kinder durch Kälte, Ermattung, Entbehrungen jeder Art und unzähliges Ungemach verloren — in Thränen um ihre Brüder zerfloßen. Das Geſchrei, in das ſie von Zeit zu Zeit ausbrachen, wenn ſie wieder neue Flammen mit ſchauerlich ſchöner Röthe zum Himmel emporſteigen ſahen, war der Ruf eines peinigenden und marternden Mitgefühls für den Jammer derer, die im Schutte ihrer Häuſer umkamen, und deren letzte Gedanken vielleicht den Verbannten galten.

Aber wie ſoll ich verſuchen, die Angſt der unglücklichen Flüchtlinge zu beſchreiben, welche dieſe Nacht von den eiſigen Regionen der ungeſchützten Alpen herab Zeugen von dem ſchauerlichen und herzzerreißenden Anblick ihrer in Flammen aufgehenden Hütten und Dörfer waren, und in denen noch der ſchreckliche Gedanke aufſtieg, daß viele, die ihnen ſo theuer waren, als ihre eigene Seele, in dieſer Zerſtörung umkämen oder, um dem zeitlichen Tode zu entgehen, von ihrem Glauben abfielen.

Auf die Angſt dieſer Nacht folgte das Elend der nächſten Tagreiſe. Die Verbannten hatten jetzt das ganze Thal aus dem Geſichte verloren und waren in aufgethürmte Bergſchichten hineingerathen, wo ſie nichts mehr ſahen als den Himmel über und den Schnee unter ſich. Das letzte Zeichen eines menſchlichen Wohnplatzes war alſo verſchwunden, und der Tod ſchien ſie auf allen Seiten zu umlauern, wollten ſie nun vor- oder rückwärts gehen. Eine Rückkehr war in der That unmöglich; denn die Vorräthe derer, welche, ſpäter nachgekommen, freigebig getheilt hatten, waren jetzt erſchöpft, und nur, wenn ſie La Flechère erreichten, durften ſie hoffen, Unterſtützung zu finden.

Das Elend dieſes geſchlagenen Volkes wurde nicht blos von Tag zu Tag, ſondern von Stunde zu Stunde größer. Der Schnee, welcher bisher hart und theilweiſe von den erſten Auswanderern feſt getreten war, erſchien jetzt zu ganzen Bergen zuſammengetrieben oder fiel in Maſſen vom Himmel oder ſtieg in Wirbelſäulen vom Boden in die Höhe und erfüllte die Unglücklichen mit Schrecken. Er verwiſchte jede Spur von Weg und ſtürzte Viele in bodenloſe Abgründe, aus denen ſie nicht wieder ans Licht kamen, bedeckte Pfade mit Sterbenden und Todten und legte den jungen Führer, wenn er eben ſeinen erſtarrten Großvater unterſtützen wollte, in wenigen Stunden todt zu den Füßen des Greiſen nieder.

Dieſe höchſte Stufe des Jammers mußten die Flüchtlinge aus St. Madelaine erſteigen. Sie ſahen alle mit ſchauderhafter Gewißheit dem nahen Tode entgegen, da erſchien in der höchſten Noth ein Bote aus den Thälern mit einigen Begleitern, welche Unterſtützungen an Nahrung und warmen Kleidern mitbrachten. Als er die Noth ſeines Volkes ſah, beſchloß er die traurigen Nachrichten, die er mittheilen ſollte, wo nicht ganz, doch wenigſtens großen Theils zu verſchweigen. Er tröſtete die armen Verbannten und ermunterte ſie, ihren Weg nach La Flechère fortzuſetzen, wo ſich die Einwohner von Belleville wieder alle zuſammenfinden wollten und Viele ihre Verwandten und Freunde antreffen würden, welche die Berge auf einer anderen Seite überſtiegen hätten.

Die Ueberlebenden faßten wieder einige Hoffnung, und als ſie erfuhren, daß ſie La Flechère am folgenden Tage erreichen könnten, machten ſie mit neuem Muthe alle möglichen Verſuche, weiter zu kommen; doch manche, welche dem Tode nahe waren und lieber ſterben als leben wollten, hielten es für gleich, ob ſie noch einige Stunden weiter gingen oder nicht. Nicht ſobald war der Bote weggegangen, um auch den weiter Vorangekommenen Hilfe zu bringen, als ſchon Viele, die durch ſeine Gegenwart gewiſſermaßen wieder Leben bekommen hatten, in ihre alte Mattigkeit zurückſanken und unfähig oder muthlos, einen weiteren Verſuch zur Fortſetzung ihrer Reiſe zu machen, ſich niederlegten und im Schnee umkamen.

Doch ich komme auf den eigentlichen Gegenſtand meiner Erzählung, die Schickſale der Familie Peters, zurück. Sorgſam hatten die neuen Ankömmlinge den Tod des frommen Vaters dem Weibe und den Kindern verſchwiegen. Sie hatten die Anweiſung, auf alle von den Unglücklichen gemachten Nachfragen unbeſtimmt zu antworten und nichts zu ſagen, was die Verbannten in neuen Kummer verſetzen konnte, ſondern ſie auf jede Weiſe zu tröſten und zu ermuthigen. Unter den Unglücklichen, welche ſich mit der Hoffnung tröſteten, am morgenden Tage La Flechère zu erreichen und dort mit ihren Gatten wieder vereinigt zu werden, war daher auch Blanca. Sie hatte dieſelben Prüfungen zu beſtehen, wie die andern Verbannten, aber doch hatte ſie noch keines ihrer Kinder verloren, und deßwegen, wie ſie ſagte, zwar Manches zu dulden, aber nichts zu beweinen. Doch ſeit einigen Tagen wurde der kleine Heinrich, der ſich an der verſiegenden Mutterbruſt nicht mehr ſtärken und die übermäßige Kälte nicht ertragen konnte, ſchwächer und ſchwächer und ſchloß an dieſem Morgen ſeine erſtarrten Augenlieder, um ſie nicht wieder zu öffnen. Als die unglückliche Mutter ihren Verluſt bemerkte, wollte ſie zuerſt ihre Reiſegefährten fragen, ob irgend einer auch halb ſo bitteren Kummer und Sorge hätte, als ſie. Aber, da ſie bedachte, daß ſie vielleicht in dem Augenblicke, wo ſie ihnen den Tod des Kindes entdecken würde, daſſelbe von ihrem vertrockneten Buſen nehmen und in ein ſchauerliches Schneegrab verſenken würden, verhehlte ſie die mütterliche Angſt, von der ſie gepeinigt wurde. Entſchloſſen, Petern ſeine ganze Familie, wo nicht lebend, doch wenigſtens todt wieder zu bringen, wollte ſie das lebloſe Kind in ihren Armen weiter tragen und ſuchte in gefährlicher Unbedachtſamkeit die Entdeckung des Verluſtes, der ſie betroffen hatte, zu verhüten.

Auf dieſe Weiſe ging die arme Blanca weiter, indem ſie den Gefährten ihr wahres Leiden verhehlte. Aber Hubert und Gabriele bemerkten mit Schrecken das ſeltſame Betragen und die außerordentliche Traurigkeit ihrer Mutter. Sie äußerten, wie gewöhnlich, öfters den Wunſch, ſie von ihrer Bürde zu befreien und abwechslungsweiſe das Kind zu tragen; aber bei jedem Verſuche, die Decke zu lüften, welche es verhüllte, legte Blanca den Finger auf den Mund und flüſterte mit trübem Lächeln: „St! ſt! es ſchläft!“

Aber das Gewicht, mit dem das todte Kind den ſchon erſchöpften Körper ihrer unglücklichen Mutter beſchwerte, zwang ſie, trotz der größten Anſtrengungen und immerwährenden Verſuche, weiter zu kommen, hinter den anderen Duldern zurückzubleiben. So vergaß Blanca, was ſie ihren anderen Kindern und ihrer eigenen Erhaltung ſchuldig war. Der Tag war im Vergleiche mit den vorhergehenden ſchön zu nennen; denn ungeachtet der durchdringenden Kälte auf den Bergen lächelte die Sonne heiter vom blauen Himmelszelte hernieder. Sie vereinigte ihre Strahlen im Schooße des tiefen Thales, in welches die Wanderer den Tag zuvor herabgekommen waren, und verbreitete dadurch von Zeit zu Zeit eine eigentliche Wärme im Thalgrunde. Doch kaum war das Geſtirn des Tages untergegangen, und der Mond mit blaßröthlichem Scheine emporgeſtiegen, ſo trat auch wieder eine empfindliche Kälte ein. Mit Schrecken bemerkte Blanca, daß ſie mit ihren Kindern zurückgeblieben war und ihre Unglücksgenoſſen gänzlich aus dem Geſichte verloren hatte, und wenn ſie auch Stärke genug hätte, ihren Weg fortzuſetzen, doch wahrſcheinlich noch vor dem Abende des nächſten Tages umkommen würde. Sie ſtrengte alle ihre Kräfte an, dem Pfade zu folgen, den ihrer Meinung nach die Andern gingen; aber bald entdeckte ſie, daß ſie den nächſten Weg verloren hatte; denn jede Spur von Fußſtapfen war verſchwunden, und der Schutz eines Waldes die einzige Zuflucht, die ſie für dieſe Nacht hoffen konnte. Die Todesangſt der troſtloſen Mutter iſt nicht zu beſchreiben. „Der Herr hat mich verlaſſen,“ rief ſie in der Bitterkeit ihres Herzens, „und mein Gott hat mich vergeſſen.“ Sie wollte in dumpfer Verzweiflung niederſitzen. „Laßt uns zu ihm ſchreien, o Mutter, in dieſer Zeit des Jammers,“ ſagte Hubert, „dieß befiehlt uns der Herr!“ Die Mutter hob ihre thränenden Augen gen Himmel und flehte um ſeinen Schutz für ſich und ihre Kinder, bat um Vergebung aller ihrer Sünden und um Gnade für ihr unglückliches Volk. Sie ſtanden am Saume des Waldes, deſſen dichte Birken- und Tannenzweige das Licht und die ſchneidende Luft über ihren Häuptern abhielten, während die nackten Stämme die Wanderer von der Seite beſchützten. Nachdem Blanca ihr brünſtiges Gebet geendet hatte, erhob ſie ſich von den Knieen und fing an, eine Zufluchtsſtätte für die Nacht zu ſuchen; aber ſtarr vor Kälte und erſchöpft vor Ermüdung ſank ſie kraftlos zu Boden.

Nun war die Zeit für Hubert gekommen, die letzten Worte ſeines Vaters zu bedenken und zum Herrn zu ſchreien, er wolle ſie bewahren und ihm Hilfe leiſten in der Sorge für ſeine Mutter. Dieß that er auch mit einem wahren Nothſchrei der Todesangſt und weckte dadurch ſeine Mutter aus ihrer Erſtarrung. Gabriele riß mit Gewalt das kleine Kind von ihrem Schooße und entdeckte zu ihrem Schrecken, daß Heinrich todt war. Hubert erfuhr mit wachſender Sorge die Entdeckung eines Geheimniſſes, welches der Arme den Tag über mehr als einmal geargwohnt hatte. Er hatte die ſonderbaren Blicke und das ſeltſame Betragen ſeiner zerſtreuten Mutter beobachtet und fürchtete, der Gram hätte ihren Verſtand zerrüttet. Er ging auf die Seite und weinte; ihm war, als müßte ſein Herz brechen, als er das Kind in ſeinen Armen emporhob, das theure Weſen, das von der Kälte des Todes erſtarrt war. Die zierlichen Lippen waren noch roth, und der herausdringende Zahn, den man wenige Tage vorher allen gezeigt, der Zahn, den Gabriele ſeine erſte Perle genannt hatte, glänzte noch in dem lieblichen Munde, der auch im Tode lächelte. „Liebliches Kind!“ ſagte Hubert, „kein Wunder, wenn das Mutterherz darüber brach, Dich ſterben zu ſehen.“

Der zärtliche Knabe machte ein kleines Grab unter den Bäumen des Waldes und ſuchte das Kind der Mutter zu entreißen; aber jeder Verſuch dazu erneuerte bei ſeiner armen Mutter die Kraft der Verzweiflung und das Bewußtſeyn ihres Jammers, und mit Thränen der Angſt bat ſie ihren Sohn, davon abzuſtehen. Als die Kinder ſahen, daß die Unglückliche, ſtatt ihrem Drängen nachzugeben, den eiſigen Leichnam nur um ſo feſter an ſich drückte, mußten ſie ſich endlich ihrem Willen fügen und zuſehen, wie ſie den Tod an ihren Buſen legte!

Nicht lange gab ſich Hubert ſeinem Schmerz hin. Er dachte an den Befehl ſeines Vaters, für die Mutter Sorge zu tragen, und ſagte bei ſich ſelbſt: Unſer lieber Heinrich iſt todt, unſer Vater iſt fern von uns, vielleicht hat er ſich ſchon die Märtyrerkrone erworben; ich weiß nicht, wie lange die Mutter in der freien, kalten Luft, in der Finſterniß der Nacht noch leben wird; nur zu bald wird Kummer und Elend ihren Tod herbeiführen, wenn ich nicht etwas für ſie thun kann.

Nach einigem Nachdenken fuhr er fort: „Und doch iſt dieß Alles beſſer, als die Meſſe; unſer himmliſcher Vater iſt bei uns, wenn wir ihn auch nicht ſehen und, wie mein lieber Großvater zu ſagen pflegte, alle Dinge ſind zu etwas nütze.“

Während Hubert ſeinen Geiſt mit ſolchen Gedanken beſchäftigte, blieben ſeine Hände nicht müßig. Er bat Gabrielen, ihre Mutter zu pflegen und zu beobachten, während er ſelbſt den alten Benedict aufſuchte. Der Mauleſel ſtöberte mit der Naſe unter dem Schnee nach einigen Halmen Gras oder etwas Haidekraut, um ſeinen Hunger zu ſtillen; aber ſo hell auch die Purpurſtrahlen des Mondlichtes die Gegend beleuchteten und auch die kleinſten Gegenſtände ihren Schatten auf den ſchimmernden Schnee warfen, ſo war außer einigen langen Halmen Riethgras und Binſen, welche über die weiße Fläche emporragten, nichts für das arme Thier zu entdecken. Hubert packte den Mauleſel ab, nahm die Decken und Kleider aus den Körben, mit denen er beladen war, und begann unter dem Dickicht des Waldes, um ſeine Mutter gegen die Kälte zu ſchützen, ein kleines Zelt aufzurichten, wie er es ſchon von Andern geſehen hatte. Er behing die unterſten Zweige einiger in einem kleinen Kreiſe ſtehender Bäume mit Tüchern und Decken und ſuchte alle Stoffe in den Körben und in ſeinem eigenen Bündel zuſammen, um auch den Boden zu überdecken und für die Mutter eine Art Bett zu bereiten. Hierauf ging er tiefer in den dunkeln Wald und holte eine Menge Holz, welches glücklicher Weiſe im Ueberfluſſe auf dem Boden herumlag, aber wegen der ziemlich großen Entfernung doch nur mit dem Aufwande aller ſeiner Kräfte herbeigeſchafft werden konnte; dann machte er vor ſeinem Zelte einen Platz zu einem großen Feuer zurecht, um die Luft zum Schutze ſeiner Mutter zu erwärmen, und die wilden Thiere des Waldes zu verſcheuchen, die bei Nacht herumziehen, um ihre Nahrung zu ſuchen. Als er all' ſein Holz aufgeſchichtet hatte, ſchlug er den Stein ſeines Feuerzeuges über dürren Blättern, Moos und trockenen Binſen, die auf dem Schnee zerſtreut lagen, und fachte nach und nach ein ſo großes Feuer an, daß ſie ſich bald alle viel behaglicher fanden. Er gab nun ſeiner Mutter und Schweſter von der Speiſe und dem Wein, womit ſie durch den Boten verſehen worden waren; da er aber bei der geringen Menge von Lebensmitteln, die ihnen zugemeſſen war, befürchten mußte, ſie möchten zu ihrem Unterhalte nicht ſo lange zureichen, bis ſie ſich wieder mit ihrem Volke vereinigt hätten, ſah er zweimal nach dem Stücke, das für ihn geblieben war; und ſteckte endlich, ſo ſehr er ſelbſt der Speiſe bedurfte, aus Liebe zu ſeiner Mutter und Schweſter Alles wieder in den Schnappſack, ohne es zu berühren. Um ſeinen Hunger zu ſtillen, las er einige Buchnüſſe und Eicheln auf, die unter den Bäumen lagen, und aß ſie heimlich, indem er dachte: Gott, welcher die jungen Raben füttert, wenn ſie zu ihm ſchreien, wird uns Allen zu eſſen geben. Geſegnet ſey ſein heiliger Name, wer auf ihn traut, hat keinen Mangel, wie der theure alte Paſtor immer ſagte:

Der Löwe, den der Hunger quält,
Steht in des Schöpfers Hut;
Dem Menſchen, der dem Herrn vertraut,
Fehlt es an keinem Gut.

Es war jetzt ſpät in der Nacht; der Mond ſtand hoch, wie die Sonne im Sommer. Zuweilen hüllte er ſich in eine ſchnell dahinfliegende Wolke und ſtrahlte dann wieder im herrlichſten Lichtglanze. Er lächelte gleich einem theuren Freunde auf das Geſicht hernieder, das zu ihm emporſah, und zog in ruhiger Majeſtät durch die Heerſchaaren der Himmel dahin. Das kleine Zelt, welches Hubert für ſeine Mutter bereitet hatte, ſtand am Rande des Waldes und wurde nur theilweiſe von ſeinen Strahlen beleuchtet; das übrige war in den dunkeln Schatten einer bemoosten Buche gehüllt, deren nackte Aeſte beinahe bis auf den Boden herabreichten.

Im Zelte lagen Gabriele und ihre Mutter, die das lebloſe Kind noch immer in den Armen hielt; Hubert jedoch hatte keinen Platz mehr neben ihnen. Er ſaß außen beim Feuer, mit einem von ſeines Vaters Feldmänteln bedeckt. Der alte Benedict, dem ſein Inſtinkt zu ſagen ſchien, daß nicht Alles ſo war, wie es ſeyn ſollte, legte ſich, ſo nahe als möglich, an ſeinen jungen Herrn, um bei ihm und der Wärme des Feuers Schutz zu ſuchen. Er war ſchon ſatt und ſchien ſich gütlich gethan zu haben; aber wo er ſeine Nahrung gefunden hatte, war Huberten in dieſem Augenblicke ziemlich gleichgültig, wiewohl der gute Knabe durch die Entdeckung einer menſchlichen Wohnung hoch erfreut worden wäre. Benedict hatte wirklich eine Hütte oder einen Ziegenſtall gefunden, der halb unter dem Schnee begraben lag, und ſich an dem kurzen ſchimmeligen Stroh des modernden Daches gelabt.

Indeſſen Hubert nachdenklich auf dem Stamme einer alten Fichte ſaß, hörte er ſeine Mutter rufen. Sie bat ihn, unter den Schutz ihres Zeltes zu kommen, und ſagte, ſie könne nicht ſchlafen, ſie könne nicht beten, ſie fühle Schmerzen im Kopf und in der Bruſt, ſie fürchte, ihr Aufenthalt auf dieſer Welt werde nicht mehr lange dauern; dann wandte ſie ſich zum Kinde und redete es mit halb wildem, halb zärtlichem Ausdrucke an, indem ſie bald in der Irre des Wahnſinns, bald in der Weihe der Andacht ſang:

Schlaf', kleiner Säugling, ſchlaf'!
Nicht in der Wiege Du,
Nicht an der Mutter Bruſt
Fühlſt mehr des Schlummers Luſt,
Im Grab iſt Deine Ruh!

Im Grab iſt Deine Ruh,
Es blüht Dein Glück nicht hier.
Viel müd' der Sonne ſind,
Die legten, theures Kind!
Sich gern zu Grab mit Dir.

Flieh', Knäbchen, klein und zart,
Dem kühlen Grabe zu.
Des Lenzes erſte Zier,
Die erſte Schneeflock' weih' ich Dir
Am Hügel Deiner Ruh.

„Hubert,“ fügte ſie hinzu, „dulde es nicht, daß ſie uns im Schnee verſcharren. Nein, nein, Knabe, nicht im Schnee; es ſey denn, daß Rippah, die Tochter Aiah's, die Mutter Armoni's und Mephiboſheth's hier wären, um für uns zu wachen; denn Du weißt, Hubert, Du weißt, ſie duldete nicht, daß die Vögel des

Himmels bei ihnen blieben bei Tag noch die Thiere des Feldes bei Nacht.“

Die Kinder weinten bitterlich, da ihre arme Mutter alſo ſprach. O, hätte ſie die ganze Nacht ſo fortgeſprochen, ſtatt einzuſchlafen. Bei einer ſolchen Kälte unter dem dünnen Zeltdache zu ſchlafen, mochte vielleicht die Jugend mit ihrer natürlichen Wärme und ihren friſchen Lebensgeiſtern aushalten; aber die troſtloſe und entkräftete Mutter, deren Geiſt und Körper gleich ſchwer darnieder lag, wie gefährlich mußte es für ſie ſeyn, unter ſolchen Umſtänden zu ſchlafen! Der Knabe, der von der innigſten Liebe zu ſeiner Mutter durchdrungen war, bat ſie, ſich zu beruhigen, das Kind nur noch als einen Himmelsbürger zu betrachten und Gott zu preiſen, daß er es in eine ſo glückliche Welt verſetzt habe, wo es jetzt ſeinen himmliſchen Heiland ſehe und ihn beſſer kenne, als ſie ſelbſt, die doch um ſo vieles älter ſeyen. Die Rede des frommen Hubert ſchien ſie zu beruhigen, und ſie fing an, mit etwas mehr Faſſung zu ſprechen.

„Mutter,“ fuhr Hubert fort, „liege wieder auf Dein kleines Lager, das ich für Dich bereitet habe, und ich will Gott bitten, Dich geſund zu machen, Dich zu tröſten; denn er iſt der Gott des Troſtes, Dich zu ſegnen und lange, lange für uns zu erhalten.

Du mußt nicht vom Sterben reden; ich will den Gott der Gnade bitten, daß er uns morgen Alle mit dem lieben Vater vereinige.“ Ein ungläubiges, aber gütiges Lächeln zuckte über das leidende Antlitz der Mutter, während der liebreiche Knabe alſo ſprach und ſie zu tröſten ſuchte. Er fuhr fort: „Du und Gabriele, ihr ſollt auf Benedict reiten und ich will neben euch hergehen; es kann nicht mehr ſehr weit nach La Flechère ſeyn — und wir werden dann Alle wieder glücklich werden.“

„Sprich nicht vom Glücke auf Erden, mein Theurer,“ ſagte die Mutter, „im Himmel werden wir glücklich ſeyn; denn dort iſt unſere Heimath, dort wird euer Vater ſeine beiden Söhne wiederſehen.“

„Dort haben wir keine Sorgen mehr, Mutter,“ antwortete Hubert. „Ja dort iſt unſere wahre Heimath. St. Madelaine de Belleville wird es nie mehr ſeyn.“

„Hubert,“ ſagte Gabriele, „ich höre es nicht gern, wenn ihr ſo vom Himmel ſprecht; wir werden auch auf Erden wieder glücklich ſeyn, wenn wir mit unſerm Vater wieder vereinigt werden und mit Albert und Louiſen und unſerem theuren Paſtor, der uns geſegnet hat.“

„Meine theuren Kinder,“ ſagte Blanca, „ich hoffe, ihr werdet ſie Alle bald ſehen — aber ich werde ſie auf Erden nie, nie mehr ſehen.“ Als ſie dieſes ſagte, ſchlang ſie ihre Arme um die beiden Kinder und vergoß einen Strom von Thränen. Hubert fürchtete, ſeine Mutter möchte wieder ſo ſchreien und ſchluchzen und unter den Thränen ſo ſchauerlich lachen, wie vorhin. Er bat ſie mit der ängſtlichſten Heftigkeit, zu verſuchen, ob ſie nicht ein wenig Ruhe finden könnte, und ſagte, er wolle außen wachen und ihnen ein Liedchen ſingen, — „Einen Deiner Lieblingsgeſänge, theure Mutter.“ Endlich willigte die Mutter ein und ſegnete ihre beiden Kinder, indem ſie ſie umarmte und inbrünſtig dem Herrn empfahl. Hierauf legte ſie ſich nieder, um zu ſchlafen. Hubert bedeckte ſie und ſeine Schweſter mit allen Decken, die er finden konnte, und zog den Vorhang des kleinen Zeltes enger zuſammen; dann ſetzte er ſich allein zum Feuer oder ging herum, um ſich des Schlafes zu erwehren, und ſang auf ſeiner mitternächtlichen Liebeswache von Zeit zu Zeit die frommen Hymnen der Thäler. Zuerſt ſang er die folgenden Verſe als den Ausdruck der Gefühle ſeiner theuren Mutter. Es war rührend, dieſen kleinen furchtloſen Knaben auf der Höhe der Alpen in der Todesſtille der Nacht und in ſo heiliger Abſicht ein heiliges Lied ſingen zu hören:

O Zion, Zion, denk' ich Dein,
Wünſch' ich der Taube Schwingen mir,
Tief trauernd, daß ich fern muß ſeyn
Vom Orte, der ſo theuer mir.

Verbannt hier, von der Heimath fern,
Sehn' ich mich hin nach jenem Licht,
Wo die Erlöſten ſchau'n den Herrn
Von Angeſicht zu Angeſicht.

Ich lebe hier in Feindesland
Und auch die Wen'gen, die mir Freund,
Durch Kummer ſind ſie mir verwandt,
Durch gleiche Sehnſucht mir vereint.

Doch ſchauen werden wir den Tag,
Da Zions Kinder heimwärts geh'n,
Dann werden, frei von Harm und Plag',
Wir dort die ew'gen Freuden ſeh'n.

Und ſolchen Tages Hoffnungsſchein
Selbſt die Verbannung uns verſüßt;
Wer noch auf Erden irrt allein,
In Zion bald die Lieben grüßt.

Oft erſtickten Thränen die Stimme des Sängers; aber um ſeine Mutter nicht zu betrüben, unterdrückte er ſie und erhob ſein Herz in ſtillem Gebete und flehte um Muth und Kraft, alle dieſe Heimſuchungen zu ertragen. Dann fing er folgendes Lied zu ſingen an, das er aus einem Buche der Märtyrergeſchichte gelernt hatte und fühlte ſich von der in den Schlußworten liegenden, ſanften, vergebenden Liebe und Barmherzigkeit gegen alle diejenigen durchdrungen, welche früher die Waldenſer aus ihrer glücklichen Heimath vertrieben hatten, wie ſie jetzt ihn ſelbſt und ſeine Familie vertrieben.

Hallelujah! Gott der Macht!
Unſre Laufbahn iſt vollbracht,
Und entfloh'n iſt Sorg' und Grämen,
Hinter uns der Erde Thränen.

Hallelujah! Fürſtenfürſt!
Der Du unſre Seelen wirſt
Aus des Grabes kaltem Bande
Führen nach dem ſel'gen Lande.

Hallelujah! Herr der Herrn!
Scheidend rufen wir's, und gern
Weih'n wir Ruhm dem Gott der Güte;
Mit den Mördern ſey Dein Friede!

Die Kälte hatte einen furchtbaren Grad erreicht. Hubert fachte mit Aeſten von Fichten und Birken ein ungeheures Feuer an, das hoch in die Lüfte flackerte, und mit ſeinem Krachen das ſchlafende Echo in ſeinen gefrornen Höhlen erweckte, daß es mit dem Geräuſche von hundert Feuern antwortete. Der ſtrahlende Glanz der Flamme an einem ſolchen Orte nahm ſich eben ſo ſeltſam aus, als das dröhnende Getöſe, das von allen Seiten her, von den Höhen herab und aus den tiefen Abgründen und Thälern heraufſtönte. Die rieſenhaften Umriſſe der entfernteren Bäume des Waldes mit ihrem dunkeln ſchwankenden Schatten hinter dem blutrothen Scheine der näher ſtehenden hatte etwas ſchauerlich Schönes. Die zitternden Aeſte der Birken und die langen Nadeln der Fichten warfen das Licht von ihrer Schnee- und Eisdecke wie aus einem tauſendfachen Prisma zurück und erinnerten Hubert an eine Geſchichte, die er einmal von einem verzauberten Walde hatte erzählen hören, deſſen Bäume alle mit Diamantenlampen behangen waren.

Während er ſo vor dem Feuer ſaß und bald ſeine Umgebungen bewunderte bald ſeine Seele zu dem Gotte aller im Fleiſche wohnenden Geiſter erhob, fühlte er Troſt und Ruhe in ſeiner Bruſt. Doch wenn der Gedanke an des theuren Kindes Schickſal ſeine Seele durchzuckte, wurde er traurig und gedachte mit Schmerzen, welch' harter Schlag dieſer Todesfall für ſeinen geliebten Vater ſeyn würde. Dann ſah er wieder auf zum Monde, wie er die Räume des Himmels durchſchnitt; er betrachtete ſein lieblich ſanftes Antlitz und nahm die Zeit in Acht, die er brauchte, um den Raum von einem

Sternbilde zum andern zu durchmeſſen, oder folgte mit ſeinem Auge der dahineilenden Wolke, die ihn für einen Augenblick verſchleierte. Nach und nach traten die Sterne heller hervor; Einer von beſonderer Schönheit und eigenthümlichem Glanze ſtieg ſpät hinab an den weſtlichen Horizont, wie eine von den Sonnenſtrahlen beleuchtete Kugel von Eiskryſtallen. Wie er ihn ſo über den Horizont dahinſchweben und ſich dann hinunterſenken ſah, dachte er an den „Stern des Oſtens,“ welcher die Weiſen zu der Wiege des neugebornen Erlöſers der Welt leitete, und ſang bei ſich das Morgenlied der Thalbewohner:

Morgenlied.

Herrlichſter und lieblichſter der Sterne,
Leuchte uns auf unſrer dunkeln Bahn!
Stern des Oſtens, leuchte in die Ferne
Zu des Heilands Wiege uns voran!

Sieh', Er ſchläft in einer niedern Krippe,
Doch ſie wird durch Ihn zum Königsthron,
Und es beugen ſich mit ſtummer Lippe
Lichte Engel vor des Höchſten Sohn.

Bringen wir dem Herrn der Herrn den ſeinen
Weihrauch, der der Segen Edoms war,
Oder einen Schatz von Edelſteinen,
Gold und Perlen oder Myrrhen dar?

Nein, auch nicht mit unſern ſchönſten Gaben,
Nicht mit Gold gewinnen wir den Herrn;
Denen nur, die reine Herzen haben,
Nur den Armen ſcheint der gold'ne Stern.

Herrlichſter und lieblichſter der Sterne,
Leuchte uns auf unſrer dunkeln Bahn!
Stern des Oſtens, leuchte in die Ferne
Zu des Heilands Wiege uns voran!

Unter ſolchen Geſängen verſtrichen dem treuen Hubert die Stunden der Nacht. Nur ſein Benedict war bei ihm, an ſolchem Orte und zu ſolcher Zeit ein nicht zu verachtender Geſellſchafter. Doch der alte Mauleſel ſchnarchte an der Seite der flackernden Flamme, und nur dann und wann, wenn ein Feuerfunken auf ſein ſcheckiges Fell fiel oder um ſeine Ohren herumkrachte, ſtand er auf und ſchüttelte ſich, um ſich alsbald wieder niederzulegen. Wollte ſich der Schlaf einſtellen, ſo ging Hubert umher oder ſetzte ſich neben den alten Benedict und ſtreichelte ihm den Kopf. So ſaß er da und ſah dem treuen Thier in die Augen, als er ein Geräuſch im Zelte zu hören meinte. Er ſchob den ſtatt einer Thüre vorgehängten Rock zurück und ſah ſeine Mutter, die noch nicht geſchlafen hatte, mit zum Himmel erhobenen Händen auf den Knieen liegen, und hörte ſie für ihn und ſeine Schweſter beten. Er zog ſich aus

Beſcheidenheit auf die andere Seite des Feuers zurück, ging aber, als ſie ſich wieder niedergelegt hatte, zum zweiten Male zum Zelte, um die Thüre feſter zu ſchließen, und ſah eben, daß ſie im Begriffe war, einzuſchlafen.

Von Mattigkeit, Beſorgniß und Anſtrengung überwältigt, ſchlief endlich Hubert ſelbſt hinter dem ſchützenden Rücken des alten Benedicts ein. Er erwachte erſt lange nach Sonnenaufgang, als Gabriele friſche Aeſte zum Feuer legte, deren Krachen ihn in die Wirklichkeit zurückrief. Mit einem Seufzer kehrte der edle Sohn ſo vieler unglücklicher Vorfahren zum Bewußtſeyn ſeines Lebens und ſeines Elendes zurück.

Die ſchöne Heiterkeit des Himmels, der prächtige, erquickende Sonnenſchein, der einen funkelnden Glanz auf die Umgebung der Verbannten warf, belebte die Geiſter Huberts und Gabrielens, welche durch den Kummer ihrer Mutter, durch den Tod ihres kleinen Bruders und die ſchon ſo lange dauernde Abweſenheit ihres Vaters ganz verſtört waren. Hubert fragte ſeine Schweſter, wie lange ſie ſchon wach ſey, und ob ihre Mutter noch ſchlafe. Als ſie das Letztere bejahte, freute er ſich und meinte, der Schlaf werde ihr heilſam ſeyn. Doch bei dem Gedanken, daß Gabriele ſchon einige Stunden wach ſey und nichts zu eſſen habe, als ein Stückchen Brod, wurde ſein Herz traurig. Er zog die

Bibel hervor, die ihm ſein Vater gegeben hatte, um ſie vor der allgemeinen Zerſtörung in St. Madelaine zu bewahren, las ein Kapitel und betete zu Gott. Die Worte der heiligen Schrift tröſteten ſeine betrübte Seele. Er rief Gabrielen näher zu ſich her und las ihr einige Verſe daraus vor, wie die folgenden: „Ihr müſſet gehaſſet werden von Jedermann um meines Namens willen. Wer aber bis ans Erde beharret, der wird ſelig. Wenn ſie euch aber in einer Stadt verfolgen, ſo fliehet in eine andere. — Kaufet man nicht zween Sperlinge um einen Pfennig? Noch fällt derſelben keiner auf die Erde ohne euren Vater. Darum fürchtet euch nicht, ihr ſeyd beſſer, denn viele Sperlinge. Darum wer mich bekennet vor den Menſchen, den will ich auch bekennen vor meinem himmliſchen Vater. Wer mich aber verläugnet vor den Menſchen, den will ich auch verläugnen vor meinem himmliſchen Vater.“ — „Wir ſind beſſer, denn viele Sperlinge,“ ſagte ſodann Hubert, „und ich habe oft in Belleville zur Winterszeit Sperlinge mit Brodkrumen gefüttert, weil ich dachte, wenn ſie ſo an das Fenſtergitter herflatterten, ich erfülle den Willen des himmliſchen Vaters, der ſie mir zur Fütterung ſchickte, um mir zu zeigen, daß er nicht einmal ſeine kleinen Vögel vergeſſen habe. O gewiß, gewiß, Gabriele, der Herr wird auf die eine oder andere

Weiſe, ob wir gleich noch nicht wiſſen, auf welche, aber gewiß er wird heute zu unſerer Rettung erſcheinen.“

Gabriele fing an zu weinen; denn der Hunger quälte ſie, weil ſie ihren Theil nicht eſſen wollte. Noch mehr aber peinigte ſie die Angſt ihres Herzens; denn ſie konnte nicht begreifen, daß der Schlaf ihrer Mutter ſo lange dauern ſollte, und zitterte doch, Huberten die Beſorgniſſe mitzutheilen, die ihre Bruſt beklemmten. Endlich fragte ſie: „Welche Zeit kann es jetzt ſeyn, Hubert? Ich kann es nicht nach dem Schatten des Berges abmeſſen; denn er iſt dem Schatten unſerer Berge nicht gleich.“

Hubert ſah nach dem Schatten, aber auch er konnte die Stunde nicht errathen, weil er den Platz nicht kannte, auf welchem ſie ſich befanden; doch ſah er, daß die Sonne ſchon ziemlich weit in ihrer Bahn gegen Süden vorgerückt war, und es ſpäter am Tage ſeyn mußte, als er gedacht hatte. „Es iſt Zeit,“ ſagte er, „daß wir unſern Marſch wieder beginnen; wenn wir noch länger bleiben, ſo können wir vor Nacht nicht mehr als zwei Meilen zurücklegen. Rufe der Mutter, liebe Gabriele!“ — „Rufe ihr ſelbſt, lieber Hubert!“ erwiederte ſeine Schweſter zögernd, „ich will gehen und etwas mehr Holz zum Feuer legen.“

Hubert zog den Rock, der den Eingang zu dem kleinen Zelte bildete, auf die Seite. Seine Mutter ſchlief. Ihr Geſicht war ſehr bleich, aber ſo ſchön, wie er es nie zuvor geſehen zu haben glaubte. Ohne ſie zu wecken, ſah er ſich nach Gabrielen um, welche zitternd neben ihm ſtand, um den Erfolg ſeines Verſuches abzuwarten. Mit einem Lächeln der Zufriedenheit und der Freude ſagte er flüſternd: „O Gabriele, die Mutter iſt jetzt glücklich! Komm nur und ſieh, wie lieblich ſie ruht; der liebe Heinrich iſt ihren Armen entfallen, wir können ihn jetzt vielleicht wegnehmen, doch es könnte ihr Kummer machen, es könnte ſie ſogar ärgern.“

Gabriele wußte nicht, was ſie ſagen ſollte. Dieſe Ruhe und Milde auf dem Geſichte ihrer Mutter, auf das ſie ſo oft geblickt hatte, während Hubert ſchlief, war ihr auffallend, und da ſie ſie immer in der nämlichen Stellung, mit demſelben unausſprechlich ſanftmüthigen Ausdrucke geſehen hatte, ſtiegen traurige Ahnungen in ihr auf. Sie kannte die glückliche Wirkung wohl, welche die nächtliche Ruhe bei Vielen der Verbannten hervorgebracht hatte, und wußte daher ſelbſt nicht, warum ſie eigentlich zitterte. Um aber von ihrer innerlichen Angſt loszukommen, ſagte ſie zu ihrem Bruder: „Rufe ihr, Hubert, die Sonne geht bald wieder weg, — die Schatten werden länger — wir können kaum mehr eine Viertelmeile gehen, ehe der Mond herauskommt.“

Hubert rief: „Mutter! Mutter! Du haſt einen langen ſanften Schlaf gehabt, ich wecke Dich nicht gern, aber ich muß, theure Mutter!“

Seine Mutter gab keine Antwort, der Knabe ging näher, bückte ſich zu ihr nieder und ergriff ihre Hand. Er fühlte, daß ſie ſehr kalt war, und rieb ſie mit ſeinen Händen, um ſie zu erwärmen, indem er wiederholt ſagte: „Mutter! theure Mutter! wir müſſen gehen!“

Kaum hatte Hubert dieſe wenigen Worte ausgeſprochen, als eine ſonderbare Empfindung ſeinen Körper durchzuckte, die ſich ihm, wie in einem Augenblicke, durch die Berührung der Hand ſeiner Mutter mittheilte. Er ließ ſie ſchnell los, als hätte er etwas angerührt, das er nicht hätte anrühren ſollen. Sie blieb liegen, wie ſie aus ſeiner Hand fiel, die Finger zuſammengedrückt, wie ſie geweſen waren, als er ſie angehaucht hatte, um ſie zu erwärmen. Noch immer dauerte der Schlaf der Mutter fort. Er bückte ſich näher auf ihr Angeſicht, erhob ihr Haupt halb auf ſeinen Arm, halb auf ſeine Kniee und küßte ihre Augen und Wangen, indem er ſagte: „Mutter! meine liebe Mutter! O! antworte mir! Willſt Du nicht mit Deinem lieben Hubert ſprechen, meine theuerſte Mutter!“ Die Miene

Blanca's behielt denſelben Ausdruck unveränderlicher Ruhe. Hubert legte ihre Hand auf das niedrige Lager zurück, ſah wieder auf die Mutter hinab und rief noch einmal: „Mutter! Mutter!“ — Dann ſtieß er einen ſolchen Angſtſchrei aus, daß Gabriele ins Zelt hereinſtürzte, und die Stimme des Knaben in den Bergen wiederhallte, ohne jedoch die arme Blanca von Beauvoiſin wieder zum Leben zu erwecken.

Fünftes Kapitel.

Der Schutz der Waiſen.

Unbeſchreiblich war der Jammer der armen Waiſen, als ſie die Entdeckung machten, daß ihre Mutter in jenem Schlafe lag, aus dem man in dieſer Welt nicht wieder erwacht. Sie überließen ſich ganz dem Ausbruche ihres Schmerzes und machten Anfangs nicht den geringſten Verſuch, einander zu tröſten. Gabriele weinte, bis ihre lachenden Augen — wie ſie ihr Vater gewöhnlich nannte, — beinahe ganz von den geſchwollenen Augenliedern bedeckt waren; und als ihre Thränen verſiegten, währte das Schluchzen in ſolch' ununterbrochenen und krampfhaften Stößen fort, als wollte es ihren zitternden Leib zerſprengen. Der arme Hubert, deſſen kindliche Liebe und aufopfernde Zärtlichkeit für ſeine Mutter jedes andere Gefühl ſeines kindlichen und dankbaren Gemüths übertraf, äußerte in ſeiner Art nicht jene grenzenloſe Verzweiflung und

Troſtloſigkeit des ganzen Weſens, von der ſeine liebevolle Schweſter zu Boden gedrückt wurde. Als es ihm möglich war, ſeine Gedanken auf einen Augenblick noch auf etwas Anderes zu richten, als auf den Verluſt ſeiner heißgeliebten Mutter und den Kummer, den dieſer Verluſt ſeinem Vater verurſachen würde, fing er an, zu Gott zu beten. Er wußte, daß „Kummer nicht aus dem Staube entſpringt, noch der Gram aus dem Erdboden.“ In allem Unglück folgte dieſer jugendliche Chriſt der Führung Gottes; er wußte, daß der Herr nach ſeinem Willen thut bei den Heerſchaaren des Himmels wie unter den Bewohnern der Erde, daß ſeine Weltregierung eben ſo gut ein Theil ſeiner Gottheit iſt, als ſeine Allmacht oder ſeine Wahrheit. Darum „legte er die Hand auf ſeinen Mund, und ſeinen Mund in den Staub,“ indem er ſagte: „Es iſt der Herr, laßt uns thun, was ihm gut däucht. Sollte der Richter der ganzen Erde nicht recht thun?“

Bei all' dieſem klagte Hubert nicht einmal in Gedanken über ſeine Verfolger. Nein,

„Unſern Mördern Lieb' und Freude!“

war die Geſinnung, die ihm eingepflanzt worden war und im Grunde ſeines Herzens lebte. Er fühlte ein Mitleiden mit den Katholiken, das zu tief war, um dem Zorne noch Raum zu geben; und ob er gleich mit den Worten eines alten Märtyrers hätte ſagen können:

„Ich bin zu elend, Groll zu hegen,
In dem gebrochnen Herzen ſtürmt es nicht,"

ſo war doch Friedfertigkeit gegen ſeine Feinde von jeher der Grundzug ſeines Charakters. Wenn überhaupt gewiß nur wenige Menſchen aufzufinden geweſen wären, denen Hubert, ſobald es in ſeiner Macht geſtanden hätte, nicht irgend einen Dienſt der Liebe erwieſen haben würde; ſo hätte er es doch für eine beſondere Gnade geachtet, einem Katholiken Gutes zu thun, weil es von Kindheit an ſeinem Herzen eingeprägt worden war, die Katholiken ſeyen ein Volk, für das er jederzeit beten und um Segen flehen ſolle; ſelten dachte er an ſie, ohne ſich zu erinnern, daß unter den erſten Schriftſtellen, die ihn ſein Großvater gelehrt hatte, auch die folgenden geweſen waren: „Ich ſage euch, liebet eure Feinde, ſegnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch haſſen, betet für die, ſo euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder ſeyd eures Vaters im Himmel; denn Er läſſet ſeine Sonne aufgehen über die Böſen und über die Guten, und läſſet regnen über Gerechte und Ungerechte." „Segnet die, ſo euch verfolgen, ſegnet und fluchet nicht.“ „Wenn dein Feind hungert, gib ihm zu eſſen, wenn er dürſtet, ſo gib ihm zu trinken.“

Der Schmerz der beiden Kinder ſteigerte ſich noch bei dem Gedanken, die Leichen der Geliebten entweder unbegraben daliegen laſſen, oder ſtatt dem Schooße der Erde, wie die Mutter gewünſcht hatte, dem Schnee übergeben zu müſſen.

Hubert fürchtete, ſeine Schweſter möchte die Pein bemerken, mit der dieſer Gedanke ſeine Bruſt erfüllte, und ſuchte deßhalb ihre Aufmerkſamkeit auf etwas Anderes zu lenken.

„Vielleicht war es nicht ſowohl die Kälte und Ermattung,“ ſagte er, „wodurch unſere theure Mutter umkam, als der Tod des kleinen Kindes, der ihr das Herz brach.“

„Nein, nein!“ ſagte Gabriele, die kein ſo edles oder heiliges Gemüth hatte, wie Hubert. „Die Katholiken waren es, die uns von unſerer Heimath vertrieben. Sie waren ſchuldig, daß wir unſern Weg im Gebirge verfehlten, und —“

„Stille!“ ſagte Hubert. „Deine ſelige Mutter hätte nicht ſo geſprochen.“

„Aber,“ ſagte die reuige Gabriele, denn ſie war auch ein frommes Kind, ob ſie ſich gleich oft von der

Reizbarkeit ihres Gemüths und von der glühenden Liebe gegen ihre Eltern, beſonders gegen ihren Vater, in welchem ſie lebte, zu ſolchen Aufwallungen hinreißen ließ; „aber,“ ſagte ſie, „es iſt beſſer, hier zu ſeyn, Hubert, — gerade hier,“ ſie ſah dabei auf Blanca und das Kind, und ihre Augen ſtanden voll Waſſer, während ſie ſprach; „es iſt beſſer, hier zu ſeyn, als den Herrn zu verläugnen, der uns mit ſeinem eigenen theuren Blute erkaufte! Der Paſtor, der Vater und Alle würden uns lieber hier verlaſſen und vergeſſen wiſſen, als uns unſern göttlichen Erlöſer vergeſſen oder verläugnen ſehen.“ Sie ſagte dieß mit einem beſonderen Ausdruck der innigſten Liebe, indem ſie die Worte wiederholte: „Unſern göttlichen Erlöſer! unſern Herrn und Heiland!“

Hubert hob ſeine Augen und Hände gen Himmel und ſchien in ſtillem Gebete zu ringen. Endlich rief er aus: „O Du, bei dem die Waiſen und Hilfloſen Gnade finden, auf Dich wollen wir trauen! Zeige uns nur, wo wir unſere Todten beerdigen können, und durch Deine Gnade wollen wir Dich nie verläugnen noch vergeſſen. O verlaſſe uns nicht!“

Während ſie alſo weinten, beteten oder mit einander ſprachen, und Gabriele bei jedem neuen Blick auf das freundliche Antlitz ihrer Mutter auch in einen neuen Strom von Thränen ausbrach, hörten ſie den Mauleſel in geringer Entfernung von ihrem Zelte wiehern, ſchnauben und ſtampfen. Das ſonderbare Geräuſch wiederholte ſich, und der Ton von menſchlichen Stimmen drang in die Ohren der Verlaſſenen. Hubert ſtand von ſeinen Knieen auf und ging vorwärts. Er bemerkte bald in geringer Entfernung an einem der Zugänge des Waldes einen alten und jungen Bauern, welche Benedict am Zügel fortzuziehen ſuchten; doch der Mauleſel ſträubte ſich mit dem ganzen Eigenſinn ſeiner Natur und ſchien die Männer mit einer gewiſſen Gewandtheit näher zu den Kindern bringen zu wollen; denn ſobald ſie ſich gegen den Theil des Waldes wandten, wo das Zelt ſtand, folgte er wie ein Lamm; wenn ſie aber einen Verſuch machten, ihn einen andern Weg zu führen, ſtemmte er ſeine Füße feſt in den Schnee und behauptete ſeinen Platz ſtandhaft.

Der alte Bauer war erſtaunt, in einer ſo abgelegenen Gegend des Waldes Jemand zu finden, und blieb beim Anblicke Huberts plötzlich ſtehen. Dieſer redete ihn ſogleich an, erzählte ihm in wenigen Worten ſeine traurige Geſchichte und führte ihn an der Hand zu dem kleinen Zelte, unter deſſen Schutze all' das Theure lag, was ihm von ſeiner Mutter auf dieſer Erde geblieben war.

Der alte Bauer, der eben ſo gutherzig, als gottesfürchtig war, wurde durch Huberts Geſchichte tief gerührt. Er hatte ſelbſt das Loos der Verbannten getheilt und vor vielen Jahren mit Weib und Kind in eben dieſem Walde Schutz vor der Geißel der Verfolgung geſucht und gefunden. Alsbald nahm er die weite Landſchaft in Beſitz und bebaute ſie mit ſeinen Kindern, die ihm in den Geſchäften zu Hauſe und im Felde treulich beiſtanden.

Als Hubert die Falten des Soldatenmantels aus einander ſchlug, der vor dem Eingange des Zeltes hing, fielen die Sonnenſtrahlen mit all' der blendenden Pracht in das Zelt, welche dem Lichte nur dann eigen iſt, wenn es durch das feine ätheriſche Medium einer hellen, kalten Luft dringt, und da ſie theilweiſe durch das bunte Tuch des Mantels drangen, ſo rötheten ſie das liebliche, demüthige Geſicht Blanca's mit natürlicher Lebensfarbe. Sie ſchien in der That in ihrer kleinen Haube, ihrem Mantel, ihrer rothen Schnürbruſt und ihrem blauen Unterkleide den Lebendigen anzugehören, ohne das Leben wirklich zu beſitzen. Das Kind lag auf ihrem ausgeſtreckten Arme. Seine eigene Schwere hatte es von dem Buſen der Mutter herabgezogen, als der Tod dieſen Arm der Fähigkeit beraubte, die geliebte Bürde noch länger zu umklammern. Gabriele ſaß zu ihren Füßen und ſah abwechslungsweiſe bald auf die eine, bald auf die andere Leiche, doch meiſt auf das ruhige Antlitz der Mutter. Als Hubert den Mantel weggezogen, fiel das Licht ſchmerzhaft auf ihre geſchwollenen und thränenden Augenlieder. Sie hob ihre Hand vor, um ſie vor der blendenden Sonne zu ſchützen. — Dieß war der rührende Anblick, der ſich dem Alpenbewohner darbot, als er in die Thüre des Zeltes ſah; ein Anblick, der ihm tief in das Herz ſchnitt. Er weinte ſchmerzlich mit den betrübten Kindern. Dann wandte er ſich zu dem jungen Bauer, der ſein Enkel war, und gab ihm Befehle, die er ihn eiligſt ausführen hieß. In kurzer Zeit kehrte der Jüngling zurück und brachte einige Leute aus der Hütte herbei, die mit der größten Sorgfalt, Zartheit und Stille die irdiſchen Ueberreſte der Geſtorbenen zu der Bauernhütte trugen, um ſie mit derjenigen Feierlichkeit der Erde zu übergeben, welche jeder Sterbliche einſt für ſich ſelbſt hofft und darum auch ſeinem Mitmenſchen ſchuldig iſt.

Hand in Hand folgten die Kinder. Ein neues Band, deſſen ſie ſich früher nie ſo innig bewußt geweſen waren, ſchien ſie jetzt zu umſchlingen. Gabriele hing an ihrem Bruder und wollte ihn nicht einen Augenblick von ſich laſſen. Der alte Mann konnte nicht auf ſie ſehen, ohne Thränen zu vergießen. Er brachte ſie in ſeine Hütte, ſtellte ſie ſeinem Weibe vor, das ſie mit der herzlichſten Gaſtfreundſchaft aufnahm. Die Waiſen wurden durch dieſe unerwartete Güte tief gerührt. Aber Gabriele erlag ihrem Schmerze; ſie mußte mehrere Wochen lang das Bett hüten. Die Ueberreſte der Mutter und Schweſter wurden nach einigen Tagen unter einer Eiche im Walde der Erde übergeben; und man kann ſich die Freude denken, welche Hubert fühlte, als er Alles für das Begräbniß gehörig angeordnet ſah, und ihm die drückende Sorge für den letzten Willen ſeiner Mutter vom Herzen genommen war; er konnte ſeine Dankbarkeit gegen Gott und gegen die frommen Bauern von La Cime nicht genug ausdrücken; denn nun durfte er nicht mehr befürchten, ihre Gebeine möchten in den kalten Gebirgen der Alpen zerſtreut werden.

Während der Krankheit Gabrielens gab ſich der liebevolle Bruder beinahe der Verzweiflung hin, da er ſeines Jammers kein Ende ſah. Doch als der Frühling anbrach, erholte ſich Gabriele unter der ſorgſamen Pflege der Liebe und durch die Geſchicklichkeit ihres ländlichen Arztes und Pflegevaters wieder, und mit Gottes Segen begann es beſſer zu werden. Doch ging ſie nur mit langſamen Schritten ihrer Geneſung entgegen; denn obgleich der alte Marco jede Pflanze des Gebirges kannte, und ſein Weib mit allen ihren Eigenſchaften und der Art ihrer Zubereitung und Miſchung der einzelnen Beſtandtheile vertraut war, um einen Balſam für jede Wunde zuzurichten, ſo wich doch die Krankheit nicht ſo ſchnell, als ſie gekommen war.

Die Liebe, welche der Bauer und ſeine Familie dieſen Kindern erwies, war, ſo glaubte Marco, durch den Beſuch Huberts und Gabrielens tauſendfach vergolten; denn er war, wie ich ſchon erwähnt habe, ſelbſt ein Glaubens- und Leidensbruder der Waldenſer. Etwas von den Thalgemeinden zu hören, war ihm wie Leben nach dem Tode; und während er mit Thränen die Erzählung ihres Unglücks vernahm, fühlte er ſich zugleich durch die Unterhaltung mit einem Knaben, wie Hubert, wieder getröſtet; denn die Bibelkenntniſſe und die Bildung des Enkels und Neffen eines Geiſtlichen waren dem Wiſſen ſeines ununterrichteten Gaſtfreundes weit überlegen. Nicht nur der alte Marco, ſondern auch ſein Weib und ſeine Kinder und Enkel, ſo wie andere Bauern und Ziegenhirten aus dem Dorfe hörten mit Vergnügen zu, wie Hubert ganze Kapitel aus der Bibel herſagte. Aber ſo heiter auch Hubert aus Dankbarkeit für die Liebe, die er genoſſen, beim flackernden Feuer ſaß und das krachende Holz zurecht legte, welches

Jakobine zum Herde trug, um die Winternacht angenehmer zu machen, indeſſen er den einfachen Bergbewohnern die Worte der Begeiſterung wiederholte, ſo war doch ſein Herz über den Bergen, und die Sehnſucht nach La Flechère, wo ihn die eben ſo trügeriſche als tröſtliche Hoffnung ſeinen Vater erwarten ließ, wurde von Tage zu Tage heißer und unerträglicher. Aber ſo lange Gabriele krank war, konnte er unmöglich das wirthliche Dach ſeiner Gaſtfreunde verlaſſen; und er erkannte die edelmüthige Liebe, die ihnen erwieſen wurde und von ihm nie wieder vergolten werden konnte, und ſuchte endlich ſolche Gedanken zu unterdrücken. Jeden Morgen ging er mit ſeinem Wirthe ins Feld, um ihn in ſeinen ländlichen Arbeiten zu unterſtützen; Gabriele dagegen, die ſich von ihrer Krankheit und Verzweiflung allmählig erholte, aber noch zu ſchwach war, aus dem Hauſe zu gehen, half ihrer gütigen Wirthin bei ihren häuslichen Geſchäften oder beſſerte mit ihrer Nadel ihre einfache Garderobe aus oder unterſtützte ihre Töchter in irgend einer Arbeit, wo ſie in der Hütte nützlich ſeyn konnte.

Die Geſchichte der zwei Waiſen verbreitete ſich aus der Hütte in die Küche des Schloſſes, und von der Küche war die rührende Erzählung in die Zimmer der Herrſchaft gekommen; der alte Marco, deſſen

Güte gegen die armen Kinder von den Dienſtboten gegen ihre Vorgeſetzten nicht unerwähnt geblieben war, hatte Befehle bekommen, die unglücklichen Flüchtlinge, wenn ſie ſtark genug wären, die Reiſe nach dem Orte ihrer Beſtimmung, La Flechère, fortzuſetzen, vorher noch einen Tag nach Jeanvilliers zu bringen; denn die gute Frau dieſes Schloſſes verabſcheute, ob ſie gleich katholiſch war, den Geiſt ihrer bethörten Glaubensbrüder eben ſo ſehr, als die Verfolgung, deren ſie ſich ſchuldig gemacht hatten.

Als Gabriele ganz hergeſtellt war, willigte der alte Marco und ſeine liebreiche Familie endlich in die Abreiſe ihrer jungen Gäſte. Die Sehnſucht nach ihrem Vater, mit dem ſie wieder vereinigt zu werden hofften, hatte den höchſten Grad erreicht, und ſo ſehr die guten Alpenbewohner gewünſcht hätten, die Kinder wenigſtens noch ſo lange zurückzuhalten, bis man über den Aufenthalt ihres geliebten Vaters gewiſſe Nachrichten hätte, ſo fühlten ſie doch, daß es grauſam wäre, ſie noch länger warten zu heißen, beſonders da die ſchöne Jahreszeit und der gute Zuſtand der Wege hoffen ließ, daß ſie ihre Reiſe nicht allein mit Leichtigkeit, ſondern ſelbſt mit Vergnügen vollenden würden.

Beinahe drei Monate hatten ſich die Waiſen bei ihrem frommen Wirthe aufgehalten, von dem und deſſen Angehörigen ſie um des Herrn willen wie die Kinder des Hauſes behandelt wurden, und während dieſer Zeit hatte Huberts Bibelleſen durch den Segen Gottes viele der jungen Bewohner des Dorfes auf den Weg nach Zion geführt. Nun war der Tag der Abreiſe erſchienen. Die beiden Geſchwiſter nahmen von ihren Gaſtfreunden und allen Bewohnern der wirthlichen Hütten von La Cime Abſchied. Hubert war in Verlegenheit, daß er den erſteren für alle ihre Güte kein Geld anbieten konnte. Doch hatte er einen goldenen Dukaten, den er einmal von dem jungen Raymond empfangen hatte, als er ihm ein kleines weidengeflochtenes Körbchen zum Geſchenk überbrachte. Er hatte das Goldſtück an einem kleinen Bande hängen und wollte ſich aus Liebe zu Raymonden nie davon trennen. Aber in dieſem Augenblicke überwog die Dankbarkeit gegen Marco für die Liebe, die er den Todten erwieſen, ſeine Zärtlichkeit für den jungen Grafen, deſſen Familie ſich gegen die Lebenden nicht ſo gütig gezeigt hatte. Er nahm den Dukaten aus der Taſche, ſchnitt das Bändchen ab, an dem er ihn zu ſeiner Luſt oft am Halſe getragen hatte und gab ihn beim Weggehen dem Bauern. Dem alten Marco gefiel dieſer Beweis einer dankbaren Geſinnung, aber deſſen ungeachtet ſchlug er das Anerbieten aus. „Nein,“ ſagte er,

„ihr habt nicht viel mehr von mir empfangen, als einen Trunk kalten Waſſers, aber ſo wenig es auch iſt, ſo wurde es im Namen eines Jüngers Chriſti gegeben; und ich denke, ich habe, ohne es zu wiſſen, Engel beherbergt." Die alte Wirthin ſegnete die Kinder in ihrer einfachen Sprache, und Marco begleitete ſie; Gabriele ſaß auf ihrem treuen alten Benedict, und Hubert ging neben ihr her.

Während ſie langſam ihres Weges gingen, dämmerte eine Art Hoffnung in der Seele Huberts auf. War es die Veränderung ſeines Aufenthalts überhaupt oder hauptſächlich der Gedanke, ſich auf dem Wege zu befinden, der ihn mit ſeinem Vater vereinigen ſollte, was dieſe wohlthuende Veränderung in ſeinen Empfindungen hervorbrachte — kurz, er fühlte ſich heiterer, als er ſeit langer Zeit geweſen war. Nachdem die Wanderer aus dem Walde herauskamen, den ſie mit einem ſonderbaren Gefühle von Schauder, Kummer und Dankbarkeit durchſchritten hatten, ſo eröffnete ſich ihnen ein ſo ſchöner und prachtvoller Anblick, daß ſelbſt dieſe Kinder ein ungewöhnliches Entzücken empfanden, als ſie ſich in der Gegend umſchauten. Auf der einen Seite ſchien ihr Weg von der Natur gleichſam mit Pfeilern und Bruſtwehren verſehen zu ſeyn, ſo daß ſie mit Sicherheit in die tiefen Abgründe hinabſchauen konnten;

an andern Stellen war er ſo ſteil und abſchüſſig, daß er faſt für den feſten Tritt Benedicts ungangbar wurde; bald war er frei und eben, bald durch ungeheure Felſenmaſſen geſperrt, die entweder durch ihr eigenes Gewicht oder durch das Schmelzen des Schnees von oben herabgeſtürzt worden waren. Nach und nach wurde die Gegend offener und bot eine größere Abwechslung dar; die fernen Ebenen, die durch die Lücken des Gebirgs ſichtbar wurden, erſchienen gut angebaut und mit Heerden von Schafen und Rindvieh bedeckt. Der Schnee, welcher ſchon vor einiger Zeit aus den Thälern verſchwunden war, ſchmolz jetzt auch an den Bergen, und Gabriele bat ihren Bruder, ihr einige von den Blumen zu ſuchen, die Marco heute an einer Stelle geſehen haben wollte, welche geſtern vielleicht noch mit Schnee bedeckt war — wie den Crocus und die Winde. Als ſie in das Thal hinabkamen, in dem das Schloß von Jeanvilliers lag, ſahen ſie auch die Alpenroſe mit ihren purpurnen Blumenkronen, die hier einen ihrer Blüthe entſprechenden Geruch ausduftet; zu ihren Füßen ſproßten die Aurikel, der Steinbrech, die Polygala und viele andere Pflanzen, und Marco ſagte, er habe ſie oft mitten in den Fichten- und Birkenwäldern auf den höchſten Gipfeln der entfernten Gletſcher geſehen.

Weiter unten kamen ſie nahe an einer ſchönen

Caſcade vorüber, deren Waſſer ſich zwar nicht durch große Menge, aber durch ungemeine Klarheit auszeichnete; ihre ſenkrechte Höhe war nicht außerordentlich, ſie mochte nicht über 100 Fuß betragen; aber als ſie am Becken derſelben vorbeigingen, bildete das Sonnenlicht, das ſich gerade im Waſſerſtrahl brach, den lieblichſten Farbenbogen, den man ſich denken kann. Nachdem ſie ſich an dieſem herrlichen Schauſpiele ſatt geſehen hatten, nahm der fromme Marco mit Beziehung auf die beſonderen Umſtände, in denen ſich die lieben Kinder befanden, das Wort und erinnerte ſie an die Verheißung, welche der Herr dem Noah gab, als er auf dem Ararat zum erſten Mal dieſen prächtigen Anblick genoß. „Der Bogen des Bundes,“ fuhr er fort, „war nicht ſchöner, als der Gott des Bundes treu; vertrauet auf ihn für immer; denn der Herr Jehovah iſt die Kraft in Ewigkeit.“

Die Kinder gingen mit ihrem Führer immer weiter, bis ſie zuletzt das ſchöne, prachtvoll gebaute Schloß von Jeanvilliers mit ſeinen luftigen Thürmen erblickten; in großartigen Umriſſen ſchaute es von der Höhe herab, und ſeine hochgewölbten Fenſter leuchteten im Scheine der ſinkenden Abendſonne wie Gold. Als ſie dem Schloſſe näher kamen, verloren ſie es aus dem Geſichte; eine kunſtlos über einen tiefen Abgrund erbaute Brücke führte ſie in eine Allee von Buchen, deren dürre Blätter, durch das grüne Laub verdrängt, den ganzen Boden überdeckten und unter den ſchweren Tritten des Landmanns und den eiſenbeſchlagenen Hufen Benedicts rauſchten. Am Ende dieſer Allee angekommen, zeigte ſich ein hoher Thorweg den erſtaunten Blicken unſerer jungen Wanderer, welche der Meinung waren, das einzige, größere Gebäude, das ſie je geſehen hatten, das Schloß des Grafen von Raymond werde von keinem in der Welt übertroffen. Zwei in Stein gehauene Greife, das Wappen der Jeanvilliers, hielten auf hohen Fußgeſtellen zu beiden Seiten des Thores Wache. Die ausgeſpannten, ungeheuren Flügel, die granitenen Federn, die Löwenklauen, die flammenden Augen, Alles war ſo ſeltſam und widerſprechend, daß ſich Hubert, der von der Fabelkunde wenig oder nichts wußte, nicht erklären konnte, zu welcher Klaſſe von Säugethieren oder Vögeln er dieſe Geſchöpfe zählen ſollte, und Marco konnte ihm keine Aufklärung geben. Sie gingen weiter links um den großen Eingang herum, bis ſie an ein kleines Thor kamen, das ſie zu den Gemächern der Dienerſchaft führte; hier machten ſie Halt, und Marco bat die Kinder, zu warten, bis er nach der Hausverwalterin gefragt hätte.

Da dieſe gerade beſchäftigt war, kam eine andere untergeordnete Perſon heraus, um ſie zu empfangen. Ein Junge führte den Mauleſel in den Stall, und die müden und hungrigen Wanderer traten in die Stube, wo ſie von der Dienerſchaft freundlich bewillkommt und von einer jungen Frau, die ihnen an das Thor entgegen gegangen war, mit Erfriſchungen bedient wurden.

Bald darauf kam die Hausverwalterin, Frau Labeaume, welche von ihrer Ankunft benachrichtigt worden war. Sie bezeugte eine große Freude, den alten Marco wiederzuſehen, welcher im ganzen Schloſſe beliebt war, und empfing die Kinder mit vieler Güte. Sie nahm keinen Anſtand, dieſelben in Gegenwart der Diener nach Manchem zu fragen; da ſie aber ſah, daß ſie ſehr ermattet waren, und es ohnedieß zu ſpät war, um heute noch die Gräfin zu beſuchen, ſo ſchlug ſie ihnen vor, zu Bette zu gehen; am nächſten Morgen würden ſie dann, wenn ſie die Gräfin geſehen und ihre Befehle empfangen hätten, mit ſicherem Geleite nach La Flechère entlaſſen werden. Der alte Bauer mußte ſich in aller Frühe auf den Heimweg machen und wollte daher noch dieſe Nacht von den Kindern Abſchied nehmen. Die Trennung war außerordentlich rührend; denn Marco war ihnen von dem Tage an Vater geweſen, an dem ſie ihre theure Mutter verloren hatten. Der alte Landmann wiſchte ſich Thränen von den gebräunten Wangen, als ihn die Kinder liebkosten und vergebens ein „Lebewohl“ hervorzuſtammeln ſuchten. Gabriele umarmte ihn und barg ihr Geſicht in ſeinem rauhen Wamms, als ſie der alte Mann unter vielen Segnungen der Sorge Deſſen empfahl, bei dem die Waiſen Gnade finden, der Sorge des Gottes der Wittwen und Waiſen. Hierauf ſprach er einige Zeit lang heimlich mit Frau Labeaume, die ihn über die Kinder gänzlich beruhigte. Die menſchenfreundliche Geſinnung der Gräfin, ſagte ſie, ſey zu allgemein anerkannt, als daß er ſelbſt, im Falle der Hofmeiſter des jungen Grafen zu Hauſe wäre, für das Wohl der Kinder auch nur das Geringſte zu befürchten hätte. Nochmals umarmte Marco ſeine Pflegebefohlenen, und nachdem er ihnen ſeinen Segen ertheilt hatte, verließen ſie den Saal unter der Begleitung der Frau Labeaume.

Die Zimmer, in welche ſie geführt wurden, waren ziemlich weit von demjenigen Theile des Hauſes entfernt, den ſie zuerſt betreten hatten. Sie folgten der guten Verwalterin über einige Treppen und durch zwei oder drei Gänge, welche alle mit ſchönen, großen Lampen erleuchtet waren, die im ganzen Hauſe eine Art Tageshelle verbreiteten. Frau Labeaume zeigte ihnen ihre Schlafſtätten. Gabriele ſollte neben ihr ſelbſt in einem kleinen Bette, und Hubert in einem Nebengemache ſchlafen, in das man durch ihr Zimmer gehen mußte; denn ſie wolle das Wort löſen, ſagte ſie, das ſie dem alten Marco gegeben habe, und gute Sorge für die Kinder tragen.

Die Geſchwiſter ſahen ſich nicht ſobald allein, als ſie ein jedes vor ſeinem Bette niederknieten, um zu ihrem himmliſchen Vater zu beten; aber die Thränen, die ſie mit ſtrenger Selbſtüberwindung aus zarter Schonung gegen einander mit Ausnahme der Trennung von ihrem Marco den ganzen Tag über unterdrückt hatten, erſtickten ihre Stimme und ſtrömten unaufhaltſam über ihre Wangen; denn ſo ſehr ſie ſich auch durch die Gebete, die ſie für einander zum Himmel ſchickten, getröſtet und geſtärkt wurden, ſo waren es doch ſchwache, geängſtete Menſchenkinder, die unter der Laſt außerordentlicher Drangſale ſeufzten und von den ſchwerſten Prüfungen, die uns treffen können, zu Boden gedrückt waren; ſie hatten ja ihre Mutter verloren. Wer ermißt die Tiefen der Mutterliebe? Wer drückt das Kind immer mit der gleichen Liebe, mit der gleichen Nachſicht an die Bruſt, als eine Mutter? Wer ſieht es immer mit der gleichen Wonne, mit dem gleichen Entzücken an? Wer lächelt immer mit dem Lächelnden und weinet mit dem Weinenden? Ach es gibt nur eine Mutter auf dieſer Erde; wenn wir dieſe verloren haben, finden wir hienieden keine zweite. Können wir es den Kindern verargen, wenn ſie der Angſt ihres Herzens freien Lauf ließen? wenn der Schmerz über den Verluſt ihrer Mutter wieder in ſeiner ganzen Heftigkeit erwachte? Hatten ſie doch heute die Stätte verlaſſen, an der ihre irdiſche Hülle von ihrer Arbeit ruhte; waren ſie doch in ein fremdes Haus eingetreten, in ein Haus, das von den Bekennern derjenigen Religion bewohnt war, deren Prieſter und Mönche all' dieſen Jammer über ſie gebracht hatten. Der arme Hubert, der doch ſonſt ſeine Gefühle zu beherrſchen wußte, überließ ſich dem Schmerze in demſelben Grade, wie ſeine Schweſter. Die Geſtalt der entlaubten Eiche im Walde, die ihre nackten Arme über den kleinen Erdhügel ausſtreckte, unter welchem ſeine Mutter mit ihrem lieblichen Kinde ſchlummerte, ſtand unaufhörlich vor dem Auge ſeines Geiſtes, während er ſich in einem mehr ermattenden, als erquickenden Schlafe bis zum Morgen unruhig hin- und herwarf. Bald glaubte er, den Baum zu gewahren mit ſeinen dürren Aeſten und Zweigen, wie er in den Winterſtürmen ſchwankte und ächzte; bald ſah er ihn wieder mit jungen Blättern und dichtem Laubwerk bedeckt. Eine Taube hatte ihr Neſt mitten unter den Zweigen. Sie flog fort, um ihren nackten Jungen Futter zu ſuchen; aber bei ihrer Rückkehr waren ihre Federn alle zerdrückt, der eine Flügel gelähmt, und die zarte Bruſt mit Blut gefärbt, und ihr Klagegeſchrei ängſtigte die junge Brut. Arme Vögelchen, dachte Hubert, was wollt ihr ohne eure Mutter nun anfangen; ihr Flügel hängt ſchlaff herunter, ſie kann euch kein Futter mehr holen. Während Hubert ſo in ſeinem Traume zu ſprechen ſchien, flog ein anderer Vogel, der ein weit ſchöneres Gefieder hatte, als die Taube, zwiſchen die Zweigen herab und ließ einen Zweig mit Epheubeeren aus ſeinem Schnabel ins Neſt fallen, und die Vögelchen fingen gierig zu eſſen an. Da wandte ſich Hubert im Schlafe an die Taube mit den Worten: „Siehe, die Kleinen haben doch Einen, der für ſie ſorgt, wenn Du es auch jetzt nicht ſelbſt vermagſt.“ Er ſtreckte die Hand aus, um ihr liebliches Köpfchen und ihren glänzenden Rücken zu ſtreicheln; aber ſie erſchrack und flatterte mit kläglichem Geſchrei davon, und der träumende Knabe erwachte.

Hubert ſchlug die Augen auf. Die Sonne ſchien prächtig in ſein Zimmer, und die Schwalbe zwiſcherte in ihrer ſicheren Ecke, wo ſie alle Morgen ihr Neſt wieder ausbeſſerte, und tröſtlichere Gedanken ſtiegen mit der dem jugendlichen Gemüthe eigenen Schnellkraft in der Seele des Verlaſſenen auf. Er ſchmeichelte ſich unwillkürlich mit der frohen Ausſicht (ſo geneigt ſind wir, dasjenige zu hoffen, was wir wünſchen), nachdem er den Schutz und die zarte Liebe Eines ſeiner Eltern verloren, ſich doch, wie jene Vögelchen in ſeinem Traume, bald der Liebe und treuen Sorge des Andern in Kurzem zu erfreuen, und er dankte ſeinem Vater im Himmel für die ſüße Hoffnung.

Nachdem die Kinder aufgeſtanden und angezogen waren, ging Gabriele in Huberts Kammer, um ihn einen Abſchnitt aus ſeinem Teſtamente leſen zu hören; denn es war die Gewohnheit dieſer Kinder von ihrer früheſten Jugend an, nicht aus dem Schlafzimmer zu gehen, bis ſie zu Gott gebetet und in ſeinem heiligen Worte geleſen hatten.

Nach dieſer frommen Handlung ſprachen ſie eine Zeit lang von ihrem Vater und theilten ſich gegenſeitig ihre Hoffnungen mit, ihn bald wiederzuſehen. Hierauf fragten ſie einander, obwohl der Enkel der gnädigen Frau, Graf Philipp, dem Sohne des Grafen Raymond gleichen würde; ob ſie der alte Marco vielleicht je vergeſſen könnte u. dgl. m. Mit ſolchen Geſprächen unterhielten ſie ſich, bis die Hausverwalterin kommen würde, um ſie abzuholen; denn ſie konnten nicht wohl allein hinuntergehen, weil ſie ſich nicht mehr getrauten, den Weg in den Saal, in welchem ſie geſtern geweſen waren, zu finden.

Es war ein ſonderbarer runder Thurm, in dem Hubert geſchlafen hatte, mit ſeltſam geſtalteten Fenſtern, von denen ſich eines wie eine Thüre öffnete und einige Treppen hinab auf eine Art Balkon führte, der ſich um das ganze Gebäude herumzuwinden ſchien. Die Kinder wagten es nicht, hinauszugehen oder auch nur die Thüre zu öffnen. Sie ſtellten ſich an ein Fenſter und ſahen ins Freie. Das Thal, welches vor ihnen lag, war von einem ſchönen Strome durchſchnitten, deſſen Waſſer herrlich in den Sonnenſtrahlen erglänzte. Neben dem Strome dehnte ſich ein Wald, der in jenem erſten zarten Schmucke des Frühlings prangte, auf dem das Auge ſo gern verweilt; über ihm erhob ſich ein lachender Hügel, der mit Rindviehheerden bedeckt war, und in weiterer Ferne ſah man an der Gränze des weſtlichen Horizonts ſtatt der weißen Ketten der Alpen einen langen ſchmalen Saum, der gleich zwei blaſſen Linien den Geſichtskreis begrenzte.

Während die Geſchwiſter dieſe Gegenſtände betrachteten und ausfindig zu machen ſuchten, welche Seite des Thales gegen La Flechère hin liegen möchte, kam die Hausmeiſterin. Sie führte ſie heute nicht in die Geſindeſtube, ſondern in ihr eigenes Zimmer, wo ſie ihnen ſchönes Weißbrot, Feigenkuchen, Roſinen, Milch und Neuenburger Käſe vorſetzte. Nach dem Frühſtücke, ſagte ſie, wolle ſie ſie der gnädigen Frau Gräfin und dem jungen Grafen vorſtellen, welcher ſie mit Ungeduld zu ſehen wünſche.

Hubert, obwohl wenig mehr als ein Bauernknabe, um es gerade zu ſagen (ſeine Erziehung, welche höher war, als ſein Stand, ſollte uns freilich einen beſſern Namen finden laſſen), Hubert, obgleich ein Knabe von niedriger Herkunft, beſaß eine eigenthümliche Anmuth in ſeiner Sprache ſowohl, als in ſeinem Benehmen, welches nicht allein anſtändig, ſondern ſogar einſchmeichelnd war. Er verneigte ſich vor der Hausmeiſterin und dankte ihr höflich in ſeinem und ſeiner Schweſter Namen für ihre Güte und Herablaſſung, hauptſächlich aber für die Ehre, die ſie ihnen durch die Einführung bei dem jungen Grafen und ſeiner Großmutter erzeigen wolle. Hierauf traten ſie an den Tiſch; aber, ehe ſie ſich auf die ſeltſamen hohen Seſſel niederließen, erhob Hubert ſeine rechte Hand, flehte mit geſenktem Kopfe um den Segen Gottes über das, was ſie genießen ſollten, und dankte ihm für alle ſeine Gnade. Nach Beendigung des Gebets ſetzten ſie ſich, und die Hausmeiſterin, welche vielleicht nie zuvor ein ſolches Gebet mit angehört, oder in der Art und Weiſe des Knaben etwas ihr Auffallendes bemerkt hatte, fragte ihn, ob das, was er gerade gethan habe, bei den Waldenſern gewöhnlich ſey, und wünſchte auch noch über einige andere Gegenſtände Auskunft zu erhalten. Hubert ſagte ihr, es ſey die heilige Pflicht aller Menſchen, die Güte Gottes in ſeinen Gaben anzuerkennen, und ſetzte ihr den Grund aus einander, warum die Waldenſer vor dem Eſſen beteten und dankten, indem er ſie auf das Beiſpiel Chriſti und ſeiner Jünger aufmerkſam machte und die Worte der Schrift anführte: „Ihr eſſet nun oder trinket, oder was ihr thut, ſo thut es Alles zu Gottes Ehre. Alle Creatur Gottes iſt gut und nichts verwerflich, das mit Dankſagung empfangen wird; denn es wird geheiliget durch das Wort Gottes und Gebet.“

Die gute Labeaume hörte den Knaben gern ſo reden; denn ob ſie ſich gleich zum katholiſchen Glauben bekannte, ſo hatte ſie deßwegen doch, ſo weit ihre Erkenntniß reichte, keine Liebe zu den Werken der Finſterniß. Ueberhaupt neigten ſich alle Hausgenoſſen der liebenswürdigen Gräfin zu einer ächtchriſtlichen Geſinnung und verabſcheuten nicht allein die Grauſamkeit, mit welcher man die armen Waldenſer verfolgte, ſondern legten ihr Mitleiden mit denſelben auch offen an den Tag. Indeſſen waren doch dieſe zwei Kinder die erſten aus dem genannten Volke, welche ſie ſeit dem Anfange der letzten Verfolgung öffentlich in

Schutz zu nehmen wagten; die Jugend derſelben ſchien der Gräfin eine hinreichende Entſchuldigung für die Gaſtfreundſchaft, die ſie an ihnen übte; und, was auch für Folgerungen daraus gezogen werden könnten, ſie war bereit, die Verantwortung auf ſich zu nehmen. Die gütige Geſinnung der Gräfin gegen die Waldenſer entſprang nicht allein aus dem Gefühle eines natürlichen Wohlwollens, ſondern aus einer angeerbten Theilnahme an dieſem unglücklichen Volke. Einige ihrer Vorfahren hatten, obgleich ihre ſpaniſche Abkunft einen noch blinderen Eifer für den katholiſchen Glauben erwarten ließ, als Andere ihrer Zeitgenoſſen bewieſen, in den früheren Perioden ihrer Geſchichte mit dieſem verfolgten Stamme ſo ſehr übereingeſtimmt, daß nach einer Schlacht an der Garonne in der Gascogne zwei derſelben unter den Erſchlagenen auf der waldenſiſchen Seite gefunden wurden und alſo in Gemeinſchaft mit andern edlen Spaniern, die gleichfalls der katholiſchen Religion zugethan waren, auf der Seite der verfolgten Waldenſer gefochten hatten.

Nach dem Frühſtücke führte Labeaume die Kinder in das Innere des Schloſſes, welches die beſonderen Wohnungen ſeiner edlen Eigenthümer enthielt und von dem Flügel, den die Dienerſchaft inne hatte, etwas entfernt war. Die Kinder betrachteten mit Verwunderung die Gegenſtände, die ſich ihren Blicken darboten. Die eine Seite des weiten und langen Ganges, den ſie durchſchritten, war mit Gemälden von Rittern und Frauen, Nonnen und Prieſtern, den Vorfahren des Grafen, oder Verwandten ſeiner Familie geſchmückt. Die andere war von einer Reihe hochgewölbter Fenſter durchbrochen, wovon jedes ſo hoch und breit war, als das große Fenſter in der kleinen Kirche zu St. Madelaine. Am Ende des Ganges kamen ſie an eine Treppe, deren ſeltſames Gitterwerk und reiche Verzierung die Aufmerkſamkeit der Kinder beſonders auf ſich zog. Labeaume forderte ſie auf, ihr die Treppe hinauf zu folgen, und hieß ſie in einem kleinen Vorzimmer warten, bis ſie wiederkommen würde. Ein Diener, den ſie gerufen, ging auf ihr Geheiß durch eine entgegengeſetzte Flügelthüre in einen Saal, kehrte einen Augenblick darauf zurück, führte die Kinder in das nämliche Zimmer, wiederholte laut ihre Namen und entfernte ſich. Hubert machte in ländlicher Weiſe eine Verbeugung, welche, wenn er auch gegen den Anſtand gefehlt hätte, was jedoch nicht der Fall war, wenigſtens Achtung und Ehrerbietung ausdrückte; denn er hatte von Jugend auf gelernt, vor Vorgeſetzten Achtung zu fühlen und zu zeigen. Als er hierauf ſeine Augen vom Boden erhob, ſah er eine ältliche Frau von hohem Anſtand und liebenswürdigem Aeußeren an einem Tiſche in der Mitte des Zimmers ſitzen, auf dem einige Bücher und Stickereien lagen, und über dem eine ſeltſam gearbeitete Lampe von Gold und Cryſtall ſchwebte, welche an einer Kette aus den Klauen eines an die Decke befeſtigten Adlers herabhing.

Hinter der Dame war ein altväteriſcher Spiegel, der bis an die Decke reichte, die Länge eines ſchon vorher ſehr großen Zimmers verdoppelte und im Hintergrunde die Geſtalten Huberts und Gabrielens zurückwarf, wie ſie ihre demüthigen Verbeugungen an der Thüre des Saales machten. An dem entfernteſten Ende des Zimmers ſaß ein junges Mädchen, das ungefähr in Gabrielens Alter ſtehen mußte, auf einem Schemel oder Polſter in einer Fenſtervertiefung. Sie hatte eine Guitarre auf dem Schooße, über welche ſie ihre Finger gleiten ließ, indem ſie hin und wieder eine Saite anſchlug, ohne jedoch eine Melodie zu ſpielen. Neben ihr ſtand, den Rücken gegen die Thüre gekehrt, ein ſchöner reichgekleideter Knabe, oder vielmehr Jüngling, in ſpaniſcher Tracht mit einer Krauſe um den Hals. Neben ihm lag ein Sammthut mit einer ſchönen Feder, den er ſo eben abgelegt hatte. Er ſchien jenem ſchönen Mädchen, ſeiner Schweſter, im Alter eben ſo viel voran zu ſeyn, als er Huberten nachſtehen mochte, das heißt, ungefähr ein Jahr. Dieſer Knabe war Philipp, Graf von Jeanvilliers; ſein Vater fiel in der Schlacht, als Philipp noch ein Kind war, und ſeine Mutter grämte ſich ſo ſehr über den Verluſt ihres Gatten, daß ſie ihm beinahe unmittelbar nachfolgte, indem ſie der Schweſter Philipps, Iſabella, das Leben gab. Philipp ſchien eben erſt durch eine offene Thüre, welche auf einen Balkon führte, ins Zimmer hereingekommen zu ſeyn. Wenn nan von dort aus einige Stufen hinabſtieg, kam man n einen ſchönen Garten, in welchem viele ſeltene Dinge u ſehen waren; aus Cypreſſen-, Wachholder- und Eibenbäumen geſchnittene Figuren, Löwen und Delphine, welche Waſſerſtrahlen ausſpieen, ein hübſcher Hügel in der Mitte eines Gehölzes mit ſchneckenförmigen Wegen, Bollwerken und Dämmen. Philipp ſchien einer Schweſter, neben welcher er ſtand, eine Regel auseinander zu ſetzen, die er für die Falknerei gelernt atte; denn er hielt einen verkappten Falken auf der inen Hand, während er mit der andern auf ein Buch eutete, das auf einem Tiſchchen offen vor ihm lag.

„Haſt Du dieſes gethan,“ las er ihr laut vor, „ſo ite an einem ſchönen Morgen mit Deinem Falken auf r Fauſt in ein Feld, wo keine Geſträuche oder Bäume nd: dann pfeife ſanft, um ihn zum Fliegen zu bringen:

nimm ihm die Kappe ab, und laß ihn mit dem Winde fliegen; wenn er zwei- oder dreimal herumgeflogen iſt, locke ihn mit Deiner Stimme, und —"

„Philipp!" ſagte die alte Gräfin. Der Jüngling ſchwieg auf den Ruf ſeiner Mutter, drehte ſich um und bemerkte die beiden Gäſte. „Philipp," wiederholte die Dame, „ich ſehe es nicht gern, wenn Du Deinen Falken in dies Zimmer bringſt; laß ihn durch Renaud an ſeine Stange binden."

Renaud, welcher gerade zwei ſchöne Pflanzen begoß, deren Blüthen und Blätter ein ganzes Fenſter in dem Zimmer anfüllten, ging zu ſeinem jungen Herrn hin, empfing den Vogel aus ſeiner Hand und trug ihn auf den Balkon und von da in den Garten.

Die Gräfin forderte Huberten auf, näher zu treten, um mit ihm ſprechen zu können. Gabriele, welche ſich ſchon zweimal vor der großen Dame verneigt hatte, ſcheute ſich eben ſo ſehr, ſtehen zu bleiben, als mit Huberten zu gehen. Endlich faßte ſie ſich Muth und folgte ihm in einer kleinen Entfernung mit geſenkten Augen, indem ſie ihre ſchüchternen Verbeugungen immer wiederholte. Als Philipp und Iſabelle die jungen Fremden bemerkten, näherten ſie ſich gleichfalls dem Tiſche, wo ihre Großmutter ſaß, und ſchienen hinter ihrem Stuhl die armen Kinder, deren Mutter mit ihrem Säuglinge vor Hunger und Kälte im Schnee umgekommen war, mit großer Theilnahme zu betrachten.

Die Dame fühlte eine gewiſſe Verlegenheit während der Unterhaltung mit den beiden Geſchwiſtern. So groß auch ihre angeborne Herzensgüte war, und ſo ſehr ſie auch das liebloſe Urtheil der Prieſter ihres Glaubens verachtete, ſo flößte ihr doch die Furcht vor einem Verweis von Seiten der Kirche eine Art ängſtlicher Scheu oder ein gewiſſes abergläubiſches Gefühl, ſie wußte nicht weßwegen, ein. Doch ſammelte ſie ſich wieder und konnte nicht umhin, aus ſolchen Vorſchriften der Barmherzigkeit Kraft zu ſchöpfen, welche ihr nach ihrer freilich nicht weit hinreichenden Kenntniß der verſchloſſenen Blätter der heiligen Schrift gegenwärtig waren, welche ſie als Laie nicht leſen durfte. Da ihr übrigens auch ihr Beichtvater oft die Pflicht der Barmherzigkeit ans Herz gelegt hatte, ſo dachte ſie, man könne ſie nicht tadeln, wenn ſie auf eine Nacht oder zwei dieſe armen hilfloſen Waiſen beherberge und ſie dann weiter ſchicke.

Hubert fühlte ſich durch die ſanfte Stimme und das gütige Betragen der Gräfin ermuthigt und erzählte ihr die ganze Geſchichte ihres Unglücks, von der Zeit an, als das Edict des Statthalters in den Thälern verkündigt wurde, bis auf den Augenblick, wo er vor ihr ſtand. Er weinte bei ſeiner eigenen Erzählung und hielt, vom Schmerz überwältigt, mehrere Male inne. Die arme Gabriele, welche zu ſchüchtern war, um in ſolch' hoher Geſellſchaft zu ſprechen oder auch nur aufzuſehen, bedeckte ihr Geſicht mit dem Zipfel ihrer Bauernſchürze, um ihre Befangenheit und ihre Thränen zu verbergen. Der edle junge Graf legte eine heftige Gemüthsbewegung an den Tag, als Hubert die ſchrecklichen Feuersbrünſte in den Thälern, die Leiden der Verbannten im Gebirge und endlich gar die Grauſamkeit ſchilderte, welche nach dem Berichte des Boten und ſeiner Begleiter die Mönche in den Thälern ausgeübt hatten. Endlich rief er mit edlem Unwillen: „Wenn dieß meine Religion wäre, ſo würde ich mich derſelben ſchämen. Solch' eine Religion würde ich lieben, welche die Waldenſer und jeden Beeinträchtigten ſchützte; aber keine ſolche, die irgend Jemanden unterdrückt."

„Mein liebes Kind," ſagte die Gräfin, „Du mußt nicht von Dingen reden, die für Dich oder mich zu hoch ſind; — wir müſſen ſchweigen."

„Aber, wenn Du ein Mann biſt," wandte ſich Philipp an den jungen Waldenſer, „wirſt Du Dich an Deinen Feinden zu rächen ſuchen?"

„Nein," erwiederte Hubert, „nein, Herr, die Rache iſt nicht unſere Sache! „„Die Rache iſt mein, ich will vergelten, ſpricht der Herr.““

„Was!“ rief der Graf; „ſeyd Ihr denn nicht verpflichtet, die Katholiken zu haſſen? Lehren Euch Eure Geiſtlichen nicht alſo?“

„Nein,“ entgegnete Hubert, „unſere Geiſtlichen lehren uns bloß, die Irrthümer der Katholiken zu vermeiden und um ihre Bekehrung zu beten. Wir ſind gelehrt, die zu ſegnen, die uns fluchen, denen wohl zu thun, die uns haſſen und für die zu beten, die uns beleidigen und verfolgen.“

Die alte Gräfin war durch die Einfalt und Erhabenheit dieſer Antwort gerührt. Gewiß, dachte ſie, das muß ein reiner, frommer und lieblicher Glaube ſeyn, der eine ſo edle Sittenlehre aufſtellt, wie dieſe. Sie erhob ihre Augen zu einem Gemälde, das an der Wand hing und vielleicht irgend einen Heiligen vorſtellen mochte; der Ausdruck ihres Geſichts war ſeltſam und widerſprechend; ſie ſchien zwiſchen Lächeln und Seufzen zu ſchwanken; plötzlich verſchwand das Lachen, und bald nahmen ihre Züge wieder den früheren Ausdruck der Sanftmuth an, aber ſie bedeckte ihr Geſicht mit ihrem Taſchentuch.

Nach einer Pauſe ſagte ſie zu Huberten: „Euer Vorſatz iſt alſo, nach La Flechère zu gehen, um mit eurem

Vater und der Familie eures Oheims, des Paſtors, zuſammenzukommen, die ihr dort zu finden glaubt; aber wie könnt ihr dieſes gewiß wiſſen? oder wie kann ich euch erlauben, eine Reiſe fortzuſetzen, deren Zweck ihr gänzlich verfehlen könntet?“

Ach! die Gräfin hatte Grund genug zu der Vermuthung, die Flüchtlinge möchten in La Flechère eine nicht beſonders günſtige Aufnahme gefunden haben; das Gerücht vergrößert freilich Alles, es konnte ſich auch anders verhalten. Sie ſetzte die Unterhaltung noch einige Zeit fort und beſchloß dann, die armen Kinder nicht eher an den Verſammlungsort gehen zu laſſen, als bis ſie Nachforſchungen angeſtellt hätte, ob ihre Verwandten wirklich dort angekommen wären, und, wäre dieß der Fall, wie lange ſie noch dort bleiben würden. Sie ſelbſt, ſagte ſie, habe die Kinder zu ſich beſchieden und ſo der Pflege des alten Marco entzogen, der ſie bis an ſein Ende geliebt und beſchützt haben würde; nun könne ſie auch keinen Schritt zugeben, der ſie unter den jetzigen Umſtänden ſo mancherlei Gefahren ausſetze. Ihr Verwalter, der ohnedieß in wenigen Tagen in Geſchäften nach La Flechère gehen mußte, ſollte die nöthigen Nachforſchungen anſtellen. „Und mittlerweile,“ fügte ſie äußerſt herablaſſend hinzu,

„mittlerweile, meine Kinder, bleibt ihr unter meinem Schutze hier, bis er zurückkehrt.“

Hubert und Gabriele machten bei dieſen Worten der Gräfin und ihren Kindern ihre einfache und demüthige Dankſagung und wollten ſich eben zurückziehen, als die Gräfin, welche ſowohl die jungen Fremdlinge, als auch ihre Enkel zu unterhalten wünſchte, zu Philippen ſagte, er ſolle Huberten ſeine Falken und Hunde ſehen laſſen, und zu Iſabellen, ſie möchte Gabrielen einladen, ihr am Webeſtuhl zu helfen; denn damals war es in den höchſten Ständen Sitte, daß die Töchter die Kunſt der Weberei lernten und Teppiche und prachtvolle Stickereien verfertigten.

„Teppiche, fein und reich
Gewirkt, und auch prachtvolle Stickerei'n,
Worauf man die Päonie ſchaut;
Und Röschen viel; den Schäfer und ſein Mädchen,
Den Schooßhund, auch das Lamm mit ſchwarzem Aug',
Und Papagei'n, die Zwillingskirſchen picken.“

Die beiden Jünglinge waren nicht lange bei einander, als Philipp bemerkte, daß ſich Hubert wenig um Hunde und Falken bekümmerte: er fragte ihn deßhalb, ob er Renaud rufen laſſen ſolle, um dann ein Ballſpiel mit einander zu machen? oder ob er ſeinen ſpaniſchen Zelter ſehen wolle? oder was er überhaupt gern thue? Hubert ſagte, es ſtehe ganz bei Philippen, was er thun, oder wohin er gehen wolle; er wiſſe nichts von Federbällen oder ſpaniſchen Zeltern, was denn eigentlich das für Dinge ſeyen? Der junge Graf lachte gutmüthig über die einfachen Sitten dieſes beſcheidenen Knaben und ſagte: „Komm, ich weiß ſchon, was Dir am liebſten iſt, komm, ich will Dir meine Bücher zeigen.“ Hubert nahm den Vorſchlag mit Freuden an; denn an den Büchern hatte er ſeine Luſt; und obgleich ſein edler Gaſtwirth lieber ein Ballſpiel gemacht oder ſeinen Falken probirt oder ſein ſpaniſches Pferd geritten hätte, als dumpfige Bücher und Pergamente durchblättert, ſo beſaß er doch ſo viel Herzensgüte und Höflichkeit, daß es ihm mehr Vergnügen machte, ſeinem demüthigen Geſellſchafter willfährig zu ſeyn, als ſeiner eigenen Neigung zu folgen. Hubert betrachtete mit inniger Luſt die Bibliothek des Schloſſes. Noch nie hatte er vorher ſo viele Bücher bei einander geſehen, und hätte kaum geglaubt, daß in irgend einem Hauſe der Erde ſo viele bei einander wären. Ein großer Theil derſelben beſtand freilich aus Handſchriften; denn obgleich die Buchdruckerkunſt damals beinahe ſchon ſeit zweihundert Jahren erfunden war, ſo waren doch die Bücher ſelten und theuer, und nur dem Reichen war es möglich, ſie ſich anzuſchaffen. Der Graf zeigte

Huberten zwei herrliche Meßbücher, welche ſehr ſchön geſchrieben und mit ausgezeichneten Malereien von den reinſten und glänzendſten Farben geſchmückt waren. Sie wurden als die werthvollſten Werke der ganzen Bibliothek beobachtet; denn ſie befanden ſich ſchon ſeit einer langen Reihe von Jahren im Beſitze der Familie und waren von mehreren der angeſehenſten Mitglieder gebraucht worden. Dann zeigte er ſeinem jungen Freunde einige Breviere und erklärte ihm, daß ſie den täglichen Gottesdienſt enthielten, der aus Frühmetten, Lobpreiſungen, erſten, dritten, ſechsten, neunten Veſpern u. ſ. w. beſtehe. Hubert bat um die Erlaubniß, eines oder zwei Bücher über das Weſen der katholiſchen Religion durchzuſehen, wovon er ſeinen Oheim öfters hatte ſprechen hören. Der Graf erbot ſich, ſie in das Zimmer der Frau Labeaume tragen zu laſſen, wo er ſie mit Muße leſen könne. Unter den goldenen und ſchwarzen Titeln, die den Inhalt eines jeden Bandes bezeichneten, ſah ſich Hubert vergebens nach einer Bibel um. Ach! Philipp hatte zwar ſchon von einem ſolchen Buche gehört; aber noch nie eines geſehen.

Hubert bedauerte den jungen Grafen bei dieſem Geſtändniß von Herzen. Ach! dachte er, ob ich gleich nichts auf dieſer Welt mein eigen nennen kann, nicht einmal die Stätte, wo ich mein Haupt hinlege, ſo bin ich doch reicher, als dieſer edle Knabe; denn edel iſt er gewiß. Philipp ſchien ihm Alles zu beſitzen, was zum Glücke gehört, nur das Einzige nicht, was zum Genuſſe deſſelben führt. So widerſprechend dieſe Anſicht auch zu ſeyn ſchien, ſo war ſie doch richtig; denn Alles, was dieſe Welt bieten konnte, das Glück zu erhöhen, fand ſich zu Jeanvilliers im Ueberfluß; aber ohne Bibel, glaubte Hubert, ſey Philipp ohne Schlüſſel, um ſeine Schätze zu öffnen, oder ohne Führer, um zum richtigen Gebrauche derſelben zu gelangen. Er war deßwegen um dieſen liebenswürdigen und theilnehmenden Jüngling bekümmert und betete für ihn zu Gott, als er ſich auf ſein Zimmer zurückgezogen hatte.

Gabriele war indeſſen mit dem Fräulein eben ſo vergnügt geweſen, als Hubert mit dem Bruder deſſelben. Iſabelle hatte ſie in das zu den weiblichen Arbeiten beſtimmte Zimmer des Hauſes geführt und ihr einige der Stickereien und Webereien gezeigt, an denen ſie gegenwärtig arbeiteten. Gabriele bewunderte beſonders die letzteren, welche ſehr ſchön waren und mit denjenigen verglichen werden konnten, die die Mutter von Siſſera für ihren Sohn verlangt, wenn ſie ſagt: „Für Siſſera bunte geſtickte Kleider zur Ausbeute, geſtickte bunte Kleider um den Hals zur Ausbeute.“

Die Herzenseinfalt und natürliche Offenheit des

Bauermädchens verſchafften dem Fräulein und ihren Geſpielinnen viel Freude und Unterhaltung. Sie legten Gabrielen eine Menge Fragen über ihre Landsleute in den Thälern vor und wollten wiſſen, ob Alles wahr ſey, was man von den Waldenſern erzähle. Sie beantwortete dieſe Fragen, die oft ſeltſam genug, ja bisweilen unbeſcheiden waren, mit der größten Höflichkeit und mußte nur ſtaunen, warum ſich jene ſo oft bekreuzigten und die Heiligen bei Namen anriefen, wenn ſie vieles für falſch erklärte, was die katholiſchen Prieſter für wahr ausgegeben hatten. Die Mädchen wunderten ſich außerordentlich, daß man in den Thalkirchen kein Bild habe, keine Heiligentage und Todtenämter feire und keine Meſſen halte; denn als ſie Gabrielen baten, ihnen ihr Meßbuch zu zeigen, wußte dieſe nicht einmal, was ſie damit meinten, da man ihr jedoch das Nöthige aus einander geſetzt hatte, erklärte ſie ihnen in ihrer einfachen und freundlich ernſten Weiſe, wie ihr geliebtes Volk in den Pflichten der Religion unterrichtet würde, indem ſie ganze Abſchnitte aus der heiligen Schrift und Glaubensſätze aus dem Katechismus ihrer Kirche wiederholte und die Wahrheiten, die ſie von ihrem Vater oder Paſtor gehört hatte, mit Bibelſtellen belegte und ihre jungen Freundinnen mit ernſten, herzlichen Worten bat, an dieſe Wahrheiten zu glauben, zu vertrauen und zu beten. Die Mädchen fragten, woher ſie alle dieſe Dinge wiſſe, und erſtaunten ſehr, als ſie antwortete: aus der Bibel, dem Worte Gottes; denn ſie wußten entweder gar nicht, daß es ein ſolches Buch in der Welt gebe, oder hatten nur eine dunkle Vorſtellung davon, was es ſey, oder auf welche Weiſe es den Menſchen gegeben worden. Bei Tiſche wiederholte Iſabelle Vieles aus ihrer Unterhaltung mit Gabrielen. Die Gräfin wurde neugierig und lud darum Huberten und Gabrielen ein, ihnen dieſen Abend Geſellſchaft zu leiſten, um ihr Manches, was Iſabelle geſagt hatte, zu erklären.

Hubert, der weit unterrichteter war, als ſeine Schweſter, beantwortete alle Fragen der Gräfin und erzählte ihr und ihren geliebten Enkeln an dieſem und vielen andern Abenden ſehr Vieles aus der heiligen Schrift. Die Gräfin ſchien oft von den Worten des Knaben ſehr gerührt zu werden, und wenige Leute waren im Hauſe, denen ſie nicht Stoff zum Nachdenken oder zur Unterredung gegeben hätten; und die gute Saat des Wortes, welche die verfolgten Kinder Gottes auf ſolche Weiſe ausſtreuten, trug auch ſchöne Früchte. Labeaume hörte dem jungen Waldenſer eben ſo gern zu, als ihre Gebieterin, und ließ oft andere von der Dienerſchaft in ihr Zimmer kommen, um ihn über die

Wahrheiten der Religion reden zu hören; Hubert ſelbſt kannte kein größeres Vergnügen, als der guten Labeaume in dieſem Stücke zu gehorchen; denn er hätte von Morgen bis Mitternacht Abſchnitte aus der Schrift wiederholen können, ohne ſein trefflich ausgeſtattetes Gedächtniß zu erſchöpfen; die Bibel vor den Katholiken ſehen zu laſſen, wagte er nicht; denn er fürchtete, der Prieſter möchte ſie ihm nehmen, wenn er nach Hauſe käme. Jedermann im Schloſſe Jeanvilliers war voll vom Lobe Hubert Beauvoiſin's. Labeaume ſagte, ſie liebe den ſanften Knaben wie ihren eigenen Sohn; Renaud konnte mit ſeinem jungen Herrn von Niemand anderem mehr ſprechen, und die liebenswürdige Gräfin hatte in den letzten zwei oder drei Nächten bei der Bitte für die Ihrigen alle Heiligen weggelaſſen und mit einer Zärtlichkeit und Frömmigkeit, wie ſie eine falſche Religion nie erzeugen konnte, den Segen des Gottes der Waldenſer, des einzigen Herrn der Menſchen, auf ſie herabgerufen.

Philipp war von Achtung für Huberts Wiſſen durchdrungen und wünſchte nichts ſehnlicher, als dieſelbe Achtung einzuflößen und ſich daſſelbe Anſehen von Seiten ſeiner Umgebung zu ſichern, welches Hubert ſeiner Bibelkenntniß verdankte. Er bat ihn, jeden Tag in die Bibliothek zu kommen, um ihn in den Lehren ſeines Glaubens zu unterrichten; denn, ſo lange ſein Hofmeiſter nicht zu Hauſe war, hatte er ſich mit nichts Anderem zu beſchäftigen. Und hier legte, wie es oft nach dem Willen Deſſen geſchieht, der in ſeiner allweiſen Regierung den Zorn der Menſchen zu ſeiner Ehre wendet und in ſeiner überſchwänglichen Güte zur Beförderung des Wohles der Einzelnen ſowohl, als ganzer Völker die Stürme bemeiſtert, welche die Welt des Geiſtes bewegen; hier, ſage ich, legte dieſer demüthige Knabe durch das Wort der Wahrheit den Grund zu den chriſtlichen Geſinnungen, welche ſpäter den Charakter des Grafen von Jeanvilliers bezeichneten. Dieſe Grundſätze waren es, die ihn zum Beſchützer der Thalbewohner und zum Wohlthäter von Tauſenden ſeiner Mitmenſchen machten, deren bürgerliche Rechte er in dem Senate ſeiner Gegend vertheidigte, indem er ſelbſt als Muſter und Bürge des Werthes ihrer religiöſen Geſinnungen ſowohl, als der Reinheit und Vortrefflichkeit ihrer Aufführung voranleuchtete.

So wenig ſich auch Hubert einen ſo herrlichen Erfolg von ſeinen Belehrungen verſprach, ſo erhob er ſich doch über die falſche Demuth, welche ſich vielleicht der Ehre unwürdig gefühlt hätte, einen ſo vornehmen Schüler zu haben, und gehorchte der Aufforderung Philipps mit Freuden. So lange er in Jeanvilliers war, widmeten ſich die zwei merkwürdigen Knaben Tag für Tag dem Studium der heiligen Schrift; denn Hubert hatte dem Grafen ſeine Bibel gezeigt. Obgleich die Ausgabe, welche er beſaß, nicht den ganzen Text der heiligen Schrift umfaßte, wie die Bibel ſeines Großvaters, ſondern nur einzelne Bücher enthielt, ſo war er doch im Stande, das Fehlende durch viele Sprüche, Verheißungen und Prophezeiungen aus einem mit dem Inhalte des Wortes Gottes reichlich ausgeſtatteten Gedächtniß zu ergänzen.

Hubert begann ſeinen Unterricht mit Moſes und den Propheten und erklärte bei Durchleſung des heiligen Buches die göttliche Wahrheit und die Liebe des Heilandes dem jungen Katholiken mit einer ſo rührenden Einfalt, mit einer ſo feierlichen Würde, daß nicht nur der edle Schüler, ſondern auch der demüthige Leſer, der doch das Gleiche ſchon hundertmal gehört hatte, im Innerſten ergriffen und bis zu Thränen gerührt wurde. Von der hohen Wichtigkeit der Thatſache durchdrungen, daß die Bibel eine von Gott den Menſchen gegebene Offenbarung ſey, ſuchte Hubert dieſe große Wahrheit dem Geiſte des jungen Grafen früh einzuprägen, indem er ihm ſagte, daß „alle Schrift, von Gott eingegeben, iſt nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Beſſerung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit, daß der Menſch Gottes ſey vollkommen und zu allem guten Werk geſchickt.“ Um ihm zu beweiſen, daß nichts von der Schrift genommen noch hinzugethan werden kann, las er ihm folgende Verſe: „Ich bezeuge aber Allen, die da hören die Worte der Weiſſagung in dieſem Buch. So Jemand dazuſetzt, ſo wird Gott zuſetzen auf ihn die Plagen, die in dieſem Buche geſchrieben ſtehen. Und ſo Jemand davon thut von den Worten des Buchs dieſer Weiſſagung, ſo wird Gott abthun ſein Theil vom Buche des Lebens, und von der heiligen Stadt, und von dem, das in dieſem Buche geſchrieben ſtehet.“ — Und um die Glaubwürdigkeit der heiligen Schrift dem Geiſte Philipps mehr einzuprägen und ſeine abergläubiſche Verehrung der Ueberlieferungen zu ſchwächen, ſagte ihm Hubert, daß ſelbſt ein Engel verflucht wäre, der vom Himmel herniederſtiege und ein anderes Evangelium, oder einen anderen Weg der Erlöſung, als den in der Bibel geoffenbarten, zu predigen verſuchte. „Aber ſo auch wir, oder ein Engel vom Himmel euch würde ein Evangelium predigen, anders, denn das wir euch gepredigет haben, der ſey verflucht. Wie wir jetzt geſagt haben, ſo ſagen wir auch abermal: So Jemand euch ein Evangelium prediget, anders, denn das ihr empfangen habt, der ſey verflucht.“ Hiebei hatte Hubert hauptſächlich die thörichten Legenden und Traditionen im Auge, die er unter den Büchern der Bibliothek geſehen hatte, und auf deren Inhalt der Graf und Andere einen ſo hohen Werth zu legen ſchienen. Nachdem er ſeinem Schüler die wichtige Lehre eingeprägt hatte, kein Buch als Richtſchnur in Glaubensſachen anzuerkennen,. das nicht auf den Grund der Apoſtel und Propheten gebaut wäre, ſo ſchloß er damit, daß er ihm die erſte Lection in das Gedächtniß zurückrief, in welcher er den Satz erklärt hatte, die Bibel ſey der einzige unfehlbare Weg zum Glauben und zum Leben, indem ſie uns lehrt, was wir zu glauben und zu thun haben.

Während Hubert alſo über die Glaubensſätze und die Religion ſeines Volkes ſprach, verſteht es ſich wohl von ſelbſt, daß er von dem jungen Katholiken auch oft verlangte, ihm von ſeiner Religion etwas mitzutheilen, und ich kann mit vollem Rechte ſagen, daß die Gegenſtände in beiden Fällen mit großem Ernſte von den zwei jungen Denkern unterſucht wurden. Philipp jedoch ſchien weniger zu wiſſen, oder rohere und unbeſtimmtere Kenntniſſe von dem, was er glaubte oder nicht glaubte, zu beſitzen, und wenn Hubert ſeinen Unterricht blos aus Bekehrungsſucht gegeben hätte, ſo wäre es ihm etwas Leichtes geweſen, ſeinen jungen und edlen Freund für ſeine Meinung zu gewinnen; doch er kannte keinen andern Wunſch, als die Wahrheit zu verbreiten, indem er wußte, daß, wenn ſie nur einmal Wurzel gefaßt hätte, bald entſprechende Handlungen nachfolgen würden. Er hatte daher bei ſeinen Fragen über die katholiſche Religion keine andere Abſicht, als das Nöthige für ſeinen Unterricht daraus abzuleiten; aber Philipp ſchien wenig mittheilen zu können. Er konnte freilich die äußeren Gebräuche beſchreiben und die Zahl der Sakramente angeben; denn ſein Hofmeiſter war als ein Mann von ſeltener Frömmigkeit unter ſeinem Volke bekannt und hatte ſeinen Schüler in den Ceremonien ſeines Glaubens gut unterrichtet; Meſſe, Heilige, Bilder, Fegfeuer, Buße, Ablaß — mit allen dieſen Ausdrücken war der Knabe wohl bekannt, ob er gleich über ihre geiſtige Bedeutung, wenn ſie eine hatten, gänzlich im Dunkeln zu ſeyn ſchien.

Manche Dinge, die ihm der junge Katholike als Gegenſtände ſeines Glaubens und Gottesdienſtes ſchilderte, ſchienen Huberten anſtößig und erregten den Wunſch in ihm, alle dieſe Thorheiten durch Beweiſe des Gegentheils aus dem Geiſte ſeines Schülers zu verdrängen. Er kannte jedoch nur Ein Mittel, die Nachweiſung, wie ſehr ſie der heiligen Schrift widerſprächen; und wenn er auch dadurch für die Zeit ſeines Wirkens keinen hervorſtechenden oder auffallenden Erfolg erzielte, ging doch der gute Saame, wie ich ſchon geſagt habe, in ſpäteren Tagen auf und brachte hundertfältige Früchte.

Eines Tages fragte Hubert den jungen Grafen, ob es wahr ſey, daß er dem Prieſter ſeine Sünden bekenne? „Gewiß,“ antwortete Philipp, „wenn ich welche zu bekennen habe.“

Hubert wurde durch dieſe Worte ſehr bekümmert. Er ſagte mit tiefer Rührung und großem Ernſte zu ihm, daß ihn kein Prieſter auf Erden ſeiner Sünden entbinden oder von der Strafe, die ihrer warte, befreien könne und fügte hinzu: „Wer kann Sünden vergeben, denn Gott allein?“ Und, was das „Sünden zu bekennen haben“ betraf, ſo erklärte er ihm die gänzliche Verderbtheit der menſchlichen Natur; auch ſcheinbar gute Thaten und Gedanken, ſagte er, ſeyen oft böſe vor den Augen des heiligen Gottes; er ſey von Natur ein Kind des Zornes, wie alle andern; es ſey kein Tag in ſeinem ganzen Leben, wo er ſagen könnte, er habe keine Sünden vor Gott zu bekennen. Als Philipp dieſes hörte, ſagte er, der Heilige von Jeanvilliers werde Fürſprache für ihn thun; denn er ſey ſchon vor dreihundert Jahren und noch mehr der Heilige ſeiner Familie geweſen. Hubert ſeufzte tief bei dem Gedanken, daß ſich ſein geliebter Philipp ſo thörichten und gotteslãſterlichen Hoffnungen überlaſſe. Er beſchwor ihn mit Thränen, einen ſo anſtößigen Artikel ſeines Glaubens aufzugeben und zu erkennen, daß „nur Ein Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen ſey, der Menſch Chriſtus Jeſus.“ Er las dieſen Vers aus der Bibel, indem er hinzufügte: „Ihn höret der Vater allezeit.“ — „Daher vermag er diejenigen zu erlöſen, welche durch ihn zu Gott kommen, indem er immer lebt, um Fürſprache für ſie zu thun.“

Hubert hatte in Bezug auf das zweite Gebot etwas geſagt, wodurch ſich der junge Graf um ſo mehr getroffen und beunruhigt fühlte, als jener hinzugeſetzt hatte: „Ich gebe Dir Befehl, daß Du dieſes Gebot hältſt auf der Stelle und untadelhaft,“ eine Ermahnung, die auf jedes andere Gebot anwendbar iſt. Philipp wünſchte, die heftige Abneigung ſeines jungen Freundes gegen die Bilderverehrung zu beſiegen, und führte ihn in eine Art von Kapelle oder Betſaal, die eine Menge Dinge enthielt, von denen Hubert weder Namen noch Gebrauch kannte. Der Graf ging bis ans Ende des Saales und zog einen grünen Vorhang auf, der die ganze untere Wand bedeckte. Hubert ſtand vor einem prächtigen Gemälde, bei deſſen Anblick er ganz hingeriſſen wurde, ob er gleich von dem ungeheuren Werthe des Kunſtwerks nichts verſtehen konnte. Er ſah eine Menge Perſonen, die er noch nie geſehen hatte, aber, als ihm Philipp ihre Namen angab, ſehr wohl kannte. „Sage mir nun,“ ſprach der junge Katholik, welcher bei dem Entzücken, womit Hubert das Gemälde betrachtete, halb triumphirend lächelte, mit einer Art von abergläubiſcher Verehrung, „ſage mir nun, iſt es eine Sünde, wenn man hieher kommt, um zu beten — oder wie Du es nennſt, anzubeten?“

„Solche Geſtalten, die Ihr Jünger und Apoſtel nennt,“ ſagte Hubert, „kann ich wohl anſehen, ohne mich eines Vergehens ſchuldig zu machen. Auch dieſe Knaben auf den Treppen des Tempels, welche „Hoſianna!“ zu rufen ſcheinen, und dieſes Mädchen mit dem Taubenkäfig auf ihrem Kopfe mag ich gern betrachten, wie ich auch gern durch den ſiebenarmigen Leuchter, welcher tief im Innern des Tempels ſteht, in die dämmernde Beleuchtung ſehe; aber die Geſtalt mit dem ſchimmernden Lichtkreiſe um das Haupt darf ich nicht betrachten, denn — Ihr gebt es ja ſelbſt zu — es iſt eine gewagte Sache, denjenigen darzuſtellen, welcher geſagt hat: „Du ſollſt Dir kein Bildniß noch irgend ein Gleichniß machen, weder deß, das oben im Himmel, noch deß, das unten auf Erden, oder deß, das im Waſſer unter der Erde iſt; Du ſollſt Dich nicht beugen vor ihnen, noch ihnen dienen.“ Nach einer Pauſe fügte er hinzu: „Habt gute Hut auf euch ſelbſt; denn ihr habt kein Gleichniß geſehen des Tages, da der Herr mit Euch redete aus dem Feuer auf dem Berge Horeb, auf daß ihr euch nicht verderbet, und machet euch irgend ein Bild, das gleich ſey einem Manne oder Weibe.“ — „So wir denn göttlichen Geſchlechts ſind, ſollen wir nicht meinen, die Gottheit ſey gleich den goldenen, ſilbernen und ſteinernen Bildern, durch menſchliche Gedanken gemacht. Wir wollen uns hüten vor dem Aergerniß, den Ruhm des unbeſtechlichen Gottes in ein Bild zu verwandeln, den verderblichen Menſchen gleich gemacht.“

Ungeachtet der Kraft und Wärme, womit der fromme Waldenſer dieſe Schriftſtellen anführte, ſo hielt ihn Philipp dießmal doch nicht für ganz aufrichtig. „Wie,“ ſagte er, „ich dachte, Du ſeyſt von Entzücken ergriffen geweſen, mein Freund, als ich den Vorhang aufzog. Dein Wohlgefallen an dem Gemälde ſchien in der That Deinem Erſtaunen gleich zu kommen!“ —

„Gewiß,“ entgegnete Hubert, „ich war von Erſtaunen ergriffen. Ich glaubte, die Perſonen in der Wirklichkeit vor mir zu ſehen, und fürchtete, wenn ich einen Schritt weiter ginge, die Heilung des kranken Mannes zu unterbrechen.“

Dieſe Aeußerungen eines unverfälſchten Gefühls bewieſen beſſer, als die gelehrteſten Unterſuchungen, wie ſehr die Sinne durch ſichtbare Darſtellung unſichtbarer Dinge bezaubert werden, und wie gefährlich daher eine ſolche Darſtellung iſt. „Wenn ich Eurer Religion wäre,“ fügte Hubert hinzu, „würde ich nicht anbeten im Geiſte. Wie könnte ich mit einem ſolchen Bilde irgend eine der Eigenſchaften meines Gottes vereinigen? Es iſt wie bei den Götzen der Heiden, „„blau und purpurn iſt ihre Kleidung, und ſie ſind Werke der Kunſt des Menſchen.““ Sie ſind aufrecht wie der Palmbaum, aber ſie ſprechen nicht; ſie müſſen getragen werden, weil ſie nicht gehen können: — Habe keine Angſt vor ihnen, denn ſie können nicht Uebles thun, noch iſt Kraft in ihnen, Gutes zu thun.““

Philipp ſchien in Nachdenken zu verſinken, als ſein Freund zuerſt ſeinen Abſcheu vor der Bilderverehrung und dann ſeine Verachtung der Bilder ſelbſt ausdrückte; noch nie hatte er eine Ahnung davon gehabt, daß ſich eine ſolche Darſtellung nicht mit wahrer Heiligkeit vertrage — nein, für einen Beweis der Heiligkeit hatte er ſie gehalten — er war angewieſen worden, dieſe Gegenſtände zu verehren — er hatte ſich ihnen niemals genaht ohne ein frommes Gefühl der Ehrerbietung; — kurz, er hatte in ſeinem eigenen jungen Herzen und ſeiner feurigen Einbildungskraft all' die abgöttiſche Anhänglichkeit an ſinnliche Gegenſtände erfahren, deren Schönheit und Verehrung, trotz aller Einreden ihrer Vertheidiger, ſo verderblich iſt. Philipp blieb eine Zeit lang gedankenvoll ſtehen und bat dann Huberten, ihn mit dem Weſen deſſen bekannt zu machen, was er eine geiſtige Verehrung nenne, und ihm zu erklären, warum er mit ſo beſonderem Abſcheu und ſo großer Verachtung von Gegenſtänden ſprechen könne, die ſeinen Geiſt mit Gefühlen der Ehrerbietung und heiliger Scheu erfüllen. Hubert ergriff mit Freuden die Gelegenheit, ſeinen jungen Freund über dieſen wichtigen Gegenſtand ſo ſehr als möglich aufzuklären; er ſagte ihm, daß „Gott ein Geiſt ſey, und die ihn anbeten, müſſen ihn im Geiſt und in der Wahrheit anbeten, denn ſolche ſuche der Vater zu ſeiner Verehrung.“ Es iſt das Opfer des Herzens, das Gott von uns verlangt. — „Mein Sohn, gib mir dein Herz.“ — „Wendet euch zu mir von ganzem Herzen.“ Zugleich bewies Hubert aus ſeiner Bibel, wie ausdrücklich der Gott allen Bilderdienſt verbot; „und was meine Glaubenslehre betrifft,“ ſetzte er hinzu, „ſo lehrt ſie mich jede ſinnliche Darſtellung der Gottheit verabſcheuen, ſey es nun inwendig in meinem Geiſte oder auswendig, in irgend einer Abbildung oder Aehnlichkeit irgend einer Creatur, eben ſo alles Verehren derſelben oder Gottes in derſelben oder durch dieſelbe.“

„Hätte ich eine Bibel,“ ſagte Philipp, „ſo würde ich alle dieſe Dinge lernen, wovon Du ſprichſt, lieber Hubert. Sobald Lemaitre wieder nach Paris reist, will ich ihm auftragen, mir eine Bibel zu kaufen, wenn er für Geld eine haben kann.“

Huberts Augen leuchteten vor Freude, als der Katholik den Wunſch äußerte, eine Bibel zu beſitzen.

„Lieber Graf,“ entgegnete er, „dieß iſt Alles, was Euch mangelt und was ich Euch wünſche, — eine Bibel und den heiligen Geiſt. Wenn Ihr dieſe habt, ſo werdet Ihr bald Eure Götzen wegwerfen in die Löcher der Maulwürfe und Fledermäuſe.“

Mit dieſen Worten verließen ſie das Zimmer, das noch einige andere Gemälde und Bildſäulen enthielt, welche letztere in den Mauerniſchen aufgeſtellt, aber großentheils verhüllt waren, um ſie vor dem Lichte und Staube zu ſchützen. Am öſtlichen Ende des Saales ſtand in einem abgeſonderten Raume ein Gegenſtand, der vielleicht wegen ſeiner Vorzüglichkeit eine reichere Bedeckung hatte, als alle andern, indem er mit einem Vorhange von hochrothem Sammte verſchleiert war. Hier war ein Altar zwiſchen zwei Säulen, welche gleich dem Gitter, das den Raum verſchloß, reich vergoldet waren. Auf der einen Seite ſtand ein Taufſtein aus Bronze und Gold, der mit weißem Marmor verziert war. Die zu dem Altar führenden Stufen waren reich überlegt, und die herumſtehenden Stühle mit demſelben rothen Sammt bedeckt, aus dem der Vorhang beſtand. Es war indeß nur die Außenſeite der Dinge, welche Hubert ſah; denn da er ſeine heftige Abneigung vor Abbildungen der Gottheit ausgedrückt hatte, ſo durfte es Philipp nicht wagen, ihn zum Anblicke des verhüllten ungeheuren Kreuzes einzuladen, an welches menſchliche Hände das Bild einer menſchlichen Geſtalt in Lebensgröße zu heften ſich erkühnt hatten, wovor ſchon ſeit vielen Jahren eine Menge Menſchen niederknieten und anbeteten. Hubert verließ daher die Kapelle, ohne die Verzierungen des Altars oder das Altarblatt zu ſehen; er hatte indeß genug des Flitters, des Blendwerkes und der Thorheiten dieſes Aberglaubens geſehen, um ihn der einfachen Majeſtät, der göttlichen Wahrheit, welche das Evangelium unſers Herrn den Menſchen offenbart, entgegenſetzen zu können. Mit ſolchen Gedanken beſchäftigt, durchſchritten die beiden Jünglinge den Saal. Dort trennten ſie ſich, Philipp, um zu Tiſche zu gehen, Hubert, um

Gabrielen aufzuſuchen und von Neuem dem Kummer, der Angſt und der Verzweiflung über die lange Trennung von ſeinem Vater und von ſeinem Volke nachzuhängen.

Sechstes Kapitel.

Schluß.

Die Abreiſe des Verwalters Lemaitre wurde immer weiter hinausgeſchoben. Endlich hieß es: „Morgen geht er nach La Flechère.“ Schon ſeit einigen Tagen hatte ſich Hubert mit Briefſchreiben an ſeinen theuren Vater beſchäftigt; denn er konnte lange nicht mit ſich einig werden und vernichtete zwei oder drei Briefe, bis ihm einer gefiel. Er hielt es für das Gerathenſte, ſeinem Vater vor der Hand blos den Tod Heinrichs zu melden und den andern Theil ſeiner traurigen Nachrichten einſtweilen bis zu ihrer perſönlichen Zuſammenkunft zu verſchweigen. Nicht ſobald aber hatte er ihm ſo viel geſchrieben, als er an die große Betrübniß ſeines Vaters über den Tod Antons dachte und ſeinen Entſchluß änderte, um ihm nur im Allgemeinen zu ſagen, ſie hätten einige Verluſte erlitten. Dann aber ſtellte er ſich die Verzweiflung ſeines Vaters vor, wenn er ſie ohne ihre geliebte Mutter und das theure Kind ſehen würde und fürchtete, ſie möchten nach all' ihren Drangſalen den Anblick ſeines Jammers nicht ertragen können. Er ſchrieb alſo einen andern Brief, in dem er den Tod Beider meldete; kaum aber hatte er denſelben geſchloſſen, als er ſich mit der Beſorgniß quälte, der Schrecken möchte ſeinen Vater tödten, ſobald er das Schreiben nur leſe. So durchkreuzten ſich tauſend Gedanken in ſeinem Gehirn. Endlich ſchrieb er in ſeinem vierten und letzten Briefe, den er ſo kurz als möglich zu machen und allgemein zu halten beſchloß:

„Mein theuerſter Vater!

Ich brenne vor Begierde, Euch zu ſehen. Zwar weiß ich nicht, ob Ihr gegenwärtig in La Flechère ſeyd; aber Herr Lemaitre hat uns das Verſprechen gegeben, Euch aufzuſuchen. Wir haben viel Kummer durchgemacht, ſeitdem wir unſer geliebtes Thal verließen. Ich werde Euch Alles mittheilen, wenn wir zuſammenkommen. Der Gott unſerer Väter hat liebreich für uns geſorgt, und alle Leute hier ſind uns hold, beſonders die Gräfin und Philipp. Ich liebe und verehre ſie außerordentlich. Gabriele hat dieſelbe Achtung gegen Fräulein Iſabelle. Sie iſt ihr ſo lieb, als wäre es die theure Margarethe, beinahe wie ihre Schweſter; nur Ein Unterſchied findet zwiſchen ihnen ſtatt: Iſabelle iſt vornehm und reich, und Gabriele iſt arm. Jedermann im Hauſe, hauptſächlich Frau Labeaume und Renaud, hat Mitleiden mit uns und behandelt uns gütig. Wenn wir zuſammenkommen, mein theurer Vater, will ich Euch Alles erzählen. Gabriele ſehnt ſich mit Thränen nach Eurer Umarmung! — Schreibet doch ſogleich einen Brief an uns. Wenn Lemaitre zurückkehrt, werden wir augenblicklich zu Euch kommen.

Empfanget die Verſicherungen der Liebe und Hochachtung Eures Euch liebenden Sohnes

Hubert Beauvoiſin.

Schloß Jeanvilliers, Freitag Abend.

Während der Abweſenheit des Herrn Lemaitre genoßen die jungen Waiſen dieſelben Beweiſe der Liebe von den Bewohnern Jeanvilliers, wie bisher. Er, der es fügte, daß Iſrael in der Gefangenſchaft mitleidig behandelt wurde, rührte auch die Herzen dieſer Familie zum Mitleid und zum Schutze der Kinder aus ſeinem Volke; die wenigen Mitglieder des Hauſes, die aus falſch verſtandenem Religionseifer oder aus Eiferſucht gern feindlich gegen dieſe Waldenſer aufgetreten wären, verbargen ihr Mißfallen aus Rückſicht auf ihre Gebieterin, welche ſich ſo gütig gegen die Kinder bewies, und ſo könnte man mit Recht ſagen, alle Haare auf ihrem Haupte ſeyen gezählt geweſen.

Hubert war beſtändig in der Geſellſchaft Philipps, entweder in der Bibliothek oder auf der Reitbahn oder auf dem Fechtboden, wo der Graf die Künſte lernte, die ſeinem Alter und Stande angemeſſen waren. Bald ritt er mit ihm auf das Feld, bald brachten ſie einen Tag im Gebirge zu, von dem ſie nur eine Tagereiſe entfernt waren, obgleich das Schloß Jeanvilliers am Fuße der letzten Ausläufer des Gebirgs gelegen war. Bei ſolchen Gelegenheiten zeigte Hubert, daß er auch Kenntniſſe beſaß, die ſo ſchätzbar waren, als Reiten oder Fechten; denn da war keine Blume, die den Raſen zu ihren Füßen zierte, kein Vogel, der ſeine Schwingen über ihrem Haupte entfaltete, kein Inſekt, das in den Sonnenſtrahlen tanzte, von der blaßgrünen Heuſchrecke bis zu der funkelnden Stechfliege, die Hubert nicht bei Namen nennen konnte, während er von vielen nicht nur ihre Geſtalt, ſondern auch ihre Lebensart kannte.

Aber obgleich Hubert die Ehre genoß, bei ſolchen Gelegenheiten den jungen Jeanvilliers zu begleiten, ſo wurde er doch nicht zur gräflichen Tafel gezogen. Er ſpeiste mit ſeiner Schweſter am Tiſche der Frau Labeaume, welche nicht nur dem Wunſche der Gräſin, ſondern dem Zuge ihres eigenen Herzens folgte; denn nicht blos ihr Unglück, ſondern hauptſächlich ihre Frömmigkeit und Liebenswürdigkeit, welche jedes wahre Kind Gottes zieren, hatte ihr die beiden Waiſen außerordentlich werth gemacht. Als ſie eines Tages Gelegenheit hatte, die Selbſtverläugnung und Höflichkeit Huberts gegen einen der Untergebenen im Schloſſe zu ſehen, fragte ſie ihn, ob er die guten Sitten auch aus ſeiner Bibel gelernt habe, wie die andern Tugenden? Ja, ſagte er, nicht allein ſie lehre wahr, gerecht, ehrlich und geduldig zu ſeyn, ſondern ſie lehre auch, höflich zu ſeyn, und nicht nur Alles, was trefflich und lobenswerth und gut ſey, ſondern auch Alles, was liebenswürdig ſey, zu denken und zu thun; „die Erreichung alles deſſen,“ fuhr er fort, „was „liebenswürdig“ umfaßt, pflegte mein Großvater, der theure alte Paſtor, zu ſagen, iſt die höchſte Verfeinerung des Chriſten; er nannte ſie die vollkommene Frucht mit ihrer Reife, ihrer Friſche, ihrem Dufte, ihrer Lieblichkeit, gleich den natürlichen Früchten im Morgenthau.“

Hubert und Gabriele, die ſeit der Zeit von Lemaitres Abreiſe zuerſt die Stunden, dann die Tage gezählt hatten, harrten mit einer beinahe fieberhaften Ungeduld auf ſeine Zurückkunft. Die Sendung des Verwalters nach La Flechère war zugleich mit Geſchäften für das gräfliche Haus verbunden, die er nicht ſo ſchnell vollenden konnte, als er es gewünſcht hätte. Am Ende der zweiten Woche indeſſen waren dieſe ſo weit gediehen, daß er wieder nach Jeanvilliers zurückkehren konnte; aber zu der äußerſten Verzweiflung Huberts und ſeiner Schweſter brachte er den Brief, den der Knabe an ſeinen Vater geſchrieben hatte, wieder unerbrochen zurück und mit ihm die niederſchlagende Nachricht, Peter ſey bei der Zerſtörung des Dorfes St. Madelaine de Belleville umgekommen.

Nur noch der Paſtor Pascal war am Leben. Nachdem er dem Blutbade in dem Thale entgangen war und ſich über das Schickſal ſeines Bruders, ſo weit dieß möglich war, vergewiſſert hatte, ſammelte er alle ſeine Getreuen, welche die Zerſtörung ihres Eigenthums und den Verluſt ihrer Verwandten und Freunde überlebt hatten, überſtieg mit ihnen das Gebirge auf einem weiten Umwege, vereinigte ſich glücklich mit ſeiner Familie und führte ſeine kleine Heerde in einen einſtweiligen Zufluchtsort. Er hatte die ängſtlichſten, unermüdetſten Nachforſchungen nach dem Weibe und den Kindern ſeines Bruders angeſtellt, deren unglückliche Trennung von dem Reſte der Parthie in dem Gebirge nicht eher bemerkt worden war, als bis es zu ſpät war, um den Fehler wieder gut machen zu können. Alle ſeine Bemühungen waren bis jetzt fruchtlos geblieben, doch hatte er von einem Freunde, der zu La Flechère wohnte, das Verſprechen erhalten, die Nachforſchungen fortzuſetzen und Allem aufzubieten, die Getrennten wieder zu vereinigen. An dieſen Mann hatte ſich Lemaitre gewendet, und durch ſeine Vermittlung ſollten die Kinder ſicher in das entfernte Thal gebracht werden, wo der Paſtor Pascal im Begriffe war, mit denjenigen Mitgliedern ſeiner Familie und Gemeinde und andern Verbannten, welche das Elend der Verfolgung überlebt hatten, eine neue chriſtliche Gemeinde zu gründen. Ich brauche den Schmerz der beiden Waiſen nicht zu ſchildern; er war bitter, tief, leidenſchaftlich! Aber der Herr milderte ihn durch tauſend Beweiſe der Güte und Freundlichkeit von Seiten der liebenswürdigen Gräfin und ihrer theuren Familie. Als die Zeit herankam, wo ſie nach La Flechère zu Herrn Roland abreiſen ſollten, durch deſſen Güte ſie ſicher in das Thal der Hoffnung geleitet werden ſollten, ſo hatte die flüchtige Heerde in der Dankbarkeit ihres Herzens gegen Gott ihren neuen Aufenthaltsort genannt, — als, ſage ich, die Zeit der Abreiſe herankam, übergaben die Gräfin und Philipp den beiden Geſchwiſtern Geſchenke für ſie ſelbſt und für ihren Oheim und ſeine gute Louiſe. Die Gräfin ſchickte ihren Diener mit den Mauleſeln nicht allein mit bis zu Herrn Roland, ſondern befahl ihm ſogar, wenn ſie La Flechère verlaſſen hätten, die Kinder noch ſo weit zu begleiten, bis er ſie ſicher unter dem Schutze ihrer Verwandten ſehen würde. Dieſe ausgezeichnete Dame gab den jungen Waiſen die Verſicherung, daß ſie jederzeit auf ihren Schutz rechnen dürfen, und ſagte ihnen, wenn ſie je wieder verlaſſen oder verfolgt werden ſollten, ſo würden ſie eine Zufluchtsſtätte bei ihr finden.

Nach mehreren Tagereiſen kamen Hubert und Gabriele in dem Thale an. Ihr Zuſammentreffen mit den Flüchtlingen aus St. Madelaine, die noch am Leben waren, war rührend und herzergreifend. Pascal und ſeine gute Louiſe weinten über ſie in der Stille, umarmten ſie, weinten dann wieder; und noch viele Tage nach ihrer Wiedervereinigung berührte man den Namen und die betrübte Geſchichte ihrer geliebten Mutter gar nicht, während man auf der andern Seite das gleiche Stillſchweigen in Betreff ihres Vaters beobachtete. „Er iſt ſelig!“ oder: „Sie ſind glücklich!“ dieß waren die einzigen wenigen Worte, welche der Paſtor äußerte.

Aber die Zeit erleichtert wenigſtens unſern Kummer, wenn ſie ihn auch nicht ganz heilt, ſie mildert die Pein quälender Gedanken, und nimmt die Bitterkeit unſerer Erinnerungen weg. Im Laufe der Jahre gewannen die jungen Waldenſer das neue Thal eben ſo lieb, als ihre Väter das Thal von St. Madelaine geliebt hatten. Hubert ſtand dem Paſtor in ſeinem Amte bei, bis ihm in irgend einer andern Gegend unter ſeinem Volke ein weiterer Wirkungskreis chriſtlicher Thätigkeit eröffnet würde. In der Schule der Trübſal erzogen und von einem Lehrer von den reinſten Grundſätzen und der demüthigſten Ergebung in den Dienſt ſeines Meiſters gebildet, wurde Hubert frühe ein Arbeiter, der nicht fürchten durfte, zu Schanden zu werden. Gabriele, welche die ganze Einfalt ihres Gemüths und Betragens beibehielt, ihre Munterkeit und Lebhaftigkeit aber großentheils wieder gewann, wurde das Weib ihres Vetters Albert, und genoß ein glücklicheres Loos auf Erden, als ihrer geliebten Mutter zu Theil geworden war.

Die Wuth der Verfolgung, welche die Waldenſer zerſtreut hatte, hatte aber auch ebendadurch die Wohnſitze der Wahrheit vermehrt. Und während das Volk des Herrn durch ſeine Segnung Alles gewonnen hatte, was in dem Feuer der Trübſal gewonnen werden kann, erndteten auch manche Andere mit Freuden die Früchte deſſen, was mit Thränen geſäet worden war.

Unter denen, welche durch die weite Ausſaat des guten Samens gewonnen hatten, war der edle Jüngling Jeanvilliers. Philipp hatte ſich, wie er unſerm Hubert vor ſeiner Abreiſe verſprochen, eine Bibel gekauft, hatte ſie für ſich ſelbſt geleſen ohne Anmerkungen oder Erklärungen und hatte, nach dem Rathe ſeines demüthigen Lehrers, im Gebete die Hilfe des andern Lehrers angeſprochen, des heiligen Geiſtes, der allein zum Frommen und zur Seligkeit lehrt. Unter der Leitung deſſen, welcher der Geiſt der Wahrheit iſt und Alle zur Wahrheit leitet, kann Niemand irren. Jeanvilliers hatte viel zu kämpfen, ehe er im Stande war, die Netze der Formen des Glaubens oder vielmehr Aberglaubens, in dem er erzogen worden war, zu zerreißen. Jede neue Ueberzeugung von der Wahrheit in ſeinem Geiſte war er jedoch glücklicher Weiſe fähig durch entſprechende Feſtigkeit ſeiner Handlungen zu beurkunden, bis er endlich all' den Irrthümern des Papſtthums entſagt hatte und ſich mit der Kirche vereinigte, die ſich damals zuerſt den Namen „proteſtantiſche" beilegte. So wurde dieſer edle Katholik vermittelſt der Belehrung des Bauernknaben Hubert durch Nachforſchung, durch Ueberzeugung und durch die Anſtrengung eigener Kräfte ein ſchätzbarer, thätiger Chriſt. Von Natur wäre Jeanvilliers vielleicht ein Menſchenfreund geworden und hätte für die ſittliche Verbeſſerung und das zeitliche Glück der Menſchen gearbeitet; aber als Chriſt ſtrebte er nach einem höhern Ziele, die kirchlichen Rechte ſeines Volkes vor den Eingriffen der Gewalt zu ſchützen und die geiſtlichen Segnungen ſeiner Mitmenſchen zu befördern. Dieß war die Aufgabe, die er mit allem Anſehen ſeines Reichthums, ſeines Ranges, ſeines Einfluſſes und ſeiner Talente zu löſen ſuchte. Dazu war er noch mit einer Dame verbunden, die in jeder Hinſicht würdig war, das Weib eines ſolchen Mannes zu ſeyn, und ſo bewieſen ſie beide ihrer näheren ſowohl, als weiteren Umgebung die Schönheit, Heiligkeit und Seligkeit der Religion, welche entſpringt im Herzen und blüht im Leben Aller derer, welche feſt an Den glauben, von dem die Schrift zeugt, und die köſtliche Bibel über alle Dinge ſchätzen.

Glücklicher Weiſe theilte der Graf ſeine religiöſe Denkungsart mit ſeiner Familie; denn ſchon lange hatte ſich ſeine vortreffliche Großmutter, ſeine eigentliche Mutter, zu den Lehren der Waldenſer hingeneigt, wiewohl ſie ihre wahren Geſinnungen aus Furcht vor den Prieſtern geheim hielt. Eben ſo war Iſabelle, die ohnedieß zu beſcheiden und demüthig war, um eine eigene Meinung an den Tag zu legen oder die Geſinnung eines Andern in Zweifel zu ziehen, nicht allein durch Ueberzeugung und Bekehrung eine aufrichtige und ergebene Bekennerin der wahren Religion geworden, ſondern ſuchte auch, aus Eifer und Liebe zur Wahrheit, Andern die koſtbaren Güter mitzutheilen, die ſie ſelbſt beſaß; Güter, welche ihr Herz mit Troſt, Frieden und Hoffnung erfüllten und von einem Joche befreiten, das leere Formeln und Ceremonien ohne Werth und Verſtand über ſie geworfen hatten; Formeln, die nur dazu dienten, das Gewiſſen in Schlaf zu lullen, um die Seele als eine deſto ſicherere Beute der Tücke des Verſuchers preiszugeben.

Der dankbare Philipp ſah ſich nicht ſobald im Stande, die Ausſaat des Wortes Gottes und die Kenntniß der wahren Religion unter dem Landvolke ſeiner weiten Beſitzungen und den Künſtlern und Handwerkern der benachbarten Dörfer auszubreiten, als er einen Boten an ſeinen Freund Hubert abſchickte (denn mit dieſem ehrenden Namen bezeichnete er immer den demüthigen Waldenſer) und ihn einlud, zu den vielen Wohlthaten, die er ihm und ſeinem ganzen Hauſe erzeigt habe, auch noch die zu fügen, daß er den Ruf als Pfarrer einer Kirche im Thale Jeanvilliers annehme und dem Volke aus den Hütten daſſelbe Evangelium predige, das er einſt den Bewohnern des Schloſſes verkündet habe.

Hubert nahm dieſen Ruf mit Freuden an, wurde bald der Hirte einer empfänglichen Heerde und ward gewürdigt, eine Menge Wanderer in die Hürde des oberſten Hirten zu verſammeln. Viele ſeiner verfolgten Brüder verließen die Gegenden, wo ſie zerſtreut waren in Finſterniß und Dunkelheit, und nahmen ihre Zuflucht zu ſeiner Gemeinde. Durch den Segen von oben und unter dem Schutze des Hauſes Jeanvilliers blühten die Thalkirchen bald wieder auf, ohne etwas durch ihre Verpflanzung in einen anderen Boden gelitten zu haben. Die Verheißung des Herrn ſchien ſich auf dieſes zerſtoßene und zerſchlagene Volk zu erſtrecken: „Ich will das Verlorene wieder ſuchen und das Verirrte wieder bringen, und das Verwundete verbinden, und ſtark machen, was ſchwach war;“ denn die Verlorenen und die Zerſtreuten, und die gebrochenen Herzens waren, und die Schwachen lebten jetzt in Kraft, in Heiterkeit und in Hoffnung. Man konnte von dem glücklichen Volke mit Recht ſagen: „Siehe, wie fein und lieblich iſt es, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen.“ Denn eben ſo lieblich wie die Ruhe und Windſtille nach einem Sturme und Ungewitter, war nach dem

Sturme der Verfolgung die Wieder-vereinigung mit dem Bande chriſtlicher Gemeinſchaft in der Ruhe und Stille des Friedens für dieſes fromme, einfache Volk, lieblich und ſanft, wie der Thau, der vom Hermon herabfällt auf den Berg Zion.

Am Schluſſe meiner Erzählung möchte ich noch einen oder zwei Sätze feierlicher Ermahnung beifügen.

Die Bibel iſt die Urkunde der Religion und der Freiheit des Chriſten. Die Religion der Bibel iſt eine Religion der Liebe. Sie verabſcheut Verfolgung, ſie vereinigt die Menſchen mit einander, ſie heiligt die Geſinnungen derſelben, ſie gibt dem Charakter einen gewiſſen Heldenmuth, der die Menſchen ſtärkt (wie dieß bei den Waldenſern der Fall war), Unterdrückung, Grauſamkeit und Schmach zu erdulden mit der Würde eines unſterblichen Geiſtes und mit einer Standhaftigkeit und Ausdauer, welche beweist, daß ſie ihren Urſprung im Himmel hat.

Die Religion der Bibel befiehlt nicht allein dem Unterthanen Achtung vor ſeiner Obrigkeit, ſondern auch der Obrigkeit Achtung vor ihren Unterthanen.

Wenn nun in der Geſchichte Peters und ſeiner Familie das Uebel aus einer falſchen Religion und aus einer tyranniſchen Regierung entſprang, ſo laßt uns

Gott danken für die reinere Mittheilung der Wahrheit, welcher wir uns erfreuen, und für die glücklichere Regierung, womit er unſer Land geſegnet hat, wo wir ſicher wohnen ein Jeglicher unter ſeinem Weinſtock und unter ſeinem Feigenbaum.

Zwei Lebensbilder.

Aus dem Engliſchen

der

Mrs. Sherwood.

1.

Die Schweizerhütte.

Es ſteht geſchrieben: „Der Menſch wird zu Unglück geboren, wie die Vögel ſchweben empor zu fliegen.“ Dieß iſt ohne Zweifel vollkommen wahr; aber können wir fragen: Iſt nicht unſere Trübſal häufig unſerem Wandel zuzuſchreiben? Und kann dieſe Frage nicht mit einer anderen beantwortet werden: Sind wir ſtets am unglücklichſten, wenn unſere äußeren Umſtände am ungünſtigſten ſind? Sollten wir die Tage angeben, wo wir am unruhigſten waren, würden dieß immer die ſeyn, an denen wir von äußerem Unglück bedrängt wurden? Welcher Gläubige hat nicht in den Stunden der größten Trübſal einen unbegreiflichen Frieden empfunden? und welcher Menſch hat nicht im Augenblicke des größten Glücks einen Ueberdruß und eine Unzufriedenheit gefühlt, die er ſich ſelbſt nicht geſtehen mochte? Zur Erläuterung des

Geſagten will ich dem Leſer einige Begebenheiten aus meinem ereignißreichen Leben mittheilen.

Vor ungefähr vierzehn Jahren reiste ich in einer trüben Stimmung in einem der lieblichſten Thäler der Schweiz. Geſchäfte hatten mich genöthigt, mein Vaterland zu verlaſſen, und meine Schwermuth wurde durch Gedanken an meine Frau und Kinder verurſacht. Bei der Erinnerung an meine Wohnung, meinen Obſt- und Blumengarten im Innern meines theuren Vaterlandes war es natürlich, daß ich jeden Bauern, der mir begegnete, für glücklicher, als mich ſelbſt hielt, indem ich dachte, er ſey ſeinem Heerde und dem geliebten häuslichen Kreiſe näher, wo unſere zärtlichſten Gefühle ihre theuerſten Gegenſtände finden. Es war Nachmittags. Ich hatte in einem kleinen Wirthshauſe gefrühſtückt und war gegen Mittag in eins von den ſchönen Thälern hinabgefahren, von denen man ſich nur eine Vorſtellung machen kann, wenn man ähnliche Gegenden beſucht hat. Durch eine enge Schlucht gelangten wir in das Thal. Der grüne Raſen an den Seiten wurde hier und dort durch Bäume beſchattet und von klaren Bächen bewäſſert, welche im Grunde des Thales zuſammenfloßen und einen kleinen See bildeten, auf deſſen ruhiger Oberfläche ſich die ſchönen Ufer abſpiegelten. Auf der anderen Seite des Sees waren die Ufer ſchroff und hier und da felſig und mit Wald bedeckt. Ueber dem fernen Horizonte zeigte ſich eine lange Reihe glänzender Kegel und Pyramiden. Das Blöken der Schafe, das Summen der Bienen, das Rauſchen des Waſſers und das Säuſeln des Windes in dem Laube der Bäume erhöhte die Reize dieſer bezaubernden Gegend, und während der Wagen langſam dahinfuhr, überließ ich mich den Gedanken, welche in einer ſchönen Gegend, wo man die Bewohner nicht kennt und nichts von den Kabalen und Feindſchaften weiß, die überall, wo Menſchen ſind, nur zu häufig gefunden werden, dem Reiſenden ſich aufzudringen pflegen.

Hier, dachte ich, auf einem ſchönen Hügel, wie der vor mir liegende, möchte ich meine Wohnung haben, ein weißes Haus mit grünem Gitter. Mein Garten ſollte mit Gemüſe angefüllt und mein Park eine grüne Wieſe ſeyn. Die Früchte ſollten Jedem zu Dienſte ſtehen, der meinen Garten beſuchte, und von dem Gärtner weder gezählt noch geſammelt werden.

Wie würde ich mich freuen, an einem ſolchen Orte zu wohnen, fern von der Welt, fern von ihren Eitelkeiten und Thorheiten, ohne allen geſelligen Verkehr, außer dem meiner theuerſten Freunde, — wie groß, wie rein, wie vollkommen würde meine Freude ſeyn! Wie glücklich ſind die Bewohner dieſes Thales! Man bringe ihnen nur Geſchmack an den Wiſſenſchaften bei, verfeinere ihre Sitten ein wenig, und das Arcadien der Dichter würde nicht länger etwas Imaginäres ſeyn.

Während ich in dieſe Betrachtungen verſunken war, waren wir weiter ins Thal hinabgelangt und unter dem Schatten der Bäume hingefahren. Zuweilen kam es mir vor, als habe ich mich im Dunkel des Waldes verloren, zu andern Zeiten, als reiſe ich unter Felſenbogen, die drohend über meinem Haupte hingen. In einem Theile des Thales eröffneten ſich vor meinem Blicke wonnige Wieſen, die mit einer Menge bunter Blumen geſchmückt waren, deren duftende Kelche den Bienen, welche herumſchwärmten, einen köſtlichen Genuß zu verſprechen ſchienen; in einem andern ſchien ich mich vom Bett der Bäche zu entfernen und war ganz unvorbereitet auf den Augenblick, wo ſie mir wieder zu Geſicht kamen, ſich von den felſigen Anhöhen herabſtürzten und zu den Füßen der Pferde dahinfloßen. Endlich zeigte ſich in geringer Entfernung vor mir ein friedliches Häuschen mit einem Strohdach und einer Laube vor der Thüre, auf einem grünen Abhange, halb verſteckt hinter einer Gruppe von Apfelbäumen, welche ſich unter der Laſt ihrer goldenen Früchte beugten. Es lag unter einem überhangenden Felſen, von dem die Ranken eines

Weinſtocks herabhingen, deſſen Trauben ſich gerade zu färben anfingen. Eine Kuh graste ruhig auf dem grünen Raſen vor der Thüre des Hauſes, und eine junge Frau ſaß mit einem Säugling ſpielend nahebei auf einer Bank. In der Laube bemerkte ich eine alte Frau mit einem Spinnrocken, und auf der oberſten Sproſſe einer an einen Baum neben dem Hauſe gelehnten Leiter ſtand ein Bauer im kräftigſten Mannesalter, der einer Gruppe kleiner Kinder, welche unter dem Baume verſammelt waren, Aepfel herabwarf. Auf dem Dache ſchlich eine Katze entlang, und eine Reihe von Bienenſtöcken war an der Mauer des Hauſes aufgeſtellt. Hier, dachte ich, als dieß ſchöne Gemälde mit all' ſeinen intereſſanten Zügen plötzlich vor mein Auge trat, hier finde ich gewiß ein Beiſpiel von dem ununterbrochenen Frieden und der häuslichen Glückſeligkeit, die ich mir ſo oft im Stillen ausgemalt. Wie beneidenswerth iſt die Lage jenes Bauern, der auf der Leiter ſteht, umgeben von ſeiner Familie, ſeiner bejahrten Mutter, ſeiner Frau, ſeinen Kleinen, — der Mutter, in deren Armen er gelegen, — der Lebensgefährtin, die er ohne Zweifel aus den reinſten Gefühlen der Liebe gewählt (denn die Liebe zum Gelde, welche ein Beweggrund zur Eingehung ſo vieler Ehen iſt, kann hier unmöglich eine Triebfeder geweſen ſeyn): alle dieſe verſammeln ſich um ihn, tragen zu ſeinem Glücke bei, befriedigen ſeine Bedürfniſſe und empfangen ihn mit ihrem ſüßeſten Lächeln, wenn er müde von geſunder Arbeit an ſeinen Heerd zurückkehrt. O, glücklicher Bauer! Könige könnten Dich beneiden und wünſchen vergebens, ihre Lage mit der Deinigen zu vertauſchen. Du haſt Alles, was ein Sterblicher wünſchen kann. So dachte ich, und ſo würde ich ohne Zweifel geſprochen haben, wenn Jemand bei mir im Wagen geweſen wäre; es war aber Niemand in meiner Nähe, als der Kutſcher mit ſeinen großen Stiefeln und ſeiner muſikaliſchen Peitſche; denn die Kutſcher in der Schweiz verſtehen die Kunſt, vieles durch ihre Peitſchen auszudrücken, was uns mit einem ſolchen Inſtrumente unmöglich zu ſeyn ſcheinen würde. Ich mußte mich deßhalb ſchweigend die Anhöhe hinaufziehen laſſen, ohne zu ahnen, wie bald ich aufgehalten werden würde; denn ich war kaum der Hütte gegenüber angelangt, als der Wagen plötzlich umgeworfen wurde. Zum Glück nahm ich keinen Schaden und wurde bald von dem Kutſcher und Bauern unter lautem Geſchrei der Familie in der Hütte aus dem Wagen gezogen. Es zeigte ſich bald, daß der Wagen nicht weiter gehen konnte, bevor eines der Räder ausgebeſſert worden war; und da ich meinen Mantelſack nicht zurücklaſſen und nach dem nächſten Dorfe, wo ein Wirthshaus war, vorausgehen mochte, ſo erhielt ich Erlaubniß, in der Hütte zu bleiben, bis das Rad ausgebeſſert wäre.

Während der Kutſcher den nächſten Schmied herbeiholte, nahm ich die Gaſtfreundſchaft des Bauern und ſeiner Familie in Anſpruch und benützte dieſe Gelegenheit, den wahren Zuſtand dieſer anſcheinend ſo glücklichen Familie näher zu unterſuchen. Was die äußere Lage anbetraf, ſo verlor ſie nicht bei näherer Betrachtung. Die Schweizer Bauern ſind im Allgemeinen hübſch und ihre Kinder liebenswürdig. Die Kinder dieſer Familie waren geſund und blühend und flink wie die Gemſen auf ihren Bergen. Dabei hatten ſie dunkelblaue lebhafte Augen und langes lockiges Haar. Die Kleidung dieſer Hüttenbewohner war anſtändig und ihrer Lage angemeſſen, ihr Haus rein und nett, und es ſchien durchaus an nichts zu gebrechen, was ein behagliches Leben erfordert. Auch ließen ſie es nicht an Höflichkeit und Aufmerkſamkeit gegen mich fehlen. Sie beeilten ſich, einen Tiſch in der Laube für mich zu decken und mich mit Eiern, Schinken, Früchten und ſogar einer Flaſche Landwein zu bewirthen. Dennoch entdeckte ich gar bald, daß der Friede, den ich bei ihnen zu finden gehofft, keineswegs ihr Theil war; denn da ich damals ſelbſt noch im Finſtern wandelte, ſo hatte ich, als ich mir das Leben dieſer Familie vormalte, den

Hauptbeſtandtheil der Glückſeligkeit und des Friedens vergeſſen, welchen wir Alle zu beſitzen wünſchen, nämlich die Religion. Ich hatte mit vielen Weiſen, Gelehrten und Großen dieſer Welt geglaubt, Glückſeligkeit ſey nicht nur zum Theil abhängig von äußeren Umſtänden, ſondern werde durch dieſelbe geſchaffen. Mehrere Fälle hatten mich jedoch enttäuſcht, und ich war zu dem Schluß gelangt, daß Ehre, Ruhm und Reichthümer, welche junge Leute ſich ſo ſehr zu wünſchen pflegen, gar oft nicht mit Glückſeligkeit begleitet ſind; wenn ich es aber in einem zurückgezogenen häuslichen Leben zu finden glaubte, ſo hatte ich nicht die entfernteſte Idee, daß ich mich noch immer durch eine leere Einbildung täuſchen ließ, und daß ich endlich zu der Ueberzeugung gelangen würde, wie gering der Einfluß iſt, welchen äußere Umſtände auf den Frieden und die Heiterkeit der Seele äußern. Dieß war mir zu der Zeit, von welcher ich ſpreche, noch unbekannt. Ich war deßhalb ſehr verwundert und fand mich nicht wenig getäuſcht, als ich in der Laube vor der Hütte ſaß und hadernde Stimmen im Innern des Hauſes vernahm. Mutter und Sohn waren über die Früchte uneinig geworden, welche der letztere geſammelt hatte. Sie beſchuldigte ihn, ſeinen Kindern zu viel davon gegeben zu haben, ſtatt ſie für den Winter aufzubewahren. Er antwortete ihr in einem verdrießlichen Tone, worauf die Frau ſich ins Mittel ſchlug und die Kinder ihre Großmutter angriffen. Der Streit wurde heftiger, der junge Mann entfernte ſich endlich durch eine Hinterthüre, die er mit Heftigkeit zuwarf, und ließ ſich nicht wieder ſehen, ſo lange ich im Hauſe war. Man glaubte wahrſcheinlich nicht, daß ich Alles angehört habe, und die alte Frau kam bald nachher, um für mich zu decken, mit einem freundlichen Lächeln, aber glühendem Geſicht und einem Ausdruck im Auge, der einen Sturm in ihrem Buſen andeutete. Alles ging jedoch ruhig vorüber, bis ich gegeſſen hatte, worauf die Tochter ſich mit den Kleinen entfernte, um die Kuh zu melken, und die alte Frau ſich mit ihrem Spinnrade zu mir ſetzte.

„Ihr habt ein hübſches Haus und eine ſchöne Familie, und es ſcheint Euch an nichts zu fehlen, liebe Frau,“ bemerkte ich, um ihr für ihre gute Bewirthung etwas Angenehmes zu ſagen.

„Sehr wahr, lieber Herr,“ erwiederte ſie, „es gebricht uns an nichts, und wir ſind ſo gut daran, als irgend Jemand im Thal; das iſt aber nur meinem Fleiße zuzuſchreiben; und habe ich meinem Sohne nicht zu der beſten Frau in der ganzen Nachbarſchaft verholfen? Dafür habe ich aber nur ſchlechten Dank, wie Sie hätten hören können, wenn Sie das beachtet hätten, was vorfiel, ehe mein Sohn hinausging; wiewohl Alles um uns her in einem geſegneten Zuſtande iſt, wie Sie ſehen, ſo iſt doch keine Zufriedenheit hier. Mein Sohn und meine Tochter möchten gern Alles drauf gehen laſſen, während ich etwas für den Winter aufzubewahren wünſche; und die Kinder ſind ſo eigenſinnig, und meine Schwiegertochter iſt ſo verdrießlich, daß ich ein elendes Leben unter ihnen führe, wiewohl ich von Morgens früh bis ſpät Abends für ſie ſpinne und arbeite; gar manchen Strähn habe ich für ſie geſponnen, ſeitdem ich zu blind bin, um eine Nadel zu fädeln."

Die alte Frau war offenbar in einem gereizten Gemüthszuſtande. Ich vermuthete deßhalb, wiewohl ich Zeuge von dem ungebührlichen Benehmen des Sohnes geweſen, die Schuld möge auf beiden Seiten liegen, und ſprach über die Pflicht gegenſeitiger Nachſicht in Familien; worauf die alte Frau mich bat, ihrer Schwiegertochter ein wenig von meinem guten Rathe zu Theil werden zu laſſen; denn dieſer falle es nicht ein, mit irgend Jemand anders Nachſicht zu haben. Hiezu hatte ich durchaus keine Neigung und war deßhalb froh, als der Kutſcher mich benachrichtigte, es ſey Alles zur Fortſetzung meiner Reiſe bereit. Ich konnte jedoch nicht aus dem Hauſe gelangen, ohne Zeuge eines neuen häuslichen Streits ſeyn zu müſſen, wobei ich mich überzeugte, daß die junge Frau vollkommen im Stande war, ihre eigene Sache zu verfechten.

Ich war mit Güte behandelt worden und hegte einige Achtung für dieſe Leute, wiewohl ſie viele angenehme Phantaſieen in mir vernichtet hatten; denn von dieſer Zeit an vermochte ich es nie wieder, ſo groß auch meine Neigung dazu ſeyn mochte, mir ein hübſches Häuschen, an dem ich auf meinen Reiſen vorbeikam, von den vollkommenen Weſen bewohnt zu denken, welche in romantiſchen Thälern, im Innern der Wälder und auf ſonnigen Wieſen zu finden ſeyn ſollen. In meinem Herzen herrſchte Finſterniß, und ich ſchrieb die Unglückſeligkeit, welche ich in der Welt bemerkte, dem Zufall, dem Schickſal, ungünſtigen äußeren Umſtänden, böſem Beiſpiel oder jeder andern Urſache als der wahren zu, nämlich der Verderbtheit unſerer Natur, welche ſich in jedem Verhältniß unſeres Lebens wirkſam zeigt, am meiſten aber in glücklichen Umſtänden, und wenn der äußere Menſch am beſten daran iſt, unſern Frieden ſtört und uns elend macht, wenn wir, wäre unſer Gemüth in der rechten Verfaſſung, am glücklichſten ſeyn ſollten.

Durch Gottes Gnade und die Predigt Seines Wortes wurden mir endlich die Augen geöffnet über den wahren Zuſtand des Menſchen auf der Erde, über ſeinen Fall und die Mittel, welche die göttliche Weisheit zu ſeiner Wiederherſtellung anwendet. Da lernte ich einſehen, daß der Menſch in ſeinem natürlichen Zuſtande der Glückſeligkeit unfähig iſt, und daß alle Anſichten, welche ſelbſtgenügſame Menſchen über die verſchiedenen äußeren Umſtände, in welchen Glückſeligkeit zu finden ſey, gehabt haben, ganz irrig ſind, indem der Friede hauptſächlich im Gemüth zu ſuchen, unabhängig von äußern Dingen und eine Gabe Gottes iſt, welche denen nie verliehen wird, die ihn auf einem andern Wege ſuchen, als dem, den die Schrift angibt, nämlich durch Chriſtum. Nachdem ich auf dieſe Weiſe göttlich erleuchtet war (und zwar durch die freie Gnade Gottes und nicht durch mein eigenes Verdienſt), mußte ich wieder in Geſchäften eine Reiſe nach der Schweiz machen.

Zehn Jahre waren ſeit meinem erſten Beſuche verfloſſen, und ich ſchlug beinahe denſelben Weg ein, den ich früher genommen hatte. Die gaſtfreundſchaftliche Aufnahme, welche mir in der Hütte geworden war, beſtimmte mich, einen Beſuch in derſelben abzuſtatten. Da ich das erſte Mal unterlaſſen hatte, über höhere Intereſſen zu ſprechen (und wie hätte ich mich damals über eine Sache äußern können, die ich nicht verſtand, und die mir gleichgültig war?), ſo machte ich mich eines

Morgens von dem Wirthshauſe auf den Weg, wo ich früher gefrühſtückt hatte, in der Abſicht, wieder eine Mahlzeit in der Hütte einzunehmen, falls die Umſtände es geſtatten ſollten. Als ich aus der Schlucht hervorkam, drängte ſich mir abermals die ungemeine Schönheit dieſes Thales auf, und ich bewunderte von Neuem die reizende Lage der Hütte. Als ich jedoch langſam die Anhöhe hinauffuhr, fiel mir die Oede und Vernachläßigung in der Umgebung des Hauſes auf. Keine Kuh graste auf dem Raſen, keine lachenden Kinder waren unter dem Baume verſammelt, auch ließ ſich die Stimme des Vaters nicht vernehmen, noch war die Mutter zu ſehen; ſondern Alles war ſtill und einſam. Ich wurde ungeduldig, ſprang aus dem Wagen und eilte auf das Haus zu. Ich klopfte an die Thüre. Sie wurde mir ſogleich von einem etwa eilfjährigen Mädchen geöffnet. Ich erinnerte mich der dunkelblauen Augen und der blonden Locken, durch welche ſich alle Kinder dieſer Familie auszeichneten, als ich ſie das erſte Mal ſah.

„Wo iſt Dein Vater, mein liebes Mädchen?“ fragte ich, als ſie knixend vor mir ſtand.

„Todt, lieber Herr,“ antwortete ſie, „ſchon lange todt.“

„Und Deine Mutter?“ fügte ich hinzu.

„Auch todt, antwortete ſie, und ſchien verlegen, fuhr aber dann fort: „Sie ſind Alle todt, lieber Herr, und nur meine Großmutter iſt noch am Leben.“ Damit trat ſie bei Seite und deutete auf eine alte Frau im Kaminwinkel.

„Alle todt?“ ſagte ich; „alle jene lachenden, blühenden Kinder ſind todt, und nur Deine Großmutter iſt noch am Leben: Welches Unglück hat euch betroffen?“

Damit näherte ich mich der alten Frau und fand einige Schwierigkeit, ihr in's Gedächtniß zurückzurufen, daß ſie mich ſchon früher einmal geſehen habe. Sobald mir dieß geglückt war, leuchteten ihre Augen, und ſie hieß mich als einen alten Freund willkommen. Sie befahl ihrer Enkelin, mir einen Stuhl zu geben, und bezeugte mir ihren Dank für meinen Beſuch.

Ich war in Verlegenheit. Es ſchien ſich Alles bei ihr geändert zu haben, und ich wußte kaum, wie ich eine Unterredung anfangen ſollte. Sie half mir jedoch ſogleich aus dieſer Verlegenheit, indem ſie mich fragte, ob ich mich mit meiner Familie wohl befände. Dann kam ſie auf ſich zurück und ſagte: „Mein lieber Herr, ich bin jetzt gedemüthigt; mein Sohn, ſeine Frau und ihre vier Kinder ſind zur ewigen Ruhe eingegangen. Die Blattern haben uns heimgeſucht und Alle außer der kleinen Gertrude hinweggerafft. Dieſe hat mir die gütige Vorſehung zu meinem Troſte gelaſſen. Sie hat ſich als ein zärtliches Kind gegen mich bewieſen, iſt mein kleines Lamm gewesen, das viele Jahre an meinem Buſen gelegen, und der große Hirte wird ſie erhalten und bewahren, wenn ich nicht mehr bin. Der Allgütige hat jedoch meinen Kindern viel Gnade bewieſen. Bald, nachdem Sie bei uns geweſen waren, kam ein neuer Pfarrer in unſer Kirchſpiel, der uns beſuchte, die Kleinen catechiſirte und uns Alle mehrere Male in der Woche in der Kirche verſammelte. Er lehrte uns, was wir nie zuvor gewußt, und ließ mich einſehen, wie ſehr ich das Seelenheil meines Sohnes in ſeiner Kindheit vernachläßigt hatte, was ein ſehr demüthigender Gedanke für mich war. Er beſuchte meine Kinder, als ſie auf dem Sterbebette lagen, und tröſtete mich nach ihrem Tode. Von ihm erhielt ich auch eine Bibel, und er lehrte mich die Güte Gottes erkennen und Alles, was er für die ſündigen Menſchen gethan. So, mein lieber Herr, habe ich meinen Verluſt ertragen und Gott für das danken gelernt, was er mir gelaſſen hat. Ich glaube, daß meine Kinder zur ewigen Herrlichkeit eingegangen ſind; denn ſie ſtarben im Glauben. Ich warte hier, bis der Herr mich abruft, und bin um der kleinen Gertrud willen nicht ungeduldig, zu ſcheiden, wiewohl mein Tod ein Gewinn für ſie ſeyn wird; denn die Frau Pfarrerin hat mir verſprochen, ſie zu ſich in's Haus zu nehmen.“

„O, ſprich nicht vom Sterben, liebe Großmutter,“ ſagte das kleine Mädchen, eine Thräne aus dem Auge wiſchend; „o, laſſen Sie ſie nicht davon ſprechen, lieber Herr; ich werde nie glücklich ſeyn, wenn ſie heimgegangen iſt; dieß Haus iſt mir ſo theuer, daß ich nie einen andern Ort wie dieſen lieben werde.“

„Es iſt ein ſchöner, lieblicher Ort, mein liebes Kind,“ ſagte die alte Frau, „und ich danke Gott, daß er ihn uns gegeben hat. Dieſe Welt iſt aber nicht unſere Heimath; hier können wir nicht bleiben und ſollten nicht wünſchen, hier zu verweilen. Ich erinnere mich der Zeit, lieber Herr, wo Sie zuletzt hier waren. Ich war damals durchaus unzufrieden und konnte doch den Gedanken nicht ertragen, aus dieſer Welt zu ſcheiden; jetzt aber, nachdem die Furcht vor dem Tode verbannt iſt und der Herr mich hat erkennen laſſen, was er für mich gethan, bin ich willig und bereit, zu ſterben, wiewohl ich mich jetzt hier viel glücklicher fühle, als früher, um ſo viel glücklicher, als der Zuſtand im Himmel dem in dem Orte der Pein und Verzweiflung vorzuziehen iſt. Ich habe viel verloren, wenigſtens für einige Zeit, und wir finden es zuweilen ſehr ſchwer, auszukommen; unſere Kuh iſt todt, unſer Garten vernachläßigt und unſere Bienen ſind weggeflogen; dennoch fühlen wir uns glücklich und ſind zufrieden, weil wir wiſſen, daß es nur für eine kurze Zeit und ein Ort für uns bereitet iſt, der dieſen um ſo viel übertrifft, als dieſes Thal die in der Schrift erwähnten Sandwüſten, in denen kein Waſſer zu finden iſt. So ſind wir frei von Sorge, und ich bin überzeugt, daß kein Friede zu finden ſeyn kann, wo nagende Sorge iſt."

Auf dieſe Weiſe ſprach ſie zu mir, während ich ſie von Zeit zu Zeit mit Fragen unterbrach, um mich zu überzeugen, ob ſie wirklich ſo heiter ſey, als ſie zu ſeyn verſicherte. Als ſie ihre Geſchichte erzählt und mir die Veränderungen in ihren äußern Umſtänden und in ihrem Innern beſchrieben hatte, hörte ſie auf, von ſich zu ſprechen, und fing an, eine Mahlzeit für mich zu bereiten, die zwar nicht ſo gut war, als die, welche ſie mir früher gegeben hatte, aber ſo freundlich angeboten wurde, daß ich ſie nicht ausſchlagen konnte. Aus der ganzen Art und Weiſe ihres Benehmens, wenn ſie ſich nicht von mir beobachtet glaubte, überzeugte ich mich vollkommen, daß eine geſegnete Umwandlung mit ihrem Herzen vorgegangen war.

Ich brachte mehrere Stunden bei dieſer trefflichen Frau zu und begab mich, ehe ich die Gegend verließ, zu dem Pfarrer, der Alles, was die arme Frau mir erzählt hatte, beſtätigte. Bei dieſem ließ ich eine kleine Summe für ihren Gebrauch im Falle der Noth zurück und nahm dann von dem lieblichen Thale Abſchied, um es wahrſcheinlich nie wieder zu ſehen.

Von der Wahrheit fühlte ich mich jetzt feſter als je überzeugt, daß Glückſeligkeit ganz unabhängig von äußern Umſtänden und eine Gabe Gottes iſt, die nur denen zu Theil wird, die durch den Glauben an unſern Herrn Jeſum Chriſtum zu Ihm gebracht werden.

2.

Die Jahre der Kindheit.

Um dem Leſer deutlich zu machen, was ich mit der folgenden Erzählung beabſichtige, muß ich ihm kürzlich die Hauptereigniſſe meines Lebens mittheilen.

Ich bin in Oſtindien geboren und der älteſte Sohn meiner Eltern. Mein Vater war ein Indigopflanzer und wohnte in der Nähe von Mahda in Bengalen. Meine Mutter ſowohl als mein Vater war von engliſcher Abkunft. Da ich als Kind ſehr ſchwächlich war, ſo nahm mich die Frau eines Rechtsgelehrten, welche nach Europa zurückkehrte, mit und brachte mich nach England, bevor ich zwei Jahre alt war. Als wir in London anlangten, ſandte ſie mich zu einer Tante meiner Mutter, welche in dem Pfarrhauſe von Adbaſton in Staffordſhire wohnte. Das Pfarrhaus hatte nämlich damals und einige Jahre nachher ein Pächter inne.

Ich langte in Adbaſton an, ehe ich noch mein drittes Jahr angetreten hatte, und war ein kleines, bleiches Geſchöpf, das nicht Kräfte genug beſaß, ohne eine ſtützende Hand zu gehen, und einen Jargon ſprach, der allen Leuten im Kirchſpiel ganz unverſtändlich war. Ich wurde ohne Zweifel mit vieler Güte von der alten Dame, meiner Tante, aufgenommen; denn ich erinnere mich nur, daß ſie mir wiederholte Beweiſe ihrer Liebe gab. Da ſie jedoch nie ihr Zimmer verließ und nie weiter ging, als von ihrem Bett nach dem Ofen im Winter und von ihrem Bett nach dem Fenſter im Sommer, ſo war ich gewöhnlich der Gnade anderer Perſonen überlaſſen und würde wahrſcheinlich viel gelitten haben, wenn die Vorſehung nicht für mich geſorgt hätte.

Sobald ich in Adbaſton ankam, wurde eine Wärterin für mich angenommen, ein junges Frauenzimmer von ſehr einnehmendem Aeußern, ſo weit ich mich erinnern kann. Ihr Name war Margaretha Hartland, und hätte ich die Mittel, ſo würde ich ihr ein Denkmal errichten, das von künftigen Geſchlechtern mit Bewunderung betrachtet werden ſollte. Doch ich vergeſſe mich und weiche von dem einfachen Style ab, welcher ſich für die Erzählung der Jahre meiner Kindheit ſchickt.

Ich blieb ſieben Jahre in Abbaſton unter dem Schutze meiner Tante und unter der Obhut und Fürſorge der Margaretha Hartland. Als ich neun Jahre alt war, ſtarb meine arme Tante, und ich wurde nach einer öffentlichen Schule geſchickt. Hier lernte ich etwas Latein und Griechiſch, zeichnete mich als ein gewandter, aber zugleich leichtſinniger Knabe aus und ſog ſo viele gottloſe Ideen ein, als man bei dem Beiſpiel, welches mir beſtändig gegeben wurde, erwarten durfte.

Als ich vierzehn Jahre alt war, verſchaffte mir die Dame, welche mich nach England gebracht hatte, eine Stelle als Seekadett auf einem Linienſchiffe. Inzwiſchen hatte ich ſehr wenig von meinem Vater gehört, der noch immer in Indien lebte. Meine Mutter war in meiner Kindheit geſtorben, und an ihre Stelle eine Tochter des Landes getreten, welche ihres Gatten Haus mit einer großen Schaar von Söhnen und Töchtern angefüllt hatte, die, als ſie aufwuchſen, eben ſo wenig geneigt ſchienen, mich anzuerkennen, als ich es war, Verkehr mit ihnen zu ſuchen.

Vor einigen Jahren ſchenkte man den Sitten und der Erziehung der Seekadetten noch nicht die Aufmerkſamkeit, welche die Oberen der Marine jetzt verlangen. Ich durfte deßhalb mit meinen Kameraden während der Erholungsſtunden thun, was ich wollte, unter der Bedingung, daß wir unſere Dienſtpflicht nie vernachläßigten, und wir benutzten die Freiheit, welche uns gegeben wurde. Der Leſer wird ſich deßhalb nicht wundern, wenn ich ihm ſage, daß wir mit einander wetteiferten, die tollkühnſten und wagehalſigſten Streiche auszuführen.

Das Avancement in der Marine iſt gemeiniglich langſam; das meinige nahm den gewöhnlichen Gang. Ich bin nun ſchon mehrere Jahre Lieutenant, und da meine Geſundheit durch den ſchweren Dienſt ſehr gelitten hat, ſo habe ich Urlaub genommen, um mich an dem Orte, wo ich die ſieben glücklichſten Jahre meines Lebens zubrachte, wieder zu erholen. Hier bewohne ich meiner Tante Zimmer im Pfarrhauſe, wo ich Muſe und, Gott ſey Dank, auch den Willen habe, Betrachtungen über mein bisheriges Leben anzuſtellen, die, wie ich zuverſichtlich hoffe, mir für den Reſt meines Aufenthaltes auf Erden von Nutzen ſeyn werden; denn ich war kaum in Abbaſton angelangt, ſo fand ich mich gedrungen, auf eine für mich ganz neue Weiſe über die Vergangenheit nachzudenken.

Da ich mich unwohl befand, ſo zog ich mich bei meiner Ankunft ſogleich auf mein Zimmer zurück und ſetzte mich an das offene Fenſter, um die erquickende Luft einzuathmen.

Es war ein ganz neues Vergnügen für mich, die friedliche Landſchaft zu betrachten, zu beobachten, wie die Schatten der Nacht ſich langſam über den ſchönen Kirchthurm mir gegenüber ausbreiteten, und auf das gemiſchte ländliche Geräuſch in meiner Nähe zu hören. Viele rührende Erinnerungen tauchten in mir auf, und ich begann über mein ganzes früheres Leben mit allen ſeinen Wechſeln und über die Grundſätze nachzudenken, von denen ich mich hatte leiten laſſen. Ich überzeugte mich, daß ich nicht in Unwiſſenheit, ſondern gegen beſſeres Wiſſen und Gewiſſen geſündigt hatte. Ich ſah, daß ich mit vielen der wichtigſten Lehren der chriſtlichen Religion bekannt und ſtets von ihrer Wahrheit überzeugt geweſen war. Ich fühlte, daß alle meine Ideen über Erlöſung, Tod, Auferſtehung 2c. mit der Scene vor mir in Verbindung ſtanden, und zwar ſo enge, daß, ſo oft ſich dieſe Ideen in meinem Leben mir aufgedrängt hatten, die Gegenſtände, welche ich damals ſah, zugleich vor meine Seele getreten waren. Ich fragte mich hierauf, ob die Anſichten, welche ich über die erwähnten Dinge habe, richtig ſeyen, und glaubte, ſie wären es. Aber wann hatte ich dieſe Kenntniß von den Lehren unſerer Religion erlangt? So leichtſinnig und laſterhaft mein Leben auch geweſen war, ſo wußte ich doch, daß ich ſtets, ſo weit ich zurückdenken konnte, ein lebendiges Gefühl für alles Nicht=Rechtgläubige gehabt und jederzeit Aergerniß genommen hatte, wenn unſer Kaplan uns eine moraliſche Abhandlung ſtatt einer chriſtlichen Predigt gab.

Die nächſte Frage, welche ſich aufdrängte, war: Wo hatte ich dieſe richtigen Anſichten, welche ich ſtets (wiewohl häufig zu meiner eigenen Verdammniß) gehegt, angenommen? Nicht in der Schule; denn ich hatte nie ein Wort über die Religion in meines Lehrers Hauſe gehört, und wenn ich mit meinen Kameraden dem Gottesdienſte beiwohnen mußte, ſo waren wir ſtets zu ſehr unter uns mit fremdartigen Dingen beſchäftigt, als daß wir auf irgend etwas, was außerhalb unſeres Kirchenſtuhls vorging, hätten achten oder daraus Nutzen ziehen ſollen; eben ſo wenig auf dem Schiffe, da unſer Kaplan uns nur zu oft moraliſche Abhandlungen vorlas; auch nicht, wenn ich von Zeit zu Zeit auf wenige Tage oder Wochen in England am Lande war, während unſer Schiff im Hafen lag; denn bei dieſen Gelegenheiten war ich nie in eine Kirche gegangen und hatte keinen Verkehr mit frommen Leuten gehabt; und doch konnte ich mich, wie geſagt, der Zeit nicht erinnern, wo ich nicht vollkommen von folgenden

Wahrheiten überzeugt geweſen wäre: der Allmacht, Allwiſſenheit und Heiligkeit Gottes, der Dreieinigkeit, der Allgenügſamkeit der Verſöhnung durch Chriſtum, der Verderbtheit der menſchlichen Natur, der Rechtfertigung durch Chriſtum allein, dem Unvermögen des Menſchen, ſeine Seligkeit ſelbſt zu ſchaffen, nebſt einigen dunkeln Ideen über die Nothwendigkeit der Wiedergeburt und das Werk des heiligen Geiſtes. Von dieſen Wahrheiten, ich wiederhole es, wußte ich ſtets genug, um jede falſche Lehre entdecken zu können, wiewohl ich nicht glaube, daß dieſe Erkenntniß einen weiteren Einfluß auf mein Leben äußerte, als daß ſie mich abhielt, vorſätzliche Gotteslästerungen auszuſtoßen. Bei genauerem Nachdenken zeigte ſich alſo, daß ich eine gewiſſe Kenntniß der Religion beſaß, zu deren Erwerbung ich ſeit meinem neunten Jahre keine Gelegenheit gehabt, und daß alle meine Ideen über dieſe Gegenſtände mit Umſtänden in meinen Kinderjahren in Verbindung ſtanden. Es folgte alſo, daß mir dieſe erſten reinen Grundſätze in Abbaſton eingeflößt waren, aber ſicherlich nicht von meiner guten Tante, die wenig und in Folge des Verluſts ihrer Zähne ſo undeutlich ſprach, daß ich ſelten verſtand, was ſie ſagen wollte. Wem ſollte ich nun alles das Gute, was ich je wußte, zuſchreiben? Meine Augen füllten ſich mit Thränen, als mir mein Gedächtniß die Antwort an die Hand gab, und die Geſtalt meiner jungen Wärterin (denn Margarethe Hartland war ſchön und jung, als ſie die Aufſicht über mich hatte) in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit vor meine Seele trat; und mein Herz war von Gefühlen bewegt, die ich nie zuvor gekannt hatte.

Wie habe ich ſo viele Jahre verſtreichen laſſen können, ohne mich nach dieſer, meiner beſten Freundin, zu erkundigen oder auch nur zu wiſſen, ob ſie noch am Leben iſt? fragte ich mich ſelbſt. Ich ſprang ſogleich von meinem Sitze auf und ging, wiewohl ich annehmen mußte, daß meine Wirthin ſich zur Ruhe begeben hatte, in die Küche, um dort Erkundigungen über meine Wärterin einzuziehen. Allein die Magd war erſt ſeit Kurzem am Orte und hatte den Namen nie gehört. Ich kehrte deßhalb auf mein Zimmer zurück und ſuchte mich zu überreden, meine Wärterin habe vielleicht ihren Namen geändert und ſey noch irgendwo in der Nachbarſchaft zu finden. Aber dieſe Hoffnung wurde am Morgen vernichtet; denn ein alter Mann, der in dem Garten unter meinem Fenſter arbeitete, erzählte mir, er habe ſie ſehr gut gekannt und ſie oft ein kleines Kind herumtragen ſehen, welches in einem fernen Lande geboren worden ſeyn ſollte; ſie ſey aber vor fünfzehn Jahren an der Auszehrung geſtorben und auf dem Kirchhofe begraben worden, und zwar gerade an der Stelle, fügte er hinzu, wo die Strahlen der Sonne an einem Sommerabend am längſten verweilen. Der alte Mann wollte noch mehr hinzufügen, ich konnte ihn jedoch nicht länger anhören und zog mich vom Fenſter zurück.

Es gibt Gefühle, die wir nicht gern den Augen der Welt bloßſtellen. Solcher Art waren die, welche in dieſem Augenblicke mein Herz bewegten. Ich fühlte mich allein in der Welt. Mein Geſundheitszuſtand war ſchlecht. Jeder Gedanke an mein früheres Leben diente nur dazu, mich unglücklicher zu machen, und die Erinnerung an meine Kinderjahre ließ mich beinahe wünſchen, daß ich in das kalte Bett und an den Buſen derjenigen gelegt worden wäre, deren zarte, fromme Sorgfalt jetzt ſo friſch in meinem Gedächtniß war.

Ich trank eiligſt eine Schale Kaffee aus, welche mir von meiner Wirthin gebracht wurde, und ging dann aus, um die Stellen zu beſuchen, an die ich ſo oft von der Pflegerin meiner Kindheit geführt worden war. Ich ging den langen Gang im Garten entlang, welcher nach dem Kirchhofe führt, und als ich dieſen feierlichen Boden betrat, in den ſo Viele in der Hoffnung einer freudigen Auferſtehung eingeſcharrt ſind, begab ich mich ſogleich nach der Stelle, welche mir der alte Mann bezeichnet hatte.

Ein niedriger Gedächtnißſtein, auf welchen die jetzt kaum noch leſerlichen Buchſtaben M. H. eingegraben waren, bezeichnete das Grab, welches ich ſuchte. Es war mit einem grünen Raſen bedeckt, und der Morgenwind bewegte die Spitzen einiger Grashalme, welche in einer Ecke deſſelben wuchſen. Hinter mir war ein Leichengewölbe. Ich lehnte mich dagegen und heftete meine Augen lange auf das Grab. Im Hintergrunde war der ſchöne Kirchthurm, der zum Theil hinter den Zweigen einiger Bäume verborgen war. Die ganze Scene war mir bekannt. Während gar mancher Nachtwache auf entfernten Seen hatte ſie vor mir geſtanden. Ich mußte ſie vor vielen Jahren oft und lange geſehen haben. Konnte ich mich der Gelegenheiten erinnern? Ja, ich erinnerte mich, oft mit meiner Wärterin auf dieſem Grabſteine geſeſſen zu haben, zuweilen auf ihrem Schooße, zu andern Zeiten neben ihr, während ihr Arm mich umfaßte; und jetzt drängten ſich mir viele Ideen auf, welche ſie mir bei ſolchen Gelegenheiten mitgetheilt hatte. Hier war der Ort, wo ich mich bei der Auferſtehung der Gerechten gegenwärtig gedacht und zugleich alle die wunderbaren Nebenumſtände derſelben mir vorgeſtellt hatte, wie den leuchtenden Himmel, himmliſche Erſcheinungen, ſich öffnende Gräber und verklärte menſchliche Leiber nebſt der furchtbaren Stille der Gräber, deren

Bewohner nicht zu der Zahl der Erlöſten und Beſeligten gehörten, die an der erſten Auferſtehung Theil haben ſollen. Hieraus war mir klar, daß ich von meiner liebevollen Wärterin die erſten Ideen über dieſen Gegenſtand erhalten hatte, obgleich ich mich keines Ausdrucks erinnern konnte, deſſen ſie ſich bediente, als ſie mir dieſe Ideen mittheilte, noch mir die Mittel zu denken vermochte, von denen ſie Gebrauch gemacht hatte, um dieſelben meiner kindlichen Phantaſie ſo tief einzuprägen; doch erinnerte ich mich ſehr deutlich des lieblichen Ausdrucks ihres Geſichts und glaubte ſie noch vor mir zu ſehen, wie ſie mich nach dem Himmel hinaufſchauen hieß, von wo ich das Wiedererſcheinen meines Erlöſers erwarten ſollte.

Während ich über dieſe Dinge nachſann und auf das Grab meiner geliebten Wärterin blickte, wurde ich ſo bewegt, daß ich plötzlich aufſtand und durch die Kirchhofpforte eilte, wo ich auf ein kleines Feld gelangte, welches zum Theil von den Nebengebäuden des Gutes Abbaſton Hall eingeſchloſſen war. Hier war mir jeder Gegenſtand bekannt; es gab auch nicht einen Buſch oder ein Gebäude, deſſen Geſtalt mir unbekannt geweſen wäre. Meine Aufmerkſamkeit wurde aber beſonders auf einen alten hohlen Baumſtamm gerichtet, der mir ſogleich einen andern Umſtand aus meiner Kindheit ins Gedächtniß zurückrief. Als ich ungefähr ſechs Jahre alt war, entlief ich meiner Wärterin eines Nachmittags und verbarg mich in einem hohlen Baum. Meine Wärterin vermißte mich ſogleich und ſuchte mich nach allen Richtungen auf. Ich hörte ſie rufen, antwortete aber nicht. Als ich ſie endlich nicht mehr hören konnte, guckte ich aus meinem Verſteck hervor und ſah zu meinem Schrecken einen Bullen von ungeheurer Größe vor mir. Vergeblich ſehnte ich mich nun, die Stimme zu hören, die ich bis dahin unbeachtet gelaſſen, und mußte mehrere Stunden in dieſer angſtvollen Lage bleiben, während meine liebevolle Wärterin mich in großer Bekümmerniß nach allen Richtungen ſuchte. Man wird ſich leicht denken können, welche Lehre meine liebevolle Wärterin aus dieſem Abenteuer für mich zog, und wiewohl ich mich keines einzigen Wortes zu erinnern wußte, ſo ließ mich doch der Umſtand, daß ich die Dunkelheit in dieſem hohlen Baume und meine Angſt in demſelben ſtets mit dem Zuſtande des Menſchen in Verbindung brachte, der die Zeichen des göttlichen Willens unbeachtet gelaſſen hat und gegen die Stimme des geiſtlichen Hirten taub geblieben und nun eine Zeit lang den Folgen ſeiner böſen Neigungen überlaſſen iſt, — auf den Inhalt der Lehren ſchließen, welche meine Wärterin aus dieſem Vorfalle zu ziehen wußte.

Von dem hohlen Baume ging ich weiter und verfolgte einen Pfad, der mit grünen Hecken von Hagedorn, Hagebutten und wilden Roſen beſetzt war, und auf dem ich das Blöken der Lämmer und den Geſang der Vögel hörte. Tauſend unbeſtimmte Bilder aus meiner Kindheit traten mir jetzt vor die Seele aus jener glücklichen Zeit, wo das Leben jung und die Welt unbekannt iſt. Dabei war mir die Geſtalt meiner liebevollen Wärterin ſtets gegenwärtig, und fromme Gedanken knüpften ſich an jeden Gegenſtand in der Natur an. „O,“ rief ich aus, „wie unermüdlich muß dieß junge Frauenzimmer in ſeinen Bemühungen geweſen ſeyn, um durch ſo einfache, gewöhnliche Dinge einen ſo tiefen Eindruck auf mein Gemüth gemacht zu haben. So mannigfaltig die Bilder des ländlichen Lebens auch ſind, ſo hat ſie mir doch nur meine Anſichten von Recht und Unrecht, Wahrheit und Irrthum ſo unauslöſchlich einzuprägen gewußt. Am meiſten aber muß ich mich darüber wundern, daß Alles dieß von einer bloßen Wärterin geſchehen iſt. Ich hatte mich in der That weit von meiner Hürde verirrt, aber nie in Unwiſſenheit geſündigt und nie meine Vernunft mit dem Laſter ausſöhnen können. Ich war von den Gegenſtänden, welche in meinem Gemüthe mit heiligen

Gefühlen in Verbindung ſtanden, ſo weit entfernt worden, als dieß bei einem Menſchen der Fall ſeyn kann; ſobald ich jedoch wieder zu ihnen zurückkehrte, habe ich von Neuem die Gewalt ihrer ſtummen Sprache empfunden. O, wenn ich die Erinnerung an die vielen in Sünden verlebten Jahre austilgen und zu den einfachen Gefühlen, welche die Jahre meiner Kindheit ſo unbeſchreiblich angenehm machten, mit unverminderter Freude zurückkehren könnte, wie ſelig würde ich mich fühlen!

In wenigen Monaten muß ich dieſen theuren Ort und das Grab der geliebten, unvergeßlichen Führerin meiner Kindheit verlaſſen; aber es iſt mein Wunſch, der Wunſch eines reuigen Sünders, daß die Erinnerung an die Stunden meiner Kindheit mich allenthalben begleiten möge, und daß die frommen Bemühungen meiner theuren Wärterin mich durch die Gnade Deſſen, der für meine Sünden ſtarb, fähig machen mögen, an der Auferſtehung Theil zu nehmen, die ſie mich zuerſt kennen gelehrt hat.

Ueber meiner dankbaren Rückerinnerung an Margarethe Hartland will ich jedoch meine höheren Verbindlichkeiten gegen Gott nicht vergeſſen, der mir nicht nur eine ſolche Führerin meiner Kindheit geſchenkt, ſondern auch den Samen, welchen ſie ausſtreute, ſo geſegnet hat, daß er, nachdem er viele Jahre erſtorben geweſen, wieder lebendig geworden iſt und eine reiche Ernte verſpricht, womit die Worte der Schrift in Erfüllung gehen: „Paulus hat gepflanzet, Apollo hat begoſſen; aber Gott hat das Gedeihen gegeben.“

Inhalt

des dritten und vierten Bandes:

Seite

Die Palme von Juda. Aus dem Engliſchen der Mrs. Sherwood . . . . Bd. III. 5

Peter und ſeine Familie. Nach dem Engliſchen der Verfaſſerin von „Lily Douglas“ . . . Bd. III. 157

Zwei Lebensbilder. Aus dem Engliſchen der Mrs. Sherwood:

1. Die Schweizerhütte . . . . Bd. IV. 157
2. Die Jahre der Kindheit . . . . Bd. IV. 175

Pantheon

auserleſener Erzählungen

des

Auslandes.

Pantheon

auserleſener Erzählungen
des
Auslandes.

Mit einem Vorworte

von

Albert Knapp.

BIBLIOTH. PUBL. REG. STUTTG.

Fünfter Band.

Stuttgart.
Verlag der Chr. Belſer'ſchen Buchhandlung.
1840.

Das Pfarrhaus im Steinthale.

Aus dem Franzöſiſchen

des

Paul Merlin.

Raſch auf einander folgende Blitze warfen einen lebhaften flüchtigen Schein in Oberlins Studirzimmer. Der Donner rollte über dem Pfarrhaus dahin und hallte in feierlichen, langgezogenen Tönen aus den Schluchten des Gebirgs wieder. Mit entblößtem Haupte bewunderte der Geiſtliche voll Ehrfurcht das majeſtätiſche Schauſpiel und antwortete der Stimme des Herrn mit Lobgeſang und Gebet. Bald aber mußte er das Fenſter ſchließen; denn der Sturm, welcher ſein Geheul mit dem Gebrülle des Donners vereinte, peitſchte den Regen in Strömen gegen die Wände. Er trat an den Schreibtiſch, um die Verrichtungen des folgenden Tages aufzuzeichnen. „Nach dem Gebet die alte, kränkliche Wittwe des ſeligen Claudius Baſtien in Belmont zu beſuchen; mit dem Wiedertäufer von Somershof zu ſprechen; nach Hauſe zurückzukehren, um als Tröſter ...“

Er wurde durch ſeine Magd Louiſe Schöpler unterbrochen, welche mit den Worten hereinkam: „Lieber Vater *), ein Fremder iſt im untern Saale eingetreten, während ich beim Scheine des Blitzes betete. Er bittet um Herberge für die Nacht; er iſt vom Regen ganz durchnäßt, und ſeine Haare und Kleider ſind in Unordnung.“

„Liebe Louiſe,“ ſagte der Pfarrer, „empfange ihn mit Achtung, und gib ihm von meinen Kleidern, was er bedarf, die ſeinigen aber laß trocknen. Ich werde bald ſelbſt hinunterkommen, ihn zu begrüßen.“ Louiſe ging, um den Befehl ihres Herrn zu erfüllen, und Oberlin ſetzte ſich wieder an ſeine Arbeit.

Eben hatte er die Feder niedergelegt und erhob ſich von ſeinem Sitze, als ein heftiger Donnerſchlag das Haus erſchütterte. Louiſe, die in dieſem Augenblicke wieder hereintreten wollte, blieb bewegungslos auf der Schwelle ſtehen. „Warum ſo erſchrocken, mein Kind?“ fragte der Pfarrer. „Nichts geſchieht hienieden, als was Gottes Wille iſt; ſo es ihm gefällt, daß uns der Blitz erſchlage, ſo laß uns ohne Zittern dem Tod in's Auge blicken; denn er iſt nur demjenigen furchtbar, den er unvorbereitet trifft.“

---

*) So wurde Oberlin von jedem Bewohner des Ban de la Roche angeredet.

Der Fremde war Louiſen auf dem Fuße gefolgt. Er ſchauderte bei dieſen Worten und rief: „Mag er dann noch lange von meinem Haupte fern bleiben!“

Der Geiſtliche, der ihn gehört hatte, ging ihm entgegen und ſagte: „Der arme Pfarrer fühlt ſich glücklich, Ihnen für eine ſolche Nacht eine Zuflucht anbieten zu können.“

Die Worte, in denen der Unbekannte ſeine Dankbarkeit ausdrückte, verriethen einen Mann von guter Erziehung, aber der Ton, womit er ſie ausſprach, deutete auf ſchweren Kummer.

Der Geiſtliche fragte ihn nach ſeinem Namen und Wohnort. „Ich nenne mich Rudolf von Harr,“ antwortete der Fremde, „Schweden iſt mein Vaterland.“ Oberlin reichte ihm freundlich die Hand mit den Worten: „Willkommen zu Waldbach, Herr von Harr.“

Louiſe meldete, daß die Suppe bereit ſey, und ſie gingen mit einander in den untern Saal, wo das Mahl ihrer wartete. Während der Fremde mit langſamen Schritten dem Pfarrer folgt, können wir ſeine Perſon etwas näher in's Auge faſſen. Derjenige Theil ſeiner Kleidung, den er noch beibehalten, zeugte von Wohlſtand, ja Ueberfluß. Er war von hoher Geſtalt. Selbſt der weite Regenmantel des

Pfarrers, mit dem er ſeinen durchnäßten Rock vertauſcht hatte, vermochte nicht, die ungezwungene Anmuth ſeiner Bewegungen zu verbergen. Blonde Rollenhaare umſchatteten eine hohe Stirne, an die nicht ſowohl Alter als Gram einige flüchtige Falten gezogen hatte. Sein bleiches Geſicht war voll Adel, ſeine ſchwarzen Augen drückten eine düſtere Niedergeſchlagenheit aus, ohne jedoch das Feuer zu verläugnen, das ſie in anderer Stimmung ſprühen konnten. Sein Gang war nachläßig, wie der Schritt eines Mannes, welcher ohne Zweck und Ziel dahin wandelt.

Während des Mahles war der Fremde ſtill oder antwortete höchſtens mit kalter Höflichkeit auf die gütigen Einladungen ſeines Wirthes. Er bemerkte, indem er um ſich blickte, einige Bibelſprüche und Pſalmenverſe an den Wänden, und ein ſpöttiſches Lächeln ſchien ſeine Mundwinkel zu verziehen. Der Pfarrer ſprach von dem Genuſſe, den die Sorge für das Wohl des Nebenmenſchen gewähre. Der Reiſende hörte ihm ungläubig zu und ſagte endlich: „Ja, ja, wenn Sie Schlangen nähren wollen, um ſich das Herz durchſtechen zu laſſen, ſo erweiſen ſie den Menſchen Wohlthaten. Ich verachte ſie, ich haſſe ſie alle, ohne mich ſelbſt auszunehmen, und ich hätte vielleicht ſchon längſt dieſes Leben von mir geworfen, wenn die große Frage des Selbſtmords bei mir entſchieden wäre."

„Ich beklage Sie," erwiederte der Pfarrer, „daß Sie in Ihrem Alter ſolchen Gedanken Raum geben; wenn wir uns näher kennen würden, ſo würde ich verſuchen, Sie auf andere zu bringen; doch ich will kein Geſpräch anfangen, das Ihnen vielleicht nur läſtig fallen würde, ich möchte Sie nur fragen, was Sie in dieſe Felſen geführt, wo Sie das Gewitter überraſcht hat?"

„Der Zufall," antwortetete der Fremde; „ich durchſtreife das Land aus keiner andern Abſicht, als um dem Kummer zu entfliehen, der mich zu Boden drückt. Den einzigen Genuß, für welchen ich empfänglich bin, finde ich in der Betrachtung der Natur. Unter den Wundern, die ſie meinen Blicken darſtellt, fühle ich (wenn ich anders keinem Menſchen dort begegne) eine Gemüthsbewegung, die mich in etwas aufrichtet, oder verſinke in Träumereien, die nicht ohne Reiz für mich ſind."

„Gott ſey Dank," ſagte der Geiſtliche, „es gibt noch ein Heilmittel gegen Ihre Krankheit. Eine Seele, welche die Schönheiten der Natur empfindet, iſt nicht ganz von frommen Gefühlen entblößt, und ſo lange ſie dieſe hat, iſt ſie auch dem Glücke noch zugänglich.

„Nein,“ ſagte der Fremde, „das Glück iſt nicht für mich; ich habe alle Genüſſe gekoſtet, und hinter jedem waren Thränen verborgen... bei allen Menſchen habe ich nur Heuchelei und Bosheit gefunden. Ein einziges aufrichtiges Weſen habe ich gekannt, und ich habe es elend gemacht. Ich fühle es, für mich gibt es keine Hoffnung, als mein nahes Ende, das meine ſchwächliche Geſundheit verheißt, und die Anſtrengungen, zu denen ich mich verdamme, beſchleunigen.“

„Sie machen mir vielen Kummer,“ ſagte der Geiſtliche, „Sie ſind nicht nur unglücklich, ſondern Sie ſind auch ſtrafbar, und ſehen Sie, mein Lieber, das iſt erſt das wahre Elend! Doch iſt Ihre Ungerechtigkeit wirklich unverbeſſerlich?“ Rudolf wollte antworten, aber der Pfarrer fuhr fort: „Verzeihen Sie, ich habe kein Recht auf Ihr Vertrauen, ich fühle es, dazu gehört eine längere Bekanntſchaft. Wie Sie mir geſagt haben, durchſtreifen Sie dieſe Gebirge ohne einen beſtimmten Plan. Wohlan denn, ſo laſſen Sie ſich's einige Tage lang bei mir gefallen, wenn Sie ſich an unſere ländliche Einfachheit gewöhnen können; vielleicht werden Sie mich vor Ihrer Abreiſe des Vertrauens würdigen, um das ich Sie jetzt noch nicht bitten kann; vielleicht werde ich, wenn ich einmal mit der Urſache Ihres Kummers bekannt bin, ſo glücklich ſeyn, Sie mit Ihrem Looſe auszuſöhnen. Ueberlaſſen Sie ſich jetzt der Ruhe, der Sie bedürftig ſeyn werden; Sie werden freilich in Ihrem Zimmer nicht die Pracht finden, an die Sie ohne Zweifel gewohnt ſind; doch fühlt ſich der arme Fritz *) glücklich, Ihnen überhaupt eines anbieten zu können.“ Herr von Harr dankte ſeinem Wirth und verſicherte ihn, daß er, wenn er auch nicht wohl länger verweilen könne, doch jedenfalls nicht ohne Abſchied abreiſen werde.

Der Fremde ward in ein kleines, aber äußerſt reinliches Zimmer geführt. Er öffnete das Fenſter. Der Sturm hatte aufgehört; der Mond glänzte friedlich am ſternbedeckten Himmel. Er ſetzte ſich und ließ ſeine Blicke über das Thal hinſchweifen, welches ſich in immer unbeſtimmteren Umriſſen gegen Weſten hinabſenkte. Alles athmete Frieden, nur die Seele deſſen, der das ſanfte Gemälde betrachtete, wußte von keiner Ruhe. Doch allmählig gab er dem Einfluſſe ſeiner Umgebung nach und verſank in eine tiefe Träumerei; den Kopf auf die Hand geſtützt und den Blick nach dem geheimnißvollen Geſtirn gerichtet, verlor er ſich

---

*) So nannte ſich der Pfarrer Oberlin oft, wenn er von ſich ſelbſt ſprach.

in die Zukunft, und ſeine Gedanken verſchwammen in den geſtaltloſen Nebel, welcher dieſe undurchdringliche Tiefe bedeckt. Endlich ſammelte er ſich wieder und ſann über die nächſte Vergangenheit nach. Er gedachte der Gaſtfreundſchaft, die mit einer ſo freundlichen Ungezwungenheit gegen ihn ausgeübt worden, und rief ſich die ruhige, frohe Miene ſeines Wirths vor die Seele. Indem er ihn um dieſe Heiterkeit beneidete, ſchrieb er dieſelbe ohne Bedenken der Harmloſigkeit ſeiner Lage zu, indem er dachte, ſein Wirth müſſe hier zwar ein Leben ohne Genüſſe, aber auch ohne Sorgen und Mühſeligkeiten führen. Es ſchlug eilf Uhr. Herr von Harr erhob ſich, ſchloß das Fenſter, legte ſich in das für ihn bereitete ſchneeweiße Bett und ſank, von der Laſt der Tages ermüdet, alsbald in einen tiefen Schlaf, wie er ihn ſeit lange nicht mehr gekoſtet hatte.

Als er den andern Morgen aus ſeinem Zimmer trat, fand er Louiſen mit dem Hausweſen beſchäftigt; ſie unterbrach ihre Arbeit, als ſie ihn gewahr wurde, und ſagte ihm nach dem gewöhnlichen Morgengruße, der Pfarrer ſey ſchon vor Tagesanbruch ausgegangen und werde erſt um acht Uhr zurückkehren, hoffe aber, ſeinen Gaſt ſelbſt in dem Falle, wenn er wirklich an dieſem Tage der **Ban de la Roche** verlaſſen wolle, trotz ſeiner Einwürfe noch anzutreffen. Voll Erſtaunen, daß Oberlin ſo frühe ſchon ausgegangen ſeyn ſollte, fragte Rudolf, ob denn irgend ein außerordentlicher Vorfall den Pfarrer zu dieſer ungewöhnlichen Stunde aus den Armen des Schlafes geriſſen habe?

Louiſe antwortete lächelnd: „Nein, mein Herr, es iſt nichts Außerordentliches in Waldbach vorgefallen, mein Herr ſteht immer früher auf als der Tag. Das Kirchſpiel iſt gar groß, und ein Pfarrer, der ſeinen Pflichten treulich nachkommen will, hat nicht viele Augenblicke zu verlieren. Urtheilen Sie ſelbſt, wie ſehr Oberlin mit Geſchäften gedrängt iſt, oder.... doch ich will nichts mehr ſagen, ich weiß, wie ſehr ſich mein Herr vor dem Lobe ſcheut, ſelbſt wenn es ihm in ſeiner Abweſenheit ertheilt wird.“ Sie brach ſchnell ab und lud Rudolfen zu einem Frühſtücke ein. Doch wollte er lieber die Rückkehr des Pfarrers abwarten und machte indeſſen einen Spaziergang, indem er über die Aeußerungen Louiſens nachdachte.

Er betrachtete das Dorf und bewunderte die Zierlichkeit ſeiner Häuſer. Keiner von den Bewohnern ging an ihm vorüber, ohne ihn zu grüßen. Er glaubte, dieſe Höflichkeit mehr ſeiner Kleidung, als ſeiner Perſon zu verdanken; aber da er ſah, daß einem Wanderer mit ledernen Kamaſchen und zerriſſenem Kamiſole, welcher munter vom Gebirge herabkam, dieſelbe Aufmerkſamkeit erwieſen wurde, überzeugte er ſich eines andern. Aufmerkſam betrachtete er Alles, was ihn umgab; überall herrſchte Friede und Glück, und er erinnerte ſich jener Schilderungen ländlicher Glückſeligkeit, die ihn in ſeiner Jugend ſo ſehr angeſprochen hatten, und die er bis jetzt nur für Träume der Einbildungskraft gehalten. Am Ende der Dorfes trat ein junger Mann, der vor ſeinem Hauſe ein Ackergeräthe ausbeſſerte und die neugierigen Blicke des Fremden geſehen hatte, höflich grüßend auf ihn zu und fragte ihn, ob er nicht etwa Aufſchluß über dieſes oder jenes wünſche. „Vielleicht,“ ſagte er, „ſuchen Sie die Wohnung des guten Vaters?“ Rudolf fragte ihn, wen er ſo nenne?

„Wen?“ erwiederte jener lebhaft, „unſern würdigen Pfarrer, der der Vater des ganzen Kirchſpiels iſt. Viele hohe Perſonen kommen nach Waldbach, um ihn zu beſuchen und ſeine Unterhaltung zu genießen. Der gute Préfet, Herr von Marnéſia*), war mehreremal im **Ban de la Roche**; denn er ſchätzte und liebte den guten Pfarrer ſehr. Wahrlich, Herr Oberlin verdient geehrt zu werden wie ein König.“

---

*) Lezai von Marnéſia, Préfet des Niederrheins, der 1814 durch ein höchſt trauriges Ereigniß um's Leben kam und beſonders in Straßburg tief betrauert wurde.

Voll Erſtaunen, aus dem Munde des jungen Mannes ſich in einer gewiſſermaßen zierlichen Sprache ausdrücken zu hören, glaubte Herr von Harr, wenigſtens den Schullehrer des Dorfes vor ſich zu haben. Er theilte ihm ſeine Vermuthung mit, aber der Landmann ſagte ihm, er ſey wohl einer der Unwiſſendſten des Bezirks. „Ich geſtehe,“ ſagte der Fremde, „ich bin hieher gekommen, ohne jemals vom **Ban de la Roche** oder von Herrn Oberlin gehört zu haben. Seyd ſo gut, mir zu ſagen, wodurch denn eigentlich Euer Pfarrer ſo viel Lob und Dank verdiente?“

In dieſem Augenblicke trat eine junge Frau mit einem Korbe am Arme aus der Hütte. Ihr folgte ein Greis, der noch voll Kraft und Leben zu ſeyn ſchien. Als ſie den Fremden ſahen, richteten ſie einige höfliche Worte an ihn, welche der junge Mann mit Folgendem unterbrach: „Der Herr fragt, was unſer Pfarrer für das Wohl des **Ban de la Roche** gethan habe: Seyd ſo gut, Vater, und ſchildert ihm den Zuſtand dieſer Gegend, wie er in Eurer Jugend geweſen iſt, damit er urtheilen kann.“

„Herr,“ antwortete der Greis, nachdem er den

Fremden gebeten hatte, auf einem hölzernen Sitze Platz zu nehmen, welchen ihm die junge Frau hingeſtellt hatte, „recht gern, ich kann dieſe Erinnerung, die meine Dankbarkeit gegen den Herrn Pfarrer weckt, nicht oft genug auffriſchen. Vor ſechzig Jahren ſah man in dieſer Gegend, welche von ihren Bewohnern ſtets vernachläßigt worden war, noch keine Spur von irgend einer Art von Feldbau. Jene Wieſen, die am Fuße unſerer Berge ihren grünen Teppich ausbreiten, waren mit zerſtreuten Felsſtücken bedeckt, zwiſchen denen ſich die Waſſer bald da bald dort Bahn brachen. Unſere fünf Dörfer waren nur elende Weiler, wo einige wenige Einwohner ihr Leben in Unwiſſenheit und Elend dahinſchleppten. Die Meiſten derſelben nährten ſich ausſchließlich von wilden Früchten; Alle ſprachen ein Kauderwälſch, das nicht einmal den Nachbarn verſtändlich war. Ueberſchritten ſie einmal zufälliger Weiſe die Gränze der Markung, ſo geſchah es auf kaum gebahnten Pfaden, die bei ſchlechtem Wetter gänzlich ungangbar wurden. Nicht beſſer waren die Wege, welche die fünf Dörfer mit einander verbanden. Ich erinnere mich wohl, ob ich gleich damals noch ſehr jung war, der Betrübniß, faſt möchte ich ſagen, des Schreckens, wovon Herr Stüber, Oberlins Vorgänger, ergriffen wurde, als er die Pfarrei Waldbach antrat. Doch er war ein frommer Mann; er ergab ſich in ſein Schickſal und ſuchte das Loos ſeiner beklagenswerthen Pfarrkinder, die eben ſo wild waren, als die Gegend, welche ſie bewohnten, nach Kräften zu erleichtern. Ueberzeugt, daß Unwiſſenheit der Grund aller Laſter und Uebel iſt, that er viel für den Unterricht der Jugend, aber leider entſprach der Erfolg ſeinen Wünſchen nicht. Sey es, daß er endlich den Muth verlor unter den Hinderniſſen, welche die widerſpenſtige Natur und der noch widerſpenſtigere Charakter der Bewohner ſeinen wohlwollenden Abſichten entgegenſetzten, oder daß der frühzeitige Tod ſeiner geliebten Gattin den Wunſch in ihm rege machte, den Ort zu verlaſſen, wo er ſie verloren hatte — kurz er vertauſchte ſeine Stelle mit einer Pfarrei, die man ihm in Straßburg anbot. Eben hatte der junge Oberlin in dieſer Stadt die prieſterliche Weihe empfangen, nachdem er ſeine Studien mit dem beſten Erfolge vollendet hatte. Die Verwendung der Freunde ſeiner Familie hätten ihm hohe und einträgliche Stellen verſchaffen können, aber Vortheile, die die Kinder der Welt ſuchen, berührten ihn nicht. Er trachtete nur nach einem Wirkungskreis, wo er am meiſten nützen konnte. Der **Ban de la Roche** öffnete ſeiner Menſchenliebe ein weites Feld:

er bat um die arme Pfarrei Waldbach. Jetzt iſt es mehr denn fünfzig Jahre her, daß er in dieſe Berge kam und die verfallene Hütte, die er bewohnen ſollte, in Beſitz nahm. Beim Eintritt in ſeine Wohnung, welche kaum verſchloſſen genug war, um ihn vor der Unbill des rauhen Klima's zu ſchützen, warf er ſich vor dem Höchſten nieder und flehte zu ihm um Muth, die Entbehrungen zu ertragen, die ihn erwarteten, und bat ihn in brünſtigem Gebete, die Maßregeln zu ſegnen, welche er zum Wohl der Bewohner dieſer Wildniß zu ergreifen im Sinne hatte. Vor Allem richtete er ſein Augenmerk auf den Schulunterricht. Herr Stüber hatte in Waldbach eine Schule zu Stande gebracht; aber die Kinder des ganzen Bezirks wurden in ein enges Zimmer geſperrt, das man zu dieſem Gebrauche gemiethet hatte, und bei der Wahl des Lehrers fragte man nicht, wer die meiſten Kenntniſſe beſitze, ſondern wer ſich der harten Arbeit um den geringſten Lohn unterziehen wolle. Im Vertrauen auf die Unterſtützungen, die er von einigen ſeiner Freunde erwartete, begann Oberlin aus ſeinem eigenen Vermögen, deſſen Einkünfte kaum zur Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe hinreichten, ein Schulhaus bauen zu laſſen. Er beſorgte, er bezahlte Alles, während die Einwohner, welche alle ſeine Unternehmungen für das Wohl ihrer Kinder mit anſahen, eine ſchriftliche Erklärung von ihm forderten, daß die Unterhaltung der neuen Schule niemals ihnen zur Laſt fallen ſollte. Indeſſen der Bau raſch vor ſich ging, führte nach der Einrichtung des neuen Pfarrers eine Frau, die er die Aufſeherin nannte, die Aufſicht über die kleinen Kinder, welche ſich in einem geräumigen Saale verſammelten. Die kleinſten ſpielten, die andern ſtrickten oder nähten unter ihrer ſanften, mütterlichen Leitung, und ſo lernten ſie ohne Anſtrengung das Franzöſiſche verſtehen und ſprechen und gewöhnten ſich frühe an Ordnung und Gehorſam. Die Aufſeherin zeigte ihnen gemalte Kupfer, die ſich auf die heilige Geſchichte oder auf die Naturgeſchichte bezogen und gab ihnen die Erklärung davon, welche ſie ſelbſt vorher vom Pfarrer, der ihr die Bilder mittheilte, gehört hatte. Aus dieſer Anſtalt gingen die Kinder in die Schule über, welche eben vollendet worden war. In kurzer Zeit hatten ſie ſo reißende Fortſchritte gemacht, daß die Eltern, ihrer Vorurtheile ungeachtet, davon überraſcht wurden. Bald wollten auch die andern Dörfer ihre Schulen haben und erboten ſich, ihrem Pfarrer zu Errichtung derſelben, ſo viel in ihren ſchwachen Kräften ſtände, beizutragen. Oberlin ſuchte dem Unterricht einen gleichmäßigen Gang zu geben, und ordnete zu dieſem Behufe eine Vereinigung der fünf Schulen an, welche regelmäßig jede Woche einmal zu Waldbach ſtatthaben ſollte. Hier lehrte man unter ſeinen Augen; er ſelbſt trat als Lehrer auf und benützte alle Gelegenheiten, nützliche Kenntniſſe zu verbreiten. Mit gieriger Aufmerkſamkeit hörte man ihm zu; denn Niemand wußte, Niemand weiß durch eine natürliche und lebendige Darſtellung die Lernbegierde rege zu machen und die Aufmerkſamkeit ſo zu feſſeln, als Oberlin. Der Erfolg ſeiner Bemühungen blieb auch zu Straßburg nicht unbekannt, und mit ihm vermehrten ſich die Unterſtützungen, die ihm aus dieſer Stadt zufloßen. Der Unterricht verbreitete ſich bald über die ganze Gegend, und unſere Väter ſelbſt legten alle falſche Schaam ab und begleiteten ihre Kinder in die Schule, oder ließen ſich bei ihrer Rückkehr über das, was ſie gelernt hatten, von ihnen belehren. Die Kinder lernen bei uns Leſen, Schreiben, Rechnen, Sprachlehre, Feldbau, Erdkunde, ein wenig Naturlehre und die bibliſche Geſchichte. Den eigentlichen Religionsunterricht hat ſich der Herr Pfarrer vorbehalten. Außerdem verſammeln ſich alle Sonntage die Kinder eines der fünf Dörfer um den Altar, wo ihnen vom Geiſtlichen chriſtliche Ermahnungen an's Herz gelegt werden. Um die Belehrung weiter auszudehnen, hat Oberlin eine kleine Bibliothek geſtiftet, die eine gewiſſe Anzahl der nützlichſten Bücher enthält. Er hat ſogar ein phyſikaliſches Kabinet zu gründen begonnen, mit Hülfe deſſen er uns gewiſſe Naturgeſetze durch Verſuche vor Augen ſtellt und uns dadurch zur Bewunderung der Allmacht des Herrn auffordert, der ſo viele Wunder geſchaffen hat. Während er auf dieſe Weiſe raſtlos an der ſittlichen Bildung des **Ban de la Roche** arbeitete, gab er ſich zugleich alle Mühe, ſeinen unfruchtbaren Boden urbar zu machen. Nachdem es ihm nicht ohne harte Kämpfe gelungen war, das nutzloſe Waiden des Viehs abzuſchaffen, lehrte er uns die Torferde unſerer Berge in Pflanzenaſche zu verwandeln, welche mit etwas Felſenerde vermengt den Boden für den Bau ſolcher Gewächſe eignet, die ihre Wurzeln nicht tief eingraben. Er führte jene vortreffliche Art Kartoffeln ein, welche auf dem Straßburger Markt theurer, als alle übrigen Sorten des Elſaßes, verkauft werden. Ihm verdanken wir den Bau des Getraides, des Flachſes, des Klees und überhaupt aller Gewächſe, die mit Hülfe einer ſorgfältigen Pflege in unſern Bergen gedeihen können, doch niemals forderte er uns auf, etwas Neues anzupflanzen, ehe er ſelbſt auf ſeine Koſten einen Verſuch damit gemacht hatte....“

In dieſem Augenblicke bemerkte Rudolf den Geiſtlichen, der nach dem Pfarrhauſe zurückkehrte. Er erhob ſich von ſeinem Sitze, verſprach dem Greiſe wiederzukommen, um das Ende ſeiner Erzählung zu hören, nahm Abſchied von ihm und ſeinen Kindern und ging ſeinem Wirthe entgegen. Während er ſich ihm näherte, betrachtete er denſelben mit Aufmerkſamkeit. Gegen achtzig Winter waren über ſeinem Haupte dahingezogen, aber noch beugte ſich ſein Körper nicht unter ihrer Laſt. Seine edlen Züge verriethen ein redliches, reines und ſanftes Gemüth, und in ſeinen immer noch lebhaften Augen ſtrahlten bisweilen Funken ſeines hohen Geiſtes. Als Oberlin bei dem Fremden war, drückte er ihm die Hand und dankte ihm für die Güte, ſeine Rückkehr abgewartet zu haben. „Ich frage Sie nicht,“ ſagte er, „wie lange Sie ſich noch in Waldbach aufzuhalten gedenken; ich ſtelle es ganz ihrer Willkür anheim, ſo ſehr ich auch wünſchte, Sie wenigſtens ſo lange bei mir zu ſehen, bis ich Sie zu der Quelle geführt hätte, aus der Sie den Muth ſchöpfen könnten, die Leiden dieſes Lebens, die Sie ohne Zweifel übertreiben, zu ertragen, und bis Sie ſeine Freuden kennen gelernt, an denen Sie vorübergehen, ohne ſie zu gewahren.“

Herr von Harr lächelte ungläubig; aber die

Erzählung des Greiſen hatte ihn mit Achtung vor ſeinem Wirthe erfüllt; er verſprach ihm, den **Ban de la Roche** vor dem folgenden Tage nicht zu verlaſſen, und begleitete ihn in das Speiſezimmer, wo Louiſe ſo eben das Frühſtück aufgetragen hatte.

Nach dem Frühſtücke ſollte im untern Saale ein deutſcher Gottesdienſt gehalten werden, der alle Freitage ſtattfand. Er wurde von den Bewohnern einiger Hütten beſucht, die auf den Höhen des **Ban de la Roche**, an der Gränze zwiſchen dem Elſaß und Lothringen, zerſtreut waren. Während Louiſe für die Zuhörer Stühle und Bücher in Ordnung ſtellte, trat Rudolf in eine Fenſtervertiefung zurück, wo er den Anfang des Gebetes erwarten wollte. Nicht um ſeine Seele auf den Flügeln der Andacht zu erheben, ſondern um den Geiſtlichen und ſeine Pfarrkinder zu beobachten, wollte er dem Gottesdienſte beiwohnen. Unter den Gegenſtänden, die er auf einem der Bücherbretter in den Ecken des Zimmers fand, war ein Kalender, welchen, wie ihn Louiſe belehrte, der Pfarrer verfaßt hatte. Man fand hier alle aſtronomiſchen und meteorologiſchen Naturerſcheinungen angezeigt, deren Kenntniß irgend von Nutzen ſeyn konnte; Prophezeiungen aber ſuchte man vergebens, und anſtatt lächerlicher Begebenheiten oder abgedroſchener Anekdoten konnte man

Sittenlehren, Geſundheitsregeln und religiöſe Ermahnungen leſen. Auch traf man hier ein Verzeichniß der im Bezirke am meiſten gebräuchlichen Taufnamen, unter denen ſich viele neue befanden, welche Herr Stüber eingeführt hatte, wie **Conservé** (Bewahrt), **Bien-Venu** (Willkommen), **Tranquille** (Still), **Fidélité** (Treue), **Sincère** (Redlich), **Débonnaire** (Sanftmüthig), **Ami** (Freund), **Bien-Aimé** (Vielgeliebter) u. ſ. w. u. ſ. w. Bald kamen die Landleute an. Sie trennten ſich beim Eintritt: die Weiber ſtellten ſich links, die Männer rechts von der Thüre auf. Eine Familie, die ungeachtet ihrer höchſt einfachen Kleidung einem höheren Stande anzugehören ſchien, als die übrigen Anweſenden, vermehrte die Zahl der Gläubigen; es war die Familie Legrand von Foudai. Nachdem die Zuhörer verſammelt waren, trat der Pfarrer in den Saal und begrüßte ſie wie ein Vater ſeine Kinder. Er ſtellte ſich vor einen Tiſch, auf welchem ſeine Bücher lagen, und eröffnete den Gottesdienſt mit einem Pſalmen, wobei er jeden Vers zuerſt allein ſang und die Gemeinde denſelben im Chor wiederholte. Nach dem Geſang ſetzten ſich die Zuhörer; die Weiber ergriffen ihr Strickzeug, und der Geiſtliche begann einen Abſchnitt aus der Bibel vorzuleſen. Von Zeit zu Zeit ſchloß er das Buch, um das Geleſene zu erklären. Er durchflocht ſeine Deutungen mit Gleichniſſen, die der Faſſungskraft der Verſammlung entſprachen und mit lieblichen Scherzreden manchmal auf den Geſichtern der aufmerkſamen Zuhörer ein Lächeln hervorriefen. Zuweilen reichte er ſeinem Nachbar die Tabaksdoſe, die dann im Kreiſe herumging. „Dieſer Mann hat alſo nichts für ſich allein?“ dachte Rudolf.

Nach Verfluß von ungefähr einer halben Stunde fragte der Pfarrer ſeine Zuhörer, ob ihre Aufmerkſamkeit noch nicht ermüdet ſey; und auf ihre verneinende Antwort ſetzte er ſeine Belehrungen noch eine Viertelſtunde lang fort. Hierauf beſchloß er den Gottesdienſt mit einem andern Pſalmen, der wie der erſte von der Gemeinde wiederholt wurde. Die Verſammlung löste ſich auf; nur die Familie, von der wir geſprochen haben, blieb zurück; jedes ihrer Mitglieder ſprach noch eine Zeit lang angelegentlich und im Tone der achtungsvollſten Zuneigung mit ſeinem Seelſorger. Ehe ſie ſich entfernten, ſtellte ihnen Oberlin ſeinen Gaſt vor. Er wurde ſehr höflich begrüßt und eingeladen, wenn er nach Foudai komme, bei ihnen einzuſprechen. Als er mit ſeinem Wirthe allein war, erfuhr er von dieſem, die Söhne Herrn Legrands, gleich der ganzen Familie fromme und wohlthätige

Leute, hätten erſt vor Kurzem eine Seidenband-Fabrik zu Foudai errichtet, und ihre Niederlaſſung im **Ban de la Roche** ſey wirklich ein Segen der Vorſehung für dieſen armen Bezirk.

Noch einige Augenblicke dauerte die Unterhaltung der beiden Männer, wobei der Pfarrer mit Beſcheidenheit die feinen Lobſprüche ablehnte, welche ſein Gaſt ſeinem thätigen Wohlthätigkeitsſinne ertheilte; dann entſchuldigte ſich Oberlin, daß ihm die Pflicht gebiete, ihn bis zur Stunde des Mittageſſens allein zu laſſen. Ehe er ihn jedoch verließ, bot er ihm Bücher zum Leſen an; aber der Fremde dankte für ſeine Güte. Die Gegend, in die ihn der Zufall geführt hatte, war für ihn das anziehendſte Buch, und bald ging er aus, um darin zu leſen. Während er langſamen Schrittes dahinwandelte, beſchäftigte er ſich mit ſeinen gewöhnlichen Vorſtellungen. Ueberall hatte er nichts als Falſchheit geſehen, die wenigen Stunden, die er zu Waldbach zugebracht, hatten ihm (ſcheinbar) Tugendbilder vor Augen geſtellt; aber war dieſe Tugend auch aufrichtig? War dieſe rührende Einfalt, dieſe Menſchenliebe nicht auch bei Oberlin vielleicht bloße Berechnung, bloße Waffe... Doch, dachte er dann wieder bei ſich ſelbſt, ſoll ich etwa die Ausſagen des Greiſen für Lügen halten?... Welchen

Vortheil würde es ihm denn gewähren, ſeinen Pfarrer mit ſo günſtigen Farben zu ſchildern? Habe ich nicht im Gegentheile immer gefunden, daß das Volk mehr geneigt iſt, ſeine Wohlthäter zu verläumden, als zu loben? — Sey dem, wie ihm wolle, beſchloß er ſein Selbſtgeſpräch, ich will andere Leute fragen, ich will dieſes Geheimniß ergründen, ich will andere Beweiſe für dieſe auffallende Erſcheinung in der ſittlichen Welt ſuchen.

Mit dieſen Gedanken beſchäftigt trat er in die Kirche von Waldbach; ſie entbehrte allen Schmuck, nur einen Grabſtein gewahrte er, auf dem er folgende Inſchrift las:

> Margarethe Salome, Tochter des Herrn F. G. Reuchlin, Doktors und Profeſſors der Theologie, Pfarrherrn an der St. Thomaskirche zu Straßburg, Gemahlin des Herrn F. G. Stüber, Pfarrers dieſes Kirchſpiels, fand im **Ban de la Roche** während einer dreijährigen Ehe in der Einfachheit eines ſtillen, unſchuldigen Lebens das Glück ihres tugendhaften Herzens und in ihrem erſten Wochenbette das Grab ihrer ſchönen Jugend. Sie ſtarb in einem Alter von 20 Jahren den 9. Auguſt 1754.

Rudolf blieb eine Zeit lang bewegungslos vor dem Denkſteine ſtehen; er konnte ſeine Blicke nicht wegwenden, und unverſehens ſtahl ſich eine Thräne aus ſeinen Wimpern... Dieſe Blume, die in den erſten Tagen des Lenzes dahinwelkte, dieſe Frau, die im Anfange einer unſchuldigen, glücklichen Laufbahn aus dem Leben weggerafft wurde, dieſe einfache, rührende Inſchrift — alles dies erfüllte ſeine Seele mit Wehmuth. Er hatte Herrn Stüber rühmen hören und empfand nun ſo lebhaft mit ihm ſeinen ſchweren Verluſt, als hätte er ihn erſt vor Kurzem erlitten, als hätte derjenige, den er betroffen, nicht ſchon längſt ſelbſt dem Tode ſeinen Zoll entrichtet. Er vergaß, daß er tauſendmal über die eheliche Liebe bitter geſpottet hatte... Doch nach und nach ſchwand dieſer ſchwermüthige Eindruck aus ſeiner Seele. Er ſtellte ſich zuletzt noch vor, Sorgen, üble Launen, häusliche Zwiſtigkeiten würden bald dieſes eheliche Glück getrübt haben, ein Glück, das vielleicht niemals beſtanden habe und nur auf dieſem Lügenſteine zu finden ſey. Er verließ die Kirche und warf noch einen letzten gleichgültigen Blick auf das beſcheidene Denkmal.

Als er auf der Straße war, hörte er einen mehrſtimmigen Geſang von Kindern. Eine Zeit lang lauſchte er der einfachen Weiſe; dann trat er gegen das Haus, aus welchem die Stimmen kamen. Man ſagte ihm, daß um dieſe Stunde Louiſe Schöpler eine ziemlich große Anzahl junger Mädchen unter ihrer beſonderen Aufſicht verſammle. In einem großen Saale fand er ungefähr ſechzig Kinder, die ſich bei ſeinem Eintritt nach dem Beiſpiele ihrer Aufſeherin von ihrer Arbeit, welche ſie mit Geſang begleitet hatten, erhoben und tief vor ihm verneigten. Rudolf entſchuldigte ſich wegen der Unterbrechung und bat Louiſen, die Kinder in ihrem Geſange fortfahren zu laſſen, was denn auch geſchah. Auf einem großen Tiſche bemerkte er eine Menge Blätter und Blumen, und als die zarten Stimmen verklungen waren, fragte er, zu welchem Zweck denn dieſe Bruchſtücke von Gewächſen hier aufgehäuft ſeyen? „Sie dienen zur Belehrung der jungen Mädchen,“ antwortete Louiſe, „ich lehre meine Schülerinnen die Namen und Kräfte der Pflanzen ihrer Berge kennen.“ Auf einige Fragen, die er ſelbſt an einige derſelben that, erhielt er ſchnelle, befriedigende Antworten.

Als er den Saal verlaſſen hatte, konnte er nicht umhin, das höfliche Benehmen und die ſchnellen Fortſchritte dieſer Kinder mit der Grobheit und Unwiſſenheit derjenigen aus derſelben Volksklaſſe zu vergleichen, die er bisher kennen gelernt hatte. In dieſer hohen, gewiſſermaßen von der übrigen Welt abgeſonderten

Gegend ſetzte ihn Alles, was er ſah, in Erſtaunen und ſtrafte die traurigen Vorſtellungen Lüge, die er ſich bisher von der Menſchheit gebildet hatte. Er ſtellte die Frage an ſich, was wohl Oberlin beſtimmt haben könne, für das Wohl der (vor ihm ſo wilden) Bergbewohner, derer Pfarrer er war, mit einer großen Beharrlichkeit und durchgreifenden Maßregeln zu ſorgen. Vielleicht, dachte er, hat ihm der Stolz den Muth zur Durchführung ſeiner gefährlichen Unternehmungen geliehen; vielleicht war der Genuß, ſich loben zu hören, der Beweggrund ſeiner guten Handlungen... Doch mußte er ſich geſtehen, bis jetzt hat er allein noch nicht von ſeinen Werken geſprochen ... halten wir unſer Urtheil noch zurück, und wenn ich auch aller Wahrſcheinlichkeit nach zur Ueberzeugung gelange, daß der Stolz ſeine Handlungsweiſe beſtimmt hat, ſo muß ich immerhin geſtehen, daß dies ein edler Stolz iſt, der ihn immer noch zum achtungswertheſten Manne macht, den ich kenne.

Mit dieſen Gedanken beſchäftigt ſchritt Rudolf langſam das Thal hinab. Er beobachtete das wechſelvolle Pflanzenleben, und überall konnte er auf die Hinderniſſe ſchließen, welche die Natur der Fruchtbarkeit des mit Recht ſogenannten **Ban de la Roche**

(Felſenmark) entgegenſetzte; denn die ganze Gegend ſchien einſt durch irgend ein großes Naturereigniß mit einem Hagel von Felstrümmern überſchwemmt worden zu ſeyn. Hier ſah man nicht, wie an den Ufern der Reuß (in der Schweiz) ungeheure Felsplatten, welche durch die Macht der Zeit und die Hand des Menſchen nach und nach mit Erde überdeckt wurden und fruchtbare Felder und Gärten bildeten; nein, hier hatte der ausdauernde Fleiß der Gebirgsbewohner minder rieſenhafte Felsblöcke verſetzt und die Felder, die durch ihre Wegräumung dem Spaten und Pflug zugänglich geworden waren, damit umſchloſſen. Das Waſſer des Baches, der in reißender Strömung dahingeeilt war, wurde mittelſt künſtlicher Laufgräben durch die den Felſen abgerungenen Wieſen geleitet. Auf dem andern Ufer, das von Erlen und Nußbäumen beſchattet war, ſchloßen ſich Roggen-, Klee- und Flachs-Felder an die Wieſen und erfreuten das Auge mit einem lieblichen Farbenſpiel, an welches das einförmige Grau der Felſen des Gebirgsrückens gränzte, zwiſchen denen einzelne ſchwarze Tannengehölze hervorſchimmerten.

Etwas über dem Weiler Truchy, wo der Weg über den Bach führt, ſah Herr von Harr den Greis auf ſich zukommen, mit dem er ſich dieſen Morgen unterhalten hatte. Er kam gerade von einem Beſuche bei ſeiner Tochter, die in der Fabrik der Herren Legrand zu Foudai arbeitete, und grüßte Herrn von Harr wie einen alten Bekannten, und dieſer ging mit ihm wieder nach Waldbach zurück; denn er wünſchte die abgebrochene Unterhaltung fortzuſetzen.

„Um zu vollenden," ſagte der Landmann, „was ich dieſen Morgen, als Sie mich verließen, über die Fortſchritte im Anbau unſerer Thäler geſagt habe, die wir Herrn Oberlin verdanken, bitte ich Sie, dieſe Birnbäume zu betrachten, deren fruchtbeladene Aeſte auf das Dach dieſer Hütte herabhängen; der gute Vater hat ſie ſelbſt gepropft. Vor ihm kannte man im **Ban de la Roche** nur Holzapfelbäume, von andern Obſtarten wußte man nichts. Bei ſeiner Ankunft forderte er unſere Väter auf, edle Bäume zu pflanzen, die er ihnen zu verſchaffen verſprach; aber ſie hatten als Kinder keine dergleichen geſehen, ihre Väter pflanzten keine dergleichen, und der Rath Oberlins ward nicht befolgt. Als er ſah, daß ſeine Ermahnungen fruchtlos waren, ſprach er nicht mehr davon, ſondern ließ in einem Felde, welches zum Pfarrgute gehörte, tiefe Gräben ziehen und mit Erde ausfüllen, die er mit edlen Obſtbäumen anpflanzte. Einige Zeit darnach legte er in ſeinem Garten eine Baumſchule an, worin er dieſelben Obſtbäume pflanzte. Das Feld, von welchem ich rede, war von einem ſehr betretenen Fußpfad durchzogen, ſo daß Jedermann den Erfolg ſehen konnte, der die Bemühungen Oberlins krönte. Nun erbaten ſich unſere Väter, welche Anfangs über die Neuerung gelacht hatten, junge Bäume aus ſeiner Pflanzſchule, die er ihnen mit noch größerem Vergnügen gab, als ſie dieſelben empfingen. Die Anlegung von Baumſchulen fand immer mehr Beifall. Um den Aufwand zu vermindern, lehrte nun Oberlin ſeine Pfarrkinder das Propfen und machte den erſten Verſuch mit den Bäumen, die ich Ihnen eben gezeigt habe. Die Kinder lernten die Bäume ſorgfältig ſetzen, und der Pfarrer verlangt, daß jedes wenigſtens zwei Bäume gepflanzt hat, bevor es zur Konfirmation zugelaſſen wird. Der Tag, an welchem ſie ihm die erſten Früchte bringen können, iſt einer der ſchönſten ihrer Kindheit.“

Der Fremde beobachtete, während der Alte ſo ſprach, den guten gleichen Weg, auf dem ſie wandelten; der Greis bemerkte es und ſagte: „Wieder iſt es unſer Herr Pfarrer, dem wir es verdanken, daß wir ſtatt der frühern, oft ungangbaren Fußpfade jetzt vortreffliche Straßen beſitzen. Seine Pfarrkinder waren gegen dieſe Verbeſſerung eben ſo ſehr eingenommen, als gegen die meiſten anderen; aber er ließ ſich durch ihre Weigerung nicht abſchrecken. Er machte ſich ſelbſt eifrig an die Arbeit und hatte bald mit Hülfe eines Taglöhners ein Stück des ſchönſten Wegs von einigen Ruthen angelegt. Bald begannen die Bewohner ſeine Anſtrengungen zu würdigen und boten im Gefühl ihrer Schaam über ihre Weigerung einem Seelſorger, der von der Liebe zum Guten ſo ſehr begeiſtert war, ihre Mitwirkung unter ſeiner Leitung an. Auf dieſe Art wurde in ziemlich kurzer Zeit der Verkehr in dieſem weitläufigen Kirchſprengel ungemein erleichtert. Aber noch ein größeres Werk lag Oberlin im Sinne. Wir ſtunden mit dem flachen Lande nur durch ſchmale Gebirgspfade in Verbindung, und die Lebensmittel, welche in unſern Bergen gebaut wurden, konnten, wenn ſie unſere Bedürfniſſe überſtiegen, nicht ausgeführt werden. Er beſchloß eine Straße von Foudai nach Rothan anzulegen, und wandte ſich deshalb an ſeine Freunde in Straßburg um Beiträge. Ueberzeugt, daß es die Pflicht des Pfarrers iſt, überall, ſowohl hienieden als dort oben, den Armen zu vertreten, ſcheute er ſich nicht, um etwas für ihn zu bitten. Er brachte ſo viele Mittel zuſammen, als für die erſten Arbeiten nothwendig waren, und im Vertrauen auf die Hülfe der Vorſehung, die keinen ſeiner Entwürfe für das Wohl des Ban de la Roche ſcheitern ließ, begann er die große Unternehmung. Alle Tage ſah man ihn an der Spitze eines Theils ſeiner Pfarrkinder mit dem Karſt auf der Schulter munter ſeine Wohnung verlaſſen. An Ort und Stelle angelangt, wies er Jedem ſein Geſchäft an, indem er die ſchwierigſte Arbeit ſich ſelbſt vorbehielt. Er ließ zur Stütze der Straße, die ſich zuweilen fünfzehn bis zwanzig Fuß über den Waldſtrom erhob, ungeheure Felsblöcke herbeiwälzen, andere mit Pulver ſprengen; kurz kein Hinderniß war im Stand, unſern guten Pfarrer aufzuhalten. Schon längſt iſt durch ſeine Bemühung die Straße von Foudai nach Rothau, welche eine leichte Verbindung mit dem Elſaß herſtellt, eine der ſchönſten und ſtärkſten in den Vogeſen. Ja, mein Herr, ſo verdanken wir Alles unſerem Oberlin; er iſt nächſt Gott unſer Schöpfer. Er hat für unſere leiblichen Bedürfniſſe geſorgt, unſern Geiſt aufgeklärt, unſer Herz gebeſſert, unſere Sitten gemildert und aus einem ſchwachen, beklagenswerthen, wilden Bergvolke eine anſehnliche, geſittete und glückliche Gemeinde gemacht...“

Während der Landmann alſo ſprach, füllten ſich ſeine Augen mit Thränen, die er zu verbergen ſuchte. „Gebt Euch keine Mühe,“ ſagte Rudolf, „dieſe Thränen vor mir zu verleugnen, ſie machen Euch Ehre; denn ſie ſind ein Beweis Eures dankbaren Herzens.“

„Ach,“ antwortete der Greis, „die Reue hat eben ſo viel Theil an ihnen als die Dankbarkeit... Darf ich Ihnen meine Schande geſtehen? Ja ich muß es. Vor Ihnen zu erröthen iſt eine Strafe, die ich mir weder erſparen will noch darf. So wiſſen Sie denn, daß ich mich gleich den meiſten meiner Altersgenoſſen in meiner Jugend keineswegs muſterhaft aufgeführt habe. Es war die Pflicht des Pfarrers, uns unſere Fehler vorzuhalten und uns zu ermahnen, einen andern Weg einzuſchlagen. Er erfüllte ſie, und jeden Sonntag hörte die Jugend des Dorfes Worte des Tadels und der Ermahnung zum Beſſern von der Stätte der Wahrheit fallen. Aber weit entfernt, unſere Sünden zu bereuen, wurden wir durch die Beharrlichkeit, womit der Pfarrer unſere Sittenloſigkeit angriff, nur in Wuth verſetzt und beſchloſſen, ihm im Felde aufzulauern und die Luſt zu benehmen, ſich ferner um unſere Angelegenheiten zu bekümmern. Eines Abends war eine gewiſſe Anzahl junger Leute in meinem Hauſe verſammelt: wir hatten im Sinne, Herrn Oberlin, den wir in Belmont glaubten, auf den Weg zu ſtehen. Plötzlich erſchien er mitten unter uns, da wir eben das Haus verlaſſen wollten. „Meine Freunde,“ ſagte er, „ich kenne eure Gedanken, und ich komme, mich euch ſelbſt in die Hände zu liefern, um euch den ermüdenden Weg zu erſparen.“ Sein Blick war feſt, ſeine Stirne heiter. Bei dieſem Anblick, bei dieſen Worten gingen wir in uns; wir baten ihn, uns zu verzeihen, und alsbald warf er ſich in unſere Arme; dieſer Auftritt erſtickte nicht nur jeden Rachegedanken, ſondern weckte ſogar den Entſchluß in uns, die Ermahnungen eines ſo tugendhaften Pfarrers zu benützen, anſtatt uns dadurch beleidigt zu fühlen.“

Bei dieſen Worten war der Greis vor ſeinem Hauſe angekommen. Er lud Rudolfen ein, bei ihm etwas auszuruhen; aber dieſer ſchlug es aus und kehrte in’s Pfarrhaus zurück, um ſeinen Wirth nicht warten laſſen zu müſſen.

Oberlin war noch nicht da. Harr fand Louiſen mit dem Tafeldecken beſchäftigt und knüpfte ein Geſpräch mit ihr an. Welche Veränderung war mit ihm vorgegangen! Geſtern irrte er noch im Gebirge umher oder begrub ſich in die Nacht der Wälder, um den Anblick der Menſchen zu vermeiden, heute näherte er ſich ihnen und ſuchte ihre Unterhaltung. Dieſe ländliche Gegend, worin ſich die Liebe und Tugend zur Belehrung und zum Wohle der Menſchheit perſönlich dargeſtellt zu haben ſchien, dieſe Gegend flößte ihm eine Theilnahme ein, die er noch niemals gefühlt hatte. „Der Herr Pfarrer, ſagte er zu Louiſen, „ſcheint auf nichts Anderes zu ſinnen, als auf das Wohl ſeiner Gemeinde.“

„Es iſt die Beſchäftigung ſeiner Tage, ja ſeiner Nächte,“ antwortete ſie; „denn im Schlafe noch träumt er von ſeinen Verbeſſerungen und Wohlthaten, wofern er nicht die Zeit, welche der Ruhe gewidmet iſt, zu Beſuchen als Tröſter oder Helfer anwendet. Man ſpricht mit Ruhm von ſeinen wohlthätigen Handlungen, aber die Hälfte derſelben bleibt im Dunkeln. Weil er nicht alle Thränen trocknen kann, ſo reicht er ſeine Gaben großentheils im Verborgenen, um keinen Neid zu erwecken. Oft könnte man ihn Nachts überraſchen, wie er ein Hausgeräth, oder eine Ziege in eine Hütte bringt, wo ......“

In dieſem Augenblick trat Oberlin in's Zimmer. Er trof vom Schweiße. Louiſe konnte ſich bei ſeinem Anblicke nicht enthalten, ihm voll Ehrerbietung ſanfte Vorwürfe zu machen. „Lieber Vater,“ ſagte ſie, „Sie ſtrengen ſich zu ſehr an, Sie werden ſich eine Krankheit zuziehen, und wenn Sie ſterben, was ſoll dann aus Ihren Kindern werden?“

„Ihr Vater iſt unſterblich,“ antwortete Oberlin, „und ich bin nur ein ſchwaches Werkzeug in ſeinen Händen; aber ich verſpreche Dir, gute Louiſe, mich, ſo weit es der Dienſt des Herrn erlaubt, zu ſchonen.“

Nach dieſen Worten bot der Pfarrer Rudolfen die Hand, und beide ſetzten ſich zu Tiſch.

Als ſie wieder allein waren, ſagte Oberlin zu ſeinem Gaſte: „Louiſe iſt eine vortreffliche Perſon, und der **Ban de la Roche** hat ihr mehr zu verdanken, als mir ſelbſt.“ Rudolf ſchien erſtaunt, und der Geiſtliche fuhr fort: „Das Wenige, was ich gethan habe, war meine Pflicht, aber das Außerordentliche, was ſie geleiſtet, ging rein aus ihrem freien Willen hervor. Im fünfzehnten Jahre trat ſie bei meiner lieben Frau in Dienſt, und als Gott dieſe vielgeliebte Gattin von meiner Seite nahm, war ſie mir und meinen vielen Kindern ein Engel des Troſtes. Ihrer Sparſamkeit, ihrer Sorgfalt, ihrer Uneigennützigkeit verdanke ich es, daß ich die Gaben verdoppeln konnte, womit ich meine armen Pfarrkinder unterſtützte. Doch nicht auf das Innere meines Hauſes beſchränkte ſich ihr Eifer; ſie legte ſich ſchwerere Pflichten auf; ſobald ſie einige freie Augenblicke hatte, ging ſie in eines unſerer Dörfer, wo ſie die Kinder um ſich verſammelte. Sie lehrte ſie Gott kennen und lieben, ließ ſie heilige Lieder auswendig lernen und theilte ihnen Alles mit, was ſie von mir und ihrer guten Herrin Nützliches gehört hatte. Anfangs ſprachen alle jene Kinder nur ihr gewöhnliches Rauderwälſch und zeigten ſich ſtörriſch und wild, und jede Andere außer Louiſen wäre es bald überdrüſſig geworden, ſich mit ihnen zu beſchäftigen; aber ihren Eifer konnte nichts erkalten; ſie achtete nicht des Sturmes noch der Kälte noch der unwegſamen Pfade des Gebirgs... Abends kehrte ſie abgemattet, durchnäßt, erſtarrt nach Hauſe zurück und beſchäftigte ſich wieder voll frohen Muthes mit meinen Kindern und meiner Haushaltung. Doch blieb dieſe Lebensweiſe nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf ihre Geſundheit; ſchon fangen ihre Kräfte zu ſinken an, und wahrlich, es iſt kein Wunder, wenn man die Anſtrengungen kennt, denen ſie ſich unterworfen, wenn man, wie ich, Zeuge war, wie ſie ſich dem plötzlichen Wechſel von Wärme und Kälte ausſetzte; wie ſie oft bis an die Hüften in den Schnee einſank, und, um ſich herauszuarbeiten, vergeblich ihre Kräfte anſtrengte, bis ſie recht im Schweiße war; wie ſie unmittelbar darauf ſo ſehr von der Kälte litt, daß ihr das gefrorne Hemde während des Gehens die Kniee wund rieb. Sie denken vielleicht, ſie ſey für dieſe Mühſeligkeiten durch einen größeren Lohn entſchädigt worden? So vernehmen ſie denn: ſeit dem Tod ihrer Herrin verbat ſie ſich jeden Lohn, und nur nach und nach konnte ich ſie mit der größten Mühe dahin bringen, ein Geſchenk von unbedeutendem Werth annehmen. Sie beſitzt ein Aeckerchen, deſſen Ertrag zu ihrer Kleidung hinreicht und ihr noch einige kleine Gaben für die Armen geſtattet. Einige Zeit nach dem fürchterlichen Tage, an welchem mir Gott meine vielleicht allzu zärtlich geliebte Gattin nahm, erhielt ich von Louiſen einen Brief, den ich Ihnen doch vorleſen will.“ Mit dieſen Worten ſtand der Pfarrer auf, nahm einen Schlüſſel aus der Taſche, öffnete ein Käſtchen, das in einer Ecke des Zimmers ſtand, und zog aus einem Pack Papiere ein Blatt heraus, aus welchem er Folgendes vorlas:

„Lieber Vater!

Erlauben Sie mir, am Anfange des Jahres um eine Gunſt zu bitten, nach der ich ſchon lange trachte. Da ich jetzt frei bin, weil ich meinen Vater nicht mehr habe und mir auch ſeine Schulden nicht mehr zur Laſt liegen, ſo bitte ich Sie, lieber Vater, verſagen Sie mir die Gunſt nicht, mich in allen Theilen als Ihr Kind zu betrachten: geben Sie mir keinen Lohn mehr, ich bitte Sie darum; wie Sie mich in allem Uebrigen als Ihr Kind behandeln, ſo wünſchte ich ſehnlichſt, es auch in dieſer Rückſicht zu ſeyn. Weniges reicht hin für meine leiblichen Bedürfniſſe; was irgend Koſten verurſachen könnte, wären Schuhe und Strümpfe; wenn ich welche nöthig haben werde, ſo will ich es Ihnen wie ein Kind ſeinem Vater ſagen. Ich bitte Sie, lieber Vater, gewähren Sie mir dieſe Gunſt und betrachten Sie mich als Ihr Kind, das Ihnen mit der zärtlichſten Liebe ergeben iſt."

L. Schöpler. *)

Obgleich der Pfarrer die ſchönen Handlungen ſeines eigenen Edelmuths nicht in Anſchlag brachte, ſo erfüllten ihn nichts deſto weniger großmüthige Thaten Anderer mit Bewunderung, und nicht ohne Rührung konnte er den Brief zu Ende leſen. Der Fremde lauſchte auf die Worte des Geiſtlichen mit einer Gemüthsbewegung, die jede körperliche Thätigkeit hemmte; er glaubte ſich in eine Feenwelt verſetzt... Er hätte ſich verſucht gefühlt, dieſe einzelnen Umſtände für Erfindungen zu halten, wenn nicht die Redlichkeit und Geradheit des Erzählers jeden Zweifel im Keime erſtickt hätte.

„Sie werden noch mehr erſtaunen," fuhr Oberlin fort, „wenn ich Ihnen ſage, daß meine gute Louiſe nicht das einzige Beiſpiel dieſer reinen Tugend iſt. Ich habe neulich von der Londoner Bibel-Geſellſchaft eine Anzahl Bibeln erhalten; ſie ſind nach dem Plane

---

*) Im Jahr 1829 erhielt L. Schöpler den großen Tugendpreis von H. von Monthyon. Sie verwendete die fünftauſend Franken, die ſie bekam, zu Gaben der Wohlthätigkeit.

derjenigen, die ſie mir geſchickt haben, zur Verbreitung des göttlichen Worts unter den Frauen und zur Belohnung ihres muſterhaften Wandels, ihres Eifers, ihres Glaubens und ihrer chriſtlichen Liebe beſtimmt.... Eine derſelben will ich einer ausgezeichneten Frau, Namens Marie Schöpler geben, welche auf einem der höchſten und entlegenſten Punkte dieſes Kirchſprengels wohnt, wo das Klima ſo rauh iſt, wie in Petersburg, und die Unfruchtbarkeit des Bodens jeder Hoffnung ſpottet. Die Armuth iſt dort ſo groß, daß die Hausväter die Röcke von einander entlehnen, wenn ſie zum heiligen Abendmahl gehen. Marie iſt eine Frau von vortrefflichem Charakter und lebendiger Frömmigkeit, obgleich ſelbſt arm und leidend iſt ſie die Wohlthäterin, die Mutter ihres Dorfes und der benachbarten Weiler; ſie hält eine Freiſchule, in welcher ſie alle Kinder ihres Geſchlechtes durch Lehre und Beiſpiel unterrichtet. Ihr einziger Lohn auf Erden iſt der Dank ihrer Nachbarn und die Achtung ihres alten Pfarrers; aber welch' eine Quelle von Glückſeligkeit iſt ihr im Reiche unſers lieben Heilands geöffnet!... Eine zweite dieſer Bibeln will ich einer vortrefflichen Wittwe, Namens Katharine Scheidecker geben, welche ebenfalls eine Freiſchule in ihrer Gemeinde hält und vermöge ihrer Tugenden die größten Lobſprüche verdient, wiewohl ſie darüber ſehr beſtürzt ſeyn würde, wenn ſie ſie ſelbſt hören müßte.... Wieder eine andere Bibel beſtimme ich.... Doch verzeihen Sie," unterbrach er ſich plötzlich, ich fürchte, Sie durch dieſe Aufzählung zu ermüden; aber wenn ſie in zwei Stunden einen Spaziergang mit mir machen wollen, ſo wollen wir mit einander eine dieſer achtungswerthen Frauen beſuchen." Rudolf nahm den Vorſchlag mit der größten Freude an, und Oberlin zog ſich bis zur beſtimmten Zeit auf ſein Studirzimmer zurück.

Herr von Harr ſchrieb Briefe, welche zum erſtenmale ſeit langer Zeit nicht mehr das Gepräge des Menſchenhaſſes und Mißmuthes trugen. Er hatte ſeine Arbeit ſo eben vollendet, als ihm Louiſe meldete, daß ihn der Herr Pfarrer erwarte. Er erhob ſich und folgte ihr mit der Achtung im Herzen, welche ihre Tugend forderte, in das Studirzimmer. Oberlin nahm zwei Bücher von einem Brett. Eines derſelben reichte er dem Fremden mit der Bitte, es als Erinnerung an den alten Pfarrer anzunehmen. Es war ein neues Teſtament der Bibel-Geſellſchaft. „Dieſes göttliche Buch," ſagte er, „war in den Gefahren, Verſuchungen und Leiden dieſes Lebens mein Führer, mein Schutz, mein Troſt. Möchten Sie all den Segen darin finden, deſſen Quelle es mir geweſen!" Rudolf nahm das Geſchenk ſeines Wirths mit Dank an; zwar hoffte er nicht, denſelben Beiſtand darin zu finden; aber dennoch gelobte er ſich, künftig in Stunden der Trauer und Niedergeſchlagenheit das Geſchenk des guten Pfarrers zu betrachten und aus der Erinnerung an alle ſeine Vorzüge Muth und Ergebung zu ſchöpfen. Nachdem er das andere Buch in die Taſche geſteckt hatte, verließ Oberlin das Bücherzimmer und ſchlug mit ſeinem Gaſte den Weg nach dem Dorfe ein, in welchem die fromme Frau wohnte, die er beſuchen wollte.

Die Tageshitze hatte ſich noch nicht viel vermindert. Die beiden Wanderer gingen ſtill neben einander her. Oberlin brach das Schweigen zuerſt mit folgenden Worten: „Ich muß mit Ihnen von der Perſon reden, welche wir beſuchen wollen; ſie heißt Sophie Bernhard; *) von ihrer zarten Jugend an verrieth ſich ihre Herzensgüte, und als ſie in einem Alter war, wo ſie das göttliche Wort verſtehen konnte, erhöhte der Glaube nur die Menſchenliebe, welche ihre Seele ſchon vorher erfüllt hatte. In einem Alter von zwanzig Jahren übernahm ſie mit der Zuſtimmung ihrer Eltern, um die ſie dieſelben ſchon längſt gebeten hatte,

---

*) Alles, was hier dem Pfarrer Oberlin in den Mund gelegt wird, iſt beinahe wirklich ſo von ihm geſprochen oder geſchrieben worden.

die Sorge für drei kleine Knaben, welche ihr Vater auf eine grauſame Art mißhandelte, wenn ſie ihn um das Brod baten, welches er ihnen nicht geben konnte. Bald darauf entriß ſie vier katholiſche Kinder dem Elend, das ſie ohne ihre Hülfe weggerafft hätte. Da ſie auf dieſe Art für ſieben Kinder zu ſorgen hatte, zu denen bald noch einige andere kamen, miethete ſie ein Haus und nahm eine Magd als Gehülfin an. Sie unterhielt die ganze Familie mit ihrer Hände Arbeit und mit dem Wenigen, was ihr der Kunſtfleiß der älteſten ihrer Pflegbefohlenen einbrachte, welche ſie unter Anderem auch das Baumwollenſpinnen lehrte. So wurde Sophie ein Segen für das Dorf, das ſie bewohnte. Niemand kann fleißiger, reinlicher, genügſamer, zu jedem guten Werke bereitwilliger, ſanfter, liebevoller, gleichmüthiger, durch ſeinen Wandel und Umgang belehrender, munterer, entſchloſſener, unerſchrockener ſeyn, als Sophie war. Dennoch erweckte ihr der Engel des Böſen einige Feinde, welche in ihrer Verblendung ſo weit gingen, daß ſie ihr ſogar drohten, ihre alte Hütte niederzureißen; aber Gott nahm ſie in ſeinen Schutz. Ein junger Mann von edler Denkungsart bat ſie um ihre Hand. Sie gab ihm eine abſchlägige Antwort; aber er erklärte ihr, daß er niemals eine Andere ehelichen werde, denn ſie, daß er nicht aufhören werde, ſeine Wünſche auf ſie zu richten, und daß er, wenn er auch zehn Jahre warten müſſe, die Hoffnung dennoch nicht aufgebe. Da ſie ſeine Beharrlichkeit ſah, ſo ſagte ſie, ſie würde nie in eine Trennung von ihren armen Waiſen willigen. Er antwortete ihr: „Wer die Mutter nimmt, nimmt auch die Kinder.“ Auf dieſe Verſicherung hin weigerte ſie ſich nicht länger, und die Waiſen, für die ſie ſchon ſo viel gethan hatte, wurden von ihrem Gatten mit derſelben Liebe gepflegt, wie von ihr ſelbſt. Seit dieſer Zeit haben dieſe guten Leute noch einige andere verwahrloste Kinder aufgenommen. Ob ſie gleich im Dorfe für reich gelten, ſo ſind ihre Einkünfte doch beſchränkt, und ihre Menſchenliebe iſt ſo groß, daß ſie oft, wenn ſie ihre Pflegekinder bekleidet haben, ſich ſelbſt kaum die unentbehrlichſten Kleidungsſtücke verſchaffen können.“

„Nun Herr von Harr,“ ſagte der Pfarrer, „haben Sie immer noch eine ſo ſchlechte Meinung von der Menſchheit?“

„Ich bin hier,“ antwortete der Fremde, „in einer bezauberten Gegend, wo die Menſchen alle ſo ſind, wie ſie in jenem goldenen Zeitalter geweſen ſeyn müſſen, von welchem uns die alten Dichter ſingen.“

„O nein,“ ſagte der Pfarrer, „es gibt auch hier böſe Menſchen, wie anderwärts. Doch ſind deren, Gott ſey Dank, nur Wenige; denn die übrigen Einwohner kennen ſie und fliehen ihren Umgang. Aber glauben Sie mir," fügte er hinzu, „Sie würden auch ferne von dieſen Bergen tugendhafte Weſen finden, wofern Sie ſich nur die Mühe geben wollten, ſie zu ſuchen."

„Es iſt möglich," erwiederte Rudolf, „aber ein ganzes großes Königreich würde nicht ſo viele gute Handlungen aufweiſen können, als Sie und ihre glücklichen Pfarrkinder."

„Sprechen wir nicht von mir," ſagte Oberlin, „ich thue wenig und vielleicht weniger, als die Pflicht verlangen würde. Was aber die Wohlthätigkeit eines großen Theiles meiner redlichen Nachbarn betrifft, ſo geſtehe ich, daß ſie die Reichen der Welt zu Schanden macht... Doch vielleicht fällt es dieſen ſchwerer, etwas von ihrem Ueberfluß zu entbehren, als jenen, von ihrer Nothdurft mitzutheilen... Man hängt oft feſter am Angenehmen, als am Nützlichen. Zudem iſt die Einrichtung und Regierungsform der meiſten großen Staaten der Entfaltung von Tugenden, die ſie hier anzutreffen ſich wundern, keineswegs günſtig. In den konſtitutionellen Staaten, deren Regierungsform für die beſte gilt, ſehen Sie bisweilen die Beſtechung öffentlich eingeführt, und wenn auch die Lenker des Staatsruders dieſes Mittel verſchmähen, ſo können ſie doch nicht Alles durchſchauen. Sie halten ſich darum an ein Heer untergeordneter Beamten, welche meiſtens keine andere Triebfeder kennen, als den Ehrgeiz und die Habſucht, und ſich um die Vervollkommnung des menſchlichen Geſchlechts nicht im mindeſten bekümmern. Oft würdigen auch diejenigen, welche das Wort des Herrn verkündigen ſollen, die Religion zum Dienſt ihrer Herrſchbegierde herab und üben anſtatt der Tugenden, in denen ſie mit ihrem Beiſpiel vorangehen ſollten, nur Laſter und Heuchelei. In einem beſchränkten Kreiſe dagegen, in einem Bezirke, wie dieſer, welcher gewiſſermaßen von der übrigen Welt abgeſchnitten iſt, kann ein Pfarrer, der von der Liebe zum Guten beſeelt iſt, Alles durchſchauen, Alles erfahren und den Menſchen beſſern, wenn Jeſus Chriſtus ſeine Anſtrengungen ſegnet, denn nichts gedeiht ohne ſeinen Beiſtand... Ja das heilige Beiſpiel, das er uns gegeben, die Liebe, die er uns einflößt; die Hoffnung, die er uns vorhält — dies iſt die Quelle alles Guten, der Troſt in allen Leiden! Wohl dem, der ihn von ſeiner früheſten Kindheit gekannt und angebetet hat!"

Der Fremde ſeufzte; es trat eine Pauſe ein; dann ſagte er: „Ich habe es ſchon mit angehört, wie gewiſſe Fromme in ihrem geiſtlichen Stolz alle diejenigen anklagten und verdammten, welche den Glauben nicht hatten, auf den ſie ſich ſo Großes einbildeten. Waren ſie nicht ungerecht? Hängt der Glaube von uns ab, wenn unſere Vernunft nicht befriedigt iſt? Werden wir glauben, wenn wir zu uns ſagen, ich will glauben? Ich war immer der Meinung,“ fuhr er fort, „ein Menſch von geſunden Sinnen und geradem Verſtand könne beim Anblick des prachtvollen Sternenhimmels, bei der Betrachtung des Baues der organiſchen Weſen und der Einrichtung der ganzen wundervollen Natur, nicht an dem Daſeyn eines höchſten Geiſtes zweifeln, der das Weltall gebildet hat. Und wenn ich dann über den Menſchen nachdachte, welchen dieſe höchſte Intelligenz nicht nur an die Spitze der Schöpfung, ſondern noch weit über alle übrigen belebten Geſchöpfe geſtellt hat, ſo wurde es mir wahrſcheinlich, daß ſeine Beſtimmung eine andere ſey, als die ihrige, da er ſich ſo ſehr von ihnen unterſcheidet. Dieſe Wahrſcheinlichkeit wird mir zur Gewißheit, wenn ich bedenke, daß ich meine Beſtimmung unmöglich mit der ihrigen identifiziren kann, ohne aus dem allmächtigen Gott einen grauſamen Dämon zu machen. Ja wenn der Menſch in kein anderes Leben eingeht, nachdem er dieſes beſchloſſen;

wenn dieſer Geiſt, der den Organismus des Weltalls zergliedert und dem Himmel den Blitz entriſſen hat, mit dem Körper, den er belebte, vernichtet wird, ſo iſt das Geſchöpf, welches Gott zum vollkommenſten aller Geſchöpfe gemacht hat, auch das elendeſte. Das Thier, das vor unſern Füßen kriecht, folgt während der kurzen Dauer ſeines Lebens der Leitung ſeines Inſtinkts; es weiß wenig von den Krankheiten des Körpers, es weiß nichts von der Krankheit der Seele; das Leben des Individuums iſt das Leben der ganzen Gattung. Der Menſch dagegen, welcher Vernunft und Willen beſitzt, wählt ſeinen Weg ſelbſt und iſt nicht an die Straße gebunden, auf welche das Thier von ſeinem Inſtinkte geleitet wird. Die Geſellſchaft öffnet ihm tauſend Wege, die mit Blumen und Gefahren bedeckt ſind; ſie legt ihm tauſend Verſuchungen vor die Füße, ſie weckt tauſend Leidenſchaften in ſeiner Bruſt, und er ſieht auf dieſen gefährlichen, finſtern, trügeriſchen Straßen eine Menge Uebel auf ihn einſtürmen, wovon ſich ſeine Jugend nichts träumen ließ; er ſieht ſich von allen Leiden des Körpers und der Seele heimgeſucht, und wenn er dahin iſt, ſo hat er allein mehr geſeufzt, als alle übrigen Geſchöpfe mit einander. O, wenn dieſes regelloſe, qualvolle Daſeyn das einzige wäre, auf welches der Menſch Anſpruch machen könnte — wer wollte es ihm verdenken, wer müßte ihm nicht Recht geben, wenn er dem unverſöhnlichen Feinde fluchte, der ihm dieſes traurige Geſchenk gemacht hat? Ja wenn dem alſo wäre, ſo müßten wir dem allmächtigen Weſen Intelligenz und Güte abſprechen, was eben ſo unmöglich als ungereimt iſt. So ſtimmt alſo das Ergebniß meiner Vernunftſchlüſſe mit der Sehnſucht meines Herzens überein, um mich zu überzeugen, daß wir eine andere Beſtimmung haben, als die Thiere, daß ein anderes Leben uns erwartet. Nun ich aber einmal dieſes zweite Daſeyn zugebe, kann ich denken, daß es für alle Menſchen das gleiche ſeyn werde? Kann ich glauben, daß dem Böſen dasſelbe Loos zu Theil werde, wie dem Guten? daß ein Tiber neben Marc Aurel, ein Walverde neben Oberlin eine Stelle finde? Wenn dem alſo wäre, ſo wäre die Tugend ein thörichter Wahn, ein leerer Traum, während uns doch eine Stimme, die auch im Herzen des Verbrechers widerhallt, eine Stimme, die ſich nie erſticken läßt, ſagt, daß ſie Wahrheit iſt. Dieſe Stimme, welche wir Gewiſſen nennen, iſt ein Ausfluß der Gottheit, die Flamme eines Leuchtthurms, die in unſerer Seele ſtrahlt, die uns zeigt, wie wir dem Höchſten gleichen können. Wo aber Tugend iſt und Verbrechen, da muß auch Strafe und Belohnung ſeyn. Welches

Licht kann uns nun, wenn wir einmal eine der verſchiedenen Religionen annehmen wollen, die dem Menſchen ſeine Gebete diktiren, welches Licht, ſage ich, kann uns aus dieſen hohen Regionen des Deismus oder der natürlichen Religion führen? Jede poſitive Religion hat ihre heiligen Bücher, aber was finden wir in allen dieſen Schriften, welche wir inſpirirt nennen? Ueberall die gleiche Moral, aber überall andere Dogmen. Müſſen wir nicht glauben, daß nur der erſte Theil göttlichen Urſprungs ſey, und alles Uebrige menſchliche Erfindung?“

„Ich bedaure Sie,“ ſagte Oberlin, „daß Sie nur in ſo fern ein Chriſt ſind, als Sie auf den Namen Chriſti getauft worden, aber ich verdamme Sie nicht; denn es iſt ſo, wie Sie ſagen, der Glaube hängt nicht von uns ab. Aber der Gram Ihres Herzens macht mir Hoffnung, daß Sie dieſen Glauben, aus dem der Unglückliche den höchſten Troſt ſchöpft, nicht ohne Prüfung verwerfen werden. Wohlan denn! beſprechen wir dieſen Gegenſtand in Ruhe; ſuchen wir uns darüber aufzuklären. Sie ſagten (und jeder Menſch, der ſeine Sinne nnd ſeine Vernunft fragt, wird daſſelbe ſagen), Sie ſeyen von dem Daſeyn eines höchſt intelligenten, mächtigen und gütigen Weſens und von einem neuen Leben, welches uns nach dieſem erwarte, überzeugt. Sie werden mir auch zugeben, daß wir alle verdorben ſind, daß der beſte von uns unaufhörlich mit den Anfechtungen arger Gedanken zu kämpfen hat, welche ihn nur zu oft zu Uebelthaten hinreißen, daß jene Leuchte des Gewiſſens, welche niemals in unſerer Seele erliſcht, faſt beſtändig von unſern Leidenſchaften verdunkelt iſt, und daß wir folglich die Strafe verdienen, welche die Gerechtigkeit Gottes denjenigen beſtimmt, die ſeine Geſetze übertreten: Kann aber jener Gott, den wir uns ohne gränzenloſe Güte nicht denken können, kann er, frage ich, an den Qualen, welche er über uns verhängt, Gefallen finden? Nein, er iſt nicht nur gerecht, er iſt auch barmherzig; er möchte, daß wir ſeiner Vollkommenheit näher kämen und ſeiner Gnadenbezeugungen uns würdig machten. Wenn er uns zum Elend verdammt, was wird aus ſeiner Barmherzigkeit? läßt er uns aber ohne Weiteres Vergebung angedeihen, was wird dann aus ſeiner Gerechtigkeit? Die Geſchichte, (ich entlehne dieſes Beiſpiel aus einem engliſchen Schriftſteller) erzählt uns von einem Könige, welcher ein Geſetz wider den Ehebruch gab. Dieſes Geſetz verurtheilte Jeden, der es übertreten würde, zur Strafe der Blendung. Der einzige Sohn des Königs iſt der erſte, welcher nach der Bekanntmachung deſſelben des Verbrechens überwieſen wird. Was wird der Fürſt thun? Straft er, ſo ſtürzt er ſeinen einzigen Sohn ins Elend; begnadigt er, ſo verletzt er ſein eigenes Geſetz und beſſert nicht einmal den Prinzen. Was wird er thun? Er wird die Gerechtigkeit, die Barmherzigkeit und die Beſſerung ſeines Sohnes mit einander zu verbinden wiſſen. Er wird ſelbſt die Hälfte der Strafe übernehmen; er wird ſich ein Auge ausreißen laſſen und dadurch ſeinem Kinde eines erhalten, und wenn der Sohn nicht ganz entartet iſt, ſo wird er dadurch ſein Herz rühren und es mit Reue über ſein Vergehen und mit Liebe gegen ſeinen Vater erfüllen! Nun gut! Gott iſt unſer Vater, wir ſind ſeine ſtrafbaren Kinder, welche ſeinem Geſetze verfallen ſind. Können wir nun, ohne uns von der Vorſtellung zu trennen, die wir uns von ihm gebildet haben, glauben, er werde zu einem anderen Mittel ſchreiten, um ſeine Barmherzigkeit und Gerechtigkeit zu vereinigen, als zu demjenigen, welches jener gute König in Anwendung brachte? Nein. Aber Gott wird ſeine Sachen nicht halb thun; er wird unſere Sünden ganz auf ſich nehmen; er wird die Strafe ſelbſt leiden, die wir verdient haben und uns erretten, indem er zugleich ſeiner Gerechtigkeit Genüge thut. Nun aber muß dieſes Opfer unſere Herzen zu gränzenloſer Liebe gegen unſern Erlöſer entflammen und mit aufrichtiger Reue erfüllen. Noch einmal, iſt dieſe Handlungsweiſe Gottes nicht nothwendig in dem Charakter begründet, welchen wir ihm in unſerem Gewiſſen und nach den Begriffen der natürlichen Religion beilegen? Gut! Wenn man uns nun aber dieſe Handlung, die wir von Gott erwarten müſſen, wenn wir nicht mit uns ſelbſt in Widerſpruch gerathen wollen, als wirkliche Thatſache gibt, werden wir ſie in Zweifel ziehen? O wenn man uns das Chriſtenthum als eine Offenbarung verkündigen würde, welche Bewohnern einer andern Erde geworden ſey, ſo würden wir ohne Mühe daran glauben; wir würden das zu unſerer Erlöſung dargebrachte Opfer höchſt erhaben finden. Aber wir wollen nicht daran glauben, (ob es gleich eine nothwendige Folge des Charakters iſt, welchen Gott als den ſeinigen in die Seele eines jeden Sterblichen geſchrieben hat), wir wollen nicht daran glauben, weil wir dadurch gezwungen würden, wofern wir uns nicht des ſchwärzeſten Undanks ſchuldig machen wollten, unſere Fehler zu bereuen und das höchſte Weſen über Alles zu lieben, da es uns ſo ſehr geliebt hat, daß es die menſchliche Geſtalt annahm und unter dem Namen ſeines Sohnes, ſeines Geſandten, mit einem Wort Chriſti ſein eigenes Haupt der Strafe darbot, die wir von ſeiner Gerechtigkeit verdient hatten! Welches religiöſe Dogma iſt mehr geeignet, das Herz der Menſchen zu rühren!... Gott kann nicht leiden, wird man vielleicht einwerfen; ſeine Aufopferung hat wenig Werth für uns... Aber der allmächtige Gott konnte Menſch werden, alle menſchlichen Leiden übernehmen und für die Befreiung aller Menſchen ſterben, wie jene Helden des Alterthums, die ſich dem Tode weihten, um ihre Mitbürger zu retten... Haben Sie jene Schriften geleſen, welche uns jenen rührenden Opfertod melden, jene Schriften, die wir Evangelien nennen, das heißt gute Botſchaften? Wenn Sie ſie geleſen haben, ſo haben Sie dieſelben vielleicht nicht in der Abſicht geleſen, ſich zu unterrichten; Sie ſuchten ſie vielleicht nicht ſowohl zu verſtehen, als vielmehr zu kritiſiren. O wenn Sie dieſes Teſtament oder Zeugniß, das ich Ihnen gegeben habe, mit ruhiger Seele, ohne Vorurtheil und Eigendünkel wieder leſen, ſo werden Sie auf jeder Seite eine Ungezwungenheit der Darſtellung, eine Reinheit der Moral, eine Strenge der Grundſätze, eine Würde, eine gränzenloſe Gnadenfülle finden, welche Sie hinlänglich überzeugen werden, daß es unter dem Einfluſſe des heiligen Geiſtes geſchrieben iſt."

„Jeſus hat der Welt ein Muſter der Vollkommenheit gegeben. Welcher Menſch könnte ſich ein ſolches Leben auferlegen? und wenn er es könnte, welchen Zweck würde er damit verbinden? Als Gott iſt Jeſus Chriſtus der Gipfel des Erhabenen, als bloßer Menſch ſtünde er auf der letzten Stufe des Lächerlichen... Nur Wahnſinn könnte einen Menſchen dahin bringen, daß er für die Behauptung, Gottes Sohn, Gott ſelbſt zu ſeyn, den Tod leiden würde... Aber im Falle des Wahnſinns würden die Worte und Handlungen dieſes Menſchen ſeine Geiſtesverwirrung beurkunden, während auch der größte Frevler nothgedrungen iſt, im Leben und in den Reden Chriſti die höchſte Weisheit zu bewundern. Aber wird man mir ſagen, er hoffte ſich eine Königskrone aufs Haupt zu ſetzen, an deren Erlangung ihn nur der Tod verhinderte... Sehen wir, ob dies wohl der Fall ſeyn kann: wer ſich der höchſten Gewalt bemächtigen will, ruft der nicht andere Leute zu ſeinem Beiſtand herbei als einige arme Fiſcher? Theilt der nicht Geld aus, um ſich Anhänger zu werben? Verachtet der den Reichthum? Gebietet der Jedem, der ihm folgen will, Alles zu verlaſſen? Schmeichelt nicht der Ehrgeizige der Menge und den Männern von Einfluß? Hält der Jedem, dem Armen wie dem Reichen, ſeine Schlechtigkeit und Heuchelei vor? Wird ſich einer, der nach dem Throne ſtrebt, wenn er weiß, daß man ihn ſucht, um ihn zum Könige auszurufen, ins Gebirge zurückziehen? Sagt einer, welcher König ſeyn will, ſein Reich ſey nicht von dieſer Welt, und befiehlt er, wenn man ihn gefangen nimmt, ſeinen Begleitern, das Schwert einzuſtecken, das ihn befreien kann? O wie ſüß iſt die Ueberzeugung, daß uns Gott von einer verdienten Strafe befreit hat, daß er ſelbſt die Leiden auf ſich genommen, welche wir verdient haben, und daß er für eine ſo außerordentliche Wohlthat nichts Weiteres von uns verlangt, als das, was wir ihm ſchuldig ſind, zu glauben, ihm dankbar zu ſeyn, ihn von ganzem Herzen zu lieben und zum Beweiſe unſerer Dankbarkeit und Liebe unſere Miſſethaten zu bereuen und uns zu beſtreben, in Zukunft ohne Straucheln auf dem Pfade der Pflicht zu wandeln! O, mein junger Freund, ſäumen Sie nicht, Ihre Augen dem Lichte zu öffnen: man iſt nicht ſtrafbar, wenn man nicht glauben kann, nachdem man reiflich und redlich geprüft hat; aber man macht ſich eines Verbrechens ſchuldig, wenn man ſich über einen Gegenſtand von ſolcher Wichtigkeit nicht zu belehren ſucht. Nein, mein lieber Herr von Harr, Sie wiſſen es nicht, wie viele moraliſche Beweiſe, wie viele innere Stimmen noch ihren Glauben befeſtigen werden, wenn Sie einmal angefangen haben, Jeſum

Chriſtum zu bekennen. Es iſt, als ob Ihnen der Herr, wenn Sie ſich ihm um einen Schritt nähern, um zehn Schritte entgegenkäme."

Der Ton der Ueberzeugung, mit welchem Oberlin dieſe Worte ausſprach, machte einen tiefen Eindruck auf Rudolf; er antwortete nichts, aber er dachte in ſeinem Herzen: Wenn Jeſus Chriſtus auch nur ein Menſch war, ſo war er wenigſtens der Reinſte, der Tugendhafteſte und der Größte von Allen. Wenn er nicht ſelbſt Gott war, ſo war er doch von Gott inſpirirt, und iſt das nicht ſoviel als: er war von Gott geſandt, gewiſſermaßen der Sohn Gottes, und irrt Oberlin, wenn er denjenigen anbetet, welchen er ſeinen lieben Heiland nennt? O, wenn er irrt, welche Wahrheit wiegt dieſen Irrthum auf, der ihn beinahe ſelbſt vergöttlicht! Wohl dem, welcher alſo irren kann, wie Oberlin!

Der Fremde war in eine Träumerei verſunken, welche ſein Wirth ehren zu müſſen glaubte, als ihn ein Freudengeſchrei daraus weckte. Er erhob ſeine Augen und ſah eine Schaar Kinder ihnen entgegeneilen. Sie umringten den Pfarrer, der mit freundlichen Worten mehrere illuminirte Kupfer unter ſie austheilte. Sophiens Haus lag nicht mehr ferne; die Wände waren hübſch verblendet, und die Fenſter mit Blumen geſchmückt. Sophie kam ihnen entgegen, und ſchon an den erſten Worten, die aus ihrem Munde kamen, bemerkte Herr von Harr, daß ſie die Lobſprüche verdiente, welche ihr der Pfarrer ertheilt hatte. Oberlin ſtellte mehrere Fragen über ihren Gatten und über ihre Pflegekinder an ſie. Ihre Antworten waren ungezwungen, aber ehrerbietig und in den gewählteſten Ausdrücken gegeben. Hierauf ſtellte ſie auf einen äußerſt reinlichen Tiſch Milch, friſche Butter und Honig auf. Während die beiden Gäſte, um ſie nicht zu betrüben, die Erfriſchungen koſteten, welche ſie ihnen angeboten hatte, blieb ſie vor dem guten Pfarrer ſtehen; er bat ſie, ſich zu ſetzen, nahm die Bibel, die er mit ſich gebracht hatte, aus ſeiner Taſche und reichte ſie ihr mit den Worten: „Meine liebe Tochter, ſeit ich Euch kenne, habe ich Euch mit Eifer und Beharrlichkeit im Reiche des Herrn arbeiten ſehen; ich weiß, daß Euch Euer Herz dafür lohnt, welches in der Gegenwart zufrieden iſt und der Zukunft mit Hoffnung entgegenſieht; auch gebe ich Euch dieſes göttliche Buch nicht des Lohnes wegen, ich biete es Euch als einen Beweis der Achtung und Liebe an, welche Euer alter Pfarrer gegen Euch hegt. Empfanget es denn, und öffnet auch ferner junge Herzen der Erkenntniß, die es enthält.“

Sophiens Augen füllten ſich mit Thränen; ſie nahm das Buch und preßte es an ihre Lippen, und die lebhafteſte Freude ſtrahlte auf ihrem Geſichte. Rudolf hätte gern ſeine reichen Erbgüter mit der Hütte der guten Sophie vertauſcht, hätte er zugleich auch ſein niedergeſchlagenes, leidendes Gemüth mit ihrem reinen, zufriedenen Herzen vertauſchen können.

Der Geiſtliche hatte noch einen andern Beſuch in demſelben Dorfe zu machen. Er bat ſeinen Gaſt, einige Augenblicke auf ihn zu warten. Rudolf erfuhr von Sophien neue wohlthätige Handlungen Oberlins, hörte neue intereſſante Einzelheiten, welche ihm der Greis von Waldbach nicht mitgetheilt hatte, weil ſie von jener zarten Natur waren, die beinahe nur ein weibliches Gemüth zu würdigen und wiederzugeben weiß. Er fand einen ſehr großen Gefallen an der Unterhaltung mit Sophien und ſah faſt mit Bedauern den Mann zurückkehren, von welchem ein Geſpräch handelte, das ſeine Verehrung gegen ihn erhöhte.

Oberlin forderte Rudolfen zur Rückkehr auf. Sie verließen Sophien, das Vorbild der ganzen Gegend, und ſchlugen den Weg wieder ein, welcher ſie zu ihr geführt hatte. Sie gingen ſchweigend neben einander, kein Wölkchen trübte den Himmel, und die Abendſonne verbreitete die lieblichſte Wärme. Der Fremde betrachtete Oberlin mit Hochachtung. Was ſage ich? nein, mit einer Art göttlicher Verehrung; ihm war, als athmete er an ſeiner Seite mit den Wohlgerüchen, welche die Blumen des Feldes aushauchten, den balſamiſchen Duft der Tugend ein. Der Pfarrer warf während des Gehens zufriedene Blicke um ſich. Ohne Zweifel rief er ſich die Zeit zurück, wo dieſe Gegend ſeinen Augen zum erſten Mal ihre traurige Armuth enthüllte, und ihr gegenwärtiger Anblick, der von dem damaligen ſo unendlich verſchieden war, erfüllte ſeine Seele mit einer ſüßen Freude. Endlich nahm er das Wort und ſagte: „So wie Sie Sophien ſo eben geſehen haben, ſo würden Sie ſie jeden Augenblick finden, der ſie Ihnen vor Augen ſtellen würde. Bei ihrem Anblick konnten Sie die Vorſtellung nicht mehr feſthalten, daß das Glück nirgends wohne.“

„Ich geſtehe,“ antwortete Rudolf, „daß man es im **Ban de la Roche** findet; aber ſonſt kennen es die Menſchen nirgends und ſind ſogar ſeiner unwürdig.“

„Nein, mein junger Freund,“ erwiederte der Pfarrer, „doch entſchuldigen Sie meine vertraulichen Ausdrücke,“ fügte er hinzu, „jeder Leidende iſt mein Freund, und Sie haben mir Gefühle eingeflößt, welche dieſes Recht, das alle Unglücklichen auf mein Herz haben, noch erweitern." — Der Fremde hörte dieſe Worte mit Rührung und dankte dem Greiſe, welcher alſo fortfuhr: „Nein, das Glück iſt nicht allein auf den **Ban de la Roche** beſchränkt; es wohnt in jedem demüthigen, mit ſich ſelbſt zufriedenen Herzen."

„Aber," fragte Rudolf, „was kann unſerem Herzen Zufriedenheit ſchenken?"

„Tugend und Frömmigkeit," ſagte der Pfarrer, „oder in Ermanglung der Tugend wahrhaftige Reue; das Herz iſt zufrieden, wenn es ſich in den aufrichtigen Thränen der letzteren ſattgetrunken, oder wenn es den Muth gehabt hat, der erſtern die ſchwerſten Opfer zu bringen. Das ruhige Gottvertrauen, die reine Freude, welche wir dann erfahren, können uns einen Begriff von jener ewigen Seligkeit geben, die unſerer wartet."

„Aber," unterbrach ihn der Fremde lebhaft, „iſt uns die Pflicht auch immer deutlich genug vorgezeichnet? Wiſſen wir auch immer beſtimmt, welche Opfer wir zu bringen haben? Befinden wir uns nicht bisweilen im Falle, wo wir zwiſchen zwei Fehlern wählen müſſen? Haben wir nicht die Gebräuche und Vorurtheile der Geſellſchaft, zu der wir einmal gehören, heilig zu achten, wenn uns eine Verletzung derſelben zum Geſpött machen und uns die Verachtung dieſer Geſellſchaft zuziehen kann?“

„Niemals,“ antwortete der Pfarrer, „wenn ſie mit den Forderungen der Tugend im Widerſpruch ſtehen, welche für denjenigen, der ſie mit redlichem Herzen fragt, immer eine beſtimmte Antwort hat.“

„Lieber Vater,“ ſagte der Fremde, „Ihr Wohlwollen ermuthigt mich zu dieſem Ausdruck, ich fühle ein gebieteriſches Bedürfniß, Ihnen mein Herz aufzuſchließen; welchen beſſern Führer könnte ich finden, um mich aus dem Labyrinthe zu leiten, in das mich meine Leidenſchaften geſtürzt haben?“

„Sie haben eine zu günſtige Meinung von dem armen kleinen Fritz,“ ſagte Oberlin, „aber wenn auch ſein Urtheil hinter der Idee zurückbleibt, welche Sie ſich davon machen, ſo können Sie doch die Theilnahme, die Sie ihm einflößen, und die Gewiſſenhaftigkeit, womit er Ihnen rathen wird, nicht für größer halten, als ſie wirklich iſt.“ Bei dieſen Worten hatten ſie Waldbach erreicht.

Als ſie am Pfarrhauſe anlangten, trafen ſie Louiſen, die ihnen entgegenkam. Mit trauriger Stimme meldete ſie ihrem Herrn, ſo eben ſey ein Jude, welcher ſchon ſeit langer Zeit als Hauſirer mit verſchiedenen Waaren den Ban de la Roche beſuchte, im Wirthshauſe zu Foudai plötzlich geſtorben, wo er gegen Mittag angekommen ſey, um von einigen Dorfbewohnern, welchen er gewöhnlich kreditirt habe, Ausſtände einzuziehen. Der Pfarrer ſchien über dieſe Nachricht ſehr betrübt. „Vielleicht,“ ſagte er, „iſt es nur eine Ohnmacht, aus der man ihn wieder ins Leben rufen kann; geh', liebe Louiſe,“ fügte er hinzu, „und hole mir meine chirurgiſchen Inſtrumente.“ Hierauf wandte er ſich an Rudolf mit den Worten: „Verzeihen Sie, daß ich Sie in dem Augenblicke verlaſſe, wo Sie mir Ihr Herz öffnen wollten; morgen früh werde ich in meinem Studirzimmer bereit ſeyn, Sie anzuhören und Ihnen meinen Rath zu ertheilen, wie einem lieben Sohn.“

Louiſe kam zurück und überreichte ihrem Herrn das Verlangte, und Oberlin entfernte ſich ſo ſchnell, als es ſein Alter geſtattete. Herr von Harr trat in das Zimmer, wo er die Nacht zugebracht hatte, und ſetzte ſich ans Fenſter, welches die untergehende Sonne mit ihren letzten Strahlen vergoldete. Er ging in die Vergangenheit zurück und ſammelte ſeine Erinnerungen, um ſie dem Geiſtlichen, welchen er als das vollkommene Abbild der Gottheit betrachtete, im Zuſammenhange vortragen zu können. Von Zeit zu Zeit wurde er durch den Gedanken an den ſterbenden Juden, von dem er ſo eben ſprechen gehört hatte, in den Betrachtungen geſtört, welche ſein Gemüth ſo vielfach bewegten.

Als die Nacht das Thal ganz in ihre Schatten gehüllt hatte, erhob er ſich und ging in den untern Saal, um zu fragen, ob ſein Wirth noch nicht zurückgekehrt ſey. Louiſe war mit der Beſorgung des Hausweſens beſchäftigt und unterhielt ſich dabei mit einem Dorfbewohner, welcher von Foudai zurückgekommen war. Er hatte der guten Haushälterin geſagt, der Pfarrer habe bei ſeiner Ankunft dem unglücklichen Juden ſelbſt zur Ader gelaſſen, aber ſeine Mühe ſey vergeblich geweſen; das Leben, von dem er geglaubt hätte, daß es nur in Stocken gerathen ſey, habe den Iſraeliten gänzlich verlaſſen gehabt. „Dieſes Land ſcheint den Juden gefährlich zu ſeyn,“ ſetzte der Erzähler hinzu. Rudolf ſchauderte bei dieſen Worten, doch allmälig erholte er ſich von ſeiner Gemüthsbewegung, indeſſen der Landmann alſo fortfuhr: „Erſt vor einigen Jahren wurde ein Jude auf den Höhen des Ban de la Roche ermordet.“

„Dieſes Verbrechen,“ unterbrach ihn Louiſe, „verſetzte Herrn Oberlin in die tiefſte Betrübniß.“

„Ja,“ antwortete der Bauer; „aber er ließ es nicht bei der Betrübniß bewenden; er reichte lange Zeit der Wittwe des armen Iſraeliten aus ſeinen eigenen Mitteln eine jährliche Unterſtützung, und als ihm die über ſeinen Edelmuth erſtaunte Frau fragen ließ, welchem Umſtand ſie ſo viele Beweiſe von Güte verdanke, antwortete ihr der Pfarrer, im alten Bunde habe man den Fluch von dem mit dem Blute eines Ermordeten befleckten Orte durch Gebet und Opfer wegzunehmen geſucht, und im neuen glaube er ſich der Pflicht nicht überhoben, für ſein Kirchſpiel, in deſſen Bezirk das Verbrechen begangen worden ſey, dadurch einzutreten, daß er der bedürftigen Wittwe dieſe Gaben gleichſam als Sühnopfer anbiete.“

Kaum waren einige Augenblicke ſeit dieſer Erzählung verfloſſen, als der gute Pfarrer zurückkehrte. Seine Stirne trof von Schweiß; und beinahe wäre er vor Mattigkeit in den Lehnſtuhl geſunken, den ihm Louiſe mit ſanften Vorwürfen und Aeußerungen ihrer Beſorgniß hinſtellte. Er beruhigte ſie mit gütigen Worten und bat ſie, den Nachtimbiß aufzutragen. Während der Mahlzeit ſprach der Pfarrer voll Theilnahme von dem Unglück, welches ihn nach Foudai gerufen hatte. Der Gegenſtand führte Rudolf auf einige Fragen an ſeinen Wirth, welche dieſer ungefähr mit folgenden Worten beantwortete: „Ich bin in Straßburg geboren, mein junger Freund, und zwar ungefähr zehn Jahre vor der Mitte des letzten Jahrhunderts. Meine Mutter und ihr Gatte waren die beſten Eltern... Beide waren ſehr kenntnißreich und unterrichtet. Mein Vater, der ein Profeſſorat am Straßburger Gymnaſium begleitete, war von Jedermann geehrt und geachtet: vor meiner Mutter zeichnete er ſich durch eine große Strenge in ſeinen Grundſätzen, durch eine bewunderungswürdige Reinheit in ſeinen Sitten und durch die lebendigſte, aufrichtigſte Frömmigkeit aus. Sie wußten durch ihre Lehre, beſonders aber durch ihr Beiſpiel ihren ſieben Kindern zu geben, was mehr werth iſt, denn Reichthum, das heißt, eine gute Erziehung und eine auf den Grundmauern feſten Glaubens ruhende Liebe zur Tugend. Noch in dem hohen Alter, in welchem ich ſtehe, gedenke ich nicht ohne Rührung jener ſüßen Jahre meiner Jugend, jener Familienabende, wo es für unſere Eltern das größte Vergnügen war, in unſerer Mitte zu weilen. Wir ſaßen um einen großen Tiſch herum, wo wir arbeiteten, zeichneten, während mein Vater oder meine Mutter uns irgend etwas Angenehmes und Nützliches vorlas. Als ich meine Studien vollendet hatte, trat ich bei einem geſchickten Wundarzt in Straßburg eine Hauslehrerſtelle an; ihm verdanke ich die wenigen Kenntniſſe, die ich mir in der Chirurgie und Medizin erworben habe: ich wußte damals noch nicht, wozu ſie mir einſt nützen würden;

aber ich dachte, man könne nie zu viele Mittel erwerben, ſeinem Nebenmenſchen zu dienen.

Nach Verfluß von einigen Jahren verließ ich das Haus des Herrn Zizenhaben, welcher bis an ſeinen Tod einer meiner beſten Freunde und der eifrigſten Wohlthäter des Ban de la Roche geblieben iſt. Da ich nun über meine Zeit verfügen konnte, widmete ich ſie faſt ausſchließlich den Wiſſenſchaften und der Beobachtung der Menſchen. Durchdrungen von meiner Beſtimmung, welche mich zum Dienſte des Herrn berief, war es mein eifrigſtes Beſtreben, mich eines Amtes, das in meinen Augen von ſo hoher Wichtigkeit war, ſo wenig unwürdig als möglich zu machen. Eines Abends überraſchte mich Herr Stüber in dem hochgelegenen Zimmer, das ich bewohnte. Er ſagte mir, daß er ſo eben eine Pfarre in Straßburg angenommen habe und nun einen Geiſtlichen ſuche, der ſeine Stelle in Waldbach erſetze und mit den Verbeſſerungen fortfahre, welche er in dieſer Wildniß eingeführt habe.... Während er ſo ſprach, bemerkte er, daß die Lampe, welche mir leuchtete, auf einem Pfännchen ſtund, das etwas enthielt, was eben zu ſieden anfing. Er unterbrach ſich und fragte mich, ob ich einen chemiſchen Verſuch mache. Ich antwortete ihm, es wäre mein Abendeſſen, das ich eben zubereite. Er wollte wiſſen, worin es beſtände, und da er hörte, es ſey aus Waſſer, Brot und Salz zuſammengeſetzt, ergriff er meine Hand mit Feuer und rief: „Sie ſind der Mann, den ich ſuche! Sie müſſen Pfarrer in Waldbach werden!“... Ich war erſt vor Kurzem zum Feldprediger bei einem Regimente ernannt worden. Dennoch ſtellte ich viele Fragen über die arme Pfarrei an ihn, welche er verließ, und als er vor meinen Augen ein Gemälde von all dem Elend abgerollt hatte, dem dieſe Gegend zur Beute war, ergriff ich meinerſeits ſeine Hand und rief: „Ich werde Pfarrer in Waldbach.“

„Von welchen Gefühlen, mein junger Freund, war mein Herz bewegt, da ich meinen Fuß zum erſtenmal auf dieſe verödete Gegend ſetzte! Auf einmal fühlte ich die ganze Verantwortlichkeit, die ich auf mich lud. Ich warf mich vor Gott nieder und bat ihn um Muth und Ausdauer und flehte ihn an, meine Bemühungen zu ſegnen. Mehr denn fünfzig Jahre ſind verfloſſen, ſeitdem ich Straßburg, meine Eltern, meine Freunde verlaſſen habe, um mich dem Dienſte dieſer armen Gegend zu weihen; und in dieſem langen Zeitraume habe ich nicht Einen Augenblick erlebt, wo ich meinen Schritt bereut hätte. Hier war ich nützlich; hier hatte ich weniger Verſuchungen, als anderswo; hier ſah ich die zahlreichen Revolutionen Frankreichs nicht in der Nähe, und meine Augen blieben mit dem Anblicke der Ausſchweifungen und Verbrechen verſchont, welche oft in ihrem Gefolge waren. Der Name des Herrn ſey geſegnet!“

„Wie,“ rief Rudolf, „hat die Hyder des Schreckens nie eines ihrer ſcheußlichen Häupter zu Waldbach gezeigt?“

„Wir hatten faſt gar keinen Verkehr mit der Außenwelt,“ antwortete der Diener der Kirche, „und weil meine arme Pfarrei dem Plünderer keine Erndte verſprach, ſo drangen die Prokonſuln und ihre Agenten, welche noch ſchlimmer und habgieriger waren, als ſie ſelbſt, niemals hier ein. Indeſſen gelangten die Befehle einer Blutregierung auch nach Waldbach; aber da ihre Vollſtreckung den Ortsbehörden anvertraut war, ſo verloren ſie viel von ihrer Härte und Lächerlichkeit. Oft wurde mein Kirchſpiel ſogar die Zufluchtsſtätte von Geächteten, und mein Pfarrhaus hat deren mehrere gerettet. Eines Tags, ich erinnere mich deſſen noch wohl, hatte ich kaum Zeit gehabt, einen Unglücklichen, der zum Tode verurtheilt war, in meinem Alkoven zu verbergen, als die Gensdarmen in mein Haus traten, die ihn verfolgten. Ich ging ihnen entgegen und führte ſie überall herum. Als ich auch die Thüre meines Zimmers öffnete, ſagte ich zu ihnen: „Hier iſt mein Zimmer, und ich bin der einzige Verbrecher, der es bewohnt.“ Gott ließ ſie nicht über die Schwelle treten; ſie errötheten und zogen ſich entſchuldigend zurück; ſobald ſie ſich entfernt hatten, eilte ich, meinen Gefangenen zu befreien, der noch vor Furcht zitterte.

„Ein Jahr lang war der öffentliche Gottesdienſt in unſern Gebirgen verboten. Aber der Ort, wo ich mit meinen Pfarrkindern, welche mir weder ihre Achtung, noch ihr Vertrauen entzogen hatten, zu politiſchen Berathungen zuſammenkommen mußte, wurde der Schauplatz meiner religiöſen Ermahnungen und war ohne Zweifel der einzige Klubb in Frankreich, wo der Name Jeſu Chriſti erſcholl.... Endlich gingen dieſe Tage des blutdürſtigen Wahnſinns für immer vorüber; mein beſcheidener Tempel wurde wieder geöffnet, und ſeit dieſer Zeit hat mich nichts mehr meinen Pflichten entzogen oder die Fortſchritte der Civiliſation meiner neuen Heimath gehemmt.“

In dieſem Augenblicke trat Louiſe herein. Oberlin entfernte ſich, indem er ſeinen Gaſt noch daran erinnerte, daß er ihn morgen früh auf ſeinem Studirzimmer erwarte. Rudolf ging auf ſein Zimmer, aber mit Gefühlen, die ganz anderer Natur waren, als diejenigen, die ihn am vorhergehenden Abend bewegt hatten. Statt der düſtern, ſchwermüthigen Blicke, welche er geſtern um ſich geworfen hatte, verweilten jetzt ſeine Augen mit Vergnügen auf den Mauern dieſes friedlichen und heiligen Aſyls. Er glaubte noch die beſeelten, ehrwürdigen Züge Oberlins zu ſehen; er glaubte noch ſeine Worte zu vernehmen, unter denen neben einer ſo großen Einfalt Funken einer glühenden und überzeugenden geiſtlichen Beredtſamkeit ſprühten. Er dachte eine Zeitlang über die große Frage nach, welche ihn während des Spaziergangs mit dem Pfarrer beſchäftigt hatte, und wiederholte ſich jeden Beweis, den er ihm von der Göttlichkeit Chriſti gegeben. Noch konnte er ſich keine deutliche Vorſtellung von dem Glauben machen, welchen er ſich aneignen ſollte; bald trieb ihn die Begeiſterung, die ſein Herz durchwärmte, Alles anzunehmen, was Oberlin annahm, bald verwiſchte die Vernunft mit ihrer eiſigen Hand die Beweiſe wieder, die ihn ſo eben erſt überzeugt hatten. Endlich legten ſich allmälig die Wellen ſeines aufgeregten Geiſtes, und er ſank in die Arme des Schlafes, nachdem er zuvor noch folgendes kurze Gebet geſprochen hatte: „Du, mein Gott, deſſen Verehrung die Bruſt Oberlins mit tauſend ſüßen Empfindungen erfüllt, enthülle mir von Dir und Deinen Abſichten, was mir zu Deiner Ehre und zu meinem Heile zu wiſſen noth thut, nehme den Schleyer vollends von meinen Augen, den der Heiligſte Deiner Diener bereits gelüftet hat.“

Der Tag war diesmal früher, als Rudolph. Blendend ſtrahlte ſchon das Morgenlicht in ſein Zimmer, und munter ſangen die Vögel auf den Bäumen, welche der Pfarrer gepflanzt hatte, als er erwachte. Seit langer Zeit war ſein Blut nicht mehr durch einen ſo langen und ſo ruhigen Schlaf erfriſcht worden. Er erhob ſich ſchnell aus dem Bette, und bald ſtand er vor dem Geiſtlichen, der ſeiner wartete. Nach dem Austauſch einiger gewöhnlichen Begrüßungsformeln, die jedoch von beiden in ihrer vollen Wahrheit gebraucht wurden, begann Rudolph ſeine Mittheilung mit folgenden Worten:

„Der berühmte Name, den mein Vater von ſeinen Ahnen geerbt hatte, und die Talente, welche er mit dieſem Vorzuge der Geburt verband, erwarben ihm bald das Vertrauen ſeines Fürſten. Schon vorher in einer ehrenvollen Stellung brachte ihn die Vermählung mit meiner Mutter in die Sonnennähe des Glücks, welches ihm beſtimmt war. Kaum hatte er es einige Jahre genoſſen, ſo ſtarb meine Mutter im Wochenbette, das meiner Schweſter das Leben gab. Noch konnten die beiden Kinder, die ſie hinterließ, den Verluſt nicht fühlen, welchen ſie erlitten, aber bald ſollte die Zeit kommen, da ihnen die Größe deſſelben klar wurde. Meine Schweſter zählte drei, ich acht Jahre, als mein Vater eine neue Gattin heimführte; die Tugenden meiner Mutter ſtrahlten nicht alle beim Scheine ſeiner zweiten Hochzeitfackel. Bald nach ſeiner neuen Vermählung vertraute ihm der König ein ſchwieriges Geſchäft im Auslande an. Seine Abweſenheit ſollte von kurzer Dauer ſeyn, aber die Umſtände verlängerten ſie. Die Art und Weiſe, auf welche ſich Herr von Harr ſeines Auftrags entledigte, verſchaffte ihm noch wichtigere Sendungen, und mehrere Jahre lang konnte er immer nur kurze Zeit in Stockholm verweilen. Während ſeiner Abweſenheit waren meine Schweſter und ich der Gegenſtand des Haſſes unſerer Stiefmutter. Die ſanfte, unterwürfige Moina weinte im Stillen, während ich, ein vorlauter, kühner Knabe, der Frau meines Vaters den Abſcheu, welchen ſie mir einflößte, nicht im Mindeſten verhehlte. Auch blieben die Strafen von Seiten eines Hofmeiſters nicht aus, der ihr völlig ergeben war und ihren ganzen Einfluß auf ihren Gemahl kannte. Wenn ſich Herr von Harr bei uns ſehen ließ, ſo hatte ich mehrere Male den Muth, mich zu beklagen; aber von einer Frau hintergangen, gegen deren Fehler ihn ſeine Zärtlichkeit blind machte, wies er meine Klagen ab und ſtrafte mich ſtreng dafür. Ich hatte ſo eben mein dreizehntes Jahr erreicht und ſtund auf dem Punkt, aus dem väterlichen Hauſe, worin ich das unglücklichſte Kind war, zu entfliehen, als Frau von Harr bei der Zurückkunft von einer Feierlichkeit krank wurde. Mein Vater, welcher im Begriff war, nach Frankreich abzureiſen, erhielt die Erlaubniß, bis zu ihrer Wiederherſtellung in Stockholm zu bleiben; aber ihre Geneſung ſollte nicht erfolgen; wenige Tage reichten hin, ſie in das Grab zu ſtürzen, welches ſich ihre Unvorſichtigkeit gegraben hatte. Von der Schwere ſeines Verluſtes gebeugt, kam das Leben unſeres Vaters ſelbſt in Gefahr; doch endlich erholte er ſich aus der Betäubung, in die ihn der fürchterliche Schlag verſetzt hatte; und er ſuchte nun Troſt in der Beſchäftigung mit uns. Alle Stimmen, welche die Furcht ſo lange unterdrückt hatte, ſprachen jetzt auf einmal. Mein Vater ſah, wie unglücklich wir bisher geweſen waren. Er übergab meine Schweſter der Aufſicht einer achtungswerthen Dame, welche die Strenge des Schickſals erfahren hatte; er entließ meinen Lehrer und wollte ſich ſelbſt mit dem Sohne abgeben, den er ſo lange vernachläßigt hatte. Nun war ich gleichſam zur Entſchädigung mit einer gränzenloſen Nachſicht behandelt, die mir wenigſtens eben ſo ſchädlich wurde, als die Härte, welche ich ſo lange Zeit erduldet hatte. Die Zeit rückte herbei, wo ich die Univerſität beziehen ſollte; mein Vater ſchickte mich dahin und gab mir zehnmal mehr Geld mit, als meine Bedürfniſſe erforderten. Das Gold, mit dem er mich ſo verſchwenderiſch ausgeſtattet hatte, verſchaffte mir alle Genüſſe, welche man kaufen kann, und mit ihnen auch die Schmerzen und Qualen der Reue, die unzertrennlich damit verbunden ſind. So lange meine Stiefmutter lebte, hatte ich manchen Kummer kennen gelernt, aber noch hatte ich nicht erfahren, wie weit die Niederträchtigkeit der Männer, wie weit die Verſtellungskunſt der Weiber gehen kann. In den zwei Jahren, welche ich auf der Univerſität zubrachte, fiel die Binde von meinen Augen. Ich lernte die Nichtigkeit alles deſſen kennen, was man hienieden ſo hoch ſchätzt, und ich verließ die Hochſchule voll Verachtung gegen meinen Nebenmenſchen und voll Scham über mich ſelbſt. Zu der Zeit, wo ich zu meinem Vater zurückkehrte, brach die Revolution aus, welche den letzten Nachkommen Guſtav's vom Throne ausſchließt. Herr von Harr wäre beinahe das Opfer ſeiner Treue geworden. Er war ſeinem Fürſten ergeben; man ſtempelte ihn zum Meuterer. Ich hatte wieder Gelegenheit genug, die Feigheit und Schlechtigkeit der Menſchen kennen zu lernen. So lange mein Vater noch in Gunſt ſtand, war er oft um ſeine Fürſprache angegangen worden; und er hatte alle billigen Geſuche angenommen. Als er geſtürzt war, ſah er alle diejenigen gegen ihn wüthen, welche er ſich nicht verpflichtet hatte, und alle diejenigen, denen er Dienſte geleiſtet hatte, zogen ſich von ihm zurück, um ſich nicht bloszuſtellen.

„Seit einigen Monaten hielt ſich mein Vater mit uns in Kopenhagen auf, als ihn eines Abends ein Jude, den ich einige Male bei ihm geſehen hatte, um eine geheime Unterredung bat. Nachdem ſich der Iſraelite entfernt hatte, trat mein Vater in den Saal, in welchem ich mich mit meiner Schweſter befand. Freude ſtrahlte auf ſeinem Geſichte; er ſagte uns, daß durch die Vermittlung Samuel's (dies war der Name des Juden, dem er früher nützlich zu ſeyn Gelegenheit gehabt hatte) die Wahrheit an's Licht gekommen ſey und wir wieder nach Stockholm zurückkehren können. Er habe dem Juden, fuhr er fort, zum Beweiſe ſeiner Dankbarkeit eine beträchtliche Summe Geld angeboten, aber Samuel habe, ſo arm er auch ſey, das Geſchenk ausgeſchlagen und ſtatt aller Belohnung nur die Bitte an ihn geſtellt, er möchte ſeine einzige Tochter, welche ihn auf einer langen Reiſe, die er vorhabe, nicht begleiten könne, für einige Zeit in ſein Haus aufnehmen. Voll Vergnügen, eine Gelegenheit gefunden zu haben, ſeine Dankbarkeit zu bezeugen, nahm mein Vater die junge Eliſe, welche eben ihr ſechszehntes Jahr erreicht hatte, mit Freuden auf und übergab ſie der Sorge der ehrwürdigen Gouvernante, unter deren Aufſicht meine Schweſter ſtand. Herr von Harr kehrte nach Stockholm zurück, und da Samuel den Beweis geliefert hatte, daß ein Anderer ſich des Verbrechens ſchuldig gemacht habe, deſſen man meinen Vater angeklagt, ſo wurde er bald, nachdem ſeine Unſchuld anerkannt worden war, wieder in ſeine früheren Würden eingeſetzt. Nun drängte ſich wieder der Schwarm der Elenden herbei, die ihn verlaſſen oder verfolgt hatten; er empfing ſie mit Nachſicht, aber ich, der ich weniger gutherzig war, als er, ließ ſie bei jeder Gelegenheit die tiefe Verachtung fühlen, welche mir ihre Niederträchtigkeit einflößte.

„Den Tag zuvor, ehe die Tochter Samuel's in das Haus des Herrn von Harr treten ſollte, ging ich zu dem Regimente ab, bei welchem ich vor Kurzem eine Offizierſtelle erhalten hatte. Ich will Ihnen nicht ſagen, wie ich dieſe zwei Jahre, da ich von Stockholm fern war, zubrachte; ſie verfloſſen, faſt wie meine Univerſitätszeit, mit Sammlung von neuen Erfahrungen, die mich in meiner üblen Meinung vom menſchlichen Geſchlechte nur beſtärkten. Meine Schweſter, welche ſich erſt ſeit kurzer Zeit verheirathet hatte, zog in die gleiche Stadt, in der ich in Garniſon lag. Schon das erſte Mal, da ich ſie wieder ſah, bemerkte ich Spuren von Gram auf ihrer Stirne; ſie wollte mir den Grund deſſelben verbergen; aber bald gab ſie meinen dringenden Bitten nach und ſagte mir, ſie habe an der Seite des Gemahls, den man ihr gegeben, das Glück der Ehe bei weitem nicht gefunden. Ihr Gatte war hart und befehlshaberiſch und behandelte ſie lange nicht mit der Achtung, die ſie verdiente. Dieſe Mittheilung betrübte mich, und das Benehmen meines Schwagers reizte meinen Zorn. Ich wollte ihn mit Vorwürfen überhäufen; aber Moïna nahm mir das Verſprechen ab, meine Leidenſchaft zu bezähmen und ihrem Gemahl, der einen ſehr heftigen Charakter hatte, nichts von Allem zu ſagen. Ungeachtet ihrer Bitten fühlte ich mich täglich weniger Herr meines Grimms, und wenn mein Regiment nicht nach Stockholm verſetzt worden wäre, ſo wäre es ohne Zweifel ſchon damals zum Ausbruch gekommen.

„Im Hauſe des Herrn von Harr wieder angelangt, fand ich die Tochter Samuel's, die junge Eliſe, unter der Aufſicht der Gouvernante, welche nach der Verheirathung meiner Schweſter das Hausweſen meines Vaters übernommen hatte. Ich war von Jugend auf von Vorurtheilen gegen die Juden eingenommen; ihr Name, ihr Anblick flößte mir Abſcheu ein; ohne mir von dieſen Gefühlen Rechenſchaft zu geben, ſah ich in einem Juden einen Menſchen, welcher mit der übrigen Menſchheit nichts gemein habe, und mit der Art von Schauer, den ſie mir einflößten, vermiſchten ſich wirre Ideen, welche mich bisweilen mit einer gewiſſen phantaſtiſchen Furcht erfüllten. Ohne Zweifel war dies eine Folge des eigenthümlichen ſcharfen Gepräges ihrer Geſichtszüge, des Ausdrucks ihres Mundes, aus dem jeden Augenblick die Rache Shylock's hervorbrechen zu wollen ſcheint, des Blicks ihrer ſchwarzen durchbohrenden Augen, aus denen mitten durch den Nebelflor einer verſtellten Demuth der unverſöhnliche Haß gegen Alles, was nicht zu ihrem Volke gehört, hervorblitzt. Nicht ohne inneres Widerſtreben warf ich meine Blicke auf Eliſen, als ſie mir mein Vater vorſtellte. Aber wie ſchnell ſchwand dieſes Gefühl dahin! In dem zerſtreuten Leben, das ich bisher geführt, hatte ich Frauen geſehen, welche die allgemeine Bewunderung auf ſich zogen; aber noch nie waren ſolche Reize meinen Augen vorgekommen, wie ich ſie bei Eliſen fand. Dieſen hohen, vollendet ſchönen Wuchs, dieſe zarte Haut, welche neben der Weiße der Schwedinnen einen Anflug von der Farbe ihrer idumäiſchen Vorfahren hatte, dieſe edlen Züge, dieſe ſchwarzen, feurigen Augen, in denen die Hoheit ſtrahlte, dieſe leicht gebogene Naſe, die das ſchönſte Verhältniß zeigte, dieſen reizenden Mund, auf welchem ſich bisweilen eine leiſe Spur von Stolz zeigte, der einer Frau, welche ihr ganzes Geſchlecht hinter ſich zurückließ, ſehr wohl anſtand — nein, dies hatte ich noch nirgends geſehen. Doch verzeihen Sie, daß ich in dieſe Einzelnheiten eingehe, ich muß Ihnen nur noch ſo viel ſagen, daß mein Herz von dieſem Augenblicke an von der Liebe durchdrungen wurde, die es bisher noch nie gekannt hatte. Bald wurde dieſe Liebe zur heftigen Leidenſchaft, deren Wallungen mich in eine ganz neue Welt verſetzten. Ich vergaß ihre Religion, ihre Geburt, ihre Armuth, ich ſah nichts, als ihre wunderbare Schönheit und ihre ausgezeichneten Eigenſchaften, welche durch die vortreffliche Erziehung, die ihr mein Vater hatte angedeihen laſſen, die vollkommenſte Ausbildung erhalten hatten. Eliſe erkannte ganz ihre Stellung zu mir; auch vereitelte ſie alle meine Bemühungen, irgend ein vertrauliches Verhältniß mit ihr anzuknüpfen... Schon war ein Jahr verfloſſen, und noch waren mir die Gefühle Eliſens unbekannt, die ſie gegen mich hegte; da wurde unſer Regiment in Folge eines Kriegslärms beordert, Stockholm zu verlaſſen. Ich war eben bei Eliſen, als man mir die Nachricht überbrachte: ich ſah ſie erbleichen, und ſo ſchnell ſie auch ihre Gemüthsbewegung niederkämpfte, ſo ließ ich mich doch nicht mehr durch ihre Zurückhaltung täuſchen; ich war überzeugt, daß ich geliebt wurde, und ob ich gleich nicht wußte, was ich mit dieſer Gewißheit anfangen ſollte, ſo war ich doch überglücklich, ſie erlangt zu haben.

„Der Befehl, welchen mein Regiment erhalten hatte, führte es wieder in die Stadt, wo meine Schweſter wohnte. Jeder Tag, der ſeit unſerer Trennung verfloſſen war, hatte ihre unglückliche Lage verſchlimmert. Sie ſchüttete ihren Kummer in meinen Buſen und weckte dadurch den tiefſten Groll gegen den Mann, welcher ihn verurſachte. Bis jetzt hatte ſie den Mißhandlungen ihres Gatten die Sanftmuth eines Engels entgegengeſetzt, ich gab ihr den Rath, es einmal mit kräftigem Willen, ja mit Zorn zu verſuchen. Meine Aufmunterungen liehen ihr den Muth, an dem es ihr gebrach, meinen Rath zu befolgen.

Mein Schwager erſtaunte über dieſe Veränderung, und der Haß, welchen er mir ſchon vorher in ſo reichlichem Maße zurückgab, kannte keine Gränzen mehr. Eines Abends trat er auf mich zu, da ich eben aus dem Schauſpielhauſe kam, und fügte mir vor mehreren meiner Kameraden eine von jenen Beleidigungen zu, welche ſich nur mit Blut abwaſchen laſſen. Meine und ſeine Freunde begleiteten uns auf die Wälle, und bald fand mein Degen den Weg zum Herzen des Gemahls meiner Schweſter, der leblos zu meinen Füßen niederſank. Er hatte ſein Schickſal ſelbſt aufgeſucht; dennoch rief in meinem Innern eine geheime Stimme, er hätte von einer andern Hand fallen ſollen. Moïna war anfangs untröſtlich über dieſen Schlag; aber die Ruhe, welche ſie nach ſo häufigen und ſo fürchterlichen Stürmen genoß, verſöhnte ſie endlich mit ihrem Schickſal."

„Sie waren ſehr ſtrafbar," ſagte Oberlin.

„Aber," erwiederte Herr von Harr, „was ſollte ich thun? Konnte ich mich vor Aller Augen meiner Ehre begeben, indem ich eine ſo öffentliche Beleidigung ungeſtraft hinnahm?"

„Vor den Augen der Thoren und Böſewichte, welche ebenfalls Thoren ſind," verſetzte der Pfarrer. „Sie haben das Urtheil der Welt gefürchtet und das Urtheil Gottes verachtet. Doch fahren Sie fort. Sie fühlen die Gerechtigkeit meiner Worte, und ich hoffe, die Reue hat nicht bis auf dieſen Tag gewartet, um von Ihrem Herzen Beſitz zu nehmen. Fahren Sie fort.“ Rudolf nahm ſeine Erzählung wieder auf: „Der Krieg, welcher gedroht hatte, fand nicht ſtatt, und kaum waren einige Monate ſeit meiner Abreiſe von Stockholm verfloſſen, ſo kehrte ich wieder dahin zurück. Ich ſah Eliſen wieder, und die Freude, welche ihr meine Rückkehr verurſachte, entging mir eben ſo wenig, als mir der Kummer entgangen war, welcher ihr meine Abreiſe neulich gemacht hatte. Von dieſem Tage an ſuchte ich alle Gelegenheiten auf, diejenige, die ich liebte, zu ſehen und zu ſprechen... Sie werden daher nicht erſtaunen, wenn Sie vernehmen, daß ich endlich den Sieg über ihre Zurückhaltung davon trug und das ſüßeſte Bekenntniß vernahm.

„Die Zeit verging, und jeder Tag verſchaffte uns eine geheime Zuſammenkunft. Einſt warf ich mich im Wahnſinn der Liebe Eliſen zu Füßen, und bat ſie flehentlich, mein zu werden. Ich beſchwor ſie mit jener Heftigkeit, jener Willenskraft, welche ich noch nie zu bändigen gelernt hatte; aber ſie ſtieß mich zurück und ſagte: „„Nur die Ehe kann uns vereinigen, und Herr von Harr wird unſere Vermählung nie zugeben.“ “

„„So feiern wir ſie ohne ihn!““ rief ich, „„wir fliehen!““... Hier unterbrach ſie mich und rief mit einem Tone, der eine Würde ausdrückte, wie ich ſie noch bei keiner Frau angetroffen hatte, meine Pflichten und die Liebe meines Vaters vor die Seele, führte Alles an, was ſie ihm ſelbſt verdankte, und ließ den Gefühlen ihrer Dankbarkeit und Verehrung gegen ihn freien Lauf. Plötzlich wiederhallte der Palaſt von einem ungewöhnlichen Lärm; Eliſe fuhr zuſammen; ich ſtürzte aus dem Zimmer, um nach der Urſache zu fragen... Gott! wie wurde mir, da ich erfuhr, daß mir der Himmel plötzlich durch einen tödtlichen Schlagfluß den zärtlichſten Vater entriſſen hatte, ohne Zweifel, um mich für den Mangel an Achtung zu ſtrafen, den ich mir hatte zu Schulden kommen laſſen! Ich ſchweige von meinem Schmerz, er war tief und aufrichtig. Einige Zeit lang konnte ich an nichts mehr denken, als an dieſen fürchterlichen Verluſt; aber die Liebe duldet keine allzulange Vergeſſenheit; ſie führte mich wieder zu Eliſen, und wenn ich mit ihr weinte, ſo glaubte ich mich an ihrer Seite nur mit meinem Unglücke zu beſchäftigen.

„Ich war unumſchränkter Herr meiner Handlungen geworden; die Titel und das Vermögen des Herrn von Harr waren mein. Ich bot Alles Eliſen an und bat ſie flehentlich, meine Gattin zu werden, ſobald der Anſtand unſere Vermählung geſtatten würde. Sie ſchwankte einige Augenblicke, aber endlich nahm ſie mein Wort an und gab mir das ihrige. Ich liebte Eliſen von ganzer Seele, und doch — ich darf Ihnen nichts verhehlen, — kaum hatten wir unſer Verſprechen gewechſelt, ſtieg ein Gedanke in mir auf, welcher mir noch gar nicht in den Sinn gekommen war: ich dachte mit innerer Unruhe an das Gerede der Welt und des Hofes über die Vermählung des Erben eines großen Hauſes mit einer Jüdin... Aber der Anblick derjenigen, welche ich liebte, verſcheuchte dieſe qualvollen Vorſtellungen, wenn ſie ſich meiner bemächtigen wollten, und ihre ſchöne Stirne ſchien mir eines Diadems würdig. Schon kannte die alte, ehrwürdige Erzieherin meiner Schweſter, welche Eliſen eine zweite Mutter geworden war, unſere Liebe und unſere Entwürfe; ſchon hatte ich mehreremal in ihrer Gegenwart den Schwur wiederholt, Louiſen zu ehelichen (und hätte ich es auch nicht gethan, ſo hätte ſie ſich dennoch meiner Redlichkeit verſichert geglaubt); ſchon war der Tag unſerer Hochzeit feſtgeſetzt; tadeln Sie ſie nicht zu ſtrenge, mein Vater, wenn Sie ſehen, daß ſie meinem Verlangen und ihrer eigenen Zärtlichkeit nachgab und mich an Vertrauen auf meine

Redlichkeit noch vor dem zu unſerer Vermählung beſtimmten Tage glücklich machte... Glücklich!... ſeltſamer Mißbrauch der Worte! kann ich einen wilden, flüchtigen Genuß ein Glück nennen, dem ſo viele Qualen und Thränen folgen ſollten?...

„Den andern Tag entfaltete ich eine Zeitung, welche man mir ſo eben gebracht hatte. Wie ich ſo mit meinen Augen das Blatt überlaufe, ſehe ich plötzlich den Namen Samuel... Ich werde aufmerkſam und leſe Folgendes: „„Der Jude Samuel von Stockholm, welcher ſich ſeit einiger Zeit zu Paris aufhielt, iſt wegen Fälſchung zu zehn Jahren Kettenſtrafe, zur öffentlichen Ausſtellung und zur Brandmarkung verurtheilt worden. Dieſer Jude ſoll eine Tochter haben,““ hieß es weiter, „„welche, man weiß nicht recht warum, von einem ſchwediſchen Großen ſorgfältig erzogen worden ſey.““ Wie, rief ich aus, da ich mich von der Beſtürzung erholte, in welche mich dieſe Nachricht verſetzt hatte, wie, iſt es nicht genug, die Tochter eines Juden zu heirathen?... Muß ich auch noch in den Kerker gehen, um den Betrüger um die Ehre zu bitten, ſein Schwiegerſohn zu werden?... Wie vernichtet von dieſem fürchterlichen Schlage, bohrte ich meine Gedanken in die Tiefe des Abgrunds, der ſich vor mir öffnete, als Eliſe, welche mich allein wußte, in mein

Gemach eintrat. Sie ſchauderte vor dem Ausdruck meiner Geſichtszüge zuſammen. Noch hielt ich das verhängnißvolle Blatt in meiner Hand, ſie entriß es mir trotz meines Widerſtands und las die unglückliche Nachricht. Leblos fiel ſie gegen einen Granit, welcher die Büſte meines Vaters trug; und wenig fehlte, ſo hätte ſie ſich den Kopf zerſchmettert. Ich wagte nicht um Hülfe zu rufen; ich richtete ſie auf, hielt ihr Salze unter die Naſe, ſchloß ſie in meine Arme und badete ſie mit meinen Thränen; endlich kam ſie wieder zu ſich. Als ſie die Augen aufſchlug, fielen ihre Blicke wieder auf das traurige Blatt, und ſie drohte zum zweiten Male in Ohnmacht zu ſinken; mit Mühe hielt ſie ſich aufrecht. „„Theure Eliſe,““ ſagte ich, „„wiſſen Sie nicht, wie ſehr dieſe Blätter mit Lügen angefüllt ſind? Ueberlaſſen Sie ſich nicht der Heftigkeit eines Schmerzes, welcher vielleicht gar keinen wahren Grund hat.““

„„Mein Vater iſt unſchuldig,““ rief Eliſe heftig; „„dieſe Nachricht iſt nichts als eine ſchändliche Lüge.““

„„Ja,““ erwiederte ich, „„ich bin es überzeugt; wir werden bald die Gewißheit erlangen, daß dieſe hölliſchen Zeilen von irgend einem Feind Ihres Vaters herrühren.““ Nach und nach ſchien Eliſe wieder einige Ruhe zu gewinnen, und ich verließ ſie gefaßter, als ich gehofft hatte. Ich ging aus, um auch in andern

Zeitungen nachzuſehen, die man zu Stockholm las. Ach, überall fand ich dieſelbe Nachricht! Eine Beute des heftigſten Kummers kam ich nach Hauſe zurück, als mir einer meiner Leute einen Brief übergab; er war von Eliſen; ihre Thränen hatten ihn durchnäßt. Der Inhalt war folgender: „„Rudolf, Sie ſehen mich nicht wieder; die öffentliche Meinung, welche Sie ſchon von mir entfernen mußte, trennt uns heute gänzlich. Mein Vater iſt unſchuldig, ich wiederhole es; aber die Welt wird es nicht glauben, weil ihn die menſchliche Gerechtigkeit verdammt; unſer Bund iſt zerriſſen. Sie haben ſchon genug gethan, indem Sie dem allgemeinen Vorurtheile gegen mein unglückliches Volk trozten; Sie müßten mit mehr als menſchlicher Kraft ausgeſtattet ſeyn, um das neue Hinderniß zu überwinden, welches ſich zwiſchen uns aufthürmt. Wir ſind für immer geſchieden! Nicht wahr, Rudolf, wir ſind es? Ich verlaſſe ein Haus, worin meine Jugend Glück und Schutz gefunden hat; denn mein fernerer Aufenthalt würde ihm nur Schmach bringen; ich bin arm, aber ich bin jung; ich habe Muth und einige Kenntniſſe; ich werde mein Auskommen finden. Sie werden meine Zufluchtsſtätte nicht eher erfahren, als bis die Unſchuld meines armen Vaters anerkannt ſeyn wird;

dann werden Sie ohne Zweifel die unglückliche Eliſe vergeſſen haben.““

„Ich mache keinen Verſuch, Ihnen das Uebermaß meines Schmerzes zu ſchildern, nachdem diejenige verſchwunden war, welche ich liebte, und welche ich noch heute von ganzem Herzen liebe.... Ich hatte eben ſo wenig den Muth, ſie zu verlieren, als ſie zu beſitzen. Meine Tage verfloßen in einer Unruhe, die mir immer unerträglicher wurde. Wenn der Schlaf auf einige Augenblicke meine Augen ſchloß, peinigten mich ſchreckliche Träume. Ich ſah bald Eliſen mit allen ihren Reizen mir zum Altare folgen, bald ihren unglücklichen Vater auf dem Blutgerüſte mit dem Schandmale gebrandmarkt werden. Nur mit dem Grame beſchäftigt, welcher mich verzehrte, trat ich aus dem Kriegsdienſte und wollte eben Schweden verlaſſen, als ich einen Brief erhielt, der von Wien datirt war. Ich erkannte die Hand Eliſens und erbrach das Siegel mit einer Bewegung, welche Sie leicht begreifen. „„Rudolf,““ ſchrieb ſie, „„mein Fehler war groß, da ich mich Ihren Verſprechungen und Ihrer Liebe hingab. Der Himmel hat mich, um meine Strafe zu vollenden, ſo eben Mutter werden laſſen, ohne mir zu erlauben, Gattin zu ſeyn. Sie haben Rechte an Ihren Sohn, ich weiß es, und wenn er die mütterliche Pflege entbehren kann, ſo will ich ihn Ihnen anvertrauen, ſobald Sie es verlangen... Bis dahin werde ich mich an Aufopferungen gewöhnt haben. Wenn Sie Nachrichten von Ihrem Sohne wünſchen, ſo wenden Sie ſich an Mardochäus Levi, einen Freund meines Vaters und ſeiner unglücklichen Tochter; er wohnt in dieſer Stadt in der Nähe des Kärnther Thors und wird Ihnen auf alle Fragen antworten, welche nicht die Entdeckung des Aufenthalts derjenigen zum Zwecke haben, die Ihnen heute ſchreibt, die Sie ewig lieben, aber nie mehr ſehen wird.""

„Der Abend deſſelben Tages, der mir dieſen Brief gebracht hatte, ſah mich auf dem Wege nach Oeſtreich. In der Hauptſtadt angekommen, ſuchte ich den Mann auf, an welchen mich Eliſe gewieſen hatte. Es war ein armer Iſraelite, der, wie ſeine ganze Familie, mich nur zu lebhaft an diejenigen erinnerte, welche mir früher einen ſo großen Abſcheu eingeflößt hatten. Ich fragte nach der Wohnung Eliſens; aber ſie hatte verboten, ſie mir zu entdecken. Mardochäus weigerte ſich, meinen Wunſch zu erfüllen. Ich machte viele vergebliche Verſuche, ſeinen Entſchluß zu erſchüttern: ich bat, ich drohte, ich bot ihm Geld an... er ſchien zu wanken .... „„Kommen Sie in der feſten Abſicht, Eliſen zu heirathen?"" fragte er mich endlich. Ich war unſchlüſſig, und von nun an konnte nichts mehr ſeinen Sinn beugen. Da ich nichts von ihm erlangen konnte, ſo ſtellte ich ſelbſt Nachforſchungen an; aber ſo lange ich ſie auch fortſetzte, ſo konnte ich doch nicht das Geringſte von Eliſen entdecken. Während ich ihre Spur verfolgte, fragte ich mich oft: Was werde ich thun, wenn ich ſie finde?... Ich hatte keine beſtimmte Antwort auf dieſe Frage; aber ich fühlte das Bedürfniß, ſie wiederzuſehen. Bald dachte ich, Eliſen heirathen zu müſſen, bald glaubte ich, dem Namen meines Vaters und den Rechten meines Adels, welchem ich angehörte, durchaus nichts vergeben zu dürfen. Nach den qualvollſten Kämpfen mit mir ſelbſt konnte ich dennoch zu keinem Entſchluß gelangen; eben ſo wenig gelang es mir, die Tochter Samuels zu finden. Ich verließ Wien, nachdem ich dem Juden Mardochäus zuvor eine beträchtliche Summe für Eliſen übergeben und die Richtung meiner Reiſe angezeigt hatte. Verzweiflung im Herzen ſchied ich... In München erhielt ich einen zweiten Brief von derjenigen, welche ich ſo lange aufgeſucht hatte. Sie dankte mir für die neuen Beweiſe von Theilnahme, welche ich ihr gegeben, und fügte hinzu, ſie hätte die Summe, welche ich für ſie hinterlaſſen, in eine Bank gelegt und würde ſie nur im Falle der äußerſten Noth und einzig, um die Bedürfniſſe meines Sohnes zu befriedigen, angreifen. Weder Worte der Liebe noch des Vorwurfs waren dieſen wenigen Zeilen beigefügt. Unzufrieden mit der Welt und noch unzufriedener mit mir ſelbſt überließ ich mich ganz der Schwermuth, die mich zu Boden drückte. Um das Daſeyn ertragen zu können, welches mir zur Laſt war, floh ich die Menſchen, und indem ich die Länder aufſuchte, welche mir die wildeſten Schönheiten der Natur darboten, erſtieg ich ohne Zweck ihre einſamſten Höhen, kletterte in ihre tiefſten Schlünde. So kam ich ohne Zweifel unter der Leitung des Himmels auch in Ihre Gebirge.“

Die zitternde Stimme Rudolfs verſtummte. „Mein junger Freund,“ ſagte der Pfarrer, „Ihre Erzählung hat mich ſehr gerührt, was verlangen Sie von mir nach dieſer Mittheilung? Wünſchen Sie einen Rath?“

„Ja,“ ſagte der Fremde, „einen Rath ſuche ich, ein Mittel, das mich von dieſen Qualen befreie, welche mich peinigen; das Leben oder den Tod.“

„So hören Sie mir zu,“ erwiederte Oberlin, „und glauben Sie, indem Sie mir ein aufmerkſames Ohr leihen, daß es die Worte eines liebenden Vaters ſind, welche ich an Sie richte. In Ihrer Jugend haben Sie, wie Sie ſagen, nur Falſchheit, Niederträchtigkeit und Treuloſigkeit gefunden; aber haben Sie ſich auch die Mühe gegeben, redliche Herzen zu ſuchen? Nein, wenn ich Sie recht verſtanden habe. Sie haben ſich allen denjenigen überlaſſen, die Ihnen Ihr Reichthum zuführte, ohne zu bedenken, daß das Geld ein Magnet iſt, welcher nur die Schlacken an ſich zieht. Sie haben auch nur ſchlechte Ehen geſehen, welche Ihnen mit vollem Recht als ein Vorſchmack der Hölle erſchienen; es gibt dergleichen, ich geſtehe es, und ohne Zweifel nur zu viele; aber ſie bilden nicht die Regel, ſie ſind nur Ausnahmen, welche freilich allzuhäufig vorkommen. Glauben Sie mir, mein Freund, wer die Heirath nicht zu einem Geldgeſchäfte herunterwürdigt; wer von dem Gegenſtand ſeiner Wahl Beweiſe von Charakter und geſelligen Tugenden hat; wer bei ſeiner künftigen Gattin eine uneigennützige Liebe findet; wer ſich ſelbſt eines Schatzes von Nachſicht bewußt iſt, der kann ohne Beſorgniß heirathen. O, Jedermann in dieſem Bezirke wird Ihnen ſagen, daß man in der Ehe glücklich ſeyn kann; man wird Ihnen zahlreiche Beiſpiele anführen, und mit dem meinigen wird man beginnen. Ach, ſchon ſeit langen Jahren habe ich die Gefährtin verloren, die mir Gott gegeben. Mich von ihr getrennt zu ſehen, war das einzige Unglück, das ich wirklich fürchtete. Täglich betete ich: „„Mein Gott, nimm mir alle irdiſchen Güter, nähre mich mit wilden

Früchten; aber laß mir die angebetete Frau, die du mir zur Lebensgefährtin gegeben haſt.““ Ach, er hat mir zur Prüfung meines Glaubens das Gut entriſſen, welches mir das theuerſte war. Dieſe geliebte Gattin war die Stütze meines Muthes, meiner Beharrlichkeit; ihre klugen und einſichtsvollen Rathſchläge waren meine Führer... was ſage ich? ſie ſind es noch! Oft ſehe ich ſie, frage ſie, und meine Seele vernimmt ihre Antwort. Unſere Bande ſind nicht ganz zerriſſen... und bald werden ſie von Neuem angeknüpft werden und zwar für die Ewigkeit!“

Während der Pfarrer alſo ſprach, leuchtete eine himmliſche Hoffnung auf ſeinem Geſichte. Rudolf war tief gerührt. Er betrachtete dieſe Züge, welche von hohem Seelenadel und lebendiger Hoffnung wiederſtrahlten, und ſeine Seele entflammte ſich an der Glut deſſen, welcher ihm zur Seite ſaß. Oberlin fuhr fort: „Verzeihung wegen dieſer Abſchweifung auf meine eigenen Verhältniſſe, die mich vom Gegenſtand, welcher uns beſchäftigt, etwas entfernt hat. Ich hoffe, Sie überzeugt zu haben, daß es gute Ehen gibt. Glauben Sie nun, daß die Ehe für Einige ein glücklicher, für Viele ein erträglicher Stand iſt, ſo dürfen Sie nicht mehr davor zurückbeben, wenn es nothwendig wird, in denſelben zu treten. Dieſe Nothwendigkeit iſt es, welche wir zu prüfen haben. Erlauben Sie mir zu dieſem Behufe einige Fragen: War Eliſe vor der Schwachheit, welche Sie mit ihr getheilt haben, tugendhaft? Sind Sie davon überzeugt?“

„Aufs Vollkommenſte,“ antwortete Rudolf, „und trotz dieſer Schwachheit bin ich gewiß, daß ihr Herz immer noch rein iſt.“

„Lieben Sie ſie noch?“

„So ſehr als jemals.“

„Sind Sie verſichert, daß ſie durch die Verbindung mit Ihnen glücklich würde?“

„Ich bin deſſen gewiß, ſobald ich ſie überzeugen könnte, daß ich ihr kein Opfer brächte.“

„Wenn dem Allem ſo iſt, wie Sie ſagen, ſo gebietet Ihnen die Pflicht, ſie zu heirathen, wofern nicht irgend ein wirklich geſetzliches Hinderniß dieſer Verbindung im Wege ſteht. So laſſen Sie uns nun unterſuchen, ob diejenigen, welche ſich Ihnen entgegenſtellen, dieſer Art ſind. Vor Allem ſcheint Sie die Verſchiedenheit der Religion von einander zu entfernen: aber dürfen Sie ſich darum von Eliſen trennen? Die Juden, welche einſt das Volk Gottes bildeten, luden zwar die Schuld auf ſich, daß ſie Jeſum Chriſtum nicht erkannten und das Licht verleugneten, welches vor Ihren Augen leuchtete; aber diejenigen, welche ſpäter lebten, wurden von ihren Vätern in dem Glauben erzogen, der die Göttlichkeit des Erlöſers verwarf, und ſind daher keines Verbrechens ſchuldig, wenn Sie dieſelbe nicht anerkennen; und ich hege die Ueberzeugnng, daß ſich ihnen Gott vor dem verhängnißvollen Tage des Gerichts noch offenbaren wird, um ſie zu retten. Meines Erachtens wird Niemand, welcher von einer wahren, alſo auch duldſamen Frömmigkeit beſeelt iſt, in der Religion ein wirkliches Hinderniß Ihrer Verbindung mit Eliſen finden. Eben ſo wenig wird der verhaßte, aus Vorurtheil verachtete Name Jude einen Mann abſchrecken, welchen ſeine Einſichten und ſeine Erziehung auf einen höhern Standpunkt erheben. Was den unwillkürlichen Abſcheu betrifft, welchen Ihnen die Juden einflößen, ſo hat er ſich nicht auf Eliſen ausgedehnt, die der Güte Ihres Vaters chriſtliche Sitten verdankt; denn Liebe und Abſcheu ſchließen einander aus. Kommen wir endlich auf das Hinderniß zu ſprechen, welches unüberſteiglich ſcheint: eine gerichtliche Strafe hat den Vater derjenigen getroffen, welche Sie lieben, und Ihre Vermählung wird Sie zum Gegenſtande des Gelächters und Geſpötts machen. Ja, aber nur bei Leuten, welche die Erfüllung der Pflicht für gering achten, oder bei Perſonen, welche das Außerordentliche Ihrer Verhältniſſe nicht durchblicken. Iſt nun dieß ein ſo großes Unglück? Vergleichen Sie damit die Folgen Ihrer Untreue! Vielleicht ſchmachtet Eliſe in dieſem Augenblicke im Kummer und Mangel, nachdem ſie Ihre Geſchenke edelmüthiger Weiſe ausgeſchlagen hat. Sie ſchaudern! Sie hören die Stimme der Gerechtigkeit, welche in Ihrem Herzen ruft: Du haſt die Pflicht, Deinem unſchuldigen Kinde einen Namen zu geben; die Verſprechungen, welche Du Eliſen gethan haſt, waren an keine Bedingungen geknüpft; Du brichſt Deine Zuſage, Dein Ehrenwort, wenn Du ſie nicht erfüllſt. Nein, Sie ſchwanken nicht länger zwiſchen ſolchen Pflichten und der Furcht vor dem beißenden Spott einer gehaltloſen Menge! Dieſe leeren Bemerkungen werden bald ein Ende nehmen, indeſſen die Vorwürfe Ihres Gewiſſens nimmer verſtummen werden. Ja, ich weiß es, Sie ſchwanken nicht länger, Sie werden Eliſen, die Ihre Schwüre bereits zu Ihrer Gattin gemacht haben, Gerechtigkeit widerfahren laſſen, Sie werden Ihrem Sohne, der Vaterliebe von Ihnen verlangt, das Ohr nicht verſchließen. O, glauben Sie mir, der Friede, womit Sie die Erfüllung Ihrer Pflicht lohnen wird, wird Ihnen ein Glück bereiten, das die Tugenden Ihrer Gattin und die Reize Ihres Kindes täglich mehren werden, und Sie werden es bereuen, ſo viele Seligkeit nicht ſchon früher gekoſtet zu haben.“

Hingeriſſen von dieſen Worten, die mit ſolchem Feuer geſprochen wurden, überraſcht von manchen Betrachtungen, welche ihm noch nie ſo deutlich vor Augen geſtanden hatten, hauptſächlich aber überwältigt von dem gebieteriſchen Einfluß, den die Tugend des Pfarrers auf ihn ausübte, rief Rudolf: „Ich gehe, mein Vater, ich gehe, Eliſen zu ſuchen, ich gehe, das Unrecht wieder gut zu machen, das ſchon allzulange gedauert hat.“

„Ich muß Sie bitten,“ ſagte Oberlin, „mir noch einen Tag zu bewilligen.... In dieſem Augenblicke habe ich Sie überzeugt, daß Sie Eliſen heirathen müſſen; aber wer gibt Ihnen die Verſicherung, daß Sie bei längerer Ueberlegung nicht auf den Gedanken kommen werden, ich habe Ihnen mehr ſcheinbare, als haltbare Beweiſe gegeben? Darum bitte ich Sie um die Gunſt, bleiben Sie noch einen Tag im Pfarrhauſe, und wenn indeſſen nichts Ihren Entſchluß erſchüttern wird, ſo ſoll es Ihnen frei ſtehen, uns zu verlaſſen. In einer Stunde ruft mich der Gottesdienſt nach Foudai. Wollen Sie mich begleiten?“

Herr von Harr mußte den Vorſtellungen ſeines Wirths nachgeben; er verſprach ihm, den folgenden

Tag abzuwarten, und nahm die Einladung, ihn nach Foudai zu begleiten, mit Vergnügen an.

Alles, was ihm der ehrwürdige Pfarrer von ſeiner glücklichen, nur zu frühe getrennten Ehe geſagt hatte, erregte in Rudolfs Seele den lebhaften Wunſch, etwas Näheres darüber zu vernehmen. „Halten Sie mir es zu gut, mein Vater," ſagte er zu Oberlin, „wenn ich unbeſcheiden werde. In einem Leben, wie das Ihrige, iſt Alles von Bedeutung; darf ich Sie fragen, welche Umſtände Ihre Heirath herbeigeführt haben?"

„Gott ſelbſt, mein junger Freund, hat mir die Gattin bezeichnet, welche er mir beſtimmte. Hören Sie mich an, und ſie werden vielleicht dieſe Ueberzeugung mit mir theilen. Als ich mich an die Spitze der ſchwachen Heerde ſtellte, die mir anvertraut wurde, war eine meiner Schweſtern ſo gütig, mich hieher zu begleiten, um meine kleine Haushaltung einzurichten, und einige Monate lang zu beaufſichtigen. Wenige Tage nach ihrer Ankunft ſchickten ihr unſere Eltern eine von unſern Verwandten, die wegen ihrer ſchwächlichen Geſundheit einige Wochen lang die reine belebende Luft dieſer Berge einathmen ſollte. Von meinen zahlreichen Verwandten war ſie diejenige, welche ich am wenigſten liebte; und um Ihnen die Wahrheit ganz zu ſagen, ſie hatte für mich ſogar etwas Zurückſtoßendes. Ich konnte mir keinen Grund angeben und tadelte mich deßhalb; denn ich ließ allen ihren Vorzügen Gerechtigkeit widerfahren. Ihr Aufenthalt zu Waldbach war ſo weit entfernt, meine Geſinnungen gegen ſie zu ändern, daß er mich vielmehr nur darin beſtärkte, und mit einer Art von Freude ſah ich ihrer baldigen Abreiſe entgegen. Aber in dem Augenblicke, da ich ihr Lebewohl ſagen wollte, hörte ich eine geheime Stimme mir in's Ohr flüſtern: Das iſt die Gattin, die dir Gott beſtimmt hat. Ich achtete im erſten Augenblicke nicht auf dieſe Stimme; aber ſie hörte nicht auf, ſich vernehmen zu laſſen, und wurde ſo gebieteriſch, daß ich nicht daran zweifeln konnte, ſie komme vom Himmel. Sie begreifen die Unruhe, in welche ſie mich verſetzte..... Endlich fügte ich mich der Gewalt, die der Höchſte auf mein Gemüth ausübte, und fragte meine Verwandte mit einer lebhaften inneren Bewegung, ob ihr der **Ban de la Roche** nicht als ein unerträglicher Verbannungsort vorkommen würde, wenn ſie dazu verurtheilt würde, ihr Leben hier zuzubringen..... Sie antwortete mir mit Sanftmuth, ſie würde im Gegentheil dieſe ſtille Ruhe dem bewegten Treiben der großen Städte vorziehen.... „„Aber,““ fügte ich hinzu, „„würden Sie Ihre Geſinnungen nicht ändern, wenn Sie die Frau des armen Pfarrers dieſes armen Bezirks wären?““ . . . Sie verſtand mich, erröthete tief und bekannte mir zitternd, daß ſie ſchon ſeit langer Zeit eine geheime Neigung zu mir fühle und den Titel einer Gattin des Pfarrers von Waldbach allen übrigen Titeln vorziehen würde. Alſo, mein junger Freund, wurde dieſe Verbindung geſtiftet, die mir in dieſem Leben eine ſo große Seligkeit bereitete, daß ſie mich bisweilen erſchreckte; eine Seligkeit, der an Lebendigkeit nichts gleich kam, als der Schmerz, ſie verloren zu ſehen!“ Der gute Pfarrer war tief gerührt. Er gab Rudolfen die Hand und bat ihn um Verzeihung, daß er ihn verlaſſen müſſe, um ſich auf den Gottesdienſt vorzubereiten, der bald ſtattfinden ſollte.

Oberlin hatte von der Seligkeit, welche ihm ſeine Ehe bereitet habe, und von der kurzen Dauer dieſes Glücks geſprochen. Rudolf konnte ſich nicht enthalten, Louiſen aufzuſuchen und ihr einige Fragen über Frau Oberlin vorzulegen. „Gute Louiſe,“ ſagte er zu ihr, „Sie waren in dieſem heiligen Hauſe, als Herr Oberlin ſeine geliebte Gefärtin verlor; wann und wie fand dieſes traurige Ereigniß ſtatt?“

„Sie rufen ſehr ſchmerzhafte Erinnerungen zurück,“ antwortete ſie. „Das Andenken an meine theure Herrin iſt ſtets in meinem Herzen lebendig; aber von ihrem unerwarteten Verluſte, von der Beſtürzung, in die er uns verſetzt, zu ſprechen, bleibt immer ein trauriges Geſchäft für mich. „Nichts,“ fügte ſie hinzu, „hatte uns auf dieſen plötzlichen Tod vorbereitet.... Doch was ſage ich! der Herr Pfarrer hatte häufig düſtere Ahnungen davon gehabt. Kurze Zeit vor der Wiedervereinigung mit ihrem Heiland war meine geliebte Herrin genöthigt geweſen, eine Reiſe nach Straßburg zu machen; während ihrer Abweſenheit fühlte ſich unſer guter Vater von einer unbeſtimmten heftigen Unruhe gepeinigt, die er nicht überwinden konnte. Schon öfters war Frau Oberlin durch ihre Geſundheitsumſtände von uns abgerufen worden. Zuweilen hatte ſie die Bäder von Niderbrown beſucht; mehreremal ihr Wochenbett in Straßburg gehalten; aber noch nie hatte mein Herr, ſo ſchmerzlich er ſie auch immer vermißte, eine ſolche innere Angſt gefühlt. Um ſein aufgeregtes Gemüth zu beruhigen, wandte er ſich an Ihn, der Alles vermag; aber nichts linderte ſeine Qual, als die Rückkehr derjenigen, welche ſie verurſachte.... Eines Abends, er hat mir's oft erzählt, zwei Monate nach der Geburt ihres letzten Kindes unterhielt ſich meine Herrin nach dem Gebete, welches ſie immer mit ihrem Gemahle verrichtete, länger als gewöhnlich mit ihm und ſprach in der ſüßeſten Vertraulichkeit lebhaft über das Glück, das ſie genoß. „„Ich habe an Deiner Seite,““ ſagte ſie, „„die größte Seligkeit gefunden, welche die Welt gewähren kann. Dir, o theurer Gemahl, Dir verdanke ich nächſt Gott Alles.““... Innigſt gerührt weinte ſie lange an dem Buſen ihres Gatten; aber endlich erinnerte ſie ſich an ſeine Ermüdung, welche die Anſtrengungen und außerordentlichen Reiſen der letzten zwei Tage und Nächte herbeigeführt haben mußten, und zog ſich in ihr Zimmer zurück, welches ich damals mit ihr und dem Kinde, das an ihrer Bruſt lag, theilte. Ehe ſie ſich niederlegte, trat ſie an das Bett eines jeden ihrer ſchlafenden Kinder, umarmte ſie, legte ihnen, was ſie ſonſt nie that, die Hand auf und gab ihnen ihren Segen. Endlich legte ſie ſich zu Bett; aber kaum war ich eingeſchlafen, ſo weckten mich ihre Klagen wieder. Ich ſtand eilends auf, trat an ihre Seite und fragte ſie, was ihr fehle. „„Ich fühle mich ſehr ſchlimm,““ antwortete ſie. Alsbald ging ich, den Herrn zu rufen, und kehrte wieder in ihr Zimmer zurück. Sie lag in den letzten Zügen.... Mein Herr hatte mich nicht gehört; er unterlag dem Bedürfniſſe des Schlafes. Ich ging zum zweitenmale zu ihm und rüttelte ihn ſtark am Arme, indem ich rief: „„Die

Frau ſtirbt""... Im nächſten Augenblicke ſtand er neben ihr. Sie ſaß aufrecht im Bett, als wir in ihr Zimmer traten, und wir hörten ſie ausrufen: „„Herr, erlöſe mich von dieſer Qual!""... Ihr Gatte hatte ſeinen Arm um ſie geſchlungen, um ſie zu ſtützen; er ſagte nachher, er hätte eine krampfhafte Erſchütterung ihres Körpers gefühlt und ein Krachen in ihrer Bruſt gehört.... Nach dieſer Kriſe ſchien ſie ruhig. Mein Herr legte ſie ſanft auf's Bett; aber, großer Gott! wie erſchrack er, da er ihre Hand ergriff und keinen Puls mehr fand!... Er legte ſeine Hand auf ihr Herz, es hatte aufgehört zu ſchlagen.... Außer ſich vor Schmerz ſtürzte er aus dem Zimmer und ſtieg zu oberſt in's Haus hinauf. Dort warf er ſich auf die Kniee und flehte zu Gott um Erhaltung ſeiner Gattin. Mit derſelben Eile kam er wieder herunter. In dem Augenblicke, da er in's Zimmer einzutreten im Begriff ſtand, wollte ihn ein gutherziger Nachbar, welchen ich gerufen hatte, von dem Schlage benachrichtigen, der ihn getroffen.... Er hörte nicht auf ſeine Worte, ſtieß ihn heftig aus dem Wege und trat ins Todtenzimmer. Er warf ſich auf die Leiche, ſchloß ſie in ſeine Arme und preßte lange Zeit ſeinen Mund auf ihre Lippen.... Ach! Alles war umſonſt: die Seele ſeiner Gemahlin war bereits in die Regionen der Seligen entſchwebt.... Ich gebe mir keine Mühe, die Verzweiflung zu ſchildern, welche ſich Herrn Oberlins bemächtigte, als er die Gewißheit erlangt hatte, daß er einen Leichnam in ſeinen Armen hielt.... „„Ich will ſterben,““ rief er alle Augenblicke, „„ich will, daß man mich mit ihr begrabe; ich will nicht von ihr getrennt werden!““ Seine Augen waren verdreht, ſeine Geſichtszüge bis zum Wahnſinn verzogen.... Ich zitterte einige Augenblicke für ſeinen Verſtand, als er ſich plötzlich auf's Geſicht niederwarf. Lange Zeit blieb er in dieſer Lage; endlich erhob er ſich. Seine Züge hatten wieder den Ausdruck der Ruhe gewonnen. Er hob ſeine Augen zum Himmel, und ſein Schmerz löste ſich in Thränen. „„Dein Wille geſchehe, o Gott,““ ſagte er mit ſanfter Stimme!... Er hatte ſich in ſein Schickſal ergeben, und keine Klage ſtieg mehr aus ſeiner Bruſt. Aber er glaubt, die ſeligen Bande, welche ihn an meine gute Herrin knüpften, nicht zerriſſen... er glaubt, ſie wache noch neben den himmliſchen Mächten über ihn, über ihre Kinder und über den **Ban de la Roche**. Ueberall fühlt er ſich von ihrem ſeligen Schatten begleitet, er ſpricht mit ihm, er fragt ihn, er bittet ihn um Rath in den Angelegenheiten dieſes Bezirks und vernimmt ſeine Antwort. Niemals, das iſt wenigſtens ſeine innigſte Ueberzeugung, niemals hatte er es zu bereuen gehabt, wenn er die Maßregeln ergriff, zu denen ſie, wie er glaubte, ihren Beifall gegeben hatte, während die Ausführung ſolcher Plane, die ihre geheime Stimme widerrathen hatte, oft große Nachtheile nach ſich zog.“

Die Stunde, welche Oberlin beſtimmt hatte, war gekommen. Herr von Harr trat in das Studirzimmer, welches ſein Wirth ſo eben verlaſſen wollte, und bald hatten beide das Pfarrhaus hinter ſich. Mit den Gefühlen der Verehrung, die er bereits gegen Oberlin hegte, vereinigte ſich in dieſem Augenblicke noch eine lebendige Theilnahme an ſeinem Unglück, von welchem ihm Louiſe erzählt hatte, und nur die Furcht, den Greis zu betrüben, hielt ihn von dem Geſtändniſſe ab, daß er ſo eben die Geſchichte ſeiner Leiden gehört habe, daß bei der Erzählung derſelben ſeine Thränen gefloſſen ſeyen, und daß er ihn darum nur um ſo inniger liebe, ſeit er wiſſe, wie unglücklich er geweſen ſey.

Es war Sonntag, der **Ban de la Roche** hatte ein feſtliches Anſehen. Aus den Dörfern, Weilern und einzelnen Häuſern, welche auf ſeiner gebirgigen Oberfläche zerſtreut liegen, ſtrömten die Bewohner in den beſten Kleidern nach Foudai und belebten dieſes ruhige Gemälde, mit deſſen Frieden jetzt die Seele Rudolfs übereinſtimmte.... Jeder Fußpfad, welcher in die Straße auslief, führte neue Gruppen herbei. Die Schritte des Pfarrers wurden durch die Kinder aufgehalten, die auf ihn zueilten und ſeine Hände mit Küſſen bedeckten.... Die Eltern ſuchten ihm die lärmenden Beweiſe der Anhänglichkeit ihrer Kinder zu erſparen und gaben ihm ſelbſt tauſend Beweiſe der Liebe und Achtung, und der Name des guten Vaters ertönte aus Aller Munde. Als die Gemeinde in der Kirche zu Foudai verſammelt war, beſtieg der Pfarrer ſeine beſcheidene Kanzel und begann den Gottesdienſt, bei dem die Zuhörer die tiefſte Aufmerkſamkeit und Andacht zeigten. Nachdem das Schlußgebet geſprochen war, brachte der gute Pfarrer eine zeitliche Angelegenheit zur Sprache. Er richtete folgende Worte an die aufmerkſame Verſammlung: „Liebe Freunde von Foudai, es gibt viele Leute, die ſchon lange den Wunſch hegen, ein gewiſſer Weg, der über eure Markung geht und nach Zollbach führt, möchte wieder hergeſtellt und in guten Stand geſetzt werden. Es geſchieht manches Gute zu Foudai, es wird manches ſchöne Werk unternommen; würdet Ihr auch wohl dieſes ausführen? Würdet Ihr es um Gottes willen ausführen, den Ihr täglich anrufet, den Ihr im

Gebet unſeres Herrn Vater nennet, dem Ihr keine größere Luſt bereiten könnet, als durch gute Werke? Würdet Ihr es um des Herrn Jeſu Chriſti willen ausführen, der während ſeines Wandels auf Erden ſo gefällig war und ſo gern ſeinen Mitmenſchen Freude machte, welcher Euch erlöst hat, um ein Volk zu ſtiften, das eifrig nach guten Werken trachte? Würdet Ihr es um der Kinder Gottes willen ausführen, die zu Zollbach wohnen? Ihr wißt, daß alle Dienſte, welche Ihr den Kindern Gottes, den Jüngern des Herrn Jeſu Chriſti, erweiſet, von Gott angeſehen werden, als hättet Ihr ſie ihm ſelbſt erwieſen. Würdet Ihr es um der Knechte des Mammons willen ausführen, die zu Zollbach wohnen, um ihnen ein gutes Beiſpiel zu geben und ihre Herzen durch Euern Edelmuth zu gewinnen? Würdet Ihr es endlich aus Barmherzigkeit gegen die Thiere ausführen, welche unſer Vater und Schöpfer mit uns erſchaffen, welche er des gleichen Bundes nach der Sündfluth gewürdigt, und welchen er Vertreter vor ſeinem Throne gegeben, um uns zu belehren, daß nichts Gutes, daß nichts Böſes, das wir den Thieren thun, in Vergeſſenheit begraben, ſondern gewiß einſt belohnt oder beſtraft werden werde. Erfreuet, liebe Freunde, erfreuet das Herz unſeres Herrn Jeſu Chriſti; erfreuet das Herz unſeres himmliſchen Vaters; erfreuet das Herz Eurer Vorfahren, die im Himmel ſind; tröſtet das Herz Eurer Ahnen oder Eltern, welche im zweiten Tode die Strafe ihres Mangels an Barmherzigkeit leiden und wünſchen, Ihr möchtet es beſſer machen denn ſie, damit Ihr ſie, wenn Ihr einſt in den Himmel erhoben und aufgenommen ſeyn werdet, in Eure himmliſchen Wohnungen aufnehmen könnet.“ Nach dieſen Worten verließ der Pfarrer die Kirche. Er wurde von den Aelteſten des Dorfes umringt, welche ſich über den Weg beſprachen, den ſie zu machen beſchloſſen hatten.

Nach dem Gottesdienſte beſchäftigte ſich Oberlin mit Vereinigung der Ausſtände des armen Hauſirers, welcher am vorhergehenden Tage zu Foudai geſtorben war, und Herr von Harr benützte dieſe Zeit zu einem Beſuche bei der Familie Legrand. Er ließ ſich ihre Wohnung zeigen und betrat ſie in dem Augenblicke, wo ſie auf einem andern Wege aus der Kirche nach Hauſe kam. Er wurde in einem Saale zur ebenen Erde empfangen, welcher einfach, aber geſchmackvoll ausgeſtattet war. Ein gemalter Rollvorhang ſchützte das Zimmer gegen die Mittagſonne. Rudolf wurde mit der größten Herzlichkeit aufgenommen. Der Vater der Familie, welcher ſein ſiebzigſtes Jahr zurückgelegt zu haben ſchien, war ein hochgewachſener Mann und hatte eine geiſtreiche Geſichtsbildung, welche ſeine Worte nicht Lügen ſtraften. Die übrigen Glieder der achtungswerthen Familie, welche Rudolf antraf, waren Frau Legrand, ihre Tochter, Daniel, der älteſte Sohn, und ſeine Gattin; der jüngere Sohn des Herrn Legrand war abweſend. Bald war der Fremde mit den guten Leuten vertraut. Er fragte Herrn Legrand, welcher Umſtand einen der Direktoren der helvetiſchen Republik, welche die Propaganda nach der Muſter-Republik eingerichtet, auf die ſich Frankreich ſo viel zu Gute that, in eine Schlucht des Wasgaugebirges geführt habe?

„Sie müſſen wiſſen, mein Herr,“ antwortete Herr Legrand, „daß die Republikaner bei der Wahl derjenigen, denen ſie die Staatsgewalt anvertrauen, weder auf adelige Geburt noch auf Titel ſehen; Sie werden ſich auch darum nicht wundern, wenn ich Ihnen ſage, daß mehrere unſerer Direktoren Leute waren wie Reubel oder Lareveillère-Lepaux. Nach dem Umſturz unſerer neuen republikaniſchen Verfaſſung trat ich, wie jene Franzoſen, die ich eben genannt habe, in den Privatſtand zurück, nachdem ich mir früher nicht mehr Mühe gegeben hatte, ihn zu verlaſſen, als ſie. Meine Söhne hatten zu St. Morand, bei Altkirch im Oberrhein, unweit der Grenze unſeres

Landes, eine Bandfabrik errichtet. Ich folgte ihnen mit meiner übrigen Familie. Lange ging ich ihnen hier bei ihren Arbeiten an die Hand, und überzeugt, daß Unwiſſenheit die größte Feindin des Menſchen iſt, unterrichtete ich mit meiner Tochter die Kinder der Arbeiter in denjenigen Dingen, von denen ich glaubte, daß ihnen die Kenntniß derſelben nützlich ſeyn würde. Eines Abends im Jahre 1812 ſprach ein junger Wanderer bei uns ein, welcher einen Torniſter trug, und bat um eine gaſtliche Herberge. Er traf mich mit meiner Tochter eben unter einer Schaar von Kindern, welche wir unterrichteten. Entzückt von dieſem Anblick ſagte er, er glaube ſich wieder in ſein väterliches Haus verſetzt. Hierauf ſagte er uns, daß er ein Sohn Oberlins, des evangeliſchen Pfarrers im Ban de la Roche ſey, und erzählte uns viel von den rieſenhaften Unternehmungen ſeines Vaters. Voll Erſtaunen über das, was ich von ihm hörte, faßte ich alsbald den Entſchluß, den Ban de la Roche zu beſuchen, und ſelbſt nachzuſehen, ob ſich Heinrich Oberlin nicht durch kindliche Liebe zu Uebertreibungen habe hinreißen laſſen. Ich führte meinen Plan aus, und kaum hatte ich zwei Tage in Waldbach zugebracht, ſo war ich überzeugt, daß der vortreffliche junge Mann die Hälfte der Wohlthaten ſeines Vaters verſchwiegen hatte.... Ich machte dem frommen Pfarrer einen Beſuch. Wie konnte ich ihn ſehen und hören, ohne den Wunſch zu hegen, ihn immer zu hören und zu ſehen? Eines Tags bemerkte ich bei einem unſerer Geſpräche einen Ausdruck von Kummer auf ſeinem Geſichte; er hatte die Güte, mir die Urſache deſſelben zu entdecken. Mit unendlicher Mühe hatte er es erſt vor Kurzem dahin gebracht, daß die Handbaumwollſpinnerei in ſeinem theuren **Ban de la Roche** eingeführt wurde. Dieſer Induſtriezweig hatte den Wohlſtand der armen Gegend ſehr erhöht; aber ſeit einiger Zeit lag er darnieder und drohte durch die Einführung der Maſchinen gänzlich verdrängt zu werden. Während ich ſeinen Worten zuhörte, kam mir plötzlich ein Gedanke in den Sinn: die Fruchtbarkeit des Landes, in welcher die Fabrik meiner Söhne war, bot den Einwohnern auf dem Wege des Feldbaues größere Vortheile dar, als auf dem Wege der Induſtrie; ſie mußte der Vergrößerung ihrer Fabrik ſtets hemmend entgegenſtehen, und ſchon hatten wir daran gedacht, uns anderswo anzuſiedeln; ich faßte alsbald den Plan, ſie nach Foudai zu verlegen.... Nachdem ich Oberlin verlaſſen hatte, ſchrieb ich an meine Kinder; ſie billigten meinen Entſchluß, und bald erfreute ich das Herz des guten Pfarrers mit der frohen Nachricht.

In der möglichſt kürzeſten Zeit traf ich die gehörigen Vorbereitungen, und nach Verfluß von zwei Jahren war ihr hieſiges Geſchäft in voller Thätigkeit. Alle Jahre vermehrte ſich die Zahl ihrer Stühle. Ihre äußeren Angelegenheiten haben viel gewonnen, und ich hoffe daſſelbe auch von ihren inneren ſagen zu können.... Wie iſt es auch möglich, wenn man anders nicht ohne Augen, ohne Ohren und hauptſächlich ohne Gemüth iſt, nicht beſſer, frömmer, des Wohlgefallens der Gottheit würdiger zu werden, wenn man ſeine Tage in der Nähe eines Mannes, wie Oberlin, zubringt?“....

Nach einer halbſtündigen Unterhaltung, die ſeine ganze Seele in Anſpruch genommen hatte, erhob ſich Herr von Harr, um ſich zu verabſchieden; aber die Frau des Hauſes bat ihn dringend, das Mittagsmahl, welchem auch der gute Pfarrer beizuwohnen verſprochen habe, mit ihrer Familie zu theilen. Die Einladung geſchah mit zu viel Herzlichkeit, als daß ſie Rudolf ausſchlagen konnte. Als er ſeine Zuſtimmung gegeben hatte, machte ihm Herr Daniel Legrand den Vorſchlag, einſtweilen, bis die Zeit des Mittagsmahles herbeikommen würde, die Einrichtungen der Fabrik zu beſichtigen. Als er ihm die verſchiedenen Werkſtätten und Waarenmagazine zeigte, bemerkte er das Erſtaunen Rudolfs beim Anblick der wenigen Stühle und engen Säle, worin ſie aufgeſtellt waren. „Beinahe alle unſere Stühle,“ ſagte er, „ſind auf dem Gebirge zerſtreut. Es wäre für uns freilich vortheilhafter geweſen, ſie unter unſern Augen vereinigt zu ſehen; allein wir halten nicht viel auf das Zuſammenleben der Arbeiter. Die Induſtrie iſt verderblich, wenn ſie auf dieſe Art betrieben wird; denn im Allgemeinen leidet die Geſundheit und Sittlichkeit in den Fabriken. Die Induſtrie iſt nur dann eine wahre Wohlthat, wenn ſie den Arbeiter in ſeiner eigenen Hütte beſchäftigt und als Gewerbe, das neben dem Feldbau getrieben wird, die langen Wintertage und die müßigen Stunden der ſchönen Jahreszeit ausfüllt. Wir haben hier nur dreißig Perſonen beiſammen, ſie ſind in mehreren Werkſtätten vertheilt und nach den Geſchlechtern geſondert; wir führen eine genaue Aufſicht über ſie und halten ſie durch Ermahnungen und Prämien des Wohlverhaltens zu einem ſittlichen Lebenswandel an.“

Herr von Harr bewunderte dieſe gewiſſenhafte Aufmerkſamkeit auf das Wohl der Arbeiter, welche von den Fabrikherren beinahe ſonſt überall nur für Bereicherungsmaſchinen angeſehen werden. Herr Daniel ſprach eifrig über Alles, was die Religion und

Menſchenliebe betraf, und die Glut ſeiner Ueberzeugung ſtrahlte auf ſeinem Geſichte. In der Erziehungsanſtalt zu Reichenau, wo Philipp von Orleans lieber eine Lehrerſtelle begleiten wollte, als fremde Unterſtützung erbetteln, waren die Söhne Herrn Legrand's erzogen worden, und dort hatten ſie die Kenntniſſe, die Tugenden und die Frömmigkeit geſchöpft, welche ſie beſitzen.

Rudolf und Daniel verließen das Fabrikgebäude und wandelten in traulichem Geſpräch am Ufer des Baches auf und nieder. Bald wurde Oberlin wieder der Gegenſtand ihrer Unterhaltung, und Rudolf hörte von neuen Wohlthaten ſeines Wirths. Vor ihm war im ganzen Bezirke des **Ban de la Roche** gar kein Handwerk getrieben worden, und wenn ein Wagen oder ein Werkzeug zerbrochen war, ſo mußte man ſie auswärts wieder herſtellen oder neu machen laſſen, was Schnee und Ueberſchwemmungen oft lange genug verzögerten. Der gute Pfarrer legte einen kleinen Vorrath der nothwendigſten Geräthe an und gab ſie zu den Fabrikpreiſen. Später ſchickte er auf ſeine Koſten junge Leute, deren Vorliebe für einen gewiſſen Beruf er erkannt hatte, zu auswärtigen Meiſtern in die Lehre, und nach Verfluß von einigen Jahren beſaß der **Ban de la Roche** in allen Handwerken, die den Einwohnern Bedürfniß waren, geſchickte Arbeiter. Auch an einem Arzt hatte es im **Ban de la Roche** gefehlt. Oberlin beſaß Kenntniſſe in der Medizin und Chirurgie; aber er konnte nicht Alles leiſten. Ganz auf ſeine Koſten ſchickte er einen talentvollen jungen Mann auf die Univerſität Straßburg. Nach vollendeten Studien kehrte dieſer unter das väterliche Dach zurück und leiſtete den fünf Dörfern die wichtigſten Dienſte, nachdem man ehedem gewöhnlich bei ſolchen Leuten Hülfe geſucht hatte, welche ſich mit ſogenannten Geheimmitteln und gewiſſen Zauberſprüchen zu heilen vermaßen.

„Wie außerordentlich reich doch das Leben eures Pfarrers iſt!“ ſagte Rudolf. „Könnte man doch alle Menſchen hieher ſchicken, um ſie die Kunſt zu lehren, nützlich zu ſeyn, und durch Oberlin's Geſpräch den Wunſch in ihnen zu erregen, es zu werden. Er verdient die größten Auszeichnungen, und der Fürſt, der ſie ihm verliehe, würde ſich ſelbſt noch mehr ehren, als den guten Pfarrer. Wie viele Ehrenzeichen werden verſchwendet! und im Knopfloch Oberlin's prangt von Zeit zu Zeit nur die einfache Blume des Feldes.“ Daniel unterbrach Rudolf mit der Mittheilung, daß die Verehrer des Pfarrers von Waldbach bereits um die Ertheilung des Kreuzes der Ehrenlegion für ihn nachgeſucht hätten. „Und ich bin überzeugt," verſetzte Rudolf, „Oberlin wird zu beſcheiden ſeyn, um es anzunehmen ...."

Das Geſpräch ging auf einen andern Gegenſtand über, ohne jedoch die Perſon, von welcher es handelte, zu verlaſſen. Herr von Harr ſagte zu Daniel: „Ich glaube, von Herrn Oberlin einige Worte gehört zu haben, welche Rigoriſten ketzeriſch finden könnten; es ſcheint mir, als glaube er nicht an die Ewigkeit der Strafen und nehme demzufolge einen Läuterungs-Zuſtand an."

„Es iſt wahr," antwortete Herr Legrand, „ſeine Herzensgüte geſtattet ihm nicht, an eine ewige Strafe von Seiten Gottes zu glauben. Er hat eine Art Verzeichniß angelegt, worin die Wohnungen eingetragen ſind, die er im Himmel vermuthet; es ſtimmt mit den verſchiedenen Theilen des Tempels von Jeruſalem überein. Das Konſiſtorium wurde durch dieſe neuen Anſichten anfangs beunruhigt; aber da es unſern Oberlin nicht auf andere Gedanken zu bringen vermochte, ſo ließ es die Sache auf ſich beruhen, weil dieſe abweichende Meinung des Pfarrers in Vergleichung mit ſeinen unberechenbaren Wohlthaten nicht in Anſchlag zu bringen war. Ich darf nicht vergeſſen," fügte Herr Legrand bei, „Sie noch auf eine höchſt nützliche Anſtalt, die auch von Oberlin geſtiftet wurde, aufmerkſam zu machen; es iſt eine Hülfskaſſe, aus welcher die Einwohner in unerwarteten Nothfällen ſchöpfen können. Wenn ſie nicht auf einige Zeit des Vortheils beraubt werden wollen, von Neuem entlehnen zu dürfen, müſſen ſie Alles genau wieder erſtatten. Bald fand Herr Oberlin, daß troß ſeiner Vorſichtsmaßregeln bisweilen durch abſolute Zahlungs-Unfähigkeit der Schuldner manche Summe eingebüßt wurde; er legte deßwegen einen Tilgungsfond an, um dieſem Uebelſtande zu ſteuern."

Daniel ſprach mit großem Vergnügen von den Wohlthaten Oberlin's, und Rudolf lauſchte ſeinen Worten mit nicht geringerer Luſt. Mehreremal hatte Daniel mit Rührung den Namen Heinrich Oberlin ausgeſprochen; ſie waren am erſten Tage, da ſie ſich kennen lernten, Freunde geworden. Rudolf bat Herrn Legrand, ihm etwas Näheres über den jungen Sohn Oberlins mitzutheilen, deſſen Verluſt er ſchon mehrere Male beklagen gehört hatte, und Daniel befriedigte ſein Verlangen mit folgenden Worten: „Heinrich Oberlin hatte in ſeiner frühen Jugend Liebe zu den Wiſſenſchaften verrathen, und als es ſein Alter erlaubte, wurde er von ſeinem Vater nach Straßburg geſchickt. In dieſer Stadt angekommen, beſuchte Heinrich die Freunde ſeiner Familie; einer derſelben ſprach mit ihm von den Opfern, welche ſein Vater, der ohnedies ſchon ſo viele Laſten zu tragen hätte, der Vollendung ſeiner Ausbildung bringen müßte. Alsbald verzichtete Heinrich auf die Zukunft, welcher er mit frohen Hoffnungen entgegen geſehen hatte; und anſtatt ſich den Wiſſenſchaften zu widmen, trat er bei einem Dreher in die Lehre. Oberlin erfuhr dieſe Aufopferung der kindlichen Liebe; aber anſtatt ſich dieſelbe zu Nutzen zu machen, beſtand er darauf, ſein Sohn ſollte der Beſtimmung folgen, zu der er ihn berufen glaubte. Mit Eifer legte ſich Heinrich wieder auf die Wiſſenſchaften; aber ſpäter entzog ihn die Conſcription ſeinen geliebten Studien. Stets zu Aufopferungen bereit, ging er zur Armee ab. Eine Kugel durchbohrte ſeinem älteren Bruder das Herz; aber nie brachte der Gedanke an den Tod ſeinen Muth zum Wanken. Er beſaß Kenntniß in der Medizin. Herr von Perſil, dem er empfohlen worden war, machte ihn zum Sanitätsbeamten. Auf ſeinen Reiſen kam er durch Zürich, und er wurde ein Freund Lavaters. Später kehrte er in ſeinen lieben Ban de la Roche zurück; hier faßte er eine innige Neigung zu einer jungen Koſtſchülerin ſeines Vaters; aber die Umſtände verhinderten eine vielverſprechende Verbindung, welche ohne Zweifel ſein Glück gemacht und ſeine Tage verlängert hätte. Heinrich erlaubte ſich nicht die leiſeſte Klage; aber der tiefe Schmerz, der an ſeinem Herzen nagte, richtete alle ſeine Gedanken auf die Ewigkeit, und bald fand er nur noch an religiöſen Ideen Gefallen. Er war eine Zeit lang Vorſteher des proteſtantiſchen St. Wilhelmsſtiftes zu Straßburg und wurde hierauf nach Riga berufen, wo ihm die Kinder eines ruſſiſchen Großen zur Erziehung anvertraut wurden. Dort machte er die Bekanntſchaft der Verfaſſerin der Valerie, der berühmten Frau von Krüdener, über welche von Leuten ſo viel geſpottet wird, die ſie nur dem Namen nach kennen und einigen leichtfertigen Schwätzern auf Treu und Glauben nachbeten. Nach Verfluß von einigen Jahren kehrte Heinrich nach Frankreich zurück, um es nicht mehr zu verlaſſen. Seine Geſundheit ſchien uns angegriffen, als wir ihn wieder ſahen; ſein Kummer und die ſich täglich ſteigernde Strenge ſeiner Lebensweiſe gab uns wenig Hoffnung zu ſeiner Wiederherſtellung. Sterben war der erſte ſeiner Wünſche; aber während er auf ſeinen Tod wartete, arbeitete er nach den Worten der Schrift mit Furcht und Zittern an dem Heil ſeiner Seele. Im Jahr 1814 wurde er als Geiſtlicher eingekleidet und unterſtützte bald darauf ſeinen geliebten Vater in ſeinen Amtsverrichtungen. Er genoß die Liebe aller Einwohner des Ban de la Roche, welche ihn zum Nachfolger desjenigen, der ihm das Leben gegeben hatte, zu bekommen hofften. Im Jahre 1816 nahm er von der Bibelgeſellſchaft eine Miſſion in den Süden an und trug das Wort des Evangeliums mitten unter die Dolche der Meuchelmörder. Im Verlaufe dieſer Reiſe erhielt die Geſundheit meines Freundes den letzten Stoß; aber je mehr ſeine Kräfte abnahmen, deſto mehr ſchien ſein Eifer zu wachſen. Er kehrte in den Ban de la Roche zurück; und obgleich ein ſchleichendes Fieber an ſeinem Leben zehrte, ſo durchſtreifte er doch noch unſere Berge mitten im Schneegeſtöber oder Nebel, um die Armen zu beſuchen. War irgendwo eine Feuersbrunſt, ſo war er der Erſte an Ort und Stelle und wählte immer den gefährlichſten Platz. Die Krankheit rieb nach und nach alle ſeine Kräfte auf, und um ſeinen Vater mit dem Anblicke ſeiner Leiden zu verſchonen, deren Langwierigkeit und Größe er voraus ſah, begab er ſich zu ſeinem Bruder, dem Pfarrer von Rothau, wo ſein Uebel täglich neue Fortſchritte machte. Als er ſich dem Tode nahe fühlte, verlangte er, nach Waldbach zurückzukehren; das Gefährt meines Vaters wurde abgeſchickt, um ihn zu holen; mit Mühe brachte man ihn hinein. Seine Schwägerin, Frau Oberlin, hielt ihn auf der einen Seite, Louiſe Schöpler auf der andern, und alle Maßregeln wurden ergriffen, um ihm dieſe kurze Reiſe ſo ſehr als möglich zu erleichtern. Der Wagen bewegte ſich langſam vorwärts; eine Menge Menſchen, die ſich die Thränen aus den Augen wiſchten, begleiteten den Zug. Den andern Tag begann ſein Todeskampf; er war ſchmerzvoll. Mehreremal rief der Leidende aus: „„Iſt es denn ſo ſchwer zu ſterben?““ .... Bis zu ſeinem letzten Athemzuge behielt mein Heinrich die volle Geiſtesgegenwart. Als dieſer feierliche Augenblick herannahte, rief er ſeinen Vater, ſeine Verwandte und Freunde, welche zugegen waren, und drückte einem Jeden die Hand mit den Worten: „„Auf Wiederſehen in der Ewigkeit!““ Er ſtieß einen Seufzer aus und verſchied, nachdem er noch mit ſchwacher Stimme geſagt hatte: „„Vom Tode zum Leben!““

Daniel trocknete die Thränen, welche ihm die traurige Erzählung entlockt hatte, und trat mit ſeinem Gaſte in's Haus. Der gute Pfarrer war ſo eben angekommen. Er ſtund im Kreiſe der Familie, die ihn mit Beweiſen ihrer Zuneigung überhäufte. Das Mahl wurde aufgetragen, das Tiſchgeſpräch würzten heitere Scherze, die jedoch alle eine gewiſſe ſittliche und religiöſe Färbung hatten. Oberlin gab das Beiſpiel dieſer ſanften Fröhlichkeit. Leute aus der ſogenannten großen Welt, welche ſich aus den Geſellſchaftszirkeln von Paris plötzlich in den Schooß der Familie Legrand verſetzt geſehen hätten, würden ohne Zweifel eine Unterhaltung, von der jede Verläumdung, jedes leichtfertige Geſpräch der ſogenannten guten Geſellſchaft ausgeſchloſſen war, ſehr langweilig und lächerlich gefunden haben. Früher hätte Rudolf eben ſo gedacht; aber heute hatte er andere Geſinnungen. Er glaubte jedoch bei ſeinen Gäſten faſt eine Art überſpannter religiöſer Begeiſterung zu bemerken; aber wenn er ernſtlich darüber nachdachte, ſo mußte er doch auf andere Gedanken kommen. Wer kann wirklich vollkommen überzeugt ſeyn, ſagte er bei ſich ſelbſt, daß Gott, um uns von der ewigen Verdammniß zu erlöſen, die wir uns durch unſere Sünden und Miſſethaten zugezogen, Menſch geworden iſt, mitten unter Menſchen gelebt, den ſchmerzhafteſten und ſchmachvollſten Tod erlitten hat, wer, fragte er ſich, kann davon überzeugt ſeyn, ohne die einzige Bedingung zu erfüllen, die Gott an die Theilnahme einer ſo außerordentlichen Wohlthat geknüpft hat, ohne eine grenzenloſe Liebe zu ihm zu hegen? O, wenn dieſer Glaube tief und unerſchütterlich in mein Herz gegraben wäre, ich hätte keinen andern Gedanken mehr, als Gott. Alles, was ſich nicht auf ihn, auf ſeine Befehle, auf ſeine Wohlthaten bezöge, würde ich meiner Betrachtung für unwerth halten, und ich würde mein ganzes übriges Erdenleben lang nur noch den Augenblick vor Augen haben, der mich davon befreien und mir den unerſchöpflichen Schatz der ewigen Freuden erſchließen würde... Ja, ich wäre eben ſo begeiſtert, wie meine Wirthe, wie Oberlin, und ohne Zweifel noch weit mehr. Und wer könnte über dieſe Begeiſterung lächeln, wenn er die Früchte derſelben ſieht? Niemals wird die Philoſophie, niemals wird die Liebe zur Tugend allein die Wunder wirken, welche ſeit fünfzig Jahren im **Ban de la Roche** ins Leben treten! Ein lebendiger, tiefer Glaube allein iſt deren fähig!

Ein Leichenbegängniß rief den Pfarrer in die Kirche, wohin Herr von Harr die Familie Legrand begleitete. Es war eine Frau, die man zu ihrer letzten Wohnſtätte trug. Als das Gebet geſprochen war und der Sarg über dem Rande des Grabes ſchwebte, ſprach Oberlin folgende Worte: „Wo iſt jetzt diejenige, die ihr beweint? war ſie ſchon reif zur Ernte? Verſetzen wir uns an ihre Stelle, legen wir uns die Frage ans Herz: Wie, wenn wir gleich ihr ſo plötzlich abgerufen würden? Sind eure Angelegenheiten in Ordnung? ſind eure Lampen angezündet? ſind eure Füße zur Reiſe gerüſtet? ſind eure Herzen rein? ſind eure Früchte die Früchte Jeſu Chriſti? Welcher Schrecken ergreift uns in dieſem feierlichen Augenblicke! Wie! Ich ſterbe! Meine Vorbereitungszeit iſt verfloſſen! verfloſſen, ehe ich ernſtlich darauf bedacht war, mich auf die Ewigkeit vorzubereiten! Ich bin weder wiedergeboren noch zu Gott bekehrt; mein Herz iſt noch voll irdiſcher Gedanken! O, theure Freunde, es iſt nicht die Schuld unſers Heilandes, wenn wir uns überfallen laſſen; wie dringend ermahnt er uns, uns bereit zu halten! Wachet, ruft er uns zu, wachet! denn der Tod wird kommen, wenn ihr nicht daran denket!" Rudolf ſchauderte bei dieſen Worten, nicht als ob er den Glauben, deſſen Licht Oberlin ſeinen Augen hatte leuchten laſſen, ſchon ganz in ſein Herz aufgenommen gehabt hätte, ſondern weil er in dieſem Augenblicke fühlte, daß er, wenn er heute ſterben ſollte, mit der Sünde des Treubruchs an Eliſen in die andere Welt treten würde; und ſein Entſchluß, dieſes Unrecht unverzüglich wieder gut zu machen, beſtärkte ſich in ſeiner Seele.

Der Gottesdienſt war beendigt; aber ehe er nach Waldbach zurückkehrte, verſammelte der gute Pfarrer die erwachſenen Söhne von Foudai vor der Kirche.

In dem ehrerbietigen Kreiſe, den ſie um ihn bildeten, ſprach er von einigen neuen Verfahrungsarten im Feldbau und ſchloß ſeine väterliche Ermahnung mit folgenden Worten: „Liebe Kinder, befleißiget euch Ehrbares und Nützliches zu lernen; fliehet faules Geſchwätz; ſeyd eifrig zu guten Werken; ſeyd ſparſam, um euch den Genuß, wohlzuthun, verſchaffen zu können, und beginnt damit bei euren Eltern, wenn ſie in Noth ſind. Bereitet euch dadurch einen reichlichen Segen für die Zeit und die Dauer eures Eheſtandes. Suchet nicht den Anblick der jungen Töchter, auf daß euch eure Augen nicht verführen und eine Unglück bringende Liebe in euer Herz ſenken. Von der Hand Gottes, eures himmliſchen Vaters, müßt ihr eure Gattin zu erhalten ſuchen; wenn ihr euch alſo aufführt, ſo werdet ihr diejenige finden, die er euch beſtimmt hat, die er für euch erſchaffen hat, mit welcher eure Glückſeligkeit bis in Ewigkeit fortdauern wird.“ In dieſen Worten, womit der Pfarrer ſchloß, glaubte ſein Gaſt eine der Anſichten der Herrnhuter zu erkennen, einer Secte, welche in Deutſchland für überſpannt gilt, wo ſie das fruchtbarſte Beiſpiel der Tugend und Frömmigkeit gibt.

Dieſer Tag, welchen Rudolf für Oberlin ſehr anſtrengend fand, während ihn dieſer ſelbſt als eine

Erholung von ſeinen gewöhnlichen Beſchwerden betrachtete, dieſer Tag neigte ſich ſeinem Ende zu. Sie verabſchiedeten ſich von der Familie Legrand und traten die Rückkehr an. Unterwegs ſagte Rudolf ſeinem Wirth, kein Nachdenken habe den Eindruck verwiſcht, den ihr Geſpräch von dieſem Morgen auf ihn gemacht habe. „Morgen reiſe ich ab,“ fügte er hinzu, „mit dem Anbruch des Tages reiſe ich ab; wohl mir, wenn Gott meine ſündhafte Unentſchloſſenheit nicht beſtraft, wenn er keine Kluft zwiſchen meinem Fehler und dem Entſchluß, ihn wieder gut zu machen, befeſtigt hat.“ Oberlin drückte ihm ſchweigend die Hand, und bald ſchieden ſie von einander, und traurige Gedanken an die morgende Trennung, die ſie auf längere Zeit ſcheiden ſollte, begleiteten ſie in ihr Schlafgemach.

In ſein Zimmer zurückgekehrt, ſtellte ſich Rudolf noch einmal an ſein Fenſter und überſchaute die glückliche Gegend, in welcher er ein Vorbild für die übrige Welt erblickte. Er beſchäftigte ſich mit Eliſen, mit der Freude, welche ihr ſeine Rückkehr verurſachen würde, mit ihrem Sohne, den er in Gedanken mit den Reizen ſeiner Mutter ſchmückte, und zuletzt mit jener zarten, reinen Religion, welche Oberlin ſo hoch über die übrigen Menſchen ſtellte. Bald nahm dieſer Gegenſtand ſeine ganze Seele in Anſpruch. Er führte

Alles, was die Welt an die Stelle des reinen Chriſtenthums ſetzt, an ſeinem inneren Auge vorüber. Er ſuchte bei den zahlloſen Religionsſyſtemen, bei den vielen, mehr oder minder geiſtreichen Hypotheſen die Vervollkommnung des Menſchen, die Entäußerung ſeiner ſelbſt, die Liebe des Nächſten, die Verläugnung der Selbſtſucht, die Verbindung eines grenzenloſen Verdienſtes mit einer tiefen Demuth, die ſtille Ertragung der Ungerechtigkeit und des Mißgeſchicks, den kräftigen Troſt in Widerwärtigkeiten und endlich die ruhige Erwartung des Todes; aber vergeblich, nur das Geheimniß, welches den Glauben des Chriſten ausmacht, konnte ihm dieſe vereinten Vortheile gewähren. Dieſer Glaube war in ſeinen Augen der einzige, welcher alle Bedingungen erfüllte, die eine Religion erfüllen muß, um in allen Lagen unſerer Pilgerfahrt hienieden, in allen Prüfungen unſeres wunderbaren Daſeyns dem menſchlichen Herzen nützlich und theuer zu ſeyn. Er ſchlug das Buch auf, das ihm Oberlin gegeben hatte, und Jeſu Bergpredigt fiel ihm in die Augen. Er las ſie nicht, er verſchlang ſie. Jedes Wort, jede Lehre zwang ihm eine Bewunderung ab, welche ihm Thränen entlockte. Mit dem gerührteſten Herzen warf er ſich nieder und ſprach im Angeſichte der Sterne jenes Gebet, welches des

Menſchen Sohn ſeine Jünger gelehrt hat: „„Unſer Vater, der Du biſt im Himmel““ und Alles durchblickeſt bis auf den Grund der Tiefen und Herzen, „„geheiliget werde Dein Name.““ Lehre mich, Dich verehren und anbeten. Möge ich in jedem Augenblicke, wo ich in mein Herz ſchaue, Dich darin finden mit Deinen Wohlthaten und Deiner Herrlichkeit. „„Dein Wille geſchehe auf Erden, wie im Himmel.““ Möge ſich mein Herz beim Anblicke der Himmelskörper, denen Du ihre Bahn vorzeichneſt, Allem unterwerfen, was Dein heiliger Wille mir auferlegt! „„Gib uns unſer täglich Brod.““ Gewähre uns, was uns hienieden nützlich iſt, hauptſächlich aber die Nahrung der Seele. „„Vergib uns unſere Schulden, wie auch wir unſern Schuldigern vergeben.““ Reiße aus meinem Herzen jede Art von Haß: auch mein Feind ſey mein Bruder! ja, wirf in mein Herz einen Funken von jenem ewigen Feuer der Barmherzigkeit, welches trotz unſerer Sünden und Miſſethaten bei Dir nimmer erloſchen iſt. „„Führe uns nicht in Verſuchung, ſondern erlöſe uns vom Uebel.““ O Gott, zeige meinen Augen die Schlingen, in denen ich ſchon ſo oft gefangen wurde, und verleihe mir Kraft, ſie zu meiden; unterſtütze mich in jenen Stunden, wo der

Boden ſo ſchlüpfrig iſt. Unterdrücke die ſtrafbaren Gedanken, denen ich mich bisweilen hingebe; denn das Uebel folgt ihnen auf dem Fuße. O mein Gott, verleihe mir jene Wohlthaten, um welche mein Herz Dich anfleht; „„denn Dein iſt das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit;““ denn Du allein weißt von keiner Zeit, Du allein haſt ein unendliches Reich, Du allein beſitzeſt eine grenzenloſe Macht, Du allein biſt vollkommen, Du allein haſt die wahre Herrlichkeit, welche mit den vergänglichen Reichen nicht untergeht, welche Alles überlebt und ſich von Jahrhundert zu Jahrhundert immer herrlicher entfaltet.“

Als ſich Rudolf erhob, fühlte er eine wohlthätige Ruhe, welche ſeine Seele durchdrang. Er entſchlief unter den ſüßeſten Gedanken, die ſich auch noch in ſeine Träume verwoben.

Kaum bleichten die erſten Strahlen der Morgendämmerung die Kirchthurmſpitze von Waldbach, als ein ländlicher Reiſewagen an der Thüre des Pfarrhauſes hielt. Alsbald verließ Herr von Harr ſein Gemach und trat in das Zimmer des Pfarrers, welcher ſchon ſeit einer Stunde auf war: „Gottbefohlen, mein Vater,“ ſagte Rudolf zu ihm, „ich reiſe, ich gehe dem Lichte entgegen, das Sie vor meinen Augen angezündet haben. Sie haben einen ganz neuen Menſchen aus mir gemacht. Könnte ich auf der Straße fortwandeln, welche ich kaum erſt eingeſchlagen habe! Aber ach! wenn Ihre Stimme meinem Ohre nicht mehr vernehmlich ſeyn wird, wenn Ihr Finger mir nicht mehr die Klippen zeigen wird, welche ich vermeiden muß, ſo fürchte ich, auf den Weg zurückgeworfen zu werden, welchem ich bisher gefolgt bin. Mein Glaube bedarf der Stärkung; er iſt noch etwas Ungewohntes für mich. Ich fühle, daß mir Ihre Ermunterungen, Ihre Geſpräche und hauptſächlich Ihre Tugenden Bedürfniſſe ſind. Der Ban de la Roche wird mich wiederſehen, wie ich hoffe. Einſtweilen nehmen Sie dieſes Gold, mein Vater, von dem Sie einen ſo edeln Gebrauch machen. Laſſen Sie mich zum Wohle Ihrer großen Familie etwas beitragen. Haben Sie die Güte, dieſe Börſe der Wittwe des armen Iſraeliten zuzuſtellen, welcher vorgeſtern in Foudai geſtorben iſt. Ich habe nicht nöthig, Ihnen zu ſagen, warum ich an ihrem Schickſale Theil nehme." Der Pfarrer verſprach Rudolfen, ſeine Wünſche zu erfüllen, und begleitete ihn bis an den Wagen, welcher ihn erwartete. Auch Louiſe kam noch, um ihm Lebewohl zu ſagen. Er ſchloß beide in ſeine Arme und ſtieg ein. Bald hatte ihn die Schnelligkeit der Pferde den Blicken

Oberlins entzogen. Der Pfarrer trat ins Haus zurück und flehte zu Gott, das Herz des Gaſtes, welcher ihn ſo eben verlaſſen hatte, ganz zu ſich zu ziehen.

Etwas über zwei Monate waren ſeit der Abreiſe Rudolfs verfloſſen. Der Pfarrer von Waldbach war allein in ſeinem Studirzimmer; er war mit einem ſchwarzen Gewande bekleidet, und ſein ehrwürdiges Haupt, welches das Alter ſeines natürlichen Schmuckes beraubt hatte, war mit einer blendend weißen Mütze bedeckt. Seine Blicke irrten unſtät umher, ohne einen beſtimmten Ruhepunkt finden zu können; er befand ſich in jener Stimmung (welche wohl jeder Menſch ſchon kennen gelernt hat), wo man vergebens ſeine flüchtigen Gedanken feſtzuhalten ſucht. Seine Augen wandten ſich von der untergehenden Sonne auf die Hügel, hinter denen ſie zu verſchwinden im Begriff ſtand, und von da ins Innere ſeines Gemaches auf die Schriftzüge der Frau von Marneſia, welche unter dem Vergleiche ſtanden, der einen dem **Ban de la Roche** verderblichen Rechtsſtreit beendigte, auf die heilige Schrift, welche offen auf ſeinem Schreibtiſche lag, auf einen Todtenkopf, welcher ſorgfältig mit Aufſchriften nach Galls Schädellehre bezeichnet war, auf die zahlreichen Mineralien, welche er auf ſeinen Wanderungen geſammelt hatte, auf Lavater's Portrait, auf die Karten und Zeichnungen, welche ſeine jungen Pfarrkinder illuminirt hatten, und auf einen Brief der Frau von Krüdener. Endlich raffte er ſich zuſammen und richtete ſeine Aufmerkſamkeit auf einen beſtimmten Punkt, nahm die Bibel vor ſich und erhob ſeine Seele zu Gott.

Ein ungewöhnliches Geräuſch weckte ihn plötzlich aus ſeinen tiefen Träumereien; die Schritte mehrerer Perſonen ließen ſich vernehmen; das Geräuſch kommt näher, die Thüre öffnet ſich, und Rudolf von Harr wirft ſich in ſeine Arme. In den erſten Augenblicken des Wiederſehens läßt ihn die Rührung nicht zu Worte kommen; endlich wird er ſeiner Sprache wieder mächtig: „Ja, ich bin es, mein Vater. Ich bringe Ihnen meine Eliſe, welche weiß, daß es Ihr Rath iſt, dem ſie ihre Ehre verdankt und einen Gemahl, welcher ſie anbetet.“

Eine junge Frau von ungemeiner Schönheit, welche ein Kind an der Hand hielt, das an die Kinder Albaniens erinnerte, kam in dieſem Augenblicke mit etwas zögernden Schritten die Treppe herauf. „Hier iſt ſie!“ rief Rudolf; „erlauben Sie ihr, Ihnen ihren Dank darzubringen.“ Oberlin ging Eliſen entgegen: „Kommen Sie, meine Tochter,“ ſagte er zu ihr, „erlauben Sie dem Freunde Ihres Gemahls, Ihnen den Kuß des Friedens zu geben.“ Eliſe ließ ſich vor ihm auf die Kniee nieder; aber der Pfarrer richtete ſie auf und nahm ſie in ſeine Arme. „Wenn Sie mir einigen Dank ſchuldig zu ſeyn glauben,“ ſagte er, „ſo legen Sie ihn dadurch an den Tag, daß Sie Ihren Gemahl glücklich machen, und dieſes liebe Kind ſoll es auch wiſſen, daß ich es zärtlich liebe.“ Mit dieſen Worten zog er Rudolfs Sohn zu ſich heran, welcher ſich hinter die Mutter verſteckt hatte. Als der erſte Augenblick der Ueberraſchung und Aufregung vorüber war, ſetzte ſich Oberlin zwiſchen Eliſe und Rudolf, und indem er den kleinen Oskar auf ſeine Kniee nahm, bat er ſeinen ehemaligen Gaſt, ihm zu erzählen, was ihm ſeit ſeiner Abreiſe von Waldbach begegnet ſey. Herr von Harr beeilte ſich, dem Wunſche des Greiſen zu entſprechen, und begann, wie folgt:

„Die Sehnſucht nach Eliſen gebot mir die größte Eile. Der fünfte Tag meiner Reiſe neigte ſich zu ſeinem Ende, als ich die Thürme der St. Stephanskirche erblickte. In Wien angekommen, befahl ich dem Poſtknechte, mich vor die Wohnung der Freunde Eliſens zu führen. Meine Züge waren ihrem Gedächtniſſe nicht mehr gegenwärtig. Ich nannte mich und fragte zitternd vor Furcht nach Eliſen... Der Himmel hatte ſie mir erhalten. Ich verſicherte ſie, daß ich in der Abſicht gekommen ſey, mich mit der Tochter

Samuels zu vermählen, und bat ſie inſtändigſt, mich ſogleich zu ihr zu führen. Mardochäus weigerte ſich, mir zu willfahren, bevor er Verhaltungsbefehle eingeholt hätte, und ich war gezwungen, das Glück, welches ich mir ſchon für dieſen Abend verſprochen hatte, auf den folgenden Morgen zu verſchieben. Ich ſchrieb einen Brief, welchen ich ſo kurz als möglich zu machen ſuchte, um Mardochäus nicht lange aufzuhalten, und ließ mich in den Gaſthof führen, in welchem ich bei meiner erſten Reiſe nach Oeſterreich abgeſtiegen war.

„Den andern Morgen ſah ich meine Eliſe und meinen Sohn; ich genoß eine jener ſeligen Stunden, welche uns für Jahre voll Leiden entſchädigen, jenes trunkene Entzücken, welches in wenigen Tagen das Leben aufzehren würde, wenn es von längerer Dauer ſeyn könnte. Sobald jene erſten Augenblicke vorüber waren, blickte ich um mich, und die tiefſte Reue, ja ich möchte ſagen, Selbſtverachtung zerriß mein Herz. Alles, was ich liebte, dieſe Eliſe, welche eine Krone verdiente, bewohnte eine enge, kaum mit dem Unentbehrlichſten ausgeſtattete Kammer; die Arbeiten, welche ihr und ihrem Kinde den Unterhalt verſchafften, lagen vor meinen Augen und ſchilderten mir das Leben, welches Eliſe ſeit unſerer Trennung geführt hatte. Die beträchtliche Summe, welche ich ihr durch Mardochäus hatte zuſtellen laſſen, lag unangetaſtet in dem einzigen verſchloſſenen Möbel, welches in ihrer Kammer ſtand. Mein Herz blutete. Eliſe richtete kein Wort des Vorwurfs an mich; ſie ſuchte im Gegentheil, mich mit mir ſelbſt auszuſöhnen. Bald kannte ſie mein ganzes Thun und Treiben, ſeit wir uns nicht mehr geſehen hatten; ſie erfuhr alle meine Zweifel, alle meine Qualen, und meine entſtellten Geſichtszüge beſtätigten meine Worte; ſie erfuhr endlich auch die Gunſt des Himmels, die mich in dieſen glücklichen Bezirk führte, mit ſeinem vortrefflichen Pfarrer bekannt werden ließ, und durch ſeine Tugend, ſein Beiſpiel und ſeinen Rath zu einem ganz neuen Menſchen machte. Eliſe wünſchte, ob ſie gleich eben ſo glücklich war, als ich, unſere Vermählung noch einen Monat hinausgeſchoben zu ſehen. Sie ſagte mir nicht, daß ſie dadurch die Stärke und Feſtigkeit meines Entſchluſſes prüfen wolle; aber ich errieth ihre Abſicht, und weil ich nicht das Recht hatte, dieſe Vorſicht zu tadeln, ſo fügte ich mich ohne Murren. Ich mußte es ſogar dulden, daß ſie während dieſes Monats, der ſich meiner Ungeduld zum Jahrhunderte verlängerte, ihre elende Wohnung beibehielt. Endlich überzeugte ſie ſich von der Aufrichtigkeit meiner Zuneigung und von dem Siege, den ich über meine Vorurtheile davon getragen,““ und glaubte ſicher, daß keine Reue mehr den Himmel unſerer Liebe trüben würde. Sie wurde meine Gattin und genoß all das Glück, das ſie bei dem ihr ſtets gegenwärtigen Gedanken an das Unglück ihres Vaters, der eine entehrende Strafe erlitt, genießen konnte.

„Eines Abends verlangte der Freund, welcher ihr ſo treu geweſen war, ſie zu ſehen. „„Man behauptet,““ ſagte er bei ſeinem Eintritt, „„eine allzuheftige Freude könne großes Unglück veranlaſſen. Um das zu vermeiden, melde ich der Frau von Harr, daß ihr ein Ereigniß bevorſteht, welches ſie in eine ſtarke Gemüthsbewegung verſetzen wird.““

„„Mein Vater,““ rief Eliſe.

„„Er iſt unſchuldig,““ ſagte der Iſraelite.

„„Ich wußte es,““ antwortete ſie.

„„Ja, aber Sie waren die einzige Perſon, die es dachte; jetzt aber iſt ſeine Unſchuld gerichtlich anerkannt, und er durch einen feierlichen Spruch in ſeine bürgerlichen Rechte wieder eingeſetzt. Gerechtfertigt verläßt er den Ort des Elends, wo er ſo lange geſchmachtet hat.““

„„Großer Gott,““ rief Eliſe, indem ſie auf die Kniee niederfiel, „„ich danke Dir!““ Ihre Thränen floßen ſtromweiſe. Nachdem ſie ſich ihnen einige Zeit lang überlaſſen hatte, ſtellte ſie die Frage an Mardochäus: „„Wann werde ich dieſen geliebten Vater ſehen, von welchem mich nur das ausdrückliche Verbot fern halten konnte? Wo iſt er in dieſem Augenblicke?““

„„Er hat ſogleich die Reiſe nach Wien angetreten; er wird bald ankommen, vielleicht morgen, vielleicht noch dieſen Abend.““

„„Er iſt hier, ich bin es überzeugt,““ rief Eliſe; „„führt mich zu ihm.““

„In dieſem Augenblicke fuhr die Thüre auf; Samuel trat ein; ſeine Tochter flog in die Arme, die er ihr entgegenſtreckte. Die Bewegung meiner Eliſe theilend, wartete ich regungslos, bis ſich Vater und Tochter vom erſten Wonnerauſch des Wiederſehens erholt haben würden, um Samuel anzureden, als ſich Eliſe ſeinen Armen entwand und mit geſenkten Augen zu ihm ſagte: „„Hier iſt der Herr von Harr.““

„„Als was,““ fragte er, „„wünſcht der Herr Baron von Harr, daß ich ihm vorgeſtellt werde?““

„„Fügen Sie,““ rief ich, „„zu dem Namen eines Wohlthäters meiner Familie, welcher Ihnen ſchon lange gebührt, noch den Namen Vater, den Ihnen mein Herz ſo gern gibt.““

„Er reichte mir die Hand, und ich ſchloß ihn in meine Arme.

„O mein Vater," fuhr Rudolf fort, indem er ſich an Oberlin wandte, „wie fern lagen mir damals die Vorurtheile meiner Kindheit gegen die Juden!"

„So eben trat unſer lieber Oskar ein. Bei ſeinem Anblicke zog eine Wolke über Samuels Stirne. Eliſe ergriff die Hand ihres Sohnes und warf ſich ihrem Vater zu Füßen. Ich glaubte, meiner Würde nichts zu vergeben, wenn ich das Gleiche that. „„Es iſt unſer Sohn,"" rief ich, „„verzeihen Sie mir, ich allein bin ſtrafbar; Eliſe mußte glauben, daß das Verſprechen eines Barons von Harr ein heiliges ſey."" Samuel ſchwankte einige Augenblicke; endlich richtete er uns liebevoll auf. Er nahm unſern Sohn in ſeine Arme, liebkoste ihn zärtlich und ſagte: „„Laßt uns das Vergangene vergeſſen, meine Kinder!"" Kurze Zeit darauf verließ er Wien. Sein Beruf, hauptſächlich aber der Wunſch, ſeine Ehre in ſeiner Vaterſtadt wieder hergeſtellt zu ſehen, riefen ihn nach Stockholm. Einige Tage nach ſeiner Abreiſe verließen auch wir die Hauptſtadt Oeſterreichs, um den Ban de la Roche zu beſuchen und dem Stifter unſeres Glücks unſern Dank darzubringen."

„Der Stifter eures Glücks," unterbrach ihn der Pfarrer, „iſt Gott allein; bringet ihm euren Dank dar, meine Kinder! O, könnte ich es bald erleben, daß ihr beide mit mir ſeine Macht und Güte erkennen und anbeten würdet!“

Aus Furcht, dem guten Pfarrer läſtig zu werden, hatte ſich Rudolf trotz ſeiner dringenden Einladung in dem kleinen Gaſthauſe zu Waldbach eingemiethet, welches eine Nichte der Sophie Bernhard beſaß. Aber täglich brachten die beiden Gatten mehrere Stunden bei Oberlin zu. Oft begleitete ihn Herr von Harr auf ſeinen Wanderungen, die ſo fruchtbar an guten Werken waren. Die lehrreichen Geſpräche des Pfarrers verkürzten ihm den Weg. Selten ſchloß ſich ihre Unterhaltung, ohne auf die Religion zurückzukommen. Dieſer Gegenſtand nahm die Aufmerkſamkeit Rudolf's in hohem Grade in Anſpruch. Er ſehnte ſich von ganzem Herzen nach dem lebendigen Glauben, welcher den Pfarrer beſeelte; aber oft brachten ſeine Vernunftſchlüſſe irgend eine Säule des neuen Gebäudes zum Weichen, ſo daß das Ganze über ſeiner Grundlage zuſammenſtürzte. Ein verborgener Stolz und die lange Gewohnheit des Unglaubens widerſetzten ſich noch bisweilen einer Ueberzeugung, welche nahe daran war, in ſeinem Herzen Wurzel zu faſſen. Oberlin kam ihm zu Hülfe. Er nannte ihm Männer von hohem Geiſte, welche von der Religion tief ergriffen waren, wie Newton, Racine, Fenelon, Cuvier, Männer voll lebendigen, innigen Glaubens. Hierauf bekämpfte er die Einwürfe, welche die Vernunft ſeines jungen Freundes noch von Zeit zu Zeit erhob, und war ſo glücklich, ſie ſiegreich niederzuſchlagen. Wie Honig floß die Ueberzeugung von ſeinen Lippen, und Rudolf glaubte bisweilen, wenn er ihn hörte, einen jener Propheten zu ſehen, die mit einer göttlichen Sendung beauftragt waren. Die glückliche Eliſe athmete mit Wolluſt die reine Luſt des **Ban de la Roche**. Voll Freude begleitete ſie ihren Gemahl über die Berge und in die Thäler dieſes maleriſchen Aufenthalts, und gern hätte ſie ihre Tage in dieſer friedlichen Gegend verlebt.

Bei dem guten Pfarrer und in der Familie Legrand hörte ſie oft von Religion reden; ſie ſah bei ihnen einen unerſchütterlichen Glauben, welcher ſie im Unglücke tröſtete und im Glücke ihre Freude verdoppelte; einen Glauben, der ſie ſich ſelbſt vergeſſen ließ, um ſich nur mit dem Wohle Anderer zu beſchäftigen. Wenn ſie ſo viele fromme Worte hörte, wenn ſie ſo viele ſchöne Thaten mitanſah, ſo war es nicht anders möglich, als daß ſie bisweilen über die Vorzüge der Religion nachdachte, welche ſolche Reſultate herbeiführen konnte. Mehrere Male hatte ſie ſich dem Pfarrer genähert, um ihn mit ihrem Wunſche bekannt zu machen, ſeinen Glauben kennen zu lernen; aber immer drängte die Schüchternheit ihre Worte zurück, wenn ſie ſchon auf ihren Lippen ſchwebten. Endlich erkühnte ſie ſich eines Tags, da ſie mit ihm allein war, und ſagte mit innerer Bewegung: „Wenn ich nicht fürchten würde, mein Vater, Ihnen Augenblicke zu ſtehlen, die für dieſen Bezirk ſo koſtbar ſind, ſo würde ich Sie bitten, mir den Unterſchied anzugeben, welcher zwiſchen meiner und Ihrer Religion ſtattfindet.“

„Ich kann Ihnen, meine Tochter,“ ſagte der Geiſtliche, „ihre Frage ganz kurz damit beantworten: Wir glauben, daß der Erlöſer, den Sie immer noch erwarten, vor achtzehn Jahrhunderten bereits erſchienen iſt.“

Eliſe hörte mit Erſtaunen, wie kurz der Weg war, welcher ſie von der Religion ihres Gemahls und der tugendhaften Weſen trennte, die ſie umgaben. Aber ſie konnte dieſen Weg nicht ſelbſt gehen, ſie bat den Pfarrer, ihr einige Augenblicke zu widmen. Mit Freuden erfüllte Oberlin ihren Wunſch. Nachdem ſie dieſen Gegenſtand einige Male beſprochen hatten, konnte Eliſe jener Beredtſamkeit des Herzens, jener ſüßen, überzeugenden Stimme, jener religiöſen Begeiſterung, welche den Pfarrer von Waldbach auszeichnete, nicht länger widerſtehen, und wenige Tage darauf ſagte ſie zu ihrem Gemahl: „Jetzt haben wir Alles gemein, ich bin eine Chriſtin.“

Indeſſen hatte ſich die Nachricht von der Vermählung des Barons von Harr nach Stockholm verbreitet; man ſprach vor dem Könige davon, indem man glaubte, ſich auf Rudolfs Koſten luſtig machen zu können; aber der Höfling, welcher ſie erzählt, und, um ſie lächerlich zu machen, mit einigen Zuſätzen von ſeiner Erfindung ausgeſchmückt hatte, ſtaunte nicht wenig, als ſich der Fürſt alſo vernehmen ließ: „Herr von Harr hat ſich als Mann von Ehre benommen; man ſchreibe ihm, daß ich ſeine Verbindung billige, und daß ich es ſehr gern ſehen würde, wenn er nach Schweden zurückkäme, wo ich von ſeinen Kenntniſſen zum Wohle des Landes Gebrauch zu machen wünſchte.“ Durch Rudolf's Verwalter erfuhr man ſeinen Aufenthaltsort und beeilte ſich, ihm zu ſchreiben, was im Palaſte vorgefallen war.

Eliſe und ihr Gemahl waren gerade bei dem guten Pfarrer, als der Brief, welcher die Worte und Wünſche des Königs enthielt, im Ban de la Roche anlangte. Sobald ihn Rudolf geleſen hatte, rief er: „Nein, ich werde dieſen glücklichen Winkel nicht verlaſſen, um Stockholm und den Hof dagegen zu gewinnen.... Das hieße muthwillig eine ſtille See gegen ein aufgeregtes Meer vertauſchen. Nicht wahr, meine Eliſe," fügte er hinzu, „wir bleiben zu Waldbach?... wir bauen uns eine Hütte neben unſerem verehrungswürdigen Freund und ſuchen auch ferner unſere Seelen durch den Einfluß ſeiner Worte und ſeines Beiſpiels zu veredeln."

„Mein junger Freund," ſagte Oberlin, und die lebhafte Bewegung ſeines Gemüths veränderte den Klang ſeiner Stimme; „ſelten bin ich in eine größere Verſuchung geführt worden, als in dieſem Augenblicke; möge mir Gott die Gnade verleihen, ſie zu überwinden! Wie! Ihr wolltet Euch an meiner Seite niederlaſſen! Wie! Ich ſollte während der wenigen Tage, welche der Himmel mir noch auf Erden gönnen wird, die Wonne Eures Umgangs genießen können! Wie, mein lieber **Ban de la Roche** ſollte Euch unter die Zahl ſeiner Einwohner zählen und Eure Wohlthaten empfangen... Wie! alle dieſe Vortheile bieten ſich mir dar, und ich muß ſie ausſchlagen!... Ja, mein Sohn, Gott gebietet es mir, er will, daß ich Euch Eure Pflichten vorzeichne. Es war der Wille des Himmels, daß der Menſch im Stande der Geſellſchaft lebe, um ihm Gelegenheit zu verſchaffen, die Thätigkeit und die Geiſtesgaben, womit er ausgeſtattet iſt, zu entfalten, und ſeine Laſter, welchen die Strafe, und ſeine Tugenden, welchen die Belohnung folgt, vor den Menſchen zu zeigen. Um dieſen Stand der geſellſchaftlichen Ordnung aufrecht zu erhalten, hat Gott die Liebe zum Vaterlande in unſer Herz gepflanzt; jeder Menſch fühlt dieſe Liebe, und nicht lange meidet er den Ort, wo er das Licht der Welt erblickt hat, ohne ſich ſchmerzlich darnach zu ſehnen... Völker, deren geſellſchaftliche Verhältniſſe noch ſo unvollſtändig ſind, gehorchen dieſem Geſetze; der Indianer ſeufzt nach ſeinen Savannen, der Neger nach ſeinen brennenden Sandebenen, der Tartar nach ſeinen Steppen. Der Name Vaterland iſt kein leeres Wort. Ich wiederhole es, das Band, welches uns an unſer Geburtsland feſſelt, iſt eines von denjenigen, welche die Hand Gottes ſelbſt geknüpft hat; wir wären ſtrafbar, wenn wir es zerreißen wollten. Es iſt uns geboten, unſern Nächſten zu lieben, und ihm Gutes zu thun; aber bei unſern Brüdern, bei unſern Mitbürgern müſſen wir beginnen. Mein altes Gedächtniß ruft mir einige Verſe von Dubelloy zurück. Ich war einſt ein großer Freund von Verſen, meine Kinder; folgende mögen Euch meine Gedanken über dieſen Gegenſtand vollends erklären:

Ich haſſe jene ſtarren, kalten Herzen,
Die todt für ihres Vaterlandes Schmerzen,

Die Bürger einer Welt zu ſeyn ſich ſchmeicheln
Und Liebe für die ganze Menſchheit heucheln,
Um ſich dem eignen Lande zu entziehen.

Mit bewegter Stimme fügte er hinzu: „Die Liebe, welche Ihr für mich heget, der Dank, welchen Ihr mir ſchuldig zu ſeyn glaubet, tragen viel zu Eurem Entſchluſſe bei. Aber bedenket, daß ich hochbetagt bin, daß mich ohne Zweifel Gott bald zu ſich rufen wird; was wollet Ihr ohne Euern alten Freund in dieſer Gegend anfangen?... Glaubet mir, Ihr würdet Euern Entſchluß bald bereuen... Anſtatt Euch in dieſem Bezirke niederzulaſſen, beſuchet ihn bisweilen, wenn Euch die Umſtände ſolche Reiſen geſtatten. Ich bitte Euch darum; denn ohne die Kraft, welche von oben kommt, könnte ich mich ſelbſt nicht an den Gedanken gewöhnen, Euch nicht mehr zu ſehen. Sind Sie nicht auch meiner Meinung?“ fragte er, indem er ſich an Eliſen wandte. Sie bejahte es ſeufzend. Der Pfarrer drang ſo lange in Rudolf, bis er das Verſprechen von ihm erhielt, in kurzer Zeit nach Schweden abzureiſen.

Eliſe ſtand nicht an, die Bitten des Pfarrers zu unterſtützen, ſo ſehr ſie auch den Ban de la Roche und ſeine ſtillen Freuden dem Aufenthalte in ihrem Lande und dem Gepränge des Hofes vorzog... Sie erbebte bei dem Gedanken, in Schweden zu wohnen, wo ſie der Gegenſtand einer allgemeinen boshaften Neugierde zu werden fürchtete, aber Rudolf, dachte ſie, würde zuletzt ohne Zweifel die Tage in dieſen Gebirgen ſehr lang finden, wo kein Amt, kein Ehrgeiz der Thätigkeit ſeines Geiſtes, welche unlängſt noch von ſeiner Schwermuth gehemmt, aber nicht völlig erſtickt worden war, einen Wirkungskreis eröffnen würde. Sein Name, ſein Stand, ſeine Güter waren zu Stockholm eine reiche Quelle bedeutender Vortheile, die im Ban de la Roche nicht nur für ihn, ſondern auch für ſeinen Sohn verloren wären.

Endlich erſchien der Tag der Trennung. Mit dem Anbruche des Morgens empfing Oberlin ſeine Gäſte im Saale, wo ihrer das letzte Mahl wartete, welches die gute Louiſe für ſie bereitet hatte. Der Schmerz der Trennung ſenkte Aller Blicke zu Boden. Kein Wort wurde während des Frühſtücks geſprochen. Nachdem es eingenommen war, hielt ein einfacher ländlicher Wagen an der Hausthüre. Rudolf hatte ſein Gefährt und ſeine Leute zu Straßburg gelaſſen; er wollte, um mich dieſes Ausdrucks zu bedienen, den Ban de la Roche nicht mit dem Anblicke verſchwenderiſcher Pracht beflecken. Ehe ſie dieſes Haus, die Freiſtätte des Friedens und der Tugend, verließen, umarmten die beiden Gatten die gute Louiſe, welche ſie mit Schmerz abreiſen ſah. Hierauf traten ſie vor Oberlin und baten ihn um ſeinen Segen. Der alte Pfarrer entblößte ſein ehrwürdiges Haupt und ſagte mit einer vor innerer Bewegung zitternden Stimme: „Lieber Heiland, beſchütze und ſegne dieſe Kinder; ziehe dieſe Herzen, die Du bereits ergriffen haſt, immer näher und näher zu Dir; ſchaffe, daß ſie täglich inniger von Deiner Gerechtigkeit, Deiner Macht und Deiner Güte überzeugt, all ihr Vertrauen und ihre Liebe Dir ſchenken, daß ihr Leben rein und ihr Ende ſanft ſey. Mein Gott, ſegne ſie, wie ich ſie ſegne!“ Die beiden Gatten hatten ſich, von heiliger Ehrfurcht ergriffen, mit ihrem Sohne vor dem Greiſe niedergeworfen und knieten nun unter der Hand, welche über ihrem Haupte ausgeſtreckt war. Schon geraume Zeit hatte Oberlin zu ſprechen aufgehört, als ſie noch immer dieſelbe Stellung beibehielten. Er blickte während des heiligen Schweigens mit thränendem Auge zum Himmel empor, und erſt nach einigen Minuten richtete er die Knieenden auf und drückte ſie an ſein Herz. „Liebe Kinder,“ ſagte er zu ihnen, „mein hohes Alter gibt mir wenig Hoffnung, Euch wiederzuſehen; aber wenn wir auch in dieſem Thale der Thränen nicht mehr zuſammenkommen, ſo werden wir uns in den himmliſchen Wohnungen begegnen!“ Eliſe und Rudolf vergoßen

Ströme von Thränen, die ſie vergebens zu hemmen ſtrebten; der ſchmerzliche Auftritt zog ſich in die Länge; Rudolf ſuchte ihn abzukürzen, indem er von Oberlin Abſchied nahm; aber der Pfarrer wollte ſich noch nicht von ſeinen jungen Freunden trennen; er ergriff ſie bei der Hand und begleitete ſie, von der einen Seite ſich auf Herrn von Harr, von der andern auf Eliſen ſtützend, vor das Pfarrhaus hinaus. Sie gingen einige Augenblicke ſchweigend neben einander, indeſſen ihnen der Wagen folgte. Die Gemüthsbewegung vermehrte die Schwäche des Pfarrers und hemmte nach und nach ſeine Schritte; Rudolf beſchwor ihn, nicht weiter zu gehen. Oberlin blieb ſtehen, drückte die jungen Gatten noch einmal in ſeine Arme und rief: „Gott befohlen denn, meine Kinder! denket bisweilen an den alten Fritz von Waldbach, und gebet ihm Nachricht von Euch, alle Tage wird ſich ſein Gebet zum Himmel erheben, um die reinſten Güter auf Euch herabzuflehen. Gott befohlen!“ Rudolf und Eliſe wollten reden; aber die Rührung unterdrückte ihre Stimme; ſie konnten nur weinen. Endlich rißen ſie ſich von dem ſchmerzlichen Abſchied los, ſchwangen ſich auf den Wagen, den ihr Sohn bereits beſtiegen hatte, und fuhren raſch von dannen. Oberlin blieb eine Zeit lang bewegungslos an dem Orte ſtehen, wo ſie ihn verlaſſen hatten; aber als ſein Auge, das von ſo vielen Anſtrengungen geſchwächt und durch ſeine Thränen getrübt war, die theuren Reiſenden nicht mehr erblickte, ſtieß er einen tiefen Seufzer aus und kehrte langſam ins Pfarrhaus zurück, indem er ſagte: „Des Herrn Wille geſchehe!"

Karl Johann nahm den Baron von Harr mit Auszeichnung auf; er ließ ſich auch ſeine Gemahlin vorſtellen, und der ſchmeichelhafte Empfang, welcher ihr wurde, war für den Hof und die Stadt hinreichend, um ihr die Achtung zu erwerben, welche ſchon ihre edeln Geſinnungen in ſo reichem Maße verdienten. Nachdem Samuel eine Zeitlang Zeuge von der Ehre geweſen war, die man ſeiner Tochter erwies, verließ er Stockholm auf's Neue, um ſich nach Frankfurt zu begeben, wo er ſich vor ſeinem Unglücke lange Zeit aufgehalten hatte, und wo er bald darauf eine neue Ehe einging. Er hatte Eliſen ihre Liebe und ihren Fehltritt vergeben; aber gegen Glaubensveränderung zeigte er nicht dieſelbe Nachſicht, und als er Stockholm verließ, geſchah es mit dem Vorſatze, nie mehr dahin zurückzukehren.

Rudolf, welcher mit dem Vertrauen ſeines Königs und mit der Achtung ſeiner Mitbürger beehrt, ſeine Eliſe immer noch mit derſelben Innigkeit, wie in den ſchönſten Tagen ſeiner leidenſchaftlichen Zärtlichkeit liebte und die Talente und die Gemüthsart ſeines Sohnes ſich immer ſchöner entfalten ſah, Rudolf genoß all das Glück, das dem Menſchen hienieden vergönnt iſt. Er theilte ſeine Zeit zwiſchen den Geſchäften, welche ihm der König anvertraute, und der Verwaltung der Güter, die er von ſeinen Vätern ererbt hatte. Er ſorgte für das Beſte der Landleute, die auf ſeinen Beſitzungen wohnten, und Eliſe ſtand ihm in ſeinen menſchenfreundlichen Beſtrebungen treulich bei. Bald hatte er manche von den Einrichtungen des **Ban de la Roche** in die Umgebungen der Hauptſtadt Schwedens verpflanzt. Ueberall folgte ihm das Andenken Oberlins und weckte den Wunſch in ihm, ſeiner Tugend nachzukommen; keine ſeiner Lehren hatte ſein Ohr getroffen, ohne Früchte in ſeiner Seele zu tragen, und ſein Briefwechſel mit dem ehrwürdigen Pfarrer erhöhte noch die Gewalt, die ſein Andenken auf ihn ausübte. Nach einiger Zeit jedoch wurden die Briefe von Waldbach ſeltener; bald waren ſie von einer fremden Hand geſchrieben. Rudolf wurde unruhig; er konnte den Wunſch nicht mehr unterdrücken, ſeinen alten Freund noch einmal zu ſehen, und machte Eliſen den Vorſchlag zu einer Reiſe ins Elſaß. Sie willigte im Augenblicke ein.

Zu Anfang des Herbſtes 1826 kam eines Tags Herr von Harr mit ſeiner Gemahlin und ſeinem Sohne zu Waldbach an. Das Wetter war trübe; auch lag auf allen Geſichtern ein Ausdruck von Trauer. Eine düſtere Ahnung beklemmte die Bruſt der Reiſenden. Zitternd traten ſie ins Pfarrhaus; ein Unbekannter bewohnte es. Der Engel, welcher unter menſchlicher Geſtalt dieſe Gegend mit Fruchtbarkeit und Glück geſegnet, hatte vor Kurzem ſeine irdiſche Hülle abgeworfen und ſich auf goldenen Flügeln in die ätheriſchen Regionen aufgeſchwungen.*)

---

*) Oberlins Tod verbreitete im Ban de la Roche und ſogar in der ganzen Umgegend eine tiefe Trauer. Seinem Leichenbegängniſſe wohnten mehr, denn viertauſend Perſonen, unter denen ſich mehrere katholiſche Prieſter befanden, mit Schmerz und Andacht bei. Der gute Pfarrer ruht in dem Kirchhofe zu Foudai. Ein einfacher Stein, der ein Rechteck bildet, bedeckt ſeine irdiſchen Reſte. Sein Name iſt darauf eingegraben, und unten ſtehen die Worte: „Er war ſechzig Jahre lang der Vater dieſes Bezirks.“ Auf einer andern Seite lieſt man den Spruch der Bibel: „Das Andenken des Gerechten bleibet im Segen.“ Wäre der gegenwärtige Pfarrer von Waldbach nicht auf Oberlin gefolgt, ſo wäre ſein Lob in aller Munde; aber wen kann man nach jenem noch loben? Herr Rauſcher, von welchem wir ſprechen, hat die Tochter des guten Pfarrers gehei-

rathet, an welcher man mit Freuden Züge und Eigenſchaften ihres Vaters entdeckt.

Um nähere Aufſchlüſſe zu erhalten, die man etwa hier vermiſſen ſollte, kann man la vie d'Oberlin (das Leben Oberlins), eine Sammlung von Documenten über den guten Pfarrer, welche wir Herrn Stüber verdanken, und les promenades Alsaciennes (die Elſäßer Spaziergänge) nachſchlagen.

Emma Maxwell.

Aus dem Engliſchen

der

Miß Sedgwick.

In der Nähe der nordamerikaniſchen Stadt Vernon liegt das Dorf Millhill, deſſen Bewohner ihre Todten auf einem zu dieſem Behuf eingezäunten Platze beerdigen. Auf dieſem Gottesacker bemerkt man nur zwei bis drei marmorne Monumente; denn die Einwohner von Millhill ſind durchaus nicht reich und können ihre Todten nicht wohl auf dieſe Weiſe ehren, wiewohl ſie dieſelben nicht weniger lieben, als wenn ſie marmorne Tempel über ihren Gräbern errichteten. Auch haben ſie einfache Denkmale und Erinnerungszeichen, welche beſſer beweiſen, daß ihnen das Gedächtniß der Verſtorbenen theuer iſt, indem dieſe Denkmale eine beſtändige Sorgfalt erheiſchen. An dem oberen Ende eines jeden Grabes befindet ſich nämlich ein Stein, auf dem der Name ſowie die Zeit der Geburt und des Todes des Verſtorbenen verzeichnet iſt. Der Grabhügel iſt mit wilden Roſen, Lorbeeren, Geißblatt und andern Blumen bepflanzt. Auf der einen Seite wird der Begräbnißplatz von einem Hügel beſchattet, während ein Bach ihn auf der andern begrenzt, ſo daß er einem lieblichen „Ruheplatze" ähnlich ſieht, — wie die Griechen den Ort nannten, wo ſie ihre Todten beerdigten, — noch paſſender aber vielleicht nach deutſcher Redeweiſe ein „Gottesacker" genannt wird.

Es iſt in Amerika eine Seltenheit, die Gräber mit Blumen oder Geſträuch beflanzt zu ſehen. Die Vernachläßigung der meiſten Kirchhöfe beleidigt das Auge. Wir wollen jetzt nicht die Urſachen hievon unterſuchen, wollen nicht fragen, warum man ſie nicht im Herbſt und Frühling, dem Symbol des Ablebens und der Auferſtehung des Menſchen, mit Blumen ſchmückt, ſondern erklären, wie es zuging, daß in Millhill, wo jede Familie ihre eigene Arbeit verrichtete und deßhalb das Pflanzen und die Pflege ſelbſt über ſich nehmen mußte, ſoviel Sorgfalt auf eine Sache verwandt wurde, die keinen Nutzen gewährte, ſondern nur das Herz befriedigte. Man frage irgend Jemanden in Millhill, weſſen Gedanke es war, den Begräbnißplatz auf dieſe Weiſe zu ſchmücken; die Antwort wird ſeyn: Emma Maxwells. Emma intereſſirt ſich ſo ſehr für die Kinder. Sie glaubt, die Ausſchmückung der Gräber mit Blumen werde ihnen alle Furcht vor denſelben benehmen und ſie ermuthigen, ſich einem Orte zu nähern, der ihnen ſo manche heilſame Lehre gibt. Auch ſtimmen alle Bewohner, ſeit ſie es verſucht haben, darin überein, es ſey eine angenehme Arbeit. Fragt man weiter: „Wer pflanzte das Geißblatt, welches ſich um den abgeſtorbenen alten Baum am Schulhauſe windet? und wer zog die Hagebutten um die Fenſter?“ ſo iſt die Antwort: „Die Kinder thaten es, aber Emma hat ihnen die Anweiſung dazu gegeben.“ „Wer hat die Stufen gemacht, welche nach dem Gipfel des Berges führen, der eine ſo ſchöne Ausſicht gewährt?“ „Die Knaben, aber Emma Marwell hat ihnen den Gedanken eingegeben.“ „Wer hält die Sonntagsſchule für die kleinen Kinder der Irländer, welche an der Eiſenbahn arbeiten?“ „Emma Marwell; wer ſonſt würde dieſe Mühe übernehmen, wenn ihre Eltern ganz gleichgültig ſind, ob ſie etwas lernen oder nicht?“

So könnte man noch viele Fragen aufwerfen und würde finden, daß Emma Marwell viel Gutes that, was Andere unterlaſſen, nicht als ob ihnen die Zeit oder das Herz dazu fehlte, ſondern vielmehr aus Mangel an Nachdenken und Glauben.

Es gibt Menſchen in dieſer Welt, welche deßwegen ohne Eltern, Geſchwiſter, Gatten und Kinder zu ſeyn ſcheinen, damit ſie das für ihre Mitmenſchen thun, was dieſe ungethan gelaſſen haben. Zu dieſen Boten Gottes gehörte Emma Maxwell. Sie war eine Waiſe und lebte im Hauſe ihres Oheims, wo ſie zwar für ihren Unterhalt bezahlte, aber viele Dienſte verrichtete, welche den übrigen Gliedern der Familie ihre Laſt erleichterte. Vielleicht wünſchen einige meiner Leſer zu wiſſen, wie Emma ausſah. Sie war groß und nicht zu zart; denn ſie ſorgte für ihre Geſundheit und fand ſich dafür durch Kraft und Heiterkeit belohnt. Sie hatte blühende Wangen, ſanfte blaue Augen und einen lieblichen Mund, aus dem nur freundliche Worte und ſanfte Laute kamen. Uebrigens hatte ſie — man erſchrecke nicht! — rothe Haare; denn nicht alle jungen Damen — ſeyen ſie noch ſo gut, liebenswürdig und hübſch (und Emma war das) — haben goldne oder blonde Locken, es ſey denn in Büchern. Emma's Haare waren ſo einfach und nett geordnet, daß Jedermann, der es ſah, äußerte, die Farbe ihrer Haare ſtehe ihr in der That nicht ſchlecht. Das Licht, welches von innen ſtrahlt, kann allem Aeußern etwas Angenehmes mittheilen. Viele wunderten ſich, warum Emma Maxwell, welche zur Zeit unſerer Geſchichte ihr vier und zwanzigſtes Jahr erreicht hatte, nicht verheirathet war. Die Mütter ſagten, der rechte ſey noch nicht gekommen, und die jungen Mädchen hofften beinahe, der rechte werde nie kommen.

Emma war dem Uebel entgangen, welches zuweilen eine Folge des frühen Verluſtes von Freunden iſt, nämlich einer Verringerung ihrer Liebe und wohlwollenden Neigungen. Ihr Herz war dem Höheren zugewendet. Jedes menſchliche Weſen behandelte ſie mit Milde und Freundlichkeit und that Alles geräuſchlos und ohne viele Worte. An ihren Früchten konnte man ſie erkennen. Sie glich häufig den Blumen, welche ungeſehen einen lieblichen Duft verbreiten. Man erfreute ſich ihrer Güte, ohne die Urheberin zu kennen.

Als die neue Eiſenbahn bei Millhill angelegt werden ſollte, waren die Leute in der Nachbarſchaft in großer Beſorgniß. Sie fürchteten die Irländer, welche ſie für Wilde anſahen; und als Emma Maxwell in der Nähgeſellſchaft, welche ſich am Samſtag Nachmittag zu verſammeln pflegte, äußerte: „Ich denke nicht, daß ſie uns Verdruß verurſachen werden, wenn wir ſie nur recht behandeln,“ entgegneten die guten Frauen, Emma werde ſich diesmal gewiß irren. Dieſe blieb jedoch bei ihrer Meinung. Es fehlte ihr nie an Muth und Hoffnung, wenn etwas Gutes zu thun war.

Am nächſten Tage nach dieſer Zuſammenkunft ſaß Emma gegen Abend allein an einem ſchattigen Platze in der Nähe des Baches, als vier Männer, welche den Sarg eines Kindes trugen, und eine in einen Mantel gehüllte Frau, die ein kleines Mädchen führte, vorübergingen. Das Kind weinte laut. Emma folgte ihnen mit den Augen. Sie gingen auf den Gottesacker, wo zwei von ihren Freunden, welche Erlaubniß erhalten, ihre Todten daſelbſt zu beerdigen, ein Grab gemacht hatten und auf ſie warteten. Die Beerdigung war bald beendigt, und die Männer gingen ihres Weges. Die Frau blieb zurück bei dem Kinde, welches ſich auf den friſchen Raſen warf und weder auf ihre Befehle noch auf ihre Bitten zu hören ſchien. „Komm, Anny,“ ſagte ſie; „Was hilft alles Weinen? Das bringt ſie doch nicht zurück. Wir müſſen nach Hauſe gehen; denn Micke wird ſein Abendeſſen haben wollen. Gott ſey dem Kinde gnädig! Ich fürchte, es wird ſich zu Tode weinen.“ Emma ſtand auf und ging auf den Theil der Umzäunung zu, welcher dem neuen Grabe am nächſten war. „Laß mich nur noch ein wenig bei Judy bleiben,“ ſagte das Kind bittend.

„Laßt ſie bleiben,“ ſagte Emma, „ich will ſie nach Hauſe bringen. Ihr wohnt vermuthlich in einer von den Hütten bei der Eiſenbahn?“

„Ja, mein Fräulein,“ erwiederte die Frau, welche ſich bei Emma's Worten plötzlich umwandte, dann näher trat und fortfuhr: „Behalten Sie ſie im Auge, Fräulein; ich fürchte, ſie wird ſich mit den Händen einen Weg zu Judy bahnen; beide waren ein Herz und eine Seele, was nicht zu verwundern iſt, da alle ihre Angehörigen todt ſind. Micke iſt mein Mann. Anny und ich ſind nur Schiffsbekannte; wir mögen ſie aber nicht in die weite Welt ſchicken, obgleich wir eigene Kinder genug haben. Wenn Du Dich ſatt geweint haſt, Anny, ſo komm nach Hauſe, — hin iſt hin!“

Mit dieſem gewöhnlichen, armſeligen Troſtſpruche machte ſie Emma'n einen Knix und ging nach Hauſe. Anny, die allein zu ſeyn glaubte, wandte ſich jetzt mit dem Geſichte nach dem friſchen Raſen und weinte bitterlich. „O, Judy, Judy,“ ſchluchzte ſie, „ich kann nicht ohne Dich leben! O daß ich nicht bei Dir liegen kann! Ich würde ganz zufrieden ſeyn; denn ich bin jetzt ganz allein in der Welt, da der Vater in der tiefen See liegt, und die Mutter, Robert und Du, Judy, unter die Erde verſcharrt ſind, und ich euch nie wieder ſehen kann!“

Emma ſetzte ſich jetzt zu der Kleinen und ſprach ihr Troſt zu. „Du wirſt ſie alle wieder ſehen, mein Kind,“ ſagte ſie; „das Grab wird ſeine Todten zurückgeben.“

Anny ſah auf und heftete ihre Augen auf die Fremde. Emma's theilnehmende Stimme hatte ihr Herz gerührt. „Das Grab wird ſeine Todten zurückgeben!" rief ſie aus. Dann legte ſie wieder den Kopf auf den Raſen und rief weinend: „Nein, nein, die Todten kommen nie wieder zurück, — nie, nie!"

„Haſt Du denn nie in der Bibel geleſen, mein Kind, daß die Todten wieder leben ſollen?"

„Wie?"

„Das hat uns Gott durch ſein Wort in der Bibel verkündigt." Anny entgegnete nichts; ſie ſchien Emma's Worte nicht zu hören, hatte den Kopf wieder auf den Raſen gelegt, weinte und richtete ihre Worte an Judy: „Hörſt Du mich nicht? O, ſprich zu mir! nur ein Wort! ſage nur: Anny! und ich will ruhig ſeyn, ſo ruhig wie Du biſt, Judy! O, ſie hört mich nicht!"

„Es gibt Einen, der Dich hört und Dir antworten wird, mein armes Kind, wenn ſie es auch nicht kann."

„Nein, nein, keins von ihnen hört mich. Ich habe ihnen Tag und Nacht gerufen; aber keines hat mir geantwortet, ſogar die Mutter nicht, die mich doch immer hörte, als ſie noch am Leben war."

„Gott, Dein Vater im Himmel, hört und bemitleidet Dich, mein Kind."

„Nein, nein, er hört mich nicht. Habe ich ihn nicht angerufen? Habe ich ihn nicht gebeten, mir nur Judy zu laſſen? Gott vergebe mir! Hat er ſie mir nicht genommen, wie die übrigen?"

„Bedenke aber, mein Kind, Gottes Wege ſind nicht unſere Wege." Anny verſtand zwar Emma Marwell nicht, fühlte aber, daß ſie von ihr bemitleidet wurde, und ſah ſie fragend an. „Ich ſage, mein Kind, Gottes Wege ſind nicht unſere Wege," wiederholte Emma; „er züchtigt, wen er lieb hat." Anny verſtand Emma's Worte noch immer nicht. Sie hatte die Bibel nie leſen und auslegen hören und die Wohlthat entbehren müſſen, welche den Kindern in unſern Sonntagsſchulen jede Woche zu Theil wird. Die Worte der heiligen Schrift waren unverſtändlich für ſie. Emma hätte eben ſowohl griechiſch mit ihr ſprechen können. Sie fing deßhalb an, deutlicher mit ihr zu reden. „Du weißt doch, daß es einen Gott gibt?"

„Die Leute ſagen es, Fräulein?"

„Du glaubſt, daß er gütig iſt?"

Anny ſchüttelte den Kopf. „Wenn er ſo gütig wäre," erwiederte ſie, „würde er ſie mir alle genommen haben? den Vater, die Mutter, den kleinen Robert, und zuletzt Judy?"

„Wenn Du aber gewiß wüßteſt, daß es zu Judy's

Beſten war, jetzt zu ſterben, daß es Deinen Eltern und dem kleinen Robert zum Glück gereichte, von Dir hinweggenommen zu werden, wenn Du dies gewiß wüßteſt, würdeſt Du dann nicht geſtehen müſſen, daß Gott gütig iſt?"

„Ich weiß nicht," erwiederte Anny, indem ſie ſich auf ihre Kniee emporrichtete und ihre Arme auf Emma's Schoos ſtützte.

„Wenn Du einſehen könnteſt, daß Du durch ihren Tod gebeſſert und glücklicher gemacht werden ſollſt, würdeſt Du dann nicht überzeugt ſeyn, daß Gott gütig iſt?"

„Glücklicher! Das kann nicht ſeyn!"

„O, mein Kind, ſeitdem die Welt geſchaffen worden iſt, haben die Menſchen gefühlt, daß es gut für ſie iſt, mit Trübſal heimgeſucht zu werden. Es gibt harte Herzen, welche nicht eher erweicht werden, bis Gott den Tod ſendet und ihnen etwas entreißt, was ihnen theuer iſt; es gibt Herzen, die nicht erweicht werden, bis ſie fühlen, daß der Tod ſich ihnen ſelbſt nähert."

„Das iſt wahr; denn der alte O'Leary bat meine armen Eltern um Verzeihung, als er ſtarb, und gab uns das Geld für die Kuh zurück, welche er uns weggenommen hatte, als wir ihm den Miethzins nicht zahlen konnten. Ja, Gott iſt gütig, wenn er den Tod ſendet, um gottloſe Leute, wie O'Leary, hinwegzunehmen."

„Und wenn er die Guten aller Trübſal dieſer Welt entzieht, liebe Anny. Gott hat uns für ein ewiges Leben geſchaffen. Die Zeit, welche wir in dieſer Welt zubringen, iſt nur der Anfang unſeres Daſeyns. Die Deinigen leben jetzt eben ſo wohl, Anny, als zu der Zeit, wo Du ſie ſehen konnteſt. Die Seele kann nicht ſterben. Es iſt nur der Leib, welcher ſtirbt; den legen wir ab, wie wir Kleider ausziehen, wenn wir zu Bette gehen; aber der Theil von Dir, welcher denkt, fühlt, liebt, ſich Deiner Eltern erinnert und ſie wieder zu finden hofft, kann nicht ſterben. Wir legen den Leib in die Erde und begeben uns gern zu dem Orte, wohin er gelegt iſt, weil die Seele, als wir ſie kannten, in dieſem Leibe lebte, und die Bibel verſichert uns, dieſer Leib werde wieder auferweckt werden."

„Dann werde ich ſie gewiß wieder ſehen, nicht wahr?"

„Gewiß, und ihr werdet, wie ich hoffe, alle glücklich mit einander ſeyn."

Anna ſah nun einige Augenblicke ruhiger aus und legte ihren Kopf vertrauensvoll auf Emma's

Schooß, als wenn ſie dieſe ihr ganzes Leben lang gekannt hätte. Sie ſtieß jedoch bald einen tiefen Seufzer aus und ſagte: „Wie können ſie aber wieder lebendig aus der Erde hervorkommen?“

„Wie? das kann ich Dir nicht ſagen, Anny; aber Der, welcher uns geſchaffen hat, kann uns gewiß wieder lebendig machen. Haſt Du nie die Geſchichte von Lazarus geleſen?“

„Ich kann nicht leſen.“

„Haſt Du jemals gehört, daß Jeſus den Lazarus von den Todten auferweckte?“

„Ich denke, Pater Burke hat mir davon erzählt; ich kann aber jetzt an Niemand anders, als an die denken, welche mir genommen ſind.“

„Denkſt Du denn aber nicht zuweilen an Jeſum, unſern Herrn und Heiland?“

„Das thue ich,“ erwiederte ſie, ein Crucifix aus ihrem Buſen hervorlangend, das ſie erröthend küßte, — ihr Gewiſſen machte ihr Vorwürfe, daß ſie über ihrem Verluſt alles Uebrige vergaß. „Mein Herz iſt aber jetzt ſo ſehr von Leid erfüllt,“ fuhr ſie fort.

„Der, welcher das Leid ſandte, mein liebes Kind, hat es als einen Boten zu Dir geſandt, um Dir ſeine Macht und Liebe zu verkünden und Dich zu ſich zu ziehen.“

„Wie?“ ſagte Anny, welche dieſe Worte, die einem wohl unterrichteten Kinde ganz deutlich geſchienen haben würden, durchaus nicht verſtand.

„Ich will Dir die Geſchichte von Lazarus erzählen. Wenn Du von der Macht und Liebe Gottes hörſt, welche ſich an ſeinem Grabe offenbarte, ſo wirſt Du gewiß mehr geneigt ſeyn, die Deinigen, wenn ſie ſchon todt für Dich ſind, Ihm anzuvertrauen.“

„Es gibt einen Ort, Namens Bethanien, ungefähr eine Stunde von Jeruſalem, der Stadt der Juden. Als Jeſus auf Erden war, lebte eine Familie in Bethanien, welche aus zwei Schweſtern und einem Bruder beſtand. Dieſe waren Jeſu Freunde, und er liebte ſie. Als er einſt abweſend war, wußte er, daß Lazarus krank geworden und geſtorben ſey, und beſchloß, nach Bethanien zu gehen. Als Martha, eine von Lazarus Schweſtern, hörte, Jeſus komme, ging ſie ihm entgegen, und ihre Schweſter Maria folgte ihr bald darauf. Beide wußten, wie viele Kranke Jeſus geheilt, die ſonſt Niemand hatte heilen können, und ſagten zu ihm: „Wenn Du hier geweſen wäreſt, ſo wäre unſer Bruder nicht geſtorben.“ Obgleich Lazarus ſchon ſeit vier Tagen im Grabe lag, ſo hatte Martha doch Glauben genug, zu denken, Jeſus könne ihn wieder lebendig machen; denn ſie ſagte: „Ich weiß, daß, was Du bitteſt von Gott, das wird Dir Gott geben.“

„Konnte er ihn von den Todten auferwecken — hat er es gethan?“ fragte Anny lebhaft.

„Höre nur. Sie gingen zu dem Grabe, und während Jeſus davor ſtand, weinte er.“

„Warum that er das? Ich würde mich gewiß nicht betrüben, wenn ich Judy auferwecken könnte.“

„Weil Du nur an Dich denkſt, Anny. Jeſus dachte an die ganze Welt. Sein Herz war voll Erbarmen, und er gedachte derer, die, wie Du und ich, ſich von denen, die ſie am meiſten lieben, trennen müſſen und ſich bitterlich weinend auf ihr Grab legen.“

„Hat man alle die Ihrigen begraben?“

„Meine ganze Familie, Anny.“

„Und doch ſprachen Sie mir ſo freundlich Troſt zu?“

„Wenn Gott uns der Unſerigen beraubt, ſo lehrt er uns zugleich, wie wir für Andere fühlen und ſie tröſten müſſen. Jeſus liebte den Lazarus wie ein Freund, und fühlte, wie viel die leiden müſſen, welche von ihren Freunden getrennt werden. Bei dieſem Mitgefühle ließ er es jedoch nicht bewenden, er wollte die Kraft Gottes offenbaren, Leben und Unſterblichkeit ans Licht bringen und Dir, Anny, nebſt Vielen, die, wie Du, fragen: „Wie können die Todten wieder lebendig aus der Erde hervorkommen?“ zeigen, daß der Allmacht Gottes alle Dinge möglich ſind. Jeſus ſagt, er habe verſprochen, ſie ſollten die Herrlichkeit Gottes ſehen. Hierauf gebot er dem Lazarus, herauszukommen. Und er kam, — der Bruder erhob ſich und ſtand vor ſeinen Schweſtern, — der Todte war wieder lebendig und befand ſich unter ſeinen Freunden. Wenn Jeſus jetzt hier ſtände und Dir ſagte, er könne Deine Schweſtern von den Todten auferwecken, würdeſt Du ihm glauben?“

„Sicherlich.“

„Und glaubſt Du nicht, was er uns geſagt hat, daß Alle, die in den Gräbern ſind, wieder auferſtehen werden?“

„Ja, ich glaube es.“

„Wenn uns alſo unſere Lieben entriſſen werden, Anny, ſo ſollten wir der großen Wahrheit eingedenk ſeyn, daß wir ſie wieder ſehen werden. Statt uns dem Kummer zu überlaſſen, müſſen wir uns bemühen, von jedem Augenblick unſeres kurzen Lebens einen guten Gebrauch zu machen. Wir müſſen, wie Chriſtus, Fremde zu unſern Brüdern und Schweſtern zu machen ſuchen, indem wir ſie lieben und ihnen Gutes thun, müſſen die Bibel, das Wort Gottes, leſen und uns beſtreben, zu fühlen und zu handeln, wie ſie uns lehrt.

Thun wir dies, ſo gereicht uns jede Trübſal zum Nutzen.“

Nach einer Pauſe von einigen Augenblicken ſagte Anny mit Thränen im Auge: „Das, daß wir uns Alle wiederſehen werden, hat mich beruhigt, und ich will mich bemühen, Alles, was Sie mir geſagt haben, zu beachten; aber — “

„Was denn, Anny?“

„O, ich fürchte, es zu vergeſſen, wenn Niemand mich daran erinnert, da ich täglich ſo viel Böſes hören muß.“

„Sind denn die Leute, bei denen Du wohnſt, keine guten Menſchen?“

„O ja, aber nicht wie Sie. Gott vergebe mir, daß ich dies ſage; denn hat nicht Käthe O'Neil meine Mutter, den kleinen Robert und Judy gepflegt? gibt ſie mir nicht Brod von demſelben Laib, wie ihren eigenen Kindern?“

„Sie muß ſehr gut ſeyn, Anny, wenn ſie das thut, wiewohl ſie Dich vielleicht nicht gerade ſo, wie ich, zu belehren weiß. Gute Handlungen ſind am Ende aber doch die beſte Lehre. Die Bibel ſagt, Anny: „„Seyd freundlich einer gegen den andern;““ wenn ich dieſe Worte aber auch hundertmal wiederholte, ſo würden ſie ſich doch Deinem Herzen nicht ſo tief einprägen, als Frau O'Neils Güte gegen Dich.“

„Das iſt wahr; ich höre aber Ihre Worte gern; und wenn ich bei Ihresgleichen leben könnte, ſo würde ich nicht wünſchen, mit Judy begraben zu ſeyn.“

Emma war gerührt. Sie nahm lebhaften Antheil an der verlaſſenen kleinen Fremden. Wenn ſie Jemand einen Dienſt geleiſtet hatte, ſo war ſie ſtets geneigt, ihm noch mehr zu erweiſen. Sie dachte an einen Plan für das Mädchen; da die Ausführung deſſelben jedoch nicht von ihr allein abhing, ſo hielt ſie es für angemeſſen, keine Erwartungen zu erregen, und ſagte bloß: „Wir gehören Beide zu einer Familie. Du biſt eine Waiſe, wie ich, und Waiſen ſind Gottes beſondere Familie. Jetzt wollen wir zu Frau O'Neil gehen und uns am nächſten Sonntag Nachmittag an Judy's Grabe wieder treffen.“

Anny küßte noch einmal weinend den Raſen, nahm dann Emma's Hand und ging beruhigter nach ihrer Wohnung zurück, als ſie dieſelbe verlaſſen hatte. Emma war nie zuvor in einer irländiſchen Hütte geweſen, und wiewohl ſie die Wohnungen der ärmſten unter ihren Landsleuten kannte, ſo ſtaunte ſie doch, ſo viele menſchliche Weſen an einem ſolchen Orte geſund und wohl zu erblicken. Es waren weder Tiſche noch Stühle vorhanden; auf Holzblöcken befeſtigte Bretter vertraten die Stelle derſelben. Beim erſten Blick glaubte Emma, es ſey kein Bett da; als ſie ſich jedoch genauer in der Stube umſah, überzeugte ſie ſich, daß einige Lumpen in einer Ecke deſſelben als Lager dienten, und daß die arme Judy auf dieſem geſtorben ſey. In der entgegengeſetzten Ecke lag ein Haufe Kartoffeln. Ein Stück Schweinefleiſch und die Hälfte eines friſch geſchlachteten Kalbes hing neben der Thüre, während Frau O'Neil ein reichliches Mahl am Feuer bereitete. Dieſe bemerkte zuerſt Anny und deren neue Freundin.

„Sey ruhig, Micke, und haltet euern Mund, ihr übrigen!“ rief ſie ihrem Manne und einem halben Dutzend ſeiner Kameraden zu, die um eine Branntweinflaſche ſaßen und ſich etwas geräuſchvoll unterhielten; „die Dame iſt mit Anny Byan angekommen. Roſa, laß das Kind nicht die Hände in den Syrup ſtecken! Biddy, nimm den Milchtopf von der Thüre weg! Gott ſegne Sie, Fräulein!“ fuhr ſie zu Emma gewandt fort; „ſie hat Ihnen gewiß genug zu ſchaffen gemacht!“

„O, durchaus nicht,“ entgegnete Emma, indem ſie den angebotenen Sitz annahm; „Anny bemüht ſich, recht zu denken und zu handeln, und das iſt Alles, was wir thun können, Frau O'Neil.“

„Sehr wahr!“

„Sie ſagt mir, Frau O'Neil, Ihr ſeyd ſtets gegen ſie und die ihrigen ſehr gütig geweſen, und ſie wird jetzt mit Freuden für Euch arbeiten.“

„Alles, was ich von ihr verlange, iſt, daß ſie aufhöre, ſich zu grämen. Sie iſt ſtets willig, kleine Arbeiten für mich zu übernehmen. Ich habe viel zu thun, da meine älteſten Kinder, Buben — mach' der Dame eine Verbeugung, Pat! — noch keine Hilfe für mich ſind.“

„Sie ſind Euch vielleicht eher im Wege, Frau O'Neil. Es iſt eine Knabenſchule in der Nähe, in die Ihr dieſe beiden kleinen Buben für einen Schilling (36 Kreuzer) die Woche ſchicken könnet.“

„Hörſt Du's, Micke?“ fragte Käthe O'Neil.

„Wo ſoll denn der Schilling herkommen?“ antwortete Micke, „wenn wir ſechs und Anny Byan leben wollen, die ihre volle Mahlzeit haben ſoll, wenn unſere eigenen Kinder auch hungern müßten.“

„Die Familie eines kräftigen Arbeiters, der eine thätige Frau daheim hat, braucht in dieſem Lande nicht zu hungern, mein guter Freund. Aber der Geiſt bedarf eben ſo wohl der Nahrung als der Leib, wenn er gedeihen ſoll. Eure Knaben ſehen aufgeweckt aus und würden bald leſen, ſchreiben und rechnen lernen, wenn Ihr ihnen Gelegenheit dazu verſchafftet. Gebt

Ihr für nichts, das Ihr entbehren könntet, einen Schilling wöchentlich aus?“

„Sie meinen den Branntwein, Fräulein,“ ſagte Micke, indem er die Flaſche mit dem Fuß berührte. „Ich mache mir nichts daraus; aber wenn meine Kameraden trinken, ſo muß ich auch mein Theil thun.“

„Eure Kameraden haben vielleicht keine Kinder, und es kann ihnen nicht ſo viel Vergnügen gewähren, als Euch, das Trinken zum Beſten Eurer Kinder aufzugeben. Ihr liebt dieſe kleinen Buben. Ich ſehe es an der Art und Weiſe, wie ſie ſich um Euch drängen, und der Säugling dort ſtreckt ſeine Arme nach Euch aus, als wenn er meine Worte bekräftigen wollte. Wahrlich, O'Neil, wer Kinder hat, mit denen er, wenn er von der Arbeit heimkommt, ſpielen kann, bedarf des Branntweins nicht, um ſich zu erheitern.“

„Sie haben recht, Fräulein.“

„Auch iſt es gut, angenehme Gedanken für den Sonntag zu haben. Was kann aber angenehmer ſeyn, als das Bewußtſeyn, das Geld, welches Ihr die Woche hindurch ſauer verdient habt, ſtatt es zu vertrinken, gleichſam in dem Kopf und Herzen dieſer kleinen Knaben aufbewahrt und ſie für dieſe und vielleicht auch jene Welt reicher gemacht zu haben. Iſt es nicht auch Eure Pflicht, Dem, der Euch Eure Kinder gegeben hat, auf dieſe Weiſe Eure Dankbarkeit zu bezeugen?“

„Ich danke Ihnen, Fräulein,“ entgegnete O’Neil, indem er ſeinen Buben den Kopf ſtreichelte und auf den Boden ſah. Emma’s Vorſchlag gefiel ihm offenbar; er ſchien indeß noch nicht ganz entſchloſſen zu ſeyn, ob er darauf eingehen ſollte.

„Ich wünſche Euch Allen eine gute Nacht!“ rief Emma; „gute Nacht, liebe Anny. Weine nicht, mein Kind. Ich werde Dich in einigen Tagen wieder beſuchen. Dann könnet Ihr mich Eures Mannes Antwort wiſſen laſſen, Frau O’Neil. Vielleicht,“ fügte ſie mit einem Blick auf O’Neils Kameraden hinzu, „haben einige von Euren Freunden Kinder, die ſie in die Schule ſchicken möchten.“

„Ich danke Ihnen, Fräulein,“ ſagte einer.

„Sie können eben ſo ſicher darauf rechnen, in einer irländiſchen Hütte Kinder zu finden, als Bienen in einem Bienenſtock,“ ſagte ein Anderer. Anny folgte ihr an die Thüre. „Wie viele Tage wird es dauern?“ fragte ſie.

„Sehr wenige. Vergiß unſere Unterredung an Judy’s Grabe nicht!“

„Ich werde alles Andere vergeſſen und nur an Judy denken und das, was Sie mir geſagt haben.“

Damit küßte ſie Emma's Kleid, trat von der Thüre zurück und ſetzte ſich unter Gebeten und Segenſprüchen auf den Boden. Sobald Emma ſich entfernt hatte, und die Worte der Männer in der Stube nicht mehr von ihr gehört werden konnten, äußerte einer von ihnen: „Es gibt nicht Viele, die mit dieſem jungen Frauenzimmer verglichen werden könnten." „Ihr Herz iſt ſo warm, als wenn ſie im alten Irland geboren wäre," ſagte ein Anderer. „Und ſprach ſie nicht für meine Buben, als wenn ſie ihr angehörten?" fragte O'Neil.

„Das that ſie," entgegnete ſeine Frau, welche inzwiſchen das dampfende Eſſen aufgetragen hatte; „und meine Meinung iſt: es wird uns zum Segen gereichen, wenn wir ihren Rath befolgen; denn ſie ſprach für uns und unſere Kinder und nicht für ſich; daran erkennen wir, daß ihre Worte von oben kamen; und ich frage Euch: Sieht ſie nicht aus wie ein Bote vom Himmel, ſo unſchuldig und ſo gefühlvoll für Andere, aber nicht für ſich?"

Der Sonntag Abend wird in Neu-England auf dem Lande gewöhnlich unter geräuſchloſen, geſelligen Vergnügungen zugebracht; und da der Abend, welcher auf Emma's Unterredung mit den O'Neils folgte, mondhell und ſchön war, ſo machte Emma's Oheim den Vorſchlag, nach Vernon zu fahren und dort einigen Freunden einen Beſuch abzuſtatten. Emma erklärte, dieß ſtimme ganz mit ihrem Wunſche überein.

Bei ihrer Rückkehr fragte ihre Tante Huntly, welche wußte, daß es ihre Abſicht geweſen war, eine Stelle für Anny zu ſuchen: „Nun Emma, haſt Du Deinen Zweck erreicht? War Frau Bement zu Hauſe?“

„Ja, liebe Tante; aber ſie ſagte, es werde auf die Dauer am wohlfeilſten für ſie ſeyn, eine erwachſene Perſon in ihre Dienſte zu nehmen.“

„Nun, das iſt ein Grund, den ich von der reichſten Frau im Orte erwartete! Was ſagte denn aber Frau Brown?“

„Dieſe erwiederte, ſie habe ſo viele kleine Mädchen im Dienſte gehabt, deren Mütter und Freunde ſich ſtets eingemiſcht, daß ſie der Sache endlich überdrüſſig ſey. Ich mußte geſtehen, dieß ſey ein vernünftiger Grund, und ſagte, ich halte es für ſehr Unrecht, wenn Mütter und Freunde ſich in die Angelegenheiten eines kleinen Mädchens miſchen, das eine gute Stelle habe. Dabei bemerkte ich, daß dieß arme Kind weder Mutter, noch Freunde habe. Hierauf entgegnete ſie mir, das ſey ein hinreichender Grund, es nicht zu nehmen; denn was ſolle ſie mit ihm anfangen, im Fall es krank werde oder ihr nicht gefalle

u. dgl. m. Ich ging alſo zu Frau Allen. Dieſe ſagte, ſie halte es nicht für zweckmäßig, bei ihrer großen Menge von Kindern ein kleines Mädchen in die Küche zu nehmen. Ich machte ſie darauf aufmerkſam, daß dieß eine Gelegenheit zur Uebung vieler Tugenden geben würde, die ſich nur unter ſolchen Umſtänden zeigen könnten; erhielt jedoch zur Antwort, ſie habe ſolcher Gelegenheiten bereits genug, ich müſſe ſie deßhalb entſchuldigen, wenn ſie auf meinen Vorſchlag nicht eingehe. Ich ging alſo weiter zu Frau Rawley, von der ich, da ſie keine Kinder hat, hoffte, ſie werde einem armen, verlaſſenen Mädchen gern ein Obdach geben; fand mich aber ſehr getäuſcht. „„Ich lebe mit meinem Manne allein,““ ſagte ſie, „„und wir laſſen uns nicht gern in unſerer Ruhe und Bequemlichkeit ſtören; will man aber ein Kind erziehen, wie es erzogen werden ſollte, ſo muß man ſich manche Sorge aufbürden.““ Ich wagte hierauf die Bemerkung zu machen, es gewähre auch viel Freude. Sie erwiederte jedoch: „„Ich kenne die Sorgen nicht, welche mit einer Haushaltung verbunden ſeyen.““ Ich empfahl mich deßhalb und ging zu Frau Tyler, von der ich indeß hören mußte, es ſey nicht vortheilhaft, ein Kind zu ſich zu nehmen. „„Wir haben Juſtyn Hill auf Ihre Bitte in's Haus genommen,““ ſagte ſie, „„der hat uns aber in einem Vierteljahre ſo viel zerbrochen und verdorben, daß wir damit einem Erwachſenen ſeinen halben Lohn hätten zahlen können.““

„Ich hoffe, Du gingſt nicht weiter, Emma.“

„Doch! ich wandte mich an Frau Hall. Auch dieſe entſchuldigte ſich und machte mir beinahe Vorwürfe, daß ich ſie bewogen habe, Juſtyn in ihre Dienſte zu nehmen. Da ſie fromm ſeyn will, ſo erlaubte ich mir die Bemerkung, wir ſollten nie müde werden, Gutes zu thun. Sie erklärte mir jedoch, ſie habe ſich feſt vorgenommen, nie wieder ein Kind ins Haus zu nehmen.“

„Du haſt jetzt vermuthlich Deinen Plan ganz aufgegeben?“

„Nicht ganz, liebe Tante.“ Dabei ſahe Emma ihre Tante mit einer Miene an, welche dieſe halb verſtand.

„Du kannſt wirklich nicht erwarten, Emma,“ — „Nein, liebe Tante, nicht erwarten, aber hoffen.“ Emma hielt erröthend inne und ſcheute ſich fortzufahren, damit ihre Hoffnung nicht vernichtet würde.

Frau Huntly, auf die ſie ihre Hoffnung geſetzt hatte, war eine gute Frau; es gibt aber verſchiedene Arten und Grade von Güte, und die ihrige war geringer, als die Emma's. Sie war eine gute Gattin und Mutter, hatte nur das Glück und die Wohlfahrt ihrer Familie im Auge und glaubte nur Pflichten gegen dieſe zu haben, während Emma in jedem hülfsbedürftigen menſchlichen Weſen einen Bruder oder eine Schweſter ſah. Zwei Jahre zuvor hatte Emma ſie bewogen, Karoline Hill in ihre Familie aufzunehmen. Dieſe war eine von Emma's Sonntagsſchülerinnen. Emma bemerkte, daß ſie gute Anlagen beſaß. Karoline hatte das Unglück, ſchlechte Eltern zu haben, und war ſehr vernachläßigt. Emma glaubte, ſie könne für das Gute gewonnen werden, und bewog ihre Tante, einen Verſuch zu machen, indem ſie dieſer vorſtellte, wie verdient ſie ſich machen würde, wenn ſie ein junges Weſen vom Verderben rette und zu einem nützlichen Gliede der menſchlichen Geſellſchaft mache. „Wir ſind alle in einem gewiſſen Sinne Gottes Hirten," ſagte ſie, „und verpflichtet, uns derjenigen anzunehmen, welche ſich von der Heerde verirrt haben." In Frau Huntly's frommer und tugendhafter Familie ging bald eine günſtige Veränderung mit Karolinen vor; ſie hatte aber einen Fehler, von dem weder Emma's Ermahnungen noch ihr Beiſpiel ſie bisher befreit hatte: ſie war nämlich ſelbſtſüchtig. Die Selbſtſucht hindert das Gedeihen jeder Tugend und ſtellt jede gute Eigenſchaft in Schatten. Sie wurde zwar fleißig, ordentlich und wohlgeſittet; aber Niemand liebte ſie mit Wärme, und zwar aus keinem andern

Grunde, als weil ſie ſelbſtſüchtig war. Manche Menſchen ſind dies von Natur, dachte Emma, welche immer einen Entſchuldigungsgrund für die Fehler Anderer aufzufinden ſuchte, und die arme Karoline iſt ſo ſehr daran gewöhnt, nach Allem zu haſchen, was ſich ihr in einer unordentlichen armen Familie darbot, daß eine geraume Zeit verſtreichen wird, ehe ſie lernt, nicht zuerſt und zunächſt an ſich zu denken. Emma wartete geduldig eine lange Zeit und ſchloß dann, nur die Gnade Gottes könne in Karolinens Herzen eine ſolche Veränderung hervorbringen, daß ſie Chriſti Beiſpiel nachahme und zuerſt das Beſte ihrer Nebenmenſchen ſuche oder vielmehr ihr eignes Wohl von dem Anderer abhängig mache.

Wir kehren indeß zu der Unterredung zwiſchen der Tante und Nichte zurück.

„Du kannſt wirklich nicht von mir erwarten, daß ich ein anderes Kind in unſer Haus aufnehme. Wenn auch kein anderes Hinderniß da wäre, ſo würde doch Karoline Hill mit keinem andern Mädchen in Frieden leben können, — ſie iſt ſo ſelbſtſüchtig.“

„Ich glaube, liebe Tante, nichts würde Karolinen ſo heilſam ſeyn, als wenn ſie das Beiſpiel eines gutgearteten Kindes vor Augen hätte.“

„Du weißt ſtets einen Ermunterungsgrund zum

Gutesthun aufzufinden, Emma. Wir wollen jedoch nicht weiter darüber ſprechen; ich kann nicht daran denken, auf Deinen Vorſchlag einzugehen. Ich bin es meinen eigenen Kindern ſchuldig, mir nicht die noch Sorge für den Unterhalt eines fremden aufzubürden. Dein Oheim wird derſelben Meinung ſeyn."

„Das iſt auch die meinige, liebe Tante; Du haſt jedoch meinen Plan nicht gehört. Mit dem Schulgelde, welches ich einnehme, beſtreite ich alle meine Ausgaben und kann noch fünfzig Dollars jährlich bei Seite legen. Das Kleidermachen bringt mir genug ein für anderweitige Bedürfniſſe." Emma's größtes Bedürfniß beſtand darin, der Noth Anderer abzuhelfen. „Nun kann ich Anny Ryans Koſtgeld bezahlen und ſie kleiden. Dies iſt freilich nichts im Vergleich mit der Mühe, welche Du haben wirſt; ich weiß aber auch, liebe Tante, Du wirſt Dich belohnt finden, wenn wir aus dieſen beiden Mädchen gute Hausfrauen machen. Sie können abwechſelnd im Hauſe arbeiten und in die Schule gehen. Du wirſt ihnen Anweiſung in häuslichen Arbeiten geben, während ich ſie nähen und ſchneidern lehren will. Willſt Du Dir die Sache überlegen und mit dem Oheim darüber ſprechen?"

Der Oheim war ein gütiger Mann, und Frau Huntly eine verſtändige Frau. Emma erhielt deßhalb

Erlaubniß, am Montage zu der Familie O'Neil zu gehen und Anny Ryan mit zurückzubringen. Sie machte ſich früh auf den Weg, um zu hören, was für einen Entſchluß O'Neil in Betreff ſeiner Knaben gefaßt habe. Kätchen O'Neil empfing ſie mit einer unruhigen, verlegenen Miene. „Micke hat eingewilligt,“ ſagte ſie, „die Buben haben aber allerhand Einwendungen. Johnny ſagt, die Jankee Buben werden ihn auslachen, weil er keinen Hut habe, und der Rock des armen Pat hängt ihm bis auf die Ferſen herab. Ich habe ihnen zwar geſagt, ſie ſeyen thöricht und gottlos; Sie wiſſen aber, mein Fräulein, Niemand läßt ſich gern auslachen, am wenigſten Knaben.“

„Die Lacher ſind noch thörichter und gottloſer,“ entgegnete Emma. „Sobald ſie Mitgefühl für Andere gelernt haben, werden ſie aufhören zu lachen. Patrick, wünſcheſt Du nicht leſen zu lernen?“ Pat ſenkte den Kopf und murmelte: „Ja, Fräulein.“

„Wenn Du Geld hätteſt, Patrick, wie viel würdeſt Du dafür bezahlen wollen?“

„Weder Pat noch ich werde jemals ſo viel Geld haben, als es werth iſt,“ rief der kleine Johnny, ein weit aufgeweckterer Knabe, als ſein Bruder.

„Dann iſt es gewiß ſo viel werth, daß ihr es geduldig ertragt, wenn euch die andern Buben auslachen.“

„Wir wollen es aber nicht ertragen, ſondern ſie lachen lehren.“ Dabei ballte der kleine Johnny ſeine Fauſt, um zu zeigen, wie der Unterricht ertheilt werden ſollte.

„Einen ſolchen Unterricht, lieber Johnny, geſtatten wir hier nicht. Buben, welche ihre kleinen Streitigkeiten durch Boxen ſchlichten, wählen das Lynch-Geſetz, wenn ſie zu Männern herangewachſen ſind. Wenn ein Knabe Dich kränkt, ſo mußt Du ihn zu Deinem Freunde zu machen ſuchen; dann wird er Dich gewiß nie wieder beleidigen.“

„Ich würde ihn zuerſt durchprügeln und dann zu meinem Freunde machen.“

„Nein, nein, Johnny; durch das Prügeln wird eine leichte Sache zu einer ſchweren gemacht; doch davon wollen wir ein ander Mal ſprechen. Jetzt geh' mit mir zu Frau Norton, die in dem weißen Hauſe am Hügel wohnt; wenn Du einen Tag für ſie in ihrem Garten arbeiten willſt, ſo wird ſie Dir eine alte Mütze von einem ihrer Knaben geben.“

„Bedanke Dich bei der Dame,“ ſagte Käthe O'Neil, „und ſag' ihr, Du wolleſt es thun.“ Johnny ſah vergnügt und dankbar aus, — der beſte Dank, den Emma empfangen konnte. „Nun, Patrick,“ ſagte ſie, „zieh' einmal Deinen Rock an, damit ich ſehe, was damit geſchehen kann.“ Pat zog den Rock an und machte wirklich eine drollige Figur. Der Kragen reichte bis oben an ſeinen Kopf, ſeine Hände waren in den Aermeln verborgen, und die Schöße reichten beinahe bis an ſeine Ferſen. Seine Mutter lachte, Johnny ſchrie laut auf, und ſogar Emma lächelte. Patrick wurde jedoch hierdurch nicht beleidigt. Er fühlte den Unterſchied zwiſchen einem theilnehmenden und ſpöttiſchen Lachen, wenn ſchon er ihn wahrſcheinlich nicht hätte erklären können. „Ich wundre mich nicht, Patrick,“ ſagte Emma, „daß Du in dieſem Rock nicht in die Schule gehen magſt; ich kann ihn aber mit leichter Mühe ſo ändern, daß er Dir paßt. Wenn ich Dir jedoch meine Zeit widme, ſo mußt Du mir dafür mit der Deinigen zahlen. Zeit iſt Geld, wie Du weißt, und beinahe all' das Geld, was wir in Millhill beſitzen. Ich wünſche ein Bündel nach einem Orte zu ſenden, der ungefähr eine Stunde von hier entfernt iſt.“ Patrick nahm dieſen Antrag mit Freuden an. „Ihr ſehet, Frau O'Neil,“ fuhr Emma fort, „wie man Zeit in Geld verwandeln kann. Es muß freilich auch gearbeitet, das Geld muß mit einem Gepräge verſehen werden, wenn es current ſeyn ſoll.“

Während dieſes Geſprächs begann Anny Ryan, die Emma'n zuerſt hatte kommen ſehen und ihr entgegengeeilt war, zu fürchten, ſie ſey überſehen worden. Sie trat langſam zurück, bis ſie hinter einer großen Kiſte ſich zu Boden ſetzte und mit ihrer Schürze das Geſicht bedeckte, um ihre Thränen zu verbergen. Anny war jedoch im Irrthum, und der Ausdruck ihres Geſichts änderte ſich plötzlich, als Emma ſie bei der Hand nahm, ihr mittheilte, was für einen Plan ſie für ſie habe, und Frau O'Neils Einwilligung erhielt. Anny war jetzt überaus glücklich. Aller ihrer Verwandten beraubt, hing ſie an Emma, wie eine Schlingpflanze, die von ihrer Stütze losgeriſſen iſt und auf dem Boden liegt, wenn eine freundliche Hand ſie aufrichtet, ihre Ranken ausſtreckt und ſich an ihrer neuen Stütze ſo feſthält, als wenn ſie an derſelben aufgewachſen wäre.

„Ich möchte wiſſen, ob ich mit der irländiſchen Anny zuſammen ſchlafen muß?“ fragte Karoline am erſten Abend nach Anny's Ankunft in Frau Huntly's Hauſe.

„Ehe ich Dir antworte,“ erwiederte Emma, „muß ich Dich bitten, ſie nicht wieder die irländiſche Anny zu nennen. Sie iſt nicht ſchlechter, weil ſie aus Irland iſt, und Du ſollſt dies Wort nicht gebrauchen, als wenn ſie es wäre. Ja, Du mußt bei Anny ſchlafen. Warum ſiehſt Du ſo unzufrieden aus? Iſt ſie nicht rein?“

„Jetzt mag ſie das ſeyn. Jede würde rein ſeyn, wenn ſie von Ihnen in warmem Waſſer gewaſchen und von Kopf zu Fuß neu gekleidet iſt.“

„Erinnerſt Du Dich nicht der Zeit, Karoline, wo ich daſſelbe für Dich that? Denke an die Fabel von dem Schmetterling, der vergaß, daß er eine Raupe geweſen!“ Karoline ließ den Kopf ſinken. Sie ſchämte ſich. Eine Stunde ſpäter, als Frau Huntly, welche gebacken hatte, jedem der Mädchen einen Kuchen gab, erröthete ſie jedoch nicht, zu Anny zu ſagen: „Er iſt gerade halb ſo groß, als gewöhnlich; ſo wirds nun immer ſeyn: ich werde von Allem nur halb ſo viel bekommen, als bisher.“ Auch ſchämte ſie ſich nicht, ſich beim Schlafengehen in die Mitte des Bettes zu legen, und als Anny fragte, auf welcher Seite ſie ſchlafen ſolle, dieſer zu antworten: „Das iſt mir einerlei; ich habe den Platz, den ich immer einnehme.“

Anny erinnerte ſich an Judy, und wie ſie mit dieſer liebend Arm in Arm geſchlafen hatte. Als ſie ſich auf den Rand des Bettes legte, dachte ſie: Würde die kalte, harte Erde neben Judy nicht wärmer und weicher ſeyn, als dieß Federbett und dieſe Decken? O, es iſt hart, neben einer liegen zu müſſen, die mich zu haſſen ſcheint, obgleich ich ihr nie ein Leid zugefügt. Gott vergebe ihr! und Gott vergebe mir, daß ich murre, nachdem Er mich unter Ein Dach mit Fräulein Emma gebracht hat.“

Anny wiſchte ſich die Thränen aus den Augen und fiel bald in einen ſüßen Schlaf, aus dem ſie jedoch nach einiger Zeit durch Karolinens Stöhnen und unruhige Bewegungen geweckt wurde. Auf Anny's Frage: „Was fehlt Dir?“ antwortete dieſe: „Mein Kopf thut mir ſo weh, und ich bin ſo heiß und durſtig!“

„Trink ein Glas kaltes Waſſer; ich will es Dir holen.“

„Wenn Du das thun willſt, ſo thue ich Dir ein andermal wieder einen Gefallen; aber Du fürchteſt Dich vielleicht, im Dunkeln hinauszugehen,“ fügte ſie hinzu, gerührt durch Anny's Bereitwilligkeit.

„Ich ſollte mich fürchten? Bin ich nicht weit in den Wald gegangen, um der armen Judy einen Trunk kaltes Waſſer zu holen, als weder Mond noch Sterne ſchienen?“

Was hätte ich angefangen, wenn ſie nicht bei mir geſchlafen hätte! dachte Karoline. Anny kehrte bald mit dem Waſſer zurück. Während Karoline begierig trank, nahm ſie etwas aus ihrer Schublade und eilte mit den Worten: „Ich werde gleich wieder hier ſeyn,“ die Treppe hinab. Als ſie zurückkehrte, ſah Karoline beim Mondlicht, daß irgend etwas einen lebhaften Eindruck auf ſie gemacht haben mußte. „Biſt Du über etwas erſchrocken?“ fragte Jene.

„Nein, nein, warte einen Augenblick, und ich will Dir Alles erzählen.“ Anny ging ans Fenſter und ſah eine Zeitlang aufmerkſam hinaus, dann ſchien ſie ſich erleichtert zu fühlen und rief mit einem tiefen Seufzer: „Er iſt um die Ecke gegangen, der arme Burſche! ich bedaure diejenigen, welche ſich vor dem Tageslicht fürchten, ſtets von ganzem Herzen.“ Die arme Anny erinnerte ſich, daß ihre Angehörigen daheim zuweilen durch Armuth und Bedrückung zu Handlungen getrieben wurden, die ſie nöthigten, Nachts herumzuſchleichen, um ſich vor dem Auge der Gerechtigkeit zu verbergen. „Du mußt wiſſen, Karoline,“ ſagte ſie, als ſie nach dem Bett zurückging, „gerade als ich das Glas für Dich füllte, ſprang ein Burſche, größer als Du, hinter dem Hauſe hervor und bat mich um etwas zu eſſen. O, er ſah ſo ausgehungert und geiſterhaft aus!“

„Schrieeſt Du nicht?“

„Warum ſollte ich ſchreien? Er gab mir mit dem Finger auf dem Munde ein Zeichen, ſtill zu ſeyn. Er ſah ſo weiß aus wie das Betttuch, und ſeine Stimme zitterte, wie die eines gezüchtigten Kindes. Er ſagte, er habe aus dem Eimer getrunken, als er mich kommen gehört habe, und bat mich um einen Biſſen zu eſſen; worauf ich ihn fragte, ob er einen Augenblick warten wolle. Es war ein Glück für ihn, daß ich den Kuchen, welchen ich für Biddy O'Neil erhielt, aufbewahrt hatte; denn ich wußte nicht, wo ich im Hauſe etwas zu eſſen finden könnte, und würde es auch nicht ohne Erlaubniß genommen haben."

„Haſt Du die Thüre verriegelt, während Du heraufkamſt, um den Kuchen zu holen? Mein Mantel hängt dicht hinter derſelben."

„O, Karoline, Du würdeſt nicht an Deinen Mantel gedacht haben, wenn Du ihn geſehen hätteſt, er ſah ſo bekümmert aus. Ich fragte ihn, ob er krank wäre. Er ſchüttelte den Kopf, und die Thränen traten ihm in die Augen. Als ich ihn weiter fragte, ob alle ſeine Angehörigen todt wären, bat er mich, ihm zu ſagen, wo die Hills jetzt wohnten."

„Die Hills?" fiel Karoline ein.

„Ja, das war der Name. Als ich ihm aber ſagte, ich ſey hier fremd und kenne Niemand, wolle aber meine Schlafgenoſſin fragen, ſchüttelte er wieder den Kopf, dankte mir und wandte ſich weg."

Karoline fuhr auf und ſtützte ſich auf ihren Ellenbogen. „Was für Haar hatte er?" fragte ſie.

„Schwarzes, lockiges, wie Du."

Karoline ſank auf ihr Kiſſen zurück und ſeufzte. Nach kurzem Schweigen ſagte ſie zu Anny: „Komm ins Bett, Du ſollſt jetzt die volle Hälfte deſſelben haben. Sage nichts davon, daß Du in der Nacht aufgeſtanden biſt. Frau Huntly wird ſagen, ich habe mir meine Krankheit ſelbſt zugezogen; denn ich aß zu Abend eine Menge Gurken, Käſe u. ſ. w. und nachher den warmen Kuchen: das hat mich krank gemacht.“

„Das war es nicht, liebe Karoline. Meine Mutter ſagte mir und meiner Schweſter Judy immer, wenn ich etwas Wohlſchmeckendes erhalte und nichts davon mittheile, ſo bringe das ſchlechtes Glück. Der Kuchen liegt Dir ſchwer im Magen, weil Du Niemand etwas davon gegeben haſt.“

Karoline verſchlief ihr Fieber. Als ſie wieder aufſtand, bat ſie Anny, nichts davon zu ſagen, und gegen Jedermann, ſogar gegen Fräulein Emma, Stillſchweigen über das Zuſammentreffen am Brunnen zu beobachten. Karoline ſchien den ganzen Tag traurig und aufgeregt zu ſeyn. Sie ging oft ans Fenſter und ſah auf die Landſtraße hinaus. Wenn Jemand an die Hausthüre klopfte, ſo fuhr ſie auf und wechſelte die Farbe. Es fiel jedoch nichts Außerordentliches vor, und mehrere Tage verfloſſen wie gewöhnlich in Frau Huntly’s Hauſe, indem alle Hausgenoſſen ihre Geſchäfte mit Ordnung und Treue verrichteten. Es dauerte aber einige Zeit, ehe Karoline wieder ganz ruhig geworden war. Ihre Unruhe war nicht unbegründet. Sie hatte einen Bruder, der etwa zwei Jahre älter war, als ſie, und lange bei ſeinen Aeltern lebte, wo er zuweilen mit ſeinem Vater eine harte Tagearbeit verrichtete, dann aber wieder müſſig in der Thüre ſtand oder kleine Arbeiten übernahm, wodurch er untüchtig für regelmäßige Beſchäftigung gemacht wurde. Emma Maxwell intereſſirte ſich für ihn, überzeugte ſeine Eltern von der Wichtigkeit, ihm eine feſte Stelle zu verſchaffen, und war ihm zu einer ſolchen behülflich. Er hatte zwar ein gutes Herz; ſeine böſen Gewohnheiten erſchöpften jedoch bald die Geduld ſeines Herrn, und Emma mußte ſich nach einem andern Platze für ihn umſehen. Dieß war noch einige Mal nöthig, und als er endlich in einer angenehmen Stelle bei guten alten Leuten war, die Nachſicht mit ſeinen Fehlern hatten, in der Hoffnung, ihm dieſelben abzugewöhnen, wurde er unzufrieden und nahm ein Anerbieten an, wodurch er Beſchäftigung im weſtlichen Theile des Staats Neu-York erhielt. Man hatte mehrere Male von ihm gehört; da er aber beſtändig ſeinen Aufenthaltsort und ſeine Beſchäftigung veränderte, ſo kam er nicht vorwärts in der Welt. Karoline war überzeugt, der Menſch am Brunnen ſey ihr Bruder Juſtyn geweſen. Sie beſorgte, er habe ſich ein Vergehen zu Schulden kommen laſſen, das ihn nöthige, ſich zu verbergen. Ihr Gewiſſen mahnte ſie, nach Hauſe zu gehen und bei ihren Eltern Erkundigung einzuziehen. Sie war jedoch zu ſelbſtſüchtig, um das Gebot zu beachten: „Traget Einer des Andern Bürde.“ Ihre Familie war die ärmſte und dürftigſte in Vernon. Ihre eigene Lage war jetzt bei weitem beſſer, als die ihrer Eltern. Statt ihnen zu helfen und von dem, was ſie empfing, mitzutheilen, mied ſie ihre Eltern und Geſchwiſter und konnte es nicht ertragen, daran erinnert zu werden, daß es die ihrigen ſeyen.

Nach der praktiſchen Belehrung, welche Karoline in der Nacht, wo ſie krank war, von Anny erhalten hatte, war ſie einige Tage lang liebenswürdiger. Es dauerte jedoch nicht lange, ſo fiel ſie wieder in ihre alte Selbſtſucht zurück. „Warum kann denn Anny nicht das Vorzimmer ausfegen?“ ſagte ſie unter Anderem; „ich mag meine Näharbeit nicht liegen laſſen.“ „Anny könnte die Meſſer und Gabeln putzen: es iſt mir eine verhaßte Arbeit.“ „Das iſt mein Platz (wenn Anny zufällig den angenehmſten Sitz in Fräulein Emma's Arbeitsſtube einnahm); ich ſitze immer da.“

„Kann Anny nicht ihre Faden abbeißen, Fräulein Emma? Ich mag nicht, daß ſie meine Scheere gebraucht.“ „Es ſcheint mir nicht billig, daß Anny zu O'Neils geht und mich alle Arbeit verrichten läßt.“ „Ich ſehe nicht ein, wozu Anny die Hälfte der Kommode braucht; ſie hat nicht halb ſo viele Kleider, als ich.“ Als ſie einmal murmelte: „Seitdem Anny hier iſt, habe ich kein großes Stück Paſtete mehr bekommen,“ ſagte Emma Marwell: „Liebe Tante, ſey ſo gut, und gib Karolinen ein größeres Stück, als irgend Jemand anders; ich will das meinige mit Anny theilen.“

Karolinens Selbſtſucht vermehrte natürlich die Laſt, welche die beiden Mädchen der Familie verurſachten; und wenn Frau Huntly nicht deren Beſtes mehr als ihr eigenes Intereſſe im Auge gehabt hätte, ſo würde ſie gewiß eine derſelben weggeſchickt haben. Frau Huntly handelte jedoch aus religiöſen Beweggründen und war nachſichtig, und Emma Marwell's Geduld war unerſchöpflich.

Der Juni kam herbei. Dieß iſt in unſerem Lande der lieblichſte Monat im Jahre. Die Indianer pflegten ihn den Blumenmonat zu nennen, weil die meiſten wilden Blumen in demſelben blühen. Es war die Zeit, wo die Erdbeeren reif ſind, und die Kinder in Millhill gingen am Samſtag in den Wald, um Erdbeeren zu ſammeln, Einige für ihre Familie, Andere, um ſie zu verkaufen. Frau Huntly verſprach ihren beiden Pfleglingen, ſie ſollten über die Hälfte deſſen, was ſie ſammeln würden, nach Belieben verfügen können. Ein Dutzend Mädchen von zehn bis vierzehn Jahren machte ſich auf den Weg. Alle waren fröhlich und heiter, das Wetter ſo ſchön, als es ſeyn konnte, weder zu warm noch zu heiß. Anny Ryan war den Meiſten unbekannt, Kinder werden jedoch bald vertraut mit einander; und Anna's offenes, einnehmendes Weſen machte ihre Gefährtinnen ſchnell zu Freundinnen. Auch beluſtigte ſie ihr Dialekt — ſie war die erſte Irländerin, welche Einige von ihnen geſehen hatten — wiewohl ſie ſich in Acht nahmen, ſich deßhalb auf eine kränkende Weiſe über ſie luſtig zu machen. Dieß war vorzüglich Emma's Unterricht zuzuſchreiben; denn die Kinder in Millhill waren gleich Andern und würden aus Leichtſinn Manches gethan haben, was ſie bei reiferer Ueberlegung verdammt hätten. Emma lehrte ſie nachdenken, ehe ſie handelten, lehrte ſie insbeſondere vor Verletzung Anderer ſich hüten und brachte ſie zu einem lebhaften Bewußtſeyn des Unrechts, über Andere zu lachen, indem ſie ihre Schülerinnen erfahren ließ, wie unangenehm es iſt, ausgelacht zu werden.

Plaudernd, lachend und ſingend gingen die Mädchen ihres Weges, kletterten zuweilen über Zäune, gingen dann wieder den Rand eines gepflügten Feldes entlang, ſtanden dann und waren ſtill, um einen Riß im Kleide mit einer Nadel zuſammenzuſtecken, oder aus einem Bache zu trinken, der neben ihrem Pfade zwiſchen bemoosten Steinen dahinrieſelte, bis ſie endlich an den Ort gelangten, wo die Erdbeeren wuchſen.

Nachdem ſie ihre Körbe gefüllt hatten, wobei Karoline wieder auf mehrfache Weiſe ihre Selbſtſucht zeigte, traten ſie den Rückweg an. Karoline ſchlug bald einen Seitenpfad ein und trennte ſich von ihren Gefährtinnen. Nachdem ſie über ein unbebautes Feld und durch ein Gebüſch gegangen war, gelangte ſie zu einer elenden Hütte. Als ſie ſich der Thüre näherte, fing ſie an, langſamer zu gehen, und zitterte. Sie ſtand ſtill und horchte, hörte aber nichts, was ihre Beſorgniſſe häte beſtätigen oder verſcheuchen können. Im Hauſe ließen ſich Stimmen von ſchreienden, ſtreitenden Kindern vernehmen; aber das war nichts Ungewöhnliches. Sie hörte weder die klagende Stimme ihrer Muter, noch die rauhe ihres Vaters.

Wie thöricht bin ich, mich mit ſolchen Gedanken zu quälen, dachte ſie, es kann Juſtyn nicht geweſen ſeyn, und wenn er es war, ſo iſt er doch ſchwerlich hier. Sie faßte daher Muth und ging weiter. Als ſie die Thüre öffnete, fand ſie nur Kinder. Ein kleines Mädchen von etwa zwei Jahren war im Begriff, den Fußboden mit unreinem Spülwaſſer zu ſcheuern; und zwei von Kopf zu Fuß beſudelte Knaben lagen ſich in den Haaren wegen eines metallenen Knopfes.

„Biſt Du da, Karoline?“ rief der Eine; „willſt Du nicht Jakob zwingen, mir meinen Knopf zu geben?“

„Er gehört mir!“ rief der Andere.

„Haltet ein, Buben, hört auf, und ſagt mir, wo die Mutter iſt.“

„So befiehl dem Jakob, daß er mir meinen Knopf gibt.“

„Gib ihn ihm, lieber Jakob.“

„Er iſt nicht ſein; auch weiß er ſo wenig, wo die Mutter iſt, als ich.“

„Du weißt nicht, wo die Mutter iſt, Jakob?“

„Nein, ich weiß es nicht, es iſt mir auch einerlei.“

„Wo iſt denn der Vater?“ Die Buben hörten jetzt auf, ſich zu balgen. Sie ſahen, daß Karoline beunruhigt war, und fingen an, ſelbſt etwas beſorgt zu werden." „Der Vater iſt ſchon ſeit vielen Tagen weg," erwiederte Jakob, „und ich hoffe, er wird nicht wieder zurückkommen; denn er ißt Alles ſelbſt auf und läßt nichts übrig."

„Aber iſt denn die Mutter ſchon lange fort?"

„Nein, ſie geht aus und ein. Sie wollte, daß ich zu Dir gehen ſollte. Ich ging deßhalb geſtern mit Samuel eine Strecke, bis dieſer nicht weiter gehen wollte; ich mochte nicht allein gehen. Als wir zurück kamen, prügelte uns die Mutter. Heute Morgen ging ſie zu Reuben Platt, um einen von deſſen Buben zu bitten, einen Auftrag an Dich auszurichten; es war aber Niemand zu Hauſe. Nun gib uns einige Erdbeeren, die Mutter hatte eine Menge in einem Becher, wollte uns aber keine geben, ſondern nahm ſie alle mit ſich."

„Ich kann euch auch keine geben, da die Hälfte Frau Huntly gehört und ſie noch nicht gemeſſen ſind."

„Nun, wenn Du nicht geben willſt, ſo können wir nehmen," entgegnete Jakob. Das kleine Mädchen auf dem Boden ſah jetzt zum erſten Mal von ſeiner angenehmen Beſchäftigung auf und verlangte einen Antheil. Als Karoline ihm zwei oder drei gab, packte es mit beiden Händen den Korb und hätte ihn beinahe auf den ſchmutzigen Fußboden geleert.

Von einer ſolchen Familie hatte Emma Karolinen weggenommen. Ahmte ſie nicht ihrem Herrn und Meiſter nach, indem ſie umherging, um das Verlorne zu ſuchen und zu retten? Und that ſie nicht recht, wenn ſie die Fehler, welche Karoline unter ſolchen Verhältniſſen angenommen hatte, mit Geduld ertrug?

Karoline wußte nicht, was ſie thun ſollte. Es war beinahe dunkel, und ſie hatte noch eine Stunde bis zu Frau Huntly's Wohnung zurück. Dennoch konnte ſie es nicht über ſich gewinnen, zurückzukehren, ohne ihre Mutter geſehen zu haben. Alles, was ſie von den Knaben gehört, hatte ihre Beſorgniſſe nur noch vermehrt, und ſie war überzeugt, es müſſe ihre Familie ein großes Unglück befallen haben. „O, ſeyd doch ſtill, Kinder!“ rief ſie, ging dann an die Thüre und ſah in geſpannter Erwartung hinaus. Dann ſeufzte ſie und rief wiederholt: „Ich wünſchte, die Mutter würde kommen.“ Die Kinder wurden ruhiger und ſchienen ihre Beſorgniſſe einigermaßen zu theilen. Jakob ſagte endlich: „Ich wünſchte auch, die Mutter käme nach Hauſe; denn Alop Hubbard iſt hier geweſen und hat eine Zeitung zurückgelaſſen; er ſagte, ſie müſſe die Stelle leſen, welche er ſchwarz angeſtrichen; da iſt die Zeitung, Karoline, Du kannſt ſelbſt ſehen, was es iſt.“

Karoline nahm das Blatt gleichgültig in die Hand und ſuchte die bezeichnete Stelle. Ihre Aufmerkſamkeit wurde bald geſpannt, und ihr Herz ſchlug heftiger, als ſie Folgendes las:

„Es iſt unſere ſchmerzliche Pflicht, von einem Ereigniß Nachricht zu geben, welches die Einwohner dieſer Stadt mit Betrübniß und Schrecken erfüllt hat. Der hieſige Gaſthof wurde geſtern Abend von zwei Böſewichten, im Dienſte des Gaſtwirthes Alger, beſtohlen und in Brand geſteckt. Einer derſelben muß in das Zimmer gedrungen ſeyn, wo Herr A. ſchlief, da ſein Taſchenbuch mit fünfhundert Dollars, welche, wie man weiß, ihm den Tag zuvor auf der Bank ausgezahlt worden, aus der Taſche ſeines auf einem Stuhle zu den Füßen des Bettes liegenden Rockes entwendet war. Was ſonſt noch geraubt worden, iſt nicht bekannt, da die Böſewichter gleich nach der That das Haus in Brand geſteckt und die Flucht ergriffen haben. Die Familie wurde durch das Kniſtern und Praſſeln des Feuers aus dem Schlafe geweckt. Sie, ſowie die im Hauſe befindlichen Fremden haben kaum ihr Leben gerettet, mit Ausnahme von zwei kleinen Knaben, den Söhnen einer reiſenden Wittwe. Die Kinder waren in einem der oberen Zimmer zu Bette gebracht, während die Mutter ein Zimmer Parterre einnahm. Das Geſchrei der Mutter, als ſie fand, daß es unmöglich ſey, ihre Kinder zu retten, war herzzerreißend. Man hofft, die Verbrecher, welche dieſe ſchändliche That verübt haben, werden ergriffen und beſtraft werden. Der Eine von ihnen iſt ein Spanier, nennt ſich Martini und war ungefähr ein Vierteljahr bei Herrn Alger Kellner; der Andere iſt ein junger Menſch Namens Juſtyn Hill und aus Maſſachuſetts gebürtig. Er hat ungefähr drei Jahre in dieſer Gegend gelebt und war zuvor in keinem Dienſte lang; aber man weiß nicht, daß er ſich zuvor ein Vergehen zu Schulden kommen ließ." Dann folgten Signalements der Verbrecher, Beſchreibung ihrer Pferde u. dgl. m.

„O Gott!" rief Karoline, die Zeitung fallen laſſend, „was ſoll ich thun?"

Nach einiger Ueberlegung beſchloß ſie, ſo ſchnell als möglich nach Millhill zurückzukehren, Fräulein Emma von Allem in Kenntniß zu ſetzen und ſie um Rath zu bitten. Ohne weiter mit den Kindern zu ſprechen, eilte ſie zur Thüre hinaus. „Karoline hat ihre Erdbeeren zurückgelaſſen," rief Jakob, nach dem Korbe greifend, „jetzt werde ich zulangen!"

„Du mußt mir welche abgeben!" ſchrie ſein Bruder.

„Nein, Du ſollſt keine haben!“ entgegnete Jakob.

„Dann rufe ich Karolinen zurück.“ Er machte ſeine Drohung ſogleich wahr, lief zur Thüre hinaus und ſchrie hinter ſeiner Schweſter her.

„Thut nichts — thut nichts!“ antwortete Karoline, deren Herz jetzt zu voll war, um ſich um die Erdbeeren zu kümmern, „Ihr könnt die Erdbeeren behalten, ſeyd nur ruhig!“

Karoline wurde jedoch bald durch eine andere Stimme zurückgerufen, der ſie ſogleich Folge leiſtete. Einige Schritte von der Wohnung ihrer Eltern war ein anderes aus rohen Baumſtämmen aufgeführtes Gebäude, welches in einen Stall und Heuboden abgetheilt war. Aus dieſem trat Frau Hill behutſam hervor, blickte vorſichtig nach allen Seiten und rief dann Karolinen. Dieſe wandte ſich um und ging ſogleich zurück. Frau Hill war ſtets eine bleiche, kränkliche, ſorgenvoll ausſehende und nachläßig gekleidete Perſon geweſen; jetzt aber war ſie das vollkommene Bild des Elends und der Verzweiflung. Sie hatte keine Haube auf, und ihre dünnen, grauen Haare wurden zum Theil durch einen zerbrochenen Kamm zuſammengehalten, während ein anderer Theil ins Geſicht und über den Hals herabhing. Ihr Kleid, welches ſie ſeit einer Woche nicht abgelegt hatte, war allenthalben zerriſſen und mit Häckſel und Staub bedeckt. Als Karoline zu ihr kam, ſchien ſie das Sprachvermögen verloren zu haben und rang nur ſtöhnend die Hände.

„Du brauchſt mir nicht zu ſagen, was vorgefallen iſt, Mutter,“ ſagte das arme Mädchen. „Ich habe Alles in der Zeitung geleſen.“

„In der Zeitung? Sprich leiſer, damit er Dich nicht hört! wenn Du doch nur vor drei Tagen gekommen wäreſt!“ Dann flüſterte ſie ihrer Tochter angelegentlich einige Worte zu, worauf dieſe ſogleich nach Millhill eilte.

Sie traf Anny an der Küchenthüre. Statt ihr Vorwürfe darüber zu machen, daß ſie ſo lange ausgeblieben und alle Arbeit ihr aufgebürdet, ſagte dieſe blos mit lächelnder Miene: „Es freut mich, Dich wiederzuſehen, Karoline. Warum biſt Du denn ſo lange ausgeblieben? Aber Du ſiehſt ja ſo weiß wie eine Leiche aus! Iſt es vielleicht deshalb, daß Du alle Deine Erdbeeren verkauft und keine mit nach Hauſe gebracht haſt? Nein? Biſt Du krank? Iſt den Deinigen etwas zugeſtoßen?“ Karoline brach in Thränen aus, ohne ein Wort zu ſagen. „Ja, das iſt's,“ fuhr Anny fort, „das liegt Dir auf dem Herzen; geh' zu Fräulein Emma, ſie iſt auf ihrem Zimmer; ſchütte ihr Dein Herz aus, Karoline; wenn Jemand Dir helfen kann, ſo iſt ſie's, in Wort und That wird ſie Dir helfen; denn war ſie es nicht, die mich aufrichtete, als ich über Judy's Verluſt untröſtlich war?"

Karoline hörte Anny's freundlichen Rath nur zur Hälfte; denn ſie befand ſich in Emma's Zimmer, ehe Anny zu ſprechen aufhörte. Nachdem es dunkel geworden war, ging Karoline in Emma's Begleitung nach ihrer Mutter Hütte zurück. Viele junge Frauenzimmer würden ſich gefürchtet haben, Abends ſpät eine Stunde weit zu gehen, und zwar auf einem von der Landſtraße entlegenen Pfade; allein Emma war nicht furchtſam. Sie wußte, es ſey von den Bewohnern der Stadt nichts zu fürchten; und als Karoline, welche dicht an ihrer Seite blieb, ihr zuflüſterte: „Fürchten Sie nicht, daß uns einige von den Irländern begegnen?" ſo antwortete ſie: „Und wenn das auch der Fall wäre, ſo haben wir doch nichts zu beſorgen; ſie ſind Alle freundlich gegen mich geſinnt;" und dazu hatten ſie in der That alle Urſache; denn es gab nicht Eine Familie unter ihnen, die ſie nicht beſucht hätte, um etwas für die Kranken zu thun, oder die Kinder zu bewegen, in die Sonntagsſchule zu kommen, oder in einer ähnlichen Gott gefälligen Abſicht.

Endlich näherten ſie ſich der Wohnung von Karolinens Eltern. „Bleiben Sie dicht bei mir, Fräulein Emma,“ ſagte dieſe, indem ſie die Bretter, welche ſtatt der Stallthüre dienten, wegnahm, „und nehmen Sie ſich in Acht; denn es ſind Löcher im Fußboden. „Mutter!“ rief ſie mit halblauter Stimme, „Mutter, wir ſind hier.“

Alsbald ließen ſich oben behutſame Schritte vernehmen, und Frau Hill rief herab: „Tretet bei Seite, während ich die Leiter hinunterlaſſe.“ Auf dieſer kletterte Emma und Karoline nach dem Heuboden hinauf, wo ſie nichts deutlich ſehen konnten, bis ſich ihre Augen an das Licht gewöhnt hatten. Der Winkel, wo der kranke Junge lag, war mit alten Kleidern und Decken umhangen, damit das Licht nicht durch die Oeffnung zwiſchen den Brettern dringen und zu einer Entdeckung ihres Verſteckes führen möchte. Ein elendes Licht war in ein umgeſtürztes Faß geſtellt, ſo daß die Strahlen nur auf das Bett fielen und von den dunklen Tüchern kaum zurückgeworfen wurden. „Da iſt ein Stuhl, den ich für Sie geholt habe, Fräulein Emma,“ ſagte Frau Hill; „denn ich war überzeugt, Sie würden kommen, ſobald Sie wüßten, wie es ſteht. Karoline, Du kannſt Dich mit mir auf's Stroh ſetzen. Er wird bald aufwachen — der arme

Ruhe; wie ſehr er ſich nach Ihnen geſehnt hat! Ich darf ihn nicht verlaſſen und konnte ſeine Brüder nicht dahin bringen, Sie zu holen. Sie wiſſen, es iſt immer mein Mißgeſchick geweſen, die widerſpenſtigſten Kinder zu haben. Es war ein ſchreckliches Gefühl für mich, zu glauben, daß Sie etwas für ihn thun könnten, und hier gleichſam an Händen und Füßen gebunden zu ſeyn."

Karoline machte ſich bittere Vorwürfe. O, dachte ſie, wenn ich nur am Morgen, nachdem Anny meinen Bruder Juſtyn geſehen, nach Hauſe gegangen wäre! Ich wußte, daß ich es thun ſollte. Es ahnte mir, Juſtyn befinde ſich in einer ſchlimmen Lage; ich wußte aber, daß ich für mich ſelbſt nichts zu beſorgen habe, und wollte mich in meiner behaglichen Ruhe und Sicherheit nicht ſtören laſſen. O, wie ſehr bereue ich dies jetzt!" Karolinens Gedanken wurden durch ihrer Mutter Erzählung von ihr ſelbſt abgelenkt. Juſtyn ſchlief, und Frau Hill zog ihren Bericht ſehr in die Länge. Wir theilen ihn in wenigen Worten mit:, „Juſtyn Hill's Vater war ein mürriſcher, dem Trunke ergebener Mann, ſeine Mutter träge, nachläßig, unordentlich. Dieſe Fehler ſind allein im Stande, eine Familie zu Grunde zu richten, ohne daß die Eltern falſch, unredlich oder grauſam ſind, was die Hills nicht waren. Die Kinder waren deshalb nicht hoffnungslos verloren, wenn ſie, ſo lange ſie noch jung waren, von ihnen entfernt werden konnten. Emma freute ſich deshalb, als Juſtyn Vernon verließ. Er nahm jedoch eine üble Gewohnheit mit ſich, in der ihn ſeine thörichten Eltern beſtärkt hatten, nämlich ſeine Herrſchaften aus unbedeutenden Gründen zu verlaſſen. An einem Orte war der Lohn zu geringe, an einem andern die Arbeit zu hart, an einem dritten verlangte man von ihm, er ſolle bei Tiſche aufwarten, an noch einem andern ſollte er die Kühe melken; dieſer Art waren die Gründe, welche ihn zu beſtimmen pflegten, gute Stellen aufzugeben. Der thörichte junge Menſch! als wenn es je eine Lage gegeben hätte, an der nicht etwas auszuſetzen geweſen wäre!

„Endlich kam er in Herrn Algers Dienſte, des Eigenthümers des Gaſthofes in Lemonville. Hier machte er die Bekanntſchaft eines Spaniers, Namens Martini, welcher ihn Anfangs mit Erzählung ſeiner Abenteuer unterhielt und dann in ſeine Laſter einweihte. Sie blieben Abends ſpät aus und tranken und ſpielten, bis ſie kein Geld mehr für ihr ſündhaftes Treiben hatten, und Juſtyn dem Martini bedeutende Summen ſchuldig war. Martini machte hierauf den Vorſchlag zu dem Raube, und Juſtyn, vorbereitet durch ſeine bisherigen Schritte auf dem Wege der Gottloſigkeit, ging darauf ein. Ihr Plan war, ſich ſoviel Geld zuzueignen, als ſie habhaft werden könnten, dann nach New-York zu gehen, um ſich von da nach Texas zu begeben. Sie machten eine reiche Beute, wie ſie es nannten, indem ſie dem Wirthe und den Fremden im Gaſthofe gegen tauſend ſpaniſche Thaler entwandten. Sie waren ungefähr zwei Stunden auf Pferden, welche ſie aus Algers Stall geſtohlen hatten, geritten, als ſie, von einem Hügel aus zurückblickend, den Gaſthof in Flammen ſahen. Martini erinnerte ſich jetzt, daß er in einer Speiſekammer eine Lampe unter einer Menge von Hobelſpänen ſtehen gelaſſen hatte, und wußte, daß die Unſchuld ihrer Abſichten in dieſer Hinſicht nicht bewieſen werden könne. Auch war ihm nicht unbekannt, daß die Anzündung eines Wohnhauſes nach den Geſetzen ein Todesverbrechen iſt. Er war ferner überzeugt, die ganze Bevölkerung werde ihnen alsbald nachſetzen. Nachdem er daher Juſtyn ſeine Beſorgniſſe mitgetheilt, ſprengten ſie in vollem Carrière davon und ritten, bis die erſchöpften Thiere nicht weiter konnten. Dann ließen ſie dieſelben laufen und ſetzten ihren Weg zu Fuß fort. Nur einmal wagten ſie es, ſich in einem Pächterhauſe Erfriſchungen auszubitten. Martini wurde mürriſch und zänkiſch, fiel auf ein unbedeutendes Wort hin, deſſen Juſtyn ſich nicht mehr erinnern konnte, mit einem dicken Prügel über dieſen her, ſchlug ihn auf den Kopf und ließ ihn beſinnungslos liegen. Dies war um Mittag. Als Juſtyn am nächſten Morgen mit Tagesanbruch zum Bewußtſeyn gelangte, fand er, daß Martini ihn ſeines Antheils an dem geſtohlenen Gelde beraubt und in ein einige Schritte von der Landſtraße befindliches Dickicht geſchleppt hatte. Sein Kopf ſchmerzte ihn ſehr. Er war von Hunger, Schmerzen und Blutverluſt erſchöpft, bereute jetzt bitterlich ſeine Thorheit und Gottloſigkeit und wollte ſich niederlegen, um an dieſer Stelle zu ſterben, als er in der Nähe Waſſer rieſeln hörte, unwillkürlich nach demſelben hinkroch und ſich durch einen Trunk erquickte. Hierauf wurde die Liebe zum Leben wieder in ihm rege. Nach ſeiner Rechnung war er ungefähr 28 Stunden von Hauſe entfernt und beſchloß, ſich zu den Seinigen zu begeben. Seine Mutter, hoffte er, würde ihn wo möglich verbergen und für ihn ſorgen, bis er ſelbſt wieder für ſich ſorgen könne. Auf eine Mutter verläßt man ſich zuerſt, und ſie iſt die letzte, welche ein Kind im Stiche läßt. Frau Hill war bei all ihren Fehlern eine zärtliche Mutter, und eine ihrer Hauptfehler beſtand in einer Ausartung dieſer Liebe, welche ſie beſtimmte, zu nachſichtig gegen ihre Kinder zu ſeyn und ihre Vergehen ungeſtraft zu laſſen.

„Juſtyn wuſch ſeine blutigen Kleider in dem Bach, trocknete ſie in der Sonne und ſetzte dann ſeine Reiſe fort. Er war ſehr krank und ſchwach und fühlte ein ſolches Pochen im Kopfe, daß er den Verſtand zu verlieren fürchtete. O, wie gern wäre er in eine der Stellen zurückgekehrt, welche er ſo thöricht verlaſſen hatte! wie gern würde er jetzt geduldig gearbeitet haben! Wie oft fühlte er, daß der Weg des Sünders hart iſt, härter als das härteſte Loos des rechtſchaffenen Arbeiters. Unter Furcht und Zittern begab er ſich langſam auf die Landſtraße. Er wußte, daß er ſich der Gefahr ausſetzte, ergriffen zu werden; er mußte ſich aber entweder Nahrung verſchaffen oder verhungern und war zugleich überzeugt, daß er den Weg nach Hauſe nicht würde zu Fuß zurücklegen können. Es ſchien ihm, als wenn Jeder, der ihm begegnete, im Begriffe wäre, ihn zu verhaften; dennoch wagte er es, in ein Pächterhaus zu gehen und um etwas Speiſe zu bitten. Es waren nur Frauen im Hauſe. Er ſagte ihnen, er ſey auf der Reiſe von der Nacht übereilt worden, ſein Pferd habe geſcheut und ihn abgeworfen; als er zu ſich gekommen, ſey das Pferd verſchwunden geweſen, und er habe ſich in dem elenden Zuſtande gefunden, in dem ſie ihn ſehen. Das Mitleid der Frauen wurde rege. Sie verbanden ihm ſeine Wunde und reichten ihm Erfriſchungen. Während er aß, kam ein Fußreißender herein und erzählte die einzelnen Umſtände des Brandes in Lemonville. Er ſagte, er habe die Nacht in dem Gaſthofe zugebracht, glücklicher Weiſe in der Scheuer geſchlafen und ſey der letzte geweſen, welcher den bei dem Raube betheiligten jungen Menſchen am Abende zuvor geſehen und geſprochen habe.

„Juſtyn richtete ſein Auge unwillkürlich auf den Reiſenden und erinnerte ſich ſeiner; wahrſcheinlich wegen ſeiner ungemeinen Bläſſe (er hatte gewöhnlich rothe Wangen), erkannte ihn dieſer jedoch zum Glücke nicht. Als der Mann das Jammern der Wittwe über den ſchrecklichen Tod ihrer beiden Knaben beſchrieb, ließ Juſtyn Meſſer und Gabel fallen und ſank ohnmächtig zu Boden. Die Entdeckung ſchien jetzt unvermeidlich zu ſeyn; als Juſtyn jedoch wieder zu ſich kam, bemerkte er, daß kein Argwohn erregt war. Die gutherzigen Frauen dachten, eine ſolche Geſchichte ſey wohl geeignet, um bei einem Menſchen in ſeinem erſchöpften Zuſtande einen ſolchen Zufall hervorzubringen, und ihr Mitleid bewog ſie, einen Mann, welcher in einem Wagen vorüberfuhr, zu bitten, den armen Burſchen eine Strecke mitzunehmen. Der Mann willigte gern ein und fuhr ihn zwölf Stunden weit. Ermuthigt durch das Glück, welches ihn ſo weit ungefährdet hatte kommen laſſen, wagte er ſich Abends in die Schenkſtube eines Wirthshauſes. Das erſte, was ihm in die Augen fiel, war eine Bekanntmachung in großen Buchſtaben mit der Ueberſchrift: „„Einhundert Dollars Belohnung.““ Dieſe Summe wurde für ſeine und Martini's Feſtnehmung zugeſagt; und dann folgte eine ſo genaue Beſchreibung ſeiner Perſon, daß er ſich wunderte, nicht ſogleich von den Anweſenden erkannt zu werden. Er ſchlich ſich ſo bald als möglich aus der Schenkſtube und ſetzte ſeine Reiſe fort. Nach dieſem Vorfalle kehrte er nur noch Einmal in ein Haus ein und lebte hauptſächlich von Lattich, Schoten und andern Vegetabilien, welche er des Nachts aus den Gärten entwandte. Nach drei Tagen kam er ganz erſchöpft und mit dem heftigſten Kopfweh in ſeinem Geburtsorte an. Der letzte Ort, wo er eine Zeitlang ausruhte, war Frau Huntly's Brunnen, wo er den Geiſt aufgeben zu müſſen glaubte; ein Trunk Waſſer und der Kuchen, welchen ihm die mitleidige kleine Anny brachte, gaben ihm jedoch neue Kräfte.

„Wiewohl er keine Nachricht über ſeine Eltern erhalten konnte, ſo begab er ſich doch nach dem alten

Platze, wo er ſeine Mutter fand, welche ihn, nachdem ſie ſeine traurige Geſchichte gehört hatte, auf den Heuboden verſteckte. Hier wurde er von einem heftigen Fieber und folternden Schmerzen befallen. Er wagte es nicht, einen Arzt rufen zu laſſen, und wußte Niemand, der ihm helfen, und dem er ſeine Geſchichte anvertrauen könnte, als Emma Maxwell. „„O, Mutter, Mutter,““ rief er aus, „„hätteſt Du mich nur in Fräulein Emma's Sonntagsſchule geſchickt, als ſie es wünſchte, ſo würde ich nie in dieſe Lage gerathen ſeyn. Ich wünſchte die Schule zu beſuchen; Du weißt es, Mutter; denn ich liebte Fräulein Emma, wie alle andere Kinder; aber meine Kleider waren entweder nicht gewaſchen oder nicht geflickt, ſo daß Du mich nicht hinſchicken mochteſt, und ich mich ſchämte, zu gehen, und lieber nichts that oder ſpielte. Dies hatte zur Folge, daß ich auch an Wochentagen gern müßig war. O, daß ich dieſe Jahre doch zurückrufen könnte!““

Der arme Juſtyn hatte Recht. Er verlor nicht nur Emma's guten Unterricht, ſondern indem er zugleich das heilige Geſetz brach, welches uns gebietet, den Tag des Herrn heilig zu halten, wurde er nach und nach zur Uebertretung anderer Geſetze Gottes verleitet. Niemand verhärtet ſich mit Einemmale, ſondern dies geſchieht ſtets allmählig. Wenn wir einen

Schritt vom rechten Pfade abweichen, ſo wiſſen wir nicht, wie weit wir uns verirren können, noch auch, wenn wir umkehren werden.

„Ich weiß nicht, was Sie für ihn thun können,“ ſagte Frau Hill zu Emma, als ſie Juſtyns Geſchichte beendigt hatte. „Es wird nur wenig geſchehen können; er trug aber ein ſolches Verlangen, Sie zu ſehen, daß es ſchien, als wolle er Sie bitten, etwas für ihn zu thun.“

Juſtyn hatte Hunger und Durſt in gewöhnlichem Sinne gelitten, aber noch mehr gehungert und gedürſtet nach dem Worte des Herrn, welches ſeine Unwiſſenheit belehren und ſeine Seele bei ihrem Verlangen nach Verzeihung und Annahme bei Gott leiten könnte. Als er von ſeinem unruhigen Schlafe erwachte, war es nur zu augenſcheinlich, daß die Zeit verſchwunden ſey, wo menſchliche Dienſte von Nutzen für ihn ſeyn konnten. „Juſtyn,“ ſagte die Mutter, „Fräulein Emma und Karoline ſind gekommen, um Dich zu beſuchen.“

„Fräulein Emma und Karoline?“ wiederholte er mit einem ausdruckloſen Blicke.

„Du wünſchteſt ſehr, Fräulein Emma zu ſehen, Juſtyn.“

„So?“

„Ja, Juſtyn. Sie iſt jetzt hier, kennſt Du ſie nicht?“

„Wen? Ich ſehe Niemand.“

„O Gott!“ rief die unglückliche Mutter, „er hat ſein Geſicht verloren! Juſtyn, ſiehſt Du denn Karolinen nicht?“

„Karolinen? Nein. O Mutter, nimm mir die Binde vom Kopfe.“

„Es iſt keine Binde da,“ ſagte Emma, indem ſie ihre Hand auf ſeine brennende Stirne legte.

„Dann iſt es Feuer — aber ach! ſie haben Alles verbrannt!“

„So ſpricht er,“ flüſterte die Mutter, „wenn er von Sinnen iſt; er denkt an die Kinder, welche in Lemonville verbrannten. Juſtyn, kannſt Du Dich nicht ermuntern und mit Fräulein Emma ſprechen?“

Juſtyn ſtöhnte, und Emma bat ſie, ihn nicht weiter zu beunruhigen, da es ja doch ganz unnütz ſey. Sie erbot ſich, einen Arzt aus dem Dorfe zu holen; und da Frau Hill's Furcht vor Bloßſtellung jetzt durch eine größere Beſorgniß verdrängt wurde, ſo gab ſie mit Dank ihre Einwilligung. „O, bleiben Sie hier, Fräulein Emma,“ ſagte Karoline, „Sie können ihm vielleicht noch von Nutzen ſeyn. Ich will allein zum Doktor gehen.“ Karoline lernte durch ſchmerzliche

Erfahrungen eher an Andere, als an ſich zu denken.

Während ihrer Abweſenheit beobachtete Emma jede Veränderung in Juſtyns Geſicht, in der Hoffnung, er werde wieder zum Bewußtſeyn gelangen; allein vergebens. Es zeigten ſich in der That Veränderungen; aber dieſe deuteten auf eine ſchnelle Annäherung des Todes. Sie knieete an ſeinem Bette nieder und betete für ihn. Der Doctor erſchien endlich, erklärte aber ſogleich, alle Hülfe komme zu ſpät. Der Kranke befand ſich im letzten Stadium eines Gehirnfiebers, welches durch ſeine Wunde, die anſtrengende Reiſe und ſchreckliche Seelenangſt veranlaßt war. „Hätte ich ihn auch geſehen, als er ankam," ſagte der Arzt, „ſo wäre es doch nur möglich geweſen, daß ich ihm vielleicht das Leben gerettet hätte." Dieſe Worte waren Dolche für Karolinen.

Er ſtarb vor Mittag. Es war nun kein Grund weiter vorhanden, die Sache geheim zu halten. Sein Leichnam wurde deshalb nach der Wohnung der Mutter gebracht, welche durch die Dorfbewohner in den Stand geſetzt wurde, ihn am nächſten Sonntage anſtändig zu beerdigen.

Es gehört zu den Vorzügen des Landlebens, daß Niemand ſo vornehm oder gering iſt, daß er den übrigen Bewohnern ganz fremd wäre oder fern ſtände. Der Advocat und der Kaufmann mögen in einem großen Hauſe wohnen, Pferde und Wagen und viele andere Bequemlichkeiten haben; dennoch kennen ſie den Namen, die Lage und den Beruf des ärmſten Bewohners; und ſo groß auch der äußere Unterſchied zwiſchen ihnen ſeyn mag, ſo findet doch meiſt ein Gefühl von Theilnahme und Wohlwollen zwiſchen ihnen ſtatt. Das Band iſt zwar hin und wieder locker, aber nie zerriſſen. Es iſt das härteſte Geſchick, ganz verſtoßen zu werden, aber ſelbſt für die, welche am tiefſten geſunken ſind, ein Antrieb zur Beſſerung, zu wiſſen, daß die Guten und Geachteten an ihnen Theil nehmen und zu ihrem Beiſtande bereit ſind. Als Emma Maxwell und einige Andere ſich in der Wohnung der Frau Hill verſammelten, um dem Leichenbegängniſſe beizuwohnen, wurde dieſe unglückliche Frau gerührt, drückte Emma'n die Hand und ſagte: „Sie verlaſſen uns nicht.“ „Nein, Frau Hill; aber richten Sie Ihr Auge auf Gott; er verläßt uns nie.“

Viele von den Sonntagsſchülern und Schülerinnen und Emma's ganze Klaſſe nahm an dem Leichenbegängniſſe Theil. Als ſie das Grab verließen, forderte ſie Emma auf, ſich mit ihr auf eine unter einigen Acacienbäumen in einer Ecke des Begräbnißplatzes befindliche Bank zu ſetzen. Hier ertheilte ſie ihnen gern Unterricht und wußte, die Weisheit des Heilandes nachahmend, durch die Gegenſtände in der Nähe ihren Lehren Nachdruck zu geben. Ein friſches Grab gibt reichhaltigen Stoff zu einer Predigt, beſonders wenn die Perſon, welche in demſelben ruht, uns bekannt war.

Emma's Schüler waren begierig, ſie ſprechen zu hören. Faſt Alle ſtanden mit thränenfeuchten Augen um ſie her. Die meiſten unter ihnen hatten Juſtyn gekannt und empfanden, was Jeder ſtets fühlen ſollte, Mitleid mit dem Schickſal ihres ſündigen Bekannten.

„Es iſt ein ſchöner Nachmittag,“ begann Emma, „der Regenſchauer hat viel Gutes gethan; die ganze Natur ſieht erfriſcht aus. Wie ſchön iſt jenes vom Winde bewegte Weizenfeld und jener auf ſeinem Wege zum Fluß funkelnde Bach und der Fluß, welcher ſeinen Lauf zum großen Ocean fortſetzt. Sonne, Wind und Regen ſind Gottes Boten, führen ſeinen Willen aus und ſind ſtets ſeinen Geſetzen gehorſam. Iſt es nicht ſonderbar, daß ſeine vernünftigen Geſchöpfe, die er eines freiwilligen Gehorſams fähig gemacht hat, ihm ungehorſam ſind? Wenn der arme Juſtyn euch aus dem Grabe zurufen könnte, ſo würde er euch erinnern, Gottes Gebote ſtets im Auge zu behalten, insbeſondere aber ſchlechte Geſellſchaft zu meiden. Der Leib, welchen wir jetzt ins Grab gelegt haben, war ſo eingerichtet, daß er ein Werkzeug zu vielem Guten hätte ſeyn und manches Genuſſes theilhaft werden können. Er hatte Augen, den herrlichen Himmel zu betrachten, die auf- und untergehende Sonne, die Schönheit der wechſelnden Jahreszeiten, der Hügel, Felder, Gewäſſer und noch vieler andern Dingen außer denen, die wir in dieſem Augenblicke mit ſo viel Vergnügen vor uns ſehen. Er hatte Ohren, den Geſang der Vögel zu hören und alle ſüßen Laute der Natur, beſonders aber den ſüßeſten unter allen Lauten, die Stimme theurer Freunde. Er hatte das zarte Organ des Geſchmacks, um das zu genießen, was Gott zu unſerer Nahrung geſchaffen hat; ferner Geruch, der von ſo mannigfachem Nutzen iſt und uns ſo viel Annehmlichkeiten verſchafft; und endlich Gefühl, ohne welches die Hand unnütz für uns ſeyn würde. Ich könnte ein Jahr lang zu euch ſprechen, ohne mit der Erklärung aller Eigenſchaften des Körpers fertig zu werden oder euch geſagt zu haben, wie ſehr er in jeder Hinſicht für ſeinen Zweck in dieſer Welt geeignet iſt. Dieſe wenigen Worte werden aber genügen, euch zu der Einſicht zu bringen, wie unrecht es iſt, ihn durch irgend eine

Handlung ſelbſt zu zerſtören oder zu ſchwächen. Wie traurig iſt es, durch Böſesthun Veranlaſſung zu ſeiner Zerſtörung zu geben, wie der arme Juſtyn!

„Wenn er den geraden Weg der Pflicht gegangen wäre, ſo würde er wahrſcheinlich nicht mit Martini in Berührung gekommen, wenigſtens nie in ein vertrautes Verhältniß mit ihm getreten ſeyn. Der Leib iſt Gottes Tempel und Deſſen würdig, der ihn geſchaffen und zum Sitz der Seele gemacht hat. Wenn ihr an dieſe Seele denkt, und daß die Sinne nur ihre Diener und Werkzeuge ſind, welche ihr Genüſſe und Kenntniſſe verſchaffen müſſen; wenn ihr euch erinnert, daß ſie ein Ausfluß des göttlichen Geiſtes iſt, und daß ſie nicht ſterben kann und nach den Thaten gerichtet werden wird, welche ſie während ihres Aufenthalts im Leibe verrichtet: erſcheint euch dann nicht ein Leben und Tod, wie Juſtyns, als ſehr traurig und höchſt beklagenswerth?

„Befolgt alſo die Gebote Gottes, wie ſchwer ſie auch ſeyn mögen. Thut das, was euch als das Rechte bekannt iſt, und meidet das, was euch böſe und unrecht zu ſeyn ſcheint. Erinnert euch an eine Wahrheit, auf die ich euch ſo oft aufmerkſam gemacht, und die ſich in Juſtyns Leben beſtätigt hat, daß wir nämlich ſelbſt die Urheber unſerer meiſten Leiden ſind. Und haltet euch ſtets gegenwärtig, was ich euch ſo häufig einzuprägen ſuche, daß ihr große Vorzüge habt, für die ihr dereinſt werdet Rechenſchaft ablegen müſſen. Ihr ſeyd in einem Lande geboren, welches mit Recht das Land für die Armen genannt wird. In andern Ländern werden die Menſchen durch Unwiſſenheit zu Laſtern verleitet und durch Hunger zu Verbrechen; hier dagegen wird Allen Unterricht und Belehrung angeboten; die Arbeit verlangt Hände; Fleiß und Klugheit können mit Zuverſicht auf Belohnung rechnen; nur eure eigene Schuld, ſelbſt nicht einmal Eltern, wie Juſtyns, können euch von der Geſellſchaft der Guten und Geachteten ausſchließen. Darum friſch auf! Der Tod ereilt zwar Jeden; er kommt aber als ein Freund und nicht als ein Feind zu denen, welche Gottes Gebote beobachtet haben; und dies werden ſie thun, wenn ſie ihn lieben und Jeſum, den er geſandt hat; denn wen wir wirklich lieben, dem gehorchen wir.“

Hiemit entließ Emma die Kinder und begab ſich mit Anny nach Hauſe. Als ſie an Judy's Grabe vorüberkamen, kniete Anny nieder und küßte es; dann reichte ſie Emma'n ihre Hand, und beide gingen weiter.

„Ich werde nie den glücklichen Tag vergeſſen, Fräulein Emma, wo ich Sie zuerſt hier traf, noch auch die Worte, welche ich damals von Ihnen hörte, daß der Verluſt der Meinigen zu meinem Beſten gereichen werde. Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen bekenne, daß es mir ſonderbar ſchien, ſolche Worte an ein verlaſſenes Kind zu richten, welches ſo eben das letzte geliebte Weſen begraben hatte. Nun ſehe ich ein, wie wahr ſie ſind. Ich liebe die Meinigen jetzt zwar nicht weniger, wiederhole aber in meinem Gebete täglich die Worte, welche ich damals von Ihnen hörte: „„Es iſt mir lieb, daß Du mich mit Trübſal heimgeſucht haſt.““

Dieſe Worte könnten auch auf Karolinen angewandt werden, wie auf Jeden, deſſen Herz durch die Prüfungen des Lebens erweicht wird. Karoline iſt jetzt demüthig und nicht mehr das ſelbſtſüchtige Mädchen, welches ſie war, da ſie eingewilligt hat, daß ihre Fehler hier für diejenigen aufgezeichnet würden, welche aus Anderer Beiſpiel Nutzen für ſich ſelbſt zu ziehen geneigt ſind.

Ende.

Pantheon

auserleſener Erzählungen

des

Auslandes.

Pantheon

auserleſener Erzählungen

des

Auslandes.

Mit einem Vorworte

von

Albert Knapp.

Sechster Band.

Stuttgart.
Verlag der Chr. Belſer'ſchen Buchhandlung.
1840.

Die Waiſe.

Aus den Papieren eines Geiſtlichen

von

Mrs. Sherwood.

Nach der neueſten Auflage des Engliſchen.

Erſtes Kapitel.

In dem Kirchſpiele, welches mir Gott zum Wirkungskreiſe angewieſen hat, befindet ſich in der Nähe des hübſchen Städtchens Ludlow am Ufer der ſchönen Teme der Küchegarten, das Baumgütchen und die zerfallene Hütte, welche vor vielen Jahren Jakob Gray als Pächter inne hatte.

Ein kleines Gehölz auf der Hügelſeite ſchützt den anmuthigen Platz gegen den Nordwind, und eine Reihe großer Weidenbäume begränzt den Garten gegen den Fluß. Sobald ich auf meine Pfarre kam, wurde ich mit Jakob Gray bekannt. Er war ein frommer, junger Mann und hatte auch das Glück, ein Weib zu beſitzen, welches Gott fürchtete. Diejenigen Bewohner der Gegend, welche ſich noch an Marie Gray erinnern, ſchildern ſie als eine fromme, verſtändige, häusliche, gütige, folgſame Frau, wie ſie der Apoſtel will.

Der Anbau des Gartens verſchaffte dem Pächter ſein ordentliches Auskommen. Er bearbeitete das Land mit ſo vieler Sorgfalt, daß er ſtets die früheſten und beſten Erbſen und Bohnen, Stachel- und Johannisbeeren, Salate und Gemüſe hatte. Dabei hielt er ſtets mäßige Preiſe und begehrte überhaupt Niemanden zu übervortheilen oder zu betrügen; denn „Ehrlichkeit iſt der Ruhm des Armen“, war einer ſeiner beliebteſten Sprüche.

Mehrere Jahre lang lebten die würdigen Ehegatten glücklich in ihrer Hütte; denn wenn ſie auch harte Arbeiten zu verrichten und beſonders in ſtrengen Wintern viel Ungemach zu erdulden hatten, ſo liebten ſie doch einander und hielten es nächſt dem Dienſte des Herrn für eine ihrer erſten Pflichten, einander gefällig zu ſeyn; denn „ein Gericht Kraut mit Liebe,“ ſagt die heilige Schrift, „iſt beſſer, denn ein gemäſteter Ochs mit Haß.“

Nach ſeinem Tagewerke vergaß Jakob niemals vor Schlafengehen ein Kapitel in der Bibel zu leſen und mit ſeinem Weibe zu beten; denn er pflegte zu ſagen: „Wenn wir uns niederlegen, wiſſen wir nicht, ob es uns auch vergönnt ſeyn wird, wieder aufzuſtehen; Viele ſind ſchon im Schlafe geſtorben; darum ſollen wir jede Nacht unſern Bund mit unſerem Erlöſer erneuern, indem wir Gott die Sünden bekennen, die wir den Tag über begangen haben und uns der Segnungen des Todes Jeſu Chriſti aufs Neue theilhaftig zu machen ſuchen; ſo werden wir, wenn uns der Tod in der Stunde der Nacht heimſuchen ſollte, nicht unvorbereitet in eine andere Welt treten.«

Dieſe trefflichen, demüthigen Leute hatten ein Töchterchen, dem ſie den Namen Johanna gaben. Das Kind hatte ein ſo ausnehmend liebliches Aeußere, daß die Vorübergehenden ſtille ſtanden, um es zu bewundern, wenn es unter der Hausthüre war. Dabei war es in Folge der Erziehung, welche ihm ſeine chriſtlichen Eltern unter dem Segen Gottes gaben, äußerſt beſcheiden und artig in ſeinem Benehmen. Außerdem empfahl es ſich auch noch durch ſeinen ſaubern, einfachen Anzug, wodurch die Mutter bewies, daß ſie zu jenen Weibern gehörte, die die Worte des Apoſtels befolgen: »So will ich, daß die Weiber in zierlichem Kleide, mit Scham und Zucht, ſich ſchmücken; nicht mit Zöpfen oder Gold oder Perlen oder köſtlichem Gewand ſondern wie ſichs ziemet den Weibern, die die Gottſeligkeit beweiſen mit guten Werken.«

Oft beſuchte ich dieſe frommen Leute und freute mich ihrer gottſeligen Geſpräche; denn kein thörichtes oder faules Wort kam über ihre Lippen, und ihr Kind war ſo reinlich, ſo wohlgezogen, ſo folgſam, ſo ſanft, daß ich ungeachtet ſeines zarten Alters die ſchönſten Hoffnungen auf daſſelbe ſetzte und dem Glauben lebte, es werde einſt eine gute Chriſtin werden.

Es gefiel jedoch dem Himmel, das arme Kind ſeiner guten Eltern zu berauben. Es hatte eben das ſechste Jahr zurückgelegt, als ein Fieber, welches damals in der Umgegend herrſchte, zuerſt Marie Gray und ſpäter auch ihren Gatten ergriff und trotz der ſorgfältigſten Pflege beide dahinraffte. Aber der Tod war für ſie kein Uebel; denn ſie hatten ſtets auf ihren Erlöſer vertraut und ſich beſtrebt, ſeinem Willen zu leben, und es gefiel ihm nun, ſie aus der Welt voll Sorge und Arbeit in jenen ſeligen Ort zu verſetzen, wo die Menſchen den Engeln gleich und Gottes Kinder ſind.

Um ſo beklagenswerther war ihr Tod für die hinterlaſſene Waiſe. Wir beide, meine Gattin und ich, waren ſo bekümmert um dieſelbe, daß wir ſie ohne Bedenken in unſere Familie aufgenommen haben würden, hätten wir nicht ſelbſt ſo viele eigene kleine Kinder gehabt. Nach dem Tode ſeiner Eltern kam das Mädchen in das Armenhaus der Gemeinde. Ungefähr zwei Monate war ſie dort, als eine alte

Frau, ihres Vaters Muhme, welche in Ludlow lebte, ſich bereit erklärte, ſie zu ſich zu nehmen und bis zu ihrem zwölften Jahre bei ſich zu behalten, wenn ihr die Gemeinde wöchentlich einen Schilling ausſetzen würde.

Die Gemeinde ging dieſen Vorſchlag ein. Das Kind kam zu der alten Frau in die Stadt, und ich ſah viele Jahre nichts mehr von ihm; denn um dieſe Zeit gefiel es dem Herrn, mich mit einer Krankheit heimzuſuchen, welche mich lange Zeit verhinderte, meine Pfarrei zu verſehen und über die Heerde zu wachen, über welche mich Gott zum Hirten geſetzt hatte.

Als ich endlich durch die Gnade des Himmels geneſen war und wieder in der Gegend herumreiten und meine Kinder beſuchen konnte (ſo nenne ich meine Pfarrgenoſſen), ging ich zu verſchiedenen Malen nach Ludlow, um mich nach Johanna Gray zu erkundigen, konnte aber nichts von ihr erfahren; denn ihre alte Muhme war todt und das Haus derſelben verſchloſſen.

So war es mir alſo unmöglich, der Tochter der würdigen Eltern zu dienen; aber ich hegte das Vertrauen, der Himmel, welcher die Sünden der Väter bis ins dritte und vierte Glied heimſucht, werde auch das Kind dieſer vortrefflichen Leute mit ſeinem Segen begleiten. Und meine Hoffnung hat mich nicht getäuſcht. Der Herr ſegnete Johanna. Eine Zeitlang verſuchte er ſie zwar, aber nachdem er ſie treu befunden, ließ er ſie in Freuden ernten, was ſie in Thränen geſät hatte, und lohnete ihr mit überſchwänglichem Lohne.

Dreizehn Jahre ungefähr waren ſeit dem Tode ihrer Eltern verfloſſen, als ich eines Abends, da ich mit meiner Gattin und meinen Kindern am Kaminfeuer ſaß, zu einem armen Weibe hinausgerufen wurde, welche eine ganz beſcheidene, aber anſtändige Herberge im Dorfe hatte. „Ich war ſo frei, Sie rufen zu laſſen“, ſagte die Frau, „um dieſen Abend mit einem armen Mädchen zu beten, welche, wie ich fürchte, dem Tode nahe iſt.“

„Und wer iſt dieſes Mädchen?“ fragte ich.

„Ich weiß nur wenig von ihr,“ antwortete ſie, „es ſind bis jetzt vierzehn Tage, daß ſie in mein Haus kam, es war bald nach dem großen Donnerwetter, wo der Blitz in den Kirchthurm ſchlug und Ihren großen Birnbaum verſengte. Die Mitternachtsſtunde hatte bereits geſchlagen, als ſie an meiner Thüre klopfte. Ich war glücklicher Weiſe noch auf und ſaß an einer Arbeit; ſonſt hätte ich ſie nicht hereinlaſſen können.«

»Und woher glaubt Ihr denn, daß ſie kam?« fragte mein Weib, welches nach mir in die Küche getreten war.

»Wahrſcheinlich nicht weit her«, antwortete die Frau; »denn ſie hatte zwar ein kleines Bündel Leinzeug in der Hand, trug aber weder Hut noch Mantel.«

»Ich befürchte«, ſagte meine Gattin kopfſchüttelnd, »es iſt eines jener unglücklichen Geſchöpfe, welche nichts von der Furcht Gottes wiſſen.«

»O Frau Pfarrerin«, ſagte das Weib, »ich wünſchte nicht, eine ſchlechte Perſon bei mir zu beherbergen, und ich glaube, daß dieſem armen verlaſſenen Mädchen gewiß Niemand etwas Böſes nachſagen kann. Sie trägt ſich außerordentlich reinlich und einfach und hat ein ſehr artiges, gefälliges Benehmen. In der erſten Woche ihres Hierſeyns war ihre Geſundheit noch ziemlich erträglich; da arbeitete ſie eine Kleinigkeit für den Pächter Flemming, welcher ihre Eltern gekannt hatte, wie ſie mir ſagte, und bezahlte mir dann regelmäßig jede Nacht ihr Zweipfennigſtück für die Wohnung. Aber ſeitdem ſie krank geworden iſt, hat ſie kaum ſo viel aufbringen können, um ſich vor dem Hungertode zu ſchützen; ſie mußte von den wenigen Kleidungsſtücken, die ſie mitgebracht hatte, eines ums andere verkaufen. Sie hat eine ſchöne Bibel und ein Kirchengebetbuch, welche ſie faſt nie aus den Händen läßt. Dieſe Bücher würde ſie nie veräußern, ſagt ſie, wenn ſie es auf irgend eine Weiſe vermeiden könnte; denn ſie ſeyen ihre einzigen Tröſter.«

»Sagtet Ihr nicht«, fragte meine Frau, »der Pächter Flemming kenne die Eltern des Mädchens?«

»Ja, Frau Pfarrerin, ſie lebten vor vielen Jahren in dieſer Gemeinde und nannten ſich Gray.«

»Gray, iſt es möglich?« rief mein Weib und ſah mich an.

Augenblicklich ſetzte ich meinen Hut auf und eilte mit dem Weibe ins Dorf, indem ich unterwegs an die wunderbaren Wege Gottes dachte. Wie oft ſcheint der Gute auf eine Zeitlang gezüchtigt zu werden und der Gottloſe zu gedeihen! Wir wiſſen aber, »daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Beſten dienen.«

Als ich in dem Wirthshauſe angekommen war, wurde ich in ein kleines Gemach geführt, wo in einem ſchmalen Bette, das nur eine dünne Decke hatte, eine junge Weibsperſon augenſcheinlich in einer Art von Betäubung lag. Sie war außerordentlich blaß und ſchien im letzten Stadium einer Auszehrung zu ſtehen. Nichtsdeſtoweniger war ein ſolcher Friede über ihre Geſichtszüge verbreitet, wie ich ihn noch nie zuvor geſehen hatte.

Während meine Blicke auf der Schlummernden ruhten — denn ich geſtattete der Hausbeſitzerin nicht, ſie zu wecken — konnte ich die Erinnerung an Jakob und Marie Gray nicht unterdrücken, und ich ſagte bei mir ſelber: Iſt dieß nicht daſſelbe ſchöne Hannchen, das noch vor wenigen Jahren mit liebenden Eltern geſegnet war, welche für ſie ſorgten und wachten! und jetzt iſt ſie ohne Freund, ohne Heimath. Iſt Krankheit ſobald über ſie gekommen und muß ſie ſterben im Lenz und in der Blüthe ihrer Tage? „Ein Menſch iſt in ſeinem Leben wie Gras, er blühet, wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber gehet, ſo iſt ſie nimmer da,“ ſagt der königliche Pſalmiſt.

Während dieſe Gedanken meinen Geiſt beſchäftigten, ſchlug ſie die Augen auf und ſuchte ſich in ihrem Bette aufzurichten und ſagte lächelnd mit matter Stimme: „Ich muß Ihnen demüthig danken, Herr Pfarrer, daß Sie eine arme Waiſe beſuchen; aber ob ich gleich noch ein kleines Kind war, als ich Vater und Mutter verlor, ſo erinnere ich mich doch noch, wie oft Sie dieſelben in ihrer niedern Hütte beſuchten, und wie oft Sie ihrem Töchterchen Ihre gütige Aufmerkſamkeit ſchenkten.«

Ich wandte mich weg, um die Thränen zu verbergen, welche mir in die Augen kamen. Sie ahnete den Grund nicht, warum ich ſeitwärts blickte und ihr keine Antwort gab. »Ich befürchte,« ſagte ſie, »ich habe Sie mit der Freiheit meiner Sprache beleidigt. Sie erinnern ſich vielleicht nicht mehr an die kleine Johanna Gray. Meine Eltern lebten viele Jahre in dem Häuschen am Fluß gerade unter der Kirche.«

Ich hatte mich indeſſen wieder geſammelt, wandte mich gegen ſie und ergriff ihre Hand mit den Worten: »Hältſt Du es für möglich, armes Kind, mich durch die unſchuldige Freude, welche Dir mein Anblick gewährt, beleidigt zu haben? Nein, meine Tochter, ich habe Dich nicht vergeſſen, ich habe ſtets mit Liebe Deiner würdigen Eltern gedacht. Aber wo haſt Du ſeit dem Tode Deiner Muhme gelebt? was hat Dich in dieſen Zuſtand verſetzt? haſt Du in dieſer Welt keine Freunde gefunden, Dich zu beſchützen und die Stelle der Eltern zu vertreten, die Du ſo frühe verloren haſt?«

Sie erwiederte mit einer Frömmigkeit, die mir

Freudenthränen entlockten: „Ich habe zwar nicht viele Freunde gefunden; aber der Gott, welcher der Vater der Vaterloſen iſt, hat mein nicht vergeſſen. Er hat mir manche Prüfungen und Verſuchungen auferlegt,“ fügte ſie hinzu, „und diejenigen, welche mich hätten beſchützen ſollen, haben mir Fallſtricke gelegt. Aber ich vertraute auf Jeſum Chriſtum, „„der ſich ſelbſt für unſere Sünden gegeben hat, daß er uns errettete von dieſer gegenwärtigen argen Welt, nach dem Willen Gottes und unſeres Vaters.““ Und gelobt ſey Gott,“ ſagte ſie, indem ſie ihre Hände faltete, „er hat mich errettet, ich bin nun ferne von dem Bereiche ſündlicher Genüſſe. — Ob ich gleich arm bin, Herr Pfarrer,“ fuhr ſie fort, „und ſchon ſterben muß, ſo bin ich doch nicht unglücklich, und nun ich ſo weit bin auf meiner Pilgerfahrt, würde ich auch, wenn es in meiner Gewalt ſtände, doch nicht wünſchen, wieder geſund zu werden und in die mühſelige arge Welt zurückzukehren.“

Während ſie alſo ſprach, wurde ſie immer ſchwächer; darum bat ich ſie, vor der Hand nicht mehr von der Vergangenheit zu reden, und ſagte, wenn ſie ſich wieder beſſer befände, hoffte ich ihre ganze Geſchichte zu hören. Hierauf nahm ich ein Kirchengebetbuch, welches neben ihr lag, und las ihr daraus vor; aber da ich ſah, daß ſie nicht im Stande war, dem ganzen Formular für Kranke zu folgen, ſo wünſchte ich ihr gute Nacht, verſprach, ſie in den nächſten Tagen wieder zu beſuchen, und eilte nach Hauſe.

Als ich meiner Frau von Hannchen erzählt hatte, ergriff ſie in der ſpäten Nacht Hut und Mantel und eilte mit einer Gerſtenſuppe, die ſie mit Gewürz und mit einem Gläschen von ihrem beſten Weine gekocht hatte, ſelbſt in das Dorf, um das arme Mädchen zu beſuchen. Im Vorübergehen ſprach ſie bei der Wärterin Browne, einem guten alten Weibe, ein, deren Häuschen an meine Gartenthüre ſtößt, und erſuchte ſie, das arme kranke Mädchen zu warten und zu pflegen, bis ihre Krankheit entweder zum Beſſern oder zum Schlimmern umgeſchlagen hätte; wenn man anders den Tod für ein ſo gutes Mädchen, wie Hannchen, ſchlimmer nennen kann, als die Geneſung.

Aber faſt dünkt es mir, meine Erzählung ſpinne ſich zu ſehr in die Länge; ich begnüge mich darum noch anzuführen, daß wir beide, meine Frau und ich, Hannchen noch zehn Tage lang in der armen Herberge beſuchten, nach deren Verfluß ſie wieder ſo weit beſſer war, daß ſie von dort in die Hütte der Frau Browne gebracht werden konnte, welche weiter oben auf dem Hügel mit meinem Hauſe an der gleichen ſonnigen Stelle des Ufers ſtand und alſo eine frohere und heitere Lage hatte, die dem armen Mädchen nur wohlthun konnte.

Nährende Koſt und gute Pflege thaten viel für ſie; aber noch immer erklärte der Arzt, der uns bisweilen von Ludlow aus beſuchte, die Kranke werde nicht mehr aufkommen. Sie hatte ſich eine Erkältung zugezogen, welche ſich auf die Lunge geworfen hatte, und war ſchon ſo ſehr heruntergekommen, daß wir glaubten, ihre Krankheit werde wahrſcheinlich noch vor dem Winter in den Tod endigen. Aber ob ſie gleich eben ſo gut, als ihre Umgebung wußte, wie nahe ſie dem Tode war, ſo habe ich doch noch nie ein heitereres oder glücklicheres Geſchöpf geſehen, als Hannchen, da ſie in die Hütte der Wärterin gebracht wurde.

Sie litt, Gott ſey Dank! wenig Schmerzen und hatte ihren Frieden mit dem Himmel gemacht; ihre Lampe war angezündet, und ſie war auf die Reiſe vorbereitet, welche ſie bald antreten ſollte. Manche Stunden des Tages brachte ſie mit Leſen und Beten zu, und am Mittage, wenn die Sonne hoch am Himmel ſtand und die Luft warm war, ſaß ſie zuweilen unter der Hausthüre und warf ihre Blicke um ſich her auf die grünen Wälder, die Wellen des Fluſſes, welche die Wieſen durchrauſchten, und die Kirche auf dem Hügel, wo ihr Leib neben den irdiſchen Ueberreſten ihrer theuern Eltern ruhen ſollte, indeſſen ſich ihre Seele hoch über die Wolken an jenen ſeligen Ort aufſchwang, wo diejenigen, welche die Anfechtung erduldet haben, „die Krone des Lebens empfangen, welche Gott verheißen hat denen, die ihn lieb haben.“

Während ſie dieſe Hütte bewohnte, erzählte ſie uns in Stunden, wo ſie ſich ſtark genug fühlte, nach und nach ihre Geſchichte, welche uns das Mädchen, das wir vorher ſchon ſo ſehr liebten und bewunderten, immer theurer und theurer machte.

Doch bevor ich die Erzählung beginne, die ich ſo viel als möglich mit ihren eigenen Worten wiedergeben will, muß ich an die Leſer dieſer Geſchichte, beſonders aber an die Leſerinnen einige Worte richten.

Ich bin ein alter Mann, ich habe am letzten Chriſtfeſte das vierundſiebenzigſte Jahr zurückgelegt. Vierzig Jahre lang bin ich jetzt Pfarrer in dieſer Gemeinde, und in dieſer ganzen Zeit, kann ich mit David ſagen, „habe ich noch nie geſehen den Gerechten verlaſſen oder ſeinen Samen nach Brod gehen.“ Ich will nicht ſagen, daß nicht über wirklich gute Menſchen bisweilen Mißgeſchick komme; aber Gott iſt „der Geringen Stärke, der Armen Stärke in Trübſal, eine Zuflucht vor dem Ungewitter, ein Schatten vor der Hitze.“

Aber während ich dieß zur Aufmunterung derjenigen anführe, welche Gott nach Kräften zu dienen ſuchen, darf ich Euch, die Ihr dieſes leſet, auch nicht verbergen, was das Ende aller jener gottloſen Leute geweſen iſt, die ich während meines Aufenthaltes in dieſem Dorfe kennen zu lernen das Unglück hatte. Ich will hauptſächlich von böſen Weibern reden. Niemals kannte ich ein eitles, leichtſinniges oder freches Mädchen, deſſen Ende in dieſer Welt nicht Schande, Armuth oder Krankheit geweſen wäre. Eine Zeitlang mag ein gottloſes Mädchen zu gedeihen ſcheinen; ſie mag ſich mit Silber und Gold überhängen, ſie mag ihr Angeſicht ſchminken und ihren Kopf ſchmücken, wie die ruchloſe Königin Iſabel. Aber der Herr ſpricht: „So höre nun das, da Du in Wolluſt lebeſt und ſo ſicher ſitzeſt und ſprichſt in Deinem Herzen, ich bins und keine mehr: Unglück wird über Dich kommen, daß Du nicht weißt, wenn es daher bricht; und wird ein Unfall auf Dich fallen, den Du nicht verſöhnen kannſt: denn es wird plötzlich ein Getümmel über Dich kommen, deß Du Dich nicht verſieheſt.“

Doch nun laßt mich die Geſchichte erzählen, wie ich ſie von ihr ſelbſt gehört habe.

Zweites Kapitel.

Wenn ich, — ſagte Hannchen, — an die Tage meiner Krankheit und an die frommen Lehren denke, welche mir meine geliebten Eltern gegeben haben, fühlet mein Herz nur Scham und Reue; denn wie wenig habe ich ſie mir zu Nutzen gemacht, wie ganz habe ich eine Zeitlang ihre Lehren vergeſſen und jeder Verſuchung nachgegeben, die mir in den Weg kam! Bittere Erfahrungen überzeugten mich frühe von der großen Verderbniß meines eigenen Herzens und von meiner gänzlichen Unfähigkeit, mich ohne göttlichen Beiſtand zum Herrn zu wenden.

Viele einzelnen Umſtände aus meiner Kindheit werden Ihnen bekannt ſeyn, verehrteſter Herr, und da Sie meine Eltern Ihrer Achtung würdigten und oft mit Ihren Beſuchen beehrten, ſo können Sie ſich eine kleine Vorſtellung von der ängſtlichen Sorgfalt machen, die ſie anwandten, um mir von der Religion Jeſu einen richtigen Begriff beizubringen. Sie machten mich, bevor ſie abgerufen wurden, mit den vornehmſten Lehren derſelben, von dem Sündenfalle — der Verderbniß des menſchlichen Herzens — dem Bedürfniſſe der Erlöſung — der Natur Gottes und dem wunderbaren Plane der göttlichen Weisheit zur Erlöſung der Menſchen bekannt. Und o welche liebevollen Wege ſchlugen dieſe theuern Eltern ein, um mein kindliches Herz für den Herrn zu gewinnen! Wie oft betete meine gute Mutter mit Thränen um meine ewige Wohlfahrt! Wie ſüß iſt die Erinnerung an fromme Eltern! „Das Gedächtniß der Gerechten bleibet im Segen.“

Doch ich verlaſſe dieſen Theil meiner Geſchichte und gehe nun zu der Zeit über, wo ich von meiner Muhme aufgenommen wurde, die in einem engen Gäßchen in Ludlow wohnte. Ich war zu jung, um die traurige Veränderung in ihrem ganzen Umfange zu empfinden; es war wirklich ein trauriger Wechſel; denn ſelbſt im Armenhauſe hatte ich in Reinlichkeit gelebt und war zu einem guten Betragen angehalten worden; aber bei meiner armen Muhme lebte ich in Schmutz und Unſauberkeit, ich durfte mit böſen Kindern umgehen, lügen, den Namen Gottes vergeblich führen und ſogar ſtehlen. Meine Muhme war alt und machte ſich ſelbſt krank, weil ſie von ihrer Jugend an die beſtändige Gewohnheit hatte, ſtarke Getränke zu ſich zu nehmen. Sie war niemals ein fleißiges, reinliches Weib geweſen, und nun ſie in vorgerücktem Alter ſtand, wurde ſie ſo ſchmutzig und unſauber, daß keine anſtändige Perſon ihr Haus betrat.

Nach dem Tode ihres Gatten hatte ſie nach und nach all ihr Hausgeräthe verkauft, bis beinahe nichts mehr in ihrer Wohnung war. Die Hausflur war mit Staub und Unrath bedeckt, die zerbrochenen Fenſter waren mit Papier und Lumpen verſtopft, und zum Schlafen hatten wir nur Strohmatratzen.

Doch das Schlimmſte von Allem war das gottloſe Weſen, welches in dieſem Hauſe herrſchte. Meine Muhme führte nicht nur ſelbſt den Namen Gottes vergeblich und vernachläßigte alle religiöſen Pflichten, ſondern lud auch allerlei böſe Menſchen zu ſich ein. Ich liebte meine Muhme nie; denn wenn ſie mich auch oft außerordentlich begünſtigte, indem ſie mir von dem Beſten, was ſie hatte, zu eſſen und zu trinken gab und mir manche grobe Fehler ungeſtraft hingehen ließ, ſo brach ſie doch bisweilen bei der unbedeutendſten Gelegenheit in die heftigſte Wuth gegen mich aus. Sie ſchlug mich oft, wenn ich ihre

Tabackspfeife oder ihre Doſe fallen ließ, und ließ mich doch ſchwören und lügen, ohne es mir im Geringſten zu verweiſen.

Auf dieſe Art lebte ich bis gegen mein zehntes Jahr und ſchien jede Lehre, welche ich von meinen Eltern gehört hatte, gänzlich vergeſſen zu haben; aber ob ich gleich Gott nicht mehr im Herzen hatte, ſo gedachte doch er meiner und nahm ſich zur rechten Zeit meiner an. Worin unterſchied ich mich von meinen jungen Geſpielinnen? Worin war ich beſſer als ſie, daß der Herr mich errettete, wie man einen Brand aus dem Feuer zieht, indeſſen er die andern dem Verderben überließ? O Gott! wie kann ich Dich genug preiſen, daß Du mich vor den Wegen bewahret haſt, die zum Verderben führen?

Als ich ungefähr zehn Jahre alt war, ſchickte mich meine Muhme fort, Reisholz zu ſammeln. Ich nahm ein Mädchen von meinem Alter, die Tochter einer Wittfrau, welche in der Nähe unſeres Hauſes einen Trödelkram hatte, zur Begleitung mit. Charlotte Owen — das war der Name des Mädchens — war nicht beſſer erzogen, als ich ſelbſt; aber ſie hatte den Vorzug vor mir voraus, daß ſie ſo gut, als es ihre Mutter vermochte, gekleidet war; und der ſchöne

Anzug des Mädchens weckte oft in meinem jungen Herzen Gefühle des Neides und der Mißgunſt.

Charlotte pflegte ſich ein Vergnügen daraus zu machen, meine zerlumpte und ſchmutzige Kleidung zu beſpötteln; aber ich fand tauſend Wege meinem Groll gegen ſie Luft zu machen. So trat in dieſem zarten Alter ſchon ein Geiſt des Haſſes und der Eiferſucht zwiſchen uns, welchen ich nur durch den Beiſtand meines Heilandes zu überwältigen fähig war; denn war ich gleich ſchwach in mir ſelber, ſo fand ich Stärke in Ihm.

Als wir auf das Feld gekommen waren, das dem Schloſſe gegenüber liegt, ſo begann Charlotte, ſtatt ſich nach Reiſern umzuſehen, mich wegen meiner zerlumpten Kleidung aufzuziehen und auszulachen, und ich ermangelte nicht, ihr alles Mögliche zu ſagen, was ſie aufbringen konnte. Unſer Streit wurde zuletzt ſo heftig, daß wir uns trennten. Sie eilte zu ihrer Mutter nach Hauſe, und ich ging weiter, um Reiſer zu ſuchen.

Als ich auf einem ſchmalen Wege hinter der Stadt dahin ſchlenderte, bemerkte ich in der Hecke, durch die er führte, eines der ſchönſten Vögelchen, das ich je geſehen hatte. Es war nicht viel größer, als ein

Rothkehlchen und hatte einen krummen Schnabel wie ein Habicht; aber ſeine Federn waren glänzend roth, blau und purpurfarben. Sogleich legte ich meine Reiſer nieder und ging ſachte auf den Buſch zu, in welchem der Vogel ſaß; aber ich hatte nicht ſobald meine Hand ausgeſtreckt, um ihn zu ergreifen, als er durch die Hecke auf das nächſte Feld hüpfte, ich verfolgte ihn, und ſchon glaubte ich ihn zu haben, als er wieder in den Heckenweg entkam.

Endlich gelang es mir nach vieler Mühe, das niedliche kleine Geſchöpf zu fangen; mit Erſtaunen bemerkte ich, daß es zahm war und ſich auf meinen Finger ſetzte, wie die Elſter meiner Muhme zu thun gewohnt war. Ich hatte eine ſolche Freude an meiner Beute, daß ich meine Reiſer vergaß und eilig in die Stadt lief, indem ich den Vogel ſtolz emporhielt, der ruhig auf meiner Hand ſaß.

Gerade war ich in eine der breiteſten Straßen gekommen, als ich Jemanden ausrufen hörte: „Ah! hier iſt der kleine Papagei meiner Frau.“ In dem gleichen Augenblicke kam eine ſehr anſtändig ausſehende ältliche Frauensperſon auf mich zu und ſagte mit ſehr heiterer Miene: „Wo haſt Du den Vogel meiner Frau gefunden, gutes Kind?“

„Den Vogel Eurer Frau?“ ſagte ich; „es iſt mein Vogel.“

„Nein,“ verſetzte Jene, „das kann nicht ſeyn, er flog dieſen Morgen aus dem Fenſter meiner Frau über die Gartenmauer ins Feld.“

„Trotz dem Allem,“ antwortete ich, „iſt es nicht Euer Vogel, ſondern der meine.“ Bei dieſen Worten wollte ich mit ihm davon rennen, als mich das Weib am Rock nahm und ſagte: „Meine Frau wird Dir eine halbe Krone dafür geben.“

„Nein, nein, nein,“ rief ich, „ich behalte ihn.“

In dieſem Augenblicke kam meine Muhme aus einem nahegelegenen Kaufladen. Als ſie mich mit dem Weibe ſtreiten ſah, rief ſie: „Heda, was gibts? was wollt Ihr mit dem Kinde?“

„Komm, Muhme, komm!“ rief ich, „komm und hilf mir, ich will dieſen Vogel nicht laſſen.“

Meine Muhme fuhr Anfangs die Fremde zornig an; als ſie aber von der halben Krone hörte, die ich für den Vogel bekommen ſollte, kehrte ſie ihren ganzen Aerger gegen mich und befahl mir, mit dem Weibe zu gehen und ihr in das Haus ihrer Frau zu folgen, um das Geldſtück in Empfang zu nehmen.

Ich gehorchte, ward aber ſehr verdrießlich und murrte unterwegs beſtändig.

Wir gingen durch mehrere Straßen, bis wir endlich zu einer kamen, die nach dem Schloſſe führt. Meine Begleiterin blieb vor einem alten Hauſe dicht am Thore des Schloßgartens ſtehen. Sie öffnete die Thüre und befahl mir, in der Halle zu warten.

Während ich dort ſtand, ſah ich mich voll Verwunderung um; denn ich war noch niemals in einem vornehmen Hauſe geweſen. Die Halle war ein großes Gemach. An den Wänden hingen Gemälde, die, wie ich nachher erfuhr, Scenen aus der bibliſchen Geſchichte darſtellten. Am vordern Ende war ein zum Theil mit bemalten Scheiben geſchmücktes Fenſter, welches die Ausſicht auf einen Garten gewährte, der voll großer Bäume war, neben dem Fenſter hing eine mit goldenen Blumen verzierte Wanduhr von glänzend ſchwarzem Holze. An der einen Seite der Halle war eine Thüre angebracht, die in eine Küche führte, auf der andern eine zweite Thüre, durch die man ins Wohnzimmer gelangte.

Als mich das Weib hereingeführt hatte, ging ſie ſogleich ins Wohnzimmer und ließ die Thüre ſo weit offen, daß ich Alles ſehen konnte, was darin war. Die Wände waren mit dunkelfarbigem Papier behangen und in einer Ecke gewahrte ich einen Tiſch, der voll von ſehr ſchönem Porzellan ſtand.

Ueber dem Kamine war eine illuminirte Zeichnung, welche drei äußerſt niedliche Mädchen darſtellte, von denen das eine eine Pomeranze, das andere eine Roſe in der Hand hatte, das dritte einen Vogel auf dem Finger emporhielt.

Neben dem Kamine ſaß eine alte Dame. Ach, ich wußte damals noch nicht, was für eine gute liebevolle Frau ſie war; ſonſt hätte ich vor Freude gejauchzt! Sie war von kleiner Statur, und da ſie ihre Zähne verloren hatte, ſo war ihr Mund etwas eingefallen; aber nichtsdeſtoweniger war ſie von edlem Anſehen, und ihre ſchönen Augen hatten einen ſehr gutmüthigen Ausdruck, ſo daß ihr Aeußeres noch immer etwas ſehr Anziehendes hatte. Sie trug ein ſchwarzes Seidenkleid mit einer kurzen weißen Schürze, lange Handkrauſen und eine weiße Haube. Vor ihr ſtand ein rundes Tiſchchen, auf welchem ihre große Bibel lag, und zu ihren Füßen ſchlief ein gelbes Kätzchen.

„Hier, Madame,“ ſagte das Weib beim Eintritt ins Zimmer, „hier bringe ich Ihnen Miß Polly wieder zurück.“

Die Dame lächelte und ſtreckte ihre Hand aus, worauf ſich der Vogel alsbald auf ihren Finger ſetzte, und während ſie ihn ſtreichelte, nannte ſie ihn einen nichtswürdigen Vogel und fragte, warum er ſeinen beſten Freunden davon geflogen ſey? Dann erkundigte ſie ſich, wie man ihn gefunden habe; und als es ihr die Dienerin geſagt hatte, erhob ſie ſich von ihrem Sitze und nahm einen kleinen Stock mit einem goldenen Knopfe in die Hand, indem ſie ſagte: „Ich will nur ſelbſt gehen und mit dem Kinde ſprechen.“

Mittlerweile hatte ich wieder eine beſſere Stimmung gewonnen; und als die Dame auf mich zukam und mich auf eine freundliche und liebevolle Weiſe anredete, legte ich alle Widerſpenſtigkeit ab. Ich verbeugte mich lächelnd und erzählte ſo höflich als möglich, auf welche Art ich den Vogel gefunden hätte. Als die Dame eine Zeitlang mit mir geſprochen hatte, rief ſie ihre Dienerin und ſagte zu ihr: „Ich weiß nicht, Sara, täuſcht mich mein Gedächtniß oder nicht; aber ich finde einige Aehnlichkeit zwiſchen dieſem Kinde und meiner älteſten Tochter, wie ſie gerade vor ihrem Tode ausſah.“

„Es iſt jetzt vierzig Jahre oder darüber,“ antwortete Sara, „daß mein liebes Fräulein geſtorben iſt, und weil ich damals noch jung war, erinnere ich mich wirklich nicht mehr genau.“

„Aber betrachte einmal das Porträt meiner lieben Clara,“ ſagte die Dame, „wie es hier über dem

Kaminſimſe hängt, und ſage mir, ob ſie nicht daſſelbe weiße Haar, dieſelbe Roſenfarbe und dieſelben lächelnden Augen hat, wie dieſes Mädchen«. Sie betrachtete mich mit einem liebevollen Blicke, fragte mich Manches über meine Eltern und meine Lebensweiſe, und als ich ihr gehörige Auskunft gegeben hatte, gab ſie mir das verſprochene Geldſtück und ſagte mir, ich ſolle nach vier Tagen wieder kommen.

»Aber bevor Du wieder kommſt« fügte ſie hinzu, »waſche Dich recht hübſch. und kämme Dein Haar, denn wenn Du auch noch ſo arm biſt, ſo folgt daraus noch keineswegs, daß Du unreinlich ſeyn mußt.«

Alſo ſchenkte mir Gott der Allmächtige der Tugenden meiner vortrefflichen Eltern gedenkend, eine Freundin; denn, wie der heilige Pſalmiſt ſagt, »wohl dem, der den Herrn fürchtet, deß Same wird gewaltig ſeyn auf Erden, das Geſchlecht der Frommen wird geſegnet ſeyn. Er wird ewiglich bleiben; des Gerechten wird nimmermehr vergeſſen.«

Alſo gedachte Gott meiner Eltern in ſeiner Gnade und wurde mein Vater, als ſie nicht mehr waren, und machte mich ſtark wider diejenigen, welche mich zum Böſen zu verführen trachteten, und ſegnete mich mit der Hoffnung der ewigen Seligkeit.

Vier Tage darauf ging ich wieder in das Haus der Frau Neale — denn das war der Name der Guten. — Als Sara bemerkte, daß ich mich ſorgfältig gewaſchen und umgekleidet hatte, nahm ſie mich in ein Kämmerchen neben der Küche, zog mir meine alten Lumpen aus und legte mir dafür ganz neue Kleider an, welche mir die gute Frau Neale hatte machen laſſen. Mein neuer Rock war purpurfarben und ich bekam eine blaue Schürze, eine weiße Krauße und eine runde Haube.

Als ich gekleidet war, führte ſie mich an der Hand in das Wohnzimmer und ſagte: „Hier iſt das Mädchen, Madame, welchem Sie ſo gut ſind.“

Die Dame erhob ſich von ihrem Sitze, ſetzte ihre Brille auf und betrachtete mich eine Zeitlang, indem ſie mich nach allen Seiten drehte. „Das Mädchen iſt fein und lieblich anzuſehen,“ ſagte ſie dann, indem ſie ſich an Sara wendete, „ich wünſchte nur eine eben ſo glückliche Veränderung, wie wir ſie im Aeußern zu Stande gebracht haben, auch im Innern des Kindes vornehmen zu können.“

„Dieſe Aufgabe dürfte wohl nicht ſo leicht ſeyn,“ antwortete Sara. „Es iſt keine große Schwierigkeit, die Außenſeite des Gefäßes zu putzen; aber es iſt eine harte Aufgabe, es von innen zu reinigen.“

„Bei Gott“, erwiederte Frau Neale, „ſind alle Dinge möglich. Weißt du nicht, daß die Reinigung des Herzens nicht ein Werk des Menſchen iſt, ſondern des heiligen Geiſtes? Wir wollen unter dem Beiſtande Gottes alle geeigneten Mittel anwenden, um das Kind aus ſeinem gegenwärtigen Stande der Sünde und Unwiſſenheit herauszureiſſen, und wollen demüthig auf Gottes Segen zu dieſem Verſuche harren.“

Hierauf ſetzte ſie ſich nieder und ergriff meine Hand, während ich vor ihr ſtand, mit den Worten: Es kann Dir nicht unbekannt ſeyn, Hannchen, daß den Menſchen nach dem Tode zweierlei Orte erwarten, ich meine die Hölle, zu welcher ſich die Menſchen durch ihren Ungehorſam ſelbſt verdammen, und der Himmel, zu welchem den Sündern der Weg von dem Sohne Gottes gebahnt ward, der unſere Sünden am Kreutze auf ſich genommen hat. Haſt Du Luſt dieſen heiligen Weg kennen zu lernen, Deinen früheren ſündlichen Gewohnheiten zu entſagen und Deinem Heilande zu folgen, wohin er Dich immer auch führen mag? Wenn Du alſo geſinnt biſt, ſo will ich Dich in eine Schule ſchicken, wo Du den Willen Gottes erfahren wirſt, und wir wollen um den göttlichen Beiſtand bitten, daß er Dich unterſtütze, ihn zu erfüllen.“

Da ich gegen dieſes Anerbieten, deſſen hohen

Werth ich übrigens damals keineswegs einſah, keine Einwendungen machte, ſo wurde ich in eine Schule geſchickt, wo ich in meiner Bibel leſen und meinen Katechismus herſagen lernte. Jeden Sonntag wurde ich von der Frau Neale zum Eſſen eingeladen und mit in die Kirche genommen, nach welcher mich die Dame fragte, was ich die Woche über gelernt hätte, und mir die heilige Schrift erklärte.

So lebte ich ungefähr vier Jahre und war nach Verlauf derſelben im Stande, ohne Schwierigkeiten zu leſen, verſtand auch eine Art einfacher Strickerei und hatte mir unter der Anleitung Jungfer Sara's auch einige Kenntniſſe in Haushaltungsgeſchäften erworben. Meine Muhme war indeſſen ſehr ſchwach geworden, ſie konnte nicht mehr von ihrem Armſtuhle oder Bette aufſtehen; Frau Neale trug mir auf, ihr aus der Bibel vorzuleſen, und ſagte mir auch, es wäre meine Pflicht, ihr die Beſchwerden ihres Alters ſo viel als möglich zu erleichtern.

Drittes Kapitel.

Als ich ungefähr vierzehn Jahre alt war, ſtarb meine arme Muhme, und da ich keine Heimath hatte, nahm mich Frau Neale ganz in ihr Haus auf; ich mußte ſie bedienen und Sara bei den Geſchäften, die ihr zu beſchwerlich fielen, an die Hand gehen.

Mehr als drei Jahre brachte ich im Schooße dieſer Familie zu, es waren die glücklichſten meines Lebens. Kein Tag verging, an dem ich nicht irgend eine gute Lehre, einen heilſamen Rath, der mir mit Gottes Beiſtand in meinem zukünftigen Leben von Nutzen ſeyn konnte, von meiner theuren Gebieterin bekommen hätte. Sie war hauptſächlich dafür beſorgt, mich auf die Verderbniß meines Herzens, auf meine angeborene Unfähigkeit zum Guten aufmerkſam zu machen. „Wie das Volk Gottes,“ ſagte ſie, „in der Wüſte durch Manna erhalten wurde, welches täglich als Thau auf die Erde niederfiel, ſo mußt Du das

Himmelsbrod als Deine tägliche Nahrung in Deinem chriſtlichen Leben ſuchen.« Jede Belehrung eröffnete und ſchloß ſie damit, daß ſie mich auf den Heiland der Menſchen hinwies, indem ſie mich ermahnte, meine Sünden oft vor den Füßen des Kreuzes zu bekennen.

Zuletzt gefiel es Gott, meine geliebte Frau Neale nach einer Krankheit von wenigen Tagen von mir zu nehmen. Sie ſtarb in dem hohen Alter von zweiundachtzig Jahren. Wenige Stunden vor ihrem Tode rief ſie mich an ihr Bett und ſprach auf eine Weiſe mit mir, die ich nimmer mehr vergeſſen kann.

»Mein liebes Hannchen« ſagte ſie, »in kurzer Zeit werde ich von dieſer Welt abgerufen werden, worin ich manche harte Prüfungen erduldet habe, und ich hege das Vertrauen, durch Gottes Gnade an jenen ſeligen Ort verſetzt zu werden, wo kein Leid und kein Geſchrei mehr iſt. Weine nicht, liebes Hannchen; denn ich komme durch das Verdienſt meines Erlöſers zu meinen theuren Kindern und zu meinem lieben Gemahl, die ich ſchon längſt verloren habe; und in wenigen Jahren werde ich auch Dich wieder ſehen, mein Kind. Sey auch ferner ſtets Deines Heilandes eingedenk, und erinnere Dich, daß diejenigen, welche ihn lieben, ſeine Fürſprache gewinnen; bitte ihn um Beiſtand, daß dich die fleiſchlichen Lüſte der Welt, Genüſſe, die nur eine kurze Zeit dauern und mit ewiger Qual enden, nicht vom Pfade der Pflicht abziehen.“

Hierauf ſagte ſie mir, daß ſie ſich im Vorgefühle ihres nahen Todes ſchon lange nach einem Dienſte für mich umgeſehen, aber keinen gefunden habe, weil die meiſten Leute an meiner Jugend Anſtoß nehmen. „Aber ich wollte nicht,“ fügte die gute Dame hinzu, „daß Du nach meinem Tode ſelbſt ein Unterkommen ſuchen müßteſt; darum habe ich Dir ein ſolches verſchafft, da ich hoffe, Du werdeſt Dich weiter ausbilden und in wenigen Jahren zu einem guten Dienſte tüchtig machen. Du kennſt Frau Bennet, welche eine kleine Stunde weit von der Stadt wohnt und durch Waſchen, Bügeln und Stricken ein ordentliches Auskommen hat. Sie iſt fleißig und von gutem Charakter und hat ſich bereits erklärt, Dich auf drei Jahre in ihr Haus aufzunehmen; während dieſer Zeit will ſie Dich in Haushaltungsgeſchäften weiter bringen, ſo daß Du dann bei einer Dame in Dienſt treten kannſt.“

Lange konnte ich nicht antworten; denn Thränen und Schluchzen erſtickten meine Stimme; als ich meiner Sprache wieder mächtig ward, dankte ich meiner theuren Gebieterin und bat Gott, er möchte mich der guten Lehren, welche ſie mir gegeben hatte, nimmer vergeſſen laſſen.

Hierauf gab ſie mir drei Guineen, um mich während meines Aufenthalts bei Frau Bennet mit Kleidern verſehen zu können, weil ich von dieſer keinen Lohn empfangen würde. Sie hinterließ mir noch ihre Bibel und ihr Gebetbuch und ſchenkte mir ein Ober- und Unterkleid von ſchwarzem Zeug, damit ich um ſie trauern könnte.

In derſelben Nacht ſtarb die gute Frau; und ich blieb nur noch ſo lange im Hauſe, bis das Leichenbegängniß vorüber war. Hierauf nahm ich unter vielen Thränen von Jungfer Sara Abſchied, welche in den nächſten Tagen nach Cornwal zurückkehren wollte, wo ſie geboren war und ihre ganze Familie lebte.

Ich ging an den Ort meiner neuen Beſtimmung. Es war ein kleines — aber ſehr niedliches Häuschen mitten in einem Garten; hinter demſelben erhob ſich ein Hügel, welcher mit großen Bäumen bewachſen war, und vor demſelben dehnten ſich grüne lachende Wieſen bis an den Fluß; durch dieſe führte eine Fußſteig nach Ludlow. Man würde von hier aus das Städchen ganz überſehen haben, wäre es nicht großentheils von Bäumen verdeckt worden, welche nur den Kirchthurm und einen Theil des alten Schloſſes ſehen ließen.

Auf dem ganzen Wege vergoß ich Thränen. Als ich aber dem Häuschen näher kam, wiſchte ich ſie aus den Augen und ſuchte eine heitere Miene anzunehmen. Es war ein ſchöner Sommerabend, Frau Bennet ſaß unter der Hausthüre und trank Thee. Meine frühere Geſpielin, Charlotte Owen, die ich ſeit meinem Aufenthalt bei Frau Neale nur ſelten geſehen hatte, war bei ihr auf Beſuch.

„Ah, hier kommt Hannchen“ rief Charlotte, ſobald ſie mich erblickte.

„Willkommen, Hannchen,“ ſagte Frau Bennet, „komm und ſetze Dich, gutes Kind.“ Mit dieſen Worten ſtellte ſie einen Sitz für mich an ihre Seite und fuhr, indem ſie ihre Hand in die meinige legte, in ihrer Rede fort: „Es freut mich, Dich hier zu ſehen; ich weiß, wir werden gut miteinander auskommen, und wenn Du auf Deine Geſchäfte Acht gibſt, ſo ſollſt Du keine Urſache haben, Dich über den Tod der alten Frau zu grämen; denn Du ſollſt an nichts Mangel leiden.“

„Wenn ich an Deiner Stelle wäre,“ ſagte Charlotte, „würde ich froh ſeyn, daß Frau Neale heimgegangen iſt; denn du mußt ein trauriges, freudenloſes

Leben mit dieſen zwei alten Weibern geführt haben.“

„O! nein, nein, nein,“ ſagte ich, und die Thränen traten mir in die Augen. „Ich bin in meinem Leben nie ſo glücklich geweſen, als in den letzten zwei Jahren.“

Charlotte lachte, und Frau Bennet ſagte, indem ſie mir aufmerkſam ins Geſicht ſah: „Komm, Kind, wiſche dieſe Thränen ab, und laß mich nichts mehr davon ſehen; denn nichts thut der Schönheit größern Schaden als Weinen.“

„Dann will ich nie mehr weinen,“ ſagte Charlotte, „ſonſt bekomme ich keinen Mann.“

Frau Bennet lachte und klopfte ihr auf die Schultern mit den Worten: „Du biſt ein kluges Mädchen.“ Hierauf gab ſie mir eine Taſſe Thee und ſagte: „Komm, heitere Dich auf, mein Kind, wenn Deine Augen wieder heller ſind, ſo brauchſt Du Dein Geſicht vor Niemanden zu verbergen.“ Sie ſprach noch Manches in dieſer Art, die von dem, was ich bisher an ihr bemerkt hatte, ſo gänzlich verſchieden war, daß ich erſchrack und vermuthlich ganz verblüfft ausſah; denn ſie ſagte lachend: „Nun, Hannchen, hat Dich Sara eben ſo trübſinnig und düſter gemacht, als ſie ſelbſt iſt? Glaubſt Du, Jedermann ſey ſo ſteif, wie dieſes arme Geſchöpf? Nun, ich pflegte auch jedes Wort abzuwägen, wenn ich bei Frau Neale glättete.«

Ich gab keine Antwort; denn mein Herz erbebte; ſchnell trank ich meinen Thee aus, ſtand auf und ſagte, ich ſey bereit, eine Arbeit anzunehmen, die ſie etwa für mich im Hauſe habe.

»Setze Dich wieder ruhig nieder«, antwortete Frau Bennet, »ich habe dieſen Abend nichts für Dich zu thun. Da Deine alte Freundin Charlotte hier iſt, ſo wollen wir ein wenig mit einander plaudern.«

Ich ſetzte mich, wie meine neue Gebieterin verlangte. Aber während ſie mit Charlotten eine leichtſinnige, ungehörige Unterhaltung pflog, blieb ich ganz ſtill.

»Gott ſteh uns bei« rief Charlotte, »wie ernſt Hannchen drein ſieht! wir haben ſie, glaube ich, beleidigt, da wir ſagten, das Weinen ſchade der Schönheit.«

»Nein«, antwortete ich, »ich fühle mich nicht beleidigt; aber um die Wahrheit zu ſagen, ich billige den Gegenſtand dieſes Geſprächs nicht. Meine liebe Frau Neale zeigte mir manche Stelle in der heiligen Schrift, wo wir ermahnt werden, nicht über unnütze und müßige Gegenſtände zu ſprechen. Ich könnte euch, wenn ihr wolltet, dieſe Stellen in meiner Bibel zeigen.«

„Ums Himmels willen, Kind“, ſagte Frau Bennet, „behalte Deine Predigten für Dich. Ich glaube gar, dieſe guten Chriſten wollen uns den Gebrauch unſerer Zungen verbieten. Laß uns davon nichts mehr hören!“

Ich gehorchte; denn ſie ſah recht ärgerlich aus. Ach, wie ſehr wünſchte ich, nicht bei dieſem Weibe bleiben zu müſſen!

Hätte Frau Neale gewußt, wie ſie war, ſie hätte mich gewiß lieber im Grabe ſehen mögen, als unter ihrer Obhut. Aber ſie hatte ſtets einen guten Charakter geheuchelt, und vor Höheren konnte Niemand mit mehr Beſcheidenheit und Anſtand reden, als ſie.

Die Unterhaltung ging nun auf die Kleidung über; und Charlotte erzählte der Frau Bennet von den Kleidern und Kopfbedeckungen, welche die Frauen in Ludlow tragen. Ihrerſeits beſchrieb Frau Bennet einige ſchöne Anzüge, welche ſie neulich gefertigt hatte.

Charlotte wünſchte nur ſo viel aufbringen zu können, um ein ſeidenes Kleid zu kaufen, und ſagte, ſie würde nimmer froh werden, bis ſie ſich eines anſchaffen könnte. Dann wandte ſie ſich an mich mit der Frage: „Wie biſt Du mit Kleidern verſehen? Haſt Du uns einen ordentlichen Staat zu zeigen? Komm, öffne Deinen Koffer, und laß uns ſehen, was Du darin haſt.«

Zum Beweiſe meiner Bereitwilligkeit, ihr in allen Stücken ſo viel als möglich gefällig zu ſeyn, ſchloß ich meinen Koffer auf und legte alle meine Kleider vor ſie hin; aber ich hatte nichts Schönes aufzuweiſen.

»Ich kann mich nur wundern,« ſagte Frau Bennet, als ſie alle meine Kleider durchgemuſtert hatte, »wie Frau Neale, die doch bekanntlich von ſehr guter Familie war, eine Dienerin um ſich ſehen konnte, die ſo ganz gewöhnliche Alltagskleider trug, wie ich hier ſehe. Wahrlich, Du würdeſt weit beſſer ausſehen, Hannchen, wenn Du Dich ein wenig mehr herausputzteſt. Ohne Zweifel hat Dir die alte Dame vor ihrem Tode noch ein Stück Geld in die Hand gedrückt; wenn Du am nächſten Jahrmarkte einige Schillinge aufwenden würdeſt, um Dir ein Stück Band um Deinen Hut, eine oder zwei hübſche Schürzen und etwas Garnitur für Dein Kleid zu kaufen, ſo würdeſt Du eine weit beſſere Figur machen und in jeder Hinſicht mehr gleich ſehen.«

Ich lächelte und ſagte, um dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben: »Ich will das Alles tragen, wenn Sie es mir anſchaffem wollen.“

„Nein, davon iſt nicht die Rede,“ antwortete Frau Bennet, „ich habe nichts, als was ich verdiene, und bin nicht geſonnen, mein Geld für andere Leute auszugeben; auch weiß ich wohl, daß Du Geld haſt, wenn Du es über Dich gewinnen kannſt, welches aufzuwenden.“

„Ich will für ſie antworten,“ ſagte Charlotte, „ſie hat genug. Wie ſie erröthet! Sie kann es nicht leugnen, daß ſie Geld hat. Aber ſo viel will ich ihr ſagen, wenn ſie in dieſen Alltagskleidern geht, ſo ſoll ſie nur nicht erwarten, daß Jemand mit ihr gehe, der eine beſſere Figur macht.“

Als ich dieſe Worte vernahm, fühlte ich die Galle in mir aufſteigen und war im Begriff, eine bittere Antwort zu geben; aber dieſe Sünde wurde mir dadurch erſpart, daß Charlotte ſich plötzlich wegwandte und ein anderes Geſpräch anfing.

Endlich nahm Charlotte Owen Abſchied, und Frau Bennet erinnerte mich, daß es Zeit ſey, ſchlafen zu gehen, weil ich am nächſten Morgen bei guter Zeit wieder aufſtehen müße um zu arbeiten. Sie führte mich eine Treppe hinauf in ein kleines Gemach neben ihrem eigenen Zimmer, indem ſie ſagte, dies wäre meine Kammer. Dieſe hatte ein Fenſter, welches auf den Hügel hinter dem Hauſe ging; ich konnte von hier aus den Geſang der Vögel hören, die ſich auf den Bäumen wiegten, und die Blumen ſehen, die unten im Garten wuchſen. Das Gemach war ſo eng, daß es kaum mehr faſſen konnte, als mein kleines Bett und den Koffer, der meine Kleider enthielt. Deſſenungeachtet war es ein großer Troſt für mich, einen Ort zu haben, den ich mein eigen nennen, und an den ich mich zurückziehen konnte, wenn ich eine freie Stunde hatte, um in meiner Bibel zu leſen und mich mit meinem Gott zu unterreden.

Doch um meine Erzählung nicht allzuſehr auszudehnen, bemerke ich noch mit wenigen Worten, daß während der beiden erſten Jahren mein Leben bei Frau Bennet bei weitem nicht ſo troſtlos war, als ich zuerſt gefürchtet hatte; denn ſie war ſelten zu Hauſe. Da ich die häuslichen Geſchäfte größtentheils allein beſorgen konnte, ging ſie ſehr oft weg, um bei den vornehmen Familien in der Stadt und ihrer Umgegend zu bügeln und andere Arbeiten zu verrichten; denn es gab kaum eine ſolche, der ſie nicht gewachſen war. Ich war alſo wenig um ihre Perſon und hörte ſelten ihre leichtſinnigen Geſpräche, die mir ſo wenig gefielen. Wenn ſie zu Hauſe war, behandelte ſie mich zwar nicht immer mit jener Freundlichkeit, mit der ich von meiner theuren Frau Neale und Jungfer Sara behandelt zu werden gewohnt geweſen war; aber man darf auch nicht erwarten, daß in dieſer Welt voll Prüfung immer Alles nach Wunſch gehen ſoll. Bisweilen war ſie freundlich und gütig gegen mich, nicht ſowohl wie gegen eine Dienerin, als vielmehr wie gegen eine Tochter; dann aber wurde ſie wieder ohne Grund auffahrend und mürriſch, und es war mir durchaus unmöglich, ſie zufrieden zu ſtellen. Aber ich gedachte der Worte Petri und harrete in Geduld: „Ihr Knechte ſeyd unterthan mit aller Furcht den Herren, nicht allein den gütigen und gelinden, ſondern auch den wunderlichen. Denn das iſt Gnade, ſo Jemand um des Gewiſſens willen zu Gott das Uebel verträgt und leidet das Unrecht. Denn was iſt das für ein Ruhm, ſo ihr um Miſſethat willen Streiche leidet? Aber wenn ihr um Wohlthat willen leidet und erduldet, das iſt Gnade bei Gott. Denn dazu ſeyd ihr berufen.“

Ich hatte den Willen, Frau Bennet in Allem zu gehorchen, was ſie verlangen konnte, mochte es eine billige oder unbillige Forderung ſeyn, wenn es nur nichts Sündliches war. Aber oft forderte ſie mich auf, am Sonntag ſtatt in die Kirche zu Kirchweihen und Luſtpartieen mit ihr zu gehen. Dieß ſchlug ich jedesmal aus, ſowie ich mich auch weigerte, koſtbare Kleider zu kaufen, um ihr zu gefallen.

Ob ich gleich ſcheinbar ohne Freund war und bei einer Frau lebte, die nichts von der Furcht Gottes wußte, ſo richtete es doch mein himmliſcher Vater ſo ein, daß ich lange Zeit von der Verſuchung bewahrt blieb. Meine Geſchäfte führten mich nur ſelten nach Ludlow. Ich hatte viel zu Hauſe zu thun, und außer Charlotte Owen beſuchten uns wenige Leute. Dieſe hatte bisweilen einen jungen Menſchen, den Sohn eines Nachbars bei ſich, mit dem ſie manchmal im Felde und um die Stadt herum ſpazieren gieng.

Ich hatte Charlotten wenig zu ſagen, wenn ſie kam. Sie war mir nicht ſehr zugethan, und ich habe ſeitdem ſchon gedacht, ich habe es mir nicht angelegen genug ſeyn laſſen, ſie für Gott zu gewinnen. Wenn ſie an einem Sonntagabende bei Frau Bennet war, pflegte ich mich in mein Kämmerchen einzuſchließen, wenn ich unten nicht nöthig war.

Viertes Kapitel.

Ich hatte nun dritthalb Jahre bei Frau Bennet gelebt und ſah hoffnungsvoll der Zeit entgegen, wo ich ihren Dienſt verlaſſen und zu einer gottesfürchtigen Perſon kommen würde, als ich in den letzten Tagen vergangenen Aprils eines Abends ganz allein zu Hauſe war — meine Frau war den ganzen Tag in Ludlow — und bügelte. Ich erinnere mich, daß ſich mir mit anbrechender Dämmerung verſchiedene ſehr ernſte Gedanken aufdrängten. Ich gedachte mancher Perſonen, die ich während meines kurzen Lebens gekannt und geliebt hatte, und die bereits das Zeitliche mit dem Ewigen vertauſcht hatten, und ich ſann darüber nach, wie bald auch ich ſogar nach dem gewöhnlichen Gang der Natur die Zahl der Abgeſchiedenen vermehren würde.

Während ich ſolchen Gedanken nachhing, klopfte plötzlich Jemand leiſe ans Fenſter, und ehe ich unterſcheiden konnte, wer es war, rief Charlotte Owen: „Wie, ganz allein, Hannchen? geſchwind laß mich ein!“

Ich war von der Freundlichkeit überraſcht, womit ſie mich anredete, öffnete das Fenſter und bemühte mich, ſo liebevoll mit ihr zu ſprechen, als wären wir ſtets die beſten Freundinnen geweſen.

„Ich komme, ein wenig mit Dir zu plaudern,“ ſagte ſie, „willſt Du mich einlaſſen?“

Ich dankte ihr und erinnerte ſie, daß es ziemlich ſpät ſey und ſie am beſten daran thun würde, nach Hauſe zu gehen, weil es an der Zeit ſey, wo es ſich für junge Mädchen nicht mehr ſchicke, auswärts zu ſeyn.

„Kommſt Du ſchon wieder mit Deinen Gewiſſenszweifeln und Bedenklichkeiten?“ ſagte ſie, „Du biſt ſo lange bei der alten Frau geweſen, bis Du zu nichts mehr brauchbar warſt.“

Mit dieſen Worten ging ſie an die Thüre und klopfte ſo lang, bis ich ihr öffnete; denn wenn ich allein war, verſchloß ich die Hausthüre ſtets, wenn es Nacht wurde.

„Du ſcheinſt dieſen Abend ſehr aufgeräumt, Charlotte,“ ſagte ich und lud ſie ein, an meinem Bügeltiſche Platz zu nehmen.

„Aufgeräumt?“ antwortete ſie, als ſie ſich geſetzt hatte, „ja gewiß, die ganze Stadt iſt lebendig. Du wirſt es vermuthlich wiſſen, daß Soldaten hier ſind; Du kannſt hier ihre Trommeln und Pfeifen hören, und wir hatten geſtern einen Tanz im ſchwarzen Eber. Ich war mit meiner Mutter dort; der lange Saal war ſo gedrängt voll, daß man kaum Platz fand, und die Frauenzimmer waren alle ſo geputzt! Es würde Dir gewiß dort gefallen haben; aber Du biſt hier eingeſchloſſen und biſt ſo düſter. Glaubſt Du wohl, Deine Frau würde Dir erlauben, mit uns zu gehen?“

„Vielleicht,“ antwortete ich, „aber ich werde ſie nie darum bitten; denn um Dir die Wahrheit zu bekennen, Charlotte, glaube ich, beſcheidene Mädchen haben nichts bei ſolchen Luſtpartien zu ſuchen.“

„Gott ſtehe mir bei! und warum nicht?“ rief Charlotte. „Warum nicht? Die Vornehmen haben alle ihre Bälle und Spiele und Geſellſchaften, und ich ſehe nicht ein, warum wir dieß nicht auch haben ſollten? Sage mir, was Du Unrechtes daran findeſt.“

„Ich kann es kaum ſagen,“ antwortete ich; „denn ich war noch nie bei einem Tanze oder auf einer Kirchweih oder auf einem Markte oder in einem

Schauſpiel. Aber geſtehſt Du mir nicht zu, daß Du niemals an einen ſolchen Ort kommſt, ohne faule Geſchwätze zu hören, ohne einen frechen oder betrunkenen Mann zu treffen, der vertraut mit Dir ſpricht, der unheilige, ruchloſe Scherze macht und Gottes Namen vergeblich führt? Nun, beantworte mir dieſe Frage!"

"Ich weiß nicht, ich kann es nicht ſagen, nun, nun," . . . . ſagte Charlotte.

"Antworte mir, ja oder nein, liebe Charlotte," fragte ich wieder. "Wenn Du an ſolchen Oertern wirklich keine böſen Menſchen träfeſt, ſo würdeſt Du es ſagen; aber wenn dieß der Fall iſt, ſo mußt Du mir zugeben, daß geſittete Mädchen ſolche Luſtörter meiden ſollten."

"Wie bedenklich, wie genau Du jetzt wieder biſt!" ſagte Charlotte.

"Kann man in dieſen Dingen zu genau ſeyn?" fragte ich. "Können wir Gott zu ſehr lieben? können wir ihm zu ſehr dienen? ſteht nicht in der Bibel: ""Niemand kann zween Herren dienen. Entweder er wird den einen haſſen und den andern lieben; oder er wird einem anhangen und den andern verachten. Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon.""

Charlotte gab keine Antwort und blieb eine Zeitlang ſtill ſitzen. Endlich fragte ſie: „Wann warſt Du das letzte Mal in der Stadt, Hannchen?“

„Vorgeſtern holte ich dieſe Wäſche von Frau Nichols,“ antwortete ich.

„Sahſt Du damals den Kapitän?“ fragte ſie.

„Welchen Kapitän?“ ſagte ich, „ich kenne keinen Kapitän.“

„Wie, haſt Du noch nichts von dem Kapitän gehört, welcher vor Kurzem in die Stadt gekommen iſt? Wo biſt Du die letzten vierzehn Tage geweſen? Er wohnt bei Herrn Smith's, die einen Laden haben, und iſt der ſchönſte, artigſte, freundlichſte Herr, den ich in meinem Leben geſehen habe. Er ſcheint das Geld ſo wenig zu achten, als wenn es Kieſelſteine wären, und Du kannſt Dir keinen Begriff machen, wie herablaſſend und zuvorkommend er iſt. Er lächelt und iſt ſo artig, wenn man ihn irgendwo trifft, und ſpricht ſo freundlich.“

„Und ſpricht ſo freundlich!“ wiederholte ich. „O Charlotte, was kann ein Herr, und zudem ein fremder, mit einem armen Mädchen von unſerem Stande zu ſprechen haben?“

Sie erröthete. „Ein armes Mädchen, wie?“ antwortete ſie, „nun Du gefällſt mir, Hannchen, ein armes Mädchen, wahrlich! ich bin keine Magd.“

„Vielleicht nicht,“ erwiederte ich; „aber Du mußt wiſſen, daß die vornehmen Leute Dich nicht als ihresgleichen betrachten, noch ein Herr von Stande Dich ſo behandeln wird. Du darfſt verſichert ſeyn, ein Herr, der ſich mit einem jungen Frauenzimmer von Deinem Stande unterhält, meint es nicht gut.“

„Wer ſagt, daß der Kapitän ſich mit mir unterhalten habe?“ fragte Charlotte, „ich möchte es wiſſen.“

„Sagteſt Du nicht ſelbſt?“ erwiederte ich, „daß er lächelte und freundlich mit Dir ſprach, wenn Du ihn trafeſt?“

„Nun, und geſetzt auch, er that es,“ antwortete ſie, „und geſetzt auch, er fände mich ſchön, und geſetzt, er gedächte, mich zu ſeiner Frau zu machen, wo wäre hier ein Wunder?“

„O Charlotte,“ ſagte ich, „vornehme Herren ſind nicht ſo bereitwillig, arme Mädchen zu heirathen. Glaubſt Du, ſie würden, was ſie auch immer ſagen mögen, Mädchen aus unſerem geringen Stande den ſchönen Damen vorziehen, die ſie täglich ſehen? Sind wir dazu geeignet, in der Geſellſchaft der Vornehmen aufzutreten? können wir über

Dinge ſprechen, über welche ſie reden? ſind wir im Stande, mit unſerem einfachen, ländlichen Geſpräche uns mit gelehrten Leuten zu unterhalten? Laß uns nicht erwarten, daß uns die Vornehmen zu Ihresgleichen erheben werden. Wenn ſich uns ein anſtändiger junger Mann aus unſerem Stande anträgt, ſo können wir ihn anhören; aber wenn wir uns höher ſtellen wollen, als Unſersgleichen, ſo werden wir tiefer fallen, als wir jetzt ſtehen.“

„Ich will mich nicht erheben,“ ſagte Charlotte, „ich wandte kein Mittel an, die Aufmerkſamkeit des Kapitäns auf mich zu ziehen, ich ging ganz ruhig den Pfad durch die Gärten entlang aus der Stadt den Wieſen zu, als er es zuerſt für gut fand, mit mir zu ſprechen, ich habe ihn gewiß nicht angeredet.“

„Aber vielleicht haſt Du ihn angeſehen?“ fragte ich.

„Ihn angeſehen, freilich!“ antwortete ſie, „wer würde einen ſo ſchönen Herrn nicht anſehen? Du kannſt Dir keinen Begriff machen, wie hübſch er iſt.“

„Und glaubſt Du, Charlotte,“ ſagte ich, „weil Du nicht ſpracheſt, er habe nicht errathen können, was in Deinem Herzen vorging? Wenn wir erzürnt ſind, verrathen wir nicht unſern Aerger durch unſere Blicke, wenn wir auch den Mund nicht öffnen? Deine Gedanken waren mit dieſen Fremden beſchäftigt; Du ſaheſt nach ihm und bewunderteſt ihn; und er las ohne Zweifel dieſe Deine Gedanken in Deinen Blicken, ob Du ſie gleich durch Dein Stillſchweigen ihm zu verbergen glaubteſt. Wenn er Dich alſo freundlich angeredet hat, ſo war es Deine eigene Schuld; und Du haſt eben ſo ſehr Urſache, Dich zu tadeln, wie wenn Du ihn durch freche Reden aufgefordert hätteſt, alſo zu thun.«

»Auf mein Wort, Hannchen,« antwortete ſie, »Du nimmſt Dir ſehr viel heraus. Wer hat Dich zum Herrn über mich geſetzt, daß Du mich auf dieſe Weiſe zu Rede ſtellſt? durfte ich weder ſehen noch reden? Ich vermuthe, Du willſt, ich ſoll meine Augen ſchließen, wenn ich ausgehe.«

»Ich bitte um Verzeihung, Charlotte,« ſagte ich, »wenn ich zu ſtrenge mit Dir geſprochen habe; aber Du warſt die Freundin meiner früheren Tage, und ob wir gleich in der letzten Zeit nur ſelten bei einander waren, ſo liebe ich Dich doch und wünſche, wo möglich, Dich zu überzeugen, daß Du Dir Dinge erlaubſt, welche Du für unſchuldig hältſt, aber für welche, fürchte ich, Du vielleicht einſt noch ſchwer büßen wirſt. Wenn Du gleich nicht ſo gelehrt biſt, als vornehme Leute, ſo haſt Du doch in Deiner Bibel leſen lernen, und es iſt Deine eigene Schuld, wenn Du es nicht weißt, was Dir als Chriſtin obliegt. Gewiß haſt Du in der heiligen Schrift geleſen, daß „„Jeglicher, welcher Hoffnung zu Gott hat, ſich reiniget, gleichwie Er auch rein iſt,““ und wieder: „„Wer Sünde thut, der iſt vom Teufel.““

„Nun, welche Sünde habe ich denn begangen?“ fragte Charlotte.

„Deine Gedanken hangen an eitlen und verwerflichen Dingen,“ ſagte ich. „Dein Herz war mit dieſem Fremden beſchäftigt, obgleich Gott befohlen hat, „„trachtet nach dem, was droben iſt, nicht nach dem, das auf Erden iſt.““ Du haſt dieſes Gebot Gottes gebrochen und haſt Dich einer großen Gefahr ausgeſetzt, und wenn Du nicht Deinen allmächtigen Heiland anrufeſt, daß er Dir ſeine Gnade ſchenke, dieſe Verſuchung zu überwältigen, ſo fürchte ich, Du möchteſt Dich ſelbſt unglücklich machen, nicht nur in dieſer Welt, ſondern auch in der zukünftigen. Denn der Apoſtel Paulus ſagt: „„Fleiſchlich geſinnet ſeyn iſt der Tod.““

Charlotte gab keine Antwort und ſtarrte mich an, und in dieſem Augenblicke klopfte Frau Bennet an die Thüre.

Charlotte beeilte ſich, ihr zu öffnen; ſie war, glaube ich, ſehr froh, ihr Geſpräch mit mir abbrechen zu können.

Frau Bennet hatte eine große Balle feiner irländiſcher Leinwand unter dem Arme, welche ſie auf ein Tiſchchen legte. Nachdem ſie ſich niedergeſetzt hatte, ſagte ſie: „Nun rathet einmal, Mädchen, für wen ich dieſe Hemden zu machen habe; betrachtet zuerſt die Leinwand; ſeht, wie ſchön und fein ſie iſt, und ſaget, für wen glaubt ihr, daß ſie ſey.“

Charlotte ſagte, ſie vermuthe für den Squire des nächſten Dorfes; und ich rieth auf den würdigen Dekan, den Rektor unſerer Pfarre.

Frau Bennet lachte und ſagte, indem ſie mit der Hand auf die Leinwand ſchlug: „Ihr habt beide fehlgerathen; der Herr, dem ſie gehört, iſt ſchöner, als alle beide. Wie, Charlotte, ich wundere mich, daß Du nicht auf ihn kommen ſollſt; denn ich habe guten Grund, zu vermuthen, daß er Dir oft ſehr im Kopfe ſteckt.“ Bei dieſen Worten lachte ſie wieder.

Ich ging wieder an mein Geſchäft, ohne weiter ein Wort zu ſprechen, und Charlotte rief nach einigem Nachdenken: „Wie, ſie iſt am Ende für den Kapitän!"

„Jetzt haſt Du's," ſagte Frau Bennet, „der Kaufmann Smith rief mir heute in ſeinen Laden, an dem ich eben vorüberging, und ſagte zu mir, der Kapitän hätte mit mir zu ſprechen. Ich wunderte mich, was er mir zu ſagen haben könnte; es war wegen dieſer Hemden; er wünſchte zwei davon bis nächſten Sonntag Morgen gemacht und gewaſchen. Alſo mußt Du mit Tagesanbruch an die Arbeit, Hannchen; Du haſt aber drei Tage damit zu thun; denn ich kann Dir nicht helfen. Ich gehe morgen aus, und wir dürfen dieſe Ehre um Alles nicht verſcherzen."

„Wenn Sie mir erlauben, Frau Bennet," ſagte Charlotte, „ſo will ich morgen kommen und Hannchen helfen; ich mache mir ein Vergnügen daraus, für einen ſo ſchönen Herrn zu arbeiten."

„Ich danke Dir, Charlotte," ſagte ich, „ich werde keiner Hülfe bedürfen."

„Ich glaube," ſagte Frau Bennet, „ſie findet ein ſolches Vergnügen daran, für dieſen ſchmucken jungen Herrn zu arbeiten, daß ſie Deine Hülfe nicht begehrt, Charlotte."

Charlotte lachte.

Aber ich will nicht alle ihre freien Scherze wiederholen. O wie wahr ſagt der weiſe König Salomo: „Die Gedanken des Argen ſind dem Herrn ein Gräuel.“

Charlotte beſtand darauf, mir bei meiner Arbeit zu helfen, und da es ſehr ſpät war, lud ſie Frau Bennet ein, die Nacht bei uns zuzubringen.

Als ich ausgebügelt und das Nachteſſen bereitet hatte, bat ich um Erlaubniß, zu Bett zu gehen; denn ich mochte den eiteln Geſprächen nicht mehr zuhören; und als ich in meinem Kämmerchen allein war, kniete ich nieder und flehte zu meinem Heilande, daß er meiner gedächte und mich errettete aus den Schlingen dieſer argen Welt.

Am andern Morgen begann ich in aller Frühe mein Tagwerk, noch ehe Frau Bennet und Charlotte zum Frühſtück herunter kamen.

Sobald das Frühſtück vorüber war, ging meine Frau aus, und Charlotte und ich ſetzten uns zur Arbeit vor die Thüre. Wir waren eine Zeitlang ſtill; endlich legte Charlotte ihr Geſchäft nieder, zog ein Müſterchen von geblümtem Seidenzeug aus der Taſche und zeigte es mir mit der Frage, wie es mir gefiele?

„Es iſt ſehr hübſch,“ ſagte ich.

„Würdeſt Du Dir nicht auch ein ſolches Kleid wünſchen?“ fragte ſie.

„Nein,“ antwortete ich, „ein ſeidenes Kleid würde ſich wohl für eine arme Magd nicht ſchicken.“

„Nun, da Du eine Dienerin biſt, würde es ſich vielleicht für Dich nicht ſchicken! ... aber ich bekomme bald eines,“ ſagte ſie. „Frau Hall, welche ein Leihhaus hält, hat eines wegzugeben; es iſt ſo gut, wie neu, und ſie hat mir verſprochen, es mir für anderthalb Guineen zu überlaſſen.“

„Anderthalb Guineen?“ rief ich, „welche Summe! Du wirſt nimmer im Stande ſeyn, ſie aufzubringen.“

„Und warum nicht?“ ſagte Charlotte. „Ich habe der Frau Hall bereits eine halbe Guinee vorausbezahlt, und ich weiß, daß ich ſchon Mittel finden werde, die fehlende Guinee vollends aufzutreiben. Aber Du mußt Niemanden etwas davon ſagen; denn meine Mutter darf es jetzt noch nicht wiſſen.“

„O Charlotte,“ ſagte ich, „was haſt Du im Sinne?“ auf welche Weiſe willſt Du ohne Wiſſen Deiner Mutter eine Guinee bekommen? Und kannſt Du ſo ſchlecht und ſo thöricht handeln, Deine Mutter wegen eines ſeidenen Kleides zu betrügen?“

„Nun, und was iſt denn das ſo Arges?“ rief ſie; »ich zeige meiner Mutter das Kleid, ſobald ich es habe, und ſage ihr, ich hätte es von dem Gelde bezahlt, das ich von meinen Oheimen und Tanten und von meinem Großvater bekommen und aufgeſpart habe. Und ſie wird weiter nicht mit Fragen in mich drängen; denn ſie wird ſelbſt eine Freude daran haben, mich ſo geputzt zu ſehen.«

»Und kannſt Du Dich entſchließen, Gott zu beleidigen,« fragte ich, »Deine Mutter zu betrügen und Dir wegen eines ſeidenen Kleides, das in wenigen Jahren abgeſchoſſen und abgetragen iſt und zu nichts mehr taugt, als daß man es wegwerfe, vielleicht eine Laſt auf Dein Gewiſſen zu laden?«

»Meine Mutter zu betrügen?« antwortete Charlotte, »darüber bin ich ruhig; ich handle ja nicht anders gegen ſie, als ſie ſelbſt gegen Andere und ſogar gegen ihre beſten Freunde handelt. Denn es vergeht meines Wiſſens kein Tag, wo ſie nicht irgend einen von ihren Kunden betrügt; und wenn es ſich um den Gewinn von ein Paar Pfennigen handelt, trägt ſie nicht das mindeſte Bedenken, zu lügen.

»Aber wenn Deine arme Mutter unrecht handelt,« ſagte ich, »ſo gibt Dir das kein Recht, es ihr nachzuthun. Gedenke der Worte der heiligen Schrift, liebe Charlotte: »»Alle Lügner werden ihren Theil in dem Pfuhl haben, der mit Feuer und Schwefel brennt.""

"Ich will nun einmal das Kleid haben!" antwortete ſie. "Alſo kannſt Du Deine Predigt ſparen; nur bitte ich Dich, nichts davon auszuplaudern."

"Willſt Du mir eine Frage beantworten, Charlotte?" ſagte ich. "Wie haſt Du Dir die halbe Guinee verſchafft, die Du bereits für Dein Kleid bezahlt haſt? Ich weiß, daß Du erſt noch in der letzten Woche zu Frau Bennet geſagt haſt, Du hätteſt all Dein Geld für einen neuen Hut ausgegeben."

"Ich fühle mich nicht verpflichtet, Dir dieß zu ſagen," antwortete ſie lachend; "aber ich ſage Dir, ich habe ſie geholt, wo ich noch mehr zu holen hoffe."

"Ich fange an, ſehr für Dich beſorgt zu werden," ſagte ich. "Dieſe Liebe zu ſchönen Kleidern wird eines Tags ein böſes Ende nehmen. Ja, liebe Charlotte, ich bitte Dich, ſchlage Dir dieſes ſeidene Gewand aus dem Sinne; ſey verſichert, wenn Du es auch ehrlich erwerben könnteſt, ſo würde Dir Niemand größere Ehre erweiſen, weil Du über Deinen Stand gekleidet wäreſt; übertriebener Staat zeugt von Eitelkeit und Hochmuth, wenn nicht von noch etwas Schlimmerem. Auch iſt es nicht recht, Alles, was wir haben, und wenn es auch noch ſo wenig iſt, auf uns ſelbſt zu verwenden. Wenn wir unſerer Liebe zum Putz und zur Bequemlichkeit etwas verſagen, um es denjenigen mitzutheilen, die größeren Mangel leiden, als wir, ſo wird es uns Gott zehnfältig vergelten. Aber wenn wir geitzig und ſelbſtſüchtig genug ſind, Alles, was wir erwerben können, auf uns ſelbſt zu verwenden, ſo fürchte ich, wird unſer Herr einſt am großen Tage des Gerichtes ſprechen: „„Gehet hin von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das bereitet iſt dem Teufel und ſeinen Engeln. Ich bin hungerig geweſen und ihr habt mich nicht geſpeiſet. Ich bin durſtig geweſen und ihr habt mich nicht getränket. Ich bin ein Gaſt geweſen und ihr habt mich nicht beherbergt. Ich bin nackend geweſen und ihr habt mich nicht bekleidet. Ich bin krank und gefangen geweſen und ihr habt mich nicht beſuchet.““

„Ich bin der gleichen Meinung,“ ſagte Charlotte, „daß die Reichen etwas von ihrem Ueberfluſſe entbehren ſollen, um es den Armen zu geben; aber Du weißt, daß wir nicht reich ſind.“

„Wenn Du aber ſo vieles Gute auf der Welt haſt,“ entgegnete ich, „wenn Du Geld haſt, um Handſchuhe und Bänder und Spitzen und ſchöne Kleider zu kaufen; kannſt Du ſagen, Du habeſt nichts, was

Du den Armen geben könnteſt? Ich habe weniger, als Du beſitzeſt, und bin genöthigt, das, was ich habe, ſauer zu verdienen; aber ich halte es gleich jener Wittwe auch für meine Pflicht, den Armen mein Scherflein zu geben. Und ich denke an das, was Paulus zu dem Manne ſagt, der ein Dieb war: „„Wer geſtohlen hat, der ſtehle nicht mehr, ſondern arbeite und ſchaffe mit den Händen etwas Gutes, auf daß er habe zu geben dem Dürftigen.““ Ich könnte Dir noch zwanzig ſolche Verſe aus der Bibel herſagen, welche uns ermahnen, mit den Armen Mitleiden zu haben und unſere Nächſten zu lieben, gleich wie uns ſelbſt, und deſſen können wir uns nicht rühmen, wenn wir alles Geld, das wir erwerben, auf ſchöne Kleider und köſtliche Speiſen verwenden.“

„Du haſt ſehr viel zu ſagen, Hannchen,“ erwiederte Charlotte; „aber trotz all Deinem Reden gebe ich doch mein ſeidenes Kleid nicht auf.“

„Liebe Charlotte,“ ſagte ich, „wenn Du mir verſprechen willſt, nicht mehr an dieſes ſeidene Gewand zu denken, Dich für wenige Jahre mit beſcheidenen Kleidern zu begnügen, von Deinem Erſparten denjenigen, die in Noth ſind, mitzutheilen und Ihm zu folgen, der um unſertwillen Knechtsgeſtalt angenommen hat, ſo glaube ich, Dir verſprechen zu können, daß Du nach Verfluß dieſer Zeit ein ſchöneres Gewand bekommen wirſt, als irgend eine Dame im Lande hat, ja ein reicheres Gewand, als je eine Königin an ihrem Geburtsfeſte trug."

Charlotte lächelte und fragte mich, was ich meine?

„Das Gewand, welches ich Dir verſpreche," fuhr ich fort, „wird weißer ſeyn als der Schnee und glänzender als die Sonne; es wird nimmermehr abſchießen und nimmermehr vergehen, es werden nimmermehr Motten es verderben, noch Diebe Dir ſtehlen."

„Wovon ſprichſt Du denn?" fragte Charlotte, „ich verſtehe Dich nicht."

„Und außer dieſem ſchönen Gewande," fügte ich hinzu, „wirſt Du eine Krone tragen von koſtbaren Steinen, glänzender als die Sterne am Himmel. O wenn Du nur weniger an die Welt denken würdeſt, liebes Lottchen, an die Welt mit all ihren Eitelkeiten, wenn Du nur ihren Verſuchungen widerderſtändeſt und Dich beſtrebteſt, Deinem Gott zu dienen, dann ſollteſt Du einſt leuchten wie die Sonne im Reiche des Vaters und Freude haben ewiglich im Angeſichte Gottes."

„O, jetzt verſtehe ich Dich," rief Charlotte, „Du haſt mich mit Deinem glänzenden Gewand ganz verwirrt. Es erinnert mich an die ſchönen Silbertreſſen an der Jacke des Kapitäns; Du haſt keinen Begriff, wie ſchön er darin ausſieht.«

Ich glaube, ich ſetzte ſie ein wenig in Beſtürzung; denn im Augenblicke, wo ſie den Kapitän erwähnte, ſtand ich auf und trug meinen Stuhl ins Haus, wo ich mich in einiger Entfernung von ihr niederſetzte.«

»Was gibts denn, Hannchen?« fragte ſie; »warum läufſt Du davon?«

»Weil ich von dieſem Herrn nichts hören will. Was haben wir arme Mädchen nöthig, über den Kapitän zu reden und zu ſcherzen? Ich habe geſtern Abend zuviel von dieſen Scherzen gehört, und ich bin feſt entſchloſſen, heute nichts mehr davon zu hören, magſt Du nun von mir denken, was Du willſt.«

Sie ſtand auf, ging an die Hausthüre und lehnte ſich rücklings an den Thürpfoſten, indem ſie mich einige Minuten lang verlachte. Aber ich gab ihr keine Antwort und gedachte an das, daß geſchrieben ſteht: »Ein Knecht des Herrn ſoll nicht zänkiſch ſeyn, ſondern freundlich gegen Jedermann, lehrhaftig, der die Böſen tragen kann mit Sanftmuth und ſtrafen die Widerſpenſtigen.«

Während ſie mir immer noch ins Geſicht lachte, kamen zwei junge Männer aus der Stadt eilig durch den Wald auf den Garten zu. Als ſie am Hauſe vorübergingen, ſahen ſie Charlotten und einer derſelben rief ihr; der andere ging nach der Stadt zu.

Sie hatte nicht ſobald die Stimme gehört, als ſie auf den Rufenden zueilte; ſie lachte und plauderte mit ihm, bis das Eſſen fertig war. Kaum war dieſes vorüber, ſo ſagte ſie zu mir, ſie hätte nun die Arbeit ſatt und entfernte ſich, nachdem ſie mir einen guten Abend gewünſcht hatte.

Fünftes Kapitel.

Am Samſtag Abend waren zwei von den Hemden gemacht und gewaſchen, und am Sonntag Morgen legte ſie meine Frau in einen niedlichen Korb und befahl mir, indem ſie Lavendel darüber ſtreute, dieſelben zum Kapitän zu tragen. „Du wirſt keine Zeit mehr haben," ſagte ſie, „bis zu Anfang der Dorfkirche wieder hier zu ſeyn; darum kleide Dich ordentlich, bevor Du gehſt, und wenn Du die Wäſche abgegeben haſt, ſo kannſt Du den Korb bei Kaufmann Smith's laſſen und in der Stadt in die Kirche gehen."

Ich kleidete mich alſo ordentlich an, hing meinen Korb an den Arm und ging gerade durch das Gartenthor, als mir Frau Bennet noch nachrief: „Du mußt den Kapitän ſelbſt zu ſprechen ſuchen, um ihm die Wäſche zu übergeben, und wenn er fragt, was ſie koſte, ſo ſage nur, was Ew. Ehren beliebt; denn ich weiß, daß man einem vornehmen Herrn keine Rechnung machen darf.«

Ich glaubte, meine Frau wiſſe es beſſer, wie man mit vornehmen Leuten umgehen müſſe, als ich, da ich noch fremd in der Welt war. Am Hauſe des Kaufmanns Smith angekommen, klopfte ich und fragte nach dem Kapitän.

Der Bediente des Kapitäns kam heraus und fragte mich, ob er meinen Auftrag ſeinem Herrn nicht ausrichten könne.

»Nein,« antwortete ich, »meine Frau hat mir befohlen, ſelbſt mit Sr. Ehren zu ſprechen.«

Ich wurde durch den Laden in ein Vorzimmer geführt, wo ich einige Minuten warten mußte. Endlich öffnete ſich die Zimmerthüre, und der Kapitän trat heraus. Beim Anblicke deſſelben war ich etwas verwirrt; denn er war wirklich ein ſehr ſchöner Mann; ich ſah auf den Boden und konnte anfangs kaum ſprechen.

»Was willſt Du von mir, Mädchen?« fragte er.

»Ich hoffe, Ew. Ehren werden mir verzeihen,« antwortete ich; »aber meine Frau befahl mir, Ihnen dieſes Weißzeug zu bringen.«

»Richte Dich auf, Mädchen,« ſagte er, »ich höre nicht, was Du ſagſt.«

Ich richtete den Kopf in die Höhe und wiederholte, was ich geſagt hatte; aber ich war ſehr erſchrocken.

Als er ſah, daß ich erſchrocken war, lächelte er und ſagte mit gütigem Tone: „Sage Deiner Frau, gutes Mädchen, ich danke ihr dafür, daß ſie meine Befehle ſo genau erfüllt habe. Du biſt ihre Dienerin, wie ich vermuthe, wie nennſt Du Dich?“

„Johanna Gray,“ antwortete ich.

„Und wo wohnſt Du?“ fragte er weiter.

„In dem Häuschen am Fluß unter dem Wäldchen,“ erwiederte ich. Ich machte meine Verbeugung und wollte mich entfernen; aber er rief mich zurück und fragte, was die Arbeit koſte?

Ich antwortete: „Was Ew. Ehren beliebt.“

Sogleich bot er mir eine halbe Guinee. Ich war überraſcht und ſagte: „Das iſt zu viel, mein Herr; meine Frau würde nicht die Hälfte davon nehmen.“

„So gib Deiner Frau ſo viel als Du glaubſt, daß ſie erwarte, und behalte das Uebrige für Dich, gutes Mädchen,“ ſagte er.

„Nein, nein, nein, Ew. Ehren,“ erwiederte ich, indem ich das Geld ausſchlug; „Ich bin nur ihre

Magd und habe kein Recht auf das, was ſie mit ihrer Arbeit verdient.«

Der Kapitän ſah mich ſehr ſcharf an, während ich alſo ſprach, und als ich geendet hatte, ſagte er: »Deine Frau iſt ſehr glücklich, eine ſo ehrliche Dienerin zu beſitzen. Aber nun ſollſt Du das ganze Stück für dich behalten, und ich werde Deiner Frau ihre Arbeit bezahlen, wenn ich ſie wieder ſehe.«

»Ich kann es in der That nicht annehmen,« entgegnete ich. »Ich danke Ew. Ehren für Ihre Freigebigkeit; aber ich verſichere Sie, ich leide an Nichts Noth und habe kein Recht, Geld anzunehmen, das ich nicht verdient habe.« Mit dieſen Worten machte ich eine Verbeugung und eilte hinweg. Als ich auf der Straße war, war es Zeit, in die Kirche zu gehen.

In der Kirche mußte ich immer darüber nachdenken, wie ſeltſam es war, daß mir der Kapitän Geld angeboten hatte, und wunderte mich überhaupt, daß ein ſo vornehmer ſchöner Herr mit einem armen Mädchen, wie ich, ſo freundlich ſprach.

Dieſe Gedanken erfüllten mich ſo ſehr, daß ich fürchte, mich wenig mit dem beſchäftigt zu haben, was in der Kirche vorging, und ſo war ich gerade zu der Zeit, wo es meine Pflicht geweſen wäre, mich mit der ganzen Rüſtung Gottes zu wappnen, ganz achtlos und ſicher; aber Er war treu, der mich berufen hatte. Wie die Arme der Mutter das ſorgloſe und eigenſinnige Kind auf allen Seiten beſchützen, alſo hielten mich ſtets ſeine Arme aufrecht, wenn ich es auch nicht wußte. Ich, die ich Charlotten erſt noch vor wenigen Tagen ſo ſtreng getadelt hatte, wäre gewiß in dieſelbe Verſuchung gekommen, hätte mich nicht mein Heiland aufrecht erhalten. „Daß ich muß ein Narr ſeyn und nichts wiſſen, und muß wie ein Thier ſeyn vor Dir. Dennoch bleibe ich ſtets in Dir; denn Du hältſt mich bei meiner rechten Hand, Du leiteſt mich nach Deinem Rath und nimmſt mich endlich mit Ehren an.“

Auf meinem Rückwege kam ich auf einen engen Heckenweg, welcher aus der Stadt auf die Wieſen führte, in denen unſer Haus ſtand. Am Ende dieſes Pfades war ein Steg, auf deſſen beiden Seiten ſehr hohe Bäume ſtanden, deren grüne Zweige eine Art von Laube über dem Haupte bildeten.

Als ich dieſen Steg zu Geſicht bekam, ſah ich einen Mann darauf ſitzen, der einen Brief las; aber der Schatten der Bäume verhinderte mich, ihn zu erkennen.

Als ich nahe am Stege war, erkannte ich mit

Erſtaunen den Kapitän. Er las immer noch in dem Briefe und rührte ſich nicht von der Stelle, bis ich vor ihm ſtand. Ich wartete einige Minuten; aber endlich bat ich ihn, mich hindurch zu laſſen.

Er ſchien mich nicht zu hören, als ich ihn das erſte Mal anredete; aber bei der Wiederholung meiner Bitte hob er ſeine Augen von dem Papier auf und ſagte, ohne ſich von ſeiner Stelle zu bewegen: „Gehorſamer Diener, Hannchen, wohin mein liebes Kind?“

„Ich gehe nach Hauſe, Ew. Ehren,“ ſagte ich, „und bitte Sie, mir Platz zu machen.“

„Ich werde Dir ſogleich willfahren; aber vorerſt mußt Du mir ein Paar Fragen beantworten.“

„Wenn Sie vielleicht“ entgegnete ich, „Geſchäfte für meine Frau haben, ſo will ich es ihr ſagen, und ſie wird Ihnen zu jeder Zeit aufwarten, die Sie ihr gefälligſt beſtimmen wollen.“

„Dem alten Weibe habe ich nichts zu ſagen,“ antwortete er, „ſondern mit Dir will ich ein wenig plaudern.“

Als ich ihn ſo unzart reden hörte, kehrte ich mich um und wollte einen andern Weg über die Wieſen nehmen, wiewohl ich auf demſelben eine Viertelſtunde um hatte. Aber er ſprang von dem

Stege herunter, folgte mir nach und äußerte etwas, das mir höchſt unverſchämt vorkam, worauf ich zu ihm ſagte: „Wenn Sie vergeſſen, mein Herr, daß Sie ein Gentlemann ſind, ſo will ich auch vergeſſen, daß ich eine Magd bin, und Ihnen ganz offen ſagen, was ich von Ihnen denke.“

„Und was denkſt Du denn von mir, Hannchen?“ fragte er lachend.

„Ich denke, mein Herr,“ antwortete ich, „daß Sie ein ſehr gottloſer Mann ſind; und ob ich gleich auf Erden keinen Freund habe, der ſich meiner annimmt, ſo wird doch der Allmächtige ein ſolches Benehmen nicht ungeſtraft laſſen.“

Mit dieſen Worten eilte ich von dannen, lief ſo ſchnell als ich konnte, und war ihm bald aus dem Geſichte.

Als ich nach Hauſe kam, fand ich die Thüre verſchloſſen und Niemand darin. Ich öffnete mit einem Schlüſſel, den ich bei mir hatte; und da meine Frau nicht heimkam, richtete ich mein Mittageſſen zu und machte mich bereit, in unſere kleine Dorfkirche zu gehen.

Ich war noch nicht über eine Stunde lang wieder zu Hauſe, als meine Frau mit Charlotte Owen und zwei oder drei andern Frauenzimmern und eben ſo viel jungen Männern kam, mit denen ſie auf ein etliche Meilen entferntes Dorf gegangen war, wo ſie in einem Wirthshauſe mit einander zu Mittag geſpeiſt hatten.

„Mache ein Feuer an, Hannchen“! ſagte ſie gleich bei ihrem Eintritt, „und hänge den Theekeſſel über; denn wir müſſen ſobald als möglich Thee haben, und ſtelle Tiſch und Stühle unter die Hausthüre.“

Ich that, wie mir befohlen war; aber während ich im Hauſe den Thee bereitete, hörte ich meine Frau und ihre Geſellſchaft laut lachen und Späße treiben.

Wie ich ſah, hatten die jungen Männer einige Gläſer Ale über Durſt getrunken. Sie waren äußerſt frei und frech in ihrem Betragen, und ich bemerkte mit großer Betrübniß, daß nicht nur Charlotte und die übrigen Frauenzimmer, ſondern ſogar auch meine Frau ſie durch ihr unſchickliches Gekicher und ihre immer derber werdende Späße zu einem Betragen aufmunterten, welches Gott ſehr mißfallen mußte, der doch den Männern befiehlt, „die alten Weiber als die Mütter, die jungen als die Schweſtern zu behandeln, mit aller Keuſchheit.“

Als ich den Thee aufgeſtellt und alles dazu Gehörige gebracht hatte, befahl mir meine Frau, einen

Stuhl zu holen, und bei der Geſellſchaft Platz zu nehmen.

Ich dankte ihr mit der Bitte, mich zu entſchuldigen.

„Nein, Hannchen, Du darfſt es nicht abſchlagen,“ ſagte einer von den jungen Männern, Namens William Ball: „Wir müſſen Dich bei der Geſellſchaft haben, da nimm dieſen Stuhl neben mir, komm, wir ſind ſehr luſtig.“

„Ich ſehe, daß ihr luſtig ſeyd,“ ſagte ich; „aber ich bitte um die Erlaubniß, nicht mitzumachen.“

„Und warum nicht? riefen Alle auf einmal.“

„Zwingt mich nicht, es zu ſagen,“ antwortete ich.

„Wie, ich glaube gar, wir ſind Dir nicht gut genug,“ rief Charlotte.

„Kein ſolches Geſicht, Hannchen“ ſagte meine Frau; „Du biſt wirklich eine feine Dame, haſt kaum einen Fetzen am Leibe hängen und kaum einen Schilling in der Taſche und trägſt Deine Naſe ſchon höher, als beſſere Leute. Sitze im Augenblick nieder!“ Dieſe Worte begleitete ſie mit einer derben Schimpfrede.

Zugleich ergriff mich William Ball am Kleide und wollte mich auf den Stuhl niederziehen, der neben ihm ſtand, als ich mich losriß und in das Haus flüchtete. Ich ließ meine Frau ſammt ihrer Geſellſchaft ſelbſt für die Aufwartung ſorgen und eilte in mein Kämmerchen, wo ich die Thüre verſchloß und auf den Knieen Gott um ſeinen Schutz anflehte. „Mein Gott,“ rief ich, „ich bin von Schlingen und Verſuchungen umringt, errette mich von den Böſen, die um mich ſind.“

Meine Frau rief mich nicht herunter, bis ſich die ganze Geſellſchaft außer Charlotte Owen entfernt hatte, die über Kopfweh klagte und um die Erlaubniß bat, bei uns übernachten zu dürfen.

„Hannchen,“ ſagte Frau Bennet, als ich hinuntergekommen war, „eine andere Frau, als ich, würde einem Mädchen, das ſich ſo betragen hat, wie Du, die Thüre weiſen; aber weil Du immer redlich und fleißig warſt, ſo will ich Dir diesmal verzeihen. Ich könnte Dir jedoch nicht dafür ſtehen, daß ich es zum zweiten Male thun würde, wenn Du wieder ein ſo ſaures Geſicht machen ſollteſt. Meine Freunde ſind doch gewiß auch eine paſſende Geſellſchaft für meine Dienerin!“

„Ich meine es doch auch,“ ſagte Charlotte, welche in einem Armſeſſel ſaß und ihren Kopf mit der Hand ſtützte.

Ich dankte meiner Frau für ihre Verzeihung und wandte mich dann an Charlotten, um zu beweiſen, daß ich nicht mißlaunig war, ſondern die Geſellſchaft lediglich um Gottes und meiner Religion willen verlaſſen hatte. „Liebe Charlotte“, ſagte ich, „es ſchmerzt mich, Dich leiden zu ſehen.“

Sie gab keine Antwort, und meine Frau ſagte kurz darauf mit Lachen: „Nun, Hannchen, und was hat der Kapitän zu Dir geſagt?“

„Ich kann den Kapitän eben nicht rühmen,“ antwortete ich; „und mit Ihrer Erlaubniß werde ich nicht mehr zu ihm gehen.“

„Nun, und was denn?“ rief meine Frau, und zu gleicher Zeit richtete Charlotte ihren Kopf in die Höhe und ſah mich erwartungsvoll an.

Ich erzählte, was zwiſchen mir und ihm vorgefallen war. Sobald ich meine Geſchichte beendet hatte, rief Frau Bennet aus: „Und warſt Du wirklich ſo grob, Hannchen, das Geld nicht anzunehmen? Weißt Du nicht, daß ein Dienſtmädchen einem Herrn keinen größeren Schimpf authun kann, als dadurch, daß ſie ſein Geld ausſchlägt? Der Kapitän wird es Dir nimmer vergeſſen. Wie konnteſt Du Dich aber ſo benehmen, Hannchen?

„Ich hatte das Geld nicht nöthig,“ antwortete ich.

„Nicht nöthig!“ ſagte meine Frau. „Und Du haſt nicht einmal ein anſtändiges Kleid auf dem Leibe. Jedermann ſagt, Du würdeſt nicht übel ausſehen, wenn Du nur ſchmucker gekleidet wäreſt. Aber ſo ſieht Dich Niemand an. Iſt es nicht ſo, Charlotte?“

„Sprechen Sie nicht davon!“ ſagte Charlotte. „Sie kann nichts für ihre Armuth. Diejenigen, die ihre Muhme kennen, wundern ſich nicht über die üble Figur, die ſie vorſtellt — das arme Geſchöpf! Und dieſer Kapitän, ich bin überzeugt, er hat ihr kein Geld angeboten; und wenn er es gethan hätte, ſo bin ich wieder überzeugt, ſie hätte es nicht ausgeſchlagen. Laſſen Sie ſich nicht anlügen, Frau Bennet, mit ihren ſaubern Geſchichten.“

„Nein, ich glaube nicht, daß mich das Mädchen belügen will,“ antwortete meine Frau. „Ich habe ſie ſtets zu redlich dazu erfunden; aber ſage mir doch Hannchen, warum haſt Du vom Kapitän das Geld nicht angenommen?“

„Weil ich ungeachtet meiner Armuth Gott fürchte,“ ſagte ich, „und nimmermehr Geld annehmen will, wenn ich es nicht auf eine redliche Weiſe erwerben kann. Wenn es Gott für gut hielte, ſo könnte er mich an Einem Tage reicher machen, als ich je werden würde, wenn ich mein ganzes Leben lang ſchlechte Mittel, Lügen und Betrug anwendete, um Geld zu gewinnen; denn die Bibel ſagt: „„Es iſt dem Herrn ein leichtes, einen Armen plötzlich reich zu machen.„“ Ich weiß nicht, aus welchem Grunde mir der Kapitän die halbe Guinee anbot; aber ich weiß, daß es nicht aus einem lobenswerthen ſeyn konnte; denn ich habe ihm keinen Dienſt geleiſtet, und war es nicht bedürftig.“

„Und warſt es nicht bedürftig!“ ſagte meine Frau. „Es mag ſeyn, wie Du glaubſt: Du haſt Dein Brod; aber ſicher bedarfſt Du außerdem noch Manches. Wie ich vorhin geſagt habe, Du haſt kein anſtändiges Kleid auf dem Leibe, nicht Eines, das nicht ſchon an einem halb Duzend Stellen geflickt iſt; und ſeit Du bei mir biſt, haſt Du noch keinen neuen Hut bekommen.“

„Ich bin arm,“ ſagte ich, „ich kann nicht helfen.“

„Nicht helfen!“ wiederholte meine Frau. „Haſt Du nicht heute Geld ausgeſchlagen? Aber Stolz und Armuth gehen oft Hand in Hand.“

„Stolz!“ wiederholte ich, und ich fürchte, etwas zu leidenſchaftlich; „ich bin nicht ſtolz, wenn ich auch Geld ausſchlage, das aus keiner guten Abſicht gegeben werden kann.“

Charlotte ließ mich hart an. „Und woher weißt Du,“ ſagte ſie, „daß die Abſicht keine gute war, in der Dir der Kapitän Geld anbot? Ich verſtehe, wo Du hinaus willſt, Hannchen; aber es iſt der bloße

Neid, weil Du Leute ſiehſt, die beſſer gekleidet ſind, als Du.«

Auf dieſe Art fuhr ſie noch lange fort und wurde allmälig ſo heftig, daß ich ganz beſtürzt wurde, bis ich bemerkte, daß ſie das ſeidene Kleid anhatte, von dem ſie vor wenigen Tagen geſprochen, und zu deſſen Bezahlung ſie ohne Zweifel Geld von dem Kapitän bekommen hatte. Ich war unbedachtſam genug, ihr dies vorzuhalten, als ihr Zorn den höchſten Grad erreicht hatte, eine Zeit, die ſich am wenigſten dazu eignete; jedoch hoffe ich, daß es auf keine grobe Weiſe geſchah, wiewohl ſie ſo aufgebracht darüber wurde, daß meine Frau ins Mittel treten zu müſſen glaubte und mir befahl zu Bette zu gehen.

Ich gehorchte, und als ich in meinem Kämmerchen war, brach ich in einen Strom von Thränen aus. Ich war nicht mit mir zufrieden: ich fühlte, daß der vergangene Tag nicht gut angewendet worden war, daß meine Seele ſich in keinem guten Zuſtande befand, und daß ich etwas unartig mit Charlotten geſprochen hatte, nicht auf eine Weiſe, welche geeignet war, ſie zu Gott zurückzuführen. Ich hatte nicht, wie in früheren Tagen, jene ſüßen und ſeligen Gefühle des Vertrauens auf Gott, die mir mein Kämmerchen zu einem ſo angenehmen und frohen Aufenthalte gemacht hatten. Ich fühlte mich vergeſſen und allein, und doch hatte ich keine Luſt zu beten, keinen Drang, den lieben Heiland anzurufen, der bisher mein Tröſter geweſen war.

Ich ſetzte mich unten an mein Bett und weinte noch eine Zeitlang; aber es waren nicht die Thränen der Demuth, ſondern vielmehr Thränen der Leidenſchaft und Unzufriedenheit. Charlotte und meine Frau unterhielten ſich noch miteinander; denn Charlotte blieb dieſe Nacht bei Frau Bennet; aber ihre Stimmen waren ſo gedämpft, daß ich ſie kaum hörte. Es war beinahe dunkel, und ich weiß nicht, wie lange ich in dieſem aufgeregten Zuſtande verharrt war, als Er, von welchem es heißt: „Ehe ſie rufen, will ich antworten,“ es ſo anordnete, daß irgend ein frommer armer Mann, welcher den Heckenpfad hinter dem Garten ging, ſich den Weg durch Lobgeſänge auf Gott verkürzte. Es war ein alter Pſalm, den ich mich erinnerte, als ganz kleines Kind von meinem Vater ſingen gehört zu haben, aber ſeit dieſer Zeit nicht mehr gehört hatte.

Ich lauſchte auf die Töne, als ſie näher kamen, und ſtrengte mich an, jede Note aufzufaſſen, bis der Sänger vorüber war, und der Einfluß, den ſein Geſang auf meinen Geiſt ausübte, war ſo groß, daß es mir vorkam, als wären die Tage meiner Kindheit wieder zurückgekehrt. Ich bildete mir beinahe ein, ich ſähe meinen Vater und meine Mutter wieder vor mir — der heilige Geiſt Gottes, denn ich kann nichts Anderes glauben, führte ſie vor die Augen meiner Seele. Manche fromme Lehren, die ich von dieſen geliebten Eltern bekommen, die aber beinahe ſchon ganz vergeſſen oder ſeitdem wenigſtens in den Hintergrund meines Gedächtniſſes getreten waren, manche Worte, welche meine theure Frau Neale vor ihrem Tode an mich gerichtet hatte, kamen mir wieder in den Sinn; es war mir, als ſpräche ſie noch immer; und mein Gewiſſen begann mir Vorwürfe zu machen, daß ich von allem, was dieſe geliebten Freunde für mich gethan hatten, ſo wenig in Anwendung gebracht habe. Von dieſen Gedanken ward ich auf Den hingeleitet, welcher für mich geſtorben iſt, und auf Alles, was er um meinetwillen erduldet hat, und wie Petrus fing ich bitterlich zu weinen an, und ich hatte das Vertrauen, daß dieſe Thränen aus einem demüthigeren Herzen kamen, als diejenigen, welche noch eben erſt aus meinen Augen gequollen waren.

Ich war wieder fähig, mich dem Herrn anheimzuſtellen und meine zukünftigen Tage vertrauensvoll ſeiner Leitung zu empfehlen, ich bat ihn demüthig, mich in einer Zeit der Prüfung nicht meiner eigenen Kraft zu überlaſſen; denn ich hatte in dieſen Tagen die Erfahrung gemacht, daß ich aus eigener Kraft ebenſowenig im Stande war, der Verſuchung zu widerſtehen, als die arme Charlotte, die ich ſo ſtreng getadelt hatte. Auf dieſes wurde mein Gemüth wieder ruhiger, und mein Schlaf war ſanft.

Sechstes Kapitel.

Am nächſten Morgen erwartete ich, meine Frau werde mich mit kalten Blicken empfangen; aber ganz das Gegentheil geſchah; denn während ich die Theetaſſen zum Frühſtück hinſtellte, kam ſie herunter, nahm Charlottens neuen Hut, welcher die Nacht über auf einem Stuhl liegen geblieben war, ſetzte ihn mir auf meinen Kopf, hob ihre Hände und Augen auf, als wäre ſie ganz erſtaunt, und rief: „Iſt es möglich! ich hätte doch nicht gedacht, daß eine Kopfbedeckung einen ſolchen Unterſchied machen könnte! Du ſiehſt ja in dieſem Hut ſo ſchön aus, als die Königin des Mai's; ich würde Dich kaum darin erkannt haben. Du mußt, ja, Du mußt Dir einen ſolchen Hut anſchaffen. Ich denke, wenn Du die Seide kaufſt und ihn Dir ſelbſt zurecht machſt, ſo wird er nicht höher als auf fünf Schillinge kommen, und Du kannſt Dir nicht vorſtellen, wie ſchön Du darin ausſiehſt!“

„Ob ich ſchön oder nicht ſchön ausſehe,“ antwortete ich, „ich bin nicht im Stande einen ſolchen Hut anzuſchaffen; denn ich habe in der That nicht ſoviel zum Ausgeben. Meine liebe Frau Neale gab mir drei Guineen, als ich zu Ihnen kam; aber nun bin ich nahe an drei Jahren bei Ihnen, und während dieſer Zeit haben mich meine Schuhe eine Guinee gekoſtet, und nachdem ich mir etwas Weißzeug, einen gewöhnlichen Zeug zu einem Kleide angeſchafft, und ſonſt noch einige Bedürfniſſe befriedigt habe, ſo bleiben mir nicht mehr als eine halbe Guinee übrig, und dieſe brauche ich nothwendig, um mein Aeußeres in einen ordentlichen Stand ſetzen zu können, wenn ich ſo glücklich ſeyn werde, eine gute Stelle zu finden, wenn meine Dienſtzeit bei Ihnen vorüber ſeyn wird.“

„Was? haſt Du noch eine halbe Guinee übrig,“ fragte meine Frau, und weigerſt Dich, einen Hut zu kaufen, in dem Du ſo ſchön ausſiehſt? Wart, ich will Dich auf die Probe ſtellen“, ſagte ſie, „hier iſt eine halbe Krone dazu; ich mache ſie Dir zum Geſchenk.“ Mit dieſen Worten hielt ſie mir das Geldſtück hin.

Ich war erſtaunt und konnte mir nicht erklären, was ſie auf einmal ſo freigebig gemacht hatte; denn ſie hatte mir früher nicht eines Pfennigs Werth angeboten. Eine Minute lang betrachtete ich die halbe Krone, die ſie mir entgegenhielt, und dann den Hut, und zuletzt ſagte ich: „Ich danke Ihnen, Frau Bennet, für Ihr gütiges Anerbieten; aber ich kann das Geld nicht auf einen Hut verwenden und von meinem eigenen noch eine halbe Krone hinzuthun; ich bitte [illegible] um die Erlaubniß, es auszuſchlagen.“

Sie ſah ärgerlich drein und drehte ſich auf der Ferſe um, während ſie das Stück Geld alsbald wieder in die Taſche ſteckte und dabei einige Worte vor ſich hinmurmelte, die ich nicht hören konnte.

„Es thut mir leid,“ ſagte ich, „wenn Sie mich für ſo undankbar halten, weil ich Ihr Anerbieten von mir weiſe; ich weiß, daß ich Ihnen viel verdanke, und wenn Sie mich anhören wollen, ſo will ich Ihnen meine Gründe ſagen, die mich zu dieſer Handlungsweiſe beſtimmen.“

„Gut,“ ſagte ſie, „und was mögen das für Gründe ſeyn?“

„Vor Allem,“ antwortete ich, „habe ich von meiner lieben Frau Neale die Lehre bekommen, daß ſich eitler Schmuck nicht für eine Chriſtin ſchicke. Ich könnte Ihnen manche Verſe in der Bibel zeigen, wo wir ermahnt werden, der Welt nicht anzuhangen noch den Dingen, die von der Welt ſind. Es geziemt uns Allen, uns anſtändig und mit der größten Reinlichkeit zu kleiden; aber was auch den Reichen recht zu ſeyn dünken mag, einer armen Magd geziemt es ſicherlich nicht, ihr bischen Verdienſt auf unnöthigen Putz zu verwenden.„

„Gewiß nicht,„ ſagte meine Frau. „Ich würde nicht wünschen, daß Du Alles, was Du haſt, auf einen Hut verwenden ſollteſt. Aber wenn Du ein wenig beſſer gekleidet wäreſt, Hannchen, ſo würde vielleicht irgend ein Handwerksmann oder Pächter mit Dir reden, denn Du ſiehſt nicht übel aus, und Dich zu ſeinem Weibe machen. Und wenn Du nun eine gute Partie machen könnteſt, glaubſt Du, mit der Ausgabe einiger Schillinge Dein Geld wegzuwerfen?„ Bei dieſen Worten lachte das ſchlechte Weib; denn ich muß ſie wirklich ſo nennen.

„Wenn es Gott für gut findet,„ antwortete ich, „daß ich heirathe, ſo wird er mich ſchon zu rechter Zeit mit einem würdigen Gatten verbinden; aber dafür zu ſorgen iſt nicht meine Sache; ich vertraue auf Gott und überlaſſe es ihm, was er mit mir beſchließen will.„

„Du weißt immer viel für Dich zu ſagen,„ erwiederte meine Frau; „aber nun genug, beſinne Dich eines Beſſern; hier biete ich Dir die halbe Krone an; biſt Du nicht geneigt?"

„Wenn Sie ſie mir zu ein Paar Schuhen oder zu einer gefärbten Schürze geben wollen, nehme ich ſie mit Dank an." Mit dieſen Worten ſtreckte ich meine Hand aus, um ſie in Empfang zu nehmen.

„Nein, nein," erwiederte meine Frau. „Das thue ich nicht; zu einem Hute ja, aber zu nichts Anderem; denn ich möchte Dich in einer ſchmuckeren Kopfbedeckung ſehen, als in Deinem altmodiſchen Strohhute."

„Ey, warum wollen Sie mich zu ſolchen Eitelkeiten verleiten?" fragte ich, „wenn Sie ſich nicht um Gottes willen ſcheuen, mich zu verführen, ſo ſollten Sie ſich um Ihrer ſelbſt willen freuen, daß ich an den Eitelkeiten der Welt kein Gefallen finde, und meine Gedanken nicht mit Luſt darnach zu erfüllen trachten."

„Setzen Sie zum Beiſpiel den Fall, liebe Frau," fügte ich lächelnd hinzu, indem ich näher zu ihr hintrat, um ihr zu zeigen, daß ich Alles in der freundlichſten Stimmung ſagte, „ich würde auf einmal eitel und trachtete nach ſchönen Kleidern und geitzte mehr nach Bewunderung der Männern als nach dem Wohlgefallen Gottes. Um dieſe Dinge anſchaffen zu können, welche mich theuer genug zu ſtehen kämen, würde ich Sie in tauſend Kleinigkeiten betrügen; ich würde Ihr Brod für ein Band, Ihren Käſe für einen Streifen Spitzen, ein Licht für eine ſchöne Stecknadel, ein Stück Seife für ein Paar Schnallen und dergleichen hergeben, und weil es doch nicht paſſend wäre, meine ſchönen Kleider den Eulen und Fledermäuſen, den Pferden und Kühen zu zeigen, ſo würde ich, ſo oft Sie fort wären, meine Geſchäfte nachläßig übereilen und in die Stadt rennen, um mich auf Meſſen und Märkten ſehen zu laſſen. Darum will ich mit Ihrer Erlaubniß den Hut nicht kaufen, damit ich nicht durch den Beſitz Eines Schmuckes verleitet werde, nach einem andern zu trachten, und ſomit immer unzufrieden ſey.“

Meine Frau antwortete nicht; denn in dieſem Augenblicke kam Charlotte Owen herunter und ſetzte ſich zum Frühſtück.

Nach dem Frühſtücke verließen beide die Hütte, nachdem mir meine Frau vorher eine Beſchäftigung angewieſen und hinterlaſſen hatte, daß ſie vor Nacht nicht zurückkehren würde.

Ich war den ganzen Tag allein und fleißig an der Arbeit. Als es zu dunkeln anfing, und der Mond ſeine Strahlen über die Spitzen der Berge warf, ging ich in den Garten, um die friſche Luft zu genießen. Es war ein höchſt angenehmer Abend. Die Veilchen und andere Frühlingsblumen füllten die Luft mit den ſüßeſten Wohlgerüchen. Eine Nachtigall ſaß auf den Zweigen eines Baumes am Hügel, und ihre Stimme erklang melodiſch im Garten.

Während ich auf und nieder ging, dachte ich an die vielen Schlingen und Gefahren, denen junge Leute ausgeſetzt ſind, welche das Glück entbehren, gute Eltern zu haben. Ich hatte nicht einen Freund auf der Welt, ich ward von meinen Umgebungen täglich zum Böſen verſucht; diejenige, deren Pflicht es geweſen wäre, mich zu bewachen und zu beſchützen, ſchien ein Vergnügen daran zu finden, mich Gefahren auszuſetzen. Meine eigene verderbte Natur machte mir auch ſehr viel Sorgen; denn ob ich gleich wieder ſie anzukämpfen ſuchte, ſo kamen doch immer böſe Gedanken aus meinem Herzen. Bisweilen fühlte ich mich des Lebens müde, wenn ich in meine Hütte eingeſchloſſen war, wo ich mit Niemanden ſprechen konnte, als mit böſen Leuten, welche mich beſtändig verſpotteten, und bisweilen konnte ich mich des Aergers und innern Verdruſſes kaum erwehren, und unwillkührlich ſtieg der Gedanke in mir auf, daß ich ein hartes Loos hätte.

Ich bat Gott, mir zu vergeben, wenn ich gemurrt oder in meinem Vertrauen auf ſeine Gnade gewankt habe. Ich bat ihn, mich zu ſtärken im Kampfe mit den böſen Einflüſterungen meines verderbten Herzens und mich in allen Dingen nicht zu verlaſſen noch zu verſäumen; denn ich fühlte, daß ich zwar äußerſt hilflos in mir ſelbſt, doch in Ihm ſtark war.

„Ach, was hat es zu bedeuten,“ ſagte ich dann, als ich zum Himmelszelt aufblickte, welches von tauſend und aber tauſend Sternen funkelte, „ob ich für die wenigen kurzen Jahre, die ich in dieſer Welt zu verleben habe, glücklich bin oder unglücklich? Ich bin freilich noch jung; aber wenn ich dreimal ſo alt ſeyn werde, als jetzt, ſo bin ich ein altes Weib und muß bald erwarten, mich ins Grab niederzulegen.“

„O meine lieben Eltern und Du, meine theure Frau Neale, ihr ſeyd nun glücklich im Himmel im Angeſichte Gottes und eures Heilandes; ihr ſeyd nicht mehr arme, gebrechliche Menſchenkinder, ſondern unſterbliche, verklärte Geiſter; alle Thränen ſind aus euern Augen gewiſcht; ihr habet nun ausgeruht von Sorgen und Arbeit auf immer!“

Während dieſe Gedanken meinen Geiſt beſchäftigten, ſetzte ich mich vor die Hausthüre nieder und ſang eine Hymne, welche mich Frau Neale gelehrt hatte.

Kaum hatte ich geendet, als ich einen Herrn an der Gartenthüre ſah, der auf mich zukam.

Es war ſchon ziemlich dunkel; erſt als er näher trat, erkannte ich den Kapitän in ihm. Ohne vorher darüber nachzudenken, was ich thun ſollte, ſprang ich von meinem Sitze auf, rannte ins Haus und wollte die Thüre hinter mir zuwerfen und verſchließen; aber er war mir zu ſchnell. Ehe ich den Riegel vorſchieben konnte, drückte er die Thüre auf und drang herein. Es war ganz dunkel im Hauſe, und ich hatte kein anderes Licht, als einige Aſchenfunken, die auf dem Heerde glimmten.

„Warum rannteſt Du davon, mein liebes Hannchen?“ fragte der Kapitän, „warum biſt Du erſchrocken?“

„Ich bitte um Verzeihung, mein Herr,“ ſagte ich, und machte eine tiefe Verbeugung.

„Iſt Deine Frau zu Hauſe?“ ſagte der Kapitän, „ich wünſchte, ſie zu ſehen.“

„Nein, mein Herr, ſie iſt nicht da. Aber wenn Sie es wünſchen, wird ſie Ihnen morgen zu einer Stunde, die Sie zu beſtimmen ſo gütig ſeyn wollen, aufwarten.“

„O nein,“ antwortete er, „was ich ihr zu ſagen habe, iſt von geringem Belang.“

Dann fuhr er fort, indem er mir ſcharf ins Geſicht ſah: „Du haſt eine ſehr angenehme Stimme, Hannchen. Singſt Du immer Hymnen, wenn Du allein biſt? Singſt Du nie andere Lieder, als heilige?“

„Nein,“ antwortete ich, „ich kenne keine andern.“

„Vom wem biſt Du erzogen worden? Wo haben Deine Eltern gelebt?“ fragte er.

Ich ſagte ihm, daß ich weder Vater noch Mutter mehr hätte.

Er legte mir noch manche Fragen über die Art und Weiſe vor, wie ich erzogen worden ſey, und als ich ſie ihm beantwortet hatte, ſagte ich: „Wollen Ew. Ehren einer armen Magd verzeihen, wenn ich Sie bitte, mir zu ſagen, was ich meiner Frau ausrichten ſoll; denn es iſt ſchon ſehr ſpät.“

„Warum willſt Du denn, daß ich Dich verlaſſe, Hannchen?“ fragte er. „Glaubſt Du vielleicht, Deine Frau würde es nicht gern ſehen, wenn ſie mich hier träfe?“

„Nun, vielleicht,“ antwortete ich und ſah dabei zu Boden, weil ich mich ſcheute, einem ſo ſchönen

Herrn ins Geſicht zu blicken, „vielleicht würde es ihr nicht gefallen, wenn ſie etwa zurückkommen ſollte, Sie im Hauſe zu ſehen.“

„Geht ſie oft aus, Hannchen?“ fragte er.

„Ja, Herr, ſehr oft,“ antwortete ich.

„Willſt Du mir dann nicht erlauben,“ ſagte er, „Dich einmal zu ſehen, wenn Du gewiß biſt, daß ſie nicht heimkommen wird?“

Ich glaube, ich ſah ſehr zornig dabei aus; denn ich war wenigſtens ſehr böſe und ſagte: „Sie verkennen mich, mein Herr, wenn Sie glauben, ich ſcheue mich vor dem Unrechte, damit ich meine Frau nicht dadurch beleidige; nein, mein Herr, ich fürchte nicht allein ihr Mißfallen, ſondern ich fürchte den Zorn Gottes.“

Der Kapitän ſchwieg einige Minuten lang; endlich ſagte er: „Ich bitte Dich um Verzeihung, Hannchen; ich habe mich in Dir getäuſcht; ich finde Dich ganz anders, als ich vermuthet hatte.“

Er ſagte mir noch viel Schönes und Schmeichelhaftes über meine Tugend und Beſcheidenheit, und ſetzte noch hinzu, daß die Tugend ein junges Frauenzimmer nur um ſo liebenswürdiger mache.

Ich muß leider geſtehen, daß ich ſeinen Worten mit ſo großem Vergnügen zuhörte, daß ich lange vergaß, ihn wieder daran zu erinnern, er möchte mir ſeinen Auftrag mittheilen. Als ich ihn endlich darauf aufmerkſam machte, daß es ſpät ſey und einem armen Mädchen, wie ich, nicht wohl anſtehe, ſich mit einem Herrn in ein Geſpräch einzulaſſen, ſagte er: „Mein ſchönes Hannchen, wenn Du auch dem niederen Stande einer Dienerin angehörſt, ſo gibt es doch manche Damen, welche ſtolz darauf ſeyn würden, Dir gleich zu ſeyn; auch habe ich auf allen meinen Reiſen noch keine Dame getroffen, die ich lieber zu meiner Frau machen möchte, als Dich. Hätte ich nicht einen ſo ſtrengen Vater, welcher mir nicht einen Schilling gäbe, wenn ich mich ohne ſeine Erlaubniß verehlichen würde, ſo wollte ich Dich morgen heirathen und mich für den glücklichſten Mann von der Welt halten.“

„Wie mögen Sie alſo mit einer armen Magd ſprechen?“ fragte ich. „Es ſteht Ihnen wahrlich nicht wohl an, daß Sie ſich ſelbſt ſo weit heruntergeben und ein unwiſſendes Mädchen, wie ich bin, zum Beſten halten.“

„Ich halte Dich nicht zum Beſten,“ antwortete er und hätte vielleicht noch viele andere Schmeicheleien hinzugeſetzt, wenn ich mich nicht zuſammengenommen und geſagt hätte: „Ich habe Ihnen nun ſchon zu lange zugehört, mein Herr. Sie müſſen jetzt gehen. Es ſchickt ſich weder für Sie als Mann von Ehre noch für mich als Magd, weiter über ſolche Gegenſtände zu ſprechen. Ich bitte Sie, gehen Sie und denken Sie nicht daran, wieder zu kommen; denn mein Gewiſſen ſagt mir, daß ich bereits gefehlt habe, indem ich mich in ein Geſpräch mit Ihnen einließ.“

Als er hörte, daß ich ſo beſtimmt ſprach, verabſchiedete er ſich; aber ehe er die Thüre zumachte, wandte er ſich noch einmal um und bat mich, ihm zu verzeihen, wenn er etwas geſagt oder gethan haben ſollte, was mich beleidigt hätte.„ Ich fürchte, Hannchen, Du hältſt mich für einen ſchlechten Mann,„ ſagte er, „aber ich bin es nicht, und künftig darfſt Du verſichert ſeyn, daß ich mich nimmer ſo gegen Dich benehmen werde, wie ich mich gegen ein ſo tugendhaftes und ſittſames Mädchen zu benehmen habe.„

Kaum war er in den Wieſen, als meine Frau nach Hauſe kam.

„Sind Sie auf dem Fußwege Niemanden begegnet?“ fragte ich.

„Nein,“ antwortete ſie. „Wer war bei Dir? Iſt Charlotte dieſen Abend hier geweſen?“

Ich ſagte ihr alsbald, wer mich beſucht habe, und erzählte Alles, was der Herr geſagt hatte. Ich hatte kaum geendet, als ſie mich auf den Rücken klopfte und ausrief: „Ich wünſche Dir Glück, Hannchen, miſche mir Deine Karten gut, und Du kannſt verſichert ſeyn, daß Du des Kapitäns Frau wirſt.“

„Ich habe keine ſo hohen Gedanken,“ antwortete ich. „Ich tauge zu keiner Dame, ich weiß es wohl, und ich bin entſchloſſen, ihn nicht mehr zu ſehen; wenn Sie es erlauben, Frau, ſo gehe ich nicht mehr zu ihm ins Haus.“

„Ihn nicht mehr ſehen!“ ſagte meine Frau. „Warum willſt Du Dich weigern, Närrchen, eine große Dame zu werden? Willſt Du Dich lieber Dein ganzes Leben lang plagen und eine arme Magd bleiben, als nach Deinem eigenen Gefallen leben und geehrt und angeſehen ſeyn?“

„Warum ſollte ich glauben,“ ſagte ich, „der Kapitän werde mich heirathen? Hat er denn nicht zu mir geſagt, es ſtehe nicht in ſeiner Gewalt?“

„O! aber wenn Du Dich beſtrebſt, ihm zu gefallen,“ verſetzte meine nichtswürdige Frau, „ſo wird er vielleicht ſo ſterblich in Dich verliebt, daß er Dich ſeinem alten Vater zum Trotze heirathen wird.“

„Und Sie können mich aufmuntern, einen Sohn zum Ungehorſam gegen ſeinen Vater zu verſuchen?

ſagte ich und erhob meine Augen und Hände zum Himmel. „Nein, nein, ich will weder ihn, noch ſoll er mich zum Böſen verführen; ich will ihn nicht mehr ſehen, wenn es möglich iſt.“

Das waren die letzten Worte, welche meine Frau dieſen Abend über dieſen Gegenſtand ſprach; aber am Abend des folgenden Tages befahl ſie mir, einiges Weißzeug, welches gerade fertig geworden war, dem Kapitän ins Haus zu tragen und ihn um Bezahlung zu bitten.

Als ich ihren Befehl vernahm, blieb ich eine Zeitlang ſchweigend ſtehen; aber endlich ſagte ich: „Verzeihen Sie, liebe Frau, aber ich muß Ihnen dießmal den Gehorſam verweigern.“

„Auf Deine Gefahr,“ ſagte Sie, „gehe im Augenblick, oder (hier bediente ſie ſich eines ganz ruchloſen Ausdrucks) ich ſetze Dich vor die Thüre; gehe, und bring das Geld mit.“

„Morgen früh,“ antwortete ich und beſtrebte mich, höflich zu werden, „gehen Sie ja ſelbſt in die Stadt, und da der Kapitän keine große Eile mit der Wäſche hat, ſo haben Sie dann noch Zeit genug, das Weißzeug mitzunehmen und das Geld zu fordern.“

Sie gab mir einige ſchändliche Beinamen und ſagte mit aufgehobener Hand: „Soll ich mir von Dir befehlen laſſen? Im Augenblicke ſollſt Du gehen, oder ich laſſe Dich ins Zuchthaus führen.“

Ich zitterte ſo heftig, daß ich mich ſetzen mußte; aber ich gab keine Antwort.

„Biſt Du ſtarrköpfig? und weigerſt Dich immer noch, zu gehorchen?“ fragte ſie, ſprang auf und trat mit wuthentflammtem Geſichte dicht vor mich hin. „Willſt Du gehen, Mädchen?“

Ich blieb ſtill.

„Du ſollſt gehen, beim Himmel! Du ſollſt gehen,“ ſagte ſie weiter, indem ſie mich am Arm nahm und mir den Korb hinhielt.

Ich weigerte mich, den Korb an die Hand zu nehmen. Sie gab mir einen Backenſtreich und ſtieß dabei einen ſehr groben Fluch aus.

Ich erhob meine Augen und Hände zum Himmel und ſagte: „Gott ſey mir gnädig!“

„Was ſoll dieſe Frömmelei?“ ſagte ſie. „Wenn Dich Deine Bibel nicht lehrt, Deiner Herrſchaft zu gehorchen, ſo thäteſt Du beſſer daran, nicht hineinzuſehen.“

„Meine Bibel lehrt mich zuerſt meinem himmliſchen Herrn zu gehorchen und dann erſt meinem irdiſchen.“

„Man könnte auf den Gedanken kommen,“ ſagte ſie, etwas höflicher werdend, „ich hätte irgend etwas Schlechtes von Dir verlangt. Wer ſollte vermuthen, dieſer ganze Handel ſey bloß daraus entſtanden, daß ich von Dir verlangte, einen Korb eine halbe Stunde weit zu tragen?“

„Ich werde ihn zwanzig Stunden weit tragen,“ antwortete ich, „wenn es wo anders hinginge; aber wenn ich zum Kapitän ins Haus gehe und ihn zu ſprechen verlange, ſo muß ich in der That jeder Behandlung gewärtig ſeyn, die ihm beliebt.“

„Aber ich muß das Geld morgen früh haben,“ ſagte ſie, „ehe ich in die Stadt gehe. Der Pächter Jones fordert vielleicht den Miethzins von mir, und ich bedarf ungefähr neun bis zehn Schillinge, um die Summe voll zu machen. Du haſt vielleicht ſo viel übrig; wenn Du es mir auf einige Tage leihen willſt, ſo will ich Dich des Ganges zum Kapitän überheben und Dir für dieſes eine Mal Dein widerſpenſtiges Betragen verzeihen.“

Ich holte ihr augenblicklich das Geld mit Freuden und zweifelte nicht daran, daß ſie es mir zurückgeben werde; denn ich hatte ihr ſchon mehr als einmal einige Schillinge geliehen, die ich jedesmal richtig wieder bekommen hatte, und ſie ſtand überall im Rufe eines ehrlichen Weibes in Geldangelegenheiten.

Aber ob ich ihr gleich all das wenige Geld geliehen hatte, das ich noch beſaß, ſo behandelte ſie mich doch nicht einmal an dieſem Tage gütig und war von dieſer Zeit an einige Tage lang ſo ſtreng und rauh gegen mich, daß mir das Leben ganz zur Qual ward. Ich erhielt kein gutes Wort von ihr, und es ſchien in der That, aus ihrem Benehmen gegen mich hervorzugehen: ſie wünſche, ich möchte ihr entlaufen.

Bloß diejenige Zeit, wo ſie nicht zu Hauſe war, war mir eine erfreuliche; denn dann hatte ich Ruhe und Frieden; dann konnte ich an heilige Dinge denken; und ob ich gleich ganz allein war und kein Mitgeſchöpf hatte, mit dem ich reden konnte, ſo unterſtützte mich doch mein himmliſcher Vater. Damit der Kapitän nicht mehr ins Haus kommen ſollte, ging ich nie vor die Thüre und ſetzte mich eben ſo wenig ans Fenſter, ſondern nahm gewöhnlich meine Arbeit in mein Kämmerchen, wo mich durch das Fenſter Niemand ſehen konnte; denn da ich keinen Freund hatte und ſich Niemand meiner annahm, ſo glaubte ich, darum ſorgfältiger und vorſichtiger in meinem Benehmen ſeyn zu müſſen, als wenn ich liebevolle Eltern oder eine wachſame Frau gehabt hätte.

Ein oder zweimal glaubte ich Tritte im Garten zu hören, während ich in meinem Kämmerchen, das hinten hinausging, an der Arbeit ſaß, und einmal hörte ich beſtimmt ans Küchenfenſter klopfen; aber ich hielt es für's Beſte, nicht zu öffnen und überhaupt außer meiner Frau Niemanden einzulaſſen, ſondern arf meine Arbeit zu achten.

Siebentes Kapitel.

Eines Abends, ich glaube, es war ungefähr vierzehn Tage nach dem Vorfall mit des Kapitäns Wäſche, ſchickte meine Frau, welche den ganzen Tag in der Stadt gearbeitet hatte, ungefähr um ſechs Uhr ein kleines Mädchen zu mir und ließ mir ſagen, ſie würde gegen neun Uhr nach Hauſe kommen und eine Freundin zum Nachteſſen und Uebernachten mitbringen, ich möchte das Haus ordentlich herrichten und das Beſte kochen, was da ſey.

Sobald ſich das Kind entfernt hatte, ſetzte ich Alles in Ordnung, kleidete mich beſſer an und ſetzte mich gegen neun Uhr an ein helles Feuer, welches ich gemacht hatte; und während ich hier auf meine Frau und ihre Freundin wartete, ergriff ich die Gelegenheit und las einige Kapitel in der Bibel, die ich von meiner lieben Frau Neale hatte.

Es ging ſchon ſehr ſtark auf zehn Uhr, und meine Frau war noch nicht gekommen; aber ich war ſo ſehr in meine Bibel vertieft, daß ich es nicht wahrnahm, wie ſchnell die Zeit verfloß.

Der Abſchnitt, den ich las, handelte von der grauſamen Mißhandlung, welche der Herr der Ehre von den gottloſen Juden erdulden mußte: wie ſie ihn verſpotteten und ſchlugen; wie ſie ihn ſchmähten und verfolgten; ſeine unſchuldigen Hände mit Nägeln durchſtachen und ihn einen ſchmachvollen und ſchmerzlichen Tod am Kreuze ſterben ließen. Als ich dieſe traurige Erzählung ausgeleſen hatte, machte ich das heilige Buch zu und ſann über die große Liebe Gottes gegen uns arme Geſchöpfe nach, welcher uns, nachdem wir uns durch unſere Sünden zu Knechten des Teufels gemacht hatten, ſeinen eingeborenen Sohn ſandte, um uns durch ſein theures Blut von ewiger Qual und Unſeligkeit zu erlöſen; und ich gedachte der großen Demuth des glorreichen Herrn Jeſu Chriſti, der die Geſtalt eines armen Sterblichen annahm, und der vielen Mühſeligkeiten und Trübſale, die er erduldete, wie der Prophet und der Apoſtel von ihm ſchreiben: „Er hatte keine Geſtalt noch Schöne; wir ſahen ihn, aber da war keine Geſtalt, die uns gefallen hätte. Er war der Allerverachtetſte und Unwertheſte, voller Schmerzen und Krankheit. Er war ſo verachtet, daß man das Angeſicht vor ihm verbarg, darum haben wir ihn nichts geachtet. — Er äußerte ſich ſelbſt und nahm Knechtsgeſtalt an, ward gleich wie ein anderer Menſch und an Geberden als ein Menſch erfunden. Er erniedrigte ſich ſelbſt und ward gehorſam.« Alles das hat er für uns gethan; und doch opfern wir um Seinetwillen ſelten eine Luſt oder verſagen uns nur das geringſte Vergnügen. Obgleich er ſich bis zum Kreuze erniedrigt hat, ſo erheben doch wir uns, die wir Staub ſind, und trachten, wer der Erſte und wer der Größeſte ſeyn mag.

Ich konnte in meinen Gedanken nicht ermeſſen, wie groß die Gnade Gottes war, daß er mit uns ſündigen und halsſtarrigen Menſchen ſo lange Geduld hatte, und ich betete, daß ich nicht möchte unter die Gottloſen gezählt werden, ſondern daß mir Gott ſeinen heiligen Geiſt ſenden möchte, um mich zu ſtärken, damit ich in den letzten Tagen würdig erfunden würde, durch die Gnade meines geſegneten Erlöſers die ewige Seligkeit zu erwerben.

Eben hatte ich mein Gebet vollendet, ſo hörte ich an die Thüre pochen; augenblicklich beeilte ich mich zu öffnen; denn ich dachte, es könnte Niemand anderes ſeyn, als meine Frau. Aber wie ſehr war ich überraſcht, als anſtatt der Frau Bennet der Kapitän eintrat; doch war mein Schrecken nicht ſo groß, als zu vermuthen ſtand; denn der Herr hatte mein Gebet erhört und gab mir in dieſem Augenblicke einen größeren Muth und eine größere Stärke, der Verſuchung zu widerſtehen, als ich gehabt haben würde, wenn ich mich auf meine eigene Kraft verlaſſen hätte.

Als der Kapitän auf mich zukam, trat ich zurück und ſagte: „Wenn Sie etwas mit meiner Frau ſprechen wollen, ſie iſt nicht zu Hauſe.“

„Ich habe nicht mit ihr zu ſprechen, Hannchen, ſondern mit Dir,“ ſagte er und fügte dieſen Worten noch viele Schmeicheleien bei.

Aber ich ſah ihn ſehr ernſt an und antwortete ihm: „Sie können mir nichts zu ſagen haben, mein Herr, und ich muß Sie bitten, mich im Augenblicke zu verlaſſen.“

„Du biſt ſehr grauſam, Hannchen,“ erwiederte er, „und behandelſt mich, wie wenn Du mich haßteſt.“ Dann ſagte er, wie ſehr er mich liebe, und ſprach noch viele andere Thorheiten.

„Wenn Sie mich liebten,“ entgegnete ich, „wie Sie ſagen, oder wenn Sie diejenige Rückſicht auf mich nähmen, welche jeder Menſch auf ſeinen Nächſten nehmen ſoll, ſo würden Sie mich mit dem Kummer und der Unruhe verſchonen, welche mir Ihre Beſuche verurſachen. Ich bin ein armes Mädchen, ohne Freunde. Nächſt der Gnade Gottes iſt mir mein guter Name das Theuerſte und Schätzenswertheſte. Würde man Sie zu dieſer ſpäten oder auch überhaupt zu irgend einer Zeit hier ſehen, ſo wäre es um meinen guten Ruf geſchehen, und ich würde Alles verlieren, was ich aufwende, um ein redliches Auskommen zu erwerben.“

„Soll ich Dich nicht mehr ſehen, Hannchen?“ fragte er. „Wenn ich denken müßte, ich würde für immer von Dir getrennt, ſo würde ich nie mehr glücklich werden.“

„Was das betrifft,“ antwortete ich, „ſo will ich mir nicht gerade anmaßen zu ſagen, es iſt nicht wahr; denn ein vornehmer Herr würde ſich gewiß ſchämen, etwas zu ſagen, wovon er wüßte, daß es eine Lüge wäre; aber es handelt ſich nicht darum, was uns nach unſerer Meinung glücklich macht, ſondern was Gott dem Allmächtigen wohlgefällt. Seyen Sie verſichert, mein Herr, was Sie auch immer glauben mögen, der einzige Weg zum Glück iſt die Gottſeligkeit; denn Gott iſt die Quelle aller Seligkeit; von ihm kommt alle Freude; und wir müſſen wiſſen, daß er ſie ſolchen Menſchen nicht gewährt, die es nicht für die Mühe werth achten, nach ſeinem Wohlgefallen zu ſtreben.«

Er ſah mich ſehr ſtarr an, während ich ſprach, und rührte ſich nicht von der Stelle.

»Ich bitte Sie und beſchwöre Sie,« ſagte ich, entfernen Sie ſich, mein Herr; was würde mir geſchehen, wenn Sie meine Frau hier treffen würde?«

»Deine Frau kommt noch nicht,« antwortete er, »ich bin deſſen ſicher; und ich habe Dir viel zu ſagen. Ja, Hannchen, Du mußt mich hören, oder ich verlaſſe das Land und betrete es nie mehr.«

»Dies wäre für uns beide beſſer,« ſagte ich. Er antwortete, ich wäre ſehr grauſam und unerbittlich.

Doch ich will nicht Alles wiederholen, was er ſagte: ein thörichtes Geſchwätz kann nicht bald genug vergeſſen werden. Es währte ſehr lang, bis ich ihn bewegen konnte, ſich zu entfernen; er wollte mich nicht verlaſſen, bis ich ſo erſchüttert war, daß ich Thränen vergoß und er mich mehr denn einmal ganz feierlich Gott um ſeinen Schutz anflehen gehört hatte.

Dann ſagte er zu mir: »Ich verlaſſe Dich, Hannchen; aber was Du auch immer ſagen magſt, ich werde nie wieder glücklich werden. In wenigen Tagen ſcheide ich aus der Gegend und kehre nie wieder hieher zurück. Ich bin nicht ſo ſchlecht geſinnt, als Du von mir glaubſt. Ich liebe Dich ewig, Hannchen, nicht, weil Du ſchön, ſondern weil Du unſchuldig und ſittſam biſt und Deinen Gott liebſt. Ich würde Dich heirathen, aber ich fürchte meinen Vater. So reizend Du auch biſt, ſo würde er es mir doch nimmer vergeben, wenn ich ein Mädchen aus ſo niederem Stande heirathen würde.«

Er ſprach dies Alles in einem ſehr ernſthaften Tone, daß ich beinahe glaubte, er habe nicht im Sinne, mich zu betrügen. Aber ich beſtand immer darauf, er ſolle mich verlaſſen. Er bat mich ſehr dringend, mich nur noch einmal ſehen zu dürfen, ehe er Ludlow verließe aber ich ſagte ihm, ich könne es nicht erlauben. »Ein ſo vornehmer Herr, wie Sie« ſagte ich, »muß einem Mädchen von meinem Stande nichts zu ſagen haben.«

»Wirſt Du meiner zuweilen gedenken, Hannchen,« ſagte er noch, als er ſich gegen die Thüre wandte, »wenn ich ferne ſeyn werde im Krieg und in entlegenen Ländern.«

»Ich darf nicht an Sie denken,« antwortete ich; »aber ich will bisweilen zu Gott beten, daß er Sie ſegnen möge.«

»Hannchen,« ſagte er, »wie ſehr habe ich mich in

Dir getäuſcht! Ich glaubte nicht, ein Mädchen von Deinem Stande ſo tugendhaft zu finden. Ich habe ſo viele kennen gelernt, die einen leichtſinnigen Charakter hatten.“ Dann kehrte er wieder von der Thüre zurück und fuhr fort: „Ich kann Dich doch nicht verlaſſen, ohne daß Du mir verſprichſt, Dich noch einmal ſehen zu dürfen.“

Ich ward immer erſchrockener und warf mich auf die Kniee vor ihm nieder und bat ihn um Gottes Willen, ſich zu entfernen. Er ſchien von meiner Angſt gerührt und bat mich, ihm zu verzeihen, daß er mir ſo viele Unruhe gemacht habe. Endlich verließ er das Haus. Sobald er ſich entfernt hatte, verſchloß ich die Thüre und ſchob den Riegel vor. Dann warf ich mich auf die Kniee, barg mein Angeſicht auf einen Stuhl und dankete Gott, daß er mich von dieſem Uebel erlöst und zur Ueberwindung der Verſuchung geſtärkt hatte; denn ich fühlte, daß ich ſie aus eigener Kraft nicht beſtanden hätte.

Als ich mich wieder erhoben hatte, wiſchte ich meine Thränen ab und ſchürte das Feuer, indem ich dachte, meine Frau müſſe jetzt jeden Augenblick kommen; als ich aber auf die Uhr ſah und fand, daß es nahe an zwölf war, vermuthete ich, es müſſe ſich irgend etwas Unerwartetes ereignet haben, was ſie die ganze Nacht über in der Stadt zurückhalte; deſſen ungeachtet wollte ich nicht zu Bette gehen. Ich hätte mich gefürchtet, weil ich ſo ganz allein war. Indeſſen ſetzte ich mich in den Armſeſſel meiner Frau und verſuchte zu ſchlafen, indem ich meine Schürze über den Kopf zog. Aber ich zitterte anfangs ſo ſehr, daß ich keine Ruhe finden konnte. Ich mußte unwillkürlich an den Kapitän denken, und ob er gleich ſehr unrecht darin gehabt hatte, daß er ins Haus gekommen war, ſo dachte ich doch, er hätte ſich beſſer benommen, als Manche an ſeiner Stelle gethan haben würden, daß er es auf meinen Wunſch wieder verließ.

Ich erinnerte mich, daß er geſagte hatte, er werde bald in den Krieg gehen, und ſtellte mir mit Wehmuth die Todesgefahr vor, in die er kommen könnte; dann dachte ich weiter, wenn ich eine reiche Dame wäre und er mich lieben würde, ſo würde ich ihn heirathen und verſuchen, ihn gut zu machen; es war ein thörichter Gedanke und bewies, daß ich unterlegen wäre, hätte mich mein Gott mir ſelbſt überlaſſen.

Es war zwölf Uhr vorüber, als ich völlig einſchlief. Ich erwachte nur von Zeit zu Zeit, als ob mich etwas erſchreckt hätte, und ſchlief bis ſechs Uhr Morgens.

Das Schlagen der Uhr erweckte mich. Das Feuer war beinahe aus, und kein Licht in der Stube, als die einzelnen Strahlen, die durch die Spalten der Thüre und Fenſterläden drangen. Anfangs wußte ich kaum, wo ich war, oder warum ich auf einem Stuhle ſtatt in meinem Bette geſchlafen hatte; als ich mich aber an die Ereigniſſe der vergangenen Nacht erinnerte und an die große Gefahr dachte, aus der mich der Herr errettet hatte, fiel ich auf die Kniee und dankte ihm für ſeine Gnade.

Hierauf öffnete ich die Fenſterläden und die Thüre. Es war ein ſchöner heller Morgen; das Gras auf dem Felde und die Blumen im Garten waren ganz naß und glänzten vom Thau: die Vögel ſangen im Walde, und der Hahn ſchritt ſtolz vor der Hausthüre herum und krähte munter. Aber obgleich Alles um mich ſo fröhlich und heiter ausſah, war ich doch ſo traurig, daß ich unwillkürlich weinen mußte. Ich hatte mich früher nie ſo verlaſſen und freundlos gefühlt; und der niederſchlagende Gedanke kam mir in den Sinn, meine Frau ſey die vorige Nacht abſichtlich weggeblieben, um dem Kapitän Zeit und Gelegenheit zu geben, ins Haus zu kommen. Wäre ich davon überzeugt, dachte ich bei mir ſelbſt, ſo würde ich ſie, ungeachtet aller möglichen Folgen, verlaſſen und lieber Mühſeligkeiten erdulden, als mit einem ſo böſen Weibe leben.

Ich hatte eben einige Reiſer genommen, um das Feuer anzuſchüren, und die Pfanne übergethan, um das Frühſtück für meine Frau zu bereiten, als ich ſie auf dem Fußwege durch die Wieſen kommen ſah.

Sie dürfen verſichert ſeyn, daß ich ihr nicht entgegengieng oder über ihre Ankunft vergnügt zu ſeyn ſchien.

„Guten Morgen, Hannchen,“ ſagte ſie, ſobald ſie ins Haus trat.

Ich war eben damit beſchäftigt, die Theetaſſen vom Brette herabzunehmen und auszuwiſchen, und kehrte mich nicht nach ihr um, während ſie ſprach; ja, ich glaube, ich gab ihr kaum eine Antwort; denn Sie begreifen leicht, daß es mich bei dem Argwohn, den ich gegen ſie hegte, hart ankam, auch nur die gewöhnliche Höflichkeit gegen ſie zu beobachten. Sie legte einen Bündel Weißzeug, den ſie mitgebracht hatte, auf den Anrichttiſch und ſagte in einem ſehr barſchen Tone: „Biſt Du aufgelegt, dieſen Morgen zu arbeiten, Hannchen? Dieſe Sachen müſſen heute gemacht werden.«

Ich gab immer noch keine Antwort; denn ich konnte kaum ſprechen. Thränen kamen mir in die Augen und rannen mir über die Wangen. Ich wiſchte ſie mit meiner Schürze ab, weil ich ſie vor meiner Frau verbergen wollte. Aber ſie hatte ſie dennoch bemerkt, und weil ſie in ihrer Schlechtigkeit vielleicht aus meinen Thränen und meinem Stillſchweigen ſchloß, ich ſey in die Schlingen gefallen, die ſie mir gelegt hatte, kam ſie mit einem boshaften triumphirenden Lächeln, wie es wohl einſt um die Lippen des Engels der Finſterniß geſpielt haben mag, als er unſere erſte Mutter zum Ungehorſam gegen die Befehle Gottes verführte, ganz nahe auf mich zu, legte ihre Hand auf meinen Arm, bog ſich vorwärts, um mir ins Geſicht zu ſehen, und ſagte: »Wie, wie, Hannchen, haſt Du Dich gefürchtet, Kind, daß Du die letzte Nacht ſo allein gelaſſen wurdeſt? Haſt Du nicht gut geſchlafen, weil Du ſo einſam warſt?« Bei dieſen Worten lachte ſie laut.

Ich kehrte mich gegen ſie mit einem Blicke, welcher ſie erſtarren machte, und ſagte, indem ich ihre Hand von meinem Arme ſtreifte: »Schlechtes, niederträchtiges Weib, glaubſt Du, ich durchſchaue

Deine Ränke nicht? Gott wird eines Tags meine Sache verfechten; der große Gott, der mich, eine hilfloſe Waiſe, bisher von aller Gefahr bewahrt hat, wird Verbrechen, wie diejenigen, deren Du Dich ſchuldig gemacht haſt, nicht länger ungeſtraft laſſen.“

Sie ſchwieg.

„Herr, ich danke Dir,“ ſagte ich, indem ich meine Hände zum Himmel emporſtreckte, „daß Du endlich meine Augen geöffnet und mir die Gefahren, in denen ich ſchwebe, entdeckt haſt; von nun an will ich allein auf Dich vertrauen, mein Vater, und mich nicht länger ſchlechten Leuten anheimſtellen, welche mein Verderben bezwecken und ſich an meinem Falle weiden möchten.“

„Ich bitte Dich, Hannchen,“ fragte meine Frau, „wer ſind denn die ſchlechten Leute, von denen Du ſprichſt?“

„Diejenigen“, ſagte ich, „welche mich die vergangene Nacht verlaſſen konnten.“

Sie ſtellte ſich überraſcht und ſagte: „Gott helfe mir! iſt das ein Lärmen, weil ich die letzte Nacht ausgeblieben bin! Wie? Hannchen, hätte ich etwa vorher Deine Erlaubniß einholen laſſen ſollen, weil ich zufälliger Weiſe über Nacht von Hauſe fern gehalten wurde?

„Auf welche Weiſe erfuhr denn der Kapitän, daß Sie nicht zu Hauſe waren?“ fragte ich.

„Der Kapitän?“ ſagte ſie, „was iſts mit ihm?“

„Wiſſen Sie nicht,“ ſagte ich, „daß er geſtern Abend ſpät hieher kam? Und ich bin verſichert, er wußte es, daß Sie nicht zu Hauſe waren.“

„Der Himmel iſt mein Zeuge,“ ſagte das gottloſe Weib, „dies iſt das erſte Wort, das ich von der Anweſenheit des Kapitäns höre.“

Sie ſtellte ſich, als wäre ſie ganz erzürnt über ihn, gab ihm viele harte Namen und ſagte: „Ob ſie gleich nicht ſo ängſtlich und ſteif erzogen worden ſey, wie ich, ſo ſey ſie doch eben ſo wenig zu einer böſen Handlung fähig, als ich; dabei behauptete ſie, durch meinen Argwohn höchlich beleidigt zu ſeyn. Sie fügte noch ſo viel hinzu und brachte ſo viele Belege vor, um ihre Unbekanntſchaft mit des Kapitäns Beſuche darzuthun, daß ich zu glauben anfing, ich hätte ſie in einem falſchen Verdachte gehabt, und ſie wegen deſſen, was ich darüber geſagt hatte, um Verzeihung bat.

„Ich vergebe Dir, Hannchen,“ ſagte ſie, „weil Du im Ganzen ein ehrliches und gutes Mädchen biſt. Aber Du haſt mir wahrlich ſehr unrecht gethan, wenn

Du glaubteſt, ich könnte ein Verbrechen begehen, für das ich den Tod verdiente.“

Den ganzen übrigen Tag lang war meine Frau gütiger gegen mich, als ſie ſeit einiger Zeit geweſen war. Am Abende kam Charlotte, während wir an der Arbeit ſaßen.

Ich hatte ſie ſeit jener Zeit nicht mehr geſehen, wo ſie ſich durch das ſo ſehr beleidigt fühlte, was ich von des Kapitäns Gelde geſagt hatte. Sobald ſie ins Haus trat, heftete ſie ihre Blicke auf mich und ſagte: „So, ſo, Hannchen, Du biſt eine ſaubere Dame, nimmſt Dir heraus, Deinem Nächſten zu predigen und Vorwürfe zu machen, dem einen dieſes vorzurücken, den andern wegen jenes zu verdammen, ſo ernſt und geziert zu thun, und ich weiß doch nicht warum! Aber jetzt iſt alles herausgekommen, wir wiſſen jetzt Alles genau. Du darfſt jetzt wohl die Maske weglegen und Dich zeigen, wie Du biſt.“

Meine Frau ſah erſtaunt aus; und ich war ſo beſtürzt, daß ich kaum ſprechen konnte; als ich ſie aber auf dieſe Art fortfahren hörte, ſagte ich: „Wahrlich, Charlotte, ich verſtehe Dich nicht; was habe ich gethan?“

„Was Du gethan habeſt?“ ſagte ſie höhniſch; „wie unſchuldig Du drein blickſt! Und du behaupteſt alſo, Du wiſſeſt nicht, was Du gethan haſt. Aber das will ich dem Fräulein ſagen, Dein Ruf iſt all, die ganze Stadt ſpricht davon: Einige, die Du mit Deiner unſchuldigen Miene und Deinen Predigten hinters Licht geführt haſt, wundern ſich über Dich; aber Andere ſagen, ſie hätten vordem nicht beſſer von Dir gedacht.“

Meine Frau fing an zu lachen und ſagte, indem ſie Charlotten auf die Schulter klopfte: „Nun, was denn, mein Kind? Mich dünkt, Du ſcheinſt etwas hitzig.“

„Hitzig!“ wiederholte ſie, indem ſie ſich gegen Frau Bennet wandte, „Ich hitzig, was ſollte mich hitzig machen? Wenn es Hannchen beliebt, ſich wie eine Närrin zu betragen, ſo geht das mich nichts an; ich meine nur, Leute, welche ſich aufführen, wie ſie, haben nicht das Recht Andern Vorleſungen zu halten.“

Als ich dies hörte, mußte ich lächeln; denn ich konnte nicht errathen, was ſie ſagen wollte.

„Du magſt lachen, Fräulein, wenn es Dir beliebt,“ ſagte ſie; „aber wenn Du keine Stelle mehr findeſt, wird Dir das Lachen theuer werden.“ Dann gab ſie mir die ſchändlichſten Beinamen und ſagte, keine anſtändige Perſon würde ein ſolches ſchlechtes Mädchen aufnehmen, als das ich mich gezeigt hätte.

Ich erſchrack heftig und ſagte: „Ich bitte Dich, Charlotte, ſage mir, was ich gethan habe.“

„Gethan!“ ſagte ſie, „haſt Du nicht hier in eben dieſem Hauſe manche Abende den Kapitän aufgenommen? Glaubſt Du, die Leute haben keine Ohren zu hören, was er ſagt, und keine Augen zu ſehen, was er thut? Warum hat ihn Wittwe Bell, welche am Ende des Heckengäßchens wohnt, manche Abende über den Steg auf die Wieſen gehen ſehen, ja, und hat ihn an dieſem Hauſe ſelbſt bemerkt, wie er ans Fenſter klopfte. Und wo war er geſtern Nacht, Hannchen? Aha!“ ſagte ſie ſpöttiſch, „habe ich Dich nun! — Was hat das Fräulein Hannchen darauf zu ſagen? Haſt Du keinen Bibeltext anzuführen? Jetzt weine, ſeufze, und ſchneide ein Jammergeſicht, Du kleine Heuchlerin, jetzt, da alle Deine Schleichwege ans Tageslicht gekommen ſind!“

In der That mußte ich unwillkürlich weinen; denn ich war wie vom Donner gerührt, als ich alle dieſe Dinge hörte und dachte, wie ſchwer es vielleicht halten würde, mich von dem Verdachte zu reinigen.

„Was haſt Du jetzt zu ſagen?“ rief Charlotte.

Ich blickte auf Frau Bennet und ſagte: „Sie können mich rechtfertigen. Sie wiſſen es, daß ich unſchuldig bin: ſprechen Sie für mich, liebe Frau.«

»Ich für Dich ſprechen!« ſagte das böſe Weib, welches darauf auszugehen ſchien, mich an Seele und Leib zu verderben. »Kind, ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll, Charlotte, es iſt gewiß nicht wahr: Hannchen iſt ein gutes Mädchen. Ich ſah nie etwas Schlechtes von ihr, wenn ich zu Hauſe war; aber Du weißt, ich bin häufig auswärts, und ich kann, wie ſicherlich Jedermann wiſſen muß, nicht ſagen, was ſie thut, wenn ich bis in den ſpäten Abend oder gar über Nacht ausbin, wie geſtern.«

Ich ſtand in einem Anfall von Zornwuth, den mir der Himmel vergeben möge, von meinem Sitze auf und ſagte zu meiner Frau: „O, Du ſchlechtes Weib, iſt dieß die Art und Weiſe, auf welche Du den Ruf einer armen verlaſſenen Waiſe vertheidigſt? O, mein himmliſcher Vater!“ rief ich, indem ich mich auf die Kniee warf, „beſchütze mich, ich flehe Dich an, beſchütze mich; denn Du biſt mein einziger Freund.“

Charlotte betrachtete mich, während ich kniecte, und als ich mich erhob, brach ſie in ein lautes Gelächter aus und führte eine ſehr rohe und unverſchämte Sprache gegen mich. Meine Frau ſchien ſich halb zu ſcheuen, mit einzuſtimmen, ja, ſie bat ſie, ſogar mich zu ſchonen. Aber obgleich ihre Worte Charlotten verdammten, ſo ſah ſie doch aus, als freute ſie ſich über dieſe ſchimpfliche Behandlung.

Ich war ſeit langer Zeit an eine beleidigende Sprache gewohnt geweſen; aber jetzt war mein Herz in der That ſehr betrübt. Ich ſetzte mich auf einen Stuhl in einiger Entfernung von der grauſamen Charlotte, zog meine Schürze übers Geſicht und ſchluchzte bitterlich.

„Du darfſt wohl weinen,“ ſagte ſie, „Du darfſt wohl klagen und es zu Herzen nehmen; denn Du haſt jeden Freund verloren.“ Dann erzählte ſie mir, was ihre Nachbarn in Ludlow, was die früheren Bekannten der Frau Neale und meiner Muhme Alles über mich geſagt hätten; denn, ach! es war nur zu wahr, daß der Kapitän oft ins Haus gekommen war, wenn ich nicht einmal etwas davon wußte, und daß, wie man wohl vermuthen mochte, ſeine häufigen Beſuche und beſonders ſein geſtriger, den er mir zu einer Zeit machte, wo man wußte, daß meine Frau in der Stadt war, meine beſten Freunde zu böſem Verdachte veranlaßt hatten.

Dieß Alles ſetzte mir das grauſame Mädchen mit beißenden Bemerkungen auseinander, und fügte hinzu, um meinen Seelenſchmerz noch mehr zu ſteigern: „Glaube ja nicht, Hannchen, der Kapitän, um deſſentwillen Du Deinen guten Namen verlorſt, hege Liebe zu Dir, — nein, nein, wahrhaftig, denke nicht daran. Iſt es wohl wahrſcheinlich, daß er einem armen Dienſtmädchen treu bleiben werde, wenn er es nicht einmal eine Woche lang der ſchönſten Dame im Lande war. Laß Dir ſagen, Hannchen, daß er viele Mädchen, welche vornehmer ſind, als Du, in Ludlow betrogen hat.“

„Das thut mir weh, Charlotte,“ ſagte ich, indem ich meinen Muth etwas aufrichtete, „aber mich hat er niemals betrogen.“

Es that mir nachher leid, daß ich dieß ſagte; denn es machte ſie noch zehnmal heftiger. Sie gab mir tauſend Schimpfnamen, und ich ſah aus dem, was ſie in ihrer Leidenſchaft ſagte, daß ihr Zorn wider mich von der Vernachläßigung herrührte, die ſich der flatterhafte Offizier gegen ſie zu Schulden kommen ließ, ſeitdem er mich kennen gelernt hatte.

Als ich bemerkte, daß dieß der Fall war, wiſchte ich meine Thränen ab, ſtand auf und trat mit den Worten vor ſie hin: „Liebe Charlotte, wenn eines von uns je von dem Kapitän geſprochen hat, oder, wie ich nicht hoffe, von ihm zu irgend etwas Unrechtem verleitet worden iſt, ſo laß es uns bereuen, über unſere Sünden trauern und nicht mehr an ihn denken, ſondern unſere Gedanken auf beſſere Dinge richten. Laß uns unſere Sünden nicht dadurch vergrößern, daß wir einander Vorwürfe machen und unſere Thorheiten wechſelſeitig in der Welt ausklatſchen.“

„O, Du kleine Schlange,“ ſagte ſie, „wie konnteſt Du auf den Gedanken kommen, daß ich an Deinen Sünden Theil habe? Ich an den Kapitän denken! Ich haſſe den Kapitän. Ich wollte lieber einen blinden Bettler von der Straße weg heirathen, als einen ſolchen Herrn. Aber, Gott ſey Dank! er verläßt das Land; er hat ſeine Wohnung aufgekündigt. Er geht ins Ausland, in den Krieg, und möge ihm die erſte beſte Kugel den Tod bringen!“

Während ſie dieſe Worte ſprach, heftete meine Frau einen ſo ſcharfen Blick auf mich, daß ich glaubte, ſie ſuche auf dem Grunde meines Herzens zu leſen.

Doch ich darf nicht zu ſehr ins Einzelne gehen. Die Stunden meines Lebens eilen ihrem Ende zu; ich werde nur wenige Tage mehr zu athmen haben, meine traurige Erzählung zu vollenden.

Um alſo nicht zu weitläufig zu werden, will ich in wenigen Worten noch bemerken, daß ich in den nächſten Tagen, wo ich nach Ludlow kam, um einige Aufträge zu beſorgen, leider die Erfahrung machte, daß ich mit ganz andern Augen angeſehen wurde als früher. Manche junge Leute aus der Stadt lachten und blickten mir nach, wenn ich vorüberging, wie wenn ſie zweideutig von mir dächten. Die Frau des Gewürzkrämers Fell ſagte mir offen, ſie könne, ich möge ſagen, was ich wolle, nicht anders glauben, als ich habe ſehr unüberlegt gehandelt; und die Kleidermacherin Hand, welche mir verſprochen hatte, für einen Platz zu ſorgen, ſagte mir, ſie könne nicht mehr für meinen Charakter gutſtehen, obgleich man mir vielleicht Unrecht thue. Und bei dieſer Gelegenheit kann ich nicht umhin, zu bemerken, wie genau die Leute prüfen ſollten, ehe ſie den Gerüchten Glauben ſchenken, die im Umlaufe ſind; denn ich fürchte, ſchon manches arme Mädchen iſt durch würdige Leute, die ihr auf einen leichten Verdacht hin ihre Aufmerkſamkeit und Gunſt entzogen, zur Verzweiflung gebracht worden.

Achtes Kapitel.

Der nächſte Tag war ein Sonntag, ein gnadenreicher Tag für mich. Ich ſtand mit einem Herzen voll Unmuth und weltlichen Kummers auf. Die Freuden der Welt erſchienen mir in einem verführeriſchen, reizenden Lichte. Ich genoß damals eine blühende Geſundheit und glaubte, ein langes Leben vor mir zu haben. Die Gebote, deren Erfüllung von mir verlangt wurde, ſchienen mir zu hart. Meine Seele war umnachtet, und ich konnte durch den Nebel des Fleiſches die Freuden einer künftigen Welt nicht erblicken. Mein Auge konnte nicht ſehen, noch mein Ohr hören, noch mein fleiſchliches Herz begreifen die Dinge, welche Gott bereitet hat denen, die ihn lieben. Aber, ach! wie ſehr iſt der Herr zu preiſen, der in dieſer Zeit der Angſt und Noth immer noch über mich wachte und mich von meinen Irrwegen zurückführte! Wie wunderbar ſtärkte er mich von

Zeit zu Zeit mit ſeiner Kraft, indem er mich durch Gefahren und Schwierigkeiten hindurchführte, auf welche ich nicht zurückblicken kann, ohne auszurufen: „O wie mächtig iſt Deine Kraft in den Schwachen!“

Meine Frau ging an jenem Tage in die Stadt, und ich beſuchte allein die Dorfkirche. Mein Weg führte mich durch das Gehölze, und weil es noch zu früh war, ging ich langſam und dachte indeſſen über meine unglückliche Lage nach; denn ich war in einer ſehr unmuthigen Stimmung und erlaubte mir ernſtlich den Wunſch, ich möchte in einer Lage ſeyn, wo es mir möglich wäre, des Kapitäns Weib zu werden. Ich dachte und dachte, bis ich bitterlich zu weinen anfing, und war im Kampf meines Innern nahe daran, auszurufen: „Wie hart iſt mein Loos in dieſem Leben! wie viele Mühſeligkeiten erdulde ich! welch' grauſame Prüfungen! wie verlaſſen, wie hilflos bin ich!“

Dieſe Gedanken, ich ſage es mit Beſchämung, erfüllten meinen Geiſt, als ich in die Kirche des Dorfes trat, und kamen mir leider nicht aus dem Sinne, bis ich die Stimmen der kleinen Kinder, die von der Frau des Squire's gekleidet wurden, einen Theil des neunzigſten Pſalms ſingen hörte. Ich habe dieſe Verſe immer geliebt, und wenn Sie mir erlauben, will ich ſie Ihnen wiederholen: ſie enthielten ſicher für mich und alle andere jungen Leute eine ſchöne Lehre; denn ob ich gleich damals ſo geſund war, als ich je in meinem Leben geweſen, ſo war ich doch ſeitdem nicht mehr im Stande, meinen Gott in ſeinem heiligen Hauſe zu verehren, und nimmer werde ich in eine Kirche kommen, als bis ich im Sarge dahin getragen werde.

„Dem Staube gibſt Du uns zurück,
Aus dem Du uns erſchufſt;
Wir ſind dahin im Augenblick,
Wenn Du, o Herr, uns rufſt.

Du raffſt uns weg, wie eine Fluth,
Wir ſchwinden gleich dem Traum.
Wir blüh'n wie in der Sonnengluth
Der lebensfriſche Baum.

So lieblich auch und zart und ſchön
Sein junges Laub erſcheint;
Kaum will die Sonne niedergehn,
Iſt es dem Staub vereint.

So lehre Herr denn unſer Herz
Gedenken an den Tod,
Lenk unſer Auge himmelwärts;
Denn Weisheit iſt uns noth.“

Während ich auf dieſe Worte lauſchte, beſchuldigte mich mein Gewiſſen der Schwäche und Undankbarkeit, daß ich den ſündlichen Gedanken nachhing, welche meinen Geiſt den ganzen Morgen erfüllt hatten, und ich fühlte Thränen der Scham und Reue auf meine Wangen träufeln, und plötzlich drängte ſich mir mit unwiderſtehlicher Gewalt die Erinnerung an die vielen, vielen glücklichen Stunden auf, die ich in dieſer Kirche und in meinem Kämmerchen in der Einſamkeit und der ſüßen Gemeinſchaft mit meinem Gott genoſſen, und in denen ich Freuden gekoſtet hatte, von welchen die Kinder der Welt keinen Begriff haben; dann gedachte ich an die zarte Sorgfalt, mit der mich Gott von meiner Kindheit an bewacht und bis auf dieſen Augenblick vor ſchweren äußerlichen Sünden bewahrt hatte. Ich fühlte mich mit Seilen der Liebe, denen ich nicht widerſtehen konnte, zu meinem Gott hingezogen; die Lockungen der Sünde und der Welt ſchienen ihre Gewalt verloren zu haben, und als man niederknieete, betete ich inbrünſtig der Herr möchte mir die Worte des Unmuths vergeben, die ich zu äußern im Begriff geweſen war. Ich erneuerte feierlich meinen Bund mit Gott und bat ihn, mich für meine übrige Lebenszeit ganz beſonders in ſeinen Schutz zu nehmen.

Nach dieſem Gebete fühlte ich den ganzen übrigen Tag hindurch einen Frieden in meiner Bruſt, den ich nicht beſchreiben kann; und als ich aus der Kirche durch das Gehölz wieder nach Hauſe ging, erſchienen mir die ſüßduftenden, lieblichen Blumen, die ſchattigen Bäume, die moosbedeckten Anhöhen, die Stimme des Kukuks und das Sumſen der Biene als eben ſo viele Beweiſe der Liebe meines himmliſchen Vaters. Wenn er dieſe niedere Welt für ſündige Geſchöpfe alſo ſchmückt, wird er nicht die Wohnungen der Seligkeit noch viel ſchöner auskleiden?

Am Abende fragte mich meine Frau, ob ich mit ihr in die Stadt gehen wollte, um mit einer Freundin Thee zu trinken und einige von den Vorbereitungen auf den Markt mitanzuſehen, welcher am folgenden Tage ſtatthaben ſollte.

„Ach, was habe ich mit Beſuchen und Märkten zu thun," antwortete ich, „da ich jetzt bei meinen Freunden ſo ſehr in Ungnade gefallen bin."

„Willſt Du aber, wenn Du zu Hauſe bleibſt," entgegnete ſie, „daß die Leute wieder ſagen, der Kapitän werde bei Dir ſeyn?"

„Ich kann es nicht verhindern," ſagte ich; „aber ich will die Thüre und Fenſter verſchließen, wenn Sie fort ſind und in meinem Kämmerchen bleiben und Niemanden ſehen, wer auch kommen ſollte."

Sie verſchwendete viele Worte, um mich zu überreden, daß ich ſie begleiten ſollte; aber ich blieb ſtandhaft, und ob ſie gleich durch meine Weigerung ſehr aufgebracht wurde, ſo wollte ich doch der Verſuchung, in die Stadt zu gehen, nicht nachgeben, weil ich dachte, ich könnte vielleicht dem Kapitän dort begegnen.

Als meine Frau zur Thüre hinausging, ſagte ſie noch: „Hannchen, wenn ich bis acht Uhr nicht zu Hauſe bin, ſo komme ich dieſen Abend nicht mehr zurück.“

Sobald ſie fort war, ſchloß ich mich in mein Kämmerchen ein, ſetzte mich unten an mein Bett und las in meiner Bibel, bis die Abenddämmerung einbrach. Als es endlich ganz dunkel wurde, machte ich mein Buch zu und dachte über das Geleſene nach. Es handelte von der großen Seligkeit, die Gott denjenigen verheißen hat, welche um Seinetwillen auf die Lüſte der Welt verzichten. Ich erinnerte mich an Geſchichten, welche mir meine liebe Frau Neale von heiligen Männern und Frauen erzählt hatte, die um der Sache des Herrn willen und aus Liebe zu ihrem Erlöſer, der für ſie geſtorben, lieber ihr Leben aufopferten, als ihren Gott verläugneten oder in eine Sünde willigten; Einige derſelben endeten auf dem Scheiterhaufen, Andere wurden mit dem Schwerte hingerichtet, wieder Andere waren zum Hungertode verurtheilt oder kamen in tiefen Kerkern um, die von keinem Sonnenſtrahle beſchienen wurden.

Dann dachte ich an die große Gnade, die mir Gott erwies, indem er nicht von mir verlangte, wie jene heiligen Märtyrer, um Seinetwillen mein Leben zu opfern oder ſchreckliche Qualen zu erdulden. „Alles, was er von mir fordert,“ ſagte ich, „iſt Geduld bei einigen rauhen Worten oder harten Vorwürfen und Entfernung von denjenigen, welche mich zur Sünde verleiten wollen.

Dann dankte ich meinem Gott, daß er ſo gütig mit mir verfuhr, indem er ein ſo leichtes Opfer von mir forderte und mir für meine ſchwachen Anſtrengungen eine ſo überſchwänglich große Belohnung verhieß.

Meine Frau kam nicht nach Hauſe. Darum ging ich ungefähr um neun Uhr zu Bette und ſchlief ganz ſanft bis zum Anbruche des Tages, wo mich das Krähen des Hahns und das Blöcken der Schafe auf den Hügeln weckte.

Nachdem ich andächtig gebetet und Gottes Segen auf dieſen Tag für mich angefleht hatte, ging ich die Treppe hinab und nahm meine Arbeit vor. Gegen Mittag ſah ich meine Frau den Fußweg von der Stadt herkommen. Sie trug einen großen Korb unter dem Arme und ſchien ihren Schritten zufolge große Eile zu haben.

Als ſie an die Gartenthüre kam, rief ſie mir einige Male mit lauter Stimme zu, die Hausthüre zu öffnen. Sobald ſie eingetreten war, ſtellte ſie ihren Korb mitten in der Küche nieder und blieb einige Minuten lang, die Arme in die Seiten geſtemmt, vor mir ſtehen, um auszuruhen. Hierauf ſagte ſie: „Hannchen, Du mußt Dich rühren. Ungeſchickter hätte mir nichts kommen können. Ich half meiner Baſe im ſchwarzen Eber, und nun mußte ich plötzlich Alles im Stich laſſen; ich raffte meine Sachen in aller Eile zuſammen und rannte ſo ſchnell hieher, daß ich glaube, ich werde heute kaum mehr zu Athem kommen.“

Mit dieſen Worten begann ſie ihren Korb auszupacken. Sie nahm Thee und Zucker, einen Laib ſchönes Weißbrod, Geflügel und Schinken und einige Flaſchen Wein heraus und ſtellte ſie auf den Anrichttiſch mit den Worten: „Du darfſt wohl überraſcht drein ſehen; wer glaubſt Du etwa, daß uns dieſen Abend einen Beſuch abſtatten wird?“

„Ich kann es nicht ſagen,“ antwortete ich, „aber gewiß irgend eine vornehme Perſon, wenn ich nach allen dieſen ſchönen Sachen urtheilen ſoll, welche Sie mitgebracht haben.«

»Allerdings eine vornehme Perſon,« ſagte meine Frau. »Wohl war es das Letzte, was ich mir einfallen laſſen konnte, daß eine ſo vornehme Dame ein ſo armes Weib, wie mich, beſuchen werde. Du haſt von mir erzählen hören, daß ich in meinen jüngern Tagen bei Lady Weſt, einer Wittwe, welche ungefähr drei Stunden von hier auf der entgegengeſetzten Seite der Stadt wohnt, in Dienſt war. Etwa vor einer Stunde, als ich im ſchwarzen Eber war, reitet in den Hof Niemand anders, als Meiſter Thomas, Lady Weſt's Bedienter. Sobald er mich ſah, ſagte er: »»Mein Auftrag geht an Sie, Frau Bennet, ich wußte, ich würde Sie hier finden.«« Hierauf erzählte er mir, ohne abzuſteigen, ſeine Frau habe für dieſen Abend einen kleinen Ausflug vor und gedächte in meinem Hauſe Thee zu trinken und ihre zwei Nichten mitzubringen. »»Um fünf Uhr ungefähr wird meine Lady bei Ihnen ſeyn, wenn es anders ſchön Wetter bleibt. Aber wiſſen Sie, Frau Bennet,« fügte er auf ſeine drollige Weiſe hinzu, »wenn es nur einen Tropfen regnet, ſo dürfen Sie nicht auf ſie warten.«« Mit dieſen Worten ritt Meiſter Thomas aus dem Hofe, und ich eilte fort, ohne auf meine Baſe im ſchwarzen Eber zu hören, welche ſagte, ſie hätte alle Hände voll zu thun, und müſſe ſich aufs äußerſte abmühen, um ohne mich fertig zu werden.“

Ob ich gleich Grund hatte, Manches, was meine Frau ſchon zu mir geſagt hatte, für unwahr zu halten, ſo konnte ich doch nicht vermuthen, daß dieſe ganze lange Geſchichte von Lady Weſt und ihrem Bedienten Thomas, wie es ſich nachher erwies, von Grund aus erlogen ſey. Ich konnte nicht ahnen, daß es auf Erden ein ſo ſchlechtes Weib geben ſollte, als, wie es ſich bald herausſtellte, meine Frau war. Ich glaubte, Lady Weſt und ihre Nichten würden wirklich kommen, um Frau Bennet zu beſuchen, und beeilte mich ſehr, Alles aufs Beſte für ſie zuzurichten.

Ich ſcheuerte Tiſche und Stühle ſo blank wie einen Spiegel und ſchmückte das Kamingeſimſe und die Wandbretter mit Primeln, Schlüſſelblumen, Veilchen und vielen andern ſchönen Blumen, welche ich im Garten und auf der ſonnigen Anhöhe vor dem Hauſe ſammeln konnte, und als ich den Theekeſſel übers Feuer gehängt und die ſchönſten Porzellantaſſen meiner Frau auf den kleinen runden Tiſch geſtellt hatte, kleidete ich mich ſo ſorgfältig als möglich: ich legte mein baumwollenes Kleid nebſt einer friſchen Haube an und nahm meine beſte weiße Schürze und mein ſchönſtes Halstuch um.

Als ich eben mit meinem Anzuge fertig geworden war, kam meine Frau in mein Kämmerchen und ſchien ſo gut geſtimmt, daß ich mich wieder mehr als je zu ihr hingezogen fühlte, ob ich gleich ſchon ſo viele gottloſen Ränke von ihr hatte erfahren müſſen.

Sie ſchmeichelte mir, wie nett ich ausſehe, und ſagte, daß ich mit meinen Kleidern vortrefflich Haus gehalten habe; hierauf nahm ſie ein neues blaßrothes Band aus der Taſche, welches ihr ihre Baſe zum Marktgeſchenk gegeben haben ſollte.

„Ich bin zu alt, Hannchen,“ fügte ſie hinzu, „um ein roſenfarbenes Band zu tragen, und weil Du kürzlich ein gutes Mädchen geweſen biſt, ſo glaubte ich, es Dir ſchenken zu müſſen.“ Dann ließ ſie mich niederſitzen, während ſie mir das Band um den Kopf band und es mit einer ſehr zierlichen Schleife auf der Stirne befeſtigte.

Weil ich erſt neulich ſo viele Mißhelligkeiten mit meiner Frau gehabt hatte, ſo mochte ich mich jetzt nicht weigern, das Band zu tragen, ob ich mich gleich, wenn ich mich im Spiegel betrachtete, des Gedankens nicht erwehren konnte, ein ſolcher Putz ſchicke ſich nicht für eine arme Magd.

Es war vier Uhr, und als Lady Weſt noch nicht kam, befahl mir meine Frau, auf den höchſten Punkt des Gartens zu gehen, von wo aus ich die Straße überſehen konnte, auf welcher man die Kutſche eine Viertelſtunde vorher erblicken mußte. Aber da ich auf der Straße nichts gewahrte, als einige Eſel, welche Diſteln an den Hecken fraßen, ſetzte ich mich auf den grünen Raſen, um zu warten, bis ſich die Kutſche zeigen würde. Ich erinnere mich noch genau, was in meinem Geiſte vorging, während ich allein dort ſaß. Der Abend war ſehr ſchön, obgleich einige ſehr dunkle und düſtere Wolken auf den höchſten Punkten der Cleeberge lagen, welche man von unſerem Garten aus völlig überſah. Die Glocken der Stadt klangen äußerſt angenehm, und die Blumen erfüllten die Luft mit den ſüßeſten Düften.

Meine Frau hatte mir bei Tiſche erzählt, ſie habe den Kapitän mit ſeinen Soldaten in aller Frühe aus der Stadt ziehen ſehen, welche ſie verlaſſen hätten, um nie mehr zurückzukehren, und es ſey wahr, was Charlotte Owen geſagt habe, daß ſie in ein fernes Land jenſeits des Meeres unter Segel gehen, um dort Krieg zu führen.

Ich dachte mit Vergnügen daran, daß jetzt meine Prüfungen, wie ich hoffte, vorüber ſeyn würden, und ich nicht mehr zu fürchten hätte, durch dieſen Mann vom Pfade der Pflicht abgeführt zu werden; doch dachte ich zugleich, wie traurig es ſey, daß er in den Krieg ziehen ſollte, wo er Gefahr liefe, aus dem Leben abgerufen zu werden, ehe er Zeit hätte, ſeine Sünden zu bereuen und ſeinen Frieden mit Gott zu machen. Ich erinnerte mich jener Verſe, die ich in der Schule gelernt hatte:

„Es gibt im Grabe keine Reue,
Vergebung iſt dem Tode fremd.
Es liegt der Baum, den man gefällt,
Unwandelbar auf ſeiner Stelle,
So gehen wir aus dieſer Welt
Zum Himmel oder in die Hölle.“

O, fürchterlich iſt der Gedanke, daß ſo viele Tauſende von Jünglingen und Jungfrauen die Unſterblichkeit ihrer Seelen vergeſſen und wenigen Augenblicken des Genuſſes Millionen und aber Millionen Jahre der Seligkeit opfern.

Während dieſe Gedanken meine Seele beſchäftigten, ſah ich meine Frau über den Raſen auf mich zukommen; ſie hatte einen Strauß von Maienroſen in der Hand, die ſie eben mit einigen Blumenſtengeln zuſammenband.

„Ich ſehe die Kutſche noch nicht,“ ſagte ich, als ſie zu mir heraufkam.

„Es iſt ſehr ſeltſam,“ antwortete ſie, „ſo eben hat es halb geſchlagen; ich glaube bald, ſie kommen gar nicht, und das wäre doch ſehr ärgerlich, nachdem ich alle dieſe Koſten und dieſe Unruhe gehabt habe, mich auf ſie einzurichten.“

„Vielleicht haben ſie ſich durch jene ſchwarzen Wolken auf den Gipfeln der Berge abſchrecken laſſen,“ ſagte ich. „Ich fürchte wirklich einen Sturm auf dieſen Abend, die Luft iſt ſo drückend heiß, und Alles iſt ſo ruhig und ſtill. Nicht der leiſeſte Wind bewegt das Laub der Bäume, und wie das Vieh ſich auf dem weiten Felde ſo nah an einander drängt.“

Meine Frau gab keine Antwort auf meine Bemerkungen; aber indem ſie mir den Blumenſtrauß gab, den ſie gemacht hatte, ſagte ſie: „Hier, Hannchen, laß mich Dich dieſen Abend in dieſen Blumen ſehen; laß ſie mich an Deine Bruſt ſtecken; es liegt mir beſonders daran, daß Du vor Lady Weſt auch ordentlich erſcheinſt; denn wenn ſie Gefallen an Dir finden würde, könnte ich ſie vielleicht überreden, Dich als Küchenmädchen in ihr Haus aufzunehmen; wenn Du auch dort arbeiten müßteſt, ſo wäreſt Du doch wenigſtens vor Mangel geſichert, der, wie ich leider befürchten muß, vielleicht auf Dich wartet; denn die Herrſchaften der Umgegend haben, ich weiß nicht wie es kommt, ein ſeltſames Vorurtheil gegen Deinen Charakter. Sie wollen wiſſen, daß Du bei Nacht, wenn ich nicht zu Hauſe war, hier den Kapitän empfangen habeſt. Es iſt eine mißliche, eine ſehr mißliche Sache, wenn der Ruf eines armen Mädchen einen Flecken bekommen hat; es iſt ihr beinahe unmöglich, ſich davon zu reinigen.«

Ich antwortete, daß mich ihre Bemerkungen nicht ſehr beunruhigen; denn was den Hauptmann betrifft, ſo habe mich Gott bewahrt, und wegen einer Verſorgung ſey ich auch nicht ängſtlich.

»Wohl,« ſagte meine Frau, »ich hoffe, es wird ſo ſeyn; aber ich muß Dir leider ſagen, ich glaube nicht, daß Du ſo leicht, als Du Dir vorſtellſt, einen guten Platz finden wirſt, wenn Du von mir ſcheideſt; und ich bin wahrlich außer Stands, Dich länger zu behalten, als die bedungene Zeit. Der Winter wird auch kommen, und Alles iſt jetzt weit theurer, als zu der Zeit, wo ich meine Haushaltung anfing. Ueberdies wird Dich Niemand ohne ein Zeugniß nehmen wollen, und ich kann nach dem, was vorgefallen iſt, mit gutem Gewiſſen nicht wohl eines geben.«

»Kein Zeugniß geben?« rief ich in der größten

Beſtürzung. „Wie, liebe Frau, was habe ich gethan, um Ihre gute Meinung zu verlieren? Was auch immer andere Leute denken mögen, Sie müſſen es ſehr wohl wiſſen, daß ich, ſeitdem ich bei Ihnen in Dienſt trat, niemals etwas gethan habe, um einen ſchlechten Namen zu verdienen.“

„Ich muß geſtehen,“ ſagte meine Frau, „daß ich niemals etwas Schlechtes von Dir geſehen habe; aber bin ich nicht während der Hälfte meiner Zeit außer dem Hauſe? und wie kann ich, hat erſt geſtern der Trödler Owen zu mir geſagt, wie kann ich von dem Rechenſchaft geben, was Du hier an dieſem einſamen Orte thuſt, während ich in der Stadt arbeite?“

Ich gab keine Antwort; denn mein Herz war zu voll, um mich zum Worte kommen zu laſſen. Ich ſtützte meinen Arm auf meine Hand, während ich am Boden ſaß, und Thränen rollten über meine Wangen. Meine Frau ſah indeſſen über die Gartenhecke weg, indem ſie vorgab, ſie ſchaue ſich nach der Kutſche um, welche ſie, wie ich bald nachher erfuhr, nicht im mindeſten erwartete; dann wandte ſie ſich haſtig um und lief dem grünen Pfad entlang ins Haus.

Nachdem ſie ſich entfernt hatte, blieb ich allein auf dem Graſe ſitzen, bis die Wolken von den Bergen heranzogen und den ganzen Himmel bedeckten. Der Wind begann durch den Wald zu rauſchen, große Regentropfen fielen nieder und aus der Ferne, hörte man einige Donnerſchläge.

Ich ſtund auf, erhob meine Augen und Hände zum Himmel und ſchickte ein kurzes Gebet zu Gott um Gnade und Schutz; hierauf eilte ich den Hügel hinunter und ſtand im nächſten Augenblicke vor dem Hauſe. Die Thüre war verſchloſſen. Als ich die Klinke zog, glaubte ich, im Innern Stimmen zu hören; aber ach, ſtellen Sie ſich meine Beſtürzung vor, als ich die Thüre öffnend den Kapitän mit meiner Frau ſprechen ſah — den Kapitän, welchen ich ſchon fern von Ludlow glaubte und nimmer, nimmer wiederzuſehen erwartete. In dieſem Augenblicke ahnete ich das Unglück, das mir bevorſtand; denn es war mir, als wollte das Herz mir brechen, und ich ſank auf einen Stuhl, welcher neben der Schwelle ſtand, ohne ein Wort ſprechen oder nur mich rühren zu können.

Nicht ſobald ſah mich der Kapitän, als er ſein eifriges Geſpräch mit meiner Frau abbrach und auf mich zukam. Er ſuchte, glaube ich, meine Hand zu faſſen und ſagte: „O, wie glücklich bin ich, liebes Hannchen, daß ich Dich noch einmal ſehe. Aber warum wendeſt Du Dein Angeſicht weg? Biſt Du traurig darüber, daß ich zurückgekehrt bin? Biſt Du zornig, weil ich nicht ohne Dich leben kann?«

Thränen rollten über meine Wangen, ich gab keine Antwort.

»Was, willſt Du nicht mit mir ſprechen? Willſt Du mich nicht anſehen?« ſagte der Elende, und doch bin ich, nur Dich zu ſehen, liebes Hannchen, nachdem ſchon viele Meilen zwiſchen mir und der Stadt lagen, wieder umgekehrt; denn wahrlich, wahrlich (und hier rief er Gott zum Zeugen ſeiner ſträflichen Worte an), wenn Du Dich nicht meiner erbarmeſt, ſo ſtoße ich mir dieſes Schwert ins Herz.«

Ich hätte geſprochen; aber mein Schluchzen erſtickte meine Stimme. Meine Frau trat ganz nahe an meinen Stuhl, beugte ihren Kopf zu mir nieder und ſagte: »Komm, komm, liebes Hannchen, ſprich mit dem Kapitän, er iſt ein wackerer Herr, er liebt Dich außerordentlich, und ich verſichere Dich, er will Dir nichts Böſes thun.«

Der Kapitän wiederholte die letzten Worte und beſiegelte ſie mit vielen fürchterlichen Schwüren. Aber ich blieb immer noch ſtumm. Dann warf ſich der Kapitän auf die Kniee vor mir nieder und bat mich, Mitleiden mit ihm zu haben. Das waren ſeine eigenen Worte.

„Mitleiden mit Ihnen haben,“ wiederholte ich, indem ich meine Thränen abwiſchte und mein Schluchzen unterdrückte. „Sie bitten um Mitleiden und doch wollen Sie es Andern nicht gewähren. O, ſtehen Sie auf aus Erbarmen, ſtehen Sie auf und erniedrigen Sie ſich ſelbſt nicht, indem Sie vor einer armen Magd knieen. O, daß Sie mir das Mitleiden gewähren möchten, das Sie ſo demüthig zu fordern ſcheinen! Ehe Sie mich kannten, hatte ich nur wenig Freunde; aber jetzt, o mein Gott! habe ich nicht Einen mehr auf Erden. Ich hatte damals einen reinen fleckenloſen Ruf — in welchem Lichte werde ich jetzt betrachtet!“

Während ich dieſe Worte ſprach, war die Angſt und der Schmerz meiner Seele ſo heftig, daß ich vom Stuhle gefallen wäre, hätte mich nicht meine Frau, die neben mir ſtand, ſchnell in ihre Arme gefaßt.

Der Kapitän war vielleicht erſchrocken, da er die Todtenbläße meines Geſichts ſah; denn er ſtand plötzlich von ſeinen Knieen auf, und, um mir friſche Luft zu verſchaffen, öffnete er die Hausthüre, welche meine Frau geſchloſſen hatte, um den Regen abzuhalten, der jetzt ſehr heftig hereinſchlug.

Meine Frau reichte mir ein Glas Waſſer und ich begann bald wieder aufzuleben und mich von dem Schrecken zu erholen, in welchen mich das unerwartete Wiederſehen des Kapitäns verſetzt hatte.

Als der Kapitän ſah, daß mir wieder beſſer wurde, wollte er vielleicht eine Entſchuldigung vorbringen, daß er mir ſo vielen Kummer gemacht habe. Da ſagte meine Frau: „Kommen Sie, mein Herr, kommen Sie, ich will für das Mädchen bitten, daß Sie jetzt nichts mehr über dieſen Gegenſtand mit ihr reden. Wollen ſich Ew. Ehren herablaſſen, eine Taſſe Thee mit uns zu trinken? Hannchen wird ſich eine Ehre daraus machen, Ihnen aufzuwarten, und glücklicher Weiſe habe ich gerade etwas im Hauſe, das ich ohne Erröthen einem Herrn von Ihrem Stande anbieten kann.“

Mit dieſen Worten ſtellte ſie einen Stuhl für den Kapitän hin und fing ſelbſt an, ſich mit der Bereitung des Thees zu beſchäftigen.

Der Kapitän ſetzte ſich; aber niemals habe ich Jemanden ſo traurig geſehen, als er war; er ſtützte ſeinen Kopf auf ſeinen Arm und ſchien lange Zeit ſeine Augen nicht vom Boden zu erheben.

Ich hätte mich über dieſe Traurigkeit gewundert und hätte es ſeltſam gefunden, einen ſo vornehmen und lebensluſtigen Mann ſo niedergeſchlagen zu ſehen, hätte ich mich nicht an meine liebe Frau Neale erinnert, welche oft ſagte, was immer auch die Menſchen darüber denken mögen, ſo laſſe Gott ſogar in dieſer Welt die Böſen nicht glücklich ſeyn; diejenigen, welche Gott nicht lieben, mögen ſingen und tanzen und luſtig ſeyn; mitten in ihrer Luſt iſt ihr Herz traurig. Doch ich kehre zu meiner Geſchichte zurück.

Meine Frau bereitete, wie geſagt, den Thee ſelbſt zu, und als ſie eine Taſſe gefüllt hatte, rief ſie mich zu ſich her, denn ich hatte mich noch nicht von der Stelle bewegt, befahl mir, meine Thränen abzuwiſchen, welche wider meinen Willen immer noch über meine Wangen liefen, gab mir ein Präſentirteller in die Hand und hieß mich dem Kapitän den Thee anbieten, indem ſie mir zugleich mit den Augen einen Wink gab, eine heitere Miene anzunehmen und nicht ſo niedergeſchlagen drein zu blicken.

Ich zitterte ſo ſehr, daß ich beinahe den Teller fallen ließ, und als ich dem Kapitän den Thee präſentirte, wobei ich eine höfliche Verbeugung machte, kamen mir die Thränen wieder in die Augen und rollten über meine Wangen.

Er hob ſeine Augen vom Boden auf und ſah mich mit einem Blick voll bitteren Grames an, wie ich nie zuvor geſehen hatte. Ich bot ihm den Thee an; er nahm mir den Teller ab, ſtellte ihn auf den Tiſch und faßte plötzlich meine beiden Hände mit den Worten: „Hannchen, mein theures Hannchen, ich liebe Dich, und ich denke, daß Du mich auch liebeſt; warum ſollten wir einander nicht lieben? Ich will Dich heirathen, ich bin entſchloſſen, ich will es trotz meines Vaters, trotz aller Welt.“

Er ſchwur und rief ſeinen Schöpfer zum Zeugen an, daß er die Wahrheit rede.

O verehrteſter Herr! — ſagte Hannchen, — was werden Sie von mir denken, wenn ich Ihnen ſage, daß ich keinen Verſuch machte, mich vom Kapitän zu entfernen, ſondern daß ich ihm lange Zeit zuhörte. Ich vergaß in dieſem Augenblicke, Gott um Hülfe anzurufen; aber er hatte meiner dennoch nicht vergeſſen, wie Sie ſogleich ſehen werden. Treu war Er, der mich rief, und hielt mich aufrecht, daß ich nicht fallen ſollte.

Ich horchte auf den Kapitän, während er mir ſagte, wie ſehr er mich liebte, und mich bat, mit ihm nach London zu gehen, wo ich ſein Weib werden ſollte. Ich ſollte ihm in entfernte Gegenden folgen und ihn warten und pflegen, wenn er in der Schlacht verwundet würde, wogegen er mir verſprach, mich zu lieben und niemals zu verlaſſen.

O! ich zittere, wenn ich daran denke, wie wenig noch fehlte, bis ich in die Schlingen gefallen wäre, die für mich gelegt waren. O mein Gott, mein Gott, wie kann ich Dir meine Liebe und Dankbarkeit beweiſen, daß Du mich gegen die Einflüſterungen meines eigenen böſen Herzens beſchützt haſt!

Während der Kapitän fortfuhr, mit mir zu ſprechen, wurde der Wind lauter und ſtärker; es wurde ganz finſter, und der Regen war heftig und mit Hagel vermiſcht; auch der Donner kam näher, und die Blitze leuchteten durch die Fenſter des Hauſes.

Der Kapitän ſchenkte dem Sturme keine Aufmerkſamkeit; aber ich fing an, ängſtlich zu werden, und dieſe Schrecken meines allmächtigen Vaters brachten mich zu der Ueberzeugung, daß ich ſündigte und in Gefahr ſchwebte; es war mir auf einmal, als erwachte ich aus einem Traume, ich bedachte, wie unrecht es von mir war, den ſchmeichelnden und betrügeriſchen Worten des Kapitäns Gehör zu ſchenken. Ich dachte an Gott, der mich erſchaffen hat, und an den Erlöſer, der für mich geſtorben iſt, und ſtrengte mich mit allen Kräften an, meine Hände frei zu machen. Als mich aber der Kapitän nicht gehen laſſen wollte, fiel ich auf die Kniee vor ihm nieder und bat ihn um Gottes willen, nicht mehr an mich zu denken, ſondern mir zu erlauben, mein Fortkommen auf eine redliche und unſchuldige Weiſe zu gewinnen und meinem Schöpfer in dem niederen Stande zu dienen, in dem es ihm gefallen hat, mich geboren werden zu laſſen.

Er ſah mich, glaube ich, mitleidig an, und ich bat ihn ſo inſtändig, daß er mich gewiß losgelaſſen und ſeine ſchändlichen Plane aufgegeben haben würde, hätte nicht meine Frau auf eine mißbilligende und ſpöttiſche Weiſe zu ihm geſagt: „Warum wollen Sie ſie jetzt aufgeben, nachdem wir ſo weit gegangen ſind? Ich ſehe, daß ihr Herz weich wird, und ſie wird gewiß mit Ihnen gehen.“

Doch wozu wiederhole ich dieſe ganze gottloſe Unterhaltung? Sicher habe ich ſchon zu viel davon geſprochen. Es iſt hinlänglich, wenn ich noch ſage, daß der Kapitän, durch meine gottloſe Frau ermuthigt, neue Liſten in Anwendung brachte, um mich zu überreden, mit ihm nach London zu gehen.

O! wie viele fürchterliche Schwüre that er! wie viele betrügeriſche Verſprechungen machte er! und ich glaube auch, ich wäre am Ende von ihm noch betrogen worden, hätte mir nicht Gott der Allmächtige in ſeiner Gnadenfülle einen Plan ins Herz gelegt, der mich vor der Schuld bewahrte und mich durch ſeine treue Liebe in dieſe glückliche und friedliche Wohnung gebracht, wo ich meine Augen in der geſegneten Geſellſchaft derjenigen zu ſchließen hoffe, welche meinen Gott und meinen Erlöſer lieben.

Ich ſagte zum Kapitän und zu meiner Frau: „Ich fürchte, Gott wird Sie eines Tags wegen Ihres Betragens gegen mich zur Rechenſchaft ziehen. Sie ſcheinen Beide auf mein Verderben hinzuarbeiten, und ich habe leider keinen Beſchützer, als meinen himmliſchen Vater. Aber,“ fügte ich hinzu, „ehe Sie Ihre böſen Abſichten weiter verfolgen, bitte ich Sie, ein wenig nachzuſinnen, zu bedenken, daß Sie eine ſchlechte Handlung nicht mehr zurückrufen können; wenn die Unſchuld einmal verloren iſt, ſo kann ſie nie mehr, nein, nie mehr wieder hergeſtellt werden.“

Ich erinnere mich nicht mehr, was meine Frau antwortete; aber der Kapitän wiederholte viele von ſeinen gottloſen Verſprechungen und Gelübden, die er vorher gethan hatte, und ſchwur, er werde dieſes Haus nicht mehr verlaſſen, bis ich mit ihm ginge.

Ich gab keine Erwiederung, ſondern ſchwieg, indem ich den Plan überdachte, den ich in Gedanken hatte. Mittlerweile trat meine Frau ganz nahe vor mich hin, legte ihre Hand auf meine Schulter und ſchilderte mit ſehr düſtern Farben das Loos, welches mich erwartete, wenn ich nicht mit dem Kapitän ginge. Mein Ruf, ſagte ſie, ſey leider ganz befleckt; wenn ich ihren Dienſt verlaſſe, werde mich Niemand aufnehmen; ich ſey für eine harte Arbeit außer dem Hauſe nicht ſtark genug, und Müßiggang, Schande und Betteln erwarten meiner am Ende.

Dann beſchrieb mir der Kapitän das glückliche Loos, das er mir bereiten könnte, die Gemächlichkeit, in der ich leben würde, den reichen Schmuck, mit dem ich behängt werden ſollte, die ſchönen Gegenden, die ich ſehen könnte, und die Achtung und Ehre, die mir erwieſen werden würde.

Ich ſah auf meine Frau und dann auf den Kapitän. Ach, dachte ich, iſt es denn wahr, daß mich Schande und Mangel und Mißhandlung erwarten, wenn ich mich weigere, den Kapitän zu begleiten? Aber ich erinnerte mich der Verheißung unſeres geſegneten Erlöſers: „Es iſt Niemand, der ein Haus verläßt, oder Eltern oder Brüder oder Weib oder Kinder um des Reichs Gottes willen, der es nicht vielfältig empfahe in dieſer Zeit, und in der zukünftigen Welt das ewige Leben.« Und ich ſagte zu ihnen, während ich meine Thränen abwiſchte: »Ich bitte Sie, laſſen Sie mich nur für einige Augenblicke auf mein Kämmerchen gehen, damit ich in der Einſamkeit Alles überlege, was Sie zu mir geſagt, und darüber nachdenke, was ich zu thun habe; denn ich bin wirklich ſehr verlegen, beſtürzt und verwirrt.«

Sie wollten Beide anfangs nicht in meine Entfernung einwilligen. Nein, ſagte meine Frau ganz beſtimmt, ich ſollte ihr nicht aus den Augen kommen, bis ich mit dem Kapitän gehen würde. Auf dieſes gab ich mich faſt für verloren und war in einem ſo qualvollen Kampfe, daß der Kapitän ſagte, er könnte mir dieſe kleine Gunſt nicht verſagen.

Er hatte nicht ſobald meine Hände losgelaſſen, ſo ſchoß ich davon wie der Pfeil vom Bogen, rannte die Treppe hinauf in mein Kämmerchen und ſchloß hinter mir ab. Das Fenſterchen meines Gemachs war ſo ſchmal, daß ich es zu einer andern Zeit für unmöglich gehalten hätte, hindurchzukommen; aber jetzt war ich, beſonders nach dem, was meine Frau geſagt hatte, trotz aller möglichen Folgen entſchloſſen, den Verſuch zu machen.

Neuntes Kapitel.

Sobald ich allein war, breitete ich ein Taſchentuch auf meinem Bett aus, legte meine Bibel und mein Kirchengebetbuch und was ich im Augenblicke zuſammenraffen konnte, darauf, band die Enden des Tuches aneinander und warf das Bündelchel durch das Fenſter in den Garten. Die große Dunkelheit, denn die volle Nacht war im Begriff einzubrechen, erlaubte mir kaum zu ſehen, was ich that.

Ohne lange einen Hut aufzuſetzen oder einen Mantel umzuwerfen, ohne auf den Regen oder den Wind oder die Blitze, die mir ins Geſicht flammten, zu achten, erſtieg ich von meiner Kiſte aus das Fenſter und gelangte ohne Schwierigkeit auf das Dach. Dieſes ging gegen den Hügel hinab, ſo daß ich nicht weit in den Garten zu ſpringen hatte; und damals war ich rüſtig und ſtark, ob ich jetzt gleich ein ſo armes und ſchwaches Geſchöpf bin. Sehr wahr ſagt der heilige Prophet: „Alles Fleiſch iſt Heu und alle ſeine Güte iſt wie eine Blume auf dem Felde.“

Ich nahm alsbald meinen Bündel auf und lief, wie ich war, aus allen Kräften, bis ich die Hecke gerade unter dem Walde auf dem höchſten Punkte des Gartens erreichte. Dort machte ich Halt, weil ich außer Athem war, und blickte rückwärts, um zu ſehen, ob man mich verfolge; aber ich ſah Niemanden; wegen des heftigen Regens konnte ich kaum das Haus entdecken.

Als ich mich etwas geſammelt hatte, verſuchte ich die Hecke zu erklimmen; aber da der Regen den Boden ſehr ſchlüpfrig gemacht hatte, fiel ich einige Mal zurück, und als ich zuletzt darüber hinweggeſtiegen war, fand ich, daß auf der andern Seite ein tiefer Graben war, in welchem das Waſſer hinunterlief. Es hatte große Schwierigkeiten, darüber zu ſetzen; aber als es mir gelungen war, ging ich, ohne lang einen Fußſteig zu ſuchen, in das Dickicht des Waldes; denn in dieſem Augenblicke glaubte ich, eine Stimme zu hören.

Während ich durch den Wald ging, wurden meine Kleider durch Dornen und Geſtrüppe zerriſſen, und was noch ſchlimmer war, ich fand nach vielen

Mühſeligkeiten und Anſtrengungen, daß ich immer noch ſehr nahe bei dem Hauſe war, nachdem ich das Gehölz bereits hinter mir hatte.

Aus dem Walde heraus kam ich auf ein großes, hochliegendes Brachfeld, in deſſen Mitte, ſoviel ich mich erinnerte, eine Scheune ſtand, wohin ich meine Zuflucht zu nehmen gedachte; denn der Regen ſchlug ſo heftig gegen mich, daß ich kaum fortkommen konnte. Es war nun ganz finſter geworden, nur die Blitze erleuchteten auf Augenblicke dann und wann meinen Pfad.

Als ich mich der Scheune näherte, hörte ich Stimmen, und bald ſah ich ein Licht durch die Spalten des Thors. Ich ging leiſe darauf zu, und als ich hineinſah, erblickte ich einen Haufen Zigeuner, welche, wie ich gehört, dieſe Gegenden beunruhigt hatten, um ein ſchwaches Kohlenfeuer gelagert.

Ich wußte, daß dieß keine Geſellſchaft für mich war; daher kehrte ich mit ſchwerem Herzen der Scheune den Rücken und kam endlich mit Mühe in ein langes Heckengäßchen, aus dem, wie ich ſehr wohl wußte, ein Seitenpfad nach Ludlow führte. Ich hoffte, wenn ich die Stadt erreichen könnte, ohne entdeckt zu werden, eine ſichere Herberge für die Nacht zu finden, und zweifelte nicht, Gott der Allmächtige werde für meine künftige Sicherheit ſorgen; denn die Worte Petri kamen mir in den Sinn: „Ob ihr auch leidet um der Gerechtigkeit willen, ſo ſeyd ihr doch ſelig; fürchtet euch aber vor ihrem Trotzen nicht, und erſchrecket nicht.“

Aber da das Heckengäßchen von hohen Bäumen beſchattet war, die Nacht immer finſterer wurde und der Regen noch keineswegs aufgehört hatte, ſo überſah ich den Seitenpfad, der nach der Stadt führte, aber vielmehr mein Gott, welcher bisher mein Führer geweſen war, leitete mich an dieſen Ruheplatz, den er für mich beſtimmt hatte.

Als ich beinahe eine Stunde gegangen, war ich ſo abgemattet, daß mein Muth zu ſinken anfing; meine Kleider, welche ganz durchnäßt waren, klebten mir am Leibe und erſchwerten mir das Gehen im höchſten Grade, und die Blitze, die mir oft ins Geſicht flammten, und der Donner, welcher über meinem Kopfe rollte, machten mich zittern, und ich hätte mich beinahe entſchloſſen, auf den naſſen Boden niederzuliegen, da ſah ich ein Licht vor mir; es kam von einem Hauſe, welches hart am Wege ſtand. Ich eilte darauf zu, um die Bewohner um eine Zuflucht zu bitten; aber als ich am Fenſter war und hineinſah, erblickte ich zwei ſchlimm ausſehende Männer, welche vor einem großen Feuer ſaßen; neben ihnen ſtand ein kleiner Tiſch, der mit Krügen und Tabakspfeifen bedeckt war, und in der Ecke des Kamins ſaß ein altes Weib, das ich oft in den Straßen von Ludlow, wo es Schwefelhölzchen und Balladen verkaufte, geſehen zu haben mich erinnerte, und das, wie ich ſehr wohl wußte, eine trunkſüchtige, unanſtändige Perſon war.

„Ach," ſagte ich wieder, als ich mich von dieſem Hauſe wandte, „hier iſt keine Zufluchtsſtätte für mich." So müde und niedergeſchlagen ich war, ſo ging ich doch ungefähr eine Stunde weiter, bis ich ganz erſchöpft auf einem Baumſtamme niederſaß, der am Wege lag. Ich weiß nicht, wie lange ich dort ſaß; aber eine ſolche Stärkung wurde mir in meiner einſamen verlaſſenen Lage von oben zu Theil, daß ich ſie nie vergeſſen kann. Ich fühlte, daß ich das, was ich gethan, indem ich den Verſuchungen des Kapitäns entflohen war, nicht mit meiner eigenen Kraft, ſondern mit der Kraft und Stärke Gottes vollbracht hatte, und ein ſo troſtreiches und ſeliges Gefühl der unmittelbaren Nähe Gottes erleuchtete meinen Geiſt, daß ich meine Hände faltete und meine Augen voll unausſprechlichen Dankgefühls zum Himmel emporhob.

In dieſem Augenblicke zogen die Wolken vom

Angeſichte des Mondes weg, und ich ſah meinen Pfad vor mir, welcher auf eine Anhöhe führte, auf der eine Kirche ſtand. Ich konnte gerade die Thurmſpitze zwiſchen einigen hohen Bäumen hindurchſehen, und da ich ſehr ermuthigt und erfriſcht war, ſo erhob ich mich und ging hinauf.

Es war keine andere Kirche, als dieſe hier, welche vor mir ſteht; aber ich erinnerte mich meines Geburtsortes nicht mehr; denn ob es gleich ſo nahe an Ludlow iſt, ſo hatte ich es doch nicht mehr beſucht, ſeit ich aus dem Armenhauſe zu meiner Muhme gekommen war, und da ich damals erſt ſechs Jahr alt war, hatte ich nur eine ganz ſchwache Erinnerung daran.

Indeſſen war ich froh, die Kirche zu ſehen und ich ging auf ſie zu, bis ich an den Eingang des Dorfes kam. Ich pochte an dem nächſten Haus, das ich traf; es war glücklicher Weiſe ein Wirthshaus, und obgleich ſchon Mitternacht vorüber war, ſo war die gute Frau noch nicht ſchlafen gegangen, ſie nahm mich gütig auf, ja, in der That ſehr gütig; denn mein Aeußeres war nichts weniger als empfehlend; ich hatte weder Hut noch Mantel, meine Schürze und mein Halstuch waren in dem Walde, durch den ich gegangen war, von Dornen und Geſtrüppe zerriſſen worden; alle meine Kleider trieften noch vom Regen, und meine Augen waren rothgeweint und geſchwollen.

Während die gute Frau meine Kleider nahm und ans Fenſter hängte, um ſie zu trocknen, ſah ſie mich forſchend an.

„Ach!“ ſagte ich, „wohl mögen Sie mich anſehen; und ich könnte es nicht ſeltſam finden, wenn Sie das Schlimmſte von mir dächten. Aber wie auch mein Aeußeres beſchaffen ſeyn mag, ich liebe meinen Gott; und wenn Sie meine Geſchichte kennen würden, ſo würden Sie mich gewiß um deſſentwillen nicht tadeln, was Ihnen jetzt ſehr auffallend vorkommen mag.“

Bei dieſen Worten fing ich wieder aufs Neue zu weinen an.

Die Frau antwortete, ſie hoffe um meiner ſelbſt willen, daß meine Angaben richtig ſeyen, und als ſie ſah, daß ich von Kummer und von der großen Anſtrengung, die ich erduldet hatte, noch ganz erſchöpft war, ſo führte ſie mich in ein kleines Gemach, wo ich mich mit dem innigſten Dankgefühle auf ein Strohbett niederlegte.

Da ich ſehr müde war, fiel ich bald in Schlaf, der jedoch von vielen unangenehmen Träumen geſtört wurde, und aus dem ich mit Tagesanbruch erwachte.

Ich blickte um mich und konnte mich eine Zeitlang nicht beſinnen, wo ich war. Aber als ich mich an alle Ereigniſſe des vorhergehenden Tages erinnerte, und an meine unglückliche Lage dachte, ſo war ich ſehr bekümmert, war ich doch an einem fremden Orte, ohne Freunde, ohne Geld (denn ich hatte Alles, was ich gehabt hatte, meiner Frau gegeben) und wußte nicht, was aus mir werden oder wie ich meinen Unterhalt erwerben ſollte.

Dann ſtand ich auf und kleidete mich an; hierauf nahm ich die Bibel meiner lieben Frau Neake aus meinem Bündelchen und las die Erzählung von den Leiden und dem Tode meines geliebten Erlöſers, ſowie auch die Geſchichte des heiligen Märtyrers Stephanus, welcher geſteinigt wurde, und anderer Propheten und frommen Männern, welche die größten Qualen und Drangſale ausgeſtanden und ihr Leben der Sache Gottes aufgeopfert hatten.

Und als ich dieß geleſen hatte, dachte ich nicht mehr an mein unbedeutendes Ungemach, das heißt, ich fühlte keinen Drang mehr, darüber zu klagen und zu murren, ob ich gleich, trotz aller meiner Bemühungen, die Sorgen nicht abſchütteln konnte, die ſo ſchwer auf meinem Herzen lagen. Was mich vielleicht um ſo weniger fähig dazu machte, war mein körperliches Befinden; weil ich ſo lange der Näſſe ausgeſetzt geweſen war und vor dem Schlafengehen nicht mehr Zeit gehabt hatte, mich gehörig zu trocknen, hatte ich mir eine bedeutende Erkältung zugezogen, in Folge deren ich mich ſehr unwohl fühlte, ohne jedoch ſagen zu können, was mir eigentlich fehlte.

Nach meiner Morgenandacht ging ich die Küche, wo ich die Familie beim Frühſtücke fand. Als die Hausfrau mein übles Ausſehen bemerkte, bot ſie mir eine Taſſe Thee an, welche ich nicht ausſchlug. Noch an meinem Todestage werde ich ihrer Güte gedenken, und nimmer werde ich es vergeſſen, in meinen Gebeten Gottes Segen auf ſie herabzuflehen; auf eine andere Weiſe kann ich ihr nicht vergelten.

Nach dem Frühſtücke ſetzte ich mich auf eine Bank in der Ecke des Kamins; denn ich fühlte trotz des ſehr warmen Wetters einen Schüttelfroſt, als hätte ich einen Anfall vom kalten Fieber.

Meine Wirthin ſchien um mich ſehr beſorgt zu ſeyn und fragte mich, ob ich ſchon lange unwohl ſey. Ich antwortete, wie ich damals glaubte, ich hätte mir nur eine leichte Erkältung zugezogen und hoffe, es werde bald beſſer werden. Hierauf dankte ich ihr für ihre Güte und fragte ſie, ob ſie mich nicht ferner in ihrem Hauſe beherbergen wollte, wenn ich Arbeit in der Gemeinde bekommen würde.

Meine Art zu reden und mein Betragen, ſagte ſie, gefalle ihr beſſer, als mein Aeußeres; denn es ſey doch gewiß befremdend, daß ich heute Nacht mitten im Sturme, ohne Hut und Mantel gekommen ſey; aber in meinem Benehmen habe ſie nichts Unrechtes geſehen.

„Ich hoffe, die Zeit wird bald kommen,“ antwortete ich, „wo ich Sie über dieſes Alles aufklären kann. Aber wenn Sie mich indeſſen in Ihrem Hauſe beherbergen wollen, ſo werden Sie mir den größten Liebesdienſt erweiſen.“

„Ich kann mich nicht dazu entſchließen, Dich fortzuweiſen,“ erwiederte ſie, „ſo lange Du ſo artig ſprichſt.

Hierauf erkundigte ich mich, ob es möglich wäre, in dem Dorfe Arbeit zu finden.

Sie fragte mich, ob ich an Feldarbeiten gewöhnt ſey.

Ich antwortete mit nein, erklärte aber, daß ich ſehr dankbar ſeyn würde, wenn ich auf irgend eine redliche Weiſe mein Brod verdienen könnte.

„Du ſiehſt nicht aus, als wäreſt Du zu harter Arbeit geſchaffen,“ ſagte ſie.

Ich antwortete: „Wir kennen unſere Kräfte nicht, bis wir ſie verſucht haben.“

„Du ſcheinſt ſehr willig zur Arbeit,“ verſetzte ſie.

„Ich trage dieſen Morgen dieſe Wolle, welche ich geſponnen habe, zu Pächter Flemming's. Der Pächter beginnt morgen ſeine Heuernte, vielleicht hat er nichts dagegen, wenn noch Jemand mithilft.“ Dann fragte ſie mich nach meinem Namen.

Ich antwortete: „Ich heiße Johanna Gray,“ und ſagte ihr auch, wie ſich mein Vater und meine Mutter genannt und wo ſie gewohnt hätten.

„Weißt Du nicht,“ fragte ſie weiter, „daß alſo dieſe Gemeinde hier dieſelbe iſt, in der Deine Eltern lebten? Pächter Flemming wird ſie ohne Zweifel ſehr wohl gekannt haben; denn er iſt jetzt alt und war dieſe letzten zwanzig Jahre Aufſeher über die Armen.“

Als ich dieß hörte und erfuhr, daß ich in meiner Bedrängniß in meinem eigenen Geburtsorte Zuflucht gefunden hatte, fühlte ich, ohne recht zu wiſſen, warum, eine ſo tiefe Rührung, daß ich unwillkürlich wieder in Thränen ausbrach. Ich dankte meiner Wirthin für ihr gütiges Anerbieten, ſich bei

Pächter Flemming's nach Arbeit für mich umzuſehen und mich ferner in ihrem Hauſe zu beherbergen.

Gegen Mittag befand ich mich weit beſſer und war im Stande, mich mit der Ausbeſſerung meiner Kleider zu beſchäftigen. Am Abende aber war ich vor Hunger ganz erſchöpft; denn ich ſchlug die Speiſe aus, die mir meine gute Wirthin anbot, da ſie ſelbſt eine große Familie zu ernähren hatte. Darum ging ich in mein Kämmerchen, um mein Bündelchen zu durchſuchen, indem ich dachte, ich könnte vielleicht gegen Verpfändung eines Stückes Weißzeug im gegenüberliegenden Bäckerladen einen Laib Brod bekommen; als ich unerwarteter Weiſe in einem alten Sacktuch unter andern Kleinigkeiten, die ich in meiner Kindheit zur Belohnung für mein gutes Betragen erhalten hatte, einen neuen halben Schilling eingewickelt fand, den mir einmal Jungfer Sara gab, weil ich die Wahrheit ſagte, als ich bei meiner lieben Frau Neale eine ſchöne Porzellantaſſe zerbrochen hatte.

Thränen der Freude traten mir in die Augen; ich faltete meine Hände und brach in die Worte Davids aus: „Der Herr iſt mein Hirte, mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf einer grünen Aue, und führet mich zum friſchen Waſſer.“

Hierauf entlehnte ich von einer der Töchtern meiner Wirthin einen alten Strohhut und ging in den Bäckerladen. Dort kaufte ich eine Pfennigſemmel, die ich mit dankbarem Herzen gegen Gott verzehrte. Dann ging ich durch das Dorf nach der Kirche, um das Grab meiner theuren Eltern zu beſuchen, welche, wie Sie wiſſen werden, unter dem großen Eibenbaum im ſüdlichen Theile des Kirchhofes begraben liegen.

Während ich durch das Dorf ging, rief ich mir tauſend Dinge, die mir in meinen frühern Jahren begegnet waren, ins Gedächtniß zurück. Aber meine Erinnerungen waren nur dunkel und undeutlich, wie die Bilder eines Traums. Am Ende des Dorfes ging ich über den Steg und ſchlug den Hügelpfad nach der Kirche bei Ihrem Hauſe ein.

Ich ſah Sie mit einem Buche in der Hand in Ihrem Garten auf- und abgehen und erkannte Sie wieder. Alle Liebe, die Sie mir erwieſen, kam mir wieder in den Sinn, wie Sie mich auf dem Arme trugen und vom Himmel und von meinem Gott und von unſerem geliebten Heiland ſprachen. Ich blieb an der Gartenthüre ſtehen und wollte mir die Freiheit nehmen, mit Ihnen zu ſprechen und mich Ihnen zu erkennen zu geben. Aber ehe ich den Muth dazu gefaßt hatte, gingen Sie ins Haus zurück, ohne ſich noch einmal umzuſehen.

Mit betrübtem Herzen ging ich vom Gartenthore weg nach der Anhöhe. Unterwegs ſammelte ich Primeln, Schlüſſelblumen und andere Blumen in meine Schürze, um die Gräber meiner Eltern damit zu beſtreuen, wenn ich anders den Ort noch zu finden im Stande ſeyn würde, wo ihre theuren Ueberreſte im Frieden ſchlummerten.

Als ich den Kirchhof betrat, mußte ich mich auf einen Grabſtein ſetzen, um auszuruhen; denn ich war ſo ſchwach geworden, daß mich dieſer Gang ganz erſchöpft hatte. Ich hatte Herzklopfen und ein mir bisher ganz unbekanntes Seitenſtechen, welches ſo heftig war, daß es mir beinahe den Athem verſetzte. Es wurde mir indeſſen bald beſſer. Ich ſtand auf und ging um die Kirche herum, bis ich an den großen Eibenbaum kam, unter dem ich zwei Gräber nebeneinander ſah. Ich ſetzte mich am Fuße derſelben auf einen Stein, worauf die Namen Jakob und Marie Gray zu leſen waren.

Hierauf ſtreute ich die Blumen, die ich geſammelt hatte, auf die Gräber; doch, ob ich gleich erſt kürzlich ſo viel geweint hatte, vergoß ich jetzt nicht eine einzige Thräne. Lange Zeit ruhten meine Augen auf dem Grabſteine; indem ich über alle merkwürdigen Ereigniſſe nachdachte, die ich ſeit jener Zeit erlebt hatte, wo ich als ein ganz kleines Kind meine lieben Eltern zu ihrer letzten Ruheſtätte begleitete. Aber wenn ich auch nicht weinte, ſo war ich doch ſehr betrübt und wünſchte die Stunde näher herbei, wo ich meinen Leib neben demjenigen meiner Eltern niederlegen könnte und meine Seele durch das Verdienſt meines geliebten Heilandes zu ihrem Schöpfer zurückkehren würde.

Ich war noch im Kirchhofe, als die Sonne niederging und die Finſterniß der Nacht herankam. Die Fledermäuſe umflatterten mich mit ihren Flügelhäuten, und die Eule kreiſchte von dem Kirchthurme. Ich fürchtete, meine Wirthin möchte vielleicht übel von mir denken, wenn ich ſo ſpät noch ausbliebe, und ging langſam und traurig dem Dorfe zu.

Bei meiner Rückkehr ſagte meine Wirthin zu mir, ſie hätte mich für den nächſten Tag zu Pächter Flemming's verdingt, um bei der Heuernte zu helfen. „Um ſechs Uhr mußt Du dort ſeyn,“ ſagte ſie. Du wirſt erſt ſpät fertig werden,“ fügte ſie mit einem forſchenden Blick hinzu; „aber Du ſcheinſt nicht für ein ſolches Tagewerk zu taugen; denn Du ſiehſt ſehr übel aus.“

„Ich befinde mich nicht ſehr wohl,“ antwortete ich; „aber ich kann nicht Hunger ſterben und muß jede Arbeit verrichten, die ich ſo glücklich bin zu finden.“

Die gute Frau ſchien ſehr beſorgt um mich: ſie machte mir warmes Bier mit Gewürz und legte einige geröſtete Brodſchnitte hinein; hierauf ermahnte ſie mich, zu Bett zu gehen, um mich für die Arbeit des nächſten Tages tüchtiger zu machen.

Ich dankte meinem Gott und erfreute mich einer ſanften Ruhe, ob ich gleich viele Träume hatte. Einer namentlich iſt mir noch im Gedächtniß, und ich habe ſeitdem oft mit vielem Vergnügen an ihn gedacht. Ich glaubte nämlich ſehr krank in meinem Bette zu liegen, ja, bald am Sterben zu ſeyn; dabei war ich ganz allein, und keine Seele kümmerte ſich um mich. Da kamen meine lieben Eltern in mein Kämmerchen und ſtanden zu meiner Rechten und Linken, und meine Mutter ſagte: „Dieß iſt unſer geliebtes Hannchen, dieß iſt das Kind, welches wir lieben. Sie iſt gewaſchen und gereinigt worden im Blute des Lammes.“ Es war ein ſüßer Traum und gewiß von Gott zu meiner Stärkung geſendet.

Mit Tagesanbruch bereitete ich mich zu meinem neuen Geſchäfte vor. Ich fühlte mich etwas beſſer, als am verfloſſenen Abende, und da der Tag ſehr ſchön war, ſo war ich ziemlich heiter, als ich meinen Weg nach dem Pachthauſe antrat.

Ich fand den Hof voll Männer, Weiber und Kinder; ſie hatten Gabeln und Rechen in den Händen und waren bereit, aufs Feld hinauszugehen. Sie ſtaunten mich bei meinem Eintritt in den Hof an, ſagten aber nichts.

Ich ging auf Frau Flemming zu, welche unter der Küchenthüre ſtand und einem Jeden von den Arbeitern ein großes Stück Brod und Käſe gab.

Ich machte eine Verbeugung vor ihr und nannte ihr meinen Namen.

O! das Mädchen,« rief ſie mit lauter Stimme, »von welchem Nanny Jones ſprach. Du ſiehſt aber nicht darnach aus, als ob Du zu harten Arbeiten ſehr tüchtig wäreſt.« Hierauf rief ſie ihrem Gatten, welcher innen am Küchenfeuer ſaß, und ſagte ihm, Jakob Gray's Tochter ſey da.«

Als er das hörte, kam er heraus. Er hatte keinen Rock an und eine wollene Nachtmütze auf. Alsbald befahl er einem von den Männern, mir einen Rechen zu bringen. Dann ſah er mich eine Zeitlang ſehr ernſthaft an. »Wie kommt es, Mädchen,« fragte er, »daß Du aus Deinem Dienſte gelaufen biſt? Ich fürchte, Du haſt Dich nicht ſo gut betragen, als Du hätteſt ſollen. Mein Neffe William Ball hat mir von Deinen letzten Streichen erzählt; aber es kommt nie etwas Gutes heraus, wenn Mädchen mit jenen ſaubern Rothröcken Bekanntſchaft machen.«

Ich wollte etwas erwiedern; aber Frau Flemming erhob ihre Stimme noch ſtärker, als zuvor, und befahl mir, nicht vorlaut zu ſeyn, ſondern auf das Acht zu geben, was mir ihr Mann ſage.

»Höre, Mädchen,« ſprach der Pächter. »Du haſt ſo brave Eltern gehabt, daß Du Dich hätteſt ſchämen ſollen, Dich ſo aufzuführen. Dein Vater und Deine Mutter ſuchten Beide ihresgleichen in dieſer Gemeinde, und wenn es nicht aus Achtung vor ihnen geſchähe, ſo dürfteſt Du nimmermehr bei mir arbeiten.« Mit dieſen Worten ging er ins Haus zurück, und meine neue Gebieterin befahl mir, den andern Arbeitern aufs Feld zu folgen.

Ach, mit welchem bekümmerten Herzen ging ich langſam hinter den Uebrigen her, bis wir auf eine große Wieſe kamen, welche auf der einen Seite durch den Wald, den wir vor uns ſahen, auf der andern von dem Bache, der bei der Mühle in den Fluß geht, begrenzt iſt.

Meine Mitarbeiter hatten gehört, was der

Pächter und ſeine Frau zu mir geſagt hatten, und ich fand bald, was ſie von mir dachten; denn die alten Weiber ſahen ſehr ſauer auf mich, und die jungen lachten und flüſterten, indem ſie verſtohlene Blicke auf mich warfen.

Aber, was mich am meiſten kränkte, war der Ton, in welchem die jungen Männer mit mir ſprachen, und aus welchem hervorging, daß ſie nicht viel auf mich hielten. Ich blieb indeſſen bei meiner Arbeit ganz in der Nähe der übrigen Weiber und ſprach ſehr wenig.

Gegen Mittag war ich von meiner Arbeit ſchon ſehr ermüdet, meine Kniee zitterten, und ich hatte einen anhaltenden Seitenſchmerz. Deſſenungeachtet arbeitete ich bis Abend.

So müde ich war, konnte ich doch nicht ſchlafen; denn ich hatte Fieber und mein Mund war vor Durſt ganz vertrocknet.

Am folgenden Tage ging ich wieder zu dem Pächter, ob es mir gleich bei weitem beſſer geweſen wäre, wenn ich das Bett gehütet hätte, und da ich mich ſittſam benahm und nicht Stichelreden wieder mit Stichelreden vergalt, begannen meine Gefährten eine beſſere Meinung von mir zu bekommen. Beſonders behandelten mich die Weiber gütiger; indeſſen konnte ich ſehen, daß die jungen

Männer immer noch nichts Gutes von mir dachten.

Da es ſehr heiß war, ſo konnte man das Heu am Freitage einheimſen.

Ich befand mich an dieſem Tage ſchlechter, als zuvor; doch zwang ich mich, auszuhalten und meine Arbeit zu verrichten.

Ich rechte am untern Ende der Wieſe das Heu mit zwei oder drei jüngeren Mädchen zu großen Haufen zuſammen, als die jungen Männer auf dem höchſten Punkte des Feldes mit dem Wagen hereinfuhren. Unter ihnen befand ſich William Ball, des Pächters Neffe, derſelbe, von dem ich früher geſprochen, und den ich nicht mehr geſehen hatte, ſeitdem ich bei Frau Bennet von ihm weggelaufen war.

Es ſchien, als habe er mir jene Vernachläßigung, wofür er es hielt, nie vergeben; und er hörte zu Ludlow, wo er ſich mit andern jungen Leuten, welche den Jahrmarkt beſuchten, während der letzten Tage luſtig gemacht hatte, mit großem Vergnügen, daß ich wegen der Vorfälle mit dem Kapitän in üblen Ruf gekommen war. Und mit neuer Luſt vernahm er nun von ſeinem Oheim, als er nach Hauſe kam, daß ich aus meinem Dienſte entlaufen und bei ihm in Arbeit ſey.

Sobald er an die Stelle kam, wo ich war, rief er vom Wagen herab, den er lud: „Nun, Jungfer Hanne, wie habt Ihr den Kapitän verlaſſen? oder um eigentlicher zu ſprechen, wie hat der Kapitän Euch verlaſſen? Denn man ſagte mir in Ludlow, er ſey fort und habe Charlotte Owen, die Trödlerstochter, als Reiſegefährtin mitgenommen.“ Bei dieſen Worten lachte er laut.

Ich war wie vom Donner gerührt, als ich dieſe Worte hörte; der Rechen fiel mir aus der Hand, und meine Augen füllten ſich alsbald mit Thränen, als ich an die Unvorſichtigkeit der armen Charlotte dachte.

Ich will nicht alle die thörichten Späße erzählen, welche William Ball vorbrachte, als er meinen Schmerz und Kummer ſah. Ich ſchenkte auch dem, was er ſagte, wenig Aufmerkſamkeit. Endlich ſagte eines von den alten Weibern zu ihm, er ſolle ſich vor ſich ſelbſt ſchämen, ſeine Späße zu machen, wo ſie gar nicht hingehören; ſie hätte noch nichts Unrechtes von mir geſehen, ſeit ſie mit mir bekannt geworden ſey; ſie halte mich für ein ſehr ſittſames Mädchen; und was das andere arme Mädchen betrifft, welches mit dem Kapitän fortgegangen ſey, ſo ſehe ſie nicht ein, was da zu lachen ſey, wenn ein unglückliches Geſchöpf mit Leib und Seele ins Verderben renne.

„Iſt es aber auch wahr," fragte ich, „daß ſie mit dem Kapitän gegangen iſt?"

„Wahr genug," antwortete William. „So, gutes Mädchen, wiſche Deine Thränen weg, und denke nicht mehr an den Kapitän; denn ich verſichere Dich, er denkt nicht mehr an Dich. Frau Owen hat mir den Streich Charlottens ſelbſt erzählt. Nie ſah ich ein Weib in einer ſolchen Wuth, ſie tobte und raſ'te; und ich glaube wirklich, ſie hätte ihre Tochter umgebracht, wenn ſie ihrer hätte habhaft werden können."

„Nun denn," fragte eines von den Mädchen, „wann hat ſich dieſes Alles ereignet?"

„Du weißt," antwortete William Ball, „daß der Kapitän am Montag Morgen mit ſeinen Soldaten abzog, und gegen Mittag deſſelbigen Tages wurde Charlotte vermißt. Aber weil ſie oft von Hauſe wegging, ohne ihrer Mutter eine Silbe zu ſagen, dachte Frau Owen an nichts Außerordentliches, bis die Nacht anbrach und mit ihr das fürchterliche Donnerwetter kam; dann wurde es der alten Dame doch etwas bange; ſie ſchickte zu allen ihren Nachbarinnen, konnte aber nichts von ihrer Tochter erfahren. Und erſt geſtern hörte ſie, daß das edle Fräulein dem Kapitän nachgelaufen ſey, wiewohl ſich Einige nicht ſcheuen, zu bemerken, Sr. Ehren könnten ſie wohl von der Begleitung freigeſprochen haben.“ Dann lachte er wieder, und beinahe alle jungen Männer und mehrere Mädchen ſtimmten in ſeine Fröhlichkeit ein.

Aber das alte Weib ſchüttelte den Kopf, wandte ſich zu einer andern Frau, die neben ihr ſtand, und ſagte: „Ich finde keinen großen Geſchmack an dieſen Späſſen. Nur die Narren treiben das Geſpött mit der Sünde, ſagt die Schrift.“

„Ganz richtig!“ erwiederte die Andere. „Auch ich für meine Perſon habe keine Neigung zum Lachen. Ich fühle das innigſte Mitleiden mit der frechen Dirne.“

„Ja“, entgegnete das alte Weib, „man hat das innigſte Mitleiden mit einer Perſon, welche unüberlegt handelt und ſich ins Elend ſtürzt. Aber Frau Owen hat es ſich ſelbſt zu verdanken, was geſchehen iſt. Warum erzog ſie ihr Kind zur Luſt am Putz und zur Eitelkeit? Warum ſuchte ſie eine ſchmucke Dame aus ihr zu machen ſtatt eines ſittſamen, anſpruchsloſen, beſcheidenen Mädchens? Warum übte ſie vor ihr Lüge und Betrug aus, und vernachläßigte ihre Pflichten gegen Gott, indem ſie den Sabbath mit Müßiggehen, Schlemmen und Klatſchen hinbrachte? Wie der weiſe Salomo ſagt: „„Wie man einen Knaben gewöhnt, ſo läßt er nicht davon, wenn er alt wird.““

Wir ſetzten uns nun alle zum Eſſen ins Gras, und ich hörte nichts mehr von dem Geſpräche. Die ſchändliche Verworfenheit des Kapitäns laſtete noch ſchwer auf meinem Herzen.

Ach! ach! dachte ich, was wird das Ende aller dieſer Verbrechen ſeyn?

Ich verdiente an dieſem Tage nicht die Hälfte meines Lohnes; denn ich war ſo ſchwach, daß ich oft niederſitzen mußte, um auszuruhen. Eine tödtliche Krankheit hatte mich bereits ohne mein Wiſſen ergriffen. „Was iſt euer Leben? ein Dampf iſt es, der eine kleine Zeit währet, darnach aber verſchwindet er.“ Aber ich vergeſſe, daß meine Seele vielleicht ſchon morgen abgerufen werden wird. Laſſen Sie mich alſo zum Ende meiner Geſchichte eilen.

Mein Uebel nahm während der Nacht zu, und der kurze Schlaf, der mir vergönnt war, wurde durch ſchwere Träume geſtört, die ſich auf das bezogen, was ich den Tag über auf der Wieſe gehört hatte.

Die Nacht war regneriſch. Frau Flemming hatte mir am Abende zuvor geſagt, da ihr Gatte bis Montag nichts mehr für mich zu thun habe, ſo wolle ſie mich zu Ausjätung eines Gartens verwenden, welcher unweit des Wohnhauſes am Fluße lag.

Sie gab mir einen Korb und ein kleines Gartenmeſſer zum Jäten; und als ſie mir meinen Weg in den Garten gezeigt hatte, befahl ſie mir, morgen bei Zeiten dort zu ſeyn.

Dieſer Garten war kein anderer, als derjenige, den ehemals mein lieber Vater gepachtet hatte. Nach ſeinem Tode hatte ihn Pächter Flemming übernommen, und weil das Haus ſehr alt war, war es ſeit dem Tode meiner geliebten Eltern nicht mehr bewohnt worden. Es war jetzt ganz zerfallen und wurde nur noch zum Aufbewahren von Samen und Gartengeräthſchaften benützt.

Als ich im Garten arbeitete, hatte der Regen aufgehört; aber der Boden war ſehr feucht, und ein ſo dichter Nebel ſtieg vom Fluſſe auf, daß ich die Weiden kaum ſehen konnte, die am Ufer wuchſen. Es ging mir zu Herzen, daß die Hütte, die mir noch ſo wohl im Gedächtniſſe war, und die ich ſo ſehr liebte, beinahe ganz zerfiel. Es war kein Glas in den Fenſtern, das Dach war an manchen Stellen offen, und eines von den Kaminen eingefallen.

Traurige Gedanken erfüllten meine Seele, als ich auf dem naſſen Boden knieend das Erdbeerenbeete ausjätete gerade unter der Mauer des Hauſes und die Roſenbüſche und das Gaisblatt an dem kleinen

Raume aufband, wo meine Mutter am Sonntag Morgen Sträuße zu ſammeln gepflegt hatte, um das Kamin und Küchenfenſter zu ſchmücken.

Gegen Mittag begann die Sonne den Nebel zu durchdringen; — aber ob gleich mich ihre Strahlen beſchienen, ſo konnten ſie mich doch nicht erwärmen; denn alle meine Glieder waren kalt und wurden von einem tödtlichen Fieber geſchüttelt.

Endlich war ich ganz erſchöpft und mußte aufhören. Ich dachte darüber nach, daß meine Arbeit des Lohnes nicht werth ſey, und es ſchien mir, als wäre es unrecht, wenn ich von dem Pächter den Lohn annähme, den eine ſtarke Perſon verdiente; und ob ich gleich nicht wußte, wovon ich leben ſollte, beſchloß ich doch, zu Frau Flemming zu gehen und ihr ehrlich zu ſagen, daß ich nicht im Stande ſey, mein Brod zu verdienen, und daß ich das Geld, das mir nicht gebühre, nicht annehmen könne. Und wiewohl ich nichts Anderes vor mir ſah, als Mangel, ſo vertraute ich doch auf Gott, daß er mich nicht vergeſſen werde.

Dann erinnerte ich mich der Worte des Propheten: „der Feigenbaum wird nicht grünen, und wird kein Gewächs ſeyn an den Weinſtöcken; die Arbeit am Oelbaum fehlet, und die Aecker bringen keine

Nahrung; und Schafe werden aus den Hürden geriſſen, und werden keine Rinder in den Ställen ſeyn. Aber ich will mich freuen des Herrn, und fröhlich ſeyn in Gott meinem Heil.«

Ich nahm meinen Korb und mein Gartenmeſſer, um in das Dorf zurückzukehren. Aber als ich mich von meinen Knieen erhob, fiel es mir ſchwer, zu ſtehen, und ich mußte mich auf die ſteinerne Treppe vor dem Hauſe ſetzen, um mich ein wenig zu erholen. Hier war ich oft als Kind geſeſſen und hatte mit Muſcheln, Steinen und andern Kinderſpielſachen geſpielt, während meine lieben Eltern im Garten beſchäftigt waren. Und hier kamen mir wieder tauſend unbedeutende Begebenheiten in den Sinn, die ich längſt vergeſſen hatte. Ich erinnerte mich, wie meine liebe Mutter oft ihre Arbeit verließ, um nach dem kleinen Hannchen zu ſehen, wie ſanft ſie lächelte, wenn ſie mich auf ſich zukommen ſah, und wie ängſtlich ſie mich beobachtete, wenn ich einmal mit unbedachten Schritten am Ufer herumſprang. Ich erinnerte mich der gleich Perlenſchnüren über ein Grashälmchen aufgefangenen Walderdbeeren, der Eicheln und der Brombeeren, welche mir gewöhnlich mein Vater gab, wenn er Abends vom Markte durch den an unſern Garten ſtoßenden Wald zurückkehrte.

„O geliebte Eltern,“ ſagte ich, „mit welcher zärtlichen Sorgfalt bewahrtet Ihr mich in den Tagen meiner Kindheit vor Schaden; aber nicht minder liebevoll hat mein himmliſcher Vater über mich gewacht, ſeitdem ich Euch verloren habe! Er läßt mich nicht verzagen. Ich gehe einher in der Kraft des Herrn, Herrn, ich preiſe Deine Gerechtigkeit allein!“

Voll des Gefühles für ſeine Güte gegen mich erhob ich meine Augen und Hände zu Gott.

Während ich an dieſe Dinge dachte, kam plötzlich eine Schwäche über mich, und ich lag eine Zeitlang bewußtlos da. Endlich erholte ich mich wieder, doch koſtete es mich ſehr viel Anſtrengung, meine Wohnung zu erreichen, wo ich mich augenblicklich zu Bette legte.

Ich verließ es nicht mehr, bis Sie, Herr Pfarrer, mich beſuchten, und durch Ihre Güte gegen mich meine Geſundheit und Kraft mir für eine Zeitlang einigermaßen wieder geſchenkt wurde.

Zehntes Kapitel.

Als Hannchen ihre Erzählung geendet hatte, fiel ſie auf die Kniee und verzichtete in einem höchſt feierlichen und rührenden Tone auf alle Belohnung ihrer eigenen Werke und Verdienſte, nannte ſich eine ſchwere Sünderin, welche nicht ohne göttliche Hülfe der Sünde entſagen könne, bekannte feierlich, ſie ſey von offenbaren Miſſethaten, zu welchen ſie verſucht worden, nur durch die Kraft Gottes zurückgehalten worden, und ſchloß mit einem feierlichen Gebet an die heilige Dreieinigkeit.

Dann legte ſie ſich wieder nieder, wandte ſich an mich, meine Frau, unſere Töchter und die Wärterin und dankte uns für unſere Güte ſo rührend, daß wir aufs Neue Thränen vergoßen; denn ſie waren, wie man leicht denken kann, ſchon zuvor im reichlichen Maße gefloſſen, ſo lange wir die traurige Erzählung des guten Mädchens anhörten.

Nachdem ſie ihre Geſchichte vollendet hatte, lebte ſie nur noch drei Tage; aber gewiß hat ſich noch Niemand mit einer größeren Freudigkeit, einer lebendigeren Hoffnung und demüthigeren Zuverſicht in Gott auf ſeinen Tod vorbereitet, als dieſes vortreffliche Mädchen.

In der Nacht vor ihrem Hinſcheiden gab ich ihr das heilige Abendmahl; meine Frau und meine beiden älteſten Töchter waren dabei und begingen die heilige Handlung mit ihr.

Aber bevor ſie es geſtattete, daß ich die letztere eröffnete, rief ſie Gott zum Zeugen an, daß ſie von ganzem Herzen allen denjenigen vergebe, welche ſie auf irgend eine Weiſe beleidigt hatten; ſie nannte beſonders die Namen Bennet, Charlotte Owen und den Kapitän, und bat Gott, er möchte ihnen über ihren gottloſen Wandel die Augen öffnen, damit ſie bereuen und durch die Verdienſte ihres Erlöſers der ewigen Seligkeit theilhaftig werden möchten.

Nachdem ſie das heilige Sakrament empfangen hatte, fiel ſie in einen ſanften Schlaf, aus dem ſie mit der Morgendämmerung erwachte. Ihre Wärterin ſah an der Veränderung, welche während der Nacht mit ihr vorgegangen war, daß ſie nicht viele Stunden mehr zu leben habe, und ſandte ſogleich nach mir und meiner Frau.

Als wir in ihr Kämmerchen kamen und vor ihr Bett traten, lächelte ſie, ſprach aber nichts. Ich fragte ſie, wie ſie ſich befände, und wie ſie geſchlafen hätte. Sie gab keine Antwort, ſondern ſtreckte mir nur ihre blaſſe kalte Hand entgegen.

Bald darauf fragte ſie nach ihrer Bibel, und als man ſie ihr gebracht und vor ſie hingelegt hatte, ſchien ſie zufrieden, machte aber keinen Verſuch, ſie zu öffnen. Sie wurde immer ſchwächer und war nicht mehr im Stande, etwas zu halten. Aber oft hob ſie ihre Augen gen Himmel und faltete ihre Hände. Wenige Augenblicke vor ihrem Tode hörten wir ſie mit ſanfter leiſer Stimme, aber ganz deutlich den heiligen Namen ihres Erlöſers ausſprechen. Sie lächelte uns an, die wir weinend um ihr Bett ſtanden, ſchloß die Augen und ſtarb ſo leicht und ſanft, daß wir einige Augenblicke nach der Trennung ihrer Seele vom Körper der Meinung waren, ſie ſchlafe nur.

Aber als ich fand, daß ſie wirklich todt war, konnte ich mich beim Anblicke ihres ſanften, ruhigen Geſichtes und bei der Erinnerung an ihren herrlichen durch den Tod beſiegelten, ſiegreichen Kampf gegen die Sünde des Ausrufes nicht erwehren: „Tod, wo iſt dein Stachel? Hölle, wo iſt dein Sieg? Aber der Stachel des Todes iſt die Sünde.“

Bald darauf wurde die Leiche in das beſte Zimmer gebracht, welches im Hauſe der Wärterin war, auf ein friſches Bett gelegt und mit einem ſchönen weißen Tuche bedeckt. Ihr Kopf, der auf einem Kiſſen ruhte, wurde, wie ſie ſich bei ihren Lebzeiten zu tragen gepflegt hatte, in eine reinliche Haube mit weißen Bändern gekleidet; und diejenigen, die ſie betrachteten, ſahen noch immer', daß die Zeit nicht lange vorüber war, wo ſie noch ſehr ſchön geweſen. Aber was iſt ſterbliche Schönheit, daß wir uns derſelben freuen ſollten! „Alle Herrlichkeit der Menſchen iſt wie des Graſes Blume.“

Um dieſe Zeit begann man in und um Ludlow viel von Hannchen und ihrer Geſchichte zu ſprechen; denn es war allgemein bekannt geworden, daß ſie ſich flüchtig gemacht hatte. Einige ergriffen ihre Partei und ſagten, ſie ſey ſehr ſchlecht behandelt worden, Andere aber ſprachen für Frau Bennet. Viele meiner Nachbarn kamen zu mir, um die Wahrheit zu erfahren, und es erkundigten ſich auch einige Leute bei mir, die ich früher nie geſehen hatte.

Unter dieſen befand ſich Lady Weſt und ihre

Nichten. Sie forſchten ſehr genau nach, ob Alles wahr ſey, was ſie gehört hätten; denn es war ihnen auf irgend eine Weiſe zu Ohren gekommen, Frau Bennet habe ihren Namen mißbraucht, um das arme Mädchen zu betrügen. Als ich den Damen den wahren Verlauf der Geſchichte Hannchens erzählt und ihnen geſchildert hatte, wie treu ſie der Verſuchung widerſtanden, brachen ſie alle in Thränen aus, und Lady Weſt ſagte, ſie habe ſich in Frau Bennet außerordentlich getäuſcht und habe ihr wirklich ſehr wohlgewollt, weil ſie dieſelbe für ein ganz gutes Weib gehalten habe; „nun aber,“ fügte ſie hinzu, „werde ich nichts mehr für ſie thun.“

Hierauf gingen die Damen zur Wärterin Browne, um die irdiſche Hülle Hannchens zu ſehen; und während ſie durch meinen Garten wandelten, pflückten die Fräulein Roſen und andere ſchöne Blumen, um ſie auf die Leiche zu legen.

Als ſie in das Zimmer traten, wo ſie lag, brachen ſie aufs Neue in Thränen aus. Lange betrachteten ſie das ſanfte, ruhige Angeſicht; denn ſie war ſo leicht und in einer ſo himmliſchen Gemüthsverfaſſung geſtorben, daß in ihrem Aeußern durchaus nichts Abſchreckendes oder Furchterregendes lag; nein, ſie ſah aus, als ſchliefe ſie noch.

„Das liebliche junge Geſchöpf!“ ſagte Lady Weſt, als ſie ſie betrachtete, „wollte Gott, ich hätte ihre traurige Lage bei dem gottloſen Weibe gekannt! ich würde ſie in mein Haus aufgenommen und ſie würde nimmer die traurigen Ereigniſſe erlebt haben, die ſie in dieſes frühzeitige Grab ſtürzten.“

„Könnte der Kapitän,“ ſagte eines von den Fräulein, „das arme Hannchen, das er getödtet hat, ſo vor ſich ſehen, wie wir, er würde ſich gewiß von ſeinem ſchlechten Wandel zu einem gottgefälligen Leben bekehren!“

Hierauf ſtreuten ſie die Blumen, die ſie gepflückt hatten, auf ihr Bett und entfernten ſich; doch ehe die Kutſche abfuhr, fragte mich Lady Weſt noch, wann Hannchen beerdigt werden würde; „denn ich und meine Nichten,“ ſagte ſie, „haben im Sinne, dem Begräbniſſe beizuwohnen, um dieſem tugendhaften Mädchen noch alle Ehre zu erweiſen, die in unſerer Gewalt ſteht.“

An dem Sonntage, der auf den Todestag Hannchens folgte, fand die Beerdigung Statt.

Wie es der Gebrauch, der in unſerer Gemeinde herrſchte, mit ſich brachte, wurde Hannchens Leichenfeier mit dem Abendgottesdienſte verbunden. Für diejenigen guten Menſchen, welche an dergleichen Feierlichkeiten Gefallen finden, will ich den Hergang beſchreiben.

Es war im Anfange Auguſts, und das Wetter war ſehr ſchön. Als die ganze Verſammlung in der Kirche war (und ich erinnere mich niemals, eine ſo große und ſo angeſehene geſehen zu haben; denn außer Lady Weſt und ihren Nichten und dem Squire der nächſten Gemeinde mit ſeiner Familie waren noch viele Damen und Herrn aus Ludlow zugegen), ging ich in meinem Prieſterrock und Trauermantel in die Kirche. Mir folgten ſechs weißgekleidete Mädchen, welche den Sarg trugen, und dieſen meine drei Töchter und drei Töchter eines Pächters aus meiner Gemeinde als Leidtragende; ſie waren ebenfalls weiß angethan und trugen weiße Hauben von feiner Leinwand. Als ich den Gang in der Kirche hinaufging, ſprach ich folgende Worte aus dem Begräbnißritual:

„Ich bin die Auferſtehung und das Leben, ſagt der Herr, wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich ſtürbe; und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr ſterben. Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt, und er wird mich hernach aus der Erde auferwecken; und werde darnach mit dieſer meiner Haut umgeben werden, und werde in meinem Fleiſch Gott ſehen. Denſelben werde ich mir ſehen, und meine Augen werden ihn ſchauen und kein Fremder. — Wir haben nichts in die Welt gebracht; darum offenbar iſt, wir werden auch nichts hinausbringen. — Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn ſey gelobet!„

Der Sarg wurde auf eine Bahre mitten in der Kirche geſtellt, und alle Mädchen ſtanden im Kreiſe herum, während ich die Abendgebete las. Nach dieſem wurde von der ganzen Verſammlung der neunzigſte Pſalm geſungen; und als dieſer geendigt war, predigte ich über den Text: „Selig iſt der Mann, der die Anfechtung erduldet; denn nachdem er bewähret iſt, wird er die Krone des Lebens empfangen.“

Nachdem ich meinen Text abgehandelt hatte, ſchilderte ich, jedoch nur im Allgemeinen, weil ich an dieſer Stätte nicht wohl ins Einzelne gehen konnte, wie unſere geliebte Schweſter aus dieſem Leben geſchieden, wie ſie verſchiedene Prüfungen und Verſuchungen erduldet hatte und ſo ſiegreich daraus hervorgegangen war, und wie das Gerücht von ihrer Handlungsweiſe eine ſo allgemeine Theilnahme erregt, daß ſich viele Freunde der Tugend aus der Nachbarſchaft hier verſammelt hatten, um den irdiſchen Ueberreſten dieſes Mädchens, das doch nur eine arme, verlaſſene Waiſe geweſen war und eine der niederſten Berufsarten im Leben gehabt hatte, die letzte Ehre zu erweiſen.

„Lieben Brüder,“ fuhr ich dann fort, „ich fordere Euch nun auf, zu unterſuchen: durch welche Kraft iſt unſere Schweſter zur Ueberwindung der Welt geſtärkt worden? Worin unterſchied ſie ſich von den vielen jungen Leuten, welche der Verſuchung unterlegen ſind? Hatte ſie nicht die gleiche Natur mit den übrigen Sündern? Hat uns nicht Er, der nimmer lügen kann, geſagt, die Herzen der Menſchen gleichen einander, wie die beiden Geſichter, die ſich im Spiegel des Waſſers begegnen? Sind wir nicht Alle von Natur aus verderbt? oder war ſie etwa in beſonders günſtigen äußeren Verhältniſſen, welche ſie vor der Sünde bewahrten? Nein, im Gegentheil, ſie war den Angriffen der Böſen beſonders ausgeſetzt. Diejenigen, welche hätten ihre Beſchützer ſeyn ſollen, waren ihre Verführer.“

„Allerdings hatte ſie einige Jahre lang einen frommen Unterricht genoſſen; und dieſer Unterricht war auch unter dem göttlichen Segen ihr Rettungsmittel.

„Wie aber wurde ſie, frage ich nun, durch den Unterricht, den ſie erhielt, vor der Sünde bewahrt? und warum trägt das, was man Religionsunterricht nennt, ſo ſelten die gleichen geſegneten Früchte für die, die ihn genießen? Gewöhnlich iſt der Hauptgrund wohl der, daß die Lehren, die man den jungen Leuten gibt, blos moraliſch ſind, und ihnen nicht ſowohl die Gnadenmittel des Evangeliums, als vielmehr die Schrecken des Geſetzes vor Augen geſtellt werden.

„Und wenn wir die Geſchichte der Iſraeliten,“ fuhr ich fort, „von der Zeit der Ueberlieferung des Geſetzes durch Moſes bis zur Zeit der Erfüllung deſſelben durchgehen, ſo finden wir, daß die Schrecken des zeitlichen Elends nur eine geringe Gewalt auf die Handlungsweiſe derer ausübten, die unter dem Geſetze ſtanden; als aber die himmliſche Kraft des heiligen Geiſtes allgemeiner ausgegoſſen ward, wurden die Menſchen neue Geſchöpfe, wie es in der Apoſtelgeſchichte heißt: „„Alle aber, die glaubig waren geworden, waren bei einander und hielten alle Dinge gemein. Ihre Güter und Habe verkauften ſie, und theilten ſie aus unter alle, nach dem Jedermann Noth war. Und ſie waren täglich und ſtets bei einander einmüthig im Tempel, und brachen das Brod hin und her in Häuſern, nahmen die Speiſe und lobeten Gott mit Freuden und einfältigem Herzen und hatten Gnade bei dem ganzen Volk.““ Hier finden wir die Liebe und Gnade Gottes gegen die Menſchen durch den heiligen Geiſt verwirklicht, ſo daß ſein göttlicher Einfluß in einem Augenblicke ins Leben rief, was das Geſetz viele Jahrhunderte lang nicht hervorzubringen im Stande war.

„Die ehrwürdige Lehrerin unſerer dahingeſchiedenen Schweſter hatte ihr frühe die Verderbtheit ihrer eigenen Natur gezeigt, und um ihr Herz für die Liebe Chriſti empfänglich zu machen, hatte ſie ſie gelehrt, daß ſie allein durch das Blut Chriſti, das am Kreuze für ſie vergoſſen worden, errettet, und ihr Herz einzig und allein durch den heiligen Geiſt geläutert werden könnte.

„Dieſe Lehren prägten ſich durch die Gnade Gottes tief in ihr Herz. Sie hatte frühe gelernt, Hilfe zu ſuchen, wo ſie immer gefunden wird; darum war ſie nicht unvorbereitet, als der Tag ſtrenger Prüfung erſchien. Sie konnte ſagen: „„Im Herrn habe ich Gerechtigkeit und Stärke.““ Und wahrlich, er kam ihr auch in der Zeit der Anfechtung und Verſuchung zu Hilfe, wie der königliche Pſalmiſt ſagt: „„Er ſitzet unter dem Schirm des Höchſten und bleibet unter dem Schatten des Allmächtigen. Er begehret mein, ſo will ich ihm aushelfen. Er kennet meinen Namen, darum will ich ihn ſchützen. Er rufet mich an, ſo will ich ihn erhören, ich bin bei ihm in der Noth; ich will ihn herausreißen und zu Ehren machen.""

Nachdem ich noch weiter auseinander geſetzt hatte, wie Verſuchungen jeder Art durch daſſelbe köſtliche Vertrauen auf den Beiſtand Gottes bekämpft und überwunden werden müſſen, machte ich eine Anwendung auf meine Zuhörer. "Ihr werdet zwar nicht Alle verſucht," ſagte ich, "wie unſere geliebte Tochter, aber ihr müſſet es Alle fühlen, daß ihr von vielen und ſehr großen Gefahren umringt ſeyd. Die Jungen werden täglich und ſtündlich verſucht, in den Genüſſen der Welt ihre Pflichten zu vergeſſen; und die Alten werden zur Liebe zum Geld und zur weltlichen Sorge verſucht. Einige von Euch kommen durch Wohlhabenheit in Gefahr, die Welt allzuhoch zu ſchätzen, und Andere durch Widerwärtigkeit, gegen den Herrn zu murren; aber bittet, meine Kinder, ohne Unterlaß den Herrn um ſeine göttliche Hilfe; denn, wie der heilige Apoſtel ſagt, ""Gott iſt getreu, der euch nicht läſſet verſuchen über euer Vermögen, ſondern machet, daß die Verſuchung ſo ein Ende gewinne, daß ihrs könnet ertragen.""

Am Schluſſe meiner Predigt ſprach ich noch von der Freude, welche diejenigen erwartet, die durch alle Prüfungen dieſes Lebens bis ans Ende ausharren; von den Lichtkleidern, Ehrenkronen und Wohnungen der ewigen Seligkeit, welche durch das Verdienſt unſeres Erlöſers denjenigen bereitet ſind, welche ihren Gott in dieſer Welt geliebt haben. Ich ſchloß mit einem feierlichen Gebete, daß die ganze gegenwärtige Verſammlung einſt durch die Verdienſte unſeres Heilandes würdig erfunden werden möchte, mit unſerer geliebten Schweſter im Angeſichte Gottes zuſammenzutreffen, wo Freude iſt und Wonne ewiglich.

Nach Beendigung des Gottesdienſtes folgte die ganze Verſammlung dem Sarg zum Grabe.

Alle Anweſenden vergoßen Thränen, als die Erde auf den Sarg hinabgeworfen wurde; aber es waren gewiß Thränen der Freude; denn Viele von den Anweſenden haben mir nachher geſagt, ſie würden mit Freuden Hannchens Stelle eingenommen und ſich ſelbſt in den Schooß der Erde ſchlafen gelegt haben, wenn ſie ſo hätten an den Ort aufgenommen werden können, wo jetzt, wie wir hoffen, ihre Seele iſt.

Hannchen wurde neben ihre lieben Eltern begraben, und Lady Weſt hatte die Güte, ein Denkmal von weißem Stein auf ihr Grab zu ſetzen. Man lieſt darauf folgende Worte:

„Zum Andenken Johanna Gray's, welche im neunzehnten Jahre ihres Alters den 29. Juli im Jahre des Herrn 1741 aus dieſem Leben ſchied.“

„Wartend auf die ſelige Hoffnung und Erſcheinung der Herrlichkeit des großen Gottes und unſers Heilandes Jeſu Chriſti. Tit. 2, 13.“

Zwanzig Jahre ſind nun ſeit dem Tode Hannchens verfloſſen; aber noch immer ſpricht man in unſerem Dörfchen mit Freude und edlem Stolze von ihr. Jeder Fremde wird zu ihrem Grabe geführt, und jede Mutter erzählt ihre Geſchichte der Tochter, ehe ſie dieſelbe aus ihrem elterlichen Hauſe in die weite arge Welt entläßt.

Frau Bennet iſt ungefähr ſeit zehn Jahren todt; ſie ſtarb im Arbeitshauſe zu Ludlow, wo ſie die letzten fünf Jahre ihres Lebens elendiglich zubrachte. Denn nachdem Hannchens Geſchichte bekannt geworden war, verließen ſie alle ihre Freunde, und ſie verlor ihre Kunden einen nach dem andern, bis das alte Weib zuletzt, nachdem ſie die wenigen Guineen ausgegeben hatte, die ſie vom Kapitän für ihre Sündendienſte erhalten, ihr Haus verlaſſen, ihre Habe verkaufen und ins Armenhaus gehen mußte, wo die ungewohnte Einſchränkung und kümmerliche Lebensweiſe bald ihre Geſundheit untergrub und nach wenigen traurigen Jahren ſie ins Grab ſtürzte, auf welches keine einzige Thräne der Freundſchaft fiel. Alſo empfing ſie den Lohn ihrer ſchlechten Thaten ſchon in dieſem Leben, und ſchrecklich, fürchte ich, wird ihr Loos in der zukünftigen Welt ſeyn; »denn ſiehe, es kommt ein Tag, der brennen ſoll, wie ein Ofen, da werden alle Verräther und Gottloſen Stroh ſeyn, und der künftige Tag wird ſie anzünden, ſpricht der Herr Zebaoth: und wird ihnen weder Wurzel noch Zweig laſſen.«

Erſt ſieben Jahre nach Hannchens Tod erfuhr ich das traurige Ende Charlottens. Sie eilte, wie geſagt, dem Kapitän nach, als er Ludlow verließ. Zwar wünſchte dieſer ihre Begleitung nicht; doch nahm er ſie mit ſich nach London und lebte ungefähr einen Monat lang mit ihr. Nach Verfluß dieſer Zeit kam des Kapitäns Frau von Irland; denn dieſer gottloſe Mann war trotz aller Verſprechungen und Gelübde, die er dem armen Hannchen gethan hatte, ungefähr ſchon zwölf Monate lang mit einer ſehr reichen Dame in Irland verheirathet geweſen.

»Nun verließ der Kapitän Charlotten und ging nach Weſtindien, wo er, wie ich einige Zeit nachher hörte, ſtarb, ich fürchte, ohne ſich vorher bekehrt zu haben.

Einige Jahre lang konnte ich nicht erfahren, was aus Charlotten geworden war; aber ſpäter hörte ich, daß ſie einen ſehr ſchlechten Lebenswandel führte; dann nach ſieben Jahren ſagte mir einer meiner Freunde, der zu London Geiſtlicher iſt, er habe vor einigen Monaten ein armes Mädchen beſucht, welches in einem engen Gäßchen der Hauptſtadt in einem Dachkämmerchen auf dem Sterbebette gelegen ſey und geſagt habe, ſie heiße Charlotte Owen, ſey aus Ludlow gebürtig und habe ſich durch ihre Ausſchweifungen und Laſter in dieſen traurigen Zuſtand gebracht.

Mein Freund ſprach mit ihr von Bekehrung, von ihrem Erlöſer und von ihrem Gott; aber ſie hörte nicht auf ihn. Sie könne, ſagte ſie, den Namen ihres Gottes oder des Herrn Jeſu Chriſti, deſſen ſie geſpottet habe, nicht hören und den Gedanken an den Tod nicht ertragen. Als ihr der Arzt das Leben abſprach, ſtieß ſie die ſündlichſten und fürchterlichſten Worte aus.

Mehrere Tage lang lag ſie in dieſem traurigen Zuſtande, und ſo groß auch die Pein ihres Leibes war, ſo war ſie doch nichts in Vergleich mit der Qual und Angſt ihrer Seele.

Sobald ſie geſtorben war, wurde ihre Leiche von der Frau, bei der ſie gewohnt hatte, in einen Sarg geworfen und augenblicklich beerdigt; denn ſie hatte keine Freundin, die bei ihr wachte oder ihr die Augen ſchloß oder dafür ſorgte, daß ihr die letzten Liebesdienſte anſtändig erwieſen wurden.

Und nun am Schluſſe meiner Geſchichte bitte ich beſonders die jüngeren unter meinen Leſern inſtändig, ſich dieſelbe zu Herzen zu nehmen und nicht nach Reichthum und Größe, Auszeichnung und vergänglicher Luſt in dieſer Welt zu trachten, ſondern darnach zu ſtreben, ihre Pflicht an der Stelle, die Gott ihnen angewieſen hat, zu erfüllen. Und ſo niedrig und dürftig auch dieſe Stellung ſeyn mag, ſo wird doch dem, der ſeinen Platz treu ausfüllt, ſein Lohn nicht entgehen; denn Gott ſiehet die Perſon nicht an und vergilt einem jeglichen nach ſeinen Werken.

„Wie Gott der Engel, die geſündiget haben, nicht verſchonet hat, ſondern hat ſie mit Ketten der Finſterniß zur Hölle verſtoßen, und übergeben, daß ſie zum Gericht behalten werden“, ſo thut er auch den Menſchen. „Der Herr weiß die Gottſeligen aus der Verſuchung zu erlöſen, die Ungerechten aber zu behalten zum Tage des Gerichts, zu peinigen; allermeiſt aber die, ſo da wandeln nach dem Fleiſch in der unreinen Luſt.“

Inhalt

des fünften und ſechsten Bandes.

Seite

Das Pfarrhaus im Steinthale. Aus dem Franzöſiſchen des Paul Merlin . . . . Bd. V. 5

Emma Maxwell. Aus dem Engliſchen der Miß Sedgwick . . . . Bd. V. 159

Die Waiſe. Aus den Papieren eines Geiſtlichen von Mrs. Sherwood. Nach der neueſten Auflage des Engliſchen . . . . Bd. VI. 5

Pantheon

auserleſener Erzählungen

des

Auslandes.

Mit einem Vorworte

von

Albert Knapp.

Siebenter Band.

BIBLIOTH. PUBL. REG. STUTTG.

Stuttgart.
Druck und Verlag der Chr. Belſer'ſchen Buchhandlung.
1844.

Ralph Gemmell.

Hiſtoriſche Erzählung aus dem ſiebzehnten Jahrhunderte

von

Robert Pollok.

Aus dem Engliſchen.

Erſtes Kapitel.

> Verlaß dich auf den Herrn von ganzem Herzen: und verlaß dich nicht auf deinen Verſtand; ſondern gedenke an ihn in allen deinen Wegen; ſo wird er dich recht führen.
>
> Salom. Spr. 3, 5. 6.

Ralph Gemmell wurde im Jahre 1669, alſo zu einer Zeit in Schottland geboren, wo dieſes Land unter dem Drucke religiöſer Verfolgung ſeufzte. Sein Vater, Georg Gemmell, beſaß das kleine, aber fruchtbare alte Familiengut Craigfoot, welches an dem Irvine, unweit von ſeiner Ausmündung in den atlantiſchen Ocean, gelegen war. Seit undenklichen Zeiten hatten die jüngeren Söhne dieſer Familie ihr Leben dem Dienſte ihrer Souveräne gewidmet, während der älteſte Sohn das Gut bewirthſchaftete, die tapferen Thaten ſeiner Verwandten erzählte und der unerſchütterlichen Anhänglichkeit ſeines Hauſes an den regierenden Fürſten ſich rühmte. Oft hatten ſich am Abende ihres Lebens die kriegeriſchen Glieder der Familie nach

Craigfoot zurückgezogen und manche Geſchichte von Thaten auf dem Schlachtfelde, von beſtandenen Gefahren und empfangenen Auszeichnungen mit ſich gebracht. So war Schloß Craigfoot von Geſchlecht zu Geſchlecht eine Art Garniſon von ausgedienten Kriegern geweſen, welche Jahr aus Jahr ein von loyalen Toaſten, von Beſchreibungen furchtloſer Angriffe und gefahrvoller Errettungen, von frivolen Scherzen, unkeuſchen Liedern und furchtbaren Schwüren erſcholl. Weder die demüthige Stimme des Gebets, noch die lieblichen Töne heiligen Lobgeſanges wurden in ſeinen Mauern gehört.

Doch von allen Beſitzern dieſes Hauſes war keiner je ſo gleichgültig gegen die Religion oder ſeinem Fürſten ſo blind ergeben geweſen, wie Ralphs Vater. In jenen unruhigen und ſchrecklichen Zeiten, wo die presbyterianiſche Kirche verwüſtet wurde und die zerſtreuten Glieder derſelben ihre Harfen an die Weiden der wildeſten Ströme Schottlands hingen, unterſtützte er mit größtem Eifer jede Maßregel Lauderdale's zur Unterdrückung der Presbyterianer. Jeden Sonntag beſuchte er die Kirche eines biſchöflichen Geiſtlichen, nicht, um Gott zu dienen, ſondern ſeine Anhänglichkeit an die Krone und ſeine freudige Billigung aller der Ungerechtigkeiten und tyranniſchen Maßregeln, welche ihre Diener damals in Schottland ſich erlaubten, darzuthun. Sharpe ſelbſt war nicht eifriger darauf aus, Conventikel zu entdecken und zu unterdrücken, als Georg Gemmell, und in ſeinem Haſſe gegen die verfolgte Parthei hatte man den Letzteren ſchon oft ſagen hören, lieber möchte er die Gewäſſer des Oceans ſeine Ländereien überfluthen, als auch nur einen einzigen jener fanatiſchen Rebellen (denn ſo wurden die Covenanters genannt) einen Fuß auf dieſelben ſetzen ſehen.

So war Ralphs Vater. Seine Mutter dagegen, Iſabella Mitchell, aus einer ehrenwerthen Familie dieſes Namens in Ayrſhire, war ganz anderer Art. Sie hatte vor dem Anfange der Verfolgung ihre Bibel mit Aufmerkſamkeit und Demuth geleſen, die Vorträge eines treuen Dieners Gottes gehört und mit ihrem himmliſchen Vater im Glauben an ſeinen Sohn Gemeinſchaft gepflogen. Sie ſeufzte über die Verwüſtung Zions und wäre gern in die Berge gegangen, um dort das himmliſche Manna zu empfangen, das nicht mehr in den Kirchen von den Lippen der Prediger kam; aber ſie fürchtete ihren Gatten, mit dem ſie unpaſſender Weiſe zuſammengejocht worden war, und wollte lieber im Stillen weinen und beten, als durch ein offenes Geſtändniß ihres Intereſſe's für die Sache der Covenanters ſeinen Grimm erregen. Obgleich ſie oft ihm zu Gefallen ihr Gewiſſen verletzt und ſo ſündhafter Weiſe ihn mehr gefürchtet hatte, als ihren Schöpfer, ſo hatte er doch über ihr ernſtes Weſen ſchon häufig genug ſein Geſpötte gehabt, und ihre Sympathie für die leidende Kirche, welche ſie nicht verbergen konnte, hatte oft ſeinen Zorn erregt und ihr harten Tadel zugezogen. Wiewohl aber Frau Gemmell auf dieſe Weiſe dem häuslichen Frieden zu viel geopfert hatte, ſo hatte ſie doch das Eine, was Noth thut, wohl erkannt und wünſchte, es auch ihren Kindern, Ralph und Eduard, einzuprägen. Ralph, der Aeltere, hörte aufmerkſam auf ihre Lehren, Eduard aber war es lieber, auf ſeinem kleinen Pony an ſeines Vaters Seite mit den Soldaten zu reiten, wenn dieſe die Spur flüchtiger Presbyterianer aufſuchten, deren Märtyrerthum er zu verſpotten gelehrt wurde. Dagegen konnte Ralph ſelbſt in ſeinem damaligen jugendlichen Alter durch nichts bewogen werden, ſeinen Mitchriſten zu verhöhnen, und oft, wenn er Männer und Frauen von den unbarmherzigen Dienern des Deſpotismus foltern ſah, zog er ſich den Unwillen ſeines Vaters durch die Bitte zu, daß ſich derſelbe doch ins Mittel ſchlagen und die Leiden der Gequälten lindern möchte.

„Er wird wie ſeine Mutter werden,“ pflegte er zu ſagen; „gleich ihr, wird er nicht aufhören, um dieſe empöreriſchen Hunde zu weinen. Eduard aber iſt ein ächtes Reis des alten Stammes von Craigfoot, ich leſe Biederkeit und ſoldatiſche Tapferkeit in ſeinem Geſichte."

Der Hofmeiſter der beiden Knaben, ein von dem Geiſtlichen des Kirchſpiels Herrn Gemmell empfohlener junger Mann, war der heilloſen Regierung völlig ergeben, da auf der Gunſt einflußreicher Männer ſeine ganze Hoffnung auf Beförderung beruhte. Was daher Herr Gemmell billigte, das billigte auch er; was jener verdammte, das verdammte auch er; was jener that, das ahmte er nach. Von einem Manne, deſſen Glaubensbekenntniß ſich auf dieſe Art ſtets nach dem Winde weltlichen Intereſſe's zu drehen bereit war, und deſſen Benehmen ſich nach der Laune derer, von welchen er abhing, zu richten pflegte, konnten Ralph und Eduard weder in Beziehung auf Moralität noch auf Religion viel Gutes lernen. Obſchon Ralph an Verſtand und Gutherzigkeit hoch über ſeinem Bruder ſtand, ſo wurde doch dem Letzteren, weil er der Liebling ſeines Vaters war, von ſeinem Hofmeiſter eine ſchnelle Faſſungsgabe, ein geſundes und klares Urtheil, ſowie ein leichtes und getreues Gedächtniß zugeſchrieben, während er zu verſtehen gab, daß Ralph zwar manchmal mehr Fleiß in ſeinen Arbeiten und mehr

Artigkeit in ſeinem Benehmen zeige, ſeine Talente aber nicht groß und geringer Ausbildung fähig ſeyen. Weil Ralph von ſeinem Vater vernachläſſigt wurde, ſchätzte ihn ſein Hofmeiſter und ſein Bruder gering. Wurde Eduard von ſeinem Vater auf die Jagd oder, wenn die rohe Soldateska auf Auskundſchaftung von Conventikeln ausging, mitgenommen, ſo ließ man Ralph bei ſeiner Mutter und den Dienſtboten zurück. Dieſe Zurückſetzung war jedoch ein großes Glück für ihn; denn wenn er ſo allein bei ſeiner Mutter war, konnte ſie ihm frei und ungeſtört die Wichtigkeit der Religion ans Herz legen.

„Lieber Ralph,“ ſagte ſie eines Tags zu ihm, als ſie auch allein zu Hauſe waren, „Du haſt jetzt Dein dreizehntes Jahr erreicht. Oft ſchon habe ich Dir die Grundwahrheiten der chriſtlichen Religion zu erklären geſucht. Verſtehſt Du ſie jetzt aber auch und empfindeſt Du ihren Einfluß auf Dein Herz? Zu allen Zeiten iſt es Bedürfniß für den Chriſten, die geoffenbarte Wahrheit, worauf er ſeine höchſten Hoffnungen gründet, genau kennen zu lernen, ſo daß er Jedermann Rechenſchaft von ſeinem Glauben ablegen kann. Aber in dieſen verſuchungsvollen Tagen, wo die Jünger des Herrn gleich den Thieren des Waldes verfolgt und des Irrglaubens beſchuldigt werden, iſt es noch zehnmal nöthiger für Dich, mit den Lehren, Geboten, Tröſtungen und Verheißungen der Religion Dich bekannt zu machen. Lieber Ralph, haſt Du auch ſchon recht über dieſe Dinge nachgedacht?"

„Schon oft, liebe Mutter," antwortete Ralph; „aber noch lieber höre ich Dich davon reden. Nichts iſt mir angenehmer, als wenn Du mit mir von dieſen Gegenſtänden ſprichſt."

„Und mir iſt nichts angenehmer," verſetzte die Mutter, „als wenn ich Dich meinen Lehren aufmerkſam zuhören ſehe. So höre denn auch jetzt, mein Sohn, und möge der Geiſt Gottes mit uns Beiden ſeyn!" Die treue Mutter ſtellte hierauf ihrem Sohne mit ebenſo viel Klarheit als Wärme die große Lehre von der Sündhaftigkeit aller Menſchen und dem gnadenreichen Erlöſungswerke vor Augen und ſchloß dann mit den Worten: „Setze ſtets Dein Vertrauen und Deine Hoffnung auf den Heiland, dieſen unerſchütterlichen Felſen des Glaubens; dann brauchſt Du die Trübſale des Lebens nicht zu fürchten. Auf dieſe mußt Du Dich gefaßt machen; denn gewöhnlich nur durch viele Trübſale geht der Chriſt in den Himmel ein, — durch Feuer und Waſſer wird er dahin geführt, wo noch eine Ruhe vorhanden iſt für das Volk Gottes. Aber der Herr wird in jeder Prüfung bei Dir ſeyn und Dich nicht unterliegen laſſen. In der ſchwärzeſten Nacht des Leidens werden Deine Hoffnungen im Himmel einen Anker haben, und der Friede wird in Deiner Bruſt wohnen, welcher höher iſt, denn alle Vernunft. Selbſt im Tode wird der Herr Dein Freund und Heiland ſeyn, und nach dem Tode wird er Dich in das himmliſche Vaterhaus aufnehmen, wo ſelige Stätten bereitet ſind für die, welche ihn lieben."

„Ich möchte gern ein wahrer Chriſt ſeyn," ſagte Ralph; „aber wenn Eduard über meinen Ernſt lacht, und der Vater ihm Beifall gibt, ſo ſchäme ich mich und nehme mir manchmal vor, ihnen gleich zu werden."

„Deine Lage," verſetzte die Mutter, „iſt allerdings ſchwierig: es iſt nicht leicht, dem Einfluſſe böſer Beiſpiele zu widerſtehen und den Spott derjenigen zu ertragen, die immer um Einen ſind. Aber, mein Sohn, ſetze nur Dein Vertrauen auf Gott, ſo wird er Dich nicht verlaſſen, noch verſäumen; er wird Dir Kraft geben, allem Böſen zu widerſtehen und die Schmähungen der Unglaubigen für nichts zu achten. Halte feſt an der Frömmigkeit; denn ſie iſt Glückſeligkeit, und Du wirſt dadurch nicht bloß Deinen eigenen Frieden Dir ſichern, ſondern vielleicht durch Gottes Gnade einſt noch das Werkzeug der Rettung Deines Bruders werden."

Manchmal den Spöttereien ſeiner Verwandten und dem unheiligen Einfluſſe des zügelloſen Geiſtes der damaligen Zeit ausgeſetzt, häufiger aber damit beſchäftigt, auf die frommen Lehren ſeiner Mutter zu horchen oder in ſeiner Bibel zu leſen oder mittelſt anderer Bücher ſeinen Geiſt mit nützlichen Kenntniſſen zu bereichern, erreichte Ralph ſein fünfzehntes Jahr. Um dieſe Zeit verlor er ſeine Mutter. Eine ſchleichende Krankheit, verurſacht durch ihre Trauer über die Unterdrückung ihrer Glaubensbrüder, ſowie über die Rohheit und verſtockte Gottloſigkeit ihres Gatten, beraubte ihn dieſer treuen Mutter und weiſen Rathgeberin. Ihre Abſchiedsworte an ihn waren kurz und einfach. „Oft, lieber Ralph," ſagte ſie wenige Stunden vor ihrem Tode zu dem geliebten Sohne, der tiefbetrübt an ihrem Bette ſtand, „oft habe ich um des häuslichen Friedens willen mein Gewiſſen verletzt. Ich hätte entſchloſſener ſeyn und meinem Gott offener dienen ſollen; aber er wird mir, hoffe ich, dieſe Sünde verzeihen und meiner Uebertretungen nicht gedenken — um deſſen willen, der für mich geſtorben iſt. Aber ich wünſche nicht, daß Du hierin meinem Beiſpiele folgeſt. Du wirſt mit denſelben Schwierigkeiten zu kämpfen, dieſelben Vorwürfe zu ertragen haben, und wenn Du Dich entſchiedener, als ich, für die unterdrückte Kirche erklärſt, ſo wirſt Du noch mehr Prüfungen zu beſtehen bekommen und noch ſchärferen Tadel erfahren; aber, lieber Ralph, was das Wort Gottes und Dein Gewiſſen Dich als Deine Pflicht erkennen laſſen, das wähle und thue! berechne nicht die Folgen — die Vorwürfe Deiner Verwandten, den Haß der Feinde, den Hohn der Gottloſen, — Alles das wird unter Gottes gnädiger Leitung zu Deinem Beſten dienen. Bedenke, was die Bibel ſagt, und was ich Dir oft wiederholt habe: Setze Dein Vertrauen auf Gott, und er wird Dich nicht verlaſſen, noch verſäumen. Beſchirmt von ſeiner Hand, wirſt Du ſicher ſeyn, denn er iſt der Allmächtige; geleitet von ſeiner Weisheit, wirſt Du nicht irre gehen, denn er iſt der Untrügliche, — und während Du ſo in der Kraft Gottes einhergehſt, ſuche auch Deinen Mitmenſchen, namentlich aber Deinem Vater und Bruder, nützlich zu werden! Oft habe ich für ſie gebetet, — bis jetzt hat es dem Herrn nicht gefallen, mein Gebet zu erfüllen; — aber Du erlebſt es vielleicht, daß es erhört, und Deine Frömmigkeit durch die Bekehrung Deines Vaters und Bruders belohnt wird.“

Zweites Kapitel.

> Wandle den Weg nicht mit den Gottloſen; wehre deinem Fuß vor ihrem Pfad. Denn der Herr hat Gräuel an den Abtrünnigen, und ſein Geheimniß iſt bei den Frommen.
>
> Salom. Spr. 1, 15. 3, 32.

Nach dem Tode ſeiner Mutter hatte Ralph wenig Freude mehr in ſeinem väterlichen Hauſe. Eduard wurde dazu aufgemuntert, ſeinen ernſten Sinn lächerlich zu machen; ſein Vater ſagte ihm täglich, daß er ein Schandfleck ſeiner Familie werden würde, und die Dienſtboten, dem Beiſpiele ihres Herrn folgend, benützten jede Gelegenheit, ihn zu verhöhnen. Von dem Pfarrer, deſſen Vorträge er noch immer mit ſeinem Vater beſuchte, konnte er wenig Gewinn zur Erleuchtung ſeines Geiſtes oder zur Befeſtigung ſeiner Frömmigkeit ziehen. Seine Predigten ſchärften hauptſächlich Unterwerfung unter die ungerechten Maßregeln der Regierung, Thätigkeit in der Unterdrückung derjenigen, deren Anſichten von denen der herrſchenden Kirche abwichen, und Eifer in der Unterſtützung der Hierarchie, zu der er gehörte, ein. Dieß waren die Hauptlehren, welche Ralph in der Kirche hörte, und die ihn natürlich nicht befriedigen konnten. Er wünſchte, mehr von Chriſtus, dem großen Haupte der Kirche, mehr vom Glauben an ihn, welcher der Weg, die Wahrheit und das Leben iſt, und mehr von der Heiligung zu hören, ohne die Niemand den Herrn ſehen kann. Er hatte das Glaubensbekenntniß und den Wandel der Verfolgten und ihrer Verfolger genau geprüft und mit einander verglichen, und ſo jung er auch noch war, ſo war es ihm doch augenſcheinlich geworden, daß die erſteren wegen in der Bibel begründeter und von ihrem Gewiſſen bekräftigter Anſichten angefeindet und ihre höchſten Menſchen- und Chriſtenvorrechte ihnen ſtreitig gemacht wurden, — während die letzteren unterdrückten, folterten und mordeten, nur um Unterwerfung unter Inſtitutionen zu erzwingen, die ihre Selbſtſucht ihnen eingegeben hatte, und die ſie ſtets bereit waren, mit andern zu vertauſchen, ſobald dieſe mehr Befriedigung für ihre Habſucht oder größere Zügelloſigkeit verſprachen.

Es war daher wenig zu verwundern, daß Ralph mit ſeinem offenen Sinne für die Forderungen des Gewiſſens eine ſtarke Neigung in ſich verſpürte, ſich mit den Covenanters zu vereinigen. Allein, that er dieß, ſo mußte er ſich den bitterſten Vorwürfen und tödtlicher Verfolgung ausſetzen, ſein väterliches Haus verlaſſen, allen Hoffnungen auf irdiſche Ehre und Auszeichnung entſagen, der Verachtung und dem Haſſe ſeiner nächſten Verwandten ſich preisgeben und die harten Mühſale der Kälte, des Hungers und eines unſteten Umherwanderns auf ſich nehmen. Das war gewiß nichts Geringes und hätte auch einen erfahreneren Chriſten, als Ralph, zwiſchen zwei Meinungen hin und her ſchwanken machen können.

Mehr als drei Monate nach dem Tode ſeiner Mutter verbrachte er in dieſem unbehaglichen Gemüthszuſtande, indem er ſich bald vornahm, Alles zu verlaſſen und Chriſto nachzufolgen, bald vor den Trübſalen eines verfolgten Glaubenszeugen zurückbebte und mit ſchmerzlicher Wehmuth an das alte väterliche Schloß und die fruchtbaren Felder dachte, welche eines Tags alle ſein Eigenthum werden konnten. Und wahrlich, wenn es dem Menſchen überlaſſen wäre, ſeinen Weg allein zu wählen, und nicht Gott ſeinen Schritten eine andere Richtung gäbe, ſo hätte Ralph wahrſcheinlich den ihm drohenden Gefahren und Leiden den Rücken zugewendet und die Bequemlichkeit, den Ueberfluß und die Ehre vorgezogen, welche die Welt ihm verſprach. Aber der Herr kennet die Seinen, und es iſt eine ausgemachte Wahrheit, daß er ſtets für Mittel und Wege ſorgt, ſie in der Erkenntniß ſeines Willens zu fördern und in ſeinem Dienſte zu befeſtigen.

Eines Sonntags, nachdem Ralph beſonders unbefriedigt von dem unerquicklichen Gottesdienſte des biſchöflichen Geiſtlichen nach Hauſe zurückgekehrt war, ging er gegen Abend — es war im Spätherbſte — aus, um ſich in der Einſamkeit ſeinen Gedanken hinzugeben. Wie er nun ſo dem Geſtade des Irvine entlang gegen das Meer hin wandelte, war Alles um ihn her geeignet, die ernſteſten Betrachtungen in ihm zu erwecken, — die wilde Blume, die er im Sommer in der ſchönſten Farbenpracht geſehen hatte, und von der jetzt kaum mehr der welke Stengel übrig war, — der Strauch, der noch vor Kurzem im Schmucke reichen Blätterwerks geprangt hatte und jetzt nackt daſtand, — das welke Blatt, das raſchelnd zur Erde fiel, — der Strom, der ohne Aufenthalt dem Oceane zufloß, — das letzte Tageslicht, welches von den nebelhaften Gipfeln des Arran mehr und mehr verſchwand. Alles das verſenkte ihn in ernſte Gedanken und erinnerte ihn beſonders an die kurze Dauer und den gewiſſen Untergang aller irdiſchen Dinge.

„Der Menſch,“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „iſt in ſeinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber geht, ſo iſt ſie nimmer da, und ihre Stätte kennet ſie nicht mehr. Wie die Gewäſſer dieſes Stroms eine Weile laufen, dann aber in den Ocean fallen, ſo eilt meine Zeit dahin, und ſo ſchnell wird der Strom meines Lebens ſich in das Meer der Ewigkeit ergießen. Wie das Tageslicht auf den Bergen dort erliſcht, ſo wird die Sonne meines irdiſchen Daſeyns bald für immer untergehen. Was ſoll ich alſo thun? Soll ich den Haß der Menſchen fürchten, der mich nicht lange verfolgen kann? ſoll ich mein Daſeyn Ehren und Genüſſen weihen, welche, ſo kurz auch das Leben iſt, lange vor mir hinwelken können; in jedem Falle aber mich verlaſſen, wenn ich ins Grab ſinke? Oder ſoll ich meinem Gott dienen, deſſen Allmacht mich hienieden vor Allem, was mir wahrhaften Schaden zufügen könnte, zu bewahren vermag, und deſſen Gnade mir nach dem Tode ein unvergängliches und unbeflecktes Erbe beſtimmt hat? Die Weisheit der Menſchen iſt ja Thorheit: warum ſollte ich alſo darauf hören! O daß Gott meine Schritte leitete und mir Kraft ſchenkte, mein Vertrauen einzig und allein auf ihn zu ſetzen!"

Unter ſolchen Gedanken näherte ſich Ralph der Meeresküſte. Den plötzlichen Witterungswechſeln gemäß, welche unter jenem Himmelsſtriche im Spätherbſte häufig ſind, hatte ſich die Nacht, die ſtill und freundlich eingebrochen war, jetzt in die ſchwärzeſten Wolken gehüllt. — Die Winde rauſchten auf ihren unſichtbaren Flügeln einher — der Ocean erhob ſeine Stimme und brüllte im ſtolzen Gefühle ſeiner Macht — und durch die Dunkelheit zuckten hie und da die Blitze Gottes und enthüllten gleichſam das furchtbare Antlitz des Nachtſturms. Da es jedoch nicht regnete, ging Ralph weiter; die fürchterliche Majeſtät der Natur hatte etwas, das ihn anſprach und ſeinen eben gehegten Betrachtungen das Siegel aufdrückte, — etwas, das ihn an die Kleinheit des Menſchen und die Größe des Schöpfers erinnerte. „Wie ſchrecklich," dachte er, „iſt es, den Gott gegen ſich zu haben, der auf den Fittigen des Windes einherfährt und dem Sturme gebietet, ſein Wort auszurichten, der ſeinen Fuß auf das Meer ſetzt und das Waſſer in ſeiner hohlen Hand hält, der den Blitzen ruft, und ſie ſprechen zu ihm: hier ſind wir!"

Während er ſo an der Meeresküſte hinwandelte, hörte er plötzlich in ſeiner Nähe folgende Worte: „Wie lange, o Herr, heilig und wahrhaftig, rächeſt Du nicht das Blut Deiner Knechte? Deine heilige Stadt iſt eine Wüſte, Zion iſt eine Wüſte, Jeruſalem iſt verſtöret. Zürne nicht ewiglich und gedenke unſerer Uebertretung nicht immerdar! Siehe, wir flehen Dich an, — wir ſind Dein Volk. O beſuche Zion in Deiner Barmherzigkeit: und befreie es aus der Hand ſeiner Feinde! Wir wiſſen ja wohl, daß Du Deine Kirche in Deine Hände gezeichnet haſt und ſie aus den tiefen Waſſern retten wirſt. Aber, barmherziger Vater, gib uns armen, hülfloſen Sündern Geduld und Ergebung, zu warten, bis Deine Zeit kommt. Gib uns jenen feſten Glauben an unſern Heiland und jene unvertilgliche Liebe, die in allen unſern Trübſalen mehr als Ueberwinder aus uns machen können. Ja, auf Dich, Herr, Herr, ſehen unſere Augen, wir trauen auf Dich, verſtoße unſere Seelen nicht. Bewahre uns vor den Stricken, die ſie uns gelegt haben, und vor der Falle der Uebelthäter!"

Nachdem dieſe Worte heiliger Begeiſterung zu dem Throne der Gnade aufgeſtiegen waren, hörte Ralph von derſelben Stelle her die lieblichen Töne eines Lobliedes, das bald von der lauten Stimme des Sturms verſchlungen wurde, bald in Zwiſchenräumen theilweiſer Stille wie himmliſche Muſik an das Ohr ſchlug. Ralph ging auf die Stelle zu, woher die Töne kamen, und zwiſchen den zackigen Klippen dicht am Meeresſtrand fand er zehn bis zwölf jener chriſtlichen Glaubenshelden, welche die Verfolgung genöthigt hatte, dieſen abgelegenen Ort und dieſe Stunde zu wählen, um das

Wort des Lebens zu hören und den Gott und Heiland der Menſchen anzubeten und zu preiſen.

Ralphs Annäherung ſchien ſie in einige Beſtürzung zu verſetzen; denn ſie wußten wohl, daß ſie ſelbſt an einem ſo einſamen Orte und unter dem Mantel der Nacht vor den wachſamen Augen ihrer Verfolger nicht ſicher waren. Sie fürchteten daher, Ralph möchte der Wegweiſer eines Dragonerhaufens ſeyn; da aber einige der Anweſenden noch kürzlich auf dem Gute ſeines Vaters gelebt hatten, ſo wurde er bald erkannt. Sie hatten gehört, er begünſtige ihre Partei und habe ſeit mehreren Jahren von ſeinen gottloſen Verwandten zu Hauſe nicht viel weniger zu leiden gehabt, als ſie auf ihrer Flucht und ihrem unſteten Umherwandern. Sie begrüßten ihn daher ſehr freundlich; beſonders aber freute ſich der ehrwürdige alte Geiſtliche, von deſſen Gebete er eben einen Theil gehört hatte, und der einſt ſeiner Mutter geiſtlicher Rathgeber und theurer Freund geweſen war, über ſeine Erſcheinung. Stets thätig im Dienſte ſeines Herrn und ſich erinnernd, wie ſehr Frau Gemmell gewünſcht hatte, daß ihre Söhne wahre Diener Gottes werden möchten, lud er Ralph ein, ſich neben ihn auf die Felsplatte zu ſetzen, und ſpann eine Unterredung mit ihm an. Mit väterlicher Liebe ermuthigte der Greis den Jüngling, ihm ſeine

Verhältniſſe zu ſchildern und ſeinen Gemüthszuſtand offen darzulegen. Dieß war das erſte Mal, daß Ralph Gelegenheit hatte, mit einem treuen Diener des Allerhöchſten zu reden, und wirklich brannte ihm das Herz, als der gute alte Mann die liebevollen Rathſchläge, die er ihm gab, mit den Worten ſchloß: „Nun, mein Sohn, erkenne ich die Schwierigkeit Eurer Verhältniſſe. Ich weiß, wie ſchwer es iſt, Vater und Bruder, Häuſer, Land und Leute, Ueberfluß und Ehre aufzugeben, dem Haße derer Euch auszuſetzen, an deren Liebe Euch am meiſten liegt, und der Verachtung derer Euch preiszugeben, in deren Augen Ihr am eheſten ehrenwerth erſcheinen möchtet. Wir können Euch wenig Anderes, als Prüfungen und Leiden verſprechen. Wir ſind von unſern Häuſern und Beſitzungen vertrieben, unſere Familien müſſen in hülfloſer Armuth, der Verachtung preisgegeben und den Mißhandlungen einer rohen Soldateska ausgeſetzt, umherwandern. Folter, Gefängniß und Verbannung erwarten uns. Ein Preis iſt auf unſere Köpfe geſetzt, und täglich trachtet man uns nach dem Leben. Wir ſind von allen Bequemlichkeiten abgeſchnitten und faſt allen den Uebeln unterworfen, womit die Welt das Volk Gottes heimſuchen kann. Darum, mein Sohn, wenn Ihr Euer Kreuz auf Euch nehmen und Chriſto nachfolgen wollt, ſo müßt Ihr Euch auf dieſelben Drangſale gefaßt machen; gedenket aber auch ſeines Verſprechens, daß wenn Ihr um ſeinetwillen Vater und Mutter, Haus und Hof verlaſſet, er es Euch ſchon in dieſem Leben hundertfältig durch geiſtige Segnungen, im künftigen aber durch die ewige Seligkeit vergelten will. Bedenket, was Chriſtus für Euch gelitten hat! Alles, was die gottloſe Welt gegen ihn erſinnen konnte, erduldete er um Euretwillen: ſo brennend war ſeine Liebe zu Euch, ſo unerſchöpflich ſeine Barmherzigkeit! Seyd Ihr entſchloſſen, Euer Vertrauen auf Chriſtus zu ſetzen und ihm durch Freud und Leid zu folgen, ſo können wir Euch zwar nichts von den Genüſſen und Ehren dieſer Welt, wohl aber das verheißen, daß, wenn Ihr auch Trübſal erfahret, Ihr doch nicht verzagen, wenn Ihr auch Verfolgung erleidet, Ihr doch nicht verlaſſen werden, wenn man Euch auch unterdrückt, Ihr doch nicht umkommen werdet. Habt Ihr nicht den Muth, Euer ganzes Vertrauen auf Gott zu ſetzen? Blicket um Euch her: iſt irgend etwas auf Erden oder in der Hölle, das Euch aus ſeiner allmächtigen Hand reißen könnte? gibt es irgend eine Macht, die Euch wahrhaft zu ſchaden im Stande wäre, wenn Ihr unter dem Schatten des Allmächtigen bleibet. Er gehet auf den Wogen des Meeres, und ſein Weg iſt in den großen Waſſern, und er kann dieſem brüllenden Ocean Schweigen gebieten. Er ſitzet über dem Kreis der Erden, und die darauf wohnen, ſind wie Heuſchrecken vor ihm. Dieſe Blitze, die Ihr durch das Dunkel der Nacht leuchten ſehet, kommen auf ſein Geheiß und würden, wenn Er es geböte, in einem Augenblicke alle Größe der Menſchen ſammt ihnen ſelbſt in einen brennenden Schutthaufen verwandeln. Fürchtet Ihr Euch, Euer Vertrauen auf dieſen Gott zu ſetzen? Fürchtet Ihr Euch vor der Feindſchaft der Menſchen, wenn Er auf Eurer Seite iſt?"

Mond und Sterne begannen jetzt durch die Wolken zu blicken und warfen ihr Silberlicht auf die majeſtätiſche Scene. Nun erſt konnte Ralph die Geſichter der ihn umgebenden Männer näher ins Auge faſſen. Schon ſeit zwanzig Jahren war der alte Knecht Gottes zwiſchen Schottlands Bergen umhergewandert, jeder Mühſal unterworfen und abgeſchnitten von allen Bequemlichkeiten des Lebens. Oft war er ſeinen Verfolgern nur mit größter Mühe entkommen, und oft war er, wie in dieſer Nacht, dem ganzen Ungeſtüme des Sturmes ausgeſetzt, in den wildeſten Schluchten und abgelegenſten Höhlen des Landes mit den Wenigen zuſammengekommen, welche um ihres Glaubens willen Alles verlaſſen hatten, um ſie zu belehren, zu tröſten und zu ermuthigen. Dennoch konnte Ralph im Geſichte deſſelben nichts als ſtillen Frieden entdecken. Obgleich einige ſeiner Zuhörer Merkmale ſchwerer Leiden an ſich trugen, indem ihre Kleider zu Lumpen abgenützt, und ihre Leiber durch Mühſale abgemagert waren, ſo malte ſich doch in Aller Mienen ſanfte Ergebung und chriſtlicher Glaubensmuth. So mächtig iſt Gottes Gnade — ſo ſicher die tröſtende und ſtärkende Kraft der Religion.

Nachdem Ralph von dem Geiſtlichen erfahren hatte, wo er ihn und die Seinigen am nächſten Sonntage treffen könnte, verließ er ſie und kehrte nach Hauſe zurück. Es war ſchon ſpät, als er hier ankam; da es aber ſeine Gewohnheit war, ſich jeden Sonntagabend aus dem profanen Kreiſe ſeiner Verwandten zurückzuziehen, ſo erregte ſeine ſpäte Rückkehr keinen Verdacht.

Die Woche über dachte er viel über das nach, was er gehört hatte, und die Erinnerung daran beſtärkte ihn in ſeinem Vorſatze, der Zuſammenkunft am nächſten Sonntage anzuwohnen. Beſonders, wenn er bedachte, wie viele Drangſale der betagte Geiſtliche und ſeine Freunde ſchon erduldet hatten, und wie ſie dieſelben doch ſo wenig beachteten, beſchloß er, nicht länger zu ſchwanken, ſondern gemeinſame Sache mit ihnen zu machen.

Drittes Kapitel.

Ich habe mein Angeſicht im Augenblick des Zorns ein wenig vor dir verborgen: aber mit ewiger Gnade will ich mich dein erbarmen, ſpricht der Herr, dein Erlöſer.
Jeſ. 54, 8.

Früh am Sonntagmorgen ging Ralph von Hauſe weg und traf in der Scheune eines ungefähr anderthalb Stunden entfernten Pachthofs mit dem alten Geiſtlichen und zwölf bis fünfzehn Zuhörern deſſelben zuſammen. Kaum war jedoch der Pſalm geſungen und das Gebet geſprochen, als von Einem, der in einer kleinen Entfernung Wache ſtand, die Nachricht gegeben wurde, daß ein Trupp Dragoner auf das Haus zureite. Einer der elenden Spione, welche in jenen Tagen von der tyranniſchen Regierung für Angebereien gegen die Covenanters wohl bezahlt wurden, hatte Mittel gefunden, die Stunde und den Ort der gegenwärtigen Verſammlung zu erfahren, und machte jetzt, gleich Judas, den Führer der rohen Soldaten, die eine Freude daran fanden, das Blut der Heiligen zu vergießen.

Als der betagte Geiſtliche das Herannahen der Dragoner erfuhr, empfahl er alle Anweſenden dem Schutze Gottes, des Erhalters der Menſchen, und bat ſie dringend, ihn zu verlaſſen und jede mögliche Maßregel zu ihrer Rettung zu gebrauchen. Aber dazu wollten ſie ſich durchaus nicht verſtehen. Er war der geiſtliche Vater, der Tröſter und Freund der meiſten Anweſenden ſeit ihrer früheſten Kindheit geweſen. Er war im Dienſte ſeines himmliſchen Herrn grau geworden, und ſeine kleine Gemeinde ſchien eifriger darauf bedacht, ihn zu retten, als ſich ſelbſt.

„Kann man ihn nicht verbergen,“ ſagte ein Knabe, der Sohn des Hausherrn, „kann man ihn nicht in dem Loche unter dem Küchenboden verbergen, wo Herr Mac-Coll ſich einſt verſteckte, als die Dragoner früher einmal hier waren?“

„Dank Dir, guter Junge,“ ſagte ſein Vater, „der Schrecken hatte mir dieſen Ort ganz aus dem Gedächtniſſe gebracht. Dort wird er ſicher ſeyn. Schon manchen würdigen Chriſten hat dieſer Ort vor den Bluthunden verborgen.“

Unter dem Küchenboden war eine Höhlung gegraben worden, groß genug, zwei oder drei Perſonen zu faſſen. Der Zugang war durch einen dünnen Flieſenſtein ſo leicht verſchloſſen, daß eine einzige Perſon denſelben wegrücken konnte; lag er aber auf ſeiner Stelle, ſo ſah er dem übrigen Fußboden ſo vollkommen gleich, daß er keinen Verdacht eines Verſtecks erregen konnte.

In dieſen Bergungsort wurde der alte Geiſtliche hinabzuſteigen überredet, und theils, weil er beſorgte, Ralph habe noch zu wenig Erfahrung in den Kämpfen und Anfechtungen des Chriſten, theils, weil er ihn in die gegenwärtige Gefahr gebracht zu haben ſich bewußt war, lud er den Jüngling ein, ſich an demſelben Orte zu verbergen. Dieß lehnte jedoch Ralph ab. Er ſey jung, ſagte er, und könne Drangſale aushalten; dagegen ſeyen graue Häupter da, welche die grauſame Behandlung, der ſie ausgeſetzt ſeyn würden, weniger tragen könnten. Man hatte keine Zeit zu langem Hin- und Herreden, der Inhaber des Hauſes und ein anderer alter Mann ſtiegen mit dem Geiſtlichen in den Schlupfwinkel hinab, und der Flieſenſtein wurde ſogleich wieder an ſeine Stelle gerückt.

Kaum war dieß geſchehen, als die Dragoner, zwanzig an der Zahl, ankamen. Es waren meiſtens Hochländer aus den wildeſten Gegenden des nördlichen Schottlands. Ihre Geſichter hatten einen rohen, trotzigen

Ausdruck, und ſie ſchienen faſt alle nur ſo viel engliſch zu verſtehen, um in dieſer Sprache ihren Mitmenſchen zu fluchen und ihren Schöpfer zu läſtern.

Wohl wiſſend, daß Flucht unmöglich war, und Widerſtand, da ſie unbewaffnet waren, fruchtlos ſeyn würde, ließen ſich die Covenanters ohne Sträuben gefangen nehmen. Die Arme wurden ihnen mit Stricken an den Leib gebunden, welche die Soldaten zu dieſem Zwecke mitgebracht hatten, und während ſie ſo wie die gemeinſten Verbrecher gebunden wurden, ergoß ſich zugleich eine Fluth der verächtlichſten Spöttereien und gröbſten Schimpfwörter über ſie. Nachdem einige derſelben vergebens gefoltert worden waren, damit ſie den Schlupfwinkel des Hausinhabers und des alten Geiſtlichen verriethen, wurden Alle nach dem Städtchen Irvine transportirt. Da die Verfolgung damals auf ihrem Culminationspunkte war, ſo brauche ich nicht erſt zu ſagen, worin ihr Schickſal beſtand. Ralph entging dem Tode, zu welchem die Uebrigen verurtheilt wurden, nur durch den Einfluß ſeines Vaters.

Herr Gemmell war eben auf dem Wege nach der Kirche, als die Gefangenen durch die Stadt in das Gefängniß geführt wurden. Seines Haſſes gegen die verfolgte Partei und ſeines Mißfallens an der ernſten Geiſtesrichtung ſeines Sohnes iſt bereits Erwähnung gethan worden; aber die Gefühle eines Vaters, welche ſich nicht leicht unterdrücken laſſen, bewogen ihn, ſich für die Rettung ſeines Sohnes zu verwenden, und einem Manne, deſſen Haus der regierenden Partei ſchon ſo lange angehangen, und der ſeine eigene Ergebenheit gegen dieſelbe durch die eifrigſte Unterdrückung ihrer Gegner erprobt hatte, konnte die Erfüllung eines ſolchen Wunſches nicht ſchwer werden. Doch mußte er, ehe ſeinem Sohne Leben und Freiheit geſchenkt wurde, verſprechen, daß Ralphs künftiges Benehmen den Forderungen der Regierung nicht mehr widerſprechen ſollte, und daß dieſer ſelbſt den ſogenannten Teſt, d. h. eine Art Eid, ſchwören würde, wodurch er aller Gemeinſchaft mit den Covenanters und allen mit den damaligen Inſtitutionen nicht übereinſtimmenden Anſichten entſagte, dagegen jeder Maßregel der Regierung, welcher Art ſie auch ſeyn mochte, Gehorſam und Unterſtützung verſpräche.

Und ſchwur Ralph dieſen Eid? vergaß er ſo bald die Lehren des alten Geiſtlichen und die letzten Ermahnungen ſeiner Mutter? Er hatte nichts hievon vergeſſen, aber ſich zu ſehr auf ſeine eigene Stärke verlaſſen und noch nicht ſein ganzes Vertrauen auf den Herrn geſetzt; er hatte ſich durch die Lebhaftigkeit ſeiner religiöſen Gefühle täuſchen laſſen, ſo daß ihm ſeine eigene Schwäche und das beſtändige Bedürfniß der allmächtigen Gnade noch nicht klar geworden war. Als er nun mit Gefängniß und Tod bedroht wurde, als ſein Vater ihm vorwarf, daß er die Familie verunehre, und man von allen Seiten mit Bitten oder Spottreden ihn beſtürmte, ſo ſchwur er den Teſt, wiewohl ſeine Zunge ihm dabei faſt den Dienſt verſagte, und er am ganzen Leibe zitterte.

Als Ralph nach dieſer Verleugnung ſeiner religiöſen Anſichten nach Hauſe zurückkam, empfing ihn ſein Vater mit den bitterſten Vorwürfen, weil er nicht bloß der Familie Schande gemacht, ſondern auch, da er, der Vater, für das Benehmen derſelben verantwortlich ſey, ihn in ſchwere Strafe hätte bringen können. Ueberdieß habe Ralph auf ſeinen eigenen Ruf einen unauslöſchlichen Flecken durch den Umgang mit Fanatikern und Verräthern geworfen; denn in dieſem Lichte betrachtete Herr Gemmell die Covenanters. Ferner wurde ihm erklärt, wenn er es je wieder wagen ſollte, ihren Verſammlungen beizuwohnen oder ihnen den geringſten Vorſchub zu thun, ſo würde das väterliche Gut ſeinem jüngeren Bruder zufallen, er ſelbſt aber enterbt und verſtoßen werden.

Da aber Herrn Gemmell an der Ehre ſeines Sohnes, wie er es nannte, wirklich etwas gelegen war, ſo ließ er es bei Vorwürfen und Drohungen nicht bewenden. Er verſuchte es auch mit der Freundlichkeit und ſtellte ihm vor, wie wehe des Sohnes Ungehorſam und Thorheit ſeinem Vaterherzen gethan habe, und verſprach, wenn das künftige Benehmen des erſteren ſeinen Wünſchen entſpräche, ihm die väterlichſte Aufmerkſamkeit zu widmen, ihn zu allen ſeinen Beſuchen und Vergnügungen mitzunehmen und mit Männern vom erſten Range und der höchſten Auszeichnung bekannt zu machen. Wenn Ralph ſeinen Rathſchlägen folge, ſo werde er froh und glücklich leben, von den Edlen der Nation geachtet und geehrt werden und zu der Reihe ſeiner Ahnen einen ferneren würdigen Namen hinzufügen.

Dieſe Beweisgründe machten großen Eindruck auf Ralph. Selten hatte er ſeinen Vater freundlich mit ihm reden hören, ſo daß er jetzt von der Zärtlichkeit deſſelben ganz überwältigt wurde. Zwar ſagte ihm ſein Gewiſſen noch immer, daß er auf unrechtem Wege ſey; aber er hatte den Beifall eines Vaters für ſich und ſuchte daher die Stimme in ſeinem Innern zum Schweigen zu bringen. Er ritt mit ſeinen Verwandten auf die Auskundſchaftung von Conventikeln aus, lachte über ſein Abenteuer mit den Covenanters, ſuchte unbekümmert um ihre Drangſale zu erſcheinen, nahm an der frivolen Unterhaltung ſeiner Umgebung Theil und ahmte ihren profanen Spott und ihre unreinen Scherze nach. Sein Vater freute ſich über dieſe Aenderung und bewies ihm von Tag zu Tag größere Freundlichkeit und Achtung; auch ſeine Verwandten liebkosten und ſchmeichelten ihm als einem ſo würdigen Erben eines ſo achtbaren Hauſes. Um ſo viel behaglicher war ſeine nunmehrige Lage — ſo ſehr fühlte ſich ſein Stolz und ſeine Eitelkeit durch die Aufmerkſamkeit, die ihm zu Theil wurde, geſchmeichelt, daß es menſchlichen Augen hätte ſcheinen mögen, er habe völligen Schiffbruch an ſeinem Glauben gelitten und ſich durch ein unzerreißbares Band mit der im Argen liegenden Welt verbunden. Allein Gott ſieht anders, als die Menſchen. So viel höher der Himmel iſt, denn die Erde, ſo viel höher ſind Gottes Gedanken, als unſere Gedanken.

Wiewohl Ralphs neue Verhältniſſe viele Reize für ihn hatten, ſo war er doch nicht zufrieden. Oft verdammte ihn ſein Gewiſſen, und da es mit dem Worte Gottes übereinſtimmte, ſo konnte er ſich nicht leugnen, daß der Urtheilsſpruch deſſelben gerecht war. Mitten in luſtiger Unterhaltung oder auf lärmenden Ausflügen fühlte er manchmal den Stachel ſolcher Selbſtanklagen, und eine plötzliche Traurigkeit überkam ihn dann. Beſonders aber, wenn er ſich zur Ruhe begab oder in ſtiller Nacht erwachte, rückte ihm ſein innerer Richter ſeine Sünden vor und erinnerte ihn an ihre furchtbaren Folgen.

In einer Nacht, nachdem er an den rohen Scherzen und der zügelloſen Luſtigkeit, welche in jenen Tagen ſo gewöhnlich und nirgends gewöhnlicher, als im Hauſe ſeines Vaters waren, noch mehr Antheil, als ſonſt, genommen hatte, begab er ſich zu Bette und war ſchon beinahe eingeſchlafen, als er plötzlich wieder auffuhr, wie es in Folge einer augenblicklichen Stockung des Herzſchlags manchmal zu geſchehen pflegt. Tauſende ſind ſchon aus ihrem erſten Schlummer ſo aufgeſchreckt worden, haben eine momentane Unbehaglichkeit gefühlt und ſind dann wieder auf ihr Kiſſen zurückgeſunken und in einen geſunden Schlaf verfallen. Anders aber war es bei Ralph: es war ihm, als ob der Tod mit leiſem Finger bei ihm anklopfe; ein kalter Schweiß überlief ihn, und er wagte es kaum, ſeinen Kopf auf das Kiſſen niederzulegen. Schnell wie der Blitz durchflog ſein Geiſt ſein Thun und Laſſen in der letzten Zeit. Die vielen Lehren, Rathſchläge und Warnungen, die er von einer liebevollen Mutter empfangen, die Erkenntniß des göttlichen Willens, die er aus der Bibel geſchöpft, die Unterredung, die zwiſchen ihm und dem alten Geiſtlichen ſtattgefunden hatte, ſeine vor Gottes Angeſichte abgelegten Gelübde, — Alles das erhob ſich anklagend gegen ihn. Die Angſt ſeiner Seele wirkte elektriſch auf ſeinen Leib; er ſchauerte zuſammen, zitterte, und es war ihm, als ob der Tod ſchon mit eiskalter Hand ihn anfaſſe. Er dachte, Gott habe ihn verlaſſen, und er ſolle jetzt zu ſchmecken bekommen, welchen Beiſtand oder Troſt die Freundſchaft gottloſer Menſchen in der Stunde der Auflöſung ihm gewähren könnte. Tief empfand er, wie eitel Alles unter der Sonne iſt, wie die Seele im Angeſichte des Todes auf nichts Irdiſches ſich ſtützen kann, und wie abhängig der Menſch von ſeinem Schöpfer iſt. Einen Augenblick durchbebten die Schrecken der Verzweiflung ſein Herz, kein Lächeln vom Himmel fiel in das Auge ſeines umnachteten Geiſtes, und er empfand eine Angſt, die er gern gegen ein ganzes Leben der Armuth und Entſagung vertauſcht hätte.

Aber dieß war nur das Verbergen des Angeſichts ſeines himmliſchen Vaters für eine kleine Weile, nur eine jener gnädigen Züchtigungen, wodurch er ſeine Kinder von ihrer Schwäche und Hülfloſigkeit und von der Nichtigkeit alles Irdiſchen überführt, — und wodurch er ſie zur Demuth und Buße leitet und ſie lehrt, wie nöthig es ſey, ihr Vertrauen in Zeit und Ewigkeit allein auf ihn zu ſetzen. Ralph wurde nicht lange in dieſem Zuſtande der Hoffnungsloſigkeit gelaſſen: der Geiſt Gottes nahte tröſtend ſeiner Seele und erinnerte ihn an das Blut, das uns reiniget von aller Ungerechtigkeit. Er weinte Thränen ächter Reue und flehte in der Sprache des Glaubens: „Gott ſey mir Sünder gnädig!“ Zwar ſah er ſich jetzt ſchuldiger in Gottes Augen, als je; zugleich erkannte er aber auch die Bereitwilligkeit Gottes, ihn durch Chriſtus mit ſich zu verſöhnen, und er fühlte einen heiligen Frieden und ein unbedingtes Vertrauen auf ſeinen Erlöſer, wie ſie ihm vorher fremd geweſen waren. So viel Schwäche hatte er an ſeiner vermeintlichen Stärke gefunden, daß er es nicht mehr wagte, auch nur das geringſte Vertrauen darauf zu ſetzen, und ſo viel Selbſtbetrug hatte er in ſeinem Herzen entdeckt, daß er es ſich nicht getraute, Gehorſam für die Zukunft zu verſprechen, — ſondern demüthig betete er, daß er durch den Geiſt Gottes in den Stand geſetzt werden möchte, den göttlichen Willen zur Richtſchnur ſeines ganzen künftigen Lebens zu machen. Das iſt die Stimmung eines wahren Kindes Gottes, zu dem er ſagt: „Ich will Dich nicht verlaſſen, noch verſäumen.“

Durch ſolche Gedanken getröſtet und dem Schutze ſeines Gottes ſich empfehlend, verſank Ralph bald in einen ſüßen Schlaf.

Viertes Kapitel.

Selig ſeyd ihr, wenn euch die Menſchen um meinetwillen ſchmähen und verfolgen und reden allerlei Uebels wider euch, ſo ſie daran lügen. Seyd fröhlich und getroſt, es wird euch im Himmel wohl belohnet werden.

Matth. 5, 11. 12.

Als Ralph am nächſten Morgen erwachte, beſchloß er, einen einſamen Spaziergang zu machen, um ungeſtört über ſein künftiges Benehmen nachdenken zu können. Er ſchlug ſeinen Lieblingsweg dem Ufer des Irvine entlang ein. Es war der letzte Frühlingsmonat. Die Morgenſonne küßte mit ihren freundlichen Strahlen die Erde, welche in der Schönheit und Kraft der Jugend lächelte; die Felder hatten ihr grünes Feſtkleid angezogen, und im Walde ſangen die Vögel. Obgleich nun Ralph wußte, wie viele von Schottlands beſten Bürgern und Gottes treueſten Dienern an dieſem Morgen in Dürftigkeit umherwanderten, in Kerkern ſchmachteten oder zum Tode geführt wurden, und obgleich er ſich ſelbſt auf alle dieſe Uebel gefaßt machte, ſo war doch ſeine Ergebung in den Willen Gottes ſo unbedingt, und ſein Vertrauen auf die Allgenügſamkeit der göttlichen Gnade ſo groß, daß ſein Herz freudig in den Lobgeſang der Schöpfung einſtimmte.

„Warum ſollte ich traurig ſeyn,“ dachte er. „Die Lämmer, die dort auf jenem Hügel hüpfen und ſpringen, freuen ſich ihres kurzen Daſeyns, die Sänger des Waldes laſſen ihr Loblied erſchallen, obgleich ihr Leben bald für immer dahin ſeyn wird, — und ich ſollte nicht fröhlich ſeyn und lobſingen? Was ſind mir die Leiden dieſer Zeit? bin ich nicht unſterblich? wenn dieſer Leib vergeht, habe ich nicht ein Haus im Himmel, das nicht mit Händen gebaut iſt? wenn dieſe Welt für mich in Nacht verſinkt, werde ich nicht, vertraue ich nur auf meinen Erlöſer und halte ſeine Gebote, von ihm, dem treuen Hirten, auf noch ſchönere Auen und zu den lebendigen Waſſerbrunnen der ewigen Seligkeit geführt werden?“

Unter ſolchen Gedanken hatte Ralph beinahe die Meeresküſte erreicht, als plötzlich Trommelſchlag und der Tumult einer aus Soldaten, Magiſtratsperſonen und anderen Leuten gemiſchten Menge in ſeine Ohren drang, welche ein Mädchen von ungefähr achtzehn oder neunzehn Jahren von der Stadt Irvine an den Strand des Meeres führte. Dieſes Mädchen hatte ſchon als Kind ihre Mutter verloren und ihren Vater erſt wenige Wochen vor der Zeit, wovon wir reden, aus ihren Armen reißen und zum Galgen ſchleppen ſehen. Aber die Verfolgungswuth iſt ſo unerſättlich, wie das Grab. Die arme Waiſe war am vorhergehenden Sonntage bei einer jener Verſammlungen auf dem Felde, in deren Mitte ſie, der Stimme ihres Gewiſſens folgend, Gott zu verehren pflegte, ergriffen worden, und da weder Bitten noch Drohungen ſie bewogen, den Teſt zu ſchwören, ſo war ſie zum Waſſertode verurtheilt worden, — eine Todesart, welche mehrere Frauensperſonen in jenen Tagen erlitten.

Am Rande des Meeres, von welchem zur Zeit der Ebbe das Waſſer ſich zurückzog, wurde jetzt ein Pfahl befeſtigt, zu dem das hülfloſe Mädchen von zwei rohen Soldaten geführt und daran feſtgebunden wurde. Mittlerweile verſprach man ihr abermals Leben und Freiheit, wenn ſie den Teſt ſchwörte; aber mit heiligem Unwillen erwiederte ſie: „Suchet ihr das Leben meiner Seele, indem ihr mir ein paar Jahre irdiſchen Daſeyns mehr verſprechet? Hebet euch weg von mir, die ihr mich überreden wollet, mein Gewiſſen zu verletzen und meinen Heiland zu verleugnen! Ich vertraue auf meinen Gott. Ich weiß, an wen ich glaube, und bin gewiß, daß er mich nicht verlaſſen wird.“

Die Fluth trat jetzt ein, die Menge zog ſich ſchnell zurück, und bald war das Mädchen von Wellen umringt. Als das Waſſer immer tiefer um ſie wurde, ſchien ſie zu beten, und einige Augenblicke nachher hörte man ſie ſagen: „Lebt wohl, meine Freunde — lebt wohl, meine Feinde — Sonne und Erde, lebet wohl! Kommt, ihr Waſſer; warum kommt ihr ſo langſam? kommt und traget meine Seele in den Schoos meines Gottes!“

Hier wurde ihre Stimme von einem Trommelwirbel verſchlungen, welcher geſchlagen wurde, damit man ſie nicht hören ſollte. Ihre Augen erhoben ſich gen Himmel, und ein ſtiller Friede verklärte ihr Geſicht, während jede neue Welle höher an ihr hinaufſtieg, bis ihr das Waſſer endlich über den Kopf ging und ſie den Augen der Zuſchauer entzog.

Dieſe grauſame That des Deſpotismus und die Art, wie die junge Märtyrerin ihrem Tode entgegen ging, beſtärkte Ralph nur noch in ſeinen gefaßten Entſchlüſſen, und indem er ſeinen einſamen Spaziergang fortſetzte, bat er Gott inbrünſtig, ihm Kraft zur Ausführung derſelben zu ſchenken. Zugleich dachte er darüber nach, was er jetzt thun ſollte. Nach Hauſe zurückzukehren, hieß ſich den Vorwürfen, Spöttereien und lockenden Verſuchungen, denen zu widerſtehen er ſich bereits zu ſchwach gefunden hatte, von Neuem ausſetzen; ſchloß er ſich aber an die Covenanters an, ſo gab er ſich den härteſten Drangſalen preis. Da er jedoch das Letztere als ſeine Pflicht betrachtete, ſo lenkte er im Vertrauen auf den Allmächtigen und Allweiſen ſeine Schritte nach dem Pachthofe, wo er einſt gefangen genommen worden war. Als er daſelbſt anlangte, nahm ihn der alte Pächter bei der Hand und ſagte: „Ihr waret einſt unſer Freund, wollt Ihr uns ſagen, ob die Soldaten hieher kommen? Freilich haben wir gehört, daß Ihr Euch jetzt auf die Seite unſerer Feinde geſchlagen habt.“

„Ja, ich ſchlug mich auf die Seite eurer und meiner Feinde,“ erwiederte Ralph; „aber ich habe ſie jetzt verlaſſen und hoffe, daß mein Erlöſer mich nie mehr ſo weit vom rechten Wege abirren laſſen werde. Ich komme, um ein Nachtlager unter Eurem Dache zu ſuchen und mich von Eurer Erfahrung leiten zu laſſen.“

„Ich kann Euch auch nicht für eine einzige Stunde Sicherheit in meinem Hauſe verſprechen,“ ſagte der alte Mann; „aber jeder Schutz, den es gewährt, ſoll Euch mit Freuden zu Theil werden, und was unſere

Unterdrücker an Speiſe und Trank übrig gelaſſen haben, ſollen meine Kinder mit Euch theilen. Tretet ein; ein Geiſtlicher iſt eben jetzt in meinem Hauſe, den Ihr ſchon einmal hier geſehen habt. Er wird ſich über Eure Ankunft freuen; denn ſchon oft habe ich ihn von Eurer Mutter reden hören, und oft jammerte er um Euch, ſeit er Euch nicht mehr ſah."

Nach einer Unterredung mit dem alten Geiſtlichen, worin Ralph erzählte, was ſich mit ihm ſeit ihrer letzten Zuſammenkunft zugetragen hatte, fragte ihn der ehrwürdige Greis, ob er je ſchon das heilige Abendmahl genoſſen habe. Ralph verneinte es, ſetzte aber hinzu, daß es ſeine Abſicht ſey, bei der erſten beſten Gelegenheit den Tod ſeines Herrn zu verkündigen.

„Dieſe Gelegenheit kann Euch bald werden," verſetzte der Geiſtliche. „Ich werde, ſo Gott will, morgen das heilige Abendmahl an einem abgelegenen Orte ungefähr zwei Stunden von hier austheilen, und Ihr könnet mit mir gehen."

„Sehr gern würde ich Euren Vorſchlag annehmen," entgegnete Ralph; „aber ich fürchte, zu dieſer heiligen Handlung nicht gehörig vorbereitet zu ſeyn. Erſt geſtern noch gab ich mich frivoler Unterhaltung hin und ſtellte mich ſolchen gleich, welche Gott nicht kennen."

„Keiner von uns iſt genügend vorbereitet,“ ſagte der Greis; „allein das iſt kein Grund, uns dieſem heiligen Mahle zu entziehen. Im Gegentheile, wenn wir uns für vollkommen vorbereitet hielten, ſo wäre dieß ein Zeichen, daß wir es gar nicht wären, indem uns der demüthige, bußfertige Sinn fehlte, ohne den Niemand dieſes himmliſche Mahl würdig genießt. Uebertratet Ihr kürzlich Gottes Gebote auf eine gröbliche Weiſe, ſo habt Ihr es nur deſto nöthiger, in der Feier des Abendmahls vor den Thron der Gnade zu treten, um Eure Rückkehr in den Dienſt Gottes öffentlich darzuthun und von ihm mit Muth und Kraft zur Ueberwindung der Welt ausgerüſtet zu werden.“

So belehrt, verbrachte Ralph den Abend mit Gebet und Selbſtprüfung. Nach einer kurzen Ruhe machte er ſich früh am Sonntagmorgen mit ſeinem ehrwürdigen Freunde und dem alten Pächter auf den Weg nach dem verabredeten Verſammlungsorte. Als ſie dieſen, der ſich in einem dichten Walde befand, erreichten, war daſelbſt bereits eine Anzahl heilsbegieriger Seelen verſammelt. Brod und Wein waren von Landleuten aus dem nächſten Dorfe gebracht worden, und ſobald die kleine Heerde ſich vollzählig um ihren greiſen Hirten geſchaart hatte, eröffnete dieſer den feierlichen Gottesdienſt. Auf die Predigt ließ er eine beſondere Anrede an diejenigen, welche das Abendmahl genießen wollten, folgen, worauf die Letzteren, unter denen auch Ralph war, ſich auf dem Grasboden zuſammenordneten und ſich zum Empfange des Brods und Weins anſchickten.

Nachdem der ehrwürdige Geiſtliche die heiligen Unterpfänder der Liebe ihres Erlöſers unter ſie ausgetheilt und hierauf noch Worte der Ermunterung zu allen Anweſenden geſprochen hatte, zerſtreute ſich die kleine Gemeinde mit mehr wahrhafter Freudigkeit in ihren Herzen, als dem Gottloſen im Schooſe aller irdiſchen Güter und Ehren je zu Theil wird.

Fünftes Kapitel.

Was betrübſt du dich, meine Seele, und biſt ſo unruhig in mir? Harre auf Gott, denn ich werde ihm noch danken, daß er mir hilft mit ſeinem Angeſichte.
Pſ. 42, 6.

Sobald Ralph zu dem Entſchluſſe gekommen war, ſeine Heimath zu verlaſſen, hatte er folgenden Brief an ſeinen Vater geſchrieben:

Lieber Vater!

Ich weiß, daß das, was ich Euch mittheilen will, mir Euer Mißfallen zuziehen wird. Ich wünſchte, Euch und meinem Gott zugleich gehorſam ſeyn zu können. Ich machte eine Probe mit der Lebensweiſe, die Ihr billiget, und Ihr zeigtet mir durch Eure Güte und Freundlichkeit, was ich Alles von einem zärtlichen Vater zu erwarten hätte. Dennoch fühlte ich mich in jedem Augenblicke ruhigen Nachdenkens unglücklich. Ich kann kein Feind des Volkes Gottes ſeyn, kann nicht bei denen wohnen, die es verfolgen, kann meinen Heiland nicht vor den Menſchen verleugnen, damit er nicht auch mich einſt am Tage des Gerichts vor ſeinem himmliſchen Vater verleugne. Verzeiht mir daher, lieber Vater, meinen Ungehorſam. Da ich mich entſchloſſen habe, auf die Seite der verfolgten Partei zu treten, und daher Euer Haus nicht mehr meine Heimath bleiben könnte, ohne daß Ihr dadurch Unannehmlichkeiten von Seiten der Regierung ausgeſetzt würdet, ſo habe ich Euch für einige Zeit verlaſſen. Zwar muß ich mir vielleicht mein Brod durch harte Arbeit erringen — vielleicht es erbetteln, auch mögen viele Drangſale meiner warten; aber ich ſtelle mich unter den Schutz einer gnädigen und wachſamen Vorſehung und fürchte nicht den Haß der Welt. Vielleicht kommt bald die Zeit, wo die Partei, der ich jetzt angehöre, nicht mehr im Lichte von Verräthern betrachtet wird, und ich wieder bei Euch wohnen kann, ohne Euch Strafen auszuſetzen. Wenn dieſe Zeit kommt, und mein gegenwärtiges Benehmen Euch nicht ſo gegen mich aufbringt, daß Ihr mich ganz verſtoßet, ſo werde ich mit Freuden wieder zu Euch zurückkehren. Zürnet mir nicht, lieber Vater, daß ich der Stimme meines Gewiſſens gehorche. Vergebet mir, was ich gethan habe, und ſeyd verſichert, daß ich ſtets bleiben werde

Euer liebender Sohn

Ralph Gemmell.

Man kann ſich denken, wie dieſer Brief von Ralphs Vater aufgenommen wurde. Er ſtampfte mit dem Fuße auf den Boden und knirſchte mit den Zähnen. Er betrachtete ſeinen Sohn als einen unverbeſſerlichen Fanatiker, — als einen Schandfleck ſeiner Familie, der es nicht verdiene, daß er nur noch an ihn denke, und ohne ſich einen Augenblick zu beſinnen, ſetzte er ſich nieder und ſchrieb folgenden Brief an ihn:

Ralph!

Zu mir zurückkehren! Nein, nie, nie mehr; meine Thüre ſoll auf immer für Dich verſchloſſen ſeyn. Selbſt das Andenken an Dich will ich aus meinem Herzen reißen. Du haſt nicht bloß meine Ermahnungen verachtet, nicht bloß meine Güte mit Undank bezahlt und in meinen Hoffnungen mich getäuſcht, ſondern Du haſt Dich auch mit den gemeinſten und ſtrafbarſten Verräthern verbunden, haſt meinen Namen und mein Haus verunehrt, und mit Schaam erfüllt mich der Gedanke, daß Du mein Sohn biſt! Aber nicht länger ſollſt Du als ſolcher von mir anerkannt werden. Ich werde Alles, was ich habe, Eduard vermachen, und ich erkläre Dir hiemit, daß ich Dich nie mehr ſehen will. Unterſtehe Dich nicht, mir wieder zu ſchreiben oder zu ſagen, ich ſey Dein Vater.

Georg Gemmell.

Als Herr Gemmell dieſen Brief geſchrieben hatte, gab er ihn Eduard mit den Worten: „Gehe morgen früh“ — es war am Sonntagabende — „und überbringe dieſen Brief Ralph, der nicht mehr werth iſt, Dein Bruder zu heißen. Du wirſt ihn vielleicht in dem Hauſe finden, wo er damals feſtgenommen wurde; wo nicht, ſo wird man Dir daſelbſt doch wahrſcheinlich ſagen können, wo Du ihn treffen kannſt. Gehe, übergib ihm dieſen Brief und halte Dich nicht auf, auch nur ein Wort von ihm anzuhören.“

Ralph hatte am andern Tage das Pächterhaus, wohin er am Sonntagabende zurückgekehrt war, eben verlaſſen, um die friſche Morgenluft einzuathmen, als er ſeinen Bruder auf das Haus zureiten ſah. Sobald der Letztere ihn erblickte, wandte er ſein Pferd gegen ihn, warf ihm den Brief zu und ſprengte dann wieder davon, — froh, eines Bruders auf eine gute Art losgeworden zu ſeyn, den er nie geliebt hatte, und deſſen Erſtgeburt ihm ſtets ein Dorn im Auge geweſen war.

Ralph las den Brief. Er war auf etwas Aehnliches gefaßt; aber ſo viel hatte er doch nicht erwartet. Alle die bitteren Gefühle, welche der Verluſt einer Heimath und eines Vaters erregen kann, ſtürmten auf ihn ein. Es war hart, für immer aus einer Heimath verbannt zu ſeyn, wo er ſeine Kindheit mit der zärtlichſten Mutter verlebt hatte; es war hart, ſich von einem Vater verſtoßen zu ſehen, deſſen Wohlgefallen er oft ſelbſt mit Verletzung ſeines Gewiſſens ſich zu erwerben geſucht hatte. Er fühlte Alles das ſchmerzlich, und um Worte der Schrift zu gebrauchen, „er fiel auf ſein Angeſicht nieder und weinte bitterlich." Einen Augenblick wünſchte er beinahe, er möchte es ſich, gleich Eduard, haben gefallen laſſen, nach den Wünſchen ſeines Vaters zu leben; aber gleich darauf erinnerte er ſich wieder der Gewiſſensbiſſe und Todesſchrecken, die er kürzlich empfunden hatte. Er erinnerte ſich der Liebe ſeines himmliſchen Vaters und ſeines Erlöſers, — und obgleich er noch immer weinte, ſo floßen ſeine Thränen doch nicht über das, was er ſelbſt gethan und verloren hatte, ſondern darüber, daß er an der ewigen Seligkeit ſeines Vaters und Bruders ernſtlich zweifeln mußte. Bald jedoch wandte er ſich zur Quelle alles Troſtes für den Chriſten und flehte vor dem Throne der Gnade für ſeinen Vater und Bruder, die er noch immer innig liebte, wie ſehr ſie ihn auch haſſen und verachten mochten. Nach dieſem herzlichen Gebete kehrte Friede in ſein Herz zurück. Er wußte, daß er, obſchon von ſeinem irdiſchen Vater verſtoßen, doch einen Vater im Himmel habe, der ihn niemals verſtoßen würde, daß er, wiewohl von ſeinem Bruder verachtet, doch einen älteren Bruder beſitze, der ihn liebe und bis ans Ende lieben würde, — und daß er, obgleich ſeines irdiſchen Erbes beraubt, ſich unendlich werthvollere Schätze im Himmel geſichert habe.

Schon von Natur hatte Ralph eine nachdenkliche und beſchauliche Geiſtesrichtung, und dieſe wurde durch die Trübſale ſeines Lebens noch mehr ausgebildet: ſo daß er ſich gern zurückzog und in einſamer Betrachtung ſich zu ſammeln und in ſeinen guten Vorſätzen ſich zu beſtärken ſuchte. Dieſem Hange folgend, verließ er eines Abends eine Schäferhütte, wo er einige Tage zugebracht hatte, und durchwanderte die ſtille, friedliche Gegend, welche dieſelbe umgab.

„Dieſe Schafe,“ dachte er, während er an einer auf einer Haide gelagerten Heerde vorüberging, „dieſe Schafe ruhen im Frieden. Warum flieht dieſer nur den Menſchen? warum ſteht er mit Sorgen auf und geht mit Sorgen zu Bette? Iſt denn Gott barmherziger gegen die Thiere des Feldes, als gegen den Menſchen, den er nach ſeinem Bilde geſchaffen hat? Nein, heiliger Vater, Du haſt den Menſchen nur ein wenig niedriger als die Engel gemacht und ihn mit Ruhm und Ehre gekrönt. Aber er hat ſich gegen Dich empört, und darum irrt er ohne Führer und Tröſter umher; er hat ſich ſein Lager ſelbſt mit Dornen beſtreut; und darum flieht die Ruhe es. Gnädiger Gott, laß es ſo bei mir nicht ſeyn, ſondern lehre mich, Deinem Willen mich zu unterwerfen! Dann werde ich in ſüßem Frieden unter dem Schatten Deiner Flügel wohnen. Wie dort der Mond, welcher die Erde in ſeinen Silberſchein kleidet, in ungeſtörter Ruhe am Himmelsbogen hinwandelt, erhaben über die Stürme, welche in der Atmoſphäre der Erde wüthen, ſo werde ich mitten unter allen Trübſalen des Lebens und allen Schrecken des Todes in Dir Frieden haben!"

Während der Jüngling ſo Gemeinſchaft mit ſeinem himmliſchen Vater pflog, drang plötzlich ein herzzerreißender Klageton in ſeine Ohren. Er wandte ſich nach der Richtung, woher der Ton kam, und ſah beim Lichte des Mondes zwei Männer einen dritten einhertragen oder vielmehr ſchleppen. Als ſie ihm näher kamen, bemerkte er, daß es Soldaten waren. Der, den ſie einherſchleppten, war ein Offizier, welcher an eben dieſem Tage in einem Gefechte mit den Covenanters verwundet worden war. Eine Schaar jener furchtloſen Söhne bürgerlicher und religiöſer Freiheit hatte ſich im einſamen Moore verſammelt, um eine Predigt von einem ihrer Geiſtlichen zu hören. Dieſe hatte jedoch kaum begonnen, als die kleine Gemeinde von einem Soldatenhaufen überfallen wurde. Da ſie meiſtens unbewaffnet waren, leiſteten ſie anfangs keinen Widerſtand und hätten ſich wohl ohne Sträuben in den nächſten Kerker abführen laſſen, wenn nicht folgender Vorfall ſie in die höchſte Entrüſtung verſetzt hätte. Der bereits erwähnte Offizier nahm ſich nämlich unanſtändige Freiheiten gegen ein junges Mädchen heraus, welches unter den Gefangenen war. Von ihrem Vater darüber zur Rede geſtellt, ſchlug er ihn mit dem Säbel auf die linke Schulter und benahm ſich noch unverſchämter gegen das Mädchen.

„Du ſollſt in meiner Gegenwart nicht mißhandelt werden,“ ſagte der entrüſtete Vater zu ſeiner Tochter. Zugleich zog er unter einem weiten Oberkleide das kurze und roſtige, aber treue Schwert ſeiner Vorväter hervor und ſtieß es dem frechen Söldlinge in die linke Hüfte. Augenblicklich wurde nun der Kampf allgemein. Einige der Landleute fielen mit Knitteln, andere mit Schwertern, die ſie unter ihren Kleidern verborgen hatten, über die Soldaten her, und da ſie von gerechtem Unwillen entflammt und ihren Feinden an Zahl überlegen waren, ſo ſchlugen ſie dieſe bald in die Flucht. Zwei Soldaten jedoch unterſtützten, während die übrigen mit den Covenanters fochten, ihren tödtlich verwundeten Offizier, und nachdem ihre

Kameraden zerſtreut waren, trugen ſie ihn, ohne von den Covenanters daran verhindert zu werden, hinweg.

Dieß war der Mann, deſſen Klageton Ralphs Aufmerkſamkeit erregt hatte, und der, als die erſchöpften Soldaten ihn auf die Haide niederlegten und fragten, ob keine Hütte in der Nähe ſey, wo ſie ein Nachtlager finden könnten, mit der unſichern Stimme eines dem Tode nahen ſagte: „Schleppet mich nicht weiter, — ich will hier ſterben; aber ach!“ ſetzte er leiſer, wie mit ſich ſelbſt redend, hinzu, „was wird nachher aus mir werden? wohin werde ich kommen?“

„In den Himmel,“ ſagte einer der Soldaten, der dem Elenden einen Troſt geben wollte.

„Keine Hoffnung — keine Hoffnung!“ ſtammelte der Offizier.

„Wenn Ihr ſterben müßt, ſo ſterbet wie ein Mann!“ ſagte der andere Soldat. „Ihr habt Eure Pflicht gegen Euren König erfüllt und alſo nichts zu fürchten.“

„Unſchuldiges Blut klebt an meinen Händen,“ verſetzte der ſterbende Sünder. „Ich habe keine Hoffnung — keine Hoffnung!“

Wiewohl von Schauder über das geiſterhafte Ausſehen und die Verzweiflung des Mannes erfüllt, trat Ralph doch näher zu ihm und ſuchte ihn zu tröſten.

„Ihr dürfet darum nicht verzweifeln,“ ſagte er, „weil Ihr ein großer Sünder geweſen ſeyd. Chriſtus kam nicht, um die Gerechten, ſondern um die Sünder zur Buße zu rufen. Kein Sünder, auch der größte nicht, iſt von der Gnade Gottes ausgeſchloſſen, wenn er Buße thut. Darum thut Buße und ſuchet Vergebung für Eure Sünden durch Chriſtus, ſo kann Eure Seele noch gerettet werden.“

Dieſe Worte drangen in die Ohren des Sterbenden, ohne ihm einen Troſt zu gewähren. Sie waren gleich einer duftenden Speiſe vor den Augen eines Hungrigen, welcher zu ſchwach iſt, um die Hand darnach auszuſtrecken. Sie ließen ihn den Zorn Gottes, der jetzt ſchwer auf ihm laſtete, nur noch ſchärfer empfinden, und er rief in dem ſchrecklichen Tone der Verzweiflung: „Ich kann nicht Buße thun — Gott hat mich verlaſſen — keine Hoffnung!“

Während er dieß ſagte, wurde ſein Geſicht ſo blaß, wie die Mondſtrahlen, die darauf fielen, — die Schatten des Todes ſanken über ſeine Augen herab, noch einigemal zuckte ſein Leib zuſammen, dann lag er regungslos auf der Haide, und ſeine Seele ging hin, um vor Gottes Richterſtuhl ihr Urtheil zu empfangen.

Dieſer Mann war von chriſtlichen Eltern geboren, getauft und ſo ſchon frühe dem Herrn geweiht worden. Aber in ſeiner Jugend zeigte er Abneigung gegen die Religion, indem er ſich wenig um das Wort Gottes kümmerte, den Sonntag entheiligte, fluchte und ſich in frivole Geſellſchaft miſchte. Sein Gewiſſen machte ihm anfangs Vorwürfe darüber und verſetzte ihn oft in die größte Unruhe, ſo daß er die beſten Vorſätze faßte; allein je weiter man die Grenzlinien überſchreitet, welche Gottes Gebote uns vorzeichnen, deſto ſchwächer wird die Stimme des Gewiſſens, bis ſie ſich endlich im Geräuſche ſündhaften Treibens faſt ganz verliert. So war es dem Unglücklichen ergangen, deſſen entſeelter Leib jetzt auf der Haide lag.

In den nächſten zwei Jahren hatte Ralph viele Mühſale zu beſtehen. Oft arbeitete er auf dem Felde mit den Landleuten, die ihm ein Obdach gewährten. So wenig er bisher an Armuth und ſchwere Arbeit gewohnt geweſen war, ſo wurden ſie doch jetzt faſt ſeine beſtändigen Begleiterinnen. In Kleidern, welche nicht geeignet waren, ihn gegen die Kälte zu ſchützen, mußte er oft mitten im Winter und im Dunkel der Nacht einen Schlupfwinkel in den Schluchten und Höhlen der Berge ſuchen, und manchmal zwang ihn der Hunger, ſich ein Stück Brod zu erbetteln. Täglich ſtand ſein Leben, wie das aller ſeiner Glaubensbrüder, in Gefahr, und oft entkam er ſeinen Verfolgern mit knapper Mühe. Statt daß er jedoch den Entſchluß, der ihn in dieſe Lage verſetzt, bereut oder ſich von Gott verlaſſen gefühlt hätte, erfüllte ein hoher Friede ſein Herz. Mitten unter allen Drangſalen jagte er nach dem Kleinode, welches vorhält die himmliſche Berufung in Chriſto Jeſu, und tief empfand er die Wahrheit der Verheißung, welche der Herr den Seinen gibt: „Ich will Dich nicht verlaſſen, noch verſäumen.“

Oft war er, wie geſagt, ſeinen Verfolgern entgangen; aber jetzt war die Zeit gekommen, wo ihnen Macht über ihn gegeben werden ſollte.

An einem Sonntagnachmittage im Hochſommer, als Ralph mit einer Anzahl ſeiner Glaubensbrüder in einer Moorſchlucht im oberen Theile von Renfrewſhire eine Predigt hörte, wurden ſie plötzlich von einem Dragonerhaufen überfallen und gefangen genommen. Einige der Soldaten wollten, da ſie zu jener Zeit von der Regierung die Vollmacht dazu hatten, die Gefangenen auf der Stelle tödten, andere aber ſtimmten dafür, daß ſie nach Edinburg gebracht werden ſollten, um dort verurtheilt und hingerichtet zu werden. Der letztere Vorſchlag drang durch, und die Gefangenen wurden daher nach Edinburg abgeführt. Als ſie hier ankamen, wurden ſie mit Ketten beladen und in die dunkelſten Cellen des alten Gefängniſſes geworfen. Nachdem ſie zwei Tage lang im Kerker geſchmachtet hatten, wurden ſie ins Verhör gebracht, und, einen oder zwei ausgenommen, welche den Teſt ſchworen, ward Allen das Urtheil geſprochen, daß ſie am nächſten Tage hingerichtet, und ihre Köpfe und Hände auf den Stadtthoren aufgeſteckt werden ſollten. Sobald ihnen dieſes Urtheil verkündigt war, wurden ſie in ihre Kerker zurückgeſchickt.

Als Ralph zwei Jahre vorher in ſeinem väterlichen Hauſe dem Tode nahe zu ſeyn glaubte, empfand er alle Schrecken deſſelben, obgleich er damals in ſeinem Bette geſtorben, und ſein Andenken bei ſeinen Verwandten und Bekannten in allen Ehren geblieben wäre. Nun aber, obgleich er morgen als Verbrecher öffentlich hingerichtet, und ſein Gedächtniß für immer mit Schmach und Schande beladen werden ſollte, hatte doch der König der Schrecken ſeine fürchterliche Geſtalt für ihn verloren. Freilich war es ſchmerzlich für ihn, daß der Faden ſeines Lebens in der Kraft und Blüthe ſeiner Jahre entzweigeſchnitten werden ſollte, und manchmal wollten ihn Gedanken ängſtigen, wie der, daß er das Licht des Tages mit der Nacht des Grabes und die fröhlichen Stimmen der Menſchen mit dem Schweigen des Todes vertauſchen müſſe; aber immer wieder richtete ſich ſein Geiſt hoch empor an dem Moſesſtabe des Vertrauens auf Gott. „Ob ich ſchon wandere im finſtern Thale,“ ſprach er dann getroſt bei ſich ſelbſt, „fürchte ich kein Unglück, denn Du biſt bei mir: Dein Stecken und Stab tröſten mich.“ Ein ſchuldbeflecktes Gewiſſen, der Zorn Gottes und das jenſeitige Gericht machen die eigentlichen Schrecken des Todes aus; darum kann der Chriſt triumphirend zu ihm ſagen: „Tod, wo iſt Dein Stachel? Hölle, wo iſt Dein Sieg?“

Als der Morgen anbrach, erwachte Ralph aus einem erquickenden Schlafe, worin er einen Theil der Nacht zugebracht hatte, und war eben zum Gebete niedergekniet, als er Jemanden das Schloß ſeiner Celle öffnen hörte. Er erwartete nichts Anderes, als daß er ſogleich zur Hinrichtung abgeführt werden würde. Die Thüre öffnete ſich, und der Kerkermeiſter führte einen Oheim Ralphs herein.

„Junger Mann,“ ſagte der alte Krieger, „ich komme dieſen Morgen ſchon einen weiten Weg her, um Dein Leben zu retten. Ich habe bereits die Verwandlung Deiner Todesſtrafe in Verbannung ausgewirkt, und ſogar Deine völlige Begnadigung iſt mir zugeſichert, wenn Du verſprichſt, Dein künftiges Benehmen nach dem Willen der Regierung einzurichten.

„Tauſend Dank, lieber Oheim, für Eure Güte gegen mich,“ erwiederte Ralph; „aber woher wußtet Ihr, daß ich hier bin?“

„Das will ich Dir gleich erklären, Neffe. Einer der Soldaten, welche bei Deiner Gefangennehmung anweſend waren, hatte Dich oft geſehen, ſo lange Du noch bei Deinem Vater wohnteſt. Er erkannte Dich wieder, und da ich früher ſein Kapitän geweſen war, ſo gab er uns ſogleich Nachricht von Deiner Gefangennehmung. Dein Vater, obgleich er etwas bekümmert ſchien, erklärte, er werde ſich nicht in die Sache miſchen; aber mir war der Gedanke unerträglich, daß ein Mitglied meiner Familie enthauptet oder gehenkt werden ſollte, wie ein Hund. So kam ich denn hieher, ſo alt ich bin, machte die Loyalität unſeres Hauſes und meine eigenen Dienſte zu Deinen Gunſten geltend, und Du ſiehſt, was ich ausgerichtet habe. Jetzt, denke ich, wirſt Du dieſer verrückten Covenanters ſatt ſeyn und den Teſt ſchwören. Was hat das auf ſich? Ich könnte ein Dutzend ſolcher Eide in einer Stunde ſchwören und bliebe doch ein ehrlicher Mann. Komm, ich will Dich dem Miniſter vorſtellen. Du wirſt in Freiheit geſetzt werden, und ich will Alles thun, was ich kann, um zwiſchen Dir und Deinem Vater wieder Alles ins Reine zu bringen. Komm, mein Junge, wirf dieſe Narrheiten von Dir und lerne Dich wie ein Mann betragen.“

So ſprach der alte Soldat, und keine kleine Aufgabe war es für Ralph, die freundlichen Anerbietungen eines Mannes zurückzuweiſen, der ſich ſo viel Mühe um ihn gegeben hatte; aber Chriſtus war ihm ſo über Alles theuer geworden, daß Verſprechungen ſündiger Menſchen ihn nicht mehr von ihm abzuziehen vermochten. Nach einer augenblicklichen Pauſe antwortete er: „Lieber Oheim, ſeyd verſichert, daß ich mich Euch für Eure Theilnahme ſtets aufs tiefſte verpflichtet fühlen werde. Bereits habt Ihr mein Leben gerettet! Dieß iſt mehr Güte, als ich Euch je vergelten kann; aber macht Euch nun keine ferneren Sorgen um mich! Verbannung und Sklaverei ſind freilich nichts Angenehmes; allein ich wage es nicht, durch Verletzung meines Gewiſſens mich denſelben zu entziehen. Ihr werdet mich für einen Thoren halten, wenn ich dieſe zwei Uebel wähle, während ich durch Euren Einfluß in Freiheit geſetzt und vielleicht mit meinem Vater ausgeſöhnt werden könnte; aber hoffentlich werdet Ihr mir nicht böſe ſeyn, wenn ich feſt auf dem beharre, was ich als meine Pflicht gegen Gott erkenne. Er iſt mir nie ein harter Herr geweſen; er hat mich nie verlaſſen und wird es auch künftig nicht thun. Ich habe ſtets ſein Joch ſanft und ſeine Laſt leicht gefunden. Vergaß ich aber ſeiner und folgte der Stimme weltlicher Klugheit und den ſündhaften Lüſten meines eigenen Herzens, ſo hatte ich keinen Troſt und Frieden. Rathet mir daher nicht, lieber Oheim, gegen meine Ueberzeugung zu handeln, ſondern empfanget meinen wärmſten Dank für die große Güte, die Ihr mir bereits erwieſen habt."

„Gut, gut," ſagte der alte Mann, als er Ralphs Entſchloſſenheit ſah, „Du kannſt meinethalben thun, was Du willſt! Du wirſt es nicht ſehr angenehm finden, in der Hitze einer glühenden Sonne als Sklave zu arbeiten; doch ich wünſche Dir glückliche Reiſe und hoffe, Du werdeſt klüger zurückkehren."

Mit dieſen Worten verließ der alte Soldat die enge Celle und ließ Ralph mit ſeinen Gedanken allein. Dankbarkeit gegen Gott war das vorherrſchende Gefühl des Letzteren; denn Er hatte dieſen alten Mann zum Werkzeuge ſeiner Rettung gemacht und ihm dadurch einen neuen Beweis ſeiner unwandelbaren Vatertreue gegeben.

Sechstes Kapitel.

Der Gerechte muß viel leiden, aber der Herr hilft aus dem Allem.

Pſ. 34, 20.

Nachdem Ralph noch zwei bis drei Wochen im Gefängniſſe zugebracht hatte, wurde er mit einer Anzahl Leidensgefährten in Leith an Bord eines Fahrzeuges gebracht, um nach den engliſchen Pflanzungen in Jamaika transportirt zu werden. Es iſt faſt überflüſſig, die harte Behandlung zu beſchreiben, die ſie während der Ueberfahrt erfuhren. Der Kapitän, dem man die Gefangenen übergeben hatte, war ein Mann ohne alle Religion und hatte wenig Gefühl für die Leiden ſeiner Nebenmenſchen. Die Gefangenen wurden, dicht zuſammengedrängt, im Kielraume des Fahrzeugs hinter ein eiſernes Gitter geſperrt. Ihre Nahrung war Brod und Waſſer, und ſelbſt dieſes wurde ihnen nur ſparſam zugetheilt. In dieſer ſchrecklichen

Lage, worin ihnen nichts Erfreuliches übrig blieb, als die Hoffnung auf eine beſſere Welt, ſegelten ſie im Julius von ihrem Vaterlande ab. Das Wetter war günſtig, und ihre Reiſe glücklich genug, bis ſie die Inſel Jamaika zu Geſichte bekamen. Es war an einem Abende des September, eines ſehr ſtürmiſchen Monats in jenen Breiten, als das Schiff auf das Land zufuhr. Der Wind war jedoch gerade günſtig, der Himmel hell, und Jedermann erwartete, im Laufe weniger Stunden am Ufer zu ſeyn, als plötzlich eine Todtenſtille eintrat, die See unruhig wurde, der Himmel ſich trübte, und in weniger als einer halben Stunde ein fürchterlicher Sturm losbrach. Die Winde blieſen ſo heftig, und die Wogen kamen in einen ſolchen Aufruhr, daß das Schiff ſich nicht mehr von Menſchenhänden leiten ließ. Ein felſiges Ufer lag vor ihm, und die ſtürmiſche See trieb es ſchnell darauf zu. In dieſer Gefahr baten die Gefangenen den Kapitän dringend, ſie aus ihrem Gefängniſſe herauszulaſſen, damit ihnen doch eine Möglichkeit bliebe, ſich zu retten, wenn das Schiff ſcheiterte. Allein er ſchlug ihnen dieſe Bitte ab, indem er erklärte, er wolle ſie lieber Alle ertrinken ſehen, als ihnen eine Gelegenheit geben, ihm zu entwiſchen. Mittlerweile ſtrandete das Fahrzeug in ſehr geringer Entfernung von dem Lande und wurde durch den Stoß, den es dabei empfing, ſo beſchädigt, daß alsbald durch mehrere Lecke Waſſer eindrang, während die Wogen zugleich jeden Augenblick über das Verdeck ſich ergoßen. Noch immer verweigerte jedoch der Kapitän die Freilaſſung der Gefangenen; dagegen vergaß er nicht, für ſeine eigene Rettung zu ſorgen. In der Erwartung, daß die Fugen des Schiffes ſich alsbald löſen würden, befahl er, das lange Boot zu bemannen, und warf ſich mit allen ſeinen Leuten in daſſelbe, mit Ausnahme des Steuermanns und zweier oder dreier Matroſen, welche ſich weigerten, das Schiff zu verlaſſen. Dadurch dachte er ſein Leben zu retten, ohne ſich im mindeſten um Ralph und ſeine Unglücksgefährten zu bekümmern. Aber Gott, der die Waſſer in ſeiner hohlen Hand hält und die Anſchläge der Menſchen zunichte macht, hatte es anders beſchloſſen. Das Boot war noch nicht viele Ellen vom Schiffe weg, als es durch die Gewalt zweier rieſenhafter Wogen umgeſtürzt wurde, und der grauſame Kapitän nebſt allen ſeinen Begleitern ſogleich im Waſſer umkam.

Als der Steuermann dieß ſah, ließ er die Gefangenen ſogleich los, und dieſe arbeiteten nun mit den wenigen zurückgebliebenen Matroſen unabläſſig an den Pumpen, um das eingedrungene Waſſer aus dem Fahrzeuge hinauszuſchaffen; aber trotz ihrer äußerſten

Anſtrengung nahm doch das Waſſer im Schiffe zu, der Sturm wüthete ſo heftig, als je, und jeden Augenblick hielten ſie für ihren letzten.

In dieſer dringenden Gefahr rief Ralph zu Dem, der Wind und Wellen gebietet, und der bisher ſeine Zuverſicht und ſein Retter geweſen war. Das Nämliche thaten alle ſeine Unglücksgefährten, und es gefiel dem Allmächtigen, ihr Gebet zu erhören. Er ließ den Sturm ſich legen, und Alle diejenigen, welche auf dem Schiffe geblieben waren, erreichten auf den kleinen Booten glücklich das Ufer. Der Steuermann übernahm jetzt die Aufſicht über die Gefangenen und führte ſie zum Gouverneur der Inſel, aus deſſen Händen ſie an die Pflanzer übergingen.

Für einen freigeborenen und gebildeten Mann iſt die Sklaverei das Härteſte, wozu er verurtheilt werden kann. In mancher Beziehung iſt ſie ſchlimmer, als der Tod ſelbſt. Zu ſterben iſt das Loos Aller, der Reiche wie der Arme muß den Weg alles Fleiſches gehen. Aber der Leibeigene eines Mitmenſchen zu ſeyn, gleich einem Thiere oder Erzeugniſſe des Feldes verkauft und gekauft zu werden, ſich, ſelbſt ohne die Hoffnung des geringſten Lohns, harter Arbeit unterworfen zu ſehen und der Peitſche eines launigen und tyranniſchen Herrn preisgegeben zu ſeyn, ohne daß man wagen dürfte, ſich zu vertheidigen, und ohne alle Hoffnung auf Abſtellung ſeiner Beſchwerden, — das iſt eine ſo tiefe Herabwürdigung, daß, aus Gewiſſensgründen ſich darein zu fügen, die entſchiedenſte Frömmigkeit, das feſteſte Vertrauen auf Gottes Verheißungen und die lebendigſte Hoffnung auf einen ſicheren Gnadenlohn in den Wohnungen der ewigen Freiheit erheiſcht. In dieſem Zuſtande der Sklaverei ſollte nun Ralph leben. Der Herr, dem er und zwei oder drei ſeiner Unglücksgenoſſen anheimgefallen waren, behandelte ſie faſt mit eben derſelben Härte, wie die Neger, mit denen ſie arbeiten mußten. Für Ralph war dieſe Behandlung beſonders empfindlich. Er, deſſen Kindheit ſo zärtlich gepflegt, und der bis zu ſeinem fünfzehnten Jahre als der muthmaßliche Erbe eines ſchönen Guts betrachtet worden war, ſah ſich jetzt genöthigt, täglich vom Morgen bis zum Abende unter der Peitſche eines grauſamen Sklavenaufſehers und in der Hitze einer glühenden Sonne zu arbeiten.

Das war eine peinliche, die menſchliche Natur ganz beſonders empörende Lage. Wer aber Gottes Gebote nicht achtet und den ſündhaften Neigungen ſeines Herzens folgt, beugt ſeinen Nacken freiwillig unter das Joch einer noch viel entwürdigenderen und härteren Sklaverei. Ralph dagegen war durch die

Gottloſigkeit anderer Menſchen zu ſeinen Ketten gekommen; er hatte den Beifall ſeines Gewiſſens, den Beifall ſeines himmliſchen Vaters und Erlöſers, und darum konnte er nicht unglücklich ſeyn.

In dieſem Lande der Sklaverei hatte Ralph keinen Geiſtlichen, der ihn hätte berathen oder tröſten können. Am Sonntage war er jedoch von der Arbeit frei, und er begrüßte den Anbruch dieſes Tags mit heiligem Entzücken. Den Vormittag brachte er allein mit ſeiner Bibel zu, dem einzigen Buche, das er aus Schottland mitgebracht hatte. Er bereicherte und tröſtete ſeine Seele mit ihren köſtlichen Wahrheiten, prüfte ſich ſelbſt, bekannte reuevoll ſeine früheren Uebertretungen und die Sünden, die er noch immer in ſeinem Herzen fand, und betete zu Gott um ein Herz, das ihm beſſer dienen und ihn inniger lieben würde. Nachmittags traf er regelmäßig mit ſeinen Gefährten, welche unter demſelben Herrn ſtanden, unter einem großen Paradiesfeigenbaum zuſammen, deſſen rieſenhafte Blätter ſie gegen die Strahlen der glühenden Sonne ſchützten. Hier beteten ſie mit einander, laſen einen Abſchnitt aus der Bibel, ſangen ein Lied, redeten von der Liebe Gottes in Chriſto Jeſu und tröſteten ſich gegenſeitig mit den Verheißungen des Evangeliums und der Hoffnung des ewigen Lebens. Auch erfuhren ſie die

Wahrheit des Worts: „Wo zwei oder drei verſammelt ſind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“

„Ihr ſcheinet heute ſehr traurig zu ſeyn,“ ſagte Ralph eines Sonntagabends zu einem ſeiner Leidensgenoſſen. „Darf ich nach der Urſache Eurer Schwermuth fragen?“

„Mich beunruhigt,“ erwiederte ſein Freund, „ſeit einiger Zeit der Gedanke, daß wir uns ſelbſt betrügen. In unſerem Vaterlande wurden wir geſetzlich verfolgt und zur Verbannung verurtheilt; hier ſind wir Sklaven, unſerer Menſchenwürde beraubt und ohne Hoffnung auf Freiheit. Gewiß hat uns der Herr verlaſſen; ſonſt würde er nicht zugeben, daß ſo viele Uebel uns treffen.“

„Hütet Euch vor ſolchen Gedanken,“ ſagte Ralph. „Gottes und der Menſchen Feind iſt es, der ſie eingibt. Er ſucht Euch des Dienſtes Gottes überdrüſſig zu machen, indem er Euch bereden will, daß derſelbe nutzlos ſey. Wir haben keinen Grund zu glauben, Gott habe uns verlaſſen, weil wir ſchweren und langwierigen Leiden, ja ſogar der Sklaverei anheim gegeben ſind; denn wen der Herr lieb hat, den züchtiget er, und er ſtäupet einen jeglichen Sohn, den er aufnimmt. Der Gottloſe dagegen grünt, wie die Bibel ſagt, gleich einem Loorbeerbaum, und wird nicht heimgeſucht, wie andere Leute. Weltglück iſt alſo kein Beweis der göttlichen Gnade, noch Mißgeſchick ein Zeichen ſeines Mißfallens. Das Gefühl in unſerer Bruſt iſt es, was uns glücklich oder unglücklich macht. Der arme Sklave kann einen Seelenfrieden und eine Hoffnung des zukünftigen Lebens haben, welche eine beſtändige Entſchädigung für alle ſeine Leiden ſind, während ſein reicher Herr von Gewiſſensbiſſen und Vorahnungen heimgeſucht werden kann, die ihn zu keinem frohen Genuſſe ſeines Wohlſtands kommen laſſen und ſein ganzes Leben verbittern. Ihr wiſſet ja, mein Freund, daß ich ſelbſt eine Probe mit den Freuden der Sünde machte. Ich hatte damals Alles, was ich nur wünſchte. Ich war von Verwandten umgeben, die mich achteten und liebten, und die Hoffnungen künftiger Ehren kitzelten meine Eitelkeit; aber ſo oft ich an Tod und Ewigkeit dachte, war ich unglücklich, weil ich Gott verlaſſen hatte und von ihm verlaſſen war. Jetzt bin ich in den Augen der Welt ſo arm und niedrig, als nur immer ein menſchliches Weſen ſeyn kann; aber ich glaube an meinen Erlöſer, vertraue auf Gott und bin glücklich; nur wenn ich den ſündhaften Neigungen meines Herzens folge, gibt mich Gott für eine Weile der Traurigkeit anheim. Zweifelt ja nicht an der Wahrheit der göttlichen Verheißungen, mein Freund! Unſere Leiden ſind zwar lang und hart; aber ſelig iſt der Mann, der die Anfechtung erduldet; denn nachdem er bewährt iſt, wird er die Krone des Lebens empfahen, welche Gott verheißen hat denen, die ihn lieb haben.“

„Ihr habt wahrlich recht, mein Freund,“ erwiederte Ralphs Leidensgefährte, „ich bin überzeugt und getröſtet. Laßt uns auf unſere Kniee niederfallen und Gott bitten, daß er uns Gnade geben möge, allen böſen Eingebungen zu widerſtehen und immer feſter an die Verheißungen des Evangeliums zu glauben.“

Ralph hatte jetzt beinahe ſchon zwei Jahre das Joch der Sklaverei getragen. Sein obſchon von Natur kräftiger Leib begann in Folge ſo harter Arbeit in einem für Europäer ſchädlichen Clima zu kränkeln, und er hoffte, der Tod werde ihn bald aus ſeiner Knechtſchaft erlöſen. Aber Gott hatte für ihn noch viele Tage des Friedens und der Glückſeligkeit im Lande der Lebendigen beſtimmt.

Siebentes Kapitel.

Wer verläſſet Häuſer, oder Brüder, oder Schweſtern, oder Vater, oder Mutter, oder Weib, oder Kinder, oder Aecker um meines Namens willen, der wirds hundertfältig nehmen, und das ewige Leben ererben.

Matth. 19, 29.

Eines Tags, als Ralph und ſeine Gefährten auf dem Felde arbeiteten, trat ihr Herr zu ihnen, grüßte ſie freundlich und ſagte: „Das Jubeljahr iſt erſchienen. Ihr ſeyd nicht mehr meine Sklaven. Eine Staatsumwälzung hat in Britannien ſtattgefunden. Ein neuer König ſitzt auf dem Throne und hat befohlen, daß Alle, welche unter der vorhergehenden Regierung aus Religionsgründen mit Verbannung und Sklaverei beſtraft worden ſeyen, ſogleich auf freien Fuß geſetzt werden ſollen. Fahrzeuge erwarten Euch an der Küſte, um Euch in Euer Vaterland zurückzubringen.“

„In unſer Vaterland!“ riefen Alle wie mit Einer Stimme. „Gelobt ſey Gott! hat er es endlich von ſeinen Unterdrückern befreit? O Schottland, Schottland! ſollen wir Dich wiederſehen!" Damit umarmten ſie einander und brachen in einen unbeſchreiblichen Jubel aus.

Wenige Tage nach dieſer Freudenbotſchaft ſchiffte ſich Ralph mit vielen anderen Verbannten in einem Fahrzeuge nach Greenock ein. Der Wind war günſtig, die Reiſe ſchnell und glücklich, und wie hüpfte ſein Herz vor Freude, als die weißen Kreidefelſen und die blauen Berge ſeiner Heimath aus dem Spiegel des Meeres hervorſtiegen! Sein neubelebter Muth und die Luftveränderung ſtellten ſeine Geſundheit vollkommen her, und er vergaß eine Zeit lang, daß er enterbt und aus ſeines Vaters Hauſe verſtoßen war. Jetzt begrüßten ihn die wohlbekannten Klippen des Arran, der Ailſafels und die Küſten von Carrick; ja jetzt konnte er auch Irvine und Schloß Craigfoot ſehen; und ſein Herz pochte von unausſprechlichem Entzücken.

Da Ralph und zwei oder drei andere Paſſagiere bei Irvine zu landen wünſchten, ſo näherte ſich das Schiff dem Hafen und ließ ſie auf einem Boote ans Ufer bringen. Aber wer könnte Ralphs Freude beſchreiben, als er den Fuß auf den Boden ſeines Geburtslandes ſetzte! Er fühlte ein Entzücken, das ihn für Jahre der Mühſal entſchädigen konnte. Er fiel auf ſeine Kniee nieder und dankte Gott, der ihn aus ſo vielen Gefahren errettet und ihn ſtark und geſund in ſein geliebtes Vaterland zurückgeführt hatte. „Möge mich Gott,“ ſagte er, „wenn die Trübſale des Lebens vorüber ſind, auch ſo ſicher in den Hafen meiner himmliſchen Heimath einlaufen laſſen!“

Es war zu Anfang des Sommers an einem Sonntagnachmittage, als er landete, und die Bewohner von Irvine verſammelten ſich eben zum zweiten Gottesdienſte. Dieß war ein ſehr wohlthuender Anblick für Ralph. Viele, deren Drangſale er zur Zeit der Verfolgung getheilt hatte, ſah er heute friedlich in das Gotteshaus gehen, ohne ſich vor Jemanden fürchten zu müſſen. Er trat in die Kirche und wurde freudig überraſcht, als er auf der Kanzel den ehrwürdigen Greis erblickte, der nach dem Tode ſeiner Mutter ihn ſo väterlich berathen hatte. Am Anfange der Verfolgung ſeines Amtes in Irvine entſetzt, hatte dieſer würdige Geiſtliche achtundzwanzig Jahre lang ſein Vaterland durchwandert und Alles, was in ſeinen Kräften ſtand, gethan, um die unterdrückte Kirche zu tröſten und aufzurichten. Nachdem er nun unzählige Drangſale beſtanden hatte und oft mit genauer Noth ſeinen Feinden entgangen war, ſah er dieſe geſtürzt und ſich ſeiner Gemeinde, ſeiner Heimath und ſeiner

Familie wieder geſchenkt. Alter und Mühſale hatten jedoch ſeine körperlichen Kräfte ſo geſchwächt, daß er auf der Kanzel ſitzen mußte.

Als er ſeine Predigt begann, horchte Ralph auf jedes ſeiner Worte, als ob es aus dem Munde eines Engels käme, und dieß war kein Wunder; denn ſeine ganze Rede war Dank gegen Gott für die Befreiung ſeiner Kirche. Kein Wunder war es, daß Thränen heiliger Freude von ſeinen Wangen floßen, während der fromme Greis betete, daß Alle diejenigen, die um ihres Glaubens willen aus ihrem Vaterlande verbannt worden ſeyen, ſicher nach Hauſe geleitet werden möchten, um hier ihren Gott zu loben und zu verherrlichen.

Nach der Predigt ging Ralph, welcher in der Kirche von dem Geiſtlichen nicht bemerkt worden war, in deſſen Haus. Obgleich er ſich ſehr verändert hatte, ſo erkannte ihn doch der alte Mann ſogleich und, um Worte der Bibel zu gebrauchen, „fiel ihm um den Hals und küßte ihn.“

Sobald die erſte Begrüßung vorüber war, fragte Ralph den Geiſtlichen, ob er kürzlich nichts von ſeinem Vater gehört habe.

„Ihr ſollt,“ erwiederte der Greis, „heute bei mir übernachten, und morgen will ich Euch zu Eurem Vater führen.“

„Und iſt er wirklich mit mir ausgeſöhnt?“ fragte Ralph. „Iſt er wohl? iſt Eduard wohl?“

„Eduard iſt wohl,“ antwortete der alte Mann; „aber Euer Vater iſt ſeit einiger Zeit leidend. Geſtern ſchickte er nach mir. Ich war ſeit faſt dreißig Jahren nicht mehr in ſeinem Hauſe geweſen, ſo daß mich dieſe Einladung nicht wenig überraſchte.“

„Das glaube ich gern,“ verſetzte Ralph, „er muß ſich ſehr geändert haben.“

„Ja, er hat ſich ſehr geändert,“ ſagte der alte Mann; „denn er iſt der Anſicht, daß er Euch und mir, und ſeiner eigenen Seele dazu, großes Unrecht gethan habe. Er ſagt, er ſey ein Sterbender und wiſſe nicht, was aus ſeiner unſterblichen Seele werden würde.“

„Ich will auf der Stelle zu ihm gehen,“ verſetzte Ralph, „vielleicht, daß Gott ihm durch mich Troſt ſendet.“

„Ja; aber ich will mit Euch gehen,“ ſagte der liebevolle Greis, „es iſt mir eine ſolche Herzensfreude, Scenen der Verſöhnung und Liebe mitanzuſehen. Auch wünſchte Euer Vater heute einen Beſuch von mir; allein, erſchöpft von den heutigen Pflichten meines Amtes, wollte ich ihn auf morgen verſchieben. Nun aber, da Ihr noch heute ihn zu ſehen begehret, ſo wollen wir zuſammen gehen. Während wir eine Erfriſchung zu uns nehmen, wird der Wagen in Bereitſchaft geſetzt werden; denn ich kann jetzt nicht zu Fuße gehen.“

Bei ihrer Ankunft in Craigfoot wurde Ralph, obgleich er beinahe ſechs Jahre nicht mehr daſelbſt geweſen war, von einigen alten Dienſtboten erkannt.

„Da iſt Ralph!“ riefen ſie freudig, „da iſt Ralph! jetzt kann ſein Vater doch in Frieden ſterben.“ Damit rannten ſie davon und hinterbrachten ihrem Herrn, daß Ralph zurückgekommen ſey.

„Bringt ihn hieher!“ rief ſein Vater, „bringt ihn ſchnell hieher!“

Der alte Geiſtliche trat jetzt, Ralph an der Hand führend, vor Herrn Gemmells Bett. „Ich habe Dir Unrecht gethan, mein Sohn, ich habe Dir ſchweres Unrecht gethan!“ rief Herr Gemmell, indem er Ralph an ſeine Bruſt zog. „Kannſt Du mir vergeben? wird Gott mir meine Ungerechtigkeit gegen Dich vergeben?“

„Ich habe Euch bereits vergeben,“ ſagte Ralph, an ſeines Vaters Bruſt weinend, „und Gott bietet Euch auch ſeine Verzeihung an.“

Hier gab der gute alte Diener Gottes eine ſeiner Hände dem Sohne und die andere dem Vater und ſchüttete ſein volles Herz in einem kurzen Gebete aus.

Sodann ermahnte er Herrn Gemmell, ſein Vertrauen auf Gott zu ſetzen und zuverſichtlich an die Verheißungen des Evangeliums zu glauben, welche, wie er ihm verſicherte, auch für die größten Sünder gegeben ſeyen, worauf er ſich verabſchiedete und nach Hauſe zurückkehrte.

„Ihr ſehet ſehr krank aus,“ ſagte Ralph zu ſeinem Vater, als ſie allein waren.

„Es geht bei mir ſchnell dem Ende zu,“ erwiederte dieſer; „ich zog mir im letzten Winter einen Katarrh zu, der mich ſeitdem nicht verlaſſen hat, und ich bin nun ſo ſchwach, daß ich fortwährend das Bett hüten muß. Aber wo biſt Du dieſe ganze Zeit über umhergewandert, mein Sohn? Doch ich brauche Dich nicht erſt zu fragen; ich weiß, was Du gelitten haſt. Ich bin ein grauſamer Vater gegen Dich geweſen. Ich wünſchte, Du möchteſt Dich ebenſo wenig um Religion kümmern, als ich ſelbſt, und weil Dir das nicht möglich war, trieb ich Dich aus meinem Hauſe. Doch kann ich einen Theil meines Unrechts wieder gut machen. Ich habe mein voreiliges Teſtament vernichtet und Dich in Deine natürlichen Rechte wieder eingeſetzt, und dreimal glücklich bin ich, daß Du zurückgekehrt biſt und das Gut, das Du ſo wohl verdienſt, nun wirklich in Beſitz nehmen kannſt.“

Hier wurde Herr Gemmell durch Eduards Eintritt in das Zimmer unterbrochen. „Da iſt Dein Bruder,“ ſagte der Kranke zu ihm. „Du weißt, wie großes Unrecht ich ihm gethan, und wie ich Dich eben dazu angehalten habe!“

„Aber Ralph wird mir vergeben,“ ſagte Eduard; denn er kannte die Gutherzigkeit ſeines Bruders. „Ralph wird mir vergeben. Ihr könnt mir bezeugen, Vater, daß ich ſeit Eurer Krankheit oft mit Thränen ſeiner gedacht habe.“

„Lieber Bruder,“ erwiederte Ralph, „ich habe Dir ſchon vergeben.“ Und die zwei Brüder umarmten einander.

„Nun,“ ſagte Herr Gemmell, auf ſeinem Lager ſich aufrichtend, als er ſeine Söhne ſich umſchlingen und Freudenthränen weinen ſah, „nun bin ich glücklich, was dieſe Welt betrifft. Ihr ſeyd Beide gehörig verſorgt, und ihr werdet liebreich gegen einander ſeyn. Aber, o Ralph, ich bin noch nicht zum Sterben bereitet. Ich habe ſchwer geſündigt — ich bin ein Fluch für meine eigene Familie geweſen — ich habe das Volk Gottes verfolgt — und ich fürchte, daß Gott mich auf ewig verwerfen wird. Geſtern ließ ich den guten alten Geiſtlichen zu mir bitten,“ (ſo freundlich ſprach jetzt Herr Gemmell von denjenigen, welche er früher als den Auswurf der Menſchheit betrachtet und behandelt hatte) „und er gab mir einigen Troſt. Er erklärte mir die Erlöſung durch Chriſtus und ermuthigte mich, an ihn zu glauben. Ich wünſche nun wirklich, an ihn zu glauben. Ich ſehe keinen andern Weg vor mir, dem Zorn Gottes zu entgehen; aber ich fürchte, daß meine abſcheulichen Sünden ihn veranlaßt haben werden, mich völlig aufzugeben.“

Man kann ſich denken, mit welchen Gefühlen Ralph ſeinen Vater ſo reden hörte, und mit welch eifriger Liebe er ihn zu tröſten begann.

„Lieber Vater,“ ſagte er, „je mehr wir unſere Sünden verabſcheuen, deſto mehr liebt uns Chriſtus, und wir thun ihm Unrecht, wenn wir meinen, die Größe unſerer Sünden ſey ein Hinderniß unſerer Erlöſung durch ihn. Nicht, weil Einer ein Sünder iſt, nimmt Gott ihn nicht zu Gnaden an; ſonſt könnte kein Menſch ſelig werden, ſondern nur, wer nicht an Chriſtus glaubt, ſeine Sünden nicht bereut, noch von ihnen abläßt, iſt rettungslos. Zu jedem Menſchen, auch zu dem größten Sünder, ſpricht Gott: „Glaube an den Herrn Jeſus Chriſtus, ſo wirſt Du ſelig.“ Er iſt um unſerer Sünden willen dahingegeben und um unſerer Gerechtigkeit willen auferwecket. Seine Gnade iſt genügend für uns, ſeine Kraft iſt in den

Schwachen mächtig, und ſein Blut kann uns reinigen von aller unſerer Miſſethat. Glauben wir an ihn, und wünſchen wir herzlich, von unſern Sünden frei und heilig zu werden, ſo haben wir die Verheißung des göttlichen Worts, daß Chriſtus ſeinen erleuchtenden und heiligenden Geiſt in uns geben und uns zuletzt ihm ſelbſt ohne Flecken oder Runzel oder deß etwas darſtellen wolle.“

„Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben!“ rief ſein Vater, als Ralph zu reden aufgehört hatte. Und noch einmal rief er: „Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben!“

Ralph erkannte an dem Ausſehen und dem ſchweren Athmen des Kranken, daß der Tod vor der Thüre war. Er fiel mit Eduard neben dem Bette auf die Kniee und betete für ſeinen Vater. Es war ein heißes, inbrünſtiges Gebet und wurde erhört.

Ralph fragte jetzt ſeinen Vater, ob ſein Vertrauen auf ſeinen Erlöſer noch nicht ſtärker ſey? „Er iſt um die elfte Stunde zu mir gekommen,“ verſetzte der Sterbende; „ich hoffe, daß Alles gut ſteht. O die Liebe Gottes und Jeſu Chriſti!“ Mehr konnte er nicht reden, ſondern, einen Blick unausſprechlicher Liebe auf ſeinen älteſten Sohn werfend, ſank er auf ſein Bett zurück und verſchied.

Eine Seele gerettet zu haben, muß für Jedermann, dem dieſe Gnade zu Theil geworden iſt, ein Gedanke des reinſten Entzückens durch alle Ewigkeiten hindurch ſeyn; aber was für eine Herzeswonne iſt es vollends, das Bewußtſeyn zu haben, das Werkzeug der Rettung eines Vaters, einer Mutter, eines Bruders oder einer Schweſter geworden zu ſeyn! Dieſes Bewußtſeyn war jetzt Ralphs Lohn. Sein eifriges Beharren im Gehorſam gegen Gott inmitten ſo heftigen Widerſtands führte ſeinen Vater zuerſt auf ernſte Gedanken über ſein Benehmen; durch Ralph bekam er Licht und Troſt in ſeinen letzten Augenblicken, und der gute Sohn empfing von dem ſterbenden Vater einen Blick der Liebe und Dankbarkeit, welcher ihn mehr als hundertfältig für alle ſeine Drangſale entſchädigte. Sein Beiſpiel und Unterricht leitete auch Eduard auf den rechten Weg, und nachdem dieſer mehrere Jahre ſtudirt hatte, wurde Ralph die Freude zu Theil, einen treuen und eifrigen Diener des Evangeliums aus ihm werden zu ſehen.

Nach dem Tode ſeines Vaters kam Ralph in den Beſitz des Familienguts, und wir halten es für überflüſſig, mehr von ſeinem ferneren Leben zu ſagen, als daß er, wie in der Nacht der Trübſal, ſo jetzt auch im Sonnenſcheine irdiſchen Wohlergehens, ſein Vertrauen auf ſeinen Erlöſer ſetzte, in ſeinen Wegen wandelte und bis zum Ende ſeiner Tage die Wahrheit des Wortes an ſich erfuhr, daß Gott den nie verläßt noch verſäumt, welcher ſein Vertrauen auf ihn ſetzt.

Die Predigerswittwe.

Aus dem Engliſchen

der

Sara Stickney.

Erſtes Kapitel.

Dem Schöpfer meines Lebens
Wie bau' ich den Altar?
Mit Lippen, die voll Bebens,
Wie bring ich Preis ihm dar?

Zu klein, darin zu wohnen,
War einſt Dein Heiligthum
Dem Herrſcher aller Thronen,
O Salem, groß an Ruhm!

Wie mag ich Schwächſte hoffen,
Ihm recht zu dienen hier?
Mein Ohr ſey lauſchend offen,
O Geiſt der Liebe, Dir!

Will wandeln Deine Bahnen,
Stets folgſam in Geduld,
Herr, Deinem ſanften Mahnen;
Denn Du biſt reich an Huld.

Geopfert ſoll die wilde
Zornglut vor Dir verwehn,
Und ich will Deine Milde
Auch meinem Feind erflehn.

Dem Schöpfer meines Lebens
So bau' ich den Altar;
Mit Lippen, die voll Bebens,
So bring ich Preis ihm dar.

So ſang Alice Bland, als ſie an einem ſchönen Sonntagabende auf einer Bank vor ihrer Hausthüre ſaß. Ihr frommer Geſang wurde von der zarten Stimme eines kleinen dunkellockigen Knaben begleitet, den ſie feſt an ſich drückte, während ihre Augen ſich mit einer Zärtlichkeit begegneten, wie nur Mutter und Kind ſie kennen. Dann ſahen ſie wieder, über die grünen Felder, weit nach dem Kirchthurme hin und warfen auf einen kleinen geſchlängelten Fußpfad, welcher von einer Gruppe ſtattlicher Bäume auslief, begierige Blicke, als ob ſie von dorther Jemanden erwarteten, der ihre ſtille Freude noch erhöhen ſollte.

„Er kommt, er kommt,“ rief jetzt das Kind, und Beide eilten durch das Gartenthor und einen grasbewachſenen Weg durch grüne Hecken hinab, wo ſie mit einem hageren, bleichen und erſchöpft ausſehenden jungen Manne zuſammentrafen, der wie ein Geiſtlicher gekleidet war und den noch feierlicheren Ernſt ſeines heiligen Amtes an ſich trug, wie einer, der die ſchwere und faſt überwältigende Verantwortlichkeit deſſelben tief empfindet.

Nie wurde ein behelmter Krieger bei ſeiner Rückkehr von dem Feld der Ehre von der Dame ſeines Herzens zärtlicher empfangen, als Alice Bland ihren heimkehrenden Herrn — den Herrn ihres Herzens ſowohl, als ihres Hauſes begrüßte. Auch ſeine dunklen und oft ſchwermüthigen Augen erglänzten von den zärtlichen Gefühlen eines Gatten und Vaters, als er ſich bückte, um ſeinen Knaben, ſein Ebenbild, zu küſſen — er bückte ſich, weil er neuerdings gefunden hatte, daß ihn zu ſich emporzuheben eine Anſtrengung erforderte, welche ſeine Kräfte beinahe überſtieg, beſonders nach einem ſo weiten Gange, einem ſo geſchäftsvollen Tage und an einem ſo ſchwülen Sommerabende. Wirklich war die erſte Begrüßung kaum vorüber, als er über die drückende Hitze klagte, ſeinen Hut abnahm und ſich ſeine von Erſchöpfung bleiche und faltige Stirne wiſchte.

Alice legte ſeinen Arm in den ihrigen und führte ihn langſam den Heckenweg hinauf, während der Knabe vorauslief, das Gartenthor öffnete und es ſo weit als möglich zurückbog, damit ſeine Eltern ohne Hinderniß hindurchgehen könnten.

Innerhalb des Häuschens war alles Friede und einfache Bequemlichkeit. Ihr einziges Dienſtmädchen erfreute ſich der Sabbathsruhe bei den Ihrigen, und

Alice hatte mit ihren dienſtwilligen Händen den geſelligen Thee mit Sahne, Obſt und Allem zugerüſtet, wovon ſie dachte, daß es für den erſchöpften Leidenden am erfriſchendſten ſeyn würde. Der kleine Marcus hatte einen Teller voll Erdbeeren geſammelt, als deren ſtolzen Eigenthümer er ſich fühlte, und dieſe bot er, beide Hände dazu gebrauchend, ſeinem Vater mit der Selbſtverläugnung und Gefälligkeit dar, welche ſeine Mutter ihn zu üben gelehrt hatte, und wiewohl ſein Vater ihm mehr als einmal ſagte, daß man Damen zuerſt aufwarten müſſe, ſo behielt doch der Einfluß der Mutter das Uebergewicht, und der ungalante Knabe ließ ſich von ſeinem Verſtoße gegen die Etikette nicht abbringen.

Glückliches Paar! Dieſer kleine Etikettenpunkt war der einzige, worüber Marcus und Alice Bland ſich je ſtritten; denn in der Erfüllung ihrer Pflichten, wie im Genuſſe ihrer einfachen Freuden, waren ihre Hände und Herzen vereinigt.

Das geſellige Mahl wurde durch angenehme Unterhaltung und das Schäkern des glücklichen Kindes in die Länge gezogen, bis die goldenen Tinten der untergehenden Sonne und die langen Schatten der Bäume dem grauen Gewande der Dämmerung wichen.

Der kleine Marcus hatte ſein Abendlied geſungen und ſein Abendgebet geflüſtert, und die zärtlichen Eltern hatten ihm ihren Abſchiedskuß für die Nacht auf ſeine Wangen gedrückt, worauf ſie ſich wieder zuſammenſetzten und eine Zeit lang in Schweigen verharrten, als ob ſie auf eine Unglück weiſſagende Stimme horchten, welche in der letzten Zeit oft ihren Herzen zugeflüſtert hatte, obgleich Keinem von ihnen ein Wort davon über die Lippen gegangen war. Endlich ſprach der Gatte, und ſeine ſchwermüthige Stimme erſchien Alicen ſo tief und feierlich, wie der Klang der Glocke denen, welche den regungsloſen Leib eines geliebten Todten zum letztenmal betrachten.

„Wenn ich nicht mehr bin,“ ſagte Marcus, und er hielt inne; denn der convulſiviſche Druck der Hand, welche in der ſeinigen ruhte, brachte ihn außer Faſſung. Doch ſeine Gattin antwortete nicht, und er fuhr daher nach einer Pauſe fort: „Alice, geliebtes Weib, ein ernſtes Urtheil iſt uns geſprochen. Wir wiſſen es ſchon lange, warum ſollten wir uns daher ſcheuen, es einander zu geſtehen, daß wir uns trennen müſſen? So eng, wie die Verbindung zwiſchen Körper und Geiſt, iſt die unſerer Seelen geweſen; aber, da es Allen geſetzt iſt, zu ſterben, ſo müſſen auch die, welche ſich am zärtlichſten lieben, von einander ſcheiden. Wir ſind aber nicht gleich denen, die ohne Hoffnung trauren; denn wir glauben und wiſſen, daß wir uns wiederſehen werden, und daß wir in Allem, was edel, rein und heilig iſt, durch Bande mit einander verbunden ſind, welche der Tod nicht zu löſen vermag. Blick empor, Geliebte, und ſage mir, obgleich dieſe Trennung alle unſere irdiſchen Hoffnungen für immer vernichtet, ſage mir, daß keine Bitterkeit gegen den göttlichen Willen in Deinem Herzen iſt."

Alice verneinte es mit feſter Stimme. Hierauf verfolgten ſie den ernſten Gegenſtand und gingen in ſeine ſchmerzlichen Einzelnheiten mit dem Glauben und Vertrauen wahrer und demüthiger Chriſten ein. Der Vater ſprach zärtlich von ſeinem Kinde, worauf die Mutter ſich das Geſicht mit den Händen bedeckte und laut weinte; aber es waren Thränen weiblichen Gefühls, nicht des Zweifels oder gar der Verzweiflung.

Zweites Kapitel.

Alice Bland war ein einfaches und nützliches Weſen mit wenig Anſprüchen auf Weltbildung; aber ſie beſaß einen feinen, natürlichen Takt, welcher ſie vor jedem Verſtoße gegen die Regeln der guten Lebensart bewahrte. Ihr Gatte war ein Mann von Bildung und Gelehrſamkeit; aber Beide waren von niedriger Herkunft, und hätten ſie nicht, unausſprechlich glücklich in ihrer gegenſeitigen Liebe, ſich mit der einfachſten Lebensweiſe begnügt, ſo würden ſie es ſehr ſchwer gefunden haben, mit den Broſamen zu beſtehen, welche dem Unterpfarrer des Kirchſpiels von dem Beſitzer der Pfründe zufielen. Aber Alice war heiter, thätig, häuslich und gewann Allem die beſte Seite ab, auch ſich ſelbſt, ohne es jedoch zu wiſſen; denn ihre Erſcheinung, Kleidung und Sitten waren ſo einfach und anſpruchslos, als nur immer möglich, und dann lag ſchon in ihren Blicken ein ſo warmer

Willkomm; ja Manche ſagten, ihr harmloſes, ſanft beruhigendes Weſen habe zuerſt den armen Leidenden für ſie gewonnen. Dieſer hatte nämlich lange vor ihrer Verheirathung im Hauſe ihrer Mutter zur Miethe gewohnt, und Alice hatte ihn gleich einer Schweſter gepflegt, was er wahrſcheinlich ebenſo wohl verdiente, als nöthig hatte; denn er war ein Waiſe, ſtand beinahe ganz verlaſſen in der Welt, war von freundlicher Gemüthsart, ſtiller, zurückgezogener Lebensweiſe, ernſtem und nachdenklichem Weſen und entſchiedener Frömmigkeit.

Kaum war es der unerbittlichen Hand des Todes möglich, ein feſteres, beglückenderes oder zärteres Band zu zerreißen, als dasjenige war, welches dieſes einfache Paar umſchlang, und doch ſahen ſie täglich, daß unverweilte Vorbereitung auf dieſes ſchreckliche Ereigniß dringend nöthig ſey, welches, nachdem ſie einmal davon geſprochen hatten, das Hauptthema ihrer vertraulichen Unterredungen wurde.

Marcus Bland welkte ſchnell dahin; aber für ihn hatte der Tod keine Schrecken, und obgleich er die zärtlichſten Gefühle eines Gatten und Vaters hegte, ſo nahm doch der hohe Chriſtenglaube und die himmliſchen Hoffnungen, die ihn erfüllten, allen beunruhigenden Betrachtungen ihren Stachel. Aber ſie, die Rebe, welche ihre Ranken um ſeine Zweige geſchlungen, und deren Leben mit dem ſeinigen völlig zuſammengewachſen war, — wie konnte ſie und ihr zarter Sprößling die drohenden Winterſtürme ohne den Stamm, der ſie bisher geſchützt hatte, beſtehen? Um ſie trauerte er im Stillen, für ſie betete er, daß jeder rauhe Windſtoß von ihnen abgewendet werden, daß wohlthätige Regenſchauer auf ſie niederfallen, und ſie im Sonnenſcheine der ewigen Herrlichkeit leben und blühen möchten. Auch Alice betete mit ihrem Gatten und allein, mit edlem Sinne duldend und tragend; denn noch war das Ende nicht gekommen, und ſie hatte alle jene heiligen Pflichten zu erfüllen, welche das Herz eines Weibes lebendig erhalten.

„Es iſt Dir heute beſſer,“ ſagte ſie eines Nachmittags zu ihrem Gatten, als die ſtärkſten Paroxysmen ſeiner Krankheit nachzulaſſen ſchienen.

„Es iſt mir beſſer,“ erwiederte er; „aber das Athmen wird mir ſchwer.“ Alice ſchlug die Bettvorhänge zurück, öffnete das Fenſter, und ſie blickten wieder einmal mit einander auf die grünen Felder und den geſchlängelten Fußpfad hinab, den er ſo oft betreten hatte, wenn er ſeinen Amtspflichten nachgegangen war.

„Es fehlt mir,“ fuhr er fort, „an Athem, Stimme und Kraft, um Dir die unausſprechliche Freude zu ſchildern, die es gewährt, den Tod eines Chriſten zu ſterben. Mein Herz iſt mit einem Theile jener unbeſchreiblichen Liebe erfüllt, welche wir als eine Eigenſchaft des göttlichen Weſens betrachten, um die wir oft gebetet haben, und die im Geräuſche des Lebens ſo ſchwer erlangt wird. Alice, Du ſollteſt in einer Stunde, wie dieſe iſt, nicht weinen! O bewahre Dir die Erinnerung an unſern Abſchied als eine Stütze und einen Troſt für Dein künftiges Leben, und wenn ich hingegangen bin, denke nicht an mich als an einen demüthigen und frommen Mann, ſondern als an einen, welcher in der Liebe Jeſu Chriſti und in dem Glauben, der auf ſeine Auferſtehung gebaut iſt, lebte und ſtarb, der, wenn er mehr wußte, als die unbekehrten Sünder, es nur dem Unterrichte ſeines himmliſchen Meiſters verdankte, wenn er mehr Glauben hatte, als die Heuchler, denſelben frei als ein Gnadengeſchenk von oben bekannte, und wenn er zuletzt bei dem bitteren Abſchiede von denen, welche ihm auf Erden die Theuerſten waren, aufrecht erhalten wurde, wohl wußte, daß dieß nur durch die Hülfe der göttlichen Gnade geſchehen konnte. An dieſe Dinge denke mehr, als an mich, geliebtes Weib. Der Kelch des Lebens, den wir mit einander tranken, ſchmeckte ſo ſüß, wie die Waſſer des Paradieſes. Erinnere Dich, wer dieſen Kelch uns füllte, und bedenke, daß ganze Ströme der Freude für diejenigen aufbehalten ſind, welche die ihnen gegebene Aufgabe treu erfüllen. Meine letzte Bitte an Dich iſt, daß Du ſelbſt inbrünſtig beten und unſer Kind beten lehren mögeſt. Durch die Verſäumniß dieſer Pflicht entfremdet man ſich Gott, und wenn man dann zur Zeit der Noth gern zum Gebete ſeine Zuflucht nehmen möchte, ſo iſt es Einem, als ob ein Schleier zwiſchen der Seele und dem Himmel ſich herabgeſenkt hätte. So bete denn, Alice, auch wenn der erfriſchende Thau der Freude auf Deinem Lebenspfade ſchimmert!“

Alice antwortete nicht, ſondern drückte ihm die Hand, als ob ſie ſagen wollte: „Mein Pfad geht von nun an durch eine Wüſte!“ Hierauf fuhr ihr Gatte fort: „Ich habe ein ſeltſames Gefühl an meinem Herzen und merke, daß der Tod mir nahe iſt. Zittere nicht, ich bitte Dich; aber richte meinen Kopf empor und laß mich da ſterben, wo es meine Glückſeligkeit war, zu leben! Unſer armes Kind möchte ich jetzt nicht bei mir haben; denn es könnte meinen Zuſtand nicht begreifen und möchte eine Furcht vor dem Tode bekommen. Ich kann ihm nichts hinterlaſſen, als eines Vaters Segen und Kuß; dieſen ſollſt

Du auf ſeine Wange drücken, wenn ich hingegangen bin — den letzten und den zärtlichſten.“ Hierauf wurde ſeine Rede unartikulirt, und ſein Athmen ſchwer. Alice aber unterſtützte ihn bis zum letzten Augenblicke ohne Hülfe und allein; denn ihr wäre es als eine Entweihung erſchienen, fremde Hände zu Hülfe zu rufen, und da ſie keine Furcht vor dem Tode noch das weichliche Verlangen hatte, der Gegenwart des Todten ſich zu entziehen, ſo blieb ſie die feierlich ſtille Stunde über, welche der Trennung von Leib und Seele folgt, im Sterbezimmer, — eine Stunde, wo das Gemach mit der Atmoſphäre des Todes erfüllt zu ſeyn, und Stimmen ätheriſcher Weſen Botſchaften aus dem Lande der Geiſter zu flüſtern ſcheinen.

Der erſte Ton, welcher ſie dieſer Gemeinſchaft mit dem Geiſterreiche entriß, war die Stimme ihres Kindes unten im Garten. Sie mußte ſich aufraffen, und, in ihr kleines Wohnzimmer hinabgehend, nahm ſie den Knaben in ihre Arme und brach zum erſtenmale in Thränen aus.

Wie einſam war dieſe Nacht für das Herz der verwittweten Mutter! Stunde um Stunde verbrachte ſie in dem Zimmer des Todten und betrachtete ſeine bleiche, ausgeſtreckte Geſtalt, bis die weißen Betttücher unter ihren unverwandten Blicken in Bewegung zu kommen ſchienen, und manchmal fuhr ſie über einem vermeintlichen Athemzuge zuſammen. Aber Glaube und Liebe waren mächtig in ihr, und theurer war ihr dieſe ſtille Nachtwache, als Alles, was die ruheloſe Welt draußen ihr bieten konnte.

Wie es des Geizhalſes Wonne iſt, jedes Item ſeines aufgehäuften Schatzes zu berechnen, ſo rief ſie ſich jeden Vorzug desjenigen ins Gedächtniß, deſſen erlöſchte Lampe ſie, was die Dinge dieſer Welt betraf, mit völliger Finſterniß umgeben hatte. Wie ſie aber wußte, daß ein anderer Morgen dämmern, und die Sonne wiederkehren würde, ſo hoffte ſie auch, daß die Sonne der Gerechtigkeit ihr aufgehen und in das Dunkel ihrer umnachteten Seele hineinſcheinen würde, und ihre Hoffnung wurde nicht zu Schanden; denn Oel wurde über die aufgeregten Waſſer ausgegoſſen, und eine heilige Ruhe kam über ihr Herz.

Sagt uns doch, ihr Söhne der Freude, ihr Töchter des Vergnügens, wie ihr ohne den Beiſtand der Religion, — ohne den Troſt des Gebets die Stürme des Lebens auszuhalten vermöget? —

Wiewohl Alice Bland keinen Augenblick vergaß, daß die Räder der Zerſtörung über ihre irdiſchen Hoffnungen gegangen waren, ſo erinnerte ſie ſich doch auch ihrer Armuth, und daß der Arme Manches thun muß, was die Kinder des Ueberfluſſes mit der Zartheit verwundeter Gefühle unvereinbar halten. Jedes Haushaltungsgeſchäft verrichtete ſie mit ihrer gewohnten Pünktlichkeit, und alle Anordnungen für das Leichenbegängniß traf ſie ſelbſt, ohne etwas zu verſäumen, was ihre Nachbarn oder die Freunde und Vorgeſetzten des Entſchlafenen bei einer ſolchen Gelegenheit erwarten konnten.

Der Tag des Leichenbegängniſſes erſchien, und Alice hatte ihr Kind noch nicht in das Todtengemach geführt. Sie ſelbſt war ſeit Sonnenaufgang dort, und während noch der Thau auf den Blättern ſchimmerte, hatte ſie Thymian- und Rosmarinſtengel, um ſie in den Sarg zu legen, und ſüß duftende Blumen, um damit das Zimmer zu ſchmücken, gepflückt. Als nun ihr wortloſes Frühſtück vorüber, und ſie mit dem Kinde und ihrem Dienſtmädchen niedergekniet war, um ſich den Beiſtand ihres himmliſchen Vaters für dieſen Tag zu erflehen, führte ſie ihr Kind die Treppe hinauf, und indem ſie es auf ihre Arme nahm, legte es ſeine roſigen Finger auf die Seite des Sarges und betrachtete das Geſicht des Todten. Forſchend und lange ſah ihn der Knabe an, hierauf richtete er einen fragenden Blick auf ſeine Mutter, als ob er ſie um eine Erklärung des ſeltſamen Geheimniſſes bäte; aber er ſagte nichts, obgleich er immer und immer wieder nach dem Todten blickte, wie gefeſſelt durch die Schönheit dieſes edlen, bleichen Geſichts, aus dem jede Spur von Unruhe und Sorge verſchwunden war. Zwar waren unter den rabenſchwarzen Haaren ſchon einige Silberfäden zu bemerken; aber ſie lagen über einer Stirne, welche ſo glatt und heiter war, als die Meeresfläche zur Sommerzeit, wenn ihre Gewäſſer unter einem wolkenloſen Himmel ſchlafen und keinen Wellenſchlag am Ufer verurſachen. Die glänzenden Augen waren für dieſe Welt auf immer geſchloſſen, doch nicht, wie aus Ermüdung oder Ueberdruß, ſondern als ob ihrem innerlichen Schauen ein Licht aufgegangen wäre, in Vergleich mit dem das äußerliche Licht Finſterniß war. Die reinen Lippen waren geſchloſſen, aus denen die Beredtſamkeit des Herzens, der mächtige Strom der Wahrheit und das heilige Feuer dem Himmel entſtammter Weisheit gefloſſen war.

Der kleine Marcus kehrte bald zu ſeinen gewöhnlichen Spielen zurück, oft aber brach er ſie an dieſem Tage plötzlich ab und ſtützte ſich auf ſeiner Mutter Knie, und einmal blickte er ihr ängſtlich ins Geſicht und ſagte: „War es der Vater?“ Aber ſein junges Herz hüpfte gleich darauf wieder vor Freude, und vergebens ſuchte ſeine Mutter ihm ſeinen unerſetzlichen Verluſt bemerklich zu machen.

Bei den Vorbereitungen zu den letzten feierlichen Gebräuchen war Alice nicht unthätig, ſondern ſchien an Jedermann mehr zu denken, als an ſich ſelbſt, indem ſie auf die Bequemlichkeit der Gäſte bedacht war und für ihre Bedürfniſſe ſorgte, jedoch Alles mit einer rührenden, trauervollen Würde, als ob ſie einen Kummer mit ſich herumtrüge, der zu tief für alltägliche Sympathie oder Beileidsbezeugungen wäre.

Der bitterſte Theil des Tages war die Stille nach dem Leichenbegängniſſe, als die Gäſte fort waren, und ſie ohne einen Gegenſtand, der ihre Schritte hätte leiten können, in ihr einſames Häuschen zurückkehrte. Gänzliche Ruheloſigkeit, dieſe ſchreckliche Begleiterin des ſchwächſten Grades von Geiſteskrankheit, bemächtigte ſich ihrer, und ſie wanderte von Zimmer zu Zimmer, als ob ſie an jedem Orte einen Theil der Bürde, die auf ihr laſtete, zurück laſſen zu können hoffte, bis ſie endlich, der letzten Mahnung ihres Gatten gedenkend, niederkniete und im Gebete Troſt ſuchte, demüthig und inbrünſtig flehend, daß in ihren

Leidenskelch einige lindernde Tropfen gemiſcht werden möchten. Und nicht vergeblich war ihre Bitte; denn ein ſüßer Schlaf beſchlich ihre müden Sinne, und ſie erwachte am andern Morgen mit friſcher Kraft und neubelebtem Muthe, ihren einſamen Weg zu gehen.

Drittes Kapitel.

Wie wenig wiſſen ſolche, welche im Schooſe des Ueberfluſſes ſchlummern, was das menſchliche Herz Alles ertragen und erdulden kann! Zwar weist der Tod manchmal auch ihnen ſein ſchreckliches Antlitz; aber ſie können dann einen Kreis tröſtender Freunde um ſich verſammeln und mit Muße über der Urne des Hingeſchiedenen weinen. Allein der Luxus, mit Geſchmack, ja ſelbſt das Recht, ruhig und ungeſtört zu trauern, wird dem Armen nur zu oft verweigert. Verwundet und lebensmüde muß er der Arbeit nachgehen, muß an dem Geräuſche des Lebens Theil nehmen, auch wenn das Licht ſeines Lebens erloſchen iſt; er muß ſich aufraffen und ſich zum Kampfe gürten, wenn ſein Bruſtharniſch zerbrochen iſt.

So zwang ſich auch Alice oder wurde vielmehr durch die Umſtände gezwungen, in eine ernſte Betrachtung ihrer jetzt ſo verlaſſenen Lage einzugehen, nicht um den Umfang und die Tiefe ihrer Trübſal beſſer zu begreifen, ſondern um ſich einen Plan zu ihrem und ihres Kindes Unterhalte für die Zukunft zu entwerfen. Daß ſie ihr freundliches Häuschen verlaſſen müſſe, war eine Wahrheit, die ſie ſich keinen Augenblick verbarg. Sie raffte ſich daher auf und machte ein Inventar von ihrem ganzen zeitlichen Beſitzthume, indem ſie dann und wann etwas Nützliches oder Angenehmes für einen kranken Nachbarn oder ein kleines Andenken für eine ihrer beſcheidenen Freundinnen beiſeite that.

Mit ſolchen Dingen beſchäftigte ſie ſich den Tag über, und wenn der Abend kam, ſo ging ſie mit ihren Geſchenken aus und beſuchte Alle, welche die geiſtliche Fürſorge ihres Gatten erfahren und geſchätzt hatten, und ſagte ihnen beim Scheiden einige ermunternde Worte, als ob dieſe Leute die Leidtragenden geweſen wären, und ſie ihre Tröſterin. Und doch bedurfte wahrhaftig ſie ſelbſt eines Tröſters; denn wenn ſie wieder nach Hauſe kam, ſo war ſie gleich dem Zweige, dem der unbarmherzige Wind ſein letztes Blatt entriſſen hat. Aber der Tröſter war auch zur Hand — und ſeine Gegenwart verwandelte das Dunkel in Licht.

Tage vergingen, und Alice war noch immer in ihrem Häuschen; denn ſie war bisher wegen eines

Unterkommens bei einer entfernten Verwandten in Unterhandlung geſtanden und hatte noch ihre Antwort und Entſcheidung abwarten wollen, ehe ſie den letzten, ihr ſo ſchmerzlichen Schritt thäte, eine öffentliche Verſteigerung anzukündigen und ihre ganze Habe auf derſelben Stelle zu verkaufen, wo ſie einſt ſo glücklich geweſen war. Die Blumenbeete, welche ihr Gatte gepflanzt und von Unkraut geſäubert, ſollten von den Füßen fremder Menſchen zertreten, und die Stauden, die ſie gezogen und gepflegt hatte, ſollten das Eigenthum eines Andern werden. Aber jetzt ließ ſich dieß nicht länger verſchieben. Alles wollte ſie weggeben — außer dem Bette, worin er geſtorben war, ſeinem Schreibtiſche, ſeinem Stuhle und einigen Kleinigkeiten, welche ihr gewiſſermaßen heilig erſchienen. Dieſe behielt ſie für ſich, und ſie in das Zimmer flüchtend, das einſt das ihrige geweſen war, ſtand ſie frühe auf und rüſtete ſich zu dem lange gefürchteten Tage.

Nachbarn kamen von allen Seiten herbei, einige aus Neugierde, andere in der Hoffnung, einen wohlfeilen Kauf zu machen; alle aber blickten ſich um und waren gleich begierig, die Stärke der Stühle zu unterſuchen, mit ihren Fingern auf das Porcellain zu klopfen und Teppiche und Bettdecke prüfend in der Hand zu wägen.

Kein Winkel im Hauſe blieb von ihnen undurchſtöbert, und da Alice ſich für dieſen Tag ganz ihrem Dienſte widmete, ſo gefiel ihnen ihre Aufmerkſamkeit und Thätigkeit ſo wohl, daß ſie dieſelbe faſt über jeden Artikel befragten. Ach! nur zu wohl konnte ſie ſich erinnern, wo und wann jedes Stück gekauft worden war, was für ein feiner Geſchmack es ausgewählt, und welche geliebten Finger es durch ihre Berührung geheiligt hatten. Aber Niemand ahnte, was in ihrer Seele vorging, und die Kaufluſtigen wühlten ſich immer tiefer in ihren Haushalt ein. Wie der Pflüger mit jedem Schritte, den er vorwärts macht, den Acker weiter aufreißt, ſo verwundeten ſie unaufhörlich das Herz Alice's; aber Niemand bemitleidete ſie; denn ſie weinte nie öffentlich, und Viele machten bei ihrem Weggehen die Bemerkung, Alice Bland beſitze ganz das glückliche Temperament und die Thätigkeit, welche einem am beſten durch ſolche Scenen hindurchhelfen, — nichts hätte befriedigender behandelt werden können, und die Erfriſchungen ſeyen trefflich geweſen.

So gingen ſie davon, zuerſt in heiteren Gruppen, dann Einer nach dem Andern, bis Alle fort waren, und Alice allein, eine Scene der Verwüſtung um ſie her, unter ihrer Thüre ſtand. Aber wo war der kleine Marcus dieſe ganze Zeit über? Seine Mutter hatte ihm ſein Mittageſſen in einen Korb gelegt und ihn damit am frühen Morgen auf die Wieſe eines Nachbarn geſchickt, wo er eine Ziege hüten durfte, mit dem ſtrengen Befehle, nicht zurückzukehren, bis er geholt würde, noch die Wieſe zu verlaſſen, ſondern ſeinen Korb mit Blumen zu füllen und ſich ſo gut als möglich mit ſeinem zottigen Lieblinge zu unterhalten.

Anfangs war der Knabe höchſt vergnügt und dachte, ſeine Mutter habe ihm ſelten eine größere Freude gemacht; aber ſich beſtändig zu beluſtigen, iſt eine ſchwere Aufgabe, ſelbſt in Geſellſchaft einer Ziege, und ſchon vor eilf Uhr machte ſich Marcus an ſein Mittagsmahl, immer ſich beſinnend, was er jetzt thun ſollte. Ah, die Blumen! er wollte ſo ſchöne für ſeine Mutter nach Hauſe nehmen; aber warum mußte er denn ſo lange bleiben, und warum kam Niemand, ihn abzuholen? er ſetzte ſich nieder und wunderte ſich über die Maßen. Auch ſeine Ziege war weder mehr ſo luſtig, noch hatte ſie eine ſolche Freude an ihm, wie anfangs, und er dachte, es ſähe ſeiner lieben Mutter gar nicht gleich, ihn den ganzen Tag hier zu laſſen. Zudem meinte er, es werde ſehr ſpät, obgleich die Sonne ihm hoch über dem Kopfe ſtand, und dann fuhr ihm der Gedanke durch den Sinn, ſeine Mutter habe ihn vergeſſen, und nicht anders, als billig, war es daher, daß er zu weinen anfing.

Lange nach dieſem tragiſchen Schluſſe kam Alice auf das Feld und fand ihn noch immer bitterlich weinend, ſeine Wangen hochgeröthet und geſchwollen, und ſeine glänzenden Augen durch Thränen leuchtend, welche von neuem ausbrachen, als er ihrer, der Urheberin ſeines Leids, anſichtig wurde.

Wiederum mußte Alice die Rolle der Tröſterin ſpielen, und wie oft tröſten wir durch die Erfüllung dieſer heiligen Pflicht uns ſelbſt!

Am nächſten Morgen ſtand Alice frühe auf, und nachdem ein haſtiges Frühſtück eingenommen war, half ſie ihrem bisherigen Dienſtmädchen ihre kleine Garderobe zuſammenpacken, und nachdem ſie Alles, was ſie von ihrem Eigenen entbehren konnte, hinzugefügt hatte, bezahlte ſie ihr den Lohn und ſagte ihr mit dem liebevollen Intereſſe einer Freundin Lebewohl, indem ſie das Mädchen bis zum Gartenthore begleitete, wo ſie, ihr noch einmal die Hand reichend, ihr Glück zu ihrer neuen Stelle wünſchte und die Hoffnung ausſprach, daß ſie fleißig ihre Bibel leſen und treu und arbeitſam ſeyn würde.

Das arme Mädchen konnte vor Weinen nicht reden, ſondern ſetzte den kleinen Marcus, den ſie bis zum Gartenthore auf dem Arme getragen hatte, nieder, gab ihm ein Körbchen, ihr Abſchiedsgeſchenk, in die Hand, küßte ihn noch einmal zärtlich und ging ſchweigend — denn ihr Herz war zu voll, um in Worten ſich ausſprechen zu können — von dannen.

„Was ſollen wir jetzt thun?" fragte Marcus, ihr nachblickend.

„Wir müſſen auch gehen," ſagte ſeine Mutter und zog ihn ſanft in das Haus zurück. Hier wies ſie ihn an, alle ſeine Spielſachen zuſammenzuſuchen und ſeinen Korb mit denjenigen zu füllen, die ihm am liebſten wären. Und wirklich hätte ſie ſchwerlich eine länger andauernde Beſchäftigung für ihn ausfindig machen können; denn ſogar, nachdem ſie ſelbſt Alles in Ordnung gebracht hatte, was ſie mitnehmen wollte, war Marcus mit der Auswahl, die er getroffen, noch nicht halb zufrieden, ſondern bat ſeine Mutter inſtändig, noch einen Augenblick zu warten, während er den Korb zum zwanzigſtenmal auf den Boden ausleerte.

„Ich will in jedem Falle warten, bis der Wagen kommt," ſagte ſeine Mutter, „doch ſieh, da fährt er den Grasplatz herauf. Du mußt Dich beeilen; denn Alles, was wir nicht tragen können, wird in dem Wagen fortgeführt."

„Wie, muß es ganz fortgenommen werden? gehört es nicht uns?“

„Ja, aber wir gehen auch.“

„Wohin denn und warum?“

„Ich kann Dir das jetzt nicht ſagen, liebes Kind. Du mußt Dich beeilen; denn der Mann wird nicht warten wollen.“

In ein paar Minuten war das wenige Hausgeräthe, welches Alice für ſich behalten hatte, nebſt einigen Kiſten mit Haushaltungsgegenſtänden auf den Wagen gebracht, und der Fuhrmann fuhr pfeifend davon, ohne an die Mutter und das Kind zu denken, die er ſo einſam in ihrer leeren Wohnung zurückließ.

„Biſt Du ganz fertig?“ ſagte Alice zu ihrem Knaben, als er in das Zimmer zurückkam und traurig in dem leeren Gemache umherblickte.

„Es ſieht gar nicht mehr wie unſer Haus aus,“ ſagte er.

„Es iſt gut, daß es nicht mehr ſo ausſieht,“ dachte ſeine Mutter, indem ſie ihn bei der Hand nahm und den Schlüſſel zum letztenmale im Schloſſe herumdrehte.

Wie plötzlich werden manchmal durch die leiſeſte Berührung die Schleuſen des Gedächtniſſes aufgeſprengt! Alice hatte den Pflichten der letzten Woche mit einer Ergebung Genüge geleiſtet, über die ſie ſich ſelbſt verwundern mußte; aber als jetzt der bekannte Ton, welchen das Umdrehen des Schlüſſels verurſachte, ihr Ohr traf, kam die überwältigende Erinnerung an die vielen Sonntage über ſie, wo ſie und ihr geliebter Gatte, unterwegs freundliche Geſpräche wechſelnd, zum Hauſe Gottes gewandelt waren. Und nun mußte ſie mit ihrem armen Kinde, wie Hagar in die Wüſte, fortwandern, — aber ach! noch hülfloſer, als Hagar; denn ſie ging als Fremdling in die Wüſte der Welt.

Dicht neben ihr und zwiſchen den Blättern des Roſenbaums, des Jasmins und der Clematis halb verborgen, war die ländliche Bank, auf welcher ſie in der Dämmerung zu ſitzen pflegten, — der einzigen Stunde, welche die ſtrenge Eintheilung ihrer Zeit ihnen zur Erholung übrig ließ, und auch dieſe Mußezeit heiligten ſie durch Geſpräche über himmliſche Dinge, indem ſie einander zu friſcher Anſtrengung in dem guten Kampfe ermunterten, ſich die Segnungen, in deren Beſitze ſie waren, herzählten und Dem, welcher den Kelch ihres Glückes ſo reichlich gefüllt hatte, nicht ſelten Danklieder als heilige Opfer darbrachten.

Alice blickte umher, und da war kein Baum und keine Blume, an die ſich nicht eine Kette von Erinnerungen knüpfte, die mit den innerſten Tiefen ihres Herzens verwoben waren. Da war der Weinroſenbuſch, der am Fenſter des Wohnzimmers ſich hinaufrankte und hier nach einem Sommerregen ſeinen willkommenen Duft aushauchte, — die Abendprimel, die jetzt noch dicht zuſammengefaltet war, aber bald ihre zarten Blumen aufſchließen mußte, ohne daß Jemand da war, ihre nächtliche Schönheit zu bewundern, — der glänzende Lorbeerbaum, der ſeinen tiefen Schatten auf den Weg warf, und die nie welkenden Gewinde raſchelnden Epheu's. Alle, Alle waren alte vertraute Freunde, und Alice verließ ſie auf immer.

„O beuge meine Seele unter Deinen Willen und ſtärke mich zu Deinem Dienſte!“ war das innerliche Gebet ihres Herzens zu Dem, der allein die Bitterkeit der Trübſal kennt, womit er manchmal ſeine Geſchöpfe heimzuſuchen für gut findet.

Alice und ihr Knabe gingen durch das Gartenthor, machten es ſanft hinter ſich zu, und als ſie nun in den grünen Heckenweg hinaustraten, was für ein traulicher Klang lag in ihren Stimmen, wie ſie ſo zwiſchen den hohen Weißdornhecken eingeſchloſſen waren, deren weiße Blüthen gleich Schneeflocken auf das grüne Strauchwerk niederhingen oder, eine duftende Laſt, von dem vorüberziehenden Winde ſich wegtragen ließen. Hier hatte ſie von häuslichen Bequemlichkeiten und Verſchönerungen mit dem zu reden gepflegt, um deſſen willen ihr jede derſelben doppelt ſchätzbar war; hier erblickten ſie bei ihrer Rückkehr von der Kirche zuerſt den kleinen Marcus wieder, wie er das Gartenthor weit öffnete, und hier ſahen ſie den gaſtlichen Rauch ihres Heerdes und freuten ſich darauf, am traulichen Kaminfeuer beiſammen zu ſitzen.

„Es iſt des Herrn Wille!“ ſagte Alice, nachdem ſie zum letztenmal um ſich geblickt hatte; dann ging ſie ſchweigend weiter, bis Marcus, der bis zu dieſem Augenblicke die Größe ſeiner Verluſte noch nicht überſehen hatte, plötzlich ſtehen blieb und rief: „Aber die Ziege!“

„O, ich habe ganz vergeſſen, etwas von der Ziege zu ſagen,“ erwiederte ſeine Mutter; „aber wir müſſen ohnehin im Dorfe einſprechen, um den Hausſchlüſſel zurückzulaſſen, und dann will ich unſere Nachbarn fragen, ob ſie auf der Wieſe bleiben darf. Dort wird ſie viel vergnügter ſeyn, als in der Stadt, wohin wir gehen.“

„Und würden nicht auch wir hier vergnügter ſeyn? o, laß uns bleiben, Mutter!“ damit blickte er ihr ſo flehentlich ins Geſicht, daß es beinahe über Alice's Kräfte ging, in dieſem neuen Kampfe zu ſiegen.

„Wir müſſen gehen, liebes Kind,“ ſagte ſie, „ſonſt fährt die Kutſche ab, ehe wir ankommen.“ Allein erſt nach der wiederholten Verſicherung, daß ſie ſehr ſchnell mit vier Pferden fahren, und daß ein Mann ohne allen Zweifel ein Horn blaſen würde, gelang es ihr, den kleinen Widerſpenſtigen mit erträglicher Eile mit ſich fortzuziehen.

Nachdem ſie die Landſtraße nur einige Minuten ſpäter, als nach Alice's Plane, erreicht hatten, konnten ſie in der Ferne eine Staubwolke ſehen, in deren Mitte ein ſchwerer Wagen den Hügel herabraſſelte und eine Elle weit von dem Platze, wo ſie ſtanden, anhielt. Die außen ſitzenden Paſſagiere ſahen wie halb gebraten von der Sonnenhitze aus und waren mit Staub bedeckt; die Pferde aber ſchnaubten, ſchäumten und ſchlugen nach den zudringlichen Mücken aus.

„Alles in Ordnung,“ ſagte der Conducteur, indem er die Wagenthüre hinter den zwei neuen Paſſagieren ſo heftig zuwarf, daß der kleine Marcus erſchrocken von ſeinem Sitze auffuhr. Hierauf flogen die Roſſe in voller Eile weiter, der Wagen raſſelte, und der Kutſcher ſchwang knallend ſeine Peitſche; die ſchweren Räder ſchnitten ächzend in die Straße, und der Staub ſtieg in dicken Wolken auf und ſetzte ſich auf Alles innerhalb und außerhalb des Wagens.

Alice drückte ſich in einen Winkel des Wagens; denn die andere Seite war von einer jungen Dame und ihrem Bruder eingenommen, der friſch von Cambridge kam, und deſſen ruheloſe Augen das Geſicht der jungen Wittwe mit ſo wenig Zartgefühl muſterten, als ob es ein neues Weſtenmuſter geweſen wäre, während Marcus, ſobald die erſte Ueberraſchung vorüber war, ſich zum Schlafen anſchickte und, ſeine Hand ſchweigend in die ſeiner Mutter ſchiebend und ſeine Wange auf ihren Arm legend, wirklich in einen feſten Schlaf verfiel, aus dem ſie ihn auch nicht zu dem geringſten Antheil an dem, was ſie litt, hätte erwecken mögen.

Dankbar für den Schutz, den ihre Trauerkleider ihr gewährten, ſenkte die arme Wittwe ihren Kopf und richtete ihre Augen auf das Geſicht ihres Kindes, mit Gefühlen, welche nur diejenigen nachempfinden können, die wiſſen, was es heißt, ſich vor den zudringlichen Blicken von Fremden in das innere Heiligthum der Seele zurückzuziehen, wo Ein reines Bild in dem fleckenloſen Rahmen unveränderlicher und heiliger Liebe lebt.

Viertes Kapitel.

Wenn der freundliche Leſer wieder bei der verlaſſenen Wittwe einkehren will, ſo muß er in die Mauern einer höchſt beſcheidenen Wohnung, des unſcheinbaren Glieds einer langen Häuſerreihe treten, welche die eine Seite einer engen Straße in einer Vorſtadt Londons bildete.

Hier hatte ſich Alice Bland der Wohlfeilheit halber eingemiethet. Sie hatte zwei Stübchen, von denen aus ſie keinen Fleck grünen Graſes und nicht ſo viel vom Himmel ſah, als zu einer Witterungsbeobachtung nöthig iſt. Hier mußte ſie, nach einer Uebereinkunft mit einer modiſchen Putzhändlerin, ihre Morgen-, Mittags- und Abendſtunden mit dem Zurichten bunter Bänder, prunkender Kopfputze und künſtlicher Blumen und Federn zubringen, welche die heitere Stirne der Jugend ſchmücken oder die Runzeln des Alters verbergen, den Glanz der Schönheit erhöhen oder dem

Auge des Beobachters die tiefen Schatten freſſenden Grams entziehen ſollten.

„Wer kann ein Herz haben, leicht genug, „ſolche Ehre zum Erröthen“ ſich auf den Kopf zu ſetzen?“ ſagte Alice, einen glänzenden Turban in der Hand haltend, „und dieſe ſilbernen Blumen — wer kann ſich rein genug fühlen, ſie zu tragen, und dieſes reiche ſeidene Taſchentuch — wer, als ein morgenländiſcher Prinz, ſollte es kaufen und gebrauchen?“

Hätte ſie dieſen ſchimmernden Dingen an den Ort ihres Gebrauchs folgen können, ſo hätte ſie den prächtigen Turban auf der gelben, runzligen Stirne eines Weibes erblicken können, welches mit ſcheelen Augen auf das Glück Anderer ſah, ohne ein Herz, ſich darüber zu erfreuen, und ohne die Macht, es zu zerſtören; die reinen, fleckenloſen Blumen hätte ſie über ungeſtüm klopfenden Schläfen hinſchmachten ſehen, wo jede Ader ſchwoll, und ihr ſilberner Glanz von dem wilden Blitzen eines ruheloſen Auges überboten wurde, das im düſtern Lichte einer unnatürlichen und fieberhaften Aufregung funkelte; das koſtbare Taſchentuch aber hätte ſie in der rothen Hand eines Lebemanns erblicken können, welche ſelbſt ihre Geſchichte von ſtarkgewürzten Schildkrötenſuppen und ſonſtiger üppiger Lebensweiſe erzählte. Sie hätte Alles dieſes und noch tauſend andere ſchneidende Contraſte ſehen können, ſo daß ſie froh geweſen wäre, ſich wieder in ihrer engen Wohnung zu ſehen, ſo wenig Angenehmes auch dieſe darbot. Aber Alice Bland wußte wenig von der feinen Welt und träumte ſich, die geheimnißvollen Weſen, für welche ſie fortwährend die reichſten, prunkendſten und theuerſten Verſchönerungen fertigte, welche ihre Erfindungsgabe nur erſinnen konnte, beſitzen ſelbſt einen Zauber und eine Glückſeligkeit, wovon gewöhnliche Naturen keinen Begriff haben. In Folge deſſen erſchien ihr eigenes Loos ihr bitterer, als es wirklich war, ſo daß es ihr manchmal ſchwer wurde, ſich vor Unzufriedenheit und Murren zu bewahren, beſonders wenn irgend ein kleiner Umſtand ſie lebhaft an die ſüße Heimath erinnerte, die ſie verloren hatte, — wenn ſie zu ihrem kleinen Fenſter hinausblickte und den Mond hoch am Himmel ſtehen ſah, oder wenn die untergehende Sonne, einen gewiſſen Winkel in der gegenüberliegenden Häuſerreihe erreichend, eine Scheibe ihres Fenſters und einen kleinen Theil ihrer Vorhänge leicht berührte; denn dann fiel ihr ein, daß dieſelbe Sonne mit goldener Pracht die Wipfel der Bäume in ihrem ehemaligen Garten und den Kirchthurm beleuchtete, den ſie oft mit ſo innigem Wohlgefallen betrachtet hatte. Am meiſten aber, wenn ihr

Knabe müde und niedergeſchlagen von der Schule nach Hauſe kam und ſich nach den grünen Triften und der friſchen Luft, an die er gewöhnt war, zurückzuſehnen ſchien, ſank ihr der Muth, und ſie war nahe daran, zu ſagen: „Mir iſt mehr auferlegt, als ich tragen kann!“

Es war einige Wochen nach ihrer Niederlaſſung in der Stadt und während eines ſolchen Anfalls von Schwermuth, als ſie einen Wagen vor ihr Haus anfahren hörte, und bald darauf ein donnerndes Pochen an die Hausthüre folgte. Alice blickte halb erſchrocken hinaus und ſah an der Eleganz des Wagens, daß er einer Perſon von Range angehören mußte. Allein ſie hatte keine Zeit zu ferneren Beobachtungen; denn eine leichte Geſtalt ſprang, ſobald der Schlag geöffnet war, von dem Tritte herab, worauf der Wagen weiter fuhr.

Wie groß war Alice's Erſtaunen, als ſie fand, daß ihr ſelbſt dieſer unerwartete Beſuch gelte, und als dieſelbe leichte Geſtalt mit zwangloſer Herablaſſung in ihr Stübchen trat, das liebliche Geſicht durch anmuthiges Lächeln verſchönernd, welches jedoch verſchwand, ſobald die Thüre ſich hinter ihr ſchloß, und ſie mit Alicen allein war.

Die Letztere ſtand auf, um die Dame zum Sitzen einzuladen; aber dieſe hatte ſich bereits mit augenſcheinlichem Verdruſſe auf einen Stuhl geworfen, indem ſie zugleich ihren Handſchuh von einer ausgeſucht ſchönen Hand abzog und einen dicht anliegenden Hut losband und zurückſchob, wodurch ein Geſicht ſichtbar wurde, aus dem der Geiſt eines hülfreichen Engels hätte blicken ſollen. Ach! wie können auch die ſchönſten Schöpfungswerke ihr urſprüngliches Gepräge ſo ganz verlieren! Verächtliche Sorgen hatten ihre junge Stirne bereits mit Runzeln durchfurcht, und ihre ſchwarzen Augen ſchoßen Pfeile wilder Eiferſucht und Rachluſt, während ihre Lippen, welche ausſahen, als ob ſie nur zu Cherubslächeln geformt wären, von Zorn und Wuth zuſammengekniffen waren.

„Vermeſſenes Weib!“ begann ſie endlich; dann ſich plötzlich erinnernd, daß ſie eigentlich keine Urſache zu einer Beſchwerde habe, bezwang ſie ſich und fing aus einem andern Tone an.

„Man hat mich zu Ihnen gewieſen, als der Perſon, deren Scharfſinn den ausgeſuchten Turban erfand, welchen die Marquiſin von — am letzten Freitage trug, und der für immer Ihre Berühmtheit in der feinen Welt begründet hat.“

„Ich bin dieſe Perſon, Madame, und mit Vergnügen werde ich irgend etwas von derſelben Art für....“

„Für mich! anmaßendes Geſchöpf! Meinen Sie, ich werde mich ſo tief erniedrigen, auch nur dieſelben Finger zu beſchäftigen, welche für die Marquiſin von — arbeiten? Nein, lieber wollte ich mich mit dieſer Ihrer Wittwenhaube auf dem Kopfe zeigen!“ Und dann ſagte ſie in leiſerem Tone oder ſeufzte vielmehr: „Nur der Himmel weiß, was ich geben würde, wenn ich das Recht hätte, ſie zu tragen!“ Alice, welche zugleich entdeckte, daß ſie einen Ehering am Finger trug, erſchrack über dieſe Aeußerung ſo, daß ſie nicht umhin konnte, zu befürchten, eine wilde Verrückte habe den Weg in ihre verborgene Wohnung gefunden. Die Dame fuhr jedoch ruhiger, aber mit einem gebietenden Tone und Blicke fort, welche übrigens wenig geeignet waren, die beabſichtigte Wirkung hervorzubringen.

„Ich bin gekommen,“ ſagte ſie, „um von Ihnen die einzige Entſchädigung zu fordern, die Sie mir gewähren können. Der Plan iſt gemacht, Sie dürfen ihn nur ausführen. Ohne Zweifel wird ſich die Marquiſin wieder an Sie wenden; denn ihre Schönheit iſt nicht von der Art, daß ſie auf ihren eigenen Füßen ſtehen könnte. Nun habe ich ein Stück Gaze gerade von der Farbe gekauft, welche zu ihrem Teint am übelſten paßt. Ich verlange, daß Sie es bei Zeiten zu der großen Soirée bei Lady L— zurichten und der

Marquiſin, welche ohne Zweifel zu Ihnen kommen wird, verſichern, Sie haben in Ihrem Leben noch nie etwas geſehen, das ihr auch nur halb ſo gut ſtehen würde. Sie hat einen unbedingten Glauben an Ihren guten Geſchmack. Sie werden nichts dadurch verlieren; denn ſelbſt, wenn der Scherz entdeckt würde, bekommen Sie mich zur lebenslänglichen Kundin, und Jedermann muß zugeben, daß Sie durch einen ſolchen Tauſch Ihre Mühe in jedem Falle verringern würden."

„Glauben Sie mir, Madame," erwiederte Alice mit großem Ernſte, „daß Sie, indem Sie mir eine ſolche Zumuthung machen, ſich in meinem Charakter und meinen Grundſätzen völlig irren."

„Charakter und Grundſätze! was ſoll das heißen, Weib? Man ſpricht nie von dergleichen, außer wenn man etwas thun ſoll, was einem unangenehm iſt."

„Dann bediene ich mich Ihrer eigenen Waffen; denn es wäre mir äußerſt unangenehm, etwas ſo Gemeines zu thun, — und was noch mehr iſt, ich will es nicht thun."

„Sie ſind ſehr plump, gute Frau; aber, ſo viel ich höre, haben Sie früher auf dem Lande gelebt, wo es für Talente, wie die Ihrigen, jammerſchade geweſen wäre, begraben zu bleiben. Bedenken Sie, was die Gönnerſchaft einer Dame von Rang Ihnen nützen könnte. Da iſt z. B. Frau B., welche daſſelbe Geſchäft, wie Sie, getrieben hat, jetzt aber in ihrem eigenen Wagen einherfährt.“

„Es iſt vergebliche Mühe,“ antwortete Alice, „das Netz Ihrer Verſuchungen nach mir auszuwerfen; denn mein Entſchluß ſteht feſt. Ich habe außer der Erfüllung meiner Chriſtenpflichten nur Einen Lebenszweck, und dieſer iſt, mein Kind ehrlich zu ernähren und es, wenn es ein Mann ſeyn wird, wo möglich auf derſelben Stufe in der Geſellſchaft zu ſehen, auf der ſein Vater ſtand, und ſelbſt, um dieſen Lieblingszweck zu erreichen, möchte ich mich nicht erniedrigen, etwas zu thun, das mich in meinen eigenen Augen verächtlich und in denen Gottes ſchuldig machen würde.“

„Unſinn, Unſinn! Sie machen zu viel Weſens aus einem bloßen Scherze. Haben Sie denn keinen Sinn für einen Scherz?“

„Nicht für einen gemeinen Scherz.“

„So wollen Sie mir alſo nicht gefällig ſeyn?“ Dabei lächelte ſie ſo freundlich, daß Alice die Sache noch einmal prüfte und ſich fragte, ob es mit den Gefühlen eines redlichen und edlen Herzens gänzlich unverträglich wäre, den Wunſch der Dame zu erfüllen; aber ihr Entſchluß wurde durch dieſe Prüfung nur noch feſter.

Hievon in Kenntniß geſetzt, änderte die Dame raſch ihre Angriffsweiſe. Die Augen niederſchlagend, erklärte ſie, daß auch ſie jetzt ernſthaft reden wolle; denn, trotz ihrer natürlichen Heiterkeit, welche ſie manchmal zu weit führe, ſey ſie doch ein ſehr unglückliches Geſchöpf. „Ich heirathete,“ ſagte ſie, „in einem Alter von ſiebzehn Jahren einen reichen alten Pair, den ich ebenſo herzlich verabſcheue, als ich ſeinen Rang und ſeine Börſe liebe. Ich kann nicht mehr ſagen, ohne Geheimniſſe zu verrathen und Vertrauen zu mißbrauchen; aber ich habe Gründe, aus denen ich meine tägliche Nahrung und meine nächtliche Ruhe darum gäbe, wenn ich die Marquiſin von — demüthigen könnte. Gedemüthigt muß ſie werden, und wenn Sie mir dabei nicht an die Hand gehen wollen, ſo ſoll es eine Andere.“

Bei dieſen Worten ſah ſie auf ihre Uhr, und, zugleich das Raſſeln ihres Wagens hörend, der eben wieder in die enge Straße hereinfuhr, ſtand ſie auf und ſchritt ſtolz nach der Thüre, jedoch nicht, ehe ſie als letztes Mittel die Anerbietung eines Geſchenks verſucht hatte, welches Alice mit mehr Unwillen, als Feinheit zurückwies, indem ſie der Dame zugleich verſicherte, daß ſie lieber die verlaſſene Wittwe ſeyn wolle, welche im Schweiße ihres Angeſichts ihr tägliches Brod verdinen müſſe, als die reiche und vornehme Dame, die ſich kein Gewiſſen daraus mache, in die Wohnungen der Armen zu treten, um dieſe durch ihre Leidenſchaften zu verwunden und durch ihre Thorheiten ihnen Eckel einzuflößen.

„Iſt dieß ein Exemplar von der beneideten und privilegirten Claſſe der Geſellſchaft?“ dachte Alice, zum Fenſter hinaus die prächtige Equipage und die ſchnaubenden Roſſe betrachtend. „Beſſer iſt es, eine einſame Wittwe in einer Wüſte, als eine ſolche bemitleidenswerthe Elende, wie dieſe, zu ſeyn!“ Und mehr als je mit ihrem Looſe ausgeſöhnt, ſetzte ſie ſich wieder zu ihrer Arbeit nieder. Die beſtändige Beſchäftigung, welche ihr guter Geſchmack und ihr Fleiß ihr ſicherten, erleichterte ihr nicht wenig die Einförmigkeit ihres Lebens und erhielt die Lieblingshoffnung in ihr lebendig, welche allen ihren Arbeiten Reiz und Zweck verlieh.

Fünftes Kapitel.

Wiewohl Alice Bland von Natur einen guten Geſchmack beſaß, ſo war doch nicht etwa ein angeborenes beſonderes Geſchick gerade zu dem Geſchäfte, das ſie jetzt betrieb, die Urſache davon, daß es ihr ſo gut von Statten ging, ſondern ſie hatte ſchon in ihrer frühen Jugend durch wiederholte Beſuche bei einer Tante, die eine Putzmacherin war, eine ziemliche Kenntniß dieſer in den Augen der feinen Welt ſo wichtigen Kunſt erlangt. Eben das hatte ſie in ihrer verlaſſenen Lage auf den Gedanken gebracht, daß das Ergreifen dieſes Geſchäftszweigs für ſie wohl das ſicherſte Mittel ſeyn würde, nicht bloß ſich ſelbſt zu ernähren, ſondern auch ihrem Knaben den Unterricht zu verſchaffen, welcher ihn einſt zu dem hohen Berufe befähigen würde, dem ſie ihn wo möglich widmen wollte.

Daß er in die Fußſtapfen ſeines Vaters treten möchte, war der höchſte Wunſch ihres Herzens: für dieſen erniedrigte ſie ſich, für dieſen arbeitete ſie und für dieſen ertrug ſie willig alle Entbehrungen. Doch kamen ihr manchmal Zweifel über die Angemeſſenheit ihrer gegenwärtigen Beſchäftigung; denn je mehr ſie eine gewiſſe Berühmtheit erlangte, deſto mehr Gelegenheit hatte ſie, hinter die Couliſſen zu blicken, und ſeit dem Beſuche jener unbekannten Dame beunruhigte ſie die Beſorgniß, ſie möchte, obſchon im Verborgenen, böſen Leidenſchaften Nahrung geben, und doch ſah ſie ſich dadurch fortwährend beſchäftigt und fand am Ende des erſten Jahres, daß ſich ihre Umſtände weſentlich verbeſſert hatten.

Ein zweites Jahr verging, und ſie konnte ihren Knaben in einer höheren Schule unterbringen, wo er erſtaunliche Fortſchritte machte. Ach! wie hüpfte das Herz der zärtlichen Mutter vor Freude, wenn er mit der Bitte um neue Bücher zu ihr kam und ihr mit leuchtenden Augen und erröthenden Wangen die Lobſprüche ſeines Lehrers mittheilte!

Ein ferneres Jahr verging, und Alice wurde die vertraute Rathgeberin vieler Damen, deren manche gern mit einem beträchtlichen Opfer an Rang und Geld eine Erneuerung ihrer hinwelkenden Schönheit erkauft hätten. Dieß war eine Beſchäftigung, welche Alice in ihrem Herzen verachtete, und ſie begann ernſtlich darauf zu denken, dieſelbe mit einer andern zu vertauſchen, welche, wenn auch weniger einträglich, doch würdiger wäre, und dieſer Entſchluß wurde ihr leichter nach einer Unterredung mit einer unglücklichen Dame, welche fünfzig Jahre lang gegen die Verwüſtungen ihrer Reize durch Deformität und Krankheit ritterlich angekämpft hatte.

Alice wurde eines Abends geholt und durch eine geheime Thüre in ein prächtiges Zimmer geführt, wo ſie eine Zeit lang warten mußte. Endlich wurde ſie zu der Dame in ein langes Ankleidezimmer gebracht, von dem jeder Zoll mit Parfums und Schönheitsmitteln, Spitzen und Bändern, Atlaskleidern und Stickereien angefüllt war. Am entgegengeſetzten Ende des Gemachs und in reichen Damaſtkiſſen faſt begraben, erblickte ſie eine dürre, ausgemergelte Geſtalt, deren mit vielen Umſchweifen angedeuteter Wunſch, einfach ausgedrückt, kein anderer war, als für den Abend hergerichtet zu werden, während zwei bis drei ab- und zueilende Kammerjungfern ihr jeden Augenblick Herzſtärkungen und Reizmittel reichten.

Erſtaunt und entſetzt über das unnatürliche Schauſpiel ſtand Alice ſprachlos da, und an den denkend, der noch immer eine Art zweiten Gewiſſens für ſie war, bebte ſie vor dem Mißbrauche ihrer Kunſtfertigkeit zu einem ſo verächtlichen Zwecke zurück.

„Sie ſind krank, Madame, fürchte ich," ſagte Alice endlich.

„Nein, nein, ich gehe zu der Herzogin von B—. Die fremden Geſandten kommen hin, kurz, die ganze große Welt, und — und — ich habe von Ihrem guten Geſchmacke und Ihrer Erfindungsgabe gehört. Meine Kammerjungfern haben mich zum Beſten. Verſuchen Sie, was Sie thun können. Sie ſollen Ihren Aufwand an Zeit und Mühe nicht zu bereuen haben."

Vergebens erklärte Alice, ihre Geſchicklichkeit ſey nur klein, ſie ſey im Begriffe, ihr Geſchäft aufzugeben — ſie habe noch nie etwas von dieſer Art gethan, — Alles war vergeblich. Die Kammerjungfern begannen das ſchwere Werk und befragten ſie bei Allem, bis Alice unmerklich hineingezogen wurde, obgleich ſie kaum mehr dabei that, als daß ſie über Farben und Schmuckſachen ihr Votum abgab.

Die arme Dame war ſehr unwohl und ſchrecklich mißgewachſen; aber ſo geſchickt wurde die ganze Sache behandelt, daß, als ſie mit Hülfe zweier Kammerjungfern aufſtand und durch das Zimmer ſchritt, die Seidenſtoffe ſo majeſtätiſch rauſchten, und die Federn in der mit Wohlgerüchen angefüllten Luft ſo anmuthig winkten, daß man auf den erſten Anblick die werthloſe Scherbe, die in der koſtbaren Umhüllung verborgen war, wirklich für einen Edelſtein hätte halten können.

Die beſtändige Begleiterin dieſes jammerwürdigen Geſchöpfs war ein ſchönes junges Mädchen, die Tochter eines armen Verwandten, und Manche waren der Meinung, Fräulein Salisbury bezahle ihre Einführung in die große Welt theuer durch die Pflicht, das halbe Gewicht ihrer Gönnerin auf ſich zu nehmen, welche, offen geſagt, nicht im Stande war, allein zu gehen, und ſich daher kraftlos auf den Arm des guten Mädchens zu lehnen pflegte, welche erſtaunt um ſich blickte und ſtark zweifelte, ob ſie jetzt wirklich glücklicher ſey, als da ſie noch auf den grünen Feldern ihres Vaters umherſtreifte.

Fräulein Salisbury wurde jetzt gerufen. In der Zwiſchenzeit beſah ſich die Dame vom Kopfe bis zu den Füßen in einem hohen Spiegel und wandte ſich dann triumphirend mit der Frage an Alice, was ſie von ihr denke?

Noch nie war Alice in ſolcher Verlegenheit geweſen, was ſie, ohne ihre Ueberzeugung zu verleugnen, antworten ſollte. Sie zögerte daher, und ihr Schweigen wurde als ein Tribut der Bewunderung aufgenommen.

Fräulein Salisbury kam, reichte der Dame ihren Arm, und der Zug ſetzte ſich in Bewegung.

„Haltet einen Augenblick!“ ſagte die Dame. „Ihr habt meinen Fächer vergeſſen.“ Die Kammerjungfern flogen nach den Schränken und Commoden zurück; Alice aber nahm in der Zwiſchenzeit ein kleines neues Teſtament aus ihrer Taſche, drückte es mit beiden Händen in die ausgeſtreckte Hand der Dame, eilte die geheime Treppe hinab und floh aus dem Hauſe, als ob es die Höhle einer Zauberin geweſen wäre.

„Ich will dieſes widrige Geſchäft aufgeben,“ dachte ſie, während ſie über den freien Platz ging, an dem das Haus ſtand. „Ich will ſeinen Namen nicht länger verunehren. Der niedrigſte Magddienſt wäre würdiger, als dieſes Gewerbe. Doch, wohin gehe ich?“ denn der Auftritt, den ſie ſo eben mit angeſehen hatte, ſchien ihr die Gefahr, um dieſe Zeit allein in den Straßen Londons umherzuwandern, ganz aus dem Sinne gebracht zu haben. Jetzt aber blickte ſie um und über ſich und ſah, daß die Sterne auf dieſen menſchlichen Bienenkorb ebenſo freundlich herabſchienen, als auf den blühenden Hagedorn, der ſeine weißen Blüthen auf den grünen Heckenweg jenſeits ihres einſtigen Wohnorts ſtreute. Der geſtirnte Himmel über ihr erſchien ihr wie ein Bogen der Verheißung, daß

Gott denen, welche in der geräuſchvollen Stadt ihn anrufen, ebenſo nahe ſeyn wolle, als im ſtillen Haine, in den Wohnplätzen der Menſchen ebenſo, wie in der Einſamkeit der Wüſte.

Der Lebensweg des wahren Chriſten iſt nicht immer friedlich und angenehm. Er muß es ſich oft gefallen laſſen, ſich durch den Staub und die Knechtsarbeit einer ruheloſen Welt hindurchzuſchlagen; aber nichts deſto weniger ſind ihm Zeitpunkte ſüßer Erholung und Ruhe beſchieden. Als Alice ihre Wohnung erreichte, war ihr Erſtes, nach ihrem ſchlafenden Kind zu ſehen, ihm ſein Kiſſen zurecht zu legen und einen Kuß auf ſeine Wange zu hauchen, zart genug, um ſelbſt die Träume eines ſchlummernden Cherubs nicht zu ſtören. „Armes Kind,“ ſagte ſie, „ich gebe Deine ſicherſte Ausſicht, Dein Glück in der Welt zu machen, auf; aber ich will doppelt angeſtrengt arbeiten, und es ſoll dennoch ein Gelehrter und ein Gentleman aus Dir werden. Deines Vaters Tugenden ſollen Dich leiten, und möge Dein Pfad geſegnet ſeyn!“

Lange betrachtete Alice des Knaben ſchöne, tadelloſe Wangen, über welche ſeine langen, dunkeln Augenwimpern einen tiefen Schatten warfen, und während ſie ihn ſo betrachtete, beſchlich ſie ein beängſtigendes Gefühl der Beſorgniß um ihn, welches ihr dieſen

Liebling ihres Herzens theurer als je zu machen ſchien; Thränen unausſprechlicher Zärtlichkeit traten in ihre Augen, und ſie ſang mit leiſer Stimme folgendes einfache Lied:

Schlaf ſanſt und ſüß, mein liebes Kind,
Von keiner Angſt noch ſchwer;
Vollbracht des Tages Mühen ſind,
Da komm' ich wieder her.

Dich lieb' ich; o! es liebt ſein Haus
Fern über'm blauen Meer,
So weit er wandern mag hinaus,
Der Pilger nicht ſo ſehr.

Das Vöglein hat die Jungen all
Im Laubdach um ſich her,
Sein Weibchen auch, und lockt mit Schall:
Dich hab' ich, ſonſt nichts mehr.

O ſprich' nicht ſo! Der da bewacht
Den Schiffer auf dem Meer,
Der hemmt des Sturms, der Fluten Macht,
Auch Dein Schirm ja iſt er.

Dein Bett umſäuſelt mild und kühl
Des Engelfittigs Wehr;
Die Thränen, welche Deinen Pfühl
Bethauten, ſegnet er.

All Deine Sorgen kennt er ſchon,
Ob ſie auch noch ſo ſchwer;
Sie ſind gezählt vor ſeinem Thron,
Wo Gnade winkt Gewähr.

Sechstes Kapitel.

„Dieſe Felder ſind nicht wie die unſrigen,“ ſagte Marcus zu ſeiner Mutter, als ſie an einem Sonntagabende in einer Vorſtadt Londons ſpazieren gingen. „Hier iſt das Gras ganz zuſammengetreten, und die Vögel ſind von den Hecken verſcheucht. Wann werden wir denn zurückkehren, Mutter? ich bin des Staubs und Lärms überdrüſſig. Ich habe den ganzen Tag Kopfweh, und manchmal, wenn ich auf meine Lectionen achten ſollte, denke ich an unſere ſüße Heimath auf dem Lande.“

Alice blickte ihm ins Geſicht, während er redete, und ſah mit ſprachloſer Herzensangſt, was ſie ſchon oft befürchtet hatte, daß nämlich ihr gegenwärtiger Aufenthalt in Verbindung mit dem Lernen und Studiren des Knaben, das zu ſeinem Fortkommen in der Schule nöthig war, ſeinen Wangen ihre Blüthe nahm und auf ſeine ſchöne Stirne einen vorzeitigen und unnatürlichen Schatten warf, und nun fühlte und geſtand ſie ſich zum erſtenmale, daß Armuth wirklich etwas Hartes ſey. „Aber er ſoll nicht leiden!“ dachte ſie, und ſchon am nächſten Tage ſuchte ſie in einiger Entfernung von dem Staube und Rauche der Altſtadt eine Wohnung, wo ſie wenigſtens den Anblick eines kleinen Gartenſtücks hatten.

Sie mußte für dieſe Wohnung zweimal ſo viel bezahlen, als für ihre bisherige; aber ſie beſann ſich keinen Augenblick, obgleich der Inhalt ihrer Caſſe bedeutend abgenommen hatte, und eine beängſtigende Ungewißheit über ihrer Zukunft zu ſchweben ſchien. Aber ſo groß iſt die Macht eines von ächtem Glauben unterſtützten, energiſchen Geiſtes, daß ſie ſtets bereit war, ehrenwerthe und entſcheidende Maßregeln zu ergreifen, den Erfolg in die Hände Deſſen legend, der allein wiſſen kann, ob Lohn oder Züchtigung einem ſeiner Geſchöpfe am zuträglichſten iſt, und bereitete ſich in der Zwiſchenzeit darauf vor, ſich entweder über den glücklichen Erfolg zu freuen oder ſich geduldig in das Mißlingen ihrer Hoffnungen zu ſchicken.

In dem weiten Gebiete menſchlicher Leiden war nur ein einziges Uebel, an das ſie nicht mit feſtem und geſammeltem Herzen denken konnte. An beſtändige und faſt angeſtrengte Arbeit war ſie während ihres ganzen bisherigen Lebens gewöhnt gewesen, weßhalb dieſelbe das Gewicht der Sorgen, welche ſchwer auf ihr lagen, nicht vermehrte, ſondern ihnen vielmehr ihre ſcharfe Ecke nahm, indem ſie ihr beſtändig Gegenſtände vor die Augen führte, welche, ſo gering ſie auch an und für ſich waren, einen Theil ihrer Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen. Aber jenes war ein Uebel, das in den Stunden melancholiſchen Nachſinnens nicht gleich dem Schatten einer Wolke über ſie kam; denn es ſchien, als ob es kein Ende hätte und nie vorüberziehen würde. Einſamkeit, Arbeit und Entbehrung hatte ſie bisher willig ertragen; aber wenn ſie an jene überwältigende Trübſal zu denken ſuchte, ſo ſchien es ihr, als ob ſie keiner Linderung fähig wäre. Für dieſe Wunde gab es in ihren Augen keinen Balſam, und ihr dagegen ſich empörendes Herz bat, unter dem Gedanken daran ſich krümmend, nur zu oft: „Verſchone mich mit dieſem!“

Alice Bland war zwar jetzt nicht mehr im Stande, ihren Geldvorrath zu vermehren; aber ſie hatte in den letzten paar Jahren eine für ſie beträchtliche Summe zurückgelegt, welche, in Verbindung mit der Penſion für Wittwen armer Geiſtlichen, ſie aller Beſorgniß wirklichen Mangels enthob. So weit entfernt war ſie jedoch davon, an einem unthätigen Leben

Gefallen zu finden, daß ſie mit großer Arbeitſamkeit und Beharrlichkeit auf einem andern Wege ihr kleines Einkommen zu erhöhen ſuchte. Zu dieſem Zwecke übernahm ſie es, einem Bazar feine Nadelarbeiten zu liefern, und früh und ſpät arbeitete ſie für den dürftigen Lohn, der ihr zufiel und nur ein kleiner Theil des Werths ihrer Arbeit war. Oft, wenn ihre Augen und Finger ermüden wollten, ſpornte ſie ſich zur Fortſetzung ihrer einförmigen Arbeit durch die Hoffnung an, mit ihrem Knaben in ſeinen nächſten Sommerferien für einige Wochen auf das Land gehen zu können.

Marcus war jetzt beinahe zwölf Jahre alt, und trotz ſeiner Bläſſe ließ ſich kaum ein hübſcherer oder feiner ausſehender Knabe denken. „Ganz wie ſein Vater!“ ſagte Alice Bland; denn ſie kannte keinen höheren Maßſtab männlicher Trefflichkeit und Schönheit. Wer aber ſeines Vaters ſich nicht mit ſo parteiiſcher Bewunderung erinnert hätte, würde geſagt haben, der Sohn verſpreche ein viel ſchönerer Mann zu werden, und es ſey kein Fehler, daß er ſeiner Mutter Energie und Entſchiedenheit mit der Ruhe ſeines Vaters verbinde. Von Beiden aber hatte er ein ungewöhnliches Zartgefühl geerbt. Viele ſind zwar der Meinung, das Letztere ſey nur in den Häuſern der Vornehmen zu ſuchen, da es die Frucht einer vollendeten Erziehung ſey; aber wahres Zartgefühl iſt mehr eine Naturgabe, als ein Kunſtproduct, ſo daß es in einer niedern Hütte ſich finden, in einem glänzenden Salon aber vergebens geſucht werden kann. Alice Bland und ihr intereſſanter Knabe beſaßen dieſe liebenswürdige Eigenſchaft in hohem Grade: Jedes von ihnen bewachte aufmerkſam die Blicke des Andern und wußte, wenn der leichteſte Schatten von Kummer oder Sorge der ſanften Hand oder des freundlichen Worts bedurfte, um verſcheucht zu werden. Auch verſtanden ſie ſich gegenſeitig große Opfer zu bringen; denn ſie waren einander Alles in Allem. Ohne eine Thräne oder einen Seufzer, kurz, ohne es im geringſten merken zu laſſen, daß es ein Opfer ſey, konnte Eines dem Andern zu Liebe einen Lieblingswunſch fahren laſſen. Und wenn in dieſem Wettſtreite der Selbſtverleugnung Alice den Sieg davon trug, ſo war die Urſache davon nicht etwa Mangel an Liebe von Seiten ihres Sohnes, ſondern lag einzig und allein darin, daß ſie ein Weib war; iſt es doch die Natur des Weibes, wen ſie einmal liebt, mehr als ſich ſelbſt zu lieben.

So lebten Mutter und Sohn ganz für einander und bekümmerten ſich vielleicht nur zu wenig um die weite Welt um ſie her; vielleicht blieb ihren Herzen ſelbſt für eine höhere Liebe zu wenig Raum übrig. Wie dem aber auch ſeyn mag, ſo wiſſen wir, daß ſolche ausſchließliche Verhältniſſe in dieſem Leben ſelten lange ohne Störung bleiben, und daß, von welcher Seite auch die Störung kommt, ſie unter der Leitung Deſſen ſteht, welcher züchtiget, damit man ſeiner gedenke, und verwundet, damit man zu ihm um Heilung flehe.

Der Sommer kam, der ſchöne, heitere Sommer, und Alice ließ mit ihrem Sohne ohne einen Seufzer die zuſammengehäuften Tauſende hinter ſich, welche während der lieblichen Jahreszeit, wenn die grünen Felder ſich mit Blumen ſchmücken und in den ſchattigen Zweigen der Bäume die Vögel ſingen, ſich in der erhitzten Atmoſphäre der Hauptſtadt umherſchleppen. Sie verließen dieſe ohne Seufzer; denn ſie wollten ihre Bekanntſchaft mit dem Angeſichte der Natur erneuern, — einem Angeſichte, ähnlich dem eines lieben alten Freundes und innig verſchmolzen mit all den Lieblingsgegenſtänden ihres Denkens und Redens.

Ein gütiger Bekannter von ihnen, der in Kent wohnte, hatte im ſchönſten Theile dieſer Grafſchaft ein Häuschen für ſie gemiethet, und als die Kutſche vor der Thüre des letzteren hielt, ſprangen ſie heraus, als ob ſie nach langer Abweſenheit wieder in ihrer Heimath angelangt wären. Alles rings umher ſah ſo grün, ſo friſch, ſo kühl und ſtill aus, daß ihre Herzen von dankbarer Freude ſchwollen, und es ſie verlangte, einem menſchlichen Weſen, das gleich ihnen empfände, ihren Dank auszudrücken. Aber keine freundliche Hand hatte Zubereitungen für ſie getroffen — kein lebendiges Weſen in dieſer entlegenen Gegend hatte vor der letzten Woche etwas von ihrem Daſeyn gewußt, und auch nachher hatte ſich Niemand um ihre Bequemlichkeit gekümmert: ſo daß die beiden Ankömmlinge ſich bald überzeugten, ihr Dank gebühre nur Dem, der die Himmel ausbreitet wie ein Gewand und die Erde zu einem Garten macht, worin der Menſch Alles findet, was die Sinne bezaubern und die Seele mit Bewunderung erfüllen kann. Auch verſäumten ſie die Pflicht nicht, ſeine Gnade anzuerkennen; denn als der Abend kam, knieten ſie mit einander nieder und brachten ihm mit vereinigten Herzen den Zoll ihres Dankes und ihrer Freude dar.

Am nächſten Tage luſtwandelten ſie frei und zwanglos umher, und ſo verfloß ihnen ein Tag um den andern. Marcus unterhielt ſich damit, die Blumen und Pflanzen zu ſammeln, mit denen er ſich ſchon lange bekannt zu machen geſucht hatte; oft ſetzte er ſich auch mit ſeinem Bleiſtifte in der Hand nieder, um einen alten Baum oder eine Dorfkirche zu ſkizziren, ohne zu ahnen, wie unſchätzbar alle dieſe kleinen Erinnerungen an ſeine damalige Unterhaltung einſt für Diejenige werden würden, welche, mit mütterlicher Zärtlichkeit ihn beobachtend und mit einer Art prophetiſchen Scharfblicks jede Entwicklung ſeines klaren und umfaſſenden Geiſtes belauſchend, ſtets an ſeiner Seite war.

„Ich möchte auf dem Lande ſterben,“ ſagte er oft, „damit Vögel über meinem Grabe ſängen, und rings um mich her grünes Gras wüchſe. Mutter, haſt Du ſchon in den kleinen Gottesacker am Ende der Straße, wo wir früher wohnten, hineingeblickt? Lege mich nicht dahin, wenn ich geſtorben bin; denn ich meine, ich könnte unter jenen heißen Steinen und ſtaubigen Neſſeln keine rechte Ruhe finden.“ Dann füllten ſich die Augen ſeiner Mutter mit Thränen; denn täglich ſah ſie deutlicher, daß Ein vorherrſchender Gedanke ſeinem jugendlichen Geiſte einen unnatürlichen Ernſt verlieh und auf den Morgen ſeines Lebens einen tiefen, vorzeitigen Schatten warf.

Doch waren ſie glücklich — glücklich, wie ſolche, welche vor einer langen Trennung noch zu einer ungeſtörten Stunde heiterer und vertraulicher Unterredung ſich zuſammenſetzen. Allein dem Knaben brachte der Landaufenthalt keine Stärkung, und die Mutter fand es immer nöthiger, ihre Gedanken und Wünſche dem Himmel zuzuwenden; denn ſie ahnte es, daß dieſe Erde bald eine Wüſte für ſie ſeyn würde.

Ja, wahrlich bedürfen wir der Religion, um uns mit dem Gedanken an den Tod auszuſöhnen!

Siebentes Kapitel.

Nicht viele Wochen nach ihrer Rückkehr in die Stadt vergingen, ehe die Wittwe es nöthig fand, ſich nach ärztlicher Hülfe umzuſehen; denn Marcus nahm ſichtlich ab, und obgleich ſie wenig Hoffnung hatte, daß menſchliche Geſchicklichkeit ihn retten würde, ſo war ſie doch entſchloſſen, nichts zu verſäumen, was die Leiden ſeiner letzten Tage erleichtern könnte.

Der Arzt erklärte ſeine Krankheit für eine ſolche, welche vielleicht einen langſamen Verlauf nehmen würde, gab jedoch wenig Hoffnung zu einer endlichen Herſtellung. Der arme Knabe war jedoch nicht dazu beſtimmt, langſam hinzuſchmachten. Seine Krankheit machte reißende Fortſchritte, und bald war er ſo ſchwach, daß er das Bett hüten mußte. Nun war ſeine Mutter doppelt froh, daß ſie ihn aus der engen, düſtern Wohnung, die ſie zuerſt inne gehabt, entfernt hatte; denn jetzt konnten ſie doch zu dem blauen

Himmel emporblicken und die heitern Strahlen der Morgenſonne auf den Zweigen einer Weide und eines Bohnenbaums ruhen ſehen, welche neben ihrem Fenſter emporwuchſen, wo Alice ihren kleinen Reſedengarten in einer engen Kiſte hatte, welche ihr ganzes Eigenthum in dem weiten Bereiche der Mutter Erde enthielt.

Es war am erſten September, dieſem für den Jagdliebhaber ſo wichtigen Tage, wo ihm das Herz vor Freude hüpft und er mit ſeiner Vogelflinte und ſeinen Hunden ſich aufmacht, die Stille der leeren Kornfelder und den Frieden der harmloſeſten Geſchöpfe zu ſtören, — an dieſem Tage war es, daß Alice Bland am Fenſter ihres ſtillen Zimmers ſaß, bald den gelben Blättern zuſehend, wie ſie raſchelnd von den Bäumen fielen, bald ihre ängſtlichen Blicke auf den richtend, von deſſen Zuſtande die Herbſtblätter nur ein zu treues Abbild waren. Er hatte einige Stunden geſchlafen, und als er erwachte, bat er ſeine Mutter, näher zu kommen. „Setze Dich neben mich auf mein Bett,“ ſagte er, „und laß mich Deine Hand halten. Liebe Mutter, ich habe darüber nachgedacht, wie Du, wenn ich fort bin, ſo ganz einſam ſeyn wirſt.“

Alice wandte das Geſicht ab; doch war ſie im Stande, mit klarer Stimme zu antworten: „Es gibt keine Einſamkeit, wo Gott iſt, mein Kind.“

„Ich weiß es, Mutter, ich weiß, daß Gott überall iſt, und daß er die nicht verläßt, welche ihn anrufen; aber wer wird Dir an der Thüre entgegenkommen, wenn Du nach Hauſe zurückkehrſt? wer wird Nachts mit Dir beten? und ach! Mutter, wenn Du krank oder traurig biſt, wer wird neben Dein Bett ſitzen und Dich ſo zärtlich bewachen, wie Du mich?“

„Mein Kind,“ antwortete die Mutter, „wir müſſen uns keine ſolche Fragen vorhalten, noch darüber nachgrübeln, was wir zu ertragen im Stande ſeyn werden, und was nicht. Leidende und ihrer Schwäche ſich Bewußte können nichts Anderes thun, als daß ſie ſich bemühen, durch das Pilgerland des Lebens ſo zu reiſen, daß ihre Schritte weder von den Steinen des Anſtoßes, welche auf ihrem Wege umher liegen, gehemmt werden, noch daß ſie ſich von den Blumen, welche abſeits wachſen, von ihrem Pfade verlocken laſſen, und hiezu iſt es nöthig, unſere Augen feſt auf den Stern der Verheißung zu richten, den einzigen Stern, der ſich nie in Wolken hüllt. Ein ſo zerſtoßenes Rohr ich auch bin, und ein ſo verlaſſenes Geſchöpf ich bald ſeyn werde, ſo hält doch der Glaube meine Seele noch aufrecht, — nicht etwa der vermeſſene Glaube, daß ein Wunder zu meinen Gunſten geſchehen, daß ich von Krankheit und Sorgen frei bleiben, oder daß himmliſche Weſen hernieder ſchweben werden, um mein Sterbekiſſen mir zu glätten, ſondern der demüthige Glaube, Der, auf den ich mein Vertrauen ſetze, werde mich ſo ſtärken, daß ich, wenn die letzte Stunde meines einſamen Lebens ſchlägt, über alles weichliche Sehnen, ſelbſt nach Deiner Fürſorge und Freundlichkeit, geliebtes Kind, mich erhoben und durch die unverwelkliche Hoffnung mich aufgerichtet fühlen werde, in das Reich der Seligkeit einzugehen, wo, wie ich zuverſichtlich hoffe, Dein Vater iſt, und wo auch Du bald ſeyn wirſt."

„Du haſt Recht, Mutter," erwiederte ihr Sohn," „wir wollen von dieſen Dingen nicht mehr reden. Gott iſt allgenugſam." Damit erhob er ſeine Hände und ſeine ſchwache Stimme und bat inbrünſtig, daß ſeine Mutter von ihrem allmächtigen Vater in beſondern Schutz genommen werden, daß ihre irdiſchen Prüfungen nicht lange dauern, und daß ſie ſich bald da wiederfinden möchten, wo es keine Thränen und keine Trennung mehr gibt.

Drei Tage nach dieſem Geſpräche ſaß Alice zu derſelben Stunde in demſelben Gemache und an demſelben Bette, auf welchem eine langgeſtreckte Geſtalt in den Armen ewiger Ruhe lag. Ein tiefer Friede malte ſich in ſeinen Zügen, und ſeine weißen Hände lagen kalt und bewegungslos wie Marmor zu ſeinen beiden Seiten, — ſeine Hände, auf welche die Augen der Mutter gerichtet waren; denn, ach! wie lebhaft konnte ſie ſich der vielen Tage und Nächte erinnern, wo dieſe Finger ſo warm und weich in ihrer kindlichen Zartheit auf ihren Wangen geſpielt hatten! wie deutlich konnte ſie ſich jeden Ausdruck dieſes ſchönen Geſichts wie eines Buchs vorſtellen, von dem jede Linie in unauslöſchlichen und klaren Buchſtaben ihrem Herzen ſich eingegraben hatte, obgleich das Original für immer geſchloſſen war.

Alice war bei den traurigen Vorbereitungen, die ſie zu machen hatte, ganz ohne Beiſtand. Den ganzen Tag blieb ſie in jenem ſtillen Gemache mit dem Gefühle eines Menſchen, der auf einer kleinen und einſamen Inſel inmitten des unermeßlichen Oceans ſteht und ſein ſchwaches Boot nicht vor der Stunde, die er dazu beſtimmt hat, ſich allein der unwirthlichen See preiszugeben, betreten mag. Und als die Nacht kam, hatte ſie keine weichliche Furcht, noch phantaſtiſche Geſichte von Geſpenſtern, ſondern rückte in der Dunkelheit nur noch näher an das Bett, bis ihre erſchöpfte Natur dem langen Wachen unterlag, und der Schlaf den Vorhang der Vergeſſenheit um ſie zog.

Nur noch wenige kurze Tage und Nächte durfte

Alice ihren letzten irdiſchen Schatz bei ſich behalten und betrachten, und o, wie feierlich war der Anbruch jedes neuen Morgens, wie ſchweigend ſtieg der Abend nieder! Aber ſelbſt in jener lieblichen Stunde, wenn der Gatte von ſeiner Arbeit zurückkehrt, wenn das Vieh brüllend von den Hügeln herabgetrieben wird, die Schafe in die Hürde ſich ſammeln, der müde Vogel in den Wald zurückfliegt und ſein Neſt mit ſeinen ſchützenden Flügeln bedeckt, wenn die Mutter das Kiſſen ihres Kindes zurecht legt und ſeinen roſigen Wangen ihren Abſchiedskuß aufdrückt, wenn alle die weich ſtimmenden Eindrücke häuslichen Friedens das Herz umfaſſen, — ſelbſt in dieſer lieblichen Stunde ging keine Klage über Alice's Lippen, und die Thränen, welche über ihre Wangen herabträufelten, waren keine Thränen der Bitterkeit; denn ſie war ja keine von denen, welche in der Zeit der Noth ernten wollen, wo ſie nicht geſät haben, ſondern ſchon am Morgen ihres Lebens hatte ſie emſig nach dem verborgenen Schatze im Acker gegraben, und dieſer labte und ſtärkte jetzt ihre Seele.

Zum zweitenmale ſtand Alice als eine tief und einſam Trauernde vor einem ſich ſchließenden Grabe. Auf ihrem bleichen Geſichte malte ſich die Ruhe der Ergebung, und niemand von den umſtehenden Zuſchauern wußte oder begehrte zu wiſſen, mit welchen Gefühlen ſie, nachdem die letzten feierlichen Gebräuche zu Ende waren, den kleinen Gottesacker verließ, — nicht jenen ſtaubigen und geräuſchvollen, wovon ihr Sohn ſo oft mit Abſcheu geſprochen hatte, ſondern einen ſtillen Ruheplatz, den ſie ſich bei ihrem letzten Spaziergange auf das Land gemerkt hatten. Hier war ſie am Grabe nicht bloß als die hauptſächlichſte, ſondern als die einzige Leidtragende geſtanden, und hier ließ ſie alle Hoffnungen und zärtlichen Gefühle, welche ſie noch an dieſes leidensvolle Leben knüpften, zurück.

Von dieſem ihr nun geheiligten Orte kehrte Alice in ihre Heimath zurück. Heimath! was iſt Heimath? Gewiß gehört dazu mehr, als eine gemiethete Wohnung; aber Alice hatte ſonſt nichts in der weiten Welt. Wohl denen, welche ſich bewußt ſind, daß ihre Heimath „ein Haus iſt, nicht mit Händen gemacht, das ewig iſt im Himmel!“

Am Tage nach der Beerdigung erblicken wir die kinderloſe Wittwe in tiefer Einſamkeit, aber nicht unthätig; denn Alice unterſuchte jeden Artikel perſönlichen Eigenthums, den ihr Sohn hinterlaſſen hatte, und wiewohl ihre Augen manchmal ſo von Thränen verdunkelt waren, daß ſie kaum die verſchiedenen

Zettel leſen konnte, die er allen ſeinen Schulpreiſen und den kleinen Andenken, die er von ſeinen Eltern und Jugendfreunden erhalten, beigelegt hatte, fuhr ſie in ihrem Geſchäfte dennoch fort und ſchied das aus, was ſie nützlicher für Andere, als für ſich ſelbſt erachtete, wiewohl darunter Manches war, wovon ſich zu trennen, ſie einen ſchweren Kampf koſtete. Nachdem Alice damit fertig war, ſetzte ſie ſich nieder, um den Abend allein zuzubringen, — allein und ohne Beſchäftigung zuzubringen! denn wenn ſie ihre Bibel niederlegte und ihre Arbeit aufnehmen wollte, ſchien der Gedanke, daß ſie jetzt Niemanden mehr habe, für den ſie arbeitete, ihre Finger zu lähmen und jeden Verſuch, ſich aufzuraffen, mit eiſiger Kälte niederzuſchlagen.

Nicht lange jedoch geſtattete Alice ihrem Schmerze, dieſe lähmende Gewalt über ſie zu üben. „Es iſt der Wille meines himmliſchen Vaters,“ dachte ſie, „daß ich meine Bürde allein tragen ſoll, und mit ſeiner Hülfe will ich auf meinem rauhen Wege nicht niederſinken. Es muß noch ein Feld nützlicher Thätigkeit für mich offen ſeyn, ſonſt würde meine Seele von mir gefordert. Ich will fortfahren, in ſeinem Weinberge zu arbeiten, wäre auch meine Kraft nicht größer, als die eines zerſtoßenen Rohrs; ich will fortfahren, an ſeinem Altar anzubeten, wenn ich auch nichts opfern kann, als ein gebrochenes Herz.“

Mit ſolchen Gedanken, welche durch inbrünſtiges und anhaltendes Gebet ſich zu Entſchlüſſen befeſtigten, ſchickte ſich Alice an, ihre Beſchäftigung und ihre Wohnung zu verändern. Da ſie gehört hatte, daß eine Aufſeherin für eine Kleinkinderſchule in einem entfernten Theile des Landes geſucht werde, ſo bot ſie ihre Dienſte dazu an und erhielt die Stelle.

Alice hatte keine natürliche Neigung zu ihrer neuen Beſchäftigung, ſondern empfand eher eine Art Angſt vor der ſchweren Arbeit, die ſie ſich aufgebürdet hatte; aber es erſchien ihr wünſchenswerther, ſich auf einmal in einen beſtimmten Geſchäftskreis hineinzuwerfen, als ihren Neigungen Zeit zu laſſen, umherzuwandern und ſich Geſchäfte nach ihrem Gefallen auszuwählen. Sie nahm daher ihre Stelle unter der Kinderſchaar ein und machte mit treuem Berufsfleiße den ganzen Proceß des Unterrichts durch, während Fremde ab- und zugingen, um die Anſtalt zu ſehen, Damen ihre Bemerkungen darüber machten, und das Lob der neuen Anſtalt weit und breit erſcholl.

Es war nicht ſchwer einzuſehen, daß Alice eine treue Dienerin war, und als ſolche wurde ſie geſchätzt und gelobt; aber Niemand wußte, was ihr Herz gelitten hatte oder damals litt, noch warum ſie, wenn die Schule zu Ende war, oft einen kleinen, dunkelhaarigen Knaben, deſſen Bläſſe und lange, dunkle Augenwimpern ihm ein ſchwermüthiges Ausſehen gaben, von den übrigen Kindern ausſonderte, ihn bis an die Hausthüre ſeiner Mutter begleitete, dort ſtehen blieb, bis ſie ihn behaglich am Kaminfeuer ſitzen ſah, und ſich dann abwandte, um einen langen, einſamen Spaziergang an der Seeküſte zu machen.

Doch war Alice's Charakter ein ſolcher, der nicht lange unbekannt bleiben konnte. Obgleich ſie mit ihren Liebeswerken nicht zudringlich und in ihren Mitteln beſchränkt war, ſo hatte ſie doch ein ſolches Verlangen, ihren Mitmenſchen nützlich zu werden, daß es ihr weder an Zeit noch an Gelegenheit dazu fehlte. Auf die Entſchuldigungen derer, welche zu große Anſprüche an ihre Dienſtfertigkeit zu machen fürchteten, pflegte ſie zu antworten: „Reden Sie nicht davon. Ich bin eine einſame Frau. Nichts hält mich zu Hauſe zurück, und deßwegen kann ich deſto eher Andern dienen. Ich muß Dem, der mir Geſundheit, Kraft und ein Scherflein Menſchenliebe geſchenkt hat, Rechenſchaft ablegen, und geſegnet ſey ſein heiliger Name, daß der Troſt ſeiner Liebe mich täglich aufrecht erhält! Ich bin freilich nur ein ſchwaches Werkzeug; aber deſto nöthiger iſt es, daß ich mit beiden Händen jede Gelegenheit ergreiſe, mein Scherflein darzubringen. Nicht die Größe unſerer guten Werke iſt es, was der Herr anſchlägt, ſondern die Triebfeder, aus der ſie hervorgehen, und der Sinn, womit ſie vollbracht werden."

In dieſem Geiſte, dem Geiſte chriſtlichen Glaubens und chriſtlicher Liebe, wandelte die arme Wittwe auf dem Pfade der Pflicht fort; erfüllt von dieſem Geiſte, enthielt ſie ſich aller weichlichen Klagen und fruchtloſen Traurigkeit; ermuthigt von dieſem Geiſte, behielt ſie unverrückt die ſelige Stätte vor Augen, wo ſie ihre Entſchlafenen in den weißen Gewändern der Gerechtigkeit ſich dachte; geſtärkt von dieſem Geiſte, wurde ſie eine Stütze für den Schwachen und ein Troſt für den Traurigen; beſeelt von dieſem Geiſte, wanderte ſie geduldig durch das Pilgerland des Lebens und verließ am Ende deſſelben ihre ſterbliche Leibeshütte mit der Freude eines Gefangenen, der nach langem Schmachten aus ſeinem Kerker unter Gottes freien Himmel tritt.

Häusliche Bilder.

Aus dem Holländiſchen

des

Robidé van der Aa.

1.

Die Familie Dord.

In der Nähe eines freundlich gelegenen Dorfes in Südholland wohnte in ſeinem kleinen Landhauſe der Notar Wilhelm Dord. Seit fünfundzwanzig Jahren war er der glückliche Gatte von Cornelia Veldbloem, welche ihm drei Kinder geſchenkt hatte, nämlich Peter, der jetzt vierundzwanzig, Jeanette, die zwanzig, und Carl, der ſechszehn Jahre zählte. Seit einigen Jahren wohnte bei ihm auch ſeine Schwägerin Martha Johanna Veldbloem, anfangs als lieber Gaſt, ſpäter aber, auf Anſuchen der beiden Eheleute, als beſtändige Hausgenoſſin, um ihrer Schweſter Dord bei Krankheiten oder andern eintretenden Umſtänden die hülfreiche Hand zu bieten.

Wilhelm Dord war ein Mann, der nicht bloß wegen ſeiner Geſchicklichkeit, ſondern vor allen Dingen wegen ſeiner Rechtſchaffenheit, Thätigkeit und Ordnungsliebe als Privatmann, ſo wie in ſeinem ausgedehnten amtlichen Wirkungskreiſe allgemein geſchätzt wurde. Er hatte von unten herauf als Gerichtsſchreiber angefangen, und die Tochter des braven Schulzen Veldbloem hatte ihm wohl viele Tugenden, aber keine ſonſtige Mitgift zugebracht. Allein durch Fleiß und Rührigkeit, durch ſtrenge Ordnung vom Größten bis zum Kleinſten, ſo wie durch den Grundſatz, die Ausgaben nach den Einnahmen einzurichten, waren Beide ſo weit gekommen, daß ſie jetzt zu der begütertſten Mittelklaſſe des Dorfes gerechnet wurden.

Nichts verdroß Herrn Dord mehr, als Trägheit und Nachläßigkeit. Derjenige, dem ſeine Zuneigung lieb war, mußte auch Ordnung, Fleiß und Sparſamkeit lieben. Auf ſeinem Bureau hatte er Alles in ſolcher Ordnung, daß er ſeine Papiere eben ſowohl im Dunkeln, als bei Tag zu finden im Stande war. Daher hatte er nach Aktenſtücken nie zu ſuchen; jede Anforderung konnte er auf der Stelle befriedigen, jede Frage löſen, jeden ungegründeten Anſpruch ohne Zeitverluſt abweiſen. Das Geld, das er für Andere empfing, vermengte er nie mit ſeiner eigenen Einnahme, notirte ſich Alles abgeſondert und war ſtets bereit, die ihm anvertrauten Gelder zurückzugeben.

Auch Verſchwendung im Kleinen betrachtete er als eine verderbliche Untugend und nannte ſie eine reichlich fließende Quelle des Ruins vieler Familien, ſelbſt ſolcher, die ſich keines in die Augen fallenden Fehlers ſchuldig machten. Oft pflegte er zu ſagen: „Viele kleine Theile machen zuletzt ein Ganzes;“ „von dem, was verwahrloſt wird, hat Niemand einen Nutzen;“ „wer bei Zeiten ſpart, hat Vorrath in der Noth.“ Ohne geizig zu ſeyn, dehnte er doch ſeine Aufmerkſamkeit auf Alles, auch auf ſcheinbare Kleinigkeiten, aus. Auf ſeinem Bureau mußte Alles gehörig verbraucht werden: kein Schnürchen durfte man wegwerfen, und auch das kleinſte Stückchen Papier mußte noch zu etwas dienen. Dieſelbe Regel beobachtete er in Allem, was ihn umgab. In ſeinem Garten oder wohin er ſonſt kam, ja ſelbſt im Viehſtalle herrſchte die gleiche Ordnung; täglich beſuchte er dieſen oder jenen und ging der Arbeit ſeiner Dienſtboten ſelbſt gehörig nach, überzeugt, daß „das Auge des Herrn das Pferd nährt.“ Obgleich ſeine Leute Alles aufboten, um ihm zu gefallen, geſchah es doch nicht ſelten, daß er dieſes oder jenes zu verbeſſern fand, oder daß einer etwas gering ſchätzte, was er ſelbſt, um verloren zu gehen, noch für viel zu gut erachtete.

Wenn ſo er ſelbſt ein Muſter von Ordnung und umſichtiger Sparſamkeit war, ſo war dieß nicht weniger bei ſeiner lieben Cornelia der Fall; denn ſie war nach der ganzen Bedeutung des Worts eine vollkommene Hausfrau, eine wahre Hausmutter. In einer zahlreichen Familie aufgewachſen, war ſie ſchon von frühe an gewohnt, „ihre Hände aus dem Ermel zu ziehen,“ und hatte von ihrer trefflichen Mutter alle häuslichen Tugenden gelernt. So zeugten denn nicht bloß die Zimmer, ſondern auch Küche, Keller und Söller von der alt berühmten holländiſchen Reinlichkeit, ohne daß dieſe, wie an manchen Oertern, ins Lächerliche getrieben wurde. Ihre Dienſtboten hielt ſie in guter Zucht, welche dieſe mit herzlicher Liebe erwiederten, da ſie wohl wußten, daß nicht Tadelſucht, noch Geiz, ſondern Ordnungsliebe und weiſe Sparſamkeit die Triebfedern des Benehmens ihrer Herrſchaft waren.

Das Ebenbild ihrer Schweſter war Tante Martha, welche in ſpäterer Zeit, wegen der Kränklichkeit der Erſteren, der Haushaltung vorſtand. Ihre herzliche Dienſtfertigkeit gegen Jedermann, ihre unermüdliche Pflege in Krankheitsfällen, ihre wahrhaft chriſtliche Barmherzigkeit machten ſie zu einem theuren Kleinode, einem wahren Augapfel der Familie. Auch theilte ſie die Liebe, welche das ganze Dorf ſeinem theuren

Notar und ſeiner lieben Frau bewies; denn obſchon Herr Dord kein Kaffeehaus beſuchte, und Cornelia die vielen Viſiten vermied, die Verheirathete unter einander hielten, ſo waren dennoch Beide wegen ihrer Freundlichkeit, Gefälligkeit und ihres beſcheidenen Auftretens beliebt; ja ſie ſtanden wegen ihres chriſtlichen Wandels und ihrer Mildthätigkeit gegen die Armen im Dorfe in hohem Anſehen.

Das Hausweſen Herrn Dords war noch nach dem guten alten holländiſchen Stil eingerichtet. Noch immer lag, zum Zwecke der häuslichen Andacht, die große Bibel in Juchtenleder mit zwei blankgeputzten ſilbernen Schlöſſern, als ein ehrwürdiges Hausmeubel, auf einem Pulte im Wohnzimmer. In dem darunter angebrachten Schranke ſah man eine Auswahl holländiſcher Schriftſteller, als van Alphen, Feith, Bilderdyk, Loosjes, van der Palm, Kiſt, Heringa; dem berühmten vaterländiſchen Dichter aber, dem alten Vater Cats, war ein beſonderer Ehrenplatz eingeräumt. Dieſen Neſtor hob der Hausvater gar gern hervor, damit die Seinigen daraus wahre Lebensweisheit lernen ſollten. Auch wußte Tante Martha die ſchönſten Verſe dieſes Volksdichters als ein lebendiges Regiſter mit Hinweiſung auf die jedesmalige Stelle, der ſie entnommen waren, anzuführen und ihre Unterhaltung damit zu würzen.

Für alle Hausgenoſſen war eine beſtimmte Lebensordnung eingeführt. Das Sprichwort: „Morgenſtund hat Gold im Mund,“ wurde ſtets berückſichtigt, und ſobald es Nachts eilf Uhr geſchlagen hatte, begaben ſich ſämmtliche Hausgenoſſen zur Ruhe.

Sowohl für geiſtige, als körperliche Erziehung der Kinder wurde angelegentlich geſorgt; und ungeachtet ihnen die Wiſſenſchaften und Fertigkeiten, welche zur Verſchönerung des Lebens beitragen, nicht fremd blieben, ſo wurde doch der größte Nachdruck auf das gelegt, was jedes zu einem nützlichen Mitgliede der menſchlichen Geſellſchaft bilden konnte. Die Kinder, von Jugend auf an Ordnung und Zucht gewohnt, lohnten auch bis jetzt der Eltern Sorge durch willigen Gehorſam. Jeanette half ihrer Mutter eifrig im Hausweſen, und ihre Tante gab ihr das Zeugniß, daß ſie im Kochen, im Einmachen von Früchten für den Winter, ſo wie in der Fürſorge für das Linnenzeug mancher guten Hausmutter nicht nachſtehe. Carl wurde von ſeinem Vater auf deſſen Bureau angeleitet, die Theorie mit der Praxis zu verbinden, und der Jüngling kam den Bemühungen ſeines Vaters mit dem beſten Willen entgegen. Der älteſte Sohn Peter hatte ſeit drei Jahren daran gearbeitet, eine durch Vernachläßigung zurückgekommene Fabrik wieder emporzubringen, und dieſes war ihm ſo gelungen, daß er Fräulein Annchen Opſtal Herz und Hand hatte anbieten dürfen. Sie war eine junge Waiſe, die er in der benachbarten Stadt kennen gelernt hatte, und ſeit einigen Monaten nannte er ſich ihren glücklichen Gemahl.

Herr Dord hatte als Notar einen ſcharfen Blick, und wurde deßhalb oft über verwickelte Angelegenheiten und durch Verwahrloſung zerrüttete Geſchäfte um Rath gefragt, wo er denn auch den Knoten ſtets ſo gut als möglich wieder zu entwirren ſuchte. Die merkwürdigſten Fälle dieſer Art pflegte er ſich aufzuzeichnen und hob dabei beſonders die Urſachen des Ruins einer Familie hervor, in der Abſicht, dieſe Erfahrungen in der Form von Erzählungen zum Nutzen ſeiner Mitbürger im Drucke herauszugeben. Schon hatte er ſeiner Familie, unter Verſchweigung der betreffenden Namen, Manches davon gelegenheitlich erzählt, eine vollſtändige Mittheilung aber für die Zukunft verſprochen.

2.

Die ſilberne Hochzeit.

Wo nicht die Ordnung herrſcht, und man nur Hader hört,
Verſchwendungsſucht errung'ne Habe ſchnell zerſtört,
Zerfällt ein Haus — es iſt der Reichthum ſand'ger Grund —
Wenn aber Fleiß und Sparſamkeit darin im Bund
Mit Ordnung lebt, da ſteht es feſt und ſtrahlt im Licht
Des Glücks, das ſelbſt durch dunkle Schickſalswolken bricht.

Am Ende der mittleren Allee von Welgelegen, dem Landgute Herrn Dords, glänzte dieſer Vers in goldenen Buchſtaben an einem Ehrenbogen. Es war ein milder, aber dunkler Herbſtabend. Die Uhr hatte ſo eben neun geſchlagen, und die Freunde, welche der wackere Hausherr zur Feier ſeiner ſilbernen Hochzeit eingeladen hatte, waren von dem wohlbeſetzten Tiſche aufgeſtanden und traten ins Freie, um die Illumination des Gartens zu ſehen.

Die Ehre der geſchmackvollen Beleuchtung, in deren Glanze der vornehmſte Theil des Gartens prangte, gebührte Jeannetten und Karln, welche mit Hülfe ihres Vetters, van der Stel, der, ſo oft Jeannette etwas vorhatte, ſich ſtets ſehr hülfreich zeigte, Alles angeordnet und theilweiſe ſelbſt ausgeführt hatten. Jedermann pries den Geſchmack der jungen Leute, und beſonders war das Brautpaar ſehr erfreut über dieſes Zeichen ihrer kindlichen Liebe.

Während die Geſellſchaft unter mancherlei Geſprächen im Garten umherwandelte, fiel Carls Auge plötzlich auf den Ehrenbogen, und es entfuhr ihm ein ſo lauter Ausruf des Aergers, daß Tante Martha ihn betroffen fragte, was ihm denn ſey.

„Was mir iſt, Tante!“ verſetzte er. „Nun, da hat man eben das, was uns am meiſten Mühe machte, und womit wir die Eltern beſonders zu erfreuen hofften, häßlich verunſtaltet. Statt zwei verſchlungener Hände, welche aus einer Wolke hervorkamen und, als Sinnbild der nie ſich endenden ehelichen Treue, von einer ſich in den Schwanz beißenden Schlange umſchloſſen waren, — Jan Verf hatte es ſo ſchön für uns gemalt — ſtehen da einige Buchſtaben, die gar keinen Effekt machen. Ich möchte doch wiſſen, wer uns dieſen Poſſen geſpielt hat!“

„Aber der ſchöne Vers nimmt ſich doch auch gar nicht übel aus,“ bemerkte Jeannette, „und die Veränderung iſt gewiß von Jemanden aus guter Abſicht gemacht worden.“

„Du haſt Recht, Jeannette,“ verſetzte Tante Martha, „und ich freue mich, Dir das Räthſel löſen zu können. Der Vers iſt von eurem Vater, und auf ſeinen Wunſch habe ich euer Transparent damit vertauſcht. Den Grund wird er ſelbſt euch mittheilen. Da nähert er ſich eben, — er ſcheint unſer Geſpräch gehört zu haben."

„Ja, Kinder," ſagte Herr Dord, herzutretend, „ich habe euch dieſen Streich geſpielt. Folget mir nach dem Pavillon, wo die Mutter und unſere Gäſte uns erwarten. Dort will ich euch bei einer Taſſe Thee erklären, warum ich mich in euren ſo wohl angelegten Plan gemiſcht habe."

Bereitwillig folgten Alle Herrn Dord nach dem Pavillon, wo derſelbe, nachdem der Thee ſervirt war, alſo begann: „Diejenigen unter Ihnen, liebe Freunde, welche mich ſeit meiner Jugend kennen, wiſſen, daß ich mit Nichts angefangen habe. Meine Mutter, eine thätige und häusliche Frau, verlor ich ſchon in meinem zehnten Jahre, und mein guter Vater traf, als er zwei Jahre nachher die Tochter des wohlhabenden Predigers Doſthout heirathete, eine unglückliche Wahl. Obgleich nämlich meine Stiefmutter ſonſt keine ſchlimme Frau war und ihn und mich freundlich behandelte, ſo hatte doch ihre Nachläßigkeit in der Haushaltung für uns Beide die nachtheiligſten Folgen. Ohne daß man ſie eigentlich verſchwenderiſch nennen konnte, brachte ſie es durch ihre unordentliche Haushaltung ſo weit, daß mein Vater, der vor ſeiner zweiten Heirath ein begüterter Mann geweſen war, bei ſeinem Tode Schulden hinterließ.

Mein Vater war ein Chirurg, und ſein Geſchäft trug ihm ziemlich viel ein. Seine zweite Frau brachte ihm theils als Mitgift, theils nach dem Tode ihrer Eltern zehntauſend Gulden zu. Allein eine ſo anſtändige Summe dieſes auch war, half ſie ihm doch bei der Nachläßigkeit meiner Stiefmutter im Hausweſen und bei ihrer Sucht, Beſuche zu machen und mit ihren Nachbarinnen zu ſchwatzen, ſehr wenig. Er war Berufs halber meiſtens von Hauſe abweſend und konnte daher das Treiben ſeiner Frau nicht gehörig beaufſichtigen. Nichts deſto weniger konnte er es ſich nach einiger Zeit nicht verbergen, daß er in ſeinen Vermögensumſtänden zurückkam und nichts anders, als das nachläßige Benehmen ſeiner Frau, Schuld daran war. Er ließ es nun natürlich an Ermahnungen nicht fehlen, aber Alles war vergebens, da ſie ihm ſtets entgegenhielt, daß ſie ihm Tauſende zugebracht habe und nicht dazu erzogen worden ſey, ſich immer in Küche und Keller umherzutreiben.

Eine epidemiſche Krankheit, welche mein Vater von einem ſeiner Patienten geerbt hatte, legte innerhalb eines einzigen Monats meine beiden Eltern ins

Grab: ſo daß ich in einem Alter von achtzehn Jahren arm und verlaſſen in der Welt daſtand. Die Gläubiger, welche bei weitem nicht befriedigt werden konnten, bemächtigten ſich aller zurückgelaſſenen Habe meiner Eltern. Mit ein paar Kleidungsſtücken und einer kleinen Sparbüchſe mußte ich mein väterliches Haus verlaſſen und bei Fremden ein Unterkommen ſuchen. Was ſollte ich anfangen? Ich hatte nichts gelernt, als leſen, ſchreiben und rechnen. Auch war ich mit der Welt noch ſehr unbekannt; denn, außer wenn mein Vater mich entfernt wohnenden Bauern ihre Arznei hatte bringen laſſen, oder meine Mutter mir eine wenig angenehme häusliche Botſchaft aufgetragen hatte, war ich faſt gar nicht aus dem Hauſe gekommen, ſondern hatte meine Zeit mit dem Leſen alter religiöſer Bücher aus dem Nachlaſſe des Vaters meiner Stiefmutter zugebracht. Aber die gütige Vorſehung wachte über den unerfahrenen Jüngling und führte mich in das Haus meines kürzlich verſtorbenen väterlichen Freundes Smal. Dieſer, welcher auf ſein Comptoir einen Gehülfen brauchte, beſchloß, als ich mich um dieſe Stelle bewarb, aus bloßem Mitleide es mit mir zu verſuchen. Nächſt Gott verdanke ich es dem bleibenden Eindrucke, den das Unglück meines Vaters auf mich machte, den frommen Ermahnungen und Rathſchlägen meines neuen Beſchützers und noch mehr dem Vorbilde, das ſein Hausweſen mir vor Augen ſtellte, daß ich durch Fleiß und Sparſamkeit ein wohlhabender Mann wurde und heute meine ſilberne Hochzeit im Kreiſe meiner Kinder, Verwandten und Freunde ſo fröhlich feiern kann. Meine Hausgenoſſen wiſſen, wie ich bei jeder Gelegenheit Fleiß, Ordnung und Sparſamkeit empfehle und vor Vernachläßigung ſogenannter Kleinigkeiten warne, welche auf das häusliche Glück einen ſo unberechenbaren Einfluß ausüben. In der Ueberzeugung hievon fühlte ich mich denn auch gedrungen, an dem heutigen, für mich und die Meinigen ſo wichtigen Tage jenen Vers in goldenen Buchſtaben glänzen zu laſſen. Die lieben Ceremonienmeiſter werden, hoffe ich, ihrem Vater dieſe Schwäche gern verzeihen."

„Unter der Bedingung," erwiederte Jeannette lächelnd, „daß Sie Ihr längſt gegebenes Verſprechen erfüllen und uns in den bevorſtehenden Winterabenden zuweilen etwas aus der rothen Brieftaſche vorleſen, worin Sie beſonders lehrreiche Familiengeſchichten dieſer Art aufgezeichnet haben."

Da dieſe Bitte von allen Anweſenden unterſtützt wurde, ſo verſprach Herr Dord, kommenden Winter an einem Abende in der Woche, der noch beſtimmt werden ſollte, ſeiner Familie und denjenigen ſeiner Gäſte, welche an dieſen kleinen Unterhaltungen Theil nehmen wollten, die gewünſchten Mittheilungen zu machen.

Nachdem der Thee getrunken war, begab ſich die Geſellſchaft in den Speiſeſaal zurück, welchen die Dienſtboten indeſſen aufgeräumt hatten, und brachte dort in traulicher Unterhaltung noch einige frohe Stunden zu.

3.

Govert Stap.

Der Winter kam. Peter und ſein Vetter, van der Stel, hatten das Verſprechen, welches Herr Dord auf der ſilbernen Hochzeit gegeben hatte, nicht vergeſſen, und ermangelten nicht, ihn daran zu erinnern. Während ſie nun eines Abends beiſammen waren, die Damen mit Handarbeiten beſchäftigt, und die Herren behaglich aus langen Gouda'ſchen Pfeifen rauchend, zog der Vater eine große rothe Brieftaſche hervor und theilte daraus folgende Erzählung mit:

Govert Stap war der Sohn eines nicht unbemittelten Gaſtwirths zu Aalſt. Man ließ den lernbegierigen Knaben, der die größte Freude an ſeinen Büchern hatte, zur Schule gehen, ſo lange es ihm ſelbſt gefiel. Vom Schüler aus wurde er ſogleich Unterlehrer und ſtudirte auch als ſolcher noch immer eifrig fort, ſo daß er in einem Alter von zweiundzwanzig Jahren ſchon Nachfolger des in ſeinem Geburtsorte verſtorbenen Hauptlehrers wurde. Stap hatte ein gutes Herz, glückliche Talente und einen großen Fleiß, ſo daß er keine Mühe ſcheute, dasjenige zu lernen, was er zu wiſſen für nöthig hielt, — obgleich nicht zu verkennen war, daß er oft „zu viel Heu auf ſeine Gabel nahm.“ Auch beſaß er die Kunſt, dasjenige, was er wußte, leicht und angenehm Andern mitzutheilen. Nun ſollte man glauben, Stap, der ſchon ſo frühe an der Spitze einer angeſehenen Schule ſtand, werde es an ſeinem guten Auskommen nicht gefehlt haben, um ſo mehr, da nach alter Sitte das Geſchäft eines Dorfſteuereinnehmers der Schullehrerſtelle als ein einträgliches Nebenamt beigefügt war. Wir werden indeſſen leider das Gegentheil erfahren.

Stap war als Lehrer ſehr geſchickt, aber außerdem ſehr unerfahren. Seine Eltern hatten ihn oft ermahnt, ſich doch an Reinlichkeit und Ordnung zu gewöhnen, da ihm ſeine Kleider nachläßig am Leibe hingen, und es in ſeiner Schlafſtube ſehr ſchmutzig und unordentlich ausſah. Leider aber nahm die Mutter dem Vater gegenüber des Sohnes Partei, indem ſie ſagte, Gelehrte können ſich um ſolche alltägliche Dinge nicht bekümmern. Dieß ſchmeichelte Govert ungemein und wurde allmälig ſein Wahlſpruch. Sobald er Hauptlehrer geworden war, bezog er das Schulgebäude; da er ſich aber um Haushaltungsgegenſtände nie im Geringſten bekümmert hatte, ſo blieb Alles einer Magd überlaſſen. Obgleich nun ſeine Mutter dann und wann nachſah, ſo war doch ſein Hausweſen übel genug beſtellt. Man rieth ihm daher, zu heirathen, und Lehrer Stap erkannte dieß als einen ſehr vernünftigen Rath. Unglücklicherweiſe aber wußte er nicht, was zu einer guten Hausfrau gehört, und gab ſeine Hand dem erſten Mädchen, das ihm gerade zu Geſichte kam, — der erſt ſiebzehnjährigen und folglich im Hausweſen noch wenig erfahrenen Tochter eines Nachbars. Eliſe Goedhals Eltern freilich fanden die Partie mit dem Lehrer höchſt angemeſſen, und ſo hörten denn ganz unerwartet die Dorfbewohner und mit ihnen auch der Gaſtwirth Stap und ſeine Frau, daß der Lehrer ſich verheirathen wolle.

Verſtändige Leute ſahen es für eine thörichte Wahl an; die jungen Mädchen aber rümpften die Naſe und ſagten ſpöttiſch, ſie gönnen Eliſen gern den ſchmierigen Schulfuchſen.

Schon nach einem Monate heiratheten ſich die jungen Leute. Hatte ſich nun der Schullehrer früher um das Hausweſen nichts bekümmert, ſo glaubte er jetzt der Sorge dafür völlig enthoben zu ſeyn. So ging er denn von der Schulſtube in ſein Arbeitszimmer, und von ſeinem Arbeitszimmer wieder in die Schulſtube. Selbſt in ſeiner Steuereinnehmerſtelle that er nichts, als daß er Zettel unterſchrieb und Gelder einnahm, wobei er nicht ſelten in ſeiner Zerſtreuung Fehler machte. Der ſchöne Garten blieb unbearbeitet und lieferte folglich keinen Ertrag. Wiewohl es nun hie und da auffiel, daß Mann und Frau auch außer dem Hauſe ſich nicht ſehr reinlich zeigten, ſo hörte man doch ſonſt nichts zu ihrem Nachtheile. Vielmehr lobten die Eltern den Unterricht des Lehrers und die Fortſchritte ihrer Kinder nicht wenig.

Allein noch nicht zwei Jahre war Govert Stap verheirathet, als das ihm drohende Ungewitter bereits losbrach. Seine Steuereinnehmersrechnung wurde alljährlich revidirt; im zweiten Jahre aber war ſie ſo verworren, daß „Niemand Kopf noch Schwanz daran finden konnte.“ Unſer Schulmeiſter verſtand ſonſt gut zu rechnen und blieb darin hinter Niemanden zurück, ja er verſtand ſelbſt die italieniſche Buchhaltung; aber dennoch war dießmal keines ſeiner Regiſter in Ordnung. Er hatte es nämlich verſäumt, Alles zu ſeiner Zeit einzutragen und abzuſchließen. Obſchon er ferner feſt behauptete, er habe die Einnahmen abgeſondert gehalten, und ſeine Frau habe nichts, als die Haushaltungskaſſe in ihre Hände bekommen, fand ſich doch ein anſehnliches Deficit vor. Vater Stap mußte für die fehlenden Gelder Bürgſchaft leiſten und ließ durch einen ſachverſtändigen Mann die verworrene Rechnung in Ordnung bringen; aber die Steuereinnehmerſtelle wurde dem Lehrer für immer abgenommen. Unglücklicherweiſe ſtarb kurz darauf ſein Vater, und Stap bekam ſein Erbe zu frühe in die Hände. Jetzt lebte er ſorglos „vom hohen Baume ab.“ Während er früher die Schulgelder eingezogen hatte, unterließ er dieß jetzt gänzlich und brachte ſich ſo um dieſe ganze Einnahme, das ausgenommen, was einzelne Eltern aus eigenem Antriebe ihm zukommen ließen. Obgleich man weder ihn noch ſeine Frau eigentlicher Verſchwendung beſchuldigen konnte, ſo kam er doch durch Mangel an Ordnung und Sparſamkeit in ſeinen Vermögens-Umſtänden auffallend zurück. Bald war ſein Erbe aufgezehrt, und die Noth ſtand vor der Thüre. Bat Lischen den Lehrer um Geld, ſo ſagte dieſer: „Mein Kind, iſt es ſchon wieder gar? Doch hole nur einen Vorſchuß von meinem Gehalte oder gehe zur Mutter und borge von ihr!“ Anfangs ging dieſes; aber bald vertrockneten auch dieſe Quellen. Denn er hatte ſich ſeinen Gehalt oft auf mehr als ein Jahr vorausbezahlen laſſen, und die Kaſſe ſeiner Mutter konnte den fortwährenden Anſprüchen nicht länger genügen. In der Verlegenheit, worin ſich unſer Schulmeiſter jetzt befand, ſuchte er die rückſtändigen Schulgelder einzuziehen; aber er hatte darüber wenig oder gar keine Buchführung gehalten. Dazu kam, daß einige Eltern weggezogen, andere geſtorben, andere nicht mehr im Stande und noch mehrere nicht mehr geneigt waren, ihn zu bezahlen: ſo daß nur ein kleiner Theil der Ausſtände einlief.

Bisher war Govert Stap in der Erweiterung ſeiner Kenntniſſe und der Erfüllung ſeiner Lehrerpflichten ſehr beharrlich geweſen. Wie oft ihm auch das Waſſer bis an den Hals gegangen war, und ſeine arme Frau in ihrer Noth ſich nicht zu helfen gewußt hatte, hatte er doch Allem dieſem mit einer wahrhaft ſtoiſchen Gleichgültigkeit zugeſehen. Aber jetzt wurden ſeine Gläubiger immer ungeſtümer, ſo daß er vor

Gericht gezogen und mit Verkauf ſeiner Habe bedroht wurde. Für dießmal traten ſeine Mutter und Lischens Eltern, ſo unbemittelt dieſe auch waren, ins Mittel; aber als ſich derſelbe Fall bald wiederholte, vermochten ſie nicht mehr einzuſchreiten, und ein großer Theil ſeines Hausraths wurde auf obrigkeitlichen Befehl unter dem Werthe verkauft. So war Govert Stap in zehn Jahren aus einem wohlhabenden Bürger ein armer Mann geworden. Unter dieſen Umſtänden durfte er auch ſeine bisherige Stelle nicht mehr behalten, ſondern mußte ſich anderwärts als Unterlehrer kärglich ernähren, während Lischen in ihr elterliches Haus zurückkehrte. Ein Glück war es noch, daß ſie keine Kinder hatten und ſo die ſchmählichen Folgen ihrer Nachläßigkeit allein trugen.“

„Doppeltes Mitleid,“ bemerkte Jeannette, „habe ich mit Lischen, die ſo jung verheirathet wurde und, hätte ihr Mann ſie gehörig geleitet, noch eine gute Hausfrau hätte werden können.“

„Ganz Unrecht haſt Du nicht, Jeannette,“ verſetzte Herr Dord; „aber Du kannſt daraus doch lernen, wie gefährlich es für ein Mädchen iſt, theils ſo frühe, theils einen Mann zu heirathen, den es nicht genau kennt.“

„Govert Stap,“ ſagte Carl, „hatte nach meinem

Dafürhalten viel von jenem Profeſſor, der, als ſeine Magd ihm ſagte, es brenne in ſeinem Hauſe, mürriſch antwortete: „Sag' es meiner Frau — Du weißt ja, daß ich mich mit häuslichen Dingen nicht abgebe!‟"

4.

Jan Teem.

An einem andern Abende, wo ſeine Familie und eine Anzahl Freunde um ihn verſammelt waren, begann Herr Dord, zu ſeinen Kindern gewendet: „Erinnert ihr euch noch des Jan Teem, der vor ungefähr einem Jahre im Armenhauſe ſtarb?"

„Ach ja," erwiederte Carl, „war er nicht früher Gärtner in Roſenluſt und führte ſtets das Sprichwort: „Eile mit Weile!" im Munde?"

„Ganz richtig," verſetzte Herr Dord. „Nun, die Geſchichte dieſes Mannes, welcher jenes Sprichwort ſo verkehrt anwandte und zur Entſchuldigung ſeiner Säumigkeit und Nachläßigkeit in der Erfüllung der ihm obliegenden Pflichten mißbrauchte, will ich euch dieſen Abend erzählen."

„Jan Teem war von Jugend auf ſehr ſaumſelig und mußte immer angeſpornt werden, wenn man etwas von ihm gearbeitet haben wollte. Unüberlegt und in den Tag hinein zu handeln, iſt auch ein großer Fehler; aber zwiſchen träger Säumigkeit und vorſchnellem Handeln liegt eine goldene Mittelſtraße. Den erſteren Fehler hatte Jan Teem in ſo hohem Grade an ſich, daß ſein Vater, der von etwas heftiger Gemüthsart, aber ein tüchtiger Gärtner war, ihm denſelben vergebens abzugewöhnen ſuchte.

So lange indeſſen Jan Teem bei ſeinem Vater in Arbeit war, ging es noch leidlich; als aber dieſer ſtarb, mußte er in die Fremde und trieb ſich nun eine Zeit lang als Gärtnerknecht in der Nähe von Haarlem umher. Beim Abſterben ſeiner Mutter kam er hieher zurück, theilte mit ſeinen Geſchwiſtern die kleine Erbſchaft und ließ ſich in dem benachbarten N. als Gärtner nieder. Er beſaß die nöthigen Kenntniſſe in der Blumen- und Gemüſezucht und hätte in ſeinem Geſchäfte bei Fleiß und Betriebſamkeit ſein gutes Auskommen finden können. Da er auch einen anſtändigen und eingezogenen Lebenswandel führte, ſo bekam er, obſchon es ihm, weil er immer „mit dem zuletzt fahrenden Schiffer anlandete,“ ſchon zweimal mißlungen war, endlich eine brave Frau.

Aber ſeine Gärtnerei gewährte ihm nur ein dürftiges Auskommen. Anfangs zwar hatte er viele Kunden, weil das, was er lieferte, immer gut war; aber nach und nach fielen ſie von ihm ab, weil er mit ſeinen Gemüſen gewöhnlich zu ſpät kam, und dieſe bei andern Gärtnern früher zu haben waren. Stunden lang konnte er mit Nachdenken darüber zubringen, wie er ſeine Miſtbeete anlegen, ob er Porzeln oder Möhren ſäen, ob er in dieſem oder jenem Glasbehälter ſeines Treibhauſes Melonen ziehen, ob er ein Beet mit Bohnen oder Erbſen, mit Kohl oder Rüben bepflanzen ſollte. Drang nun ſeine Frau in ihn, doch weniger nachzugrübeln und mehr zu arbeiten, ſo erwiederte er immer: „Eile mit Weile!“ Erinnerte ihn ſein Knecht an dieſe oder jene nothwendige Arbeit, die im Garten zu verrichten war, ſo pflegte er zu antworten: „Morgen iſt auch ein Tag, Purſche,“ — „Köln und Aachen ſind nicht in Einem Tag erbaut worden,“ — und was dergleichen Lieblingsſprüche verzüglicher und träger Leute mehr ſind.

Daß er zu ſpät aufſtand und nicht zu rechter Zeit zu Tiſche kam, brachte Unordnung und Unzufriedenheit in ſein Haus. Dazu kam, daß er auch ſeinen Miethzins und ſeine Steuer nie zur Zeit entrichtete und oft gerichtlich dazu gemahnt werden mußte, was

Streitigkeiten und Portokoſten für ihn herbeiführte. Die endliche Folge davon war, daß er ſeine ſelbſtſtändige Gärtnerei aufgeben und in fremde Dienſte treten mußte. Da er ehrlich und geſchickt war, ſo bekam er bald eine paſſende Stelle. In dieſem neuen Verhältniſſe ging es eine Zeit lang über Erwarten gut, da ſein Herr, welcher Kenner und Liebhaber zugleich war, über Alles ein wachſames Auge hielt und, ohne viel zu reden, ihm jeden Tag einfach anwies, was er zu thun hatte. Die Gemüſe kamen freilich oft zu ſpät in die Küche, und das Obſt ließ er manchmal einige Tage zu lang am Baume; doch hatte das, außer einem jedesmaligen Wortwechſel zwiſchen ihm und der Köchin, keine weiteren Folgen.

Die gute Frau Teem that ſo viel, als ſie konnte, ihren Mann von ſeinen üblen Gewohnheiten abzubringen, und hoffte immer, er werde einſt doch noch ein guter Hausvater werden. Aber was geſchah? „Ein Unglück ſitzt auf einem kleinen Flecke.“ Beim Fiſcheſſen blieb eines Abends Frau Teem ein Grat im Halſe ſtecken. Sie gab ſich alle Mühe, denſelben herauszuſchaffen; aber vergebens. In der Angſt ihres Herzens bat ſie ihren Mann, den Wundarzt herbeizuholen; allein Meiſter Jan meinte, man ſollte die Nacht noch darüber hingehen laſſen. „Morgen iſt ja auch ein Tag,“ ſagte er. So ſehr war unſerem Jan Teem, dem es an Liebe zu ſeiner Frau keineswegs fehlte, das Zögern und Verſchieben zur zweiten Natur geworden. In der Nacht ſchwoll der armen Frau ihr Hals ſtark an, und am andern Morgen war, als Jan Teem in ſeinem gewöhnlichen Schneckengange im Dorfe ankam, der Wundarzt ſchon ausgegangen. Obgleich nun der Herr des Erſteren, ſobald er das Unglück vernahm, augenblicklich einen Eilboten zu Pferde in die benachbarte Stadt ſchickte, um von dorther Hülfe holen zu laſſen, ſo kam doch dieſe ſchon zu ſpät. Unter den ſchrecklichſten Bangigkeiten mußte die beklagenswerthe Frau den Tod des Erſtickens ſterben. In tiefer Niedergeſchlagenheit ſtand Jan am Bette der Entſeelten, deren Tod er nach dem Urtheile des Arztes nur ſeinem Zögern zuzuſchreiben hatte.

Aber weder dieſer entſetzliche Vorfall, noch die hülfloſe Lage ſeiner drei Kinder vermochte ihn von ſeinem Fehler zu heilen. Bald darauf mußte er ſeiner Saumſeligkeit halber ſeine bisherige Stelle verlaſſen und kam nach Roſenluſt. Der damalige Beſitzer dieſes Guts, Herr Baron von G., war auf einen Geſandtſchaftsposten in einer auswärtigen Reſidenz berufen worden. Vor ſeiner Abreiſe war er mit Jan Teem übereingekommen, daß dieſer das Landgut in Ordnung und das Herrenhaus rein erhalten, dagegen den Ertrag des Guts für ſeine Rechnung ſollte verkaufen dürfen. So vortheilhaft nun auch dieſe Uebereinkunft für Meiſter Jan war, ſo half ſie ihm doch nichts; vielmehr wurde ſie ihm durch ſeine Nachläßigkeit mehr ſchädlich, als nützlich. Die Knechte, welche ſeine Schwäche kannten, beſprachen ſich viel mit ihm über die vorzunehmenden Geſchäfte, arbeiteten aber deſto weniger. Seine Kinder, welche er ganz ſich ſelbſt überließ, und die ſeiner Zucht völlig entwachſen waren, naſchten die ſchönſten Früchte, und wenn ſie ſich im Garten herum tummelten, ſcheuten ſie ſich nicht, Alles zu zertreten und zu verwüſten.

Nach einer Abweſenheit, welche über Erwarten lang gedauert hatte, kam Baron von G. nach Roſenluſt zurück und fand ſein Gut in einem ſolchen Zuſtande, daß er Meiſter Jan auf der Stelle ſeines Dienſtes entließ, welchem jetzt nichts übrig blieb, als Taglöhner zu werden. Doch wer konnte einen ſo ſaumſeligen, indolenten Menſchen brauchen? — Seine Lage verſchlimmerte ſich von Tag zu Tag. Damit er nicht verhungerte, mußte man ihn in das Armenhaus aufnehmen, wo er als Pförtner ein wahres Pflanzenleben führte.

So kann Nachläßigkeit und beſonders das unnöthige Verſchieben deſſen, was doch geſchehen muß, den völligen Ruin auch einer ſolchen Familie herbeiführen, welche ſich keiner ſonſtigen Fehler ſchuldig macht.“

„Was iſt aber aus den armen drei Kindern geworden?“ fragte Tante Martha, als ihr Schwager damit ſeine Erzählung beſchloß.

„Dieſe,“ erwiederte Herr Dord, „hat die Gemeinde bei der Wohlthätigkeitsgeſellſchaft untergebracht. Aber ſie waren ſo verwildert, daß man anfangs die größte Noth mit ihnen hatte, und es nur der ſorgſamſten Ueberwachung und der umſichtigſten Behandlung gelingen konnte, ſie noch ihren üblen Gewohnheiten zu entreißen und beſonders Liebe zur Arbeit in ihnen zu erwecken. Laut neuerlich eingegangener Nachrichten hofft man jetzt, ſie zu nützlichen Mitgliedern der menſchlichen Geſellſchaft heranbilden zu können.“

5.

Van Sparrenheim.

„Als Rathgeber einer achtungswürdigen Dame, Frau van Sparrenheim,“ ſagte Herr Dord, als er ein anderes Mal im traulichen Kreiſe ſeiner Familie und ſeiner Freunde ſaß, „bin ich in den Beſitz einer Handſchrift gekommen, worin ihr verſtorbener Gatte ſeine Lebensgeſchichte aufgezeichnet hat. Ich habe die Erlaubniß erhalten, bei vorkommender Gelegenheit Gebrauch davon zu machen, und will euch nun dieſen Abend daraus vorleſen.“

Alle Anweſenden äußerten ihre Freude darüber, und Herr Dord begann alſo: „Von Reue über mein verkehrtes Leben erfüllt, halte ich es für Pflicht, meinen Nachkommen die Geſchichte meines Lebens ſchriftlich zu hinterlaſſen. Nachläßigkeit und Verſchwendung haben mich um mein nicht unanſehnliches Vermögen und, was noch mehr iſt, um meine Geſundheit und mein Lebensglück gebracht. Ich kann daher meinen Kindern keine koſtbarere Erbſchaft hinterlaſſen, als eine ungeſchminkte Skizze meines Lebens, aus der ſie die Klippen, an denen mein Lebensglück ſcheiterte, erkennen und vermeiden lernen können.

Ich war das einzige Kind aus der glücklichen Ehe meines Vaters, der ein begüterter Landedelmann war, und erhielt eine Erziehung, die nichts zu wünſchen übrig ließ. Meine braven Eltern ließen mich Alles lernen und gaben mir ausgezeichnete Lehrmeiſter; auch waren ſie nicht bloß bemüht, meinen Verſtand auszu=

bilden, ſondern auch mein Herz für alles Gute und Schöne zu begeiſtern. Aber leider fruchteten ihre redlichen Bemühungen bei mir ſehr wenig. Von Natur äußerſt lebendig, lernte ich leicht, hatte aber einen Widerwillen gegen das Sitzen und hielt es nie lange bei einer Arbeit aus. Lieber war ich auf der Straße und tummelte mich in wilden Spielen umher. Trotz dieſer Arbeitsſcheue half mir jedoch in der Schule, obgleich ich nicht unter den Erſten war, meine natürliche Faſſungskraft und Lebendigkeit immer durch. Ach! hätte ich doch meine unſelige Vergnügungs- und Zerſtreuungsſucht im Keime erſtickt! dann hätte die Geſchichte meines Lebens ſo manche traurige Vorfälle nicht zu erwähnen!

In einem Alter von zwanzig Jahren bezog ich die hohe Schule zu Groningen, wo ich wenig Tüchtiges leiſtete, aber durch fleißiges Beſuchen der Collegien, durch zuverſichtliches Auftreten und ein manierliches Benehmen mich gar bald in den Ruf eines jungen Gelehrten ſetzte. Noch deutlich erinnere ich mich, wie man damals meinem guten Vater prophezeihte, ich werde mir einſt als Anwalt oder Staatsbeamter einen großen Namen erwerben. Dieſe Erinnerung koſtet mich jetzt bittere Thränen; denn hätte ich mit dem Pfunde, das die gnädige Vorſehung mir anvertraut hatte, ſo gewuchert, wie ich hätte ſollen, hätte ich Gottes Wege nicht verlaſſen und mich nicht an Flittergold verkauft, — wie ganz anders hätte, wäre auch jene Prophezeihung nicht in Erfüllung gegangen, mein Lebensloos ſich geſtaltet! ſtatt Verachtung wäre mir Ehre, ſtatt Mitleid Liebe und Achtung zu Theil geworden. Aber Geſchehenes läßt ſich nicht mehr ungeſchehen machen, und ein ganzes Meer von Thränen kann die Thorheit eines einzigen Augenblicks nicht wieder gut machen, um wie viel weniger die eines ganzen Lebens!

Nach beendigten Studienjahren kehrte ich in mein elterliches Haus zurück, — mit dem theuer erkauften Doctortitel bekleidet und mit den bekannten Verkehrtheiten, beſonders dem Eigendünkel eines Studioſen geplagt, der weiß, daß ſeine Eltern Vermögen haben, und ſich daher Alles erlauben zu dürfen meint, wenn er nur die äußere Höflichkeit beobachtet. Ich hatte viele Freunde, wenn man dieſen edlen Namen Schmarotzern geben darf; denn meine wohl gefüllte Börſe öffnete ſich einem Jeden, der mir nur ein wenig zu ſchmeicheln wußte. In den Augen ſolcher Schlemmer war ich eine unvergleichliche Perſon; denn leider muß ich geſtehen, daß ich im Billard, Kolbbahn und Kartenſpielen Meinesgleichen ſuchte. Auch war ich ein tüchtiger

Reiter, ein gewandter und unermüdeter Tänzer und war bei den Damen wohl gelitten. Die Hauptrollen aus den beliebteſten Trauerſpielen wußte ich auswendig und verſtand ſie mit Effekt vorzutragen; auch hatte ich wirklich ſchon mehrere Male auf einem Liebhabertheater meine Talente zur Schau geſtellt und nicht wenig Ruhm dabei geerntet. Außerdem redete ich verſchiedene Sprachen ſo geläufig, daß mir oft die Ehre zu Theil wurde, für einen Franzoſen oder Engländer gehalten zu werden. Kurz, ich war nach dem Urtheile der ſogenannten feinen Welt ein gemachter Mann.

Ich wählte, um unabhängiger zu ſeyn, den Advokatenſtand, und zwar eben ſo unbedachtſam, wie viele Andere; denn ich beſaß wenig juridiſche Kenntniſſe und noch weniger die nöthige Ruhe und Umſicht, die fraglichen Gegenſtände gehörig zu ergründen. Aber mein blumenreicher Styl, mein gefälliger Vortrag und noch mehr die Keckheit, womit ich vor den Gerichtshöfen und im Angeſichte meiner würdigſten Amtsbrüder die Wahrheit zu verdrehen und dieſen zu widerſprechen wußte, verbarg den Augen des Publikums, das ſo leicht durch äußeren Schein ſich täuſchen läßt, jene großen Mängel. Man gab mich für einen zweiten Cicero aus, und ich bekam dadurch in wenigen Jahren eine ausgebreitete Praxis.

Da ich mich mit einem ſehr geſchickten Gehülfen verſehen hatte, ſo blieb mein Bureau in erträglicher Ordnung; denn mir ſelbſt erlaubte meine Liebhaberei für hohes Spiel, Jagd und Finkenfang nicht, an meinem Pulte zu bleiben, — um Alles in der Welt hätte ich jenen Dingen nicht zu entſagen vermocht. Meine Klienten überſahen dergleichen Fehler, welche einmal zum ſogenannten guten Tone gehören und, wie ſie meinten, einem Manne, wie mir, nicht übel anſtanden. Einem Gelehrten, der ſo viel ſtudire, wie ich, ſagten ſie, dürfe man ſolche kleine Erholungen wohl gönnen.

Wie nachtheilig aber dieſe Vergnügungsſucht auf meine Vermögensumſtände und, trotz der Tüchtigkeit meines Sekretärs, auch auf die Erfüllung meiner Berufspflichten wirken mußte, verſteht ſich von ſelbſt. Dennoch hätte ich vielleicht, gleich manchen Anderen meiner Art, meine bisherige Stellung behauptet, wäre nicht noch eine andere Verirrung hinzugekommen. Ein Liebhabertheater wurde in der Stadt errichtet, und ich zur Theilnahme daran eingeladen. Bereitwillig folgte ich dieſer Aufforderung, und damit fielen die Würfel, welche mein ganzes nachheriges Loos entſchieden. Der rauſchende Beifall, der mein Auftreten begleitete, ſchmeichelte meiner Eigenliebe ſo, daß ich Alles daran ſetzte, um noch mehr zu glänzen. Ich verſchwendete viel Geld an Anzüge und ließ ſogar auf meine Rechnung neue Couliſſen malen, da mir die alten nicht mehr ſchön genug waren. Zuletzt vergaß ich mich ſo ſehr, daß ich mich mit einer Tochter des Theaterfriſeurs, Monſieurs Du Vent, welche in vielen Stücken mit mir auftrat, verlobte. Meine gute Mutter — denn mein Vater war bereits geſtorben — konnte mir ihren Segen zu einer ſolchen Verbindung nicht geben. In einem Briefe — dem letzten, den ich von ihrer theuren Hand empfing — beſchwor ſie mich bei der Aſche meines Vaters, der Familie keinen ſolchen Schimpf zu bereiten. Doch Alles war vergebens.

Meine Finanzen, obgleich ihnen durch den Tod meines Vaters ſchon einmal aufgeholfen worden war, befanden ſich bei meinem Eintritte in den Eheſtand in der größten Zerrüttung. Indeſſen ſtarb bald darauf meine Mutter, und mittelſt der Erbſchaft, welche mir durch ihren Tod zufiel, konnte ich nicht bloß meine Schulden abtragen, ſondern ich hätte auch bei einiger Sparſamkeit völlig ſorgenlos leben können, obgleich meine Praxis als Advokat dahin war. Aber bei meiner leichtſinnigen und im Hausweſen völlig unerfahrenen Frau war Verſchwendung ganz an der Tagesordnung. So ging es den Krebsgang „vom Böſen zum Argen,“ wozu noch täglich häuslicher Zwiſt hinzukam, der gewöhnliche Begleiter einer Ehe, welche aus Leidenſchaft, aber ohne Achtung geſchloſſen wird. Doch dieß war noch nicht Alles. Bereits hatte ich, in Folge eines verbotenen Umgangs meiner Frau mit einem Huſarenoffizier, ihr unter den bitterſten Vorwürfen meinen Entſchluß erklärt, auf Eheſcheidung anzutragen, als ein Scharlachfieber, das ſie nicht beachtete, ihrem jugendlichen Leben ein Ende machte. Glücklicherweiſe hinterließ ſie mir keine Kinder.

Da ich meine Verbindung als eine bittere Frucht meiner Leidenſchaft für das Theater betrachtete, ſo hatte ich ſchon ſeit einiger Zeit gegen das letztere einen Widerwillen gefaßt: ſo daß ich immer ſeltener auftrat, und nach dem Tode meiner Frau mich ganz davon zurückzog. Das Einzige, was ich noch mein nennen konnte, war ein altes Familiengut, Sparrenheim genannt. Dieſes hatte ich bisher nur als Jagdſchloß benützt, und es war noch mein unbelaſtetes Eigenthum. Da ich in der Nähe deſſelben eine Stelle bekam, ſo zog ich dahin. An das Geräuſch des großſtädtiſchen Lebens gewöhnt, fühlte ich jedoch die Einſamkeit, die mich hier umringte, wie eine drückende Laſt auf mir liegen, und ich ſehnte mich daher nach einer Lebensgefährtin. Eine glücklichere Wahl traf ich jetzt in der Tochter unſeres Predigers, einem lieben, ſanften

Mädchen, zwar ohne viel Lebenserfahrung und Weltkenntniß, aber reich an ſtillen, häuslichen Tugenden. Mit ihr habe ich erſt angefangen, dieſes Leben wahrhaft zu ſchätzen und zu genießen, und wäre nicht durch meine frühere Lebensweiſe meine Geſundheit untergraben, und ich vor der Zeit in einen Greis verwandelt worden, ſo hätte ich die Segnungen des ehelichen Lebens noch reichlich erfahren dürfen. Aber ein langſam zehrendes Gift ſchleicht durch meine Adern, und die forwährende Abnahme meiner Kräfte kündigt mir an, daß das Ende meines Lebens nicht mehr ferne iſt, und daß ich die drei Kinder, welche meine Caroline mir ſchenkte, nicht mehr lange berathen darf. Doch kann ich ſie getroſt ihrer trefflichen Mutter hinterlaſſen, in der Hoffnung, daß ſie den Fleiß, die Ordnung und weiſe Sparſamkeit der Letzteren nachahmen und ſo vor den traurigen Verirrungen geſichert bleiben werden, welche das Lebensglück ihres Vaters vergiftet haben. Dann wird es ihnen unter Gottes Segen ſchon in dieſem Leben an Friede und Freude nicht fehlen."

Damit ſchloß das Manuſcript. Alle Anweſenden waren erſchüttert und erkannten im Spiegel dieſer Lebensgeſchichte deutlicher, als je, die Wichtigkeit der häuslichen Tugenden, welche Vater Dord bei jeder Gelegenheit einzuſchärfen ſuchte.

6.

Vetter van der Stel.

Der Lenz hatte den kalten Winter verdrängt. Schon fingen die Bäume zu knoſpen an, und die Frühlingsblumen hauchten ihre ſüßen Wohlgerüche aus. Schon ſeit einigen Wochen hatte die gewöhnliche Abendzuſammenkunft bei Herrn Dord nicht mehr ſtattgefunden, da der Wechſel der Jahreszeit auch die Hausordnung veränderte. Hiezu kam noch die erneute Bitte eines wackern Jünglings, des Vetters van der Stel, um Jeannettens Hand. Die Urſachen, warum jener bei einem früheren Antrage auf die Zukunft verwieſen worden war, nämlich die Unzulänglichkeit ſeines damaligen Einkommens und die zu große Jugend der beiden Liebenden, waren jetzt gehoben, und Jeannettens Eltern hatten daher keinen Grund mehr, der gegenſeitig gewünſchten Verbindung im Wege zu ſtehen. Sie gaben vielmehr mit Freuden ihre Einwilligung, und alle Zurüſtungen für die Hochzeit wurden getroffen.

Ehe jedoch der wichtige Tag erſchien, legte Herr Dord ſeinem künftigen Schwiegerſohne die hohen Pflichten eines Hausvaters mit liebevollem Ernſt ans Herz.

„Ich kenne Dich," ſagte er zu ihm, „als einen wackern jungen Mann und bin von Deinem Eifer, Deiner Geſchicklichkeit und Treue in Deinem Berufe überzeugt, weßhalb ich keinen Grund hatte, Deinen Antrag abzulehnen. Der Tag nähert ſich, wo Du meine liebe Jeannette aus ihrem elterlichen Hauſe in Deine Wohnung führen wirſt. Im Intereſſe für euer beiderſeitiges Glück fühle ich mich nun gedrungen, Dir für das neue Verhältniß, in das Du trittſt, einige väterliche Rathſchläge zu ertheilen. Unnöthig wäre es wohl, Dich vor Nachläßigkeit, Unordnung und Verſchwendung mit ihren ſchmählichen Folgen zu warnen. Du haſt ja unſern Abendzuſammenkünften beigewohnt, und ſo viele abſchreckende Beiſpiele werden bei Dir das Sprichwort beſtätigen: „Ein geſtrandetes Schiff iſt die beſte Boje für Seefahrer." Darum will ich Dir jetzt nur noch einige andere Regeln nennen, deren Befolgung ich für das häusliche Glück nöthig erachte."

Vater Dord theilte nun aus dem reichen Schatze ſeiner Erfahrung dem jungen Manne eine Reihe goldener Hausregeln mit, welche dieſer mit gerührtem Danke annahm und treulich zu befolgen verſprach.

Die Hochzeit wurde einfach, aber in herzlicher Heiterkeit und mit frommem Aufblicke zu dem Geber alles Guten gefeiert. Auch hatte Herr Dord die Freude, bei den jungen Eheleuten ſeine Ermahnungen reichliche Früchte tragen zu ſehen. Wenn er ihr Haus betrat, fühlte er ſich angenehm von dem Geiſte des Fleißes, der Ordnungsliebe und weiſer Sparſamkeit angeweht, und die Folge dieſer ſtillen Tugenden war aufblühender Wohlſtand und, was noch mehr iſt, häuslicher Friede und die allgemeine Achtung ihrer Mitbürger.

Einige Jahre nach Jeannettens Verheirathung übertrug Herr Dord ſeine Notarſtelle mit Bewilligung des Königs an ſeinen Sohn Carl. Auch dieſes ihr jüngſtes Kind ſahen die liebevollen Eltern glücklich verheirathet, und mit innigem Danke für den Segen, womit der Herr ihre Bemühungen gekrönt hatte, konnten ſie am Abende ihres Lebens auf ihr Tagewerk zurückblicken. Mit welch herzlicher Freude die gute Martha an allen dieſen frohen Familienereigniſſen Theil nahm, bedarf keiner Erwähnung.

Pantheon

auserleſener Erzählungen

des

Auslandes.

Mit einem Vorworte

von

Albert Knapp.

Achter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag der Chr. Belſer'ſchen Buchhandlung.
1844.

Klugheit und Grundſätze.

Aus dem Engliſchen

der Verfaſſerin „Rahels," der „Schriftſtellerin" u. ſ. w.

Erſtes Kapitel.

Die Schweigſame.

„Ich komme nur, um Ihnen zu ſagen, Frau Parkinſon, daß das Schloß endlich verkauft iſt,“ ſagte Frau Tims, in das kleine Wohnzimmer ihrer Nachbarin tretend.

„Wirklich?“ verſetzte Frau Parkinſon mit einer Ruhe, welche deutlich genug zeigte, daß die Neuigkeit ſie nicht beſonders intereſſire.

„Ja, es ſind noch keine zwei Minuten, daß ich Frau Richards verließ, und ſie ſagte mir, es ſey Alles im Reinen. Ich wollte daher an Ihrer Thüre nicht vorübergehen, ohne es Sie wiſſen zu laſſen.“

Sie ſind ſehr gütig,“ erwiederte ihre weniger neugierige Bekannte, und um die Freundlichkeit ihrer Nachbarin zu erwiedern, ſetzte ſie lebhafter hinzu: „aber wollen Sie ſich nicht ſetzen, Frau Tims? es iſt gerade Theezeit, und nach Ihrem Spaziergange wird Ihnen eine kleine Ruhe gut thun.“

Frau Tims, höchlich erfreut über dieſe Gelegenheit, Alles zu ſagen, was ſie von der neuen Beſitzerin des Schloſſes wußte und vermuthete, ließ ſich nicht zweimal einladen. „Ich habe ſeltſame Dinge von Mylady gehört,“ ſagte ſie, ihren Mantel ablegend; „doch ich habe Ihnen ja noch nicht einmal geſagt, daß eine Lady Godfrey die neue Eigenthümerin des Schloſſes iſt. Nun, wie ich alſo ſagte, ich habe wunderliche Dinge von ihr gehört. Sie iſt eine Wittwe, ſcheint es, beſitzt ein großes Vermögen, hat keine Kinder und gibt keine Geſellſchaften. Ich für meinen Theil hoffte, wer auch käme, würde einiges Leben in das alte Haus bringen und uns ein wenig Unterhaltung verſchaffen; denn das iſt das Einzige, was ich an dem armen Squire Stacey auszuſetzen hatte, daß er ſo entſetzlich langweilig war. Erinnern Sie ſich, Frau Parkinſon, wie wir Alle ſtaunten, als er einmal an Weihnachten eine Geſellſchaft gab? Halten Sie, es war, glaube ich, vor vier Jahren, ja, ich glaube wirklich vor vier; denn es war in dem Winter, wo ich mir meinen ſcharlachrothen wollſeidenen Mantel kaufte, und ich trug ihn zwei Winter hindurch roth, dann wurde er braun gefärbt, ja, und ich trug ihn zwei Winter braun, und jetzt habe ich ihn ſchwarz färben laſſen, und er iſt mir für gewöhnlich noch immer gut genug. Ja, Alles zuſammengenommen, ſieht er eigentlich noch ungewöhnlich gut aus; meinen Sie nicht, Frau Parkinſon? Er war freilich auch etwas theuer; aber, wie ich damals zu meinem Manne ſagte, etwas Theures iſt am Ende doch das Wohlfeilſte; denn, wer würde ihm anſehen, daß ich ihn beinahe fünf Winter hindurch getragen habe? Wie ich alſo ſagte, ſind es hiernach vier Jahre ſeit jener Geſellſchaft; denn ich habe immer meine beſonderen Merkzeichen, nach denen ich gehen kann."

Frau Parkinſon war zu ſehr an die Sprechweiſe ihrer Bekannten gewöhnt und intereſſirte ſich zu wenig für ihre Mittheilungen, als daß ſie daran gedacht hätte, die Aufmerkſamkeit derſelben von ihrem wollſeidenen Mantel und Herrn Stacey's Geſellſchaft auf den Punkt zurückzuleiten, von dem ſie ausgegangen war; aber die Bemerkung, die ihr entwiſchte, bewies, wie ganz anderer Art die Epochen waren, von denen ſie die Ereigniſſe ihres Lebens datirte. „Ich erinnere mich wohl," ſagte ſie, „es iſt jetzt allerdings vier Jahre her; denn meine drei jüngſten Kinder erkrankten an eben jenem Tage an den Maſern."

„Ach ja, die armen Kleinen, obgleich ich nicht ſagen kann, daß ich im Augenblicke an ſie dachte. Aber, beim Himmel, wie ſie mich ganz von Lady Godfrey abgebracht haben — nicht als ob ich mich darüber wunderte; hat man doch, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, an ſo viele Dinge zu denken, daß man, wie ich zu ſagen pflege, keine Zeit hat, ſich um ſeine Nachbarn zu kümmern. Da iſt nun aber Frau Prieſtley, — ich für meinen Theil muß mich nur über manche Leute wundern, — es iſt wahrhaft gefährlich, mit ihr zuſammenzutreffen; mag man in noch ſo großer Eile ſeyn, man kann nicht von ihr loskommen — nun, ſie hielt mich dieſen Morgen eine ganze Stunde hin, um mir von einer heftigen Zänkerei zu erzählen, die zwiſchen Herrn und Frau Croker ſtattfand, als es ſich darum handelte, ihr Kind in die Schule zu ſchicken. Nun wiſſen Sie aber, was es für ein Unſinn iſt, in dergleichen Dinge ſich zu miſchen; wie ich denn auch zu ihr ſagte, — Frau Prieſtley, ſagte ich, was geht dieß uns an? Mütter ſind nun einmal Mütter, und die Leute wollen hie und da gezankt haben.“

„Aber Lady Godfrey, Frau Tims?“ unterbrach ſie Helene Parkinſon, ein Mädchen von etwa vierzehn Jahren, welche dieſer Abſchweifungen überdrüſſig war und weit mehr Neugierde in Betreff der neuen Beſitzerin des Schloſſes zeigte, als ihre Mutter.

„Sie waren ſo gut, uns Auskunft über Lady Godfrey zu verſprechen.“

„Ganz richtig, meine Liebe; aber ich glaube, ich habe faſt ſchon Alles geſagt, was ich von ihr weiß. Frau Richards ſagte, ſie ſey noch nicht ſehr alt und habe ein ſehr impoſantes Aeußeres. Das iſt es jedoch gerade, was ich haſſe, ich denke mir, daß ſie ſehr ſtolz ſeyn wird; denn kaum habe ich eine Perſon von einem ſolchen Aeußeren kennen gelernt, die nicht hochmüthig geweſen wäre, — und noch dazu ſo zurückgezogen! das ſieht ſehr ungeſellig aus. Indeß darf man erwarten, daß ſie doch ein wenig gebildet ſeyn wird oder etwas dergleichen, da ſie eine Dame von Stande iſt — und ſomit iſt ſie wohl für unſere Nachbarſchaft ein ſchätzbarer Zuwachs; denn Sie wiſſen, es findet ſich in derſelben kaum Jemand, mit dem man vertraut ſeyn möchte. Frau Prieſtley iſt zwar ſehr nachbarlich und Alles das — aber ſie ſteht auf einer ſo niederen Bildungsſtufe — nicht als ob die arme Frau deßhalb im mindeſten zu tadeln wäre; denn was kann man bei Leuten von niedriger Herkunft anders erwarten, als gemeine Sitten. Ferner iſt Frau Richards da, welche ſich viel höher dünkt, weil ihr Mann Gutsverwalter bei Squire Stacey war. Das iſt nun Alles ganz anſtändig; aber was mehr? nichts kann eine

Wirthstochter zu einer Dame machen; denn, wie ich zu ſagen pflege, die Natur der Leute läßt ſich nun einmal nicht verändern."

Ein Lächeln flog über Frau Parkinſons Geſicht, obgleich weder ein ſpöttiſches noch ein verächtliches, ſondern ſie war nur höchlich überraſcht über die merkwürdige Selbſttäuſchung ihrer Nachbarin, welche ſich für ein wahres Muſter guter Sitten in Aſhdale hielt, während ſie in der Wirklichkeit ohne Frage das gemeinſte Benehmen von Allen hatte, welche darauf Anſpruch machten, zu den beſſeren Claſſen zu gehören.

Der Eintritt Doctor Parkinſons, wie ihn ſeine beſcheidenen Patienten aus Höflichkeit nannten, hemmte für eine Weile den Redefluß der guten Frau. Kaum aber hatte er von ſeiner gewohnten Ecke Beſitz genommen, und Helene ihm ſeine Pantoffeln ſtatt der naſſen Stiefeln hingeſtellt, als ſie den Faden ihrer Rede in folgender Weiſe wieder anzuknüpfen ſuchte.

„Vermuthlich haben Sie ſchon gehört, Doctor, daß wir wieder Jemanden in das Schloß bekommen werden?"

Der Doctor, welcher wohl wußte, wie gefährlich es ſey, ſich Auskunft von einer Perſon zu erbitten, deren Gedanken ſo 'zügellos rechts und links abſchweiften, geſtand in ihrer Gegenwart nie ſeine Unwiſſenheit in irgend einer Sache. Dießmal aber brauchte er zu keinem ſeiner gewöhnlichen Kunſtgriffe ſeine Zuflucht zu nehmen, da er über den fraglichen Gegenſtand wirklich hinreichend unterrichtet war. „Ja, Frau Tims,“ erwiederte er; „auch habe ich gehört, daß wir an Lady Godfrey wahrſcheinlich eine ſehr würdige Nachfolgerin unſeres beklagten Freundes, Herrn Stacey, bekommen werden. Ich brachte heute eine halbe Stunde in Geſellſchaft unſeres Pfarrers zu, der Mylady etwas kennt, und er hat mir verſichert, daß die Nachbarn an ihr eine ebenſo wohlwollende Gönnerin finden werden, als ſie an dem bisherigen Eigenthümer des Schloſſes einen beſaßen.“

„Es freut mich ſehr, das zu hören,“ erwiederte Frau Tims; „es iſt wahrhaftig etwas Schlimmes, wenn reiche Leute ihre Herzen nicht dem Wohlwollen öffnen; denn ſie haben ja gar nichts zu thun, als ihre Pflichten zu erfüllen, und dergleichen, und was iſt leichter für ſolche, welche die Mittel dazu haben?“

„Auf mein Wort, Frau Tims,“ ſagte der Doctor lächelnd, „Sie ſchreiben dem Reichthume mehr Macht zu, als irgend Jemand, den ich darüber habe reden hören. Was ſagen Sie aber von den Verſuchungen, in die er ſeine Beſitzer bringt, und die uns unſer Pfarrer ſchon ſo oft aus einander geſetzt hat? Ueberdieß denke ich, daß Niemand viel Anderes zu thun hat, als ſeine Pflichten zu erfüllen.“

„Ei nun, Doctor, Sie wiſſen wohl, daß ich es nicht ſo meinte. Ich weiß, daß wir Alle ſo viel Gutes als möglich thun ſollen, und das thun wir ja auch ohne Zweifel. Aber, wo eine Milchkammer zu beſorgen, ein Laden zu verſehen und mit einem Worte eine große Familie zu ernähren iſt, was eben Dinge ſind, die man nicht vernachläſſigen darf, da hat man, behaupte ich, wenig Zeit, ſich mit Liebeswerken und derlei Dingen abzugeben.“

Da der Doctor deutlich ſah, daß Frau Tims die allgemeinen Pflichten eines jeden Chriſten und die beſonderen ihrer Stellung auf eine wunderliche Art aus einander hielt, ſo hätte er ſich vielleicht zu dem verzweifelten Unternehmen verführen laſſen, ihr zu zeigen, daß die Verrichtung ihrer mannigfachen Geſchäfte großentheils die Erfüllung ihrer Pflichten ſey. Aber, da er wußte, daß ſie trotz ihrer mangelhaften Bildung freundlich und wohlwollend gegen Jedermann geſinnt war, ſo ſtand er von einem Verſuche ab, der ſie nur noch mehr verwirrt hätte, beſonders da ihm wohl bekannt war, daß ihre Rede, die wie eine Entſchuldigung klang, nicht aus dem Bewußtſeyn hervorging, „ſich nicht mit Liebeswerken und derlei Dingen abgegeben zu haben," ſondern aus dem Bedauern, ihre Kräfte darin ſo beſchränkt zu ſehen. Er antwortete daher: „Wer ſchon ſo lange ein Hausweſen führt, wie wir, liebe Freundin, weiß wohl, wie viel Zeit alle dieſe Dinge erfordern. Aber Sie verſtehen trefflich damit umzugehen; denn ich kenne mehr als eine arme Familie, welche ſehr übel daran geweſen wäre, wenn Sie nicht Zeit gehabt hätten, ſich ihrer anzunehmen."

„Allerdings, Doctor," verſetzte die gute Frau, ſehr geſchmeichelt, „thue ich ſo viel, als ich kann, wie ich vorhin ſagte. Da Sie nun aber von Giles und ſeinem Weibe reden, ſo ſagen Sie mir doch, ob Sie glauben, daß es ſich bald mit ihm beſſern werde. Ich habe gehört, obgleich es nicht ſehr gebildet iſt, von Quackſalberei mit einem Mann vom Fache zu reden, daß abgekochter Yſop ein ſehr gutes Mittel gegen ſeine Krankheit ſey. Bei dem armen Nesbit that es im letzten Jahre Wunder, ſagt man, darum iſt es, wie ich zu ſagen pflege, eine große Thorheit, Alles zu verachten, weil es nicht aus dem Receptbuche eines Doctors kommt; denn in einfachen Dingen iſt oft die größte Kraft, und ich erinnere mich eines Falls ...."

„Was Giles betrifft," unterbrach ſie Herr Parkinſon, „ſo zweifle ich nicht, daß er bald im Stande ſeyn wird, wieder an ſein Geſchäft zu gehen. Doch habe ich gegen einen Verſuch mit dem Yſop nichts einzuwenden. Hier iſt ein Buch," ſetzte er hinzu, indem er aufſtand und eines aus ſeinem kleinen Bücherkaſten nahm, „das von den Eigenſchaften Ihres neuen Lieblingsrecepts handelt. Vielleicht würden Sie gern ein wenig hineinſehen."

„Ich bin Ihnen ſehr dankbar, Doctor; aber ich leſe nicht gern ſelbſt. Wäre es nicht zu viel von Ihnen verlangt, ſo würden Sie mir einen Gefallen thun, wenn Sie mir einige Seiten daraus vorläſen."

Auf die Erfüllung dieſes Wunſches ging Herr Parkinſon bereitwillig ein; denn ihre endloſen Geſchichten waren ihm tauſendmal unintereſſanter, als das Leſen dieſer Abhandlung, wiewohl ihm jede Linie derſelben bekannt war, und auch ſeine Frau machte keine Einwendung dagegen, da ſie dadurch Muße bekam, ſich ganz ihren mütterlichen Gedanken hinzugeben. Helene erhielt durch einen Blick ihrer Mutter die Erlaubniß, ſich aus dem Zimmer zu entfernen. Frau Tims, die indeſſen ihr Strickzeug aus der Taſche genommen und ſich möglichſt aufrecht in ihrem Stuhl poſtirt hatte, richtete jetzt ihre Augen auf den Doctor und gab ſich alle Mühe, den Sinn der Worte, die er vorzuleſen begann, zu enträthſeln, während ſie von Zeit zu Zeit ihr Intereſſe an der Sache und ihr

Urtheil darüber durch ein „wirklich?“ „o Wunder!“ und andere dergleichen Ausdrücke kund gab. Aber die arme Frau Tims konnte nicht lange die Rolle der Zuhörerin ſpielen; trotz ihres äußerſten Sträubens begann der Schlaf ihre Sinne zu beſchleichen, mannigfach und lebhaft waren die Anſtrengungen, die ſie machte, der Gewalt dieſes Feindes zu widerſtehen, aber vergebens. Die Kerze ſchien ihr lange Strahlen zu werfen, und des Doctors Geſicht in unbegreiflicher Entfernung zu ſeyn, während ſeine Stimme, alle Deutlichkeit der Artikulation verlierend, wie ein leiſes, ſeufzendes Lüftchen in ihre Ohren tönte. Vergebens ſuchte ſie dieſe Täuſchung der Sinne zu zerſtreuen, indem ſie das Licht ſchneuzte und das Kaminfeuer anblies, ſie bemächtigte ſich ihrer in demſelben Augenblicke wieder, wo ihre Beſchäftigung aufhörte. Hierauf ſuchte ſie ſich durch den Klang ihrer Stimme aus ihrer Betäubung aufzurütteln, indem ſie ihre Verwunderung darüber ausdrückte, welcher böſe Dämon ſie beherrſche, daß ſie ſo oft ihre Maſchen fallen laſſe; endlich aber ganz unterliegend, ſah ſie ſich genöthigt, ihrem Verfolger zu entfliehen oder ſich zu ergeben. Sie zog das erſtere Auskunftsmittel vor und wickelte ihr Strickzeug zuſammen, gerade als der Doctor im Begriffe war, mit Folgendem zu beginnen: „Zweiter Theil, worin gezeigt wird, in welchen Doſen das Decoct gereicht werden muß, um den befriedigendſten Erfolg herbeizuführen.“ Sie dankte ihm für die Mühe, die er ſich gegeben habe, ſie zu unterhalten, bemerkte aber, da die Nacht ſo finſter ſey, ſo werde es rathſam für ſie ſeyn, die Straße hinabzugehen, ehe es ſpäter würde.

Frau Parkinſon zog ſolgleich die Klingel, um dem Dienſtmädchen zu befehlen, ihr nach Hauſe zu leuchten, und der Doctor ſelbſt begleitete ſie bis an die Hausthüre.

„Nun, liebe Helene,“ ſagte er zu ſeiner Frau, als er wieder in das Wohnzimmer trat, „habe ich dießmal nicht den Geiſt auf gute Manier gebannt?“

„Ich kann Dir mein Lob nicht verſagen,“ erwiederte ſie lachend, „da mir Deine heldenmüthige That ſehr zu Statten kam; war es aber auch ganz billig, ſie mit der Waffe, die ſie Dir ſelbſt in die Hand gab, zu ſchlagen?“

„Gewiß, gewiß, auf mein Ehrenwort; ich mußte mich entweder ſelbſt betäuben laſſen oder ſie betäuben, und Du wirſt zugeſtehen, daß das Arkanum, deſſen ich mich bediente, wenigſtens ein unſchädliches war.“

In dieſem Augenblicke führte ihre Tochter die vier jüngeren Kinder herein.

„O liebe Mutter,“ rief Helene, „was für eine langweilige Perſon iſt doch Frau Tims! Ich habe nie in meinem Leben ſolchen Unſinn reden hören! Wie können Sie nur ihr Geſchwätz mit ſo viel Geduld anhören? Ich wünſchte, ſie möchte nie wieder zu uns kommen.“

„An meiner Stelle alſo, Helene, würdeſt Du vielleicht Dich bewogen fühlen, ſie ſo zu behandeln, daß ſie nicht wieder käme.“

„Allerdings würde ich das, Mutter.“

„Daran, glaube mir, Helene, würdeſt Du ſehr Unrecht thun. Frau Tims iſt wegen mancher ſchätzbaren Eigenſchaft achtungswerth und kann daher darauf Anſpruch machen, wenigſtens mit Schonung behandelt zu werden, und was ihre Sonderbarkeiten betrifft, die Dich mit ſolchem Widerwillen erfüllen, ſo wünſchte ich zwar, daß Du ſie zu vermeiden ſucheſt; aber nicht, daß Du deßhalb dieſe Frau verachteſt. Einer ihrer Fehler, der ſie am meiſten lächerlich macht, iſt, daß ſie ſich das Anſehen einer Ueberlegenheit gibt, die ſie nicht beſitzt. Dieß iſt, wiewohl eine Abgeſchmacktheit, doch kein Verbrechen, da ſie ſich dadurch nie verleiten läßt, irgend Jemanden zu verachten, und obſchon ich erwarte, daß Du dieſen Fehler nie begehen wirſt, ſo berechtigt er Dich doch nicht zu einer Abneigung gegen Frau Tims. Liebe Helene, ich wünſchte, daß Du in allen dergleichen

Fällen richtige Unterſchiede zu machen verſtändeſt; mache es Dir nur immer zum Grundſatz, ein gutes Herz und einen redlichen Sinn zu achten, ſo grob auch das Gewand ſeyn mag, unter welchem ſie verborgen ſind."

Ganz verſchieden von dieſem war der Rath, den Frau Richards ihrer Tochter gab. „So komm doch, Phöbe!" rief ſie ungeduldig, als Frau Tims in des Doctors Haus trat, „wir ſind ohnehin lange genug aufgehalten worden." Phöbe beſchleunigte ihre Schritte, und ihre Mutter fuhr ſo fort: „Wenn es irgend eine Perſon gibt, die mir mehr zuwider wäre, als eine andere, ſo iſt es dieſe Frau Tims. So unwiſſend, ſo gemein, ſo anmaßend — mehr, als menſchliche Geduld iſt dazu erforderlich, es mit ihr auszuhalten."

„Ich habe mich oft gewundert," ſagte Phöbe, „daß Sie, da ſie Ihnen doch ſo zuwider iſt, ſich bewogen finden, ſie mit ſo vieler Höflichkeit zu behandeln."

„Sollte ich Dir nie begreiflich machen können, was Klugheit iſt!" rief ihre Mutter. „Wie lange wird es noch dauern, bis Du einſiehſt, daß wir, wenn wir nicht unſer Intereſſe ganz aus dem Auge verlieren wollen, uns in unſerem Benehmen gegen die Welt nicht von unſeren Geſinnungen gegen ſie leiten laſſen dürfen? Gehört nicht Frau Tims zu den wohlhabendſten Leuten in Aſhdale? und hat ſie demzufolge nicht viel Einfluß bei allen ihren Nachbarn? Deßhalb muß es für uns von Wichtigkeit ſeyn, mit ihr auf gutem Fuße zu ſtehen; denn, glaube mir, ich würde mich ihren Albernheiten nicht ausſetzen, wenn nichts damit zu gewinnen wäre. — Was anders ſollte ich auch hiebei im Auge haben? Wenn Du einmal älter geworden biſt, Kind, wirſt Du den hohen Werth der Klugheit beſſer zu ſchätzen wiſſen. Merke Dir nur dieß: wenn Du Dein Benehmen gegen Andere den wahrſcheinlichen Vortheilen gemäß, die Du aus dem Umgange mit ihnen ziehen kannſt, einrichteſt, magſt Du ſie nun auch weder lieben noch ſchätzen, ſo wirſt Du ſelten finden, daß es verlorene Mühe war, ſich um ihre Gunſt zu bewerben.“

Zweites Kapitel.

Die Schloßherrin.

Ganz kurze Zeit nach dem erwähnten Vorgange langte Lady Godfrey an, um von dem Schloſſe Beſitz zu nehmen. Ihr Einzug in Aſhdale machte hier weit weniger Aufſehen, als die Rückkehr Herrn Stacey's aus London gewöhnlich erregte. Zwar hielt manches Rad auf der Straße im Dorfe an, und mancher Fuß ruhte auf dem halbeingeſenkten Spaten, während das Auge einen Blick auf den Wagen warf, in welchem ſie vorüberfuhr; aber ſie wurde von keinem jener einfachen Zeichen der Höflichkeit begrüßt, mit keinem der jauchzenden Zurufe: „der Squire iſt gekommen; der Squire iſt gekommen!“ von den ſonnverbrannten Kindern bewillkommt, womit man den Squire bei ſeiner Rückkehr zu empfangen gewohnt geweſen war.

Lady Godfrey blickte mit vielem Intereſſe auf die wechſelnden Scenen, die ſich ihrem Auge darboten. Das eine Mal nahm die ehrwürdige Geſtalt einer betagten Bäuerin, welche hinſtand, um ſie vorüberfahren zu ſehen, ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch, das andere Mal erweckte eine ihr Kind ſäugende Mutter eine wehmüthige Sympathie in ihrem Buſen; oft ruhte ihr Auge mit zärtlichem Wohlgefallen auf den blühenden Geſichtern ſchmucker Kinder, und mit Bewunderung betrachtete ſie den ſtillen Fleiß, mit dem die Dorfbewohner im Allgemeinen ihren täglichen Geſchäften ſich widmeten. „Ich muß mir Freunde unter dieſem Völkchen erwerben,“ dachte ſie, „um die Lücke auszufüllen, die mir meine unerſetzlichen Verluſte verurſacht haben.“

Lady Godfrey war, wie Frau Tims ihre Freundinnen belehrt hatte, eine Wittwe: ſchwere Prüfungen hatten ſie während ihres ehelichen Lebens getroffen; denn von fünf Kindern, die einige Jahre lang ihre einzige Freude und Hoffnung geweſen waren, widerſtand nicht eines dem Anfall einer epidemiſchen Krankheit. Noch blutete ihr Herz und noch war ihr Geiſt niedergebeugt unter der ſchweren Laſt des Kummers, als der Tod ihres Gatten in Folge eines Sturzes vom Pferde ihr die letzte Freude ihres Lebens raubte. Lang und heftig war jetzt ihr Kampf zwiſchen frommer Ergebung in

Gottes Rathſchlüſſe und unchriſtlicher Verzweiflung; aber zuletzt gewann doch jene in dem religiöſen Gemüthe Lady Godfrey's die Oberhand; ihr Herz war zwar in ſeinen innerſten Tiefen erſchüttert, aber nicht gebrochen; doch all ihr Intereſſe für die Freuden des Lebens war dahin. Die Ausſichten, die ihr das Leben eröffnet, hatten ſich verdunkelt, ihre Hoffnungen waren vereitelt; aber geläutert ging ſie aus dem Feuer der Trübſal hervor: ihre Trübſal hatte ſie für fremde Leiden und Freuden nicht abgeſtumpft; vielmehr begann ſie jetzt an den Angelegenheiten Anderer den Antheil zu nehmen, den ſie an ihren eigenen nicht mehr nehmen konnte. In dieſer Abſicht beſchloß ſie, ſich an einen Ort zurückzuziehen, wo ſie ganz nach Muße nach Solchen ſich umſehen konnte, die ſie ihrer Wohlthaten würdig erachtete. Zu dieſer Zeit wurde in Folge des Todes von Squire Stacey das Schloß zum Verkaufe ausgeſetzt, und Herr Richards, dem als Gutsverwalter bei dem vorigen Eigenthümer die Abſchließung des Kaufvertrags übertragen war, ſah ſich ſo im Stande, ſeiner Frau die Mittheilung anzuvertrauen, welche dieſe an Frau Tims übermachte, die ihrerſeits wieder dieſelbe in weniger als achtundvierzig Stunden in ganz Aſhdale verbreitete.

Lady Godfrey fand bald, daß ihr Wohlthätigkeitsplan leichter zu entwerfen, als auszuführen war; denn ſo bereitwillig auch die Dorfbewohner waren, ihre Güte anzunehmen, ſo ſchracken ſie doch wieder vor dem, was ſie als Einmiſchung einer Fremden betrachteten, zurück, die ihrem Range und Titel nach auf einer ihnen ungewöhnten hohen Stufe ſtand, was ihre Scheue noch beträchtlich vergrößerte. Lieber hätten ſie den ihnen zugewieſenen Antheil aus dem Schloſſe geholt, als die Bewohnerin deſſelben mit einem Körbchen in der Hand in ihre Hütten treten ſehen. Als Lady Godfrey dieſes Hinderniß gewahr wurde, ließ ſie ſich dadurch nicht entmuthigen, ſondern tröſtete ſich mit den Worten von Frau Tims (die keineswegs ihren Beſuchen ſo abgeneigt war), daß Rom nicht in einem Tage erbaut worden ſey, und ging langſam, aber ſicher zu Werke, um Vertrauen zu gewinnen.

Die Schule, die Herr Stacey eingerichtet hatte, und die ohne die Unterſtützung von vermögender Hand bald in Verfall gerathen wäre, nahm ſie ſogleich unter ihren Schutz und machte den Dorfbewohnern durch Beſtätigung des Lehrers, den Herr Stacey aufgeſtellt hatte, keine geringe Freude. Die unermüdliche Frau Tims erwies ſich ihr dabei als eine nützliche, wenn gleich unaufgeforderte, Mithelferin, indem ſie von Einem zum Andern ging, um die Gutthaten der Schloßherrin zu preiſen.

„Es war doch,“ ſagte ſie, „ſehr freundlich und aufmerkſam von Mylady, den alten Mann auf ſeinem Platze zu laſſen; denn die Kinder, die armen Geſchöpfe, ſind nun einmal an ihn gewöhnt, und es mag wohl ſeyn, daß ſie auch anhänglicher an ihn ſind, als ſie an einen Fremden wären; der alte Mann, die gute arme Seele, hat wenig ſonſtige Ausſichten, und wenn man auch wenig Einkommen hat, ſo iſt es doch immer mehr, als gar keines. Ich erinnere mich,“ ſetzte ſie hinzu, „wohl noch, daß, ehe Herr Stacey entdeckte, daß er leſen und ſchreiben konnte, er nichts als ſeinen Spaten hatte, wovon er hätte leben können, außer was ſeine Tochter ſich verdiente, und dieß war gewiß keine große Hülfe für ihn, da ſie ein Kind zu ernähren hatte. Ein einfältiges Mädchen, — einen Matroſen zu heirathen, — doch die Leute ſind nun einmal ſo. Ich erinnere mich, daß ich ſie eines Tages warnte; ich hatte ſie in meinem Zimmer und ſagte zu ihr, höre, ſagte ich . . . .“ Doch wir wollen ihr Geſpräch hier abbrechen, um den Leſer nicht zu ermüden, der gefunden haben wird, daß Frau Tims die Gewohnheit hatte, in den paar erſten Worten ihrer weitſchweifigen Reden Alles auszudrücken, was ſie über den eigentlichen Gegenſtand der Unterhaltung zu ſagen hatte.

Lady Godfrey, die zu wenig weltliche Motive bei ihrer Wohlthätigkeit im Auge hatte, als daß ſie dieſelbe auf irgend eine Weiſe hätte zur Schau tragen wollen, würde ihr Möglichſtes gethan haben, um der Geſchwätzigkeit ihrer dienſtfertigen Freundin ein Ende zu machen, hätte ſie nicht dadurch ihre Plane merklich gefördert geſehen. Frau Tims war, wie ſchon bemerkt, eine Wohlthäterin der Armen im Dorfe; ſie hatte mehrere Jahre unter dieſen gelebt, und ihr freimüthiges und unverkünſteltes Weſen hatte ihr einen großen Einfluß verſchafft. „Frau Tims iſt ſo freimüthig und herzlich, es iſt nichts Stolzes an ihr, ſie iſt wie Unſeresgleichen," war die gewöhnliche Schilderung der Dorfbewohner von ihrem Charakter, und das Lob, welches ſie der Schloßherrin zollte, war daher bei ihnen von Gewicht, ſofern es aus dem Munde einer Perſon kam, die ſie nicht weniger darum zu ſchätzen gewohnt waren, weil ſie ganz ihrer Denk- und Handlungsweiſe ſich anbequemte, als weil ſie ihnen in ihrer Noth beiſprang. So kam es denn, daß wenige Monate nach ihrer Ankunft Lady Godfrey das Ziel erreicht hatte, nach welchem ihr Herz ſich ſo ſehr ſehnte. Die Dorfbewohner nahmen ſie jetzt allenthalben ohne Rückhalt auf und fragten ſie beinahe in allen ihren häuslichen Angelegenheiten um Rath.

Nachdem nun aber Lady Godfrey ihren Zweck erreicht hatte, fühlte ſie eine Leere in ihrem Innern, die von Mangel an Beſchäftigung herrührte, und ſie beklagte ſich bei Herrn Warren, dem Prediger von Aſhdale, der ihr in ihren letzten Planen beigeſtanden war, darüber.

„Was mich am meiſten vor der Zurückgezogenheit abſchreckte,“ ſagte ſie, „war die zu große Muße. Ich wollte mir ſo wenig als möglich Zeit übrig laſſen, um meinem Kummer nicht zu ſehr nachzuhängen. So lebhaft ich mich nun aber auch für die hieſigen Armen intereſſire, ſo können Sie ſich denken, lieber Herr, daß ich doch manche Stunde habe, worin ich mich ganz einſam fühle, und ich finde, um Ihnen die Wahrheit zu geſtehen, daß eine meinen früheren Gewohnheiten angemeſſenere Geſellſchaft für mich eine ſehr wünſchenswerthe Abwechslung wäre.“

„Ich geſtehe, Madame,“ erwiederte Herr Warren, „ich bin ganz in Verlegenheit, Ihnen einen Rath zu geben; Eure Ladyſchaft iſt, fürchte ich, ſchon im Beſitze all der Unterhaltung, die einer gebildeten und menſchenfreundlichen Dame in einem ſo kleinen Dorfe zu Gebote ſtehen.“

„So ſehr ich Grund habe, mich glücklich zu ſchätzen, Herr Warren, daß ich in einem ſolchen einſamen Orte einen ſo einſichtsvollen Freund gefunden habe, ſo ſehr wünſchte ich doch, weil ich den größeren Theil meiner Lebenszeit auf meinem Schloſſe hinzubringen gedenke, eine beſtändige Geſellſchafterin, und zwar vor Beginn des nächſten Winters, deſſen Herannahen mir ſonſt bange machen würde. Nun möchte ich Sie bitten, mir eine oder die andere von den Töchtern unſerer Honoratioren vorzuſchlagen. Glauben Sie wohl, daß es ſolche gibt, die ein Anerbieten der Art nicht kränkend fänden? — Mit Frau Tims, muß ich geſtehen, möchte ich ferner nicht mehr auf ſolchem vertrauten Fuße leben.“

„Das wäre auch nicht wünſchenswerth,“ erwiederte Herr Warren. „Die Parkinſon'ſche Familie würde gewiß das Vortheilhafte eines ſolchen Antrags in mehr als einer Beziehung anerkennen. Dem würdigen Arzte wird es einigermaßen ſchwer, ſeine Familie anſtändig zu unterhalten, und Helene iſt ein liebenswürdiges Mädchen, welcher der Umgang mit Ihnen ein wahrer Genuß wäre.“

„Aber ein ſolches junges Mädchen kann nicht meine eigentliche Vertraute werden. Es würde mir leid thun, wenn ihr jugendliches Gemüth durch ihr beſtändiges Zuſammenſeyn mit mir einen Anſtrich von Schwermuth bekäme, wie zu erwarten wäre.“

„Darum möchte ich Ihnen rathen, neben Helenen noch die Tochter Herrn Richards zu ſich zu nehmen; denn obgleich dieſe Familie mit den Gütern dieſer Welt reichlich geſegnet iſt, ſo wäre es doch nach meiner Anſicht von weſentlichem Nutzen für Phöbe, dem Einfluſſe ihrer beſchränkten, weltlichgeſinnten Eltern entzogen zu werden, und ich darf Eurer Ladyſchaft eine günſtige Aufnahme eines ſolchen Anerbietens zuſichern."

„Es ſoll mir Freude machen, ihr für ihre geiſtige Fortbildung förderlich zu ſeyn," entgegnete Lady Godfrey, „und ich bin Ihnen zu großem Danke für Ihren Vorſchlag verpflichtet."

Demgemäß begab ſie ſich am folgenden Tage zuerſt zu Herrn Richards, obgleich ſie einen innerlichen Widerwillen gegen die Ausführung dieſes Theils ihrer Aufgabe empfand. Sie wurde mit der äußerſten Höflichkeit und Achtung empfangen. Die übertriebene Höflichkeit von Frau Richards war es jedoch eigentlich, was Lady Godfrey eine Abneigung gegen dieſe Familie eingeflößt hatte; denn das Benehmen der erſteren gegen Perſonen, die über ihr ſtanden, grenzte an Kriecherei, gleichgeſtellte überhäufte ſie mit Verbindlichkeiten bis zur Ermüdung, während ſie gegen untergeordnete — doch mit ſolchen ſah man ſie nie ſprechen.

Auf den Antrag, den die Schloßherrin in möglichſt wenigen Worten an Frau Richards richtete, erwiederte dieſe: „Ich hoffe, Eure Ladyſchaft wird mir Glauben ſchenken, wenn ich verſichere, daß, hätte ich für Phöbe eine Stellung im Leben wählen können, mein ſtolzeſter Wunſch in Erfüllung gegangen wäre, hätte ich ihr eine ſolche Anſtellung bei Eurer Ladyſchaft nennen dürfen. Ich hoffe indeß, Sie werden der Eitelkeit einer Mutter es zu gut halten, verehrteſte Dame,“ fuhr ſie mit einem Blick auf Phöbe fort, „wenn ich es wage, Ihnen mitzutheilen, daß, ſo hoch ich auch die Ehre von Eurer Ladyſchaft herablaſſendem Benehmen ſchätze, Sie doch kein Mädchen hätten auswählen können, deſſen natürlich gute Eigenſchaften ihr zuverläſſiger eine Fortdauer Ihres Beifalls hätten ſichern können.“

„Es wird mich freuen, zu finden, daß meine künftige Geſellſchafterin eine ſo herrliche Empfehlung verdient,“ ſagte Lady Godfrey kalt, indem dieſe Lobrede ſie anekelte, welche eben nicht beſonders geeignet war, die Beſcheidenheit einer Perſon, in deren Gegenwart ſie geſprochen wurde, zu fördern, und ſie hätte ihren Vorſchlag vielleicht wieder zurückgenommen, wäre ihr nicht Herrn Warrens Bemerkung eingefallen, daß es für Phöbe von weſentlichem Nutzen ſeyn würde, dem Einfluſſe ihrer Eltern entzogen zu werden. „Ich will ihr dieſen Dienſt erweiſen," dachte ſie, „ob ich gleich fürchte, für ein ſo erzogenes Mädchen nicht beſonders eingenommen ſeyn zu können." Da ſie im Begriffe war, die beiden Mädchen zu ihren Geſellſchafterinnen zu machen, ſo fand ſie für gut, Frau Richards ihr Vorhaben mit Helene Parkinſon mitzutheilen.

„Sie iſt ein angenehmes Mädchen," erwiederte Jene, „ein ſehr angenehmes Mädchen, das verſichere ich Eurer Ladyſchaft, und Phöbe wird ſich freuen, ſie zur Vertrauten zu bekommen. Wenn es Eine Eigenſchaft gibt, die ich für Phöbe noch wünſchen möchte, ſo iſt es die Sanftmuth unſerer lieben Helene."

„Und der Doctor iſt ein ſehr achtungswerther Mann in ſeiner Art, Mylady, wiewohl nicht übermäßig reich," fügte ihr Gemahl hinzu, „ich glaube, er hat nicht ſo viel ſchuldenfreien Grund und Boden, als der Mörſer ſammt Keule über ſeiner Hausthüre werth iſt."

„Iſt Helene wirklich ein ſo wackeres Mädchen," dachte Lady Godfrey, während ſie auf das Haus des Doctors zuging, „ſo werde ich ſchwerlich gut daran thun, ſolche widerſprechende Charaktere zuſammenzubringen, wiewohl ich, da die zwei Mädchen beſtändig um mich ſeyn werden, gewiß im Stande bin, Phöbe's verderblichem Einfluſſe entgegenzuarbeiten. Uebrigens bin ich vielleicht ſehr unbillig, wenn ich annehme, daß das arme Kind ſchon ſo verderbt ſey, und kann ich ſie noch retten, ſo möchte ich um keinen Preis es verſäumen.“ Damit klopfte ſie an des Doctors Hausthüre.

In das kleine Wohnzimmer eingelaſſen, fand ſie Frau Parkinſon und Helenen bei ihrer Arbeit ſitzen, während die jüngeren Kinder um ſie her ſpielten. „Laſſen Sie ſich durchaus nicht ſtören,“ ſagte Lady Godfrey, ohne weitere Umſtände ſich ſetzend, während Frau Parkinſon die Kinder mit einem faſt inſtinktmäßigen: „Still, liebe Kinder, ſtill!“ zur Ruhe zu verweiſen ſuchte.

Als ihr dieß gelungen war, kehrte ſie zu ihrem Stuhle zurück, und Lady Godfrey, welche fühlte, daß ſie hier mit mehr Behutſamkeit zu Werke gehen müſſe, als in Herrn Richards Hauſe, leitete ihren Antrag ſo ein: „Ich bin gekommen, Ihnen einen Vorſchlag zu machen, der Ihnen vielleicht ſehr unüberlegt erſcheint.“

„Eure Ladyſchaft hat mir nie Veranlaſſung gegeben, einen ſolchen von Ihnen zu erwarten,“ erwiederte Frau Parkinſon.

„Aber wenn ich Ihnen ſage, daß mein Vorſchlag Helenen betrifft . . . .“

„Entſchuldigen Sie auf einen Augenblick, Lady Godfrey. Liebe Helene, gehe mit Marie und Georg ſpazieren.“

Helene machte eine Verbeugung und entfernte ſich mit den zwei älteren Kindern, während die beiden übrigen, wovon das eine drei, das andere anderthalb Jahre alt war, zurückblieben und mit einem Halstuch Kukuk ſpielten.

„Sie werden dieſe Unterbrechung gütigſt entſchuldigen, Madame,“ fing Frau Parkinſon wieder an, „wenn ich Ihnen ſage, daß ich es mir zum Grundſatz gemacht habe, mich nie in ein Geſpräch über Familienangelegenheiten in Gegenwart derjenigen meiner Kinder einzulaſſen, welche den Gegenſtand deſſelben verſtehen können. Sogar Helenen halte ich für zu jung dazu. In einer Familie, wie die unſrige, gibt es manche Widerwärtigkeiten; deßhalb iſt es mein Wunſch, ſie ſo lang als möglich in einer glücklichen Unwiſſenheit zu erhalten, und Eure Ladyſchaft wird mir glauben, daß es ein wahrer Troſt für mich iſt, ihr harmloſes Lächeln zu ſehen und ihren leichten Tritt zu hören, — Dinge, die ſich bei ihr vielleicht bald verlören, würde ſie jede Sorge kennen, welche ihre Eltern drückt. Aber ich halte Eure Ladyſchaft hin — Sie waren im Begriffe, von Helenen zu ſprechen.“

Lady Godfrey ſetzte ihr nun den Zweck ihres Beſuchs aus einander. Thränen traten der zärtlichen Mutter in die Augen. „Es heißt viel von mir verlangen, Madame," ſagte ſie, „mich von Helenen zu trennen, und doch, da es gewiß zu ihrem Vortheile gereicht, möchte ich nicht dagegen ſeyn — und doch," ſetzte ſie hinzu, während in ihrer Seele ein Gedanke den andern drängte, „fürchte ich, dieſe Stellung möchte ſie zu ſehr über ihren Stand erheben und ſie zu Begriffen verleiten, welche ihr eine Abneigung einflößten, in ihre Heimath zurückzukehren, wenn Eure Ladyſchaft einmal eine Aenderung zu treffen beliebte."

„Ich möchte unter keiner Bedingung die Urheberin eines ſolchen Nachtheils für ſie ſeyn," ſagte Lady Godfrey, „auch iſt meine Lebensweiſe in der That nicht geeignet, viele falſche Begriffe zu erwecken, und wenn Sie es für gut finden, ſo will ich Befehl ertheilen, daß man ihr kleine häusliche Verrichtungen zuweiſt, um ſie ſo ſtets daran zu erinnern, daß ſie zur Ausfüllung eines wichtigeren Platzes, als dazu geboren iſt, eine melancholiſche Frau zu unterhalten."

„Ich würde Eurer Ladyſchaft hiefür zu beſonderem Danke mich verpflichtet fühlen," erwiederte Frau Parkinſon; „indeß kann ich in Abweſenheit ihres Vaters über Nichts entſcheiden."

„Es ſoll ihr auch freiſtehen," bemerkte Lady Godfrey, „ſo viel Zeit bei Ihnen zuzubringen, als Sie es für angemeſſen finden, und ich habe eine weniger melancholiſche Gefährtin, als ich bin, in der Perſon von Phöbe Richards für ſie beſtimmt.“

Frau Parkinſon bemerkte über dieſe letztere Mittheilung nichts, und bald darauf kehrte Lady Godfrey nach Hauſe zurück. Dem Wunſche zuwider, den ſeine Gattin im Stillen gehegt hatte, konnte der Doctor in Lady Godfrey's Anerbieten nur Vortheil für ſeine Tochter finden, und für einen armen Arzt auf dem Lande konnte jenes auch in keinem andern Lichte erſcheinen. Demgemäß wurde mittelſt eines ins Schloß abgeſchickten Billets der Antrag dankbar angenommen.

An dem zum Abgange Helenens von Hauſe beſtimmten Morgen nahm die ängſtlich beſorgte Mutter ſie mit ſich in ihr Zimmer und redete ſie folgendermaßen an: „Du biſt jetzt im Begriffe, Helene, mich zum erſten Male in Deinem Leben zu verlaſſen, und obgleich die Entfernung von dem Schloſſe ſo unbedeutend iſt, daß ich Dich alle Tage ohne Unbequemlichkeit ſehen kann, ſo iſt doch Dein Betragen meiner Aufſicht ſo entzogen, als ob Du viele Meilen weit gingeſt. Daher, liebes Kind, präge es Deinem Herzen tief ein, immer den Grundſätzen gemäß zu handeln, die Dein Vater und ich Dir einzuſchärfen geſucht haben. Laß es Deinen feſten und unerſchütterlichen Grundſatz ſeyn, aufs ſtrengſte Dich an die Wahrheit zu binden. Du darfſt verſichert ſeyn, daß wir Dich nicht in Lady Godfrey's Hände gegeben hätten, wären wir nicht überzeugt, daß Mylady ebenſo gut, wie wir, im Stande iſt, Dein Wohl zu fördern. Deßhalb erwarten wir aber auch von Dir, daß Du ihr ſtets denſelben Gehorſam beweiſeſt, welchen Du bisher gegen uns an den Tag legteſt. Was Phöbe betrifft, ſo halte ich ſie für keine paſſende Freundin für Dich; aber Du biſt, hoffe ich, alt genug, um Dich zu keiner Handlung verleiten zu laſſen, die Deinem beſſeren Wiſſen und Gewiſſen zuwider iſt. Ich wünſchte, daß Du ihr mit Artigkeit und Aufmerkſamkeit begegneteſt; wähne aber nicht, daß ich Dir damit ein Benehmen gegen ſie empfehle, das der Aufrichtigkeit ermangelte. Ich ſage nicht, Du ſolleſt ihr die Liebe einer Freundin heucheln, ſondern nur ſie mit Artigkeit behandeln, und hiezu biſt Du auch verpflichtet, nicht bloß aus Rückſicht für Lady Godfrey, da die vielen Verpflichtungen, die Du gegen ſie haſt, es erheiſchen, daß Du Dich gegen Alle, denen ſie ihre Gunſt zuwenden mag, artig benehmeſt, ſondern auch, weil Gott Dir gebietet, allen Deinen Mitmenſchen Schonung zu beweiſen. Meide vor Allem den Müſſiggang; verlaß Dich in Verrichtungen, die Du bisher immer ſelbſt zu thun gewohnt warſt, nie auf fremde Unterſtützung; dann wirſt Du den Rücktritt zu Deiner früheren Lebensweiſe, wann immer die Umſtände einen ſolchen herbeiführen, leicht finden.“

Treten wir nun auch in Gedanken in die Wohnung Herrn Richards, um die Ermahnungen, welche Phöbe von ihrer Mutter beim Abſchiede zu Theil wurden, mitanzuhören. „Ich hoffe, meine Liebe, ich werde Dir in Betreff Deines künftigen Benehmens nicht viele Belehrungen zu geben nöthig haben. Du wirſt natürlich einſehen, wie ſehr es nothwendig iſt, Dich in alle Wünſche Mylady's zu fügen; denn da Du keinen Anſpruch auf ihre Güte haſt, ſo kannſt Du vernünftiger Weiſe eine Fortdauer derſelben nur ſo lange erwarten, als Du Dir Mühe gibſt, ihr zu gefallen. Du wirſt deßhalb wohl daran thun, wenn Du Dich beſtrebſt, ihren Wünſchen in allen den Kleinigkeiten zuvorzukommen, welche in Deiner Gewalt ſtehen; denn indem Du Dich ihr angenehm und nützlich machſt, wirſt Du ihr in gewiſſem Grade unentbehrlich. Und beſonders laß Dir nie üble Laune und Widerſpänſtigkeit anmerken, weil Mylady, da ſie keinen Grund hat, ſich an das angeknüpfte Verhältniß zu binden, Dich ohne Zweifel in dem Augenblicke entlaſſen würde, wo Du ihr irgend eine Unannehmlichkeit verurſachteſt. Auch wünſchte ich, daß Du Dich ſorgfältig vor Müſſiggang hüteteſt, weil auf der einen Seite nichts mehr Tadel zur Folge hat, als dieſer, und auf der andern nichts mehr Lob, als Thätigkeit. Helene Parkinſon mußt Du ſehr viel Aufmerkſamkeit beweiſen, ob Du ſie nun leiden magſt oder nicht, weil Du ſonſt bei Mylady Verdacht erwecken könnteſt, als wollteſt Du ſie verdrängen, wenn Du irgend etwas thäteſt, was ihr den Umgang mit Dir unbehaglich machte. Es wird auch klug ſeyn, wenn Du alle Dienſtboten artig behandelſt, damit Du Dir nicht unter ihnen Feinde machſt, und beſonders empfehle ich Dir, wenn Du findeſt, daß eines von ihnen bei Lady Godfrey in beſonderer Gunſt ſteht, mit dieſem ein freundſchaftliches Verhältniß anzuknüpfen; denn ſolche Leute haben oft ſehr viel Einfluß bei ihren Herrſchaften."

So unterrichtet, ſchlugen die beiden Mädchen ihren Wohnſitz unter dem Dache Lady Godfrey's auf.

Drittes Kapitel.

Einfluß der Erziehung.

Wenn die Motive, unter deren Einfluß Perſonen ihre äußerlichen Pflichten erfüllen, noch ſo verſchieden ſind, ſo wird doch bei dem täglichen Verkehr derſelben mit einander nicht immer die Verſchiedenheit der Charaktere ſich kund geben.

Lady Godfrey, obwohl ſich bewogen fühlend, das Betragen ihrer beiden Geſellſchafterinnen gewiſſenhaft zu überwachen, weil ſie zur Vorliebe für die eine und zum Mißtrauen gegen die andere geneigt war, konnte lange Zeit nicht bemerken, daß das Benehmen der einen mehr Lob verdiente, als das der andern. Bei Beiden war ein und dieſelbe Willigkeit in Ausführung ihrer Befehle, derſelbe Fleiß in den Arbeiten, die ſie ihnen anwies, dieſelbe Ehrerbietung gegen ſie und dieſelbe Freundlichkeit gegen einander bemerklich. Zwar ſchien Helenen ein offenes, ungekünſteltes Weſen eigen zu ſeyn, das ihrer Freundin fehlte, ihre Handlungsweiſe ſchien das Ergebniß eines natürlichen Sinns für das Wahre und Gute, bei Phöben aber einer berechnenden Wahl zwiſchen gut und böſe. Obgleich Helene unvermerkt durch ihren Charakter ſich die Vorliebe Lady Godfrey's gewann, ſo war doch dieſe die letzte Perſon in der Welt, welche deßhalb der Andern, die ihre natürlichen Mängel durch eine ſtrenge Aufmerkſamkeit auf ihr Benehmen zu erſetzen ſuchte, ihre Liebe und ihren Beifall entzogen hätte. Nach ihrer Anſicht verdiente weder der eine dieſer verſchiedenen Charaktere Lob, noch der andere Tadel, da beide nicht den Perſonen zuzurechnen waren, die ſie beſaßen, und ſie verlieh das erſtere der Einen, um ihrem Naturelle keine falſche Richtung zu geben, und der Andern, um es zu verbeſſern. So verfloß einige Zeit, ohne daß ſich etwas beſonders Bemerkenswerthes ereignet hätte, während deren ſich Lady Godfrey wegen der Vortheile glücklich pries, die ihr aus dem Umgange mit den beiden Mädchen erwuchſen, indem ſie, je mehr ſich ihr Intereſſe an dieſen ſteigerte, gefaßter und heiterer wurde.

Um dieſe Zeit fand ein Vorfall ſtatt, der dem Leſer die entgegengeſetzten Wirkungen der verſchiedenen

Erziehung der beiden Mädchen zeigen wird, Lady Godfrey aber nur zum Theil bekannt wurde. Dieſe hatte Helenen ein Nadelbüchschen von rothem Marokko für ihre Schweſter Marie gegeben. Helene aber hatte es nachläſſigerweiſe ſo verlegt, daß ſie es trotz des genaueſten Nachſuchens nicht zu finden im Stande war. Endlich genöthigt, dieſes Nachſuchen als fruchtlos aufzugeben, wandte ſie ſich mit einem Ausdrucke von Unruhe in ihrer Stimme an ihre Gefährtin und ſagte: „Was ſoll ich thun? Lady Godfrey wird gewiß ſehr unzufrieden mit mir ſeyn — wie ich auch ſo nachläſſig ſeyn konnte!“

„Ich weiß kaum, liebe Helene,“ erwiederte Phöbe, „welchen Rath ich Dir geben ſoll, wiewohl ich, wäre ich an Deiner Stelle, es für das Klügſte hielte, von der Sache zu ſchweigen.“

„Das mag zwar ſehr klug ſeyn,“ entgegnete Helene; „aber ich zweifle, ob es auch ſchön wäre. Lady Godfrey behandelt mich mit zu viel Freundlichkeit, als daß ſie verdiente, hintergangen zu werden.“

„Aber dieß läuft ſchwerlich auf eine Täuſchung hinaus,“ verſetzte ihre Rathgeberin, „ich kann nicht einſehen, wie Du das ein Hintergehen Mylady's nennen kannſt, wenn Du bloß über die Sache reinen Mund hältſt, und da Deine Schweſter nicht wiſſen kann, daß Lady Godfrey ihr das Nadelbüchschen ſchenken wollte, ſo weiß ja außer uns Beiden Niemand, daß Du es verloren haſt.“

„Aber, ſelbſt wenn ich Deinem Rathe folgen wollte, würde nicht Mylady es ſehr befremdend finden, daß weder Marie noch meine Mutter ihren Dank für dieſes Geſchenk ausſprächen.“

„Das freilich; aber da eine Perſon, die ein Geſchenk gibt, nie daran denken kann, Dank zu fordern, ſo ſehe ich nicht ein, warum die Sache hiedurch verrathen werden ſollte.“

„Ich that noch nie etwas,“ ſagte Helene mit einiger Lebhaftigkeit, „vor deſſen Bekanntwerdung ich mich geſcheut hätte, und will auch jetzt nichts dergleichen thun; deßhalb werde ich Lady Godfrey meine Achtloſigkeit geſtehen, ſobald ich ſie ſehe.“

„Aber Du wirſt doch nicht,“ ſagte Phöbe etwas beunruhigt, „Du wirſt doch nicht ſagen, daß ich Dir den Rath gab, es zu verſchweigen.“

„Nein, glaube mir, das werde ich nicht thun; denn dadurch wäre kein guter Zweck zu erreichen.“

Dieſem Entſchluſſe gemäß eröffnete Helene bei ihrer nächſten Zuſammenkunft mit Lady Godfrey dieſer ihre Verlegenheit, und während ſie aufmerkſam und ſchweigend auf die Bemerkungen horchte, in welchen dieſelbe, die gebotene Gelegenheit benützend, ihren Abſcheu über jederlei Betrug ausdrückte, wünſchte ſie insgeheim, daß Phöbe durch dieſelben ſich veranlaßt fühlen möchte, ihre Anſicht über dieſen Punkt zu ändern, ohne ſich einen offeneren und demüthigenderen Tadel zuzuziehen.

An dieſem Beiſpiel erwies ſich entſchieden der Triumph guter Grundſätze über die Klugheit; aber ein Vorfall, der bald nachher ſtattfand, bewies, daß, ſo achtungswerth auch Helenens Grundſätze ſeyn mochten, ſie dieſelbe nicht immer vor Irrthum bewahrten.

Es war in dem Dorfe Aſhdale eine arme Familie, welche oft durch die Nichtswürdigkeit des Vaters in die äußerſte Noth gebracht wurde. Er war Schuſter und hätte durch dieſes Gewerbe ſeine Familie anſtändig unterhalten können, hätte er ſich nicht der Unmäßigkeit ergeben.

Nun geſchah es einmal in Folge einer ganz notoriſchen Ausſchweifung deſſelben, die Lady Godfrey zu Ohren kam, daß dieſe etwas unvorſichtig ausrief: „Ich bin dieſes ſchamloſen Betragens ganz überdrüſſig. Wenn Andreas heute hieher kommen ſollte, ſo ſagt ihm nur, ich werde ihn ferner nicht unterſtützen.“

Helene hörte dieſe Worte in der Einfalt ihres Herzens mit an; ſie dachte, der Mann verdiene eine ſolche Behandlung, und beruhigte ſich bei dem Gedanken, eine ſolche kleine Züchtigung werde heilſam für denſelben ſeyn. Sie hatte dieſen Morgen wegen eines kleinen Auftrags einen Gang zu ihrer Mutter zu machen, auf welchem Phöbe ſie, wie gewöhnlich, begleitete. Auf ihrem Rückwege trafen ſie den Schuſter, der Spikes hieß, wie er an ein Thor gelehnt daſtand, durch welches ſie gehen mußten, und ein wahres Bild des Elends und Kummers darſtellte. Helenens Mitgefühl wurde ſogleich rege und drückte ſich in ihrem Geſichte aus, während in Phöbens Zügen die größte Ruhe lag. Als ſie ſich dem Thore näherten, öffnete es der Mann halb, als wollte er ſie durchgehen laſſen, zugleich ſtellte er ſich jedoch ihnen in den Weg und ſagte, ſeine Augen auf Helenen gerichtet: „Darf ich Sie bitten, Fräulein, für uns ein gutes Wort bei der gnädigen Frau einzulegen; es iſt mir nur um mein Weib und meine Kinder zu thun. Madame iſt recht böſe auf mich, und ich muß leider ſagen, daß ſie ganz Recht hat; aber meine armen Kinder werden Hungers ſterben, wenn ſie ihre Hand von ihnen abzieht. Ich bitte Sie nicht, wegen meiner zu ſprechen; denn ich habe Alles, was ich leiden muß, verdient; aber mein Weib iſt an Allem unſchuldig, und ich weiß nicht, was jetzt aus ihr werden wird."

Helenens Entſchluß war vergeſſen; ſie hatte ſich vorgenommen, das Beiſpiel ihrer Gönnerin nachzuahmen und der Bitte des Mannes zu widerſtehen, allein ihr Herz erlaubte ihr dieß nicht. „So ihr den Menſchen ihre Fehler vergebet, ſo wird euch euer himmliſcher Vater auch vergeben!“ dachte ſie, während ſie nach ihrem Geldbeutel ſuchte, das Wenige, was ſich darin vorfand, herausnahm und es dem Manne in die Hand gab.

„Dieß,“ ſagte ſie, „iſt Alles, was ich im gegenwärtigen Augenblicke für Euch thun kann; aber ich werde nicht ermangeln, mit Lady Godfrey wegen Eurer zu ſprechen. Geht indeſſen nach Hauſe, Spikes, und wendet dieß einſtweilen ſo gut als möglich an.“

Spikes bedankte ſich vielmals und warf einen verſtohlenen Blick auf Phöben; allein dieſer ſchwebte die Hoffnung auf Lady Godfrey's Beifall zu lebhaft vor Augen, als daß ſie ſich ſo leicht hätte rühren laſſen, und ſie ſagte daher im Vorbeigehen kalt und beſtimmt: „Ich habe nichts für Euch, guter Mann.“

Als ſie nach Hauſe gekommen waren, ſchilderte Helene ihrem Verſprechen zufolge Spikes elendes Ausſehen und bat inſtändig, ſeine unſchuldige Familie nicht im Stich zu laſſen.

„Liebe Helene,“ erwiederte Lady Godfrey, „es war nie meine Abſicht, den Schuldigen mit dem Unſchuldigen leiden zu laſſen; im Gegentheile habe ich im Sinne, dieſen Abend die Familie zu beſuchen und zu ſehen, was man für ſie thun kann.“

Helene war erfreut, dadurch ihre hohe Meinung von Lady Godfrey's Wohlthätigkeit, welche durch die frühere Erklärung derſelben etwas erſchüttert worden war, wieder befeſtigt zu ſehen, und ſchickte ſich in frohem Vorgefühl, daß das, was ſie gethan hatte, den Beifall ihrer Gönnerin erhalten würde, an, dieſe auf ihrem Gange zu begleiten. Bei ihrem Eintritte in die Hütte verwandelte ſich jedoch alle Freude Helenens in den heftigſten Verdruß. Das arme Weib war in Thränen, und die bleichen eingefallenen Geſichter der Kinder zeigten zur Genüge die Urſache ihres Kummers; indeß hörte daſſelbe beim Anblicke Lady Godfrey's zu weinen auf.

„Ich habe wohl nicht nöthig, erſt zu fragen, wie es Euch geht, gutes Weib; ich ſehe, Ihr ſeyd ....“

„Gewiß, gnädige Frau,“ unterbrach ſie das Weib, von neuem in Thränen ausbrechend, „wir ſind ſchlimmer daran, als je; ich dachte, Madame habe ſich ganz von uns abgewandt, und zu Allem dem iſt er noch, ob er gleich wußte, was Sie ſagten, nachdem er etwas Geld von irgend Jemand bekommen hat, ſtatt daſſelbe heimzubringen, damit in ein Wirthshaus gegangen und hat Alles dort aufgebraucht.“

Helene fühlte eine Beklemmung, die ſie faſt erſtickte. Mitleid, Reue, Aerger und getäuſchte Erwartung überwältigten ſie beinahe. Sie öffnete den kleinen Fenſterflügel und blickte unverwandt auf das vernachläſſigte Stück fruchtbaren Bodens vor der Hausthüre.

„Macht Euch keine Sorgen um Eurer und Eurer Kinder willen,“ fing Lady Godfrey wieder an, „aber ſagt mir, habt Ihr keine Vermuthung, wer die unkluge Perſon war, die Eurem Manne das Geld gab?“

„Nein, gnädige Frau,“ war ihre Antwort, „ich weiß bloß ſo viel, daß er darum nur deſto ſchlimmer nach Hauſe kam.“

Nachdem Lady Godfrey dem armen Weibe noch das tröſtliche Verſprechen gegeben hatte, ihr einige nothwendige Artikel aus dem Schloſſe zu ſenden, ſtand ſie auf, um ſich zu entfernen, und nachdem ſie ihr eine kleine Geldſumme für ihre augenblicklichen Bedürfniſſe überreicht hatte, wartete ſie nur noch, um zu ſehen, wie die beiden Mädchen ſich benähmen.

Phöbe zog ihren Geldbeutel heraus und überreichte dem Weibe mit freundlicher Miene ihre kleine Spende, während Helene unbeweglich am Fenſter ſtehen blieb. Höchlich verwundert über dieſes Betragen, ging Lady

Godfrey zu ihr hin und flüſterte ihr zu: „Helene, ich bin nicht gewohnt, Sie zur Mildthätigkeit auffordern zu müſſen.“

„Ich habe kein Geld,“ erwiederte das arme Mädchen in niedergeſchlagenem Tone.

„Sie wollen ſagen, Sie haben keines bei ſich; ſoll ich Ihnen einiges vorſtrecken?“

„Nein, nein, Madame, ich verſichere Ihnen, ich beſitze keines.“ Bei dieſen Worten wandte ſich Helene ab, und Lady Godfrey war nicht wenig verwundert über die Verwirrung und Traurigkeit, die ſich in ihren Zügen malten. Ungeduldig, die Urſache davon zu erfahren, verließ ſie ungeſäumt das Haus, nahm Helenens Arm und fragte ſie, wie ſie ſich ihr ſonderbares Betragen zu erklären habe?

„Fragen Sie mich nicht, Lady Godfrey,“ rief ſie; „ich ſchäme mich wirklich, es Ihnen zu ſagen.“

„Ich wollte für Sie gut ſtehen, liebes Kind, daß Sie mit Willen nichts Unrechtes gethan haben, und wenn Sie eine Unklugheit begingen, ſo werden Sie nichts verlieren, wenn Sie meinen Rath in dieſem Punkte hören, um einen ſolchen Fehler künftig zu vermeiden.“

So ermuthigt, geſtand Helene ihre Thorheit. „Wie wahr iſt es doch,“ rief ſie am Schluſſe ihres

Geſtändniſſes, „daß wir kurzſichtige Geſchöpfe ſind, wenn ſogar unſere beſten Abſichten ſo grauſam fehlſchlagen.“

„Hierin haben Sie nicht recht, liebe Helene,“ ſagte Lady Godfrey. „Kurzſichtig ſind wir zwar, das iſt gewiß; aber dießmal fehlten Sie aus Unklugheit, was, wie ich bemerkte, ſchon öfters der Fall bei Ihnen war. Ihre Grundſätze, liebes Kind, ſind ganz gut, und es mangelt Ihnen nur noch etwas Klugheit, damit Sie vor Verirrungen bewahrt werden.“

Dießmal war der Schein für Phöben. Sie hatte in der Abſicht, das Mißfallen Lady Godfrey's abzuwenden, ihre milde Hand verſchloſſen, daſſelbe Motiv bewog ſie, dieſelbe zu öffnen — nämlich der Wunſch, ihren Beifall zu verdienen — und ſomit erſchien ſie das eine Mal als klug, das andere Mal als wohlthätig.

Die zwei erwähnten Vorfälle mögen zeigen, welchen Einfluß die Erziehung der beiden Mädchen auf ihren Charakter und ihr Benehmen hatte. Der folgende wird dieß noch weiter thun.

Seit einigen Jahren war die Parkinſon'ſche Familie gewohnt, einen kleinen Markt zu beſuchen, der alljährlich in einem wenige Stunden von Aſhdale entfernten Städtchen gehalten wurde, und da dieſe Zeit jeſzt nahe war, ſo fühlte Helene ein Verlangen, ihre Eltern, wie gewöhnlich, dahin zu begleiten, und ſie wandte ſich mit der Bitte um Erlaubniß hiezu an Lady Godfrey.

„Ich habe nichts dagegen einzuwenden, meine Liebe,“ erwiederte dieſe, „wenn es Ihnen Freude macht, obgleich dieſer Ihr Wunſch einem kleinen Plane, den ich vorhabe, etwas ſtörend in den Weg tritt. Ich wünſchte, Sie brächten dieſen Tag bei mir zu, und die Wahrheit zu geſtehen, Helene, ich glaube nicht, daß Sie viel Vergnügen bei dem Beſuche des Marktes finden werden.“

„O verzeihen Sie mir, Lady Godfrey,“ rief Helene lebhaft, „Sie können ſich nicht denken, was das für ein Genuß für mich iſt. So lange ich mich erinnern kann, war dieſer Tag für mich ein wahres Feſt.“

„Nun gut, meine Liebe,“ entgegnete ihre Gönnerin ruhig, „es ſteht Ihnen vollkommen frei, zu thun, was Ihnen das Liebſte iſt. Ich ſage nur, ich hätte Ihre Geſellſchaft für den Dienſtag gewünſcht.“

„Ich wünſchte,“ ſagte Helene, als ſie und ihre Freundin ſich für die Nacht zurückgezogen hatten, „ich wünſchte, Lady Godfrey hätte nichts davon geſagt, daß es ihr lieb wäre, wenn ich am nächſten Dienſtag zu Hauſe bliebe; denn ich muß geſtehen, ich möchte weit lieber mit der Mama und meinen Geſchwiſtern auf den Markt gehen.“

„Und warum ſollteſt Du das nicht?“ fragte Phöbe. „Lady Godfrey hat Dir ja die Erlaubniß dazu ertheilt.“

„Das iſt ganz richtig; aber ich muß doch da bleiben, weil ſie es wünſcht.“

„Ein ſehr dürftiger Grund, denke ich,“ ſagte Phöbe.

„Ich kann den Wunſch einer Dame, der ich ſo viel verdanke, nicht als einen dürftigen Grund anſehen,“ erwiederte Helene.

„O liebe Helene,“ ſagte die kluge Phöbe, „das iſt nur wieder die gewohnte Spitzfindigkeit, mit der Du die Dinge zu betrachten pflegſt. Du wirſt doch nicht ſagen wollen, daß die Wünſche Lady Godfrey's Dir als Grundſätze gelten, die Dich hindern, Deinen eigenen Neigungen zu folgen, beſonders, wenn ſie Dir die Wahl ganz frei läßt. Und habe ich Dich nicht oft ſagen hören, daß Du nicht unrecht handeln könneſt, ſo lange Du nicht einem guten Grundſatze zuwider handelſt?“

Helene hatte die letzte Ermahnung ihrer Beſchützerin vergeſſen. „Das iſt wahr,“ ſagte ſie, „und ich will daher nur gehen.“

Es geſchieht ſelten, vielleicht nie, daß irgend Jemand von Phöbens Charakter ſich in den von ihm ſelbſt ſich vorgezeichneten Grenzen hielte. In der erſten Zeit ihres Aufenthalts im Schloſſe hegte ſie nicht entfernt den Gedanken, Helenen in Lady Godfrey's Gunſt herabzuſetzen; aber da ſie den von ihrer Mutter ertheilten Unterweiſungen zufolge es als ihre wichtigſte Sorge betrachtete, ſich bei der vornehmen Dame beliebt zu machen, ſo lernte ſie bald jedes Mittel als erlaubt betrachten, das ſie in dieſem Zwecke förderte. Der Rath, den ſie Helenen eben ertheilt hatte, ging nicht ſowohl aus ihrer Ueberzeugung von deſſen Zweckmäßigkeit hervor, ſondern diente ihr dazu, ihre Freundin zu einem den ausdrücklichen Wünſchen ihrer beiderſeitigen Gönnerin widerſtreitenden Schritte zu verleiten, damit ihre eigene Uebereinſtimmung mit denſelben um ſo mehr in die Augen fiele. „Gewiß," dachte ſie, „würde meine Mutter denken, ich habe in dieſem Punkte ganz klug gehandelt."

An dem beſtimmten Morgen ging Helene in das Frühſtückszimmer hinab, um von Lady Godfrey Abſchied zu nehmen, ehe ſie das Schloß verließ.

„So gehen Sie alſo, Helene?" ſagte dieſe.

„Nicht, wenn Sie wirklich wünſchen, daß ich bleiben ſoll, liebe Madame," erwiederte ſie.

„Nein, meine Liebe, Sie haben heute über Ihre Zeit zu verfügen. Ich wünſche Ihnen Glück auf den

Weg; meine Empfehlungen an Ihre Mutter; guten Morgen, Liebe!" — und Helene ging. Sie kehrte indeß nicht mit dem heitern Sinne ins Schloß zurück, mit welchem ſie es verlaſſen hatte, ſondern beklagte ſich über Ermüdung und über das Kopfweh, das ihr der Marktlärm verurſacht habe.

„Geſtehen Sie nur die Wahrheit, Helene," ſagte Lady Godfrey, „Sie haben nicht ſo viel Vergnügen an dem Markte gefunden, wie gewöhnlich."

„Sie haben vollkommen recht, Madame," erwiederte ſie; „aber ich weiß nicht warum; das Wetter war doch ſchön, und meine Geſchwiſter waren ſehr vergnügt."

„Ich kann Ihnen das Geheimniß erklären, liebes Kind. Sie werden ſich erinnern, ich habe ſchon vorher meine Bedenklichkeiten darüber geäußert, ob Ihnen dieſer Tag einen ſolchen Genuß gewähren würde, wie früher. Und der Grund iſt der: Sie haben jetzt beinahe ein Jahr bei mir verlebt, und Ihre Gewohnheiten haben ſich geändert; Ihr Geſchmack hat ſich verfeinert, Ihr Geiſt ſich bereichert; Sie ſuchen jetzt eine gediegenere Unterhaltung als früher, und daraus ſchloß ich, daß Ihnen der Markt nur wenig Freude machen würde. Aber an dieſen Tag knüpften ſich in Ihrer Seele die frohen Erinnerungen ehemals genoſſener

Freuden, die Ihrer Phantaſie als ſchöne Bilder vorſchwebten, und Sie hatten noch die Erfahrung zu machen, daß dieſe Freuden Ihnen nur dann noch Befriedigung gewähren könnten, wenn Sie Ihren früheren Geſchmack und Ihre damalige Geiſtesrichtung wieder annähmen."

„Aber meine Mutter, Lady Godfrey! — ſie ſchien doch ſo viel Vergnügen daran zu finden, als je."

„Sehr wahrſcheinlich nur deßwegen, weil ſie eine ganz andere Quelle des Genuſſes hat, als Sie, nämlich die Freude, die der Markt ihren Kleinen gewährt, und deßhalb wird ihr Intereſſe für denſelben fortdauern, ſo lange jene noch jung genug ſind, um an demſelben Vergnügen zu finden. Ich für meinen Theil hätte eine vernünftigere Unterhaltung für Sie auserſehen, hätten Sie ſich entſchloſſen, bei mir zu bleiben. Phöbe und ich haben die Gewerbeausſtellung in F. beſucht."

Es war Helenens ſehnlicher Wunſch geweſen, dieſe Ausſtellung zu ſehen, und ihr Verdruß darüber, daß ſie dieſe Gelegenheit verſäumt hatte, war ſo groß, daß ſie nicht umhin konnte, auszurufen: „Liebe Lady Godfrey, warum ſagten Sie mir das nicht?"

„Verzeihen Sie mir, meine Liebe," erwiederte jene, „welche Freude hätte es mir machen können, Sie von dem Markte abzuhalten, wenn ich wußte, daß Sie ein Intereſſe dafür haben. In manchen Fällen erfordert es die Klugheit, der Rückſicht auf Andere, wenn kein wirkliches Hinderniß im Wege ſteht, unſere Wünſche zum Opfer zu bringen. Es hätte mir freilich Vergnügen gewährt, zu ſehen, daß Sie es vorgezogen hätten, in meiner Geſellſchaft zu ſeyn; aber ich wollte Ihnen keinen Zwang anthun.“

Die arme Helene entfernte ſich tief betrübt; aber ſie hatte noch die Erfahrung zu machen, daß es manche Fälle gibt, in welchen man gegen ſein Intereſſe handelt, wenn man ſeinen Neigungen folgt, auch wenn dieſe nicht gegen gute Grundſätze verſtoßen.

Nachdem wir nun dem Leſer eine Schilderung des Charakters der beiden Mädchen gegeben haben, bemerken wir nur noch zum Schluſſe, daß zwei Jahre verfloſſen, während deren in Aſhdale Alles den beſchriebenen Gang fortging, bis die folgenden Ereigniſſe ſtattfanden.

Viertes Kapitel.

Der geheimnißvolle Fremde.

Es war an einem ſchönen Abende zu Anfang des Sommers, als ein Fremder ſich Aſhdale näherte, gerade in derjenigen Stunde, die ſo geeignet iſt, Gefühle ſanfter Wehmuth zu erwecken, — ein Ausdruck, der bei dem Ankömmling mehr ſeine Anwendung fand, als in den meiſten andern Fällen, wo er gebraucht wird.

Der Fremde kehrte nämlich nach langer Abweſenheit an einen Ort zurück, der ihm ſein Daſeyn gegeben — an einen Ort, wo ſeine Vorväter ſeit Jahren gelebt hatten; aber wo er nach dem Willen der Vorſehung vergebens nach einem bewillkommnenden Lächeln, nach liebevoller Umarmung oder einem aufrichtigen Glückwunſche ſich umſah.

Die Zeit hatte viele Veränderungen an ihm ſelbſt und an der ihn umgebenden Scene hervorgebracht, ſeit er Ashdale verlaſſen hatte; aber es blieb noch ſo mancher Gegenſtand, der geeignet war, all den tiefen, aber fruchtloſen Kummer in ihm zu erwecken, der die Erinnerung an die vergangenen Tage der Kindheit zu begleiten pflegt. Der lange Weg durch grüne Hecken, auf dem er jetzt hinritt, war der Schauplatz mancher ſeiner fröhlichen Kinderſpiele geweſen; der Thurm der Dorfkirche, erleuchtet von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne, brachte ihm die Zeit wieder in Erinnerung, wo er, von ſeinem beweinten Freunde dahin geleitet, zuerſt ſeinen Schöpfer verehrte; der Fluß, bald durch das Laubwerk der Bäume ſeinen Blicken entzogen, deren gigantiſche Schatten ſich quer über den Weg legten, bald im Glanze des Sonnenlichts widerſtrahlend, hatte oft ſeine Glieder geſtärkt. „Glückliche Stunden,“ ſeufzte er, „ihr ſeyd für immer dahin!“

In Gedanken ſolcher Art verſunken, ritt er in das Dorf; der Zaum war ſeinen Händen entfallen und lag nachläſſig auf dem Halſe des Pferdes, während er ſeine Arme auf der Bruſt über einander geſchlagen hatte und nicht bemerkte, daß ſeine augenſcheinliche Unaufmerkſamkeit auf das, was um ihn her vorging, ihn zum Gegenſtand der allgemeinen Beobachtung für die gaffenden Dorfbewohner gemacht hatte.

Er ſtieg vor dem einzigen Wirthshauſe des Dorfes ab und erkundigte ſich, ob er für ſich und ſein Pferd ein Unterkommen finden könne. Der Wirth, welcher der artigſte Mann von der Welt war, bedauerte ſein Unvermögen, ihn und ſein Pferd zugleich nach Wunſch unterzubringen; was das Pferd betreffe, ſagte er, ſo könne Niemand ihm beſſer dienen; aber es habe noch nie ein vornehmer Herr in dieſem armen Orte übernachtet, und er fürchte, das einzige Bett, das er noch übrig habe, möchte ſeiner Wohlgeboren nicht conveniren.

Dieſe Erklärung hielt den Fremden nicht ab, ſich das fragliche Zimmer zeigen zu laſſen, und er folgte dem Wirth in ein Geſchoß unter dem Dache, vor welchem die meiſten Herren der modernen Welt zurückgeſchaudert wären. Die weißgetünchten Wände desſelben enthielten nichts, was nicht unumgänglich nöthig war; das ganze Ameublement beſtand in einem einzigen Stuhle und einem Tiſche, und die außerordentliche Reinlichkeit des Bettes war die größte Empfehlung dieſes Gemachs. Aber für ſeinen künftigen Bewohner hatte es mancherlei Reize. Es beherrſchte mittelſt ſeiner hohen Lage die Ausſicht über das ganze Dorf und insbeſondere über den Grasplatz, an deſſen Ende die Wohnung des Dorfgeiſtlichen ſtand. Dieſe ſchien die Aufmerkſamkeit des jungen Mannes in Anſpruch zu nehmen, der, ſich nach kurzem Stillſchweigen an ſeinen Wirth wendend, etwas bewegt zu ihm ſagte: „Es iſt eine Veränderung mit dem Hauſe vorgegangen, ſeit ich es nicht mehr ſah.“

„Ich glaube nicht, Herr,“ erwiederte der Angeredete, „es iſt ſeit den letzten zehn Jahren kein anderer Pfarrer darauf geweſen.“

„Es ſind jetzt fünfzehn Jahre, ſeit ich Aſhdale verließ,“ erwiederte ſein Gaſt. „Aber ſagt mir, iſt es wahr, daß Herr Bently geſtorben iſt, wie ich hörte?“

„Gewiß, Herr, nur zu wahr. Es war ein trauervoller Tag für Alle, die ihn kannten, als er von dieſer Welt ſchied. Ich hatte mich erſt kurze Zeit zuvor hier niedergelaſſen, und ich trauerte ſo ſehr um ihn, als ob es mein Vater geweſen wäre, — nicht, daß ich etwas über unſern gegenwärtigen Pfarrer zu klagen hätte — weit entfernt.“ — In dieſer Weiſe hätte er ununterbrochen eine ganze Stunde fortplaudern können; aber, als ſeine Blicke zufällig auf das Geſicht ſeines Zuhörers fielen, las er darin, obwohl mehr mit den Zügen ſeiner Schreibtafel, als denen eines Geſichts vertraut, ſo deutlich Betrübniß, daß er ganz wehmüthig wurde und, einen Ausdruck größeren Intereſſe's in ſeinen Ton legend, ſagte: „Ich bitte gehorſamſt um Verzeihung, Herr, aber ich wußte nicht, daß ich mit einem alten Freunde des ſeligen Pfarrers ſprach.“

„Freunde,“ wiederholte der junge Mann, „ja, er war in der That ein Freund von mir. Unberechenbar ſind die Verpflichtungen, die ich gegen ihn habe, und nun bleibt es mir für immer benommen, ihm meine Dankbarkeit dafür zu beweiſen.“

Der Wirth, deſſen Herz für die Leiden Anderer empfänglich genug war, fühlte ein heftiges Verlangen, ſeinem Gaſte ein Wort des Troſtes zu ſagen. Allein dieſer wohlwollende Wunſch, wiewohl mit jedem Augenblicke heftiger werdend, war ganz dadurch vereitelt, daß ihm jeder paſſende Gedanke ſogleich wieder entfiel. Er räuſperte ſich mehrere Male, um einer ungewöhnlichen Verſtopfung ſeiner Kehle einen Durchbruch zu verſchaffen; aber er brachte keine Sylbe hervor, bis es ihm endlich in Folge einer heftigen Anſtrengung gelang, die Worte herauszuſtottern: „Er war ein guter Mann, Herr.“

Eine lebhafte Röthe glühte auf dem kummerbleichen Geſichte des Fremden; er ergriff die rauhe, harte Hand des Wirths, und ſie mit Wärme drückend, rief er: „Und das biſt auch Du, mein Freund.“

Es gibt manche Verhältniſſe und Stimmungen im menſchlichen Leben, in welchen eine ſolche unumwundene Erklärung beleidigend geweſen wäre; allein der ehrliche Wirth wußte ſich in die Gefühle ſeines Gaſts hineinzudenken, der durch ſeinen Händedruck gleichſam eine harmonirende Saite in dem Herzen des Erſteren anſchlug, und dieſer gewann dadurch ſo ſehr an Vertrauen bei dem Letzteren, als ob er ihn ſchon ſeit Jahren gekannt hätte.

Das ganze Gepäcke, das der Fremde mit ſich brachte, war in ein paar kleinen Mantelſäcken enthalten. „Ich glaube nicht, daß er reich iſt,“ dachte der Wirth, der Samſon hieß, während er dieſelben eigenhändig in das Dachſtübchen trug; „aber er ſoll nichts deſto weniger das Beſte bekommen, was mein Haus vermag, weil .... “ Hier ſtockten ſeine Gedanken, und er konnte nicht genau ſich erklären, warum?

Den ganzen folgenden Tag blieb der Fremde in ſeinem Gemache; aber am Abende deſſelben ſtieg er von ſeiner luftigen Höhe herab und machte einen Spaziergang durch das Dorf. Wiewohl er augenſcheinlich kürzlich erſt angekommen war, und ſogar Graubärte ihn als Fremden anſtaunten ohne irgend ein Zeichen von Wiedererkennung, ſo durchſtöberte er doch jede Ecke und fragte die Leute, die mit den Oertlichkeiten vertraut waren, über die unbedeutendſten

Einzelnheiten aus. Er hatte ſich den Hut tief ins Geſicht gedrückt und ſuchte einſame Pfade, nachdem er unter dem zahlreichen Landvolke vergeblich ehemalige Bekannte wieder zu erkennen ſich bemüht hatte.

Die jungen Leute, mit denen er ſeine Jugend verlebt hatte, ſtanden jetzt, wie er ſelbſt, im Mannesalter, von den älteren aber waren viele geſtorben, einige wenige hatten das Dorf verlaſſen, und wenn er auch noch lebhaft genug ſich Solcher erinnerte, die vor fünfzehn Jahren mit ihm zuſammengelebt hatten, ſo waren ſie doch jetzt in ſolchen veränderten Verhältniſſen, daß die Erinnerung an dieſe Perſonen ihn wenig auf ihre Spur zu leiten geeignet war. Sein Freund, der noch ſo gut bei ihm im Andenken ſtand, Herr Stacey, war nicht mehr; das Schloß hatte ganz andere ihm fremde Bewohner, und ſo ſchien jedes Band, das ihn an ſeine Heimath feſſelte, zerriſſen. „Ich ſtehe allein in der Welt,“ dachte er; „denn Alles, was ſelbſt Aſhdale mir bietet, erweckt in mir nur Kummer und Schmerz.“

So war er denn in ſeiner Heimath vollkommen unerkannt; ſeine unerwartete Rückkehr machte kein Herz vor Freude pochen, kein Auge vergoß Freudenthränen; ſondern der Blick jedes Dorfbewohners folgte ihm wie einem Fremden. Seine Erſcheinung erregte ſogar das Intereſſe derjenigen, die keinen Schatten von Neugierde beſaßen. Er war ſchlank und ſchön gewachſen, und ſein Geſicht war nicht hinreichend den Blicken entzogen, als daß man nicht leicht hätte bemerken können, daß es äußerſt blaß war, und zwar eher in Folge von Kummer, als von Krankheit, was ſo ſehr einleuchtete, daß mancher der ihn Beobachtenden ausrief: „Der arme Herr, er ſcheint ungemein unglücklich zu ſeyn.“

„Und ſtarb Herr Bently hier im Dorfe?“ fragte der Fremde zwei oder drei Tage nach ſeiner Ankunft den Wirth, der ihn indeſſen als Herrn Arlington kennen gelernt hatte.

„Ja, Herr,“ war die Antwort.

„Wirklich!“ erwiederte Arlington etwas ungehalten, „und war das Dorf zu arm, um einem ſolchen Manne ein Denkmal zu ſetzen. Hätten die Leute hier ſeinen Werth erkannt, ſo hätten ſie lieber von Wurzeln und Waſſer gelebt, als dieß verſäumt.“

„Das würden ſie vielleicht gethan haben, Herr, wenn es nöthig geweſen wäre,“ ſagte ein ältlicher Mann aus der Geſellſchaft; „er hatte manche Freunde, die ebenſo ſehr auf die ſeinem Andenken ſchuldige Achtung bedacht waren, als Sie, welche aber, Gott ſey Dank, dieſe ihm zu beweiſen im Stande waren, ohne ſolche ungewöhnliche Opfer zu bringen.“ Er hatte die erſten Worte mit einem Ausdruck von dem Gefühle geſprochen, welches die Erinnerung an einen verlorenen Freund erweckt; bei ſeinen letzten Worten aber nahm er einen großſprecheriſchen Ton an und begleitete dieſen mit einer Handlung, die den vorher aufmerkſam ihm zuhörenden Fremden veranlaßte, ſich mit Abſcheu von ihm zu wenden. Er ſteckte nämlich ſeine Hand in die Taſche und zog ſeine Börſe klingelnd in die Höhe, als beläſtigte ihn der Inhalt derſelben.

„Welcher Geldſtolz!“ dachte Arlington. „Und dieſer Menſch ſollte im Stande geweſen ſeyn, die Aſche eines Mannes zu ehren, dem ich keinen andern Tribut darbringen kann, als ſtillen Kummer. Wie kommt es denn,“ ſetzte er laut hinzu, „daß es mir unmöglich war, ſein Grab zu erkennen, obwohl ich jeden Tag ſeit meiner Ankunft den Gottesacker beſucht habe?“

Wiewohl dieſe Frage an den Wirth gerichtet war, fand doch ſein neuer Bekannter ſich berufen, ihm darauf zu antworten. „Das Grabmal wurde in den Mauern unſerer Kirche aufgeführt,“ ſagte er, „und wenn Sie ſich die Freude machen wollen, es anzuſehen, ſo gewährt es nirgendsher einen beſſern Anblick, als von meinem Kirchſtuhle aus; denn da mich der größte Theil der

Koſten traf, ſo wollte ich auch den größten Vortheil dabei haben, und es ſoll mich freuen, Ihnen in der Sache behülflich zu ſeyn, Herr, wäre es auch nur aus Achtung für unſern Freund.“

Aber Arlington fand zu wenig Geſchmack an dieſem neuen Bekannten, als daß er gewünſcht hätte, ein vertrauteres Verhältniß mit ihm anzuknüpfen oder ihm verpflichtet zu ſeyn; deßhalb machte er eine leichte Verbeugung und lehnte die angebotene Höflichkeit ſo artig als möglich ab und zog ſich in ſein Gemach zurück.

„Wer iſt dieſer junge Mann?“ fragte der erſtaunte und nicht wenig gekränkte Herr, der kein anderer war, als Herr Richards. Es hatte ihn die größte Anſtrengung gekoſtet, ſo viel Artigkeit aufzubieten, um dem Fremden ein ſolches Anerbieten zu machen, und die Kälte, mit der es abgewieſen wurde, hatte ſeiner Gutmüthigkeit ſogar noch engere, als ihre gewohnten Schranken geſetzt. „Was wißt Ihr von ihm, Herr Samſon?“

„So viel als nichts, Herr,“ erwiederte der Wirth; „ſein Name iſt Arlington; aber wohin er geht oder in welcher Abſicht er hieher kam, das mögen klügere Leute ausfindig machen.“

„Allerdings will ich das,“ entgegnete Herr Richards, die letzten Worte des Wirths ſogleich auf ſich beziehend; „und wenn er ſich nicht über ſeine Perſon ausweiſen kann, ſo werde ich ihn in die Liſte der Vagabunden aufnehmen.“

„Ich für meinen Theil,“ bemerkte der Wirth, dem für die Ruhe ſeines Gaſtes bange zu werden begann, „miſche mich nicht gerne in die Angelegenheiten anderer Leute. Ich kann nichts über ihn ſagen, als daß er wahrſcheinlich ein vornehmer Herr iſt; denn ich habe ſchon etwas dergleichen gemerkt.“

„Davor wird man wohl gute Ruhe haben, denke ich,“ erwiederte Herr Richards; „er hat nicht viel von einem ſolchen an ſich.“

„Außer daß er Alles, was er bekommt, gut und ſogleich bezahlt,“ bemerkte Herr Samſon.

Dieſe Mittheilung hatte die Wirkung, daß die gerunzelte Stirne Herrn Richards ihre vielen Falten glättete; aber der Wirth vergaß oder unterließ es abſichtlich, einen Umſtand zu erwähnen, der dieſelben ohne Zweifel verdoppelt hätte, nämlich, daß Arlington mit den geringfügigen Mitteln zu ſeiner Bequemlichkeit, die das Haus darbot, zufrieden war.

„Wenn das der Fall iſt,“ ſagte Herr Richards, „dann werde ich den öffentlichen oder Privatvergnügungen des Herrn nichts in den Weg legen. Guten

Morgen, Herr Samſon!“ und der kleine große Mann entfernte ſich.

Die Glocken der Dorfkirche hatten eben ihre gewohnten einladenden Töne verſtummen laſſen, und der Geiſtliche hatte ſchon ſein Buch aufgeſchlagen, als die Aufmerkſamkeit der Gemeinde durch den Eintritt Arlingtons abgelenkt wurde. Herr Richards, bei welchem die Bemerkung des Wirths noch in friſchem Andenken war, ſah ihn mit geheimer Freude eintreten und bereitete ſich vor, ihn mit der Miene eines alten Bekannten zu empfangen. Außer der Wichtigkeit, die Herr Richards, wie meiſtens unwiſſende Perſonen, dadurch zu bekommen meinte, daß Höhere — und auf einen ſolchen ließ Herrn Arlingtons Erſcheinung ſchließen — auch nur die geringſte Kenntniß von ihm nahmen, hatte er noch ein anderes in ſeinen Augen gleich wichtiges Motiv. Die erſte Perſon in Aſhdale zu ſeyn, die etwas Außerordentliches in Erfahrung gebracht hätte, — die erſte, welche auf die Bekanntſchaft mit einem Fremden Anſpruch machen konnte, betrachtete er als ein Vorrecht, das ihm gebühre, und er bildete ſich ein, eine ſolche Bekanntſchaft erhebe ihn unendlich über ſeine weniger rührigen Nachbarn. Die Stelle, welche er unter Herrn Stacey begleitete, hatte ihm manche Gelegenheiten zur Befriedigung ſeiner Neugierde geboten, und hatte ihn, in ſeinen Augen wenigſtens, zu einer hochwichtigen Perſon gemacht, ſofern er oft um Rath gefragt und ſeine Ausſprüche von den Landjunkern, die ſeinen Herrn beſuchten, befolgt wurden. Dieſe Eitelkeit verfolgte ihn auch noch, nachdem er ſein Amt durch Herrn Stacey's Tod verloren hatte, und wenn Jemand zufällig von einem Umſtande wußte, der ihm noch nicht bekannt war, ſo war ſein Erſtaunen und Mißvergnügen ſo groß, als ob er ein Patent dafür, Alles zuerſt in Erfahrung zu bringen, bekommen hätte.

Es war deßhalb auch der Wunſch, ſeinen Mitbürgern ſeine vollkommene Bekanntſchaft mit den Angelegenheiten des geheimnißvollen und vornehmen Fremden zu beweiſen, der ihn veranlaßte, ſeine Hand auf das Schloß ſeiner Kirchſtuhlthüre zu legen, um ſie Arlington zu öffnen, als dieſer den Kirchgang heraufkam. Aber er täuſchte ſich; Arlington ging an ihm vorüber, ohne ihn eines Blicks zu würdigen, und auf den ganz unbeſetzten Pfarrſtuhl zu, den er betrat und darin niederkniete. Die Landleute und ſelbſt der Geiſtliche blickten verwundert nach ihm. Es war für einen unberufenen Fremden ſo etwas Unerhörtes, den höchſten Sitz in der Kirche einzunehmen, daß ſich Jedermanns Aufmerkſamkeit auf den Eindringling richtete, der, ſein Angeſicht unter ſeinem Hute verbergend, viel länger, als man hätte erwarten ſollen, in ſeiner knienden Stellung blieb, und als er endlich aufſtand, trug ſein Geſicht deutliche Anzeichen von Rührung. Während des Gottesdienſtes ſchweiften ſeine Blicke von Zeit zu Zeit mit einem unausſprechlichen Ausdrucke über die Kirche hin; dann ruhten ſie wieder auf dem Grabmal des entſchlafenen Predigers, und manchmal flogen ſie nach der Kanzel, von der er ſie aber immer plötzlich wieder zurückzog, während ein tiefer Seufzer ſeiner Bruſt entſtieg. Endlich war der Gottesdienſt vorüber, und die Gemeinde ſchickte ſich an, die Kirche zu verlaſſen; aber der Fremde zögerte noch, und Herr Richards, von ſeiner Sucht, Entdeckungen zu machen, geſpornt, zögerte auch. Arlington blieb, ohne Jemanden zu beachten, unbeweglich vor dem Grabmale ſtehen. Der Bildhauer hatte den würdigen Geiſtlichen dargeſtellt, wie er das Kreuz des Herrn trug, deſſen Lehre er verkündigt hatte. Als er das Bild ſo betrachtete, war es ihm beinahe, als ob das ſanfte Lächeln, mit dem der Hingegangene ihn ſo oft angeblickt hatte, auf geheimnißvolle Weiſe den marmornen Zügen ſich mittheile, und er neigte, ohne ſich deſſen bewußt zu ſeyn, ſeinen Kopf vor der lebloſen Statue und verließ dann die Kirche.

Herr Richards hatte genug geſehen, um das ganze Dorf in Aufruhr zu bringen; es war jetzt keine bloße Muthmaßung mehr, ſondern wirkliche Thatſache, daß der Herr, welcher in dem Wirthshauſe wohnte, nichts weiter ſey, als ein ketzeriſcher Katholik. Das gemeine Volk von Aſhdale hatte zwar keinen deutlichen Begriff davon, was eigentlich ein Katholik ſey; aber die beſſer Unterrichteten hatten gehört, daß die „blutige Königin Maria" eine Katholikin geweſen ſey, und theilten den Schatz ihres Wiſſens ihren weniger erfahreneren Mitbrüdern großmüthig mit: ſo daß Arlington als ein Gegenſtand des Schreckens betrachtet wurde, der nicht zum wenigſten wegen ſeines räthſelhaften Weſens zu fürchten ſey. Niemand ſonſt im Dorfe würde etwas Beſonderes an ihm gefunden haben, hätte nicht Herr Richards bemerkt, daß er ſich vor dem ſteinernen Kreuze verbeugte, was, wie er ſagte, außer einem Katholiken ſonſt kein Chriſt thun würde.

Nachdem dieß von einem Concilium urtheilsfähiger Richter einſtimmig entſchieden war, verfügte ſich eine Deputation, Herrn Richards an der Spitze, in den ſchwarzen Bären, um den Wirth vor Beherbergung einer ſo verdächtigen Perſon zu warnen; aber der würdige Gaſtgeber erwies ſich auch jetzt noch als Freund des Fremden. Möge er, ſagte er, ein Katholik ſeyn oder nicht, was das ſie angehe? Wenn er ein Katholik ſey, ſo habe man ihn deßhalb nicht von Haus und Hof zu vertreiben, ohne daß er einer lebendigen Seele etwas zu Leid gethan hätte. Er für ſeinen Theil möchte nur wünſchen, daß alle Kirchgänger ſo ruhigen Sinnes wären und ſich nicht mehr um anderer Leute Angelegenheiten bekümmerten. Was den Umſtand betreffe, daß er ſich vor einem Kreuze verbeugt habe, ſo würde er ſelbſt zwar nie ſich beigehen laſſen, etwas dergleichen zu thun, es ſey aber nicht erwieſen, daß, wer ſo etwas thue, ein Schurke ſey.

Die wohlmeinenden Dorfbewohner ſtierten ſich gegenſeitig an und gingen kopfſchüttelnd nach Hauſe, indem ſie ihr aufrichtiges Bedauern über die Verkehrtheit der Anſichten ihres Mitbürgers äußerten, und einer von ihnen, ein größerer Glaubenseiferer als die übrigen, ſogar über das Unglück weinte, das ihr bisher unbeflecktes Dorf durch die Ankunft eines Irrlehren verbreitenden Fremden betroffen habe.

Auch Frau Tims, ſtets zum Sprechen fertig, aber beſonders dann, wenn es in ihrem Kopfe ſehr verworren ausſah, als wollte ſie den verwickelten Gang ihrer Ideen durch Einkleidung derſelben in Worte entwirren, ſprach ihre Anſichten gegen Frau Parkinſon, die einzige paſſiv ſich verhaltende Zuhörerin, die ſie finden konnte, folgendermaßen aus, wobei die natürliche Gutmüthigkeit der Rednerin mit ihrer Unwiſſenheit wetteiferte: „Nicht, daß ich auf meine eigene Fauſt hin Jemand gottlos heißen möchte, nur weil Herr Richards ſagt, daß Katholiken ſehr gefährliche Perſonen ſeyen, würde ich für gut finden, daß Herr Samſon ſeines Gaſtes loszuwerden ſuchte, — ich bin gewiß die Letzte, die Jemanden etwas anhaben möchte, der keinen Schaden anrichtet; aber, wenn ein Katholik ſo ſchlimm iſt, als man mir ſagte, warum ſollte es dann nicht gerathen ſeyn, einem Fremden nicht zu ſehr zu trauen, und obſchon ich gerne gegen Jedermann höflich bin, der ſich artig gegen einen benimmt; denn, Sie wiſſen, es heißt im Sprichworte: „Was Du willſt, daß Dir die Leute thun ſollen, das thue ihnen auch,“ ſo bewahrt einen doch ein wenig Vorſicht oft vor großen Unannehmlichkeiten, und wenn man alle verdächtigen Leute von ſich ferne hält, ſo iſt man doch am Ende vor Schaden ſicher . . . .“

„Kurz, Sie wollen ſagen, liebe Frau,“ unterbrach ſie Frau Parkinſon, „Sie können ſich nicht darüber entſcheiden, was beſſer ſey, einem vielleicht guten Manne Unrecht zu thun, oder einem ausgemacht ſchlimmen Vorſchub zu leiſten.“

„Ja, das iſt es eben,“ ſagte Frau Tims; „überdieß, ſehen Sie, kam er auf eine ſo geheimnißvolle Weiſe ins Dorf, und Jedermann weiß, daß Geheimniß und Unheil Hand in Hand gehen, und ſo weiß ich nicht, was ich von der Sache denken ſoll.“ Nachdem die gute Frau es ſich die äußerſte Anſtrengung hatte koſten laſſen, ihrer Rede einen Schluß zu geben, befreite ſie ihre Zuhörerin von ihrer Gegenwart.

Es gab indeſſen noch andere und entſchiedenere Richter über das geeignetſte Verfahren gegen den Fremden, die, nicht damit zufrieden, den Wirth gewarnt zu haben, es für ihre Pflicht hielten, da derſelbe gegen ihre Ermahnungen taub war, den Pfarrer anzugehen und ihn um ſeinen Rath und Beiſtand anzuſprechen. Aber der gute Geiſtliche liebte Frieden und Ruhe, und weit entfernt, ihren Erwartungen dadurch zu entſprechen, daß er Anſtalten zur Vertreibung des anſtößigen Fremden machte, hörte er ihre Klagen geduldig bis zu Ende und wandte ſich dann an ſeine beunruhigte Heerde mit den Worten: „Was Ihr mir ſagt, meine lieben Freunde, mag ganz wahr ſeyn; aber ich kann nichts ſo Bedenkliches an der Sache ſehen. Ueberdieß leben wir ja nicht unter einer deſpotiſchen Regierung; Jedem wird glücklicherweiſe Gewiſſensfreiheit zugeſtanden, und ich habe nicht die Macht, dem Unbekannten die Thüre des Wirthshauſes zu verſchließen, ſollten je die Grundſätze chriſtlicher Liebe in meiner Bruſt ſo ganz verſtummt ſeyn, daß ich mir ein ſolches Verfahren erlauben könnte. Aber gebt Euch zufrieden — dieſer Fremde bleibt wahrſcheinlich nicht länger, als ein paar Tage, um ein wenig auszuruhen, und der Himmel verhüte, daß die Bewohner von Aſhdale einem müden Wanderer, wäre es auch ein Jude oder Heide, eine Erholung von ſeinen Strapazen in ihrem Dorfe verſagten. Indeß müßt Ihr vor der Annahme ſeiner etwaigen Irrlehren Euch hüten, ſollte er je den Verſuch machen, ſie unter Euch zu verbreiten, was jedoch nicht ſeine Abſicht zu ſeyn ſcheint, da er, wie Ihr ſagt, mit Niemand Umgang pflegt. Und laßt mich hier bemerken, liebe Freunde, daß Ihr mir mehr Grund zur Sorge um Euch ſelbſt gebt, als zur Furcht vor dem Fremden. Eure Grundſätze müſſen ſehr ſchwach ſeyn, wenn ſie durch zufälligen Verkehr mit einer Perſon anderen Glaubens ſo ſehr Gefahr laufen, umgeſtoßen zu werden. Mißverſtehet mich nicht; unſere Religion verwirft das Selbſtvertrauen; aber es iſt ein Mangel an gehörigem Vertrauen auf ihren kräftigenden Einfluß, was Euch zu der Annahme veranlaßt, daß ſie ſo leicht umgeſtürzt werden könne. Es iſt ein ſehr verkehrter Glaubenseifer, der Euch antreibt, einen Mitmenſchen als Feind von Euch zu ſtoßen, der, welche Religion er auch haben mag, doch nie den Verſuch machte, die Eurige zu untergraben. Gehet hin und zeiget Euer Vertrauen auf den Herrn, dem Ihr dienet, indem Ihr furchtlos dem Fremden zu ſeinen Bedürfniſſen verhelfet."

Fünftes Kapitel.

Die Aufklärung.

Hier ſchloß der gute Mann, und ſeine Zuhörer zerſtreuten ſich. Mittlerweile blieb Arlington, unbekannt mit dieſen Vorgängen, fortwährend ein Bewohner von Aſhdale. Augenſcheinlich ohne Beſchäftigung ſchweifte er den ganzen Tag in der Umgebung des Dorfes umher und ſprach dabei gewöhnlich mit ſich ſelbſt in einer den Landleuten, die ihn hörten, ganz unverſtändlichen Sprache, die er mit einem ſo außergewöhnlichen Gebärdenſpiel begleitete, daß ſie einſtimmig ihn für einen Narren und einen Solchen anſahen, der in Verwahrung gebracht werden ſollte. Indeß behielten ſie ihre Muthmaßung bei ſich, da die kürzliche Zurechtweiſung ihres Pfarrers einen zu großen Eindruck auf ſie gemacht hatte, als daß ſie ſich getraut hätten, einem zweiten ſich auszuſetzen. Aber der Fremde benahm ſich gegen Jedermann ſo artig, daß bei den Dorfbewohnern bald Mitleid an die Stelle der anfänglichen Furcht trat, und obſchon er am Ende der Woche in ganz Aſhdale unter dem Namen des „wahnſinnigen Katholiken“ bekannt war, ſo ließ doch Niemand ſich beigehen, ihm etwas in den Weg zu legen.

Als er um dieſe Zeit eines Abends nach ſeiner gewohnten Weiſe umherwanderte, ſah er zwei junge Mädchen gegen ſich kommen, die, als er ſich ihnen näherte, ein wenig auf die Seite traten, um ihn vorübergehen zu laſſen.

„Der wahnſinnige Katholik!“ flüſterte die Eine der Andern zu; aber nicht ſo leiſe, daß Arlington dieſe Worte nicht deutlich gehört hätte, die er übrigens kaum auf ſich zu beziehen geneigt war; doch richtete er, da er Niemand ſonſt in der Nähe ſah, ſeine Blicke mit einem Ausdrucke halb des Erſtaunens und halb der Neugierde auf die Mädchen. Es war mehr als einmal für ihn ein Gegenſtand augenblicklichen Nachdenkens geweſen, welche Anſicht die Dorfbewohner von ihm ſich gebildet haben möchten; er hatte ſich alle möglichen Rollen ausgedacht, die man ihn vielleicht ſpielen laſſen würde; aber daß man ihn als einen Wahnſinnigen betrachte, hatte er ſich nie eingebildet. Kaum im Stande, ſich eines Lächelns zu enthalten, beſchloß er, ſich zu erkundigen, was zu einer ſolchen Annahme Anlaß gegeben habe. Er wandte ſich deßhalb, die Miene eines Mitleidigen annehmend und um ſich blickend, als ſuche er Jemand in der Nähe, mit den Worten an die Mädchen: „Der arme Unglückliche! Darf ich fragen, wie lange eine ſolche tiefſinnige Perſon im Dorfe wohnt?“

Beide Mädchen ſchienen ſehr wenig auf eine ſolche Anrede gefaßt und äußerten Verwirrung und beinahe Entſetzen. Sie ſchloßen ſich enger an einander an, und diejenige, welche ſo eben geſprochen hatte, ſuchte ihre Gefährtin fortzuziehen. Dieſe dagegen hatte ſich, nachdem ihre erſte Beſtürzung vorüber war, bald wieder gefaßt und erwiederte, ohne darauf zu achten, daß ihre Freundin ſie am Aermel zupfte, mit vieler Freundlichkeit: „Ich weiß es wirklich nicht genau; aber ich hoffe, er wird ſo nicht viel länger bleiben.“

„Iſt ſeine Entfernung denn ſo wünſchenswerth?“

„Sie mißverſtehen mich,“ entgegnete ſie, „wir hoffen, das leichte geiſtige Uebel, an dem er kürzlich gelitten hat, werde bald vorübergehen.“

Der Ton ihrer Stimme gab Arlington die Ueberzeugung, daß ſie die Abſicht hatte, die Erbitterung, welche die Ausrufung ihrer Freundin bei dem vermeintlichen Wahnſinnigen erregt haben könnte, zu beſchwichtigen, und, erfreut über die Geiſtesgegenwart des jungen Frauenzimmers, war er nicht geneigt, das Geſpräch fallen zu laſſen. „Aber was?“ fragte er; denn er fand, daß er wahrſcheinlich nicht zum Ziele komme, wenn er nicht geradezu frage, „was kann zu einer ſolchen Vermuthung Anlaß gegeben haben? Ich kann mich nicht anſtellen, als wäre es mir unbekannt, daß Ihre Begleiterin auf mich anſpielte; aber erlauben Sie mir, Ihnen Ihren Irrthum zu benehmen — ich bin nicht wahnſinnig, und ſo ſonderbar erſcheint mir dieſes Gerücht über mich, daß es mir eine große Gefälligkeit wäre, wenn Sie mir den Urſprung deſſelben mittheilten.“

„Das, Herr,“ erwiederte das Mädchen, ihn mit großer Verwunderung anblickend, „kann ich kaum ſagen, da ich es nur vom Hörenſagen weiß. Ich bin indeß froh, von meinem Irrthume befreit worden zu ſeyn, und werde nicht ermangeln, auch Andere von dieſer irrigen Meinung abzubringen, wo es Gelegenheit dazu gibt.“ Mit dieſen Worten eilte ſie weg.

Kaum waren die Mädchen ſo weit entfernt, daß ſie nicht mehr von Arlington gehört werden konnten, als die erſte Sprecherin, in welcher der Leſer bereits Phöbe Richards vermuthet haben wird, ihrer Begleiterin die Unklugheit vorzuwerfen begann, daß ſie mit einem anerkannt Wahnſinnigen geſprochen habe.

„Verzeihe mir, meine Liebe,“ ſagte Helene, „wenn ich dieſe Beſchuldigung auf Dich zurückfallen laſſe, da Du ihm eine Andeutung unſerer Bekanntſchaft mit ſeiner Geiſteskrankheit gabſt. Ich habe meinen Vater oft ſagen hören, daß nichts dergleichen Perſonen mehr reizt, als wenn man ihnen ihren Wahnſinn vorrückt.“

„Ich meinte, er höre mich nicht; aber da dieß nun einmal der Fall war, ſo hätten wir uns nicht aufhalten ſollen. Wer bürgte uns dafür, daß er uns nicht etwas zu Leide thun würde?“

„Wohl Niemand; aber ich hätte nicht viel Kluges daran gefunden, ihn merken zu laſſen, daß wir uns vor ihm fürchteten.“

„Du ſcheinſt mich viel tadelnswerther zu finden, als ich zu ſeyn glaube,“ ſagte Phöbe empfindlich; „um indeß alles fernere Zuſammentreffen mit ihm abzuſchneiden, wird es klug ſeyn, wenn wir unſere Abendſpaziergänge ganz aufgeben, bis er abgereist iſt.“

„Das halte ich ganz für unnöthig. Ich weiß gewiß, ich würde nicht die geringſte Furcht vor einem nochmaligen Zuſammentreffen mit ihm haben; denn ich glaube, er iſt ſo wenig geiſtesverwirrt, als ich.“

„Es mag vielleicht ein Grundſatz von Dir ſeyn, meine Liebe, Deine Menſchenfreundlichkeit ſo weit zu treiben, daß Du Dich dieſem Wahnſinnigen in den Weg ſtellteſt, um Deine Heilkraft an ihm zu verſuchen," war Phöbe's ſpöttiſche Erwiederung.

„Unſinn!" rief Helene unwillig, ihren Arm aus dem ihrer Freundin ziehend, als wollte ſie die lockere Schleife an ihrem Hutbande wieder feſtbinden, und dieſe einfache Verrichtung gab ihr alle ihre gute Laune wieder, in ſo fern ſie dadurch Zeit bekam, ſich zu erinnern, daß es ein Grundſatz von ihr war, Gegenbeſchuldigungen zu vermeiden.

Arlington hatte indeſſen ſeinen Spaziergang längs des Fluſſes, der durch das Dorf floß, fortgeſetzt, über das, was er gehört hatte, nachdenkend und nicht wenig über den Irrthum der Leute ergötzt.

„Ein ſolcher Vorfall," dachte er, „würde ein ganz paſſendes Sujet abgeben für ....;" aber ehe er ſeinen Satz vollenden konnte, wurde er durch ein lautes Geſchrei vom Fluſſe her aufgeſchreckt, und als er nach der Stelle hinblickte, woher die Töne kamen, ſah er einen badenden Knaben im Begriffe unterzuſinken. Er eilte ihm zu Hülfe, ergriff ihn beim Arme und brachte ihn ans Ufer.

Der Knabe war ganz bewußtlos, und Arlington legte ihn auf das Gras nieder, um die ihm zu Gebote ſtehenden Mittel zu ſeiner Wiederbelebung anzuwenden, und wies den Jungen, der das Geſchrei erhoben hatte, an, ſchnell einen Arzt herbeizuholen. Der Knabe gehorchte; aber ehe er wiederkam, hatte Arlington die Freude, zu ſehen, daß der von ihm Gerettete wieder zu ſich kam und beinahe ganz ſich erholte. „Ich wünſchte,“ ſagte derſelbe, nachdem er ſeinem Retter gedankt hatte, „ich wünſchte, Sie hätten nicht nach Hülfe geſchickt.“

„Und warum nicht?“ fragte Arlington.

„Ich fürchte, mein Vater wird ſehr um mich in Sorge ſeyn,“ erwiederte der Knabe; „denn Sie müſſen wiſſen, mein Vater iſt der einzige Doctor unſeres Dorfs und einiger anderer in der Nachbarſchaft.“

Während der Knabe noch ſo ſprach, erſchien der würdige Arzt mit bleichem Geſichte; aber ſobald er bemerkte, daß keine Gefahr vorhanden ſey, begann er auf den Knaben zu ſchelten, der ihn in einen ſolchen paniſchen Schrecken verſetzt habe.

„Wenn Jemand einen Vorwurf verdient, lieber Herr,“ ſagte Arlington, der bis dahin auf des Doctors Worte und Gebärden mit beſonderer Aufmerkſamkeit geachtet hatte, „ſo bin ich es zuverläſſig, ich habe das ganze Gewicht Ihres Unwillens zu tragen; dieſer Knabe war nur mein Bote; denn obgleich es mir gelang, Ihren Sohn aus dem Waſſer zu erretten, ſo war ich doch der Wirkſamkeit meiner Mittel zu ſeiner Wiederbelebung keineswegs gewiß.“

Der Doctor, welcher bis dahin Arlingtons Gegenwart nicht beachtet zu haben ſchien, hörte kaum, daß ſein Sohn wirklich ſich in Lebensgefahr befunden habe, und Arlington ſein Retter ſey, als er ſich wie ein Wetterhahn hin und her drehte. Seine Herzensangſt in Folge der tödtlichen Ungewißheit über das Schickſal ſeines Sohnes war jetzt einem Erguſſe der Freude und Dankbarkeit gewichen, der ſich in abgebrochenen und unzuſammenhängenden Sätzen Luft machte, die er unter Thränen, Seufzern und Lachen in einem ſolchen ſeltſamen Wirrwar ausſtieß, daß es ſchwer zu ſagen geweſen wäre, was für eine Art von Tönen er von ſich gab, oder welche Empfindung ſie eigentlich ausdrücken ſollten.

„Wie nahe berühren ſich doch die Affekte in ihren Extremen,“ dachte Arlington, als er ſo daſtand, ruhig das Nachlaſſen dieſer Aufwallungen erwartend. „Das geht doch über alle Begriffe.“

Endlich faßte ſich der Doctor, und nachdem ſein Sohn angekleidet war, machten ſie ſich mit ihm, während Arlington die unſicheren Schritte des Knaben lenkte, auf den Weg nach Herrn Parkinſons Wohnung.

Jetzt erſt wurde Arlington von ſeinem neuen Freunde als der „wahnſinnige Katholik“ erkannt, der den weiſen Häuptern von Aſhdale ſo viel Kopfzerbrechens verurſacht hatte. Der Doctor meinte aber, der vermeintliche Wahnſinnige habe ſich ganz ſo benommen, wie es nur immer ein ſeiner Sinne Mächtiger in einem ſolchen Falle im Stande geweſen wäre, und er hätte, würde es auch ſein Leben gegolten haben, keine Symptome von Geiſtesverwirrung in der ſchleunigen und kräftigen Hülfe entdecken können, die derſelbe dem Knaben geleiſtet hatte und noch leiſtete, indem er ihn auf dem ganzen, nicht unbeträchtlichen Wege, den ſie zurückzulegen hatten, im Gehen unterſtützte oder vielmehr trug: ſo daß er, als ſie endlich ſein Haus erreichten, den Retter ſeines Sohnes mit aller Herzlichkeit eines alten Bekannten zu ſich einlud, ohne die geringſte Furcht zu äußern, als könnte dadurch das geiſtige oder leibliche Wohl ſeiner Familie gefährdet werden.

Wir überlaſſen es der Phantaſie des Leſers, ſich die Aeußerungen des Dankes und der Freude von Seiten der Parkinſon'ſchen Familie und die Erwiederungen Arlingtons zu denken, und beſchränken uns auf die Bemerkung, daß, ehe noch Arlington die Wohnung des Doctor Parkinſon verließ, er ihm und ſeiner

Frau jeden Gedanken an eine ihm zuzuſchreibende Geiſteszerrüttung benommen hatte, ſo wie ihm daſſelbe früher bei ſeiner Tochter gelungen war.

Arlington kehrte in ſein Gaſthaus zurück, erfreut über ſein heutiges Abenteuer und ganz ermüdet von der Anſtrengung, die es ihn gekoſtet hatte, einen zwölfjährigen Knaben beinahe eine halbe Stunde weit zu tragen. „Ich will morgen nicht abreiſen, wie ich mir vorgenommen habe,“ dachte er, „ich habe meine Zeit bis jetzt verdrießlich genug zugebracht, und nun, da es wahrſcheinlich iſt, daß ich etwas von vergangenen Tagen hören werde, will ich noch länger bleiben. Der alte Mann ſcheint ſich meiner nicht entfernt zu erinnern; ich werde mich an ſeinem Erſtaunen weiden, wenn er meinen Namen hört. Helene — ja, Helene hieß ſie — wird mir ſo fremd ſeyn, als ob ich ſie nie geſehen hätte. Sie war ein hübſches Kind, als ich Aſhdale verließ; aber ſeit jener Zeit iſt Alles anders geworden.“ Bemüht, die melancholiſche Stimmung, welche dieſe Gedanken in ihm erweckten, zu verdrängen, begab er ſich zur Ruhe.

Am nächſten Morgen machte er einen Beſuch bei Herrn Parkinſon, in der doppelten Abſicht, ſich nach deſſen Sohn zu erkundigen und ihn an ihre frühere Bekanntſchaft zu erinnern. Der erſte Gegenſtand, auf den ſeine Blicke fielen, war Helene, welche eben gekommen war, um ſich nach dem Befinden ihres Bruders zu erkundigen, und er war ſehr erfreut, in der Tochter des Doctors das junge Mädchen zu erkennen, mit der er den Tag zuvor zuſammengetroffen war. Er fand ein ſolches Wohlgefallen an dieſer Familie, daß er jetzt lebhaft mit ihr in ein vertrauteres Verhältniß zu treten wünſchte. „Ja,“ dachte er, einige Augenblicke ſich ſeinem Hang zum Nachdenken hingebend, „ich könnte beinahe wieder glauben, daß es Perſonen gibt, die ſich für mein Wohl oder Wehe intereſſiren. Gerne würde ich dieſe Unabhängigkeit hingeben, in der ich Niemand habe, deſſen Gunſt ich ſuchen könnte, Niemand, deſſen Rath ich zu folgen, und dem ich Rechenſchaft abzulegen hätte.“

„Lieber Herr,“ ſagte er, ſich an den Doctor wendend, ſobald ſich eine ſchickliche Gelegenheit zu ſeiner beabſichtigten Eröffnung bot, „es wäre mir eine Gefälligkeit, wenn Sie mir erklären wollten, wie ich zu dem beneidenswerthen Titel eines „wahnſinnigen Katholiken“ kam.“

Herr Parkinſon erwiederte ihm damit, daß er ihm die Einzelnheiten der unſern Leſern ſchon bekannten Vorfälle mittheilte und mit Lachen hinzuſetzte: „Sie ſehen, auf welch ſchwachen Grund die Einbildungskraft bauen kann.“

Aber Arlington lachte nicht, ſondern ſagte ernſt: „Ich war mir der Verbeugung vor der Statue nicht bewußt, Herr Parkinſon; es war ein unfreiwilliger Tribut der Liebe und Achtung, den ich dem Andenken des Hingegangenen zollte. Ich wundere mich nicht, daß die Gemeinde ſich mein Benehmen nicht zu deuten wußte, da ſie nicht mit den Verpflichtungen bekannt ſeyn konnte, die ich gegen Herrn Bently habe, wenn ſogar Herr Parkinſon mich vergeſſen hat.“

„Sie vergeſſen!“ wiederholte der Doctor blinzelnd, als ſähe er nicht deutlich, „habe ich Sie denn ſchon früher gekannt?“

„Zuverläſſig. Sie müſſen ſich doch des Neffen und Zöglings Herrn Bently's erinnern.“

„Mich ſeiner erinnern! ja gewiß, noch genau genug; aber waren Sie jener Knabe?“ Damit blickte der Doctor den Gefragten eine Weile ſehr aufmerkſam an. „Ich könnte mir einbilden, ſeine Züge in Ihrem Geſichte wiederzufinden; aber Sie haben ſich ſehr verändert; indeß,“ ſetzte er mit einer lebhaften Bewegung ſeiner Hand hinzu, „freut es mich, bei meiner Seele, Sie zu ſehen.“ Herr Parkinſon erlaubte ſich nur bei ganz beſonderen Veranlaſſungen eine Betheurung.

Dieſsmal ſchien er nur in Folge einer heftigen Aufregung, die ihn bis zu Thränen rührte, eine ſolche ausgeſtoßen zu haben.

Arlington oder, um ihn jetzt mit ſeinem wahren Namen zu nennen, Heinrich Rayworth war das einzige am Leben gebliebene Kind von Herrn Bently's Schweſter. Sie hatte eine den Wünſchen ihrer Verwandten widerſtreitende und beſonders auch von ihrem Bruder mißbilligte eheliche Verbindung eingegangen, welche nichts weniger als glücklich für ſie ausfiel; denn ſie hatte mit allen den Uebeln einer großen Haushaltung bei beſchränktem Einkommen zu kämpfen. Herr Bently, die unglückliche Lage, in welche ſie ſich durch ihre Unklugheit geſtürzt hatte, tief beklagend, machte ihr den Antrag, ihren älteſten Sohn für ſeinen eigenen Beruf zu erziehen. Demzufolge hielt ſich der Knabe vom Antritte ſeines ſechsten bis zur Vollendung ſeines dreizehnten Jahres bei ſeinem Oheime auf. Während dieſer Zeit ſtarben die anderen Kinder alle, und ſeine Mutter ſelbſt wurde ein Opfer der Auszehrung.

So ſeiner Familie beraubt, ſäumte Herr Rayworth nicht, ein Engagement anzunehmen, das ihm ein Freund verſchafft hatte, in Folge deſſen er aber ſeinen bleibenden Aufenthalt in Amerika nehmen mußte, und nun erbat er ſich ſeinen Sohn von Herrn Bently zurück. Er fühlte zwar wohl, daß es dieſen hart ankommen würde, den Knaben, für welchen er nun ſchon ſeit Jahren Sorge getragen, zu verlieren, und ſo die Plane, welche er zu deſſen Beſten entworfen hatte, vernichtet zu ſehen; aber er malte ihm in den grellſten Farben ſeine verlaſſene Lage aus, wenn er ohne dieſes ihm einzig noch gebliebene Glied ſeiner Familie in ein fremdes Land ziehen müßte: ſo daß Herr Bently in die Trennung von ſeinem jungen Pfleglinge willigte.

Begleitet von den Ermahnungen und Segnungen ſeines Oheims, ſegelte Heinrich mit ſeinem Vater nach Amerika, und um dieſelbe Zeit wurde der älteſte Sohn Herrn Parkinſons zu Grabe getragen. Herr Bently beweinte den Verluſt ſeines Neffen ſo tief, als der Vater den ſeines Sohnes; derſelbe ſey, pflegte er zu ſagen, für ihn jetzt ſo gut als verloren; denn in dieſer Welt werde er ihn nicht wieder ſehen. War es alſo zu verwundern, daß Herr Parkinſon bewegt wurde, als er den Neffen ſeines verſtorbenen Freundes wiederſah? Die Rückkehr Heinrichs, welche das Herz dieſes Freundes vor Freude überwallen gemacht hätte, kam zu ſpät für den Todten, und ihm ſelbſt, dem Ueberlebenden, der noch das Entzücken eines

Vaters über das Wiederſehen ſeines Sohnes hätte empfinden können, hatte das Grab dieſe Möglichkeit geraubt. Solcher Art waren die Gedanken, die ſich ſeiner Seele aufdrangen, ſo daß Thränen in ſeine Augen traten.

Rayworth hatte zwei Jahre in Amerika verweilt, als er ſeinen Vater verlor, und da ihn keine bindenden Verhältniſſe in der neuen Welt zurückhielten, ſo raffte er die ganze von ſeinem Vater ererbte Habe zuſammen und kehrte nach England zurück, in der Abſicht, ſeinen Oheim aufzuſuchen, dem er noch immer mit innigſter Liebe zugethan war. Er hatte ihm unmittelbar nach ſeiner Landung geſchrieben; aber der Brief war ihm mit der Weiſung zurückgeſtellt worden, daß keine Perſon dieſes Namens zu finden ſey, und er war nahe daran, ſich ſelbſt an Ort und Stelle zu begeben, um Gewißheit hierüber zu bekommen, als er mit Jemanden zuſammentraf, der mit den Bewohnern von Aſhdale bekannt war und ihm ſagte, daß ſein Oheim nicht mehr lebe. Dieſe Beſtätigung ſeiner Beſorgniſſe benahm ihm für ſehr lange Zeit alles Verlangen, ſeinen Geburtsort wieder zu beſuchen, und da er ſich nicht hinreichend Vermögen geſammelt hatte, um, wie er wünſchte, eine unabhängige Stellung zu haben, ſo war er im Begriffe, ſich in ein Engagement einzulaſſen, wodurch er ſeinen Wunſch zu erreichen hoffte. Indeß verlor ſich nach und nach ſein Widerwille gegen einen Beſuch in Aſhdale, und er beſchloß, das Grab ſeines Oheims zu ſehen, wiewohl immer noch ein gewiſſes Etwas ihn von dieſem Entſchluſſe zurückſchreckte. Wäre er als reicher Mann zurückgekommen, ſo würde man ihn ohne Zweifel überall mit Freuden aufnehmen; aber er war arm und unglücklich und ſcheute ſich, die ihn niederdrückende Laſt des Kummers noch dadurch zu vergrößern, daß er die, welche ſich ehemals als Freunde ſeines Oheims bekannten, ſein Andenken durch Verachtung ſeines dürftigen Neffen verunehren ſähe.

„Mit ſolchen Gedanken,“ ſagte er zu Herrn Parkinſon, „würde ich wahrſcheinlich Aſhdale verlaſſen haben, hätten die geſtrigen Vorfälle nicht ſtattgefunden.“

„Damit hätten Sie uns Unrecht gethan,“ erwiederte der Doctor mit einem flüchtigen Blicke auf ſeine Frau. „Aber hatten Sie noch einen andern Grund, Ihren Namen zu ändern?“

Rayworth zögerte anfangs mit ſeiner Antwort, ſagte aber dann: „Ich will Sie nicht täuſchen, werther Herr, dieß war nicht mein einziger Grund, wiewohl ich, hätte ich meinen wahren Namen beibehalten, manchen läſtigen Fragen ausgeſetzt geweſen wäre.

Nun muß ich Sie aber bitten, mir dadurch einen Beweis von Vertrauen auf meine Rechtſchaffenheit zu geben, daß Sie mir kein unehrenhaftes Motiv zu einer Namensänderung unterſchieben, obwohl ich daſſelbe auszuſprechen mich weigere. Sie ſind ja überdieß," fuhr er hocherröthend fort, „nicht verpflichtet, irgend eine Verbindung mit mir zu erhalten, und wenn Sie meine Bitte nicht vernünftig finden, ſo bleibt mir nichts übrig, als wieder abzureiſen, ohne Freunde, wie ich gekommen bin."

„Kommen Sie, kommen Sie, lieber Heinrich," ſagte Frau Parkinſon, ihre Hand zwiſchen ſeinen Arm ſchiebend, „ich muß Sie bitten, dieſes unnöthige Mißtrauen gegen uns bei Seite zu ſetzen. Wir wollen unter den von Ihnen ſelbſt vorgeſchlagenen Bedingungen eine Alliance mit Ihnen beginnen, und ich verſpreche Ihnen im Namen von uns allen Dreien, daß wir, was wohl Ihre nächſte Bitte ſeyn würde, uns dazu verſtehen wollen, keinem unſerer Nachbarn mehr von Ihnen zu ſagen, als ſie ſchon wiſſen."

Rayworth ergriff ihre Hand und erwiederte etwas bewegt: „Wäre mein Gedächtniß ſo treu geweſen, als es hätte ſeyn ſollen, ſo würden mich die vielen Beweiſe von Güte, die Sie mir früher gaben, abgehalten haben, Ihnen auch nur einen Augenblick zu mißtrauen.

Aber Sie haben Recht, liebe Madame, Sie haben errathen, um was ich Sie bitten wollte, und bis ich einen näheren Aufſchluß geben kann, möge Ihnen meine frühere Bekanntſchaft mit mir und meinem Erzieher dafür bürgen, daß ich Ihre Nachſicht nicht mißbrauchen werde.“

Damit wir nicht zu befürchten haben, der Leſer möchte nicht geneigt ſeyn, ein gleiches Vertrauen in Rayworths Worte zu ſetzen, ſo wollen wir hier die wahre Urſache ſeiner Namensänderung angeben. Rayworths Vater hatte einen Schreiber in ſeinen Dienſten gehabt, welcher ihn, wie man anzunehmen Grund hatte, um eine beträchtliche Summe betrog; man wußte zum Mindeſten ſo viel gewiß, daß er nach dem Tode des Erſteren mit einem namhaften Theil des Vermögens ſeines Principals ſich aus dem Staube machte. Heinrich machte einige Zeit den Verſuch, ihm auf die Spur zu kommen, aber vergeblich, als ſich das Gerücht von dem Tode des Delinquenten verbreitete. Bereits hatte er ſich entſchloſſen, mit dem Eigenthume, das ihm geblieben war, nach England zurückzukehren, als er erfuhr, daß der Gegenſtand ſeiner Nachforſchungen ihm dorthin vorangegangen ſey. Nachdem er einem zuverläſſigen Freunde den Auftrag gegeben hatte, ihm, wenn jene Nachricht als ungegründet ſich erweiſen ſollte, es zu melden, reiſte er nach England ab, wo er, damit der Betrüger ſeines Vaters nichts davon erführe, daß er im Lande ſich befinde, den erdichteten Namen annahm, der ihn als Fremden in Aſhdale erſcheinen ließ. Er hoffte, in wenigen Monaten über den Flüchtigen Aufklärung zu bekommen, und für den Fall, daß es ihm bis dahin nicht gelänge, den übrigen Theil von dem Vermögen ſeines Vaters zurückzuerhalten, erkannte er die Nothwendigkeit, eine Beſchäftigung zu ſuchen, um ſich ſein Auskommen zu ſichern.

Sechstes Kapitel.

Die Vorſtellung des Zauberkünſtlers.

Die Angelegenheiten Arlingtons (wie wir ihn noch nennen wollen, um Irrungen zu vermeiden) geſtalteten ſich jetzt ganz anders. Es wurde ihm, als Freunde Doctor Parkinſons, Alles, was früher an ihm auffallend erſchienen war, vergeben und vergeſſen; allenthalben wurde er mit Aufmerkſamkeit und an manchen Orten mit Freundlichkeit aufgenommen; unter den letzteren war das Schloß und das Pfarrhaus. Es iſt nicht anzunehmen, daß Lady Godfrey dem Gerücht, zu welchem er Veranlaſſung gegeben hatte, je Glauben geſchenkt habe; doch da er ein Fremder war und es auch bleiben zu wollen ſchien, ſo hatte ſie keinen Grund, ſich um ihn zu kümmern; aber nachdem er ihr als Freund des Doctors vorgeſtellt worden war, dehnte ſie ihre Gaſtfreundlichkeit ſogleich auf ihn aus. Daſſelbe galt von Herrn Warren, deſſen vertrauter Freund Arlington in kurzer Zeit wurde.

Aber es gab noch andere Leute in Aſhdale, welche, wie ſie früher in ihrem Widerwillen gegen Arlington keine Grenze kannten, ſo jetzt mehr als gewöhnliche Freundlichkeit gegen ihn beobachteten. Herr Richards, ehedem der Vorderſte unter ſeinen Feinden, war ſo ganz wie vom Donner gerührt, als er erfuhr, der Verdächtigte ſey weder wahnſinnig, noch ein Katholik, daß er, um den Ruf ſeines Scharſſinns ſich zu wahren, zu einer Lüge ſeine Zuflucht nahm und geradezu behauptete, das Gerücht, deſſen Urheber er war, ſey eine bloße Grille von ihm geweſen, indem er habe den Verſuch machen wollen, in wie weit ſeine Nachbarn ſich einen blauen Nebel vormachen ließen. Zum Belege für dieſe Behauptung führte er ſein Benehmen gegen Arlington an, gegen welchen er ſeit ſeiner Einführung in dem Schloſſe äußerſt dienſtfertig ſich bewieſen hatte. Seine Lüge fand bei einigen Wenigen Glauben; aber der Unglaubigen gab es mehr, und ſogar von denjenigen, welche die monſtröſe Pille, die er ihnen darbot, gutmüthig verſchluckten, wußten ihm ſehr Wenige Dank für dieſe Täuſchung.

Die gutmüthige und offenherzige Frau Tims beſonders fühlte ſich ſo ſehr gekränkt, daß ſie überall ihre Klagen ertönen ließ, nur nicht in Gegenwart ihres Beleidigers, wiewohl ſie ſogar dieſem zu verſtehen gab, daß ſie ihrerſeits der Anſicht ſey, eine Grille, wie er ſich ausdrücke, die nur dazu diene, ſeine Nachbarn zum Beſten zu haben, wäre beſſer unterblieben, wenn ſie denjenigen auch nicht wehe thue, für welche ſie nicht berechnet geweſen ſey.

Ob Herr Richards die Erklärung, welche ſie ihm hier machte, verſtand, iſt gleichgültig, jedenfalls war der Gedanke für das Gewiſſen von Frau Tims beruhigend, daß ſie „ihm ins Geſicht geſagt habe, was ſie von ſeinem Weſen und Treiben halte", und wo ſie ſich ungezwungener ausſprechen durfte, da ließ ſie ihren Empfindungen freien Lauf.

Die erſte Perſon, die ſich ihrer erbaulichen Vorträge zu erfreuen hatte, war, wie gewöhnlich, Frau Parkinſon und wurde dießmal beſonders deßwegen hiezu auserſehen, weil auch ſie der Rednerin Grund zur Beſchwerde gegeben hatte. Frau Tims konnte es nur unnachbarlich finden, daß dieſelbe damals, als ſie von der Sache ſprach, ihr nicht mitgetheilt hatte, daß der fremde Herr ein Freund ihres Hauſes ſey, wodurch die Debatte auf einmal niedergeſchlagen worden wäre; ſtatt deſſen war dieſelbe ſtill, wie eine Maus, verſetzte ſie in die ſchwierigſte Lage von der

Welt und ließ ſie ſo gemein, wie ein Milchmädchen, erſcheinen.

Frau Parkinſon fand es etwas ſchwierig, auf dieſen 'Vorwurf zu antworten. Das Verſprechen, welches ſie Arlington gegeben hatte, hielt ſie von der Erklärung ab, ſie habe damals noch nichts davon gewußt, daß er ein Freund ihres Hauſes ſey; daher ſah ſie ſich genöthigt, ihre Anklägerin mit allgemeinen Bemerkungen zu beſchwichtigen, die ſie mit der Aeuſſerung ſchloß, daß Arlington, da er nichts von ihren früheren Geſinnungen gegen ihn gewußt habe, ſich nur über ihr jetziges freundliches Benehmen gegen ihn freuen könne.

Allein das Bewußtſeyn, das Frau Tims hatte, wenigſtens ihrer eigenen Anſicht nach, ihm Unrecht gethan zu haben, trieb ſie nicht bloß an, ihn beinahe mit Gefälligkeiten zu erdrücken, ſondern man hatte ſogar Mühe, ſie zurückzuhalten, daß ſie ihn nicht geradezu um Entſchuldigung bat. Frau Parkinſon hielt die gute Frau von dieſem Vorhaben nicht ſowohl um ihrer ſelbſt willen ab, als auch, damit Arlington den Urheber dieſes Gerüchts über ihn nicht kennen lerne, gegen den er, wie ſie wohl wußte, ohnehin ſchon eingenommen war.

Um dieſe Zeit geſchah es, daß ſich unſern beiden Freundinnen, Phöbe und Helene, eine Gelegenheit darbot, die Verſchiedenheit ihrer Charaktere noch mehr ans Licht treten zu laſſen, als bisher.

Das Scharlachfieber brach in Aſhdale aus und wüthete mit ſolcher Heftigkeit, daß trotz Helenens dringenden Bitten, es möchte ihr geſtattet werden, nach Hauſe zu gehen, um ihrer Mutter in der Verpflegung eines ihrer Geſchwiſter beizuſtehen, das von der Krankheit befallen worden war, alle ihre Freundinnen darauf drangen, ſie ſollte im Schloſſe bleiben. Ein paar Tage ſpäter erhielt Lady Godfrey von ihrem Agenten in der Stadt einen Brief wegen einer Angelegenheit, die ihre Gegenwart daſelbſt erheiſchte, und die beiden Mädchen waren nicht wenig erſtaunt, als ſie dieſelbe am andern Morgen bei ihrem Eintritte in das Wohnzimmer reiſefertig ſahen. Nachdem ſie ihnen kurz erklärt, daß ſie eine gewiſſe Angelegenheit nach London rufe, und bemerkt hatte, daß ſie dieſe Nothwendigkeit beſonders deßhalb bedaure, weil ſie während ihrer Abweſenheit nicht nach Hauſe zurückkehren könnten, fügte ſie noch hinzu: „Es iſt indeſſen eine Gelegenheit, Ihr Benehmen zu erproben, und ich glaube, annehmen zu dürfen, daß Sie mir keinen Grund zur Klage geben werden.“ Wenige Stunden darauf war ſie unterwegs, und ihre Geſellſchafterinnen blieben ſich ſelbſt überlaſſen im Schloſſe zurück.

Drei Tage nach der Abreiſe Lady Godfrey's kam ein Zauberkünſtler in der früher erwähnten Stadt F. an, um daſelbſt Proben ſeiner Kunſt abzulegen, und es wurden nach der bei dieſen Leuten üblichen Sitte Zettel, die ſeine Vorſtellung ankündigten, in der Nachbarſchaft ausgetheilt, wobei natürlich das Schloß nicht übergangen ward.

„Wahrhaftig!“ ſagte Phöbe, nachdem ſie eine lange Reihe von ſcheinbar unausführbaren Kunſtſtücken durchleſen hatte, „ich möchte ſehr gerne hingehen.“

„Das möchte ich auch,“ entgegnete Helene; „aber da wir nicht ſagen können, ob es Lady Godfrey billigen würde, ſo denke ich, wird es beſſer ſeyn, wir gehen nicht; überdieß wüßte ich nicht, wer uns begleiten ſollte.“

„Können wir denn nicht allein gehen?“ fragte Phöbe.

„Daran möchte ich nicht denken,“ erwiederte die Andere; „Lady Godfrey — Jedermann wird uns tadeln.“

„Es iſt oft das Klügſte,“ ſagte Phöbe, einen vertraulichen Ton annehmend, „wenn wir uns eine Einwendung gegen unſere Neigungen als möglich denken, ohne Vorwiſſen der unſer Benehmen leitenden Perſonen zu handeln, weil dann, wenn unſer Thun mißbilligt wird, es nur einem Mangel an Ueberlegung und keinem offenbaren Ungehorſam zugeſchrieben werden kann: ſo können wir unſere Neigungen befriedigen und zugleich dem Tadel entgehen."

„Ich ſollte meinen, Du kenneſt mich lange genug, Phöbe, um verſichert zu ſeyn, daß nichts mich bewegen kann, ſolchen Motiven zu folgen," ſagte Helene, glühend vor Unwillen.

„Du brauchſt nicht ſo böſe zu werden," erwiederte Phöbe, „ich liebe das Verhehlen ebenſo wenig, als Du, wenn es vermieden werden kann. Aber in dieſem Falle bleibt uns nur die Wahl, entweder ohne Lady Godfrey's Vorwiſſen zu gehen oder gar nicht."

„Dann bin ich für meinen Theil ſogleich entſchloſſen, nicht zu gehen," ſagte Helene.

„Es iſt leicht, ſich zu irgend etwas zu entſchließen, wenn man keine Neigung zu etwas Anderem hat," ſagte die liſtige Phöbe.

„Es thut mir leid," bemerkte ihre Freundin ſanft, „daß Du nicht glauben kannſt, ich handle aus Grundſatz ſo."

„Aber, zugegeben auch, daß es Grundſatz bei Dir iſt, Helene, ſo hat eine Andere keinen Grund, ſich vom Gehen abhalten zu laſſen, welche die Richtigkeit eines ſolchen Grundſatzes nicht anerkennt.“

„Aber erkennſt Du denn ſeine Richtigkeit nicht an?“

„Nein, gewiß nicht. Wenn Lady Godfrey von der Ankunft dieſes Mannes erfahren und uns die Verpflichtung auferlegt hätte, nicht zu gehen, dann würde ich, ich verſichere Dir, nicht daran gedacht haben; aber da es ſicherlich kein Verbrechen iſt, die Kunſtſtücke mitanzuſehen — obgleich ich aus Klugheit die Sache geheim hielte, für den Fall, daß ſie ungehalten darüber würde — ſo kann ich nicht einſehen, warum wir uns das Vergnügen, welches eine ſolche Vorſtellung uns gewähren könnte, verſagen ſollten. Wäre es nicht ſehr ärgerlich, wenn ſie bei ihrer Rückkehr ſagen würde: „Nun, liebe Kinder, warum ginget ihr nicht hin? Ich hätte nichts Unſchickliches daran gefunden.““

„Da indeß der einzige Umſtand, daß wir allein gehen müſſen, nach meiner Anſicht einen hinreichenden Beweis für die Unſchicklichkeit eines ſolchen Benehmens gibt, ſo kann ich bloß ſo viel ſagen, daß, wenn Du Dich zu gehen entſchließen kannſt, Du mich entſchuldigen mußt, wenn ich Dich nicht begleite.“

„Phöbe, welche ſehr wohl wußte, daß es nach einer ſolchen Erklärung von Seiten Helenens fruchtlos ſey, ihren Entſchluß wankend zu machen, dachte jetzt nur noch auf ihre Sicherheit bei ihrem Unternehmen. „Aber wenn ich gehen ſollte, liebe Helene,“ ſagte ſie in einem ſchmeichelnden Tone, „wirſt Du Niemanden etwas davon ſagen?“

„Du darfſt Dich auf meine Verſchwiegenheit verlaſſen; aber ich wünſchte, Phöbe, Du möchteſt jeden Gedanken an ein ſolches Unternehmen aufgeben. Wie willſt Du in der Nacht allein zurückkehren? Denn die Vorſtellung beginnt nicht vor ſechs Uhr, und Du wirſt in der Finſterniß zu gehen haben.“

„O, ſey deßhalb unbekümmert,“ erwiederte Phöbe gleichgültig, „ich werde für mich zu ſorgen wiſſen, ſo daß Du keine üblen Folgen für mich zu befürchten haſt. Aber ſieh her! wie ärgerlich das iſt!“ Sie leerte ihre Börſe aus und fuhr fort: „Sieh, wie viel mir noch zu den drei Schillingen fehlt, die der Mann zu fordern die Gewogenheit hat.“

Es war bemerkenswerth, daß Phöbe, wiewohl weit reichlicher mit Geld von Hauſe verſehen, als ihre Freundin, ſelten, bei irgend einem unerwarteten Bedürfniſſe, ſo viel beſaß, als hinreichend war. Helene wurde gelehrt, daß Sparſamkeit eine ihrem Stande geziemende Eigenſchaft ſey, welche hintanzuſetzen einen Mangel an Grundſätzen verriethe, Phöbe dagegen, daß großer Aufwand das ſicherſte Mittel ſey, ſich in den Augen der Welt wichtig zu machen.

Phöbe wandte ſich in ihrer Noth an Helenen, ohne an ihrem Beiſtande zu zweifeln; allein ſie täuſchte ſich — Helene hatte gar nichts. „Gibt es etwas Aergerlicheres, als dieß!“ rief ſie ungeduldig, als ob Helene deßhalb zu tadeln wäre, weil ſie ihr nicht aushelfen konnte; „Du darfſt Dir wirklich ein Verdienſt daraus machen, zu Hauſe zu bleiben, Helene!“

Aber Helene war zu ſehr an die ſatyriſchen und oft bösartigen Bemerkungen ihrer Freundin gewöhnt, als daß ſie dadurch ſich hätte aus der Faſſung bringen laſſen. „Wenn Du noch einigermaßen Vertrauen in mein Wort ſetzſt,“ ſagte ſie, „ſo wirſt Du glauben, daß ich, als vom Fortgehen die Rede war, gar nicht an dieſen Punkt dachte, — aber komm, Phöbe, da es uns nun Beiden nicht möglich iſt, zu gehen, ſo laß uns jetzt eine Beſchäftigung vornehmen und nicht mehr daran denken.“

Phöbe ſetzte ſich an ihre Arbeit und ließ ſich von Helenen vorleſen, widmete ihr aber keine Aufmerkſamkeit, — ihre Gedanken waren mit der Entwerfung eines Plans zur Ausführung ihres Wunſches, den Zauberkünſtler zu ſehen, beſchäftigt.

Am folgenden Tage, an welchem die Vorſtellung ſtattfinden ſollte, trat Phöbe, die eine Zeit lang nach dem Frühſtücke abweſend geweſen war, in das Zimmer, wo Helene an der Arbeit ſaß, mit einer ſo auffallend heiteren Miene, daß die Letztere fragte, was ihr ſo Freudiges begegnet ſey.

„Ich habe Alles ganz nach Wunſch einzurichten gewußt,“ erwiederte ſie; „aber ich fürchte mich beinahe, Dir zu ſagen, auf welche Art.“

„Ich bin keine ſo ſtrenge Richterin,“ ſagte Helene lächelnd, „daß Du Dich ſo ſehr vor mir zu ſcheuen brauchteſt.“

„Ach, meine Liebe, das meinte ich gerade nicht; aber ſieh!“ ſagte ſie, indem ſie fünf Schillinge auf den Tiſch legte, „ich habe das Geld bekommen, welches mir noch fehlte, und durch Deine Mittel.“

„Durch meine,“ rief Helene erſtaunt, „ich verſtehe nicht, wie das ſeyn kann.“

„Die Sache verhält ſich ſo — aber verſprich mir, daß Du nicht böſe werden willſt.“ Helene zögerte mit dem verlangten Verſprechen. — „O, ich verſichere Dir, es iſt nichts von Bedeutung,“ ſetzte Phöbe hinzu, um ſie zu demſelben zu ermuntern.

„Nun denn, ſo verſpreche ich es Dir.“

„Gut! Die Sache verhält ſich ſo: ich habe keine Zeit gefunden, mich an meine Mutter zu wenden, und hätte es auch nicht wohl wagen dürfen; bei der Bekannten, die mir dieß lieh, habe ich ſo oft ſchon Geld entlehnt, daß ich mich ſchämte, für meine Perſon ſie darum anzugehen, ſo erlaubte ich mir denn — weil ich wußte, daß Du ein ſo gutes Mädchen biſt, und — und, daß es am Ende nichts zu bedeuten habe — ich wagte es, mir die Freiheit zu nehmen, — in Deinem Namen es zu entlehnen."

Der Unwille und das Erſtaunen Helenens über dieſe Mittheilung war ungemein; das Blut ſtieg ihr in den Kopf, und ſie wußte ſich kaum zu faſſen; aber ſie bemeiſterte ſich doch in ſo weit, daß ſie fragte, wen Phöbe zu ihrer Gläubigerin gemacht habe. Die Antwort war keineswegs geeignet, ihren Unwillen zu beſänftigen. „Du haſt keinen Grund, ſo ungehalten zu ſeyn, Helene, es iſt nur Kitty, das Hausmädchen."

„Nur Kitty!" wiederholte Helene mit großem Nachdruck. „Hätteſt Du das Geld zu etwas Nothwendigem oder zu einem wohlthätigen Zwecke bedurft, ſo wäre es nicht entehrend geweſen, wenn Du es von einer Magd entlehnt hätteſt. Aber, um Dich zu überzeugen, daß ich mich keineswegs durch dieſen Gebrauch, den Du Dir von meinem Namen zu machen erlaubteſt, geſchmeichelt fühle, will ich ſogleich gehen und Deiner Freundin Kitty ihren Irrthum benehmen."

In dieſen Worten gab ſich größere Leidenſchaftlichkeit kund, als Phöbe je an Helenen bemerkt zu haben ſich erinnerte, und beunruhigt über die Folgen des Sturms, den ſie erregt hatte, nahm ſie, um Helenen zu einer Aenderung ihres Entſchluſſes zu vermögen, ihre Zuflucht zu Thränen. „Ich kann Dich nicht hindern, Helene,“ ſagte ſie, „zu thun, was Du für gut findeſt; aber ich möchte Dich nur darum inſtändig bitten, daß Du, ehe Du gehſt, noch bedenken möchteſt, wie ſehr Du mich in den Augen der ganzen Dienerſchaft bloßſtellen würdeſt.“

Helene ſetzte ſich wieder — die Zornesröthe in ihrem Geſichte verſchwand allmälig, und ſie erwiederte mit großer Kaltblütigkeit: „Wenn die Sache, wie Du ſagſt, von ſo geringer Bedeutung iſt, ſo kann ich nicht einſehen, daß ich Dir Unrecht thäte, wenn ich erklärte, daß ich nichts damit zu ſchaffen haben wolle.“

„Unter uns ſelbſt freilich nicht, Helene, weil meine Mutter, ſobald ich ſie ſehe, mir mehr als genug gibt, um das Entlehnte heimzuzahlen; aber vor den Dienſtboten im Schloſſe als Lügnerin dargeſtellt zu werden — o Helene, urtheile ſelbſt, ob ich das ertragen könnte! und Lady Godfrey würde mich noch dazu auf immer verachten. Sage alſo nichts von der Sache, ich bitte Dich, und ich verſpreche Dir feierlichſt, daß ich ſo etwas nicht wieder thun will. Gewiß, wenn ich gedacht hätte, daß Du ſo ungehalten darüber ſeyn würdeſt .... " Thränen ergänzten das Fehlende.

„Beruhige Dich," ſagte Helene, deren verſöhnliches Gemüth ſich jetzt ganz gefaßt hatte, „Du mußt das Geld auf der Stelle zurückzahlen — und da Du ſagteſt, Du habeſt es für mich entlehnt, ſo gib es mir, und ich will mir den Schein von Inconſequenz gefallen laſſen und es ſogleich zurückgeben."

Dieß paßte jedoch keineswegs in Phöbe's Plane; ſie hatte ſich vorgenommen, nach F. zu gehen, und jedes Hinderniß, das ſich ihrem Vorhaben in den Weg ſtellte, diente nur dazu, ſie darin zu beſtärken.

„Denke nur, meine Liebe, wie lächerlich das erſchiene; überdieß, da ich mir ſo viele Mühe mit meinem Plane gab, bitte ich Dich, mir nicht den Genuß des kleinen Vergnügens zu rauben."

Helenen mangelte es an Entſchloſſenheit, und ſo ließ ſie ihrer Freundin ihren Willen.

Als die Zeit ſich näherte, wo Phöbe gehen ſollte, bemerkte Helene, daß ſie unruhig und verdrießlich war, und in der Meinung, dieſelbe bereue ihr Vorhaben und ſcheue ſich nur, es zu äußern, beſchloß ſie, ihr eine ſchickliche Gelegenheit zu dem Letzteren darzubieten.

„Noch einmal, Phöbe," ſagte ſie, nachdem dieſelbe ihre Handſchuhe zum vierten Male wieder ausgezogen hatte, „noch einmal laß mich Dich auffordern, da zu bleiben.“ Die arme Helene hatte dadurch zwar eine günſtige Gelegenheit herbeigeführt — aber nicht für den Zweck, welchen ſie vor Augen hatte, ſondern für einen, der ihr noch ernſtliche Unannehmlichkeiten verurſachen ſollte.

„Du ſiehſt, daß ich zögere fortzugehen,“ ſagte Phöbe; „aber Du irrſt Dich in der Urſache hievon. Du weißt, liebe Helene, ich wünſchte, Lady Godfrey möchte nichts davon erfahren, daß ich gegangen bin — willſt Du mir noch einen Gefallen thun?“

„Du haſt mich ſchon in eine größere Widerwärtigkeit verwickelt, als mir lieb iſt,“ erwiederte Helene; „aber weil es das erſte und hoffentlich auch das letzte Mal iſt, daß ich Dir bei einem Plane dieſer Art behülflich bin, will ich Deiner Bitte willfahren, vorausgeſetzt, daß Du nichts Unbilliges verlangſt.“

„Es iſt nichts weiter, als daß Du in unſerem Zimmer ſitzen bleiben möchteſt, bis ich zurückkomme, damit die Dienſtboten mich nicht vermiſſen.“

Helene verſprach es, und ihre liſtige Freundin ſchlich ſich ſogleich durch einen Nebenweg im Garten davon. Phöbe hatte jene Vorſichtsmaßregel getroffen, damit man im Falle, daß die Abweſenheit Einer von ihnen entdeckt würde, nicht wüßte, welche von Beiden es ſey.

Helene nahm, ohne etwas zu argwöhnen, ihren Poſten mit ſehr gemiſchten Gefühlen ein. Die Mitſchuldige eines ſolchen Unternehmens zu ſeyn, war ihr im höchſten Grade zuwider; aber der Wunſch, Phöben vor dem Mißfallen ihrer Gönnerin zu bewahren, veranlaßte ſie, Alles anzuwenden, um die Sache vor der Letzteren geheim zu halten. Sie hätte aber bedenken ſollen, wie gefährlich es iſt, zwei Herren dienen zu wollen.

Phöbe nahm es nicht ſo leicht, wie ſie ſich geſtellt hatte, bei Nacht allein nach Hauſe zurückzukehren. Sie beſchloß daher, in der Hütte eines alten Mannes, Namens Anton, der für ihren Vater gewöhnlich arbeitete, einzukehren, um ihn aufzufordern, daß er ſie irgendwo erwarte, um ſie nach Hauſe zu begleiten.

Als ſie ſich der Hütte näherte, ſah ſie, daß der alte Mann eben im Begriff war, dieſelbe zu verlaſſen. „Guten Abend, Anton,“ ſagte ſie, „wohin gehet Ihr heute Abend?“

„Ich gehe ſo eben nach F., um nach Hafer zu ſehen,“ erwiederte Anton.

„Ich gehe in die Nachbarſchaft von F.,“ ſagte Phöbe, „und da es ſpät werden wird, bis ich zurückkehren kann, ſo wünſchte ich, Ihr würdet auf mich warten und mit mir nach Hauſe gehen."

„Ganz gut, mein Fräulein; aber wo ſoll ich Sie finden?"

„Das," ſagte Phöbe mit einiger Verlegenheit, „kann ich kaum ſagen. Wo werdet Ihr ſeyn?"

„Sehr wahrſcheinlich werde ich eine Weile bei meiner Nanny bleiben; das iſt meine Schweſter, Fräulein."

„Nun gut, wenn Ihr dort bleibet, bis ich Euch abhole, ſo wird ſich Alles ſehr gut machen laſſen. Ich weiß, wo Eure Schweſter wohnt; ſo bleibet alſo gewiß dort, Anton, und laßt es nicht an Euch fehlen."

„Nein, gewiß nicht," ſagte der Alte, und Phöbe, froh, ihren Cavalier gefunden zu haben, verabſchiedete ſich von ihm und ging auf einem anderen Wege nach der Stadt.

In der Abſicht, dem Schauſpiele in F. wo möglich incognito beizuwohnen, drückte ſie ihren Hut tief ins Geſicht und ließ einen dicken Mouſſelineſchleier über dieſes herabfallen, ehe ſie den für die Vorſtellung beſtimmten Saal betrat. Viele Perſonen waren bereits anweſend, ſo daß ſie beinahe in die Mitte des Saales zu ſitzen kam, — ein Umſtand, über den ſich zu freuen ſie bald Grund haben ſollte.

Sie war etwa eine halbe Stunde, zwiſchen Leuten aus der niedrigeren Volksklaſſe von F. eingezwängt, dageſeſſen, als ſie in ihrer bisherigen Ruhe dadurch nicht wenig geſtört wurde, daß ſie Frau Tims ſammt Familie eintreten ſah. Das Blut ſchien ihr in den Adern zu erſtarren, als ſie bemerkte, wie die geſchäftige Frau, unbekannt mit den Regeln des Anſtandes und ohne beleidigen zu wollen, die Geſellſchaft mit ſolchen forſchenden Blicken muſterte, daß beinahe Niemand von ihrer Bekanntſchaft ihrer Beobachtung entgehen konnte, während ſie mit dem Zeigefinger auf die Stelle wies, wo ſie eine Entdeckung gemacht hatte, um ihren Töchtern dieſelbe mitzutheilen. Es ließ ſich nicht erwarten, daß eine ihr ſo wohlbekannte Perſon, wie Phöbe, lange unbemerkt bleiben würde, und dieſe nahm zu ihrem großen Schrecken das vertrauliche Nicken und Lächeln wahr, womit Frau Tims ſie in Abdale zu begrüßen pflegte. Nichts blieb nun Phöben übrig, als ſich völlig fremd gegen dieſelbe anzuſtelen. Hätte ſie es mit einer etwas gebildeteren Perſon zu thun gehabt, ſo hätte ſie ſich mit einer förmlichen abſtoßenden Verbeugung geholfen, wodurch man oft ſeine Unbekanntſchaft mit Jemanden zu erkennen gibt; aber ſie wußte wohl, daß dieß bei Frau Tims nichts fruchte, welche, mit der Sprache der Verbeugungen unbekannt, eine jede als ein Zeichen, daß ſie erkannt worden ſey, betrachtete. Sie vermied daher zu großem Erſtaunen von Frau Tims ſorgfältig, ihren Gruß auch nur durch einen Blick zu erwiedern, und da es glücklicherweiſe derſelben nicht möglich war, mit ihr zu ſprechen, ſo blieb Frau Tims nichts übrig, als ſie den ganzen Abend ſcharf zu beobachten, was ſie denn auch zu Phöbe's unbeſchreiblichem Verdruſſe that.

Dieß war jedoch nicht Alles, was Phöbe zu leiden hatte. Alles Vergnügen, das ihr hätte zu Theil werden mögen, wurde ihr beinahe völlig durch ihre Zerſtreuung benommen. Die möglichen Folgen davon, daß ſie von Frau Tims geſehen worden war, gingen ihr immer wieder durch den Sinn; der Zwang, den ſie ſich anthun mußte, um ihre liſtige Rolle durchzuführen, brachte ſie in keine geringe Verlegenheit; während noch dazu der Platz, an welchem ſie ſaß, für ſie äußerſt unangenehm war. Auf der einen Seite von ihr ſaß ein ſtämmiger Gewerbsmann, deſſen ſchmutzige Hautfarbe und der ſtarke Oelgeruch, der von ſeinen Kleidern ausging, einen Grobſchmid in ihm erkennen ließ; auf der andern befand ſich ein junger Mann, der eben erſt hinter dem Ladentiſch eines Leinwandhändlers hervorgekommen zu ſeyn ſchien; vor ihr ſaß der Freund und College des Grobſchmids, und die

Plätze hinter ihr nahm ein Weib von gemeinem Ausſehen mit ihren Kindern ein. Die verſchiedenen Töne und Begrüßungen, welche dieſe würdige Umgebung hören ließ, waren ein eigentliches Fegefeuer für die unglückliche Phöbe.

„Ich ſage, Jungfer,“ meinte der Grobſchmid zu ihrer Rechten, „'s iſt ein ungewöhnlich geſchickter Mann, dieſer Purſche da,“ und als Phöbe ihn keiner Antwort würdigte, begleitete er ſeine nächſte Aeußerung mit einem Stoß des Ellbogens, der hinreichte, Aufmerkſamkeit zu gebieten. „Ich ſage, Jungfer, er iſt ein kluger Kopf — nicht wahr?“

„Er verſteht ſein Handwerk, wie ich ſehe,“ erwiederte Phöbe ſtolz, um, wie ſie ſich einbildete, ihn zum Schweigen zu bringen. Aber zu ihrem großen Verdruſſe winkte er ſeinem Genoſſen und begann ziemlich laut aus einem altmodiſchen Liede folgende Strophe zu ſingen: „Aber ach! und weh! ſie war ſtumm, ſtumm, ſtumm.“ Ueber dieſen bewundernswürdigen Spaß brachen Beide in ein rohes, lautes Gelächter aus, welches das jetzt heftig erbitterte Mädchen kaum zu ertragen fähig war; außerdem hatte ſie noch mit andern Widerwärtigkeiten zu kämpfen, die ſie vollends aus der Faſſung brachten.

Das gute Weib hinter ihr, das einen ganzen

Trupp kleiner Kinder mit ſich gebracht hatte, welche trotzdem, daß ſie auf die Bank ſich ſtellten, nicht über die Köpfe der vor ihnen Sitzenden hinausſehen konnten, plagte fortwährend Alle vor ihr, ihren Kindern doch Platz zu machen, damit ſie etwas ſähen, und natürlich kam die Reihe auch an Phöbe.

„Vielleicht wären Sie ſo gut, Jungfer, und ſäßen ein wenig ſchief hin, damit meine Kleine zwiſchen Ihnen und dieſem Herrn durchſehen kann.“

Phöbe that es und zwar um ſo bereitwilliger, als ſie dadurch einen Vorwand bekam, dem Grobſchmid den Rücken zu kehren. Aber der Friede war von keiner langen Dauer. Wiewohl ſie ſo ſitzen blieb, bis ſie beinahe Krämpfe bekommen hätte, ſo ſicherte dieß ſie doch nicht vor fernerer Beläſtigung.

„Es thut mir leid, Jungfer, daß ich Ihnen ſo läſtig fallen muß; aber ich würde es als eine beſondere Gefälligkeit anſehen, wenn Sie meine kleine Peggy auf ihren Schooß ſitzen ließen; Sie ſehen, daß ſie ſo klein iſt und nichts von dem Spaſſe ſehen kann, und ich verſichere Sie, mein Kind wird Ihnen nicht beſchwerlich fallen.“

„Verzeiht mir,“ ſagte Phöbe in keinem ſehr freundlichen Tone, und laßt mich Euch verſichern, daß ich nicht die Gefälligkeit habe, fremde Kinder auf meinen Schooß zu nehmen.“

„Dann iſt die Jungfer vielleicht ſo gut, ihren Hut abzunehmen — ſolche hohe Hüte ſind äußerſt hinderlich für die, welche hinten ſitzen.“

„Ihr müßt mich entſchuldigen, Frau,“ erwiederte Phöbe, welche nichts in der Welt in ihrer gegenwärtigen Lage zu einer ſolchen Bloßſtellung vermocht haben würde.

„Ich für meinen Theil,“ rief die beleidigte Dame in einem ziemlich trotzigen Tone, „ſchicke mich in die Leute, wenn ich öffentliche Beluſtigungen beſuche.“ Aber Phöbe war gegen ſie taub, wie vorher gegen Frau Tims blind; denn in dieſem Augenblicke war ein Angriff von einer andern Seite her gegen ſie geſchehen.

Der geputzte junge Mann, der bis daher ſchweigend neben ihr geſeſſen war, redete ſie jetzt an; wahrſcheinlich wußte er aber beſſer als ſeine Nachbarn den Stand, dem ſie angehörte, aus ihrem Aeußeren und Betragen abzunehmen; denn ſeine Sprache war ehrerbietiger, wiewohl ziemlich zuverſichtlich, ohne Zweifel, weil er ſie von einer ſolchen Geſellſchaft umgeben ſah.

„Ich fürchte, Fräulein,“ begann er, „Sie werden außerordentlich von dieſen Leuten incommodirt, und wirklich, ich muß ſagen, es iſt etwas ſehr Widerwärtiges, mit ſolchen gemeinen Perſonen an Vergnügungsörtern zuſammenzutreffen; man kann keine Freude an irgend etwas haben, wo ſie hinkommen. Und ohne Zweifel ſind Sie meiner Anſicht, Fräulein."

„Gewiß, Herr," erwiederte Phöbe in ſehr vornehmem Tone, „ſehe ich mich genöthigt, dieſen Abend Ihrer Anſicht beizupflichten; denn ich habe von allen Seiten nichts als Unverſchämtheiten erfahren."

Unwiſſenheit und Einbildung halten beſſer die Probe aus, als ein Panzer, und da Beides in dieſem Adonis vereint war, ſo fühlte er ſich durch ihre Zuſtimmung geſchmeichelt, ohne den Stachel ihrer Rede zu empfinden.

„In der That, Fräulein," ſagte er, „ich war überzeugt, daß Sie denken würden, wie ich, und das muß auch jeder fühlende Menſch. Erlauben Sie mir, Fräulein, Ihnen dieſen Apfel anzubieten — er wird Ihnen gute Dienſte thun in dieſer Hitze, indem er Ihren Mund kühlt."

„Indem er was?" rief Phöbe mit einem Blicke und Tone, die den beinahe verſteinerten Stutzer für die ganze übrige Zeit zum Schweigen brachten.

Es läßt ſich leicht denken, daß es Phöben nicht leid that, das Ende der Vorſtellung ankündigen zu hören. Sie ſtand auf, um ſo bald als möglich ſich zu entfernen; aber ſich der Gefahr erinnernd, die hieraus entſpringen könnte, ſetzte ſie ſich wieder nieder, um das Verſchwinden der Frau Tims nebſt Familie abzuwarten, worauf ſie eiligſt auf die Saalthüre zuging. Aber hier wartete ihrer ein neues und unabwendbares Mißgeſchick in der Beharrlichkeit und Entſchiedenheit Herrn Arlingtons. Dieſer befand ſich zufällig in F. und war, als er ſie ohne Begleitung die Vorſtellung beſuchen ſah, betroffen und bedachte, wie unſchicklich es ſey, wenn ſie allein nach Hauſe ginge. Es war ſchwierig für ihn, da die beiden Mädchen oft gleich gekleidet waren, zu unterſcheiden, welche von Beiden es ſey, und er glaubte wirklich, es ſey eher Helene; indeß beſchloß er, jedenfalls das Ende der Vorſtellung abzuwarten und ſie nach Hauſe zu begleiten. Es war daher für Phöben, ſelbſt wenn ſie von ſeiner Gegenwart etwas gewußt hätte, unmöglich, ihm zu entkommen; denn er hielt es für eine Pflicht der Freundſchaft, jeder üblen Folge, die ihre Unklugheit nach ſich ziehen könnte, vorzubeugen, und mit dieſem Entſchluſſe hatte er ſich an die Thüre, durch die Jedermann hinein- und herausgehen mußte, da ſie die einzige war, geſtellt, geduldig ihr Erſcheinen abwartend.

Er war froh, zu entdecken, daß es wenigſtens nicht Helene war; deſſen ungeachtet war er geneigt, ſeinen Freundſchaftsdienſt auf Phöben auszudehnen, und bat ſich von ihr ohne weitere Bemerkungen oder Fragen die Erlaubniß aus, ſie nach Hauſe begleiten zu dürfen. Phöbe entgegnete ihm, es warte Jemand auf ſie in der Stadt, um mit ihr nach Hauſe zu gehen. Aber ihr ungebetener Beſchützer wollte ſie nicht aus den Augen laſſen, und ſie mußte ihm erlauben, ſie zu begleiten, um den alten Anton abzuholen.

Arlington trennte ſich von ihr bei einem geheimen Pförtchen, zu dem ſie den Schlüſſel eingeſteckt hatte, und ſie erreichte bald ihr Zimmer, wo Helene ängſtlich ihrer Rückkehr harrte.

„Ich bin froh, daß Du kommſt,“ rief ſie, als Phöbe eintrat, „die Zeit fing mir an, ſehr lang zu werden; es iſt eilf Uhr vorüber — aber, liebe Phöbe, wie bleich Du ausſiehſt! iſt Dir nicht wohl?“

„O ja, ganz wohl,“ ſagte Phöbe, bemüht, ſich zu ſammeln, „aber es war ſo heiß in dem Saale; ich bin auf dem Heimwege ſchnell gegangen und bin jetzt ganz ermüdet, wir wollen deßhalb, wenn es Dir lieb iſt, ſogleich zu Bette gehen.“

So begaben ſie ſich zur Ruhe, und Helene ſchlief ſanft, während Phöbe kein Auge ſchloß. Ihr Geheimniß war im Beſitz eines Mannes, der keinen Grund hatte, es bei ſich zu behalten. Die Tims fürchtete ſie nicht; denn dieſer konnte ſie ins Geſicht widerſprechen; aber Arlington zu entrinnen, dazu war kein Schimmer von Hoffnung vorhanden. Was ſollte ſie anfangen? — Er war der Hausfreund der Parkinſon'ſchen Familie, vielleicht daß eine Bitte Helenens etwas über ihn vermöchte. Jedenfalls war es des Verſuchs werth, und noch ehe ihre getäuſchte Freundin ihr Lager verließ, war die ſchlafloſe Phöbe aufgeſtanden und hatte ein Billet folgenden Inhalts an Arlington abgefaßt:

Geehrteſter Herr!

Da ich höre, daß Sie meine Freundin, Fräulein Richards, geſtern Nacht von F. nach Hauſe begleitet haben, ſo möchte ich Sie um die Gefälligkeit bitten, den Vorfall zu verſchweigen, weil wir fürchten, Lady Godfrey möchte darüber ungehalten ſeyn, wenn derſelbe ihr zu Ohren käme. Ich bin

mit aller Achtung
Ihre aufrichtige Freundin
Helene Parkinſon.

Im Laufe des Morgens kam ein Dienſtbote von ihrer Mutter wegen einer kleinen häuslichen Angelegenheit und brachte ihr auch einen Geldzuſchuß, der, wenn er den Tag vorher angelangt wäre, Phöben viel Verlegenheit erſpart hätte. Durch dieſe vertraute Perſon ſandte ſie das Billet an Arlington, mit der Weiſung, es ihm eigenhändig zu übergeben und auf eine Antwort zu warten; den Abend darauf erhielt ſie ein Billet folgenden Inhalts:

Liebe Freundin!

Sie ſehen, Helene, ich bin ſehr bereitwillig, die erſte Gelegenheit zu ergreifen, Sie bei einem Namen zu nennen, auf den Sie mir ein Recht zugeſtanden. — Sie dürfen verſichert ſeyn, Ihr kleines Geheimniß ſoll für mich ſtets ein ſolches bleiben; zugleich muß ich bemerken, daß, während ich mich freue, daß Ihre (Sie werden mir erlauben, es ſo zu nennen) Unklugheit keine unangenehmen Folgen hatte, ich die Sorge bewundere, mit der Sie die Sache geheim zu halten bemüht ſind. Mit vieler Achtung der Ihrige

Heinrich Rayworth.

Dieſes Billet war nicht in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken für Phöben abgefaßt; auch war das am Schluſſe deſſelben Helenen ertheilte Lob nicht gerade das, welches er niederzuſchreiben ſich die Mühe gegeben haben würde, hätte er gewußt, daß es einer Anderen gelte; aber in Einer Hinſicht war ſie befriedigt, — hatte doch Arlington verſprochen, die Sache geheim zu halten. Uebrigens enthielt das Billet noch einen andern Stoff zu vielem Nachdenken, nämlich die auffallende Anrede; aber über dieſen Punkt konnte ſie es nicht wagen, Nachforſchungen anzuſtellen, und ſo ſehr ſie auch ſich darüber den Kopf zerbrach, ſo mußte ſie endlich doch die Löſung dieſes Räthſels einer ſpäteren Zeit überlaſſen.

Siebentes Kapitel.

Das Kleinod.

Wir haben dem Gange unſerer Geſchichte durch die Erzählung des letzten Vorgangs etwas vorgegriffen; denn ehe Phöbe Arlingtons Billet erhielt, ereignete ſich ein Vorfall, der bewies, wie völlig grundſatzlos Phöbe zu handeln gewohnt war. Das Dienſtmädchen ihrer Mutter hatte kaum das Schloß verlaſſen, als Phöbe die Fräulein Tims auf daſſelbe zukommen ſah, und da ſie hinreichenden Grund zu dem Wunſche hatte, ein paar Minuten unter vier Augen mit ihnen zu ſprechen, ſprang ſie plötzlich von ihrem Sitze auf und eilte ihnen entgegen. Helene, obſchon in Verlegenheit, ſich dieſe Aeußerung einer Herzlichkeit zu erklären, die ſie bisher nie an Phöben bemerkt hatte, war doch zu wenig argwöhniſch, als daß ſie hier eine im Graſe lauernde Schlange vermuthet hätte, und da ſie kein beſonderes Verlangen in ſich verſpürte, den Ankommenden entgegen zu gehen, ſetzte ſie ruhig ihre Arbeit fort, bis ſie eintraten.

Die Fräulein Tims glichen ihrer Mutter in Charakter und Benehmen; ſie waren ungebildet und geſchwätzig, aber gutmüthig. Ihr Morgenbeſuch in dem Schloſſe hatte einen doppelten Zweck. Fürs Erſte wollten ſie ſich wo möglich Gewißheit verſchaffen, welche von beiden Mädchen ſie den Abend vorher geſehen hätten, (denn ſie waren hierüber ebenſo im Ungewiſſen, als Arlington anfangs geweſen war) und was dieſelbe für einen Grund gehabt habe, ſich gegen ſie fremd anzuſtellen; ihre zweite Abſicht aber war, die beiden Mädchen einzuladen, mit ihnen eine am Schluſſe der nächſten Woche ſtattfindende Abendgeſellſchaft zu beſuchen. Sie waren nicht weniger, als Helene, über die ungewöhnliche Haſt erſtaunt, mit der Phöbe ihnen entgegeneilte; aber da ſie, wie geſagt, ungemein gutmüthig waren, ſo vergaßen ſie ſogleich den leichten Groll, den ſie gegen Beide zu äußern ſich berechtigt glaubten, bis eine ihres Vergehens überwieſen wäre, und ſie erwiederten Phöbe's Herzlichkeit mit größerer Aufmerkſamkeit, als dieſelbe gemeint war.

Aber Phöbe hatte keine Zeit zu verlieren und ſagte deßhalb, als ſie in Begleitung der Mädchen in das Schloß zurückkam: „So, meine Lieben, ich höre, Sie waren vergangenen Abend bei der Vorſtellung in F. Haben Sie ſich gut unterhalten?“

„Ei, ſieh doch! Phöbe Richards,“ rief die Aelteſte; „als ob Sie das nicht ebenſo gut ſagen könnten, als wir?

„Ich! meine Liebe; was bringt Sie auf dieſen Gedanken?“

„Nun, wenn das nicht ein artiger Scherz iſt! Waren wir doch kaum zwei Minuten auf unſerem Platze, als meine Mutter zu mir ſagte: „Betſey, ſieh nur — ſo gewiß als etwas iſt dort Phöbe Richards.“ Und wir winkten Ihnen, zu uns zu kommen und ſich zu uns zu ſetzen; aber ich vermuthe, Sie ſahen uns nicht.“

Dieß wurde in einer Weiſe geäußert, die hinlänglich zeigte, daß die Sprecherin vollkommen überzeugt ſey, daß ſich Phöbe nur ſo anſtelle, als wüßte ſie nichts von der Sache, und jene dieſer nur eine Gelegenheit entweder zu einer Erklärung oder Entſchuldigung geben wolle; Phöbe war indeß weder zu dem Einen noch zu dem Andern geneigt. „Ich verſichere Ihnen,“ ſagte ſie, „Sie ſind ganz im Irrthume.“

„Nun denn, ich werde Sie zu fangen wiſſen,“

rief Bethſey, „wenn Sie nicht dort waren, wie können Sie ſagen, wir ſeyen dort geweſen.“

Phöbe erwiederte mit einer Art geheimnißvollen Lächelns: „O, ich habe ein Vögelchen pfeifen hören, wie man zu ſagen pflegt.“

„Sicherlich,“ ſagte Patty Tims, um aus Phöben etwas herauszulocken, „ſicherlich war es Helene?“

Das Lächeln, welches um Phöbe's Mund ſpielte, beſtärkte, noch ehe ſie ſich ausſprach, die Mädchen in ihrer Meinung, Helene ſey es geweſen, die ſie geſehen haben.

„Das ſagte ich nicht, Patty; aber, wie Ihre Mutter ſich ausdrücken würde, es wird manches wahre Wort im Scherze geſprochen. Indeß müſſen Sie Beide mir verſprechen, nicht ein Wort weiter hierüber zu reden; denn Helene würde böſe auf mich werden, und Sie wiſſen, meine Lieben, ich ſagte nicht, daß ſie dort geweſen ſey; wären Sie nicht ſo ſcharfſinnig geweſen; aber vor Ihnen kann man nichts geheim halten.“

Patty und ihre Schweſter verſprachen, ſo ſtill als das Grab zu ſeyn.

„Es würde mir ſehr leid thun, Veranlaſſung zum Hader zu geben,“ ſagte Betſey, „und dieß iſt der einzige Grund, den ich habe, ſie nicht geradezu ins

Geſicht hinein zu fragen, warum ſie zu ſtolz geweſen ſey, mit mir zu ſprechen, und ihr zu erklären, daß Lady Godfrey, wenn ſie ſich ihrer mehr annimmt, als unſerer, es nur darum thut, weil wir es weniger nöthig haben.“

„Still, ſtill!“ unterbrach ſie Patty. „Ich bemerkte nie in meinem Leben etwas an Helenen, das wie Stolz ausgeſehen hätte, und ich vermuthe, ſie hatte dieſen oder jenen Grund, nicht mit uns zu ſprechen — ich werde deßhalb keinen Groll auf ſie haben, wenn ſie nur ſo etwas nicht wieder thut.“

Unterdeſſen hatten ſie das Schloß erreicht und befanden ſich bald in Geſellſchaft der unſchuldig verdächtigten Helene. Dieſer war ein freundliches und gewinnendes Benehmen eigen, welches bald die Fräulein Tims mit ihr ausſöhnte, wiewohl dieſelbe, unbekannt mit dem Verdachte der Mädchen, ſich keine Mühe gab, einnehmender als gewöhnlich zu ſeyn, und nichts in ihrem Betragen darauf hinwies, daß ſie die Abſicht habe, eine frühere Geringſchätzung gut zu machen. So vergaßen die Mädchen bald ihren Verdacht und gingen mit Eifer auf den Gegenſtand ihres Auftrags ein.

„Wir ſind gekommen,“ ſagte Betſey, „um Sie zu bitten, uns nächſte Woche zu meiner Baſe Stone zu begleiten, die in F. wohnt; denn ſie will eine kleine Abendunterhaltung veranſtalten und hat uns davon benachrichtigt und uns gebeten, auch Sie einzuladen, und Sie gehen doch mit — nicht wahr?“

„Mit allem Vergnügen,“ erwiederte Phöbe; „aber ich fürchte, ich werde eine ſehr ärmliche Figur machen. Meine Garderobe iſt ſo übel beſtellt.“

„O das iſt keine Entſchuldigung; wir gehen heute nach F., um einige Einkäufe zu machen, und Sie können uns ja dahin begleiten.“

Phöbe durfte es jedoch nicht wagen, ſich von Hauſe zu entfernen, damit nicht die Antwort auf ihr Billet, wenn ſie während ihrer Abweſenheit ankäme, durch einen unglücklichen Zufall in Helenens Hände gelangte. Aber ſie war nie wegen eines Auskunftsmittels in Verlegenheit.

„Ich bin zu keinem ſo großen Spaziergange aufgelegt,“ ſagte ſie; „aber wenn Sie zwei oder drei kleine Aufträge für mich beſorgen wollten, ſo wäre ich Ihnen ſehr verpflichtet.“

Die Fräulein Tims zeigten ſich hiezu bereit, und zu Helenens großem Mißvergnügen überrechnete Phöbe die Koſten von ein paar neuen Schuhen, Handſchuhen u. ſ. w., welche nicht allein das Geld, welches ſie heute von Hauſe bekam, ſondern auch das von Kitty erborgte verſchlangen.

Sie machte einen Verſuch, dieſen unnützen Ausgaben vorzubeugen.

„Ich dächte, Phöbe," ſagte ſie, „Du habeſt mit einem Theile dieſes Geldes eine unerläßliche Zahlung zu machen."

Aber Phöbe lachte nur. „Ich verſtehe Dich, meine Liebe; allein ſie iſt nicht von der geringſten Bedeutung."

„Im Gegentheil halte ich ſie für ſehr wichtig," ſagte Helene und war im Begriffe, ernſter zu reden, als ihre Aufmerkſamkeit durch Patty's Frage: „Können wir Ihnen etwas beſorgen, Helene?" abgelenkt wurde.

Helene hatte, wie wir früher geſehen haben, kein Geld; aber ein Gefühl von Stolz hielt ſie ab, dieß zu geſtehen. „Wenn ich Gelegenheit finde, nach F. zu kommen," war ihre Antwort, „ſo kann ich ſelbſt das Nöthige für mich beſorgen, wenn nicht, ſo müſſen Sie mich eben mitnehmen, wie ich bin."

Die beiden Schweſtern entfernten ſich bald darauf, und Helene begann jetzt Phöben ernſtliche Vorwürfe zu machen.

„Ach! ach! Helene, das hat ja durchaus nichts zu bedeuten. Kitty wartet noch mit dem größten Vergnügen, und man muß doch anſtändig ausſehen, wenn man in einen ſolchen Zirkel gehen will.“

Helene wurde über dieſe Erwiederung ſehr erbittert. — „Kitty ſoll nicht warten,“ ſagte ſie mit großem Eifer, „und vielleicht wenn ich Dich zu meiner Schuldnerin gemacht habe, wirſt Du mich mit mehr Aufmerkſamkeit behandeln, wiewohl die Opfer, die ich Dir ſchon gebracht, mir ein Recht geben, ein anderes Benehmen von Dir zu erwarten.“

Der übrige Theil des Tags verfloß den beiden Mädchen unangenehm genug; denn Helene fühlte ſich gekränkt und ſah ſich zu einem ihr ſehr unerwünſchten Opfer genöthigt, und Phöbe ſah ein, daß ſie eine Rolle ſpiele, die ſich durch keinerlei Sophiſterei rechtfertigen laſſe und ſelbſt den Geſetzen der bloßen Klugheit nicht gemäß ſey. Ueberdieß war ſie über Helene ungehalten, weil ihr dieſe die Verpflichtungen, die ſie gegen dieſelbe hatte, vorzurücken ſich erlaubte: ſo daß Beide froh waren, als endlich die Nacht anbrach und ſie für eine Zeit lang von einander trennte.

Als Helene ſich auf ihr Zimmer zurückgezogen hatte, konnte ſie mit mehr Ruhe über einen Plan nachdenken, der ihr den Tag über in den Sinn gekommen war. Eine der wenigen Schmuckſachen, die ſie beſaß, war ein großes altmodiſches Kleinod, das an einer Schnur von ihres Großvaters Haaren befeſtigt und von ihrer Großmutter auf ſie vererbt worden war. Daſſelbe hatte mehr als Erbſtück, denn als Schmuck, beſonders für ein junges Mädchen, einen Werth, und Helene hatte es ſeither aus kindlicher Ehrerbietung aufbewahrt, aber nie getragen. Es hatte die Geſtalt eines großen Achtecks; die goldene Einfaſſung deſſelben war ziemlich breit und ſchwer, und es war mit drei Anfangsbuchſtaben, in Perlen gearbeitet, verziert. Dieſes Kleinod nahm jetzt Helene aus ſeinem Etui heraus, um darüber zu entſcheiden, ob es ſie aus ihrer gegenwärtigen Verlegenheit ziehen könne, und Thränen traten ihr in die Augen, als ſie es betrachtete.

„Ich ſollte wirklich zu dieſer Maßregel genöthigt ſeyn,“ rief ſie, „um nicht in Schande zu gerathen?“ Und doch ſchien es jetzt in ihrem eigenen Intereſſe zu liegen, die Sache zu verheimlichen, da, wenn dieſe bekannt wurde, ein großer Theil der Schuld auf ſie ſelbſt fallen mußte, beſonders weil Phöbe auch die Vorſtellung nicht hätte beſuchen können, wenn ſie ihr nicht zum Borgen des Geldes ihren Namen geliehen hätte.

„Unedles Mädchen!“ rief ſie, „nie werde ich mich wieder um Deinetwillen in ſolche Verlegenheiten ſtürzen. Wäre ich doch nur ſogleich zu Kitty gegangen; dann hätte ich mir nichts vorzuwerfen. Wie unklug ich doch geweſen bin!“

So erſchien es ihr denn als unerläßlich, das Geld zurückzuzahlen, und ſie entſchloß ſich, am folgenden Tage zu einem Juwelier zu gehen, der in F. wohnte und mit Lady Godfrey bekannt war, um ihn zu bitten, er möchte ihr gegen ihr Kleinod das Geld, deſſen ſie bedurfte, vorſtrecken.

„Nichts anders hätte mich veranlaſſen können, mich von ihm zu trennen, nicht einmal auf kurze Zeit,“ wiederholte ſie mehrere Male bei ſich, bis ſie in Schlaf verſank.

Nach dem Frühſtücke machte Helene, ohne Phöben einer Mittheilung ihres Planes zu würdigen, ſich auf den Weg nach F.; aber als ſie ſich dem Hauſe des Juweliers näherte, ſchien ihr die Bitte an ihn weit mehr Schwierigkeit zu haben, als ſie anfangs ſich vorgeſtellt hatte. Es war ihr, als müßte der Juwelier mit ihrer Lage bekannt ſeyn und ſogleich errathen, was ſie veranlaſſe, ſich an ihn zu wenden: ſo daß, als ſie endlich in den Laden deſſelben eingetreten war, und der Mann höflich nach ihrem Begehr fragte, ſie einige Augenblicke unfähig war, ihm zu antworten. Doch faßte ſie ſich endlich ein Herz, ſprach ihre Bitte, ſo gut ſie es vermochte, aus und bot ihm das Kleinod zur Unterſuchung dar.

Der Mann, welcher ſie kannte, ſchien etwas erſtaunt, willigte aber ein, daſſelbe anzunehmen, und fragte ſie, was ſie dafür verlange.

„Es iſt nicht meine Abſicht, daſſelbe zu verkaufen,“ ſagte ſie, „ſondern ich wünſchte nur, daß Sie mir eine Kleinigkeit dagegen vorſtreckten und es ſorgfältig aufbewahrten, bis ich es zurückverlange.“

„Nun, ſo wollen wir ſagen: zehn Schillinge,“ bemerkte der Juwelier.

„Ganz gut,“ erwiederte Helene, und nachdem ſie das Geld in Empfang genommen hatte und ihren kleinen Schatz in einem Beutelchen verwahrt ſah, verließ ſie den Laden.

Es könnte auffallend erſcheinen, daß Helene eine größere Summe nahm, als ihr Zweck es erheiſchte; aber der Gedanke, Alles zu vermeiden, was auf eine Entdeckung führen könnte, hatte ſie bewogen, das Anerbieten des Juweliers anzunehmen, und ſie betrat den Heimweg mit dem ſtillen Vorſatze, daß nichts ſie veranlaſſen ſolle, den Ueberſchuß anzutaſten.

Sie hatte die Stadt noch nicht verlaſſen, als ſie den Fräulein Tims begegnete. „So ſind Sie alſo gekommen, um Ihre Einkäufe zu machen?“ rief Patty lebhaft. „Nun, zeigen Sie uns, was Sie gekauft haben.“

„Nichts, auf meine Ehre,“ erwiederte Helene.

„O dann ſind Sie im Begriffe, etwas einzukaufen. Halten Sie, wir wollen mit Ihnen gehen. Ich bin ſo froh, daß wir Ihnen begegnet ſind, ich gehe außerordentlich gern in die Kaufläden.“

„Aber ich gehe heute in keinen,“ ſagte Helene.

„So kommen Sie doch und ſehen Sie, was für ſchöne Guirlanden Frau Fraſer erhalten hat, es wird eine wahre Herzensluſt für Sie ſeyn, dieſelben anzuſehen. Wir ſind eben dort geweſen, und es that mir ſo leid, daß ich ſchon ſo viel Geld vorher ausgegeben hatte.“ „Nun, kommen Sie, es kann ja nichts ſchaden,“ ſetzte Patty hinzu, als ſie bemerkte, daß Helene Einwendungen zu machen im Begriffe war.

„Ich will mitgehen, wenn Sie es wünſchen, werde aber nichts kaufen,“ ſagte Helene und ſetzte bei ſich hinzu: „Ich brauche deßhalb das Geld nicht zu verſchwenden, weil ich es in der Taſche vorräthig habe. Ich will mir nur vorſtellen, ich habe mein Kleinod noch, ſtatt des Geldes, ſo werde ich mich zu keiner unnöthigen Ausgabe verleiten laſſen.“

Während die Fräulein Tims ihre gleichgültige

Gefährtin nach dem Hauſe der Frau Fraſer geleiteten, erklärte Patty Helenen, warum ſie heute in F. ſich befänden, indem ſie ſagte, ſie haben bei ihrer Baſe übernachtet, und nachdem ſie alle diejenigen, welche bei der Abendunterhaltung erſcheinen würden, aufgezählt hatte, ſchloß ſie mit den Worten: „Und auch Ihr Freund, der Wahnſinnige, wird hinkommen.“

Helene lachte und ſagte, ſie habe gemeint, Jedermann ſey jetzt überzeugt, daß er nicht verrückt ſey.

„Ach ja, ich habe mich falſch ausgedrückt. Ich weiß, er iſt ein ſehr hübſcher junger Mann, und ich ſage Ihnen, ich habe ein beſonderes Wohlgefallen an ihm; aber meine Mutter ſagt, ein Verſtoß mit der Zunge ſey kein Fehltritt des Herzens.“

Hier wurde Patty durch ihren Eintritt in Frau Fraſers Laden unterbrochen, wo ſo manche Lockungen dem Auge ſich darboten.

Frau Fraſer bewillkommte freundlich die Mädchen, deren plötzliches Wiedererſcheinen, in Begleitung Helenens, ſie natürlich auf den Gedanken brachte, daß die Letztere ihr einige ihrer brillanten Artikel abkaufen werde; allein ihre gute Laune wurde keineswegs dadurch verringert, daß Helene ihr erklärte, ſie habe keine dergleichen Abſichten und ſey nur durch die

Lobſprüche der Fräulein Tims auf ihre Waaren veranlaßt worden, ihr einen Beſuch zu machen.

Frau Fraſer erwiederte, es freue ſie, Fräulein Parkinſon bei ſich zu ſehen, welche Veranlaſſung dieſelbe auch zu ihr führen möge; aber unbekannt mit Helenens Abhaltungsgründen, ihre Kundin zu ſeyn, verſuchte ſie natürlich, ſie in ihrem Vorſatze wankend zu machen. Fräulein Parkinſon, ſagte ſie, müſſe am beſten ſelbſt wiſſen, was ſie zu thun habe, wiewohl ein kleiner Extraſchmuck bei dergleichen Gelegenheiten jungen Damen gut anſtehe.

„Recht ſo, Frau Fraſer,“ rief Betſey Tims, „reden Sie ihr nur zu, nicht ſo karg zu ſeyn.“

Geiz und Habſucht waren Helenens Charakter fremd, und es war ihr unerträglich, wenn man das Eine oder das Andere bei ihr vermuthete. „Ich verſichere Ihnen“ — ſagte ſie mit mehr Ernſt, als die Wichtigkeit der Sache verlangte, „ich verſichere Ihnen feierlichſt, daß Sie völlig über mein Motiv im Irrthum ſind.“

„Wie können wir Ihnen aber glauben, wenn Sie uns Ihre Gründe nicht ſagen?“ fragte Patty.

Helene fand jetzt, wie viel leichter es für ſie geweſen wäre, die Verſuchung zu vermeiden, als ihr zu widerſtehen; denn eine geheime, ihr kaum bewußte Regung erleichterte den Aufmunterungen Frau Fraſers und der Fräulein Tims den Zugang zu ihrem Herzen. Die Erſtere war zwar von jedem ferneren Zureden abgeſtanden, als ſie die Verlegenheit erblickte, die ſich in Helenens Geſicht ausſprach; die Letzteren aber, weniger aufmerkſam oder vielmehr weniger ſcharfſichtig, fuhren fort, die Schönheit der verſchiedenen Artikel zu erheben und ihr einen nach dem andern anzupreiſen.

„Kaufen Sie doch dieſe Blumen hier, Helene, ich weiß gewiß, ſie würden ganz gut zu Ihren Haaren ſtehen,“ ſagte Betſey.

„Oder ſehen Sie nur dieſes Atlasleibchen hier, Helene,“ unterbrach dann wieder Patty ihre Schweſter, „es paßt ganz für Ihre Taille, und nichts in der Welt würde ſich hübſcher ausnehmen.“

Helene hätte es vielleicht ohnedem ſchwer gefunden, dieſer Zudringlichkeit zu widerſtehen; aber mächtiger, als Alles, wirkte die beſagte Regung.

Gewiß gehört es zu den Grundſätzen eines wahren Chriſten, ſelbſt unſchuldigen Neigungen ſich nicht zu ſehr hinzugeben, damit der Geiſt nicht, der Enthaltſamkeit völlig ungewohnt, in der Zeit der Verſuchung es zu ſchwer finde, innerhalb der nöthigen Schranken ſich zu halten. Die Grenzlinien von Gut und Böſe liegen einander ſo nahe, und der Uebergang von dem Einen zum Andern iſt ſo unmerklich, daß Selbſtbeherrſchung in zweifelhaften Fällen für den Chriſten oft ein unerläßliches Erforderniß zur Bewahrung ſeiner ſittlichen Reinheit iſt. Dieß ſehen wir an Helenens Beiſpiel. Ihr Vorſatz war nicht ſtark genug, um dem heftigen Verlangen die Spitze zu bieten, das ſie in ſich nährte, Arlingtons Aufmerkſamkeit bei der bevorſtehenden Soirée auf ſich zu ziehen. Er war ihr von ihren Eltern als ein Mann vorgeſtellt worden, der ihre volle Achtung verdiene, und Helenens Wunſch war daher an ſich nicht tadelnswerth; aber die Mittel, deren ſie ſich zu deſſen Erreichung bediente, waren von zweideutigerer Art.

Sie durchflog in Gedanken die Gründe zu Gunſten ihres Verlangens, die ſich ihr darboten. Die Schuld, zu deren Bezahlung, ſie das Geld aufgenommen hatte, war eigentlich nicht ihre eigene, ſondern die Phöbe's, welcher Grundſatz konnte es ihr alſo zur Pflicht machen, ihre Wünſche der Deckung dieſer Schuld zu opfern, während die wahre Schuldnerin all das Geld verſchwendete, das ſie billigerweiſe zu deren Bezahlung hätte verwenden ſollen. Die Folge von Allem dem war, daß Helene mit einem Gewinde künſtlicher Roſen die Modehändlerin verließ.

Nichts von Bedeutung begab ſich von da an bis zu dem von Fräulein Stone für ihre Abendunterhaltung beſtimmten Tage, die, wie man ſich erinnern wird, in der zweiten Hälfte der nächſten Woche ſtattfinden ſollte.

Welche unangenehmen Betrachtungen ſich auch Helenen aufgedrungen haben mochten, ſie zerſtoben alle dieſen Abend. Sie hatte noch nie in ihrem Leben beſſer ausgeſehen und ſich mehr gefallen und glaubte, heute für alle früheren Widerwärtigkeiten entſchädigt zu ſeyn.

Arlington redete ſie ſogleich bei ihrem Eintritte an. Er ſah ſie heute zum erſtenmale wieder ſeit Phöbe's Expedition nach F. und kam ihr mit einer Freundlichkeit entgegen, wie nie zuvor. Helene war eitel genug, dieſelbe ihren perſönlichen Reizen zuzuſchreiben, — ſie ahnte nicht, daß dieſes ſo ſchmeichelhafte Benehmen Arlingtons gegen ſie ſeinen Grund in einer Begebenheit hatte, die ihr völlig unbekannt geblieben war.

So groß auch der Verdruß war, den Phöbe wegen ſeines ganz verſchiedenen Benehmens gegen ſie ſelbſt empfand, ſo wurde derſelbe doch noch von der ihr unerträglichen Furcht überwogen, Arlington möchte im Laufe des Abends auf das von ihr unterſchobene Billet anſpielen, und dieſe ihr ſo peinliche Beſorgniß war eine gerechte Strafe für ihren Betrug; aber nicht die einzige. Die wachſamen und unbehaglichen Blicke, mit denen ſie die Gegenſtände ihres Verdachts betrachtete, wurden ſchlimmen Eigenſchaften zugeſchrieben, die ſie nicht beſaß. Diejenigen nämlich, welche ſie genauer beobachteten, rechneten es ihr als Neid aus, und viele ſpöttiſche und für ſie nachtheilige Aeußerungen machten die Runde.

„Ich für meinen Theil," ſagte Eine, „würde, wenn ich ſo neidiſch auf Helenen wäre, wenigſtens nicht alle Welt es merken laſſen."

„Ich glaube, ſie würde ihren kleinen Finger darum geben, wenn ſie wüßte, was die Beiden mit einander ſprächen," bemerkte eine Zweite.

„Ich freue mich, zu ſehen, daß Fräulein Parkinſon, obſchon nicht ſo reich, doch eben ſo geachtet wird, als ihre Freundin," ſetzte eine Dritte hinzu. Kurz, Jedermann war geneigt, der Anſicht beizutreten, daß Phöbe trotz ihrer gewohnten Artigkeit und Herzlichkeit doch im Grunde ein neidiſches und bösartiges Mädchen ſey.

Aber es war Eine anweſend, deren Alter ſie berechtigte, ſich offen über die Sache auszuſprechen, und welche Phöbe mehr zu fürchten Grund hatte, als eine ganze Schaar Ohrenbläſerinnen. Dieß war niemand Anders, als Frau Tims. Indeß hatten ihre Töchter, obgleich durch ihr Wort zum Stillſchweigen verpflichtet, es für keine Verrätherei gehalten, in einem Concilium mit ihrer Mutter dieſer das ihnen von Phöbe mitgetheilte Geheimniß anzuvertrauen, und die gute Dame, wiewohl mehr erſtaunt, ſo etwas von Helenen zu hören, als wenn ihr von Phöbe ein derartiges Benehmen zu Ohren gekommen wäre, ſah bei ihrer Leichtgläubigkeit keinen Grund, dieſer Mittheilung zu mißtrauen.

Sie hatte Arlington bei der Vorſtellung geſehen und nahm jetzt ſeine Aufmerkſamkeiten gegen Helenen wahr, und ſo, Eines gegen das Andere haltend, wie ſie ſpäter ſich ausdrückte, war ihr die vollkommene Ueberzeugung aufgegangen, daß Helene nicht nur wirklich diejenige geweſen ſey, die ſie in F. geſehen, ſondern daß die beiden jungen Leute dort ſich zu treffen verabredet haben. Da ſie indeß von ihren Töchtern zum Stillſchweigen verpflichtet worden war, ſo durfte ſie nicht den offenen Weg einſchlagen, der ſich ihr darbot, nämlich Helenens Eltern von dieſem ihrem muthmaßlichen unüberlegten Benehmen in Kenntniß zu ſetzen; aber da ſie die Gefühle und Sorgen einer zärtlichen Mutter kannte und überdieß für die

Parkinſon'ſche Familie eine aufrichtige Freundſchaft hegte, konnte ſie nicht umhin, Helenen verſteckt ihre Meinung über das Benehmen derſelben auszudrücken und ſie vor den Folgen deſſelben zu warnen.

Die Reden der guten Frau hatten das Eigenthümliche, daß es in der Regel ſchwer zu entdecken war, worauf ſie abzielten, ſprach ſie aber vollends in verſteckter Weiſe, ſo waren ſie völlig unverſtändlich, außer für diejenigen, welche vorher mit den Punkten bekannt waren, von denen ſie ausging. Unter dieſen Wenigen war dießmal natürlich keine hierüber ſo im Klaren, als Phöbe, die, zufällig ſo ſitzend, daß ſie Frau Tims hören konnte, ſich jedes Wort zu deuten wußte und jeden Augenblick erwartete, Helenens blaue Augen werden ſich mit dem Ausdrucke des höchſten Unwillens auf ſie richten.

Frau Tims begann die Unterredung folgendermaßen: „Nun, liebe Helene, ich freue mich über Ihr gutes Ausſehen dieſen Abend.“

„Ich danke Ihnen, Madame, ich bin ganz wohl.“

„Ich wünſchte ein paar Worte mit Ihnen zu ſprechen, meine Liebe, wenn Sie Zeit haben, mir Gehör zu ſchenken,“ fuhr Frau Tims mit einem flüchtigen Blicke auf Arlington fort.

„Was wird ſie in aller Welt zu ſagen haben?" tönte eine Stimme in Phöbe's Innerem.

„Ich habe immer Zeit, meinen Freundinnen Gehör zu ſchenken, Madame," ſagte Helene.

„Das iſt recht ſchön, meine Liebe, obwohl es eine Zeit gab, wo Sie es nicht der Mühe werth fanden, mich auch nur eines Wörtchens zu würdigen."

Helene lachte und erwiederte: „Das muß ſchon vor vielen Jahren geweſen ſeyn, Frau Tims. Ich habe meine Mutter ſagen hören, ich ſey ein ſchüchternes Kind geweſen; aber Sie ſollten mir ſolche uralte Verſtöße nicht vorwerfen, da ich mir alle Mühe zu geben entſchloſſen bin, Alles wieder gut zu machen."

„Ah! recht!" ſagte die würdige Dame, „ich bin bereit, Ihnen zu vergeben; — aber Herr Arlington, Sie haben wohl die Güte, ſich nach meinem Shawl zu erkundigen; denn ich meine, hier einen Zugwind zu fühlen. — Sie wiſſen, meine Liebe," fügte ſie, als Arlington ſich entfernt hatte, hinzu, „es iſt beſſer, man läßt nicht alle Welt wiſſen, was man zu ſagen hat."

Helene war erſtaunt über dieſe Einleitung der Operationsplane von Frau Tims; denn ſie hatte wirklich geglaubt, dieſelbe finde es zu kühl; indeß unterbrach ſie die Rednerin nicht, indem ſie dachte, dieſelbe könnte durch einen Einwurf ſich nur verwirren.

„Und jetzt, da er weggegangen iſt,“ fuhr Frau Tims fort, „muß ich meine Zeit ſo gut als möglich benützen. Sie wiſſen, meine Liebe, daß ich große Freundſchaft für Sie hege und von Herzen Ihr Beſtes wünſche, und ich würde mich beinahe ſo ſehr darüber betrüben, wenn Ihnen etwas Uebles widerführe, als ob Sie mein eigenes Kind wären; deßhalb werden Sie Alles mir zu gut halten, was ich zu ſagen im Begriffe bin.

Helene entgegnete, ſie werde ihr für ihren guten Rath Dank wiſſen und könne ihr keineswegs deßhalb böſe ſeyn.

„So darf ich mich alſo ohne Rückhalt ausſprechen; ich will Ihnen daher nur ſagen, daß Sie nicht eben ſo handeln, wie es Ihren Eltern und Lady Godfrey und mir und allen Ihren Bekannten gefällt.“

Wer an die Schleichwege des Trugs nicht gewöhnt iſt, denkt nicht ſogleich an die Unwahrſcheinlichkeit einer Entdeckung. So kam es, daß Helene überzeugt war, Frau Tims habe von der Geſchichte mit dem Kleinod gehört, und daß ſie ganz erbleichend die Augen niederſchlug, ohne ein Wort erwiedern zu können. Wir müſſen Phöben die Gerechtigkeit widerfahren laſſen und bemerken, daß die ſichtliche Verwirrung Helenens nicht wenig zur Erhöhung der

Unbehaglichkeit der Erſteren beitrug; indeß ſuchte dieſe ihr Gewiſſen dadurch zu beſchwichtigen, daß ſie zu ſich ſelbſt ſagte: „Es iſt kein Grund für ſie vorhanden, ſo angegriffen zu ſeyn, und wenn ſie ſo empfindlich iſt, ſo bin ich deßhalb nicht zu tadeln.“

Frau Tims hielt indeß die Veränderung in Helenens Geſicht für eine Wirkung ihres Vorwurfs und fuhr daher in einer Weiſe fort, die darauf berechnet war, etwas ſchonender zu ſeyn, wodurch aber ihre Rede nur um ſo räthſelhafter wurde.

„Ich möchte Ihrem Herzen nicht mehr, als nöthig iſt, wehe thun, meine Liebe, nur iſt ein kleiner Fehler leichter zu bereuen, als ein großer, und ich zweifle nicht, daß, wenn Sie dem Rathe folgen, den ich Ihnen geben will, Sie Ihren Wandel zu verbeſſern lernen werden; denn Sie wiſſen, es heißt in der alten Fabel, daß junge Leute die Alten für Thoren halten; aber die alten wiſſen, daß die jungen ſolche ſind. So will ich, wie geſagt, nicht mehr auf Ihr übles Benehmen zurückkommen und muß Sie jetzt nur daran erinnern, daß junge Männer nicht als alte Bekannte zu behandeln ſind, und es wenig nützt, wenn man durch auffallende Mittel um ihre Gunſt ſich bemüht, wie ich meinen Mädchen immer ſage. Sie ſehen, Helene, ich ſpreche mit Ihnen, wie mit einem Kinde; denn Ihre Eltern und ich ſind ſchon viele viele Jahre Freunde zuſammen, und es gibt keinen größeren Beweis von Liebe, als ein kleiner guter Rath. Und ſo hoffe ich, werden Sie an das Alles denken; denn ſolche Leute müſſen Ihnen zu gefallen ſuchen, und nicht Sie ihnen; denn es muß Nachtheil bringen, wenn es auch nur ein thörichtes Geldverſchwenden iſt, und ſo, Helene, habe ich nichts weiter zu ſagen.“

„Und Sie haben ſchon genug geſagt, Madame, um mich über mich ſelbſt böſe werden zu laſſen,“ erwiederte Helene, die, wie man ſah, der Rede ihrer Rathgeberin einen ganz andern Sinn gab, „und ich verſpreche, wenn Sie meinen Eltern nichts davon ſagen, ſo ſollen Sie keinen Grund zur Klage mehr über mich haben.“

Dieſe Einräumung überſtieg die lebhafteſten Hoffnungen von Frau Tims und erfreute ſie ſo ſehr, daß ſie freundlich ſagte: „Sie ſind immer ein gutes Mädchen geweſen, Helene, und brauchten nur auf den rechten Weg gebracht zu werden. Ich wünſchte, alle jungen Leute wären ſo folgſam, und ich verſichere Ihnen, ich werde mit niemand Anderem von der Sache ſprechen.“

Phöbe blieb nach Beendigung dieſer Unterhaltung in Staunen verſunken. Was Helene begangen haben ſollte, oder was ſie veranlaſſen konnte, die Schuld von fremdem Vergehen auf ſich zu nehmen, war ſie mit all ihrem Scharfſinn nicht im Stande, ſich zu erklären.

Arlington war nicht wenig verwundert über die Veränderung, die mit Helenen während ſeiner kurzen Abweſenheit vorgegangen war. Ihre heitere Laune war für den ganzen übrigen Abend dahin — ihr Benehmen gegen ihn war verändert; denn in ihrem hohen Unwillen über ſich ſelbſt war ſie unbillig genug, ihn als den Urheber ihrer thörichten Handlung zu betrachten.

Wir ſehen daraus, daß weder Phöbe noch Helene bei ihren verſchiedenen Auskunftsmitteln ſich wohl befanden, weil, obſchon das Vergehen der Erſteren viel tadelnswerther als das der Letzteren war, Beide in einer Weiſe handelten, die offenkundig werden zu laſſen ſie ſich ſchämen mußten.

Beide kehrten in äußerſt übler Laune und mit bangen Vorgefühlen in das Schloß zurück, wo ſie bei ihrem Eintritte — Lady Godfrey erblickten. Dieſelbe hatte ihre Angelegenheiten früher ins Reine gebracht, als ſie erwartet hatte, und deßhalb einige Tage früher, als ſie urſprünglich beabſichtigte, ihre Rückreiſe von London nach Hauſe angetreten.

Die Beſtürzung der beiden Mädchen blieb von ihr unbemerkt, und ſie empfing dieſelben mit der größten Freundlichkeit, umarmte ſie herzlich — beantwortete ihre Fragen in Betreff ihrer Reiſe, und wendete ſich ihrerſeits an ſie mit Erkundigungen hinſichtlich der Geſellſchaft, von der ſie ſo eben nach Hauſe kamen.

In ihrer Herzensfreude über die Wiederkehr ihrer geliebten zweiten Mutter dachte weder Phöbe noch Helene dieſen Abend mehr an das, was ſie kaum vorher ſo ſehr beunruhigt hatte. Sie glaubten ſogar, ſie haben dieſen unbehaglichen Gedanken ſchon zu ſehr nachgehängt, und bildeten ſich ein, die Rückkehr Lady Godfrey's beginne einen ganz neuen Zeitraum, worin die Ereigniſſe des vorhergehenden vergeſſen ſeyen. Beide meinten, alle Vorſichtsmaßregeln zur Verhütung einer Entdeckung angewendet zu haben, und dieſe Zuverſicht ſtellte die Herzlichkeit zwiſchen ihnen wieder her, welche ſeit einigen Tagen verſchwunden geweſen war; ſie beſprachen ſich ſogar über die Plane zur Rückzahlung des Geldes an Kitty, was ihnen allein noch als ſchwieriger Punkt erſchien. In Betreff des Kleinods hoffte Helene, da ſie nur einen Theil des dafür geborgten Geldes ausgegeben hatte, in kurzer Zeit die Summe vollzählig machen zu können; aber auch für den Fall, daß dieß nicht ſo bald geſchehen könnte, glaubte ſie nichts fürchten zu dürfen, da wohl Niemand ſie nach dem Kleinode fragen würde.

Achtes Kapitel.

Schluß.

Zwei oder drei Tage nach der Soirée erhielt Doctor Parkinſon ein in Eile geſchriebenes Billet von Arlington, worin dieſer ſeine Unfähigkeit bedauerte, perſönlichen Abſchied von deſſen Familie und von den übrigen Perſonen, mit denen er in Aſhdale Freundſchaft angeknüpft habe, zu nehmen, da ihn eine gewiſſe Angelegenheit ſchleunigſt nach London rufe, die, wie er Grund habe, anzunehmen, ihn vielleicht am Ende veranlaſſen werde, nach Amerika zurückzukehren. Er bat den Doctor, er möchte ſeine Freunde herzlich von ihm grüßen, und ſchloß mit der Erklärung, daß, ſollte er nicht mehr nach England zurückkehren, was er jedoch zu thun gegenwärtig noch beabſichtige, er mit dem größten Dankgefühle der Wohlthaten ſich erinnern werde, die er ihnen zu danken habe. Seine Entfernung wurde allgemein bedauert, aber von Niemand mehr, als von Helenen.

Lady Godfrey hatte beabſichtigt, jeder ihrer beiden jungen Geſellſchafterinnen ein Andenken von London mitzubringen; aber im Gedränge wichtigerer Angelegenheiten hatte ſie es vergeſſen. Um dieß gut zu machen, nahm ſie Gelegenheit, die Mädchen zu einer Zeit zu verlaſſen (weil das Geſchenk ein unerwartetes ſeyn ſollte), wo ſie ſo beſchäftigt waren, daß ſie ihre Abweſenheit nicht bemerken konnten, und fuhr nach F. Da die Stadt klein war, ſo hatte ſie nur einen einzigen Juwelenladen von einiger Bedeutung aufzuweiſen, und dieß war derſelbe, in welchem Helene ihr Kleinod als Pfand zurückgelaſſen hatte. Auf dieſen fuhr nun Lady Godfrey zu.

Man wird ſich erinnern, daß Helenens augenſcheinliche Verzagtheit die Aufmerkſamkeit des Juweliers auf ſich gezogen hatte, und da er nicht Willens war, ſich das Mißfallen der bedeutendſten Perſon aus ſeiner Nachbarſchaft zuzuziehen, wenn er ihr verhehle, daß er einem ihrer Schützlinge zur Ausführung eines Planes behülflich geweſen ſey, den ſie offenbar ohne Vorwiſſen ihrer Gönnerin entworfen hatte. Er ſuchte ſeine Eröffnung dadurch einzuleiten, daß er das verhängnißvolle Kleinod in ein Etui gleiten ließ, das er

Lady Godfrey zur Beſichtigung überreichte. Das Kleinod erregte, wie er vorhergeſehen hatte, ſogleich ihre Aufmerkſamkeit, und als ſie ſich über den auffallenden Umſtand ausſprach, daß er unter ſeinen modernen Waaren einen ſo altmodiſchen Artikel habe, bemerkte er ihr ſogleich, er denke, Ihre Ladyſchaft ſollte denſelben wohl kennen.

„Wie das, Herr Hawkins?“ ſagte ſie halb lächelnd, „ich habe noch nicht ſo viele Beſuche bei Ihnen gemacht, daß Sie zu der Vorausſetzung berechtigt wären, ich kenne alle Waaren Ihres Ladens.“

Herr Hawkins gab ihr zu verſtehen, er habe andere Gründe zu einer ſolchen Vorausſetzung. Lady Godfrey fragte nach dieſen, und nun theilte er ihr mit, wie er in den Beſitz dieſes Artikels gekommen ſey. Unfähig, eine Handlung zu begreifen, die ſie von ihrem Lieblinge nicht erwartet hätte, machte Lady Godfrey ſchnell ihre Einkäufe ab und kehrte, nachdem ſie das Kleinod eingelöst hatte, nach Hauſe zurück.

Nachdem das Tafeltuch abgenommen war, und die Dienſtboten ſich entfernt hatten, zog die Schloßherrin ein kleines Päckchen aus ihrem Arbeitsbeutel und wandte ſich mit folgenden Worten an ihre Geſellſchafterinnen: „Mit Freuden, meine Lieben, jede Gelegenheit ergreifend, Sie zu belohnen und anzuſeuern, mache ich Ihnen hier zum Andenken an meine Rückkehr eine Kleinigkeit zum Geſchenke, die Sie, wie ich hoffe, als Beweis meiner Liebe annehmen werden. Ihnen, Phöbe, gebe ich dieſe Kette und dieſe Zierrath zum Anhängen, in die Sie eine Locke von meinen Haaren einſchließen können, wenn es Ihnen Freude macht. Für Sie, Helene, habe ich ein Geſchenk, welches ohne Zweifel Ihnen nicht weniger angenehm ſeyn wird, wiewohl ich mir eine kleine Erklärung von Ihnen erbitten muß, ehe ich es an Sie abtrete." Damit enthüllte ſie vor den Blicken der betroffenen Helene das Kleinod ihrer Großmutter.

Der Ausruf des Schreckens, der ihr entſchlüpfte, die Röthe, welche augenblicklich ihre Wangen übergoß und beinahe ebenſo ſchnell wieder verſchwand, überzeugten Lady Godfrey, daß etwas Beſonderes vorgefallen ſeyn müſſe.

„Was ſoll dieß bedeuten, Helene," ſagte ſie, „ſind Sie nicht Willens, mir zu erklären, warum Sie den Schmuck weggegeben haben? Ich breche den Stab nicht zum Voraus über Sie, Helene; ich bin geneigt, anzunehmen, daß irgend eine dringende Nothwendigkeit ein ſolches Opfer von Ihnen forderte."

Helene erwiederte nichts; aber Lady Godfrey bemerkte, daß ſie vom Kopfe bis zu den Füßen zitterte.

„Thaten Sie es,“ fuhr ſie fort, „um einem Ihrer kranken Geſchwiſter eine Freude zu machen?“

„O ich wollte, es wäre ſo!“ rief Helene ganz außer ſich.

„Thaten Sie es, um irgend Jemand zu unterſtützen — irgend einen guten Zweck zu erreichen?“ war Lady Godfrey's nächſte Frage.

Helenens Inneres erſchütterte, wie es ſchien, ein furchtbarer Kampf zwiſchen ihrer gewohnten Liebe zur Wahrheit und der Furcht, dießmal ſie auszuſprechen; endlich nach einer gewaltigen Anſtrengung ſagte ſie dreiſt: „Nein, Madame.“

„Helene,“ ſagte Lady Godfrey, „Sie machen mir wirklich bange. Phöbe, können Sie mir einiges Licht in der Sache geben.“

Allein Phöbe wußte, wie wir geſehen haben, ganz und gar nichts von dem Vorgange mit dem Kleinode und konnte daher auch keine Auskunft hierüber ertheilen. Helene jedoch hoffte, wenn ſie eine genaue Unterſuchung hervorrufe, werde ſie von aller Schuld, die Unklugheit ausgenommen, freigeſprochen werden, ſo wandte ſie ſich an Phöbe und ſagte: „Ich gab es in der Abſicht weg, Kitty das Geld zurückzubezahlen, und nun, wenn Du edel handeln willſt, wirſt Du das Uebrige aus einander ſetzen.“

Aber Helene hatte noch die Erfahrung zu machen, daß eine Aufforderung, welche für ſie unwiderſtehlich geweſen wäre, da ohne Wirkung blieb, wo die Klugheit nicht guten Grundſätzen untergeordnet war. Statt derſelben zu folgen, ſagte Phöbe: „Das Geld, Madame, von deſſen beabſichtigter Zurückerſtattung Helene ſpricht, entlehnte ſie bei Kitty, um einen Zauberkünſtler in F. zu beſuchen.“

Helene war einen Augenblick ſprachlos vor Erſtaunen; aber ihr Unwille verbannte plötzlich alle ihre bisherige Verwirrung und gab ihr den Muth, ihrer Anklägerin gegenüberzutreten.

„Iſt es möglich,“ rief ſie, „daß Du mit ſo kaltem Blute Mylady falſch berichten kannſt? In meinem Namen wurde es zwar zu meinem größten Leidweſen geborgt; aber daß Du die Vorſtellung beſuchteſt, und nicht ich, davon iſt der Himmel Zeuge!

Lady Godfrey blickte bald die Eine, bald die Andere ſtillſchweigend an. In Phöbe's Zügen lag bei weitem die größte Ruhe, wiewohl eine Bläſſe um ihre Lippen, die ſie feſt zuſammenpreßte, einen hohen Grad von innerer Aufregung verrieth. Helenens Geſicht dagegen drückte Scham, Reue, Verdruß und Unwillen aus.

„Ich muß einen Beweis haben,“ ſagte die

Schloßherrin, „Sie haben Beide gleichen Anſpruch darauf, daß ich Ihnen glaube; deßhalb bedarf es des Beweiſes.“

Sie zog die Glocke und ließ Kitty rufen.

„Welcher von dieſen beiden Fräulein,“ ſagte ſie, als das Dienſtmädchen eingetreten war, „haſt Du Geld geliehen?“

„Fräulein Richards ging mich darum an, Mylady; aber ſo, als ob Fräulein Helene deſſelben bedürfte.“

„Und welche verließ in jener Nacht das Schloß?“

„In der That, Mylady, ich weiß es nicht. Ich hörte, daß eine der jungen Fräulein in jener Nacht bei dem Zauberkünſtler war; aber ich weiß nicht, welche.“

„Und wer hat Dich hievon benachrichtigt, Kitty?“

Kitty ſtockte. „Ich meine, Mylady, eine ſey ſehr ſpät nach Hauſe gekommen; aber ich weiß nicht, welche.“

Kitty ward entlaſſen, und Lady Godfrey ſetzte die Unterſuchung fort.

„Ich glaube, es bedarf kaum einer Erklärung, daß ich der Sache auf den Grund zu gehen entſchloſſen bin. Ich rathe Ihnen daher, eine offene Bloßſtellung durch ein augenblickliches Bekenntniß Ihres Fehltritts zu vermeiden. Sie werden in mir keine ſtrenge Richterin finden; aber ich kann und werde nicht mit Willen unter meinem eigenen Dache mich betrügen laſſen. Daher wende ich mich denn wieder an Sie, Helene?“

„Es iſt vergeblich, Madame,“ erwiederte die Angeredete; „ich kann mich nicht als ſchuldig an einer Handlung bekennen, woran ich unſchuldig bin.“

„Aber ſagen Sie mir, wenn Sie die Schuld nicht machten, was veranlaßte Sie zu einem ſo auffallenden Schritte, um ſie zu tilgen?“

Helene geſtand, ſie habe gewünſcht, daß der Vorſchub, den ſie Phöben geleiſtet habe, nicht bekannt werde, und da dieſe ſo nachläſſig geweſen ſey und die Schuld nicht bezahlt habe, ſo habe ſie dieſelbe ſelbſt bezahlen wollen, und dazu habe ſich ihr kein anderes Mittel geboten.

Lady Godfrey hörte ihr ſehr aufmerkſam zu, und als ſie ausgeſprochen hatte, fragte ſie dieſelbe, warum ſie ihren Plan geändert und das erhaltene Geld nicht dieſem Zwecke gemäß angewendet und was ſie mit demſelben ſtatt deſſen angefangen habe.

Auf den erſten Theil dieſer Frage antwortete Helene nicht; aber auf den letzten Theil erwiederte ſie, ſie ſey veranlaßt worden, das Geld bei Frau Fraſer auszugeben.

„Ach,“ ſagte Lady Godfrey, „das iſt ein Mährchen! und glauben Sie mir, Helene, ſo hoch ich Sie auch immer wegen Ihrer Wahrheitsliebe ſchätzte, ſo fürchte ich doch ſehr, daß dieſe Ihre Behauptung bloß ein Scheingrund iſt.“

Helene ſah einer Verzweifelten gleich; aber Phöbe, Lady Godfrey's Stimmung benützend, ſagte: „Sie werden mir, hoffe ich, glauben, Lady Godfrey, wenn ich ſage, daß nur der Wunſch, einen ſo ſchweren Verdacht von mir abzuwälzen, mich veranlaſſen kann, einen ſolchen ſchlagenden Beweis von der Schuld einer Andern, als dieſes Billet gibt, beizubringen. Ich habe es zufällig gefunden und bin vielleicht zu tadeln, weil ich zurückbehielt, was einer Andern gehört; aber jetzt kann ich nur froh ſeyn, daß ich es nicht that.“

Damit überreichte ſie Lady Godfrey das Billet Arlingtons, das wirklich nach der Anſicht Ihrer Gebieterin Helenens Schuld außer Zweifel ſetzte. Daß dieſelbe hievon völlig überzeugt war, bewies der Ton, in welchem ſie bemerkte: „Wirklich, das iſt unwiderleglich!“

Man denke ſich die Beſtürzung Helenens. Es war ihr, als ob ihre erklärten Freunde ſich gegen ſie verſchworen hätten — die Handſchrift erkannte ſie als die Arlingtons — das Billet war an ſie gerichtet — und deutete darauf hin, daß er ſie bei der Vorſtellung beſehen habe. Die verworrenen Gedanken und verſchiedenartigen Gefühle, die ſich ihrer Seele bemächtigten, ſchienen ſie faſt zu überwältigen; aber ſie raffte ſich endlich auf, als Lady Godfrey die Frage an ſie richtete, wann und wo ſie eine Bekanntſchaft mit einem Manne angeknüpft habe, der ihr, der Schloßherrin, unbekannt ſey.

„Eure Ladyſchaft kannte ihn als Herrn Arlington," erwiederte die Gefragte.

„Ein Beweis, daß Sie zum mindeſten den Schreiber gut kennen," ſagte Lady Godfrey.

„Madame," erwiederte Helene, „ich verſichere Ihnen feierlich, daß ich dieſes Billet nie vorher ſah. Wie Fräulein Richards es bekommen hat, kann ich nicht ſagen; aber ich erkläre, daß ein grober Betrug hiebei im Spiele iſt."

„Ich wollte, ich könnte Ihnen glauben, Helene; aber wie konnte Fräulein Richards mit ſeinem andern Namen bekannt ſeyn?"

„Ich weiß es nicht," ſagte Helene niedergeſchlagen.

„Es iſt vergeblich," warf Phöbe ein, „daß Eure Ladyſchaft mit unnützen weiteren Erörterungen die

Zeit hinbringt. Ich vergebe Helenen gern, daß ſie mich des Betrugs beſchuldigte; aber ich muß Sie vollends ganz überzeugen, Madame. Ich kann Ihnen noch einen andern Beweis geben. — Laſſen Sie Frau Tims reden, ob Helene ihr nicht ihren Fehltritt geſtand.“

Das Reſultat der Ausforſchung der Frau Tims läßt ſich leicht denken.

Wider Alles dieß hatte die arme Helene nur einen einzigen Beweisgrund anzuführen, der für ſie ſprach, nämlich das Zeugniß Arlingtons ſelbſt, und dieſer war abgereist und vielleicht für immer. War er auch noch in England, ſo wußte ſie doch nicht, wohin ſie ſich zu wenden habe, und ſo ſah ſie nichts vor ſich, als die ganze Laſt der Vorwürfe viele Monate, vielleicht Jahre lang tragen zu müſſen, bis eine Losſprechung den größten Werth für ſie verloren haben würde. Sie blickte Phöben mit einem Gefühle beinahe des Entſetzens an; aber jedes Wort der Klage wurde nur als ein unnützes Sträuben gegen die entdeckte Schuld betrachtet, und ſo ſchwieg ſie ſtille, weil es fruchtlos war, zu ſprechen.

Der würdige Doctor und ſeine Frau waren tief betrübt über die Mittheilung, welche ihnen Lady Godfrey zu machen ſich genöthigt ſah, und ſie konnten es nicht unbillig finden, als dieſelbe hinzuſetzte, ſie könne ihre Tochter nicht länger bei ſich behalten. So wurde denn wenige Tage nach dieſer Erklärung die ſchuldloſe, aber unkluge Helene mit folgenden Worten entlaſſen: „Ich hätte damals, als ich Sie zur Geſellſchafterin auserſah, nicht gedacht, Helene, daß ich mich in Ihnen ſo grauſam täuſchen könnte. Ich habe beinahe drei Jahre lang ein wachſames Auge auf Sie gehabt und hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß Sie ſich in Ihrem Benehmen von Grundſätzen leiten laſſen, die es Ihnen zum Geſetze machen, unter allen Umſtänden ehrenhaft zu handeln. Ach! es thut mir wehe, finden zu müſſen, daß Ihnen nur die Gelegenheit fehlte, ſo haſſenswerthe Eigenſchaften an den Tag zu legen, als diejenigen ſind, die Sie, wie es ſich zeigte, beſitzen. So ſehr ich eine ſolche Täuſchung bedaure, ſo iſt mir doch der Gedanke daran noch ſchmerzlicher, daß eine ſolche Gottloſigkeit, wenn Sie dieſelbe nicht aufrichtig bereuen, Ihnen das ewige Verderben bringen wird. Sie haben ſich nicht geſcheut, Denkzeichen der Zärtlichkeit hingegangener Verwandten, die Andere ſehr hoch ſchätzen würden, dem thörichten Hange zum Putz zu opfern. Aber dieß iſt immer noch ein kleines Vergehen in Vergleich mit dem großen, daß Sie auf Andere die Schuld ihrer eigenen Thorheiten wälzen wollten, und mit dem noch viel größeren, daß Sie dabei Gott zum Zeugen anriefen. — Leben Sie wohl, Helene! — Nichts kann mir größeres Vergnügen gewähren, als von Ihrer Sinnesänderung zu hören, um welche ich, glauben Sie mir, liebes Kind, herzlich beten werde."

Dieß war mehr, als Helene ertragen konnte — und ſie ſank auf ihre Kniee und flehte ihre bisherige Gönnerin an, doch ihrer feierlichen Verſicherung, daß ſie unſchuldig ſey, Glauben zu ſchenken.

Lady Godfrey erwiederte, nichts könnte ihr mehr Freude machen, als ſie von ihrer Schuld befreit zu wiſſen; aber da es nicht möglich ſey, ſie freizuſprechen, ohne die Schuld auf Phöben zu laden, ſo verlange es die Gerechtigkeit, daß ſie diejenige ſchuldig ſpreche, auf welcher der ſtärkſte Verdacht ruhe.

Helene, unter ihr elterliches Dach zurückgekehrt, war nicht mehr die Helene der früheren Tage. Aber dieſe Aenderung verdankte ſie nicht einer Urſache, die ihre Mutter bei ihrem Abgange von Hauſe ſo ſehr zu vermeiden geſucht hatte; denn Helene verrichtete ihre gewohnten Pflichten auch jetzt noch mit derſelben Pünktlichkeit, wie früher; aber ihre heitere Laune war ſo völlig dahin, daß ihr Charakter als ein ganz anderer erſchien. Oft klagte ſie ihrer Mutter ihren Kummer und beweinte vor ihr ihre Unklugheit, und es bedarf kaum der Bemerkung, daß ſie an derſelben eine Tröſterin und eine Vertraute ihres Herzens fand. Dagegen that es ihr wehe, daß ihr Vater, trotz aller Anſtrengung, es zu verbergen, doch ſie nicht ſo ganz als unſchuldig erkannte, wie ihre Mutter.

Indeß hatte ſie Einen Freund in Aſhdale, der kein Mittel unverſucht ließ, ihre Unſchuld an den Tag zu bringen, und dieß war Herr Warren. Er hatte ſie von ihrer Kindheit an gekannt — er hatte ſich alle Mühe gegeben, ihr die guten Grundſätze, die ſie unbeſtreitbar beſaß, einzupflanzen — und er konnte und wollte nicht glauben, daß dieſelben mit Einem Schlage ſo völlig umgeſtoßen worden ſeyen. Der würdige Mann begab ſich nach London, wo es ihm durch unermüdliches Nachfragen bei den Schiffseigenthümern gelang, das Schiff ausfindig zu machen, auf welchem Arlington die Ueberfahrt machen wollte, dieſem ſofort ſelbſt auf die Spur zu kommen und ihn endlich zu treffen, da derſelbe noch auf günſtigen Wind zur Ueberfahrt wartete. Nichts, als die Unmöglichkeit, den Abgang des Schiffes zu verzögern, hielt Arlington ab, mit Herrn

Warren nach Aſhdale zurückzureiſen. Er händigte daher demſelben das Billet, welches er von Phöben erhalten hatte, ein — theilte ihm mit, daß er ſie nach Hauſe begleitet habe — und ſagte ihm zugleich, man könne den alten Anton zum Zeugen aufrufen, da er bei ihnen geweſen ſey. Er könne jetzt freilich, ſagte er, Helenen für das Unheil, das er ihr ohne ſein Wiſſen zugezogen habe, keinen Erſatz geben; aber er bat Herrn Warren, er möchte die Familie Doctor Parkinſons benachrichtigen, daß er ſich nun mehr verpflichtet fühle, als je, ſeine Rückkehr zu beſchleunigen, nicht allein deßhalb, um die geheimnißvolle Weiſe, mit der er ſich in Aſhdale benommen habe, zu erklären, ſondern auch Helenen, ſo viel an ihm liege, Genugthuung für ſeine, wenn gleich unabſichtliche, Mitwirkung zu ihrem Mißgeſchicke zu geben.

Der gute Geiſtliche hatte ſomit ſeine Abſicht erreicht und reiste in dem frohen Bewußtſeyn, die Unſchuld ſeines Zöglings gerettet zu haben, nach Hauſe.

Während ſeiner Abweſenheit hatte Helene einen Plan entworfen, um einen Ort, wo ſie nur Mißfallen und Verdruß erfuhr, zu verlaſſen. Ihre Mutter hatte eine weitläufige Verwandte, die etwa dreißig Stunden von

Aſhdale entfernt lebte und durch gewiſſe weibliche Arbeiten ſich ihr Unterkommen erwarb. Dieſer beſchloß Helene ihre Dienſte anzubieten; allein, da ſie fürchtete, ein ſolcher Plan möchte von ihren Eltern mißbilligt werden, war ſie genöthigt, die Ankunft Herrn Warrens, als des einzigen Freundes, an den ſie ſich wegen der Mittel, ihr Vorhaben in Ausführung zu bringen, wenden konnte, abzuwarten. Indeß war ſie während ſeiner Abweſenheit nicht unthätig, ſondern ſchrieb an ihre Verwandte, welche ſie unter den von Helenen vorgeſchlagenen Bedingungen aufzunehmen bereit war. Nachdem ſie die Sache ſo weit eingeleitet hatte, beſuchte ſie Herrn Warren am Tage nach ſeiner Ankunft, um ihm ihren Entſchluß mitzutheilen und ihn um ſeinen Beiſtand zu bitten.

Der alte Herr, der noch nicht Zeit gehabt hatte, ſeine Maßregeln zu ihren Gunſten zu treffen, nahm ſie ſehr freundlich auf; aber begierig, die Urſache ihrer ſichtbaren Aufregung und den Grund eines ſo frühen Beſuches zu erfahren, enthielt er ſich jeder Anſpielung auf den Zweck ſeiner Reiſe, bis ihre Angelegenheit abgemacht wäre. Helene war ſehr bewegt, als ſie ihm ihren Plan mittheilte und bemerkte, daß ſie, da man ſie ſo grundlos verunglimpfe, und ſie ſich deßhalb ſehr unglücklich fühle, der Anſicht ſey, kein wahrer

Freund von ihr werde etwas dagegen einzuwenden haben, daß ſie einer ſolchen Lage ſich zu entziehen ſuche, wenn ſie ihr anſtändiges Unterkommen anderswo finden könne.

Herr Warren erwiederte: „Ihr Plan und die Gründe, welche Sie zu Gunſten deſſelben anführen, Fräulein Parkinſon, haben den Schein für ſich; aber ſie ſind trügeriſch. Sie wollen ſich auf dieſem Wege dem Drucke ihrer gegenwärtigen Demüthigung entziehen; aber ſind Sie, während Sie ſo Ihrer Selbſtliebe nachgeben, nicht im Begriffe, ein heiliges Gebot zu übertreten, indem Sie Ihre Eltern betrüben? Haben Sie Ihren Entſchluß von dieſer Seite ſchon betrachtet? und wenn dieß der Fall iſt, muß ich meine Schülerin Helene unter diejenigen zählen, welche den Tadel der Menſchen mehr fürchten, als den Gottes?“

„O, nein, nein“ — rief Helene.

„Und um die Sache von weltlichen Geſichtspunkten aus zu betrachten,“ fuhr Herr Warren fort, „haben Sie die Unklugheit bedacht, auf dieſe Weiſe den Verdacht Ihrer beſten Freunde ſtillſchweigend zu beſtätigen? Wenn es hier Solche gibt, deren Urtheil Sie achten, und die gegenwärtig Sie verdammen, iſt es dann nicht beſſer, dieſelben wieder durch einen unſträflichen Wandel für ſich zu gewinnen, der ihnen wenigſtens Ihre Sinnesänderung beweist, wenn ſie auch nicht an Ihre Unſchuld glauben.“

„Ach, lieber Herr Warren,“ rief Helene, „hätte ich Sie immer zu meinem Rathgeber gehabt, ſo wäre ich nicht ſo unglücklich geworden. Ich habe ſchon manchmal gedacht, es wäre beſſer geweſen, da ich doch keinen Beweis für meine Unſchuld habe, wenn ich mich ſchuldig bekannt und Lady Godfrey um Verzeihung angefleht hätte.“

„Dann wären Sie in Gottes Augen deſto ſtrafbarer geweſen, weil Sie ſich eine Abweichung von der Wahrheit erlaubt hätten, und in wie weit eine ſolche Verzeihung für Sie befriedigend geweſen wäre, davon können Sie ſich einen Begriff machen, wenn Sie ſich ſelbſt fragen, ob Phöbe's Lage wünſchenswerther iſt, als die Ihrige.“

„Die meinige iſt ohne Vergleich beſſer,“ entgegnete Helene; „denn ſo tief mich auch die ſchlimme Meinung, welche meine Bekannten von mir haben, niederbeugt, ſo habe ich doch das Bewußtſeyn, ſie nicht zu verdienen, während ich annehmen darf, daß die Auszeichnung, die Phöben zu Theil wird, für ſie ein beſtändiger Vorwurf iſt. Ich vergebe ihr,“ ſetzte ſie hinzu, „wiewohl ich von nun an gerade denen mißtrauen werde, die ſich für meine beſten Freunde ausgeben.“

„Extreme ſind gefährlich, Helene,“ bemerkte Herr Warren. „Wir zerſtören den heilſamen Einfluß der Trübſal auf unſer Herz, wenn die Losſagung von Einem Fehler für uns die Quelle eines andern wird. Ich hoffe, Sie werden künftig klüger ſeyn, ohne mißtrauiſch gegen Ihre Freunde zu werden.“

„Ich bin gegenwärtig in jeder Beziehung im Irrthum befangen,“ ſagte Helene; „aber haben Sie Geduld mit mir, lieber Herr, und mit Ihrem Beiſtande werde ich gewiß auf den richtigen Weg geführt werden.“

„Sie geben alſo wohl alle Gedanken an eine Entfernung von hier auf?“

„Gewiß. Ich hatte die Sache nicht von der richtigen Seite angeſehen und will nun geduldig die Folgen meiner Thorheit als eine verdiente Strafe derſelben tragen, aber beſonders deßhalb, weil ich ſo den Beweis geben kann, daß ich unter allen Widerwärtigkeiten den Beifall Gottes höher ſchätze, als den der Menſchen.“

Ein Lächeln des Wohlwollens verklärte das Geſicht Herrn Warrens, als er ſeine junge Freundin entließ, und erfreut über ſeinen gelungenen Verſuch, Helenen von ihrem Plane abzubringen, begab er ſich ſogleich in das Schloß.

Die Beweisgründe für ihre Unſchuld, die er aufzuweiſen hatte, waren bei weitem hinreichend, um für Jedermann überzeugend zu ſeyn, beſonders aber für Lady Godfrey, die Helenen ſchon ſo lange gekannt und geliebt hatte. Sie war betrübt über das unverſchuldete Ungemach ihres Lieblings; aber auf der andern Seite wiederum erfreut über die Standhaftigkeit, mit welcher ſie es ertragen hatte. Für Phöben war eine Strafe ihrer Bosheit um ſo wünſchenswerther, als Hoffnung vorhanden war, daß dieſelbe bei ihr eine Sinnesänderung herbeiführen würde, die man bei einer erfolgreichen Gottloſigkeit nicht hätte erwarten können.

Helene ſaß dieſen Abend bei ihrer Mutter im Zimmer und unterhielt ſich mit ihr munterer, als ſie bisher geweſen war. Da trat zu ihrem großen Erſtaunen Herr Warren in Begleitung Lady Godfrey's ein. Die Gegenwart ihrer ehemaligen Gönnerinn rief ihr die Gefühle töchterlicher Liebe, mit denen ſie ihr früher zu begegnen gewohnt geweſen war, aufs lebhafteſte ins Gedächtniß zurück, und ſie erhob ſich, um das Zimmer zu verlaſſen; aber ſie war vor Staunen außer ſich, als Lady Godfrey ihr in den Weg trat und, ihre Arme gegen ſie ausbreitend, ſagte: „Helene, Sie dürfen nicht gehen, ich komme, um Sie für unſchuldig zu erklären.“

Ein Zweifel, ob ſie auch recht höre, kam Helene nicht in den Sinn: ſie wußte, daß ſie in einem ungerechten Verdachte geſtanden war; wie aber ihre Unſchuld erkannt worden ſeyn mochte, darüber machte ſie ſich keine Gedanken, ſondern ſie eilte in Lady Godfrey's Arme und fühlte ſich nun wieder glücklich.

Frau Parkinſons begierige Fragen wurden zur vollen Genüge beantwortet, und Helene lernte dadurch die Größe ihrer Verpflichtungen gegen Herrn Warren kennen. Es bedarf nicht der Erwähnung, daß ſie ihm dankte; aber ſie miſchte in ihre Erkenntlichkeit einen leichten Vorwurf.

„Warum, wenn ich fragen darf, bemühten Sie ſich heute morgen dennoch, mir eine ſo ſchwer zu erfüllende Lehre zu geben?“ ſagte ſie.

„In allen unſern Handlungen,“ erwiederte Herr Warren, „ſollen gute Grundſätze uns leiten. Ich ſtellte Sie auf die Probe, und Sie beſtanden ſie. Hätte ich Ihnen geſagt, daß ich die Beweiſe für Ihre Unſchuld in Händen habe, ſo hätte ich nicht die Freude gehabt, zu erkennen, daß Sie, auch wenn ich dieſelben nicht beſeſſen hätte, auf dem rechten Wege verharrt wären, und Ihnen wären die Vortheile der Selbſtbeherrſchung nicht geworden."

Lady Godfrey verabſchiedete ſich bald darauf mit dem Verſprechen, am folgenden Tage wieder zu kommen.

Nachdem Helene von dem drückenden Verdachte, der auf ihr laſtete, befreit war, fühlte ſie ſich in die Lage hinein, die auf Phöben wartete, und beſchäftigte ſich während des übrigen Abends mit der Entwerfung von Planen, ſie vor der Bloßſtellung zu ſchützen, die ſie verdient hatte; aber Lady Godfrey hatte es anders beſchloſſen.

Wie Helene öffentlich für ſchuldig erklärt worden war, ſo beſchloß ſie, ſollte auch ihre Freiſprechung öffentlich ſtattfinden. Daher forderte ſie Herrn und Frau Richards, Frau Tims und ihre Familie, den alten Anton und Herrn Warren auf, zu einer beſtimmten Stunde in dem Hauſe des Doctors ſich einzufinden, wohin ſie ſich ſofort mit Phöben begab.

In der Zuſammenkunft dieſer Perſonen und an einem ſolchen Orte ſah die ſchuldbewußte Phöbe eine ſchlimme Vorbedeutung, ſo daß ſie bei ihrem Eintritte zuſammenſchrak; indeß blieb ſie nicht lange im Zweifel über den Zweck dieſer Verſammlung; denn Lady Godfrey ging ſofort auf eine deutliche Erklärung aller der einzelnen Umſtände von Phöbe's Vergehen ein, welche ſie durch das eigenhändig von dieſer geſchriebene Billet, ſo wie durch das Zeugniß des alten Anton unwiderleglich begründete.

Die Verwirrung Phöbe's, der Schmerz ihrer Eltern und die aus Unwillen und Beſchämung gemiſchten Gefühle von Frau Tims waren unzweideutig; die Uebrigen, wie verſchieden auch ihre Geſinnung ſeyn mochte, äußerten lebhafte Theilnahme an der Betrübniß der Schuldigen.

Endlich brach der Unwille von Frau Tims folgendermaßen los: „Sah ich je in meinem Leben ſolche Gottloſigkeit? Wer hätte je gedacht, daß hinter all ihrem Lächeln und ihrer Höflichkeit eine ſolche Bosheit ſtecke? Und ich muß noch dazu in die Geſchichte hineingezogen werden! Bald wird man mich glauben machen, mein Chriſtennamen ſey eine Lüge, und zu mir ſagen können, der Mond ſcheine am Mittag. Niemand wird mir wieder glauben, wenn ich auch noch ſo lange lebe. O ihr nichtswürdigen Mädchen,“ fuhr ſie zu ihren Töchtern gewendet fort, „ſagtet ihr mir nicht, es ſey Helene geweſen, die wir bei dem Zauberkünſtler ſahen?“

Die Fräulein Tims konnten nur ihre Betrübniß über ihren Irrthum ausdrücken und ſagten, Phöbe habe ſie ſo berichtet.

„Ach! ihr müßt das Bischen Verſtand, das ihr habt, in den Schlaf gelullt haben, ihr einfältigen Geſchöpfe, um ihr ſo leicht haben glauben zu können,“ erwiederte ihre Mutter, in der Hitze ihrer Leidenſchaft nicht bedenkend, daß ſie ſich durch dieſen Ausſpruch ſelbſt ihr Urtheil gefällt habe. „Und Ihr ſeyd mir doch ein gottloſer alter Purſche,“ ſetzte ſie hinzu, „nicht ein Wort über die Sache verlauten zu laſſen.“

Der alte Anton, der ſich hiezu für zu unwichtig gehalten hatte, erwiederte ehrlich, daß er, wenn man ihn früher gefragt hätte, die Wahrheit geſagt haben würde; aber da dieß nicht der Fall geweſen ſey, ſo habe er nicht berechtigt zu ſeyn geglaubt, Lady Godfrey zu hinterbringen, was Phöbe ihm zu ſagen verboten habe.

„Nun, Mylady,“ ſagte Frau Tims, als ſie ſah, daß ſich Niemand finden ließ, auf den ſie mit einigem Scheine von Billigkeit ſchelten könnte, die ausgenommen, auf welche ſie aus Scheu vor ihren Eltern keine Anſpielung mehr zu machen ſich erlaubte, „nun, Mylady, Sie werden Alles thun, was in Ihren Kräften ſteht, um Helenen zu entſchädigen, wie auch ich zu thun beabſichtige.“ Mit dieſen Worten ging ſie auf Helenen zu, und dieſe war bereit, ihr und ihren Töchtern die Hand zur Verſöhnung zu bieten.

Lady Godfrey wandte ſich, um einer für ſo Manche peinlichen Scene ein Ende zu machen, an Herrn und Frau Richards, und ſagte: „Nach dem Bisherigen wird es Ihnen nicht auffallend ſeyn, denke ich, wenn ich Ihnen erkläre, daß ich Phöben nicht länger als Geſellſchafterin beibehalten werde. Um Ihrer und um Ihrer Tochter willen hoffe ich, daß eine Sinnesänderung derſelben ſpäter ſie befähigen möchte, ihren früheren Platz an meinem Herde wieder einzunehmen, und wenn dieß der Fall ſeyn wird, ſo werde ich ſie mit ungeheuchelter Freude aufnehmen, in der Ueberzeugung, daß ſie dann einem ſehr bedauernswerthen Mangel abgeholfen habe — nämlich einem Mangel an Grundſätzen.

Sie, Helene, werden jetzt wieder meine Gefährtin; aber lernen Sie aus dieſen Vorgängen, daß man einer Perſon ohne Grundſätze nicht vertrauen darf, ebenſo wenig aber auf eine ohne Klugheit ſich verlaſſen kann.“

Pantheon

auserleſener Erzählungen

des

Auslandes.

Mit einem Vorworte

von

Albert Knapp.

Neunter Band.

BIBLIOTH. PUBL. REG. STUTTG.

Stuttgart.
Druck und Verlag der Chr. Belſer'ſchen Buchhandlung.
1844.

Das

Schloß von Carqueranne.

Aus dem Franzöſiſchen

des

Paul Merlin.

Erſter Theil.

1.

Der Vormund.

Eduard Acton hatte kaum erſt die Univerſität Cambridge verlaſſen, wo er mehrere Jahre zugebracht und ſich ſo ausgezeichnet hatte, daß ihm beim Abgange von derſelben der Titel eines Baccalaureus ertheilt wurde. Er befand ſich nun wieder in Livermere, wo er ſeine früheſten Jugendjahre verlebt hatte. Eines Tags ging er in den reizenden Schattengängen ſeines väterlichen Erbguts ſpazieren und hörte geduldig dem alten Gärtner zu, der ihn auf die ſeit ſeiner Abweſenheit getroffenen Veränderungen aufmerkſam machte. Erfreut über die Güte, mit welcher ſein junger Gebieter ihm zuhorchte, unterhielt ihn der alte Diener über ſeine Fortſchritte in der Gartenkunſt und nannte ihm die Preiſe, die er in Ipswich, der nächſten Stadt, davongetragen hatte, als er durch das Geräuſch eines Wagens unterbrochen wurde, mit welchem ein Poſtillon in gelber Jacke, nachdem er mit demſelben raſch und geſchickt einen Kreis um einen großen Raſenplatz beſchrieben hatte, vor der Thüre des Veſtibule's anhielt. Ein Lakai öffnete jetzt den Kutſchenſchlag einem hageren Manne von ziemlich vorgerücktem Alter, der beim Ausſteigen den Wunſch, Herrn Acton zu ſprechen, ausdrückte. Eduard, der in dem Fremden den Vormund erkannte, dem ſein Vater ſterbend ſeine Kindheit anvertraut hatte, eilte ihm entgegen, drückte ihm die Hand und führte ihn in den Saal, wohin die alte Haushälterin ſogleich eine mit Obſt, Backwerk und verſchiedenen Sorten Wein beladene Platte brachte.

Herr Broß — dieß war der Name des Vormunds — nahm, nachdem er ein Gläschen Madera getrunken hatte, einen Pack Papiere aus der Taſche und bat Herrn Acton, ſeine Pflegſchafts-Rechnungen in Empfang zu nehmen. „Laſſen Sie uns ſogleich nach dem Reſultat des Ganzen ſehen,“ ſagte ſein ehemaliger Pflegſohn; „welches iſt der Stand meines Vermögens?“ — „Hier,“ erwiederte Herr Broß, „ſind Scheine, welche viertauſend Pfund Sterling Renten gewähren, und hier ſtehen die Einkünfte von Ihrem Erbgute Livermere, die ſich ebenfalls auf viertauſend Pfund belaufen. Sie haben alſo jährlich achttauſend Pfund Sterling zu verzehren.“

„Gut!“ antwortete Eduard, nahm die Papiere aus den Händen des Herrn Broß und fragte ihn, nachdem er ſie auf das nächſte Möbel gelegt hatte, theilnehmend nach ſeiner Familie. Seinerſeits richtete der Vormund einige Fragen über Eduards Aufenthalt auf der Univerſität an ihn, und indem er eine ernſtere Miene annahm, welche anzeigte, daß er auf einen wichtigeren Gegenſtand überzugehen im Begriffe ſey, fragte er ihn, welchen Beruf er zu ergreifen im Sinne habe, und als ſein ehemaliger Pflegſohn mit der Antwort zögerte, ſetzte er hinzu: „Sie haben nun ein Alter erreicht, wo viele junge Leute in der Laufbahn, welche ſie eingeſchlagen haben, ſchon weit fortgeſchritten ſind; da Sie indeß den Berichten des Vorſtands des Trinitäts-Collegiums zufolge fleißig ſtudirt haben, ſo können Sie die verlorene Zeit wieder einholen; aber Sie dürfen jetzt keine mehr verlieren. Sagen Sie mir alſo, was Sie zu thun geſonnen ſind?“ „Nichts,“ antwortete Eduard.

Herr Broß machte eine Bewegung der Verwunderung. „Wie! nichts? höre ich recht?“

„Vollkommen; hören Sie mich nur ruhig an, mein lieber Herr Broß, und ſagen Sie mir, welches die Berufsarten ſind, unter welchen ich nach Ihrer Meinung wählen könnte?“

„Der Dienſt in der Armee oder in der Marine, die Medicin, ja ſelbſt die Rechtspflege ſind doch, denke ich, Berufsarten, die für Sie nicht entwürdigend wären.“

„Das gebe ich gern zu; aber betrachten wir dieſelben näher. Der berühmteſte Arzt muß, wenn er gewiſſenhaft iſt, meiner Anſicht nach von Gewiſſensbiſſen geplagt ſterben und ſieht bis an das Ende ſeiner Tage nichts vor ſich, als die blaßgelben Leichen derjenigen, welche er hingeopfert hat. Der Offizier im Land- oder Seedienſt iſt, wenn er nicht den Boden ſeines Vaterlandes vertheidigt, in meinen Augen nichts, als ein privilegirter Räuber, der kein Erfindungspatent — da dieſes Cain ſchon lange ſich erworben — ſondern nur einen Vollmachtsbrief für ſein Gewerbe hat. Was iſt der Diplomat anders, als ein Betrüger, der den Hof, an welchem er ſich befindet, zu Gunſten des ſeinigen und bisweilen beide zugleich hintergeht? Gibt es nicht manchen berühmten Advokaten, der ſeine Uneigennützigkeit und Anſpruchsloſigkeit von ſeinen Freunden rühmen läßt, während er für einen Prozeß, den er für den Armen umſonſt führt, von dem Reichen um das Zehnfache mehr, als dieſer ſchuldig iſt, verlangt und vor Begierde brennt, einſt auf ſeinen errungenen Lorbeeren auszuruhen. Eine einzige Laufbahn, und Sie haben dieſelbe nicht genannt, würde Reiz für mich haben, nämlich die künſtleriſche.“

Herr Broß machte eine Bewegung des Unwillens. „Beruhigen Sie ſich,“ fuhr ſein ehemaliger Mündel fort; „denn ich habe immer geſehen, daß wer ſich in den Künſten auszeichnet, von einem Durſt nach Ruhm gefoltert wird, daß dieſer es iſt, welcher ihm die Kraft gibt, ſich in eine Laufbahn der Lobeserhebungen, des Neids und ſchnell wechſelnden Glücks und Unglücks hineinzuſtürzen. Da aber dieſer Dunſt, welchen man Ruf nennt, in meinen Augen nur eine gefährliche Täuſchung iſt, ſo verlange ich von den Muſen keine ſo hohen Gunſtbezeugungen und begnüge mich damit, den Künſten mich zu widmen, um meine Mußeſtunden auszufüllen.“

„Muß ich Sie ſo ſprechen hören!“ rief Herr Broß mit kaum verhaltenem Aerger, „was nützen Ihnen dann die Kenntniſſe, welche Sie ſich erworben haben, und der ehrenwerthe Name, den Sie führen?“

„Die erſteren werden bewirken, daß mir meine Lebenstage ſchneller verfließen, und der letztere, daß ich auf der Bahn der Ehre, auf welcher mir mein Vater vorangegangen iſt, ohne abzuweichen, wie ich hoffe, fortwandeln werde.“

„Ach! ich glaube Sie nun zu verſtehen,“ ſagte Herr Broß, von einem plötzlichen Gedanken angeregt, „Sie haben im Sinne, den Intereſſen Ihrer Grafſchaft ſich zu widmen, ſich zur Magiſtratsperſon ernennen zu laſſen, in alle Clubbs und philanthropiſchen Geſellſchaften einzutreten, kurz, ſich bei dem Volke beliebt zu machen, um einſt in das Unterhaus gewählt zu werden.“

„Sie täuſchen ſich abermals; ich will mir weder Clienten noch Protectoren ſammeln; ich habe nicht Luſt, den Großen zu ſchmeicheln, um ihre Protection zu gewinnen, und noch viel weniger, die Stimmen der Schenkſtuben zu erkaufen. Wozu auch, ich bitte Sie, eine ſolche Mühe und Erniedrigung? Um einen Sitz im Parlamente zu bekommen? und was ſollte ich in dieſem Parlamente thun? Soll ich als ſtummes Mitglied mich darauf beſchränken, beim Abſtimmen mein Ja oder Nein anzubringen, oder ſoll ich als Wortführer einer Partei dem Radikalismus oder dem Ariſtokratismus dienen?“ Da Herr Broß ihn zu unterbrechen ſich anſchickte, ſo beeilte er ſich, hinzuzuſetzen: „Ich errathe, was Sie meinen, ich kenne Ihre Grundſätze und Ihre Erwartungen; Sie wollen ſagen, daß ich als Verfechter der öffentlichen Freiheiten nicht lange vergebens ſprechen, und daß das Volk auf dem Wege der Güte oder der Gewalt endlich zu ſeinem Rechte und einem beſſeren Zuſtande gelangen werde. Ich glaube dieß ſelbſt; aber dann ſtehen die Sachen nur um ſo ſchlimmer: jede Einräumung, die man ihm zu Theil werden läßt, wird das Verlangen nach einer andern bei ihm rege machen, jeder Triumph wird einen neuen Triumph nöthig machen, und ſiegestrunken wird es das Gebäude der Geſellſchaft umſtürzen, ohne ſich darum zu bekümmern, ob es nicht unter ſeinen Ruinen begraben werde. Sie werden mir entgegnen, daß es einen Punkt gebe, bei welchem man ſtehen bleiben müſſe, daß man ſich mit dem Guten begnügen und nicht nach Beſſerem haſchen ſolle. Sie haben Recht, und ich wünſche ſehnlich, daß das engliſche Volk, in dem doch ein beſſerer Geiſt weht, als in ſo manchem andern, da ſtehen bleiben möchte, wo die Klugheit ihm Halt gebietet; aber ich habe wenig Hoffnung dazu. Laſſen Sie mich ferne von dieſen Händeln leben; laſſen Sie dieſelben abgemacht werden, ohne daß ich mich darein miſche; ich liebe das Geräuſch nicht und will in Ruhe dem Tage des großen Schlafs nach der Anſicht der Einen und des großen Erwachens nach der Anſicht der Andern entgegengehen.“

Als er dieſe Worte beendigt hatte, ſtreckte er Herrn Broß ſeine Hand entgegen, der, ohne ſie zu nehmen, ſich mit einer würdevollen Miene erhob und ohne Zweifel im Gefühle der Autorität, die er bisher ausgeübt hatte, erwiederte: „Alles dieſes, denke ich, iſt nur Scherz; Sie müſſen ſich zu der Wahl eines Berufs entſchließen, dieß iſt durchaus nothwendig.“

Eduard lächelte und entgegnete mit freundlicher Miene, aber feſtem Tone: „Mein Vater hat klug daran gethan, daß er die Volljährigkeit ſeines Sohnes auf ſein vierundzwanzigſtes Jahr verſchob; ich habe ſein Geſetz geachtet und heilig gehalten; aber der durch ſeine Klugheit mir geſetzte Termin iſt ſeit einigen Monaten verfloſſen, und ich bin nun Herr meiner Handlungen; erlauben Sie mir daher gefälligſt, lieber Herr Broß, allein zu beſtimmen, auf welchem Wege ich die kurze Strecke durchwandern will, die mich von jener ewigen und geheimnißvollen Welt trennt, die allein einer ernſten Betrachtung werth iſt. Empfangen Sie meinen aufrichtigſten Dank für die Sorge, die Sie meinen Kinderjahren zuwandten; ich werde dieſe ſo wenig vergeſſen, als die Gewiſſenhaftigkeit und Redlichkeit, mit welcher Sie mein Vermögen während meiner Minderjährigkeit verwalteten.“

„Aber Sie haben ja noch nicht einmal einen

Blick in meine Rechnungen gethan," unterbrach ihn Herr Broß ärgerlich.

„Es iſt wahr," erwiederte Eduard; „aber dieſe Prüfung iſt ganz unnöthig; ich weiß, welches Vertrauen mein Vater in Sie ſetzte, und das meinige iſt um nichts geringer. Wollten Sie wohl dieſen Schein, der zweihundert Pfund Renten gewährt, als Beweis für daſſelbe annehmen?"

„Nein, mein Herr," verſetzte Herr Broß; „der vierte Theil dieſer Summe iſt mehr als hinreichend, um mich für die Pflegſchaftsunkoſten zu entſchädigen und die Gebühren, welche ich anſprechen kann, zu decken; ich werde nicht mehr annehmen, und beſonders von Jemanden, der ſich ſo wenig um meine Rathſchläge bekümmert." Er erhob ſich bei dieſen Worten und ſchickte ſich an, den Saal zu verlaſſen. Eduard wollte ihn bis zum folgenden Tage bei ſich behalten; allein es war vergebens; er ſchützte vor, er müſſe einen Beſuch in der Umgegend machen und ging hinaus.

Acton ſuchte, während er ihn begleitete, ſein Mißvergnügen zu vermindern. „Mein lieber Herr Broß," ſagte er lächelnd zu ihm, „wenn man Ihnen heute den Vorſchlag machte, Ihre gepuderte Perrücke mit einem modernen Haaraufſatz zu vertauſchen, ſtatt den Gerichtshof zu beſuchen, Ihre Zeit mit Spazierengehen in der Bondſtreet oder dem Hydepark hinzubringen, die Nächte, die Sie ſonſt verſchlafen, auf den Almacksbällen zu vertanzen, was würden Sie demjenigen, der Ihnen ſolche Vorſchläge machte, erwiedern?"

„Daß er ein Narr ſey," antwortete Herr Broß trocken.

„Nun denn, wenn Sie es für unmöglich und lächerlich halten, Ihre Gewohnheiten zu ändern, ſo finde ich es nicht weniger ſchwierig, dem Lebensplane zu entſagen, den ich mir gebildet habe. Scheiden wir nun als gute Freunde; ſagen Sie Ihren Söhnen, es würde mich unendlich freuen, ſie zur Jagdzeit bei mir zu ſehen, und fürchten Sie nicht, daß ich ſie von ihren Neigungen abbringen werde. Wenn ich Anſpruch darauf mache, daß man mich mein Leben ſo einrichten laſſe, wie es mir paſſend erſcheint, ſo will ich mich deßhalb nicht in die Lebensplane Anderer miſchen. Seyen Sie daher verſichert, daß, mag nun auch der eine Ihrer Söhne ein Arzt werden, und der andere ein Rechtsgelehrter, je nach Ihrem Gutdünken, ſie von mir nicht davon abgebracht werden ſollen." Herr Broß ſtieg, bei ſeinem Wagen angelangt, deſſen

Schlag ſchon offen ſtand, mit etwas weniger Groll gegen ſeinen ehemaligen Mündel, aber doch unzufrieden mit ſeinem Beſuche in Livermere ein.

2.

Der Lebensplan.

Eduard Acton war ein Sohn Wilhelm Actons, des jüngeren Bruders Lord Claremonts, Pairs von England. Die Anhänglichkeit der beiden Brüder an einander war nie groß geweſen, wie es in engliſchen Familien nur zu häufig der Fall iſt, und Lord Claremont hatte ſeit der Heirath Wilhelms mit der Mutter Eduards, die nach ſeiner Meinung keiner Verbindung mit einem Glied ſeiner Familie würdig war, allen Umgang mit dem Erſteren abgebrochen. Er hatte ſich lange Zeit dieſer Heirath widerſetzt; aber Wilhelm, der ſich, durch glückliche Umſtände unterſtützt, in Indien ein ziemlich beträchtliches Vermögen geſammelt hatte und dachte, ein edles Herz, ein gebildeter Geiſt, anmuthige Sitten und ein fleckenloſer, wenn gleich unbekannter Name ſeyen zuverläſſigere Grundlagen des häuslichen

Glücks, als eine ſogenannte erlauchte Geburt, heirathete trotz der Einrede Lord Claremonts das von ihm heiß geliebte Mädchen, und das Glück, das er in dieſer Ehe fand, entſchädigte ihn für das Aufhören ſeines freundſchaftlichen Vernehmens mit einem vorurtheilsvollen Bruder. Ein Jahr lang genoß Wilhelm ein ungetrübtes eheliches Glück; aber die Geburt Eduards zerſtörte daſſelbe plötzlich, indem ſie Frau Acton das Leben koſtete. Dieſer Verluſt ſtürzte Wilhelm in die größte Verzweiflung, und ſtatt daß die Zeit ihren gewöhnlichen heilſamen Einfluß auf ſein Gemüth geäuſſert hätte, vermehrte ſie nur ſeinen Schmerz, ſo daß er nach Verfluß eines Jahres an einem gebrochenen Herzen ſtarb.

Eduard wurde als einjähriges Kind fremden Händen übergeben. Herr Broß, den wir im vorhergehenden Kapitel kennen gelernt haben, ein Rechtsgelehrter und durch das Teſtament des Verſtorbenen zu Eduards Vormunde ernannt, verwaltete deſſen Vermögen gewiſſenhaft und trug ſo viel Sorge um ihn, als die von ihm übernommene Verpflichtung es verlangte. Aber unter gleichgültigen Leuten, Dienſtboten, welche das abſtoßende Benehmen ſeines Vormunds nachahmten, wurde dem armen Waiſen kein Zeichen des Wohlwollens zu Theil. Das junge Herz des

Knaben verlangte von Jedermann Zärtlichkeit und fand ſie bei Niemanden. Er erreichte ein Alter von ſieben Jahren, ohne einen Beweis von Zuneigung erhalten und ohne ſelbſt etwas Anderes, als eine allgemeine Liebe empfunden zu haben, welche alle ihm widerfahrende Kälte nicht vernichten konnte. Um dieſe Zeit wurde ſeine Erziehung dem Profeſſor der Theologie, Doctor Warny, anvertraut, welcher es ſich von Jugend auf zur Pflicht gemacht hatte, Allem, was er menſchliche Schwächen nannte, den Krieg zu erklären. Dieſen Grundſatz wandte er auch auf die Erziehung an, mit der er beauftragt worden war; er verſtattete ſeinem Zöglinge wenig Vergnügungen und bewies ihm nur eine Zuneigung, die mit dem ſtrengſten Ernſte gepaart war, ſich ſelten ein Lächeln und nie eine Liebkoſung erlaubte. Welch eine Erziehung für ein Kind, deſſen Herz von unbegrenzter Zärtlichkeit überwallte! Vergebens hatte es indeſſen einen Gegenſtand geſucht, auf den es dieſe übertragen könnte, als Doctor Warny ihm die Bibel mit der Bemerkung in die Hand gab, daß ſie das Wort Gottes, des allmächtigen Beherrſchers der Welt, ſey. Er veranlaßte den Knaben, ſie zu leſen und dabei im Stillen zu beten, las ſie oft auch mit demſelben und betete mit ihm. Wie groß war die Freude Eduards, als er die Worte des

Jeremias: „Ich habe dich je und je geliebt; darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte!" und ſo viele andere Erklärungen der unendlichen Liebe Gottes gegen die Menſchen las! Von da an war er nicht mehr allein in der Welt; er hatte nicht nur einen Freund, ſondern er hatte auch den zuverläſſigſten, den mächtigſten, den liebenswürdigſten von allen. Die Bibel wurde ſein Lieblingsbuch, er verließ ſie nur ungern, um ſich andern Studien zu widmen, und kehrte immer wieder mit Freuden zu ihr zurück. Das göttliche Geſetz, deſſen ſummariſcher Inhalt iſt: Du ſollſt lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe, und deinen Nächſten als dich ſelbſt, ſeinem erſten Theile nach zu erfüllen, wurde ſeinem Herzen leicht, und ſein Verlangen, Gott zu gefallen, war ſo lebhaft, daß er in der Erfüllung des zweiten raſche Fortſchritte machte. Mit ſeinen Jahren wuchs ſeine Liebe zu Gott, und da ſein Lehrer bemerkte, daß alle Glut ſeines Herzens in ſeinem himmliſchen Freunde als Brennpunkte ſich concentrire, ſo hoffte er, ſeinen Zögling einſt den Lockungen der Welt und jeder übermäßigen Liebe zu vergänglichen Geſchöpfen ſiegreich widerſtehen zu ſehen. Wie groß wäre die Freude des jungen Acton geweſen, wäre er ſchnell zu ſeinem göttlichen Freunde abberufen worden! Aber er wußte, daß das Leben eine Zeit der Prüfung ſey, und obgleich dieß das Glück, das er erwartete, verſchob, ſo war doch das letztere ſo groß, daß es ihm die Geduld zu warten und eine liebliche Heiterkeit verlieh, die ihm eigenthümlich war.

Als Doctor Warny das Jünglingsalter ſeines Zöglings ſich nähern ſah, wandte er, um ſeinen Einfluß auf deſſen Gemüth zu wahren und ſeinen Rathſchlägen Nachdruck zu geben, eine Waffe an, die er bis dahin aufgeſpart hatte. Er übergab ihm nämlich einen Brief, den Eduards Vater in ſeinen letzten Augenblicken an ihn diktirt hatte. Eduard ergriff ihn haſtig, und er, zu dem noch nie Jemand geſagt hatte: „Ich liebe Dich", benetzte bald dieſe Schriftzüge, welche väterliche Zärtlichkeit athmeten, mit ſeinen Thränen. „Liebes Kind!" lautete Herrn Actons Brief, „der Tod hat mir das Herz gebrochen, und mein Lebenslicht erliſcht zu einer Zeit, wo ich es Deiner Liebe und Deiner Leitung in der Welt hätte widmen mögen. Ach, ich muß von Dir ſcheiden und Dich, ohne mit meiner Erfahrung Dir zur Seite ſtehen zu können, allein in der Welt zurücklaſſen. Ich übergebe Dich Doctor Warny, damit er meine Stelle vertrete, ich vertraue ihm Deine Erziehung an und bitte Dich, im Namen der Liebe, die ich für Dich hege, und die mein Lebenslicht wieder anfachen würde, wenn irgend etwas dieß könnte, ihm zu vertrauen und den weiſen Rathſchlägen zu folgen, die er Dir ertheilen wird, um Dir den Frieden Deiner Tage zu ſichern. Ach, mein lieber Sohn," ſchloß er, „alles Glück, welches die Welt uns darzubieten ſcheint, iſt nur eitel .... Bewahre Dir daher eine edle Gleichgültigkeit gegen irdiſche Güter; denn ſie allein erhält den Seelenfrieden. Lebe wohl, liebes Kind, ich muß Dich verlaſſen. Ach, könnte ich dem Ungemach Dich entreißen, das auch Deiner auf Erden warten wird, und Dich mit mir nehmen in die himmliſchen Regionen!"

Nachdem Eduard lange geweint hatte, faltete er den Brief ſeines Vaters wieder vorſichtig zuſammen, und während er ihn ſeinem Erzieher zurückgab, ſagte er zu dieſem: „Ich verſpreche, Ihnen zu vertrauen und Ihrem Rathe zu folgen; wenn ich mein Verſprechen vergeſſe, ſo zeigen Sie mir dieſen Brief, und ſein Anblick wird mich zum Gehorſam zurückbringen."

Mit Hülfe dieſes väterlichen Befehls fand Doctor Warny die Löſung der Aufgabe, die er ſich geſtellt hatte, leicht. Unter ſeiner Leitung ſuchte ſein Zögling ſein Leben ſo einzurichten, daß er demſelben ſo wenig

Wichtigkeit als möglich verliehe, um ungehemmt durch irdiſche Bande ſein hohes Ziel zu erreichen. In ſeinen Augen gab es keine wahrhaft ausgefüllten Augenblicke, als diejenigen, die er auf den Knieen vor dem Ewigen hinbrachte; aber da er fühlte, daß die menſchliche Natur keiner fortwährenden Gottesverehrung fähig ſey, und daß ihm zwiſchen den mit Gott zugebrachten Stunden noch viel Zeit übrig bleibe, ſo ging ſein eifrigſter Wunſch, ſeine erſte Sorge dahin, dieſelbe mit gleichgültigen Handlungen hinzubringen, jede beſondere Neigung zu meiden und vor Allem jenes verhängnißvolle Band zu fliehen, das ſeinem unglücklichen Vater ſo ſchmerzliche Wunden geſchlagen hatte. Von dieſer Art war Eduard Acton, als er in einem Alter von achtzehn Jahren ſeinen Erzieher verließ, um ſich auf die Univerſität zu begeben.

Er kannte bis jetzt nur Livermere; er bewunderte daher, als er in Cambridge ankam, die ſchönen Gebäude der Stadt und beſonders die prächtige gothiſche Kapelle des Kings-College, war aber ſehr betroffen, als er das Coſtüme erblickte, das er künftig tragen ſollte. Dieſes beſtand in einer polniſchen Faltenmütze, die flach und ſchwarz war, in einem gleichfalls ſchwarzen langen Rock, der vornen offen ſtand und einen Jagdrock oder ein Reitkleid oder einen Salonanzug blicken ließ.

Eduard hatte eine leichte Faſſungskraft und überhaupt, was man einen hellen Kopf nennt, und obgleich er ſich dem Studium nicht mit Eifer ergab, den er ſeinem Plane gemäß nicht auf etwas ſo Geringfügiges verwenden wollte, ſo erwarb er ſich doch viel Kenntniſſe und machte ſehr große Fortſchritte in der Mathematik, die in Cambridge ſehr kultivirt wurde. Er vermied die Geſellſchaft anderer Studirenden nicht, die nicht ermangelten, ihn aufzuſuchen, weil ſeine Börſe, die ſein Vormund jährlich mit vierhundert Pfund ausſtattete, ihnen immer zu Gebot ſtand. Er miſchte ſich in ihre geſellſchaftlichen Unterhaltungen, wobei er ſich bemühte, ſie von jedem Exceſſe fern zu halten. Die Gleichgültigkeit, mit der er die Dinge dieſer Welt betrachtete, verlieh ihm eine Apathie, welche ſeine Kameraden manchmal benützten; aber wenn diejenigen, welche dieſe Gemüthsſtimmung auszubeuten ſuchten, meinten, er habe ſich daran gewöhnt, ſich von ihnen leiten zu laſſen, entwiſchte er ihnen plötzlich. Wie nun dem auch ſeyn mag, als er die Univerſität verließ, begleitete ihn die Achtung ſeiner Lehrer und das Wohlwollen der Studirenden. Niemand ſah ihn zwar mit der Betrübniß eines Freundes ſcheiden, und dieß war eine ſehr natürliche Sache; denn man wendet ſeine Zuneigung nur demjenigen zu, der ſie erwiedert, und

Eduard, deſſen Herz voll von allgemeiner Liebe zu ſeinen Mitmenſchen war, wollte ſie keinem derſelben in beſonderem Grade widmen.

3.

Der Geiſtliche und der Pair.

Nach der Abreiſe des Herrn Broß verſchloß Eduard die Papiere, welche er von ihm empfangen hatte, in ſeinen Schreibtiſch. Er dankte Gott, daß er ihm dieſes Vermögen ſeiner Eltern, welches ſie ſo wenig hatten genießen können, erhalten hatte, und bat ihn um ſeine Leitung bei der Anwendung deſſelben. Seine Ankunft auf ſeinem väterlichen Erbgute ſollte durch freigebige Spendungen bezeichnet werden. Um dieſelben nach Verdienſt auszutheilen, erholte er ſich Raths bei dem Prediger. Dieſer bewohnte in unbedeutender Entfernung von dem Parke ein artiges, mit Stroh bedecktes Häuschen, an welchem Schlingpflanzen ſich hinaufrankten und die Wände maleriſch überkleideten. Er freute ſich herzlich, den jungen Acton wieder zu ſehen. Nachdem Eduard von ihm die gewünſchte

Auskunft erhalten hatte, hinterließ er ihm die Mittel, die dringendſten Bedürfniſſe der Armen des Kirchſpiels zu befriedigen.

Die Wohlthätigkeit des jungen Erben von Livermere wurde ſchnell bekannt, und noch an demſelben Abende verſammelten ſich die Einwohner, um ihm ihre Glückwünſche und den Tribut ihrer Erkenntlichkeit darzubringen. Er nahm ſie gütig auf, begab ſich mitten unter ſie, redete mit vielen von ihnen und verſprach, was in ſeinen Kräften ſtände, für ſie zu thun. Hierauf zog er ſich in das Gemach zurück, das ſeine Eltern bewohnt hatten, und nachdem er ihrem Andenken eine Thräne geweiht und ein Gebet geſprochen hatte, legte er ſich zu einem ſanften Schlafe nieder.

Als die Rückkehr des jungen Acton in der Umgegend bekannt wurde, erfolgten nach der gaſtfreundlichen Sitte in England, den Ankommenden zuvorzukommen, in Livermere Beſuche auf Beſuche. Nachdem er den Forderungen des Anſtandes dadurch Genüge gethan hatte, daß er alle erhaltenen Beſuche erwiederte, begab er ſich wieder zu dem Prediger, deſſen Eifer in ſeinem Berufe und ächt chriſtlichen Wohlthätigkeitsſinn er zu ſchätzen wußte. Dieſer Geiſtliche (er hieß Jones) war nur der Stellvertreter eines andern in Livermere; er wurde von dem Beſitzer der

Pfründe für die Verwaltung ſeines Amtes, das dieſer Alters halber nicht mehr zu verſehen im Stande war, honorirt; allein das Einkommen, welches ihm dadurch zufiel, reichte kaum zur Unterhaltung ſeiner zahlreichen Familie hin. Eduard wußte dieß und nahm ſich vor, nach dem Tode des dermaligen Inhabers der Pfründe dieſe, die er zu vergeben hatte, Herrn Jones zu übertragen, und unterdeſſen beſchloß er, auf Mittel zu denken, wodurch er ihn, ohne ſeinem Zartgefühle zu nahe zu treten, zur Annahme einiger Geſchenke bewegen könnte. Er richtete im Verlaufe ſeiner Unterhaltung mit demſelben viele Fragen über ſeine Eltern an ihn, von denen er nur das wußte, was er durch Andere erfahren hatte, und die Antworten Herrn Jones waren neue Beweggründe für ihn, ihr Andenken zu ehren und heilig zu halten. Er hörte von ihm eine herzzerreißende Schilderung des Kummers und des Todes ſeines Vaters. Dieſe Mittheilungen preßten ihm bittere Thränen aus und beſtärkten ihn noch mehr in ſeinem Entſchluſſe, jedem näheren Verhältniſſe mit irgend einem Menſchen auszuweichen.

In dem Augenblicke, wo Eduard, von Herrn Jones begleitet, aus dem niedlichen Gatterthore, das den kleinen Garten des Geiſtlichen ſchloß, getreten war, übergab ihm ein Bedienter einen Brief. Als er das Siegel erbrochen hatte, fand er, daß es eine Einladung des Lord Claremont war, vierzehn Tage bei ihm in Claremont-Park in Berkſhire zuzubringen. Bis dahin hatte Eduard nicht gewußt, daß er einen Oheim habe; Herr Jones theilte ihm die Urſache mit, aus der die beiden Brüder mit einander zerfallen waren, und er rief: „Nein, ich werde nicht zu einem Verwandten gehen, der meine Mutter verachtet hat!“ Als aber Herr Jones wieder das Wort nahm und hinzuſetzte, er habe mehreremale den ehrenwerthen Herrn Acton den Wunſch ausſprechen hören, Lord Claremont möchte einſt ſein Unrecht erkennen und ſeinem Sohne gegenüber einen Schritt zur Verſöhnung thun, ging Eduard bereitwillig auf die Sache ein. Erfreut, einen Beweis von ſeiner Achtung und ſeinem Gehorſam gegen ſeine Eltern geben zu können, ertheilte er bei ſeiner Rückkehr Befehle, daß man Alles auf den andern Tag zu ſeiner Abreiſe bereit halte.

Er hatte London noch nie geſehen und verweilte daher hier die erforderliche Zeit, um die ſchönen Theile, die intereſſanten Gebäude und die Merkwürdigkeiten dieſer Hauptſtadt, welche freilich nicht zahlreich ſind, in Augenſchein zu nehmen. Was ihm am meiſten auffiel, war die Geſchäftigkeit, die ſich in dieſer ungeheuren Stadt ſeinen Augen darbot. Er konnte nicht begreifen, daß man ſich ſo viele Mühe geben könne, Reichthümer aufzuhäufen, die man doch genöthigt iſt, am Rande des Grabes zurückzulaſſen. Als er London verlaſſen hatte, folgte er den Ufern der Themſe; er bewunderte dieſen Fluß, der, nachdem er ſich mitten durch die reizenden Schatten der blumigen Luſtwäldchen von Richmond geſchlängelt hat, ſich raſch verengt und in Reading wenig die Größe vermuthen läßt, die er unter den hohen Thürmen von Margate entfaltet. Nachdem er ſich zwei Tage in Reading bei ſeinem ehemaligen Erzieher, Doctor Warny, aufgehalten hatte, der, ſeitdem er ihn verlaſſen, eine Erziehungsanſtalt in dieſer Stadt gegründet hatte, gelangte er nach Claremont-Park oder Claremont-Houſe, wie es auch hieß.

Er wurde von ſeinem Oheim mit ſichtlicher Freude empfangen. Lord Claremont vermied es, von dem Zwieſpalt zu ſprechen, der zwiſchen ſeinem Bruder und ihm beſtanden hatte, und ſein Neffe hütete ſich wohl, dieſen unangenehmen Punkt zu berühren. Er dachte überdieß, der Bruder ſeines Vaters bereue das Unrecht, das er dieſem zugefügt hatte, und kam mit Freimüthigkeit und ohne bittere Empfindungen der guten Aufnahme, die ihm zu Theil wurde, entgegen. Es kam ihm zwar wohl einmal in den Sinn, die

Freundſchaft, die ihm ſein Oheim beweiſe, verdanke er nur deſſen Mangel an einem Erben ſeines Titels und ſeiner Pairswürde, und er hätte ihn vielleicht nicht aufgeſucht, wenn er nicht ſeinen einzigen Sohn verloren hätte; aber er unterdrückte dieſen Gedanken. Das Erſte, was ſich Lady Claremont angelegen ſeyn ließ, nachdem ſie Eduard die Hand gedrückt und ihm verſichert hatte, daß er in Claremont-Park willkommen ſey, war, ihm zwei dicke Häute, welche Doctor Alexander ihr, jede um den Preis von fünfzig Guineen, von den Augen gelöst habe, zu zeigen. Sie bewahrte dieſe koſtbaren Reliquien in einem Cryſtallfläſchchen auf. Ihre Lieblingsbeſchäftigung beſtand darin, Kupferſtiche, Vignetten, Verſe und manchmal auch Artikel aus Journalen herauszuſchneiden und auf die weißen Blätter großer Albums zu pappen, die ſie zu dieſem Zwecke hatte verfertigen laſſen. Sie war bereits an die dreißigſte Sammlung dieſer Art gekommen. Lord Claremont beſchäftigte ſich faſt ausſchließlich mit der Wappenkunde, einem in England ſehr verwickelten Studium, wo Jedermann Wappen hat. Wie ſeine Gemahlin, ſo liebte auch er es, Beſuche bei ſich zu ſehen, denen er ſehr artig begegnete. Claremont-Houſe war eines jener ſtattlichen Gebäude', welche noch den Stolz der engliſchen Ariſtokratie ausmachen. Es wurde zur Zeit Heinrichs VIII. in einem bei dem damaligen Wiederaufblühen der Künſte noch ungebildeten Geſchmack, aber in großartigem Style und ſehr dauerhaft gebaut. Seine geräumigen Gallerien hatten ehedem rauſchende Verſammlungen von Cavalieren geſehen, welche ſich zur Ausrottung der Rundköpfe verſchworen und ſich zur Wiedereinſetzung der Stuarts rüſteten; aber da ſich nach Vertreibung Jakobs II. die Herren dieſer Beſitzungen für die Sache Wilhelms erklärten, hatten dieſe Mauern ſeit 1688 nicht mehr von politiſchen Toaſten wiedergetönt, ſondern erklangen nur von den fröhlichen Stimmen jagd- und zechluſtiger Gäſte.

Das Empfangen und Erwiedern von Beſuchen, Diners in der Umgebung, Fuchsjagden, Spazierritte, Fiſchfang und andere ſogenannte Vergnügungen füllten die Zeit während der vierzehn Tage aus, die Eduard in Claremont-Park zubrachte. Er nahm weder mit Luſt noch mit Unluſt daran Theil, und ſelbſt mitten unter den Zerſtreuungen, welche auf die Stunden folgten, die er ſich zur Sammlung ſeines Geiſtes vorbehielt, beſorgte er nicht, den Plan, den er ſich entworfen hatte, geſtört zu ſehen. Als der Augenblick ſeiner Abreiſe gekommen war, drangen ſeine greiſen Verwandten in ihn, im Oktober zur Faſanenjagd wieder zu kommen, und Lady Claremont empfahl ihm beim Abſchied, an ihre Albums zu denken, wenn er etwas Paſſendes für dieſelben fände.

4.

Die Weihnachtsferien.

Dieſe Reiſe hatte Eduard zerſtreut; dieſe Abwechslung von Scenen und Geſichtern ſchien ihm für den Zweck förderlich zu ſeyn, das Leben ohne Langweile und Aufregungen, welche die Ruhe deſſelben ſtören könnten, hinzubringen. Auch nahm er ſich vor, ſo oft als es ſeine Pflichten ihm erlaubten, Reiſen zu machen und ſo das, was er das „Zuviel ſeiner Tage“ nannte, verfließen zu laſſen. Als man in Livermere ſeine Rückkehr erfuhr, erfolgten abermals Beſuche auf Beſuche; er erwiederte dieſelben und erhielt zahlreiche Einladungen von ſeinen Nachbarn, mit welchen er in kurzer Zeit ziemlich bekannt wurde. Anfangs fand er eine nicht unangenehme Zerſtreuung in dieſen neuen geſelligen Verhältniſſen; allein bald wurden dieſe durch die augenſcheinlichen Bemühungen mehrerer Damen geſtört, ſeine Aufmerkſamkeit auf ihre Töchter zu ziehen. Da er ſich nun einmal nicht verheirathen wollte, ſo ergriff er jede Gelegenheit, die ſich ihm darbot, um dieß zu erklären; aber jene zärtlichen Mütter glaubten nicht an die Aufrichtigkeit ſolcher Erklärungen, und hätten ſie auch daran geglaubt, ſo hätten ſie es ſich nicht einfallen laſſen, daß ſein Entſchluß, unverheirathet zu bleiben, den Reizen ihrer Töchter Stand halten könnte. Als Eduard dieſelben fortwährend trotz ſeiner Bemühungen, ſie vom Gegentheil zu überzeugen, Erwartungen hegen ſah, die er nie realiſiren wollte, hielt er ſich als Ehrenmann für verpflichtet, nach und nach einige der Verbindungen abzubrechen, die er bis dahin unterhalten hatte. Er hörte daher auf, mehrere Häuſer in der Nachbarſchaft zu beſuchen, wo man in Folge deſſen nicht ermangelte, ihn für einen Sonderling und ſogar für einen Pedanten zu erklären.

Die Familie, in deren Mitte er am liebſten verweilte, war immer die des trefflichen Geiſtlichen von Livermere. Er beſchäftigte ſich mit dieſem gemeinſchaftlich mit der Sorge für das leibliche und geiſtige Wohl der Dorfbewohner. Eduard beſaß zur Löſung dieſer Aufgabe ein für das Gute begeiſtertes Herz und ein großes Vermögen, Herr Jones dagegen einen gediegenen religiöſen Sinn und einen reichen Schatz von Lebenserfahrungen, und oft nahm Eduard nach einer intereſſanten Unterhaltung mit ihm an dem frugalen Mahle Theil, zu welchem ſich die Familie niederſetzte. Nie betrat er die Pfarrwohnung ohne Vergnügen, und nie verließ er ſie ohne Bedauern. Die älteſte Tochter von Herrn Jones war ſchön, und ihr ganzes Weſen trug das liebliche Gepräge ungekünſtelter Natürlichkeit; vielleicht war ſie, ohne daß Eduard es ſich bewußt war, der mächtigſte Reiz, der ihn zu ihrem Vater zog. Wie dem aber auch ſeyn mag, ſeine Beſuche bei dem Prediger wurden für ihn ein Bedürfniß; er bemerkte dieß mit Schrecken, und um ſeinem Lebensplane getreu zu bleiben, dachte er darauf, ſich von Livermere zu entfernen, als ſein ehemaliger Erzieher daſelbſt anlangte.

Doctor Warny wurde von ihm mit ſchmeichelhaſter Auszeichnung empfangen. Er begleitete ſeinen ehemaligen Zögling in die Werkſtätten und in die neu eingerichteten Schulen; er billigte Alles und ermahnte Eduard, in dem Lebensplan, den er ſich vorgezeichnet habe, zu verharren. Der Doctor wollte unverweilt nach Paris reiſen, da er auf die Zeit der Weihnachtsferien beſchränkt war. Eduard machte ihm den Vorſchlag, ihn zu begleiten, und Beide begaben ſich zwei

Tage vor dem Chriſtfeſte auf die Reiſe. — In Paris angekommen, wandten unſere Reiſenden ihre Zeit dazu an, die öffentlichen Einrichtungen und überhaupt die Sehenswürdigkeiten dieſer Hauptſtadt zu beſichtigen, und als die Ferien ihrem Schluſſe nahe waren, machte ſich Doctor Warny auf, um in ſein Inſtitut nach Reading zurückzukehren. Eduard ließ ihn allein abreiſen, indem er ihm ſeinen Wagen und einen ſeiner treuen Bedienten zur Verfügung ſtellte. Der Doctor ließ ſeinen ehemaligen Zögling nicht ohne einige Unruhe in Frankreich zurück; denn er fürchtete den Einfluß der unwiderſtehlichen Verführungskünſte der pariſer Damen, die er als ſo feingebildet, anmuthig, geiſtreich und gefallſüchtig kannte. Eduard that, ihn umarmend, Alles, was er konnte, um ihn zu beruhigen, und verſprach ihm, den weiſen Lebensplan, welchen er mit ſeiner Hülfe entworfen habe, nicht in Vergeſſenheit kommen zu laſſen.

Acton verweilte den Winter über in Paris. Er theilte nach ſeinen vormittägigen Andachtsübungen ſeine Zeit zwiſchen Studiren, Spazierengehen und Beſuchen irgend eines nützlichen oder ſeltenen Etabliſſements; bald nahm er die ungeheuren naturwiſſenſchaftlichen Sammlungen in Augenſchein, bald ging er durch die geräumigen Bücherſäle, die in Büchern und Manuſcripten

Alles enthielten, was Gutes oder Schlechtes aus dem Gehirne der Menſchen hervorgegangen war; bald bewunderte er die in den ſo reich ausgeſtatteten Muſeen vor Augen geſtellten Meiſterwerke der Kunſt. Aber was er am meiſten in Paris ſchätzte, waren die zahlreichen Vorleſungen, zu welchen Frankreich ſeinen Kindern unentgeldlich Zutritt geſtattet und denjenigen unter ihnen, welche das Glück nicht begünſtigt hat, dadurch ein Mittel an die Hand gibt, durch ihre Anſtrengungen dereinſt denen ſich gleichzuſtellen, welche als Perſonen erſten Ranges hervorleuchten. Er hörte mehrere dieſer Vorleſungen regelmäßig. Nie fehlte er bei einem Vortrag des Herrn Clément im Conſervatoire der Künſte und Gewerbe, noch bei einem von Herrn Andrieux im Collège de France. Bei dem Erſteren lernte er viele nützlichen Anwendungen der Chemie auf das praktiſche Leben, die er in Livermere im Intereſſe der Dorfbewohner in Ausführung zu bringen ſich vornahm; und der Zweite machte ihn mit dem wahren Schönen in der Kunſt bekannt und lehrte ihn, die Literatur zu einem mächtigen Hebel für die Tugend zu machen. Lange Zeit nachdem er Frankreich verlaſſen hatte, glaubte er noch den Verfaſſer der Étourdis mit ſeiner leiſen, aber aufmerkſam belauſchten Stimme die Worte ausſprechen zu hören: „Ich würde die

Literatur für gar nichts achten, wenn ſie nicht zur Beſſerung des Menſchen diente.“ Liebenswürdiger und unbefleckter Andrieux! wie ſehr wurde Dein durch einen tiefen Kummer beſchleunigtes Lebensende Dir noch durch den Anblick der abſcheulichen Produktionen ſo vieler Schriftſteller nach der Mode verbittert, welche die Talente, die ihnen Gott verlieh, damit ſie die Tugend verherrlichten, dazu anwenden, ſie verächtlich zu machen!

In dieſer leichtfertigen Hauptſtadt, welche ſo ſehr damit beſchäftigt iſt, Vergnügungen zu ſuchen und zu erfinden; mitten unter ſo viel Sittenloſigkeit, Heuchelei und offenem Unglauben, war Eduard mit Leuten zuſammengetroffen, welche, von ihrem Irrglauben an die Verſprechungen der Welt und den Zauberbanden ihrer falſchen Freuden befreit, vergebens in der Philoſophie eine Entſchädigung für dieſe Verluſte und eine tröſtende Wahrheit geſucht, endlich aber ihre Bibel aufgeſchlagen und in dieſem dort ſo wenig bekannten Buche die ſo lang erſehnte Wahrheit gefunden hatten. Oft vereinigte er ſich mit ſolchen Männern im Geiſte und in der Wahrheit zur Anbetung des lebendigen Gottes. Durch ein ſonderbares Zuſammentreffen geſchah es, daß in demſelben Gebäude, wo vor Kurzem die Schüler St. Simons die Zurückführung der menſchlichen Natur auf ihren urſprünglichen Stand gepredigt hatten, die Zuſammenkünfte dieſer wahren Schüler Jeſu Chriſti ſtattfanden, die ſich unter einander ermahnten, nicht nach dem Fleiſche, ſondern nach dem Geiſte zu leben. Eduard befand ſich hier in einer nach dem Ausdrucke der Welt ſehr gemiſchten Geſellſchaft. Reiche Kapitaliſten, Admirale, Gelehrte, Herzoginnen ſaßen da neben armen Handwerkern. Die Reichen waren einfach, die Armen anſtändig gekleidet, und die Stände hatten ſich auf dieſe Art auch dem Aeußeren nach genähert, ſo wie ſie nach der Geſinnung ihres Herzens einander gleich ſtanden.

5.

Das Berner Oberland.

Acton hatte bereits mehr als ein Jahr in Paris zugebracht, als ein Landsmann von ihm, den er oft bei ſeiner Verwandtin, Lady Granville, ſah, ihn aufforderte, ihn in das Bad Schinznach zu begleiten, das ihm die Aerzte ſeiner leidenden Geſundheit wegen verordnet hatten. Die Hitze eines ſchwülen Sommers hatte den Aufenthalt in Paris unerträglich gemacht, beſonders für Engländer; ſomit nahm Eduard den Vorſchlag freudig an, und eines Abends im Monat Juli ſaßen die beiden Söhne Albions einander zur Seite auf der Belforter Diligence.

Eduard hatte ſeinem ehemaligen Erzieher die Beſorgniſſe nicht entdeckt, die ihn veranlaßten, ſich aus der Nähe der älteſten Tochter Herrn Jones zu entfernen, und jetzt billigte er ſeine Zurückhaltung; denn ſeine Unruhe hatte ſich gänzlich verloren. Kaum erinnerte er ſich dann und wann noch ihrer lieblichen Naivität, ihres zarten Teints und ihrer über ihren weißen Nacken herabfallenden kaſtanienbraunen Locken. Mit Freuden fühlte er, daß ſein Herz frei ſey, und dieſe Freiheit verdoppelte das Vergnügen, welches ihm der Anblick neuer Gegenden gewährte. In Belfort nahmen unſere Reiſenden ein Gefährt, das ſie nach Baſel brachte, und am zweiten Tage nach ihrer Abreiſe von Paris reisten ſie, nachdem ſie in dem ungeheuren Speiſeſaal des Gaſthofs zu den drei Königen, unter welchem die Wogen des Rheins hinbrauſen, ein Frühſtück eingenommen hatten, nach Schinznach ab, wo ſie am Abende deſſelben Tags ankamen.

Von einer Anhöhe aus, welche das Bad beherrſcht, ſah eines Abends Acton die Appenzeller Berge von der untergehenden Sonne beleuchtet. Der Anblick derſelben erfüllte ihn mit ſolcher Bewunderung, daß er ſich entſchloß, am andern Tage nach dem Rigi ſich zu begeben, um einen ähnlichen, aber größeren Berg und in der Nähe zu ſehen.

Beim Anbrach des Tags nahm er daher Abſchied von ſeinem Landsmanne und ließ ſich nach Zürich führen. Hier beſuchte er das Grabmal Geßners und weihte dem frommen Lavater eine ſympathetiſche Erinnerung. Er ſchiffte ſich ſodann auf dem klaren See ein und fuhr längs ſeiner lachenden Ufer hin, indem er die mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel der majeſtätiſchen Berge, welche jene beherrſchen, mit Bewunderung betrachtete.

Als das Fahrzeug bei Richterswiller anhielt, ſprang er ans Ufer und ſchlug den Weg ein, der ſich ihm darbot. Die Straße gewährte ihm, indem ſie anſtieg, Ausſichten auf den von der untergehenden Sonne vergoldeten See; aber bald ſenkte ſich dieſe in die wilden Strudel hinab, und mit einbrechender Nacht befand er ſich in dem berühmten Wallfahrtsorte Einſiedeln.

Am andern Tage beſuchte er die reich dotirte Abtei und ihre ſchöne Kirche, welche ein altes Marienbild, den Gegenſtand einer abgöttiſchen Verehrung, enthält. Er wurde in dem geräumigen Gebäude von der Menge der Wallfahrenden gedrängt. Sie waren gekommen, um in Einſiedeln Verzeihung für ihre Sünden oder für die derjenigen, in deren Auftrag ſie kamen, zu erhalten, und ſogar, wie man Acton verſicherte, ſich Ablaß für eine gewiſſe Anzahl künftiger Sünden zu erkaufen. Man zeigte ihm einen Brunnen mit vierzehn Röhren, von denen eine den daraus Trinkenden Vergebung der Sünden verleiht; aber da Keiner die Wunderröhre kennt, ſo trinkt Jeder aus allen vierzehn, um ſeiner Sache gewiß zu ſeyn. Er durchſchritt hierauf den Portikus, der von beiden Seiten des gegitterten Portals aus rings um die Kirche ſich erſtreckt, und ſah in den dort aufgeſchlagenen Buden mit Andachtsbüchern, Roſenkränzen und Marienbildern, die dem Pfund nach verkauft werden, Handel treiben. Als er alle dieſe Seltenheiten ſattſam betrachtet hatte, kehrte er in ſein Gaſthaus zurück, um ſeine Rechnung ins Reine zu bringen und ſeine Reiſe fortzuſetzen. Hier wurde er ſo ſehr übernommen, daß er daraus ſchließen mußte, ſein Wirth habe einen Vorrath Abläſſe ſich geben laſſen, um die Reiſenden ungeſtraft ausbeuten zu können.

Ein Wagen, deſſen Pferde nicht ſo gut genährt waren, wie die Mönche von Einſiedeln, brachte unſern

Inſulaner langſam an das Ufer des Lowertzer Sees. Dort jammerte es ihn der abgezehrten Thiere, welche der Kutſcher mit Schlägen überhäufte, ohne daß ſie deßhalb ihren Gang irgendwie geändert hätten. Er ſtieg aus dem Wagen und ging zu Fuß nach Goldau, indem er ſich durch die Trümmer des Roßbergs einen Weg bahnte, welcher vor einigen Jahren borſt und die Umgebung des genannten Dorfs und Sees mit Felsſtücken bedeckte, ſo daß die Wellen des letzteren aus ihrem gewöhnlich ſo friedlichen Bette verdrängt wurden. Er trat in das Wirthshaus von Goldau und ließ ſich ein Frühſtück behagen, das ihm eine freundliche Wirthin brachte, welche eine mit gold- und ſilbergeſtickten Blumen verzierte Haube trug, die wie die ausgebreiteten Flügel eines Schmetterlings ſich ausnahm.

Eine Stunde darauf begab er ſich wieder auf den Weg und begann, einem Führer folgend, den Rigi zu erſteigen, dieſen heutzutage vorgezogenen Rivalen des Pilatusberges, auf deſſen Plateau ſich Jedermann begibt, der das großartige Panorama des Berner Oberlandes zu ſehen wünſcht. Er betrachtete im Gehen die lachenden Anſichten, welche der breite Fuß des Berges ihm darbot, und die ungeheuren Felsblöcke, welche ein weites verſchanztes Lager vor ſeinen Blicken bildeten. Kapellen zeigten ſich von Zeit zu Zeit auf den Abhängen der ſteilen Felſen, und in einer derſelben ſah er ein rieſenhaftes Chriſtusbild, das unter einem ſchweren Kreuze erlag und ihn faſt mit Schauder erfüllte.

Bei dem Hoſpize der Kapuziner angelangt, trat er in die kleine mit Zierrathen überladene Kirche; die untergehende Sonne ſchoß ihre horizontalen Strahlen durch die blaßgelben Kirchenfenſter und ſchien die heilige Stätte in Flammen zu ſetzen.

Endlich hatte Eduard den Culm oder den Gipfel des Rigi erſtiegen. Eine prachtvolle Landſchaft breitete ſich zu ſeinen Füßen aus. Viele Seen in der Ebene warfen die Strahlen der ſich ſenkenden Sonne zurück; ihre Oberflächen wechſelten ihr Ausſehen, als dieſes ſtrahlende Geſtirn ſich dem Horizonte näherte, und in dem Augenblicke, wo es verſchwand, nahmen ſie eine purpurne Färbung, hierauf eine Schattirung von Azur an, bis ihre Farbe immer unbeſtimmter wurde, und ſie allmälig unter dem grauen Flore der Abenddämmerung verſchwand. Wie die Sonne während des Tags der Oberfläche dieſer Seen glänzende und mannigfaltige Farben verleiht, ſo ſchmückt die Einbildungskraft der Jugend die Zukunft mit tauſend verführeriſchen Reizen aus. Als die Blicke Actons die Ebene verließen, wandten ſie ſich nach einem majeſtätiſchen Gletſcherberge, den die Wolken unverhüllt ließen. Die Sonne, welche den Rigi nicht mehr traf, erhellte noch die Abhänge dieſes Gletſchers; aber die glühende Färbung, die ihn über das Azur des Himmels hervorhob, erbleichte allmälig zu einem matten Weiß, das ihn dem Schatten eines mit einem zerriſſenen Leichentuche bedeckten Rieſen machte, und hierauf verſchwand der Berg in dem düſteren Dunſtkreis der Atmoſphäre. „So,“ dachte Eduard, „ſtrahlt der Ehrſüchtige, welcher ſich über die anderen Menſchen erhebt, einige Zeit im Glanze ſeiner Größe und Hoheit; aber dieſer entlehnte Schimmer endet plötzlich, oder er hüllt ſich wie dieſer vermeſſene Berg in ſein Leichentuch und verſchwindet.

6.

Das Zuſammentreffen.

Die Nacht entfaltete eben ihren Schleier, als Eduard in das Gaſthaus zum Rigiculm eintrat. Als er den Fuß in das Wirthshaus ſetzte, wurde er durch den Glanz der Lampen geblendet; allein dieſer Eindruck war nur augenblicklich, und bald konnte er eine Anzahl von etwa zwanzig Reiſenden erblicken, welche auf das Abendeſſen warteten. Eine Gruppe von ſechs Perſonen hatte ſich von den übrigen getrennt und bildete eine beſondere Geſellſchaft. Dieſe beſtand aus drei Herren und drei Damen und unterhielt ſich in jenem leichten Tone, welcher Perſonen von Welt eigen iſt. Bald darauf trat ein junger Menſch ein, um ſich dieſem kleinen Truppe anzuſchließen. Acton glaubte in dieſem neuen Ankömmling einen ſeiner ehemaligen Univerſitätsfreunde in Cambridge wieder zu erkennen; er näherte ſich ihm und ſah ſich nicht getäuſcht. Es war der junge Lord Almack, der, ſobald er ſeinerſeits ihn bemerkte, auf ihn zulief und ihm herzlich die Hand drückte.

Nach den erſten Aeußerungen, welche dieſes unvermuthete Zuſammentreffen veranlaßte, ſtellte er ſeinen Freund der Geſellſchaft vor, zu der er gehörte, und welche aus dem ruſſiſchen Grafen von Gallitzin, dem deutſchen Baron von Kern, dem franzöſiſchen Grafen de Soran, der Marquiſin de Forges und ihren zwei Töchtern, welche letzteren in Lauſanne wohnten, beſtand. Dieſe Reiſenden nahmen Eduard ſehr gut auf, welcher auf ihre dringenden Bitten das Abendeſſen mit ihnen theilte.

Dieſe Geſellſchaft kam aus Luzern; das Geſpräch drehte ſich um die in dieſer Stadt während des Tags wahrgenommenen Gegenſtände. Der Graf von Gallitzin, der in einem Alter von etwa fünfzig Jahren ſtand und ein edles Aeußere und feine Sitten beſaß, ſprach von der Aufopferung der Schweizer am 10. Auguſt 1792, welche ihm der Löwe in Luzern wieder vor Augen geſtellt habe. Der Baron von Kern, ein munterer, junger Mann, rief hierauf, die ſchöne Königin Antoinette hätte allein ihn vermögen können, die Waffen zu nehmen; er würde ſich für die adeliche Dame und nicht für einen König ohne Geiſt und einen Hof ohne Muth aufgeopfert haben. Lord Almack ging in dem Gang der Ereigniſſe weiter zurück und rühmte die Umwälzung, welche die Schweiz dem Joche des öſtreichiſchen Hauſes entriß; er pries den Heroismus der patriotiſchen Schweizer, während der alte Graf de Soran, welcher in jeder andern Beziehung Geiſt verrieth, aber in politiſcher, wie faſt alle ſeine emigrirten Kameraden, weder etwas gelernt noch etwas vergeſſen hatte, vertheidigte das Recht Leopolds und erklärte die Schweizer für Rebellen. Lord Almack widerſprach ihm feurig, und ſchon entſpann ſich ein

Wortwechſel, als die jüngſte Tochter der Marquiſin de Forges durch einen mitleidigen Blick, den ſie auf den alten Grafen warf, Lord Almack zur Ordnung rief. Zufrieden mit ſeiner Unterwerfung, glaubte ſie indeß, ihm zeigen zu müſſen, daß ſie ſeiner Anſicht ſey, und ſagte daher lächelnd: „Herr Graf! wenn Sie mich einſt zu erobern beabſichtigen, ſo wird dieß auf etwas verfaſſungsmäßigem Wege geſchehen müſſen; denn ich werde meine Hand nie einem Abſolutiſten geben; ich würde zu ſehr die Anwendung ſeiner Grundſätze auf ſein Hausweſen befürchten.“ Der alte Graf lächelte und küßte die Hand des Fräuleins de Forges mit der alten franzöſiſchen Galanterie.

Fräulein Juliette de Forges, deren Blick ſo viel Macht über Lord Almack geübt hatte, war von kleiner, aber vollkommen ſchön gebauter Statur. Alles war Leben und Anmuth an ihr, und man wußte nicht, ob in ihren glänzenden ſchwarzen Augen, welche zwei ſchöne, ebenholzfarbige Wimpern überſchatteten, mehr Schönheit oder Verſchmitztheit lag. Die Marquiſin betrachtete ihre jüngſte Tochter mit einem Lächeln, worin ſich die nachſichtigſte Zärtlichkeit ausſprach, und bewies bald darauf der älteſten, welche ihr zum mindeſten ebenſo theuer war, aber ihrer Schweſter nicht glich, dieſelbe Zuneigung. Tanalie de Forges war groß und ſchlank, alle ihre Bewegungen waren voll Anmuth, und ihre leichte Geſtalt ſchwebte auf einem Paare der kleinſten Füße. Ihre ſchönen Haare waren blond, und ein gewiſſer ſchwermüthiger Ausdruck in ihrem Blicke, der bei einer Andern vielleicht als ein Fehler erſchienen wäre, gab demſelben einen unausſprechlichen Reiz. Eduard betrachtete ſie, wie er eine Venus von Phidias, eine Madonna von Raphael betrachtet hätte; aber indem er ſie mit dieſen ſchon ſo lange Zeit bewunderten Meiſterwerken der Kunſt verglich, fand er einen großen Fehler an ihr, nämlich die kurze Dauer ihres Daſeyns, und er ſagte ſich mit unwillkürlicher Traurigkeit, daß nach einigen Umwälzungen der Erde um die Sonne dieſer ſchöne Kopf leblos ſeyn werde. Darauf ſich der beredten Worte Cuviers über die Vergänglichkeit eines ſchönen Weibes erinnernd, verſank er in eine tiefe Träumerei.

Die Stimme der Marquiſin brachte Acton zu ſich ſelbſt, ſie fragte ihn, was ihm bei ſeinem heutigen Ausflug am meiſten Vergnügen gemacht habe. Er hatte den Inhalt dieſer Frage eher errathen, als verſtanden, und antwortete, das außerordentliche Wohlwollen, womit er in einer Geſellſchaft aufgenommen worden ſey, mit welcher auf dem Gipfel des Rigi zuſammenzutreffen er nicht entfernt erwartet hätte.

„Um Ihre Galanterie nicht zum zweitenmal auf die Probe zu ſetzen,“ ſagte Juliette lächelnd, „möchte ich Sie fragen, was Sie am unangenehmſten berührt habe!“ Er antwortete: „Der Anblick eines geſchmackloſen Chriſtusbildes und die lächerliche Einbildung eines Haufens deutſcher Studenten, denen ich beim Erſteigen des Rigi begegnete.“ Der Baron von Kern wollte ſeine Landsleute vertheidigen und rühmte ihr fleißiges Studium und ihr gründliches Wiſſen; aber Juliette entgegnete ihm, ſie können dieſes Alles mit dem Coſtüme und den Manieren der jetzigen Zeit erreichen, ſtatt ungeſchickter Weiſe die Mode einer vergangenen Epoche nachzuäffen, die uns zuwider ſey. Ihre Schweſter nahm jetzt das Wort.

„Was jenes Chriſtusbild betrifft,“ ſagte ſie, „ſo will ich es nicht entſchuldigen; aber ich finde die Verehrung ſolcher Bilder ziemlich natürlich bei ſolchen, welche einen Catechismus gelernt haben, worin man das Gebot Gottes, welches dergleichen Dinge verbietet, weggelaſſen hat. Denn wenn man den ewigen Schnee dieſer rieſenhaften Berge erklimmt oder ihre durch Ungewitter angeſchwollenen Waldſtröme durchſchreitet, hat man manchmal ſehr große Gefahren zu beſtehen, und ſollte man dann etwas Außerordentliches daran finden, wenn der Reiſende in ſolchen gefährlichen Lagen das Gelübde ablegt, eine Kapelle, ein Kreuz oder ein Bild zu Gunſten der Jungfrau oder des Heiligen, dem er eine beſondere Verehrung widmet, zu ſtiften, falls er ſeine Heimath wieder ſieht?"

Die Marquiſin de Forges gab bald darauf das Zeichen zum Aufbruche. Aber ehe Jeder nach dem ihm beſtimmten Zimmer ſich verfügte, bat der Graf von Gallitzin Eduard im Namen der Damen und Herren, mit ihnen die Reiſe zu machen, die ſie vorhätten, was er ohne Weigerung annahm.

7.

Der Tagesanbruch auf dem Rigi.

Eduard hatte ſchon mit Tagesanbruch ſeine Schlafſtätte verlaſſen und durchſchweifte die Hochebene des Rigi. Gegen Oſten gewahrte er die auf ſeltſame Weiſe gezackten Gipfel des Mitten und Haggen, die ſich aus einem düſtern und tiefen Thal erheben. Ueber den übrigen Theil des Gemäldes breiteten ungeheure Wolken ihre feuchten und ſchweren Maſſen aus. Das ganze Oberland war verſchleiert. Mitten in dieſem unermeßlichen Dunſtkreiſe, der ihn umgab, ſprach eine erhabene, wiewohl undeutliche Stimme zu dem Herzen Eduards; aber für die Mehrzahl der Gäſte des Rigiculms war ſie ſtumm. Sie waren gekommen, die Schneeberge des Oberlandes beim Aufgange der Sonne zu betrachten; nun fand aber das erwartete, ſo ſehenswürdige Schauſpiel nicht Statt. Sobald ein Reiſender das Gaſthaus verließ und um ſich blickte, hörte man ihn ſeinen Verdruß über ſeine Täuſchung ausdrücken, und bald darauf kehrte er in das Wirthszimmer zurück, um in Erwartung des Frühſtücks die an den Wänden hängenden Schweizerlandſchaften zu betrachten oder aus Holz geſchnitzelte Arbeiten, welche die Induſtrie der Sennhirten hervorbrachte, zu kaufen. Unter denjenigen, welche der über dem Oberland liegende Schleier nicht zur Umkehr bewogen hatte, und welche in dem, was ſie ſahen, einen Erſatz für die kalte Morgenluft fanden, gewahrte Eduard bald die Reiſenden, mit welchen er den Abend vorher Bekanntſchaft gemacht hatte. Sie hatten ſich auf einem Punkte der Hochebene gelagert, und ihre Blicke waren nach einem und demſelben Gegenſtande hingerichtet. Dieß war eine ungeheure Wolke, die ſich im Süden und in geringer Entfernung von ihnen gebildet hatte, und welche, wie ein zur Hälfte herabgelaſſener Vorhang über dem

Abgrund ſchwebte. Nach und nach ſenkte ſich dieſe Wolke herab, und einige Augenblicke darauf, als ob eine höhere Macht ſich beeilt hätte, die Wünſche der Reiſenden zu erfüllen, zerreißt dieſer ungeheure Vorhang plötzlich in der Mitte; die beiden Theile deſſelben umgaben den Fuß des Rigi, und die Schneemaſſen des Oberlands erglänzten in den erſten Strahlen der Sonne. Nach dieſem Scenenwechſel erſchienen alle die Entmuthigten wieder, alle Augen, alle Gedanken waren auf das bewundernswürdige Schauſpiel gerichtet, das ſich ihnen jetzt darbot, und man hörte lange Zeit nichts, als lebhafte Aeußerungen der Freude und des Staunens.

Eduard, wiewohl ſtillſchweigend, war nicht am wenigſten gerührt, doch miſchte ſich ein unbeſtimmtes Verlangen in ſein Entzücken. Vielleicht fehlte etwas, was die Schönheit des Gemäldes vollendete. Unter den Freunden des Lord Almack vermißte er nämlich die älteſte Tochter der Marquiſin de Forges. Er hatte bald mit den Augen alle Punkte der Hochebene durchmeſſen, und als er an deren Ende eine einſame Frauengeſtalt erblickte, trieb ihn eine unwillkürliche innere Regung an, ſich ihr zu nähern. Es war Tanalie, welche daſtand, den Blick auf das magiſche, von Allen bewunderte Schauſpiel geheftet. Ihre Augen waren feucht von der Rührung, welche ihr Herz erfüllte, und ihre Haare, von den erſten Strahlen der Sonne vergoldet, flatterten unter dem italieniſchen Strohhute, welcher ſie bedeckte. Nichts ſo Reines, nichts ſo Harmoniſches glaubte er je erblickt zu haben. Unbeweglich und die Arme über die Bruſt gekreuzt, ſtand er in ſchweigender Bewunderung da. Stürmiſche und ihm neue Gefühle regten ſich in ſeinem Innern. Ein Kampf erhob ſich darin zwiſchen einer ſchon ohne ſein Wiſſen mächtig gewordenen Neigung und dem von ihm entworfenen Lebensplane. Allein Acton verlachte die Verwegenheit der erſteren und zweifelte nicht an dem Siege des letzteren. Unwillkürlich trat er Tanalien näher; den Kopf drehend, bemerkte ſie ihn, grüßte ihn, indem ſie ihren Standpunkt verließ, und ging raſch auf die übrige Geſellſchaft zu. Der Graf de Soran hatte ſo eben ſein Panorama des Rigi wieder zuſammengefaltet, und der Führer brachte die Pferde für die Damen. Die Nebel ſtiegen in die Höhe und bildeten bereits Wolken, welche von Neuem die Ausſicht auf das Oberland verdüſterten und einen nahen Regen befürchten ließen. Man beeilte ſich, den Weg nach Weggis einzuſchlagen.

Als unſere Reiſenden im kalten Bade anlangten, befand ſich Tanalie nicht bei ihnen. Sie hatte ſich geweigert, zu Pferd zu ſteigen, um neue Schätze für ihr Herbarium ſich zu ſammeln, und war auf dieſer Excurſion verirrt. Eduard hatte zuerſt ihre Abweſenheit wahrgenommen; aber er glaubte, eine Beobachtung nicht äußern zu dürfen, welche altbekannte Freunde und eine Mutter nicht gemacht hatten. Endlich ſuchte die Marquiſin, welche ſich auf den Arm des Barons von Kern ſtützte, als es zu regnen anfing, ihre Tochter mit den Augen, und da ſie dieſelbe nicht ſah, rief ſie in ängſtlichem Tone: „Wo iſt denn meine Tochter?“ Eduard nahm, ohne zu antworten, einen Schirm aus der Hand des Führers und eilte zurück, ohne die üble Laune des Barons zu bemerken und ohne auf die Stimme des Grafen zu hören, der ihm bei ſeinem Nachſuchen beiſtehen wollte.

Nach einer Viertelſtunde fand er Tanalien. damit beſchäftigt, eine gewiſſe Enzianenart zu ſuchen, die, wie man ihr ſagte, einen beſonderen Theil der Flora des Rigi ausmachte; ſie hatte aber zu ſpät die eingetretene Veränderung der Witterung bemerkt. Nachdem Eduard ſie ſtillſchweigend gegrüßt hatte, nahm er ihren Arm unter den ſeinigen und entfaltete ſeinen Regenſchirm, worauf er ſich mit ihr auf den Weg machte, ſeinen Schritt nach dem ihrigen einrichtend, ſorgfältig den beſten Weg für ſie ausſuchend und überhaupt über ſie, wie ein Bruder über eine geliebte Schweſter, wachend. Sie trafen die Marquiſin und ihre Bekannten in der Kapelle, welche den düſteren Zugang beherrſcht, den die Natur ſelbſt inmitten eines Felſens mehrere hundert Fuß hoch eingehauen zu haben ſchien, um Kranke zum kalten Bade gelangen zu laſſen. Die Marquiſin bezeugte Eduard ihren großen Dank, gab Tanalien einen ſanften Verweis, und da der Regen bald darauf nachließ, begab man ſich wieder auf den Weg.

Ich will den Abhang des Rigi nicht beſchreiben: genug Reiſende haben ſchon davon geſprochen, genug Maler haben die ſchönſten Partien davon aufgenommen, und es würde mir gewiß weniger gelingen, als ihnen, eine Idee von dieſen Naturſchönheiten zu geben, die immer ſo hoch über allen Beſchreibungen ſtehen. Leichte Wolken gingen durch den untern Theil der Atmoſphäre, ſie flohen oder näherten ſich eilig. Ein Felſen, der ſeltſam über einem Abgrunde hing, zog Tanaliens Blicke auf ſich; ihre Mutter hielt ſie ab, ſich niederzuſetzen und denſelben zu ſkizziren. Acton blieb ſtehen, um den Entwurf zu machen, welchen ſie wünſchte; aber in dem Augenblicke, als er die Augen erhob, nachdem er ſein Heft geöffnet hatte, war der Felſen verſchwunden .... Einige Sekunden reichten hin, um ihn dem Auge zu entziehen; einige Sekunden waren aber auch für die Wolke, die ihn verhüllte, hinreichend, um bereits wieder entflogen zu ſeyn .... Da er in wenigen Minuten den Entwurf gemacht hatte, koſtete es ihn keine Mühe, ſeine Reiſegefährten einzuholen. Endlich erſchien unter düſteren Wolken der Vierwaldſtädterſee, ein blendendes Licht zurückwerfend und von imposanten Bergen umgeben. Nachdem man dieſe prächtige Contraſte bewundert hatte, ſtieg man durch ein Gehölz von gelblichgrünen Caſtanienbäumen hinab. Die erſtorbenen Blätter lagen ſchon auf dem Boden zerſtreut; einige der Reiſenden traten gleichgültig auf ſie, andere betrachteten ſie ſeufzend.

8.

Der Streit um ein Tiſchgebet.

In Weggis, am Ufer des Sees, hat ein Italiener ein niedliches Gaſthaus gebaut; als die Damen daſſelbe betreten hatten, zogen ſie ſich in ein Zimmer zurück, um ihre durch den Regen und den langen Marſch in Unordnung gerathene Toilette wieder in

Ordnung zu bringen, und eine Viertelſtunde nachher fanden ſich unſere Reiſenden wieder beiſammen und warteten in einem Pavillon, der eine Halbinſel in dem See bildete, auf das Frühſtück. Die Marquiſin ſprach von Neuem gegen Eduard ihren Dank für ſeine Bemühungen um ihre Tochter aus, und nach und nach wurde die Unterhaltung allgemein und ſehr munter. Der Inſulaner ſprach mehr als gewöhnlich. Wahrſcheinlich glaubte er ſo leichter über ein Gefühl zu triumphiren, welches durch Schweigen mehr begünſtigt wird, als durch Reden. Ohne Zweifel, um ſeine Kraft zu verdoppeln, unternahm er es, Tanalien zu ſeinem Syſtem zu bekehren, welches er vor ihr theils lachend, theils mit einer unfreiwilligen Aufregung entfaltete. Als er ihr die Verlaſſenheit ſeiner Kinderjahre und die Kälte, welche ſeine Jugend umgeben hatte, beſchrieb, beklagte ſie ihn in einem gefühlvollen Tone, auf den er nicht gefaßt war und der ihm durch das Herz drang; ſie faßte darauf die Hand ihrer Mutter und führte ſie an ihre Lippen, indem ſie ihr für die Mutterliebe dankte, womit ſie bisher ihr ganzes Leben verklärt habe. „Ich geſtehe,“ fügte ſie, einen Seufzer ausſtoßend, hinzu, welcher gewiſſe Beſorgniſſe wegen der Zukunft anzuzeigen ſchien, „ich geſtehe, daß bis jetzt das Daſeyn mir koſtbar war, und daß ich nicht wie Sie das Ende deſſelben wünſche. Es iſt ſo ſüß, geliebt zu ſeyn!“

„Wenn ich es wäre,“ erwiederte Eduard, „würde ich mich vielleicht in meinem Grundſatze wankend machen laſſen; aber mein Syſtem hat noch nicht mit einem ähnlichen Widerſtande zu kämpfen gehabt, und ich ſchätze mich deßhalb glücklich,“ ſetzte er hinzu, indem er mit einer vielleicht ein wenig erzwungenen Lebhaftigkeit und Munterkeit noch mehr Gründe für ſeinen Lebensweg anzugeben fortfuhr. Die Originalität und das Gefühl, welche ſich wechſelſeitig in ſeiner Weiſe, ſeine Ideen zu entfalten und zu unterſtützen, durchdrangen, gefielen der kleinen Geſellſchaft allgemein, welche ſich glücklich pries, einen ſo angenehmen Reiſegefährten ſich beigeſellt zu haben.

Bald trug man das Frühſtück auf, welchem alle unſere Reiſenden wacker zuſprachen. Die Geſellſchaft erhob ſich eben vom Tiſche, als Baron von Kern, welcher ſich einige ziemlich derbe Scherze während der obigen Unterhaltung gegen Eduard erlaubt hatte, Julietten leicht an den Arm ſtieß und leiſe zu ihr ſagte: „Sehen Sie doch, es iſt zum wenigſten ein Schwärmer.“ Es war abermals Acton, über welchen er ſich luſtig machte. Dieſer hatte ſich einen Augenblick vorher geſammelt, ehe er Platz nahm, und der

Ausdruck ſeines Geſichts hatte gezeigt, daß ſeine Gedanken einen Augenblick ſich nach oben wandten. Die ſpöttiſche Bemerkung des jungen Deutſchen wurde ſo ausgeſprochen, daß beinahe jeder Gaſt ſie hören konnte, und als die Blicke Eduards auf ſeine Reiſegefährten fielen, fand er die ihrigen mit einem Ausdrucke entweder des Erſtaunens oder des Spottes auf ſich gerichtet. „Was gibt es denn?“ fragte er. Sogleich ſenkten ſich alle Augen, diejenigen des Barons ausgenommen, gegen welchen Acton ſo zu ſprechen fortfuhr: „Darf ich Sie fragen, was eine Aufmerkſamkeit auf mich zieht, worin ich nicht viel Wohlwollendes finde?“

„Wenn man ſo ſonderbare Dinge thut, hat man zu erwarten, das Staunen Aller und vielleicht noch mehr zu erwecken,“ antwortete der Gefragte.

„Ach! ich glaube zu errathen, was Ihre Heiterkeit verurſacht hat. Ich wollte indeß, ich würde mich täuſchen; denn, wenn ich nicht im Irrthum bin, ſo gibt es Atheiſten unter Ihnen.“

„Und warum das, ich bitte Sie?“ fragte der Baron. „Kann man nicht an Gott glauben, ohne ſich bloß zu ſtellen?“

„Wenn man an Gott glaubt,“ erwiederte Eduard, „deſſen Güte man Alles verdankt, ſo kann man meiner

Anſicht nach ſeine Wohlthaten nicht empfangen, ohne ihm Dank dafür abzuſtatten, und wenn man dieſe Pflicht verſäumt, ſo iſt man entweder ein Atheiſt oder ein Undankbarer; ich laſſe Ihnen zwiſchen Beidem die Wahl.“

„Sie werden mir erlauben,“ verſetzte ſein Gegner, „daß ich mich nicht für gezwungen halten muß, dieſe Alternative anzunehmen. Man kann an Gott glauben, ohne deßhalb den Jeſuiten zu ſpielen.“

„Ohne mich dabei aufzuhalten, was dieſes Wort und die Weiſe, in welcher es ausgeſprochen wurde, Beleidigendes haben könnte,“ erwiederte Eduard, „will ich Sie nur darauf aufmerkſam machen, daß es hier ein wenig unüberlegt angebracht iſt. Gewöhnlich erregt es bei denjenigen, die es ausſprechen hören, die Idee von Heuchelei, und nichts berechtigt Sie, dieſe bei mir, den Sie gar nicht kennen, vorauszuſetzen. Und welche andere Abſicht könnte ich bei dem, worauf Sie hindeuten, gehabt haben, als einem Bedürfniſſe meines Herzens zu genügen? Nein, mein Herr, was ich eben that, war kein bloßer Schein; es war ein Zeichen der Dankbarkeit gegen einen unermüdlichen Wohlthäter, und ich glaube alſo, jene Alternative denjenigen gegenüber feſthalten zu können, welche darüber ſpotten.“

„Wenn Sie den Namen eines Jeſuiten verwerfen, ſo müſſen Sie ſich doch den eines Frömmlers gefallen laſſen . . . .“

Die Marquiſin de Forges beeilte ſich, das Wort zu nehmen. „Ich bitte Sie, Herr Baron,“ ſagte ſie, „mir zu erlauben, Sie in einer Erörterung, wobei Sie zu wenig Mäßigung zeigen, und welche unangenehme Folgen haben könnte, zu vertreten.“

„Beruhigen Sie ſich, Madame,“ ſagte Acton, „letzterer Beiname, deſſen man ſich bedient hat, kann mich nicht beleidigen; denn was die Welt einen Frömmler nennt, iſt nichts Anderes, als ein Menſch, der religiöſer iſt, als derjenige, welcher ihn ſo nennt: ſo daß, wenn man bei dem Gebrauche dieſes Worts die Abſicht hatte, mich zu kränken, man ſich vollkommen getäuſcht hat.“

„Richtiger wird es ſeyn, unter dem Ausdrucke einen Solchen zu verſtehen, der mehr Andacht, als Muth hat,“ verſetzte der Baron.

„Still, Baron,“ rief die Marquiſin lebhaft; „ich habe Sie mit Freuden in unſere Geſellſchaft aufgenommen, in der Ueberzeugung von Ihrer Achtung für mein Geſchlecht und mein Alter; zeigen Sie, daß ich mich nicht getäuſcht habe, indem Sie ein Geſpräch nicht weiter fortſetzen, das Sie mit ſo viel Bitterkeit führen.“ Hierauf gegen Eduard ſich wendend, ſetzte ſie hinzu: „Ich bin ſelbſt Ihrer Anſicht; wir müſſen für Speiſe und Trank, die Gott uns gibt, dankbar ſeyn; aber dieſe Dankbarkeit braucht, denke ich, ſich nicht bemerklich zu machen.“

„Ich glaubte nicht, mich bemerklich gemacht zu haben; dieß war keineswegs meine Abſicht. Ich fühle immer das Bedürfniß, Gott den Tribut meines Dankes darzubringen, und ich vergeſſe manchmal, wenn ich dieß thue, daß die Mehrzahl der Menſchen ſich des Herrn ſchämt. Beruhigen Sie ſich übrigens, Madame, über die Folgen meines Geſprächs mit Herrn von Kern; der Chriſt weiß, daß er die Schmach ſeines Herrn theilen und ſie, wie er, rächen muß.“

Die Marquiſin ging plötzlich zu etwas Anderem über und bat, man möchte das Boot anfahren laſſen, welches die Reiſenden nach Flüelen überſetzen ſollte.

Der Vorfall hatte nicht dieſelbe Wirkung auf Alle, welche Zeugen davon geweſen waren. Bei der Mehrzahl hatte dieſer Auftritt die gute Meinung herabgeſtimmt, welche ſie anfangs von Acton gefaßt hatten. Tanalie gehörte jedoch nicht zu dieſen. Die Entſchloſſenheit, Sanftmuth und Würde, welche er bewieſen hatte, hatten ſie für ihn gewonnen, und trotz ihres Stillſchweigens wußte ſie doch ihm zu verſtehen zu geben, daß er nichts von ihrer Achtung verloren habe. Ob es zufällig oder abſichtlich geſchah, wiſſen wir nicht; gewiß iſt jedoch, daß ſie in dem Boote neben einander zu ſitzen kamen und bei dem engen Raume desſelben ſich berühren mußten. Oft legte ſich der im Winde flatternde Schleier Tanaliens auf das Geſicht Eduards, deſſen Herz tauſend neue Gefühle beſtürmten. Die Strophen Lamartine's von dem See, welche ihm ins Gedächtniß kamen, gaben ihm eine neue Warnung, und er gelobte ſich, eine Liebe im Entſtehen zu unterdrücken, welche unwiderſtehlich werden könnte.

Je weiter durch die Anſtrengungen der Ruderer das Boot ſich fortbewegte, deſto öfter wechſelte die Landſchaft vor den Augen der entzückten Reiſenden — bald lachend, bald düſter, bald angebaut, bald wild, — die Ufer des Sees flohen eilends. Schwyz, das dieſer ganzen maleriſchen Gegend ihren Namen gegeben hat, erſchien, wo zwei Thäler auf der Höhe eines ſanften mit Wieſen und zahlreichen Sennhütten bedeckten Abhangs zuſammenſtießen, am Fuße des Haggen und des Mitten, welche ihre ſeltſam gezackten Gipfel über dieſes Städtchen erhoben. Bald zeigten zur Rechten des Bootes die Ruderer die ſchmale Aue, welche den Namen des Grütli trägt. In weiterer

Ferne auf der anderen Seite des Sees ſteht, von den Wellen beſpült, die Wilhelm Tell geweihte Kapelle. Unſere Reiſenden würden ihren Ruderern Vorwürfe gemacht haben, wenn ſie verſäumt hätten, ſie zu dieſem Denkmale zu bringen.

„Wohlan,“ ſagte der Baron, „wir, die wir der Muth (auf dieſes Wort legte er einen beſonderen Nachdruck) ſelbſt ſind, laßt uns Tells Muth huldigen!“ In dem Augenblicke, wo er dieſe Worte ausſprach, wobei er Acton einen verächtlichen Blick zuwarf, erlitt das Boot einen heftigen Stoß. Der Baron, der nicht ſchwimmen konnte, verlor das Gleichgewicht und fiel in den See. Die Damen ſtießen ein Geſchrei des Entſetzens aus, und die Schiffer begnügten ſich damit, daſſelbe zu thun; aber Eduard warf ſeinen Rock auf die Stufen der Kapelle und tauchte in den See unter. Bald darauf erſchien er wieder, mit der einen Hand den Baron am Rock feſthaltend und mit der andern an das Ufer ſchwimmend. Herr von Kern hatte das Bewußtſeyn nicht ganz verloren, und da man die geeigneten Mittel anwandte, ſo erholte er ſich ſchnell wieder. Als die Damen ihn außer Gefahr ſahen, entfernten ſie ſich etwas von der Kapelle, um ihn ſeine Kleider wechſeln zu laſſen. Nachdem Acton dieß ebenfalls gethan hatte, traf man bald darauf wieder in der Kapelle zuſammen, und Herr von Kern ſagte, ſeinen ſichtlichen Aerger bemeiſternd, zu Eduard: „Sie haben eine edle Rache an mir genommen, mein Herr; ich bin genöthigt, Ihnen dieß zu geſtehen, indem ich Ihnen meinen Dank ſage.“ Acton drückte ihm zur Erwiederung mit Herzlichkeit die dargebotene Hand.

Mittlerweile hatte ſich der Himmel mit düſteren Wolken bedeckt; man eilte, ſich einzuſchiffen, um noch Flüelen zu erreichen, wo man eine halbe Stunde nachher ankam. Beim Eintritt in den Gaſthof zur Krone fühlte ſich das ältere Fräulein de Forges unwohl. Vielleicht hatte das ſchnelle Herabſteigen von dem Rigi ſie zu ſehr angeſtrengt; vielleicht war auch der Schrecken über das Mißgeſchick des Barons die Urſache dieſes Unwohlſeyns; wie dem auch ſeyn mag, ſie war genöthigt, ſich ſogleich in das für ſie beſtimmte Zimmer zurückzuziehen.

Eduard hatte bisher den Tod weder für ſich noch für Andere, welche er auf denſelben vorbereitet glaubte, gefürchtet, ſondern ihn vielmehr als ein freudiges Ereigniß betrachtet. Jetzt aber konnte er ein banges Gefühl, das die plötzliche Erkrankung Tanaliens in ſeinem Herzen geweckt hatte, nicht überwinden. Als Jedermann ſich zurückgezogen hatte, verließ er ſein Gemach und ging langſamen Schritts im Corridore vorwärts, bis die Stimme des Fräuleins de Forges ſein Ohr traf. Er näherte ſich ſachte und hörte, wie ſie ihrer Mutter und Schweſter für die Sorgfalt dankte, welche dieſelben ihr widmeten.

Dieſe Stimme beunruhigte ihn noch mehr, und er glaubte, ſie noch immer zu hören, als ſie ſchon aufgehört hatte, zu tönen. Ohne Zweifel würde er vergeſſen haben, wo er ſtand, hätten nicht die Schritte der Marquiſin, welche vorwärts trat, um die Thüre zu öffnen, ihn zu ſich ſelbſt gebracht; er erröthete über ſeine Schwäche und kehrte mit raſchen Schritten in ſein Zimmer zurück.

9.

Der verirrte Engel.

Am andern Morgen hatte Eduard, den ſeine Beſorgniſſe wegen Tanalien wach erhalten hatten, mit Tagesanbruch ſich erhoben. Niemand von der Geſellſchaft war noch aufgeſtanden; er trat ins Freie und ging an den Ufern des Sees ſpazieren, von deſſen

Oberfläche der erſte Glanz eines ſchönen Tages widerſtrahlte. Nach einer halben Stunde kehrte er zurück; Niemand war noch herabgekommen. Er entfernte ſich abermals und kehrte in dem Augenblicke wieder, als Lord Almack ſein Zimmer verließ. Nachdem derſelbe Eduard die Hand gedrückt hatte, erkundigte er ſich bei ihm nach Tanalien, bei ihm, der vor Begierde brannte, ſelbſt etwas von ihr zu erfahren. Eben war Eduard im Begriffe, die Wirthin zu der Marquiſin zu ſchicken, als dieſe ſelbſt mit ihren beiden Töchtern herabkam. Nachdem Tanalie, welche durch eine ſanfte Nachtruhe wieder ganz hergeſtellt worden war, Eduard gegrüßt hatte, fragte ſie ihn lächelnd: „Sollten Sie mir Schlimmes genug gewünſcht haben, um jetzt Verlangen zu tragen, mich dieſen Morgen geſund wieder zu ſehen?“ „Ja,“ antwortete er mit ſo viel Munterkeit, als er äußern konnte; „wenn diejenigen, für welche ich mich intereſſire, leidend ſind, ohne Hoffnung zu ſterben, ſo wünſche ich ihnen eine ſchnelle Geneſung; und weil Sie nicht das Glück hatten, dem Tode nahe zu ſeyn, ſo habe ich von ganzer Seele gewünſcht, Sie dieſen Morgen mit der friſchen Farbe der Geſundheit wieder zu ſehen.“

Zwei Wägen hielten an der Thüre des Gaſthauſes in dem Augenblicke an, wo Eduard dieſe Worte beendigt hatte. Die Marquiſin, ihre Töchter und der Graf de Soran ſtiegen in den einen derſelben; Eduard, der Graf von Gallitzin, Lord Almack und der Baron von Kern in den andern, und man ſchlug den Weg nach dem St. Gotthard ein. In einiger Entfernung gewahrte man auf der linken Seite das Dorf Bürglen, den Geburtsort Wilhelm Tells, und ließ das berühmte Echo der Nachbarſchaft Namen und Ausrufungen wiederholen, welche es ſiebenmal nachzuſprechen die Geduld hatte. Bald darauf traf man in Altorf, dem Hauptorte des kleinen Kantons Uri, ein. Hier war es, wo der merkwürdige Schuß mit der Armbruſt geſchah, welcher den auf den Kopf von Tells Sohn gelegten Apfel traf, wenn wir dieſer Tradition, die einige ſchweizeriſche Geſchichtſchreiber verwerfen, glauben wollen.

In Amſtäg an der Reuß hielten unſere Reiſenden an, um in der großen Hütte zu frühſtücken, die wenige Jahre vorher gebaut worden war, um als Gaſthaus zu dienen. Während des Frühſtücks ſprach man wieder vom Rigi, und Tanalie bat Eduard, ihr den Entwurf, den er am vorigen Tage von dem Felſen gemacht hatte, zu zeigen. Sie fand dieſe Skizze ſehr gelungen und bedauerte, nicht ſelbſt eine ſolche haben entwerfen zu können. Eduard riß ſogleich das

Blatt aus ſeinem Hefte und bot es ihr an. „Nun,“ rief ſie, „liegt Ihnen nicht mehr an dem, was Sie machen? Wenn Sie ſo fortfahren, werden Sie kein Andenken aus der Schweiz mit ſich nehmen.“

„Bedarf man wohl eines Andenkens von geſtern, wenn man morgen ſtirbt,“ antwortete er.

„Aber,“ entgegnete ſie, „das Leben iſt doch ſo lang, daß man viel vergeſſen kann, ehe man an ſein Ziel kommt.“

„Um ſo beſſer für diejenigen, welche vergeſſen,“ erwiederte Eduard. „Wenn die Andenken, welche ſie nicht bewahren, ihnen unangenehm ſind, ſo iſt ihnen eine Widerwärtigkeit erſpart; ſind ſie ihnen aber angenehm, ſo benimmt ihre Abweſenheit den letzten Augenblicken einen großen Theil ihrer Bitterkeit.“

Tanalie lachte; denn ſie meinte, ſeine Worte gehen aus einem Hange zur Sonderbarkeit hervor, und die Grundſätze, die er vertheidigte, ſeyen bloßer Scherz.

Nach einem in Amſtäg eingenommenen Frühſtücke ſtieg man wieder in den Wagen, verließ aber denſelben oft wieder, um die Blicke an dem eingeengten Laufe der Reuß zu weiden. In Göſchenen ſtiegen Alle aus, um dem engen und ſchwierigen Pfad durch die Schöllenen zu folgen. Dieß ſind tiefe Schluchten zwiſchen Bergen mit kahlen Gipfeln, die ſchauerlich, wie von den Krallen einer Legion Dämonen, zerriſſen ſind. Dort hört alle Vegetation auf, und das Schreckliche der Scene wird noch durch das Getöſe der Reuß vermehrt, welche über die Felſen ſchäumt, an die ſie in ihrem Laufe ſtößt. Nach einem ziemlich langen Marſche durch dieſe wilde Gegend kam man an eine erhöhte Brücke, die ein kühneres Ausſehen hatte, als alle diejenigen, auf welche unſere Reiſenden bisher geſtoßen waren, und einen einzigen ungeheuren Bogen hatte.

Jeder trennte ſich von den Uebrigen, um das impoſante Schauſpiel nach ſeiner eigenen Weiſe zu genießen. Tanalie ſprang mit Leichtigkeit von einem Felſen zum andern, bis ſie an dem Punkte ankam, wo die ſich ungeſtüm heranwälzelnde Waſſermaſſe einen wilden Strudel vor ihr bildete. Da die Stellung des Fräuleins de Forges Eduard gefährlich erſchien, ſo folgte er ihr ſogleich nach und ſtellte ſich hinter ſie, bereit, ihr beizuſtehen, wenn es nöthig wäre. Auf einem von den wüthenden Wogen gepeitſchten Felſen ſtehend, den Blick nach dem Abgrunde gerichtet und von dem emporfliegenden Waſſerſtaube benetzt, ſchien ſie ein in die Hölle verirrter Engel zu ſeyn. Acton bewunderte ihr ſchönes Geſicht, in dem ſich eine innere

Bewegung ausdrückte, und ſagte ſich wider Willen, daß, wenn dieſes Leben etwas ſeyn könnte, es für denjenigen etwas wäre, der es mit Tanalien hinbrächte und ihre Liebe beſäße. Die Stimme der Marquiſin, welche lange Zeit von dem Geräuſche des Strudels verſchlungen wurde, bewirkte endlich, daß ihre Tochter den Kopf umwandte. Mit Erſtaunen bemerkte ſie Eduard neben ſich, erröthete und nahm die angebotene Unterſtützung an.

Noch betäubt von dem Getöſe, welches ſie ſo eben vernommen, und von den verworrenen Eindrücken, mit welchen dieſes Naturſchauſpiel ihre Seele erfüllt hatte, ſchlug ſie, geſtützt auf Acton, in gedankenvollem Schweigen den Rückweg ein. Nach einigen Minuten traten ſie in den unterirdiſchen Gang, der das Urnerloch heißt, und nachdem ſie daſſelbe durchſchritten hatten, befanden ſie ſich in dem Thale von Urſeren. Wenige Punkte der Erde bieten einen Contraſt dar, wie derjenige iſt, welcher jetzt ihr Staunen erregte. Auf einer Seite des unterirdiſchen Ganges, den man in einigen Minuten durchgehen kann, befanden ſich die unfruchtbaren Schöllenen mit ihren ſchwarzen phantaſtiſchen Felſen, und ertönte das entſetzliche Geräuſch der nie verſtummenden Wellen; auf der andern war ein grünes, lachendes Thal, durch welches die Reuß beinahe ohne Fall geräuſchlos durch einen Raſenteppich hinfließt.

„Das iſt der Uebergang von den Qualen des Dieſſeits zu den Freuden des Jenſeits,“ rief Eduard.

„Ja,“ ſagte Tanalie, indem ſie ſeinen Gedanken auffaßte; „aber wie viele Sterbliche betrachten die Sache gerade umgekehrt! Ach, für ſehr viele iſt das Leben dieſes liebliche Thal, und die Schrecken der Schöllenen ſind für ſie das Jenſeits.“

„Es iſt wahr,“ antwortete er; „das iſt die Folge davon, wenn man ſich einer leidenſchaftlichen Vorliebe für irdiſche Dinge hingibt; ach, iſt es nicht beſſer, zu widerſtehen .... und zu fliehen, wenn der Sieg ungewiß iſt?“

Bald ſammelte man ſich wieder; denn Jeder hatte das Bedürfniß, den Anderen ſeine Ideen über die ſo raſch wechſelnden Scenen, die ſie erblickt hatten, mitzutheilen, und man ſetzte den Marſch in Einer Truppe bis nach Andermatt fort, wo man vor Sonnenuntergang ankam.

10.

Der Egoiſt.

Bis zum Abendeſſen, welches zwei Stunden ſpäter eingenommen werden ſollte, zogen ſich die Damen in ihr Gemach zurück, und die Herren zerſtreuten ſich. Froh, ſich allein zu ſehen, durchwandelte Acton das Dorf Andermatt. Die Glocke rief zum Abendgebete; er trat in die Kirche, wo ſich die Gemeinde langſam verſammelte. Welcher Confeſſion dieſe auch angehören mochte, ſo war doch jede chriſtliche Kirche in den Augen Eduards ein Haus Gottes. Er kniete nieder und betete inbrünſtig um Kraft von oben, die aufkeimende Neigung, die ihn beunruhigte, zu erſticken. Bald darauf ſang eine klangreiche und melodiſche Stimme die Abendhymne und erhob ſeine Seele hoch über die Erde. Als der Geſang aufgehört hatte, richteten ſich ſeine Blicke nach dem Altare, von welchem aus derſelbe erklungen war, und er ſah einen Kapuziner mit rothen Haaren, welcher eben die Stufen hinanſtieg.

Nachdem er die Kirche verlaſſen hatte, lenkte er ſeine Schritte nach einem Tannenwäldchen, welches man den heiligen Wald nennt. Schwere Strafen, ſagt man, erwarten den Verwegenen, der die Axt an daſſelbe legen würde; denn es ſchützte allein Andermatt vor dem Sturze der Lawinen. Bei einer Wendung des Wegs begegnete er zwei Bäuerinnen in Thränen; er hielt an, als ſie vorüber waren, und von dem Gedanken an ihren Schmerz und dem Verlangen angeregt, ihn wo möglich zu beſeitigen, kehrte er ſogleich um und ging hinter ihnen her: ſo daß er ſie ſprechen hören konnte. Die eine von ihnen, welche in einem Alter von achtzehn oder neunzehn Jahren ſtehen mochte, ſuchte die andere bejahrtere zu tröſten.

„Beruhige Dich, Mutter, ich werde Tag und Nacht arbeiten, ich werde, wie ich hoffe, mehr erwerben, als wir brauchen, und vielleicht können wir uns ſo viel erſparen, daß wir unſere Hütte wieder aufbauen laſſen können.“

„Ja, ich kenne Deine Liebe,“ ſagte ihre Mutter, „und Du würdeſt mich nicht ſo troſtlos ſehen, wenn wir nicht außer dem Einſturze unſerer Hütte noch ein anderes Unheil zu beklagen hätten; wiſſe denn, mein Kind, daß Dein Vater auf ſeiner Rückreiſe von Zürich in Altorf ſchwer erkrankt iſt und dort hülflos ohne Geld und Freunde liegt!“

„Können wir nicht zu ihm kommen,“ ſagte das junge Mädchen, „wenn wir Gott bitten, uns Hülfe in unſerer Noth zu ſenden?“

Als Eduard dieſe Worte vernahm, erkundigte er ſich nach dieſen beiden Frauensperſonen bei mehreren Leuten, welche alle ſehr günſtig über ſie urtheilten. Da er nun nicht zu befürchten hatte, daß ſeine Wohlthätigkeit übel angebracht wäre, begab er ſich zu dem Ortsvorſteher und händigte ihm für die Bedrängten zwanzig Napoleonsd'or ein. Jener dankte ehrerbietig dem Fremden, der ſeinen wiederholten Bitten, ſich zu erkennen zu geben, widerſtand.

Acton kehrte jetzt in das Gaſthaus zurück, wo ſeine Reiſegefährten mit dem Abendeſſen nur auf ſeine Ankunft gewartet hatten. Bald wandte ſich das Geſpräch auf Eduards bizarre Grundſätze, „der die ohne böſe Abſicht über ihn gemachten Scherze ſehr gut zu ertragen verſtand.

„Das Leben,“ ſagte Tanalie zu ihm, „iſt alſo in Ihren Augen nur eines jener neuen dramatiſchen Stücke, welche ſo geeignet ſind, Leute von Geſchmack zu langweilen.“

„Oder vielmehr,“ unterbrach ſie Juliette, „die langweilige Symphonie des franzöſiſchen Theaters, welche einem Meiſterſtück Corneille's oder Racine's vorangeht.“

„Aber,“ ſagte der Graf von Gallitzin, „warum machen Sie Ihrem Leben kein Ende?“

„Meine religiöſen Grundſätze erlauben mir dieſes nicht,“ antwortete Eduard und ſetzte, als der Baron über dieſe Antwort lächelte, hinzu: „Das Leben beläſtigt mich nur deßhalb, weil es mich von Gott trennt; nun würde ich aber meinen Zweck verfehlen, wenn ich es mir ſelbſt raubte, weil, ſtatt von ihm nur augenblicklich getrennt zu ſeyn, ich dann auf ewig aus ſeiner Nähe verwieſen wäre.“

Der Graf de Soran nahm jetzt das Wort und ſagte: „Aber Ihre Weiſe, die Dinge zu betrachten, führt geraden Wegs zum Egoismus. Sie fliehen Alles, was Ihnen Verdruß verurſacht, Sie wollen keine Zuneigung, aus Furcht, ſie erwiedern zu müſſen ....“ Hier öffnete ſich die Thüre, und zwei Frauensperſonen traten mit ſchüchterner Lebhaftigkeit ein. Der Wirth folgte ihnen auf dem Fuße und entſchuldigte ſich wegen ihres Eintritts, indem er ſagte, ſie wollen durchaus einem Reiſenden, der ihnen eben erſt ein beträchtliches Geſchenk gemacht habe, ihren Dank bezeugen.

„Ja,“ rief die ältere der Beiden, „einer von Ihnen, meine Herren, hat mir durch ſeine Großmuth die Mittel verſchafft, meinen Mann in ſeiner Krankheit zu verpflegen und unſere durch den Fall eines Felſens eingeſtürzte Hütte wieder aufbauen zu laſſen; möchte dieſer edle Menſchenfreund uns die Gefälligkeit erzeigen und ſich uns zu erkennen geben, damit wir ihm danken können!“

Die ganze Geſellſchaft ſchwieg erſtaunt, und Einer blickte den Andern an, um den Schlüſſel zu dieſem Geheimniß zu bekommen, als das junge Mädchen das Wort nahm und ſagte: „Der Ortsvorſteher hat uns geſagt, daß er unſeren Wohlthäter bei dem Abendgebete in der Kirche geſehen habe; ich ſelbſt habe einen Fremden dort bemerkt, welchen ich wieder erkennen würde, wenn ich ihn ſähe.“ Nach dieſen Worten trat ſie ſchüchtern einige Schritte vorwärts und rief, als ſie endlich Eduard gewahr wurde, der ſich hinter die Marquiſin zu verſtecken ſuchte: „Da iſt er, Mutter!“ Sie wollten ſich ihm zu Füßen werfen; allein erröthend verhinderte er ſie daran. Nachdem ſich ſo die Sache aufgeklärt hatte, gab Jeder aus der Geſellſchaft den Frauen einiges Geld, worauf ſie ſich mit erneuten Aeußerungen des Dankes gegen ihren erſten Wohlthäter, der ſie bis an die Thüre begleitete, entfernten.

„Ach, ich geſtehe,“ ſagte Tanalie mit einiger Aufregung, als Acton ſeinen Platz wieder einnahm,

„daß, wenn Ihre Grundſätze zum Egoismus verleiten, Sie den Hang zu demſelben zum Erſtaunen zu bekämpfen wiſſen.“ Jedermann verband ſeine Lobſprüche mit denen des Fräuleins de Forges, und Eduard, der ſie übertrieben fand, rief etwas ärgerlich: „Ich glaubte mich gegen einen ſolchen Auftritt ſicher geſtellt, da ich, um denſelben zu vermeiden, den Ortsvorſteher um ſeine Vermittlung anging.“

„Was ſoll man von Grundſätzen halten, welchen man keine Folgen gibt?“ ſagte Juliette. „Sie ſind nur eine Spielerei des Geiſtes, welche das Herz Lügen ſtraft.“

„Sie thun Unrecht daran,“ bemerkte der deutſche Baron, „daß Sie wohlthätig ſind, weil Sie dadurch Leute wieder für das Leben gewinnen, welche ohne Sie den Tod vielleicht als ein Glück betrachtet hätten.“

„Sie würden vielleicht Recht haben,“ antwortete Acton, „wenn das, was ich dieſer Familie gegeben habe, ihr Ueberfluß verſchaffte; aber es reicht ohne Zweifel kaum zur Deckung der Unkoſten für die Krankheit des Familienvaters und zur Wiederaufbauung des Hauſes hin; dieſe Leute werden alſo nicht reicher und nicht anhänglicher an das Leben ſeyn, als vor ihrem Unglücke.“

Nachdem die Unterhaltung auf einen andern

Gegenſtand übergegangen war, fragte Tanalie Eduard halblaut: „Thun Sie oft ſolche Werke der Barmherzigkeit?“

„Ich habe wenig Verdienſt dabei,“ antwortete er, „mein Vermögen iſt beträchtlich, und ich habe keinen Hang zu koſtſpieligen Ausgaben; was ſollte ich alſo mit meinem Gelde thun, wenn ich nicht, was ich mehr habe, als ich brauche, den Unglücklichen gäbe? Auch nach meinem Tode wird eine ſtrenge Verordnung die Vollſtrecker meines Teſtaments nöthigen, mein Vermögen ſo anzuwenden, wie ich es während meines kurzen Aufenthalts hienieden angewandt habe.“

„Sie haben alſo keine Verwandten?“ fragte Juliette, obgleich ſie die Antwort Eduards wohl zu deuten wußte.

„Ich bitte um Vergebung,“ ſagte er; „aber um ihrem wahren Beſten gemäß zu handeln, wäre ich mehr geneigt, ihnen zu nehmen, als zu geben; denn ſie ſind ſelbſt reich, und mein Vermächtniß würde nur dazu dienen, ſie durch blumige Feſſeln, deren Zerreißen ſie mit bitterem Schmerze erfüllen würde, mehr an das Leben zu knüpfen.“

Julie lachte über dieſe Fürſorge für ſeine Verwandten.“

Ehe man das Wirthszimmer verließ, entwarf man Plane für die folgenden Tage. Man beſchloß, bis nach Göſchenen zurückzugehen, von dort aus das reizende Thal von Meyringen zu beſuchen und von da nach Reichenbach ſich zu begeben, dann ſich auf dem Brienzer See einzuſchiffen, die Gießbäche in Augenſchein zu nehmen und endlich nach Interlaken ſich zu verfügen, um hier einige Zeit zu verweilen. Noch deutlichere Zeichen des Wohlwollens wurden Eduard zu Theil, als man ſich trennte, und als er nach engliſcher Weiſe jedem ſeiner Reiſegefährten die Hand darbot, drückten Alle dieſe Hand mit Herzlichkeit, und mit einer Bewegung, welche ſein Herz pochen machte, empfand er den lebhaften Druck der Tanaliens: ſo daß er in der äußerſten Unruhe ſich in ſein Zimmer zurückzog.

11.

Der nächtliche Geſang.

Acton warf ſich, über ſich ſelbſt verwundert und ſich ſcheuend, ſeine Empfindungen zu erforſchen, auf einen Stuhl neben dem offenen Fenſter. Die Luft war ſtill und rein, und die lieblichen Strahlen des Monds erhellten den Fußboden. Den Blick auf dieſen Vertrauten der Geheimniſſe ſeines Herzens geheftet, blieb Eduard lange in heftiger Aufregung. Nachdem es endlich ruhiger in ſeiner Bruſt geworden war, ſchickte er ſich an, den Schlaf zu ſuchen, als ein lieblicher Geſang ſein Ohr traf. Eine große Anzahl von Stimmen ſangen im Chor, bald gefühlvolle Weiſen, bald muntere Refrains. Dieſe ſchmeichelnden, ihm gänzlich neuen Melodien verſenkten Eduard in eine von mannigfachen Aufregungen begleitete Träumerei. Die Geſänge klangen ihm, nachdem ſie ſchon verhallt waren, noch eine Zeit lang in den Ohren nach. Endlich erhob er ſich ſeufzend, um das Fenſter zu ſchließen, als eine ſanfte Stimme, die von dem benachbarten Fenſter herkam, ſo daß ſie nur von ihm gehört werden konnte, ſagte: „Gott ſchenke dem Wohlthäter der Armen Ruhe!“ Er erkannte dieſe geliebte Stimme; ſein Herz pochte heftig, und außer Stande, zu überlegen, was er thue, erwiederte er mit zitternder Stimme: „Gott ſchenke derjenigen Ruhe, welche ſie mir raubt!“ Eine tiefe Stille herrſchte wieder, die nicht mehr unterbrochen wurde. „Was habe ich gethan?“ rief er, „welches Geſtändniß muß ich mir ſelbſt machen? Daß ich ein ſchwaches und vergängliches

Geſchöpf liebe, das mich auf tauſend Arten quält, das ſich vielleicht bis jetzt verſtellt hat, um meine Tage mir zu verbittern, wenn ich ſie einmal ihr opfere? was ſoll ich mit dem Leben anfangen, wenn ſie es vor mir verliert? Ach! ich will an meinen unglücklichen Vater und ſeine Rathſchläge denken, und ſollte mein Widerſtand vergeblich ſeyn und die Liebe triumphiren, ſo will ich dieſe bezaubernde Erſcheinung fliehen, und möge die Zeit mich ſie vergeſſen laſſen." Mit dieſen Worten warf er ſich auf die Kniee nieder, und nachdem er lange gebetet hatte, legte er ſich ſchlafen; aber er fand die Ruhe nicht, welche man ihm ſo eben gewünſcht hatte.

Am andern Morgen waren alle unſere Reiſenden um ſieben Uhr beiſammen, Acton und den Grafen de Soran ausgenommen; aber bald ließ ſich die Stimme des Letzteren geräuſchvoll vernehmen. Er verlangte einen ſeiner Stiefel wieder, der mit einem andern verwechſelt worden war. Auf ſein Rufen kam der Kellner herbei und ſetzte ihm ehrerbietig auseinander, ſein Stiefel ſey aus Verſehen einem am vorigen Abende ſpät angekommenen Reiſenden gebracht worden, welcher jetzt ſchon ſeit einer Stunde mit dem Engländer, der ſich ſo freigebig gezeigt habe, auf dem Wege nach dem St. Gotthard ſich befinde. Nun dachte Niemand mehr daran, das Mißgeſchick des Grafen zu beklagen; man ließ ihn ungeſtört ſchelten, toben und einen Expreſſen zu Pferde dem Räuber der Hälfte ſeiner Fußbekleidung nachſchicken; denn man beſchäftigte ſich jetzt nur mit der unerwarteten Flucht Eduards. Der Baron von Kern rief: „Seine Grundſätze erklären uns leicht ſeine plötzliche Abreiſe. Ohne Zweifel hat eine von Ihnen, meine Fräulein, ſein Herz erobert. Um ſeine Liebe zu bemeiſtern, hat er ſich die, welche er liebt, alt, todt oder vielleicht gar als Mumie vorgeſtellt, und als er ſeine Waffen zu ſchwach fand, iſt er einem ſo furchtbaren Feinde entflohen.“ Tanalie fühlte die Richtigkeit der Vermuthung des Barons; denn ſie beeilte ſich, mit einer erzwungenen Heiterkeit ſeine Erklärung weit wegzuwerfen. Sie ſagte ſogar, ſie glaube, geſtern Herrn Acton, als man ſich über die ferneren Reiſeplane ausſprach, einige Zweifel an der Möglichkeit, die Geſellſchaft bis nach Interlaken begleiten zu können, äußern gehört zu haben.

„Warum ſollte er aber den angenehmen Ausflug, den wir unternommen haben, nicht mit uns fortſetzen können?“ fragte der Baron. „Seinem Lebensplane gemäß darf er ja keine wichtige Angelegenheit haben, die ihn etwa davon abhalten könnte.“

„Wer weiß,“ ſagte Juliette, welche, Actons und ihrer Schweſter Gefühle errathend, dieſer zu Hülfe kommen wollte, „ob er nicht eine ähnliche Angelegenheit, wie die von geſtern Abend, abzumachen hat?“

Dieſe Bemerkung, welche an die gutthätige Handlung Actons erinnerte, machte den Spöttereien zur großen Freude Tanaliens ein Ende. Aus Furcht, dieſelben möchten wieder anfangen, drang ſie lebhaft in ihre Mutter, daß man aufbrechen möchte; aber der Graf de Soran bat um die Vergünſtigung, die Nachricht wegen ſeines Stiefels abzuwarten. „Lieber Graf,“ ſagte Tanalie zu ihm, „werden Sie nicht Ihre Effekten in Interlaken finden?“

„Freilich,“ entgegnete er; „aber kann ich dorthin mich begeben, einen Fuß bekleidet und den andern nicht?“

„Können Sie denn nicht den, ſtatt des Ihrigen, zurückgelaſſenen Stiefel anziehen?“ fragte ſie etwas ärgerlich.

„Leider,“ antwortete er, „kann der, welcher den meinigen hat, ſeine Reiſe fortſetzen; aber trotz meines Wunſches, Ihnen zu willfahren, iſt mein Fuß nicht klein genug, um ſich des ſeinigen bedienen zu können.“ Sie war dem Alter des Grafen Achtung ſchuldig und fühlte, daß ſie den Anſtand verletzte, wenn ſie weiter in ihn dränge, und nicht ohne Verdruß fügte ſie ſich in dieſen Aufſchub. Juliette fragte, wem man die geſtrige Nachtmuſik verdanke, und man hörte von dem Kellner, daß es ein Sängerchor von italieniſchen Handwerkern geweſen ſey, welche ſich in der Schweiz niederlaſſen wollten. Endlich nach Verfluß von anderthalb Stunden erſchien der Bote, ſchon von ferne als Triumphzeichen den Stiefel ſchwingend. Der Graf ſah dieſen mit einer Art Rührung wieder; er beeilte ſich, ihn anzulegen, und in dem Augenblicke, als die Glocke neun Uhr ſchlug, befanden ſich die Reiſenden zu Pferde vor dem Wirthshaus zur Krone.

„Wir haben,“ ſagte Juliette, als die kleine Karavane ſich in Bewegung ſetzte, „zwei lange Stunden verloren. Es wird uns unmöglich ſeyn, an dem beabſichtigten Orte zu übernachten, und wenn die Nacht einbricht, werden wir uns ferne von jeder Wohnung befinden. Ich bin daher der Anſicht, wenn nicht Jemand einen beſſeren Vorſchlag macht, daß es beſſer wäre, da wir den Reiſeplan von geſtern Abend nicht ganz ausführen können, ihn abzuändern. Ich ſchlage vor, die Furka zu paſſiren, über den Rhonegletſcher zu gehen, den ich ohnehin gern ſehen möchte, und in dem Grimſelſpitale dieſe Nacht zuzubringen; morgen werden wir dann in das Oberhaslethal hinabſteigen und uns am Abende, unſerem Plane gemäß, in Meyringen befinden."

Juliette hatte dieſen Vorſchlag ihrer Schweſter zu Gefallen gemacht; ſie ſetzte nicht ohne Grund voraus, daß es Tanalien wehe thun müſſe, ohne Eduard den Ausflug, an dem er hätte Theil nehmen ſollen, zu machen, ihr dagegen ein, wenn gleich mit Wehmuth gemiſchtes Vergnügen gewähren würde, einige Stunden der Spur des Flüchtlings zu folgen. Lord Almack beeilte ſich, den Vorſchlag derjenigen, welche er liebte, zu billigen; der Graf von Gallitzin, die Marquiſin und der Graf de Soran verſicherten, dieſe Aenderung ſey ihnen gleichgültig, und trotz der Witzeleien des Barons von Kern über den Wankelmuth der Damen trat man den Weg nach der Furka an.

12.

Der Grimſel.

In ſeine Gedanken verſunken, ritt Eduard neben dem Fremdlinge her, welchem der Graf de Soran einen Eilboten nachgeſchickt hatte. Mehreremal hatte er trotz ſeines nachdenklichen Weſens auf deſſen Fragen geantwortet; aber als er bemerkte, daß ſein Reiſegefährte eine auf die andere häufe, wünſchte er ihm in Hoſpital eine glückliche Reiſe und ließ ihn den Weg nach dem St. Gotthard einſchlagen, während er ſelbſt mit ſeinem Führer den nach der Furka nahm. Froh, ſchweigen zu können, ſpornte er ſein Pferd zu einem ſchnellen Trab an, als ob er fürchtete, die Geſchwätzigkeit ſeines bisherigen Reiſegefährten möchte dieſen veranlaſſen, ſich wieder mit ihm zu vereinigen.

Beim Anblicke des Rhonegletſchers mäßigte er ſeine Eile, und als er demſelben nahe war, ſtieg er vom Pferde. Er betrat kühnen Schritts dieſe unermeßliche, ſchiefe Eisfläche und ging mitten zwiſchen den unzähligen blauen Nadeln durch, welche, wie unbewegliche Wellen, auf der Oberfläche deſſelben emporſtarren und manchmal tiefe Spalten zwiſchen ſich laſſen. Sein Führer war über ſeine Kühnheit nicht wenig betroffen, und um ihn zu beruhigen, willigte Acton ein, ſich von ſeiner Erfahrung leiten zu laſſen. Am Fuße des Gletſchers angekommen, ſah er aus einem Gewölbe den kleinen Bach hervorſtürzen, der hier ſchon den Namen Rhone annimmt, aber noch nichts von der Majeſtät ahnen läßt, die er unter den Mauern von Taraskon entfaltet.

Nachdem Eduard den Pferden und dem Führer einige Ruhe vergönnt hatte, begann er die Abhänge der Maienwand zu erſteigen. Bald zeigte ſich ihm der Todtenſee, umgeben von den düſteren Felſen, die ſich in den unbewegten Wellen abſpiegeln. Als er um ſich blickte, ſah er nichts als eine traurige, todte Natur, und in ungeheurer Tiefe unter ſich konnte er kaum den kleinen Grimſelſpital unterſcheiden, deſſen gräuliche Mauern für das Auge mit den Felſen verſchmelzen, die um denſelben her ſich erheben. Nachdem er einige Zeit dieſe Scene betrachtet hatte, die ſo ſehr mit ſeinem Gemüthszuſtande übereinſtimmte, ſtieg er den jähen, mit ſcharfen Steinen und Felsſtücken beſäeten Fußſteig hinab, der am jenſeitigen Abhang der Maienwand angebracht war. In der Nähe des Spitals (der zugleich ein Gaſthaus iſt) angelangt, ſah er mit Abſcheu ein armſeliges Haus vor ſich, das von übelriechendem Dünger, worauf ſich rothe Ziegen und magere Schweine den Vorrang ſtreitig machten, umgeben war. Es bedurfte einige Zeit, bis er ſeinen Widerwillen überwunden und ſich entſchloſſen hatte, an dieſem Orte zu übernachten. Da er indeß wußte, daß auf weite Entfernung hin kein anderes Unterkommen zu finden ſey, ſo ſtieg er die Treppe an dem Hauſe hinauf, wo ihm zu ſeinem großen Erſtaunen eine junge und hübſche mit ausgeſuchter Reinlichkeit in walliſer Tracht gekleidete Wirthin entgegenkam.

Sie ließ ihn in ein Speiſezimmer treten, wo ſich noch kein Reiſender befand. Hier weilte er ſtillſchweigend und ſchmerzlichen Erinnerungen ſich hingebend, bis ſie mit einem Haufen Teller wieder hereinkam. Er warf einen finſteren Blick auf das, was um ihn her vorging. Man legte ein einziges Gedeck auf einen langen Tiſch . . . es war für ihn beſtimmt. Er erinnerte ſich mit einem ſchweren Seufzer des letzten Mahls, das er den Tag vorher neben Tanalien eingenommen hatte. „Von nun an alſo,“ rief er, als die Wirthin wieder hinausgegangen war, „muß ich allein und immer allein leben!“ Er erhob ſich ungeſtüm; denn dieſe lange Einſamkeit war ihm zum Sterben peinlich geworden. Als er ſich der halb offen gebliebenen Seitenthüre näherte, ſah er in dem Nebenzimmer einen für ſieben bis acht Perſonen gedeckten Tiſch, und er fragte die Wirthin, für wen er beſtimmt ſey. Sie antwortete, für ſie und ihre Dienſtboten und für einen Kapuziner vom Spitale. „Ich möchte bitten, mir mein Gedeck neben das Eurige zu legen.“ Sie entſchuldigte ſich damit, daß ſie ſagte, ſie ſeyen einer ſolchen Ehre nicht würdig; aber er beſtand darauf, und ſie gehorchte.

Nachdem die Mahlzeit vorüber war, blieb für den Grimſel nur noch eine Stunde Tag. Eduard hatte das Gaſthaus verlaſſen, um deſſen Umgebung zu betrachten; aber welches Erſtaunen und welche Unruhe bemächtigte ſich ſeiner, als er, während ſeine Blicke an dem Abhange der Maienwand auf und ab ſchweiften, der Reiſegefährten, die er in Andermatt verlaſſen hatte, anſichtig wurde! Er glaubte anfangs, ſeine Sinne täuſchen ihn; aber die Umriſſe der ſich nahenden Perſonen wurden immer deutlicher, und er überzeugte ſich, daß es keine Täuſchung war. Tief aufgeregt, kehrte er in das Gaſthaus zurück und ſetzte ſich an ein Fenſter, das auf den Weg nach der Furka hinausging. Ein einziger Gegenſtand feſſelt ſeine Blicke: es iſt Tanalie. Sie folgen ihr auf dem ſchwierigen Pfade, über welchen ihre zarten Füße hingleiten. Könnte er ſie in ihrem ſtrauchelnden Gange unterſtützen! wie beneidet er den Baron, auf deſſen Arm ſie ſich ſtützt, um dieſes Glück! Aber ſchon ſind ſie nahe; in einigen Minuten werden ſie ſich an der Thüre des Gaſthauſes befinden, was ſoll er thun? Er muß ſich ſchnell entſchließen .... Soll er ſich wieder mit ihnen vereinigen? .... aber welchen Beweggrund dann für ſeine plötzliche Entfernung anführen? Und hatte er nicht nach einer reiflichen, auf ſeinen ganzen Lebensplan geſtützten Ueberlegung den Entſchluß gefaßt, ſich zu entfernen? Seinem Entſchluſſe untreu zu werden, wäre das nicht die unverzeihlichſte Schwäche? „O Vater!“ ruft er aus, „wenn Du in dieſem Augenblicke Deinen Sohn, der ſo ſehr der Gegenſtand Deiner Sorge war, erblickſt, ſo freue Dich ſeines Gehorſams!“

Mit dieſen Worten riß er ſich vom Fenſter los, rief die Wirthin und ließ ſich ſchnell in das für ihn beſtimmte Zimmer führen.

In einer engen Zelle allein gelaſſen, lieh er dem geringſten Geräuſche ſein Ohr. Nach einigen Minuten hörte er die Schritte und die gemiſchten Stimmen der Reiſenden, welche in die Stube traten, die er ſo eben verlaſſen hatte, und von der ihn nur ein dünner Fußboden trennte. Er hörte wider Willen, was geſprochen wurde, und bald traf ſein eigener Name ſein Ohr: die Marquiſin, der Graf von Gallitzin und Lord Almack bedauerten ſeine Abweſenheit .... Er verdoppelte ſeine Aufmerkſamkeit, ohne Zweifel, um zu erfahren, ob denſelben nicht noch eine andere Stimme nennen werde .... Allein die Thüre öffnete ſich wieder, und andere Reiſende traten ein. Dieſe kamen von Meyringen und waren auf dem Wege nach Andermatt begriffen. Bald verband, wie es ſchien, eine harmloſe Heiterkeit dieſe ſo zufällig zuſammengetroffenen Perſonen, welche ſich keine Viertelſtunde vorher gekannt hatten und ſich nachher wahrſcheinlich nie wieder ſehen ſollten. Welch eine ſeltſame Sache iſt es doch um dieſes Leben!

Das Abendeſſen wurde jetzt aufgetragen, und lange hinderte das Geräuſch der Zinnteller und Beſtecke, vermiſcht mit den ſich kreuzenden Stimmen, Eduards Ohren, etwas von dem zu unterſcheiden, was unten vorging. Endlich aber war der Appetit der Reiſenden geſtillt, und die zur Befriedigung desſelben in Bewegung geſetzten Geräthſchaften kamen nach und nach in Ruhe, ſo daß man ganze Sätze in dem oberen Stockwerke vernehmen konnte. Man ſprach von dem heute Geſchehenen und von den Ausflügen der vorhergehenden Tage. Darauf ging das Geſpräch auf Paris, auf die Mode und auf die Politik über. Die Stimme Tanaliens ließ ſich ſelten vernehmen; aber ihre Bemerkungen waren richtig, wiewohl ſie eine gewiſſe Melancholie verriethen. Der Baron von Kern machte ihr wegen der letzteren Vorwürfe, und mit bewegtem Tone ſchrieb ſie dieſelbe den ernſten Scenen zu, die heute ihren Augen begegnet ſeyen, und fuhr dann fort: „Ich hoffe, morgen freundlichere Gegenſtände zu Geſichte zu bekommen.

Ich bedarf derſelben, um des peinlichen Eindrucks los zu werden, den die verödete Gegend, durch welche wir gekommen ſind, in meiner Seele zurückgelaſſen hat.“

Endlich war die Mahlzeit vorüber, die Stühle wurden gerückt, und man verließ das Wirthszimmer, um ſich zur Ruhe zu begeben. Aber bald darauf hörte Acton in dem Zimmer neben ihm reden; die Stimme Juliettens ließ ſich vernehmen, und eine andere, noch angenehmere antwortete ihr. Eduard bebte. Man ſprach ſeinen Namen aus; aber beinahe zu gleicher Zeit hörte er Tanalien ſagen, ſie möchte leiſer ſprechen, und er konnte nun nichts mehr verſtehen. Nach einigen Augenblicken jedoch näherte man ſich der Wand, an die er unwillkürlich ſein Ohr andrückte. Er hörte Jemanden ſich zu Bette legen; hierauf verſchwand plötzlich das Licht, das zwiſchen den Fugen der ſchlecht verbundenen Bretter durchgeſchienen hatte, und Tanalie ſagte: „Gute Nacht, liebe Juliette; möge Dir Gott Ruhe verleihen, wie es Deine Dich herzlich liebende Schweſter wünſcht!“ Hierauf wurde Alles ſtill.

Acton, der ſich nicht mehr Meiſter ſeiner Unruhe fühlte, floh von dem Orte, wo er ſtand, als ob eine

Schlange ſich aufgerichtet hätte, ihn zu verwunden, warf ſich auf ſeine Kniee nieder und betete: „Mein Gott, verlaß mich nicht!“

13.

Die gefährliche Brücke.

Als Eduard mit Tagesanbruche bleich und verſtört das Gaſthaus verließ, gab das eingetretene Regenwetter dem Grimſelſpitale ein noch melancholiſcheres Ausſehen. Die Wirthin war noch nicht aufgeſtanden. Aber an der Thüre begegnete er dem Almoſen ſammelnden Pater, mit welchem er den Tag vorher geſpeist hatte, und gab ihm ein Goldſtück, worauf er ſein Pferd beſtieg und traurig davonritt. Nach Verfluß einer Stunde hatte der Regen aufgehört, und das reizende Oberhasletbal zeigte ſich in ſeiner ganzen Schönheit. Acton mußte bald vom Pferde ſteigen und es ſeinem Führer übergeben, weil das von der unwillkürlichen Heftigkeit ſeines Reiters angeſpornte Thier alle Augenblicke über flache und glatte Felſen gleitete, wo einige Einſchnitte von Menſchenhand gemacht, nicht hinreichend waren, ſeinen Tritten Sicherheit zu geben und es vor dem Falle in den Abgrund zu bewahren, worein die Aar ſich ſtürzt. In der Handeckhütte genoß er ein wenig der Ruhe und plauderte mit den ſchlichten Bewohnern derſelben, deren Induſtrie in der Fabrikation von Käſe und im Handel mit Schnitzarbeiten aus Holz beſteht. Nachdem er eine Viertelſtunde in der Hütte zugebracht hatte, verließ er ſie, mit dem Befehl an ſeinen Führer, ihn in Guttannen zu erwarten, und angezogen von dem Geräuſch, das ſich von weitem hören ließ, ging er auf den Handeckfall zu.

Da Acton auf ſeinen Reiſen ſchon ſehr viele Waſſerfälle geſehen hatte, ſo glaubte er, in dieſem Genre nichts ferner bewundern zu können. Indeſſen ging er, verwundert über das mehr und mehr zunehmende Getöſe, vorwärts und blieb endlich ſtaunend vor dem Schauſpiel ſtehen, das ſich ſeinen Blicken darbot. Unter einer ſchmalen, aus einigen Lerchenholzblöcken beſtehenden Brücke ſah er die waſſerreiche, wilde Aar, über einen jähen Abhang ſtrömend, in einen von ungeheuren ſchwarzen Felſen gebildeten Abgrund ſich ſtürzen, nachdem ſie ſich kurz vorher durch die Gewäſſer des Aerlenbachs verſtärkt hatte. Ihre donnernden Wellen brachen ſich an den unerſchütterlichen Felſen, die ſie aufhielten und zu martern ſchienen. Wie Angſtſchweiß netzte ihr weißer Schaum die Seiten ihrer Peiniger; aber dieſe unerbittlichen Rieſen erhoben verächtlich ihre gräßlichen Häupter und ſpotteten der Thränen ihrer Opfer. Da und dort ſtanden einige ſehr alte Lerchenbäume als die einzigen Zeugen der ſchrecklichen Scene, und ihre vom Winde bewegten Zweige ſchienen beim Anblicke dieſer grauſamen Qualen zu ſeufzen. Ueber dem furchtbaren Abgrunde, deſſen Tiefe das Auge nicht ermeſſen kann, ſpielte ein runder Regenbogen in den glänzendſten Farben, wie man oft auf den Gemälden großer italieniſcher Meiſter einen Heiligenſchein über dem Kopfe der Märtyrer ſieht.

Auf das ſchwache Geländer der Brücke geſtützt, die unter ſeinen Füßen ſchwankte, und in ein Chaos von Gedanken, welches ſein Gehirn zu zerſprengen drohte, verſunken, betrachtete Eduard dieſes erhabene Schauſpiel. Dann begab er ſich auf einem ſchwierigen Umwege auf einen entfernteren Standpunkt, von wo aus er das Hervorſtürzen der Waſſer unter der Brücke beſſer beobachten konnte. Auf einem moosbedeckten Felſen ſitzend, vergaß er allmälig den Ort, wo er ſich befand, und ſeine Gedanken ſchweiſten zurück nach ſeiner friedlichen Kindheit und den ſo ruhigen Tagen, welche auf ſie folgten, und hafteten endlich an der ſchwierigen Lage, die er unklugerweiſe ſich ſelbſt geſchaffen hatte.

Als ſein Blick zufällig wieder auf die gebrechliche Brücke fiel, ſah er zwei von den vier morſchen Lerchenholzblöcken, welche ſie bildeten, ſich an einem Ende ſenken; nur noch einige ſchwache Bande hielten ſie feſt; aber das geringſte Gewicht mußte ſie in den Strom ſtürzen. Da erblickte er plötzlich eine weibliche Geſtalt, die auf die Brücke zuging. „Zurück! zurück!“ ruft Eduard. Aber das Getöſe des Waſſerfalls übertönt ſeine Stimme; er verläßt den Felſen und rennt der Unglücklichen entgegen, welche ſich dem Tode in die Arme ſtürzt. Er ſpringt von Felſen zu Felſen, und ſeine Eile läßt ihm kaum Zeit, Athem zu ſchöpfen. In dem Augenblicke, wo die Dame den Fuß auf die Brücke ſetzen will, hält er ſie durch ſein Geſchrei auf, trägt ſie in ſeinen Armen fort und läßt ſie ſachte an einer gefahrloſen Stelle nieder. Sie war ohnmächtig, — Staunen und Schrecken hatten ſie ihrer Sinne beraubt. Er hatte dieß vorausgeſehen, aber von zwei Uebeln das kleinere gewählt. Die Schnelligkeit ſeines Laufs hatte ihn gehindert, ſie genauer zu betrachten; aber in dieſem Augenblicke glaubte er in ihr Tanalien wieder zu finden. Zitternd hob er den Schleier, der ihr Geſicht bedeckte, und erkannte in den ſchreckenbleichen Zügen wirklich die des Fräuleins de Forges. Kaum wiſſend, was er that, rief er um Hülfe, als Juliette, welche ihrer Schweſter in geringer Entfernung gefolgt war, herzueilte. Mit ein paar Worten theilte er ihr die Gefahr mit, in der Tanalie geſchwebt war, und die eben niederſinkende Hälfte der Brücke beſtätigte ſeinen Bericht.

„Sie hier, Herr Acton," rief Juliette, „Sie der Retter Tanaliens, welches Wiederſehen!"

„Ich verdiene kein ſolches und verlange keines," antwortete er wehmüthig, „die chriſtliche Liebe allein hat mich veranlaßt, einer Unbekannten zu Hülfe zu eilen, und erſt ſeit einer Minute weiß ich, wem ich das Glück hatte nützlich zu ſeyn. Bringen Sie Ihre Schweſter vollends zum Bewußtſeyn; aber ſagen Sie ihr nichts von Jemand, der ſie nie wieder ſehen wird und ſie nie geſehen zu haben wünſcht; das iſt Alles, was ich von Ihrer Dankbarkeit erwarte!" In dieſem Augenblicke machte Tanalie eine Bewegung, ihre Augenlieder hoben ſich; aber ſchon hatte ſich Eduard entfernt, als ſie mit verlegenem Blicke Juliette fragte, was vorgegangen ſey. Ihre Schweſter theilte ihr mit, welcher Gefahr ſie ſo eben entgangen war; aber mehr die Furcht, ſie zu ſehr aufzuregen, als die Bitte

Actons hielt ſie ab, ihr zu ſagen, wem ſie ihr Leben verdanke. Indeſſen war Tanalie wieder ganz zu ſich gekommen, und als die übrige Geſellſchaft herbei kam, war keine Spur des ausgeſtandenen Schreckens mehr an ihr zu bemerken.

Weſſen Schritten ſollen wir nun folgen? Es zieht uns gewöhnlich zu dem Unglücklichſten hin; aber wer, Eduard oder Tanalie, iſt am meiſten zu beklagen? Dieß iſt eine Frage, welche die Leſer vielleicht nicht auf die nämliche Weiſe beantworten werden. So wollen wir denn Beide für jetzt verlaſſen und etwas mehr als ein Jahr überſpringen.

14.

Eine Heirath und eine Verwundung.

Unter den geſchmackvollen Häuſern, welche in Fülle um Lauſanne her zerſtreut ſind, ſteht eines am Abhange eines Hügels, welcher im Norden dieſe lachende Hauptſtadt des Kantons Waadt mit ihren leichten Glockenthürmen, ihrem maſſiven Schloſſe und ihrem von den nebligen Bergen Savoyens begrenzten blauen

See beherrſcht. In einem der Zimmer dieſes Hauſes ſaßen eines Morgens auf einem Divan zwei junge Bräute im weißen Hochzeitkleide. Ihre zarten Hände waren in einander geſchlungen, und ihre reizenden Geſichter waren einander ſo nahe, daß ihre ſchimmernden Kopfzierrathen ſich verwickelten. Sie waren in Gedanken an die Zukunft verſunken, und Thränen ſchwammen in ihren Augen, als das Geraſſel eines Wagens ſie zittern machte.

„Laß uns unſere Thränen trocknen,“ ſagte die Jüngſte, „und gebe Gott, daß wir keine mehr vergießen! Was mich betrifft, ſo ſcheint mir mein Glück geſichert; denn ſeit anderthalb Jahren hat Lord Almack nicht aufgehört, mir die aufrichtigſte Liebe zu beweiſen. Könnte ich doch, Schweſter, mein Glück durch das Deinige vergrößern!“

Ein Blick, in dem ſich Zweifel und Traurigkeit malten, war die Antwort der Aelteren. „Ach,“ ſagte ſie hierauf mit einem Seufzer aus tiefer Bruſt, „eines Abends habe ich von Glück geträumt; aber mein Traum war kurz! Möchte doch wenigſtens er glücklicher ſeyn können, als ich! Steh' mir bei, liebe Juliette, dieſe zu ſchmerzlichen Erinnerungen zu entfernen! Ach, die Verbindung, die ich einſt wünſchte, würde mich nicht von Dir getrennt haben .... “

In dieſem Augenblicke ließen ſich Schritte im Corridore vernehmen, die Thüre öffnete ſich, und die Marquiſin de Forges trat ein. Sie umarmte ihre beiden Töchter zärtlich und ſagte: „So kommt denn, liebe Kinder, Alles iſt zu der feierlichen Handlung bereit, welche, wie ich hoffe, fünf Perſonen beglücken wird! Aber was ſollen dieſe Thränen? Sie können keine Vorwürfe für mich ſeyn; denn ich habe keine von euch zu dieſem Schritte gezwungen. Trocknet ſchnell eure Augen und folget mir!“ Mit dieſen Worten ordnete ſie noch etwas an der Toilette ihrer Töchter, die ſie mit befriedigtem mütterlichem Stolze betrachtete und ging ihnen in den Salon voran, wo ſie von ihren künftigen Gatten und einer großen Zahl von Freunden erwartet wurden. Als nun Alles beiſammen war, ſtieg man in die harrenden Wägen, welche raſch den Hügel hinabfuhren.

Die bevorſtehende Doppelhochzeit des Grafen Gallitzin und Lord Almacks mit den Fräulein de Forges hatte eine große Menge Neugieriger in die Hauptkirche gezogen. Unter den dem Altar zunächſt Stehenden befanden ſich zwei jener männlichen Modepuppen, welche Albion ſo verſchwenderiſch nach dem Feſtlande ſendet. In einiger Entfernung hinter ihnen ſtand einer ihrer Landsleute, deſſen geſchmackvolle

Einfachheit in der Kleidung gegen ihren närriſchen Aufzug, ſo wie ſein ſchwermüthiges Weſen gegen ihr geckenhaftes Benehmen ſcharf contraſtirte.

„Die Bräute ſind hübſch,“ ſagte einer der Gecken zu ſeinem Gefährten.

„Ja,“ erwiederte dieſer, „ſie verdienten zwei Engländer zu beſitzen.“

„Die Blonde,“ fuhr der Erſte fort, „mit dem traurigen Geſicht ....“

„Du täuſcheſt Dich,“ unterbrach ihn der Zweite, „das iſt keine Traurigkeit, es iſt Schüchternheit oder Beſcheidenheit, die ihr ihre Mutter eingeſchärſt hat. In einem ſolchen Augenblicke muß eine Dame gerührt erſcheinen. Sie muß ſogar weinen, wenn ihr das Lachen näher ſtände; dieß verlangt der Anſtand.“

Während dieſe jungen Herren ſich noch in ihren kritiſchen Bemerkungen übten, hörten ſie einen dumpfen Schrei hinter ſich und ſahen den andern Engländer, der gegen die Ecke einer Bank gefallen war und eine Wunde am Kopfe erhalten hatte, aus der das Blut ſprang, am Boden liegen. Ihre lächerliche Anmaßung hatte nicht alles Menſchengefühl in ihren Herzen erſtickt; ſie näherten ſich dem Verwundeten und erkannten in ihm einen jungen engliſchen Pair, der den Tag vorher in Lauſanne angekommen war. Sie leiſteten ihm die erſte Hülfe, wobei ihnen einige Perſonen, die ſich zu ihnen geſellt hatten, beiſtanden, und ließen ihn in den Gaſthof zum Falken bringen, wo ſie zugleich mit ihm logirten.

Ein großes Diner hatte nach der Vermählung eine ziemlich zahlreiche Geſellſchaft bei der Marquiſin de Forgrs verſammelt. Man kam bald auf den dieſen Morgen einem jungen Engländer zugeſtoßenen Unfall zu ſprechen. Die nunmehrige Gräfin von Gallitzin, welche jetzt zum erſtenmale von dieſem Ereigniſſe reden hörte, fragte ſchüchtern nach dem Namen des Fremden. Derjenige, welchen man ihr nannte, war ihr unbekannt. Lady Almack fragte ihren Gatten, ob der Verwundete Freunde in Lauſanne habe. Er antwortete, derſelbe ſey auf Befehl Lord Humerſts und Sir Arthur Bings in den Gaſthof zum Falken gebracht worden, wo ſie für ſeine Verpflegung Sorge tragen. Jeder ſprach ſeine Muthmaßungen über die Urſache dieſes Ereigniſſes aus, und der Geiſtliche, welcher die Neuvermählten getraut hatte, machte es zum Gegenſtande von Betrachtungen, die Einigen der Anweſenden zu ernſthaft erſchienen, aber Tanaliens Gemüthsſtimmung mehr entſprachen, als die Spötteleien einiger Gäſte, die ſie zu überhören ſich bemühte.

Als die Mahlzeit vorüber war, kehrten die Gräfin von Gallitzin und Lady Almack in das Gemach der erſteren zurück. Tanalie eilte auf das Fenſter zu und öffnete es.

„Ich muß friſche Luft einathmen,“ ſagte ſie, „dieſes lange Diner hat mich außerordentlich ermüdet. Alles Blut iſt mir in den Kopf geſtiegen.“ Nach dieſen Worten ergriff ſie die Hand ihrer Schweſter und legte ſie an ihre glühendheiße Stirne. Juliette antwortete ihr nicht, ſondern blieb gegen ihre Gewohnheit in ein peinliches Nachſinnen verſunken. Die Blicke der Gräfin wandten ſich nach dem ſchönen See, der ſich am Fuße des Hügels ausdehnte, und verloren ſich in dem fernen Dunſtkreiſe, wo die Sonne hinter dem Juragebirge gegen die lehensherrlichen Thürme von Wufflens hinabſinkend verſchwand. An den Buſen Juliettens gelehnt, ſchwieg auch ſie ſtille, während der leichte Wind, welcher kaum die Oberfläche des Waſſers kräuſelte, ihr Geſicht fächelte und ſanft ihre Locken bewegte, die unter einem Kranze von Orangeblüthen hervorwallten. Die beiden Schweſtern blieben einige Zeit in eine tiefe Träumerei verſunken. Tanalie unterbrach dieſelbe endlich mit den Worten: „Der Gedanke an dieſen während unſerer Trauung verwundeten Fremden verfolgt mich wider Willen; dieſer

Vorfall iſt eine ſchlimme Vorbedeutung für meine Verbindung."

„Liebe Schweſter," erwiederte Juliette, „entferne dieſe Gedanken, die keinen vernünftigen Grund haben, und geh' mit mir in den Salon zurück, wo wir vielleicht ſchon vermißt werden; ſuche eine freundlichere Miene anzunehmen, und denke an Deinen Gatten, deſſen Glück Du zu gründen gelobteſt, und der es ſo ſehr verdient, daß Du ihm Dein Verſprechen halteſt. Du kennſt ſeine Zärtlichkeit für Dich, thue von heute an ſeinem Zartgefühle nicht weh. Um ſelbſt glücklich zu ſeyn, muß er Dich glücklich wiſſen."

„Ja, ich folge Dir," ſagte Tanalie ſich erhebend, „ich kenne meine Pflichten; ich werde ſie erfüllen und nicht dulden, daß eine Erinnerung, welche heute zu nähren Sünde wäre, zwiſchen mich und den Grafen trete!"

15.

Die Schlacht von Adrianopel.

Schon einige Monate nach ihrer Vermählung mußte ſich Tanalie von ihrem Gemahle trennen. Der

Graf von Gallitzin war ruſſiſcher Generalmajor. Eine Art Ungnade, deren Urſache er nicht kannte, laſtete ſeit einiger Zeit auf ihm; aber er tröſtete ſich leicht darüber im Umgange mit einer liebenswürdigen Gattin, als ihm eine neue Gnadenbezeugung zu Theil wurde, deren Urſache er eben ſo wenig kannte, als die der früheren Ungnade. Er erhielt Befehl, das Commando über eine Diviſion der gegen die Türken beſtimmten Truppen zu übernehmen, gerade als ein zweiter Feldzug gegen Mahmud begann. Er war verſucht, dieſes Commando zurückzuweiſen; allein jenes Blendwerk, das man Ehre nennt, trug den Sieg über ſeine Zärtlichkeit davon, und er reiste ab. Dieſe erſte Abweſenheit, für ihn ſo traurig, war es eben ſo ſehr für Tanalien, welche ſeine trefflichen Eigenſchaften, ſeinen gebildeten Geiſt, ſein feines Benehmen und beſonders ſeine zärtliche Liebe gegen ſie wohl zu würdigen verſtand.

Lord Almack brachte die ganze Zeit, die er England entziehen konnte, in Lauſanne zu. Die Verbindung, die er geſchloſſen hatte, war ſeinen Eltern nicht angenehm, und ob ſie gleich Julietten in der Eigenſchaft als Lady Almack aufnahmen, ſo verdoppelte doch ihr kalter Empfang den Wunſch der Erſteren, in der Nähe ihrer geliebten Mutter und Schweſter bleiben zu können. In dem Hauſe der Eltern ihres Gatten herrſchte ein Ernſt und eine ſtrenge Etiquette, der ſie ſich zu fügen Mühe hatte, was ihr ebenfalls den Aufenthalt bei den Ihrigen beſonders angenehm machte, wo ſie ihre Fröhlichkeit ohne Zwang äußern konnte. Die Gräfin fand in der Liebe ihrer Mutter und dieſer theuern Schweſter all den Troſt, deſſen ihr verwundetes Herz fähig war, und mit wahrer Freude erfüllte ſie die Hoffnung, Mutter zu werden. Indeſſen wurde ihr froher Muth nicht ſelten durch traurige Gedanken und peinliche Träumereien geſtört. Juliette war die einzige Vertraute dieſer ſchmerzlichen Erinnerungen an den, welchem ſie ihr Leben verdankte und dem ſie auch ihr Lebensglück hätte verdanken mögen. Sie ſuchte Tanalien auf andere Gedanken zu bringen, indem ſie von dem kleinen Weſen ſprach, welchem ſie das Daſeyn geben und das ihr bald die ſüßen Freuden einer Mutter gewähren würde.

Die große Entfernung und die Bewegungen der ruſſiſchen Armee machten die Ankunft der Briefe von dem Grafen von Gallitzin unregelmäßig und oft ſehr ſelten. Eines Tages erfuhr die Gräfin nach einem ziemlich langen Ausbleiben der Nachrichten aus der Türkei durch die Zeitungen den Sieg von Adrianopel. Der Bericht führte die Generale an, die ſich ausgezeichnet hatten; der Graf von Gallitzin war unter ihnen, und es wurde behauptet, er habe eine Wunde erhalten, die jedoch nicht gefährlich ſey. Dieſe Nachricht verſetzte die Gräfin in große Unruhe, indem ſie den Vater des Kindes, das vor ſeiner Geburt ſchon ihr Liebling war, zu verlieren fürchtete. Sie dachte, ihre Pflicht rufe ſie in den Orient, und nur durch die Erinnerung an das Weſen, dem ſie das Daſeyn geben ſollte, konnte man ſie von dieſer langen und ermüdenden Reiſe abhalten. Jeden Tag erwartete ſie ängſtlich die Ankunft der Couriere; aber ein Tag um den andern verging, ohne ihr einen Brief von dem Grafen zu bringen. Bald verrieth ihr der übel verhehlte Schmerz, der ſich in den Zügen der Ihrigen ausſprach, daß beunruhigende Nachrichten von der Armee eingetroffen ſeyen. Sie beſchwor ihre Mutter und Schweſter, ihr die Wahrheit zu ſagen. Beide antworteten nur mit Thränen und baten ſie, wenigſtens ihrem Kinde eine Mutter zu erhalten.

16.

Der Rath.

Der Schmerz, den die Gräfin über den Tod ihres Gemahls äußerte, war nicht ſo lebhaft, als er von einer Neuvermählten vielleicht hätte erwartet werden können, er war indeß tief und aufrichtig. Endlich ſchlug die Stunde ihrer Entbindung; aber dieſer mit ſo viel Ungeduld erwartete Augenblick brachte ihr nur eine neue Trübſal; denn ſie kam mit einem todten Kinde nieder. Dieſer neue Schlag brachte ihr Leben in Gefahr, und nur durch die zärtliche Pflege und Sorgfalt der Ihrigen wurde ſie gerettet. Indeß machte ihre Wiedergeneſung nur langſame Fortſchritte, und Monate verſtrichen, ohne daß ſie geſund wurde. Sie hatte keine eigentliche Krankheit; aber ſie kränkelte fortwährend, und die Roſen ihrer Wangen blühten nicht wieder auf. Ihre beängſtigte Mutter drang darauf, ſie nach Genf zu begleiten, um dort einen berühmten Arzt um Rath zu fragen. Dieſer verordnete ihr nichts, ſondern forderte ihre Mutter nur auf, die Gräfin vor jeder Aufregung zu bewahren, mit ihr nach dem Süden zu reiſen und dort den Winter mit ihr zuzubringen.

„Nach Allem, was Sie mir von ihren Leiden und ihrer Gemüthsverfaſſung mittheilten,“ ſagte er zu Frau de Forges, „kann ich Ihnen nicht rathen, die junge Dame auf einen Schauplatz des Vergnügens und der Zerſtreuung, z. B. nach Rom oder nach Neapel, zu bringen. Ich habe ſchon mehreremale noch gefährlichere Kranke, als ſie, nach dem ſüdlichen Frankreich und beſonders nach Hières, was der ſüdlichſte und ſtillſte Punkt deſſelben iſt, gewieſen, und ſie ſind dort wieder geneſen. Einer unſerer Landsleute, z. B. Herr Despines, iſt in einem verzweifelten Zuſtande dorthin gekommen, und ſeine Geſundheit hat ſich unter jenem Himmelsſtriche, wo die Sonne nie unter Wolken ſich verbirgt, und die Temperatur nie bis zum Gefrierpunkte ſinkt, ſo ſehr gebeſſert, daß ich darüber nur ſtaunen mußte. Ich rieth ihm nun zur völligen Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit, mehrere Winter an den Ufern des mittelländiſchen Meeres zuzubringen, und theils um häufige Reiſen zu vermeiden, theils aus Anhänglichkeit an das Clima, dem er die Verlängerung ſeines Lebens verdankt, hat er ein ausgedehntes Beſitzthum in der Umgebung von Hières gekauft, wo er nun mit ſeiner Familie wohnt. Mehrere Gründe, wozu auch der Wunſch, ſeiner Frau und ſeiner Tochter während der langen Winterabende

Unterhaltung zu verſchaffen, gehört, haben ihn veranlaßt, Leute bei ſich in Koſt zu nehmen, und ſogar zwei Häuſer neben dem ſeinigen bauen zu laſſen, um dort Fremde zu logiren. Da iſt nun ein Weiler, Namens Carqueranne, der ihm beinahe ganz gehört, und den ich Ihnen zum Aufenthalte für den Winter und die erſten Frühlingsmonate empfehlen möchte. Ich hoffe, Sie werden mich bei Ihrer Rückkehr in die Schweiz beſuchen und mich von dem guten Erfolge des Raths, den ich Ihnen jetzt gebe, Zeuge ſeyn laſſen. Ich will an Herrn Despines ſchreiben, um ihn von Ihrer Ankunft in Kenntniß zu ſetzen."

Tanalie willigte ein. An der Seite ihrer Mutter und Juliettens, die ſie ebenfalls begleiten wollte, galt ihr jeder Ort gleich viel. In einigen Tagen waren die Vorbereitungen zur Reiſe getroffen, und eines Morgens zu Anfang des Oktobers trug mit Tagesanbruch eine Berline unſere Damen raſch auf der Straße nach Lyon fort. Sie hielten ſich zwei Tage in dieſer zweiten Hauptſtadt Frankreichs auf, fuhren dann auf einem Dampfboote die Rhone hinab und kamen noch denſelben Tag Abends in Avignon an, wo ſie übernachteten. Den andern Tag brachten ſie die Nacht in Marſeille zu, und am nächſtfolgenden langten ſie am Orte ihrer Beſtimmung an. Eine franzöſiſche Meile von Hières, hundert Schritte vom Meere entfernt, kam der Weiler Carqueranne auf einer nicht ſehr großen, ſanft gegen den Fuß der Berge, die ihn gegen Norden umgeben, anſteigenden Ebene zum Vorſcheine. Das anſehnlichſte der denſelben bildenden Gebäude zeichnete ſich durch Thürmchen an ſeinen Seiten aus: es war die Wohnung der Familie Despines, und hier hielt an einer vor dem Hauſe befindlichen, durch dickbelaubte Platanen vor der Hitze geſchützten Treppe die Berline an, welche unſere Reiſenden führte.

17.

Die Geſellſchaft zu Carqueranne.

Die Damen wurden mit einer Artigkeit aufgenommen, welche Herr Despines und ſeine Familie jedem Fremden bewieſen, wozu noch das natürliche Intereſſe für Landsleute ſich geſellte. Dicht an der Küſte des mittelländiſchen Meeres und am Eingange der Bai von Carqueranne ſtand ein hübſches Haus, von ſüdlichen Schlingpflanzen überkleidet, von Fichten und Roſengeſträuchen und Seidengras umgeben. Hier ſollte die Marquiſin mit ihren Töchtern wohnen. Frau Despines geleitete ſie durch eine ſchattige Allee dorthin und brachte ſie zum Diner in das große Haus zurück, welches das Schloß hieß, wo ſie ihnen die ſchon angekommenen Fremden vorſtellte, von welchen ſie mit ungeduldiger Neugierde erwartet worden waren. Es befand ſich unter ihnen fürs erſte der Baron von Lofsberg und ſeine Gemahlin, die aus dem Innern eines kleinen deutſchen Fürſtenthums gekommen waren. Bruſtleiden in Folge einer langwierigen Krankheit hatten den Arzt des Herrn von Lofsberg bewogen, ihm die Provence zu ſeinem Aufenthalte anzuempfehlen, damit er der Strenge der deutſchen Winter entginge. Ferner war unter den Gäſten die Frau eines Banquiers aus Paris, die eine Nervenkrankheit hatte, ſodann ein ehmaliger Staatsrath Napoleons, Namens Merville, deſſen Geſundheit angeſtrengte Geſchäfte, der Rückzug aus Rußland und langer Kummer zerſtört hatten, ſo daß er nicht ohne Krücken gehen konnte. Weiter war da ein Irländer, Kapitän der königlichen Marine, mit ſeinem Neffen, deſſen acht Geſchwiſter an der Auszehrung geſtorben waren. Dieſer junge Menſch war zwanzig Jahre alt und ſehnte ſich immer nach ſeinem Irland, zu ſeinen Pferden und Hunden zurück. Sein Oheim, ein vortrefflicher Mann, der kein ſehr ſtrenger Mentor für ihn war, brachte ſeine Zeit damit hin, daß er mit der pünktlichſten Genauigkeit Fahrzeuge malte, nach dem Eſſen ſchlief, gegen alle politiſchen Neuigkeiten Sturm lief, und auf O'Connell ſchimpfte. Endlich waren noch anweſend ein junger Architekt aus Lyon, der mit Bruſtleiden behaftet war, und ein junger Norweger, der von fremden Sprachen nur das Deutſche redete und immer niedergeſchlagen und ſchweigſam ſich zeigte.

Der Sommer ſchien die Umgebung von Hières noch nicht verlaſſen zu haben. Das Leben in Carqueranne war friedlich, und man war hier ganz zwanglos. Abends traf man gewöhnlich bei Frau Despines zuſammen. Aber obgleich die Vergnügungen in Carqueranne nicht ſehr rauſchend waren, ſo hielt ſich doch die Gräfin von ihnen fern. Stets betrübt über den Verluſt ihres Gatten und Kindes und manchmal noch von anderen nicht minder peinlichen Erinnerungen verfolgt, brachte ſie einen großen Theil ihrer Zeit in der Einſamkeit und den übrigen in der Geſellſchaft ihrer Mutter und Schweſter zu.

Indeß nahmen die Letzteren nach Verfluß einiger Wochen mit Freuden wahr, daß in Tanaliens

Gemüthsſtimmung und Geſundheitsumſtänden bereits eine ſichtbare Veränderung eintrat. Sie hatte es ohne Zweifel der Ortsveränderung und dem lieblichen Clima zu danken, daß ſie körperlich kräftiger wurde und ihre Traurigkeit in einen Schatten von Trübſinn überging, der ihrem Temperamente eigenthümlich war. Um dieſe vortheilhafte Aenderung noch mehr zu fördern, baten ſie Lady Almack und die Marquiſin de Forges, ſie möchte nicht mehr jede Zerſtreuung fliehen und manchmal mit ihnen Einladungen folgen, welche ihnen zukämen, die Familie Despines und die Kurgäſte auf Ausflügen in die maleriſche Umgegend zu begleiten. Nachdem ſich Tanalie ihren Wünſchen gefügt hatte, machten die Damen nähere Bekanntſchaft mit den ſie umgebenden Perſonen. Sie hatten mit der Familie Despines Vaterland und Religion gemein, und wenn gleich ſolche Bande ſie nicht zu den andern Gliedern der kleinen Colonie hinzogen, ſo veranlaßte ſie dagegen die Rückſicht auf guten Geſchmack und auf Talente, ſich manchmal dem Baron und der Baronin zu nähern, und das Mitleid wegen vorzeitiger Gebrechen, ſowie die Achtung, welche ein edler Charakter einflößt, ließen ſie öfter den Umgang des Herrn von Merville ſuchen.

18.

Ausflug nach Hières.

Obſchon die Gäſte des Herrn Despines ſeit mehr als einem Monate angekommen waren, ſo kannte doch beinahe noch Keiner von ihnen die Stadt Hières, in deren Bezirk das Schloß von Carqueranne gehörte, obſchon es eine ſtarke franzöſiſche Meile davon entfernt war. Eines Abends, als die Geſellſchaft ſich um den runden Tiſch, wo die Damen gewöhnlich arbeiteten, verſammelt war, entwarf man den Plan, ſich am folgenden Tage nach der Stadt zu begeben. Am andern Morgen um acht Uhr ſtand ſchon ein Trupp Eſel, das einzige Transportmittel in dieſer Gegend, wo die Vicinalſtraßen unbefahrbar ſind, vor dem Thore des Schloſſes bereit, und man begab ſich, begünſtigt von dem herrlichen Sonnenſcheine, den man bisher jeden Morgen des Decembers mit neuer Freude begrüßt hatte, auf den Weg. Nordweſtlich von Carqueranne führt der Weg in ein von der Fichte von Aleppo, dem Feigen-, Oel- und Lorbeerbaum beſchattetes Thal hinab, unter welchen die italieniſche Tanne ihr ſchön gerundetes und ſtattliches Haupt erhebt.

Wenn man wieder emporſteigt, erſcheinen von Zeit zu Zeit maleriſche Punkte, und das am Horizonte zwiſchen düſteren Anhöhen durchſchimmernde Meer bietet eine majeſtätiſche Fernſicht dar. Auf der Spitze des Bergs, der die Bai von Carqueranne von der Ebene von Hières trennt, wurden unſere Reiſenden durch die maleriſche Landſchaft höchlich überraſcht, die ſich vor ihren Blicken ausbreitete. Im Norden erhebt der höchſte unter den Bergen, welche die Coudons heißen, ſein kahles Haupt, und am Fuße der Bergkette, die er zu beherrſchen ſcheint, erblickt man Städte, Dörfer und eine unzählige Menge einzelnſtehender Wohnungen, die von Oliven, Platanen und Cypreſſen umgeben ſind. Mehr in der Nähe erſcheint in der Mitte des Gemäldes die Höhe, welche Hières beherrſcht, als Vorberg von zwei anderen Bergreihen; ſein Gipfel und ſeine Abhänge tragen die Ruinen des alten Schloſſes von Hières. Unten am Berge liegt die alterthümliche Stadt Hières mit ihren altergrauen Häuſern, ihren engen Straßen und neuen Vorſtädten, in welchen letzteren die Fremden wohnen, die daſelbſt eine geſunde Luft und bequeme Wohnungen finden. Von dem untern Ende der Stadt aus ſenkt ſich eine mit Wieſen und verſchiedenartigen Bäumen bedeckte Fläche ſanft gegen das Meer hinab, in deſſen Wogen ſich die herrlichen Inſeln gleichen Namens abſpiegeln. Nachdem ſie dieſe wahrhaft prächtige Anſicht bewundert hatten, ritten die Gäſte von Carqueranne an dem entgegengeſetzten Bergabhange durch ein anmuthiges, friſch duftendes Gehölze hinab und langten nach Verfluß einer halben Stunde in Hières an. Der erſte Gegenſtand ihrer Neugierde war das Haus und der Garten, welche ein gewiſſer Herr Stulz, ein Deutſcher von Geburt und lange Zeit unter den Dandy's von Großbritannien als der beſte Kleiderkünſtler Londons bekannt, ins Daſeyn gerufen und mit vielem Geldaufwande, aber geſchmacklos ausgeſtattet hatte. Derſelbe hatte ſich durch das Zuſchneiden von Kleidern in den Nebeln der Themſe ein ungeheures Vermögen errungen; aber ſeine Geſundheit hatte ſehr Noth gelitten, und um dieſelbe wieder herzuſtellen, hatte er jene dicke Atmoſphäre verlaſſen, um der reinen Luft an den Küſten des Mittelmeers zu genießen. Unſere Reiſenden hatten die Gärten von Hières ſehr rühmen hören; aber nachdem ſie den des Herrn Fillhe, den berühmteſten von allen, beſucht hatten, überzeugten ſie ſich, daß dieſelben ihre Berühmtheit nur den Palmen, Myrten, Granaten und beſonders den Orangen, die ſich dort im Ueberfluſſe finden, verdanken. Zur Zeit Napoleons verkaufte, ſagt man, Herr Fillhe auf einem

Raume von zwei bis drei Hektaren jährlich für fünfzigtauſend Francs Orangen.

Während des Mittageſſens, das Herr Despines im Gaſthofe de l'Europe beſtellt hatte, war die Unterhaltung ſehr belebt, jedoch zuweilen wenig intereſſant. Von Herrn Stulz ging ſie auf Deutſchland über, und Herr de Merville ſprach mit mindeſtens eben ſo viel Wärme von demſelben, als der Baron von Lofsberg, deſſen Vaterland es war.

„Nicht ohne Rührung,“ ſagte er zu Tanalien, die neben ihm ſaß, „kann ich an die trefflichen Familien zurückdenken, mit denen ich in Deutſchland während des Krieges bekannt geworden bin. Anfangs mit etwas Scheue aufgenommen, wurde ich manchmal von ihnen bald ſo geliebt, als wäre ich ein Glied derſelben geweſen. Man muß ein Franzoſe ſeyn, um nicht zu wünſchen, ein Deutſcher zu ſeyn. O Wien! o Marienwerder! o Elbing, ihr gaſtfreundlichen, geliebten Städte!“ ſetzte er hinzu, „nie werde ich euch vergeſſen!“

Die Gräfin fragte Herrn de Merville, welche dieſer Städte er am meiſten liebgewonnen habe.

„Elbing,“ antwortete er.

„Und wäre es unbeſcheiden,“ fragte ſie weiter, „Sie nach dem Grunde dieſer Vorliebe zu fragen?“

„Nein,“ antwortete er, „allein die Erzählung, die Ihnen dieſen Grund erklärte, würde Ihnen vielleicht jetzt etwas lang erſcheinen, ich behalte mir dieſelbe deßhalb für eine weniger zahlreiche Geſellſchaft vor. Da die Mahlzeit vorüber iſt, ſo glaube ich, wird es klug ſeyn, wenn wir uns vor der Abendkühle auf den Heimweg begeben.“

Herr Despines, welcher die letzten Worte vernommen hatte und ebenſo ſehr auf die Geſundheit ſeiner Gäſte, als auf ihr Vergnügen bedacht war, ging hinaus, um die Thiere vorführen zu laſſen, worauf man ſich auf den Rückweg nach Carqueranne begab.

19.

Der preußiſche Arzt.

Am folgenden Tage kam Herr de Merville, um ſich nach dem Befinden der Damen de Forges zu erkundigen, und Tanalie erinnerte ihn an ſeine verſprochene Erzählung.

„Sie iſt freilich, genau genommen, ſehr einfach,“

erwiederte er; „aber ich will ſie Ihnen geben, wie ſie iſt.“

„Zu Anfang jenes traurigen Feldzugs, der Napoleons Sonne verdunkelte, war ich Auditor im Staatsrathe und bei dem Generalintendanten der Armee beſchäftigt. Vor dem Uebergange über den Niemen hatte ich eine Sendung an den Prinzen von Eckmühl auszurichten, der das erſte Armeekorps kommandirte, welches die fruchtbare Inſel der Nogat und die Provinz Marienwerder beſetzt hielt. Ich traf den Prinzen in Elbing, und am Tage meiner Ankunft wurde ich dort krank. Zufällig logirte ich bei einem alten Arzte der preußiſchen Armee. Dieſer beeilte ſich, ſobald er hörte, daß ich gefährlich krank ſey, mir mit Rath und That beizuſpringen. Erlauben Sie mir, hier zugleich des beſten meiner Freunde, die mir geblieben ſind, zu erwähnen. Sein Name iſt Richard. Er kommandirte damals eine Batterie des erſten Armeekorps und eilte, ſobald er meine Ankunft erfuhr, zu mir. Ich lag todtkrank; mein Hausherr beſuchte mich jede Stunde in der Nacht, und mein Freund wich mehrere Tage lang nicht von meinem Bette. Allein als das erſte Korps Befehl zum Aufbruch erhielt, mußte Richard abreiſen. Dieß war ihm um ſo ſchmerzlicher, als ich noch in einem Zuſtande der

Bewußtloſigkeit mich befand, und der Arzt erklärte, er könne ſich noch nicht beſtimmt hinſichtlich meiner ausſprechen. Ehe Richard Elbing verließ, brachte er mir eine ziemlich beträchtliche Geldſumme, legte ſie in meinen Reiſekoffer und reiſte ab. Er war indeß weit entfernt, reich zu ſeyn.

„Am andern Tage war der Arzt über meinen Zuſtand wieder beruhigt. Er hatte mich wie einen Sohn liebgewonnen. Sobald ich mein Lager verlaſſen konnte, wollte ich meine Kräfte verſuchen, ob ich wohl im Stande wäre, bald dem kaiſerlichen Heere, das raſch in Rußland vorrückte, nachzueilen; allein meine erſten Verſuche waren wenig befriedigend, und ich mußte meinem Hausherrn glauben, der das alte italieniſche Sprichwort: „Wer langſam geht, geht ſicher," das ſein Wahlſpruch war, vertheidigte. Ich ſpielte Schach mit ihm, wobei ſich ihm immer Gelegenheit bot, ſeinen Spruch zu wiederholen, und als ich ihm das Beiſpiel Napoleons, der mit Rieſenſchritten auf Moskau zueile, entgegenhielt, entgegnete er: „Warten Sie nur den Erfolg ab! wer weiß, ob er nicht vielleicht gerade dort in ſeinem Siegeslaufe aufgehalten wird?" Oft habe ich mich ſeitdem dieſer Worte erinnert.

„Indeß bereitete ich mich, ſobald dieß möglich war, durch allmälig verlängerte Spaziergänge, die ich immer in der angenehmen Begleitung meines Hausherrn machte, auf die Anſtrengungen meiner Reiſe vor. Eines Abends beſuchten wir bei unſerer Rückkehr in die Stadt den Friedhof. Mitten in demſelben erhob ſich eine Kapelle. Die Grabſteine um ſie her trugen eiſerne, mit plumpen Zierrathen von vergoldetem Kupfer beladene Kreuze, und nur wenige zeichneten ſich durch ihre geſchmackvolle Einfachheit aus. Unter dieſen letzteren war eines von den übrigen abgeſondert, zu welchem mich der Arzt hinführte; es war das ſeines einzigen Sohnes, — an den ihn meine Geſichtszüge erinnerten, und der dem zärtlichen Vater ſchon im zwanzigſten Jahre entriſſen worden war. Der gute Greis erklärte mir unter Thränen die Inſchrift, die er auf den Grabſtein hatte eingraben laſſen. Sie war ſchlicht, wie das Herz desjenigen, der ſie oft mit ſeinen Thränen badete. Ich war eben erſt dem Tode entronnen: dieſer Ort, wo ſo viele ſeiner Opfer lagen, ſtimmte mich zur Andacht, die durch den Anblick der untergehenden Sonne, deren Strahlen die Fenſter der Kapelle trafen, noch gehoben wurde. Ich habe noch nie ohne Wehmuth die Sonne bei ihrem Untergange betrachtet, und der Anblick dieſes Schauſpiels mitten unter begrabenen Generationen war doppelt rührend. Ich ſeufzte, als ich die Thränen meines trefflichen Hausherrn fließen ſah. Die Zähren des Greiſenalters haben etwas viel Rührenderes, als die irgend eines andern: ein Greis iſt ſo gebrechlich; Alles iſt für ihn zu befürchten: ein Hauch kann ſein Lebenslicht auslöſchen. Wir verließen dieſen Ort, die Seele voll Trauer, und gingen in die Stadt zurück, ohne ein Wort zu ſprechen; aber unſere Herzen verſtanden ſich. Auf unſerem ſchweigſamen Heimwege bemühte ſich mein Hausherr, meinen noch unſicheren Gang zu unterſtützen, und auch ich mußte oft den ſeinigen leiten.

„Endlich erſchien der Tag, an welchem ich Elbing verlaſſen mußte, und ich kann Ihnen keine Schilderung aller der Beweiſe von Zuneigung, die an mich verſchwendet, und aller der Beſorgniſſe wegen meiner Zukunft, die gegen mich geäußert wurden, machen. Morgens ſechs Uhr ſtand mein Wagen bereit, der durch die Güte meiner Hausfrau mit Lebensmitteln und Bequemlichkeiten aller Art ausgerüſtet war. Ihr Gatte wollte mich vor die Stadt hinaus begleiten, und ich ließ daher den Wagen vorausfahren und am Königsberger Thore auf mich warten. Während wir nach demſelben gingen, wiederholte mir der Greis noch einmal ſeine diätetiſchen Vorſchriften, und als wir an dem Thore angekommen waren, wollte er mich noch weiter begleiten; aber als ich ſeine weißen Haare von Schweiß triefen ſah, ließ ich ihn nicht weiter gehen.

„So müſſen wir denn ſcheiden," ſagte er; „leben Sie wohl, Gott ſegne Sie!" Er ſank weinend in meine Arme, und wir vermiſchten eine Zeit lang unſere Thränen. Endlich ſtieg ich in den Wagen, und reiste voll Erwartung nach dem traurigen Lande, wo ich Geſundheit und Glück zumal verlieren ſollte.

„Lange Zeit nachher kam ich, ſchwach und von den Schlägen des Schickſals niedergebeugt, wieder durch Elbing. Die Dankbarkeit führte mich wieder zu meinem ehmaligen Hausherrn, der mir, während das Glück der Franzoſen auf ſeinem höchſten Gipfel ſtand, ſo viele Beweiſe von Anhänglichkeit gegeben hatte. Ich fand ihn bei dem allgemeinen Mißgeſchicke als denſelben wieder; er hatte abermals Thränen für mein Unglück. Aber ſich nicht auf das unnütze Vergießen derſelben beſchränkend, führte er mich in ſein Studirzimmer, öffnete ſeinen Schreibtiſch und eine mit Gold gefüllte Schublade herausziehend forderte er mich auf, davon zu nehmen.

„Woran denken Sie, verehrter Freund?" ſagte ich zu ihm, „wer weiß, wann und ob ich Ihnen je zurückgeben könnte, was Sie mir anbieten.“ Er hatte an all dieſes nicht gedacht; er vertraute mir in der Noth, und meine Worte hielten ihn nicht ab, mich zu ermuthigen, daß ich Hand an den kleinen Schatz, die Frucht ſeiner langen Anſtrengungen, legen ſollte. Ich nahm jedoch nichts an, und um ihn nicht durch meine Weigerung zu betrüben, zeigte ich ihm eine ziemlich beträchtliche Summe, die ich in Königsberg erhalten hatte. Dieſe Erinnerungen,“ ſagte Herr de Merville am Schluſſe ſeiner Erzählung, „aus einem durch ſeine Unfälle einzigen Feldzuge kommen mir wie eine Blume unter Ruinen vor.“

„„Ihre Erzählung hat mich lebhaft intereſſirt,“ ſagte die Gräfin, ein paar Thränen abwiſchend; „aber ſie läßt wünſchen, noch eine intereſſantere zu hören; denn Sie ſagten ja: „Ich reiste nach dem traurigen Lande, wo ich Geſundheit und Glück zugleich verlieren ſollte.““

„Es würde mir ein ſchmerzliches Vergnügen gewähren,“ erwiederte der ehmalige Staatsrath, „Ihnen mein Unglück mitzutheilen; allein Sie ſind noch nicht gekräftigt genug, um nicht von ſchmerzlichen Eindrücken ergriffen zu werden, und werden mir daher erlauben, meine Erzählung zu verſchieben.“

Tanaliens Angehörige prieſen ſeine Klugheit, und da die Damen dieſen Tag zum Diner in das Schloß eingeladen waren, ſo begaben ſie ſich mit Herrn de Merville auf den Weg, indem ſie ihre Schritte nach ſeinem beſchwerlichen Gange einrichteten, und kamen in dem Augenblicke an, wo die Glocke die Gäſte in den Speiſeſaal rief.

20.

Der Sturm und der Fremde.

Nach dem Kaffee ſchlug die Baronin von Losberg einen Spaziergang vor, und Jedermann nahm die Partie an, außer dem Herrn de Merville und dem Baron, die ſich anſchickten, mit einander Schach zu ſpielen. Sie waren ſo ſehr in ihr Spiel vertieft, daß ſie die plötzliche Aenderung der Witterung nicht bemerkten. In einer Viertelſtunde häuften ſich düſtere Wolken an. Der Wind pfiff in die Fenſter der Thürmchen, und der Donner und das Mittelmeer ließen wetteifernd ihre Stimme erſchallen. Glücklicherweiſe hatten die weniger vertieften Spaziergänger bei Zeiten den Sturm herankommen ſehen, und die ganze

Geſellſchaft war eben zu Hauſe angelangt, als einer jener heftigen und plötzlichen Regengüſſe, wie ſie in der Provence häufig ſind, niederſtrömte. Der Donner brüllte beinahe unaufhörlich. Plötzlich rief Fräulein Despines, ſie höre ein Gefährt. Jedermann ſuchte ſie zu überreden, es ſey das Geräuſch des Donners; aber ſie beſtand darauf, daß ſie ſich nicht täuſche, und zum Fenſter eilend wiederholte ſie die Worte: „Es iſt ein Wagen, ich ſehe ihn.“ Wirklich hatte ſie auch kaum dieſe Worte ausgeſprochen, als man den Peitſchenknall des Poſtillons hörte, und einen Augenblick darauf eine Kutſche vor der Treppe am Hauſe anhielt. Herr Despines ging hinaus und ſeine Tochter glaubte, ſich vom Fenſter entfernen zu müſſen, um nicht der Neugierde beſchuldigt zu werden.

Die Geſellſchaft war ſehr begierig, zu erfahren, wen dieſer Wagen gebracht habe. Herr Despines trat nach einer langen Viertelſtunde wieder ein; aber er war allein. Bei ſeinem Anblicke fragten faſt Alle zugleich, wer angekommen ſey?

„Es iſt ein Engländer, meine Damen,“ antwortete er, „ein Engländer, der von ſeinem Generalkonſul in Marſeille an mich empfohlen worden iſt.“

„Sein Name?“ fragte man ſogleich.

„Es iſt Lord Claremont,“ war die Antwort; aber Niemand kannte ihn.

„Indeß,“ ſagte Herr de Merville, „ich erinnere mich, vor langer Zeit einmal in Paris bei einer Dame von meiner Bekanntſchaft mit einem Lord Claremont, Pair von England, geſpeist zu haben. Es war ein kleiner, dicker Mann, der viel aß, ebenſo viel trank und in London zur Zeit des Parlaments alle Clubbs beſuchte, wo man gut ißt; übrigens iſt er ein guter Mann, wenn gleich etwas von ſich eingenommen. Auf ſeinen Beſitzungen, ſagt man, bringe er ſeine Zeit mit dem Studium der Wappenkunde zu, da er weder auf die Faſanenjagd, noch auf den Fuchsfang ausgehe.“ Alle Damen verwunderten ſich; aber Herr Despines beeilte ſich, hinzuzuſetzen: „Der eben angekommene Lord Claremont iſt weit entfernt, der Schilderung, die Sie von ihm machen, zu entſprechen. Er hat eine ſchlanke Taille, iſt ſehr mager, und in ſeinen Geſichtszügen ſind zwiſchen Spuren des Leidens edlere Paſſionen zu leſen, als die eben erwähnten.“

„Es iſt ohne Zweifel,“ ſagte die Gräfin, „ein Lord Claremont, der unlängſt in der Cathedrale von Lauſanne einen verdrießlichen Unfall erlitt. Ich habe erſt ſeine Exiſtenz erfahren, als er ſeine Wunde erhielt.“

„Wie dem auch ſeyn mag,“ ſagte Herr Despines, „ſo hat er mich um ein Zimmer in meinem Hauſe und um die Gunſt gebeten, in unſere Geſellſchaft zugelaſſen zu werden, wenn es ihm ſeine Geſundheitsumſtände erlauben. Als ich ihn in ſein Zimmer führte, ſagte ich ihm von unſerem geſchickten Arzte Allègre und fragte ihn, ob er ihn zu ſprechen wünſche. „Nein,“ antwortete er mir, „ich will keinen andern Arzt, als die Sonne Ihres Landes, und ich hoffe, ſie werde nicht auf ſich warten laſſen.“ Ich wollte von unſeren Einrichtungen ſprechen, als er mich ſogleich mit den Worten unterbrach: „Einige meiner Landsleute haben, weil ſie auf dem Continente hintergangen wurden, ein ſehr großes Mißtrauen dagegen in ihr Vaterland zurückgebracht; wenn ich dieſe Krankheit hätte, ſo würde das, was man mir von Herrn Despines geſagt hat, hinreichen, mich davon zu heilen. Alle Ihre Bedingungen werden auch die meinigen ſeyn, und wir haben noch Zeit, davon zu ſprechen.“

„Sie ſehen aus dieſen Worten, die ich als gewiſſenhafter Erzähler Ihnen mittheilen mußte, daß wir es mit einem ſehr vornehmen Engländer und nicht mit einem John Bull zu thun haben. Ich wollte ihm hierauf die in Carqueranne verſammelten Perſonen im Einzelnen beſchreiben; aber ohne mich zu hören, bat er mich, ihm Licht zu ſchicken, und ihn den übrigen Theil des Abends allein zu laſſen. Ich zog mich ſogleich zurück und bin ſomit nicht im Stande, Ihre Neugierde zu befriedigen, als in ſo weit ich es jetzt gethan habe."

Als der Regen aufgehört hatte, kehrten die Damen de Forges nach Hauſe zurück, und der übrige Theil der Geſellſchaft trennte ſich.

Um die Stunde, wo man den Thee reichte, ging Herr Despines zu dem Neuangekommenen hinauf, um ihn zu fragen, ob er wünſche, daß man dieſes Getränke, das für ſeine Landsleute das erſte Bedürfniß iſt, in ſein Zimmer bringe. Er begegnete dem Kammerdiener des Fremden, der mit ſehr unruhiger Miene auf ihn zueilte und zu ihm ſagte: „Kommen Sie, Herr, kommen Sie, ich bitte, mein armer Herr befindet ſich ſehr unwohl." Herr Despines eilte erſchreckt in das Zimmer Lord Claremonts; er fand ihn in einem convulſiviſchen Zittern an das Fenſter ſeines Gemachs gelehnt und die Augen ſtier und verſtört nach dem Meere gewandt. Mit Hülfe des Kammerdieners ſetzte er ihn auf ein Kanapee, hielt ihm ein Riechfläſchchen vor, und ohne viele Mühe legte ſich dieſer nervöſe Anfall. Als der neue Gaſt von Carqueranne wieder ganz zu ſich gekommen war, entſchuldigte er ſich bei Herrn Despines wegen der Unruhe und Mühe, die er ihm ſo eben verurſacht habe. Er ſetzte hinzu: „Ich befinde mich wieder ganz wohl und ſo wohl, daß ich jetzt die Mittheilungen, die Sie mir von den in Carqueranne verſammelten Perſonen machen wollten, anhören kann.“ Herr Despines ſprach von jedem ſeiner Gäſte, und als er zu Ende gekommen war, bat ihn der Inſulaner, was eben vorgefallen ſey, zu verſchweigen. Er wolle, ſagte er, nicht gleich anfangs die Damen im Hauſe in Schrecken verſetzen, und er hoffe, am andern Tage ſich wohl genug zu befinden, um den Pflichten, welche der Anſtand zwiſchen Perſonen, die längere Zeit beiſammen bleiben ſollen, verlange, nachkommen zu können. Sobald Lord Claremont mit ſeinem Kammerdiener allein war, befahl er auch ihm, über ſein Unwohlſeyn zu ſchweigen, und nachdem er ein beruhigendes Mittel zu ſich genommen hatte, ſchickte er ihn hinweg.

21.

Das Bibliothekzimmer.

Am andern Tage war Lord Claremont bläſſer als gewöhnlich, und es ſchien ein Gegenſtand von Wichtigkeit ſeine Gedanken zu beſchäftigen. Während des Ankleidens richteten ſich ſeine Blicke oft nach dem Meere, das in einiger Entfernung ſich am Geſtade brach. Man klopfte bald an die Thüre. Es war ſein Wirth, der ſich erkundigen wollte, wie er geſchlafen, und ihm zugleich verſicherte, daß er, dem Wunſche des Lords gemäß, ſeinen geſtrigen Unfall verſchwiegen habe. Sobald Herr Despines hinausgegangen war, ſchrieb der Neuangekommene ein Billet. Seine Hand zitterte während des Schreibens; er gab es ſeinem Kammerdiener mit dem Befehle, auf eine Antwort zu warten. Bis zur Rückkunft des Abgeſchickten war er ſehr unruhig und erhob ſich ungeſtüm, als er ihn wieder eintreten ſah. „Nun?“ fragte er.

„Die Dame wird ſogleich in dem Bibliothekzimmer erſcheinen.“

„Gehen wir auf der Stelle hinab,“ ſagte der Lord. Zu gleicher Zeit machte er eine Bewegung nach der Thüre hin; aber ſeiner Ungeduld gebrachen die Kräfte; er war genöthigt, ſich ſeufzend auf den Arm ſeines Dieners zu ſtützen, und begab ſich ſo langſam nach dem Bibliothekzimmer. Niemand befand ſich dort; er ſank auf einen Stuhl und erwartete mit wachſender Aufregung die Perſon, an die er geſchrieben hatte. Endlich kam ſie.

„Erinnert ſich Mylady," ſagte er zu ihr, „beim Anblicke des blaſſen und leidenden Claremont an einen ehemaligen Reiſegefährten, der Sie und Ihre Freunde vielleicht etwas zu raſch verließ?"

„Herr Eduard Acton," rief Lady Almack. „Lieber Herr Acton, ſind Sie es? Der Geſundheitszuſtand, in dem ich Sie erblicke, ſtimmt freilich das Vergnügen, welches mir dieſes Wiederſehen verurſacht, ſehr herab."

„Ich bin Ihnen für Ihr Andenken und Ihre Theilnahme ſehr verbunden," erwiederte Lord Claremont; ja, meine Geſundheit iſt ſehr erſchüttert, ich glaube ſogar, faſt unwiederbringlich verloren. Sie ſehen in mir das Opfer einer irrigen Lebensanſicht. Heute, da uns der Zufall oder der Wille des Himmels zuſammenführt, werden Sie die Urſache aller meiner Leiden erfahren."

„Ich bedarf ſie nicht aus Ihrem Munde zu vernehmen, ich errathe ſie, lieber Lord Claremont... Meine Schweſter...."

„Ja," erwiederte er, „ich verehre ſie, ſeit ich ſie kenne, ſeit dem Tage, wo mir ihre himmliſche Geſtalt auf dem Gipfel des Rigi erſchien. Sie wiſſen, was damals meine Grundſätze waren, Sie haben deßhalb über mich geſcherzt und waren weit entfernt, zu denken, daß dieſelben mich an den Rand des Grabes führen würden!"

„Ach," ſagte Juliette, „ich fürchte ſehr, ſie haben zwei Opfer gefordert. Aber vielleicht iſt es noch nicht zu ſpät, und beide können noch glücklich werden."

Als Lady Almack das unglaubige Staunen, welches ihre Worte bei dem Lord hervorbrachten, bemerkte, theilte ſie ihm in wenigen Worten den Tod des Grafen Gallitzin und den Zweck der Reiſe ihrer Schweſter in den Süden mit. Tauſend verſchiedene Eindrücke wechſelten raſch in den Zügen des Lords; aber nachdem er ſeine Bewegung etwas bemeiſtert hatte, die ſich durch unzuſammenhängende Ausrufungen verrieth, ſagte er zu Lady Almack: „Haben Sie die Güte, Ihre Schweſter auf meine Erſcheinung vorzubereiten; ich ſehe ihrer Erlaubniß entgegen, vor ihr zu erſcheinen."

„Ich übernehme mit Vergnügen und freudiger Erwartung dieſe Sendung," antwortete ſie. „Ich werde Tanalie vorſichtig auf die Nachricht vorbereiten, die ich ihr zu bringen habe, und verlaſſe Sie jetzt, um keine Zeit zu verlieren. Ich bitte Sie, ſogleich alle üblichen Beſuche zu machen, damit es nicht ſcheint, als ob Sie uns auszeichneten." Er verſprach es, und ſie trennten ſich.

22.

Die Gelübde.

Um vier Uhr trat ein Livreebedienter im Traueranzug bei Lord Claremont ein und meldete ihm, daß die Gräfin von Gallitzin jetzt zu ſprechen ſey. Eduards Herz pochte heftig; er mußte warten, bis er wieder etwas ruhiger geworden war, ehe er das Zimmer verließ. Dann ſtieg er die Treppe hinab und ſchlug die Richtung nach der Platanenallee, die zu der Gräfin führte, ein. Seine Aufregung nöthigte ihn mehreremal, ſtille zu ſtehen und ſich an einen Baum zu lehnen; endlich langte er an. Derſelbe Bediente, der ihm die Nachricht gebracht hatte, öffnete die Thüre des Salons und meldete mit lauter Stimme Lord

Claremont an. Die Gräſin wollte ſich erheben; aber ſie ſank wieder auf ihren Lehnſtuhl zurück. Sie ſtreckte Eduard die Hand entgegen, und während er dieſe an ſeine bleichen Lippen drückte, fühlte er Thränen über ſeine Wangen fließen, trotz allen ſeinen Bemühungen, ſie zurückzuhalten. Lord Claremont betrachtete Tanalien mit einem ſchmerzlichen Wonnegefühle und dankte Gott, daß ſeine Geſundheitsumſtände wenigſtens keineswegs hoffnungslos ſeyen.

„Mylord," ſagte ſie endlich mit einer unſicheren Stimme, „wußten Sie bei Ihrer Ankunft, daß Sie mich hier treffen würden?"

„Nein, Madame, ſeit langer Zeit habe ich nicht wieder von Ihnen ſprechen hören; ich wußte ſogar nichts von dem Verluſte, der Sie vor meinen Augen im Trauergewand erſcheinen läßt."

„Sie haben viel gelitten und, was mich noch mehr betrübt, iſt, daß, wie meine Schweſter mir ſagte, ich die Urſache davon bin. Ach, wenn es ſo iſt, ſo bin ich eine ſehr unfreiwillige Urſache."

„Ich weiß es; auch klage ich Niemand an, als mich ſelbſt. Ach, wenn Sie mich beklagen, ſo müſſen mir meine Leiden lieb ſeyn, und doch waren ſie ſehr groß . . . . ſeit dem grauſamen Tage, wo ich Zeuge Ihrer Verbindung mit einem Andern war!"

„Unglücklicher Eduard, ſo waren es alſo Sie, der an meinem Hochzeitstage unter dem Namen eines Lord Claremont in der Cathedrale von Lauſanne beinahe umgekommen wäre. Ich hatte eine Ahnung davon. Iſt es doch ein geheimnißvolles Band, das zwiſchen uns und denen, welche wir ....“ Sie hielt inne und fuhr dann fort: „Erzählen Sie mir doch Alles! Wie erging es Ihnen, nachdem Sie mir bei dem Handeckfalle das Leben gerettet hatten, und wie kommt es, daß ich Sie jetzt unter einem ganz andern Namen, als Sie damals führten, wieder ſehe?“

„Dieſe Mittheilung, Madame, wäre zu lang, und Sie müßten mir, um die Geduld zu haben, ſie anzuhören, ein Intereſſe ſchenken, das ich kein Recht habe, von Ihnen zu erwarten.“

„Wie könnte es mir an Intereſſe für den Retter meines Lebens mangeln?“ ſagte ſie gerührt. „Sprechen Sie doch und verhehlen Sie mir nichts.“

„Da Sie es verlangen,“ erwiederte er, „ſo macht es mich glücklich, Ihnen zu gehorchen. Sie erinnern ſich meiner Scheue vor jedem ernſten Verhältniſſe, ſie mußte Ihnen meine unvermuthete Abreiſe von Andermatt erklären. Ich floh aber tief verwundet, und der Pfeil, den mein Herz in ſich trug, drang noch tiefer nach dem Vorfalle bei Handeck. Nach

England zurückgekehrt, erfuhr ich den Tod Lord Claremonts, des Bruders von meinem Vater, dem ſeine Gattin einige Tage in das Grab vorangegangen war. Ich war Erbe ſeiner Titel, ſeiner Beſitzungen und ſeines Sitzes in dem Oberhauſe, und ich reiste in die Grafſchaft Berkſhire, wo mein neues Eigenthum gelegen war. Welche Traurigkeit bemächtigte ſich meiner, als ich dort ankam, beim Anblicke dieſes weitläufigen Schloſſes meiner Vorfahren, das jetzt ſo leer und öde war! Ich trat in das Innere; ich durchlief die weiten Gallerieen, wo meine einſamen Schritte wiederhallten. Ein tödtlicher Schauder machte mein Herz ſtarren. Nehme ich denn mit meinem neuen Titel mehr Raum ein, als vorher? fragte ich mich. Allein, und immer dazu beſtimmt, allein zu leben, wozu bedürfte ich einer ſo ungeheuren Wohnung? Ich beeilte mich, dieſelbe zu verlaſſen, und nahm meinen Aufenthalt in einem kleinen Hauſe am Eingange des Parks. Am andern Tage ließ ich, entſchloſſen, dieſen Palaſt in eine wohlthätige Anſtalt zu verwandeln, einen Architekten von Briſtol kommen, und den Tag darauf waren hundert Arbeiter beſchäftigt, zu zerſtören, was ehedem mit großen Koſten gebaut worden war.

„Mein ehmaliger Lehrer kam nach Claremont-

Park, ſobald er meine Ankunft erfuhr. Meine Traurigkeit verrieth ihm wider meinen Willen den Zuſtand meines Innern; er ſprach mir Troſt ein und forderte mich auf, dem Lebensplane, den ich ſeinem Rathe und den Wünſchen meines ſterbenden Vaters gemäß entworfen habe, treu zu bleiben. In einigen Monaten waren meine Plane in Ausführung gebracht, und gebrechliche Greiſe ſowie Kinder, die den Straßen und und der Verderbniß Londons entriſſen wurden, waren in Claremont-Haus beiſammen und baten Gott um ein Glück für mich, das auf Erden mir nicht beſtimmt zu ſeyn ſchien.

„Meine täglichen Geſchäfte, meine gewaltigen Anſtrengungen, meine eifrigen Gebete, die Zerſtreuung, die ich ſuchte, Alles dieß vermochte nichts gegen das Andenken an Sie; ich unterlag. Damals wagte ich es zum erſtenmale, die Art der Lebensweiſe, die ich mir hatte vorſchreiben laſſen, zu unterſuchen; ich fragte mich, ob es auch vernünftig ſey, daß mein Erzieher und mein Vater ſie für mich auserſehen, und daß ich mich ihrem Rathe gefügt habe? Was war der Zweck, den wir dabei verfolgten? Kein anderer, als mich vor Unglück zu bewahren, und doch war ich unglücklich. Der geliebte Urheber meiner Tage, über das Unglück beſtürzt, das ihn in das Grab brachte, dachte nur darauf, mich vor einem ähnlichen Leiden ſicher zu ſtellen, und ohne Zweifel, ſagte ich mir, würde er, wenn er meinen furchtbaren inneren Kampf und meine Niedergeſchlagenheit in Folge deſſelben wahrnehmen könnte, der Erſte ſeyn, der mich veranlaßte, mein Glück dadurch zu ſuchen, daß ich mich mit dem Gegenſtande meiner Liebe, der ich nicht widerſtehen konnte, vereinigte. Dieſe neuen Gedanken wurden mit jedem Tage zudringlicher; aber die Herrſchaft, die meine früheren Anſichten noch immer über mich behaupteten, war ſo groß, daß ich noch zu keinem Entſchluſſe gekommen war, als ich von einem meiner Nachbarn, der von dem Continente zurückkehrte, einen Beſuch erhielt. Wie wurde mir zu Muthe, als ich ihn von Lauſanne, von der Ehre, die ihm zu Theil geworden ſey, der Marquiſin de Forges vorgeſtellt zu werden, und den Vorzügen ihrer reizenden Töchter ſprechen hörte! Sie, liebe Gräfin, hatten beſonders ſeine Aufmerkſamkeit erregt. Er theilte mir mit, daß mehrere junge Leute — und ich ſah wohl, daß er zu dieſen gehörte — vergeblich um Ihre Hand gebeten haben. Man ſchrieb, ſagte er, Ihre Weigerungen einer gewiſſen zärtlichen Reiſeerinnerung zu. Auf dieſe Worte hin war mein Entſchluß gefaßt, und ſobald mein Nachbar mich verlaſſen hatte, reiste ich ab, um zu ſehen, ob dieſe Erinnerung mir gewidmet ſey, und Sie in dieſem Falle um eine Glückſeligkeit zu bitten, welche mir damals ſo lebhaft vor Augen ſchwebte. Jetzt pries ich mich zum erſtenmale wegen meiner Titel und meines Reichthums glücklich; denn ich war ja im Begriffe, ſie Ihnen anzubieten. Ich habe nicht nöthig, Ihnen zu ſagen, mit welcher Eile ich reiste, und daß ich in Lauſanne, kaum aus dem Wagen geſtiegen, mich nach Ihrer Familie erkundigte.

„In zwei Stunden, ſagte man mir, würden ſich die Fräulein de Forges in die Hauptkirche begeben, um ſich mit dem Grafen von Gallitzin und Lord Almack trauen zu laſſen .... Ich will Ihnen jede Schilderung des Zuſtandes, in welchen mich dieſe Nachricht verſetzte, erſparen; ich ſuchte die Richtigkeit derſelben noch zu bezweifeln und wollte ihr nicht glauben, bis ich mich mit meinen eigenen Augen von ihrer Wahrheit überzeugen würde. Ich eilte nach der Cathedrale. Zwei Trauungen ſollten dort vor ſich gehen. Ich fragte und erhielt dieſelbe Antwort. Aber das Unglück, das mich bedrohte, war ſo groß, daß mir die Verwirklichung deſſelben unmöglich ſchien, und ich klammerte mich an die Hoffnung feſt, daß irgend ein Hinderniß es aufhalten könnte. Ach, Sie traten bald darauf mit dem Grafen ein, der ganz ſtolz auf Ihren

Beſitz war; jetzt war keine Täuſchung mehr möglich. Ich wollte mich nun entfernen; aber ein Schleier breitete ſich vor meinen Blicken aus, ich fiel und verlor auf einige Augenblicke das Bewußtſeyn meines Unglücks.“

„Ach, warum kamen Sie nicht einige Tage früher an?“ rief Tanalie, und die Röthe, die ihr Geſicht bis zur Stirne bedeckte, verhinderte ſie, fortzufahren.

„Was ſagen Sie? Waren Sie nicht ſeit lange verlobt, und konnte ich hoffen ....?“

Die Gräfin unterbrach ihn, und mit einer Verwirrung, die mehr Zärtlichkeit verrieth, als ſie blicken laſſen wollte, ſagte ſie: „Nein, Mylord, wenn Sie einige Tage vor der Trauung angekommen wären, ſo wäre es noch nicht zu ſpät geweſen. Verſtellung iſt mir unmöglich, beſonders Ihnen gegenüber, dem ich, ohne es zu wollen, ſo viel Leid verurſachte. Der Graf von Gallitzin war der langjährige Freund meiner Mutter; er war der Vertraute der Beſorgniſſe, welche meine Zukunft ihr einflößte, da ſie mich alle Partieen zurückweiſen ſah. Aber der Graf fand, daß alle jungen Leute, welche mir ihre Huldigung darbrachten, zu ſehr für ſich ſelbſt eingenommen, wenig geeignet waren, mich glücklich zu machen; ſomit bot er ſich ſelbſt ihr zu ihrem Tochtermanne an. Meine von ihm bezauberte Mutter drängte mich jetzt mehr, als ſie bisher gethan hatte. Juliette wollte ſich mit Lord Almack erſt an dem Tage, an welchem ich mich trauen ließe, verbinden. Ich hatte mehreremale geſagt, daß, wenn ich meine Hand Jemanden geben müſſe, ich einen Mann von reiferem Alter vorziehen würde. Endlich," ſetzte ſie ſtockend und abermals erröthend hinzu, „hatte ich Sie nur wenige Tage geſehen, Sie hatten mich verlaſſen oder vielmehr geflohen, und ich hatte nichts mehr von Ihnen erfahren .... Kurz, auf alle Art gedrängt, willigte ich endlich ein, den Grafen zu heirathen. Aber ich wiederhole es, er wollte nur mein Gemahl werden, um mich nicht unglücklich werden zu laſſen, und ſeine Großmuth ging ſo weit, daß er ſogar, wenn ich am Tage vor unſerer Hochzeit ihn gebeten hätte, ſie nicht zu vollziehen, mir geantwortet hätte: „„Geben Sie mir die Verſicherung, daß Sie mit einem Andern glücklich werden können, ſo will ich ihm meine Anſprüche abtreten."" Aber ich bitte, erzählen Sie weiter."

Eduard, von den verſchiedenartigſten Eindrücken hingeriſſen, gehorchte. „Als meine Wunde," fuhr er fort, „mir das Weiterreiſen erlaubte, verließ ich Lauſanne mit dem Wunſche, ſo ſchnell als möglich

Livermere zu erreichen, und dort, wie mein unglücklicher Vater, wenn es ſo die Schickung von Oben ſeyn ſollte, zu ſterben. Sobald ich daſelbſt angelangt war, beſuchte mich mein ehmaliger Erzieher; ich geſtand ihm Alles. Er warf mir meine Unklugheit vor, forderte mich auf, neue Anſtrengungen zu verſuchen, um über meinen Schmerz zu triumphiren, und betete zu Gott, mir die Geſundheit und den Frieden wieder zu ſchenken. Auch ich betete inbrünſtig um Ergebung in die Fügung der Vorſehung und um Glückſeligkeit für Sie.“

Hier floßen die Thränen der Gräfin reichlich, und Eduard fuhr fort: „Meine Pflicht und meinen einzigen Troſt fand ich darin, die Tage, welche ich noch auf Erden zuzubringen verurtheilt wäre, dem Wohl meiner Mitbrüder zu widmen. Ich begann meine frühere Thätigkeit wieder. Aber meine ſchon angegriffene Geſundheit litt immer mehr, und jeden Tag betete ich, daß es Gott gefallen möchte, mich ſchnell von dieſer Erde wegzunehmen und zu ſich zu rufen.

„Mein Arzt bewog mich, auf einer Reiſe in den Süden meine Heilung zu ſuchen, die, wie er ſagte, über die Kräfte ſeiner Kunſt gehe und nur durch die Natur bewirkt werden könne. Er hatte ſeine Beſorgniſſe in der ganzen Nachbarſchaft verbreitet und wiederholte überall, daß eine Aenderung des Clima's das einzige Mittel ſey, mich vor einem nahen Ende zu retten. Ich widerſprach ſeinen Rathſchlägen lange; aber endlich fügte ich mich, den Freunden zu Gefallen, die mich darum baten.“

„Ihre Freunde! aber verboten Ihre Grundſätze Ihnen nicht, ſolche zu haben?“

„Hören und richten Sie! Eines Abends kam ein Haufe Leute von beiderlei Geſchlecht und von jedem Alter in den Park und hielt vor meinem Hauſe an. Ein Greis verlangte mich zu ſprechen, und als ich herabgekommen war, um ihn zu hören, flehte er mich im Namen aller Nothleidenden an, meine Heilung durch jedes mögliche Mittel zu ſuchen. Gerührt von dieſer Theilnahme, dankte ich den guten Leuten und verſprach ihnen, was in meinen Kräften ſtehe, zur Herſtellung meiner Geſundheit zu thun. Auf dieſe Worte ließ ſich ein Freudengeſchrei vernehmen, und als die Stille wieder hergeſtellt war, ſetzte ich hinzu, daß ihr Loos, möge mich nun der Himmel noch länger hienieden laſſen oder meinem Leben ein baldiges Ziel ſetzen, keine Veränderung erfahren würde, weil mein Vermögen nach meinem Tode ebenſo angewendet werden ſolle, wie bisher. „Ach dieß wäre doch nicht das Nämliche," ſagte der Greis, „wir würden zwar noch Unterſtützung haben, aber keinen Freund mehr."

„Einige Tage nachher verließ ich Livermere und ſtieg nach einer beſchwerlichen Fahrt in Marſeille ans Land, wo der engliſche Generalkonſul mir den Rath gab, mich nach Carqueranne zu begeben."

„Wie viel Gutes müſſen Sie gethan haben," ſagte die Gräfin, „um die Anhänglichkeit der Leute auf Ihren Beſitzungen in dieſem Grade zu gewinnen! Wohlan, Mylord, heute verbindet ſich mit ſo vielen Stimmen noch eine fernere, um Sie anzuflehen, ernſtlich um Ihre Geſundheit beſorgt zu ſeyn. Wir dürfen Alles erwarten von Ihrer Jugend, von dem Clima von Hières und der Seelenruhe, die Ihnen von nun an zu Theil werden wird. Wenn die Gewißheit der Theilnahme, die ich für Sie hege, für Ihre Geſundheit förderlich ſeyn kann, ſo ſeyen Sie davon völlig überzeugt; Tanalie ſtellt ſich an die Spitze Ihrer zahlreichen Freunde. Wenn die wohlthuenden Strahlen der Sonne hinabſinken, werden meine Gebete zu Gott emporſteigen, um Wiedergeneſung für Sie zu erflehen."

Eduard fiel bei dieſen Worten der Gräfin zu Füßen und ergriff ihre Hand, die er mit Küſſen und

Thränen bedeckte. Vergeblich die Aufregung, die ſich ihrer bemächtigte, zu bemeiſtern ſich bemühend, ſagte ſie verwirrt zu ihm: „Sprechen wir von etwas Anderem, Mylord!.... Seit wann iſt Ihre Geſundheit leidend?“

„Seitdem ich Sie liebe.“

„Aber Sie kommen immer wieder auf den vorigen Gegenſtand zurück.“

„Weil es keinen andern gibt, worüber ich mich mit Ihnen unterhalten könnte. Wenn er Sie ermüdet oder Ihnen mißfällt, ſo gebieten Sie mir, mich zu entfernen.“

„Sie dachten alſo oft an mich?“

„Immer! Nie hatte ich das ſüße Band gefühlt, das andere Menſchen an die Bruſt eines Bruders, einer Mutter oder einer Schweſter zieht, und als ich Sie nun kennen lernte, liebte ich Sie mit allen Kräften meiner Seele, welche der Himmel zum Lieben geſchaffen hat, und die ſich, ach! nur zu lang ſeinem Willen widerſetzte.“

„Lieber Lord, Sie waren alſo ſehr unglücklich!“

„Blicken Sie mich an!“

„Ja, die Aenderung Ihrer edlen Züge ſagt mir mehr, als alle Ihre Worte ſagen könnten. Aber vermochte Ihr Glaube nichts gegen Ihren Schmerz?“

„Der Chriſt iſt nicht immer Meiſter ſeiner Gefühle. Der Kummer überwältigt ihn manchmal, wie den Unglaubigen; aber der Unterſchied, der zwiſchen Beiden ſtattfindet, iſt der, daß der Letztere ſich erhitzt, läſtert und diejenigen unglücklich macht, die ihn umgeben, während der Erſtere im Stillen duldet und die Hand verehrt, die ihn züchtigt.“

„Beruhigen Sie ſich nun; dieſes Geſpräch, das uns Beide lebhaft aufregte, war unerläßlich; aber kommen wir nicht wieder auf daſſelbe zurück. Beruhigen Sie ſich, ich bitte Sie wiederholt darum, ſeyen Sie klug und ſetzen Sie Ihr ganzes Vertrauen auf die Güte der Vorſehung, die uns hier wieder zuſammengeführt hat. Vermeiden Sie heftige Aufregungen; verbannen Sie jeden ſchmerzlichen Gedanken; kurz, ſetzen Sie dem heilſamen Einfluſſe dieſes Clima's kein Hinderniß entgegen. Leben Sie wohl .... auf Wiederſehen, wollte ich ſagen. Ich werde Sie morgen meiner Mutter vorſtellen. Nur Muth, wir können noch glücklich werden!“

„Engel vom Himmel,“ rief er entzückt, „Ihre Befehle ſollen befolgt werden. Dieſe Stunde hat mich für Alles, was ich gelitten habe, entſchädigt. Schmerzliche Gedanken! woher ſollten ſie kommen?

Sie geben mir die Ausſicht auf das größte Erdenglück .... Ja, ich werde Ihnen gehorchen; ſeyen Sie nur meine Führerin; ertheilen Sie mir Ihre Befehle; nie ſoll einer Gebieterin williger gehorcht worden ſeyn.“

Damit verließ er ſie, Gott für ſeine wieder gewonnenen Hoffnungen dankend.

23.

Der zweite Beſuch.

Die freudige Aufregung, von der Eduards Herz überwallte, machte ihn zu glücklich, als daß er ſich nicht bemüht hätte, dieſe ſo ſüßen und neuen Gefühle zu bewahren. Er erſchien dieſen Abend nicht im Salon. Tanalie blieb denſelben Tag ebenfalls zu Hauſe. Um acht Uhr, als die andern Bewohner von Carqueranne ſich um den Theetiſch verſammelt hatten, wurden Beide der Gegenſtand der Unterhaltung, und Jeder ſprach von ihnen nach dem ihm verliehenen Antheil von Nächſtenliebe. Lord Claremont beſaß viele beneidenswerthe Eigenſchaften; er hatte etwas Einnehmendes in ſeinem Weſen und Benehmen; ſeine Worte waren ſo frei von Stolz; er ſchien ſo wenig von ſich ſelbſt eingenommen zu ſeyn, daß man ihm ziemlich allgemein ſeine Vorzüge verzieh. Die Nachrede blieb jedoch nicht ſtumm. Man ſprach viel von dem langen Beſuche, den er der Gräfin Gallitzin gemacht habe, während alle andern Tiſchgenoſſen einen ſo kurzen erhielten, als er nur immer einen abſtatten konnte. Die Frau des Banquiers, welche dieſe Bemerkung mit böswilligen Anſpielungen machte, fand einen Gegner an Herrn de Merville, welcher durch die Gewohnheit, Abweſende zu vertheidigen, die er in ziemlichem Grade beſaß, dazu angeſpornt wurde, in die Schranken zu treten, und zwar aus wahrhafter Zuneigung für Tanalien und aus einer Theilnahme an Eduard, welche die Spuren von Leiden und Kummer auf deſſen Geſichte in ihm erweckt hatten. Da jene bösartigen Anſpielungen ſo ihren Zweck verfehlten, überließ man ſich dem Spiele und andern Unterhaltungen, mit denen man gewöhnlich die Abende in Carqueranne zubrachte.

Als an eben dieſem Abende Lord Claremont erfuhr, daß Herr Allègre ſich bei Herrn Despines befinde, ſo ließ er denſelben zu ſich bitten. Sie ſprachen lange Zeit mit einander, und als der Arzt hinausgegangen war, gab Eduard ſeinem Bedienten den Befehl, ſich am nächſten Morgen nach Hières zu begeben und ihm einige Arzneimittel, die ihm verordnet worden waren, zu holen. Mit Freuden empfing der treue Diener dieſen Befehl, der ihm bewies, daß ſein Herr endlich ſeiner Geſundheit zu pflegen beabſichtige, die er ſo lange Zeit vernachläſſigt hatte. Als Eduard allein war, ſchüttete er ſein Herz vor Gott aus und bat ihn inbrünſtig, ein Leben zu verlängern, das noch glücklich werden könne.

Nach einer ſchlaflos, aber unter frohen Hoffnungen angenehm hingebrachten Nacht erhob ſich Lord Claremont. Sobald er angekleidet war, öffnete er das Fenſter und ließ ſeine Blicke entzückt nach dem Meere ſchweifen, worauf die Sonne Lichtſtröme goß. Die für ſeinen zweiten Beſuch bei der Gräfin anberaumte Stunde war noch fern; er ſah ihr mit einer Ungeduld entgegen, die ihm nicht erlaubte, lange zu Hauſe zu bleiben. Er ſtieg in den Garten hinab und ging zwiſchen zwei Hecken von blühenden bengaliſchen Roſen auf und ab, als er Herrn de Merville begegnete, der ſeinen gewöhnlichen kurzen Morgenſpaziergang machte. Dieſer bat Lord Claremont, ſich mit ihm auf eine Bank niederzulaſſen, auf die ſchon eine angenehme Wärme wirkte. Nachdem ſie zuerſt von ihren Geſundheitsumſtänden geſprochen hatten, gingen ſie auf die andern in Carqueranne befindlichen Fremden über. Herr de Merville faßte ſich ſehr kurz, bis er auf die Damen de Forges zu reden kam. Ohne zu wiſſen, in wie weit ſich ſein Gefährte für Tanalien intereſſire, ſprach er lange von ihr und lobte ſie mit einer Wärme, die einen Augenblick bei dem Erſteren einen Schatten von Verdacht erregte. Aber plötzlich fielen dieſem das Alter und die körperlichen Gebrechen des Redenden ein; er nahm wahr, daß derſelbe mit einer Art väterlicher Liebe von ihr ſpreche, und ſchämte ſich dieſes unwillkürlichen kleinen Argwohns. Wie um dieſen Fehler zu verbeſſern, verdoppelte er ſeine Aufmerkſamkeit. Ehe er ihn verließ, glaubte er, ihm ſagen zu müſſen, daß er einſt die Damen de Forges auf einer Reiſe in die Schweiz begleitet habe, um dadurch die häufigen Beſuche, die er in dem Hauſe am Meeresufer abſtattete, zu motiviren.

Nachdem er ſich von Herrn de Merville verabſchiedet hatte, konnte er dem Wunſche, ſich Tanaliens Wohnung zu nähern, nicht widerſtehen, ob er gleich noch nicht eingelaſſen werden zu können hoffte. Er ging langſam nach dem Meere hin. Ein genueſer Fiſcher, der in einer an das Haus angebauten Hütte wohnte, war damit beſchäftigt, ſeine Netze auszuwerfen. Eduard redete ihn mit einigen Worten an, die ihn in eine heitere Laune verſetzten. Er ſprach mit ihm von den Perſonen, die ſchon dieſes Haus bewohnt hatten, und ſchilderte in ſeiner lebhaften und ausdrucksvollen Sprache eine jede. Zuletzt ſagte er, daß die neueſtens Angekommenen ihm am beſten gefallen. „Jedermann aus der Umgegend intereſſirt ſich für ſie,“ ſetzte er hinzu. „Dieſe jungen Damen ſind eben ſo gut als ſchön, und beſonders die mit den goldenen Haaren und einer Farbe, die ſo weiß iſt, daß ſie überall in der Nachbarſchaft Bewunderung erregt.“

Noch hörte Eduard dem Fiſcher wohlgefällig zu, als er Tanalien im Garten erblickte. Sie grüßte ihn und gab ihm ein Zeichen, daß er eintreten könne. Er ſagte raſch dem Genueſer Lebewohl, und bald darauf führte ihn ein Lakai in den Salon, wo derſelbe ihn einige Augenblicke zu warten bat.

Als er allein war, durchflog er mit ſeinen Blicken dieſes Gemach, wo er den Tag vorher nur Tanalie geſehen hatte. Ein Pianoforte, eine Harfe, Bücher, Noten, weibliche Arbeiten, Zeichnungen und Gemälde zeigten ihm, womit die Damen ihre Zeit hinbrachten. Während er alle dieſe Gegenſtände betrachtete, ergötzte er ſich damit, jeder der beiden Schweſtern ihren Antheil daran zuzuweiſen.

Darin wurde er durch den Eintritt der Marquiſin und ihrer Töchter unterbrochen. Die erſtere empfing ihn aufs Herzlichſte, verſicherte ihn, daß es ihr Vergnügen gewähre, den Retter ihrer Tochter wieder zu ſehen, indem ſie hinzuſetzte, daß dieſes Vergnügen durch die Nachricht getrübt worden ſey, die ſie von ſeinem Geſundheitszuſtande erhalten habe, daß ſie aber ein großes Vertrauen auf den heilſamen Einfluß des Clima's von Hières ſetze. Die Herzlichkeit der Marquiſin, ſowie die Heiterkeit Lady Almacks, hatten ſchnell allen Zwang aus dieſem kleinen Cirkel entfernt. Tanalie miſchte ſich wenig in das Geſpräch, und Lord Claremont wußte ihr deßhalb Dank. Als er ſich verabſchiedete, forderte ihn die Marquiſin nicht auf, ſeinen Beſuch zu wiederholen; aber die Art und Weiſe, wie ſie ihm die Hand drückte, ſagte mehr als alle Einladungen.

24.

Der Spaziergang am Meere.

Die Annehmlichkeit des Clima's, das Glück, das ihm in dieſer einſamen Gegend zu Theil geworden war, und die noch größere Glückſeligkeit, die er noch zu erwarten hatte, wirkten zuſammen, Lord Claremont einem Leben zurückzugeben, das ihm jetzt ebenſo theuer war, als es ihm kaum noch läſtig geſchienen hatte. Seine Freundinnen nahmen bald mit Vergnügen in ſeinem Geſundheitszuſtande eine Beſſerung wahr, die ihnen eine gegründete Hoffnung auf ſeine gänzliche Herſtellung gab. Er ſelbſt war über dieſe Beſſerung ſeines Zuſtandes erſtaunt; denn er hatte ſeinen Tod nahe und ſicher geglaubt. So zerſtreuten ſich nun die Wolken, und — eine ſüße Vergütung für ſeine langen Leiden — ſeine Tage floßen raſch und glücklich hin.

Sobald die Geſellſchaft in Carqueranne Eduards fortwährendes Zuſammentreffen mit den Damen de Forges bemerkte, wurde ſie kalt gegen dieſelben, und nach und nach wurden die Beſuche an der Meeresküſte ſeltener; was aber Herrn de Merville betrifft, ſo blieb er ſich gleich. Er war frei von Vorurtheilen, folglich auch von Eiferſucht, und obwohl die Gräfin der beſondere Gegenſtand ſeiner Anhänglichkeit war, ſo miſchte doch die Liebe, die ſie dem jungen Pair einflößte, keine Bitterkeit in ſeine Gefühle für ſie. Seine Herzensgüte, ſein erleuchteter Verſtand, ſeine mannigfaltigen Kenntniſſe, die Annehmlichkeit ſeines Witzes und endlich ein gewiſſer Tact, mit dem er immer die paſſenden Augenblicke zu ſeinen Beſuchen wählte, machten ihn Eduard und den Damen de Forges werth, und wenn ſie ihn in ihrer Mitte ſahen, bedauerten ſie die Abweſenheit der andern Tiſchgenoſſen des Herrn Despines nicht ſehr.

Eines Abends nach einer Unterhaltung, die bei wohlwollenden und geiſtvollen Perſonen immer angenehm iſt, ſagte die Gräfin freundlich zu Herrn de Merville: „Wir kennen uns nun hinlänglich, ſo daß Sie nicht verſucht ſind, die Bitte, welche ich an Sie richten will, einer bloßen Neugierde zuzuſchreiben. Erinnern Sie ſich noch, daß Sie eines Tags, als Sie die Erzählung, wodurch Sie uns mit ſo vielem Intereſſe Ihre Vorliebe für Elbing erklärten, geſagt haben, Sie haben in Rußland Geſundheit und Glück verloren? Wohlan, lieber Freund, vertrauen Sie uns Ihre Leiden an!“

Lord Claremont, Juliette und die Marquiſin vereinten ihre Bitten mit denen Tanaliens, und Herr de Merville erwiederte: „Die Theilnahme, die Sie mir beweiſen, iſt mir ſehr ſchmeichelhaft, und ich würde dieſelbe ſchlecht vergelten, wenn ich mich weigerte, Ihren Bitten zu willfahren; ich will dieß alſo ſo kurz als möglich thun.“

„Wir wünſchten im Gegentheil,“ ſagte die Gräfin, „die Einzelheiten Ihrer beſonderen Leiden bei dieſem allgemeinen Ungemach zu hören, und um Ihnen Zeit zu laſſen, Ihre Erinnerungen zu ſammeln, wollen wir Sie bis morgen Abend um die verſprochene Erzählung bitten.“

Der folgende Tag war ein Sonntag. Nach einem Gottesdienſt, welcher in einem Salon des Herrn Despines von einem jungen Geiſtlichen gehalten wurde, der nach Hières gekommen war, um ſeine durch zu große Anſtrengungen in ſeinem Berufe angegriffene Geſundheit herzuſtellen, begleitete Lord Claremont die Damen de Forges in ihre Wohnung. Als ſie dort angelangt waren, machte ſie Tanalie auf die bewundernswürdige Reinheit des Himmels aufmerkſam und ſchlug einen Spaziergang in die Umgebung vor. Die Marquiſin zeigte ſich dazu nicht gelaunt, und Lady Almack hatte einen dringenden Brief an ihren Gemahl zu ſchreiben; Beide baten die Gräfin, ohne ſie den Spaziergang zu machen, und dieſe nahm erröthend den Arm Eduards.

Einem Fußpfade an der Seeküſte folgend, ſchlugen ſie die Richtung nach Hières ein, gefolgt von einem ſchönen Hunde, Namens Papillon, der eine große Anhänglichkeit an Tanalien hatte und täglich ſich an die Schwelle ihrer Thüre legte. Sie gingen an der kleinen, auf einem Fels erbauten Kirche vorüber, welche die See beherrſcht und dem heiligen Vincenz von Carqueranne geweiht iſt.

Am Fuße des Hügels, der das Landhaus, die Valeranne genannt, trägt, ſetzten ſich Tanalie und Eduard neben einer der zahlreichen Ciſternen, die ihr Gewölbe über den Boden erheben, nieder. Die Sonne brannte ſo heiß am Ende des Januars, wie im nördlichen Frankreich im Monat Juni. Die Vögel hüpften auf den Zweigen der ewig grünen Tannen oder des ſeiner Blätter beraubten Maulbeerbaumes oder des mit weißen oder purpurfarbigen Blüthen beladenen Mandelbaums hin und her. Um ſie her breiteten ſich die Blüthen des hohen Heidekrauts, des Rosmarins, der Myrte, des Quendels und des Lavendels über den Hügel aus und erfüllten die Luft mit ihren mannigfachen Wohlgerüchen. Die Gräfin und Lord Claremont ſchwiegen — das Glück hat wenig Worte — ihre Blicke ſchweiften über das in herrlichem Wiederſchein erglänzende Meer hin. Die Stimme der Wogen, manchmal ſo fürchterlich, ließ ſich jetzt kaum vernehmen, und ihre glatte Oberfläche ſtrahlte das in Nebel gehüllte Bild der hieriſchen Inſeln zurück. Einige aus dem Waſſer in der Verlängerung dieſer Inſeln ſich erhebende Felſenriffe wurden jetzt von derſelben Welle geliebkost, die ſie oft mit wüthendem

Schaum bedeckte. Ein kleines weißes Segel war im Begriffe, in der Nähe zu landen. Ein Fahrzeug gleitete am Horizonte hin. Das erſtere ruderte auf eine leicht zu erreichende Bucht los; das andere fuhr, jeder Gefahr trotzend, nach den fernen Seeſtrichen. Ihr Glück zu ſuchen, war ohne Zweifel ihr gemeinſchaftlicher Zweck; aber das letztere der Schiffe hoffte es in fernen Gegenden zu finden, das erſtere ſuchte es an dem nahen Ufer.

Nachdem Eduard und Tanalie lange in den Anblick dieſes bezaubernden Schauſpiels und die dadurch erweckten Gedanken verſunken geweſen waren, ſagte der Erſtere: „Wie bewundernswürdig iſt dieſer Anblick! Welcher Reiz iſt über dieſe Natur ausgegoſſen! Sollte man glauben, daß ſo viele Leute bei ſolchen Gemälden gleichgültig bleiben können. Es iſt wahr,“ ſetzte er hinzu, „daß man, um an denſelben Geſchmack zu finden, zweierlei Sinn haben muß, woran es Vielen mangelt: einen Sinn für's Maleriſche, der da herrliche Landſchaften findet, wo Andere nur Bäume, Waſſer und Häuſer ſehen, beſonders aber einen religiöſen Sinn, der dem Anblicke dieſer Schönheiten eine unausſprechliche Anmuth verleiht. Nicht wahr, liebe Freundin, wenn Sie ein Gemälde betrachten, ſo wird Ihre Freude daran erhöht, wenn Sie erfahren, daß es das Werk einer geliebten Perſon iſt? Derjenige, welcher Gott liebt, findet doch gewiß bei der Betrachtung der herrlichen Werke, die aus ſeiner Hand hervorgingen, einen doppelten Genuß.“

Die Vögel begrüßten einen Wintertag, der dem ſchönſten Frühlingstage glich, und der Bach, der ſich durch den Grasboden hinſchlängelte, miſchte ſein Murmeln in die Stimmen der Bewohner der Lüfte.

„Dieſe Vögel,“ ſagte Eduard, „preiſen die Größe Gottes, der ſie geſchaffen hat, und ſingen von der Süßigkeit der Liebe, die ich ſo lange zurückwies.“

„Und dieſer Bach?“ fragte Tanalie, „verſtehen Sie auch ſeine Sprache?“

„Ja,“ antwortete Eduard, „er ſagt, daß ſein Leben dem unſrigen gleicht, daß er nach vielen Hinderniſſen, einigen Augenblicken friedlichen Hinfließens, nach wiederholtem Fallen und manchen Mühſeligkeiten in den unermeßlichen Abgrund ſtürzt, der ihn verſchlingt, und daß ebenſo wir nach einigen Stunden des Vergnügens, vielen Widerwärtigkeiten und Qualen unter der Erde, die aufgegraben wird, um uns zu empfangen, verſchwinden.“

„Aber iſt die Welle dieſes Bachs,“ fuhr die Gräfin fort, „wenn ſie in die Meerestiefe geſunken iſt, vor den Stürmen ſicher, die auf deſſen Oberfläche heulen? und der Menſch — findet er Ruhe unter der Erde? Nie iſt dieſe Welle zu ihrem Urſprung zurückgekehrt, um das Geheimniß ihrer Beſtimmung zu offenbaren; nie hat der Menſch ſeinen Grabſtein emporgehoben, um uns das Dunkel des Grabes zu erhellen."

„Nun!" verſetzte Eduard lebhaft, „iſt das künftige Loos des Menſchen ein Räthſel für uns? iſt Tanaliens Herz nicht von der Wahrheit des Evangeliums durchdrungen?"

„Ich bin eine Chriſtin," antwortete die Gräfin; „aber wer von uns ſtößt nicht dann und wann auf einen Zweifel?"

„Ach! dieſe Augenblicke des Zweifels und ſogar des Unglaubens," erwiederte er, „ſind die Schlingen des Dämons der Finſterniß; es ſind die flammenden Pfeile, die er in unſere Herzen ſchießt, und wodurch dieſe tödtlich verwundet würden, wenn man ſie nicht plötzlich herauszöge. In dieſen peinlichen Augenblicken flieht der Glaube weit von uns, eine Stütze unſeres Vertrauens nach der andern ſinkt, und wir zweifeln am Ende an uns ſelbſt. Der göttliche Geiſt, der iſt von uns gewichen, ſo daß wir unſer Ohr dem Verſucher leihen, welcher uns zuflüſtert, daß vielleicht der Gott, der uns Furcht einflöße, nicht exiſtire, und daß wir einem leeren Schreckbilde die einzigen Genüſſe opfern, die der Zufall unſerer Eintagsexiſtenz darbiete. Er ſtellt uns als den dürſtenden und durch die Wüſte ſchweifenden Wanderern ähnlich dar, die es nicht wagen, die Oaſen, die ſie auf ihrem Wege antreffen, zu betreten, aus Furcht, am Ende ihres Weges den Genuß der einladenden Schatten und klaren Quellen zu verlieren, die ſie am Horizonte zu ſehen glauben, und die nur trügeriſche Luftgeſtalten ſind. Aber ich ſetze dieſen Einflüſterungen des Feindes meiner Seele die Rüſtung des Glaubens und die Verheißungen des Evangeliums entgegen und rufe aus: Nein, dieſe Reiſenden ſind keine Thoren! die Oaſen, die ſie locken, würden ihren Reiz, und ihre Waſſer die Köſtlichkeit verlieren, ſobald ſie dieſelben beträten. Die lieblichen Erſcheinungen am Horizonte, die ſie vorzuziehen den Muth haben, gewähren ihnen am Ende ihrer Reiſe ein wahrhaftes Entzücken und bieten ihnen nie verſiegende Quellen der Freude."

„In dieſem Punkte haben wir dieſelben Anſichten," ſagte Tanalie; „ich habe nie wahres Vergnügen da gefunden, wo man der Pflicht untreu wurde, und in dieſer habe ich immer, wie Sie, die Stimme Gottes erkannt."

„Welche Freude gewährt es mir, liebe Freundin," erwiederte Eduard, „unſere Anſichten über dieſen ſo wichtigen Punkt übereinſtimmen zu ſehen! Ich hoffe, dieſes Zuſammenſtimmen unſerer Ideen und Gefühle wird noch umfaſſender werden. Ja, Sie werden einſt durch Ihre eigene Erfahrung zu der Ueberzeugung kommen, daß der wahre Chriſt das Glück dieſes Lebens nicht dem des jenſeitigen opfert. Sie werden finden, daß er nur den von Reue begleiteten Vergnügungen entſagt, während ſein Glaube ihm ein reines Glück gewährt, das weder Krankheit, noch ſonſtige Unfälle, noch die Annäherung des Todes ſtören können. Einſt wird uns dieſe Glückſeligkeit, ſowie alles Andere, gemeinſchaftlich ſeyn. Alles gemeinſchaftlich! Welche begeiſternde Hoffnung! Aber habe ich nicht zu ſpät meine traurigen Irrthümer erkannt? Ich hoffe, dieß wird nicht der Fall ſeyn. Seitdem ich Sie wieder gefunden habe, ſcheint meine Geſundheit ſich zu kräftigen; ich werde, ja, ich werde wieder ins Leben zurückkehren, um das Glück, Ihr Gatte zu ſeyn, zu genießen, das mir Gott darbot, und das ich thörichterweiſe ablehnte. Ich zweifle nicht daran, daß der Himmel mich hieher geführt hat. Aber, was rede ich?" fügte er lebhaft bewegt hinzu. „Wenn ich an die Größe des Glücks denke, das ich zu erwarten habe, ſo ſinkt mir der Muth, und ein Etwas ſagt mir, daß es nicht für mich beſtimmt iſt! Ich hoffe und zittere zugleich.“

„Beruhigen Sie ſich, Mylord,“ entgegnete Tanalie, „und ſichern Sie ſich den heilſamen Einfluß, den eine ſo glückliche Wendung der Dinge auf Ihre Geſundheitsumſtände hervorgebracht hat. Aber werfen Sie einen Blick auf die Farbe dieſes Gewandes und laſſen Sie mich dem Grafen von Gallitzin die ſchuldige Achtung und die gehörige Zeit der Trauer weihen, und ſprechen wir jetzt von andern Dingen. Sind wir nicht glücklich ſo, wie wir jetzt ſind?“

„Ja,“ ſagte Eduard entzückt, „ich bin ſchon der glücklichſte der Menſchen und genieße ſchon ſo völlig meiner Glückſeligkeit, daß es ein geringes Verdienſt iſt, wenn ich Ihre Erlaubniß abwarte, Sie um die größte Wonne bitten zu dürfen, die einem Sterblichen hienieden zu Theil werden kann.“

„Stehen wir auf, Mylord,“ erwiederte Tanalie, „und ſetzen wir unſern Spaziergang fort.“ Eduard gehorchte.

Sie ſchlugen den Weg nach dem Kloſter des heiligen Pierre d'Almanare ein, das ehemals von den Sarazenen zerſtört und von Alphonſe Denis zum Schauplatz einer artigen Novelle gewählt wurde. Nach einer halben Stunde gelangten ſie zu den Trümmern dieſer Abtei, die vor Zeiten auf den Ruinen der römiſchen Stadt Pomponiana errichtet worden war, und blieben einige Augenblicke ſtehen, um die Ueberbleibſel dieſes Werks des Herrſchervolks zu betrachten.

Auf ihrem Rückwege begegneten Eduard und Tanalie dem Baron von Loſsberg bei den Ruinen einer römiſchen Waſſerleitung, an einem Orte, welcher der San Salvador heißt. Der Baron hatte ſich eine Menge Pflanzen in der Umgegend geſammelt. Im Hauſe an dem Meere angekommen, bot er die ſchönſten der Gräfin an, um ihr Herbarium zu bereichern, worauf Lord Claremont und er in das Schloß zurückkehrten.

25.

Die Erzählung.

Noch am Tage dieſes Spaziergangs mußte Eduard in dem Hauſe am Meere am Mittagsmahle Theil nehmen; er begab ſich früh dahin. Nach dem Mahle kam Frau Despines mit ihren Töchtern zu den Damen de Forges. Als ſie ſich wieder entfernen wollten, erhoben ſich die Marquiſin und Lady Almack, um ſie bis zum Schloſſe zu begleiten. Die Gräfin Gallitzin erklärte, daß ſie nicht mitgehen könne, und entſchuldigte dieß mit der Länge ihres Morgenſpaziergangs, worauf ſie ſich in ihr Zimmer zurückzog. Frau de Forges und Juliette, die Lord Claremont abgehalten hatten, ſich der Abendluft auszuſetzen, nahmen ihre Hüte und entfernten ſich mit ihren Gäſten.

Allein gelaſſen nahm Eduard ein Buch; aber vergebens ſuchte er darin zu leſen. Er beſchäftigte ſich mit ſeinen Erinnerungen und Hoffnungen, und bald darauf trat die Gräfin, die den Salon verlaſſen glaubte, wieder ein. Erſtaunt, Eduard zu treffen, wollte ſie ſich wieder zurückziehen; aber er bat ſie dringend, zu bleiben, indem er verſprach, nicht von einer Liebe zu reden, über die er bis zum Ende ihrer Trauerzeit ſchweigen müſſe. Sie willigte ein, und dem Fenſter ſich nähernd, welches auf das Meer hinaus ging, machte ſie ihn auf das bewundernswürdige Schauſpiel des Sonnenuntergangs aufmerkſam, der einer der ſchönſten in den Wintern des Südens war.

„Welches herrliche Farbenſpiel, welche Pracht!“ rief ſie.

„Ja,“ ſagte Eduard, „und welche Freude für uns, in dem mächtigen Urheber ſo vieler Wunder zugleich den zärtlichſten Vater erkennen zu dürfen! wie ſehr erhöht die Bekanntſchaft mit Gott und der beſtändige Gedanke an ihn, der unſern Schmerzen drei Viertheile ihrer Bitterkeit benimmt, den Reiz aller unſerer Freuden! Wie viel ſüßer iſt für mich z. B. das Glück zu lieben, als für einen Ungläubigen! Wenn dieſer ein menſchliches Weſen liebt, muß er jeden Augenblick vor Furcht beben, den Gegenſtand ſeiner Liebe ſterben zu ſehen, und vor ſeinem eigenen Tode zittern. Aber bei mir iſt dieß durchaus der Fall nicht; indem ich eine Perſon liebe, weiß ich, daß meine unſterbliche Seele die ihrige liebt, und daß ſie jenſeits dieſer Welt fortfahren wird, dieſelbe in den himmliſchen Wohnungen zu lieben. Ach, warum kamen mir dieſe Gedanken, die mich unlängſt zum Aufgeben meiner eiteln Grundſätze beſtimmten, nicht früher!“

„Aber,“ erwiederte Tanalie, „Sie könnten ſich täuſchen; iſt es gewiß, daß wir in dieſer ſeligen Unſterblichkeit beiſammen ſeyn werden, kann ich nicht von derſelben weggewieſen werden? Sie beurtheilen mich zu günſtig, und die Wage der ewigen Gerechtigkeit wird vielleicht nicht die Ihrige ſeyn.“

„Sie würden Recht haben,“ entgegnete er, „wenn ich in Betreff Ihrer auf Ihre eigene Gerechtigkeit zählte; aber ich baue hinſichtlich meiner und Ihrer nur auf die unendliche Liebe des Gottes, deſſen bewundernswürdige Werke wir erblicken; auf die unermeßliche Liebe des Vaters, der ſeinen Sohn dahin gegeben hat, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, ſondern das ewige Leben haben. Glauben Sie von Herzen an dieſe Liebe Gottes? Ja, ich weiß, daß Sie daran glauben; Sie haben alſo einen ſichern Antheil an der durch ſeinen göttlichen Sohn, unſern vielgeliebten Heiland, uns gewordenen Rechtfertigung."

„Ja, Mylord," antwortete Tanalie mit freudiger Zuverſicht, „ich glaube an die Liebe Gottes gegen mich und an die von ihm geſtiftete Verſöhnung, und wenn wir hienieden verbunden werden ſollen, ſo hoffe ich, daß Ihre Ermahnungen und das Beiſpiel Ihrer Frömmigkeit meinen Glauben noch mehr ſtärken werden." Eduard hatte ihre Hand ergriffen; ſie zog dieſelbe mit den Worten zurück: „Aber thue ich jetzt nicht ſelber, was ich Ihnen verbot? Ja, ich ſpreche von einer Verbindung, ehe ich meine Trauer abgelegt habe; ahmen Sie meine Schwäche nicht nach, und laſſen Sie uns von etwas Anderem reden."

Man kann aufhören, von einem Gegenſtande zu ſprechen, der einen lebhaft intereſſirt; aber es iſt nicht immer leicht, an einen andern zu denken. Dieß erfuhren jetzt Beide. Auf das Fenſtergeſims gelehnt, den Kopf auf die Hand geſtützt und ſeine Blicke auf den Punkt geheftet, wo die Sonne ſo eben verſchwand, war Eduard in Träumereien verſunken, während ein Lüftchen liebkoſend und mit dem Dufte von tauſend aromatiſchen Pflanzen beladen in ſeinen Haaren ſpielte und ſanft den mouſſelinen Vorhang bewegte, der ihn zum Theil bedeckte. Vor ihrer Harfe ſitzend ſchwieg Tanalie ebenfalls, und eine gänzliche Stille herrſchte in dieſem Winkel der Erde, die nur durch das ſchwache Murmeln der Welle, die ſich an der Seeküſte brach, unterbrochen wurde.

So in der Nähe derjenigen ſich befindend, welche ſeine ganze Pein und Freude ausmachte, war Eduard von einem unausſprechlichen Entzücken erfüllt, und alle ſeine Gedanken verloren ſich in dieſem Gefühle. Nach und nach wurde der Abend dunkler und erhöhte das Geheimniß ſeiner Träumerei. Tanalie entlockte ihrem Inſtrumente, das ſie, ohne daran zu denken, an ſich gezogen hatte, leiſe Accorde, und ſpielte dann einige abgeriſſene Phantaſien. Als Eduard dieſe ſüßen, harmoniſchen Töne hörte, verſank er in jene viſionären Zuſtände, wo es einem iſt, als ob das Auge des Geiſtes das Gewölke, welches die Zukunft verhüllt, durchdringe und ein, wenn auch unbeſtimmtes, Abbild der Freuden des andern Lebens erblicke. Die Muſik übte immer einen großen Einfluß auf ſein Inneres, und wenn er poetiſche Verſuche machte, ſo waren es die Accorde eines Pianoforte's oder einer Harfe, die ihn dazu begeiſterten. Die Muſik ſchuf ihn zum Dichter. Jetzt wogten Gedanken in Fülle in ſeiner Seele auf und nieder. Anfangs verwirrt, gewannen ſie nach und nach eine Beſtimmtheit und Stetigkeit; wie aber in dem Sonnenmikroſkope die durch eine bewundernswürdige Wirkung des Lichtes darin erzeugten Bilder ſchwächer werden und endlich verſchwinden, ſo wurden die hellleuchtenden Bilder ſeiner Seele wieder undeutlich und verſchwanden, als die Muſik aufgehört hatte.

Ein Dienſtbote trat jetzt mit Wachslichtern in den Salon. Den Augen der Gräfin und Lord Claremonts that dieſe plötzliche Helle wehe, ſie zerſtreute die Träume, in denen ſich ihre Seelen wiegten, und Beide ſchienen betroffen, ſich wieder in einer Welt zu befinden, wo man einer ſolchen künſtlichen Erleuchtung bedarf.

Kaum war der Dienſtbote hinausgegangen, als man die Stimme der Marquiſin und Lady Almacks, und bald darauf diejenige Herrn de Merville's vernahm, der ſeinem Verſprechen gemäß gekommen war, um den Thee bei den Damen einzunehmen. Man unterhielt ſich angenehm, bis das Geklirr der Taſſen und des Silbergeſchirrs den Thee ankündigte. Nachdem man denſelben eingenommen hatte, theilte Herr de Merville auf die Bitte der Geſellſchaft ſeine verſprochene Erzählung mit. Sie war ſehr tragiſch, wie der Leſer ſchon aus den Hauptzügen derſelben, auf deren Erwähnung wir uns beſchränken wollen, erkennen wird. Während des Brandes von Moskau wurde Herr de Merville daſelbſt mit der Wittwe des emigrirten Grafen de Briance aus Burgund bekannt, welche ſich mit ihrer Tochter in einem ſehr hülfloſen Zuſtande befand. Er wußte ihr bei dem Kaiſer die Zurückgabe ihrer Güter in Burgund auszuwirken, und nahm bei dem Rückzuge der großen Armee die beiden Damen unter ſeinen beſondern Schutz. Aber nachdem dieſelben mit ihm alle Drangſale dieſes ſchrecklichen Rückzugs erduldet und beinahe ſchon die preußiſche Grenze erreicht hatten, ſtarb die Mutter an Erſchöpfung. Auf ihrem Sterbebette ſprach ſie noch den Segen über Herrn von Merville und ihre Tochter aus, welche einander zärtlich liebten; allein das zarte Gemüth der Letzteren erholte ſich von dem Schrecklichen, was ſie erfahren, nicht mehr, und ſie folgte, ihrem Gatten eine Tochter hinterlaſſend, nach weniger als einem Jahre ihrer Mutter ins Grab.

Herr de Merville, der ſeine Erzählung ohne zu große Aufregung bis zum Schluſſe geführt hatte, konnte hier ſeine Thränen nicht zurückhalten. Es wurde ihm die lebhafteſte Theilnahme bezeugt, und die Thränen, die auch andern Augen entfloßen, waren ein wohlthuender Balſam für ſein wundes Herz.

Lord Claremont war ſeit dem Schluſſe der Erzählung in eine tiefe Träumerei verſunken, und als er mit Herrn de Merville ins Schloß zurückkehrte, redete er ihn ſo an: „Lieber Herr de Merville, ich bin der Einzige, der Ihnen keine Theilnahme an Ihren Leiden bezeugt hat. Bedarf es der Bitte, mein Stillſchweigen nicht einem ....“

„Mein lieber Lord,“ unterbrach ihn ſein Begleiter, „dieſe Entſchuldigung iſt ganz unnöthig. Ich glaube zu errathen, wohin Ihre Gedanken ſo plötzlich ſich verloren, ich glaube auch, daß Niemand beſſer, als Sie, das Ungemach, das ich erduldete, zu würdigen im Stande iſt, und überdieß, daß Sie vor dem Gedanken zitterten, ähnliche Leiden möchten einſt auch Ihr Loos ſeyn; oder habe ich mich geirrt?“

„Nein,“ ſagte Eduard. „Ich will es nicht länger verhehlen, ich liebe die Gräfin von Gallitzin; ich hoffe, ihr Gatte zu werden, und zitterte bei dem

Gedanken, daß ein frühzeitiges Ende ſie mir bald rauben könnte.“

„Beruhigen Sie ſich, Mylord,“ entgegnete Herr de Merville, „Leiden, wie die meinigen, ſind ſelten, und deßhalb wenig zu befürchten. Beruhigen Sie ſich, ich wiederhole es, und ſchließen Sie eine Verbindung, welche Ihr Glück und, wie ich hoffe, auch das einer Dame ſichern wird, welche ich aufrichtig liebe.“

27.

Ein Brief und ſeine Folgen.

Unbeſtimmte Schreckbilder hatten Lord Claremont während der Nacht gequält, aber ſie zerſtreuten ſich mit der Dunkelheit, und als er ſich erhob, kehrte die Ruhe wieder in ſeine Seele zurück. Er ging dieſen Morgen früher als gewöhnlich aus, und ſein Kammerdiener mußte ihn ſuchen, um ihm einen Brief zu übergeben, den der Bote von Hières ſo eben gebracht hatte. Nachdem derſelbe vergebens nach verſchiedenen Seiten hingegangen war, traf er ſeinen Herrn an der Meeresküſte bei der Capelle des heiligen Vincenz.

Der Brief hatte das Poſtzeichen: Reading. Lord Claremont erbrach denſelben und las ihn mit zunehmender Aufregung. Er lautete folgendermaßen:

„Lieber Lord!

„Ich habe mit Vergnügen Ihre glückliche Ankunft in dem herrlichen Clima von Hières vernommen. Möchte Ihre Geſundheit, die für ſo viele Unglückliche von ſo hohem Werthe iſt, ſich dort gänzlich wieder herſtellen! Erlauben Sie mir einen andern Wunſch hinzuzufügen, nämlich den, daß Sie dort nicht die ganze Frucht meiner Rathſchläge und Ihrer eigenen Entſchlüſſe verlieren möchten. Sie haben, ſagen Sie, diejenige wieder gefunden, welche die Urſache Ihrer Leiden geweſen ſey, und die Ihr Glück hätte ausmachen können. Sie ſetzen hinzu, daß, wenn Gott Ihnen die Geſundheit wieder ſchenke, Alles noch gut gehen könne. Das iſt deutlich genug geſprochen. Dieß iſt alſo der Dienſt, welchen Ihnen die Erfahrung Ihres Vaters geleiſtet hat? Erwägen Sie Alles wohl, Mylord, ſo lange es noch Zeit iſt; Sie haben, wie der Urheber Ihres Lebens, ein ſchlimmes Geſchenk von der Natur erhalten, eine zu große Reizbarkeit. Ihr Herz iſt auf tauſenderlei Art verwundbar, und bei einem ſolchen Naturell iſt das gemeine Band, das Sie anknüpfen wollen, für Sie hundertmal mehr zu fürchten, als für jeden Andern. Für Viele verwelken die Blumen mit der Zeit, welche die Ketten bedecken, nach denen Sie die Hände ausſtrecken; aber für Sie werden ſie ſich in ſtechende Dornen verwandeln, welche Sie von Tag zu Tag unbarmherziger zerfleiſchen werden. Und wem verdanken Sie den Verluſt Ihrer Freiheit? Einem Engel, ſagen Sie. Ach, wenn es ſo iſt, ſo iſt es ein gefallener Engel; denn nur dieſe verſuchen das Herz des Menſchen. Wen bitten Sie um Ihre Feſſeln? Eine Fremde iſt es, die Sie erwählten; ſo iſt denn meine Prophezeihung eingetroffen; eine ſeit einigen Jahren an die glänzende und närriſche Geſellſchaft, die ſich während des Winters in Lauſanne und Genf vereinigt, gewöhnte Dame. Eine Frau, welche die Gewohnheiten des alten Englands verachtet oder unſere Nationaleitelkeit noch erhöht, indem ſie Sie zu Ausgaben für Putz, für prächtige Equipagen und für Bedienten veranlaßt — Alles ein Aufwand, den Sie bis jetzt den Armen von Claremont-Houſe und Livermere zufließen ließen. Aber ich ſehe, Mylord, Sie finden mich ungerecht gegen den Gegenſtand Ihrer Liebe; vielleicht bin ich es auch wirklich. Angenommen, daß Ihre künftige Gattin ein vom Himmel herabgeſtiegener Engel ſey, wie Sie ſagen; halten Sie dann die Gefahr für weniger groß? Laſſen Sie von Ihrem Irrthum ab; denn es wird eine blinde Liebe Sie bewegen, das Geſchöpf mehr zu lieben, als den Schöpfer, und indem Sie ſo verſäumen, was Sie Ihrem Gott ſchuldig ſind, werden Sie Ihr ewiges Seelenheil verſcherzen. Wenn Sie aber Kraft genug haben, um dieſer Gefahr zu entgehen, haben Sie dann auch die Macht, Ihre Gattin unſterblich zu machen? Und was würde aus Ihnen werden, die Sie für den Kummer ſo empfindlich ſind, wenn ſie Ihnen beim Beginn einer Verbindung entriſſen würde, an welche Sie die Hoffnung einer ſo großen Glückſeligkeit knüpfen? Ach, Ihr unglücklicher Vater hatte, als er mir anempfahl, daß ich Sie von einer ernſten Verbindung abzuhalten ſuchen ſollte, das traurige Vorgefühl, daß Sie auf ähnliche Art ſterben würden, wie er. Herr Jones hat Ihnen ohne Zweifel geſagt, daß er Sie, ehe er an dem Schmerze ſtarb, der ihm ſein Herz brach, an ſein Sterbebett kommen ließ, Sie lange mit ſeinen Thränen und Küſſen bedeckte, und indem er Sie ſegnete, den Himmel anflehte, Ihnen die grauſamen Leiden zu erſparen, die ihn ins Grab brachten, und die er billigerweiſe auch für Sie befürchtete. Ich ſchließe nun, Mylord; wenn ich weiter in Sie dränge, ſo würden Sie mich wohl für zudringlich halten, und Eure Lordſchaft würde vielleicht die aufrichtige Zuneigung mißkennen, mit der ich bin

Ihr ergebenſter

Thomas Warny."

Als Eduard dieſen Brief geleſen hatte, floßen Thränen aus ſeinen Augen bei dem Gedanken an das Unglück und die Zärtlichkeit ſeines Vaters. Aber plötzlich tönte eine bekannte Stimme in ſein Ohr, er zitterte, als er die Gräfin von Gallitzin ſah.

„Was fehlt Ihnen, Mylord?" fragte ſie ihn, „warum baden Sie Ihr Geſicht in Thränen? Iſt dieſer Brief die Urſache? ſprechen Sie, zeigen Sie ihn Ihrer Freundin."

„Ich kann nicht," ſagte Eduard.

„Wenn er das Geheimniß eines Dritten enthält, ſo geben Sie mir ihn nicht," fuhr Tanalie fort; „aber wenn er nur Ihre Perſon betrifft, ſo will ich ihn ſehen; denn ich habe ein Recht auf die Hälfte Ihrer Trübſale."

„Ich bitte, verlangen Sie ihn nicht von mir, ich kann Ihnen denſelben nicht zeigen. Der Eindruck, über den Sie betroffen ſind, hat nichts Beunruhigendes für Sie, er wird verſchwinden. Gehen wir ſpazieren."

„Sprechen wir nicht mehr davon, Mylord," erwiederte die Gräfin lebhaft, „halten Sie das Geheimniß feſt, mit dem Sie ſich umgeben; ich ziehe mich zurück, indem ich Sie um Verzeihung bitte, daß ich Sie unberufen in Ihrer Einſamkeit ſtörte.“ Mit dieſen Worten entfernte ſie ſich eilig; aber Lord Claremont eilte ihr in der größten Unruhe nach. „Hier,“ ſagte er zu ihr, „nehmen Sie ihn, man kann Ihnen nicht widerſtehen.“

Tanalie nahm den Brief und eröffnete ihn mit etwas zitternder Hand; während ſie ihn las, wurde ſie abwechſelnd roth und bleich, aber endlich, ihre Aufregung bemeiſternd, und eine Ruhe annehmend, die ihrer Seele fremd war, ſagte ſie: „Ich danke Ihnen, Mylord, für Ihre zögernde Willfährigkeit; nehmen Sie dieſes erhabene Schreiben wieder; willfahren Sie dem hochweiſen Doctor Warny, und wenn dieſe Aufgabe Ihnen Schwierigkeiten macht, ſo will ich dieſelben heben, indem ich meine Mutter und Schweſter bitte, dieſe Gegend zu verlaſſen, in die ich nie gekommen zu ſeyn wünſchte. Sie bleiben dann hier, Mylord, und ſtellen eine für ſo viele Unglückliche koſtbare Geſundheit wieder her; damit Ihnen dieſes beſſer gelinge, ſo vergeſſen Sie eine Frau, die glücklich wäre, wenn ſie Sie nie geſehen hätte, eine Frau, welche eine ſcheinbare Neigung täuſchte, aber die nicht länger der Spielball Ihrer Unſchlüſſigkeit ſeyn will. Leben Sie wohl, Mylord, wir haben uns zum letztenmal geſehen.“

Bei dieſen Worten entfernte ſie ſich abermals, und als Eduard außer ſich ihr folgte, um ſie zu überweiſen, daß ſie irre, wenn ſie meine, von einem falſchen Scheine getäuſcht worden zu ſeyn, ſo gebot ſie ihm, ſie allein zu laſſen. Wie feſtgewurzelt blieb er ſtehen, während ſein Herz bis zum Zerſpringen pochte.

„Nein,“ rief er, „ſo darf es nicht gehen! Ich will die Marquiſin und Julietten anflehen, Fürbitte für mich einzulegen, Tanalien zu ſagen, daß meine Thränen nicht von Unſchlüſſigkeit herrührten, daß nur das Andenken an meinen Vater ſie hervorrief, und meine immer ſo ſanfte und ſo gute Freundin wird ihr Unrecht einſehen.“ Er umfaßte begierig dieſe Hoffnung und rannte der Gräfin nach, bis er den Athem verlor. Aber plötzlich zwang ihn ein lebhafter Schmerz in der Bruſt, ſtille zu halten; das Blut ſtrömte aus ſeinem Munde, und bald ſank er bewußtlos zu Boden. Herr Despines, der in einiger Entfernung damit beſchäftigt war, beim Setzen von Pomeranzenbäumen die Aufſicht zu führen, bemerkte den raſchen Gang und plötzlichen Fall Lord Claremonts, eilte ihm mit ſeinen Arbeitern zu Hülfe und ließ ihn in ſein Zimmer tragen, wo ſogleich alle zu Gebot ſtehenden Mittel bei ihm angewandt wurden.

28.

Doctor Allègre.

Nach vielen nutzloſen Verſuchen ließ der Blutſturz endlich nach; aber Lord Claremont war in einem Zuſtande äußerſter Erſchöpfung. Herr de Merville begab ſich zu ihm an ſein Bett, ſobald er ſeinen Unfall erfahren hatte, und bat Herrn Despines, die Damen de Forges von dem Unfalle zu benachrichtigen.

Tanalie ließ, in ihr Zimmer zurückgekehrt, ihren Thränen freien Lauf. Als ſie an die Thüre pochen hörte, beeilte ſie ſich, ihre Thränen zu trocknen, die Schmerz und Aerger ihr ausgepreßt hatten, und öffnete ihrer Kammerfrau, die ſie bei der Abweſenheit ihrer Mutter und Schweſter von dem Unfall Lord Claremonts benachrichtigte. Sie zitterte bei dieſer unerwarteten Nachricht, ließ ſich dieſelbe wiederholen und eilte dann nach dem Schloſſe. Sie ließ ſich das

Zimmer Eduards bezeichnen und ſtieg ohne Aufenthalt die Treppe hinauf. Im Vorzimmer angekommen, traf ſie einen Bedienten, den ſie zitternd fragte, ob ſie bei ſeinem Herrn eintreten könne? Er antwortete ihr, Herr de Merville ſey bei ihm, und durch die Anweſenheit dieſes würdigen Freundes ermuthigt, ging ſie auf die Thüre zu; aber in dem Augenblicke, wo ſie dieſelbe öffnen wollte, zögerte ſie beim Gedanken an das Gerede, zu dem ſie der Geſellſchaft von Carqueranne Anlaß geben würde. Doch war ſie ja die Urſache des Zuſtandes, in dem ſich Lord Claremont befand, und alſo verpflichtet, Alles für ſeine Rettung zu thun. Dieſe Betrachtung war für ſie entſcheidend; ſie trat ſachte ein und ging in den Hintergrund des Zimmers, wo das Bett des Kranken ſich befand. Sie grüßte Herrn de Merville und fragte ihn zitternd, wie ihr Freund ſich befinde?

„Betrachten Sie ihn,“ antwortete er, indem er ihr einen Stuhl anbot.

Die Gräfin erhob ſchüchtern ihre Augen und konnte einen Schrei nicht zurückhalten, als ſie ihren Geliebten ohne Bewegung und mit ſo blaſſem Geſichte ſah, daß man daſſelbe kaum von dem Kiſſen unterſcheiden konnte, worauf er lag. Auf dieſen Schrei hin öffnete Eduard ſeine Augen, er ſah Tanalien, hielt ihr bebend die Hand hin und wollte ſprechen; aber der Blutſturz fing wieder an, ſo daß er bald bewußtlos zurückſank.

Die Gräfin ſtieß wiederholt einen Schrei der Verzweiflung aus, als Doctor Allègre, der wegen des jungen Irländers nach Carqueranne berufen worden war, von Herrn Despines begleitet eintrat. Er näherte ſich dem Bette und unterſuchte den Puls des Kranken. Nach einigen Augenblicken bangen Stillſchweigens erklärte er, daß am Fuße Ader gelaſſen werden müſſe. Man brachte alles zu dieſer Operation Erforderliche, und Tanalie zog ſich hinter die Fenſtervorhänge zurück. Mit welcher Angſt hörte ſie hinter denſelben all das kaum vernehmbare Geräuſch und alle die leiſen Worte. Eine ſtarke Aderläſſe an dem einen Fuße war nicht genügend; man mußte auch an dem andern die Ader ſchlagen, und der Blutſturz hörte endlich auf. Ehe Herr Allègre ſich entfernte, verordnete er noch eine in gleichen Zwiſchenzeiten zu reichende Medicin. Er beſtand auf der Nothwendigkeit der genauen Beobachtung dieſer Verordnung und erklärte, er werde dieſen Abend wieder kommen.

Tanalie folgte ihm zum Zimmer hinaus und fragte ihn zitternd wie Eſpenlaub nach Eduards Zuſtand.

„Mylord kann ſich wieder erholen," antwortete er; „aber ich verhehle Ihnen nicht, daß er in Gefahr iſt. Es iſt ſonderbar, daß man nicht weiß, was dieſen Unfall hervorgerufen hat. Mylord hat ſchon einige Blutauswürfe gehabt; aber nie einen Blutſturz wie heute, der nur die Folge einer großen Ermüdung oder einer allzugroßen Erhitzung oder endlich einer gewaltigen Aufregung ſeyn kann." Dieſe letzteren Worte brachen der Gräfin das Herz.

Der Arzt begegnete der Frau de Forges unten an der Treppe, ſie forſchte ihn ebenfalls aus, und um die Gegenwart ihrer Tochter bei Lord Claremont zu entſchuldigen, ſagte ſie zu ihm, er ſey ſeit mehreren Jahren ihr Freund, und ſie habe, da ſie ſich einige Augenblicke zu Hauſe habe aufhalten müſſen, die Gräfin von Gallitzin geſchickt, um ihm von Seiten ihrer Familie den ſchuldigen Beiſtand zu leiſten. Sie ging hierauf von Herrn Allègre weg in das Krankenzimmer hinauf, betrat daſſelbe leiſe und ſetzte ſich neben Herrn de Merville, gegen den ſie ihre Beſorgniß wegen des Rufes ihrer Tochter das wiederholen ließ, was ſie gegen den Arzt ausgeſprochen hatte. Sie näherte ſich hierauf der Gräfin, die ſtillſchweigend am Bette Eduards ſich befand; ſie ſprach leiſe mit ihr, machte ihr Vorſtellungen und bat ſie, nach

Hauſe zurückzukehren, worauf Tanalie ſanft, aber in beſtimmtem Tone erwiederte: „Ich bin die Urſache dieſes Unfalls, ich habe für die Folgen deſſelben zu büßen. Ich muß über ihm wachen,“ ſetzte ſie hinzu, indem ſie Eduard mit dem bitterſten Schmerz betrachtete, „und mich verſichern, daß die Verordnungen des Arztes pünktlich erfüllt werden. Wenn er ſich erholt, wenn ich ihn die Augen aufſchlagen ſehe, die mich nie ohne Liebe anblickten; wenn ich wieder dieſe für mein Ohr ſo liebliche Stimme höre, ſo wird die Gewißheit, zu ſeiner Geneſung beigetragen zu haben, mein Glück verdoppeln. Und wenn er, ach, großer Gott! hinſcheiden muß, ſo wird er ein Leben an meiner Bruſt aushauchen, das lang und glücklich hätte ſeyn können, und das durch meine Schuld kurz und voll Bitterkeit war. Ich werde ſeinen letzten Hauch aufnehmen, und wenn er, ehe er zu den himmliſchen Regionen ſich erhebt, noch Kraft zum Sprechen bekommt, ſo werde ich ihn bitten, mir zu verzeihen und mich zu ſegnen.“ Da Frau de Forges nichts über ſie vermochte, ſo verſuchte ſie, ſie mit dem Gerede zu beängſtigen, zu dem ſie Veranlaſſung geben würde; aber Tanalie entgegnete lebhaft: „Was brauche ich mich doch um die Reden der Gäſte von Herrn Despines zu kümmern! haben ſie mich vor dieſem Unglücksfall verſchont? Mein Benehmen kann die Regeln des Anſtands verletzen, das weiß ich; aber wehe denen, die mir ſchnöde Abſichten unterlegen!"

Frau de Forges ſagte, überzeugt von der Fruchtloſigkeit fernerer Vorſtellungen, nichts mehr.

29.

Die Krankenwärterin.

Indeß verſtrich die Zeit ohne eine merkliche Veränderung in dem Zuſtande Lord Claremonts. Um drei Uhr ertönte die Glocke zum Diner, und als Herr de Merville ſich erhob, um in den Speiſeſaal zu gehen, näherte ſich ihm Tanalie ſchüchtern und ſagte zu ihm: „Die Welt ertheilt und entzieht ihre Achtung ohne nähere Unterſuchung; Sie machen hierin eine Ausnahme von ihr, und ich weiß gewiß, daß Sie mit Ihrem Urtheil an ſich halten werden, bis ich Ihnen mein Benehmen erklärt habe." Sie bot ihm bei dieſen Worten die Hand, die er zärtlich drückte.

Als Frau de Forges ſich mit ihrer Tochter allein ſah, fragte ſie dieſelbe nach dem Vorgefallenen, und nachdem ſie Alles vernommen hatte, vermochte ſie nicht weiter in ſie zu dringen, daß ſie ſich entfernen ſollte; ſie beklagte ſie, wünſchte ihr allen Muth, deſſen ſie in einer ſo traurigen Lage bedürfe, und verließ ſie dann, um nach Hauſe zurückzukehren.

Während der Mahlzeit im Schloſſe gab der Unfall Eduards und die Erſcheinung Tanaliens in ſeinem Zimmer zu vielen Anmerkungen Veranlaſſung. Die Gegenwart des Herrn de Merville benahm dieſen Gloſſen drei Viertheile ihrer Bösartigkeit; aber ſobald er ſich entfernt hatte, entſchädigten ſich die einige Zeit im Bann gehaltenen Zungen reichlich, und Einer ging ſogar ſo weit, daß er zu verſtehen gab, das Erbe des jungen Pairs reize die Empfindſamkeit der Gräfin.

Doctor Allègre hatte bemerkt, daß er Lord Claremont von Hières aus eine Krankenwärterin ſchicken werde. Dieſe kam wirklich mit einbrechender Nacht, und ſobald ſie eingetreten war, riß ſie gebieteriſch alle Funktionen an ſich, wobei ſie zu verſtehen gab, daß ſie ihre Rechte Niemand abzutreten geſonnen ſey. Die Gräfin war durch die Ankunft dieſer Frau ſehr gehindert; aber da ſie fühlte, daß dem Anſtand mehr ein Genüge geſchehe, wenn ſie bei ihr in Eduards Zimmer bliebe, ſo ſuchte ſie dieſelbe für ſich günſtig zu ſtimmen. Zu dieſem Zwecke näherte ſie ſich ihr und ſagte, indem ſie ihr zwei Goldſtücke in die Hand drückte, ſie ſey eine langjährige Freundin des Kranken und wünſche deßhalb, ſich in die Pflege deſſelben mit ihr zu theilen. Sie ſetzte hinzu, daß ſich ihre Erkenntlichkeit nicht auf dieſes Geſchenk beſchränken werde, wenn ſie ihr die Gefälligkeit erweiſe, die ſie von ihr erwarte. Die Freigebigkeit der Gräfin hatte die gewünſchte Wirkung; die Wärterin wurde ganz geſchmeidig und zeigte eine Unterwerfung, die man bei ihrem Eintritte ins Zimmer nicht erwartet hätte. Kaum war dieſer kleine Contract abgeſchloſſen, als Eduard, der ſeit der Entfernung des Arztes kein Lebenszeichen von ſich gegeben hatte, eine Bewegung machte. Tanalie war erfreut darüber; aber aus Furcht, wenn er die Augen aufſchlage, möchte ihr Anblick einen nachtheiligen Eindruck auf ihn machen, verließ ſie ſachte den Platz, den ſie einnahm, und ſetzte ſich in einem Theile des Zimmers nieder, wo er ſie nicht ſehen konnte. Lord Claremont hatte die Augenlieder halb aufgeſchlagen; aber ſie ſenkten ſich ſogleich wieder. Die Wärterin, die ſich ihm genähert hatte, hob ſanft ſeinen Kopf in die Höhe und bat ihn, von der verordneten Arznei zu nehmen, die ſie ihm darbot. Bei dem Tone dieſer Stimme ſchlug er zum zweitenmal die Augen auf und fragte, wo er ſich befinde?

„Auf Ihrem Zimmer, Herr,“ antwortete die Wärterin, „und in Ihrem Bette.“

„Was macht Ihr bei mir,“ fragte er weiter, „und warum bin ich ſo ſchwach? Ich erinnere mich nicht, zu Bette gegangen zu ſeyn ... Was iſt mir denn begegnet?“

„Sie werden dieß ſpäter erfahren; in dieſem Augenblicke bedürfen Sie der Ruhe; ſchweigen Sie gefälligſt ſtill; der Arzt hat es befohlen ...“ Die wenigen Worte, die Eduard geſprochen, hatten ſeine Kräfte erſchöpft und machten die Ermahnungen der Wärterin überflüſſig.

Tanalie hatte dieſe wenige Worte, die ſo lieblich in ihren Ohren klangen, mit unausſprechlichem Entzücken gehört; denn ſie brachten ihr wieder die Hoffnung ins Herz. Sie verdoppelte die eifrige Sorge, die ſie auf ſich genommen, und da der Arzt die größte Pünktlichkeit empfohlen hatte, ſo ließ ſie, die Uhr in der Hand, dem Kranken die Arznei in vollkommen gleichen Zwiſchenzeiten reichen.

Doctor Allègre kam Abends wieder. Sobald er eingetreten war, fühlte er von Neuem den Puls des Kranken, und nach einigen Augenblicken, die Tanalien ſehr lang erſchienen, näherte er ſich ihr und ſagte: „Wenn kein neuer Unfall ſtattfindet, ſo glaube ich, daß Lord Claremont ſich erholen wird. Man bewahre ihn vor jedem lebhaften und beſonders vor einem ſchmerzlichen Eindruck und fahre aufs Pünktlichſte während der Nacht mit dem Trank fort, den ich ihm verſchrieben habe.“

Der Arzt war wieder weggegangen, als die Marquiſin und Herr de Merville leiſe eintraten, gefolgt von einem Dienſtboten, der für die Gräfin Thee brachte, die das Diner, welches ihre Mutter ihr ſchicken wollte, verſchmäht und ſeit dem Morgen nichts genoſſen hatte. Erfreut über die Hoffnung, die der Arzt ihr eröffnet hatte, nahm ſie von der Hand des Herrn de Merville den Thee an, den er ihr reichte, und bald darauf vertraute ſie ihm leiſe ihre erſte Bekanntſchaft mit Herrn Acton und ihr Zuſammentreffen in Carqueranne mit ihm unter dem Titel eines Lord Claremont an. Sie erzählte ihm die Vorfälle in Andermatt, ihre Lebensrettung bei dem Handeckfalle, die langen inneren Kämpfe ihres Geliebten und ſeinen Lebensplan, die Schwächung ſeiner Geſundheit, ihren Plan zu ihrer beiderſeitigen Verbindung, und endlich, was dieſen Morgen bei Gelegenheit der Ankunft des Briefs von Doctor Warny vorgefallen war. Herr de Merville hörte ihr theilnehmend zu, und als ſie ausgeſprochen hatte, ſagte er zu ihr: „Lord Claremont iſt zu glücklich: möge er ſchnell ſich wieder erholen, Ihre Nachſicht wird mit ſeiner Geſundheit zurückkehren, und Sie werden zuſammen eines Glückes genießen, das Ihnen ein aufrichtiger Freund wünſcht."

Tanalie ſchickte ſich eben zu einer Erwiederung an, als Eduard wieder die Augen öffnete und die Wärterin fragte, wer ſpreche. Herr de Merville näherte ſich dem Bette und ſagte zu ihm: „De Merville, der gekommen iſt, um nach Ihrem Befinden zu ſehen; der Arzt hat uns ſehr beruhigt."

„Von wem ſprechen Sie," erwiederte Eduard, „wenn Sie ſagen: wir?" Ich bin von Ihrer Theilnahme überzeugt; aber von wem könnte ich hier noch eine ſolche erwarten? . . . Vor einigen Tagen glaubte ich noch, eine andere Perſon nehme an meinem Schickſale Theil; aber jetzt iſt das vorbei; ſie hat mich zurückgewieſen und mir verboten, ihr zu folgen."

Jedes Wort Lord Claremonts bewies eine Aufregung, die nach der Erklärung des Arztes für ihn gefährlich werden konnte. Herr de Merville ſagte daher zu ihm: „Seyen Sie ruhig, Mylord, oft iſt das Glück näher, als man denkt, und oft iſt es am gegründetſten, wenn man es auf immer vernichtet glaubt. Seyen Sie ruhig, ſage ich, und Alles kann wieder gut gehen."

„Woher ſchöpfen Sie," ſagte Eduard, „die Hoffnung, die Sie mir geben? Ach, Sie haben dieſe furchtbare Erbitterung nicht geſehen, Sie haben dieſe Stimme nicht gebieteriſch zu mir ſagen hören: „Bleiben Sie, Mylord, folgen Sie mir nicht!""

„Ich verſichere Ihnen, Mylord," erwiederte Herr de Merville, daß eben dieſe Stimme bereit iſt, das Gegentheil zu ſagen, wenn Sie wieder hergeſtellt ſind."

„Ach, mein Freund," rief Lord Claremont, „täuſchen Sie mich nicht? Das würde mir den Tod bringen! ... Wann werde ich ſie ſehen?"

„Wenn Sie wieder zu Kräften gekommen ſind, und eine heftige Aufregung Ihr Leben nicht mehr in Gefahr bringt. Sie befanden ſich ſehr ſchlimm; jetzt befinden Sie ſich beſſer; aber ſeyen Sie klug, damit Sie nicht unſere Sorgfalt nutzlos machen."

„Ja, ich fühle," erwiederte Eduard, „daß ich einen heftigen Krankheitsanfall gehabt habe. Mein Kopf iſt außerordentlich geſchwächt; eben erſt hat mich, als ich die Augen öffnete, eine Viſion zittern gemacht. Ich glaubte, die Gräfin durch mein Zimmer gehen zu ſehen; aber ihre leichte Geſtalt verſchwand bald wieder."

„Sie haben genug und vielleicht ſchon zu viel geſprochen; Sie müſſen jetzt durchaus ſtillſchweigen.

Vielleicht können Sie ein wenig ſchlafen; ich verlaſſe Sie; aber morgen werde ich Sie frühe beſuchen. Ruhe und Hoffnung iſt es, was ich der Verordnung des Arztes beifüge.“ Nach dieſen Worten entfernte ſich Herr de Merville, nachdem er Tanalien einen Abſchiedsblick zugeworfen, und gefolgt von der Marquiſin, die ſich nicht zu zeigen gewagt hatte.

Pantheon

auserleſener Erzählungen
des
Auslandes.

Mit einem Vorworte
von
Albert Knapp.

Zehnter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag der Chr. Helfer'ſchen Buchhandlung.
1844.

Das

Schloſs von Carqueranne.

Aus dem Franzöſiſchen

des

Paul Merlin.

Zweiter Theil.

30.

Die Wiedergeneſung.

Stille herrſchte jetzt wieder im Zimmer des Kranken. Nur dieſer ſelbſt unterbrach ſie manchmal durch Seufzer, die in Tanaliens Herzen wiedertönten. Sie ſagte ſich, daß einige Worte des Troſtes aus ihrem Munde ihm gewiß ſeine Traurigkeit benehmen würden; aber ſie fürchtete, wenn ſie ihm ihre Gegenwart offenbare, möchte ſie ihn in eine gefährliche Aufregung verſetzen. Mußte ſie ſich nicht überdieß, wenn ſie mit ihm ſprach, wieder tiefer mit ihm verwickeln, und konnte ſie das? Sie vermochte dieſe Frage nicht zu löſen und war noch in tiefes Nachdenken darüber verſunken, als die Wanduhr langſam zwölf Uhr ſchlug. Sie hörte ſchaudernd dieſe düſteren Klänge verhallen. Nur eine Nachtlampe erleuchtete das Zimmer, deſſen Halbdunkel ihr noch unheimlicher vorkam, als gänzliche Finſterniß. Nach und nach bemeiſterte ſie indeß dieſen Eindruck, und die eigenthümliche Lage, in der ſie ſich befand, beſchäftigte von Neuem ihre Gedanken. „Wie!“ ſagte ſie bei ſich, „ich bin in dem Zimmer desjenigen, den ich liebe, und der mich liebt, welches ſeltſame Unterfangen! Was wird die Welt dazu ſagen, und wie kann ich mein Benehmen anders rechtfertigen, als indem ich ihn heirathe? Aber kann eine Verbindung mit Lord Claremont Glück bringen? Und wird er ſelbſt, wenn er ſich von dieſem heftigen Anfall erholt hat, ſie noch wünſchen? Wird nicht meine Anhänglichkeit in ſeinen Augen ein Hinderniß ſeyn? Ja, vielleicht wird die Meinung der Welt, deren Tadel ich mir bereits zugezogen habe, ſtärker ſeyn, als ſeine Liebe. Was ſoll ich thun? Es iſt noch Zeit, ich will mich entfernen; dann wird meine Anweſenheit in ſeinem Zimmer, wie die meiner Mutter, nur für den Beſuch einer Freundin gelten.“

Bei dieſen Worten hatte ſie ſchon die Hand nach ihrem Shawl ausgeſtreckt; allein ſie ließ ſie wieder zurückſinken. „Nein,“ ſagte ſie, „ich werde dieſes Zimmer nicht verlaſſen. Ich habe Acton an den Rand des Grabes gebracht; ich muß Alles thun, um ihn zu retten. Kein Auge wird ſo ſorgſam über ihm wachen, als das meinige — darum will ich bleiben, was auch die Folgen ſeyn mögen.“ Dann ſich abermal den Pflichten widmend, die ſie ſich zum zweitenmal auferlegt hatte, ſetzte ſie ſich wieder an Eduards Bett nieder. Während der Nacht weckte ſie die Wärterin jedesmal, ſo oft ſie dem Kranken den vorgeſchriebenen Trank zu geben hatte; aufmerkſam auf die kleinſten Bewegungen des Kranken, befolgte ſie die Verordnungen des Arztes aufs Pünktlichſte, und ſo, aufs Emſigſte für ihn beſorgt, brachte ſie die Nacht hin.

Beim Anbruch des Morgens ſchlief Lord Claremont ein; aber ſein Schlaf war unruhig und in ſeinen Träumen ſprach er mehreremal Tanaliens Namen aus. Gegen neun Uhr erwachte er, und einen Augenblick nachher trat Doctor Allègre ins Zimmer. Er fand den Kranken in einem ziemlich beruhigenden Zuſtande, gab einige neue Verordnungen und verſprach, auf den Abend wieder zu kommen.

Den Tag über kam Herr de Merville und ſetzte ſich an Eduards Bett; gegen zehn Uhr erſchienen auch Frau de Forges und Lady Almack. Ihr Eintritt zog die Aufmerſamkeit des Kranken auf ſich; ihr Anblick ſchien ihm ein lebhaftes Vergnügen zu gewähren; aber Beide waren ſchon niedergeſeſſen, als ſein Blick noch mit einem Ausdrucke unruhiger Erwartung auf die Thüre geheftet war. Als er ſah, daß ſie ſich nicht wieder öffnete, rief er der Marquiſin; aber die Wärterin näherte ſich ihm ſogleich und wiederholte ihm den ausdrücklichen Befehl des Arztes, ein vollkommenes Stillſchweigen zu beobachten.

Auf dieſen Tag folgte für Tanalie eine minder peinliche Nacht, als die vorhergehende geweſen war. Gegen zwei Uhr verſank Eduard in einen ruhigen Schlaf, der bis zum Tagesanbruch dauerte. Die erſten Strahlen der Morgenſonne trafen die Gräfin in Gedanken verſunken, den Blick nach dem mittelländiſchen Meere gerichtet und den Anbruch und Fortſchritt des Tages beobachtend. Zuerſt umgab ein feuerfarbiger Streifen das Meer am Horizonte; dann nahm er, ſich allmählig in die Farbe des übrigen Himmels verlierend, eine orangegelbe Färbung an, ging dann in ein bläſſeres Gelb über, und ſobald die Sonne ſich über die friedlichen Wogen erhob, funkelten dieſe weithin.

Um acht Uhr kam Herr Allègre wieder. Lord Claremont nickte ihm einen Gruß zu und fragte ihn, ob er Hoffnung habe, zu ſterben?

„Auf dieſe Frage, die man noch ſelten an mich gerichtet hat,“ antwortete der Arzt, „kann ich nicht dem Wunſche gemäß, den Sie zu haben ſcheinen, antworten; denn, wofern nicht ein unerwarteter Unfall eintritt, Mylord, ſind Sie außer Gefahr.“

„So muß ich mich alſo unterwerfen,“ erwiederte Eduard, „und das Ziel meiner Tage, deſſen Nähe ich ſo ſehr gewünſcht habe, noch weiter hinausgeſchoben ſehen. Von heute an iſt mir das Leben eine größere Laſt als je.“

Der Arzt, welcher den Tag vorher aus den verwirrten Reden Tanaliens die Gefühle errathen hatte, die ſie an ſeinen Kranken knüpften, dachte, eine freudige Bewegung werde weniger ſchlimme Folgen für ihn haben, als die Fortſetzung dieſer Gedanken, und ſagte zu ihm: „Nun, Mylord, Sie wünſchten zu ſterben! Sie denken alſo nicht an den Kummer, den Ihr Verluſt Ihren Freunden, und beſonders derjenigen, welche Sie mit ſolchem Eifer und ſolcher Liebe gepflegt hat, verurſachen würde.“

„Was ſagen Sie da, Doctor? Ich kenne die Wärterin, die mich verpflegt hat, nicht; von wem ſprechen Sie?“

„Ich erlaube,“ erwiederte Herr Allègre, „derjenigen, von der ich rede, ſich zu zeigen.“

Die Gräfin zitterte bei dieſen Worten, und näherte ſich zögernd dem Bette.

Ich überlaſſe es dem Leſer, ſich das Entzücken

Lord Claremonts vorzuſtellen. Der Arzt jedoch, um daſſelbe zu mäßigen, bat ihn, ſtill zu ſchweigen; dann ſetzte er hinzu: „Der Pünktlichkeit, mit der die Frau Gräfin über die Befolgung meiner Verordnungen wachte, verdanken Sie die unerwartete Beſſerung Ihres Zuſtandes, über welche Sie jetzt nicht mehr klagen werden, wie ich hoffe. Einige Tage lang müſſen Sie noch ein Stillſchweigen beobachten; begnügen Sie ſich mit dem Glücke, die Frau Gräfin zu ſehen und zu hören, ſo werden Sie bald wieder geneſen.“

Tanalie glaubte auch einige tröſtliche Worte dem, was der Arzt ſagte, beifügen zu müſſen. „Ich wollte,“ ſagte ſie, „die Pflege, der ein ſo theurer Freund bedurfte, nicht Andern überlaſſen, Mylord, und ich danke dem Himmel, daß er meine ſchwachen Bemühungen mit Erfolg gekrönt hat. Wann der Arzt, in den ich alles Vertrauen ſetze — ſie legte einen Nachdruck auf das Wort alles — es erlaubt, ſo werden meine Mutter, meine Schweſter und ich kommen, und Ihnen die Stunden Ihrer Wiedergeneſung abzukürzen ſuchen. Bis dahin will ich mich entfernen. Da Ihr Leben außer Gefahr iſt, ſo verlangt es der Anſtand, dem ich getrotzt habe, während Sie in Gefahr waren, jetzt, daß ich Sie verlaſſe.“

„Dieſen Nachmittag,“ ſagte der Arzt, der Zeichen von Traurigkeit auf dem Geſichte des Kranken ſah, „können Sie, meine Damen, zwei Stunden bei Mylord zubringen. Dieſes Vergnügen wird für ihn nicht gefährlich ſeyn, wenn er Stillſchweigen beobachtet; aber dieſe Bedingung muß durchaus erfüllt werden.“

Als der Arzt ſich zum Gehen anſchickte, bat ihn die Gräfin, er möchte ſie bis an das Haus am Meere begleiten, um dort die freudige Nachricht von der baldigen Wiederherſtellung des Kranken zu überbringen; er willigte ein, und Beide verabſchiedeten ſich von Eduard, der nicht ohne Schmerz Tanalien ſich entfernen ſah.

Mit der Wärterin allein gelaſſen, die ſo eben wieder hereingetreten war, konnte Eduard nicht umhin, ſie über Tanaliens Aufenthalt in ſeinem Zimmer auszuforſchen, und da dieſe Frau das lebhafte Intereſſe bemerkte, das dieſer Gegenſtand bei ihm erregte, breitete ſie ſich mit vieler Gefälligkeit über Tanaliens Sorge für ihn und beſonders über die Verzweiflung aus, die ſich in ihren Zügen ausſprach, ſo lange der Arzt ihre Unruhe noch nicht beſeitigt hatte. Lord Claremont hörte dieſen Bericht mit hoher Freude, und wahrſcheinlich hätte er die Wärterin aufgemuntert, ihn fortzuſetzen, wenn er nicht plötzlich ihren Hang zum Schwatzen und ihre Geneigtheit bemerkt hätte, aus dem, was ſie ſah und hörte, Schlüſſe zu ziehen. Er hätte tauſend Fragen an ſie zu richten gehabt; allein die Furcht, ſeine Geliebte dem Geſchwätze dieſer Frau auszuſetzen, ließ ihn auf die ſehr ſo gewünſchten Antworten verzichten. Er erinnerte ſich, daß Herr Allègre ihm Stillſchweigen vorgeſchrieben hatte, und ſagte ihr deßhalb, daß er einige Augenblicke zu ſchlafen verſuchen wolle.

Ein glänzender Sonnenſchein fiel ins Zimmer und erheiterte den noch einen Tag zuvor ſo düſteren Ort. Eduard betrachtete mit Entzücken die freundlichen Lichtſtrahlen, die in ſeinen Vorhängen ſpielten und himmliſche Boten zu ſeyn ſchienen, welche die ihm gewordenen Verheißungen einer ſchönen Zukunft beſtätigen ſollten. Er bewunderte dieſes ſtrahlende Licht, das Sinnbild der Liebe des Allmächtigen, das, gleich ihm, Alles durchdringt, belebt, verſchönert und befruchtet. Und ſeine Seele ſchwang ſich, voll von Dankbarkeit und Liebe, zu jenen hohen Regionen auf, wo ſie ſich mit Gott unterhielt. Aber ſein noch geſchwächter Kopf verſagte ihm bald ein längeres Nachdenken; er verfiel in eine zunehmende Betäubung, die mit einem ruhigen Schlafe endigte, während deſſen manchmal angenehme Träume ein Lächeln auf ſeinen bleichen Lippen erſcheinen ließen. Dieſe erquickende Ruhe dauerte einige Stunden, und als er erwachte, fühlte er ſich beſſer, als ſeitdem er den Anfall bekommen hatte. Die Wärterin reichte ihm einige leichte Speiſen, die der Arzt verordnet hatte, und die er ohne Widerſtreben annahm. Aber jeden Augenblick richteten ſich ſeine Blicke auf die Wanduhr; er hätte den Gang des Zeigers beſchleunigen mögen.

Um zwei Uhr kam Herr de Merville. Er wünſchte Lord Claremont zu ſeiner nun ſo ziemlich gewiſſen Wiedergeneſung mit allen Zeichen aufrichtiger Freundſchaft Glück. Kaum hatte er in einem Lehnſtuhle Platz genommen, als die Damen de Forges anlangten. Lady Almack trat zuerſt ein und entfaltete ein weißes Sacktuch, auf welchem mit großen Buchſtaben das Wort Stillſchweigen gezeichnet war. Eduard lächelte bei dieſem Anblick und machte ein Zeichen mit dem Kopfe, das ſeine völlige Unterwerfung anzeigte. Um jede Aufregung des Kranken zu verhüten und nicht ſeinen Wunſch, ſich in die Unterhaltung zu miſchen, rege zu machen, ſprach man nur von gleichgültigen Dingen. Indeſſen verfloßen bei Lady Almacks Heiterkeit, dem Verſtande der Marquiſin und den vielfachen Erfahrungen des Herrn de Merville die zwei von dem Arzte verwilligten Stunden ſchnell. Tanalie ſchwieg ſtill, und nur ihr Blick verrieth von Zeit zu Zeit Eduard die Freude, die ihr ſeine Wiedergeneſung verurſachte. Herr Allègre trat in dem Augenblicke wieder ein, wo die Damen de Forges ſich entfernen wollten; er fragte, ob Mylord ſeinen Verordnungen pünktlich nachgekommen ſey, und als man ihn davon überzeugt hatte, verſprach er, auf den folgenden Tag einen längeren Beſuch zu geſtatten.

Am übernächſten Tage verließ Lord Claremont einige Augenblicke ſein Zimmer, und zwei Tage darauf war es ihm erlaubt, die Beſuche zu erwiedern, die man ihm abgeſtattet hatte.

31.

Selbſtmord.

Ehe Lord Claremont von der Erlaubniß, auszugehen, Gebrauch machte, ſtattete er bei allen denjenigen ſeiner Nachbarn, die ſich nach ihm hatten erkundigen laſſen, einen kurzen Beſuch ab. Er dankte Herrn Despines für ſeine eifrige Sorge um ihn, und vergaß auch Herrn de Merville nicht, der ihm Beweiſe aufrichtiger Zuneigung gegeben hatte. Als er an die Thüre des Letzteren pochte, benachrichtigte ihn Felix, der ihm dieſelbe öffnete, ſein Herr ſey durch ſehr heftige Schmerzen ans Bett gefeſſelt, aber er wolle ihn fragen, ob er Mylord empfangen wolle. Eduard wurde ſogleich eingelaſſen, und es entſpann ſich folgendes Geſpräch:

„Wie, Herr de Merville,“ redete Lord Claremont dieſen an, „nachdem Sie meiner gepflegt haben, ſind Sie nun ſelbſt krank! Ich hoffe, ich werde in keiner Beziehung die Urſache Ihres Uebelbefindens ſeyn.“

„Nein, Sie haben keine Schuld an dem ſchmerzhaften Zuſtande, in dem ich mich befinde. Ich bin heute von einer der periodiſchen Wiederholungen meiner Leiden heimgeſucht worden, deren Heftigkeit mit jedem neuen Anfalle zunimmt. Dieſe furchtbaren Schmerzen benehmen mir manchmal alle Kraft und allen Muth.... Ich geſtehe, meine Geduld iſt zu Ende, und ich kann eine ſolche Pein nicht länger ertragen.... Ja, bald werde ich dieſe Laſt von mir werfen, deren Gewicht meine Kräfte überſteigt. Ich weiß gewiß, daß Ihr Engländer, als ſolche tiefe Denker, Euch ſchon längſt eine Kugel vor den Kopf geſchoſſen hättet.“

„Großer Gott! Was ſagen Sie da, unglücklicher

Freund? Sie ſind nach meiner Meinung in einem ſchrecklichen Irrthume befangen; denn in meinen Augen iſt der Selbſtmord eines der größten Verbrechen, die man begehen kann.“

„Sie ſetzen mich in Erſtaunen, Mylord. Ich hätte gedacht, Sie würden mich in dem Entſchluſſe befeſtigen, mich eines Lebens zu entledigen, das mir eine grauſame Laſt und durchaus Niemanden von Nutzen iſt. Sagen Sie mir, welchen triftigen Grund können Sie dem Vorhaben entgegenhalten, von deſſen Ausführung ich nicht mehr ferne bin. Ich kann nicht glauben, daß, wenn ich einem unerträglichen Leben entſage, ich dadurch den Himmel mehr beleidige, als, wenn ich einen ſchmerzhaften Dorn aus meinem Fleiſche ziehe.... Nein, nein, das können die Götter mir nicht verargen!“

Hier wurde Herr de Merville von einem ſo brennenden Schmerze befallen, daß er einen langen Seufzer nicht zurückhalten konnte. Lord Claremont erwiederte: „Wie beklage ich Sie, mein Freund! Ja, ich begreife, daß ſolche Leiden die Unglücklichen, die ohne Gott in der Welt leben, völlig niederbeugen können. Ich geſtehe, daß ich an Ihrer Stelle, wenn ich nur Götter hätte, mich für unvernünftig halten würde, wenn ich nicht ſogleich meinen Qualen ein

Ziel ſetzte. Aber da ich ſtatt der todten Götter einen lebendigen Gott habe, ſo iſt meine Anſicht eine ganz andere. Ja, lieber Herr de Merville, mein Gott und Ihr Gott verbietet uns, an unſerem Leben uns zu vergreifen. Er will, daß wir die Prüfungen, die er in ſeiner Weisheit uns ſchickt, geduldig ertragen ſollen. Muth gefaßt, lieber Freund, Ihre Prüfung iſt vielleicht ihrem Ende nahe. Verſuchen Sie dieſelbe zu ertragen und vertrauen Sie auf die Güte Gottes, der uns nie über unſere Kräfte verſucht!"

„Trotz jener Redensart glaube auch ich, wie Sie, Mylord, an einen Gott und an eine unſterbliche Seele, die nach ihren Handlungen belohnt oder beſtraft wird; aber ich kann nicht glauben, daß das allmächtige und allgerechte Weſen mich je ſtrafen wird, weil ich mich eines Daſeyns entledigte, deſſen Laſt mich erdrückt."

„Ich kann mir keine Vorſtellung von den Geſetzen machen, die ein von der menſchlichen Vernunft geſchaffener Gott dem Geſchöpfe vorſchreibt; aber diejenigen des wahren, lebendigen Gottes ſind mir bekannt; denn ich weiß, daß er aus der Wolkennacht unter Blitz und Donner das Gebot verkündigt hat: „Du ſollſt nicht tödten!" — daß er bei dieſem Gebote keine Ausnahme geſtattet und daß man, wenn man ſich ſelbſt das Leben nimmt, eben ſo ſtrafbar iſt, als wenn man es einem Andern nähme.“

„Wo haben Sie denn das gefunden, Mylord?“

„In der Bibel.“

Hier lächelte Herr de Merville, und Eduard fuhr fort: „Hat Ihr Gott ſchon zu Ihnen geſprochen, mein lieber Freund, oder hat er ſeine Befehle irgend einem Andern vor Ihnen mitgetheilt? Woher kennen Sie ihn? Welch eine Undankbarkeit des Menſchen, daß er die ihm von ſeinem Schöpfer verliehenen Gaben dazu mißbraucht, ſich andere Götter zu ſchaffen! Aber prüfen Sie doch einmal mit mir die Weisheit der ſogenannten Philoſophen, die ſich allein durch ihre Vernunft zu der Erkenntniß der Gottheit erheben wollten oder es noch wollen. Was iſt denn die Vernunft, auf die wir unſer ganzes Vertrauen ſetzen? Sie iſt ja nur das Auge, womit wir das Licht ſehen können; dieſes ſelbſt aber muß von oben kommen, — oder mit andern Worten, zur Erkenntniß Gottes bedürfen wir einer Offenbarung ſeiner ſelbſt; dieſe Offenbarung aber iſt die Bibel.“

„Wie, Mylord, Sie glauben, daß die Bibel von Gott eingegeben ſey! Sie nehmen alle die Abgeſchmacktheiten und Albernheiten, die ſie enthält, im Ernſte! Haben Sie nicht geleſen, was die neueſten

Philoſophen darüber ſagen, ein Dupuis, ein Voltaire, ein...."

„Und haben Sie ſelbſt die Bibel geleſen?" unterbrach ihn Lord Claremont.

„Ich habe ſie nicht von Anfang bis zu Ende geleſen," ſagte Herr de Merville zögernd; „aber ich kenne ſie, wenigſtens zum Theile, beſonders aus Citaten von Schriftſtellern, die ſich mit der Kritik derſelben beſchäftigten."

„Sie erklären ſich alſo dahin, mein lieber Freund, daß die Bibel, welche für viele Völker das Wort des Ewigen iſt, Abgeſchmacktheiten enthalte, und zwar, ohne darüber nachgedacht, ja ſogar ohne ſie geleſen zu haben. Alſo ſprechen Sie, ohne die Protocolle geleſen zu haben, auf die bloße Ausſage des Anklägers hin das Verdammungsurtheil aus. Wenn Sie Geſchworner wären, würden Sie das je thun? Würden Sie ſo leicht einen Ihresgleichen verdammen? Nein, gewiß nicht; und doch ſind Sie ſo geneigt, über Gott abzuurtheilen, der einſt Sie ſelbſt richten wird.... Glauben Sie, daß das nicht unrecht gehandelt ſey, glauben Sie, daß es keine ſchlimme Folgen haben werde?"

„Aber kann ich mich nicht, ohne ſelbſt geprüft zu haben, auf eine große Anzahl von Richtern berufen, die erleuchteter, als ich, ſind?"

„Ich möchte Sie fragen, würden Sie ſich in einer Sache, bei der es ſich um Leben oder Tod handelt, auf Andere berufen? Hier aber handelt es ſich ſogar um ewiges Leben oder ewigen Tod.“

„Aber kann ich die Bibel nicht, wenn ich ſie auch nicht prüfte, nach den Wirkungen, die ſie hervorbringt, beurtheilen? Iſt ſie nicht, wie Sie ſagten, das heilige Buch vieler Völker, die aber nur Verbrechen und Aberglauben aufzuweiſen haben? Wer iſt andächtiger, als der Italiener und Spanier? Ich kenne ihre Religion aus Erfahrung und weiß, welchen Einfluß ſie hat.... Ich habe den eiferſüchtigen Spanier beim Austritte aus der Kirche ſeinen glücklichen Nebenbuhler erdolchen und den Banditen in den Abruzzen ein Kreuz machen ſehen, ehe er den Reiſenden, den er berauben wollte, niederſchoß. Und Sie wollen, daß ich an den Gott dieſer Völker glaube und ihren Anſichten huldige? Nein, erwarten Sie das nicht von mir!“

„Und wenn Alles das, was Ihnen Verachtung gegen den chriſtlichen Glauben einflößte, nicht allein ihm fremd wäre, ſondern ſogar ihm widerſpräche, ſind Sie dann nicht ungerecht, wenn Sie ihn deßhalb verdammen?.... Fragen Sie die frommen und unterrichteten Leute in allen chriſtlichen Gemeinden, ſie werden Ihnen ſagen, daß Alles das, was Sie für Religion hielten und was Ihnen zuwider war, nur beklagenswerthe Auswüchſe des heiligen Baumes des Chriſtenglaubens ſind. Wäre es anders, ſo wären ein Newton, Euler, Leibnitz, Pascal, Keppler und ſo viele Andere keine Chriſten geweſen.“

„Sind Sie überzeugt, Mylord, daß dieſe großen Männer wahrhafte Chriſten waren, daß ſie an die Bibel glaubten?“

„Dieß iſt allbekannt. Davon nur ein Beiſpiel. Halley ſprach einſt dem großen Newton gegenüber gegen die Bibel und ihre Lehren. „„Ich freue mich immer,““ ſagte dieſer, „„Sie über Gegenſtände, die Sie Ihrem Nachdenken unterwarfen, ſprechen zu hören, Doctor Halley; aber über das Chriſtenthum höre ich Sie nicht gerne reden, da Sie es nie ernſtlich ſtudirt haben; aber ich habe es gründlich ſtudirt und weiß, daß Sie nichts davon verſtehen.““

„Trotz Ihrer Beredtſamkeit wird es Ihnen nicht gelingen, mich zu überreden, daß ich das Chriſtenthum als etwas Anderes, denn als ein menſchliches Inſtitut anſehe, das ehedem nützlich ſeyn mochte, nun aber ſich überlebt hat. Indeß muß ich geſtehen, daß Sie die Sache recht angegriffen haben, indem Sie ſich auf mein Gewiſſen als Geſchwornen beriefen. Ich fühle es, daß ich Unrecht haben würde, wenn ich bloß auf fremde Ausſagen hin, ohne die Gründe für und wider unterſucht, und die Verhandlungen mit angehört zu haben, das Urtheil ausſpräche. Aber für jetzt geht die Aufgabe, über einen ſolchen Gegenſtand mir Aufklärung zu gewinnen, über meine Kräfte ....“

„Um ſie Ihnen zu erſparen, mein Freund, wünſchte ich Ihnen das übernatürliche Licht, von welchem in einer kleinen deutſchen Erzählung, die ich Ihnen mittheilen will, die Rede iſt.

„Auf einer Univerſität, ich weiß nicht, welcher, unterhielten ſich zwei Studirende oft über den Gegenſtand, der uns beſchäftigt. Da ſie hierüber zu keiner mathematiſchen Gewißheit gelangen konnten, ſo zweifelten ſie manchmal und verſprachen ſich eines Tages, daß der Erſte, der dieſe Welt verlaſſe, wiederkommen wolle, um dem Andern zu ſagen, was es mit der andern Welt für eine Bewandtniß habe? Sie trennten ſich, als ſie ihre Studien vollendet hatten, und der Eine ging nach Süden, der Andere nach Norden. Zehn Jahre waren verfloſſen, als der Eine der Beiden, welcher in einem kleinen deutſchen Fürſtenthume Staatsrath geworden war, ſich eines Abends auf dem Balkon eines Gaſthauſes am Eingange einer kleinen weſtphäliſchen Stadt befand. Während er auf ſein

Abendeſſen wartete, bemerkte er, wie die Einwohnerſchaft ſich mit untergehender Sonne nach dem Thore drängte, als plötzlich das Geräuſch eines angaloppirenden Pferdes ihn den Kopf umwenden ließ; er ſah, anfangs undeutlich, einen Reiter, der gegen das Hotel anſprengte. Unter dem Balkon angekommen, nahm derſelbe, ohne ſeine Eile zu mäßigen, den Hut ab; der Rath erkannte in ihm ſeinen Univerſitätsfreund, der jetzt, ſeinen Hut ſchwenkend, mit einer Grabesſtimme rief: „Alles iſt wahr!“ Einen Monat nachher erfuhr man, daß der junge Mann in einem fernen Lande an dem Tage, an welchem die erwähnte Erſcheinung ſtattfand, geſtorben ſey.“

„Wenn es nicht wahr iſt,“ verſetzte Herr de Merville, „ſo iſt es wenigſtens eine hübſche Dichtung.“

„Glücklicherweiſe gibt es noch andere Mittel, als die Erſcheinung der Todten, um uns zu Gott zu führen.... Gott ſelbſt, hoffe ich, wird dieſe Aufgabe an Ihnen verwirklichen. Wenn Sie es am wenigſten erwarten, wird ſein Licht Sie verblenden und Sie treffen, wie einſt den Apoſtel Paulus.... Ach, lieber, unglücklicher Freund! wie groß würde meine Freude hienieden und dort oben ſeyn, wenn ich Sie einſt als Anbeter des wahren Gottes zu den Füßen des Kreuzes, das Sie bis jetzt noch verachten, ſähe!“

„Ich bin gerührt von der Geſinnung, die Ihnen dieſe Wünſche eingibt, und ich höre Ihnen mit großem Intereſſe zu. Ein Mann der Wiſſenſchaft und des Glaubens, wie Sie, vermag mehr über meinen Geiſt, als alle Prieſter der Welt. Sie haben heute viel geſprochen, ich fürchte, es möchte Ihnen ſchaden, wenn Sie noch mehr ſprächen; aber wenn die Geſellſchaft eines leidenden und entmuthigten Freundes Sie nicht abſchreckt, ſo kommen Sie morgen wieder und ſetzen Sie das freilich ſchwierige Werk meiner Bekehrung fort.“

„Wenn mich die Geſellſchaft eines leidenden Freundes abſchreckte, ſo würde ich dadurch einen ſtärkeren Beweis gegen den chriſtlichen Glauben geben, als zehn Brüder der ſogenannten Philoſophie Voltaire's. Alſo auf Wiederſehen. Ich ermahne Sie nicht, Geduld zu haben, weil Sie noch nicht wiſſen, woraus man ſie ſchöpfen kann, ſondern ich will den Herrn bitten, daß er entweder Ihre Leiden lindere, oder Ihnen Kraft, ſie zu ertragen, gebe.“ Mit dieſen Worten drückte Eduard zärtlich die Hand, die ihm Herr de Merville entgegenhielt, und entfernte ſich.

Der ehmalige Beamte Napoleons ſchwieg einige Augenblicke, dann wiederholte er die Worte bei ſich: „Du ſollſt nicht tödten! Dieſer Ausſpruch iſt wegen ſeiner Kürze ſchön.... Warum hat man doch in dem Catechismus, der mir in meiner Jugend ſo viel Langeweile verurſacht hat, dieſe einfachen Worte durch eine platte, gereimte Proſa erſetzt! Wie können ſich doch diejenigen, welche das Wort Gottes wirklich im Beſitze zu haben meinen, erlauben, es ſo zu entſtellen?"

32.

Die gegenſeitige Verlegenheit.

Sehr lebhaft war Lord Claremonts Bewegung, als er ſich wieder in dem Salon der Damen de Forges ſah, den er nie mehr betreten zu können geglaubt hatte. Tanalie war nicht weniger bewegt, als ſie ihn wieder hergeſtellt ſah. Beide ſchlugen die Augen nieder, als ſie beiſammen waren, und Beide ſchracken vor dem Gedanken zurück, allein mit einander gelaſſen zu werden. Eduard hatte in Folge ſeiner Krankheit die feſte Hoffnung auf Heilung, die er bisher für ſo wohlgegründet hielt, ſchwinden laſſen, und die Zukunft machte ihm bange. Wie konnte er es, wenn er mit der Gräfin allein war, vermeiden, auf die Scene bei der Capelle zurückzukommen? Wie konnte er aber darauf zurückkommen, ohne ihr zu ſagen, daß ſie ungerecht gegen ihn geweſen ſey, — ohne ſie zu bitten, den Beſchluß, den ſie im Zorn gefaßt hatte, zu widerrufen, und ohne ſie endlich anzuflehen, in ihre beiderſeitige Verbindung zu willigen? und konnte er dieß bei der Furcht vor einem nahen Ende? In dem ſchnell geſenkten Blick Tanaliens, den der ſeinige noch erhaſchte, las er Zärtlichkeit, und der Liebe derjenigen, die ſein Herz erfüllte, verſichert, zitterte er, ohne Zeugen mit ihr zu ſprechen.... Er ſah ſich das Glück ſo nahe, und wagte es weder daſſelbe zu ergreifen, noch es ſchwinden zu laſſen. Dieſe Lage war zu peinlich, als daß ſie noch lange dauern konnte.... Die Gräſin fürchtete ſich ihrerſeits vor einer Erklärung, worin ſie ſich hätte ausſprechen müſſen. Sie fürchtete einerſeits, durch eine abermalige Abweiſung der Geſundheit Eduards zu ſchaden, und zitterte, in die Verbindung mit einem Manne zu willigen, den ſie noch als ſeiner Unſchlüſſigkeit preisgegeben betrachtete, und der morgen bereuen konnte, zu was er ſich heute entſchloſſen hatte. Die Marquiſin und Lady Almack, welche Lord Claremont mit ihrer gewöhnlichen Güte empfangen hatten, hielten allein die Unterhaltung, die dem Stocken nahe, aufrecht.... Er fühlte das

Lächerliche ſeines Stillſchweigens, obſchon die Damen daſſelbe der Verordnung des Arztes zuſchrieben; aber er beſtrebte ſich vergebens, ſeine Verlegenheit zu bemeiſtern. Plötzlich nahm ſeine Unruhe zu, als er die Marquiſin ſich erheben und den Salon verlaſſen ſah, und ſie erreichte ihren höchſten Grad, als Lady Almack ebenfalls ihren Platz verließ .... Glücklicherweiſe war Juliette nur aufgeſtanden, um ihm einige Hefte von Kupferſtichen, welche die ſchönſten Partieen von neapolitaniſchen und ſicilianiſchen Gegenden vorſtellten, zu zeigen. Froh, ſeiner Befangenheit ſo ſich entledigen zu können, betrachtete er lange Zeit jede Anſicht und beurtheilte ſie aufs genauſte, wodurch er die Zeit, welche er gewöhnlich in dem Hauſe an der Meeresküſte zubrachte, ausfüllte.

Als er wieder allein war, athmete er freier, aber im Gedanken daran, daß der morgige Tag ihn derſelben Verlegenheit ausſetzen werde, fühlte er, daß er einen Entſchluß faſſen müſſe. Plötzlich kam ihm eine ganz neue Idee, die er, entzückt, ſie gefunden zu haben, nach einiger Prüfung annahm. Dieſer Gedanke, der ſein Herz von einer ungeheuern Laſt befreite, war kein anderer, als Herrn de Merville ſeine peinliche Lage mitzutheilen, ihn zu bitten, er möchte mit der Gräfin ſprechen, ihr ſeine ſchwierige Stellung ſchildern und ſie erſuchen, die Zurückhaltung, die er noch einige Zeit beobachten zu müſſen glaube, nicht übel auszulegen. Er entſchloß ſich demgemäß, ſeinem Freunde, um deſſen Wiedergeneſung er inbrünſtig betete, bald möglichſt dieſe Mittheilung zu machen.

Am andern Morgen fühlte er ſich beſſer, als den Tag vorher, und eine ſchwache Hoffnung kam wieder in ſeine Seele. Nach einem kurzen Spaziergange, den er in einer Richtung gemacht hatte, wo er der Gräfin nicht begegnen konnte, beſuchte er Herrn de Merville. Er freute ſich, zu hören, daß er eine ruhige Nacht gehabt habe.

„Ich habe,“ ſagte der Kranke, „die unverhoffte Ruhe, die mir meine Schmerzen dieſe Nacht vergönnten, dazu angewandt, über unſer geſtriges Geſpräch nachzudenken; ich mußte mir geſtehen, daß ich bisher dem Chriſtenthum Unrecht gethan habe; ich bin Ihnen ſehr dankbar, mein lieber Lord, für die Mühe, die Sie ſich gaben, mir meinen Irrthum fühlbar zu machen, und ich wünſchte, Ihnen einen Beweis meines Dankes zu geben.“

Eduard, der den Zuſtand ſeines Freundes ziemlich befriedigend fand, glaubte die Bitte, die er an ihn richten wollte, auf keine andere Zeit verſchieben zu können, und ſagte daher zu ihm: „Da ich Ihre

Aufrichtigkeit kenne, würdiger Freund, ſo nehme ich Sie beim Worte; Sie können mir einen beſondern Dienſt leiſten. Sie wiſſen, welche Liebe mir Tanalie einflößt, und Sie werden mir gern glauben, daß die Hingebung, mit der ſie meiner pflegte, als der Tod mir ſo nahe war, wo möglich meine Liebe noch verdoppelt hat, und doch zittere ich nun vor dem Gedanken, mit ihr allein zu ſeyn."

„Wenn Sie ihr jetzt erſt Ihre Liebe geſtehen müßten," entgegnete der Kranke, „ſo würde ich Ihre Verlegenheit begreifen; denn ich habe in den Zeiten meines ſo ſchnell verſchwundenen Glücks ähnliche Gefühle gehabt; aber da die Gräfin von Ihrer Liebe weiß, wozu ſollten Sie ſich fürchten, mit ihr allein zu ſeyn?"

Eduard erzählte nun Herrn de Merville den bei der Capelle des heiligen Vincenz ſtattgehabten Auftritt, er ſchilderte ihm den Groll Tanaliens und ihren Irrthum hinſichtlich ſeiner Empfindungen, und ſetzte hinzu: „Lieber Freund, um was ich Sie nun bitten möchte — und zwar ſollte es bald möglichſt geſchehen — iſt, daß Sie der Gräfin aus einander ſetzen möchten, wie ſehr ſie ſich täuſchte, indem ſie als Unſchlüſſigkeit betrachtete, was nur eine Traurigkeit war, die meine Erinnerung an einen geliebten Vater veranlaßte; ſagen

Sie ihr gefälligſt, daß, während ihre harten Worte mich niederbeugten, ich keinen andern Vorſatz hatte, als bei dem Spaziergange, den wir den Tag vor jenem traurigen Vorfalle machten....; ſagen Sie ihr, daß ſie ungerecht und grauſam war.... aber was ſage ich? O betrüben Sie ſie nicht, ſprechen Sie ſchonend mit ihr, erwecken Sie in ihrem Herzen nicht eine zu bittere Reue über das Unrecht, das ſie mir angethan hat.... ſagen Sie ihr ferner, daß ich noch für meine Geſundheit fürchte, die ich vor jenem traurigen Unfall wieder hergeſtellt glaubte, und daß ich meine Geliebte nicht der Nothwendigkeit ausſetzen wolle, das ſchwarze Gewand wieder anzulegen, das ſie abzulegen im Begriffe iſt; ſagen Sie ihr endlich, daß ich mich in der Stille prüfen werde, und daß dieſe Stille, die ich mir auferlege, der größte Beweis von meiner Liebe iſt, den ich ihr geben kann. Ja, ich fühle, daß, wenn ich meine Zärtlichkeit ſprechen ließe, dieſe eine baldige Verbindung verlangte, welche die Betheiligte vielleicht unglücklich machte.“

„Ich begreife Ihre Scrupel vollkommen, Mylord,“ ſagte Herr de Merville, „und ſeyn Sie verſichert, daß dieſelben Sie dem Herzen, das Ihre Liebe beſitzt, noch theurer machen werden. Wenn ich mit der Gräfin von Gallitzin allein ſeyn werde — und Sie können vielleicht dieſen Augenblick beſchleunigen — verſpreche ich Ihnen, Ihrem Wunſche zu entſprechen und dabei mit der Vorſicht zu Werke zu gehen, die mich mein Herz lehrt, welches das Ihrige verſteht. Möge Ihr Gott, den Sie zu dem meinigen zu machen verſuchen, den beiden Liebenden, die mir ſo theuer ſind, günſtig ſeyn!"

„Mein Gott," erwiederte der Lord, „bedarf meiner Bemühungen nicht, um der Ihrige zu werden .... aber vielleicht hat er meine ſchwache Stimme dazu auserſehen, Ihr Herz zu rühren."

Die angefangene Unterhaltung ſchien Herrn de Merville mehr zu intereſſiren, als er geſtand, und er fuhr ſo fort: „Die Gewißheit, daß die größten Genie's der neueren Zeit ächte Chriſten waren, ſpräche, ich muß es geſtehen, ſehr zu Gunſten der Sache, die Sie vertheidigen, indeß kann ich aus Vernunftgründen nicht annehmen, daß ſie glaubig waren. Fahren Sie alſo fort, mein lieber Lord, mich im Chriſtenthume zu unterweiſen, und wir wollen ſehen, ob Sie ein vernünftiges Gebäude mit den Materialien aufzuführen vermögen, die ich an ſo vielen Stellen zerſtreut ſehe, und die, wie mir ſcheint, unter dem geringſten Druck des gemeinen Menſchenverſtandes in Staub zerfallen müſſen."

Lord Claremont: „Ihr langer Unglaube, mein Freund, ſcheint mir eher die Schuld Ihrer Zeit und Ihres Vaterlandes, als Ihre eigene zu ſeyn. Die mit dem Dunſte des Atheismus geſchwängerte Atmoſphäre, in der Sie ſo lange Zeit lebten, hat dem Lichte den Zugang zu Ihrem Auge nicht erlaubt, und vielleicht haben diejenigen, deren Geſchäft es geweſen wäre, Ihnen ſeine Strahlen zuzuwenden, dieſelben in ihrer Unwiſſenheit unterdrückt. Sagen Sie mir, welche Eindrücke der religiöſe Unterricht, den Sie, wie ich vorausſetze, in Ihrer Jugend empfingen, in Ihnen zurückgelaſſen hat?"

Herr de Merville: „Einen unauslöſchlichen Eindruck von Langweile."

Lord Claremont: „O der ungeſchickten oder ſtrafbaren Geiſtlichen, die nicht wiſſen, welche Verantwortung auf ihnen ruht, wenn ſie das, was das Süſſeſte und Tröſtlichſte für die menſchliche Seele iſt, zu einem Gegenſtande des Widerwillens machen! Sie wiſſen wohl ſo gut als ich, daß der Ausdruck Religion von Manchen von dem lateiniſchen Worte, das verbinden bedeutet, abgeleitet wird. Die Religion iſt auch wirklich das Band, das uns mit Gott vereint, das Band, welches ſtrafbare Kinder mit einem nachſichtigen Vater wieder verbindet. Sollte der

Unterricht in ihr Langeweile erregen? Die Religion, mein Freund, iſt ein unendlicher Act der göttlichen Liebe, beſtimmt, im Glauben und in der Liebe wieder zu vereinigen, was von Anfang an durch Hochmuth und Zweifel getrennt war, nämlich das Geſchöpf und den Schöpfer. Ich habe es geſagt, und kann es nicht genug wiederholen, daß die Vernunft durch ſich ſelbſt nicht zur Erkenntniß Gottes gelangen kann, und daß er ihr ſich ſelbſt offenbaren muß; geben Sie dieſes zu?"

Herr de Merville: „Ja, ich theile Ihre Anſicht; denn Ihr geſtriges Raiſonnement ſcheint mir überzeugend."

Lord Claremont: „Ihr Zugeſtändniß des Unvermögens der Vernunft in religiöſen Dingen gewährt mir viele Hoffnung, Sie einſt zur Wahrheit gelangen zu ſehen; und dieſer Ihr Sieg über den menſchlichen Hochmuth verſchafft dem göttlichen Geiſte einen leichteren Zugang, um Sie zu erleuchten. Sie ſehen alſo jetzt ein, daß es für die Vernunft als heilſam erſcheint, in Sachen der Religion ſich zu mißtrauen, daß ſie nur das Ungereimte — aber nicht das Unbegreifliche verwerfen darf; denn da ſie hienieden jeden Augenblick Erſcheinungen annehmen muß, die ſie nicht erklären kann, ſo wäre es lächerlich, wenn ſie ſich anmaßen würde, von Allem im Gebiete der Metaphyſik den Grund angeben zu wollen, den unendlichen Gott nach der Kleinheit des Geſchöpfs zu bemeſſen und ihm unſere Leidenſchaften, unſere beſchränkten Ideen und unſere Vorurtheile beizulegen, und endlich zu wollen, daß Gottes Wege immer unſere Wege ſeyn ſollen.“

Herr de Merville: „Ich gebe Ihnen dieß Alles zu und freue mich, Sie weiter über dieſen Gegenſtand ſprechen zu hören. Indeß muß ich mit Bedauern geſtehen, daß ich aus all der Mühe, die Sie ſich mit mir geben, keinen Nutzen zu ziehen fürchte; denn der Unglaube iſt mit mir groß geworden, und ich möchte ſagen, mit mir verwachſen.“

Lord Claremont: „Dieſe Worte würden mir vielleicht allen Muth benehmen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß Ihr Unglaube nichts Anderes iſt, als Unbekanntſchaft mit der Religion. Bei dem Blindgebornen macht die Finſterniß auch gewiſſermaßen einen Theil ſeiner ſelbſt aus; aber es behandle ihn nur ein geſchickter Operateur, der ihm die Augenhäute wegzunehmen im Stande iſt, ſo wird er das Licht ſehen, obgleich er nie an die Möglichkeit, es je zu erblicken, geglaubt hatte. Ich hoffe, daß Gott — und ich bitte ihn inſtändig darum — auch den Schleier, der das Auge Ihrer Seele bedeckt, heben und ſeine

Macht und ſeine Barmherzigkeit an Ihnen offenbaren möchte.“

Hier wurde Lord Claremont durch den Eintritt des Kammerdieners Herrn de Merville's unterbrochen, der ſeinem Herrn die Damen de Forges zum Beſuche anmeldete. Erfreut über dieſen Beweis von Zuneigung von Seiten derſelben, ließ der ehmalige Beamte Napoleons ſchnell Stühle zurechtſtellen und einiges in Unordnung Gekommene im Zimmer wieder in Ordnung bringen und befahl dann, ſie einzulaſſen. Lord Claremont, begierig, Tanalie über ſeine Geſinnungen aufgeklärt zu wiſſen, entfernte ſich, nachdem er die Marquiſin, begleitet von ihren Töchtern, zu dem Bette ihres gemeinſchaftlichen Freundes geführt hatte.

33.

Die Unterhandlung.

Lord Clarmont war Doctor Warny eine Antwort ſchuldig; über dieſe dachte er beim Weggehen von Herrn de Merville nach. Die religiöſe Unterhaltung, die er mit dieſem ſeinem Freunde gehabt, hatte ihm dieſe Pflicht ins Gedächtniß gerufen. Nachdem er ihn von ſeiner Krankheit und ſeiner durch Tanaliens Fürſorge erfolgten Wiedergeneſung in Kenntniß geſetzt hatte, ſchloß er ſo: „Ich mache Niemanden Vorwürfe, mein ſchätzbarer Freund, weder Ihnen wegen meiner Erziehung, noch meinem Vater wegen ſeiner Rathſchläge. Sie haben es gut mit mir gemeint, und ich habe ungezwungen Ihre Anſichten angenommen. Wir haben uns aber alle Drei getäuſcht ... Unſer Syſtem war gut, ſo lange es keinen ernſtlichen Angriff auszuhalten hatte; aber als eine mächtige Liebe gegen daſſelbe anſtieß, mußte es entweder zuſammenſtürzen oder mir das Herz brechen. Wir hatten beabſichtigt, mir die Seelenruhe zu ſichern, und wir haben nur das erreicht, daß meinem Leibe die Geſundheit und meiner Seele der Friede entriſſen wurde ... Das Uebel iſt einmal geſchehen. Es iſt entweder unheilbar oder man kann ihm noch abhelfen. Wenn ich meine Kräfte wieder gewinne, werde ich mich mit der Gräfin von Gallitzin verbinden, die Sie ſelbſt liebgewinnen werden, ſobald Sie ſie kennen; aber wenn Gott will, daß mein Leben hier ſein Ziel haben ſolle, werde ich ſuchen — und darum erſuche ich Sie zu beten — ich werde zu ſterben ſuchen, wie es dem Sohne eines ſolchen Vaters und einem durch Chriſtum Erlösten geziemt.

Ihr treuer Zögling

Eduard,

Graf von Claremont."

Eduard hatte Herrn de Merville ſeit zwei Stunden verlaſſen, als man ihm ein Billet überbrachte. Er erkannte das Siegel ſeines leidenden Freundes, beeilte ſich, es zu erbrechen, und las wie folgt: „Ich nahm zu einer unſchuldigen Liſt meine Zuflucht, um mit der Gräfin ohne Zeugen zu ſprechen. Ich bat ſie nämlich, meinen Secretär für einen ſehr dringenden Brief zu machen, den ich wegen meiner Schmerzen bis heute habe verſchieben müſſen. Sie zeigte eine Bereitwilligkeit hiezu, für die ich um Ihret- und meinetwillen dankbar war; ſie ſtellte das Schreibpult neben mein Bett, legte das Papier zurecht und ergriff die Feder, worauf ſie mich anblickte, als wollte ſie ſagen: „Ich bin fertig, diktiren Sie." Die Marquiſin und Lady Almack zogen ſich aus Discretion, auf die ich mir Rechnung machte, an das offene Fenſter zurück und ſchienen ſich mit außerhalb befindlichen Gegenſtänden zu beſchäftigen. Nun ſagte ich in einem Tone, als ob ich diktirte, Alles, was ich zum Gelingen meines Auftrags für nöthig erachtete. Aufangs ſchrieb die Gräfin, aber bald meine Liſt bemerkend, hielt ſie die Feder ruhig in der Hand, indem ſie mir aufmerkſam zuhörte. Als ich aufhörte zu ſprechen, fing ſie wieder an zu ſchreiben, und hier iſt, was ſie aufzeichnete."

Lord Claremont las dieſe von Tanaliens Hand verfaßten Zeilen mit Begierde. Sie lauteten: „Ich glaube Alles, was Sie mir ſagen; Lord Claremont kann die Wahrheit nicht entſtellen. Ich begreife ſeine Delicateſſe: ſagen Sie ihm, er ſolle fortfahren, uns zu beſuchen, wie vor dem Unfalle, den ich mir bis zu meinem letzten Augenblick vorwerfen werde, — aber daß zwiſchen uns die Worte Liebe und Ehe vor Verfluß eines Monats nicht wieder ausgeſprochen werden ſollen; denn dieß könnte manche ſchlimmen Folgen haben. Sagen Sie dem Lord, daß ich auf ſeine Einwilligung zähle. Nach Verfluß eines Monats, wenn die Auſpicien günſtig ſind, ſollen Sie Schiedsrichter zwiſchen mir und Eduard ſeyn. Unſer Loos kann von keinem achtungswertheren noch lieberen Freunde entſchieden werden."

„Geduld alſo!" lautete Herrn de Merville's Brief weiter. „Man verlangt dieſe vielleicht auf etwas längere Zeit von Ihnen, als Sie zu verwilligen geneigt ſind; aber Sie müſſen ſich den Beſchlüſſen

Ihrer Gebieterin fügen. Wenn der Termin vorüber iſt, ſo rechnen Sie auf meinen Beiſtand, wofern mir nämlich meine Schmerzen einen ſolchen geſtatten. Vergeſſen Sie nicht, daß ich die Fortſetzung Ihrer Unterweiſungen erwarte. Alſo auf Wiederſehen! Beten Sie für mich, Sie, der Sie zu beten verſtehen; denn meine Schmerzen fangen dieſen Abend wieder auf eine Art an, die mich eine ſchreckliche Nacht befürchten läßt. Ich bin

Ihr ergebenſter

E. de Merville."

Obſchon Eduard der Aufſchub von einem Monat etwas lang erſchien, ſo war er doch entzückt über das Reſultat der Unterhandlung. Die Erlaubniß, jeden Tag ſeine Geliebte zu ſehen, und die gewiſſe Hoffnung auf Erwiederung ſeiner Liebe machten ihm für den Augenblick wieder Alles leicht. Er ſäumte nicht, die erhaltene Bewilligung zu benützen, und begab ſich, ſobald das Diner im Schloſſe vorüber war, in das Haus am Meeresufer. Sobald er einen günſtigen Augenblick finden konnte, beeilte er ſich, die Gräfin ſeiner völligen Unterwerfung unter ihren Willen zu verſichern, und Beide fühlten ſich, von aller Furcht einer näheren Erklärung befreit, wieder ſo glücklich, als es ihnen gewiſſe Gedanken erlaubten, die zu weit in die Zukunft drangen.

Aber beim Genuſſe der Freude, die ihm im Salon der Damen de Forges zu Theil wurde, konnte Eduard nicht umhin, an ſeinen unglücklichen Freund zu denken, dem er jene zum Theil verdankte, und welcher, den heftigſten Schmerzen preisgegeben, der Seelenſtärke, die man nur im Glauben an Chriſtum findet, entbehrte. Er kehrte deßhalb dießmal bald ins Schloß zurück, um ihn noch vor Schlafengehen zu beſuchen. Als er in ſein Zimmer trat und hörte, daß er nicht ſchlafe, näherte er ſich ſeinem Bette. „Ich komme, um Ihnen für den Dienſt zu danken, den Sie mir durch eine ſo gute und ſchnelle Ausführung meines Auftrags erwieſen haben. Wenn ich nur Ihre Leiden erleichtern könnte, um Ihnen meinen Dank zu beweiſen!“

„Wenn Sie dieſe übermenſchliche Kraft nicht beſitzen,“ ſagte Herr de Merville, „ſo beſitzen Sie doch wenigſtens die, mich meine Leiden oft vergeſſen zu machen, und ich verdanke Ihrer Freundſchaft auch eine unbeſtimmte Hoffnung, die mir unmöglich ſchien. Sie haben mich halb einſehen laſſen, daß die Religion wohl etwas Anderes ſeyn dürfte, als die Erfindung von Schelmen und das Schreckbild der Thoren. Die

Worte Verzeihung und Liebe, welche Sie ausſprachen, haben mich wider meinen Willen bewegt.... Wir laufen in dieſem Augenblicke nicht Gefahr, unterbrochen zu werden; denn welcher Andere, als ein Freund wie Sie, würde mir den Reſt des Abends widmen....“

„Ich freue mich,“ unterbrach ihn Lord Claremont, „Ihren Eifer wahrzunehmen, lieber Freund; ich glaube, daß der göttliche Geiſt bei Ihnen eingekehrt iſt, und ich willige mit Freuden ein, unſere Unterhaltung da, wo wir ſie dieſen Morgen abbrachen, wieder aufzunehmen.“

Herr de Merville: „Erlauben Sie mir vorher noch eine Bemerkung. Ich geſtehe, daß, wenn es wirklich eine Religion gibt, ſie, um gekannt zu werden, geoffenbart werden muß, weil die menſchliche Vernunft ſie nicht dem Himmel entreißen kann. Aber behauptet nicht jedes Volk, eine Offenbarung bekommen zu haben? Nun können doch nicht alle dieſe Offenbarungen zugleich wahr ſeyn; wer beſitzt aber die wahre?“

Lord Claremont: „Das Chriſtenthum, mein Freund, hat die Urkunde zweier Bündniſſe, welche Gott mit den Menſchen machte: das alte und das neue Teſtament. Das erſtere dieſer heiligen Bücher iſt die majeſtätiſche Baſis, auf der das zweite glorreich thront ... Wenn Sie nun die Glaubensbekenntniſſe aller Nationen prüfen, werden Sie folgende Hauptpunkte der jüdiſchen Offenbarung mehr oder weniger verändert wieder finden, nämlich 1) die Vorſtellung von einem allmächtigen Gott, 2) von dem Sündenfalle des erſten Menſchen als der Urſache unſeres jetzigen unſeligen Zuſtandes, 3) die Nothwendigkeit einer Verſöhnung und als Folge davon der allgemeine Gebrauch der Opfer. Woher kommt dieſe Uebereinſtimmung? Konnten die Nationen an den entgegengeſetzten Enden der Welt ſich darüber verſtändigen? Nein. Dieſe Glaubensſätze, die aus einer und derſelben Quelle entſpringen, zeigen, daß alle Völker einen gemeinſchaftlichen Urſprung haben, was auch durch die ſich ebenfalls überall findenden Spuren einer gemeinſamen Sprache beſtätigt wird. Sollen wir annehmen, daß alle Völker denſelben Lügen Glauben ſchenkten? Sind alle Menſchen ein Haufen Schwachſinniger, und gibt es keine Weiſen, als die ſogenannten Philoſophen?"

Herr de Merville: „Ich habe dieſe merkwürdige Uebereinſtimmung nicht unterſucht, ich geſtehe es."

Lord Claremont: „Ich wiederhole: die Wiſſenſchaft ſelbſt thut dar, was das erſte Buch Moſis ausſpricht; nämlich daß alle Menſchen, was auch ihr Vaterland, ihre Farbe, ihre Regierungsform u. ſ. w. ſeyn mag, einen gemeinſchaftlichen Urſprung haben, und daß ihre Glaubensſätze, welche Veränderung ſie auch erfahren haben mögen, ebenfalls aus derſelben Quelle hervorgingen, nämlich aus dem Worte Gottes, das in den heiligen Büchern der Juden, dieſes von Gott zu deren Aufbewahrung beſtimmten Volkes, rein erhalten worden iſt. Ich werde nun, wenn Sie keine Einwendung weiter zu machen haben, Ihnen den Ueberblick über das Chriſtenthum geben, um den Sie mich baten, und ich hoffe, Sie werden finden, daß die chriſtliche Lehre nicht ohne Philoſophie iſt, daß ſie demjenigen, welcher ihr mit dem gezückten Schwert der Wiſſenſchaft entgegentritt, eben ſo gut genügen kann, als dem, welcher ſie mit der Einfalt eines kindlichen Gemüths aufnimmt.

„Nachdem die Erde und ihre Wunder durch das Wort Gottes geſchaffen waren, wie uns das erſte Buch Moſis erzählt, welches die neuere Wiſſenſchaft beſtätigt, erſchuf Gott den Menſchen ihm zum Bilde, und indem er ihn mit einem unvergänglichen göttlichen Hauche beſeelte, machte er ihn zum Herrn der Schöpfung. Dieſer neue Herrſcher eines neuen Univerſums, ſowie die Gefährtin, die er ihm gab, trugen zwei unterſchiedene Naturen in ſich: die materielle Subſtanz, aus der ſein Körper gebildet wurde, und die geiſtige ſeiner Seele, dieſes Hauches ſeines Schöpfers. Jede dieſer beiden Naturen war auf eine beſondere Nahrung angewieſen. Die Speiſen erhielten das leibliche Leben, und die Liebe Gottes war das Nahrungsmittel für den Geiſt. Wenn der materielle Theil des Menſchen die ihm angewieſene Nahrung zurückwies, mußte er zu Grunde gehen; der geiſtige Theil hingegen konnte zwar, wenn er ſeine Nahrung verſchmähte, nicht zu Grunde gehen, weil er aus einem unvergänglichen und göttlichen Hauche gebildet wurde; aber er mußte leiden. Gott, der Schöpfer und Wohlthäter unſerer erſten Eltern, verlangte von ihnen als Beweis ihrer Liebe Gehorſam — dieſer war aber leicht zu leiſten, weil nichts verlangt ward, als daß ſie ſich der Frucht eines einzigen Baumes enthalten ſollten — und kündigte ihnen an, daß ſie ſterben würden, wenn ſie ſein Gebot überträten. Der unſchuldige und glückliche Menſch hätte von ſelbſt nicht daran gedacht, ungehorſam zu ſeyn; aber ein Weſen höherer Art, als er ſelbſt, ein auf ſeine Macht und Schönheit ſtolzer Erzengel, der ſich gegen Gott empörte und verdammt wurde, war eiferſüchtig auf das Glück dieſes neuen Geſchöpfs, das Gott liebte und von ihm geliebt wurde. In der Abſicht, deſſen Glückſeligkeit dadurch zu vernichten, daß er es in ſeine Empörung gegen den Schöpfer verwickelte, machte er ſich an das Weib, verführte es, indem er es überredete, daß ſie und Adam Unrecht haben, den Tod zu fürchten, und daß Gott ihnen die Frucht von dem Baume in der Mitte des Gartens verboten habe, weil ſie, wenn ſie davon eſſen würden, allwiſſend und den Göttern gleich würden. Eva ließ ſich verführen und verführte den Adam, und der Dämon flog triumphirend und voll boshafter Freude zu den Genoſſen ſeiner Empörung zurück. Dieſe Erkenntniß, welche unſere erſten Eltern geſucht hatten, trug ihre Früchte; ſie hatten gelernt, was Sünde oder die Abweichung von Gottes Wegen ſey, und daß Gott ſeine Drohungen erfülle. Sie wurden von ihrem herrlichen Wohnſitze vertrieben, die Erde ward um ihrer Uebertretung willen verflucht; ſie mußten ſich hinfort im Schweiße ihres Angeſichts ihre Nahrung erwerben, Traurigkeit und Leiden bemächtigten ſich ihrer Seele, welche der Liebe des Schöpfers ermangelte, des einzigen Nahrungsmittels, welches das Leben, d. h. das Glück ihnen erhalten konnte, — und der Tod traf ſie nach einem langen und ſchmerzlichen Daſeyn auf Erden. Die Kinder der erſten Menſchen vervielfältigten ſich in großer Zahl; ſie waren gleich dem erſten Elternpaar ungehorſam gegen Gott und Sclaven der Sünde. Tod und Unglück wurden durch die Sünde herrſchend in der Welt.“

Herr de Merville: „Kann ich, ohne die Gott ſchuldige Ehrfurcht zu verletzen, glauben, daß die Uebertretung des Vaters an der Nachkommenſchaft geſtraft wurde?“

Lord Claremont: „Unſere erſten Eltern trugen gleichſam das menſchliche Geſchlecht in ihrem Schooße. Ein ſchlechter Baum kann nicht gute Früchte bringen, ein verderbtes Blut kann kein reines Blut erzeugen. Das Menſchengeſchlecht trägt das Siegel ſeines Urſprungs; es iſt in der Sünde und folglich in der Verdammniß.... Nein, Gott iſt nicht ungerecht. Möge ein ſolcher Gedanke uns nie in den Sinn kommen. Er ſpricht zu uns in manchen Stellen, daß er die Ungerechtigkeit der Väter nicht an den Söhnen ſtrafe; z. B.: „Ein jeglicher ſoll um ſeiner Sünde willen ſterben.“ „Des Gerechten Gerechtigkeit ſoll über ihm ſeyn, und des Ungerechten Ungerechtigkeit ſoll über ihm ſeyn.“ Ich wiederhole alſo, mein Freund, daß in Folge des Drangs der Umſtände und des Beiſpiels der Väter das menſchliche Geſchlecht von Generation zu Generation in der Sünde und Feindſchaft wider Gott beharrte, welche Verdammniß und Uebel aller Art nach ſich ziehen.

„Indeß ſah Gott, als ein ebenſo liebevoller Schöpfer, wie er ein unbeugſamer Richter war, mit Schmerz das Loos, welches ſich das ſtrafbare Geſchöpf zugezogen hatte. Seine Schuld war weniger groß, als die des empöreriſchen Erzengels; denn dieſer hatte ſich aus freier Selbſtbeſtimmung, als er das Leben und die Macht erhalten hatte, dem Gott widerſetzt, dem er Beides verdankte, während der Menſch ſich hiezu verleiten ließ. Aber Gott iſt nicht ein Menſch, der ſeine Beſchlüſſe widerruft.... Um nun aber dem Schuldigen zu verzeihen, hätte er das Geſetz brechen müſſen, das er ſelbſt gegeben hatte; und hätte dieſe Verzeihung, welche die Gerechtigkeit verletzt hätte, dem Menſchen ſeine Glückſeligkeit wiedergegeben? Nein, gewiß wäre dieſelbe ungenügend geweſen, um das verirrte Geſchöpf zu nöthigen, die Nahrung, welche allein ſeiner Seele angemeſſen iſt, nämlich die Liebe ſeines Schöpfers, wieder anzunehmen. Damit der Menſch Verzeihung erhielt und wieder glücklich würde, hatte die göttliche Liebe zweierlei zu thun: nämlich dem Geſchöpfe Gerechtigkeit und Barmherzigkeit angedeihen zu laſſen und die Liebe Gottes ſeinem Herzen zurückzugeben, deſſen einzige Nahrung ſie iſt. Jeſu

Chriſto, dem göttlichen Opferlamm, verdankt die Erde die Löſung dieſer gedoppelten Aufgabe.

„Unſere erſten Eltern erhielten von Gott im Augenblicke ihrer Beſtrafung die tröſtliche Verheißung eines Erlöſers, und dieſe Verheißung wurde von Geſchlecht zu Geſchlecht durch eine große Anzahl Propheten erneuert. Der Glaube, den ein Noah, Abraham, Jakob und Andere daran hatten, machte dieſelben Gott beſonders lieb ....“

Herr de Merville unterbrach hier Eduard mit den Worten: „Ich konnte nie, wenn ich die Fragmente des erſten Buchs Moſis las, die dieſer Leute erwähnen, die Vorliebe Gottes für dieſe lügneriſchen, leckeren und ich weiß nicht wie ſchlimm ſonſt noch prädicirten Patriarchen begreifen.“

Lord Claremont: „Konnten die Patriarchen vollkommen ſeyn? gehörten ſie nicht zu dem der Sünde unterworfenen menſchlichen Geſchlechte? Sie hatten eben ſo wenig, als die andern Menſchen, eigene Gerechtigkeit vorzuweiſen, um die göttliche Gunſt zu verdienen. Sie gefielen Gott um ihres Glaubens an ſeine Verheißungen und nicht um ihrer Werke willen. Ihr Glaube, ſagt die Schrift, iſt ihnen zur Gerechtigkeit gerechnet. Sie werden ſehen, daß dieß auch heutzutage noch der Fall iſt, und daß der Glaube es iſt, der uns mit Gott verſöhnt. Und wo iſt ein Glaube, wie der des Abraham, dem der Herr eine unermeßliche Nachkommenſchaft in ſeinem Sohne Iſaak verhieß, aus welcher der Erlöſer oder der Meſſias ſtammen werde, und der auf Gottes Befehl ohne Bedenken dieſem Sohne, den er in ſeinen alten Tagen bekam, das Meſſer in die Seite ſtoßen will! Der Ewige, der den Arm des gehorſamen Patriarchen hievon abhielt, bildete ſich ein Volk aus deſſen Nachkommenſchaft und bereitete es allmälig auf den großen Act der Liebe, auf die Erlöſung, vor. Er führte dieſes Volk unter der Leitung ſeines Dieners Moſes aus Egypten; er zeigte ihm innerhalb vierzig Jahren ſeine Macht durch eine Menge Wunder, um es von der Abgötterei abzubringen. Er ließ die eherne Schlange als Sinnbild des Erlöſers aufrichten. Mitten in einem furchtbaren Gewitter rief er Moſes zu ſich, welcher wieder zu dem erſtaunten Volk mit den Geſetzestafeln hinabſteigt.

„Das Geſetz war heilig und verbindlich; derjenige, welcher einen einzigen Punkt deſſelben verletzte, wurde geſtraft, als ob er es ganz gebrochen hätte. Aber konnte der Menſch, der Sklave der Sünde, dieſem ſo reinen Geſetze treu bleiben, deſſen kurzer Inhalt iſt: „Liebe den Herrn, deinen Gott, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und aus allen deinen Kräften?" Nein, deſſen war er nicht fähig, auch ward das Geſetz von Sinai nur dazu gegeben, um jedem Sterblichen ſeine Unfähigkeit zu beweiſen, ſich durch ſeine eigenen Werke und durch eigene Gerechtigkeit zu erlöſen, und ihn zu überzeugen, daß er verloren ſey, wenn nicht ein Opfer ſich zu ſeiner Rettung in den Tod dahin gebe, den er verdiente. Um das Erlöſungsbedürfniß und die Verheißung eines Erlöſers von Geſchlecht zu Geſchlecht in Erinnerung zu bringen, erhoben ſich ein Jakob, Joſeph, Moſes, Samuel, David, Jeſaias, Jeremias, Ezechiel und ſo viele andere Propheten im Volke Iſrael, und verkündigten denjenigen, der Jeden, welcher ſich als gerechterweiſe verurtheilt anerkenne und ſich in ſeine Arme werfe, durch den Glauben an ihn erlöſen könne. Aber die Iſraeliten waren als Herren des gelobten Landes eine große Nation geworden, ohne deßhalb beſſer geworden zu ſeyn. Im Unglücke ſchrieen ſie zu Gott, verſprachen ihm vollkommenen Gehorſam, aber im Glücke vergaßen ſie ihn, beteten Götzen an und mißhandelten die Propheten. Dieſe ſtellten den Heiland bald als einen mächtigen König dar, der über Iſrael herrſchen und alle Könige der Erde zu ſeinen Füßen ſehen werde, bald ſchilderten ſie ihn als einen, der von niedriger Geburt ſey, gedemüthigt werde und unter Qualen und Beſchimpfung ſterbe.... Aber die Maſſe der Juden, die Augen hatte und nicht ſah, Ohren und nicht hörte, glaubte von dieſen Prophezeihungen nur das, was ihrem Nationalſtolze ſchmeichelte, und als zu der von Daniel vorausbeſtimmten Zeit Jeſus in die Welt kam, von niedrigen und armen, obgleich von David abſtammenden Eltern geboren, waren die Juden nicht geneigt, in ihm den Meſſias, den Heiligen Gottes, den Geſalbten des Herrn, den Sohn des lebendigen Gottes anzuerkennen. Nur von einer ſchwachen Minderzahl wurde er angenommen, die glaubig den Welterlöſer anbetete und im Vertrauen auf die Verheißungen Gottes beharrte.

„Nun ſind wir bei der durch den ewigen Rathſchluß Gottes vorbezeichneten Zeit angekommen; hören Sie nun in der Kürze das heilige Drama, deſſen Schauplatz Judäa war.

„Plötzlich erſchollen am Ufer des Jordan die Worte: „Ich bin die Stimme, die da ruft: bereitet dem Herrn den Weg, und machet richtig ſeine Steige." Dieß iſt der Ruf des Vorläufers Johannes des Täufers. Er verkündigt, daß der Meſſias, der Retter, gekommen iſt, und ruft die Völker zur Buße und zur Taufe.... Eine zahlreiche Menge umgab ihn und bald rief er: „Hier iſt das Lamm Gottes, das der Welt Sünden trägt....“ Aller Augen richteten ſich auf einen ſich nähernden Menſchen: es war Jeſus von Nazareth.... es war der menſchgewordene Gott, das große Schlachtopfer, deſſen Vorbilder die alten Opfer waren.... Jeſus wurde von Johannes getauft, und als er aus dem Waſſer ſtieg, ließ ſich eine Stimme vom Himmel vernehmen und ſprach: „Das iſt mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe.“

„Von nun an fing ein befremdendes Gerücht an, von einem Menſchen in Judäa ſich zu verbreiten, der Kranke heile und Dämonen beſchwöre. Dieſes Gerücht, anfangs ſchwach und gleich einem ſanften Lüftchen, das allmälig zum Orkan erwächſt, wurde laut und allgemein, allenthalben wurde nur von den Wunderthaten des Nazaräers geſprochen.

„Der, von welchem Johannes der Täufer geſagt hatte: „Er muß wachſen, ich aber muß abnehmen,“ durchwanderte Städte und Dörfer und verkündigte, daß er von ſeinem himmliſchen Vater geſandt ſey, um den Armen das Evangelium zu predigen und zu heilen die wunden Herzen. „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühſelig und beladen ſeyd, ich will euch erquicken,“ waren ſeine Worte. Allenthalben frohlockte man bei dieſem Zurufe; das Volk erhob ſich und folgte ihm; denn ſollte nicht Jedermann wunden Herzens ſeyn? Welche Seele ſollte nicht mühſelig und beladen ſeyn? Er predigte die bewundernswürdigſte Moral, erklärte die Verderbniß der Welt, entlarvte die Heuchler, forderte die Menſchen zu einer aufrichtigen Buße und zu Verachtung der irdiſchen Güter auf und verkündete, daß Viele berufen, aber Wenige auserwählt ſeyen, und daß man, um zu der Zahl dieſer Wenigen zu gehören, an ihn glauben und den alten Menſchen ausziehen, d. h. ſeinen Sinn gänzlich ändern müſſe. Auf dieſe Worte hin verließen ihn Viele, weil ſie ihnen hart erſchienen; denn eine ſo ſtrenge Lehre ſtößt den fleiſchlich geſinnten Menſchen ab. Indeſſen kam man von allen Seiten zu ihm, weil er ſeinen Weg durch zahlloſe Segnungen bezeichnete. Von den Weiſen und Glücklichen dieſer Welt ſich abwendend, berief er arme Fiſcher am galiläiſchen Meere und ſandte ſie aus, gleich ihm, die neue frohe Kunde von der Wiederverſöhnung des Menſchen mit Gott zu verbreiten, indem er ihnen die Macht gab, die Wunder zu thun, die er ſelbſt verrichtete. Demuth predigend, demüthigte er die Hohen und erhob die Niedrigen, indem er ein Wehe über diejenigen ausrief, die äußerlich vor den Menſchen fromm ſcheinen und ſich auf ihre eitlen Werke etwas zu gut thun. Wenn die Niedrigen und die unbedeutenden Leute ſich an ihn anſchloßen und ihn verehrten, ſo wurden dagegen die Großen, die Ehrſüchtigen, die Heuchler, die Schriftgelehrten, die Phariſäer, die Lehrer des Geſetzes ſeine Feinde und verfolgten ihn mit Wuth im Herzen. Nichts deſto weniger fuhr er in ſeinem wohlthätigen Wirken unermüdlich fort. Er bewies ſeine göttliche Natur in allen Theilen ſeines Mittleramts durch ſeine Wunder, ſeine bewundernswürdigen Reden und die Reinheit ſeines Lebens, an dem man nicht eine einzige Sünde entdecken konnte. Nach ſeiner menſchlichen Natur empfand er zwar alle Leiden derſelben, wie wir; er hatte, wie wir, Hunger, er hatte Durſt, war ohne Obdach, er litt, er weinte.... Aber nichts bewog ihn zur Klage, nichts erſchütterte ſeinen Gehorſam gegen Gott, den er bis zum Tod feſthielt.

„Nun kommen wir an den Tag vor dem großen Ereigniſſe. Jeſus und ſeine Jünger genoßen die letzte Mahlzeit, die ſie zuſammen einnehmen ſollten; er wiederholte ihnen ſeine Lehren und jene erhabenen Gebote der Liebe, die er ihnen ſo oft gegeben hatte. Zu ſeinen Vorſchriften der Demuth fügte er ſein eigenes Beiſpiel: er wuſch ihnen die Füße.... er, der Herr der Welt! Bei Tiſch brach er das Brod und theilte es mit den Worten unter ſie: „Nehmet hin und eſſet, das iſt mein Leib!“ Und dann nahm er den Kelch, gab ihnen denſelben und ſprach: „Nehmet hin und trinket, das iſt mein Blut des neuen Bundes, das vergoſſen iſt für Viele zur Vergebung der Sünden; thut dieß, ſo oft ihr davon trinket, zu meinem Gedächtniß.“ Er ſprach hierauf mit ihnen über den Verrath von einem aus ihrer Mitte, von ſeinem nahen Tode und von ſeiner Auferſtehung. Er ſagte ihnen voraus, daß ſie ihn verlaſſen werden, und daß derjenige, welcher am meiſten Feſtigkeit zu haben ſich ſchmeichle, ihn vor Ende der Nacht dreimal verläugnen werde. Er entdeckte ihnen das ganze Geheimniß ſeiner Sendung und verſprach ihnen, wenn er hinweggegangen ſey, den Tröſter, d. h. den heiligen Geiſt, zu ſenden, der ſie in alle Wahrheit leiten werde.

„Endlich ſagte er mit bewegter Stimme: „Liebe Kindlein, liebet euch unter einander; denn daran wird man erkennen, daß ihr meine Jünger ſeyd.“ Dann ſetzte er hinzu: „Den Frieden laſſe ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt.... Ich werde hinfort nicht mehr viel mit euch reden; denn es kommt der Fürſt dieſer Welt, und hat nichts an mir. Aber auf daß die Welt erkenne, daß ich den Vater liebe, und ich alſo thue, wie mir der Vater geboten hat.“

„Seine letzten Reden beſchloß Jeſus mit einem Gebet für ſeines Vaters und für ſeine Verherrlichung und mit einer Fürbitte für ſeine Jünger und alle künftigen Glaubigen: „Vater, die Stunde iſt hier, daß du deinen Sohn verkläreſt, auf daß dich dein Sohn auch verkläre; gleichwie du ihm Macht haſt gegeben über alles Fleiſch, auf daß er das ewige Leben gebe Allen, die du ihm gegeben haſt. Das iſt aber das ewige Leben, daß ſie dich, daß du allein wahrer Gott biſt, und den du geſandt haſt, Jeſum Chriſtum, erkennen. Ich habe dich verkläret auf Erden, und vollendet das Werk, das du mir gegeben haſt, daß ich es thun ſollte. Und nun, verkläre mich Du, Vater! bei dir ſelbſt, mit der Klarheit, die ich bei dir hatte, ehe die Welt war .... “ Dann betete er für ſeine Jünger, indem er ſagte: „Ich bitte nicht für die Welt, ſondern für die, die du mir gegeben haſt, denn ſie ſind dein; ſie ſind nicht von der Welt .... heilige ſie in deiner Wahrheit.“ Bald entſetzte ſich ſeine menſchliche Natur beim Anblicke der Qualen, er ward tief betrübt und betete, daß der Leidenskelch von ihm gehen möge. Aber kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, als er hinzuſetzte: „Doch nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe!“

Indeſſen war der Verrath vollbracht, und die Soldaten, die ihn greifen ſollten, waren im Anzug. Während Jeſus voll von furchtbarer Seelenangſt zu Gott gebetet hatte, waren ſeine Jünger wiederholt ihrer großen Müdigkeit unterlegen und im Garten am Oelberge eingeſchlafen. Er machte ihnen Vorwürfe, weil ſie nicht einen Augenblick mit ihm wachen konnten: „Wachet und betet, daß ihr nicht in Verſuchung fallet; der Geiſt iſt willig, aber das Fleiſch iſt ſchwach.“ Jetzt erſchien Judas an der Spitze der Kriegsknechte. Jeſus befahl ſeinen Jüngern, ihre Schwerter einzuſtecken, indem er hinzuſetzte: „Soll ich den Kelch nicht trinken, den mir mein Vater gegeben hat?“ Er ließ ſich geduldig gefangen nehmen und ward vor den Hohenprieſter Kaiphas geführt. Die Perſonen erſten Ranges in Jeruſalem und die Häupter des Sanhedryns waren bei Kaiphas verſammelt. Beim Anblicke Jeſu erhob ſich ein Freudengeſchrei; die falſchen Zeugen wurden herbeigeführt; aber ihr Zeugniß ſtimmte nicht überein. Der erzürnte Hoheprieſter verhörte hierauf den Gefangenen und fragte ihn, ob er Chriſtus, der Sohn Gottes, ſey, und Jeſus antwortete: „Du ſagſt es.“ Kaiphas, außer ſich vor Wuth, zerriß ſeine

Kleider, indem er rief: „Er hat Gott geläſtert; was bedürfen wir weiter Zeugniß?“ Dann wurde Jeſus vor den römiſchen Landpfleger geſchleppt, begleitet von einer ihn beſchimpfenden und ſeinen Tod begehrenden Menge Volks.

„Pilatus fand keine Schuld an ihm; er wollte ihn freiſprechen; aber erſchreckt durch das Geſchrei der Juden, übergab er ihnen denſelben, daß ſie ihn tödten ſollten, indem er ſagte: „Ich bin unſchuldig am Blute dieſes Gerechten.“ Und der verblendete Haufe ſchrie: „Sein Blut komme über uns und unſere Kinder!“ Die Wüthenden, denen jetzt Jeſus überlaſſen wurde, überhäuften ihn mit Scheltworten und Spottreden, und ſchleppten ihn, gekrümmt unter der Laſt des Werkzeugs ſeiner Hinrichtung, auf die Richtſtätte Golgatha, wo ſie ihn zwiſchen zwei Uebelthätern ans Kreuz ſchlugen. Lange Zeit den fürchterlichſten Qualen preisgegeben, bittet er ſeinen himmliſchen Vater, er möchte ſeinen Mördern vergeben, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun; darauf empfahl er ſeine Mutter von dem Kreuze herab ſeinem Lieblingsjünger Johannes; endlich ſtieß er ſeinen letzten Seufzer aus, indem er ſagte: „Es iſt vollbracht!“ Sogleich verlor die Sonne ihren Schein, die Erde zitterte, der Donner rollte, die Todten gingen aus den Gräbern hervor, der Vorhang des Tempels zerriß von oben an in zwei Stücke bis unten, und der Hauptmann der Wache rief erſchüttert: „Wahrlich, dieſer iſt Gottes Sohn geweſen.“

„Sie haben,“ ſagte Herr de Merville, als Lord Claremont geſchloſſen hatte, „mich mit einer Art Schauder durch Ihre Schilderung dieſes feierlichen Endes erfüllt. Welch ein Leben! welch ein bewundernswürdiger Tod!“

„Sehen wir nun,“ fuhr der Lord fort, „wie das heilige Drama, das ich Ihnen vor Augen geſtellt habe, die doppelte Aufgabe zum Heile des Sünders löst, von der ich ſprach. Ich ſagte, daß fürs Erſte die Gerechtigkeit Gottes, welche die Beſtrafung des Sünders verlangt, mit ſeiner Barmherzigkeit, die Verzeihung für ihn fordert, in Uebereinſtimmung gebracht werden mußte. Nun, wenn Jeſus als freiwilliges und unermeßliches Opfer, das für unſere Ungerechtigkeit blutete, von Gott an der Stelle des verurtheilten Menſchengeſchlechts angenommen wurde, ſo konnte Verzeihung ſtattfinden, weil das Opfer keine Sünde hatte. Der zweite Theil der Aufgabe zur Erzielung der Glückſeligkeit des Menſchen, nämlich die Wiederkehr der Liebe Gottes in das menſchliche Herz, wurde durch den einfachen Glauben des Herzens an das durch Jeſum Chriſtum dargebrachte Opfer der Liebe gelöst. Denn Niemand kann die Ueberzeugung haben, daß das Opfer ſtattfand, ohne daß ſeine Seele von einer Dankbarkeit und Liebe hingeriſſen wird, ſo weit ſie nur immer derſelben fähig iſt.... Wir begreifen dieß, wenn wir bedenken, was wir für eine Perſon empfinden, die uns dieſes ſo kurze Leben rettet. Werden wir nicht von Dankbarkeit und Liebe gegen ſie erfüllt? Und doch gab ſie uns nur einem kurzdauernden, mehr peinlichen, als glücklichen Daſeyn zurück. Was müſſen dann unſere Empfindungen für denjenigen ſeyn, dem wir ein Leben der ewigen Glückſeligkeit zu verdanken haben? So wurde alſo durch das Opfer Jeſu Chriſti die Gerechtigkeit und Barmherzigkeit Gottes mit einander vereint, und die menſchliche Seele erhielt, gereinigt von ihrer Sünde, die Liebe Gottes, ihre urſprüngliche Nahrung, die einzige, die ihr Glück verleihen kann, zurück. So erfüllte ſich alſo das Wort: „Wer an den Sohn glaubet, der hat das ewige Leben!“ Finden Sie dieſe Lehre abgeſchmackt? Finden Sie, daß ſie ohne Philoſophie iſt? oder vielmehr, fangen Sie nicht an, einzuſehen, daß es keine wahre, vollkommene, wirkſame Philoſophie gibt, außer der chriſtlichen Lehre?“

Herr de Merville: „Ich geſtehe, mein lieber Lord, daß ich bis daher vom Chriſtenthume nichts verſtand, daß ich nun aber für eine Lehre günſtig geſtimmt bin, welche die menſchliche Glückſeligkeit auf die Liebe gründet. Ich begreife aus dem Entzücken, mit dem mich ein, ach! vergängliches Geſchöpf erfüllte, das Glück einer Seele, das alle ſeine Neigungen Gott weiht, d. h. einem Weſen, das ihm nie entriſſen werden wird.... Ach, wie ſehr wünſchte ich, daß Ihre Theorie wahr wäre!...“

Lord Claremont: „Wenn Sie einmal die Schrift ſtudiren, werden Sie die überraſchende Uebereinſtimmung des alten und neuen Teſtaments und die große Menge von Stellen aus den jüdiſchen Büchern, welche die Unterpfänder des neuen Bundes ſind, finden, und erſtaunt über dieſen merkwürdigen Einklang in einem ſo umfangreichen Buche, werden Sie an die Göttlichkeit des Chriſtenthums glauben; ach! Sie würden vornehmlich dann daran glauben, wenn Sie alle die Früchte kennen würden, die es da hervorbringt, wo es mit Ernſt und in ſeiner Reinheit aufgenommen wird.... Dieſe Früchte der Heiligung hat die menſchliche Philoſophie nie hervorgebracht.“

Herr de Merville: „Ich glaube es; aber gilt das Opfer Jeſu Chriſti allen Menſchen? ſind alle Menſchen dadurch erlöſt?“

Lord Claremont: „Die Schrift antwortet auf dieſe Frage mit den ſchon von mir erwähnten Worten: „Wer an den Sohn glaubet, der hat das ewige Leben. Wer den Sohn Gottes hat, der hat das Leben. So man von Herzen glaubet, ſo wird man gerecht, und ſo man mit dem Munde bekennet Jeſum, daß er der Herr ſey, ſo wird man ſelig.“ Dieſe und eine Menge anderer Stellen, die ich Ihnen anführen könnte, beweiſen, daß man glauben muß, um erlöst zu werden.... Finden Sie dieſe Bedingung zu hart? Iſt dieß nicht ſehr wenig verlangt, daß Sie, mit Wohlthaten überhäuft, an Ihren Wohlthäter glauben ſollen, dem Sie dieſelben verdanken? Ueberdieß bringt es der nothwendige Gang der Dinge mit ſich, daß derjenige, welcher nicht glaubt, nicht an der allgemeinen Glückſeligkeit Theil haben kann. Denn derjenige, welcher nicht an den von mir geſchilderten Akt der Liebe, an das Erlöſungswerk glaubt, hat keinen Antrieb, Gott zu lieben, dem er nichts als das leibliche Leben und das Geſetz verdankt, das ihn verdammt, und wenn ſeine Seele ihre Nahrung nicht wieder annimmt, ſo gelangt ſie nicht wieder zum Leben, d. h. zum Glück.“

Herr de Merville: „Es iſt wahr; allein reicht dieſer Glaube zur Erlöſung hin?“

Lord Claremont: „Er reicht hin; denn das Heil iſt ein Gnadengeſchenk. In dem Werke der Wiedereinſetzung des geſtürzten Königs der Schöpfung kommt Alles von Gott, nichts vom Menſchen.“

Herr de Merville: „Aber dieſe Lehre iſt ſehr bequem und ſcheint mir ſogar zur Immoralität zu führen.“

Lord Claremont: „Dieſer Einwurf iſt nicht neu und zeigt, daß, wer ihn macht, die chriſtliche Lehre noch nicht recht aufgefaßt hat. Sahen Sie nicht, mein Freund, daß der Glaube, der die Liebe zu Gott im Herzen weckt, zum ewigen Heile unerläßlich iſt? Wenn Sie nun Jemand lieben, ſo ſuchen Sie ihm zu gefallen, nicht wahr? und zu vermeiden, was ihm unangenehm iſt? Derjenige alſo, welcher dem Herzen nach ein Chriſt iſt und Gott von ganzer Seele liebt, muß den Geboten des Gegenſtandes ſeiner Liebe gehorchen; nun beſteht aber eben in dieſem Gehorſam gegen ſeine Gebote die Tugend. Erkennen Sie alſo an, daß der Glaube nicht ohne die Werke beſtehen kann? Sie ſind eine nothwendige Folge deſſelben; ſie ſind der Prüfſtein der Aufrichtigkeit und Reinheit des Glaubens. Sie ſind unerläßlich für den Frieden des wiedergebornen Herzens, das gleich dem Menſchenſohne ſpricht: „Meine Speiſe iſt die, daß ich thue den Willen meines Vaters im Himmel.““

Herr de Merville: „Aber ſo lautete, glaube ich, der Catechismus, den man mich in der Jugend lehrte, nicht.“

Lord Claremont: „Das iſt möglich; aber es gibt kein anderes Chriſtenthum, als dieſes, das ſo klar im neuen Teſtamente vorliegt.... Wenn Sie durch Ihre Werke die Erlöſung ſich verſchaffen wollen, ſo iſt Jeſus Chriſtus kein vollkommener Erlöſer. Sein Verdienſt iſt dann höchſtens nur die Ergänzung des Ihrigen. Ach! das hieße das erhabene Opferlamm Gottes herabwürdigen, wenn man ſo dächte. Das hieße den Hochmuth zurückführen, der den Fall des Menſchen und des Erzengels zur Folge hatte. Wie der Apoſtel ſagt, geben Sie ſich, wenn Sie auf die Kraft Ihrer Werke rechnen, unter die Gewalt des Geſetzes und verlaſſen den Weg der Gnade. Nun verdammt Sie aber das Geſetz; denn es will, daß Sie ihm in allen Stücken Folge leiſten, und Niemand kann dieß. Hören Sie die klaren Worte des Apoſtels der Heiden über dieſen Punkt, der da ſpricht: „Wir werden ohne Verdienſt gerecht aus ſeiner Gnade, durch die Erlöſung, ſo durch Chriſtum geſchehen iſt. Denn ihr habt nicht einen knechtiſchen

Geiſt empfangen .... ſondern ihr habt einen kindlichen Geiſt empfangen. Chriſtus iſt des Geſetzes Ende, wer an den glaubet, der iſt gerecht. — Denn die mit des Geſetzes Werken umgehen, die ſind unter dem Fluch. Nicht um der Werke willen, die wir gethan hatten, ſondern nach ſeiner Gerechtigkeit machte er uns ſelig," und ich könnte noch viele andere eben ſo beſtimmt ausgeſprochene Stellen anführen, wenn ich nicht Ihre Geduld zu ermüden fürchtete. Nein, nein, der Jünger Jeſu iſt kein Sclave, der aus Furcht vor der Strafe arbeitet; er iſt ein Kind, das mit Liebe gegen ſeinen Vater erfüllt iſt, und ihm zu gefallen ſucht, um ihm ſeine Liebe und Dankbarkeit zu beweiſen. Er verrichtet gute Werke, nicht, um erlöst zu werden, ſondern, weil er erlöst iſt .... Der kurze Inhalt der wahren Lehre iſt: keine Erlöſung durch die Werke und keine Erlöſung ohne die Werke."

Herr de Merville: „Aber iſt die Liebe immer mächtig genug, um den Chriſten in Gottes Augen untadelig erſcheinen zu laſſen?"

Lord Claremont: „Ach! ich muß mit Nein antworten. So lange wir in dieſem Leibe aus Staub wandeln, wird uns keine Vollkommenheit zu Theil.... Der Feind unſerer erſten Eltern iſt nicht unſer Freund geworden, „er geht umher wie ein brüllender Löwe," um mich der Worte Pauli zu bedienen, und nur zu oft noch bringt er uns zu Fall.... Indeß wird der Chriſt von dem göttlichen Geiſte unterſtützt, der ſeinen Glauben begleitet und die Wahrheit deſſelben verbürgt. Aber dieſer Geiſt weicht von ihm, ſobald ſein Glaube ſchwächer wird, mehr und mehr. Jedoch thun dem Chriſten dieſe neuen Sünden, die manchmal ſehr groß ſind, wehe, ſo lange ſein Gewiſſen noch nicht abgeſtumpft iſt; er verabſcheut ſie, weil ſie den heißgeliebten Gott beleidigen, und jeder Fall, den er thut, veranlaßt ihn, mehr zu wachen und zu beten, damit der Geiſt des Herrn nicht mehr von ihm weiche.... Ja, der Chriſt verirrt ſich noch, aber er weint vor Reue, denn er iſt nicht mehr der Sclave der Sünde, mit der er den Vernichtungskampf beſteht; er iſt von Neuem geboren.

„Die Deiſten glauben, ihr ſeichter Glaube reiche hin, ſie zum Heile zu führen; aber ein Deismus war, von Einer Seite betrachtet, auch die jüdiſche Religion, und Sie haben eben geſehen, daß dieſe nicht genügte, und daß ihm erſt der Glaube an Chriſtus die Krone aufſetzen mußte. Die Juden hatten außer ihrem reinen Monotheismus noch die meſſianiſchen Weiſſagungen und die Opfer, als Anerkennung ihrer Erlöſungsbedürftigkeit. Was die Deiſten betrifft, die nicht den heiligen

Gott des alten Bundes haben, ſo ſchaffen ſich dieſe einen Gott nach ihrer eigenen Weiſe und ſtatten ihn mit ihren Vorurtheilen und ihren laxen Begriffen von Gerechtigkeit aus. Dieſe Gottheit ſpricht ſie von allen den Uebertretungen frei, in die ſie am häufigſten gerathen, und ſtraft die Sünden, die nicht die ihrigen ſind. Oder ſie machen vielmehr aus ihrem Gott eine Art zärtlichen Vaters, wie ſolche in der Comödie vorgeführt werden, deſſen Güte unbegrenzt iſt, und der ſehr gern verzeiht. Um den Werth des Deismus mit demjenigen des Chriſtenthums zu vergleichen, muß man die Wirkungen dieſer beiden Lehren vergleichen, man muß mit den uns umgebenden Menſchen die Chriſten der erſten Jahrhunderte und ſelbſt viele unſerer verderbten Zeit vergleichen, muß vornehmlich einen und denſelben Menſchen vor ſeiner Umwandlung und nach derſelben betrachten."

Herr de Merville: „Ihre chriſtliche Lehre iſt lockend für mich; aber ſie enthält für mich noch manches Unklare."

Lord Claremont: „Ich begreife dieß; man würde ſonſt nicht von den Geheimniſſen der Religion ſprechen, wenn Alles darin einzig durch die Geiſteskräfte des Menſchen ſeine Erklärung fände.... die Menſchwerdung, die Dreieinigkeit, die Auferſtehung u. ſ. w. ſind unerklärliche Dinge; aber ſie widerſprechen der Vernunft nicht. Läugnen Sie die Fruchtbarkeit eines Ei's und die Entwicklung einer Pflanze, weil Sie nicht wiſſen, wie Beides vor ſich geht? Nein, gewiß nicht, und da nun die Vernunft genöthigt iſt, vor den Geheimniſſen der irdiſchen Natur ſich zu demüthigen, ſo ſollte ſie nicht, ich wiederhole es, ſo anmaßend ſeyn, im Bereiche der Metaphyſik Alles erklären zu wollen."

Herr de Merville: „Ich muß geſtehen, daß Sie Recht haben. Aber wenn ich mich beſcheiden muß, nicht Alles in der Religion erklären zu wollen, wenn ich ſogar geſtehe, ich halte es für zweckmäßig zur Demüthigung des menſchlichen Stolzes, daß es Geheimniſſe für ſeine Erkenntniß gebe: ſo werden Sie mir dagegen zugeben, daß es guter Gründe bedarf, um dieſe gewaltige Lehre, die Sie mir eben entwickelt haben, annehmen zu können. Ach! wenn mein Geiſt eben ſo ſehr von der Wahrheit dieſer Lehre überzeugt wäre, als mein Herz davon gerührt iſt, ſo würde ich morgen .... was ſage ich? ich würde augenblicklich ein Chriſt ſeyn ...."

Lord Claremont: „Ich höre Sie gerne ſo reden, lieber Freund .... Nun, für denjenigen, der nicht zum Voraus entſchloſſen iſt, nicht zu glauben, gibt es mehr kritiſche und hiſtoriſche Beweiſe, als für Thatſachen der profanen Geſchichte. Ich kann Ihnen hier nicht alle Beweiſe mittheilen, deren es eine Menge gibt, und werde mich darauf beſchränken, Ihnen ein Räſonnement zu geben, das Sie vielleicht überraſcht. Was iſt zur Feſtſtellung der Gewißheit einer Thatſache, die man nicht mit ſeinen eigenen Augen ſieht, erforderlich? Ich glaube, daß folgende vier Bedingungen hinreichen: 1) daß die Thatſache öffentlich ſtattfand, 2) daß ſie handgreiflich ſey und mit Hülfe der Sinne allein beurtheilt werden könne, 3) daß das Andenken an die Thatſache durch öffentliche Acte oder Denkmale conſtatirt ſey, 4) endlich müſſen dieſe Denkmale und Acte von der Zeit ſeyn, zu der die Thatſache ſtattfand. Wenn ich z. B. behaupten wollte, daß in Toulon ein Menſch geſtern öffentlich Blinde und Lahme geheilt habe, und daß er heute im Munde der ganzen Einwohnerſchaft ſey, ſo würden die Bewohner von Toulon mich einen Narren nennen, und ich würde bei ihnen keinen Glauben finden. Aber, werden Sie erwiedern, wenn Sie den Einwohnern von Toulon ſagen würden, daß dieſe Thatſache vor hundert Jahren in ihrer Stadt vorgefallen ſey, würden ſie Ihnen nicht glauben können und folglich eine Lüge glauben? Ich würde antworten, daß die dritte

Bedingung dagegen ſtreitet, denn ſie würden Denkmale von mir fordern, welche dieſe Thatſache beſtätigten, und ich könnte ihnen keine zeigen. Aber, werden Sie jetzt einwenden, könnten Sie nicht Denkmale zeigen, und ſie glauben machen, dieſelben ſeyen Zeugen der genannten Thatſache? Nein, denn man würde mir antworten, ich müſſe beweiſen, daß dieſe Denkmale aus der Zeit ſind, in welche ich die Thatſache verlege. Nun exiſtiren ſie aber ſchon lange, und Niemand erinnert ſich an die Begebenheit, von der ich ſpreche; wenn ſie aber wirklich mit dieſer muthmaßlichen Begebenheit zuſammenhängen würden, ſo hätten ihre Väter von ihren Vätern darüber ſprechen gehört, und die erſteren hätten ſie ihnen ebenfalls mitgetheilt. Wenden wir nun dieſes Räſonnement auf das Leben, die Wunder und den Tod Jeſu an, ſo ſehen wir, daß ſie öffentlich waren, daß ſie deutlich in die Augen fielen, daß die chriſtlichen Kirchen und ihre Diener, die Taufe und das Abendmahl die Denkzeichen ſind, wodurch ſie beſtätigt werden, und daß dieſe endlich aus der Zeit jener Thatſachen ſelbſt ſtammen. Dieſe vierte Bedingung iſt die einzige, welche des Beweiſes bedarf, und dieß iſt folgender: Unter Nero war die Welt ſchon mit chriſtlichen Kirchen, ihren Dienern und Sacramenten erfüllt. In dieſer Zeit nun lebten noch viele Juden, welche zu den Chriſten hätten ſagen können: „Wir haben nichts von allem dem geſehen, was ihr behauptet.“ Dieß war aber nicht der Fall, ſondern ſelbſt von dem jüdiſchen Geſchichtſchreiber Joſephus wird die wunderbare, ja göttliche Wirkſamkeit Jeſu erwähnt. Alſo, mein Freund, behaupten wir die Thatſachen, und unſere Gegner beſtätigen ſie; welchen beſſern Beweis ſollte es geben? Was mich betrifft, ſo genügt mir das Leben Jeſu Chriſti zu einem Beweiſe ſeiner Göttlichkeit, und keine Geſchichte, keine dichteriſche Production des Alterthums bietet uns einen Charakter dar, den man ihm vergleichen könnte, und die neuere Geſchichte hat uns ſo wenig, als die Phantaſie der Romantiker der letzten Jahrhunderte, etwas Aehnliches gezeigt. Es iſt eine Geſtalt einzig in ihrer Art, die man nur ein einziges Mal in der Welt geſehen hat, und die über Alles, was man hienieden rühmen mag, ſo hoch erhaben iſt, als der Himmel über die Erde. Wie ſollte man ſich alſo einbilden können, daß dieſer Heros der Demuth, der Geduld, der Macht und der Heiligkeit von armen galiläiſchen Fiſchern erdichtet worden ſey? Gewiß würden, wie Rouſſeau einzugeſtehen ſich genöthigt ſah, wenn es ſo wäre, die Erfinder außerordentlicher ſeyn, als der Gegenſtand ihrer Erfindung. Und ich kann mich nicht beſonders wundern, daß der Genfer Philoſoph, der ſich als tief ergriffen von der Majeſtät der Schrift bekannte und hinzuſetzte, daß der Tod des Sokrates der eines Weiſen, der Jeſu Chriſti aber der eines Gottes ſey; — ich kann mich, ſage ich, nicht beſonders darüber wundern, daß er ſich von der chriſtlichen Wahrheit durch die Sophismen ſeiner Vernunft und einige Widerſprüche, die er in den heiligen Büchern bemerkt zu haben glaubte, abwendig machen ließ. Dieſe ſcheinbaren Widerſprüche ſind für mich ein neuer Beweis von der Aechtheit der heiligen Schrift; denn wenn Betrüger dieſelbe abgefaßt hätten, würden ſie ſich auch vor den kleinſten Abweichungen wohl gehütet haben.... Bieten nicht alle Wiſſenſchaften, ſelbſt die Geometrie, ſolche Schwierigkeiten dar?.... Ach, der Grund iſt, daß die Vernunft Rouſſeau's eine ſehr anmaßende war und die Anmaßung der wahren Kritik nicht förderlich iſt. — Eine zweite und reiche Quelle der Ueberzeugung iſt Ihnen in der Vergleichung der zahlreichen Weiſſagungen des alten Teſtaments mit ihrer Erfüllung in dem neuen eröffnet. Alles, was ſich auf den Erlöſer bezieht, wurde viele Jahrhunderte vor ſeiner Zeit vorausgeſagt. Die Prophezeihungen des Erlöſers ſelbſt ſind ſechszig und mehr Jahre nachher, und als es ſchon lange chriſtliche Kirchen gab, welche dieſe Vorherſagungen kannten, vollkommen in Erfüllung gegangen. Von jenem ſtolzen Jeruſalem iſt kein Stein mehr auf dem andern; elfmalhunderttauſend Juden wurden daſelbſt durch die Armee des Titus niedergemetzelt, und die Trümmer der Nation irren ſeitdem umher und ſind verfolgt, wie Chriſtus es vorausgeſagt hatte. Die alten Propheten ſagten ebenfalls das Loos der Reiche und Städte des Orients voraus, und die neueren Reiſenden haben, wenig bekümmert um die Auffaſſung der Sache vom chriſtlichen Standpunkte aus, durch ihre Berichte die pünktlichſte Genauigkeit dieſer ſo lange nachher in Erfüllung gegangenen Prophezeihungen dargethan.... Es exiſtiren heutzutage, mein Freund, eine Menge Vertheidigungsſchriften der chriſtlichen Religion in allen Sprachen und unter allen chriſtlichen Gemeinden. Dieß iſt ein Arſenal, reich an Waffen, die zur Bekämpfung des Unglaubens tauglich ſind, woraus Sie ſich auswählen können: dieß ſind die Schriften Pascal's, Fenelon's, Abbadie's, Paley's, Butler's, Houdeauville's, Boſſuet's, Erskine's, Celerier's u. ſ. w. u. ſ. w. Ich erwähne dieſe Namen, nicht als ob die Lehre dieſer Männer immer rein ſey, ſondern weil ſie zahlreiche Beweiſe für die Aechtheit und die göttliche Eingebung der Bibel darbieten. Wenn Sie einmal der Geiſt

Gottes angeweht hat, wenn Sie einmal ein Chriſt ſind, ſo erſcheinen Ihnen dieſe Beweiſe als überflüſſig, und Sie betrachten dieſelben nur als merkwürdige Antiquitäten. Ach! möchte der Herr bald die Umwandlung Ihrer ſchon erſchütterten Seele vollenden; welch ein ſchöner Tag wäre es für mich, an dem ich in Ihnen einen Bruder in Jeſu Chriſto ſehen würde, wie ich jetzt ſchon einen Freund an Ihnen habe."

Bei dieſen Worten erhob ſich Lord Claremont und reichte Herrn de Merville die Hand, der, nachdem er ſie gerührt gedrückt hatte, zu ihm ſagte: „Ich danke Ihnen, Mylord, für Ihren gütigen Beſuch und die aufrichtigen Wünſche, welche Ihre Freundſchaft gegen mich Sie ausſprechen läßt. Ihr Geſpräch hat mich in vielen Punkten ſehr angeſprochen; ich bin betroffen und bedarf einiger Zeit zum Nachdenken, um mich zurecht zu finden. Ohne Zweifel werden meine Betrachtungen mir neue Einwürfe darbieten, die ich Ihnen mittheilen werde.... Glauben Sie nicht, daß ich ſie aufzufinden mich beſtrebe; ich habe einen eben ſo lebhaften Wunſch, Ihren Glauben zu erfaſſen, als Sie einen fühlen können, mich als Chriſten zu ſehen; aber eine lange Gewohnheit des Unglaubens, oder vielmehr, wie Sie ſagten, der Unbekanntſchaft mit der Religion, iſt ein ziemlich ſchwer zu beſeitigendes Hinderniß.... Morgen Abend werden Sie mir vielleicht einige Augenblicke gönnen, und wir werden dann wieder von Ihrem Erlöſer ſprechen.... Möchte ich ihn bald auch als den meinigen betrachten können!“

34.

Die Häſcher.

Am andern Morgen wurde Lord Claremont durch das helle Sonnenlicht, das ſeine Augenlieder traf, aufgeweckt. Er fühlte ſich noch beſſer, als den Tag vorher; er dankte dem Geber aller guten Gaben von Herzen dafür, und beeilte ſich, auszugehen, um die Reize dieſes ſchönen Morgens zu genießen. In der Hausflur traf er den Bedienten des Herrn de Merville und war erfreut, von ihm zu hören, daß ſein Herr eine weit beſſere Nacht zugebracht, als er erwartet habe. Während ihm dieſe Nachricht mitgetheilt wurde, erſchien Herr Despines, und der Bediente bat ihn, er möchte ſeinem Herrn eine franzöſiſche Bibel leihen. Der Eigenthümer von Carqueranne ging weg, um das verlangte Buch zu holen, und Lord Claremont entfernte ſich, ſehr über das Verlangen erfreut, das ſein armer leidender Freund zeigte, das Wort Gottes zu leſen, und den Herrn bittend, er möchte dieſe Lectüre zum Segen für ſeine Seele werden laſſen.

Er richtete ſeinen Spaziergang nach einem Thal nördlich von Carqueranne, und langte bald an einem einzelnſtehenden Hauſe an, das von Olivenbäumen umgeben war, die auf einem terraſſenförmig angelegten Boden gepflanzt waren. Hier wohnte ein gebrechlicher Greis, den er von Zeit zu Zeit beſuchte, weil er bei ihm einige Anzeichen von ächt religiöſem Sinn entdeckt hatte. Ein Schreien und Schluchzen ließ ſich in dem Hauſe vernehmen. Eduard trat ein und ſah mehrere Leute, die den Greis, trotz den Bitten und Thränen ſeiner Kinder, aus dem Bette herausgeriſſen hatten. Dem Eigenthümer dieſes Pachtgütchens war ſein Pacht noch nicht bezahlt worden, und er hatte nun auf Arreſt gedrungen, was dieſen Auftritt veranlaßte. Lord Claremont ließ den Greis in ſein Bett zurückbringen, und als derſelbe ſich hier von ſeinem Schrecken erholt hatte, erfuhr der Lord von ihm, daß das Fehlſchlagen der Ernte des vorigen Jahres die Urſache der unfreiwilligen Verzögerung ſey, über die ſich ſein Pachtherr beklage. Hierauf, ſich an dieſen wendend, ſagte Claremont ſehr ungehalten über dieſen Vorfall: „Der Herr wußte ohne Zweifel die Urſache nicht, welche dieſe rechtſchaffenen Leute verhinderte, ſich ihrer Verpflichtungen gegen ihn zu entledigen; hätte er es gewußt, ſo würde ihn ſeine Menſchlichkeit abgehalten haben, die Sache ſo weit zu treiben.“

„Mein Herr,“ erwiederte der Gutsbeſitzer, „dieſe Leute haben immer eine gute Ausrede, wenn ſie nicht zahlen, und wenn ich ſie hörte, ſo würde ich aus dem Dutzend Pachtgüter, die ich beſitze, und die mir jährlich meine guten fünfzigtauſend Livres eintragen müſſen, nicht ſo viel beziehen, daß ich davon leben könnte. Ich habe ſo viel Menſchlichkeit, als irgend ein Anderer, aber Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte.

„Indeß,“ entgegnete Lord Claremont, „gibt es Fälle, wo ein rechtſchaffener Pächter mit dem beſten Willen ſein Pachtgeld nicht bezahlen kann, und in dieſer Lage befinden ſich dieſe guten Leute.“

„Mein Herr,“ unterbrach ihn der Gutsbeſitzer, „ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen, und habe nichts mit Ihnen zu ſchaffen.“ Dann ſich an ſeine Begleiter wendend, ſagte er: „Bringet das Urtheil zum Vollzug und höret auf all das Geſchrei nicht.“

Man ergriff den Greis wieder, um ihn auf den Boden zu ſtellen, als Eduard rief: „Haltet ein! der Herr wird wenigſtens ſo menſchlich ſeyn, hoffe ich, uns einen Verzug von einer Viertelſtunde zu gönnen. Wie viel beträgt die Schuld?“

„Dreihundert Franken,“ antwortete der Gerichtsdiener.

Lord Claremont riß jetzt ein Blatt aus ſeiner Brieftaſche und ſchrieb einige Worte mit Bleiſtift darauf; er gab es dem behendeſten der Kinder des Hauſes mit dem Befehl, ins Schloß zu eilen und es ſeinem Kammerdiener zu übergeben. Während das Kind aus Leibeskräften fortrannte, um dieſen Auftrag auszurichten, wandte ſich Eduard von Neuem an den erſtaunten Gutsherrn und ſagte: „Sie werden befriedigt werden, mein Herr; ich weiß, daß die menſchlichen Geſetze für Sie ſprechen, aber es gibt andere, geheiligtere, von denen Sie verdammt werden, und um dieſe ſcheinen Sie ſich nicht ſehr zu kümmern. Gehen Sie in ſich, es iſt noch Zeit; ahmen Sie den Mann im Evangelium nicht nach, der beim Anblick ſeiner Reichthümer zu ſich ſprach: „Liebe Seele, du haſt einen großen Vorrath auf viele Jahre; habe nun Ruhe, iß, trink, und habe guten Muth.“ Denn Gott wird zu Ihnen, wie zu ihm, ſagen: „Du Thor, dieſe

Nacht wird man deine Seele von dir fordern, und weß wird es ſeyn, das du bereitet haſt?““

Der Angeredete loderte in Zornesglut auf, wie er ſie bisher nie erfahren hatte, und als ihm ſeine Wuth zu ſprechen erlaubte, erwiederte er: „Ich brauche Geld und keine Predigt, und wenn ich es nicht auf der Stelle bekomme, ſo wird der Arreſt vollzogen.“

Das in das Schloß abgeſchickte Kind kam in dieſem Augenblicke keuchend herein und überbrachte Lord Claremont eine Börſe, welche dieſer auf den Tiſch warf und zu dem Gutsherrn ſagte: „Zählen Sie, was dieſe Börſe enthält, mein Herr, und verlaſſen Sie ſo ſchnell als möglich den Ort, wo Sie Schrecken verbreiteten. Ich wünſche nur, daß dieſes Gold Ihnen hienieden viel Freude gewähren möchte; denn nach dieſem Leben haben Sie nichts mehr davon zu erwarten. Wann Sie geſtorben ſind und Ihre Schätze haben am Rande des Grabes zurücklaſſen müſſen, wird Gott zu Ihnen ſagen: „Wehe dir, der du dich geſättigt haſt; denn du wirſt Hunger haben.““

Der hartherzige Mann hatte angefangen, die Goldſtücke zu zählen; aber er wurde durch die letzten Worte Eduards ſo aus der Faſſung gebracht, daß er ſich nicht weiter von der Vollſtändigkeit der verlangten Summe zu überzeugen ſuchte, ſondern Alles in ſeinen

Beutel ſteckte und eilig unter Flüchen nebſt den ihn begleitenden Häſchern das Haus verließ.

Von dieſen läſtigen Beſuchern befreit, drückte die Familie Lord Claremont ihren Dank aus, der die ihm zu Füßen gefallenen Kinder eben aufhob, als die Thüre ſich öffnete und die Gräfin von Gallitzin eintrat.

„Sie hier, Mylord?“ rief Tanalie; „ohne Zweifel bin ich zu ſpät benachrichtigt worden; denn Sie laſſen Andern nicht die Sorge, den Leiden abzuhelfen, von denen Sie Kenntniß haben.“

Der Greis erzählte jetzt mit vieler Rührung, was vorgefallen war, und ſetzte hinzu, er nehme an, daß er jetzt nur einen unbarmherzigen Gläubiger gegen einen barmherzigen vertauſcht habe. Lord Claremont ergriff die Hand des jungen Mädchens, welches die Gräfin herbeigeholt hatte, und ſagte, indem er ſie an das Bett des Großvaters führte: „Ich trete dieſem jungen Mädchen auf den Tag, an dem Ihr ſie mit einem verſtändigen und gottesfürchtigen jungen Manne verheirathet, meine Anſprüche ab.“ Tanalie fügte noch ein Geſchenk zu derjenigen Eduards, und Beide verließen, von den Segenswünſchen der Familie überhäuft, das Haus.

35.

Cardiphonia oder die Stimme des Herzens.

Denſelben Abend noch beſuchte Lord Claremont Herrn de Merville. Er wollte nicht früher wieder kommen, um ihm Zeit zum Leſen und zum Nachdenken über ſeine Lectüre zu laſſen.

„Nun, mein lieber und achtungswerther Freund,“ ſagte er, ſich einen Stuhl an das Krankenbett ſtellend, „ich habe mit Freuden gehört, daß, Gott ſey Dank, Ihre Schmerzen Ihnen dieſe Nacht mehr Ruhe verſtatteten, als Sie erwartet hatten. Möchten doch meine andern Gebete, welche Sie betreffen, ebenfalls erhört werden!“

Herr de Merville: „Ich fange an, zu glauben, daß dieß einmal geſchehen wird, mein lieber Lord. Dieſen Morgen habe ich mit dem Leſen des neuen Teſtaments begonnen und zwei Evangelien geleſen, ohne inne halten zu können. Ich habe in dieſem Buche vieles Bewundernswürdige gefunden, das mich tief bewegte, dagegen aber auch anderes Unbegreifliche und ſogar Abſurde.“

Lord Claremont: „Darf ich fragen, welches die Abgeſchmacktheiten ſind, die Ihnen auffielen?“

Herr de Merville: „Dieſe böſen, unſauberen Geiſter z. B., von denen Jeſus die Beſeſſenen befreit; ſind das nicht Ammenmährchen?“

Lord Claremont: „Und betrachten Sie die Engel Gottes in demſelben Lichte?“

Herr de Merville: „Um die Wahrheit zu geſtehen, ſo weiß ich nicht ganz recht, was ich von dieſen halten ſoll.“

Lord Claremont: „Glauben Sie, Freund, daß Gott keine vollkommeneren Weſen ſchaffen konnte, als wir ſind? Wollen wir ſeine Macht auf die Erſchaffung unſeres Geſchlechts beſchränken, und ſollten wir uns als das Meiſterwerk dieſes mächtigen Künſtlers betrachten? Manche Philoſophen des Alterthums, die Sie zu achten gewohnt ſind, haben die Lüfte mit ſolchen immateriellen Weſen erfüllt. Sollten nun wir, weil wir mit Hülfe unſerer groben Sinne das Daſeyn höherer Geiſter nicht beſtätigen können, behaupten dürfen, daß ſie nicht exiſtiren? Wie viel Weſen gibt es in der Natur, die wir mit bloßem Auge nicht ſehen! Wenn die optiſchen Inſtrumente nicht erfunden worden wären, ſo würden Sie ohne Zweifel die Exiſtenz dieſer Weſen läugnen.“

Herr de Merville: „Ich wollte mir die Engel noch gefallen laſſen; aber wie ſollte ich an Teufel und unſaubere Geiſter glauben können, welche die Menſchen quälen?“

Lord Claremont: „Denken Sie an das, was die Schrift lehrt, daß nämlich der ſchönſte und mächtigſte Geiſt des Lichts ſich gegen ſeinen Schöpfer empörte, daß er unabhängig leben wollte und mit den Engeln, die er verführte, in den Abgrund geſtürzt wurde. Dieſe unglücklichen und ſtrafbaren Engel nun ſind die böſen Geiſter. Ihre Feindſchaft wider Gott, dieſer Quelle alles Guten, brachte ihnen nur Unheil. Von Eiferſucht entflammt, machten ſie ſich an den Menſchen von Anfang der Welt an, um ihn zu quälen und zu Verbrechen fortzureißen. Ich werde Ihnen nicht erklären, wie dieß Alles vor ſich geht; aber mir genügt, Ihnen zu ſagen, was ich davon weiß, um der Exiſtenz und dem unbegreiflichen, aber nicht widerſinnigen Einfluß der Dämonen ihre gehörige Stelle anzuweiſen.“

Herr de Merville: „Sie können Recht haben; allein dieſer ſchwierige Punkt erinnert mich noch an einen andern, viel wichtigeren. Ich meine die Lehre, von welcher man mir ſagte, daß ſie dem Chriſtenthum angehöre, und welche die Janſeniſten, wie man mich verſichert, als Glaubensartikel annehmen, nämlich die Gnadenwahl.“

Lord Claremont: „Man hat Sie nicht getäuſcht; die Gnadenwahl iſt deutlich im alten und neuen Teſtamente ausgeſprochen. Es genügte, wenn ich Ihnen ein paar Stellen anführte, um Sie davon zu überzeugen; z. B.: „Es kann Niemand zum Sohne kommen, es ſey denn, daß ihn ziehe der Vater.“ „Niemand kann bekennen, als durch den heiligen Geiſt, daß Jeſus der Herr ſey.“ Nun wird aber auch, wie geſchrieben ſteht, der heilige Geiſt denen gegeben, welchen der Vater beſchloſſen hat, ihn zu geben. Als Jeſus betete, betete er nicht für die Welt, ſondern für die, welche der Vater ihm gegeben hat. Ich könnte Ihnen noch hundert andere Stellen anführen, welche beweiſen, daß wir durch unſere eigenen Bemühungen nicht zu der chriſtlichen Wahrheit gelangen können. Die göttliche Gnade muß uns erleuchten und anziehen. Gott ſpricht: „Welches ich mich erbarme, deß erbarme ich mich.“ Sie werden mich fragen, was Gott beſtimme, den Einen vor dem Andern zu berufen, und ich antworte Ihnen, daß ich darüber nichts weiß. Hier ſehen wir einen Uebelthäter zu Gott ſich wenden, während dort ein Anderer, der das iſt, was die Welt einen rechtſchaffenen Mann nennt, nie den Herrn erkennt. Hier wendet ſich ein Menſch in Folge phyſiſcher oder geiſtiger Leiden zu ihm, dort fühlt ſich ein Anderer aufgefordert, ihn zu ſuchen in Folge der Leere, welche die Güter dieſer Welt in ihm zurücklaſſen. Mancher ruft plötzlich, über die Größe ſeiner Sünden betroffen, den Herrn Jeſus Chriſtus zu Hülfe; mancher Andere erkennt erſt nach langen Jahren des Nachdenkens und Studiums in ihm ſeinen Erlöſer. Aber Alle gelangen dahin durch die Gnadenwahl. Dieſe Lehre konnte der Kritik der Welt nicht entgehen, die nicht ermangelt, Gott der Ungerechtigkeit anzuklagen. Unterſuchen wir dieſelbe indeß näher. Gott erklärt alle Menſchen für Sünder, für Uebertreter ſeines Geſetzes und deßhalb für gerechterweiſe verdammt; aber um den ungeheuern Preis des Blutes ſeines Sohnes, dieſes ſeines zweiten Ichs, ſchenkt er einer gewiſſen Anzahl derſelben Gnade. Iſt er deßhalb ungerecht? Waren nicht Alle billigerweiſe verdammt? Würden Sie einen Monarchen ungerecht nennen, der zwanzig Verbrechern von hunderten, die geſtraft werden ſollten, Gnade ſchenkt? Würden Sie ihn ungerecht nennen, weil er nicht alle freiſpricht? Und was würde geſchehen, wenn er allen Gnade ſchenkte und auf immer? Alle Welt würde die Furcht vor der Strafe verlieren, und die Zahl der Uebelthäter würde bald ſo groß ſeyn, als die der Bewohner ſeines Reiches. Dieß iſt die Vertheidigung, welche die menſchliche Vernunſt vielleicht zu Gunſten der Gnadenwahl darbieten kann; aber das Wort Gottes erläßt uns dieſelbe; denn wenn es durch daſſelbe klar wird, daß die Erlöſung und der Glaube Geſchenke Gottes ſind, ſo iſt in demſelben eben ſo deutlich ausgeſprochen, daß jeder Menſch zur Erlöſung berufen iſt, und daß der, welcher verloren geht, durch ſeine Schuld verloren geht. Dieß ſcheint Ihnen widerſprechend; ich finde es begreiflich; allein wir müſſen uns darein fügen, Gott die Sorge zu überlaſſen, das zu vereinen, was unvereinbar ſcheint, und endlich, vor dieſem Geheimniß uns demüthigend, mit dem Apoſtel Paulus ſprechen: „O welch eine Tiefe!“ Uebrigens, mein Freund, iſt dieſe Frage über die Gnadenwahl, die ſo viele Theologen entzweit, von keiner ſo großen Wichtigkeit, als Manche glauben. Der Unglaubige ſpottet darüber, wie über Alles, was Gegenſtand der Religion iſt; der Glaubige hingegen und der ſich zu dem Erlöſer hingezogen fühlt, beruhigt ſich mit den Worten: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausſtoßen.“ Ich hoffe, lieber Freund, daß Sie ſchon unter dem Einfluſſe der Gnade ſtehen; das Intereſſe, das Sie bei dieſer Unterhaltung zeigen, veranlaßt mich, zu glauben, daß der göttliche Geiſt in Ihnen wirkſam iſt. Ach! wenn Sie wirklich ein Chriſt zu werden wünſchen, ſo bitten Sie den Herrn, er möchte ſein Werk in Ihnen vollenden; vereinen Sie Ihre Gebete mit denen, welche ich für Sie an ihn richte; beten Sie, wenn Sie ſein Wort leſen; beten Sie oft. Und warum ſollten wir nicht in dieſem Augenblicke mit einander beten? Scheuen Sie ſich nicht, von Herzen in meine Worte einzuſtimmen.“ Lord Claremont kniete hierauf neben dem Bette des Herrn de Merville nieder und betete mit bewegter Stimme folgendermaßen: „O Ewiger! mein Gott, erhöre mein Flehen für dieſen meinen geliebten Bruder! ziehe ihn zu dir, führe ihn an der Hand zu dem Fuße des Kreuzes deines Sohnes. Zeige ihm, daß er nichts, als ein unglücklicher, der Verdammung ſchuldiger Sünder iſt; daß er nichts als Löſegeld darbringen kann und unwiederbringlich verloren iſt, wenn er nicht dich im Namen Jeſu Chriſti um Gnade anfleht. Verleihe ihm die Erkenntniß deines heiligen Worts! Lehre ihn, welche Wonne man in deiner Nähe fühlt; welche Ruhe man empfindet, wenn man von ganzem Herzen auf das Ewige vertraut. Gib ihm in allen Leiden und Prüfungen jenen Frieden, der höher iſt, als alle Vernunft, und den dein Geiſt dem wiedergebornen Herzen bringt.“

Während dieſes kurzen Gebets hielt Lord Claremont ſeinen Kopf auf das Bett des Herrn de Merville geſenkt; als er ſich nun wieder erhob, bemerkte er im Geſichte des Letztern eine lebhafte Bewegung und ſah Thränen in ſeinen Augen ſtehen.

„Ich danke Ihnen, lieber Freund,“ nahm Letzterer das Wort; „möchte Ihr Gebet erhört werden! Ich habe in daſſelbe eingeſtimmt, ſo viel es mir in dem Zuſtande der Ungewißheit, in dem ich mich noch befinde, möglich war. Ach! glauben Sie, daß dieſer Zuſtand mir drückend iſt; ich bedarf Ihres Glaubens oder muß mich zu meinem früheren Unglauben zurückwenden; es gibt keinen Mittelweg, bei dem ich mich beruhigen könnte. Ich freue mich, Sie gehört zu haben, denn ich weiß nun, wie man betet. Aber ſind dieſe Lehren von allen chriſtlichen Gemeinden angenommen? und wenn einige von ihnen nicht übereinſtimmen, wer ſagt mir, wo die Wahrheit ſich findet?“

Lord Claremont: „Die Wahrheit iſt überall, mein Freund, wo Sie das Wort Gottes geleſen, verehrt, gepredigt und befolgt finden. Der Irrthum iſt überall, wo Sie das Licht, das die Welt zu erleuchten beſtimmt iſt, unter den Scheffel geſetzt ſehen. Ich glaube, daß jede Seele, die ihre Sünden erkennt und bereut und im Namen des Herrn Jeſu Chriſti um Gnade fleht, gerettet wird. Ueberall, wo ich dieſe Seele finde, bin ich mit ihr in Gemeinſchaft, ohne mich darum zu kümmern, ob ſie ihren Sitz in Rom, Genf, Augsburg oder irgend ſonſtwo aufgeſchlagen hat."

Herr de Merville: „Sie erkennen, wie ich ſehe, in Sachen der Religion keine Autorität an?"

Lord Claremont: „Sie irren ſich; ich ſagte Ihnen ja, daß das Wort Gottes die Leuchte iſt, die den Chriſten leitet."

Herr de Merville: „Aber iſt es immer für Jedermann klar?"

Lord Claremont: „Der heilige Hieronymus antwortet Ihnen darauf ſo: „Die Apoſtel haben geſchrieben, und der Herr ſelbſt hat geſprochen, nicht damit eine kleine Zahl, ſondern damit Alle es verſtänden." Mein Freund, Gott hat ſeinen Geiſt allen denen verſprochen, die ihn im Glauben darum bitten, indem er ſagt: „Wenn ihr, die ihr doch arg ſeyd, euren Kindern gute Gaben gebet, wie viel mehr wird euer Vater im Himmel ſeinen guten Geiſt geben allen denen, die ihn darum bitten." Dieſer Geiſt nun lehrt alle Chriſten die Bibel in dem, was für ihr ewiges Heil weſentlich iſt, auf gleiche Weiſe auffaſſen. Er läßt ſie nur in untergeordneten Punkten ſich trennen, und dieſe Trennung hat da, wo der wahre und reine

Glaube iſt, nie zu blutigem Kampfe geführt. Man hat leider der Religion Vieles zur Laſt gelegt; allein, ſtatt die ächte chriſtliche Lehre deßhalb anzuklagen, ſollte man vielmehr den Grund dieſer Beſchwerden in der Abweſenheit dieſer Lehre ſuchen. Als ſamaritaniſche Städte dem ermüdeten und erſchöpften Menſchenſohne die Aufnahme verweigerten, und ſeine Apoſtel, von einem ächt menſchlichen Zorne geleitet, zu ihm ſagten: „Herr! willſt du, ſo wollen wir ſagen, daß Feuer vom Himmel falle und verzehre ſie," ſo antwortete ihnen Jeſus: „Ihr wiſſet nicht, weſſen Geiſtes Kinder ihr ſeyd; des Menſchen Sohn iſt nicht gekommen, der Menſchen Seelen zu verderben, ſondern zu erhalten." Wer alſo im Namen Jeſu Menſchenblut vergießt, iſt nicht ſein wahrer Jünger, und der Geiſt Gottes wohnt nicht in ihm."

Herr de Merville: „Aber iſt die ganze chriſtliche Religion in der Bibel enthalten?"

Lord Claremont: „Darauf antwortet Ihnen der heilige Auguſtin: „Die Dinge, die man ſelbſt erfindet und für apoſtoliſche Tradition ausgibt, ohne die Autorität und das Zeugniß der Schrift, werden von dem Schwerte Gottes getroffen." Als der Herr ſeine Schüler verließ, kündigte er ihnen den Tröſter, d. h. den heiligen Geiſt, an, der ſie in alle Wahrheit leiten werde; ſie lehrten alſo nach dem Tode ihres Meiſters Alles, was zu lehren war. — Endlich will ich Ihnen noch ein Kriterium geben, woran Sie den ächten Chriſten erkennen können. Hören Sie die Worte J. Newton's, die ſich in dem Werke finden, das den Titel „Cardiphonia" führt, und das ich oft bei mir trage:

„„Der ſo bewunderte Vers Pope's:

Das edelſte von Gottes Werken iſt ein wackrer Mann,

iſt beſonders auf den Chriſten angewandt wahr. Der Chriſt allein kann im ächten und wahren Sinne des Worts ein wackerer Mann ſeyn; denn der gewöhnliche ſinnliche Menſch iſt zu ſehr der Herrſchaft der Selbſtliebe unterworfen, um beſtändig gegen Andere ſo zu handeln, wie er wünſchte, daß Andere gegen ihn handelten. Der Chriſt dagegen iſt ein neues Geſchöpf, er iſt ein Kind und Zögling Gottes; er hat ſich von ſeiner Sünde und ſeinem Sündenelend überzeugt, und ſucht eine Zuflucht bei der Hoffnung, die uns eröffnet iſt. Er hat den Sohn geſehen und glaubt an ihn; ſeine natürlichen Zweifel gegen die Herrlichkeit und die Gnadenfülle der göttlichen Erlöſung wurden durch Gottes Macht überwältigt und zum Schweigen gebracht. Er hat den Geliebten aufgenommen und iſt vor ihm angenehm. Er kennt nun den Herrn; er hat den verworrenen und entmuthigenden Vorſtellungen entſagt, die er ſich früher von Gott machte, und erkennt ihn in Chriſto, der der Weg, die Wahrheit und das Leben iſt. Aber er erkennt Gott in Chriſto als einen verſöhnten Vater, als einen Erlöſer, einen Freund, der ihm alle ſeine Fehler aus bloßer Gnade vergeben und ihm den Geiſt der Kindſchaft verliehen hat. Er iſt nicht mehr Sclave, noch viel weniger ein Fremder, er iſt Sohn und Erbe .... So iſt der Chriſt, der chriſtliche Erfahrung ſeines inneren Lebens hat; er betrachtet die Religion als das Wichtigſte in ſeinem Leben; indem er in dem Herrn erſtarkt und ſeine Hoffnung auf Chriſtus ſetzt, macht er ſich rein, weil auch Er rein iſt ....

„„Die Demuth iſt ihm zur andern Natur geworden. Er hat von Gethſemane und Golgatha aus eine Vorſtellung von der Natur der Sünde, von der Heiligkeit Gottes und ſeiner unvergleichlichen Liebe gegen die Sünder erhalten, die tief in ſein Herz gedrungen iſt .... Indeß iſt er durch ſeine Schwäche gedemüthigt, ohne entmuthigt zu ſeyn; denn er beſitzt den Frieden; er weiß, daß, wenn die Sünde in ihm groß geworden iſt, die Gnade in Jeſu Chriſto noch größer iſt.

„„Das Leben des Chriſten, das nicht dem thätigen Dienſte ſeines Herrn gewidmet iſt, wird von ihm dazu verwendet, eine enge Gemeinſchaft mit Gott zu ſuchen und zu pflegen .... Der Chriſt lebt fromm und nüchtern; ſeine Geſinnungen gegen Gott flößen ihm Mäßigung im Genuſſe des Zeitlichen ein. Er iſt weder allzu ängſtlich, noch abergläubiſch; er begreift die Freiheit des Evangeliums; er weiß, daß jedes Geſchöpf Gottes gut iſt, wenn Gottes Gnade in ihm wirkſam iſt. Er ſpielt nicht unnöthigerweiſe den Sonderling und übt keine ſelbſt erfundene Strenge gegen ſich ſelbſt aus .... er iſt zufrieden mit ſeiner Stellung, weil der Herr ſie für ihn auserſehen hat .... er wünſcht nicht eifrig Verbeſſerungen ſeiner Lage; er iſt ja hienieden ein Fremdling und Pilgrim, und der Himmel iſt ſein Vaterland. Wie reiche Leute ſich auf der Reiſe gerne Entbehrungen gefallen laſſen, an die ſie nicht gewohnt ſind, indem ſie daran denken, daß dieſelben in Kurzem aufhören werden, ſo ſtellt auch er ſich vor, er ſey auf der Reiſe und werde bald am Ziele anlangen. Der Chriſt muß Chriſto gleichen, der von Ort zu Ort ging und Gutes that. Das Beiſpiel ſeines Meiſters flößt ihm die allgemeine Menſchenliebe ein, von der er erfüllt iſt. Er beklagt alle Unglücklichen, die ihn umgeben, er würde ihre Noth erleichtern, wenn er könnte .... Er iſt von dem Geiſte ſeines Herrn und Meiſters beſeelt, und es wird ihm oft vergolten, wie dieſem; aber wenn man ihm Böſes mit Gutem vergilt, ſo überbietet er das Böſe mit Gutem. Er fühlt, daß er ein Sünder iſt und der Verzeihung bedarf und iſt deßhalb ſelbſt bereit zum Verzeihen. Er iſt weder ſtolz, noch höhniſch, er beleidigt nicht leicht und iſt nicht ſchwer zu zu verſöhnen; denn er hat die Sanftmuth zu den Füßen Jeſu Chriſti gelernt. Er weiß, daß er ſelbſt ſchwach iſt, und ſpricht nicht über Andere ab. Als Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft iſt er gerecht und genau in Erfüllung ſeiner Pflichten. Treu ſeinen Verbindlichkeiten und Verſprechungen gibt er Jedem, was ihm gebührt. Er gehorcht der geſetzmäßigen Obrigkeit. Sein Benehmen iſt offen, ſchlicht und ohne Ränke. In ſeinem Zimmer, in ſeiner Familie, in der Kirche und bei den Verrichtungen des gewöhnlichen Lebens bleibt er ſich immer gleich; denn unter jeden Umſtänden dient er dem Herrn und beſtrebt ſich, ſein Gewiſſen vor ihm vorwurfsfrei zu erhalten. Er verherrlicht auch den Herrn durch ſein Geſpräch vor den Menſchen. Das Geſetz der Wahrheit, Güte und Schönheit iſt auf ſeinen Lippen und in ſeinem Herzen. Er verabſcheut jede Lüge und iſt ſo weit entfernt, eine Verläumdung zu erfinden, daß er nicht einmal eine ſeinem Nächſten ärgerliche Wahrheit ſich zu wiederholen erlaubt. Seine Unterhaltung wird durch eine unſchuldige Heiterkeit belebt; aber er benützt ſeinen Verſtand nicht dazu, ſeinen Nächſten zu verletzen und zu betrüben. Seine Geſpräche ſind eine Miſchung von Anmuth und geiſtiger Würze; ſie tragen zum Glücke und zur Erbauung derjenigen bei, welche ihn umgeben. So iſt der wahre Chriſt.““

Herr de Merville: „Dieß iſt ein bewundernswürdiges Charakterbild; aber ich fürchte, die Originale dazu ſind nicht ſehr verbreitet.“

Lord Claremont: „Sie ſind allerdings ſelten in Vergleichung mit der Bevölkerung der Erde, und das Wort Gottes zeigt uns, daß es ſo ſeyn muß; denn es ſagt, Viele ſeyen berufen, aber Wenige auserwählt; allein es iſt deren doch eine große Zahl auf der Erde zerſtreut, und was Ihnen auffallend ſcheinen wird, iſt, daß die Vollkommenſten unter ihnen, die in ihrem Glauben am ſtärkſten ſind, oft Solche ſind, denen der Herr den meiſten Verſtand und die meiſte Wiſſenſchaft verliehen hat. Wenn Sie, mein lieber Freund, einige Berichte von den Arbeiten unſerer chriſtlichen Miſſionäre leſen würden, die in allen Gegenden der Welt, wo die Abgötterei herrſcht, ſich zerſtreut haben, um dort das Evangelium der Gnade zu predigen, würden Sie ſich verwundern und würden ausrufen: Kann der Menſch ſo weit in der chriſtlichen Liebe, d. h. in der Liebe zu Gott und zu ſeinen Nebenmenſchen, gehen?“

In dieſem Augenblicke ſchlug es auf der Wanduhr zwölf. Erſtaunt darüber, äußerte Lord Claremont ſein Bedauern, ſo lange geblieben zu ſeyn; aber Herr de Merville ſagte bewegt zu ihm: „Bedauern Sie die Zeit nicht, die Sie mir widmeten; denn Ihre Unterhaltung war für mich eine große Wohlthat. Sie haben mir mehrere Vorurtheile aus meiner Jugend benommen, und ich habe eine Ahnung davon, daß Ihre Lehre einſt auch die meinige werden wird. Beten Sie, lieber Freund, daß Gott den Tod noch zurückhalten möchte, den ich mir ohne Sie dieſer Tage gegeben haben würde, bis meine Augen ſein Licht empfangen haben; beten Sie, daß er mir möchte Zeit gönnen, mit voller Ueberzeugung eine Religion anzunehmen, welche ich vor Kurzem noch gering achtete, jetzt aber bewundere.“

Nachdem ſich beide Freunde herzlich die Hände gedrückt hatten, trennten ſie ſich.

36.

Das Eheverſprechen.

Der von der Gräfin von Gallitzin feſtgeſetzte Probemonat war jetzt zur Hälfte verfloſſen. Lord Claremonts Geſundheit war wieder ſo weit hergeſtellt, als vor ſeinem Unfall, und ſeine ſchnelle Geneſung hatte ihm ſein Vertrauen auf die Zukunft zurückgegeben, weßhalb er den Aufſchub, in den er gewilligt hatte, ſehr lang fand. Herr de Merville's Geſundheitszuſtand hatte ſich auch merklich gebeſſert, und er fing ſeine Beſuche an der Meeresküſte wieder an. Eines Tages bat ihn Eduard, er möchte ſich für ihn bei Tanalien verwenden, damit er in der wichtigſten Angelegenheit ſeines Lebens eine ſchnellere Entſcheidung erlange. Sein Freund, der ihm das im Entſtehen begriffene neue Licht verdankte, das ſein Herz erwärmte und ſeinen Geiſt erleuchtete, willfahrte ſeinem Wunſche und theilte ihm noch denſelben Abend, als er mit ihm ins Schloß zurückkehrte, folgende Antwort der Gräfin von Gallitzin mit. „Der Termin eines Monats,“ ſagte ſie, „iſt von Lord Claremont angenommen worden; wenn vierzehn Tage für ſeine

Beobachtungen hinreichen, ſo iſt ein Monat nicht zu viel für diejenigen, welche zu machen mir am Herzen liegt.“ Eduard war durch das Reſultat der zweiten Sendung ſeines Botſchafters nicht ſehr befriedigt; aber genöthigt, ſich zu unterwerfen, fügte er ſich darein.

Am Tage nach dieſem vergeblichen Verſuche erhielt Eduard abermals einen Brief von Doctor Warny; er nahm ihn nicht ohne ſtarke Aufregung an; aber bald ſich ſeiner Schwäche ſchämend erbrach er das Siegel. Seinen früheren Gründen zu Gunſten des Cölibats fügte der Geiſtliche noch neue bei und ſagte am Schluſſe: „Ich bin bereit, mich zu Ihnen zu verfügen, um Sie vor den Schlingen bewahren zu helfen, die Ihnen gelegt ſind. Wenn mir nicht mit umgehender Poſt ein förmliches Verbot von Ihnen zukommt, ſo begebe ich mich auf den Weg, indem ich Gott bitte, Ihnen ſeinen Beiſtand zu ertheilen, bis Ihnen den ſeinigen anbieten kann Ihr ergebenſter

Warny.

Der Geiſtliche hatte dießmal ſeine Abſicht verfehlt; ſein Schreiben machte keinen Eindruck auf ſeinen ehmaligen Zögling, der bald darauf, von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, den Brief in die Taſche ſteckte, ſeinen Hut nahm und ſich nach dem Hauſe am Meere begab.

Die Gräfin war allein, als er in den Salon trat; ſie ſtellte ihm einen Lehnſtuhl hin, indem ſie bei dem Gedanken an die Geſandtſchaft am vorigen Tage tief erröthete. Ohne ein Wort zu ſagen, bot er ihr den Brief dar, den er mit ſich gebracht hatte.

„Was iſt das für ein Brief?“ fragte ſie.

„Es iſt,“ antwortete er, „eine neue Philippika gegen unſere Verbindung, die ich Sie zu leſen bitten möchte.“

Tanalie nahm den Brief und las ihn mit einer Unruhe, die ſie vergebens zu verbergen ſuchte.

„Warum theilen Sie mir dieſen Brief mit?“ fragte ſie, indem ſie ihm denſelben zurückgab.

„Damit Sie ſeinen Inhalt mit dem Eindrucke vergleichen, den er auf mich gemacht hat!“ antwortete Eduard.

„Er hat Sie alſo wenig beunruhigt?“ erwiederte ſie.

„Glauben Sie mir,“ ſagte er weiter, „daß ich ihn mit der größten Ruhe las und daß ich dem Doctor Warny zu ſchreiben entſchloſſen bin, er ſolle ſich wegen meiner nicht bemühen.“

„Vielleicht fürchten Sie für ſeine Geſundheit, oder vielleicht,“ ſagte ſie lächelnd, „beſorgen Sie trotz des Muthes, den Sie an den Tag legen, ſeine Gegenwart möchte mehr wirken, als ſeine Briefe."

„Weder das Eine noch das Andere," entgegnete Lord Claremont mit Eifer; „ſeyn Sie überzeugt, daß Niemand Ihrer Macht das Gleichgewicht hält in meinem Herzen, deſſen Gebieterin Sie ſind .... Ach! ſagen Sie mir, ob die Probe an dieſem Briefe nicht vierzehn Tage der Beobachtung aufwiegt? Seyen Sie ſo gütig, Sie, die Sie es ſo ſehr ſind, die Entſcheidung meines Looſes nicht länger zu verſchieben."

Die Gräfin erwiederte, es habe ſein Verbleiben bei der dem Herrn de Merville ertheilten Antwort, und ſie wünſche, er möchte der Reiſe ſeines ehmaligen Erziehers nichts in den Weg legen.

„Ich werde gehorchen, Madame," verſetzte er traurig, „der Himmel verhüte es, daß ich je Ihrem Willen mich widerſetze! Ich werde gehorchen, aber mit dem ſchmerzlichen Gedanken, daß Ihre außerordentliche Vorſicht eine Folge von Kälte gegen mich iſt. Ach! wenn Sie nur den tauſendſten Theil der Liebe, von der mein Herz gegen Sie erfüllt iſt, erwiederten, ſo würden Sie meinem Worte glauben und keiner anderen Gewährleiſtung bedürfen."

Eduards Geſicht drückte einen Schmerz aus, der

Tanalie rührte. „Sie ſind ungerecht, Mylord,“ antwortete ſie, „die Vorſichtsmaßregeln, die Sie mir vorwerfen, habe ich eher in Ihrem Intereſſe, als in dem meinigen getroffen; denn ich weiß gewiß, daß, wenn Sie meinen Frieden durch Ihre Reue über unſere Verbindung geſtört ſähen, Sie unglücklicher wären, als ich ſelbſt .... Indeſſen ....

„Wohlan, ſprechen Sie gefälligſt aus und laſſen Sie ſich bewegen.“

„Nun denn, Mylord, ich weiß gewiß, daß Sie nicht die Herrſchaft der Welt um den Preis einer Lüge erkaufen würden. Sagen Sie mir doch, ob Sie ſeit unſerem Zuſammentreffen in dieſer Gegend nicht einmal auf eine Viertelſtunde den Wunſch, mein Gatte zu ſeyn, aufgegeben haben?“

„Ich verſichere Sie auf mein Wort,“ erwiederte Eduard, „wenn mich manchmal die Erinnerung an meinen früheren Lebensplan verfolgte, ſo machte dieß keinen andern Eindruck auf mich, als auf einen glaubig Gewordenen die Worte eines Menſchen von beharrlichem Unglauben, den jener ſchon lange überwunden hat; aber glauben Sie, daß mein Wunſch, Ihnen anzugehören, dadurch nicht erſchüttert wurde. Ihr Gatte zu ſeyn, denke ich mir als ein Glück, das ich nie zu wünſchen aufhörte. Ach, glauben Sie es, Ihre Glückſeligkeit iſt ebenfalls an unſere Verbindung geknüpft; denn nie wurde eine Frau ſo geſchätzt, wie ich Sie ſchätze, nie eine geliebt, wie ich Sie liebe.... Ja, ich bürge Ihnen für Ihr Glück, ſo weit es in der Macht eines Sterblichen ſteht."

„Beklagen Sie ſich nicht mehr über Ihre Freundin," ſagte die Gräfin zärtlich; „ich ſchenke dem, was Sie ſagen, vollen Glauben und verſpreche Ihnen, den nächſten Tag nach demjenigen, an welchem es mir erlaubt iſt, die Trauer um den Grafen abzulegen, Ihnen meine Hand zu reichen." — In dieſem Augenblicke hörte man Herrn de Merville ſich nähern.

„Kommen Sie, lieber und würdiger Freund," rief Eduard, als er ihn eintreten ſah, „kommen Sie, um den glücklichſten Menſchen auf Erden zu ſehen. Die Gräfin hat mir ſo eben verſprochen, die Meinige zu werden."

Herr de Merville wünſchte Beiden Glück, und indem er ihre Hände in die ſeinigen legte, ſetzte er hinzu: „Möchten Sie Beide ſo glücklich ſeyn, wie ich es war, und möge Ihr Glück länger dauern, als das meinige." Thränen traten ihm in die Augen, er wiſchte ſie ab und fragte dann: „Wann wird der Vertrag abgeſchloſſen?"

„Aber Sie ſind ſehr eilfertig," ſagte Tanalie.

„Ach,“ fiel Lord Claremont ein, „Sie haben Recht, ich möchte ſobald als möglich das Vergnügen haben, meiner Geliebten zu geben ....“

„Nichts, Mylord,“ unterbrach ihn die Gräfin; „Ihre Liebe und Ihr Name, dieß iſt Alles, was ich von Ihnen annehme. Wenn ich, was Gott verhüten möge, das Unglück hätte, Sie zu überleben, ſo reicht mein Vermögen für das traurige Leben hin, das ich hienieden hinzuſchleppen hätte. Erinnern Sie ſich noch deſſen, was Sie in Andermatt zu mir ſagten, Ihre Güter gehören den Unglücklichen von Claremonthouſe und Livermere; ich will nicht, daß dieſelben in Ihrer Gattin eine Räuberin, ſondern daß ſie eine zweite Freundin in ihr erblicken, die Ihnen hülfreiche Hand bei den Wohlthaten leiſten wird, welche Sie denſelben erweiſen.“

Eduard war tiefbewegt, ſo daß er nur Tanaliens Hände mit Thränen benetzen konnte; Herr de Merville dagegen wiſchte ſich eine verſtohlene Thräne ab und rief: „Wenn es ſo ſich verhält, dann beſtehe ich darauf, daß der Ehecontract ſchnell abgeſchloſſen werde. Was hindert uns, ihn ſchon morgen Abend abzufaſſen? Ja, wir müſſen alle Gäſte des Herrn Despines einladen, den Thee bei der Marquiſin einzunehmen, und dann muß man die Artikel laut und verſtändlich ableſen laſſen. Dieß iſt eine kleine Rache, die ich an der Geſellſchaft von Carqueranne nehmen möchte. Geben Sie mir die Vollmacht, ohne Verzug dem Enkel des großen Maſſillon ſchreiben und ihn bitten zu dürfen, daß er aus den gegebenen Materialien, die Sie mir aufſetzen werden, den Contract fertige, und morgen Abend zur Unterzeichnung ſich einfinden möge.“

Eduard ertheilte ihm die verlangte Vollmacht gern, und Tanalie gab ebenfalls durch Kopfnicken ihre Zuſtimmung.

37.

Der Contract.

Niemand verſäumte es, der Einladung der Frau de Forges Folge zu leiſten, und am Abend des folgenden Tages war die ganze Colonie in ihrem Salon verſammelt, mit ungeduldiger Neugierde erwartend, was Herr Maſſillon vorleſen würde, der, vor einem zu dieſem Zwecke aufgeſtellten Tiſchchen ſtehend, folgendermaßen begann:

„Vor Maſſillon und ſeinem Collegen, Notaren in Hières u. ſ. w., waren gegenwärtig: Eduard Acton, Graf von Claremont, Pair von England, gewöhnlich zu Livermere in der Grafſchaft Eſſex wohnend, und Tanalie de Forges, kinderloſe Wittwe des Grafen von Gallitzin, Generalmajors in ruſſiſchen Dienſten, in Lauſanne wohnhaft, Beide derzeit bei Herrn Despines in Carqueranne ſich aufhaltend. Sie haben die Bedingungen und Clauſeln beſtimmt, wie folgt:

„Einziger Artikel. Die künftigen Eheleute heirathen ſich auf die Bedingung abgeſonderten Vermögens.“

Ein Gemurmel des Erſtaunens ließ ſich bei der Verleſung dieſes Artikels vernehmen, der den Contract zugleich begann und ſchloß. Complimente wurden, wie man ſich wohl denken kann, den beiden Vermählten in Menge zu Theil, und Herr de Merville, der die Rolle eines Beobachters ſpielte, ſah mit Vergnügen, daß die Uneigennützigkeit der Gräfin den vollen, von ihm erwarteten Eindruck auf die Gäſte von Carqueranne gemacht habe. Nachdem die Unterzeichnung vorüber war, nahm der Notar das alte Recht in Anſpruch, die Braut umarmen zu dürfen, und Tanalie fügte ſich ohne Prüderie darein. Der übrige Theil des Abends wurde heiter zugebracht. Man ſpielte, muſicirte, genoß Gefrornes und Thee und gegen eilf Uhr begab ſich die Geſellſchaft ins Schloß zurück.

Eduard und Herr de Merville blieben noch nach dem Abgange der Gäſte, und dieſer wünſchte der ſchönen Gräſin von Herzen Glück zu der Wiederkehr der Gunſt der Geſellſchaft, deren Gegenſtand ſie ſo eben geweſen ſey. „Wann Sie wollen,“ ſagte er zu ihr, „werden Sie von Allen geliebt werden, und überall, wo Sie erſcheinen, und vielleicht mehr, als Manches Ruhe zuträglich iſt.“

„Wiſſen Sie,“ erwiederte Lady Almack, „daß das ziemlich wie eine Liebeserklärung klingt?“

„Ach! wenn die Verbindlichkeiten der Gräſin,“ verſetzte er, „meine fünfzig Jahre und meine Krücken nicht wären, ſo wäre heute vielleicht nicht von Lord Claremont der Ehecontract unterzeichnet worden. Aber,“ ſetzte er lachend hinzu, „ich habe eine kleine Bedingung vergeſſen, nämlich die Einwilligung Ihrer liebenswürdigen Schweſter.“

„Ich kann für meine Tochter bürgen,“ ſagte Frau de Forges, „daß ſie dieſelbe Ihnen nicht verſagt hätte.“

„Entfernen wir uns jetzt, Mylord,“ verſetzte Herr de Merville; „denn ich muß auf die Wirklichkeit zurückkommen, und ſtatt von Liebe zu ſprechen, an meine Rheumatismen denken.“

„Sie ſind ein ſehr großmüthiger Rivale,“ ſagte Juliette, „daß Sie ſo viel Zuneigung zu dem Bräutigam meiner Schweſter an den Tag legen.“

„Ach,“ antwortete er, „es wäre nicht ſo, wenn alle Bedingungen, die ich vorhin nannte, plötzlich verwirklicht würden. Wo jetzt Freundſchaft iſt, würde Zwietracht herrſchen, und vielleicht würden Sie durch einige Piſtolenſchüſſe dieſe Nacht aus dem Schlafe geweckt; denn, wie Corneille ſagt:

> Dem Thron ſelbſt kann ein großes Herz mit Ruhm entſagen,
> Sind aber für ein würdig Weſen wir entbrannt,
> Entſagt der Feigling nur, der Liebe nie gekannt.

Aber noch einmal, lieber Rivale,“ ſetzte er hinzu, „kehren wir friedlich in unſer Quartier zurück; denn mein jetzt ſchon erwärmtes Bett wird wieder kalt werden.“

Ich brauche dem Leſer, glaube ich, nicht zu ſagen, daß dieſe Nacht der Schlaf die Augen Lord Claremonts nicht viel heimſuchte. Die edle Uneigennützigkeit Tanaliens hatte in ihm eine lebhafte Freude erweckt, die ſeine Achtung und Liebe zu ihr noch erhöhte. Als er ſie ſeine Anerbietungen zurückweiſen ſah, war er anfangs traurig und bedauerte es, aber bald darauf, als er an ſeine Heimath dachte, erloſch dieſer Eindruck und gab dem entgegengeſetzten Raum. Die Annahme ſeines Vermögens hätte ohne Zweifel ſeine Freunde in Claremont-Houſe und Livermere bekümmert, und nicht ohne Schmerzgefühl hätten ſie ſie vielleicht ankommen ſehen, während ſo zu erwarten war, daß ſie, indem ihr die Nachricht von ihrem edlen Benehmen vorausging, mit Jubel von ihnen empfangen werden würde. Im Gedanken an ſeinen ehmaligen Lehrer war er ebenfalls erfreut über die Weigerung ſeiner Braut; denn er hoffte, daß das Empfehlungswerthe ihres Benehmens ihn wider Willen zur Veränderung des Geſichtspunktes, von dem aus er dieſe Verbindung betrachtete, veranlaſſen werde. Der Rath und die Sorgen Doctor Warny's hatten von nun an keinen Einfluß mehr auf die Entſchließungen ſeines Zöglings; doch erfreute dieſen die Hoffnung, daß das Glück, das er von ſeiner Heirath erwartete, die Zuſtimmung ſeines Erziehers erhalten werde.

Eduard war früh Morgens aufgeſtanden. Er ſchrieb dem engliſchen Generalconſul in Marſeille, um ihn zu bitten, ihm in der kürzeſten Zeit die zu ſeiner Verheirathung nothwendigen Papiere zu überſchicken. Er drang ferner in ihn, er möchte auf einige Tage nach Carqueranne kommen und ihm die Ehre ſeiner

Gegenwart bei ſeiner Verbindung mit der Gräfin von Gallitzin ſchenken. Er ſchrieb noch mehrere, auf den Lebensplan, der alle ſeine Gedanken beſchäftigte, bezügliche Briefe, und als er ſeine Briefſchaften nach Hières abgeſchickt hatte, ſchlug er den Weg nach der Wohnung der Damen de Forges ein.

38.

Die Plane.

Im Hauſe am Meere angekommen, traf er die Marquiſin, die eben ihr Zimmer verlaſſen hatte. Er bat ſie, ohne Verzug in Lauſanne Alles zur Vollziehung der Hochzeit Nöthige beſorgen zu laſſen. „Ich bitte Sie, dafür Sorge zu tragen," ſagte er zu ihr, „daß nichts mehr den Tag meines Glücks verzögere."

Die Marquiſin verſprach es ihm und ſagte dann lächelnd: „Ihre Ungeduld hat Ihnen ohne Zweifel nicht Zeit gelaſſen, zu frühſtücken; bleiben Sie alſo bei uns. Man wird ſogleich ſerviren."

Einige Minuten nachher trat Lady Almack ein, und bald darauf Tanalie.

„Hier, meine Töchter," ſagte die Marquiſin zu ihnen, „iſt ein Verliebter, der ohne mich Hungers geſtorben wäre. Ich habe ihn aufgefordert, mit uns Thee zu trinken, um mich zu verſichern, daß er ſich nicht von der Liebe allein nährt."

„Wirklich," erwiederte Lady Almack, „dieſe hat noch Niemand ernährt."

„Weil nie eine Liebe der meinigen glich," entgegnete Eduard; „indeß nehme ich das Frühſtück an, das Sie die Güte haben, mir anzubieten, und wenn die Freude Appetit gibt, ſo kann Niemand einen größeren haben, als ich."

Man meldete jetzt, daß der Thee aufgetragen ſey, und Lord Claremont ging, nachdem er der Marquiſin ſeinen Arm angeboten hatte, mit ihr, Julietten und Tanalien in den Speiſeſaal voran.

Während des Frühſtücks ſprach man von dem Abende des vorigen Tages, und Frau de Forges ſagte zu Eduard: „Ihre Ungeduld ſollte etwas gemäßigter ſeyn; denn die Unterzeichnung des Contracts iſt ein bedeutender Schritt vorwärts."

„Sie täuſchen ſich," erwiederte er; „denn dieſe Förmlichkeit, die mich neue Vollkommenheiten an der Gräfin hat entdecken laſſen, hat nur mein Verlangen, ihr anzugehören, noch ſteigern und die Ungeduld, die Sie mir vorwerfen, verdoppeln können.“

„Sie ſind ein unzufriedenes Kind,“ verſetzte Frau de Forges; „glauben Sie meiner Erfahrung, die ſchönſten Tage des Lebens ſind diejenigen, welche einer Heirath aus Neigung vorangehen. Sie ſind ein Kind, das immer mehr will, als es beſitzt.“

„Sie predigen zum Erſtaunen, liebe Mama,“ ſagte er zu ihr, ſie zum erſtenmal umarmend, „und doch hat kaum eine Predigt weniger Eindruck gemacht.“

„Ja,“ entgegnete Lady Almack, „die Geſpräche der Mama ſind ſehr klug, und Sie ſind das nicht genug, um ihnen Glauben zu ſchenken. Ich weiß nicht, ob Sie mir mehr glauben, wenn auch ich Ihnen ſage: beeilen Sie ſich nicht, aus dem Schiff der Kirche, wo Gold und Ornamente prangen, zu treten, um in das Heiligthum zu dringen, das ein Schleier Ihren Blicken verhüllt.“

„Auch Sie, geliebtes Schweſterchen, predigen zum Erſtaunen gut,“ ſagte er, indem er auch Lady Almack umarmte. „Alles, was Sie ſagen, kann bei gewöhnlichen Verbindungen wahr ſeyn, aber nicht für den, der mit Tanalien ſich vermählt.“

Nachdem das Frühſtück vorüber war, ſchlug die Gräfin ihrer Mutter einen Spaziergang an der

Meereskuͤſte vor. Die Marquiſin entgegnete, ſie muͤſſe, um ihr verwoͤhntes Kind von einem kuͤnftigen Schwiegerſohne zufrieden zu ſtellen, mehrere Briefe ſchreiben, die ſie wegen der Schwaͤche ihrer Augen viel Zeit koſten wuͤrden.“

„Nun denn,“ ſagte Eduard, „ſo will ich Ihr Secretaͤr ſeyn. Ja, um Ihnen zu zeigen, daß ich nicht bloß Vernunft, ſondern auch Muth habe, beraube ich mich von freien Stuͤcken des Gluͤcks, bei der Graͤfin zu ſeyn; waͤhrend die Damen ſpazieren gehen, dictiren Sie mir und ich ſchreibe.“ Er bot hierauf der Marquiſin die Hand, die zu ihm ſagte: „Ich nehme es an, um Sie fuͤr den geringen Reſpect, den Sie meinen weiſen Lehren gegenuͤber an den Tag legten, zu ſtrafen.“

Als Eduard das geſchrieben hatte, was ihm Frau de Forges andictirte, entfernte er ſich eiligſt, und als er den Fiſcher aufgefunden hatte, der eine große Wanne mit Fiſchen von verſchiedenen Farben aus ſeiner Barke zog, fragte er ihn, welchen Weg Lady Almack und die Graͤfin von Gallitzin eingeſchlagen haben. Der Fiſcher antwortete, er habe ſie am Ufer gegen Toulon hingehen ſehen, und Eduard folgte der angegebenen Richtung. Hinter der Schanze, welche die Bucht von Carqueranne beſchuͤtzt, wird der

Fußpfad manchmal ſehr ſteil. Eduard konnte nicht umhin, als er das Meer unter ſeinen Füßen an den ſenkrecht aufſteigenden Felſen anſchlagen ſah, wegen der Damen in Beſorgniß zu ſeyn. Glücklicherweiſe traf er ſie bald auf einer Bank vor einem einſamen, mit Kapernſträuchen und blühenden Bäumen umgebenen Hauſe ſitzend. Nachdem er ihnen einen ſanften Verweis gegeben hatte, weil ſie ſich auf ihrem Spaziergange Gefahren ausſetzten, nahm er den Platz an, den ſie ihm an ihrer Seite anboten, und begann ſogleich eine ungezwungene und muntere Unterhaltung. Man entwarf Plane für die Zeit nach der auf den fünfzehnten Merz feſtgeſetzten Trauung. Herr Allègre hatte mehrmals geſagt, manche Kranke, die nach Hières ſeines geſunden Clima's wegen kommen, beeilen ſich zu ſehr, es zu verlaſſen; dieſe Eilfertigkeit zerſtöre oft den guten Erfolg der Ortsveränderung, der ſie ihrer Geſundheit wegen ſich unterzogen hätten, und er rathe daher der Gräfin und Lord Claremont, die Küſte des mittelländiſchen Meeres nicht vor Mitte Mai's zu verlaſſen. Tanalie ſagte, dieſer Worte des Doctors eingedenk, zu Eduard: „Die Mutter iſt durch dringende Geſchäfte genöthigt, wenige Tage nach unſerer Trauung nach Lauſanne abzureiſen, und meine Schweſter, deren Gemahl nicht nach Hières reiſen kann, muß ebenfalls um dieſe Zeit mit ihm in der Schweiz zuſammentreffen. Was ſollen dann wir ohne die gute Mutter und meine liebe Juliette hier anfangen?"

„Ich bin überall gerne, wenn Sie bei mir ſind, liebe Tanalie," ſagte Eduard; „aber wenn Sie wollen, ſo begleiten wir unſere Freundinnen bis Marſeille; dort beſteigen wir meine Jacht oder, wenn Sie es vorziehen, das Dampfſchiff, und wir werden uns in wenigen Tagen in der lachenden Bucht von Neapel befinden; wenn dann die für unſere Abreiſe aus dem Süden feſtgeſetzte Zeit gekommen iſt, kehren wir durch Oberitalien in die Schweiz zurück. Gefällt dieſer Plan meiner Freundin?"

„Ja, lieber Eduard," antwortete die Gräfin, „und ich bin auch überall gerne mit Ihnen. Wenn Ihnen die Reiſe, von der Sie ſprechen, erwünſcht iſt, ſo werden wir ſie ausführen; aber glauben Sie, daß ich trotz dem, was ich ſagte, doch mit Vergnügen in Carqueranne bleiben würde, wenn Sie es für paſſender hielten."

„Der Gedanke, die Gegenden der Schweiz, die wir ehmals durchwanderten, wieder zu ſehen, hat ungemein viel Anziehendes für mich," ſagte er. „Ich werde mich glücklich ſchätzen, mit meiner geliebten

Gattin die Orte wieder zu beſuchen, wo ich ſie zum erſtenmale ſah, und welche Zeugen meiner Qualen waren. Es iſt lieblich, in den Tagen der Ruhe die während der Zeit des Sturms durchreisten Orte wieder zu ſehen.“

Tanalie lächelte, während ſie Eduards Planen ihre Zuſtimmung gab; aber jedes geübte Auge würde in ihrem Lächeln einen Ausdruck von Traurigkeit bemerkt haben. Sie wußte ſich die Urſache dieſes peinlichen Gefühls, das ſie ſchon mehrmals angewandelt hatte, ſelbſt nicht zu erklären. Redete doch Alles zu ihr von dem Glücke, deſſen liebliches Sinnbild die Wiederkehr der ſchönen Jahreszeit darbot. Fürchtete ſie noch die früheren Lebensplane ihres Geliebten? Nein, ſie wußte gewiß, daß von jetzt an nichts wieder ihn unter deren Herrſchaft bringen werde. Es war nicht die Beſorgniß eines Unglücks in Folge der Verbindung, die ſie anknüpfen wollte, was ſie empfand, ſondern es war eine unbeſtimmte Furcht vor einem Unglücke im Allgemeinen. Sie war weit entfernt, das Verſprechen zu bereuen, das ſie Lord Claremont gegeben hatte; denn wenn ſie auch von einem unklaren Vorgefühl bei ihrer Verbindung mit ihm gepeinigt wurde, ſo fühlte ſie doch deutlich, daß in der Zukunft kein Glück für ſie vorhanden ſey, wenn ſie von ihm ſich trenne. Zum Glück für ihre Ruhe dauerten dieſe peinlichen Eindrücke nicht lange; ein Blick Eduards, ein Wort, ein Lächeln von ihm entfernte dieſelben gewöhnlich und ließ in ihr Herz die Ruhe, ſo wie die Hoffnung auf nahe Glückſeligkeit zurückkehren. Lord Claremont hatte dieſe vorübergehende Traurigkeit nicht an ihr wahrgenommen, weil Tanalie, um ſie ihm zu verbergen, ſich mit den Kindern unterhielt, die auf das Haus zukamen, vor welchem ſie ſaß, und nachdem ſie ihrer Mutter, die ihnen folgte, einiges Geld gegeben hatte, ſich entfernte, indem ſie Julietten und ihrem Geliebten ein Zeichen gab, mit ihr nach Carqueranne zurückzugehen.

39.

Das Brautgeſchenk.

Endlich hatte die Trauerzeit Tanaliens ihr Ende erreicht. Von Doctor Warny hörte man nichts mehr; er hatte nicht bloß den letzten Brief Eduards unbeantwortet gelaſſen, ſondern war auch nicht nach Carqueranne gekommen. Man mußte, um ſich ſein

Stillſchweigen zu erklären, annehmen, er habe darauf verzichtet, der Heirath ſeines ehmaligen Zöglings ſich zu widerſetzen, und wolle auch nicht durch ſeine Gegenwart ſtörend einwirken, weßhalb er ſich entſchloſſen habe, weder zu ſchreiben, noch die Reiſe zu machen. Alle zur Vollziehung der Heirath nöthigen Papiere waren aus England und aus Lauſanne angekommen; die Aufgebote waren geſchehen, und der engliſche Generalconſul in Marſeille war, begleitet von einem ihm befreundeten Geiſtlichen der anglikaniſchen Kirche, angekommen.

An dem der Feierlichkeit vorhergehenden Tage ſchien die Sonne hell und freundlich. Die Gräfin, welcher es ſeit einigen Tagen gelungen war, ihre beängſtigenden Gefühle zu zerſtreuen, begrüßte deſſen freundliches Licht bei ihrem Erwachen als einen Vorboten ihres nahen Glücks, und eilte, ſich anzukleiden. Sie war froh, ihre Trauerkleider ablegen und nun wieder farbige tragen zu dürfen. Aber dieſer Wechſel geſchah nicht, ohne daß ſie dem Andenken an die Vorzüge und Zärtlichkeit ihres erſten Gatten Thränen weihte. Sobald ſie ſich angekleidet hatte, warf ſie ſich nieder und blieb einige Zeit im Gebete, worin ſie zu Gott flehte, er möchte ſie nicht mehr zu dem traurigen Gewande, das ſie eben abgelegt hatte, verdammen.

In dem Augenblicke, wo ſie ſich erhob, traten ihre Mutter und ihre Schweſter ins Zimmer. Die Marquiſin umarmte ſie mit einer Freude und Zärtlichkeit, die nur eine Mutter nachfühlen kann; dann erflehte ſie alle Segnungen des Himmels für ſie. Lady Almack gab ihr Beweiſe von einer nicht weniger aufrichtigen Liebe, als ihre Kammerfrau ins Zimmer trat und rief: „Kommen Sie doch, meine Damen, und ſehen Sie das artigſte Fahrzeug, das je auf dem Meere erſchienen iſt. Es ſcheint hier anlanden zu wollen. Kommen Sie doch, ich bitte, es zu ſehen.“

Die Damen fühlten ſich zu glücklich, als daß ſie nicht in der Stimmung geweſen wären, an der Freude Anderer Theil zu nehmen; ſie gingen daher an die Küſte hinab und erblickten wirklich die hübſcheſte Jacht, die ſie je geſehen hatten. Ihre Segel, weiß wie der Schnee, waren von einem friſchen Winde aufgebläht; azurblaue Flaggen und Bänder flatterten an der Spitze der Maſten und längs des Takelwerks. Als die Jacht im Angeſichte der Küſtenſchanze war, begrüßte ſie mit einem Kanonenſchuſſe das Land, zog die Segel allmälig ein und warf endlich zehn Klafter vom Geſtade entfernt Anker. Die Schaluppe wurde herabgelaſſen, ſechs Matroſen trugen verſchiedene Gegenſtände in dieſelbe und ruderten hierauf raſch auf die Küſte zu. Als die Schaluppe ans Ufer befeſtigt war, brachten die weiß und blau gekleideten Matroſen den Damen einen großen Koffer und zwei Gärtnerinnen überreichten ihnen die ſeltenſten Blumen. Tanalie, der man zu gleicher Zeit einen goldenen Schlüſſel übergeben hatte, begehrte die Löſung dieſes ganzen Geheimniſſes zu wiſſen, als Lord Claremont ſie mit den Worten begrüßte: „Dieß Alles geſchieht auf meinen Befehl.“ Er ließ ſogleich den großen Koffer öffnen, und ein anderer kleinerer wurde aus demſelben herausgenommen, der, nachdem er ſeiner vielen Hüllen entledigt war, die Bewunderung der Damen erregte. Er war aus Citronenholz gefertigt und mit goldenen Henkeln, ſo wie mit einem Schloſſe aus demſelben Metall verſehen; auf dem Deckel las man den Namen Tanaliens, der aus koſtbaren Türkiſen gebildet war. Die Damen bewunderten den Koffer und die Blumen noch lange; hierauf gab Eduard ein Zeichen, daß man dieſe Sachen in das Haus ſchaffen ſolle. Nachdem die Matroſen dieſen Befehl ausgerichtet hatten, gab ihnen die Gräfin einige Goldſtücke, und ſie entfernten ſich unter dem Rufe: „Gott erhalte Lord und Lady Claremont!“

Als dieſe das Fahrzeug erreicht hatten, ſagte Tanalie, von ſo vielen Beweiſen der Zärtlichkeit lebhaft gerührt, zu Lord Claremont: „Sie ſtehen gewiß unter der Protection irgend einer mächtigen Fee, lieber Eduard, oder ſind Sie ſelbſt ein Zauberer und haben mit einem Schlage Ihres Stabes dieſe hübſche Jacht mit ihrer eleganten Einrichtung und mit dieſen Geſchenken, die aus der Feenwelt zu kommen ſchienen, aus den Wellen aufſteigen laſſen.... Ach! lieber Eduard, Sie ſollten Ihre Freundin nicht durch ſo zarte Aufmerkſamkeiten verwöhnen und ſie nicht durch dergleichen Blendwerke die Unvollkommenheiten der Erde vergeſſen machen....“

„Sie haben ſich geweigert, mein Vermögen anzunehmen; konnte ich Ihnen weniger anbieten, als dieſe Kleinigkeiten?... Dieſe Jacht, wenn ſie Ihnen gefällt, wird uns dieſen Sommer in die Mündung des Orwel zu meiner Wohnung führen, deren ſchönſte Zierde Sie ſeyn werden.“

„Beeilen wir uns, in das Haus zurückzukehren,“ ſagte Lady Almack, „und mit dieſem Schlüſſel, der nicht derjenige des Raoul Blaubart iſt, dieſen geheimnißvollen Koffer öffnen; ich ſterbe vor Ungeduld, ſeinen Inhalt zu ſehen.“

Mit dieſen Worten eilte ſie auf das Haus zu, ihre Mutter und Schweſter nach ſich ziehend.

Ich weiß nicht, ob die Leſerinnen von mir das

Inventarium dieſes hübſchen Koffers erwarten.... Es würde mir leid thun; denn ſie werden es hier nicht finden, und ich muß ſie bitten, es ſelbſt ſich nach ſeinem Werthe von zwanzig tauſend Franken zuſammenzuſetzen.

Außer den Hochzeitsgeſchenken enthielt der Koffer noch Geſchenke für Frau de Forges und für Julietten. Es waren Gegenſtände, deren Annehmlichkeit und Nutzen die Damen in Eduards Gegenwart gerühmt hatten, weit entfernt, zu denken, daß er ihren Worten Aufmerkſamkeit ſchenken würde. Auch Geſchenke für die Damen Despines fanden ſich in dem Koffer und wurden ihnen ohne Verzug überſchickt. Als alle dieſe Gegenſtände des Geſchmacks und der Phantaſie auf ſämmtlichen Möbeln im Salon ausgebreitet waren, erhielt jeder derſelben ſeinen beſonderen Tribut der Bewunderung, und als die Damen ihren verbindlichen Dank, den alle dieſe Geſchenke und die Liebe, von der ſie Beweiſe waren, vón ihrer Seite verdienten, ausgeſprochen hatten, beſchloß man, in den Speiſeſaal zu gehen, wo das Frühſtück ſchon zweimal auf- und wieder abgetragen worden war.

40.

Der Vorabend vor dem ſchönſten Tag des Lebens.

Nach dem Frühſtücke beſchäftigten ſich die Marquiſin und Lady Almack damit, alle die Sachen, die im Salon zerſtreut umher lagen, zu ordnen, wobei ſie jedes einzelne Stück von Neuem genau betrachteten und prieſen. Da Lord Claremont der Gräfin einen Spaziergang vorgeſchlagen hatte, ſo verließen ſie mit einander das Haus und ſchlugen den Weg nach dem Schloſſe des Herrn de Laveau ein, das ſich mit ſeinen Thürmen in der Entfernung von etwa einer halben franzöſiſchen Meile von Carqueranne erhebt. Sie gingen einige Augenblicke ſtillſchweigend vorwärts. Eduard unterbrach zuerſt dieſes Schweigen mit den Worten: „Morgen werde ich alſo ſchwören, Ihnen zu gehören, Sie zu beſchützen und Ihnen treu zu ſeyn! Ach! dieſe Verpflichtungen ſind für mich leicht zu erfüllen! Warum verlangt man nicht von mir, mich ganz zu vergeſſen, um nur Ihnen mich zu widmen! Mit welcher Zuverſicht und Freude würde ich dieſen Schwur leiſten! Aber wenn ich ihn nicht vor dem Altare ausſpreche, ſo werde ich ihn Dir, Du Engel, der Du mir in der Höhe erſchienen biſt, jeden Augenblick meines Lebens wiederholen.“

Dieſes vertrauliche Du, deſſen ſich Lord Claremont zum erſtenmale bediente, regte Tanalie auf; ſie antwortete nur durch einen leichten Druck ſeines Armes.

„Ich bin zu glücklich,“ fuhr er fort, „und habe manchmal Mühe, mein Glück zu ertragen.... Es erſcheint mir zu groß für das Herz, welches es in lebhaftere Bewegung ſetzt.... Halten wir ein wenig inne; das trockene Moos, das dort am Fuße jener grünen Eiche ſich ausbreitet, bietet uns einen annehmlichen Sitz dar — will meine Freundin hier Platz nehmen?“

Die Gräfin willigte ein und ſchwieg dann abermals....

„Nun,“ ſagte Eduard, „wenn ich mit meiner ſchönen Braut von meiner Wonne ſpreche, hat ſie dann nichts zu erwiedern? Ich kann an ihrer Liebe nicht zweifeln, da ſie mich der Ehre ihrer Hand gewürdigt hat, und doch erſchreckt mich dieſes Stillſchweigen wider Willen. Irgend ein trauriger Gedanke ſchwebt Ihnen vor,“ ſetzte er hinzu, „.... Seele meines Lebens, bereuen Sie das Verſprechen, welches Sie mir gaben, mich glücklich zu machen? Fern ſey von mir der Gedanke, von demſelben Gebrauch zu machen, wenn Sie bereuen, es mir gegeben zu haben!

Es iſt noch Zeit; nichts Unwiderrufliches iſt geſchehen, und ich werde Ihnen beweiſen, daß ich Ihr Glück wünſche, indem ich auf das meinige verzichte.... Ich bitte, ſprechen Sie, befehlen Sie, und ich werde gehorchen.“

„Sie täuſchen ſich, Mylord, hinſichtlich meiner Geſinnung,“ ſagte endlich Tanalie; „wenn ich das Verſprechen, von dem Sie ſagen, noch nicht gegeben hätte, ſo würde ich mich beeilen, es Ihnen zu geben. Ich bereue nichts, ich fürchte keineswegs, Sie möchten ſich in Bezug auf mich ändern, und dieſes Vertrauen ſtützt ſich auf Ihren Charakter und Ihr Herz und nicht auf meinen geringen Verdienſt.... Glauben Sie es, lieber Eduard, wenn Sie meiner zu Ihrem Glücke bedürfen, ſo bedarf dagegen ich Ihrer zu dem meinigen.... Die Traurigkeit, wegen der Sie mir Vorſtellungen machen, hat eine mir unbekannte Urſache. Seit einiger Zeit wandelt mich zuweilen ein unbeſtimmtes banges Gefühl an; es flieht, wenn ich es zu unterdrücken ſuche, kehrt aber wieder zurück und flieht wieder.... Beim Anblicke der reichen Geſchenke, die mir Ihre Liebe machte, erfaßte es mich mit neuer Stärke.... Laſſen Sie ſich dieß nicht betrüben, lieber Freund, nicht von Ihrer Seite fürchte ich ein Unglück, ſondern von Seiten des Geſchickes, das uns ſo lange trennte, und das mir ſchon ſo viele Thränen auspreßte.“

„Du haſt mich alſo ſeit lange geliebt, Seele meiner Seele? O welche Jahre der Glückſeligkeit gingen durch meine Schuld verloren! Aber werfen wir einen Schleier über die Vergangenheit; wir ſind noch jung, und wenn es Gott gefällt, ſo kann die Zukunft uns mehr Freude bringen, als tauſend menſchliche Weſen genießen. Du weißt nicht, mit welcher unausſprechlichen Wonne das Leben zweier chriſtlichen Gatten erfüllt iſt, die ſich in dem Herrn lieben und nach der himmliſchen Hauptſtadt wandeln, ſich unterſtützen, aufmuntern und ſtärken bis zum Ziel ihrer Pilgerſchaft. Dank ſey es Deiner Sorgfalt, meine Geſundheit iſt wieder hergeſtellt, und ich fühle mich ſo ſtark, wie noch nie ſeit vielen Jahren; was Dich betrifft, lieber Engel, ſo ſtrahlt von Neuem die friſche Farbe auf Deinem lieblichen Geſicht; ach! meine inniggeliebte Freundin, entferne dieſe eitle Furcht.... Beſorge nichts; Eduard wird über Dein Wohlergehen wachen; er wird alle Deine Wünſche erfüllen und ihnen zuvor kommen, fordere Alles von ihm, die Sterne des Himmels ausgenommen.“

„Ihr Vertrauen tröſtet mich,“ erwiederte die Gräfin, „ich will dieſe peinlichen Regungen weit von mir weiſen.... Es wäre Undank, ſie zu nähren, da Gott ſo viele Bürgſchaften des Glücks mir verliehen hat. Sie werden mir keine ſolche Augenblicke traurigen Träumens mehr vorzuwerfen haben, lieber Gatte; denke nicht mehr daran, Tanalie wird Dich nicht wieder betrüben....“

Eduard hatte die Hand ergriffen, welche die Gräfin ihm darbot, während ſie ihrerſeits zögernd und erröthend das vertrauliche Du ausſprach, und er ſchlang jetzt in ſeinem Entzücken einen Arm um ihre ſchlanke Taille, als ſie ſich mit den Worten erhob: „Mylord, wir vergeſſen uns hier, und doch haben wir noch verſchiedene Anordnungen für die morgende Feierlichkeit zu treffen; kehren wir daher zu meiner Mutter zurück.“

Tanalie forderte ihn ſanft zu einem ſchnelleren Gange auf und als ſie in das Haus am Meere zurückgekehrt waren, erinnerte ſie Eduard an die Pflichten der Höflichkeit, denen er noch an dieſem Morgen nachzukommen hatte, und trennte ſich von ihm, indem ſie ihn um drei Uhr wieder zu ſich bat, um ſich mit ihm zu dem Diner zu begeben, das Herr Despines heute allen ſeinen Gäſten und den aus Marſeille Angekommenen gab.

41.

Der fröhliche Abend.

Nachdem Lord Claremont noch einige Befehle ertheilt, an Doctor Warny geſchrieben und den Damen des Hauſes einen Beſuch abgeſtattet hatte, ging er zu Herrn de Merville, welcher als aufrichtiger Freund großen Antheil an ſeinem Glücke nahm. Er vergaß ſich ganz, indem er ſich in Lobeserhebungen ſeiner Braut erging, als man den engliſchen Generalconſul und Doctor Forſter anmeldete. Nach einer Viertelſtunde Unterhaltung erhoben ſich die beiden Herren mit der Erklärung, ſie wollen den Damen de Forges ihre Aufwartung machen. Die Stunde, auf welche Tanalie Eduard beſchieden hatte, war nahe: er begleitete ſie in das Haus am Meere.

Die Damen de Forges waren im Salon; Eduard bemerkte lächelnd die Toilette der Gräfin, denn ſie war mit ſeinen Geſchenken geſchmückt. Sie, die ſich gewöhnlich durch Einfachheit und guten Geſchmack auszeichnete, hatte ihre Arme und ihren Hals mit Bracelets und Colliers beladen, die er ihr geſchenkt hatte. Sie erwartete von den Damen des Schloſſes kritiſirt zu werden; allein dieß kümmerte ſie wenig: ſie hatte nur an ihn gedacht. Nach einer kurzen Unterhaltung verließ die Geſellſchaft den Salon der Marquiſin, um ſich ins Schloß zu begeben.

Das Diner verging ſo angenehm, als es möglich iſt, wenn die Gäſte nicht alle gegenſeitige Freunde ſind, wenn ihre Zahl zehn überſteigt, und die Gerichte zahlreicher ſind als die Gäſte. Außer den Bewohnern von Carqueranne und den Gäſten aus Marſeille hatte Herr Despines Herrn Odier von Genf, den Doctor Allègre, die Herren und Damen von Beauregard und den Maire von Hières, Mitglied der aſiatiſchen Geſellſchaft, einen angenehmen Schriftſteller und geſchmackvollen Zeichner, eingeladen. Zum Glücke für die Ungeduld Lord Claremonts beſtand der alte Gebrauch der gebildeteren Geſellſchaft in Frankreich, das Diner bis in die Nacht zu verlängern, nicht mehr, und nach Verfluß von zwei und einer halben Stunde, die man in Betracht der Anzahl der Gäſte nicht langweilig finden konnte, erhob man ſich von der Tafel, und ging in den Gärten ſpazieren. Herr de Merville, deſſen Kräfte wieder ſo weit hergeſtellt waren, daß er des Abends in das Haus am Meere gehen konnte, wohin alle Perſonen, die dem Diner anwohnten, ſich begaben, blieb in dem Salon, wo die Gräfin und Eduard ihm Geſellſchaft leiſten wollten. „Welche langwierige Mahlzeit!“ rief Lord Claremont, als die Drei ſich allein befanden: „wir werden nie ſolche in unſerem Hauſe einführen, nicht wahr, liebe Tanalie, denn außer der Ermüdung, die ſie verurſachen, und außerdem, daß einem das Blut in den Kopf ſteigt, verderbt man dadurch viele Zeit.“

„Wenn alle Ihre Befehle ſo leicht auszuführen ſind, ſo iſt es ein geringes Verdienſt von mir, mich ihnen zu fügen.“

„Befehle! liebe Freundin!“ rief er, „Befehle an Sie?“

„Und warum nicht?“ erwiederte ſie lächelnd; „iſt nicht nach dem engliſchen Geſetze der Gatte Souverain in ſeinem Hauſe?“

„Bei uns ſoll man keine Spur von dieſer engliſchen Geſetzgebung wahrnehmen; Eduard wird ſich Ihnen vor- wie nachher unterwerfen; Ihnen zu gehorchen wird für ihn immer ein weit höheres Glück ſeyn, als zu befehlen.“

„Wir werden ſehen, wie es nach zehn Jahren damit ſteht,“ unterbrach ihn Herr de Merville lächelnd: „tempo è galant'uomo, ſagt der Italiener.“

„Das iſt ſchlimm von Ihnen,“ ſagte die Gräfin zu ihm, „mich entzaubern zu wollen; Sie müſſen dieſen Abend ſehr liebenswürdig ſeyn, damit ich Ihnen vergeben kann.“

„Und ich,“ ſagte Eduard, „verurtheile Sie, jedes Jahr zu uns zu kommen und ſechs Wochen in Livermere zuzubringen, damit Sie ſich mit eigenen Augen überzeugen, daß ich meinem ausgeſprochenen Grundſatze getreu bleibe.... Aber ich ſehe die Geſellſchaft nach dem Schloſſe zurückkommen, wollen Sie uns in Tanaliens Wohnung begleiten? Wir werden unſern Gang nach dem Ihrigen einrichten und den ganzen Spaziergang dazu anwenden, Ihnen wegen Ihrer ſchlimmen Gedanken Vorſtellungen zu machen....“

Sie hatten bereits die Platanenallee erreicht, als ſie von der Marquiſin und Lady Almack eingeholt wurden, worauf alle Fünf ſich an das Haus an der Meeresküſte begaben.

Auf der einen Seite des Himmels ſank die Sonne, in den Wellen ihr Licht zurückwerfend, die ſie zu entzünden ſchien, unter den Horizont hinab, und auf der andern zeigte ſich der Mond am wolkenloſen Himmel. Es war ein äußerſt angenehmer Abend; die Damen de Forges wollten deßhalb noch nicht in den Salon zurückkehren, und man nahm daher unter einem Tuchzelte vor dem Hauſe Platz, das, wie den Tag über vor der Hitze, ſo jetzt vor dem Abendthau ſchützte. Nach und nach verſchwand das Tageslicht und der Mond, eine ſilberne Furche auf dem Meere ziehend, erleuchtete allein die Natur. Das Geräuſch am Ufer hatte ſeit einigen Augenblicken aufgehört, als man die Töne einer fernen Muſik vernahm. Sie näherte ſich allmälig, und einige Minuten nachher ſah man eine Truppe Dorfleute auf das Haus zukommen. Einige trugen Laternen mit gefärbtem Papier; auf dieſe folgten die Muſiker, die den Dorfleuten vorangingen, an deren Spitze der Fiſcher und der Schäfer ſich befanden. Nachdem ſie Halt gemacht hatten, überreichte der Letztere der Gräfin ein Blumengewinde und hielt eine Anrede in ſeiner ausdrucksvollen Sprache an die künftigen Gatten. Nach ihm brachte jeder Dorfbewohner und jede Bäurin, die ihre ſchönſten Kleider angelegt hatten, Segenswünſche und Blumengewinde dar, und Alle ſtimmten in die im Lande üblichen Schlußchöre ein. Lord Claremont und die Gräfin traten unter ſie und redeten ſie mit verbindlichen Worten an; als die Geſellſchaft vom Schloſſe angekommen war, forderte Herr Despines die Muſik auf, Contretänze zu ſpielen. Auf dieſes Zeichen vereinten ſich die Dorfleute und die Bewohner des Schloſſes, um Quadrillen zu bilden; der munterſte Tanz begann und dauerte zwei Stunden. Als die Truppe ſich entfernte, erneuerte ſie ihre Segenswünſche und man hörte noch lange ihr Vivat und ihre Muſik.

42.

Die Vorbedeutungen.

Mitternacht war nahe; die Geſellſchaft von Carqueranne hatte ſich entfernt, und Lord Claremont ſprach nichts von der Rückkehr ins Schloß. Die Marquiſin erinnerte ihn, daß morgen um neun Uhr die bürgerliche Verlobung ſtattfinden werde und daß es Zeit ſey, daß ſich jedes von ihnen jetzt zur Ruhe begebe. Nach wiederholten Einladungen nahm er endlich ſeinen Hut mit den Worten: „Wie grauſam Sie doch ſind, liebe Mama, mit Ihrer Vorſicht. Wir ſind ſo glücklich hier. Dieſer Abend iſt ſo köſtlich! Warum ſollten wir ſo bald aufhören, ihn zu genießen? Wie viele Genüſſe verlieren wir oft, weil wir uns zu ſehr mit dem kommenden Tag beſchäftigen.“

„Ich meines Theils,“ ſagte Lady Almack lächelnd, „habe für den Augenblick keinen Genuß zu verlieren, ſondern es würde mir im Gegentheil den größten Genuß verſchaffen, wenn ich mich zu Bette legte; denn ich bin außerordentlich ermattet.“

„Wenn Ihre Eitelkeit als Gatte,“ ſetzte die Marquiſin hinzu, „es über ſich vermag, Ihre Braut morgen den Blicken Aller mit ſchläfrigen Augen und blaſſer Geſichtsfarbe erſcheinen zu laſſen, ſo verlangt mein mütterlicher Stolz mehr. Seyen Sie alſo vernünftig; umarmen Sie uns und trennen Sie ſich.“

Nach einigen neuen Verſuchen zum Widerſtand umarmte Eduard die Marquiſin, wie eine geliebte Mutter, drückte auf die Stirne der beiden Schweſtern einen brüderlichen Kuß und entfernte ſich. Tanalie begleitete ihn bis vor das Haus hinaus.

„Morgen,“ ſagte er, an der Thüre ſtehen bleibend, „wird uns nichts mehr trennen.“ Tanalie ſeufzte und ſagte, indem ſie Lord Claremont den Himmel zeigte: „Sehen Sie, der Mond, der kaum noch ſo hell geſchienen hat, iſt jetzt bleich geworden und iſt kaum noch unter den ihn umgebenden weißen Wolken zu unterſcheiden .... Erinnern Sie ſich Corinnens? Was mich heute erſchreckt, war für ſie eine nur zu gewiſſe und traurige Vorbedeutung.“

„Ich kann mich,“ ſagte Eduard, „nicht auf Koſten von Corinnens Geliebten rühmen. Es würde ſich ſchlecht für mich ſchicken, der ich ſo lange der Spielball eines eitlen Lebensplans war, Lord Nelvil zu verachten, und ich überlaſſe der Zeit den Beleg für die Unveränderlichkeit meiner jetzigen Geſinnungen.“ —

„Ich habe es Ihnen bereits geſagt, lieber Eduard, daß ich nicht von Ihnen das geahnte Unglück befürchte. Nein, von dem Schickſal .... “

„Verbannen Sie dieſe Unruhe, o meine liebe, einzige Freundin! für die Verehrer des wahren Gottes iſt das Schickſal nur ein leeres Wort. Vertrauen Sie auf den, deſſen Güte uns zuſammengeführt hat.“

Hier ließ ſich die Stimme der Marquiſin vernehmen, die Tanalien rief.

„Wohlan, trennen wir uns, lieber Eduard,“ ſagte die Gräſin; „ich finde, daß Sie Recht haben, und ich will dieſe peinlichen Eindrücke verbannen und nur an das Glück denken, das meiner wartet. Aber wo iſt mein treuer Wächter Papillon geblieben? Warum verläßt er mich heute?“

„Sehen Sie hierin abermals eine unglückliche Vorbedeutung?“ fragte Eduard lächelnd. „Das viele Geräuſch, das man heute gemacht hat, wird ihn erſchreckt haben, und er wird zu ſeinen Schafen zurückgekehrt ſeyn.“ —

„Adieu, lieber Freund!“

„Sagen Sie: auf Wiederſehen, mein lieber Engel; ſagen Sie: Morgen wieder; und nicht: Adieu. Dieß iſt ein ſchlimmes Wort, das unter uns Beiden nicht ausgeſprochen werden ſollte.“

„Alſo: Morgen wieder, lieber Eduard; beten wir, ehe wir einſchlafen; es möge unſer Flehen vereint zu dem Gott aufſteigen, den wir anbeten, und möge er uns ſegnen. Nimm, ehe wir uns trennen, dieſen erſten Liebeskuß, den ich Dir dieſen Morgen verweigerte. Es iſt der erſte und der letzte Deiner Braut; morgen wirſt Du die Deiner glücklichen Gattin empfangen.“

Lord Claremont ſchloß ſie in ſeine Arme, empfing von ihren Lippen einen keuſchen Kuß und entfernte ſich.

Als Tanalie in ihr Schlafzimmer trat, fand ſie auf ihrem Arbeitstiſch wieder den Veilchenſtrauß, den Lord Claremont ihr jeden Morgen ſchickte. Er war ganz verwelkt.... Dieſer Anblick that ihr wehe; denn eine innere Stimme ſchien ihr zuzuflüſtern, daß dieſe verwelkten Blumen das Sinnbild ihres kurz dauernden Glückes ſeyen, und während man ſie entkleidete, ließ ſie bittere Thränen auf das Bouquet fallen, das ſie in der Hand hielt. Als ihre Kammerfrau ſich entfernt hatte, öffnete ſie ein Fenſter und betrachtete den Mond. Dieſelbe finſtere Wolkenhülle umgab ihn noch. Sie ſeufzte tief auf, ſchloß das Fenſter und legte ſich langſam zu Bette, wo ihre trüben Gedanken ſie lange ſchlaflos hielten, bis es ihr endlich gelang, dieſelben zu verbannen, worauf ſie im Begriff war, einzuſchlafen, als ein Geſtöhne ſie aufſchreckte. Die Schläfrigkeit, der ſie ſich entriſſen hatte, verhinderte ſie, die Töne zu unterſcheiden, die ſie aufgeweckt hatten. Sie ſetzte ſich aufrecht hin, horchte ängſtlich, und bald ließ ſich das klagende Gebell eines Hundes mit kurzen Unterbrechungen vernehmen. Sie erkannte jetzt die Stimme Papillons und erinnerte ſich ſogleich, in ihrer Jugend oft ſagen gehört zu haben, daß ein ſolches Geſtöhne das Anzeichen eines Todes ſey. Sie zitterte an allen Gliedern, und da ſie dieſes Unheil weiſſagende Geheul nicht mehr ertragen konnte, erhob ſie ſich, öffnete das Fenſter und ſprach zu ihrem Wächter, der ſeinen Platz an der Hausthürſchwelle eingenommen hatte. Aber als er ihre Stimme hörte, wurde ſein Geſtöhne noch kläglicher. Jetzt klingelte ſie ihrer Kammerfrau, die nach einigen Minuten herbeigeeilt kam.

„Seyn Sie ſo gut,“ ſagte die Gräfin zu ihr, „und jagen Sie den Papillon weg, ſein Geheul iſt mir unerträglich.“

Die Kammerfrau gehorchte; aber der Hund wollte ſeinen Platz nicht verlaſſen. Er begann zu knurren und die Zähne zu weiſen. Nun hüllte ſich die Gräfin, die um jeden Preis dieſen traurigen Tönen ein Ende machen wollte, in einen Mantel, ging hinab und ließ Papillon in das Haus ein. Der Hund ſchmeichelte ihr, folgte ihr in ihr Zimmer und legte ſich auf den vor ihrem Bette ausgebreiteten Fußteppich.

„Dieſes Geheul, ſagt man bei uns, zeige den Tod von irgend Jemand an," bemerkte die Kammerfrau; „die Enkelin des Fiſchers iſt ſehr krank; vielleicht ſagt Papillon der armen Mutter ihren Tod voraus."

Dieſe letzteren Worte beruhigten die Gräfin wieder etwas, die jetzt ihre Kammerfrau wegſchickte und ſich wieder zu Bette legte.

43.

Ein Neuangekommener.

Gegen Anbruch des Tags war die ermüdete Tanalie endlich eingeſchlafen. Ihr durch furchtbare Träume beunruhigter Schlaf wurde durch Papillons Klagetöne unterbrochen, der an der Thüre kratzte, um hinausgelaſſen zu werden. Bei ihrem Erwachen wurde ſie betrübt, als ſie ſah, daß das ſchöne Wetter des vorigen Tags einem düſteren mit ſchweren Wolken bedeckten Himmel gewichen war. Sie warf einen Blick auf ihre Wanduhr, und als ſie bemerkte, daß es bald ſieben Uhr ſey, verließ ſie ihr Bett, gab dem Hunde des Schäfers die Freiheit, begann ſich anzukleiden und klingelte ihrer Kammerfrau.... Niemand kam auf ihre erſte Aufforderung; ſie klingelte ſtärker und ſah endlich, ſtatt ihrer Kammerfrau, die Marquiſin eintreten, in deren Zügen ſich eine tiefe Traurigkeit malte.

„Ach, Mutter," rief ſie, „verhehlen Sie mir nichts, welches Unglück iſt uns begegnet. Sprechen Sie, ich bitte, Sie können mir nichts ſagen, was mir meine bangen Vorgefühle nicht ſchon voraus verkündet hätten. Wie befindet ſich Lord Claremont?"

„Er war dieſe Nacht unwohl," antwortete die Marquiſin.

„Großer Gott," rief die Gräfin; „Alles iſt aus, Lord Claremont iſt verloren!.... ich weiß es gewiß.... Unglücklicher Eduard!.... Sprechen Sie, Mutter. Ach! ſprechen Sie!"

„Beruhige Dich, liebes Kind," erwiederte ihre Mutter; „es iſt nur ein ähnlicher Anfall, wie derjenige, von dem er durch Deine Sorgfalt gerettet wurde, und ohne Zweifel wird dießmal ſeine eigene Sorgfalt denſelben Erfolg haben. Der Doctor Allègre iſt glücklicherweiſe dieſe Nacht im Schloſſe geblieben; er iſt bei dem Kranken."

„Und ich, was mache ich hier, während er vielleicht fern von mir, ſeine Braut, die ihn im Stiche läßt, rufend, hinſcheidet? Eilen wir fort."

Ihre Mutter konnte ſie kaum dazu vermögen, daß ſie ſich Zeit nahm, ein Morgenüberkleid anzuziehen, ihre langen Haare unter einer Haube zu ſammeln und einen der Kaſchmirſhawls, die ihr Eduard den Tag vorher geſchenkt hatte, um ihre Schultern zu werfen. Nachdem ſie ſich ſo in möglichſt kurzer Zeit angekleidet hatte, ſtieg ſie raſch die Treppe hinab und mehr laufend, als gehend, langte ſie in wenigen Minuten im Zimmer des Lord Claremont an.

Ehe ſie hier eintrat, war ſie durch die Aufregung, in der ſie ſich befand, und durch die Erſchöpfung in Folge ihres raſchen Gangs gezwungen, ſich an ein Möbel des Vorzimmers zu lehnen. Aber ſobald ſie wieder Athem geſchöpft hatte, trat ſie ein. Herr Despines, Herr de Merville und der Doctor Allègre, Alle mit beſtürzten Mienen, umgaben den Kranken, und der Kammerdiener trug weinend mit Blut getränkte Tücher weg. Dieſer Anblick brachte ſie einer Ohnmacht nahe. Indeß faßte ſie, als die Stimme ihres Bräutigams ſie herbeirief, einigen Muth. Mit einem Lächeln, worin ſich die ganze Zärtlichkeit, die ein Menſchenherz fühlen kann, ausſprach, ſagte er zu ihr: „Kommen Sie, Engel meiner erſten und letzten Liebe! Ihre Ahnungen waren nur zu ſehr gegründet! Kommen Sie und verſichern Sie mich Ihrer Verzeihung für alle Qualen, die ich Ihnen verurſache! Ach! dieſer neue Unfall überraſcht mich nicht.... Ein Hinderniß mußte meinem Glücke in den Weg treten. Ich ſagte Ihnen geſtern, dieſes Glück ſey zu groß für einen Sterblichen. Es war die Glückſeligkeit des andern Lebens, die ſich verſehen und die in dem Augenblicke, wo ſie auf das Haupt eines Sterblichen ſich niederlaſſen wollte, ihren Irrthum erkannt hat.“

„Was ſagen Sie? lieber Eduard! unſer Glück iſt nicht zerſtört, es iſt bloß verzögert. Sie haben ſchon einmal einen ähnlichen und vielleicht noch heftigeren Anfall gehabt, von dem Sie wieder genaſen.“ Während ſie dieſen Satz vollendete, blickte ſie Herrn Allègre an. Der Arzt ſenkte die Blicke und antwortete nicht.

„Es ſchmerzt mich unendlich,“ erwiederte Eduard,

„Ihnen eine Täuſchung zu benehmen, die feſtzuhalten für Sie angenehm wäre; aber ich glaube, es thun zu müſſen. Täuſchen wir uns nicht, liebe Tanalie, das Ziel meiner Tage iſt nahe.... Einige Augenblicke vor dieſem neuen Blutſturze erwachte ich und wurde ſchnell aus einem bezaubernden Traume durch eine Beklemmung geriſſen, die ſo ſchmerzhaft war, daß ſie mein Leben hätte zerſtören ſollen. Ich muß, dieß fühle ich, bald dieſe Erde verlaſſen, an die mich die Liebe zu ſehr gebunden hat. Der Sorgfalt, die, wie Sie ſehen, dieſe Freunde auf mich verwendeten, iſt es gelungen, den Blutſtrömen, die aus meinem Munde ſtürzten, Einhalt zu thun; aber dieß iſt nur eine Friſt, die mir der Himmel verwilligte, damit ich mich auf den Tod vorbereite.“

„Mylord, beobachten Sie doch Stillſchweigen, dieß iſt weſentlich nothwendig,“ unterbrach ihn der Arzt.

„Ja, lieber Eduard,“ ſagte Tanalie, vergebens die Thränen aufzuhalten bemüht, welche ihr Geſicht überſchwemmten, „ja, unterwerfen Sie ſich den Befehlen Herrn Allègre's, und er wird Sie zum zweitenmal meiner Liebe ſchenken.“

Der Kranke ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Seyn Sie aufrichtig und ſagen Sie, ob Sie meinen Zuſtand nicht hoffnungslos finden.... Das Wenige von

Kraft, das mir noch blieb, iſt mir ein Zeichen mehr von dem herannahenden Tode.“

Herr Allègre zögerte.

„O großer Gott!“ ſagte Tanalie mit herzzerreißender Stimme, „iſt keine Hoffnung mehr? O, werden Sie, deſſen Wiſſen ſo gerühmt wird, mir meinen Geliebten nicht wieder ſchenken?“ Bei dieſen Worten drückte ſie Herrn Allègre's Hände zwiſchen den ihrigen und weinte bitterlich.

„Ach,“ ſagte der Arzt mit einer Rührung, die er vergebens zu verbergen ſuchte, „unſer Wiſſen iſt oft ſehr unmächtig, und beſonders gegen die Zerſtörungen, welche die ſtürmiſchen Leidenſchaften der Seele in dem Organismus des Menſchen anrichten. Ich bin im Begriffe, Lord Claremont zur Ader zu laſſen; beten Sie um einen guten Erfolg meines Verſuches; Gott vermag, was bei dem Menſchen unmöglich iſt.“

In dieſem Augenblicke hörte man das Geraſſel eines ſchnell fahrenden Wagens, der plötzlich am Hauſe hielt.

„Seyn Sie ſo gut und empfangen Sie ihn, lieber Herr Despines; er iſt es,“ rief Eduard. „Ich weiß es gewiß, es iſt mein alter Freund, Herr Warny. Man führe ihn auf der Stelle in mein Zimmer.“ Als Herr Despines hinausgegangen war, bemerkte der Arzt, man verliere eine ſehr koſtbare Zeit; aber der Kranke erwiederte: „Ich kann in keine Operation willigen, ehe ich meinen ehmaligen Erzieher geſehen habe.“ Fünf Minuten verfloſſen, während deren der Arzt mit ſorglicher Miene daſtand; Herr de Merville war tief betrübt, und Tanalie, halb auf dem Bette ihres Geliebten liegend, erſtickte faſt vor Schluchzen. Endlich trat Herr Despines, einen ſchwarz gekleideten Greis einführend, wieder herein. Der Fremde war beim Anblicke der Scene, die ſich ſeinen Blicken darbot, beſtürzt.

„Treten Sie näher, mein würdiger Freund,“ ſagte Eduard zu ihm, „treten Sie näher und drücken Sie dieſe Hand, die ich Ihnen mit wohlwollendem Herzen darbiete. Sie glaubten, gut zu handeln, Sie ſahen dieſe traurige Folge Ihrer Rathſchläge nicht voraus; Sie gaben mir dieſelben, damit ich den traurigen Tod vermeiden ſolle, der meinen Vater mir entriß, und ſie brachten mir gerade dieſen Tod.“

„Stille, Mylord, noch einmal, ſtille!“ rief Herr Allègre im Tone der Autorität, „ich muß Ihnen auf der Stelle zur Ader laſſen.“

„Ich willige unter Einer Bedingung ein,“ erwiederte der Kranke, „nämlich, wenn die Gräfin von Gallitzin erlaubt, daß dieſes Zimmer die heilige Stätte ſey, wo wir vereint werden, und daß, ſobald der Conſul Seiner brittiſchen Majeſtät uns durch die bürgerliche Ehe vereinigt hat, Doctor Warny im Namen Gottes, deſſen Diener er iſt, unſere Verbindung bekräftige. Mäßige Deinen Schmerz, Geliebte; wir ſollten heute vereint werden; nichts ſoll ſich an dieſem Vorhaben ändern. Nenne mich hier deinen Gatten, ein Name, den ich dem Titel eines Königs der Welt vorziehe. Du willigſt in dieſen Vorſchlag, ich zweifle nicht daran, und Sie, lieber Doctor Warny, werden meinem Verlangen Beifall geben."

Der unglückliche Greis blieb unbeweglich ſtehen und war wie vernichtet von Allem, was er ſah und hörte. Tanalie erhob ſich ungeſtüm und, ihn beim Arm ergreifend, ſagte ſie: „Hören Sie nicht, Herr, was Mylord von uns erwartet? Werden Sie ſich weigern, die Ceremonie vorzunehmen, die er von Ihnen verlangt? Sie haben die Stunde unſerer Trauung zu einer Stunde der Trauer gemacht; Gott befiehlt mir, Ihnen zu verzeihen; aber Sie ſehen den Zuſtand des Lord Claremont — werden Sie ſich weigern, ſeinem Wunſche zu willfahren?"

„Schonen Sie meiner, Madame, ich bitte," ſagte Doctor Warny, „ich werde thun, was man von mir begehrt. Ich werde mich, ſobald es mir mein Schmerz erlaubt, auf die Ceremonie vorbereiten, die ſeine Lordſchaft verlangt, für deren Leben auch ich beten werde. In einer Stunde will ich bereit ſeyn.“ Bei dieſen Worten drückte der Greis zärtlich die Hand, die ihm ſein ehmaliger Zögling entgegenhielt, und verließ dann, von Herrn Despines gefolgt, das Zimmer.

Schon lange war Alles zu der Aderläſſe in Bereitſchaft, welche Herr Allègre vorgeſchrieben hatte; endlich wurde ſie vorgenommen und verſchaffte Lord Claremont eine ziemliche Erleichterung. Als ſich der Arzt auf einige Stunden entfernte, befahl er, den Kranken ſo viel als möglich der Ruhe zu überlaſſen, und gebot ihm, nicht zu ſprechen, wenn es nicht durchaus nöthig ſey.

44.

Die Trauung.

Als Tanalie mit Eduard allein war, nahm ſie einen Stuhl neben ſein Bett, und nachdem ſie ihm ein Zeichen gegeben hatte, ſtille zu ſchweigen, ſagte ſie zu ihm: „Sie haben mir Gehorſam verſprochen;

halten Sie heute Ihr Verſprechen; laſſen Sie mich reden, ohne mir zu antworten, und ſprechen Sie bis zur Zurückkunft Herrn Allègre's nichts, als die Worte, die uns vereinigen ſollen. Ich ſehe, daß Sie alle dieſe Vorſichtsmaßregeln für unnütz anſehen; aber ich habe noch einige Hoffnung, wiewohl ich dem Rathſchluſſe des Ewigen mich ganz zu unterwerfen bemüht bin. Lieber Freund, laſſen Sie uns hoffen und beten. Sie hatten jedoch Recht, daß Sie mir Ihre Gedanken mittheilten und mich abhielten, zu ſehr an eine irdiſche Hoffnung mein Herz zu hängen; denn wenn wir uns mit Trugbildern der Phantaſie ſchmeicheln, ſo ſind wir auf den Schlag, der uns trifft, nicht gefaßt, und ſeine Heftigkeit kann uns zur Gottesläſterung verleiten.... Beten Sie zu Gott, lieber Eduard, daß, was auch ſeine Fügung ſeyn mag, er mir ſo viel Ergebung verleihen möge, daß ich von Grund des Herzens ſagen kann: Herr, dein Wille geſchehe!" Als die Gräfin dieſe Worte geſprochen hatte, kniete ſie nieder, und den Kopf auf ſeine Hände, die Ellbogen auf Eduards Bett geſtützt, betete ſie, während ihr Geliebter mit derſelben Inbrunſt, ſeine Augen gen Himmel erhebend, zu dem Allmächtigen ſein Gebet richtete.

Einige Augenblicke nachher trat Eduards Kammerdiener herein; er brachte den von dem Arzte verordneten Trank, welchen dieſer vermittelſt Herrn Despines Hausapotheke ohne Verzug zu bereiten im Stande war. Tanalie goß die vorgeſchriebene Doſis davon heraus und reichte ſie Eduard mit den Worten: „Lieber Freund, nehmen Sie dieſes ſtärkende Mittel, das Herr Allègre verordnete, nehmen Sie es aus Liebe zu mir.“

Aus ſeinem Nachſinnen aufgeweckt, betrachtete der Kranke Tanalie zärtlich, und ſein außerordentlich bleiches Geſicht ſtrahlte vor Freude, als er den Arm ſeiner Braut fühlte, die ſeinen Kopf über ſeinem Kopfkiſſen emporhob. Er wollte ihr danken, allein ſie erinnerte ihn von Neuem an das verordnete Stillſchweigen; dann ſich wieder auf ihren Stuhl niederſetzend, nahm ſie ein Buch von dem nächſten Tiſche. Es war von Silvio Pellico verfaßt.

„Leſen wir einige Seiten,“ ſagte ſie, „aus dem ſchönſten Buche, welches das moderne Italien hervorgebracht hat. Lernen wir von dieſem guten, ſo viel geprüften Silvio, uns ohne Murren unter die Hand des Allmächtigen zu beugen.“ Sie ſchlug das Buch bei dem achtzehnten Kapitel auf, das mit den Worten des Grafen Oroboni beginnt: „Laßt uns die kurze Zeit, die uns vergönnt iſt, benützen, um uns mit Hülfe der Religion zu ſtärken.... Laßt uns von Gott reden; ermuntern wir uns gegenſeitig, ihn zu lieben; möge er uns ſtets eingedenk ſeyn laſſen, daß er die Gerechtigkeit, Weisheit, Güte, Schönheit und das Höchſte iſt, was wir bewundern können.... Ich ſage es Dir in Wahrheit, der Tod iſt mir nicht mehr fern, ich werde Dir ewig dankbar ſeyn, wenn Du dazu beiträgſt, mich in dieſen wenigen Tagen ſo fromm zu machen, als ich es hätte mein ganzes Leben ſeyn ſollen....“ Die Gräfin ſuchte vergebens weiter zu leſen, die Thränen, die ſie kaum zurückhalten konnte, veränderten ihre Stimme.... Hierauf deutete ihr Bräutigam auf die Uhr; ſie verſtand ihn und klingelte. Sie ſchickte den Bedienten, der eingetreten war, weg, um den engliſchen Generalconſul, Herrn Despines, Herrn de Merville, die Marquiſin und Lady Almack zu Lord Claremont zu bitten. In kurzer Zeit waren dieſe Perſonen um das Bett des Kranken verſammelt, und nachdem Tanalie in ſeinem und ihrem Namen den Conſul um die Vollziehung der bürgerlichen Trauung gebeten hatte, beeilte er ſich, dieſem Verlangen zu entſprechen. Herr de Merville und Herr Despines waren die Zeugen. Als dieſe Handlung vorüber war, ging Herr Despines in das Zimmer, das er dem Doctor Warny angewieſen hatte, hinauf und bat ihn, zu ſeinem ehmaligen Zögling herabzukommen. Der Greis war bereit dazu und folgte der Aufforderung ſogleich.

Als Doctor Warny das Zimmer betreten hatte, näherte er ſich Lord Claremont ſchwankenden Schrittes.

„Ich komme,“ ſagte er zu dieſem, „um Ihren Wünſchen zu willfahren; aber ehe ich mit der erhabenen Ceremonie beginne, ſagen Sie Ihrem armen, alten Erzieher, daß Sie ihm das Uebel, das er Ihnen, ohne es zu wollen, angethan hat, verzeihen.“

Eduard ſtreckte ihm die Hand hin und ſagte zu ihm: „Ach, glauben Sie, daß ich Sie verehre, wie in den Tagen meiner Kindheit.“

Der Doctor forderte hierauf mit thränenfeuchten Augen die Umſtehenden auf, mit ihm niederzuknieen, um den Segen für die beiden Gatten vom Himmel zu erflehen. Als dieſes Gebet beendigt war, fragte er Lord Claremont nach der erforderlichen Einleitung: „Willſt Du dieſe Frau zur Gattin nehmen, um mit ihr dem Geſetze Gottes gemäß in dem heiligen Eheſtand zu leben? Willſt Du ſie lieben, ihr das Leben verſüßen, ſo viel Du kannſt? ſie ehren, ihrer in kranken, wie in geſunden Tagen warten, und ihr treu ſeyn, ſo lange Ihr mit einander lebet?“

Eduard antwortete mit feſter und durchdringender

Stimme: „Ich will.“ Hierauf richtete der Geiſtliche die entſprechenden Fragen an die vor dem Bette knieende Gräfin; ſie ſagte ihrerſeits mit beſtimmtem, aber durch ihren Schmerz etwas gedämpftem Tone: „Ich will.“ Eduard ſteckte hierauf ſeinen Ring ſeiner Geliebten an den Finger, und neue Gebete beſchloßen die feierliche Handlung.

Nachdem ſo die Trauung vollzogen war, dankte Tanalie, als ſie die Aufregung ihres Gatten bemerkte, den Anweſenden für ihre Theilnahme und bat ſie, ihr zu erlauben, mit Eduard allein zu bleiben, der durch die beiden Ceremonien erſchöpft worden ſey. Eduard bot hierauf Jedem von ihnen ſeine Hand, indem er einige Worte der Liebe und Dankbarkeit ausſprach.

45.

Uneigennützigkeit.

Als Alle ſich zurückgezogen hatten, nahm Tanalie ihren Platz neben ihrem Gatten wieder ein, der ſie liebevoll betrachtete; ſie ſchwiegen eine Zeit lang ſtill. Der Himmel war düſter, ein ſtarker Regen fiel mit

Geräuſch herab, das ſich mit der gewaltigen Stimme des heftig bewegten Meeres vermiſchte. Tanalie verglich mit einem Schmerze, der ihr Herz erſchütterte, dieſen ſchrecklichen Tag mit dem vorhergehenden.... Ach, für die Natur, wie für ſie, war Alles verändert.... Die Sonne und ihre Freude waren zugleich verſchwunden! „Aber die erſtere,“ ſagte ſie ſich, „wird wieder erſcheinen, während — “ ſie wagte dieſen Satz nicht zu vollenden, und da ſie dachte, wie viel daran liege, daß ſie ihrem Gatten gegenüber ruhig erſcheine, ſo machte ſie neue Anſtrengungen, um ihren Schmerz zu bekämpfen oder wenigſtens einen Ausbruch deſſelben zurückzuhalten. Bald darauf bot ihr Eduard ſeine Hand und ſagte zu ihr: „Du gehörſt alſo nun mir! Ach! wie lange wird mir dieſer herrliche Beſitz vergönnt ſeyn?“

„Stille, ich bitte,“ erwiederte ſie, indem ſie ſeine Hand an ihren bewegten Buſen drückte; „ſtille, lieber Gatte.... Ich weiß zwar nach dem, was ich ſelbſt fühle, wie ſchwierig die Aufgabe iſt, die ich Dir auferlege; aber Du ſagteſt mir einmal: Verlange Alles von mir, die Sterne des Himmels ausgenommen.... Halte alſo, ich bitte Dich darum, den Ausdruck Deiner ſo innigen Gefühle für Tanalien zurück, die Du ſo ſehr liebteſt, und die Dir ſo viel Uebles zugefügt hat.

Schweigen wir Beide ſtille bis zu der Zurückkunſt des Doctors Allègre.... oder vielmehr, ich will weiter leſen, wo ich ſtehen blieb.... Hören wir Silvio."

Sie las das achtzehnte Kapitel zu Ende und fing das folgende an; aber vergebens ſuchte ſie die Stelle zu Ende zu bringen, wo der Graf Oroboni ſich mit den Worten an Silvio wendet: „Der Tag iſt nicht mehr fern, wo einer von uns nicht mehr ans Fenſter kommen kann.... Jedesmal, ſo oft wir hieher kommen, um uns guten Tag zu wünſchen, kann das letztemal ſeyn...." Sie wollte den folgenden Satz leſen, aber vergebens; ihre lang verhaltenen Thränen brachen jetzt in Strömen hervor.... Sie wollte ſich entfernen, um ſie ihrem Gatten zu verbergen, als Herr Allègre wieder kam. Sich beeilend, ihre Thränen zu trocknen, ging ſie ihm entgegen. Er fühlte Lord Claremont lange den Puls und während er denſelben unterſuchte, hatte er die Augen geſenkt.... Aber da er fand, daß es ihm unmöglich war, ſich beſtimmt über den Zuſtand des Kranken auszuſprechen, ſagte er zu Tanalien, die ihn mit einem Blicke voll Angſt befragte: „Es iſt nichts Neues in Mylords Zuſtand eingetreten. Unſere Beſorgniſſe ſind noch eben ſo gegründet, und unſere Hoffnung iſt gleich ſchwach. Jetzt iſt es zwölf Uhr.

Gegen neun Uhr werde ich wieder kommen, bis dahin muß eine Kriſis eintreten. Ich weiß," ſetzte er hinzu, „daß ein gänzliches Stillſchweigen für unſern lieben Kranken peinlich iſt, und ich erlaube ihm, zu ſprechen, nur muß dieß in langen Zwiſchenräumen langſam und mit leiſer Stimme geſchehen."

Als Herr Allègre hinausgegangen war, nahm Eduard das Wort. „Die Erlaubniß," ſagte er, „die man mir gibt, ſagt genug über meinen Zuſtand. Wenn der Arzt einige Hoffnung hätte, ſo hätte er ſeine Verbote geſchärft, ſtatt ſie zu mildern.... Laß mich alſo den Satz Oroboni's ausſprechen, den Du nicht ausleſen konnteſt: „Halten wir uns Beide bereit, der Eine zu ſterben, der Andere ſeinen Freund zu überleben...." Ich thue Dir wehe," rief er, als er ſeine Hände von Tanaliens Thränen benetzt fühlte, „aber an dieſem feierlichen Tage muß man die volle Wahrheit ſagen. Meine Geneſung iſt nicht mehr möglich.... Was willſt Du anfangen, arme Freundin, wenn Du mir die Augen zugedrückt haſt?"

Lady Claremont, unfähig, ein Wort hervorzubringen, blieb über ſein Bett gebeugt, und ihr Geſicht auf Eduards Hände geſtützt. Er fuhr fort: „Wenn ich Dich recht kenne, ſo wirſt Du keine dritte Verbindung ſchließen.... Indeſſen, Alles iſt in Gottes

Hand!.... Fürchte nicht, lieber Engel, den Schatten Deines Gatten zu reizen. Wenn ich Dich verlaſſe, will ich Dich frei geben und werde Dir nicht den Eid abnehmen, der Deinen Willen während des langen Lebens, welches der Himmel — ich beſchwöre ihn deßhalb — Dir noch verleihen wird, binden würde. Ich will, daß Du frei und daß Du reich ſeyeſt. Ich gebe Dir...."

„Nichts, Mylord.... Hören Sie auf, mich mit Erklärungen zu quälen, die mir wehe thun," rief Tanalie, „ich werde nichts annehmen, als die nöthigen Vollmachten, um nach Ihnen die guten Werke, die Sie begonnnen haben, fortzuſetzen."

„Verzeih, wenn ich Dich durch meine Vorſicht betrübte," erwiederte er; „ich will Dir nicht dadurch noch weher thun, daß ich weiter auf der Sache beſtände; aber ich halte es für rathſam, die Ruhe, deren ich für jetzt genieße, zu benützen, um meinen letzten Willen aufſetzen zu laſſen. Laß den Generalconſul zum zweitenmal zu ſeinem ſterbenden Landsmann bitten; laß auch Herrn Despines und unſern Freund de Merville rufen: Du wirſt meine letzten Verfügungen diktiren." — Sie willfahrte ſeinem Wunſche.

Als der Conſul und die Zeugen beiſammen

waren, ſagte Lady Claremont, nachdem ſie kurz ihre eiligen Fragen nach dem Zuſtande ihres Gatten beantwortet hatte, zu ihnen: „Obgleich Herr Allègre uns die ſchwache Hoffnung, die uns blieb, nicht benahm, ſo wünſcht doch Mylord, daß man ſeinen letzten Willen heute aufſetze....“ Ihre Stimme zitterte, als ſie dieſe Worte feierlich ausſprach; ſie erholte ſich jedoch wieder, während der Conſul den Eingang zu dem Teſtamente niederſchrieb.

Als er bereit war, die Verfügungen aufzuzeichnen, diktirte ſie Folgendes: „Da die Erbfolge im Beſitze meiner Domainen mit mir zu Ende geht, ſofern ich keinen Verwandten hinterlaſſe, der meinen Namen trägt, ſo kann ich über meine Güter verfügen, und ich verfüge ſo darüber, daß ich ſie an meine Gattin, Tanalie de Forges, vererbe. Dieſe Schenkung geſchieht unter folgenden Bedingungen: daß ſie alle meine Einkünfte von meinen Beſitzungen, Claremont-Houſe und Livermere dazu anwende, die Anſtalten, die ich auf denſelben begründete, aufrecht zu erhalten und ſogar noch zu erweitern. Nach dem Tode Lady Claremonts ſollen dieſe Güter das Eigenthum der genannten Anſtalten unter der Verwaltung der Gebrüder Jones werden und nach deren Ableben ſollen ſie den Vollſtreckern des Teſtaments, welche dieſe ernennen werden, zufallen.“ — „Habe ich Ihre Wünſche erfüllt, Mylord?“ fragte Tanalie ihren Gatten.

„Sie haben die Ihrigen erfüllt und nicht die meinigen,“ antwortete er; „aber ich habe verſprochen, Ihrem Verlangen zu willfahren, wie groß auch die Bekümmerniß ſeyn mag, die mir Ihre Weigerung verurſacht, nichts anzunehmen.“ Er ſetzte eine auf ſeine Dienerſchaft bezügliche Clauſel hinzu, worauf der Generalconſul ihm die Feder reichte, um das zu unterzeichnen, was er ein Original von einem Teſtamente nannte, das wahrſcheinlich keine Nachahmung finden werde. Die beiden Zeugen unterzeichneten es ebenfalls, worauf Jedermann ſich entfernte.

„So habe ich denn,“ ſagte Eduard, als ſie allein waren, „mit der Welt abgeſchloſſen. Diejenigen, welche dieß können, ſollten immer in geſunden Tagen ihre letzten Verfügungen aufſetzen; denn beim Herannahen des Todes halten ſie unſere Gedanken, die ſich zum Himmel aufſchwingen ſollten, noch bei irdiſchen Dingen feſt.“

Der Tag wurde mit Leſen beſchloſſen, das durch Tanaliens Thränen oder die Sorgfalt, die ſie in reichem Maße auf ihren Gatten verwendete, oft unterbrochen wurde. Gegen die Nacht hin fragte ſie ihn, wie er ſich befinde.

„Gut," antwortete er; „denn Du biſt bei mir; ich ſehe Dich noch, und Du wirſt mich bis zu meinem letzten Augenblicke nicht verlaſſen .... Arme Freundin, Du mußt von Anſtrengungen und heftiger Aufregung erſchöpft ſeyn .... Suche auszuruhen; ſetze Dich an meine Seite, lieber Engel; ich werde über Deinem Schlafe wachen ...."

„Wenn Du ſelbſt einige Augenblicke ſchlafen kannſt," erwiederte ſie, „ſo will ich in dem Lehnſtuhl am Fuße Deines Bettes auszuruhen ſuchen. Wenn Du willſt, daß ich ausruhen ſoll, ſo mußt Du zuerſt ſchlafen."

„Wir wollen den Verſuch machen; ich willige ein," ſagte Eduard, „obgleich ich die Augenblicke, die mir noch bleiben, lieber dazu anwenden möchte, mit Dir zu reden."

Tanalie, welche hoffte, daß einige Augenblicke Schlaf ihrem Gatten wohl bekommen würden, ſetzte ſich in den Lehnſtuhl und ſagte zu ihm: „Ich will alſo, Dir zu gefallen, zu ſchlafen ſuchen; verſuche auch Du dieß, lieber Eduard." Sie ſchloß darauf ihre Augen, um ihn glauben zu machen, ſie ſey eingeſchlummert, und bald darauf verſank er wirklich in einen Schlaf, den er fern von ſeinen Augen glaubte. So begann die Hochzeitsnacht.

46.

Eine Criſis.

Lord Claremont ſchlief einige Minuten ſanft, fing aber an, ziemlich unruhig zu werden, als Doctor Allègre gegen Mitternacht eintrat. Lady Claremont gab ihm durch ein Zeichen zu verſtehen, daß ihr Gatte ſchlafe, worauf er ſich leiſe dem Bette näherte. Als er bei dem Kranken war, ergriff er ſanft ſeine Hand und ſagte bald darauf mit leiſer Stimme: „Das Fieber hat ſich erklärt; ſo ſchwach es auch iſt, vermehrt es doch die Gefahr. Die Seelenſtärke, die Sie bis jetzt an den Tag legten, ermuthigt mich, Madame, Ihnen nichts zu verbergen. Wir dürfen das Fieber nicht länger dauern laſſen. Vielleicht thut demſelben eine neue Aderläſſe Einhalt; dieß iſt die einzige Hoffnung, die mir noch übrig iſt. Wollen Sie den Verſuch machen, Mylord zu überreden, daß er ſich der Aderläſſe unterzieht?"

„Thun Sie," erwiederte Tanalie, „Alles, was menſchliche Kunſt vermag, ihn zu retten, und möge Gott meiner ſich erbarmen, indem er Ihre Bemühungen ſegnet!" Sie befahl ſogleich, Alles zu der verordneten Aderläſſe zuzurüſten, und als dieß geſchehen war, nahm ſie Eduards Hand, der in demſelben Augenblick erwachte.

„Wo bin ich?“ ſagte er. „Ach! Sie hier, meine Freundin, wo ſind wir? Was iſt aus dem herrlichen Orte geworden, wo wir zuſammenwohnten?.... Ach! ich träumte eben!.... Ja, wir ſind noch auf dieſem ſchmutzigen Erdenrund.... Ich habe Durſt.“

Sie gab ihm zu trinken und ſagte dann zu ihm: „Lieber Eduard, hier iſt der gute Doctor, der Ihnen noch zur Ader laſſen will. Er ſagt, dieß ſey nothwendig.“

„Wünſchen Sie, daß ich mich dieſer neuen Aderläſſe unterwerfe? Sprechen Sie, ich werde gehorchen.“

Sie antwortete: „Ja, ich wünſche es und danke Ihnen zum Voraus für Ihre Folgſamkeit.“

Als die Aderläſſe vorüber war, blieb Herr Allègre noch einige Zeit bei dem Kranken, um die Wirkung derſelben zu beobachten, und nach zwei Stunden, als er ſich verſichert hatte, daß das Fieber abnahm, entfernte er ſich, indem er einige neue Verhaltungsmaßregeln vorſchrieb.

Dieſe letzte Aderläſſe hatte das Fieber vermindert, zugleich aber auch den Kranken in einen Zuſtand großer Schwäche verſetzt. Er verhielt ſich ſtill, und nur einige leichte Bewegungen, einige ſchwache Seufzer zeigten ſeiner traurenden Gefährtin, daß ſeine Seele noch an ihrer irdiſchen Hülle haſte. Tanalie blieb ruhig neben ſeinem Bette ſitzen und glaubte, dieſe feierliche Stille nicht dadurch ſtören zu dürfen, daß ſie mit ihm ſprach. Ihre Gedanken ſchweiften mit ſchmerzlicher Aufregung von der Gegenwart zu der Vergangenheit und von da wieder in die Zukunft.

„So mußte denn,“ ſagte ſie bei ſich, „dieſe düſtere Lampe meine Hochzeitsfackel ſeyn? O der Täuſchungen der Jugend! Schmeichelnde Trugbilder! Was iſt aus euch geworden?.... Ihr ſeyd alle verſchwunden!.... in ſo kurzer Zeit! Einige Tage eines ſüßen Traums, und dann das Unglück beim Erwachen! Das alſo iſt das Leben, das meiner wartete! dieſes Leben, dem ich in meiner Kindheit ſo fröhlich entgegenlächelte! Nein, in dieſer Reihenfolge von Schmerzen und nichtigen Träumen kann das wahre Leben nicht beſtehen! Nein, mein Gott! denn wenn dieſes Leben das einzige wäre, auf das wir unſere Hoffnung ſetzten, ſo wäreſt Du ein Tyrann, und Du biſt doch ein gütiger Gott!.... Nein, Herr, Du haſt geſagt: „Du werdeſt das zerſtoßene Rohr nicht zerbrechen und den glimmenden Docht nicht auslöſchen.“ O geheiligte Worte! haltet meinen Glauben an den aufrecht, der euch ausgeſprochen hat! Er allein gibt mir Muth; er allein hat Barmherzigkeit mit mir!.... Ja, Herr, ich komme zu Dir, mühſelig und beladen; denn Du haſt verſprochen, mich zu erquicken.... Ich nehme Dein Joch auf mich; denn Du haſt geſagt, daß Dein Joch ſanft und Deine Laſt leicht ſey!" Dieſe frommen Gedanken beruhigten in Etwas ihre Qualen.

Gegen das Ende der Nacht ſchlief Lord Claremont wieder ein. Tanalie hoffte, ſein Schlaf werde nicht ſo unruhig werden, wie der vorige war; allein ſie ſah ſich in ihrer Hoffnung getäuſcht. Gegen Morgen kehrte das Fieber zurück. Plötzlich rief er Lady Claremont mit erſchrockenem Tone, und dieſer ſein Ruf weckte ihn ſelbſt auf.

„Wo bin ich?" rief er jetzt. „Wo iſt der himmliſche Bote hingekommen? Er vergönnt mir nicht mehr, als Einen Tag noch.... Nur Einen Tag, und ich muß Tanalie verlaſſen! Das iſt nicht möglich."

„Lieber Freund, Sie hatten eben einen ſchweren Traum," ſagte ſie zu ihm, „erholen Sie ſich erſt. Tanalie iſt bei Ihnen, und die Hoffnung auf Ihre Geneſung hat ſie nicht ganz verlaſſen." Sie trocknete die mit Schweiß bedeckte Stirne Lord Claremonts, der ihr erwiederte: „Nein, dieß iſt kein Traum! Wir müſſen uns bald trennen. Dieſen Abend kommt der verhängnißvolle Augenblick. Dieſen Abend wirſt Du erfahren, ob ich von einem Traume getäuſcht wurde! Ich werde keinen Tag mehr erleben, morgen werde ich keine liebenden Blicke mehr auf Dich werfen! Oh! Dich in dem Augenblicke verlieren, wo Du mir ganz angehörteſt! Dich auf immer verlieren! Dich nie wieder ſehen! nie.... auf immer! Ach! dieſe Worte dringen mir wie ein glühendes Eiſen durch die Seele."

Von einem ſtechenden Schmerze überwältigt, blieb er einige Augenblicke ſprachlos. Die Angſt ſeiner Gattin war furchtbar, und nie hatten zwei für einander fühlende und ſich nahe ſtehende Herzen größere Leiden erduldet. Lady Claremont beherrſchte indeß ihren Schmerz und ſuchte von Neuem einige Hoffnung in Eduards Seele zu wecken.

„Nein," erwiederte er, indem er ſeine gewohnte Ruhe wieder gewann, „es iſt keine Täuſchung; eine Stimme hat mir meinen Tod angekündigt! Das kann nur ein Wink vom Himmel ſeyn.... Und was thue ich nun? Ich verzweifle? ich murre gegen den göttlichen Willen?.... Iſt das die Wirkung meiner religiöſen Gefühle?.... Verſagen ſie mir in dem Augenblicke des Kampfes ihre Hülfe? Verzeihe mir, mein Gott, dieſes ſtrafbare Betragen! Verzeih', ich kehre zu Dir zurück! Ich fühle, daß die Sendung dieſes Ehrfurcht gebietenden Boten ein Beweis Deiner Güte iſt. Du willſt nicht, daß der Tod mich unvorbereitet überraſche; Du willſt, daß ich mich mit Ergebung den ſo ſüßen Banden entreiße, welche mich an die Erde feſſeln. Du willſt, daß ich ruhig zu Dir komme; was ſage ich? mit der Freude eines Sohnes, der ſeinen Vater wieder findet, um mit ihm zu herrſchen.... Ich will Dir gehorchen.... O! unterſtütze mich, Tanalie, bereite Du mich ſelbſt vor, Dich zu verlaſſen.... Vergiß Deine eigenen Schmerzen, um Dich mit mir zu beſchäftigen.... Iſt es nicht die herrliche Eigenſchaft der Frauen, ſich ſelbſt um derjenigen willen, die ſie lieben, zu vergeſſen?.... Richte mich auf, ich will Dich hören und Dir glauben.... Sprich, meine Liebe!"

„Ja, geliebter Gatte," ſagte ſie zu ihm, „meine Liebe wird Dich zu der Unterwerfung unter die Fügung des Himmels zurück führen. Denke, daß wir, wenn wir auch heute getrennt werden, bald wieder vereint ſind. Was ſind einige Tage der Trennung gegen jene Ewigkeit, die uns vereinigen wird? Gegen jene Ewigkeit, während der wir, durch eine ewig daurende Liebe vereint, von dem Glanze des Ewigen ohne Aufhören umfloſſen werden? Ach, ich frage Dich, kann eine ſolche Zukunft Dich irgend etwas in dieſem Staube bedauern laſſen, den Du abzuſchütteln im Begriffe biſt?"

„Ja, Du bringſt mich wieder zu mir ſelbſt," ſagte Eduard, „der Friede kehrt in meine Seele zurück, und ich werde bald rufen können: Tod, wo iſt dein Stachel? Ja, großer Gott, Du haſt mich in einem Weſen, das wir ſchwach nennen, mehr Seelenſtärke finden laſſen, als ich je beſaß, und haſt mir gezeigt, daß dieſe reizenden Züge nicht bloß zur äußerlichen Ergötzlichkeit der Augen geſchaffen wurden."

„Lieber Freund," ſagte ſie, „verſchone mich mit ſolchen Lobſprüchen, die mich ſtolz machen könnten."

„Und warum," erwiederte er, „ſollten meine Lobeserhebungen Deinen Stolz rege machen? Alles, was Du haſt, erhieltſt Du von Gott, und er iſt es allein, den man dafür verherrlichen muß."

Dieſe Unterhaltung wurde durch die Rückkehr des Arztes unterbrochen. „Herr Doctor," ſagte Eduard zu ihm, „meine Augen werden die nächſte Morgenröthe nicht mehr erblicken; wenn Ihre Kunſt Ihnen das Gegentheil ſagt, ſo täuſcht ſie Sie?"

Der Arzt ergriff ſeine Hand, und nachdem er einige Augenblicke ſtill geſchwiegen hatte, erwiederte er: „Ich geſtehe, daß das wiedergekehrte Fieber ein beunruhigendes Symptom iſt; indeß iſt die Natur in Ihrem Alter ſehr kräftig und führt manchmal überraſchend ſchnell die Rettung herbei.“

„Es gibt keine ſolche mehr für mich,“ ſagte Eduard, „und überdieß ſagen Sie mir, Herr Doctor, welches Daſeyn hätte ich zu erwarten, wenn ich dieſen Anfall überſtände?“

„Sie müßten,“ ſagte Herr Allègre, „viele Vorſichtsmaßregeln beobachten, um einen Rückfall zu verhüten, ſich vor ſchnellen Luft- und Temperatur-Veränderungen hüten, beſonders aber jede heftige Aufregung meiden.“

„Das heißt,“ unterbrach ihn Lord Claremont, „ich müßte den Reſt meiner Tage in ängſtlicher Sorge verleben, und jeden Tag vorſichtig darauf bedacht ſeyn, mir einen andern zu gewinnen. Ohne Aufregung leben, ſagen Sie? Und wie kann man das, wenn man der Gatte Tanaliens iſt? Es iſt an der Zeit, ich ſehe es, daß meine Seele dieſen Leib verläßt und ſich zum Himmel empor ſchwingt! Lieber Herr Doctor, empfangen Sie meinen Dank für Ihre theilnahmsvolle und verſtändige Fürſorge für mich. Wenn Sie,“ ſetzte er hinzu, „denjenigen Ihrer Collegen nicht gleichen, welche behaupten, daß die Wiſſenſchaft zu viele oder zu wenige Fortſchritte gemacht habe, als daß ſie ihnen erlaubte, die Seele unabhängig von ihrem phyſiſchen Organismus anzuerkennen — wenn Sie ein Chriſt ſind, ſo hoffe ich, Sie einſt wieder zu ſehen. Gehen Sie und warten Sie nun der Kranken, welche noch geheilt werden können; reichen Sie mir Ihre Hand, und empfangen Sie von mir ein Lebewohl....“

Herr Allègre entfernte ſich tief gerührt und ſagte zu Herrn Despines, dem er im Vorzimmer begegnete: „Lord Claremont wird die Nacht nicht überleben, indeß bin ich ihm meinen Beiſtand bis zum letzten Augenblicke ſchuldig und werde dieſen Abend zurückkehren. Man laſſe ihn ſprechen und thun, was er will; die Wahrſcheinlichkeit der Rettung, die ihm bleibt, iſt ſo ſchwach, daß es grauſam wäre, ihm etwas zu verbieten. Ich will die Damen de Forges beſuchen, um ſie auf die unvermeidliche Cataſtrophe vorzubereiten; denn der Kummer hat in Mylords ziemlich ſchwächlicher Conſtitution unaufhaltſame Zerſtörungen angerichtet.

47.

Das Lebewohl.

Die Ueberzeugung von der Nähe des Todes ihres Gatten, die ſich in Herrn Allègre's Zügen ausſprach, hatte aus Tanaliens Herz alle Hoffnung geriſſen. Als ſie ihres Unglücks gewiß war, gewann ihre Seele eine nie geahnte Kraft. Nach der Entfernung des Arztes wurde der Kranke wieder ſtill, er hielt lange Zeit ſeine Augen geſchloſſen, ſey es nun, daß er unter der Laſt ſeiner Schwäche erlag, oder daß ſeine Gedanken ſich zum Himmel aufſchwangen.... Endlich erhob er ſich langſam, und indem er ſich aufrecht hinſetzte, ſprach er, als ob ſein langes Stillſchweigen nur eine Minute gedauert, und Herr Allègre eben erſt ſeinen Beſuch beendigt hätte:

„Dieſer gute Doctor,“ ſagte er, „iſt angegriffen; es iſt mir leid, daß ich ihm Schmerz verurſache; Du kannſt es ihm einmal in meinem Namen ſagen! Ach! wie viele Thränen werde ich fließen machen!.... Deine Mutter und Schweſter und der arme Doctor Warny und Herr de Merville!.... Warum kann ich nicht ſie Alle vor dem Schmerze bewahren, den ſie fühlen werden! Aber was wird ihre Betrübniß in Vergleich mit der Deinigen ſeyn, Geliebte! O Du, deren ich nicht würdig war, und die mich doch zu ſich erhoben hat.... Möge Gott einen heilenden Balſam in Dein wundes Herz gießen! Nähere Dich und gib mir die Hand, an die ich den Ring ſteckte, wie ihn Rahel von Jakob empfing. Ehe ich Dich verlaſſe, muß ich Dich vor einem Uebermaß des Zartgefühls warnen und Dir wiederholen, Du möchteſt nie um meinetwillen eine neue Verbindung zurückweiſen, die Dein Glück begründen könnte. Ferne ſey von mir der Gedanke, Deinem freien Willen Gewalt anzuthun! Ich bitte Dich nur, Deine Wahl wohl zu erwägen."

„Wie wehe Sie mir thun," erwiederte ſie, „warum ſprechen Sie noch von neuen Verbindungen? Ich bin für Alle verhängnißvoll, die mir ihre Liebe ſchenken.... Ich werde Niemands Tod mehr verurſachen.... Dieß iſt beſtimmt.... Das Leben hat mir keine Güter mehr zu bieten und iſt mir von jetzt an nur eine Laſt, die zu ertragen Gott allein mir die Kraft geben wird.... Aber ich habe die glückliche Gewißheit, bald dieſe zu ſchwere Laſt abwerfen zu dürfen. Eine innere Stimme ſagt mir, daß ich Dir bald nachfolgen werde."

„Ich kann Dich nicht beklagen, wenn Du bald dieſen Verbannungsort verläßſt und in Dein himmliſches Vaterland zurückkehrſt. Ich kann nur Gott im Himmel bitten, daß er uns bald dort vereinen möchte! Aber ich fühle eine allmälig zunehmende Beklemmung; Du wirſt unſere gute Mutter und Schweſter rufen laſſen, die ich aus Schonung gegen ſie von dieſem Zimmer des Schmerzens ferne gehalten habe — vorher aber noch meinen armen ehmaligen Erzieher und den Herrn Pfarrer Forſter zu mir bitten laſſen, damit ſie von Gott mit mir ſprechen und mich vorbereiten, vor ihm zu erſcheinen. Wohlan, Tanalie, faſſe Muth! Nähere Dich mir und gib mir den Abſchiedskuß. O komm!“

Sie bückte ſich über ſein Geſicht, aber in dem Augenblicke, als ſie ihre Lippen auf die ſeinigen drücken wollte, hielt er ſie zurück. „Nein,“ ſagte er, „in den Wohnungen des Himmels gibt es weder Gatten noch Gattinnen, und da ich an der Schwelle deſſelben bin, ſo müſſen unſere irdiſchen Bande anfangen, ſich aufzulöſen. Es iſt alſo nicht der Kuß eines Gatten, den ich Dir geben darf, ſondern derjenige eines Bruders, der Dir Wohnung bereitet.“ Nach dieſen Worten drückte er ſeine blaſſen Lippen auf Tanaliens Stirne und ließ ſie dort lange ruhen. Endlich erhob er ſich langſam und ſagte: „Das iſt, denke ich, unſer letztes Geſpräch hienieden! Alſo auf Wiederſehen in den himmliſchen Wohnungen!“

Tanalie wiederholte mit erſterbender Stimme: „Auf Wiederſehen!“

„Jetzt,“ ſagte er nach einem Augenblicke des Stillſchweigens, „laß die beiden Geiſtlichen rufen.“ Die Gräfin neigte ſich nach der Glocke, um dem Wunſche ihres Gatten zu willfahren.

„Kommen Sie, lieber und einziger Freund meiner Jugend,“ ſagte Eduard zu Doctor Warny, der zuerſt erſchien, „kommen Sie und nehmen Sie von Ihrem Zögling Abſchied.“ Indem der Geiſtliche mit zitternden Händen die ihm von ſeinem ehmaligen Zögling dargebotene Rechte drückte, bat er dieſen abermals um Verzeihung wegen ſeiner unheilvollen Rathſchläge. „Sie müſſen Eduards Herz zu gut kennen, um von ſeiner Seite irgend einen Groll zu fürchten,“ ſagte Tanalie ſanft zu ihm; „aber mich kennen Sie noch nicht, deßwegen will ich Ihnen meinerſeits die Verſicherung geben, daß ich das Uebel, das Sie mir zufügten, vollkommen vergeſſen habe. Ich will denken, mein Herr, daß Gott Alles zu unſerem Beſten gelenkt hat, und nie werden Sie wieder einen Vorwurf von meinem Munde hören.“ Der arme Greis weinte, und nie in ſeinem ganzen ſtrengen Lebenslaufe hatte er eine ähnliche Rührung erfahren.

Bald darauf traf Herr Forſter ein. „Mein lieber Lord,“ ſagte er, „ſoll ich kommen, um Ihnen Glück zu wünſchen? Sind Sie wirklich auf dem Punkt, dieſe Lehmhütte gegen die Paläſte der himmliſchen Hauptſtadt, und dieſes bittere Leben gegen dasjenige, welches keinen Schmerz kennt, zu vertauſchen? Welch ein glücklicher Tag wäre für die ihres Heils gewiſſe Seele der Tag ihres Scheidens von der Welt, wenn ſie nicht durch das düſtere Todesthal wandern müßte! Aber Sie wiſſen, dieſes iſt bald durchſchritten, ſein abſchreckendes Dunkel dauert nur einen Augenblick, und der Glanz des Himmels, der auf daſſelbe folgt, ſtrahlt ewig.“

„Ja,“ ſagte Eduard, „ich ſetze mein Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes in Jeſu Chriſto. Dieſes Vertrauen gibt mir eine feſte Hoffnung auf mein Heil; aber wer kann hierüber Gewißheit haben? In dieſer feierlichen Stunde ſcheint mir eine ſolche Zuverſicht anmaßend.“

„Und warum, Mylord, denken Sie denn ſo? Wer verhindert Sie, die gewiſſe Zuverſicht des ewigen Lebens zu erfaſſen? Halten Sie ſich nicht für einen der unglücklichen Sünder, welche Jeſus Chriſtus zu retten gekommen iſt, unter der Bedingung, daß Sie an ſeine Barmherzigkeit glauben? Glauben Sie nicht von Herzen an ſeinen Opfertod, und hat die Dankbarkeit nicht ſchon lange Ihr liebendes Herz erfüllt?“

„Ich kann alle dieſe Fragen bejahen,“ erwiederte Lord Claremont.

„Nun gut,“ fuhr der Geiſtliche fort, „dann iſt der Geiſt Gottes mit Ihnen. Sein Reich hat in Ihrem Herzen Platz gewonnen, und die Krone des ewigen Heils wartet Ihrer!“

„Ja, Sie haben Recht,“ rief Eduard freudig; „ja, Gott iſt mit mir; denn nur durch den heiligen Geiſt kann man bekennen, daß Jeſus der Herr iſt. Ja, der Vater zieht mich, und der Sohn hat verſprochen, mich nicht hinauszuſtoßen; ja, ich bin ein Kind Gottes. Halte dieſe tröſtlichen Worte feſt, liebe Tanalie; mögen ſie Dein Troſt ſeyn auf dem ſteilen Pfade, an deſſen Ziel wir vereint ſeyn werden.“

In dieſem Augenblicke wurde die Marquiſin und Lady Almack eingeführt. „Ich würde Ihnen gerne dieſen grauſamen Anblick erſpart haben,“ ſagte Eduard zu ihnen, „aber Sie hätten vielleicht an meiner Liebe gezweifelt.... Weil die Ihrige Sie hieher führt, ſo kommen Sie und drücken Sie die Hand eines Sohnes und Bruders, der Sie Beide zärtlich liebt. O! meine Verbindung mit einem Engel, der meinen Glauben angenommen hatte, vereinte zu viel Glück für mich; ſie hat mich zu ſehr an die Erde gefeſſelt, und die Weisheit Gottes, ſo wie ſeine Gnade gegen mich, gibt ſich bei meinem nahen Ende kund.... Liebe Freundinnen, tröſten Sie Tanalien!“

In dieſem Augenblicke trat der Kammerdiener des Kranken herein und meldete, daß Herr de Merville um Einlaß bitte. Als Eduard die Thränen ſeines treuen Dieners fließen ſah, rief er ihn an ſein Bett, dankte ihm für ſeine Dienſte und für ſeine Anhänglichkeit und bat ihn, es zu vergeſſen, wenn er ihn manchmal durch heftige Worte gekränkt habe. Der arme Diener küßte die Hände ſeines guten Herrn, und nur mit vieler Ueberwindung entfernte er ſich, um Herrn de Merville einzulaſſen.

„Lieber und würdiger Freund,“ ſagte Eduard zu dieſem, ſobald er Platz genommen hatte, „Sie kommen das letzte Mal zu mir, um auf immer Abſchied von mir zu nehmen. Beklagen Sie mich nicht, ich bin weit weniger unglücklich, als Sie es waren; denn ich habe eine Gewißheit, die Sie bis daher nicht hatten, nämlich bald den Gegenſtand meiner Liebe wieder zu finden. Denken Sie oft an unſere religiöſen Unterhaltungen. Sie haben mir bekannt, daß Sie in Hinſicht der frohen Botſchaft, des Evangeliums, nicht nachgeforſcht haben, wie Sie hätten ſollen; bringen Sie die verlorene Zeit wieder ein.... Ein ſterbender Freund bittet Sie darum. Denken Sie, lieber Freund, daß der barmherzige Gott mich an Ihr Schmerzenslager geführt hat, um Ihnen ſein Wort zu verkünden. Weiſen Sie ſeine Aufforderungen nicht zurück.... Ach! es iſt etwas Süßes, reingewaſchen im Blute des Sohnes vor Gott zu treten; aber etwas Schreckliches, im Schmutze ſeiner Sünden vor ihm zu erſcheinen."

Herr de Merville, ſo wie die Damen de Forges waren zu bewegt, um etwas erwiedern zu können.

Einige Minuten verfloßen ſtillſchweigend, worauf Eduard das Verlangen ausſprach, Herr Despines, ſeine Familie und alle ſeine Gäſte, die von ihm Abſchied zu nehmen wünſchten, möchten jetzt zu ihm kommen. Als ſie Alle ſich eingefunden hatten, ſagte er zu ihnen: „Die Zuſammenkunft, die ich mit Ihnen habe, iſt eine traurige; ich will auf immer von Ihnen Abſchied nehmen und Ihnen meinen Dank abſtatten; empfangen Sie dieſen mit liebendem Herzen, wie ich ihn ausſpreche. Es iſt übrigens heilſam für uns

Alle, ſo lange wir hienieden ſind, von Zeit zu Zeit an das Bett eines Sterbenden zu treten.“

Es trat eine feierliche Stille ein, während deren Herr Forſter und Doctor Warny unten am Bette beteten.... Plötzlich hörte man die Glocke der Kapelle des heiligen Vincenz anſchlagen.

„Was bedeuten dieſe Glockentöne?“ fragte Eduard.

Herr Despines näherte ſich dem Fenſter, zog den Vorhang hinauf und antwortete etwas zögernd: „Es iſt ein Leichenzug, der ſich gegen das Meer hin bewegt; die Glocke ruft zum Trauergottesdienſt.“

„Wir wollen wünſchen,“ erwiederte Lord Claremont, „daß der mir vorangehende Bruder auf ſeine letzten Augenblicke vorbereitet geweſen ſey. Ach! wenn er nur ſein Vertrauen nicht auf menſchlichen Aberglauben, ſondern auf den unvergänglichen Felſen, Jeſum Chriſtum, geſetzt hat! Dieſe Trauertöne ſind unnütz für den Dahingeſchiedenen; aber ſie belehren diejenigen, welche hier bleiben, daß ſie auch einſt ſcheiden müſſen. Ach! ihr theuern Freunde, die ihr um mich ſtehet, möchten nur meine Worte eindringlich genug ſeyn, um euch Alle zu Jeſum Chriſtum zu führen, der der Weg, die Wahrheit und das Leben iſt!....“ Er ſchwieg wieder einen Augenblick, dann ſetzte er mit ſchwächer werdender Stimme hinzu: „Ich nähere mich jenem Hafen, wo die Wellen immer ruhig ſind.... Ich werde bald mich des Anblicks der Herrlichkeit des Himmels zu erfreuen haben und die Wege der unendlichen Liebe kennen lernen, ſoweit ſie mir bis jetzt verborgen waren. Ich werde erfahren, wie alle Dinge durch das heilige Wort entſtanden, das mich aus Gnaden von einer verdienten Verdammniß loskaufte. Die Welt iſt der Kampfplatz, wo man ſtreiten muß, das Schauen iſt der ſüßen Ruhe vorbehalten, die dem Siege folgt!....“

Es bemächtigte ſich in dieſem Augenblicke ſeiner eine heftige Beklemmung. „Lieber Herr Baron von Lofsberg,“ ſagte er, „wollen Sie gütigſt jenes Fenſter öffnen, damit ich noch ein wenig friſche Luft einathme und zum letztenmale die herrliche Scene betrachte, welche ich ſchon ſo oft bewunderte!....“

Der Himmel war den ganzen Tag über bewölkt geweſen; aber jetzt trat die Sonne aus den Wolken hervor und vergoldete in der Ferne die wieder ruhig gewordenen Wogen. „Sehen Sie, meine Freunde,“ fuhr er mit ſtets ſchwächer werdender Stimme fort, „ſehen Sie, welchen Glanz die ſchöne Sonne am Schluſſe dieſes düſtern Tages über die Natur verbreitet!.... So ſtrahlt am Schluſſe eines Lebens voll Finſterniß und Trübſal die himmliſche Herrlichkeit über den Kindern Gottes ....“

Seine Beklemmung wurde jetzt ſo heftig, daß ihm plötzlich die Stimme verſagte; ſein Geſicht, das ſich einen Augenblick geröthet hatte, wurde jetzt entſetzlich bleich, und die Anzeichen grauſamen Schmerzens drückten ſich tief in ihm aus; doch machte er noch eine letzte Anſtrengung, um zu ſprechen; allein er konnte nur noch ſagen: „Auf Wiederſehen! Tanalie .... ich erwarte Dich!“

Kaum waren dieſe abgebrochenen Worte ausgeſprochen, als ſein Kopf auf das Kiſſen zurückfiel, das ſich mit Blut bedeckte. Bei dieſem Anblick entfernte ſich ein Theil der Anweſenden eiligſt, und die Uebrigen drängten ſich um ſein Bett, als Herr Allègre eintrat. Nachdem er ſich hatte Platz machen laſſen, ergriff er Eduards Hand und ſprach nach einigen Augenblicken feierlichen Stillſchweigens die Worte: „Wenn der Glaube Lord Claremonts auf Felſen gebaut war und nicht auf leichten Sand, ſo iſt ſeine Seele in ſelige Regionen gelangt!“

Brief der Lady Almack an Herrn de Merville.

Livermere, den 10. April.

Theurer und achtungswerther Freund!

Ich bin im Begriff, das Verſprechen zu erfüllen, welches ich Ihnen gegeben habe, und das Sie beſſer nicht verlangt hätten; denn die Schilderungen, die ich Ihnen mitzutheilen habe, ſind ſehr traurig.

Sie haben geſehen, wie wir uns, im Trauergewande, die einbalſamirten Ueberreſte des ſeligen Lords Claremont begleitend, auf der eleganten Jacht einſchifften, die, beladen mit reichen Geſchenken und geſchmückt mit Tanaliens Familienwappen, einige Tage vor unſerem Unglück in die lachende Bai von Carqueranne eingelaufen war. Bis Marſeille wollte meine unglückliche Schweſter das enge Gemach nicht verlaſſen, wo der Leichnam ihres Gatten lag; trotz unſerer Bitten konnten wir nicht von ihr erhalten, das kleine Zimmer, welches meine Mutter und ich nebſt dem armen Doctor Warny einnahmen, mit uns zu theilen. Meine Mutter litt ſehr an der Seekrankheit, was Tanalie bewog, ihrem Plan, auf demſelben Fahrzeug nach den Küſten von Eſſer ſich zu begeben, zu entſagen. Unſere große Berline war noch in Marſeille, und als wir dieſe Stadt verließen, nahmen meine Schweſter und Doctor Warny nebſt dem Leichnam des unglücklichen Eduard jene ein, während meine Mutter und ich in dem Wagen des Lord Claremont reiſten. Aus Furcht, der Geſundheit unſerer lieben Mutter zu ſchaden, hielten wir jeden Abend an, und jeden Abend ließ Tanalie die Ueberreſte ihres Gatten in ihr Zimmer tragen. Von dieſen koſtbaren Reliquien wollte ſie ſich keinen Augenblick, trotz aller unſerer Bitten, trennen. Sie wies dieſe ſanft zurück, aber ihr Wille blieb unbeweglich. Nach zwölf Tagen der ſchwermüthigſten Reiſe, die ſich machen läßt, kamen wir in Calais an, wo wir am andern Tag auf dem Paketboot „der Lord Melville“ uns in die Mündung der Themſe einſchifften, und an den engliſchen Küſten landeten; von da aus erreichten wir bald Livermere an den Ufern des Orwell.

Die Nachricht von dem traurigen Ereigniß, in Folge deſſen meine Schweſter das Trauergewand wieder anlegen mußte, war uns dorthin vorausgeeilt, und ich kann Ihnen die rührende Scene nicht beſchreiben, welche erfolgte, als wir auf den Erbgütern ankamen, die Eduard beſeſſen hatte. Alle Einwohner ſtürzten ſich, als der Leichnam ihres Wohlthäters aus der Berline genommen wurde, hinzu, um den Sarg anzurühren, der den Leichnam verſchloß, und man hörte nur Einen Schrei und Ein Schluchzen. Meine Schweſter ließ nun Herrn Jones rufen und übergab ihm das Teſtament mit der Bitte, es laut der weinenden Menge vorzuleſen. Als dieß geſchehen war, miſchten ſich Ausrufungen des Danks in die des Schmerzens; meine arme Schweſter konnte ſich ihrer Aufregung nicht mehr bemeiſtern und ließ ſich von Herrn Jones in das Zimmer führen, das ehmals Eduards Mutter inne gehabt hatte.

Alle Liebe der Einwohner von Livermere zu ihrem jungen Gebieter iſt auf ſeine Wittwe übergegangen. Herr Jones und ſeine Familie, ſo wie das ganze Dienſtperſonal Lord Claremonts theilen in Betreff ihrer die Geſinnungen der Dorfleute. Möchten dieſe Zeichen der Anhänglichkeit ihren Schmerz lindern! Das für die Ueberreſte des Verſtorbenen beſtimmte Grab wurde geſtern vollendet, und dieſen Morgen fand das Leichenbegängniß ſtatt. Tanalie wollte demſelben beiwohnen. Die ſterbliche Hülle unſeres Freundes wurde an einem düſtern und abgelegenen Orte des Parks beigeſetzt. Ich vermag Ihnen dieſe ſchmerzliche Ceremonie nicht zu beſchreiben. Möchte Tanalie dieſe wiederholten Schläge des Schickſals ertragen können! Wann wir mit ihr von ihrer Geſundheit ſprechen, ſo behauptet ſie, dieſelbe ſey ungeſchwächt, und wir ſeyen deßhalb mit Unrecht in Sorge. Indeſſen bemerkte ich wohl, daß jener kurze, trockene Huſten, der uns in Lauſanne um ſie bange machte, und der in Carqueranne ganz ſich verloren hatte, wiederkehrte. Ich zittere für Tanalien; ich kann es Ihnen nicht verbergen.... O was es doch Trauriges um das Leben iſt, lieber Herr de Merville! Ach, und meine Jugendjahre waren ſo hoffnungsreich geweſen! Möchten meine Befürchtungen in Betreff Tanaliens mich täuſchen!

Der alte Erzieher Eduards iſt ſo eben nach Reading zurückgereiſt.... Die Vorwürfe, die er ſich macht, haben ſich, ſtatt abzunehmen, nur noch vermehrt. Indeſſen erwies ihm Tanalie alle erdenkliche Güte.

Sie nahm ihm das Verſprechen ab, ſie unabläſſig in Claremont-Houſe zu beſuchen, woher eine Deputation gekommen war, um dem Leichenbegängniſſe beizuwohnen. Er hat überdieß verſprochen, jedes Jahr einige Wochen in Livermere zuzubringen. Der unglückliche Greis warf ſich vor ſeiner Abreiſe meiner Schweſter zu Füßen und bat ſie von Neuem um Verzeihung. Sie hegt keinen Groll gegen ihn; nur ein Engel könnte liebevoller ſeyn!

Sie hat nicht im Sinne, England wieder zu verlaſſen, wofern nicht die Geſundheitsumſtände unſerer guten Mutter ihre Gegenwart auf dem Continente erheiſchen; dieß hat ſie uns beſtimmt erklärt. Das Grab, welches Eduards ſterbliche Hülle umſchließt, iſt zu groß für eine Perſon, wie ich meiner Schweſter bemerkte. Nie, mein lieber Freund, werde ich den Blick vergeſſen, den ſie zur Erwiederung darauf mir zuwarf.

Lord Almack hat in Lauſanne die Geſchäfte abgemacht, die meine Mutter dorthin riefen. Er wird bald hier bei uns ſeyn, ſo daß nichts uns hindert, dieſes ganze Jahr bei Tanalien zuzubringen, welche unſeres freundſchaftlichen Troſtes gar ſehr bedarf. Die Familie des Herrn Jones gewährt uns eine große Hülfe; ihre Geſellſchaft ſteht im Einklange mit unſerm gegenwärtigen Gemüthszuſtande. Herr Jones und die Seinigen zeichnen ſich durch eine mit ihrem Leben innig verwachſene Frömmigkeit und Herzensgüte aus, und nie ſprechen ſie von Gott, ohne einen Beinamen der Liebe oder der Achtung mit ſeiner Erwähnung zu verbinden. Friede und Eintracht herrſchen in ihrer beſcheidenen Wohnung. Ach, lieber Herr de Merville, wenn ich mich in meine jungen Jahre zurückdenke und Tanaliens damaliges Weſen mit ihrem heutigen vergleiche, ſo habe ich Mühe, einen ſolchen Wechſel für möglich zu halten, und meine ehmalige Heiterkeit erſcheint mir als Thorheit. Ehmals waren tägliche Abend- und Morgengebete, die wir mit mehr oder weniger Zerſtreuung verrichteten, und der Sonntagsgottesdienſt unſere einzigen Andachtsübungen; ſelten widmeten wir außerdem Gott einen Gedanken, und doch hielten wir uns für fromm.... ehmals glaubten wir, wenn wir im Vorübergehen Unglücklichen einiges Geld gaben, wohlthätig zu ſeyn.... heute dagegen lieſt Tanalie kein Buch mehr außer den Evangelien. Ihre Gedanken richten ſich nur auf Einen Gegenſtand, nämlich Gott. Heute iſt ihr einziges Vergnügen, die Anſtalten der Wohlthätigkeit und die Schulen zu beſuchen, zu den Armen und Kranken zu gehen, um ihnen Hülfe zu leiſten und die Sterbenden zu tröſten. Sie unterrichtet, erleichtert, ſtärkt und tröſtet; und überall werden ihr die Segenswünſche zu Theil, die man ehedem an ihren Gatten verſchwendete. Ach, ſollte dieß nicht die einzige gute Anwendung des Lebens ſeyn, lieber Freund? Aber ich bemerke, daß mein Brief ſchon ſehr lang geworden iſt; ich ſchließe daher, indem ich nur noch die Bitte beifüge, mir zu glauben, lieber Herr de Merville, daß ich bin Ihre ſehr betrübte und aufrichtige Freundin

Juliette Almack.

Schluß.

An einem Herbſttage des Jahres 1833 folgte ein junger Freund von Reiſen den erfriſchenden Ufern des Orwell, wo er reiche und maleriſche Anſichten in ſein Album aufzunehmen Gelegenheit fand. Gegen Mittag gelangte er an den Eingang eines ſchönen Parks; er erblickte durch das Gitter die Alleenwindungen und die majeſtätiſchen Bäume, als der Thürſchließer, in Trauerkleidung aus einem niedlichen gothiſchen Häuschen heraustretend, ſich anſchickte, ihm zu öffnen. Er trat ein, und gelangte nach einigen Wendungen des Wegs zu einer eleganten Wohnung. Alle Fenſterläden derſelben waren geſchloſſen, und an der Vorderſeite des Gebäudes war ein Wappenſchild aufgehängt, wie dieß in England beim Ableben des Herrn eines Edelſitzes gewöhnlich der Fall iſt. Er drang ſofort in den holzreichſten Theil des Parks ein, wo ihn bald ein gekrümmter Fußpfad, den Gebüſche von Weißdorn und Thymian halb verbargen, in ein Luſtwäldchen führte, in dem der Taxusbaum, die Cypreſſe und die Weide von Babylon dicht gedrängt ſtanden. Unter den dunkeln Schatten ſah er zwei vereinte Monumente und, auf eines derſelben geſtützt, einen ſchwarz gekleideten Greis, deſſen Haare in Unordnung und deſſen Augen in Thränen gebadet waren. Der Fremde, welcher bedauerte, einen, wie es ſchien, ſo tief gehenden Schmerz geſtört zu haben, wollte ſich zurückziehen, als der weinende Greis das Haupt erhob und ihm ein Zeichen gab, ſich zu nähern.

„Junger Mann,“ ſagte er zu ihm, „ſeyn Sie in Ihrem Alter nicht ſo verwegen, Ihr ganzes Leben nach einer beſtimmten Regel vorausbeſtimmen zu wollen. Entwerfen Sie keine übereilten Plane. Sehen Sie hier, wohin dieſelben führen!“ Er deutete bei dieſen Worten auf das Grabmal, auf welches er ſich lehnte, und ſetzte dann hinzu, indem er die Thränen trocknete, die aus ſeinen gerötheten und angeſchwollenen Augen fielen: „Hier iſt die Freude, die ſie denjenigen zurücklaſſen, welche ſolche unkluge Rathſchläge ertheilten. Der Weiſe entwirft keine Plane; er weiß, daß die Zukunft außerhalb des Bereichs ſeiner Macht liegt, und überläßt ſich dem göttlichen Willen, indem er mit dem Menſchenſohne ſpricht: Sorget nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine ſorgen, es iſt genug, daß ein jeder Tag ſeine eigene Plage habe.“ Nachdem der Greis dieſe Worte ausgeſprochen hatte, entfernte er ſich. Der erſtaunte Reiſende näherte ſich hierauf den Grabmälern und las auf einer Seite des einen:

Eduard Acton, Graf vom Claremont,
geſtorben den 2. März 1832 in einem Alter von 30 Jahren.

und auf der entgegengeſetzten Seite:

Tanalie, ich erwarte Dich!

Als ſich der Fremde ſofort zu dem andern Grabmal wandte, las er auf deſſen einer Seite:

Tanalie de Forges, Gräfin von Claremont,
geſtorben den 2. März 1833 in einem Alter von 25 Jahren.

und auf der andern:

Eduard, hier bin ich!

Pantheon

auserleſener Erzählungen

des

Auslandes.

Mit einem Vorworte

von

Albert Knapp.

Eilfter Band.

BIBLIOTH. PUBL. REG. STUTTG.

Stuttgart.
Druck und Verlag der Chr. Belſer'ſchen Buchhandlung.
1844.

Die
beiden Muhmen.

Aus dem Engliſchen

der

Mrs. Sherwood.

In einem gewiſſen Dorfe einer der inneren Grafſchaften Englands wohnte ein Ehepaar, welches, da es mehrere Jahre kinderlos blieb, eine verwaiſete Schweſtertochter an Kindes Statt annahm, die, als ſie in das Haus ihres Oheims kam, erſt zwei Jahre alt war.

Dieſes Kind, das ich Marie nennen will, war nicht ganz ohne Vermögen, indem ihm ein Erbe von ungefähr fünfzehnhundert Pfund zugefallen war. Einen Theil der Intereſſen aus dieſem Capital ließ ihr Oheim aufwachſen, ſo lange das Mädchen unter ſeinem Dache war, und zog nur ſo viel ab, als zu ihrer Verköſtigung nothdürftig zureichte.

Sobald Marie ſich am Orte ihrer neuen Beſtimmung befand, wurden Pläne zu ihrer Erziehung gemacht, welche an ſich ganz vortrefflich waren, aber in der Ausführung, da dieſer das ſänftigende Element der Elternliebe mangelte, ſich überſtreng geſtalteten.

Doch war dieß nicht in ſo hohem Grade der Fall, daß es auf das eigentliche Wohl des Kindes einen nachtheiligen Einfluß hätte haben können, ſondern dieſes wurde dadurch nur manchmal unnöthig geplagt, und unſchuldige Freuden und Wünſche wurden ihm verſagt.

Trotz dieſer übermäßigen Strenge liebte Marie doch ihre Pflegeeltern, und da kein vorlauter Gaſt oder Dienſtbote in das Verhältniß Mariens zu ihren Pflegeeltern ſich einmiſchen durfte, ſo kam es ihr bei ihrer weichen und nachgiebigen Gemüthsart nicht in den Sinn, daß ihre Lage eine andere, als die der meiſten Kinder ihres Alters ſey.

Als Marie ungefähr drei Jahre im Hauſe ihres Oheims war, gefiel es Gott, einen lang gehegten Wunſch ihrer Verwandten zu erfüllen und ihnen ein Kind zu ſchenken.

Die Geburt Mathildens, welche bald der ausgemachte Liebling des ganzen Hauſes war, vergrößerte noch die Schwierigkeiten von Mariens Lage, da ſie jetzt bei mehr als einer Gelegenheit den Launen des neuen Ankömmlings ſich unterwerfen mußte. Denn, obgleich man Mathilden keine gröberen Unarten hingehen ließ, ſo wurden doch ihre kleineren Fehler von ihren Eltern ſo überſehen, daß ſie mit ihren üblen

Launen Marien bei unzähligen Gelegenheiten quälen konnte. War die Erſtere unfreundlich gegen die Letztere, ſo ſagte man dieſer, ſie müſſe Mathilden mit ihrer Jugend entſchuldigen und ihr zu gefallen ſuchen, da ſie noch ein Kind ſey.

So wurde es zur Regel in dieſer Familie, daß die Aeltere der Jüngeren nachgeben mußte, was, wie ſich erwarten läßt, für Mathilden äußerſt ſchädlich wurde, während Marie in beſtändiger Ausübung kleiner Handlungen der Selbſtverläugnung eine für ſie ſehr ſegensreiche Schule durchlief. Wer eine Freude daran hat, die Führungen des Herrn zu beobachten, muß beſonders die Art und Weiſe bewundern, wie er zum Beſten ſeiner Kinder Umſtände benützt, welche gerade die entgegengeſetzte Wirkung zu haben ſcheinen. Mariens freudenloſe Jugend führte ſie zuerſt auf den Weg des Nachdenkens und auf dieſem in die Arme der Religion, deren himmliſche Segnungen ihr ſonſt vielleicht fremd geblieben wären. Dieſe göttliche Führerin erleuchtete auch ihre Augen ſo, daß ſie, trotz der vielen kleinen Unannehmlichkeiten, von denen ſie umgeben war, nicht verkannte, daß ſie im Hauſe ihrer Verwandten an Seele und Leib ſo viel wahrhaft Gutes empfangen habe, daß ſie nicht genug dankbar dafür ſeyn könne. Sie ſah ein, daß die Erziehung, die ihr zu Theil geworden, wahrhaft gut war, und daß die Zucht, welcher ihre Verwandten ſie unterworfen hatten, ſie in den Stand ſetzen würde, die Prüfungen, auf welche auch ſie in dieſem unvollkommenen Leben ſich gefaßt machen mußte, geduldiger zu ertragen.

Marie blieb im Hauſe ihres Oheims, bis ſie ihr fünfundzwanzigſtes Jahr erreicht hatte, wo ſie von einem jungen Rechtsgelehrten einer benachbarten Stadt geſehen wurde und ihm ſo anziehend erſchien, daß er alsbald ihren Oheim um die Erlaubniß bat, ihre nähere Bekanntſchaft machen zu dürfen. Carl Hunter — dieß war der Name des jungen Mannes — war einer der jüngeren Söhne einer Familie von Stande in der Nachbarſchaft. Sein mütterliches Erbe beſtand in einem jährlichen Einkommen von hundert Pfund nebſt einem hübſchen Hauſe in der Stadt, wo er wohnte. Außerdem gewährte ihm ſein Beruf zu der Zeit, wo er Marien kennen lernte, einen jährlichen Ertrag von ungefähr hundert und fünfzig Pfund. Nachdem Herr Hunter Mariens Oheim ſeine Abſicht erklärt und es ſich gefunden hatte, daß er ihr nicht unangenehm war, und daß ſein Charakter über dem der alltäglichen jungen Leute ſtand, wurde Familienrath gehalten. Nachdem die Mitglieder beider Familien von der Angemeſſenheit der Heirath überhaupt ſich überzeugt hatten, berechnete man die Einkünfte der beiden jungen Leute, und es ergab ſich, daß dieſelben in einem jährlichen Einkommen von ungefähr dreihundert und zwanzig Pfund, wozu noch ein hübſches, bereits meublirtes Haus kam, beſtehen würden. Die Familienhäupter ſtimmten daher darin überein, daß dieß zureichen würde, da Carl Hunter's berufsmäßiges Einkommen ſich vorausſichtlich mit der Zeit vergrößern würde.

Die nächſten Berathungen betrafen die Einrichtung des neuen Haushalts. Hiebei nahm ſich Marie, wenn ſie zugegen war, nicht heraus, eine Meinung zu äußern, da ſie keine Erfahrung darin hatte, in welchem Stile mit einer gewiſſen Summe Geldes eine Haushaltung geführt werden kann, und Carl Hunter, der beinahe eben ſo wenig davon verſtand, hatte nicht viel mehr zu ſagen, als ſie. Die Alten hatten daher freies Spiel, und man hätte von ihnen erwarten ſollen, daß ſie den jungen Leuten keine zu großen Ausgaben zumuthen würden. Da jedoch die alte Frau Hunter von guter Familie war, und mit ganzem Herzen an den Eitelkeiten der Welt hing, ſo hatte ſie bei der Anordnung des neuen Haushalts mehr die Ehre ihrer Familie, wie ſie es nannte, als den wahren Nutzen ihrer Kinder im Auge, ſo daß ſie über den Gedanken, was für eine Rolle ihr Sohn und ihre Schwiegertochter in der Stadt K... ſpielen ſollten, das Einkommen derſelben und die dadurch geſetzten Schranken ihres Aufwands vergaß. Ihre gewöhnliche Art zu reden war etwa folgende: „Carls Geſellſchaftszimmer iſt gut meublirt; Alles iſt ſchön darin; es fehlt Nichts mehr als ein Trumeau zwiſchen den Fenſtern. Dorthin gehört ein Trumeau: das Zimmer kann nicht ohne Trumeau bleiben. Und das beſte Schlafzimmer bedarf eines Teppichs; nothwendig muß ein großer Theil des Zimmers mit einem Teppich belegt werden. Ein anderer Toilettentiſch und Spiegel iſt auch nöthig; die bisherigen ſind gleich Nichts. Käme einer von den vornehmen Clienten meines Sohnes in die Stadt, und dieſer hielte es für angemeſſen, ihm ein Bett anzubieten, ſo wäre das Zimmer, wie es jetzt iſt, völlig ungenügend. Meine Schwiegertochter muß zwei weibliche Dienſtboten haben, eine Köchin und ein Stubenmädchen. Es wäre unmöglich, mit einer einzigen auszukommen, und außerdem iſt ein Bedienter nöthig, um bei Tiſche aufzuwarten und Beſuchen die Thüren zu öffnen. Mein Sohn bekäme keine Geſchäfte, wenn er nicht auf einem anſtändigen Fuße lebte, beſonders als ein verheiratheter Mann. Ein Mann, der einen Beruf hat, bekommt nichts zu thun, wenn er kein ordentliches Haus macht, — das weiß Jedermann. Mein Sohn muß auch ein Pferd halten, Herr Carl Hunter kann nicht ohne Pferd ſeyn.“

In dieſer Weiſe ſprach die alte Dame ſehr geläufig weiter; und da ſie eine ſogenannte geſcheidte Frau war, d. h. eine, die über Alles, was ſie intereſſirte, Viel zu ſagen wußte, ſo ſetzte ſie ihren Willen überall durch. Der Trumeau, die Teppiche, der Toilettentiſch und viele andere unnöthige Dinge, die nicht der Erwähnung werth ſind, wurden gekauft, wodurch alles baare Geld der jungen Leute nebſt anderen kleineren Summen, die ſie als Heirathsgeſchenke von ihren Freunden erhalten hatten, aufgezehrt wurde. Eine Köchin, ein Stubenmädchen und ein Bedienter wurden kurz vor der Hochzeit gedungen und im Hauſe untergebracht. Mariens Oheim und Tante blieben unthätige Zuſchauer dieſer Thorheiten, obgleich ſie die Folgen derſelben nur zu gut vorausſahen.

Nachdem alle dieſe Vorbereitungen gemacht waren, erfolgte die Hochzeit, und nach einigen Wochen fühlte ſich Marie in ihrem neuen Haushalte völlig heimiſch, während ihr Gatte wieder auf’s eifrigſte ſeine Berufsgeſchäfte betrieb. Nun hatte die junge Frau freie Hand zur Ausübung aller der chriſtlichen Tugenden, welche bisher unter dem Drucke der ſtrengen Zucht im Hauſe ihres Oheims beinahe verborgen gelegen waren. Sie erkannte vollkommen die große Verantwortlichkeit ihrer neuen Stellung, und in der Ueberzeugung, daß die heilige Schrift die einzige wahre und untrügliche Wegweiſerin zu einem Gott gefälligen Wandel ſey, verwandte ſie einen großen Theil ihrer nunmehrigen Muße zu einem andächtigen Studium derſelben. Auch hatte ſie um dieſe Zeit Gelegenheit, häufig einen wahrhaft frommen Prediger zu hören, durch deſſen Vorträge ihre religiöſen Anſichten reiner und ausgebildeter wurden, in Folge deſſen ſie auch höhere Begriffe von ihren Pflichten als Gattin und Hausfrau bekam. Sehr gut wäre es, wenn neuvermählte Frauen einen Theil der freien Zeit, die ihnen zu Gebote ſteht, ehe der Kreis ihrer Sorgen und Geſchäfte ſich erweitert, dazu benützten, ſich mit den wichtigen Pflichten ihrer neuen Lage genau bekannt zu machen, und ſich zu dieſem Zwecke, gleich Marie'n, oft in ihr Cloſet einſchlöſſen, um aus dem Worte Gottes die Regeln ihres Lebens zu ſchöpfen. Dann würde ihr Schmuck, wie bei den heiligen Frauen der Bibel, „nicht auswendig ſeyn mit Haarflechten und Goldumhängen oder Kleideranlegen, ſondern der verborgene Menſch des Herzens unverrückt mit ſanftem und ſtillem Geiſte; das iſt köſtlich vor Gott." Aber leider iſt dieß eine Zeit, wo die meiſten Frauen meinen, ſie können ſich ganz dem Putze und weltlichen Vergnügungen hingeben, und dieß ſetzen ſie ſo lange fort, bis eine ſchwere Trübſal, Verluſt ihrer Geſundheit oder die Liebe ihres Gatten, oder Geldverlegenheit ſie von dieſem Schwindel heilen.

Anders war Marie. Sie bekam anfangs einige Beſuche, die ſie mit ſo wenig Zeitverluſt als möglich erwiederte, worauf ſie ſtill ihrem Gatten und ſich ſelbſt lebte, und wie ich vorhin bemerkte, einen Theil ihrer Muße dem ernſtlichen Studium ihrer neuen Pflichten unter Anleitung der heiligen Schrift widmete.

Anfangs fand ſie es zwar langweilig, ſich um die Einzelnheiten des Hausweſens zu bekümmern, und das Ueberwachen ihrer Dienſtboten war ihr eine läſtige Aufgabe. Aber ſobald ſie ſich überzeugt hatte, daß dieſe Pflichten ihr wirklich obliegen, ſo machte ſie ſich mit Ernſt an die Erfüllung derſelben, und von da an wurde ihr dieſe täglich leichter.

Die Rechnungen über die verſchiedenen für das Hausweſen nöthigen Artikel, und wie viel auf jeden derſelben zu verwenden angemeſſen wäre, wurde der nächſte Gegenſtand ihrer Prüfung. Zwar hatte ſie mit dem, was eine erfahrene Hausfrau in einer halben Stunde abgemacht hätte, einen halben Vormittag zu thun; aber ſie hatte noch kein Kind, ihr Hausweſen war klein, und ſie erkannte die Nothwendigkeit, ſich eine gewiſſe Erfahrung in dieſen Dingen zu erwerben, ehe eine Erweiterung der Familie Statt fände, und die Schwierigkeiten, die ſie zu überwinden hatte, vergrößerte. — „Alles hat ſeine Zeit," ſagt der weiſe Salomo. Für jeden Menſchen, in welcher Lage er ſich auch befinden mag, bringt jede fliehende Stunde etwas mit ſich, das gethan werden muß, und das, wenn es unterbleibt, den Frieden und die Freude einer ſpäteren Stunde mehr oder weniger beeinträchtigt.

Wenige Wochen vergingen, ehe Marie ſich überzeugte, daß ihr Aufwand ihr Einkommen wenigſtens um hundert Pfund jährlich überſtieg. Bei dieſer Entdeckung erſchrack ſie ſehr: ſie ſtellte neue Berechnungen an, aber das Ergebniß war ſtets das nämliche. Sie wurde ſehr unruhig und erſann kleine Einſchränkungen, welche, wie ſie dachte, der Aufmerkſamkeit ihres Gatten entgehen würden. Als aber die Dienſtboten, und beſonders das Stubenmädchen, das am entbehrlichſten unter denſelben war, merkten, womit ihre Herrin umging, ſo widerſetzten ſie ſich ihr auf jede mögliche Art, indem ſie nicht bloß weniger haushälteriſch, ſondern geradezu verſchwenderiſch wurden.

Zugleich befand ſich die arme Marie weniger wohl, als gewöhnlich, und hätte ſie ihren kleinen Unpäßlichkeiten nachgehängt, ſo hätte ſie ſich leicht zu weich werden können. Sie bedachte jedoch, daß, wenn ſie ſich jetzt nicht anſtrengte, ihr Gatte gewiß in Geldverlegenheiten verwickelt werden würde, und daß ſie Beide, die jetzt ſo glücklich mit einander waren, durch den Druck zerrütterter Vermögensumſtände in eine äußerſt unbehagliche Lage kommen könnten. Sie gab ſich daher nicht mehr nach, als unumgänglich nöthig war. Fühlte ſie ſich gar zu unwohl, ſo legte ſie ſich vielleicht auf eine halbe Stunde nieder; ſobald ſie ſich aber wieder ein wenig erquickt hatte, raffte ſie ſich wieder auf und ſetzte ihre gewöhnlichen Geſchäfte fort, und dieſe Anſtrengungen waren ſo weit entfernt, ihren Zuſtand zu verſchlimmern, daß ſie dadurch vielmehr die Herrſchaft über ſich behielt, welche ſo viele junge Frauen durch zu große Weichlichkeit verlieren.

Unterdeſſen überzeugte ſich auch Herr Hunter, daß ſie auf einem größeren Fuße lebten, als ihr Einkommen eigentlich erlaubte, und dieß trübte natürlich ſehr ſeine Stimmung, was deutlich genug hervortrat, wenn er aus ſeinem Geſchäftszimmer zu Tiſche kam. Obgleich er jedoch im Allgemeinen ſelbſt auf Sparſamkeit drang, ſo widerſetzte er ſich doch mit einer Inconſequenz, die ſich bei Männern vielleicht häufiger findet, als bei Frauen, der Durchführung dieſes Grundſatzes im Einzelnen mit Heftigkeit, und war offenbar unzufrieden, wenn ein einfacheres Mittageſſen als gewöhnlich auf den Tiſch kam. Dieſe ganze Zeit über ſprach er mit ſeiner Gattin nie offen über den Zuſtand ihrer Finanzen, — ein Beweis von Vertrauen, welches der letzteren beſonders erfreulich geweſen wäre. Und nun ſah die arme Marie ihr Glück mehr und mehr dahin ſchwinden, indem ſich häufende irdiſche Sorgen das Band der zärtlichen Liebe, das noch vor Kurzem ihren Gatten und ſie umſchlungen hatte, immer lockerer machten.

Um dieſe Zeit traten mehrere Umſtände ein, die ihre Unruhe noch vermehrten, namentlich einer, welcher unter andern Verhältniſſen ihr die größte Freude hätte gewähren müſſen. Sie ſah nämlich einem Zuwachſe der Familie entgegen; aber ſie war zu ſchüchtern, dieſen Umſtand ihrem Gatten mitzutheilen, da ihr, obgleich er ſich noch nie unumwunden über ſeine finanziellen Verhältniſſe gegen ſie geäußert hatte, doch ſeine Unruhe darüber keineswegs unbekannt war. Etwas Anderes, was ſie um dieſe Zeit beängſtigte, war der Beſuch einer verheiratheten Schweſter ihres Mannes, welche, nachdem ſie von den üblen Launen ihres Bruders Zeuge geweſen war, ihrer Schwägerin ihr Beileid über ſeine Unzufriedenheit bezeigte und gewiſſe Winke fallen ließ, welche, wenn Marie ſie beachtet haben würde, ihre Unruhe noch um vieles vergrößert hätte. Aber, obgleich dieſe treffliche junge Frau durch die Einflüſterungen ihrer falſchen Freundin ſich empfindlich verletzt fühlte, wurde ſie doch, wie ſie nachher Urſache zu glauben hatte, durch die Gnade ihres himmliſchen Vaters zurückgehalten, über dieſen delikaten Punkt offen mit ihrer Schwägerin zu reden. Anſtatt vielmehr in ihrer bedrängten Lage bei Menſchen Hülfe zu ſuchen, nahte ſich Marie dem Throne der Gnade, wo immer wahre Hülfe zu finden iſt. Endlich verfiel ſie auf zwei kleine Pläne zur Verbeſſerung ihrer Umſtände, und obgleich ſie auf ganz natürlichem Wege zu dieſen Gedanken kam, ſo erkannte ſie doch darin die gütige Vaterhand Gottes. Eines Tages, als ſie ſehr niedergeſchlagen war und inbrünſtig gebetet hatte, erhielt ſie einen Brief von einer ſehr achtungswerthen und reichen ältlichen Dame, die ſie ſeit ihrer Kindheit kannte. Dieſelbe bat ſie, ihr eine Wohnung in der Stadt K... zu miethen, indem ſie bemerkte, daß ſie für die gehörigen Bequemlichkeiten gern gut bezahlen, an regelmäßige Stunden ſich halten und wenig Geſellſchaft bei ſich ſehen würde. Sogleich kam Marien der Gedanke, daß, wenn ſie die Zuſtimmung ihres Gatten erhalten würde, dieſe Dame in Koſt und Wohnung zu nehmen, ihr Einkommen dadurch um ſiebenzig oder achtzig Guineen ſtiege, und wenn ſie durch eigene größere Anſtrengung das Stubenmädchen, eine freche, verſchwenderiſche Perſon, entbehrlich machen könnte, das jährliche Deficit von hundert Pfund mehr als gedeckt würde.

Kaum hatte Marie dieſe Pläne gemacht, als es ihr wie ein Stein vom Herzen fiel, und ſie beſchloß, dieſelben Herrn Hunter mitzutheilen, ſobald er nach beendigtem Geſchäfte zum Thee kommen würde. Dieß that ſie auch, und ſchloß ihrem Gatten bei dieſer Gelegenheit ihr ganzes Herz auf, indem ſie ihm zuerſt ſagte, wie drückend ihr der Gedanke ſey, daß ihre Ausgaben ihr Einkommen überſtiegen und ihm dann die von ihr erſonnenen zwei Auskunftsmittel mittheilte. Er hörte das Erſtere mit großer Beklommenheit und ohne eine Sylbe zu ſprechen an; als er aber ihre Verbeſſerungspläne vernahm, brach er in heftigen Zorn aus und erlaubte ſich einige ſtarke Ausdrücke, welche verriethen, daß er keine hohe Meinung von der Einſicht der Weiber habe.

„Wenn es Dir Freude macht, wie eine Magd zu arbeiten,“ ſagte er, „ſo will ich Dich daran nicht hindern; nur bitte ich Dich, daß Du vor meinen

Beſuchen Dich nicht in einer farbigen Schürze zeigſt. Was aber die Aufnahme von Miethsleuten in unſer Haus betrifft, ſo kann ich nicht begreifen, wie eine Frau von geſundem Menſchenverſtande auf einen ſo albernen Gedanken kommen kann. Du haſt, wie es ſcheint, keine Ahnung davon, daß ein ſolcher Schritt meinen Credit auf einmal vernichten würde.“ Und hier wiederholte er ſeine irrige Maxime, die Weltmenſchen beſtändig im Munde führen, daß ein Mann mit einem Berufe, der keine Figur in der Welt mache, nichts zu thun bekäme.

„Lieber Hunter,“ erwiederte Marie, „ich höre dieſen Grundſatz nicht zum erſten Mal ausſprechen; aber ich kann nicht umhin, eine ganz andere Anſicht zu haben. Ich glaube nämlich, daß die Herzen aller Menſchen in der Hand des Allmächtigen ſind, und daß Er ſelbſt in den Augen unſerer Feinde uns Gnade finden laſſen kann; bei allen Deinen Anſtrengungen kann und wird doch der Herr Deine Geſchäfte eben in dem Maße gedeihen laſſen, in welchem er es für gut findet. Er iſt unſer beſter Anwalt in den Herzen der Menſchen. Laß uns daher durch nichts Unrechtes unſere Sache aus ſeiner Hand nehmen und uns ſeines Schutzes berauben.“

„Aber,“ entgegnete Herr Hunter, „Du wirſt doch nicht auf das verzichten wollen, was der Anſtand erfordert? Nenne mir doch einen Mann von meiner Stellung oder von einer ſo angeſehenen Familie, wie die meinige iſt, der ſich mit Miethsleuten abgibt!“

„Allerdings,“ verſetzte Marie ſanft, „weiß ich vielleicht keinen Mann von Deinem Berufe oder von ſo guter Familie zu nennen, deſſen Verhältniſſe ſo beſchränkt ſind, wie gegenwärtig die unſrigen; aber, lieber Hunter, ſollten wir uns nicht in jedem Falle in die Umſtände fügen, in die uns Gott nun einmal verſetzt hat? Wenn wir nicht Etwas thun, um entweder unſere Ausgaben zu vermindern oder unſere Einnahmen zu vergrößern, ſo wird zuverläſſig an die Stelle des Glücks, das wir bisher genoſſen, Sorge und Verlegenheit treten, und wir haben dann nur uns ſelbſt anzuklagen.“

Die Wärme, womit Marie die letzten Worte ſagte, reizte Herrn Hunter zu einer heftigen Antwort. Aber die treffliche junge Frau, im klaren Bewußtſeyn, daß ſie Recht habe, und durch das barſche Weſen ihres Mannes nicht eingeſchüchtert, fuhr fort: „Es gibt keine Anſtrengung, der ich mich nicht unterziehen wollte, um uns vor pecuniärer Bedrängniß zu bewahren, die am Ende, wie es ſchon bei ſo Vielen Deines Standes geſchah, Deine Redlichkeit in Verſuchung führen könnte. Ich bin jung und eben ſowohl Anſtrengungen gewachſen, als die Meiſten meines Geſchlechtes. Darum bin ich bereit zu thun, wozu ich mich angeboten habe, mich nämlich mit einem einzigen weiblichen Dienſtboten zu behelfen und mein Beſuchzimmer und das beſte Schlafzimmer abzugeben, bis ein Anwachſen Deines Einkommens dieſe Beſchränkung unnöthig macht. Alles das," ſetzte ſie lächelnd hinzu, „hoffe ich, mit Deiner Erlaubniß nicht bloß freudig, ſondern mit weit freudigerem Herzen, als das meinige in der letzten Zeit war, auszuführen."

Herr Hunter hatte ihr mit geſpannter Aufmerkſamkeit zugehört, und als ſie nun zu reden aufhörte, wandte er ſich von ihr ab und ſaß eine geraume Zeit vor dem Kamine, wo er, wie es ſchien, gedankenlos in das lodernde Feuer blickte, in Wahrheit aber jedes Wort Mariens überlegte, während Stolz und weltliche Vorurtheile mit ſeinem erwachten Pflichtgefühle einen heftigen Kampf kämpften. Er achtete und liebte ſeine Frau in dieſen Augenblicken mehr als je, und ihr aufopferndes, ſich ſelbſt vergeſſendes Weſen erweckte in ihm Schaam über ſich ſelbſt und ſein Benehmen; denn was für eine Entbehrung wollte er ſich auferlegen? zu was für einem Opfer hatte er ſich anerboten?

So war er eine Viertelſtunde oder länger da geſeſſen, als ein halb unterdrückter Seufzer Mariens ihn aus ſeinem Nachſinnen erweckte. Er blickte auf und ſah ſie mit ihrer Nadel beſchäftigt, während auf ihre Arbeit Thränen herabrieſelten, welche ſie nicht abwiſchte, um nicht ſeine Aufmerkſamkeit darauf zu lenken.

Marie hatte noch nie geſucht, ſeine Gefühle durch jene kindiſchen Hülfsmittel zu erregen, wozu ihr Geſchlecht ſo oft ſeine Zuflucht nimmt. Daher machten ihre Thränen, bei einer ſolchen Gelegenheit vergoſſen, einen großen Eindruck auf ihn und überwanden augenblicklich ſeinen Stolz und ſeine Vorurtheile. Er ſprang von ſeinem Stuhle auf, ergriff ihre Hand und ſagte: „O geliebtes Weib, Du haſt geſiegt! Ich ſtimme allen Deinen Vorſchlägen bei. Vergib mir nur mein voreiliges Benehmen und meine rohen Ausdrücke, ſo magſt Du Alles nach Deinem Gefallen einrichten. Ich erkenne Deine Klugheit, empfinde Deinen Werth, und Du biſt mir theurer als je!“

Freude und Dankbarkeit wurden nun die vorherrſchenden Gefühle in Mariens Herzen, und die harten Ausdrücke ihres Mannes waren auf einmal vergeſſen. Am nächſten Morgen ſchrieb ſie, glücklich im Bewußtſeyn, ihre Pflicht zu thun, nicht bloß der alten Dame und bot ihr die beſten Bequemlichkeiten an, die ihr Haus gewähren konnte, ſondern erklärte auch dem Stubenmädchen, daß ſie ihrer Dienſte nicht mehr bedürfe und das Mädchen innerhalb eines Monats ihr Haus zu verlaſſen habe. Alles das that ſie, ohne ihren Gatten etwas davon merken zu laſſen, indem ſie es in ihrer klugen Weiſe vermied, ihn durch unnöthige Erwähnungen ihrer Maßregeln unangenehm zu berühren. In ein paar Tagen bekam ſie eine günſtige Antwort von der Dame, welche ſich verpflichtete, für die ihr angebotenen Bequemlichkeiten achtzig Guineen jährlich zu bezahlen, was Marie als eine ſehr hübſche Entſchädigung betrachtete. Die Dame wollte eine Dienerin mitbringen, und Marie ließ eine Bedientenſtube zu einer Küche für ſie einrichten. Mittlerweile wurde dem Stubenmädchen, da ſie ſich ſehr unverſchämt betrug, ihr monatlicher Lohn ausbezahlt und ſie ſo entlaſſen.

So wurde Alles zu Mariens Befriedigung eingerichtet und Friede kehrte in ihre Seele zurück. Leichten Herzens und heiteren Sinnes begann ſie nach der Entfernung des Stubenmädchens mit eigenen Händen zu arbeiten, um die entſtandene Lücke auszufüllen, und es hätte ſie überraſchen müſſen, daß dieſe Beſchäftigungen ihre Geſundheit und ihren Frohſinn beförderten, wenn ſie nicht ſchon vorher aus Erfahrung gewußt hätte, daß der Weg der Pflicht zugleich der des Friedens iſt.

Um Weihnachten bezog die neue Hausgenoſſin ihre Zimmer, mit denen ſie wohl zufrieden war, und Herr Hunter zeigte dabei Nichts von übler Laune; denn das Wohnen einer ſtillen alten Dame in dem Theile des Hauſes, welcher bisher ſelten gebraucht worden war, that ſeiner Bequemlichkeit nicht den geringſten Eintrag, beſonders da ihm noch ein hübſches Speiſezimmer blieb, wo ihn Marie ſtets niedlich gekleidet, und dem noch größerem Schmucke edler weiblicher Anmuth empfieng.

Der Winter verging Herrn Hunter und ſeiner Gattin angenehm und im Frühlinge wurden ſie durch die Geburt eines ſchönen Mädchens erfreut. Herrn Hunters Einkommen ſtieg unterdeſſen, aber ſo allmählig, daß er, wenn nicht Mariens Vorſchläge durchgegangen wären, ſicher mit Geldverlegenheiten zu kämpfen gehabt hätte, ehe ihm die Vergrößerung ſeiner Einnahmen zu Hülfe gekommen wäre.

Als Marie ihre Kindbettwärterin entlaſſen hatte, fühlte ſie wirklich den Mangel eines zweiten weiblichen Dienſtboten, aber ſie ſtrengte ſich jetzt auf's Aeußerſte an und brachte den größten Theil ihrer Zeit bei ihrem

Kinde zu, was, ſo beſchwerlich es auch war, doch den Vortheil hatte, daß es ſie um ſo inniger mit ihrem Kinde verband und ſie auf einmal in die Kunſt, ein kleines Kind zu pflegen und zu behandeln, einführte. Da ihr übrigens die Anſtrengung nachgerade zu groß wurde, und ſie bei der Berechnung ihrer Ausgaben, die ſie ein Vierteljahr nach der Geburt ihres Mädchens mit ihrem Gatten anſtellte, fand, daß ſie die Koſten einer ſolchen Einrichtung beſtreiten könnten, ſo dingte ſie ein junges Mädchen, welches überall, wo man es brauchte, aushelfen, beſonders aber das Kind austragen ſollte. Um ihrem Manne dieſe neue Ausgabe weniger fühlbar zu machen, erſann ſie in ihrer Garderobe und in der Haushaltung fernere kleine Erſparniſſe, von denen ſie dachte, daß ſie ihrem Gatten nicht in's Auge fallen würden.

So lange ihr Einkommen noch ſehr beſchränkt geweſen war, hatte Marie es nicht für recht gehalten, viel zu verſchenken, weil ſie ſonſt hätte befürchten müſſen, ſich in Schulden zu verwickeln. Allein auch ſchon damals ſuchte ſie durch die ſtrengſte Selbſtverläugnung Etwas für milde Zwecke zu erübrigen, und was ſie dadurch gewann, ließ ſie würdigen Armen zu Gute kommen. Oft trank ſie ihren Thee ohne Zucker und legte ſich andere Entbehrungen, die nur ſie betraſen, auf, um Arme mit einer Erquickung erfreuen zu können. Als aber die Einkünfte ihres Mannes ſich vermehrten, erweiterte ſie den Kreis ihrer Mildthätigkeit, bis ſie endlich ihren Gatten bewog, jeden Monat eine gewiſſe Summe in eine Almoſenkaſſe, die ſie ſich hielten, zu legen, um ſo ſtets Etwas zur Unterſtützung hülfsbedürftiger Mitmenſchen in Bereitſchaft zu haben.

So trug auch hier richtig verſtandene Sparſamkeit ihre natürlichen Früchte der Freigebigkeit und Freiheit von Nahrungsſorgen, während es Herrn Hunter zugleich um ſo leichter wurde, in ſeinem Berufe ſtrenge Redlichkeit zu üben. In Folge deſſen wurde ſein Ruf immer feſter begründet. Oft dachte er darüber nach, wie er ſeiner Gattin ſeine Dankbarkeit auf eine Art beweiſen könnte, die ihr am angenehmſten wäre.

Als ihm eines Tages eine Schuld einging, die er völlig verloren gegeben hatte, ging er in einen Buchladen und kaufte eine ſchöne Familienbibel mit Anmerkungen. Als er ſie nach Hauſe brachte, ſprach er gegen ſeine Gattin die Abſicht aus, ihr jeden Abend einen Abſchnitt daraus vorzuleſen, obgleich er bis jetzt noch kein höheres Motiv hatte, als ihr damit eine Freude zu machen. Dieſen Zweck verfehlte er auch nicht; denn Marie freute ſich wirklich auf's herzlichſte darüber.

Anderthalb Jahre waren ſo ſeit ihrer Verheirathung verfloſſen, und ſie hatten während dieſer Zeit, außer der vorhin erwähnten Schweſter Herrn Hunters, keines ihrer Verwandten geſehen; denn Mariens Oheim und ihre Tante verließen nie ihre Heimath, und Herrn Hunters Familie hatte auf drei Jahre ein Haus in Bath gemiethet. In der Mitte des zweiten Winters jedoch kam eine alte Dame, von der die Hunter'ſche Familie gewiſſe Erwartungen hegte, und die daher in keinem geringen Anſehen bei ihr ſtand, von einem entfernten Theile der Grafſchaft, um ihre Verwandten der Reihe nach zu beſuchen.

Dieſe Dame, die ich Joſephine Hunter nennen will, beſuchte zuerſt die Hunter'ſche Familie in Bath. Nachdem ſie dort die Anſichten verſchiedener Perſonen über die Lebensweiſe Carl Hunters und ſeiner Frau geſammelt hatte, kam ſie zu Anfang des Jahres nach K..., entſchloſſen, Alles, was ihr im Hauſe ihres Vetters mißfiel, in die gehörige Ordnung zu bringen. Sie langte mit dem Poſtwagen zur Theezeit an und fand Carl und Marie'n bei einem behaglichen Kaminfeuer ſitzend. Marie arbeitete an einem Röckchen für ihr Kind, und Carl las ihr aus der Bibel vor.

Obgleich ihnen nur ein Wohnzimmer zu Gebote ſtand, ſo war doch Alles um ſie her nett und aufgeräumt, und das Theezeug, das eben auf dem Tiſche ſtand, war, obſchon nicht glänzend, doch bequem und anſtändig.

Fräulein Joſephine wurde von Marie'n ehrerbietig und von Carl liebevoll empfangen, der ſie ſchon ſeit ſeiner Kindheit kannte und ſtets gelehrt worden war, ſie als eine der Verſtändigſten ihres Geſchlechts zu betrachten. Fräulein Joſephine war ſehr gnädig gegen Marie, während ſie offenbar Alles um ſich her mit forſchenden Blicken muſterte, wiewohl ſie für jetzt ſich noch keine Ausſtellungen erlaubte, ſondern nur von ihrer Reiſe und ihren Verwandten in Bath ſprach.

„Deine Schweſtern ſehen gut aus, Carl," ſagte ſie, „und es freut mich, ſagen zu dürfen, daß ſich ihr Anzug bedeutend verbeſſert hat und ſie jetzt zu den beſtgekleideten Mädchen in Bath gehören."

„Wirklich!" verſetzte Herr Hunter. „Ich habe mir ſagen laſſen, ſie ſeyen religiös geworden und hören jeden Sonntag, was man entſchiedene Prediger nennt."

„Alles das hat ſeine Richtigkeit," entgegnete Fräulein Joſephine; „aber ich hoffe, Du hältſt es nicht für ſündlich, ſich ſo zu kleiden, daß man ſich ſehen laſſen darf? Ich ſehe nicht ein, warum Perſonen, die ſich der Religion zuwenden, zugleich auch Schlampen und Schlutten werden müſſen. Ich weiß zwar, daß hochgelehrte Profeſſoren das meinen; aber ich konnte nie Etwas dergleichen in der Bibel finden. Freilich wird ſie eben von verſchiedenen Leuten mit verſchiedenen Augen geleſen."

Dieß war der erſte Anlauf zu einem Angriffe; aber da Herr Hunter nicht die entgegengeſetzte Partei ergriff, ſo blieb die Sache auf ſich beruhen.

Während des Theetrinkens ſchellte die Dame im Beſuchzimmer nach ihrer Dienerin. Fräulein Joſephine erröthete, ſagte aber Nichts, bis die Glocke zum zweiten Mal ertönte, worauf ſie Marien fragte, ob ſie einen Gaſt im Hauſe habe.

Marie antwortete blos mit „Nein," und es wurde nicht weiter über die Sache geſprochen, bis nach etwa einer Stunde abermals geſchellt ward. Fräulein Joſephine konnte ſich jetzt nicht mehr halten, ſondern fragte: „Was bedeutet denn dieſes immerwährende Schellen?"

„Es iſt die Glocke der Dame," erwiederte Marie in ruhigem Tone, „einer Dame, die unſer Geſellſchaftszimmer bewohnt."

„Ah, ihr habt alſo doch Beſuch im Hauſe," ſagte Fräulein Joſephine, indem ſie ſich verwundert anſtellte, und Herrn Hunter anſehend ſetzte ſie hinzu: „Ich meine, Du habeſt geſagt, ihr hättet keinen.“

Da Herr Hunter erröthete und auf keine Antwort gefaßt war, ſo nahm Marie das Wort und ſagte: „Da unſer Einkommen unſern Ausgaben nicht entſprach, ſo fanden wir es nöthig, unſer Geſellſchaftszimmer und unſer beſtes Schlafzimmer an eine ſehr achtbare Dame, eine alte Bekannte von mir, zu verleihen.“

Fräulein Joſephine ſtellte ſich erſtaunt, ich ſage, ſtellte ſich, denn ſie hatte ſchon in Bath Alles haarklein gehört. „Sie müſſen Ihre Verhältniſſe am beſten kennen, Madame Hunter,“ ſagte ſie; „aber es iſt offenbar nicht Ihrem Stande gemäß, Zimmer zu vermiethen, und Jedermann, den Sie in's Haus nehmen, zu Dienſten zu ſeyn. Wahrhaftig, Carl,“ fuhr ſie zu ihm ſich wendend fort, „ich muß es für eine ſehr unkluge Maßregel in Deiner Stellung halten. Weißt Du nicht, daß ein Mann mit einem Berufe, wenn er keine anſtändige Figur in der Geſellſchaft macht, Nichts zu thun bekommt? und ſicherlich kann Nichts herabwürdigender für Dich ſeyn, als Zimmer in Deinem Hauſe zu vermiethen.“

Während ſie in dieſer Weiſe fortfuhr, zeigte Herr

Hunter ſtarke Symptome jener falſchen Schaam, welche, wo ſie hervortritt, ſtets den Feind ermuthigt und den Kindern dieſer Welt ſo oft den Sieg verleiht. Er erwiederte kein Wort, und bis zur Stirn erröthend verwies er die Sprecherin durch Blicke an ſeine Frau. Zugleich ſtand er auf, bat, ihn rufen zu laſſen, wenn das Abendeſſen fertig wäre und kehrte in ſein Arbeitszimmer zurück.

Marie war nun den heftigen Angriffen Fräulein Joſephinens allein ausgeſetzt; da aber ihre Anſicht über den Streitpunkt feſt ſtand, ſo machte Nichts von dem, was ſie hörte, Eindruck auf ſie, und ſie gab ſich nur Mühe, jeden Ausdruck zu vermeiden, der die Erbitterung der alten Dame nur noch ſteigern könnte. Sie ließ ſie daher lange ungeſtört fortreden, und erſt als ſie glaubte, daß dieſelbe ihre Beredtſamkeit ſo ziemlich erſchöpft habe, ſetzte ſie ihr die Gründe ihrer Handlungsweiſe ruhig auseinander, und nahm Alles auf ſich.

„Wahrhaftig,“ erwiederte Joſephine, „ich verſtehe Nichts von Allem dem. Sie ſelbſt ſind aus einer ganz achtbaren Familie und Carl Hunter hat ſich ohnehin einer ſehr guten Herkunft zu rühmen. Die Hunters ſind eine ſo alte Familie, als irgend eine im Lande, und obgleich Sie Ihren Haushalt ſo gut eingerichtet zu haben glauben, ſo muß ich Ihnen doch ſagen, daß Sie auf einem niedrigeren Fuße leben, als irgend ein Zweig der Familie, den ich kenne.“

„Das will ich auch gar nicht in Abrede ziehen,“ entgegnete Marie. „Ich weiß wohl, daß die Hunters ſeit lange her eine geachtete Familie ſind; aber woher kommt Ehre und Anſehen? Gott iſt der Richter, der Dieſen erniedrigt und Jenen erhöht. Wenn der Allmächtige uns die Mittel vorenthält, auf größerem Fuße zu leben, ſo ſind wir dadurch offenbar angewieſen, wenigſtens für eine Zeit lang auf der Stufenleiter der Geſellſchaft etwas herabzuſteigen. Sind wir nicht wie Thon in der Hand des Töpfers und ſollten wir uns nicht jeder Fügung unſeres himmliſchen Vaters freudig unterwerfen?“

Fräulein Joſephine ließ Marien bis hieher reden, weil ſie es kaum zu verhindern wußte, da die Letztere mit einem Nachdrucke ſprach, der nicht wohl eine Unterbrechung zuließ. Sobald aber Marie zu ſprechen aufhörte, nahm die alte Dame ihre Beweisführung an demſelben nämlichen Punkte wieder auf, wo ſie dieſelbe gelaſſen hatte, ohne von Mariens Vertheidigung ihrer Handlungsweiſe die geringſte Kenntniß zu nehmen. „Carl Hunter's Vater,“ ſagte ſie, „war einſt, wie Sie wiſſen, Sheriff der Grafſchaft. Zwar hat er ſeit damals nicht bloß eine große Familie zu ernähren gehabt, ſondern auch manchen Verluſt erlitten; nichts deſto weniger hat er ſtets auf einem höchſt anſtändigen Fuße gelebt, und ich zweifle nicht, daß, hätten Sie den Credit Ihres Gatten in dieſer Stadt aufrecht erhalten, Carl in ſeiner Laufbahn weit mehr Glück gemacht hätte, als es jetzt der Fall zu ſeyn ſcheint.“

So fuhr ſie fort, bis Marie ihr Kind weinen hörte und, ſich entſchuldigend, in das Zimmer deſſelben eilte. Dort nahm ſie das kleine Mädchen auf den Arm, und indem ſie es auf ſeine zarten Wangen küßte und in den beruhigenden Tönen der Mutterliebe zu ihm ſprach, vergaß ſie in einem Augenblicke das unangenehme Geſpräch mit ihrem läſtigen Gaſte.

Fräulein Joſephine erkannte, wie wenig Einfluß ſie auf Marien hatte, da die Denkart derſelben der ihrigen ſo entgegengeſetzt war, daß keiner der Gründe, die ſie aufzubringen vermochte, Eindruck auf ihre junge Verwandte machen konnte. Dagegen hoffte ſie mittelſt ihres Vetters ihren Zweck zu erreichen, und beſchloß daher, in ſeiner Gegenwart ihren Angriff zu erneuern. Sie ließ jedoch das Abendeſſen in Frieden vorübergehen, und am nächſten Morgen wurde Marie zu der alten Dame, die ſich in ihrem Hauſe eingemiethet hatte, gebeten. Es ſcheint, daß dieſe an einem Uebel litt, welches, obgleich es keine unmittelbare Todesgefahr mit ſich führte, ſie doch überzeugte, daß ihres Bleibens auf Erden nicht mehr lang ſeyn würde, und da ſich neue Symptome dieſes Uebels zeigten, ſo ließ ſie Marien zu ſich bitten, nicht bloß um ihr für ihre bisherige Freundlichkeit zu danken, ſondern auch ihr zu ſagen, da ihr Leben aller menſchlichen Wahrſcheinlichkeit nach ſich zu einem baldigen Ende neige, ſo wäre es ihr ſehr tröſtlich, die Verſicherung zu erhalten, daß ſie den Reſt ihres irdiſchen Daſeyns vollends in dieſer friedlichen Wohnung zubringen dürfe.

Marie antwortete, daß, ſo weit es an ihr liege, ſie verſichert ſeyn könne, unvertrieben zu bleiben, und, nachdem ſie die alte Dame ſo beruhigt hatte, beeilte ſie ſich, das Frühſtück zuzurichten.

Dieſer ganze Tag verfloß ſo friedlich, daß Marie zu hoffen begann, ſie werde in keinen weiteren Streit mit ihrem Gaſte kommen. Darin täuſchte ſie ſich jedoch; denn ſchon am folgenden Tage erneuerte Fräulein Joſephine beim Mittageſſen ihren Angriff und zwar mit einer Wärme, die Marien ganz unerklärlich war.

Die alte Dame hatte ihren Vormittag mit Beſuchen bei Verwandten und ehemaligen Bekannten in der Stadt zugebracht, und von dieſen den Charakter und das Benehmen Mariens beſprechen, insbeſondere aber die Aufnahme einer Miethsperſon in ihr Haus und die Entlaſſung des Stubenmädchens kritiſiren hören, wobei dieſe Maßregeln von Manchen ohne Weiteres aus Geiz und wunderlicher Laune erklärt wurden. Nach ſolchen Geſprächen kam Fräulein Joſephine, wie es ſich leicht denken läßt, nicht in der beſten Laune nach Hauſe. Sie war am empfindlichſten Punkte, der vermeintlichen Ehre ihrer Familie, verwundet worden, und betrat daher das Haus in einem Zuſtande heftiger Aufregung. Sie enthielt ſich jedoch, ihrem Unwillen anders, als durch hingeworfene kleine Winke und Sticheleien Luft zu machen, bis das Mittageſſen vorüber war, und die Dienſtboten das Zimmer verlaſſen hatten. Nun wandte ſie ſich zu Herrn Hunter und ſagte: „Carl, ich war dieſen Vormittag bei meinen alten Freunden und Bekannten, und bin, wie Du ohne Zweifel ſchon gemerkt haſt, nicht in der beſten Stimmung zurückgekommen. Ich bin ſehr niedergeſchlagen — es kann vielleicht eine Schwäche genannt werden, aber ich vermag nicht, ſo lange gehegter Gefühle mich zu entledigen.“ Hier ſeufzte die alte Dame und wiſchte ſich die Augen mit ihrem Taſchentuche.

„Ich hoffe doch,“ verſetzte Herr Hunter, „Sie haben keine üblen Neuigkeiten gehört, Muhme Joſephine?“

„Nein, Carl,“ erwiederte ſie, „ich habe Nichts gehört, womit ich nicht ſchon vorher in gewiſſem Grade bekannt war, bin aber nichts deſto weniger tief verletzt worden.“

Herr Hunter blickte Marien, wie wenn er von ihr einer Erklärung des Angedeuteten entgegenſähe, und dann ſeine Muhme an, welche ihn nicht lange warten ließ. „Es iſt noch nicht lange her,“ ſagte ſie, „daß Dein Vater Sheriff dieſer Grafſchaft war, — er trat ungefähr im Jahre 1775, meine ich, ab.“

„Aber, gute Muhme,“ fragte Herr Hunter lächelnd, „was hat das damit zu thun, daß Sie dieſen Vormittag verletzt wurden?“

„Was das damit zu thun hat, daß ich ſo tief verletzt wurde?“ rief Fräulein Joſephine, indem ſie ſich haſtig zu ihrem Vetter wandte, indem ihr Geſicht von hohem Unwillen erglühte, „kannſt Du mich wirklich ſo fragen? Meinſt Du, ich erinnere mich nicht der Zeit, wo das Haupt unſerer Familie vierſpännig in dieſe Stadt einfuhr, begleitet von den angeſehenſten Männern der Grafſchaft, und ſollte ich kein Gefühl für die Entwürdigung ſeines Sohnes haben? In keinem Hauſe war ich dieſen Morgen, wo man nicht über euer Zimmervermiethen ſprach. Wenn Du es nicht ſchon weißt, ſo laß mich es Dir ſagen, daß Du durch Dein äußerſt unüberlegtes Verfahren der ganzen Stadt und Nachbarſchaft Stoff zum Raiſonniren gegeben haſt.“

Sobald Herr Hunter merkte, wo es mit dieſer langen Einleitung hinauswollte, wurde er für’s Erſte über die Thorheit ſeiner Muhme und dann darüber, daß er der Gegenſtand eines ſolchen Geredes geworden war, heftig entrüſtet, ſprach aber kein Wort. Endlich jedoch, von Fräulein Joſephine gedrängt und über ſich ſelbſt böſe, daß er ſich über die Angriffe von Perſonen, deren Urtheil er verachtete, nicht ganz hinwegzuſetzen vermochte, machte er ſeinem Aerger dadurch Luft, daß er die ganze Schuld auf ſeine Frau warf und erklärte, daß er jene Einſchränkungsplane in ſeinem Innern nie gebilligt habe.

Marie beantwortete dieſen Angriff ihres Gatten nur mit einem Blicke, der ihm zeigen konnte, wie tief ſie ſeine undankbare Behandlung fühlte. Sie ſtand bald nachher auf und begab ſich in das Zimmer ihres Kindes, bei welchem ſie einige Stunden mit Weinen hinbrachte, wiewohl entſchloſſen, ihm zu Liebe noch größere Opfer als bisher zu bringen. Als ſie zum Thee hinab kam, war Herr Hunter ausgegangen, und auch das Fräulein war nicht anweſend, da ſie eine Einladung zum Thee in einem Nachbarhauſe angenommen hatte.

Beim Abendeſſen traf man ſich wieder; aber die beiden Gatten kamen einander nicht ſo heiter, wie gewöhnlich, entgegen. Noch waren die Spuren der vergoſſenen Thränen auf Mariens Wangen ſichtbar, und Herr Hunter machte ſich bittere Vorwürfe, daß er ſie verurſacht hatte; aber Stolz hielt ihn zurück, ihr die verdiente Genugthuung zu geben. In Folge deſſen ſah er verdrießlich aus und ſaß ſchweigend da, bis Fräulein Joſephine bemerkte, daß am folgenden Tage im erſten Gaſthofe der Stadt ein öffentliches Mittagsmahl ſtattfinden werde. Er nahm von ihrer Bemerkung keine Kenntniß und ſchien ganz mit dem beſchäftigt, was er auf ſeinem Teller hatte. Fräulein Joſephine ließ ſich jedoch nicht ſo leicht aus dem Geleiſe bringen, wenn ſie, wie eben jetzt, einen beſondern Zweck im Auge hatte. Sie wartete, bis ihr Vetter ſeinen Teller ganz geleert hatte; dann ſagte ſie: „Carl Hunter, morgen iſt ein Mittageſſen im Elephanten, und Deines Vaters Freunde, Lord H... und Sir Theophilus D... werden beide zugegen ſeyn. Das ſind Verbindungen, die Du Dir ſorgfältig erhalten ſollteſt.“

Herr Hunter deutete ſeiner Frau an, ſeinen Teller wieder zu füllen, ohne, um dieſen Wunſch auszudrücken, den Mund zu öffnen oder nur die Augenlieder zu bewegen, indem er von einer jener vielen ausdrucksvollen Geberden Gebrauch machte, deren ſich Engländer im Kreiſe ihrer Familie bedienen, wenn ſie nicht gut gelaunt ſind, — und nachdem er ſeinen Wunſch erfüllt ſah, begann er, wie es ſchien, mit neuem Appetit zu eſſen, ohne von irgend einer Aeußerung ſeines zudringlichen Gaſtes die geringſte Notiz zu nehmen.

Die unermüdliche alte Dame aber ließ ſich durch dieſe üble Laune keineswegs einſchüchtern, ſondern ſobald das Klirren der Teller, Meſſer und Gabeln ſie nicht mehr ſtörte, kehrte ſie zu ihrem vorigen Thema zurück und ſagte: „Carl, Du wirſt doch morgen in den Elephanten gehen? Du biſt es Deiner Familie ſchuldig, dieſe alten und ehrenvollen Bekanntſchaften zu cultiviren.“

„Ich haſſe ſolche öffentliche Zuſammenkünfte,“ ſagte Herr Hunter, ohne von ſeinem Teller aufzuſehen.

„Was haben Deine Neigungen mit der fraglichen Sache zu thun, Vetter Hunter?“ entgegnete Fräulein Joſephine. „Ein Mann, der einen Beruf hat, muß

Manches thun, das ihm nicht angenehm iſt, wenn er in der Welt vorwärts kommen will.“ Ein beredter Monolog folgte jetzt über das Benehmen eines jungen Mannes, der in irgend einem anſtändigen Berufe ſeinen Weg machen will, und wahrſcheinlich hätte derſelbe noch viel länger fortgedauert, wäre er nicht von Herrn Hunter unterbrochen worden, welcher unterdeſſen mit ſeinem Abendeſſen fertig geworden war, Meſſer und Gabel hinlegte und erklärte, er werde kein ſolcher Sklave der Leute ſeyn, wie ſeine Verwandten haben wollen, und könnte er dadurch auch der erſte Mann in der Grafſchaft werden. Auf dieſes erfolgte zwiſchen dem Fräulein und Herrn Hunter ein ſehr heftiger und unangenehmer Wortwechſel, der nur durch das Auseinandergehen der kleinen Geſellſchaft ein Ende bekam.

Am nächſten Morgen ſtand Herr Hunter in keiner beſſeren Laune auf, als er zu Bette gegangen war. Nichts deſto weniger zeigte es ſich, daß die Gründe ſeiner Muhme nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben waren, obgleich er ſie ſo heftig beſtritten hatte. Denn gerade ehe er zum Frühſtücke hinabging, ſagte er etwas mürriſch zu ſeiner Frau: „Ich werde heute nicht zu Hauſe zu Mittag ſpeiſen, — und,“ ſetzte er hinzu, „laß Alles bis drei Uhr zu meinem Anzuge bereit ſeyn.“

Beim Frühſtücke kam Fräulein Joſephine abermals auf die Aeußerungen zurück, die ſie über den eingeſchränkten Haushalt ihres Vetters gehört habe, und bemerkte ſeufzend, wie tief es ſie bekümmere, daß ein Hunter ſich zum Zimmervermiethen erniedrige.

„Nun denn, mein Fräulein,“ verſetzte Herr Hunter, von ſeinem noch nicht beendigten Frühſtücke aufſtehend, „wenn dem ſo iſt, ſo ſollen Ihre Gefühle nicht länger verwundet werden, denn Frau Hunter ſoll heute noch der Fremden aufkündigen.“ Dann wandte er ſich zu ſeiner Frau und ſagte: „Du haſt gehört, was ich geſagt habe und wirſt Dich darnach richten.“ Mit dieſen Worten verließ er das Zimmer und ſchlug die Thüre mit ſolcher Heftigkeit hinter ſich zu, daß es im ganzen Hauſe wiederhallte.

Die arme Marie ſaß einige Augenblicke unbeweglich und in Gedanken verloren da, bis Fräulein Joſephine ſie im höchſten Triumphe ſo anredete: „Nun, ich muß geſtehen, Muhme, daß ich Carls Entſchluß höchlich billige, und da wir jetzt allein ſind, ſo will ich von den Vorrechten einer Freundin und nahen Verwandten Gebrauch machen und mit Ihnen über einige Dinge reden, die ich bereits mehr als angedeutet habe.“

Marie antwortete nicht; denn ſie erlaubte ſich in dieſem Augenblicke nicht, zu reden, um ſich keinen unüberlegten Ausdruck entſchlüpfen zu laſſen.

„Meine nahe Verwandtſchaft mit Carl Hunter und meine Liebe zu ihm,“ fuhr Fräulein Joſephine fort, „muß die Freiheit entſchuldigen, die ich mir nehme. Sie ſind jung; Sie haben noch wenig von der Welt geſehen und wiſſen nicht, wie Alles, was man thut, von den Leuten beſprochen und beurtheilt wird, und wie wichtig es iſt, daß ſolche, welche ihren Weg in der Welt machen wollen, Nichts thun, was nicht Jedermann wiſſen darf.“

Marie blickte auf und ſeufzte, ſchwieg aber noch immer, indem ſie traurig an die glücklichen Stunden zurückdachte, die ſie mit ihrem Gatten verlebt hatte, ehe ihr häuslicher Friede durch die weltlichen Anſichten der zudringlichen Joſephine geſtört worden war.

„Sie reden nicht, Madame Hunter,“ ſagte Fräulein Joſephine; Sie ſind durch meine Freiheit beleidigt, — Sie ſehen ſie nicht vom rechten Geſichtspunkte an.“

Endlich ſagte Marie in ſanftem Tone: „Ihre nahe Verwandtſchaft mit uns und Hunters Achtung gegen Sie berechtigt Sie, ſich bei uns ganz frei auszuſprechen, und ich darf durch Nichts beleidigt werden, was Sie auch ſagen mögen; dennoch hätte ich gewünſcht, Sie hätten ſich vorher mit unſern Umſtänden bekannt gemacht, ehe Sie Ihre Meinung über die Einrichtung unſeres Haushaltes abgaben.“

„Und was,“ fragte Fräulein Joſephine, „macht Sie glauben, daß ich mit Ihren Umſtänden nicht bekannt ſey? Ich habe ſie mit Carls Mutter gründlich beſprochen, kenne genau Ihre Einkünfte und Ausſichten und weiß auch, daß, wenn Sie nicht ein wenig wagen, in der Welt nie vorwärts kommen werden. Sie müſſen anſtändig leben, — es iſt unumgänglich nothwendig, die Welt nicht merken zu laſſen, daß Ihre Umſtände im Geringſten beſchränkt ſind, — Ihr Mann ſollte öffentliche Zuſammenkünfte beſuchen, Sie ſelbſt ſollten ſich mehr außer dem Hauſe zeigen, auf Ihren Anzug mehr Aufmerkſamkeit verwenden, nie zwei Jahre lang denſelben Hut tragen, noch ſich von einem Beſuche mit Ihrem Kinde auf dem Arme überraſchen laſſen.“

Hier hielt Fräulein Joſephine inne; aber Marie antwortete einige Augenblicke nicht, da ſie in Verlegenheit war, wie ſie in ihrer Erwiederung Ehrerbietung mit Feſtigkeit verbinden ſollte; endlich ſagte ſie: „Liebes Fräulein, ich habe lange geſchwiegen, weil ich Alles zu hören wünſchte, was Sie zu ſagen haben. Nun muß ich Sie bitten, Ihre Aufmerkſamkeit einer einfachen

Darſtellung der Grundſätze zu ſchenken, nach welchen ich unter dem göttlichen Beiſtande bisher gehandelt habe. Bei meiner Taufe haben die Pathen in meinem Namen gelobt, daß ich „der Pracht und Eitelkeit dieſer gottloſen Welt“ entſagen würde, und als ich bei der Confirmation dieſe Verpflichtung ſelbſt übernahm, ſo war es mir wirklicher Ernſt damit. Wie kann ich nun, als eine Chriſtin, aus weltlichen Motiven mir einen Aufwand in Kleidern, Geſellſchaften u. ſ. w. erlauben, welcher unſer Einkommen überſchritte und den Credit und Seelenfrieden meines Mannes zu zerſtören drohte.“

Fräulein Joſephine wurde durch Mariens feierliches Weſen offenbar einen Augenblick betroffen; aber, bald ſich wieder faſſend und auf ihre alten Grundſätze zurückkommend, entgegnete ſie: „Sie nehmen dieſe Dinge zu ernſt und ſprechen, als ob ich Ihnen Etwas, das gegen die Religion ſtritte, vorſchlüge. Freilich entſagen wir bei der Taufe der Pracht und Eitelkeit dieſer Welt, und dieſe Pracht und Eitelkeit ſind etwas ſehr Schlimmes und gefährliche Fallſtricke für Viele, namentlich für Leute aus den höheren Claſſen der Geſellſchaft, — und allerdings auch für die Aermeren; denn die Kleidung der Armen heutzutage ganz verſchieden von der zu ſehen, die ſie in meiner Jugend trugen, iſt ſicherlich etwas ſehr Anſtößiges. Aber, liebe Muhme, ich kann nicht begreifen, was dieſe Dinge mit unſerem Streitpunkte zu thun haben ſollen; oder wollen Sie etwa behaupten, daß jedes Frauenzimmer, das nicht ſeine beſten Zimmer vermiethet und einen Hut zwei Sommer trägt, ſich der Pracht und Eitelkeit der Welt hingebe und ſo ihrem Taufgelübde untreu werde?"

Marie antwortete mit einem Lächeln, das ſie nicht unterdrücken konnte, ſo mißgeſtimmt ſie auch war: „Gewiß wäre es ſehr albern von mir, wollte ich Jedermann auf dieſelbe Lebensart und Kleidung beſchränken, denn ich weiß gar wohl, daß, was in gewiſſen Verhältniſſen übertrieben wäre, in andern nur anſtändig, ja nöthig genannt werden kann."

„Freilich," verſetzte die alte Dame, „kann man den Aufwand auch übertreiben, und dieſes Extrem iſt eben ſo tadelnswerth, als das andere, wie ich ſo eben in Beziehung auf die Armen und die Dienſtboten andeutete, die ſich heutzutage weit über ihren Stand kleiden. Aber wenn Manche in das Extrem der Putzſucht und Verſchwendung überhaupt verfallen, ſo iſt das kein Grund, daß Andere ſich dem entgegengeſetzten Extreme ergeben und unter ihren Rang in der Geſellſchaft herabſinken ſollen. Eine Dame muß ſich immer bemühen, als Dame aufzutreten und ſich nie zu der Kleidung und Lebensart der gewöhnlichen Leute erniedrigen.“

Marie ſchwieg auf dieſe Bemerkung, und Fräulein Joſephine fuhr fort, über Klugheit, Meinung der Welt, die Nothwendigkeit, zu thun, was Andere thun und andere Lieblingsideen ihre Variationen zu machen, bis Marie, des langen und fruchtloſen Streites müde, ihr die Gründe ihres Benehmens noch einmal kurz und nachdrücklich auseinander ſetzte und endlich ausrief: „Das Bewußtſeyn, unſere Pflicht zu thun und vor Geldverlegenheiten ſicher zu ſeyn, machte uns mitten unter unſern Einſchränkungen zufrieden und glücklich. O, wie ſoll ich es lernen, dieſen ſüßen Frieden mit den nagenden Sorgen, von denen zerrüttete Vermögensumſtände begleitet ſind, zu vertauſchen!“

Hier konnte Marie ihre Thränen nicht zurückhalten; da ſie aber ſah, daß Fräulein Joſephine wieder zu ſprechen anfangen wollte, ſo fuhr ſie in ihrer Rede fort, entſchloſſen, auf einmal Alles zu ſagen, was ſie auf dem Herzen hatte.

„Was auch Ihre Meinung ſeyn mag,“ ſagte ſie, „und wiewohl Sie Herrn Hunter für dieſelbe gewonnen zu haben ſcheinen, ſo bleibt doch meine Anſicht über dieſe Dinge die nämliche, wie zuvor. Ich betrachte den Allmächtigen als den Verleiher der Ehre und des Anſehens, und wenn es ihm gefällt, einem Einzelnen oder einer Familie die Mittel dazu zu entziehen, ſo muß man ſich in Demuth unter ſeine Hand beugen. Doch kann wohl von keinem wirklichen Herabkommen ſeit unſerer Heirath die Rede ſeyn. Als wir unſern Hausſtand begannen, verfielen wir in den herrſchenden Irrthum, unſere Stellung und Mittel zu überſchätzen und machten dadurch die Einſchränkungen nöthig, deren wir nicht bedurft hätten, wenn wir gleich anfangs unſere Stellung im Leben und unſere Mittel, dieſelbe aufrecht zu erhalten, richtig erwogen hätten. Ich betrachte die hohen Vorſtellungen, welche ſo Viele von ſich ſelbſt und ihrer Familie hegen, als eine Hauptverirrung unſerer Zeit. Alles drängt ſich vorwärts und will einen höheren Rang, als ihm gebührt, einnehmen; jeder junge Mann will, ſobald er ein eigenes Hausweſen begründet, ſogleich in demſelben Style leben, wie ſein Vater, nachdem dieſer durch ein Leben voll Mühe und Entſagung ſich ein Vermögen erworben hat, und jede Tochter macht auf alle Bequemlichkeit Anſpruch, zu deren Genuß ihre Mutter vielleicht erſt dann gelangte, nachdem durch ein langes ſorgenvolles Leben ihre Kräfte faſt erſchöpft waren. Daher kommen die verſchwenderiſchen Frauen, die ſorgloſen Töchter und ſelbſtſüchtigen Mütter, von denen die Geſellſchaft wimmelt, und darum ſieht man auf den Straßen ſo viele Mädchen, welche die Arbeit als eine Schande, und ſo viele Mütter, welche die Sorge für ihre Kinder als eine Laſt betrachten.“

Die Wärme, womit Marie ſprach, hatte Fräulein Joſephinen keine Zeit gelaſſen, auch nur ein Wort einzuſchalten, und noch ihre letzten Worte auf den Lippen, verließ jene das Zimmer und eilte die Treppe hinauf, um ſich in ihr Zimmer einzuſchließen. Hier brach ſie in Thränen aus und gab ſich ganz ihrem Schmerze hin. Nach einer Weile aber zog der Gedanke an ihren allwaltenden himmliſchen Vater ſchmerzſtillend in ihre Seele ein: ſie warf getroſt alle ihre Sorgen auf ihn, ihre gewöhnliche Ruhe kehrte allmählig zurück, und ſie ſchickte ſich an, zu dem Ausgange ihres Gatten Alles nach deſſen Wunſche zuzurichten.

Herr Hunter kam eben nur, um ſeine Toilette für das Mittagsmahl zu machen, zu dem er ging, und eilte dann davon, ohne mit ſeiner Gattin zu reden. Trotz dieſes unfreundlichen Benehmens erſchien Marie, nachdem ſie zur Unterhaltung ihres Gaſtes eine gutlaunige Nachbarin zum Mittageſſen eingeladen hatte, in gehöriger Faſſung bei Tiſche. Der Reſt des Tages ging ohne eine fernere unſanfte Berührung vorüber, da Fräulein Joſephine, welche ohne Zweifel fühlte, daß ſie in ihrer Einmiſchung zu weit gegangen war, ſich ungewöhnlich rückſichtsvoll und nachgiebig zeigte. Um eilf Uhr entfernte ſich die Nachbarin, worauf Marie und die alte Dame ſich auf ihre Zimmer zurückzogen. Auch die Dienſtboten ließ Marie zu Bette gehen und blieb allein auf, um auf ihren Gatten zu warten. Er kam erſt um zwölf Uhr. Marie wollte ihn heiter empfangen; aber als er endlich an die Hausthüre pochte, bemerkte ſie zu ihrem Schrecken, daß er zu viel getrunken hatte und kaum wußte, was er ſagte. Sie leuchtete ihm ſchweigend die Treppe hinauf, und oben angekommen, warf er ſich ſogleich auf ſein Bett und verſank bald in Schlaf.

So abermals ihren traurigen Gedanken überlaſſen, brachte Marie einige Stunden theils mit Weinen, theils mit Beten zu, daß Gott ihren Gatten wieder auf den rechten Weg des Friedens zurückführen möchte. Ganz erſchöpft ſetzte ſie ſich auf einen Schemel am Fuße ihres Bettes, das neben der Wiege ihres ſchlafenden Kindes ſtand, legte ihr müdes Haupt auf ein Kiſſen und verfiel bald in einen tiefen, erquickenden Schlaf.

Unterdeſſen erwachte Carl Hunter, und zu ſich ſelbſt kommend, erinnerte er ſich alles deſſen, was am vorhergehenden Tage geſchehen war, mit Schaam und Selbſtverachtung. Er ſtand auf, ſchlug einen Fenſtervorhang zurück und ſah beim Lichte des anbrechenden Tages ſein Kind in der Wiege ſchlafend und an der Seite deſſelben ſein geliebtes Weib, mit dem Kopfe auf dem Fuße ihres Bettes ruhend, in tiefem Schlafe. Noch waren die Spuren von Thränen auf ihren Wangen ſichtbar, obgleich jetzt eine liebliche Ruhe auf ihrem ganzen Geſichte lag.

Herr Hunter war nicht gefühllos; er liebte und achtete ſeine Frau mehr, als irgend Jemanden in der Welt, und hegte auch zu ſeinem Kinde eine zärtliche Liebe. Es war ihm daher unmöglich, dieſe zwei geliebten Weſen in ihrer gegenwärtigen Lage zu erblicken und ſich der Vorfälle des vergangenen Tages zu erinnern, ohne heftigere Gewiſſensbiſſe und Schmerzgefühle, als je, zu empfinden; ja, ſo überwältigend waren dießmal ſeine Empfindungen, daß er ſtehen blieb, und bald ſeine geliebte Gattin, bald das Kind betrachtete, bis die Erſtere erwachte, worauf er auf die Kniee vor ihr niederſank, ihr alle ſeine Fehler bekannte und ſie inſtändig um Verzeihung bat. Zugleich ſicherte er ihr zu, daß er künftig Niemanden mehr ſich zwiſchen ſie eindrängen laſſen wolle. Auch verſprach er, mit Gottes Hülfe alle weltlichen Motive von ſeinem Benehmen auszuſchließen und einfach den göttlichen Segen in einem chriſtlichen Wandel zu ſuchen.

Von da an durfte Fräulein Joſephine Mariens Frieden nicht mehr ſtören, obgleich ſie noch einige Zeit im Hauſe blieb. Als ſie ihren Vetter Carl entſchloſſen ſah, der bisherigen Einrichtung ſeines Hauſes getreu zu bleiben, hörte ſie auf, dieſelbe unter ſeinem Dache zu beſtreiten, obgleich ſie ſich auswärts dadurch entſchädigte, daß ſie ſeine Frau als ein wunderliches Weib darſtellte, deren Einfluß auf ihren Gatten zuletzt ſein Anſehen in der Geſellſchaft vernichten und ihn in die niederen Sphären des Lebens hinabziehen würde.

Ein Jahr nach Fräulein Joſephinens Abreiſe ſtarb die alte Dame im Hunter'ſchen Hauſe, nachdem ſie der Familie, als Zeichen ihrer Dankbarkeit für die geiſtliche und leibliche Pflege, die ihr von Marien zu Theil geworden war, dreihundert Pfund vermacht hatte. Um dieſe Zeit erweiterte ſich auch Herrn Hunters Geſchäftskreis beträchtlich, und da überdieß nicht lange nachher ein entfernter Verwandter ihnen einige hundert Pfund hinterließ, ſo vergrößerte ſich ihr Einkommen ſo, daß ſelbſt Marie es nicht für nöthig hielt, ferner einen Theil ihres Hauſes zu vermiethen. Sie waren jetzt beinahe vier Jahre verheirathet und hatten zwei Kinder. Durch Mariens Fleiß und Sparſamkeit waren ſie frei von Schulden und hatten jetzt ein Einkommen, das ſie in den Stand ſetzte, ohne Sorgen in dem Style zu leben, in welchem ſie ihr Hausweſen begonnen hatten.

Doch auch der jetzt erreichte Zeitpunkt brachte für eine ſo gewiſſenhafte Frau ſeine eigenthümlichen Pflichten und Geſchäfte mit ſich. Mariens älteſtes Kind war nun drei Jahre alt, und es war Zeit, ernſtlich an die Bildung ſeines Charakters und ſeiner Gewohnheiten zu denken. Die zärtliche Mutter, die zum Beſten ihrer Kinder der Welt völlig entſagt hatte, widmete die größte Aufmerkſamkeit dem wichtigen Geſchäfte, das Mädchen auf den Pfad der Frömmigkeit zu leiten. Doch ich überſpringe den nächſten Zeitraum in Mariens Leben, in welchem ſie den größten Theil ihrer Zeit ihren Kindern widmete, und gehe zu der Periode über, wo ihre älteſte Tochter ihr zwölftes Jahr erreicht hatte und für die zärtliche Mutter eine wichtige Gehülfin in der Erziehung ihrer fünf jüngeren Geſchwiſter geworden war.

Herrn Hunters Familie war ſeit einigen Jahren von Bath zurückgekehrt und wohnte nun mit ihm in derſelben Stadt. Obgleich dieſe Perſonen mit Marien nicht in Allem übereinſtimmten, ſo verband ſie doch mit der Feſtigkeit ihrer Grundſätze ſo viel Zartheit und Familienanhänglichkeit, daß jene nicht umhin konnten, ſie von Jahr zu Jahr aufrichtiger zu achten und zu lieben.

Inzwiſchen hatte Mariens Muhme, von der ich am Anfange meiner Geſchichte ſprach, einen jungen Geiſtlichen von Familie und Vermögen geheirathet, und obgleich Marie ſeit ihrer eigenen Heirath ſie nicht mehr geſehen hatte, ſo hatte ſie doch fortwährend durch Briefe ein freundſchaftliches Verhältniß mit ihr unterhalten. Endlich zeigte ſich Ausſicht zu einer perſönlichen Erneuerung ihres ehemaligen vertrauten Umgangs; denn der Geiſtliche des Kirchſpiels, worin Herr Hunter wohnte, ſtarb, und die Pfründe fiel Herrn Croft, Mathildens Gatten, zu.

Herr und Frau Hunter nahmen Herrn Croft, als er kam, um ſich zu ſeinem neuen Amte inveſtiren zu laſſen, gaſtlich in ihr Haus auf, und ſogleich nach ſeiner Rückkehr erhielt Marie einen Brief von ihrer Muhme, worin ſie ihr eine Menge Aufträge gab und ſie bat, gewiſſe Vorbereitungen für ihre Ankunft im Pfarrhauſe zu machen, das ein treffliches Gebäude in altem Style war. Herrn und Frau Crofts Ankunft gingen mehrere mit Hausrath beladene Boote voran, da die Stadt zum Waſſertransporte bequem gelegen war, und Marie ließ unter ihrer Aufſicht Alles an den Ort bringen, den Mathilde in ihrem Briefe bezeichnet hatte, und zwar mit ſo viel Geſchmack und Pünktlichkeit, daß die Pfarrfamilie bei ihrer Ankunft ſtatt eines chaotiſchen, mit Gepäcke überfüllten Raumes eine freundliche, wohl eingerichtete Wohnung vorfand. Es war ſpät Abends, als dieſelbe die Stadt erreichte, und am nächſten Morgen übergab Marie ihrer kleinen Stellvertreterin die Aufſicht über die Kinderſtube und verlor keine Zeit, den neuen Ankömmlingen ihren Beſuch abzuſtatten. Als ſie die Treppe hinauf in's Frühſtückzimmer eilte, pochte ihr das Herz voll Ungeduld, die Geſpielin ihrer Kindheit wiederzuſehen. Sie wurde von ihrer Muhme liebevoll empfangen, und nachdem ſie die Kinder, deren es vier waren, geküßt und mit Herrn Croft geſprochen hatte, bekam ſie Zeit, um ſich her zu blicken und ſich zu ſammeln.

Von der Reiſe ermüdet, war die Familie ſo ſpät aufgeſtanden, daß ſie ihr Frühſtück noch nicht beendigt hatte. Unter den Kindern war das älteſte ein Knabe von etwa zehn Jahren, der einen Bruder von fünf Jahren hatte; zwiſchen beiden ſtanden dem Alter nach zwei Mädchen inne. Dieſe Kinder waren nicht gerade häßlich, aber Marie konnte keinen andern Ausdruck auf ihren Geſichtern entdecken, als eine ſtupide Neugierde, die ſie durch unabläſſiges Anſtarren ihrer Verwandten an den Tag legten. Mathildens Miene war ſorgenvoll und ſchwermüthig, obgleich ſie ſich bemühte, bei der Ankunft ihrer Muhme heiter zu erſcheinen.

Allerlei Familienangelegenheiten und Erkundigungen nach alten und neuen Freunden beſchäftigten den erwachſenen Theil der Geſellſchaft, ſo lange das Frühſtück dauerte. Sobald aber dieſes vorüber war, hatte alles ruhige Geſpräch ein Ende. Kaum hatte Wilhelm, der ältere Knabe, den letzten Mund voll Brod und Butter verſchluckt, ſo begann er ſein tägliches Geſchäft, ſeine Eltern mit unaufhörlichen Fragen und Bitten zu plagen. „Mama," ſagte er, „welches Zimmer bekomme ich?"

„Das wird ſich nachher zeigen," erwiederte die Mutter, „habe ich Dir dieß nicht ſchon mehrere Male geſagt?"

„Bekomme ich das Zimmerchen im oberſten Stocke?" fuhr der Knabe fort.

„Das wird ſich ſchon finden," ſagte die Mutter.

„Aber kann es nicht jetzt geſchehen?" verſetzte der Knabe; „gib mir das Zimmerchen im oberſten Stocke; ich mag das andere nicht."

„Sey jetzt ſtill," entgegnete ſeine Mutter, indem ſie die Unterhaltung mit ihrer Muhme fortzuſetzen ſuchte und es ſich als Verdienſt anrechnete, die Zudringlichkeit des Knaben, welcher älterliche Autorität hätte ein Ende machen ſollen, als ein nothwendiges Uebel mit Geduld zu ertragen. Der Knabe war jetzt aufgeſtanden und hatte ſeine Stellung hinter dem Stuhle ſeiner Mutter genommen, den er mit den Knieen anſtieß, und alle Augenblicke ſagte: „Mama, Mama, welches Zimmer bekomme ich?“ oder: „Nun, Mama, kannſt Du es mir jetzt ſagen? — Ich möchte meine Bilder aufhängen!“

Inzwiſchen waren auch die zwei kleinen Mädchen vom Tiſche aufgeſtanden, und die jüngere derſelben hatte ſich gerade gegenüber von Marien geſetzt, die ſie mit ſtarrem ausdrucksloſem Blicke anſah, während ſie ſich mit den Nägeln die Zähne ausſtocherte. Die Aeltere packte den Arbeitskorb ihrer Mutter aus und ſtreute den Inhalt deſſelben auf dem Tiſche umher, um nach Etwas zu ſehen, das ſie vermißte. Der jüngere Knabe balancirte auf dem Geſimſe eines offenſtehenden Fenſters und war jeden Augenblick in Gefahr, auf die Straße hinabzufallen.

Dieſe ganze Zeit über bemerkte Frau Croft nicht, was um ſie her vorging, oder wollte es nicht bemerken, obgleich ſie, durch die zitternden Bewegungen ihres Stuhles und die unaufhörlichen Fragen ihres Erſtgebornen beläſtigt, dieſen mehr als einmal von ſich wegſchob; aber eben ſo oft kehrte er auf ſeinen Poſten zurück, mit einer Beharrlichkeit, welche aus dem ſchwachen Widerſtande ſeiner Mutter Nahrung zu ziehen ſchien. Endlich jedoch, da Wilhelms Zudringlichkeit ſelbſt der indolenten Mutter unerträglich wurde, wandte ſie ſich an ſeinen Vater, der eine Zeitung las, und ſagte: „Es wäre mir lieb, wenn Du Wilhelm Etwas zu thun gäbeſt, denn er macht mich ganz ſchwindelig.“ Hierauf flüſterte ſie ihrer Muhme zu, jedoch ſo, daß der Knabe jedes Wort verſtehen konnte: „Du mußt Wilhelm nicht nach dem beurtheilen, wie Du ihn jetzt ſiehſt; der liebe Junge iſt durch die Unruhe und Verwirrung, in die uns die letzten Wochen verſetzt haben, ganz aus ſeiner Ordnung gekommen; er wird ein ganz anderer Menſch ſeyn, wenn er wieder hinter ſeinen Büchern ſitzt.“

Kaum hatte ſie dieſe Entſchuldigung des Benehmens ihres Sohnes vorgebracht, als dieſer durch eine abermalige Beſtürmung ſeiner Mutter wegen des Zimmers und eines heftigen Angriffs auf ihren Stuhl eine neue nöthig machte.

Herr Croft berückſichtigte die wiederholte Bitte ſeiner Frau, ihren Erſtgebornen mit Etwas zu beſchäftigen, nicht, bis er eine lange Parlamentsverhandlung zu Ende geleſen hatte. Dann ſprang er plötzlich auf und zog durch die Erklärung, daß er den Garten und die Nebengebäude beſichtigen wolle, den ganzen Kinderſchweif hinter ſich her.

Frau Croſt rief die Mädchen mit der Bemerkung zurück, daß ſie innerhalb des Hauſes Etwas für ſie zu thun habe. Aber da es den jungen Damen nicht beliebte, zurückzukehren, ſo hörten ſie nicht darauf, und obgleich Marie ihren Ungehorſam im Herzen beklagte, ſo fühlte ſie ſich doch durch ihre Entfernung angenehm erleichtert.

Als die beiden Muhmen ſich ſo allein überlaſſen waren, beſtand ihr Geſpräch in unaufhörlichen Klagen über das Elend des menſchlichen Lebens von Seiten Mathildens und in Aeußerungen der Verwunderung über dieſe Reden von Mariens Seite. Frau Croſt ſprach zuerſt von den Geldverlegenheiten, in denen ſie und ihr Mann ſeit ihrer Verheirathung ſich ſtets befunden haben, und von denen ſie, wie ſie hinzufügte, ſelbſt durch die reiche Pfründe, in deren Beſitz ihr Gatte jetzt gekommen ſey, ſchwerlich befreit werden würden; „denn Du weißt, Muhme,“ ſagte ſie, „daß wir unſerem Einkommen gemäß leben müſſen, — das wird man in der Stadt von uns erwarten, — und wie können wir dann unſere Schulden bezahlen?“

„Schulden?“ wiederholte Marie.

„Ja,“ ſagte die Andere. „Wir begannen unſer Hausweſen mit einem ſo kleinen Einkommen, und unſere Kinder kamen ſo raſch nach einander, daß wir es unmöglich fanden, einer bedeutenden Schuldenlaſt zu entgehen. Wir hatten in den erſten drei Jahren nur vierhundert Pfund jährlich. Mein Mann mußte ein Pferd und einen Bedienten haben; eine Köchin und ein Stubenmädchen waren eben ſo nöthig; und dazu kam ein Kindsmädchen, ſobald Wilhelm geboren wurde; denn ich konnte doch das Kind nicht ſelber hüten — das verſtand ſich von ſelbſt. Auch wurde meine Geſundheit nach meiner Heirath ſehr ſchwankend, und es gibt nichts ſo Ermüdendes, als ein großes ſchweres Kind umherzutragen.“

„Allerdings iſt es ermüdend,“ ſagte Marie, „ſo daß ich, als ich die Koſten für ein beſonderes Kindsmädchen noch nicht aufbringen konnte, mich oft dadurch erleichterte, daß ich die Magd ausſchickte, während ich indeſſen die Haushaltungsgeſchäfte verſah.“

Frau Croft ſtarrte ihre Muhme an, als ob ſie nie vorher Etwas dergleichen gehört hätte, und ſagte: „Du hatteſt von jeher eine außerordentlich gute Conſtitution; aber nur wenige Mütter ſind einer ſolchen Anſtrengung gewachſen.“

Das Geſpräch ging nun auf die Erziehung über und Frau Croft erklärte ſich für völlig unfähig zu einem Geſchäfte dieſer Art. „Die Kinder,“ ſagte ſie, „ſind ſo ermüdend. Wilhelm iſt zwar ein gutmüthiger Knabe; aber er plagt mich mit ſeinen unaufhörlichen Fragen und Bitten bis auf's Blut, und ſo iſt es mit allen Kindern. Allein mein Mann kann die Penſionen nicht leiden, und allerdings ſind ſie ſehr koſtſpielig, und doch möchte ich auch eine Gouvernantin im Hauſe haben.“ Sie ſchloß mit einer langen pathetiſchen Declamation über die Sorgen und Widerwärtigkeiten des Eheſtandes. Marie wußte nicht recht, was ſie darauf antworten ſollte. Endlich ſagte ſie lächelnd: „Liebe Muhme, wir müſſen uns ſolchen Klagen nicht vor fremden Ohren hingeben, damit Andere nicht meinen, wir haben eine unglückliche Wahl getroffen.“

Was Frau Croft hierauf erwiedern wollte, konnte Marie nicht erfahren; denn das Hereinpoltern der ganzen Brut ungezogener Kinder, gefolgt von ihrem Vater, der über eine Unart Wilhelms ſchalt und ihm mit der Peitſche drohte, ohne ſie jedoch wirklich zu gebrauchen, machte allem Geſpräche plötzlich ein Ende.

Marie hoffte, wenn die Familie ſich in ihrer neuen Wohnung erſt recht eingerichtet hätte, ſo würde Alles ein ordentlicheres und behaglicheres Ausſehen gewinnen. Aber Tag für Tag war ſie Zeuge derſelben Plackerei von Seiten der Kinder und derſelben Unzufriedenheit der Mutter, und endlich kam ſie zu der leidigen Ueberzeugung, daß ihre Muhme die Pflichten einer Gattin und Mutter vernachläſſigt und ihre tägliche kleine Aufgabe der Sparſamkeit, perſönlicher Arbeit und geiſtiger Rührigkeit ſo lange verſäumt hatte, bis die Schwierigkeiten, in die ſie ſich dadurch verwickelt, ihr völlig über den Kopf gewachſen waren. Auch übte, wie es bei Perſonen ohne feſte Grundſätze gewöhnlich iſt, die Welt einen großen Einfluß auf ſie aus: ſie war eine Freundin von Klatſchgeſellſchaften und hörte daher in der Stadt Viel über die gewöhnlichen Geſprächsgegenſtände. Da es nun natürlich iſt, über das nachzudenken, was man hört, ſo war es nicht zu verwundern, daß Kleider und dergleichen Dinge ihre Gedanken ſehr in Anſpruch nahmen, und ſie den damit verknüpften Verſuchungen, weder in Beziehung auf ſich ſelbſt, noch auf ihre Kinder widerſtehen konnte. Bei allem dem wünſchte ſie jedoch für religiös gehalten zu werden; ja ſie hielt ſich ſelbſt dafür und ſprach auch von ihren Kindern als von äußerſt frommen Geſchöpfen.

Marie bemitleidete ihre Schwäche, die ſie ihrer Verzärtelung im Elternhauſe zuſchrieb; aber ſie erhob ſich nicht über ſie, wie nur zu Viele es denen gegenüber thun, welchen es in der Welt nicht ſo wohl ergangen iſt, als ihnen. Im Gegentheil ſann ſie unabläſſig darauf, ihr zu helfen; aber bei den Trägen iſt alle Hülfe vergeblich. Oft lud ſie eine oder die andere Tochter ihrer Muhme zu ſich ein, unterrichtete ſie mit wahrer Mutterliebe und behielt ſie ſo lange bei ſich, als ihre Eltern es nur erlaubten. Aber Alles, was ſie für dieſe Mädchen that, wurde zu Hauſe durch die achtloſe und weltlich geſinnte Mutter wieder zu Nichte gemacht, bis Marie ſich endlich genöthigt ſah, ihre edelmüthigen Bemühungen aufzugeben, um nicht ihren eigenen liebenswürdigen Kindern durch zu häufige ſchlechte Geſellſchaft Schaden zu bringen.

Das Schickſal dieſer beiden Familien geſtaltete ſich ſo, wie es ſich zum voraus erwarten ließ. Die jungen Crofts wuchſen zu Alltagsmenſchen heran. Die Mädchen waren naſeweiſe, unnütze Geſchöpfe, und die Söhne wurden bloße Weltmenſchen, ſo daß keiner derſelben die Freude oder der Troſt der Eltern in ihrem Alter hätte ſeyn können. Die liebenswürdigen Kinder der edlen Marie dagegen wurden der Segen ihrer Eltern, welche geehrt und glücklich bis in ihr hohes Alter Kindeskinder auf ihrem Schooße wiegten.

Eugenie

oder

die Gefahren der Welt.

Aus dem Engliſchen

der

Miß More.

Erſtes Kapitel.

Das Häuschen im Thale.

Der Fußreiſende oder der wandernde Bettler wurde früher auf ſeinem Wege durch ein ſchönes Thal in Baiern von der geraden Straße nach Paſſau häufig durch ein Häuschen abgezogen, das in einiger Entfernung von der Heerſtraße ſtand, in der Hoffnung, daſelbſt eine Liebesgabe zu erhalten oder Schutz gegen die Ungunſt des Wetters zu finden, wogegen er die Bewohner des einſamen Orts mit Neuigkeiten regalirte, welche ſein Gedächtniß oder ſeine Erfindungsgabe lieferte. Ein Freund der Natur oder ſtiller Ruhe wäre von den Reizen dieſes Orts entzückt geweſen. Das von Hügeln umſchloſſene Thal ſah aus, als ob es von der ganzen übrigen Welt abgeſchieden wäre. Allmählig ſich erweiternd, endete die Ausſicht mit den ſtolzen

Gewäſſern der Donau. Die Hügel auf der nördlichen Seite des Thales waren mit einem ausgedehnten Walde ſchöner Bäume bedeckt, wovon ein Theil ausgehauen war; aber Unterholz, das aus den Stümpfen der ehemaligen Bäume hervorwucherte, bildete durch ſeine verſchlungenen Zweige eine ununterbrochene Laube, wo, ſelbſt wenn die Morgenſonne hoch am Himmel ſtand, ein Halbdunkel wie in dem Schatten des Abends herrſchte. Hier blieben die wilden Kirſchen, die Maulbeeren und die Trauben unberührt, und die reichen Lambertsnüſſe fielen unbeachtet auf den Boden. Hier gab es ſo heimliche und unzugängliche Schlupfwinkel, daß die vielerlei Arten von Wild ungefährdet von der mörderiſchen Hand des Menſchen lebten und ſtarben. Kein Laut unterbrach die tiefe Stille des Orts, außer dem melancholiſchen Geſange der Nachtigall, den ſanften Tönen der Holztaube oder dem Raſcheln der Eichkätzchen, wie ſie von Aſt zu Aſt hüpften. Am Fuße des Waldes ſchlängelte ſich ein kleiner Bach hin, deſſen klares Waſſer in den Sonnenſtrahlen bunte Kieſelſteine, die auf den Seiten ſeines Bettes gelagert waren, ſehen ließ.

An einem Wohnplatze, wie dieſer, der Alles in ſich vereinigte, um die Einbildungskraft zu ergötzen, das Herz zu beruhigen und vor verderblichen ſittlichen

Einflüſſen zu bewahren, hätte man Frieden und Glückſeligkeit erwarten ſollen; aber ach! ſelbſt über dieſem einſamen Orte ſchlug das Elend ſeine ſchwarzen Flügel. Zwietracht und Mangel, die ſchwerſten aller menſchlichen Uebel, hauſeten in der Hütte im Thale.

Ambroſius von Mariendorf, welcher mit ſeiner Gattin und ſeinen Kindern in dieſem Häuschen wohnte, war ein jüngerer Sohn einer alten angeſehenen Familie in Niederſachſen. In früher Jugend hatte er gegen den Willen ſeines Vaters ein Mädchen von niedriger Herkunft, aber großer Schönheit geheirathet, in Folge deſſen ſeine Verwandten alle Verbindung mit ihm abbrachen und ſein unverſöhnlicher Vater ihn gänzlich enterbte. Er diente einige Jahre in dem von dem Prinzen von R. befehligten Regimente; aber ſchwer verwundet und dienſtunfähig zog er ſich in dieſes Häuschen zurück, wo er wenigſtens ſeine Armuth und ſein Elend dem verächtlichen Mitleide ſeiner früheren Bekannten entziehen konnte.

Als Mariendorf zum erſtenmale das ſchöne junge Mädchen ſah, deſſen Reize ſogleich ſeine Sinne bezauberten und ihn mit Bewunderung erfüllten, wäre der Gedanke, ſein künftiges Leben mit ihr in einer maleriſch gelegenen Hütte zuzubringen, ihm zu paradieſiſch erſchienen, als daß er ſich demſelben hingeben gewagt hätte. Aber jetzt konnte die Phantaſie ihm ſeine Zukunft nicht mehr mit ihren Trugbildern verſchönern. Die Reize ſeiner Gattin ſchwanden unter dem ſchweren Drucke des Kummers ſichtlich hin, während ihr ungebildeter und beſchränkter Geiſt keine Entſchädigung für den Verluſt ihrer körperlichen Vorzüge zu bieten vermochte. Es fehlte ihr an der Gabe des Umgangs und der Unterhaltung, welche ihr die Gewalt hätte erhalten können, die ihre Schönheit über Mariendorfs Herz gewonnen hatte.

Die Bedürfniſſe einer großen Familie und die Disharmonie der Kinder, noch geſchärft durch die unrichtige Behandlung einer thörichten Mutter, welche einige derſelben verzärtelte und andere mißhandelte, waren Dinge, welche den reizbaren Mariendorf niederdrückten. Seine Frau, bei welcher ſeine kalte Vernachläſſigung oder barſche Unfreundlichkeit jeden Funken von Liebe ausgelöſcht hatte, war keineswegs darauf bedacht, die Erziehung ihrer Kinder nach ſeinen Wünſchen einzurichten, ſondern ließ vielmehr ihren Widerwillen gegen ihn dadurch aus, daß ſie denſelben fortwährend entgegenhandelte.

In dieſem disharmoniſchen und unbehaglichen Kreiſe weilte jedoch ein glückliches Weſen. Eugenie, das älteſte Kind, heiter wie die Morgenſonne, vollbrachte ihr Tagewerk mit einer ſtets ſich gleichbleibenden guten Laune und Munterkeit. Nie beklagte ſie ſich über die ſchmalen Portionen, die ihr zufielen, ſondern theilte ſie freundlich mit den übrigen. Dieſes kleine Mädchen hatte bei ihrer Erziehung Vortheile genoſſen, deren ſich ihre Geſchwiſter nicht zu erfreuen gehabt hatten. Eine fromme junge Dame, die auf einem benachbarten Schloſſe wohnte, ertheilte in ihren Mußeſtunden Kindern der Holzhauer religiöſen Unterricht. Dieſe wöchentlichen Zuſammenkünfte beſuchte auch Eugenie ſeit ihrem fünften Jahre, und je mehr ſich ihr Geiſt mit jedem Jahre entwickelte, deſto mehr fühlte ſie ſich durch das, was ſie bei dieſen Gelegenheiten hörte, erhoben und getröſtet, während zugleich der tiefe Eindruck, welchen die Wahrheit auf ihr Herz machte, in ihrem Benehmen ſich offenbarte.

Zweites Kapitel.

Fünf Tage Abweſenheit.

Eines Morgens, als Mariendorf in einer ziemlich ſchwermüthigen Stimmung in der Umgebung ſeines Häuschens umhergewandert war, kehrte er in daſſelbe zurück, um ſich zur Jagd fertig zu machen, welche eines ſeiner hauptſächlichſten Mittel zur Ernährung ſeiner Familie war. Das Erſte, was ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, als er über die Schwelle trat, war ſeine Frau, wie ſie durch alle möglichen Schmeicheleien ihr Lieblingskind Clara zu beſänftigen ſuchte, während dieſe in ihrer üblen Laune die Liebkoſungen ihrer Mutter durch heftiges Schreien und kindiſche Schläge erwiederte.

Mariendorf, der ſchon vorher nicht in der roſigſten Laune war, wurde durch dieſen widrigen Auftritt höchlich gereizt. „Thörichtes Weib," rief er, ſie von Clara wegſtoßend. „Kannſt Du nichts thun, als dieſes unglückliche Kind zu Grunde richten und es zum Plagegeiſt der ganzen Familie machen?"

„Ich werde bald im ſtillen Grabe liegen," ſagte Margarethe, die Hand auf die Stirne drückend. Dann nahm ſie die Hand der kleinen Clara, welche die Erſcheinung ihres Vaters plötzlich zum Schweigen gebracht hatte, und fuhr fort, dem Kinde liebkoſende Worte zuzuflüſtern, indem ſie es in einen andern Theil des Zimmers führte.

„Eugenie, meine kleine Leibdienerin, ſind meine Sachen fertig?"

„Ja, Vater, ich habe den Roſt von Deiner Flinte geputzt und hier in die groſſe Jagdtaſche drei Semmeln, etwas Milch und eine Wildpretpaſtete gepackt. Iſt es Dir ſo recht?“

„Ja, liebe Eugenie, Du machſt es mir immer recht,“ ſagte ihr Vater, indem er zugleich einen vorwurfsvollen Blick auf ſeine Frau warf. Hierauf rief er ſeinen Hunden und verließ das Haus.

Mariendorf war ein rüſtiger und kühner Jäger. Er wanderte einige Tage lang in den wegloſen Dickichten des Waldes umher, indem er ſich manchmal durch Oerter Bahn brach, welche für menſchliche Füße faſt unzugänglich ſchienen. Ueber Berg und Thal führte ihn ſeine Jagdluſt, doch erweckte hie und da die Erinnerung an ſeine völlige Einſamkeit düſtere Gefühle in ihm, wenn er einen Faſanen erlegte oder einen Haſen den Tatzen ſeiner Hunde entriß, ſo vermißte er einen Freund, der ſeinen Triumph mit ihm theilte. Aber er tröſtete ſich mit dem Gedanken, daß nach wenigen Jahren ſeine Söhne alt genug ſeyn würden, ihn auf dieſen Ausflügen zu begleiten, und welche Freude es ihm dann gewähren würde, ſie Abhärtung und Tapferkeit zu lehren. Dieſen ſüßen Träumen gab er ſich eines Abends ſo lange hin, bis er, von ſeinen Anſtrengungen erſchöpft, in einen tiefen Schlaf verſank; aber die Gedanken, die er im wachenden Zuſtande zuletzt gehegt hatte, beſchäftigten ihn auch noch im Traume. Macht es doch keinen geringen Theil der Glückſeligkeit eines Vaters oder einer Mutter aus, daß für ſie die Zukunft nie ohne Intereſſe iſt, ſondern ihnen reichen Stoff zu angenehmen Erwartungen gewährt. Der frühe Geſang der Vögel erweckte ihn. Er hörte die gen Himmel emporſteigende Lerche ſchlagen und ſah zwiſchen den Zweigen des Kaſtanienbaumes hindurch, unter dem er lag, das klare Blau eines heiteren Himmels. Er ſprang von ſeinem Mooslager auf — ſah auf ſeinen Stock — ſchon hatte derſelbe fünf Einſchnitte, — eben ſo viele Tage war er von Hauſe weg. Er raffte daher ſeine Jagdbeute zuſammen, wandte ſich weſtwärts und erreichte ſein Häuschen um Mittag.

Die Kinder liefen dießmal ihrem Vater nicht entgegen, wie ſonſt, ſondern eine ungewöhnliche Stille herrſchte. Als er in das Erdgeſchoß trat, fand er nur Eugenien, welche in ſchwermüthigem Sinnen daſaß. „Wo ſind die Kinder und wo iſt die Mutter?“ fragte Mariendorf, Gewehr und Jagdtaſche ablegend.

„Die Mutter iſt ſehr krank geweſen, ſeitdem Du uns verlaſſen haſt.“

„Sehr krank? ſie hat wohl einen Anfall von Trägheit gehabt?“

„Nein, es war wahrlich nicht Trägheit,“ verſetzte Eugenie mit bebendem Tone.

„Ich will nach ihr ſehen,“ ſagte Mariendorf, auf die Thüre ihres Zimmers zugehend.

„Nein, Vater,“ rief Eugenie, indem ſie ſich eilends vor die Thür ſtellte, „Du mußt ſie heute nicht mehr ſehen, ſie iſt ſehr krank.“

In Eugeniens aufgeregtem Weſen und zitternder Stimme war etwas ganz beſonderes, das die Aufmerkſamkeit ihres Vaters erregte. Wie ein Blitz zuckte ihm die wahre Urſache davon durch den Sinn. — „Rede!“ ſagte er im Tone der Autorität, „was bedeutet das Alles?“

„O Vater,“ erwiederte das Kind, die Augen zu Boden ſchlagend, während aus ihren großen Augen die Thränen über ihre bleichen Wangen rollten, „bereite Dich darauf vor, Dich in Gottes Willen zu ergeben — die Mutter iſt nicht mehr!“

Mariendorf gedachte der Bitterkeit ſeines Abſchieds von ihr, und dieſe Erinnerung war ein Dolchſtich für ſein Herz. Er wandte ſein convulſiviſch bebendes Geſicht von Eugenien ab und warf ſich ſchweigend auf eine Matte im dunkelſten Theile des Gemachs.

Der Tod tilgt jeden Fehler, verwiſcht die Erinnerung an jede Schwäche, er iſt ein großer Lehrer der

Gelindigkeit gegen unſere mangelhaften Mitmenſchen. Wenn wir am Rande eines Grabes ſtehen und den armſeligen Ueberreſten von dem, was einſt lebte und wirkte, nachblicken, ſo zerſchmilzt das Herz in Wehmuth über die ſchmerzliche Veränderung. Jedes Unrecht, jeder Groll iſt vergeſſen.

Drittes Kapitel.

Sympathie.

Mariendorf war kein roher Mann; aber er war reizbar, und die Thorheit ſeines Weibes hatte ihn oft zu ſtrengeren Vorwürfen veranlaßt, als ihre Fehler es verdienten. Jetzt war ſie von ihm für immer getrennt, er erinnerte ſich ſeiner ganzen Unfreundlichkeit gegen ſie mit der bitterſten Reue, und er konnte jetzt ihre natürlichen Schwächen ſo zurechtlegen, daß, hätte er es während ihres Lebens gethan, ſie beide glücklicher hätten ſeyn müſſen.

Margarethens Charakter war ein alltäglicher, aber unglückſeliger. Die Fehler ſolcher Menſchen entſpringen aus Verſtandesſchwäche, nicht aus ſittlicher Entartung:

ſo reizen und verletzen ſie, ohne es zu wollen, unaufhörlich ſolche, welche einen ſchärferen Verſtand und ein feineres Zartgefühl, als ſie ſelbſt, haben.

Wenige Tage nachdem Margarethens Ueberreſten die letzten einfachen Ehrenbezeugungen widerfahren waren, befand ſich Mariendorf mit ſeinen Kindern vor der Thüre ſeines Häuschens unter einem aus Reben gewundenen Bogen. Es war Abend, die Tagesarbeit war vorüber, und ſie betrachteten die reizenden Tinten des weſtlichen Himmels, wie ſeine wechſelnden Lichter zwiſchen den Blättern des Waldes ſich ausnahmen. Da wurde die Aufmerkſamkeit der Kinder plötzlich durch das Herannahen einer Dame auf einem Maulthiere erregt, welche den ſteilen Abhang des Felſen herabritt, und nachdem ſie über den Bach geſetzt hatte, gerade auf das Häuschen zutrabte.

„Da iſt mein liebes Fräulein St. Orme!“ rief Eugenie freudig und flog der Dame entgegen. „Kommen Sie, um uns in unſerer Trübſal zu beſuchen? wie gütig iſt das von Ihnen!“ Hierauf ergriff ſie das Maulthier am Zügel und führte es bis vor die Hausthüre.

Fräulein St. Orme war die Tochter eines ſchweizeriſchen Geiſtlichen, deren früh verſtorbene Eltern ſie der Fürſorge entfernter Verwandten übergeben hatten, welche auf einem kleinen Erbgute in Baiern lebten. Ihr Geſicht war nicht hübſch; aber ſein eigenthümlicher und intereſſanter Ausdruck verrieth einen ungewöhnlichen Geiſt. Sie trug die Tracht ihres Vaterlandes, einen ſchwarzen Rock, ein kirſchrothes, mit ſchwarzen Bändern beſetztes Mieder, ein weißes Muſſelinetuch anmuthig um den Hals gebunden, ihre ſchwarzen Haare geflochten und auf dem Scheitel mit ſchwarzen Bändern befeſtigt.

„Nachbar Mariendorf,“ ſagte Fräulein St. Orme, entſchuldigen Sie, daß ich in dieſer Zeit der Trübſal Ihnen zur Laſt falle.“

Ueber das bleiche, ſorgenvolle Geſicht Mariendorfs flog ein matter Strahl von Freude, als er dieſe freundlichen Worte hörte. „Fräulein St. Orme kann uns nie zür Laſt fallen,“ erwiederte er ehrerbietig, indem er ihr zugleich einen Stuhl brachte.

„Ich fühle es wohl,“ ſagte das Fräulein, „wie unfähig ich bin, Ihnen Troſt für einen ſo ſchweren Verluſt zu bringen; aber das Wort Gottes lehrt uns, zu weinen mit den Weinenden, um durch unſere chriſtliche Theilnahme Leiden, die wir nicht beſeitigen können, wenigſtens zu lindern. Ich war noch ſehr jung, als ich meine lieben Eltern verlor; aber dennoch erinere ich mich noch wohl, welch ein Schwerdt damals durch meine Seele ging, und kann daher Ihren Schmerz begreifen.“

Hier hemmten Thränen ihre Rede. Mariendorf legte ſeine Arme auf einen Tiſch und bedeckte ſich das Geſicht mit den Händen, um die Aufregung ſeines Herzens zu verbergen, während Eugenie ſich dicht an das Fräulein anſchloß und mit ihr weinte.

Nach einer kurzen Pauſe begann Fräulein St. Orme ſo wieder: „Laſſen Sie uns Gottes Herrlichkeit in allen ſeinen Fügungen erkennen und ihn als den Herrn über Alles verehren. Er theilt ſeine Gunſtbezeugungen aus und nimmt ſie zurück, wie es ſeiner unendlichen Weisheit gefällt. Der Herr ſchenkt uns unſere theuren Freunde — unſere zärtlichen Verwandten — und nimmt ſie uns wieder. Hat er nicht das Recht, über das, was doch ſein Eigenthum iſt, zu verfügen, wie er will? Aber es iſt nicht bloß der Allmächtige, ſondern auch der Gnädige und Barmherzige, der Sie heimgeſucht hat, Er, der auch unter den ſchwerſten Trübſalen Ihr Vater und Ihr Tröſter bleiben will. Sein Wort iſt voll troſtreicher Verheißungen für Trauernde. Kann nicht dieſelbe Stimme, welche den empörten Wellen Ruhe gebot, auch der unruhigen Seele Frieden ſchenken? Iſt denn der Arm des Herrn verkürzt, daß er nicht retten und helfen kann, oder ſein Ohr taub, daß er nicht hören kann? — Allein der unerwartete Tod einer uns naheſtehenden Perſon iſt auch eine ſehr ernſte Mahnung an uns: nach einer kurzen Reihe von Jahren oder Monaten oder Tagen wird auch unſere Laufbahn zu Ende ſeyn; wie Welle auf Welle ſich drängt, ſo folgt eine Generation der andern. Wir ſtehen am Rande der Ewigkeit, bemerken es aber nicht, bis unſere Freunde in den großen Abgrund vor uns hinabſtürzen. Mein Freund, haben Sie die Ihnen zugekommene ernſte Mahnung beachtet? haben Sie ſich unter die gewaltige Hand Gottes gedemüthigt? ſeine verzeihende Liebe in Jeſu Chriſto geſucht? und in Ihm Frieden für Ihr verwundetes Herz gefunden? Entſchuldigen Sie meine Freiheit: ich wünſche von Herzen Ihre ewige Wohlfahrt und würde mich innig freuen, wenn dieſe Heimſuchung Sie zu einer tieferen Kenntniß Ihrer ſelbſt und Gottes führen würde. Suchen Sie Ihn in inbrünſtigem und anhaltendem Gebet, ſo wird er Ihnen Gnade und Frieden ſchenken.“

Mit dieſen Worten wandte ſie ſich von dem weinenden Mariendorf ab und verließ eilig das Häuschen, begleitet von Eugenien, welche ein großes Stück Wegs mit ihr ging.

„Mein liebes kleines Mädchen,“ ſagte ihre Lehrerin beim Abſchiede zu Eugenien, „Dein Vater hat jetzt außer Dir Niemanden mehr, der ihn in der Leitung ſeines Hausweſens unterſtützen könnte. Sey daher eine Mutter für Deine Geſchwiſter und zeige Ihnen durch Dein Benehmen die ſegensreichen Wirkungen der Religion.“

Dieſe Worte machten einen tiefen Eindruck auf Eugenien.

Viertes Kapitel.

Ein anderer Beſuch.

Auch Mariendorf war durch Fräulein St. Orme's Aeußerungen tief erregt worden. Seit Jahren war ſeine Bibel in ihrem Futterale geblieben, wie eine Art Talisman, deſſen bloßer Beſitz ſchon heilbringend für ihn wäre; jetzt aber, dem Staube und der Dunkelheit entzogen, wurde ſie täglich mit Aufmerkſamkeit und Demuth geleſen.

Eines Morgens, als einige von den Kindern mit ihrer täglichen Arbeit in einem kleinen Weinberge beſchäftigt waren, wurde ihre Aufmerkſamkeit durch die

Erſcheinung von drei Reitern, einen ganz ungewöhnlichen Anblick in dieſer abgelegenen Gegend, erregt. Einer der Fremden hatte ein vornehmes Ausſehen, und die andern zwei ſchienen ſeine Diener zu ſeyn. Er trug einen prächtigen polniſchen Mantel und eine dunkelfarbige militäriſche Mütze mit einem Federbuſche. An ſeiner Seite ſteckte ein Dolch, und ſeinen Hals zierten einige Inſignien höheren Ranges.

„Kannſt Du mir den nächſten Weg nach Regensburg ſagen, kleines Mädchen?“ ſagte er zu Eugenien. „Ich bin hier fremd und vom Wege abgekommen.“

„Ich habe noch nie von einem ſolchen Orte gehört,“ erwiederte das Mädchen ſchüchtern, „aber wenn Sie meinen Vater fragen wollen, der in dem Häuschen dort wohnt, ſo kann er Ihnen vielleicht Auskunft geben.“

Mariendorf las eben, als Eugenie, von dem Fremden gefolgt, in’s Zimmer trat. Beim Schalle der Fußtritte erhob er die Augen von ſeinem Buche und ſtarrte ſeinen ſtattlichen Gaſt einen Augenblick verwundert an. Eine leichte Aufregung durchzuckte ſein Geſicht, und er verbeugte ſich mit ſichtlicher Beſchämung.

„Könnt Ihr uns den nächſten Weg nach Regensburg ſagen, guter Mann?“ fragte der Fremde.

Mariendorf trat unter die Hausthüre, und mit dem Finger nach der fraglichen Richtung zeigend, ſagte er: „Regensburg liegt zwiſchen dieſen Bergen.“

Der Fremde betrachtete jetzt Mariendorf einige Minuten lang aufmerkſam. „Ich habe dieſes Geſicht ſchon irgendwo geſehen und dieſe Stimme ſchon gehört. Ja, es iſt Ambroſius von Mariendorf.“

Mariendorf erwiederte die brüderliche Umarmung des Fremden mit gleicher Wärme. Die Freundlichkeit deſſelben überſtieg ſeine Erwartung, und er wandte ſich ab, um ſich die Thränen der Rührung, die ſeine Augen füllten, zu trocknen. „Nicht, als ob ich Sie vergeſſen hätte, Graf Wilna,“ ſagte er, „ſondern ich glaubte nicht, daß Sie mich wieder erkennen würden. Das Glück hatte Ihnen gelächelt, ſeit wir uns nicht mehr ſahen, mir aber hat es ſchwer mitgeſpielt.“

Graf Wilna betrachtete Mariendorf und verglich ſein gegenwärtiges Ausſehen mit dem, was er geweſen war, als ſie mit einander zu Wittenberg ſtudirten, den lebhaften, heiteren Ambroſius, elegant in ſeiner Kleidung und glänzend in ſeinem Aufwande, mit dem ſorgenbleichen melancholiſchen Weſen, das in der gemeinen Kleidung eines bairiſchen Landmanns vor ihm ſtand, dieſer ſchneidende Contraſt erfüllte ihn mit Staunen und er ſeufzte tief.

Graf Wilna, der dieſes Zeichen von Theilnahme an ſeinem unglücklichen Jugendfreund gab, hatte ein Geſicht, deſſen Ausdeutung ſelbſt einem erfahrenen Phyſiognomiker Schwierigkeit gemacht hätte. Seine Züge waren ſchön, ſcharf gezeichnet und eigenthümlich, und es war ſchwer zu entſcheiden, ob die Nachdenklichkeit, die auf ſeiner hohen Stirn lag, der Ausdruck eines zweideutigen Charakters oder eines tiefdenkenden Geiſtes ſey. Der Ausdruck ſeines Geſichts war gemiſchter und ſchwankender Art. Sein Lächeln ſah mild, aufrichtig und gewinnend aus; aber in ſeinen Augen lag eine gewiſſe Kälte, welche demſelben beinahe widerſprach. Niemand konnte ein einnehmenderes Benehmen haben, als Graf Wilna: da er einen großen Theil ſeines Lebens an Höfen zugebracht, ſo hatte er ſich jene Leichtigkeit, jene feine Eleganz und jene beſtändige Aufmerkſamkeit auf die Gefühle Anderer angeeignet, welche den Reiz einer guten Erziehung ausmachen. Er beſaß einen ſcharfen Blick in die Charaktere der Menſchen und wußte ſie durch Berückſichtigung der Anſichten und Vortheile eines Jeden für ſich einzunehmen. Sein zartes, feines und gewinnendes Benehmen war unwiderſtehlich. Nicht blos ſeine Talente hatten ihm eine einflußreiche Stellung am Hofe zu Berlin verſchafft, ſondern auch ſeine angenehmen

Sitten, meinte man, ſeyen kein geringes Beförderungsmittel für ihn geweſen.

„Wollen Sie uns die Ehre erweiſen, an unſerem beſcheidenen Mahle Theil zu nehmen?“ ſagte Mariendorf, auf einen Tiſch deutend, wo ihre täglich wiederkehrenden Gerichte bereits aufgeſtellt waren.

„Erzählen Sie mir, lieber Mariendorf,“ bat der Graf, nachdem das Mahl beendigt und die Kinder hinausgegangen waren, „erzählen Sie mir Ihre ganze Geſchichte ſeit unſerem letzten Beiſammenſeyn. Schütten Sie Ihr Herz gegen mich aus. Sagen Sie mir, durch welche Unglücksfälle Sie in die Lage verſetzt worden ſind, worin ich Sie ſehe.“

Ermuthigt durch dieſe freundliche Rede, gab ihm Mariendorf eine vollſtändige Erzählung ſeiner Schickſale, und erwähnte zuletzt des plötzlichen Todes ſeiner Gattin und der ſchmerzlichen Reue, womit er an ſeinen Abſchied von ihr denke; zugleich beſtätigten unwillkürliche Thränen die Aufrichtigkeit ſeiner Worte.

„Faſſen Sie ſich, lieber Mariendorf! es iſt unmännlich, ſich ſo dem Schmerze hinzugeben. Wir müſſen uns Alle unter die trennende Hand des Schickſals beugen. Bedenken Sie dieſes und nehmen Sie die Philoſophie zu Hülfe.“

„Ich denke, ich könnte die Gegenwart und Vergangenheit ſtandhaft ertragen; aber" — hier bebte ſeine Stimme vor unterdrückter Bewegung — „meine Kinder!"

„Reden Sie," ſagte der Graf, ihm die Hand drückend, „Sie ſprechen mit einem Freunde."

„Meine Kinder ſind nun mutterlos, und würde mir, ihrem einzigen Beſchützer, etwas begegnen, ſo würden die unglücklichen jungen Geſchöpfe an dieſem einſamen Orte ohne Freund und ohne Mittel, ſich ihr Fortkommen zu verſchaffen, zurückbleiben."

Hier hielt Mariendorf inne und richtete einen unbeſchreiblich bittenden Blick auf den Grafen. Sein natürlicher Stolz, welchem ſonſt der Gedanke, ſich durch eine Bitte einem Andern verbindlich zu machen, unerträglich geweſen wäre, ging in dieſem Augenblicke in der Vaterliebe unter.

Der Graf blickte bei dieſer direkten Aufforderung an ihn ernſt und nachdenklich, bald aber glänzten ſeine Züge wieder im Sonnenſcheine habitueller Höflichkeit. „Tröſten Sie ſich, guter Mariendorf, laſſen Sie Ihre Kinder in jeder Noth an mich ſich wenden; Sie dürfen ſich darauf verlaſſen, ich bin ihr Freund."

Dieſe Worte ſprach der Graf weder mit dem Nachdrucke der Aufrichtigkeit, noch mit der Wärme eines fühlenden Herzens aus; aber zu entzückt ſelbſt über den bloßen Schein von Freundſchaft, um in dieſem Augenblicke ſchärfer zu prüfen, warf ſich Mariendorf plötzlich zu Boden und umfaßte mit den wärmſten Gefühlen der Dankbarkeit des Grafen Kniee.

„Ich verdiene nicht ſo viel Dankbarkeit,“ ſagte der Graf, ihn vom Boden aufhebend, „ich habe nicht mehr geſagt, als jeder Mann in einem ſolchen Falle ſagen mußte. Sie können das unbedingteſte Vertrauen in die Aufrichtigkeit meiner Worte ſetzen — ſo lange ich lebe, ſollen ſie keinen Mangel leiden.“

„Sie ſind mir als ein Engel der Barmherzigkeit geſendet worden, um meinem Herzen eine unerträgliche Laſt abzunehmen!“ waren die letzten Worte Mariendorfs an den Grafen, als dieſer das Häuschen verließ.

Fünftes Kapitel.

Lebewohl.

Zwei Jahre waren ſeit dem Tode ſeiner Gattin verfloſſen, und Mariendorf widmete ſich jetzt, nachdem er den bitterſten Kummer überwunden hatte, mit Energie ſeinen Vaterpflichten. Er verwendete ſeine ganze Zeit darauf, für ihre leiblichen Bedürfniſſe zu ſorgen und ſie nach den Grundſätzen zu erziehen, welche er aus der Bibel geſchöpft hatte. Eine große Veränderung war mit ſeinem Weſen vorgegangen. An die Stelle ſeiner Reizbarkeit war eine ſtille Ergebung in die Fügungen der Vorſehung getreten, und ſeine geſchäftsloſen Stunden, die er vorher in quälender Langeweile und übler Laune zugebracht hatte, benützte er jetzt zum Gebete und zu religiöſen Betrachtungen. Glücklich in ſeiner Ergebung in den göttlichen Willen, der Erfüllung ſeiner Pflichten und der Liebe ſeiner Kinder ſtrebte er mit ſeinen Wünſchen nicht über den engen Kreis hinaus, für den er beſtimmt zu ſeyn ſchien.

Mit herzlicher Freude bemerkte Eugenie dieſe Veränderung im Weſen ihres Vaters, und oft dankte ſie dafür dem Geber aller guten Gaben. Die höhere Herzensgemeinſchaft, worin ſie und ihr Vater jetzt ſtanden, verſchmolz ſich mit allen Dingen und Lebensanſichten. Sie fühlten eine gegenſeitige Sympathie in ihren Hoffnungen und Beſorgniſſen, eine Liebe zu denſelben Gegenſtänden und eine Furcht vor denſelben Gefahren. Sie wachten über ihr gegenſeitiges Wachsthum in geiſtlichen Dingen, ſie ermunterten, tröſteten und unterſtützten einander, wie das jedesmalige

Bedürfniß es erforderte. Und oft, wenn die jüngeren Kinder zur Ruhe gegangen waren, blieben Mariendorf und Eugenie noch eine Zeit lang auf, um den flimmernden Sternenhimmel zu betrachten, bis in ihren Herzen die Flamme der Andacht zu Dem emporloderte, deſſen Stuhl der Himmel, und deſſen Fußſchemel die Erde iſt.

In der Umgegend hatte ſich das Gerücht verbreitet, Fräulein St. Orme werde bald das Schloß verlaſſen und ſich zu einer Tante in Sachſen begeben. Eugenie wollte dieſem für ſie ſo traurigen Gerüchte nicht glauben, bis ſie eines Morgens zu ihrer Lehrerin gerufen wurde und die Beſtätigung deſſelben von ihren eigenen Lippen hörte.

Fräulein St. Orme war weit und breit als Armenfreundin bekannt. Zwar war ſie ſelbſt ſo arm, daß ſie ihren noch ärmeren Nachbarn wenig mehr, als ihre Theilnahme und ihr Gebet ſpenden konnte; aber die Selbſtverläugnung, die ſie übte, um den Elenden zu helfen, und die edelmüthige Art, womit ſie gab, was ihr zu Gebot ſtand, machte ſie allen benachbarten Armen theuer. Als Eugenie auf dem Schloſſe ankam, fand ſie den Hof voll von Landleuten, von denen einige mehr als eine Stunde weit gegangen waren, um der einzigen Freundin, die ſie in dieſem großen und dünnbevölkerten Diſtrikte je gefunden hatten, ihr Lebewohl zu ſagen.

Fräulein St. Orme war mit Reiſezurüſtungen beſchäftigt, als Eugenie in ihr Zimmer trat. Das Herz dieſes anhänglichen Kindes wurde beim Anblicke jener Vorbereitungen von Schmerz ſo überwältigt, daß ſie, unfähig, ihre Bewegung zu bemeiſtern, ihre Arme um Fräulein St. Orme's Nacken ſchlang und in Thränen ausbrechend laut ſchluchzte.

„Liebes Kind, es thut mir leid, von Dir ſcheiden zu müſſen. Ich liebe Dich auf's innigſte. Ich betrachte Dich mehr als eine liebe Freundin und Schweſter in Chriſto, deren Reden und Wandel mich oft erbaut haben, denn als eine Schülerin. Aber es iſt der Wille der Vorſehung, daß wir uns trennen."

„Und gehen Sie in der That? iſt es wirklich wahr?"

„Eugenie, ich muß fort. Meine Tante, die ich ſchon ſeit vielen Jahren nicht mehr geſehen habe, will, daß ich bei ihr wohne, und meine hieſigen Verwandten wollen das Nämliche. Nur zu lange ſchon habe ich hier das Gnadenbrod gegeſſen," ſagte ſie mit einem tiefen Seufzer.

„O, Fräulein St. Orme, es iſt unmöglich, daß Sie, ſo freundlich, ſo gut, ſo demüthig, irgendwo unwillkommen wären."

„Wenn ich fort bin,“ ſagte Fräulein St. Orme, eine bittere Empfindung bekämpfend, „ſetze den lieblichen Wandel fort, den Du bisher zu führen Kraft von oben erhieltſt, ſo wird Gottes Segen auf Dir ruhen. Hier haſt Du ein kleines Andenken von mir,“ ſetzte ſie hinzu, indem ſie Eugenien ein ſchön gemaltes Miniaturbild von ihr überreichte. „Es iſt der einzige Gegenſtand von Werth, den ich beſitze, bewahre es auf, und wenn Du es betrachteſt, ſo denke an mich!“

„Ach, liebes Fräulein, ich brauche nichts, um mich an Sie zu erinnern. Ihr Andenken iſt meinem Herzen unauslöſchlich eingeprägt. Ich wünſche nichts von Ihnen, als Ihre Freundſchaft und den Segen Ihres Gebets.“

„Eugenie, ich bedarf Deines Gebets viel mehr, als Du des meinigen; denn ich betrete einen neuen Schauplatz meines Lebens, wo ich von allen Lockungen irdiſcher Pracht und Größe umringt ſeyn werde, während ich Dich in dieſem ſtillen Aſyle vergleichungsweiſe ſicher vor Verſuchungen zurücklaſſe.“

Dieſe Worte wurden in einem ſchwermüthigen Tone geſprochen. Hierauf küßte ſie Eugeniens noch thränenfeuchte Wangen und verließ ſie ſchnell.

Die leidenſchaftliche Zuneigung, welche ein Liebhaber für ſeine Geliebte fühlt, iſt nicht glühender und zärtlicher, als die Liebe, welche ein Mädchen zwiſchen zwölf und ſechszehn Jahren manchmal gegen ihre Lehrer und Lehrerinnen an den Tag legen. Ich habe Mädchen dieſes empfänglichen Alters gekannt, welche nach Zeichen der Achtung von ſolchen Perſonen mit wahrer Herzensangſt verlangten, von ihrem Tadel auf's tiefſte erſchüttert wurden, und überhaupt in ihrem ganzen Benehmen die größte Zärtlichkeit gegen ſie an den Tag legten. Auch Eugenie hegte eine ſo warme Zuneigung für Fräulein St. Orme, daß der Verluſt ihres Umgangs ihr unerſetzlich ſchien. Sie konnte ſich in den Gedanken einer plötzlichen Trennung von ihr nicht finden, und als ſie nach Hauſe kam, fühlte ſie ſich ſo verlaſſen und ihr Leben ſo verödet, als ob ſie alles deſſen, was demſelben Werth geben könnte, beraubt worden wäre.

„Es iſt nur zu wahr, daß Fräulein St. Orme morgen früh abreiſen wird,“ ſagte ſie mit bebender Stimme zu ihrem Vater, die Gartenthüre öffnend.

Eine leichte Bewegung flog über ſein Geſicht; aber bei Mariendorf waren irdiſche Neigungen nicht mehr ſo mächtig, wie in der zarten Seele ſeiner Tochter. „Kind,“ ſagte er, „wir müſſen uns darein ſchicken, unſere liebe Freundin zu verlieren; denn es iſt der Wille Gottes. Aber,“ ſetzte er, gen Himmel deutend, mit einem beſonderen Nachdrucke in ſeinem Tone und mit leuchtendem Geſichte hinzu, „dort über den Wolken werden wir uns wiederſehen.“

Wenige Jahre nach Fräulein St. Orme's Abreiſe mußte Eugenie eine noch ernſtere Prüfung beſtehen, als die Trennung von dieſer geliebten Freundin, — nämlich den Verluſt ihres Vaters, mit dem ſie jetzt durch die heiligen Bande des Glaubens eben ſo innig verbunden war, als durch die der Natur. Er war ſeit einiger Zeit unter dem Einfluſſe einer zerſtörenden Krankheit langſam, aber ſichtlich hingewelkt. Die hektiſche Röthe ſeiner Wangen, ein kurzer Huſten, eine allgemeine Schwäche, in Verbindung mit einer immer ausſchließlicher den himmliſchen Dingen ſich zuneigenden Gemüthsrichtung, — Alles das zuſammen deutete auf die herannahende große Umwandlung hin. Der rauhe Pfad durch die Schatten des Todesthales wurde durch die Barmherzigkeit ſeines himmliſchen Vaters ihm geebnet und erhellt. Sein Ende war ſanft und ſeine letzten Worte waren ein Gebet.

Glücklich der, welcher fern von dem aufregenden und befleckenden Treiben der Welt in ſtiller Zurückgezogenheit ſeinem Gott leben und ſterben darf!

Sechstes Kapitel.

Die Waiſen.

In götzendieneriſchen Ländern meint man das Andenken der Todten dadurch zu ehren, daß man die ausſchweifendſten Zeichen des Schmerzes an den Tag legt. Die Weiber folgen mit ſchrecklichem Geheule, von eigener Hand geſchlagenen Wunden und allen Aeußerungen höchſter Verzweiflung den Ueberreſten des Verſtorbenen zu dem ſchweigenden Grabe und oft ſogar in dieſes ſelbſt. Aber dieſe gottloſe Empörung gegen den göttlichen Willen, wodurch der Tod eines Menſchen durch die Zerſtörung eines anderen Menſchenlebens gleichſam gerächt wird, ſteht in ſo grellem Widerſpruche mit allen erleuchteteren Begriffen von dem Verhältniſſe des Menſchen zu Gott, daß eine ſo abſcheuliche Sitte unter einem chriſtlichen Volke unmöglich beſtehen kann. Dagegen übt die verkehrte Denkungsart, welche dieſer Sitte ihren Urſprung gab, noch immer ihren Einfluß auf eine Menge Leute in allen Ländern, und die ſelbſtmörderiſchen Wirkungen unbezähmten Schmerzens um Verſtorbene, der in einer unmäßigen Liebe zu einem Geſchöpfe ſeinen Grund hat, werden nur zu oft als Zeichen zarten und tiefen Gefühls bewundert, während die Unverträglichkeit einer ſolchen Stimmung mit demüthiger Ergebung in den göttlichen Willen entweder mit Stillſchweigen übergangen oder gar nicht beachtet wird. Und doch werden in der heiligen Schrift alle Pflichten gegen ſterbliche Menſchen denen gegen Gott untergeordnet. Der Chriſt ſoll ſeine Verwandten und Freunde auf's innigſte lieben und ehren, ſo lange ſie bei ihm ſind; wenn aber der Allmächtige, der ſie ihm geſchenkt hat, ſie wieder von ſeiner Seite nimmt, ſo ſoll er ohne Murren ſich in einen Rathſchluß fügen, den er weder rückgängig machen noch begreifen kann.

Obgleich Eugenien der Tod ihres Vaters ſehr nahe ging, ſo gab ſie ſich doch keinem ausſchweifenden Schmerze hin, was mehr bei ihrer Schweſter Clara der Fall war; ſie trauerte, aber nicht wie die, die keine Hoffnung haben, da ſie der frohen Zuverſicht lebte, einſt in einer beſſeren Welt wieder mit ihm vereinigt zu werden. Die Fürſorge für ihre Geſchwiſter, welche alle jünger waren als ſie, und von ihr Rath und Hülfe erwarteten, lag jetzt ganz auf ihr, und ihr Herz floß von Zärtlichkeit gegen ihre Schützlinge über.

Mariendorf hatte gegen Eugenien oft des Grafen Wilna erwähnt und ihr mehr als einmal in feſtem

Vertrauen auf die Zuverläſſigkeit deſſelben ihr ſein Verſprechen mitgetheilt, im Falle von Mariendorfs Tode ſeiner Kinder ſich anzunehmen. Stets hatte ſie daher die Ideen von Schutz und Güte mit dem Namen des Freundes ihres Vaters verbunden.

„Wir müſſen unſere Heimath verlaſſen,“ bemerkte Eugenie, einen Blick wehmüthiger Zärtlichkeit auf ihre Geſchwiſter werfend. Leiſe Klageäußerungen ließen ſich von mehreren Stimmen hören; Clara aber rief, ihre dunklen Augen forſchend auf das Geſicht ihrer Schweſter heftend: „Warum ſollen wir denn unſere Heimath und das Grab unſeres Vaters verlaſſen und in der Fremde unſer Heil ſuchen?“

„Ach, Schweſter!“ erwiederte Eugenie, „auch ich reiße mich mit blutendem Herzen von dieſem lieben Häuschen los; aber es muß geſchieden ſeyn. Den, welcher durch ſeine Anſtrengungen das tägliche Brod uns verſchaffte, hat Gott von uns genommen, und wollten wir allein hier bleiben, ſo müßten wir Hungers ſterben.“

„Schweſter,“ riefen Carl und Rudolph vortretend, „wir ſind alt und ſtark genug, um zu arbeiten; verlaß Dich auf uns und fürchte Dich nicht!“

„Möge Gott euch für euren guten Willen ſegnen, ihr lieben Brüder!“ antwortete Eugenie. „Aber ach!

auch eure größten Anſtrengungen wären nicht im Stande, eine Familie, wie dieſe, zu ernähren. Nein, wir können nicht länger hier bleiben. Ihr erinnert euch des Verſprechens, das Graf Wilna unſerem Vater gab. Vor einigen Monaten, als die Hand des Todes ſchon ſchwer auf ihm lag, rief er mich zu ſich und ſchärfte mir ein, im Falle ſeiner Auflöſung, mich mit euch unter den Schutz des Grafen Wilna zu begeben. Warum ſollten wir uns nun bedenken, den Willen unſeres Vaters zu erfüllen? Laßt uns gehen und die Hülfe eines edlen Mannes anflehen, der mit ſeinem wohlwollenden Herzen die hülfloſen Waiſen ſeines Freundes gewiß freundlich aufnehmen wird. Beſonders wollen wir uns aber in die Vaterarme Deſſen werfen, der die Raben ſpeiſet und die Lilien auf dem Felde kleidet; auf Ihn wollen wir vertrauen, und er wird uns nicht verlaſſen noch verſäumen."

Die ſichtliche Anſtrengung, die es Eugenien gekoſtet hatte, dieſe Worte vorzubringen, bewies deutlich, daß ſie ſelbſt erſt noch das lernen mußte, was ſie Andere zu lehren ſich gedrungen fühlte. Schweigend verließ ſie jetzt das Häuschen, und unwillkürlich lenkten ſich ihre Schritte nach einem Orte, wo ihr Vater oft gebetet hatte. Es war eine tiefe Schlucht in einiger Entfernung von dem Häuschen, umgeben von blätterreichen alten Eichen. Die tiefe Stille des Orts wurde nur durch das Rauſchen eines fernen Waſſerfalls, wie er von Fels zu Fels in das unter ihm liegende Thal ſtürzte, unterbrochen. Die Kinder folgten ihr ſchweigend und nicht wiſſend, ob Eugenie ſie verlaſſen wolle, bis ſie an dieſen feierlich einſamen Ort kamen, wo ſie ihres Vaters gedachten und weinten. Eugenie richtete ihre Augen gedankenvoll auf den Boden, wo ihr Vater ſo oft vor dem Angeſichte des Allmächtigen gekniet war. Unwillkürlich falteten ſich ihre Hände, und auf die heilige Stelle niederknieend, richtete ſie, umgeben von ihren knieenden Geſchwiſtern, ein inbrünſtiges Gebet zu dem Vater der Waiſen.

Siebentes Kapitel.

Graf Wilna.

Nachdem Mariendorfs Kinder ihr kleines Eigenthum zuſammengerafft hatten, verließen ſie ihre Heimath in der Begleitung einiger Landleute, welche in Deckel-Wagen Obſt und Wild nach Regensburg zu Markte brachten. Es war eine lange mühſelige Reiſe.

Bald führte der Weg durch düſtere Wälder über ſteile abſchüſſige Berge, bald über große Sandebenen. Die jüngeren Kinder zwar, deren ſorgloſe Kindheit ſie an allem Neuen Freude finden ließ, ergötzten ſich an den luſtigen Sprüngen der Ziegen, wie ſie von Fels zu Fels hüpften, und den anmuthigen Bewegungen der Rehe, welche, erſchreckt durch die Hunde, die der Caravane folgten, rudelweiſe durch das Dickicht eilten. Eugenie und Clara aber nahmen, in ihre ernſten Gedanken verloren, wenig Notiz von den ſie umgebenden Gegenſtänden.

Regensburg war die erſte Stadt, welche ſie je geſehen hatten, und als ſie in die Straßen dieſer alten Stadt einfuhren, konnten ſie ſich mannigfachen Ausrufungen der Verwunderung und Freude nicht enthalten. Als ſie die große Donau-Brücke erreichten, verſtummte plötzlich ihr kindiſches Plaudern; ſie lehnten ſich an die Brüſtung und hefteten ihre Augen auf den ſtolzen Strom, der, ihrer Heimath zueilend, unter ihren Füßen hinwogte. Kein Wort wurde zwiſchen ihnen gewechſelt — der Gedanke an die ſüße Heimath erfüllte ſie Alle.

Ungefähr zwei Stunden hinter Regensburg hatte Graf Wilna ein Jagdſchloß, wo er einen großen Theil des Sommers zubrachte. Nach dieſem Landſitze wurden die jungen Reiſenden gewieſen. In der Mitte eines großen und ſchönen Parks ſtand ein ehrwürdiges altes Gebäude mit dunkelgrauen Mauern und wunderlichen gothiſchen Fenſtern, und ſtach ſehr ſcharf gegen das Gehölze von Eichen, Buchen und Tannen ab, welche ſeine glattgeſchornen Grasplätze und zierlichen Gärten gegen die Nordwinde ſchützten. Eine Menge der mannigfaltigſten und reizendſten Ausſichten bot ſich in den verſchiedenen Theilen des Parks dem Auge dar. Da waren lange Alleen von Eichen und Kaſtanienbäumen, in deren ſchattigen Zweigen die ſanften Töne der Nachtigall und der liebliche Geſang der Droſſel ſich hören ließen, während der furchtſame Haſe oder der einſame Hirſch, von den Schritten eines Vorübergehenden aufgeſchreckt, eilig zwiſchen den Bäumen weglief, um in dichterem Gehölze einen ſichereren Ruheplatz zu ſuchen. Weite Ausſichten auf Wieſenplane eröffneten ſich nach allen Richtungen, manchmal durch einen fernen Orangenhain oder einen Springbrunnen, der ſeine ſilberhellen Waſſer in den Strahlen der Sonne ſpielen ließ, begränzt.

Dieß war ein Landſitz, für welchen die Natur Alles gethan hatte, um ihn großartig und maleriſch zu machen, während die Verſchönerungen der Kunſt nur angewandt worden zu ſeyn ſchienen, um ihn vor allzu wilder Ueppigkeit zu bewahren.

Einige Augenblicke erſchien Eugenien der Eigenthümer dieſes fürſtlichen Wohnſitzes als eine ſehr furchtbare Perſon, beſonders wenn ſie an die demüthigenden Umſtände dachte, unter denen ſie ſich ihm nähern ſollte. Doch bald gewann ſie, gehoben durch ein unbeflecktes Gewiſſen, ihre natürliche Würde wieder. Die Bedienten in ihren glänzenden ſcharlachrothen Livreen führten ſie in einen großen Salon, deſſen Boden eine ſchöne Moſaikarbeit von ſchwarzem und weißem Marmor war, und von dem eine hohe Flügelthüre in einen Blumengarten führte, der in wunderlich geformte Beete abgetheilt war. Nachdem ſie hier lange gewartet hatte, wurde ſie endlich durch eine Reihe von Zimmern in ein Gemach gebracht, wo Graf Wilna leſend ſaß. Das Täfelwerk des Zimmers beſtand aus künſtlich geſchnitzeltem Eichenholze, und über dem Kaminſtucke von grünem Marmor ſtand eine ausgeſucht ſchöne Statue. Die Fenſter dieſes Zimmers gingen unmittelbar in den Park, wo man das Wild zwiſchen den Bäumen ſpielen oder ganz nahe bei dem Hauſe friedlich graſen ſehen konnte. Der Wald in der Ferne mit ſeinen rothen und gelben Herbſtblättern gab der ganzen Ausſicht etwas höchſt Reizendes.

Graf Wilna ſchien ungefähr vierzig Jahr alte zu ſeyn, obgleich er das Benehmen und die Lebhaftigkeit eines viel jüngeren Mannes hatte. Bei Eugeniens Eintritte hatte er ſie zuerſt etwas hochfahrend angeblickt; aber bald verwandelte ſich dieſer Ausdruck ſeines Geſichts in ein freundliches anmuthiges Lächeln. Das Aeußere und Benehmen Eugeniens war wirklich von der Art, daß es Jedermann für ſie gewinnen mußte. Ihr ſanftes blaues Auge, Beſcheidenheit und Nachdenken zugleich ausdrückend — ihre auf der blendend weißen Stirne geſcheitelten blonden Haare — ihr blaſſes Ausſehen, ihre wohltönende Stimme und zarte Geſtalt — Alles wirkte zuſammen, um den Eindruck von jener Anmuth und Zartheit hervorzubringen, welche den größten Reiz des Weibes ausmachen.

„Was wünſcheſt Du von mir, junges Mädchen?“ fragte Graf Wilna.

„Ich komme, Herr Graf, um mich und dieſe hülfloſen Kleinen unter Ihren Schutz zu ſtellen. Erlauben Sie mir, eine kleine Schule auf Ihrem Gute zu halten, um mir und meinen Geſchwiſtern dadurch das tägliche Brod zu erwerben, unter Ihrem Schutze ſicher vor Unrecht und Unterdrückung. Wir ſind Ihnen wohl nicht völlig fremd, — wir ſind die Kinder des verſtorbenen Ambroſius von Mariendorf und haben einen

Brief bei uns, den er kurz vor ſeinem Tode an Sie geſchrieben hat.“

Der Graf durchflog mit ſeinen Augen den Brief und rief dann: „Ich danke dem Himmel für dieſe Gelegenheit, den Kindern meines hochgeſchätzten Freundes zu dienen. Ja, ich erkenne in Ihren Augen und Ihrem ausdrucksvollen Geſichte die Züge des trefflichen Ambroſius. Ich fühle ſchon die Liebe eines Vaters für Sie. Betrachten Sie mich als ſolchen — vertrauen Sie mir als ſolchem — und ſeyen Sie verſichert, daß ich die heilige Pflicht, die ich übernommen habe, treu erfüllen werde.“

„O Herr Graf, Sie ſind zu gütig!“ war Alles, was Eugenie erwiedern konnte.

„Was für einen edelmüthigen Beſchützer, was für einen freundlichen Wohlthäter haben wir gefunden!“ rief Clara, unfähig, ihre Bewunderung zurückzuhalten.

Die jüngeren Kinder hatten ſich bereits zu dem Manne hingedrängt, der ſie ſo freundlich anſah, ſie ſaßen ſchon auf ſeinen Knieen und empfingen Liebkoſungen, welche aus einem redlichen und liebevollen Herzen hervorzukommen ſchienen.

„Aber, liebes Kind, denn als ſolches werde ich Sie betrachten,“ ſagte der Graf nach einer Pauſe zu

Eugenien, „Ihrem Ausſehen nach ſcheinen Sie der Anſtrengung des Schulhaltens nicht gewachſen zu ſeyn.“

„In dieſer Hinſicht dürfen Sie nichts fürchten, Herr Graf,“ verſetzte Eugenie heiter, „ich bin kräftiger, als Sie ſich einbilden. Zu Hauſe pflegte ich Holz zu hauen, Waſſer zu pumpen und meinem Vater auf der Jagd oder im Garten beizuſtehen. Daher würde es mir übel geziemen, wenn ich mich vor dem leichteren Geſchäfte, einige Kinder zu unterrichten, fürchten wollte.“

„Gut, mein Kind, es ſoll geſchehen, wie Sie es wünſchen. Nur wenden Sie ſich in jedem Falle, wo Sie eines Beiſtands bedürfen, an mich; denn es kann mir nur Vergnügen gewähren, Sie in Ihrer lobenswerthen Abſicht der Verſorgung und Erziehung Ihrer Geſchwiſter zu unterſtützen.“

Auch blieb der Graf im Handeln nicht hinter ſeinen Worten zurück; denn noch am nämlichen Tage ließ er die heimathloſen Wanderer in einem bequemen Hauſe auf ſeinem Gute unterbringen.

Da Graf Wilna mit den Familien erſten Ranges in der Umgebung von Regensburg umging, ſo konnte es Jemanden, den er unter ſeinen Schutz nahm, an Vertrauen und Achtung nicht fehlen. Eugeniens Plan, eine Schule zu eröffnen, wurde günſtig aufgenommen, und in kurzer Zeit wurden ihr mehrere Kinder übergeben. In dieſem neuen Wirkungskreiſe, welcher unermüdete Thätigkeit erheiſchte, entwickelte Eugenie ihre ganze geiſtige und körperliche Energie. In dem Bewußtſeyn ihrer Verantwortlichkeit für die geiſtige und gemüthliche Ausbildung ihrer Zöglinge war es ihr eine Herzensangelegenheit, zum Vortheile derſelben den noch ziemlich kleinen Schatz ihrer eigenen Kenntniſſe zu vergrößern, wobei ſie ſich jedoch auf die nützlichſten Wiſſenszweige und eine allgemeine Ueberſicht über die ſchönen Wiſſenſchaften beſchränkte.

Graf Wilna's Intereſſe für die verwaiſten Kinder ſeines Freundes ſchien immer lebhafter zu werden. Er ſprach mit großer Liebe von ihnen, indem er ſie oft das Vermächtniß ſeines entſchlafenen Freundes nannte, und überwachte ſie mit einer Art väterlicher Zärtlichkeit. Er vermehrte fortwährend ihr kleines Eigenthum durch Geſchenke, die er unparteiiſch unter ſie austheilte; auch berückſichtigte er aufmerkſam den Geſchmack der jüngeren Kinder, für die er gewöhnlich Obſt oder Confekt mitbrachte. Dieſe liebevollen Aufmerkſamkeiten mußten ihn ſämmtlichen Geſchwiſtern immer theurer machen. Seine kleinen Lieblinge liefen ihm entgegen, ſobald ſie ſeine Annäherung bemerkten, hingen ſich zärtlich an ihn und wetteiferten mit einander, ihrem guten Vater, wie ſie ihn nannten, zu gefallen.

Eugeniens Herz war voll von den ehrerbietigſten und dankbarſten Gefühlen gegen den Grafen. Sie ſetzte in ihn das unbedingte Vertrauen, womit ein glückliches Kind einem liebevollen Vater entgegenkommt. Sie theilte ihm alle ihre kleinen Sorgen und Widerwärtigkeiten mit, und traf keine häusliche Anordnung, ohne ihn erſt darüber um Rath zu fragen.

Eugenie beſaß ein Talent zum Malen, welches ohne beſondere Ausbildung ſich ſchon frühe in mehreren viel verſprechenden Verſuchen geoffenbart hatte. Graf Wilna hatte einige ihrer kleinen Arbeiten bemerkt und unternahm es gütig, ihre Beſtrebungen in einer Kunſt, deren Erlernung ihr in ihrem künftigen Leben von großem Nutzen ſeyn konnte, aufzumuntern und zu leiten, und nicht lange dauerte es, ſo hatte ſie ſchon bedeutende Fortſchritte darin gemacht. In ihren Mußeſtunden las ſie auch ihrem großmüthigen Lehrer ausgewählte Stücke aus der alten und neuen Geſchichte vor und machte dabei Fragen und Bemerkungen, welche die Aufmerkſamkeit des Grafen nicht wenig erregten und ihn zu lehrreichen Erläuterungen veranlaßten.

Während Eugenie ſo auf der Bahn des Wiſſens raſche Fortſchritte machte, ſuchte ſie ſich auch in ſittlicher und religiöſer Beziehung auszubilden. Dazu gab ihr die Beobachtung ihrer täglichen Pflichten reichliche Gelegenheit, indem dieſe keine geringe Uebung in der Geduld, in uneigennützigem Wohlwollen und zarter Berückſichtigung ihrer Zöglinge von ihr erheiſchten. Dazu kam die Ueberwachung und Pflege ihrer eigenen Geſchwiſter, und allen dieſen Anſprüchen, welche ihre eigenthümliche Stellung an ſie machte, ſuchte ſie eifrig nachzukommen.

Ich wünſchte, die freundliche Leſerin möchte die liebenswürdige Eugenie am Bette ihres jüngſten Bruders Wilhelm ſitzen ſehen. Er iſt kränklich, ſelbſtſüchtig und mürriſch; aber ſie erträgt alle ſeine üblen Launen ohne Murren. Seine Hülfloſigkeit hat ihn mit einem zehnfachen Liebesbande an ihr Herz geknüpft. Sie reicht ihm ſeine Arznei — wiſcht ihm den Schweiß von der Stirne — feuchtet ſeine trockenen Lippen an — hält ſeine zitternde Hand und lullte ihn mit einem Kinderliede in den Schlaf. Ihr Herz ſtrömte bei der Erfüllung dieſer zarten Pflichten von Liebe über, und noch theurer, als ihre geſunden Geſchwiſter, wird ihr durch ſeine Hülfloſigkeit der Knabe.

Achtes Kapitel.

Verſchiedene Anſichten.

Bei einem ſeiner gewöhnlichen Morgenbeſuche brachte Graf Wilna mehrere Bücher unter dem Arme mit, die er auf den Tiſch neben Eugenien legte, welche eben mit ihrer Nadel emſig beſchäftigt war.

„Es gefällt mir nicht,“ ſagte er, „Sie ſo viel mit den gemeinen Arbeiten einer Nähterin beſchäftigt zu ſehen, da Ihre edlen Geiſteskräfte in ſolchen nichtigen Stunden ſchlummern müſſen. Thun Sie mir den Gefallen, dieſe Art von Beſchäftigung bei Seite zu legen und ſich ganz der Ausbildung Ihres Geiſtes zu widmen.“

Ihre Arbeit ruhig fortſetzend erwiederte Eugenie: „Sie thun mir mehr Ehre an, Herr Graf, als ich verdiene, da ich Sie wohl verſichern kann, daß meine Geiſtesgaben ſehr mittelmäßiger Art ſind.“

„Ihre Beſcheidenheit, liebes Kind, kann mir ſo auffallende Talente nicht verbergen. Ich habe die höchſte Meinung von Ihrer Urtheilskraft, was ich dadurch gezeigt habe, daß ich Sie in wichtigen Dingen oft um Ihre Anſicht fragte. Ich muß daher bedauern, ſo ausgezeichnete Fähigkeiten an das elende Geſchäft, Kleider für Kinder zu machen, weggeworfen zu ſehen.“

„Was mir als Pflicht erſcheint, kann ich nie als etwas Elendes betrachten, Herr Graf, noch kann ich eine bloße intellectuelle Befriedigung für etwas ſo Erhabenes anſehen, als die Uebung der Menſchenliebe. Während ich für dieſe hülfloſen Kleinen arbeite, gewährt mir der Gedanke, daß ich für ſie ſorge, eine ſüßere Befriedigung, als irgend eine nur meinen Nutzen erzielende Beſtrebung es thun könnte.“

„Das ſind ſchöne Redensarten, die aber eine nähere Prüfung nicht aushalten. Sie verſuchen da gütmüthiger Indolenz ein höheres Anſehen zu geben, als geiſtiger Thätigkeit. Sie finden ein Vergnügen darin, Ihren Fleiß dem Dienſte Derjenigen zu widmen, die Sie lieben, was aber eben dieſen Dienſt in einen wahren Luxus verwandelt. Aber es gibt Leute mit gewöhnlicheren Geiſtesgaben, welche ich herzlich gern für die Verrichtung dieſer häuslichen Arbeiten bezahlen würde, während Sie der edlen Pflicht, Ihren Geiſt auszubilden und den Schatz Ihres Wiſſens zu vermehren, nachkämen.“.

„O Herr Graf, ich fühle mich Ihnen ſchon jetzt zu tief verpflichtet, um mir eine neue Schuld aufbürden zu wollen.“

„Wenn Sie mir irgend etwas ſchuldig zu ſeyn glauben, wodurch können Sie mich beſſer bezahlen, als durch die Erfüllung meiner Wünſche?“

Eugenie ſchlug eines der Bücher auf, welche auf dem Tiſche neben ihr lagen. Es war ein Buch, deſſen Ingredienzien Mataphyſik, Unglaube und überſpannte Gefühle waren, — eine in Deutſchland damals häufige Schreibart. Sogleich fiel Eugeniens Blick auf eine Stelle in dieſem verderblichen Werke, die ihr entſchieden mißfiel. Ohne jedoch eine Bemerkung darüber zu machen, zeigte ſie dieſelbe nur dem Grafen und nahm ihre Arbeit wieder auf.

Durch dieſe augenblickliche Entdeckung der gefährlichen Richtung des Buchs nicht im mindeſten in Verlegenheit gebracht, erklärte der Graf die Stelle auf eine ſo ſophiſtiſche Art, daß ſie dadurch in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt wurde, worauf er dem ganzen Werke eine hohe Lobrede hielt und es beſonders geeignet für junge Leute erklärte, indem er zugleich verſicherte, daß er es Eugenien ſonſt nicht empfohlen hätte. Dieß ſagte er mit einer Empfindlichkeit und Verdrießlichkeit, welche ſeinem gewöhnlichen Weſen ganz fremd waren.

„Verzeihen Sie mir, Herr Graf, wenn ich undankbar für Ihre Güte erſcheine. Seyen Sie verſichert, daß ich durch Ihre wahrhaft väterliche Fürſorge tief gerührt bin. Der Unterricht, den Sie mir bereits in der Geſchichte und im Malen gegeben haben, wird, hoffe ich, in meinem künftigen Leben mir von Nutzen ſeyn. Aber erlauben Sie mir die Bemerkung, daß ein Unterſchied zwiſchen ſolchen Studien iſt, welche für meine beſonderen Lebensverhältniſſe offenbar angemeſſen, und zwiſchen ſolchen, welche mehr nur eine Unterhaltung für die Stunden der Muße ſind. Mir, Herr Graf, bleibt keine Zeit, mich bloßer Unterhaltung hinzugeben oder den kühnen Flug der menſchlichen Vernunft zu verfolgen, und um aufrichtig zu ſeyn, ſelbſt wenn meine Verhältniſſe es mir erlaubten, würde ich keine Neigung in mir verſpüren, mich den tiefen Speculationen hinzugeben, welche ſogar den ſchärfſten Verſtand verwirren können. Aus dieſen Gründen werden Sie mir erlauben, dieſes Buch nicht zu leſen.“

Graf Wilna verbeugte ſich ſchweigend. Nach einer Pauſe aber verabſchiedete er ſich mit ſeinem gewöhnlichen gutmüthigen Lächeln von Eugenien und lud ſie ein, mit ihren Geſchwiſtern den nächſten Tag in ſeinen Gärten zuzubringen.

Neuntes Kapitel.

Der Tag im Garten.

Eugenie begleitete gern ihre Geſchwiſter, um mit ihnen einen Tag ländlicher Ergötzlichkeit in den Gärten des Grafen zuzubringen. Sie betrachtete nach der Aeußerung ihrer Meinungsverſchiedenheit dieſe Einladung als eine Art Friedensanerbieten, das ihr ſehr angenehm war; denn es hätte ſie tief geſchmerzt, ſich das Mißfallen ihres Freundes und Wohlthäters zugezogen zu haben.

Der Lieblingsgarten des Grafen Wilna war am Fuße eines ſteilen Berges in einer von großen Waldungen von Eichen, Platanen und Föhren umſchloſſenen Lichtung gelegen und unmittelbar von einem dichten Orangenhaine begränzt, deſſen ſüßduftende Früchte die Luft mit den lieblichſten Gerüchen erfüllten. Den Garten umgab theilweiſe ein halbrundes Treibhaus, worin die mannigfaltigſten Gewächſe Oſt- und Weſtindiens geſammelt waren. Unzählige Beete von Blumen waren in fantaſtiſchen Formen angelegt; während die mannigfaltigen Farben derſelben ſo künſtlich gemiſcht waren, daß ſie die ſchönſten Contraſte bildeten. Die Fruchtbäume ſtanden nicht zwiſchen den Blumenbeeten, ſondern bildeten, da ſie in einem Kreiſe um den Garten her gepflanzt waren, eine Art Einfaſſung des Ganzen.

Auf einem gegen die Berge anſteigenden Boden gelegen, gewährte dieſer Garten eine ſchöne Ausſicht. Hügel und Thäler, Wieſen, welche durch die breiten Windungen der Donau bewäſſert wurden, ſo wie die Thürme von Kirchen und Klöſtern, die man in der Ferne erblickte, bildeten eine ſchöne und an Abwechſelung reiche Landſchaft.

Als Eugenie mit ihren Geſchwiſtern in dieſem Garten anlangte, wartete der Graf mit mehreren Körben voll Blumen und Früchten in einem Pavillon ſitzend bereits auf ſie. Eugenie näherte ſich ihm mit zögernder Schüchternheit, da ſie ungewiß war, ob nicht das Geſpräch des vorigen Abends einen Stachel bei ihm zurückgelaſſen habe. Der Graf bemerkte dieß und kam ihr freundlich entgegen, ſchüttelte ihr herzlich die Hand und ſagte: „Es freut mich ſehr, Sie nebſt meinen übrigen geliebten Kindern hier zu ſehen. Glauben Sie mir, Ihr Glück liegt mir ſehr am Herzen, und obſchon wir geſtern verſchiedener Meinung waren, ſo denke ich doch zu hoch von Ihrem Herzen und Ihrem Verſtande, um mir auch nur entfernt einzubilden, Sie ſeyen dabei von einem verkehrten Geiſte des Widerſpruchs geleitet worden. Die Lauterkeit ihrer Grundſätze veranlaßte Sie, ſo zu ſprechen, und ſtatt ungehalten hierüber zu ſeyn, bewundere ich vielmehr die edle Offenherzigkeit, die Sie ſo ſehr auszeichnet.“

Eugenie verbeugte ſich in ſtillſchweigender Dankbarkeit für dieſe gütige Aufnahme und gewann bald ihre frühere Unbefangenheit wieder. Sie bewunderte den ſchönen Garten und die reizende Ausſicht, und ihre Lippen floſſen vom Lobe der freigebigen Hand über, die ihren reichen Segen über Berg und Thal ausgebreitet hatte. Mit beſonderer Rührung verweilte ſie bei dem Gedanken, daß der gütige Schöpfer ſeine Geſchöpfe nicht blos mit dem Nothdürftigen verſorgt, ſondern wie ein freundlicher Vater ſeinen Kindern noch vieles zu ihrem Vergnügen geſchenkt, und auch ſeine nöthigſten Gaben in ſo ſchöne Formen gekleidet habe, welche offenbar dazu beſtimmt ſeyen, des Menſchen Herz zu erfreuen.

Der Graf, der ihr aufmerkſam zugehört hatte, erwiederte: „Wie bewundere ich Ihren regen Sinn für die Schönheiten der Natur! Sie iſt wirklich eine unerſchöpfliche Freudenſpenderin und macht es dadurch dem Menſchen zur erſten Pflicht, ſich ſeines Lebens zu freuen. Nach meiner Anſicht kann es kein größeres Verbrechen geben, als ſich mit aſcetiſcher Strenge von dem Freudenbecher abzuwenden, der uns recht eigentlich an die Lippen gehalten wird, noch eine unentſchuldbarere Thorheit, als die ſo hoch erhobene Mäßigkeit — die Lieblingstugend der Stoiker und chriſtlichen Fanatiker. Die Erde iſt mit ſüßen Wohlgerüchen und den köſtlichſten Früchten angefüllt — das Waſſer wimmelt von wohlſchmeckenden Fiſchen — der Seidenwurm ſpinnt die weiche Seide — und ſelbſt die Eingeweide der Erde ſchließen glänzende Edelſteine und koſtbare Metalle in ſich. Was kann alberner ſeyn, als, ſtatt ſich an dieſem reichbeſetzten Tiſche der Natur niederzulaſſen, ſich mit dürftigen Broſamen zu begnügen. Dieſe Welt wäre ein Paradies, wenn die Menſchen nicht durch ihre albernen Vorurtheile ihren Genüſſen ſo viele unnöthige Schranken ſetzen würden.“

Graf Wilna blickte Eugenien an, um zu ſehen, ob ſeine Rede ihren Beifall finde, bemerkte aber bald, daß ſie ihm nur eine erzwungene und unbehagliche Aufmerkſamkeit ſchenkte. „Ich ſehe,“ ſagte er, „daß Sie mit dem, was ich eben bemerkt habe, nicht ganz einverſtanden ſind, Eugenie.“

„Verzeihen Sie mir, Herr Graf,“ verſetzte ſie; „aber Sie mißverſtanden mich, wenn Sie meinten, ich habe die Anſicht ausſprechen wollen, zu der Sie ſich eben bekannten. Das menſchliche Leben iſt nach der Lehre der Schrift eine Pilgrimſchaft, worin Leid und Freud, Kampf und Ruhm abwechſeln, und worin wir irdiſche Güter und Genüſſe nicht zur Hauptſache machen dürfen, damit wir nicht das himmliſche Ziel darüber aus den Augen verlieren.“

Der Graf nahm Eugenien bei der Hand und verſicherte ſie ſeiner unwandelbaren Achtung auch bei verſchiedenen Anſichten. Als ſie Abends nach Hauſe zurückkehrte, verabſchiedete er ſich auf's freundlichſte von ihr und belud ihre Geſchwiſter mit Geſchenken, als Zeichen ſeines Wohlwollens.

Zehntes Kapitel.

Die Maske fällt.

Eines Abends, als die Kinder nicht zu Hauſe waren, ſondern ſich nach ihrer Gewohnheit im Freien Bewegung machten, war Eugenie mit häuslichen Arbeiten beſchäftigt allein zurückgeblieben. In dieſen Beſchäftigungen wurde ſie unerwartet durch den plötzlichen

Eintritt Graf Wilna's unterbrochen. Sein Weſen hatte nicht die gewöhnliche Ruhe, und ſich neben ſie ſetzend, blickte er ſie einige Minuten in gedankenvollem Schweigen an.

„Ich muß Sie morgen verlaſſen,“ ſagte er traurig. „Ich habe Briefe von Berlin erhalten, welche mein unverweiltes Erſcheinen am dortigen Hofe verlangen.“

Die Erinnerung an die unwandelbare Güte, welche der Graf gegen ſie und die Ihrigen bisher an den Tag gelegt hatte, drang ſich Eugenien auf. Seine großmüthige Freigebigkeit — ſein Unterricht im Malen und in der Geſchichte — ſeine faſt väterliche Zärtlichkeit waren ihrem Gedächtniß unauslöſchlich eingegraben und erfüllten ihr Herz mit Gefühlen der Dankbarkeit.

„O Herr Graf, was ſollen wir anfangen, wenn Sie fort ſind?“ ſagte ſie.

„Sie trennen ſich alſo ungern von mir?“ fragte der Graf begierig.

„Gewiß,“ antwortete ſie, von der Frage und der Heftigkeit ſeines Weſens etwas betroffen. „Ich wäre das undankbarſte Geſchöpf, wenn mir die Trennung von einem ſo trefflichen und ſo treuen Freunde nicht ſchwer fiele.“

„Meine Eugenie! nehme ich wirklich eine Stelle in Ihrem Herzen ein?“ rief der Graf.

„Gewiß, Herr Graf, Sie können an meiner Dankbarkeit, meiner Achtung, meiner Freundſchaft für Sie nicht zweifeln.“

„Freundſchaft, Eugenie, iſt ein zu kalter Ausdruck! Liebe allein kann mir von Ihnen genügen.“

Damit warf ſich der Graf ihr zu Füßen und bekannte ihr in den glühendſten Ausdrücken ſeine Leidenſchaft, indem er ihr allmählig ſeine unwürdigen Abſichten zu erkennen gab und mit der Bitte ſchloß, ſie möchte ihn nach Berlin begleiten.

Eugenie war wie verſteinert vor Entſetzen. „Und iſt das der Mann,“ dachte ſie, „den ich ſo lange geachtet und wie einen zweiten Vater geehrt habe?“ Das Gefühl ihrer vereinzelten und ſchutzloſen Stellung im Leben überwältigte ſie; ſie wandte ſich von dem Grafen ab, verhüllte ſich das Geſicht und ſchluchzte, als ob ihr das Herz brechen wollte.

Darauf war er nicht vorbereitet. Er hatte zu viel auf ſeine gewinnenden Aufmerkſamkeiten und freigebigen Dienſte gerechnet. Er hatte ſich mit der Hoffnung geſchmeichelt, dadurch einen Eindruck zärtlicher Art auf Eugeniens Herz gemacht zu haben. Er wußte nicht, wie dieſes Herz gegen die Verſuchung zu jeder unlauteren Leidenſchaft durch den undurchdringlichen

Schild himmliſcher Liebe geſchützt war. Zwar hatte er erwartet, daß die erſte Erklärung ſeiner Leidenſchaft zurückgewieſen werden würde; aber auf ihre ſchutzloſe Lage und den tiefen Eindruck, den er in ſeiner Eitelkeit auf ihr Herz gemacht zu haben wähnte, zählend, hatte er gehofft, ſie allmählig für ſeine Pläne zu gewinnen. Aber auf den Ausbruch eines ſo tiefen Schmerzes, den er jetzt bei Eugenien ſehen mußte, war er nicht vorbereitet, und alle die philoſophiſchen Spitzfindigkeiten, womit er ſich gegen die erſten Aeußerungen des Mißfallens gewaffnet hatte, waren hier unanwendbar. Verlegen und verdrießlich ging er im Zimmer auf und nieder, indem er eine beſchönigende Auslegung ſeiner Worte zu erſinnen ſuchte, welche, wie er jetzt einſah, ſeine niedrigen Abſichten zu früh enthüllt hatten. Da traten die Kinder, von ihrem Spaziergange zurückkehrend, in's Zimmer.

„Was iſt geſchehen?“ rief die kleine Agathe auf ihre Schweſter zulaufend. „Warum weinſt Du, Eugenie?“

Durch dieſe Frage außer Faſſung gebracht, verbeugte ſich der Graf tief vor dem jungen Mädchen, das keinen anderen Schutz, als den ihrer Tugend hatte, und entfernte ſich.

Eugenie beantwortete die Frage ihrer Schweſter nicht, ſondern ſtrich ihr, ſie durch Thränen zärtlich anblickend, ſchweigend die Haare aus dem Geſichte.

„O Eugenie, warum weinſt Du? warum biſt Du ſo betrübt?“ fragten jetzt Alle ängſtlich.

„Möge Gott eure hülfloſe Jugend beſchützen und euch vor Uebel bewahren!“ war Alles, was ſie über die Lippen zu bringen vermochte, während ein neuer Thränenſtrom ſie erleichterte.

Es gibt vielleicht kein größeres Verbrechen, als wenn ein Mann ſeinen Rang und ſein Vermögen zur Verführung der argloſen Unſchuld benützt, die ſich unter ſeinen Schutz geſtellt hat. Und doch nimmt die gottloſe Welt ſolchen Verrath leicht, und ſieht ihn mehr für einen Beweis von Witz und Gewandtheit, als für ein Zeichen einer ſchändlichen Geſinnung an. Aber, was wird Gott dazu ſagen, der die Thränen der Verlaſſenen und die Seufzer der Betrogenen zählt?

Eilftes Kapitel.

Einſame Gedanken und Familienberathungen.

Dieſe Nacht fand Eugenie keine Ruhe. Sie hatte eine Enttäuſchung erfahren, welche ihr innerſtes Herz auf's ſchmerzlichſte verwundete. Sie hatte mit dem unbedingten Vertrauen argloſer Einfalt auf die Redlichkeit und Freundſchaft des Grafen gebaut; unbekannt mit der Art der Welt wußte ſie nicht, wie oft Selbſtſucht die Maske uneigennützigen Wohlwollens trägt, um ihre niedrigen Zwecke zu erreichen, und wie ſelten große Dienſtleiſtungen und Wohlthaten aus bloßer Großmuth und Güte erwieſen werden. Aber welch ein Licht war ihr jetzt aufgegangen! In wie ganz anderer Geſtalt erſchien ihr der Graf! Wie enthüllt oft ein Geſpräch von fünf Minuten, ja ein einziger Blick einen Charakter, der Monate und Jahre lang unentdeckt ſeine Maske getragen hat!

Dieſe ſchmerzliche Entdeckung verſetzte Eugenie in eine Stimmung, worin ſie geneigt war mit dem Pſalmiſten auszurufen: „Alle Menſchen ſind Lügner!“ Den Unſchuldigen mit den Schuldigen in eine Claſſe zu werfen, und Freunden wie Feinden zu mißtrauen. Doch nicht lange dauerten dieſe dunklen Augenblicke; denn in ihrem milden und edlen Herzen, das ſeine höchſte Liebe Dem, bei dem kein Wechſel des Lichts und der Finſterniß iſt, gewidmet hatte, konnten ſolche Eindrücke nicht haften. Die verlaſſene Lage, in die ſie ſich verſetzt ſah, beängſtigte ſie übrigens nicht wenig; denn von Graf Wilna konnte und wollte ſie nun keine

Unterſtützung mehr annehmen, und ihre Geſchwiſter waren, außer Clara, noch zu jung, um ſich ſelbſt ihr Auskommen zu verſchaffen, ſo daß die Zukunft ſehr dunkel vor ihr ſtand. Von ſolchen Gedanken gequält, erhob ſie ſich von ihrem ruheloſen Lager, um zu beten. Vor dem Throne der Gnade ſchüttete ſie alle ihre Sorgen aus, die ſie faſt überwältigten, und flehte um den Schutz und die Leitung von oben, worein ſie jetzt ihr einziges Vertrauen ſetzte.

Was für ein koſtbares Vorrecht iſt doch das Gebet! was für ein Vorrecht, daß ein ſchwaches und ſündhaftes Geſchöpf in jedem Augenblicke der Noth den allmächtigen Herrn des Himmels und der Erde um Mitleid, Troſt und Hülfe anflehen, daß ein Sterblicher mit dem Ewigen Gemeinſchaft pflegen, daß ſeine Seufzer und Thränen zu dem Allmächtigen aufſteigen dürfen!

Durch ihr Gebet beruhigt und geſtärkt, begrüßte Eugenie ihre Geſchwiſter beim Frühſtücke mit gewohnter Freundlichkeit. Sie hatte den Entſchluß gefaßt, ihren Unterhalt in einem fernen Lande zu ſuchen, wo ſie vor den Machinationen des Grafen ſicher wäre. Als das Frühſtück vorüber war, wandte ſie ſich zu ihrer älteren Schweſter und ſagte: „Clara, wir müſſen noch heute dieſen Ort verlaſſen und unſere Schritte nach Dresden lenken.“

„Dieſen Ort verlaſſen! — Dem Schutze des edlen Grafen uns entziehen! Ich kann Dich wahrlich nicht begreifen, Eugenie.“

Das Purpurroth unterdrückten Unwillens überzog Eugeniens Geſicht bei dieſen Worten. „Ich habe nicht im Sinne, fernere Gunſtbezeugungen von Graf Wilna anzunehmen,“ verſetzte ſie. „Ich will nicht länger von der Gnade der Großen leben, ſondern will mich künftig mit Gottes Hülfe durch die Arbeit meiner Hände ernähren, ohne eine andere Empfehlung, als eine, welche ich mir ſtets zu bewahren hoffe, die eines unbefleckten Rufes.“

„Ich liebe ein edles Selbſtgefühl, aber ich verabſcheue Undankbarkeit, Eugenie. Wir haben von Graf Wilna eine Behandlung erfahren, nach der wir uns vergebens bei ſonſt Jemanden umgeſehen hätten: da wir als freund- und heimathloſe Wanderer hieher kamen, empfing er uns nicht als ein liebevoller Vater? Verſchaffte er Dir nicht durch ſeine Empfehlung Freunde und Gönner, die Dir ſonſt nie hätten zu Theil werden können? Wie gütig, wie zart, wie beſtändig war er gegen Dich, ſo daß er ſich ſogar herabließ, Dir Unterricht zu geben! Aber auch ſelbſt die jüngſten unter uns vergaß er nicht, und dabei that er Alles mit einer ſolchen Herzlichkeit und Delikateſſe, daß er uns niemals an unſere großen Verbindlichkeiten gegen ihn erinnerte.“ Eugenie ſeufzte tief bei dieſer warmen Lobrede Clara's; aber theils aus Rückſicht auf den Grafen, theils auf die Gefühle ihrer Schweſter wollte ſie nicht mehr von der Urſache ihres Entſchluſſes ſagen, als ſich nicht vermeiden ließ. Sie erwiederte daher: „Ich habe Gründe, nicht mehr ſo hoch von Graf Wilna zu denken und mir keine ferneren Verbindlichkeiten von ihm auferlegen zu laſſen, ſondern mich aus ſeiner Nähe zu entfernen.“

„Was für Gründe? Ich bin überzeugt, daß er der beſte Mann von der Welt iſt. Wie edel ſind alle ſeine Geſinnungen! was für eine Ehrfurcht hat er vor der Religion, kann man denn mit ihm reden und an ſeiner Aufrichtigkeit noch im Zweifel bleiben? Nein, Eugenie, Du biſt launiſch und undankbar!“

„Dringe nicht weiter in mich, Clara, ſondern beweiſe mir jetzt, daß Du mich liebſt und mir vertrauſt. Wäre der Vater noch am Leben, ſo würde er gewiß die Maßregel billigen, die ich ergreifen will. Ich muß noch heute nach Dresden abreiſen, und wenn Du mich auf dieſem langen beſchwerlichen Wege nicht begleiten willſt, ſo muß ich ſogar allein gehen.“

Clara willigte mit Widerſtreben ein. Sie wußte, daß Eugenie aus unbedeutenden Gründen zu einem ſolchen Schritte ſich nicht hätte bewegen laſſen, und doch konnte ſie andererſeits nicht glauben, daß Graf Wilna wirklich ein verrätheriſcher Freund ſey. „Da muß ein Mißverſtändniß im Spiele ſeyn!“ dachte ſie und ging langſam nach ihrem Zimmer, um ihre Reiſevorbereitungen zu treffen.

Zwölftes Kapitel.

Briefe.

Graf Wilna hatte den größten Theil ſeines Lebens an Höfen zugebracht. Er war daher in allen den Schlangenkünſten der Intrigue und Heuchelei bewandert, welche daſelbſt ſo beſtändig im Gange ſind. Oft hatte er die verſchmitzteſten Perſonen überliſtet, oft ſelbſt Veteranen in der Verſtellungskunſt beſiegt; jetzt aber war er zum erſtenmal in ſeinem Leben verlegen, wie er gegen ein einfaches Landmädchen zu Werke gehen ſollte. Ihr argloſes Weſen, ihre gerade, offene Rechtlichkeit fand er ſchwieriger zu behandeln, als die Ränke und Schlangenwege Derjenigen, mit denen er umzugehen gewohnt war, und die er oft in denſelben Netzen gefangen, die ſie für ihn gelegt hatten. Aus den warmen Aeußerungen der Dankbarkeit, welche Eugenie in der Unſchuld ihres Herzens oft gegen ihn gethan, hatte er fälſchlich geſchloſſen, daß ſeine ausdauernde Freundlichkeit und Güte in Verbindung mit ſeinen perſönlichen Vorzügen ihr zärtlichere Gefühle, als die bloßer Freundſchaft, eingeflößt habe. In dieſer Vorausſetzung hatte er ſeine Maske früher fallen laſſen, als er es ſonſt gethan hätte, und es lag ihm jetzt Alles daran, den üblen Eindruck, welchen ſeine Erklärung zu ſeiner großen Beſtürzung auf Eugenien gemacht hatte, durch eine künſtliche Auslegung derſelben wieder ſo viel als möglich zu verwiſchen. Er ſetzte ſich daher nieder, um einen Brief an ſie zu ſchreiben; aber es dauerte lange, bis ihm einer gelang, der ihn befriedigte. Er ſchrieb und zerriß, ſtrich und verbeſſerte, bis er endlich einen Brief zu Stande brachte, worin die Entſchuldigungen und Erläuterungen ſo hingeſtellt waren, daß ſie, wie er hoffte, Eugenien in ihrer nachtheiligen Meinung von ihm irre machen würden.

Aber glücklicherweiſe für Eugeniens Seelenfrieden ſtand ſie ſo ganz unter der Leitung religiöſer Grundſätze, daß ſie ſehr entſchieden in ihrer ganzen Handlungsweiſe war. Sie fragte nie nach ihrer Neigung und ihrem weltlichen Intereſſe, ſondern ganz einfach nach ihrer Pflicht, und von dieſem geraden und ſchmalen Wege wich ſie nie ab, mochte er rauh oder glatt, mit Roſen oder mit Dornen beſtreut ſeyn. Da ſie daher erkannte, daß Graf Wilna in jedem Falle ein ſehr zweideutiger Charakter ſey, ſo beſchloß ſie, keine fernere Gemeinſchaft mit ihm zu haben und auch einer Nachbarſchaft ſich zu entziehen, wo ſein Einfluß ſie erreichen könnte. Demgemäß ſchrieb ſie ihm, indem ſie ſeinen Brief uneröffnet beilegte, Folgendes:

„Herr Graf!

Nach dem, was geſtern zwiſchen uns vorging, kann es Sie nicht befremden, daß ich mich weigere, Ihren Brief zu leſen. Ich verſtand Sie damals nur zu wohl; darum ſind alle ferneren Erklärungen unnöthig. Wenn Sie dieſe Zeilen erhalten, ſo habe ich mit meiner Schweſter Clara die Wohnung, die Sie mir anwieſen, bereits verlaſſen, um mein Auskommen auf eine ehrliche Weiſe in einem fernen Lande zu ſuchen.

„So ſcheiden wir denn, Herr Graf, um uns vielleicht nicht eher wieder zu ſehen, als in der Ewigkeit, und in einem Augenblicke, wie dieſer, iſt es wohl erlaubt, die Ceremonien des Weltlebens bei Seite zu legen und ohne Rückhalt zu ſprechen. Die Sonne irdiſchen Glücks kann Ihnen nicht ewig ſcheinen, ſondern die Stunde wird kommen, wo Sie auf Ihrem Sterbebette liegen, und Rang und Reichthum mit ihrem Glanze Ihnen als nichtiger Tand erſcheinen werden, welcher dem bebenden Herzen im Hinblick auf das nahende Gericht keinen Troſt gewähren kann. Dann wird Alles Sie verlaſſen außer dem Frieden, der aus einem guten Gewiſſen entſpringt. Laſſen Sie mich fragen: Haben Sie gegenwärtig ein ſolches? O nein, im Gegentheil wiſſen Sie, daß Sie dieſem unbeſtechlichen Richter eben jetzt eine der ſchärfſten Waffen gegen Sie in die Hand gegeben haben, die er an dem großen feierlichen Tage Ihres Abſchieds von der Erde in Ihr Herz ſtoßen wird.

„Für die vielen Wohlthaten, welche mir und meinen Geſchwiſtern von Ihnen zu Theil geworden ſind, ſagen wir Ihnen unſeren ehrerbietigen Dank. Welches die Triebfedern waren, aus denen Sie dieſe tiefgefühlten Verpflichtungen uns auferlegten, — das Urtheil hierüber überlaſſe ich Ihnen ſelbſt. Sie mögen entſcheiden, ob wirklich das einem vorangegangenen Freunde gegebene Verſprechen, ſeiner verlaſſenen Kinder ſich anzunehmen, Ihr Beweggrund war.

Eugenie von Mariendorf.“

Dreizehntes Kapitel.

Die Wanderer.

Mit Gefühlen tiefer Schwermuth traten Eugenie und Clara ihre lange Reiſe an. In wie ganz anderer Stimmung hatte die erſtere ihr väterliches Haus verlaſſen! Damals erfüllten ſanguiniſche Hoffnungen ihr Herz; jetzt aber hatte ſie ſo eben die Gottloſigkeit und Verrätherei der Welt ſchmerzlich erfahren, in die ſie ohne Schutz und Hülfe hinausgeſtoßen war. Der Sonnenſchein der Hoffnung, der bisher ihr Herz belebt und erheitert hatte, war von vielen düſteren Sorgen umwölkt. Clara, in welcher der Verdacht, den ſie aus dem entſchiedenen Benehmen ihrer Schweſter gegen den Grafen ſchöpfen konnte, die ihr zur anderen Natur gewordene Verehrung gegen ihn noch nicht vertilgt hatte, verließ ihren bisherigen Aufenthalt ſehr ungern. Indem ſich jede ihren eigenen Gedanken hingab, ſetzten ſie ihren Weg ſchweigend fort, bald weite Ebenen durchwandernd, bald rauhe Berge überſteigend, und je weiter ſie kamen, deſto länger ſchien ihr Weg zu werden.

Von Graf Wilna's Gute wurden für Fußgänger ſieben Tagereiſen bis Dresden gerechnet. Der Weg führte durch eine ſehr abwechſelnde und oft äußerſt maleriſche Gegend. Die Landſtraße war mit fruchtbaren Bäumen bepflanzt, durch welche das Auge manchmal alte Burgen auf fernen Hügeln erblickte; manchmal führte ſie durch üppigen Wald, wo die Lichtſtreifen, die ſich durch das Dickicht ſtahlen, Blätter und Boden oft in maleriſcher Beleuchtung erſcheinen ließen. Die Thürme eines fernen Kloſters oder hie und da die einſame Lehmhütte eines armen Holzhauers waren Alles, was man von menſchlichen Wohnungen ſah. Manchmal ging die Straße durch fruchtbares Land, wo Kornfelder oder Weinberge nach allen Seiten ſich ausbreiteten.

Am zweiten Tage ihrer Reiſe begegneten ſie einem Wagen mit verwundeten Soldaten, welche unter den Truppen des Kaiſers in Holland gefochten hatten. Ihr melancholiſches Ausſehen und ihre ausgemergelten Geſichter erregten Eugeniens Mitleid, und als ſie vorüber waren, wandte ſie ſich zu Clara, deren Unzufriedenheit ſich oft in lautem Murren geäußert hatte. „O Schweſter, was für eine Lection iſt das für uns!“ ſagte ſie. „Dieſe armen Leute ſind auf den Befehl ihres Souverains aus der Mitte ihrer Familien hinweg geriſſen worden, um an Gefahren und

Unternehmungen Theil zu nehmen, an welchen der Einzelne kein Intereſſe haben konnte. Jetzt kehren ſie nach Hauſe zurück; einige eines Armes, Beines oder Auges beraubt, oder mit ſonſtigen Beſchädigungen, die ſie mit in's Grab nehmen müſſen. Manche von ihnen ſterben vielleicht unterwegs an ihren Wunden, ehe ſie ein einziges von den Ihrigen wieder zu ſehen bekommen. Wie viel trauriger iſt ihre Lage, als die unſrige! Laß uns doch, liebe Clara, durch den Anblick ſo bitteren und hoffnungsloſen Elends lernen, unſere vergleichungsweiſe kleinen Trübſale mit Ergebung und Geduld zu tragen!"

Eugeniens liebevolle Ermahnung wurde durch den prachtvollen Anblick, der ſich in dieſem Augenblicke unſeren Wanderern darbot, unterſtützt. Sie ſtanden auf einer Anhöhe, und vor ihnen breitete ſich eine unabſehbare Ausſicht aus. Mitten durch die Landſchaft ſtrömte ein Fluß, der ſeine blauen Gewäſſer in die größere Donau ergoß, die man im Hintergrunde der Scene erblickte. Senkrecht aufſteigende Felſen und mit Zwergholz dicht bedeckte Berge hingen über das Geſtade des Waſſers herein und ſpiegelten ſich auf ſeiner klaren Oberfläche. Es war gegen Sonnenuntergang und ein feuriger Widerſchein von Weſten glühte auf dem Waſſer und röthete die Felſen. In der Ferne trieb ein Landmädchen ihre Kühe über eine ländliche Brücke.

Beide Schweſtern waren enthuſiaſtiſche Freundinnen von Naturſchönheiten. Sie ſetzten ſich unter den Zweigen einer Eiche nieder und betrachteten die Landſchaft vor ihnen einige Augenblicke mit ſtillem Entzücken. Clara betrachtete Alles mit einer Art romantiſchen Inſtinkts, worüber ſie ſich keine klare Rechenſchaft zu geben wußte, aber ohne Beziehung auf den Urheber aller dieſer Schönheiten, während mit Eugeniens Freude an ſchönen Scenen ſogleich Gedanken an die Güte Gottes und die Unwürdigkeit der Menſchen ſich verbanden. „Ach!“ ſagte ſie, „wie ſchön iſt Alles in der vernunftloſen Schöpfung; aber wie entartet und entſtellt iſt die vernünftige! Der Mond wandelt rein und in ungetrübtem Glanze ſeinen Weg, während das Herz des Menſchen von allen böſen Leidenſchaften beſudelt iſt! Die Sonne vergoldet die Abendwolken in wunderbarer Schönheit, während die vernünftigen Weſen, deren Augen ſich daran weiden, Rebellen gegen ihren Schöpfer ſind; dieſes Thal iſt mit Waſſer, Feld, Wald und jedem Liebreize geſchmückt, um das Herz des undankbaren Menſchen zu erfreuen. O wie gnädig und barmherzig iſt doch Er, der nicht nach unſern

Sünden mit uns handelt und uns nicht vergilt nach unſerer Miſſethat!“

Am ſiebenten Tage nach ihrer Abreiſe von dem gräflichen Gute hatte die Glocke des St. Marienkloſters in Dresden eben zwölf geſchlagen, als Eugenie und Clara dieſe Stadt erreichten. Nicht wenig erſtaunt waren ſie über die großartigen Straßen, die prächtigen Paläſte und Kirchen, die zahlreichen Fußgänger und Wagen, welche die Stadt belebten.

Als ſie durch eine Straße gingen, welche zu dem kleinen Gaſthauſe führte, das ihnen empfohlen worden war, hörten ſie in ihrer Nähe Muſik. Eine wandernde Bande ſpielte ein Stück, das ſie ſogleich als ein Lieblingsſtück ihres geliebten Vaters erkannten. Er hatte es oft auf der Flöte geſpielt, und oft hatten ſich mit dieſen Tönen in ihren jugendlichen Herzen ſelige Träume von künftigem Glücke und edlen Thaten verknüpft. Als die beiden Schweſtern dieſes Muſikſtück jetzt unter ſo ganz verſchiedenen Umſtänden zum erſten Male wieder hörten, ſtrömte ein Meer von Erinnerungen auf ſie ein, — ſie blickten einander an und brachen in Thränen aus.

Vierzehntes Kapitel.

Selbſtbeherrſchung.

Am nächſten Morgen nach ihrer Ankunft in Dresden machte Eugenie dem Vorſteher der Porzellanfabrik ihre Aufwartung, um ihn zu fragen, ob er nicht ſie und ihre Schweſter mit Malen beſchäftigen könne. Mit ihren Proben zufrieden, nahm er beide unter annehmlichen Bedingungen in ſeine Dienſte. Jetzt ſchrieb Eugenie an eine Freundin in Regensburg, mit der nächſten Gelegenheit ihre jüngeren Geſchwiſter nach Dresden zu ſenden.

Eugenie entwickelte in ihren nunmehrigen Verhältniſſen einen unermüdlichen Fleiß. Sie ſtand früh auf und ging ſpät zu Bette, um außer ihren Arbeitsſtunden noch Zeit zu Nebengeſchäften zu gewinnen. Dieß that ſie nicht blos, um für ſich und die Ihrigen den nöthigen Lebensunterhalt zu erwerben, ſondern ſie hatte noch einen anderen Grund. Das, was ſie von Graf Wilna erhalten hatte, lag als eine ſchwere Bürde auf ihr, und ſie wünſchte ſehnlich, ihm Alles zu bezahlen. Um dieß möglich zu machen, geſtattete ſie ſich faſt keine Ruhe, ſo daß bald ihre Geſundheit unter dieſen außerordentlichen Anſtrengungen zu leiden anfing; aber ihr Benehmen in der Fabrik, ihr Fleiß und ihre Freundlichkeit erwarb ihr die Liebe und Achtung aller Derjenigen, die mit ihr in Berührung kamen.

Um in ihren neuen Verhältniſſen ihre Geduld und gute Laune nicht zu verlieren, bedurfte Eugenie ſehr der hohen Tugend der Selbſtbeherrſchung; denn ihre ſchönſten Hoffnungen waren zerſtört, und die Zukunft ließ ſie und ihre Geſchwiſter nur Armuth und Entbehrung erwarten. Mit der geiſtigen Ausbildung ihrer Geſchwiſter, die ihr eine ſolche Herzensangelegenheit geweſen war, hatte es jetzt ein Ende. Gänzlich von ihrem Gelderwerbe in Anſpruch genommen, hatte ſie keine Zeit mehr zu jenem anziehenden Geſchäfte. Auch ihr Sinn für die Schönheiten der Natur, der bisher eine ſo reiche Freudenquelle für ſie geweſen war, fand keine Befriedigung mehr. Durch die ſtaubigen Straßen einer Stadt von ihrer Wohnung in die Fabrik und von der Fabrik wieder in ihre Wohnung zu eilen, war ihr einziger, unaufhörlich ſich wiederholender Gang.

Aber ſo ſchmerzlich auch Eugenie in ihrem Innern Alles das empfinden mochte, ſo behauptete ſie doch den ganzen Tag hindurch eine heitere Munterkeit in ihren Geſchäften und eine lächelnde Freundlichkeit gegen Alle, welche um ſie waren. Begierig benützte ſie jede Gelegenheit, ein Wort freundlicher Ermahnung anzubringen oder ſonſt zur Wohlfahrt Anderer beizutragen. Selten war ſie in ſo großer Eile, daß ſie keine Zeit fand, Abends und Morgens einen Bibelabſchnitt und ein kurzes Gebet zur Erbauung der Ihrigen zu leſen. Wenn ſie dieſe verließ, ſo gab ſie jedem Mädchen eine beſtimmte Arbeit auf, indem ſie etwa hinzuſetzte: „Ich will ſehen, welche von meinen kleinen Gehülfinnen am fleißigſten und pünktlichſten arbeiten wird!“ Wenn die Knaben auf die volkreichen Straßen der Stadt ſich zu begeben Veranlaſſung hatten, ſo gab ſie ihnen ſtets einen klugen Rath oder eine religiöſe Warnung mit auf den Weg; auch ermangelte ſie nicht, die kleinen Bewerber um ihre Gunſt durch Lobſprüche und Liebkoſungen zu belohnen, welche wegen ihrer großen Unparteilichkeit von ihnen beſonders hoch angeſchlagen wurden.

Clara, welche bei dieſem Schickſalswechſel nicht durch die Kraft der Religion aufrecht erhalten wurde, konnte ihn darum auch nicht mit derſelben Ergebung, wie ihre Schweſter, ertragen. Jeden Tag vermißte ſie ſchmerzlich die bequeme Wohnung, die ſchöne Gegend, die wohleingerichtete Schule, die ſie verlaſſen hatten, und tadelte das unkluge Benehmen ihrer

Schweſter, das ſie ſo in's Elend geſtürzt habe. Sie malte das Porzellain, das vor ihr lag, ganz mechaniſch, ohne Geiſt und ohne ſich Mühe zu geben. Kam ſie nach Hauſe zurück, ſo hatte ſie kein Intereſſe für die einfachen Freuden ihrer Geſchwiſter; ruhelos, ſchwermüthig und unnütz ging ſie von einem Zimmer in's andere, indem ſie ihre üble Laune in herben Vorwürfen gegen Eugenien oder in fruchtloſen Klagen, die ſie an die Kinder richtete, ausließ.

Die edelſte Fähigkeit des Menſchen iſt die der Selbſtbeherrſchung. Die Thiere können nur nach gewiſſen blinden Trieben handeln; ſie folgen ohne Wahl ihrem natürlichen Inſtinkte. Aber der Menſch kann, wenn ſich ein Trieb in ihm regt, die Angemeſſenheit oder Unangemeſſenheit, ihm zu folgen, abwägen und darnach frei wählen, ob er ihm nachgeben will oder nicht. Nun gibt es aber zwei Arten von Selbſtbeherrſchung, indem nämlich die Triebfeder entweder Weltklugheit oder Tugend iſt. Die eine entſpringt aus Eigennutz, die andere aus Gehorſam gegen Gott: die eine unterſcheidet den civiliſirten Menſchen von dem unciviliſirten, die andere den Guten von dem Böſen. Eugenie beſaß die letztere Art von Selbſtbeherrſchung, Clara keine von beiden.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Gefahren der Welt.

Die verderblichen Anſichten, welche durch Voltaire und in verblümterer Geſtalt durch Rouſſeau's überlegene Beredtſamkeit verbreitet worden waren, hatten um dieſe Zeit in allen Claſſen der Geſellſchaft auf dem Continente weit und breit um ſich gegriffen. Viele Clubbs, welche ſich zu dieſen gefährlichen Anſichten bekannten, hatten ſich in verſchiedenen Theilen Dresdens gebildet, wo die Geiſtlichen und die Gebräuche der Kirche offen verſpottet, die heilige Schrift lächerlich gemacht, und Gegenſtände, welche bisher für die heiligſten und wichtigſten gegolten hatten, ohne Scheu und Ehrfurcht beſprochen wurden.

Mitglieder ſolcher Geſellſchaften befanden ſich auch unter dem Perſonale der Fabrik, wo Eugenie und Clara arbeiteten, — eingebildete Handwerker, welche die Welt verbeſſern wollten, deſto weniger aber an ihre eigene Beſſerung dachten.

Clara hatte ihren Zuſammenkünften häufig beigewohnt, und durch die Keckheit der Gedanken und des Ausdrucks, welche dieſelben beſonders auszeichnete, angezogen, horchte ſie mit dem lebhafteſten Intereſſe auf ihr Geſchwätz. Auch blieb ſie nicht lange eine ſchweigende Zuhörerin ihrer Debatten: bald ſchloß ſie eine vertraute Freundſchaft mit mehreren Mitgliedern des Clubbs, was bei ihr bald einen völligen Uebergang zu den Anſichten der Letzteren und den Wunſch zur Folge hatte, durch eifrige Vertheidigung des Unglaubens ihren Ehrgeiz zu befriedigen. Die Neuheit der Sache erweckte ſie auf einmal aus der melancholiſchen Lethargie, worein ſie ſeit ihrem Wohnungswechſel verſunken war; der Gedanke, der auserwählten Schaar Derjenigen anzugehören, welche die Feſſeln des gemeinen Aberglaubens abgeſtreift hätten, ſchmeichelte ihrer Eitelkeit, und ſie gab ſich ganz den Antrieben des Parteigeiſtes hin.

Eugenien verurſachte dieſer Abfall Clara's von den heiligen Grundſätzen, worin ſie erzogen worden war, unbeſchreiblichen Schmerz. Es ließ ſich nicht abſehen, zu welch ſittlicher Entartung die giftigen Anſichten, welche die Verblendete eingeſogen hatte, ſie führen konnten; Eugenien war es, als ob ſie dieſelbe am Rande eines fürchterlichen Abgrunds ſchwanken ſähe, und dieſer Anblick machte ſie ſchaudern. Die Prüfungen, die ſie bisher erfahren hatte, waren leicht in Vergleich mit dieſer Trübſal, welche auch die unerfahrenen Seelen ihrer jüngeren Geſchwiſter in ſolche Gefahr verſetzte, daß Eugenie ſich von ihrer Trauer und Beſorgniß ganz überwältigt fühlte.

Bisher hatte Clara Eugenien auf's zärtlichſte geliebt, ihren Wünſchen gern nachgegeben und ihrem Urtheile bereitwillig ſich unterworfen; aber jetzt erkaltete allmählig ihre Liebe zu ihr: ſie begann, ihre Schweſter als eine engherzige, wiewohl gutmüthige Schwärmerin zu betrachten, deren Rath ihrer Beachtung nicht mehr werth ſey.

Da alle Verſuche Eugeniens, Clara von ihrem Irrwege zurückzuführen, an deren Eigendünkel ſcheiterten, ſo wachte ſie deſto ſorgfältiger über der geiſtigen Wohlfahrt ihrer übrigen Geſchwiſter. Mit der zärtlichen Sorgfalt einer Mutter ſuchte dieſes liebenswürdige Mädchen ihre jüngeren Geſchwiſter in den göttlichen Wahrheiten des Evangeliums zu unterrichten. Sie erwog in ſich die wahrſcheinlichſten Einwendungen, welche ſie außerhalb des Hauſes hören möchten, und rüſtete ſie mit Antworten darauf aus, wodurch ſie in den Stand geſetzt würden, die Angriffe des Unglaubens zurückzuweiſen und Rechenſchaft von ihrem Glauben zu geben.

In dem Hauſe, wo die Mariendorfs wohnten, war auch ein frommes Frauenzimmer, welches der

Brüdergemeinde angehörte, und durch herzliche Demuth und Sanftmuth des Benehmens ſich auszeichnete. Eugenie fand großen Gefallen an ihrem Umgange und ſuchte bei ihr oft Troſt, wenn ihr Herz über die Verkehrtheit ihrer Schweſter blutete; bei ihr vergaß ſie ihre zeitlichen Trübſale im Hinblicke auf die unvergängliche Herrlichkeit des Jenſeits. Der Chriſt wird oft von bitteren Trübſalen heimgeſucht, aber nie verläßt ihn der Herr; er hat oft ein ſchweres Kreuz zu tragen, aber der himmliſche Vater iſt ihm ſtets mit ſeiner Hülfe nahe, und beſonders wenn er ein gleichgeſinntes Herz findet, einen Pilger, der mit ihm derſelben Heimath ſeine Schritte zulenkt, wird ihm ſeine Bürde wunderbar erleichtert, und im Umgange mit einem ſolchen Freunde bricht ihm durch die vorüberziehenden Wolken irdiſcher Leiden ſtets wieder die ewige Sonne der Gnade und Wahrheit in ungetrübtem Glanze hervor.

Mit beſonderem Intereſſe hörte Eugenie ihre Freundin von Herrnhut, dem Hauptſitze der Brüdergemeinde, erzählen, und oft dachte ſie, wie glücklich ſie im Schooße einer ſolchen Gemeinde ſeyn würde. Dort, hoffte ſie, würden ihre jüngeren Geſchwiſter vor dem anſteckenden Gifte, das Clara ergriffen hatte, ſicher ſeyn. Allerdings hatte ſie in Herrnhut kein ſo hübſches Einkommen zu erwarten, wie das war, welches ihre Beſchäftigung in der Porzellainfabrik zu Dresden ihr verſchaffte; dagegen war aber auch dort der Lebensunterhalt weniger koſtſpielig, als in einer großen Stadt, und ſie hoffte ſich die Mittel dazu mit Hülfe ihrer zwei jüngeren Schweſtern, Louiſe und Agathe, wohl erwerben zu können. Doch ſah ſie wohl ein, daß dieß eine Frage ſey, welche eine reifliche Ueberlegung erfordere. Noch war ſie unentſchieden, als etwas geſchah, das ſie auf einmal allen Zweifeln enthob.

Eines Morgens erhielt nämlich Eugenie von einem der Fabrikaufſeher den Auftrag, ein großes Porzellaingefäß von ausgeſuchter Schönheit zu einer Dame zu tragen, die es beſtellt hatte. „Sie iſt die Gemahlin eines Edelmannes,“ bemerkte der Aufſeher, „welcher eben erſt ſeinen Wohnſitz in Dresden aufgeſchlagen hat, und es liegt uns ſehr viel an ihrer Gunſt. Geben Sie wohl darauf Acht und überliefern Sie es ihr ſelbſt!“

Als Eugenie in der Wohnung dieſer Dame ankam, wurde ſie in einen von fürſtlicher Pracht ſchimmernden Salon gewieſen. An den Wänden glänzten hohe Spiegel und zwiſchen dieſen hingen Draperien von carmoiſinrother Seide. In eben ſo glänzender Kleidung ſaß eine Dame auf einem Sopha am andern Ende des Gemachs. Eugenie näherte ſich ihr ſchüchtern, ſtellte die Porzellanvaſe auf einen Tiſch vor dem Sopha, machte eine tiefe Verbeugung und zog ſich dann wieder in den Hintergrund zurück.

Die Dame betrachtete den prächtigen Tand einige Minuten mit unbefriedigter Miene. „Es iſt nicht ganz ſo, wie ich es beſtellte,“ ſagte ſie mürriſch.

Beim Tone ihrer Stimme fuhr Eugenie zuſammen. Sie trat näher, und der Dame voll in's Geſicht blickend, ſah ſie ihre Muthmaßung beſtätigt. Es war Fräulein St. Orme. Zehn Jahre waren verfloſſen, ſeitdem ſie ſich nicht mehr geſehen hatten — ein Zeitraum, der einen ſichtlichen Unterſchied in den Zügen des menſchlichen Geſichts macht, und beide waren wirklich ſehr verändert. Eugenie, damals ein zwölfjähriges Kind, war jetzt ein intereſſantes Mädchen von zwei und zwanzig Jahren, und der Zauber chriſtlicher Demuth umfloß ihr ſchönes, wiewohl etwas blaſſes Geſicht und ihre reizende Geſtalt. Fräulein St. Orme dagegen, welche jetzt drei und dreißig Jahre zählte, hatte viel von dem intereſſanten Ausſehen verloren, das ſie früher ausgezeichnet hatte.. Nicht blos war die Blüthe der Jugend bei ihr verſchwunden, ſondern auch der urſprüngliche Ausdruck ihres Geſichts war auf eine Eugenien unbegreifliche Weiſe verändert. Zwar war das Gepräge ſcharfen Verſtandes in ihrem

Geſichte leicht zu erkennen; aber daſſelbe wurde durch unbehagliche Gefühle ſo beſtändig verdunkelt, daß ſelbſt in ihrem Lächeln ein Ausdruck verhehlten Elends lag. Doch konnte Eugenie noch nicht unterſcheiden, ob die Urſache dieſer auffallenden Veränderung Trübſal oder ſittliche Entartung war.

„O Fräulein St. Orme!“ rief ſie, „kennen Sie denn mich, Ihre Eugenie, nicht mehr?“

Die Angeredete wandte ſich um, blickte Eugenie einen Augenblick an und die tiefſte Bewegung malte ſich auf ihrem ſprechenden Geſichte, — es war das Fräulein St. Orme der früheren Zeit. Liebe und Freude ſtrahlten aus ihren Augen — ſie ſchlang die Arme um Eugenien, drückte ſie an ihr Herz und weinte einige Augenblicke auf ihrer Schulter; dann ihre Faſſung in gewiſſem Grade wieder gewinnend, ſagte ſie: „Liebes Mädchen, wie habe ich mich nach Dir geſehnt! Aber alle meine Nachforſchungen nach Dir waren vergeblich. Das iſt nun eine Freude, die ich nicht erwartete: es iſt die reinſte, die lauterſte, die ich ſeit vielen Jahren gekoſtet habe!“

Eugenie konnte einige Augenblicke nicht reden. Endlich, nachdem die Heftigkeit ihrer Bewegung ſich etwas gemildert hatte, rief ſie: „O mein geliebtes, verehrtes Fräulein St. Orme, wie oft habe ich ſeit unſerer Trennung an Sie gedacht! Wie oft gedachte ich Ihrer Liebe und Ihrer Sorgfalt für mein Seelenheil!“

„Ach, Eugenie, Du denkſt höher von mir, als ich es verdiene,“ verſetzte Jene, während eine leichte Röthe ihre Wangen färbte.

„O nein,“ rief Eugenie eifrig, „das iſt unmöglich. So oft ich mir das Muſter eines chriſtlichen Charakters vorſtellen wollte, dachte ich an Sie. In allen meinen Trübſalen hat mir die Erinnerung an jene friedliche Zeit, wo Sie mich unterrichteten, ein herzliches Vergnügen gewährt.“

„So hatteſt Du alſo Trübſale zu erdulden?“ fragte Eugeniens Freundin.

„Ich will von meinen kleinen Trübſalen nicht reden,“ antwortete Jene; „denn ich kann in Wahrheit ſagen, daß ich in allen durch den Troſt der Religion aufrecht erhalten worden bin, deren Werth Sie mich zuerſt lehrten.“

„Und erfreuſt Du Dich noch immer dieſes Troſtes?“

„Daſſelbe wird doch auch bei Ihnen der Fall ſeyn, verehrte Gönnerin?“

„Nein, Eugenie,“ erwiederte die vornehme Dame entſchieden.

Eugenie ſchlug die Augen unwillkürlich zu Boden. Sie wußte nur zu wohl, wie viel Unglauben damals in Dresden herrſchte, beſonders in den hohen Ständen, welchen jetzt ihre ehemalige Freundin angehörte, und für einen Augenblick zuckte ihr der Gedanke durch den Sinn, daß an dieſen gefährlichen Anſichten auch ihr Glaube Schiffbruch erlitten habe, doch ſtieß ſie dieſe Vermuthung alsbald ſchaudernd von ſich, — es ſchien ihr eine reine Unmöglichkeit.

„O geliebte Lehrerin,“ ſagte ſie, „wenn Sie den Troſt der Religion verloren hätten, ſo müßten Sie ſich ja ganz unglücklich fühlen! Wofür ſollten Sie ſie hingegeben haben. Wäre es für irdiſche Größe geſchehen, wie könnte dieſe ihre Stelle ausfüllen?“

Eugeniens vormalige Lehrerin wandte ſich bei dieſen Worten von ihr ab und hielt die Hand vor das Geſicht, um ihre Bewegung zu verbergen.

Eugenie ergriff ihre Hand und ſagte: „Sind Sie unglücklich?“

Die ſo Gefragte antwortete nur mit Thränen. Beide ſchwiegen einige Augenblicke, bis endlich Jene ſagte: „Ja, liebe Eugenie, ich will Dir mein ganzes Herz aufſchließen. Schon lange habe ich mich nach Deinem Anblicke geſehnt, und jetzt, da mir dieſe Freude zu Theil geworden iſt, will ich Dir meine ganze

Geſchichte ſeit unſerem letzten Beiſammenſeyn erzählen. Damals, als ich in jener glücklichen Abgeſchiedenheit in Baiern wohnte, ja damals war ich glücklich, und Dein Anblick ruft mir jene ſchöne, ſegensreiche Zeit wieder ganz in's Gedächtniß zurück. O wo ſeyd ihr hin, ihr Tage ſeligen Friedens?“

Hier erſtickte die Bewegung ihres Innern ihre Stimme.

Sechszehntes Kapitel.

Fräulein St. Orme's Geſchichte.

Nachdem ſich Fräulein St. Orme etwas geſammelt hatte, erzählte ſie, wie folgt:

„Mit bangen Beſorgniſſen verließ ich meine Verwandten in Baiern, um mich zu meiner Tante in Berlin zu begeben. Ich hatte viel von der großen Welt und ihren Verſuchungen gehört, und kannte die Abweichung ihrer Grundſätze von der einfachen Bibellehre. Aber auf meine damalige Abneigung gegen weltliche Zerſtreuungen mich verlaſſend, überſchätzte ich meine Feſtigkeit. Bei meiner Ankunft in Berlin machte die Schönheit der Stadt, die Pracht der Paläſte, der Glanz des Militärs auf meine jugendliche Einbildungskraft bei weitem keinen ſolchen Eindruck, als das höchſt feine, gewinnende Benehmen meiner Tante. Sie empfing mich mit der liebevollen Wärme einer Mutter, kam meinen kleinſten Bedürfniſſen und Wünſchen mit der zarteſten Aufmerkſamkeit zuvor und nannte mich ihr liebes Mädchen, das leibhaftige Conterfei ihrer entſchlafenen Schweſter. Dieſe Güte, welche einen ſo ſcharfen Contraſt gegen das Benehmen meiner Verwandten in Baiern bildete, gewann ihr ſchnell mein Herz. Auch die Feinheit ihrer Sitten ſtach gegen das bäuriſche Benehmen meiner bairiſchen Verwandten auf's vortheilhafteſte ab. Ach, ich war ſo glücklich bei dieſen; aber meine Glückſeligkeit entſprang freilich aus einer andern Quelle, als ihrem Umgange.

„Obgleich meine Tante über den Frühling des Lebens hinaus war, ſo trug doch ihr Geſicht die Spuren großer Schönheit an ſich. Sie hatte ihr Leben mit einer ununterbrochenen Reihe von Beſuchen und Vergnügungen in den höheren Kreiſen der Geſellſchaft zugebracht, und ihr Benehmen hatte daher jene vollendete Eleganz, welche nur in einer ſolchen Sphäre erlangt werden kann. Durch ihre Güte gegen mich gewonnen, ſuchte ich ihr ebenfalls zu gefallen und bequemte daher meine Wünſche gern den ihrigen an. Allmählig kam ich vom Beten und Bibelleſen ab, um ihrem Umgange mehr Zeit widmen und ſie bei allen ihren Beſuchen begleiten zu können. Sicherlich hätte ich Gelegenheit genug gehabt, meiner Tante die heiligen Wahrheiten mitzutheilen, die ihr ſo fremd waren, und denen ich noch wenige Monate vorher eine ſo hohe Wichtigkeit beigelegt hatte. Aber unglücklicherweiſe war ich ſelbſt bereits lauer geworden, und ſtatt daher der Stimme meines Gewiſſens zu folgen, ſuchte ich es durch Entſchuldigungen, wie dieſe, zu beſchwichtigen: meine Vorſtellungen könnten ernſtliche Streitigkeiten herbeiführen — ich könnte eingebildet und anmaßend erſcheinen und möchte mir dadurch die Liebe meiner Tante entziehen, von deren Güte ich ſo ganz abhing.

„Durch die Vernachläſſigung deſſen, was ich vorher ſtets für eine wichtige Pflicht angeſehen hatte, verläugnete ich nicht blos meine eigene Ueberzeugung, ſondern beging auch die größte Liebloſigkeit gegen meine Tante. Obgleich nämlich dieſe von Natur einen ſehr wohlwollenden und liebenswürdigen Charakter hatte, ſo war doch ihr Herz Gott ganz entfremdet. Der Beifall der Welt war ihr Götze. Wegen ihrer Diamanten, ihrer Geſellſchaften und ihrer Moralität, welche um kein Haar laxer oder ſtrenger war, als der

Geſchmack der Welt es erheiſchte, — um dieſer Dinge willen in den höheren Kreiſen beſprochen, geprieſen und beneidet zu werden, das war ihr höchſter Wunſch.

„Während ich ſo von dem klaren Pfade der Pflicht abwich, verhärtete ſich mein Gewiſſen mehr und mehr, bis es endlich auch gegen auffallendere Abweichungen gefühllos wurde. Wäre ich der Stimme dieſes Mahners gleich anfangs gefolgt, ſo hätte mich nachher die anziehende Geſellſchaft meiner Tante und ihrer Bekannten nicht ſo leicht verführt. Eine Schranke wäre zwiſchen uns gezogen worden, wir hätten eingeſehen, daß unſer Benehmen von verſchiedenen Triebfedern geleitet werde. Zwar hätte ich mir vielleicht Widerwillen und Verachtung zugezogen; aber dieſes Uebel wäre durch den Frieden weit überwogen worden, den ich in der Erfüllung einer ſo heiligen Pflicht gefunden hätte.

„Eines Tags forderte mich meine Tante auf, ſie auf einen Ball zu begleiten. Konnte ich es ihr abſchlagen und mich vielleicht dadurch ihrer Liebe verluſtig machen? Meine Feſtigkeit war bereits durch viele kleinere Einräumungen gebrochen, und ich ging. Von da an kann ich meinen Eintritt in die große Welt datiren.

„Mit zitterndem Herzen und zögernden Schritten näherte ich mich am Abende jenes Tages dem glänzenden Ballſaale; vergebens ſuchte ich mich damit zu tröſten, daß es ja das erſte und vielleicht auch das letzte Mal ſey. Als ich aber den Saal ſelbſt betrat, wurde ich von der glänzenden Beleuchtung, den prachtvollen Anzügen, der ſchönen Muſik, kurz von dem Zauber der ganzen Scene ſo hingeriſſen, daß ich für den Augenblick alle Gewiſſensbiſſe vergaß und mich ohne Bedenken den Vergnügungen des Abends hingab. Als ich jedoch wieder in meinem ſtillen Zimmer angekommen war und Zeit zu ruhiger Ueberlegung hatte, wurde ich mir der Unangemeſſenheit ſolcher aufregenden Beluſtigungen für den Chriſten bewußt. Ich ſuchte zu beten; aber durch meinen Kopf gaukelten die Bilder des Ballſaales. Ich warf mich auf mein Bett und ſchlürfte in Gedanken noch einmal das feine Gift der Schmeichelei, das meine neuen Anbeter mir gereicht hatten.

„Von da an wurden meine Gebete kalt und herzlos, bis ſie endlich in eine einzige kurze Formel zuſammenſchrumpften, die ich in einem Andachtsbuche las."

„Wie der Arzt den Zuſtand ſeines Patienten nach deſſen Pulſe ſchätzt," ſagte Eugenie ſehr ernſt, „ſo kann der Chriſt ſeinen Seelenzuſtand nach ſeiner Art zu beten beurtheilen."

„Allmählig,“ fuhr Eugeniens ehemalige Lehrerin in ihrer Erzählung fort, „ſtumpfte ſich mein Gewiſſen völlig ab. Ich begleitete meine Tante auf alle Bälle, in alle Theater und zu allen Maskeraden. Ich fand, daß gleich der Begierde nach geiſtigen Getränken die Vergnügungsſucht, wenn ſie einmal erwacht iſt, bis zur Unerſättlichkeit wächſt. Jeder Aufregung folgte eine eben ſo ſtarke Abſpannung, welche das Verlangen nach einer neuen Vergnügung in mir rege machte, die aufregend genug wäre, mich jenem unbehaglichen Ueberdruſſe zu entreißen.

„Da man in Berlin wohl wußte, daß ich die einzige Erbin des großen Vermögens meiner Tante ſey, ſo war ich überall von Hofmachern umringt, welche alle die größte Begierde nach meinem einſtigen Vermögen hatten und nach der kleinſten Gunſtbezeugung von mir haſchten. Ich wurde mit Schmeicheleien überhäuft: mein Anzug, mein Benehmen, mein Geſicht, meine Geſtalt, meine Anſichten, Alles war zum Entzücken. Nun kam die Eitelkeit über mich, wie ein Gewappneter; mein Spiegel wurde viel häufiger um Rath gefragt, als meine Bibel, und auf die Schönheit meines Anzugs wurde von mir viel größere Aufmerkſamkeit verwendet, als auf die Beſſerung meines Herzens und Lebens. Langweilig war mir jede Geſellſchaft, worin ich nicht die Sonne war, um die ſich Alles drehte. Anfangs gefielen mir nur feine und gewählte Schmeicheleien; aber allmählig ſtumpfte ſich mein Geſchmack ab, ſo daß ich nach einiger Zeit die ſchamloſeſten Lobhudeleien mit Vergnügen anhörte.

„Eitelkeit kommt nie allein; bei mir war ſie von Neid begleitet. Dieſe vielköpfige Hyder fehlt überhaupt nie, wo die Liebe zur Welt vorherrſcht.

„O wie ganz anders brachte ich jetzt meine Tage hin, als noch einige Monate zuvor! Damals nahm das Wohl des Nächſten meine Aufmerkſamkeit am meiſten in Anſpruch; die Hungrigen zu ſpeiſen, die Nackten zu kleiden, die Traurigen zu tröſten und die Unwiſſenden zu belehren, war meine liebſte Beſchäftigung. Jetzt dagegen war bei mir Alles dürre, herzloſe Selbſtſucht. Den Morgen brachte ich mit Vorbereitung auf die Luſtbarkeiten des Abends, und die übrige Zeit mit Beſuchen hin, welche von beiden Seiten ohne Freundſchaft und ohne wahres Vergnügen abgeſtattet und empfangen wurden.

„Unter den zahlreichen Bewerbern um meine Hand war der durch Rang und Talente am meiſten hervorſtechendſte — Graf Wilna."

Beim Klange dieſes wohlbekannten Namens wechſelte Eugenie die Farbe; aber ſie wandte ſich ab, um ihre Bewegung zu verbergen, und ihre Freundin fuhr, ohne es zu bemerken, in ihrer Erzählung fort: „Während man den übrigen Bewerbern ihr ängſtliches Bemühen, mir zu gefallen, deutlich anſah, ſtach dieſer Edelmann durch das ausgedachteſte, aber ſcheinbar ganz natürliche Benehmen alle aus. Ein Anſehen von Sorgloſigkeit und Freimüthigkeit verbarg ſeinen Wunſch, ſich bei irgend Jemanden in Gunſt zu ſetzen. Der Schatz ſeiner Kenntniſſe ſchien unerſchöpflich. Alte und neue Literatur, treffende Anekdoten, ſchlagende Witze, ernſte, humoriſtiſche und ſentimentale Unterhaltungen ſtanden ihm gleich ſehr zu Gebote und machten ihn zum angenehmſten Geſellſchafter. Sein Umgang wurde von Jedermann geſucht. Er war der allgemeine Liebling, denn er verſtand die Kunſt, einen Jeden zufrieden mit ſich ſelbſt zu machen. Er bezauberte mich, bemerkte es, ſchmeichelte mich in den Wahn hinein, er liebe mich, und nach kurzer Zeit heirathete ich ihn.“

Eugenie ſchrack zuſammen. Graf Wilna war alſo zu der Zeit, wo er ihr ſeine Netze legte, bereits an ihre beſte Freundin verheirathet geweſen.

„In den zwei erſten Monaten meines Eheſtandes,“ fuhr die Gräfin fort, „war ich ſo glücklich, als ein mit ſich unzufriedenes Herz es nur immer ſeyn kann. Mein Gatte war mein Abgott. Sein Lächeln wurde der Sonnenſchein meines Lebens. Seine Unterhaltung ließ mich Alles vergeſſen, ſelbſt die Vorwürfe meines Gewiſſens, welche in der Einſamkeit meines Gemachs manchmal wie mit Donnerſtimme zu mir ſprachen. Ich lernte den eigenthümlichen Charakter des Grafen nicht eher kennen, bis ich einige Monate unter ſeinem Dache war. Als ich ihn in den Salons in all dem falſchen Schmucke ſah, der nach Belieben an- und abgelegt werden kann, hielt ich ihn für den liebenswürdigſten, ehrenwertheſten und verſtändigſten aller Männer; aber allmählig lüftete er die ſo lang getragene Maske, und als ſie fiel, ſchauderte ich beim Anblicke des wahren Geſichts, welches ſich darunter verborgen hatte.

„Ich entdeckte in ihm einen abgefeimten Heuchler, der einem religiös Geſinnten gegenüber den Demüthigen und Frommen ſpielte, und bei einem Freigeiſte das verlachte, was er eine halbe Stunde vorher für ſein höchſtes Gut erklärt hatte. Ich war früher der Meinung geweſen, der Ehrgeiz ſey ſeine einzige ſchwache Seite, aber ich entdeckte bald noch viel ſchändlichere Leidenſchaften bei ihm und erkannte ihn immer mehr als einen vollendeten, im Laſter verhärteten Böſewicht. O was war dieſe Entdeckung für mich, die ich ihn ſo hoch geſtellt und ſo zärtlich geliebt hatte! Es war mir, als ob ich, aus einem paradieſiſchen Traume erwacht, in einer dürren, öden Wüſte mich befände.“

„Aber, theuerſte Freundin, wenn ich Sie noch ſo nennen darf,“ ſagte Eugenie, „erkannten Sie in dieſem Sturze Ihres Abgotts von dem Altare Ihres Herzens nicht einen Wink von oben, ſich wieder der Gnadenquelle zuzuwenden, aus der Sie früher ſo viel Troſt und ein ſo reines Glück geſchöpft hatten?“

„Ach ja, Eugenie, mein Gewiſſen forderte mich dazu auf; aber mein Herz war kalt und verhärtet. Ich ſuchte zu beten; allein ich fühlte, daß ich nichts als eine trockene Ceremonie verrichtete, und die unerquickliche Anſtrengung aufgebend, ſuchte ich in der Berauſchung ſchmeichelnder Geſellſchaft mich zu vergeſſen. Ich gebrauchte die mannigfachſten Mittel, zu glänzen und Bewunderung zu erregen, mich aufzuregen und die Langeweile zu vertreiben. Literatur, Spiel, Reitübungen, große Geſellſchaften und Muſik, — auf eine jede dieſer Unterhaltungen warf ich mich mit leidenſchaftlicher Begierde, trieb ſie ſo lange, bis ſie mir verleidet war, und vertauſchte ſie dann mit einer anderen, welche den Reiz der Neuheit hatte. Die Grundſtimmung meiner Seele war Ueberdruß an meiner ganzen Lebensart; aber es fehlte mir an Kraft, dem Weltleben zu entſagen und zu den nüchternen Pflichten herzlicher Frömmigkeit zurückzukehren.

„Die Welt, — die gedankenloſe Welt, die nur nach dem Scheine urtheilt — erklärte mich für das beſte und glücklichſte Weib — für das Muſter einer Gattin — eine gütige Herrin — eine treue Freundin — kurz, für eine bewundernswürdige, höchſt beneidenswerthe Perſon. Obgleich von den eifrigſten Bewerbern um meine Gunſt umgeben, habe ich meinen Ruf ſtets unbefleckt erhalten. Ich bin ferner die Gönnerin mehrerer wohlthätiger Anſtalten und ſtehe im Rufe der Großmuth und Freigebigkeit; ich gelte für fein gebildet und werde in den Kreiſen, worin ich mich bewege, geehrt und bewundert. Aber ach, Eugenie, einen wie ganz anderen Maßſtab legt die Bibel an unſeren ſittlichen Werth, als die Welt! In jener heißt es: „Gib mir dein Herz!“ und wenn dieſes nicht ganz und ohne Vorbehalt Gott geweiht wird, ſo ſind alle äußerlichen Handlungen in ſeinen Augen eitel und nichtig.

„In den Geſellſchaften zu Berlin hörte ich von dem Chriſtenthum oft mit der Mißachtung reden, die jetzt ſo weit verbreitet iſt. Aber ſo gefährlich auch derlei Aeußerungen für Solche ſeyn mögen, welche die Süßigkeit herzlicher Religioſität nie geſchmeckt haben, ſo konnten ſie doch meine Ueberzeugung nicht umſtoßen; denn mir war der untrügliche Beweis der Wahrheit, die Erfahrung, zu Theil geworden. Ich erinnerte mich der Zeit, wo ich unter dem Einfluſſe chriſtlicher Grundſätze lebte, gedachte des Glücks, der Würde, des Segens jener Periode; auf der andern Seite kannte ich Alles, was die Welt zu bieten hat, und es war eitel und nichtig. Ich wandte mich daher mit Widerwillen und Eckel von den Blasphemieen der Deiſten ab; es waren die Aeußerungen von Perſonen, welche ihre Zeit im Strudel weltlicher Vergnügungen zubrachten und nie die Wirkungen der wahren Religion erprobt hatten.

„Seit einiger Zeit fühle ich mich unzufriedener, als je, mit mir und der Welt; ich habe mich von dem bunten Treiben zurückgezogen, in das ich mich früher ſtürzte, um meinen unbehaglichen Gedanken zu entfliehen. Mit ſchmerzlicher Wehmuth habe ich meines ehemaligen ſtillen Glücks im Schooße herzlicher Frömmigkeit gedacht und mich innig nach einer frommen und verſtändigen Freundin geſehnt, der ich mein Herz aufſchließen könnte. O liebe Eugenie, es iſt mir, als ob mir eine unerträgliche Laſt abgenommen wäre, nachdem ich Dich zur Vertrauten meines Kummers gemacht habe.“

Tief bewegt von der traurigen Geſchichte ihrer Freundin, vermiſchte Eugenie ihre Thränen mit denen der Gräfin. „Liebe Gräfin,“ ſagte ſie endlich, „Sie ſind in größere Zerſtreuungen hineingerathen, als Ihr Gewiſſen billigen konnte; aber es gewährt mir großen Troſt, daß Sie keine rechte Freude an einem Leben finden konnten, welches den Grundſätzen ſo ſehr widerſprach, von deren Richtigkeit Sie glücklicherweiſe noch jetzt überzeugt ſind, und daß Sie mitten in dem Glanze und der Bewunderung, die Sie umgaben, ſich wie ein Fremdling fühlen. Durch viele getäuſchte Hoffnungen ſind Sie mehr, als je, überzeugt worden, wie verkehrt es iſt, durch weltliche Freuden die Sehnſucht des Herzens ſtillen zu wollen. O laſſen Sie dieſe heilſamen Eindrücke nicht in fruchtloſen Klagen ſich verflüchtigen, ſondern werfen Sie ſich recht in's Gebet hinein. Suchen Sie die Gnade, welche allein Ihre Wunden heilen kann! Kehren Sie, ſo weit Ihre nunmehrige Lebensſphäre es erlaubt, zu Ihren früheren und beſſeren Gewohnheiten zurück; entziehen Sie ſich den giftigen Schmeichlern, den frechen Religionsſpöttern; beſuchen Sie dagegen die Betrübten, unterſtützen Sie die Hülfsbedürftigen, belehren Sie die Unwiſſenden, und kommen Sie ſo Ihrem hohen Berufe, dem beſonderen Berufe aller Reichen und Mächtigen nach, Ihrem ärmeren und ſchwächeren Nächſten Gutes zu thun;

zeigen Sie ſo Ihrem Gemahle den göttlichen Einfluß des Chriſtenthums; denn ſo tief er auch in die Laſter der Welt verſunken ſeyn mag, ſo iſt er doch noch nicht außer dem Bereiche der göttlichen Gnade. Verachten Sie dieſe meine Rathſchläge nicht, geliebte Gräfin, ſo habe ich keinen Zweifel, daß dann der Morgen eines neuen, glücklicheren Lebens für Sie anbrechen wird."

„O meine Eugenie," erwiederte die Gräfin, „Deine Worte ſind mir ſehr tröſtlich, — beſuche mich oft!"

Eugenie wußte nicht, was ſie antworten ſollte; denn ſie gedachte, nie wieder zu kommen, um nicht dem Grafen zu begegnen und ſeiner Gemahlin ſein niedriges Benehmen gegen ſie auf irgend eine Weiſe zu verrathen, wodurch das Herz derſelben ihm nur noch mehr hätte entfremdet werden müſſen. Sie antwortete daher nicht, ſondern ſich verbeugend und die Hand der Gräfin ehrerbietig küſſend, welche dieſe Gelegenheit benützte, um ihrer Freundin ein bedeutendes Geſchenk zu machen, verabſchiedete ſie ſich.

Siebenzehntes Kapitel.

Schluß.

Als Eugenie nach Hauſe zurückkam, gab ſie ſich ſtillem Nachdenken und inbrünſtigem Gebete hin. Gern hätte ſie die arme Gräfin, an der die Gefahren der

Welt eine ſo traurige Probe ihrer Gewalt abgelegt hatten, noch einmal geſehen und aus der Fülle ihres frommen Herzens ſie berathen und ermuntert. Aber es war unmöglich, und ergeben fügte ſie ſich auch in dieſe Entſagung. Sie ſah ihre geliebte Henriette nicht mehr und konnte auch nichts von ihrem ferneren Schickſale erfahren.

Eugenie war jetzt entſchloſſen, mit ihren jüngeren Geſchwiſtern Dresden zu verlaſſen und ſich nach Herrnhut zu begeben. Sie fürchtete, Clara's böſes Beiſpiel möchte einen nachtheiligen Einfluß auf die empfänglichen Gemüther Carls und Rudolphs ausüben; auch war ihre Geſundheit ſehr angegriffen, und die dumpfe Stadtluft untergrub dieſelbe immer mehr.

Clara vernahm ihren Entſchluß kalt und machte keinen Verſuch, ſie davon abzubringen. Eben das hatte ſie ſchon längſt gewünſcht und gehofft; denn die Gegenwart ihrer Schweſter war noch eine Art Zügel für ſie, den ſie nur ungeduldig ertrug. Doch hörte ſie mit Ruhe und Aufmerkſamkeit den Rath der Scheidenden an.

„O meine Clara, meine Schweſter,“ ſagte Eugenie, „wir müſſen uns trennen. Du liebſt mich nicht mehr ſo, wie früher; aber das hat meine Liebe zu Dir nicht vermindert. Ich beklage Dich wegen Deines Abfalls von der Religion unſerer Väter. Was haſt Du dafür eingetauſcht, das Dich auf Deinem Sterbebette tröſten könnte? Dieß iſt vielleicht unſer letztes Geſpräch, — ich ſehe Dich vielleicht nie mehr. So laß mich denn Dich bitten, den chriſtlichen Glauben ſelbſt zu prüfen. Laß Dich nicht durch hochtönende Phraſen täuſchen und verachte nicht das, was Dir einſt heilig war, weil Leute mit hohen Titeln oder berühmten Namen es verachten. Das Chriſtenthum kann jede Prüfung ertragen; aber prüfe mit aufrichtiger Wahrheitsliebe, mit Ernſt und vor Allem unter Gebet!"

In Eugeniens Weſen lag etwas ſo Feierliches und doch zugleich ſo Freundliches, daß Clara gerührt wurde und Thränen über ihre Wangen herabfloſſen, als Eugenie und ihre übrigen Geſchwiſter ſich jetzt von ihr verabſchiedeten.

Eugenie kam mit ihren Geſchwiſtern glücklich in Herrnhut an, und in dieſem friedlichen Aſyle genas ihr Herz von den beängſtigenden Sorgen, welche ſie in der letzten Zeit ſo ſchwer gedrückt hatten. In wohlthuendem Frieden und ſegensreichem Umgange mit chriſtlichen Freunden floſſen ihr mehrere Monate hin; aber nach dieſer Zeit ſah ſie ſich oft durch Unwohlſeyn genöthigt, ihr Zimmer zu hüten, wenn ſie ſich ſo gern an die zum gemeinſamen Gottesdienſte ſich verſammelnde Gemeinde angeſchloſſen hätte. Die ſitzende Lebensart, die ſie in Dresden hatte führen müſſen, die Trübſale, die ſie erduldet, und die beſtändige Unruhe, in welcher ſie um Clara geweſen war, — Alles das hatte ihre ohnehin nicht ſehr ſtarke Geſundheit untergraben.

Die trügeriſche Natur ihrer Krankheit flößte ihren Geſchwiſtern und Freunden die Hoffnung ein, daß ſie ſich wieder erholen würde; denn an manchen Tagen ſchien ſie von neuem aufzuleben, lag ihren gewöhnlichen Geſchäften ob und hatte wieder Schlaf und

Appetit. Aber Eugenie ließ ſich dadurch nicht täuſchen; ſie wußte wohl, daß ihre Tage gezählt, und die Sandkörner im Stundenglaſe ihres Lebens faſt alle ſchon zerronnen waren. Doch der Tod war ihr ein Bote des Friedens, und mit Ruhe und Heiterkeit ſprach ſie von ihrem Hingange. Die uneigennützige Nächſtenliebe, die ihr ſchon in ihrer Kindheit eigen geweſen war, begleitete ſie bis zu ihrem letzten Augenblicke. Selbſt im Angeſichte der Ewigkeit dachte ſie weniger an ſich ſelbſt als an Andere. Ihr letztes Gebet galt ihren Geſchwiſtern, ihren Freunden und dem ganzen Reiche Gottes auf Erden.

Manche meiner Leſer haben vielleicht erwartet, daß nach ſo vielen Leiden und Gefahren ein ſo frommes und liebenswürdiges Mädchen mit einem reichen Antheile irdiſcher Glückſeligkeit belohnt werden und im Kreiſe blühender Kinder und Enkel ein hohes Alter erreichen würde; aber die Erfahrung lehrt, daß nach Gottes unerforſchlichem Rathſchluſſe oft gerade die Trefflichſten und Weiſeſten dieſer Erde von den ſchwerſten Prüfungen heimgeſucht, von ihren Mitmenſchen am bitterſten gekränkt werden und in der Blüthe ihres Lebens in dunkler Niedrigkeit dahinſterben. Aber je früher ſie dieſe Erde verlaſſen, deſto früher kommen ſie in den Himmel, wo Gott abwiſcht alle Thränen von ihrem Angeſichte, und wo für die, welche den guten Kampf gekämpft haben, Palmen wehen und Kronen des ewigen Lebens glänzen.

Pantheon

auserleſener Erzählungen
des
Auslandes.

Mit einem Vorworte
von
Albert Knapp.

Zwölfter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag der Chr. Belſer'ſchen Buchhandlung.
1844.

Die verfolgte Familie.

Hiſtoriſche Erzählung aus dem ſiebzehnten Jahrhunderte

von

Robert Pollock.

Aus dem Engliſchen.

Erſtes Kapitel.

Jakob Bruce war der jüngſte Sohn eines ſehr achtbaren Mannes von Stande in dem oberen Diſtrikte von Lomarkſhire. Schon als Knabe verrieth er ſo ausgezeichnete Talente und eine ſolche Vorliebe für religiöſe Gegenſtände, daß ſein Vater ihn für die Kirche erzog. Während ſeiner Studienjahre auf der Univerſität Glasgow widmete ſich der Jüngling den verſchiedenen wiſſenſchaftlichen Fächern, welche damals gelehrt wurden, mit einem Fleiße und Erfolge, welche zur Genüge bewieſen, daß ſein Vater bei der Berufswahl für ihn keinen Fehlgriff gethan hatte. In der Gottesgelehrtheit, auf deren Studium ſein frommer Sinn und ſein künftiger Beruf ihn hauptſächlich anwieſen, machte er reißende Fortſchritte, und erwarb ſich bald ſehr gründliche und ausgebreitete Kenntniſſe. Der polemiſche Theil der Theologie konnte ihm hiebei natürlich nicht fremd bleiben; aber am meiſten Gefallen fand ſein milder und friedlicher Sinn daran, die einfachen Bibelwahrheiten zu betrachten und darüber nachzudenken, wie ſie den Seelen der Menſchen am eindringlichſten gemacht werden könnten. Das neue Teſtament las er beſtändig, und der darin wehende Geiſt göttlicher Liebe erwärmte ſein Herz und machte es willig zu unbedingtem Gehorſam gegen den Herrn. Die Geſchichte von dem Leben, Leiden und Sterben des Erlöſers ergriff ihn aufs tiefſte, und während er las, liebte und anbetete, ward ſeine Seele mehr und mehr in das Bild des Gegenſtandes ſeiner Liebe und Anbetung verklärt. Außer denjenigen Kenntniſſen, deren ein Geiſtlicher nicht entbehren kann, erwarb er ſich eine ziemlich umfaſſende Bekanntſchaft mit der Philoſophie und den ſchönen Wiſſenſchaften, auch war er ein glücklicher Beobachter des menſchlichen Herzens. Die romantiſche Scenerie, worin er aufgewachſen war, hatte einen lebhaften Sinn für Naturſchönheiten in ihm erweckt, und indem er ſowohl ſeinem eigenen Hange, als dem Beiſpiele der bibliſchen Schriftſteller folgte, mußten ihm die Gegenſtände der Schöpfung als Zeugen für die Macht, Weisheit und Güte Gottes und zur Erläuterung der bibliſchen Lehren dienen.

So vorbereitet erhielt Jakob Bruce in ſeinem ſechsundzwanzigſten Jahre von den Bewohnern von S., einem kleinen Dorfe am Ayr, und der Umgebung einen Ruf, ihr Geiſtlicher zu werden. Die Berufung war herzlich und einſtimmig; auch die Lage des Dorfs, obgleich dieß für Herrn Bruce eine Sache von untergeordneter Wichtigkeit war, ſagte ſeinem Geſchmacke und ſeinen Wünſchen ganz beſonders zu. Es lag nämlich in einer abgelegenen Thalſchlucht, durch welche der Ayr ſich anmuthig ſchlängelte, und die auf allen Seiten von ſchroff aufſteigenden, mit Buchen, Eichen und Birken beſchatteten Hügeln umſchloſſen war, ſo daß das Dörfchen die eigentliche Heimath ſtiller Beſchaulichkeit zu ſeyn ſchien. Mit Freuden folgte er dem Rufe und bezog ungeſäumt ſeinen neuen Wohnort.

Bald darauf heirathete er Eliſe Inglis, die Tochter eines Nachbars ſeines Vaters. Dieſer Heirath ging eine lang gehegte Liebe voran, welche auf gleichen Geſchmack und gleiche Geſinnung ſich gründete. Da ſie ihre Kindheit und Jugend als Nachbarn zugebracht hatten, ſo lernten ſie ſchon frühe einander kennen und lieben. Eliſe Inglis verband, als ſie heranwuchs, mit einer ſchönen Geſtalt und einem einnehmenden Geſichte ſowohl die Umſicht und Thätigkeit einer guten Wirthin, als jene höhere Geiſtesbildung, welche für die Lebensgefährtin eines Mannes von Gelehrſamkeit und Geſchmack nöthig iſt. Was aber Herrn Bruce's Liebe ihr gewonnen hatte und ſein Herz immer enger mit dem ihrigen verband, war die natürliche Sanftmuth ihrer Seele und ihre liebenswürdige Frömmigkeit. Dieſe Eigenſchaften umgaben ihr ganzes Weſen mit einem unausſprechlichen Reize und machten, daß man ſie deſto mehr lieben mußte, je näher man ſie kennen lernte.

Dieß war die Jungfrau, welche Herr Bruce in ihrem vierundzwanzigſten Jahre zu ſeiner Lebensgefährtin machte. Ihr guter Ruf eilte ihr in den Ort ihrer neuen Beſtimmung voran, und ſie wurde daher mit der lebhafteſten Freude aufgenommen. Ihr ſanftes, unſchuldiges Geſicht gewann ihr die Herzen aller derer, mit denen ſie in Berührung kam: ſo daß Alt und Jung, Reich und Arm Herrn Bruce's verſtändige Wahl pries. Gewiß malte ſich auch dieſer, ſo ſehr er ſich auch der Eitelkeit alles Irdiſchen bewußt war, eine lange Zukunft der ſüßeſten und reinſten Glückſeligkeit aus, und wenn Jugend und Geſundheit, eine zärtliche, gegenſeitige Gattenliebe, die auf den feſteſten Grund gebaut iſt, die Achtung der Nachbarn, Friede mit ſich ſelbſt und ſeinem Schöpfer irgend Jemanden große und lange Glückſeligkeit unter der Sonne verbürgen könnten, ſo wäre Herr Bruce ſicherlich zur Hoffnung darauf berechtigt geweſen.

Auf der Kanzel war Herr Bruce in Wahrheit ein Botſchafter Gottes. Er war ſich der Würde ſeines Amts und der ſchweren Verantwortlichkeit deſſelben bewußt, und ohne bei ſeinen Zuhörern die Perſon anzuſehen, verkündigte er mit einem Eifer, der aus dem Herzen kam, und mit einer Stimme, Miene und Gebärde, welche ſtets zu dem paßten, was er ſagte, die wichtigen Befehle, welche ſein Herr ihm anvertraut hatte. Obgleich er es nicht unterließ, ſeiner Gemeinde die Schrecken des göttlichen Zorns vorzuhalten, welcher den hartnäckig Unbußfertigen treffen wird, ſo veranlaßte ihn doch die natürliche Milde ſeines Charakters, mehr bei der ewigen Liebe zu verweilen, wie ſie ſich im Erlöſungsrathſchluſſe geoffenbart hat, und ſeine Zuhörer hauptſächlich dadurch vom Wege der Sünde abzulocken, daß er das Schöne, Erhabene und Beglückende der Frömmigkeit mit den lebhafteſten Farben ſchilderte. Man ſah und hörte es ihm an, daß er den Werth der unſterblichen Seelen ſeiner Zuhörer kannte; denn er ſprach eben ſo eifrig und beredt für ihre Rettung, als ein Vater für das Leben eines einzigen Sohnes. Er lehrte, warnte, tadelte mit ganzer Seele und ſchämte ſich nicht, wenn ihm dabei wie ſeinem großen Meiſter manchmal Thränen der Liebe und des Schmerzes über die Wangen rollten.

Sein tägliches Leben ſtimmte mit ſeinem Charakter auf der Kanzel überein. Sein Benehmen war ernſt, aber leutſelig, würdevoll, aber beſcheiden. Er ſtieß weder das Alter durch Leichtſinn, noch die Jugend durch Trübſinn zurück. Von Natur liebevoll und ſich als den geiſtlichen Vater ſeiner Gemeinde betrachtend war er auf die Wohlfahrt aller Mitglieder derſelben eben ſo bedacht, wie auf ſeine eigene. Das Kind, wie der Greis, fand in ihm einen liebreichen Freund und angenehmen Lehrer. Wiewohl Herrn Bruce's Gelehrſamkeit und gebildetes Benehmen ihn den höheren Kreiſen der Geſellſchaft keineswegs unangenehm machten, ſo verſäumte er doch darüber die Armen und die Niedrigen nicht; vielmehr hielt er es für eine ſeiner wichtigſten Pflichten, in den Häuſern ſeiner Gemeindeglieder umherzugehen und die Betrübten zu tröſten, die Verirrten zurechtzuweiſen und bald da, bald dort von ſeinem kleinen Einkommen die Noth der Dürftigen zu lindern. Er trat in die Hütten der Wittwen und Waiſen, fehlte nie am Bette eines kranken Armen, und der ſterbende Fromme gewann aus ſeiner Unterredung hellere Ausſichten in das Land jenſeits des Grabes. Auch ging er an dem Hauſe nicht vorüber, worin der Gottloſe auf ſeinem Sterbebette lag, ſondern trat an ſein Lager und ſuchte durch Ermahnung und Gebet des Sünders Auge auf das Kreuz Chriſti hinzulenken und ſeine Seele vom Verderben zu retten.

Während Herr Bruce ſo als treuer Hirte ſeine Heerde weidete und ſich ihr immer theurer machte, genoß er des reinſten häuslichen Glückes. Das verſtändige Haushalten ſeiner Frau erſparte ihm alle ökonomiſchen Verlegenheiten. Die Summe, worüber ſie verfügen konnte, war klein; aber ſie richtete ihre Ausgaben darnach ein. Seine Amtswohnung war, als er ſie bezog, gleich denen vieler Geiſtlichen der damaligen Zeit, ein unbequemes, düſter ausſehendes Gebäude, und befand ſich überdieß in einem Zuſtande trauriger Baufälligkeit, da Herrn Bruce's Vorgänger, ein unverheiratheter Mann, zwar ſein Amt mit größter Gewiſſenhaftigkeit verwaltet, aber um ſeine eigene Bequemlichkeit ſich wenig bekümmert hatte. Der Regen fand freien Zugang durch die zahlreichen Ritzen des Dachs; viele Fenſter hatten ihre Glasſcheiben gegen Pappendeckel oder anderen noch unpaſſenderen Stoff vertauſcht und wurden faſt ganz von Geisblatt und Roſenbüſchen verdunkelt, die man ungehemmt hatte um ſich greifen laſſen. An den Wänden hinauf rankte ſich das Ampferkraut und die Neſſel, und eine kleine Anlage, welche ſanft abſteigend von der Hausthüre bis zum Fluſſe ſich erſtreckte, war ſo mit Buſchwerk und Unkraut aller Art überwachſen, daß der Weg zum Fluſſe hier faſt ganz abgeſchnitten war. Das Innere des Hauſes war in keinem beſſeren Zuſtande. An vielen Stellen war das Karnies und der Gyps von den Wänden gefallen; der Boden war ſo löcherig, daß man nicht ohne Gefahr, zu fallen, darauf wandeln konnte, und in den Cloſeten und Schlafzimmern hatten Spinnen und andere unberufene Gäſte ſchon längſt ihren Wohnſitz aufgeſchlagen.

Da Herr Bruce allgemein geliebt war, ſo ließ die Gemeinde auf ihre Koſten das Pfarrhaus repariren, und unter Frau Bruce's Leitung bekam bald Alles ein freundlicheres und ſchöneres Ausſehen. Die Spinnen wurden aus ihren Niederlaſſungen verjagt, die Fenſter mit Glas ausgefüllt, und Alles im Hauſe niedlich und geſchmackvoll eingerichtet. Nicht weniger ins Auge fallend waren die Verbeſſerungen außerhalb deſſelben. Der kleine Platz vor dem Hauſe wurde von dem Strauchwerke und Unkraute gereinigt und in einen ſchönen grünen Raſenplatz umgeſchaffen. Das Ampferkraut und die Neſſel wurden ausgeriſſen, und die Roſenbüſche und Gaisblattſträuche mußten, wiewohl ſorgfältig erhalten, ſich den Geſetzen des Geſchmacks unterwerfen. Der breite Stein, der unmittelbar vor der Hauptthüre lag und bisher unter einem Haufen Unrath verborgen geweſen war, wurde ſeiner Decke entledigt und abgewaſchen. Das ganze Aeußere des Hauſes ſah jetzt ſo freundlich, geordnet und behaglich aus, daß es ein liebliches Abbild des Friedens, der Eintracht und Glückſeligkeit war, die im Inneren deſſelben wohnten. Ein ſo einladendes Ausſehen hatte das alte Gebäude, daß ein Reiſender nicht wohl ohne den Wunſch vorübergehen konnte, ſeine Bewohner zu ſehen, und der müde Wanderer demſelben mit der feſten Zuverſicht ſich nahte, hier Erquickung und Ruhe zu finden.

Herr Bruce brauchte ſich, wie aus dem Geſagten ſich ſchließen läßt, um die Angelegenheiten des Haushalts nicht zu bekümmern. Er brachte daher ſeine Mußeſtunden, deren freilich wenige waren, mit harmloſen Erholungen zu. Seine Gattin war dann ſtets bereit, dieſe mit ihm zu theilen. Ihre heitere und mannigfaltige Unterhaltung erfriſchte ſeinen Geiſt, wenn er vom Studiren erſchöpft war, und wirkte wie eine beruhigende Arznei auf ihn, wenn etwas Unangenehmes ihm begegnet war. Herr Bruce liebte die einfachen

Volkslieder ſeines Vaterlandes ſehr, und wiewohl die Stimme ſeiner Gattin nichts Ausgezeichnetes und ſie im Singen es zu keinem beſonders hohen Grade gebracht hatte, ſo hätte doch ihr Geſang Jedermann angeſprochen, der an Einfachheit und Gefühl Gefallen gehabt hätte. Herr Bruce aber war ganz entzückt davon; denn er betrachtete ſie mit Augen der zärtlichſten Liebe, während ſie ihm die lieblichen ſchottiſchen Weiſen vorſang; manchmal laſen ſie auch ein nützliches und unterhaltendes Buch mit einander — ein andermal luſtwandelten ſie am Geſtade des Ayr, genoſſen die Schönheiten der Natur und horchten auf den Geſang der Droſſel und Amſel, welche von der Birke oder dem Hagedorn ihre Töne mit dem Flüſtern des Winds und dem Rauſchen des Stroms vermiſchten.

Zu dieſen einfachen Freuden wurde ihnen zuerſt ein Sohn und ſpäter eine Tochter geſchenkt. Der Erſtere, dem ſie den Namen Andreas gaben, war nach dem allgemeinen Urtheile das wahre Ebenbild ſeines Vaters, und die letztere, die ſie Marie benannten, glich nicht weniger ihrer Mutter. Eifrig bemüht, alle Mitglieder ſeiner Gemeinde zu belehren, war Herr Bruce dieſes doppelt in Beziehung auf ſeine Kinder. Mit dem Auge eines Vaters und eines

Chriſten beobachtete er die Entwicklung ihrer kindlichen Seelen, führte ſie ſchon frühe an den Quell der Wahrheit und ſparte keine Mühe, ihre zarten, jungen Herzen für Gott und Religion zu begeiſtern. Bei Zeiten lehrte er ſie den Pfad zum Himmel und richtete ihre Füße auf den Weg des Heils, und es gefiel Gott, ſeinen Unterricht zu ſegnen und wirkſam zu machen. Er lehrte ſie Liebe gegen einander und gegen alle ihre Mitmenſchen, und lenkte ihre Aufmerkſamkeit auf die lieblichen und erhabenen Ideen hin, welche die Gegenſtände der Natur in einer ſo beredten Sprache darſtellen.

Andreas, der eben ſowohl an Geiſt als an Körper ſeinem Vater zu gleichen ſchien, wurde ſchon frühe für die Kirche beſtimmt. Seine Erziehung wurde ihm daher größtentheils unter den Augen ſeines Vaters zu Theil, während Marie die ihrem Geſchlechte angemeſſene Ausbildung von ihrer Mutter empfing, und nie machte Eltern die Beaufſichtigung und Belehrung ihrer Kinder größere Freude. Andreas und Marie liebten ihre Eltern und thaten Alles, ihnen zu gefallen; ſie liebten einander, fürchteten Gott und machten ſich eine herzliche Freude daraus, ſeinem Willen zu gehorchen. Sie wuchſen täglich an Geiſt und Körper und gediehen gleich wohlgepflegten Pflanzen, welche der Herr geſegnet hat. Die Roſen der Geſundheit blühten auf ihren Wangen und ſchon blickte der heilige Geiſt der Religion aus ihren Augen.

Religion, du biſt Glückſeligkeit! Du flößeſt der Bruſt des Menſchen göttlichen Frieden ein und machſt dieſe Erde zu einer Vorhalle des Himmels! Wehe dem, der ſein Glück fern von dir ſucht! er wird ſich ſchrecklich getäuſcht ſehen.

Zweites Kapitel.

Vierzehn Jahre waren über dieſe glückliche Familie hingegangen, als die Reſtauration den Umſturz der ſchottiſchen Kirche drohte. Auf den Rath ſeiner engliſchen und iriſchen Miniſter Clarendon und Ormond und ſpäter auch Lauderdale's, Staatsſecretärs für Schottland, führte König Carl die biſchöfliche Form des Gottesdienſtes in Schottland ein. Das Patronatsrecht wurde wieder hergeſtellt, und die Geiſtlichen mußten dadurch, daß ſie ſich von ihren Patronen präſentiren und von den Biſchöfen beſtätigen ließen, die Gewalt derſelben und die geiſtliche Oberherrſchaft des Königs anerkennen.

Die Geiſtlichen in den nördlichen Diſtrikten fügten ſich dieſer Maßregel ohne Bedenken; aber ihre frömmeren und eifrigeren Amtsbrüder im Weſten erkannten, ſo bereitwillig ſie auch der Staatsgewalt des Königs huldigten, doch ſeine kirchliche Oberherrſchaft nicht an, weigerten ſich, der biſchöflichen Gerichtsbarkeit ſich zu unterwerfen, und wollten lieber Verfolgung leiden, als ihre Ueberzeugung zum Opfer bringen. Nicht weniger fühlten ſich die Laien durch dieſe Eingriffe in ihren religiöſen Vorrechten verletzt und beſchloßen, dem Beiſpiele ihrer Geiſtlichen zu folgen, deren freundliches Benehmen und frommer Wandel ihnen die Liebe und Achtung ihrer Gemeinden in hohem Grade gewonnen hatten.

Wenn aber ſie den Entſchluß gefaßt hatten, lieber Verfolgung zu leiden, als dem Covenant und ihrem geliebten Presbyterium zu entſagen, ſo waren die Biſchöfe, welche jetzt in Schottland alle Gewalt in Händen hatten, nicht weniger entſchloſſen, beide aufzulöſen. Burnet, Erzbiſchof von Glasgow, und der Apoſtat Sharp, Primas von St. Andrews, ſchickten ſich mit einer Grauſamkeit, welche ſich mit ihren Biſchofsmützen wenig vertrug, zu Vollziehung dieſes Planes an. Nach den Grundſätzen der Inquiſition wurden umherreiſende Gerichtshöfe errichtet, worin die Biſchöfe die Richter derjenigen waren, welche ſie aus dem Wege zu ſchaffen wünſchten. Keine Rückſicht wurde auf Einwendungen, Bitten oder ſogar Beweiſe genommen. Zu den Befehlen dieſer Gerichte ſtand das Militär, welches angewieſen war, ihre Beſchlüſſe, die oft bei Zechgelagen und im Zuſtande der Betrunkenheit gefaßt wurden, in Ausführung zu bringen. Auf dieſe Art wurden dreihundert und fünfzig Geiſtliche mitten im Winter ihrer Stellen entſetzt und dadurch genöthigt, mit ihren Familien eine Unterkunft bei dem Landvolke zu ſuchen. Die unwiſſendſten und gottloſeſten ihrer Collegen im Norden, welche über keine Zugeſtändniſſe ſich Scrupel machten, wurden durch die ſtarke Hand der Gewalt in ihre Stellen eingeſetzt. Die Unwiſſenheit und das ſchandbare Leben dieſer Apoſtaten vom Covenant, welche jetzt in biſchöfliche Diener verwandelt waren, wurden für die Gemeinden, denen man ſie aufdrang, Gegenſtände des größten Widerwillens. Ihre Lehren hatten nichts von jenem göttlichen Geiſte, welcher allein dem Geſchmacke derjenigen zuſagte, die einſt von den trefflichſten und liebevollſten Seelſorgern unterrichtet worden waren. Ihre Kirchen blieben leer und die Gemeinden ſuchten in den Bergen das lebendige Waſſer, das nicht mehr von den Kanzeln herabſtrömte.

Aber dieß war nur der Anfang ihrer Trübſale. Bald wurde ihren Geiſtlichen ſogar verboten, unter freiem Himmel zu predigen, oder ihrem früheren Wirkungskreis mehr als bis auf acht Stunden ſich zu nähern, und alle Laien und Geiſtliche, welche nicht ihre theuerſten Rechte zu verläugnen und den empörendſten Ungerechtigkeiten eines bürgerlichen und religiöſen Deſpotismus ſich zu unterwerfen vermochten, wurden als Verräther denuncirt und zum Tode verurtheilt. Einem ſolchen eine Zufluchtsſtätte zu gewähren, ſeine Flucht zu begünſtigen oder zu ſeiner Feſtnehmung nicht die Hand zu bieten, zog einem dieſelbe Strafe zu. Hieran ſchloß ſich militäriſche Verfolgung an. Die Soldaten waren die Richter und Nachrichter zugleich. Selbſt nach dem Scheine der Gerechtigkeit trachtete man jetzt nicht mehr. Familien von Stande und Landleute wurden von Hauſe verjagt und mußten in den Moräſten und Bergen des Landes heimathlos umherwandern, wurden in Gefängniſſen zuſammengehäuft, in Verbannung und Sclaverei geſchickt, und Viele krümmten ſich täglich auf der Folterbank oder ſtarben am Galgen. Ungeſtraft durften ſich die Soldaten Raub, Plünderung und Verbrechen aller Art erlauben. Der Weſten Schottlands röthete ſich von dem Blute ſeiner Bewohner, das von ihren eigenen Landsleuten vergoſſen wurde. Die Geiſter der Finſterniß ſchienen in die Verfolger gefahren zu ſeyn und ihre ganze Handlungsweiſe zu leiten.

Aber die ruhmwürdigen Dulder, auf ihre gute Sache vertrauend und auf die Verheißungen Gottes ſich verlaſſend, ſetzten der Zügelloſigkeit und den Ausſchweifungen ihrer Feinde einen heiligen Wandel, den Schwertern derſelben die geiſtigen Waffen der Wahrheit, dem Mangel der Erſchöpfung und der Folter geduldiges Ausharren und dem ſchmählichſten Tode eine ſtille Ergebung entgegen. Auch duldeten und bluteten ſie wahrlich nicht vergebens. Gott verlieh ihnen endlich den Sieg über alle ihre Feinde, und ſicherte durch ſie Schottland die religiöſen Vorrechte, die es noch heutzutage genießt.

Von dieſer kurzen Skizze der damaligen Zeitumſtände, welche wir zur Erklärung deſſen für nöthig erachteten, was wir ſpäter erzählen werden, kehren wir zu der Familie zurück, die wir im Schooße des reinſten Erdenglücks verließen.

Unter denjenigen Geiſtlichen, welche ſich den ungerechten Befehlen der Regierung nicht unterwarfen, war auch Herr Bruce. Obgleich von Natur mild, ein warmer Freund der Ordnung und ſtets bereit, ſeiner Gemeinde die Pflicht der Unterwerfung unter alle geſetzliche Verfügungen der weltlichen Behörden einzuſchärfen, konnte er doch keinen Augenblick daran denken, durch Verläugnung deſſen, was er als Pflicht gegen ſeinen himmliſchen Herrn erkannte, ſein Gewiſſen zu verletzen oder ſeine Gemeinde dazu zu veranlaſſen. Aber er hatte nur Eine Wahl: entweder mußte er ſich den feindlichen und tyranniſchen Forderungen der Biſchöfe fügen, in deren Hand die bürgerliche Gewalt ſich befand, oder ſeinem Amte und Hauſe den Rücken kehren. Herr Bruce war nicht der Mann, der ſich beſann, ob er Gottes oder der Menſchen Wohlgefallen vorziehen ſollte. Am letzten Sonntage, an dem er ſeine Kanzel betreten durfte, verabſchiedete er ſich ſo von ſeiner geliebten Gemeinde:

„Ihr wiſſet, liebe Freunde, was für Befehle mir von den Biſchöfen geworden ſind, welche gegenwärtig ſowohl die bürgerliche als die geiſtliche Herrſchaft in Händen haben. Ich ſoll den König als das Oberhaupt der Kirche anerkennen, mich der Diöceſangerichtsbarkeit der Biſchöfe unterwerfen, mich noch einmal ordiniren und in einen biſchöflichen Diener umwandeln laſſen und den biſchöflichen Ritus in dieſer Kirche einführen. Mit Einem Worte, ich ſoll dem Presbyterium entſagen, nicht nach der Bibel und meinem

Gewiſſen, ſondern nach dem Gefallen eines der Trunkenheit und Schwelgerei ergebenen Hofes und den Befehlen einer eigennützigen und herrſchſüchtigen Prieſterſchaft predigen. Entweder ſoll ich Alles dieſes thun, oder euch, mein Haus und mein Amt verlaſſen.

„Es muß euch bekannt ſeyn, daß ich mich zu dem Letzteren entſchloſſen habe. Ich kenne meine Pflicht zu gut, als daß ich nicht ein wenig von der Bequemlichkeit dieſer Welt meinem Gewiſſen aufopfern könnte, und lieber möchte ich, daß meine Zunge für immer ſtumm wäre, als daß ich ein einziges Wort an dieſer heiligen Stätte ausſpräche, nur um Gewaltigen dieſer Erde zu gefallen und meine äußerliche Ruhe mir zu ſichern. Ich kann den Bequemlichkeiten einer Heimath entſagen; aber wie kann ich von euch ſcheiden, liebe Freunde? Die Bande der heiligſten Liebe umſchlingen uns. Ein Jedes von euch iſt mir durch ein gegebenes oder empfangenes beſonderes Liebeszeichen theuer geworden. Ich habe die Kindheit Vieler von euch überwacht und ſehe euch nun, während ihr zum Mannesalter heranreifet, zugleich in chriſtlicher Erkenntniß wachſen. Andere von euch habe ich ergrauen ſehen und euren Weg in die Ewigkeit noch zu erhellen geſucht. Euch Alle habe ich in meinem Herzen getragen; ihr Alle waret mir wie Väter, oder Söhne, oder

Brüder und Schweſtern. Wie kann ich von dir ſcheiden, geliebte Gemeinde? wie kann ich euch, wie Schafe ohne Hirten, zurücklaſſen, wie Schafe inmitten reiſſender Wölfe? O Gott!" rief er, und die ganze Gemeinde erhob ſich unwillkürlich von ihren Sitzen, „o Gott! der Du in mein Herz blickſt, Du weißt, wie ſehr ich dieſe Gemeinde liebe; Du weißt, wie theuer mir ihre Seelen ſind. O erhöre mein Flehen und bewahre ſie vor dem Uebel, vor den Fallſtricken, die ihren Füßen gelegt ſind, und wenn ſie das Wort des Lebens von meinen Lippen nicht mehr hören ſollten, wenn Du nach Deinem weiſen Rathſchluſſe heimathloſes Umherwandern und andere Trübſale für ſie beſtimmt haſt, o ſo behüte ihre Seelen ſo, daß ich ſie einſt Alle zur Rechten ihres und meines Erlöſers wiederfinde! Vater der Barmherzigkeit, in Deine Hände befehlen wir unſere unſterblichen Seelen!"

Nach dieſen Worten ſetzte er ſich auf der Kanzel nieder und weinte bitterlich, aber nicht allein. Alt und Jung weinte und ſchluchzte, — und als ſie ihre Blicke nach dem Stuhle richteten, wo die Gattin ihres geliebten Seelſorgers in Thränen gebadet, mit ihren Kindern, Andreas und Marie, ſaß, welche laut weinend zu ihrem Vater aufblickten, — wenn ſie daran dachten, daß dieſelben ihre freundliche Heimath verlaſſen und in Armuth umherwandern müßten, — da floßen ihre Thränen immer wieder von Neuem.

Herr Bruce faßte ſich zuerſt wieder. Er bat ſeine Zuhörer, ſich nicht nutzloſen Klagen hinzugeben, ſondern dem Herrn lieber für die angenehme Zeit zu danken, die ſie mit einander verlebt hätten, ihre Hoffnung und ihr Vertrauen auf Gott zu ſetzen und ſich auf die Trübſale vorzubreiten, welche wahrſcheinlich bald über ſie kommen würden. Er zweifle nicht, fuhr er fort, daß der gänzliche Sturz der presbyterianiſchen Kirche beabſichtigt werde und eine heftige Verfolgung im Anzuge ſey, worin ihr Glaube und ihre Geduld auf eine ſchwere Probe geſtellt werden würden. Er rieth ihnen, ſich gegen die bürgerliche Gewalt ſo leidend als möglich zu verhalten und allen ihren rechtmäßigen Befehlen willig zu gehorchen, ermahnte ſie aber, lieber Unrecht zu leiden, als dem Covenant zu entſagen, oder überhaupt ihr Gewiſſen im Geringſten zu verletzen; denn wenn ſie treu blieben bis in den Tod, ſo würde ihnen Gott die Krone des ewigen Lebens geben, und durch geduldiges Ausharren würden ſie den Sieg über das Schwert der Verfolgung behalten und ihren Nachkommen die Segnungen religiöſer Freiheit erkämpfen.

Nach dieſer Abſchiedsermahnung und Ermunterung empfahl er ſeine Gemeinde noch einmal dem Schutze des Himmels, ſtieg dann unter allgemeinem Weinen ſeiner Zuhörer von der Kanzel herab und, nachdem er ſich mit Mühe von ihnen losgeriſſen hatte, begab er ſich mit ſeiner Gattin und ſeinen Kindern nach Hauſe.

Auf der Kanzel hatte Herr Bruce es ſorgfältig vermieden, eine Anſpielung auf ſeine eigene Familie zu machen. Seine Trauer um ſie war von jener tiefen und heiligen Art, welche man lieber in das Heiligthum ſeiner Bruſt verſchließt, als der Theilnahme, ſelbſt der zuverläſſigſten Freunde, anvertraut. Wie konnte er den Gedanken ertragen, daß ſie, welche ſeit vielen Jahren durch jedes Band, das verwandte Seelen zu umſchlingen vermag, mit ihm verbunden war, — ſie, die den Mangel nie kennen gelernt, — aus der Heimath, die ſie ihm ſo angenehm gemacht, vertrieben und heimathloſem Umherwandern, Strapazen aller Art und vielleicht auch eigentlichem Mangel ausgeſetzt werden ſollte! Wie konnte er ſeine Kinder, die ſo zärtlich gepflegt und auf denen ſeine theuerſten irdiſchen Hoffnungen beruhten, hülflos in die kalte Welt hinausgeſtoßen ſich denken, ohne daß faſt das Herz ihm brach! Zwar wußte er wohl, daß, ſo lange er und ſeine Familie unter ſeiner Gemeinde ſich aufhalten dürften, ſie keinen Mangel zu befürchten haben würden; aber es war aus den Zeichen der Zeit leicht zu ſchließen, daß auch dieß ihm bald verweigert werden würde, und ſchon ſah er im Geiſte die Seinigen unter allen den Drangſalen der Verfolgung und des Mangels ſeufzen.

Selbſt mit ſeiner Gattin hatte er hierüber zu reden ſich bisher nicht getraut. Sie merkte dieß wohl, und um ſein beklommenes Herz zu erleichtern, begann ſie am Sonntagabende, als ſie in ihrem freundlichen Wohnzimmer beiſammenſaßen und mit traurigem Schweigen ihre Kinder anſahen, ſo das Geſpräch: „Mache Dir wegen unſerer keine ſo ſchweren Sorgen, lieber Jakob! Ich habe alle Deine Freuden getheilt und kann jetzt auch mit Dir leiden. Daſſelbe gilt von dieſen Kindern. Wir werden vielleicht viele Drangſale erdulden müſſen; aber wir werden uns des Beifalls unſeres Gewiſſens und des Schutzes des Gottes zu getröſten haben, auf den wir ſtets unſer Vertrauen ſetzten und der uns keinen wahrhaften Schaden zufügen laſſen wird. Wir werden noch immer Deiner Liebe uns erfreuen dürfen und unſer Glück darin finden, Deine Trübſale zu theilen und Deine Sorgen zu erleichtern.“

„Theuerſte Eliſe,“ antwortete Herr Bruce, „Du haſt wahrlich Recht. Gott wird unſer Beſchützer ſeyn. Warum ſollten wir uns bedenken, alle unſere Sorgen auf ihn zu werfen? Wäre es mir nicht um Deiner und dieſer Kinder willen, ſo würde ich ohne Kummer der drohenden Zukunft die Stirne bieten; aber der himmliſche Vater kann euch ja eben ſo gut beſchützen als mich. Unter ſeinem Schirme ſind wir ſicher. Morgen verlaſſen wir dieſes Haus, das ein Anderer beziehen wird, und wir wollen es ohne Murren thun. Was iſt uns die Feindſchaft oder Freundſchaft dieſer Welt? was ſind ihre Freuden oder Schmerzen? Unſere Pflichten gegen Gott, unſern Schöpfer und Erlöſer, zu erfüllen — ihn zu lieben, ihm zu vertrauen und ihm zu gehorchen — das genügt uns. Er wird dafür ſorgen, daß kein wahres Uebel uns treffe.“

Hier machte Herr Bruce eine kleine Pauſe und fuhr dann ſo fort: „Doch laß uns mit Vorſicht handeln, liebe Eliſe, möchte es nicht für Dich und unſere Kinder gut ſeyn, wenn ihr für die nächſte Zeit zu Deinen Verwandten in Lomark euch begeben würdet? Dort hättet ihr doch eine feſte Heimath und würdet gewiß freundlich behandelt werden. Ich ſelbſt bin entſchloſſen, unter meiner Gemeinde zu bleiben und jede Gelegenheit zur Förderung ihres Seelenheils zu benützen.“

„Nein, nein,“ antwortete ſeine Gattin, „wir wollen Dich nicht verlaſſen. Ich bin entſchloſſen, mit Dir zu leiden. Nur der Tod ſoll mich von Dir trennen!“

„Aber dieſe Kinder?“ wandte Herr Bruce ein. „Denke an ſie, liebe Eliſe!“

„Sie ſind geſund und ſtark,“ erwiederte ſie, „und Du ſollſt ſehen, wie bereitwillig ſie ſich lieber Allem unterziehen, als ſich von Dir trennen werden. Willſt Du Deinen Vater verlaſſen, Andreas? und Du Marie?“

„Nein, nein,“ riefen Beide, und ſchlangen weinend die Arme um den Hals ihres Vaters.

Andreas ſtand damals in ſeinem dreizehnten Jahre und war ein hübſcher, kräftiger Knabe mit buſchigen, ſchwarzen Haaren und großen, feurig dunkeln Augen. Seine Talente waren ausgezeichnet, und unter der beſtändigen Anleitung ſeines Vaters hatte er bereits große und über ſein Alter hinausgehende Fortſchritte im Wiſſen gemacht. Sein Vater war bisher ſowohl ſein einziger Geſellſchafter als Lehrer geweſen, und ſo war ſeine Aufmerkſamkeit ſtets auf etwas Nützliches hingeleitet worden. Sein empfänglicher Geiſt hatte die Ideen ſeines Vaters raſch eingeſogen und wirklich ſchon einen großen Theil der Kenntniſſe deſſelben in ſich aufgenommen. An Frömmigkeit, Lernbegierde und liebenswürdiger Gemüthsart glich Andreas ſeinem Vater; aber er verrieth mehr Kühnheit und Originalität. Schon zeigte ſich an ihm eine Entſchiedenheit des Charakters, eine conſequente Durchführung ſeiner Grundſätze und ein feſtes Beharren bei dem, was einmal ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatte, was in Verbindung mit ſeinem religiöſen Sinne ein Leben von der höchſten Nützlichkeit verſprach.

Die eilfjährige Marie mit ihren roſigen Wangen, ihren ſanften, blauen Augen und einer Fülle goldener Locken, die über ihre Schultern herabfloſſen, beſaß die ganze harmloſe Fröhlichkeit und kindliche Liebenswürdigkeit, welche wohlerzogene Mädchen in dieſem Alter zu haben pflegen. Ihre Liebe zu den Ihrigen war rührend. Ihren Eltern und ihrem Bruder zu gefallen, ſie ſagen zu hören, daß ſie recht gethan habe, machte ſie unausſprechlich glücklich. Eine ſchönere und lieblichere Pflanze hatte die Natur nicht aufzuweiſen, und in der Zurückgezogenheit des einſamen Pfarrhauſes nahm ſie ſich wie eine jener Blumen aus, welche der Wanderer manchmal in der Wüſte findet, und die ſo lieblich ſind, daß er ſich nicht entſchließen kann, ſie zu pflücken und ſie doch auch nicht zurücklaſſen mag.

Da Herr Bruce ſah, daß es nutzlos wäre, noch mehr über die Trennung ſeiner Familie von ihm zu ſagen, richtete er ihre Aufmerkſamkeit auf diejenigen Wahrheiten des Chriſtenthums, welche am beſten geeignet ſind, ein muthiges und gelaſſenes Ertragen ſchmerzlicher Veränderungen und Trübſale zu lehren. Nachdem ſie ſich hierauf zu dem gewöhnlichen Abendgebete vereinigt hatte, begaben ſie ſich zur Ruhe.

Drittes Kapitel.

Früh am Montagmorgen ſtand Herr Bruce und ſeine Familie auf, und nachdem ſie ſich dem Schutze Gottes empfohlen hatten, ſchickten ſie ſich an, ihr Haus zu verlaſſen. Die Möbel wurden in die Häuſer der Nachbarn vertheilt, mit Ausnahme einiger der wenigen nothwendigen Artikel, welche nach Bräſide, einem in einer romantiſchen Schlucht nicht ganz zwei Stunden von dem Dorfe gelegenen Pachthofe, geſchickt wurden, wohin Herr Bruce ſich zu begeben beabſichtigte. Bald war Alles zu ihrem Abzuge vorbereitet, und jetzt verließ der würdige Pfarrer, vor ihm ſeine zwei Kinder, die einander an der Hand führten, und neben ihm ſeine Gattin, langſam und ſchweigend das Haus.

Die beiden Kinder gingen vergnügt ihres Wegs, glücklich genug, daß ſie bei ihren Eltern bleiben durften. Auch die Pfarrerin konnte nicht ſehr traurig ſeyn, ſo lange nur ihr Gatte an ihrer Seite war, und er ſelbſt war zu wohl auf dieſes Ereigniß vorbereitet, als daß er große Unbehaglichkeit gezeigt hätte. Doch konnte weder er noch ſeine Gattin eine Thräne unterdrücken, als ſie an der Kirche vorüberkamen und die Straße des Dörfchens betraten, durch welche ſie ihr Weg führte. Aber unbeſchreiblich war der Schmerz der Dorfbewohner. Sie ſahen ihren geiſtlichen Führer, ihren Tröſter, ihren Rathgeber, ihren Freund in der ſtrengen Kälte eines Wintermorgens mit ſeiner Gattin und ſeinen Kindern aus ſeinem Hauſe vertrieben und im Begriffe, ſie zu verlaſſen. Sollte er ſie nicht mehr am Sonntage verſammeln, um ihre Seelen mit dem Waſſer des Lebens zu erquicken? Sollten ſie ihn nicht mehr durch das Dorf von Haus zu Haus gehen ſehen, um den Dürftigen zu unterſtützen, den Kranken zu tröſten und Alle zu unterweiſen? Welche Drangſale ſtanden wohl ſeinen Kindern und dieſer liebenswürdigen Frau, die, obgleich keineswegs ungeſund, ihnen doch ſo zart erſchien, bevor!

und ſollte ſeine Kanzel und Wohnung von einem den Mantel nach dem Winde hängenden, herzloſen Fremden eingenommen werden?

Voll von ſolchen ſchmerzlichen Gedanken ſammelte ſich Alt und Jung um den Pfarrer und ſeine Familie. So begierig war ein Jedes, dem verehrten Manne noch einmal nahe zu ſeyn, daß ſie ſich haſtig vorwärts drängten und ihn oft nöthigten, Halt zu machen. Er beſchwor ſie, ihn zu verlaſſen; aber nicht eher konnte er ſie dazu bewegen, als bis ſie ihn mehr als eine halbe Stunde weit über das Dorf hinaus begleitet hatten. Hier ſchüttelte er einem Jeden noch die Hand, ermahnte ſie, jeder Verſuchung zum Böſen zu widerſtehen, und erhob ſeine Stimme und ſegnete ſie, während ſie Alle weinend um ihn ſtanden.

Jetzt ſetzte Herr Bruce mit Einigen, die ſich durchaus nicht davon abbringen ließen, ihn zu begleiten, ſeinen Weg nach Bräſide fort, während die Dorfbewohner mit ſchwerem Herzen, aber feſt entſchloſſen, lieber alles Unrecht zu leiden, als einer geiſtlichen Gewaltherrſchaft, die ſo hart begonnen hatte, ſich zu unterwerfen, nach Hauſe zurückkehrten. Von dieſer Art waren viele der Gemeinden und Geiſtlichen, welche die falſche Politik jener Tage durch rohe Gewalt in ihr Syſtem hineinſchrecken zu können meinte.

Herr Hill, der Pächter von Bräſide, ein würdiger alter Junggeſelle, hatte ſein Haus für die neuen Ankömmlinge, ſo gut er konnte, eingerichtet, und mit Hülfe deſſen, was ſie mit ſich brachten, und der emſigen Hände der Pfarrerin, unter denen Alles im Hauſe eine beſſere Geſtalt gewann, fand ſich die Familie bald ziemlich gut untergebracht. Das Haus hatte freilich gleich den meiſten Pächterhäuſern jener Tage nur zwei Gemächer, eine Küche und ein Wohnzimmer. Das letztere trat Herr Hill der Pfarrfamilie völlig ab, und die Küche benützten ſie gemeinſchaftlich.

Herr Bruce war des Gehalts, der ihm für das verfloſſene Jahr gebührte, beraubt worden; derſelbe war ohnehin immer klein geweſen. Auch war Herr Bruce von Natur und aus Grundſatz großmüthig und wohlthätig, ſo daß er ſich nicht einmal einen Nothpfennig zurückgelegt hatte. Er hing daher jetzt ganz von dem guten Willen ſeiner Gemeinde ab, und dieſer war wirklich nicht klein. Wiewohl Herr Hill ebenſo bereitwillig als im Stande war, der Familie eine Zeit lang ihren Unterhalt zu gewähren, ſo ließ man ihm dieß doch nicht zu. Kaum verging ein Tag, ohne daß Eines oder das Andere aus der Gemeinde nach Bräſide kam und mitbrachte, was ſie ſich für ihren Pfarrer — denn als ſolchen betrachteten ſie noch immer Herrn Bruce — abſparen konnten. So hatte er und ſeine Familie einen reichlichen Zufluß an allen Bedürfniſſen des Lebens.

Der Unterricht und die Erziehung der beiden Kinder hatte ſeinen Fortgang wie gewöhnlich. Auch predigte Herr Bruce Sonntags in den Häuſern der Landleute oder auf dem freien Felde. Die Pfarrerin war zärtlicher gegen ihren Gatten als je, und faſt ebenſo heiter als früher. Andreas und Marie waren geſund und zufrieden; und ſo lange ſie in Bräſide bleiben durften, konnten ſie ſich auch wirklich über nichts beklagen.

Unterdeſſen wurde die Verfolgung täglich heftiger. Den abgeſetzten Geiſtlichen wurde ſelbſt das Predigen auf dem Felde verboten und den Gemeinden unter Androhung der ſchwerſten Strafen unterſagt, dieſelben zu beherbergen oder ihnen auch nur einen Biſſen Brod zu reichen. Leute aus allen Ständen und Lebensverhältniſſen, welche den tyranniſchen Maßregeln der Zeit ſich nicht unterwerfen wollten, wurden von Haus und Hof vertrieben, und täglich ſtarb eine Anzahl derſelben unter den Händen der Nachrichter.

Die Geiſtlichen, welche in die erledigten Stellen im Weſten Schottlands eingeſetzt wurden, waren die eifrigſten Denuncianten gegen die Covenanters. Der

Berufseifer und das ſtrenge Leben ihrer Vorgänger waren eine beſtändige Anklage gegen die Trägheit und die zügelloſen Sitten dieſer Propheten des Baal, wie man ſie nicht unpaſſend nannte, und die Letzteren wünſchten daher, jene Vorbilder, welche nachzuahmen ſie nicht Luſt hatten, aus ihrer Umgebung zu entfernen.

Herr Macduff, Herrn Bruce's Nachfolger, war ein Hochländer und hatte eine ſo mangelhafte Kenntniß des Engliſchen wie des Schottiſchen, daß die Dorfbewohner, wenn ſie ihn auch hätten hören wollen, nur wenig von dem, was er ſagte, hätten verſtehen können. Er war ein robuſter, jägerartig ausſehender, junger Burſche, ebenſo unbekannt mit der Bücherwelt und allen Zweigen der Gelehrſamkeit, als anſtößig in ſeinem Wandel. Er jagte, ſchoß Vögel, trank mit den Offizieren, welche in dem Dorfe ſtationirt waren, und that, mit Einem Worte, faſt Alles, außer was für einen Geiſtlichen ſich ziemte. Die Dorfbewohner betrachteten ihn mit Abſcheu und flohen vor ihm, wie vor einem reißenden Thiere. Nirgends in Schottland wurden die Kirchen der biſchöflichen Geiſtlichen ſtark beſucht, die Macduffs aber war gänzlich verlaſſen. Weder Drohungen noch Bitten konnten ſo Viele zum ſonntäglichen Kirchenbeſuche bewegen, als nöthig waren, um auch nur den Schatten einer Verſammlung darzuſtellen, und was vielleicht an wenig andern Orten geſchah, Soldaten gingen an jedem Sonntagmorgen durch das Dorf und trieben mit dem Bajonette zehn oder zwölf der Bewohner in die Kirche, wo ſie mit Mienen daſaßen, welche nichts als Widerwillen und Abſcheu ausdrückten, während der unprieſterliche, biſchöfliche Diener den kalten, förmlichen Ritus gleichgültig abhaſpelte.

Herr Macduff beſaß übrigens eine gute Portion jenes Hochmuths, der auf Unwiſſenheit ſich gründet, war von Natur grauſam, der gottloſen Regierung mit Leib und Seele ergeben, weil er nur von ihr berückſichtigt zu werden hoffen konnte, gewärtig jedes Winks der Biſchöfe, weil ſie ihm ſeine Stelle verliehen hatten, und von grenzenloſem Haſſe gegen die Covenanters erfüllt, weil er wußte, daß, wenn es auf ſie ankäme, er nicht mehr lange auf ſeinem Poſten bliebe. Dieſe Eigenſchaften machten ihn ganz geeignet zu dem, wozu ſeine Oberen ihn hauptſächlich beſtimmt hatten, nämlich zur Verfolgung und Unterdrückung der Presbyterianer mitzuwirken.

Um die den Gemeinden aufgedrungenen Geiſtlichen bei der Auskundſchaftung der Verſammlungsörter der Covenanters zu unterſtützen, waren eine Menge

Spione aufgeſtellt. Bald miſchten ſich dieſe unter das Volk und erklärten ſich für deſſen eifrige Freunde; bald gaben ſie ſich das Anſehen reiſender Handelsleute; bald ſpielten ſie, um deſto leichter in die Plane der Covenanters eingeweiht zu werden, die Rolle von Hirten. Eine Menge ſolcher Elenden, die in Sharps Sold ſtanden, hatte ſich durch ganz Schottland verbreitet, und kein Wunder iſt es, daß ſie eine Menge Denunciationen zuſammenbrachten, wenn man bedenkt, daß Viele von ihnen — und zwar gerade die ſchamloſeſten und verächtlichſten aller Menſchen — nach der Zahl der Anklagen, die ſie vorbrachten, bezahlt wurden. So lange noch die Covenanters in irgend etwas, wie ein Verhör, gebracht wurden, traten dieſe Spione ſtets als Zeugen auf, bereit, Alles gegen ſie zu ſchwören, was man nur verlangte.

Zwei dieſer von Sharp beſoldeten Elenden ſtanden im Dienſte Herrn Macduffs. Täglich durchſpürten ſie in dieſem oder jenem Charakter die Umgegend, und kehrten ſtets mit einer Menge Anklagen zurück. Alle ihre Angaben wurden geglaubt oder wenigſtens ſtellte man ſich ſo, und Soldaten, denen ſie den Weg zeigen mußten, wurden ausgeſendet, um Alle diejenigen, welche jene Schurken des Presbyterianismus, den die herrſchende Partei Empörung nannte, beſchuldigten, auszuplündern, feſtzunehmen, zu foltern oder zu tödten.

Herr Bruce und ſeine Familie theilten die wachſenden Drangſale der Zeit. Nachdem ſie ſich ein Jahr in Bräſide aufgehalten hatten, ſahen ſie ſich zu einem umherziehenden Leben genöthigt: ſo daß ſie bald in einer Scheune, bald in einer Schäferhütte ein Unterkommen ſuchen mußten, bald ſchutzlos allen Unbilden der Witterung ausgeſetzt waren. Beſonders der Pfarrer und ſein Sohn, der ihn immer begleitete, mußten ſich oft in den Höhlen und wilden Schluchten des Landes verbergen. Der Ort, wo ſie am häufigſten zuſammenkamen, war eine Höhle am Ufer des Ayr, ungefähr zwei Stunden oberhalb des Dorfs. Sie war als Schlupfwinkel in den früheren ſtürmiſchen Zeiten Schottlands von Menſchenhänden in dem abſchüſſigen Felſengeſtade gebildet worden und war geräumig genug, um fünf bis ſechs Perſonen zu faſſen. Rohe und ſchwierig zu gehende Stufen, die man in den Felſen gehauen hatte, führten zu dieſem Schlupfwinkel, und über ſeine Oeffnung hingen verhüllend die weit ſich ausbreitenden Zweige der Birke und der Haſelſtaude herab, welche ihre Wurzeln in das loſe Felſengeklüfte getrieben hatten. Zwei bis drei rohe Sitze, Stroh und Teppiche machten das Ameublement der

Höhle aus. Hier verbargen ſich Herr Bruce und Andreas, ja auch die Pfarrerin und Marie oft, und dahin kamen in der Dunkelheit der Nacht die Landleute der Umgegend, um ihrem würdigen Pfarrer und ſeiner Familie Nahrungsmittel zu bringen und von ihm Belehrung, Rath und Troſt zu empfangen.

Dieſe gab ihnen Herr Bruce mit all der Klugheit eines verſtändigen Mannes und all dem Ernſte eines wahren Chriſten. Er ermahnte ſie, ihr ganzes Vertrauen auf Gott zu ſetzen, ihre Trübſale mit Geduld zu ertragen. Er erinnerte ſie daran, wie viel Chriſtus, ſo lange er in dieſer Welt war, gelitten, und wie ſtill und ergeben er Alles erduldet habe. Er warnte ſie, irgend etwas gegen die Regierung zu unternehmen. So klar er nämlich auch die Irrthümlichkeit der Lehre, daß der Chriſt ſelbſt unrechtmäßiger Gewalt ſich nicht widerſetzen dürfe, einſah, ſo wußte er doch wohl, daß die Covenanters, der zu ihrer Partei gehörigen Männer aus den höheren Klaſſen, welche meiſtens gefangen ſaßen, beraubt, ihren Unterdrückern, denen eine ſtarke Militärmacht zu Gebote ſtand, nicht die Stirne bieten konnten. Er rieth ihnen daher, den Schwertern ihrer Verfolger Geduld und Hoffnung entgegenzuſetzen, indem er ihnen verſicherte, daß der Herr ſelbſt ſich endlich ins Mittel legen würde, und vor Allem tröſtete und erquickte er die armen, von Haus und Hof vertriebenen und gleich wilden Thieren gehetzten Landleute dadurch, daß er ihre Blicke oft auf den Lohn einer beſſeren Welt richtete. Auch beging er nicht den Fehler, die Wirkung ſeiner Worte durch ſein Beiſpiel wieder zu zerſtören. Folgendes Geſpräch, das einſt Nachts in der abgelegenen Höhle ſtattfand, wird zeigen, wie muthig die verfolgte Familie ihr Schickſal trug.

Es war gegen das Ende des Herbſtes. Der Pfarrer ſaß mit ſeiner Gattin und ſeinen Kindern in der Höhle. Ein Kohlenhaufen glomm am Boden und erleuchtete halb das rohe Gemach. Man hörte den Ayr ſein kieſelbedecktes Bett hinabrauſchen; der Wind pfiff in der Oeffnung der Höhle und blies welke Blätter herein, die innen auf den Boden niederraſchelten, und hie und da warf ein Blitz ſein flüchtiges Licht in den einſamen Aufenthalt.

„Erinnerſt Du Dich noch,“ ſagte Marie zu ihrem Bruder, „wie friſch und ſchön dieſe Blätter im Sommer waren?“ indem ſie eines aufhob, das der Wind eben in die Höhle trieb. „Du erinnerſt Dich doch noch, wie begierig wir warteten, bis ſie ſich entfalteten und die Oeffnung der Höhle bedeckten?“

„Sie waren ſehr ſchön,“ verſetzte Andreas, „und hielten den Wind von der Höhle ab; aber ihre Zeit iſt vorüber, und wir werden ſie nicht mehr grün ſehen.“

„Und woran ſollte euch das erinnern?“ ſagte die Pfarrerin. „Sollte es euch nicht an die Vergänglichkeit alles Irdiſchen mahnen? Wir Alle verwelken ja, wie ein Blatt; wir Alle werden niedergemäht und verdorren, wie Gras. Nur bleibt das Blatt bis zum Herbſte an ſeinem Zweige hängen und fällt nicht eher ab, als bis es ſaftlos und dürr vor Alter iſt; wir aber, liebe Kinder, können in der Mitte unſeres Lebens niedergemäht werden; wir ſind keinen Augenblick vor dem Tode ſicher, ſondern müſſen vielleicht bald unter den Händen der Gewalt ſterben. Seyd ihr darauf gefaßt, liebe Kinder, Alles für Chriſtus zu dulden? Thut es euch wehe, daß ihr habt um ſeinetwillen eure Heimath verlaſſen und an einem ſolchen Orte Zuflucht ſuchen müſſen?“

„Ich bin hier ſo glücklich,“ antwortete Andreas, „als da wir noch im Dorfe wohnten. Mein Vater und Ihr habt mich gelehrt, die Erfüllung meiner Pflichten gegen Gott als die Aufgabe meines Erdenlebens zu betrachten, und ich bin entſchloſſen, im Vertrauen auf ſeine Gnade lieber das Aeußerſte zu leiden, als ihm ungehorſam zu werden. Ich weiß, er wird mir Kraft zu dem geben, was er mir befohlen hat.“

„Ja,“ ſagte Marie, welche in der Bibel ſchon ziemlich bewandert war. „Seine Gnade wird uns genügen. Ich weiß, was David ſagt: „Der Herr iſt nahe Allen, die ihn anrufen, Allen, die ihn mit Ernſt anrufen. Er höret ihr Schreien und hilft ihnen.““

„Ja,“ bemerkte die Pfarrerin, während ihr Gatte über dieſe Reden ſeiner Kinder eine Freudenthräne vergoß, „ja, wenn ihr nicht auf euch ſelbſt, ſondern auf den Herrn euer Vertrauen ſetzet, ſo wird er euch Kraft ſchenken, Alles um ſeinetwillen zu dulden. „Was ihr in meinem Namen bitten werdet,“ ſagt ja der Heiland, „das wird er euch geben.““

„Selig ſind diejenigen, die auf Gott vertrauen,“ ſagte Herr Bruce, indem er einen Blick unausſprechlicher Befriedigung auf ſeine Familie warf. „Selig ſind, wie auch ihre äußerlichen Umſtände beſchaffen ſeyn mögen, Alle diejenigen, deren Gott der Herr iſt! Wir haben zwar alle Bequemlichkeiten dieſer Welt verloren, aber deſto weniger kann Irdiſches unſer Herz gefangen nehmen; wir erleiden zwar Trübſal, aber deſto raſcher werden wir unter dem Segen des Herrn für der Himmel reifen; unſer Leib iſt den Nachtwinden ausgeſetzt, aber unſere Seele iſt ſicher unter dem Schirme des Allerhöchſten. Unſere Feinde ſind mächtig und glühen von Haß gegen uns; aber der, welcher für uns iſt, iſt noch viel mächtiger als die, welche wider uns ſind. Und wie ſeine Macht, euch zu beſchützen, meine Lieben, unendlich iſt, ſo iſt es auch ſeine Liebe. Er, der ſeinen eingebornen Sohn uns gegeben hat, wird, wenn wir ihm nur treu bleiben, ſicherlich kein wahres Unheil uns treffen laſſen. Noch ſchwere Trübſale mögen für uns beſtimmt ſeyn; aber laſſet uns unſere Blicke unverwandt auf das Land der Verheißung richten! wenn wir durch irgend etwas getrennt werden ſollten, ſo laſſet uns unſere Schritte getroſt nach dieſem Lande lenken, wo wir uns wiederſehen werden und nichts uns mehr trennen wird. Unſere Kirche iſt jetzt unterdrückt; das Blut ihrer Glieder fließt auf dem Schaffote; ihre Seufzer ertönen in der Wildniß. Aber Gott hat ſie darum nicht verlaſſen: ſie wird noch jubeln und frohlocken. Wir werden vielleicht das Ende ihrer Trübſal nicht erleben; aber durch bereitwilliges Dulden werden wir das Unſrige gethan haben. Wir werden unſern Lohn bekommen, und wenn unſere trauernde Kirche ihre Harfe von den Weiden nehmen und ſie zu Freudenklängen im friedlichen Tempel ſtimmen wird, dann wird unſer Andenken nicht vergeſſen ſeyn.“

Als Herr Bruce ſo geſprochen hatte, kniete er mit den Seinigen in der Höhle nieder und erflehte für ſie und ſich den Segen Gottes, und dann verwiſchte ein ſanfter Lobgeſang ſeine heilige Melodie mit dem Nachtſturme.

Religion, du biſt Glückſeligkeit! Deine Verehrer haben zwar oft ſchwere Trübſale zu erdulden; aber du kommſt in der Kraft Gottes und führſt ſie aus allen hinaus. Während die Finſterniß der Welt um ſie her ſich lagert, zeigſt du ihnen in hellerem Glanze die wolkenloſen Höhen, nach denen ſie ziehen. Je mehr in dem Kelche, welchen die Gottloſigkeit der Menſchen ihnen reicht, ihr Mund der bittern Hefe ſich nähert, deſto reichlicher läſſeſt du ſie in ihrem Herzen die Süßigkeit des ewigen Lebens ſchmecken. Wehe dem, der ſein Glück fern von dir ſucht! er wird ſich ſchrecklich getäuſcht ſehen.

Viertes Kapitel.

Vier Leidensjahre waren jetzt verfloſſen, ſeitdem Herr Bruce und ſeine Familie ihre friedliche Heimath hatten verlaſſen müſſen. Aber obgleich Viele von ſeiner

Gemeinde ins Gefängniß geworfen und in die Verbannung geſchickt worden waren — die Qualen der Folter erduldet oder den Tod auf dem Schaffot erlitten hatten, und obgleich die Pfarrfamilie ſelbſt der Wachſamkeit ihrer unbarmherzigen Verfolger oft nur mit genauer Noth entgangen war, ſo war doch noch kein Mitglied derſelben in ihre Hände gefallen. Doch war die Zeit nicht mehr ferne, wo ſie die Schrecken der Verfolgung noch in höherem Grade erfahren ſollte.

An einem Sonntagabende im September verließ Herr Bruce mit ſeiner Gattin und ſeinen Kindern die Höhle, um mit Einigen von ſeiner Gemeinde in einer wilden Thalſchlucht in der Nachbarſchaft zuſammenzutreffen, wo er predigen wollte. Als ſie an dem beſtimmten Orte eintrafen, waren ungefähr Zwanzig verſammelt. Einige derſelben ſtanden, Andere ſetzten ſich auf den kalten Raſen nieder, während Herr Bruce ſich an einen Felſen ſtellte, auf den er die Bibel legen konnte, und folgende Verſe aus dem dreiundzwanzigſten Pſalme zum Singen vorſagte:

Der Herr mein Hirt! mir mangelt nichts;
    Er ſchafft mir Weid' und Ruh
Auf grüner Au'; er führet mich
    Dem friſchen Brunnquell zu.

Er iſt's, der meine Seel' erquickt.
Ich wandle jetzt einher
In ſeiner Kraft auf rechtem Pfad
Zu ſeines Namens Ehr'.

Ich geh' furchtlos im dunkeln Thal
Des Tods auch; Du, mein Licht,
Biſt bei mir, und auf Deinen Stab
Geſtützt, verſink' ich nicht.

Darauf, wie es von Graham ſchön ausgedrückt iſt:

— erhob ſich der Geſang, der laute
Anruf des Preiſes. Der unruhige Kibiz
Kreiſcht länger nicht; erheitert iſt die Oede,
Und auf entleg'nem Fels des Wächters Ohr
Fängt oft argwöhniſch auf den Hall im Winde.

Jetzt ſchickte Herr Bruce ein glühendes Gebet zum Thron der Gnade empor und nahm dann ſeinen Text aus dem nämlichen Pſalme, aus dem einige Verſe geſungen worden waren: „Und ob ich ſchon wanderte im finſtern Thale, fürchte ich kein Unglück, denn Du biſt bei mir: Dein Stecken und Stab tröſten mich.“

Dieſe troſtreiche Stelle erläuterte er dadurch, daß er zeigte, wie die, welche der Stecken und Stab des Allmächtigen ſtütze, vor keinem Uebel ſich zu fürchten brauchen. Dieſer Stecken und Stab, erklärte er, ſey nichts Geringeres, als die unendliche Liebe, Weisheit und Macht Gottes in ihren Aeußerungen zum Heile des Gerechten. Dieſe Wahrheit erläuterte er ausführlich und in einer ſchöneren Sprache, als ſie den damaligen Predigern eigen war.

Nachdem er ſeine tröſtende und ermuthigende Rede beendigt hatte, nahm er Gelegenheit, noch einige Bemerkungen über den damaligen Zuſtand der Dinge zu machen. Es ſey leicht vorauszuſehen, ſagte er, daß die Verfolgung der Presbyterianer noch zunehmen würde; denn ihre Feinde wollen ihren Ehrgeiz und ihre Habſucht durch die Unterdrückung und Ausplünderung der Covenanters befriedigen, und es ſey ſchwer zu ſagen, wie weit dieſe Leidenſchaften ſie noch führen würden. Es ſey mehrere Regierungen hindurch das Beſtreben der Stuarts geweſen, die kirchliche Oberherrſchaft in Schottland in ihre Hände zu bekommen, dieß ſey ihnen jedoch bis jetzt nicht gelungen und werde ihnen ohne Zweifel auch nicht gelingen, vielmehr ſcheine dieſes verblendete Geſchlecht in ſein eigenes Verderben zu eilen, und eine Thräne rollte über die Wange des edlen Mannes, als er von der unheilbaren Thorheit dieſes Hauſes ſprach. Die Nation werde, das ſey vorauszuſehen, der Unterdrückung endlich müde werden und ſich ihrer Freiheiten und Vorrechte verſichern. Die Unterdrückung werde ſich, wie gewöhnlich, durch ihre eigene Grauſamkeit vernichten.

Aber für jetzt müſſe Geduld und Hoffnung ihre Stütze ſeyn; jedes Unternehmen gegen ihre Unterdrücker, wenn ſie nicht die gehörigen Mittel hätten, würde ihren Zuſtand nur noch unerträglicher machen; willige Unterwerfung unter Alles, was das Gewiſſen nicht verletze, und geduldiges Ertragen ihrer Trübſale ſeyen die Mittel, welche unter dem Beiſtande Gottes ihnen und ihren Kindern am gewiſſeſten die Segnungen religiöſer und bürgerlicher Freiheit wieder bringen würden.

Das waren die Anſichten dieſes Mannes, auf deſſen Kopf die bethörte Regierung als auf den eines Aufwieglers einen Preis geſetzt hatte, und dieſelben Anſichten hegten viele jener Helden des Covenants, welche manche Geſchichtſchreiber als die fanatiſchen Häupter einer fanatiſchen Sekte darſtellen. Zwar wollen wir nicht behaupten, daß die Anſichten aller Covenanters ſo gemäßigt und billig waren, als die Herrn Bruce's. Unter einer großen Anzahl wird es ſtets auch ſchwache und erhitzte Köpfe geben, und grauſame Verfolgung wird ſie zu Extremen fortreißen. Die, welche die Covenanters verdammen, ſollten bedenken, daß keiner derſelben ein ſchlechter Unterthan wurde, ehe Unterdrückung ſie zur Verzweiflung gebracht hatte, und daß, wenn Manche von ihnen ſpäter keine ſehr rationellen Begriffe von bürgerlicher Regierung annahmen, die große Maſſe der damals leidenden Presbyterianer, jene Begriffe eben ſo wenig billigte als ihre Verfolger.

Die kleine Verſammlung hatte abermals ein Loblied geſungen, und der Pfarrer wollte ſie eben mit dem Segen entlaſſen, als ſie plötzlich Pferdegetrappel hörten, und im nächſten Augenblicke eine Schaar Dragoner mit brennenden Fackeln in den Händen auf ſich zugaloppiren ſahen. Zu einer ſolchen Stunde und an einem ſolchen Orte keinen Ueberfall erwartend, hatten ſie das Ausſtellen einer Wache unterlaſſen. Eine kleine Anhöhe, welche die Soldaten auf den Rath der Spione, die ihnen als Wegweiſer dienten, zwiſchen ſich und den Covenanters liegen ließen, hatte dieſen das Fackellicht verborgen, bis die Dragoner die kleine Verſammlung faſt ſchon erreicht hatten.

So kurz aber auch die Zeit war, ehe die Soldaten ſie erreichen konnten, ſo flohen die Ueberraſchten doch nach einem Moraſte, in deſſen Nähe ſie ſich glücklicherweiſe befanden, und der leicht einſinkende Boden verhinderte die Verfolgung der Reiter. Als aber der kommandirende Offizier ſah, daß ſie wahrſcheinlich entkommen würden, ſo befahl er, von Natur blutdürſtig und wüthend über das Entwiſchen ſeiner

Beute, ſogleich ſeinen Leuten, ihre Karabiner gegen die Fliehenden abzufeuern, und ohne die Wirkung dieſes Befehls zu unterſuchen, kehrte er um und ritt davon.

Mehrere waren beſchädigt, Frau Bruce aber hatte eine tödtliche Wunde empfangen. „Mit mir iſt es vorbei,“ ſagte ſie, während ihr Gatte ſie in ſeinen Armen auffing, damit ſie nicht zu Boden ſtürzte. „Meine Wunde iſt tödtlich; ich muß euch verlaſſen. O lieber Mann, ich übergebe dieſe Kinder Deiner Fürſorge; ich übergebe euch Alle der Fürſorge meines Gottes.“ Sie wollte noch mehr ſagen; aber der Tod war ihr ſchon zu nahe. Sie warf noch einen Blick auf ihren Sohn und ihre Tochter, ſchlang ihre Arme convulſiviſch um ihren Gatten und verſchied an ſeiner Bruſt.

Sprach- und bewegungslos hielt Herr Bruce ſie noch eine Zeitlang in ſeinen Armen. Andreas weinte nicht, ſondern warf ſich in der Bitterkeit wortloſen Schmerzens auf den Boden nieder. Marie jammerte laut und umfaßte die blutige Leiche ihrer Mutter, während die Landleute ſich um ſie verſammelten und ſtill weinten.

Es währte einige Zeit, bis irgend Jemand zu reden im Stande war. Andreas, deſſen kräftiger Geiſt ihm nicht erlaubte, ſich lange unnützem Schmerze hinzugeben, war der Erſte, der das düſtere Schweigen brach. „Vater,“ ſagte er, „laß uns jetzt erwägen, was wir thun müſſen; wir können hier nicht bleiben.“

Bei dieſen Worten ſeines Sohnes ſich wieder etwas faſſend, ließ Herr Bruce die blutige Leiche auf die Heide nieder und ſagte, die Hände gen Himmel erhebend, im Tone der Ergebung: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen: der Name des Herrn ſey gelobet!“

Nach kurzer Berathung wurde beſchloſſen, die Leiche in eine benachbarte Hütte zu bringen. Dieſelbe wechſelsweiſe tragend, gingen ſie langſam über den Moor nach dem verabredeten Orte. Bei ihrer Ankunft daſelbſt war zuerſt zu beſtimmen, wo die Leiche beerdigt werden ſollte. Herr Bruce wünſchte natürlich dabei anweſend zu ſeyn, aber dieß war nicht möglich, wenn man die ſterblichen Ueberreſte ſeiner Gattin auf dem Dorffriedhofe beerdigte. Und doch wollte er ſie nicht gern in dem Moore begraben ſehen.

„Es hat nichts zu ſagen,“ ſagte Andreas, als er die Unentſchloſſenheit ſeines Vaters bemerkte, „es hat nichts zu ſagen, wo unſere Leiber ruhen. Kann es der Mutter etwas ausmachen, wohin wir ihren Staub legen? Gott kennt doch ihr Grab, und Engel werden den Ort in Ehren halten. Ich meines Theils wollte, hätte ich die Wahl, lieber in der einſamen Moorſchlucht liegen, als mich mit Pomp beerdigen und durch ein marmornes Denkmal mein Lob der Nachwelt verkündigen laſſen.“

„Du haſt Recht, mein Sohn,“ erwiederte ſein Vater, „das Grab iſt ein Ruhebett für die Gerechten. Ihre Leiber ruhen in Hoffnung, und es thut nichts zur Sache, wo ſie liegen.“

Es wurde jetzt beſchloſſen, daß die irdiſchen Ueberreſte der Pfarrerin am nächſten Abende beerdigt werden ſollten, und der dazu beſtimmte Ort war nicht weit von dem, wo ſie die tödtliche Wunde empfangen hatte.

Nachdem dieß verabredet war, und Herr Bruce mit den trauernden Freunden, die ihn bis zu der Hütte begleiteten, noch einmal gebetet hatte, kehrte er mit ſchwerem Herzen in die Höhle zurück; denn ſo begierig forſchte man ihm nach, daß er ſelbſt in dieſer abgelegenen Hütte keine Nacht hätte zubringen können. Marie wollte die Leiche ihrer Mutter nicht verlaſſen, und Andreas blieb bei ihr zu ihrem Schutze und Troſte.

Am nächſten Abende kehrte Herr Bruce nach der Hütte zurück, wo ſich ungefähr zwanzig Landleute verſammelt hatten. Ein roher Sarg war zubereitet worden, und unter dem Schutze der Nacht ſetzte ſich der Trauerzug langſam nach dem Begräbnißplatze in Bewegung. In ſchwarze Trauergewänder gekleidete Wolken hingen am Himmel und nur hie und da blickte zwiſchen ihnen ein einſamer Stern mit einem Auge hervor, das zu weinen ſchien, indem es auf die öde Haide und auf die kummervollen Geſichter des Trauerzugs niederſchaute. Schwermüthig rauſchten durch ihre Schluchten die Bäche der Wildniß, und die klagende Stimme der in den Lüften umherkreiſenden Schnepfen, das einſame Pfeifen des Kibiz und das melancholiſche Seufzen des Winds, der hie und da von der Haide aufſprang, klangen in die Ohren Herrn Bruce's, wie die Töne einer traurigen Weiſſagung, welche ihm und den Seinigen noch mehr Unheil verkündigte.

Als der Zug an dem Begräbnißplatze anlangte, wurde von den Landleuten ein Grab gegraben, in welches der Sarg verſenkt und mit Erde verſchüttet wurde, während Herr Bruce und ſeine Kinder mit ihren Thränen den kalten Boden benetzten, der jetzt die geliebte Mutter ihren Augen verbarg. Aber ſie trauerten nicht wie diejenigen, die keine Hoffnung haben. Herr Bruce wiſchte die Thränen von ſeinem Auge und redete die Landleute, welche ſich ebenfalls ihrer Thränen nicht enthalten konnten, während ſie umherſtanden und auf das Grab blickten, ſo an:

„Weinet nicht, liebe Freunde,“ ſagte er ergebungsvoll, „ſie hat ihre Lebensaufgabe erfüllt. Sie liebte ihren Gott und diente ihm, und er hat ſie jetzt zu ſich genommen. Selig die, welche ſo den Leiden dieſer Welt entzogen werden! Zwar mußten wir ihr die letzte Pflicht im Dunkel der Nacht erweiſen, zwar errichten wir keinen Marmorſtein zu ihrem Gedächtniſſe; aber ſie wird dagegen im Himmel geehrt ſeyn vor allen Heiligen. Laſſet auch uns auf den Tod uns gefaßt halten! Sind wir auf ihn gehörig vorbereitet, ſo thut es nichts zur Sache, wann oder wie wir ſterben. Je eher wir unſeres Vaters Haus erreichen, deſto beſſer. Aber wir müſſen als die ächten Jünger Chriſti den guten Kampf auskämpfen und nicht darüber klagen, daß er uns nicht früher in unſere Heimath ruft. Er kennt die rechte Zeit dazu am beſten. Laſſet uns daher in ſeiner Stärke den guten Kampf des Glaubens kämpfen, laſſet uns ſorgfältiger als je ſelbſt den böſen Schein meiden, laſſet uns, liebe Freunde, ganz Gott uns weihen, — damit, „wenn unſer irdiſch Haus zerbrochen wird, wir einen Bau haben, von Gott erbaut, ein Haus nicht mit Händen gemacht, das ewig iſt im Himmel!““

Nachdem der Pfarrer ſo geſprochen hatte, ſagte er den Landleuten Lebewohl und kehrte mit Andreas und Marien in die Höhle zurück.

Fünftes Kapitel.

Mittlerweile fand im Süden Schottlands ein Ereigniß ſtatt, das die Lage der Covenanters noch unerträglicher machte. Die dortigen Verfolger hatten nämlich einem armen, alten Manne eine ſchwere Geldbuße auferlegt, und als jener ſie nicht bezahlen konnte, banden die Soldaten ihn und wollten ihn ohne Rückſicht auf ſeine Bitten und Thränen ins Gefängniß ſchleppen, als eine Handvoll Landleute, die ſich um ihn verſammelt hatten, aus Mitleid mit dem armen Manne und im Unwillen über die Grauſamkeit eines ſolchen Verfahrens den Gefangenen gewaltſam befreite. Wohl wiſſend, daß ſie für dieſe That keine Verzeihung zu hoffen hätten, bewaffneten ſie ſich zu ihrer Vertheidigung. Ihre Anfangs nur kleine Zahl wuchs bald zu beinahe Zweitauſend an, und in der Hitze ihres Eifers beſchloſſen ſie, nach Edinburg zu marſchiren, um die Regierung zur Abſtellung ihrer Beſchwerden zu zwingen. Die Einſichtsvolleren unter ihnen erkannten die Unklugheit dieſes Unternehmens und verſuchten jedes Mittel, ihre Freunde von der Ausführung ihres voreiligen Planes abzuhalten. Sie ſtellten ihnen die Stärke und Disciplin der königlichen Truppen und ihren eigenen Mangel an Waffen und Kriegszucht, ſo wie die Unmöglichkeit vor, geſchickte Befehlshaber zu bekommen, da die ihrer Partei angehörenden Männer aus den gebildeten Ständen im weſtlichen Schottland entweder im Gefängniſſe ſäßen oder aus dem Lande geflohen wären. Sie riethen ihnen, ſich lieber zu zerſtreuen und in der Flucht Schutz vor der Grauſamkeit ihrer Unterdrücker zu ſuchen, als ſich ſo, unvorbereitet wie ſie wären, in gewiſſes Verderben zu ſtürzen. Ueberdieß, bemerkten ſie, wäre es chriſtlicher, für's Erſte noch auf dem Wege von Bitten und Vorſtellungen Linderung ihrer Leiden zu ſuchen.

Aber ſich fürchtend, die Waffen, die ſie einmal ergriffen hatten, wieder niederzulegen, durch die bitterſten Drangſale zur Verzweiflung gebracht und durch einige unklügere ihrer Geiſtlichen ermuthigt, richtete die Menge trotz aller jener Gegenvorſtellungen ihren Marſch gegen die Hauptſtadt. Dieß war es eben, was die Regierung wünſchte. Sie wollte einen beſſeren

Vorwand als bisher zur Plünderung und Unterdrückung der Presbyterianer haben. Schon oft hatte ſie daher durch ihre Emiſſäre einen Aufſtand zu erregen geſucht. Das hatte jetzt ihre Grauſamkeit zu Stande gebracht. Der bewaffnete Haufe, welcher in keinem Falle über zweitauſend Mann zählte und ohne vorhergehende Verabredung zu den Waffen gegriffen hatte, wurde durch die falſchen Berichte der Unterdrücker zu einem allgemeinen und vorbereiteten Aufſtande des ganzen weſtlichen Schottlands vergrößert.

Der Erfolg jenes verzweifelten Unternehmens iſt bekannt. Nachdem die Landleute, durch Erſchöpfung oder Furcht um mehr als die Hälfte verringert, in die Nähe von Edinburg gekommen waren und nichts zur Verbeſſerung ihrer Lage erreicht hatten, kehrten ſie über die Pentandhügel friedlich nach Hauſe zurück, als ſie von Dalziel, dem damaligen Befehlshaber der königlichen Truppen in Schottland, verfolgt und angegriffen wurden. Sie fochten eine Zeitlang mit größerem Muthe, als von Männern in ihrer hoffnungsloſen Lage ſich erwarten ließ; aber dadurch, daß eine Truppenabtheilung von einer andern Seite her ihnen in den Rücken fiel, wurden ſie in Unordnung gebracht und in die Flucht geſchlagen. Fünfzig ſtarben auf dem Platze, wo ihnen ſeitdem ein ſehr ſchönes Monument errichtet worden iſt; Andere fielen auf der Flucht und Viele wurden gefangen. Dieſen widerfuhr eine ſchonungsloſe Behandlung. Zehn von ihnen wurden auf Einem Schaffote hingerichtet, und ihre Köpfe und Hände nach Lanark geſchickt, wo ſie im Vorüberziehen den Covenant erneuert hatten. Außer dieſen wurden Viele in ihre Heimath geſandt und vor ihren eigenen Thüren hingerichtet.

Die Verfolger hatten nun, wie geſagt, den gewünſchten Vorwand gefunden und ſäumten nicht, zu den muthwilligſten und unmenſchlichſten Grauſamkeiten zu ſchreiten. Dalziel und Drummond, welche jetzt die militäriſchen Befehlshaber im Weſten waren, verbanden die wilde Rohheit der Moskowiter, in deren Dienſte ſie eine Zeitlang geſtanden waren, mit der kalten und unbeugſamen Grauſamkeit, welche Verfolgern gewöhnlich eigen iſt. In jedem Dorfe wurden Dragoner ſtationirt, und ſogar der gemeine Soldat durfte Jeden, der ſich weigerte, der Regierung den Teſt zu ſchwören, ohne alle Umſtände niederſchießen. Nirgends waren die armen zerſtreuten Glieder der ſchottiſchen Kirche vor der Nachforſchung ihrer Feinde ſicher. Beſonders wurden die abgeſetzten Geiſtlichen mit unermüdlichem Eifer verfolgt, und unter dieſen wurde keinem begieriger nachgeforſcht als Herrn Bruce.

War Herr Macduff, ſein Nachfolger, überhaupt allen Covenanters abgeneigt, ſo haßte er vollends Herrn Bruce aufs bitterſte. Er betrachtete nämlich dieſen würdigen Mann, von dem er wußte, daß er ſich noch immer im Kirchſpiele aufhielt, als den Haupturheber des Widerſtands, den die Gemeinde noch immer dem biſchöflichen Ritus entgegenſetzte. Auch waren die Dorfbewohner manchmal kühn genug ſelbſt vor Herrn Macduffs Ohren deſſen Charakter mit dem ihres vorigen Pfarrers zu vergleichen. Dieſe Umſtände reichten hin einem unwiſſenden und grauſamen Menſchen, wie Macduff war, einen unverſöhnlichen Haß gegen Herrn Bruce einzuflößen, und er beſchloß, ihn aus dem Wege zu ſchaffen. Tag und Nacht forſchten die zwei Spione, welche noch immer im Dienſte Macduffs ſtanden, ihm nach, und ihre Nachſuchung war um ſo eifriger, da nicht bloß die Regierung einen beträchtlichen Preis auf ſeine Verhaftung geſetzt, ſondern auch Herr Macduff ihnen eine hübſche Summe verſprochen hatte, wenn ſie ihm ſichere Kunde brächten, wie dieſer Mann feſtgenommen werden könnte.

Wiewohl Herr Bruce ſelten den Bereich ſeiner früheren Berufsthätigkeit verließ, ſo hatte er dennoch bis jetzt alle Bemühungen dieſer Spürhunde vereitelt.

Er war von den Landleuten, unter denen er umherwanderte, ſo geachtet und geliebt, daß ſie freudig ihr eigenes Leben aufs Spiel geſetzt hätten, um ihrem Pfarrer zur Flucht oder einem Bergungsorte behülflich zu ſeyn. Und ſo bewundernswürdig war die treue Verſchwiegenheit der Eingeborenen, denen allein die Höhle bekannt war, daß, obgleich Herr Bruce ſchon ſeit mehreren Jahren ſich ſehr häufig in derſelben aufhielt, ſeine Feinde ſie doch noch nicht entdeckt hatten.

Endlich trat ein Umſtand ein, durch den die Verfolger Herrn Bruce's habhaft zu werden hofften. Andreas hatte eines Nachmittags ſeinen Vater und Marie in der Höhle verlaſſen, um ſich, wie er oft that, mit einem Hirten zu unterhalten, der ſeine Heerde ganz in der Nähe weidete. Er hatte ſich jedoch noch keine Viertelſtunde weit entfernt, als ein Trupp Soldaten mit Macduff plötzlich über ihn kamen, ihr nächſter Zweck war an dieſem Tage die Vogeljagd geweſen; aber zugleich befahlen ſie Jedermann, dem ſie begegneten, den Teſt zu ſchwören, ein Eid, durch welchen der Schwörende dem Covenant entſagte, den König als Oberhaupt der Kirche anerkannte und ſich der damaligen ſtaatskirchlichen Ordnung zu unterwerfen verſprach. Andreas wies dieſes Anſinnen, ohne ſich zu bedenken, zurück. Nach den Geſetzen oder vielmehr der Geſetzloſigkeit jener Tage berechtigte dieſe Weigerung die Soldaten, den Jüngling auf der Stelle niederzuſchießen. Aber obgleich ſein Anzug der eines Landmanns war, ſo bemerkten ſie doch ſowohl in ſeinem Geſichte, als in ſeiner Art zu reden, etwas ſo Edles und Ungewöhnliches, daß ſie alsbald auf die Vermuthung kamen, er ſey vielleicht der Sohn eines Mannes von Stande, dem wichtige Geſtändniſſe abgelockt oder mittelſt deſſen eine ſchöne Geldſumme erpreßt werden könnte.

Aus dieſen Gründen ſchonten ſie für jetzt ſein Leben und transportirten ihn als Gefangenen in das Dorf. Auf dem Wege dahin machten ſie mehr als Einen Verſuch, ſeinen Namen von ihm zu erfahren; aber da Andreas wohl wußte, daß, entdeckten ſie einmal, weſſen Sohn er wäre, er keine Hoffnung mehr hätte, ihren Händen zu entkommen, ohne ihnen ſeinen Vater zu verrathen, ſo verbarg er ſorgfältig ſeinen Namen. Als ſie jedoch das Dorf erreichten, liefen die Einwohner zuſammen, um den Gefangenen zu ſehen, und als ſie in dieſem den Sohn ihres geliebten Pfarrers erkannten, ſo ſtießen ſie die bitterſten Verwünſchungen gegen die Soldaten aus, indem ſie riefen, das Gericht Gottes werde über ſie kommen, und ſchrieen: „Wollt ihr den Sohn unſeres lieben Pfarrers ermorden? Schon habt ihr das Blut ſeiner Frau vergoſſen; iſt eure Grauſamkeit noch nicht geſättigt?“

Als Macduff dieß hörte, ſo blickte er Dalziel, der ſelbſt von der Partie war, an und ſagte mit einem Lächeln teufliſcher Freude: „Wir haben heute einen guten Fang gemacht. Jetzt werden wir dem alten Fuchſe auf die Fährte kommen.“

Dalziel fragte jetzt Andreas, ob er der Sohn des Rebellen Bruce's ſey; denn ſo nannte er dieſen ſanftmüthigen und friedlichen Diener Jeſu. Kühn antwortete Andreas: „Ich bin der Sohn des Pfarrers Bruce.“

Dieſe kurze Antwort, ſo wie der Ton und die Miene, womit ſie gegeben wurde, überzeugte Dalziel, daß er einen Jüngling vor ſich habe, welchem Strenge ſchwerlich viel ablocken würde.

Sie ſperrten jetzt Andreas in die Kirche, welche ſeit einiger Zeit mehr als Gefängniß, denn als Gotteshaus gebraucht worden war, und nachdem ſie eine Wache vor dieſelbe geſtellt hatten, entfernten ſie ſich, um ſich mit einander zu berathen, wie ſie von dem Gefangenen am beſten die gewünſchte Auskunft über ſeinen Vater bekommen könnten. Der rohe Macduff war dafür, ihn ſogleich auf die Folter zu bringen; Dalziel dagegen, der des Jünglings Weſen beſſer beobachtet hatte, wollte zuerſt gelinde Mittel bei ihm verſuchen. Demgemäß begab er ſich zu dem Gefangenen und redete ihn ſo an: „Durch Eure Weigerung, den Teſt zu ſchwören, ſeyd Ihr, wie Ihr wohl wißt, junger Mann, nach den Geſetzen Eures Landes dem Tode verfallen, und wir könnten Euch ohne weitere Umſtände erſchießen laſſen; aber wir wünſchen es mit Euch nicht ſo weit zu treiben, da Euer Ausſehen Euch unſere Achtung gewonnen hat, und wir möchten gern die Strenge des Geſetzes zu Euren Gunſten mildern; aber dazu ſind wir ohne ein wenig Entgegenkommen von Eurer Seite nicht berechtigt. Wir wollen jedoch von Euch nicht verlangen, daß Ihr den Teſt ſchwöret, da dieß Euch ſo unangenehm zu ſeyn ſcheint. Wenn Ihr uns nur ſaget, wo Euer Vater ſich befindet, ſo mögt Ihr Eure Freiheit haben, und Ihr dürft wegen ſeines Lebens nicht beſorgt ſeyn. Er hat ſich zwar der Regierung feindlich widerſetzt; aber wir verſprechen, daß ſein Leben ſicher ſeyn ſoll. Wir wollen dafür Sorge tragen, daß ihm nichts Schlimmeres begegne, als eine kurze Gefangenſetzung.“

Wenn der junge Mann, fügte er hinzu, ſich dazu entſchlöße, die nöthige Auskunft zu geben und am militäriſchen Leben Gefallen fände, ſo wollte er ihm einen ehrenvollen Poſten zu verſchaffen ſuchen oder, wenn er ſich lieber für die Kirche auszubilden wünſchte, ſo wollte er ihn denjenigen empfehlen, von welchen er Beförderung erwarten könnte.

Andreas, der ebenſo ſehr Dalziels Verſprechungen in Betreff ſeines Vaters mißtraute, als er die ihm ſelbſt gemachten Anerbietungen verachtete, ſchlug es, indem er dem Soldaten feſt ins Geſicht blickte, rund ab, irgend eine Entdeckung hinſichtlich ſeines Vaters zu machen.

„Die Folter," rief Macduff, der daneben ſtand, „wird bei Euch ausrichten, was unſere Gnade nicht vermochte!"

„Ja," ſagte Dalziel, „noch immer verſprechen wir, daß das Leben Eures Vaters nicht angetaſtet werden ſoll; aber wenn Ihr die gewünſchte Auskunft uns nicht geben wollt, ſo iſt eine Folter bereit, die Euch zum Reden bringen wird, und wenn Ihr bei Eurer Weigerung verharret, ſo ſollt Ihr mit Eurem Leben für Euren Eigenſinn büßen. Wir geben Euch bis morgen früh Bedenkzeit, ob Ihr Eure Freiheit ohne Lebensgefahr für Euren Vater annehmen oder Euch der Folter und dem Tode preisgeben wollt, der übrigens Euren Vater vielleicht doch nicht lange unſern Händen entziehen wird."

Damit entfernten ſich die Inquiſitoren, um die Nacht in Saus und Braus zuzubringen.

Andreas, der nicht zweifelte, daß die Verſprechungen in Betreff ſeines Vaters von deſſen Verfolgern gebrochen werden würden, ſobald ſie ihn in ihrer Gewalt hätten, beſchloß, kein einziges Wort zu ſagen, das zu ſeiner Auffindung führen könnte. Ferner überzeugt, daß das, womit er ſelbſt bedroht worden war, ſicherlich ausgeführt werden würde, bereitete er ſich, es wie ein Mann und Chriſt zu ertragen.

Zufällig war in dieſer Nacht außer Andreas kein Gefangener in der Kirche. Auch um dieſelbe war, da ſie in einiger Entfernung von dem Dorfe ſtand, Alles ſtille, außer wenn hie und da die Wacht einen Vers aus einem alten Liede ſang oder die böſe Zeit verfluchte, welche ſie mitten in der Nacht auf den Beinen erhielt. Das Innere des Gotteshauſes wurde von den Strahlen des Mondes matt erleuchtet, welche durch die alten gothiſchen Fenſter ſchienen. Durch dieſe konnte Andreas das Pfarrhaus, halb unter alten Bäumen verborgen, erkennen. Auch ſah er die Kanzel, wo von ſeines Vaters Lippen ſo oft das Wort des Lebens erſchallt war: er blickte nach dem Stuhle, wo er mit ſeiner Mutter und Marien zu ſitzen pflegte; er richtete ſeine Augen nach dem Hauſe, wo ſie ſo glücklich gelebt hatten. Bald gingen aber ſeine Gedanken von dieſen Gegenſtänden zu dem über, was ſeine Familie ſeit ihrer Vertreibung aus der Heimath erlitten hatte. Sie waren auf den Bergen umhergewandert, hatten Kälte, Ermüdung und Hunger erduldet; oft waren ſie um Mitternacht im tiefſten Winter ſchutzlos der Strenge des Wetters ausgeſetzt geweſen. Seine treue, zärtliche Mutter war bereits unter den Händen ihrer Verfolger gefallen, und ihre Aſche lag im einſamen Moor. Sein Vater und ſeine Schweſter mußten ſich in dieſem Augenblicke in einer abgelegenen Höhle verſteckt halten und waren dazu noch in bitterer Sorge um ihn. Er ſelbſt war gefangen und ſollte morgen die Qualen der Folter erdulden und wie ein Baum im Frühlingsgrün umgehauen werden. Dieß waren die traurigen und niederſchlagenden Gedanken, welche ſich dem jungen Manne aufdrangen.

Andreas beſaß, wie geſagt, von Natur jene Geiſteskraft und Kühnheit, welche ſich durch Mißgeſchick nicht leicht niederbeugen läßt, und die vielen Leiden und Drangſale, die er erlitten, hatten nur dazu gedient, die natürliche Kraft und Entſchloſſenheit ſeines Geiſtes zu entwickeln; denn wenn auch Trübſale den Schwachen und Furchtſamen niederdrücken mögen, ſo verfehlen ſie doch nie, die Energie eines kräftigen

Geiſtes zu erwecken und ſeinen Muth zu erhöhen. Doch Andreas verließ ſich nicht auf menſchliche Stärke. Er ſuchte nicht, gleich einem bedrängten Romanhelden, ſeinen natürlichen Muth aufzubieten und all den Uebeln, die ihn umringten, mit dem Schilde menſchlicher Kraft entgegenzutreten, ſondern er war gelehrt worden, daß menſchliche Stärke Schwäche und menſchliche Weisheit Thorheit ſey. Darum wandte er ſich zum Throne desjenigen, dem er ſtets gedient hatte, und erflehte von ihm in einem inbrünſtigen Gebete den Schutz ſeiner Macht, der kein Weſen widerſtehen kann, die Leitung ſeiner Weisheit, die nie irrt, und den Troſt ſeiner freien Gnade, die unerſchöpflich iſt. Er kannte die Schwäche und den Trug ſeines eigenen Herzens, ſo wie die Strenge und Reinheit der göttlichen Geſetze; daher dachte er nicht daran, im Vertrauen auf ſeine eigene Gerechtigkeit vor Gottes Richterſtuhle zu erſcheinen, ſondern blickte mit demüthigem und glaubigem Auge zu dem Kreuze Chriſti empor und ſetzte auf die Verſöhnung durch ihn die ganze Hoffnung ſeiner Rechtfertigung vor Gott. Nein, er verließ ſich nicht auf einen Arm von Fleiſch, ſondern er zog die Waffenrüſtung Gottes an; er umgürtete ſeine Lenden mit Wahrheit und legte an den Harniſch der Gerechtigkeit, den Schild des Glaubens, den Helm des Heils und das Schwert des Geiſtes. Während die Wolken irdiſcher Drangſale ſich um ihn häuften und der Tod mit allen ſeinen Schrecken ihm nahe ſtand, wohnte in ſeinem Herzen der Friede Gottes, und das ewige Leben winkte ihm in himmliſcher Herrlichkeit entgegen, ſo daß er im Gefängniſſe und in der einſamen Mitternacht ſingen konnte:

Ich geh' furchtlos im dunkeln Thal
Des Tods auch; Du, mein Licht,
Biſt bei mir, und auf Deinen Stab
Geſtützt, verſink' ich nicht.

Er fühlte, daß er, ſtark in Gott, durch nichts von ſeiner Pflicht abgebracht werden, daß keine Macht der gottloſen Welt ſeiner Seele Schaden zufügen könne.

Während Andreas in ſolche Gedanken verſunken war, ſchwebten ſein Vater und ſeine Schweſter in der einſamen Höhle in der größten Angſt um ihn. Der Hirte, den Andreas hatte beſuchen wollen, hatte ſeine Gefangennehmung geſehen und die Kunde davon ſeinem Vater gebracht. Marie weinte um ihren Bruder, als ob er bereits todt geweſen wäre, und auch Herr Bruce fürchtete das ſchlimmſte für ihn. Er wußte, und der Gedanke machte ihn ſtolz, daß Andreas ſeinen Glauben nicht abſchwören würde, ebenſo überzeugt war er aber auch, daß von den Verfolgern keine

Barmherzigkeit für ſeinen Sohn zu erwarten ſey. Diejenigen, in deren Hände er gefallen war, würden, das konnte er leicht vorausſehen, keine Grauſamkeit am Sohne deſſen unausgeübt laſſen, welchen ſie ſo bitter haßten, und nach deſſen Leben ſie ſchon lange ſo begierig getrachtet hatten. So betrachtete der betrübte Vater den Tod ſeines Sohnes als eine faſt ausgemachte Sache. Und wenn je ein Vater Urſache hatte, ſeinen Sohn zu lieben oder über die Wahrſcheinlichkeit ſeines frühen Todes zu trauern, ſo war dieß bei Herrn Bruce der Fall.

Andreas war ſein einziger Sohn. Von ſeiner Kindheit an bis jetzt, wo er in ſeinem neunzehnten Jahre ſtand, war er der beſtändige Gefährte Herrn Bruce's geweſen. Mit der zärtlichſten Fürſorge hatte dieſer die Entwicklung ſeiner Fähigkeiten überwacht, ihrer ſprudelnden Kraft die rechte Richtung gegeben und durch die raſchen Fortſchritte ſeines Sohnes auf dem Gebiete des Wiſſens ſeine Bemühungen belohnt geſehen. Seine Talente, ſeine Kenntniſſe, ſeine Lernbegierde und ſein frommer Sinn rechtfertigten die größten Hoffnungen von ihm. Schon dieß war genug, um Andreas ſeinem Vater beſonders theuer zu machen. Aber dazu kam noch, daß der Jüngling der Genoſſe aller ſeiner Leiden geweſen war. Die ſtille, klagloſe

Ergebung, womit er die ſchwerſten Drangſale erduldete, hatte nicht blos ſeine Mutter und Schweſter gelehrt, ihre Leiden geduldig zu ertragen, ſondern Herr Bruce ſelbſt hatte oft von ſeinem Sohne Muth und Beharrlichkeit gelernt. Solche, welche viel mit einander leiden, haben Gelegenheiten, ihre gegenſeitigen Eigenſchaften zu beobachten und durch zahlloſe Liebesdienſte ſich einander theuer zu machen, welche denjenigen nie zu Theil werden können, die ihr Leben im Sonnenſcheine des Glücks zubringen. Solche Gelegenheiten hatte der Pfarrer und ſeine Familie nur zu oft gehabt. Andreas war allmählig ihre zweite Stütze und Hoffnung geworden. Auf allen Wanderungen Herrn Bruce's hatte er kaum je die Seite ſeines Vaters verlaſſen. Er hatte mit ihm in kalter Winternacht auf den Abhängen der Berge und in den Schluchten der Wildniß gewacht; er war mit ihm, den Stürmen und dem Froſte des Winters ausgeſetzt, vor ſeinen blutdürſtigen Verfolgern geflohen; er hatte mit ihm gehungert, mit ihm getrauert, jede Drangſal mit ihm erduldet, und bei jeder Gelegenheit war er ſeines Vaters Tröſter geweſen und hatte ihm die wärmſte kindliche Liebe bewieſen. Und dieſen Sohn ſollte jetzt Herr Bruce aller Wahrſcheinlichkeit nach von den unbarmherzigen Händen ſeiner Verfolger mitten im

Frühlinge ſeines Lebens ſich entreißen ſehen. Kein Wunder daher, wenn er es ſchwer fand, ſich dießmal mit Ergebung in den unerforſchlichen Rathſchluß des Himmels zu fügen.

War aber die Prüfung ſchwer für ihn, ſo hatte er dagegen den kräftigſten Troſt, den ein Vater haben kann, wenn er ein geliebtes Kind von der Hand des Todes angefaßt ſieht. Er hatte allen Grund zu glauben, daß, was auch ſeine Feinde gegen das Leben ſeines Sohnes unternähmen, ſeine Seele dahin kommen würde, wo kein Leid und kein Tod mehr iſt.

Bald ſich und ſeine Tochter mit dieſen und anderen erquickenden Verheißungen des göttlichen Wortes tröſtend, bald im Gebete für ſeinen Sohn vor den Thron der Gnade tretend, manchmal aber auch wieder der ganzen Tiefe und Bitterkeit des väterlichen Schmerzes ſich hingebend, brachte er die Nacht in der düſteren Höhle zu, indem er hie und da hoffte, das Morgenlicht werde ihm Nachricht von dem Entkommen ſeines Sohnes bringen, öfter aber befürchtete, es werde ſeinen Tod ihm melden.

Sechſtes Kapitel.

Am nächſten Morgen kamen Dalziel und Macduff in die Kirche, und der Erſtere fragte Andreas ſogleich, ob er über den Vorſchlag vom vorigen Abende zu einem Entſchluſſe gekommen ſey.

„Meine Pflicht iſt ſo klar," antwortete Andreas, „daß es keiner Ueberlegung bedurfte. Ich bin bereit, zu ſterben."

„Aber Ihr ſeyd vielleicht nicht bereit, gefoltert zu werden," ſagte Macduff mit einem Grinzen teufliſcher Bosheit, indem er auf eine Daumenſchraube deutete, welche einer der beiden Spione in der Hand hielt. „Das wird Euch ſchon reden machen."

Andreas warf einen Blick der Verachtung auf den Elenden, ſah furchtlos das Folterwerkzeug an und ſchwieg.

Dalziel fragte ihn hierauf, ob er nicht Jemanden zu ſeinem Vater ſchicken und ihn auffordern laſſen wolle, ſich ihnen auszuliefern, indem er das Verſprechen, daß das Leben deſſelben ſicher ſeyn ſolle, abermals wiederholte.

„Stoßt Euer Schwert durch meinen Leib," antwortete Andreas; „aber denket nicht daran, durch alle

Martern, die Ihr mir zufügen könnet, meinen Lippen auch nur ein einziges Wort abzupreſſen, das zur Entdeckung meines Vaters führen könnte. Meine einzige Beſorgniß iſt, er möchte von meiner Gefahr hören und ſich ſelbſt ausliefern.“

„So verſucht es einmal an Eurem Daumen,“ ſagte Dalziel, indem er zugleich dem Spionen befahl, das Folterwerkzeug anzuwenden, während die wachſtehenden Dragoner den jungen Mann hielten, um jeden Widerſtand unmöglich zu machen.

Die Daumenſchraube war ein ſchreckliches Folterwerkzeug, und es wurde jetzt ohne Barmherzigkeit angewendet. Eine Zeit lang ertrug Andreas den Schmerz, den es verurſachte, mit feſter, unveränderter Miene, als aber das Werkzeug immer enger um ſeinen Daumen geſchraubt wurde, wechſelte ſchnell Röthe und Bläſſe in ſeinem Geſichte, und er wand ſich in unausſprechlichem Schmerze.

Da Dalziel ſah, daß eine Entdeckung hier nicht zu erwarten ſey, ſo wollte er eben dem Folterer befehlen, abzulaſſen, als Macduff es verhinderte, indem er ſagte: „Noch einmal herum! Das wirkt vielleicht kräftiger!“

Der willige Diener der Gottloſigkeit drehte die Schraube, und man hörte den Daumen des jungen

Mannes krachen. Jetzt unterlag die Natur: das Blut verließ völlig ſein Geſicht und er fiel ohnmächtig nieder.

Aus Beſorgniß, ihre Hoffnung, dem jungen Manne noch etwas zu entlocken, möchte durch einen plötzlichen Tod des Gefolterten vereitelt werden, ließen ſie das Werkzeug eilends aufſchrauben, und ſobald ſich Andreas wieder ein wenig erholt hatte, wurde er abermals gefragt, ob er die Schraube noch einmal probieren oder den Aufenthalt ſeines Vaters entdecken wolle.

„Ihr könnt meinen Leib zu Tode foltern,“ antwortete er mit feſtem, entſchloſſenem Tone; „aber ich habe die Zuverſicht zu Gott, dem Felſen meines Heils, daß Ihr meiner Seele keinen Schaden zufügen könnet. Ihr ſollt mir kein einziges Wort abpreſſen, das meinem Vater Gefahr brächte. Der Herr tröſte ihn!“

Nachdem die Folter noch einmal, aber ohne größere Wirkung angewendet worden war, befahl der von Natur und durch Gewohnheit grauſame und durch die Erfolgloſigkeit aller ſeiner Verſuche jetzt wüthend gewordene Dalziel, den jungen Mann ſogleich zur Hinrichtung abzuführen, indem er die Weigerung deſſelben, den Teſt zu ſchwören, als Grund dafür angab, obgleich die wahre Urſache ſeine Weigerung, den

Aufenthalt ſeines Vaters zu verrathen, war. Als die ſchmählichſte Todesart wurde die des Hängens für Andreas auserſehen, und zum Galgen gebrauchte man dießmal eine alte Ulme in der Nähe des Pfarrhauſes, unter welcher er und Marie in den Tagen ihrer Kindheit oft geſpielt hatten. Er war eben an den Fuß des Baumes geführt worden, und der Spion, welcher der Einzige war, der ſich dazu hergab, band gerade das verhängnißvolle Seil an einen ſeiner Zweige, als die Aufmerkſamkeit aller Anweſenden plötzlich durch das Erſcheinen eines jungen Mädchens erregt wurde, welches laut kreiſchend durch die Soldaten ſich drängte und ſeine Arme um Andreas Nacken ſchlang.

Es war ſeine Schweſter. Einer der Dorfbewohner, welcher in der vorhergehenden Nacht Dalziels Vorhaben mit Andreas erfahren hatte, eilte vor Tag in die Höhle und meldete es Herrn Bruce.

„Ich will hin und mich ihnen ausliefern!“ rief Herr Bruce, ſobald er die Nachricht vernahm. „Lieber will ich ſterben, als meinen Sohn verlieren.“ Und ſchon wollte er die Höhle verlaſſen, als Marie ihn hielt und beſchwor, nicht zu gehen. „Sie werden euch Beide ermorden,“ ſagte ſie weinend, „und was ſoll dann aus mir werden? Laßt lieber mich gehen.

Ich will für das Leben meines Bruders reden, und gewiß werde ich ihr Mitleid zu erregen wiſſen.“

„Nein,“ erwiederte ihr Vater, „Du kennſt ſie nicht. Der Jäger der Wüſte hat mehr Mitleid als ſie. Ich weiß, wie tödtlich ſie mich und die Meinigen haſſen. Nein, nein, nichts als mein Tod wird meinen Sohn retten. Doch warum zögere ich noch hier? Vielleicht führen ſie ihn ſchon zur Hinrichtung hinaus?“

„Geht nicht, Vater, ich beſchwöre Euch,“ ſagte Marie. „Meint Ihr denn, Euer Tod werde Andreas retten? O nein, lieber Vater, ſie werden euch Beide morden, und ich werde allein in der Welt zurückbleiben. Laßt Euch doch überreden, theuerſter Vater! Laßt mich gehen; ſie werden gewiß Mitleid mit uns haben.“

Herr Bruce, der es bei näherer Ueberlegung immer unwahrſcheinlicher fand, daß die Auslieferung ſeiner ſelbſt die Befreiung ſeines Sohnes, eines feurigen, jungen Mannes, deſſen Grundſätze im beſtimmteſten Widerſpruche gegen die Forderungen der Regierung ſtanden, zur Folge haben würde, — der ſich ferner der Hoffnung hingab, daß die Thränen und Bitten Mariens, die ihm ſo beredt erſchien, vielleicht doch das Mitgefühl derer, in deren Hände Andreas gefallen war, erregen könnten, und der endlich ſeine

Tochter bemitleidete, die, wie er wohl ſah, außer ſich kommen würde, wenn er hinginge, um ſich auszuliefern, blickte ſie kummervoll an und ſagte, eine Thräne ſich abwiſchend: „So gehe denn, meine Tochter: doch halt! ich könnte auch Dich verlieren. Wer weiß, wo ihre Grauſamkeit aufhören wird! Doch nein, nein, ſie werden Mitleid mit Deiner Jugend und Deinen Thränen haben. Gewiß wandelt in Menſchengeſtalt kein ſo grauſames Weſen, das meine Kinder morden könnte. Gott wird Dich ſchützen. Beeile Dich, meine Tochter; es gilt Deines Bruders Leben. Eile nach dem Dorfe, und der Herr ſey mit Dir und meinem Sohne!“ Damit kniete der bedrängte Vater nieder, um ein heißes Gebet zu dem Throne der Gnade emporzuſenden, während Marie blitzſchnell nach dem Dorfe flog.

Sie kam, wie wir bereits geſehen haben, noch eben bald genug, um zu verſuchen, was ihre Bitten ausrichten würden. Die Zurüſtungen zur Hinrichtung, die ſie bei ihrer Annäherung ſah, und der Anblick ihres Bruders, der gebunden zwiſchen zwei Soldaten ſtand, hatten ſie ſo erſchreckt, daß es eine Zeit lang währte, bis ſie zu reden im Stande war.

„Du biſt gekommen,“ ſagte Andreas zu ihr, als ſie ſich ein wenig erholt hatte, „Du biſt gekommen, um Dich fruchtlos zu betrüben. Mein Tod iſt beſchloſſen."

„Nein, ſie werden Dich nicht tödten," erwiederte ſeine Schweſter, „dieſe Männer werden Dich nicht tödten." Dann fiel ſie vor Dalziel, deſſen Kleidung ihr ſeinen Rang verrieth, auf die Kniee, und indem die Thränen über ihr durch den Schmerz nur noch verſchönertes Geſicht herabſtrömten, redete ihn ſo an: „Habt Mitleid mit meinem Bruder. Wenn Ihr wüßtet, wie mein Vater und ich ihn lieben, ſo würdet Ihr ihn nicht tödten. Er hat Euch gewiß nie etwas zu Leide gethan. Seitdem wir aus unſerem Hauſe vertrieben worden ſind, hat er ſtets friedlich im Moore gelebt. Er war bei mir, und nie habe ich ihn Jemanden ein Leid zufügen ſehen. Habt Mitleid, Herr, mit unſerer Familie! Schon habt Ihr uns unſere liebe Mutter genommen, und wolltet Ihr mir nun auch meinen einzigen theuren Bruder und meinem Vater ſeinen einzigen Sohn nehmen? O Herr, habt Ihr keinen Sohn, daß Ihr wüßtet, wie es meinem Vater zu Muthe iſt? Habt Ihr keinen Bruder, der Euch ſo lieb iſt, wie der meinige mir? Mein lieber, lieber Bruder! O laßt ihn gehen! ich will ſtatt ſeiner ſterben."

Dieſe Worte in Mariens Munde waren beredt, und Dalziel empfand ein menſchliches Regen in ſeiner Bruſt. „Wenn Euer Vater ſich in unſere Hände gibt, ſo wollen wir Eures Bruders ſchonen.“

„Gottloſer, entmenſchter Böſewicht!“ rief hier Andreas, „willſt Du ihres Bruders Leben auf Koſten des Lebens ihres Vaters verſchonen? ja, Du würdeſt mich nicht einmal in Freiheit ſetzen, wäre auch mein Vater in Deinen Händen! Bitte ihn nicht mehr, liebe Schweſter. Weine nicht um mich. Ich dulde mit Freuden im Angeſichte der Herrlichkeit, die mich erwartet. Verlaß mich, liebe Marie! Geh, und wenn Du je den Vater wieder ſiehſt, ſo ſage ihm, daß ich mit Freuden für Schottlands Religion und Freiheit geſtorben ſey. Sage ihm, er möchte es nicht bereuen, daß er ſich nicht ausgeliefert habe; denn es hätte ihm ſicheren Tod gebracht und mich nicht gerettet. Sage ihm, daß ich es als einen höheren Ruhm achte, mein Leben für ihn und die gerechte Sache Schottlands zu opfern, als wenn ich auf den höchſten Gipfel menſchlicher Auszeichnung erhoben worden wäre. Tröſte Dich, liebe Schweſter! Ich gehe zur Mutter; ich gehe zu den Freuden des Himmels ein. Du und der Vater werden bald folgen, und dort werden wir wieder in Frieden und hoch erhaben über die Wechſel und Leiden der Zeit beiſammenleben.“

Dalziel war, wie geſagt, durch Mariens Flehen etwas bewegt worden, und als er ſie jetzt ſich aus den Armen ihres Bruders winden und in unbeſchreiblichem Schmerz ſich abermals vor ihm niederwerfen ſah, fühlte er wiederum etwas wie Mitleid in ſeinem Herzen, und er ſah Macduff mit einem Blicke an, der zu fragen ſchien: „Könnten wir nicht Erbarmen mit dieſem Mädchen haben?“

Aber der biſchöfliche Diener erwiederte mit einem Blickeölliſcher Grauſamkeit und in einem vorwurfsvollen Tone: „Wollt Ihr Euch durch das Gewinſel eines Mädchens von Eurer Pflicht abbringen laſſen? Wenn Ihr Rebellen ihren Thränen zu Liebe begnadigt, ſo werdet Ihr ſicherlich in den Ruf eines ſehr barmherzigen Mannes kommen, und die Regierung wird gewiß die Gründe Eurer Begnadigung billigen!“ Dalziel, als ob er ſich ſchämte, daß ihm noch ein wenig menſchliches Gefühl inwohne, befahl jetzt, ohne mehr einen Augenblick zu zögern, dem Henker, ſein Werk zu verrichten. Bei dieſen Worten ſchrie Marie wild auf, fiel in Ohnmacht und wurde ſogleich von einigen Weibern, die ſich bei ihrer Ankunft um ſie geſammelt hatten, nach dem Dorfe getragen.

Andreas beſtieg jetzt das Gerüſte, welches neben der alten Ulme errichtet worden war. Hier wurde er noch einmal gefragt, ob er nicht durch Einwilligung in die bewußte Bedingung ſein Leben retten wolle? Der junge Chriſt, ſtark in Gott, betrachtete ſeine Verſucher mit einem Blicke des Unwillens und antwortete nicht. „So bereitet Euch denn, ſogleich zu ſterben!“ ſagte Dalziel.

Andreas kniete nieder, und nachdem er ſeinen Geiſt in Gottes Hände befohlen hatte, ſtand er auf und rief: „Lebe wohl, Vater!“ als ob er ihn hätte hören können. „Lebe wohl, Schweſter! Licht der Sonne, Hoffnungen der Erde, lebet wohl! Und o heiliger Vater, ehe ich ſcheide, höre mein Flehen! eile um Deiner Barmherzigkeit willen, die leidenden Bewohner Schottlands zu erlöſen! Und nun willkommen, Tod! willkommen, Ewigkeit!“

Als er ſo geſprochen hatte, that der Henker ſeine Arbeit; und die Seele dieſes jungen Glaubenshelden ſchwang ſich von dannen, um die Krone des Lebens zu empfahen.

Iſt Niemand, den es drängt, auf heiliger Harfe dieſe chriſtlichen Helden zu beſingen, welche für Glauben und Vaterland bluteten und ſtarben? iſt Niemand, der, begeiſtert von ihrem patriotiſchen Dulden, dem ihre Nachkommen ihren evangeliſchen Glauben und ihre Freiheiten verdanken, ihr geweihtes Andenken mit Lorbeeren krönen will? Iſt das Thema zu ernſt für das weichliche Ohr des modernen Geſchmacks? oder iſt es zu heilig für den Geſang des Barden? Doch warum ſollten wir nach des Dichters Leyer fragen? Ertönt doch ihr Ruhm von den Harfen der Engel. „Wer ſind dieſe mit weißen Kleidern angethan? und woher ſind ſie gekommen?“ — „Dieſe ſind es,“ antworten die himmliſchen Chöre, „die gekommen ſind aus großer Trübſal und haben ihre Kleider gewaſchen und haben ihre Kleider helle gemacht im Blute des Lammes. Darum ſind ſie vor dem Stuhl Gottes und dienen ihm Tag und Nacht in ſeinem Tempel und der auf dem Stuhle ſitzt, wird über ihnen wohnen. Sie wird nicht mehr hungern noch dürſten, es wird auch nicht auf ſie fallen die Sonne noch irgend eine Hitze; denn das Lamm mitten im Stuhl wird ſie weiden und leiten zu den lebendigen Waſſerbrunnen und Gott wird abwiſchen alle Thränen von ihren Augen.“

Nachdem die Hinrichtung vorüber war, blieben Dalziel und Macduff noch einige Augenblicke ſtehen und weideten ihre Augen an den Wirkungen ihrer Grauſamkeit oder vielmehr der Grauſamkeit der Regierung, der ſie dienten. Hierauf ſagte Macduff, der ſich durch das Mißlingen dieſes Verſuchs, Herrn Bruce in ſeine Gewalt zu bekommen, in einer ſeiner liebſten Hoffnungen getäuſcht ſah, zu Dalziel: „Könnten wir nicht verſuchen, was die Folter über die Tochter vermöchte? Vielleicht iſt ſie weniger hartnäckig oder liefert ſich der Vater, um ihre Leiden zu enden, uns aus.“

„Unmenſch!“ antwortete Dalziel in einer Anwandlung von Gewiſſensbiſſen, „möchteſt Du Deine Hand an das vor Schmerz faſt wahnſinnige Mädchen legen? Nein, das werde ich nicht dulden. Forſchen wir dem Vater nach, ſo gut wir können; aber der Tochter ſoll kein Leid geſchehen.“

So von Einem zurechtgewieſen, der wegen ſeiner unbeugſamen Strenge gegen die Covenanters bekannt war, ſchien Macduff, ſo ungebildet, roh und krokodilartig er auch war, eine leichte Regung von Scham zu fühlen, und ſagte daher, indem er ſeinen Gegenſtand plötzlich fallen ließ, zu Dalziel: „Laßt uns gehen und die Gefangenen abthun, welche die Soldadaten heute morgen eingebracht haben.“

Der Leichnam des jungen Märtyrers blieb bis zum Abend am Baume hängen, wo einige Dorfbewohner ihn abzunehmen wagten, und nachdem ſie im Schatten der Ulme ein Grab gegraben hatten, den Sohn ihres Pfarrers in die enge Behauſung niederlegten.

Siebentes Kapitel.

Eine große und beſonders herrliche Eigenſchaft der chriſtlichen Religion iſt die, daß ſie ihre Gaben ſtets nach den Bedürfniſſen ihrer wahren Jünger einrichtet. In je ſchrecklicherer Geſtalt die Gottloſigkeit und Grauſamkeit der Menſchen ihnen entgegentritt, deſto freundlicher blickt der Erlöſer ſie an, und je dichter die Leiden des Lebens ſie umringen, in deſto hellerem Lichte zeigt ſich ihnen das ewige Leben und erfüllt ihre Seele mit leuchtenderen Hoffnungen.

Dieß zeigte ſich deutlich an Herrn Bruce. Als er die Nachricht von dem Tode ſeines Sohnes und von der klagloſen, triumphirenden Art erhielt, wie er ſeine kurze Laufbahn geſchloſſen hatte, ſagte der ergebene Vater, zum Himmel emporblickend: „Mein Sohn, Du biſt für eine gute Sache geſtorben. Der Name des Herrn ſey geprieſen!“

Nach dieſen Worten wandte er ſich plötzlich zu dem Landmanne, der die Trauerbotſchaft gebracht hatte, und ſagte: „Mein Sohn iſt jetzt an einem ſichern Orte; aber wo iſt meine Tochter? Hat man ſie auch gemordet?“

„Eure Tochter,“ antwortete der Landmann, „iſt im Dorfe bei dem Weibe, dem ſie immer ſo zugethan war. Der grauſame Tod ihres Bruders erſchütterte ſie ſo, daß ſie eine Zeit lang bewußtlos blieb; aber jetzt hat ſie ſich wieder etwas erholt, obgleich man befürchtet, ſie ſey immer noch in einem gefährlichen Zuſtande.“

„Ich wußte es,“ ſagte Herr Bruce, „ich wußte es wohl, daß ſie ihres Bruders Tod nicht überleben würde. Ihr Herz war zu weich. Es iſt gebrochen: es iſt gebrochen! O liebe Tochter, muß ich Dich auch verlieren? meine beiden Kinder an Einem Tage! O Vater im Himmel,“ rief er dann, „Du weißt, was am beſten für mich und die Meinigen iſt. Thue mit uns, wie es Dir gefällt!“ Hierauf zu dem Landmanne ſich wendend, ſagte er: „Kann ich ſie nicht noch einmal ſehen, ehe ſie ſcheidet? Ich muß ſie ſehen. Ich will mich im Schatten der Nacht in das Dorf ſtehlen. Sollte ich in die Hände meiner Feinde fallen, ſo wird ja der Herr meine Seele erlöſen.“

„Stürzet Euch doch nicht in dieſe Gefahr!“ bat der Landmann. „Fielet Ihr in ihre Hände, ſo würden wir Alle einen Vater, einen Lehrer und Tröſter in allen unſeren Leiden verlieren. Bald iſt vielleicht Eure Tochter im Stande, an einem andern Orte mit Euch zuſammenzutreffen, wo Euer Leben in keiner Gefahr iſt.“

„Nein,“ verſetzte der zärtliche Vater, „ich muß ſie heute Nacht ſehen. Sie bedarf des Troſtes. Vielleicht wird ſie keinen andern Tag mehr erleben.“

„Gut, gut, ehrwürdiger Herr,“ ſagte jetzt der Landmann, „wir wollen Alles thun, was wir können, um Euch ſicher in das Dorf zu bringen. Wir wollen es Euch wiſſen laſſen, wenn die Soldaten zur Ruhe gegangen ſind. Das wird die ſicherſte Zeit für Euch ſeyn.“

„Macht es ſo,“ antwortete der Pfarrer. „Ich will mich nach dem Einbruche der Nacht dem Dorfe nähern und in der Haſelſchlucht warten, bis Ihr oder einer Eurer Freunde zu mir kommt. Geht und merkt Euch unſere Verabredung!“

Als Herr Bruce allein war, wagte er ſich auf den Gipfel eines ganz nahe gelegenen Hügels, von wo aus er das Grab ſeiner Gattin erkennen und den Rauch aus dem Dorfe aufſteigen ſehen konnte, wo ſein Sohn heute hingerichtet worden war, und wo ſeine liebe Tochter, ſeine noch einzig übrige irdiſche Hoffnung, auf dem Krankenbette lag, — und wahrlich war etwas mehr nöthig, als bloße natürliche Feſtigkeit, um ſeinen Geiſt aufrecht zu erhalten, während er in ängſtlicher Erwartung den Einbruch der Dunkelheit erwartete.

Marie, zu der wir jetzt zurückkehren, war, ſo lange ſie in ihrem elterlichen Hauſe im Frieden lebte, heiter, wie die Morgenlerche, und lieblich, wie die Blume, welche noch von nichts Anderem angeweht worden iſt, als von den reinſten und ſanfteſten Lüften des Südens. Und bis zu ihrer Mutter Tode ertrug ſie alle Leiden, welche ihre Familie trafen, mit faſt ungeſtörtem Frohſinne, daß ſie auf den beſchwerlichen Wanderungen die Ihrigen oft durch ihre unſchuldigen Scherze erheiterte. Seit dem Tode ihrer Mutter aber hatte ſie, obgleich ihr Vater mit dem Auge eines Schutzengels über ihr wachte, und ihr Bruder mit der aufmerkſamſten Liebe ſie behandelte, viel von ihrer Heiterkeit verloren, und augenſcheinlich nagte der Gram auch an ihrer Geſundheit. Die eigenthümliche Lage der Familie hatte ihre Mutter ihr beſonders theuer gemacht, und ihr weiches Herz erholte ſich nie mehr ganz von der ſchmerzlichen Wunde, welche der plötzliche und grauſame Tod ihrer Mutter demſelben geſchlagen hatte. Und jetzt hatte der frühe und ſchreckliche Tod ihres Bruders in Verbindung mit all den erſchütternden Umſtänden, die ihn begleiteten, ſie völlig überwältigt. Nachdem ſie in das Haus der alten Frau gebracht worden war und ſich dort von ihrer Ohnmacht erholt hatte, rief ſie bei der Nachricht von dem wirklichen Tode ihres Bruders mehrere Minuten lang: „Mein Bruder, mein lieber Bruder! was wird mein Vater machen?“ und ſank dann in eine neue Ohnmacht. Wiewohl ſie aus der Quelle des Troſtes ſchöpfte, die für jeden von Trübſal heimgeſuchten Chriſten fließt, und obſchon der Friede von oben den Tumult ihrer Seele ſtillte, ſo hatte ſie doch den ganzen Tag über von Zeit zu Zeit Anfälle von Ohnmacht, und beim Herannahen des Abends und der Nacht wurden dieſelben häufiger und dauerten länger. Sie fühlte, daß ſie ſterben werde, und nur noch Ein Wunſch, ſagte ſie, bleibe ihr übrig, — ihren Vater noch einmal zu ſehen. „Aber er kann nicht hieher kommen, ohne ſein Leben in Gefahr zu ſetzen,“ ſagte ſie dann wieder, „und warum ſollte ich ihn auch hier zu ſehen wünſchen. Ich werde ihn ja bald im Himmel ſehen. Er wird keine Sorge für ſich tragen, wenn wir nicht mehr bei ihm ſind, und die Verfolger werden ihn bald in ihre Hand bekommen; aber mein Vater iſt auf den Tod vorbereitet.“

Beim Einbruche der Nacht näherte ſich Herr Bruce, ungeduldig, ſeine Tochter zu ſehen, dem Dorfe. Der Verabredung gemäß blieb er in der Haſelſchlucht bis gegen Mitternacht, wo der Landmann, getreu ſeinem Verſprechen, zu ihm kam. Die meiſten Soldaten, welche in dem Dorfe und ſeiner Umgebung ihre Quartiere hatten, waren eben am vorhergehenden Tage auf eine entfernte Expedition ausgeſandt worden und noch nicht zurückgekehrt; die wenigen zurückgebliebenen aber hatten ſich alle zur Ruhe begeben.

Auf dem Wege nach dem Hauſe, wo ſeine Tochter lag, kam Herr Bruce an dem Orte, wo ſein Sohn begraben war, und der Kirche vorüber, welche er ſo oft mit heiliger Freude betreten, und ſah das Pfarrhaus, wo er mit ſeiner Familie ſo glücklich gelebt hatte. Aber dieſe Zeiten waren vorüber. Sein Herr und Meiſter hatte ihn zu einem ſtrengeren Dienſte berufen, — und der würdige Pfarrer eilte, ohne den traurigen Gedanken, welche Alles um ihn her in ihm erwecken wollten, Raum zu geben, nach der Hütte, wo ſeine Tochter lag.

Hier ſah er Marien auf einem ärmlichen Bette allem Anſcheine nach leblos ausgeſtreckt. „Ich komme zu ſpät," ſagte er zu der alten Frau und einigen Nachbarn, welche anweſend waren. „Meine Tochter iſt todt."

„Wir hoffen nicht, Herr Pfarrer," antwortete die alte Frau. „Sie iſt ohnmächtig; aber ſie wird ſich wieder erholen."

Herr Bruce betrachtete jetzt ſeine Tochter genauer und fand, daß das Leben ſie noch nicht gänzlich verlaſſen hatte. Manchmal war zwar nichts als die Bläſſe und Stille des Todes an ihr wahrzunehmen; hie und da aber bewegte ein leichtes Zucken ihre Lippen, und ihr Auge öffnete ſich halb. Er lehnte ſich weinend über ſie und betete, daß er noch die Stimme ſeiner Tochter hören dürfte, ehe ſie von hinnen ſchiede.

Nachdem Marie beinahe eine halbe Stunde in dieſem Zuſtande geblieben war, ſeufzte ſie tief auf und blickte in ihres Vaters Geſicht. „Seyd Ihr hier, Vater?" fragte ſie. „Jetzt bin ich bereit, zu ſterben. Sie werden Euch berichten," fuhr ſie, die Umſtehenden anblickend, fort, „was mein Bruder zu mir ſagte, als ich ihn das letzte Mal ſah. Verlaßt eilig dieſen Ort, lieber Vater, ſie werden Euch foltern, wenn ſie Euch erhaſchen. Iſt es nicht Nacht? Verlaſſet mich, ehe der Tag kommt. Lieber Vater, ich gehe zu meinem Heilande; er iſt mein einziges Heil und all mein Sehnen.“

„Liebe Tochter,“ erwiederte er, ihre Hand ergreifend und ſie halb umarmend, „liebe Tochter, was kann ich mehr wünſchen? Der Herr, unſer Gott, nehme Dich zu ſich!“

„Lebt wohl, Vater!“ ſagte Marie. „Wir werden uns bald wiederſehen.“

O wie lieblich erſchien ſie in dieſem Augenblicke ihrem Vater! Ihr ſtets ſchönes Auge ſtrahlte, ehe es ſich für immer ſchloß, im Glanze himmliſcher Reinheit, und nichts Irdiſches ſtörte die Ruhe ihrer jungfräulichen Züge. Einen Augenblick blickte ſie ihren Vater, nicht gleich dem einſamen Sterne, der am Rande ſich ſammelnder Wolken, die ihn bald in Dunkelheit hüllen werden, hervorſchaut, ſondern wie der letzte Stern des Morgens, der eben in das Licht des Tages verſchwimmen will. Und jetzt ſchloß ſich ihr Auge; ſie drückte krampfhaft die Hand ihres Vaters, ließ ſie dann los: das letzte Zucken flog über ihre Lippen, und ihre zarte Seele ſchwang ſich hoch hinweg über die Leiden dieſer Zeit.

„Es iſt vorüber,“ ſagte Herr Bruce, noch immer ſeine Tochter betrachtend, „es iſt vorüber: die Verfolgung hat ihr Schlimmſtes an mir vollbracht. Doch warum ſollte ich darüber klagen? Die lieben Meinigen ſind nun allem Uebel entnommen. Dieſe Welt war nicht ihre Heimath. Es war das Land ihrer Feinde, und gelobt ſey Gott, der ſie ſo frühe ihrer Trübſal entriſſen und an den Ort gebracht hat, der von ſeiner ewigen Liebe ihnen bereitet iſt! Ich habe jetzt in dieſem Thränenthale für weniger mehr zu ſorgen. Laß mich nun, heiliger Vater," ſagte er, die Hände zum Himmel erhebend, „laß mich hinfortan nichts als Deine Ehre vor Augen haben! In Deinem Namen und in Deiner Stärke laß mich den guten Kampf zu Ende kämpfen! Mache mich mehr und mehr zum Tröſter und Helfer Deiner zerſtreuten Gemeinde, und wenn Du mich in die Hände meiner Feinde geben willſt, ſo laß mich ohne Murren für die Freiheit meines Vaterlandes ſterben!"

Nach dieſen Worten drückte Herr Bruce den Wunſch aus, daß die Leiche ſeiner Tochter ſo ſtill als möglich beerdigt werden möchte, und nachdem er ſich hierauf von den trauernden Freunden, die um ihn ſtanden, verabſchiedet hatte, verließ er ſogleich das Dorf und kehrte nach ſeinem Bergungsorte zurück.

Als er mit dem Landmanne, der ihn begleitete, eine Anhöhe in der Nähe ſeiner Höhle beſtiegen hatte, gab er ſich, wie er einſam, ohne Weib und ohne

Kind, aber feſt und würdig, gleich der Eiche des Gebirges, wenn die Herbſtſtürme ſie ihrer Blätter beraubt haben, auf dem Hügel ſtand, folgenden Betrachtungen hin. „Blicket,“ ſagte er zu ſeinem Begleiter, „zu dieſen Sternen empor, die gleich Engelsaugen vom Himmel herabſchauen! Wie ſtill und friedlich ſehen ſie aus. Die Stürme dieſer Welt ſtören ſie nicht. Sie beſchienen die Weſen, welche vor tauſend Jahren in dieſer Wildniß wandelten, und beſcheinen noch uns. Iſt nicht ihre ungetrübte Heiterkeit und lange Dauer faſt wie ein Spott auf die Unruhe und Kürze des menſchlichen Lebens! Wie viel Thorheit haben ſie in dieſer Welt geſehen, und wie wenig Weisheit! Wie viel Grauſamkeit der Menſchen gegen einander und wie wenig brüderliche Liebe! Wie Viele haben ſie in ihrem heiligen Scheine mit dem Dolche der Rache hingehen ſehen, um die ſchwarzen Plane der Gottloſigkeit zur Ausführung zu bringen! wie wenige dagegen haben ſie erblickt, welche auf Werke der Barmherzigkeit ausgingen! Wie viele verblendete Menſchen haben ſie beobachtet, welche vor Stock und Stein ſich beugten! wie wenige dagegen, welche in aufrichtiger Anbetung vor dem lebendigen Gott knieten! Wann werden doch einmal alle Menſchen zur Erkenntniß der Wahrheit kommen und ſich von dem heilig und ſelig machen laſſen, der für ſie geſtorben und auferſtanden iſt! Gewiß, die Zeit wird kommen; denn der Herr hat es geſchworen, ja er hat es geſchworen!“

Hier fiel das Auge des frommen Mannes auf ſeinen Gefährten, den er ganz vergeſſen hatte, und er ſagte, zu ihm ſich wendend: „Ja, mein Freund, wir haben das Verſprechen Gottes, daß die Wahrheit endlich ſiegen wird, laßt uns muthig unſere Pflicht thun, damit wir an der unausſprechlichen Freude Theil nehmen dürfen, welche die Herzen der Gerechten erfüllen wird, wenn Alles vollendet ſeyn wird durch Chriſtus!“

Hierauf ſchied Herr Bruce von dem Landmanne und begab ſich in die Höhle, deren Einſamkeit ihm jetzt weder Weib noch Kind mehr erheiterten.

Achtes Kapitel.

Auch nach dem Verluſte ſeiner Familie fuhr Herr Bruce fort, ſeine zerſtreute Gemeinde zu unterweiſen und zu tröſten, und zwar mit größerem Eifer als je. Seine Trübſale hatten ihm nur noch ein kühneres und feſteres Weſen gegeben. Je größere

Verwüſtungen er die Tyrannei und Grauſamkeit um ſich anrichten ſah, deſto wärmer erglühte ſein Herz von der Liebe zur Freiheit und den Segnungen, die ſie begleiten. Die lieblichen Blumen, welche, damit er ſie ſchützen und pflegen könnte, ihn bisher ſorgſamer für ſich ſelbſt gemacht hatten, waren jetzt an einen ſicheren Ort verpflanzt, und ſo durch nichts mehr an die Erde gebunden als durch den eifrigen Wunſch, die Presbyterianer zu unterweiſen und zu berathen, damit ſie den Kampf des Glaubens würdig kämpften, wagte er ſich kühn hinaus und ergriff jede Gelegenheit, ſie zu ſtärken und zu tröſten. So wanderte er eine beträchtliche Zeit von Ort zu Ort; beſonders aber verkehrte er, ſo oft er konnte, mit den Gliedern ſeiner frühen Gemeinde.

Allein je mehr ſich Herr Bruce unter der verfolgten Partei hervorthat, deſto mehr wuchs auch der Haß ſeiner Feinde gegen ihn und ihre Begierde, ſeiner habhaft zu werden. Auch ſollten ſie jetzt bald das erreichen, wornach ſie ſchon lange ſo eifrig geſtrebt hatten.

An einem Sonntagabende mitten im Winter traf er einer Verabredung gemäß mit Einigen von ſeiner Gemeinde in einem abgelegenen Hauſe nicht fern von dem Orte, wo er ſich ſo oft verborgen hatte, zuſammen.

Hier hielt er eine Predigt, und als ob er eine Ahnung gehabt hätte, daß dieß ſeine letzte ſey, ermahnte er ſeine Zuhörer am Schluſſe ſeiner Rede mit außerordentlicher Wärme und Kraft, bis zum Tode getreu zu ſeyn, friedlich zu leben und Alles geduldig zu ertragen, indem er ihnen verſicherte, daß Gott gewiß ſeine Sache ſelbſt führen und ſeine Diener aus ihrer Unterdrückung befreien würde. Er ſtellte dar, wie viel Chriſtus für ſie gelitten, und welche Sanftmuth und Ergebung er dabei gezeigt habe, — was für Segnungen ſie ihren Nachkommen erringen und welchen Lohn ſie ſelbſt davon tragen würden, wenn ſie den Sturm heldenmüthig aushielten, der ſo heftig gegen ſie tobe. Als er die kleine Verſammlung verließ, deren Herzen bei ſeinem Vortrage gebrannt, deren Augen geweint, deren Glaube ſich geſtärkt und deren Vorſatz, Alles für ihre gute Sache zu ertragen, feſter als je geworden war, ſagte er in heiterem Tone zu ihnen: „Meine Freunde, wenn wir in dieſen Zeiten von einander ſcheiden, ſo iſt es ſehr ungewiß, ob wir je wieder zuſammenkommen. Aber unſer beſter Freund, Jeſus Chriſtus, geht mit uns Allen, und wenn irgend einem von uns etwas zuſtoßen ſollte, und jede Hülfe fern von ihm wäre, ſo wird er uns helfen!“

Damit verließ er das Haus, in dem er beſorgte, ſchon zu lange geblieben zu ſeyn, da es nicht unwahrſcheinlich war, daß die Verfolger von dieſer Zuſammenkunft gehört haben konnten. Theils weil es der ſicherſte Ort war, theils weil er den übrigen Theil der Sonntagnacht in einſamem Gebete für die leidende Gemeinde zuzubringen gedachte, zog er ſich unbegleitet in die Höhle zurück, ohne zu ahnen, daß einer ſeiner Feinde ihn beobachtete. Aber es war ein Judas unter denen geweſen, welche beim Abſchiede ihn küßten.

Einer der oben erwähnten zwei Spione hatte in ſeiner Begierde, den Lohn zu verdienen, welcher Jedem verſprochen war, durch deſſen Angaben Herrn Bruce's Verhaftung erzielt würde, folgenden Weg zur Erreichung ſeines Ziels eingeſchlagen.

Mit Macduffs geheimer Bewilligung verließ er völlig das Haus desſelben, wohnte unter den Landleuten, und legte, da er früher den Covenant beſchworen hatte, die bitterſte Reue darüber an den Tag, daß er mit den Feinden der Covenanters gemeinſame Sache gemacht habe. Er zeigte den größten Eifer in Allem, was ihre Sicherheit bezweckte, entdeckte ihnen viele Plane, welche zu ihrem Verderben geſchmiedet worden ſeyen, und verrieth ſtets die lebhafteſte Beſorgniß, daß er in die Hände derjenigen fallen möchte, welchen er untreu geworden ſey. Durch dieſe Ränke gewann er das Vertrauen derjenigen, mit denen er jetzt umging, und hatte bereits mehr als einen Monat ſeine Rolle geſpielt, ehe Herr Bruce ſeine Gemeinde beſuchte. In der vorhin erwähnten Nacht kam er zum erſtenmal mit ihm zuſammen. Herr Bruce bemerkte ihn, und ſowohl die Art, wie er ſich während der Verſammlung benahm, als das, was er von ihm gehört hatte, ließ in ihm keinen Gedanken an ſeine eigentliche Abſicht aufkommen. Dieſer Menſch, wenn er den Namen eines ſolchen verdient, ſchlich Herrn Bruce im Dunkel der Nacht bis zu der Höhle nach, und ſobald er ihn in dieſe treten ſah, eilte er nach dem Dorfe, um die Anzeige davon zu machen.

Es war Mitternacht, als er Macduffs Haus erreichte. Und wiewohl dieſes Ungeheuer zu einer ſolchen Stunde von ſeinem Bette nicht aufgeſtanden wäre, um eine Seele vom Tode zu retten, ſo erhob er ſich doch jetzt augenblicklich, und mit der gräßlichen Freude eines böſen Geiſtes, wenn er irgend einen hölliſchen Zweck erreicht hat, beeilte er ſich, den paar Soldaten, die ſich im Dorfe befanden, die Nachricht mitzutheilen. Keine Zeit wurde verloren. Zuerſt beſchloß man, Herrn Bruce in das Dorf zu bringen und ihn von hier aus nach Edinburg zu ſenden, damit er dort hingerichtet würde. Da aber wegen der Erſcheinung einer holländiſchen Flotte an der Nordküſte Schottlands um dieſe Zeit die meiſten Truppen aus dem Weſten gezogen worden waren, ſo fürchteten ſie, die Handvoll Soldaten, die ſie zuſammenbringen könnten, möchte nicht hinreichend ſeyn, um die Landleute im Zaume zu halten, deren warme Anhänglichkeit an Herrn Bruce, wie ſie allen Grund zu beſorgen hatten, ſie zum Verſuche ſeiner Befreiung antreiben würde. Aus dieſem Grunde und entſchloſſen, Herrn Bruce, ſey es, auf welche Art es wolle, aus der Welt zu ſchaffen, ſagte Macduff zu dem kommandirenden Offizier: „Geht und ſchießt den Rebellen nieder, wo Ihr ihn findet! Der König wird Euch dafür belohnen!“

Die Soldaten, ungefähr zehn Mann ſtark, machten ſich unter der Führung des Spions und dem Befehle eines Offiziers, der ſeinem Charakter nach zu der Ausführung des blutigen Befehls ganz geeignet war, auf den Weg. Da der Boden mit Schnee bedeckt und der Weg äußerſt uneben war, ſo konnten ſie ſich ihrer Pferde nicht bedienen und mußten ſie daher zurücklaſſen. Obgleich aber der Sturm des Winters um ihre Köpfe heulte und die Finſterniß der Nacht über der wilden unwegſamen Haide brütete, ſo eilten ſie doch, nach der Anweiſung des Spions, unfern von dem Strome, an deſſen Ufer die Höhle lag, ſich haltend, mit einer Ungeduld vorwärts, als ob ſie irgendwo eine außerordentliche Freudenbotſchaft zu verkündigen hätten.

Gegen drei Uhr Morgens kamen ſie in die Nähe der Höhle. Zwei oder drei Soldaten wurden auf einer Klippe oberhalb derſelben aufgeſtellt, einer oder zwei auf der entgegengeſetzten Seite vom Strome, um der Möglichkeit einer Flucht Herrn Bruce's zuvorzukommen, während die übrigen den jähen Abhang, der zur Oeffnung der Höhle führte, hinaufklommen. Der Nachtſturm pfiff und ſeufzte durch die einſamen Klippen, der halbgefrorene Ayr krachte unter ihren Füßen, und die entlaubten Bäume, an denen ſie ſich beim Erſteigen des Felſens hielten, ſchwankten im Winde und ſchienen Flüche über die Häupter der Böſewichter auszuſtoßen. So verhärtet dieſe auch in ruchloſen Thaten waren, ſo erklärte ihnen doch ihr ſchuldiges Gewiſſen jeden Ton, den ſie vernahmen, als ein Anzeichen des ſie treffenden Zorns Gottes. Sie zitterten wie Eſpenlaub, und als ſie vor dem

Aufenthaltsorte des frommen Mannes unwillkürlich ſtehen blieben, hörten ſie aus der Höhle folgende Worte: „Ja, um Zions willen will ich nicht meinen Frieden ſuchen, heiliger Vater, und um Jeruſalems willen nicht ruhen, bis der Tag ihres Heils kommt. Haſt Du Zion vergeſſen, o Herr? haſt Du vergeſſen Dein auserwähltes Volk? unſere Tempel ſind wüſte; Deine heiligen Vorhöfe ſind beſudelt; Deine Kinder ſind zerſtreut auf den Bergen; ſie weinen und ſchreien in der Wüſte. Die Harfe ihres Leids hängt an der Weide und klagt dem Winde der Wüſte; die Einöde iſt naß von ihren Thränen; ihr Blut iſt ausgegoſſen, und Niemand iſt da, der Mitleid mit ihnen hätte. Gewiß ſind wir eine ſündhafte Nation, ein mit Ungerechtigkeit beladenes Volk. Wir haben Dich verlaſſen! wir haben den Heiligen Iſraels zum Zorne herausgefordert; aber, o Gnädiger und Barmherziger! Gott des Heils! blicke vom Himmel herab und laß den Bogen Deiner Gnade in der Wüſte ſich zeigen! Du wirſt uns nicht verlaſſen. Ich weiß, in Deine Hände haſt Du Deine Kirche gezeichnet, ihre Mauern ſind immerdar vor Dir, und die Spitze jeder Waffe, welche gegen ſie gerichtet iſt, wirſt Du endlich auf die Seele des Angreifers zurückprallen laſſen. Eile, o Gott und Vater, uns zu erretten! Wende die Hand der Unterdrückung von unſerem Lande, damit Dein Volk in Freiheit und Frieden wohnen möge. Und ſo lange Du es in den Bergen umherwandern und für ſeine gerechte Sache leiden laſſen willſt, gib ihm Geduld, Muth und Stärke! Halte über die Verfolgten den Schild Deiner Allmacht, leite ſie auf ihren Leidenswegen durch Deine allumfaſſende Weisheit; erfülle ihre Herzen mit Deiner unerſchöpflichen Liebe; errette ſie, o Herr! errette und ſtärke ſie im Tode! Und, o Vater, wenn der Tag Deiner Rache kommt, und das Jahr der Wiedervergeltung für die Verwüſter unſeres Landes erſcheint, ſo habe Barmherzigkeit mit denen, welche keine Barmherzigkeit mit uns gehabt haben! Erweiche ihre harten Herzen; öffne ihre blinden Augen! O verwirf ſie nicht für immer von Deinem Angeſichte! Denn wer unter ihnen kann die Flamme aushalten, die nicht erliſcht? und wer unter ihnen den Wurm, der nicht ſtirbt?"

So betete der fromme Mann. Die abſcheulichen Mörder ſtanden noch immer am Eingange der Höhle, erſchrocken über die Worte, die ſie gehört hatten, und das heilige Vertrauen, womit ſie ausgeſprochen worden waren, und ſelbſt die Furchtloſeſten und Vermeſſenſten unter ihnen wünſchten, der Auftrag, dieſen Diener Jeſu zu morden, möchte andern Händen zugefallen ſeyn. Nach einer kurzen Pauſe jedoch trat der Offizier, ſich ſchämend, daß er eine Anwandlung von Menſchlichkeit, die er als Feigheit betrachtete, in ſich verſpürt hatte, plötzlich in die Höhle, indem er zwei ſeiner Leute befahl, ihm zu folgen.

Herr Bruce, der auf den Knieen lag, ſtand beim Eintritte der Soldaten auf. Ein kleines Feuer, das auf dem Boden der Höhle brannte, warf ſein mattes Licht auf ihn. Sein Vorderkopf war kahl, und die wenigen ihm noch übrigen Haarlocken waren grau. Seine Geſtalt war, obgleich ſie durch ſeine abgetragenen und wenig paſſenden Kleider nichts gewann, würdevoll und die heilige Ruhe, die auf ſeinem Geſichte lag und ſich beim Eintritte der Soldaten nicht veränderte, war achtung- und ehrfurchtgebietend.

„Ihr ſeyd gekommen,“ ſagte er in mildem Tone zu dem Offiziere, „Ihr ſeyd gekommen, um mich gefangen zu nehmen. Ich bin bereit, mit Euch zu gehen. Ihr habt vielleicht eine beſſere Wohnung für mich als dieſe.“

„Ich habe den Befehl,“ erwiederte der Offizier, „Euch den Teſt anzubieten, und wenn Ihr ihn verweigert, Euch auf der Stelle zu tödten!“

„Ei,“ ſagte Herr Bruce lächelnd, „iſt mir der

Himmel ſo nahe? Ihr wollt mich wirklich in ein beſſeres Quartier bringen.“

„Sagt mir, wollt Ihr den Teſt ſchwören,“ verſetzte der Offizier, „und uns den Aufwand eines Schuſſes erſparen?“

„Gott iſt mein Zeuge,“ antwortete Herr Bruce, indem der ächte Muth des Chriſten ſeine Züge beſeelte; „Gott iſt mein Zeuge, daß ich mich nimmermehr eines Meineids gegen den König aller Könige, der mein Heiland und Herr iſt, ſchuldig machen werde! Ich werde mich nicht in das fügen, was mein Gewiſſen verdammt. Ich werde nicht meine Zuſtimmung zu der Unterjochung meines Landes geben.“

„Kommt zum Ende, kommt zum Ende!“ ſagte der Offizier.

„Ich bin zu Ende,“ antwortete Herr Bruce mit feſter Stimme, und die Hände faltend betete er: „Herr Jeſu, vergib meinen Feinden! Herr Jeſu, ſey mit den armen Leuten, die ich in dieſer Wildniß zurücklaſſe! Vater, Sohn und heiliger Geiſt, nimm meinen Geiſt auf!“

Als er ſo geſprochen hatte, befahl der Offizier ſeinen Leuten, ihre Karabiner auf Herrn Bruce abzufeuern.

Der ehrwürdige Pfarrer warf einen Blick auf ſie, und ſie weigerten ſich, zu gehorchen. „Feige Memmen!“ rief der Offizier wüthend, und einem der Soldaten den Karabiner aus der Hand reißend, ſchoß er Herrn Bruce durch die Bruſt. Der fromme Märtyrer ſtürzte ſogleich zu Boden und verſchied, während der Knall des tödtlichen Schuſſes in den Klippen wiederhallte.

Lebe wohl, Du frommer und getreuer Knecht! Du biſt eingegangen in Deines Herrn Freude!

Noch einmal ſage ich: Religion, du biſt Glückſeligkeit! Die Freuden, die du in das Herz gießeſt, liegen nicht im Bereiche einer Waffe, welche die Hand des Menſchen ſchmieden kann. Die Ruhe, die du dem Herzen ſchenkeſt, kann kein irdiſcher Sturm zerſtören. Das Licht, in deſſen Scheine deine Kinder wandeln, iſt die Leuchte Gottes, welche nie ausgelöſcht werden kann. Im dunkeln Todesthale pflanzeſt du eine Fackel für ſie auf und unterſtützeſt ihren Gang mit dem Stecken und Stab des Allmächtigen. Du führeſt ihre Seelen in den himmliſchen Freudenſaal und läſſeſt ihre Leiber im Frieden ſchlafen bis zum Auferſtehungsmorgen. Wehe dem, der ſein Glück fern von dir ſucht! er wird ſich ſchrecklich getäuſcht ſehen.

Das Haus im Walde.

Aus dem Englischen

der

Mrs. Sherwood.

Erſtes Kapitel.

In einer gewiſſen königlichen Waldung im ſüdlichen England ſtand vor mehreren Jahren ein alterthümliches Gebäude, welches ehedem der Sitz einer Familie von Stande war, ſpäter aber die Wohnung von Untergebenen des königlichen Förſters wurde.

Dieſes Gebäude ward zur Zeit der Königin Eliſabeth gebaut, und aus einem Gefüge großer und ſtarker Balken aufgeführt, deren Zwiſchenräume mit Latten und Mörtel ausgefüllt waren. Die Balken waren ſchwarz gefärbt, und die hervorragenden Köpfe derſelben bildeten allerlei ſonderbare Figuren: Drachen und dergleichen. Die Zwiſchenräume zwiſchen ihnen hatten durch die Länge der Zeit ihre weiße Farbe verloren und waren dunkelbraun geworden. An manchen Stellen war der Mörtel ganz herabgefallen, ſo daß Luft und Licht freien Zugang in das Innere des Gebäudes hatten. Die oberen Stockwerke dieſes alterthümlichen Gebäudes ragten beträchtlich über die unteren hervor. Der damaligen Bauart gemäß waren die Fenſter hoch und ſchmal, die Scheiben derſelben beſtanden aus einem dicken grünlichen Glaſe, durch welches man die äußeren Gegenſtände nur undeutlich ſah. Das Haus hatte eine regelmäßige Vorder- und Hinterſeite, wovon die eine gegen Nord, die andere gegen Süd blickte. Jede dieſer Seiten hatte zwei Giebel, deren Gebälke mit ſonderbaren Figuren von der obengenannten Art verziert war; auch hatte jede in ihrer Mitte ein großes Thor. Das Gebäude lag, wie ſchon bemerkt wurde, in einer königlichen Waldung; es war auf drei Seiten dicht von Bäumen und Gebüſchen umſchloſſen, außer an den Stellen, wo eine alte zerfallene Gartenmauer jene unterbrach, während man von der Südſeite aus durch eine von Bäumen freie Stelle eine ſchöne Ausſicht auf eine weite mit Kornfeldern, Hütten, Dörfchen und Kirchen bedeckte Ebene hatte, längs welcher man die weite See erblickte.

Als dieſes Haus von der oben erwähnten Familie von Stande verlaſſen und von dem königlichen Förſter ſeinen Untergebenen zur Wohnung angewieſen wurde, ward es in zwei Theile abgetheilt, indem man alle Verbindung durch die in der Mitte des Gebäudes befindlichen Thüren in den oberen und unteren Stockwerken abſchloß; zu derſelben Zeit ward es ſeines ſchätzbarſten Schmucks und ſeiner beſten Möbel beraubt. Es blieben nur noch einige alte Gemälde in den langen Gallerieen und Zimmern im obern Stocke nebſt einigen altmodiſchen Bettgeſtellen und Betthimmeln übrig, welche einſt reich verziert und koſtbar, jetzt aber ganz unſcheinbar waren.

Nachdem ich nun das Haus beſchrieben habe, das für eine arme Familie bei weitem keine ſo bequeme Wohnung war, als eine wohlgebaute Hütte für ſie geweſen wäre, gehe ich zur Beſchreibung der beiden Familien über, welche um die Zeit, in welche meine Erzählung fällt, — vor etwa ſechszig Jahren, — das beſchriebene Gebäude inne hatten.

Die eine der beiden von einander abgeſchloſſenen Wohnungen, in welche das Gebäude getheilt worden war, nämlich die gegen Norden gekehrte, bot keine Ausſicht als auf Bäume und Brombeerſträuche, ſowie auf die dazwiſchen hervortretende zerfallene Gartenmauer und die Trümmer von Hintergebäuden. Die andere, welche gegen Süden ſah, war angenehmer und heller; denn die Sonnenſtrahlen hatten auf dieſer Seite Zugang, während die nördlich gelegene Hälfte derſelben ganz entbehrte; auch bot jene, wie ſchon geſagt, eine ſchöne und weite Ausſicht dar.

In dieſer letzteren Wohnung lebte ein Mann, Namens Johann Webb, welcher mehrere Jahre bei dem adeligen Herrn, welcher bei der königlichen Waldung Förſter war, als Jäger gedient hatte. Da er von Jugend auf ein Liebling dieſes Edelmanns war, ſo gelang es ihm, vermittelſt dieſer Gönnerſchaft königlicher Forſtwart zu werden. Er war jedoch keineswegs der Mann dazu, den Verſuchungen zur Unredlichkeit und Unmäßigkeit, welche dieſe Stelle darbot, zu widerſtehen.

Johann Webb hatte durch den Umgang mit dem Edelmanne, in deſſen Geſellſchaft er als Jäger ſehr oft ſeyn mußte, eine gewiſſe Abgeſchliffenheit des Benehmens gewonnen und verſtand ſich darauf, ſeine Schelmerei durch Abgefeimtheit zu verbergen. Er war in ſeiner Jugend ſchön geweſen, und auch noch in ſpäteren Jahren hatte ſich die blühende Farbe ſeines Geſichts und die Anmuth ſeiner Züge in ſolchem Grade erhalten, daß es kaum einen ſchöneren Mann von ſeinem Alter gab. Johann Webbs Frau hatte ebenfalls bei dem Edelmann gedient und rühmte ſich nicht wenig einer feinen Bildung, ſo wie auch des Beſitzes von gewiſſen alten Seide- und Atlasſtoffen, Spitzenhauben und Halskrauſen, welche ſie als Hochzeitsgeſchenke von der gnädigen Frau bekommen hatte.

Johann Webb hätte durch ſein Amt als Forſtwart ſich redlich ernähren und ein ziemliches Anſehen genießen mögen, da er ein hübſches Einkommen und manche Vorrechte beſaß, und der Edelmann, ſein Herr, noch überdieß für ihn drei Zimmer aufs beſte möblirt hatte. Aber als er ſein neues Amt angetreten hatte, ließ er es ſich beigehen, er könnte ſein Einkommen noch ein wenig durch Wilddiebſtahl und andere unrechte Mittel vermehren, und er hatte nicht die Kraft, dieſer Verſuchung zu widerſtehen. Er machte demgemäß mit den Schleichhändlern an der Seeküſte Bekanntſchaft und erlaubte ihnen, ihre verbotenen Waaren in den tiefen Kellern und andern Schlupfwinkeln in und um das alte Gebäude zu verſtecken.

Es war für Johann Webb unmöglich, dieſes unerlaubte Gewerbe ganz vor Jakob Taylor, ſeinem Nachbar und Berufsgenoſſen jenſeits der Scheidewand der beiden Wohnungen, zu verheimlichen. Er hielt es daher fürs Räthlichſte, aus der Noth eine Tugend zu machen und ſich vor Taylor anzuſtellen, als ſetze er ein großes Zutrauen in ihn, indem er ihn in alle ſeine Anſchläge einweihe. Dieſe waren jedoch ſeinem Nachbar Taylor bekannt, ehe er ihm ſein Herz darüber öffnete. Indeß nahm derſelbe das, was ihm Webb entdeckte, wohl auf, und ſo wurden ſie Kameraden und Genoſſen in demſelben ſchändlichen Gewerbe, obgleich Beide, wie es bei Freunden dieſer Art meiſt der Fall iſt, einander herzlich verachteten und verabſcheuten.

Wie Jakob Taylor zu der Stelle eines Wildhüters kam, weiß ich nicht zu ſagen; denn er hatte nichts Empfehlendes, außer daß er muthig wie ein Löwe und ein ſehr geſchickter Schütze war. Er verfehlte ſelten das Ziel und rühmte ſich, eine Waldſchnepfe im Fluge herunterſchießen zu können, was nur wenige Schützen im Stande ſind. Jakob war ein großer, ſtämmiger Mann, hatte grobe Geſichtszüge und führte eine rohe Sprache. Da er ſich ſchon ſo lange mit Schießen, Jagen, Abrichten von Hunden, mit Aufziehen von Kampfhähnen und andern Beſchäftigungen abgegeben hatte, welche ſo oft alles Gefühl für ein der Sprache unfähiges Geſchöpf ertödten, ſo war es zu erwarten, daß er auch gegen Weſen ſeines Geſchlechts nicht die zarteſten Gefühle hatte.

Jakob hatte einige Jahre die Stelle eines Wildhüters verſehen, ehe Johann Webb Forſtwart wurde, und hatte mit den Schleichhändlern an der Seeküſte lange vorher Gemeinſchaft, ehe Webb ihm ſeine Plane eröffnete. Jakob hätte gerne das verbotene Gewerbe allein getrieben und ohne einen Theilnehmer aus ſeinen Kellern und Gewölben den möglich größten Nutzen gezogen. Allein er getraute ſich nicht, Webb ſich zum Feinde zu machen, weil dieſer bei dem Förſter ſtets geneigtes Ohr fand, indem er demſelben auf alle Art ſchön zu thun wußte und alle erdenkliche Freundſchaft bewies.

Brigitte, das Weib Jakob Taylors, war ein einfältiges, zeitverſchwenderiſches, ſchmutziges Geſchöpf. Sie tröſtete ſich über den Mangel häuslicher Freuden (da ihr Mann ein wahrer Tyrann und vollendeter Barbar in ſeinem Hauſe war) mit häufigem Genuſſe von ſtarkem Getränke, welches ſie ſich in reichem Maße von den Schleichhändlern zu verſchaffen wußte. Dieſe ſchlimme Gewohnheit gab ihr ein blaſſes und kränkliches Ausſehen und beſchleunigte ihren Ruin.

Johann Webb hatte einen Sohn und eine Tochter, Jakob Taylor eine Tochter und drei Söhne. Dieſe Kinder waren nicht viel im Alter verſchieden. Ihr Geiſt wurde, wenn auch Webbs Kinder ein anſtändigeres, äußeres Ausſehen hatten als diejenigen Taylors, die ſtets in Schmutz und Lumpen waren, ganz und gar unausgebildet gelaſſen; weder die einen noch die andern wußten etwas von Religion und

Sitten. Frau Webb war immer gut gekleidet, und ihr Haus reinlicher und anſtändiger als das ihrer ſchmutzigen Nachbarin, weßwegen ſie dieſe herzlich verachtete und ihren Kindern ſtreng verbot, mit den gemeinen Nachbarskindern umzugehen. Wenn indeß Eltern ihre Kinder keine Gottesfurcht lehren, ſo können ſie auch keinen Gehorſam von ihnen erwarten. Demgemäß ſchenkten Andreas und Dolly Webb dem Verbote ihrer Mutter kein Gehör, ſondern ſie brachten ihre ganze Zeit, ſo oft ſie der Aufmerkſamkeit ihrer Mutter entgehen konnten, bei Taylors Kindern zu.

Wir kommen jetzt insbeſondere auf das jüngſte Kind Jakob Taylors zu ſprechen, das von den Gliedern der beiden Familien das Einzige iſt, deſſen Geſchichte das Intereſſe eines Chriſten verdient.

Dieſer Knabe, mit Namen Martin, hatte bald ſeinen Geſchwiſtern ihre ſchlimmen Streiche abgelernt und in denſelben ſchon in ſeinem ſechsten Jahre eine ziemliche Fertigkeit erlangt. Der alte Taylor ſuchte ſich oft durch Aufziehung und Verkauf von Kampfhähnen Geld zu verſchaffen. Er hatte hinter ſeiner Wohnung einen Kampfplatz für die Hähne eingerichtet, wo oft ſchaarenweiſe an Sonn- und Feiertagen junge Leute zuſammenkamen, um ſich an dieſem gottloſen Spiele zu beluſtigen. Taylors Kinder fehlten bei ſolchen Gelegenheiten nie, und ſo hatte Martin ſchon in ſeinem ſiebenten Jahre alle die niedrigen Schwüre und unheiligen Ausdrücke gelernt, welche bei einem Hahnenkampfe im Schwange ſind. In ſeinem zehnten Jahre hatte er alle Schwänke und Kniffe beim Wilddiebſtahle und Schleichhandel ſo gut inne, als der Aelteſte der Rotte.

Der Förſter, welcher ein leidenſchaftlicher Jäger war und immer eine Koppel Jagdhunde hielt, war gewohnt, ſeine jungen Hunde zur Dreſſur in Taylors und Webbs Haus zu ſchicken. Dieſe ganz jungen Thiere wurden häufig von den Kindern in beiden Häuſern grauſam mißhandelt. Beſonders ließ der kleine Martin, wenn er von ſeinen Brüdern geplagt worden war, ſeine Wuth an den jungen Hunden aus, indem er ſie ſchlug und mit den Füßen ſtieß, ſo daß ſie oft jämmerlich heulten. Wenn indeß die Thiere durch dieſe Grauſamkeiten keinen leiblichen Schaden erlitten, ſo ließen die Eltern Martin gewähren.

Schon Jagdbeluſtigungen, die man auf geſetzmäßige Art treibt, laſſen befürchten, daß dadurch die Gefühle ertödtet werden; denn eine Perſon von gutem Herzen wird nicht leicht eine Freude daran finden können, Thiere umzubringen. Wenn man aber dieſe Beluſtigungen vollends auf ungeſetzlichem Wege, heimlich und nächtlicher Weiſe verfolgt, ſo ſind ſie die Quelle größeren Unheils, als Perſonen, die damit nicht bekannt ſind, begreifen können.

Die geräumige Wohnung, in welcher Taylor mit ſeiner Familie lebte, war den Tag über vergleichungsweiſe ſtill und ruhig, außer wenn die Kinder mit einander Streit hatten oder die Hunde zum Heulen brachten. Aber des Nachts war ſie oft mit einer Rotte von Wilddieben und Schleichhändlern erfüllt, welche um ein großes Feuer ſaßen, das durch ungeheure, aus der Waldung entwendete Holzklötze unterhalten wurde. Dann zechte Taylor mit ſeinen Gefährten an einem großen eichenen Tiſche, der oft mit Wildpret und Geflügel nebſt Fäßchen von eingeſchmuggelten Getränken beſetzt war, während ſeine Kinder vielleicht in einer Ecke des Gemaches, die Hunde in einer andern ſchliefen, und ſein bedauernswürdiges Weib mehr als halb trunken in einem alten Armſtuhle am großen Kamine ſchlummerte. In ſolcher Geſellſchaft war für Martin, deſſen Aeußeres ſich ſehr vortheilhaft geſtaltete, in geiſtiger Beziehung nichts als Schlimmes zu erwarten. Aber der Allmächtige erbarmte ſich über den verdorbenen Seelenzuſtand des Knaben und führte ihn von der Finſterniß zum Lichte.

Es traf ſich nämlich eines Tags, als Martin etwa zehn Jahre alt ſeyn mochte, daß ſein Vater bei ſeiner Rückkehr aus einem entfernteren Theile des Waldes ein weißes Hündchen fand, das ſich verirrt zu haben ſchien. Er nahm das zitternde Thierchen mit nach Hauſe und gab es Martin mit den Worten: „Hier, Knabe, haſt Du die kleine Beſtie, Du kannſt Dir eine kleine Freude damit machen, ſie zu hängen; ſie wird ein gutes Futter für die Krähen abgeben.“

Martin band den Hund in der Ecke des Zimmers an, um ihn bei einer paſſenden Gelegenheit umzubringen. Er warf ihm Einiges zum Freſſen hin, und als das Thierchen einigermaßen mit ihm bekannt geworden war, ließ er es los. Die wenigen Liebkoſungen, die Martin demſelben erwies, waren hinreichend, es an ſeinen neuen Herrn zu feſſeln, ſo grauſam und hartherzig dieſer auch war.

„Was haſt Du mit der Beſtie vor,“ ſagte Robert, ſein älteſter Bruder, zu Martin, „ſie iſt des Aufziehens nicht werth, und hat der Vater Dich nicht geheißen, ſie aufzuhängen?“

„Ich kann mit dem Hunde thun, was ich will,“ erwiederte Martin.

„Aber ich ſage Dir, Du thäteſt am beſten daran, ihn zu hängen,“ ſagte Robert.

„Das will ich ſchon,“ verſetzte Martin, „aber nicht Dir zu gefallen.“

„Es iſt mir ganz gleichgültig,“ meinte Robert, „ob Du ihn hängſt oder nicht; aber nur denke ich, es heulen und bellen genug ſolche Beſtien um das Haus her ohne dieſes häßliche Ding da.“

„Ich will ihm Ohren und Schwanz abſchneiden,“ erwiederte Martin, „und will ſehen, wie er ſich ſo ausnimmt, ehe ich ihn hänge.“

„Da haſt Du Recht,“ ſagte der Bruder, „ich will Dir dabei helfen.“

Die beiden Jungen waren eben im Begriffe, ihr grauſames Vorhaben auszuführen, als die ſchrillende Stimme ihrer Mutter ſie zum Eſſen rief. So gaben ſie den Plan für den Augenblick auf und eilten fort, ihren Appetit zu befriedigen.

Mittags mußten ſie ihren Vater in einen der entfernteſten Theile des Waldes begleiten, um dort Schößlinge zu ſetzen, und ſo unterblieb für jetzt die grauſame That. Am Abend deſſelben Tages bekamen die Knaben Streit wegen eines Vogelneſtes, das ſie in dem Walde gefunden hatten, und waren, als ſie nach Hauſe kamen, ſo mit einander zerfallen, daß Martin ſeinen Brüdern erklärte, er könne dem Hunde die Ohren abſchneiden, ihn hängen oder mit ihm anfangen, was er wolle, ohne daß er ſie dazu brauche.

Auf dieſe Erklärung hin ſchlug ihn ſein älteſter Bruder; er erwiederte den Schlag, und ohne Zweifel hätte ſich jetzt eine heftige Balgerei entſponnen, wenn nicht die Mutter, deren Liebling Martin war, dadurch in das Mittel getreten wäre, daß ſie die Knaben weggehen hieß mit der Drohung, daß ſie nichts von der Fleiſchpaſtete bekämen, die man heute zu Nacht eſſen werde, wenn ſie nicht aufhörten, Martin zu mißhandeln.

Obgleich die Knaben wohl wußten, daß die Mutter nicht im Stande ſey, die Paſtete vor ihnen zu bewahren, ſo verfolgten ſie die Sache doch nicht weiter, weil Martin mit ſeinem Hunde hinter ſeine Mutter ſich verſteckt hatte und ſie nicht an ihn kommen konnten, ohne die Mutter anzutaſten. Somit verhielten ſie ſich ruhig und warteten eine beſſere Gelegenheit zur Rache ab.

Martin wußte recht wohl, was in ihrem Innern vorging, und beſchloß daher, ihnen aus dem Wege zu gehen, bis er mit Sicherheit annehmen könnte, ihr Zorn habe ſich einigermaßen abgekühlt. Er hielt ſich den ganzen Abend dicht bei ſeiner Mutter mit ſeinem Hunde im Arme. Am andern Morgen ging er, nachdem er ſich mit einem tüchtigen Stücke von der Paſtete verſehen hatte, in eine Gegend des Waldes, wo ſeine Brüder ſelten hinkamen, um Erdbeeren zu ſuchen; ſein Hündchen begleitete ihn dahin.

Er mochte etwa eine Stunde umhergeſchlendert ſeyn, als er in einen Theil des Waldes kam, den er nur wenig kannte. Dieß war eine Thalſchlucht, durch deren Mitte ein Bach floß, längs deſſen Gehänge ſich einige Pfade hinſchlängelten; über den Bach in dem Thalgrunde führte eine hölzerne Brücke.

Martin ſtand auf dem Thalgehänge und blickte zu dem Bach und der hölzernen Brücke hinab, als plötzlich der kleine Hund, der bis dahin ruhig ſeinem Herrn gefolgt war, die Ohren ſpitzte und aufhorchte, hierauf von Martin weg die geſchlängelten Pfade hinabrannte und zwar mit einer ſolchen außerordentlichen Behendigkeit, daß Martin keine andere Wahl hatte, um ihn einzuholen, als durch Dorngebüſche und Hecken zu laufen, wobei er dem Hunde fortwährend rief und Reden ausſtieß, die zu wiederholen ich mich ſchämen würde. Indeß rannte der Hund, ohne auf Martins Ruf zu achten, mit einem ausgelaſſenen Freudengebell immer weiter. Martin kam dadurch ſo in Wuth, daß er einen ſehr großen Stein mit aller Macht nach dem Hunde warf, als dieſer eben über die Brücke ſprang. Der Stein fiel indeß, ohne das Thierchen zu treffen, ſchwer auf die Brücke und von da zurückprallend in den Bach. In demſelben Augenblicke ſah Martin, wie das Hündchen unter Aeußerungen der größten Freude auf einen Herrn zuſprang, der eben hinter den Bäumen jenſeits der Brücke hervorgetreten war.

Dieſer Herr hörte, während er die Liebkoſungen des Hündchens erwiederte, die letzten unheiligen Ausdrücke des gottloſen Knaben und ſah ſeine Hand noch aufgehoben, mit der er nach dem Hunde geworfen hatte.

Alles dieß war das Werk eines Augenblicks. Martin dachte eben darauf, ſich davon zu machen, als der Herr ihm rief und ihm eine Belohnung dafür verſprach, daß er ihm ſeinen Hund zurückgegeben habe, wenn er nur kommen und ſie holen wollte.

Bei dem Zuruf des alten Herrn ſtand Martin anfangs ſtill, unentſchloſſen, ob er davonrennen oder dem Rufe Folge leiſten ſollte; denn obgleich er nie etwas davon gehört hatte, daß unheilige Reden und Mißhandlung von Thieren eine Sünde ſey, ſo fühlte er doch gar wohl das Unrecht davon. Sagt ja doch der Apoſtel Paulus von den Heiden, die das geſchriebene Wort Gottes nicht kennen, „daß ſie beweiſen, des Geſetzes Werk ſey geſchrieben in ihren Herzen, ſintemal ihr Gewiſſen ſie bezeuget, dazu auch die Gedanken, die ſich unter einander verklagen oder entſchuldigen.“ Erſt als der Herr ſein Verſprechen wiederholte, kam Martin den Hügel herab und über die Brücke. Er redete jenen barſch mit den Worten an: „Und was geben Sie mir dafür, daß ich Ihren Hund gefunden habe?“

„Wir wollen nachher davon ſprechen,“ ſagte der alte Herr, indem er ſich auf einen Baumſtamm ſetzte, der am Wege lag, und ſein Hündchen auf den Schooß nahm, „aber vorerſt will ich mich ein wenig mit Dir unterhalten. Sage mir einmal, wer Du biſt und wo Du wohneſt?“

Als Martin dieſe Fragen beantwortet hatte, ſchüttelte der Herr den Kopf, als wollte er ſagen: „Ich weiß es wohl, zu welcher böſen Brut Du gehörſt.“ Indeſſen ſchwieg er über dieſen Punkt und fuhr fort: „Und jetzt ſage mir, Junge, warum Du den ſchweren Stein nach dem kleinen Hunde geworfen haſt und warum Du eine ſolche anſtößige Sprache führſt.“

Der arme Knabe ließ den Kopf hängen und gab keine Antwort, worauf der Herr weiter ſagte: „Komm, Junge, ſetze Dich zu mir, daß ich Dir erklären kann, warum man weder böſe Worte ſagen, noch Thiere ſchlimm behandeln darf. Würde es Dich nicht befremden, wenn ich in Dein Haus kommen, Deinen Vater mißhandeln, euer Geflügel tödten und eure Hunde ſchlagen würde?“

„Das könnten Sie nicht leicht thun,“ ſagte Martin, „wenn der Vater zu Hauſe wäre oder der Bruder Robert.“

„Warum nicht?“ ſagte der alte Herr.

„Weil ſie,“ erwiederte der Knabe, „Ihnen ſchon zeigen würden, daß Sie nicht das Recht haben, in des Vaters Haus zu kommen und mit dem Seinigen anzufangen, was Sie wollen.“

„Gut,“ ſagte der Herr, „ſo frage ich Dich, wer das Recht hat, Gottes Geſchöpfe zu mißhandeln oder zu verletzen.“

„Warum nicht? ſind ſie nicht unſertwegen da?“ fragte der Knabe. „Das ſagt wenigſtens der Vater und auch, daß wir mit ihnen machen können, was wir wollen.“

„Hier iſt ein Buch, mein Knabe,“ ſagte der alte Herr, „worin Gott uns Belehrungen gibt und uns ſagt, wie wir die Thiere zu behandeln haben. Ueberdieß finden wir in dieſem Buche Vorſchriften für unſer ganzes Leben.“

„Was iſt das für ein Buch?“ fragte Martin.

„Die Bibel,“ erwiederte Herr Hartley; denn dieß war der Name des Fremden.

„Die Bibel?“ wiederholte Martin; „der Vater hat kein ſolches Buch.“

Herr Hartley ſeufzte und ſah mit mitleidigem Blicke Martin an, deſſen Geſicht auf einen Augenblick etwas von dem Ausdrucke annahm, der zu der Zeit, da er noch als zartes Kind in den Armen ſeiner Mutter lag, ſogar die harten Herzen der Eltern gerührt hatte. „Und haſt Du nie etwas von dem, was in dieſem Buche ſteht, gehört?“ fragte Herr Hartley.

„Nein,“ antwortete Martin, „ich habe nichts dergleichen gehört.“

„Biſt Du nie in der Kirche geweſen?“ fragte Herr Hartley weiter.

„Ja, gewiß,“ erwiederte Martin, „ſonſt wäre ich ja nicht getauft worden.“

„Da darf man nicht nach Afrika gehen, um Heiden zu ſehen,“ dachte Herr Hartley, „wir haben nur zu viele in unſerem eigenen Lande.“ Der gute Mann fuhr dann mit einer mitleidigen Miene ſo fort: „So, Du kennſt die Bibel gar nicht? Soll ich Dir etwas daraus erzählen?“

Der Knabe ſtarrte Herrn Hartley an und ſagte hierauf: „Aber was geben Sie mir dafür, daß ich Ihren Hund gefunden habe?“

„Das wirſt Du nachher hören,“ ſagte Herr Hartley; „aber Du haſt doch keine Eile, wieder nach Hauſe zu kommen?“

„Nein,“ antwortete Martin, „denn die Brüder werden mich prügeln, wenn ich heimkomme, darauf darf ich zählen.“

„Nun dann, denke ich, thuſt Du beſſer, Du ſetzeſt Dich zu mir und ſprichſt ein wenig mit mir,“ erwiederte Herr Hartley, ohne nach der Urſache zu fragen, warum der Knabe von ſeinen Brüdern geprügelt werden würde.

Martin blickte den Herrn mit einem verſchlagenen Blicke an, als wollte er ſagen: „Was kann eine Perſon, wie Sie, veranlaſſen, mit einem Kinde, wie ich, zu ſprechen!“ Indeſſen behielt er ſeinen Platz im Graſe und horchte auf Herrn Hartley's Worte. Dieſer belehrte ihn auf eine ſolche angenehme und einfache Weiſe über Gegenſtände der Religion, daß er unvermerkt die ganze Aufmerkſamkeit des Knaben auf ſich zog.

Zweites Kapitel.

Martin hörte Herrn Hartley, der ihm beſonders auch die Sünde der Thierquälerei anſchaulich zu machen ſuchte, eine gute Weile mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zu. Als jedoch der treffliche Mann bemerkte, daß der Knabe des Zuhorchens müde war und ihn anzuſtarren begann, ſo brach er mit ſeiner Rede ab. Er gab Martin einen Schilling und ermuthigte ihn, um ein ferneres kleines Geſchenk zu bitten.

Der Knabe ſagte darauf ohne Umſtände: „Ich möchte ein Meſſer in meiner Taſche haben, um damit mein Brod und meinen Käſe ſchneiden zu können.“

„Wenn ich Dir eines gebe,“ ſagte der Herr, „wirſt Du keinen Mißbrauch davon machen?“

„Nein, ich brauche es nur, um, was ich zu eſſen habe, damit zu ſchneiden, und ich möchte immer dazu ein Meſſer in der Taſche haben.“

„Gut,“ ſagte der Herr, „ich will mich nach einem umſehen. Ich habe zu Hauſe einen kleinen Beutel mit Geld, welches ich zurückgelegt habe, um damit kleine Geſchenke für Knaben zu kaufen, welche ſich mein Wohlgefallen zu verdienen ſuchen. Und wenn Du thun willſt, was ich wünſche, ſo bin ich bereit, ein wenig von dieſem Gelde für Dich zu verwenden.“

„Und was ſoll ich thun?“ ſagte der Knabe.

„Ich wünſchte, Du möchteſt leſen lernen.“

„Ich kann meine Buchſtaben,“ ſagte Martin, „Dolly Webb hat ſie mich gelehrt.“

„Das iſt ein guter Anfang,“ ſagte Herr Hartley. „Darf ich Dich noch mehr lehren? Ich werde dieſen ganzen Monat und noch einen Theil des nächſtfolgenden in der Nachbarſchaft ſeyn und werde jeden Tag um dieſe Zeit in dieſem Theile des Waldes ſpazierengehen. Willſt Du manchmal hier mit mir zuſammenkommen?“

„Vielleicht ich komme,“ erwiederte Martin.

„Wie Du willſt,“ ſagte der alte Herr; „aber Du weißt, daß, wenn Du nicht kommſt, ich Dir kein Meſſer ſchenken werde.“

„Wollen Sie es mir morgen geben, wenn ich komme?“ fragte der Knabe.

„Nein,“ antwortete der alte Herr, „das werde ich nicht; ich muß weit fortſchicken, um ein gutes zu bekommen, und dann muß Dein Name darauf ſtehen, damit Deine Brüder ſehen, daß es Dein eigen iſt.

Es ſteht deßwegen einige Tage an, bis es fertig iſt, und ich es bekomme.“

„Gut, ich will morgen kommen,“ ſagte Martin, „und nach Ihnen ſehen; aber jetzt muß ich nach Hauſe zurückkehren.“ Mit dieſen Worten erhob er ſich und ging ohne Abſchiedsgruß fort, indeß ihm der alte Herr nachſah und innerlich Gott bat, er möchte es dem Knaben ins Herz geben, morgen wieder zu kommen. Herr Hartley fühlte ſich ungemein zu dem Knaben hingezogen, ſo ungeſchliffen dieſer auch war, da er Mitleid mit ihm hatte, daß er das Kind von ſolchen anerkannt ſchlechten Eltern war. Man hatte nämlich in der ganzen Gegend Jakob Taylor, ſo ſehr dieſer auch ſich in Acht nahm, daß man ihn keiner Schandthat öffentlich überweiſen konnte, im Verdachte, daß er, wie es denn auch in Wirklichkeit der Fall war, ein Schmuggler, ein Wilddieb und überhaupt ein Dieb ſey.

Ehe wir die Geſchichte Martins weiter verfolgen, wird vielleicht der geneigte Leſer etwas Näheres über Herrn Hartley zu erfahren wünſchen. Dieſer war ein alter Herr von der herzlichſten Frömmigkeit. Er hielt ſich in Somerſetſhire auf und beſuchte von dort aus alle Jahre einen Edelmann, der am Saume der königlichen Waldung ſeinen Wohnſitz hatte. Dieſer

Edelmann hielt für Herrn Hartley immer ein eigenes Zimmer bereit, und er konnte in dem Hauſe deſſelben aus- und eingehen, wie er wollte. Er kannte alle armen Hüttenbewohner und beſuchte gewöhnlich alle Dorfſchulen der Nachbarſchaft, ſo weit er gehen konnte. Aber der von ihm am liebſten beſuchte Ort war die Thalſchlucht mit der Brücke, wovon oben die Rede war; dorthin zog er ſich oft zurück, um ſeine Bibel zu leſen und zu beten.

Dieſes Jahr hatte er einen kleinen Hund mitgebracht, der ein Geſchenk eines kürzlich verſtorbenen theuren Freundes und ſein Liebling war. Dieſes Hündchen hatte, wie manche andere junge Hunde, einen Hang, umherzuſtreifen, und ſo traf es ſich, daß Herr Hartley auf einem ſeiner Spaziergänge es verlor. Jakob Taylor hatte es denſelben Tag gefunden, und ſo kam es in die Hände Martins, deſſen Geſchichte wir nun wieder aufnehmen wollen.

Als Martin gegen Dämmerung nach Hauſe gekommen war, ſagte er ſeinen Brüdern kein Wort von ſeinem Abenteuer mit Herrn Hartley, damit dieſe ihm den Schilling nicht abnöthigen möchten, welchen der gütige Fremde ihm gegeben hatte. Den andern Morgen ſtand er lange in der Wahl, ob er den Herrn aufſuchen ſollte oder nicht. Indeſſen hatte er nichts

Anderes zu thun, und mit ſeinen Brüdern war er noch nicht ausgeſöhnt; daher entſchloß er ſich endlich zum Gehen. Er machte einen Umweg, damit ſeine Brüder ihm nicht auf die Spur kämen, und erſchien um die von Herrn Hartley beſtimmte Stunde bei der Brücke. Der alte Herr hatte ſich bereits auf dem umgeſtürzten Baumſtamme niedergeſetzt, um welchen Zweige und Buſchwerk eine natürliche Laube gebildet hatten.

Herr Hartley las in einem Buche; als er jedoch den Fußtritt des Knaben vernahm, ſah er auf und bewillkommte Martin mit ſo vieler Herzlichkeit, daß dieſer, der ein ſo freundliches Entgegenkommen von Niemand als von ſeiner Mutter gewohnt war, ſich außerordentlich geſchmeichelt fühlte. So kam es, daß er im Uebermaß der Freude, wenn er ſich damit gleich gegen den guten Ton verfehlte, plötzlich ausrief: „Sie ſehen, ich komme wieder, und was muß ich heute thun?“

Herr Hartley wiederholte, was er den Tag vorher Martin gelehrt hatte, und fügte einiges Neue bei. Hierauf ſchenkte er ihm ein kleines Abcbuch und gab ihm etwa eine Stunde lang Unterricht im Buchſtabiren und Leſen. Ehe ſie von einander ſchieden, gab Herr Hartley Martin, damit dieſem das Leſenlernen nicht entleiden möchte, ein Papier mit Mandeln und Roſinen, welche er ſich von der Haushälterin ſeines Freundes hatte geben laſſen.

Als der kleine Knabe nach Hauſe zurückzukehren verlangte, begleitete ihn Herr Hartley eine Strecke weit und unterhielt denſelben mit weniger ernſthaften Geſprächsgegenſtänden, wodurch er die Zuneigung des Knaben ſich zu gewinnen ſuchte, indem er ihm von Bären, Affen, Elephanten und Anderem erzählte, womit er auf ſeinen früheren vielen und großen Reiſen bekannt geworden war.

Das nächſte Mal beſann ſich Martin nicht, ob er zu Herrn Hartley gehen ſolle oder nicht. Er machte ſich, ſobald er gefrühſtückt hatte, auf den Weg und las ſchon in ſeinem Abcbuche auf ſeinem Sitze im Graſe gegenüber dem umgeſtürzten Baumſtamme, als der alte Herr erſchien.

Herr Hartley und Martin bewillkommten einander mit einem heiteren Lächeln. Martin lachte endlich laut auf, jedoch war dieſes Lachen nicht roh, wie der alte Herr fand, ſondern es war der natürliche Ausdruck herzlicher Freude. „Es gibt doch keinen Schullehrer und keine Schüler,“ ſagte Herr Hartley, „die ein ſchöneres Schulzimmer hätten als wir. Die Decke unſeres Zimmers beſteht aus einem glänzenden Blau und reicht ſo weit als die Erde; unſer Fußboden iſt ein mit Blumen von allen Farben geſchmücktes Grün, und die Wände unſerer Schule ſtellen Waldbäume, Waſſerfälle und ſonſtige Naturſchönheiten vor.

Die heutige Unterhaltung war eine Fortſetzung der des vorigen Tages. Herr Hartley gab Martin wieder einige kleine Süßigkeiten und begleitete ihn abermals eine Strecke weit auf ſeinem Heimwege, wobei er ihn mit der Erzählung von einer ungeheuren Schlange, welche er auf der Inſel Ceylon geſehen hatte, unterhielt.

Bei der vierten Zuſammenkunft des Knaben mit dem alten Herrn bekam Jener von dem Letzteren zu ſeiner großen Freude das verſprochene Meſſer, auf deſſen Hefte er ſeinen Namen eingegraben fand.

Die täglichen Zuſammenkünfte Martins und Herrn Hartley's hatten nahezu ſechs Wochen gedauert, ehe irgend Jemand von Martins Familie etwas davon erfuhr, ſeine Mutter ausgenommen, welcher er ſein Geheimniß gleich anfangs mitgetheilt hatte, weil er wußte, daß ſie es vor ſeinen Brüdern bewahren würde. Endlich aber, als einer derſelben das Meſſer fand und es dem Vater brachte, mußte Martin Alles erzählen, was vorgegangen war. Sein Vater hatte gegen dieſe Zuſammenkünfte Martins mit dem fremden

Herrn nur das einzuwenden, daß er fürchtete, ſeine ſchlimmen Streiche möchten dadurch ans Licht kommen. Es machte ihm daher nicht geringe Unruhe, als er ſah, wie vertraut Martin mit Herrn Hartley war. Als ihm indeß Jener verſicherte, daß der fremde Herr ihn nie über ſeinen Vater oder über die Seinigen überhaupt etwas gefragt habe, ſo ſchien er beruhigt und ſagte: „So laſſen wir's gut ſeyn; der Knabe muß in die Geſellſchaft eines Methodiſtenpredigers gerathen ſeyn; denn nach Allem, was er mir ſagt, ſprechen ſie von nichts als von Religion und dergleichen Dingen.“

Martin hatte gefürchtet, es möchte ihm verboten werden, Herrn Hartley wieder in dem Walde zu beſuchen; er war daher ſehr erfreut, als ſein Vater ſeinem Bruder befahl, ſeinen Geſchäften nachzugehen und ihn nicht mehr mit ſolchen albernen Geſchichten zu behelligen.

Die Zeit war jetzt nahe, wo Herr Hartley gewöhnlich in ſeine Heimath zurückkehrte; aber ehe ſie herangekommen war, hatte Martin eine ſolche Zuneigung zu ihm gefaßt, daß er die Nachricht von ſeiner nahen Abreiſe nicht ohne Thränen hören konnte. Herr Hartley ſah dieſe zunehmende Liebe des Knaben zu ihm und dankte Gott dafür; denn er betrachtete dieſelbe als einen Beweis, daß es mit Martin beſſer geworden ſey. Und wirklich hatten die frommen Unterweiſungen, welche Herr Hartley während der letzten ſechs Wochen täglich dem Knaben gegeben hatte, eine wohlthätige Veränderung in ſeinem Weſen hervorgebracht; denn er war nicht mehr roh und ungeſchlacht, hatte ſich ſeine gottloſen Ausdrücke abgewöhnt und war immer eifrig in Erlernung ſeiner Aufgaben, welche ihm Herr Hartley gab, während auch ſeine äußere Erſcheinung reinlicher und anſtändiger war als vorher. Er drang mit Begierde in den Sinn der angenehmen Unterhaltungen ſeines Lehrers ein und machte manchmal Bemerkungen, welche bewieſen, daß er oft, wenn er allein war, über religiöſe Gegenſtände nachdachte.

Ehe Herr Hartley von ihm Abſchied nahm, gab er ihm eine Sammlung kleiner Geſchichten, die ſeiner kindlichen Faſſungskraft angemeſſen waren und manche fromme Lehre enthielten. Zugleich verſprach er, ihm eine Bibel mitzubringen, wenn er wieder in ſeine Nachbarſchaft zurückkehre. Er lehrte ihn noch einige Gebete und Lieder, deren Sinn er ihm erklärte, indem er ihm zugleich die öftere Wiederholung derſelben anempfahl. Er ſetzte ihm das Weſen des Gebets auseinander und wies ihn an, alle ſeine Anliegen

Gott vorzutragen, indem er ihm verſicherte, daß der Herr Gefallen finde an den Gebeten eines einfachen Kindes. Er lehrte ihn weiter, daß er Alles, um was er Gott bitte, ſich im Namen des Heilandes erflehen und nicht muthlos werden ſolle, wenn ſein Gebet nicht ſogleich erhört würde; denn er dürfe zuverſichtlich glauben, daß, wenn der Herr ihm manchmal etwas von dem vorenthalte, um was er ihn gebeten habe, es nur zu ſeinem Beſten ſey. „Der Herr,“ ſchloß er, „weiß beſſer, was gut für uns iſt, als wir ſelber.“

Nachdem Herr Hartley Alles geſagt hatte, wodurch der Knabe in ſeiner Sinnesänderung beſtärkt und zu weiteren Fortſchritten in der Beſſerung fähig gemacht werden konnte, nahm er von Martin mit dem Verſprechen Abſchied, die Gegend den nächſten Sommer wieder zu beſuchen. Er hatte vor ſeiner Abreiſe dem Knaben noch einen Winteranzug machen laſſen, ihm einen Hut und Schuhe angeſchafft und ihn dringend ermahnt, in dieſem Anzuge recht oft die Kirche zu beſuchen.

Martin weinte nach ſeinem Abſchiede von Herrn Hartley auf dem Heimwege bittere Thränen und überzählte mit betrübtem Herzen die vielen Monate, welche verfließen mußten, bis er Herrn Hartley wieder ſehen dürfte.

Nach der Abreiſe ſeines geliebten Lehrers aus der Gegend wußte Martin kaum, was er mit ſich ſelbſt anfangen ſollte; denn da zwiſchen ihm und ſeinem Vater ſowie ſeinen Brüdern ſich eine große Kluft befand, ſo konnte er an ihren Vergnügungen und Beſchäftigungen keine Freude mehr finden, wie früher. Er pflegte ſich daher ihrer Aufmerkſamkeit zu entziehen und begab ſich in dieſer Abſicht gewöhnlich in ein altes Kämmerchen am Ende eines langen Ganges im Vorderhauſe, wo er ſich hinſetzte und eifrigſt in dem Buche las, welches Herr Hartley ihm gegeben hatte, wobei er ſeine Lieder und Gebete wiederholte. Manchmal ging er in den Wald an denſelben Ort, wo er gewöhnlich mit Herrn Hartley zuſammengekommen war, ſetzte ſich daſelbſt nieder und weinte. Auf dieſen einſamen Spaziergängen hatte er keinen andern Begleiter als einen alten Jagdhund, den ſein Vater für den Förſter aufgezogen hatte und der nun in ſeinem Alter wieder in ſein väterliches Haus zurückgeſchickt worden war. Der Förſter hatte Jakob Taylor die Weiſung gegeben, für den Hund Sorge zu tragen, ſo lange derſelbe lebe, und ohne Zweifel bezahlte er auch die Fütterungskoſten. Dieſer alte Hund war ſeit einiger Zeit ſehr anhänglich an Martin, und dieß war nicht zu verwundern; denn ſeit der Knabe mit Gottes Wort bekannt geworden war, hatte ſein Betragen gegen die Thiere eine gänzliche Aenderung erlitten, ſo daß er ſtatt, wie früher, an Allem, was einem Thiere Schmerzen verurſachte, Freude zu haben, es ſogar bedauerte, wenn man eines ſchlachten mußte, wobei er immer zu ſeinem Vater ſagte: „Bitte, Vater, befreie es doch ſo bald als möglich von ſeinen Schmerzen und laß es nicht unnöthiger Weiſe leiden!" Der alte Hund war Martins ſteter Begleiter, er mochte hingehen, wo er wollte. Weil er ſeine Zähne verloren hatte, ſo konnte er ſeine Nahrung nicht mehr beißen; daher warf ihm Martin oft kleine Biſſen von ſeinem Teller hin.

Martins Brüder und Schweſtern, welche lange ſchon neidiſch auf ihn waren wegen der Aufmerkſamkeit, die ihm Herr Hartley gewidmet hatte, ſpotteten über ſein verändertes Benehmen und ſuchten ihn bei jeder Gelegenheit wegen ſeiner Zuneigung zu dem alten Hunde auf eine grobe Art lächerlich zu machen. Sie begnügten ſich nicht damit, ihn ſelbſt zu plagen, ſondern gaben ſich auch Mühe, ihren Vater gegen ihn aufzubringen, indem ſie behaupteten, daß, wenn er bei ſeiner Frömmelei beharrte, es noch ſo weit kommen würde, daß er Herrn Hartley Alles entdeckte, was im Hauſe vorginge.

Dieſer Wink machte den Vater ſtutzen und erbitterte ihn ſo ſehr gegen Martin, daß er jede Gelegenheit ergriff, ihm in den Weg zu treten und ihn zu plagen; ſogar gegen den alten Hund ließ er manchmal ſeinen Groll aus. Als er einſt auch ſeinen Zorn an dem Thiere fühlen wollte, trat Martin zwiſchen ihn und das arme Geſchöpf und erhielt einige Schläge, die dem Hunde gegolten hatten.

Der Knabe ertrug dieſe ziemlich derben Schläge, ohne ein Wort zu äußern; aber ſeine Mutter, die dieſe Scene mitangeſehen hatte, war nicht geneigt, die Sache mit Stillſchweigen zu übergehen. Sie konnte nicht umhin, ſich ihres Lieblings anzunehmen, und das Betragen ihres Mannes gegen ihren lieben Sohn thieriſch zu nennen. Ein heftiger Wortwechſel entſpann ſich darüber zwiſchen Taylor und ſeinem Weibe und endigte damit, daß jener ſeinen Hut nahm und das Haus verließ, nachdem er das arme Thier als die Haupturſache der ganzen Friedensſtörung verwünſcht und ihm den Tod geſchworen hatte. Dergleichen war jedoch in Jakob Taylors Munde ſo gewöhnlich, daß ſein Weib dieſer Rede nicht viel Glauben ſchenkte.

Die Wintermonate wurden von den Familien Johann Webbs und Jakob Taylors wie immer zugebracht. Die Nächte gingen hin mit Diebereien, Auf- und Abpacken eingeſchmuckelter Waaren, mit Zechen und Kartenſpielen, während des Tages Alle, die des Nachts ihr Weſen im Hauſe trieben, ſich fern davon hielten, ſo daß ein Beſucher in demſelben keine Seele als die zwei Weiber und ihre Kinder traf.

Martin war noch zu ſehr Kind, als daß er deutlich hätte unterſcheiden können, was recht und was unrecht ſey, und daß es ihm ganz klar geworden wäre, was ſein Vater Erlaubtes und Verbotenes that. Er ſah ihn manchmal mit Johann Webb fortgehen, um einen Hirſch zu tödten, den ſie dann am hellen Tage nach Hauſe brachten; ein anderes Mal aber thaten ſie, wie ihm wohl bekannt war, daſſelbe im Geheimen. Er wußte ferner, daß er Niemand ein Wort von den Leuten ſagen dürfe, welche bei nächtlicher Weile Waaren von der See brachten, allein das verſtand er nicht, was dieß eigentlich für ein Geſchäft ſey. Was aber die Grauſamkeit gegen Thiere, ſo wie ſeine Flüche und Schimpfreden betraf, ſo war er hierin mehr mit ſich im Reinen. Er wagte es manchmal, wenn er mit ſeiner Mutter allein war, mit ihr von den Strafen zu ſprechen, welche ſolche

Sünden im andern Leben nach ſich zögen. Seine Mutter wußte nichts darauf zu erwiedern; denn ihr Verſtand war durch ihre Trunkſucht ganz abgeſtumpft. Sie äußerte blos ihre Freude über die ſchönen Worte, die ſie aus dem Munde ihres Lieblings hörte, und nickte immer beifällig. So kam es, daß Martin die Anſicht gewann, als habe ſie ſo ernſte Gedanken in Religionsſachen als Herr Hartley ſelbſt.

Martin war es ſo durch die Gnade des Himmels gelungen, trotz allen Widerwärtigkeiten, die er von Seiten ſeines Vaters und ſeiner Brüder zu erdulden hatte, auf dem Wege zum Heile getroſt fortzuwandeln, bis die Zeit erſchien, wo er Herrn Hartley zurückerwarten durfte.

Jetzt ging der Knabe mit ſeinem beſtändigen Begleiter, dem treuen alten Jagdhunde, oft nach ſeinem Lieblingsplatze im Walde und ſah ſich ſehnſüchtig nach Herrn Hartley um. Endlich hatte er das Glück, ſeinen Wohlthäter wieder zu ſehen, der ihm eine hübſche in Leder gebundene Bibel mitbrachte.

Herr Hartley und Martin brachten dieſen Sommer manches Stündchen mit einander in dem Walde zu. Jener bekam bald eine ſolche Freude an dem Knaben, daß er denſelben wo möglich mit ſich nach Somerſetſhire zu nehmen und ihn dort in einer guten

Schule unterzubringen beſchloß, die ein frommer Mann aus ſeiner Nachbarſchaft leitete. Herr Hartley bat ſeinen Freund, bei dem er auf Beſuch war, dieſen Plan Martins Eltern vorzutragen und zu unterſtützen. Jakob Taylor und ſein Weib machten zwar anfangs einige Einwendungen dagegen, allein endlich fügten ſie ſich.

Martin beſuchte die Schule drei Jahre lang und machte ſo große Fortſchritte, als man nur immer erwarten konnte. Während ſeiner Abweſenheit von Hauſe ſtarb plötzlich ſeine Mutter in Folge einer Krankheit, die ſie ſich durch ihre Trunkſucht zugezogen hatte. Während dieſer Zeit zog auch Johann Webb mit ſeinem Weibe aus dem Hauſe in dem Walde weg und überließ dieſes ſeinem einundzwanzigjährigen Sohne und ſeiner ſechszehnjährigen Tochter.

Herr Hartley kam noch alljährlich in die Gegend zu dem Edelmanne; indeſſen hielt er es nicht für gerathen, Martin mit ſich zu nehmen, bis endlich dieſer ihn ernſtlich um die Erlaubniß bat, ſeinen Vater einmal wieder ſehen zu dürfen. Demgemäß nahm der gute Herr Martin aus der Schule, kleidete ihn in eine hübſche Livree und nahm ihn in der Eigenſchaft ſeines Bedienten mit ſich in Martins Heimath.

Den Tag nach ſeiner Ankunft eilte Martin, ſo bald ſein Herr ihn entbehren konnte, fort, die Seinigen nach ſo langer Trennung wieder zu ſehen. Als er ſein elterliches Haus erreichte, fand er die Thüre offen, und als er in die Stube trat, ſah er ſeine Schweſter in ein Geſpräch mit Johann Webb vertieft am Tiſche ſitzen. Jene fuhr bei ſeinem Anblicke auf und erkannte ihn nicht eher, als bis er ſprach; denn er war nicht allein ſehr gewachſen, ſondern hatte auch ein bei weitem günſtigeres Aeußeres und feinere Sitten erlangt. Indeſſen ſchien ſie eben nicht ſehr erfreut, ihn zu ſehen, indem ſie froſtig zu ihm ſagte: „Was! biſt Du dem Herrn entleidet und biſt Du nun nach Hauſe gekommen, um Deiner Ruhe zu pflegen?“

„Ich bin gekommen, aber nicht, um hier zu bleiben,“ antwortete er.

Martin that hierauf einige Fragen in Betreff ſeines Vaters und ſeiner Brüder, und Thränen glänzten in ſeinen Augen, als er in die Ecke blickte, wo ſeine Mutter gewöhnlich geſeſſen war.

Während er mit ſeiner Schweſter und Johann Webb ſprach, trat ſein Bruder Robert mit einem über die Schulter geworfenen halbleeren Sacke herein. Er machte große Augen, als er Martin, den er ſogleich erkannte, in einer Livree erblickte. „Wie, Burſche,“ ſagte er, „wer hätte gedacht, Dich wieder zu ſehen?“

Martin bedeutete ihm, daß er nicht gekommen ſey, um einen langen Beſuch zu machen, ſondern daß er in einer oder zwei Stunden zu ſeinem Herrn zurückkehren werde. Dieſe Erklärung heiterte Robert ein wenig auf, und nachdem er ſeinen Sack in eine Ecke geworfen hatte, ſagte er zu ſeiner Schweſter: „Wie kommt es, Alexia, daß der Tiſch ſo leer iſt? haſt Du nichts zum Eſſen und Trinken im Hauſe?“

Während Alexia nach dem Schranke ging, um nach Mundvorrath zu ſehen, fragte Martin ſeinen Bruder Allerlei; unter Anderem ſagte er: „Und was iſt aus Echo, meinem guten alten Jagdhunde, geworden?“

Robert erwiederte mit einem boshaften Lächeln: „Er iſt todt.“

„Seit wie lange, Robert?“ fragte Martin.

„Von was ſprechet ihr?“ fragte jetzt Alexia, die mit einem halben Käslaibe unter einem Arme und dem noch übrigen Theile eines Brodlaibs unter dem andern in das Zimmer getreten war.

„Von dem alten Echo,“ ſagte Martin.

„Echo!“ wiederholte ſie, „o, der iſt ſchon ſo lange todt, als Du fort biſt.“

„Und wie kam er um das Leben?“ fragte Martin, zuerſt ſeine Schweſter, dann ſeinen Bruder anblickend.

„Der Vater ſtieß ihn todt, und das verdiente er auch,“ ſagte Robert.

Martin wurde roth vor Aerger, den er jedoch unterdrückte, und ſagte ruhig: „Was hat er denn verbrochen?

„Verbrochen?“ erwiederte Robert. „Er ſtahl ein Stück Fleiſch vom Tiſche weg, das für den Vater auf Mittag geröſtet worden war.“

„Er muß wohl recht hungrig geweſen ſeyn,“ ſagte Martin in feſtem Tone.

„Da kam der Vater herein,“ fuhr Robert mit gleich feſtem Tone fort, „und gab ihm einen Fußtritt, wie er es verdiente. Er kroch in den Winkel, wo er zu Deiner Zeit ſein Lieblingslager hatte, und fiel dort todt nieder.“

Martin war eben im Begriff, davon zu ſprechen, wie ſündlich es ſey, ein ſprachunfähiges Geſchöpf ſo zu mißhandeln; allein er beſann ſich, daß es ſein Vater war, der dieſe grauſame That verübt hatte, und ſchwieg. Er erhob ſich jetzt eilig und verabſchiedete ſich mit der Bemerkung, er werde wieder kommen, ehe er die Gegend verlaſſe, um ſeinen Vater zu ſehen.

Als Martin aus ſeines Vaters Wohnung in einem Gemüthszuſtande, der ſchwer zu beſchreiben iſt, wegeilte, grüßte ihn ein Mädchen von gutem Ausſehen und in einer ländlichen Tracht, die ein Bündel mit Holz auf dem Kopfe trug. Er kannte ſie anfangs nicht; aber ein zweiter Blick auf ſie überzeugte ihn, daß es Dolly Webb ſey. Er wunderte ſich über des Mädchens ſchnelles Wachsthum und ihre glänzend ſchwarzen Augen. Indeß eilte er, ohne mit ihr zu ſprechen, an ihr vorüber, aus Furcht, er möchte ſeinem Vater begegnen, was er bei ſeinem gegenwärtigen Gemüthszuſtande vermeiden wollte.

Drittes Kapitel.

Martin theilte ſeinem Herrn bei ſeiner Rückkehr Alles mit, was vorgegangen war. Der Letztere gab ihm den Rath, ſeinen Vater zwar noch zu beſuchen, ehe er die Gegend verlaſſe, aber unter keinen Umſtänden oft in ſein väterliches Haus zu gehen.

Die zwei Monate von Herrn Hartley's gewöhnlichem Aufenthalte in der Gegend neigten ſich zu Ende. Martin hatte während dieſer Zeit ſeinen Vater nur einmal geſehen und war von ihm kalt empfangen worden. Hierauf kehrte er mit Herrn Hartley nach Hauſe zurück.

Es waren vier Jahre hingegangen, ſeit Martin ſeine Heimath verlaſſen hatte, und ſeitdem hatte er von Niemand als von einem Manne aus einem an die Waldung angrenzenden Dorfe, der ſehr gut mit ſeinem Vater bekannt war, erfahren, was bei ihm zu Hauſe vorging. Von dieſem Manne hörte er, daß ſein Vater und ſein Bruder Robert mit einander zerfallen und in Folge davon dieſer, wie man glaube, mit den Schleichhändlern davon gegangen ſey. Ueber ſeinen zweiten Bruder Wilhelm gab der Mann nur eine dürftige Auskunft; er beſchrieb denſelben als äußerſt pflichtvergeſſen gegen ſeinen bejahrten Vater. Auch von Johann und Dolly Webb ſprach der Mann in unbeſtimmten Ausdrücken. Dieſes Wenige, was Martin erfuhr, war ihm kein Troſt, ſo lange es ihm nicht gelang, ein Mittel zu erſinnen, ſeiner Familie nützlich zu werden; indeß unterließ er es nie, für dieſelbe mit inbrünſtigem Eifer zu beten. Er ſchrieb, da er die Feder gewandt führen konnte, einen Brief an ſeinen Vater, worin er ihn in zärtlichen Ausdrücken ermahnte, für ſeine Seele Sorge zu tragen, und ihn anflehte, ohne Verzug zu Gott umzukehren. Er ſchloß in ſeinen Brief eine Banknote im Werthe eines Pfundes ein, was das erſte Geld war, das er ſich erſpart hatte.

Jakob Taylor, dem ſeine anderen Kinder immer unfreundlich begegneten, wurde durch den Empfang dieſes liebevollen Briefes nebſt einem ſolchen Geſchenke tief bewegt, und der Eindruck, den dieſes unerwartete Ereigniß auf ihn machte, war ſo gewaltig, daß er, um ſeinen Gefühlen freien Lauf zu laſſen, in den Wald hinaus ging und dort, einſame Wege verfolgend, oft ausrief: „O mein liebes, gutes Kind! wie wenig verdiene ich einen ſolchen Sohn!“

Martin Taylor hatte jetzt ſeine volle Größe erlangt. Er war in Wahrheit fromm geworden, und in Folge ſeiner Frömmigkeit hatte ſein Geſicht einen Ausdruck von Offenheit und ſein Benehmen eine Liebenswürdigkeit gewonnen, wodurch Jedermann, mit dem er umging, ſich von ihm angezogen fühlte. Er war äußerſt anhänglich an ſeinen Herrn und ihm für alle ſeine Güte ſehr dankbar, während Herr Hartley eine beinahe väterliche Zuneigung zu Martin hatte. Der gute Mann dachte nicht entfernt daran, ſich von ihm zu trennen; aber die Vorſehung wollte es anders — denn eines Tages erhielt Martin einen Brief von einem Nachbarn ſeines elterlichen Hauſes, worin es hieß, daß auch ſein Bruder Wilhelm auf und davon gegangen und Soldat geworden ſey. Martin zeigte dieſen Brief ſeinem Herrn mit der Bemerkung: „Mein Vater iſt jetzt allein und hat Niemand zu ſeiner Unterſtützung. Er hat mir zwar ſeit langer Zeit nicht viel Liebe bewieſen; allein deſſen ungeachtet kann ich es nicht vergeſſen, daß er mein Vater iſt.“

„Ich weiß, was Du damit ſagen willſt, Martin,“ verſetzte Herr Hartley. „Du hältſt es für Deine Pflicht, zu ihm zu gehen. Ich kann nicht umhin, Deine gute Abſicht zu billigen, und will mich der Ausführung derſelben nicht widerſetzen, ſo wehe es mir thut, mich von Dir trennen zu müſſen. Es ſteht Dir frei, ſogleich zu gehen und bei Deinem Vater zu bleiben, ſo lange Du ihm von Nutzen ſeyn kannſt. Aber ich will Dir eine ſehr zu beherzigende Lehre mit auf den Weg geben. Vergiß ja nicht das Wohl der Seele Deines Vaters ſeinem leiblichen vorzuziehen; denn die Schrift ſagt: „Was hülfe es dem Menſchen, ſo er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an ſeiner Seele!““

Kurz darauf verabſchiedete ſich Martin von ſeinem Herrn, was nicht ohne große Betrübniß von beiden Seiten geſchah. Martin nahm ſeinen Bündel auf den Rücken und wanderte ſeinem heimathlichen

Hauſe im Walde zu, wo er am andern Morgen früh ankam.

In der Nacht vor der Ankunft Martins hatte ſein Vater durch eine Legbüchſe einen Unfall erlitten, welche man auf den Grundſtücken eines Edelmanns angelegt hatte, worauf Jakob Taylor zu unziemlicher Zeit zu gehen gewohnt war. Es war bekannt gemacht worden, daß dieſe Büchſe geſtellt ſey; allein Taylor hatte nichts davon erfahren.

Die Wunde, welche er erhielt, war nicht tödtlich. Nur ſein Arm hatte Noth gelitten, und ſo bedeutende Schmerzen er hatte, ſo blieb ihm doch noch Kraft genug, nach ſeinem Hauſe ſich hinzuſchleppen, wo er an der Thüre ohnmächtig niederfiel.

Es war um die Zeit der Morgendämmerung, als der bedauernswürdige Mann ſein Haus erreichte. Er blieb an der Hausthüre bewußtlos liegen, bis ſeine Tochter dieſelbe öffnete, als der Tag angebrochen war. Eben war ihr unglücklicher Vater wieder zu ſich gekommen und beſaß Geiſtesgegenwart genug, ſeiner Tochter zu bedeuten, ſie ſolle ja die Nachbarn nicht aufwecken, ſondern ihm in aller Stille in das Haus hineinhelfen. Sie folgte dieſem Geheiße murrend und ihn wiederholt in ruchloſen Ausdrücken fragend, in welche unglückliche Zänkerei er ſich eingelaſſen habe.

Im Erdgeſchoſſe befand ſich kein Bett, und der arme Mann konnte ohne Beihülfe nicht die Stiege hinaufkommen. Aber in einer Ecke der unteren großen Stube lagen einige Strohbündel, die zum Packen hingerüſtet waren. Alexia ſetzte ihren Vater auf einen Stuhl, öffnete haſtig die Strohbündel, ſchüttelte das Stroh zu einer Art Lager zurecht und legte ihren Vater darauf. „Und jetzt,“ ſagte ſie, „und was ſoll ich jetzt thun?“ kreiſchte ſie. „Du wirſt uns noch in einen rechten Jammer bringen mit Deinen nichtswürdigen Streichen. Habe ich's ja doch immer geſagt. Wie blutig Dein Rock iſt! — Muß ich den Doctor holen?“

„Nein,“ ſagte der arme Mann, tief aufſeufzend. „Man muß ſich in Acht nehmen; aber — gehe um des Himmels willen in aller Eile zu Johann Rowe und rufe ihn zu mir.“

„Wie, zu Johann Rowe!“ rief Alexia.

„Ja, um meinen Arm einrichten zu laſſen; denn ich habe ihn gebrochen; aber ſage Niemand ein Wort davon, man würde mich hängen.“

„O,“ ſagte Alexia, „dachte ich es mir doch — ich habe nichts Beſſeres erwartet.“ Mit dieſen Worten ging ſie, ihrem Vater einen Schluck Brantwein aus einer Flaſche zu holen, welche immer zu gelegentlicher Erquickung bereit ſtand. Hierauf eilte ſie, nachdem ſie die Thüre hinter ſich geſchloſſen hatte, zu Johann Rowe. Dieſer Mann hatte einige Kenntniß der Wundarzneikunſt, und da er bei böſen Händeln, wie dieſer war, ſich ſtets verſchwiegen zeigte, ſo wandten ſich die Leute in ſolchen Fällen immer am liebſten an ihn.

Es vergingen jedoch mehr als drei Stunden, bis Alexia mit dem Doctor zurückkehrte. Der Arm des Unglücklichen wurde jetzt, nachdem ein Theil der empfangenen Ladung herausgenommen war, eingerichtet, wobei der Quackſalber auf eine plumpe, ungeſchickte Weiſe mit dem Leidenden verfuhr. Man gab hierauf dem Kranken einen zweiten Schluck zu trinken und ließ ihn auf ſeinem Strohlager liegen, wo er bald ein heftiges Fieber bekam. Alexia wartete indeſſen dem Quackſalber mit Brantwein und Thee an dem andern Ende der großen Stube auf.

In dieſem Augenblicke hatte Martin Taylor, der die Nacht in einem kleinen Wirthshauſe an der Straße zugebracht hatte, ſein väterliches Haus erreicht und klopfte einige Zeit an die Thüre deſſelben, ohne daß man ihm eine Antwort gab. Denn obſchon man das

Pochen innen deutlich genug hörte, ſo nahm man doch keine Kenntniß davon, um keinen Fremden zum Zeugen der unſeligen Scene in der Stube zu machen. Nachdem Martin bis zum Ueberdruſſe geklopft hatte, ging er um das Haus herum, ſtieg über die Gartenmauer an einer Stelle, wo dieſelbe halb eingeſtürzt war, und gelangte ſo durch eine nur Wenigen bekannte Hinterthüre in das Haus. Er hatte manche lange Gänge zu durchgehen, ehe er zu der großen Stube kam. Als er dieſer ſachte ſich näherte, glaubte er, darin Stimmen zu hören. Er ſtand daher einen Augenblick ſtill und hörte jetzt deutlich ſeine Schweſter mit dem Quackſalber ſprechen und lachen. Auf dieſes trat er, nicht weniger erſtaunt als gereizt, plötzlich in die Stube und überraſchte die Beiden mit ſeiner Erſcheinung. Seine Schweſter erröthete hoch, und aufſpringend ſagte ſie: „Biſt Du es, Martin?“

„Ja,“ erwiederte der Gefragte. „Ihr habt mich lange an der vorderen Hausthüre warten laſſen. Warum habt ihr mir nicht aufgemacht? Habt ihr etwas vor, deſſen ihr euch ſchämen müßt?“ Bei dieſen Worten blickte er den Quackſalber mit einem Ausdrucke des Unwillens an. Der alte Mann erhob ſich, jedoch ohne ein Wort zu ſprechen. „Und wo iſt mein Vater?“ ſagte Martin.

Alexia war beſtürzt und murmelte etwas zwiſchen den Zähnen von einem Unfalle, der ihm begegnet ſey.

Die ächte Frömmigkeit übt eine gewiſſe zauberiſche Gewalt auf die Herzen aus, der nur wenige Laſterhafte Stand halten können. Dieſe Gewalt war es, welche die Schweſter Martins und den Quackſalber, ohne daß es jener beabſichtigt hätte, einſchüchterte, als ſie ſich weigern wollten, ihm den Ort zu zeigen, wo ſie den Verwundeten hingelegt hatten. Martin wiederholte ſeine Frage. „Wo iſt mein Vater?“ In demſelben Augenblicke gleitete ſein Blick über die Stube hin, und als er das Strohlager mit einer darauf hingeſtreckten Geſtalt erblickte, ſchrack er zurück und ſprach: „Iſt das des Vaters Bett, Alexia? hier auf dem Strohbündel läßſt Du ihn ſterben, wie einen Hund?“

Martins Vater, der eben ſeinen Sohn erkannt hatte und ihn mit ſchwacher Stimme herbeizukommen bat, ſchauderte bei den letzten Worten ſeines Sohnes zurück, denn er erinnerte ſich, daß er an demſelben Orte liege, wo der arme Hund, den er ſo ſchonungslos behandelt hatte, ſelbſt ohne die geringe Behaglichkeit des Strohes und ohne einen Tropfen Waſſers verſchieden war. Dieſe Erinnerung preßte ihm einen tiefen Seufzer aus und verſetzte ihn in eine große Seelenangſt.

Der Gedanke an Wiedervergeltung, der den Vater ſo gewaltig ergriff, theilte ſich in demſelben Augenblicke auch der Tochter mit. Alexia ſchauderte, als ſie bedachte, was einſt ihr Loos ſeyn würde, wenn ſie das Leben behielte, und einſt ihre Kinder ihr vergelten würden, was ſie an ihrem Vater verbrochen hatte. Sie ſtand ſprachlos vor ihrem Bruder, der mit einem Ausdrucke von Erhabenheit und Würde, wie ihn die Tugend verleiht, ſie fragte, wie ſie ihren Vater auf ein ſolches Lager habe bringen können? Als er fand, daß ſie ihm keine genügende Antwort geben konnte, ging er auf ſeinen Vater zu, drückte ſanft die fieberhafte Hand deſſelben und verſicherte ihm, er ſey gekommen, um ihm, ſo lange er lebe, ſeine Dienſte zu widmen.

„Sohn meines Herzens!“ erwiederte der alte Mann, in Thränen ausbrechend, „das iſt mehr, als ich verdiene, ich bin eines ſolchen Sohnes nicht würdig. Gehe hin, mein Sohn, zu Deinem wahren Vater und Freund, und laß mich auf dieſem Stroh ſterben — hier laß mich umkommen, wie den Hund, den ich einſt barbariſch auf dieſer Stelle hinſchmachten ließ.“

„Nein, mein Vater, nein!“ ſagte Martin. „Sey vielmehr verſichert, daß ich nicht von Deiner Seite weichen werde. Ich werde für alle Deine leiblichen

Bedürfniſſe Sorge tragen, ſo viel in meinen Kräften ſteht, und wenn Du es mir erlaubſt, ſo will ich Dich auf denſelben Weg des Heiles und Glückes leiten, auf den mich mit Gottes Beiſtand mein beſter Freund und Wohlthäter, der gute Herr Hartley, gebracht hat.“

Der alte Mann fühlte ſich offenbar trotz ſeiner großen Schmerzen und ſeines heftigen Fiebers durch die Anweſenheit ſeines Sohnes erquickt; er fügte ſich jeder Anordnung, die der für ihn ſo liebevoll beſorgte Martin für räthlich fand, ohne Widerrede.

Zuerſt wies dieſer ſeine Schweſter an, in einem Nebenzimmer ein Bett für den Vater zurecht zu machen, und brachte ihn dann mit Hülfe des Wundarztes dahin. Hierauf ſchickte er ſeine Schweſter in die nächſtgelegene Stadt, um dort eine Arznei zu holen, von der er wußte, daß ſie gegen das Fieber gute Dienſte thue. Er verbot ſodann, dem Vater Brantwein zu geben, und ging ſogar ſo weit, daß er verlangte, Alexia ſolle nur in ſeiner Gegenwart ihren Vater ſehen.

Es wurde Nachmittag, bis dieſe mit der Arznei zurückkam. Sie traf ihren Bruder in tiefen Gedanken im Zimmer auf- und abgehend. Ihr Vater war eingeſchlafen. Martin fragte ſie, ob ſie für ihn nichts zu eſſen habe. Sie ſtellte etwas kaltes Fleiſch auf den Tiſch, und Martin ſetzte ſich nieder, um davon zu eſſen. Als er indeß ſah, daß ſeine Schweſter nicht geneigt war, ſich neben ihn zu ſetzen, ſagte er zu ihr: „Alexia, biſt Du nicht hungrig?“

„Nein,“ war ihre Antwort, „ich habe kein Bedürfniß.“

„Schweſter,“ ſagte jetzt Martin aufſtehend, „Du liebſt mich nicht. Warum benimmſt Du Dich ſo kalt und abſtoßend gegen mich?“

„Wie ſollte ich anders, wenn Du Dir ſo viel herausnimmſt?“

„Du wirſt einen zärtlichen Bruder an mir finden, wenn Du willſt, Alexia,“ ſagte Martin. „Aber ich muß Dir die Wahrheit geſtehen. Es gefiel mir nicht, den Vater auf dem Stroh ausgeſtreckt zu finden, während Du mit dem Doctor plaudertest und lachteſt.“

„Und Du haſt aus Unwillen darüber die Geſchichte von dem alten Jagdhunde aufgefriſcht,“ ſagte ſie.

„Ich gebe Dir mein Wort, Alexia, ich dachte von ferne nicht daran, bis der Vater das unglückliche Thier in Erwähnung brachte.“

Alexia ſah ihn mit einem Blicke an, der zu ſagen ſchien, ſie glaube ſeiner Verſicherung nicht ganz. Sie hielt indeß für gut, den Streit für den Augenblick nicht fortzuführen, und ſetzte ſich daher neben ihren Bruder an den Tiſch.

Nach beendigtem Mahle trat Martin mit der Arznei, die er hatte holen laſſen, an ſeines Vaters Bett, um ſie ihm einzugeben. Als er nach einiger Zeit fand, daß ſein Vater ſich beruhigt hatte, nahm er Veranlaſſung, mit ihm von religiöſen Dingen zu ſprechen und ihm die Wichtigkeit ſeines Seelenheils vor Augen zu ſtellen.

Der Vater ſeufzte und erwiederte kopfſchüttelnd: „Alles, was Du ſagſt, Martin, iſt wahr, und ich bin jetzt davon überzeugt; — aber dieß iſt nur um ſo ſchlimmer für einen ſolchen Böſewicht, wie ich bin. Es iſt zu ſpät für mich, noch an eine Umkehr zu denken — ich bin auf das Schlimmſte gefaßt, das mir begegnen kann.“

Martin ſchauderte bei dieſer Bemerkung zuſammen und ſagte, die Hand ſeines Vaters ergreifend, zu dieſem: „Und warum meinſt Du, daß für Dich keine Hoffnung mehr vorhanden ſey? Zu weſſen Erlöſung ſollte denn der Heiland erſchienen ſeyn? — Nicht zur Erlöſung von Schuldloſen und Reinen, ſondern von Sündern aller Art. Wären wir keine Sünder, ſo bedürften wir der göttlichen Gnade nicht. Daſſelbe Wort, das uns den Weg zum Heile zeigt, lehrt zugleich, daß dieſes als ein freies Geſchenk Gottes und nicht als Belohnung für irgend ein Verdienſt des Menſchen zu betrachten ſey; denn es heißt: „Aus Gnaden ſeyd ihr ſelig worden durch den Glauben und daſſelbige nicht aus euch, Gottes Gabe iſt es. Nicht aus den Werken, auf daß ſich nicht Jemand rühme.““

Während dieſes Geſprächs zwiſchen Martin und ſeinem Vater war die Sonne untergangen, und die Schatten des Abends kamen zuſehends heran. Noch dauerte das Geſpräch fort, und Beide waren ganz in daſſelbe vertieft, als plötzlich die Stille im Hauſe durch viele rauhe Stimmen und ſchwere Fußtritte, wie von Männern, die ſchwere Laſten tragen, unterbrochen wurde.

Martin ſprang auf und rannte in die große Stube hinaus. Er ſah eine Bande Schleichhändler durch dieſelbe gehen, welche ihre verbotenen Waaren nach den ihnen wohlbekannten verborgenen Theilen des Hauſes trugen. Der Letzte von ihnen hatte die Stube verlaſſen, ehe Martin, der am andern Ende derſelben eingetreten war, ſich entſchloſſen hatte, was er thun wollte. Er hatte jedoch, während die Schleichhändler ihre Güter in dem Keller aufſpeicherten, Zeit genug, einen Entſchluß zu faſſen. Um ſich indeß keiner

Uebereilung ſchuldig zu machen, hielt er es für das Beſte, mit ſeinem himmliſchen Vater darüber zu Rathe zu gehen. Er zog ſich zu dieſem Zwecke in das Kämmerchen zurück, in welchem er in früheren Zeiten manche Stunde mit Leſen und Beten zugebracht hatte.

Um zu dieſem Kämmerchen zu kommen, mußte er durch einen langen Gang ſeinen Weg nehmen, in welchem es beinahe ſchon ganz dunkel geworden war. In dieſem Gange hatte er in ſeiner Kindheit oft mit ſeinen Brüdern geſpielt. „Wo waren jetzt dieſe Brüder? Was hatte ſie von ihres Vaters Hauſe weggetrieben? Und wie war es gekommen, daß er nun ſo verſchiedener Anſicht mit denen war, mit welchen er die Jahre ſeiner Kindheit hingebracht hatte?“ — Dieſe Fragen richtete Martin an ſich und beantwortete ſie, während er durch den Gang hinſchritt. Er trat hierauf in das Kämmerchen, das am Ende dieſes Ganges ſich befand, und brachte dort eine ziemliche Zeit mit Beten und Nachdenken hin, worauf er, mit Kraft von oben ausgerüſtet, in die Stube zurückkehrte.

Dieſe war jetzt von drei oder vier Kerzen und einem Kaminfeuer erhellt, während die Schleichhändler ſich an dem eichenen Tiſche gütlich thaten, welchen Alexia mit dem Beſten, was das Haus darbot, beſetzt hatte. Die Letztere war bei dem Eintritt ihres Bru ders eben damit beſchäftigt, einige zinnerne Krüge von einem Brette in einem entfernteren Theile der Stube zu holen.

Martin war von den Schleichhändlern unbemerkt eingetreten, und indem er auf den Tiſch zuging, redete er einen alten Mann, den er von Jugend auf kannte und den die Schleichhändler den Kapitän nannten, folgendermaßen an: „Kapitän, ich bin erſtaunt, Euch hier zu ſehen.“

„Wie, Martin Taylor!“ ſagte der Kapitän aufſpringend und ihm ſeine Hand darbietend. „Wie befindeſt Du Dich, mein Sohn?“

Martin gab ihm ſeine Hand, ſagte aber: „Wenn Ihr mich beſſer verſtändet, ſo würdet Ihr nicht ſo voreilig mir die Bruderhand reichen.“

„Warum? was denn anders, Martin?“ erwiederte der Kapitän, „was denn anders, mein alter Knabe. Komm, ſetze Dich zu uns und laß uns unſere Freundſchaft erneuern.“

Martin blickte ernſt und wurde bald roth, bald bleich. Endlich ſprach er, während die Blicke der ganzen Geſellſchaft auf ihn gerichtet waren. Er ſetzte derſelben ſo kurz und einfach als möglich auseinander, daß er jetzt ein Chriſt nicht blos dem Namen, ſondern der That und Wahrheit nach zu ſeyn glaube, und als ſolcher könne er es nicht mit ſeinen Grundſätzen vereinigen, irgend einem Geſchäfte, das den Landesgeſetzen zuwider ſey, Vorſchub zu leiſten.

Auf dieſe Worte begannen Einige von der Geſellſchaft, leiſe Flüche auszuſtoßen. Aber Martin fuhr, ohne davon Kenntniß zu nehmen, fort: „Daher betrachte ich es als meine Pflicht, Euch, mein alter Bekannter, zu erklären, daß dieſes Haus von nun an Euch und den Eurigen keinen Schutz mehr gewähren wird.“

Jetzt ertönte die Stube von den Flüchen und Verwünſchungen der ganzen Schleichhändlersbande, ſo daß Martins Stimme einige Minuten nicht gehört werden konnte. Nach einer Weile war indeſſen die Geſellſchaft wieder ſtille geworden, indem Jeder begierig war, zu hören, was Martin weiter zu ſagen hätte.

Dieſer erklärte ihnen ferner, er habe aus eigener und fremder Erfahrung, ſowie aus der heiligen Schrift die volle Ueberzeugung geſchöpft, daß nur durch ehrliche Beſchäftigungen das Glück Einzelner und ganzer Familien begründet werden könne. „Ueberdieß wiſſen wir ja Alle wohl,“ ſchloß er, „daß in der andern Welt unſer unabänderliches Loos darnach beſtimmt wird, wie wir in dieſer gehandelt und geſprochen haben.“

Als die Schleichhändler dieſe Worte vernahmen, brachen ſie in eine ſolche Fluth von Schmäh- und Spottreden aus, daß es für Jedermann, der nicht unter dem Schutze der göttlichen Gnade ſtand, unmöglich geweſen wäre, das Feld zu behaupten.

Martin ließ ſich jedoch nicht aus der Faſſung bringen, wiewohl er ſich von dem Tiſche an das Ende der Stube zurückzog.

Die Schleichhändler begannen nun unter einander und mit dem Kapitän zu flüſtern. Dieſer erhob ſich hierauf und ſagte: „Das Ende von dem Liede wird ſeyn, denke ich mir, daß Herr Martin uns der Regierung anzeigen will, und er meint wohl, wir werden ruhig hinſitzen und das nur ſo als einen kleinen Scherz hinnehmen.“

Martin trat vor und antwortete dem Kapitän mit großer Faſſung und Ruhe: „Nein, ich habe nicht im Sinne, irgend einen von euch anzugeben. Wäre das meine Abſicht geweſen, ſo würde ich euch keinen Wink gegeben haben, und ich hätte mich auch nicht ſo allein und unbewaffnet in eure Gewalt gegeben.“

„Es iſt etwas daran,“ ſagte der Kapitän mit einem ernſten Blicke auf ein paar der unruhigſten ſeiner Leute, welche eben darauf dachten, Martins drohende Zunge auf die wirkſamſte Art zum Schweigen zu bringen.

„Ich gebe euch die feierliche Verſicherung," ſagte jetzt Martin, „daß ich euch keinerlei Unheil zuzufügen geſonnen bin. Manchen von euch," ſetzte er, ihnen näher tretend, hinzu, „habe ich von Kindheit an gekannt. Oft bin ich," fuhr er, den Kapitän anblickend, fort, auf Euren Knieen geſeſſen, während Ihr mir von Euren Gefahren zur See und Euren oft wunderbaren Rettungen erzähltet. Ich wünſche euch Allen von Herzen Gutes, und es würde mich freuen, wenn ihr dieſes gefährliche Gewerbe mit einer ſicheren und ehrbaren Beſchäftigung vertauſchtet. Denket an die Worte des Weiſen, der ſagt, daß unrecht Gut in den Tagen der Noth kein Heil bringe. Aber die größte Freude wäre es mir, wenn ich ſehen würde, daß ihr den ſchmalen Weg zum ewigen Leben einſchlüget."

Bei dieſen Worten konnten Einige der Schleichhändler nicht umhin, ihren Entſchluß auszudrücken, Martin auf einem kurzen und ſicheren Wege zum Schweigen zu bringen und zwar ſo vernehmlich, daß derſelbe nicht länger ſich ſtellen konnte, als höre er ſie nicht, ſondern es für nöthig fand, ihnen zu erklären, daß ſie keinen ſichereren Weg zu ihrem eigenen Untergange einſchlagen könnten, als wenn ſie ſich beigehen ließen, eine ſolche That zu verüben. „Denn,“ ſagte er weiter, „ich bin ſehr gut bekannt in manchen angeſehenen Familien. Einige derſelben würden, wenn ſie mich vermißten, nicht eher ruhen, als bis ſie der Sache auf den Grund kämen. Aber,“ fügte er hinzu, „damit wir einander recht verſtehen, erkläre ich, daß es gegen mein Gewiſſen iſt, euch und eure Güter länger im Hauſe zu dulden. Da ihr indeß ſchon ſo lange ein unbedingtes Vertrauen in meiner Familie genoſſen habt, ſo verſpreche ich euch feierlich, daß ich nichts von dem Vorgefallenen verrathen und euch die gehörige Zeit laſſen werde, eure Güter zu entfernen. Dieß iſt mein Entſchluß, und wenn mich auch wegen deſſelben ein zeitliches Unheil trifft, ſo habe ich doch die Beruhigung, meine Pflicht gethan zu haben.“

Nach langem Hin- und Herdiſputiren und manchen derben und rohen Ausdrücken von Seiten der Schleichhändler willigten dieſe endlich ein, ihre Waaren fortzuſchaffen, worauf Martin ihnen wiederholt verſicherte, er werde ein unverbrüchliches Stillſchweigen über das Vergangene beobachten.

Ein großer Theil der Nacht war während dieſes für Martin ſo gefährlichen Auftritts verfloſſen. Viele von den Schleichhändlern gaben ſich dem Schlafe hin; Martin aber durfte ſich nicht erlauben, ein Auge zu ſchließen. Er war die ganze Nacht wach und ging unter Gebet und Nachdenken in der großen Stube auf und ab.

Die Schleichhändler hielten es für gerathen, noch vor Tagesanbruch ſich zu entfernen, worauf Martin, nachdem er die Hausthüre feſt verſchloſſen hatte, ſich in ſeines Vaters Zimmer begab, um dort ein wenig auszuruhen.

Viertes Kapitel.

Martin war nach dieſem Vorgange eine Zeitlang nicht ohne Beſorgniß, die Schleichhändler möchten einander aufmuntern, ſich auf eine blutige Weiſe an ihm zu rächen; aber im Bewußtſeyn, recht gehandelt zu haben, ſtellte er ſeine Sache Gott anheim, und in dieſem frommen Vertrauen ſchwand allmählig alle Angſt dahin.

In kurzer Zeit hatten die Schleichhändler alle ihre Waaren fortgeſchafft, und ſo war Martin das Werkzeug geworden, ſeine Familie von einer ſchlimmen Geſellſchaft zu befreien, welche den Ruin einiger Glieder derſelben herbeigeführt hatte. Aber noch manchen Kampf hatte er in der Folge zu beſtehen. Sein Vater litt immer noch ſehr an ſeinem zerſchmetterten Arme, und es war nicht räthlich, einen kunſtverſtändigen Arzt zu rufen. Ueberdieß war es Martin in kurzer Zeit deutlich geworden, daß ſeine Schweſter ſich in einem ſehr traurigen Seelenzuſtande befinde. Zugleich hatte der junge Webb und ſeine Schweſter ſich von Hauſe entfernt und das Hausweſen einer alten Dienerin ihres Vaters überlaſſen. Als ſie endlich zurückkehrten, entdeckte Martin bald, daß ein innigeres Verhältniß zwiſchen ſeiner Schweſter und Webb obwalte, in welchem er nicht ohne Kummer einen tiefgeſunkenen Menſchen erkannte. Auch fand es Martin äußerſt ſchwierig, das Geſchäft ſeines Vaters zu verſehen, und ob dieſer ihm gleich jeden Tag Anweiſungen gab, wie er ſich zu verhalten habe, ſo war er doch in manchen Fällen in Verlegenheit, was er thun ſollte. Er beſchloß indeß um ſeines leidenden Vaters willen, das Aeußerſte zu thun, und da er ſich mit dem Förſter, der ſeinen redlichen Charakter aus manchen Kleinigkeiten kennen gelernt hatte, gut zu ſtellen wußte, ſo überſah dieſer ſeinen Mangel an Erfahrung in dem Forſtweſen in der Hoffnung, daß Martin ſich bald die nöthigen Kenntniſſe darin ſammeln würde. Auch ſah der Letztere ein, daß die Wildhütersſtelle in der That ein ſehr wünſchenswerther Dienſt ſey und, von einem ehrlichen und ordnungsliebenden Manne verwaltet, einer Familie auf eine ſehr anſtändige Weiſe ein Auskommen verſchaffen könne.

Der arme Jakob Taylor war jetzt ſchon ſeit einigen Monaten an das Bett gefeſſelt, und es war wenig Hoffnung vorhanden, daß er wieder geneſen werde. Der Förſter, der ihn lange ſchon im Verdachte der Unehrlichkeit hatte, war froh, eine Gelegenheit zu finden, die Stelle ihm abzunehmen und ſie ſeinem Sohne zu geben, ſo daß in der letzten Zeit von ſeines Vaters Leben Martin Herr im Hauſe war.

Jakob Taylor lebte nicht mehr lange, nachdem dieſer Wechſel vorgegangen war. Die Schmerzen, die ihm ſein Arm verurſachte, waren ſo heftig und anhaltend, daß nach und nach ſeine Natur ihnen unterliegen mußte. Er ſtarb endlich in den Armen ſeines Sohnes, indem er dieſen für ſeine Güte gegen ihn, vor Allem aber für ſeine unermüdlichen Bemühungen ſegnete, ihn in den Tagen ſeiner Leiden zur Erkenntniß des Erlöſers zu leiten, der für Alle gelitten hat. Damit bewies alſo der ſterbende Vater, daß ſeines Sohnes liebende Sorge für ihn und ſein Seelenheil nicht ganz fruchtlos geblieben war.

Martin Taylor hatte kaum Zeit gehabt, ſeinem Vater ein anſtändiges Begräbniß geben zu laſſen, als er ſchon wieder einen neuen Kampf zu beſtehen hatte. Seine nächſten Nachbarn nämlich, die Webb's, waren fortwährend unter dieſem oder jenem Vorwande in ſeiner Wohnung. Der junge Webb war beſtändig in Geſellſchaft von Martins Schweſter, und es war leicht zu bemerken, daß Dolly Webb, wenn ſie gleich einige Jahre älter war, als der junge Taylor, doch ſich viele Mühe gab, ein vertrauliches Verhältniß mit ihm anzuknüpfen. Obgleich Dolly Webb ein hübſches Aeußeres hatte und im Umgange ſehr angenehm ſeyn konnte, ſo hatte doch Martin zu viel Nachtheiliges von ihrer Familie gehört, um ihren Abſichten entgegen zu kommen, und er hatte oft Grund, ſich glücklich zu ſchätzen, daß er ſtark genug geweſen war, den Lockungen dieſes Mädchens zu widerſtehen.

Nach dem Tode ſeines armen Vaters veranſtaltete Martin manche zweckmäßigen Veränderungen im Hauſe und Garten. Er vermochte den Förſter, einige Verbeſſerungen im Hauſe und mit den Grundſtücken bei demſelben vornehmen zu laſſen, und er beſtellte einen Arbeiter, der ihm beim Umgraben und Anpflanzen des

Gartens an die Hand ging. Sein Vater hatte, wie ſchon erwähnt worden iſt, eine Grube für Kampfhähne bei dem Hauſe, und die, welche er auferzogen hatte, waren die ſchönſten in der ganzen Nachbarſchaft. Martin füllte die Grube aus, und aus Beſorgniß, wenn er dieſe Hähne lebendig verkaufe, möchten ſie in die Hände von Leuten fallen, die ſie zu Kämpfen brauchen würden, ließ er ſie alle tödten und rupfen und ſchickte zu den Hühnerhändlern, damit dieſe ſie abholten.

Er hatte hiebei keinen geringen Streit mit ſeiner Schweſter zu beſtehen, die ihn einen Thoren nannte, weil er ſein Intereſſe und ſein Vergnügen beiſeite ſetze, um ein ſolches dummes Geſchöpf in ungeſtörter Ruhe zu laſſen. Dieſe Schimpfreden ſeiner Schweſter gaben Martin Veranlaſſung, derſelben zu erklären, ſeit es dem Allmächtigen gefallen habe, ihn mit dem Lichte der Religion zu erleuchten, mache es ihm eben ſo wenig Freude, die dem Menſchen untergeordneten Geſchöpfe zu quälen, als ſeinen eigenen Leib zu brennen oder irgend einer ſonſtigen Qual auszuſetzen. „Im Gegentheile,“ ſagte er, „wenn es nothwendig iſt, daß ich ein Thier tödte, ſo iſt mir dieſe Nothwendigkeit ſehr unangenehm, und ich beeile mich dabei ſo ſehr als möglich.“

„Ich denke,“ verſetzte Alexia, „das gibt Dir ein großes Anſehen in Deinen Augen, daß Du ſo feigherzig biſt, und Du meinſt wohl, Du könneſt Dir den Himmel damit verdienen.“

„Schweſter!“ erwiederte Martin, „ich halte weder dieß noch irgend etwas Anderes, was ich denke oder thue, für verdienſtlich oder hinreichend, mir den Himmel damit zu ſichern. Nur das wollte ich Dir zu verſtehen geben, daß, wenn Jemand, der ſich einen Chriſten nennt, an irgend einer Grauſamkeit Gefallen findet, ein Solcher ſich ſelbſt täuſcht, und ſeine Religion ein Unding iſt.“

Martin war im Begriffe, noch weiter zu ſprechen, als ſeine Schweſter Alexia ihn plötzlich mit einem unheiligen Ausdrucke unterbrach und die Stube verließ.

Trotz des ſchlimmen Charakters ſeiner Schweſter gewann es Martin doch über ſich, noch zwei Jahre es in ihrer Geſellſchaft auszuhalten; denn er hielt es für ſeine Pflicht, ſie ſo lange als möglich bei ſich zu dulden, ſo widerwärtig ſie ſich auch benahm. Allein gegen das Ende des zweiten Jahres verließ der junge Webb aus Furcht, er möchte bei ſeinen Diebſtählen oder ſeinem Schleichhandel ertappt werden, ſeine Heimath und ließ ſich in ein für das Ausland beſtimmtes Regiment einreihen. Alexia folgte ihm und wurde kurz darauf ſein Weib. Zu gleicher Zeit ſah ſich Dolly Webb genöthigt, da ihres Bruders Stelle und Behauſung an einen Andern übertragen wurde, ihre heimathliche Gegend zu verlaſſen und einen Dienſt zu ſuchen.

Als Webbs ganze Familie und Alexia ſich entfernt hatten, fühlte ſich Martin völlig einſam und verlaſſen. Oft erinnerte er ſich der Zeit, wo ſeine Brüder und ſeine Schweſter mit den jungen Webbs vor ſeines Vaters Thüre geſpielt hatten, während die Eltern zuſahen. Jetzt war Keines mehr von ihnen da, und es fielen ihm jene Worte des Pſalmiſten ein: „Ich habe geſehen einen Gottloſen, der war trotzig und breitete ſich aus und grünete wie ein Lorbeerbaum. Da man vorüberging, ſiehe, da war er dahin; ich fragte nach ihm, da ward er nirgend gefunden.“

Zuweilen fühlte er ſich in dem großen Hauſe ſo unbehaglich, daß er auf gänzliche Verlaſſung deſſelben dachte. Indeß ſagte er dann zu andern Zeiten wieder zu ſich: „Dieſe Stelle iſt doch für einen Mann von ſo geringem Vermögen, wie ich bin, von Werth. Wenn ich heirathen würde, ſo hätte ich dabei ein anſtändiges Auskommen mit meiner Familie.“ Martin ſah immer mehr ein, daß eine wackere Hausfrau in der Lage, in der er ſich befand, für ihn von weſentlichem Vortheile wäre, allein es war ihm bis jetzt noch nicht gelungen, ein Mädchen zu finden, mit dem er ſich ein dauerhaftes Glück verſprechen konnte.

Es waren nun vier Jahre verfloſſen, ſeit Martin ſeinen Herrn verlaſſen hatte, und während dieſer Zeit hatte er ihn nicht mehr geſehen, da dieſer ſeinen gewöhnlichen Beſuch in der Nachbarſchaft nicht mehr machte, und es Martin bis dahin nicht möglich geweſen war, von Haus ſich zu entfernen. Jetzt erhielt er aber einen Brief von Herrn Hartley, worin dieſer ihm ſchrieb, er ſey im Begriffe, auf einige Wochen bei einem Herrn Jameſon, der in Salisbury wohne, einen Beſuch zu machen, und es würde ihn ſehr freuen, wenn Martin ihn dort aufſuchen würde, was ſich leicht thun ließe, da die Entfernung nicht groß ſey.

Martin war über den Empfang dieſes Briefes ſehr erfreut. Er übertrug ſein Hausweſen und die Verwaltung ſeiner Geſchäfte einem alten, in einer Hütte in der Nachbarſchaft lebenden Manne, den er ſeit der Abreiſe ſeiner Schweſter beſchäftigt hatte und auf deſſen Rechtſchaffenheit er ſich verlaſſen konnte. Hierauf packte er ſich ein kleines Bündel zuſammen und machte ſich auf den Weg nach Salisbury.

Martin war früh Morgens von Hauſe abgegangen, wurde indeß unterwegs durch ein kleines Geſchäft, das er zu beſorgen hatte, aufgehalten, und kam ſo ungefähr um drei Uhr in Salisbury an, um welche Zeit damals gewöhnlich in angeſehenen Häuſern zu Mittag geſpeist wurde. Da Herr Hartley Martin den Weg zu Herrn Jamesons Hauſe genau beſchrieben hatte, ſo war es ihm nicht ſchwer, daſſelbe zu finden. Es ſtand in einer der beſten Straßen der Stadt und war ein neues Gebäude; die Küche und die Bedientenſtuben waren, wenn ſie gleich unterhalb des Erdgeſchoſſes lagen, doch keineswegs finſter und unbequem, da vor den Küchefenſtern ein großer freier Platz ſich befand, der auch die Bedientenſtuben berührte.

Als Martin an der Hausthüre pochte, empfing ihn ein Bedienter, der ihm ſagte, daß Herr Hartley zwar ausgegangen ſey, aber zum Mittageſſen nach Hauſe kommen werde. Von der Ankunft des jungen Mannes zum Voraus in Kenntniß geſetzt, bat ihn hierauf der Bediente, einzutreten, wies ihm die Treppe, die zu der Küche hinabführte, und erſuchte ihn, einſtweilen hinabzugehen, er werde in wenigen Augenblicken nachfolgen, wenn er die Tafel gedeckt habe.

Martin ging die Treppe hinab in die Küche, wo er das Eſſen zum Auftragen fertig ſah, ohne jedoch eine Köchin oder Küchenmädchen zu bemerken. Indeſſen drangen ihm weibliche Stimmen aus einem Gemache neben der Küche in die Ohren, und er konnte ſo deutlich hören, was in demſelben geſprochen wurde, als wäre es in der Küche ſelbſt geweſen.

Die Perſonen, welche ſich in dem Seitengemache unterhielten, waren Dolly, die Köchin, Sally, das Hausmädchen, und Biddy, das Kammermädchen. Die zuletzt Erwähnte war ſo eben in das Gemach hinausgegangen, um ſich die Hände zu waſchen, nachdem ſie das Haar ihrer Gebieterin nach der damaligen Sitte mit Puder und Pomade eingerieben und aufgeputzt hatte.

„Wo ſind die Aale?“ ſagte die Köchin. „Ich bin zu ſpät daran. Wer kann ſie um des Himmels willen von dem Platze weggenommen haben, wo ich ſie hinlegte?“

„Sey ohne Sorge!“ ſagte das Hausmädchen. „Ich habe ſie weggethan. Dort ſind ſie.“

„Was haſt Du damit zu thun gehabt?“ ſagte die Erſtere. „Ich will mich hängen laſſen, wenn Du ſie nicht umgebracht haſt. Wozu aber das?“

„Um zu verhüten, daß Du ihnen nicht bei lebendigem Leibe die Haut abziehſt,“ ſagte Jenes. „Du weißt, daß ich Dir angekündigt habe, ich würde es ſo mit den nächſten machen, die in das Haus kämen; denn mir blutete das Herz, als ich es das letztemal mitanſehen mußte, wie Du mit den armen Geſchöpfen umgingſt.“

„Wo iſt die Seife?“ ſagte jetzt eine dritte Stimme, welche dem Kammermädchen zugehörte.

„Wie wundervoll weichherzig Du biſt!“ fuhr die Köchin, zu dem Hausmädchen gewendet, fort.

„Weichherzig!“ wiederholte das Kammermädchen. „Ich kann nicht einſehen, wo ihr weiches Herz ſeyn ſoll. Nur ohne Weiteres einem armen Thierchen den Kopf abzuſchneiden, iſt das ein Zeichen von einem weichen Herzen? Ich kann euch verſichern, ich möchte um die ganze Welt kein Thier umbringen.“

„Auch nicht, um ihm eine größere Qual zu erſparen, Brigitte?“ fragte das Hausmädchen.

„Nein,“ war die Antwort, „ich könnte es beſtimmt nicht thun. Es wäre meinem Gefühle zuwider, und ich weiß gewiß, ihr Beide habt keine ſo zarten Nerven, wie ich, ſonſt könntet ihr nicht ſo kaltblütig dieſe Aale umbringen!“

„Nun, da Du es auf Dich genommen haſt, die Aale umzubringen, ſo hilf mir ſie jetzt auch abziehen, Sally, und ſey mir ſtill von der Geſchichte,“ ſagte die Köchin. „Ich denke, Du biſt aus demſelben Stoffe wie Unſereins, nicht beſſer und nicht ſchlimmer.“

Nachdem die Aale abgezogen waren, und die

Mädchen ſich die Hände gewaſchen hatten, erſchienen ſie ſämmtlich in der Küche. Voran ging das Kammermädchen, eine Perſon von alltäglichem Ausſehen, das ſich jedoch durch ihren Anzug ſehr herauszuheben verſtand. Ihr folgte Sally, ein hübſches Mädchen mit einem freundlichen und beſcheidenen Geſichte. Zuletzt kam die Köchin, welche Niemand anders war, als Dolly Webb.

Die Mädchen ſchienen alle etwas betroffen durch Martin Taylors Erſcheinung. Dolly Webb drückte laut ihre Freude darüber aus, allein da die Geſchäfte drängten, mußte ſie ihren alten Bekannten in der Geſellſchaft des Kammermädchens und des Bedienten laſſen.

Während Martin ſich beſonders mit dem Letzteren unterhielt, konnte er nicht umhin, dann und wann einen Blick nach einem kleinen Tiſchchen an dem vorderen Ende der Küche zu werfen. Hier ſaß Sally mit ihrer Nähterei beſchäftigt und offenbar ſich wenig um das kümmernd, was um ſie her vorging.

Martin hatte aus den vorhin erwähnten Reden des jungen Mädchens abgenommen, daß ſie ein gefühlvolles Herz habe. Dieß nahm ihn für ſie ein, und er konnte dem Ausdrucke von Beſcheidenheit in ihrem Geſichte und ihrem ganzen lieblichen Aeußern ſeine Bewunderung nicht verſagen. Auch war er erfreut, wahrzunehmen, daß ſie, was auch in der Küche vorgehen mochte, nicht von ihrer Arbeit auffah, und er ſagte ſich, daß er ſelten ein Frauenzimmer geſehen habe, das fleißiger und in der Führung der Nadel gewandter geweſen wäre.

Unterdeſſen wurde das Eſſen zugerichtet. Der Bediente war jetzt mit dem Auftragen beſchäftigt, und das Kammermädchen wurde auch abgerufen, ſo daß Niemand mehr in der Küche ſich befand, als die Köchin und das Hausmädchen. Jene machte ein großes Weſen, indem ſie geſchäftig aus- und einging, dann wieder ein Weilchen hinſtand, um zu plaudern, und dann wieder wegrannte, um hinzurüſten, was der Bediente verlangte. Martin war indeſſen von ſeinem Stuhle aufgeſtanden und hatte ſich dem Tiſchchen genähert, wo Sally bei ihrer Arbeit ſaß. Er lehnte ſich mit dem Rücken an das Fenſter und faßte den Muth, ein paar Fragen an das Mädchen zu richten. Da dieß mit der größten Artigkeit geſchah, ſo antwortete ſie ihm in derſelben Weiſe. Martin konnte ihr Benehmen nicht genug bewundern, da ſie weder mit Dreiſtigkeit noch mit einer unbehülflichen Schüchternheit mit ihm ſprach.

Ihre Unterredung mit ihm dauerte jedoch nicht lange; denn ſie wurde von der Köchin abberufen, und ſo ſtand Martin allein bei dem Tiſchchen.

Es iſt bereits erwähnt worden, daß Martin ſeit einiger Zeit zu der Einſicht gekommen war, daß ein rechtſchaffenes und geſittetes Weib ihm zu ſeinem Glücke noch fehle. Es war nun zu erwarten, daß er mit einem forſchenden Blicke jedes Mädchen betrachtete, das ihn anſprach und auf deſſen Beſitz er ſich Hoffnung machen durfte. Wäre Dolly Webb ein beſcheidenes und frommes Mädchen geweſen, er hätte ſie ohne Zweifel zum Weibe genommen, und es koſtete ihn deſſen ungeachtet manchen Kampf, bis er es dahin brachte, daß ſie ihm gleichgültig wurde. Erſt als er heute aus ihren Worten erſehen hatte, daß ſie ein hartes Herz habe, ſo wenig Bedeutung auch Andere vielleicht in dieſe Worte gelegt hätten, wandte ſich ſein Herz von ihr ab, und er konnte nur mit Widerwillen an ſie denken.

Während Martin noch mit dem Rücken an das Fenſter gelehnt und in obige Betrachtungen verſunken daſtand, ſchweiften ſeine Blicke über das Tiſchchen hin, wo Sally's Arbeit lag. Da er inmitten der Arbeitsgegenſtände und beinahe in dieſen verdeckt ein aufgeſchlagenes Buch gewahrte, ſo dachte er, dieſes Buch könnte ihm vielleicht weiteren Aufſchluß über den

Charakter des Mädchens geben. „Dieſes Buch," ſagte er zu ſich ſelbſt, „iſt nicht für mich oder irgend Jemand anders dahin gelegt worden; denn es ſcheint abſichtlich verdeckt zu ſeyn. Iſt es ein leichtſinniges Buch, ſo will ich nicht mehr an das Mädchen denken; iſt es aber ein frommes Buch, ſo werde ich wohl daran thun, dem Mädchen ferner meine Aufmerkſamkeit zu ſchenken."

Mit dieſen Worten wagte er es, etwas behutſam einen Theil des Muſſelins, der das Buch bedeckte, in die Höhe zu heben, und fand zu ſeiner großen Freude, daß es kein anderes als die Bibel war.

Ich überlaſſe es dem Leſer, ſich die unbeſchreibliche Freude zu denken, mit welcher ſich Martin und der alte Herr nach ſo langer Trennung begrüßten. Jener eröffnete dem guten Herrn Hartley ſeine Abſichten in Betreff Sally's, der ihn ermuthigte, um ſie zu werben, mit der Bemerkung, daß ſie in Herrn Jameſons Familie auferzogen worden und ein wahrhaft frommes Mädchen ſey.

Martin wagte es erſt nach wiederholten Beſuchen in Salisbury, Sally ſeine Abſicht zu erklären. Sein Antrag wurde günſtig aufgenommen, und nicht lange darauf ward Sally Martins Frau.

Die letzte Nachricht, die ich über Martin Taylor bekommen habe — es ſind ſeitdem jetzt dreißig Jahre — iſt, daß er glücklich in ſeinem Hauſe im Walde lebe, daß Gott ihm drei liebliche Kinder geſchenkt, und daß, um ſein Glück noch zu erhöhen, ſein alter Herr zwei Zimmer in ſeinem Hauſe bezogen habe, um daſelbſt, wenn es Gott gefalle, das Ende ſeiner Tage zu erwarten.

In gleichem Verlage iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Mrs. Sherwood,

Die Abende im Herrenhauſe.

Nach der vierten Auflage des Engliſchen
von
Dr. Guſtav Plieninger.

Sechs Bände, Schillerformat, auf ſchönem Velinpapier, der Band 27 kr. oder 6 ggr., alſo zuſammen 2 fl. 42 kr. oder 1 Thlr. 12 ggr.

Eine glänzende Phantaſie und Darſtellungsgabe, welche ſelbſt den gewöhnlichſten Situationen einen poetiſchen Reiz verleiht und Allem, was ihr Pinſel berührt, eine wunderbare Friſche und Lebendigkeit gibt, machen Mrs. Sherwood zu einer äußerſt anziehenden und unterhaltenden Schriftſtellerin; aber ihr Reichthum von Ideen, ihre vielſeitige Welterfahrung und Menſchenkenntniß, die in hundert treffenden Charakterbildern wiederſtrahlt, gewähren dem, der mehr als bloße Unterhaltung ſucht, noch einen höheren geiſtigen Genuß. Endlich ſteht unſere Verfaſſerin auf dem Boden einer ſo reinen Sittlichkeit und Religioſität, daß ihre Schriften auch jugendlichen Leſern nicht bloß ohne Schaden, ſondern mit wahrem und vielfältigem Nutzen in die Hände gegeben werden können. Bei ſolchen Vorzügen iſt es nicht zu verwundern, wenn manche ihrer Erzählungen in ihrem Vaterlande mehr als zwanzig Auflagen erlebt haben, ja eine derſelben im zweiunddreißigſten Abdrucke erſchienen iſt.

Das Hauptwerk dieſer ausgezeichneten Schriftſtellerin iſt das oben genannte, das in einer deutſchen Bearbeitung von Guſtav Plieninger bei uns erſchienen iſt.

„Die Abende im Herrenhauſe“ ſind ein Cyklus von Erzählungen, welche, in der anziehendſten und edelſten Form die höchſten Gegenſtände menſchlichen Denkens und Strebens zur Sprache bringen, — „goldene Aepfel in ſilbernen Schalen.“ Dieſes treffliche Werk, welches beſonders Frauen und Jungfrauen einen Schatz von Lebensweisheit darbietet, ſollte in keiner guten Familienbibliothek fehlen.

Inhalt: Louiſe Harley — Friedrich Falconer. — Sophie Mortimer. — Die Schenke. — Kindliche Liebe oder die Geſchichte Clariſſa's. — Das Bild von Inglewoodhall. — Reich in der Küche, arm in der Wohnſtube. — Die Morgue. — Selbſtanbetung. — Conſtanze. — Agnes Roquefort. — Der Roſengarten. — Weiblicher Einfluß.

Frauen und Jungfrauen, welche nach wahrer Bildung ihres Geiſtes und Herzens ſtreben und namentlich gern in den lehrreichen Spiegel dem Leben entnommener weiblicher Charakterbilder blicken, kann kein willkommeneres Geſchenk gemacht werden, als dieſes Werk, welches im engliſchen Originale mehr als dreißig Gulden, in unſerer deutſchen Ausgabe aber nur 2 fl. 42 kr. oder 1 Thlr. 12 ggr. koſtet.

Englands Frauen
nach
ihren Pflichten und Sitten
in der
Geſellſchaft und im häuslichen Kreiſe
von
Mrs. Ellis.

Nach der neunzehnten Auflage des Originals ins Deutſche übertragen
von
Eugen von Hartwig.

Preis: 1 fl. 21 kr. od. 18 ggr.

Dieſe Schrift, welche in England mit ſo großem Beifall aufgenommen wurde, wird gewiß auch Deutſchlands Frauen nicht unintereſſant ſeyn.

Inhalt: 1. Charakteriſtik der Frauen Englands. — 2. Einfluß der Frauen Englands. — 3. Moderne Erziehung. — 4. Anzug und Benehmen. — 5. Unterhaltungen der Frauen Englands. — 6 Die Kunſt der Unterhaltung. — 7. Häusliche Gewöhnungen: Ueberlegung u. Gütigkeit. — 8. Häusliche Gewöhnungen. Fortſetzung. — 9. Häusliche Gewöhnungen. Fortſetzung. — 10. Häusliche Gewöhnungen. Fortſetzung. — 11. Geſelliger Verkehr: Launen, Affectation, Gefallſucht. — 12. Oeffentliche Meinung, Geldmittel, Unbeſcholtenheit. — 13. Gewöhnungen und Charakter, geiſtige Ausbildung, Anwendung der Zeit, moraliſcher Muth, Gleichgewicht der Seelenkräfte.

Weihnachtsblüthen. Ein Almanach für die Jugend. In Verbindung mit Andern herausgegeben von Dr. G. Plieninger. Acht Jahrgänge von 1838—1845. Mit Stahlſtichen.

Preis: I.—IV. Jahrg. eleg. gebunden mit Goldſchnitt à 1 fl. 20 kr. oder 20 ggr.
„ V. u. VI. Jahrg. hübſch geb. à 1 fl. 12 kr. od. 16 ggr.
„ VII. u. VIII. Jahrg. Mit vielen Bildern. Eleg. cart. à 1 fl. 36 kr. oder 1 Thlr.

Der Inhalt und der Eindruck, welchen dieſes Werk im Gemüthe des Leſers zurückläßt, ſind edler und unvergänglicher Natur. Die anerkannt trefflichſten Jugendſchriftſteller der Gegenwart bringen hier der deutſchen Jugend zum heiligen Chriſtfeſte von jenen Schätzen, die weder Motten noch Roſt freſſen, die reichſten Gaben dar. Von leerem Geſchwätz, gleißendem Wortgeklingel, phantaſtiſchem Unſinn findet ſich hier keine Spur: Alles trägt das Gepräge der Gediegenheit.

Jeder Jahrgang bildet für ſich ein beſonderes Ganzes und iſt ganz vorzüglich zu Weihnachts-, Geburtstags- u. anderen Feſtgeſchenken für die Jugend geeignet.

Rede

am

Abendgottesdienſt des Kirchengeſangvereins

nach dem Brande

von

Hamburg und Oellingen

gehalten

den 22. Mai 1842

von

M. Albert Knapp,

Archidiakonus an der Stiftskirche.

Der Ertrag iſt für die Abgebrannten in Oellingen und Oberndorf beſtimmt.

Stuttgart.
Verlag der Chr. Belſer'ſchen Buchhandlung.
1842.

BIBLIOTHEK . PR. STUTTG.

Vorwort.

Dieſe Rede wurde von dem Verfaſſer kürzer gehalten, als ſie geſchrieben war, und nachher, als man ſie gedruckt wünſchte, in einzelnen, namentlich hiſtoriſchen Punkten etwas erweitert. Der Sinn aber bleibt der gleiche, und wenn dieſe Linien, in einer Zeit, wo die richtenden Wetterſchläge des HErrn aus einem ungewöhnlich heiterblauen Himmel ſo mächtig bald links, bald rechts herabfallen, irgend ein Menſchenherz, beſonders unter den von der Erdennoth jetzt Getroffenen zu einer tieferen Beſinnung über das *eine*, ewig Nothwendige führen, und Andere zum Mitleid gegen ihre unglücklichen Mitbrüder erwecken können, — dann iſt ihre Abſicht erreicht. Wer an den Ernſt und die Güte Gottes glaubt, wird meine Rede nicht verdächtigen, da ohnehin viel Schärferes, was zu ſagen geweſen wäre, verſchwiegen blieb, damit man zwiſchen den Linien leſen, und der Geiſt Gottes noch Weiteres dazuthun könne.

Der Verfaſſer.

Der HErr unſer Gott hat in dieſem Monat, der mit ſeinen Blüthen und ſonnigen Tagen ein Liebling aller Gemüther zu ſeyn pflegt, mit einem Theil unſerer Mitbrüder, und dadurch mit uns Allen im Feuer geredet. Er hat eine gewaltige Predigt von ſeiner alleingeltenden Macht und Herrlichkeit gehalten, und einen ſehr ernſten, unüberhörbaren Aufruf zur Buße, zur Demüthigung unter ſeine majeſtätiſche Hand, und zum glaubigen Anſchluß an Ihn Selbſt durch alle Lande hin erlaſſen. Er hat uns die menſchliche Schwachheit und Unmacht, ſowie die Hinfälligkeit Deſſen, wornach der arme, verblendete Menſch gewöhnlich am meiſten und begierigſten jagt, in furchtbaren Flammengeſtalten und Feuerzügen vor's Auge geſtellt, damit die Chriſtenheit wieder inniger empfinden und lauter bekennen lerne: Er allein ſey der HErr, der ſeinen Ruhm keinem Andern, noch ſeine Ehre den Götzen geben will, — ja, damit wir wieder mit voller Seele dem erhabenen Glaubensworte huldigen:

Mit unſrer Kraft iſt Nichts gethan;
Wir ſind gar bald verloren,
Wenn uns nicht hilft der rechte Mann,
Den Gott ſelbſt hat erkoren.
Fragſt Du, wer Der iſt? —
Er heißt Jeſus Chriſt,
Der Herre Zebaoth, —
Und iſt kein andrer Gott!
Das Feld muß Er behalten. —

Vierfach ſind dieſe Donnerſtimmen des HErrn ſeit ein Paar Wochen erſchollen. — Einmal durch Einäſcherung der gewerbſamen Stadt Steier, dieſes öſterreichiſchen Birminghams, wo über 250 Gebäude verbrannten, ſo daß der größere Theil jener fleißigen Einwohner nun ſeines Obdachs beraubt iſt. Für's Andere durch das Brandunglück unſrer dürftigen Mitbürger in Dellingen bei Ulm, wo 26 Wohnungen zerſtört und viele Familien ins Elend gerathen ſind. Für's Dritte durch den über alle Beſchreibung entſetzlichen Jammerfall auf der Eiſenbahn zwiſchen Paris und Verſailles, wodurch weit über 100 Menſchen ſchauerlich zerſchmettert, lebendig verbrannt und auf andere Weiſe verſtümmelt wurden, ſo daß jener Sonntag, an welchem auf ein Waſſerfeſt der Verſailler Springbrunnen die Schreckniſſe feuriger Vernichtung folgten, für das ganze weite Paris in einen Trauertag ſich verwandelte. —

Der vierte donnernde Tritt des lebendigen Gottes ging durch die erſte See- und Handelsſtadt Deutſchlands, durch Hamburg, die alte Hammonia, weitberühmt durch ihre Gewerbſamkeit, durch den ſchwunghaften Flor ihres Handels, durch die Pracht ihrer Gebäude, durch die Fülle ihres Reichthums, durch die Vielſeitigkeit ihrer ſchon von den Altvordern herrührenden gemeinnützigen Anſtalten, — wodurch ſie nicht allein einen mehrfachen Vorrang unter den übrigen Städten Deutſchlands behauptete, ſondern auch ein mächtiges Bollwerk gegen die ſchwer zu zügelnden Uebergriffe des fremden Seehandels bildete, und der Entmarkung unſres gemeinſamen Vaterlandes in commercieller Hinſicht ebenſo feſt als rühmlich widerſtand. Dieſe prangende Hanſe-Stadt, die ihre drei älteſten Kirchthürme im Wappen führt, und doch, neben einem ehrwürdigen Kern chriſtlicher Bewohner, auch eine Maſſe der gröbſten Ausſchweifungen, harter Selbſtſucht und eines ſtolzen, frech ausgeſprochenen Unglaubens im Schooße ihres weiten

Umfangs von 7000 Häuſern und 120,000 Seelen trägt, iſt nach dem heiligen Rathſchluſſe des HErrn von einer Feuersbrunſt heimgeſucht worden, wie es ſeit Jahrhunderten in Deutſchland nicht mehr gebrannt hat. Ihre Brandſtätte ſcheint größer zu ſeyn, als wenn das ganze Stuttgart in Aſche läge. Die meiſten ihrer öffentlichen, pallaſtartigen Gebäude, ihre Bank, ihre ältere Börſe, ihr altergraues, mit Pulver geſprengtes Rathhaus und viel Anderes dieſer Art, was einſt Millionen koſtete, — die Mehrzahl ihrer Buchhandlungen und Druckereien, — gegen 20 ihrer beſuchteſten Gaſthöfe, unter deren einem allein 22 menſchliche Leichen hervorgezogen wurden, und 4674 reichgefüllte, ſorgſam gepflegte Bauten, worunter 1992 eigentliche Wohnhäuſer, 61 lange, hohe und vielfach mit einem uns unbekannten Wohlſtand angefüllte Straßen und öffentliche Plätze, nebſt drei Kirchen, worunter zwei Hauptkirchen mit ihren himmelanſtrebenden Thürmen, die das Stadtwappen ſeit Jahrhunderten zierten, und deren liebliches Bild auf ſo viele tauſend Documente gedruckt ward, — dieß Alles, und noch unendlich Mehreres, was ein einzelner Mund nicht ausſprechen kann, iſt vom Donnerstag des 5. Mai bis zum Sonntag des 8. Mai Mittags, mitten im Frühling und bei blauem Himmel, die Beute eines von wechſelnden Stürmen angefachten Brandes geworden, worüber ein etwas trockener Bericht verſicherte, daß hier alle menſchliche Hülfe nicht mehr ausgereicht habe, weil das „Schickſal," — wir aber ſagen auf chriſtlich-deutſch: der HErr unſer Gott, im Spiele geweſen ſey. Denn hier begegnet uns das alte, heilige Prophetenwort: „Iſt auch ein Unglück in der Stadt, das der HErr nicht thue" (Amos 3, 6.)?

Ich ſtehe vor Euch, Geliebte, um Euch nach dem Willen unſrer ehrwürdigen Behörden zur liebreich-chriſtlichen Theilnahme für unſre Mitbrüder in Hamburg und Dellingen noch weiter einzuladen. Ihr werdet es ohne Verdächtigung annehmen, wenn ich Euch nach dieſen ſchrecklichen Ereigniſſen, durch welche der HErr unſer Gott offenbar Buße und Sinnes-Erneuerung predigen will, nicht eine weichliche Theilnahme, die ſich mit Abgabe einiger Münzen begnügt, ſondern ein heilig ernſtes Aufſchauen zu dem Gott Euch empfehle, der uns durch ſeinen Apoſtel zurufen läßt: „Schaue an, o Menſch, Beides: den Ernſt, und die Güte Gottes“ (Röm. 11, 22.)! Weil Manche unter Euch den genaueren Verlauf der Sache noch nicht wiſſen, und Gott in ſeinen Fügungen doch erkannt und anerkannt ſeyn will, ſo ſtelle ich Euch

1) Den heiligen Ernſt Gottes dar, deſſen theokratiſche Majeſtät ſelbſt aus den Berichten der öffentlichen Blätter hervorleuchtet. —

Das Feuer, welches man anfänglich gedämpft zu haben glaubte, brach in einem mit brennbaren Stoffen aller Art gefüllten Hintergebäude am Morgen des Himmelfahrtstages mit erneuerter Heftigkeit aus. Bei den vortrefflichen Löſchanſtalten jener Stadt bekümmerte ſich mehrere Stunden lang Niemand beſonders darum, weil man gewohnt war, ſolcherlei „Glockenfeuer“ bald bewältigt zu ſehen. Als jedoch während eines ungünſtigen Windes die drohende Flamme ſtets weiter und weiter fraß, und ſorgſame Beobachter von den Gipfeln ihrer Wohnungen einen breiten Feuerſtrom ſtets näher heranwogen ſahen, da ergriff ſelbſt die Ruhigſten zuletzt eine ſchwere Beſorgniß um den Beſitz ihrer Habe und um das Schickſal der Stadt. In jenen Kirchſpielen befand ſich ein großer Theil der öffentlichen Gebäude und das blühendſte Gewerbe um die durch ihr Alter ehrwürdigſten Kirchen, um das Rathhaus und die Börſe zuſammengedrängt. Die Flammen, um deren Beſiegung vom 400 Fuß hohen Nicolai-Thurm unabläßig geläutet wurde, verbreiteten ſich ſtets unerbittlicher links und rechts, ſo daß man die Gottesdienſte unterlaſſen, und nur auf kräftige Abwehrung der furchtbaren Gefahr Bedacht nehmen mußte. Hier mögen einige öffentliche Berichterſtatter das Uebrige im Auszug uns erzähen.

Die nämlichen Glocken, welche die ganze Nacht und am Morgen Sturm geläutet, und endlich das Weichen der Gefahr zum allgemeinen Jubel verkündigt hatten, ſollten bald darauf ſelbſt ein Opfer der Wuth des Feuers werden. Ein Brandfunke war nämlich in ein unzugängliches Habichtsneſt im Thurme gefallen, wohin kein Waſſerſtrahl reichte, und die Maienſonne hatte das alte Gebälk ausgetrocknet. So entzündete ſich allmälig der Glockenſtuhl, und man traute ſeinen Augen nicht, als man das dunkelrothe Spielwerk der Flamme zwiſchen den freihängenden Glocken erblickte; es ſchien wie Morgenroth, — und war doch das Abendroth jener ehrwürdigen Kirche. Noch eine wilde, ſchauerliche Melodie ertönte von jenem Glockenſpiel, das einſt Jahrhunderte hindurch Morgens und Mittags ſo manchen herrlichen Choral hatte erklingen laſſen, — die Zungen der Glocken lösten ſich mit einem dröhnenden Prall, — und ſo ſtürzte, unter der harrenden Todesangſt der Bewohner, der gewaltige Thurm nach dritthalbſtündigem Brande mit furchtbarem Gekrache theils auf die Kirche, die ſofort im Feuer aufging, theils auf die benachbarten Häuſer, worauf ſich das Feuer mit Blitzeseile durch alle umliegenden Straßen verbreitete, ſo daß der auflodernde Thurm bald wie in einem Feuermeer daſtand. —

Die zweite Nacht des Brandes, — ſo erzählen die Berichte weiter, — war herzzerreißend ſchön und erhaben. Wer nicht Augenzeuge war, kann keinen Begriff haben von der Unermeßlichkeit der aufgeſchleuderten, brennenden Körper, die zum Theil 10 — 15 Stunden weit flogen, von der Glut der flammenden Häuſer, von dem Krachen der ſtürzenden

Giebel, vom Geheul des Sturmes und von der Wehklage der Menſchen. Das Elend war ohne Maaß und die Wuth der Flammen ohne Gränzen. Zweiundachtzig ſchreckliche Stunden lang war dem zerſtörenden Element volle Freiheit gelaſſen; — ſelbſt in den Kanälen, die wegen der Ebbe zum Theil ſeicht geworden, verbrannten nicht allein zahlreiche Boote voll geretteter Waaren, ſondern ſelbſt das Waſſer ſchien an einigen Orten in Feuer verwandelt zu ſeyn, indem eine Maſſe verſchütteten Oels und Spiritus darin brennend einherfloß. An andern Orten wurde mit dem Waſſer buchſtäblich Oel ins Feuer geſpritzt, weil in der gräßlichen Angſt Vielen auch die ruhige Beſinnung erſtarb. — So nahm das Feuer, dem Lavaſtrom eines Vulkans ähnlich, alles menſchlichen Widerſtandes ſpottend, ſeinen Vernichtungsgang beinah durch die Mitte der Stadt hindurch, ſo daß an einigen Orten ſelbſt eine Unzahl bereits geflüchteter Güter und Geräthe vom Feuerſturm eingeholt und unter dem Klagegeſchrei ſeiner Beſitzer verzehrt wurde, während man auf der einen Seite ganze Häuſerreihen mit Pulver in die Luft ſprengte, auf der andern mit dem ſchwerſten Belagerungsgeſchütz über 12 Stunden lang zuſammenſchoß, um den unermeßlich wüthenden Flammen noch einigen Einhalt zu thun. All dieſe menſchlichen, von der Verzweiflung angewendeten Mittel waren jedoch vergeblich, denn das glutathmende Feuer reichte über die geſprengten Stellen hinüber und erhielt dadurch nur friſchen Luftzug. Ein furchtbarer Sturm von Abend her wüthete mit Unterbrechungen über die glühenden Straßen hin, in welchen der Anblick an Sodom und Gomorrha erinnern mußte *). Leichen, taumelnde Menſchen, Kanonen, Spritzen, Pulverfäſſer, Soldaten, Matroſen, Reiter, eine Unzahl von flüchtenden Wagen, —

---

*) Allg. Zeitung, S. 1094—1095.

Alles wälzte ſich und trug ſich durcheinander, ſchrie, wehklagte, fluchte. Niemand zweifelte an dem Untergange der ganzen Stadt, und die Thore waren nicht weit genug, um die Fliehenden hinauszulaſſen. Auf den Wällen und außerhalb der Thore lagen viele Tauſende unter freiem Himmel auf ihrer mühſam geretteten Habe. Zwei Nächte lang, — während welcher ſich der Horizont bis auf zehn Meilen im Umkreis röthete, hatten ſie hier ſchon gefroren, gehungert und gedurſtet; dem Verſchmachten nahe, erwarteten Viele den Tod, welchen ſchon ſo Viele, mehrere als man weiß, bereits in den Flammen und unter den Trümmern gefunden hatten. Greiſe und Säuglinge, ja ſelbſt Gebärende, lagen in ſtummer, himmelan ſeufzender Ergebung hülflos da, — ein namenloſer Jammer! — und doch, in einiger Entfernung der blühende Frühling, die Blüthen der Bäume in den ſchönen Anlagen, ſelbſt der Geſang der Nachtigall und ſpielende Kinder! — Die Extreme und Contraſte waren furchtbar. — Mit der allgemeinen, auch aus Erſchlaffung ſtammenden Muthloſigkeit wuchs auch die Frechheit des Pöbels; Matroſen und allerlei Geſindel, das ſich beſonders in Seeſtädten ſo greulich zuſammendrängt, aber auch keinem einzelnen Land angehört, marodirten in den Straßen umher, und die beſſeren Bürger vermochten ihnen beim aufopferndſten Willen nicht mehr zu ſteuern, wenn entmenſchte Rotten unter dem Vorwande, Retter fremden Eigenthums zu ſeyn, mit kurzen Aexten in Wohnungen einbrachen, und darin theils plünderten, theils ſofort in den verzehrenden Flammen den hölliſchen Ehrenſold für ihr Handwerk empfingen. Es ſollen ſelbſt einige Mordbrenner mit Pechkränzen in der Hand ergriffen, und theils in die Gluten geworfen, theils nach augenblicklichem Standrecht abgethan worden ſeyn.

Am dritten Schreckenstag, deſſen Ereigniſſe kein menſchliches Wort zu ſchildern vermag, und wo kaum eine Spritze mehr ging, ſondern nur noch die Pulvertonne und die Belagerungskanone ihr ſchauerliches Amt ausrichteten, ergriff das Feuer, außer der ſchönen Gertrudenkirche, auch den älteſten, ſeinen Grundmauern nach über acht Jahrhunderte alten St. Petri-Tempel, eine Wappenzierde der Stadt, mit ſeinem 445 Fuß hohen, unter den Strahlenſpitzen menſchlicher Bauten den ſiebenten Rang einnehmenden, ſchönen, künſtleriſch geformten Thurm. — Die Kraft von Hunderttauſenden war durch übermenſchliche Anſtrengung erlahmt, die eiſernſten Muskeln waren mürbe geworden, — es ſchauerte wohl durch viele beſſere Gemüther hin: „verflucht iſt der Mann, der vom HErrn weicht, und Fleiſch für ſeinen Arm hält!“ — Da ſtanden ſie, und ſchauten die himmelanlodernden Flammen theils weinend, theils betend, theils ſtumpf-unmächtig an, und die Beſſeren wußten nichts mehr, als jenes edle, uralte Wort: „Ich hebe meine Augen zu den Bergen auf, von welchen meine Hülfe kommt; meine Hülfe kommt von dem HErrn, der Himmel und Erde gemacht hat! Siehe, der Hüter Israels ſchläft und ſchlummert nicht (Pſ. 121.)! O, wie viele Tauſende mögen dort an ihre Jugendgebete, an den Glauben ihrer Kindheit ſich erinnert, und wie viel Andere ein Flehen, gleich dem Schächer am Kreuze, zu Gott unſrem Heiland mit zerknirſchtem Gemüthe hinaufgeſendet haben!

Da gab ihnen Allen das liebliche Glockenſpiel jenes Thurms noch aus den Flammen den letzten mahnenden Gruß zum Abſchiede, die ſüße Melodie: „Allein Gott in der Höh' ſey Ehr!“ — und nach dieſer Einladung zerknickte das Rieſengebäude, und ſank in die Aſche donnernd hinunter. —

Dieß Alles ſind keine Ausmalungen, ſondern meiſtens nur wortgetreue Auszüge aus öffentlichen Berichten, die es bald verhüllter, bald freudiger zugeſtehen, daß Gott der HErr ſeinen Namen ob jener brennenden Stadt verherrlicht habe. Denn was ſelbſt die übermenſchlichſte Anſtrengung von Hunderttauſenden nicht vermochte, das hat Er am Morgen des Sonntags Exaudi (d. h. „Herr, erhöre!“) gethan, indem Er unverſehens die Fittige des Sturms bändigte, und ſofort einen mächtigen Regen drei Stunden lang fallen ließ, wodurch dem unermeßlichen, ſchon die ganze Stadt bedrohenden Feuer ein wunderbar preiswürdiges Ziel geſteckt wurde. — Unſre unglücklichen Mitbrüder in Hamburg müſſen ſagen, und ſagen es auch: „Beides, unſre Heimſuchung und unſre Errettung, iſt vom HErrn geſchehen, und ein Wunder in unſern Augen!“ — Ja fürwahr, Er ſelbſt hat ſie heimgeſucht und alte Schäden mit Feuer ausgebrannt, um ſie recht zu heilen und dieſe Theuererlösten mächtiglich und auf ewig zu ſich zu ziehen. Er hat die verworrenen Stimmen des vergänglichen Marktgewühls mit Seinem Königswort unterbrochen, damit ſie hinfort Seiner gnädigen Stimme mit Demuth und Einfalt gehorchen und jene ewigen Schätze, die im Himmel ſind, mit zerbrochenem Geiſte ſuchen und ergreifen mögen. — Die furchtbare Brandſtätte, die nahezu ein Drittheil der Stadt umfaßt, und nicht allein das Bild der Feuersbrunſt, ſondern auch mit ihren wankenden Ruinen das Bild eines Erdbebens darbietet, ſoll, wie ein Correſpondent ſchreibt, faſt die Geſtalt eines „ſtehenden Schuhes,“ das heißt: eines Fußſtapfens haben, — als wäre jener Engel des HErrn, welchen einſt David nach der würgenden Peſt auf der Tenne Arafna ſtehen ſah, mit flammendem Fuß auf die Gaſſen Hamburgs getreten (2 Samuel 24, 16 ff.).

O Geliebte! Laſſet uns anbeten vor dem Gott, der ſegnen und ſtrafen, lebendig machen und tödten kann! Laſſet uns die Furcht des HErrn, dieſen Anfang der Weisheit, zur Richtſchnur unſres Sinnes und Wandels machen, damit Er uns weiden könne mit ſeinem ſanften Hirtenſtab, und nicht die eiſerne Ruthe über uns ſchwingen müſſe! Wollen wir Ihn bei dem Wechſel dieſes irdiſchen Lebens als einen gnädigen Hort und Schirmherrn erfahren, freien Zugang zu Ihm genießen und unter dem Schatten ſeines heiligen Thrones ſicher wohnen, ſo müſſen wir Ihn allererſt fürchten, wie Er geſagt hat: „Ich ſehe an den Armen, der ſich fürchtet vor meinem Wort.“ — Fürchten wir Ihn nach ſeinen ſo klar ausgeſprochenen Worten, ſo haben wir auch Theil an jener, den Seinen gegebenen Verheißung: „Wenn Du durchs Waſſer gehſt, will ich bei dir ſeyn, daß dich die Fluthen nicht erſäufen, — und wenn du durchs Feuer geheſt, will Ich bei dir ſeyn, daß dich die Flamme nicht anzünde.“ — Wer Ihn ehret, der ſoll wieder geehrt, — wer aber Ihn verachtet, der ſoll auch verachtet werden, — und wer ſtolz iſt, den kann Er demüthigen. —

Wie treu manche Seelen Hamburgs dieſen Sinn der göttlichen Heimſuchung erkennen, davon zeugen uns zwei edle öffentliche Stimmen. Die erſte derſelben ſpricht: „Bald wird der Brandſchutt verſchwinden; möge nur auch manch anderer alter Schutt“ (nämlich der hochgehäufte Sündenſchutt) „mit ihm entfernt werden, und auch ein geiſtig verjüngtes Hamburg erſtehen!“ — Das andere, im Namen des Raths veröffentlichte ſchöne Zeugniß ſagt: „Schon öffnen ſich die Blicke in die Zukunft. Die zerſtörten Kirchen werden im Hauſe und im Herzen der Bürger wieder erbaut werden. Eine ſparſamere Sitte wird an die Stelle verweichlichender Genußſucht treten, und die durch das Unglück geweckte ſittliche Energie wird hoffentlich als ein bleibender Gewinn den zerſchmetternden Verluſt überdauern, zu deſſen Erſatz ſich bereits alle Kräfte regen!“ — Wer unter uns ſtimmte nicht in dieſen chriſtlichen Wunſch, in dieſe aus den Trümmern ſich erhebenden Stimmen der Hoffnung ein? Wer aber ſähe nicht auch aus den Rauchwolken des Brandes jenes göttlichernſte und doch ſo göttlich-liebende Antlitz des Heilandes, in deſſen Hand all unſer Schickſal gelegt iſt, hervortreten, wie Er, unſer beſter, unentbehrlicher, allmächtiger Freund, nicht allein unſren hamburgiſchen Brüdern, ſondern auch unſren von Sünden und Greueln ſo vielfach durchzogenen Gemeinden zuruft: „Ohne mich könnt Ihr Nichts thun!?“ — Wir haben bloß zwiſchen dem Segen des Glaubens an Ihn, und dem Fluche des Unglaubens wider Ihn zu wählen, worüber Er ſelbſt bezeugt: „Es iſt Einer, der Meine Ehre ſucht und richtet!“ — Wohl dem, der ſich durch die heiligen Gerichte Gottes zu Seinem verherrlichten Sohn, Jeſu Chriſto, hinleiten läßt, von welchem der Apoſtel verkündigt: „Darum, dieweil wir ein unbewegliches Reich empfangen ſollen, haben wir Gnade, durch welche wir Gott dienen ſollen, Ihm zu gefallen, mit Zucht und Furcht. Denn unſer Gott iſt ein verzehrendes Feuer“ (Ebr. 12, 28 ff.)!

II. Haben wir nun von dem *göttlichen* Ernſt über die Sünderwelt in ſeinen tauſendfachen Fügungen geredet, ſo iſt es billig, auch von der *Treue und Barmherzigkeit* des HErrn zu ſprechen, womit er mitten in dem Walten ſeiner Gerichte ſich ſo herrlich an uns erzeigt. Ich erinnere Euch hier an zwei Ausſprüche der Schrift: „Wenn Trübſal da iſt, ſo denkeſt Du der Barmherzigkeit“ (Habac. 4, 2.)! und: „die Barmherzigkeit rühmet ſich wider das Gericht“ (Jac. 2, 13.). Der menſchliche Widerhall des Dankes dafür aber lautet: „HErr, Deine Barmherzigkeit iſt es, daß wir nicht gar aus ſind!“ — In wie manchem hamburgiſchen Herzen wird dieſes Wort nachhallen! —

Wir haben hiebei zwiſchen einer *unmittelbaren* und einer *mittelbaren* Wirkung der himmliſchen Güte zu unterſcheiden.

Der *unmittelbare* Preis und Dank gebühret auch hier, wie überall, unſrem Gott und Heiland. Er mochte jener vielbewegten Seeſtadt, worin ſtets eine Menſchenmaſſe aus allen Nationen gottlos zuſammenſtrömt, gar Vieles im Flammenſturme zu ſagen haben, was der chriſtliche Kern Hamburgs längſt im Herzen trug, auch gewiß durch einzelne prieſterliche Seelen längſt den himmliſchen Wächtern empfohlen hatte. Hierüber ſtehet uns jedoch kein Richteramt zu, wie manche ſchnellfertige Zungen ſich's anmaßen; uns gilt vielmehr jenes entſcheidende Wort Jeſu ſelbſt: „Meinet ihr, daß die Solches erduldet, ſeyen vor allen Uebrigen Sünder geweſen? Nein, ich ſage euch: ſo ihr euch nicht beſſert, werdet ihr Alle auch ſo umkommen“ (Luc. 13, 4.)! — Wir haben uns alſo weder einem ſelbſtgerechten Dünkel, noch einem modehaft weichlichen Mitleid zu überlaſſen, vielmehr an dieſen erſchütternden Zeichen die ernſten und heiligen Wege des HErrn, am liebſten jedoch das Walten Seiner herzlichen Barmherzigkeit anzuſchauen, — und wie herrlich leuchtet dieſer Sinn unſeres Gottes auch aus jenen ſchauerlichen, flammenden Sturmnächten hervor! — Jedermann hatte nach 82ſtündiger Erſchöpfung und Schlafloſigkeit die Hoffnung für den Fortbeſtand der Stadt aufgegeben, — denn noch wenige Häuſer, und das weitwogende Feuer hätte dann auch die übrigen Quartiere der Stadt hingeſtreckt, ſo daß es nun hieße: „die erſte Handelsſtadt Deutſchlands iſt dahin wie Jeruſalem, — ſie iſt nichts mehr als ein qualmender Schutthaufen!“ — Am Sonntag aber, wo der HErr ſeinem Volk Ruhe zu geben pflegt, ſprach Er auch zu dem Flammenmeere Hamburgs ſein gebietendes Wort, womit Er im Anbeginn den Fluthen des Weltmeers Schranken geſetzt hatte: „Bis hieher ſollſt du kommen, und nicht weiter! Hier ſollen ſich legen deine ſtolzen Wellen!“ Der Himmel umzog ſich mit Wolken, und es fiel ein mächtiger Regen auf Gerechte und Ungerechte; das Waſſer des Himmels floß aus den Fenſtern der Barmherzigkeit in die Gluten der Erde, und es hieß wie vor Alters: „Nun aber gibſt Du, HErr, einen gnädigen Regen, und dein Erbe, das dürre iſt, erquickeſt Du!“ — Was aller vertauſendfachten Menſchenkraft unmöglich geworden war, das that Er vom Himmel herab allein, damit Er Ehre einlegte bei den Sündern, und ſie erkenneten, was Er ſpricht: „daß Ich der HErr bin, der Recht und Gerechtigkeit, Gnade und Barmherzigkeit übet auf Erden!“ — Ja, Geliebte, unſre Schweſterſtadt Hamburg war trotz ihrer Reichthümer ein zerſtoßenes Rohr: Er hat es nicht zerbrochen; ſie war nur noch ein glimmender Docht: Er hat ihn nicht verlöſcht, und will gewißlich auch hier nicht ruhen, bis Er das Gericht hinausführe zum Siege. — Dahin deutet nicht allein die wunderbare erfreuliche Rettung der übrigen Stadtviertel, ſondern beſonders auch die faſt unbegreifliche Erhaltung der neuen Börſe, dieſes Mittelpunkts des hamburgiſchen Handels, wo die wichtigſten kaufmänniſchen Geſchäfte verhandelt und abgemacht werden, und welche nun wie ein Fels im Meere von rauchenden Trümmern ſich einſam erhebt. Es iſt, — ſo ſchreibt ein Berichterſtatter, — wie wenn der gütige Gott uns dadurch andeuten wollte, daß der Hauptnerv unſrer Exiſtenz, nämlich der Handel, nicht zu Grunde gehen, ſondern zu unſrer Heilung und Erneuerung dienen ſolle. — Mögen unſre geliebten Brüder in Hamburg dieſen Glaubens-Eindruck ſtets ungeſchwächt in ſich erhalten, und ihre errettete Börſe, ſo wie ihr neues, ſo ſchön ausgerüſtetes Schulgebäude, ſtets mit dankbarer Ehrfurcht und Rührung als lautredende Denkmale der Barmherzigkeit Gottes in Chriſto betrachten, — damit der Kaufmann ſein Geſchäft im Aufblick zu Ihm beſorge, und die zahlreiche Jugend jener Stadt in getreuſter Zucht und Ermahnung zum HErrn, nach Seinem allein ſeligmachenden Wort erzogen werde, — ja, daß es auch dem erwachſenen Kaufmann, wenn er zur Börſe geht, von der Schule her immerdar im Herzen nachtöne: „HErr, Dein Wort iſt mir lieber, denn viele tauſend Stücke Goldes und Silbers!“ —

Mittelbar ſorgt aber die Gnade Gottes auch noch auf andere Weiſe für unſre unglücklichen Brüder. Die Botſchaft von jenem fürchterlichen Brande hat ſich wie ein Lauffeuer durch alle umliegende Länder verbreitet, und nicht allein in Deutſchland, ſondern auch in Dänemark, England, Belgien und Frankreich u. ſ. w., eine allgemein thätige, herzliche Theilnahme hervorgerufen, — ein Mitleid, das wir zunächſt dem Evangelium Chriſti verdanken. — Hier zeigt es ſich, daß der Heiland vor Allem thätige, ſelbſtloſe Liebe von uns begehrt, wie Er ſie uns ſo königlich erwieſen hat. Könige und Fürſten haben der Stadt Hamburg Wein und Oel in ihre ſchmerzlichen Brandwunden gegoſſen, ihre Völker mit edelmüthigem Vaterſinn zur allgemeinen Hülfleiſtung für ſie aufgefordert, und unter ihnen hat beſonders der König von Dänemark, als der nächſte Nachbar der unglücklichen Stadt, ihren Vorſtehern einen von einer reichlichen Gabe begleiteten Brief überſandt, worin ſich das ächtmenſchliche und chriſtliche Mitgefühl mit dem Anſtand königlicher Würde aufs Schönſte und Rührendſte verbindet. Im nämlichen Sinn hat unſer geliebter König, nach Seiner bekannten Menſchenfreundlichkeit, ſo wie der edle, geiſtvolle König von Preußen nebſt vielen andern gekrönten und fürſtlichen Häuptern gehandelt, und man darf ſagen, daß die Regenten hier uns mit ehrwürdigem Beiſpiele voranleuchten. Ihnen nach haben die vornehmſten, mit Hamburg verbundenen Handelsſtädte, und mit dieſen noch unzählige andere Städte und Gemeinden den Pfad chriſtlicher Mitwirkung betreten, und werden zu möglichſter Erſtattung jenes noch lange nicht bekannten, ungeheuren Verluſtes den Sinn des barmherzigen Gottes gewiß nicht verfehlen, der uns als Chriſten ſagen läßt: Weinet mit den Weinenden! Denn ſo ein Glied leidet, ſo leiden Alle mit; und

Jeglicher ſuche nicht das Seinige, ſondern was des Andern iſt, — denn ſelig ſind die Barmherzigen, — ſie werden auch Barmherzigkeit empfangen!" — Solche Zeugniſſe weiſen uns auf den rechten Weg, und Niemand verlaſſe ihn um des liebloſen Geredes willen, daß Hamburg mehr von Außen erhalten werde, als ſein Verluſt betrage. Das iſt ſchnell geſagt, und durchaus nicht zu beweiſen. Mit Recht macht ein öffentlicher Bericht darauf aufmerkſam, daß viele Tauſende nur zu hunderttauſend Gulden, und viele Hunderttauſende zu einer Million gehören, und wenn wir den geſammten Verluſt unſrer hamburgiſchen Brüder nach glaubwürdigen Nachrichten auf 130 Millionen Gulden berechnen, wovon ſchwerlich die Hälfte verſichert iſt, ſo möge ein Billigdenkender ermeſſen, daß dem furchtbaren Schaden, der vielfach die einfacheren gewerblichen Klaſſen getroffen hat, ſelbſt mit drei bis vier Millionen freiwilliger Spenden vorerſt nur zur äußerſten Noth geholfen wird.

Wir beſonders, die Einwohner Stuttgarts, haben hiebei an unſere Bruſt zu ſchlagen, und unſeres neulichen in tiefer Nacht entſtandenen Brandfalls zu gedenken. Warum denn ging gerade damals ein heulender Sturm bis gegen Mitternacht über die Stadt hin, ſo daß ſelbſt Aerzte, die zu Schwerkranken gerufen wurden, davor erzitterten? Und ſiehe da! als gerade der Sturm ſeine Fittige eingezogen, dann erſt brach jene drohende Brunſt zwiſchen eingeengerten Häuſern aus, aber dann auch athmete nur ein ſanftes Säuſeln Gottes zwiſchen den Flammen, ſo daß die ſtreitfertige Löſchmannſchaft bald zum ſiegreichen Ziel ihres Kampfes gelangte. Was wäre aber aus jener nächtlichen Flamme geworden, wenn der HErr uns den Frühlingsſturm, der Hamburgs Gaſſen verwüſtete, in unſere engen Gebäude geſchickt und ihm ſeine brauſenden Flügel entfeſſelt hätte? — Dann lägen unſere Stadtviertel ebenſo gut in der Aſche, und dieſe neulich ſo freundlich verſchönerte Stiftskirche läge vor uns in rauchenden Trümmern da, während wir nun fröhlich vor Gott in ihr ſtehen! — Menſchen können ihr wohlverdientes Unglück nie genau berechnen; das vermag Gott allein. Nur der Dank für die ſchirmende Gnade bleibt ihnen übrig, und wahrlich, wenn wir unſere Feuersgefahr mit dem ſchrecklichen Unglück Hamburgs bußfertig vergleichen, ſo ſollte es uns nicht ſchwer fallen, für unſere ſo ſchwer getroffenen Hamburger Brüder, deren Verluſt noch gar nicht ermittelt iſt, wie für unſere weit ärmeren Brüder von Oellingen gerne und reichlich zu geben, und hiedurch allernächſt ein demüthiges Dankopfer auf dem Altare der himmliſchen Barmherzigkeit niederzulegen. — Denn wer Dank opfert, ſpricht der HErr, der preiſet mich, und das iſt der Weg, daß ich ihm zeige mein Heil. Es iſt gerade hier eine reiche Gelegenheit für Viele offen gelaſſen, damit ihnen, wenn ſie nach Außen wahrhaftes Mitleid üben, der HErr auch an ihrem inwendigen Menſchen und auf den Tag der Ewigkeit wohlthun könne. Denn Er erweckt auch durch ſolcherlei Unglücksfälle den innerſten Grund menſchlich-fühlender Herzen, um dadurch ſeine göttlichen Gaben in ſie hineinzulegen. —

Dieſe zunächſt durch Ihn bewirkten Ausſtrömungen allgemeiner und brüderlicher Liebe werden, wie unſere Theilnahme hofft, die Herzen der hamburgiſchen Einwohner zunächſt Ihm und ſeinem heiligen Worte wieder inniger zuwenden, und dadurch dem Evangelium Chriſti, das von ſo Manchen vergeſſen und verachtet war, einen neuen reichlichen Eingang bei ihnen bereiten. Wir wiſſen es ja, daß da allein, wo die Seelen ſich ihrem einzigen Seligmacher Jeſus Chriſtus ergeben, wahre Gottſeligkeit, Zucht, Ehrbarkeit, Eintracht und Wohlfahrt gedeihen kann, und daß nur auf dieſem Glaubensſinne die Verheißung dieſes und des zukünftigen Lebens ruht. Möge, wenn die neuerbauten Kirchen und Wohnungen wieder verjüngt aus der Aſche hervortauchen, die chriſtliche Freude ſich nicht mit einem einzelnen frommen Zimmerſpruch begnügen, ſondern jegliches Herz, das in ſeine erneuerte Wohnung eintritt, im Feierkleide des Glaubens, mit kindlicher Dankbarkeit ſich ſelbſt und den Seinigen zurufen: „Machet die Pforten weit und die Thüren hoch, daß einziehe der König der Ehren! Denn ich und mein Haus wollen hinfort dem HErrn dienen!“ — Ja, möge es beſonders allen Predigern jener, auch geiſtlich ſo heilsbedürftigen Stadt eine hochheilige Aufgabe ſeyn, ihre Kirchgenoſſen nicht obenhin mit weichlichen Troſtſtimmen zu bedienen, als ob dieſes entſetzliche Unglück bloß eine *Prüfung* der chriſtlichen Geduld, und nicht vielmehr eine *tiefere Heimſuchung* und *Bußſtimme* für die ſündigen Herzen wäre, oder als ob die eigentlichen Mittel zur bleibenden Verjüngung Hamburgs in der Kraft und Rüſtigkeit armer Menſchen wurzelten, — vielmehr in die tiefgeriſſenen Furchen der Gemüther jenen unvergänglichen Lebensſamen des Evangeliums von Chriſto, dem Gekreuzigten, zu ſtreuen, der allein eine wahre Wiedergeburt und Heiligung bewirken und den erhabenen Abſichten des HErrn in dieſem Falle genügen kann, daß Ihm ſeine Kinder geboren werden wie der Thau aus der Morgenröthe! — O möge der, auch von einigen Buchhandlungen ſo frech verbreitete Unglaube Hamburgs mitverbrannt und in die Luft geflogen ſeyn, und dafür ein kindlich-frommer, kräftiger, freudig-demüthiger Glaube an Jeſum, den HErrn der Herrlichkeit, ſein ſegnendes Haupt aus jenen feurigen Trümmern erheben!

Die Barmherzigkeit Gottes aber, die nun ſo viele Seelen zu ſchöner, ungewöhnlich freigebiger Theilnahme bis in die entlegenſten Provinzen hinein erweckt, will hiedurch gewiß auch die Gliederſchaft der deutſchen Stämme und Fürſtenthümer ſtets feſter zu einem großen, unzertrennlichen Ganzen vereinigen, worin ein Glied für Alle wirkt, und Alle für einen großen, gemeinſamen Zweck, nämlich für chriſtliche Volkslehre und chriſtlich-deutſche Volksfreiheit, brüderlich vor dem HErrn zuſammenhalten. Es ſteht nirgends in der heiligen Schrift, daß ein chriſtliches, wenn auch in einzelne Verfaſſungen zertheiltes Stammvolk ein engherzig-feiger, unmännlicher Lumpe ſeyn ſoll, wie Deutſchland dieſes leider ſchon ſo oft geweſen iſt, weßhalb ihm auch der ausländiſche Feind ſchon ſo manches Stück von ſeinem urſprünglichen Leibe geriſſen hat. — Wenn die Maccabäer des alten Bundes recht handelten, daß ſie die theokratiſche Freiheit Juda's mit glühendem Eifer wieder herſtellten, und wenn ſelbſt Davids Schwert die Räuberſchwärme der Philiſter in gebührenden Schranken hielt, — ſo kann es vor dem HErrn, unſerem Gott und Heiland, nur wohlgefällig ſeyn, daß die einzelnen Glieder eines uralten, von Ihm ſo ſichtbar verbrüderten Volkes einander in treuer, herzlicher Verbundenheit feſthalten, einander überall brüderliche Handreichung thun, ſich wechſelſeits in Noth und Gefahr ſelbſtlos unterſtützen, und ſo einen durch Liebe feſtgewobenen, geiſtigen Leib bilden, der im Glauben vor der himmliſchen Gnade kniet, aber auch gegen die Friedens- und Heilsfeinde jenes alte, ſieghafte Schwert zu ſchwingen weiß, von welchem wir leſen: „Hie Schwert des HErrn und Gideon!“ — Eine Vereinigung dieſer Art, die in den Abſichten Jeſu Chriſti liegt, können wir allererſt dadurch erzielen, wenn wir einander in jeglicher Noth brüderlich zu Hülfe kommen, und dadurch Liebe geben und Liebe nehmen. Denn Liebe iſt das goldene Band des ruhigen Friedens, wie das ſiegreiche Schwert in jeglichem Krieg. Laſſet uns im Namen des HErrn ſtets Liebe pflanzen, — dann wird Deutſchland im Innern ſtark und als eine Gottesfamilie geſegnet ſeyn;

dann wird es aus jeglichem ihm von fremder Selbſtſucht und unglaubigem Stolz aufgedrungenem Kampfe ſtets als ein froher, demüthiger Sieger hervorgehen, und die Palmen des Glaubens und der Liebe triumphirend vor dem Gott ſeines Heils ſchwingen!

. Mit dieſen Geſinnungen ſtimmt auch das ſchwergeprüfte Hamburg, ſeinem edleren Theile nach, überein, wenn von dort berichtet wird: „Einen tiefen, allgemeinen Eindruck erzeugten unter uns die mannigfaltigen, ununterbrochen uns von allen Seiten des deutſchen Vaterlandes zukommenden edeln Hülfleiſtungen und Beweiſe innerlichſter Theilnahme. Sie ſtärken und erheben den Sinn, den die ganze Bevölkerung mit ächter, altſächſiſcher Feſtigkeit, Thatkraft und Ausdauer zu Beſiegung der ſo entſetzlich ſchnell über uns hereingebrochenen Heimſuchung bewährt. Aber noch mehr durchdringen ſie uns mit erneuertem, friſch geſtärktem Gefühl der Liebe zu unſrem großen, herrlichen, Einen deutſchen Vaterland, und mit dem ernſteſten Gefühle der Pflicht gegen dieſes Vaterland, das die heiligen, nie zerriſſenen Bande, die uns mit demſelben verknüpfen, ſo ſchön aufs Neue ſtärkt und befeſtigt“ (Allg. Zeitung, S. 1111.). — Wir wollen dieſe, aus tiefer Bewegung entſproſſenen Bekenntniſſe in liebendem Glauben als vollwichtig annehmen, weil ſie einen ſo guten Klang, den kein Mißton ſelbſtſüchtiger Stimmung durchſchreit, zu unſern Gemüthern bringen. Wir wollen in Liebe hoffen, daß Hamburg bei ſeinen unendlich vielen, dem Binnenlande nie zu Gebot ſtehenden Hülfsquellen den ſelbſtiſchen Handelsgeiſt mehr und mehr aus ſeinen Marken verbannen, und dafür in redlicher Liebe dem ſchönen, unwiderleglichen Wort thatſächlich huldigen werde: „Ans Vaterland, ans theure, ſchließ dich an!“ — Denn in der Noth erprobt man ſeine Freunde. Deutſchland aber iſt, wie die Erfahrung lehrt, Hamburgs treuſter, von Gott ihm verordneter Freund.

Demüthigen ſich unſre verunglückten Brüder wahrhaftig vor dem HErrn, nehmen ſie Sein heiliges Wort von Neuem ohne Falſch zum Angelſtern ihres Lebens, und erledigen ſie in chriſtlicher Milde zuerſt ſo manche, noch immer nicht gelöste Gemeindefragen unter ſich ſelbſt zu Begründung eines friedſamern Volks- und Familienſinnes: ſo wird es ihnen die Liebe und der ſüße Genuß glaubiger Eintracht möglich machen, die Frage um das Dein und Mein auch nach Außen ſtets billiger zu löſen. Dann werden ſie ſich, in Anerkennung des deutſchen Gemeinwohls, auch dem großen vaterländiſchen Handelsmarkte williglich anſchließen, auf deſſen Erweiterung und Fortbeſtand die politiſche Stärke Deutſchlands ſo vielfach beruht, und es fröhlich erfahren, daß eine gutartige, brüderliche Hinneigung zum Gleichgewichte nur den Segen des Himmels, keinen vom Unglauben und von kalter Selbſtſucht befürchteten Schaden zur Folge hat. Ja, wir alle werden uns um ſo gewiſſer als treue Haushalter der mancherlei Gaben Gottes erweiſen, je mehr wir, bei aller Häuslichkeit und Pflichttreue, uns in der Liebe Chriſti demjenigen Sinne nähern, der einſt in ſeinen erſten und herrlichſten Erwählten war, von welchen wir leſen: „Sie waren ein Herz und eine Seele; auch Keiner ſagte von ſeinen Gütern, daß ſie ſein wären, ſondern es war ihnen Alles gemein“ (Ap. Geſch. 2. u. 4.). — Iſt dieſer erhabene Maaßſtab auch nicht mehr auf unſere jetzige Zeit völlig anwendbar, ſo bleibt doch das königliche Gebot der Liebe beſtehen: „Ein Jeglicher ſuche nicht, was Sein, ſondern Das, was des Andern iſt.“ Und zu ſolcher werkthätiger Geſinnung werden wir vom HErrn ſelbſt bald durch ruhige Friedensjahre, bald durch herbe Heimſuchungen, wo Eines des Andern bedarf und am Andern wieder ſo froh wird, feierlich eingeladen! —

Nun denn, ſo ſegne Er unſre Schweſterſtadt Hamburg und die übrigen vom Feuer Beſchädigten, beſonders auch unſere lieben Oellinger, die wir über dem noch ſchwereren Unglück jener großen Gemeinde nicht vergeſſen oder ſtiefbrüderlich behandeln wollen, nach dem Umfang ihrer Bedürfniſſe und Seiner reichen Barmherzigkeit in Chriſto Jeſu! Er ſchenke ihnen erleuchtete Augen, daß ſie alles ihnen Widerfahrene als Seinen ernſten Mahnungsruf zu ungeheuchelter Buße, aber auch als Seinen gnädigen Willen aufnehmen, damit ſie nicht vergeblich leiden, noch ſich mit falſchem, menſchlichem Troſte ſpeiſen, vielmehr in Chriſtus ihren Troſt ſuchen, und dadurch geduldig werden in der Trübſal, fröhlich in der Hoffnung, anhaltend im Gebet. Dann werden ſie auch für ſich und ihre Kindeskinder jene friedſame Frucht der Gerechtigkeit erlangen, welche der HErr für ſie in ſeine heiligen Gerichte gelegt hat, und voll kindlicher Dankbarkeit mit David ſagen lernen: „Ehe ich gedemüthiget war, irrete ich, nun aber halte ich Dein Wort; ich danke Dir, HErr, daß Du mich gedemüthiget haſt, und hilfeſt mir!“ — Ja, Er ſchreibe ihnen und uns jenes inhaltſchwere Wort tief in das Herz: Einen andern Grund kann Niemand legen außer dem, der gelegt iſt, welcher iſt Jeſus Chriſtus. So aber Jemand auf dieſen Grund bauet Gold, Silber, Edelſtein, — oder Holz, Heu und Stoppeln: ſo wird eines Jeglichen Werk offenbar werden; der Tag wird's klar machen, denn es wird durch's Feuer offenbar werden, und welcherlei eines Jeglichen Werk ſey, wird das Feuer bewähren (1. Cor. 3, 11 ff.)! Wenn da der Gerechte kaum erhalten wird, wo will dann der Sünder und der Gottloſe bleiben? Wo will er hinfliehen, wenn Jeſus Chriſtus vom Himmel offenbar wird mit Feuerflammen, Rache zu geben über Alle, die Gott nicht erkennen und nicht gehorſam ſind Seinem Evangelium? In welche Kluft will er ſich dann verkriechen, oder welches Felſenhaupt ſoll ihn dann bedecken, wenn endlich Das geſchieht, was den weiſſagenden Schluß des alten Teſtaments bildet: „Siehe, es kommt der Tag, der brennen ſoll wie ein Feuerofen; da werden alle Verächter und Gottloſen Stroh ſeyn, und der künftige Tag wird ſie anzünden, ſpricht der Herr Zebaoth, und wird ihnen weder Wurzel noch Zweige laſſen“ (Malach. 4, 1.)! — O der HErr unſer Heiland lehre uns, bei Zeiten vor Seinem Gnadenthrone niederzufallen, damit wir Barmherzigkeit empfahen und Gnade finden auf die Zeit, da uns Hülfe Noth ſeyn wird! Er ziehe uns Alle zu ſich und mache uns zu treuen, lebendigen Gliedern ſeines Leibes, deſſen verherrlichtes Haupt Er iſt, damit wir am Ende, wann Er mit Seiner Vergeltung erſcheint, unſere Häupter mit Freudigkeit vor Ihm erheben können, und Er nicht als ein vernichtender Blitz über uns komme, ſondern als die milde Sonne der Gerechtigkeit, von welcher uns lauter Heil aufgehet, und jenes Wort ſich an uns bewähre: Die Sonne ſoll nicht mehr des Tages dir ſcheinen, noch des Mondes Glanz dir leuchten, ſondern der HErr wird dein ewiges Licht und dein Gott wird dein Preis ſeyn (Jeſ. 16, 19. Vergl. Offenb. 22, 5.)! Amen.

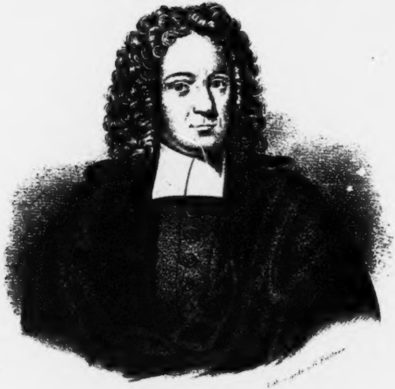
Großer, heiliger Gott! Vater unſres HErrn Jeſu Chriſti! Wir ſtehen vor Dir mit ſtiller Bewegung und Ehrfurcht, und überdenken Deine wunderbaren Gerichte, Deine gewaltigen Wege. Wer ſollte Dich nicht fürchten, und wer nicht anbeten vor Dir, Du König der Heiligen, der Du tödteſt und lebendig machſt und in deſſen allwaltender Hand alle Kräfte der Beſeligung, alle Stürme der Vernichtung ruhen? Wer wollte Dir in Deinen Rath einreden, oder Dich fragen: was macheſt Du? Du bleibeſt rein in Deinen Worten und behältſt Recht, wenn der unmächtige Sünder mit Dir rechtet. Du haſt in dieſen Tagen mehrere Feuerſäulen unter uns aufgerichtet, die Gottloſen und Sicheren zu ſchrecken, die Lauen und Halbherzigen aus ihrem behaglichen Schlummer donnernd aufzurütteln, die Unwiſſenden zum Lebensquell

Deines Worts hinzuweiſen, die Glaubigen zu prüfen und zu reinigen, damit ſie Dir deſto mehr Frucht bringen und weit hin die Herrlichkeit Deines großen Namens verkündigen.

Wer ſind wir, o HErr, und was ſind unſre hieſigen Häuſer, daß Du uns neulich bei der gefährlichen Feuersbrunſt ſo gnädig verſchont und dem heftigen Sturme, der bis Mitternacht wüthete, die Fittige gelähmt haſt, daß eine Stunde hernach der weitlodernde Brand bei ruhiger Luft ſo ſchnell gelöſcht werden konnte? Wir ſind nicht beſſer als unſre übrigen Brüder, und wenn Du in unſrer ſündigen Stadt mit der Glut des Goldſchmids hätteſt erſcheinen wollen, — wer wäre vor Dir beſtanden? Wer könnte ſich mit Gebühr beklagen vor Dir, wenn wir, anſtatt in dieſem lieblichgeſchmückten Tempel mit heiteren Geſängen verſammelt zu ſeyn, nun mit Wehklage vor ſeinen rauchenden Trümmern ſtänden, und eine einzige Stunde uns das Vermächtniß von Jahrhunderten zerſtört hätte? Es iſt Dein Werk, lieber HErr und Gott, daß wir nicht darniederliegen, — denn Du biſt unſer Hort, unſres Lebens Kraft; Deine Güte iſt beſſer als das Leben, und Deine Geduld rechnen wir für unſre Seligkeit. Nimm unſern armen, geringen Dank durch unſern himmliſchen Hohenprieſter in Gnaden an, und laß Dir die Lobopfer unſrer ſterblichen Lippen wohlgefallen in Deinem Heiligthum! Es leuchte Dein väterliches Antlitz auch ferner über uns, damit chriſtliche Gottſeligkeit die Grundfeſtung unſrer Stadt bleibe, und unſre Hoffnung niemals auf unſre eigene, verwesliche Kraft, ſondern auf Dich, den Gott aller Gnade und Herrlichkeit, gegründet ſey! Segne unſern König mit den Kräften Deines heiligen Geiſtes und Sein geſammtes Haus. Walte erleuchtend und leitend über unſrer geliebten Obrigkeit, wie über allen Familien, damit Friede und Gerechtigkeit ſich bei uns küſſen, und der Name Jeſu Chriſti ſtets unſer liebſter Stern, die himmliſche Loſung auf unſrer Pilgerfahrt bleibe!

Steure den Sünden und Aergerniſſen unter uns, die noch ſo vielfach auf menſchlich-unverbeſſerliche Art im Schwange gehen, und rotte die bitteren Wurzeln des Unglaubens ſtets tiefer aus, damit Du immermehr die Gerechten anſehen, und die Ungerechten um ihretwillen ſchonen, aber auch durch Güte und durchs Vorbild beſſerer Brüder zur Buße bewegen könneſt! Laß unſre Stadt in deine Gnadenhand gelegt ſeyn; waide und erhöhe uns ewiglich! —

Nicht minder bitten wir dich, gnadenreicher Gott, für unſere unglücklichen Mitchriſten, um deren willen wir zunächſt vor Dein Angeſicht getreten ſind, — denn Du allein, nicht menſchliche Kraft, — vermagſt ihre Wunden von Grund aus zu heilen und den hohen Rath Deiner heiligen Liebe bei ihnen durchzuführen. Darum ſeyen Dir allermeiſt ihre unſterblichen Seelen an Dein gnädiges Vaterherz gelegt, daß Du ſie mit dem Geiſte Deines Sohnes erleuchteſt, erweicheſt, bekehreſt und tröſteſt, — ihrer ſchwerbelaſtete Obrigkeit mit Deiner himmliſchen Weisheit beiſteheſt, um überall das Beſte, Geſegnetſte zu wirken und eine Dir wohlgefällige Erneuerung durchzuführen. Wir befehlen Dir ferner ſo viele tauſend bekümmerte Seelen, die im Sturme des Feuers ſo vielfach ihre Lebenskraft ganz oder zum Theil eingebüßt haben, — die leidenden Hausväter mit den angefochtenen Müttern, die verlaſſenen Greiſe, Wittwen und Armen, die Kranken in ihrer großen Bedrängniß, die Säugenden mit ihren lieben Säuglingen, — alle Leidenden, alle, — auch die armen, in dieſer Noth wohl vielfach gepeinigten und überforderten Thiere, deren Jammerblick Du gewiß, wie vordem bei Ninive, mit Erbarmung anſehen wirſt (Jona 4, 11.). — Dieß und alles Uebrige legen wir vor Deinen Gnadenthron mit der demüthigen Bitte für ſie und uns: Hilf Du uns, HErr, dann iſt uns geholfen! Bekehre uns, Deine theuer Erkauften, dann ſind wir bekehret! Segne Du uns, dann ſind wir die Geſegneten des Herrn immer und ewiglich! Sey uns freundlich, HErr unſer Gott, und fördere das Werk unſrer Hände; ja, das Werk unſerer Hände wolleſt Du fördern, und es uns Alle nicht nur hienieden, ſondern auch dann, wann unſre Hände auf dem Sterbebette nach dem Elende dieſer Zeit gefaltet ſind, ſeliglich erfahren laſſen: Gott der HErr iſt Sonne und Schild, — Er wird kein Gutes mangeln laſſen ſeinen Frommen! — Darum ſey Deine Gnade, Herr Jeſu, Deine Liebe, himmliſcher Vater, und Deine Gemeinſchaft, o heiliger Geiſt, mit uns Allen, — unſer unverwelkliches Ziel und Erbtheil, — wie Du Deinem Volke verheißen haſt: „Ich will Euer Gott ſeyn, und Ihr ſollt meine Kinder ſeyn!“ — Amen.



Gottfried Arnold,

nat in Annaberg 5 Sept 1666
mort in Perleberg 30 Mai 1714

Die erſte Liebe zu Chriſto.

Oder:

Wahre Abbildung
der
# erſten Chriſten
nach ihrem
lebendigen Glauben und heiligen Leben

von

Gottfried Arnold,
weil. Profeſſor der Kirchengeſchichte in Gieſſen und nachmaligem Diöceſan-Inſpector in Werben und Perleberg.

Eingeführt und mit einem Anhang: „Arnold's ſämmtliche geiſtliche Lieder."
verſehen

von

Albert Knapp,
Archidiakonus in Stuttgart.

Neue Ausgabe.
Mit dem Bildniſſe Arnold's.

BIBLIOTH. PUBL. REG. STUTTG.

Stuttgart.
Verlag von Becher & Müller.
1845.

Vorwort.

(Zugleich eine Biographie Gottfried Arnold's.)

Einem gewiß nicht unrichtigen Gefühle gemäß geht unſere Zeit in vielen Beziehungen auf die älteren Jahrhunderte und deren Erzeugniſſe zurück, um dasjenige, was theils aus Unachtſamkeit und Unwiſſenheit, theils aus Beſchränktheit und Befangenheit der Altvordern noch nicht gehörig erkannt und an's Licht geſtellt, oder gar verkannt und falſch angeſehen worden, nach Gebühr zu würdigen, und mittelſt unparteilicher Sichtung zum freien Gemeingut zu machen. Viel des Trefflichen, das die Vorzeit ſchuf und beſaß, iſt noch aufzufinden. Viel alte Schätze, die im Staube liegen, und entweder zu früh verſchwanden, oder gar nie gehörig zur Kunde der Lebendigen gelangten, harren noch immer ihrer Erlöſung, und werden auch dieſelbe um ſo früher und völliger finden, je gründlicher unſer Geſchlecht ſammt ſeinen Nachkommen von der Schale auf den Kern dringt. Unter dieſen noch ſo vielfach verborgenen Schätzen ſind die alten chriſtlichen Schriften ſicherlich nicht die geringſten. Manche von dieſen wurden in einer früheren, ſcholaſtiſch-orthodoxen Periode ſogleich, wenn ſie irgendwie von der Form des gangbaren Lehrbegriffs abwichen, in zelotiſcher Bitterkeit verdächtigt und nicht ſelten auf eine uns Jüngeren ſchwer begreifliche Weiſe geradehin verketzert und verdammt, ſo daß das üble Prädikat ſolcher Geſchmähten ſich oft von Geſchlecht zu Geſchlecht vererbte. Andere dieſer edeln Vermächtniſſe geriethen durch die Verflachung des bibliſchen Lehrgrundes, beſonders von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an, in Vergeſſenheit, als der ſich für mündig ausſchreiende Vernunftsdünkel ſich zum Meiſter und Richter der heiligen Schrift aufwarf, und unter dieſer angemaßten Firma gleichſam ein Papſtthum der Sündervernunft ausbildete, das dem römiſch-dogmatiſchen an innerer Lebloſigkeit und Verkehrtheit nur wenig nachſtand. Wir ſind über jene troſtloſen Zeiten, deren ſich das proteſtantiſche

Deutſchland allmählig zu ſchämen beginnt, durch die Gnade Gottes nun etwas hinausgekommen, doch nicht ohne vielerlei Nachwehen, indem der Anmaßungen einer von Chriſto losgeriſſenen Vernunft noch immer kein Ende wird, und die zeitweilige Philoſophie, im Bunde mit einer Art von Theologie, ſich noch immer geberdet, als bedürfte ſie außer ihrer Selbſtherrlichkeit keiner anderweitigen Beihilfe zu Ausführung von Syſtemen, deren Grundprincipien ſie halb Chriſto geſtohlen, halb von Belial erbettelt hat. Man mag es aber ſolcherlei Flattergeiſtern, wie Luther ſie nennt, noch ſo oft beweiſen, daß ſie mit halb geſtohlenem, halb erbetteltem Gute wirthſchaften, und daß eigentlich nur ein ungeheurer Schwulſt verworrener Terminologien ihre Zugabe ſei: ſie laſſen nicht ab, ſondern geberden ſich, als ob Jeſus Chriſtus entweder das Regiment der Wahrheit gar nie beſeſſen, oder es doch in neuerer Zeit nothgedrungen, wie ein kindiſch gewordener König, an ſie abgetreten hätte. Daß bei Menſchen dieſer Art das chriſtliche Alterthum in keinem Anſehen ſteht, iſt leicht zu begreifen, ebenſo gewiß aber auch dieſes, daß keinerlei Syſteme bälder veralten und als Makulatur verbraucht werden, als gerade diejenigen, welche dem König der Wahrheit am gröbſten und feindſeligſten getrotzt haben. — Darum geziemt ſich's für den Chriſten auch, allen Zeug, der ſich wider den Herrn, den alten, herrlichen Bibel- und Chriſtengott, auflehnt, nicht anders denn ſouverain zu verachten.

Solcher Geiſter, welchen das gewöhnliche, halb in Phariſäismus, halb in Sadducäismus geſpaltene Unweſen ihres Zeitlaufs ein Ekel oder ein Greuel war, finden ſich mehrere in der proteſtantiſchen Kirchengeſchichte. — Wer, dem auch nur eine mittelmäßige Kunde der letzteren zu Gebote ſteht, wüßte nicht, wie furchtbar und peinlich das fröbliche Gedeihen des in der Reformation geſtreuten, lebendigen Samens durch die nachfolgende ſcholaſtiſche Vielgeſchäftigkeit vieler proteſtantiſchen Theologen verkümmert wurde? Man wird, bei aller Anerkennung des vielen Guten, das Jeſus in dieſer Kirche vor'm Formentod erhielt, doch ſagen dürfen, daß die Procedur der herrſchenden Theologenparthei zu manchen Zeiten bei geiſtlichen Dingen nicht weit von der barbariſchen, durch das Caroliniſche Geſetz beſtimmten Criminaljuſtiz entfernt geweſen ſei, und hierin ſowohl dem ſel. Joh. Arndt beipflichten, der da ſchrieb: „Chriſtus habe von Niemand mehr gelitten, als von den Gelehrten“, — als dem edeln, weitherzigen Grafen von Zinzendorf, der es freihin ausſprach, daß unter den proteſtantiſchen Theologen oft wahre Gewiſſenshenker geweſen ſeien. Ich ſchmeichle hiemit der römiſchen Kirche nicht im Geringſten, denn dieſe hat noch ungleich mehrere und ärgere Blutſchulden auf ſich; aber es geziemt einem redlichen Proteſtanten, welchem Nichts als die lautere Wahrheit Jeſu und Seiner Apoſtel gilt, die Thatſachen nirgends zu entſtellen oder zu vertuſchen, ſondern, im Einklange mit dem Geſchichtſtyl der Schrift, eben ſo ſehr die Fehler ſeiner eigenen Kirche zu geſtehen, als er die Sünden der anderen ohne Furcht und perſönliche Bitterkeit benennt.

Der ſelige D. Ph. J. Spener, ein ungemein ſanfter, umſichtiger und durch große Studien und Erfahrungen gleichſam zu einem geiſtlichen Anwalt der prot. Kirche herangereifter Mann, ſuchte jener tödtenden, fakultätsmäßig eingerammten Orthodoxie, hinter der ſich vielfach der armſeligſte Geiſtestod, nebſt den Tendenzen der ärgſten Hierarchie, nur mühſam verbarg, im Frieden etwas Beſſeres zu unterſtellen, indem er, außer einigen ſchönen kirchlichen Verbeſſerungen (z. B. Catechiſation und Confirmation), die Collegia pietatis, d. h. die Verſammlung gläubiger Seelen zu beſondern Andachtsübungen, empfahl, und dadurch, ſeinem eigenen Ausdrucke nach, an verſchiedenen Orten kleine, friedſelige Kirchlein in der allgemeinen Kirche zu ſtiften ſuchte, — ein edler Gedanke, deſſen Ausführung ihm auch zum Segen für Unzählige gelungen iſt. So ging dieſer vortreffliche Mann gleich einem Friedensengel durch die lutheriſche evangeliſche Kirche dahin, nicht ohne vielſeitigen Widerſtand bornirter Fakultätsmänner, die überall, wo man an ihre von ſymboliſchem Starrkrampf gebannten Syſtemformen anſtieß, gleich lauter Ketzerei witterten und ſich darüber beſchwerten, als wäre die Majeſtät Gottes verletzt worden.

Was Spener in friedlichem, ungemein mildem Geiſte mit den Waffen bibliſcher Gelehrſamkeit begann, und was, in mehr äußerlichen Beziehungen, auch Chriſtian Thomaſius, nach den Principien der Humanität und des geſunden Menſchenverſtandes, mit vielem Glück verſuchte, das ſtrebte der tiefſinnige und kraftvolle Geiſt Gottfried Arnold's zu ſeiner Zeit auf einem anderen zwiefachen Wege zu erreichen, indem er einerſeits die Kirchen- und Dogmengeſchichte nach außen polemiſch behandelte (ſo wenig er ſonſt ein Freund der polemiſchen Theologie war), anderntheils nach innen die myſtiſche Theologie, oder das Leben Chriſti in uns, mit einem ungewöhnlichen Aufwand von Innigkeit und Phantaſie, wenn auch mit einigen Mißgriffen und Verirrungen des Gefühls, cultivirte. Daß Letzterer nicht, wie Herder in der Adraſtäa ſagt, ein ſchwächerer, ſondern ein ungleich höherer, an Genie reicherer Geiſt, als Thomaſius, ja ſelbſt als Spener geweſen, das iſt wenigſtens mit ausgemacht, wenn auch zugegeben wird, daß Arnold ſich bei der Fülle ſeines frommen, von der Liebe Chriſti durchdrungenen Gemüthes nicht immer genug in den Schranken ruhig abwägender Klarheit und Beſonnenheit gehalten habe. Jedenfalls war er eine ſeltene, in ſeiner trockenen Zeit ungemein auffallende, ein neues Ferment mitbringende Erſcheinung, ein ſeinem Jahrhundert in Vielem voraneilender Geiſt, der ſeinen tiefen Erfahrungen und Ahnungen nur nicht immer den gehörigen Ausdruck zu geben wußte, und in dieſer Hinſicht auch an den Gebrechen ſeines Zeitalters litt. Wenn man, wie das alte Sprichwort ſagt, ſchon an einer Klaue den Löwen, ſchon an der Kraft eines einzelnen Federkiels den Adler erkennt, ſo mag der evangeliſche Chriſt, der die herrlichen Lieder Arnolds: „Heiligſter Jeſu, Heiligungsquelle, — O Durchbrecher aller Bande, — O wer Alles hätt' verloren, — So führſt du doch recht ſelig, Herr, die Deinen, — Herzog unſrer Seligkeiten" ꝛc. durch eigenen Herzensgenuß kennt, aus ſolchen Prachtſtücken, die doch nur einzelne Funken geweſen ſind, — einen gebührenden Schluß auf die Geiſteskraft des geſammten Mannes machen. Und da es dem ſeligen Arnold in ſeinem Theile nicht viel beſſer ergangen iſt, als vielen älteren ausgezeichneten Zeugen des Herrn: nur in einzelnen kleinen Proben bei der Nachwelt allgemein bekannt, den ſchönſten und reichlichſten Spenden nach aber vergeſſen oder verkannt zu ſeyn: ſo gereicht es mir zur innigen Freude, dieſem edeln, ſchon vor 130 Jahren abgeſchiedenen Geiſt eine Bruderhand im Geiſte zu reichen, und in dieſem Vorworte zu einem ſeiner ſchönſten, trefflichſten Bücher, an deſſen Redaction ich übrigens keinen Theil habe, etwas Näheres über ihn und ſein Leben zu veröffentlichen.

Gottfried Arnold wurde geboren den 5. Sept. 1666 in der ſächſiſchen Stadt Annaberg, im Meißniſchen Erzgebirg, — im Jahre der großen Feuersbrunſt von London, welche über 13,000 Häuſer und 85 Kirchen verzehrte, — zehn Jahre vor dem Tode Paul Gerhardt's, — in einer der dürrſten, trockenſten Zeiten Deutſchlands, namentlich der evang. Lutheriſchen Theologie. — Sein Vater, Gottfried Arnold, war der ſechste Lehrer an der Stadtſchule von Annaberg, und da ſeine Mutter, Maria, geb. Lahl, ſchon in ſeinem fünften Lebensjahr ſtarb, hatte er, bei den geringen Mitteln des Vaters, das Joch der Armuth dermaßen zu verkoſten, daß er ſchon im 13. Jahre ſich durch Information von Kindern frommer Familien ſeinen Unterhalt ſelbſt verdienen mußte. Im Jahre 1682 bezog er das Gymnaſium in Gera, und drei Jahre hernach, auf den Rath ſeines Vaters, die Univerſität von Wittenberg, einer durch ihre orthodoxe Kampfluſt und Streitſucht nachgehends nur zu berühmt gewordenen Hochſchule. Seine Lehrer in der Philoſophie und Mathematik waren die DD. Walther, Röhrenſee, Donatus; in der Philologie und Geſchichte die DD. Daſſov und Schurtzfleiſch; in der Theologie Quenſtedt, Walther und Deutſchmann, bei welchem letzteren er auch zu Haus und Tiſche war. „Er hat ſich aber (ſagt Reitz in ſeiner Geſchichte der Wiedergebornen, 4. Th. S. 260) oft dieſer verborgenen Wohlthat Gottes erinnert, daß er in ſeinen akademiſchen Jahren durch die heftige und rechtmäßige Luſt zum Studiren vor andern Lüſten und Laſtern der Jugend bewahrt, und durch die mehr als heidniſchen Exempel der Lehrer und Studenten nicht verführt worden. Denn ob man in Athen unter den heidniſchen Philoſophen und Studenten ſolch ein ungezogenes, fleiſchlichgeſinntes, wildes, laſterhaftes Weſen jemals gefunden und geleſen, wie bei unſern ſogenannten chriſtlichen Akademieen, — das mögen alle Gelehrten in der ganzen Welt beurtheilen."

Während ſeiner 4jährigen Studienzeit muß er, von einem überaus glücklichen Gedächtniß und hohen Talenten unterſtützt, unglaublich ſtudirt haben, wie er denn ſeinen Heißhunger nach menſchlicher Wiſſenſchaft ſpäter als einen mit vielem Ungöttlichen, namentlich mit Ehrgeiz und Titelſucht vermengten Trieb erkannte, wovon weiter unten die Rede ſeyn wird. Einen Hauptgegenſtand ſeiner Forſchung bildete die Welt- und Kirchengeſchichte, die, außer ſeiner aſcetiſchen Tendenz, lebenslänglich ſein Hauptfach blieb, und worin er ſich, ſelbſt nach dem Zeugniß bitterer Gegner, eine bewundernswürdige Gelehrſamkeit erwarb. Neben dieſem war er den ſchönen Wiſſenſchaften nicht fremd, und ſeine vielen Gedichte, unter welchen ſich nicht wenige geiſtliche Lieder vom erſten Rang befinden, zeugen nicht allein von einer edeln, glühenden Phantaſie, ſondern auch von einer für jene Zeit ausgezeichneten Sprachkenntniß und gediegenen Formbildung. So vertiefte ſich ſein reicher Geiſt in die mannigfaltigſten Fächer, und es iſt gewiß keine Anmaßung, wenn er ſich nach ſeinem im Jahr 1698 erfolgten, freiwilligen Rücktritt von der Profeſſur in Gießen dahin ausſpricht:* „Es könnten Etliche meinen, ich hätte, außer meinem Gewiſſenszwang, ſonſt keine Entſchuldigung, oder auch die erforderte Gelehrſamkeit nicht gefunden. Um dieſe Nachrede werde ich mich auch nicht bekümmern, ſondern Denjenigen den Ausſpruch überlaſſen, die mich gehört oder Etwas von mir geleſen. Obwohl ich in Erinnerung meiner ehemaligen großen Bemühung und Arbeit in der Philologie, Weltgeſchichte, und der ganzen Polyhiſtorie mit Recht ſagen könnte, daß die gemeine Regel, was die weltliche Gelehrſamkeit anbetrifft, bei mir eben nicht eintreffe: Ars non habet osorem nisi ignorantem (die Kunſt hat ihre Haſſer nur unter den Unwiſſenden): ſo läugne ich doch nicht, daß es mich oft gejammert hat, wenn man aus dergleichen Sachen und Functionen eine ſo große Vortrefflichkeit, Kunſt und Ruhm hatte machen wollen. Einem natürlich geſchickten Kopf iſt es ein Leichtes, etwas in's Gehirn zu faſſen und davon viele Stunden lang vor Andern zu reden, die aus Unerfahrenheit Alles für Geheimniſſe und große Schwierigkeiten halten, ungeachtet wohl kein Fünklein der wahren Weisheit darinnen liegt. Und auf dieſe Weiſe wird auf den hohen Schulen ſo viel Betrug, Prahlerei und Geiz getrieben, indem der unwiſſenden Jugend die Thorheit und Eitelkeit der Vernunft als die wahre Weisheit angeprieſen wird. Denn was ein fleiſchlicher Sinn ſelber liebet und hochhält, das bildet er Andern ſo gerne wiederum ein, und verkauft es ihnen theuer genug, damit es dieſe wieder auf Andere fortpflanzen." —

Eine ſo mannhaft durchſchneidende Sprache konnte der grundgelehrte Arnold übrigens nicht von ſich ſelbſt, ſondern nur darum führen, weil ihn die Gnade Gottes frühe zu einer lebendigen Bekehrung und zur ſeligen Erkenntniß Jeſu Chriſti geführt hatte. Dieſes große Ereigniß, ohne welches ein menſchliches Leben wenig oder Nichts werth iſt, bildete von ſeiner Jünglingszeit an das Mark und das Licht ſeines Lebens. Die große Umänderung ſcheint bei ihm ſchon vor ſeinen Univerſitätsjahren vorgegangen zu ſeyn, wie wir weiter unten ſehen werden, und war auch die Urſache, warum er mit ſeinem kräftigen Sinne bald nachher in allerlei Widerſprüche mit dem Weſen dieſer Welt gerieth. Nachdem er ſchon Anno 1686 magiſtrirt, wurde er bald, im Jahre 1689 nach Dresden als Hofmeiſter bei den Kindern des Obriſten Göß, und hernach bei dem Sohne des Generals von Birkholz, berufen. Wer die damaligen Zeiten kennt, weiß auch, welch eine Unterwürfigkeit und devote Willenloſigkeit damals in adeligen Familien von dem bürgerlichen Inſtruktor gefordert, und welch eine nichtswürdige Abgötterei mit gräflichen oder hochfreiherrlichen Titeln getrieben wurde, als ob jeder Landjunker geraden Wegs den Lenden des Großmoguls entſproſſen wäre. Es begreift ſich leicht, daß den geiſtvollen Arnold eine Stellung dieſer Art, die ihm in den wichtigſten Punkten ſeines Erziehersberufs überall die Hände band, innerlichſt anwidern mußte, und als er ſofort mit dem ſel. Spener, damaligem Churfürſtlichem Oberhofprediger, in Gemeinſchaft kam, und deſſen Erbauungsſtunden beſuchte, ſo gab dieſe Ungebühr, wofür man damals eine freiere, tiefere Geiſtesbewegung ſogleich betrachtete, der vornehmen Familie einen wahrſcheinlich willkommenen Anlaß, den unbequem gewordenen Zeugen Jeſu ſchnell und unverſehens zu verabſchieden. Die geſchichtlichen Zeugniſſe deuten darauf hin, daß er vorzüglich wegen der Gemeinſchaft mit Spener ſeine Lehrſtelle verloren haben mag. Durch deſſen Empfehlung aber, wie es wahrſcheinlich iſt, erhielt er im Jahr 1693 einen andern ähnlichen Poſten in Quedlinburg, bei den Söhnen des Stiftshauptmanns von Stammen, wo er vier Jahre hindurch in herzlicher Verbindung mit dem dortigen Hofdiakonus Sprögel und deſſen Familie lebte. In jenem Zeitraum ſchrieb er, kaum dreißig Jahre alt, das hier vorliegende treffliche Werk, worin er außer ſeiner tiefen chriſtlichen Erfahrung auch eine ungewöhnliche Kenntniß der alten Kirchenväter an den Tag legt. Welch eine günſtige und ſegensreiche Aufnahme dieſem lehrreichen Buche zu Theil wurde, geht, außer vielen anderen Zeugniſſen, auch daraus hervor, daß der ehrwürdige Spener ſelbſt als Propſt in Berlin daſſelbe nicht nur mehrfach belobte, ſondern es auch nach Beendigung der Nachmittagsgottesdienſte in der dortigen Nikolaikirche auf der Bibliothekſtube den Zuhörern des männlichen Geſchlechts öffentlich vorleſen ließ, — wie dieſes ein mehrmaliger Ohrenzeuge, und einer der nachmaligen Biographen Arnolds, Johann Friedrich Gaube, verſichert. *

---

* Offenherziges Bekenntniß wegen Verlaſſung ſeines akademiſchen Amtes, 1699. S. 31.

Durch dieſes Erſtlingswerk erhielt A. ſchnell einen bedeutenden Ruhm im proteſtantiſchen Deutſchland, und daſſelbe erlebte von 1696 an, in welchem Jahr es erſchien, bis zum Jahre 1727 fünf Auflagen. Veranlaſſung zu deſſen Fertigung gab ihm ein etwas früher erſchienenes Werk, Cävens erſtes Chriſtenthum, worin er viele bedeutende, der chriſtlichen Wahrheit ſchädliche Mängel entdeckte, indem jener Verf. mit manchen Andern dem erſten Chriſtenthum Vieles zuſchrieb,

---

* Siehe Walch, Einleit. in die Religionsſtreitigkeiten der evangeliſch-lutheriſchen Kirche, II. Th. S. 673.

was nur eine Frucht des ſpäteren, allmählig einſchleichenden Verfalls der Kirche war, Anderes wegließ, was zu der weſentlichen Signatur des urſprünglichen chriſtlichen Glaubens und Lebens gehörte. Demnach beabſichtigte Arnold zunächſt eine Sichtung und Vervollſtändigung der bisherigen, für hiſtoriſch gehaltenen Angaben über die Urchriſtenheit, was er in den meiſten Punkten ſiegreich erzielte, und wobei er von dem richtigen Princip ausging, daß es zur Zeit der Armuth und Verfolgung mit dem wahren Chriſtenthum ſtets beſſer geſtanden habe, als in anderen Zeiten, da die Kirche ſich mit äußerem Anſehen verbreitete, und weltlicher Künſte und Waffen zu ihrer Fortbildung oder Erhaltung ſich bediente. Er legte hiebei, was ſchon von ſeinen beſſeren Zeitgenoſſen bemerkt wird, weniger Gewicht auf bloße Rechtgläubigkeit nach dem Sinne der vorwiegenden kirchlichen Parthieen, als auf die demüthige, weltverläugnende Liebe und Geduld nach dem Worte des gottmenſchlichen Stifters unſerer Religion, und da er hiebei keine Fundamentalartikel des chriſtlichen Glaubens preisgab, ſo wird ihm ſeine Weitherzigkeit in untergeordneten Lehrpunkten da, wo er wahrhaftige Früchte der Liebe Chriſti hervorhebt, nicht zu verdenken ſeyn. Man fühlt es auch dieſem Buche durchgehends ab, welch ein tiefer, mit lebendigem Glauben gepaarter, ſittlicher Ernſt und Eifer das Ganze durchdringt, und ein nach Wahrheit ſuchender Leſer wird an Arnolds geübter Hand gewiß nicht fehl gehen, wenn er dieſes von ihm gezeichnete vielſeitige Bild der alten Chriſtenheit, jenes geheiligten Anbruchs der neuteſtamentlichen Gemeinde, ſich als einen im Ganzen untrüglichen Spiegel des durch Liebe thätigen Glaubens vor Augen hält. Die reichen geſchichtlichen Beiſpiele machen das Werk um ſo anziehender, das hier bei Weitem nicht in ſeinem Geſammtumfang erſcheint, ſondern nur die Hauptparthieen in mäßiger Verkürzung und mit Hinweglaſſung vieles gelehrten Apparats darbietet. — Eine würdige Ergänzung der vorliegenden Schrift bildet ein ſchon Anno 1695 erſchienenes, kleineres, mit vielem Geiſt gründlich geſchriebenes Büchlein Arnolds: Erſtes Martyrthum, worin gezeigt wird, wer die Märtyrer und Bekenner geweſen ſind. Dieſe großartige Materie iſt ebenfalls auf die vielſeitigſte Weiſe und mit ſolider Gelehrſamkeit behandelt. Es möchte wohlgethan geweſen ſeyn, einen Auszug dieſer Schrift dem gegenwärtigen Buch anzuhängen. —

Arnold war durch daſſelbe dem Landgrafen von Heſſen-Darmſtadt rühmlich bekannt worden, ſo daß ihn dieſer Fürſt ſogleich im folgenden Jahr 1697 aus eigenem Antrieb auf die ordentliche Profeſſur der Geſchichte nach Gießen berief. Nach vielem inneren Kampf nahm der junge, in die Gemeinſchaft Chriſti ſtets tiefer eingedrungene Mann dieſe Berufung an, weil er in dem unmittelbaren Entſchluß jenes Fürſten einen göttlichen Wink zu erkennen glaubte, und dabei die Hoffnung in ſich trug, der ſtudirenden Jugend im Segen dienen zu können. Daher diſputirte er ſofort auf der Univerſität, empfing die üblichen Ehrenbezeugungen, und warf ſich mit brennendem Eifer in ſein neues Amt.

Allein es begegnete ihm, der nach der vollen Vereinigung mit ſeinem Erlöſer, und damit nach einer ungehemmten Freiheit des lebendigen Zeugniſſes von der Gnade und Herrlichkeit Chriſti rang, hiebei ſehr bald Etwas, das nicht vielen Profeſſoren, und zwar den unglaubigen und eiteln am wenigſten, zu widerfahren pflegt. Wenn man das maßloſe Complimentenſyſtem jener vom dreißigjährigen Kriege ſo tief zerrütteten, halb franzöſiſirten Zeit, den abgeſchmackten Schwulſt von Titeln und ſtändigen Lobeserhebungen, womit die Fakultätsmänner ſich gegenſeitig, gleich andern Würdeträgern des heiligen römiſchen Reichs, belaſteten, und das fanatiſche Selbſtvertrauen vieler Theologen auf ihre Orthodoxie neben fleiſchlicher Herrſchſucht und geiſtiger Erſtorbenheit, ja auch die Bornirtheit ſo vieler Gelehrten, die ein zuſammengeſtoppeltes Citatenwerk und Verkleiſterung eines ererbten Scholaſticismus mit ächter Wiſſenſchaft zunftmäßig verwechſelten, und oft mit argusartiger Eiferſucht jede freiere Regung eigenthümlich geführter, von Gott erleuchteter Seelen belauſchten und verdächtigten: ſo iſt's nicht zu verwundern, warum ein ſo freithätiger, tiefblickender Geiſt, wie Arnold, ſich von jenem Geiſte der Univerſitäten ſchwer gedrückt fühlen mochte. Er legte daher gleich nach einem Jahre ſeine Profeſſur, ſo ungerne der Landgraf und ſeine akademiſchen Collegen es geſtatteten, freiwillig nieder, und veröffentlichte bald hernach „ein offenherziges Bekenntniß“ zu Erklärung und Rechtfertigung dieſes groſſen, Senſation erregenden Schrittes, eine Flugſchrift, die in kurzer Zeit ſechs Auflagen erlebte. Mag man auch den Entſchluß Arnolds von verſchiedenen Geſichtspunkten aus günſtiger oder ungünſtiger betrachten können, ſo bleibt doch der geiſtige Beweggrund ſehr ehrenhaft und lehrreich, und gewiß wird ein chriſtlicher Leſer einige Geſtändniſſe aus jener eben ſo geiſtreich als furchtlos verfaßten Schrift noch heutiges Tags nicht ohne tiefen Eindruck vernehmen können. —

„Ich bin,“ ſchreibt A., „alsbald in meinen zärteſten Jahren von der göttlichen Weisheit immerdar merklich gerührt und gezogen, auch öfters nachdrücklich und empfindlich gezüchtiget worden. Der wahrhaftige Hirte Jeſus Chriſtus iſt mir, als einem armen Schaf, unverrückt nachgegangen, und hat mich unter vielem Treiben des Geſetzes, und Bewahrung vor den Lüſten der Jugend, auch unter vergeblichem Streben nach eigener Gerechtigkeit und Heiligkeit ſo lange mühſelig und beladen werden laſſen, bis ich endlich von Ihm ſelbſt wahrhaftig ergriffen und zu Seiner lebendigen Erkenntniß durch die Kraft Seines verklärenden Geiſtes gebracht worden. Da ich nun zuvor das Meiſte in Buchſtaben, in vielem Leſen, Lernen, Hören, Nachſchlagen (ſo auch an ſich ſelber gut war), wie auch in den kirchlichen und akademiſchen Uebungen ſuchte: ſo war es mir zwar ein Zeugniß und eine Handleitung zu Jeſu Chriſto, indem die Schrift in dem dunkeln Ort meines Herzens als ein Licht auch mir davon zeugte. Allein zu Ihm Selbſt war ich doch nicht gekommen, als zu unſerem einzigen Meiſter und Propheten. Als aber dieſer Morgenſtern ſelbſt aufging, erfuhr ich, ohne viele Worte, aus lauter Gnaden Dasjenige in der That nach einander, was unlängſt in „den göttlichen Liebesfunken“, ſonderlich im Anfang, aus wahrhaftiger Erfahrung durch Gottes Gnade bezeugt worden.

„Inzwiſchen hat der Feind, der mir mein Heil nicht gönnete, auf tauſenderlei Arten mich hieran zu hindern geſucht. Zuvörderſt zog mich meine natürliche Luſt und Fähigkeit annoch auf ſehr vieles Wiſſen, ſonderlich auf die Philologie, und darin auf die Alterthumskunde, Weltgeſchichte und Kritik. Hiebei nun litte der Geiſt unter großer Mühſeligkeit ſehr viel Gefahr und Schaden. Es zog mich auch die Liebe Gottes durch ſtetige Gegenſätze und Zeugniſſe davon oft gewaltig ab, und auf das eine Nothwendige, — ſogar, daß ich etliche Mal nicht nur alles unnütze Studiren zu unterlaſſen, ſondern auch alle meine Bücher bis auf wenige abzuſchaffen, durch die äußerſte Beängſtigung meines Herzens und durch Ueberzeugung von der großen Eitelkeit gedrungen wurde. Jedoch, weil meine natürliche Begierde nach großer Zerſtreuung und ſofort nach Menſchenlob ſo gar groß war, und ich daher immer wiederum in die ſcheinbare Luſt der Gelehrſamkeit einging, ließ es Gott aus heiligen Abſichten endlich zu, daß ich mich, bis zum höchſten Ekel und Ueberdruß, mit ſolchen Dingen, wie dort die Iſraeliten mit dem Fleiſch, füllen mochte.

„Gleichwohl wurde hiebei mein Sinn auf einigen guten Zweck gelenkt, indem ich endlich, nach vieler Bemühung in andern Wiſſenſchaften und Sprachen, hauptſächlich auf die Kirchenhiſtorie gerieth. Nun hatte ich ohnedem, nach Erkenntniß des tiefen Verfalls in der ganzen ſogenannten Chriſtenheit, keinen Vorſatz, in ein öffentliches Kirchenamt zu gehen, zumal ich mich auch zu den äußerlichen Ceremonien und den dabei faſt nöthigen Vorſtellungen ganz nicht tüchtig und geneigt fand. Daher geriethen Viele nebſt mir auf den Gedanken, ich könnte meine ganze Lebenszeit am nützlichſten außer öffentlichen Aemtern, in Unterſuchung und Entdeckung der bisher unter uns Deutſchen ſehr unbekannten und verfälſchten Kirchengeſchichte zubringen. Ich ließ mir alſo hierin eine Arbeit nach der andern aufbürden, und gerieth in ſofern von meinem Hauptzweck, nach dem beſten Theil zu ſtreben, ab, und dagegen in Weitläufigkeit, daß ich zuletzt gar unverſehens überredet ward, die Hiſtorie auf einer Univerſität öffentlich zu lehren.“ —

Nachdem nun Arnold ſeinen ſchweren Kampf vor Annahme dieſes Berufs beſchrieben, und ſeine Angſt, womit er trotz alles freundlichen Zuſpruchs in denſelben eingetreten, dargelegt, fährt er alſo fort:

„Ich hatte kaum die gewöhnlichen Verrichtungen bei dieſem Amt angetreten, ſo empfand ich in meiner Seele ſogleich immerfort und durchgehends die größte Angſt und Bedrängniß, obwohl ich dieſelbe vor Anderen möglichſt verbarg. Ich bemühte mich, mit Leſen, Diſputiren und andern Exercitiis treu und fleißig zu ſeyn, und ſuchte mich ſonſt nach Möglichkeit zu beruhigen. Allein die bald erfolgende Reue überwog Alles (Gott weiß, ich lüge nicht!), womit auch einige Kreatur mir gefallen wollte. Da gingen bei allen Schritten und Tritten die ſtetigen Beſtrafungen und Warnungen des heiligen Geiſtes in meinem Herzen unausgeſetzt fort. Der Ekel vor dem hochtrabenden, ruhmſüchtigen Vernunftweſen des akademiſchen Lebens wuchs täglich, und das Geheimniß der Bosheit, das in mir und Andern lag, wurde mir zu meinem heftigen Entſetzen nachdrücklich entdeckt. Bei allen Verrichtungen, Collegien, Diſputationen und andern Vorgängen fühlte ich die empfindlichſten Gemüthsſchmerzen, und was von Chriſti Leben übrig war, fand hier beinahe ſein Ende. Alle Worte und Werke gaben mir lauter Stiche in mein zerſchlagenes Gemüth, weil ich ſo gar Alles Chriſto und Seiner Niedrigkeit, Liebe und Einfalt, ja dem lebendigen Glauben und dem ganzen Wege des Heils gerade entgegenſtehen ſah.“ —

Dieſe ſchmerzlichen Angriffe auf ſein inneres Leben beſchreibt nun A. ausführlicher, wobei er hinzufügt: „Es mangelte hiebei nicht an unzähligen Gegenſätzen, Vorſchlägen und Einwürfen der Vernunft und aller Kreaturen, die mir oft hart zuſetzten. Die Menſchen hielten meiſtentheils meinen Jammer, den man mir auch von außen abmerkte, für Melancholie und ſelbſtgemachte Bangigkeit, oder widerſprachen allen Ausbrüchen meiner Erkenntniß, ob ich mich wohl ihnen zuerſt in Allem accommodirte, und die Wenigſten konnten meinen Zuſtand erkennen, tragen oder glauben. — Dieſes Alles nöthigte mich, mich der meiſten Zuſammenkünfte zu enthalten, und die Zeit auf Gebet und Flehen für meine und Anderer göttliche Regierung und Bewahrung zu wenden; zu den gewöhnlichen Schmäuſen und Gaſtereien aber hätte ich vollends gar nicht gehen können, weil deren Greuel auch von weltlichen Herzen nicht geläugnet wird. — —

„Hiebei wurde mir Jakobs heimlicher Weg (Hoſ. 12, 4. 5.) vorgelegt, um alles beſorgliche Diſputiren, Widerſprechen und Aufhalten in meinem Gewiſſen ganz zu verhüten. Und geſetzt, daß lauter Verurtheilung, Schmach und Schaden mich hierin begleiten, oder ich zu Viel zu thun ſchiene, ſo that ich es doch Gott, und konnte dem Finger Gottes getroſt, in Frieden und Gewißheit meines Herzens, daß Er es ſelbſt wäre, folgen, wie Er mir ſo handgreiflich Bahn machte, — welcher mich auch behalten wird bis an's Ende, daß ich nirgends Mangel habe, und weder im Tod noch Leben, weder im Gegenwärtigen noch Zukünftigen, ewiglich von der Liebe, die in Chriſto iſt, geſchieden werden könne.“ —

Nachdem nun A. das Eigenthumsrecht Gottes über ſein von Ihm ergriffenes Herz auf rührende Art beleuchtet und dargethan, wie es ihm darum zu thun ſey, ſeine kurze Lebenszeit nicht mit eiteln, weltlichen Nebendingen, ſondern mit dem einen Nothwendigen auszufüllen, und dem Hinken auf beiden Seiten kräftiglich zu entſagen, verbreitet er ſich über das Verderben, das ſchon zu ſeiner Zeit auf den weltlichen Univerſitäten im Schwange ging, wovon wir folgende Stellen, im Andenken an unſere jetzige Zeit, ausheben:

„Ich fühlte nach langer Ueberlegung, daß, weil ich meine Arbeiten über die Kirchenhiſtorie für jedes begierige Gemüth drucken laſſen wollte, keine eigene Zeit mit eigenen Vorleſungen von mir bei den Studirenden zuzubringen wäre. Denn zu geſchweigen, daß die meiſten darunter im Chriſtenthum ungeübt, und alſo zu ſolchen Sachen untüchtig ſind, ſo gab es auch die Erfahrung, wie wenig Ernſt und Aufmerkſamkeit zu finden war, weil es die Meiſten auf ein bloßes Wiſſen und ruhmſüchtiges Nachſchwatzen ankommen laſſen. Ich habe auch ſchon oft mit großer Betrübniß geſehen, daß die gemeinen Anſtalten auf den hohen Schulen nicht nur überall unzulänglich, ſondern auch großentheils dem wahren Sinn und Evangelio Chriſti, und deſſen Einfalt, Demuth und Lauterkeit ganz zuwider ſind. — Daher kann ich nicht bergen, wie herzlich es mich betrübt habe, daß auf den Univerſitäten außer den einzigen Lehren und Regeln Chriſti Jeſu ſo viele menſchliche Satzungen, Einfälle und Statuten von den vorigen zankſüchtigen Zeiten her übrig, und zu Beſtrickung der Gewiſſen behalten worden ſind; — daß auch überdieß die Gewiſſen ohne Unterſchied an ſolche eidlich gebunden und zu einem, für erleuchtete und durch Chriſtum freigemachte Gemüther unerträglichen Joche gemacht werden. Denn dieſe Dinge ſtehen, wenn ſie mit den Grundſätzen der wahrhaftigen Lehre Chriſti und ſeiner Apoſtel verglichen werden, derſelben oft gerade entgegen.

„Wenn nun ein treues Gemüth unter ſolchen Anſtalten bleiben, und dennoch ſeinem Gott auch redlich und ungehindert dienen will, ſo iſt leicht zu erachten, ob es ſeinen Zweck, und ein von der Welt unbeflecktes Herz erhalten könne. Will es keine Menſchentage ſuchen, noch den Andern zum Gefallen heucheln, ſondern der geſchenkten Freiheit in Chriſto gebrauchen, ſo wird ja freilich in Irrenden und Unwiſſenden nichts als Widerſpruch und Hinderniß bei dem geringſten gottgefälligen Vorhaben entſtehen. Man beredet ſich wohl vergebens, als könnten dieſe und jene Mißbräuche und Greuel nicht eher gehoben werden, als bis man wirklich darauf eingehe und darin bleibe. Aber das Gegentheil ſtehet im Sinn und in den Worten Gottes, weil Er allenthalben von den Seinigen fordert, auszugehen, und zwar von den Abgöttiſchen (die doch Brüder heißen), ſich abzuſondern und nichts Unreines anzurühren, auch keine Gemeinſchaft mit den unfruchtbaren Werken der Finſterniß zu haben, vielmehr ſie ernſtlich in der That zu beſtrafen, die Frommen von den Böſen zu ſondern, und zu lehren, wie der Herr ſeinen Boten befohlen hat. Dieſen allein hat Er verſprochen, ſie anzunehmen und ihr allweiſer, ſtarker, getreuer Gott zu ſeyn. Ob aber nun eine Seele, die mit Ernſt und Gewalt das Himmelreich an ſich reißen will, bei ſo vieler und mannigfaltiger Zerſtreuung, bei ſo ſubtilen und mächtigen Reizungen zu Ruhm, Ehren und Wollüſten nicht nur für ſich unbefleckt bleiben, ſondern noch dazu die jetzt folgenden grauſamen Höllenkräfte der Sünde, des Satans und der Welt beſiegen oder niederreißen könne: das vermag Niemand zu beurtheilen, als wer es an ſich und Andern erlebt, und zwar nicht in Eigenliebe, Selbſterhebung oder falſcher Einbildung, aber doch in geheimer Gefälligkeit und Gleichſtellung bei ſolchem Verderben. — —

„Ich bekenne aus innerſter Bewegung und mit Kummer meines Gemüths: gewiß mag einer Seele kein größerer Jammerſpiegel vor Augen gelegt werden, als wenn ſie die gemeinen hohen Schulen betrachtet, und zwar in Führung und Begleitung des heiligen Geiſtes. Es hat mir wohl ehedem zu hart geurtheilt ſcheinen wollen, wenn Einige einen ſolch ſchweren Fluch auf den vom Papſt und der antichriſtiſchen Kleriſei erfundenen und auf uns fortgepflanzten Univerſitäten liegend erkannt haben, daß von ihnen nimmermehr etwas wahrhaft Heilſames und gründlich Göttliches zu hoffen ſtehe. Allein, was ſoll ich nun ſagen, da mich Gott dieſes unbeſchreibliche, tief eingewurzelte und durch ſo viel alte Geſetze, Gebräuche, Vorurtheile und Meinungen befeſtigte Elend ſelbſt mit anſehen und nach dem Sinn Chriſti hat prüfen laſſen? Ich erkenne mich faſt ſchuldig, davon nur etwas zu bezeugen, und muß dieſes für eine Frucht meiner Führung rechnen, daß dieſer unſelige Brunn, woraus das Verderben durch alle Lande und Stände der Chriſtenheit, durch ſo viel unreine Röhren geleitet wird, mir iſt entdeckt worden. Ach, daß es auch Andern alſo bekannt und gewiß werden möchte! —

„Der Regent und Oberherr ſolcher Schulen in ihren alten Anſtalten und Gewohnheiten iſt ja offenbar Niemand, als die verkehrte Vernunft in ihren Werken, dieſe offenbare und gefährlichſte Feindin Gottes und ſeines Sohns, — eine Hinderung alles Glaubens, der Liebe, Einfalt, Lauterkeit und Wahrheit, ohne welches Alles wir doch keine Chriſten ſeyn können. Dieſe bauet allda ihre Höhen und Feſtungen wider die einfältige Erkenntniß Chriſti auf, in ſo vieler menſchlichen Spitzfindigkeit, Schlangenliſt, Sophiſterei, Witz und eiteln Wiſſenſchaft, daß der ewige Sohn Gottes mit ſeiner himmliſchen Weisheit, Demuth, Einfalt, Sanftmuth und Liebe keinen Raum findet. So liſtig iſt zwar die verderbte Natur wohl, daß ſie über all ihre Arbeit und Thorheit den heiligen Namen und die Ehre Gottes zum Deckel ausbreitet; aber inwendig iſt Alles handgreiflich voller Betrugs, eigener Ehre, Geizes, Neides, Verleumdung, Zanks, Fraßes und anderer ſchädlichen Früchte. Die meiſten dieſer Gewohnheiten, Ordnungen und Handlungen haben ja offenbar den Antichriſt zum Vater, oder ſtimmen doch mit dem Leben, das aus Gott iſt, nimmermehr überein, ſind auf altes Schulgezänk, Gewiſſenszwang und Verketzerung eingerichtet, daß man Gottes Gebot verläßt um ſolcher Aufſätze willen, wider die Chriſtus ſo ernſtlich geeifert, und derenthalb er das Wehe über die Heuchler gerufen hat. Ja, wo es noch am klügſten und ehrbarſten zugehen ſoll, da findet Gott dennoch keine gebührende Ehre, Chriſtus keinen Glauben und Gehorſam, und der heilige Geiſt keinen Raum in den Herzen. Wer ſich und Andere in Demuth erkennen lernt, wird Dieſes nicht läugnen.

„Welch ein Elend iſt es um die gemeine, mit Recht ſo genannte Weltweisheit, die ſich gerade wider die ausdrückliche Warnung des heiligen Geiſtes (Matth. 11, 25. 1 Cor. 2, 5—12. 3, 18—20. Col. 2, 8.), auch wider des ſel. Luthers Verbannung, dennoch immer mit ihrem Verderbniß und abſcheulichen Mißbrauch unter den Chriſten erhält, und zu unausſprechlichem Schaden herrſchet! Wie bläht ſich der alte natürliche Menſch über eine wichtige Meinung, Diſtinction und Redensart auf, und macht ſich zu der Weisheit, die von oben herabkommt, ſo gar untüchtig! Wie ſucht er in falſchen, geſchminkten Worten die Lügen für Wahrheit um's Geld zu verkaufen, und die verfallene, vergiftete Natur mit ihren falſchen Gründen und Irrthümern noch zu unterſtützen! O wie findet das böſe Herz ſeine Luſt und Nahrung in lockenden Verführungen der gemeinen Philoſophie, und hat dagegen einen Ekel und Ueberdruß an aller himmliſchen Wahrheit und Weisheit, — welche doch allein die greuliche Verwilderung des natürlichen Menſchen vertreiben kann, was das fleiſchliche, aufblähende Wiſſen nicht vermag, — wie man insgemein ſich und Andere betrügt! — — —

„Wenn nun eine von Chriſto ergriffene Seele bei ſolchen Handlungen ſeyn, und mit examiniren, votiren, gratuliren, dergleichen Dinge in allen Stücken billigen, doch aber dabei ſo viel Mißbrauch des Namens Gottes, Ehrgeiz, Geldbegier und andere Sünden erblicken ſoll: wie möchte ſie dann ihr Gewiſſen anders bewahren (wo es ihr überhaupt um Gottes Ehre ein Ernſt und kein Spielwerk iſt), als daß ſie ihr Mißfallen durch Enthaltung bezeugte? Denn mit was für Verwirrung, Ehrſucht, Ruhmredigkeit, Geſchrei und ſtachelichtem, dornichtem Wortgezänke ſind nicht die Diſputationen gegenwärtig verknüpft! Wie iſt dieſer Weg, die Wahrheit zu erforſchen, abermal dem Sinn und Worte Chriſti ſo gar entgegen, — und was für elende Anſtalten gibt es ſonſt insgemein in den übrigen akademiſchen Uebnngen! — O wie oft hat mir's das Herz gebrochen, daß ich in ſo vielen Stunden wenig oder nichts von dem wahren einigen Weg zur Glückſeligkeit und zu dem höchſten Gut, das Chriſtus Jeſus ſelber iſt, ohne Widerſtand und Hinderung habe lehren können! — — —

„Wie viel unbekannte Götter haben noch ihre Altäre und Dienſte zu Athen, auf hohen und andern Schulen, in Kirchen und Häuſern! Sollte ein Paulus umherwandeln und ſehen, wie Alles ſo gar noch abgöttiſch iſt, wie würde er im Geiſt ergrimmen, und weder Lehrer noch Zuhörer erkennen, wenn er auch den Namen eines Lotterbuben davon tragen müßte! — — Aber daran denken die Meiſten nicht. Die Sorge, daß er mit dem Kreuz Chriſti verfolgt werde, treibt den natürlichen Menſchen, daß er lieber ein Jude wird und ſich unter alle Satzungen verwahren läßt, nur daß ihm an ſeiner Gemächlichkeit, Reſpekt und Vortheilen nichts abgehe; — womit man aber eben alle Gnade vollends verliert, und mehr ab- als zunimmt, weil der Geiſt der Gnade geſchmähet wird, wie es leider bei Vielen am Tag iſt.

„Sobald dann ſolche arme Seelen an Andern einen Ernſt ſehen, wie ſie dem Himmelreich Gewalt zu thun trachten, und ſich mit Schein und Worten nicht aufhalten laſſen, ſo müſſen ſie freilich um ihrer Sicherheit willen die Anderen unter allerlei Vorwand als verdächtig und gefährlich vorſtellen, — obſchon dieſelben eine Kraft und Gnade genießen, wovon Vernunft, Gewohnheit, Heuchelei, Selbſtliebe, Mundgeſchwätz, ja alle Welt nichts weiß. Chriſtus ſelber hat geſagt, daß nur Wenige ſeinen Kreuzesweg finden und ſelig werden würden, — welchen dort die Phariſäer an Ihm und ſeinen Jüngern verwarfen, als Er auch nicht den gemeinen Weg, ſondern den eigenen in Enthaltung aller Dinge, bei dem innern Todeskampf ging, — deßwegen man noch in Stephani und Anderer letzten Leiden durchgehends ſolche dahin abzielende Anklagen findet: „Sie hätten die vermeinte heilige Stätte verachtet und verlaſſen.“

„Meines Orts geſtehe ich nun gerne, daß mich bei Unterſuchung der alten Geſchichte die Exempel der alten Chriſten gewaltig beſchämt, wenn ich oft mich und Andere neben mir ſo träg und zärtlich, und daher bloß und jämmerlich, jene aber als triumphirende Könige und Prieſter vor Gott erblickt habe, — da mir's dann freilich nicht genug ſeyn konnte, daß ich hiſtoriſch davon gezeugt und Andern ſolche erſte Herrlichkeit geprieſen. Sondern eben Dieß ſchmerzte mich ſo heftig, daß ich ſo Vieles von dem innerſten Verderben der Kirchen, der hohen und anderer Schulen, ja der ganzen Chriſtenheit, erkannt, und doch in Vielem nur mit Worten, nicht mit wirklicher Enthaltung, bekannt habe.“ —

So weit die Auszüge aus Arnolds tiefgefühltem Bekenntniß, welches er mit ſeinem Leben und großer Geduld bekräftigt hat. Wie Vieles hievon auf die neueren Zeiten paſſe, darüber möge ſich jeder einſichtige Leſer ein eigenes Urtheil bilden. Ich ſelbſt aber würde dieſe Proben nicht mittheilen, wäre ich nicht überzeugt, daß Vieles davon noch auf die jetzigen Univerſitäten anwendbar ſei, wenn ich gleich ſolchen würdigen Männern, die an manchen Orten auch durch die theologiſche Wiſſenſchaft dem großen Erlöſer nach Seinem lauteren Worte dienen, nicht entfernt zu nahe treten kann. Wie ungemein aber dieſe Erklärung in der damaligen, eben ſo ſteifen als ehrſüchtigen Zeit auffallen mußte, und in welch ein ſchwer anzutaſtendes Weſpenneſt der redliche Arnold durch ſein offenherziges Weſen ſtach, iſt unſchwer zu begreifen. Sprachen doch einige der ſtimmführenden Zeloten bald hernach dem edeln, friedfertigen Spener die Seligkeit ab; wie hätten ſie einen noch weit entſchiedneren Ankläger ihres ſcholaſtiſch-phariſäiſchen Wuſts nicht noch viel bitterer verfolgen, nicht noch ſchärfer den Erynnien überantworten ſollen! Es werden ſpäter hievon einige Proben vorkommen, beſonders von einem ſeltſamen Biographen, Joh. Chriſtoph Colerus (Kohler), der ſich die Mühe nahm, ziemlich lange nach dem ſeligen Heimgang Arnolds (1718), deſſen Lebenslauf nach allen Richtungen hin ketzermacheriſch zu beſchreiben, und ihm ſogar eine verhöhnende Grabſchrift anzufertigen, die an Crudität ihres Gleichen ſucht,

— ein Buch, wozu D. Wernsdorf mit raffinirter Bitterkeit eine Vorrede geſchrieben. — Mag jeder einzelne Zeitlauf auch von den Feindſeligkeiten gegen den Sinn Chriſti und der Seinigen ſtets eigenthümliche und immer neue Formationen bieten, ſo bleibt doch auch hier die alte Wahrheit wieder gewiß, daß die Phariſäer ſtets ſchwieriger zu bekehren oder zu begütigen ſind, als die Sadducäer.

Nach niedergelegter Profeſſur begab ſich Arnold noch in demſelben Jahre nach Quedlinburg, wo er bis zum Jahr 1700 in dem Hauſe ſeines alten Freundes und nachmaligen Schwiegervaters, des Hofdiakonus Joh. Heinrich Sprögel, privatiſirte. In jener Zeit vollendete er mehrere Arbeiten, vor Allem ſein großes, mit erſtaunlichem Fleiß und Aufwand von Gelehrſamkeit ausgeführtes Werk: Kirchen- und Ketzerhiſtorie, wovon der erſte Theil in Frankfurt a. M. Anno 1699, der andere Anno 1700 zum erſtenmal erſchien. Daſſelbe wurde auch im Jahr 1701 in's Holländiſche überſetzt. Er dedicirte dieſes aus zwei großen Folianten beſtehende Buch dem König von Preußen, welcher ihn dafür zu ſeinem Hiſtoriographen ernannte.

Der Zweck dieſes berühmten Werkes geht, nach ſeiner eigenen Erklärung, dahin, zu beweiſen: 1) daß mancher erleuchtete, gottſelige Mann, wie Chriſtus und ſeine Jünger und Apoſtel, unſchuldig verketzert worden. 2) Daß die Vorſteher der Kirche, Biſchöfe, Hirten und Lehrer insgemein die Verfolger der wahren Chriſten geweſen, und Spaltungen angerichtet. 3) Daß die Kirchenverſammlungen und Synoden meiſtens aus zankſüchtigen Leuten, die Chriſti Geiſt nicht gehabt, beſtanden haben. 4) Daß die Kirche unter dem Kreuz allezeit am ſchönſten geblüht, und daß niemals die größeſte Menge und Verfolgerin, ſondern vielmehr die kleine Heerde und die Verfolgte die wahre Gemeinde des Herrn geweſen. 5) Daß die widerchriſtliche, falſche Kirche jederzeit ihr Werk gemacht und ihr Heiligthum geſetzt in äußerlichen Dingen, Bildern, Schatten, Sakramenten, Manieren und Ceremonien, und bei ſolchem Dienſte, womit ſie als eine Hagar etwas zu verdienen geſucht, die freie Sarah gehaßt und verfolget. —

Es iſt hier nicht der Ort, dieſes auf die Kultur der chriſtlichen Kirchengeſchichte ſo tief einwirkende Buch näher zu beleuchten, und daher mögen nur die zwei, nicht ſonderlich für Arnold eingenommenen Urtheile von Profeſſor J. G. Walch in Jena (1730), und von Herder hier angeführt werden. Der Erſtere bezeugt Folgendes:

„Es kann nicht geläugnet werden, und liegt die Sache mehr als klar am Tag, daß Arnold bei aller Gelegenheit die „Ketzer“ entſchuldigt, die Enthuſiaſten, Fanaticos und dergleichen Leute (welche man nämlich in der herrſchenden Kirche ſo nannte) erhebt, — wo er unſerer Kirche und deren Theologen etwas aufbürden und zu ihrem Nachtheil hat ſchreiben können, nichts verabſäumt, daher alle Kleinigkeiten, worin man es etwa verſehen, aufgemutzet, — was ſie aber Rühmliches gethan und an ſich gehabt, verſchwiegen. Doch findet man in dieſem Buche noch etwas Gutes, welches man der Billigkeit nach nicht vergeſſen muß. Man kann von demſelben ſagen, daß darin Gutes und Böſes untereinander gemiſchet. Es befinden ſich darin viele rare und ſonderbare Nachrichten, welche man anderswo nicht antrifft, und muß man allerdings geſtehen, daß Arnold dabei eine große Erkenntniß und Wiſſenſchaft gezeigt, auch darin an ſich etwas Löbliches gethan, daß er ſich von dem Vorurtheil des menſchlichen Anſehens losgemacht, die Erzählungen praktiſch angeſtellt, und nach dem an ſich richtigen Principio, „wie das Chriſtenthum zur Zeit Conſtantins des Großen nicht in ſolchem Flor geblieben, darin es zuvor geweſen“, die Beſchaffenheit der Kirche zu beurtheilen ſich vorgenommen, — wenn er nur nicht zu weit gegangen und nach den einen und andern vorgefaßten Meinungen, damit er eingenommen, in ſeinen Urtheilen vom Weg der Wahrheit abgekommen wäre. Vielleicht hätte er auch Manches richtiger und beſſer abgefaßt, wenn er nicht zu ſehr wäre übereilt worden. Uebrigens iſt zufälliger Weiſe (oder vielmehr nicht zufälliger Weiſe!) geſchehen, daß dieſe Ketzerhiſtorie unſern Theologen Gelegenheit gegeben, manche Stücke aus der Kirchenhiſtorie genauer, als man vorhin gethan, zu unterſuchen.“ —

Die Bemerkung Herder's (in der Adraſtäa) lautet alſo:

„Wenn Gottfried Arnold, ein ſchwächerer Kopf (als Thomaſius, — was ich läugne, weil Arnold ein weit tieferes Gemüth hatte und dadurch, bei all ſeinem Geiſt, theilweiſe auf Extreme geführt wurde), Träumen der Myſtiker zu ſehr anhing, — blieb deßhalb ſeine Kirchengeſchichte ohne Frucht? Sorgſam wurden ihre Unrichtigkeiten aufgeſucht und berichtigt, bitter ihre Schwächen gerügt; im Ganzen aber, indem ſie die alte, ausgefahrene Bahn verließ, brach ſie eine neue Bahn. Vielerlei Theologen ꝛc. fuhren auf der Straße, die Arnold unkritiſch, aber frommgläubig, mithin muthig eröffnet hatte, weiter. Jetzt vertheidigt Niemand mehr eine heilig verfolgende Kirche.“ —

Dieſe Zeugniſſe ſprechen genugſam für den Werth eines Werkes, bei welchem Arnold wohl von der Entrüſtung über das Unweſen ſeiner Zeit theilweiſe zu weit geführt und auf Einſeitigkeiten getrieben worden iſt; aber den um die Sache ſeines Herrn und deſſen Sinn eifernden Geiſt hat ihm noch kein Billiger abgeſprochen, und den Segen, den er jüngeren Bearbeitern dieſes wichtigen Feldes angebahnt, wird ihm kein der chriſtlichen Geſchichte Kundiger abſprechen. Es ſcheint aber, daß ihm dieſes Werk noch entſchiedener gelungen wäre, hätte er eine noch deutlichere Erkenntniß von der Rechtfertigung durch den einfachen Glauben an das Verdienſt Chriſti gehabt, und die Wurzel des innern Lebens mit Chriſto, nach welchem ihn ſo innig verlangte, hierin klarer erkannt.

Beſonders tritt dieſes in ſeinen zahlreichen, theilweiſe vortrefflichen Gedichten hervor, worin er einen Gedankenreichthum und eine eigenthümliche Auffaſſung ſeines Stoffes, bei tiefem Gefühl, wie Wenige zeigt. Der Charakter derſelben iſt heiliger Ernſt, glühende Sehnſucht und Liebe, große lebendige Herzenserfahrung und Verſchmähung aller weltlichen Eitelkeit. Wenn wir aber in Zinzendorfs Liedern die kindliche Andacht wie eine helle, rauchloſe Flamme freudevoll gen Himmel ſteigen ſehen, ſo zeigt ſich bei Arnolds Geſängen mehr eine noch verſchloſſene, ringende Glut, die in fröhliche Flammen auszuſchlagen ſucht, aber noch von allerlei gährenden Elementen, gleich einem ſchmelzenden, kochenden Metall, umfangen iſt, und daher noch nicht mit einer leicht ſpielenden Feuerzunge den Aether begrüßen kann. Der Unterſchied dieſer genannten Dichter liegt wohl darin, daß Zinzendorf das Geheimniß der freien Gnade Chriſti weit tiefer ergriffen hatte, während der gleichfalls wiedergeborene Arnold mehr einſeitig und vielleicht zu früh auf Chriſtum, ſofern Er uns zur Heiligung gemacht iſt, hinſtrebte, und, weil ihm der kindlich heitere Geiſt durch die Verſöhnung weniger aufgegangen war, ſeine Kraft vornehmlich in der myſtiſchen Vereinigung mit Gott vermittelſt ſchwerer Kämpfe und Verläugnungen verzehrte, um auf dieſem härteren Wege das einzubringen, was ein hell und gründlich in der Verſöhnung lebendes Herz weit leichter und ſeliger ergreifen lernt. — Uebrigens ergibt ſich aus einer redlichen Einſicht in Arnolds Schriften, wie weit er davon entfernt war, den hiſtoriſchen Chriſtus hintanzuſetzen und mit einem ſelbſtgemachten myſtiſchen Phantaſiebilde zu vertauſchen, oder das geſchriebene Wort Gottes durch jenes innere „wortloſe Wort“ zu umgehen oder gar vernichten zu wollen, wie die Eiferer ſeiner Zeit ihn beſchuldigten, weil ſie das Wort Gottes auch ohne die inneren Wirkungen des heiligen Geiſtes auslegen zu können wähnten, — ein weitverbreiteter Irrthum, der die todte Scholaſtik und tauſend andere Uebelſtände in der chriſtlichen Kirche ſchon damals herbeiführte und noch immerfort erzeugt. — Jene himmliſche Weisheit, jenes innere Wort, wovon er ſo oft voll Begeiſterung ſchreibt, iſt, genau beſehen, durchaus nichts Anderes, als jene Salbung des Geiſtes (1. Joh. 2, 27.), die Alles lehrt, die in den Kindern Gottes alle äußeren, geſetzlichen Ermahnungen und Belehrungen erſetzt, und wodurch der Gerechte, in welchem Chriſtus lebt, ſich ſelbſt zum lebendigen Geſetze wird. — Dabei aber iſt nicht zu läugnen, daß Arnold in einigen ſeiner Schriften, worin er, — wie es feurigen Gemüthern manchmal zu geſchehen pflegt, das geheime Leben in Gott bis in ſeine geheimſten Tiefen verfolgte, ſich ungehörigen Bildern und einer Unvorſichtigkeit in mehreren Ausdrücken überließ, die für proſaiſche Gemüther, namentlich in jener Zeit, allerdings befremdlich ſeyn mußten. Es ging ihm hierin eine Weile, wie dem ſeligen Zinzendorf in jener bekannten „Sichtungszeit,“ während welcher auch dieſer hohe, innige Geiſt auf allerlei Seltſamkeiten der Formgebung verfiel, die wir jetzt kaum mehr zu erklären wiſſen. So iſt eben keiner von den Heiligen des Herrn ohne Tadel, und es würde unrecht ſeyn, dieſes nicht frei zu geſtehen, ſowie den weiteren Umſtand, daß in Arnolds Schriften allerdings Manches etwas zu ſchnell und flüchtig geſchrieben iſt, was bei der Maſſe ſeiner Produktionen kaum anders möglich war. Speciell auf dieſe Schwächen des ſonſt ſo edeln, gottſeligen Mannes einzugehen, wäre eine um ſo gröſſere Unbilligkeit, da des Trefflichen an ihm ſo Vieles iſt, und er es ſelbſt an ſeinem Ende keinen Hehl hatte, daß er in ſeinem Buche von der göttlichen Sophia mehrfach zu weit gegangen ſey, auch ſeine Kirchen- und Ketzerhiſtorie behutſamer geſchrieben zu haben wünſche. Wer wollte hier nicht das freie Bekenntniß eines Mannes ehren, der ſich ſelbſt als einen Sünder vor Gott erkannt, und um ſeine Vollendung in Chriſto ſo ernſt und demüthig gerungen hat? —

Nachdem er ſchon früher Anno 1697 eine poetiſche Schrift: „Göttliche Liebesfunken, aus dem groſſen Feuer der Liebe Gottes in Chriſto Jeſu entſprungen“, herausgegeben, erſchien von ihm bald hernach eine andere myſtiſche: „Das Geheimniß der göttlichen Sophia“, Leipzig 1700, worin er die himmliſche Weisheit Gottes in Chriſto theils in dem Hohenliede, theils im Buche der Weisheit Salomo's perſonificirt darſtellt, und halb myſtiſch, halb poetiſch, doch überall mit heiligem Ernſt als das innerſte Weſen Gottes behandelt. Es iſt nicht zu läugnen, daß er ſich in dieſem höchſt eigenthümlichen Buche mancher auffallenden, an das Phantaſtiſche gränzenden Ausdrücke bedient hat, und daß jene jungfräuliche Perſonifikation, worin er das verborgene Leben mit Chriſto in Gott beſchreibt, namentlich für Solche, denen dieſes Leben fremd iſt, oder deren Theologie in ſtrenge geregelten Begriffen ſteht, etwas Befremdliches haben mußte. Geht man aber tiefer ein auf dieſe Idioſynkraſie, und betrachtet man ſie kindlich im Lichte der Liebe Chriſti, ſo fällt vieles ſcheinbar Ungereimte hinweg, und auch aus den ungewöhnlichſten Bildern blickt ein keuſches, nach voller Vereinigung mit dem ewigen Gute dürſtendes Herz hervor. Bewundernswürdig iſt auch hiebei die tiefe, praktiſche Schrifterkenntniß und die Vielſeitigkeit des ſinnigen Geiſtes, womit Arnold dieſen ſchwierigen Stoff behandelt hat, und was den reichen, poetiſchen, aus zwei Theilen beſtehenden Theil dieſes Buches betrifft, ſo werden die im Anhang mitgetheilten Lieder es dem chriſtlichen Leſer beweiſen, mit welcher reinen Innigkeit und Geiſteskraft Arnold ſeine Lebensgemeinſchaft mit Chriſtus aufgefaßt, und welche rührende, ergreifende Zeugniſſe er davon gegeben hat. Ohnehin läßt ſich von einem ſo reichgebildeten Mann im Voraus erwarten, daß er ſich Deſſen, was er ſchrieb, wohl bewußt war, und ich habe meinestheils die frohe Willigkeit, nach näherer Einſicht in ſein Buch ihm frei zuzugeſtehen, daß er es Gott that, wenn er mit einigen Ausdrücken im Drang ſeiner glühenden Liebe zu weit ging. Solche Geiſter, wie er, wollen nach ihrem Heimgang von uns Jüngeren, die wir an geiſtlicher Macht und Erfahrung meiſtens ſo weit hinter ihnen zurückbleiben, nicht nur mit einiger literariſchen, die unvollkommenen Formen ihrer Zeit in Anſchlag nehmenden Schonung, ſondern mit wahrer Ehrfurcht vor der Herrlichkeit jener Gnade, die in ihnen war, beurtheilt ſeyn. Ich ſtimme hierin einem Sohne des ſel. Phil. Fr. Hiller, dem weil. Prälaten Hiller, bei, wenn er, im Blick auf einige Extravaganzen Arnolds, als

Schriftſteller, ſagt: „Doch wünſch' ich mir Arnolds Werke, ſein Gebet und Glaubensſtärke, und ſein ſchönes Todes-Nu!" —

Es würde zu weit führen, wollte ich hier die 58 Werke, die Arnold in ſeinem nicht völlig 48jährigen Leben geſchrieben hat, namentlich aufführen. Sie ſind in dem kurzgefaßten Lebenslaufe, der ſeiner Kirchen- und Ketzergeſchichte voranſteht, alle verzeichnet, und es erregt Erſtaunen, wie ein Mann, der ſo Viel gebetet und gelitten, ein ſo tiefes inneres Leben geführt, in dieſer verhältnißmäßig kurzen Zeit eine ſolch enorme Menge von zum Theil ſehr großen, weitſchichtigen Büchern erſchwingen konnte. Welch ein Auskauf täglicher und nächtlicher Stunden, welche umfaſſende Studien, welch ein unabläſſiges Nachdenken und Forſchen, — welch eine Schnellkraft und Pulſirkraft des Geiſtes war zu Erzeugung dieſer überall mit Geiſt und Leben geſchriebenen Werke erforderlich, von welchen manches Einzelne wohl 10, 20, 30 Bände nach dem Schnitt unſerer Zeit gegeben hätte! Sie beziehen ſich, einige kritiſche Arbeiten abgerechnet, überall auf die heiligſten Intereſſen des Menſchengeſchlechts, auf die Auslegung der Schrift und auf die Geſchichte der Chriſtenheit; ſie behandeln vielfach das ältere Leben der Chriſten mit einem ungeheuern Aufwand von Forſchung und Beleſenheit, und dringen ſtets auf lebendige Benützung der von dem Herrn ſeiner Gemeinde verliehenen Erfahrungen und Kräfte. Mehrere beſtehen aus vollſtändigen Poſtillen und ſonſtiger populärer Auslegung des göttlichen Wortes, und ich glaube, aus erweislichen Gründen, daß noch heutigen Tags aus der ungewöhnlich reichen, durch die Polemik der Vorzeit verſchrieenen Verlaſſenſchaft dieſes trefflichen Mannes noch vieles Andere, außer der hier aufgelegten Schrift, zum Segen unſerer Mitlebenden hervorzuſuchen wäre. Arnolds Ruhm iſt nicht völlig verſchollen; beinahe jeder etwas gebildete Chriſt kennt wenigſtens ſeinen Namen und etliche Kernlieder von ihm, die zu den Kronen des chriſtlichen Liedervorraths gehören. Aber nur Wenige wiſſen, was er noch außerdem Edles und Treffliches in ſo großer Fülle gegeben hat, und weil Dieſes eines gebührenden Auszugs, auch in gewiſſen Stücken einer ſichtenden, formell zart nachbeſſernden Hand bedarf, ſo geht man an dieſen edlen Vermächtniſſen meiſtens achtlos vorbei, während das alte Interdikt zelotiſcher, längſt verſchollener Orthodoxen jenen verdächtigenden Ausdruck: „Schwärmer" noch immer uns im Gedächtniß erhält, und uns, gewiß nicht im Sinne des Herren, von einer näheren Unterſuchung ſeines ſeltenen, an goldenen Adern ſo reichen Nachlaſſes zurückſchreckt. —

In ſeinem Buch, „die göttliche Sophia", und anderwärts hatte er den eheloſen, der Gemeinſchaft mit dem Herrn allein gewidmeten Stand mehrere Mal als einen beſonders wichtigen und ſegensvollen geprieſen, ſo daß Viele der Anſicht waren, als würde er ſich niemals verehelichen. Dies geſchah aber dennoch, indem er ſich am 5. Sept. 1700 mit der gottſeligen Jungfrau, Anna Maria Sprögel, der Tochter ſeines frommen, vieljährigen Freundes, Johann Heinrich Sprögel, damaligen Hofdiakonus in Quedlinburg, ſpäterhin Paſtors und Inſpectors in Werben, ehelich verband. Er ſelbſt bezeugt hievon, daß ihm Gottes Weisheit durch den Umgang mit dieſer Gefährtin ſowohl innerlich als äußerlich viel Gnade und Wohlthat erzeigt habe, obgleich ſeine beiden aus dieſer Ehe ſtammenden Kinder ſchon im Jahr 1709 in zarter Jugend dahinſtarben. Als ſeine Gegner auch dieſen an ſich ſo unſchuldigen Schritt wegen ſeiner früheren Aeußerungen ſchadenfroh zu verdächtigen ſuchten, begegnete er ihnen in einer Erläuterung an das Quedlinburg'ſche Miniſterium, worin er unter Anderem Folgendes ſagt: „Wer nur einigen Anfang von den verborgenen und ſeltſamen Führungen Gottes an ſeiner eigenen, oder an anderen Seelen erfahren hat,* der mag nach und nach fähig werden, auch von paradoren Dingen ein ſolch geſundes Urtheil zu fällen, das nicht wiederum gerichtet werden darf. Diejenigen aber können allein des Geiſtes Sinn und Rath im göttlichen Lichte recht bemerken, welche von allen Vorurtheilen, ſelbſtgemachten ſektiriſchen Meinungen und eigenen Wegen durch denſelbigen Geiſt erlöſet, und hingegen dem lautern, allerheiligſten Zug des Vaters zu ſeinem Sohn offen und untergeben bleiben. Solche geübte Sinne mögen allein wiſſen, wie viele und ganz verſchiedene Zuſtände und Beſchaffenheiten einer Seele ſich nach und nach wechſelsweiſe ereignen, und wie mancherlei ſeltſame Aufgaben und Proben oft nach einander von Gott vorgelegt werden; daß daher auch in äußerlichen Nebendingen, die nicht das Weſen der himmliſchen Güter ſelbſt angehen, manche Abwechſelungen ſich äußern mögen, die vor der Vernunft einander zuwider oder ſich aufzuheben ſcheinen, ungeachtet im Grund und in dem angefangenen Weſen (in hypostasi, Hebr. 4, 11.) der neuen Geburt der einmal offenbarte und vereinigte Chriſtus geſtern und heute und in Ewigkeit eben Derſelbe in den Seinigen bleibet, und ſich nicht verändert, viel weniger mit dem ſchädlichen Stuhl jemals einig wird.“ —

Ein Freund des Vollendeten ſchrieb ihm, als er ſeine Verheirathung erfuhr: Quamvis audiam statum tuum externum mutatum, scio tamen Deum tuum in te mutatum non esse (Wenn ich auch höre, daß dein äußerlicher Stand ſich verändert, ſo weiß ich doch, daß dein Gott ſich in dir nicht verändert hat); ein ebenſo freundliches als wahres Urtheil, das Arnold zu großer Beruhigung gereichte. Ueberhaupt darf hier angemerkt werden, daß Arnold, bei aller Schärfe des Eifers für das lebendige Chriſtenthum und bei all ſeiner Ueberlegenheit über die Maſſe zelotiſcher Gegner, ſich doch in der Erwiederung ihrer Angriffe nie der Animoſität überlaſſen, nie unwürdige Waffen gebraucht, ſondern ſich an die heilige Sache ſeines Herrn gehalten hat, ſo daß er das ſchöne Zeugniß einer ſeiner Biographen verdient: „Es erhellt aus ſeinen Traktaten und andern Schriften auch Dieſes, daß er ein Meiſter der deutſchen Sprache, ja auch ſeiner Zunge, Feder und ſeines Gemüthes geweſen, die er gewußt zu zähmen und zu mäßigen, ſintemal darin nichts, als die Freundlichkeit eines demüthigen, ſanften und ſtillen Gemüths zu erblicken, auch wo er es mit den bitterſten Widerſachern zu thun gehabt.“ —

---

* Auf ſeinen veränderten Entſchluß, in die Ehe zu treten, mag ſich wohl auch die ſchöne Stelle in ſeinem Liede, „So führſt Du doch recht ſelig ꝛc.,“ beziehen: „Wer meint, er habe Deinen Rath gefaßt, der wird zuletzt ein And'res oft gewahr!“ — Und ſo geziemt es auch jener von oben ſtammenden Weisheit, welche ſich ſagen läßt. Jak. 3, 17. —

Demungeachtet iſt wohl kaum ein bekehrter, geiſtvoller Theologe heftiger und unerbittlicher verfolgt worden, als er. Das geiſtliche Miniſterium in Quedlinburg fing ſchon Anno 1700 mit ihm einen öffentlichen Streit darüber an, daß er ſich des Kirch- und Abendmahlgehens in jener Stadt enthalten, ja, daß er einmal das heil. Abendmahl ſogar privatim genoſſen habe, — weßhalb er „eine Erklärung vom Kirch- und Abendmahlgehen“, und, nach der Replik ſeiner Gegner, auch eine „Erläuterung“ ſeines diesfälligen Sinnes drucken ließ. Sein Schwiegervater Sprögel trat auch in einer Schrift, „Entdeckung des verkehrten Eifers“, im J. 1702 für ihn auf, worauf der dortige Superintendent, D. Gerhard Meier, nach allerlei Schriftwechſel eine höchſt bittere Brochüre dagegen ergehen ließ, ſo daß Arnold endlich von der verwittweten Herzogin von Sachſen-Eiſenach als Hofprediger nach Altſtädt berufen wurde, um daſelbſt mit voller Gewiſſensfreiheit das göttliche Wort zu verkündigen. Ein Theil der Prediger von Quedlinburg hatte ihn ſo hart wegen durchaus unerweislicher Stücke (er ſollte z. B. gar eine Feuersbrunſt veranlaßt haben!) beſchuldigt, daß der König von Preußen eine beſondere Commiſſion abſandte, und die Herausgeber der Klagſchrift zum Beweis ihrer Anſchuldigungen auffordern ließ, welche ſich jedoch unter dem Vorwand: es ſey ihnen dieſes, als unmittelbar unter der fürſtlichen Aebtiſſin ſtehenden Predigern, zu thun verboten, dieſer für ſich ſelbſt ſprechenden Pflicht klüglich entzogen. —

Hätte nun, um zuerſt noch einen Rückblick auf Arnolds Aufenthalt in Quedlinburg zu werfen, ſein erboster Biograph Kohler Recht, ſo wäre Arnold daſelbſt nichts weiter als ein gemeiner Schwärmer und ſektiriſcher Unruhſtifter geweſen. Daß er in jener Zeit, wo meiſtens eine feindſelige Polemik gegen alle Andersdenkende von den Kanzeln herab getrieben, oder wo die Andacht in eine mit ängſtlichen, geſchmackloſen Formen verklauſulirte Rechtgläubigkeit gebannt wurde, bei ſeinem von der Liebe Chriſti glühenden Herzen an dem äußeren Gottesdienſt wenig oder keinen Geſchmack finden konnte, wird unſchwer zu begreifen ſeyn. Es iſt zugleich nicht unwahrſcheinlich, daß er, wenn er vielleicht Anfangs die Kirche beſuchte, dort ſolche Sticheleien und herbe Abkanzelungen wider ſich ſelbſt und ſeine vermeintliche Ketzerei zu hören bekam, die ihm den ferneren Beſuch verleideten. Kommen doch ſolcherlei unwürdige, perſönliche Ausfälle noch in neuerer Zeit auf einzelnen Kanzeln vor! — Es ward dem ſeligen Arnold u. A. zu einem beſondern Verbrechen gemacht, daß er mit dem bekannten

Joh. Conrad Dippel, Joh. Caſpar Schade und Joachim Lange Freundſchaft gepflogen habe. — Von dieſen drei Männern ſtehen nun ſchöne Lieder im neuen württemb. Geſangbuch, und ſo wenig Dippel in ſeinem rauhen, neuerungsſüchtigen Weſen zu entſchuldigen iſt, ſo hatte er doch auch edlere Anflüge und Beſtrebungen, wie denn auch Zinzendorf nachgehends mit ihm in nähere Verhältniſſe trat und ſein Ende wehmüthig beſang. Wie unverdammlich aber Arnolds Verkehr mit Dippel war, das citirt Kohler in ſeinem blindeifernden Zorne ſelbſt, wenn er von Letzterem das Bekenntniß anführt: „Es würde das Letzte ärger mit mir geworden ſeyn, als das Erſte, wo mir mein treuer Heiland nicht auf dem Fuß nachgegangen und unaufhörlich vor der Thür meines tückiſchen Herzens angeklopft, auch mir endlich von außen einen treuen Führer zugeſchickt hätte, der meine wankende Seele durch die Kraft, ſo in ihm mächtig war, aus vielen Stricken errettet und auf den richtigen Pfad gebracht. Dieſes war der weiland Herr Profeſſor Arnold.“ — Wenn ein ehemaliger Spötter des Chriſtenthums dieſem hier für chriſtliche Belehrung und Zurechtführung dankt, ſo erledigt ſich obiger Vorwurf in Betreff Schade's und Lange's noch viel leichter, da dieſelben zwar ernſthafte Bekämpfer des orthodoxen Schlendrians, ſonſt aber ſehr tüchtige und fromme Männer geweſen ſind. Andere Anſchuldigungen Kohlers (ſ. deſſen Biogr. S. 209 u. f.) verdienen gar keine Widerlegung.

Auch in Altſtädt, wo Arnold bis zum Jahr 1705 blieb, genoß er keiner ruhigen Wirkſamkeit. Es war ſeinen leidenſchaftlichen Gegnern einmal ausgemacht, in ihm einen Sektirer und Separatiſten zu ſehen, der überall, wohin er immer komme, nur Verwirrungen ſtifte, und ein myſtiſches Weſen aufbringe, das mit dem Weſen einer chriſtlichen Kirche durchaus unvereinbar ſey. Dazu hatte er auch durch mißverſtändliche, obwohl von ihm redlich und heilig gemeinte Ausdrücke einige Veranlaſſung gegeben, und da von den Heiligen Gottes nicht Einer ohne Tadel iſt, ſo will ich hier nicht in Abrede ziehen, wie Arnold in dieſem Punkte das äußere Weſen der Kirche über dem inwendigen Leben mit Gott allerdings in einiger Beziehung zu einſeitig und unvorſichtig preisgegeben hat. Es war z. B. eine harte, nicht in jedem Betracht erweisliche Aeußerung, wenn er in ſeiner Erklärung vom Kirch- und Abendmahlgehen ſagt: „Der gemeine Kirchendienſt iſt nicht allein an ſich ſelbſt unnöthig, ſondern auch nach der heutigen Praxis der Lutheraner gar ſchädlich, verderblich, tödtlich und verdammlich, — — und der Greuel der Verwüſtung iſt ſo groß und unläugbar allenthalben, daß ſich ein nur natürlich-redlicher Menſch deſſen ſchämen und wünſchen möchte, daß doch ja kein Anderer, als Blinde, Taube, Stumme und Lahme in die Lutheriſche Kirche kommen möchten, damit ſie nicht bewogen würden, davon zu zeugen.“ Und wenn er, im Ueberdruß gegen die hölzerne Streittheologie, auch zum ſchärfſten Tadel derſelben ſich erregt fühlen mochte, ſo war es doch kein gehöriges Aequivalent, an die Stelle einer, im Ganzen doch auf ächtem

Fundament ruhenden Kirche die Behauptung zu ſetzen: „Der Menſch könne den Tempel in ſich ſelbſt finden, deſſen Schatten er ſo lange nur außen herum geſucht, — und wenn er ſelbſt ein lebendiger Tempel Gottes worden, ſo gehe eine Seele, die Gott in ſich träget, von allem Verlangen nach Kirchenverſammlungen ab.“ — Mit ſolchen Aeußerungen verkannte er, von giftigen Kirchenobern verfolgt, die hohe Beſtimmung der Kirche ſelbſt, und verwechſelte den zeitweiligen Stand der damaligen ev. Kirche, worin die herrſchſüchtige Bornirtheit überwog, mit dem Ganzen, das bei allen einzelnen Schwächen und Mängeln doch eine ehrwürdige und unvergängliche Werkſtätte des heiligen Geiſtes bleibt. Es widerfuhr ihm hiebei, was ſo manchen jüngeren Zeitgenoſſen widerfährt, indem dieſe ſich an den Fehlern kirchlicher Einrichtungen, oder an den Sünden unwürdiger Kirchenglieder beſonders dann doppelt ärgern, wenn ſie, wie früherhin noch viel öfter und gröber geſchah, von denſelben verfolgt und bei redlichem Streben gedrückt werden, ſo daß ſie, wie Elias auf Horeb, allein zu ſeyn denken, während vor Gottes allſehenden Augen noch Siebentauſend übrig ſind, die ihre Kniee vor Baal nicht gebeugt haben. Hierin hat Arnold offenbar geirrt und ſeine Anſichten über das wirkliche Verderben der Kirche zu allgemein, zu vorſchnell ausgeſprochen, ſo redlich er's mit der Sache ſeines Heilandes an ſich meinte. Sein feuriges, von der Liebe Chriſti entflammtes Gefühl ermangelte dort nicht ſelten des ruhig leitenden Verſtandes, und führte ihn zu Verwerfung einer von ungöttlicher Scholaſtik und Streitſucht durchfreſſenen Corporation, während der ruhigere Spener zwar auch die allgemeine Kirchenmaſſe für unheilbar hielt, dafür aber eine Sammlung der zerſtreuten Kinder Gottes in einzelnen ſtillen Kirchlein bezweckte, um noch irgendwie das Rettbare zu retten. In der geiſtlichen Anſicht über die Kirche, die auf dem Acker der Welt beinahe zu allen Zeiten vom Unkraut ſchwer überwuchert iſt, waren ſich Spener und Arnold wahrſcheinlich ſo ziemlich gleich. In den Mitteln aber zu Erhaltung des Einzelnen, das noch in der verdorbenen Maſſe bleibt, war Spener billiger und nachhaltiger, daher er auch auf die Fortbildung der Kirche durch ſeine Friedſeligkeit viel tiefer und allgemeiner eingewirkt hat; und wenn wir die chriſtlichen Studien dieſer beiden Männer in ihren Wirkungen vergleichen, ſo finden wir, daß Spener'n die *ruhige Schriftforſchung*, die bei ihm ſtets oben an ſtand, einen freudigen Muth zu kirchlichen Tendenzen erhalten hat, während Arnold, mehr *hiſtoriſch* von den einzelnen Erſcheinungen der Kirche ausgehend, und von den Mängeln und Fehlern derſelben in ſeinem Gefühl überwältigt, den leitenden Grundton öfters überhörte, der durch alle Disharmonien doch immer hindurchdringt, und dadurch auf eine Einſeitigkeit hingetrieben wurde, die ihn über dem inwendigen Leben mit Chriſto das ewiglich friſch und erneuernd fortwaltende Wirken ſeines Geiſtes in der äußeren Gemeinde allzuſehr vergeſſen ließ. Hieraus erklärt ſich's, warum Spener ungleich tiefer und allgemeiner auf die Chriſtenheit eingewirkt hat, als Arnold mit ſeinen außerordentlichen Gaben, und auch in dieſem Falle beweist ſich die Wahrheit des bekannten Dichterwortes:

> Wer iſt der edelſte Mann in jedem Staate? — Der ſtets ſich
> Neiget zum Gleichgewicht, was er auch habe voraus.

Offenſiv und deſtructiv wird, daß ich ſo ſage, das Pulver des Geiſtes weit ſchneller und unpraktiſcher verſchoſſen, als defenſiv und conſervativ, — es wäre denn, daß die Fundamente des Menſchen- und Chriſtenheils überhaupt angetaſtet würden, — und auch auf dieſe Region des chriſtlichen Wirkens findet das Wort ſeine Anwendung: „Selig ſind die Sanftmüthigen und die Friedfertigen!“ —

Welche Bemühungen die Gegner angewandt, um Arnolds Bleiben in Altſtädt zu verkürzen, darüber findet man den Herzogl. Sachſen-Eiſenach'ſchen, wie den Königl. Preußiſchen Notenwechſel in Coleri Biographie. Ich will dieſe Weitläufigkeiten hier nicht wiederholen. Die Herzogl. Regierung drang, von Theologen ſtets eifriger aufgehetzt, nicht nur auf Arnolds Entfernung von Altſtädt, weil er ein Schwärmer und Gegner der Concordienformel ſey, ſondern bemühte ſich auch, ihn bei dem liberalen König Friedrich I. von Preußen in ein übles Licht zu ſtellen. Allein dieſer König hatte ſich ſchon unterm 23. Aug. 1701 gegen den Herzog von Sachſen-Eiſenach dahin ausgeſprochen: „Es iſt Unſer Zeugniß und Rekommendation über den Herrn Gottfried Arnold an Ew. Liebden verlangt worden. Wie nun gedachter Arnold wegen ſeiner ſonderbaren Gaben, Erudition und untadelhaften Verhaltens, davon er ſeit der Zeit, daß er in Unſern Landen geweſen, unterſchiedene klare Proben abgelegt, nicht unbekannt iſt, Wir ihm auch nicht allein in Unſern Landen, ſondern auch anderswo, dahin er berufen werden möchte, gute Beförderung und Station allergnädigſt gönnen, damit er ſein fürtreffliches Talent im Predigtamt ſowohl, als zu Erbauung der Chriſtenheit und gottesfürchtigen Gemüther anzuwenden Gelegenheit haben möge: ſo haben Wir nicht umhin gekonnt, ihm Unſer Zeugniß mit beizulegen, und für ihn zu bitten, daß er mit einem, ſeinem zarten Gewiſſen beſchwerlichen Eid auf die Formulam Concordiae verſchont werden möge.“

Als die Herzogliche Regierung hierauf, wegen des erforderten Eides, nicht einging, und einige Jahre hernach auf Antrieb der Orthodoxen ſeine Vertreibung aus Altſtädt verfügte, ſo erließ der König unterm 6. Nov. 1704 eine ſehr ernſte Fürſprache für ſeinen Hiſtoriographen, zu welchem er Arnold ſchon früher gewählt, — folgenden Inhalts: „Wir mögen Ew. Liebden hiedurch nicht verhalten, wasgeſtalt bei uns angebracht worden, als ſollte Unſerem, zu Altſtädt ſich aufhaltenden Hiſtoriographen, G. Arnold, auf Dero Verordnung ſeyn angedeutet worden, Dero Lande auf künftigen Tag Martini und bei Vermeidung harter Zwangsmittel zu räumen, auch in Zukunft mit den Seinigen gänzlich zu vermeiden. Gleichwie uns nun Deſſen ſtiller und eingezogener Wandel und Lebensart bekannt iſt, und er ſich bei

Ew. Liebden Conſiſtorio zu einem theologiſchen Examen oder Colloquium und zu aller andern nöthigen Verantwortung und Satisfaction öffentlich erboten: ſo würde es Uns nicht wenig zu Gemüthe gehen, wenn eine von Uns charakteriſirte Perſon ſo ſchimpflich aus Dero Land verſtoßen und dadurch nur indirekt gekränkt werden ſollte. Wir erſuchen demnach Ew. Liebden freundvetterlich, dergleichen rigoroſes Verfahren wenigſtens in Beziehung auf Uns nicht wider ihn zu verhängen, ſondern, wenn allenfalls etwas Widriges bei Deroſelben gegen ihn angebracht ſeyn möchte, ihn mit ſeiner Verantwortung zu vernehmen, und ihm den Genuß ſeiner Unſchuld angedeihen zu laſſen, ihn auch ferner als Unſern Diener in Dero Schutz und Protektion zu halten, was auf der in ſich ſelbſt redenden Billigkeit beruhet.“ —

Dieſe energiſche Note des Königs fand keinen Eingang, weil man ſich andrerſeits darauf berief, daß Arnold ſich bereits in mehreren ſeiner Schriften als einen von vielen Theologen widerlegten Häretiker und Unruhſtifter bekannt gemacht, auch durch ſein Leben Aergerniß gegeben habe, beſonders weil er ohnehin die Concordienformel und die ſymboliſchen Bücher nicht anerkenne. So wurde denn Arnold durch ein Herzogl. Dekret vom 16. Decbr. 1704 unter ſcharfer Bedrohung aus dem Lande verwieſen. Er nahm von ſeiner Gemeinde in Altſtädt in einer kürzeren Predigt Abſchied, worin folgende Stelle vorkommt: „Was wir heute aus des Herrn Chriſti klarer Prophezeihung vernommen haben von dem elenden Traktament ſeiner Jünger und deren Nachfolger in dieſer argen Welt, das will ich nicht eben auf unſere jetzigen Umſtände deuten. Es bedarf keiner großen Mühe, noch gezwungenen Anwendung, — — die Sache aber zeugt allzu greiflich, daß der große und wahrhaftige Prophet auch unſre elende Zeit vorher gewußt: „Sie werden euch aus ihren Verſammlungen ſtoßen 2c. Nicht nach bloß menſchlichem Willen gehe ich von dannen, — ſonſt hätte es vorlängſt geſchehen müſſen, — ſondern nach dem heiligen und untadeligen Rath Gottes.“ —

Der König von Preußen berief ihn hierauf als Paſtor und Inſpektor nach Werben in der Altmark Brandenburg, zu demſelbigen Amt, welches ſein Schwiegervater Sprögel vor ihm bekleidete. Auf dieſer Stelle blieb er von 1705—1707 ruhig und unangefochten, weil hier der fanatiſche Zorn der Theologen ihm nicht beikonnte, wiewohl er dieſes gleich bei ſeiner dortigen Antrittspredigt in Rechnung genommen hatte. Es heißt darin: „Endlich werde ich wohl auch hier mein Zeugniß mit Leiden durch die Gnade verſiegeln und beſtätigen müſſen. Ein wenig habe ich zwar ſchon der Schmach Chriſti gewöhnen müſſen an den vorigen Orten, wo ich gewohnt. Aber es geht doch manchmal ſchwer ein, als ein Narr in der Welt um des Evangelii willen zu erſcheinen, und von Böſen und Gutmeinenden oft übel angeſehen und ausgeſchrieen zu werden. — Hoffentlich wird der Geiſt deſto dürſtiger werden, das Wort zu reden ohne Scheu, und eine deſto größere Thüre offen zu finden, wenn viel Widerwärtige da ſind, — abermals nach der närriſch ſcheinenden Methode Pauli 1 Kor. 16, 9.: ſintemal doch Gottes Wort will durch's Kreuz bewähret ſeyn; da wird ſeine Kraft und ſein Schein erkannt, und leicht ſtark in den Leuten.“ —

Von dort an verſtummten die unmittelbaren Fehden wider den Vollendeten, obwohl der literariſche Streit ihn ſein Leben lang verfolgte. Die Orthodoxen verziehen es ihm nicht, ein myſtiſches Element in ihren Buchſtabenkram geworfen zu haben, und ſelbſt nach ſeinem Tode fand es ſein Biograph Colerus noch bedenklich, daß Arnold einſt in demſelben Altſtädt gelebt habe, worin früher der berüchtigte Wiedertäufer und Greuelmenſch, Thomas Münzer, ſeinen Unfug getrieben. Es zeigte ſich aber auch hier, welch ein Segen es iſt, wenn eine chriſtliche Regierung den verſchiedenartigen Geiſtern innerhalb des evangeliſchen Fundamentalglaubens freieren Spielraum läßt, und die Schranken der kirchlichen Symbole nicht zu enge ſteckt, vielmehr auf den evangeliſchen Geſammtſinn und Wandel eines Mannes die gehörige Rückſicht nimmt, wie dort von Seiten des preußiſchen Königs geſchah. Etwas Anderes iſt es, Irrgeiſter zu berufen und zu hegen, welche den Grund alles Heils unter dem Vorwande der Lehrfreiheit umreißen, und mit empörender Leichtfertigkeit ihre nichtige Saat des Unglaubens auf jüngere Geſchlechter ſyſtematiſch fortpflanzen; — etwas Anderes hinwiederum, redliche, dem Evangelium ohne Falſch ergebene, wenn auch in einzelnen Lehrpunkten eigenthümlich denkende Diener Chriſti gewähren laſſen, und mit ruhiger Geduld zuſehen, wie die Geiſter auf dem Gebiete göttlicher Wahrheit an einander platzen, wie Luther ſagt. Letztere ſind Kinder einer Familie, die weſentlich zuſammengehören und ſich an einander mit ihren verſchiedenen Gaben und Temperamenten abreiben, ſonſt aber durch ein tieferes Band der Liebe verwoben ſind, — während die Erſteren wie Räuber und Diebe von außenher einbrechen, und in das gewaltſam durchbrochene Gehege kaum etwas Beſſeres bringen, als eine ſchmerzliche Witzigung, wie das väterliche Haus von den rechtmäßigen Geſchwiſtern genauer und vorſichtiger vor den Fremden zu bewachen ſey.

Wie geſegnet Arnold in Werben das Evangelium verkündigte, davon iſt ſeine Vokation nach Perleberg (gleichfalls in der Altmark Brandenburg), die von dem Rath und der Bürgerſchaft daſelbſt ausging und vom König von Preußen genehmigt wurde, ein unverdächtiger Beweis. Jene Gemeinde bat um ihn bei ihrem Regenten, und ſo verbrachte er bei ihr ſeine letzten ſieben Lebensjahre unter unermüdlicher Arbeit am Evangelium, Liebe gebend und Liebe nehmend. Dieſe Zeit ſcheint er in ruhigem Frieden und vollkräftiger Wirkſamkeit verbracht zu haben, und es wird ihm bezeugt, daß jene Gemeinde nach ſeinem Tod innig um ihn getrauert habe. „Mit welchem Fleiß — ſo ſagt ſein beſſergeſinnter Biograph, — mit was für Weisheit und unverdroſſenem Muth er ſich nun, durch die geſchenkte Gnade Gottes, der Erbauung ſeines Nächſten, und ſonderlich ſeiner ihm anvertrauten Gemeinden angenommen, und wie er vornehmlich dahin gearbeitet, daß das falſche Chriſtenthum entdeckt und zernichtet, die ſeligmachende und lebendige Erkenntniß Jeſu Chriſti aber den Seelen möchte beigebracht werden: das bedarf keines erzwungenen, mühſamen Beweiſes, indem ſeine vielfältigen Schriften Jedermann davon belehren können, — des Zeugniſſes der Gemeinden und vieler Anderen, die ihn nicht ohne Betrübniß verloren, zu geſchweigen, in welcher Treue, Liebe und herzlicher Sorgfalt er dann gleich einem Lichte ſich ſelbſt je mehr und mehr verzehret.“ — Sein männlicher und ernſter Geiſt leuchtet aus dem wohlgelungenen Titelbilde dieſes Buchs; es iſt aber ſehr zu bedauern, daß nicht mehr ſpecielle Züge und Ereigniſſe von ihm übrig geblieben ſind, woraus man ein recht klares, durchſichtiges Charakterbild dieſes geiſtkräftigen, mit ſo ſeltenen Kenntniſſen gerüſteten Mannes zuſammenſetzen könnte. Die ältere Zeit hat ihre Wohlthäter oft überaus farblos und pedantiſch abgemahlt, und wie man ein edles, holdſeliges Menſchenbild jener Zeit unter ſeiner wolkigen Allongeperücke und in ſeiner oft ſo ſeltſamen Tracht kaum mehr genügend nach ſeiner ächten Natur erkennt, ſo iſt's auch Arnold ſeinem geiſtlichen Theile nach ergangen. Er ſtehet in ſeinen vielfach vergeſſenen Schriften mehr objectiv als ein Menſch Gottes vor uns. Seine Subjectivität aber und das tiefere Gepräge ſeiner Individualität iſt halb verketzert, halb unter den unvollkommenen Redeformen ſeiner Zeitgenoſſen verflacht. Auch darum iſt es ein Glück, daß dereinſt der Herr das verborgene Leben der Seinigen an's Licht bringen wird, und dann erſt wird die General- und Specialgeſchichte, der jetzt noch ſo manches weſentliche Farbenlicht, ſo mancher charakteriſtiſche Schatten fehlt, ſich zu einem lebendig-harmoniſchen Rundgemählde vor den Augen der erſtaunenden Kreatur geſtalten. —

Bei einer ſo außerordentlichen Thätigkeit, gegen welche ſelbſt die reichſte Produktionsfülle vieler Jüngeren beinahe wie ein Kinderſpiel erſcheint, war es kein Wunder, wenn ſeine irdiſche Hütte frühzeitig geſchwächt und zertrümmert wurde. Vom Jahre 1697—1702 ſind nicht wenige Folianten und Quartanten von ihm erſchienen, eigenthümliche, mit erſtaunlichem Fleiß und gelehrtem Aufwand verfaßte Werke (z. B. die Kirchen- und Ketzergeſchichte, — die himmliſche Sophia, das Leben der Altväter, das Leben der Glaubigen u. ſ. w.), wovon ein einzelner Band wohl 1000—1500 Seiten umfaßt, und an deren einem ein tüchtiger Gelehrter wohl leichtlich ein Luſtrum zu arbeiten gehabt hätte. Mag auch nicht Alles mit durchaus gründlicher Kritik abgefaßt ſeyn, ſo iſt es doch jedenfalls mit großem Ernſt und durchaus nicht flach, ſondern mit Zuziehung eines enormen, namentlich hiſtoriſchen Apparates geſchrieben, und, wie ſelbſt die Gegner geſtehen, durch die ſeltene Anhäufung geſchichtlichen Materials von Werth. Vieles davon iſt allerdings ſchon, wenigſtens kritiſch, benützt worden; noch manches Andere aber, das auf's innere Wirken des Geiſtes in der Gemeinde Chriſti zielt, harret noch auf eine gründliche Durchforſchung, als die gewaltige Spende eines Mannes, der in ſeinem vortrefflichen

Liede: „So führſt Du doch recht ſelig, Herr, die Deinen“, wohl das tiefſinnigſte und erfahrungsreichſte von allen Kirchenliedern gedichtet hat, von welchem alſo mit gutem Grunde noch auf weit Mehreres zu ſchließen iſt.

Im Jahre 1713 wurde er von einer ſchweren ſcorbutiſchen Krankheit, wohl in Folge ſeiner ſitzenden Lebensart, befallen, ſo daß er dabei nicht nur einige Zähne verlor, ſondern auch in ſeinem übrigen Organismus große Schwächungen erlitt. Durch ärztliche Pflege ziemlich hergeſtellt, wollte er im folgenden Sommer Carlsbad beſuchen, obwohl ſeine Natur noch immer wankte, — als ein unverſehener roher Gewaltſtreich ſeinem ohnehin ſo vielfach erſchütterten Leben ein ſchnelles Ende bereitete. Am Pfingſtfeſt 1714, während er nach der Morgenpredigt ſeiner Gemeinde das heilige Abendmahl austheilte, drangen plötzlich preußiſche Werber mit Trommelſchlag in die Kirche herein, und nahmen einige Jünglinge, die wahrſcheinlich des Herrn Tod mit den Andern verkündigten, mit rohem Gewaltgriff vom Altare hinweg, um ſie zur Fahne hinzuführen. Dieſer Unfug an heiliger Stätte gab dem ohnehin geſchwächten Seelſorger den Todesſtoß. Im Innerſten alterirt, ging er von ſeiner verſcheuchten Heerde nach Hauſe, und als er, ſeiner Leibesnatur zum Trotze, am kommenden Tage noch eine Leichenpredigt hielt, war er ſo ſchwach, daß der Bürgermeiſter dem Küſter befahl, hinter den geliebten Prediger auf die Kanzel zu ſtehen, und ihn, wofern er umſänke, ſogleich in die Arme zu faſſen. Arnold vollendete jedoch ſeine Predigt mit ſchwacher Stimme, einem ehrlichen Krieger gleich, der bis zum letzten Athemzug ſeinen Poſten behauptet, — und als er darauf todesmüde in ſein Zimmer zurückkam, blieb er drei Tage lang auf einem Lehnſtuhl, unter kindlichem Umgang mit ſeinem Gott und ſeligen Meditationen. —

Der weitere Verlauf ſeines Heimgangs wird von ſeinem Biographen alſo geſchildert:

Wenn ihn Jemand über etwas befragte, antwortete er überaus freundlich, aber gar kurz, als Einer, dem man es anmerkte, daß er mit wichtigen Dingen zu thun habe. Nach jenen drei Tagen legte er ſich endlich aus großer Mattigkeit im Schlafrock auf's Bett, und blieb daſelbſt in einem vergnügten, heiteren Gemüthszuſtand. Kam Jemand zu ihm, ſo ermahnte er ihn ſehr ernſtlich zu einem rechten Durchbrechen in die göttliche Gnade, zu einer ernſten Verläugnung und zum Ausgang aus der Welt und zu einem beharrlichen Eindringen in Gott. Wenige Tage vor ſeinem Ende, da er im Bette lag, und ein Lichtſchirm vor ſeinen Augen ſtand, worauf ein Baum und ein daran hängender Schild mit der Ueberſchrift: „Des Glaubens Tapferkeit“, gemahlt war, ſprach er in demüthigem Sinne: Wenn's nur erſt hieße: „Des Glaubens Aufrichtigkeit“!

Unter vielem Anderen ſagte er einmal: „Ich hätte nicht gemeint, daß Gott mich ſo ruhig auf meinem Todbette machen würde!“ und bald hernach zu ſeiner Gattin: „Wie wohl! wie wohl! Ach, wie wohl iſt mir! — Siehſt Du nicht die Engel? — Ach, wie ſchön!“ —

Nachdem er eine Erquickung zu ſich genommen, ſprach er: „Ich eſſe Gott in allen Biſſen Brods!“ — Denn er ſchmeckte, ſetzt ſein Biograph hinzu, im Genuß der irdiſchen Speiſe, wie gut, wie ſüß, wie kräftig und heilſam das ewige göttliche Wort und Weſen ſey.

So hoch er aber zu Gott emporgezogen war, in ſo tiefe Angſt gerieth er hernach wieder. In ſolcher Angſt mußte ihm ſeine Hausfrau, da er nicht auf dem Rücken liegend beten wollte, im Bett auf die Kniee helfen, und ſo ſprach er: „Vater, iſt's möglich, ſo gehe dieſer Kelch von mir! Doch nicht, wie ich will, ſondern wie Du willſt!“ —

Einige Stunden vor ſeinem Ende, da Jedermann ihn ſchon für entſchlafen hielt, richtete er ſich auf einmal in ſeinem Bette ganz allein auf und rief mit lauter Stimme: „Friſch auf, friſch auf! Die Wagen her und fort!“ — Darauf ward er ſtille, und verſchied ganz ſanft unter Geſang und Gebet einiger treuen Freunde den 30. Mai 1714, nachdem er ſeine zeitliche Wallfahrt gebracht auf 47 Jahre, 8 Monate und 26 Tage. — Kurz vor ſeinem Verſcheiden hatte er auch mit ſehr beweglichen Worten geſagt: „Die Gerichte der letzten Zeiten werden unerträglich ſeyn.“ —

Sein geliebter College, Johann Kruſe, hielt ihm die Grabrede. Faſt die ganze Stadt folgte ſeinem Sarge mit Thränen um den theuren Prediger und Seelſorger, der unter ihnen als ein Vorbild der Weisheit, Demuth und Friedfertigkeit gewandelt hatte. Die Leichenpredigt gibt ihm das Zeugniß 1) eines erleuchteten Verſtandes, 2) einer barmherzigen Schärfe, 3) einer unverdroſſenen Munterkeit, Wachſamkeit und Arbeitſamkeit, 4) einer klugen Einfalt. — „Wir mögen“ — ſetzt ſein Lebensbeſchreiber gewiß nicht mit Unrecht hinzu — „allen ſeinen Läſterern, die da läſtern, was ſie nicht wiſſen noch verſtehen, wünſchen, daß ſie auch ſolche Dinge auf ihrem Sterbebette möchten empfinden und ſolche Worte ſprechen können. Es iſt faſt unmöglich, daß noch Jemand das Herz haben ſollte, wenn er anſiehet das Ende des Glaubens dieſes Mannes, und ſolchen ſeligen Ausgang ſeines Wandels (Ebr. 13, 7.), Böſes von ihm zu reden oder zu gedenken, ohne ſich vor dem gerechten Richterſtuhl Gottes zu fürchten.“ — Und in der That! läßt ſich ein ſeligeres Ende wünſchen, als die Heimfahrt dieſes reichbegabten Mannes, der ſein Leben, wenn auch mit einzelnen Schwachheiten und Fehlgriffen, doch im Ganzen auf die edelſte, preiswürdigſte Weiſe ſeinem Heiland geopfert hat, und auf deſſen Grab wohl mit größerem Recht, als auf Millionen anderen, die Inſchrift ſtehen dürfte: „Um des Namens Jeſu willen hat er gearbeitet, und iſt nicht müde geworden“ (Offenb. 2, 3.)!

Ein ſolches Zeugniß ward ihm freilich von ſeinen hyperorthodoxen Zeitgenoſſen nicht zu Theil, ſondern noch 1718 mochte der fanatiſche Colerus, der ihm die Schuhriemen zu löſen nicht werth war, folgende Grabſchrift auf ihn entwerfen: Hic situs est Gothofredus Arnoldus, theologus non tam ipse, quam theologorum orthodoxorum insectator acerrimus; haereticorum defensor perpetuus; Theologiae mysticae instaurator et fanaticismi incrustator aeque imprudentissimus; corruptorum historiae sacrae facile princeps. Scriptorum mole orbem literatum non tam auxit, quam obruit; qui, ut plurimum detrimenti caperet ecclesia lutherana, curavit diligenter; magnum sui reliquit desiderium apud novatores omnes, infelicem apud Orthodoxos memoriam; religionem coluit miscellaneam aut nullam; jam Deo relictus judici. J licet. D. h.: „Hier liegt Gottfried Arnold, nicht ſowohl ein Theologe, als der bitterſte Verfolger der orthodoxen Theologen; der beſtändige Ketzervertheidiger; der dumme Wiederbringer der myſtiſchen Theologie, welcher den Fanatismus mit einer Steinkruſte überkleidet hat, wohl der Erſte von allen Verfälſchern der Kirchengeſchichte. Er hat die gelehrte Welt mit der Maſſe ſeiner Schriften nicht ſowohl gefördert, als überſchüttet, der Lutheriſchen Kirche allen erſinnlichen Schaden getreulich zu bereiten geſucht; bei allen Neuerern eine große Sehnſucht nach ſich, bei den Orthodoxen ein unſeliges Andenken hinterlaſſen. Er hatte eine gemiſchte Religion, oder auch gar keine. Hinfort iſt er dem Gerichte Gottes anheimgegeben. — Wanderer, gehe dahin!“ —

Auf eine Grabſchrift dieſer Art hätte Arnold auch, wie Huß dem ein Holzſcheit zu ſeinem Scheiterhaufen herbeiſchleppenden Bäuerlein, erwiedern können: Sancta simplicitas! Und doch war jener Mann ein lutheriſcher Theologe. — Ich habe es meinestheils für einen Segen geachtet, den Lebenslauf Arnolds, wenn auch nach unvollſtändigen Quellen, doch mit inniger Anerkennung ſeines heiligen Sinnes in der Liebe Chriſti beſchreiben zu dürfen.

Zu meinem Bedauern konnte ich ſeine poetiſche Erſtlingsſchrift: „Göttliche Liebesfunken“, trotz der eifrigſten Nachforſchung noch nicht erkundigen, daher hier ſeine eigentlichen Lieder (denn andere dichteriſche Ergüſſe von ihm, z. B. Sprüche u. dergl. ſind noch viele vorhanden) nicht vollſtändig mitzutheilen vermag.* Dieſes wird hoffentlich bald in einer beſondern Sammlung geſchehen, worin die daher gehörigen Quellen angeführt ſeyn werden. Ich habe an den am Schluſſe des vorliegenden Buchs befindlichen Liedern Einiges, um der zeitgemäßen Erbauung willen, mit ſchonender Hand nachgebeſſert, auch Einzelnes weggelaſſen, und lege nun dieſe Schrift, worin ſo viele Elemente der göttlichen Wahrheit enthalten ſind, mit dem feſten Vertrauen in die Hand chriſtlicher Leſer, daß ihnen aus dem Lebensbilde, wie aus den Forſchungen des trefflichen Verfaſſers nur ein bleibender Gewinn für Geiſt und Herz zufließen werde, wenn ſie dieſelben ohne Vorurtheil leſen, und das Geleſene mit dem Glauben vermengen.

Stuttgart, 1. Sept. 1844. **Albert Knapp.**

---

* S. D. A. J. Rambachs Anthologie chriſtl. Geſänge, 4. Bd., S. 87 ff., wo die Quellen der Arnold'ſchen Lieder genau verzeichnet ſind, außer, daß noch ſein größeres und ſein kleineres Geſangbuch anzuführen wären. Die „Lobs- und Liebesſprüche“ ſtehen in ſeinem Buche von der göttlichen Sophia in zwei Abtheilungen, deren letztere den Namen „Neue Liebesfunken ꝛc.“ trägt. Ich habe aber die aus beiden Theilen genommenen Lieder mit dem obigen Namen bezeichnet.

Gott gebe euch viel Barmherzigkeit und Frieden durch Jeſum Chriſtum in dem heiligen Geiſt!

Euch Allen, die ihr aus Gott wahrhaftig geboren ſeyd, und die Welt durch den Glauben wirklich überwindet, ſtellt dieſes Zeugniß eine ganze Schaar der erſten Chriſten vor Augen. Ihr ſollet prüfen, und nach der Prüfung erkennen, was da ſey des Herrn Wille an ſeine Gemeinde, die in dieſer Zeit lebet. Denn nur Diejenigen, die im Lichte wandeln, ſind in demſelben fähig, die mannigfaltige Weisheit Gottes an ſeinen Erſtligen zu erkennen. Wer in Gott und in der Liebe bleibet, der wird inne werden, daß dieſes die erſte Liebe ſey, welche anfänglich zwar ſehr brünſtig war, aber ſo bald wieder verlaſſen worden iſt. — So tretet nun heran, ihr Kinder der Wahrheit, und höret die Stimme der Apoſtel und ihrer treuen Nachfolger; höret und merket ihre Reden, ſpiegelt euch in ihren Beiſpielen, wundert euch über ihre lauteren Bekenntniſſe! Es kann Alles euer ſeyn, wenn ihr nur wollet; denn ihr ſeyd Glieder Eines Leibes. Darum machet euch Alles eigen zu dieſer Zeit, und betet ohne Unterlaß, daß auch an euch, gleichwie an jenen, der Name eures Gottes geprieſen werde, und zwar mitten unter dem unſchlachtigen und verkehrten Geſchlechte. Denn ſeine Herrlichkeit muß an den letzteren ungleich größer werden, als ſie an den erſten Gemeinden zu ſehen iſt. Sintemal dieß der Wille Gottes an uns Alle iſt, daß wir wachſen und immer völliger werden an dem Haupte Chriſto Jeſu, bis daß wir Alle ein vollkommener Mann in Ihm ſind. Dazu hat er ſeiner Gemeinde das Pfand, den Geiſt, gegeben, läſſet auch kein Glied derſelben ohne Züchtigung, derer ſie Alle von Alters her theilhaftig geworden ſind. Er prüfet ſie oft, und giebt ihnen Kraft, bis aufs Blut zu widerſtehen in dem Kampf wider die Sünde, damit ſie ſeine Heiligung erlangen. Das Geheimniß des Kreuzes Jeſu Chriſti wird ihnen im Geiſte offenbar, und ſie ſehen und erfahren um ſo mehr Herrlichkeit darunter, je mehr die Welt ſie ſchmähet und verdammet. — Der ganze Haufe der Zeugen der Wahrheit iſt mit Chriſto durch ſolche Leiden in die Herrlichkeit eingegangen. Wer ihnen nachfolget, der wird ſich über keine Verführung zu beklagen haben. Hätten ſie einen andern Weg, als den des Kreuzes, für ſelig erkannt, ſo würden ſie ihn erwählt und ihren Nachfolgern nicht verſchwiegen haben. Nun aber ſpiegelt ſich in Allen des Herrn Klarheit, und ihr Glaube ſammt der Liebe und der Zucht glänzet herrlich durch alle Dunkelheit und allen Unflath hindurch, womit die Feinde ſie beſudeln wollen. Die Welt war ihrer nicht werth, und der Himmel nahm ſie mit deſto größerer Freude auf, nachdem ſie von Chriſto gezeuget hatten. Ihr Glaube wurde theuer geachtet vor Gott, ob ſie gleich hier ein Fluch aller Menſchen waren. — Darum, ihr Kinder des lebendigen Gottes, werdet nicht müde in allen euren Trübſalen, ſondern überwindet weit, zuvörderſt euch ſelbſt, und dann die Welt durch den Glauben an Den, der euch geliebet hat! Denn Ihr müſſet es ſeyn, die ihr in dieſen und den bevorſtehenden Trübſalen bei Chriſto Jeſu beharret. Wer will ſonſt wider die Heuchler und Kinder der Finſterniß zeugen, wenn ihr nicht treu bleibet bis in den Tod? So laſſet uns nun die Zeichen dieſer Zeit wohl beachten, und keiner Leiden uns ſchämen, daß ein jedes Glied erſtatte an ſeinem Fleiſch, was noch übrig iſt von den Trübſalen Chriſti, damit ſein Leib deſto eher vollendet werde. Je weiter die Welt die Zeugen Jeſu von ihrer Ehre, von ihren Vortheilen und Wollüſten zurückſtößt, deſto näher kommen ſie zu Gott. — Sehet auf die Erſtlinge und merket ihren Kampf; ſchauet an ihr Ende, und folget ihrem Glauben nach! Sie haben eine kleine Zeit Mühe und Arbeit gehabt, und haben großen Troſt gefunden. Sie werden nun ewiglich getröſtet, und ihre Feinde werden gepeiniget. Darum nehmet ihre Lehren und Beiſpiele an als einen großen Schatz, und freuet euch hierin auch der Barmherzigkeit Gottes, und ſchämet euch ja nicht, Ihn zu bekennen und zu loben. Denn es iſt noch ein Kleines dahin, ſo werdet ihr ernten ohne Aufhören, gleichwie Jene Gerechtigkeit gewirket und die Verheißung empfangen haben. Ich weiß, ihr werdet ihre Stimmen kennen, ihr Alle, die ihr wahre Brüder und Mitgenoſſen derſelben in der Trübſal, in der Geduld, und auch in dem Reiche ſeyd. Der Gott aller Gnaden, welcher uns ſammt ihnen berufen hat zu ſeiner Herrlichkeit in Chriſto Jeſu, wolle uns Alle, gleichwie ſie, wenn wir eine kleine Zeit gelitten haben, vollbereiten, ſtärken, kräftigen und gründen. Ihm ſey Ehre in Ewigkeit!

Allen und jeden lebendigen Gliedern

der unſichtbaren

heiligen Gemeinde Jeſu Chriſti,

ſo viel ihrer in dieſer und der folgenden Zeit, an allen Orten
und aus allerlei Volk, dem Herrn Jeſu und ſeinen erſten
Gemeinden in der Wahrheit nachwandeln.

Erſtes Buch.

Von dem Verhalten der erſten Chriſten gegen Gott.

I.

Von ihrer wahren Bekehrung zu Gott.

Buße und Bekehrung iſt der Grundſtein zum Bau des Reiches Gottes und Chriſti. Da nun unſer Heiland ſelbſt die wahre Bekehrung zur Grundlage des wahren, thätigen Chriſtenthums gemacht hat und dieſen Weg gleich anfangs den Menſchen verkündigen ließ, ſo machen wir bei dieſer Betrachtung billig den Anfang damit. Der Herr befahl nämlich ſeinen Jüngern, daß ſie dem Volke vor allen Dingen Buße und Vergebung der Sünden predigen ſollen Luc. 24, 47; — was dieſe auch treulich ausführten und dadurch gleichſam den erſten Stein zu dem herrlichen Bau der Chriſtenheit legten. Apoſtelg. 2, 38. 3, 19. 5, 31. 8, 22. 17, 30. 20, 21. 26, 20. Durch dieſe Verkündigung wurde den Menſchen gezeigt, daß ſie von Natur ganz verderbt und zum Reiche Gottes untüchtig ſeyen, ſo daß ſie die Nothwendigkeit und Art ihrer Bekehrung nicht einmal begreifen, noch viel weniger für ſich zu Stande bringen können. — — Mithin bezeugten vor Allem die Jünger Chriſti den Menſchen im Namen Jeſu, daß ſie in ihrem tiefen Verderben die wahre, gründliche Buße nicht verſtehen, weil ſie fleiſchlich geſinnt, von Gott abgewendet und alſo Feinde Gottes ſeyen. Aber auch die folgenden Väter der Kirche ſcheuten ſich nicht, Allen und Jeden unter die Augen zu treten und ihnen zu ſagen, daß ſie von Natur blind und ohne das göttliche Licht ſeyen. Ja, ein Märtyrer bekannte im Gericht vor allem Volke, daß die ganze Welt im Dunkeln und im Argen liege und darin begraben bleibe, wenn Chriſtus ihr den Weg nicht zeige und mit ſeinem Licht ſcheine. Kurz, das

Verlangen der Verehrer Jeſu, die armen Herzen in der Kraft Gottes davon zu überzeugen, war ſo groß, daß ſie mit jenem frommen Manne ausriefen: „O daß dieſe Elende das innere, ewige Licht ſehen möchten, das ich empfunden habe, und worüber ich jammere, weil ich es ihnen nicht zeigen kann, wenn ſie ein Herz darbringen, das von Gott entfernt und zerſtreut iſt!“ — Sie wußten nämlich wohl, daß die verblendeten Sinne der natürlichen Menſchen dieſes Geheimniß ſo wenig als die übrigen von ſelbſt faſſen können, — wie die Nacht den Tag nicht begreifen kann, — ſondern daß ſie vielmehr das Licht immer abwieſen und meinten, es ſey ihnen unerträglich. Daher zeigten ſie denſelben, daß dieß ihr größtes Verbrechen ſey, daß ſie Denjenigen nicht recht kennen lernen, von dem ſie doch aus der Natur etwas wiſſen müſſen. Sie zeigten ihnen, daß es daher komme, daß ſie ſich um das höchſte Gut nicht bekümmern, noch Gott achten, ob er gleich die Sünden ſtrafe, ſondern immer ärger werden. — Dieſe und andere ähnlichen Zeugniſſe gründeten die erſten Chriſten auf das Wort des Herrn, und nahmen dabei die eigene Erfahrung zu Hülfe. Darum nannten ſie die Bekehrung und Aenderung ihres Herzens eine Abwendung von ſich ſelbſt und der Welt und eine Umkehr zu Gott. „Willſt du wiſſen, ſagt Origenes, was bekehrt ſeyn heiße, ſo höre zuerſt, was abgewendet heiße. — Alle diejenigen ſind abgewendet, welche ſich mit andern Dingen beſchäftigen, währenddem das Wort des Herrn vorgetragen wird. Alle diejenigen ſind abgekehrt, welche von Sorgen der Nahrung gefeſſelt ſind, nach Reichthum trachten, die Ehre dieſer Welt und die Wollüſte lieben. — Was heißt aber nun bekehrt werden? — Wenn wir dieſem Allem den Rücken zukehren und mit allem Fleiß, Werken, Sinnen und Sorgen das Wort Gottes annehmen, alles Uebrige fahren laſſen, uns Gott übergeben und in ſeinen Zeugniſſen uns üben.“ — Ein Anderer erklärt es durch ein Gleichniß: „Die Seele iſt durch die Sünde in die Macht des Feindes gerathen, da wird ſie ſchrecklich geplagt und in eine große Wüſte verſetzt, wo ſie elend und verlaſſen in ihren Sünden lebt, von ihrem himmliſchen Bräutigam abgewendet und ein Spott aller feindſeligen Kräfte iſt. Dieſe haben ſie unſinnig gemacht und von der himmliſchen Weisheit abgetrieben, daß ſie nicht ſehen kann, was ſie mit ihr vornehmen, ſondern meint, es ſey immer ſo bei ihr geweſen. Sobald aber die Seele ſich an ihr Elend erinnert, beweint ſie es vor dem Angeſicht des freundlichen Gottes, und findet daſelbſt Heil und Leben, darum daß ſie wieder umgekehrt iſt zu ihrem

Urſprung; denn es gibt keine Hülfe und Zuflucht für die Seele als bei Gott. —

Zu einer wahren Bekehrung verlangten alſo Jene erſtlich eine genügende Erleuchtung des heiligen Geiſtes aus ſeinem Wort, in Betreff des Willens Gottes und des Elends der Menſchen. „Wenn die Sünder Buße thun, ſagen ſie, und eine völlige Umkehr von ihrem vorigen Wandel mit ſich vornehmen laſſen, ſo wird ihre Unwiſſenheit, als die Mutter aller Krankheiten und Sünden, durch die Gnade von ihnen weggenommen. Dagegen gibt ihnen der Herr die Erkenntniß Seiner und ihrer ſelbſt, wodurch er die Kranken heilt und die Sünder von dem Böſen abhält. Denn der Menſch kann, nachdem er einmal von Gott abgewichen iſt und ihm den Rücken zugekehrt hat, Gott nicht eher wieder finden noch faſſen, er ſey denn durch die Buße umgekehrt und komme alſo wieder zu ihm. Dieß geſchieht, indem er an Gott den Vater glaubt und ihn als den bekennt, der im Geſetz und in den Propheten verkündigt und von Chriſto ſelbſt bezeugt iſt.“ Ferner vergleichen ſie die Sünde ſehr oft mit einer ſchweren Krankheit, die uns den Gebrauch der Sinne und des Verſtandes raubt. „Wenn Einer aus ſeiner Raſerei wieder zu ſich kommt, ſo werden ihm die Augen ſeines Innern aufgethan; dann folgt Reue über ſeine Werke, daß er ſich ſeiner Thorheiten ſchämt, weil ſeine arme Seele zuvor wie mit Nägeln an die Lüſte angeheftet war. Dazu muß das Geſetz dienen, aus welchem die Erkenntniß der Sünden kommt. Röm. 7, 7. 3, 20. Dieſes zeigt den Menſchen das Gift der Sünde, und kann ſie, da ſie die Freiheit mißbrauchten und ins Verderben rannten, zurückhalten, daß ſie Gott dienen lernen in dem neuen Geiſte. Es hebt alſo bei der einmal gerührten Seele alle Entſchuldigung auf, daß ſie nicht ſagen kann: ich habe die Sünde nicht gekannt, und macht Alle dem Herrn unterthan durch die Erkenntniß ihrer Miſſethaten.“ — Auf dieſe Weiſe beſchreibt Cyprian ſeine Bekehrung: „Das Licht ſenkte ſich in mein verſöhntes und gereinigtes Herz von Oben herab, ſo daß ich darin bald Gewißheit erlangte, worin ich zuvor Zweifel hatte. Was mir verſchloſſen war, das wurde mir eröffnet, was finſter war, wurde licht.“ Und Maximus bekannte: „Bisher bin ich blind geweſen, nun ich aber erleuchtet werde, ſehe ich.“ Als man ihn fragte: durch was für ein Licht er ſehe, antwortete er: „in dem Glauben unſeres Herrn Jeſu Chriſti.“ Ein Anderer erzählt: „Ich ging in mein Innerſtes hinein, da du, Herr, mich führteſt. Da ſah ich mit dem Auge meines

Herzens über dieſem meinem Seelenauge das unveränderliche Licht des Herrn, welches höher iſt als Alles. Wer die Wahrheit kennt, der kennt dieſes Licht, und wer es kennt, der kennt die Ewigkeit. Die Liebe kennt daſſelbe Licht.“ Noch ein anderer, berühmter Lehrer bezeugt: „Das Geſetz half mir, daß ich anfieng zu bekennen, was ich verläugnet hatte; ich erkannte meine Sünde und deckte meine Ungerechtigkeit nicht zu. Ich hatte geſündigt, wie konnte ich alſo noch eine Entſchuldigung vorſchützen? Der Mund war mir geſtopft, wie allen Andern, vor dem Herrn.“ — Im Allgemeinen aber ſchreibt Origenes von der Erfüllung der Verheißungen in den folgenden Zeiten an die Heiden: „Die Augen der blinden Seelen werden geöffnet und die Ohren, die zuvor taub waren gegen die Gebote von der Gottſeligkeit, werden gelehrig ſeyn, das Wort des Herrn zu hören und die Verheißung des ewigen Lebens zu empfahen.“ Und abermals: „Der Herr erleuchtet die Augen unſeres Herzens, daß ſie von dem Aberglauben der Abgötterei Buße thun und zu dem wahren Lichte Chriſti bekehrt werden.“ —

Für die erſte Frucht einer ſolchen Erleuchtung hielt man das, wenn der Menſch die Menge und Größe ſeiner Sünden inniglich erkannte und ſo immer weiter durch Gottes Güte zur wahren Buße geleitet wurde. Darum ſagt Auguſtin von ſeiner Bekehrung weiter: „O du ewige Wahrheit, du wahre Liebe, du haſt die Schwachheit meines Geſichts zurückgehalten und in mich geſtrahlt kräftiglich, daß ich vor Schrecken erzitterte; weil ich mich weit von dir entfernt ſah. Da erfuhr ich, daß du dem Menſchen ſeine Miſſethat anzeigeſt und ſeine Seele verſchmachten läſſeſt.“ Andere fromme Männer ſagen von dieſem Werke des Heils: „Wenn ſich der Geiſt Gottes in des Menſchen Verſtand begibt, ſo iſt er ſowohl einem gewaltigen Winde als einem ſanften Lüftchen ähnlich. Sanft iſt er, weil er die Erkenntniß Gottes nach unſern Begriffen einrichtet; aber er iſt auch ſtark, weil er bei ſeiner Ankunft die Blindheit unſeres Unvermögens rege macht und unſer Elend entdeckt. Wenn nun dieſes in der Seele vorgeht, ſo kann der Menſch in dieſem Lichte ſehen, wie häßlich, abſcheulich, voller Flecken und Wunden er iſt. Sieht er dieß, ſo erſchrickt er davor und weiß nirgendshin zu fliehen. Ja, wenn er auch ſeine Augen von ſich wegwenden wollte, ſo hält Gott ihm doch aus dem Geſetze Alles vor und ſtellt ſich ſeiner Seele entgegen, daß er ſeine Sünden abermals finden und haſſen muß. Denn eben dieß iſt der Nutzen des Geſetzes, daß es das Herz von ſeinem Elend überführt und antreibt, die Gnade in

Chriſto anzuflehen. — „Wenn der Geiſt, ſagt Tertullian aus Erfahrung, einmal von ſeinem Urheber erkannt iſt, ſo fängt er an ſich zu äußern durch die Erkenntniß der Wahrheit und wird zu den Geboten Gottes zugelaſſen, woraus er zuerſt erkennt, daß Alles Sünde ſey, was ihn und ſeinen Gott von einander ſcheidet. Dann ſieht er, daß auch die Lüſte und Begierden durch die Buße gereinigt werden müſſen, und nicht bloß die äußerlichen Werke, weil vor Gottes Angeſicht nichts verborgen iſt.“ — Wer nun dieſes an ſich erfahren hatte, der unterließ es nicht, jede Sünde in ſich ſelbſt vor Gericht zu bringen und Gott abzubitten. Ja, der Herr gab denen, die dem Vorbild der Lehre gehorſam werden wollten, einen gewiſſen Geiſt, daß ſie ſich vor ihm erniedrigen und in ihrem Greuel, den ſie von Natur nimmermehr erkannt hätten, nicht verderben mögen.“

Wo alſo eine gründliche Erkenntniß der Sünden bewirkt war, da fieng die Seele an, den Zorn des gerechten Gottes zu fühlen und ſich vor ſeinen Gerichten zu fürchten. Dieß zerſchlug das harte, hochmüthige Herz durch die Erinnerung an ſo viele und große Bosheiten, wie durch das Andenken an die unzähligen Wohlthaten des Schöpfers und an die ſchrecklichen Drohungen ſeiner Gerechtigkeit. „Denn, bezeugen die Väter, wenn der Sünder das, was er vollbracht hatte, für keine Sünde gehalten hätte, ſo würde er auch nicht davon los geworden ſeyn, und wenn er nicht geglaubt hätte, daß den Sündern die Verdammniß ganz nahe, den Frommen aber die Seligkeit bereit ſey, ſo würde er nicht verändert worden ſeyn. Mithin hieß das der Anfang zur Seligkeit, wenn der Sünder ſeinen Irrthum bereute. Dieſes geſchah aber, wenn Gott ihn gleichſam mit den Stacheln ſeines Gewiſſens trieb, daß er recht fühlte, was Sünde iſt, und zwar ſo lange, bis ſich ſein Hochmuth legte, bis ſein verirrter Verſtand und ſein verfinſtertes Gemüth ſammt dem eigenen Willen durch die heilſamen Schmerzen gewitzigt und von der verborgenen Hand des Herrn geheilt war. — Und dieſe liebreiche Hand hörte nicht auf durch eine ernſtliche Barmherzigkeit an dem Menſchen zu arbeiten, bis das Herz gründlich heil war. Der Herr geißelte daſſelb gleichſam mit Furcht und Schaam, damit es nicht aufhöre, recht geſund zu werden, und nichts Gefährliches zurückbleibe. Denn wo keine Furcht vor Gott war, da konnte auch keine Beſſerung ſeyn, und wo dieſe nicht war, da war die Buße vergebens, weil ſie keine Furcht bei ſich hatte, welche doch Gott zu des Menſchen ewigem Heil angeordnet hat.“ — Darum hielten es die Alten für ein köſtliches Werk, wenn der Menſch durch das Wort in eine

Zerknirſchung ſeiner Seele verſetzt wurde, worauf ſich die Gnade etwas zurückzog, ſo daß er den Kampf antreten und zu ſeinem Beſten ſtreiten mußte wider den Satan, bis er nach vielem Kampf den Sieg erhielt und ein Chriſt wurde. Denn Niemand kann allein durch das Hören, ohne Arbeit, zum Leben gelangen, da der Weg ſo ſchmal und voll Trübſal iſt. Beſonders aber, weil der Herr ſelbſt nur den Leidtragenden Troſt verſprochen hat, d. i. denen, die ihre vorigen Sünden beweinen und ihrer Unreinigkeit wegen in ihrem Innern unruhig ſind. — Unter ſolchen Umſtänden konnte es nicht anders ſeyn, als daß der Geiſt Gottes einen ernſtlichen Haß wider die Sünde in denſelben wirkte. Und auch dieſes hielten ſie für ein nöthiges Stück der Buße, daher Einer von ihnen ausdrücklich bezeugt: „Mit welcher Furcht und unter wie viel Thränen mußte die Seele ſich von den Sünden ſcheiden laſſen, womit ſie beladen war! Mit welcher Hoffnung und Hinneigung des Gemüths mußte ſie zu Gott nahen! Vor allen Dingen mußte dieſelbe das frühere verdammte Leben haſſen und ſelbſt das Andenken daran verfluchen und verabſcheuen. Dann mußte ſie die Drohungen des ewigen Gerichts recht faſſen und ſich überzeugen, daß die Zeit der Buße eine Zeit des Klagens und Weinens ſey. Denn es iſt nicht genug, daß ſich Jemand einen armen Sünder nennt und doch im Herzen Luſt hat fortzuſündigen. Dieß wäre keine Beſſerung, ſondern ein eitel leeres Geſchwätz; die ſicherſten Kennzeichen der Buße ſind ohnehin der Haß wider die Sünde und die Liebe zu Gott.“ — Darum redete man denen, die in der Buße begriffen waren, weiter alſo zu: „Wenn du deine Sünden bereueſt, daß dir das in deinem Herzen bitter ſchmeckt, was dir vorher im Leben ſüß war, und wenn dich das, was dir vorher am Fleiſche angenehm geweſen iſt, in deiner Seele kränkt, ſo ſeufzeſt du erſt recht zu Gott. Der Gegenſatz muß das Herz von ſeiner Aufrichtigkeit verſichern, damit es die Gnade Gottes nicht auf Muthwillen zieht, wenn es ihm nicht Ernſt wäre mit dem Kampf wider die Sünde. Das Lachen muß in Trauern, das Singen in Klagen, die Freude in Betrübniß verwandelt werden. Das muß uns gänzlich mißfallen, was vorher dem Fleiſche wohl angeſtanden iſt, und das muß uns ein Greuel ſeyn, nach was wir ein beſonderes Verlangen gehabt haben.“ — Hauptſächlich aber mußte dieß bei den Sünden geſchehen, in welche die Seele am meiſten verſunken war. — Deßwegen flößten die erſten Chriſten den Heiden, welche dem Leibe Chriſti einverleibt werden ſollten, vor allen Dingen einen Haß wider die Sünde und einen Widerwillen gegen die Götzen ein. Sie ermahnten dieſelben, daß ſie anſtatt des wahren Gottes die Kreaturen nicht mehr anbeten ſollen, und man freute ſich darüber, wenn der Eine oder der Andere bei ſeiner Bekehrung ſogleich das Gegentheil von dem that, womit er ſich früher verſündigt hatte, wenn z. B. der Hoffärtige demüthig, der Geizige freigebig, der Zornige ſanftmüthig, der Trunkenbold mäßig, der Wollüſtige keuſch und ſittſam wurde. — Wie lieblich mag es geweſen ſeyn, wenn berühmte und ſtolze Weltweiſe dasjenige thaten, was von einem gelehrten Manne erzählt wird. „Mit ebendemſelben Munde, mit welchem er vorher ſo viel Eitelkeiten ausgeſprochen hatte, lobte er nun den wahren Gott durch Chriſtum, und ſchämte ſich nicht ein kleines Kind zu werden, ſich unter das Joch Chriſti zu demüthigen und zu gewöhnen, daß er die Schmach des Kreuzes trug.“ — Ferner brachte es das Weſen der Buße mit ſich, daß ſich der Sünder ſchämte, wenn er aufhörte zu ſündigen, und die Sünde deßwegen verließ, weil er ihr feind war. Denn ſo lange Einer nicht zu Schanden wird über der Sünde, ſo lange ſündigt er noch aus Gewohnheit und eigenem Willen. Zudem konnte ſich der Schmerz über die Sünde im Herzen nicht ganz verbergen, ohne daß er manchmal auch in äußere Zeichen ausgebrochen wäre. Als ſich z. B. die Korinthier nach ihrer Bekehrung wieder verſündigt hatten, wirkte die göttliche Betrübniß zur Seligkeit bei ihnen großen Fleiß, Entſchuldigung, Unwillen über die Sünde, Furcht, Verlangen, Eifer u. dergl. 2 Kor. 7, 10. 11. Und der Apoſtel Jakobus gab ſeinen Leſern den Rath: „Fühlet euer Elend, klaget und weinet. Euer Lachen werde zur Trauer und eure Freude zur Betrübniß. Demüthiget euch vor dem Herrn, ſo wird er euch erhöhen.“ 4, 9. 10. 11. — Darauf ſah man auch in der Gemeine, und glaubte, derjenige beweine ſeinen geiſtlichen Tod nicht, der in der Buße noch fröhlich einhergehe, man müſſe die Traurigkeit ſeines Herzens auch äußerlich zeigen. Deßwegen faſtete und betete man mit denen, die zu Jeſu Chriſto bekehrt wurden und lehrte ſie, wie ſie von Gott Vergebung ihrer Sünden erlangen ſollen. Hatten ſie dann ſo viele innere und äußere Zeugniſſe ihres Elends um ſich, ſo fehlte es auch nicht an Thränen und andern Wirkungen der Traurigkeit, welche von der Scheinbuße weit entfernt ſind. So erzählt ein frommer Kirchenvater von ſich: „Als ich mich durch eine tiefe Betrachtung in den Grund meines Herzens geſammelt hatte und mir all mein Jammer auf einem Haufen vor Augen lag, da entſtand ein großer Platzregen von Thränen, den ich mit kläglicher

Stimme in der Einſamkeit auszugießen ſuchte. Ich fiel nieder und ließ meinen Zähren den Lauf; ja ich weiß ſelbſt nicht, wie kläglich ich zu Gott rief in der Zerknirſchung meines Herzens.“ — Ja, oft war den Bußfertigen ihre Sünde eine ſolche Laſt in ihren Herzen, daß ſie dieſelben nicht bloß dem Herrn bekannten, ſondern auch vor Menſchen nicht verſchwiegen. Dieſes Bekenntniß aber war die unmittelbare Folge ihrer wahren Reue. „Denn, ſagten ſie, wenn die Bußfertigen anfangen Gott zu ſuchen, während er doch ſchon in ihrem Herzen iſt, ihm gerne Alles bekennen, ſich auf ihn werfen und gleichſam in ſeinem Schooße ausweinen möchten, wenn Gott ihnen die Thränen abwiſcht, damit ſie immer mehr weinen und nach dem Weinen mit Freuden überſchüttet werden, ſo werden ſie faſt erſtickt von ihren Sünden, die ſie bei ſich verbergen wollen. Wer dagegen ſein eigener Ankläger wird und bekennt, der thut zugleich die Sünde von ſich und alle Urſache der Krankheit.“ Sie hielten alſo Gott für ſo gütig, daß er anſtatt zu ſtrafen ein reuevolles Bekenntniß der Sünden annehme. Dieſes aber beſtand darin, daß die Seele dasjenige erkannte, was ſie zuvor nicht wußte, und das für Sünde hielt, was ihr vorher nützlich ſchien, als rauben, morden, ſtehlen, ſaufen u. dergl. Denn ſobald der Menſch das Alles für verdammlich anſieht, ſo bekennt er ſeinen Irrthum, weil Niemand etwas thut, wozu er nicht durch einen eingebildeten Nutzen, oder durch Lehre oder durch Verführung angetrieben wird. — Wenn übrigens auch ihr Bekenntniß öffentlich bekannt wurde, ſo ſchämten ſie ſich nicht, ſondern ließen ſich dadurch erſt recht demüthigen. Wie Auguſtin bei ſeiner Bekehrung geſtand: „Immerhin mögen mich die Hochmüthigen auslachen und diejenigen, welche noch nicht von dir, mein Gott, erniedrigt ſind; ich bekenne dir meine Miſſethat zu deinem Preiſe. Laß mich die vergangenen Irrwege bedenken und dir deßwegen ein Lobopfer bringen.“ Jene frommen Männer wußten wohl, daß das Bekenntniß der Sünden das Herz ermuntere, damit es nicht in Verzweiflung gerathe und meine, es könne doch nicht weiter kommen, ſondern vielmehr in der Liebe zu der Barmherzigkeit des Herrn aufwache, und in der Süßigkeit ſeiner Gnade erquickt werde, welche in dem Schwachen, der ſich ſeiner Schwachheit bewußt iſt, mächtig ſeyn will. Sie wußten endlich auch aus dem Wort des Herrn, daß das Bekenntniß des Irrthums eine Erklärung ſey, von Sünden aufzuhören. Wer die Sünden bekenne und ſie nicht laſſe, der habe keine Vergebung. Man müſſe jedoch daſſelbe von ganzem Herzen thun und nicht Stückweiſe, wodurch noch etwas Böſes im Herzen bleibe, und der Herr ſey zu bitten, daß er den ſchwachen Willen ſtärken wolle. —

Dabei aber ließen es diejenigen, denen es ernſtlich um ihre Seligkeit zu thun war, nicht bewenden, ſondern ſie hungerten und dürſteten hauptſächlich nach der Gerechtigkeit Gottes in Chriſto Jeſu und fiengen an ſich im Glauben zu freuen über ihre Sättigung, nachdem ſie ihre Sünden mit Betrübniß und Thränen erwogen hatten. Denn der Glaube iſt der Grund der Buße, und wenn die Buße ohne Glauben iſt und nicht aus dem Glauben entſpringt, ſo iſt ſie nichts nütze. Darum müſſen die Sünder vor allen Dingen glauben, daß ihnen von dem Heiland ein Mittel zur Buße gegeben ſey. — (Da wir ſpäter Gelegenheit haben werden von dem Weſen, den Eigenſchaften und Früchten des Glaubens zu reden, ſo betrachten wir hier nur dieſen Weg des Heils an den Heiden, welche von den Apoſteln bekehrt wurden, die den Glauben ſtets forderten. Ap. Geſch. 8, 37. 15, 7. 16, 31. 19, 4. Juſtin, der Märtyrer, ſchrieb darüber: „Da die Heiden nie etwas von Chriſto gehört hatten, ſo wurden ſie mit Glauben und Freudigkeit erfüllt und verläugneten ihre Götzen. Dagegen opferten ſie ſich ſelbſt dem lebendigen und unerſchaffenen Gott durch Chriſtum gänzlich.“ — Demnach war es gewiß, daß demjenigen, welcher Gott nach dem Bekenntniß ſeiner Sünden im Glauben anrief, auch Vergebung zu Theil wurde, eben weil er glaubte. Derjenige aber, der wirklich zum Glauben gekommen war, durfte ſich nicht mehr fürchten als ein Uebertreter des Geſetzes. Hatte er an Chriſtum geglaubt, ſo hatte er das Geſetz erfüllt, und noch mehr, als was daſſelbe befohlen hat; denn er hatte eine größere Gerechtigkeit empfangen. Aber ohne dieſen Glauben an Chriſtum Jeſum konnte Niemand mit Gott verſöhnt werden, weil nur Ein Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen iſt.“ — Dieſer Glaube fand alſo Chriſtum in dem Wort durch das Licht des heil. Geiſtes und in Chriſto fand er den Vater mit all ſeiner Barmherzigkeit. Und wer ſich befließ Ihn kennen zu lernen, der wurde auch durch ſeine Kraft getrieben, an Ihn zu glauben. In dieſer Ordnung wurde den Heiden die Verſöhnung mit Gott in der Gerechtigkeit Jeſu Chriſti zu Theil, der ihnen nun durch den Glauben von dem barmherzigen Vater geſchenkt war. Dadurch wurden ſie mit Hülfe des heil. Geiſtes nicht bloß innerlich von der ewigen Liebe des Vaters in ſeinem Sohne verſichert, ſondern ſie empfiengen auch den wirklichen Genuß der Verſöhnung und wurden durch Chriſtum im Glauben hinzugeführt zu dieſer Gnade, darin ſie ſtanden. Röm. 5, 11. Denn aus Röm. 8, 30. lernten ſie, daß der Herr ſie durch die Predigt der Buße erſtlich berufe, dann gerecht mache in ſeiner Barmherzigkeit, damit ſie ſein Gericht nicht mehr fürchten dürfen, bis ſie endlich verherrlicht und in ſein Reich aufgenommen werden. Darum gaben ſie auch bei ihrer Bekehrung Gott allein die Ehre, deſſen zuvorkommende Gnade ſie zu ſich gezogen hatte. — Sie ſahen ferner in dem Wort, „daß es ohne Glauben unmöglich ſey, ſelig zu werden, und daß der Menſch ſo viel Gnade von Gott ſchöpfe, als er Glauben vor ihn bringe. Aller Menſchen Heil komme allein aus dem Glauben und das Leben aus den Geboten des Herrn. Wer aber Glauben habe, der habe das ewige Leben, und wer dieſes habe, könne von der Verſöhnung nicht ausgeſchloſſen ſeyn. So groß ſey die Barmherzigkeit Gottes, daß der Sünder ſeine Sünden bekennen, Vergebung erlangen, ein ruhiges Herz bekommen und gerecht werden könne. Das Kreuz habe den Fluch weggenommen, der Glaube habe die Gerechtigkeit hervorgebracht und dieſe Gerechtigkeit ziehe die geiſtliche Gnade nach ſich. Es finde nämlich eine geheime Gemeinſchaft und Eingebung der geiſtlichen Gnade ſtatt, wodurch derjenige, welcher dem Herrn anhänge, Ein Geiſt mit ihm werde, — und ſo werden die Gläubigen in Chriſto gerecht.“ Solche und ähnliche Ausſprüche finden ſich ſo häufig bei den Alten, daß ich nur noch eine Stelle aus dem Brief des Klemens von Rom an die Korinthier, der ſchon im 2ten Jahrhundert in den gottesdienſtlichen Verſammlungen geleſen zu werden pflegte, beiſetzen will: „Sie alle ſind verherrlicht worden, nicht durch ſich ſelbſt oder ihre Werke, ſondern durch ſeinen Willen. Alſo auch wir, die wir in Chriſto Jeſu berufen ſind, werden nicht durch uns ſelbſt gerecht, noch durch unſere Weisheit, Verſtand, Gütigkeit oder Werke, die wir in der Reinigkeit des Herzens und in der Heiligkeit gethan haben, ſondern durch den Glauben, durch welchen der allmächtige Gott Alle von Anfang an gerecht gemacht hat.“ — Demnach wußten Jene die Barmherzigkeit Gottes zu preiſen in ihren Gefäßen und ſchrieben ihr alles Heil zu. Sie rühmten ſich derſelben vor den Unglaubigen mit Weisheit und Kraft, und zeigten, daß auch ſie derſelben theilhaftig werden. „Die Gerechtigkeit Jeſu Chriſti,“ ſagten ſie, „komme durch den Glauben über Alle, die da glauben, ſie mache dieſelben rein von ihren vorigen Sünden, gerecht und fähig zu der Herrlichkeit Gottes, und zwar nicht aus ihrem Verdienſt oder nach ihren Werken, ſondern aus Gnaden. In dieſer Gnade und nicht in menſchlicher Kraft beſtehe ihr Heil." Und wer noch daran zweifeln wollte, dem hielten ſie die theuren Verheißungen vor und den Eidſchwur des Herrn, wodurch ſich Jedermann zur Buße locken laſſen ſolle. „Was bedenkſt du dich lange," fragten ſie, ob es gut ſei, Buße zu thun? Gott hat es befohlen. Er befiehlt aber nicht allein, ſondern ermahnt auch. Er lockt dich durch Belohnung. Er ſchwört auch dazu: „So wahr ich lebe, ich will nicht den Tod des Sünders." Ezech. 33. Er will alſo haben, daß wir glauben ſollen. O, wie ſelig ſind wir, daß Gott unſertwegen ſchwört, und wie unſelig ſind wir, wenn ihr Gott nicht glaubt, da er es doch betheuert! Wie ſollte hier noch ein Zweifel ſtattfinden können? Wer wollte traurig und zaghaft ſeyn, es müßte ihm denn an Glauben und Hoffnung fehlen?" — Sie glaubten feſt, daß nur derjenige ſich vor dem Tod fürchten müſſe, der nicht zu Chriſto gehen wolle, weil geſchrieben ſtehe: „Der Gerechte wird aus ſeinem Glauben leben." Biſt du alſo gerecht und lebſt du aus dem Glauben, warum ſollteſt du nicht mit Chriſto leben können und von der Verheißung des Herrn überzeugt ſeyn, daß du willig folgſt, wenn du zu Chriſto gerufen wirſt? — Bei ihnen traf alſo ein, wie es dort heißt: „ihre Augen wurden durch die Weisheit geöffnet und ihre Herzen zur Ruhe gebracht; auch wurde ihnen nichts mehr vom Vergangenen zur Sünde gerechnet. Vielmehr mußte Alles neu bei ihnen werden, neue Freiheit, neue Kindſchaft und ewige Freude." — Die erſten Bekenner Jeſu ſuchten alſo die Gewißheit ihrer Begnadigung allein bei Gott. „Woher," fragten ſie, „würden wir ſonſt Chriſten ſeyn, als durch den Glauben, und wie würden wir anders erhalten werden, als durch die Gnade der Wiedergeburt?" Dieſe Gewißheit aber erlangten ſie durch den heiligen Geiſt kraft ſeines untrüglichen Worts, welches denen ein göttliches Zeugniß gibt, die ihre Hoffnung auf den Gekreuzigten gründen. Denn Niemand kann Gott finden, als bis er dieſen Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen umfaßt, der uns zuruft: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben." Sie wußten wohl, daß die Bekehrung nicht von Menſchen, ſondern von Gott herrühre, und daß ſie ſeiner Liebe allein Alles zu danken haben. — So genoſſen ſie denn ihrer Freiheit und waren Glieder der heiligen Gemeinde, ſie, die zuvor Gefangene waren und im Irrthum ſich befanden. Sie wandelten in der Gerechtigkeit, da ſie zuvor in der Sünde gelebt hatten. Sie wurden nicht allein frei, ſondern auch gerecht, nicht nur gerecht, ſondern heilig, Kinder und Erben Gottes und Miterben Jeſu Chriſti.

Sie lobten deßwegen Gott, der allein Wunder thut, und wenn ihre Herzen zu enge waren, dieſe Wunder zu faſſen, ſo munterten ſie einander auf mit den Worten: „Fürchte dich nicht, als ob du es nicht erlangen möchteſt. Dein Fürſprecher ſagt dir Vergebung zu, dein Beiſtand ſchenkt dir die Gnade, der heilige Geiſt verheißt dir die Verſöhnung der väterlichen Liebe. Glaube ihm, er iſt die Wahrheit, ſtütze dich auf ihn, er iſt die Kraft. Der Sohn hat Urſache genug, daß er für dich bitte; denn er will nicht vergebens für dich geſtorben ſeyn. Der Vater hat Urſache, dir zu verzeihen; denn was der Sohn will, das will auch der Vater.“ — Ja eben darauf beruhte der ganze Grund ihres Glaubens, daß der Geiſt ihrem Geiſt Zeugniß gab: ſie ſeyen Gottes Kinder, — ein Zeugniß, welches ein frommer Lehrer in 3 Theile theilt: 1) daß der Menſch glaube, er könne nur durch die Gnade in Chriſto Vergebung der Sünden erlangen; 2) daß er kein gutes Werk verrichten könne, wenn dieſe ihm nicht Kraft dazu verleihe, und 3) daß Keiner das ewige Leben durch gute Werke verdienen könne, wenn daſſelbe ihm nicht umſonſt gegeben werde.

Da nun dieſes Alles in ihrem Innern vorgieng, ſo wirkte der Geiſt des Herrn in demſelben auch eine merkliche Veränderung, eine Umkehrung des Sinnes (μετάνοια). Da ließ man es nicht bei dem äußern Schein bewenden, ſondern forderte eine andere Geſinnung, welche der früheren entgegengeſetzt war. Dieſe durfte aber nicht bloß vor Menſchen gezeigt werden, ſondern vor den allſehenden Augen Gottes. — Darum verſtanden ſie unter Sinnesänderung eine eigentliche Verwandlung des Gemüths, welches man bei jeder Gelegenheit vor Gott an den Tag legen müſſe. Der Menſch werde wiedergeboren und lege das vorige Weſen ab, obgleich der Leib noch bleibe, — er werde alſo an Sinn und Gemüth ganz anders. Er werde von Gott ſelig gemacht, indem er ihm Alles verziehen und ſeine Seele durch den Glauben verwandelt habe. — Wollte dagegen die Vernunft die große Kraft Gottes in den Bußfertigen in Zweifel ziehen, ſo antworteten ſie mit Origenes: „Unſer Vermögen reicht nicht ſo weit, daß wir für uns ſelbſt ein reines Herz haben, ſondern wir bedürfen Gott dazu, der daſſelbe in uns ſchaffen muß.“ Wollten ſie ſich aber ihres Gottes rühmen, ſo ſprachen ſie: „Das erſt iſt der vollkommene Ruhm im Herrn, wenn man ſich ſeiner eigenen Gerechtigkeit nicht überhebt. Aus der Erlöſung Jeſu Chriſti allein kommt die Befreiung vom Tode, die Verſöhnung mit Gott, die Kraft, Gott zu gefallen, die Gabe der Gerechtigkeit, die

Gemeinſchaft der Heiligen im ewigen Leben und tauſend andere Güter.“ — Dieſe vor Gott gerecht gewordene Seelen verwandelten alſo ihre früheren Sünden in Unſchuld, die Laſter in Tugenden, die Unwiſſenheit in Erkenntniß, den Tod in die Unſterblichkeit. Und dieſes Alles aus lauter Gnade von wegen Jeſu Chriſti, der dem in ihnen ein Ende machte, was ſie gereuen konnte und ihnen den Anfang neuer Güter ſchenkte. — Wie gerne übergaben ſie ſich fortan der Gnade ihres Gottes, da ſie zu ihrem großen Jammer erfahren hatten, wie elend ſie ohne dieſelbe wären! Wie dankten ſie der Treue ihres Vaters, daß er die Buße zur Reinigung ihrer Sinnen angeordnet habe! Wie gerne ließen ſie den heiligen Geiſt eine Wohnung in ſich bereiten, damit er mit ſeinen himmliſchen Gütern einziehen möchte! — Und weil ihnen gleich anfangs befohlen worden war, daß ſie ihrem Beruf würdiglich wandeln ſollen, Matth. 3, 8. Luc. 7, 47. Ap. Geſch. 26, 20., ſo nannten ſie das Buße thun: wenn man die Sünden, über die man Leid trage, nicht mehr thue. Denn dieß ſey das Zeichen der Unterlaſſung des Böſen, wenn auch die Liebe zu demſelben aus dem Herzen vertrieben werde. Derjenige habe überhaupt noch nie recht Buße gethan, noch ſeine Sünden gehörig bereut, der ſie wieder begehe. — Sie dachten dabei an die klaren Worte des Herrn, wie an den Ausſpruch des Apoſtels, Röm. 12, 1: „daß nur diejenigen keine Verdamniß zu fürchten haben, die kein fleiſchliches Leben mehr führen. Denn die geiſtlich leben wollen, die ſündigen nicht mehr, weil ſie in Chriſto Jeſu ſind durch den Glauben und ſich ein geiſtliches Leben erwählt haben.“ — Nebendem ſuchten ſie auch den Einwurf des alten Adams zu widerlegen, der ſich immer mit ſeiner Schwachheit entſchuldigen wollte, und ſahen auf die Gnade, welche nicht allein Vergebung der Sünden ſchenkt, ſondern auch hilft, daß man nicht mehr ſündigt. So wenig alſo ein Unbekehrter heilig leben konnte, ſo wenig durfte ein Gerechter unheilig leben, oder ein von den Todten Erweckter ferner todt bleiben. — „Denn, ſagt Auguſtin von ihnen, darum rechtfertigte ſie die Gnade, daß ſie nachher gerecht leben konnten. Gott tilgte nicht bloß ihre Sünden, ſondern verlieh ihnen auch Kraft, daß ſie nicht mehr ſündigten. Eben das machte die Güte Gottes gegen die Sünder ſo groß, weil diejenigen, welche in ihren Sünden gezüchtigt waren, nachher auch in dieſer Zucht bleiben konnten. Wer alſo durch die Zucht des Herrn aus ſeinem Sündenelend herausgeriſſen war, der mußte ſich deſſen würdig zeigen, was er erlangt, nicht deſſen, was er zuvor gelitten hatte.“

Darin nun ſtimmten die Glaubigen ſo mit einander überein, daß ſie keine andere Bekehrung für richtig hielten. „Wenn es dich gereut, ſagten ſie zu dem Heuchler, warum thuſt du es denn wieder? Thuſt es aber, ſo biſt du gewiß nicht bußfertig. Manchmal laſſen ſich die Menſchen taufen; aber das iſt noch lange nicht der rechte Grund der Buße. Wer den Eid durch ein böſes Leben wieder bricht, der warte nicht, bis er bei ſeinem Tod verſöhnt werde. Wer nach ſeiner Rechtfertigung wieder ſündigt, der hat ohne Zweifel die Gnade derſelben verſchmäht. Denn deßwegen erhält Niemand Vergebung, damit er wieder Freiheit habe zu ſündigen. Wie ſehr zürnt der Herr, wenn man nach Erlangung ſeiner großen Wohlthaten ſich wieder zur Bosheit wenden will! Sollten diejenigen, welche Gottes Kinder geworden ſind als Sklaven und Gottesverächter den Willen des Teufels wieder vollbringen? — Nur das heißt wahre Buße thun, wenn man nicht bloß von der gewohnten Sünde abſteht, ſondern auch nachher ſeine Pflichten beſſer in Acht nimmt. Denn es heißt: weiche vom Böſen und thue Gutes. Es iſt nicht genug, daß man den Pfeil aus der Wunde ziehe, ſondern man muß auch Arznei dabei anwenden. Das iſt das beſte Lob Gottes, wenn man nicht wieder in die vorigen Sünden fällt, ſondern dem teufliſchen Betrug gern gute Nacht gibt. Denn es genügt dem Herrn nach ſeiner großen Barmherzigkeit, daß wir von Sünden abſtehen. Iſt aber das unſer Verlangen, ſo werden wir bald zur Gottſeligkeit angetrieben werden. Wer alſo von Sünden aufhört, der ſchämt ſich derſelben und wer ſie verläßt, der muß es aus Haß gegen dieſelben thun, und ſich nachher durch ein gerechtes Leben, durch ein heiliges Bekenntniß und durch Geduld in den Befehlen Gottes üben.“ Auf dieſe Weiſe redeten die Alten von der Bekehrung, und ſo übten ſie auch Alles aus, was ſie davon ſagten. Denn ſie verſtanden unter den wahren Früchten der Buße beſonders auch ſolche Pflichten, die den früheren Laſtern gerade entgegen waren. Die Unzüchtigen wurden alſo keuſch, und diejenigen, welche Chriſtum vorher geläſtert hatten, glaubten nun an ihn. Die Trunkenbolde wurden mäßig und die Diebe gerecht und freigebig. Denn Chriſtus theilte eben darum ſeine Kraft den Gliedern mit, daß ſie der Furcht einen großen Muth, dem Zorn die Sanftmuth und der Bosheit alle Tugenden entgegenſtellen möchten. Ja, die Bekehrten wurden an ebendenſelben Gliedern lebendig gemacht, mit welchen ſie zuvor dem Fleiſche dienten, und thaten damit, was des Geiſtes Gottes war. Daraus erhellte, daß das Fleiſch des Todes wie des Lebens fähig ſey, und eines mußte dem andern weichen, weil beide nicht beiſammen bleiben konnten. Wurde alſo der Tod aus der Seele vertrieben, ſo wohnte das Leben in dem Menſchen, nahm ihn in Beſitz und brachte ihn lebendig wieder zu Gott. — Es iſt und bleibt die Eigenſchaft eines wahren Chriſten, daß er dasjenige liebt, was er zuvor gehaßt hat, und haßt, was er geliebt hat. Gleichwie Jeſus von Paulus vorher ſehr gehaßt und nachher deſto mehr geliebt wurde. Demnach müſſen alle Seelen verändert und erneuert werden. Aus alten Menſchen müſſen neue werden, aus grauſamen und untreuen gütige, aus böſen fromme und zum Reich Gottes geſchickte. Dann werden ſie durch das Geheimniß der neuen Geburt gleichſam in Jeſum Chriſtum eingepflanzt, und der zuvor gottloſe Mund lehrt den wahren Gottesdienſt, der mit Unzucht befleckte Leib iſt durch die Enthaltung rein, und der blinde Verſtand iſt ein erleuchtetes Iſrael geworden. Der Neid verändert ſich in alles Gute, die Völlerei bekommt Luſt zum Faſten, der Haß wird in Liebe verwandelt und alle Laſter werden in Tugenden verſchlungen. Dieß hat ein alter frommer Dichter ſehr ſchön beſungen:

Wenn Gott uns ſeinen Glanz tief in das Herze ſchicket,
Der Licht und Kraft und Geiſt vom Himmel in uns legt,
So wird ein neuer Sinn der Seele eingedrücket
Und auch der träge Leib zur Arbeit angeregt.
Da macht Gott uns verhaßt, was uns zuvor gefiel,
Und ſtatt der Weltluſt wird Er der Begierden Ziel.

Niemand aber bilde ſich ein, daß dieſes Alles bei den Chriſten nur in Worten beſtanden ſey. Denn ihre gänzliche Umänderung bei der Bekehrung wird durch unzählige Beiſpiele beſtätigt. Im Allgemeinen bezeugt Ambroſius von ihnen: „Sie ſeyen als Heiden zu Chriſto gekommen, alsdann aber Chriſten geworden, und diejenigen, welche Andern ſo oft ihr Eigenthum haben rauben wollen, ſeyen durch eine ſchnelle Umkehr Miterben Chriſti geworden. Darauf haben denn die Frommen bei denen Schutz gefunden, die zuvor ihre Feinde geweſen ſeyen.“ — Darum konnte auch Juſtin, der Märtyrer, öffentlich rühmen: „Wir, die wir zuvor an der Unzucht Luſt hatten, ſind nun keuſch, wir, die wir ſonſt Götzendiener waren, opfern uns nun dem guten und ewigen Gott auf, und geben auch das zum gemeinen Beſten hin, was wir haben, ob wir gleich vorher Geld und Gut über Alles liebten. Wir waren zuvor unfriedlich, mißtrauiſch und zankſüchtig; jetzt aber leben wir gut beiſammen und beten mit einander für die Feinde.“ Ein Anderer konnte ſich mit großer Freudigkeit auf die Erfahrung berufen und ſagen: „Wir finden bei der großen Menge der Glaubigen hauptſächlich das, daß ſie aus dem Schlamme der Sünden und Laſter herausgezogen worden ſind. Fraget nach dem Leben einiger Menſchen unter uns und vergleichet es mit ihrem vorigen Wandel, ſo werdet ihr erfahren, daß ſie vor ihrer Bekehrung aufs Tiefſte in Sünden geſteckt ſind. Nachdem ſie aber einmal dieſen Glauben angenommen haben, ſind ſie freundlich und voll Liebe, beſcheiden, ehrbar und beſtändig. Ja ſie ſind alſo von Liebe und Redlichkeit entbrannt, daß ſie auch von dem abſtehen, was ſie rechtmäßig und mit gutem Gewiſſen gebrauchen könnten. O wie ſehr ſind die Gemeinden Gottes, welche Chriſtus gegründet hat, in der Welt ausgebreitet worden! Sie ſind mit ſolchen Leuten angefüllt, die von vielem Böſen abgebracht und zum Guten hingeleitet worden ſind.“ Andere endlich machen auf den Urſprung dieſer großen Kraft aufmerkſam: „Wer hat den Menſchen ihre gewohnten Begierden aus dem Herzen genommen, ſo daß die Hurer nun keuſch leben, die Mörder keine Waffen mehr heimlich bei ſich tragen, und die Zaghaften ſolche Stärke erlangen? Wer hat den Barbaren geſagt, daß ſie ihre Grauſamkeit ablegten und auf Frieden dachten; wer anders, als der Glaube an Jeſum Chriſtum und das Zeichen des Kreuzes? — Der Name und die Lehre Jeſu bringt allen denen eine wunderbare Sanftmuth und anſtändige Sitten, eine große Freundlichkeit, Gütigkeit und Gelindigkeit mit, welche nicht aus Noth oder um des Nutzens willen, ſondern von Herzen die Predigt von Gott, von Chriſto und dem Gericht annehmen.“ Kurz der merkwürdigen Beiſpiele gab es ſo viele als Heiden zu Chriſten bekehrt worden ſind, indem ſich die Vertheidiger der Chriſten dreiſt darauf berufen. Merkwürdig iſt namentlich, was von den Perſern erzählt wird. „Als ſie die Vorſchriften der Apoſtel gehört hatten, verwarfen ſie die Geſetze ihres Geſetzgebers als eine große Ungerechtigkeit und eigneten ſich ein evangeliſches, mäßiges Leben an. Da ſie anfiengen an Chriſtum zu glauben, hatten ſie einen Abſcheu an ihrem vorigen unmenſchlichen Weſen. Sie fragen nichts nach den Vorſchriften ihrer Herren, die ihnen das Gute verbieten, und erſchrecken vor keiner Grauſamkeit ihrer Peiniger. Denn ſie ſcheuen mehr das Gericht Chriſto und hoffen mehr auf das Unſichtbare, weil ſie das Gegenwärtige verlachen und jenes bloß fürchten. Dieſe neuen Gebote haben ſie von den Galiläern empfangen, und diejenigen, welche ſich vor der Macht der Römer nicht gefürchtet haben, unterwerfen ſich freiwillig dem Regiment des Gekreuzigten.“ Auch darüber ſingt der genannte Dichter:

Das wilde Volk, das kein Geſetze kennt,
Beugt nun den Hals zu Jeſu Chriſti Füßen,
Und das ſich ſonſt die freien Scythen nennt,
Will nun das Joch des ſanften Lammes küſſen.
Zuvor ſucht' es, zur Erd gebückt, das Gold;
Jetzt ſucht es Gott und wird dem Himmel hold.
Wer ſonſt in Raub und Morden ſucht' Gewinn,
Wird wie ein Schaaf und will ſich nicht mehr wehren,
Wirft Waffen weg und kriecht zum Kreuze hin.
Das ſoll ihn nun die Sanftmuth Jeſu lehren,
Aus Kain wird ein Abel ſo gemacht,
Aus Saulo wird ein Paul zurückgebracht.

Auf dieſes laſſen wir noch das Zeugniß eines andern Kirchenvaters folgen, welcher an die Feinde der Wahrheit ſchrieb: „Es iſt ein großer Beweis von eurer Unwiſſenheit, daß alle diejenigen, welche vorher Feinde des Chriſtenthums waren, weil ſie daſſelbe nicht kannten, den Haß fahren laſſen, ſobald ſie aus ſolcher Blindheit kommen. Aus ſolchen Leuten werden Chriſten, und wenn die Sache einmal von ihnen erkannt iſt, ſo fangen ſie an, ihren vorigen Zuſtand zu haſſen, und dagegen dasjenige öffentlich zu bekennen, was ſie zuvor angefeindet hatten.“ — In einer andern Stelle ſagt er: „Sie wollen diejenigen tadeln, die ſie vorher im Heidenthum als liederliche, elende und boshafte Menſchen gekannt haben; aber eben damit loben ſie dieſelben. Ihr Urtheil iſt wegen ihren blinden Haſſes ſogar ſehr thöricht. Was für ein Weib iſt das, ſagen ſie, wie war ſie zuvor ſo leichtfertig und unzüchtig? Was für ein junger Menſch iſt das, wie war er zuvor ſo wollüſtig; und dieſe ſind dennoch Chriſten geworden? — Sehet, alſo muß ſelbſt der Name aufs Aergſte von euch gedeutet werden, nach welchem ſie ſich doch geändert und gebeſſert haben.“ Darin aber zeigte ſich die Wundermacht Gottes nur um ſo größer, weil kein bloßer Menſch es vermochte, ſo viele Menſchen zu Gott zu bekehren. „Denn Jene, ſagt Origenes, beſtanden meiſtens aus lauter rohem Volk, das nicht einmal mehr nach der Vernunft lebte, und deſto ſchwerer ſich an ein nüchternes Leben gewöhnte. Aber weil Chriſtus die Kraft Gottes iſt und die Weisheit ſeines Vaters, ſo hat er ſolches gethan.“ — Und eben dieſes war die Gnade, die den Menſchen gegeben wurde zu ihrer Bekehrung, daß ſie heilig und unſträſlich vor ihm ſeyn ſollten zum Lobe ſeiner Herrlichkeit.

II.

Von der Aufnahme der Bekehrten in die Gemeinde.

Unter den wahren Früchten der Bekehrung der erſten Chriſten war dieſe nicht die geringſte, daß ſie das Reich Gottes auszubreiten ſuchten und ſich freuten, wenn ihrer immer mehr hinzugethan wurden zu der Gemeinde. Ihre Begierde, auch Andere dem Herrn zuzuführen, war ſo groß, daß ſie gerne die ganze Welt auf einmal Chriſto unterthänig gemacht hätten, wenn es möglich geweſen wäre. Daher kam es, daß ſich die Bekehrten alsbald aufmachten und anſiengen, den Namen des Herrn zu verkündigen. Apoſtelg. 9, 20. 22. 28. Einer von dieſen ſchreibt darüber: „Wie pries ich dich, mein Gott, da ich die Pſalmen Davids las, die glaubensvollen Geſänge, die mit ihrem frommen Schall den Geiſt des trotzigen Uebermuths austreiben! Ich las ſie, als ich noch ein Neuling in deiner innigen Liebe, als Katechumene mit dem Katechumenen Alypius auf dem Landgute der Ruhe lebte, und die Mutter uns anhieng mit ſtiller Weiblichkeit, mit männlichem Glauben, mit des Alters Frieden, der Mutter Liebe und der Gottſeligkeit des Chriſten. Wie pries ich dich bei dieſen Pſalmen, wie wurde ich von ihnen für dich entflammt und hätte ſie gerne dem ganzen Erdkreis gegen den Stolz ſeines Menſchengeſchlechts verkündigt! Und werden ſie denn nicht in aller Welt geſungen und breiteſt du nicht aus mit ihnen deine allumfaſſende Wärme? Voll Schmerz zürnte ich den Menſchen, die deine Schrift verwarfen, und bemitleidete ſie wieder, daß ſie nichts wüßten von dieſem himmliſchen Heilmittel und im Unſinn verſchmähten, was ſie heilen kann. Ich wollte, daß ſie Alle damals mein Antlitz geſchaut und meine Stimme gehört hätten, als ich den vierten Pſalm las, damit ſie geſehen hätten, was er aus mir gemacht. Doch das würden Jene nicht mit dem Sinne aufnehmen, indem ich es vor dir ſagte, im kindlichen Drang meiner Seele, und ihnen, ach, kann ich es nicht ſagen! Ich aber ſchrack in Furcht auf, und wurde doch von Freude und Hoffnung entflammt über dein Erbarmen, Vater. Das ſprach ſich aus in meinen Augen und in meiner Stimme, während dein Geiſt, in Güte zu uns gewendet, ſpricht: „Lieben Leute, wie lange ſoll meine Ehre geſchändet werden, wie habt ihr das Eitle ſo lieb und die Lügen ſo gerne?“ Denn ich hatte das Eitle lieb und die Lügen gerne. Darum hörte ich mit Zittern das Wort; zu ſolchen wurde es ja geſagt, wie ich wußte, daß ich war. Denn Eitelkeit und Lüge war in jenen Trugbildern, die ich für die Wahrheit hielt, und laut klagte ich im Schmerz meiner Erinnerung. O, hätten ſie es vernommen, die das Eitle noch lieben und der Liebe noch anhängen! Sie wären erſchüttert worden, und hätten von ſich geworfen ihre Verblendung, und du hätteſt ſie erhört, wenn ſie zu dir gerufen hätten, weil der für uns geſtorben iſt, der für uns redet zu dir rc. rc.“ *

Eben ſo wird von dem Biſchof Cyprian geſchrieben: „Der Herr habe ihn erwählt den Namen Jeſu zu predigen; er habe ihn deßwegen bekehrt, damit er nachher eine große Begierde haben möchte, das Gleiche zu thun, ſo daß das rohe Volk durch das Wort der Wahrheit zu Gott gezogen, und in der Furcht des Herrn und den Geheimniſſen Chriſti unterrichtet würde.“ Mithin knüpfte die Weisheit Gottes die Bekehrung eines Menſchen gleichſam an die andere, und brauchte Einen zur Ueberzeugung Vieler. Dabei aber wollten und konnten die armen Geſchöpfe ſich ſelbſt nichts zuſchreiben, ſondern mußten die Barmherzigkeit allein in ihren Gefäßen preiſen. Sie getrauten ſich nicht, die Böſen ſelbſt zu bekehren, ſondern Gott ließ jenen durch ſie ſeinen Willen kundthun, und rührte die Herzen nach ſeinem Wohlgefallen. — Wir könnten nun der Reihe nach auf die wunderbaren Wege aufmerkſam machen, auf welchem Gott damals die Menſchen zu ſich zog, wie z. B. auf die Bekehrung Pauli, Ap. Geſch. 9; auf die Geſchichte des Märtyrers Juſtin, der durch den frommen Wandel der Chriſten

---

* Nach dem Grundtext lauten die unvergleichlichen Worte des Kirchenv. Auguſtin in ſeinen Bekenntniſſen (9. B. 4. K.) anders, als Arnold ſie anführt; daher zogen wir es vor, ſie hier wortgetreu wieder zu geben.

Anm. des Herausgebers.

gerührt, und durch die Läſterung der Heiden bewogen wurde, nach Chriſto zu forſchen; ferner auf das, was mit Auguſtin vorging, welcher anfangs bloß aus Neugierde den Erzbiſchof Ambroſius hörte, bis ihm endlich, nach langem Kampf, eine Stimme zurief: „Nimm und lies!“ was er als einen göttlichen Befehl betrachtete, und darauf den Brief, Pauli an die Römer 13, 13., aufſchlug, wo er die Worte fand: „Nicht in Freſſen und Saufen, nicht in Kammern und Unzucht, nicht in Hader und Neid, vielmehr ziehet an den Herrn Jeſum Chriſtum.“ Wir könnten anführen, wie Viktorinus, durch das Leſen der heiligen Schrift und anderer Bücher der Chriſten, ein wahrer Chriſt, und wie Alypius, durch das zufällige Anhören eines Vortrags von ſeiner blinden Leidenſchaft für nichtswürdige Spiele geheilt, und aus der tiefen Grube des Verderbens ſo herausgeriſſen wurde, daß dem Herrn allein ſeine Beſſerung zugeſchrieben werden konnte; allein wir wollen hier nur kurz angeben, wie man es in der erſten chriſtlichen Kirche mit den Neubekehrten gehalten habe. — Die Apoſtel tauften diejenigen, die das Wort der Wahrheit gehört und angenommen hatten, auf den Namen des Herrn. Ap. Geſch. 2, 38. 41. 8, 12. 13. 36. 38. 9, 18. 10, 47. 16, 15. 30. 33. 18, 8., und auch ihre Nachfolger giengen hierin vorſichtig zu Werk, damit die Wahrheit auf keine Weiſe verläſtert würde. Wir führen zu dem Ende einige Erzählungen der Alten an, aus denen ſich das Uebrige leicht ableiten läßt. „Wer die Chriſten hören will, ſagt Origenes, deſſen Herz erforſchen ſie genau, und zwar unterſuchen ſie Jeden vorher zu Hauſe, ehe ſie ihn in die Gemeinde aufnehmen. Iſt es nun bei einem ſo weit gekommen, daß er nach einem frommen Leben begierig iſt, dann führen ſie ihn durch verſchiedene Grade in die Gemeinde ein. In dem erſten Grad ſind diejenigen, die zwar zugelaſſen werden, aber das Zeichen der Reinigung (die Taufe) noch nicht erlangt haben. In dem zweiten Grad ſtehen diejenigen, welche die chriſtliche Religion bereits bekennen. — Unter dieſen gibt es Einige, die den Lebenswandel derer prüfen, welche zum Chriſtenthum übertreten wollen, und diejenigen abhalten, welche unſchickliche Dinge begeben, die andern aber, die nichts der Art thun, liebreich aufnehmen, und ſie durch ihren täglichen Zuſpruch beſſern.“ Der Märtyrer Juſtin ſchreibt an den Kaiſer Antoninus: „Diejenigen, welche überzeugt ſind und glauben, daß das wahr ſei, was von uns gelehrt wird, auch verſprechen, daß ſie darnach leben wollen, unterrichtet man, wie ſie beten, faſten und von Gott Vergebung ihrer

Sünden ſuchen ſollen: Zugleich faſten und beten wir mit ihnen. Darauf führen wir ſie dahin, wo Waſſer iſt, und ſie werhen wiedergeboren, wie auch wir wiedergeboren ſind. Denn ſie werden im Waſſer abgewaſchen im Namen Gottes, des Vaters und Herrn aller Dinge, und unſeres Herrn Jeſu Chriſti und des heiligen Geiſtes. Dieſe Weiſe haben wir von den Apoſteln empfangen. Denn weil wir unſere alte Geburt nicht verſtanden, und in Bosheit und verkehrten Gewohnheiten erzogen worden ſind, ſo iſt nöthig, daß wir auserwählte Kinder der Weisheit werden, und in dem Waſſer die Vergebung der vorigen Sünden erlangen, damit wir nicht Kinder der Unwiſſenheit und der Knechtſchaft bleiben. Und darum wird auch über dem der Name des Vaters und Herrn aller Dinge angerufen, welcher wiedergeboren werden ſoll, und durch die Veränderung ſeines Herzens ſich von ſeinen begangenen Uebertretungen bekehrt.“ Daraus erhellt, daß man vor der Taufe mit aller Vorſicht zu Werke gegangen ſey, die Ankommenden vor allen Dingen wegen ihres früheren Wandels unterſucht, nach der in ihnen wohnenden Gnade geprüft, und hierauf in den nöthigen Hauptſtücken der chriſtlichen Lehre unterrichtet habe. Nie aber vergaß man dabei den lebendigen thätigen Glauben, ſondern verlangte ausdrücklich die nöthige Erklärung und Zuſage darüber. Dann faſtete und betete man mit ihnen, und leitete ſie alſo gleichſam an der Hand zur Buße hin; endlich aber wurden ſie zur Taufe zugelaſſen. — Die Prüfung ſolcher Seelen geſchah am ſchicklichſten während des Unterrichts. Man gab ihnen dabei aber nicht bloß einige leere Worte zum Auswendiglernen auf, ſondern zeigte ihnen in Beweiſung des Geiſtes und der Kraft den wahren Weg des Heils aus Gottes Wort. Zuvörderſt machte man ſie auf ihre frühere Bosheit und den daraus folgenden elenden Zuſtand aufmerkſam, dann trug man ihnen die Grundlehren des Chriſtenthums ſammt ven daraus fließenden Pflichten und Segnungen vor, wie wir ſpäter ſehen werden. So verkündigte Philippus jenem Kämmerer zuerſt das Evangelium von Jeſu, und als er bekannte, daß er von Herzen glaube, wurde er auch getauft. Ap. Geſch. 8, 35. u. f. Ein alter Lehrer ſchreibt darüber: „Es war nicht genug, daß man bloß ſagte: Ich glaube, daß Jeſus Gottes Sohn ſey, und darauf gleich getauft wurde. Denn indem erzählt wird, Philippus habe dem Kämmerer das Evangelium gepredigt, ſo iſt kein Zweifel, daß derſelbe ihm auch vorgehalten habe, welchen frommen Lebenswandel man von demjenigen fordere, der an den Herrn Jeſum glaube.“ Demnach war ihre erſte und größte Sorge, daß der Menſch aus dem wahren Glauben wiſſen möge, wie er vor Gott leben und ſeinem Beruf würdiglich wandeln ſolle. Dieß führt ein Kirchenvater in Folgendem noch weiter aus: „Wer in der Lehre von der Gottſeligkeit unterwieſen werden will, der ſuche ſich vor ſeiner Taufe die Erkenntniß Gottes und Jeſu Chriſti ſeines ewigen Sohnes und des heiligen Geiſtes anzueignen. Er lerne die Wahrheit der Schöpfung, die Ordnung der göttlichen Vorſehung und ſeine eigene Natur kennen. Er höre, wie Gott die Böſen mit Feuer und Waſſer geſtraft und dagegen die Frommen zu allen Zeiten geehrt habe, wie er ſich von dem Menſchengeſchlecht niemals abgewendet, ſondern daſſelbe zu verſchiedenen Zeiten vom Irrthum zur Erkenntniß der Wahrheit berufen habe. Er vernehme, wie der Barmherzige die Menſchen von der Knechtſchaft zur Freiheit und Gottſeligkeit und die Sünder vom ewigen Tod zum ewigen Leben geführt habe. Dieſes und Aehnliches muß derjenige lernen, der zur Taufe gelangen will.“ — Wenn nun der Menſch dieſe Wahrheiten zu Herzen nahm, ſo mußte er ſich zuvörderſt in wahrer Buße vor dem Herrn demüthigen. Denn darauf war es ja hauptſächlich abgeſehen, daß die Seele auf die eben beſchriebene Weiſe zu einem neuen Leben kräftiglich bereitet würde. Darum gaben diejenigen, welche ſolchen Ankömmlingen beigegeben wurden, auf all ihr Thun und Laſſen genau Acht, unterſuchten Alles mit Fleiß, und ſuchten ſich davon zu überzeugen, ob es denſelben auch Ernſt ſey, Chriſti theilhaftig zu werden, wie wir bereits geſehen haben. Bisweilen forderte man auch von ſolchen Täuflingen, daß ſie nicht bloß ihr Glaubensbekenntniß, ſondern eine wirkliche Probe ihres Glaubens ablegten. Wenigſtens war, wie aus einigen Synodalbeſchlüſſen zu erſehen iſt, in den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums noch Einiges von der apoſtoliſchen Sitte übrig, nach welcher man denen, die noch nicht in die Gemeinde aufgenommen waren, eine lange Zeit zu ihrer Vorbereitung, und ebenſo nach der Taufe eine beſtimmte Friſt zur Erweiſung ihres wahren Chriſtenthums anſetzte.

Was nun die weitere Eintheilung der Katechumenen unter ſich und die Art und Weiſe betrifft, wie ſie unterrichtet wurden, ſo werden wir dieß am gehörigen Orte anführen, hier iſt zunächſt bloß davon die Rede, daß die Alten bei den Täuflingen mit großem Ernſt auf die wahre Buße gedrungen haben. Denn ſie hielten dafür, daß man vor allen Dingen an Chriſtum glauben und Buße thun müſſe von den todten Werken, wie die Apoſtel gelehrt und durch ihr Beiſpiel bewieſen haben. — So erzählt Einer von ihnen ausdrücklich, daß in der Kirche dreierlei Arten von Buße üblich geweſen ſeyen, nämlich, nebſt der täglichen Buße, die Buße über grobe Fälle und Sünden, und hauptſächlich die oben angegebene Buße von den todten Werken. Durch dieſe werde der Menſch in der Taufe aufs Neue geboren, und der Vergebung aller ſeiner Sünden theilhaftig, ſo daß ihm als einem neugebornen Kinde die Geburtsſchmerzen vergehen, und die Traurigkeit in Freude verwandelt werde. Denn wer zu den Geheimniſſen der Glaubigen nahe, und für ſein voriges Leben nicht Buße thue, der könne kein neues Leben anfangen. — Demnach ſchärfte man den Täuflingen ernſtlich ein, daß die Taufe ohne Buße von keinem Nutzen ſey, und die Kirche richtete Katechumenenſchulen ein, in welchen diejenigen, die auf die Taufe warteten, lernen ſollten, was ſie eigentlich haſſen und laſſen mußten. Unter vielen Zeugniſſen führen wir nur folgendes an: „Es ſey allen Menſchen kund, daß ſie Buße thun und Vergebung der Sünden erlangen ſollen durch das Bad der Wiedergeburt, wenn ſie zur Wahrheit kommen, wiedergeboren werden, und alſo den Segen von Gott empfahen. „Du mußt, ſagt Tertullian, daran ſeyn, daß du zur Vergebung deiner Sünden gelangſt. Denn wer wollte dich ſonſt nur einmal mit Waſſer beſprengen, wenn du ein Menſch von ſo ſchlechter und falſcher Buße biſt? Gott nimmt ſeinen Schatz wohl in Acht, und gibt ihn keinem Unwürdigen. Dieſes Waſſerbad iſt ein Siegel des Glaubens, welcher von der Buße anfängt. Wir werden nicht deßwegen abgewaſchen, damit wir erſt dann aufhören zu ſündigen, ſondern wir haben ſchon deßwegen aufgehört, weil wir bereits am Herzen (in der Buße) abgewaſchen ſind. (Andere nennen dieſes Abwaſchen in der Buße, das der Taufe vorhergeht, eine Taufe der Buße und der Thränen, weil ſie unter Thränen und mit zerknirſchtem Geiſte geſchah.)

Was nun oben von den äußerlichen Zeichen der Buße geſagt wurde, das geſchah hauptſächlich vor der Taufe. Denn die Täuflinge beteten, faſteten, wachten, knieten, weinten und bekannten beſonders ihre vorigen Sünden. Sie erinnerten ſich an das Beiſpiel der Juden, die von Johannes getauft worden waren und zeigten, wie feind ſie der Sünde ſeyen, wie ſie dieſelbe aller Schmach für würdig halten, gleichſam allen Menſchen zum Spott darlegen und alſo darüber triumphiren. — Man hielt auch andere Uebungen zur Vorbereitung der

Katechumenen für nützlich, und faſtete z. B. mit ihnen, damit ſie zum Gebet und zur Andacht um ſo tüchtiger ſeyn möchten. Zugleich wollte man damit auch die verſprochene Verläugnung ihrer ſelbſt und der weltlichen Lüſte prüfen. Ueberdieß blieb die ganze Gemeinde unmittelbar vor der Taufe im Faſten und Beten, beſonders als man anfieng, die Taufe auf das Oſterfeſt zu verlegen. Durch dieſes Faſten wurde angedeutet, daß man mit Jeſu ſterben und damit an ſich ſelbſt eine Probe machen und ſich zu dem künftigen Stand reinigen laſſen müſſe. Wer alſo nicht bloß äußerlich dieſe Zeichen der Buße mitmachte, ſondern ſich in Wahrheit bekehrte, der wurde ſeiner Verſöhnung in der Gemeinde verſichert, durch die Taufe in dieſelbe aufgenommen, und erlangte zugleich in ſeinem Gewiſſen eine große Zufriedenheit. — Bei der Taufe ſelbſt wurde der Vorſatz „ein neuer Menſch zu werden“ unterhalten und befeſtigt, indem die Täuflinge dem Teufel und allen ſeinen Werken und Weſen abſagten. — Wiewohl diejenigen, die der Herr einmal ergriffen und zu ſich gezogen hatte, gleich beim Anfang ihrer gründlichen Buße dem Satan abſagten, ſo diente es doch zu ihrer eigenen Erinnerung, wie zur Erinnerung der Anweſenden, daß es auch vor der Gemeinde geſchah. Die alten Geſchichtſchreiber ſprechen oft davon und ſagen: die Täuflinge haben dem hochmüthigen Weſen und Pomp des Teufels und ſeiner Engel abgeſchworen, wie der Welt und ihren Eitelkeiten. Andere nennen es dem Weſen und den Lüſten der Welt abſagen und durch einen beſſern Uebergang zu Gott kommen. Noch ein Anderer ſagt: „Was iſt gnadenreicher als die Worte, mit denen wir dem Satan entſagt haben und durch welche wir unter die Zahl der Streiter Jeſu verſetzt worden ſind!“ — Aber man war damit allein noch nicht zufrieden, ſondern verlangte auch, daß dieſe Zuſage durch ein heiliges Leben gehalten wurde. Deßwegen freute ſich Cyprian herzlich darüber, daß er ſammt den Uebrigen in der Taufe nicht bloß mit Worten der Welt abgeſagt, ſondern auch zur Zeit der Anfechtung Alles verlaſſen habe und dem Herrn nachgefolgt ſey. Ebenſo lehrte auch Chryſoſtomus, daß jene Worte dann erſt gewiß ſeyen, wenn man ſie mit der That beweiſe. Und Tertullian gab ihnen die Deutung: daß die Chriſten weder durch Worte, noch durch Werke, noch durch Anſchauen Gemeinſchaft mit dem machen dürfen, dem ſie einmal in der Taufe abgeſagt haben. — Man ſuchte alſo die Täuflinge auf ihre innere Pflichten aufmerkſam zu machen, indem man ihnen aus den Ausſprüchen Petri bewies, daß

Alles, was mit ihnen vorgenommen wurde, nicht das Abthun der körperlichen Unreinlichkeit ausmache, ſondern daß es hauptſächlich eine Verbindung der Seele mit Gott ſey, welche auch äußerlich durch Frage und Antwort geſchehe. 1. Pet. 3, 21. Deßwegen erinnerte man ſich gegenſeitig an die Kraft der Taufe zu einem neuen Leben, oder daß man dieſelbe gleichſam als einen Vertrag zu einem reinen Wandel anſehen müſſe. Denn in der Taufe verſpreche man wie mit einer Handſchrift, daß man der Welt und der Sünde abſterben und der Gerechtigkeit leben wolle. — Darauf deutet auch ein alter Schriftſteller hin, wenn er die Gebräuche erwähnt, die bei der Taufe nach und nach aufkamen, und untern andern zeigt, daß dem Katechumenen erklärt werde, was man unter einem göttlichen Leben verſtehe. Dann frage man ihn, ob er auch alſo leben wolle, und wenn er dieß verſpreche, ſo werde ihm die Hand aufgelegt. — Ebenſo zeigte man den Täuflingen, was das Taufen mit Waſſer bedeute, wie nämlich der alte Menſch ſammt ſeinen Lüſten und Begierden gleichſam erſäuft werden und ſterben, dagegen aber ein neuer Menſch zu einem gerechten Leben hervorkommen müſſe. Röm. 6, 3. u. f. Daher nannte man die Taufe bald eine Aehnlichkeit des Kreuzes, Todes, der Begräbniß und Auferſtehung Jeſu, bald verglich man ſie mit dem rothen Meer, darin das ganze Heer der Sünden gleichſam erſäuft werde, und zwar nicht allein die Ausbrüche der Laſter, ſondern wo möglich auch die ſündlichen Gemüthsbewegungen. Darum dürfen die Getauften ihre Sünden und Laſter nicht in das ſpätere Leben mitbringen, ſondern müſſen anfangen, von Neuem zu leben. Andere ſagten: der Sinn der Worte des Apoſtels ſey: „Die Taufe müſſe ſo feſt und vollkommen ſeyn, daß man nicht mehr muthwillig ſündigen könne. Denn weil die Gnade durch Chriſtum dazu komme und dieſes geiſtliche Bad in der Seele durch den Glauben herrſche, ſo fange dieſe an, Gott zu leben und ſey der Sünde todt. Chriſtus ſey es, mit dem nicht nur die Märtyrer, ſondern auch der Glaube aller Wiedergebornen leide. Denn indem man an Gott glaube und aus dem alten in das neue Leben übertrete, indem man das Bild des Irdiſchen ablege und die Geſtalt des Himmliſchen annehme, ſo geſchehe etwas, was dem Tod und der Auferſtehung Chriſti ähnlich ſey. Wer alſo Chriſtum gefaßt habe, und von ihm ergriffen ſey, der ſey nicht mehr der, welcher er zuvor geweſen, ſondern der Leib des Wiedergebornen werde ein Bild des gekreuzigten Heilands. So ſind wir der Welt abgeſtorben und ſollen ihr nicht mehr dienen. Wir ſind mit Chriſto geſtorben, warum ſollten wir noch die Händel dieſer Welt verlangen? Denn wir tragen den Tod Chriſti noch an unſerem Leibe herum, damit auch das Leben Chriſti an uns offenbar werde. So leben wir denn nun nicht unſer Leben, ſondern das Leben Chriſti, das Leben der Unſchuld, Keuſchheit, Einfalt und aller Tugenden. Wir ſind mit Chriſto auferſtanden; darum laſſet uns mit Ihm leben, in Ihm auffahren, damit die Schlange unſere Ferſe nicht mehr auf Erden finden könne, um ſie zu verwunden." — Darum warnten ſie einander auch, daß ja Niemand den Herrn aufs Neue kreuzigen ſolle, weil ſie ſchon einmal mit ihm begraben ſeyen. Denn wie Er, ſagten ſie, am Kreuze geſtorben iſt, alſo auch wir in der Taufe, aber nicht nach dem Fleiſch, ſondern der Sünde. Die Taufe iſt nichts anders als ein Untergang deſſen, der getauft wird, und ſeine Auferſtehung."

Unter dieſen Bedingungen alſo wurden die Menſchen durch die Taufe äußerlich in die Gemeinſchaft der Heiligen aufgenommen. Zugleich wurden ſie aber auch auf die Kraft des Glaubens aufmerkſam gemacht, welche der Herr, ihr Erbarmer, in der Wiedergeburt ihnen beilegen wolle, wenn ſie dieſelbe nur gebrauchen mögen. — „Wer, ſagte man, nach allen Stücken der Gerechtigkeit würdiglich gebildet und vollendet wird und in Chriſto getauft iſt, der ſteigt alsbald aus dem Waſſer herauf, wie Chriſtus auf geheimnißvolle Weiſe nach ſeiner Taufe gethan hat; d. i., er wird immer völliger zur Gottſeligkeit und zur himmliſchen Würde erhoben. Denn die fleiſchlichen Kinder Adams und Sünder, die ins Waſſer geſtiegen waren, müſſen alsbald aus dem Waſſer ſteigen, nachdem ſie geiſtliche Kinder Gottes geworden ſind. Die Taufe iſt wie eine Sündfluth, wodurch die Seele von Sünden abgewaſchen und gereinigt den alten Menſchen ablegt und nachher eine geſchickte Wohnung Gottes im Geiſte wird. Sie iſt ein großer Vorſatz, eine Befreiung aus dem Gefängniß, ein Tod der Sünden, eine neue Geburt der Seele, ein hellglänzendes Kleid, ein heilig Siegel u. dergl. — Der Menſch muß aus Gott zu leben anfangen, wenn er ſein voriges Leben mit allen Laſtern abgelegt hat und eine göttliche Kraft und Wachsthum in ſich bekommt, daß er ein vollkommener Menſch werde. Jeſus Chriſtus verſetzt ihn aus der Knechtſchaft der Sünde in die Freiheit, daß dieſelbe nicht mehr in ihm herrſchen kann. — Die Taufe hat nicht allein in ſo fern Werth, daß die vorigen Sünden dadurch getilgt werden, ſondern ſie bewahrt auch die Seele vor künftigen. Es geht bei derſelben mit den Glaubigen eine göttliche, freie Wiedergeburt vor, die ſie von ihren unordentlichen Lüſten erlöst, allen Unflath der alten Geburt wegſchafft und ſie ſelbſt zu einem höheren Leben führt. Ja, wer auf Gott wahrhaft getauft worden iſt, der iſt in Gott eingegangen und hat Macht bekommen, auf die Scorpionen und Schlangen der böſen Geiſter zu treten, d. i., über ſeine Lüſte und böſe Gewohnheiten zu herrſchen. — Endlich fehlte es auch nicht an andern brüderlichen Warnungen, „daß z. B. die Gefahr nicht gering ſey und man ſich ſehr zu fürchten habe, wenn eine Seele in ihre vorigen Sünden zurückfalle. Denn je größer vorher die Gnade geweſen ſey, deſto ſchwerer werde ſodann die Strafe ausfallen. Darum müſſe ſich ein Jeder in Acht nehmen, daß er ſich nicht wie ein Schwein nach der Schwemme wieder im Koth wälze. Man müſſe nicht bloß alle Sünden fliehen und meiden, ſondern auch alle Reize derſelben überwinden. Man ſolle nie die Liebe zur Wahrheit verlaſſen, ſondern wohl bedenken, daß die Vergebung der Sünden nicht dazu geſchenkt ſey, daß man weiter ſündige, ſondern nur, damit die vorigen Sünden nicht ſchaden. Es ſey nicht genug, daß Jemand von vergangenen Sünden gereinigt ſey, wenn er nicht auch nach der Taufe ſich der Gottſeligkeit mit allem Ernſt befleißige. Niemand dürfe ſich einbilden: er ſey nun ein Chriſt, weil er getauft ſey, wenn er daneben ſich allerlei Lüſten ergebe und ſeine Seele nicht wider des Feindes Trug bewahre, ſondern ſich dadurch ſicher machen laſſe, weil er meine, dieſelbe ſey durch die Taufe hinlänglich bewahrt.“ — Einem ſolchen Mißbrauch der Taufe widerſetzte man ſich mit allem Ernſt, wie ſpäter gezeigt werden ſoll. — Ebenſo gaben die erſten Chriſten einander nach der Taufe nicht bloß ſchöne Namen, als: Kinder Gottes, Heilige, Geſegnete des Herrn, Wiedergeborne, ſondern ſie ſuchten auch deren Bedeutung an ſich zu erfüllen, und wir leſen ſchon in der Apoſtelgeſchichte, daß ſie gleich nachher ihr Licht leuchten ließen durch Liebe und Geduld. 2, 42. 8, 39. 9, 20. 10, 48. 16, 15. 34. 19, 6. Sie wurden aus den Verheißungen Gottes ſtark im Glauben und wußten aufs Gewiſſeſte, daß Der, welcher in ihnen das gute Werk angefangen habe, es auch vollführen werde. In ſolcher Freudigkeit waren ſie als die neugebornen Kinder begierig nach der lautern Milch des Evangeliums, traten verſöhnt in Chriſto zu ihrem himmliſchen Vater, ſuchten bei ihm die Gabe des heiligen Geiſtes und erlangten ſie auch nach ſeiner Treue und Wahrheit. — Auch dazu ermunterten ſie einander auf die herzlichſte Weiſe: „Ihr Geſegnete des Herrn, (tieſen ſie einander zu) die Gnade Gottes wartet auf euch! Wenn ihr zum erſten Mal eure Hände mit den Brüdern aufhebet, ſo bittet von eurem Vater im Himmel Güter und Gaben, weil er ſelbſt ſagt: bittet, ſo wird euch gegeben! ꝛc.“ (Sobald nämlich die Taufe an irgend Einem vollzogen war, führte man ihn in die Gemeinde zum gemeinſchaftlichen Gebet, das ein Jeder für ſich und für den Getauften mit großer Andacht verrichtete, damit Alle würdig und geſchickt würden nach erkannter Wahrheit in den Werken erfunden zu werden als gute und treue Haushalter der anvertrauten Geheimniſſe und mithin Alle ewig ſelig würden.) — Wer möchte aber daran zweifeln, daß der gütige Vater im Himmel alsdann ſeinen gehorſamen Kindern Alles gegeben habe, was zum Leben und göttlichen Wandel diente? — Diejenigen, welche ſeine Güte darin geſchmeckt hatten, nannten deßwegen die Taufe eine Erleuchtung (φωτισμὸν), weil die Herzen derer dabei erleuchtet wurden, die ſolche Lehre faßten. Sie ſahen das, was Gott mit der Seele vorhatte, als einen hellen Glanz derſelben an, als eine Beſſerung des Lebens, eine Hülfe in der Schwachheit, eine Ablegung des ſündlichen Fleiſches, eine Erlangung des Geiſtes, eine Mittheilung des Worts und des Lichts, eine Unterdrückung der Finſterniß, eine Hinführung zu Gott und als eine Pilgrimſchaft mit Chriſto ꝛc. Daher ſchreibt Klemens von Alexandrien: „Sobald wir getauft ſind, haben wir die Vollkommenheit erlangt, um welcher willen wir ſo dazu eilten. Wir ſind erleuchtet worden, und d. h. Gott erkennen. Sind wir getauft, ſo werden wir erleuchtet, ſind wir erleuchtet, ſo werden wir zu Kindern angenommen und ſo weiter vollendet, auch endlich unſterblich gemacht.“ — Auf ſolche und ähnliche Weiſe betrachteten die Alten die Veränderung ihrer Herzen, ſo daß immer eine Wohlthat Gottes aus der andern floß. Darum hatten ſie auch von ihrer Wiedergeburt, wie ſie in der Bekehrung vor ſich geht, die rechte Anſicht und ſagten von ihr, daß der Menſch in dem heilſamen Bade gleichſam zu einem neuen Leben beſeelt werde, das alte Weſen ablege und dagegen eine Veränderung erleide an Sinn, Herz und Gemüth.

III.

Von der Erleuchtung der erſten Chriſten.

Wie der Geiſt Gottes ſein Werk in den Erſtlingen ſeiner Kreaturen mächtig anfieng, ſo vollbrachte er auch ferner an ihnen alles Wohlgefallen ſeines Willens und das Werk des Glaubens in der Kraft. War alſo bei ihrer Bekehrung der Anfang ihrer Erleuchtung herrlich, ſo nahm dieſe beim Fortgang ihrer Heiligung noch mehr zu, da ihnen der Vater der Herrlichkeit den Geiſt der Weisheit und der Offenbarung immer reichlicher ſchenkte, wenn ſie ihn darum baten. Luc. 11, 2. Epheſ. 1, 17. 5, 8. Sie nannten dieſe Erleuchtung einen Ausfluß göttlicher Liebe und eine überſchwängliche Gnade, wodurch ſie das heilige und ſelige Licht anſchauen, oder das, was göttlich iſt, betrachten konnten. Auguſtin ſagt darüber: „Gemahnt zurückzukehren zu mir ſelbſt, ging ich unter deiner Führung ein in mein Innerſtes, und ich vermochte es; denn du warſt mein Helfer. Einging ich mit dem Auge meiner Seele, wie ſchwach es auch war. Und ſiehe, ich ſchaute erhoben über meines Geiſtes Auge, erhoben über meinen Geiſt, das unwandelbare Licht, nicht dieſes gemeine, jedem Fleiſche ſichtbare, nicht auch, als ob es dieſer Art, nur größer wäre, und weit, weit heller noch erglänzend über Alles ſchiene. Nicht war es dieß, es war hoch, hoch verſchieden von dem Allem. Wer die Wahrheit kennt, der kennt es, und wer ſie kennt, der kennt die Ewigkeit.“ Ferner: „Gott habe ihn auf wunderbare und verborgene Weiſe gelehrt; daher glaube er feſt, daß der Herr ihn ſelbſt gelehrt habe, weil es Wahrheit ſey, und außer ihm kein Lehrer der Wahrheit ſeyn könne, er möge bekannt ſeyn, und kommen woher er wolle. Von dieſem allein habe er gelernt.“ — Mithin ging an dieſen Seelen das Wort Jeſu in Erfüllung: „Sie ſollen Alle von Gott gelehrt werden,“ vergl. Eſaia. 54, 13. Auch hatten ſie aus Gottes Wort gelernt, daß dieſe Gabe ſo groß ſei, daß ſie allein durch die Wirkung der Gnade es erlangen können, ſie zu faſſen. Denn Niemand könne Gott kennen lernen, als wenn Gott es ihn lehre, d. i. Gott werde ohne Gott nicht erkannt. Deßwegen ſagten ſie: „wenn Gott in einem etwas Gutes wirke, oder innerlich mit ihm rede, ſo ſolle er ſich nicht ſelbſt, noch eines Andern rühmen, ſondern des Herrn. Gott allein gebe ihm durch ſeine Gnade ein, was gut ſey, und wo er nicht aufſchließe, da ſey das Evangelium nichts nütze; daher müſſe Beides geſchehen in den Menſchen, — Gott müſſe das Herz aufſchließen und das Herz müſſe auch das Wort annehmen.“ Darum ſchrieb jener apoſtoliſche Vater von ſich: „Er verſtehe viel, und habe große Weisheit, aber in Gott.“ — Dieſe Herzen wurden nämlich nicht von menſchlicher Weisheit, ſondern von der Weisheit Gottes unterrichtet, und ob ſie gleich auf dieſer Erde wandelten, ſo bekamen ſie doch immer mehr Einſicht in Gottes Geheimniſſe. Gott ſelbſt war ihre Sonne, der ihrem Verſtand Kraft gab, daß ſie die Dinge, die gefaßt werden ſollten, auch begreifen konnten. Sie erinnerten ſich hiebei an den Ausſpruch ihres Herrn, daß Niemand den Vater kenne, als durch Chriſtum, Matth. 11, 27. In dieſem wahrhaftigen Lichte ſuchten und fanden ſie Alles kraft ſeiner Verheißung, Joh. 8, 12. 12, 46. Auch waren ſie von den Apoſteln auf keinen Andern hingewieſen, Joh. 1, 9. Epheſ. 5, 14., und die apoſtoliſchen Väter wollten von keinem Andern etwas wiſſen. Sie bekannten Jeſum auch vor den Gottloſen als den vortrefflichſten Lehrer der Gnade und der Zucht, als den Erleuchter und Führer des menſchlichen Geſchlechts, durch welchen Gott auf ſeine Diener eine vollkommenere Gnade legen wolle, als auf die Glaubigen im alten Teſtament. Durch Ihn können die Frommen die Höhe des Himmels oder Gott ſelbſt ſchauen, und ſein unbeflecktes Angeſicht als in einem Spiegel betrachten. Durch Ihn werden die Augen ihres Herzens geöffnet, und ihr finſterer Verſtand betrachte ſo ſein wunderbares Licht. Durch Ihn wolle ſie Gott ſeine Erkenntniß ſchmecken laſſen; denn Er ſey der Abglanz ſeiner Majeſtät, viel größer als die Engel. Wer das Wort Jeſu Chriſti beſitze, der könne auch ſeine Stimme hören, daß er vollkommen ſey. Dieſem Heiland nachfolgen, ſey eben ſo viel, als ſeines Heils genießen, und dem Lichte nachgehen, heiße des Lichtes theilhaftig werden. — Die aber nun im Lichte ſind, ſagten ſie, erleuchten ſich ſelbſt nicht, ſondern werden von Ihm erleuchtet. Sie thun nichts von ſich ſelbſt, ſondern empfangen die Gnade, und werden von dem Licht erleuchtet. So wie in der ganzen Welt nur eine Sonne iſt, alſo ſcheint auch das Licht in der Predigt der Wahrheit überall und erleuchtet alle Menſchen, die zur Erkenntniß der Wahrheit kommen wollen. Davon zeugte auch der Märtyrer Laurentius vor den Heiden:

„Die Liebesglut aus jener Ewigkeit,
Die Chriſtus iſt, kann mit dem Licht erfüllen
Die Heiligen, die zu dem Glanz bereit
Und niedrig ſind, nach ſeines Vaters Willen.“

Ein Anderer:

„Wir ſuchen nur den Herzog unſers Lebens,
Und finden auch den Weg in ſeinem Licht.
Der Tag ſcheint uns, wir warten nicht vergebens,
Bis daß in uns die Gnad' ihr Werk verricht':
So geh'n wir denn in Hoffnung immer weiter,
Der Glaube macht das Finſtre licht und heiter.“

Andere rühmten: „Diejenigen, welche den Frieden Chriſti im Herzen haben, und von ihm erleuchtet ſind, wiſſen, woher Alles kommt. Ohne dieſen Herrn und ohne die Wirkung der göttlichen Kraft kann Niemand die Geheimniſſe Gottes erkennen, oder ein Chriſt ſeyn. Dieſe Seelen können nur ihren wahren Freund und Bräutigam ſehen, weil ihre Augen durch das göttliche Licht hell worden ſind. Je mehr ſich die Seele Chriſto nähert und dem Glanze ſeines Lichts, deſto herrlich er wird ſie von ihm beſtrahlt ꝛc.“ Darum betete Jener:

„Auge der Blinden, du feurige Säule
Meines Gemüthes, ach, führe mich hin!
Daß mir dein Feuer die Liebe mittheile,
Scheine doch helle dem finſteren Sinn!“

Die Folge davon war, daß jene frommen Männer in Wahrheit ſagen konnten: „Der Heiland thut täglich große Dinge; er zieht den Menſchen zur Gottſeligkeit, treibt ihn dazu, belehrt ihn von unſterblichen Dingen, erweckt ihn zum Verlangen nach himmliſchen Gaben, offenbart ihm die Erkenntniß vom Vater, und zeigt ſich ſelbſt einem Jeden. Unſer Erlöſer iſt freundlich, er lehrt zwar; aber er zwingt Niemand, ſondern ruft und ſpricht: „thue mir auf!“ Und wenn ihm aufgethan wird, ſo geht er hinein. Er kommt nicht mit bewaffneter Hand, ſondern verkündigt uns die Wahrheit mit Ueberzeugung und gutem Rath. Sein Amt iſt, daß er den Menſchen die Erkenntniß Gottes beibringe, und ihnen das Verſtändniß ſeines Namens und ſeiner Macht ſchenke.“ — Deßwegen nannten ſie Chriſtum auch ihren einzigen Meiſter, der ſie ſelber lehre, und in dem innern Menſchen wohne, — die ewige und unveränderliche Weisheit Gottes, die einem Jeden ſo viel offenbare, als er faſſen könne. Wer aber bei den Meiſtern dieſer

Welt Weisheit zu finden meine, der betrüge ſich ſelbſt; da die Jünger Chriſti ſie nur durch Gottes Gnade erlangen. Denn dieſelbe verſchaffe nicht bloß das Leſen, ſondern die Salbung, nicht der Buchſtabe, ſondern der Geiſt, nicht die Unterweiſung, ſondern die Uebung in den Geboten des Herrn. — Die Alten erkannten alſo, daß es nicht von ihnen herrühre, wenn ſie etwas verſtehen, ſondern von dem, der das Verborgene deutlich macht. Sie hofften von Dem allein Verſtand, welcher den Anklopfenden aufthut und den Suchenden Alles zeigt und den Bittenden nichts verſagt. Sie verwarfen aber auch, was Chriſtus nicht gelehrt hatte, weil Chriſtus den Glaubigen der einzige Weg ſeyn müſſe. Nebendem glaubten ſie, der heilige Geiſt müſſe ihr Führer ſeyn in alle Wahrheit, ein Ausleger ſeines Worts, ein Erklärer des Geſetzes, ein Licht der evangeliſchen Lehre. Er war in der That bei ihnen, und hieß der Lehrer der Weisheit, der Urheber des Glaubens, der Brunnquell der Liebe und die Urſache alles Guten. Auch erfuhren ſie, daß ſie dieſen Lehrer noch immer nöthig haben, wenn das Wort bei ihnen Frucht ſchaffen ſolle. Du darfſt, hieß es, die chriſtliche Lehre nicht bloß oberflächlich lernen, denn, wenn du die äußerliche Stimme des Menſchen (Lehrers) hörſt, ſo wirſt du innerlich vom heiligen Geiſt belehrt. — Ferner machten ſie einen Unterſchied zwiſchen dem, was man durch Lehre und Uebung erlangte, und zwiſchen der Gabe und der Kraft des Glaubens. Die Lehre der Gottſeligkeit, ſagten ſie, iſt eine Gabe, die Gnade ſelbſt aber iſt der Glaube. Das Wort Gottes iſt Gott, und der Welt Wort iſt Welt. Die Worte, mit denen der Herr zu uns redet, ſind Geiſt und Kraft, und durchdringen das Herz; denn wo dieſe Kraft des Worts in ein Herz ſich ergießt, da bleibt ſie feſt, als ein Theil, der nicht genommen werden kann. — Demnach wurde an den Glaubigen das Wort des Herrn erfüllt, daß er ihnen ſein Geſetz in das Herz ſchreiben wolle. Jac. 1, 18. 21. 2 Cor. 3, 3. Ebr. 8, 10. Jerem. 31, 30. „Der heilige Geiſt, ſagten ſie, ſchreibt die Worte des ewigen Lebens in die Herzen der Zuhörer durch die Zunge des Gerechten, die nicht mit Tinte, ſondern mit dem Geiſt des lebendigen Gottes benetzt iſt. Die Tafeln Moſis wurden zerbrochen, damit die Liebe Jeſu in die Herzen der Glaubigen geſchrieben würde. Diejenigen, welche Kinder des Lichts ſind, die haben nichts von Menſchen gelernt; denn ſie ſind von Gott gelehrt. Die Gnade ſelbſt ſchreibt die Gebote des heiligen Geiſtes in ihre Herzen; darum dürfen ſie ſich nicht bloß auf die Schriften mit Tinte geſchrieben verlaſſen. Wer aber das Geſetz Gottes alſo in ſich hat und erleuchtete Augen des Verſtändniſſes, der kann die Aergerniſſe des Böſewichts überwinden.“ Ebendieß rühmt Klemens von den Korinthiern, daß ſie auf das Wort Gottes Acht gehabt, es in ihrem Innerſten aufgehoben, und die Gebote des Herrn in die Tafeln ihres Herzens haben eingraben laſſen. Irenäus ſagt von den Heiden: „Nachdem ſie an Chriſtum glaubten, ſey ihr Heil durch den Geiſt in ihr Herz geſchrieben worden ohne Buchſtaben oder Tinte, daher ſie auch die ihnen anvertrauten Gebote fleißig bewahrt haben.“ Ein Anderer ſpricht von ſich: „Was iſt das, welches in mir zu ſcheinen anfängt, und mein Herz ohne Schaden trifft? Ich ſtaune und werde davon entzündet, ſoweit ich ihm ähnlich bin oder nicht. Die Weisheit fängt an in mir hervorzublicken, und nimmt den Nebel in mir hinweg. Wer dich innerlich reden hören kann, der benütze es ja. Ich will getroſt rufen: Wie groß ſind deine Worte, o Herr, in deiner Weisheit!“ Und als einſt ein Bekenner Jeſu Chriſti von der Obrigkeit gefragt wurde, ob er die Bibel zu Hauſe habe, antwortete er: „Ja, ich habe ſie, aber in meinem Herzen.“ Welch ein Märtyrer, der die heilige Schrift in ſeinem Herzen verborgen hatte, weil er ſie den Feinden nicht preisgeben wollte! — Daher bezeugten die Alten einem Jeden, der dem Wort des Herrn gehorchen wollte, daß er die Kraft deſſelben in ſeiner Seele empfangen müſſe. Wenn ihr den Bund des Lebens und das Band des Glaubens zwiſchen Gott und euch begreifen wollt, ſo laſſet eure Herzen bereiten, und nicht das Papier, euern Sinn ſchärfen und nicht die Feder, und ſchreibet das, was ihr höret, nicht mit Tinte, ſondern durch des Geiſtes Handreichung auf. Denn das ewige und himmliſche Geheimniß kann nicht vergänglichen Werkzeugen anvertraut werden, ſondern ihr müſſet es in eure Seele hineinlegen, damit kein Unheiliger etwas finde, das er verderben möge. Ihr müſſet gleichſam mit dem Ohr des Herzens auffaſſen, was der heilige Geiſt, der Niemand ſchmeichelt, in euch lehrt und redet. Das Gedächtniß der Gebote des Herrn muß im Innern unauslöſchlich bleiben, daß der Menſch ſie immer vor ſich habe, und nicht wider Gott ſündige. — Dabei gaben die Lehrer dem Herrn allein die Ehre, und hielten ſich für Werkzeuge der göttlichen Gnade. Sie wollten nicht, daß man ihren Kräften etwas zuſchreibe, oder die Erleuchtung von ihnen abhängig mache. So bekannte Einer aufrichtig: „Er ſuche zwar ſeine Brüder in ihren Trübſalen zu ſtärken, doch nicht er ſelbſt, ſondern Jeſus. In dieſem Sinne ſchrieb ſchon Paulus an die

Korinthier, 1 Br. 3, 5—7.: „Diener ſind ſie alle, durch welche ihr zum Glauben gelangt ſeyd, und zwar ſo, wie es der Herr einem Jeden übertragen hat. Ich habe gepflanzt, Apollo hat begoſſen; Gott aber hat das Gedeihen gegeben. Alſo gilt weder der pflanzt, noch der begießt, ſondern Gott, welcher das Gedeihen gibt.“ Darum hieß es bei jenen Lehrern: „Wir Alle arbeiten und bauen, die wir der Gemeinde das Wort verkündigen; aber, wenn der Herr nicht das Haus bauet, ſo arbeiten die Bauleute umſonſt. Wir reden äußerlich, er bauet innerlich. Wir ſehen wohl, daß ihr uns zuhöret; aber, was ihr denket, das weiß allein der Herzenskündiger. Er ſelbſt baut und erinnert, Er erſchreckt und öffnet den Verſtand, Er lenkt euren Sinn zum Glauben, und dennoch arbeiten auch wir als Diener. Die Menſchen in dem Reiche Chriſti werden alle von Gott belehrt werden und nicht von Menſchen hören. Joh. 6, 45. Innerlich ſcheint es ihnen, innerlich wird es ihnen geoffenbart. Wenn ſie es auch von Menſchen hören, ſo gibt Er ihnen doch innerlich, was ſie hören. Was thun wir alſo, wenn wir zu euch reden? Wir machen ein Geräuſche vor euren Ohren. Wenn derjenige es euch nicht offenbart, welcher in euch iſt, was reden wir lange? — Wir ſind bloß äußerliche Pfleger des Baums, der innerliche iſt deſſen Schöpfer. Darum höret mit euren Ohren, vernehmet mit euren Herzen, da wir zwar reden, aber der, welcher euch ſelber lehrt, nicht von uns weicht. Faſſet es je mehr und mehr; aber hoffet und bittet es ja nicht von dem Lehrer, der vor euren Ohren ſpricht, d. i. äußerlich pflanzt und begießt, ſondern von dem, der das Wachsthum gibt. Denn, wenn man es recht bedenkt, ſo lernt man gar nichts von den Menſchen. Die Lehrer pflanzen nur äußerlich durch Erinnern; die Wahrheit aber, die in der Seele wohnt, gibt durch ihr innerliches Lehren das Gedeihen. Ein Thörichter verſteht das nicht; ſehet, hier iſt ein großes Geheimniß! — Der Schall unſerer Worte trifft eure Ohren; der Meiſter aber iſt inwendig. Denket nicht, daß ein einziger Menſch etwas von dem andern lerne. Wir können wohl ermahnen mit unſerer Stimme; aber wenn der Lehrer nicht inwendig iſt, ſo iſt unſere Rede vergebens. Wo die Salbung nicht innerlich lehrt, und wo der heilige Geiſt nicht führt, da kommt man ungelehrt zurück. Die äußerliche Lehre iſt eine Beihülfe; der aber, welcher die Herzen lehrt, hat ſeinen Lehrſtuhl im Himmel. Der Herr muß alſo innerlich zu euch reden, wenn kein Menſch da iſt; denn, wenn auch einer bei euch iſt, ſo iſt er doch nicht in eurem

Herzen. Darum muß Chriſtus darin ſeyn, dieß iſt der innere Lehrer, der euch unterrichten muß. Chriſtus lehret euch, ſeine Eingebung unterweiſet euch, und wo ſeine Eingebung und ſeine Salbung nicht iſt, da ſchallen die Worte von Außen vergebens. 1 Joh. 2, 27. Alſo muß Derjenige euch lehren, der euch erſchaffen, erlöst und berufen hat, und durch den Glauben und den heiligen Geiſt in euch wohnt. Dieß erhellt daraus, weil gleichwohl Alle lehren, und doch nicht Alle glauben, ſondern diejenigen allein, zu welchen Gott innerlich redet. Er redet aber zu denen, welche Ihm innerlich Platz laſſen, und nicht dem Satan, der die Menſchen auch innerlich lehren will. Daher ſchreibe Niemand das einem Menſchen zu, was er aus des Lehrers Mund vernimmt; denn, wenn der heilige Geiſt dem Herzen des Zuhörers nicht beiſteht, ſo iſt alle Rede vergebens.“

Bei ſolchen erleuchteten und geübten Sinnen hatten nun die erſten Chriſten die Ueberzeugung, daß die Predigt des Evangeliums, die in ihnen kräftig geworden war, ſie auch ferner führen und vollenden werde. Die Schrift ſagte ihnen deutlich, daß das Wort des Herrn in ihrem Herzen wohne, 5 Moſ. 30, 14. Röm. 10, 8., daß die Salbung ſie Alles lehre, 1 Joh. 2, 20. 27., und daß ſie von Gott gelehrt ſeyen, 1 Theſſ. 4, 9. — Daher ſchreiben die Väter: „Es iſt nicht ſchwer zur Wahrheit zu kommen, und nicht unmöglich ſie zu begreifen, vielmehr iſt ſie, wie Moſes bezeugt, uns ſehr nahe in unſern Häuſern, d. i. in unſern Händen, Mund und Herzen. Dieſer Weisheit muß man nachforſchen, die nicht in Blättern und Blüthen der Worte beſteht, ſondern im Kern und in den Früchten des Verſtandes, die auch nicht an den Ohren vorübergeht, ſondern das Herz erquickt. Um dieſe zu lernen, dürfen wir nicht erſt über die See fahren, oder große Koſten aufwenden, ſondern das Wort iſt uns nahe, nämlich in unſerem Mund und Herzen. Andere mögen Lehrer in ihren Wiſſenſchaften ſuchen, wir dürfen deßwegen nicht reiſen oder ſchiffen, das Himmelreich iſt an allen Enden. Darum ſagt der Herr ſelbſt: „Das Himmelreich iſt inwendig in euch,“ womit er unſere Herzen begehrt. Luc. 17, 21.“ — Auf dieſen Grund, welcher Chriſtus und ſein Reich in der Seele war, wurden ſie hingeführt, und darauf bezogen ſich ihre Ermahnungen, wenn ſie einander auf das innere Zeugniß hinwieſen. Wenn ſie nun ſolche erleuchtete Seelen vor ſich hatten, ſo konnten ſie dieſelben alſo erinnern: „Sie ſollen ſich ſelbſt gute Geſetzgeber ſeyn und treue Rathgeber bleiben. Sie ſollen Schüler Gottes ſeyn und forſchen, was

Gott von ihnen verlange. Sie ſeyen ja Kinder des Lichts und des neuen Teſtaments durch den heiligen Geiſt; dieſe aber haben nichts von Menſchen gelernt, ſondern ſeyen von Gott gelehrt. Denn die Gnade ſelbſt ſchreibe in ihre Herzen die Geſetze des Geiſtes. Sie bedürfen keines irdiſchen Lehrers, ſondern ſollen beten, daß ſie von Dem gelehrt würden, der ſage: „Bittet, ſo wird euch gegeben.“ Dieſer gebe ſein Geſetz in ihre Herzen, damit ſie die Erkenntniß Gottes nicht durch einen menſchlichen Lehrer, ſondern durch den höchſten Lehrer empfangen. Sie Alle, vom Kleinen bis zum Größten, kennen den Herrn, weil ſie vom Vater gehört und gelernt haben, daß ſie zu Chriſto kommen.“ — Von dem Einſiedler Antonius, einem erleuchteten und frommen Manne, wird erzählt, daß er einſt einige Weltweiſe, die ihm den Vorwurf machten, daß er ſich keiner Schriften bediene, alſo überwieſen habe: „Saget mir, was war früher? Der Verſtand und Sinn, oder die Buchſtaben und Schriften? Und was kommt von dem andern her? Der Verſtand aus den Buchſtaben, oder dieſe aus dem Verſtand? Als jene nun zugaben, daß die Buchſtaben von dem Verſtand herkommen, ſo ſchloß er: darum bedarf der, welcher einen geſunden Verſtand hat, nicht gerade der Buchſtaben.“ — Von eben dieſem Manne bezeugt Auguſtin, daß er auch ohne die Kenntniß anderer Bücher die heilige Schrift recht verſtanden habe. Zugleich beweist er aus den Beiſpielen anderer Einſiedler und ſolcher, die ihre äußeren Sinne nicht gebrauchen konnten, mithin die Worte niemals ſahen oder hörten, daß gleichwohl Keiner von der Güte des Herrn leer gelaſſen worden ſey. Denn, ſetzt er hinzu, zu meiner Zeit lebten Viele in der Einſamkeit ohne Bücher, und hatten nur die drei Stücke bei ſich: Glaube, Liebe, Hoffnung. Die Seelen alſo, die in Glauben, Liebe und Hoffnung gegründet ſind, brauchen keine Schriften, außer zum Unterricht Anderer. — Ferner gedenkt er eines chriſtlichen Knechts aus der Barbarei, der durch ein dreitägiges Gebet von Gott erlangt habe, daß er fertig leſen konnte. Zugleich gibt er zu, daß diejenigen ſich über ein wahres und wichtiges Gut freuen dürfen, welche ohne die Anweiſung eines Menſchen die Schrift verſtehen; doch ſeyen auch diejenigen nicht zu verwerfen, welche dieſelbe erſt nach langer Uebung verſtehen lernen. Endlich bezeugt er, daß diejenigen, welche die Schwierigkeiten in der Schrift durch göttliche Gabe verſtehen, nicht ihre eigene, ſondern Gottes Ehre ſuchen, und deßwegen rühmen, daß es nicht von ihren Kräften, ſondern von der Gnade Gottes herrühre. — Ein anderes Beiſpiel zeigen die Alten an Didymus von Alexandrien, welcher blind geboren war, aber doch, weil ihn Gott gelehrt hatte, zu einer ſolchen Kenntniß göttlicher und menſchlicher Dinge gelangte, daß er Vorſteher der Katechetenſchule zu Alexandrien wurde, und unter vielen andern Schriften auch eine über den heiligen Geiſt hinterließ. — Mithin waren ſie der Meinung: „Die Weisheit ſey nicht bloß in die Buchſtaben gelegt, ſondern Gott gebe die vollkommene Weisheit einem Jeden, wie er wolle. Denn wenn die Kenntniß guter Dinge nur in den Buchſtaben beſtände, ſo würden diejenigen die wahre Weisheit nicht haben, welche die Buchſtaben nicht gebrauchen können. Weil aber doch Viele zum Verſtändniß kommen und den rechten Glauben empfangen, der ihnen vom Himmel eingegeben werde, ſo ſey kein Zweifel, daß Gott den reinen und folgſamen Herzen gebe, was ihnen nützlich iſt. Denn es ſtehe geſchrieben: „Der Menſch iſt gelehrt, den Du, Herr, gelehrt haſt.“ Pſ. 93. Sehr ausführlich ſpricht Chryſoſtomus darüber in ſeiner 1. Homilie über Matth.: „Wir ſollten zwar der Hülfe der Buchſtaben nicht bedürfen, ſondern ein ſolches reines Leben führen, daß wir anſtatt der Bücher die Gnade des heiligen Geiſtes gebrauchten, und wie jene mit Tinte alſo dieſe von dem heiligen Geiſt überſchrieben würde. Weil wir aber dieſe Gnade verloren haben, ſo laſſet uns den zweiten Weg betreten. Zwar zeigte Gott mit Worten und Werken, daß der erſte viel herrlicher geweſen ſey; denn er hat zu Noah und Abraham und deſſen Nachkommen, wie auch zu Hiob und Moſes nicht durch Buchſtaben, ſondern durch ſich ſelbſt geredet, weil er ihre Herzen rein gefunden hatte. Nachdem aber das ganze jüdiſche Volk in die ſchrecklichſten Sünden gefallen war, ſo wurden ihm die Buchſtaben gegeben und Tafeln und die dadurch geſchehene Ermahnung.“ — Und dieſes iſt nicht bloß den Heiligen im alten Teſtament, ſondern auch im neuen widerfahren. Denn Chriſtus hat ſeinen Jüngern nichts Geſchriebenes hinterlaſſen, ſondern verſprochen, ihnen, ſtatt der Buchſtaben, den Geiſt zu ſenden. „Dieſer, ſagte er, wird euch an Alles erinnern.“ — Und damit du ſiehſt, daß dieſes beſſer als jenes ſey, ſo höre den Herrn durch den Propheten reden: „Ich will ihnen einen neuen Bund ſetzen.“ Auch Paulus deutet darauf hin, wenn er ſpricht: „Er habe ein Geſetz empfangen nicht in ſteinernen Tafeln, ſondern in fleiſchernen des Herzens.“ — Weil aber nachher Einige durch Lehren, Andere durch ihr Leben ſich ſchwer verſündigten, ſo war die Ermahnung durch Buchſtaben abermals nöthig. Da wir nun dieſe große Würde verloren haben und ſoweit gefallen ſind, daß wir Schriften gebrauchen, ſo bedenket, wie thöricht es wäre, wenn wir dieſe nicht als das zweite Mittel zu unſerem Heil recht anwenden wollten. Wir ſollten ja eine ſolche Vollkommenheit des Lebens haben, daß wir die Buchſtaben nicht im geringſten mehr nöthig hätten, ſondern dem heiligen Geiſt unſere Herzen als Blätter zum Ueberſchreiben darlegen könnten.“

Damals waren auch die Lehrer meiſtens ſo demüthig geſinnt, daß ſie es als eine große Gnade Gottes anſahen und hochſchätzten, wenn ihre Zuhörer, ohne ihren Unterricht, irgend etwas in göttlichen Dingen lernten. Daher gab einſt ein Lehrer ſeinen Zuhörern in einer öffentlichen Verſammlung gewiſſe Fragen auf und wünſchte, daß Gott Einigen unter ihnen dieſelben offenbaren möge, ehe ſie weiter darüber belehrt würden. Jene wußten alſo, daß die göttliche Lehre nicht bloß von denen mitgetheilt werde, welche äußerlich pflanzen und begießen, ſondern hauptſächlich von Dem, welcher das Wachsthum dazu gibt. Sie wußten, wer den Herrn, den Geber alles Guten, darum bitte, der werde mehr durch ſeine Eingebung, als durch den Unterricht eines Menſchen lernen. Uebrigens wollten ſie damit ſagen, daß man das innere Licht zum Lehrer habe, wenn man äußerlich die guten Ermahnungen billige, und der Verſtand nicht auf Abwege gerathe. Wenn aber Gott das Herz nicht durch ſeine innere Gnade regiere, ſo nütze dem Menſchen die Predigt der Wahrheit nichts. — Auch leſen wir, daß die Lehrer, wenn ſie von göttlichen Dingen reden wollten, oft plötzlich durch den heiligen Geiſt belehrt wurden, und dasjenige ſehr gut vortrugen, auf was ſie ſich nicht vorbereitet hatten. Cyprian ſchreibt darüber an einen Freund: „Wie der Blitz die Wolken zerreißt, und ſein Glanz nicht bloß das Auge erleuchtet, ſondern auch ſchwächt, alſo wirſt du bisweilen von einer Bewegung gerührt, und empfindeſt, daß du gerührt wirſt, doch ſiehſt du Den nicht, der dich bewegt. Dann werden dir innerlich einige Worte geſagt, die du nicht ausſprechen kannſt, damit du nicht zweifeln mögeſt, daß Derjenige bei dir, ja in dir ſey, der dich zieht und ſich doch nicht ſehen läßt, wie er iſt. Alſo gibt ſich Gott der Seele zu erkennen, und gießt dir etwas von ſeinem Lichte ein, damit er dich lockt und aufweckt. Denn wenn du ihn gar nicht fühlen würdeſt, ſo wäre keine Hoffnung da, daß du ihn verlangen oder ſuchen werdeſt.“

Ferner darf nicht übergangen werden, daß die Alten die Erleuchtung bald eine Offenbarung, bald ein Eingeben, Aufſchließen, ein

Erſcheinen, Zeigen oder einen Befehl Gottes nannten. Dieß thaten namentlich die berühmteſten Lehrer. Auguſtin z. B. ſchreibt an einen Jüngling: „Hat dir der Herr dieſes geoffenbart, ſo verachte ich deine Jugend nicht.“ Ebenſo ſagt er am Anfang eines Buchs: „Daß ich dieſes Werk zu Stande bringen werde, hoffe ich von Dem, der mir in dieſer Sache ſchon viel bei meinem Nachdenken gezeigt hat, und zweifle nicht, er werde mir auch das Uebrige geben.“ Ferner beſchreibt er geiſtliche Männer als ſolche, die den Glauben nicht allein angenommen, ſondern auch durch die Offenbarung Gottes verſtanden haben. Und abermals: „Ich klopfe bei Gott mit der Begierde meines Herzens an, daß er uns dieſes Geheimniß offenbaren wolle, ehe ihr mich höret. Gebe Gott, daß es euch offenbar werde, ehe ihr mich höret.“ Auf gleiche Weiſe bekennt ein Anderer: „Er habe gelehrt, was Gott ihm geoffenbart habe;“ und Hieronymus bezeugt: „Man bedürfe bei der Auslegung der Propheten den heiligen Geiſt, damit dieſelben durch deſſen Offenbarung aufgeſchloſſen werden, durch deſſen Eingebung ſie geſchrieben ſeyen.“ Noch Andere drücken ſich anders darüber aus, z. B.: „Der gütige Herr hat ſeinen Kindern Alles gezeigt, damit ſie wiſſen, wem ſie es zu danken haben. — Dem heiligen Geiſt gefällt, was die Verſammlungen der Heiligen beſchließen, oder er lehrt ſie daſſelbe. — Gott hört nichts von mir, als was er mir ſelbſt vorher geſagt hat. — Der heilige Geiſt hat dieſes den Chriſten aufgeſchloſſen. — Was könnte von den Chriſten Beſſeres geſprochen werden, als was der heilige Geiſt in euch geredet hat? u. ſ. w.“

Der einfältige Gehorſam jener Frommen zeigte ſich nun darin, daß ſie dasjenige wirklich als einen göttlichen Befehl annahmen und ausführten, was ihnen der Herr in irgend einem Falle zu thun oder zu laſſen in ihrem Innern gezeigt hatte. Joh. 14, 21. Phil. 3, 15. Eph. 1, 17. So bekennt Cyprian: „Gott habe ihn, als ſeinem geringſten Knecht, gewürdigt, ihm etwas zu ſagen, was er Andern mittheilen ſolle ꝛc.“ Dionyſius von Alexandrien erzählt: „Daß er in der Verfolgung auf göttlichen Befehl entwichen ſey;“ und Auguſtin bezeugt: „Er könne alle Ermahnungen, Warnungen und Tröſtungen, alle Regierungen und Wege, wodurch ihn der Herr gedrungen habe, dem Volke ſein Wort zu verkündigen, nicht gehörig beſchreiben.“ Ja, ſelbſt von Konſtantin, dem Großen, ſchreibt Euſebius: „daß er nach Gebet und Faſten dasjenige gethan habe, was ihm Gott in den Sinn gab;“ weßwegen die Inſchrift auf einem Triumphbogen, den jener Kaiſer errichten ließ, alſo begann: „Was ich auf das Eingeben des größten Gottes hin gethan habe ꝛc.“

Aber auch bei andern Gelegenheiten ſprachen die berühmteſten Lehrer der Kirche von göttlichen Eingebungen. „Soviel meine Wenigkeit vermag, ſagt Einer, und ich durch göttliche Eingebung ausgerüſtet worden bin, habe ich ſchreiben wollen. Der göttliche Wille wurde mir in der Tiefe meines Herzens kundgethan. — Ich rufe den zum Zeugen an, in welchem ich gebunden bin, daß ich es nicht durch menſchlichen Fleiß erfahren habe, ſondern der Geiſt predigt mir alſo. — Alle die Gott lieben und im Gebet beharren, werden insgeheim darüber belehrt, was ſie zuvor nicht wußten; denn die Wahrheit ſelbſt zeigt ſich ihnen nach ihrem Verlangen und lehrt ſie. — Die Eingebung des Herrn Jeſu belehrt uns, und wo dieſe nicht iſt, da ſind die äußerlichen Worte vergebens. — Wenn du den Herrn, den Geber alles Guten, mit reinem Herzen bitteſt, ſo wirſt du alles Merkwürdige, oder doch wenigſtens das Meiſte, beſſer durch ſeine Eingebung, als durch den Unterricht der Menſchen lernen u. ſ. w.“ — Dieſe Redensarten gebrauchte man auch von den Schriften bewährter Männer, wie von ganzen Verſammlungen, z. B.: ſie haben dieß unter der Eingebung des heiligen Geiſtes geſchrieben; oder: Gott kann einem Jeden ein gerechtes Urtheil eingeben, und es den verſammelten Lehrern nicht verſagen. — In ſpäteren Zeiten hieß es: „Was die Heiligen Gottes unter ſeiner Eingebung thun, das iſt, als habe Er es ſelbſt gethan.“ — Obgleich nun ähnliche Ausdrücke nicht immer wahr geweſen ſeyn mögen, ſo wurden ſie doch damals ohne Widerſpruch in der Kirche gebraucht. Die Frommen konnten dabei ohne Anſtoß bleiben, weil ſie die Worte ihres Heilandes vor ſich hatten, „daß die Welt den heiligen Geiſt nicht empfangen könne, ſondern nur diejenigen, die ihn lieben und ſein Wort halten.“ Joh. 14, 17. B. d. Weish. 1, 4. Wenn ſie alſo keine Früchte des Geiſtes bei einem Menſchen fanden, ſo war auch aller Ruhm von der Wirkung deſſelben umſonſt. Nebendem aber unterließen ſie es nicht, dieſe Wahrheit Jedermann vorzuhalten, damit Niemand durch Sünden die göttliche Erleuchtung hindern möchte. So ſchreibt Theophilus an die Heiden: „Denen, die den Sünden ergeben ſind, erſcheint Gott durchaus nicht, wenn ſie ſich nicht vorher von aller Befleckung reinigen laſſen. Denn eben dieſe bedeckt die Augen mit Finſterniß.“ Andere bezeugen: „Das Licht der Gerechtigkeit, das alle Menſchen erleuchtet, gibt nicht einem Jeder.

ſeinen Schein, ſondern nur denen, die ſich rechtſchaffen gegen Gott verhalten. Das Licht geht dem Gerechten auf, nicht dem Sünder. Wer ſich nicht durch Gottſeligkeit mit Gott bekannt macht, kann ſeine Werke nicht mit reinen Augen ſehen. Zur wahren Weisheit und zur Erforſchung der Schrift iſt ein frommes Leben und eine reine Seele nothwendig, damit das Gemüth die Gabe, die es verlangt, auch erlangen könne.“ — Ebenſo bezeugten Alle, daß ſie das Geheimniß des Glaubens in einem reinen Gewiſſen haben müſſen. 1 Tim. 3, 9. Man müſſe ſich hüten, daß der heilige Geiſt um der Sünden willen die Wohnung des Herzens nicht verlaſſe. — Dasjenige Gemüth ſey zu keiner höheren Betrachtung fähig, welches lauter irdiſche Dinge begehre, und das Auge der Seele könne nicht in die Höhe ſehen, wenn der Staub der irdiſchen Lüſte es gleichſam verſchließe. — Der Märtyrer Romanus ſpricht deßwegen zu den Heiden:

Verwerft die Finſterniß der ſtummen Götzen,
Und ſchaut das Licht der reinen Hoffnung an,
Das reine Seelen nur pflegt zu ergötzen,
Weil ſonſt der Leib ſo weit nicht ſehen kann.
Die göttliche Natur faßt Gottes Kraft allein
Und kann der Majeſtät im Lichte fähig ſeyn.

Und ein Anderer:

Es kann die Weisheit nicht den böſen Sinn bewohnen,
Den ſeiner Lüſte Macht bald da bald dorthin reißt.
Wo die Gerechtigkeit mit Strafe noch muß lohnen,
Da geht der Herr nicht ein, es weicht ſein ſanfter Geiſt.

Die Alten machten ferner einen Unterſchied zwiſchen der buchſtäblichen oder äußerlichen und der wahren, lebendigen und ſeligmachenden Erkenntniß, wozu der neue Menſch erneuert wird. Koloſſ. 3, 10. „Die Wiſſenſchaft, ſagen ſie, die von Menſchen herrührt, wird durch die Uebung vermehrt; diejenige aber, welche aus der Gnade Gottes kommt, wird durch Gerechtigkeit, Sanftmuth und Barmherzigkeit verbeſſert. Jene können ſich auch diejenigen Menſchen aneignen, welche noch ihren Lüſten unterworfen ſind; zu dieſer aber ſind nur ſolche fähig, welche frei davon ſind, und das Licht ihres Verſtandes, womit ſie erleuchtet werden, im Gebet betrachten. Zu dieſer ſey alſo eine reine Seele erforderlich, weil ein Unreiner ſeinen Gott, die höchſte Reinheit, nicht ohne Gefahr berühren würde. Und ſo wenig ein kluger Menſch koſtbare

Spezereien in einem verdorbenen Gefäß aufbewahre, ebenſo wenig wolle der Herr die Salbe des Segens in ein Gefäß legen, das von den Laſtern noch befleckt ſey. — Die Furcht des Herrn ſey unſtreitig der rechte Anfang der Weisheit, und wer in der Furcht und mit einem herzlichen Verlangen nach Gott zum Worte Gottes gehe, der werde recht belehrt und erleuchtet; denn er komme zu dem Brunnen der Wahrheit ſelbſt. Wer dagegen den Laſtern ergeben ſey, und ſeine Seele durch die Lüſte des Fleiſches unterdrückt habe, der ſey nicht fähig in der Schrift fleißig zu forſchen. Man müſſe alſo auf dem Weg der Wahrheit fromm dahin gehen, und ſich der Unſchuld befleißigen; alsdann aber die Zeugniſſe Gottes erforſchen, und ſie mit reinem Herzen unterſuchen. Ja, es ſey unmöglich zur rechten Erkenntniß zu kommen, ſo lange man die Unruhe des Gemüths nicht entfernt habe.“ Darum ſangen ſie:

Wer recht in Ruhe ſteht, kann nur des Herren Willen
Aus ſeinem Wort erſehn. Wenn von dem Sturm der Welt
Das Herz ſich reißet los, und läßt in Gott ſich ſtillen,
Wodurch er wehrt, was ſonſt dem Eigenſinn gefällt.
Des Herren Tempel wird nur in der Still gebauet,
Wie man den Grund allein im ſtillen Waſſer ſchauet.

Oder:

Willſt du mit dem vollen Licht
Seines Geiſtes ſeyn umgeben,
  Mußt du leben
Stets vor ſeinem Angeſicht.
Frei von eigner Ehr und Lieb,
  Ledig von der Welt Getümmel;
  Nach dem Himmel
Muß dich führen Gottes Trieb.

Denn ſo wird der Fürſt der Welt
Nichts an dich zu fordern haben,
  Wenn die Gaben
Nur ein reines Herz behält.
Dort bei Chriſti Gegenwart
  Ziehſt du ſeinem Glanz entgegen,
  Seinetwegen
Scheinſt du auch nach Engels Art.

Der Weg der wahren Chriſten bei ihrer Erleuchtung war übrigens der, daß ſie nicht allein ihr Herz durch den heiligen Geiſt dazu reinigen ließen, ſondern auch die wahren Früchte ihrer Erkenntniß in das

Wachsthum der Heiligung ſetzten. Es hieß bei ihnen: „Die Salbung des heiligen Geiſtes erleuchtet das Herz der Glaubigen und verſetzt es in eine beſtändige Ruhe. Und dieſe Salbung können wir haben, wenn wir dem heiligen Geiſt nicht widerſtreben. Der heilige Geiſt offenbart uns zwar die Erkenntniß des himmliſchen Vaters; aber er treibt auch vor allen Dingen zur Gottſeligkeit, und überredet uns zur Tugend und zum Verlangen nach himmliſchen Dingen. — Für das ſicherſte Zeichen aber, daß eine Seele nicht mehr blind ſey, hielt man das, wenn das lebendige Waſſer in ihr nicht bloß zu quellen anfieng, ſondern auch Ströme von ſich fließen ließ. Joh. 7, 38. Wie z. B. der Märtyrer Ignaz von ſich ſchreibt: „Das lebendige Waſſer, das in mir quillt, ſpricht zu mir: Komm her zum Vater. Ich habe nicht Luſt zur vergänglichen Speiſe, noch zur Wolluſt dieſer Welt. Meine Liebe iſt gekreuzigt, und iſt kein Verlangen in mir, das ſonſt etwas lieb hätte.“ Auguſtin bezeugt: „Wenn Gott ſeine Gnade in die Herzen ergoß, ſo geſchah es mit unausſprechlicher Süßigkeit, daß er ihnen nicht bloß die Wahrheit zeigte, ſondern auch zugleich die Liebe ſchenkte. Er lehrte alſo diejenigen, welche er nach dem Vorſatz berufen hatte, und ſchenkte ihnen zugleich die Gnade, daß ſie wiſſen konnten, was ſie thun ſollten, und auch thun konnten, was ſie wußten. In dieſem Sinne ſchrieb auch Paulus an die Theſſalonicher: „*Sie haben von Gott gelernt*,“ 1 Theſſ. 4, 9., und wollte ſagen: „dasjenige ſey das gewiſſeſte Zeichen, daß man von Gott gelehrt worden ſey, wenn man auch thue, was man gelernt habe. Wer aber wiſſe, was er thun ſolle und nicht thue, der habe noch nichts von Gott gelernt *nach der Gnade*, ſondern wiſſe es nur *nach dem Geſetz*, *nach dem Buchſtaben*, aber nicht *nach dem Geiſt*.“ — Dieſe Gnade aber erwies ſich ſo kräftig an den erſten Chriſten, daß ſie von ihr bekannten: „Sie befehle der Seele durch die Eingebung des guten Geiſtes, und wer etwas Gutes thue, zu dem habe Gott geredet, damit Niemand ſich ſelbſt, ſondern Gottes rühme.“ Kurz, das Werk des heiligen Geiſtes an ihnen war, daß er ihnen die Schrift eröffnete, ihren Verſtand erneuerte, ihn zum Guten antrieb, und ſie Alle unter die rechte Zucht und unter den gehörigen Gehorſam brachte. — Wenn ſich nun auch ein Neugieriger ohne Demuth und Gehorſam in die göttlichen Geheimniſſe eindringen wollte, ſo verwieſen ihn die wahren Chriſten auf die That. Als einſt ein junger Schüler des Chriſtenthums verſchiedene Lehren aufgeſchrieben zu haben wünſchte, und ein alter Lehrer ſein unfruchtbares Herz ſah, ſagte er zu ihm: „Gehe hin und thue zuerſt, was geſchrieben iſt, nachher will ich dir mehr ſchreiben.“ So wollte der fromme Pambo, welcher die Worte gehört hatte: „Harre auf den Herrn und halte ſeinen Weg,“ nicht weiter wiſſen, ſondern rief aus: „Ich habe genug, und will vorher dieſe Worte in der That lernen!“ „Denn, ſetzt ein Anderer hinzu, wer immer nur mehr lernen will, der erlangt die Wahrheit nicht von der Wahrheit, ſondern dieſe treibt ihn von ſich, als der Gnade unwürdig, weil er es verkehrt angreift.“ Ebendieß ſah jener erfahrene Chriſt wohl ein, welcher, als Mehrere von ihm eine Rede verlangten, antwortete: „Jetzt iſt nicht mehr Zeit zum Reden.“ Als die Brüder noch die Aelteſten fragten, und auch thaten, was ihnen geſagt war, da gab Gott ihnen viel Gnade zu reden. Nun aber, weil ſie zwar forſchen, aber nicht thun, was ſie hören, hat Gott denſelben die Gnade zu reden entzogen, weil Niemand da iſt, der es thut.“ Noch Andere ſagten: „Das Reich Gottes beſteht nicht allein in Worten oder im Hören, ſondern im wirklichen Gottesdienſt, auch nicht darin, daß man nur die Bücher durchgeht, ſondern das, was darin ſteht mit der That erwägt, und Tag und Nacht darin arbeitet. Denn auch die Kinder Iſrael forſchten immer in der Schrift, wie wenn ſie ſtets an den Herrn dächten, da ſie aber die Wahrheit ſelbſt nicht annahmen, ſo mußten ſie ihr Erbe Andern laſſen. Ohne die Liebe gegen Gott iſt weder die Erkenntniß etwas, noch das Verſtehen aller Geheimniſſe, noch der Glaube, noch die Weiſſagung, ſondern es iſt Alles eitel ohne ſie. 1 Kor. 13. Ja, es iſt beſſer, daß Einer nichts weiß, als daß er durch ſpitzfindige Fragen in Irrthum und Bosheit fällt. Es iſt beſſer, wenn er nichts verſteht, aber an Gott glaubt, und in der Liebe bleibt, die alle Menſchen lebendig macht, und nichts anders zu erkennen verlangt, als Jeſum Chriſtum, den Gekreuzigten. — Auf ſolche Weiſe trieb einſt der Einſiedler Antonius leere Schwätzer in die Enge, indem er ſie fragte: Ob durch Worte oder durch Werke des Glaubens, die zugleich das Herz ändern, die Erkenntniß Gottes deutlicher bewieſen werde? Denn ſie mußten das Letztere zugeben, und ließen von ihm ab. — Darum ſagten die Väter: „Wer einmal die Wahrheit ſelbſt zur Richtſchnur hat, und das Zeugniß von Gott, das ihm vorgelegt iſt, der verſtümmelt die Erkenntniß Gottes nicht durch allerhand Fragen, ſondern richtet Alles ſo ein, daß er in der Liebe des Herrn, der um ſeinetwillen ſo viel gethan hat, zunehmen möge. Wie eine Arznei dann erſt ihre Kraft äußert, wenn ſie gut angewendet wird, ſo wird auch der Nutzen der geiſtlichen Erinnerungen nicht eher kund, bis ſie ihre Kraft durch Zeugniſſe der Beſſerung bewieſen haben. Dieß iſt die höchſte Erkenntniß, welche den Menſchen zum Fleiß in der Gottſeligkeit antreibt. Nun darf zwar Niemand in der Erkenntniß ſeiner Pflicht nachläſſig ſeyn; aber er ſoll das Wort Gottes nicht allein hören, ſondern auch darnach thun. So haben alle Heiligen die Erkenntniß Gottes in ihren Herzen bewahrt, und zwar nicht mit Worten allein, ſondern mit Worten und Werken zugleich. Sie blieben im Gebet und verſchmähten das Irdiſche. Denn dazu wird den Frommen die Kraft gegeben, zwiſchen dem Böſen und Guten zu unterſcheiden, daß ſie ohne Anſtoß wandeln können, und keinen Bund mehr mit böſen Gedanken machen, ſondern mit göttlichen Gaben geziert vor dem Herrn würdig erfunden werden. — Mithin war die Wahrheit allenthalben eine Mutter der Heiligkeit, nirgends ſtieß ſie an, nirgends fehlte ſie bei ihren Kindern, ſie bereitete das Herz recht; denn der Herr iſt nahe denen, die aufrichtigen Herzens ſind. Eine jede Lehre wird durch Gottſeligkeit erſt vollendet. Denn was hälfe es ſonſt, wenn man den Glauben bewahren, und doch in Werken gottlos ſeyn wollte? Darum kann auch die Wahrheit durch das Leben verletzt werden, wenn man, wie jener Heilige ſagt, Gott mit Worten bekennt, aber mit den Werken verläugnet.

Armer Menſch, was kann dir's helfen, daß du Gott mit Worten liebſt?
Ach! durchſuche doch dein Leben, ob du dich im Lieben übſt?
Hat dein Herze nichts davon, was die Zunge Gutes ſpricht,
Glaube, vor dem hellen Aug deines Schöpfers taugt es nicht.
Iſt die Richtſchnur deiner Liebe dir bekannt, doch ohne Frucht,
So hat Satan deinen Tod zu verdoppeln nur geſucht.

Die Alten wußten alſo die natürliche und buchſtäbliche Erkenntniß von der wahren und geiſtlichen genau zu unterſcheiden. Jene betrachteten ſie zwar auch als ein Hülfsmittel zum Guten; aber ſie hielten dieſelbe nicht für hinreichend zur Seligkeit. Denn ſie ſahen, daß nicht Alle, die laſen und ſtudirten, eine geiſtliche Erkenntniß erlangten, obgleich nicht zu läugnen war, daß auch die Gottloſen ſich Manches aus der Schrift aneigneten. „Aber, ſagten ſie, dieß iſt nicht die Kenntniß, die aus Gott iſt und durch den Geiſt gegeben wird, ſondern nur eine ſolche, die durch die Uebung des Fleiſches erworben wird, welche auch die Heiden haben. Wer nicht anhält im Gebet noch in der Gottſeligkeit, ſondern bloß durch fleißiges Leſen etwas gelernt hat, der weiß ſelbſt nicht, was er Andern predigt. Die geiſtliche Erkenntniß dagegen wird nicht bloß äußerlich gelernt, ſondern auch innerlich empfunden, nicht bloß in der Schrift geleſen, ſondern auch aus dem Herzen vorgetragen.“ — Indeſſen hielt man doch die Uebung für nöthig und heilſam, wenn ſie in lebendigem Glauben geſchah, und forderte dazu eine demüthige und ſorgfältige Betrachtung des göttlichen Wortes, oder wie man es mit beſonderem Nachdruck nannte, ein tieferes Eindringen in daſſelbe. Zugleich gab man den Rath, daß die Seele ſich vorher durch den heiligen Geiſt von der Weltliebe entfernen laſſen, und ſich allein dem Herrn übergeben ſolle. Sie müſſe ihre Gedanken, die etwa in der Welt zerſtreut ſeyen, durch die Hülfe des heiligen Geiſtes ſammeln, und ihren Verſtand gleichſam in die ewige Welt hinüberführen laſſen. Sie müſſe ſich in ihrem Innerſten aufhalten lernen, die Ausſchweifungen ihres Gemüths im Zaum halten, und alles Aeußere vergeſſen. Wer zur Betrachtung himmliſcher Dinge Luſt habe und ſie erkennen wolle, der müſſe allein innere Güter lieben. Und wenn er fleißig nachgeforſcht und lange geſucht, auch endlich gefunden habe, wer er ſey, ſo müſſe er durch göttliche Offenbarung erkennen, wer er ſeyn müſſe, was für eine Wohnung er Gott bereiten, und mit welchem Gehorſam er ihm gefallen ſolle. Denn wenn das Herz nicht von dem Aeußeren fleißig abgezogen werde, ſo werde es zur Betrachtung des Inneren nimmermehr angetrieben. — So machte es namentlich jene fromme Frau, welche alle ihre äußeren Sinne gleichſam verſchloß, um mit ihrem Seelenbräutigam vertraulicher umgehen und nach der Schrift ſagen zu können: „Ich bin bei meinem Geliebten und er iſt bei mir.“ — Ueberhaupt fanden die Chriſten die genannten Mittel in der Folge ſehr bewährt. Denn unter ſolchen Umſtänden durfte ſich Keiner bei ſeiner Trägheit und Unwiſſenheit in göttlichen Dingen mit dem Vorgeben der Einfalt behelfen. Denn, ſagte Jemand, die Einfalt genüge ihm, ſo bewies man ihm, daß ein Thörichter und Unwiſſender nicht einfältig heißen könne, ſondern er ſey gottlos und argliſtig. Der Herr hätte ſonſt nicht befohlen: klug zu ſeyn, wie die Schlangen: Petrus hätte nicht geſagt: man ſoll bereit ſeyn zur Verantwortung Jedermann; und Paulus: laſſet das Wort Chriſti reichlich unter euch wohnen. Es ſey ungereimt, wenn der Handwerker ſein Geſchäft verſtehe, der Chriſt aber keine Rechenſchaft von ſeinem Glauben geben könne, was ihm doch einen ewigen Verluſt zuziehe. Ja, ſogar die Heiden bieten Allem auf, um ihre Lügen zu bekräftigen, und die Diener der Wahrheit getrauen ſich nicht ihre Lehre zu vertheidigen. — Zwar ſey richtig, daß es auch in der Erleuchtung verſchiedene Grade gebe, jedoch müſſe ſich ein Jeder wenigſtens von dem Grund ſeines Heils im Glauben die nöthige Gewißheit verſchaffen. Wer alſo zur Erkenntniß Gottes gelangen wolle, der müſſe ſein Herz von allen ſinnlichen Bewegungen reinigen, und erſt wenn dieß geſchehen ſey, könne er zu dem Berge des Herrn, d. i. zur Gottesgelahrtheit, nahen. Er müſſe, wenn er etwas begriffen habe, immer denken, daß er noch um etwas Anderes bitten müſſe, was er erſt begreifen lernen ſolle. Er müſſe dasjenige hauptſächlich lieben, was in ihm bleibe. Durch ein gutes Leben müſſe er zu Gott aufſteigen; denn durch die Reinigung erlange er das reine Gut. Wer der göttlichen Natur würdig werden wolle, der müſſe die Gebote des Herrn bewahren, und in denſelben wandeln. Denn die Uebung in der Gottſeligkeit ſey eine Stufe zu weiterer Erkenntniß.

Demnach lernten Jene die Stufen und den Unterſchied der Gnade aus dem Worte Gottes, wie aus der Erfahrung kennen. Denn obgleich der heilige Geiſt bei einem Jeden wohnte, der ſeiner fähig war, und in einen Jeden eine ſolche Fülle von Gnade ergoß, wie wenn er nur allein in ihm wäre, ſo äußerte ſich doch ſeine Kraft an dem Einen mehr als an dem Andern. Daher kam es, daß Einige die Zukunft voraus wußten, Geheimniſſe verſtanden, verborgene Dinge begriffen, ausgezeichnete Gaben hatten, und einen himmliſchen Wandel führten. Ja, bisweilen war die Gnade mächtiger als zu einer andern Zeit. Sie entzündete den Menſchen heftiger und machte ihn geſchickter als ſonſt, wenn ſie ihm entzogen oder verringert war. Oft geſchah es bei frommen Seelen, daß Gott, der ſonſt in einem unzugänglichen Lichte wohnt, aus Gnaden in ihre Herzen etwas von ſeinem Lichte ſchickte, weil er die Liebe iſt, und ſich durch den Geiſt, nach dem Maaß unſerer Schwachheit, uns mittheilen will. Denn nachdem ſie einmal die Erſtlinge des Geiſtes empfangen hatten, ſo kam über ſie das Verſtändniß der Geheimniſſe, die Gabe der Weiſſagung, das Wort der Weisheit, die Feſtigkeit der Hoffnung, die Gabe geſund zu machen, und die Herrſchaft über die böſen Geiſter. — Und dieſes Alles durchdrang ſie nach ihrem eigenen Bekenntniß, wie ein ſtarker Regen, und zeigte ſich in vielen Früchten.

Daher ſie in ihren Liedern von ſich rühmen konnten:

Ein Licht treibt uns zum andern Licht noch mehr,
Wer dieß hat, gehet immer weiter,
Der Reiche bleibt von aller Gnade leer,
Bei Armen wird's noch täglich heiter;
Wenn Gott, der Born des Lichts, uns ſcheinet,
Und uns mit ſich im Licht vereinet.

Obgleich der Allweiſe Einigen ein hohes Maaß der Erleuchtung beilegte, ſo überhoben ſie ſich deßwegen doch nicht über Andere. Dagegen rühmten ſie daſſelbe an denen, welche ihren Heiland wahrhaftig aufgenommen hatten. „Denn die Seele, ſagten ſie, wird des Geiſtes in ſeinem Lichte theilhaftig, und von dem Glanz ſeiner unausſprechlichen Herrlichkeit erleuchtet. Ja, ſie wird ganz ein Licht und ein Antlitz voll Augen, weil die unausſprechliche Klarheit des Lichtes Chriſti in ſie kommt und in ihr wohnt. — Einer glaubigen Seele wird geoffenbart, was leiblichen Augen verborgen iſt, und ſie wird bisweilen von der Gnade durch eine geheime Weisheit und eine unerforſchliche Erkenntniß des Geiſtes darin unterrichtet, was mit Mund und Zunge nicht ausgeſprochen werden kann."

Demohngeachtet aber durfte Niemand unter ihnen aufhören zu wachſen in der Erkenntniß Jeſu Chriſti, weil ſie den höchſten Grad noch nicht erreicht hatten. Es hieß vielmehr bei ihnen: je mehr ſich Einer in die Höhe ſchwingt, deſto näher kommt er gleichſam zur Sonne. Und ſo kamen ſie immer weiter über alle natürliche Vernunft, und der Herr gab ihnen durch die Gnade der Offenbarung Verſtand und Einſicht in allen Dingen. — Von dieſer Gnade ſangen ſie mit Recht:

Iſt's möglich, daß dem etwas verborgen mag ſcheinen,
Der ſelbſt das allſehende Auge recht kennt?
Ein Chriſt iſt verbunden mit Jeſu in Einem,
Da Niemand die Liebe und Freundſchaft zertrennt.
    Ihr Wollen und Wiſſen
    Iſt einzig befliſſen,
Daß nichts vor der Weisheit ſich unbekannt nennt.

Indeſſen blieben die erſten Chriſten, wie ſchon geſagt, ſtets in der Demuth, und verlangten nicht mehr zu wiſſen, als was dem Herrn gefiel. Auf der einen Seite galt es bei ihnen als eine ſündliche Neugierde, wenn man das zu erforſchen ſuchte, was Gott verborgen haben wollte; auf der andern aber hielten ſie es für einen ſchändlichen Undank, wenn

Einer das läugnete, was Gott geoffenbart hatte. Und wenn ſie etwas erkannten, ſo ſtellten ſie das Uebrige Gott anheim, damit Gott allezeit ihr Lehrer blieb und ſie ſtets Schüler wären. — Erlangte aber Einer eine höhere Erkenntniß, ſo gereichte es der Herrlichkeit Gottes zum Preiſe, und nicht bloß die Apoſtel rühmten ſich darüber in Gott, ſondern auch Andere nach ihnen. „Gelobt ſey Gott, ſchreibt Barnabas, daß er die Weisheit und den Sinn ſeiner Geheimniſſe in uns gelegt hat.“ Und Ignaz bekennt: „Daß er himmliſche Dinge lehren könne; denn er wiſſe ſie und ſey nicht in allen Stücken gebunden, ſondern er kenne die Ordnungen der Engel, und die Herrſchaften, beides, die ſichtbaren und die unſichtbaren, ob er es gleich den Schwachen nicht offenbaren wolle. — Wußten ſie, daß ihre Brüder ſchon irgend eine Offenbarung erhalten hatten, ſo ermahnten ſie einander, ſich im Worte Gottes immermehr zu üben, damit ihnen dieſelbe noch deutlicher werde. Denn wie das Feuer durch das Oel vermehrt werde, ſo werde der Stoff, der im Herzen ſey, durch eine ſolche Uebung zunehmen und bleiben. Es wäre ſchrecklich, wenn das Werk des Herrn in der Seele aufhören würde, da der Satan immerfort wirke, und in den Gottloſen die Bosheit vermehre. Der Herr habe deßwegen ſeinen Tröſter geſandt, daß die Glaubigen nach und nach zum Wachsthum in der Gottſeligkeit angeleitet werden, weil die menſchliche Schwachheit nicht Alles auf einmal faſſen könne. — Demnach mußte Alles dazu dienen, daß ſie in der Erkenntniß Gottes und Jeſu Chriſti immermehr zunahmen. Sie ſahen, daß man durch den Geiſt Jeſum Chriſtum erkennen müſſe, daß Er der Herr ſey. Sie ſahen, daß Gott ſich ſelbſt zu offenbaren pflege, Chriſtus ſich ſelbſt verkündige, und der heilige Geiſt ſich denen zeige, die es würdig ſeyen. Sie ſahen, wie Epiphanius ſagt, daß Chriſtus in den Heiligen rede und der heilige Geiſt auch. — Daraus entſtand denn eine göttliche Gewißheit, ſo daß das Evangelium nicht bloß im Wort, ſondern in der Kraft, in dem heiligen Geiſt und in vieler Freudigkeit und völliger Ueberzeugung bei ihnen war. 1 Theſſ. 1, 5. Dieſes wünſchte der Apoſtel Paulus ſeinen Koloſſern, 2, 2., und nach ihm rühmten mehrere Lehrer das Gleiche von ihren Gemeinden. Klemens z. B. ſagt von den Korinthiern: „Jedermann habe ihre vollkommene und untrügliche Erkenntniß ſelig geprieſen, und ihren ſtarken und feſten Glauben für tüchtig erkannt.“ Ignaz bezeugt von den Epheſern: „Sie laſſen ſich von Niemand betrügen, weil ſie ganz Gott angehören und auch Gott leben, indem ſonſt kein Verlangen in ihnen ſey.“ Und von ſich ſelbſt ſagt er: „Es haben mich wohl Einige verführen wollen nach dem Fleiſch, aber mein Geiſt läßt ſich nicht verführen, den ich von Gott empfangen habe; denn ich weiß von wannen er kommt und wohin er fährt, und er ſtraft das Verborgene.“ — Eine ſolche Gewißheit hatten ſie aber auch in geringeren Dingen. Darauf beruft ſich namentlich Paulus in ſeinem Brief an die Römer (Röm. 14, 5. 14. 23.), und auch Tertullian ſpricht ſehr ſchön darüber: „Wir müſſen ſo ſelig und in einer ſolchen völligen Ueberzeugung wandeln, daß wir unſeres Gewiſſens wegen ruhig und ſicher ſeyn können, und wünſchen, daß dieſes in uns beſtändig ſo bleiben möge. Aber wir dürfen nicht vermeſſen ſeyn; denn ein Vermeſſener ſcheut und hütet ſich nicht, und iſt in deſto größerer Gefahr. Der Herr ſorgt für ſeine Knechte nach ſeiner Barmherzigkeit, daß ſie ſich auf ſeine Güte verlaſſen können.“ — Und von nun an drückten ſie in allen ihren Lobſprüchen über das Wort Gottes, über die Lehre des Chriſtenthums und die wahre Erkenntniß das unausſprechliche Vergnügen aus, das für ſie daraus entſprang. „Wahrlich, ſagten ſie, wer die Erkenntniß Gottes einmal empfunden und die Wolluſt genoſſen hat, die aus ihr entſpringt, der wird dem Satan nicht mehr nachfolgen, wenn dieſer ihm auch weltliche Freuden anbietet. So lange man aber jene nicht geſchmeckt hat, muß man thätig ſeyn, und ſeinen Vorſatz ſtets Gott aufopfern, damit Alles geſchehe, um zu ſolcher Erkenntniß zu gelangen. Dann fängt die Sonne an im Herzen lieblich zu ſcheinen, und ihre Strahlen durchdringen gleichſam alle Glieder, damit der tiefſte Friede darin wohne. Und ſobald der Menſch ſeine Sinnen und Gedanken Gott widmet, und keiner andern Sache mehr Raum gibt, ſo macht ihn der Herr ſeiner Geheimniſſe theilhaftig in größerer Heiligkeit und Reinheit. Er gibt ſich ihm ſelbſt zu einer himmliſchen Speiſe und einem geiſtlichen Trank. Dann aber findet ſich in ihm eine göttliche Weisheit oder eine Erkenntniß göttlicher und menſchlicher Dinge. Dann weiß er, woher Alles ſeinen Urſprung hat, dann werden ihm die Pforten des Lichts immer mehr geöffnet, und er ſieht und erkennt, was ihm Gott und ſein Geſalbter zu verſtehen gibt. Er ſieht das vollkommenſte Weſen mit den Augen des Herzens, welches die höchſten Dinge auf eine feine Weiſe in ſich zieht, und die Strahlen der göttlichen Beſchauung durch ſolche Bilder, die über alle Sinne erhaben ſind, in ſich aufnimmt.“ — Dieß war die wahre Weisheit der alten Chriſten, wodurch ſie den Vater des Lichts in der Gottſeligkeit verehrten, indem die Weisheit nichts als Wahrheit bei ihnen war, worin ſie das höchſte Gut beſaßen und ſelig dabei waren. Daher hielten ſie ſpitzfindige und freche Menſchen nicht für weiſe, ſondern ſolche, die eine gewiſſe Erkenntniß Gottes und ihrer ſelbſt hatten und derſelben auch gemäß lebten. Alle Andere dagegen hielten ſie für Thoren, ſie mochten gelehrt oder ungelehrt ſeyn.

Endlich gab ihnen der heilige Geiſt auch die wahre Klugheit ins Herz, d. i. eine gewiſſe Erkenntniß deſſen, was man thun oder laſſen ſoll. Wer dieſer folgte, der konnte nie von ſeiner Pflicht weichen, auch niemals von den Laſtern verführt werden. Die andere, ſchlimme Art der Klugheit aber verwarf ihr lauterer und geheiligter Sinn, weil dieſelbe nichts als eine Schlauheit ſey, um in der Eile ausfindig zu machen, was zum Eigennutz diene, und um die Einfältigen zu betrügen. — Sie verſtanden alſo darunter die lautere, reine Vorſicht, vermittelſt welcher ſie erkannten, was zu thun oder zu laſſen ſey, und bei welcher ſie nicht ins Verderben gerathen konnten. — Auch dazu mußte ihnen der Herr allein Augen und Ohren öffnen, daß ſie ſein Wort hören und ſeinen Willen vollbringen konnten. Darum baten ſie ihren lieben himmliſchen Vater ſtets um Kraft, daß er ſie unterſcheiden lehre, was gut oder böſe ſey, und was von Gott oder von der Natur komme. Und weil ſie ſtets mitten unter den Fallſtricken wandelten, ſo waren ſie gleichſam voll Augen, wie die Cherubim, damit ſie überall hinſehen könnten. Daher konnte man wohl von einem Chriſten ſagen: Er ſey klug wie die Schlangen, und ohne Falſch wie die Tauben. Matth. 10, 16.

IV.

Von der Wiedergeburt und Kindſchaft Gottes.

Die Alten legten auf den Ausſpruch des Apoſtels Paulus, Tit. 3, 5., worin er die Taufe nicht die Wiedergeburt ſelbſt, ſondern ein Bad der Wiedergeburt nennt, deßwegen ein hohen

Werth, damit Niemand bei der Taufe bloß auf das Aeußere ſehen und die innere Wirkung von Seiten Gottes darüber vergeſſen möchte. Denn wie Abraham ſchon vor ſeiner Beſchneidung wiedergeboren war, und dieſe nur empfieng zum Siegel der Gerechtigkeit, ſo konnte es geſchehen, daß Einer zwar noch nicht getauft, aber doch wahrhaft wiedergeboren war. Dagegen konnte Jemand getauft und wegen ſeines Unglaubens doch nicht wahrhaft wiedergeboren ſeyn. Gleichwie ein Jude zwar äußerlich beſchnitten ſeyn konnte, und doch dieſe ſeine Beſchneidung ſchon wieder zur Vorhaut wurde, wenn er nicht auch im Geiſt beſchnitten war. Röm. 2, 25. 26. Daher ſagt Auguſtin: „Man habe in der chriſtlichen Kirche einen frommen Katechumenen höher geſchätzt, als einen ſchlimmen Chriſten, der ſchon getauft geweſen ſey. Denn auch der ungetaufte Hauptmann Cornelius ſey frömmer und ſeliger geweſen als der getaufte Zauberer Simon. Jener ſey noch vor der Taufe mit dem heiligen Geiſte erfüllt worden, und dieſen habe der unſaubere Geiſt auch nach der Taufe noch beſeſſen. Und wie dem frommen Katechumenen die Taufe noch fehle zur Erlangung des Reiches Gottes, ſo fehle dem ſchlimmen Chriſten, der getauft ſey, die wahrhafte Bekehrung. Denn der, welcher geſagt habe: „Wenn Jemand nicht aus Waſſer und Geiſt geboren wird, ſo wird er nicht in das Himmelreich kommen;“ der habe auch geſagt: „Es ſey denn eure Gerechtigkeit beſſer, als die der Phariſäer und Schriftgelehrten, ſo werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen.“ Damit aber der Katechumene nicht allzuſehr auf ſeine Frömmigkeit poche und die Taufe verachte, ſo werde geſagt: „Wenn nicht Jemand aus Waſſer und Geiſt wiedergeboren werde, ſo könne er nicht ins Himmelreich kommen,“ und damit die Getauften nach der Taufe nicht träg und ſicher in ihren Sünden werden, ſo ſtehe geſchrieben: „Wenn eure Gerechtigkeit nicht beſſer iſt, als die der Schriftgelehrten ꝛc.“

Wenn alſo der Getaufte ein Heuchler war, ſo kam der Geiſt Gottes nicht zu ihm, und der Menſch blieb in ſeinem vorigen verdammlichen Zuſtand. „Denn, ſagt der nämliche Kirchenvater abermals, es kann gar wohl Jemand mit der Taufe Chriſti getauft, und doch können ſeine Sünden nicht getilgt ſeyn, wenn ſein Herz in der Bosheit und im Laſter beharrt. Nur dann bringt die Taufe Vergebung der Sünden, wenn der Menſch ſich bekehrt und von dem Laſter abläßt.“ Ein Anderer rühmte bei dem Leichenbegängniß ſeines Vaters: „Dieſer Mann kam zu der Wiedergeburt, darin wir durch Waſſer und Geiſt von Neuem geboren werden, wodurch wir auch den Namen eines Chriſten und die Heiligung erlangen, indem eine Umwandlung des Irdiſchen in das Himmliſche mit uns vorgeht. Er betrachtete ſein ganzes vorhergehendes Leben als eine Vorbereitung zur göttlichen Erleuchtung und als eine Reinigung, die vor jener Reinigung hergieng und der himmliſchen Gabe Sicherheit verlieh, damit die Taufe der Reinheit des Lebens ſicher mitgetheilt werden konnte, und dieſes Gut nicht Gefahr litt in der Beſchaffenheit der Seele, welche wider die Gnade kühn und ungehorſam zu ſeyn pflegt.“

Von dieſer Wiedergeburt und ihren ſeligen Folgen hatten die erſten Chriſten insgemein eine ſehr ſchöne Anſicht, dieſelbe mochte in ihnen vorgehen wann und wie ſie wollte. Denn nach der Vergebung der Sünden hielt man dieß für die erſte Stufe zur Seligkeit, wenn Jemand zu einem neuen Menſchen wiedergeboren wurde. „Es ſey, ſagte man, eine ganz andere und weit vortrefflichere, höhere Geburt, die nichts mit irdiſchen Dingen gemein habe. Es gebe zweierlei Geburten, — die eine ſtamme von der Erde, die andere vom Himmel; die eine vom Fleiſch, die andere von der Ewigkeit und von Gott ſelbſt. Ebenſo gehen beide auch an verſchiedenen Weſen vor ſich, jene an dem alten Adam, dieſe an dem neuen Menſchen.“ Deßwegen nannten ſie die letztere auch eine andere Geburt, eine Veränderung des Menſchen, eine Geburt, die von Neuem geſchehe u. ſ. w. Sie bemerkten, „daß dieß eigentlich aus dem Geiſt gezeugt werden heiße, wenn der Menſch das werde, was der iſt, aus dem er geboren werden ſoll, nämlich ein Geiſt, wie geſchrieben ſteht: „Was vom Geiſt geboren wird, das iſt Geiſt.“ Joh. 3, 6. Von Neuem geboren werden heißt: den alten Menſchen ausziehen mit ſeinen Werken und Begierden, und den neuen anziehen, der erneuert wird zur Erkenntniß nach dem Bilde des Schöpfers.

Gleichwohl erkannten die lieben Alten auch die Hoheit dieſes Werks und die Blödigkeit ihres Verſtandes, und redeten daher mit Demuth und Ehrerbietung davon. Hilarius bekennt von ſich: „Ich habe zwar den Glauben an meine Wiedergeburt; aber ich kenne ſie nicht recht, und habe doch, was ich nicht verſtehe. Denn ich werde, ohne daß ich es empfinde, wiedergeboren, und mit der Kraft der Wiedergeburt begabt.“

Ein alter Dichter ſingt darüber:

Wie offenbar ſind doch des Glaubens hohe Kräfte!
Die wahre Sonne naht ſich uns mit ihrem Licht,
Wenn Gottes Geiſt in uns die böſe Art zerbricht,
Und fängt von vornen an die geiſtlichen Geſchäfte.

Da kommen wir hervor als neugeborne Söhne,
Das höchſte Alter geht in zarte Kindheit ein.
Der muß ein Wundermenſch von zwei Geburten ſeyn,
Wer Gott recht preiſen will mit engliſchem Getöne.

Weiter erinnerten ſie, „daß das Weſen des Menſchen an ſich nicht verändert oder gar vernichtet werde, wenn die Geburt aus Gott an ihm vorgehe. Er lege zwar ab, was alt und verderbt ſey, der Leib aber bleibe, wenn gleich Sinn und Gemüth verändert werde. Wenn der Menſch wieder zur wahren Gottſeligkeit komme (davon geſchrieben ſtehe, der Geiſt geht und kommt nicht wieder, denn wenn Gott ihn nicht umkehren würde, ſo käme er nicht wieder), ſo werde er eigentlich kein neues Geſchöpf. Es werde kein anderes Weſen in ihm geſchaffen, ſondern das verderbte werde erneuert. Es werde auch nichts von ihm weggenommen, als das Böſe, das er von Natur nicht gehabt habe. Denn in Adam ſey die Natur unverdorben geweſen; aber dieſer habe ſich durch ſeinen Ungehorſam viel Böſes zugezogen, und daſſelbe auf die Nachkommen fortgepflanzt. Dieſes könne die Gnade des Erlöſers allein zu nichte machen, der ſein Werk durch ſein Werk wieder zurechtbringen wolle.“ Indeſſen wußten ſie wohl, daß es ein überſchwänglich großes Werk des heiligen Geiſtes ſey, daß ſie, wie Chriſtus die Fülle der Gottheit in ſich habe, alſo auch in Ihm erfüllt würden, Phil. 3, 20., Kol. 2, 9., weil alle die, welche durch die Hoffnung des Glaubens zum ewigen Leben wiedergeboren ſind, nun in dem Leibe Chriſti bleiben. — So nahmen ſie auch die Worte ihres Heilands, der die unumgängliche Nothwendigkeit der Wiedergeburt ſo theuer bezeugt hatte, in völligem Glauben auf: „Wahrlich, wahrlich ich ſage dir, es ſey denn, daß Jemand von Neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht ſehen.“ Joh. 3, 3. 5. Denn wer die Kraft dieſes göttlichen Werks in ſeiner Seele empfunden hatte, der erkannte auch, die Nothwendigkeit deſſelben, und ſchloß aus den Worten des Herrn, „daß die zweite Geburt ebenſo nothwendig ſey, als Einem, der in dieſe Welt kommen ſollte, die leibliche. Wenn gleich die Vernunft ſie für unmöglich halte, ſo ſey ſie doch einem Chriſten ſo nöthig, daß Keiner auf andere Weiſe ſelig werden könne. Und was höchſt nöthig ſey, das mache Gott auch leicht. Die irdiſche und fleiſchliche Geburt ſey von der Erde, darum ſeyen die himmliſchen Dinge ihr verborgen. Denn Himmel und Erde haben zwar nichts mit einander gemein; aber die geiſtliche Geburt öffne uns die Pforten des Himmels.“ — Deßwegen trozten ſie den Unwiedergebornen gegenüber auch recht eigentlich auf dieſen Weg. „Niemand betrüge uns, ſagten ſie, die Schrift iſt zu klar, ihre Glaubwürdigkeit hat einen feſten Grund, dieſer Glaube iſt allgemein. Alle Unwiedergebornen ſind verdammt, und Niemand entgeht der Verdammniß, als wer wiedergeboren iſt. Nicht die Geburt, ſondern die Wiedergeburt macht den Chriſten, weil Niemand durch ſeine alte Geburt, ſondern allein durch die neue von ſeinen Sünden gereinigt werden kann. Wenn die Seele nicht in dieſer Welt durch große Treue und inſtändiges Gebet die Heiligung des Geiſtes erlangt, wenn ſie nicht der göttlichen Natur theilhaftig und mit der Gnade vereinigt wird, durch deren Hülfe ſie alle Gebote ohne Tadel erfüllen kann, ſo iſt ſie nicht tauglich zum Himmelreich. Denn was Einer hier Gutes davon erlangt haben wird, das wird an jenem Tage ſein Leben ſeyn.

Dieſe übernatürliche Kraft wurde dem heiligen Geiſt zugeſchrieben. Durch Ihn konnten ſie dem Bilde Gottes ähnlich ſeyn und der göttlichen Natur theilhaftig werden. In derſelben glaubte man daher an keine bloß fleiſchliche Nachfolge der Erbſchaft, ſondern an eine Gemeinſchaft der Gnade in der Kindſchaft. — Der heilige Geiſt machte die, welche fremd waren, zu Kindern durch die Wiedergeburt von Oben. Sie empfiengen ihn, indem er ſie heiligte und entzündete, und erhielten zugleich die Gemeinſchaft mit Gott, das Kindesrecht, das Pfand des ewigen Erbes und die Erſtlinge der zukünftigen Güter. — Der heilige Geiſt erwies ſich in ihnen wirklich als eine Erneuerung des Bildes Gottes, als eine Vollendung des Gemüths und eine Verbeſſerung der Seele. Er ſchuf den Glauben in ihnen, daß ſie von Gott angenommen wurden, und lehrte ſie, daß kein Gottloſer dieſen Schatz haben könne. Deßhalb ſchrieben ſie auch Alles der Gnade Gottes zu, und ermahnten einander, daß ſie den Herrn, der allein die Sünde wegnehmen könne, anrufen ſollen, damit Er ihnen den alten Menſchen ausziehe. Die Feinde, welche den Menſchen gefangen halten, ſeyen ſtärker als er; aber der Herr habe verheißen, daß Er uns von dieſer Knechtſchaft erlöſen wolle. — Von dieſer Gnade ſang der fromme Alte:

Der neue Gnadenſchein von Chriſti Liebe
Zieht unſern Sinn, beſiegt die Härtigkeit
In Gottes Kraft, die im verborgnen Triebe
Von innen aus Herz, Muth und Sinn erneut,
Und nicht allein durch Rathen und durch Lehren
Den Menſchen kann im Augenblick umkehren.

Und Paulinus rühmt:

O Gott! ich habe nicht von ſelbſt mein böſes Leben
Verworfen und verdammt. Die Gnade kam zuvor,
Ihr neuer Sinn hob mich zu deinem Reich empor,
Nicht meine Kraft. Dir muß ich nur die Ehre geben.
Haſt du zuvor an mir wohl etwas Gut's erſeh'n?
Ach nein! Der Dank ſoll dir, nicht aber mir geſcheh'n!

Dieſe überſchwängliche Gnade nahm der Glaube an, und gebrauchte ſie zu ſeiner Stärkung. Darum nennt ihn Polykarp die Mutter aller Kinder Gottes, von welcher ſie gleichſam geboren werden. Andere ſagen: „Wahre Kinder Gottes ſind diejenigen, welche nicht das Geſetz gebiert, ſondern der Glaube, der in Chriſto Jeſu iſt. Der Chriſt wird nicht nach ſeinem Weſen geboren, ſondern durch den Glauben, der dazu gekommen iſt. Die Unwiſſenheit entſteht im Fleiſch; der Glaube aber wird durch die geiſtliche Schöpfung eingepflanzt. — Ein ſolcher lebendiger Glaube betrachtet Gott nicht in dem gewöhnlichen Sinn, weil der, welcher uns ſeiner Natur theilhaftig macht, uns nicht mit leiblichen Geboten aufhält, ſondern den Geiſt reinigt von allen Sünden durch die Veränderung des Herzens, — der, durch deſſen Tod wir in der Taufe begraben werden, damit wir wieder zum Leben der Ewigkeit kommen. Die Wiedergeburt zum Leben nämlich iſt gleichſam ein Tod aus dem Leben, und indem wir den Sünden abſterben, werden wir zur Unſterblichkeit wiedergeboren."

Demnach war der neugeborne Chriſt über alle natürliche Menſchen erhaben, und gehörte dem Geiſte nach nicht mehr unter die eiteln, vergänglichen Kreaturen. „Es iſt etwas Hohes um die neue Kreatur, hieß es, ſie iſt von allen Menſchen dieſer Welt verſchieden durch die Erneuerung des Sinnes, durch die Ruhe der Gedanken, durch die Liebe des Herrn und den himmliſchen Frieden. Deßwegen iſt der Herr gekommen, daß er die, welche wahrhaftig an ihn glauben, dieſer Güter würdigte; denn der Chriſten Herrlichkeit und himmliſcher Reichthum iſt unausſprechlich." — Ferner flehte der Glaubige ſtets zu Gott, daß er ſeinen Sinn immermehr ändern und ſein Herz umkehren möge, damit ſeine Bitterkeit in lauter ſüßes Weſen verwandelt werde. Denn wer zu Gott nahen will, der muß mit der Geſinnung hinzutreten, daß er ganz geändert werde nach ſeinem vorigen Wandel. Er muß, wenn er in Chriſto eine neue Kreatur ſeyn will, den neuen Menſchen ſo darſtellen, daß man ihm anſieht, er habe nichts mehr von dem alten. Denn darum iſt der Herr gekommen, daß er die Seele, die, um ihrer Sünden willen, in Lüſte und Begierden verwickelt iſt, ſo verändere, daß ſie mit ſeinem Geiſte vereinigt werde. Er iſt gekommen, daß er uns ein neues Herz, eine neue Seele, neue Augen, neue Ohren, eine neue geiſtliche Zunge gebe, und um es kurz zu ſagen, daß er uns zu neuen Menſchen mache, die er mit dem Lichte ſeiner Erkenntniß erfüllt. — So mächtig zeigte ſich alſo die Gnade in ihren Gefäßen, und mußte in allen geprieſen werden, da ſie den Verſtand öffnete, das Herz erleuchtete, es mit den Früchten des Glaubens ausrüſtete, und Alles in Allem bei ihnen wurde.

Als die erſte augenſcheinliche Frucht der Wiedergeburt galt bei denſelben ein heiliges Leben; denn ſie wußten aus der Schrift, Epheſ. 2, 10. 4, 22. Kol. 3, 10. 1 Joh. 2, 9. 5, 18., daß ſie deßwegen wiedergeboren würden, damit die Sünde in ihnen gebrochen werde. „Ebendeßwegen, ſagten die Väter, iſt die Wiedergeburt von Gott verordnet, weil die erſte Geburt ſündlich iſt. Darum hat die neue Kreatur dieſe Eigenſchaft durch die Gnade, daß diejenigen, welche Gottes Geſchöpfe ſind und in Chriſto durch die himmliſche Geburt erſchaffen werden, nicht träg und müßig ſeyen, ſondern in der Kraft zunehmen und auf dem Wege guter Werke wandeln. Denn das heißt erſchaffen werden, wenn aus der alten Kreatur eine neue, aus dem Bilde des irdiſchen Menſchen das Bild des himmliſchen wird, welches derjenige in uns anfängt, fortſetzt und vollendet, deſſen Werk wir ſind. — Gott bildet die Menſchen nicht bloß zu Menſchen, ſondern macht, daß ſie auch fromme Menſchen ſind, wie David ſagt: „Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz.“ Wer alſo aus dem Vater im Himmel geboren ſeyn will, der muß etwas Beſſeres thun, als die andern Menſchen, nämlich im Fleiß und in der Arbeit, im Eifer, in der Liebe, in gutem Wandel, im Glauben und in der Furcht, damit diejenigen, welche ſo herrliche Güter verlangen, den Herrn auch wirklich beſitzen können. — Es liegt nicht in des Menſchen Kraft von ſo vielem Uebel befreit zu werden, ſondern allein in Gottes Hülfe; daher ſoll er auch dankbar ſeyn. Und wer einmal freiwillig und von Herzen gehorſam worden iſt, der darf nicht zurückweichen zu dem, wovon er ſich nicht ungern getrennt hat. Wenn alſo der Herr unſere Liebe von der Welt abgewendet hat, wenn die Seele anfängt in der Gottſeligkeit zu leben, und das Wort Pauli erfüllt wird: „ſtellet euch nicht dieſer Welt gleich,“ ſo folgt das Andere bald darauf, „ſondern verändert euch durch die Erneuerung eures Sinnes, — doch nicht, als ſollten wir nach eines Menſchen Meinung leben. Denn der Schöpfer hat nicht geſagt: „Der Menſch werde nach ſeinem Geſchlecht, ſondern nach unſerem, d. i. Gottes Bilde, damit wir prüfen, welches ſein Wille ſey.“

Von dieſen herrlichen Wirkungen werden wir in der Folge Beiſpiele genug antreffen, für jetzt bemerken wir nur noch, daß die Alten die Wiederherſtellung des Bildes Gottes für den Hauptzweck ihrer neuen Geburt gehalten haben. „Denn, ſagten ſie, wie Gott die Menſchen geſchaffen hat, alſo bringt Er die Erſchaffenen auch wieder zurecht. Er erneuert ſie durch eine göttliche Schöpfung, welche die erſte in vielen Stücken übertrifft. Und wie das Herz nach der Buße gebeſſert und verändert wird, alſo wird auch der Leib nach dem Tode in der Auferſtehung verbeſſert werden. Derjenige, welcher einſt ſo viele Wunder gethan hat, wird auch eine Seele, die ſich zu ihm bekehrt und ſeine Barmherzigkeit anfleht, von ihren Leidenſchaften zu befreien wiſſen. Er wird ſie zur Erneuerung des Gemüths bringen, wenn er ſie von ihrer Blindheit und Taubheit heilt, vom Tode des Unglaubens und von der Unwiſſenheit erlöst, und in den Stand aller Tugenden verſetzt. Denn dieſelbe muß gereinigt und in ihre vorige untadelhafte Natur verſetzt werden. Alsdann aber geht der Menſch durch die Kraft des Geiſtes und die Wiedergeburt zu der Herrlichkeit des erſten Adams fort, und wird um ſo herrlicher, weil derſelbe nun ganz und gar eine göttliche Natur annimmt.“ Ein Dichter ſagt darüber:

Es ſoll kein Merkmal an dir bleiben
Der Larve, die der Satan trägt;
Das Bild, das Chriſtus dir einprägt,
Kann damit nicht Gemeinſchaft treiben.
Drum freue dich, daß dir in Chriſti Leben
Sein Bild und Theil nun wieder iſt gegeben.

Hier ſind neue Sinne des wiedergebornen Verſtandes nöthig, damit das Herz eines Jeden der Gabe des himmliſchen Urſprungs gemäß erleuchtet werde. Darum muß der Menſch erſt durch den Glauben in dem Weſen Gottes ſtehen und wiſſen, daß er der göttlichen Natur theilhaftig geworden ſey. Alsdann hat er Leben und Seligkeit gefunden, weil er zu ſeinem Geſchlecht wieder zurückgekehrt iſt. Alsdann gibt es aber auch keine größere Gemeinſchaft als zwiſchen Gott und der Seele, ihr allein will Gott ſich offenbaren und in ihr ruhen.

Das Kind wird ſeinen Vater kennen,
In ſeiner Liebe liebt es ſich;
Man kann es Gottes Spiegel nennen,
Sein Licht, ſein Glanz, ſein zweites Ich.
In Chriſto iſt es ausgezogen
Vom Fleiſche dieſer Sterblichkeit,
In Chriſto iſt es aufgeflogen,
Und lacht der ſchnöden Eitelkeit.
Kurz, Alles iſt an ihm nun neu,
Sag, ob es Gott nicht ähnlich ſey?

Wie mußten dieſe Herzen erquickt werden, wenn ſie nach der Angſt und nach den Schmerzen dieſer Geburt von dem Vater im Himmel ihrer Kindſchaft verſichert wurden! Es hieß bei ihnen in Wahrheit: „Du biſt nun aus einem böſen Knechte ein frommes Kind geworden; aber ſchreibe es nicht deiner Kraft, ſondern der Gnade Chriſti zu. Hebe deine Augen auf zu deinem Vater und nenne ihn deinen Vater, du biſt ſein Kind. Denn der wiedergeborne und ſeinem Gott durch die Gnade wiedergebrachte Menſch ſagt fürs erſte zu Gott: Vater! — Was ſollte aber der Herr ſeinen Kindern nicht ſchenken, da er ihnen die Kindſchaft bereits gegeben hat? Die Kinder dieſer Welt werden keine Kinder Gottes ohne die Wiedergeburt; aber nachdem wir Gottes Kinder ſind, wird der innere Menſch von Tag zu Tag erneuert und durch das Bad der Wiedergeburt geheiligt. Wir werden Gottes Freunde und Hausgenoſſen, und das klare, himmliſche Licht ſcheint der Seele, ſobald ſie zu Gott kommt. — Der Glaube und die Gnade des heiligen Geiſtes hat uns mit königlicher Würde begabt. Was iſt dieſer Gnade zu vergleichen? — Der Menſch wird rein durch die Kraft Gottes, er wird vortrefflicher, als er zuvor war, wird Gottes Kind, nachdem er in ſeiner Seele das himmliſche Zeichen empfangen hat. Denn die Auserwählten Gottes werden durch das Oel der Heiligung geſalbt und werden mächtige Könige. — Solche Chriſten gehören nun einer andern Welt an, ſie ſind Kinder des himmliſchen Adams, Kinder des heiligen Geiſtes, verherrlichte Brüder Chriſti, die ihrem Vater ähnlich ſind, ſein Bild an ſich haben und jener Stadt angehören. Es war ja die einzige Abſicht des Heilands, daß er aus ſich ſelbſt und aus ſeiner Natur Kinder zeugte durch den Geiſt von Oben herab. Er will, daß alle Menſchen dieſe Geburt erlangen; denn er iſt für alle geſtorben und hat alle zum Leben berufen. Das Leben aber iſt die Geburt aus Gott, ohne welche die Seele nicht leben kann. Wer an den Herrn glaubt, und hinzutritt, und dieſe Geburt erlangt, der macht gleichſam ſeinen Eltern im Himmel große Freude.

Es war aber von keiner fleiſchlichen Nachfolge, ſondern von der Erbſchaft des Glaubens die Rede, und dieſer Adel des Urſprungs beſtand in den Beiſpielen des Lebens. Daher ſuchte ein Jeder durch ſein Leben dieſe Verwandtſchaft mit Gott zu bewahren, und die Herrlichkeit der Kindſchaft hieng bei ihnen genau mit ihren Pflichten zuſammen. Wenn alſo der heilige Geiſt über ſie gekommen war, ſie mit der Salbung der himmliſchen Herrlichkeit überſchüttet und zu Gottes Kindern gemacht hatte (Röm. 8, 15—17. 9, 8. Gal. 3, 26. 4, 5. 1 Joh. 3, 1. 2.), ſo nahmen ſie ſich ſehr in Acht, daß ſie ihres großen Vaters nicht unwürdig ſeyn möchten. Ja, man hielt keine Ermahnung für kräftiger, als wenn die Schrift ſie Gottes Kinder nannte. Denn, ſo hieß es, wer wollte ſich nicht ſchämen, etwas zu begehen, was dieſem Vater unangenehm wäre, und wer möchte ein Sklave der Sünde ſeyn, da er doch ein Kind zu ſeyn wünſcht? — Darum wurde ihnen dieſe große Ehre ſtets eingeprägt, und ſie machte auch, daß ſie ſich ſchämten etwas Sündliches zu thun. Denn der allein konnte ſich als ein Kind Gottes beweiſen, welcher durch die Sünden nicht befleckt wurde, ſondern durch göttliche Tugenden ſich auszeichnete. — Wer ſich nun als ein Kind Gottes anſah und den Vater anzureden getraute, der mußte von ſeinem böſen Gewiſſen los ſeyn und den Engeln auf Erden gleich werden. Die Liebe und Gnade Gottes forderte Gegenliebe, und beſonders mußte von ſolchen Kindern der Wille des Vaters vollbracht werden, ſo daß ſie auch der Demuth und Leiden Chriſti theilhaftig zu werden ſuchten, wenn ſie Erben Gottes und Miterben Chriſti ſeyn wollten. Den Willen Gottes thun, hielten ſie für den wahren Adel; denn diejenigen waren viel näher bei Gott, welche ſeinen Willen vollbrachten. — Dieſe Gemeinſchaft mit Gott aber ſchätzten die Alten ſo hoch, daß ſie kein Bedenken trugen, die Wiedergeburt, nach 2 Petr. 1, 4., eine Art von Vergötterung zu nennen. Doch iſt dieß nicht ſo zu verſtehen, als ob der Menſch ſeiner Natur nach Gott würde; denn Einer von ihnen erklärte ausdrücklich:

„Dasjenige ſey nicht gerade ein und daſſelbe Weſen mit dem andern, welches dieſem gleich ſey." Wenn daher auch mehrere Kirchenväter ſagten: „Die Chriſten werden durch die Taufe oder durch die Wiedergeburt von dem Geiſt vergöttert, indem ſie von ihm zu Kinder angenommen und durch dieſe Annahme Götter werden; oder: Gott wolle nicht der Sterblichen Gott ſeyn, ſondern derer, die zur himmliſchen Herrlichkeit verwandelt werden ſollen; oder: wenn der Menſch rein wird, ſo wird er Gottes Sohn und bekommt in ſeine Seele das himmliſche Kennzeichen; oder: wer dem Herrn anhängt, der iſt Ein Geiſt mit ihm; — wenn die Seele gereinigt und mit dem heiligen Geiſt verbunden iſt, ſo kömmt ſie durch dieſe geiſtliche Wiedergeburt zu der Herrlichkeit des erſten Adams, und wird um ſo herrlicher, weil ſie ganz und gar vergöttert wird u. ſ. w.," ſo iſt von keiner eigentlichen Verwandlung in das göttliche Weſen die Rede, ſondern von einer göttlichen Erleuchtung (Inwohnung), wodurch der Menſch Gott nahe kommt und gleichſam in ſein Weſen verſetzt wird. — Ueberhaupt aber waren Jene wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnung, 1 Petr. 1, 3., damit ſie nämlich durch dieſe Geburt das Leben ererben möchten, gleichwie ſie durch die erſte den Tod geerbt hatten. Waren ſie vorher zur Mühe und Arbeit geboren, ſo wurden ſie nun wiedergeboren zur Ruhe und ewigen Glückſeligkeit. Der alte Menſch hieß Adam, der neue aber Chriſtus. Durch dieſen wurden ſie erneuert und zu einem andern Leben gezeugt; dieſer gab ihnen die Kraft, als er den Tod durch ſein Kreuz überwand, den Glaubigen durch ſein Blut erlöſte, den Menſchen mit Gott, dem Vater, verſöhnte und den Sterblichen wieder lebendig machte durch die himmliſche Wiedergeburt. — Sie nannten dieſes aber auch eine Wiedergeburt zur Unſchuld, weil ſie glaubten, derjenige allein werde zur Herrlichkeit erhoben, welcher den Bund mit ſeinem Vater treulich halte in der Kraft dieſes mächtigen Herrn. Sie ſetzten jedoch voraus, daß es dabei ſo zugehe, wie Auguſtin von ſich bekennt: „Meine Begierden wurden von der Weltliebe abgehalten, und meine Seele fieng an in einen frommen Wandel zu treten. Da wurde das Wort an mir erfüllt, „Stellet euch nicht dieſer Welt gleich;" und der Herr beſtätigte auch das Folgende an mir: „ſondern verändert euch durch die Erneuerung eures Sinnes." Denn eben darum wird der Sinn verändert, daß er die erkannte Wahrheit ſieht und keines Menſchen bedarf, der ſie ihm zeigt, ſondern wenn der Herr ihm dieſelbe weiſet, ſo gefällt ſie ihm, und er prüft, was ſein Wille ſey.“ Der Märtyrer Juſtin drückt dieß mit Einem Wort aus, wenn er ſagt: „Das Leben folge auf die Wiedergeburt, gleichwie ſich nach der leiblichen Geburt das Leben des Kindes äußere.“

Daraus rührte ferner ihre Kenntniß von dem innern Menſchen her, welchen ſie nach Anleitung der Schrift und der Erfahrung von dem äußern Menſchen wohl zu unterſcheiden wußten. 2 Kor. 4, 16. Eph. 4, 22—24. Kol. 3, 9. 10. „Jener, lehrten ſie, 'ſt verſtändig, hurtig, geſchwind, geiſtlich, ewig, und ahmt das höchſte Weſen nach, ſo viel an ihm iſt. Der Adel einer ſolchen Seele kommt der Natur Gottes gleich, denn ſie hat nichts Leibliches, Irdiſches oder Vergängliches an ſich. Denſelben müſſen wir anziehen, d. i. die Erkenntniß Gottes, den Glauben an die Ewigkeit, die lautere Unſchuld und gute Sitten. — Ebenſo hielten ſie es für nothwendig, daß ſie den Zuſtand und das Alter beider genau betrachteten, was Athanaſius aus Pſ. 51, 12. alſo erklärt: „Der Apoſtel deutet nicht auf zwei Menſchen hin, die im Herrn weſentlich geſchaffen werden ſollen, er will auch nicht, daß wir wirklich einen andern Menſchen anziehen ſollen, ſondern er will durch den Menſchen, der nach Gott geſchaffen iſt, das Leben anzeigen, das nach Gottes Kraft geführt werden ſoll.“ Ein Anderer ſagt darüber: „Die zwei Dinge, geboren und wiedergeboren werden, beziehen ſich auf die zwei Menſchen, das eine auf den erſten Adam, das andere auf Chriſtum. Deßwegen müſſen wir auch geboren und wiedergeboren werden. Denn wir gehen durch die neue Geburt von der Sünde zur Gerechtigkeit. Niemand aber wird von Neuem geboren ohne die wirkende Gnade des Geiſtes, welche uns durch den andern Adam — Chriſtum — gegeben iſt.“ — Demnach hieß bei ihnen die Seele der innere Menſch, wodurch der leimerne Klumpen belebt, regiert und erhalten wird. Auf dieſes innere Weſen müſſe man hauptſächlich ſehen und nicht auf das, was den Menſchen nur äußerlich umgibt. Denn die Schrift ſage: „Das Reich Gottes iſt inwendig in ihm;“ und wer die äußeren Verſuchungen überwinden wolle, müſſe dahin ſtreben, daß ſein innerer Menſch Alles wirke. — Deßwegen war ihnen aber auch der Unterſchied zwiſchen einem natürlichen Menſchen und einem Wiedergebornen ganz klar. Sie wußten, daß die heilige Schrift drei verſchiedene Dinge in dieſem annehme, nämlich Leib, Seele und Geiſt. Z. B. Euer Geiſt, ſammt Seele und Leib müſſe unſträflich erhalten werden, 1 Theſſ. 5, 23., oder: Das Wort Gottes dringt hindurch, bis daß es ſcheidet Seele und Geiſt, auch Mark und Bein. Ebr. 4, 12. Und weil ſie dieſe Kraft der Wiedergeburt, welche über alle Vernunft gieng, durch den Geiſt Gottes in ihre Seelen gelegt fanden, ſo konnten ſie auch aus Erfahrung davon zeugen. „Wir erkennen zweierlei Arten der Geiſter, ſagten ſie zu den Heiden; die eine iſt die Seele, die andere, vortrefflichere, iſt das Bild oder die Aehnlichkeit Gottes.“ Beide wurden den erſten Menſchen gegeben, damit ſie theils aus der Materie beſtehen, theils über dieſelbe ſich erheben möchten. Die Ketzer dagegen erkennen nicht, daß ein vollkommener Menſch aus drei Dingen beſtehe, — aus Fleiſch, Seele und Geiſt. Das eine davon, nämlich der Geiſt, macht ſelig und gibt Leben, das andere aber, das mit ihm vereinigt und durch ihn belebt wird, iſt das Fleiſch. Dasjenige, welches zwiſchen beiden inneſteht, iſt die Seele, welche jenem bisweilen folgt und von ihm erhoben wird, bisweilen aber in irdiſche Lüſte fällt, wenn ſie mit dem Fleiſch übereinſtimmt. Diejenigen nun, welche das nicht haben, was ſie ſelig machen und zum Leben bringen kann, die heißen Fleiſch und Blut, weil ſie den Geiſt Gottes nicht in ſich haben. Denn etwas anders iſt das Athmen des natürlichen Lebens, welches den natürlichen Menſchen macht, etwas anders iſt der lebendigmachende Geiſt, der ihn geiſtlich macht. Daher ſagt auch der Herr bei Jeſ. 42, 5.: „Das Athmen iſt allem Volk auf Erden gegeben, der Geiſt aber bloß denen, welche die irdiſchen Lüſte verſchmähen. Mithin iſt das Athmen zeitlich, der Geiſt aber ewig, welcher den Menſchen allezeit von Innen und von Außen umgibt, der allezeit bleibet und ihn nie verläßt. Darum hat auch der Herr die Heiligkeit nicht von dem Geiſt des Menſchen gefordert, weil dieſer an ſich ſchon heilig iſt, und alſo keine Ermahnung zur Heiligkeit nöthig hat, da dieſe zu ſeiner Natur gehört. Das Fleiſch aber wird zur Heiligung angewieſen. 3 Moſ. 11, 44. 19, 2.“ — Andere glaubten unter den Worten Leib, Seele und Geiſt ſey bloß ein Unterſchied der Kräfte des Menſchen, z. B. Verſtand, Wille und Gedächtniß zu verſtehen, und nahmen alſo die Worte Chriſti Matth. 22, 37. im weitern Sinn. Hieronymus berichtet, daß man zu ſeiner Zeit den Geiſt für den Verſtand, die Seele für das Leben und den Leib für den ſichtbaren Theil des Menſchen genommen habe. Er ſelbſt aber nahm den Geiſt für die Kräfte und Gaben des heiligen Geiſtes, welche von dem Menſchen entweder erweckt oder unterdrückt werden. 1 Theſſ. 5, 19. S. d. folg. Kapitel.

V.

Von der reichlichen Ausgießung des heiligen Geiſtes im neuen Teſtament.

Da die erſten Chriſten ſolcher großen Seligkeit theilhaftig geworden waren, ſahen ſie im Glauben und der Demuth ſtets auf den Urſprung hin, und prieſen die Gnade des Herrn im neuen Bunde und das überſchwängliche Maaß des Geiſtes, das ihnen nun gegeben war. Und da anfangs einige Jünger nicht einmal wußten, daß es einen heiligen Geiſt gebe, Ap. Geſch. 19, 2., ſo wuchs nachher die Erkenntniß und der Genuß dieſer großen Herrlichkeit um ſo mehr, weil ſie durch den Geiſt aus Gott wußten, was ihnen von Gott geſchenkt war. 1 Kor. 2, 12. Röm. 8, 15. — Zuvörderſt erinnerte man, weil der heilige Geiſt verborgen und unausſprechlich ſey, ſo erkennen nur diejenigen ſeine Ankunft im Herzen, welche gewürdigt worden ſeyen die göttliche Gemeinſchaft deſſelben in ihrer Seele zu empfahen. Dieſes rühmte nicht allein Paulus von den Korinthiern, ſondern ſpäter auch Klemens von den Römern, welcher in ſeinem Brief ſagt: „Es ſey eine völlige Ausgießung des heiligen Geiſtes über ſie geſchehen, und ſie ſeyen daher voll guten Willens.“ Beiſpiele davon gibt es in Menge und werden ſpäter noch vorkommen. — Ferner begegnete man dem Einwurf, den Fleiſch und Blut machen wollte, daß der heilige Geiſt nur den Apoſteln gegeben ſey, während die andern Chriſten dieſer Gabe nicht fähig ſeyen. „Denn, ſagte man, Paulus habe ja ſelbſt gebeten, die Epheſer möchten an dem innern Menſchen geſtärkt werden, und habe geſagt: derjenige gehöre Chriſto nicht an, der den Geiſt Chriſti nicht habe. Röm. 8, 8. Daher ein Jeder herzlich bitten müſſe, daß er die Gnade des heiligen Geiſtes bekomme, und dadurch wieder zu dem Bilde Gottes gelange.“ — Das galt bei ihnen als eine ausgemachte Wahrheit, daß die Seele ohne den Geiſt nichts thun könne, was Gott betreffe, ſondern todt ſey, gleichwie der Leib ohne die Seele todt ſey und nichts thun könne. Es könne zwar wohl geſchehen, daß die Seele in dem geiſtlichen Dienſt, der in dem innern Menſchen auf verborgene Weiſe geleiſtet werde, aus eigenen Kräften dem Herrn diene;

aber doch ſey es unmöglich, daß Jemand ohne dieſe Gnade Gott recht diene und angenehm ſey. Denn ſo wenig eine Armee ohne Führer ſeyn könne, ebenſowenig ſey es möglich, daß die Seele ohne den Geiſt beſtehen könne. Und wenn der Menſch die Gabe des Geiſtes nicht durch den Glauben erlange, ſo habe er zwar eine natürliche Erkenntniß von Gott, aber das Licht der wahren Erkenntniß fehle ihm. Wer alſo ſein Verderben, das den innern Menſchen mit unordentlichen Bewegungen beflecke, nicht anerkenne, wer die Hülfe des heiligen Geiſtes, welcher ſeine Schwachheit ſtärke und ſeine Seele erneure, in ſich nicht wahrnehme, der wandle ohne Erkenntniß dahin und wiſſe nichts von der mannigfaltigen Austheilung der Gnade und des göttlichen Friedens. Denn Der, welcher die Menſchen erſchaffen, erlöst und berufen habe, müſſe in ihnen durch den Glauben wohnen und durch ſeinen Geiſt zu ihnen reden, wenn die Menſchen nicht vergebens arbeiten ſollen.“ — Demnach ſollten die Alten an dem ihnen gegebenen Geiſt erkennen, daß Gott in ihnen bleibe. 1 Joh. 3, 24. Sie ſollten erfahren, daß ſie Kinder ſeyen, weil Gott den Geiſt ſeines Sohnes in ihre Herzen gegeben habe. Gal. 4, 6. So oft ſie nun etwas Gutes denken und thun konnten, ſo hatten ſie ein Zeugniß bei ſich, daß der heilige Geiſt in ihnen wohne; thaten ſie aber etwas Böſes, ſo war es ein Zeichen, daß derſelbe von ihnen gewichen ſey. Darum heißt es in einem ihrer Lieder:

Gott muß der Urſprung ſeyn und Führer unſrer Thaten,
Wenn aus des Herzens Brunn das Gute fließet rein.
Soll unſer Chriſtenthum im Herren wohl gerathen,
So muß das äuſre Werk vom Innern Zeuge ſeyn.

Der Geiſt erweist ſich bald, der in der Seele wohnt,
Der Reine reinigt uns, das Licht mit Licht belohnt.
Nur fromm macht wieder fromm, die Wärm' kommt von den Flammen;
Was Eine Wurzel hat, das find't ſich bald zuſammen.

Daher bezeugen Andere aus eigener Erfahrung, „der Herr theile den Seinigen oft etwas von ſeinem Licht aus Gnaden mit, ob er gleich in einem unzugänglichen Lichte wohne; und weil er die Liebe ſelbſt ſey, ſo komme er zu ihnen durch ſeinen heiligen Geiſt nach dem Maaß ihrer Schwachheit. Er erlöſe die Seelen, welche von herzlicher Liebe zu ihm entzündet ſeyen, für immer von ihren unordentlichen Begierden, daß ſie eine völlige Erleuchtung erlangen ſammt der

Gemeinſchaft des Geiſtes in der Fülle der Gnade. Die trägen und läſſigen Seelen aber, welche dem Fleiſche nach leben und die Heiligung des Herzens nicht ſuchen mit Geduld und Langmuth, haben keine Gemeinſchaft mit dem Geiſt und erlangen durch denſelben keine Befreiung von ihren böſen Begierden." — Wie nun die Apoſtel des Herrn die Gabe des heiligen Geiſtes als eine Verheißung des Vaters erwarteten im Gebet und Verlangen ihres Herzens, und alsdann erſt mit demſelben erfüllt wurden, alſo machten es nachher auch alle wahren Kinder Gottes. Derſelbe wurde durch Jeſum Chriſtum, ihren Heiland, reichlich über ſie ausgegoſſen, und durch ihn wurden ſie erneuert, daß ſie durch ſeine Gnade gerecht und Erben würden der ewigen Herrlichkeit. Tit. 3, 5 — 7. Zugleich waren ſie nach dem Ausſpruch ihres Herrn der feſten Ueberzeugung, daß die Welt und ihre Freunde den heiligen Geiſt nicht empfangen könne. Joh. 14, 17. Er fliehe von den Abgöttiſchen und weiche von den Ruchloſen, B. d. Weish. 1, 5.; dagegen komme er zu denen, die ihm gehorchen. Ap. Geſch. 5, 32. — Darum bemerkten die Kirchenväter, z. B. Irenäus: „Gott hat zwar allen Menſchen eine vernünftige Seele gegeben, aber den Geiſt nur denen, welche die irdiſchen Lüſte gleichſam mit Füßen treten." Cyprian: „Der heilige Geiſt wohnt nur in keuſchen Gemüthern und macht die Seelen der Heiligen fruchtbar an allerhand Tugenden. Er befördert ihr friedfertiges Verlangen ſo ſehr, daß ihr Wandel ſchon im Himmel iſt, weil die Liebe in ihnen ausgegoſſen iſt." Baſilius: „Wie die Bilder nicht auf einer jeden Materie entworfen werden können, ſondern bloß auf glatten, durchſichtigen Körpern, alſo kann der heilige Geiſt nicht in allen Seelen wirken, ſondern nur in denen, welche nichts Unrechtes oder Verkehrtes an ſich haben." Tertullian: „Der Herr will, daß ſein Geiſt in ruhigen, gelinden und friedliebenden Seelen ſey, aber nicht durch Wüthen, Bitterkeit, Zorn oder Schmerzen beunruhigt werde; denn derſelbe iſt von zarter, gelinder und ſanfter Natur. Diejenigen allein heißen Wohnungen des heiligen Geiſtes, die ihn bei ſich haben."

Der Geiſt zieht nur in ſolche Seelen ein,
Die heilig ſind und lauter, einfach rein.
In keuſche Herzen gießt der Herr nur ſeine Gaben,
Sie können nur den Quell vom Himmel fließend haben.

Der Geiſt Gottes liebte aber nicht bloß eine reine und heilige Wohnung, ſondern reinigte ſie auch noch mehr, und machte das

Wort des Apoſtels an allen ſeinen Werkzeugen wahr: „Wo der Geiſt iſt, da iſt Freiheit. 2 Kor. 3, 17." Wer nun in demſelben wandelte, der vollbrachte die Lüſte des Fleiſches nicht, Gal. 5, 16., ſondern zeigte Früchte des Geiſtes, V. 22. „Sollte wohl, ſagten Jene ferner, das Wort Gottes ſtill liegen, oder zu wachſen aufhören, da der Satan allezeit wirkt und ſeine Bosheit täglich vermehrt? Der Herr hat ja den heiligen Geiſt dazu geſandt, daß er den Menſchen, der nicht Alles auf einmal faſſen kann, allmählig regiere, in die Ordnung bringe und endlich zur Vollkommenheit leite. Darum iſt es das Amt des Tröſters, daß er uns durch ſeine Zucht regiere, die Schrift eröffne, den Verſtand beſſere und Alles zum Guten vollende. Wie alſo diejenigen durch dieſe Gemeinſchaft ſelig werden, welche immer im Guten zunehmen und Früchte des Geiſtes bringen, ſo iſt derjenige für fleiſchlich zu halten, welcher in den Geſchäften des Fleiſches liegen bleibt, und kann nicht ins Himmelreich kommen, weil er den Geiſt Gottes nicht annimmt. Denn dieſer heiligte dem Herrn nicht allein die Apoſtel, ſondern heiligt auch jetzt noch alle Glaubigen. Er erfüllt die Gemeinde Gottes ganz, und wirft die Flammen ſeiner Liebe in die Herzen der Auserwählten. Er entzündet aber auch die trägen Herzen zu ſeiner Liebe, und die er entzündet, die erleuchtet er auch, damit ſie nach der vorigen Kälte brennen, und vermittelſt des Feuers der Liebe eine Flamme durch ihr Beiſpiel von ſich geben." — Demnach verſtand man unter der Bewegung des heiligen Geiſtes das, wenn er durch die verborgene Eingebung ſeiner Gnade den Menſchen reize und antreibe, das wahre Gute zu lieben, und ihm das Verlangen einflöße, ſein Leben zu beſſern. Denn die Apoſtel haben gelehrt, daß alle guten Worte und Werke vom heiligen Geiſt eingegeben werden, wie Paulus ſagt: „Niemand kann Jeſum einen Herrn heißen ohne durch den heiligen Geiſt; es ſind mancherlei Gaben, aber es iſt Ein Geiſt." 1 Kor. 12, 3. — Darum hielten ſie es auch für höchſt nöthig, daß ein Chriſt, er möge nun beten, oder leſen, oder thun, was er wolle, dieſes unveränderliche Gut — den heiligen Geiſt — in ſeinem Herzen zu behalten ſuche. Wer überhaupt nach ſeiner Wiedergeburt nicht wieder in Sünden fallen wolle, der dürfe bei der Anregung des heiligen Geiſtes nicht träg ſeyn, ſondern müſſe ſeine Seele durch ihn bewahren. —

Die übrigen Wohlthaten und Kräfte des heiligen Geiſtes beſchrieben die Alten insgemein ſehr ſchön, ob ſie gleich alle an ſich für unausſprechlich hielten. Man ſieht aber doch daraus, daß ſie in völliger Gemeinſchaft mit demſelben geſtanden ſeyen, weil ſie ſeine Wirkungen ſo fertig zu erzählen wußten. „Der heilige Geiſt, ſagen ſie, macht die Gottloſen gerecht und die Todten lebendig. Er befriedigt die Zankſüchtigen und vereinigt ſie durch das Band der Liebe. Er reißt uns los von den Eitelkeiten dieſer Welt, und macht uns zu Erben des himmliſchen Reichs, worin die höchſte Glückſeligkeit wohnt. Dieſer iſt es, der die Propheten in der Gemeinde aufſtellt, die Lehrer unterweist, die Gabe der Sprachen regiert, Wunder verrichtet, die Geiſter unterſcheiden lehrt, Rathſchläge eingibt und andere Gnadengaben mittheilt, und dadurch die Gemeinde des Herrn überall vollkommen und herrlich macht. Durch den heiligen Geiſt werden die Glaubigen wieder in das Paradies eingeſetzt, durch ihn gelangen ſie in das Himmelreich, empfangen die Kindſchaft und das Vertrauen, Gott ihren Vater zu nennen. Durch ihn werden ſie mit Chriſto verbunden, werden Kinder des Lichts und Miterben des ewigen Lebens. Kurz, durch ihn werden ſie aller Segnungen theilhaftig, die ihnen ſowohl in dieſer als in jener Welt verheißen ſind. Denn wenn das Pfand ſo herrlich iſt, wie groß wird erſt das Vollkommene ſeyn, und wenn die Erſtlinge ſo beſchaffen ſind, wie wird die Vollendung dieſer Lehre ſeyn? Dieſer Geiſt iſt ja in einem Jeden ſo kräftig, als ob er in ihm allein wäre, und gießet ſeine völlige Gnade über ihn aus, die für ihn hinreichend iſt. — Die Seelen, welche vom heiligen Geiſt erleuchtet ſind, werden geiſtlich, und laſſen dieſe Gnade wieder auf Andere fließen. Daher kommt es, daß ſie künftige Dinge voraus wiſſen, Geheimniſſe verſtehen, verborgene Lehren begreifen, Gaben haben, einen himmliſchen Wandel führen, mit den Engeln gleichſam ſchon jauchzen, Freuden ohne Ende genießen, in Gott beſtändig bleiben und ihm gleich werden, was Alles überſteigt. — Wiewohl es nur Eine Gnade iſt, ſo wirkt ſie doch durch Gottes Willen und im Namen Jeſu viele Kräfte. Denn bald vereinigt ſie ſich mit der Zunge zur Weisheit, bald erleuchtet ſie das Gemüth eines Andern zur Weiſſagung. Dieſem gibt ſie Macht, Geiſter auszutreiben, Jenem die Gabe, die Schrift auszulegen. Einige ſtärkt ſie in der Mäßigkeit, Andere treibt ſie zum Almoſen, Andere bereitet ſie zur Ertragung von Marter, noch Andere lehrt ſie faſten und zur Gottſeligkeit ſich üben. Und ſo wirkt ſie in Andern immer etwas Anderes.“ 1 Kor. 12, 4. u. f.

Ferner redeten ſie noch beſonders von ſeinen Gaben, z. B. „daß die Gabe, die ſie in Chriſto haben, ewig bei ihnen bleiben werde als eine Stütze ihrer Hoffnung, ein Pfand ihres künftigen Erbes, ein Licht der Seelen und ein Glanz der Gemüther. Durch dieſe Gaben werden ſie gereinigt, und aus dieſem Born werden Ströme des lebendigen Waſſers auf ſie ausgegoſſen. — Gott regiere ſie durch den Geiſt ſeiner Liebe, und da er nach ſeiner Barmherzigkeit die Menſchen bekehren wolle von dem Betrug des Satans, ſo habe er dieſe neue Schöpfung angefangen durch den heiligen Geiſt. Dieſer ſtärke nun das Schwache, mache das Unebene eben, reinige die Herzen, mache das Schwere leicht, verwandle die Schmach in Freude, die Verachtung in Ehre. Darum könne ſich Keiner mehr damit entſchuldigen, daß das Fleiſch ſchwach ſey; der Geiſt ſey willig das Fleiſch zu überwinden, und das Schwächere müſſe dem Stärkeren weichen. — Wenn der heilige Geiſt mit der Seele vereinigt ſey, ſo mache er den Geiſt des Menſchen lebendig, und unterweiſe ihn, wie er Gott lieben, ſuchen, finden, behalten und genießen könne. Ja, er ſelbſt ſey eigentlich in ihr der Eifer, der nach Gott verlange, die Frömmigkeit, die ihn im Geiſt anbete, die Weisheit, die ihn finde, die Liebe, die ihn habe und die Freude, die ihn genieße. Und ſo beſitze der Geiſt das Fleiſch, und dieſes nehme ſeine Art an, daß es in einem neuen Leben wandle und Gott gehorſam ſey. — Nur durch die Gabe des Geiſtes könne der Menſch wieder geſund werden und zum Leben gelangen. Auch könne die Seele des Menſchen nicht über das gefährliche Meer der Sünde und über den ſchrecklichen Abgrund der böſen Begierden gehen, wenn ſie nicht den Geiſt Chriſti empfangen habe, durch welchen ſie zur wahren Ruhe komme.“ Von dieſer Gnade ſagt der Dichter:

> Der gute Geiſt legt uns die Gaben bei,
> Die nichts von Maaß, noch Zahl, noch Schwachheit wiſſen.
> Die Hoffnung ſey, wie groß ſie immer ſey,
> Er iſt uns doch zu geben mehr befliſſen;
> Die Gnad' hat Wünſche und Verlangen
> Weit durch die Gaben übergangen.

Ein Anderer:

> Beſter Tröſter, liebſter Gaſt,
> Unſrer Seelen einig's Leben,
> Sanfte Kühlung, ſüße Raſt,
> Die uns Troſt in Noth kann geben,
> Selig's Licht erfüll' die Sinnen,
> Derer, die dein Lob beginnen!

Ohne deine Majeſtät
Iſt im Menſchen nichts als Sünde.
Waſch' mich, wenn ich zu dir tret',
Netze, was du dürr wirſt finden;
Heile die verwund'ten Glieder,
Wärme das Erſtarrte wieder.

Wegen dieſer hohen Gnade nannten ſich die erſten Chriſten Geiſtliche; denn damals hatten die Lehrer der Kirche dieſen Titel noch nicht für ſich allein in Anſpruch genommen. — Schon der Apoſtel Paulus legte allen Chriſten dieſen Namen bei, Röm. 8, 5. 9. 1 Kor. 2, 15. 3, 1. 14, 37. Gal. 6, 1., und nach ihm ſchrieb Ignaz an die Epheſer: „Diejenigen, welche fleiſchlich geſinnt ſind, können ſo wenig geiſtliche Werke thun, als die, welche geiſtlich geſinnt ſind, fleiſchliche. Was ihr aber auch nach dem Fleiſche thut, das iſt geiſtlich; denn ihr thut Alles in Chriſto." Origenes redete ſeinen Freund Ambroſius alſo an: „Du, der du wahrhaftig ein Mann Gottes biſt, ein Menſch in Chriſto, und dich aus allen Kräften bemühſt, geiſtlich zu ſeyn!" Hilarius ſagte: „Wir ſind alle Geiſtliche, wenn der Geiſt Chriſti in uns iſt." Irenäus: „Der Apoſtel nennt diejenigen mit Recht Geiſtliche, die das Pfand, den Geiſt, haben und nicht den Lüſten des Fleiſches dienen, ſondern ſich ſelbſt dem Geiſt unterwerfen und in Allem verſtändig handeln. — So Viele Gott fürchten und an die Zukunft ſeines Sohnes glauben, und durch den Glauben den heiligen Geiſt in ihr Herz aufnehmen, die werden mit Recht reine, geiſtliche und Gott lebende Menſchen genannt; denn ſie haben den Geiſt des Vaters, der den Menſchen reinigt und zum Leben in Gott erhöht." Noch Andere bezeugten: „Wenn wir uns rühmen ſollen, ſo iſt es räthlicher, daß wir, die wir geiſtliche Dinge ſuchen, uns lieber der Herrlichkeit des Geiſtes rühmen, als der des Fleiſches. Die Gemeinde gehört dem Geiſt an durch den geiſtlichen Menſchen, und nicht den Biſchöfen. Die Gerechtigkeit des Geſetzes wird nicht in denen erfüllt, die nach dem Fleiſch, d. i. nach dem Menſchen leben, der von der Gerechtigkeit Gottes nichts weiß und ſeine eigene aufrichten will; ſondern in denen, die nach dem Geiſt wandeln. Wer wandelt aber nach dem Geiſt, als derjenige, der vom Geiſt Gottes getrieben wird?"

Mit dieſer Herrlichkeit der wahren Kinder Gottes beſchäftigten ſich Jene ſehr viel, und erquickten ſich damit auf mannigfache Weiſe. „Wie im alten Teſtament die Salbung der Prieſter und Propheten etwas Köſtliches und Außerordentliches war, ſo, ſagten ſie, werden auch die Chriſten durch dieſe Gnade Geiſtliche, die durch die himmliſche Salbung geſalbt ſind zu Königen und Propheten der himmliſchen Geheimniſſe.“ Darauf beriefen ſich beſonders die Lehrer, und ermahnten, weil die Chriſten Geiſtliche ſeyen, ſo ſollen ſie Alles unterſuchen, und wenn ſie etwas gründlicher erforſchen, als die Lehrer ſelbſt, ſo ſollen ſie es bei ſich behalten, und nicht den Schwachen oder Unwürdigen mittheilen. Ein Geiſtlicher allein könne alle Dinge beurtheilen, und nur derjenige ſey tüchtig dazu, der ein reines Auge habe, d. i. einen geiſtlichen Sinn, welcher ſtets auf himmliſche Dinge ſehe. — Bei dieſem Namen aber bemerkt Irenäus: „Nicht deßwegen heiße der wahre Chriſt ein Geiſtlicher, als ob er von dem Fleiſch gleich los würde, ſondern weil er in die Gemeinſchaft des Geiſtes trete, und weil dieſer Geiſt nicht nur mit ſeinen Kräften, ſondern auch ſeinem Weſen nach in ihm wohne.“ — Indeſſen hatten Alle unter ihnen das herzliche Verlangen von dieſem Geiſt, dem Geiſt der Freiheit, der die Kinder Gottes regiere, getrieben zu werden, damit er ihrem Geiſt Zeugniß gebe, daß auch ſie unter ſeinen Kindern ſeyen. Ihre Seelen wurden mit dem heiligen Geiſt aufs Innigſte verbunden. Sie wurden Chriſto ähnlich und hatten in ſich die Kräfte des Geiſtes ohne Veränderung. Sie wurden innerlich und äußerlich rein, unbefleckt und ohne Tadel. Weil ſie durch den Geiſt vollendet worden waren, ſo konnten ſie keine ſündlichen Früchte mehr hervorbringen, ſondern die Früchte des Geiſtes zeigten ſich immer herrlicher an ihnen.

Dieſer Kraft des Geiſtes an ihren Herzen legten ſie nach der Schrift verſchiedene Namen bei; einer der merkwürdigſten aber iſt der Name Salbung. „Gott iſt es, ſagt Paulus, der uns geſalbt und verſiegelt und in unſere Herzen das Pfand — den Geiſt — gegeben hat,“ 2 Kor. 1, 21., und Johannes: „Ihr habt die Salbung von Dem, der heilig iſt, und wiſſet Alles. Die Salbung, die ihr von Ihm empfangen habt, bleibe bei euch.“ 1 Joh. 2, 20. 27. — Sie ſchrieben es alſo dem Geiſte Gottes zu, daß durch ſeine Salbung die Herzen der Glaubigen erleuchtet und in eine feſte Ruhe verſetzt würden. Sie behaupteten aber auch, daß alle Chriſten dieſe Salbung haben können, wenn ſie dem heiligen Geiſt nicht widerſtreben. Chriſtus müſſe in ihnen ſeyn, und ſeine Salbung müſſe bei ihnen bleiben, wenn das Herz nicht in einer Wüſte ſeyn und durſtig bleiben wolle. Uebrigens werden nur die Auserwählten mit dem heiligmachenden Oel geſalbt und werden Könige. — Mithin glaubten ſie, daß Alle, die mit der Salbe des heiligen Geiſtes geſalbt ſeyen, auch wahrhaftig Chriſten genannt werden können, weil Chriſtus der Leib ſeiner Glieder ſey. S. 1 B. 7 K. Indeſſen ſah man auch ſpäter noch ein, daß nicht bloß die Biſchöfe und Aelteſten Prieſter und Geſalbte genannt werden können, ſondern daß alle Chriſten Geſalbte ſeyen wegen der geheimnißvollen Salbung, und Prieſter, als Glieder des einigen Hoheprieſters. — Dieſe Salbung aber wurde bisweilen auch durch ein äußerliches Zeichen angedeutet, indem man die Täuflinge mit Oel zu ſalben pflegte, was heute noch bei den Katholiken im Gebrauch iſt. Man wollte nämlich damit anzeigen, daß die Glaubigen ihres Heilandes Jeſu Chriſti theilhaftig geworden ſeyen und mit Recht Geſalbte heiſſen, weil ſie das Bild des heiligen Geiſtes empfangen haben.

Aus dieſem Allem ſchöpften die erſten Chriſten die völlige Ueberzeugung von ihrem Heil und den daraus entſpringenden Pflichten. Sie waren einmal dem Wandel und der Bosheit der irdiſchen Lüſte abgeſtorben, darum hörten ſie nicht mehr in ſich die Stimme der Streitigkeiten, noch das Geſchrei des eiteln Gezänkes und den Lärmen der Geiſter der Finſterniß. Denn ſie waren verſetzt in eine Stadt voll Friedens, voll Gewißheit und göttlichen Lichts. Daſelbſt lebten und wandelten ſie, da hörten, redeten und wirkten ſie geiſtliche Werke, die Gott angenehm waren. Ohne die Wirkung des heiligen Geiſtes konnte ja ſonſt Niemand die Geheimniſſe Gottes erkennen oder ein Chriſt ſeyn. „Denn, hieß es, diejenigen allein ſind weiſe und tapfere Streiter, welche nach dem innern Menſchen durch Gottes Macht geführt werden. Ein Anderes iſt es, aus irgend einer Wiſſenſchaft etwas bloß erklären, ein Anderes, im Weſen oder in der That Gewißheit haben, und nach dem innern Menſchen die Gnade und die Kraft des heiligen Geiſtes zu beſitzen. Wer bloß Worte vorbringt, der läßt ſich von Einbildungen leiten, und wird aufgeblaſen in ſeinem Sinn. — Wehe aber einer ſolchen Seele, die nur bei ſich ſelbſt ſtehen bleibt, und des heiligen Geiſtes nicht theilhaftig worden iſt. Denn es ſind nicht bloß Worte, ſondern Werke des geiſtlichen Lebens, Werke der Wahrheit, die in einer glaubigen Seele vollbracht werden. Wer durch den heiligen Geiſt regiert wird, deſſen Seele iſt ein geiſtliches Auge geworden und ganz Licht. Wer von der geiſtlichen Speiſe gegeſſen und von dem Waſſer des Lebens getrunken, und die Kleider des verborgenen Lichts angezogen hat, der lebt wahrhaftig ſchon in dem ewigen Leben, und ſeine Seele ruht in dem Herrn.“

Zu der wahren Erkenntniß im Chriſtenthum ſollte aber auch nach dem Ausſpruch Pauli Phil. 1, 9. noch eine lebendige Erfahrung kommen, weil Alle, die den heiligen Geiſt empfangen hatten, doch zuletzt mit den Samaritern bekennen mußten, ſie haben nun ſelbſt gehört und erkannt, daß Jeſus wahrhaftig Chriſtus, der Geſalbte oder der Meſſias ſey. Joh. 4, 42. Dieß verlangte man um ſo mehr, weil es auch im gemeinen Leben vorkomme, daß die Liebe und das Vertrauen zu einer Perſon erſt nach gehöriger Bekanntſchaft und Erfahrung erfolge. Wer nun Etwas recht erkannt habe, der werde ihm auch Glauben ſchenken, und eben dieſes ſey auch eine Gabe der Gnade. Wenn aber auch der Herr ſeinen Kindern bisweilen die Empfindung der himmliſchen Dinge entziehe, und ihnen bloß die Erſtlinge ſeiner Süßigkeit und nicht die ganze Fülle derſelben darreiche, ſo können ſie doch aus der geringſten Erfahrung ſehen, wie lieblich er ſich ihnen künftig darbieten werde, wenn ſeine Herrlichkeit offenbar werden werde, und ſie Den von Angeſicht zu Angeſicht ſchauen werden, an welchen ſie hier geglaubt haben. — Anders aber verhielt es ſich mit den Seelen, welche wegen ihrer großen Demuth vor dem Herrn auch nach ihrem Wachsthum noch nicht wußten, welche Herrlichkeit ſie ſchon empfangen und genoſſen hatten. Denn dieſe waren bereits im Glauben befeſtigt, und wenn ſie gleich im Guten zunahmen, ſo lehrte ſie doch die Gnade, daß ſie ſich ſelbſt von Natur für arm und elend halten ſollen, obſchon ſie bei Gott reich waren. — Man ließ es alſo unter den rechtſchaffenen Kindern Gottes nicht bei einem leeren Geſchwätz ohne Kraft bewenden, und wer ohne die gehörige Erfahrung von geiſtlichen Dingen reden wollte, dem bezeugte man ernſtlich, daß es nicht genug ſey, von der geiſtlichen Vollkommenheit und von der Befreiung von den Lüſten zu reden, wenn man keine Gewißheit davon habe. Es ſey gerade, wie wenn Einer bei großer Hitze durch ein dürres Feld gehe, und ſich in ſeinem großen Durſt einen Brunnen voll Waſſer vorſtelle, aus welchem er trinke, während er doch matt und lechzend bleibe; — oder, wenn Einer von der Süßigkeit des Honigs rede, ohne denſelben gekoſtet zu haben. — „Gewiß, ſagten ſie, wer allmählig zum wahren Weſen in Chriſto gekommen iſt und etwas davon in der That erfahren hat, der wird nachher ſelbſt den Unterſchied einſehen und bekennen: Ich habe es nicht ſo gefunden, wie ich es mir vorgeſtellt hatte; denn ich redete anders, und der Geiſt wirkte anders. Das Reich Gottes beſteht alſo nicht in Worten, ſondern in der Kraft.“ 1 Kor. 4, 20. Darum ſagte einſt ein alter, erfahrner Chriſt zu einem jüngeren, der von vielen Dingen redete, die er noch nicht kannte: „Du haſt noch kein Schiff, haſt auch deine Geräthſchaften noch nicht darauf geladen, und biſt dennoch ſchon in Gedanken an dem beſtimmten Orte angelangt. Vollbringe erſt das Werk, und dann rede davon.“ — Auf gleiche Weiſe ſingt auch ein Dichter:

Die Zunge verſtummet und kann es nicht ſagen,
So kann es auch Niemand in Schriften vortragen.
Erfahrung, die lehret, vom Glauben getrieben,
Was dieſes bedeute, dich, Jeſu, zu lieben.

Endlich geſtatteten ſie auch nicht, daß Jemand die überſchwängliche Gnade des neuen Teſtaments gering ſchätzte, oder auch nur dem alten Bunde an die Seite ſtellte. Sie kannten die großen Verheißungen Gottes wohl, die er der neuen Zeit gegeben hatte, das größere Licht des heiligen Geiſtes, das kräftige Beiſpiel des Lebens Chriſti, den neuen Bund der Gnade, die nähere Gemeinſchaft mit Gott ꝛc., und folgerten daraus: „weil eine ſo mannigfache Kraft des Geiſtes ausgegoſſen und die Gabe der Erſcheinung Jeſu Chriſti ſo groß geworden ſey, ſo müſſe nun auch eine um ſo größere Kraft an ihnen offenbar werden. Denn, wenn das alte Teſtament den Juden Strafen androhe, ſo ſetze es ſtets hinzu, Gott werde ſich in den letzten Zeiten aus allen Völkern viel treuere Diener erwählen, denen er ſeine Gnade gebe, welche wegen der Herrlichkeit ihres Lehrers (des Meſſias) weit vollkommener ſeyn werde. Darauf ſey denn Derjenige gekommen, welcher zur Verbeſſerung und Erleuchtung erſcheinen ſollte, nämlich Chriſtus, Gottes Sohn. Dann ſey die Gnade entdeckt worden, welche im alten Teſtament verdeckt lag, der Vorhang ſey weggethan worden, und man habe erkannt, was bedeckt und unbekannt geweſen ſey.“

Dieß Alles geſchah durch das reichere Maaß des Geiſtes bei den erſten Chriſten, welche alſo ſchloſſen: „Wenn der heilige Geiſt ſo reichlich auf den Schatten ausgegoſſen iſt, um wie viel reichlicher wird es geſchehen über das neue Teſtament, wo eine große Ausgießung deſſelben und eine eigentliche Trunkenmachung ſtattfinden ſoll? Mithin lernen die, welche Kinder des Lichts und des neuen Teſtaments ſind durch den heiligen Geiſt, nichts von Menſchen, weil ſie von Gott gelehrt ſind. Joh. 6, 45. Die Gnade ſelbſt ſchreibt die Geſetze des heiligen Geiſtes in die Herzen. Da iſt Alles aus dem Fleiſchlichen in das Geiſtliche übergegangen, weil die neue Gnade das ganze vorige Weſen abgeſchafft und das Evangelium eingeführt hat, worin der Geiſt Gottes und das Wort Gottes und der Sohn Gottes, Chriſtus Jeſus, beſtätigt iſt."

VI.

Von dem lebendigen und thätigen Glauben der erſten Chriſten.

Um nun insbeſondere auf die herrlichen Wirkungen dieſer Gnade zu kommen, ſo war die Ausgießung des heiligen Geiſtes über die erſten Chriſten zuvörderſt geſegnet zu einem lebendigen Glauben und deſſen herrlichen Früchten. Denn darum nannte ihn Paulus einen Geiſt des Glaubens. 2 Kor. 4, 13. Ja, mit ihm bekannten auch alle wahren Lehrer, daß Niemand den Glauben aus eigenem Vermögen, ſondern allein durch dieſe überſchwängliche Gnade haben könne. „Der Herr, ſagten ſie, mußte ihnen den Glauben geben, wenn ſie ihn anrufen ſollten, er mußte ihn eingeben durch die Gnade ſeines Sohnes. Die Wahrheit mußte ihnen zu Hülfe kommen, damit ihnen im Glauben durch den Geiſt des Vaters geoffenbart würde, was in dem Herzen des Vaters verborgen liege, und ſein Geiſt mußte ſie durch ſein Zeugniß überzeugen, daß ſie Gottes Kinder ſeyen." — Wie aber nun ihr lieber Vater im Himmel nichts durch ſeinen Geiſt an ihnen that, was nicht nöthig geweſen wäre zu einer vollkommenen Seligkeit, ſo erfuhren ſie dieß zuvörderſt in dem Werk des Glaubens, der das einzige Mittel zu ihrer Seligkeit war. Daher ſchrieb Theophilus an die Heiden: „Wenn du von der Weisheit und vom Worte Gottes unterrichtet biſt, und mit ihr Eines Sinnes wirſt, auch heilig und keuſch lebſt, ſo wirſt du Gott ſchauen. Hauptſächlich aber wird der Glaube erfordert und die Furcht des Herrn, welche zwei Dinge in deinem Herzen vorhergehen müſſen." Auf gleiche Weiſe beſchreiben Andere die Nothwendigkeit des Glaubens: „Wir haben den Glauben überall nöthig, als eine Mutter des Guten und eine Arznei zu unſerem Heil, ohne welche Niemand die Lehre von wichtigen Dingen faſſen kann, ſondern denen gleich iſt, welche ohne Schiff die See befahren wollen, und wenn ſie nicht fortkommen und vom Schwimmen müde ſind, von den Wellen bedeckt werden. Ebenſo leiden diejenigen am Glauben Schiffbruch, welche ſich auf ihre Vernunft verlaſſen. Es ſind zwar große Dinge, die Gott uns geben wollte; aber die Seele faßt die Größe ſeiner Rathſchläge nicht. Darum iſt der Glaube dazu nöthig; denn dieſer iſt die heilſamſte und vorzüglichſte Arznei der Seele. — Der Glaube macht, daß wir die Wohlthaten Gottes dankbar annehmen und uns beſſern. Er läßt es nicht zu, daß wir an einer Sache zweifeln oder darüber ſtreiten, ſondern ſchafft uns Ruhe von dieſem Allem." — Daher kam es, daß die erſten Chriſten ſich unter einander ſelbſt ermahnten, daß ein Jeder ſich fleißig prüfen oder von Andern prüfen laſſen ſolle, wie er an Gott glaube, ob es ſeinem Worte gemäß oder in der Einbildung der eigenen Gerechtigkeit geſchehe. Wer glaube, daß er zum Himmelreich tüchtig, durch des Geiſtes Kraft zu einem Kinde Gottes wiedergeboren und ein Miterbe Chriſti ſey, der müſſe auch in den geringſten Dingen Glauben an Gott haben. — Sie beſchrieben aber den Glauben, inſofern er ſich in der Rechtfertigung und Heiligung eines Menſchen die ganze Lebenszeit hindurch kräftig erweiſt, manchmal auf ſehr merkwürdige Weiſe. Aus dem Brief an die Ebräer 11, 1. wußten ſie, daß der Glaube eine gewiſſe Zuverſicht ſey deſſen, das man hoffet und nicht zweifelt an dem, was man nicht ſiehet. Demnach hieß der Glaube bei ihnen bald eine völlige Ueberzeugung, bald eine feſte Ergreifung der himmliſchen Dinge, oder eine freiwillige Verfaſſung, ein Weſen der gehofften Dinge, ein Beweis der unſichtbaren, eine Zuſtimmung zu der gezeigten Sache, eine Kraft und Tugend zum ewigen Leben. — Ferner nannten ihn Einige einen unſchuldigen und reinen Beifall, wodurch die Chriſten zu Gott treten, in ſeinen Geboten wandeln, und den Herrn mit verſöhntem Herzen ehren. Er ſchließe zweifelhafte Dinge aus, behalte die gewiſſen und verſiegle die Verheißungen. — Andere nannten den Glauben die erſte Erleuchtung des Herzens zu der höchſten Wahrheit, und bekannten mit dem Märtyrer Juſtin, daß ſie in demſelben von der göttlichen Kraft der Lehre gleichſam gefangengenommen und von der Macht der Wahrheit ſelbſt überwunden worden ſeyen. Sie haben ſich alſo im Glauben Gott übergeben, haben geſucht, was ihm gefällig ſey, und gethan, was er in ſeinem Wort befohlen habe.

Ein ſolcher rechtſchaffener Glaube gab Gott allein die Ehre, hieng an ihm und an keiner Kreatur. Darum betheuerte jener Bekenner: „Er würde nicht einmal dem Herrn ſelbſt glauben, wenn dieſer einen andern Gott als den Schöpfer der Welt verkündigt hätte, an den er glauben ſolle.“ — Auch hatten die Alten im Gebrauch Keinen in ihre Gemeinſchaft aufzunehmen, wenn er nicht an Gott von ganzem Herzen glaubte, und ihm allein nachfolgte in der Gerechtigkeit, Freundlichkeit, Mäßigkeit und allem dem, was göttlich iſt. So wurde der Zweck des Allerhöchſten erfüllt, daß der Herr nach dem Fall wieder in den Menſchen herrſchte, allein geehrt wurde und Alles in Allem war. — Darum hielt man nur dieß für einen vollkommenen Glauben, wenn die Seele gewiß war, daß Alles, alſo auch ihr Glaube, von Gott komme. Denn alle Hoffnung müſſe auf der Treue der göttlichen Verheißungen und auf der Allmacht des Höchſten beruhen, ſo daß ſie Alles von Dem erbitte, von welchem ſie das Daſeyn habe. Mit dieſem Glauben richtete ſich jener Fromme auf, wenn er ſpricht:

Was der ſtarke Zebaoth dir verheißt, das wird erfüllet,
Er braucht keine fremde Kraft, wenn er dein Verlangen ſtillet.
Hier kann der Glaube ſicher ſeyn und in Hoffnung triumphiren;
Denn der Urſprung iſt gewiß, deſſen Wort kann nicht verführen.

Beſonders aber war Jeſus Chriſtus, der Sohn des lebendigen Gottes, den Alten der Anfänger und Vollender ihres Glaubens in der That und in der Wahrheit. Davon zeugen nicht bloß die Schriften der Apoſtel, ſondern auch viele andere. Ignaz z. B. ſchreibt von der Gemeinde zu Philadelphia, „daß ſie ſich freue des Leidens unſeres Herrn Jeſu Chriſti, und nach aller Barmherzigkeit von ſeiner Auferſtehung gewiß verſichert ſey.“ Und von ſich ſelbſt ſagt er: „Chriſtus iſt mein älteſter Grund, ſein Kreuz und Tod, ſeine Auferſtehung und der Glaube an ihn ſind mir unbewegliche Grundveſten, in welchen ich gerecht zu werden begehre.“ Die Chriſten zu Smyrna ermahnt er: „Beſitzet euch ſelbſt durch den Glauben, welcher iſt der Leib des Herrn, und durch die Liebe, welche iſt das Blut Jeſu Chriſti.“ Klemens ſchreibt an die Korinthier: „Laſſet uns das Blut Chriſti mit unverwandten Augen anſchauen und bedenken, wie köſtlich ſein Blut vor Gott ſey, das um unſerer Seligkeit willen vergoſſen worden iſt, und der ganzen Welt die Gnade der Bekehrung anbietet. Alles muß der Glaube in uns bekräftigen, der da iſt in

Chriſto, unſerem Herrn.“ Irenäus bezeugt: „Es iſt beſſer an Gott glauben und in ſeiner Liebe beharren, die den Menſchen lebendig macht, — auch nichts wiſſen wollen, als Jeſum Chriſtum, den Sohn Gottes, der für uns gekreuzigt iſt, als Alles wiſſen wollen.“ Gregor von Nyſſa bekennt: „Wir finden Chriſtum durch den Glauben, wodurch er in unſer Herz, als in ſeine Wohnung, kommt, und wenn wir ihn finden, ſo behalten wir ihn durch den Glauben bei uns, daß er darin bleibe.“ Ambroſius erklärt: „Chriſtus wird nicht durch die Bande der Ungerechtigkeit erhalten, ſondern durch die Bande des Herzens und durch die Vereinigung der Liebe.“ Auguſtin endlich behauptet: „Ohne den Glauben an die Menſchwerdung, an den Tod und die Auferſtehung Chriſti haben auch die alten Frommen nicht gereinigt werden können, daß ſie gerecht wurden, und der wahre Chriſt zweifelt nicht daran, daß ſie durch die Gnade Gottes gerecht worden ſind. Die Herzen aller Glaubigen wurden durch ebendieſen Glauben an den Mittler gereinigt, und die Liebe wurde in ſie ausgegoſſen durch den heiligen Geiſt, der ſich zeigt, wo er will, und nicht dem Verdienſt folgt, ſondern das Gute erſt ſchafft.“

Sie wußten aber auch, daß, wie Gott, an den ſie glaubten, unſichtbar ſey, ſo auch die Wohlthaten, womit der Glaube zu thun hatte, nicht in die Augen fallen können. Der Glaube war es ja, welcher ſie von ſolchen Dingen überzeugte, die ſie nicht ſahen. Sie mußten alſo mit Abraham oft hoffen, wo nichts zu hoffen war, Röm. 4, 18., und nannten ſich deßwegen den Heiden gegenüber eine Geſellſchaft, die unter Einerlei Zucht und in Einem Glaubensbund der ewigen Hoffnung lebe. — Man ſchätzte den Glauben als das höchſte Gut, wenn er aus einem brennenden Herzen und von inniger Liebe herkam. Denn er entdeckte die menſchliche Nichtigkeit, ließ die Vernunftſchlüſſe fahren, und redete von himmliſchen Dingen. Was die menſchliche Weisheit nicht erfinden konnte, regierte der Glaube und lehrte ſie daſſelbe. Ein Jeder erlangte, nach den Verheißungen des Herrn, ſo viel von der göttlichen Gnade, ſo viel er glaubte, daß er empfangen werde. Auch war nichts ſo groß, was der Allmächtige ihnen nicht geben konnte, wenn nur ihr Glaube nicht wankte.

Was ewig iſt, das kann ein ſterblich Aug' nicht ſeh'n,
Sein Glanz verdunkelt bald die Blödigkeit der Sinnen;
Was auf der Erde kriecht, kann ſichtbar vor uns ſteh'n,
Gott, den verborgnen Geiſt, kann nur der Glaub' gewinnen.

Das iſt kein Glaube nicht, der nicht unſichtbar faßt,
Die Hoffnung findet nur in dem Entfernten Raſt.

Damit ſchloſſen ſie nun nicht bloß die äußeren Sinne, ſondern auch die Vernunft von der Einfalt des Glaubens aus. Dieß allein hieß Gottſeligkeit, wenn man nicht zweifelte, und das galt bei ihnen als Gerechtigkeit, wenn man an Gott glaubte, nicht auf ungewiſſe Dinge verfiel, nicht in thörichte Reden ausbrach, noch mit ſeiner Vernunft die unerforſchlichen Wege des Ewigen ergründen wollte. Und darin beſtand ihre Seligkeit, daß man Jeſum Chriſtum bekannte und von Herzen glaubte, daß er von den Todten auferſtanden ſey. — Darum ſagte ein Kirchenvater: „Ich frage nicht, was die Weltweiſen ſagen, der Glaube überwiegt alle Vernunftgründe. Jene werden von ihren Anhängern immermehr verlaſſen, weil ſie ſo häufig ſtreiten; die Glaubigen dagegen nehmen täglich zu. Den Weltweiſen wird nicht mehr geglaubt, aber den armen Fiſchern, den Gelehrten nicht, aber den Zöllnern.“ — Wer alſo Glauben ſuchte, der fragte nicht nach der Vernunft, und wer den Glauben an Gott verlangte, der ſetzte das menſchliche Anſehen bei Seite. Sie ermahnten einander herzlich, daß Niemand nach der Urſache von dem fragen ſolle, was Gott thue, ob man gleich über viele Werke deſſelben nichts als ſtaunen könne. Dem Herrn allein komme es zu, zu befehlen, die Knechte müſſen gehorchen. Ueberdieß ſey es die Eigenſchaft des Glaubens, daß er das Wort der Weisheit annehme, obgleich die Anordnungen Gottes ihm verborgen bleiben. — In dieſem Sinne erklärte ein Lehrer vor dem Angeſichte Gottes: „Heiliger Vater, allmächtiger Gott! So viel ich durch deinen Geiſt, den du mir geſchenkt haſt, Kraft haben werde, will ich dich als einen ewigen Gott und Vater bekennen. Niemals will ich in eine ſolche Thorheit und Gottloſigkeit verfallen, daß ich mich zum Richter deiner Allmacht und Geheimniſſe aufwerfen, und meinen ſchwachen Verſtand über den gottſeligen Glauben an dein unendliches Weſen erheben wollte. Denn die Schwachheit meiner unvollkommenen Natur hindert die Erkenntniß nicht, die ich von dir habe, daß das Unvermögen dich zu begreifen, meinen Glauben unterdrücken könnte.

Daraus aber entſtand das Aergerniß und der Spott der Unglaubigen, und wir machen zunächſt auf die Einwürfe des Gottesläugners Celſus aufmerkſam, welche uns Origenes aufbehalten hat. „Es gibt Chriſten, ſagte er, die weder einen Grund von ihrem Glauben angeben noch annehmen wollen. Sie rufen nur immer: Unterſuche nicht lange und frage nicht nach, ſondern glaube, dann wird dich dein Glaube ſelig machen. Die Klugheit dieſer Welt iſt bös; die Thorheit aber iſt gut und heilſam.“ Origenes antwortete darauf: „Die Glaubenslehren werden von den Chriſten durchaus nicht ſo obenhin angenommen, ſondern genau unterſucht; aber den Unwiſſenden, welche vom Heidenthum zum Chriſtenthum, von einem böſen Leben zur Unſchuld und Heiligkeit berufen werden, ſage man, daß ſie den heilſamen Geboten Chriſti glauben, heilig leben und ſich in der wahren Lehre weiter unterrichten laſſen ſollen. Ueberdieß heiße man nur diejenigen glauben, ohne ihnen die nöthigen Gründe dafür anzugeben, welche um ihres blöden Verſtandes willen dieſelben nicht ſogleich faſſen können. Und was die Umſtände ſelbſt nicht anders geſtatten, darin liege doch nichts Unrechtes oder Thörichtes. Es ſey genug, daß jeder Chriſt die Gewißheit ha[illegible], [illegible]ein Glaube ſey in Gottes Wort feſt gegründet.“ — Darum war auch der Einwurf des römiſchen Kaiſers Julian nichtig: „Die chriſtliche Religion ſey mit einem bloſen ſchlichten Glauben zufrieden.“ Deßwegen ſprach der fromme Einſiedler Antonius zu den Heiden: „Wir überreden euch, wie unſer Lehrer geſagt hat, nicht mit ſcheinbaren Worten menſchlicher Weisheit, ſondern in einem offenbaren Glauben, welcher der Bekräftigung der Worte vorangeht. Glaubet nur, ſo werdet ihr ſehen, daß der Glaube, der ſich Gott übergibt, nicht aber eitler Stolz der Beredtſamkeit ſolche Zeichen erlange. Fliehet zu den Geboten des Gekreuzigten, folget uns, ſeinen Dienern, nach, und ſeyd mit dieſer Erkenntniß zufrieden, ſo werdet ihr hinfort keine Beweiſe der menſchlichen Thorheit mehr ſuchen.“ „Gottes Werke, ſagt Chryſoſtomus, laſſen ſich nicht ohne Glauben begreifen, Gott ſelbſt läßt ſich nicht ohne Glauben finden. Wer dem Glauben widerſteht, der bezeugt eben damit, daß er die Vernunft mit dem Glauben vermengen will. Dieſes aber iſt die Stimme des böſen Geiſtes, der Alles angreift und verderbt, was göttlich iſt.“ Hilarius endlich bezeugt: „Aller Unglaube iſt Thorheit, weil er die Klugheit ſeines unvollkommenen Verſtandes gebrauchen will, indem er Alles nach ſeiner Schwachheit beurtheilt, und das für unmöglich hält, was er nicht begreifen kann. Deßwegen ſoll kein wahrer Chriſt ſich von dem Winde leerer Streitigkeiten hin- und hertreiben, oder durch täuſchende Fragen und Spitzfindigkeiten verhindern laſſen; vielmehr muß der unverrückte Glaube in den Hafen der Gottesfurcht einlaufen, Alles nach der Schrift für wahr halten und ſich eine gottſelige Gewißheit wider alle Läſterungen aneignen.“

Je größer aber bisweilen der Widerſpruch der Vernunft, der Welt und des Satans war, deſto feſter wurde der Glaube der Chriſten, gleichwie der Baum durch die Bewegung der Winde nur noch feſter zu wurzeln pflegt. Darum rühmen nicht nur die Apoſtel den ſtarken Glauben der Chriſten zu ihrer Zeit, ſondern auch nach ihnen andere Lehrer. Klemens ſchreibt an die Korinthier: „Niemand habe unter ihnen gelebt, der nicht ihren ſtarken und allezeit kräftigen Glauben geprüft, für tüchtig erkannt, und ſich dabei über ihre Gottſeligkeit in Chriſto gewundert habe.“ Ignaz bezeugt von den Chriſten zu Smyrna: „Er habe erkannt, daß ſie vollkommen und geſchickt wären im unbeweglichen Glauben, als ſolche, die mit Chriſto Jeſu ans Kreuz geſchlagen worden ſeyen beide am Fleiſch und am Geiſt, und daß ſie gegründet ſeyen in der Liebe durch das Blut Chriſti, auch eine völlige Freudigkeit haben zu dem Herrn Jeſu, darüber er Gott preiſe, der ſie ſo weiſe gemacht habe.“ Andere ſchreiben: „Dieß war ihr ſtetes Bemühen und Suchen, daß ſie zu dem Heiland fleißig hintraten, und die Verheißung und den Bund erlangten, den er durch ſein Kreuz und ſeinen Tod erneuert hat. Er iſt es ja, der die Pforten der Hölle und der Sünden zerbrochen und die glaubigen Seelen herausgeführt, der ihnen den Tröſter geſchenkt und ſie in ſein Reich wieder zurückgebracht hat. Denn, wer hätte unter den Glaubigen ſich weigern wollen, an Den zu glauben, von dem ſie ſo viele Pfänder des Glaubens erlangt hatten? Ebendaher hießen ſie Glaubige, weil ſie dem, was ihnen von Gott verkündigt war, ohne allen Zweifel glaubten und nicht ſtrauchelten. Wäre das, was man ſie gelehrt hatte, etwas Menſchliches geweſen, ſo hätte es erſt unterſucht werden müſſen; weil es aber göttliche Dinge waren, ſo wußten ſie, daß man dieſelben nur demüthig verehren und glauben müſſe. Glaubte aber Einer nicht, ſo mußte er wiſſen, daß er auch Gott nicht angehöre.“

Sobald der Glaub' das Heil umfaſſet hat,
So hat kein Wankelmuth im Herzen ſtatt.
Wer aber nicht ergreift die Wundergaben,
Der mag den Tod und bös Gewiſſen haben.

Von dieſer lebendigen Kraft nannten ſie ſich unter einander Glaubige, oder ein Volk, das vom Glauben den Namen habe. Paulus ſchreibt daher beſonders an die Koloſſer 1, 4.: „Er habe von ihrem Glauben gehört,“ Chryſoſtomus aber bemerkt ausdrücklich, daß die Glaubigen nicht bloß deßwegen dieſen Namen führen, weil ſie glauben, ſondern auch deßwegen, weil ihnen die Verheißungen und Geheimniſſe Gottes anvertraut ſeyen, die nicht einmal die Engel vor ihnen gekannt haben. — Darauf deutete auch der Unterſchied hin, welchen man zwiſchen den erleuchteten und getauften Chriſten machte, und zwiſchen denen, die noch nicht völlig unterwieſen und getauft waren. Jene pflegte man Glaubige zu nennen, dieſe aber Katechumenen. — Freilich machte man häufig die Erfahrung, daß es mit dem Namen eines Glaubigen nicht ausgerichtet war, ſondern daß man mit Origenes geſtehen müſſe: „Wenn ein Katechumene, der noch nicht getauft ſey, die Gebote Chriſti halte, und thue, was recht ſey, ſo verurtheile er den, welcher zwar ein Glaubiger heiße, aber doch die Gebote nicht halte. Ja, zur Zeit des Verfalls im Chriſtenthum geſchah es bisweilen, daß ein Katechumene ſich der Wolluſt enthielt, der Welt gute Nacht gab, Allem entſagte, was er hatte, den Armen mittheilte, und in der heilſamen Lehre beſſer unterrichtet war, als ein ſogenannter Glaubiger. — Darum hatten Jene alle Urſache einander wegen dieſes Namens zu ermahnen. Denn ſie hießen deßwegen Glaubige, weil ſie an Gott glaubten und von Gott für gerecht erklärt wurden, wodurch ihnen zugleich die Heiligkeit, die Reinheit der Seele, die Kindſchaft und das Himmelreich anvertraut war, wobei ſie aber auch dem Herrn Freigebigkeit, Gebet, Demuth und alle andere Tugenden gelobten.

Durch ſolche Anſichten über den Glauben ſchnitten die erſten Chriſten dem Fleiſch alle Gelegenheit ab, den Glauben bloß mit dem Munde zu bekennen. Da half keine Entſchuldigung bei ihnen, daß es dem Herrn genug ſey, nur mit dem Herzen an ihn zu glauben, wenn man es gleich mit der That nicht beweiſe, und alſo des Glaubens und der Gottesfurcht unbeſchadet ſündige. „Denn, antworteten ſie ſolchen verirrten Seelen, ihr werdet alſo auch der Vergebung unbeſchadet in die Hölle verſtoßen werden.“ — Darum trennten ſie den Glauben nie von den guten Werken, ob er gleich nicht durch dieſelben gerecht mache. Glauben, ſagten ſie, heißt den Willen Gottes thun. Wer alſo glaubt, der thut den Willen Gottes, d. i. der Glaube kann von der Liebe zu Gott nicht getrennt werden. — Was iſt der Glaube? fragte Einer von den Alten, und antwortete: „daß der Menſch an Chriſtum glaube, d. i. Gott treu ſey, oder Gottes Gebote treulich halte. Denn, ſetzt er hinzu, wie die Haushalter reicher Herren nicht treu heißen können, wenn ſie die ihnen anvertrauten Dinge verſchwenden, alſo ſind auch diejenigen Chriſten untreu und unglaubig, welche die von Gott ihnen mitgetheilten Güter verderben. Fragſt du, welche Güter es ſeyen? Es ſind diejenigen, durch die wir glauben und Chriſten ſind.“ Und abermals ſpricht er: „Weil das der Glaube eines Chriſten iſt, die Gebote Chriſti treulich zu halten, ſo iſt es gewiß, daß derjenige keinen Glauben hat, der untreu iſt, und daß der nicht einmal glaubt, daß Chriſtus ſey, der die Gebote Chriſti verachtet. Daher kommt Alles darauf hinaus, daß, wer die Werke Chriſti nicht vollbringt, der iſt auch kein Chriſt.“ Tertullian ſagt es frei heraus: „Es iſt nichts Wahrhaftiges in denen, die Gott, den Herrn der Wahrheit, nicht kennen. Diejenigen mögen zuſehen, wie es ihnen gehen wird, die das Gute nicht ganz beſitzen, und auch das, was ſie noch haben, ſo leicht mit dem Böſen vermiſchen.“ —

In dieſen redlichen Herzen war alſo der Glaube geſchäftig, ſeine Früchte zu bringen und recht thätig zu ſeyn. Sie bekannten in Wahrheit und mit gutem Gewiſſen auch vor Feinden: „Wir verlangen ein anhaltend reines Leben zu dem Umgang mit Gott, dem Vater und Herrn aller Dinge. Wir eilen zu dem chriſtlichen Bekenntniß und glauben feſt, daß diejenigen es erlangen können, welche mit der That vor Gott zeigen, daß ſie ihm nachfolgen, und ein Leben lieb haben, worin keine Bosheit iſt.“ Ebenſo ſchreibt Polykarp an die Philipper: „Der Glaube, der euch gegeben iſt, iſt die Mutter unſer Aller, da die Hoffnung folgt und die Liebe vorangeht, welche iſt gegen Gott, gegen Chriſtum und gegen den Nächſten. Denn, wer innerlich davon erfüllt und der Gerechtigkeit ergeben iſt, und Liebe hat, der iſt fern von aller Sünde.“ Andere reden die ſichern Heuchler alſo an: „Was hilft es dich, wenn du durch den Glauben allein gerecht wirſt? Jac. 2, 14. Wir wünſchen, daß du auch von deinen Wohlthaten eine Freudigkeit habeſt und ſtets daran denkeſt, was Gottes iſt. Wir fordern weiſe Gedanken und ein anſtändiges Leben nicht nur auf Einen Tag, auch nicht auf zwei oder drei, ſondern dein ganzes Leben hindurch. Das Leben iſt ja ſonſt nichts nütze zur Seligkeit, wenn das Leben vom Unflat der Laſter gleichſam überfließt und verunreinigt wird. Darum muß es ſo eingerichtet werden, daß es Gott gefällt, und alle Schande, Bosheit, Geiz u. dergl. entfernt wird. Wenn wir aber auch noch ſo viele Betrachtungen mit dem Munde anſtellen, von der Geduld und von dem Glauben reden, und dieſe doch nicht mit der That beweiſen, wenn es Gelegenheit gibt, ſo nützen die Worte nicht nur nichts, ſondern ſchaden ſogar. Wenn wir aber vor und nach den Worten eine Probe von unſern Werken ablegen, ſo ſind wir auch tüchtig, Andere in dem zu ermahnen, was wir mit der That vollbracht haben. — Sobald du alſo glaubſt, ſobald wirſt du auch mit Werken geziert ſeyn; aber nicht, als ob dem Glauben Werke mangelten, ſondern weil der Glaube an ſich ſchon voll guter Werke iſt. Die Werke ſind zwar aus den Menſchen und in Beziehung auf die Menſchen; der Glaube aber iſt aus den Menſchen in Beziehung auf Gott. Der Glaube erklärt den Bekehrten für einen Bürger des Himmels und macht den irdiſchen Menſchen zu einem Freund und Bekannten Gottes. Denn außer dem Glauben und ohne denſelben iſt nichts gut.“ — Demnach wieſen ſie diejenigen ernſtlich zurecht, welche einen andern Weg zum Leben einſchlagen und bei dem todten Glauben ſtehen bleiben wollten. „Wie kann derjenige ſagen, hieß es, daß er an Chriſtum glaube, welcher nicht thut, was Chriſtus befohlen hat? Oder, wie will derjenige zu der Belohnung des Glaubens gelangen, welcher gegen die Gebote Gottes nicht treu ſeyn will? Er muß nothwendig wanken und irregehen, und von dem Geiſt des Irrthums ſo ergriffen werden, daß er wie Staub vom Winde zerſtreut wird. Er wird in ſeinem Wandel zur Seligkeit nicht zunehmen, weil er den wahren Weg des Heils verläßt. — Mithin war ein rechtſchaffenes, ungeheucheltes Weſen in Chriſto bei ihnen ein unfehlbares Kennzeichen eines rechten Glaubens, und ſie ſagten mit dem Apoſtel: „Zeige mir deinen Glauben mit deinen Werken.“ Jak. 2, 18. Nimmermehr thut der Glaube, was des Unglaubens, noch der Unglaube, was des Glaubens iſt. Wie nun der Schein der Sonne die Sonne ſelbſt anzeigt und von ihr ausgeht, alſo beweiſen die Werke den Glauben, und ſo wird wahr, was Jakobus ſagt 2, 21.: „Abraham wurde aus den Werken gerecht, — aus den Zeichen des Glaubens; denn gute Werke ſind Zeugen des Glaubens. Wenn aber ein Chriſt keine gute Werke thut, ſo kann er ſeinen Glauben nicht bewähren, und eben darum iſt dieſer, als wäre er nicht, weil man ihn nicht beweiſen kann.“ — Salvianus warnt namentlich davor, daß Keiner über die göttlichen Zeugniſſe unwillig werden, ſondern darin ruhen und zunehmen ſolle. Er dürfe alſo nicht widerſprechen, wenn der Apoſtel einen ſolchen Heuchelglauben dem Glauben des Teufels gleichſtelle. Denn Niemand könne ſich durch die Einbildung eines ſolchen Glaubens ohne gute Werke etwas zuſchreiben.“

Deßwegen aber ſage Jakobus: „daß die Teufel glauben, weil dieſe zwar glauben, daß ein Gott ſey, aber in verkehrtem Weſen dahinleben. Ebenſo haben auch einige Menſchen einen teufliſchen Glauben, welche zwar vorgeben, daß ſie an Gott glauben, aber doch von ihren Sünden nicht laſſen." — Ueber dieſe ſchlimme Art klagten überhaupt die treuen Lehrer ſchmerzlich und ſagten: „Einige ſeyen ſo gottlos, daß ſie ſich ſtellen, als hätten ſie den Glauben, und hoffen, derſelbe werde ihnen auch ohne Werke die Gerechtigkeit bei Gott verſchaffen. Sie werden aber durch dieſen Irrthum betrogen und begehen ſchreckliche Sünden, indem ſie meinen, Gott ſeye nicht der Richter der übrigen Sünden, ſondern bloß des Unglaubens."

Gleichwie nun bei den Alten der Glaube niemals ohne gute Werke war, alſo gab es auch keine guten Werke ohne den Glauben, und was nicht aus dem Glauben kam, wurde von ihnen für Sünde gehalten. Röm. 14, 23. Sie wurden durch die göttliche Weisheit davor bewahrt, daß ſie kein Werk vor den Glauben ſetzten, oder ſagten, man könne vor dem Glauben etwas Gutes thun. Denn ſie wußten, daß die Werke, die man vor dem Glauben thue, nichtig ſeyen, wenn ſie gleich löblich ſcheinen. Darum konnte Niemand ſeine Werke vor dem Glauben gut heißen; denn war kein Glaube da, ſo war auch kein gutes Werk da. Die Abſicht machte erſt das Werk; aber die Abſicht und die gute Meinung wirkte der Glaube. Dieſer iſt diejenige Weisheit und Klugheit der Gerechten, welche die Quelle aller Pflichten iſt. — Aus eben dieſer Quelle entſpringen aber auch alle übrigen Tugenden. Denn keine Gerechtigkeit kann ohne dieſe göttliche Klugheit (des Glaubens) ſeyn. Und Alles, was die Menſchen ſonſt thun, in der Keuſchheit, in der Enthaltſamkeit, in der Bezähmung des Leibes, in der Mittheilung ihrer Güter, das thun ſie umſonſt, wenn ſie es nicht im Glauben thun. Sie thun es ohne Grund, wenn es nicht in der Erkenntniß Gottes, des Vaters, und in der Bekenntniß ſeines eingebornen Sohnes geſchieht.

Will gleich ein ſonſt natürlich frommer Sinn
Sich hie und da mit guten Sitten ſchmücken,
So fällt ſein Trug doch endlich ganz dahin,
Er kann ſie nicht aus wahrem Glauben ſchicken.
Die Früchte ſind nur falſcher Tugendſchein.
Warum? Es muß ihm lauter Sünde ſeyn,
Was die Natur in ihrer Hoffart zeiget,
Der Unglaub' iſt zu böſer Frucht geneiget.

Daher lernten ſie Eines an dem Andern kennen, den Glauben an den Werken und die Werke an dem Glauben. Ein Glaubiger wurde bei ihnen nicht bloß an der Gemeinſchaft der Lehre erkannt, ſondern auch an dem neuen Leben, nicht bloß an dem, was er von Gott empfangen hatte, ſondern auch an dem, was er Gott wieder aufopferte. Damit ſollte er glänzen, und vor Allen ſich zeigen, ſelbſt in ſeinem Angeſicht, in ſeinen Reden, in ſeiner Stimme, ſeinem Gang und ſeiner Kleidung. — „Der Glaube, hieß es, hält die Gebote, erfüllt die Zuſagen und macht Freunde Gottes und Chriſti. Niemand aber kann die Verheißungen des Glaubens erlangen, er zeige denn ſein Bekenntniß mit den Werken, und Keiner wird belohnt, wenn er den verſprochenen Glauben nicht halten will. Mithin erhält der Menſch eine Belohnung für die Erfüllung ſeines Glaubens, oder eine Strafe wegen deſſen Verwahrloſung. Denn nur dieß iſt der wahre Glaube, welcher dem, was er mit Worten ſagt, nicht mit Werken widerſpricht. — Wer alſo den Glauben ohne Werke zu behalten, und dadurch am jüngſten Tage ſelig zu werden gedenkt, der wird in ſeiner Hoffnung betrogen, weil er den durch ſein böſes Leben verloren hat, welchen er durch ſein äußerliches Bekenntniß erhalten wollte. Kurz in den äußeren Werken muß auch der innere Glaube ſich zeigen, und diejenigen ſchmeicheln ſich vergebens mit ihrem Glauben, welche ihn nicht mit Gottſeligkeit zieren. Denn dieſer iſt der Urſprung der Gerechtigkeit, der Anfang der Heiligkeit, das Erſte bei der Andacht und der Grund des Gottesdienſtes.“ — Deßwegen waren diejenigen, welchen es ein Ernſt war, nicht träge, Gott zu dienen. Auch verließen ſie ſich nicht verkehrterweiſe auf die Gnade, wie wenn Gott es ihnen freiſtellte, und keine Früchte von dem erwartete, was er durch den Tod ſeines Sohnes erworben hat. Ja, ſie wichen deſto mehr vom Böſen und thaten Gutes; ſie wachten, ſuchten, klopften an und beteten, und bemühten ſich, Gott allein gefällig zu ſeyn.

Um übrigens nur einige Früchte des Glaubens anzuführen, ſo hieß es dem Ausſpruch des Apoſtels gemäß: „Der Glaube ſoll durch die Liebe thätig ſeyn.“ Gal. 5, 6., vergl. 1 Joh. 4, 7. 5, 1. Mithin war die Liebe das zweite herrliche Kennzeichen eines vollkommenen Glaubens bei ihnen, — die Liebe zum Gehorſam, ſo daß ſie Alles, was ſie thaten, aus Liebe thaten. Dieß war bei den Alten der rechte Glaube, welcher durch die Liebe wirkte, nicht durch die Furcht vor Strafe, ſondern aus Liebe zur Gerechtigkeit. Und dieſe Liebe leiteten ſie ebendaher, wo der Glaube herrührte, nämlich von Gott. Denn ſie erkannten wohl, daß keine Liebe in ihnen ſey, wenn dieſe nicht durch den heiligen Geiſt in ihr Herz ausgegoſſen werde. — Auch achtete man darauf, daß die Schrift die Liebe ſo nahe zum Glauben hinſtelle; darum ſagte Auguſtin: „Der Glaube mit Liebe iſt der Glaube eines Chriſten, ohne Liebe aber iſt es der Glaube des Teufels. Ja, diejenigen, welche nicht glauben, ſind ärger als die Teufel, weil ſie Chriſtum haſſen und nicht vor ihm zittern.“ — Dabei beruft er ſich noch auf die Erfahrung und bemerkt: „Diejenigen allein wiſſen, was an Gott glauben heißt, welche ihn lieben, und nicht bloß dem Namen nach Chriſten ſind, ſondern in den Werken und im Leben. Ohne die Liebe iſt der Glaube eitel, und wie das Leben des Leibes aus der Bewegung ſichtbar wird, alſo der Glaube aus den Werken. Denn der Glaube allein lebt, welcher durch die Liebe wirkt; iſt aber dieſe kalt, ſo iſt auch die Liebe mangelhaft.“

Ferner nahmen ſie auch noch die Worte des Apoſtels Jacobus ſehr zu Herzen: „Wiſſet, daß euer Glaube, wenn er rechtſchaffen iſt, Geduld wirket.“ Jac. 1, 3. — Alles nämlich, was die erſten Märtyrer und Bekenner Jeſu um ſeines Namens willen litten, ſchrieb man der Kraft des Glaubens zu, gleichwie man alle andere Tugenden aus dieſer Quelle ableitete. Denn wer an Chriſtum glaubte, der weigerte ſich nicht über dem Bekenntniß des göttlichen Namens ſein Blut zu vergießen. Wenigſtens kreuzigte er aus Liebe zu Chriſto ſein Fleiſch ſammt den Lüſten und Begierden. — So gieng es bei den erſten, wahren Chriſten. Ihr Glaube ſchien anfangs klein, gering und ſchwach zu ſeyn; aber wenn er durch mancherlei Anfechtungen geübt wurde, ſo erwies er ſeine Kraft bald. Er gab eine Wärme des göttlichen Vertrauens von ſich, und enthielt eine ſolche Hitze des göttlichen Feuers, daß er nicht nur ſelbſt brannte, ſondern auch Andere, die Zeugen davon waren, entzündete. Da traf das dritte unfehlbare Kennzeichen des Glaubens ein, — die Ueberwindung der Welt. 1 Joh. 5, 4. 5. — Die Welt haßte zwar den Glauben in ihnen, weil ſie im Argen liegt; ſie wurde aber auch durch den Glauben überwunden. Die Heiligen bezwangen durch den Glauben Königreiche. Ebr. 11, 33. — Und warum ſollte der Glaube nicht Sieg gehabt haben, der doch Leben hatte? — So hatte der Märtyrer Flavianus, als er vor den Richter geführt war, die feſte Ueberzeugung in ſeiner Seele, daß ſein eigener Glaube, wie der ſeiner Vorgänger, dem Richter, auch wider ſeinen Willen, die rechte

Meinung abnöthigen werde, weil, wie Chryſoſtomus ſagt, weder ein Menſch, noch ein Teufel, noch ſonſt Jemand wider einen Glaubigen beſtehen könne. Daher kam es auch, daß gleich anfangs weder Simon, der Zauberer, noch andere Feinde dem Evangelium Widerſtand leiſten konnten. Denn der Glaube, der Glanz der Wahrheit und das göttliche Wort überwand in den Apoſteln Alles, wie Euſebius ſagt. — In dieſem Glauben widerlegte einſt Tertullian die Einwürfe einiger Kleinglaubigen, daß ſie während der Verfolgung keine Zuſammenkünfte halten können. „Womit, ſprach er, willſt du es ſonſt anfangen, als mit Glauben, wodurch auch die Apoſtel allezeit ſicher waren? Kann der Glaube Berge verſetzen, ſo wird er auch einen Soldaten oder einen andern Feind abhalten können. Darum haſt du nur Glauben und Weisheit nöthig. Wirſt du dieſe gebrauchen, ſo haſt du keine Geldſpenden nöthig; brauchſt du ſie aber nicht, ſo werden auch die Geſchenke umſonſt ſeyn, mit denen du deine Feinde beſänftigen willſt.“

Ueberhaupt ſieht jeder Erleuchtete ein, wie hoch die erſten Chriſten den Glauben und die Kraft deſſelben, ſowohl bei der Rechtfertigung des Menſchen, als auch bei ſeiner Heiligung und Verherrlichung, erhoben. Man höre nur, welche Herrlichkeit der Märtyrer Ignaz im Glauben findet und andern Brüdern zeigt: „Es iſt euch nichts verborgen, wenn ihr den Glauben an Jeſum Chriſtum und die Liebe vollkommen in euch habt; denn dieſes iſt der Anfang und das Ende des Lebens. Des Lebens Anfang iſt der Glaube; das Ende aber die Liebe. Sind dieſe beide recht beiſammen, ſo machen ſie einen Menſchen Gottes, alles Uebrige gehört zu den guten Werken. — Niemand ſündigt, wer ſich des Glaubens rühmt, und Keiner haßt, wer die Liebe hat. Denn an den Früchten erkennt man den Baum. Alſo werden diejenigen, welche ſich Chriſten zu ſeyn rühmen, an ihren Werken erkannt. Denn das Chriſtenthum iſt nicht bloß ein Werk der Verheißung, ſondern es beſteht in der Kraft des Glaubens, darin man bis ans Ende erfunden werden muß.“ Origenes bezeugt: „Der Glaube iſt niemals ohne göttliche Kraft und Tugend, und keine Wirkung der Kräfte verſchafft ein gewiſſes Heil ohne den Glauben.“ Deßwegen fragte der Heiland allezeit, wenn er Kranke heilen wollte, zuerſt nach dem Glauben, damit ſie durch ihren Glauben und ſeine Güte gerettet würden.

Wir wollen jetzt nichts von der wunderthätigen Kraft des Glaubens in den erſten Gemeinden erwähnen, was ſpäter folgen ſoll, ſondern nur noch die Verſicherung geben, daß ihr Glaube in dem heiligen Geiſt ihnen eine unendliche Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit beigelegt habe. Schon im Anfang des Chriſtenthums wurden die Heiden, ſobald ſie durch die Apoſtel etwas von Chriſto hörten, mit Freudigkeit und Glauben erfüllt, verläugneten ihre Götzen und ergaben ſich dem unerſchaffenen Gott durch Chriſtum. Damals alſo, wie in den folgenden Zeiten hielt man den Glauben für den größten Reichthum, Schatz und Ehre, weil er den Sünder ſelig macht, die Schwachen ſtärkt, die Katechumenen zur Taufe führt, die Glaubigen gerecht macht, die Bußfertigen zurechtbringt, die Gerechten vermehrt, die Märtyrer krönt, Junge und Alte in der Keuſchheit erhält, die Lehrer beſtellt, Alle zum Himmel bereitet und zur Gemeinſchaft der Engel bringt. — Ein Jeder wußte, daß er vor allen Dingen den Glauben haben müſſe, der ihn Gott angenehm mache, und wenn er Glauben habe, ſo müſſe er darauf ſehen, daß auch ſeine Werke vollkommen werden. Denn ſie hielten es für unmöglich, daß Einer tugendhaft ſeyn könne ohne Rechtfertigung, und daß er gerecht ſeyn könne ohne Glauben. Darum wurden ſie in dieſem Leben nicht müde, wie zur Zeit der Saat, und harrte naus, bis ſie endlich erndten konnten, was ſie geſäet hatten. — Auch der Kaiſer Konſtantin, der Große, bezeugte öffentlich: „Gottes Macht habe ſich beſonders darin erwieſen, daß er denen, welche die heilige Schrift in Ehren halten, und keines von den Geboten aufzulöſen begehren, zu vielen Gütern, zu einer großen Stärke in ihrem Vorhaben und zu einer guten Hoffnung verholfen habe; den Gottloſen aber ſey das Gegentheil widerfahren.“ — Eben dieſe lebendige Erfahrung von den herrlichen Wirkungen des Glaubens befeſtigte ſie in der Hoffnung der Herrlichkeit, die Gott geben ſollte. S. 1 B. 15 K.

VII.

Von dem Chriſtennamen und den Kennzeichen deſſelben.

Weiter floß aus einem lebendigen Glauben, daß die Chriſten ihrem Beruf und ſelbſt ihrem Namen gemäß ſich zeigten in ihrem Wandel. Der Chriſtenname war ihnen viel zu theuer und werth, als daß ſie ihn mit vorſätzlichen Sünden hätten beflecken, oder den Feinden zur Läſterung preisgeben ſollen. — Bekanntlich kam dieſer Name zuerſt in Antiochien auf, Ap. Geſch. 11, 26., und früher wurden die Jünger Jeſu von ihren Feinden Galiläer oder Nazarener genannt. — Der Name Chriſt kommt von der Salbung her, von welcher wir oben geſprochen haben. Jeſus hieß nämlich Chriſtus, d. i. ein Geſalbter nach ſeinem königlichen, prieſterlichen und prophetiſchen Amt, und dieſe ſeine Salbung kam den wahren Chriſten zu gut. „Ein Chriſt, ſagt Tertullian ausdrücklich zu den Heiden, leitet ſeinen Urſprung von der Salbung her. Wenn ihr uns nun auch in anderer Beziehung Chriſten nennet, ſo leget ihr uns ebendamit einen Titel der Anmuth und Güte bei, der von der Anmuth und Güte herrührt. So haßt man an unſchuldigen Menſchen einen unſchuldigen Namen. Saget ihr: man haſſe die Leute um des Urhebers ihres Namens willen, ſo iſt es nichts Neues, daß eine Lehre ihre Nachfolger nach ihrem Lehrer nennt.“ Athanaſius ſetzt noch hinzu: „Weil auch andere Lehrer ihre Nachfolger Jünger genannt haben, — ein Name, der nur den Glaubigen eigen geweſen ſey, ſo habe man zwiſchen jenen und den Anhängern Jeſu einen Unterſchied machen wollen.“ Demnach gaben ſie zwar zu, daß der Name — Chriſten — neu ſey, aber nicht, daß ihre Lebensart und ihr Wandel erſt neuerdings von ihnen erdichtet ſey.

Die Bedeutung dieſes Namens drückten ſie durch Worte und Werke aus, indem Mehrere vor den Heiden bekannten: „daß Chriſten nichts anders ſeyen, als Anbeter des höchſten Königs. Sie ſeyen eine ſolche Geſellſchaft, die ſich zu einerlei Gottesdienſt bekenne, unter einerlei Zucht und in Einem Bund des Glaubens und der ewigen Hoffnung lebe. Sie Alle kennen das einzige wahre Gut, ſeyen in Einer Ruhe beiſammen, kennen einander an dem Zeichen der Unſchuld und Beſcheidenheit, lieben einander, ſeyen Glaubensgenoſſen, Kinder Eines Vaters und Miterben der Hoffnung. Ein Chriſt ſey ein ſolcher Menſch, der durch die Erkenntniß Chriſti geziert ſey mit Mäßigkeit, Gerechtigkeit, Geduld und Tapferkeit, wie mit einem frommen Bekenntniß des einigen und höchſten Gottes.“ Oder wie jener Bekenner vor der Obrigkeit ſagte: „Die Chriſten ſeyen ſolche fromme Menſchen, welche Gott dienen, an den Namen des eingebornen Sohnes Jeſu Chriſti glauben, Allen Gutes thun und von dem Herrn Belohnung hoffen.“ Und ein Anderer: „Ein Chriſt iſt der, welcher von Gott dem Vater das Weſen der Taufe, nämlich des heiligen Geiſtes, und daher der ewigen Hoffnung empfangen hat.“ — Von der Gnade dieſer heiligen Gabe hießen ſie Chriſten, vorher aber wurde eigentlich Niemand dieſes Namens werth gehalten. Kurz: das Chriſtenthum war bei den Alten eine Nachfolge der göttlichen Natur; denn ihres Herzens Luſt und Verlangen gieng dahin, nicht nur ein Chriſt zu heißen, ſondern auch zu ſeyn. Einen ſolchen Ernſt zeigte Ignaz, als er ſeinen Glauben in der Verfolgung beweiſen ſollte. „Betet nur, ſchrieb er, daß ich ſtark werde, äußerlich und innerlich, damit nicht bloß Worte bei mir ſeyen, ſondern auch der Wille, und daß ich nicht bloß ein Chriſt heiße, ſondern auch ſo erfunden werde. Denn, wenn ich ſo erfunden werde, ſo kann ich auch ſo heißen und ein glaubiger Menſch ſeyn, wenn gleich die Welt mich nicht dafür hält.“ Origenes bezeugt im Allgemeinen: „Jedermann müſſe bekennen, daß die Lehre Chriſti recht heilſam und gut ſey, wenn er auf das Leben derer ſehe, die ihr anhängen, und dabei ihren jetzigen Wandel mit dem früheren vergleiche.“ Und Antonius bekennt mit freudigem Gewiſſen: „Wir Chriſten haben das Geheimniß unſeres Lebens nicht in die Weisheit dieſer Welt geſetzt, ſondern in die Kraft des Glaubens, die uns von Gott durch Chriſtum mitgetheilt worden iſt. Dieß beweiſt täglich die Ordnung der Dinge, die mit uns vorgehen und euch unſere Lehre angenehm machen können.“ — Dieſe Gnade aber ſchrieben ſie ihrem Heiland zu mit dankbarem Herzen: „Der Herr Jeſus, der einzige und wahre Geſalbte des Herrn, hat die ganze Zierde des ehrwürdigen und heiligen Namens auf uns gelegt. Er hat uns nicht etwa Vorbilder oder Schattenwerke übergeben, ſondern die Tugenden und Kräfte ſammt dem himmliſchen Leben durch die Lehren der Wahrheit, wodurch wir mit ihm vereinigt werden.“ Wer dieſes an ihnen mißbilligte oder verläſterte, den hielten ſie nicht einmal für einen Menſchen, und dennoch wurde die chriſtliche Religion von vielen Heiden für eine unglückſelige Religion erklärt, weil ſie verlange, daß man den höchſten Gott, den Herrn, über Alles anbete, in allem Anliegen mit demüthigem Gehorſam anrufe, mit allen Kräften und Sinnen umfaſſe, liebe und aufnehme. Allein die Chriſten ließen ſich nicht irre machen, und waren vollkommen überzeugt, daß die Kraft des Chriſtennamens ihnen zu einem tugendhaften Leben verhelfe, wenn ſie ſelbſt eifrig ſeyen, ein beſſeres Leben zu führen. — Wenn nun Einer den Chriſtennamen von Chriſto, der die Kraft und Weisheit iſt, annahm, ſo wurde ebendamit die Kraft genannt, vermittelſt welcher er wider die Sünde tapfer und männlich ſtreiten könne. Auch bewies er, wenn er das Beſte immerdar wählte, daß er die Weisheit bei ſich hatte. In dieſer Vereinigung der Weisheit und Tugend beſtand alſo das vollkommene Leben, indem jene zeigte, was recht und gut war, und dieſe daſſelbe verrichten und zu Stande bringen half. — Dieß allein hieß bei ihnen **Chriſtenthum**, wenn die Chriſten arm am Geiſte, ſanftmüthig, barmherzig, friedfertig waren. Denn wer nicht auf dieſem Wege wandle, der gerathe auf Irrwege und habe einen böſen Grund. Wer aber nicht bloß durch ſein Bekenntniß Ehre ſuche, ſondern auch durch Werke ſich auszeichne, dem ſey Gott nahe, und wo Gott ſey, da könne Niemand ſchaden. —

Daher kam es, daß man von einem Jeden, der in die Gemeinde aufgenommen werden wollte, vor allen Dingen den Glauben und das Verſprechen verlangte, nach der Lehre Jeſu zu leben. Man wies ihn ernſtlich darauf hin, „daß derjenige kein Chriſt ſey, welcher die Werke eines Chriſten nicht vollbringe. Denn der Name ſey nichts ohne die That, und das Wort Gottes ohne den Gottesdienſt ſey nichts anders als eine Zierrath im Koth. Ebenſo ſey auch an den Chriſten der Name gleichſam ein goldenes Kleinod; wer aber denſelben mißbrauche, gleiche einem Schwein mit einem goldenen Halsband. Ja, alle früheren Völker hätten ihren guten Namen verloren, wenn ihr Gehorſam aufgehört haben würde. —

Man hatte freilich dabei immer mit der Heuchelei zu kämpfen und dafür zu ſorgen, daß der Chriſtenname in der Wahrheit und Lauterkeit geführt wurde. Darum finden wir ſo viele Warnungen in den Schriften der Alten. „Es iſt billig, hieß es, nicht bloß ein Chriſt zu heißen, ſondern auch zu ſeyn. Laſſet uns als Jünger Chriſti lernen nach dem Chriſtenthum zu wandeln. Denn, wenn ſich Jemand mit einem andern Namen benennen läſſet, als mit dieſem, der gehört nicht Gott an. Es ſchickt ſich ſehr übel, den Namen Jeſu auf der Zunge zu führen, und das Juden- oder Heidenthum im Herzen zu haben. — Wer nach ſeinen böſen Begierden lebt, der wandelt nicht in den Satzungen ſeiner Gebote, und führt kein Leben, das Chriſto gefällt. Derjenige bekennt den Namen vergebens, welcher Chriſto nicht nachfolgt. Willſt du ein Chriſt ſeyn, ſo thue was Chriſti iſt, und alsdann nimm den Chriſtennamen mit Recht an. — Heißt Jemand ein Chriſt, ſo erkennt er Chriſtum für ſeinen Herrn, und dieſer iſt es in der That, wenn er ihm in Allem gehorcht. Wo nicht, ſo iſt er ein Spötter Chriſti, weil er ſich deſſen Knecht nennt, dem er doch nicht dienen will. Mithin iſt derjenige ein wahrer Chriſt, der es nicht bloß dem Namen, ſondern der That nach iſt, der in Allem Chriſtum nachahmt, der heilig, unſchuldig und unbefleckt iſt, in deſſen Herz die Bosheit keinen Platz findet, der Niemand beleidigt, ſondern Jedermann gerne helfen will. — Der iſt ein Chriſt, der nach Chriſti Beiſpiel den Feind nicht haßt, ſondern den Widerſachern Gutes thut und für ſie betet. Denn wer bereit iſt, Jemand zu beleidigen oder ihm zu ſchaden, der lügt, daß er ein Chriſt ſey. — Niemand heißt mit Recht ein Chriſt, als wer im Leben Chriſto ähnlich wird. Zeigt er ſich nicht in der That als einen Chriſten, ſo mögen ihn zwar Alle ſo nennen; aber der Titel iſt ihm nichts nütze, da die Sache ſelbſt ſich nicht bei ihm findet. Wer aber kein Chriſt iſt, der iſt ein Widerchriſt. — Der iſt kein Chriſt, deſſen Leben Chriſto entgegen iſt. Der Herr ſelbſt hat ja das Zeichen des Chriſtenthums nicht an den Namen gebunden, ſondern an das Bekenntniß. Weil nicht der bloße Name Chriſti den Chriſten macht, ſondern die That und die Wahrheit u. dergl." — Demnach galt in der erſten Kirche die wahre Gottſeligkeit für ein gewiſſes und nöthiges Kennzeichen eines wahren Chriſten. Denn alle Verſtändige waren darüber einig, daß die Kraft des Chriſtennamens in der That beſtehe und in der Einfalt des willigen Glaubens. — Die Heiligkeit war ein Kennzeichen der chriſtlichen Zucht und gleichſam der Mittelpunkt, wo alle Strahlen der chriſtlichen Lehre zuſammenliefen. Wer von einem Chriſten ſprach, drückte damit gleichſam ein Bild der Keuſchheit, der Unſchuld und eines reinen Herzens aus. — Darum prägten ſie einander folgende Wahrheit tief ein: „An den Früchten erkennt man den Baum, und wer ſich für einen Chriſten ausgibt, der wird an der That erkannt. Dieſe beſteht in der Kraft des Glaubens. Beſſer iſt es ſchweigen und ein Chriſt ſeyn, als ſagen und nicht ſeyn. — Gleichwie es zweierlei Bildniſſe auf den Münzen gibt, das Bild Gottes und das Bild der Welt, ſo hat auch ein Jeglicher ſein Gepräge. Die Unglaubigen haben das Zeichen dieſer Welt, die Glaubigen aber das Zeichen Gottes, des Vaters durch Jeſum Chriſtum. Zwiſchen einem Chriſten und Heiden ſoll nicht allein der Glaube, ſondern auch das Leben einen Unterſchied machen, und die verſchiedene Religion durch verſchiedene Werke ſich zeigen.“

Dieſe Kennzeichen waren aber auch wirklich an den erſten Chriſten ſichtbar, ſo daß ſie ſich vor ihren Feinden darauf berufen konnten: „Keiner wird bei uns für einen Chriſten, oder für reich, verſtändig und großmüthig gehalten, außer er rede und lebe, wie es recht und heilig iſt. Kurz, dieß iſt unſer Zuſtand, die wir Gott nachfolgen: „wie unſere Begierde iſt, ſo ſind auch unſere Worte, wie dieſe ſind, ſo ſind auch unſere Werke, wie unſere Werke ſind, ſo iſt auch unſer Leben und Wandel, — alſo iſt das ganze Leben der Chriſten durchaus gut.“ Darum ſingt ein Dichter:

Wie kann des Herren Furcht von Chriſten bleiben?
O nein, ihr Merkmal iſt zu klar.
Von jener läſſet ſich der Chriſt ſtets treiben,
Ein Böſer wird durch Bosheit ſelber offenbar.

Dagegen ſprachen ſie ſehr ſcharf gegen die Heuchler und öffentlichen Sünder, welche ihrem theuren Namen einen Schandfleck anhiengen. „Diejenigen, ſagten ſie, die ſich Chriſten nennen, verlieren die Kraft dieſes Namens durch die Sünde. Denn der heilige Name nützt nichts ohne das Leben, weil das Leben, das von dem Bekenntniß weicht, die Ehre des ſchönen Titels durch die niedrigen Werke verderbt. Sie ſind vielmehr wegen dieſes heiligen Namens um ſo ſtrafbarer, wenn ſie von demſelben weichen, weil ſie in der Religion ſtehen und dennoch ſündigen.“ — Ja, ſie bezeugten öffentlich vor den Heiden: „Diejenigen, welche in ihrem Leben nicht ſo gefunden werden, wie Chriſtus gelehrt hat, von denen iſt anzunehmen, daß ſie keine Chriſten ſind, ob ſie gleich die Lehre Chriſti mit der Zunge bekennen. Denn nicht diejenigen, welche nur bekennen, ſondern diejenigen, welche ihr Bekenntniß mit der That bekräftigen, ſpricht der Herr, ſollen ſelig werden.“ — Daher ſagten ſie einſt von einem Heuchler: „Torquatus hat lange gelogen, daß er ein Chriſt ſey; aber die Kraft des heiligen Namens ſelbſt nimmt es gleichſam übel, daß ihr Name von denen gebraucht werden ſoll, die ihn nicht lieben. Denn der Chriſtenname hat wirklich eine göttliche Kraft bei den Nachfolgern Chriſti, welche die wahre Weisheit kennen gelernt und die böſen Lüſte tapfer überwunden haben.“ — Sahen ſie Jemand abweichen, oder von dem rechtſchaffenen Weſen in Chriſto auch nur ein wenig wanken, ſo riefen ſie ihm zu: „Führe Chriſtum nicht im Munde, während du die Welt höher achteſt! — Laſſet uns die Pflichten gegen Gott kennen lernen, und ſeinen Geboten von ganzem Herzen gehorchen! Laſſet uns vielmehr ſeinen Willen thun, als nur rühmen, was er an uns thun könne! Denn er verwirft diejenigen, welche durch ihre Sünden von ſeiner Erkenntniß abgehalten werden. — Habet ihr Chriſtum nicht im Herzen, ſo könnet ihr nicht Chriſten heißen. Niemand laſſe ſich ferner dieſen Namen beilegen, wenn er mit ſeinen Werken ſich als einen Feind deſſelben erklärt. Denn was für ein Chriſt iſt der, welcher ſich vornimmt, wider die Gebote des Herrn zu handeln?“

Die aufgeblähte Wiſſenſchaft,
Die nur den leeren Namen führet,
Hat Schein und Trug genug, doch keine Kraft,
Und weiß noch gründlich nicht, was wahre Chriſten zieret.
Drum muß dabei
Die Liebe ſeyn ohn' alle Heuchelei.
Wer ſich den Titel will vom Chriſtenthum beilegen,
Der ſey doch, ohne Frucht, bei Gott nicht ſo verwegen.
Bringt dir die Lehre nicht ein frommes Leben bei,
So wiſſe, daß dein Sinn nun doppelt ſtrafbar ſey.

Ihr Eifer wider die Heuchelei war ſo groß, daß ſie ſelbſt die Heiden erſuchten und ihnen freiſtellten, diejenigen zu beſtrafen, welche bloß Chriſten heißen, aber ihr Leben nicht nach den Geboten Chriſti einrichten. Sie thaten dieß, weil ſie wußten, daß diejenigen, welche es rechtſchaffen mit Gott und ſeiner Ehre meinen, von den Feinden in keinem Theil beſchuldigt werden können. Wie redlich erklärte Tertullian im Namen Aller: „Wir verlieren den Chriſtennamen, wenn wir das thun, was Chriſten nicht geziemt und das Chriſtenthum verläugnen.“ Ferner: „Es iſt kein Chriſt unter uns, der ſolche Bosheit begehe; es ſey denn, daß man ihn bloß um des Namens Jeſu willen beſchuldige. Iſt er anders beſchaffen, ſo iſt er kein Chriſt.“ Endlich:

„Solche Dinge zu thun, ließ ſich ein Chriſt niemals in den Sinn kommen. Sagt Jemand: Es ſeyen doch Einige unter uns von der Regel eines ſolchen reinen Lebens abgewichen, ſo gelten dieſe auch bei uns nicht mehr als Chriſten. — Gibt es je Etliche, die dieſer Lehre nicht nachleben, ſo mögen ſie zuſehen; wir halten ſie nicht für die Unſrigen. Sonſt klagt Niemand etwas über uns, als daß wir Chriſten ſind. Weßwegen leidet ein Chriſt ſonſt, als wegen ſeine Lehre, welche Keiner nach ſo langer Zeit hat beſchuldigen können, daß ſie mit Unkeuſchheit oder Grauſamkeit befleckt geweſen ſey?“ Athenagoras bezeugt: „Kein Chriſt kann gottlos ſeyn, wenn er anders ein wahrer Chriſt iſt und kein Heuchler.“

Die wahren Chriſten mieden ferner allen Umgang mit den Heuchlern, und wollten mit ihrem Scheinglauben und ihren Sünden nichts zu thun haben. Sie behielten alſo, ſo viel an ihnen war, den Chriſtennamen im rechten, heiligen und reinen Gebrauch. Unter ſich aber ermahnten ſie einander: „Laſſet uns mehr mit Werken als mit dem Namen zeigen, was wir ſind, damit der Titel mit dem Werk übereinſtimmne, und das Werk zu dem Namen paſſe, auch der Name nicht leer und unſere Schuld um ſo größer ſey. Denn es iſt nicht bloß Unwahrheit in falſchen Worten, ſondern auch in verſtellten Werken. Man lügt, wenn man ſich einen Chriſten nennt und doch keine chriſtliche Werke thut. Weil nun die Chriſten durch die Güte des Herrn zur Gemeinſchaft des größten und vornehmſten Namens gekommen ſind, indem ſie mit dem Namen Chriſti beehrt wurden, ſo iſt höchſt nöthig, daß man die ganze Bedeutung dieſes Namens auch an ihnen ſehe, damit es keine falſche Benennung iſt.“ Gregor von Nyſſa erklärte dieß durch folgendes Gleichniß: „Gleichwie man keinen Stein oder Baum einen Menſchen nenne, oder ein Bild das Weſen ſelbſt, alſo ſollen auch die Chriſten vor allen Dingen werden, was man ſie nenne. —

Darum gieng ihr einziges Verlangen dahin, daß ſie alleſammt ehrbarlich wandeln möchten denen gegenüber, die draußen waren, 1 Theſſ. 4, 11., damit das Wort Gottes nicht verläſtert, ſondern in allen Stücken geziert werde, und der Widerſacher ſich ſchämen müſſe, wenn er ihnen nichts Böſes nachſagen könne. Tit. 2, 5—10. Dieß war der Zweck bei allen ihren Handlungen, weil es ihnen allein um die Ehre ihres Heilands zu thun war. Es war ihnen bekannt, daß ihr Herr und Meiſter nun einen höheren Grad des Glaubens und des Wachsthums in demſelben von ihnen verlangte. Auch wußten ſie, daß er von ihnen forderte, ſie ſollen von eigentlichen Laſtern frei ſeyn, wie von ſolchen Handlungen, wodurch Andere geärgert werden können. — Gregor von Nyſſa ſagt darüber: „Wenn das Chriſtenthum eine Nachfolge Gottes ſeyn ſoll, ſo wird der Ungetaufte unſern Gott nach dem Leben beurtheilen, das er von uns ſehen wird; denn er hat gehört, daß daſſelbe in der Nachfolge Gottes geführt heißen ſoll. Sieht er nun allerlei gute Beiſpiele, ſo wird er Gott, den wir verehren, auch für gut halten. Sieht er aber Einen unter uns von böſen Lüſten dahin geriſſen und dem Thiere gleich leben, und hört, daß dieſer ſich doch für einen Chriſten ausgebe, ſo macht er durch ſein böſes Leben, daß Gott, den wir anbeten, geläſtert wird unter den Unglaubigen.“ — Auch Andere ſprechen ſich weitläufig darüber aus, daß das Bekenntniß des Chriſtennamens durch die That geſchehen müſſe. „Denn, ſagt Juſtin der Märtyrer, wer es läugnet, daß er das ſey, für was er ſich ausgibt, der läugnet es entweder deßwegen, weil ihm ſein Gewiſſen ſagt, er habe ein unanſtändiges Leben geführt, oder er hält die Sache ſelbſt nicht für gut. Keines von beiden ſchickt ſich für einen Chriſten.“

Zudem war es das erſte Gebet der getauften Chriſten in der Gemeinde, daß der Herr ſie Alle geſchickt machen möge, nach erkannter Wahrheit auch durch die Werke als gute und treue Haushalter erfunden zu werden. Auf dieſes hin dachten ſie zeitlebens daran, daß ſie dem ganzen Inhalt ihres Glaubens nach heilig wandeln müſſen, um in ihrem Gewiſſen überzeugt zu ſeyn, daß ſie darin auch zu verharren wünſchen. — So konnten ſie nun den Heiden getroſt entgegenhalten, daß ſie von ihren Göttern nicht zur wahren Frömmigkeit angehalten werden, wie die Chriſten von dem wahren Gott. Wenn dann die blinden Leute darüber klagten, daß die Religion gleichwohl aus der Welt vertrieben werde, und der Dienſt der Götter verhindert ſey, ſo antworteten ſie: „Kann man denjenigen einen Vertilger der Religion nennen, welcher den wahren Gottesdienſt in die Welt eingeführt hat? Oder: Iſt derjenige ein Urheber der Gottloſigkeit, welcher den Blinden die Thüre zur Gottſeligkeit geöffnet und gezeigt hat, unter wen ſie ſich demüthigen ſollen? Gibt es wohl eine wahrhaftigere, mächtigere, gerechtere Religion als diejenige, welche uns anleitet, Gott zu erkennen, und Den anzubeten, welcher die Quelle alles Guten iſt?“ — Fürwahr, die erſten Chriſten würden ſich nicht mit ſo großer Freudigkeit auf die herrlichen Früchte ihres Glaubens vor ihren ärgſten Feinden berufen haben, wenn ihr Gewiſſen ſie nicht von allem Frevel freigeſprochen hätte. Unter ſolchen Umſtänden war es kein Wunder, wenn der unſträfliche Wandel der Chriſten den gottloſen Heiden ſtark in die Augen fiel, und ſie nach und nach von der Wahrheit des Chriſtenthums überzeugte. Da mußte nicht nur der Teufel ſelbſt in ſeinem Orakel bekennen, daß er ſich um der gerechten Menſchen willen, die auf Erden leben, nun nur noch im Dunkeln hören laſſen könne, ſondern auch die Chriſten konnten gleichſam mit ihrem Heiland fragen: Wer kann uns einer Sünde zeihen? „Die Gemeinden Gottes, ſagten ſie, ſind die Lichter der Welt, wenn man ſie gegen den gemeinen Haufen hält. Die ehrwürdige, aufrichtige, freie, demüthige und reine Unterweiſung in der Gottſeligkeit iſt durch alle Geſchlechter der Griechen und Barbaren mit einem hellen Glanz hindurchgedrungen, und die ſchändlichen Flecken, welche unſerer Religion von ihren Feinden angehängt wurden, ſind mit der Zeit verlöſcht und zunichte geworden.“ Juſtinus endlich bekannte frei, „daß er deßwegen von der heidniſchen zur chriſtlichen Religion übergetreten ſey, weil er in jener nichts Heiliges oder Gottgefälliges, in dieſer aber Alles gefunden habe.“ — Darum ermahnten ſie einander ſo treulich, daß ein Jeder dem Evangelio würdiglich wandeln möge unter den Heiden, 1 Petr. 2, 12., weil es keinen größeren Greuel vor Gott gebe, als ein Leben, das ſeiner heiligen Lehre zuwiderlaufe. Salvianus ſetzt dieß ſehr nachdrücklich auseinander: „Wo iſt das allgemeine Geſetz, an das ſie, die falſchen Chriſten, glauben? Wo ſind die Gebote der Keuſchheit und Gottesfurcht, die ſie lernen? Sie leſen das Evangelium und ſind doch unkeuſch. Sie hören die Apoſtel und ſaufen ſich voll. Sie wollen Chriſto nachfolgen, und doch rauben und ſtehlen ſie. Sie leben übel und ſagen: ſie haben ein gutes Geſetz. Kann man das wohl von den Heiden ſagen? Nein. An den Chriſten wird Chriſtus geſchmäht und ſein Wort geläſtert. Denn alſo würden die Heiden ſagen von ſolchen böſen Menſchen: Siehe, was für Chriſten das ſind, es iſt Alles falſch, was ſie ſagen, — daß ſie etwas Gutes lernen, daß ſie ſich rühmen, ſie halten die göttlichen Gebote. Denn, wenn ſie etwas Gutes lernen würden, ſo würden ſie auch etwas Gutes thun. — Die Sekte iſt ſo gut als ihre Anhänger. Was ſie gelehrt werden, darnach leben ſie ohne Zweifel; alſo müſſen ihre Propheten ſie Unreinigkeit lehren, ihre Apoſtel müſſen gottlos geſinnt ſeyn, und die Evangelien müſſen ihnen das predigen, was ſie thun. Kurz, die Chriſten würden heilig leben, wenn Chriſtus ſie die Heiligkeit gelehrt hätte. Denn, wie könnte ein frommer Lehrer ſo gar böſe Schüler haben? u. ſ. w.“

So ſchrecklich, aber gründlich, ſtellten ſich die Alten die Läſterung der Feinde vor, die aus einem böſen Leben entſtehen könnte, und wollten dadurch die redlichen Herzen um ſo vorſichtiger machen, Niemand ein Aergerniß zu geben. — Dagegen war ihnen der Befehl des Herrn immer vor Augen und im Herzen: „Laſſet euer Licht leuchten vor den Leuten, daß ſie eure guten Werke ſehen und euren Vater im Himmel preiſen.“ Matth. 5, 16. Denn diejenigen, welche noch draußen waren, ſollten durch das Beiſpiel der Glaubigen gewonnen werden, damit die Zucht und Frömmigkeit, die aus der Religion entſprang, die Religion ſelbſt angenehm machte. Und dieſes Alles ſollte mitten unter dem verkehrten Geſchlecht geſchehen, damit die unglaubigen Herzen der Irrenden die Finſterniß ihrer Unwiſſenheit aus dem Licht guter Werke erkennen möchten. Koloſſ. 4, 5. Röm 12, 17. Phil. 2, 15. — Selig alſo waren die, welche ihr Leben ſo einrichteten, daß man ihnen nichts Böſes nachſagen konnte, weil ihre Frömmigkeit ſelbſt aller Verleumdung widerſprach, und Niemand etwas zu erdichten ſuchte, von dem er wohl wußte, daß man es nicht glauben werde. Sie ſollten daher nach dem Ausſpruch des Apoſtels, Phil. 4, 5., ihr gütiges und gelindes Weſen Jedermann kund ſeyn laſſen, damit die Bosheit keinen Zugang mehr bei ihnen hätte, und ſie Andern zum Beiſpiel dienen könnten. — „Der Herr, ſagten ſie, hätte ſie nicht mit einem Licht verglichen und mit einer Stadt, die auf dem Berge liegt, wenn ſie nicht auch im Finſtern leuchten ſollten. Ein vollkommenes Gut liebe keine Finſterniß, ſondern wolle geſehen ſeyn.“

Alſo verwahrten ſie in der Kraft des Herrn ihre Feſtung auf allen Seiten, damit ſie dem Läſterer nicht ins Urtheil fallen möchten, weil der Schaden, der daraus entſtände, unausſprechlich geweſen wäre, — nämlich der Schiffbruch ihres Glaubens und die Läſterung des göttlichen Namens, zu deſſen Preis ſie allein in der Welt lebten, und von dem ſie Chriſten, Kinder Gottes und Erben der Herrlichkeit hießen.

VIII.

Der Wandel der erſten Chriſten nach Gottes Wort, beſonders nach der Lehre und dem Beiſpiel Chriſti.

Wir haben bereits geſehen, daß ſich die erſten Chriſten ſtets auf die Worte ihres Erlöſers berufen und dieſe zur Richtſchnur ihres Glaubens und Lebens gewählt haben. Mithin drangen ſie auf die Ausübung der chriſtlichen Lehre, damit ſich Niemand durch einen unfruchtbaren Glauben täuſchen möge. Derjenige war nach ihren Begriffen weiſe, welcher wenig Worte von der Gottſeligkeit machte, aber mit der That um ſo mehr bewies, und durch einen unſträflichen Wandel ſeine Worte glaubwürdig machte. — Wo ihnen nun der klare Wille des Herrn vor Augen lag, da erinnerten ſie ſich gleich an ihre Pflicht. Sie hielten es für eine Verwegenheit über den Befehl Gottes lange zu ſtreiten, ob er auch gut ſey. Denn ſie wußten wohl, daß ſie nicht deßwegen gehorchen ſollten, weil ſie denſelben für gut fanden, ſondern weil es Gott ſo verlange. Sie hielten es aber auch für den größten Stolz wie für den ſchändlichſten Undank, wenn eine Seele dem Willen deſſen zuwider leben wolle, von dem ſie doch das Leben empfangen habe.

Von dieſem herzlichen Gehorſam ſpricht Juſtin, der Märtyrer, zu den Heiden: „Uns iſt das göttliche Wort ohne Unterlaß vor Augen gelegt, und wir kennen die Befehle unſeres Königs bei unſeren Verrichtungen. Denn, wenn die Kraft des Worts die Seele durchdringt, ſo gleicht es einer friedlichen Poſaune, wodurch ein Krieg in der Seele erregt wird, und einem Inſtrument, wodurch die böſen Lüſte vertrieben werden. Es iſt ein Kunſtwerk, welches das natürliche Feuer in der Seele auslöſcht. — Daſſelbe macht uns nicht zu Dichtern und Rednern, ſondern lehrt uns, und macht aus Sterblichen Unſterbliche, aus Unſterblichen Götter. Es verſetzt uns von der Erde an die Oerter, deren Grenzen über dem Himmel ſind. — Dieſe Macht der Lehre, die voll göttlicher Kraft iſt, hat mich angezogen. Denn wie ein Beſchwörer eine fürchterliche Schlange vertreibt, ſo vertreibt dieſes Wort aus dem Innerſten des Herzens die furchtbaren Bewegungen der Sinne, und zwar zunächſt die Begierden, woraus aller Greuel entſteht, als Feindſchaft, Zank, Neid, Zorn ꝛc. Sind aber die Begierden vertrieben, ſo entſteht Ruhe und Stille in der Seele.“

Auf ſolche Weiſe empfanden die Alten bei ihrem kindlichen Gehorſam die Kraft des Worts in ihrer Seele. In dieſem Sinne legt auch Arnobius das Bekenntniß von ſich ab: „Weil ich durch einen ſo großen Lehrer auf den Weg der Wahrheit geführt worden bin, ſo weiß ich Alles, was es iſt, kann über Alles recht urtheilen, thue dem göttlichen Namen keine Schmach mehr an, und gebe einem Jeden, ohne Unterſchied, die Ehre, welche ihm gebührt.“ Endlich gehört auch die Ermahnung des Hieronymus hieher: „Du mußt dein Gedächtniß auf geiſtliche Weiſe üben, und nicht ſowohl die Gebote dem Buchſtaben nach behalten, als vielmehr den Geiſt und die Kraft davon. Du darfſt dich nicht bloß an die Befehle Gottes erinnern, ſondern ſollſt ſtets an ſie denken. Es ſey dir auch nicht genug, daß du ſie auswendig weißt, aber in den Werken vergiſſeſt. Lerne ſie deßwegen, damit du thuſt, was du zu thun gelernt haſt. Jac. 1, 22. Darum laß dein Bibelleſen und deine Andacht nicht bloß im Durchblättern beſtehen, wie es die Phariſäer machten, ſondern im Thun. 1 Kor. 10, 31. Pſ. 119, 104. u. f. Denn auch die herrlichſte Lehre wird beſchämt, wenn ſie von dem Gewiſſen getadelt wird.“ — Ein ſolches Zeugniß z. B. gab Klemens von Rom den Korinthiern, von welchen er ſagte: „Sie haben auf das Wort des Herrn genau Acht gegeben und es in ihrem Innerſten bewahrt.“ —

Von dem eigentlichen Gehorſam gegen Gottes Gebote wird jedoch erſt im folgenden Kapitel die Rede ſeyn; hier wollen wir zunächſt bloß zeigen, wie die Alten ihrem Herrn und Meiſter ſo treulich nachgefolgt ſeyen, daß ſie ſelbſt ſeine Worte, die er auf Erden redete, fortwährend gebraucht und ſich dadurch im Glauben geſtärkt haben. Da ſie ihn z. B. bei Johannes ſo oft von ſeinen Geboten ſprechen hörten, z. B. 13, 34. 14, 15. 21. 15, 10. 12. 1 Joh. 2, 3. 7. 8., ſo konnten ſie leicht denken, daß der weiſe Lehrer dieß nicht ohne Urſache gethan haben werde. Sie wollten aber das alte Teſtament nicht verwerfen, noch ſeine allgemeinen Gebote abſchaffen und neue an ihre Stelle ſetzen, ſondern daſſelbe ſollte durch die vollkommene Liebe im neuen Bunde erneuert und erklärt werden. Origenes ſchreibt darüber: „Auch das alte Teſtament iſt kein Geſetz, wenn es auf geiſtliche Weiſe verſtanden wird. Nur denen wird das Geſetz ein alter

Bund, die es fleiſchlich verſtehen, weil es da ſeine Kraft nicht haben kann. Uns aber, die wir es geiſtlich und im evangeliſchen Sinne erklären, iſt es allezeit neu, aber nicht dem Alter, ſondern ſeinem Sinn nach.“ Ebendieß hat Johannes angedeutet, wenn er ſagt: „Ein neu Gebot ſchreibe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet,“ 1 Joh. 2, 8.; da er wohl wußte, daß das Gebot der Liebe im Geſetz längſt gegeben war. Aber weil die Liebe niemals abnimmt, auch das Gebot der Liebe nicht alt wird, ſo ſagt er: „Das, was nie veralte, ſey allezeit neu. Denn das Gebot der Liebe macht diejenigen allezeit im Geiſte neu, die es halten. Einem Sünder aber, der den Bund der Liebe nicht hält, wird auch das Evangelium alt. Es kann auch für ihn keinen neuen Bund geben, wenn er den alten Menſchen nicht ablegt und den neuen anzieht, der nach Gott geſchaffen iſt.“ — Demnach berieſen ſie ſich vor Freund und Feind auf die Gebote ihres Heilandes, worunter ſie ſeine ganze Lehre von dem wahren Weg zum Leben verſtanden, beſonders aber auch ſeine Ermahnungen über die Verläugnung aller Rachgier, Eigenliebe, Ehrſucht, Weltluſt u. dergl. „Wir leiden Alles geduldig, ſprachen ſie, und wünſchen denen, die uns verfolgen, daß ſie Barmherzigkeit erlangen, und wollen uns nicht im Geringſten an ihnen rächen, wie uns der neue Geſetzgeber befohlen hat. Nehmet eure Zuflucht zu dem Geſetz des Gekreuzigten und folget uns, ſeinen Dienern, nach u. ſ. w.“ „Dieß iſt das Gebot meines Herrn, das mir gegeben iſt, ſagte jener Märtyrer, als Kundſchafter ihn antrafen, wie er in dem Evangelio las und Andere darin unterrichtete.“ Und Ambroſius erklärt: „Wir verdammen alles Andere, was Chriſtus nicht gelehrt hat. Chriſtus iſt der Weg der Glaubigen. Wenn nun Chriſtus nicht eben das gelehrt hat, was wir lehren, ſo halten wir es für verdammlich.“ —

Es iſt bereits geſagt worden, daß es für ein gewiſſes Kennzeichen eines wahren Jüngers Jeſu gegolten habe, wenn er dem Worte des Herrn treulich nachfolgte, darum wollen wir hier nur noch einige Beiſpiele hinzufügen: „Was hilft es uns, ſagten die Väter, daß wir Chriſtum unſern Herrn nennen, wenn wir durch die That überzeugt werden, daß der Satan in uns herrſcht? Oder, iſt es nicht offenbar, unter welchem Herrn ein Unzüchtiger, ein Blutſchänder, ein Ungerechter lebt? Kann der, welcher dieß thut, ſagen, daß er unter Chriſto ſey? Wo Chriſtus herrſcht, da wird keine Unreinigkeit und kein Unrecht begangen. Das ſoll unſer Geſetz ſeyn, wo durch wir uns von den

Heiden unterſcheiden. Dieſes muß denen vorgelegt werden, die zum Glauben übertreten, daß ſie bedenken, wenn ſie zu uns kommen, ob ſie es beſtändig bewahren und ſich verläugnen lernen wollen. Wer nicht alſo lebt, wie Chriſtus gelehrt hat, der gibt das gewiſſe Zeichen von ſich, daß er kein Chriſt ſey. Wir aber, die wir die Gebote des hochgelobten Erlöſers halten, und Beides — zu thun und zu reden nach ſeiner Lehre — gelernt haben, ſegnen die, welche uns fluchen ꝛc.“ — Man bezog ſich deßhalb auf die Weiſſagungen des alten Teſtaments, in welchen Gott verſprochen habe, ſich in den letzten Zeiten aus allerhand Völkern viel treuere Diener zu erwählen, als die Juden geweſen ſeyen, denen er wegen der Vortrefflichkeit ihres Lehrers ſeine Gnade in größerem Maaße verleihen wolle. Und ſo gieng es auch nachher, wie Viele von ihrer Zeit rühmten. „Die Gebote Chriſti, ſchreiben ſie, wurden nun allen Völkern der Welt verkündigt und von ihnen mit großer Ehrerbietung angehört. Niemand wunderte ſich mehr über ſo viele tauſend junge Leute, welche, wenn ſie dieſelben vorleſen hörten, an ihre Bruſt ſchlugen und ſich Mühe gaben, ſie zu erfüllen. Eine ſolche unzählige Menge trat dieſen Weg der Verläugnung an. Viele wandelten in ebendem Geiſt, wie die Apoſtel und Propheten, ſie folgten den Fußtapfen der Heiligen nach, und bewieſen einen evangeliſchen Wandel in großer Freudigkeit ihr Lebenlang. Wenn ſie von dem Befehl ihres Meiſters gehört hatten, ſo wurden aus dieſen Worten Werke; und folgten ſie bloß ſeinem Kreuze nach, ſo ſtiegen ſie ſchnell die Leiter Jacobs zum Himmel hinauf.“ Es konnte auch nicht anders ſeyn, wenn ſie im Lichte des heiligen Geiſtes erwogen, wie ſehr ſie ihr Heiland zuerſt geliebt hatte. Nicht allein ſeine Stimme, ſondern auch ſein Blut forderte Treue und Dankbarkeit von ihnen. Er war deßwegen für ſie geſtorben, daß ſie nicht mehr ihnen ſelbſt leben möchten, ſondern ihm; aber Chriſto leben, hieß bei ihnen ſeine Gebote halten. Wer ſich nun einmal einer höheren Art des chriſtlichen Lebens ergeben hatte, der mußte ſtets auf die Stimme Chriſti im Evangelium Acht haben, daſſelbe als eine unveränderliche Richtſchnur ſeines Lebens gebrauchen, und alſo Alles nach dem Willen Gottes einrichten.

Den Ungehorſamen aber, den Unglaubigen und Eigenſinnigen antwortete man: „Was haſt du bei Gott und Chriſto zu ſuchen, wenn du nach deinen Geſetzen leben willſt? Der Unterricht der apoſtoliſchen Schriften, die vollkommene Lehre der Evangelien kann und darf nicht geſchmälert werden. Sollteſt du die Ehrfurcht, die du deinem

Gott ſchuldig biſt, ſo hintanſetzen, daß du auch das, was du nicht thun willſt, angreiffſt? Oder: Kannſt du das nicht einmal hören, was du nicht vollbringen willſt? Sollte dein Glaube ſo weit geſunken ſeyn, daß du das für überflüſſig hältſt, was der Herr dir zum Heil angeordnet hat — nämlich für den andern Morgen nicht zu ſorgen, mit Einem Rock zufrieden zu ſeyn, deine Feinde zu lieben, ihnen Gutes zu thun und für deine Verfolger zu beten? ꝛc.“

Demnach hatten ſie eine ſehr große Achtung vor allen Worten ihres Heilandes, und ſammelten gleichſam alle ſeine Reden demüthig auf, daß keine auf die Erde fiel, ſondern alle durch ſie erfüllt werden möchten nach der Kraft, die in ihnen wirkte. Wenn ſie aber auch bisweilen den wahren Unterſchied zwiſchen dem Geſetz und Evangelium nicht in allen Stücken zu treffen wußten, ſo war doch ihre Erkenntniß von der Gnade des neuen Teſtaments und (was am meiſten zu ſchätzen war) beſonders ihr Gehorſam gegen Jeſum dem Worte Gottes gemäß. So ſchreibt z. B. Irenäus über Matth. 5, 20. u. f.: „Dieſes Alles iſt dem alten Teſtament nicht zuwider, noch hebt es daſſelbe auf, ſondern es erfüllt und erweitert daſſelbe, wie der Herr ſelbſt ſagt V. 17. Was iſt aber unter ſolchen Umſtänden nöthiger, als 1) nicht bloß an den Vater, ſondern auch an den nunmehr geoffenbarten Sohn zu glauben; 2) nicht bloß zu ſagen, ſondern auch zu thun, nicht bloß von böſen Werken ſich zu enthalten, ſondern auch von ihren Lüſten. Dieſes aber lehrte der Herr nicht, als dem Geſetze zuwider, ſondern er erfüllte das Geſetz und pflanzte uns die Gerechtigkeit deſſelben ein ꝛc.“ In einer andern Stelle ſagt er: „Von dem Herrn wird nicht nur der Ehebrecher verſtoßen, ſondern auch derjenige, welcher ehebrechen will, nicht allein der Todtſchläger ſoll des Mords ſchuldig ſeyn, ſondern auch derjenige, welcher ohne Urſache über ſeinen Bruder zürnt. Denn Jeſus hat befohlen, die Menſchen nicht nur nicht zu haſſen, ſondern auch die Feinde zu lieben; nicht nur nicht falſch zu ſchwören, ſondern gar nicht zu ſchwören; von dem Nächſten nicht nur nichts Böſes zu reden, ſondern auch zu keinem Racha oder du Narr zu ſagen; nicht nur nicht zu ſchlagen, ſondern auch den andern Backen hinzubieten; nicht bloß fremde Dinge hinzugeben, ſondern auch wegen der ſeinigen nicht zu ſtreiten; den Nächſten nicht zu beleidigen und ihm nichts Böſes zu thun, aber auch gegen diejenigen, die uns beleidigen, langmüthig und gütig zu ſeyn.“ Andere bezeugen: „Wir nehmen dieſes nach dem neuen Gebot in Acht, da das Alte abgeſchafft iſt, welches ſich mit dem

Schwert rächte und Gleiches mit Gleichem vergalt. Das neue Gebot ſtiftet Güte, verwandelt die frühere Grauſamkeit in Ruhe und den alten Fluch wider die Feinde des Geſetzes in friedfertige Verrichtungen. Niemand darf jetzt vor dem Geſetz fliehen, das Alte iſt vergangen, ſiehe es iſt Alles neu worden. Damals war mehr Freiheit, man durfte eſſen oder faſten, jetzt iſt das ganze Leben gleichſam ein beſtändiges Faſten. Damals durfte ſich der Beleidigte vertheidigen, jetzt muß er Geduld haben. Dort drohte den Zornigen das Geſetz, hier iſt es ihnen ganz zuwider. Dort reichte es dem Kläger das Schwert, hier die Liebe. Dort ließ es auch dem Fleiſche etwas zu, hier läßt es nicht einmal zu, etwas Böſes zu ſehen. Dort ließ es viele Weiber zu, hier will es auch den Beſitz einer einzigen eingeſchränkt wiſſen. 1 Kor. 7, 29. Ebr. 13, 4. — Fragt Jemand, warum Gott mehr von den Chriſten durch das Evangelium fordere, als von den Juden durch das Geſetz, ſo iſt der Grund klar. — Wir müſſen Gott deßwegen mehr geben, weil wir mehr ſchuldig ſind. Die Juden hatten nur einen Schatten der Dinge, wir die Wahrheit ſelbſt. Jene waren Knechte, wir ſind Kinder. Jene hatten das Joch, wir die Freiheit; jene den Fluch, wir die Gnade; jene den tödtenden Buchſtaben, wir den lebendigmachenden Geiſt. Den Juden war der Knecht zum Lehrer geſandt, uns der Sohn ſelbſt ꝛc. Was kann alſo der Menſch für ſeine Erlöſung, geſchweige denn für die andern Wohlthaten geben, da er ſich Gott ſelbſt ſchuldig iſt? Und dieß iſt der Grund, warum uns der Herr jetzt inniger mit ſich verbunden wiſſen will.“ — Den gleichen Grund führt auch Chryſoſtomus an, und ſetzt noch hinzu: „Weil im neuen Teſtament ein größeres Maaß des Geiſtes ausgegoſſen worden ſey, ſo müſſen die Chriſten auch eine größere Kraft und Tugend beweiſen. Die Heiligkeit im neuen Teſtament müſſe herrlicher ſeyn, da der Weg zu ihr erſt geoffenbart worden ſey.“ Ebr. 9, 8. Dieß ſey das vollkommene Geſetz: „Verläugne deine Güter, ſtehe männlich, wage dein Leben an die Predigt der Wahrheit, verachte das Irdiſche, habe nichts mehr mit dieſem Leben zu ſchaffen, wenn dir Jemand Gewalt oder Unrecht thut, ſo ſegne ihn, flucht er dir, ſo ehre ihn, dieß geht über Alles.“ — In den folgenden Zeiten hörte man freilich die Lehrer häufig darüber klagen, daß dieſer lautere Gehorſam gegen die Gebote Chriſti verſchwunden ſey, wie wir im 8. Buch ſehen werden. Ja, es kam ſo weit, daß ein Geſchichtſchreiber ſagen konnte: der Biſchof Paulinus ſey zu ſeiner Zeit faſt der Einzige geweſen, der nach dem Befehl

Chriſti Alles verläugnet habe. Darum iſt das um ſo merkwürdiger, was der berühmte Kirchenvater Origenes in der erſten Hälfte des 3. Jahrhunderts an ſich vorgenommen hat. Dieſer fromme, eifrige und gelehrte Mann hatte nämlich ein großes Verlangen, ſeinem Heiland in Allem nachzufolgen, daß er kein Bedenken trug, die Stelle Matth. 19, 12. wörtlich zu nehmen, welche der Herr in einem andern Sinn verſtanden wiſſen wollte. Er entmannte ſich ſelbſt, und wurde darüber von Vielen hart getadelt. Allein andere redliche Männer, wie Euſebius, bezeugen, daß es ihm ernſtlich darum zu thun geweſen ſey, ſeinem Heiland zu gehorchen, und daß er unter andern Uebungen der Selbſtverläugnung beſonders die Worte deſſelben in den Evangelien genau beobachtet habe. — Origenes glaubte überhaupt nicht genug thun zu können, und klagte ſich deßhalb ſelbſt an: „Ich erzittere, wenn ich bedenke, was der Herr uns befohlen hat. Ich will auch der erſte Ankläger meiner ſelbſt ſeyn. Ich rede von meiner eigenen Schuld. Chriſtus ſagt, der ſey nicht ſein Jünger, der noch etwas beſitze und nicht wahrhaftig Allem abſage. Was thun aber wir? — Ich will nicht an doppelter Sünde Schuld ſeyn. Ich bekenne öffentlich vor der Gemeinde, daß es alſo geſchrieben ſey; aber ich habe es noch nicht gethan. Weil wir aber deßwegen erinnert werden, ſo laſſet uns eilen, von den Prieſtern Pharao's, welche allhier ihren Theil haben, zu den Prieſtern des Herrn zu gehen, deren Theil der Herr iſt ꝛc." Seine Feinde konnten dieß nicht begreifen, ſondern läſterten und verſpotteten den guten Mann; die Gottesfürchtigen dagegen ehrten ihn, ob ſie gleich ſein Verfahren mißbilligten.

Gleichwie aber den Laſterhaften die Gebote der Gerechtigkeit von jeher bitter und beſchwerlich waren, alſo war dieß auch bei den damaligen Juden, Heiden und Maulchriſten der Fall. Darum läßt Juſtin, der Märtyrer, einen Juden zu einem Chriſten ſagen: „Die Gebote, die in eurem ſogenannten Evangelio ſtehen, ſind ſo groß und wunderbar, daß wir der Meinung ſind, ſie können von Niemand gehalten werden." — Uebrigens gab es auch unter den Chriſten bisweilen ſolche, welche den Einwurf machten: „Wer hat wohl dieſes Alles jemals erfüllen können?" Dieſen antwortete Tertullian ſehr ſchön: „Was bei Menſchen unmöglich iſt, das iſt bei Gott möglich." — Ein Anderer klagt darüber: „Wie Viele gibt es wohl, welche nur die Worte Chriſti: „Schlägt dich Jemand auf den rechten Backen, ſo biete ihm den linken auch dar," Matth. 5, 39., mit Beſcheidenheit anhören, oder die, wenn ſie dieſelben auch äußerlich befolgen, in ihrem Innern ruhig dabei ſind? Anſtatt, daß Einer dem Andern, der ihn ſchlägt, den Backen darreicht, ſucht er vielmehr darin ſeinen Sieg, daß er durch Schlagen Herr über ihn wird. Wer gehorcht Gott in den allerwenigſten Geboten? Ich meine nicht diejenigen, welche Viele ſo fliehen, daß ſie dieſelben faſt verfluchen. Wer will z. B. von dem Verbot der Sorgen etwas hören, wer nimmt den Befehl gerne an, daß man dem, der uns das Kleid nehmen will, auch den Mantel laſſen ſoll? Wer thut ſeinen Feinden Gutes? Ich will nicht ſagen mit Werken, ſondern nur mit Worten. Man gehorcht faſt keinem einzigen Befehl Gottes mehr, und doch thut man noch dieſes zu ſeinen Sünden hinzu, daß man ſich für fromm und heilig hält."

Diejenigen allein, welchen es ein rechter Ernſt war, ihrem Heiland treu und dankbar zu ſeyn, wußten alle Scheingründe wegzuräumen. Sie antworteten nicht nur den Heiden, ſondern auch den Heuchlern: „Warum werden wir insgemein für Narren und für eitle, thörichte Leute gehalten, die wir einem Meiſter folgen, der nach dem Bekenntniß eurer eigenen Götter klug iſt?" Denen aber, welche ſich ohngeachtet ihres Ungehorſams gegen Gott doch für Chriſten ausgaben, galten folgende Erinnerungen: „Glauben wir Chriſto nicht, ſo ſind wir keine Chriſten. Wir glauben ihm aber nicht, wenn wir uns vor ſeinen Drohungen nicht hüten. Nun kann man denjenigen keinen Chriſten heißen, der nicht einmal Chriſtum für würdig hält, daß er an ihn glaubt. Sind wir aber gewiß, daß wir von ihm durch ſein Blut erlöst ſind, lieben wir ihn in Wahrheit, ſo dürfen wir nichts mehr verlangen, als was wir wiſſen, daß er haben will. Darum iſt es eine gleichgroße Sünde, wenn wir das Verbotene thun, oder das Befohlne unterlaſſen. Wir dürfen nicht nach unſerem Belieben lange wählen, welche Gebote wir verwerfen, welche wir als gering und klein ausſcheiden wollen. Denn es iſt zu befürchten, daß wir bei der Verachtung und Auflöſung der kleinſten Gebote in Strafe verfallen. Wer ſich vor dem Kleineren ſcheut, kommt nicht leicht zu dem Größeren. Ich weiß überhaupt nicht, ob man eine einzige Sünde, wodurch Gott verachtet wird, für gering halten kann. Der iſt der Klügſte, welcher nicht ſowohl darauf ſieht, was ihm befohlen iſt, als vielmehr auf Den, welcher es befohlen hat. — Der iſt ein Feind Chriſti, ja ein Widerchriſt, dem die Gebote Chriſti nicht gefallen. Wir haben noch lange nicht gethan, was die

Apoſtel gethan haben, daß wir an einigen Geboten des Herrn Anſtoß nehmen wollten. Die Verachtung irgend eines Gebots gereicht dem Herrn zur Schmach. Denn kein Gebot Gottes ſoll uns verächtlich vorkommen, wenn wir auf den Urheber deſſelben ſehen. — Ja, wer anders hält die heilige Schrift für wahr, als derjenige, welcher ihr das höchſte Anſehen läßt, und das, was ſeinen Sünden zuwider iſt, nicht deßwegen anfeindet, ſondern es vielmehr lieb hat zu ſeiner Beſſerung, und ſich darüber freut, daß man es mit ſeinem Schaden nicht noch ſtrenger nimmt. Der größte Schaden aber iſt, daß der, welcher eines der göttlichen Gebote für gering hält, immermehr von der Wahrheit weicht, und ſich die Strafe derer zuzieht, welche etwas von oder zu den Worten des Herrn thun.“

Dem unbezähmten Sinn ſind Chriſti theure Lehren
Ein allzuhart' Geſetz und unerträglich' Joch;
Doch kann den treuen Hals dieß Joch gar nicht verſehren,
Er iſt gebückt und weich, und ſucht ein größ'res noch.

Man hörte Niemand über die Strenge der chriſtlichen Lehre klagen, außer den, welcher nicht im Geringſten Luſt hatte, treu zu ſeyn. Die wahren Kinder Gottes fanden darin lauter Heil und Süßigkeit. Daher ſchreibt Barnabas aus der Fülle ſeines Herzens: „Das neue Gebot unſeres Herrn Jeſu Chriſti hat kein Joch der Nothwendigkeit.“ Und Ignaz: „Ihr ſeyd in allen Stücken geſchmückt mit den Geboten Jeſu Chriſti, und ich freue mich, daß ich mit euch darüber reden mag.“ Theophilus rühmt gegen die Heiden: „Bei den Chriſten wird die Sünde vertilgt und die Gerechtigkeit ausgeübt, das Geſetz Gottes herrſcht und der wahre Gottesdienſt wird verrichtet. Die Wahrheit regiert ſie, die Gnade erhält ſie, der Friede ſchützt ſie, das göttliche Wort führt ſie, die Weisheit lehrt ſie, Chriſtus, das wahre Leben, treibt ſie, und Gott allein herrſcht über ſie. Ferne ſey es alſo, daß wir an Laſter denken, geſchweige denn ſie thun ſollten.“ — Andere bezeugen aus Erfahrung: „Der Heiland lockt uns durch die Reizungen ſeines ſüßen und ſanften Jochs, damit er den Glaubigen die Erkenntniß des höchſten Guts beibringe. Und, was iſt angenehmer, als ſein Joch? — Dem Vater angenehm werden, von Sünden abſtehen, das Gute verlangen, das Böſe verwerfen, Alle lieb haben, Keinen haſſen, das Ewige erlangen, ſich vom Zeitlichen nicht einnehmen laſſen, dem Nächſten nicht thun, was man ſelbſt nicht gerne leiden möchte. — Das

Gebot Chriſti ſchont unſern Unglauben und beſchwert uns nicht mit harten Auflagen. Der geneigte Wille aber kommt aus dem Wachsthum des Glaubens, wenn wir uns in dem, was uns nicht allzuſtreng auferlegt iſt, aus freiem Gehorſam bald von dieſem, bald von jenem enthalten.“ — Noch Andere zeigen aus 1 Joh. 5, 3., daß die Gebote Chriſti auch leicht ſeyen: „Wenn Gott unſere Sünden wegnimmt, daß wir die ſchwere Laſt des Eigenwillens wegwerfen und unter dem leichten Joch der Liebe wieder Athem ſchöpfen, ſo werden wir nicht mehr durch die knechtiſche Furcht im Zaum gehalten, noch durch eine vergebliche Luſt verführt, ſondern wir werden von dem Geiſt der Freiheit getrieben als Kinder. Wir haben ein Geſetz mit Chriſto, wie Er iſt, ſo ſind wir in der Welt. Denn die, welche thun, was der Apoſtel ſagt: „ſeyd Niemand nichts ſchuldig, als daß ihr euch unter einander liebet,“ die ſind, wie Gott, und ſind nicht Lohnknechte, ſondern Kinder. Alſo ſind auch die Kinder nicht ohne Geſetz. Ein Anderes aber iſt das Geſetz, das von dem Geiſt der Knechtſchaft in der Furcht gegeben iſt, ein Anderes das, welches vom Geiſt der Freiheit in der Liebe herkommt. Wer nun mit den Tugenden recht verbunden iſt, der denkt nicht mehr an das Geſetz oder an die Strafe, ſondern redet und thut, was ſeine Fertigkeit im Guten mit ſich bringt. Denn was anders kann Chriſtus befehlen, wo er im Herzen iſt, als lauter Gutes?“ Darum riefen ſie einander zu:

Was klagſt du über Schwierigkeit bei Jeſu ſüßen Liebsgeſetzen?
Kennſt du des Glaubens Kraft noch nicht, die deine Berge kann verſetzen?

„Der große König kam ja deßwegen herab, um den Menſchen die Geſetze eines himmliſchen Wandels und einer himmliſchen Geſellſchaft zu geben, die er als einen Kampf vorſtellte. Wer hier verwundet wird und es geduldig erträgt, hat Ehre und Ruhm davon. Wer auch den andern Backen darreicht zum Schlagen, wird von den heiligen Engeln gelobt, weil der Sieg nicht nach der Rache, ſondern nach der klugen und großmüthigen Geduld beurtheilt wird. Dieß iſt das neue Gebot zur Erlangung des Ruhms und der neue Weg zum Kampfe.“

Bei allem dieſem aber darf Niemand an ſolche Heilige denken, wie wir ſie in ſpäteren Zeiten antreffen, wo ſie ſich unter dem Vorwand die Gebote Chriſti zu erfüllen, allerhand Bußübungen auflegten. Die erſten Chriſten nähten ſich nicht in Säcke ein, noch trugen ſie härne, rauhe Kleider, ſie geißelten ſich nicht, noch thaten ſie dem Körper Gewalt an durch übermäßiges Faſten und Wachen. Man muß vielmehr die erſte Kraft der chriſtlichen Gottſeligkeit aus den Worten Chriſti ſelbſt kennen lernen, und dann erſt kann man ſich ein Bild von ſolchen Nachfolgern Jeſu machen. Ebenſo darf es Niemand befremden, wenn er da oder dort liest, daß die Alten viel geſchrieben und gethan haben, was mit der jetzigen Lebensweiſe gar nicht übereinſtimmt. Denn dieſe Männer waren den Apoſteln näher und zeigten noch ein reines und von keinen weltlichen Gütern beflecktes Chriſtenthum. Uebrigens muß man auch nicht Alles gleich tadeln, ſondern vielmehr ſein Leben darnach ändern, und es für verdächtig halten, weil es von dem Beiſpiel jener ehrwürdigen Männer, die den Worten Chriſti und der Apoſtel nachgelebt haben, ſo ſehr abweicht. Daher ſollten wir billig ſo leben, daß wir nicht erſt nöthig hätten, die Lehre Chriſti unſerer Lehre und unſerem Leben nothdürftig anzupaſſen, ſondern daß wir Alles nach Chriſto, dem wahren Urbilde, einzurichten ſuchten.

Wir werden ſpäter hören, daß die erſten Chriſten alle Dinge ſammt dem Glauben in die Liebe geſetzt haben; darum wollen wir hier nur kurz zeigen, daß ſie überzeugt waren, auch alle Gebote und Lehren ſeyen in der Liebe enthalten. Röm. 13, 8. Gal. 5, 14. 1 Tim. 1, 5. „Wer Liebe zu Chriſto hat, ſagten ſie, der hält auch ſeine Gebote. Wer kann überhaupt das Band der Liebe Gottes ausſprechen? Im alten Teſtament war das Geſetz äußerlich vorgelegt, hier wird es inwendig ins Herz geſchrieben. Die Liebe iſt das Geſetz Gottes. Wird nun die Liebe Gottes in die Herzen ausgegoſſen durch den heiligen Geiſt, ſo iſt es ein Geſetz des Glaubens und ein lebendigmachender Geiſt bei dem Liebenden. Wenn wir aber Chriſtum wahrhaftig lieb haben, ſo werden wir nichts weiter wollen, als was wir wiſſen, daß ihm gefällt. Darum iſt es etwas anders um das geiſtliche Geſetz, deſſen Bekenner mitten unter den Tyrannen und Schwertern nichts fürchtet. Von dieſer Furcht macht ihn die Liebe aus reinem Herzen frei. Darum iſt ſie auch des Geſetzes Ende, das dem Gerechten nicht gegeben iſt. Die Liebe iſt das Ende, weil ſie eine Vollendung aller Werke iſt und das Böſe vertilgt. Wiewohl nun die Anfänger im Chriſtenthum noch aus Zwang Gutes thun, ſo thun es doch die Andern aus Liebe, und nicht bloß deßwegen, weil es ihnen befohlen wird, ſondern ſie lieben auch das, was ſie zu thun ſchuldig ſind.“ —

Die Liebe Chriſti hält allein wahrhaftig ſein Gebot,
Umfaßt die Menſchen insgemein, beſiegt Geſetz und Tod.
Wer rechte Liebe fühlt, weiß nichts von Müh' zu ſagen,
Weil ihn der Liebe Thau bei aller Hitze kühlt.
Wer wollt' noch über Laſt und Joch und Knechtſchaft klagen? —
Der wird nicht müd' noch matt, wer rechte Liebe fühlt.

Weil aber der Herr ſie nicht bloß auf ſeine Worte, ſondern auch auf ſein Beiſpiel hingewieſen hatte, Matth. 11, 29. 16, 24. Phil. 2, 5. 1 Joh. 2, 6. 1 Petr. 2, 21., ſo ſuchten ſie auch hierin ſeinen Fußtapfen nachzufolgen. Zwar fanden ſie zu ihrer Zeit überall Beiſpiele, welche ſie auf den ſchmalen Weg führen und ihnen den rechten Pfad des Evangeliums zeigen konnten, beſonders ſtand ihnen das Beiſpiel der Apoſtel vor Augen 1 Kor. 4, 16; allein das Beiſpiel des Herrn gieng ihnen über Alles. Bei Manchen ſchien es nicht räthlich zu ſeyn, ihnen in Allem zu folgen; wer aber der Wahrheit ſelbſt folgte, der konnte nicht irregehen. Darum ſagt Origenes: „Laſſet uns Niemand nachfolgen, und wenn wir Jemand folgen wollen, ſo iſt uns Chriſtus vorgeſtellt, die Geſchichte der Apoſtel iſt in unſern Händen und wir leſen auch in der Schrift, wie die Propheten gelebt haben. Dieſe Vorſchrift iſt richtig und dieſer Vorſatz iſt beſtändig: „Wer ihm folgt, der geht ſicher.“ Und Klemens von Rom: „Wir ſehen, daß alle Gerechte mit guten Werken geziert geweſen ſind; aber auch der Herr ſelbſt hat ſich mit Freuden damit ausgeſchmückt. Da wir nun dieſes Muſter vor uns haben, ſo laſſet uns nach ſeinem Willen aus allen Kräften ringen und das Werk der Gerechtigkeit wirken. Laſſet uns die himmliſche Lebensweiſe nachahmen, damit unſer Herz deſto mehr von der Erde abgezogen werde. — Das Leben Chriſti ſoll unſere Lebensregel ſeyn, wie ſein Tod uns vom Tod erlöst hat. Jenes muß unſer Leben unterweiſen, dieſer unſern Tod zunichte machen. Sein Leben war mühſelig, ſein Tod köſtlich; beides iſt uns nöthig. Wir haben von Chriſto den Namen; darum müſſen wir auch ſeine Heiligkeit ererben. Es ſind aber drei Dinge, die uns Chriſtus zur Uebung gezeigt hat: 1) Verſchmähung der weltlichen Eitelkeiten, da er nicht einmal König werden wollte; 2) Uebung in der Buße, da er als ein unſchuldiges Lamm geſchlachtet wurde; 3) eine doppelte wahre Liebe, da er auch für ſeine Feinde gebeten hat.“ — Dieß war nun ein neues, vortreffliches Kennzeichen für ſie, woran ſie die wahren Chriſten erkennen konnten, — wenn dieſe nämlich das Bild des niedrigen, Alles verläugnenden Heilandes an ſich hatten. Darum hieß es damals: „Derjenige hat den neuen Menſchen angezogen und kann mit dem Apoſtel ſagen: „ich lebe nicht, ſondern Chriſtus lebt in mir ꝛc.,“ welcher ſeinem Wandel nachfolgen und alle ſeine Tugenden an ſich ausdrücken kann, ſo daß er ſanftmüthig iſt, wie er, und von Herzen demüthig, und ſein Leben hingibt für ſeine Freunde, gleichwie Jeſus das ſeinige für ſeine Schafe gelaſſen hat, — daß er nicht Böſes mit Böſem vergilt, nicht Scheltworte mit Scheltworten, und die Hoffart durch die Demuth überwindet.“ — Sie hiengen alſo das Zeichen des Chriſtenthums nicht an den bloßen Namen, ſondern an das wahre Bekenntniß; denn nicht der bloße Name machte bei ihnen den Chriſten, ſondern die Wahrheit oder das rechtſchaffene Weſen in Chriſto. Epheſ. 4, 21. — „Das Beiſpiel Chriſti, ſagten ſie, muß uns erinnern, daß wir, die wir eine heilige Salbung empfangen haben, auch einen heiligen Wandel führen. Wer Chriſto nicht nachfolgt, der hat den Namen vergebens. Willſt du ein Chriſt ſeyn, ſo thue auch, was Chriſto angehöret.“ Die nun, welche ſich einer ſolchen treuen Nachfolge bewußt waren, konnten mit jenem frommen Dichter ſingen:

Wenn unſre Sterblichkeit die Gnad' erquickt,
Muß die Natur dem reinen Weſen weichen.
Der Leib kann nicht den hohen Flug erreichen,
Weil Gottes Geiſt uns jenem Tod entrückt.
Da folgen wir dem Fuß des Herrn mit ſchnellem Schritt,
Er geht uns vor, er zieht uns nach, wir gehen mit.

Sie nahmen nämlich an ſich ſelbſt und an Andern wahr, daß die Seele zwar nach Oben gezogen werde, aber noch in den irdiſchen Dingen eingeſchloſſen ſey, daher ſie davon befreit zu werden wünſche, und dahin zu kommen begehre, wo Chriſtus, ihr Vorgänger, iſt. Sie eile Gott gleich zu werden, weil das Chriſtenthum verlange, daß ſie Chriſtum anziehen und ihm ähnlich werden ſolle. — Eines hieng alſo an dem Andern: wer leben wollte, mußte an Chriſtum glauben, und wer an ihn glaubte, der mußte auch wandeln, gleichwie Er gewandelt hat. Wollte ſich Einer weigern, ſo lag am Tage, daß er das ſchwere Joch der irdiſchen Lüſte noch nicht abgelegt, oder es wieder auf ſich genommen habe. Wer den Fußtapfen Chriſti nicht nachfolgte, konnte keine Keuſchheit zeigen, weil er keine hatte, keinen Glauben, weil er denſelben nicht bei ſich fand, keine Lehre, weil er ihr nicht gehorchte; denn er beſaß nichts als die teufliſche Klugheit der Welt. Er haßte die Mäßigkeit, läſterte die Enthaltſamkeit und unterdrückte die Demuth vollends ganz. Das nüchterne Leben verachtete er, die Aufrichtigkeit hatte er nicht, und die Schaamhaftigkeit hatte er weggeworfen ꝛc. — Den frommen Herzen dagegen diente dieſe glaubige Nachfolge zum Zeugniß, daß ſie dem Tod entfliehen werden, wenn ſie wandeln, wie Jeſus Chriſtus gewandelt hat. Ebendeßwegen zeigte ja der Herr den bewährteſten Weg an ſich ſelbſt, daß Niemand, wenn er aus ſeinem Sieg über den Teufel gewiſſe Unterpfänder für ſeine Sicherheit hätte, von demſelben fortan hintergangen werden könnte. Und darum hat Chriſtus nicht bloß gelehrt, ſondern auch gehandelt, daß wir ihn reden hören, zugleich aber auch als Meiſter anſehen, und von ihm Vorſchriften für unſer Verhalten nehmen können, indem er zu uns ſpricht: „Lernet von mir; denn ich bin ſanftmüthig und von Herzen demüthig.“

Mithin hielten ſie es für eine außerordentliche Wohlthat, daß ſie ſehen konnten, wie ihr Meiſter ſie nicht allein mit Worten, ſondern auch mit der That alles Gute gelehrt habe.

Ihr allgemeiner Wahlſpruch war:

Folg' Chriſto nach, thu' recht und fleuch die Sünden.
Bezieh' den Himmel auf der Erd,
Der König wird ſchon ſeinen Diener finden,
Daß dir ſein Reich zum Erbtheil werd'.
Wo Er iſt, ſoll ſein Jünger einſt auch ſeyn,
Wer hier bei Ihm nicht iſt, kommt dort nicht ein,
Man geht da nur auf Chriſti Weg hinein.

IX.

Von ihrem allgemeinen Gehorſam gegen Gott.

Damit jedoch die erſten Chriſten ſich auf keine Weiſe dem Gehorſam entziehen möchten, führte ſie der Geiſt Jeſu Chriſti immer mehr zu einer allgemeinen Unterwerfung unter den Willen Gottes, wo, wie und wann derſelbe ihnen geoffenbart würde. Weil ſie aber wohl wußten, daß nur diejenigen ins Himmelreich kommen werden, welche den Willen des Vaters gethan haben, Matth. 7, 21., ſo mußte es abermals in der Kraft des Glaubens geſchehen, daß ſie ihre Seelen im Gehorſam der Wahrheit reinigten. 1 Petr. 1, 22. Nun forderte ja der Herr nur einen Gehorſam des Glaubens, der Unſchuld und des wahren Gottesdienſtes von ihnen, — nämlich, daß ſie ihn lieben ſollen. Deßwegen waren ſie ſehr darauf bedacht, Alles ſorgfältig nach den Geboten Gottes zu thun, damit es zur Stärkung ihres Glaubens und zur Ehre Deſſen gereiche, deſſen Werk es war. — Sie ließen es aber dabei auf die Wirkungen des Herrn ankommen, dem ſie ſich ganz übergaben. Sie glaubten nicht deßwegen vom Geſetz befreit zu ſeyn, daß ſie von Gott weichen, ſondern daß ſie ihn deſtomehr lieben ſollen, je mehr ſie Gnade von ihm empfangen haben. Je mehr ſie ihn aber lieben würden, deſto mehr würden ſie Herrlichkeit erlangen; denn ſie ſeyen unter den Augen des Vaters. Weil aber der Satan den Frommen am meiſten widerſtehe, ſo müſſen ſie deſto eifriger beten, daß Gottes Wille in ihnen und von ihnen geſchehe, und damit dieſer geſchehe, ſo haben ſie Gottes guten, gnädigen Willen, d. i. ſeine Hülfe und ſeinen Schutz nöthig; denn Niemand könne aus eigenen Kräften ſtark ſeyn, ſondern allein durch die Gnade und Barmherzigkeit Gottes. — „Ihr einziges Verlangen war alſo, wie Tertullian ſagt, daß der Herr ihnen das Weſen und die Kraft ſeines Willens darreichen möge, damit ſie dadurch ſelig würden auf Erden und im Himmel. Jeſus ſelbſt habe erklärt, nicht ſeinen, ſondern des Vaters Willen zu thun; mithin ſey Alles, was er gethan habe, ohne Zweifel des Vaters Wille geweſen. Daher werden wir aufgefordert, daß wir auch des Vaters Willen verkündigen, thun und uns gefallen laſſen ſollen bis in den Tod, und damit wir dieſes erfüllen können, haben wir den Willen, d. i. den Beiſtand Gottes nöthig.“

Demnach beſtand die Weisheit der Heiligen und die Klugheit der Gerechten darin, daß ſie den Willen Gottes recht erkannten. Dadurch aber vermochte der Menſch im Gehorſam der Wahrheit Alles zu überwinden, weil er wieder Gottes Ebenbild wurde.

Wie nun dieſe Kraft des Gehorſams von Gott ausgieng, alſo gieng ſie auch wieder zu Gott, d. i. ſie wurde allein dem Herrn zugewendet zu allem Gefallen. Die Alten prüften nach der Erneuerung ihres Sinnes, welches der gute, wohlgefällige und vollkommene Wille Gottes ſey. Röm. 12, 2. Auch baten ſie den Herrn inſtändig, wie Epaphras für die Koloſſer, daß ſie erfüllt werden möchten mit Allem, was ſein heiliger Wille ſey. Kol. 4, 12. Ebenſo giengen alle ihre Ermahnungen darauf hinaus: „Laſſet uns mit allen Kräften ſeinem Willen nahen und das Werk der Gerechtigkeit wirken. Unſer Ruhm und unſere Freudigkeit beſtehe darin, daß wir uns ſeinem Willen unterwerfen und die ganze Menge der Engel betrachten, wie ſie vor ihm ſtehen und ſeinen Willen thun. — Es muß Alles nach Gottes Willen gethan werden, daß wir den Fußtapfen unſeres Herrn und ſeinen göttlichen Lehren nachfolgen, der geſagt hat: „Ich bin nicht vom Himmel gekommen, daß ich meinen Willen thue, ſondern den Willen Deſſen, der mich geſandt hat.“ Joh. 6, 38. Nur der leiſtet ſeiner Pflicht Genüge, der ſtets ſeines Schöpfers gedenkt, und das, woran er Luſt hat, ſo thut, daß er allezeit auf den Willen Gottes ſieht. — Weil wir ſehen, daß redliche und fleißige Knechte nach dem Sinn ihrer Herren leben, ſo müſſen wir uns um ſo mehr in Gottes Willen ſchicken. Denn nach dem Willen Eines leben, iſt das Mittel ſeine Liebe zu gewinnen. Wir ſind Knechte des lebendigen Gottes, der uns nicht bloß in Feſſeln werfen oder frei laſſen kann, ſondern uns ewiges Wohl oder Wehe zuſpricht. Um ſeiner Strenge zu entgehen oder ſeine Güte zu genießen, iſt ein ſolcher Gehorſam nöthig, wie ſeine Drohungen oder Verheißungen es verlangen. Kurz, dem Herrn allein kommt es zu, zu befehlen, den Knechten aber zu gehorchen.“

Die Vereinigung mit Gott vereinigte die Glaubigen auch mit ſeinem Willen, und wer durch die Verläugnung ſeiner ſelbſt in Gott eingieng, dem gieng es, wie einem Tropfen Waſſer, der in ein Gefäß voll Wein fällt und ſich darin verliert. „Wenn alſo, ſchreiben die Väter, der Wille des Menſchen in Gott einkehrt, ſo wird alle menſchliche Begierde gleichſam auf unausſprechliche Weiſe verſchlungen. Denn der Fromme wendet allen möglichen Fleiß an, daß er ſein Werk nach dem Willen Deſſen, der es ihm aufgetragen hat, vollende, damit Gott dadurch geehrt werde. Dann wird das Wort an ihm erfüllt: „Ihr eſſet und trinket, oder was ihr thut, ſo thut Alles zu Gottes Ehre.“ Wer dagegen Gottes Willen zwar thun will, aber auf andere Weiſe, als Gott will und nicht aus Liebe zu ihm, dem wird es nicht gelingen.“ — Darum gaben ſie in zweifelhaften Fällen den Rath, daß man, wenn zwei verſchiedene Befehle Gottes vorhanden ſeyen, denjenigen wählen ſolle, der am meiſten mit ſeinem geoffenbarten Willen übereinſtimme. Im Allgemeinen aber war bei ihnen feſtgeſetzt, daß Keiner nach ſeinem Belieben etwas einführen oder wählen durfte, was ein Anderer bloß eigenmächtig angeordnet hatte. Denn auch die Apoſtel hatten nichts für ſich gethan, ſondern den Völkern die Ordnung empfohlen, die ſie von Chriſto empfangen hatten. Sie bezeugten denſelben, daß ſie Chriſti Eigenthum geworden ſeyen durch ſeine Erlöſung, ſie müſſen alſo dem Herrn folgen und dürfen hinfort nicht mehr ſich ſelbſt leben, ſondern Dem, der ſie ſo theuer erkauft habe. Sie ſeyen nicht mehr ihre eigenen Herren, ſondern Der ſey ihr Herr, welcher ſie erkauft habe, ſie aber ſeine Knechte. Mithin ſey ihnen ſein Wille zur Richtſchnur des Lebens vorgelegt.

Ja, den wahren Kindern Gottes war an dem Willen des Höchſten ſo viel gelegen, daß ſie ſolche Erklärungen davon machten, welche ſelbſt der Vernunft entgegen, aber doch ſchon im alten Teſtament bisweilen vollzogen worden waren. Um nur ein Beiſpiel davon zu geben, führen wir die merkwürdigen Worte des Chryſoſtomus an: „Was nach Gottes Willen geſchieht, das iſt ihm lieb und angenehm, wenn es gleich böſe zu ſeyn ſcheint; was aber ohne Gottes Willen geſchieht und anders, als er es haben will, ob es gleich Gott zu gefallen ſcheint, das iſt die allerſchlimmſte und ungerechteſte Sache. Wenn Einer z. B. einen Menſchen tödtet, weil es Gott ſo haben will, ſo iſt dieſer Todtſchlag beſſer, als alle Freundlichkeit. Schont aber Jemand einen Menſchen und iſt freundlich gegen denſelben, ohne daß Gott es haben will, ſo iſt er boshafter als alle Mörder. Denn nicht die Natur der Dinge, die geſchehen, ſondern der Wille und Beſchluß Gottes entſcheidet, ob etwas gut oder böſe iſt.“ Aus dieſem Grunde verdammt Auguſtin auch die Jungfrauen nicht, welche um der Schande zu entgehen, ſich ſelbſt ums Leben brachten. „Wie, fragt er, wenn ſie das nicht aus menſchlichem Irrthum und Betrug, ſondern aus göttlichem Befehl, nicht aus Unwiſſenheit, ſondern aus Gehorſam gethan hätten?

Wenn aber Gott etwas befiehlt und ohne Umſchweiſe andeutet, daß er es ſo haben will, wer wollte dann den Gehorſam beſchuldigen? Wer wollte die Folge noch anklagen?“

Jene Männer griffen alſo die unumſchränkte Majeſtät Gottes nicht an, und tadelten ſeine Befehle nicht, wenn dieſe auch noch ſo unmöglich, unbegreiflich und wunderbar ſchienen. Genug, daß der große Gott ſie gewürdigt hatte, ihnen ſeine Wege zu offenbaren. Hatten ſie einen Befehl von ihm aufzuweiſen, ſo ſuchten ſie ihn zu vollbringen, und ſollte auch Himmel und Erde darüber vergehen, oder ihr Leib unter allen Tyrannen leiden. Ihr Gehorſam reichte bis an ihr Blut und Leben, wie von den Märtyrern bekannt iſt.

Wie ſie aber ihren eigenen Willen zu verläugnen ſuchten, ſo hielten ſie ſich auch für verpflichtet, Gottes Willen über den Willen anderer Menſchen zu ſetzen. Selbſt in erlaubten Dingen, die von manchen Frommen gelobt wurden, erforſchten ſie den Willen des Allerhöchſten genau, und ſahen nicht auf das Urtheil der Menſchen, ſondern auf den Wink ihres Vaters. Als z. B. der heilige Ignaz dem Märtyrertod wohl hätte entgehen können, aber erkannte, daß dieß nicht der Wille Gottes ſey, antwortete er den Chriſten zu Rom, die ihn mit Bitten beſtürmten: „Ich will nach der Menſchen Willen nicht länger leben, ich bin mit Chriſto gekreuzigt.“ Hilarius ſagt: „Wenn man nur den Menſchen gefallen will, ſo bezieht ſich das nicht auf das Wohlgefallen Gottes, weil es nur der Menſchen wegen geſchieht, denen man gefallen will, vergl. Gal. 1, 10. 1 Petr. 4, 2. Nun aber gibt es nichts Beſſeres, um den Menſchen zu gefallen, als daß Keiner etwas um ſeinetwillen begehrt. Denn, was man ſeines eigenen Nutzens wegen thut, das muß bisweilen dem Andern zuwider ſeyn. Wer aber nichts um ſeinetwillen verlangt, ſondern Alles einem fremden Willen zum Beſten thut, der wird mit Recht dem Andern gefallen. Aber in allen Dingen nur Menſchen gefallen wollen, ohne Rückſicht auf Gott, heißt Gott mißfallen. Denn man muß den Menſchen nicht Gott zur Schmach gefallen, ſondern vielmehr nach ſeinem Willen.“ „Wollen wir nun, fragt Tertullian, Bedenken tragen, Gott zu gehorchen, dem wir allein unterworfen ſind? Wie ungerecht, ja wie undankbar iſt es, wenn man etwas, was man von einer fremden Güte erlangt hat, dem nicht wiedergeben will, von welchem man es hat?“ —

Demnach waren alle rechtſchaffenen Herzen feſt überzeugt, daß Gott einen unweigerlichen Gehorſam von ihnen forderte, und daß ſie ſich auf alle Weiſe ohne Ausnahme dazu bequemen mußten. Wollten die Tyrannen ihnen etwas Böſes zumuthen, ſo war dieß meiſtens ihre Zuflucht und gleichſam die ſichere Freiſtätte, worin Gott ſie in ihrem Gehorſam erhalten mußte. „Es iſt gut, ſprachen ſie, daß Gott Herr iſt über uns Alle, dem wir angehören, wir mögen wollen oder nicht. Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menſchen.“ Ap. Geſch. 4, 19. 5, 29. — Hieronymus drückt dieß mit einem ſchönen Gleichniß aus, das er von den Prieſtern des alten Teſtaments ableitete, 3 B. Moſ. 10, 7.: „Nachdem wir zu Chriſto gekommen ſind, und das Oel ſeiner Salbung empfangen haben, ihn auch in uns tragen, ſo dürfen wir nicht wieder aus dem Tempel weggehen, d. i. nicht von dem chriſtlichen Vorſatz weichen, daß wir uns mit dem Unglauben der Heiden vermiſchen, ſondern wir müſſen uns allezeit inwendig aufhalten, d. h. dem Willen Gottes dienen.“ Auguſtin endlich bezeugt: „Sollte auch der Herr etwas wider den allgemeinen Lauf der Dinge befehlen, ſo muß es geſchehen. Denn, wenn einem König in ſeinem Reich frei ſteht, etwas Neues anzuordnen, um wie vielmehr muß die Kreatur ihrem Schöpfer ohne Bedenken dienen in dem, was er gebietet?“

Die Einfalt des Glaubens dieſer Kinder Gottes brachte es dann auch mit ſich, daß ſie auf das Wort ihres Vaters hin thun und leiden wollten, was er über ſie beſchloſſen hatte. Von ihren Leiden wird ſpäter die Rede ſeyn, 4. B. 8. K.; hier aber ſchallt uns die Stimme der Alten entgegen: „Man muß den Worten Gottes gehorchen und nicht ängſtlich nachforſchen, ob man gleich die Gründe derſelben nicht kennt.“ Oder: „Ich lobe einen ſolchen Glauben, der glaubt, daß etwas zu beobachten ſey, noch ehe er es recht kennen gelernt hat.“ — Sie pflegten nämlich dann erſt dem Willen Gottes recht nachzudenken, wenn ſie erkennen wollten, was ſein verborgener Wille ſey. Denn ſeinen offenbaren Willen wußten ſie Alle. Auf der andern Seite aber wollten ſie ihrem eigenen Willen nichts zulaſſen, ſondern ihn Gott übergeben, damit der menſchliche Wille nicht mehr Freiheit hätte als der göttliche. Darum ſagten ſie: „Wir wiſſen wohl, daß wir von der Welt frei ſind, aber nicht von Gott. Uns kommt es zu, dem Herrn zu gehorchen, und an ihm iſt es, uns zu befehlen. Wir müſſen ihm aber nicht allein gehorchen, ſondern ihn auch lieben. Jenes thun wir nach ſeinem Befehl, dieſes nach unſerem freien Willen.“ — Hier galt alſo kein Meiſtern, kein Verbeſſern, kein Einſchränken noch Ausdehnen der Vernunft und des verderbten Willens, welcher noch nicht völlig mit Gott übereinſtimmte. Ein Jeder mußte wiſſen, daß er dem Befehl Gottes widerſtrebte, wenn er auch ſonſt etwas in der beſten Abſicht that; denn er trennte ſich dadurch von Gott, während er mit der größten Ehrfurcht hätte annehmen ſollen, was von dem Herrn geſagt worden war.

Wer möchte nun daran zweifeln, daß ein ſolcher Gehorſam den erſten Chriſten von Herzen gegangen ſey? Sie durften dabei freilich nicht auf das Urtheil anderer Menſchen achten, ſondern Gott mußte der beſte Zeuge in ihrem Innern ſeyn. „Gar viel, ſagt Auguſtin, iſt nach der Zuſtimmung Gottes zu billigen, was nach dem Urtheil der Menſchen zu verwerfen iſt, und viel wird von ihm verdammt, was von den Menſchen gelobt wird. Denn oft iſt das äußere Anſehen einer That ganz anders als des Handelnden Gemüth ꝛc.“ — Zuvörderſt aber glaubten ſie, ein guter Wille ſey der Anfang aller Tugenden. Dieſer gründe ſich auf ſeinen Urſprung, und beruhe in dem ewigen und unveränderlichen Willen Gottes, daß er wahrhaft geiſtlich werde. Denn, wer dem Herrn anhänge, ſey Ein Geiſt mit ihm, indem durch die Gemeinſchaft des Regierenden mit dem Untergebenen alles Thun auf einen Gegenſtand gerichtet werde. Die Art des Gehorſams beſtehe alſo in der Gleichheit der Gemüther, und dieſe entſtehe aus wahrer Liebe, welche ihre Proben ablege, wenn der Menſch die Gebote Gottes halte, und ihm in Wahrheit diene. Darum ſey auch der Gehorſam nichts nütze, wenn er nicht aus Liebe entſtehe, weil nur dieſe ſich bemühe, den Sinn und die Abſicht der Gebote zu erfüllen. — Endlich ſetzten ſie den Grund des wahren Gehorſams auch darein, daß man alle Sinnen und Gedanken auf Gott richte. Wenn der Menſch nicht träg zum Guten ſey, und ſeinen böſen Gedanken und Neigungen kein Gehör ſchenke, ſo richte er ſein Herz in die Höhe und treibe gleichſam ſeine Gedanken zum Herrn. Dann komme der Herr zu ihm und nehme ihn zu ſich. Man müſſe ihm alſo ſtets zu gefallen ſuchen, und innerlich auf ihn warten, müſſe ihn in ſich ſuchen, und alle ſeine Neigungen und Wünſche auf ihn richten. — — Gieng aber der Gehorſam von Herzen, ſo ließ er es nicht bloß bei den Worten bewenden, ſondern gieng in That und Wahrheit über. „Wie wäre dem ſeine Pflicht heilig geweſen, fragt Hilarius, der ſich nur mit dem Munde einen Knecht Gottes genannt hätte? Nur der Gehorſam nach dem Willen Gottes findet den Weg zum Himmel, aber nicht der Name.“ — Es geziemte alſo denen, die der Gnade Gottes gewürdigt waren, daß ſie großen Fleiß und viele Früchte der

Liebe zeigten, ſich Gott ganz übergaben, ſeinen Willen allein zu vollbringen ſuchten und von allen Lüſten des Fleiſches ſich enthielten. Ließen ſie dieſes durch den Geiſt Gottes in ihrem Herzen wirken, ſo wollten ſie bei ihrem Wachsthum in der Gnade auch von keinem Maaß und Ziel etwas wiſſen. Sie kannten keine Schranken mehr, thaten Alles willig, hurtig und mit Freuden, und ihr überfließender Wille breitete ſich in die vollkommene Liebe aus. Das konnte freilich weder die Furcht noch die Eigenliebe thun, — dieſe ſind nur bei Knechten und Lohndienern; aber die wahre Liebe macht freiwillige Herzen. — Ebendarum hat der Herr verſprochen, nicht ſowohl auf das Aeußerliche als auf das Herz zu ſehen. Wer zu einer Sache willig iſt, der hat ſie wenigſtens übernommen, auch wenn er ſie nicht ausführen würde. Der Kranz wird nicht von dem Ende, ſondern von der guten Meinung und dem guten Willen gewunden. So urtheilen die Menſchen, und ſehen alſo auf den guten Willen, nicht auf die That, um wie viel mehr muß dieß von dem Herzenskündiger geſchehen?

Betrachteten ſie zuletzt, daß der Herr in Allem nicht ſeinen, ſondern ihren Nutzen ſuche, ſo wurden ſie um ſo mehr zum Gehorſam angetrieben. „Der Wille Gottes, ſagt Tertullian, iſt unſere Heiligung; er will, daß wir ſein Bild wieder werden ſollen, damit wir heilig ſeyen, wie er heilig iſt.“ — Wie ſelig war alſo die Seele, welche des Vaters Willen in und an ſich vollbringen ließ in Gelaſſenheit und Demuth! — In dieſem Verlangen beteten die Glaubigen von Herzen: „Ach Herr, zieh uns zu dir durch die Kraft deiner Allmacht! Laß diejenigen nicht nach ihrem eigenen Willen umherſchweifen, die du mit deinem theuren Blut erlöſet haſt! Laß dein Bild nicht verdunkelt werden, welches allezeit herrlich iſt, wenn es durch deine Gegenwart beſchützt wird! Laß nicht zu, daß der Satan oder wir ſelbſt deine Gaben vernichten; denn Alles iſt gebrechlich, was dir widerſtehen will!“ — Dieſes Verlangen erfüllte aber auch der gnädige und barmherzige Gott an ſeinen Kindern, ſo daß ſie ihn vor den Heiden dafür preiſen konnten. Denn ſie ſchrieben an dieſelben: „Ihr haltet dafür und zweifelt nicht, daß die Menſchen, deren ganzes Leben nach Gottes Wort eingerichtet iſt, nicht einmal in Gedanken die geringſte Bosheit begehen können, ſondern ſich unſträflich und ohne Tadel vor ihm darſtellen.“

Jener fromme Lehrer hatte alſo Recht, wenn er ſagte: „Wie ſelig wären wir Alle, wenn wir unſern Gott ſo willig hören würden, wie er bereit iſt, uns zu erhören!“ — „Es iſt wahr, bezeugen Andere, der Allerhöchſte genießt nichts von den Menſchen, und iſt doch ſo begierig, ihnen etwas zu geben, wie eine Mutter, die ihrem Kinde die volle Bruſt darreichen will. Sehet, die Menſchen ſollen Alles von ihrem Schöpfer haben, und doch ſind ſie ſo träg zu nehmen, wenn ſie es nur ein wenig Gehorſam koſten ſoll! — Gott bedarf unſeres Gehorſams nicht, er hat keinen Werth für ihn. Dennoch theilt er Allen, die ihm dienen, Leben und unvergängliches Weſen mit. Er thut alſo ſeinen Dienern noch Gutes, weil ſie ihm dienen, und ſeinen Nachfolgern, weil ſie ihm nachfolgen, ohne daß er eigentlich eine Wohlthat von ihnen genießt. Denn er iſt reich über Alle, und vollkommen und ohne Mangel. — Er verlangt aber deßwegen Gehorſam von ihnen, weil er fromm und barmherzig iſt, und denen wohlthun will, die in ſeinem Dienſte beharren. Denn ſo ſehr auch der Menſch Gott bedarf, ſo wenig bedarf Gott eines Einzigen. Daher iſt es das größte Glück für den Menſchen, daß er im Gehorſam bleibe.“

Endlich war auch dieß bei den Alten der Hauptzweck des Chriſtenthums, daß Gottes Wille an ihnen völlig vollbracht werden möge. — „Dieß iſt der Zweck der Menſchen, welcher zur Vollkommenheit führt, ſagten ſie, daß ſie thun, was Gott haben will. Deßwegen iſt auch das Wort ſelbſt Menſch geworden, und hat ſo viel gelitten. Wer es erfahren hatte, der konnte bezeugen, daß der Menſch erſt dadurch wieder zu ſeiner Ruhe eingehen könne. Denn ſein wahrer Friede beſtehet darin, wenn er ſich von dem Willen Gottes nicht getrennt, und an dem allein Luſt hat, was Gott liebt. Wer in Gott eingedrungen iſt mit ſeinem Glauben, und mit ihm übereinſtimmt, weiß von keinem andern Willen mehr, als von dem gnädigen, guten und vollkommenen göttlichen Willen. Es verhält ſich mit ihm, wie mit Einem, der in einer Stadt geſtorben iſt. Er hört nun nicht mehr das Geſchrei und den Lärmen der Einwohner, ſondern iſt abgeſtorben und an einen andern, ſtillen Ort gebracht. Alſo hört die Seele, wenn ſie dem Leben abgeſtorben, und aus der Stadt der böſen Lüſte entfernt iſt, nicht mehr in ſich das Geſchrei der eiteln Streitigkeiten und den Lärmen der böſen Geiſter in der Finſterniß. Vielmehr iſt ſie verſetzt in die Stadt, die voll Frömmigkeit und Frieden iſt, in die Stadt des göttlichen Lichts. Daſelbſt lebt ſie, da wandelt und vollbringt ſie geiſtliche Werke, die Gott gefällig ſind. Darum laſſet uns beten, daß wir durch Gottes Kraft ſterben an unſerem eigenen Willen, und der Finſterniß dieſer Welt entfliehen. Laſſet uns beten, daß der Geiſt der Sünde von uns genommen werde, und wir dagegen empfangen das Leben des himmliſchen Geiſtes, und aus der Finſterniß zum Lichte Chriſti gebracht werden und bei ihm ruhen in Ewigkeit.“

Mit ſolchen Betrachtungen unterhielten die frommen Männer ihre lebendige Hoffnung, und ermunterten einander zur Freudigkeit, ihrem Heiland und Herrn treu und gehorſam zu bleiben bis in den Tod.

X.

Von der Beobachtung der Gebote bei den erſten Chriſten.

Gleichwie die erſten Chriſten insgemein ihre Lehre und ihr Leben nach dem Worte Gottes einrichteten, ſo bewieſen ſie es auch dadurch, daß ſie die einzelnen Gebote den klaren Ausſprüchen ihres Heilandes gemäß gerne beobachteten. Joh. 8, 51. 52. 14, 15. 21. 23. 24. 15, 10. Dieſes aber mußte bei ihnen im Allgemeinen, wie im Beſondern mit redlichem Herzen geſchehen. Man durfte ſich alſo nicht bloß dem unterwerfen, was etwa den natürlichen Lüſten zuſagte, während man das Andere hintanſetzte, was dem Fleiſch und Blut zu ſchwer war, und zur Freiheit in Chriſto ſeine Zuflucht nehmen wollte. „Denn, ſagt Hieronymus, es wäre ganz verkehrt, wenn man die Gebote Gottes nach ſeiner Schwachheit beurtheilen wollte und nicht nach den Kräften der Heiligen. So müßte man ſie allerdings für unmöglich halten, und glauben, es ſey genug, wenn man nur die Feinde nicht haſſe, das aber ſey zu viel, wenn man ſie auch lieben ſolle, dieß könne die menſchliche Natur nicht ertragen. Wer dieſes glaube, der möge wiſſen, daß Chriſtus keine unmögliche, ſondern vollkommene Dinge verlange, wie z. B. David ſchon an Saul und Andere an Andern bewieſen haben.“ — Demnach durfte ſich Niemand mit der Schwachheit des Fleiſches entſchuldigen; denn die Lehrer gaben damals dem Fleiſche keinen Raum, ſondern zeigten, daß der Geiſt ſtark ſey. „Warum ſollten die Chriſten, ſagten ſie, zur Entſchuldigung ſo fertig ſeyn, daß ſie nur das entgegenhalten, was ſchwach iſt, aber das ſtärkere nicht vertheidigen? Warum ſollten irdiſche Dinge dem himmliſchen nicht weichen müſſen? Iſt der Geiſt ſtärker, als das Fleiſch, ſo folgen die Heuchler ohne Urſache dem ſchwächeren nach. — Iſt das Fleiſch ſchwach, ſo wird es der Herr regieren; denn ſeine Kraft wird in der Schwachheit vollbracht. Darum muß das Schwächere immer dem Stärkeren weichen. Hat nun auch der Herr geſagt: das Fleiſch ſey ſchwach, ſo hat er doch auch von der Willigkeit des Geiſtes geſprochen, und dieſer muß das Fleiſch überwinden.“ — Ferner erinnerten ſie nachdrücklich daran, daß diejenigen, welche die Gebote Gottes für ſchwer und unmöglich halten, zeigen, daß ſie die Kraft der Wiedergeburt noch nicht empfangen, geſchweige denn angewendet haben. Dieß lehren die Worte Cyprians: „Dein Geſetz, o Herr, befiehlt nichts Unmögliches, oder Schweres. In einigen Geboten ziehen uns deine Verheißungen an, in andern halten die gedrohten Strafen uns von der Begierde zu ſündigen ab. Wenn deine Gebote unmöglich und mit ſo vielen Schwierigkeiten verknüpft wären, oder wenn dein Wille ſo verborgen wäre, daß wir nicht verſtehen könnten, was deine Majeſtät von uns fordert, ſo könnte die Sünde bei Vielen entſchuldigt werden. Weil aber die Möglichkeit und Leichtigkeit, die Erkenntniß und die Macht zugleich dabei iſt, ſo findet keine Entſchuldigung ſtatt. Du befiehlſt mir z. B.: daß ich dich lieben ſoll. Dieſes kann und muß ich auch. Du befiehlſt, daß ich dir innerlich und äußerlich dienen ſoll, und in Beziehung auf den Nächſten verlangſt du, daß ich ihn behandle, wie ich behandelt werden will. Ich danke dir, gütigſter Gott, daß du mir vorher geſchenkt haſt, was du von mir forderſt. — Aber wie, wirſt du ſagen, ſollten die Gebote Gottes nicht ſchwer ſeyn? Erfahren wir nicht Alle das Gegentheil? Ich gebe das zu; aber wir ſelbſt ſind Schuld daran, daß uns das ſchwer wird, was ſeiner Natur nach leicht, angenehm und lieblich iſt.“ Andere ſagten: „Den Laſterhaften und Böſen ſind die Gebote der Gerechtigkeit bitter; dagegen iſt das den Frommen angenehm, was recht und gut iſt. Die Bosheit und ein laſterhaftes Leben iſt ſchwerer und verdrießlicher als die Tugend; das Joch der Tugend aber iſt ſanft. Denn, was iſt wohl ſchwer unter den heilſamen Geboten? — Vielleicht keinen Feind haben, Niemand zu haſſen und zu ſchelten. — Das Gegentheil davon iſt wenigſtens verdrießlicher. — Es bleibt alſo dabei: ſo lange der Menſch in Sünden verharrt, hält er die Gottſeligkeit für unangenehm, ſchwer und rauh, das Laſter dagegen für ſüß und annehmlich. Wenn aber Einer das Böſe nur kurze Zeit verläßt, ſo kommt ihm die Sünde ſchrecklich und ſchändlich, die Gottesfurcht aber anmuthig und leicht vor. Dieß iſt freilich bei denen unmöglich, welche die gewohnten Laſter nicht ablegen wollen, ſie wiſſen nicht, daß ihr Elend von ihnen ſelbſt herrührt. Wenn aber die Natur unter das Joch gebracht iſt, ſo wird ihr von dem Geiſt Alles leicht gemacht, weil die Natur nichts wider ihren Herrn und Meiſter vermag.“ — Wer demohngeachtet dem Herrn ſeine Kraft und der Seele den ſchuldigen Gehorſam abſprechen wollte, auf den fanden die Worte ihre Anwendung: „Das ſind die, welche Gott verläugnen und ſagen, es ſey unter den Menſchen kein Wachsthum mehr im Dienſte des Herrn, es ſey ihnen daher beſſer, wenn ſie ihrem Bauch leben. Dieſes ſind die böſen Mäuler, welche Gott ſeine Fürſorge, ſeinen Willen und ſeine Macht nehmen wollen.“ Oder: „Sprichſt du, die Macht des Widerſachers ſey ſtärker und die Sünde herrſche ganz über den Menſchen, ſo ſtellſt du Gott dar, als ob er des Menſchen Natur ſo verdammt habe, daß ſie dem Satan gehorchen müſſe.“

Die Glaubigen erkannten wohl, wie viel dem Namen des Herrn daran gelegen ſey, daß ihm dieſe Macht bei ſeinen Kindern gelaſſen werde, indem ihm Alles, dem Menſchen aber nichts von dieſer Kraft zugeſchrieben werden müſſe. Deßwegen eiferten ſie auch wider Alle, die ihren eigenen Kräften hiebei etwas zuſchreiben und Gott nicht Alles wieder aufopfern wollten. Nach ihrer Lehre konnte kein Jude, kein Heide und kein Unbekehrter wahrhaftig den Geboten Gottes gemäß leben, weil er die gehörige Gnade nicht hatte. Daher widerſprachen ſie denen, welche meinten, die Gnade helfe nur den Menſchen, daß ſie nicht ſündigen, weil ſie ihnen zeige, was ſie thun oder laſſen ſollen, nicht aber, weil ſie mache, daß ſie das Erkannte wollen und thun können. „Denn, ſagten ſie, Beides iſt Gottes Gabe, ſowohl wiſſen, was man thun ſoll, als auch gerne thun, damit das Wiſſen nicht aufblähet, wenn die Liebe beſſert.“ — Die Gnade war der Grund ihrer Heiligung. „Hat der Menſch dieſelbe empfangen, ſagten ſie, ſo wächſt die tägliche Reue und Buße. Er ſtreitet wider die Lüſte des Fleiſches und kämpft wider die Uebertretungen ſeiner verderbten Natur. Damit er ſich aber wegen ſeiner Frömmigkeit nicht überhebe, und ſeinen Kräften den Sieg zuſchreibe, legt ihm der Apoſtel die Frage vor: „Was haſt du, das du nicht empfangen haſt?“ Wer ſich aber dünken läſſet, er wirke durch ſeine eigenen Kräfte, und ſich darauf verläßt und meint, er könne ohne die Mitwirkung des heiligen Geiſtes vollkommene Werke thun, der irrt ſehr. Er iſt nicht geſchickt zum Reiche Gottes, wenn er für ſich allein ohne den heiligen Geiſt vollkommen rein werden will. Denn wenn der Menſch ſich nicht zu Gott hält, die Welt verſchmäht und in Geduld und Hoffnung glaubt, daß ſeiner Seele gleichſam von Oben herab das göttliche Leben eingedrückt werde, ſo wird er keineswegs das wahre Leben empfangen. Wer alſo nicht durch den Glauben die Gnade erlangt, der iſt untüchtig zum Reiche Gottes. Wer aber die Gnade des Geiſtes empfangen hat, der wende ſich nicht von ihr durch Nachläſſigkeit oder Uebertretung, ſondern kämpfe fort und fort, damit er das ewige Leben ergreifen möge."

Dieſe Gnade war alſo bei den Alten Anfang, Mitte und Ende bei ihrer Beobachtung der göttlichen Gebote. Darum ſagten ſie von ihr: „Sie ermahnt, erinnert, ſchreckt und ermuntert die Glaubigen. Sie gibt Verſtand, theilt Anſchläge mit, erleuchtet das Herz und rüſtet es mit der Sehnſucht nach dem wahren Glauben aus. Ihr muß ſich der Wille unterwerfen, wenn er durch die erwähnten Mittel erweckt iſt, damit ſie in ihm wirke und zu üben anfange, was er aus dem himmliſchen Samen empfangen hat. Wenn er abweicht, ſo kommt es von ſeiner Unbeſtändigkeit her, wenn er zunimmt, iſt es von der Hülfe der Gnade. Dieſe Hülfe aber wird auf unzählige Weiſe bald öffentlich, bald verborgen erwieſen; und wenn ſie von Vielen verſtoßen wird, ſo iſt es ihrer Bosheit Schuld. Alles iſt eine Gabe der göttlichen Güte, damit der Unverſtand des Menſchen zum gehörigen Gehorſam angewieſen werde." — Daraus folgt denn die große Kraft, die den Wiedergebornen beigelegt wird, von welcher die Väter ſagen: „Gott iſt nichts gleich, noch überlegen. Wer iſt ſtärker und ſeliger als der, welcher Gott zum Helfer hat? Wo aber Gott iſt, wer will da nachſtellen oder ſchaden? Darum, wie Niemand Werke der Gerechtigkeit thun kann, er nehme denn Alles aus der Quelle, wo vollkommenes Leben iſt, alſo iſt auch Niemand mächtiger, als ein ſolcher. Denn, wenn Gott der Kreatur ſeine Gnade mittheilt, ſo geht ihm ſelbſt nichts ab, ſondern er wird immer größer, weil ſeine Majeſtät aus der Kraft ſeiner Geſchöpfe offenbar wird. Und je herrlicher die Kreatur wird, deſtomehr wird die Güte Gottes und ſeine Liebe gegen die Menſchen, wie ſeine Macht bewieſen." —

Auf ſolche Weiſe wurde dem Herrn auch darin ſeine Ehre gelaſſen, daß ihn der Chriſt in ſich wirken ließ nach ſeinem Wohlgefallen, und ſich ſelbſt nichts davon zueignete, ſondern das, was geſchah, Gott zuſchrieb.

Auf Seiten des Menſchen war nun nöthig, daß die Gnade nicht gehindert werde, wenn ſie den Gehorſam wirken und in Glauben und Liebe ſich zeigen ſollte. — „Dieß iſt allein des Glaubens Werk, ſagt Cyprian, daß der Menſch jetzt nicht mehr ſündigt, wie zuvor, da er noch im Irrthum war. Wenn Einer den Weg der Unſchuld und Gerechtigkeit bewahrt, ohne Wanken auf der betretenen Bahn fortgeht, an Gott von ganzem Herzen hängt, ſo wird ihm ſo viel Freiheit geſchenkt, als die Gnade in ihm vermehrt wird. In den himmliſchen Gaben iſt weder Maaß noch Ziel. Der Geiſt wird in keine Gränzen eingeſchränkt, er fließt und überfließt beſtändig, wenn nur unſer Herz begierig iſt. So viel wir Glauben bringen, ſoviel ſchöpfen wir Gnade. Welche Macht und welche Kraft iſt alsdann in einer ſolchen Seele?" — „Demnach verlangt Gott hier nur Glauben, ſetzt Chryſoſtomus hinzu, weil dieſem alle Dinge möglich ſind. Und dieß geſchieht darum, daß der Menſch einſieht, ſein zuvor gefangener Wille werde nicht von allen Banden befreit, ſo daß er nach ſeiner Erneuerung keine Hülfe mehr bedürfe. Er ſoll erfahren, daß er „ohne Chriſtus nichts thun kann," Joh. 13, 5., und mit David ſagen lernen: „Du biſt meine Hülfe, verlaß mich nicht! — Er ſoll aber auch die Gottſeligkeit und die Uebung in derſelben nicht für unmöglich halten. Denn, wenn die Gnade Gottes uns zuvor gekommen iſt, ſo liegt es an uns, ob wir wollen oder nicht." — — Eben dadurch wurde die Gnade des neuen Teſtaments von dem Zwang des Geſetzes deutlich unterſchieden, daß man ſagte: das Geſetz mache nur Hörer, die Gnade aber Thäter. Damit endlich widerlegten die Väter die Einwürfe derer, welche ausriefen: „das Geſetz der Chriſten iſt zu groß, zu hoch und unausſprechlich, wer wird es erfüllen?" „Ja, antworteten ſie, es wird erfüllt im Namen unſeres Erlöſers. Wer noch daran zweifelt, der komme zum Glauben und ſage nicht lange: wer will es erfüllen? Wer es von ſeinen Kräften erwartet, der wirds nimmermehr erfüllen. Er muß aber glauben und die Gnade Gottes annehmen, und kommen und ſich helfen laſſen. — Alle Glaubigen leben in dem Namen Chriſti, und ein Jeder erfüllt in ſeinem Theile die Gebote Chriſti, es ſeyen nun Verehelichte oder Unverehelichte, oder Jungfrauen. Darum ſage nicht mehr, wer kann das erfüllen? Der erfüllt es in uns, der reich gekommen iſt zu uns Armen und voll zu uns Leeren."

Wohnte ſo Glaube und Liebe in einem Herzen beiſammen, ſo beriefen ſie ſich auf die Kraft beider, und zeigten, daß dieſen göttlichen Wirkungen nichts unmöglich ſey. „Die Liebe, behaupteten die Väter, fragt nicht lange, was ſie ſolle, was ſie vermöge und was daraus werden werde? Die Liebe urtheilt nicht lange, überlegt nicht lange, und weiß nichts von der Welt. Die Liebe tröſtet ſich nicht mit der Unmöglichkeit, und ſucht keine Ausflüchte in der Schwierigkeit. Die Liebe macht, daß das Verlangen vor Begierde brennt, und dieſe Begierde betritt ſelbſt ungeebnete Pfade. — Wenn die Liebe gegen Gott und die Menſchen aus reinem Herzen kommt, ſo widerſteht man der Sünde leicht, hat Ueberfluß an allem Guten, verwirft die Lüſte der Welt und verrichtet mit Freuden, was der menſchlichen Schwachheit ſchwer und unangenehm ſcheint. In Wahrheit liebt alſo nur der, welcher ohne Furcht und Traurigkeit freiwillig und nicht aus Zwang die Gebote hält. — Eine ſolche Liebe erzeugt ferner den Willen Gutes zu thun, welcher um ſo fruchtbarer iſt, je ſtärker er iſt. Denn er weiß weder Maaß noch Ziel, erwägt ſeine Kräfte nicht, ſondern wirft ſich blind auf das Geliebte und betrachtet nur das, was er vor ſich hat. Was aber ſchwer, hoch und unmöglich zu ſeyn ſcheint, das ſieht er nicht vor der übergroßen Freude ſeines Herzens.“

Dieſes thut bei den Glaubigen die Liebe, oder die innige Neigung der Seele zu Gott, die aus der Erkenntniß ſeiner Wohlthaten entſpringt. „Einem Glaubigen, hieß es, iſt nichts unmöglich, einem Liebenden wird nichts ſchwer, einem Sanftmüthigen iſt nichts verdrießlich, und für Demüthige iſt nichts zu hoch; denn die Gnade hilft ihnen und das Verlangen zu gehorchen macht Alles leicht. Der thätige Glaube iſt der Grund alles Gottesdienſtes, das Band der Liebe, eine Hülfe des Gehorſams. Er befeſtigt die Heiligkeit und ſtärkt die Reinigkeit des Herzens. Er hält die Gebote, erfüllt das Geſetz und vollbringt die Verheißungen. Er macht Gottes Freunde und Nachfolger Chriſti.“ —

Zur Beobachtung der Pflichten gegen Gott konnte aber Jedermann von dem heiligen Geiſt tüchtig gemacht werden, wenn er ſich ſeinen Wirkungen nur nicht widerſetzte. Daher ſchrieb Tatian an die Heiden: „Die Chriſten beurtheilen die Leute, welche im Sinne haben fromm zu leben, nicht nach dem Ausſehen oder nach andern Kennzeichen. Denn ſie wiſſen, daß ein Jeder die Kraft dazu erlangen kann, ob er gleich am Leibe oder auch ſonſt ſchwach iſt.“ — „Man verlangt dazu, ſchreiben Andere, bloß ein glaubiges und frommes Herz, das vom heiligen Geiſt gereinigt, wiedergeboren und erneuert worden iſt. Der Herr muß ſein Geſetz in daſſelbe ſchreiben, daß die Menſchen die Erkenntniß Gottes nicht durch ihren Fleiß, ſondern durch den Unterricht des höchſten Lehrers empfangen. Sie müſſen es vom Vater gehört und empfangen haben, und von ihm aus dem Irrthum auf den Weg des Lebens geführt worden ſeyn. Dann wird ihnen das Herz verändert, daß ſie das Gute verſtehen und wollen, zugleich aber auch die Furcht eingepflanzt, daß ſie die Gebote Gottes zu erfüllen ſuchen. — Wer aber die Gebote des Herrn für ſchwer hält, der gibt ebendamit zu erkennen, daß er noch keine Kräfte empfangen hat, wodurch ihm dieſelben leicht, angenehm und ſüß werden konnten. Deßwegen muß er Gott herzlich bitten, daß er ihm auch dieſe Gabe verleihen wolle. — Niemand darf ſich einbilden, daß er Gottes Gebote vollbringe, wenn er ſie ſo thut, daß ſie ihm ſchwer werden; denn nur einen fröhlichen Geber hat Gott lieb. Doch darf er auch nicht verzweifeln, wenn ſie ihm noch ſchwer vorkommen, ſondern ſoll ſich vielmehr dadurch antreiben laſſen zu ſuchen und anzuklopfen. Er weiß ja, daß bei Gott leicht iſt, was den Menſchen ſchwer fällt, daher ſich Niemand damit entſchuldigen und ſagen darf: wer wird das erfüllen können? Ebenſowenig gilt aber auch die Entſchuldigung, daß es dem Einen möglicher ſey als dem Andern, und Einer mehr Freiheit habe als der Andere, da nicht bloß Allen, ſondern jedem Stand und jedem Alter insbeſondere in der heiligen Schrift ſeine Vorſchrift gegeben iſt.“ —

Wie demnach die göttliche Kraft, welche in dem neugebornen Menſchen lag, von Gott herkam, deſſen Natur er theilhaftig geworden war, ſo rührten auch alle Wirkungen derſelben von Oben her. „Daher kam denn, ſagt ein alter Lehrer, die Gemeinſchaft der göttlichen Heiligkeit mit der geiſtlichen Kraft, und die Verknüpfung der Neigung unſeres Herzens zu dem Herrn durch eine verborgene Liebe. Wenn nun der Menſch immer im Gebet blieb, ſo wurde er von der göttlichen Liebe entzündet zu einem innigen Verlangen nach Gott, und empfieng die Gnade der Vollkommenheit in dem heiligmachenden Geiſt.“ — Diejenigen aber, bei denen es ſoweit gekommen war, ſcheuten ſich nicht, zum Preiſe des Höchſten vor Jedermann zu bekennen: „Wir halten die Gebote des hochgelobten Heilands, und haben gelernt nach ſeiner Lehre zu thun und zu lehren.“ Oder: „Das iſt der Glaube eines Chriſten, daß er die Gebote Chriſti treulich hält; denn wer die Gebote Chriſti verachtet, der hat auch Chriſtum nicht. Chriſtus hat nicht allein das Geſetz für uns erfüllt, ſondern hat uns auch die Kraft geſchenkt, daß wir es thun können durch den Glauben; er erfüllt es alſo auch durch uns. Dieß iſt die Zucht Gottes, die als ein Geſetz in die Seelen geſchrieben wird, daß ſie deſto beſſer leben, je vollkommener ſie daſſelbe verſtehen, und je fleißiger ſie es bewahren u. ſ. w.“ —

Jene rechtſchaffenen Kinder Gottes wurden aber auch der Gebote ihres Herrn nicht überdrüſſig, ſondern fanden ihre größte Freude daran, ſeinen Willen zu vollbringen. Denn ſie hatten nicht den Geiſt der Furcht empfangen, ſondern den Geiſt der Kraft, der Liebe und der Zucht. Darüber ſprachen ſie ſich in mehreren Stellen ſehr ſchön aus, z. B.: „Unſer Gott iſt ein Hausvater, der über das ganze Haus herrſcht. Den Knechten gibt er ein Geſetz, das für ſie taugt, den Freien und denen, die durch den Glauben gerechtfertigt worden ſind, gibt er auch die geeigneten Gebote, den Kindern aber eröffnet er die Erbſchaft. Die Anfänger thun nur Gutes um der Gebote willen; das Gute der Vollkommenen aber geſchieht aus Liebe, denn ſie thun es nicht allein, weil es befohlen wird, ſondern haben das, was befohlen iſt, auch lieb. Mithin iſt der in der Frömmigkeit weiter gekommen, welcher nicht mehr Böſes thun will, als der, welcher nur nicht darf. Derjenige hat es weiter gebracht, dem nicht bloß befohlen wird, daß er ohne Sünde ſeyn ſoll, ſondern der auch ſeine größte Freude daran hat, ohne Sünde zu ſeyn. — Was ſollte überhaupt einem Chriſten angenehmer ſeyn, als die Verſöhnung mit Gott, dem Vater, die Offenbarung der Wahrheit, die Erkenntniß ſeiner Fehler, die Vergebung aller ſeiner Sünden? Gibt es wohl ein größeres Vergnügen, als der Ueberdruß an der Wolluſt und die Verachtung der ganzen Welt? Die wahre Freiheit, ein freudiges Gewiſſen, ein gutes Leben, das ſind die täglichen Luſtſpiele der Chriſten. Glücklich iſt die Seele, welche durch gewiſſe Zeichen und Eingebungen des heiligen Geiſtes der Gegenwart ihres Gottes verſichert wird. Sie entzündet die Liebe, macht das Herz gehorſam und demüthig, und lehrt den Willen des Vaters erfüllen.“

Für die Ungeübten war alſo ein gottſeliges Leben in gewiſſem Sinne ſchwer und mühevoll; denen aber, welche geübte Sinne hatten, um das Gute von dem Böſen zu unterſcheiden, war es leicht und angenehm. Daher ſagt Auguſtin von ſeiner Bekehrung: „Wie lange ſäumte ich, während ſo tief und hoch mein Wille berufen wurde, den Nacken unter dein ſanftes Joch zu beugen und die Schulter unter deine leichte Laſt, o Jeſus Chriſtus, mein Helfer, mein Verſöhner! Und wie ward mir auf einmal ſo lieblich, daß ich entbehren konnte der nichtigen Ergötzung, und mit Freuden verlaſſen, was ich vorher zu verlaſſen mich gefürchtet hatte. Denn du warſt es, der es aus mir warf, du, meine wahre und höchſte Lieblichkeit; du warfſt es aus, und trateſt dafür ein, der du ſüßer biſt als alle Luſt, nur nicht dem Fleiſch und Blut, der du heller biſt, denn jedes Licht, aber innerlicher, als Alles, was verborgen iſt, der du höher biſt, als alle Herrlichkeit, doch denen nicht, die ſich ſelber herrlich dünken. Nun war meine Seele frei von den nagenden Sorgen des Beifallhaſchens und Erwerbens, des Wälzens und Scharrens im Ausſatze der zügelloſen Luſt, und treulich ſprach ich mit dir, meiner Ehre, meinem Reichthum, meinem Heil, meinem Herrn und Gott.“ Noch Andere ſprechen ebenfalls aus Erfahrung: „Die Seele, die den Herrn als einen wahren Schatz empfangen hat, bringt viele Früchte des Geiſtes und vollbringt alle Gerechtigkeit und alle Gebote Gottes in ſich und für ſich, rein, lauter und ohne Tadel. Der Herr wohnt in ihr, er vollendet und ſtärkt ſie in allen ſeinen Geboten. Was ſie zuvor aus Zwang und mit unwilligem Herzen gethan hat, das thut ſie nun gerne, indem ſie ſich allezeit zum Guten gewöhnt, den Herrn ſtets im Gedächtniß behält, und ihn mit inniger Liebe erwartet. Da werden ihr die Pflichten der Tugenden gleichſam natürlich. Denn weil der Herr mit ihr vertraulich umgeht und ſie mit ihm, ſo vollbringt er in ihr gar leicht ſeine Gebote und erfüllt ſie mit geiſtlichen Früchten.“

Auf ſolche Weiſe nun waren den erſten Chriſten die Gebote Gottes lieblich und angenehm; denn ſie waren als Kinder, nicht knechtiſcher Weiſe aus Furcht vor der Strafe, unter dem Geſetz, und hatten aus freier Liebe Luſt daran. Wer aber das Gebot gerne thut, der thut es in der Freiheit, und was er ſo lernt, das lernt er deßwegen, damit er es auch thue.

XI.

Von der Vermeidung aller vorſätzlichen Sünden bei den erſten Chriſten.

Wenn einem Menſchen in einer wichtigen Sache ſelbſt die Feinde ein gutes Zeugniß geben müſſen, ſo hat es mehr Werth, als wenn es von ſeinen Gönnern und Freunden geſchieht. Die erſten Chriſten lebten in ſolcher Unſchuld, daß ſich auch ihre Widerſacher und ärgſten Verleumder oft ſchämen muſten. — Plinius, der Jüngere, welcher unter der Regierung des römiſchen Kaiſers Trajan, Statthalter in Bithynien war (J. n. Chr. G. 111), konnte, wie er ausdrücklich an den Kaiſer ſchreibt, durch alle angewandten Mittel kein anderes Bekenntniß von ihnen erzwingen, als daß ſie ſich bei ihren Zuſammenkünften nicht zu einer böſen That untereinander verbinden, ſondern dazu, daß ſie keinen Diebſtahl oder Straſſenraub, oder Ehebruch begehen, auch Niemand betrügen, noch anvertrautes Gut abläugnen wollen. Und wenn ſie ſich ſo gegenſeitig verbindlich gemacht haben, ſo gehen ſie wieder auseinander. Ein Anderer ſchrieb an den Kaiſer Hadrian: „Es ſey höchſt ungerecht, daß man die Chriſten zum Tode verdamme, da man ihnen doch in Wahrheit kein Laſter Schuld geben könne.“ Auf gleiche Weiſe ſchrieb der Kaiſer Antoninus Pius ſelbſt nach Aſien an das Volk, und war unwillig darüber, daß man den Chriſten ſolche Laſter zuſchreibe, welche man keineswegs bei ihnen finden könne. Dieſe ſeyen ja viel freudiger und getroſter zu Gott als ſie (die Heiden). — Ebendaher konnten ſich auch die Chriſten, wie wir bereits geſehen haben, getroſt auf die Zeugniſſe ihrer Feinde berufen, und von denſelben verlangen, daß ſie diejenigen beſtrafen ſollen, welche nicht nach der Lehre Chriſti leben. Um nur einige Stellen anzuführen, ſo ſchrieb Juſtin, der Märtyrer, an den eben genannten Kaiſer Antoninus: „Wir bitten, daß man ſtreng unterſuche, was man den Chriſten vorwirft, und wenn irgend etwas bewieſen wird, daß man es gebührend, ja noch ſchärfer als gewöhnlich ſtrafe. Wenn aber Niemand mit Recht irgend eine Beſchuldigung vorbringen kann, ſo ſagt es euch die Vernunft, daß man um einer böſen Nachrede willen unſchuldigen Leuten

Unrecht thue, ja vielmehr euch ſelbſt, wenn ihr nicht nach Urtheil und Recht, ſondern in der Leidenſchaft ſtrafen wollet.“ Ferner: „Wir bitten, daß die Thaten aller derjenigen, deren Namen angegeben worden ſind, unterſucht werden, damit, wenn Jemand irgend einer Uebelthat überführt wird, derſelbe als ein Ungerechter, nicht aber als ein Chriſt geſtraft werde. Wird aber Einer unſchuldig gefunden, ſo bitten wir, daß er auch losgeſprochen werde als ein Chriſt, der nichts Unrechtes gethan hat.“ — Die Alten proteſtirten alſo immer dagegen, man möchte die Böſen nicht für Chriſten anſehen, noch dem theuren Namen einen Schandfleck anhängen, ſondern dieſelben in ihrer Bosheit ſelbſt betrachten. In einer andern Stelle ſagt Juſtin ſeinen Feinden getroſt ins Geſicht: „Wir möchten gerne in der Furcht mit den Leuten reden und handeln nach der Vorſchrift des göttlichen Worts, und nicht aus Begierde nach Geld, nach Ehre und Wollüſten. Denn nichts der Art kann man auf uns bringen.“ Ein Anderer ſchreibt: „Sie ſtehen uns nach Leib und Leben, und werfen einen Haufen Schelmenſtücke auf uns, die uns nicht einmal in den Sinn gekommen ſind. Wenn aber Jemand uns irgend einer kleinen oder großen Uebelthat wird überführen können, ſo entziehen wir uns der Strafe nicht, ſondern ſind bereit, auch die allergrauſamſte zu leiden. Werden wir aber nur des Namens wegen angeklagt, ſo kommt es euch zu, uns durch die Geſetze von dieſem Unrecht zu helfen. Denn bis auf dieſen Tag iſt das, was man über uns ausſagt, nur eine Erdichtung, wie denn auch noch kein Chriſt der geringſten Uebelthat überführt worden iſt.“ Tertullian führt ein langes Sündenregiſter an, das er von den Chriſten auf die Heiden überwälzt. „Wir wollen uns, ſagt er, auf eure Gerichtsbücher berufen. In ihnen finden ſich ſo viele Uebelthäter unter allerlei Titeln. Aber welcher Meuchelmörder, Dieb und Kirchenräuber, welcher Unzüchtige und Unredliche, der zugleich ein Chriſt wäre, iſt in denſelben aufgeſchrieben? Wenn man euch auch ſogenannte Chriſten vor Gericht bringt, wer iſt unter ihnen wirklich ein ſolcher? Die Eurigen ſind es, womit die Gefängniſſe angefüllt ſind. Es iſt kein Chriſt unter denſelben, es ſey denn, daß er um des Chriſtennamens willen angeklagt wäre. Verhält es ſich anders mit ihm, ſo iſt er kein Chriſt.“ In einer andern Stelle ſagt er: „Wenn ihr von unſerer Schuld ſo überzeugt ſeyd, warum dürfen nicht auch wir, wie andere Uebelthäter, uns entweder ſelbſt vertheidigen, oder durch Andere vertheidigen laſſen? Man hat uns nie eine ſolche Gnade widerfahren laſſen, ſondern verdammt uns ohne vorhergehende Unterſuchung.“ — Später ſchreibt Lactantius: „Was kann wohl unſerem Volk vorgeworfen werden, deſſen ganze Religion darin beſteht, daß wir ohne Uebelthat und Schandfleck leben? Wenn nun die Feinde ſehen, daß ſie das Böſe thun, die Unſrigen aber nichts begehen, was nicht recht und gut iſt, ſo können ſie daraus ſchließen, daß diejenigen fromm ſeyn müſſen, die das Gute thun, ſie aber böſe, weil ſie ſchändliche Dinge thun. Denn es iſt nicht möglich, daß wir, wenn wir in allem unſerem Thun nicht irren, im Ganzen irren ſollen.“ Endlich bekennt Arnobius vor den Heiden: „Wir bitten Gott, daß wir den Vorſatz zu einem unſchuldigen Wandel bekommen, und uns von allem Böſen durch Enthaltung von den Sünden reinigen mögen. Wir leben untadelhaft und unſträflich, fromm, gerecht und gut, wir ſind keines Laſters ſchuldig, uns überwältigt keine böſe Luſt, keine Unzucht macht uns zu Schanden, und wir behalten den rechten Weg zu allen Tugenden.“ —

So ſtand es um die erſten Chriſten in Beziehung auf die öffentlichen Sünden, welche Andern in die Augen fielen und von der Obrigkeit geſtraft wurden. Aber ſie beriefen ſich auch vor dem Allwiſſenden auf ihr Gewiſſen, daß ſie ſich ſonſt keiner vorſätzlichen Sünden bewußt ſeyen. Sie bekannten frei: „Daß dieß ihre größte Sorge ſey, ſich unſträflich und untadelhaft vor Gott zu beweiſen und nicht einmal mit Gedanken etwas Böſes zu begehen. Chriſtus, das wahre Leben regiere ſie, die Weisheit lehre ſie, das göttliche Wort führe ſie, die Gnade erhalte ſie. Darum denken ſie nicht einmal an etwas Böſes, geſchweige denn, daß ſie daſſelbe thun.“ — Dieſer Ruhm, den ſie auf Gott bezogen, deſſen Ehre ſie dabei ſuchten, kam freilich den blinden Menſchen ungereimt vor, weil ſie weder aus dem Worte Gottes noch aus der Erfahrung etwas Anderes wußten, als daß der Menſch ſündigen müſſe. Sie wußten von keiner Gnade und Kraft Gottes, auch nicht davon, wie weit dieſe es in dem Menſchen bringen könne. Dagegen wußten die erleuchteten Chriſten einen Unterſchied zu machen zwiſchen Sünde haben und Sünde thun. 1 Joh. 1, 8. 3, 8. 9. Sie bewieſen durch ihr Leben, daß man ohne Bosheitsſünde leben könne, wenn man gleich noch Sünde habe. Sie ſagten z. B.: „Ob es gleich keine Bosheitsſünde iſt, welche die Hölle verdient, wenn man mit dem Bruder zürnet, ſo macht ſie den Menſchen doch des Gerichts ſchuldig. Bringt ſie nun eine Schuld mit ſich, ſo iſt ſie

Sünde. Nun aber iſt jede Sünde gegen Gottes Gebot; darum übertritt auch die Schwachheitsſünde das Gebot, und unnütze Gedanken, Reden und Thaten werden allezeit wider Gottes Gebot begangen. Sie ſind aber Schwachheits-, nicht Bosheitsſünden, außer wehn ſie aus Verachtung zur Gewohnheit werden.“ Von der Erbſünde und ihrer Wurzel konnten und wollten ſie ſich alſo nicht frei erklären, ſo lange ſie noch im Fleiſche wallten, deſſen Schwachheit ſich immer noch zeigte, aber auch nach und nach abnehmen mußte. Die Stufen beſtimmten ſie alſo: 1) Daß der Menſch ſich von böſen Werken, 2) nachher von böſen Worten und 3) endlich auch von böſen Gedanken enthalten müſſe.

Demnach lehrten ſie zum Zeugniß wider alle Irrenden und Boshaften, „daß der Menſch durch Gottes Gnade, aber nicht für ſich ſelbſt ohne Sünden ſeyn könne. Wenn ein getaufter Chriſt ſein Leben zwar nicht ohne Schwachheits-, doch ohne Bosheitsſünde führe, und wenn ihm, wie er im Vaterunſer bitte, und auch an Andern thue, was er von Gott verlange, die täglichen Sünden vergeben werden, ſo werde er von einem Leben zum andern übergehen, wenn er ſterbe.“ — Sie machten alſo einen Unterſchied zwiſchen einem muthwilligen Sünder und einem ſchwachen, indem ſie ſagten: „Nicht alle diejenigen ſind gottlos, welche Sünder ſind; aber der Gottloſe iſt nothwendig ein Sünder, denn in dem Gottloſen herrſcht die Sünde, in dem Frommen nicht, ob ſie gleich noch in ihm wohnt. Dieſer enthält ſich von allen Wegen der Bosheit, und ob es ihm gleich nicht an Lockungen dazu fehlt, ſo zieht er ſich doch durch Gottes Kraft zurück. — Diejenigen, welche fleiſchlich geſinnt ſind, können keine geiſtlichen Werke thun, noch die Geiſtlichen fleiſchliche. Der Glaube thut nicht, was des Unglaubens iſt, noch der Unglaube, was des Glaubens iſt. Auch iſt es dem Frommen nicht genug, daß er ſich bloß äußerlich von wiſſentlichen Sünden enthält, ſondern er muß in ſein Gemüth gehen und die Schlange in den innerſten und tiefſten Gedanken ſeines Herzens tödten lernen. Denn nicht allein Chriſtus und die Apoſtel, ſondern auch ſogar die Weltweiſen haben ſich um die Reinigkeit des Herzens bemüht. Darum darf er die Sünde nicht herrſchen laſſen in ihren Lüſten, um ihr zu folgen mit ſeinem Beifall. Denn auch dieſes wäre eine vorſätzliche Sünde, wenn gleich das äußerliche Werk nicht darauf erfolgte. Gott richtet ja die Werke des Herzens, d. i. die Gedanken mit ihrem Vorſatz, und wenn auch die Hand keine Ungerechtigkeit gethan hat, ſo kann doch das Herz Böſes thun, weil ſich der Menſch vielleicht äußerlich der Sünden ſchämt.“

Wer nun die große Kraft erkannte, welche der Herr in der Wiedergeburt ſeinen Kindern beigelegt hatte, der konnte dem auch Glauben ſchenken, was ſie von dieſer Gnade rühmten. Sie überließen nämlich alle Ehre dem Schöpfer in guten Werken, und je größer die Gnade war, deſto mehr ſahen ſie ihr Elend ein und ſchrieben ſich ſelbſt nichts zu, wie wir ſpäter ſehen werden. Sie prieſen die Macht ihres Gottes und bekannten, was der Herr an ihnen durch Ueberwindung der Sünde gethan hatte. Es waren aber nicht bloß Worte bei ihnen, ſondern Werke des geiſtlichen Lebens, Werke der Wahrheit, die in glaubigen Seelen vollbracht wurden. „Wenn der Herr, ſagten ſie, wirklich die Seele beſitzt und leitet, ſo überwindet er ſie allezeit und führt ſie zur himmliſchen Weisheit. Denn er ſtreitet nicht lange wider die Bosheit, ſondern iſt ihr überlegen und behält allezeit den Sieg. Der heilige Geiſt iſt unſer Pfand; ſo lange dieſer in uns iſt, ſündigen wir nicht. Ja, wenn wir nur den Vorſatz haben, geiſtlich zu leben, ſo werden wir nicht ſündigen. Denn bei ſolchen iſt keine Verdammniß, die nicht nach ihrem Willen (fleiſchlich) leben, ſondern in Chriſto, d. i. im Glauben Chriſti ſind und ein geiſtliches Leben führen.“ — Von einer ſolchen Lebensart erzählen uns die erſten Chriſten mancherlei, namentlich aber, daß unter ihnen ſelbſt kleine Knaben und Mädchen durch Hülfe ihres hochgeprieſenen Heilandes die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele mehr mit Werken als mit Worten bekräftigt haben, während berühmte Weltweiſe viel von der Unſterblichkeit redeten und doch in ihrem Leben zeigten, daß ſie dieſelbe für eine Fabel hielten. Eben darum gab es damals auch ſolche Menſchen, welche an ihrem Ende Gott in Wahrheit dafür preiſen konnten, daß ſie nicht vorſätzlich geſündigt haben. Ephräm, der Syrer, z. B. bekannte auf ſeinem Todbette: „In meinem ganzen Leben habe ich meinen Herrn und Meiſter nie erzürnt, noch ein thörichtes Geſchwätz aus meinem Munde gehen laſſen. Ebenſo habe ich niemals einen Menſchen geläſtert, oder ihm geflucht, oder die geringſte Streitigkeit mit einem Chriſten gehabt.“

Dabei mußte freilich aller eitle Ruhm ferne von ihnen ſeyn, wenn anders nicht alles Gute auf einmal verloren gehen ſollte. Auch durfte man des Kampfes nicht vergeſſen, wozu Chriſten verordnet ſind, und ohne welchen Niemand gekrönt wird. „Derjenige Streiter iſt treu, hieß es, welcher die Gegenwart ſeines Königs verlangt, ſein Reich wünſcht, und nach dem Triumph begierig iſt. Er iſt ſich ſelbſt feind und ſtreitet mit ſeinem Herzen, auch kann er ſich mit ſeinen böſen Gedanken niemals vertragen. Das Uebrige aber, — die Ausrottung der Sünde und des anklebenden Böſen überläßt er allein der göttlichen Macht. Denn er kann es nicht, ſondern kann nur ſtreiten und Widerſtand leiſten. Er muß aber auch in ſeinen geheimſten Gedanken dagegen kämpfen, wie gegen einen Mörder, der nie ruhig ſeyn wird, ſobald man ihm einmal Platz gelaſſen hat. Fährt der Wille fort zu widerſtreben, ſo gewinnt er nach und nach die Oberhand, fällt und ſteht wieder auf. Und wird auch die Seele in mehreren Kämpfen von der Sünde niedergeworfen, ſo bringt ſie es doch dahin, daß ſie zuletzt ſiegt. Bleibt ſie dann ſtandhaft und läßt nicht nach, ſo wird ſie endlich mächtig und erleuchtet, und überwindet die Feinde völlig. So lange aber wird die Sünde den Menſchen zu Falle bringen, bis er ein vollkommener Mann wird und auch den Tod überwindet. (Auf gleiche Weiſe überwinden die Menſchen auch den Teufel.)" — Demnach liegt der Unterſchied darin, ob ſich Einer ſtark oder ſchwach zeigt im Kampfe. — „Einige nämlich, ſagt Makarius, werden von der Sünde heftig angefochten und gereizt; allein ſie werden immer muthiger und vorſichtiger, verachten die feindliche Gewalt und gerathen dadurch auch in keine Gefahr; denn ſie ſind beſtändig und ſicher in ihrer Seligkeit, weil ſie wohl geübt ſind gegen die Laſter und viel Erfahrung haben. Andere dagegen ſind noch ungeübt, und gerathen bald ins Verderben, wenn ein Streit entſteht. Wenn ſie aber nachher ihre Seele faſſen und ihren Begierden feind ſind, ſo bekommen ſie ein großes Maaß des Geiſtes und werden durch Gottes Kraft rein. Denn wenn der Herr ſieht, daß Jemand bereit und fertig iſt zu aller Gottſeligkeit, Sanftmuth und Demuth, zur Liebe und zum Gebet, ſo ſchenkt er ſich dieſer Seele ganz und erfüllt Alles in ihr ohne Gewalt und Mühe, was ſie wegen der inwohnenden Sünde vorher nicht einmal mit Gewalt hätte zu Stande bringen können. Die Pflichten der Tugenden werden einem ſolchen Menſchen gleichſam zur zweiten Natur. Denn der Herr geht mit ihm um und er mit dem Herrn; Er vollbringt in ihm ſeine Gebote und erfüllt ihn mit geiſtlichen Früchten."

Die Nothwendigkeit dieſes Kampfes wider die Sünde erkannten die Alten daraus, daß ſie noch ſo viele Feinde um ſich ſahen. „Wer dem wahren Gott zu gefallen ſucht, ſagten ſie, und ſich für einen Feind der Sünde erklärt, der hat einen doppelten Kampf vor ſich, —

einmal in den ſichtbaren Dingen dieſes Lebens, daß er ſich von den irdiſchen Zerſtreuungen und von der Liebe der Welt enthält; — dann auch unſichtbarer Weiſe im Streit wider die böſen Geiſter. Denn der Menſch iſt nach der Uebertretung der göttlichen Gebote mit doppelten Banden gefeſſelt. — In dieſer Welt mit der Nothdurft dieſes Lebens, mit der Liebe zur Welt und den Wollüſten des Fleiſches, mit der Begierde nach Reichthum, Ehre und Gütern, mit der Liebe zu Weib und Kind, Freunden und Vaterland, zu Pracht und Eitelkeit und dergleichen. (Davon ſoll er nach dem Worte Gottes täglich mehr los werden.) Innerlich aber iſt ſeine Seele durch die böſen Geiſter ſo verwickelt und eingeſchloſſen und mit Ketten der Finſterniß umgeben, daß er den Herrn nicht lieben, an ihn nicht glauben und beten kann, wie er will. Darum iſt ein Kampf nöthig, und es iſt nicht ſo leicht, das Herz zu reinigen, auch koſtet es viele Mühe, bis die Laſter ausgerottet werden. — Es kann zwar Jemand in der Gnade ſtehen, wenn gleich ſein Herz noch nicht ganz rein iſt, und eben daher kommt es, daß Einige fallen, weil ſie nicht glauben, daß nach der empfangenen Gnade noch Finſterniß und Sünde übrig ſey. Auch müſſen alle Heiligen durch den ſchmalen, trübſalsvollen Weg ihrem Gott bis ans Ende gefallen. Wenn man ohne Streit und Mühe ſelig werden könnte, ſo wäre das Chriſtenthum kein Stein des Anſtoßes mehr, auch gäbe es weder Glauben noch Unglauben. Der Menſch wäre unveränderlich im Guten oder im Böſen, wenn er nicht mehr ſtreiten dürfte wider die feindliche Macht. Auch wären weder Belohnung, noch Strafe zu erwarten, wenn er das Böſe nicht meiden und das Gute thun könnte. — Chriſten ſind alſo Streiter ihres himmliſchen Königs, haben ihre geiſtlichen Waffen angethan und dürfen nirgends anders ſeyn, als bei ihm. Sie ſtreiten unter Dem, der ihnen nahe iſt. Ihr Wandel muß im Himmel ſeyn; dann ſind ſie bei ihm.“

Die Ermahnungen der Alten zu dieſem Kampf wider die Sünde ſind faſt unzählig; hier wollen wir nur einige anführen, welche die Art und Weiſe deſſelben deutlich machen können. Hauptſächlich flohen ſie im Gebet zu Gott, daß er die ungeſtümen Wellen ihrer Gedanken in ihnen ſtillen möge, und dieſes ſollte ohne Unterlaß geſchehen, gleichwie die Apoſtel ihr Gebet als ein Ringen, Streiten und Kämpfen bezeichnet haben. — Ferner ermunterten ſie zur Wachſamkeit über das Herz und die aufſteigenden Gedanken. „Wenn Einer ſein Leben nicht recht bewahrt, ſagt Gregor der Große, und nicht darüber wacht, was er denkt, redet oder thut, der wandelt nicht vor ſich, weil er ſich in ſeinem eigenen Thun nicht kennt, noch ſich in der Erkenntniß ſeiner ſelbſt wie einen Fremden behandelt. Viele ſündigen und halten es für ſchwer, davon zu laſſen, weil ſie ſich ſelbſt lieben und mit verſchloſſenen Augen ſich ſelbſt heucheln.“ Andere ſagten: „Der Menſch müſſe alle Sorgfalt auf ſeine Gedanken richten, damit er den Stoff des Böſen bei Zeiten ausrotte. Er müſſe auf Gott Acht haben und ſeinen Eingebungen folgen. Wider den Teufel und ſeine Waffen müſſe man mit Gebet ſtreiten, und wenn man die einſchleichenden böſen Gedanken mit Gottes Hülfe unterdrückt habe, und im Kampf wider das Fleiſch durch die Furcht vor dem Namen Gottes beſchützt worden ſey, ſo könne man frohlocken. Dazu aber gehöre viel Uebung, weil der Feind durch äußerliche Lockungen ſtürme, und durch innerliche Gedanken zu überwältigen ſuche; doch mehr durch innerliche, denn er komme ſtets auf geiſtliche Weiſe und ohne ſichtbares Weſen. Wer alſo zum Krieg des lebendigen Gottes berufen ſey, der dürfe nicht denken, daß er zu Ergötzlichkeiten gelange, ſondern müſſe ſchon zu Friedenszeiten durch Arbeit und Ungemach ſich für den Krieg vorbereiten.“

Die inwohnende Kraft Gottes aber machte Alles leicht, wenn ſie in ihren Werkzeugen durch alle Hinderniſſe hindurchbrach und licht machte, wo es noch dunkel war. „Die Laſter, hieß es, dürfen bei den Frommen nicht einwurzeln, ſondern müſſen gleich anfangs unterdrückt werden. Denn die Begierden, die ſchon erſtarkt ſind, ſind gefährlich, und was ſchon erwachſen iſt, wird nur mit Mühe wieder ausgerottet. So lange die Lüſte nur vorübergehend ſind, iſt es leichter ſie zu dämpfen.“ Darum antwortete jener Chriſt auf die Frage, wie er zu jener Weisheit gekommen ſey: „Ich ließ nie einen Gedanken in meinem Herzen aufkommen, der Gott hätte erzürnen können.“ — Selig iſt alſo der, welcher gleich anfangs alle böſen Begierden, die aus dem Willen des Fleiſches entſtehen, unter das Joch ſeiner Kraft und Geduld beugt, und ſie dann an dem Glauben und an der Furcht Gottes als an einem Felſen zerſchmettert. Wird derſelbe auch nachher vom Feind angefallen, ſo kehrt er ſich zu Gott, zieht Kraft aus der Höhe und kommt zur Ruhe. Der Satan ſetzt ihm von Außen zu, er aber iſt inwendig ſicher unter der göttlichen Macht und leidet keinen Schaden; denn Gott iſt bei ihm. „Wie nun ein Kämpfer dem andern Abbruch thut, ſo ſind die böſen Geiſter, wenn ſie uns auch ſchaden wollen, bei unſerem ritterlichen Kampfe ſtets im Nachtheil. Denn der

Herr rüſtet uns mit Stärke zum Streit, und kann unter unſere Füße werfen Alle, die ſich wider uns ſetzen.“ Pſ. 18, 39—43. — Wenn aber auch der Feind überwunden iſt, ſo darf man nicht ſicher ſeyn. Denn die Begierden kommen von ſelbſt wieder, und bringen durch ihren unvermutheten Anfall großen Schaden. Ein Funke kann lange unter der Aſche verborgen liegen, und doch endlich ein großes Feuer erregen, und ein böſer Gedanke verurſacht unvermuthet ein großes Herzeleid.

O Sünder, klage nicht nur dein Verderben an, —
Die Lüſte der Natur, den böſen Willen;
Lern' ihre Macht mit Gottes Allmacht ſtillen,
Der Geiſt iſt da, der in dem Herren Alles kann.

Zu allen dieſen Uebungen gehörte nun ein rechter Ernſt und Eifer Gott zu dienen, und der Vorſatz ihn nimmermehr zu beleidigen. „Glaube mir, ſagte Antonius, jener Streiter Jeſu Chriſti, ich habe es erfahren, ein unverbrüchlicher Glaube an Gott und ein heiliges Leben ſind ſtarke Waffen wider den Satan. Er fürchtet ſich vor dem Wachen, Beten und Faſten der Frommen, vor ihrer Sanftmuth und Verläugnung, vor ihrer Demuth und Verachtung eitler Ehre, vor ihrer Barmherzigkeit und Herrſchaft über den Zorn, beſonders aber vor ihrer reinen Liebe zu Chriſto. Die Schlange weiß, daß ſie nach dem Befehl des Herrn Jeſu unter den Füßen der Gerechten liegt.“

Damit ſtimmt auch der Dichter überein:

Die Seele muß den Scepter richtig führen,
Der Lüſte Macht fällt durch des Geiſtes Kraft.
Such' ſie bei Gott, willſt du dicht recht regieren,
Der dir allein Triumph und Frieden ſchafft;
Denn Keiner kann die argen Lüſte dämpfen,
Er wolle denn in Chriſti Liebe kämpfen.

Je ſchwerer aber der Anfang des Kampfes ſchien, deſto angenehmer war nachher der Sieg, deſto ſüßer die Ruhe. „Ehe die Seele zur Vollkommenheit gelangt, ſchreibt Origenes, wohnt ſie gleichſam in der Wüſte, wo ſie in den Geboten Gottes geübt und ihr Glaube durch die Verſuchungen geprüft wird. Wenn ſie aber in einer Anfechtung überwunden hat, und ihr Glaube darin bewährt worden iſt, ſo kommt ſie zu einer andern. Und ſo geht ſie durch alle Verſuchungen des Glaubens und Lebens von einer Kraft zur andern, bis ſie zur Vollendung kommt, und das verheiſſene, ewige Erbe empfängt.“ S. 4. B. 8. K.

Dieſe Proben eines rechtſchaffenen Glaubens ließen ſich jedoch von allen Scheintugenden, wie von der ſogenannten natürlichen Frömmigkeit leicht unterſcheiden. Daher bemerkten die Alten: „Auch bei einem Weltkind kann es ſich zeigen, daß er ſich von den Sünden enthält und einen beſcheidenen, ſtillen Lebenswandel führt, und die Ehre aus Liebe zur Ruhe verachtet. Allein Gott will vollkommene Menſchen haben, die er zu großen Beiſpielen der Seligkeit aufſtellt. Dieſen will er nicht bloß gewöhnliche Tugenden beilegen, ſondern ſie vollenden, daß ſie ewig ſelig werden. Darum haben die Weiſen dieſer Welt vergeblich über Tugenden geſtritten, die ſie nicht erreichen konnten, weil ſie Den nicht kannten, der uns von Gott gemacht iſt zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlöſung. — Denn was haben diejenigen mit den Tugenden zu ſchaffen, welche Chriſtum, die Kraft Gottes, nicht kennen? Wo anders iſt wohl die wahre Klugheit, als in der Lehre Chriſti? Wo anders die wahre Gerechtigkeit, als in der Erbarmung Chriſti? Wo anders die wahre Mäßigkeit, als in Chriſti Leben? Wo anders die wahre Stärke, als in Chriſti Leiden? Mithin ſind diejenigen allein weiſe, welche ſeine Lehre kennen; diejenigen allein gerecht, die durch ſeine Erbarmung Vergebung der Sünden erlangen; diejenigen allein mäßig, die ſeinem Leben nachfolgen, und diejenigen allein ſtark, welche die Beiſpiele ſeiner Geduld im Kreuz vor Augen haben. Und der arbeitet vergebens, welcher dieſe Tugenden von einer andern Seite her erwartet, als von dem Herrn. — Lebt Jemand auch in guten Sitten, ſo lebt er doch ſchlimm, wenn er nicht zu Gottes Ehre lebt. Denn das iſt die Eigenſchaft der Frommen, daß ſie ſich im Herrn rühmen, und ſich ſelbſt nicht anders als nur in Gott lieben. So lange dir aber das gefällt, was Gott mißfällt, ſo iſt dein Wille thieriſch. Der gute Wille aber iſt der Saame aller Tugenden.“

Demnach gehörte ein heftiger Durchbruch, eine ſchmerzliche Geburt, eine gründliche Reinigung des Herzens und eine rechtſchaffene Verläugnung dazu, wenn die Seele von Sünden gereinigt und dagegen mit wahren Tugenden geziert werden ſollte. „Denn, ſagten die Väter, es kann etwas Gutes geſchehen, obgleich die, von welchen es geſchieht, nicht wohl daran thun, wenn ſie es thun. So iſt es z. B.

gut, wenn man einem Menſchen in Gefahr beiſpringt; aber, wenn der, welcher es thut, die Ehre bei Gott nicht lieber hat, als die bei Menſchen, ſo thut er nichts Gutes; denn er iſt ſelbſt nicht gut, indem er es thut. Das ſey ferne, daß man das einen guten Willen nennen könnte, welcher in ſich ſelbſt, oder in Andern und nicht im Herrn ſich rühmt. Ein böſer Baum kann nicht gute Früchte bringen, ſondern das gute Werk kommt von Dem, der auch durch Böſe etwas Gutes thut. — Wenn nun die Seele nach redlichem Kampfe nicht durch höhere Hülfe von den feurigen Pfeilen des Böſewichts befreit wird, ſo taugt der menſchliche Wandel nichts; denn er iſt fern von der Kraft und Tugend Gottes. Wer aber der göttlichen Herrlichkeit theilhaftig zu werden verlangt, und Chriſti Geſtalt in ihrer vornehmſten Kraft, wie in einem Spiegel anzuſchauen wünſcht, der muß den mächtigen Schutz Gottes Tag und Nacht anflehen. Denn Niemand erlangt denſelben, er ſtreite denn recht, und enthalte ſich von den weltlichen Lüſten." —

Ein chriſtlicher Dichter ſchreibt darüber:

Das allerärgſte Satanskind
Hat von Natur doch ein'ge gute Gaben,
Die man bei Böſ' und Guten find't.
Doch muß man hier des Glaubens Augen haben
Die ſehn, wie Gottes Kinder ſich
Weit über die Natur und Tugend ſchwingen
Natur ſucht Gott nicht lauterlich
Die Gnade läßt nur Gott das Opfer bringen.

Oder in einer andern Stelle:

Betrüg' dich nicht, Menſch, durch falſchen Tugend Schein,
Du wirſt dabei nicht froh, noch reich, noch ſelig ſeyn.
Wird aus dem Glauben nicht die Frömmigkeit entſtehen,
So wirſt du Sünd' und Straf' ſtatt der Belohnung ſehen.

XII.

Von der Vollkommenheit bei den erſten Chriſten.

Es iſt offenbar, daß ſowohl die heiligen Apoſtel als auch ihre Nachfolger den wahren Chriſten eine Vollkommenheit zugeſtanden haben; allein ſie wollten, daß man den wahren Sinn von dem falſchen wohl unterſcheide. — Vollkommen hießen ſie das, welchem gar nichts mangelt. Dieſen Namen aber legten ſie den wahrhaft erleuchteten und wiedergebornen Chriſten bei, wie Klemens von Alexandrien ſchreibt: „Nachdem wir wiedergeboren ſind, haben wir die Vollkommenheit erlangt; denn wir ſind erleuchtet worden, dieſes aber heißt Gott erkennen. Mithin iſt derjenige nicht mehr unvollkommen, welcher das Vollkommene erkannt hat. — Wenn wir getauft werden, werden wir erleuchtet, dann zu Kindern Gottes angenommen, und vollkommen gemacht. Da wir vollkommen ſind, werden wir auch unſterblich ſeyn. Was ſollte nun dem noch mangeln, der Gott kennt?“ — Diejenigen alſo, bei welchen ſich ein großer Fortſchritt im Glauben und in der Liebe fand, und auch fortwährend darin zu wachſen ſuchten, nannte man nach dem Beiſpiel der Apoſtel, 1 Kor. 2, 6. Epheſ. 4, 13. 14. Kol. 1, 28. 2 Tim. 3, 17. Phil. 3, 15. Jac. 1, 4. Ebr. 5, 13. 14., nicht ſelten Vollkommene. Man fand aber für nöthig dieſe Erklärung beſonders deßwegen feſtzuhalten, weil einige Irrlehrer ſich jenen Namen in einem falſchen Sinne angemaßt hatten. — Dabei wichen die Väter von dem geiſtigen Sinne des Wortes nicht ab, und wenn wir ihre Ausdrücke genau betrachten, ſo haben alle eine gute, ſchriftmäßige Bedeutung. Sie verſtanden nämlich unter der Vollkommenheit einen aufrichtigen, lautern und redlichen Sinn des Menſchen, der Gottes Ehre allein ſucht, und keine Nebenabſichten bei ſeinem Chriſtenthum hat. — Um einige Beiſpiele anzuführen, ſo ſchreibt Ignaz von den glaubigen Römern: „Sie ſeyen dem Fleiſch und dem Geiſt nach mit allen Geboten Gottes erfüllt oder vollkommen in allerlei Gnade Gottes, und gereinigt von allem falſchen Schein.“ Gregor von Nazianz erzählt von einer frommen Frau: „Die größte

Vollkommenheit ihres herrlichen Geiſtes ſey geweſen, daß ſie ſich nicht ſowohl äußerlich befliſſen habe, fromm zu ſcheinen, als vielmehr in der That recht gottſelig zu ſeyn, beſonders aber in verborgenen Werken der Gottſeligkeit.“ Denn das hielt man für den Endzweck der Menſchen, der ſie zur Vollkommenheit führt, daß ſie thun, was Gott haben will. Und wer einmal einen wahren Glauben ſammt einer aufrichtigen und ungefärbten Liebe hatte, der bekam auch einen vollkommenen Gehorſam in ſeine Seele, daß er ſich keine Gränzen mehr ſetzte, ſondern ſich überall ausbreitete. Zumal da bekannt war, daß das Gebot des Herrn nicht nur das äußerliche Werk verlangte, ſondern auch die Meinung des Willens. Wer alſo von ganzem Herzen gehorchte, den nannten die Alten gewiſſermaßen vollkommen oder völlig, wie wir weiter ſehen werden. — Dabei nun ſahen die Augen ihres Glaubens abermals auf den Herrn und ſeine Gnade, welche allein an ihnen geprieſen werden ſollte. Und im Hinblick auf dieſelbe nannten ſie das an ſich Unvollkommene dennoch vollkommen, weil es von dem vollkommenen Gut herrührte. „Denn es iſt ſehr ungereimt, hieß es, eine Gnade nach Gott zu nennen, die doch nicht vollkommen ſeyn ſoll.“ Daher ſagt Irenäus: „Weil ein Kind Gottes mit dem göttlichen Willen übereinſtimmt, und ſich in einem ſolchen Stande befindet, in welchem es nach und nach zum Bilde Gottes gelangen kann, ſo beſteht ſeine Vollkommenheit darin, daß ſein Leib, ſeine Seele und ſein Geiſt vollkommen, lauter und unanſtößig behalten werden. Mithin ſind nur diejenigen vollkommen, welche den Geiſt Gottes in ſich haben, und Seele und Leib ohne Klage bewahren, auch die des Nächſten erhalten helfen.“ — Damit ſtimmen auch andere Lehrer überein, wenn ſie ſagen: „Du irdiſcher Menſch mußt den himmliſchen Geiſt empfangen, und wenn deine Seele mit dem Geiſt vereinigt und der himmliſche Geiſt in dieſelbe eingezogen iſt, ſo biſt du ein vollkommener Menſch in Gott, ein Kind und Erbe; denn es hat Gott gefallen, daß er deßwegen aus dem Himmel käme und deine Natur annähme, um ſie mit ſeinem göttlichen Geiſt zu vereinigen. Auf dieſe Weiſe muß der neugeborne Menſch daſtehen vor Gott in der Vollkommenheit, erhaben im Geiſt und durch die Vollendung der göttlichen Gaben vollkommen. Er ſoll durch ſeine Begierden nicht wieder in die Eitelkeiten dieſer Welt herabſteigen, noch von ſeiner Hoheit weichen.“ — Alſo pflegt bei den Menſchen oft auch in geiſtlichen Dingen etwas Gutes vollkommen zu ſcheinen, weil es ſo groß und herrlich iſt, daß man daſſelbe nur durch einen göttlichen Trieb und durch die Wirkung der Gnade zu faſſen vermag.

Ueberdieß erkannten jene heiligen Männer keine andere Vollkommenheit, als diejenige, welche ſie in und durch Jeſum Chriſtum, ihren Heiland, hatten. Darum war dieß ihr feſter Glaube: „Ein vollkommener Knecht Chriſti hat nichts als Chriſtum, oder wenn er etwas hat außer Chriſto, ſo iſt er nicht vollkommen.“ Dieß nahm der berühmte Einſiedler Antonius wohl in Acht, indem er Andern, welche auch in der Einſamkeit lebten, bezeugte: „Sie ſollen ja in Chriſto allein ihre Vollkommenheit ſuchen.“ Der fromme Makarius ſchreibt ebenfalls: „Laſſet uns Gott herzlich anrufen, daß er uns den Schatz ſeines Geiſtes ſchenken wolle, damit wir rein und ohne Tadel wandeln können in ſeinen Geboten und alle Gerechtigkeit des Geiſtes vollkommen erfüllen durch den himmliſchen Schatz, welcher iſt Chriſtus. Denn wer dieſen wahren Schatz recht erlangt, der wird alle übrigen Güter ohne Mühe bekommen.“ — Aus dieſem Grunde nun nannten die erſten Chriſten einander vollkommen, wie wir nicht allein bei den Apoſteln ſehen, ſondern auch bei den apoſtoliſchen Vätern. Wir wollen hier nur einen von denſelben, Ignaz, anführen, welcher ſchreibt: „Weil ihr vollkommen ſeyd, ſo ſeyd auch vollkommen geſinnt. Wenn ihr aber Gutes thun wollet, ſo will es euch der Herr geben.“ Ebenſo nennt er die Chriſten in Smyrna Vollkommene im Glauben und in der Liebe. Endlich ſagt er von einem Chriſten zu Philadelphia: „Meine Seele hält ihn für ſelig, weil ich ſein vollkommenes Herz gegen Gott erkannt habe.“

Zwar war dieſe Vollkommenheit in Chriſto keine todte Einbildung oder ein leerer, müßiger Gedanke ohne kräftige Empfindung und Wirkung in der Seele, ſondern wie Jene in ihrer erſten Liebe überhaupt auf lauter Kraft, Geiſt und Leben drangen, alſo war auch dieſe Glaubensvollkommenheit etwas recht Vollkommenes und Geſegnetes zu ihrem Heil. Denn auf ſolche Weiſe konnte, wie geſagt, Ignaz die Glaubigen zu Smyrna in Wahrheit Vollkommene oder Erfüllte im Glauben und in der Liebe nennen. Und Klemens von Rom preiſt die vollkommene und gewiſſe Erkenntniß der Korinthier, — welches ihr Glaube war, ſelig. Klemens von Alexandrien dagegen ſagt frei heraus: „Die Vollkommenheit im Leben ſey nur der Glaube und die Wiedergeburt.“ Auch Irenäus ſpricht ſehr ſchön darüber:

„Wenn du deinem Gott geben wirſt, was dein iſt, d. i. den Glauben an ihn und den Gehorſam, ſo wirſt du ſeine Weisheit empfangen, und ein vollkommenes Werk Gottes werden. Glaubſt du aber nicht an ihn, und willſt ſeinen Händen entfliehen, ſo wird die Schuld der Unvollkommenheit an dir liegen, der du nicht gehorcht haſt, nicht aber an Gott, der dir gerufen hat. Denn das Licht hört deßwegen nicht auf, weil Einige ſich ſelbſt blenden.“

Wie nun dieſer Glaube nie müßig in ihnen war, alſo gedachten ſie auch nach der Schrift an eine Vollkommenheit im Leben. „Denn, ſchloßen ſie, wenn der Menſch in äußerlichen Dingen durch viele Stufen in die Höhe ſteigen kann, um wie viel mehr erlangt man die himmliſchen Geheimniſſe durch viele Stufen und Förderungen. Und ſo wird derjenige vollkommen, der durch viele Uebungen und mancherlei Verſuchungen weiter gegangen iſt.“ — Demnach nannten ſie diejenigen Vollkommene im Chriſtenthum, die im Gegenſatz zu den Schwachen und Anfängern ſchon weit in der Gottſeligkeit gekommen waren. So ſpricht z. B. Auguſtin von den Stufen des Wachsthums: „Wenn du deinen Lüſten in Allem folgſt, ſo biſt du ganz fleiſchlich; wenn du denſelben nicht nachgehſt, ſo kämpfſt und ringſt du; haſt du aber gar keine böſe Luſt, ſo biſt du vollkommen.“ Ein Anderer ſchreibt: „Die Vollkommenheit der Tugenden in dieſem Leben beſteht darin, daß wir den Herrn fürchten in heiliger Furcht, d. i. daß wir ihn mit reiner, aufrichtiger Liebe ehren.“ Darauf deutet auch Laktantius hin, wenn er den Chriſtenlauf kurz ſo beſchreibt: „Der Menſch wird unſterblich und lebt aus Gott, wenn er durch das himmliſche Bad gereinigt die Kindheit ablegt mit allen Flecken des früheren Lebens, dagegen in der göttlichen Stärke zunimmt und ein vollkommener und völliger Menſch wird.“

Bei dem Verfall des Chriſtenthums in ſpäterer Zeit wurde dieſes Wort ſo mißbraucht, daß man überhaupt, ohne Rückſicht auf einen thätigen Glauben, alle und jede Getaufte Vollkommene, die Ungetauften aber Unvollkommene nannte. Dagegen gaben die erſten Chriſten mit größerem Recht den Märtyrern dieſen Namen, indem ſie unter dem Ausdruck vollkommen werden allgemein den Märtyrertod verſtanden, in welchem der Glaube, die Liebe, Hoffnung und Geduld zur höchſten Stufe gelangte. Deßwegen nannte Dionyſius von Alexandrien dieſelben vollkommene Märtyrer. Und Euſebius ſagt von Marinus, er ſey vollkommen oder vollendet, d. i. um

Chriſti willen getödtet worden. Klemens von Alexandrien aber bezieht dieſen Ausdruck hauptſächlich auf die Liebe gegen den Heiland, welche ſich beſonders völlig in denſelben bewieſen habe. Er ſchreibt: „Der Tod der Märtyrer heiße vorzüglich eine Vollendung oder Vollkommenheit, weil ſie das vollkommene Werk der Liebe bewieſen haben.“

So eifrig aber jene wahren Kinder Gottes waren, um ſich vor aller Sicherheit und Trägheit im Chriſtenthum zu hüten, ſo ferne waren ſie auch von allem Hochmuth und von aller Einbildung, daß ſie ganz vollkommen ſeyen. Sie erhoben zwar die Kraft Gottes, wie es ſich gebührte; aber ſie erkannten auch in Demuth ihr eigenes Elend, und je höher ſie jene ſchätzten, deſto mehr wurden ſie in ſich ſelbſt erniedrigt. Darauf deuten namentlich ſo viele herzliche Warnungen von ihnen hin, wie wir im 16. Kapitel ſehen werden. So ſagt nicht bloß Paulus, Phil. 3, 12, ſondern auch ſeine treuen Nachfolger, z. B. Ignaz: „Ob ich wohl gebunden bin um des Namens Gottes willen, ſo bin ich doch in Jeſu Chriſto noch nicht vollkommen worden (worunter er nicht die Märtyrerkrone, im obigen Sinne, verſteht); denn jetzt erſt fange ich an ein Jünger zu ſeyn.“ — Cyprian: „Niemand habe Gefallen an ſich ſelbſt, als ob er ganz unſchuldig ſey, damit er ſich nicht überhebe und verloren gehe.“ — Juſtin: „Ein Anderes iſt, untadelhaft zu ſeyn; ein Anderes, frei von der Sünde. Wer frei von der Sünde iſt, iſt ganz untadelhaft; ein Untadelhafter aber iſt deßwegen nicht nothwendig von der Sünde frei. Chriſtus allein iſt von der Sünde frei.“ — Andere warnen treulich vor zwei Uebeln: 1) daß Keiner ohne den Befehl Gottes eine Lebensweiſe anfangen ſolle nach eigenem Gutachten; 2) daß ſie ſich auch bei ihrer wahren Gottſeligkeit und ihren großen Gaben nicht erheben ſollen. „Ich habe, ſagt ein alter, erfahrner Lehrer, noch keinen vollkommenen oder freien Chriſtenmenſchen geſehen. Wenn Einer auch in der Gnade ruht, an die Geheimniſſe Gottes hinreicht und zu großer Süßigkeit der Gnade gelangt, ſo hat er doch noch die Sünde in ſich. Viele pflegen ſich wegen der unendlichen Gnade für vollkommen zu halten, aber ſie ſind es noch nicht.“ — Hieronymus ſetzt hinzu: „Es gibt zweierlei Vollkommenheiten in der Schrift, die eine iſt unvergleichlich hoch und eine vollkommene Gerechtigkeit, die nur mit Gottes Tugenden zu vergleichen iſt; die andere aber iſt ſo, wie ſie unſerer Gebrechlichkeit zukommt, und kann in Vergleichung mit Gott nicht vollkommen heißen. Darum beſteht die Gerechtigkeit der Vollkommenen darin, daß ſie ſich nie ſelbſt für vollkommen halten, damit ſie nicht, wenn ſie das Verlangen, täglich zu wachſen, aufgegeben haben, von ihrem angefangenen Wege abweichen und endlich völlig abfallen. Denn Niemand iſt vollkommen, der nicht verlangt immer vollkommener zu werden, und eben darin beweiſt ſich Einer als vollkommen, wenn er immer mehr zunimmt.“

Neben dieſem konnte die erſten Chriſten auch dieſes von ihrer Unvollkommenheit im letztern Sinn überzeugen, weil ihnen in der Schrift ſo oft befohlen war, „daß ſie wachſen und vollkommener werden ſollen.“ Epheſ. 4, 15. Phil. 3, 13. 1 Theſſ. 4, 1. Aehnliche Ermahnungen finden ſich in den Schriften der Väter, z. B.: „Ich ermahne dich durch die Gnade, welcher du theilhaftig worden biſt, daß du noch fleißiger ſeyeſt in deinem Lauf, und Alle erinnerſt, daß ſie ſelig werden. Nehmet zu, meine Brüder, prüfet euch allezeit ſelbſt ohne Heuchelei. Habt Mißfallen an dem, was ihr ſeyd, damit ihr dahin gelanget, was ihr noch nicht ſeyd. Sprechet ihr aber, es iſt genug, ſo ſeyd ihr verloren. Setzet allezeit etwas hinzu, gehet immer weiter, wachſet ſtets, gehet nicht zurück, weichet nicht ab; denn der muß zurückbleiben, welcher nicht weiter geht. — Laſſet uns ſehen, wenn wir Chriſten ſeyn wollen, welche Kraft und Tugend in uns zugenommen habe, nachdem wir wiedergeboren worden ſind. Laſſet uns ſehen, was für Demuth in guten, welche Geduld in böſen Tagen, welche Freudigkeit in der Trübſal, welche Sanftmuth in der Beleidigung, welche Keuſchheit bei der beſten Gelegenheit wir gezeigt haben. — Haſt du von deinem Schöpfer ein großmüthiges Herz bekommen, ſo bewahre es, und gib genau auf deine Trägheit Acht, welche dich an der Vollbringung der Befehle Gottes hindern will. Sey nicht träge in dem, was dir der Herr befohlen hat. Iſt er dein Vater, ſo hoffe immer mehr von ihm zu lernen und zu empfahen, weil er gütig iſt und unendlichen Reichthum hat. Auch der Satan ſucht die Kinder der Bosheit täglich zu vermehren; wie, ſollte das Werk des Herrn aufhören! Er hat ja deßwegen den heiligen Geiſt geſandt, daß der Menſch nach und nach zur Vollkommenheit gebracht werde, weil ſeine Schwachheit nicht Alles auf einmal faſſen kann.“ — Darauf war es auch mit der täglichen Buße und Erneuerung abgeſehen, wenn die Alten lehrten: „Es ſey nicht genug, wenn man die einmal geſchehene Erneuerung für hinreichend halten und nicht täglich, ſo zu ſagen, das neue Leben ſelbſt erneuern wolle. Wie nun der alte Menſch von Tag zu Tag veralten müſſe, alſo werde der neue ſtets erneuert, und ſey nie ſo vollkommen, daß ſeine Erneuerung nicht täglich zunehme. Es müſſe noch in dieſem Leben geſchehen, daß der alte Menſch aus- und der neue angezogen werde, Kol. 3. Röm. 6. Epheſ. 4. Es dürfe keine Zeit vorübergehen, in welcher der Geiſt nicht verändert werde, das Vergangene vergeſſe und nach dem Zukünftigen ſich ſtrecke. Daraus werde ein neuer Menſch, der ſeinem Gott durch die Gnade wieder zurückgegeben werde. Dieſer gebe ihm ſodann das Geſetz der Unſchuld, ſchreibe ihm, nachdem er ihn geheilt habe, die Art zu leben vor, laſſe ihn auch nicht mehr ungehindert herumgehen, ſondern halte ihn mit ſeinen Drohungen im Zaum. Alsdann gehe an der Seele das Wort des Apoſtels in Erfüllung: „Stellet euch nicht dieſer Welt gleich, ſondern verändert euch durch die Erneuerung eures Gemüths.“ Wenn dann die Seele gewahr werde, wie viel noch zu ihrer völligen Reinigung gehöre, ſo ſey ihr die Zeit ihrer Pilgrimſchaft deſto koſtbarer, der Ernſt zu ihrer Beſſerung um ſo größer und ihr Wandel deſto vorſichtiger. Ja, bei jedem rechtſchaffenen Herzen treffe ein, was Tertullian von den Chriſten ſeiner Zeit ſage: „Es iſt Niemand unter uns, den etwas gereut, außer daß er nicht ſchon in früheren Jahren ein Chriſt geweſen iſt.“

XIII.

Von ihrer wahren Liebe zu Gott dem Vater.

Bis hieher wurden uns die allgemeinen Pflichten der erſten Chriſten gegen Gott, ſofern ſie der Grund alles übrigen Verhaltens gegen denſelben waren, kurz vorgeſtellt. Nun aber ſoll uns ihr Wandel zu einem Spiegel dienen bei den beſondern Pflichten, die wir gegen Gott zu beobachten haben. Wir ſollten zwar zuerſt zeigen, welchen Gräuel Jene theils an der groben, theils an der feinen Abgötterei gehabt haben, allein wir ſchieben es auf, bis wir von ihrer wahren Verläugnung, von dem rechten Gebrauch der Kreaturen, von ihrer

Mäßigkeit und Klugheit u. ſ. w. reden werden. — Von ihrem Glauben haben wir ſchon im 6. Kapitel geſprochen, daher werden wir hier von ihrer herzlichen und brünſtigen Liebe gegen Gott reden. Sie wußten nämlich wohl, daß die menſchliche Natur auch in ihrem Verderben noch etwas haben wolle, was ſie lieben könne. Sie wußten, daß in dem Herzen gewiſſe Bewegungen aufſteigen, daß ein Verlangen das andere unterdrücke und eines aus dem andern entſpringe. Da ſie nun in ihrer Erleuchtung das wahre und allein liebenswürdige Gut erkannt und wirklich zu genießen angefangen hatten, ſo mußte die Liebe und Zuneigung ihres Geiſtes alsbald auf dieſes Gut fallen und zu einem gewiſſen Kennzeichen des wahren Chriſtenthums werden. — Demnach war bei ihnen die Liebe zu Gott ein ſolches lebendiges Weſen in der Seele, das zwei Dinge aufs Genaueſte mit einander vereinigte, — nämlich das liebende Herz des Kindes mit dem geliebten Vater im Himmel. Und wirklich war auch bei denen, welche dieſe Pflicht recht erfüllten, dieſer Begriff aus 1 Kor. 6, 17. und 1 Joh. 4, 16. ziemlich allgemein. So ſagt Chryſoſtomus: „Was heißt Gott lieben von ganzem Herzen? — A.: Daß dein Herz nicht geneigt ſey, etwas mehr zu lieben, als Gott, daß du es nicht in Gold, Silber, Gütern, Ehrenſtellen, Zierrath, Kleidung, Eltern, Kindern oder Freunden ſucheſt, ſondern daß du wiſſeſt und glaubeſt, du habeſt dieß Alles in Gott und ihn alſo über Alles hochſchätzeſt.“ — Wo ſich dieſe Neigung im Herzen fand, da eilte der Menſch, Gott, ſeinen Vater recht zu erkennen, dem er ſich ganz hingab, auf den er alle ſeine Hoffnung ſetzte und in deſſen Güte er bei allen Trübſalen, wie in einem ſicheren Hafen ruhte.

Zu einer ſolchen wahren Liebe forderten ſie vor allen Dingen eine genaue Erkenntniß Gottes und ſeiner Wohlthaten, wodurch dieſelbe entzündet und erhalten werden müſſe. So ſchrieb einſt Juſtin einem Lernbegierigen: „Wenn du die Wohlthaten deines Gottes erkannt haſt, was meinſt du, mit welcher Freude du dann erfüllt werden wirſt?“ Oder: „Wie wirſt du Den lieben, der dich zuerſt ſo ſehr geliebt hat? Wenn du aber anfangen wirſt, ihn liebzugewinnen, ſo wirſt du auch ſeiner Güte nachfolgen.“ „Wahrlich, bezeugt ein Anderer, du biſt unſinnig, o Seele, wenn du Den, der dir mit ſo großer Liebe zuvorgekommen iſt, und dir noch viel herrlichere Dinge verſpricht, entweder gar nicht oder nur lau liebſt.“ Daher ſprach Jener einſt ſehr nachdrücklich zu einem Weibe, welche ihre erſte

Liebe zu Chriſto verlaſſen hatte: „Was haſt du wohl an Jeſu zu tadeln gefunden, daß du nun ſo lebſt?“ (Dieß rührte ſie ſo, daß ſie wiedergewonnen und bekehrt wurde.) „Freilich, ſetzt ein Anderer hinzu, gibt es keine kräftigere Aufforderung zur Liebe, als wenn man einem mit Liebe zuvorkommt, und das Herz iſt wahrhaftig ſehr hart, welches die Liebe nicht vergelten will, die ihm widerfahren iſt.“ — Ja, weil die Liebe ſelbſt von Gott iſt, ſo hielt man es für billig, daß ſie auch auf Gott zurückgeführt wurde. „Es iſt höchſt nöthig, hieß es, daß der, welcher durch Gottes Gnade liebt, nichts als Gott allein liebt, damit die Ströme wieder dahin fließen, woher ſie gekommen ſind, und der Bach nicht von ſeiner Quelle weiche, welcher von der Fülle der Gnade ſo reichlich ausfließt. Denn bei Gott, bei welchem der Brunnen des Lebens iſt, ſucht die Seele Alles, weil jedes Herz ſchon von Natur zur Erkenntniß der Ewigkeit geneigt iſt, und ein Verlangen nach ſeinem Urſprung in Gott hat, weil es eine große Verwandtſchaft mit ihm an ſich wahrnimmt, und um ſo mehr durch die Gnade zu ihm hingezogen wird.“ — Noch immer galt bei ihnen der Zuruf des Johannes: „Laſſet uns Ihn lieben; denn Er hat uns zuerſt geliebt,“ 1 Joh. 4, 19.; oder: „Die Liebe iſt von Gott.“ V. 7.

Darum ſingt ein alter Dichter:

Wer Leben und Freude im Herzen will finden,
Der ſchließ es dem Lichte des Geiſtes nicht zu.
Wird ſich's mit dem höchſten Gut völlig verbinden,
So ſchafft ihm die Liebe unendliche Ruh'.

Aber auch hiezu gehörte eine fortwährende Wachſamkeit über ſein Herz und ein unabläſſiges Beten und Ringen um die wahre, beſtändige Liebe zu Gott. „Denn, ſagt Makarius, wer ſich eifrig bemüht, im Gebet zu beharren, der wird von der geiſtlichen Liebe zur göttlichen Liebe entzündet und zu einem innigen Verlangen nach Gott. Auch empfängt er die Gnade der Vollkommenheit von dem heiligen Geiſt, der ihn heiligt.“ — In einer ſolchen Liebe iſt alsdann weder Furcht, noch Zweifel, noch eine andere Widerwärtigkeit; denn die völlige Liebe treibt die Furcht aus. 1 Joh. 4, 18. Darum pflegte auch jener geübte Chriſt auszurufen: „Ich fürchte mich nicht mehr vor Gott, ſondern liebe ihn.“ — Noch viel weniger leidet eine ſolche vollkommene Liebe die Liebe der Kreatur und die Liebe der Welt neben ſich im Herzen. „Wenn Jemand die Welt lieb hat, in dem *iſt nicht die Liebe des Vaters.*" 1 Joh. 2, 15. — „Eine jede Seele, ſchreibt Chryſoſtomus, die gleichſam die Braut Chriſti iſt, muß ihren Gott ſo lieben, daß nichts in der Welt iſt, das ſie mehr oder ebenſo liebt als Gott. Denn je mehr ſie die Kreaturen liebt, deſto weniger liebt ſie Gott. Was heißt aber Gott von ganzer Seele lieben? — A. Ein feſtes, gewiſſes Herz haben, in der Wahrheit und im Glauben wohl gegründet ſeyn." — Daneben aber erklärten die Väter ausdrücklich: es ſey unmöglich, daß ein Chriſt die Kreatur mehr lieben könne, als Gott, vielmehr werde er durch dieſelbe immer kräftiger angetrieben, den Vater im Himmel zu lieben. „Selbſt wenn Seelen dir gefallen, ſagt Auguſtin, ſo ſollen ſie in Gott geliebt werden; denn auch ſie ſind wandelbar und werden nur in Gott befeſtigt. In ihm nur ſollſt du ſie lieben. Reiß mit dir hin zu ihm, ſo viele du kannſt, und ſprich: laſſet uns ihn lieben, lieben laſſet uns ihn, er ſchuf ja, was da iſt und iſt nicht ferne davon. Nicht ſchuf er es und gieng von dannen; aus ihm iſt es und in ihm. — Sehet, wo er iſt, und wo die Wahrheit zum Verſtändniß kommt. Tief innen iſt er im Herzen; aber das Herz irrte weg von ihm. So gehet in euer Herz, ihr Sünder, und hänget dem an, der euch ſchuf, ſtehet zu ihm und ihr werdet beſtehen, ruhet in ihm und ihr habt Frieden. Das Gute, das ihr liebet, iſt von ihm; aber nur ſofern es bei ihm iſt, iſt es gut und lieblich."

Niemals aber vergaßen die redlichen Freunde Gottes das wahre Kennzeichen der Liebe, welches der Heiland ſelbſt andeutet, wenn er ſpricht: „*Wer mich liebet, der wird mein Wort halten*; Joh. 14, 23. oder: *Liebet ihr mich, ſo haltet meine Gebote.*" Vergl. 15, 10. 1 Joh. 5, 3. — Daher ſagt Hieronymus: „Die wahre Liebe hat eine große Gewalt, und wer vollkommen geliebt wird, der eignet ſich den ganzen Willen ſeines Liebhabers an; auch iſt nichts heldenmüthiger als die Liebe. Wenn wir alſo Chriſtum wahrhaftig lieben und wiſſen, daß wir durch ſein Blut erlöst ſind, ſo dürfen wir nichts weiter wollen und nichts mehr thun, als was er von uns haben will." Andere erklären dieß noch deutlicher: „Die Liebe wird entzündet und bringt das zu Stande, was der Herr ſagt: „*Ich ſuche nicht meinen Willen, ſondern den Willen Deſſen, der mich geſandt hat.*" Joh. 5, 30. Denn ſo wird die Ueberzeugung im Herzen ſeyn, daß das, was recht gethan wird, dem höchſten Richter und Vergelter gefalle, das Böſe dagegen von ihm verdammt werde. Daher kommt es auch, daß der, welcher ſo geſinnt iſt, die Gebote des Herrn nicht nach dem Gefallen der Menſchen vollbringt. Denn eine ſolche Seele lebt Alles, was ſie lebt, ihrem Gott zu gefallen. All ihr Sinn und Geiſt, ihr Dichten und Trachten iſt in Gott. Sie läſſet keine Zeit zu, da ſie die Gebote vergeſſen könnte. In allen Gedanken und Werken denkt ſie an Gott. Sie weiß, wie nöthig und nützlich es ihr iſt, wenn ſie ſich ſtets in Liebe in die Hände Gottes einſchließt. Sie ſucht allezeit die Heiligung des Geiſtes, und hängt ſtets mit ihrer Liebe an Gott; da wandelt, da betet ſie, in ihm bringt ſie ihre Gedanken zur Ruhe und entfernt ſich von allem Andern. Daher wird ſie würdig, die Gnade zu erlangen, ohne Anſtoß zu leben und ihrem geiſtlichen Bräutigam angenehm zu ſeyn.“

Ein ähnliches Lob legt Euſebius einem damaligen Chriſten bei, von welchem er rühmt, daß er von inniger Liebe zu Gott und dem Antrieb des heiligen Geiſtes gleichſam entbrannt geweſen ſey und daher in allen Geboten des Herrn und ſeinen Satzungen lauter gewandelt habe. Ja, er habe ſein Leben ſo eingerichtet, daß man ihm, ob er gleich noch jung geweſen ſey, das nämliche Lob ertheilt habe, welches die Schrift dem alten Zacharias gibt. Luc. 1, 6. — Auch der fromme Einſiedler Antonius ermahnte Jedermann treulich und ohne Unterlaß, daß ja Keiner der Liebe Chriſti etwas vorziehen ſolle. Er erinnerte dabei an die Herrlichkeit der künftigen Güter und an die Gnade Gottes, der ſeines einigen Sohnes nicht verſchont, ſondern ihn für aller Menſchen Seligkeit dahingegeben habe.

Man hielt es alſo damals für eine wahre Probe der Liebe, wenn der Menſch die Gebote Gottes beobachtete, weil man wußte, daß aller Gehorſam vergeblich ſey, der nicht aus reiner Liebe fließe. Die Liebe war ihnen der rechte Weg und gleichſam das Leben aller Tugenden, der köſtlichere, höhere Weg, 1 Kor. 12, 31. 13, 1 u. f., auf welchem der Seele das Heil Gottes gezeigt wird. Sie war ihnen ein Licht im Herzen, das die Sinnen des Menſchen erhelle, daß er wiſſen könne, wo Licht und Freude ſey. — Zudem warnten ſie einander auch ernſtlich, daß ſie ſich ſelbſt nicht trauen ſollen, wenn ihr Herz ſich ohne das Zeugniß der Werke Liebe zuſchreiben wolle. Denn zur Liebe des Schöpfers gehöre die Zunge, das Herz und das ganze Leben. Die Werke ſeyen die Probe der Liebe. Die Liebe müſſe mit der That bewieſen werden, damit der Name nicht ohne Frucht ſey. Sie müſſe ſtark ſeyn, damit das Herz nicht durch die Ehre und die Luſt der

Welt verführt werde. Ja, die Gottſeligkeit ſelbſt ſey nichts anders, als ein ſtetes Andenken an Gott, ein beſtändiges Verlangen ihn recht kennen zu lernen, ein unaufhörlicher Drang des Herzens ihn zu lieben, ſo daß kein Tag und keine Stunde vorübergehe, in welcher der Knecht Gottes nicht in irgend einer Uebung, oder im Fleiß zum Wachsthum im Guten, oder in der Süßigkeit ſeiner Empfindung und in der Freude des Genuſſes vor ſeinem Herrn ſtehe. — Kurz: die unmittelbare Wirkung der göttlichen Liebe ſey dieß, daß ſie die Seele antreibe, daß ſie Gott in Allem gefällig ſeyn wolle.

Daran dachte wohl der fromme Pambo, welcher, als er ſah, daß eine Schauſpielerin ſich ſo emſig ſchmückte, bitterlich weinte, und als man ihn um die Urſache fragte, zur Antwort gab: „Ich weine zwar über das Elend des armen Weibes, hauptſächlich aber deßwegen, weil ich nie ſo großen Fleiß angewendet habe, um meinem Gott zu gefallen, wie dieſe, um böſen Menſchen zu gefallen.“

Wenn nun der Chriſt die Liebe alſo in ſich wirken ließ, ſo war unter Anderem auch dieß ein großer Vorzug für ihn, daß es dem Allweiſen gefallen hatte, das Gebot der Liebe für das größte Gebot und für die Erfüllung des Geſetzes zu erklären. Matth. 22, 36—40. Röm. 13, 8—10. Der Apoſtel Paulus ſagt ſogar von ihr: „Sie bleibe und beſtehe, wenn alles Andere aufhöre, und weder die Kenntniß der höchſten Geheimniſſe, noch der Glaube, noch die Weiſſagung ſey etwas ohne die Liebe, nur ſie mache den Menſchen vollkommen hier und dort.“ 1 Kor. 13, 2. 8. 13. — Wirklich ſuchten auch die Väter aus der Erfahrung zu beweiſen, daß die Liebe das Geſetz erfülle. Sie ſagten: „Wie ein Weib, das den Mann recht liebt, weder die Ehe bricht, noch tödtet, noch ſtiehlt, alſo erfüllt derjenige das Geſetz, welcher Gott recht liebt. Er findet weder Maaß noch Ziel, daß er aufhören könnte, Gott zu lieben. Kommt er einmal zum Genuß Gottes, ſo weiß er von keiner Sättigung, je mehr er ihn geſchmeckt hat, deſto mehr hungert ihn. Er wird von einem unüberwindlichen Verlangen zu Gott hingetrieben; aber je größer ſein Fleiß iſt, in der Heiligung zu wachſen, für deſto ärmer hält er ſich, als ob er nichts ſey.“ — Mithin war hiebei auch von jenem geiſtlichen Hochmuth, der ſich ſo gerne einbildet, als habe er das Geſetz erfüllt, nichts zu befürchten. Denn je weiter der Menſch in die Liebe Gottes gleichſam verſinkt, deſto weniger kann er ſagen, daß er Gott recht liebe, weil Gottes

Liebe, womit Er uns zuerſt geliebt hat, ihn unendlich weit übertrifft. — Ferner trieb die herzliche Liebe den wahren Chriſten kräftig an, ſeinem Gott immer gehorſamer zu werden. Auch dazu forderten die Alten eine lebendige Erfahrung, welche dem Menſchen durch die Erkenntniß der göttlichen Wohlthaten eingepflanzt und täglich vermehrt wurde. „Wo aber die Liebe zunahm, bezeugt Irenäus, da wurde der Seele, die Gott wahrhaftig liebte, immer mehr Herrlichkeit bereitet.“ Auguſtin ſchreibt: „Wir Menſchen lieben Gott, die Sterblichen den Unſterblichen, die Sünder den Gerechten, das Geſchöpfe den Schöpfer. Meinſt du, Gott habe einen Vortheil davon, daß du ihn liebeſt? Wird wohl dem Herrn etwas zuwachſen, daß du ihn lieb haſt, oder wird ihm etwas abgehen, wenn du es nicht thuſt? — Du wirſt durch die Liebe beſſer und nicht er.“ — Hilarius endlich bemerkt: „Gott fordert Liebe von uns, nicht als ob er einen Nutzen von unſerer Liebe genieße, ſondern damit die Liebe uns ſelbſt zu gut komme. Denn er fordert deßwegen Liebe und Gehorſam, daß wir ſeiner Gnade und Güte würdig werden mögen. Nun aber dient der Gebrauch des Guten, z. B. des Sonnenſcheins, des Lichts, des Geruchs, nicht dem Geber, ſondern dem Nehmer. Darum, was wir ſind, das iſt vielmehr unſer Vortheil, als der Vortheil deſſen, der uns dazu anweist.“

Wüßte man übrigens von einer ſolchen herzlichen Liebe weiter nichts, als daß ſie ein gewiſſes Kennzeichen des wahren Glaubens geweſen ſey, ſo könnte man ſie ſchon ein unſchätzbares Kleinod nennen, um ſo mehr aber, da ſich, wie wir geſehen haben, noch ſo viele andere Herrlichkeiten damit vereinigten. An der Liebe konnte man einen Heuchler von einem redlichen Kinde Gottes unterſcheiden lernen, wie ein Kirchenvater ausdrücklich bemerkt: „Alle, die Gott nicht lieben, ſind entfremdet von ihm und Widerchriſten. Ob ſie gleich in die Verſammlung gehen, ſind ſie doch keine Kinder Gottes. Es kann Jemand die Taufe haben und doch böſe ſeyn. Es kann Einer den Namen eines Chriſten tragen und doch gottlos ſeyn. Er kann alle Geheimniſſe wiſſen und dabei doch ſchlimm ſeyn. Aber wer Liebe hat, der kann nicht böſe ſeyn.“ Darum betet ein Anderer: „Gib mir eine Seele, die nichts als dich liebt und was um deinetwillen zu lieben iſt, — eine Seele, deren Leben Chriſtus iſt, die Ihn ſtets vor Augen hat, nur mit Ihm allein wandelt. Dieſe iſt der Sorgfalt ihres Liebhabers und der Gewogenheit ihres Bräutigams würdig.“ — Mithin bleibt der Ausſpruch ewig wahr: „Wer in der Liebe ſteht, dem wird keine Sünde zugerechnet, weil nichts Verdammliches iſt an denen, die in Chriſto ſind, — welches nur durch die Liebe geſchieht.“ —

Ebendieß ſagt auch der Dichter:

Ein reiner und erleuchter Sinn
Kann von der Tugend Früchten eſſen,
Die Lieb' ergreift und treibt ihn hin
Zu Gott, wo ſie recht eingeſeſſen.
Da wird er nie vom Lieben leer,
Es fließt aus Gottes Quell' noch mehr.

Wer aber zu einem höheren Grad der Liebe gekommen war, der erfuhr, daß die Verheißungen des Herrn wahrhaftig ſeyen gegen die, welche ihn lieben, und daß er dieſelben auch in dieſer Zeit an ihnen erfülle. „Ein ſolcher Menſch, ſagt Makarius, wurde von der Liebe gleichſam trunken gemacht, wurde von ihr gefangen genommen und in eine andere Welt verſetzt, als ob er ſeine Natur nicht mehr empfände. Vergl. 1. B. 18. K. Denn, wenn der Strahl des lebendigmachenden Geiſtes Gottes in das Herz der Glaubigen fiel, ſo wurde es entzündet von unausſprechlicher Liebe zu Jeſu Chriſto, dem himmliſchen König. Das Verlangen nach Ihm hielt ihre Seelen gefangen, ſie waren darin vertieft und verſunken, und wünſchten nun auch die unausſprechlichen Güter zu erlangen, die ſie im Geiſte ſahen. Alle Herrlichkeit der Welt, aller Reichthum und alle Hoheit der Könige und Fürſten galt ihnen nichts gegen ſeine Gnade. Sie waren von der göttlichen Schönheit verwundet, und das Leben der himmliſchen Unſterblichkeit wurde ihnen eingehaucht. Deßwegen begehrten ſie die Liebe dieſes Himmelskönigs und hatten nur Ihn vor Augen. Durch Ihn machten ſie ſich los von aller Weltliebe, und entriſſen ſich den Banden der Eitelkeit, damit ſie das Verlangen nach Ihm allein in ihrem Herzen haben möchten. — Alle Kreaturen riefen ihnen gleichſam zu: „Liebe Den, der uns gemacht hat!“ — Sie liebten keinen äußerlichen Schein, etwa ein Licht oder herrliche Töne, oder einen angenehmen Geruch, oder ſchmackhafte Speiſen u. dergl., und doch fanden ſie in Gottes Liebe Alles. Denn da erſchien ihnen etwas, was kein Raum in ſich ſchließt, was nie verhallt, was keine Zeit rauben und durch nichts verzehrt werden kann.“ —

Solche Früchte trug alſo die innige, herzliche Liebe zu Gott; ſie waren aber weder äußerlich noch ſichtbar. Die Liebe ſelbſt belohnte ſich in ihnen; ihre Frucht war Friede und Freude im heiligen Geiſt. Die Seele hieng ihrem Schöpfer um ſo inniger an, je mehr ſie inne ward, wie freundlich der Herr ſey. Dann wurde ihr Verſtand hell und lauter, ihr Verlangen ward heiß, ſie wünſchte ſich in die Liebesarme ihres Erlöſers, und ſehnte ſich Ihn zu umfaſſen. — Sie fühlte aber auch, daß ſie Ihn ſchon hielt, und beſorgte, Ihn wieder zu verlieren. Deßwegen verband ſie ſich immermehr mit demſelben durch die Liebe. Er war ihr rechter Liebhaber, der unſichtbar, aber barmherzig und gnädig ſich zu ihr nahte, ſie erweckte, ihre Liebe brünſtiger machte, ihre Augen erleuchtete und ihre Begierden entzündete. Er gab ihr die Erſtlinge, obgleich nicht die Fülle ſeiner Süßigkeit, zu ſchmecken, damit ſie einſehen möchte, wie lieblich Er ſich dann erſt zeigen werde, wenn Er in ſeiner Herrlichkeit erſcheinen wird.

Von dieſer Erfahrung zeugen auch folgende Verſe:

Dein Lieben, o Jeſu, das ſpeiſet die Sinnen,
Sobald dir die Seele kann Schmack abgewinnen.
Es ſättigt ohn' Ekel mit himmliſchen Gaben,
Und macht mehr Verlangen und Hunger zu haben.
Wenn man dich geſchmecket, ſo will man mehr eſſen,
Wer trinket, dem wird nie genug eingemeſſen.
Man kann nichts verlangen und kann nichts begehren,
Als Jeſum, daß er doch die Seele ſoll nähren.
So bleibet die Liebe ſein immer in Flammen,
So ſchläget die Lohe beſtändig zuſammen;
Sie läßt ſich nicht löſchen, man kann ſie nicht dämpfen,
Sie wächſet und weiß mit Verſuchung zu kämpfen.

Oder:

Laß die Begierden nur nach Gott hinziehen,
Was göttlich iſt, ſey deiner Seufzer Ziel.
Er hat dir noch nicht Liebe g'nug verliehen,
Die Liebe heiſcht von ihm ja nie zu viel.
Der Liebſte kann der Braut nie was verſagen,
Bei ihm ſollſt du nicht Durſt, nicht Hunger klagen.

XIV.

Von ihrer Furcht und ihrem Vertrauen zu Gott.

Die Beſchuldigung, welche einſt ein Heide gegen die Chriſten vorbrachte, war wohl ſehr thöricht, und man kann daraus erkennen, daß der Satan auch die beſten Dinge zum Böſen zu kehren weiß. Jener ſagte nämlich: „Warum erdichten denn die Chriſten ſo ungereimte und ſonderbare Dinge? Sie behaupten: ihr Gott, den ſie weder zeigen, noch ſelbſt ſehen können, forſche fleißig nach den Sitten aller Menſchen, nach ihren Worten und Werken, ja nach den verborgenen Gedanken derſelben, er gehe umher und ſey überall zugegen. Sie wollen alſo haben, Gott ſolle den Leuten ſo beſchwerlich fallen, er ſolle ſo unruhig, unverſchämt und neugierig ſeyn. Denn er ſoll bei allem Thun ſtehen, ſoll überall herumſchweifen, da er doch dem Einzelnen unmöglich dienen kann, wenn er mit Allen zugleich beſchäftigt iſt.“ Ein frommer Mann antwortete darauf: „Ebendeßwegen glauben die Chriſten an Gott, weil ſie Ihn weder ſehen, noch zeigen können, ſondern bloß empfinden. Sie merken ja ſeine Kraft täglich an ſeinen Werken. — Warum aber, fährt er fort, ſollte Er das Thun der Menſchen nicht in Acht nehmen können, da Alles, im Himmel und auf Erden, mit ſeiner Herrlichkeit angefüllt iſt? Er iſt nicht allein um uns, ſondern auch in uns. Wir wirken nicht allein unter Ihm, ſondern auch mit Ihm und mit ſeiner Kraft.“ — Ebendieſe Allgegenwart und unumſchränkte Majeſtät Gottes nun war der Hauptgrund, warum die erſten Chriſten Ihn fürchteten, und ſich vor Ihm ſcheuten. Darum ſchrieb Arnobius an die Heiden: „Wir glauben, daß Gott, wenn Er anders wahrhaft Gott ſeyn ſoll, Alles hören müſſe, was ein Jeder redet, wie wenn Er gegenwärtig wäre; ja, Er muß zuvor wiſſen, was ein Jeder insgeheim bei ſich denkt. Denn es iſt eine göttliche Eigenſchaft, Alles mit ſeiner Macht erfüllen, nicht ſtückweiſe, ſondern überall ganz ſeyn.“ — Bei ſolchen offenbaren Wahrheiten war es ihnen leicht, den ungereimten Einwürfen der ſichern Weltkinder zu begegnen, da ſie ſich getroſt auf ihre natürliche

Erkenntniß berufen konnten. So ſchließt z. B. Tertullian: „Wenn die Seele göttlich oder doch von Gott gegeben iſt, ſo muß ſie auch ihren Geber erkennen. Kennt ſie ihn, ſo muß ſie ihn auch fürchten, als den großen Urheber ihres Weſens. Und warum ſollte ſie Den nicht fürchten, deſſen Gnade ſie lieber wünſcht, als ſeinen Zorn? Woher käme aber ihre natürliche Furcht vor Gott, wenn er nicht zürnen könnte? Sollte man ſich vor Dem fürchten, der nicht zürnen kann? — Was ſcheuet man ſonſt, als den Zorn? Woher aber kommt der Zorn des Herrn, als weil er Acht hat auf die Menſchen? Und woher rührt dieſes, als von ſeinem Gericht? Woher kommt das Gericht, als von ſeiner Macht? Wer anders aber hat die höchſte Macht, als Gott?“ — In einer andern Stelle ſagt er: „Die Gottloſen werfen den wahren Chriſten vor, ſie ſeyen bloß aus Furcht vor dem Gericht Gottes zur Zucht des Chriſtenthums übergegangen. Jene aber meinen, Gott eine Ehre damit zu erweiſen, wenn ſie Ihn von aller Sorge der Aufſicht losſprechen, da ſie Ihm nicht einmal Zorn beilegen wollen.“ Ein Anderer redet die Ruchloſen alſo an: „Ihr ſtrafet nur die Uebelthaten, die begangen werden, bei uns aber iſt ſelbſt ein böſer Gedanke Sünde. Ihr fürchtet euch vor denen, die um eure Geheimniſſe wiſſen; wir dagegen ſcheuen uns vor unſerem eigenen Gewiſſen, ohne welches wir nicht ſeyn können.“ Juſtin, der Märtyrer, endlich, der viel in der Welt erfahren, der ſich lange nach der wahren Weisheit umgeſehen, und ſie allein bei Chriſto gefunden hatte, bekannte freimüthig: „Er habe erfahren, daß die Lehre Jeſu die einzige, zuverläſſige und beſeligende Weisheit ſey. Sie könne diejenigen erſchrecken, die ſich von dem rechten Weg abgewendet haben; denn ſie bringe Furcht, ja gleichſam einen Schauder vor der Majeſtät des Höchſten in die Herzen.“

Zu dieſem Grund, den die Väter aus der Natur ableiteten, fügten ſie noch einen andern, ſtärkeren hinzu, welchen ihnen der heilige Geiſt an die Hand gab. Sie machten nämlich, neben der allgemeinen Gegenwart Gottes, auch auf ſeine beſondere Nähe aufmerkſam, wodurch die Menſchen zur ſchuldigen Ehrerbietung gegen ihren großen Herrn erweckt würden. Sie fanden dieß ſchon im alten Teſtament unter dem Wandeln vor dem Herrn, 1. B. Moſ. 17, 1., und in andern ähnlichen Beſchreibungen eines gottesfürchtigen Lebens angedeutet. Pſ. 139, 7 — 10. Pſ. 35, 22. 23. Hiob 34, 21. 22. Eſaias 29, 15. 16. Denn diejenigen, welche auf die Wege des Herrn

Acht hatten, ſahen wohl, daß er ſich nirgends unbezeugt ließ. Und wer die unzähligen Zeugniſſe Gottes recht erforſchte, der konnte nicht anders als fromm leben, weil er wußte, daß er ohne dieſen Zeugen nicht ſündigen konnte. — Obgleich nun der natürliche Menſch zur Sünde geneigt iſt, ſo ſcheut er ſich doch, in Gegenwart eines Zeugen zu ſündigen. Ja, wenn auch das Herz des Gottloſen zur Sünde bereit iſt, ſo wird er doch zurückgehalten, wenn ein Zeuge dazu kommt. „Was ſoll alſo der Chriſt thun, hieß es, welcher weiß, daß nicht bloß der Herr in ſeiner Nähe iſt, ſondern daß auch die Engel, als Diener des Höchſten, allenthalben zugegen ſind?“ Daher ſchrieb auch der erfahrne Cyprian an ſeine Brüder: „Dieſe Furcht muß die Hüterin unſerer Unſchuld ſeyn, daß der Herr, der in unſerem Herzen wohnt, uns auf dem rechten Pfad erhält, daß die Sicherheit nicht Nachläſſigkeit bringt, und der alte Feind uns nicht aufs Neue hintergeht.“ Mit den nämlichen Gründen ſuchte einſt Tertullian einige Chriſten, welche ſich verführen ließen, einem heidniſchen Feſte beizuwohnen, zurechtzuweiſen. „Wenn euch, ſagte er, auch Niemand dort für Chriſten anſieht, ſo bedenket doch, was euretwegen im Himmel vorgeht. Zweifelt ihr daran, daß in ebendemſelben Augenblick, in welchem ihr in der Gemeinſchaft des Teufels ſeyd, gleichſam alle Engel zuſchauen und jeden Chriſten bemerken, welcher anweſend iſt.“

Aehnliches finden wir in dem alten Verſe:

Wo willſt du, Sünder, doch vor Gottes Antlitz bleiben?
Das Wort, wodurch dein Leib und Seel' gebildet ſeyn,
Erfüllt dich durch und durch, und dringt durch Mark und Bein.
Wo ſoll dich Flug und Flucht vor ſeiner Hand hintreiben?
Denk nicht, du wolleſt dich vor dieſem Gott verſtecken,
Er kann dich auch aus Grab und Finſterniß erwecken.

Nebendem hatten jene Kinder Gottes auch an der Heiligkeit ihres Vaters einen kräftigen Antrieb zur wahren Furcht vor ihm. Denn das reine und unbefleckte Weſen deſſelben verſetzte ſie in eine heilige und ernſthafte Scheue, daß ſie ſich nicht an ihm verſündigten. Eſai. 8, 13. „Wo Gott iſt, ſagt Tertullian, da iſt auch die Furcht vor Gott, welche der Weisheit Anfang iſt. Wo aber Furcht iſt, da iſt Ernſthaftigkeit, Vorſicht, Wachſamkeit, Fleiß und Sorgfalt, eine innige Gemeinſchaft, eine ehrerbietige Unterwerfung und ein aufmerkſamer, ergebener Dienſteifer. Da iſt die Gemeinde unter ſich Eins, und Alles göttlich.“ Daraus folgte alſo eine ſelige Schaamhaftigkeit, wornach ſie ſich ſchämten zu ſündigen. Ja, wenn gleich kein Menſch in ihrer Nähe war, ſo ſcheuten ſie ſich vor dem göttlichen Antlitz, und zwar um ſo mehr, je mehr ſie glaubten, daß Gott reiner ſey, als der Menſch, und von dem Sünder um ſo ſchwerer beleidigt werde, je weiter er von aller Sünde entfernt iſt. — Dieſe Schaamhaftigkeit verhindert es, wie ein frommer Lehrer ſagt, daß der Menſch die Sünde begeht und dadurch in Schimpf und Schande geräth. Hat er dieſelbe aber ſchon begangen, ſo beſtraft er ſich ſelbſt in der Buße darüber, und ſucht wieder davon los zu werden. Ein Kind Gottes führt alſo ein unſchuldiges Leben, das des Anſchauens Gottes würdig iſt. Denn der Herr kennt die Gedanken und Bewegungen des Herzens, und kein Unreiner wird ſein Angeſicht ſchauen. — „Darum, ſchreibt Baſilius, wie ich mich in Gegenwart eines vornehmen Mannes nicht an einen geringen wenden darf, alſo ſoll ich mich auch gegen Gott verhalten. Glaube ich, daß er mir zugegen ſey, und weiß ich, was ihm wohlgefällt, ſo darf ich mich nicht von ihm abwenden, um Menſchen zu gefallen, noch die Gebote Gottes fahren laſſen und nach der Gewohnheit der Leute mich richten.“ —

Einſt wurde ein erfahrner Chriſt von einem Lernbegierigen gefragt: wie die Furcht des Herrn in die Seele komme? Er antwortete: wenn der Menſch Demuth vor Gott und ſeiner Heiligkeit hat, und nichts weiter beſitzt. Ebendarauf deutet auch Chryſoſtomus hin, wenn er ſagt: „Der Anfang der menſchlichen Seligkeit iſt die Furcht Gottes, und die Wurzel alles Guten iſt das Geſetz Gottes. Nun beſteht aber das Geſetz nicht ohne die Furcht, noch die Furcht ohne das Geſetz. Denn das Geſetz hat die Furcht gleichſam zum Diener ſeiner Gebote, die Furcht vor den Geboten aber wird von dem Geſetz gerichtet. Wer alſo mit Furcht zu Gottes Geboten tritt und zu dem Geſetzgeber ſelbſt naht, der wandelt unter den Heiligen und wird unter die Frommen gezählt. Wer dagegen verwegen iſt und mit Kühnheit zum Geſetz Gottes naht, der iſt keiner Gnade werth, ſondern wird als untüchtig verworfen. Darum werden diejenigen erleuchtet und von der Wahrheit ſelbſt in allem Guten unterrichtet, die mit Furcht und Verlangen anfangen, die Gebote Gottes zu halten.“ — Es konnte übrigens bei erleuchteten Herzen nicht anders ſeyn, als daß ſie ihrem Gott mit größerer Ehrfurcht begegneten, als die ſichern Weltmenſchen thaten und noch thun. „Denn wer mit ſeiner Andacht zum Stuhl Gottes emporſtieg, ſchreibt Makarius, und daſelbſt im Geiſte ſtets vor ſeinem Antlitz ſtand, der mußte ſich in beſtändiger Furcht befinden, er möchte auf irgend eine Weiſe von den Wegen des Herrn weichen." — Mithin war die Gegenwart, und zwar die vollkommene Gegenwart der Herrlichkeit Gottes, ſo kräftig in den erſten Chriſten, daß ſie lieber Alles erdulden, als daß ſie dieſelbe wiſſentlich beleidigt hätten. Ja, die Kraft der lebendigen Erkenntniß Gottes war ſo groß in ihnen, daß die Früchte derſelben ihr ganzes Leben hindurch ſichtbar wurden. — Wer wollte es ihnen nun verargen, daß ſie es für die größte Kunſt hielten, zu wiſſen, Gott ſey der Schöpfer und Richter der ganzen Welt, der einem Jeden ſeinen Lohn gebe, je nachdem er gewandelt habe hienieden? Darum erinnerten ſie einander ſtets daran: „Wir müſſen, wo wir auch ſind, das Andenken an das göttliche Gericht in unſerem Gedächtniß bewahren, damit uns daſſelbe einfalle, wenn wir etwas thun, oder vielmehr niemals entfalle; und alſo unſer Thun den Geboten Gottes gemäß eingerichtet ſey. Selig iſt der, welcher nichts ohne das Andenken an Gottes Gericht und ohne ſeine Furcht thut." Daher gab auch jener Alte den Rath, daß ein Chriſt ſich allezeit an Gott wenden ſolle, wenn ihm etwas Böſes in den Sinn komme, daß er ihn ſuchen und an ſein ewiges Gericht denken müſſe, dann werden die ſchlimmen Bewegungen ſeines Herzens wegfallen und bald nicht mehr wahrgenommen werden. — Ueberhaupt aber war die Gerechtigkeit Gottes, auf welche der Heiland ſelbſt aufmerkſam gemacht hatte, Matth. 10, 28., einer der Hauptgründe, welcher ſie in der Furcht des Herrn erhielt. Wollten Einige ſicher werden, ſo erweckte man ſie damit, daß man ſagte: „Chriſtus laſſe ſich nicht ſpotten, Er ſehe in das Herz, die Menſchen aber nur auf das Aeußere. Wenn ſich Jemand nicht durch die Verheißungen bewegen laſſen wolle, ſo ſolle er ſich wenigſtens vor den gedrohten Strafen fürchten. Halte er das, was Gott verſpreche, für gering, ſo ſolle er vor ſeinen Drohungen zittern. Zum Böſen aber ſolle er ſich durch keine Drohungen zwingen, und vom Guten durch keine Verheißungen abhalten laſſen."

Jedoch ſuchten die Alten auf jede mögliche Weiſe zu verhüten, daß dieſe Ehrfurcht vor Gott in keine knechtiſche Sklaverei ausarte, welche das Vertrauen und die kindliche Liebe aufhebt, und den Gottloſen eigen iſt. 1 Joh. 4, 18. Vielmehr ſahen ſie darauf, daß ſie ihren Vater im Himmel auf keine Weiſe beleidigten, und nicht aus Furcht vor der Strafe ihm dienten. Darum machten ſie auch einen Unterſchied zwiſchen dem, der ſich vor der Strafe fürchtete, weil er geſündigt hatte, und zwiſchen dem, der beſorgte, er möchte künftig ſündigen. Jene Furcht legten ſie keinem Kinde Gottes bei, wohl aber dieſe; denn die ganze wahre Kirche Chriſti ſieng die Wege ihrer Aufrichtigkeit und Einfalt in der Furcht an, und vollendete ſie in der Liebe. Durch die Furcht wurden die Laſter unterdrückt, durch die Liebe aber die Tugenden erweckt, ſo daß Beides wohl miteinander verbunden ſeyn konnte. Vernünftige Chriſten ſahen darauf, daß die Furcht des Herrn in der Liebe blieb, und daß die Bewegungen derſelben durch die Liebe vollendet wurden. Denn es war Sache der Liebe, dem Willen Gottes zu folgen, ſeinen Satzungen nachzukommen und ſeinen Verheißungen zu trauen. — Sie ſuchten alſo die Gottesfurcht nicht im Zittern und Zagen, ſondern im Gehorſam, in der Erkenntniß der Wahrheit und in den Werken eines unſchuldigen Lebens. Wollte Jemand Gott fürchten, weil er durch Donner und Hagel, durch Erdbeben und andere Dinge Schaden gethan hatte, ſo war kein Glaube in ſeiner Furcht. Ebendieß meinte jener alte, erfahrne Jünger Jeſu, wenn er von ſich ſagt: er fürchte ſich nicht mehr vor Gott, ſondern liebe ihn; weil nämlich die völlige Liebe die Furcht austreibe. 1 Joh. 4, 18. Röm. 8, 15. Ebenſo vergleicht Makarius die wahren Chriſten den kleinen Kindern, welche bald weinen, bald lachen. „Sie haben, ſagt er, bald den Troſt des Geiſtes, bald Thränen, Trauern und Klagen. Sie ſind in Furcht neben der Freude, tragen ihre Seele gleichſam immer in den Händen, trauen nicht auf ſich ſelbſt, und halten ſich für nichts.“ —

Die rechte Mittelſtraße lehrte ſie der heilige Geiſt, ihr Führer und Wegweiſer, ſo daß ſie zwiſchen Verwegenheit und Verzweiflung unanſtößig ihren Lauf zum Himmel fortſetzten. Sie legten ſelbſt folgendes Bekenntniß davon ab: „Wir wandeln zwar ſo heilig und in der Erkenntniß unſeres Glaubens, daß wir in unſerem Gewiſſen ruhig ſeyn können, und wünſchen, daß wir darin beharren mögen; aber wir ſind dabei nicht verwegen. Denn wer zu kühn iſt, der ſcheut ſich weniger, er hütet ſich nicht ſo und iſt daher in größerer Gefahr. — Die Furcht iſt der Grund des Heils; die Verwegenheit aber iſt eine Hinderniß der Furcht. Darum iſt es beſſer, wenn wir denken, wir können noch ſündigen; denn ſo werden wir uns fürchten und bei der Furcht uns hüten, bei der Vorſicht aber ſelig werden. Indeſſen wird der Herr für ſeine Knechte ſorgen, und ſie können alles Gute von ihm erwarten.“ Daher riefen ſie einander zu: „Laſſet uns den

Richter nie für abweſend halten, ſo werden wir nicht als Schuldige vor ſeinen Richterſtuhl kommen dürfen!"

Niemand kann ſo ſicher ſeyn,
Den die Furcht nicht Klugheit lehret,
Die denn der Gefahr abwehret,
Wenn der Feind ſchleicht heimlich ein.
Sey nicht ſicher, o mein Chriſt,
Weil du noch im Fleiſche biſt!

„Ein Jeder habe Acht auf ſich ſelbſt, durchſuche ſein Gewiſſen, und prüfe das Werk ſeines Herzens, mit welchem Eifer und Fleiß ſein Herz gegen Gott erfüllt ſey. Beſitzt er auch eine lebendige Hoffnung ſammt der Gnade Gottes, ſo daß er nicht mehr trauert, ſondern mit Freude überſchüttet wird, wie Einer, der einen großen Schatz gefunden hat, ſo muß er doch immer wachen und ſorgen, daß er denſelben nicht verliere, weil ſo viele Räuber darnach trachten."

Dieß hatte daher die herrliche Folge, daß ſie täglich mehr von aller Unreinigkeit befreit wurden, während auf der andern Seite derjenige der Sünde am nächſten war, welcher ohne Furcht lebte. „Denn, ſagten die Väter, wenn der Menſch allezeit vor Gott ſteht, und vor ſeinem Angeſicht Acht hat, in Furcht und Zittern ſeine Seligkeit zu ſchaffen, Phil. 2, 12., ſo kann ihn der Feind nicht ſchrecken. Gleichwie die Soldaten weder zur Rechten noch zur Linken weichen dürfen, wenn ſie vor ihrem Führer ſtehen. — Wenn die Furcht Gottes in einer Seele iſt, ſo muß ſie ihren gewohnten Laſtern widerſtehen und dagegen kämpfen. Sie hütet ſich, daß ſie nichts aus Verwegenheit oder aus Unbedachtſamkeit thue, wovon ſie Gott keine Rechenſchaft geben könnte. Die Frucht ihres Glaubens beſteht in einem treuen Gehorſam, woraus ſodann der rechte Gottesdienſt entſpringt, den ſie durch die Beobachtung der Gebote Gottes beweist." — Alles dieß traf auch wirklich bei den erſten Chriſten herrlich ein, daher Tertullian in ihrem Namen an die Heiden ſchreibt: „Wir, die wir wiſſen, daß wir von Gott allein, der Alles ſieht, gerichtet werden, und auch glauben, daß eine ewige Strafe folge, ringen billig nach der Unſchuld, weil wir dieſelbe kennen und überzeugt ſind, daß der Böſe ſich nicht verbergen kann und ſeine Pein ewig ſeyn werde. Wir fürchten Den, vor welchem ſich auch unſer irdiſcher Richter fürchten ſollte, — nämlich Gott und nicht den römiſchen Statthalter." — Eine ſolche herrliche Probe einer wahren Gottesfurcht legte einſt auch der alte Polykarp, ein Schüler des Apoſtels Johannes, öffentlich ab, als man ihn zwingen wollte, dem wahren Gott zu fluchen. Er antwortete: „Ich habe nun meinem Gott 86 Jahre lang gedient, und Er hat mir nie etwas zu Leid gethan. Warum ſollte ich meinem König, der mich bis auf dieſe Zeit erhalten hat, noch fluchen?“

Wie wäre es aber unter ſolchen Umſtänden möglich geweſen, daß es jenen wahren Chriſten an herzlicher Zuverſicht zu Gott gefehlt hätte, da ſie Glauben und Liebe in ſo reichem Maaße vom Herrn empfangen hatten. Sie hiengen vielmehr mit unerſchütterlichem Vertrauen an ſeinen Verheißungen, hofften alles Gute von ihm, und erwarteten es zu ihrem zeitlichen und ewigen Heil von ſeiner Güte und Wahrheit. Dieß mußten ſelbſt ihre Feinde bezeugen, namentlich iſt ein ſolches Zeugniß von dem römiſchen Kaiſer Antoninus Pius auf uns gekommen, welcher einſt ſeinen Unterthanen nach Aſien ſchrieb: „Die Chriſten ſeyen viel freimüthiger und vertraulicher gegen Gott, als ſie, die Heiden.“ — Auch der alte Klemens ermahnt ſeine Korinthier zum Vertrauen gegen Gott, wenn er ſagt: „Unſere Herzen ſollen in der Hoffnung aufs Zukünftige gegründet ſeyn und Gott feſt anhängen, der treu iſt in ſeinen Verheißungen und gerecht in ſeinen Gerichten, der verboten hat, zu lügen, und es alſo viel weniger ſelbſt thun wird. Denn Gott iſt nichts unmöglich, als eine Unwahrheit zu ſagen. Dadurch muß unſer Glaube erweckt werden, daß wir bedenken, wie nahe ihm Alles ſey. In dem Worte ſeiner Herrlichkeit hat er Alles feſtgeſetzt und mit Einem Wort kann er Alles wieder ändern.“ Ein Anderer ſetzt hinzu: „Wenn du davon überzeugt biſt, daß Gott mächtig und treu iſt, ſo glaube an ihn, alsdann wirſt du alles deſſen, was ſein iſt, theilhaftig werden. Biſt du aber in deinem Innern niedergeſchlagen, ſo trauſt du deinem Gott noch nicht. Es iſt nicht genug, daß du glaubſt, er ſey überhaupt mächtig; traue ihm auch in deinen eigenen Sachen, gewiß er wird auch an dir Zeichen und Wunder thun.“

Wir werden weiter unten, im 19. K. d. B., ſehen, daß die Wiederherſtellung des Ebenbildes Gottes der Hauptzweck des Chriſtenthums bei den Alten geweſen ſey. Nun hatten ſie aus der heiligen Schrift gelernt, daß das Herz des Menſchen ganz freimüthig gegen Gott geweſen ſey, weil es rein und zu ſeiner Anſchauung fähig geſchaffen worden war. Sie ſahen alſo wohl ein, daß ſie von ihrem natürlichen Mißtrauen gegen Gott ablaſſen und wie die Kinder werden mußten, wenn ſie das Verlorne wieder erlangen wollten. „Gleichwie ein Kind, hieß es, ſich ſelbſt nicht warten und pflegen kann, ſondern weint und ſeine Augen auf die Mutter richtet, bis dieſe ſich ſeiner annimmt, alſo müſſen glaubige Seelen auf Gott allein vertrauen und ihm alle Gerechtigkeit zuſchreiben. Denn wie die Rebe ohne den Weinſtock verdorret, ſo kann der Menſch ohne Chriſtum nicht gerecht und ſelig werden.“ — Auch hatten ſie in ihren Verfolgungen und Trübſalen ſo oft erfahren, daß man beſonders in Noth und Gefahr auf Gott ſein Vertrauen ſetzen müſſe. Darum waren ſie allezeit getroſt und glaubten, daß ſie mitten in der Anfechtung außer Gefahr ſeyen, weil der Herr für ſie wache. „Wachte der Glaube Chriſti in ihnen, ſagt Hilarius, ſo durften ſie ſich vor dem weltlichen Mund nicht fürchten, ſonſt rief ihnen Chriſtus zu: o ihr Kleinglaubigen, warum ſeyd ihr ſo furchtſam?“ — Zudem erforderte es ihr Chriſtenberuf, daß ſie um das Künftige nicht bekümmert waren, ſondern nur für die Reinigung ihrer Seelen ſorgten, damit ſie nicht durch Mißtrauen wegen der künftigen Dinge eine große Sünde begiengen. Denn wenn ihre Sorge aufhörte, ſo fieng Gott recht an, für ſie zu ſorgen, und verſchaffte ihnen durch ſeine Güte einen großen Fortſchritt zu der ewigen Herrlichkeit. Nur die Heiden wurden durch die Sorgen des Unglaubens geängſtigt, von der Weltliebe aufgehalten und von den Lüſten des Fleiſches eingenommen. Dieſe wollten nicht zum Reich Gottes durch den Glauben und ein gutes Bekenntniß gelangen. Die Chriſten dagegen unterſchieden ſich hauptſächlich auch darin von denſelben, daß ſie die Dinge dieſer Welt verachteten, und nur für die ewigen, oder göttlichen ſorgten. Dazu hatten ſie alle Urſache, weil Gottes Worte wahr ſind, und alle Kraft der Geſchöpfe in ſeinen Reden liegt. Sie konnten alſo auch nicht daran zweifeln, was der Herr ihnen verheißen hatte. — Doch wir werden ſpäter, wenn von ihrer Verläugnung, Geduld und Zufriedenheit die Rede iſt, Gelegenheit haben, noch mehr davon zu ſagen, und ſetzen nur noch einige Verſe von einem frommen Dichter hinzu, welche von jenen gefährlichen Zeiten und von dem ſtarken Muth der Chriſten in Gott Zeugniß geben.

Wie ſtützet ſich der Glaub' ſo ſtark auf Gott und kann uns feſte ſetzen!
Er find't in Unruh' Sicherheit; die Zuverſicht kann nichts verletzen.
Laß ſtürmen! Wir ſind Eins mit Gott. Laß alle Wetter zornig ſeyn!
Wer Gott fürcht't, darf ſich ſonſt vor nichts mehr fürchten; denn das Herz iſt rein!

Die Andern mögen ſicher ſeyn bei ſtarken Roſſen und bei Wagen,
Sie haben doch den Glauben nicht, der uns zu Chriſti Schirm kann tragen.
Uns waffnet nur des Kreuzes Schild, und das Bekenntniß Chriſti macht,
Daß ſeines Namens feſtes Schloß des Feinds auch ohne Waffen lacht.

XV.

Von ihrer Hoffnung zu Gott.

Mit dieſem herzlichen Vertrauen zu Gott war ihre lebendige Hoffnung in Anſehung der künftigen Verheißungen verbunden, ſey es nun, daß ſie ſich auf dieſe Zeit oder auf die Ewigkeit bezogen. Sie leiteten dieſelbe, wie die andern Gaben, von Gott her, der deßhalb ein Gott der Hoffnung bei ihnen hieß, weil er ſie ihnen durch die Kraft des heiligen Geiſtes ſchenkte. Röm. 15, 13. Sie dankten zuvörderſt demſelben, daß er ihren Gottesdienſt im neuen Teſtament nicht wie früher, durch äußerliche Pracht und ſichtbare, in die Augen fallende Dinge verrichten ließ, ſondern daß die Zukunft des Herrn Jeſu ihre Seelen von dem Irdiſchen abgewendet habe zur Betrachtung der himmliſchen Dinge. „Denn, ſagt Origenes, da Chriſtus, der Herr, das, was groß ſchien auf Erden, weggethan hatte, ſo hat er den Gottesdienſt von den ſichtbaren Dingen auf die unſichtbare und vom Zeitlichen zum Ewigen gerichtet. Indeſſen aber fordert er offene Ohren, die dieſes hören, und gute, ſcharfe Augen, die dieſes ſehen können.“ —

Ebendarin aber lag ein großer Unterſchied zwiſchen den Kindern dieſer Welt und den wahren Chriſten. „Die unwiedergeborne Seele, hieß es, iſt mit ihrem Willen noch in keine andere Welt gebracht, wie die Schrift von den Wiedergebornen ſagt, daß ihr Wandel im Himmel ſey. Dieſe aber ſind ſtets mit himmliſchen Gedanken beſchäftigt und ſehen auf die ewigen Güter, weil ſie aus Gott geboren, in der Wahrheit und Kraft Gottes Kinder geworden, und ſo in einen gewiſſen Zuſtand und zu einer Feſtigkeit und Ruhe gekommen ſind, wiewohl nicht ohne große Mühe und erſt nach langer Zeit.“ — Nachdem nun eine ſo große Veränderung in ihnen vorgegangen und dieſe Hoffnung von Gott in ſie gelegt worden war, ſo war dieſelbe nicht bloß deßwegen feſt, weil ſie von dem heiligen Geiſt erweckt und untrüglich war, ſondern auch, weil ſie auf Gott wieder zurückgeführt wurde. Daher war dieß der Glaube der Alten: „Es wartet auf diejenigen, welche in dieſem Leben recht kämpfen, eine ewige Ruhe, doch nicht als eine ſchuldige Belohnung, ſondern durch die Gnade des gütigen Gottes, auf den ſie gehofft haben.“ — Wer hätte ihnen aber dieſen Grund ihrer Hoffnung verdächtig machen wollen, da Gott ſelbſt mit allem Reichthum ſeiner Güte und Wahrheit der Grund derſelben war? Darum rief jener Märtyrer im Angeſicht des Todes, als er der Erfüllung ſeiner Hoffnung am nächſten war, aus: „Die Liebe und Verheißung Gottes kann nicht fehlen, weder hier noch dort!“ — Deßgleichen tröſtete ſich ein bekannter Lehrer damit, daß er ſagte: „Ich betrachte drei Dinge, worauf meine ganze Hoffnung beruht, — die Liebe der Kindſchaft Gottes, die Wahrheit ſeiner Verheißungen und die Macht ſeiner Erfüllung. Da mag nun meine thörichte Vernunft murren, ſo ſehr ſie will und ſagen: wer biſt du, oder wie groß iſt die Herrlichkeit, daß du ſie zu erlangen hoffſt; ſo will ich getroſt antworten: ich weiß, an wen ich geglaubt habe, und bin gewiß, daß er mich aus übergroßer Liebe zum Kinde angenommen hat, daß er wahrhaftig iſt in ſeinen Verheißungen und mächtig in der Erfüllung derſelben. Denn er iſt im Himmel, und kann ſchaffen, was er will. Dieß iſt die dreifache Schnur, die ſchwerlich reißt, die uns der Herr aus dem wahren Vaterland in unſer Gefängniß herabläßt. Sie laſſet uns feſthalten, daß er uns daran in die Höhe ziehe und zum Anſchauen ſeiner Herrlichkeit bringe.“ Ebenſo rühmt Auguſtin: „Ich freue mich, daß der Herr diejenigen ſo hoch gewürdigt hat, denen er alle Schuld erließ, ſo daß er auch noch durch ſeine Verheißungen ihr Schuldner wird. Denn ſeine Barmherzigkeit währet über ſie ewiglich.“

Dazu aber hatten dieſelben ſo herrliche Mittel an dem Wort Gottes und ſeinen Verheißungen, an ihrer eigenen Erfahrung, an der Erfahrung Anderer, an der Aufmunterung durch Andere, wie an der mannigfachen Uebung in allen ihren Trübſalen u. ſ. w. — In dem Worte des Herrn z. B. fanden ſie bei ihrer Arbeit, wie bei ihren Leiden viele herrlichen Verheißungen des ewigen Lebens. Wollten ſie kleinmüthig werden, ſo fanden ſie in demſelben die rechte Speiſe für ihre Seelen, welche ſie ſtärken und ſättigen konnte, und ſie nimmermehr untergehen ließ. — Ebenſo war auch die Erfahrung kein ſandiger Grund für ſie, wenn ſie ſahen und faſt mit Händen greifen konnten, wie ſchon ſo Vieles von den göttlichen Weiſſagungen erfüllt worden war. Damit trotzten ſie auch gegen die Feinde der Wahrheit, und waren ſtets bereit, Antwort zu geben denen, die Rechenſchaft forderten von der Hoffnung, die in ihnen war. 1 Petr. 3, 15. — So ſchreibt Tertullian an die Heiden: „Die Wahrheit einer Weiſſagung iſt ein rechtes Zeugniß ihres göttlichen Urſprungs. Daher wiſſen wir auch, daß wir den zukünftigen Dingen ſicher glauben dürfen, die dadurch bewieſen werden können, daß ſie zugleich mit jenen, die man täglich für wahr erkennt, prophezeiht worden ſind. Es ſind eben ſolche Worte, eben ſolche Buchſtaben, auch iſt es ein und ebenderſelbe Antrieb des heiligen Geiſtes.“ Auguſtin redet die Feinde der Wahrheit alſo an: „Der iſt ein Narr, welcher den Weiſſagungen der Propheten in dem Wenigen nicht glaubt, was noch übrig iſt, da er ſieht, daß ſchon ſo viel erfüllt iſt, was damals noch nicht erfüllt war, da es verkündigt wurde.“ Selbſt der Apoſtel Paulus führte die nämlichen Gründe aus ſeiner Erfahrung an und ſtärkte ſich damit. Er hoffte nämlich, Gott werde ihn auch künftig noch erlöſen, weil er ihn bisher vom Tode erlöst habe und täglich erlöſe. 2 Kor. 1, 10. Auch ſein treuer Nachfolger, Polykarp, ermahnt die Glaubigen durch die Beiſpiele ihrer Vorgänger zur Geduld und Hoffnung. Er ſchreibt: „Ich bitte euch, ſeyd gehorſam und beweiſet gleiche Geduld, wie ihr ſie an dem theuren Bruder Ignaz und an Andern geſehen habt. Glaubet gewiß, daß dieſe Alle nicht vergeblich, ſondern im Glauben und in der Gerechtigkeit ihren Lauf vollendet haben, und nun an dem gehörigen Ort bei dem Herrn ſind, mit welchem ſie zugleich gelitten haben. Denn ſie haben nicht dieſe Welt geliebt, ſondern Den, der für uns Alle geſtorben und auferſtanden iſt.“

Demnach war ihre Hoffnung auf lauter unſichtbare, künftige und ewige Güter gerichtet. „Denn, ſagt Paulus, die Hoffnung, die man ſiehet, iſt nicht Hoffnung; wie kann man das hoffen, was man ſiehet?“ Röm. 8, 24. Und an die Korinthier ſchreibt er: „Wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen.“ 2 Kor. 5, 7. Ebenſo bezeugt Barnabas, ſein Gefährte: „Indem wir durch den Glauben mit dem Wort der Verheißung genährt werden, werden wir lebendig gemacht und herrſchen über die Erde.“ — Dieß Alles wirkte der heilige Geiſt in ihnen, der ihnen alle Furcht benahm, und ſie keine bloße Menſchen mehr ſeyn ließ, ſondern ſie gleichſam in den Himmel erhob, daß ſie Alles daſelbſt betrachten konnten. — Die Abweſenheit dieſer unſichtbaren Güter hinderte ſie alſo nicht daran, daß ſie ſchon in der Hoffnung ſelig waren. Deßwegen ſchreibt Ignaz: „Das Evangelium, das euch verkündigt wird, nämlich die Zukunft unſeres Heilandes Jeſu Chriſti, vermag etwas Vortreffliches; es macht den Glauben an die Unſterblichkeit vollkommen, und es iſt euch Alles gut, wenn ihr es in der Liebe glaubet.“ Darum ſuchte er auch ſeine Mitbrüder und Mitſchweſtern von dem Sichtbaren abzubringen, als ihn eben dieſe Hoffnung nach der Märtyrerkrone begierig machte, woran ihn Einige in der beſten Abſicht hindern wollten. „Was man ſieht, ſagte er, das iſt nicht ewig; denn das Sichtbare iſt nur zeitlich, das Unſichtbare aber bleibt ewig.“ 2 Kor. 4, 18. Dieß beſtätigen auch folgende Verſe:

Die Kron' iſt dir gewiß, wenn dich nicht bindet
Das, was dir bloß vor Augen liegt.
Sieh', wie die Macht der Hoffnung überwindet,
Wenn dich nichts Eitles mehr betrügt.
Was ewig iſt, muß auch unſichtbar ſeyn,
Was du noch hoffſt, geht nicht in Sinne ein.

Ein ähnliches Bekenntniß von dieſer Kraft der Hoffnung, welche zukünftige Dinge gegenwärtig machen kann, legen auch Andere ab. „Was für Güter werden es ſeyn, fragt Tertullian, die kein Auge geſehen und kein Ohr gehört hat? Und gleichwohl haben wir dieſe jetzt ſchon einigermaßen durch den Glauben, indem der Glaube uns dieſelbe vorſtellt.“ Ein Anderer rühmt an ganzen Gemeinden die Freudigkeit ihrer Hoffnung. Ja, er gedenkt ausdrücklich des Genuſſes der Güter, die auf den Chriſten warten. Und von ſich ſelbſt ſagt er: „Sein Geiſt wiſſe, woher er gekommen ſey und wohin er wieder gehe.“ Hilarius endlich theilt die Dinge, womit die wahre Hoffnung zu thun hat, in zeitliche und ewige ein. „Die Hoffnung, ſagt er, hat keine gegenwärtige, ſondern zukünftige Dinge. Sie hofft entweder auf die Vergeltungen des Glaubens hinſichtlich eines geiſtlichen Lebens, oder auf die Zukunft des Herrn ſelbſt, — und eine ſolche Hoffnung erlangt die Hülfe Gottes. Die Kinder des Glaubens haben ihr größtes Vergnügen an den Verheißungen Gottes. Denn ſie werden von keinem geringeren Ort der zeitlichen Glückſeligkeit aufgehalten, man ſieht und merkt auch nicht, wie ſie von oben gebunden und angezogen werden, ſondern ſie richten Herz und Sinn nur auf die verborgene Hoffnung unſichtbarer Dinge.“

Mit dieſen Gründen vertheidigten ſie ſich gegen die Einwürfe ihrer eigenen Vernunft, wie gegen die der Ungläubigen, welche ihnen immer zuriefen: „Wo iſt eure Hoffnung, ihr Chriſten? Was nützt eure Enthaltſamkeit, euer Faſten, eure Keuſchheit, eure Verläugnung? Der Tod herrſcht ja ohne Unterſchied über Alle. Wir genießen alle Güter der Welt und gebrauchen die Freiheit im Leben. Worin ſeyd ihr nun beſſer bei eurer Hoffnung?“ Allein dieſe Unglücklichen wußten nicht, daß das Leben der Chriſten verborgen war mit Chriſto bei Gott. Kol. 3, 3. Ihre Verwirrung, ihre Unbeſtändigkeit, ihr Zweifel, ihre Furcht und ihr Schrecken bewies hinlänglich, daß ſie keine Hoffnung hatten. Die Kinder Gottes dagegen waren überzeugt, daß ſie mit dem Herrn offenbar werden ſollten in der Herrlichkeit. Ihr Wandel war im Himmel nicht nur nach dem Vorbild, ſondern wahrhaftig. Die Böſen freilich wußten nicht, was bei dieſer Hoffnung in den Frommen vorgieng. Denn, wie dieſe einſt im Lichte leben und Chriſtum in der Herrlichkeit des Vaters ſchauen werden, ſo werden ſie auch hier ſchon öfters in jene Welt hingerückt, daß ſie im Geiſt ſchauen können, was Vortreffliches und Bewundernswürdiges daſelbſt iſt. Diejenigen, die noch auf Erden ſind, wandeln, dem innern Menſchen nach, doch ſchon im Himmel, und leben in jener Welt. Und wie ein reines, lauteres Auge allezeit die Sonne anſehen kann, alſo ſieht ein rechtes, gereinigtes Herz allezeit die Herrlichkeit des Lichtes Chriſti und iſt Tag und Nacht bei dem Herrn. Aus dieſer lautern Quelle alles Troſtes ſchöpfte auch der Dichter, wenn er ſagt:

Was ſoll für Troſt und Ruh' das matte Herze laben,
Wenn nicht der Hoffnung Grund uns kräftig unterſtützt?
Drum weg mit Furcht und Leid, der Tod kann hier nichts haben
Zum Antheil, da uns nun der Hoffnungsanker ſchützt.

Oder:

Wer etwas will in Chriſto ſeyn,
Wer Freude ſucht und forſcht geheimnißvolle Sachen,
Der muß zum Himmel dringen ein,
Und lieben, was da iſt, mit Beten und mit Wachen.
Er freuet ſich in Gott, er iſt ein Himmelsgaſt,
Beſitzt in Liebe ſchon, was noch die Hoffnung faßt.

Gewiß, dieſe vollkommene Hoffnung war recht eigentlich das Leben der Chriſten und ein weſentliches Stück ihres Wandels auf Erden.

Sie ſchämten ſich auch nicht vor den Heiden zu ſagen: „Sie ſeyen eine Geſellſchaft, die unter Einerlei Zucht und in Einem Glaubensbund der ewigen Hoffnung lebe.“ Darum ſchrieb jener fromme Dichter an einen Großen dieſer Erde

Wir ſuchen den Herrn des Lebens im Glauben,
Und laſſen uns Licht und Erkenntniß nicht rauben.
Der helle Tag leuchtet mit vollen Genaden
Die Hoffnung, die kann uns zur Herrlichkeit laden.
Da gehet der Glaube mit munteren Schritten,
Und wenn die Geduld noch ſo viel hat erlitten,
So iſſet doch jener vom Baume des Lebens,
Und ſeufzet nie nach der Erlöſung vergebens.
Doch ſchickt ſich nicht zweierlei Freude zuſammen;
Drum brennt nur die Hoffnung in himmliſchen Flammen.

Aehnliche ſüße Gedanken erweckten den Geiſt des theuren Märtyrers Ignaz, daß er zu einem Entſchluß ſchritt, den Fleiſch und Blut nimmer billigen konnte. Denn er ſchrieb heldenmüthig an die Römer: „Jetzt erſt fange ich an, ein Jünger Chriſti zu ſeyn, weil mich nichts mehr anficht, weder das Sichtbare noch das Unſichtbare, damit ich nur zu Chriſto komme. Laßt über mich kommen Feuer, Kreuz, reißende Thiere, zerſäget oder verviertheilt mich, wenn ich nur zu Jeſu komme.“ — Dieſer Glaube war wohl recht eigentlich die Nahrung der Chriſten: denn wer ohne Chriſto war, der konnte nimmermehr zum Leben kommen. Das erkannte jener Gottesfürchtige wohl, welcher ſang:

Mein lautrer Sinn faßt Jeſum inniglich,
Und ſteht ſo lang in vollem Hoffnungsruhm,
Bis daß ich ſelbſt im Schauen freue mich.
Indeß bin ich ſein liebſtes Eigenthum,
Ich wünſche nur der Kleineſte zu ſeyn
In Gottes Volk, das ſeinen Glanz nimmt ein.
Zwar bitt' ich wohl zu viel; doch gibt er auch nichts Schlechtes,
Und wer ihn bitten will, der fordre nur was Rechtes.

Im Allgemeinen traf dieſes Kennzeichen bei allen wahren Kindern Gottes ein: „Was die Chriſten thun, das thun ſie in der Hoffnung auf die Zukunft. Wer aber an das Künftige nicht denkt, der iſt kein Chriſt, und kann auch nicht erlangen, was Gott am Ende verſprochen hat.“ Bisweilen waren jene lieben Leute ſo vertieft und von der Süßigkeit dieſer Hoffnung ſo eingenommen, daß ihnen ihr ganzes Leben, aus Verlangen nach ihrer Erlöſung, oft wie ein einzelner Tag vorkam, gleichwie dort von Jakob geſagt wird, 1 Moſ. 29, 20. Daher bezeugt Gregor: „Sie waren ſo überwältigt von dem Verlangen nach dem Himmel, daß ſie ſtets ſuchten, was droben iſt. Daran dachten ſie, daſelbſt lebten ſie ſchon im Geiſte und ihr Herz wandelte allda in lauter göttlicher Liebe und geiſtlichem Verlangen. Mußte dieß nicht eine wahre Luſt für ſie ſeyn, wenn ſie im Glauben ſchon die Zukunft des Herrn in der Nähe erblickten, wie er prächtig im Triumph ankommen wird? Was für ein Jauchzen der Engel hörten ſie da ſchon zum voraus? Was für ein Reich der Gerechten ſahen ſie vor ſich? Was für eine ſchöne neue Stadt Jeruſalem, welche ſie im Geiſt erblickten und davon unter einander redeten? Wie ſollten ſie nicht Alles, was ſie hier thaten, nach dieſer Richtſchnur eingerichtet haben? Sollten ſie ſonſt etwas für nützlich gehalten haben, was nicht zu der Gnade jenes Lebens gereichte, oder hätten ſie wohl nur auf die Luſt dieſes Lebens ſehen ſollen? Zwar wußten ſie wohl, daß ſie ihren Gott hier nicht ſo vollkommen lieben konnten, als in der Ewigkeit geſchehen würde. Aber doch wußten ſie auch dieſes, daß er hier ſchon Liebe von ihnen verlange, und daß ſie ſich immer erinnern ſollen, was ſie im Glauben von Gott bitten, wohin ſie ihre Hoffnung ſchicken, und wie ſie ſich zu dem ſtrecken ſollen, was vornen iſt. — Daher rührte ihr ſehnliches Verlangen, das ihre Hoffnung gleichſam beſeelte und ſie ſtets in Wachſamkeit und Nüchternheit zu erhalten vermochte. Dahin ging ihr Gebet und Seufzen, wie Origenes bezeugt, daß ſie öfters ausriefen: „O Herr, gib uns einen Theil mit den Propheten und den Apoſteln deines Geſalbten! Verleihe, daß wir allezeit zu den Füßen deines eingebornen Sohnes, Jeſu Chriſti, gefunden werden!“ Hieronymus bekennt von ſich, daß es ihm, wenn er ſeine Augen voll Thränen gen Himmel richtete, öfters geſchienen habe, als ſey er ſchon unter dem Chor der heiligen Engel und habe voll Freuden und Frohlocken aus dem Hohenlied 1, 4. geſungen: „Zieh mich dir nach, ſo laufen wir. Der König führet mich in ſeine Kammer.“ Ebenſo ſchreibt er auch von denen, die ſich von der Welt abgeſondert hatten: „Wenn Einer unter ihnen anfieng, von dem Reiche Chriſti und der künftigen Herrlichkeit zu reden und das Künftige zu verkündigen, ſo hätte man ſehen ſollen, wie Alle voll Begeiſterung die Augen zum Himmel erhoben und mit Thränen ausriefen: O! hätte ich Flügel wie Tauben, daß ich flöge und etwo bliebe!“ Pſ. 55, 7.

Deßgleichen bezeugen auch noch andere Väter, „daß das Verlangen und Hoffen der wahren Chriſten ſo ernſtlich geweſen ſey, daß ſie den Herrn von ſelbſt um die Zukunft ſeines Reichs gebeten haben würden, wenn er es auch im Vater Unſer nicht befohlen hätte. Denn Alle haben geeilt zum Genuſſe ihrer Hoffnung zu gelangen, und die Märtyrer ſelbſt haben am Opferaltar noch um die Beſchleunigung ſeines Gerichts gebeten.“ Ein ähnliches Verlangen wird von einem Chriſten, Namens Beſarion, erzählt, daß er ſich mit lauter Hoffnung des Zukünftigen gleichſam genährt und unterhalten habe, und daher im Glauben ſtark und feſt und in der Geduld ſo gelaſſen geweſen ſey, daß er als ein Gefangener nur auf ſeine Erlöſung gewartet habe.“ — Dieſer Grad der Hoffnung machte die Märtyrer ſo freudig, weil ſie wußten, wie bald ſie auf dieſe Weiſe vollendet werden konnten. „Denn, hieß es, eine erleuchtete Seele iſt in dem göttlichen Lichte ganz verſenkt durch einen völligen Glauben, daß ſie auf's Aeußerſte verlangt für Chriſtum zu ſterben. Sie vertraut ihm, ſie werde durch die Gnade des Geiſtes völlig erlöſt werden von der Sünde und ihren böſen Folgen. Dieſe Hoffnung iſt aber auch nicht vergebens; denn, wenn die Gedanken ſtets zum Himmel gerichtet ſind, ſo erlangt ihn die Seele bald zur Erbſchaft.“ Darum heißt es in dem alten Lied vom Paradieſe:

Meine Seele dürſt' und ächzet
Nach dem Quell des Lebens hin.
Schau, wie die Gefang'ne lechzet
In dem Kerker, den ihr Sinn
Gerne wollt zerbrochen wiſſen.
Ach! wie gerne wär' ſie los,
Aus der Fremde weggeriſſen
Zu der rechten Heimath Schooß!

„Wo nun dieſer Grund feſt im Herzen war, da reinigte ſich die Seele mit allem Fleiß und fuhr emſig fort in der Heiligung, weil ſie wohl wußte, daß ſie ohne dieſelbe den Herrn nicht ſchauen werde.“ 1 Joh. 3, 3. 2 Kor. 7, 1. — Da die Chriſten anfangs von den Heiden beſchuldigt wurden, daß ſie ſchreckliche Bosheiten unter ſich treiben, ſo berieſen ſie ſich unter Anderem auch auf dieſe Hoffnung, die unter ihnen üblich war, und wollten damit den Feinden ſagen: „Ob es wohl möglich ſey, daß ein Menſch bei ſolchen Sünden ſich noch getrauen könne, in das ewige Leben einzugehen, oder daß die Chriſten einander daſſelbe als Belohnung verſprechen können? Es werde doch

Keiner ſo thöricht ſeyn, daß er bei einer ſo offenbaren Gottloſigkeit noch ſelig zu werden hoffe. Es ſey ja wider die Vernunft, daß ein gottloſes Leben der Weg zur Ewigkeit ſeyn ſolle.“ — Sie bewieſen alſo ihren unſchuldigen Wandel eben damit, weil ihre Hoffnung ſo groß und wichtig war. Denn es war ihnen wohl bekannt, daß das Erbe der künftigen Herrlichkeit Keinem geradezu beſchieden ſey, ſondern einzig und allein unter gewiſſen Bedingungen. Wiewohl ſie nun keine Lohnknechte waren, auch dem Herrn mit ihrer Gottſeligkeit nichts abverdienen wollten, ſo banden ſie ſich doch im Gehorſam des Glaubens an die Ordnung ihres Gottes, und konnten ſich leicht vorſtellen, daß der gerechte und heilige Gott Heuchler und böſe Knechte ſeiner großen Herrlichkeit nicht würdigen könne. Dieſes vorgeſteckte Kleinod war ihnen alſo ein kräftiger Antrieb fortzufahren in dem Kampfe, der ihnen verordnet war. Denn ſonſt würde Niemand zu Gott genaht ſeyn, wenn er in ihm nicht einen Vergelter gewußt hätte. Ebenſo würden die jungen Leute z. B. nicht keuſch und züchtig gelebt haben, wenn ſie nicht geglaubt hätten, daß eine unverwelkliche Krone auf ſie warte. Daher forderte Cyrill von einem wahren Jünger Jeſu, daß er allenthalben mit einer lebendigen Hoffnung erfüllt ſeyn müſſe, weil es ſonſt leicht geſchehen könne, daß die Seele träg und zum Kampfe untüchtig werde. — Dieß war abermals ein neues Kennzeichen eines wahren Chriſtenthums; denn, wenn Einer ſeinem Beruf würdig wandelte, ſo ſah man, daß er einen lebendigen Glauben und eine lebendige Hoffnung in ſeinem Herzen hatte. Darum ſchreibt Chryſoſtomus: „Von einem Heiden, der nichts von der Belohnung bei der Auferſtehung weiß, noch an ein Gericht glaubt, kann man nicht ſagen, daß er deßwegen nicht fromm ſey, weil er das Gute nicht liebe, oder weil er keine Belohnung davon hoffe. Wenn er aber ein Chriſt geworden iſt, und weiß, daß ein zukünftiges Gericht ſey, und er ſündigt nachher doch noch, ſo iſt offenbar, daß er deßwegen ſündigt, weil er das Gute nicht liebt. Es iſt wie mit einem Fechter, dem man nichts anhaben kann, wenn er da nicht kämpft, wo keine Belohnung ausgeſetzt iſt. Sieht er aber den Preis vor ſich und will doch nicht ſtreiten, ſo iſt offenbar, daß er aus Trägheit nicht gewollt hat. Wem die Belohnung am Herzen liegt, der iſt hurtig zum Kampf; auch wird jeder Arbeiter bereitwilliger, die Arbeit zu ertragen, wenn er den Lohn vor ſich ſieht.“ — Weil nun das Geſetz Chriſti ſeine Verehrer nicht durch Drohungen, ſondern durch Verheißungen zum

Guten antreibt, ſo dachten die Erſtlinge des neuen Teſtaments dabei um ſo mehr an ihre Pflicht, und wendeten die Erkenntniß ſeiner heilſamen Zucht wohl an. In Beziehung auf ſie war das Ende der Zeiten gleichſam abgelaufen, und ſie waren ſchon vor der Welt von Gott zur Hochſchätzung dieſer ſeligen Zeit beſtimmt. Darum waren ſie auch da, die Welt zu züchtigen und zu beſſern, und alſo vielmehr ſich ſelbſt. — Demnach war die Erinnerung an die künftigen Dinge, wie an das Gericht, den Heiligen kein Schrecken, ſondern ein großer Troſt und eine herzliche Aufmunterung; daher ſie einander auch an die Worte ihres Heilandes erinnerten, welche er ihnen von ſeiner Erſcheinung und ſeinem Reich hinterlaſſen hatte. Wie denn auch, nach dem Zeugniß Juſtin des Märtyrers, ein Ausſpruch des Herrn unter ihnen bekannt war, den er in den Tagen ſeines Fleiſches geſagt haben ſoll, welcher alſo lautete: „Worin ich euch finden werde, darin werde ich euch auch richten.“

Da nun auch im gemeinen Leben die Hoffnung der Grund aller Verrichtungen zu ſeyn pflegt, wie die weiſeſten Männer unter den Griechen und Römern bekannten, ſo mußte dieſelbe um ſo mehr der Hauptzweck alles chriſtlichen Thun und Laſſens ſeyn. Hauptſächlich aber zeigte ſie ihre Kraft bei den häufigen Trübſalen der erſten Chriſten; denn ihre Freudigkeit, ihr Troſt und ihre Stärke kam von ihrem Glauben und ihrer Hoffnung her. Die Apoſtel und ihre Nachfolger legten ein kräftiges Zeugniß von der Auferſtehung Chriſti, als dem Grund ihrer Hoffnung, ab, und zwar mit der That. Sie zeigten den Menſchen, daß ſie Leib und Leben nicht mit ſo großer Freudigkeit verſchmäht haben würden, wenn ſie nicht gewiß überzeugt wären, daß ſie zu Chriſto kommen, wie Chryſoſtomus von Petrus, Paulus, Ignaz u. A. bezeugt. — Sehr merkwürdig iſt, was wir von der bekannten Märtyrerin Blandina leſen, daß ſie, obgleich ihr ganzer Leib voll Wunden war, den Umſtehenden durch ihre Freudigkeit bewies, es ſey nichts Schreckliches, wo die Liebe des Vaters herrſche, und nichts Trauriges, wo die Herrlichkeit Chriſti ſey. Ebenſo war auch ihren Mitſtreitern die Marter eine Freude und die Hoffnung auf die Verheißungen eine Erquickung. Sie ſelbſt aber fühlte gar nichts von Schmerzen, weil ihre Hoffnung und ihr Herz auf das achthatte, was ſie glaubte. — Das Nämliche rühmt auch Cyprian von ſich und ſeinen Gleichgeſinnten, wenn er ſagt: „Noch im Alter blüht bei uns eine ſtarke Hoffnung, ein ſtandhafter Glaube, ein aufgerichtetes Herz, eine freudige

Geduld und eine Seele, die allezeit ihres Gottes verſichert iſt. Was aber die Gefahren betrifft, meinſt du wohl, daß die Chriſten und Knechte Gottes etwas darnach fragen, da das Paradies ſie zu ſich einladet, und die Freude und Fülle des himmliſchen Reiches auf ſie wartet? Sie ſind immer vergnügt, freuen ſich in Gott und leiden das Elend und Unglück dieſer Welt großmüthig, weil ſie von einer andern Belohnung und Seligkeit in jenem Leben verſichert ſind."

Jene theuren Seelen redeten bei ihren Martern auch von nichts lieber, als von ihrer künftigen Hoffnung, ſo daß auch die Heiden manchmal begierig waren, etwas Näheres davon zu hören. So fragte einſt der Richter Aemilian einen Märtyrer, ob es denn auch verſchiedene Stufen ihrer künftigen Herrlichkeit gebe, — worauf dieſer ihm durch die Vergleichung mit den verſchiedenen Geſtirnen das Nöthige ſagte. Ja, die unausſprechliche Geduld der Chriſten konnte und mußte ihre Peiniger oft überführen, oder wenigſtens zum Nachdenken bringen, daß ſie zu ſich ſelbſt ſagten: „Jene Verheißungen können nicht bloß von den Chriſten erſonnen ſeyn, ſondern ſie leiden um Deſſen willen, an Den ſie glauben." Ebendarauf berief ſich Cyprian und fragte: „Wo hat wohl da Angſt und Kummer ſtatt? Wer iſt im Elend zaghaft oder traurig, als der, welcher keine Hoffnung und keinen Glauben hat? Denn nur der muß ſich vor dem Tode fürchten, welcher nicht zu Chriſto gehen will. Derjenige aber will nicht zu Chriſto gehen, welcher nicht glaubt, daß er mit Chriſto herrſchen werde. Denn es ſteht geſchrieben: der Gerechte wird ſeines Glaubens leben. Biſt du nun gerecht und lebſt du aus dem Glauben, glaubſt du wahrhaftig an Gott, warum nimmſt du es nicht gerne an, wenn du zu Chriſto gerufen wirſt, da du bei ihm ſeyn ſollſt und von ſeiner Verheißung ganz überzeugt ſeyn kannſt?" Ein Anderer bemerkt: „So lange die Menſchen nicht an Chriſtum glauben, ſehen ſie den Tod für ſchrecklich an, ſind ſie aber zu ſeinem Glauben und zu ſeiner Lehre gekommen, ſo verachten ſie den Tod ſo ſehr, daß ſie ſelbſt zu ihm eilen und werden wider den Tod Zeugen Chriſti von der Auferſtehung."

Indeſſen war alles dieß vor den Augen der Stolzen verborgen; die Hoffnung der Frommen hatte vor der Welt kein Anſehen und daher auch keinen Beifall. Ja, man lachte ſie aus, daß ſie auf etwas Unſichtbares hofften, weil nämlich die Güte Gottes ſo lange verborgen blieb ſammt den großen Schätzen und Vorrathskammern, die endlich Allen aufgeſchloſſen werden ſollen, wenn Gedanken, Worte und Werke nach Gerechtigkeit werden unterſucht werden. 1 Kor. 15, 19. u. f. —

Dieſe Hoffnung aber machte die Glaubigen nicht bloß für ſich getroſt und fröhlich, ſondern ſie verſchaffte ihnen auch Freudigkeit bei dem Leiden und Tod ihrer Mitchriſten, ſo daß ſie ihrem hohen Stand keine ſolche Schmach anthaten und traurig waren wie die Heiden, die keine Hoffnung hatten. 1 Theſſ. 4, 12. Daher nannten ſie auch diejenigen, die in dem Herrn entſchlafen waren, noch Brüder und Schweſtern, und blieben in ihrer Gemeinſchaft. Da hieß es: „Unſere Brüder, welche durch die Abforderung des Herrn von der Welt frei worden ſind, ſind gar nicht zu betrauern. Die ſeligen Brüder ſind durch den Ausgang eines herrlichen Todes zur Unſterblichkeit übergegangen.“ Ihr Grund war der: „Es müſſe Alles Gott leben, und werde zu ſeiner Familie gerechnet, was zum Herrn wiederkehre.“ Das himmliſche Jeruſalem war ihr aller Mutter und war theils noch in der Pilgrimſchaft, theils lebte es ſchon im Himmel. Darum läugneten ſie nicht, daß ſie durch dieſe allgemeine Hoffnung ſo genau untereinander verbunden ſeyen, daß ſie auch mit den Verſtorbenen in Einem Dienſt bei Gott ſtehen. Sie mäßigten deßwegen ihre Traurigkeit bei ihrem Abſchied, und dachten öffentlich und insgeheim fleißig an die Todten, wie wir ſpäter ſehen werden. — In dieſer Hoffnung riefen ſie einander bei dem Abſchied zu:

Lebt wohl, ihr Brüder, lebt in Ewigkeit;
Uns iſt mit euch ein gleiches Erb' bereit!

Ebenſo zeigten ſie bei der Beſtattung ihrer Todten durch allerlei Umſtände an, daß ſie mit denſelben für immer verbunden bleiben. Da Einer z. B. gerne neben den Gebeinen der Märtyrer ruhen wollte, ſo ſchrieb man ihm auf ſein Grabmal:

Du willſt in gleicher Ruh' mit deinen Brüdern ſchlafen,
Drum kannſt du dir ein Grab hier bei den Frommen ſchaffen.

Da fand alſo keine Mißgunſt und kein Eigennutz ſtatt, ſondern der Beruf in Chriſto war Einer bei Allen. Sie Alle waren von Gott zur Gerechtigkeit und zum ewigen Leben in gleicher Ordnung wiedergeboren, und daher auch im Glauben Mittheilhaber an der Stadt Gottes, Erben Einer Hoffnung. — Dieß war auch der Glaube der Apoſtel, und ſo redeten ſie Andern zum Beiſpiel. Ebr. 3, 1. Phil. 3, 10.

2 Kor. 4, 17. 18. — Sie hielten ſich aber deßwegen untereinander für gleich, weil Gott ihnen in höheren Dingen Alles gemeinſchaftlich gegeben hatte, wie Auguſtin ſagt: „Den Beruf, das Evangelium, Eine Hoffnung und Eine Anwartſchaft.“ Diejenigen alſo, welche ihre Hoffnung auf irdiſche Dinge ſetzten, waren denen ganz entgegen, welche Gott vertrauten. Die Letzteren gingen auf Einem Wege und ſtreckten ſich nach dem Zukünftigen mit ihrer Hoffnung und Glauben, darin ſie miteinander ſtanden. Daher nannten ſie ſich auch Brüder, die Eine Hoffnung und Glauben an ihre Erlöſung haben, beſonders aber Miterben, Epheſ. 3, 6.; Miterben der Gnade, theilhaftig des Reichs, 1 Petr. 3, 7.; ewige Miterben in dem höchſten Vaterland, die zugleich zum Leben wiederkehren, zugleich verherrlicht würden. — Dahin aber rechneten ſie nicht bloß diejenigen, welche zu jener Zeit mit ihnen bekehrt waren, ſondern auch diejenigen, die noch ferner herzugebracht werden ſollten. Deßwegen hielten ſie alle Menſchen für ihre Nächſten, auch ehe ſie noch Chriſten wurden; denn ſie wußten nicht, was noch geſchehen werde. Darum lebten ſie auch in der Hoffnung des Erbes, wozu noch Viele gelangen können. Darüber namentlich freute ſich jener fromme Chriſt, daß er nun den zu einem wahren Freund haben könne nach der Hoffnung des ewigen Lebens, welchen er vorher ſchon nach dem zeitlichen Leben ſo liebgewonnen hatte. Denn dieß allein hielten ſie für das rechte Band der Liebe und der Eintracht, daß ſie Einerlei Hoffnung hatten, Epheſ. 4, 4., damit ſie Alle in Einer Geſellſchaft den Glauben an Gott unverrückt behielten, und Keiner untreu noch meineidig erfunden würde, ſondern beſtändig in der Kindſchaft bleiben möchte. —

Dieſe allgemeine Hoffnung aber verringerte ſich bei ihnen durch den Umſtand nicht, daß ſie wußten, es gebe verſchiedene Stufen der künftigen Herrlichkeit. Denn ſie wußten zugleich, daß dieſes große Gut Allen gemeinſchaftlich ſeyn werde, und daß ſie im Reiche Gottes mit Abraham, Iſaak und Jacob zu Tiſche ſitzen werden, ob ſie gleich, je nach ihrem Leben, in einem verſchiedenen Lichte glänzen werden. Sie glaubten, daß Alle das himmliſche Jeruſalem beſitzen werden, ohne Drang und Beſchwerden, Alle werden es haben und ein Jeder werde es ganz haben. Der große Reichthum werde ohne Mangel ſeyn. Dieſe Erbſchaft ſey allen wahren Chriſten vorgetragen nach der Verheißung und nicht nach dem Geſetz. Deßwegen ſeyen alle diejenigen Blutsverwandte unter Einem Vater, die ihn lieben und ſeinen Willen gerne thun. Sie ſeyen Brüder, weil ſie von Einem Vater in ſeinem Teſtament zu Einem Erbe berufen worden ſeyen. — Ebenſo ſuchten auch Alle im Glauben Ein Vaterland. Ebr. 11, 14. — Darum riefen ſie einander zu: „Warum eilen und laufen wir nicht, daß wir unſer Vaterland ſehen und unſere Eltern ſprechen können? Es wartet dort eine große Anzahl lieber Freunde und Brüder auf uns, kurz, eine anſehnliche Menge verlangt nach uns.“ — Sie ſahen ferner, daß die Apoſtel alle Menſchen zu dieſer Gemeinſchaft der Hoffnung eingeladen haben, weil im Geiſtlichen die Herrlichkeit um ſo größer ſey, je Mehrere dieſelbe genießen. Darum hieß es abermals bei ihnen: „Laſſet uns in unſere Heimath fliehen! Da iſt unſer wahres Vaterland, da iſt unſer Vater, von dem wir erſchaffen ſind, wo unſer Jeruſalem ſeyn wird, — die Stadt, die unſer Aller Mutter iſt.“ — „Ich bitte euch, ſagte ein treuer Lehrer zu ſeinen Zuhörern, liebet mit mir, laufet im Glauben mit mir fort, verlanget nach dem himmliſchen Vaterland! Wir halten das Paradies für unſere Heimath, die Patriarchen für unſere Väter. Warum eilen wir nicht und laufen, daß wir unſer Vaterland ſehen und unſere Väter begrüßen können? Ein jeder Pilger muß in dieſer Welt ſeufzen: O du gutes Vaterland! O himmliſche Heimath! Du Land des Schauens! Du Wohnung der Engel! — Findeſt du einen Chriſten, ſo findeſt du einen Bürger von Jeruſalem, einen Mitbürger der Engel, der auf dem Wege lechzet und ſeufzet. Geſelle dich aber zu ihm, er iſt dein Gefährte und gehe mit ihm fort. Der geiſtliche Wandel muß ſich durch den Anker der Hoffnung in jenem Vaterlande feſtſetzen. Ihr ſeyd auf dieſer Wallfahrt begriffen und ſollet fleißig hören, was euch von eurem himmliſchen Jeruſalem verkündigt wird ꝛc.“

So ſüß aber den Kindern des Lichts das Andenken an die künftige Herrlichkeit war, ſo bitter ſchien es den Kindern der Finſterniß und des Unglaubens zu ſeyn, die ohne Gott und ohne Chriſtum in der Welt lebten und alſo auch keine Hoffnung hatten. Epheſ. 2, 12. Darum klagten die alten Chriſten oft über die Bosheit der Feinde, welche ihre Hoffnung verwarfen und verſpotteten. Ja, Vielen von dieſen war es aus großer Blindheit wirklich Ernſt; denn ſie meinten, es ſey die größte Schande, wenn ſich die Chriſten einer Hoffnung der Herrlichkeit rühmen, die Gott erſt geben ſolle. Röm. 5, 2. Ohne Zweifel aber war den Böſen dabei bange, daß alsdann ihre Herrſchaft in der Welt aufhören werde, wenn die Frommen herrſchen ſollen. —

„Sie drohen, ſagte Einer von ihnen, der ganzen Welt den Untergang und haben Verderben im Sinn, und ſind nicht mit ihren thörichten Fabeln zufrieden, ſondern ſetzen noch mehrere hinzu, — daß ſie nämlich nach dem Tod wiedergeboren werden ꝛc. Wer ſie hört, der ſollte meinen, ſie wären ſchon wieder lebendig, ſo zuverſichtlich reden ſie davon.“ — Dieſer Spott dauerte fort, ſo daß ſpäter auch Tertullian ſich darüber beſchwert: „Wir werden von euch verſpottet, wenn wir ſagen, daß Gott die Welt richten werde. Drohen wir euch mit der Hölle, ſo lachet ihr öffentlich über uns. Nennen wir euch das Paradies, welches den Geiſtern der Heiligen bereitet iſt, damit ſie daſelbſt erquickt werden, ſo glaubet ihr eher etwas vom Elyſium. Ihr wollet Alles beſſer verſtehen, als wir, und glaubet, das ſey ein Kinderſpiel, was wir uns von dem höchſten König verſprechen.“ — Ebenſo ſchreibt Arnobius an die Heiden: „Das, was Chriſtus ſagt, gefällt euch gar nicht und wird mit großem Widerwillen von euch angehört. Ihr haltet es für lauter thörichte Weiſſagungen.“ Juſtin, der Märtyrer, ſagt: „Die Griechen glauben nicht an die neue Schöpfung, welche von den Chriſten verkündigt wird.“ Hieronymus endlich bezeugt: „Ebendarin ſcheiden ſich Irrthum und Wahrheit von einander. Jener weiß nur von irdiſchen Dingen, weil er keine himmliſchen Verheißungen hat. Er ſcheut ſich nicht zu ſündigen, weil er meint, er werde nicht geſtraft werden; er dient den Laſtern, weil er von der Tugend keine Belohnung hofft. Wer aber in lauterem Glauben bekennt, daß er mit Allen offenbar werden müſſe vor dem Richterſtuhl Chriſti, 2 Kor. 5, 10., der wird ferne von Sünden ſeyn.“ Gal. 5, 24.

Ebendeßwegen hielt man es für nöthig, bei der Lehre von den zukünftigen Dingen Jedermann zu warnen, daß gottloſe Herzen dieſelbe nicht faſſen können, oder, wenn ſie ſie faſſen, es nicht merken laſſen, ſondern wünſchen, daß es nicht wahr ſeyn möchte, weil ſie, von ihren Sünden verführt, dieſelben lieben. So werden es z. B. die Geizigen und Wollüſtlinge lieber wollen, daß das alles erdichtet ſeyn möchte, wodurch ſie genöthigt werden, ihre Begierden zu verläugnen. Nur ſolche und ähnliche Menſchen ſeyen es, welche die Wahrheit der künftigen Verheißungen in Zweifel ziehen. — Wenn demnach die Gottloſen den Frommen verbieten wollten, die Zukunft aus dem Worte Gottes vorzutragen, ſo beriefen ſich dieſe auf die Verheißungen, die bereits erfüllt waren, und ſchloſſen alſo: „Was für ein Verbrechen iſt es, wenn wir an die Zukunft glauben, nachdem wir ſchon durch zwei Stufen den Glauben gelernt haben, weil nämlich das Vergangene und Gegenwärtige eintrifft.“ Zu den Unglaubigen aber ſagten ſie: „Wenn die zukünftigen Dinge ſo beſchaffen ſind, daß ſie mit vorgefaßter Meinung nicht begriffen werden können, iſt es denn nicht beſſer, man glaubt von zwei ungewiſſen Dingen vielmehr dem, welches einige Hoffnung mit ſich bringt, als dem, welches gar keine hat. Denn bei jenem iſt keine Gefahr, in dieſem aber iſt ein großer Schade, nämlich der Verluſt des Heils, wenn nun mit der Zeit offenbar wird, daß es erlogen war. O! ihr Elende, fuhren ſie fort, was wollt ihr ſagen? Fürchtet ihr nicht, daß das doch vielleicht wahr werden möchte, was ihr jetzt verſchmähet und verlachet? Oder denket ihr wenigſtens nicht heimlich daran, daß das, was ihr jetzt aus Hartnäckigkeit nicht glauben wollet, die ſpäte Zeit euch verweiſen und eine unwiderrufliche Reue euch ſtrafen möchte?“ — Ja, Auguſtin ſagte ohne Scheu: „Wer den Weiſſagungen der Propheten nicht glaubt, der iſt ein Narr; denn es betrifft nur das, was noch davon zu erfüllen iſt, während ſchon ſo viel davon erfüllt wurde, was damals noch nicht der Fall war, als es verkündigt worden iſt.“

Indeſſen giengen ſie doch mit ſolchen Geheimniſſen von der Zukunft vorſichtig um, ſo daß ſie den Unglaubigen und Spöttern mit Willen keine Gelegenheit zu läſtern gaben und ſich an der Wahrheit Gottes ſchwer zu verſündigen. Zudem lag in jenen Lehren Manches, was der heidniſchen Obrigkeit zum größten Nachtheil der Chriſten hätte hinterbracht werden können; mithin hatten ſie alle Urſache auf ihrer Hut zu ſeyn, wie wir ſpäter ſehen werden. — Wenn daher den Anfängern im Chriſtenthum ähnliche Hoffnungen von der künftigen Zeit durch ihre Lehrer beigebracht worden waren, ſo wurde ihnen zugleich geſagt, ſie ſollen keinem Unglaubigen oder ungeübten Katechismusſchüler etwas davon ſagen. Sie ſollen, wie Cyrill von Jeruſalem ſagte, ſolche Geheimniſſe ihrem Vergelter bewahren. — So bemerkt auch Origenes über die Stelle, Röm. 11, 25., welche von der künftigen Bekehrung der Juden handelt, daß der Apoſtel dieſes mit Fleiß als ein Geheimniß habe betrachtet wiſſen wollen, damit die Glaubigen es bei ſich behalten und nicht den Unglaubigen mittheilen möchten. Laktantius endlich beſchließt ſein Bekenntniß von der künftigen Herrlichkeit Jeſu Chriſti alſo: „Dieß iſt die Lehre der heiligen Propheten, welcher wir Chriſten folgen. Dieß iſt unſere Weisheit, welche die Diener der vergänglichen Dinge, die der eiteln Weltweisheit anhängen, als eine Thorheit und Eitelkeit verlachen. Denn wir pflegen ſie nicht öffentlich zu vertheidigen, weil uns der Herr befiehlt, daß wir dieſes Geheimniß in der Stille und im Verborgenen bewahren und mit den offenbaren Weltkindern ja nicht zanken und ſtreiten ſollen. Sie feinden Gott und die Religion nicht deßwegen an, als ob ſie etwas lernen wollen, ſondern bloß damit ſie ſpotten können. Das Geheimniß ſoll und muß von uns, die wir Glaubige heißen, auf's Treueſte bewahrt werden. Jene aber läſtern über unſer Stillſchweigen, als über das Zeichen eines böſen Gewiſſens. Daher dichten ſie auch den Keuſchen und Unſchuldigen verdammliche Meinungen an."

Daneben aber ließen es ſich die erſten Chriſten ſehr angelegen ſeyn, ähnliche Betrachtungen der künftigen Herrlichkeit unter ſich ſelbſt deſto fleißiger anzuſtellen. Sie ſprachen, wie wir oben geſehen haben, in ihren Verſammlungen meiſtens von dem künftigen Reich Chriſti, von der Herrlichkeit und Seligkeit.

XVI.

Von ihrer Demuth gegen Gott.

Wie der ganze Zweck des wahren Chriſtenthums darauf abzielt, daß der Menſch von ſeinem natürlichen Hochmuth heruntergehe und zur tiefſten Demuth erniedrigt werde, ſo erhielt der Herr denſelben auch bei den Glaubigen in der erſten Kirche. Da hieß es von ſolchen in der Buße gedemüthigten Seelen, wie von Paulinus geſchrieben wird: „Sie warfen die große Pracht dieſer Welt von dem zwar hochmüthigen, aber nun deſto niedrigeren Hals herunter, damit ſie ihn unter das Joch Chriſti beugten." Oder, wie von Viktorinus bezeugt wird: „Es dünkte ihm, er ſey großer Sünden ſchuldig, weil er über den Geheimniſſen der göttlichen Demuth ſchaamroth geworden war, und ſich dagegen der gottloſen Art der ſtolzen Teufel nicht geſchämt hatte, die er eifrig nachgeahmt habe. Daher ſey er nun vor der Wahrheit ſchaamroth geworden, aber nicht mehr vor der Eitelkeit." — Wir haben oben bei der Bekehrung der erſten Chriſten geſehen, daß ſie damit angefangen haben, ſich ſelbſt recht zu erkennen. Und dieſe Selbſterkenntniß brauchte Gott um ſo kräftiger zu ihrer Erniedrigung, je mehr Elend und Greuel ſie nach ihrer verderbten Natur an ſich erblicken konnten. Das hielten ſie für eine göttliche Sache, ja für die erſte Lektion im Chriſtenthum, daß der Menſch ſich ſelbſt kennen lerne; denn dadurch komme man auch zur Erkenntniß Gottes, und wer dieſen recht erkenne, der werde Gott ähnlich. — Mithin diente die Selbſterkenntniß nicht allein dazu, daß ſie dasjenige erwählen konnten, wozu ſie am meiſten geſchickt und geneigt waren in geiſtlichen Dingen, ſondern auch dazu, daß ſie ihre Gebrechen wußten und gerechte Richter über ſich ſelbſt wurden, ſo daß ſie das Gute lieben lernten, und von dem Böſen immer mehr wichen. Dagegen iſt es dem unmöglich, in ſeinen Augen niedrig zu werden, der ſich ſelbſt nicht recht kennt; denn je weniger ſich Jemand ſieht, deſto weniger kann er ſich ſelbſt mißfallen. Je größer aber das Licht iſt, das ein Chriſt von der Gnade empfangen hat, deſto mehr erkennt er ſich für ſtrafbar. Wer aber ſich ſelbſt noch wohl gefällt, der kann Gott nicht gefallen, nicht allein in dem, was er für gut hält und doch nicht gut iſt, ſondern auch in dem, was wahrhaft gut iſt, und doch nicht ſein eigen, ſondern Gottes iſt. — In dieſer Selbſtgefälligkeit nämlich fanden die erleuchteten Herzen eine große Verſuchung und eine eitle Thorheit, vor welcher ſie ſich in der Furcht des Herrn hüten lernten. Sie ſahen wohl, daß eine ſolche, wenn auch nur feine Hoffart, der gefährlichſte Feind von der wahren Niedrigkeit ſey, und deßwegen für einen Greuel gehalten werden müſſe, weil dieſelbe alle Mittel zur Buße ausſchließe, den Menſchen zur Bosheit verwegen und gegen allen Rath und Beſtrafung verſtockt mache. — Daher rieth jener erfahrne Chriſt ſeinen Brüdern, ſie ſollen ſich, ſo oft ihr Herz hochmüthig werden wolle, ſelbſt alſo anreden: „Weiche von mir, wer bin ich? Was habe ich wohl je Gutes oder Vortreffliches gethan? Dabei ſollen ſie die großen Thaten der Märtyrer und andere herrliche Gaben der Glaubigen erwägen, damit ſie durch die Vergleichung derſelben mit ihrem Leben beſchämt werden. Ja, ſie ſollen die Gefahr für deſto größer halten, je mehr ihnen der Herr Gnade beigelegt habe; denn ſie erfahren, daß die übrigen Laſter den trägen und gottloſen Leuten nachſtellen, die Hoffart aber den Eifrigen und Frommen. Wenn der Menſch auch alles Andere überwunden habe, ſo bleibe doch dieſe Verſuchung des Satans zurück, welcher es wie ein ſchlauer Soldat mache, der zuerſt die kleinſten Pfeile abſchieße, zuletzt aber ein ſcharfes Schwert ziehe, welches die Hoffart ſey.“ Daher ſagt ein alter Dichter:

Die Hoffart hat wohl tauſend Waffen.
Damit ſie uns kann Unruh' ſchaffen;
Sie braucht dazu die beſten Werke
Und mehrt im Guten ihre Stärke.

Demnach blieb bei allen Kindern Gottes wahr, was Cyprian ſagte: „Dieß ſey der erſte Eingang zur Religion, wie es der erſte Eingang Chriſti in die Welt geweſen ſey, daß derjenige, welcher gottſelig leben wolle, niedrig bei ſich geſinnt ſeyn müſſe, und ſich nicht vornehmen dürfe, in Dingen zu wandeln, die ihm zu hoch und zu wunderlich ſeyen. Der Grund der Heiligkeit ſey allezeit die Demuth geweſen, dagegen habe der Hochmuth auch nicht im Himmel beſtehen können.“ Ein Anderer lehrte: „Wer ein geiſtliches Gebäude durch Chriſti Gnade angefangen hat, der muß die Demuth zum Grund des wahren Gottesdienſtes machen. Es kann Jemand alles Gute haben; wenn er aber den Grund der wahren Demuth nicht haben will, ſo kann daſſelbe nicht beſtehen. Was von unten aufgebaut wird, kommt in die Höhe, was aber bloß von oben erhöht werden will, fällt zu Boden. Chriſtus ſelbſt hat den Weg durch lauter Demuth gebahnt, weil die Menſchen durch Hoffart von Gott abgewichen waren, und alſo zu ihm nicht ohne Demuth gelangen konnten.“ — „Gott ſelbſt, ſagt Auguſtin, hat ſich um der Menſchen willen erniedriget, damit der menſchliche Hochmuth ſich nicht entziehen dürfe, den Fußtapfen Gottes nachzuwandeln, weil er demüthigen Menſchen doch nicht folgen wollte.“ — Demnach beſteht die ganze Zucht der chriſtlichen Weisheit nicht in vielen Worten, oder ſpitzfindigen Unterſuchungen, noch in der Begierde nach eitlem Ruhm, ſondern in der wahren und willigen Demuth. Dieſe muß allem Guten zu Grunde gelegt werden, und ohne ſie iſt an keine Tugend zu denken. Darum wußte jener Vater bei allen ſeinen geiſtlichen Uebungen nichts Nöthigeres und Beſſeres zu rühmen, als dieſen Weg, „daß man ſich ſelbſt beſchuldige und anklage, worunter er eine beſtändige Erniedrigung vor Gott verſtand.“ Ein Anderer wußte den Lernbegierigen ebenfalls nichts Nöthigeres vorzutragen, als dieß: „ſie ſollen die Trübſal höher achten, als die Ruhe, die Schmach für beſſer als die Ehre und Geben für ſeliger als Nehmen.“

Dieß war alſo die vornehmſte Sorge der erſten Chriſten, daß ſie feſt an der Demuth halten möchten, ſowohl im Hinblick auf die Hoheit ihres Vaters im Himmel und auf ihr eigenes Elend, als auch aus dankbarer Erkenntniß der großen Barmherzigkeit deſſelben gegen alle Menſchen. Dabei hatten ſie aber auch gelernt, allen Genuß Gott allein zuzuſchreiben, und ſich deſſelben für unwürdig zu halten, auch deßwegen alle Gnade ihm wieder aufzuopfern und zu ſeinem Preiſe anzuwenden. 1 Petr. 5, 5. 6. 1 Kor. 4, 7. Sie wußten zwar wohl, daß ſie in Chriſto Jeſu Alles hatten und Alles waren, was ihnen der himmliſche Vater aus ewiger Liebe zugedacht und verheißen hatte; dennoch waren ſie an ſich, — in ihren eigenen Augen nichts, — eben weil ſie von Gott Alles haben mußten. — Mit welcher Freudigkeit mag ſich z. B. Ignaz der Demuth erinnert haben, die bei den Chriſten zu Magneſia aus eben dieſem Grunde anzutreffen war, als er an ſie ſchrieb: „Ich weiß, daß ihr euch nicht aufblähen laſſet; denn ihr habt Jeſum Chriſtum in euch ſelbſt, d. i. ſeine Demuth. Ich weiß, daß ihr ſchaamroth werdet, wenn ich euch lobe, wie geſchrieben ſteht: der Gerechte klagt ſich ſelbſt an. — Freilich wirkte das Beiſpiel Jeſu am meiſten bei ihnen, wie wir im 8. Kapitel geſehen haben. Phil. 2, 1. u. f. Da ließen ſie ſich von keinem Hochmuth einnehmen, ſondern erhoben ſich bei ſolchen Anfechtungen mit ihrer Andacht alsbald in den Himmel, und wünſchten das zu ſeyn, was ſie noch nicht waren, ſondern erſt werden ſollten. — Dazu diente ihnen aber auch die äußerliche Verachtung und Verfolgung von der Welt, weil der Herr ſelbſt dieſen ſchmalen Weg vorangegangen war und gerufen hatte, daß ſie ihm nachfolgen ſollen; ſ. 4. B. 1. K. Ja, ihr lieber Vater ſelbſt fügte es ihren Seelen zu gut ſo, daß er ihnen manchmal den völligen Genuß der Gnade und Erquickung entzog, damit ſie nicht ſtolz werden, noch in Sicherheit gerathen möchten. Dann erſt lernten ſie ſich alles deſſen für unwürdig halten, was ſie ſchon von Gott genoſſen hatten und ferner noch genießen ſollten. Da wurden ſie recht arm am Geiſte und alſo ſelig geprieſen, Matth. 5; wobei ſie auch blieben nach dem Willen des Herrn. —

Dieſe Armuth am Geiſte wurde durch die Gnade in ihnen gewirkt, ohngeachtet dieſelbe ſie niemals leer ließ von ihrer Kraft und ihrem Licht. Denn ſie ſollten von ihr nichts als Eigenthum beſitzen und ſich damit groß machen, ſondern ſie waren vor ſich ſelbſt im Geiſte niedrig und ſchlecht, nichts Habende und nichts Wiſſende, ob ſie gleich viel hatten und wußten. Sie nannten ſich mit Abraham auch bei ihrem ſtärkſten Glauben dennoch vor dem Herrn Staub und Aſche. Sie glaubten nicht, daß ſie etwas ſeyen, ſondern hatten ein zerknirſchtes und zerſchlagenes Herz. Die Worte des Herrn waren ihnen ſtets vor Augen, daß ſie nicht in das Himmelreich kommen werden, wenn ſie nicht umkehren und werden wie die Kinder. Matth. 18, 3. 4. 19, 14. Je unwilliger nun in den ſtolzen Herzen der alte Adam war, weil er vernichtet werden ſollte, deſto kindlicher wurden die Glaubigen geſinnt gegen ihren Vater, der eben durch das genannte Gleichniß die Hoffart anklagte und richtete. Denn ſie mußten in der That Kinder ſeyn, wenn ſie anders wiedergeboren und zum ewigen Leben erneuert waren. Durch dieſe Kraft konnten ſie an der Bosheit immer mehr zu Kindern werden und doch zugleich an dem Verſtändniß vollkommen ſeyn. 1 Kor. 14, 20. Wer ſich aber in der That nicht ſo bewies, den erkannten ſie nicht dafür. — Es hatte dem Vater gefallen, den Unmündigen ſeine Weisheit zu offenbaren; Matth. 11, 25. 26., und den Weiſen die Geheimniſſe der himmliſchen Worte zu verbergen. Den Kindlein an der Bosheit nicht am Verſtand gab er ſie, denen aber, welche in der Einbildung ihrer Thorheit klug ſeyn wollten, gab er nichts. Dieß war auch billig, weil diejenigen endlich zu Narren werden mußten in ihrer Weisheit, welche nicht in Gott Kinder zu werden verlangten. — Solche Kinder wurden ſie durch den Glauben und Gehorſam, — Kinder, die dem Vater folgten, die Mutter liebten, den Brüdern nichts Böſes gönnten, keine ängſtliche Sorgen für die Nahrung hatten, nicht hoffärtig waren, nicht zornig, nicht lügenhaft, und dem glaubten, was man ihnen ſagte. Dieſe Gewohnheit machte ihnen den Weg zum Himmel leicht, und wer darin eine Feſtigkeit erlangt hatte, der hatte die Art der Demuth Jeſu an ſich, wie der Dichter ſagt:

Der iſt vor Allen hochgeſtiegen,
Wer Andere ſich ganz unterwürfig macht;
Wer Allen kann zu Füßen liegen,
Der iſt von Gott und Engeln hochgeacht't,
Iſt wie ein Kind, das kein Gepränge liebet,
Nicht Aemter ſucht, nicht ſtolz und ſchwülſtig iſt,
Nicht Wolluſt und die ſchnöde Geldſucht liebet, —
So mußt du ſeyn in deinem Sinn, o Chriſt.
Je tiefer du zur Erde wirſt gebeugt,
Je höher dann dein Geiſt gen Himmel ſteigt!

Das konnte allein die göttliche Kraft und Weisheit in ihnen ſchaffen, daß ſie zwar keine knechtiſche Furcht gegen ihren Vater hatten, aber doch immer ſorgten, wie ſie die geiſtlichen Gaben wohl anwenden und behalten möchten. Und bei dieſer Sorgfalt blieben ſie ſtets in der Niedrigkeit, ſo daß ihnen die Demuth gleichſam zur zweiten Natur wurde. Je höhere Erkenntniß ſie von Gott erlangten, deſto mehr hielten ſie ſich für einfältige Thoren, und je mehr ſie gelernt hatten, deſto weniger glaubten ſie zu wiſſen. Denn die Gnade fuhr in ihnen fort und hatte ſie durch und durch eingenommen, daß dieſelbe ſie trug, wie eine Mutter ihr Kind und gen Himmel führte. Um ſo viel weniger aber ließen ſie ihrer Vernunft Raum, noch blieben ſie auf ihrem eigenen Wahn beſtehen, in der Einbildung, ſie verſtehen Alles wohl. Sie ſchämten ſich nicht etwas zu beſſern oder zu ändern, und wenn ſie noch mehr erfahren ſollten, ſo hofften ſie, Gott werde es ihnen offenbaren. Phil. 3, 15. — Hatte eine Seele ihre natürliche Thorheit einmal gründlich erkannt, und ihren Unverſtand eingeſehen, ſo war ſie deſto begieriger, durch die Klugheit der Gerechten zur Weisheit Gottes gebracht zu werden. Sie ſchränkte die Kraft Gottes nicht ein, in der Meinung, ſie beſitze ſelbſt eine vollkommene Erkenntniß, ſondern wußte, daß ſie nur das von Gott recht erkenne, wozu Er ſelbſt ihr verhelfe. — Auf ſolche Weiſe wurde die Seele vor den Verſuchungen des Widerſachers bewahrt, der den Unvorſichtigen ſolche Gedanken eingibt, daß ſie ſich einbilden, ſie haben ſchon begriffen, was Andere noch nicht wiſſen, und erdichten ſich einen Haufen guter Betrachtungen, die ſie ſich ſelbſt zuſchreiben. Davon waren die wahren Kinder Gottes überhaupt weit entfernt, — und dieß war ihre Demuth in Rückſicht auf den Verſtand.

In Anſehung ihres Willens aber war beſonders ihre Demuth herzlich, aufrichtig und ohne Verſtellung. Dabei vergaben ſie der Ehre Gottes und ſeinen in ſie gelegten Gnadengaben nichts; denn der Herr machte ſie groß am Gemüthe, aber demüthig im Herzen. In Rückſicht auf das Ihrige waren ſie niedrig geſinnt; aber in ihrem Sinn waren ſie nicht niedrig. Denn dieſer war ſchon im Himmel und ihre Seele wohnte in der Höhe. So konnten ſie hoch ſeyn und niedrig ſeyn. Phil. 4, 12. — Wer wollte ihnen daher dieß für einen eitlen Ruhm ausrechnen, wenn ſie den Heiden gegenüber von ſich bezeugten, wie dort Tatian: „Bei uns verlangt man keine eitle Ehre, und wir ſind auch nicht verſchiedener Meinung, ſondern wir entfernen uns ganz von gemeinen und irdiſchen Dingen, ſind den Geboten Gottes ergeben und folgen dem Geſetz der Unſterblichkeit. Was nur zum Ruhm vor Menſchen ſich eignet, das iſt uns ein Greuel. Nicht allein die Reichen betrachten mit uns den Willen des Herrn, ſondern auch die Armen. Ein jedes Alter wird bei uns geehrt.“ Dagegen konnten ſie den Heiden nicht unerwähnt laſſen, daß ſie bei aller vermeintlichen Demuth dennoch nichts als Ehre und Lob ſuchen, z. B. wenn die Lacedämonier ſich grauſam geißelten und dadurch einen großen Ruhm in der Geduld zu erlangen meinten, auch nach ihrem Tode Ehrenſäulen erhielten. Sie ſagten dieß deßwegen, weil man es den Chriſten als Raſerei auslegte, wenn ſie um Gottes willen alle Schmach und Schmerzen erlitten und dabei auf die Auferſtehung hofften. — Daher ermahnten ſie ſich untereinander treulich: „daß Niemand mit verſtellter Demuth Ehre ſuchen, oder ſich aus Hoffart ſelbſt erheben ſolle, vielmehr ſolle ſich Jeder von ganzem Herzen vor dem Herrn beugen in wahrer Demuth und Armuth des Geiſtes. Ein Anderes ſey, die Tugend wahrhaftig haben, ein Anderes nur die Aehnlichkeit derſelben. Diejenige Hoffart ſey noch viel ſchändlicher, die unter einigen Zeichen der Demuth ſich verſtecke, gleichwie insgemein auch die Laſter ſchrecklicher ſeyen, die unter dem Schein der Tugend verborgen liegen. Darum ſoll jeder Chriſt der Demuth nachjagen, die nicht bloß äußerlich in Geberden oder durch eine gedämpfte Stimme ſich zeige, ſondern durch reine Bewegungen des Herzens ausgedrückt werde. Denn die verſtellte Demuth erkenne man bald an ihren Früchten. — Wenn Einer z. B. geſcholten werde und es nicht ertragen könne, ſondern alsbald wieder ſchelte, der ſey noch nicht demüthig geſinnt, ob er gleich äußerlich einen Schein davon ſehen laſſe und eben darin ſeine Ehre ſuche.“

Im Gegentheil galt dieß für ein gewiſſes Kennzeichen der chriſtlichen Gottſeligkeit, daß man dieſe zwar im Allgemeinen für das höchſte Gut hielt, aber im Beſondern darnach trachtete, ſich nur diejenige zu eigen zu machen, welche unſichtbar und der Welt unbekannt iſt, wie Gregor von Nazianz von ſeinem Bruder und noch von einigen frommen Chriſtinnen erzählt. Von der einen ſagte er nämlich: „Das ſey die höchſte Vollkommenheit ihres herrlichen Geiſtes geweſen, daß ſie ſich vor der Welt nicht ſowohl für fromm geſtellt, ſondern auch wirklich darnach getrachtet habe, in der That recht gottſelig zu leben, beſonders in ſolchen Werken, welche nur Dem bekannt ſeyen, der in das Verborgene ſehe.“ Von der andern rühmte er: „daß ſie ſich nicht ſowohl bemüht habe, Gutes zu thun, als vielmehr ihre guten Werke zu verbergen, aber nicht aus Neid, ſondern aus dem Trieb der göttlichen Gnade. Matth. 6, 3. — Und ſo ſollte es billig unter allen rechtſchaffenen Chriſten ſeyn, daß man alle eitle Ehre verſchmäht und bei allen guten Werken darauf ſieht, daß alles Gepränge und alles eitle Lob ferne bleibt. Daneben ſollten die, welche etwas Gutes gethan haben, ſich des Ausſpruchs Pauli fleißig erinnern: „Nicht aber ich, ſondern die Gnade, die in mir wohnet,“ 1 Kor. 15, 10., oder des Ausſpruchs Chriſti ſelbſt: „Ohne mich könnet ihr nichts thun.“ Joh. 15, 5. Der eitle Ruhm pflegt alle Tugenden zu verdunkeln und den Glauben zu verdrängen, wie Chriſtus ſagt: „Wie könnet ihr glauben, die ihr Ehre von Menſchen ſuchet, aber die Ehre bei Gott ſuchet ihr nicht?“ Joh. 5, 44. Denn das Gute muß um ſein ſelbſt, nicht um eines Andern willen erwählt werden, wenn man das nicht für beſſer halten will, weßwegen man etwas thut, als die That ſelbſt, die von Gott herkommt, da doch nichts beſſer iſt, als Gott und Gottes Werk. — Daher war dieß bei den Alten ein treffliches Zeichen des wahren Chriſtenthums, und ſie ſagten: „Wer Gott gefällt, der will es vor Menſchen verborgen halten, und ob er gleich alle Schätze ſeines Königs beſitzt, ſo will er ſie doch verbergen und überall bekennen: der Schatz iſt nicht mein, ſondern ein Anderer hat ihn bloß bei mir niedergelegt. Ich bin ein Bettler, und wenn er mir denſelben abfordert, ſo muß ich ihn hergeben.“ Wer aber ſagte: „Ich bin reich und habe genug und bedarf nichts, den hielt man für keinen Chriſten, ſondern für einen thörichten Menſchen ꝛc.“ — Ueberhaupt hielten ſie es für räthlicher, das Gute, das ſie hatten, zu verbergen, als damit zu prahlen, gleichwie ein Bettler, der Almoſen ſucht, keine ſchöne Kleider zeigt, ſondern halb nackte Glieder und Wunden, damit er Barmherzigkeit erlange. — Wenn es aber die höchſte Noth erforderte, etwas Gutes öffentlich ſehen zu laſſen, ſo bemühten ſie ſich, daß doch wenigſtens ihre Abſicht im Verborgenen gut blieb, und ſie dem Nächſten zwar ein gutes Beiſpiel gaben, aber doch dabei wünſchten, daß es allezeit verborgen bleibe, und ſie Gott allein gefallen möchten.

Vor Gott, ihrem Vater, aber war das Auge jener wahren Kinder ſo einfältig und redlich, daß ſie frömmer zu ſeyn wünſchten, als ſie ſich ſelbſt zutrauten. Denn ſich ſelbſt außer Gott etwas zutrauen, wäre kein Glaube, ſondern eine große Untreue geweſen, und derjenige nur hieß wahrhaft glaubig, der ſich ſelbſt nicht glaubte, noch auf ſich hoffte, ſondern ſich für ein unnützes Gefäß hielt. — Dieß geſchah, wenn die Seele ſich ſtets ſelbſt prüfte vor Dem, welchem die Demuth beſonders gefällt, und alſo ſich ſelbſt mißfiel, ſo daß ſie dahin zu kommen ſuchte, was ſie noch nicht zu ſeyn glaubte. Denn, wenn Jemand ſagte: nun iſt es genug, ſo war es aus mit ihm; er mußte vielmehr immer dazuthun, fortwandeln und zunehmen. Bei der Gottſeligkeit überhaupt war ſonſt nichts gefährlicher, als das Andenken an das Gute, welches etwa ſchon geſchehen war. Denn dieſes hatte einen doppelten Nachtheil, — einmal: daß es träge zum Wachsthum machte; — und dann: daß es zum Hochmuth reizte. — Wer alſo ſeiner Sünden vergaß bei dem Guten, das er nachher gethan hatte, und nur immer auf dieſes ſah, ja wohl gar ſich deßwegen für ganz heilig hielt, der dachte nicht an die Strenge des Richters, daß er vor ihm wegen der Unvollkommenheit ſeiner Werke nicht trotzen könne. Er ſah auch nicht, wie viel er überdieß noch zu thun ſchuldig war. — Gleichwie nun ein Reiſender nicht bloß auf den Weg ſieht, den er ſchon zurückgelegt hat, als vielmehr auf den, welchen er noch vor ſich weiß, ſo wenden die Auserwählten ihre Augen weg von dem, was ihnen gefallen könnte, ſie unterdrücken alle unordentliche Freude über ihre guten Werke, und ſind vielmehr darüber betrübt, was ſie entweder gar nicht, oder unrecht gethan haben. Ja, ſie halten ſich alles Guten für unwürdig, und ſehen allein ihre Frömmigkeit nicht, die ſie doch Allen zum Beiſpiel ohne ihr Wiſſen ſehen laſſen. Finden ſie einen Fehler an ſich, ſo demüthigen ſie ſich vor Gott und verbeſſern ihn, iſt aber etwas Gutes an ihnen, ſo beharren ſie darin, doch ohne daß ſie ſich dadurch aufblähen laſſen, oder Andere neben ſich verachten. Endlich hüten ſie ſich auch dadurch vor dem Hochmuth, daß ſie ihre Tugenden mit dem Leben frömmerer Menſchen vergleichen, und ſich alſo vor denſelben erniedrigen.

Bei dem großen Lichte der Erkenntniß, das die erſten Chriſten an ſich zeigten, und bei ihrer äußerſten Verläugnung ſah man alſo eine ſolche demüthige Geſinnung, daß ſie aller Hoffart feind waren. „Denn, ſagt Hilarius, wenn auch ihre übrigen Werke aus dem Glauben herrlich geweſen wären, und ihr Gehorſam alle Befehle des Herrn treu bewahrt hätte, ſo würde doch das Andenken an dieſelben erloſchen ſeyn, ſobald ſich die Hoffart eingeſtellt hätte. Das demüthige Ausharren in dem, was Gott gefiel, mußte den Lohn einer langen Geduld erhalten, wenn ſie die Frucht der Gottſeligkeit im Glauben bewahrten und kein Lob von Menſchen verlangten.“ Ein Anderer ſetzt hinzu: „Wenn ſie auch unzählige Früchte der Gerechtigkeit gebracht hätten, ſo ſchien es doch denen, die in Chriſto waren, wegen ihres unerſättlichen Verlangens nach dem Herrn, als hätten ſie nichts gethan. Sie ſagten z. B. von ganzem Herzen, wenn ſie im Gebet beharrten, wir ſind nicht darin beharrt, ſondern müſſen erſt anfangen, uns darin zu üben. Dabei hatten ſie gleichwohl allezeit eine Hoffnung auf das künftige Reich und ihre Freiheit, ſo daß ſie ſagen konnten: ſind wir auch heute noch nicht frei, ſo werden wir doch morgen frei werden.“ — Sie wußten in ihrer Demuth eigentlich nicht, daß ſie das jetzt beſaßen, was ſie vor ihrer Wiedergeburt noch nicht hatten. Auch achteten ſie ſich ſelbſt für nichts, ſondern hielten ſich von Natur für verwerflich, ob ſie gleich vor Gott herrlich waren. Und wenn ſie auch in der Erkenntniß Gottes noch ſo ſehr zunahmen, ſo war es ihnen immer, als ob ſie nichts wüßten. — Vor Gott waren ſie alſo reich, vor ſich ſelbſt aber arm. — Ebendarauf deutet jener alte Lehrer hin, welcher Einen, der ſich rühmte, daß er allezeit an Gott denke, alſo anredete: „Es iſt eben nichts Großes, daß du deine Gedanken bei Gott haſt. Aber das iſt viel, wenn du ſiehſt und erkennſt, daß du geringer biſt als alle Kreaturen.“ — Dadurch wollte er dem ungeübten Menſchen ſeine Einbildung nehmen. — Ein Anderer pflegte, ſich alſo in der Demuth zu üben. Wenn nämlich Jemand zu ihm kam und ihn für einen frommen und heiligen Mann mit Furcht und Scheue anſah, ſo redete er gar nichts und war betrübt. Wenn ihn aber Einer verächtlich behandelte und ihm ſeine früheren Sünden vorwarf, ſo antwortete er ihm mit Freuden.

Obgleich nun die Alten ſich einer ſo großen Demuth des Herzens befliſſen, ſo ließen ſie es doch an der Ehre des Höchſten niemals fehlen, ſondern prieſen ſeine Gnade, die er ihnen erzeigt hatte. Nur ſich ſelbſt ſchrieben ſie nichts zu, wenn ſie ſich auch untereinander im rechten Sinne Heilige, Gerechte, Fromme, Gottſelige u. ſ. w. nannten, was ſchon von den Apoſteln häufig geſchah, wie ihre Briefe lehren. — Man wußte nämlich damals noch nichts davon, daß man nur gewiſſe Menſchen für **Heilige** ausgab, oder auch die Verſtorbenen alſo nannte. Viel weniger kam es bei den erſten Chriſten auf bloße Titel an, ſondern dieſe waren theils ein Zeugniß der Gnade Gottes an ihnen, theils eine Aufmunterung ihrem Beruf gemäß zu wandeln. Denn ſie verſtanden unter einem Heiligen einen ſolchen Menſchen, der *des Glaubens theilhaftig worden war, und dabei ein unbeflecktes und untadelhaftes Leben führte*, oder kürzer: *wer im Glauben und Leben heilig war*, wie Chryſoſtomus ſagt. Ebendieſer war auch zu ſeiner Zeit, als das Chriſtenthum ſchon in Verfall zu gerathen anfieng, mit der neuen Gewohnheit unzufrieden, daß man die wahren Chriſten nicht mehr *Heilige* nennen wollte, ſondern ihnen Namen von zeitlichen Dingen gab. Hieronymus gibt die Urſache davon an, wenn er ſagt: „Der macht ſich einer großen Sünde ſchuldig, welcher etwas für unheilig erklärt, was doch heilig iſt, oder ein unheiliges Glied für heilig ausgibt, weil er alſo an dem Leibe Chriſti ſündiget und irret.“ Eſai. 5, 20. — Demnach erkannten ſie denjenigen für heilig, welcher nach dem innern Menſchen gereinigt und geheiligt war, und erinnerten ſich auch untereinander alſo: „Wenn der Apoſtel die Chriſten *Geheiligte* nennt, ſo kann auch jeder Gläubige ſagen: ich bin heilig. Dieß iſt nicht die Hoffart eines Stolzen, ſondern ein Bekenntniß deſſen, der nicht undankbar ſeyn will. Denn, wenn du ſprächeſt, du ſeyeſt heilig für dich ſelbſt, ſo wäreſt du ſtolz; aber wenn du an Chriſtum wahrhaftig glaubſt und ſein Glied biſt, und dich doch nicht heilig nennſt, ſo biſt du undankbar. Damit du nun weder hoffärtig noch undankbar ſeyn mögeſt, ſo ſprich zu deinem Gott: ich bin heilig, weil Du mich geheiligt haſt, weil ich es empfangen habe, nicht weil ich es ſchon gehabt habe, weil Du mir es gegeben haſt, nicht weil ich es verdient habe.“

Darum ſingt auch der Dichter:

Wie wird die Heiligkeit, die Alles heilig machet,
Was ihr Gemächte iſt, von uns noch heilig ſeyn? —
Ja, wenn das Herz vor ihm in reinem Glauben wachet,
Dann kann der heil'ge Schmuck in Tempel gehen ein.
Wenn der uns heiligt erſt, der Seel' und Geiſt erhebet,
Darauf der ganze Menſch im reinen Weſen lebet.

In dieſem Sinne war es alſo in öffentlicher Gemeinde gebräuchlich, die Chriſten *Heilige* zu nennen, wie aus der bekannten Formel zu ſehen iſt, die ſie beim Nachtmahl hatten: *den Heiligen iſt alles heilig*, wobei ſie mit lauter Stimme *Heilige* genannt wurden. — Ebenſo machten ſie es in ihrem Briefwechſel, worin ſie einander *heilige Brüder, heilige Schweſtern, gottſelige und heilige Brüder* nannten, ja ſpäter gar an einander ſchrieben: *deine Heiligkeit, deine Gottſeligkeit, deine Andacht* ꝛc. Auf gleiche

Weiſe nannten ſie ſich und Andere auch Reine, d. i. ſolche, welche Alles im Glauben an den Vater und Sohn thaten und von dem Worte Gottes Tag und Nacht redeten, damit ſie mit guten Werken geziert ſeyn möchten. Sie forderten dazu ein unbeflecktes Gewiſſen und ein reines Herz, ohne welches Niemand das Brod des Lebens eſſen konnte. — Den Nutzen eines ſolchen Lebens aber hielten ſie für beſtändig und ewig; daher ſie auch allen Fleiß darauf verwendeten. Denn obgleich das Fleiſch durch die Sünde verderbt war, ſo wußten ſie doch, daß der Herr daſſelbe wieder heiligte, ſeine Reinigkeit liebte und ſeine Züchtigung beförderte und billigte. Darum war dieß ihr Troſt, daß der Heiland ſie ſelbſt rein und deßwegen ſelig ſprechen wolle. Joh. 13, 10. 15, 3. Matth. 5, 8.

Inzwiſchen hielten die wahren Chriſten dennoch feſt an der Demuth, und wollten ſich nicht rühmen, als hätten ſie das nicht empfangen, was ſie doch von Gott allein hatten. 1 Kor. 15, 10. Die Gnade war bei Vielen überſchwänglich groß, und die Gaben zeigten ſich mächtig an ihnen; aber deſto mehr hatten ſie die Erinnerung nöthig, daß ſie ſich der hohen Gnade nicht überheben ſollen. Darum ſchreibt Klemens von Rom: „Mag Jemand auch glaubig ſeyn oder mächtig in der Erkenntniß, weiſe in der Prüfung der Reden, rein und keuſch in den Werken; je größer er zu ſeyn ſcheint, deſto niedriger ſoll er werden, und nicht das Seine ſuchen, ſondern was Allen nützt.“ Irenäus ſetzt hinzu: „Wenn wir erhöht werden und uns auf die Werke der Gerechtigkeit verlaſſen, oder mit einem hohen Amt begabt ſind, ſo ſollen wir uns nicht erheben, noch Gott verſuchen, ſondern niedrig geſinnt bleiben, und uns nicht durch die Ehre der Welt und durch die Thorheiten der Gegenwart fangen laſſen.“ — Damit ſtimmen noch viele Andere überein, von denen wir nur Einiges anführen wollen. „Es müſſen zwar alle Chriſten die Demuth bewahren, weil Keiner die Lehre des Evangeliums recht erkennt, der nicht den Herrn Jeſum als einen Lehrer der Demuth darin findet, Matth. 11, 29.; aber diejenigen haben dieſelbe beſonders nöthig, welche mehr Gutes vor Andern haben, damit es heißt: „Je höher du biſt, deſto mehr demüthige dich, ſo wird dir der Herr hold ſeyn.“ Sirach 3, 20. — „Siehſt du Einen ſich erheben und ſtolz ſeyn, weil er eine Gnade von Gott erlangt hat (wenn er auch Wunder thäte und Todte aufweckte), wenn er nicht ganz niedrig iſt und ſich für nichts hält, noch für arm am Geiſte, ſo wird er unvermuthet von der Sünde fortgeriſſen. Ja, wenn er auch Zeichen und Wunder thun könnte, ſo ſoll man ihm nicht glauben. Denn das iſt das Zeichen des wahren Chriſtenthums, daß derjenige, welcher Gott gefällt, es den Menſchen zu verbergen ſucht. — Wie die Chriſten allem Aeußeren abgeſagt haben, alſo ſollen ſie, wenn ſie auch Weisheit beſitzen oder Beredtſamkeit, doch Alles ferne von ſich thun und für nichts halten, damit ſie auf die thöricht ſcheinende Predigt hin erbaut werden, welches allein die wahre Weisheit iſt. — Die außerordentlichen Gaben ſind nur Erinnerungen; wer aber darauf achtet, der iſt klein, ob er gleich im Lichte iſt. Denn Viele unter den Brüdern ſind zu dieſem Grade gelangt und haben die Gabe gehabt, geſund zu machen, zu weiſſagen und Offenbarungen zu erlangen. Weil ſie aber nicht zur vollkommenen Liebe gekommen ſind, darin das Band der Vollkommenheit beſteht, ſo ſind ſie in Streit gerathen und verloren worden. — Wir ſollen vielmehr Gott danken, wenn er etwas durch uns thun will, damit wir würdig ſeyn mögen, von ihm berufen zu werden. Und dieſes ſoll bei allen Tugenden geſchehen, damit Niemand ſich für den Urheber ſeines Guten halte und in ſeinem Herzen ſage: „das hat meine Kraft und Geduld zu Stande gebracht,“ ſondern damit er den Herrn, ſeinen Gott, bei ſich habe, weil Er die Kräfte gibt, daß man die Tugend vollbringen kann ꝛc.“

Aehnliche Ermahnungen waren nicht ohne Nutzen, vielmehr finden wir bei den Märtyrern herrliche Früchte davon. Von Einigen derſelben leſen wir: ſie ſeyen ſolche Nachfolger Chriſti geweſen, daß ſie, ob ſie gleich in ſo großer Herrlichkeit ſtanden, und nicht bloß einmal, ſondern oft Marter ausgeſtanden hatten, ſich doch keine Märtyrer nannten, und es auch Andern nicht geſtatteten, ſie alſo zu heißen, ſondern dieſe, wenn ſie es thaten, ſehr darüber tadelten. Denn ſie ſagten: „Chriſtus ſey der einzige Zeuge oder Märtyrer.“ — Ignaz ſelbſt bekannte von ſich: „Ob ich wohl gebunden bin, ſo bin ich doch nichts gegen Einen unter euch, die ihr nicht gefangen ſeyd.“ Tertullian erklärt im Namen Aller: „Bei uns iſt alle Begierde nach Ehre und Würde erkaltet und erloſchen.“ Ebenſo bezeugt Gregor von Nazianz: „Den Chriſten iſt es angenehmer, der Gottſeligkeit wegen zu leiden, wenn es auch Niemand erfährt, als den Andern, wenn ſie in der Bosheit wachſen, und doch dabei in Ehren leben. Denn wir fragen nichts darnach, ob wir den Menſchen gefallen, ſondern verlangen nur Ehre bei Gott.“ — Damit wollte er beſonders die

Feinde der Wahrheit widerlegen, welche ausſagten: „Die Chriſten geben ſich nicht aus Liebe zur Wahrheit in Gefahr, ſondern aus Begierde nach Ehre. Jene waren es nämlich an ihren Weltweiſen gewohnt, daß ſie aus Ehrgeiz Alles erduldeten, daher ſie ausdrücklich behaupteten: „Eine unermeßliche Anzahl von Chriſten habe unter dem Schein eines rühmlichen Todes einen anſtändigen Ausgang aus dem Leben gefunden, ſie alle aber ſeyen befleckte Menſchen geweſen.“ Darauf erwiderten nun die Chriſten: „Daß denen die Ehrliebe ganz verboten ſey, deren Prüfung in der Erniedrigung beſtehe. Ihre Ehre ſey bloß geiſtlich, himmliſch und ewig. Auch verlangen ſie als Knechte des Herrn keine andere Ehre, als die, welche ſie von ihm haben. Wenn ſie den Herrn verherrlichen, ſo werden ſie auch mit ihm herrlich gemacht. Ihr Ruhm ſey das Leiden um Chriſti willen, und je mehr ſie Schmähliches und Schändliches leiden müſſen, für deſto herrlicher halten ſie ſich.“

Indeſſen erkannten die wahren Jünger Jeſu wohl, daß den armen Menſchen das Beiſpiel der wahren Demuth gemangelt hätte, welches nun durch den Herrn Jeſum ſehr helle leuchte, dem aber auch alle Hoffart in dem Herzen der Stolzen weichen müſſe. In der Gemeinde ſelbſt waren ſie unwillig gegen diejenigen, welche ſich durch ihr hoffärtiges Herz verführen ließen, und ſich wegen ausgeſtandener Marter etwas einbilden wollten. Man zeigte dieſen, „daß es ſie nichts helfen würde, wenn ſie auch ihren Leib brennen ließen, wenn ſie die Liebe Gottes nicht haben. Ja, es gebe keinen andern Weg, die Wahrheit zu erlangen, als denjenigen, welcher von Dem gebahnt ſey, der die ſchwachen Tritte der Menſchen wohl gekannt habe. Dieſer Weg aber ſey die Demuth; denn wenn dieſe nicht in Allem, was man Gutes thue, vorhergehe und folge, ſo könne die Hoffart Alles wieder aus den Händen nehmen, wenn man ſich über das Gute zu ſehr freue. Die übrigen Laſter müſſe man bei der Sünde befürchten, die Hoffart aber auch bei guten Thaten, ſo daß das Gute durch die Begierde nach Lob leicht verloren gehe. Eine Seele alſo, welche Gott und die Wahrheit liebe, vertraue nicht auf ſich ſelbſt, wenn ſie auch viel Gutes empfangen habe, ſondern forſche deſto eifriger und ohne Aufhören. Und je mehr ſie das Wachsthum des Geiſtes in ſich ſpüre, deſto mehr hungere und dürſte ſie nach dem Genuß der Gnade. Je reicher ſie am Geiſte werde, für deſto ärmer halte ſie ſich, und ſey ohne Unterlaß begierig nach ihrem himmliſchen Bräutigam.“ **Daher heiße es in dem Verſe:**

Auch dieß, Herr, iſt die Gabe deiner Gnaden,
Wenn man erkennt, daß Alles Deine ſey;
Da kann uns nicht die Eigenliebe ſchaden,
Wo Du den Sinn ſo niedrig machſt und treu,
Daß er Dir kann in Demuth Alles laſſen,
Und nichts verlangt in Eigenheit zu faſſen.

Beſonders wurde von den Chriſten verlangt, daß ſie ſich nicht verſuchen laſſen ſollen, wenn ſie auch von Andern um ihres Guten willen gerühmt wurden. Eine ernſte Beſtrafung oder brüderliche Erinnerung ſollte ihnen lieber ſeyn, als die Worte derer, von welchen ſie entweder aus reinem Herzen, oder gar aus Heuchelei gelobt wurden. S. 3. B. 7. K. Man hielt denjenigen für klüger, der allen Ruhm mied, als denjenigen, welcher ſich unter die Knechtſchaft dieſer Eitelkeit begab. Was hätte ſie überhaupt ein äußerliches Lob genützt, wenn ſich ihr Gewiſſen etwas anders, oder wohl gar des Gegentheils bewußt war? — Darum gaben die Alten einander den ſchönen Rath: „So oft Jemand gelobt werde, ſolle er in ſein Herz gehen, und wenn er das Gute nicht darin finde, das man ihm beilege, ſo müſſe er darüber betrübt und demüthig werden. — Wir ſollen uns ſchämen, wenn wir uns wegen dem Lobe Anderer erheben wollen, weil uns ja etwas beigelegt werde, was wir nicht haben. — Wer ſein Thun auf den Ruhm bei andern Menſchen ſetze, der müſſe zu Schanden werden, wenn dieſer aufhöre. — Nur diejenigen dürfe man für wahre Freunde halten, die nicht Alles loben, was man ſage oder thue, allen ihren Schmeicheleien aber müſſe man ſich männlich widerſetzen. Denn es ſey die gleiche Sünde, über das Böſe der Feinde zu zürnen, und durch die Heuchelei der Freunde ſich betrügen zu laſſen. Wer Ehre bei den Menſchen ſuche und liebe, von ihnen hochgeſchätzt ſeyn und vergnügt leben wolle, der weiche von dem wahren Weg ab. — Ein Chriſt müſſe mit dem gekreuzigten Jeſu gekreuzigt werden, mit dem leidenden leiden, damit er auch mit dem verherrlichten verherrlicht werde. — Wer über ſein Verdienſt von den Leuten geehrt und gelobt werde, der leide viel Schaden; wer aber von Allen verachtet und niedergebeugt werde, der werde erſt recht erhöht werden ꝛc.“

Diejenigen alſo, welche die wahre Klugheit der Gerechten auch hierin gebrauchten, hielten es für nöthig, Andere nicht ins Angeſicht zu loben, ſondern viel lieber zu ſchweigen, als ihnen gefährliche Verſuchungen zuzuziehen, oder ſie gar in Hochmuth und Selbſtliebe zu ſtürzen. Denn ſie wußten wohl, daß nicht alle Chriſten ſo ſtark waren, ſich über das Lob Anderer hinwegzuſetzen, ohne Gefallen daran zu finden. Auch ſahen ſie ein, daß es viel ſchwerer ſey, ſein Lob ohne Anregung anzuhören, als Schmach und Spott zu ertragen. Sie wußten endlich, daß es noch thörichter wäre, wenn man Einen ohne allen Grund rühmen und auf eine unvorſichtige Weiſe loben wollte. Daher tadelte jener Chriſt einen Heiden ſehr darüber, daß er die Tugenden eines Andern dem blinden Glück zuſchreib, und ihn doch deßwegen ſo ſehr erhob.

Damit ſtimmen auch folgende Verſe überein:

Läß'ſt du dich den Ruhm aufblähen,
Den ein Heuchelmund dir gibt;
O ſo können Alle ſehen,
Daß dein Herz ſich ſelbſt noch liebt.

Lobſt du Andere, die du nicht
Kennſt, ſo iſt dir's auch kein Ruhm.
Drum behalt' zum Eigenthum
Demuth, wenn dich Stolz anficht.

Ein ähnliches Bekenntniß legte Ignaz von ſich ſelbſt ab: „Ich bin ſehr klug in Gott; aber ich mäßige mich ſelbſt, damit ich nicht durch den Ruhm umkomme. Ich muß nun in Sorgen leben und mich hüten vor denen, die mich aufblaſen; denn die zu mir reden, ſtäupen mich.“ Daraus ſehen wir, wie viel dieſer geprüfte Mann noch geſtritten und gelitten habe wegen des Lobs, das ſeine Freunde ihm unvorſichtiger Weiſe beilegten. Er ſagt daher an einer andern Stelle: „Was nützt es mich, wenn mich Jemand lobt, und läſtert meinen Herrn?“ Und abermals freut er ſich über die Chriſten, daß ſie ſich nicht aufblaſen laſſen, denn ſie haben Jeſum Chriſtum in ſich; ja, er wiſſe, daß ſie ſchaamroth werden, wenn er ſie loben würde.

Noch viel weniger fand bei dieſen demüthigen Menſchen das ſchändliche Eigenlob ſtatt, welches ſelbſt bei der Vernunft verhaßt und verachtet zu ſeyn pflegt. Dieſen Selbſtruhm ſcheuten ſie aber nicht bloß in Worten, ſondern auch in ihren Werken; ja, ſie unterdrückten ihn ſogar in ihren Gedanken. Wollte oder mußte nun Einer ein Zeugniß haben von ſeinem guten Wandel, ſo ſollte er es lieber von einem Andern, als von ſich ſelbſt nehmen. „Ein Weiſer, ſagten ſie, ſolle ſeine Weisheit nicht mit Worten, ſondern mit der That beweiſen, und ein

Demüthiger dürfe ſich ſelbſt kein Zeugniß geben, ſondern ſolle einen Andern von ſich zeugen laſſen.“ — Ja, was noch mehr war, alle die, welche in ihrer großen Heiligkeit ſo demüthig blieben, machten die Erfahrung, daß der Herr ſelbſt ihre Gaben bekannt machte und auf allerlei Weiſe ausbreitete zum Beiſpiel für Andere, — ob ſie gleich Alles gerne verborgen gehalten hätten.

Sie rühmten ſich allein ihres Gottes, wie wir im folgenden Kapitel ſehen werden; denn darin konnten ſie ſicher ſeyn, und durften nicht beſorgen, daß dieſes Lob nicht gut oder gegründet ſey. Jeden andern Ruhm aber hielten ſie für gefährlich. Darum ſagt Auguſtin: „Gefürchtet und geliebt ſeyn wollen von den Menſchen, damit daraus Freude entſtehe, die doch keine Freude iſt, das iſt ein elendes Leben und ein unanſtändiges Prahlen. Daher kommt es vor Allem, o Gott, daß man dich nicht liebt und nicht in Lauterkeit fürchtet. Darum widerſtehſt du den Hoffärtigen, den Demüthigen aber gibſt du Gnade; darum donnerſt du über dem Prahlen der Welt und machſt zittern die Gründe der Berge. Wohl müſſen wir wegen mancher Aemter und Pflichten in der Menſchengeſellſchaft von den Menſchen gefürchtet und geliebt werden, da erhebt ſich der Feind unſerer Seligkeit und ruft in die Schlingen, die er uns legt: wohlauf, wohlauf, und wenn wir uns begierig herzumachen, ſo werden wir in unſerer Unvorſichtigkeit gefangen, und ſetzen unſere Freude nicht mehr in deine Wahrheit, ſetzen ſie nur in die Trüglichkeit der Menſchen, und wollen geliebt und gefürchtet werden, nicht Deinetwegen, ſondern an Deiner ſtatt. — Sey Du, Herr, unſer Ruhm; Deinetwegen wollen wir geliebt werden, Dein Wort nur werde in uns gefürchtet. Wer von den Menſchen gelobt werden will, wenn Du ihn tadelſt, der wird nicht von den Menſchen vertheidigt werden, wenn Du ihn richteſt und nicht befreit werden, wenn Du ihn verdammſt. Wird aber der Menſch wegen einer Gnadengabe gelobt, die er von Dir empfieng, und freut ſich mehr nur des Lobes, als der löblichen Gabe, ſo wird er von Dir getadelt, während er gelobt wird, und der Lobende iſt beſſer als der Gelobte; denn Jenem gefiel eine Gottesgabe an ſeinem Mitmenſchen, dieſem aber gefiel die Menſchengabe mehr als die Gottesgabe.“ — Ferner bekennt er: „Täglich, o Herr, und ohne Aufhören werden wir von dieſen Verſuchungen angefochten, und eine täglich aufglühende Feuereſſe iſt unſere Zunge. Nicht leicht faſſe ich, wie weit ich von dieſer Peſt frei ſey, und ich befürchte ſehr meine verborgenen Fehler, welche von deinen Augen erkannt werden, nicht von den meinen. In allen andern Verſuchungen kann ich mich erforſchen, in dieſer faſt nicht. — Ich wollte nicht, daß mir die Freude an einem Gut erſt durch Menſchengunſt erhöht würde, und doch erhöht mir das Lob die Freude und der Tadel mindert ſie, und wenn ich davon beunruhigt werde, ſo ſuche ich mich, ich weiß nicht warum, zu entſchuldigen. — Du wollteſt nicht nur, daß wir Dich, Du wollteſt auch, daß wir den Nächſten lieben. Oft glaube ich mich über die Fortſchritte meines Nächſten zu freuen, wenn ich mich über ſein verſtändiges Lob freue, und über ihn zu trauern, wenn ich ihn tadeln höre, was er an mir nicht verſteht, oder was gar an mir gut iſt. Oft aber traure ich auch über mir gewordenes Lob, wenn das an mir gelobt wird, weßwegen ich mir ſelbſt mißfalle, oder wenn etwas höher geſchätzt wird, als es zu ſchätzen iſt. Geſchieht das nun deßwegen, weil ich nicht will, daß, wer mich lobt, anders über mich denke, als ich ſelbſt? Geſchieht es nicht deßwegen, weil mir ſein Nutzen am Herzen liegt, ſondern nur weil das mir wohlgefällige Gute noch wohlgefälliger wird, wenn es auch einem Andern gefällt? Ich bin darüber nicht gewiß. Aber in dir ſehe ich, o heilige Wahrheit, daß mich das Lob nicht meinetwegen, ſondern wegen des Nutzens, den es dem Nächſten bringt, bewegen darf. Aber, ob es ſo ſey, weiß ich nicht. — Noch genauer will ich mich fragen: — wenn mich des Nächſten Nutzen bei dem Lob bewegt, das ich empfange, warum bewegt es mich weniger, wenn ein Anderer, als ich, ungerecht getadelt wird? Warum werde ich von demſelben Schimpfe mehr gequält, wenn er mich, als wenn er in meiner Gegenwart meinen Nächſten ungerechter Weiſe trifft? Weiß ich auch das nicht? Iſt auch das noch übrig, daß ich mich ſelbſt verführe und mit Herz und Mund das Wahre nicht thue in deiner Gegenwart? Entferne von mir dieſe ſchändliche Thorheit, o Herr, damit ſich mein Herz nie freue über die Lügen meines Mundes.

Die Worte und Werke werden alſo durch die Lobſucht höchſt gefährlich, mit welcher wir den erbettelten Beifall nur zur Erhöhung unſerer Selbſtſucht verwenden. Ja, die Lobſucht verſucht uns ſelbſt da, wo wir ſie in uns verwerfen. Denn, eben indem wir ſie verwerfen, kommen wir uns lobenswürdig vor. Der Menſch rühmt ſich oft ſelbſt durch ſeine Verachtung des eitlen, äußerlichen Ruhmes noch mehr, und hat ſich doch über die Verachtung des Ruhms nicht zu rühmen; denn er verachtet ihn ja nicht, wenn er ihn nicht mehr durch Andere, wohl aber durch ſich ſelbſt ſucht, und wenn er es verſchmäht, von Andern geruhmt zu werden, nur um ſich ſelbſt zu ruhmen." — Noch ein Anderer bezeugt: „Dieſe Begierde nach Ehre iſt ſo fein, daß ſie kaum begriffen werden kann. Sie kann bei Allem, was der Menſch thut, ſich zeigen, in Geberden, in der Kleidung, im Gange, beim Reden und Schweigen; ja, der Feind iſt darin ſo liſtig, daß er den durch Verſchmähung der Schande zu fällen ſucht, welchen er durch Ehrgeiz nicht ſtolz machen kann."

Das beſte Mittel dagegen war eine gründliche Erniedrigung vor Gott, welche der Geiſt Gottes durch ſeine Kraft in ſeinen Werkzeugen ſchaffen konnte. Einige gebrauchten dabei einen ſolchen Ernſt, daß ſie, wenn ſie je etwas Lobenswürdiges von ſich erzählen laſſen mußten, nach dem Rath anderer erfahrner Chriſten zugleich auch ihre Fehler offenbarten, damit ihr alter Adam dadurch beſchämt und unter das Joch gebeugt werde. Insgemein aber waren Alle demüthig geſinnt und in keiner Sache der eiteln Ruhmſucht ergeben. Sie wollten eher Andern gehorchen, als Andere ſich unterwerfen. Ihr ganzes Dichten und Trachten war darauf gerichtet, daß ſie ſich Gottes rühmen möchten und nicht ſich ſelbſt, weil Gott denen feind iſt, die ſich ſelbſt rühmen. Sie ließen ſich lieber von Andern ein Zeugniß geben, wie ihre Väter thaten, als daß ſie ſich ſelbſt lobten, und erfüllten ſo die Worte des Apoſtels. 1 Kor. 1, 31. — Mit dieſen Geſinnungen ſonderten ſich die Kinder Gottes auch von den Fleiſchlichgeſinnten gerne ab, und rühmten ſich niemals des Fleiſches. Dieß wäre ihnen auch übel angeſtanden, nachdem ſie ſich einmal zur Demuth bekannt hatten, zumal da alle Ehre an ſich eitel iſt und aufbläht, um ſo mehr alſo die, welche vom Fleiſch herkommt. Daher ſagt Tertullian im Namen Aller: „Wenn wir uns ja rühmen müſſen, ſo iſt es beſſer, daß wir uns, die wir geiſtlichen Dingen nachfolgen, eher der Herrlichkeit des Geiſtes, als der Herrlichkeit des Fleiſches rühmen. Laſſet uns an denjenigen Dingen Luſt haben, mit welchen wir uns beſchäftigen, und darin unſere Ehre ſuchen, wodurch wir ſelig zu werden hoffen. Ein Chriſt kann ſich zwar auch des Fleiſches rühmen, aber nur dann, wenn das Fleiſch um Chriſti willen getödtet wird, damit der Geiſt in ihm gekrönt werden möge." — Dieſes bewies namentlich Ignaz, der ſich mit Paulus nicht bloß Chriſti rühmte, Gal. 6, 14., ſondern auch ſagte. „Es ſündiget Niemand, der ſich des Glaubens rühmt, und die ſich Chriſten zu ſeyn rühmen, werden an den Werken erkannt." Auch Auguſtin bezeugt: „Wer dem Herrn ſein Verdienſt vorhält, kann ihm damit nichts vorhalten als nur ſeine Gaben. O würden die Menſchen erkennen, daß ſie Menſchen ſind, ſo würde Jeder, der ſich rühmen wollte, nur des Herrn rühmen! — Dir, Herr bin ich offenbar, wie ich auch ſeyn mag, und was wäre Dir von mir unbekannt, auch wenn ich es nicht bekennen wollte, — Dir, vor dem der verborgene Grund unſeres Bewußtſeyns offen liegt. Wenn ich fromm bin und bekenne Dir dieß, ſo iſt mein Bekenntniß nur, daß ich mein Frommſeyn nicht mir zurechne; denn du, Herr, ſegneſt den Gerechten, aber vorher machſt du ihn dazu aus einem Ungerechten."

Dieß war alſo der Zweck des ganzen Chriſtenthums, daß die Menſchen Gott Alles wieder aufopfern lernten, was ſie ſich ſelbſt und Andern zuvor zugeſchrieben hatten. Daher war auch der Herr den Demüthigen hold, 1 Petr. 5, 5., und gab ihnen Gnade, wodurch ſie bewahrt wurden vor allen Fällen. — „Denn, ſagten ſie, ein Demüthiger kann nicht fallen. Wie ſollte derjenige fallen können, der unter allen Dingen iſt? Die Geringſchätzung ſeiner ſelbſt iſt die rechte Niedrigkeit; die Niedrigkeit aber iſt eine große Erhöhung, Würde und Herrlichkeit. Wenn nun der Menſch ſeinem Gott Alles zuſchreibt und von Herzensgrund ſagt: ich hätte dieſes und jenes nicht thun können, wenn Gott mich nicht geſtärkt hätte, ſo ſieht der Herr das gute Herz an, daß es dasjenige, was es thut, Ihm zueignet, und daher theilt er demſelben wieder mit, was geiſtlich, göttlich und himmliſch iſt."

Die Demüthigen ſammelten Kräfte bis zu der Zeit, da ſie dieſelben zeigen ſollten. So ſah man es an den Märtyrern. Viele, die zuvor ganz elend und verächtlich geſchienen hatten, wurden nachher zur Zeit des Kampfs gekrönt, und diejenigen, welche von Vielen hochgeachtet wurden, änderten ſich und fielen ab. — Der fromme Einſiedler Antonius erzählt: er habe einſt alle Stricke des böſen Feindes auf der Erde ausgebreitet geſehen und habe gefragt, wer an denſelben vorübergehen könne? Darauf ſey ihm zur Antwort geworden: **die Demuth.** — Dieſe läßt zwar den Menſchen heilig und im völligen Glauben einhergehen, daß er in ſeinem Gewiſſen überzeugt und ruhig ſeyn kann; ſie macht aber auch, daß er ſich nach der Beſtändigkeit ſehnt, und nicht verwegen und hoffärtig wird; denn nur, wenn er immer in der Demuth und Furcht des Herrn bleibt, wird er ſich vor Allem wohl hüten und dabei ſelig werden.

Endlich ſprachen die Alten auch ſonſt noch von andern Vortheilen dieſer edeln Kraft Gottes in der Seele, — z. B. daß der Chriſt dadurch in ſteter Ruhe bleibe. Gleichwie ein hoher Baum, der auf einem hohen Berge ſteht, auch durch das geringſte Lüftchen bewegt wird, während ein niedriges Sträuchlein in einem tiefen Thale meiſtens ruhig bleibt, alſo wird derjenige, welcher ſich in ſeinem Herzen für gering und niedrig hält, Ruhe haben, er mag ſeyn, wo er will. O, ſagten ſie zu einander, es iſt beſſer in dem Schafſtall Chriſti klein erfunden zu werden und in gutem Andenken zu ſtehen, als ſich höher zu dünken als Andere, und aus den Schranken hinausgeſtoßen zu werden! — Die liebe Demuth verlangt immer nichts oder wenig, und erlangt doch Alles ganz, was ſie ſtehen läſſet. Dadurch erſt widerfährt dem Demüthigen von Gott und Menſchen die größte Ehre, doch nicht allein Ehre, ſondern auch eine herrliche Vergeltung. — Wer wenig von ſich hält, der thut ebenſoviel, als wer die größten Thaten verrichtet. Iſt jenes aber nicht dabei, ſo können ſie auch nicht groß ſeyn. Denn Gott iſt nichts angenehmer, als wenn man ſich zu den geringſten Dingen rechnet. — Wer in ſeinem Innern niedergeſchlagen iſt, wird zu keiner Ruhmredigkeit erhoben, kein Neid plagt ihn, kein Zorn und kein Grimm; kurz, er iſt keinen andern Laſtern unterworfen. Dadurch wird die Seele nach und nach gereinigt und zu Gott gebracht, von welchem ſie durch Hoffart abgeriſſen war; dieß iſt die erſte Stufe zu Gott, weil ſie im Glauben Alles von Gott nimmt und ihm wieder überläßt. Mit Recht ſagt daher Gregor von Nazianz:

Sey nicht ſtolz, das fället dich;
Niedrig ſeyn und mäßiglich
Von ſich halten, hebt dich auf,
Und vollend't in Gott den Lauf.
So wirſt du mit Gott vereint,
Wenn ſein niedrigs Weſen ſcheint
In dem Grund. — Drum bleib gering:
Demuth iſt ein Wunderding! —

XVII.

Von ihrem Lob und Dank gegen Gott und ihrer Freude in Gott.

Aus einer ſolchen herzlichen Demuth folgte von ſelbſt, daß die wahren Chriſten ſich kein, Gott aber alles Lob zuſchrieben. Beides finden wir bei den Alten, wenn wir anfangs nur einige Zeugniſſe vor uns nehmen, wornach ſie Gott für alle leibliche und geiſtliche Wohlthaten in Chriſto Jeſu hochgeprieſen haben. — Ihr eigenes, freies Bekenntniß z. B., das ſie vor den Heiden ablegten, ſagt nichts anders. „Wir verehren, ſprachen ſie, den Schöpfer dieſer Welt, und loben ihn, ſo viel wir können, in allen unſern Gebeten und Dankſagungen, die wir darbringen. Wir loben und preiſen den Meiſter aller Dinge durch ſeinen Sohn Jeſum Chriſtum und den heiligen Geiſt." — Sie riefen ferner aus Begierde nach dem Lobe Gottes vor den Unglaubigen aus: „O du höchſter und größter Urheber aller unſichtbaren Dinge! Du, der du ſelbſt nicht geſehen wirſt und von keiner Natur jemals begriffen worden biſt! Wahrlich Du biſt würdig, würdig biſt Du (wenn anders mit ſterblichem Munde geſagt werden kann, daß Du würdig ſeyeſt), daß die ganze lebendige und vernünftige Natur ohne Unterlaß Dir dankſage! Du biſt würdig, daß alle Lebendigen vor Dir ſich verſammeln, vor Dir auf die Kniee niederfallen und unaufhörlich zu Dir flehen! Denn Du biſt die allererſte Urſache, der Urſprung aller Dinge, der Grund deſſen, was da iſt, unendlich, ungezeugt, unſterblich, fortwährend, ewig. Du biſt es, von dem man nur ſchweigen muß, wenn man Dich verſtehen will, und nichts reden, damit Dich nur einige Muthmaßung finden könne! ꝛc." — Dieſe Erkenntniß Gottes war unmittelbar mit dem Chriſtenthum verbunden und in der ganzen Welt ausgebreitet, wie Juſtin, der Märtyrer, ausdrücklich ſagt: „Es gibt kein Geſchlecht unter Barbaren, Griechen oder andern Völkern, bei welchem nicht dem Vater und Schöpfer aller Dinge im Namen des Gekreuzigten Gebet und Dankſagung dargebracht würde." Ebenſo erzählt Ambroſius von denen, die in der Einſamkeit lebten: „Alle diejenigen, welche ſich dieſem Lob hingegeben haben, laſſen Tag und

Nacht Lieder erſchallen. Dieß iſt nämlich die Verrichtung der Engel, daß ſie immer im Lobe Gottes ſtehen und ihn mit beſtändigem Gebet verſöhnen.“ — Beſonders aber fand ſich bei den heiligen Märtyrern ein unendliches Verlangen: wie Paulus, Gott an ihrem Leibe zu preiſen, es ſey durch Leben oder Tod. Phil. 1, 20. So leſen wir z. B. von Polykarp, daß er gleichſam wie ein Widder aus der Heerde genommen und zum Brandopfer, das Gott angenehm war, dargeſtellt wurde. Wir wiſſen von ihm, daß er vor ſeinem Tode Gott öffentlich alſo pries: „Ich lobe Dich über Alles, Dich preiſe ich, Dich verherrliche ich durch den ewigen Hohepriester, Jeſum Chriſtum, Deinen geliebten Sohn, durch welchen Dir ſammt Ihm und dem heiligen Geiſt ſey Ehre nun und in alle Ewigkeiten! Amen.“ — Ferner leſen wir von dem theuren Märtyrer Romanus, daß er neben andern Martern auch noch das Schreckliche auszuſtehen gehabt habe, daß man ihm das Geſicht zerriß und den Mund aufſchnitt. Anſtatt zu klagen, dankte er dem Tyrannen noch, der ihm dieß thun ließ, weil er nun mehr als einen Mund habe, um von Chriſto zu reden. Vorher habe Eine Oeffnung den Preis eines ſo großen Namens eingeſchloſſen und ſey zu dem großen Lobe Gottes viel zu klein geweſen; nun aber finde ſeine Stimme viele Ausgänge, gebe viele Töne von ſich und ſpreche Chriſti und des Vaters ewiges Lob aus. Ja, ſo viele Wunden er habe, auf ſo vielfache Weiſe lobe er den Herrn. — Andere Beiſpiele wollen wir für jetzt übergehen, da von ſelbſt folgt, wie groß das Lob Gottes bei dem Tode der Zeugen Jeſu geweſen ſey, nachdem ſie den Herrn in ihrem ganzen Leben geprieſen hatten. — Sie trugen aber auch kein Bedenken, Gott für ſeine Hülfe und Erlöſung zu preiſen, wenn ein Tyrann geſtürzt und durch die Hand des Herrn geſtraft wurde, oder wenn ſonſt ein großes Zeichen der Güte Gottes geſchah. So prieſen die Chriſten den Herrn, bei dem Untergang des Tyrannen Licinius, öffentlich mit Lobgeſängen und Reigen in der Stadt. Denn es galt ihnen gleichviel, ſie mochten Trübſal oder Freude haben, in beiden hörten ſie nicht auf, Gott zu loben. — Alle ihre Lobpreiſungen aber entſtanden aus dem lebendigen Glauben, den ſie untereinander hatten, weßwegen ſie Gott mit Freuden und einfältigem Herzen loben konnten, wie die erſten Jünger. Apoſt. Geſch. 2, 47. Das gemeinſchaftliche Lob Gottes aber entſprang zugleich aus dem Genuß und der Erfahrung der göttlichen Barmherzigkeit. Apoſt. Geſch. 14. 27. 15, 3. 21, 19. 2 Theſſ. 1, 12. Dieſen Grund führte der

Märtyrer Juſtin an, welcher vor den Heiden bezeugte: „Wir thun dem Herrn Gelübde und Gebet um des Glaubens und der feſten Zuverſicht willen, die wir zu ihm haben.“ Ein anderer Zeuge Chriſti ſagt: „Die Erfahrung der göttlichen Wahrheit und Liebe gab dem Menſchen die wahre Erkenntniß Gottes ein und vermehrte die Liebe gegen ihn. Wo aber die Liebe zunimmt, da wird ein größeres Lob aus der Kraft zugerichtet denen, die ihn lieben, gleichwie dem erſten Menſchen Wahrheit und Liebe genommen wurde, als er wider Gott ſeine eigene Ehre aufrichten und undankbar werden wollte.“ — Dieß erklärt ein frommer Mann ſehr ſchön auf folgende Weiſe: „Wenn die Seele von dem Reiche des Todes erlöst iſt, das Pfand des Geiſtes von Gott empfangen hat und glaubig geworden iſt, und nun ihre Feinde hinter ſich ſieht, denen ſie zuvor gedient hatte, ſo hüpft ſie gleichſam über dem Troſt mit einer unausſprechlichen und herrlichen Freude und ruht alſo in dem Herrn. Dann ſingt der Geiſt, den ſie empfangen hat, dem Herrn ein neues Lied auf der Harfe von der Gnade Gottes, und ſendet ihre Lieder zu dem lebendigmachenden Erlöſer. Denn, wie die Luft, welche durch ein Inſtrument geht, einen Ton von ſich gibt, ſo lobt der heilige Geiſt durch die heiligen, von ihm erfüllten Menſchen den Herrn und ſpricht: Lob ſey Dem, der die Seele von dem Dienſte Pharao's erlöst, ſie zu ſeiner Wohnung gemacht, ja, ſchon in dieſem Leben, in das Reich des ewigen Lebens eingeführt hat!“ — Davon ſingt ein chriſtlicher Dichter:

Es müſſe im völligen Glauben der Geiſt
Den ewigen Urſprung erheben und preiſen;
Die Zunge beſinge, was göttlich nur heißt,
Sie jauchze und lob' ihn mit munteren Weiſen!
Die Reden, die Chriſten zu aller Zeit führen,
Die müſſen nur Chriſti Bekenntniſſe zieren.
    Wer dieß hat gethan,
    Dem ſtehet es an,
Noch ferner in Allem ſein Lob zu berühren.

Weiter unten 2. B. 1. 2. werden wir ſehen, wie die erſten Chriſten ihren Gott namentlich durch Beten und Singen geprieſen haben. Denn die Ehre des Allerhöchſten war der Hauptinhalt ihres Gebets, wie wir aus folgendem Zeugniß ſehen: „Es gibt zwei Arten des lieben Gebets; durch die eine wird Gott verherrlicht in Demuth des Herzens, und in der andern werden die Bitten hinzugeſetzt.“ — Dabei gaben ſie nun den Rath, daß man mit dem Lobe Gottes anfangen ſolle, der Alles erſchaffen habe, und wenn man den Herrn geprieſen habe, ſo ſoll man in aller Demuth weiter ſagen: o Herr, ich bin nicht werth, daß ich mit Dir rede! — Dann könne man von ihm bitten, was zu bitten iſt. Vergl. 1 Tim. 2, 1. — Sie läugneten aber auch vor den Heiden nicht, daß der Dank gegen Gott ihre vornehmſte Pflicht ſey, und daß die blinden Menſchen dem gütigen Herrn mit ſo ſchrecklichem Undank begegnen. Sie zeigten ihnen, wie ungerecht es ſey und wie undankbar, daß ſie das, was ſie durch Gottes Güte erlangt haben, demſelben nicht wiedergeben wollen. Darum erzeige Gott ihnen nachher Böſes, weil ſie ihm für das Gute nicht danken wollen; ſie machen ſich alſo ſchuldig vor dem, welchem ſie bisher ſo undankbar geweſen ſeyen. —

Konnten nun jene Männer dieſes den Heiden ſo ernſtlich vorhalten, ſo mußten ſie an ſich um ſo mehr das Gegentheil erweiſen durch eine herzliche Dankſagung in Worten und Werken. Dazu fanden ſie viele Erinnerungen in der heiligen Schrift, wie auch untereinander ſelbſt. Da hieß es: „Weil wir Alles von Gott haben, ſo ſollen wir demſelben auch in Allem Dank ſagen, welchem die Ehre gebührt in Ewigkeit. — Es gebührt euch, auf allerlei Weiſe herrlich zu preiſen Jeſum Chriſtum, der euch herrlich gemacht hat. — Wer Gott ſeine guten Werke erzählt, der erzählt lauter Geſchenke Gottes; wer ſich rühmt, der rühme ſich des Herrn. — Gott wird in den Frommen gelobt; nicht ſie ſelbſt, nicht weil ſie ſo beſchaffen ſind, ſondern weil Er ſie dazu gemacht hat, nicht, weil ſie etwas können, ſondern weil Er in ihnen und durch ſie etwas kann. — Der Menſch muß allezeit dem Herrn dankbar ſeyn, wenn er auch eine kleine Gabe empfangen hat, damit er ihn noch mehr lieben lerne. Er muß aber auch ſich ſelbſt kennen lernen, daß er ſchwach und ſterblich iſt, und zugleich Gott, der unſterblich und mächtig iſt und dem Sterblichen die Unſterblichkeit ſchenket. — Er muß ferner die übrigen Eigenſchaften Gottes verſtehen lernen, damit er wiſſe, wie groß Gott iſt. Denn Gott iſt des Menſchen Herrlichkeit; der Menſch aber iſt gleichſam eine Werkſtätte der Wirkung, Weisheit und Kraft Gottes.“ — Aehnliche Ermahnungen finden ſich in Menge, wir können aber nicht alle anführen, ſondern wollen nur noch ein Zeugniß von ihrer Dankbarkeit für leibliche Wohlthaten hinzufügen. Klemens von Alexandrien ſagt nämlich: „Ehe wir die Speiſe zu uns nehmen, gebührt es ſich, daß wir den Schöpfer aller Dinge loben. Wir müſſen auch beim Trinken den Herrn rühmen, wenn wir ſeiner Gaben theilhaftig werden, und ehe uns der Schlaf überfällt, erfordert es die Heiligkeit und Gottſeligkeit, daß man ihm danke. Auch des Nachts muß man oft aufſtehen und Gott loben."

Wie ferner die Alten die Vortrefflichkeit der Lehre Chriſti an ſich erfahren hatten, alſo ſchämten ſie ſich des Evangeliums von Chriſto Jeſu nicht, noch ſeines Zeugniſſes, Röm. 1, 16. 2 Tim. 1, 8., ſondern ſuchten darin ihre größte Ehre, daß ſie ſeinen Namen vor Freund und Feind bekannten. Dieß bewieſen ſie hinlänglich bei ihren Martern und den dabei vorkommenden Bekenntniſſen, in ihren Vertheidigungsſchriften und bei allen andern Gelegenheiten. Beſonders hießen diejenigen unter ihnen **Bekenner**, welche den Namen Jeſu vor ihren Feinden freudig bekannten, und deßwegen Gefängniß oder Verbannung erlitten, aller ihrer Güter beraubt, oder ſonſt auf andere Weiſe mißhandelt wurden, ohne daß ſie jedoch darüber das Leben einbüßten. Wir finden dieſen Unterſchied ausdrücklich bei den alten Geſchichtſchreibern. So ſagt z. B. Euſebius: „Sie (die Bekenner) ſeyen allenthalben unaufgefordert mit Freuden vor den Richterſtuhl getreten, haben ſich für Chriſten bekannt und vor keinen Martern gefürchtet, ſondern mit unerſchrockenem Herzen Gott vertraut und mit Luſt, Freude und Jauchzen ihr Urtheil angehört, ſo daß ſie auch bis zum letzten Odem Gott lobgeſungen und gedankt haben." Ein Anderer ſchreibt von ihnen: „Sie ſeyen wie Säulen unbeweglich geſtanden, und durch Chriſti Stärke tapfer gemacht worden, damit ſie als ruhmwürdige **Bekenner** zurückkehren möchten. Obgleich der neidiſche Feind ſie nicht zu Märtyrern habe machen wollen, ſo habe er ſie doch als Bekenner nicht verletzen oder beſchädigen wollen." Daher war ihr Ruhm bei den übrigen Chriſten ſehr groß, beſonders weil ſie auch die Gabe, Wunder zu thun und Teufel auszutreiben, erlangten, wovon weiter unten die Rede ſeyn wird. Hier mögen nur noch einige Ermahnungen ſtehen, aus welchen man ſehen kann, wie ſie einander zu dieſem Bekenntniß aufgemuntert haben. „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, ſagten ſie mit ihrem Heiland, Matth. 10, 28., ihr möchtet ſonſt aus Furcht vor dem Tode nicht freimüthig genug ſagen, was ihr gehöret habt, noch getroſt verkündigen, was man euch allein ins Ohr geredet hat. Denn derjenige iſt nicht bloß ein Verräther der Wahrheit, welcher offenbar Lügen redet, ſondern auch der, welcher nicht freimüthig ſagt, was man ausſprechen, und nicht frei vertheidigt, was man vertheidigen ſoll. Denn mit dem Herzen wird geglaubt zur Gerechtigkeit und mit dem Munde wird bekannt zur Seligkeit. Der Herr hat ausdrücklich geſagt: er werde den verläugnen vor ſeinem Vater, der ihn vor den Menſchen verläugne, weil diejenigen, welche an ſeine Lehre glauben, ihn auch freimüthig bekennen müſſen. Was für Zeugen von ſeinem Namen wir vor den Menſchen geweſen ſind, darnach werden wir ein Zeugniß von ihm vor ſeinem Vater haben.“ Matth. 10, 32. 33.

Sie wußten aber aus Matth. 7, 21. wohl, daß man eine ſo große Belohnung nicht durch das Bekenntniß allein erhalte, wenn nicht die Werke des Glaubens und der Gerechtigkeit damit verknüpft ſeyen. Dazu verbinde der ſchuldige Dank gegen Gott, welcher Niemand mit Worten allein abſpeiſe, ſondern auch in der That ſegne und verſorge, und deßwegen auch wieder Dankbarkeit fordere. Darum ermahnten ſie einander abermals alſo: „Liebe deinen Schöpfer und preiſe den, der dich vom Tod erlöst hat. Lobe Gott mit deinen Gelübden, daß nicht allein die Zunge den Herrn lobe, ſondern auch dein Gewiſſen, Leben und Thun. — Höre nicht auf, fromm zu leben, ſo hörſt du nicht auf, ihn zu loben. Alsdann aber hörſt du auf, ihn zu loben, wenn du von der Gerechtigkeit und ſeinem Wohlgefallen weichſt. Wenn du aber von der Gottſeligkeit nicht weichſt, und deine Zunge auch ſchweigt, ſo ertönt doch das Lob in deinem Innern, und der Herr hört dich in deinem Herzen. — Das heißt den Herrn preiſen in der Gemeinde, wenn man alſo lebt, daß er durch das Leben eines Jeden gelobt wird. Denn wer mit der Zunge gut von ihm redet, mit den Werken aber übel, der lobt ihn nicht. — Derjenige läſtert Gott, in deſſen Leben man nicht findet, was er ſagt. Daher ſollen wir den Herrn preiſen, nicht allein mit unſerer Habe, die wir den Armen geben, ſondern auch mit allen guten Werken von der ganzen Herrlichkeit, die wir von ihm empfangen haben. Man ſoll in allen Dingen Gottes, und nicht ſeine eigene Ehre ſuchen. — Wer alſo nicht ſündiget, der ſagt Gott Dank, daß er von der Barmherzigkeit des Herrn nicht verlaſſen worden iſt, daß er hätte in Sünden fallen können ꝛc.“

Dieſe wirkliche Dankbarkeit nun kam ſie gar nicht ſchwer an, noch war ſie ihnen verdrießlich, vielmehr bekannten ſie: „daß Gott ſo gütig ſey, daß er für ſeine Wohlthaten keinen andern Dank verlange und zufrieden ſey, wenn man ihn dafür liebe. Dem Herrn gefalle im neuen Teſtament kein anderes Opfer mehr, als dasjenige, welches in dem heiligen Geiſt und aus freiem Herzen geſchehe. Ja, je mehr die Chriſten dem Herrn Dank ſagen, deſto mehr genießen ſie Wohlthaten von ihm, er vergelte Wohlthaten mit Wohlthaten, und fordere nur ein redliches Herz, aber keine ſchmeichleriſchen Worte." — Daher ſagte auch der Kaiſer Konſtantin in ſeinem Edikt: „Du großer Herr und Gott über Alles, Dir ſey Dank! Je mehr deine Freundlichkeit ſich den Menſchen durch allerhand Wohlthaten kund thut, deſto mehr wird denen, welche die rechte Weisheit haben und der wahren Gottſeligkeit ſich befleißigen, die Zucht deines göttlichen Wortes angenehm gemacht." Eben dieſe dankbare Liebe aber machte die Märtyrer ſo freudig und begierig, den Herrn zu preiſen. So wird z. B. von der Blandina erzählt, daß Chriſtus durch ihre ſchrecklichen Marter ſehr geehrt worden ſey; ſie habe den Umſtehenden bewieſen, daß nichts ſchrecklich ſey, wo die Liebe des Vaters herrſche, und nichts traurig ſeyn könne, wo Chriſti Ehre und Herrlichkeit wohne.

Davon zeugen auch die herrlichen Verſe:

Kann ich nicht dein Lob erreichen,
Höchſter Herrſcher, will es gleich
Alles Reden überſteigen,
Wär' ich auch davon ſo reich;
Iſt mein Herz doch viel zu klein,
Deinem Preis genug zu ſeyn.

Dennoch bin ich hocherfreuet,
Daß mein Vorſatz redlich iſt,
Und mein Mund ſich auch nicht ſcheuet
Zu bekennen als ein Chriſt,
Daß dein Ruhm mich überwiegt,
Und den ſchlechten Dank beſiegt.

Dann erfüllt mich Glaub' und Liebe,
Wenn ich ſeh', Du ſey'ſt ſo hoch,
Daß ich auch nach deinem Triebe
Dich doch höher finde noch.
Wohl, daß ich Dich lobe frei,
Schlicht, doch ohne Heuchelei!

Weiter unten, wenn von der Einigkeit der Chriſten untereinander die Rede iſt, werden wir ſehen, wie viel ihnen an dem einmüthigen Lob Gottes gelegen geweſen ſey, und wie ſie ſo ſehr darauf gehalten haben, daß ſie Alle mit Einem Munde lobeten Gott, den Vater unſeres Herrn Jeſu Chriſti. Röm. 15, 6. — Sie ſtimmten darin miteinander überein, wie die Saiten auf der Harfe, ſo daß dadurch die Liebe Jeſu Chriſti einmüthig geprieſen wurde, wie Ignaz von den Chriſten zu Magneſia rühmt. „Denn, fährt er fort, Alle und Jede ſollten Ein Chor ſeyn, damit ſie einſtimmten in der Gleichheit des Sinnes und einen lieblichen Geſang hören ließen, und alſo mit Einem Munde und Einem Herzen lobeten den Vater durch Jeſum Chriſtum, auf daß Alle hörten und erkenneten, durch wen ſie etwas Gutes wirkten, indem ſie Glieder ſeines Sohnes waren. Darum war es gut, daß ſie in unſträflicher Einigkeit lebten, damit ſie Gottes theilhaftig würden immerdar.“ — Dieſes war nämlich der größte Vortheil von ihrer Dankbarkeit, daß ſie Gottes und ſeiner Wohlthaten immer fähiger wurden, wie ſie ſelbſt aus eigener Erfahrung ſagten: „Die Dankſagung legt Gott nichts zu, uns aber macht ſie mit ihm noch vertraulicher. Wir werden noch mehr zur Liebe gegen die Menſchen gereizt, wenn wir uns an ihre Wohlthaten erinnern. Denn, wenn wir recht an Gottes Güte denken, werden wir um ſo fleißiger ſeyn, ſeine Gebote zu halten.“ — Aus dem Lobe Gottes ſuchten ſie alſo Stärkung zur Vollbringung guter Werke. „Niemand meine, ſagten ſie, daß er im Lobe Gottes aufhören müſſe. Euer Loben iſt gleichſam eure Speiſe. Je mehr ihr lobet, deſto mehr werdet ihr Kräfte bekommen, und deſto lieblicher wird euch der Herr werden, den ihr lobet.“ — Dieſes hielten ſie für den Weg des Heils, auf welchem ſie ihr wahres Heil, Jeſum Chriſtum, den Hoheprieſter ihrer Opfer, den Beſchützer ihrer Schwachheit fanden. Pſ. 50. — Das war ihre beſtändige Arbeit, daß ſie die allgemeinen und beſonderen Wohlthaten unterſuchten, und ihrem Vater im Himmel dafür dankten. Dieß trieb ſie aber auch an, ein gutes Leben zu führen und der Gefahr des Böſen zu entrinnen. Denn die Erinnerung an ſeine Wohlthaten war ihnen eine tüchtige Lehrerin zu einem tugendhaften Leben, welche ſie nicht in Vergeſſenheit und Trägheit verfallen, noch dem Böſen nachfolgen ließ. Sie nahmen ſich auf dieſe Weiſe wohl in Acht, daß ſie der Güte Gottes nicht unwürdig erfunden werden möchten, ſondern noch mehr erlangten. Auch war der Vater ſo treu gegen ſie, daß, wenn er ſah, daß ſie ſeine Güter mit Dankſagung gebrauchten, er ſie mit größeren Gaben erfüllte. Darum betete Einer von den Alten alſo: „Du nimmſt, o Vater, den Dank deiner Kinder gerne an. So mache mich nun würdig, Dich ſtets zu loben und Dir für deine vielen und großen Wohlthaten, für die angenehmen, wie für die unangenehmen, herzlich zu danken, weil Du Alles mit gutem Bedacht gethan haſt. Du freueſt Dich, uns Gutes zu thun, Du betrübſt uns durch deine Ermahnungen und tröſteſt uns wieder. Lob ſey Deiner Weisheit, Preis ſey deiner Allmacht! ꝛc.“

Wiewohl aber nun ihr treuer Vater ihnen dieſes Alles aus dem Ueberfluß ſeiner Liebe ſchenkte, daß ſie ſich über ſeine Wohlthaten freuen konnten, ſo geſchah es doch nicht vor ihrer wahren Reinigung und Befreiung von ihrem meiſten Verderben. Sie gaben ſich willig darein und waren zufrieden; denn ſie ſuchten bei dem Herrn nicht Vergnügen und Wohlleben, ſondern bloß das, was ihnen ſelig war. In der Freundſchaft Gottes hatte man ja nicht nöthig, eine äußerliche Frucht zu ſuchen, weil er die Liebe ſelbſt iſt, die niemals vergeht, deren unmittelbare Früchte ſind Friede und Freude in dem heiligen Geiſt. — Daher kam es, daß ſie von ihren Lehrern und Brüdern ſo oft zur geiſtlichen Freude ermuntert wurden. Phil. 4, 4. 1 Theſſ. 5, 16. Sie konnten ja nicht anders, als aus der Erkenntniß ſeiner Liebe ſich über ihn ergötzen und ihn preiſen. — Und dieſes geſtanden ſie ſo gerne vor den Heiden und ſuchten die harten Herzen derſelben auch durch dieſes Zeugniß zu erweichen. „Wir ſind vergnügt, ſagten ſie, indem wir feſt glauben, daß von Gott nichts Schädliches oder Verderbliches kommt. Dieß behalten wir, das wiſſen wir, bei dieſer einzigen Wahrheit der Erkenntniß bleiben wir ſtehen, daß nichts von ihm geſchieht, was nicht ſüß und heilſam iſt, aller Freude und Liebe voll, und eine unendliche und unvergängliche Luſt mit ſich bringt, die ſich Jedermann von Herzen wünſchen und alles Andere für tödtlich halten ſollte. Denn wer auch nur ſelten ſündigt, der ſchmeckt doch den Tod; wer aber das geiſtliche Leben vollkommener erlangt hat, der ſchmeckt ihn nicht, ſondern genießt allezeit das Brod des Lebens!“ — — Wie nun das Leben Gottes ſelbſt nichts anders iſt, als ein ewiges Freudenleben, ſo war ihr Chriſtenthum, das ſie wieder mit Gott vereinigte, für ſie gleichſam ein beſtändiges Eſſen und Trinken. Je mehr Einer von der Lieblichkeit deſſelben genoſſen hatte, deſto heftiger wurde ſein Herz gereizt, unerſättlich und ohne Ueberdruß nachzuſuchen und zu eſſen. Von dieſem aber bezeugten ſie, daß es nicht in bloßen Worten beſtehe, ſondern eine Wirkung des heiligen Geiſtes ſey, der auf geheimnißvolle Weiſe der Seele diene. — Daher kann man es jenem aufrichtigen Lehrer nicht verargen, wenn er von ſich ſchreibt: „Er halte alle Thränen für verloren, welche Jemand außer der Buße und dem Gebet vergieße; denn ein bekehrter Chriſt könne nichts anders als fröhlich ſeyn in ſeinem Heiland.“

Wie aber dieſe Pflicht von Gott kam und zu Gott führte, ſo war ihnen Gott in derſelben auch Alles, d. i. ſie hielten Ihn allein für ihre wahre und höchſte Freude. Dieſes zeigte ſich darin, wenn der Menſch ſeinen Schöpfer nicht verließ, um in ſich oder an den Kreaturen Freude zu ſuchen, wodurch er nichts als Traurigkeit gefunden hätte. — Der Schöpfer und nicht das Geſchöpf ſollte ihr Vergnügen ſeyn, welches Niemand von ihnen nehmen konnte, wenn ſie daſſelbe beſaßen. Verglichen ſie damit alle andere Lieblichkeit, ſo war es nur Traurigkeit, alle Süßigkeit war dagegen Schmerz, aller Reichthum bittere Armuth, alle Schönheit Häßlichkeit, — ja, Alles beſchwerlich. Daher bekannte Auguſtin: „Ferne ſey es, o Herr, ferne ſey es von dem Herzen deines Knechts, der Dir bekannt iſt, ferne ſey es, daß ich in jeder Freude, der ich mich freue, mich für glückſelig halte. Denn kein Gottloſer empfängt dieſe Freude; aber diejenigen empfangen ſie, die Dich ehren, ohne es ſich zum Verdienſt anzurechnen, deren Freude Du ſelbſt biſt. Das ſelige Leben iſt, ſich freuen nach Dir, aus Dir und Deinetwegen, und kein ſelig Leben gibt es außer dieſem.“ — Makarius ſetzt hinzu: „Wer Gott genießt, der weiß von keiner Sättigung; denn je mehr er ihn geſchmeckt hat, deſto mehr hungert ihn. Ein ſolcher wird von einer mächtigen Liebe und Begierde geleitet. Gott iſt ja die Liebe ſelbſt, und wer dieſe hat, der beſitzt das himmliſche und göttliche Feuer Chriſti, und hat eine große Erquickung und Freude in ſich, welche beſtändig in ihm bleibt. Er wird von ſeinen Gütern erfüllt, und hört nicht auf zu ſchöpfen und zu trinken von der Gnade der himmliſchen Gaben, und wird zuletzt von den göttlichen Reichthümern voll und trunken.“

Unter ſolchen Umſtänden war an ſich ſelbſt klar, daß kein Gottloſer einen Tropfen von dieſer Freude haben konnte, weil der heilige Geiſt ſie allein wirken mußte. Denn das Schmecken der Freundlichkeit des Herrn, Pſ. 34, war eine Kraft des Geiſtes, welche er in dem völligen Glauben wirkte, und ſo ſein Amt im Herzen verrichtete. Wer geſalbt war an dem inneren Menſchen durch das heiligende, erfreuende, himmliſche und geiſtliche Oel der Freuden, der bekam ein Zeichen des ewigen Lebens, nämlich das Pfand des heiligen Geiſtes. — Wo aber die Gnade Gottes die Menſchen alſo führte, da zeigten ſich verſchiedene Wirkungen. „Bald, ſagte Makarius, freuten ſie ſich und hüpſten vor Fröhlichkeit und unausſprechlichem Vergnügen wie bei einem königlichen Mahl. Bald war ihnen zu Muth wie einer Braut, die ſich an ihrem Bräutigam ergötzt, nämlich in himmliſcher Wolluſt. Bald wurden ſie willig, hurtig und voll Einfalt wie die Engel. Bisweilen erquickte ſie auch der Geiſt wie ein herrlicher Trank, ſo daß ſie trunken wurden von göttlichen und geiſtlichen Geheimniſſen. Zuweilen erfaßte ſie die Gnade, daß ſie wie ein Kind von ihr getragen wurden. Sie durchdrang ihr Innerſtes, riß ihr Gemüth von der Erde los und trug es in den Himmel zu der vollkommenen Welt und zum ewigen Vergnügen. Aber nachdem die Gnade ſie völlig entzündet und getröſtet hatte, wurde ſie ihnen auch wieder entzogen oder verringert nach Gottes weiſer Anordnung, ſo viel ihnen gut war.“ — Dieß geſchah bei allen Denen, die im Gehorſam und in der Treue gegen ihren himmliſchen Vater blieben und ſich ſeinem Willen ergaben, auch ihrem Beruf würdig wandelten.

XVIII.

Von den Früchten und Vortheilen des wahren Chriſtenthums im Allgemeinen.

Unter den ſeligen Früchten der Gerechtigkeit Jeſu Chriſti, welche die erſten Chriſten durch den Glauben hatten, war die Freude in Gott und der Preis Gottes, die wir ſo eben betrachtet haben, nicht die geringſte. Wir müſſen uns nämlich zuvörderſt daran erinnern, daß, wie wir oben von den Alten gehört haben, alle Pflichten der wahren Chriſten zugleich ihre herrlichen Belohnungen mit ſich führen, ja ſelbſt Belohnungen ſeyen, und daher auf doppelte Weiſe betrachtet werden können. Sie beriefen ſich dabei allgemein auf die klaren Verheißungen des Herrn, daß ein gottſeliger Wandel aus Gnaden nicht unbelohnt bleiben werde. Daher ſage der Apoſtel: „Die Gottſeligkeit ſey zu allen Dingen nütz in dieſem und im zukünftigen Leben.“ 1 Tim. 4, 8. Röm. 2, 6. 7. 2 Kor. 5, 10. — Dieſes Umſtands wußten ſie ſich ſehr gut, namentlich gegen die Heiden, zu bedienen, welche ihre Hoffnung auf's Zukünftige verwarfen und verachteten, wie wir bereits im 16. Kapitel gefunden haben und weiter unten, wenn von der Geduld der erſten Chriſten die Rede ſeyn wird, noch Mehreres davon leſen werden. — Bisweilen mochten nun freilich die Feinde des Kreuzes Chriſti wider die Uebung der Gottſeligkeit mit Autolikus einwenden: „Wir ſehen, daß diejenigen, welche ein heiliges Leben führen, unzähligem Uebel unterworfen ſind; dagegen ſehen wir diejenigen, welche nichts ſuchen, als ihren eigenen Nutzen, in größeren Ehren und Glück in der Welt leben.“ Oder konnten ſie ſagen, wie es bei Malachia 3, 14. 15. heißt: „Es iſt umſonſt, daß man Gott dient, und was nützt es, daß wir ſeine Gebote halten.“ — Wirklich klagt auch ein frommer Lehrer darüber mit den Worten: „Die Meiſten werden von der Pflicht der Barmherzigkeit und von andern Tugenden abgehalten, weil ſie meinen, der Herr achte das Thun der Menſchen nicht, er wiſſe nicht, was wir heimlich thun und was unſer Gewiſſen im Schilde führe. Seine Gerichte ſcheinen gar nicht gerecht zu ſeyn, weil die Sünder reich ſeyen, in Ehre, Geſundheit und Freuden leben, während die Gerechten in Armuth, ohne Ehre, ohne Kinder, in Schwachheit des Leibes und in ſteter Traurigkeit daſitzen müſſen.“ — Allen dieſen Beſchuldigungen der Gerechtigkeit und Güte Gottes begegneten die wahren Chriſten ſehr gut. Zuvörderſt beſtritten ſie den Einwurf, daß Gott den Frommen keine zeitlichen Belohnungen ſchenke, und ſagten mit Theophilus: „Wollen wir die Wahrheit bekennen, ſo haben die Heiligen dennoch ihre gebührende Ehre, die Gottloſen dagegen ihre Strafe.“ Ferner beriefen ſie ſich getroſt darauf, daß ſie nur auf das Unſichtbare haben ſehen lernen. Auch ſagten ſie den blinden Heiden: „Sie ſollen doch in die Ferne ſehen lernen und auf das Ende aller Dinge warten.“ — Dann legten ſie die Wahrheit des ewigen Gottes zu Grunde und bezeugten, daß Gott nicht ungerecht ſey, daß er vergeſſe ihres Werks und ihrer Liebe. Ebr. 6, 10. „Gott, der Lehrer der Wahrheit und Zucht, ſagten ſie, läßt ſich nicht betrügen, ſondern iſt ein Richter der Wahrheit. Nun aber iſt die Glückſeligkeit eines Jeden nicht nach dem äußerlichen Ueberfluß zu ſchätzen, ſondern nach dem Gewiſſen, welches die Thaten der Guten und Böſen unterſcheidet und Belohnungen und Strafen ohne Falſch austheilt. Ein Unſchuldiger z. B. ſtirbt in ſeiner Einfalt, in ſeinem guten Willen und ſeine Seele iſt fröhlich und getroſt; der Sünder aber, ob er gleich äußerlich

Ueberfluß zu haben ſcheint, von gutem Geruch duftet und ſich in lauter Wolluſt wälzt, bringt doch ſein Leben mit einem böſen Herzen zu und ſtirbt, wo er dann nichts von dem mitnimmt, was er genoſſen hat, als den Lohn ſeiner Bosheit. Wer dieß bedenkt, der läugne, wenn er kann, daß es eine Vergeltung des göttlichen Gerichts gebe." — Außerdem wieſen ſie auch auf die Beiſpiele des armen Lazarus, Luk. 16, 16. 19. und des Ap. Paulus hin. 2 Tim. 4, 7. Ap. Geſch. 14, 22., welche beide keinen Anſtoß daran nahmen, daß es den Böſen hier manchmal wohl, den Frommen aber übel gehe. — — Sie ſtützten ſich alſo mit einer ganz andern Zuverſicht auf die Verheißungen des Herrn, als die Heuchler und Maulchriſten zu thun pflegen. — „Das Verſprechen, das den Chriſten gegeben iſt, ſagten ſie, iſt unausſprechlich, daß alle Herrlichkeit und Zierde des Himmels und der Erde, alle Ergötzlichkeit, aller Reichthum und alle Schönheit in keinen Vergleich kommen mit dem Glauben und Reichthum einer einzigen Seele. Wie kommt es aber, daß man demohngeachtet bei ſolchen großen Verheißungen und Erinnerungen des Herrn nicht zu ihm kommen, noch ſich ihm ganz übergeben will?" — Darum handelten ſie ſehr weiſe, wenn ſie den armen Seelen, die nur auf Vortheil, Nutzen und Luſt bei ihrem Thun und Laſſen ſahen, zeigten, daß das Chriſtenthum nichts Schädliches oder Verderbliches ſey, wie die Vernunft ſich manchmal einbildete. „Wir wollen es euch mit wenigen Worten erklären, ſchrieben ſie: Wir Chriſten ſind nichts anders als ſolche Leute, welche nach der Lehre Chriſti den höchſten König und Herrn verehren. Ihr werdet nichts anders in dieſer Religion finden, wenn ihr ſie recht erwäget. Dieß iſt der Inhalt derſelben, dieß das vorgeſteckte Ziel der göttlichen Pflichten und der Endzweck Gottes. Der Herr will es aber nicht deßwegen alſo haben, als ob er Luſt daran hätte, wenn ihm ſo viele Tauſende zu Füßen fallen; nein, unſer Vortheil iſt es und unſern Nutzen betrifft dieſe Anordnung. Er bedarf unſeres Dienſtes nicht, daß er uns deßwegen befohlen hätte, ihm zu folgen, ſondern er will es, um uns dadurch Heil zu verſchaffen. Denn dem Heiland folgen, heißt eben ſo viel, als ſeiner Seligkeit theilhaftig werden, dem Lichte folgen, ſo viel, als des Lichts genießen. Welche aber im Lichte ſind, die erleuchten das Licht nicht, ſondern werden von dem Licht erleuchtet. — Demnach bringt der Dienſt Gottes dem Allerhöchſten nichts ein, Er bedarf auch deſſen nicht; vielmehr hat Er ſeinen Dienern Leben und unvergängliches Weſen verheißen. Er fordert aber deßwegen Gehorſam von uns, damit Er, weil Er gütig und barmherzig iſt, denen Gutes thue, die in ſeinem Dienſte beharren. — So wenig Gott der Menſchen bedarf, ſo viel bedarf der Menſch ſeines Gottes. Denn das iſt die Herrlichkeit des Menſchen, daß er im Dienſte Gottes bleibe, weßwegen auch der Herr zu ſeinen Jüngern ſprach: „Ihr habt mich nicht erwählet, ſondern Ich habe euch erwählet," — um anzuzeigen, daß ſeine Nachfolger nicht Ihn herrlich machen, ſondern Er ſie. Daher ſey es die größte Thorheit, wenn man des Heilands Befehle nicht beſſer in Acht nehmen, ſondern den Wunſch ſeines ärgſten Feindes erfüllen wolle. — So viel Worte in den Befehlen des Herrn ſind, ſo viel ſind es Verheißungen. Nichts iſt leer von dieſer nützlichen Lehre, außer wenn die Zunge von den großen Thaten Gottes ſchweigt. Ja, eben deßwegen zürnt der Herr, und ſeine unendliche Güte wird beleidigt, weil man ſie bei dem größten Verluſt der herrlichſten Belohnungen dennoch verachtet, und nicht allein ſeine Befehle, ſondern auch ſeine Verheißungen für nichts hält.

Wir haben oben geſagt, daß die Hoffnung den Chriſten eine merkwürdige Aufmunterung zum thätigen Chriſtenthum gegeben habe. Sie wurden aber nicht bloß in der heiligen Schrift, ſondern auch von ihren Lehrern aufgefordert, daß ſie ihren Glauben mit den Werken zeigen ſollen. Ignaz z. B. ſchrieb an die Zuhörer Polykarps: „Gefallet doch dem, dem zu gefallen ihr kämpfet, und von dem ihr auch Lohn haben werdet. Laſſet die guten Werke eure Beilage ſeyn, damit ihr auch eure Einnahme würdiglich empfahet." Deßgleichen ſchreibt Tertullian den Märtyrern im Gefängniß: „Ihr werdet hier einen Kampf antreten, in welchem Gott ſelbſt die Geſchenke austheilt und der heilige Geiſt euch den Lauf lehrt. Der Lohn der Kämpfer iſt die Krone der Ewigkeit, unſer Bürgerrecht im Himmel und unſere Herrlichkeit, die ewig dauern ſoll." — Andere ſagten: „Der Gewinn der Gottſeligkeit iſt groß, er hat Ueberfluß nicht an vergänglichem Reichthum, ſondern an ewigen Geſchenken, worin keine gefährliche Verſuchung, ſondern eine beſtändige und ewige Gnade iſt. Das Geſetz Chriſti droht den Sündern nun nicht mehr bloß mit dem Schwert, ſondern verſpricht denen eine Belohnung, die ihm frei dienen. Daher haben ſie auch Lob von Gott, welcher allein ins Herz ſieht. — Der Nutzen der guten Werke iſt Heiligung und Leben, deßwegen werden ſie ein Same genannt, weil man von ihnen Lohn erwartet, gleichwie man von dem Samen Frucht ſammelt. Denn der Herr hat deutlich befohlen, was er befohlen hat und große Dinge dabei verheißen. Er hat aber auch dafür geſorgt; daß er dem heiligen Geiſt eine reine Wohnung bereite und dieſer ſich mit ſeinen Gaben gerne darein begebe. Er verwirft alſo das Gute nicht, ſondern muß annehmen, was er ſelbſt wirkt und beſchützt; nimmt er aber daſſelbe an, ſo muß er es auch vergelten.“

Der Weg zur Herrlichkeit iſt rauh und ungebähnt,
Wer ſich zur Höhe hin aus dieſer Tiefe ſehnt,
Den ſchrecke kein Verdruß, iſt auch die Mühe groß,
So denk' er, was das ſey, zu ruh'n in Chriſti Schooß.

Gott befiehlt nicht Gutes mir,
Er verbeut das Böſe nicht,
Daß er Alles auf ſich richt,
Und nicht nützen wollte mir. —
Nein, der brauchet keinen Knecht,
Den ſonſt alle Welt verehrt,
Wenn er deſſen Vortheil mehrt,
Der ihn liebt und findet recht.

Damit wir aber nun zu den vornehmſten Früchten des Chriſtenthums beſonders übergehen, ſo räumten die Alten vor allen Dingen den Einwurf weg: daß die Chriſten alles Unglück in die Welt bringen und alſo viel weniger Segen, Belohnung und Vortheil von ihrem Gottesdienſt haben können. Mehreres davon findet ſich in dem Chriſtenthum von Cave, 1. Thl. 3. K., welcher am Ende hinzufügt, daß es für die chriſtliche Welt von großem Nutzen wäre, wenn die Kirchenzucht, welche bei den erſten chriſtlichen Gemeinden üblich war, ihre frühere Macht wieder erlangen könnte, was überhaupt von allem Guten geſagt werden kann, das bei jenen Kindern Gottes ſich fand. Wir wollen hier nur noch einige Zeugniſſe von dem großen Nutzen beibringen, welchen die wahre Gottſeligkeit im äußerlichen und bürgerlichen Leben mit ſich bringt. So ſchreibt Laktantius unter anderem: „*All das Böſe wäre nicht auf Erden, wenn die Menſchen ſich zur Beobachtung der Geſetze Gottes vereinigten, und wenn Alle das thun würden, was unſer Volk thut. Wie glückſelig, wie golden würde der Zuſtand der Menſchen ſeyn, wenn auf der ganzen Welt Sanftmuth, Gottesfurcht, Friede, Unſchuld, Billigkeit, Mäßigkeit und Glaube wohnen würde. Man hätte endlich nicht ſo viel*

Geſetze nöthig, um die Leute zu regieren, weil Gottes Geſetz allein zur Erlangung einer vollkommenen Unſchuld hinreichend wäre, auch hätte man weder Gefängniſſe, noch Schwerter, noch abſchreckende Strafen nöthig, wenn die heilſamen Geſetze Gottes den menſchlichen Herzen eingeprägt, die Leute freiwillig zu den Werken der Gerechtigkeit antreiben würden.“ — Origenes bemerkt: „Das Land hat den Chriſten mehr zu danken als Andern, weil ſie den Leuten zeigen, wie ſie ſich gegen Gott, den wahren Beſchützer und Erhalter des Landes, betragen ſollen, um den Weg nach der obern Stadt im Himmel zu finden.“ — Tertullian endlich bezeugt: „Wenn die Menſchen Gott geſucht hätten, ſo würden ſie ihn erkannt, nach dem Erkenntniß geehrt und nach der Ehre mehr gnädig als zornig gefunden haben. — Geſetzt auch, daß unſere Lehren falſch wären, ſo ſind ſie doch nothwendig; ſind ſie auch thöricht, ſo ſind ſie doch ſehr nützlich. Denn diejenigen werden ja dadurch gewiß beſſer, welche daran glauben aus Furcht vor der Strafe und in der Hoffnung einer ewigen Erquickung. Alſo iſt es ſehr nützlich, daß man glaubt, es ſey wahr. Man kann ja das unter keinem Vorwand verdammen, was einen ſolchen überaus großen Nutzen bringt. Wahrlich, wenn es auch falſch und ungereimt wäre, ſo wäre es doch Niemand ſchädlich.“ — Uebrigens lehren verſchiedene herrliche Beiſpiele, Bekenntniſſe und Ausſprüche deutlich genug, daß ſich damals wirklich ſolche Früchte des Chriſtenthums gezeigt haben. Juſtin z. B. trug kein Bedenken vor den Tyrannen zu bekennen: „Wir erhalten und befördern den Frieden mehr in der Welt, als alle Menſchen. Denn wir lehren, daß kein Gottloſer, Geiziger, Verräther, auch kein frommer und tugendhafter Mann vor den Augen Gottes verborgen ſeyn könne. Wenn dieß alle Menſchen wüßten und glaubten, ſo würde es Keiner wagen, nur einige Augenblicke den Laſtern und der Bosheit zu fröhnen.“ Tertullian widerlegt die Verleumdungen der Heiden durch den Augenſchein und durch die Erfahrung. „Das gegenwärtige Elend, ſagt er, iſt viel geringer als das frühere, ſeitdem die Welt Chriſten bekommen hat; denn von dieſer Zeit an ſind die Sünden der Menſchen durch das unſchuldige Leben vieler Anderer gleichſam getilgt worden, d. i. es gibt jetzt mehr

Fürbitter bei Gott.“ Dieſes beweiſt er damit, daß die Heiden bei der dürren (regenloſen) Zeit doch immer im Freſſen und Saufen gelebt, die Chriſten aber durch Faſten und Beten die Hülfe Gottes erhalten, den Himmel bewegt und Gottes Herz gerührt haben, während jene blinden Menſchen Alles den Götzen zuſchrieben.“ — Auguſtin bezeugt: „Wenn alle Könige und Völker den Geboten des Chriſtenthums durch ein gerechtes und frommes Leben folgen würden, ſo würden alle nicht bloß ſelig, ſondern auch hier auf Erden ſchon glücklich werden.“ Nach und nach ſahen jene barbariſchen Völker dieß ſelbſt ein und erkannten, wie ein Geſchichtſchreiber von jener Zeit berichtet, daß der Gott der Römer (oder Chriſten) denen Schutz verleihe, die ihn fürchten und ehren. Daher begaben ſie ſich Alle auch einmüthig zum Glauben an Chriſtum.

In Anſehung ihres inneren Zuſtandes aber waren ſie nach dem Ausſpruch Pauli ſchon in der Hoffnung ſelig, Röm. 8, 24., nachdem ſie der Herr nach ſeiner Barmherzigkeit dazu gemacht hatte. Tit. 3, 5. — Da wir oben bei den Früchten der Wiedergeburt und Kindſchaft Gottes bereits Einiges davon vorgebracht haben, ſo bemerken wir hier nur noch, daß diejenigen, welche das Wort Gottes ſammt den Kräften der zukünftigen Welt geſchmeckt hatten, feſt überzeugt waren, daß die Ruhe des Gewiſſens und die Unſchuld ein ſicheres und ſeliges Leben verſchaffe. Darum ſagten ſie zu einander: „Wenn du eine Wohnung Gottes geworden biſt, und der himmliſche Führer in dir iſt, und deine Seele ganz zu einem geiſtlichen Auge und Licht geworden iſt, — wenn du mit der geiſtlichen Speiſe genährt und mit dem geiſtlichen Trank getränkt worden biſt, auch die Kleider des Lichts angezogen haſt, — wenn endlich dein innerer Menſch durch die Erfahrung einen Ueberfluß daran hat, — ſo lebſt du wahrhaftig ſchon im ewigen Leben, und deine Seele ruht von nun an in dem Herrn. — Fühlſt du aber nichts davon in dir, ſo weine, ſeufze und klage; denn du haſt ohne Zweifel die geiſtlichen und ewigen Reichthümer noch nicht erlangt, noch das wahre Leben empfangen. — Die Ruhe und das Leben der Seele iſt der geheime und geiſtliche Genuß des himmliſchen Reichs. Da bedenkt ſie denn, was dort erſt ſeyn wird, darnach verlangt ſie, daſelbſt wandelt ſie, da lebt ſie, da befindet ſich ihr Gemüth immerdar. Und was ſie in ihrem Innern geſammelt haben wird, das wird alsdann offenbar werden, gleichwie die Bäume nach dem Winter aus ihrer innern Kraft und durch die Wirkung der Sonne Blätter, Blüthen und Früchte hervorbringen.“ —

Wir haben früher gehört, daß die Alten ſich ſtets auf die künftige Herrlichkeit bezogen und freimüthig bekannt haben, daß dieſe auf ihren lebendigen Glauben unfehlbar folgen werde. Sie nannten ſich deßwegen ſolche Menſchen, die gewiß verſichert ſeyen, daß diejenigen, welche nach dem Beiſpiel Chriſti tugendhaft leben, einſt, frei von allem Leiden, mit Gott in ewiger Herrlichkeit und Seligkeit leben werden. Sie gaben aber auch die Urſache an, warum ſie ſich in Allem der Unſchuld befleißigten, — „weil ſie nämlich überzeugt ſeyen, daß ſie Gott für Alles Rechenſchaft geben müſſen, ſo haben ſie ein mäßiges, ſtilles und von Vielen verachtetes Leben erwählt. Denn es ſey kein Uebel in dieſem Leben ſo groß, und wenn es auch die größte Lebensgefahr wäre, das ſie nicht für gering, ja für nichts achten müſſen gegen die Glückſeligkeit, welche ihnen der höchſte Richter eben wegen ihres ſanftmüthigen, ſtillen und mäßigen Lebens verheißen habe. Kurz, ſie werden ein herrlicheres Leben erlangen, als ihr Mund ausſprechen könne, wenn ſie rein von aller Sünde zu Gott kommen.“ — Weiter bemerkten ſie: „Die Unterwerfung und Demüthigung unter Gott ſey die ewige Ruhe. Gott, der Allwiſſende, habe den Guten und Böſen gewiſſe Wohnungen bereitet. Denen, welche nach dem Lichte fragen, ſchenke er aus Gnaden das Licht der Unvergänglichkeit, und wer ſeine Gemeinſchaft begehre und in der Demuth bleibe, dem gebe er die Güter, die er bereitet habe. — Das Ende des Lebens, welches nach der Vorſchrift der Wahrheit eingerichtet ſey, ſey der Seelen Seligkeit. Wenn die Könige und alle Völker dieſem Weg und den Geboten der chriſtlichen Religion nachfolgen werden, ſo werden ſie den höchſten Gipfel der Seligkeit im ewigen Leben erlangen ꝛc.“ — Auf ſolche und ähnliche Weiſe erinnerten ſie ſich untereinander an die herrlichen Belohnungen, ob ſie gleich eigentlich nicht deßwegen dem Herrn dienten, ſondern immer lauterer zu werden und Ihn um Sein ſelbſt willen zu lieben ſuchten. Denn Er ſelbſt ſollte ihr großer Lohn ſeyn. — War aber je etwas kräftig, um die Herzen zum beſtändigen Kampf bis ans Ende zu ermuntern und darin zu erhalten, ſo war es das Kleinod, welches ihnen die himmliſche Berufung Gottes in Chriſto Jeſu vorhielt. Phil. 3, 13. 14. Dieſe machte ſie ſorgfältig und wachſam in allen Stücken, daß ſie das Vertrauen und die Hoffnung bis ans Ende feſt zu behalten ſuchten. Ebr. 3, 6. Daher bemühten ſich nicht allein die Apoſtel um die Standhaftigkeit bis ans Ende, ſondern auch die heiligen Märtyrer und alle wahren Kinder Gottes. Beſonders drückte Ignaz das Verlangen ſeines Herzens ſehr ſchön mit den Worten aus: „Der Anfang läßt ſich gut an, wenn ich nur Gnade erlange, daß ich mein Erbtheil endlich ungehindert erlangen möge. Wahr iſt es, es iſt ſchwer zu Gott zu kommen, wenn ihr mich verſchonen werdet (daß ich nicht leiden darf). Bittet nur, daß ich ſtark ſeyn möge äußerlich und innerlich, daß es nicht allein Worte bei mir ſind, ſondern daß auch der Wille dabei ſey.“ Ebendeßwegen ſprach Auguſtin zu ſich ſelbſt: „Sey nicht träge, meine Seele, und laß dich, mein Herz, nicht betäuben vom Getümmel der Eitelkeit. Höre! — das ewige Wort ſelbſt rufet dir, daß du zurückkehreſt, wo der Ort der ungeſtörten Ruhe iſt, wo die Liebe nie verlaſſen wird, es ſey denn, daß ſie ſelbſt verlaſſe. Vom Vergänglichen geh du zu deinem Gott, — vergehe ich denn auch, ſagt Gottes Wort? Bei ihm ſchlage deine Hütte auf, dort birg du, was du von dorther haſt, meine Seele, genug ſchon biſt du ermüdet von deinen Täuſchungen. Uebergib der Wahrheit, was dir von der Wahrheit wurde, und du wirſt nichts verlieren.“ Auf ähnliche Weiſe ermahnte ſich auch der Einſiedler Antonius, der ſich als einen Knecht des Herrn betrachtete, welcher um des vergangenen Dienſtes willen den gegenwärtigen und zukünftigen nicht verſäumen noch ſagen dürfe, er habe nun wegen der geſchehenen Arbeit in den übrigen Dingen Freiheit, vielmehr müſſe er mit fortwährendem Fleiß allezeit den gleichen Dienſt leiſten, damit er dem Herrn gefalle und nicht Streiche zum Lohn bekomme.“ — „So müſſen wir denn, fährt er fort, dem göttlichen Willen gehorchen, weil wir wiſſen, daß der gerechte Vergelter einen Jeden ſo richten wird, wie er ihn findet. Der unglückliche Judas verlor in Einer Nacht alle frühere Zeit. Darum müſſen wir unſerem Vorſatz ſtets getreu bleiben, wobei wir Gott zum Helfer haben.“ — Darauf zielten nun alle Erinnerungen der Alten ab, wenn ſie einander ermahnten, daß Keiner von ihnen verloren gehe. Wir wollen nur einige davon anführen: — Niemand iſt klug, er ſey denn auch glaubig. — Niemand iſt größer, als ein Chriſt; Keiner aber iſt ein Chriſt, als der, welcher bis ans Ende beharrt. — Bei den Chriſten fragt man nicht ſowohl nach dem Anfang, als nach dem Ende. — Paulus fing nicht gut an; aber er endete deſto beſſer. — Judä Anfang iſt zu loben; aber ſein Ende iſt wegen ſeiner Verrätherei zu verwerfen. — Wir nennen uns auserwählte Jünger Chriſti und Kinder Gottes, weil man diejenigen ſo nennen muß, welche wiedergeboren ſind und gottſelig leben. Alsdann aber ſind wir das wirklich, was wir heißen, wenn wir in dem bleiben, weßwegen wir ſo genannt werden. Haben wir aber keine Beſtändigkeit, d. i. bleiben wir nicht in dem, was wir angefangen haben, ſo heißen wir nicht in der That, was wir heißen und doch nicht ſind. Denn bei Gott ſind wir es nicht, dem auch bekannt iſt, was wir ſeyn werden. Ferne ſey es alſo von uns, daß wir ſo reden, und uns bei aller Nachläſſigkeit doch für ſicher halten. — Es iſt wahr, Keiner kommt um, als ein Sohn des Verderbens; aber Gott ſagt, Ezech. 3, 17—19.: der Gottloſe werde zwar ſterben, aber ſein Blut ſoll von des Wächters Hand gefordert werden. Darum weil die Menſchen die Auserwählten von den Verworfenen nicht wohl unterſcheiden können, ſo ſollen ſie von Herzen wünſchen und das Ihrige dazu beitragen, daß Alle ſelig werden. — Mithin handeln diejenigen am klügſten, welche bei all ihrer Freude und Erquickung doch mit Furcht und Zittern ihre Seligkeit ſchaffen, damit ſie ſich nicht verirren, ſondern allezeit der Gnade gemäß leben. Gleichwie der, welcher einen Schatz hat und in unſichere Gegenden reiſet, ſich zwar über denſelben freut, ihn aber auch wohl verwahrt, weil er fürchtet, Räuber möchten ihn überfallen und plündern; alſo macht es der Chriſt mit ſeinem Glauben. Denn wir Alle ſind Fremdlinge in den ſichtbaren Dingen; wo nun der Schatz iſt, da ſoll auch unſer Herz ſeyn.

Willſt du, Menſch, ſo ſicher ſeyn?
Nein! des Feindes Liſt ſoll dich Sorge, Fleiß und Wachen lehren,
Hier gehſt du in Ruh' nicht ein,
Da das Fleiſch dem Geiſte ſtets den Gehorſam will verwehren.
Strauchelt ja der Frömmſte noch, daß ihn ſelbſt der Feind erſchreckt,
Tugend wird von Laſtern oft, Ruhm von Sünd' und Schand bedeckt.

Auf ſolche Weiſe erhielten ſie ſich und Andere in der Sorgfalt und heiligen Wachſamkeit, weil ſie ſahen, daß Viele von ihnen zwar anfangen, fromm zu werden, aber ſo Wenige zum Zweck gelangen. In den Schranken liefen zwar Alle; aber Einer erlangte das Kleinod. Darum mußte es bei ihnen heißen: „Laufet alſo, daß ihr es ergreifet. Der Anfang wird euch nichts helfen, wenn ihr nicht auch darin beharret. Es iſt dem Menſchen Alles unter der Bedingung gegeben, daß er es recht anwende. Er hat zwar eine Stärke des Geiſtes bekommen, wodurch die Schwachheit unterſtützt wird; aber alſo, daß jene die Vorſichtigen beſchütze, nicht die Verwegenen, daß ſie diejenigen bewahre, welche den Bosheitsſünden abſagen, nicht diejenigen, welche ſich immer mehr darein vertiefen. — Der heilige Geiſt iſt dem Menſchen zum Schutzherrn gegeben, aber bloß damit er denen zu Hülfe komme, welche dem Böſen entfliehen wollen. Die Gefahr iſt deſto größer, wenn Einer nach ſeiner Bekehrung wieder in Sünden verwickelt wird, wenn er undankbar gegen die empfangene Gnade iſt, und ſich umſieht, nachdem er die Hand an den Pflug gelegt hat, und lau wird, oder nach der Erkenntniß des Wegs der Wahrheit wieder abfällt. — Derer ſind Wenige, die „wieder zur vorigen Stufe kommen; denn, wenn ſie einmal unrein ſind, ſo werden ſie immer unreiner und die Böſen werden noch böſer." — Sie machten alſo einen großen Unterſchied zwiſchen der fleiſchlichen Sicherheit und der geiſtlichen Gewißheit des Glaubens. Jene brachte die augenſcheinliche Gefahr des Verderbens mit ſich, dieſe eine große Demuth und ein gewiſſes Heil, wie wir ſpäter ſehen werden. Die lieben Leute kannten die Liſt des Satans wohl; darum wußten ſie dieſelbe auch recht gut zu beſchreiben. „Wenn, ſagten ſie, die Seele in guter Ruhe iſt, ſo brüllt der Feind und ängſtet ſie, er weicht auch ein wenig zurück und gibt Achtung, ob ſie nicht einſchlafe oder ſicher werde. Alsdann fällt er ſie an, und tritt ſie gerade darin zu Boden, worin ſie ſicher zu ſeyn meint. Wie daher ein Kaufmann in ſeiner Handlung immer mehr haben möchte und vor allem Schaden ſich hütet, alſo müſſen diejenigen vielmehr wachen, die um den wahren Schatz handeln und mehr Gutes verlangen. Sie ſollen aber auch den geringſten Verluſt ſchmerzlich empfinden, jedoch den Muth nicht ſinken laſſen, oder um eines unvorhergeſehenen Falles willen Alles wegwerfen. — Man muß ſo heilig und in völliger Glaubensgewißheit einhergehen, daß man in ſeinem Gewiſſen feſt und ſicher iſt, und nur wünſcht, daß man dabei beharren möge. Aber man darf nicht verwegen ſeyn; denn wer verwegen iſt, der ſcheut ſich nicht, er hütet ſich nicht und ſchwebt in deſto größerer Gefahr. Dagegen ſorgt der Herr für die Seinen nach ſeiner großen Barmherzigkeit, daß ſie von Ihm alles Gute erwarten können."

Wo der ſtandhafte Geiſt
Nichts Widriges ſich läſſet ſchrecken,
Und keine Macht zerbricht den aufgerichten Sinn,
Wo uns des Glaubens Kraft noch immerhin
Ohn' Hinderniß zum Herren weist,
Ja, ſich noch mehr zur Treue läßt erwecken;

Da iſt der Herr gewiß genug,
Ihm iſt die Gnad' und Alles zuzuſchreiben.
Wer aber ſich
Darüber trotziglich
Als über eigne Kraft ſucht zu erheben,
Der handelt nimmer klug.
Der Feind wird ihn gewiß dahin noch treiben,
Daß, wenn er meint zu ſteh'n, wird er in Sünden bleiben.

An dieſe Regel hielten ſie ſich, und ſo überwanden ſie alle Hinderniſſe. Damit ſiegten ſo viele tauſend Märtyrer, ſo viele Bekenner und andere Chriſten über die größten Verſuchungen, und blieben dem Herrn treu bis in den Tod, wie wir weiter unten bei ihrer Geduld und Verläugnung ſehen werden. „Der Herr, ſchreiben die Väter, hatte ihnen verheißen, ſie werden ausharren können, er wolle ihnen ſeine Furcht in ihr Herz geben, daß ſie nicht von ihm weichen, er wolle ſie beſuchen, daß er ſie recht fromm mache. Da nun nichts köſtlicher und heiliger ſeyn kann, als die Verheißungen und Befehle des Herrn, die er den geheiligten Kindern zum Schatz der Unſterblichkeit ſchenkt, ſo mußten ſie Alles glauben und durften keinen Zweifel bei ſich aufkommen laſſen. Sie ſollten bitten, flehen, anklopfen, mit Beten die Barmherzigkeit, mit Suchen das Wachsthum, mit Anklopfen den Zugang gewinnen. Denn, wenn eine Seele recht glaubt und in der Gottſeligkeit lebt, iſt es unmöglich, daß ſie in Sünden falle und in den Irrthum der böſen Geiſter.“

In dieſer Gewißheit des Glaubens nun waren jene Frommen gewiß, daß Der, welcher das gute Werk in ihnen angefangen habe, es auch vollführen werde. Phil. 1, 6. 1 Kor. 1, 8. 1 Theſſ. 3, 13. 5, 23. Von dieſer Freudigkeit des Geiſtes zeugen die Verſe des Gregor von Nazianz:

Mein lautrer Geiſt hat Chriſtum längſt umfaſſet,
Ich leb' in Hoffnung und in voller Ruh',
Mir ſchadet nichts, was meinen Frieden haſſet,
Ich eile frei auf Gottes Wohnung zu.
Da ſoll das Himmelsbild mich ihm verbinden,
Die Freude wird allda kein Ende finden.

Ein Anderer ſchreibt mit gleicher Gewißheit des Glaubens:

Gottes Zuſag bleibt uns feſt,
Unſre Treu' wird nimmer wanken;
Die Gedanken
Sind bisher von ihm geweſ't,

Geh'n auch ferner zu ihm hin.
Stürmt, ihr Winde, ſtoßt, ihr Feinde!
Lockt ihr Freunde!
Welt brauch' deinen Heuchelſinn!
Wiſſet Alle, die ihr ſucht
Uns zu ſtürzen und zu fällen
In der Höllen,
Wir ſind ſelig, ihr verflucht!

Ja, wer einmal den Herrn Jeſum im Glauben recht kennen gelernt hatte, der konnte Ihn als die höchſte Seligkeit und Lieblichkeit nicht verlaſſen! Daher fragte jener fromme Mann einen Abtrünnigen: „Was haſt du denn an deinem Heiland tadelnswerth gefunden, daß du von Ihm abgefallen biſt?“ — Die aber, welche Ihm treu waren in der Liebe, wußten wohl, an wen ſie glaubten, und waren gewiß, daß der Herr ihnen ihre Beilage behalten werde bis an jenen Tag. 2 Tim. 1, 12. Die armen, blinden Weltmenſchen freilich wunderten ſich über ihre große Standhaftigkeit und hielten ſie für Raſerei, ſo daß ſie ſelbſt ein Sprüchwort daraus machten und ſagten: „Eher werden die Weltweiſen und Aerzte ihre verſchiedenen Meinungen aufgeben, als daß die Anhänger Moſis und Chriſti ihre Lehren verlaſſen.“ Allein die Gläubigen ließen ſich nicht irre machen, ſondern waren ihres Grundes gewiß, daher konnte ſie auch nichts ſcheiden von der Liebe Gottes, die da iſt in Chriſto Jeſu, ihrem Herrn. Röm. 8, 38. 39.

XIX.

Von der Wiederherſtellung des göttlichen Ebenbildes.

Die allerſeligſte und vorzüglichſte Frucht des wahren Chriſtenthums iſt die Wiederherſtellung des verlornen göttlichen Ebenbildes. Daher ſagen Einige kurz: „Das Chriſtenthum iſt die Nachfolge der göttlichen Natur;“ oder mit Petrus: „Die Chriſten ſollen theilhaftig werden der göttlichen Natur, wenn ſie fliehen die vergänglichen Lüſte der Welt. 2 Petr. 1, 3 — 4. Sie wußten nämlich aus dem Worte des Herrn, daß er ſie dazu erſehen habe, daß ſie gleich ſeyn ſollen, dem Ebenbilde ſeines Sohnes. Röm. 8, 29. — So unglaublich dieß nun auch der Vernunft ſcheinen mochte, ſo bekannten ſie doch ungeſcheut: „Wir bemühen uns mit allem Fleiß ſo viel möglich Gott gleich zu werden. Ihm iſt zwar an ſich nichts gleich; doch geht das Beſtreben eines jeden verſtändigen und geiſtlichen Weſens dahin, daß es mit Gott vereinigt werde, und es verlangt ſtets mit unaufhörlichem Verlangen, daß es fortfahre, Gott nach Kräften nachzuahmen und der göttlichen Erkenntniß würdig zu werden. — Laſſet uns, ſprachen ſie, aus allen Kräften Gott ähnlich werden und mit Ihm verbunden ſeyn, welches nach der heiligen Schrift dann geſchieht, wenn wir die vortrefflichen Geſetze Gottes lieben und thun.“ — Den Zweck des Chriſtenthums — das verlorne göttliche Ebenbild wiederherzuſtellen — beſchreibt Tatian in Folgendem ſehr ſchön: „Ich ſuchte, wie ich die Wahrheit finden möchte, und da ich mich fleißig umſah, gerieth ich an einige ungelehrte Bücher (die heilige Schrift). Dieſen glaubte ich, weil ihre Worte uns von der Dienſtbarkeit der Welt losmachen und von vielen Fürſten und Tyrannen uns abziehen, auch uns nicht gerade etwas Neues mittheilen, ſondern was wir vorher ſchon empfangen, aber durch die Schuld unſerer Irrthümer wieder verloren haben.“

Dahin gieng nun alles Thun und Laſſen der erſten Chriſten, auch ſahen ſie, daß alle Wohlthaten Gottes, ihres Vaters, alle Wirkungen ſeines Geiſtes und alle ſeine Verheißungen darauf gerichtet waren, daß ſie den neuen Menſchen anziehen ſollen, der zur Erkenntniß

und nach dem Bilde Deſſen, der ihn geſchaffen hat, erneuet iſt, Kol. 3, 10., in rechtſchaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit. Epheſ. 4, 24. — Demnach glaubten ſie, der Menſch, welcher nach dem Ebenbild Gottes geſchaffen war, werde ſeinem Gott endlich ganz gleich werden. Hier ſehe man zwar nur das Bild im Abdruck, die Gleichheit aber werde in der Ewigkeit wahrgenommen. Denn der Menſch empfange den Geiſt Gottes wieder, welchen Adam bei ſeiner Erſchaffung empfangen, nachher aber durch die Sünde wieder verloren habe.

Dieſe Seligkeit übrigens ſchrieben ſie allein Chriſto zu. „Chriſtus hat uns das Heil wiedergebracht, das wir in Adam verloren hatten, ſagt Irenäus.“ Ein Anderer bezeugt: „Der Herr reinigte die Seelen, daß er ſie zu der Heiligkeit wieder bringen möchte, darin der erſte Adam geſchaffen war.“ — Zudem war die zweite Geburt in ihren Augen viel wunderbarer als der erſte Zuſtand. Es ſchien ihnen viel größer, daß Gott in den letzten Zeiten wiederbringen wollte, was verloren war, als daß er zuerſt geſchaffen hatte, was nicht war.

Unter ſolchen Betrachtungen war ihr Glaube immer auf die Herrlichkeit gerichtet, die ſie verloren hatten, damit auf dieſe Weiſe die Erneuerung von dem heiligen Geiſt in ihnen gewirkt würde. Sie wußten, daß dieſelbe von einer völligen Erkenntniß Gottes herkomme, welche den Menſchen antreibe, ſeinem Schöpfer in der Liebe deſto treuer anzuhängen, je mehr er empfand, wie freundlich der Herr ſey. Denn je größere Freude der Menſch an dem Guten habe, deſto größer werde auch ſeine Seligkeit ſeyn. Demnach mußte bei der Erneuerung die Klarheit des Herrn in ihnen Allen ſich ſpiegeln mit aufgedecktem Angeſicht, ſo daß ſie in ebendaſſelbe Bild verklärt wurden von einer Klarheit zur andern, als vom Herrn, der ein Geiſt iſt. 2 Kor. 3, 18. — Dieſe Heiligung aber war der Wille ihres Vaters; denn er wollte haben, daß ſie ſein Bild würden, d. i. daß ſie heilig wären, gleichwie Er heilig iſt, 1 Petr. 1, 15., vollkommen, wie Er vollkommen iſt, Matth. 5, 48., barmherzig, wie Er barmherzig iſt. Luk. 6, 36. Was anders konnte alſo von ihnen geſchehen, daß ihre Werke den göttlichen ähnlich würden, als dieß, daß ſie von allen Sünden und Bosheiten nach Kräften frei zu werden ſuchten, ſo wie auch von der Befleckung derſelben in Worten und Werken. Ihr Herz ſollte rein und lauter ſeyn; dieß hieß bei ihnen eine Nachahmung der göttlichen Vollkommenheit, und eben darin beſtand ja die theuerſte und größte Verheißung, daß ſie theilhaftig werden ſollten der göttlichen Natur. 2 Petr. 1, 4. — Daher war bei ihnen das Chriſtenthum nichts anders, als eine Aehnlichkeit oder Gleichheit Gottes, in ſo weit es den Menſchen möglich iſt. Wer ein Chriſt ſeyn wollte, der mußte Alles thun, um Gott ähnlich (gleich) zu werden, — er mußte Chriſtum anziehen. — Fragte ſie Jemand, wie man denn Gott gleich werden könne, ſo antworteten ſie in feſtem Glauben: „Das Evangelium wolle nicht haben, daß eine Natur der andern, alſo die menſchliche der göttlichen, in Allem ganz gleich gemacht werde, ſondern bloß, daß man die guten Werke Gottes im Leben ſo viel möglich nachahme. Wenn aber nun das Chriſtenthum von ihnen eine Nachahmung Gottes genannt werde, ſo müſſen auch die Chriſten ein ſolches Leben führen, das Gott ähnlich oder Gottes würdig ſey, damit, wenn ein Ungläubiger Beiſpiele von allem Guten an ihnen ſehe, er auch ihren Gott, den ſie verehren, für gut halte.“ — Wie freudig bekannten ſie dieſe ihre Abſicht vor den Läſterern und Verfolgern! Wie rühmten ſie es, daß ſie durch die Barmherzigkeit des Herrn auf dieſen Weg gebracht worden waren! Sie redeten ganz frei von dieſer Herrlichkeit: „Wir müſſen alle Hinderniſſe wegwerfen und unſern vorigen Stand mit großer Begierde zu erlangen ſuchen.“ Auch bezeugten ſie von den Apoſteln und ihren Nachfolgern: „Diejenigen, welche in Adam nach dem Bilde Gottes geſchaffen worden waren, erlangten nun das vollkommene Ebenbild Chriſti, d. i. ſie waren Ihm in ſeinen Kräften nicht ungleich. Die, welche zuvor irdiſch waren, wurden nun himmliſch. Sie ſollten das Reich Gottes predigen, nämlich, daß das Bild und die Aehnlichkeit mit Gott nahe ſey, und daß die Menſchen zur Wahrheit aufgenommen werden ſollen. — Wer nun den alten Menſchen ausgezogen und wem Jeſus ſelbſt die Kleider des Reichs der Finſterniß abgenommen hatte, der hatte den neuen, himmliſchen Menſchen angezogen, ſo daß das Auge mit ſeinem Auge, die Ohren mit ſeinen Ohren, das Haupt mit ſeinem Haupt gleichſam übereinſtimmte, und der Menſch ganz rein wurde und das himmliſche Bild an ſich trug. Denn der Herr hatte ihn mit neuen Kleidern des Lichts angezogen, mit Kleidern des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe, der Freude, des Friedens, der Gütigkeit und Barmherzigkeit, mit Kleidern, die göttlich und lebendig, ja voll unausſprechlicher Ruhe waren, damit, wie Gott die Liebe und Gnade ſelbſt iſt, auch der neue Menſch durch die Gnade ſo beſchaffen werden möge. — Und wie das Reich der Finſterniß oder die Sünde bis an den Tag der

Auferſtehung in der Seele verborgen iſt, ſo erleuchtet zwar das Reich des Lichts und das himmliſche Bild Jeſu Chriſti insgeheim die Seelen der Heiligen; aber es iſt verborgen vor den Augen der Menſchen. — Chriſtus wird allein mit den Augen der Seele geſehen bis an den Tag der Auferſtehung, wo auch der Leib offenbar und verherrlicht werden wird durch des Herrn Licht, das jetzt in des Menſchen Seele verborgen liegt, damit auch der Leib zugleich mit der Seele herrſche, die das Reich Chriſti ſchon empfangen hat, und ruhet und erleuchtet wird in dem ewigen Licht.“ — Aus dieſen und ähnlichen Beſchreibungen ſieht man, was für eine Herrlichkeit die erſten Chriſten an ihren erneuerten Seelen erkannt und wie hoch ſie die überſchwängliche Gnade in Chriſto Jeſu geachtet haben. Deßwegen erinnerten ſie einander auch, daß Gott ihnen ihre Seelen dazu fleißig empfohlen habe, daß ſie dieſe Beilage bewahren ſollen, und der Herr ſein Geſchöpf an ihnen erkennen und ſein Werk ſo finden möge, wie er es erſchaffen habe.“

Es iſt bereits erwähnt worden, wie ſehr ſich die Alten befliſſen haben, ihrem Vater im Himmel immer ähnlicher zu werden nach ſeiner Heiligkeit, Vollkommenheit, Barmherzigkeit u. ſ. w. Daher ſie auch die Kinder Gottes als ſolche Menſchen beſchrieben, welche zu ſeinem Bilde erneuert und ihm ähnlich geworden ſeyen, ſelbſt in der Liebe gegen die Feinde. Matth. 5, 48. Dabei erinnerten ſie aber auch, „daß die alte Schwachheit nicht ſogleich weggenommen werde in der Stunde, in welcher der Menſch getauft werde, ſondern die Erneuerung fange erſt mit der Vergebung der Sünden an, und je geiſtlicher Einer geſinnt ſey, deſto mehr werde er zu Gottes Bild erneuert. Deßwegen wolle Jeſus, der den Vater der Glaubigen ihren wahrhaftigen Vater genannt habe, daß auch die, welche von ihm geboren ſeyen, Gott, dem höchſten Gut, ähnlich werden, wie man es an ihm wahrnehme. Denn wenn ſich die leiblichen Väter darüber freuen, daß ſie Kinder haben, die ihnen gleichen, um wie viel mehr werde ſich der Vater im Himmel freuen, wenn ſie alle ſo wiedergeboren werden, daß die göttliche Hoheit in ihren Werken geprieſen werde.“ — Darum ſagten ſie zu Andern: „Gott hat euch zu Erben, Chriſtus zu Freunden gemacht, und durch ihn ſeyd ihr Kinder des Vaters geworden. Seyd ihr aber ſeine Erben, ſo haltet auch ſeinen Willen. Dazu gehört freilich viel Fleiß und Mühe, daß man das in der Taufe eingedrückte Bild Gottes rein und unverletzt erhalte; doch wird Niemand uns daſſelbe rauben können, wenn wir es uns nicht zuerſt ſelbſt rauben u. ſ. w.“ — —

Von ſich ſelbſt aber ſagten ſie mit voller Ueberzeugung: „Wir ſind des Geiſtes theilhaftig worden, welchen wir unverrückt behalten müſſen; denn wir müſſen uns damit vor Gottes Richterſtuhl ſtellen, damit wir Rechenſchaft geben von dem uns eingedrückten Bild und Adel.“

Da es alſo Gottes ernſtlicher Wille war, daß ſeine Glaubigen ihm wieder ähnlich werden ſollen, ſo durfte es ihnen auch an heilſamen Mitteln dazu nicht fehlen. — „Als er den erſten Menſchen ſchuf, ſagt Tertullian, bildete er ſeinen Leib gleichſam mit ſeinen heiligen Händen und beſeelte ihn durch ſein Anhauchen, daß er ihm gleich würde. Da er nun nach dem Fall erneuert werden ſoll, ſo ſieht er die Züchtigung deſſelben gerne, er liebt ſeine Reinigung und macht ihn alſo wieder neu.“ Hieronymus bezeugt nach Matth. 11, 12.: „Wer hier nicht Gewalt thut, der wird das Himmelreich nicht erlangen. Sollte aber hier nicht Gewalt nöthig ſeyn, wenn das Fleiſch ſeyn will, was Gott iſt, und dahin wieder aufſteigt, wovon auch die böſen Engel gefallen ſind?“ — — Wer alſo Gott immer ähnlicher werden wollte, der mußte allen Ernſt anwenden und durfte keine Mühe ſcheuen. Der Wandel der Glaubigen mußte ſich nach dem Muſter der göttlichen Werke richten; denn Gott konnte mit Recht von denen verlangen, daß ſie ihm nachfolgen, welche er zuvor nach ſeinem Bilde erſchaffen hatte. Dieſe wußten wohl, daß ſie ſeine Herrlichkeit nicht anders erhalten werden, als wenn in ihnen ebenfalls Barmherzigkeit und Wahrheit gefunden werde; und diejenigen, welche ſelig werden wollten, mußten mit den nämlichen Eigenſchaften zu ihrem Seligmacher kommen, mit denen er zu ihnen gekommen war. — Doch davon iſt ſchon oben bei der Wiedergeburt und Nachfolge Chriſti die Rede geweſen, daher hier nur noch der Vers von einem chriſtlichen Dichter ſteht: —

Laß doch kein Merkmal mehr von Adam in dir bleiben,
Die Form des Alten darf kein Bild des Neuen ſeyn;
Vielmehr ſoll dieſes dir die alte Furcht vertreiben,
Daß nun dein neuer Menſch in Gottes Reich geht ein.

Man ſieht ferner wohl, wie ſehr die Alten ſich dieß angelegen ſeyn ließen, wie herzlich ſie darum gebeten, wie eifrig ſie ſich und Andere dazu angetrieben haben. Darauf deutet auch folgendes Gebet hin: „O Herr, ziehe uns zu dir mit der Kraft deiner Allmacht, laß uns, die du mit deinem theuren Blut erlöſet haſt, nicht nach unſerem

Willen herumſchweifen! Laß dein Ebenbild nicht verdunkelt werden, welches allezeit vortrefflich iſt, wenn es durch deine Gegenwart beſchützt wird. Laß weder dem Teufel noch uns ſelbſt zu, daß deine Gaben umgekehrt werden! Denn Alles iſt ja viel zu gebrechlich, als daß es deiner Macht ſich entgegenſetzen könnte.“ — Freilich mußte die Macht des heiligen Geiſtes Alles dabei thun und den Menſchen von einer Klarheit zu der andern bringen und in daſſelbige Bild verklären. 2 Kor. 3, 18. Darüber ſchreibt ein erleuchteter Mann: „Das göttliche Feuer kommt in die Seelen der Glaubigen und bildet das himmliſche Bild in dem Menſchen. Wie die Kinder Iſrael, als ſie von dem lebendigen Gott abfallen wollten, das Gold ins Feuer warfen, woraus ein Götze gemacht wurde, ſo daß, weil ſie ein Bild haben wollten, und daſſelbe ſchon in ihren Gedanken fertig hatten, das Feuer gleichſam ihren Vorſatz ausführte, — alſo führt der Herr die Gedanken der Glaubigen und Frommen aus, und bildet nach ihrem Verlangen das Bild, welches zwar noch in der Seele verborgen liegt, aber zur Zeit der Auferſtehung äußerlich erſcheinen ſoll, wenn er ihre Leiber innerlich und äußerlich verherrlichen wird.“ — Dieſes innerliche Verlangen machte, daß ſie Gott immer ähnlicher wurden, ſobald ſie ihn wahrhaftig erkannten, wozu ſie abermals erſt geſchickt gemacht werden mußten. Dann redeten und dachten ſie auch, was Gottes war, und wurden ſeiner würdig, indem ſie nichts thaten, was Gott unanſtändig war. — Bei muthwilligen Sündern dagegen ſuchte man kein Ebenbild Gottes, weil dieſe vielmehr des Satans Larve angenommen hatten. „Wie ſollte man, ſagt Klemens von Alexandrien, das Ebenbild Gottes bei Hoffärtigen finden, da anſtatt deſſelben unreine und häßliche Geſchöpfe in ihnen ſind, die das Innerſte der Seele beſitzen?“ — — Demnach mußten fromme Seelen allen Fleiß, alle Sorge und Mühe auf die Erforſchung der geiſtlichen Natur richten, daß ſie wußten, wie ſie durch die Gottſeligkeit geziert und mit dem Schmuck des heiligen Geiſtes und der Gemeinſchaft der Reinigkeit und Heiligkeit Jeſu Chriſti begabt werden mögen. Denn ihr Heiland war deßwegen zu den Menſchen gekommen, um ſie in der leiblichen Natur zu faſſen, damit auch die Menſchen faſſen und zu ſeyn verlangen, was er iſt, und zu der Herrlichkeit hineilen, wozu er auch die Natur ihres ſterblichen Leibes auserkoren hatte. Dann ſollten ſie das finden, worin ſie erfunden worden waren, wenn ſie die göttliche Natur erlangten, da Gott vorher die menſchliche angenommen hatte. — Damit ſie aber dieſer Gnade nicht verluſtig würden, ſo mußte die Zucht wohl angewendet werden. Wollte dieſes ihrem Fleiſch und Blut ſchwer ankommen, ſo war es doch der Mühe werth, wenn es auch hie und da an der vollkommenen Erneuerung noch fehlte. Genug, daß ſie gewiß waren, daß die Wiederherſtellung dieſes Bildes vollkommen ſeyn werde, wenn die Weisheit nicht durch Irrthum und die Liebe zu Gott nicht durch andere Begierden wieder verdrängt werden würde.

Wenn ſich nun bei Jenen ein ſolches Verlangen nach der Aehnlichkeit mit Gott fand, ſo war es kein Wunder, wenn ſie auch den Engeln gleich zu werden hofften und ſich deſſen im Glauben rühmten. Dabei ſahen ſie theils auf ihre Verſöhnung mit dem Vater durch Chriſtum, kraft welcher ſie vor ſeinen Augen rein und gerecht wurden, theils auch auf die Heiligung und Vollführung des angefangenen guten Werks in Zeit und Ewigkeit. Zumal da ihr Herr ſelbſt ihnen verſprochen hatte, daß ſie den Engeln gleich werden ſollen. Matth. 22, 30. — In Beziehung auf das Erſtere machten ſie folgenden Schluß: „Gott hat mit Einem Wort Himmel und Erde erſchaffen. Er ſprach: Ich will, daß Engel werden, und ſiehe in einem Augenblick wurden viele tauſende derſelben. Sollte alſo Gott deine Sünden nicht wegnehmen und dich nach der Buße auf die Stufe der Engel verſetzen können? — Wer ſolche Gaben empfangen, der iſt, ſo zu ſagen, kein Menſch mehr, er wohnt mit ſeinem Geiſt nicht mehr auf Erden, ſondern iſt über alle Dinge dieſer Welt erhaben, kommt in den Zuſtand der Engel, und wohnt gleichſam ſchon auf dieſer Erde in dem Himmel.“ — — Auf ſolche Weiſe ſprachen die Alten von dem Ebenbilde Gottes und zwar die bewährteſten Lehrer unter ihnen. So ſagt z. B. Caſſiodor von den Chriſten zu Rom: „Sie haben ein rechtes himmliſches Leben geführt, welches keinem Verlangen der Sterblichen mehr unterworfen geweſen ſey.“ — Gregor bezeugt bei dem Leichenbegängniß ſeines Vaters: „Er ſey mit vortrefflichen Sitten begabt geweſen, die den Engeln glichen.“ — Von einem Andern wird gerühmt: „Er habe nicht mehr einen Menſchen, ſondern einen Engel vorgeſtellt, ſo daß ſich Jedermann über ſeinen Wandel und ſeinen Umgang gewundert habe u. ſ. w. — Zwar iſt gewiß, daß ſich beſonders von den folgenden Zeiten manche zweifelhafte Ausſprüche über dieſen Gegenſtand vorfinden, welche wir hier übergehen; allein es kann nicht geläugnet werden, daß die Herzen der erſten Chriſten nicht ſowohl von leeren Einbildungen, als vielmehr von den Flammen der göttlichen Liebe erfüllt waren, daß ihre Zungen von dem Lobe Gottes entzündet und ihre Hände und Füße von der Begierde, Gutes zu thun, angetrieben wurden. Mithin geſchah auch ſo einigermaßen der Wille des Vaters auf Erden, wie er im Himmel von den heiligen Engeln geſchah. —

Bei dieſer Gelegenheit können wir endlich nicht unberührt laſſen, daß die Alten von den Seelen, welche zum Bilde Gottes erneuert worden waren, ohne Bedenken geſagt haben: „ſie ſeyen in Gott eingegangen, vergöttert und Gott gleich geworden," wovon wir oben im 4. Kapitel die meiſten Stellen bereits angeführt haben. Ihr Grund für dieſe Behauptung war: der Menſch, welcher von Gott durch den Fall getrennt geweſen ſey, trete im Glauben wieder zu Gott, werde ſeiner Natur theilhaftig und auf's Innigſte mit ihm verbunden, was keine Vernunft und kein natürlicher Menſch, der nichts davon erfahren habe, zu faſſen vermöge, ſondern Alles für Thorheit und Lügen halte. — Daher ſagt Origenes: „In Chriſto iſt der Menſch geſund worden, und wurde wiederhergeſtellt. Ich ſage in Chriſto, von welchem das vornehmſte und größte Beiſpiel der Gnade herkommt, wodurch der Menſch ohne ſein Verdienſt gleichſam Gott geworden iſt. In Ihm iſt es zuerſt geoffenbaret worden; aber durch Ihn und von der Fülle ſeiner Gottheit haben wir die Gnade empfangen, daß wir Götter werden durch die Gnade des Glaubens, womit wir an Ihn glauben, und durch die Kraft, daß wir ſeine Gebote halten." Und abermals: „Chriſtus ſelbſt, inſofern er die Weisheit iſt, wird dieſelben unterweiſen, wenn ſie es faſſen können. Er herrſcht in ihnen nur ſo lange, bis er ſie dem Vater unterwerfen wird, der ihm Alles unterthan hat, d. i. damit ihnen, wenn ſie nun Gottes würdig geworden ſind, Gott Alles in Allem ſey. Alsdann wird auch die leibliche Natur den höchſten Zuſtand erlangen, zu dem man nichts mehr hinzuſetzen kann." — Der Zuhörer desſelben, Klemens von Alexandrien, ſchreibt: „Dieß iſt wohl eine heilige Schrift, welche die Menſchen heilig und zu Göttern macht." Hieronymus bezeugt von der ganzen Kreatur: „Gott wird Alles in Allem ſeyn, daß die ganze leibliche Natur in das Weſen verwandelt werde, welches beſſer iſt, als Alles, nämlich in das göttliche." Ebenſo ſagt Dionyſius von dem Menſchen: „Die vereinigende Kraft erfüllt uns heftiger und kehrt uns zu der Vereinigung des heiligen Geiſtes und zu der Einfalt, die uns vergöttert. Denn aus Ihm und zu Ihm iſt Alles, wie die Schrift ſagt. Das Heil kann nicht anders beſtehen, es ſey denn, daß diejenigen, welche es erlangen, zu Göttern werden. Dieſe Vergötterung aber iſt eine Nachahmung Gottes, ſo viel immer möglich iſt, und eine Verbindung und Vereinigung mit Gott.“ — Ferner ſchreibt das Concil zu Konſtantinopel an den Kaiſer Juſtinian: „Gott macht diejenigen, welche ſeiner Natur theilhaftig werden, zu Göttern.“ — Und Juſtin, der Märtyrer, ſchrieb lange vorher an die Heiden: „Das göttliche Wort iſt ein Meiſterſtück, welches das in der Seele liegende Feuer auslöſcht. Es macht uns nicht zu Dichtern oder Rednern, ſondern es macht aus Sterblichen Unſterbliche, und aus Menſchen Götter. Wenn die Begierden ausgetrieben ſind, ſo erlangt die Seele Ruhe und Lauterkeit. Wenn ſie vom Böſen erlöst iſt, ſo geht ſie zu Dem, der ſie erſchaffen hat. Denn Alles muß wieder dahin verſetzt werden, woher es gekommen iſt.“ — Andere Stellen, in welchen bald Perſonen, bald ihre Verrichtungen, Reden, Gedanken, Anſchläge u. dergl., göttlich, vergöttert, von Gott geſchehen, in Gott gethan ꝛc. genannt werden, wollen wir übergehen und bemerken nur, daß dieſes Alles den Hauptzweck des wahren Chriſtenthums anzeigte, welcher bei den erſten Gemeinden die völlige Vereinigung mit Gott und die Wiederherſtellung der göttlichen Natur war, wovon wir im folgenden Kapitel weiter reden werden.

XX.

Von der Vereinigung der erſten Chriſten mit Gott.

Der treue Heiland hatte vor ſeinem Hingang zu ſeinem himmliſchen Vater ſo herzlich gebetet, daß ſeine Glaubigen alle Eins ſeyn möchten, wie der Vater in Ihm und Er in dem Vater, daß ſie Alle auch in dem Vater und Sohn Eins wären. Joh. 17, 20. 21. Dieſes war alſo der Hauptzweck und der herrlichſte Nutzen des Chriſtenthums, welchen ſonſt keine Religion in der Welt darthun konnte. Als daher der Märtyrer Quintinus hörte, daß man das Chriſtenthum einen Aberglauben nannte, antwortete er: „Es iſt die größte Ehre und der höchſte Ruhm, wenn man Gott erkennt und ihm dient. Man muß dieſer Religion keinen ſolchen leichtfertigen Namen geben, weil man ſieht, daß ſie ihre Nachfolger unmittelbar auf die höchſte Stufe der Glückſeligkeit bringt. Denn eben dieſe Religion und keine andere iſt es, darin der höchſte Gott, der Schöpfer des Himmels und der Erde, und Jeſus Chriſtus, der Heiland, durch welchen alle Dinge gemacht ſind, und der in Allem Gott gleich iſt, ſich geoffenbart hat.“ Beſonders aber ſahen Alle dieſe Gnade als eine ſolche an, die allein durch den Glauben an Jeſum Chriſtum geſchehen, und nur den wahren Chriſten mitgetheilt worden ſey. Daher erkannten ſie auch Chriſtum für den Grund der Heiligung und der Gerechtigkeit vermittelſt des Glaubens. Denn nur auf ſolche Weiſe wohnt er in den Chriſten, ſo daß wo der Heiland durch den Glauben im Herzen wohnte und durch die Liebe eingewurzelt und gegründet war, der Vater ſammt dem heiligen Geiſt auch zugegen war und wirkte. Epheſ. 3, 17. Joh. 14, 13. — Dieß war aber auch der Hauptgrund, warum ſie bei dieſer Vereinigung nach Anleitung der heiligen Schrift meiſtens Jeſum anführten. Joh. 15, 1 u. f. So z. B. Ignaz, welcher nach Epheſ. 1, 23. 4, 15. 5, 30., die Chriſten Glieder Chriſti nennt, und die Vereinigung des Fleiſches und des Geiſtes Jeſu Chriſti wünſcht. Ferner, wenn er nach Galat. 2, 20. von ſich ſagt: „Chriſtus lebe in ihm, und in den wahren Kindern ſey kein Hochmuth, weil ſie Jeſum in ſich haben.“ Oder: „Chriſtus rede in ihnen wie in Paulo.“ Oder: „wenn er die Chriſten Pilgrime nennt, welche Gottes Tempel ſeyen, Chriſtum und den heiligen Geiſt im Herzen tragen und in allen Stücken mit den Geboten Jeſu Chriſti geſchmückt ſeyen.“ Oder: „Sie ſeyen voll Gottes und des heiligen Geiſtes, und der heilige Geiſt lehre ſie reden, was Chriſti ſey ꝛc.“ — Ebenſo nennt Klemens von Alexandrien die Chriſten nach 1 Kor. 3, 16. 6, 19. Tempel und Wohnungen Gottes, weil ſie auf alle Art und Weiſe mit Gott verbunden ſeyen und mit ihm in Gemeinſchaft treten, theils hinſichtlich der Verwandtſchaft des Bluts Chriſti, wodurch ſie erlöst ſind, theils durch die übereinſtimmende Nahrung, welche aus dem Worte fließt, theils auch durch das unvergängliche Weſen ſeiner Lehre und Lebensweiſe. Origenes endlich ſchreibt: „Die Seele und der Leib reiner und keuſcher Menſchen iſt ein Gott geheiligter Tempel, der von Allen angebetet werden muß.“

Dadurch wurde zugleich die Art der Vereinigung angezeigt, welche in einer innigen und beſtändigen Verbindung Gottes mit der Seele beſtand und durch den Glauben geſchah, der durch die Liebe thätig iſt. „Wenn, hieß es, der liebe, ſanftmüthige Heiland an dem Herzen des Menſchen anklopft und ſagt: thue mir auf, ſo geht er hinein, ſobald ihm aufgethan wird. Verzieht aber der Menſch, ſo weicht er wieder, weil er nicht mit Gewalt, ſondern nur durch Ueberzeugung und Rathgeben die Wahrheit verkündigt. Und weil Gott zwar die Liebe ſelbſt iſt, aber beſonders der heilige Geiſt die Liebe heißt, und die Liebe des Vaters und des Sohnes iſt, ſo wird die Seele hauptſächlich durch den heiligen Geiſt mit Gott auf wunderbare Weiſe vereinigt. Er macht den Geiſt des Menſchen lebendig, lehrt und bildet ihn, und macht, daß er Gott lieben, ſuchen, finden, behalten und genießen kann. Er iſt die Sorgfalt in der Seele deſſen, der Gott in Demuth ſucht, die Ehrerbietung in der Seele deſſen, der ihn im Geiſt anbetet, die Weisheit, wenn er Gott findet, die Liebe, wenn er ihn hat, und die Freude, wenn er ihn genießt.“ — Dieſe vom heiligen Geiſt entzündete Liebe erregt in der Seele ein Verlangen, welches immer ſtärker wird, und zu Dingen ſchreitet, die ſonſt unmöglich ſind, bis ſie das haben kann, was ſie liebt. Daher iſt die Liebe ſelbſt nichts anders, als ein ſolches Weſen, welches zwei Dinge — das Liebende und Geliebte — miteinander verbindet, oder zu verbinden verlangt, wie z. B. hier — Gott und die Seele.

Jene erleuchteten Chriſten aber waren ferne von allen groben, fleiſchlichen Gedanken, nachdem ſie das Weſen Gottes und ihres Geiſtes einmal erkannt hatten. Darum bezeugten ſie: „Gott wohnet in den Herzen der Frommen nicht durch einen leiblichen Zugang, noch durch den Eingang einer ſchwerfälligen Natur, ſo daß er anderswo nicht wohnen könnte, und da bleiben müßte, wohin er ſich begeben hat; ſondern er begibt ſich durch eine geiſtliche Kraft in die Herzen, die von irdiſcher Befleckung frei ſind, und ergießt ſich nach Art eines Lichtes, wenn die Thüren der Unſchuld gleichſam offenſtehen, damit er die Seelen erleuchte. Findet er kein gottſeliges Herz bei dem Menſchen, ſo geht er nicht hinein.“ — Auf ſolche Weiſe nun ließen ſie ihren Verſtand von dieſem Lichte reinigen, damit er dieſes Geheimniß, d. i. die Verbindung Chriſti mit der Gemeinde (Epheſ. 5, 32.) nur einigermaßen begreifen möchte. Dann ſahen ſie daſſelbe alſo an: „Gott, der unendlich, unzugänglich und unerſchaffen iſt, hat nach ſeiner unendlichen Güte einen Leib angenommen, und ſich von ſeiner großen Herrlichkeit herabgelaſſen, damit er ſich mit ſeinen ſichtbaren Kreaturen, d. i. mit den Seelen der Heiligen vereinigen könnte, und dieſelben des ewigen Lebens theilhaftig werden möchten. Da er nun Menſch geworden iſt, ſo faſſet er die heiligen Seelen, die ihm lieb und treu ſind, verbindet ſich mit ihnen und wird Ein Geiſt mit ihnen, wie Paulus, 1 Kor. 6, 17., ſagt: „Ein Weſen wird ſo zu ſagen das andere, damit die Seele in einem neuen Leben wandeln, das unſterbliche Leben empfinden und die ewige Herrlichkeit erlangen könne, wenn ſie Gottes würdig iſt und ihm gefällt. Diejenige aber iſt ihm angenehm, die ſich ihm ganz und gar ergeben hat, ihm allein anhängt und in ſeinen Geboten wandelt ohne Unterlaß. Sie verehrt den ankommenden und überſchattenden Geiſt Chriſti würdiglich und kann mit ihm Ein Geiſt und Ein Weſen werden.“ — Mehrere ähnliche Beſchreibungen finden ſich bei den Alten hin und wieder; man ſieht aber aus allen ihren Worten und Werken, daß ſie dazu ein rechtſchaffenes Weſen in Chriſto ſchlechterdings verlangt und dem natürlichen Menſchen dieſe Herrlichkeit ohne gründliche Bekehrung weder verſprochen noch zugeſchrieben haben. Sie hatten in dieſer Beziehung neben andern Stellen hauptſächlich den klaren Ausſpruch Pauli, 1 Kor. 3, 17., vor Augen. Darum ſchrieb Ignaz nach dem Vorgang deſſelben Apoſtels, Epheſ. 2, 19—22., an die Epheſer: „Ihr ſeyd Steine zum Tempel des Vaters, zubereitet und aufgerichtet durch die Baukunſt Chriſti, welche iſt das Kreuz, und habt den heiligen Geiſt zur Richtſchnur, und werdet aufgeführt durch den Glauben, und durch die Liebe von der Erde zu Gott erhoben und wandelt mit den Unſträflichen. Deßhalb ſeyd ihr alleſammt Pilgrime, welche Gottes Tempel, Chriſtum und den heiligen Geiſt im Herzen tragen und ſeyd in allen Stücken geſchmückt mit den Geboten Jeſu Chriſti." — Und Irenäus: „Die Glaubigen thun den Willen ihres Heilandes nach ſeinem Wohlgefallen, und er theilt denen ſeine Gemeinſchaft mit, welche die Liebe gegen ihn bewahren." Auguſtin bekennt: „Mir iſt es gut, in Gott zu bleiben; denn, wenn ich nicht in ihm bleibe, ſo kann ich auch nicht in mir bleiben. Er aber bleibt in ſich und machet Alles neu, und weil er mein Herr iſt, bedarf er meines Guten nicht." — Ferner führten ſie dafür auch den Ausſpruch Jeſu an: „Bleibet in mir, ſo wie ich in euch." Joh. 15, 4. Oder die Ausſprüche Johannis: „Wer da ſagt, daß er in Ihm bleibet, der ſoll auch wandeln, wie Er gewandelt hat. 1 Joh. 2, 6. Wer in Ihm bleibet, der ſündiget nicht, 3, 6. Wer ſeine Gebote hält, der bleibet in Ihm und Er in ihm." V. 24. — Ja, ſie nahmen aus ebendieſer Vereinigung die Kraft, an dem Weinſtock Chriſti recht zu wachſen, und wurden an ihm gereinigt, daß ſie mehr Frucht brachten. Joh. 15, 2. Wo alſo der Glaube war, da war auch die Liebe im Herzen; dieſe aber kann den Herrn Jeſum durch ihre Bande halten, — durch die Verknüpfung des Geiſtes und die Zuneigung der Seelen. — Auf der andern Seite aber hielten ſie es ſchlechterdings für unmöglich, daß ein Menſch, welcher durch weltliche Eitelkeiten zerſtreut iſt, einige Kenntniß erlange, wenn er nicht in ſeinem Herzen eine rechte Wohnung Gottes aufrichten und ſich von aller Befleckung reinigen laſſe. — „Chriſtus, ſagten ſie, könne durchaus nicht in eine Seele eingehen, die in Sünden todt ſey, weil er die Weisheit ſelbſt ſey. Dieſe aber komme nicht in eine boshafte Seele, gleichwie das Licht nicht in der Finſterniß, das Leben nicht im Tode ſey. Wer ſich alſo noch der Sünden bewußt ſey und dieſelben nicht bereue und ablege, der dürfe nicht hoffen, daß Chriſtus in ſeine Seele komme, denn der Prieſter dürfe zu keinem Todten kommen." — — Daran hatten aber auch Andere ein gewiſſes Kennzeichen, ob Einer Gott und ſeinen Geiſt in ſich habe oder nicht, — wenn ſie wahre Früchte der Gerechtigkeit bei ihm fanden. — So bezeugt Auguſtin von ſeiner Mutter: „Wer von den Chriſten ſie kennen lernte, der mußte Gott in ihr loben, ehren und lieben; denn er ſah ihn gegenwärtig in ihrem Herzen, und die Früchte ihres heiligen Wandels zeugten von ihm." — Ferner hielt man auch das für ein gutes Zeugniß, daß ein Chriſt mit ſeinem Gott wohl ſtehe, wenn er die Gegenwart und Inwohnung Gottes immermehr verlangte. In dieſer Ueberzeugung ſagte Jener aus Erfahrung: „Wenn man die Gegenwart des gerechten Herrn verlangt, ſo iſt es ein Zeichen eines guten Gewiſſens. Denn dieſe kann nur derjenige verlangen, welcher von einer großen Reinheit ſeines Herzens überzeugt iſt. Gleichwie nur helle, reine Augen die Sonne anzuſchauen verlangen und ihre glänzenden Strahlen ertragen können, alſo begehren nur diejenigen die Gegenwart ihres Herrn, welche ſich eines reinen Herzens bewußt ſind." Makarius gibt darüber folgendes Gleichniß: „Ein König braucht zu ſeinem Dienſt in der Reſidenz keine Viehhirten oder andere unreine Leute, ſondern ſchöne, reinliche und wohlerzogene Menſchen. Ebenſo dienen dem himmliſchen König lauter reine und untadelhafte Seelen. — Wo ein König wohnen ſoll, da wird Alles wohl gereinigt und bereitet, geſchmückt und geziert. Welch größere Zierde hat nun die Wohnung der Seele nöthig, damit Der einziehen und darin wohnen könne, welcher ohne Flecken und ohne Tadel iſt? Denn in einem ſolchen Herzen ruht Gott ſelbſt und die ganze himmliſche Gemeinde." — Ganz genau befolgten alſo die Alten die Worte ihres Erlöſers: daß ſie als Reben in ihm gewurzelt ſeyn, ihm allein Frucht bringen, und Alles, was ſeinem Willen gemäß ſey, thun und laſſen ſollen. Sie erinnerten ſich gar wohl, was für ein Haupt ſie an Jeſu Chriſto hatten, und was für Glieder ſie an ihm ſeyn müſſen, — daß ſie nämlich in der Erfüllung ſeiner Gebote und in dem Gebrauch der Gaben des heiligen Geiſtes ſo vollkommen werden ſollen, wie ihr Herr und Meiſter war, weil Er nur die Kraft ſey, in welcher und durch welche ſie Gottes würdig wandeln und ohne Den ſie nichts thun können. Kol. 2, 6. 7. Joh. 15, 5. Wenn alſo Jemand ein lebendiges Glied Deſſen ſey, der im Himmel herrſche, der müſſe auch nach einer mäßigen und verſtändigen Lebensweiſe trachten, müſſe willig Barmherzigkeit üben, das Gift des Unglaubens ausrotten, den Betrug als des Satans Freund fliehen, und die Lügen als Pfeile des Teufels haſſen ꝛc. Röm. 6, 5. 7, 4. 1 Joh. 2, 6.

Darum ſage der Dichter:

Man muß der alten Art des Lebens müde ſeyn,
Das Böſe muß in uns der Wohnung Gottes weichen;

Des Satans Sündenreich läßt Gottes Sitz nicht ein,
Denn ſeine Hofſtatt kann ſich nicht damit vergleichen.

Wie nun Eines ohne das Andere nicht ſeyn konnte, ſo behaupteten ſie auch, daß diejenige Seele nach dieſem Leben mit Gott nicht vereinigt ſeyn werde, welche nicht ſchon hier mit ihm Eines ſey; denn nur in Chriſto beſtehe ihre Seligkeit. „Wo Chriſtus iſt, ſagten ſie, da iſt Alles, da iſt ſeine Lehre, da iſt Vergebung der Sünden, da iſt Gnade, da iſt die Trennung der Lebendigen und der Todten. In Ihm kann man Alles haben, alle Seelen müſſen zu Chriſto treten, ſie mögen von leiblichen Sünden krank, oder in die weltlichen Lüſte verwickelt, oder in unvollkommener, doch herzlicher Andacht begriffen, oder durch viele Gaben und Tugenden vollkommen ſeyn, Alles iſt in der Hand des Herrn und Chriſtus iſt uns Alles. — Willſt du deine Wunden heilen, Er iſt ein Arzt; biſt du von Sünden beſchwert, Er iſt die Gerechtigkeit; brauchſt du Hülfe, Er iſt die Kraft; fürchteſt du den Tod, Er iſt das Leben; verlangſt du den Himmel, Er iſt der Weg dazu; willſt du aus der Finſterniß heraus, Er iſt das Licht; ſuchſt du Speiſe, Er iſt deine Nahrung ꝛc." — — Ohne dieſe Gemeinſchaft mit Chriſto hielten ſie alſo Niemand für einen Chriſten; denn ſie ſchloſſen alſo: „Wer ſich einen Chriſten nennet, der geſteht, daß er Chriſti Eigenthum ſey; wer aber Chriſto eigen iſt, der muß nothwendig in Chriſto ſeyn. Iſt er in Chriſto, ſo bekennet er in Chriſto, wenn er ſich für einen Chriſten bekennet. — Hat Chriſtus die Seele ganz eingenommen, ſo kann der arge Feind unmöglich Platz in ihr finden. Was könnte aber der mit den Tugenden zu thun haben, welcher Jeſum Chriſtum, die Kraft Gottes, nicht kennt? Wo anders iſt die wahre Klugheit, als in der Lehre Chriſti? Woher kommt ſonſt die wahre Gerechtigkeit, als aus der Barmherzigkeit Jeſu? Wo iſt die wahre Mäßigkeit, als in Chriſti Leben? Wo die wahre Stärke, als in Chriſti Leiden? — So ſind denn die allein klug, welche ſeine Lehre beſitzen; die allein gerecht, die aus ſeiner Erbarmung Vergebung ihrer Sünden empfangen haben; die allein mäßig, die ſeinem Leben nachwandeln; die allein ſtark, welche die Beiſpiele ſeiner Geduld im Kreuz vor Augen haben." — — Sie machten alſo einen großen Unterſchied zwiſchen der allgemeinen und beſondern Gegenwart des Herrn. Jene gereichte ihnen zwar auch zum Troſt und zur Hülfe; aber dieſe allein war der Grund ihrer Seligkeit. „Gott iſt zwar allenthalben, hieß es; aber zu den frommen und ſtreitenden Seelen naht er ſich hauptſächlich,

— zu denen nämlich, die ſich nicht allein mit dem Bekenntniß ſchmücken, ſondern in der That ſich zeigen. Wo aber Gott iſt, wer könnte da nachſtellen oder ſchaden? Es iſt ja Niemand größer, als Er, nichts iſt Ihm gleich, oder nur ein wenig geringer. Wer iſt alſo ſtärker und ſeliger, als der, welcher Gott zum Helfer hat? Solche gereinigten Seelen ſind Tag und Nacht bei ihrem Herrn, und ſehen die Herrlichkeit des Lichtes Chriſti. Aber wehe der armen Seele, in welcher Gott nicht wandelt, daß er mit ſeiner Stimme die Bosheit austreibe! Wehe der Wohnung, darin der Herr nicht wohnt! Wehe dem Lande, das keinen Bauherrn hat, der es bauet! Wehe dem Schiffe, darin kein Steuermann iſt; denn es wird von Wind und Wetter herumgetrieben und muß verderben! Wehe der Seele, wenn ſie Chriſtum, den wahren Führer, nicht in ſich hat; denn ſie ſchwebt in einem ſchrecklichen Meer der Finſterniß! Sie ſchwebt in den Sturmwinden der Gemüthsbewegungen und wird von den böſen Geiſtern, wie von einem Ungeſtüm, herumgetrieben, bis ſie endlich verloren geht. Wehe der Seele, welche Chriſtum nicht hat; der ſie recht bebaut, daß ſie Früchte des Geiſtes bringen kann; weil ſie voll Dornen und Diſteln iſt, ſo bekommt ſie endlich das Feuer zum Lohn! Wehe der Seele, wenn ſie Chriſtum nicht in ſich hat; denn weil ſie verlaſſen und mit dem Unflat ihrer böſen Begierden erfüllt iſt, iſt ſie eine Wohnung der Sünde ꝛc.!“ — Sie hielten alſo die Gemeinſchaft Gottes für ſo nothwendig, daß ſie aus herzlichem Mitleiden das Wehe und den Verluſt ſolcher von Gott abgeſchiedenen Seelen vorausſahen und auch verkündigten. —

Wenn nun die Vereinigung Gottes und der Seelen zu Stande gekommen war, ſo folgte eine wunderbare und geheime Gemeinſchaft derſelben untereinander. Denn dazu waren ſie berufen, 1 Kor. 1, 9. 1 Joh. 1, 3. 6. 7., daß ſie mit dem Vater und mit ſeinem Sohn, Jeſu Chriſto, Gemeinſchaft haben ſollten. Dieſes verſchwiegen ſie auch den Unglaubigen nicht, ſondern ſagten nach der Schrift: „Gottes Sohn ſey gleichſam die Seele des Leibes Chriſti, d. i. ſeiner Gemeinde; die Glieder des ganzen Leibes aber ſeyen alle Glaubigen. Gleichwie die Seele den Leib, der von ſelbſt keine Bewegung habe, lebendig mache und bewege, ſo erwecke das Wort durch eine wunderbare Kraft ſeinen Leib dazu, was er thun ſoll, es bewege auch ein jedes Glied der Gemeinde und thue nichts ohne Urſache. Wer die Liebe zu Chriſto bewahre, dem theile er dieſe Gemeinſchaft mit.“ — Dieſe Gemeinſchaft aber nannten ſie das Leben, das Licht und den Genuß Gottes, und aller der Güter, die in ihm ſind. Sie komme nämlich dadurch zu Stande, wenn die Kräfte der Seele, die bisher in vielen Dingen zerſtreut waren, geſammelt und in einen ſolchen Zuſtand verſetzt werden, worin ſie ſich allein mit Gott vereinigen und ſich auf die genaueſte und unzertrennlichſte Weiſe mit Dem verbinden, der wahrhaftig und ewig iſt. — — Auch dieſes erklärten ſie durch ein Gleichniß: „Wie ein Haus, darin der Herr gegenwärtig iſt, überall wohl eingerichtet und ausgeſchmückt iſt, ſo iſt eine Seele, welche Gott in ſich hat, mit allen Arten der Schönheit geziert; denn der Herr wohnt in ihr mit allen ſeinen Schätzen. Wehe aber der Seele, darin er nicht wohnt, dieſe iſt verlaſſen und wüſte, voll Unreinheit und Verwirrung! Sie hat Niemand in ſich, der ihr etwas Gutes rathet und ſie dazu antreibt. Dagegen hat ſie ſolche Dinge bei ſich, welche ſie von ihrem Bräutigam trennen und ihren Sinn von Chriſto abkehren. Sieht aber der Herr, daß ſie ſich wieder ſammelt und ihn ſucht, auch Tag und Nacht auf ihn wartet und ihn in Allem anruft, ſo wird er ſich ihrer nach ſeiner Verheißung annehmen, ſie von Sünden reinigen und ſich ſelbſt eine unbefleckte und tadelloſe Braut darſtellen.“

Den Alten war ferner wohl bekannt, daß die ewige Liebe Gottes ihren Kindern nichts Geringes mittheile, ſondern ſie erfülle mit ihren Reichthümern bis oben an, damit ſie, wie ſie ſich auszudrücken pflegten, von Gott recht voll würden. Deßwegen mußten ſie alſo leben, daß ſie nicht bloß wieder in die Gemeinſchaft der Engel kommen möchten, ſondern damit auch das an ihnen erfüllt würde, daß Gott Alles in Allen ſey und ſie Ihn ſehen, wie Er iſt. Dann wurden ſie von ſeiner Herrlichkeit erfüllt und von keiner Armuth mehr geplagt. — Wer wollte ſolchen Worten nicht gerne folgen? — Dieſes ging ja wirklich ſchon in dieſem Leben an Vielen in Erfüllung, wie z. B. von Cyprian erzählt wird: „Der Geiſt Gottes, der über die Propheten ausgegoſſen worden war, wurde auch vom Himmel über ihn ausgeſchüttet. Er beſänftigte ſein Herz, heiligte den Mund, durchdrang den Sitz der Seele, erwärmte das Gemüth und ging durch alle Glieder. Da empfand er ſeinen Gott und nahm Ihn in ſeinem Innerſten auf.“ Auguſtin, der dieſe Herrlichkeit ebenfalls empfangen hatte, wunderte ſich darüber und rief aus: „Welches iſt die Stätte in mir, wo Gott in mich eingehet, wo der Gott eingeht, der Himmel und Erde ſchuf? Herr, mein Gott, ſo iſt in mir etwas, was Dich faßt! Faſſen Dich denn Himmel und Erde, die Du ſchufſt, in denen Du auch mich erſchufſt? Oder faßt Dich darum Alles, was da iſt, weil ohne Dich nichts wäre, was da iſt? Weil denn auch ich bin, was flehe ich zu Dir, daß Du in mich kommeſt, der ich nicht wäre, wenn Du nicht in mir wäreſt. Ja, mein Gott, ich wäre gar nicht, wäre niemals und nirgends, wenn Du nicht in mir wäreſt. Noch mehr, ich wäre nicht, wenn ich nicht wäre in Dir, von Dem Alles, in Dem Alles und durch Den Alles iſt. Was Du gemacht haſt, darin biſt Du, und weil Du mich erſchaffen haſt, ſo biſt Du auch in mir und erfülleſt mich.“ Noch ein Anderer ſchreibt: „Indem Gott in uns wohnet, wird er unſer Theil, wenn wir dieſe Welt verlaſſen. Sind wir gleich in Adam nur Erde geworden, ſo ſind wir doch nun himmliſch in Chriſto, und Chriſtus iſt unſer Bewohner, und durch dieſe Inwohnung Chriſti, wohnt auch derjenige in uns, welcher in Chriſto wohnt, nämlich der Vater. — Wer dieſen Schatz von dem Vater bittet und erhält, nämlich den Herrn ſelbſt, der hat die Gerechtigkeit und den Beſitz aller Gottſeligkeit, und dadurch häufen ſich noch mehr Reichthümer in ihm zuſammen. — Wie es nicht ſeyn kann, daß derjenige Finſterniß hat, welcher in den Sonnenſtrahlen ſteht, alſo kann es auch nicht ſeyn, daß derjenige ſterblich bleibt, welcher mit Gott vertraulich umgeht. Denn die Hoheit dieſer Würde ſelbſt bringt uns zur Unſterblichkeit.“ — — Wollte ſich aber Jemand dieſen Weg noch beſchwerlich und rauh vorſtellen, dem antworteten ſie: „Der Vater zieht uns zu dem Sohn. Dieſe Gewalt geſchieht am Herzen, nicht am Fleiſch; was wunderſt du dich lange? Glaube nur, ſo kommſt du zu dem Sohn. Liebe ihn, ſo wirſt du hingezogen. Denke nicht, es ſey eine verdrießliche und beſchwerliche Gewaltthätigkeit. Nein, ſie iſt vielmehr ſüß und lieblich, ja die Lieblichkeit ſelbſt, dieſe ziehet dich. Wird nicht auch ein Schaaf angezogen, wenn es in ſeinem Hunger eine ſchöne Waide ſieht? Es wird nicht mit dem Leib dahin genöthigt, ſondern durch ſein Verlangen angetrieben. So komme auch du zu Chriſto und denke nicht an weite Reiſen. Wenn du glaubſt, ſo kommſt du zu ihm. Man kommt zu dem, der überall iſt, nur mit Liebe.“ — — Diejenigen aber, die es ſchon erfahren hatten, was Chriſtus in die Seele mit ſich bringe, ſprachen ſehr ſchön darüber: „Uns iſt Chriſtus ein Freudenmahl und unſer lieblichſter Gedanke, Jeſus iſt unſere Freude, unſer Verlangen, unſer Leben und unſere Ruhe. O wie ſelig iſt die Seele, wenn ſie die Freundlichkeit Gottes und das Eingeben der himmliſchen Gnade mit ihrer Gegenwart aus gewiſſen Zeichen erfährt! Eine Süßigkeit und eine neue Anmuth berührt ſie, daß ſie oft faſt außer ſich kommt und vor himmliſcher Wolluſt jauchzet. Der Herr beweist ihr ſeine Gegenwart bald, weil alle ihre Sinnen fröhlich werden. Ihr Verſtand wird hell, ihr Verlangen heiß, ſie regt ſich ihn zu umfaſſen, ob ſie gleich weiß, daß ſie ihn ſchon hat, und verbindet ſich mit ihm durch das anmuthigſte Band der innigſten Liebe. Sie ſpricht zu ſich: dieß, o Seele, iſt dein Geliebter, der unſichtbar, aber voll Erbarmen und Freundlichkeit ſich dir naht, daß er dich erwecke, und ſich dir hingebe in den Schooß der Liebe. Er reicht dir die Erſtlinge ſeiner Süßigkeit dar, nicht damit du gleich ſatt werdeſt, ſondern nur koſteſt und verſucheſt, wie ſüß er ſich dir zeigen wird, wenn er nun in ſeiner Herrlichkeit erſcheint.“

Endlich ſtellten ſie dieſe Vereinigung unter dem Bilde eines Bräutigams und ſeiner Braut vor, Joh. 3, 29. 2 Kor. 11, 2., um damit anzuzeigen, daß die Seele als eine Braut Chriſti, die mit ihm in der Liebe vereinigt ſey, ihre Keuſchheit dadurch bewahren müſſe, daß ſie allein nach dem Willen ihres Bräutigams wandle. Ein frommer Mann ſagt darüber: „Zeige mir eine Seele, die nichts anders liebt, als Gott, und was ſie um Gottes willen lieben muß, deren Leben nur Chriſtus allein iſt und ſchon lange geweſen iſt, welche nur damit zu thun hat, daß ſie Gott vor ſich ſieht, und immerdar mit ihm wandelt, auch Kraft und Willen hat, ihm zu gefallen. Dieſe iſt der Fürſorge und der Majeſtät ihres Bräutigams würdig, ſowie ſeiner Gunſt und Regierung. — Eine ſolche Seele wird alle Begierden vertilgen können, an Gott allein hängen und von ihm nach oben gezogen werden. Sie wird ganz Chriſti ſeyn, bis ſie Chriſtum, ihren Bräutigam, ſieht. Sie läßt ſonſt Niemand zu ſich ein in Gedanken, Worten und Werken; denn ſie hat ihn allein lieb. Sie lebt ohne Anſtoß fort und iſt ihrem geiſtlichen Bräutigam höchſt angenehm. — Iſt ſie einmal in ſeine göttliche Geſellſchaft aufgenommen und hat die himmliſchen Güter geſchmeckt, ſo möchte ſie ihm gerne gefallen und das Amt des Geiſtes, das ihr anvertraut iſt, gebührend vollbringen. Darum betrübt ſie den heiligen Geiſt nie, ſondern behält eine vorzügliche Liebe und Treue gegen ihn. Sie wandelt in dem Palaſt ihres himmliſchen Königs, umfaßt die Gnade, wie ſie kann, und wird ſo Herr über alle Güter Jeſu Chriſti. Ja, Alles, was ihrem Herrn im Aeußeren angehört, iſt auch das Ihrige; denn er vertraut ihr das Seinige ganz an.

— Auch nimmt ihre Liebe nicht ab, wenn er ſie ſchilt, ſondern ſie hängt an ſeinem Kreuz und fühlt dabei, daß ſie ihrem Bräutigam täglich näher komme. Weil ſie nun vor himmliſchem Verlangen verwundet iſt und nach der Gerechtigkeit hungert, ſo begehrt und erlangt ſie die Beſtrahlung des heiligen Geiſtes.“ — Solche und ähnliche Gedanken hatten die lieben Alten von dieſem hohen Geheimniß doch nicht als leere ſüße Träume, ſondern als Kraft, Leben und Seligkeit, die ſich in ihnen zur Ueberzeugung und Gewißheit ihres Geiſtes bisweilen überſchwänglich äußerte; — was eigentlich von ſelbſt folgte; denn wo Gott iſt, da iſt der Himmel und alles Gute. — Demnach war es kein Wunder, wenn ſie ſich über ein ſo großes Geheimniß auf eine Weiſe ausſprachen, worein ſich die Vernunft, die Gott und ſeine Wirkungen nicht kennt, nicht finden kann. Sie ſagten nämlich: „eine Seele, die, wie das Eiſen im Feuer, ſtets in der Weisheit und in Gott ſteht, iſt Gott in Allem, was ſie verſteht, thut und denkt. Sie kann daher auch nicht veränderlich genannt werden, weil das unwandelbare Weſen Gottes ſie vermittelſt der Vereinigung des göttlichen Wortes unaufhörlich durchdringt und beſitzt.“ — Kraft dieſer Vereinigung ſcheuten ſie ſich auch nicht zu ſagen: ich bin Chriſtus, — wegen der überſchwänglichen Salbung, die ſie mit ihrem Haupte gemein hatten. (S. 7. K. Von dem Chriſtennamen.) — „Wir werden alle Chriſti, d. i. Geſalbte, genannt, ſagten ſie, wegen der geheimen Salbe. Denn der ganze Leib mit ſeinem Haupte iſt Chriſtus, daher wir alle ſeine Geſalbte mit Recht Chriſtos nennen können. Wer auf Chriſtum getauft wird, wird auch Chriſtus genannt. Wer den Namen von Chriſto hat, welcher Kraft und Weisheit bedeutet, der wird auch mit ihm Kraft genannt, wenn er tapfer wider die Sünde ſtreitet, indem er aber das Gute erwählt, beweist er die Weisheit.“ — Dieſes Alles war nach den klaren Worten Gottes im geſunden Sinn genommen richtig, wie ſolches Dr. Spener in ſeiner 3. Predigt über die wahre Gerechtigkeit längſt bewieſen hat. Wenigſtens war es unter ihnen zu allen Zeiten üblich, daß ſie diejenigen, welche mit Gott vereinigt waren und hinlängliche Beweiſe davon gaben, Gottvereinigte, mit Gott Erfüllte, Geiſttragende, d. i. vom Geiſt Gottes Getriebene ꝛc., nach Röm. 8, 14. 2 Petr. 1, 21., nannten. Schon Ignaz nannte ſich in ſeinem erſten Brief einen Gottesträger; Andere nannte er Chriſtus- oder Tempelträger, d. i. ſolche Seelen, die Chriſtum und ſeinen Tempel in ſich hatten. (Daher die Namen Theophorus, Chriſtophorus = Chriſtoph.) Nach ihm ſagte Klemens: „Der Menſch, welcher genau von Gott geführt wird, wird Gottes Wohnung und gleichſam ſein Leib.“ Gregor von Nazianz ſchreibt: „Ich werde nachher Gott werden, wenn meine Seele mit Gott vereinigt ſeyn wird.“ Oder: „Willſt du Gott werden, ſo thue Gutes, und ſtehe als Gott vor Gott in herrlichem Glanz, und jauchze mit den Engeln.“ — Andere legten ähnliche Namen ſolchen Männern bei, von denen ſie ſagen wollten, daß ſie dem Geiſt nach aus Gott geweſen ſeyen. Wir übergehen dieſe Benennungen der Menge wegen und bemerken nur, wie gerne dieſelben dieſes große Geheimniß recht genau und deutlich beſchrieben hätten, wenn ſie Worte genug gefunden und nicht das Meiſte und Hauptſächlichſte der Erfahrung hätten überlaſſen müſſen. Demnach blieb dieſes göttliche Werk auch bei ihnen ein großes Geheimniß. Epheſ. 5, 30 — 32. — Wir können uns aber wohl am Ende dieſes erſten Buchs auf das Gefühl gottſeliger Leſer berufen, daß dieſe Zeugniſſe der erſten Chriſten aus einem redlichen Herzen und aus der Erfahrung gefloſſen und alſo keine verſtellte oder von Andern abgeſchriebene und nachgeahmte Reden geweſen ſeyen. Denn jene lieben Leute hatten wahrlich gut reden und ſchreiben von den göttlichen Dingen, welche der Herr ihnen in ſo großem Maaß zu ſchmecken gab. Es war ihnen ein rechter Ernſt, Gott zu genießen; daher konnten ſie das, was ſie geſehen und gehört hatten, weder läugnen noch unterdrücken, mochte auch die böſe Vernunft in ihren Widerſachern und in den undankbaren, abtrünnigen Namenchriſten zu ihrem eigenen Gericht noch ſo arg davon urtheilen. — Auf gleiche Weiſe rühmten ſie ſich auch ohne Scheue der ſeligſten Ruhe, die ſie in ihren Herzen genoſſen, und der Herrlichkeit, die ihnen noch bevorſtand. Dieß war nämlich der Friede, welchen ihr Heiland ihnen hinterlaſſen hatte, Joh. 14, 27. 16, 33., den ſie ſich untereinander anwünſchten, und der durch den heiligen Geiſt wirklich auf ihnen ruhete. Sie waren einmal der Urſache des Unfriedens los, waren als rechte Chriſten der Welt abgeſtorben und hatten angefangen Gott zu leben; daher genoſſen ſie auch doppelte Ruhe — nämlich bei der Verrichtung guter Werke und in der Betrachtung der Gottheit. Mit beiden war ein ſeliges Vergnügen und das Reich Gottes wahrhaftig verbunden. Röm. 15, 17. Da hieß es: „Die Seele wird nebendem, daß ſie die Dinge wahrhaft erkennt, nicht mehr in Unordnung gebracht; in dieſem Zuſtand kann ſie die Feinde leicht erkennen ꝛc. Großen Frieden haben die, welche das Wort

Gottes lieben. Bisweilen ruhen ſie in höchſter Stille, Lauterkeit und Frieden, daß ſie allein geiſtliche Wolluſt mit unausſprechlicher Erquickung und Fülle genießen. Denn wenn ſie von böſen Gedanken erlöst ſind, ſo halten ſie den rechten Sabbath, ruhen in der wahren Ruhe und ſind frei von allen Werken der Finſterniß. Dieß aber iſt der rechte Sabbath, die wahre Seelenruhe, welche von den böſen Eingebungen des Satans gereinigt iſt, in einem dauerhaften Frieden und in der Freude des Herrn beſteht. — Gleichwie der Herr den Iſraeliten Befehl gab, daß auch die unvernünftigen Thiere ruhen ſollen, alſo erquickte Jeſus die Seelen, welche mit den Laſten der Sünden und unreinen Gedanken beſchwert waren, als er kam und den wahren Sabbath brachte. Er erleichterte ihre ſchwere Laſt, nahm ihnen das Joch der Ungerechtigkeit und erquickte ſie wieder.“ Matth. 11, 28—30. — — Damit aber Niemand dieſes für einen ungegründeten Ruhm halte, ſo höre er, wie ſich Jene vor ihren Feinden äußerten, die auf ihr Thun und Laſſen genau Acht gaben. „Wir haben erfahren, ſagten ſie, daß dieß allein die wahre und nützliche Weisheit ſey; denn wer ſich darin übet, dem widerfährt die allerlieblichſte Ruhe. Wir haben gefunden, daß die Worte Gottes uns von der Dienſtbarkeit der Welt losmachen und uns von vielen Herren, ja von unzähligen Tyrannen abziehen.“ — Sie blieben aber nicht bei der Erquickung in dieſer Zeit ſtehen, ſondern beriefen ſich auf die verheißene Ruhe in jener Welt, weil die blinden Leute äußerlich nichts Angenehmes, viel weniger etwas Ruhiges und Friedliches an ihnen ſehen konnten. Daher kam es auch, daß ſie die Chriſten als ſolche Leute beſchrieben, welche gewiß glauben, diejenigen werden einſt ohne allen Schmerz mit Gott leben, welche hier nach dem Beiſpiel Chriſti in der Kraft gelebt haben. Deßwegen achten ſie kein Uebel in dieſer Welt für ſo groß gegen die Glückſeligkeit, welche ſie von dem höchſten Richter erwarten, der ihnen dieſelbe um ihres ſtillen, mäßigen und ſanftmüthigen Lebens willen verheißen habe.“ — Wenn man ihnen aber vorwarf: diejenigen, welche heilig leben wollen, ſeyen ja ſo vielem Elend unterworfen, ſo hießen ſie ihre Feinde nur weiter hinausſehen und auf das Ende aller Dinge warten. Dabei beriefen ſie ſich auf das eigene Gewiſſen der Unglaubigen und auf ihre natürliche Erkenntniß von Gott, welche ſie überzeuge, daß die Seele unſterblich ſey und daß eine Belohnung nach dieſem Leben ſtattfinden werde. Dergleichen führten namentlich diejenigen weitläufig aus, welche die Lehren und das Leben der Chriſten wider die Beſchuldigung ihrer Feinde in beſondern Schriften vertheidigten, wovon oben in dem Kapitel: von der lebendigen Hoffnung, das Merkwürdigſte angegeben worden iſt. — Wir ſchlieſſen hiemit das erſte Buch, nachdem wir zwar nicht von allen, doch von den meiſten und vornehmſten Pflichten der erſten Chriſten gegen Gott geſprochen und zugleich die Wirkungen derſelben kürzlich erwähnt haben. Nun folgt ihr öffentlicher oder allgemeiner und ihr beſonderer oder Haus-Gottesdienſt, inſofern er auch zu den Pflichten gegen Gott gerechnet wird, worauf wir zu den Pflichten kommen werden, welche ſie gegen ſich ſelbſt und gegen den Nächſten beobachteten.

Zweites Buch.

Von dem allgemeinen und beſondern Gottesdienſt der erſten Chriſten.

I.

Von dem Gebet der erſten Chriſten.

Ehe wir zu den beſondern Arten des Gottesdienſtes übergehen, haben wir noch von dem Gottesdienſt im Allgemeinen etwas zu bemerken. Daß Gott des menſchlichen Dienſtes an ſich nicht brauche, wußten auch die Heiden aus dem Licht der Natur, ebenſo daß Alles, was ſie Gott thaten, ihnen ſelbſt zum Beſten gereichen müſſe. Dieſes mußten alſo die Chriſten noch viel beſſer wiſſen, zumal da jene zugleich bekannten, daß man dem göttlichen Weſen nicht ſowohl mit äußerlichem Schein und Pracht, ſondern vielmehr mit einem gehorſamen Herzen dienen könne. — Die Erleuchteten unter ihnen aber erkannten an, daß man dem wahren Gott nicht allein in öffentlicher Verſammlung, ſondern allenthalben und zu allen Zeiten dienen müſſe, und zwar aus reinem Herzen und mit der That und Wahrheit. Ihr vernünftiger Gottesdienſt mußte, nach dem Ausſpruch des Apoſtels, ſo beſchaffen ſeyn, daß ſie ihre Leiber hingaben zu einem lebendigen, heiligen und Gott wohlgefälligen Opfer. Röm. 12, 1. Sie wußten ferner, daß ein reiner Gottesdienſt vor Gott, dem Vater, der ſey, die Wittwen und Waiſen in ihrer Trübſal zu beſuchen und ſich von der Welt unbefleckt zu erhalten. Jac. 1, 27. Oder: Wer in Gerechtigkeit, Frieden und Freude dem heiligen Geiſt diene, der ſey Gott gefällig. Röm. 14, 17. 18. ꝛc. — Daher theilten die Verſtändigen unter ihnen den Gottesdienſt hauptſächlich in zwei Theile ein, — in die gottſelige Lehre und in die Verrichtung guter Werke. Weil, wie Cyrill ſagt: die Lehre ohne gute Werke Gott weder angenehm noch gefällig iſt, und die Werke ohne gottſelige Lehren von ihm auch nicht geachtet werden. — Demnach war bei den Alten alles Thun und Laſſen, das nach Gottes Willen eingerichtet war, ein wahrer Gottesdienſt. Und ſie belehrten einander aus Gottes Wort alſo: „Der Schöpfer hat uns deßwegen Augen und Ohren gegeben, damit ihm Alles diene, daß wir reden, was ſein iſt, daß wir thun, was ihm angehöret, daß wir ihm unaufhörlich lobſingen, ihm Dank opfern und alſo unſer Gewiſſen reinigen. Auch werden ſelbſt die Trübſale den Knechten Gottes nicht umſonſt von Gott zugeſandt, ſondern damit ihre Liebe gegen ihren Schöpfer geprüft werde.“ — Kurz, ſie nahmen vielerlei Arten des Gottesdienſtes an: „Denn, ſagt Theodoret, wer betet, der dienet Gott, wer aber faſtet und Gottes Wort treibt, deßgleichen wer Gaſtfreundſchaft übet, der dienet ebenfalls Gott.“ — Damit aber das leicht zu täuſchende Herz bei ſeinem vermeintlichen Gottesdienſt nicht abermals auf bloße äußerliche, ſcheinbare Dinge verfallen möchte, ſo bewieſen ſie ferner aus dem Worte des Herrn, daß man, nach dem Beiſpiel ihrer Vorgänger, Gott beſonders im Geiſt dienen müſſe. Röm. 1, 9. Phil. 3, 3. 1 Theſſ. 1, 9. ꝛc. — Demnach beſchrieben ſie den wahren Gottesdienſt ausdrücklich alſo: „Der Dienſt Gottes iſt bei dem, welcher Gott kennt, eine beſtändige Sorgfalt der Seele und ihre fortwährende Beſchäftigung mit Gott durch die Liebe, die niemals unterlaſſen wird, Auch iſt der Dienſt gegen die Menſchen theils ein ſolcher, welcher ſie beſſert, theils ein ſolcher, womit ihnen gedient wird, wie etwa die Arznei den Leib, die Weisheit aber die Seele beſſert.“ Sie ſetzten alſo den wahren Gottesdienſt in die wahre Gottſeligkeit und Liebe zu Gott und dem Nächſten, wie Auguſtin ſagt: „Was anders iſt die Gottſeligkeit, als der Dienſt Gottes, und womit wird ihm ſonſt gedient, als mit der Liebe? So iſt nun die Liebe von reinem Herzen und gutem Gewiſſen und unerdichtetem Glauben die größte und wahre Tugend; denn ſie iſt des Geſetzes Ende.“ Origenes ruft aus, nachdem er die äußerliche Pracht des jüdiſchen Gottesdienſtes erwähnt hatte: „Lob ſey der Zukunft des Herrn, daß er unſere Seelen von demſelben abgeriſſen und zur Betrachtung himmliſcher und geiſtlicher Dinge gebracht hat! Er hat den Gottesdienſt von dem Sichtbaren zum Unſichtbaren, vom Zeitlichen zum Ewigen geführt. Indeſſen fordert der Herr Jeſus wahrhaftig Ohren von uns, die da hören, und Augen, die da ſehen.“ Ferner ſchreibt Chryſoſtomus nach Joh. 4, 23.:

„Welches ſind die wahren Anbeter? — Die, welche den Gottesdienſt auf keinen gewiſſen Ort beſchränken, die Gott im Geiſt dienen, wie Paulus. Röm. 1, 9. Alſo darf dieſer, unſer Gottesdienſt, nicht leiblich in uns ſeyn, d. i. er muß durch die Seele und die Reinheit derſelben verrichtet werden.“ — Und nach Matth. 23, 27—31.: „Wird auch Jemand der bloße Name ſelig machen, daß er zum Volke Gottes gehört? Was hilft es eine Hure, daß ſie einen keuſchen Namen führt? Was hilft es einen Sünder, wenn er ſich einen Diener Gottes nennt? Wie wollet ihr der Hölle entfliehen, wenn ihr Kirchen bauet und doch den wahren Glauben nicht in der Gemeinde habet, wenn ihr die Bibel leſet, ihr aber nicht glaubet, wenn ihr die Propheten, Apoſtel und Märtyrer mit Namen nennet, aber ihren Werken und ihrem Bekenntniß nicht folget? — —

Neben dieſer Bedeutung, welche man dem Gottesdienſt gab, kam nachher eine andere auf, welche ſehr mißbraucht wurde, als ſich die Chriſten durch äußere Ruhe und Sicherheit verleiten ließen, ihren Gottesdienſt entweder ganz, oder doch meiſtens in äußere Uebungen zu ſetzen. Da vergaß man nach und nach der wahren, inneren und geiſtlichen Anbetung, und nannte gar dasjenige einen Gottesdienſt, worin Gott vielmehr den Menſchen, als dieſe ihm dienten. Schon im fünften Jahrhundert z. B. nannte man das heilige Abendmahl einen Gottesdienſt ohne Blut, woraus ſpäter bei den Katholiken das Meßopfer entſtand. Man hätte aber wegen des einfältigen Volkes vorſichtiger reden und daſſelbe von dem innern wahren Dienſt und Gehorſam des Glaubens nicht zu dem äußeren abführen ſollen. — Nach dieſer Zeit blieb man immer bei dieſem Mißbrauch und wich noch weiter von der erſten Lauterkeit ab, da doch die erſten Chriſten ihren wahren Gottesdienſt zuvörderſt in die Pflichten gegen Gott ſetzten, von denen im vorhergehenden Buch die Rede war, zugleich aber auch in die Uebung des Betens, Dankens, Singens, Leſens des Wortes Gottes u. dergl. Dieſem allgemeinen Gebrauch gemäß nannten die Schriftſteller der folgenden Zeit, z. B. Euſebius unter Konſtantin dem Großen, das Gebet, das Singen der Pſalmen, das Leſen der heiligen Schrift, die Auslegung derſelben, das Segnen und Genießen der Geheimniſſe einen Gottesdienſt. Ein Anderer erklärte alles dieß als eine nach Gottes Willen geſchehene Sache für heilig ꝛc. — Daher betrachten wir zuvörderſt den Gottesdienſt in dem allgemeinen Sinn, wie er ſowohl öffentlich in der Gemeinde, als auch insgeheim geſchah, und zwar ſehen wir zuerſt ihr Gebet von allen den Seiten an, welche zu erkennen nützlich ſeyn möchten.

Daß das Gebet unter den Chriſten für höchſt nöthig gehalten wurde, kann Niemand in Zweifel ziehen, der ihren Gehorſam weiß und die klaren Befehle ihres Meiſters damit vergleicht. Matth. 7, 7. Luk. 18, 1. u. f. Die Weisheit Gottes, die in ihnen wohnte, lehrte ſie auch, daß ſie nicht allein beten ſollen, wenn etwas Widriges vorfiel, ſondern daß ſie allezeit im Gebet beharren, damit, wenn ihre Seelen müde und von den böſen Lüſten überwunden werden wollen, Gott ſie erhören und befreien möge. — Dieſes konnten die Glaubigen wohl verſtehen, darum hielt man ſie allein für geſchickt, den Herrn im Geiſt und in der Wahrheit anzurufen. Denn wiewohl ſie ſich bei ihrer Bekehrung mit Flehen und Seufzen vor Gott demüthigen mußten, und ihr geängſteter Geiſt von Gott nicht verachtet wurde, ſo durfte doch Keiner in wiſſentlichen Sünden beharren und von ſeinem Herzen verdammt werden, ſonſt hatte er bei ſeinem Gebet keine Freudigkeit zu Gott, weil er ſeine Gebote nicht hielt. 1 Joh. 3, 20—22. 5, 14. 15. — Darum wollte Paulus heilige Hände aufgehoben wiſſen, 1 Tim. 2, 8. Ihm folgten die Kinder der Wahrheit auch hierin treulich und rühmten ſich vor ihren Feinden, „daß ſie Gottes Knechte ſeyen, welche von ihm erlangen, was ſie hoffen.“ — „Ich ehre Jeſum allein, ſagte Tertullian, wenn ich ſeiner Lehre wegen umkomme, und bringe ihm ein weit herrlicheres und ſchöneres Opfer, — nämlich ein Gebet in einem keuſchen Leibe, aus unbefleckter Seele, das der heilige Geiſt in mir wirkt, — nicht etwa Weihrauch um ein Paar Pfennige oder einige Tropfen Wein, auch nicht ein unreines Gewiſſen. Das Gebet muß mit dem Andenken an die Befehle Gottes verbunden ſeyn, damit wir von ſeinen Ohren nicht ſo entfernt ſind, wie von ſeinen Geboten. Dieſes bahnt dem Gebet den Weg zum Himmel; denn ein unreiner Geiſt kann von dem heiligen Geiſt, ein trauriger von dem freudigen, ein gefangener von dem freien Geiſt unmöglich erkannt werden. Niemand nimmt ſeinen Feind an, Niemand läßt einen Andern als Seinesgleichen zu ſich. Was für eine Art wäre es nun, mit gewaſchenen Händen, aber mit unreinem Geiſte zu beten? Es müſſen ja ſelbſt auch die Hände geiſtlich gereinigt ſeyn, als von Falſchheit, Mord, Grauſamkeit, Zauberei und andern Flecken, welche in der Seele vorher aufgefaßt werden und nachher durch die Hände geſchehen. Dieß iſt die wahre Reinheit, Eſ. 1, 15. 16. Pſ. 50, 14—17.

66. 18. Sprüchw. 28, 9. — Mit folgendem Grunde aber beſchämte er diejenigen, welche etwa noch an heidniſchen Gewohnheiten, an Schauſpielen u. dergl. hiengen; — „ſie ſollen doch bedenken, ob ſie die Hände dazu gebrauchen können, welche ſie ſonſt zu Gott aufheben.“ In einer andern Stelle ſchließt er alſo: „Der Apoſtel hat uns das Gebet zur Heiligung empfohlen und geſagt, man müſſe das allezeit thun, was allezeit ſeinen Nutzen habe. Iſt nun den Menſchen das Gebet täglich, ja alle Augenblicke nöthig, ſo iſt es auch die Enthaltſamkeit, die zum Gebet gehört. Das Gebet muß aus dem Herzen kommen. Muß ſich aber das Herz der Sünden ſchämen, ſo ſchämt ſich auch das Gebet derſelben. Der Geiſt bringt das Gebet zu Gott. Iſt der Geiſt nun ſich ſelbſt einer Sünde ſchuldig, ſo ſchämt ſich das Gewiſſen, und wie ſollte es das Gebet zum Altar Gottes bringen dürfen?“ — — Dieß war ihre beſtändige Meinung, welche ſie mit vielen Worten und Werken bezeugten. Zu dieſen gehört ihr ganzer unſträflicher Wandel, wie er im 1. Buch beſchrieben wurde, zu jenen ſetzen wir folgende wenige Zeugniſſe und Ermahnungen hinzu: „Das Gebet hat keinen Nutzen, wenn der, welcher betet, halsſtarrig in Sünden beharrt, ob er gleich lange betet? Ein Sünder beſchwert ſich nur noch mehr mit der Laſt ſeiner Bosheit, wenn er die gottloſen Hände verwegen zum Himmel ausbreitet, und ſein Gebet mit dem befleckten und laſterhaften Munde zu Gott ſchickt, wie wenn er ſich nichts Böſes bewußt wäre. Ein Solcher ſchmäht Gott noch, nebendem daß er ihn verachtet. Darum muß der ſich ſeiner Unſchuld bewußt ſeyn, welcher unſchuldige Hände zu Gott aufheben will. — Man muß ſich vor allen ſündlichen Hinderniſſen hüten, muß allen böſen Willen haſſen, muß die weltlichen Lüſte, wie die böſen und eiteln Gedanken fliehen und meiden, und Gott allein anhängen, ſo wird er geſchwind helfen. — Wer aber weder Glauben noch Liebe hat, auch ſich nicht darum bekümmert, wer in ſeinem Gebet und in der That ſelbſt keinen Glauben und kein Vertrauen zu Gott beſitzt, weil er ſich ſelbſt nicht kennt, auch nicht weiß, daß es ihm daran mangelt, der kann es auch von Gott nicht erlangen. — Niemand wird erhört, wenn er in der Angſt des Herzens und mit Zweifel betet, ſondern wenn er reine Hände zu Gott aufhebt. Alſo muß der Glaube in dem Betenden rufen, die Werke, die Begierden, das Leiden, das Blut, kurz Alles muß ſchreien. Denn vor Gott ſchreien auch die Gedanken.“ — —

Daß die Alten dieß wirklich geglaubt und auch im Leben bewieſen haben, lehrt folgendes Bekenntniß:

Wir kennen Chriſtum nur im Glauben,
Und wenn wir vor Gott treten hin,
So faßt die Reinigkeit der Tauben
Und ihre Einfalt unſern Sinn.
Da lernt er ſüße Lieder ſingen,
Da bittet ihn der fromme Mund,
Wenn wir vor ihm mit Thränen ringen,
So beugt ſich Herz und Knie zur Stund.
Dann kann dem Winſeln und dem Klagen
Der Vater keine Hülf' verſagen.

Darauf deutete wohl auch die ſpätere Gewohnheit hin, daß man mit offenbaren Sündern nicht beten wollte, — eine Gewohnheit, die nach und nach, wie wir am gehörigen Orte ſehen werden, in einen großen Mißbrauch ausartete. — Diejenigen aber, welche glaubig und gottſelig waren, hielten ſich vor allen Dingen im Gebet ſtets zuſammen; denn unſchätzbar war ihnen die Verheißung des Herrn: „Wo Zwei unter euch Eins werden auf Erden, warum es iſt, was ſie bitten wollen, das ſoll ihnen widerfahren von meinem Vater im Himmel.“ Matth. 18, 19. Wie eifrig blieben z. B. die Jünger im Gebet miteinander! Wie hoben ſie ihre Stimme einmüthiglich zu Gott empor! Ap. Geſch. 4, 24. 2, 42. 6, 4. Sie kamen zum Gebet zuſammen, Ap. Geſch. 16, 16., und wo ſie Gelegenheit hatten, zu dem Herrn zu flehen, da benützten ſie dieſelbe. Paulus kniecte mit Allen zu Epheſo nieder und betete, 20, 36., ebenſo auch am Ufer unter freiem Himmel. 21, 5. u. ſ. w. — Auch die folgenden Chriſten hielten ſehr darauf, und Einer ſchrieb im Namen Aller an die Feinde: „Wir kommen zu Ehren unſeres Gottes zuſammen, daß wir ihn, wie mit geſammter Hand durch unſer Bitten und Flehen überwinden und beſiegen. — Und dieſe Gewalt iſt Gott angenehm.“ Andere bezeugen: „Am Sonntag kommen wir Alle zuſammen, ſtehen nach dem Gebet auf, und ſchütten unſere Bitten vor Gott aus. Da ſollte man hören die Stimme des betenden Volks und vernehmen, wie die andächtige Verſammlung bei der Abhandlung der Geheimniſſe antwortet. — Das Volk ſteht des Nachts auf und geht noch vor Tag in das Bethaus, und bekennt ſeine Sünden in Betrübniß und mit unaufhörlichen Thränen vor Gott. Endlich ſteht es vom Gebet auf und wird zum Singen der Pſalmen angeleitet.“ — Ob es gleich merkwürdige Beiſpiele davon in Menge gibt, ſo wollen wir nur einige derſelben erwähnen. So erzählt die Geſchichte der Märtyrer zu Rom, „daß die Chriſten dort ſich während der Verfolgung bei Einem Namens Kaſtulus, der oben im Palaſt des Kaiſers wohnte, aufgehalten haben, weil ſie an keinem Orte mehr ſicher geweſen ſeyen. Daſelbſt haben Alle mit Seufzen, Flehen, Gebet und Faſten Tag und Nacht vor Gott angehalten, damit ſie ſeines Bekenntniſſes würdig wären; auch haben ſie Einem, der ſich dem Beten und Faſten entzogen hatte, einen ſtrengen Verweis gegeben.“ — Ebenſo erzählt Dionyſius von einem gewiſſen Narciſſus, daß er mit ihm zugleich um den Zuſtand der Gemeinde im Gebet bekümmert geweſen ſey. — Ferner hatten ſie auch den Gebrauch, daß ſie ſich, wenn Einer zu dem Andern kam, den Bruderkuß gaben und einander zum Gebet ermahnten. — Solche Ermahnungen aber hielten ſie einander theils mündlich, theils ſchriftlich vor, wie Ignaz z. B. an die Chriſten zu Magneſia ſchrieb: „Kommet Alle zum Gebet zuſammen. Es ſey Ein Gebet, Ein Sinn, Eine Hoffnung in ungefärbter Liebe und Freude; denn Niemand iſt vortrefflicher als Chriſtus.“ — Klemens der Aeltere ſchrieb nach Rom: „Laſſet uns in Einigkeit verſammelt, der großen Verheißungen Gottes theilhaftig werden und zu ihm mit Einem Munde heftig und brünſtig ſchreien.“ Andere ſagten: „Man kann zwar auch allein beten, aber nicht ſo, wie in der Gemeinde, wo das Gebet einmüthiglich zu Gott geſchickt wird. Du wirſt nicht ſo erhört werden, wenn du für dich allein beteſt, als mit deinen Brüdern. Denn hier iſt etwas mehr, nämlich die Eintracht und Uebereinſtimmung und das Band des Friedens u. ſ. w. Der Herr hat verſprochen, ganz und Alles zu geben, was die Einigkeit des Gebets fordern werde. Matth. 18, 19. So viel vermag eine übereinſtimmende Bitte!“ Doch mehr davon im 3. Buch, 2. Kapitel. —

Fragt Jemand, woher ſie ſolche Gebete gelernt oder genommen haben, der erinnere ſich der theuren Verſicherung Gottes, wornach er allen Kindern den Geiſt der Gnade und des Gebets geben will. Röm. 8, 15. 26. Gal. 4, 6. Dieſer ruhte nicht allein auf den Apoſteln und ihren Schülern, ſondern auch auf den folgenden Kindern Gottes. Darum ſagten ſie: „Sie beten ohne Antreiber und Vorbeter, weil ſie aus dem Herzen beten, aus unbefleckter Seele und wie der heilige Geiſt das Gebet in ihnen wirke.“ Auguſtin ſagt darüber aus eigener Erfahrung: „Wenn die Begierde zum Beten nicht von uns geſucht, ſondern uns eingegeben wird, wenn etwas geſchwind in das Herz kommt, wodurch das Verlangen zum Gebet mit unausſprechlichen Seufzern erweckt wird, ſo darf das Gebet nicht aufgeſchoben werden, es treffe den Menſchen an, wie es wolle.“ Makarius ſetzt hinzu: „Wir müſſen zu Gott beten, nicht nach der leiblichen Gewohnheit, oder nach der Art zu ſchreien und zu ſchweigen, ſondern wir müſſen auf das Herz fleißig Achthaben, auf Gott warten bis er kommt, und die Seele heimſucht durch alle ihre Ausgänge und Wege, und uns lehrt, wenn wir reden oder ſchweigen ſollen. Das Herz muß nur in Gott befeſtigt ſeyn. Wenn man nur anfängt ſich vor Gott zu beugen, ſo wird das Herz mit göttlicher Kraft erfüllt und die Seele freut ſich mit dem Herrn, wie eine Braut mit ihrem Bräutigam.“ Iſidor endlich bezeugt: „Wenn uns auch vorher böſe Gedanken geplagt haben, ſo wird der heilige Geiſt im Gebet doch ſo zu uns gelockt, daß ſie wegen ſeiner Gegenwart nicht bleiben können.“ — — Verrichtete aber der Geiſt ſelbſt das Gebet in ihren Seelen, warum ſollte es nicht im Glauben und in der Wahrheit geſchehen ſeyn, da der Herr ihnen die einzige Bedingung gemacht hatte: **glaubet nur!** Marc. 11, 24. Jac. 1, 6. Mithin mußte ſich ihre Zuverſicht auf ſein Wort gründen. Pſ. 27, 8. Ihr Glaube und ihr Verlangen mußte zu ihm ſchreien. Denn der liebe Gott braucht kein äußerliches Geſchrei, ſondern das Vertrauen zu ihm iſt das rechte. — Es mußte ferner ohne Schaam und Scheue in aller Zuverſicht geſchehen und gleichſam mit einem heiligen Ungeſtüm, wie ein Kind vor ſeinem Vater. Luk. 11, 8—10. — „Fehlt es aber am Glauben, ſagten ſie, ſo fehlt es am Gebet ſelbſt; denn wer will beten, wenn er nicht glaubt? Der Glaube iſt der Brunnquell des Gebets; wenn aber der Urſprung vertrocknet iſt, ſo kann der Bach nicht fließen. Wie wollen ſie anrufen, an Den ſie nicht geglaubt haben? Darum wer beten will, der muß glauben, und muß beten, daß der Glaube, darin er betet, nicht aufhöre. Der Glaube ſchüttet das Gebet aus, und das verrichtete Gebet erhält die Stärke deſſelben. — Ein furchtſames Gebet dringt nicht zum Himmel; denn die unmäßige Furcht hält das Gebet zurück, daß es nicht fort kann. Aber eine glaubige und demüthige Bitte geht durch die Wolken, und kommt gewiß nicht leer wieder. Wer nicht Gewalt thut, der wird das Himmelreich nicht an ſich reißen. Wer nicht ungeſtüm anklopft, wird kein Brod erlangen. — Iſt eine Seele auch an ſich unwürdig, ſo ſoll ſie doch nicht müde werden im Gebet, auch nicht zweifeln, ſondern freimüthig zu Gott nahen, weil ſie weiß, daß Gottes Barmherzigkeit ſelbſt die größte Fürbitterin für uns iſt. — Der Vater iſt barmherzig und treu gegen Alle, die ihn fürchten und zu ihm kommen mit reinem Herzen und in Einfalt; dieſen gibt er ſeine Gnade reichlich.“ — Einen ſolchen Glauben rühmt Klemens von den Korinthiern, wenn er ſagt: „Sie haben mit heiliger und andächtiger Zuverſicht ihre Hände zu dem allmächtigen Gott ausgeſtreckt und ſeine Güte angerufen.“ — Dieſer Glaube aber mußte allein auf Chriſtum gerichtet ſeyn und in ſeinem Namen Alles bitten nach ſeinen Worten. Joh. 16, 23. 24. vergl. 2 Kor. 1, 20. Darum erlangte das Gebet, welches nicht alſo verrichtet wurde, nicht nur keine Gnade, ſondern es wurde ſelbſt zur Sünde. Und diejenigen, welchen die Sonne der Gerechtigkeit nicht aufgegangen war, blieben in der Finſterniß ihrer Sünden, und konnten den Vater im Glauben nicht ſehen. — — Ein ſolches Vertrauen zu Gott benahm ihnen die Zuverſicht auf ſich ſelbſt und auf ihre eigene Würdigkeit, und erhielt ſie in demüthiger Erkenntniß ihrer Unwürdigkeit vor der Herrlichkeit Gottes, daß ſie ſich mit Abraham für Staub und Aſche hielten. 1 Moſ. 18, 27. Darum warnten ſie einander: „Siehe zu, daß du dich nicht im Gebet erhebſt; denn das Gebet des Demüthigen dringt durch die Wolken. Will eine Hochachtung deiner ſelbſt beim Gebet in dir aufſteigen, daß du die Seligkeit nicht in Demuth ſuchſt, ſondern im Vertrauen auf dein Verdienſt, ſo denke, daß die empfangene Gnade zwar eine Zuverſicht zu beten ſchenkt, doch ſoll ſich Niemand darauf verlaſſen, daß er ſchon deßwegen erlange, um was er bittet. Vielmehr machen dieſe vorhergeſchenkten Gaben, daß wir von der Barmherzigkeit Gottes., die uns dieſelben gegeben, noch mehr hoffen. Weil derjenige allein in Wahrheit zu Gott betet, der ſich ſelbſt in Demuth recht erkennt, daß er Staub iſt, und ſich ſelbſt keine Kraft zuſchreibt, ſondern alles Gute, das er thut, von der Barmherzigkeit ſeines Schöpfers herleitet. — Ein ſolches Gebet, das in einem niedrigen Geiſte verrichtet wird und aus einem zerſchlagenen Herzen kommt, iſt ſtark. Pſ. 51. Denn, wenn auch Einer ſeinem Gott allen möglichen Gehorſam erweiſen würde, ſo kann ihn der Geiſt Gottes dabei doch von Herzen demüthig und arm am Geiſte machen.“ — — Wie ſie aber die innere Demuth von den wahren Anbetern forderten, ſo verlangten ſie auch die äußere, damit Alle mit gehöriger Vorbereitung, in anſtändiger Stille und mit reinem Herzen ihr Gebet vor Gott ausſchütten möchten. Selbſt ihr Reden beim Beten ſollte in der gehörigen Zucht geſchehen, weil ſie vor Gottes Augen ſtehen, den ſie weder durch das Aeußere, noch durch die Art des Gebets beleidigen dürfen. Daher war es ihnen lieber, wenn ſie beim Beten wenig reden konnten, dagegen aber das Verlangen ihres Herzens recht brünſtig war. Da betete eine begierige Seele ſo, wie wenn ſie ſchon in den Himmel aufgenommen wäre und vor dem Angeſicht Gottes ſtände, wo tauſendmal Tauſende ihm dienen und zehenmal Hunderttauſende vor ihm ſtehen. Sie betete recht, wenn ſie ſonſt an nichts dachte. Sie hieng ganz an ihrem Herrn, daſelbſt wandelte ſie mit ihren Gedanken, da ſchüttete ſie ihr Gebet aus, da legte ſie ihre Begierde in die Liebe Gottes hinein. — Wiewohl dieß nicht gerade immer und zu allen Zeiten geſchah, weil die Weisheit Gottes ſie nach Gefallen regierte, wie es ihnen nützlich war (bisweilen nämlich entbrannten ihre Seelen heftiger, bisweilen etwas weniger, je nachdem das Licht in ihnen mehr entzündet oder ſchwächer war), ſo äußerte ſich doch die Kraft des Gebets zu der Zeit, da es noththat, um ſo herrlicher und augenſcheinlicher. Als z. B. Polykarp dem Märtyrertod nahe war, betete er vor Allen, und wurde von der Gnade des Herrn ſo erfüllt, daß die Anweſenden, die ihn hörten, ganz außer ſich kamen. — Ebenſo wird von einem Andern erzählt, daß er ſich zur Erde niedergeworfen und überaus heftig gebetet habe, worauf die Umſtehenden bei ſich ſelbſt ſagten: „O Herr, welches Gebet der Deinigen wirſt du erhören, wenn du dieſes nicht erhörſt? — Denn, ſo wird hinzugeſetzt, es fehlte wenig, daß Jener nicht im Gebet die Seele gar aushauchte.“ —

Es kam zwar von dem noch übrigen Verderben her, daß auch die erſten Chriſten beim Gebet nicht immer von allen unnützen oder böſen Gedanken loswerden konnten und bisweilen ſelbſt darüber klagten; doch verließen ſie ſich dabei auf die Liebe des Vaters, der ihnen immer mehr Gnade geben werde, daß ſie ihn im Geiſt und in der Wahrheit anbeten können. Joh. 4, 24. — Sie hörten auch nicht auf, einander zu ermahnen: „daß das Herz beim Gebet von aller Verwirrung frei ſeyn, in der Abſicht und aus einem ſolchen Geiſt fließen müſſe, welcher dem gleich ſey, wohin es geſchickt werde. Denn wie der Leib, wenn er etwas arbeite, ganz auf das Werk gerichtet werde und alle ſeine Glieder einander helfen, alſo müſſe die Seele auch dem Herrn gewidmet ſeyn im Flehen und Lieben, daß die Gedanken nicht herumflattern. Alle Hoffnung müſſe auf Chriſtum gegründet werden; dann werde er erſcheinen, die wahre Art zu beten lehren und ein reines, geiſtliches und Gott wohlgefälliges Gebet darreichen. — Alſo trieben ſie einander nicht allein auf geſetzliche Weiſe zur Andacht an, ſondern erinnerten auch an die Gnadengaben Chriſti und die übrigen Mittel zur wahren Anbetung. Sie gaben z. B. folgenden Rath: „Wenn du zum Gebet kommſt, ſo erforſche Herz und Sinn, und wünſche, daß du ein reines Gebet zu Gott ſchicken mögeſt. Siehe, ob etwa ein Hinderniß bei dir ſey, d. i. ob dein Herz mit dem Herrn allein zu thun habe, wie das Herz des Landmanns mit dem Ackerbau, oder des Weibes mit dem Mann, — oder ob andere Dinge deine Gedanken zerſtreuen. Dann unterſcheide wohl zwiſchen den äußerlichen, fremden Gedanken, die dir etwa von deinen Feinden eingegeben werden. Verlaß dich aber ja nicht auf deine eigene Kraft, vielweniger ſey mit einem äußerlichen Geſchrei zufrieden, ſondern vollende deinen Kampf inwendig, bis du durch deine Andacht erlangſt, was du begehrſt, d. i. bis du die aufſteigenden böſen Gedanken unterdrücken und nach dem Willen des Herrn wandeln kannſt. Dazu gehört ein einfältiges Verlangen, darin man vor Gott ſtehen muß, damit das Herz nicht durch Unachtſamkeit oder durch Sorgen um zeitliche Dinge eingenommen werde, und alſo keine reine Begierde zu Gott gerichtet werden kann. Es iſt aber auch nöthig, daß das Fleiſch gekreuzigt und die unvernünftigen Lüſte unterdrückt werden. Wer nüchtern lebt, der kann vor Gott ſtehen als vor ſeinen Augen, er kann die böſen Gedanken bald merken und ihnen widerſtehen, damit nicht die Worte allein, ſondern auch das Herz ſammt den Worten zu Gott komme.“ — — Aus dieſen und ähnlichen Stellen ſieht man, daß Jene hauptſächlich auf das innere Herzensgebet drangen und allezeit im Geiſt und in der Wahrheit beten wollten. Sie ſuchten Gott in dem Innerſten ihrer Seele, welches ſie den innern Menſchen nannten, und beteten darin auch zu ihm, als in ſeinem Tempel, darin Chriſtus wohnet. Darum hielten ſie es eben nicht für nöthig, laut zu reden, wenn ſie beteten, außer wenn es die Andern hören ſollten und miteinſtimmten. „Denn, ſagt Auguſtin, obgleich der höchſte Lehrer ſeine Jünger einige Worte zu beten gelehrt hatte, ſo hat er ſie doch nur unterrichtet, wie ſie beim Beten eigentlich reden ſollen.“ — Sie hielten das Herzensgebet für die beſte und vornehmſte Verrichtung, um dem Geräuſche auszuweichen, das außerhalb dem Menſchen iſt, und in das innerſte, geheimſte Gemach des Herzens zu gehen und Gott daſelbſt anzurufen, wo uns Niemand ſeufzen und weinen ſieht. Dieſes Kämmerlein müſſe man zuſchließen, und ferne von allem äußeren Verdruß ſich ſelbſt demüthigen, Gott loben und preiſen, der die Seele ermahne und unterweiſe. So nämlich legten Einige die Worte Chriſti aus. Matth. 6, 6. Das Kämmerlein ſey die Thüre des Herzens, die Thüre ſey es, von welcher David ſage: Herr, behüte meinen Mund und bewahre meine Lippen! Pſ. 141, 3. Dieß nannten ſie auch das Geſchrei des Herzens, wie wir oben gehört haben, und erklärten es durch folgendes Gleichniß: „Viele wiſſen nicht viel Worte zu machen, noch ihre Sache deutlich und ſchön vorzutragen, wenn ſie zum Richter kommen, ſondern ſie verlaſſen ſich auf dieſen, welcher ſolche Sachen beſſer verſteht, als ſie. Darum bitten ſie alsbald, daß er ihre ſchwachen Worte nicht anſehen, ſondern nach ſeiner Weisheit und nach der Beſchaffenheit der Sache mit ihnen verfahren wolle. Ebenſo iſt es, wenn der Menſch mit Gott redet, er bittet auch, daß er ſeine ſchwachen Worte nicht anſehen, ſondern ſelbſt in ſeinem Herzen leſen möge, was ihm an Worten mangelt, weil er doch nicht Alles ausſprechen könne.“ — Wenn alſo Jene entweder aus Armuth am Geiſt, oder wegen der Wichtigkeit ihrer Sache nicht zu beten wußten, ſo verließen ſie ſich darauf, daß der Geiſt ſie vertrete mit unausſprechlichem Seufzen, und ihre Unwiſſenheit durch die Kraft der geheimen Weisheit erſetze. Durch die Anleitung deſſelben wurden ſie zu einer höheren Art des Gebets gebracht, welches ſie alſo beſchrieben: „Es iſt ein feuriges und Wenigen bekanntes, ja unausſprechliches Gebet in höherem Grad, welches alle menſchliche Vernunft überſteigt, und nicht durch Worte geſchieht, ſondern das die Seele, welche durch das himmliſche Licht erleuchtet worden iſt, mit vereinigten Sinnen als aus einem überfließenden Brunnen häufig ausſchüttet vor dem Herrn. Dadurch bringt ſie in einem Augenblick ſo viele und ſo große Dinge hervor, dergleichen das Herz weder unterſuchen noch ausſprechen kann, wenn es wieder zu ſich ſelbſt kommt. Dieſes Gebet wird von keinem Grade der Bildung noch durch Worte erkannt, ſondern durch die feurige Begierde des Herzens in einer unausſprechlichen Entzückung des Gemüths nach der unergründlichen Geſchwindigkeit des Geiſtes hervorgebracht, und vor Gott außer allen Sinnen und ſichtbaren Dingen mit unausſprechlichen Seufzern ausgeſchüttet. — — Nun entſteht die Frage, ob die erſten Chriſten gewiſſe Gebetsformeln gebraucht und ſich an dieſelben gebunden haben? — Darauf iſt zu erwiedern, daß ſie das von Jeſu ſelbſt gelehrte Vater Unſer ſehr hoch gehalten, fleißig gebraucht und untereinander erklärt haben. Deßwegen nannten ſie daſſelbe beſonders das Gebet, — das von Gott gelehrte Gebet der Glaubigen — einen Auszug des Evangeliums u. ſ. w. Und weil es täglich von ihnen gebraucht wurde, ſo hieß es auch das tägliche Gebet. — Neben dieſem gebrauchten ſie aber auch die Pſalmen Davids und zwar wie ein Jeder nach der Führung und dem Antrieb Gottes dieſelben auf ſich anwenden wollte. Denn Niemand unter ihnen war ſo eingeſchränkt, daß er bloß dieſe Formeln gebrauchen und nicht auch aus dem Herzen beten durfte. Tertullian ſagt darüber: „Gott allein konnte uns lehren, wie er angebetet ſeyn wollte. Dieſer von ihm angeordnete Dienſt, der ſchon damals durch ſeinen Geiſt beſeelt war, als er aus ſeinem Munde vorgetragen wurde, ſteigt gleichſam mit einem Privilegium zum Himmel, und empfiehlt diejenigen dem Vater, welche der Sohn gelehrt hat. Weil aber der Herr, welcher die menſchliche Nothdurft wohl ſah, nach dieſer gegebenen Betformel beſonders hinzuſetzt: bittet, ſo werdet ihr nehmen, und es noch viele Dinge gibt, die nach der Beſchaffenheit eines Jeden erbeten werden müſſen, ſo hat man auch das Recht nach dieſem ordentlichen Gebet noch andere Bitten hinzuzuthun.“ — Wirklich gebrauchten auch die Alten neben dem Gebet des Herrn noch andere Gebete, worauf der nämliche Kirchenvater mit den Worten hinweist: „Die Chriſten pflegen ohne Antreiber und Vorbeter zu beten, weil ſie es von Herzen thun.“ Dieß erklärt Franziskus Zephyrus alſo: „Wir ſprechen das Gebet nicht nach, welches uns der Prieſter vorſagt, ſondern aus unſerem Geiſt und Gemüth mit Seufzen und Stöhnen beten wir.“ Juſtin aber erzählt über ihre Zuſammenkünfte: „Der Vorſteher habe Gebet und Dankſagung gethan, ſoviel er Kraft gehabt habe, und das Volk habe es ſodann mit einem **Amen** beſtätigt.“ — Nähere Spuren von dieſer Gewohnheit der Alten findet man nicht, wohl aber ſtarke Beweiſe von der Freiheit ihres Geiſtes in dieſem Stück, ſo daß beſonders diejenigen, welche im Chriſtenthum weiter gekommen waren, zu keiner Formel gezwungen wurden, noch Andere dazu zwingen wollten. Dieß erhellt auch daraus, daß man den Katechumenen kurz vor der Taufe kein anderes Gebet als das des Herrn vorlegte, und ſie mit den Andern lehrte, den Vater ſelbſt anzurufen. — Demnach findet man bei den erſten Chriſten keine aufgeſchriebenen Gebete oder Gebetbücher bis auf die Zeit, da es mit der Lauterkeit ſchon ziemlich zu Ende gegangen war. Aber ſchon der Kaiſer Konſtantin ſchrieb ſeinen Soldaten, die noch Heiden waren, eine beſondere Gebetsformel vor, darin ſie hauptſächlich für die Wohlfahrt des Kaiſers, des Reichs und der Armee beten ſollten. — Aus welchem Grund dieß bei den damaligen Umſtänden geſchehen ſey, läßt ſich leicht errathen, und wem daran liegt, jenes Gebet kennen zu lernen, der findet es in der Kirchengeſchichte des Euſebius. — Sechzig Jahre ſpäter machte man ein Geſetz daraus, und die Kirchenverſammlung zu Carthago befahl ausdrücklich, daß nur ſolche Gebete vor dem Altar geleſen werden dürfen, welche von ihr beſtätigt worden ſeyen. Endlich wurden der allgemeinen Gebete und Formeln überall ſo viel, daß jeder Biſchof dieſelben ſeiner Gemeinde nach Gefallen vorſchrieb, was namentlich dann vorkam, wenn große Landplagen oder andere ungewöhnliche Dinge ſich einſtellten. —

Ohne allen Zweifel aber lag es jenen rechtſchaffenen Chriſten ſehr am Herzen, daß das Gebet, welches Chriſtus ſelbſt befohlen hatte, im Geiſt und in der Wahrheit geſchah. Darum hießen ſie daſſelbe mit Recht oft beten, und bei Gott mit anhaltender und heiliger Erweckung des Gemüths anklopfen, weil das rechte Gebet mehr mit Seufzen als Reden, mehr mit Weinen als Ausſprechen geſchehe. Der Herr habe bekanntlich Alles durch das Wort erſchaffen, alſo ſuche er keine Menſchenworte. — „Wer wollte beim Beten, ſagt Bernhard, die Macht des heiligen Geiſtes binden, der bald in die Klagen der Traurigen ausbricht, bald in das Seufzen und Schluchzen der Leidenden, bald in das Geſchrei und den ſchnellen Ausruf der Erſchreckten? Sollte da die Gewohnheit oder die Vernunft, oder die Bedächtlichkeit etwas thun können? Wenn die eifrige, heftige Liebe, beſonders die Liebe gegen Gott ſich nicht mehr halten kann, ſo achtet ſie nicht darauf, in was für einer Ordnung oder nach welcher Regel, oder mit welchen wenigen Worten ſie ausbreche, wenn ſie nur keinen Verluſt davon hat. Bisweilen verlangt ſie nicht einmal Worte, bisweilen gar keine Stimme, ſondern iſt mit Seufzen vergnügt. Wer wollte da noch eine wohlgeſetzte Rede oder künſtliche Worte verlangen? Was für Regeln wollte man ſolchen Bewegungen vorſchreiben? Es gilt hier weder Mehr noch Weniger, auch keine wohl eingerichtete Ordnung, es bricht von ſelbſt aus dem Innerſten des Herzens hervor, auch ohne unſer Wiſſen und Willen.“ — Ebenſo hielten ſie es auch mit der Kürze oder Länge des Gebets. Sie überließen es dem Gutdünken eines Jeden, bemerkten aber dabei, daß die Phariſäer auch deßwegen dem Herrn mißfallen haben, weil ſie lange Gebete vorwendeten. Matth. 23, 14. Daher gaben Einige den Rath, man ſolle lieber oft und kurz, als lang und mit Verdruß beten, oder ſich dabei der Gefahr von allerlei Verſuchungen ausſetzen. Insgemein aber ſahen ſie es gerne, wenn das viele Plappern vom Gebet wegblieb; denn dieß heiße nur eine nöthige Sache mit überflüſſigen Worten anzeigen. Dasjenige dagegen heiße viel beten, wenn man bei Gott mit einer langen Erweckung des Herzens um etwas anhalte. So machten es beſonders die Einſiedler in Egypten, ſie beteten zwar öfters, aber kurz, und ihre Gebete waren gleichſam lauter Stoßgebetlein, damit ihre Andacht und Aufmerkſamkeit durch die Länge nicht vergehen möchte. Sie wußten zwar wohl, daß auch der Herr ganze Nächte im Gebet verharrt habe; aber ſie machten einen Unterſchied zwiſchen den Worten und der Begierde oder der Andacht des Herzens, welche ſie immer zu behalten wünſchten. Denn darauf beſonders ſah der Vater im Himmel, und bedurfte alſo nicht erſt der Worte, welche auch die Heiden vorbringen konnten. Matth. 6, 7. 8. — Ebenſo hielten ſie es auch mit dem lauten Beten, wider das ſie zuweilen eiferten, wenn ſie merkten, daß es von Einigen zum Schein geſchah, oder daß Andere dadurch gehindert wurden. Dann aber hielten ſie es für gut, daß man laut betete, wenn es zur eigenen Erbauung oder zur Erbauung Anderer diente. — Auch im Uebrigen, namentlich in Beziehung auf die Stellung des Körpers, ſchrieben ſie Niemand etwas vor, ſondern überließen es einzig und allein der Wirkung der Gnade in einem Jeden nach der Vorſchrift des göttlichen Worts. Auguſtin erklärt ſich darüber alſo: „Wenn man die Begierde zu beten nicht ſucht, ſondern in das Herz bekommt, ſo darf es nicht verſchoben werden, der Menſch mag in einer Lage ſeyn, in welcher er will, ſo ſoll er nicht lange ſuchen zu ſitzen, zu ſtehen oder niederzufallen. Denn die Abſicht des Herzens macht Sorgen, und vergißt ſich oft ſo, daß ſie nicht weiß, in welcher Stellung des Leibes ſie geweſen iſt.“ Ein Anderer bemerkt: „Es iſt uns nicht vorgeſchrieben, wie der Leib zum Gebet eingerichtet ſeyn ſoll, wenn nur das Herz zu Gott naht und ſein Vorhaben ausführt. Denn bald ſtehen wir im Gebet, wie der Zöllner, bald ſitzen wir, wie David und Elias, und wenn wir nicht beim Liegen beten dürften, ſo ſtände nicht geſchrieben: ich ſchwemme mein Bette des Nachts.“ —

Demohngeachtet wußten ſie wohl, daß die Bewegungen des Herzens meiſtens auch den Leib in dieſe oder jene Stellung ohne Geſuch oder Zwang zu bringen pflegen. (Die äußerlichen Geberden ſind ja, wie Chryſoſtomus ſagt, immer Zeichen und Wirkungen des Innern.) Die Hauptſache war, daß ſich keine Heuchelei mituntermengte. Demnach beſchrieben ſie die Geberden, welche ſie an ſich und Andern wahrnahmen, alſo: „Viele beten, indem ſie ſich zur Erde niederwerfen, das Haupt auf dieſelbe legen, heiße Thränen dabei vergießen, innerlich heftig ſeufzen, die Hände ausſtrecken und ſonſt viel Eifer dabei zeigen.“ — Oder: „Die Betenden machen es mit ihrem Leibe, wie es ſolchen anſteht, die eine Bitte bei ihrem König vorzubringen haben, ſie beugen die Kniee, ſtrecken die Hände aus, fallen zur Erde nieder und thun ſonſt allerlei auf ſichtbare Weiſe, obwohl ihr unſichtbarer Wille und Meinung Gott bekannt iſt, der keine Zeichen bedarf, daß das menſchliche Herz ihm offenbar werde, ſondern will, daß ſich der Menſch vielmehr dadurch ſelbſt ermuntere, demüthiger und heftiger zu beten und zu ſeufzen.“ — — Bei dieſen allgemeinen Zeugniſſen wollen wir es bewenden laſſen, und nicht alle beſondere Gebräuche durchgehen, welche entweder aus Aberglauben oder aus andern unredlichen Abſichten in der folgenden Zeit, wo man ganz auf das Aeußere verfiel, aufgekommen ſind. Dieſe Dinge ſind ſchon von vielen Andern genau beſchrieben worden, und verdienen nicht nachgeahmt zu werden. Nur noch daran wollen wir erinnern, daß die Männer mit entblößtem Haupte beteten, und zwar, wie Tertullian ausdrücklich bekennt, *weil ſie ſich nicht ſchämten.* Die Weiber aber beteten nach der Anordnung des Apoſtels mit bedecktem Kopfe. 1 Kor. 11, 4. 5. (Ueber die letztere Gewohnheit ſchrieb Einer ein ganzes Buch, und ſuchte dieſelbe wiedereinzuführen.) Ferner beteten ſie auch mit ausgebreiteten Händen, als ſolche, die unſchuldig waren, wie ſie ausdrücklich vor ihren Feinden rühmten, welche, wenn ſie es ſahen, die armen Chriſten ſpotteten und ſagten: *ſie zählen die Wolken während des Gebets.* — Paulus wollte gleich anfangs *reine* Hände aufgehoben wiſſen, 1 Tim. 2, 8., was ſeine Nachfolger den Ihrigen zwar auch einprägten, aber zugleich dem Aberglauben des Händewaſchens vor dem Gebet ſteuerten, welche einige Juden- und Heidenchriſten bei der Gemeinde einführen wollten. — Sie zeigten den Unwiſſenden, was das Aufheben der Hände bedeute; weil nämlich die Hände zu vielen böſen Thaten dienen, ſo müſſen ſie aufgehoben werden, damit der Dienſt des Gebets ſie auch von der Bosheit abziehe ꝛc. — Dieß geſchah meiſtens in der Form eines Kreuzes, wie folgende Worte ausdrücklich lehren: „Unſere Hände ausſtrecken, iſt ein Zeichen des gekreuzigten Heilandes, was wohl jeder Betende thun ſollte, doch nicht um bloß die Aehnlichkeit anzuzeigen, ſondern in der That ſelbſt und aus Liebe gegen ſeinen Heiland. Denn, wie ein Gekreuzigter gewiß ſtirbt, ſo ſoll auch billig jeder Betende die Lüſte ſeines Fleiſches kreuzigen und jede unordentliche Begierde tödten. — Wir ſollen mit aufgehobenen Händen beten, damit wir das Leiden des Herrn auch durch die Haltung unſerer Glieder vorſtellen.“ — — Beſonders aber war das Knieen beim Gebet ganz allgemein, und zwar nach den Beiſpielen im neuen Teſtament, Matth. 17, 14. Mark. 1, 40. Luk. 5, 8.; ferner nach dem Beiſpiel des Heilands ſelbſt, Luk. 22, 41 — 45.; und dem der Apoſtel und ihrer Schüler. Ap. Geſch. 7, 59. 9, 40. 20, 36. 21, 5. Epheſ. 3, 14. — Auch von den Märtyrern wird erzählt, daß ſie in ihren Nöthen auf die Erde gekniet ſeyen, und zwar nach der gewöhnlichen Weiſe der Chriſten. Tertullian ſchreibt von ihnen: „Durch ihr Knieen und Faſten ſey auf eine groſe Dürre ein erquickender Regen gefolgt.“ — Andere Chriſten ſagen von ſich: „Wir beugen die Kniee und wenden uns aus allen Gegenden der Welt gegen Morgen, wenn wir beten. Wenn wir die Kniee beugen und uns wieder aufrichten, ſo zeigen wir, daß wir durch die Sünde zur Erde gefallen ſind und durch die Güte des Schöpfers wieder zum Himmel gerufen werden. Ueberhaupt reden die Alten häufig davon, daß dieſe Gewohnheit eine Demüthigung vor Gott, wie auch eine eifrige und ernſte Anbetung des Höchſten anzeige. — Dieß thaten ſie aber nicht bloß insgeheim, ſondern ſchämten ſich nicht auch öffentlich vor der höchſten Majeſtät niederzufallen, und ſich ohne Unterſchied des Standes oder Geſchlechts gleichſam in den Staub zu legen. Dazu ermahnte einſt ein treuer Lehrer ſeine Gemeinde, welche dieſen Gebrauch unterlaſſen zu wollen ſchien: „Ich bitte und ermahne euch, liebe Brüder, daß ihr, ſo oft man betet, nicht allein die Herzen, ſondern auch die Leiber treulich beuget. Denn ich ſehe, daß das meiſte Volk wie Säulen aufgerichtet ſtehen bleibt, wenn der Diakon ruft: laſſet uns knieen, — was den Chriſten weder zuſteht noch nützt, wenn in der Gemeinde gebetet wird.“ — Ebenſo knieeten ſie auch nieder, wenn ſie allein im Stillen beteten, wie wir von Jacobus, mit dem Beinamen Juſtus, leſen, daß er ſtets auf den Knieen gebetet habe, ſo daß ſeine Kniee durch das fortwährende Niederfallen faſt alles Gefühl verloren. Von Martin wird das Nämliche erzählt, wie von vielen andern Chriſten, die beim Gebet entweder bloß die Kniee beugten, oder den ganzen Leib auf die Erde niederlegten. Darum ermahnte ein anderer frommer Lehrer die Seinigen: „— wer aus Schwachheit nicht knieen, noch den ganzen Leib beugen kann, der ſoll wenigſtens das Haupt zur Erde neigen.“ — Von Simon Stylites ſchreibt Theodoret, daß er bisweilen ganze Nächte hindurch vor Gott im Gebet gelegen und ſich dabei ſo gebückt habe, daß er mit ſeinem Haupt die Füße berühren konnte. — Indeſſen iſt nicht zu läugnen, daß in der Folge bei dergleichen äußerlichen Bezeugungen viel Schwachheit und Aberglauben mituntergeloſſen ſey. Denn man ſah es nicht bloß für eine Ketzerei an, wenn Einige beim Gebet aufrecht ſtehen blieben, ſondern jene löbliche Sitte artete durch den Zwang, den man dabei anwendete und durch die Meinung, als ob man ſich dadurch ein Verdienſt erwerben könne, nach und nach in einen offenbaren Mißbrauch aus. Sehr auffallend iſt aber, was man ſpäter den armen Waldenſern Schuld gab und als ketzeriſch verwarf. Ihre Ankläger ſagten nämlich unter Anderem: „Sie beugen ihre Kniee auf die Erde und ſtützen ſich dabei auf eine Bank, und verharren ſo lange im Gebet bis man 30 oder 40 Vaterunſer herſagen könne; dieſes thuen ſie alle Tage, wenn ſie bei ihren Anhängern ſeyen, vor und nach dem Eſſen, des Nachts und früh Morgens, auch den Tag über etlichemal ꝛc.“ —

Ueber das Kniebeugen bemerkt ein älterer Schriftſteller in ſeiner Schrift, — erſtes Chriſtenthum — daß es am Sonntag und zwiſchen Oſtern und Pfingſten niemals geſchehen ſey, was wirklich verſchiedene Zeugniſſe beſtätigen. Allein man ſieht aus dem Beiſpiel des Apoſtels Paulus ſelbſt, der eben vor Pfingſten am Ufer niederknieete und betete, Ap. Geſch. 20, 36., daß dieß in früherer Zeit nicht überall beobachtet worden ſey. Zwar waren die Abſichten jener Chriſten, welche um Oſtern das Kniebeugen unterließen, ſehr ſchön, indem ſie ſich dabei an die Auferſtehung Chriſti, wie an ihre eigene, erinnerten; allein es iſt gleichwohl offenbar, daß auch dieſes nachher zum Gewiſſenszwang wurde. Denn man beſtritt und verfocht dieſe Gewohnheit ſchon in der allgemeinen Kirchenverſammlung zu Nicäa (325) heftig, und machte in dieſer, wie in der zweiten zu Konſtantinopel (381), ein Gebot daraus. Darüber gieng natürlich der rechte, freie Gebrauch, die reine und heilſame Abſicht, und ſo zu ſagen das ganze Weſen der Sache verloren. Sie gehörte mithin in eine Klaſſe mit dem Halten auf Tage, Monate, Zeiten und Jahre, Gal. 4, 10., und konnte die Apoſtel nicht zu Urhebern haben. — Nebendem macht der genannte Schriftſteller auf die Gewohnheit der Alten gegen Morgen zu beten aufmerkſam, welche gleichfalls ohne Grund den Apoſteln zugeſchrieben werden will. Allein Baſilius geſteht ſelbſt, daß ſie dieſe Gewohnheit aus keiner Schrift gelernt haben; denn er fragt: welche Schrift hat uns gelehrt, daß wir uns im Gebet gegen Morgen wenden ſollen, — und auch Johann von Damaskus ſtimmt ihm bei. Dieſe Sitte war vielmehr nach dem Zeugniß des Tertullian ſchon unter den Heiden üblich, und die Chriſten, welche dieſelbe beibehielten, haben ſie, wie J. Arnd ſagt, gereinigt, und die natürliche Sonne, die jene anbeteten, auf Chriſtum, die geiſtliche Sonne, das Licht der Welt, bezogen. Indeſſen war wohl dieß eine der wichtigſten Abſichten dabei, daß ſie auf das Paradies ſahen, 1 Moſ. 2, 8., und Gott baten, daß er ſie wieder in ihr altes Land bringen möge. Sie ſuchten ihr altes Vaterland und ſeufzten immer darnach, wie wir von Mehreren leſen, welche ſich zugleich der Wiederkunft des Herrn Jeſu von Morgen her dabei erinnerten. —

Ehe wir weiter gehen, wollen wir noch über die Zeit, wann Jene beteten, und den Ort, wo ſie beteten das Nöthige ſagen. Was den Ort betrifft, ſo hatten ſie aus dem Munde des Herrn ſelbſt gehört, daß die Zeit komme, wo ſie den Vater an keinem beſtimmten Orte anbeten werden, Joh. 4, 21., und von Paulus, daß ſie an allen Orten beten ſollen. 1 Tim. 2, 8. — „Chriſtus, ſagten ſie, hat durch ſeine Ankunft jeden Ort geheiligt, alle Plätze ſtehen zum Gebet offen. Die ganze Erde iſt nun heiliger als der Ort, welcher im alten Teſtament das Allerheiligſte hieß. — Man muß das Heilige nicht an gewiſſen Oertern, ſondern in dem Thun, in dem Leben und in den Sitten ſuchen. Sind dieſe nach den Geboten des Herrn beſchaffen, ſo zweiſle nicht daran, daß du im Heiligthum ſeyeſt, wenn du auch gleich auf dem Markt oder gar auf dem Schauplatz wäreſt." Vergl. Ap. Geſch. 19, 31. Doch hievon weiter unten. — Wenn ihnen aber der Herr befohlen hatte, ſie ſollen in ihr Kämmerlein gehen, und zum Vater im Verborgenen beten, Matth. 6, 6., ſo ſchloſſen ſie daraus, daß ſie an allen Orten beten dürfen, und daß das Gebet der Heiligen auch im Gefängniß, unter den wilden Thieren, im Feuer, im Meer und anderswo vom Herrn aufgenommen werde. Und wiewohl ſie unter dem Kämmerlein meiſtens das Innerſte des Herzens ſelbſt verſtanden (ſ. oben), ſo erhellt doch aus ihren Schriften, daß ſie zu ihrem Gebet gerne einen ſtillen und einſamen Ort geſucht haben. Bei den Verfolgungen mußten ſie ohnehin meiſtens des Nachts ihrem Gott dienen, und auch ſonſt richteten ſie ſich nach dem Beiſpiel ihres Meiſters, der ſelbſt oft in abgelegene Gegenden gieng, um daſelbſt ungeſtörter zu beten, ſowie er auch ſeine Herrlichkeit den Jüngern an einem einſamen Orte offenbarte. Matth. 14, 23. 26, 36. — So erzählt ein alter Schriftſteller, der die Reiſen Petri beſchreibt, daß dieſer Apoſtel einſt allein in einen Garten gegangen ſey, um daſelbſt zu beten, daß er ferner mit einigen Andern in einem Seehafen gebadet habe, worauf ſie ſich miteinander an einen geheimen Ort begaben, um allda ihr Gebet zu verrichten. — Hieronymus lobt die fromme Marcella, weil ſie bei den Denkmälern der Märtyrer oft heimlich gebetet, und ſich der Menge des Volks deßhalb entzogen habe, um aus Demuth ihr Gebet nicht ſehen zu laſſen, und zugleich allen Hinderniſſen bei dem Getümmel zu entgehen. Die Alten wußten nämlich wohl, daß Gott ſie überall höre, wenn ſie auch bloß innerlich rufen und beten. Ja, ſie wußten, daß es Gott viel angenehmer ſey, wenn man allen Ruhm vermeide und vor Menſchen verborgen bleiben wolle. Genug, daß Gott in ihren Herzen zugegen war; — ihm brachten ſie ihr Opfer dar, das ſie nicht weit holen durften, auch konnten ſie überall vor ihn kommen und ſeinen Segen erlangen. — — Von der Zeit, in welcher ſie beteten, werden wir weiter unten das Nöthige hören, wenn von ihren Morgenandachten und Abendverſammlungen, und von ihren Gebeten vor und bei Tiſch die Rede ſeyn wird. Allgemein aber ſuchten ſie auch in dieſem Falle des Herrn Willen, — daß ſie allezeit beten ſollen, zu erfüllen. Luk. 18, 1. 1 Theſſ. 5, 17. Daher blieben die erſten Jünger beſtändig im Gebet. Ap. Geſch. 2, 42. Ignaz ſchrieb deßwegen an Polykarp, er ſolle ohne Unterlaß beten, wachen und einen muntern Geiſt haben. Und dieſer verlangte von den Wittwen, daß ſie für Alle unaufhörlich beten ſollen. Tertullian aber forderte von allen Frauensperſonen, daß ſie an allen Enden und Orten, und zu allen Zeiten die Regel des Apoſtels beobachten und bei allen Gelegenheiten ihres Gottes gedenken ſollen. — Dieß thaten ſie auch ſonſt immer, und hielten es für höchſt ſchädlich, wenn ein Chriſt nicht unaufhörlich bete und das Licht Chriſti nicht immer in ſein Herz laſſe. Denn das müſſe allezeit geübt werden, was allezeit nützlich ſey. Der

Herr habe befohlen, nicht immer zu arbeiten, zu faſten, zu wachen, ſondern nur ohne Unterlaß zu beten, weil jene Dinge zwar auch das Gemüth erfordern, dieſes aber ohne Hülfe des Leibes und alſo ohne denſelben zu ſchwächen, geſchehen könne. — Niemand entſchuldigte ſich da mit der Unmöglichkeit beſtändig zu beten, vielmehr wußten die gehorſamen Kinder in dem Lichte des heiligen Geiſtes ſich und Andern die Sache ſehr weiſe vorzuſtellen. Zuvörderſt, ſagten ſie, ſey ihr ganzes Leben und ihr ganzer Wandel ſo beſchaffen, daß ſie vor dem Angeſicht Gottes als ein Gebet angeſehen werden, und ſo könne die Seele ohne Aufhören, durch die Begierde des Glaubens ſtets vor ihrem Schöpfer ſtehen. — Sie ließen alſo ihr Leben ein ſtetes Gebet ſeyn und waren nicht ſo albern, beſtändig ihre Kniee zu beugen, den Leib niederzuwerfen und die Hände aufzuheben. Vielmehr glaubten ſie, das ſtete Verlangen nach Gott und ſeinem ewigen Sabbath, das ſie in ſich erhielten, ſie möchten auch thun, was ſie wollten, ſey ihre unaufhörliche Stimme. Sie konnten ihren Leib wohl ruhen laſſen zur Nothdurft und doch ohne Unterlaß beten, und das Gebet auch während der Arbeit verrichten. Darum durfte der, welcher äußerlich zu beten pflegte, den Andern nicht verachten, welcher indeſſen arbeitete, ebenſowenig als der Arbeitende den Betenden. Ein Jeder konnte das Seinige zur Ehre Gottes thun, und dennoch konnten Beide ohne Unterlaß in dieſem Sinne beten. — Es gab aber ſchon im vierten Jahrhundert einige Mönche, mit dem Beinamen Euchiten (Betende), welche aus den Worten Chriſti und des Apoſtels Paulus ſchloſſen, man müſſe ſtets auch äußerlich dem Gebet obliegen, und deßwegen nach dem Zeugniß ihrer Feinde ſo viel beteten, daß es diejenigen, welche es nicht ſelbſt hörten, für unglaublich hielten. Wiewohl ſie nun hierin irrten, ſo war doch ihr Gehorſam und ihre Treue gegen den Willen des Herrn eben nicht zu verwerfen, noch viel weniger hätte man ſie als Ketzer ausſchreien ſollen, wie es wirklich geſchah. Beſſer begegnete ihnen ein alter Vater Namens Lucius, der ſie fragte, ob ſie auch eſſen und ſchlafen? Als ſie das nicht läugnen konnten, fragte er weiter: wer denn während dieſer Zeit für ſie bete? Dann zeigte er ihnen, daß er bei ſeiner Handarbeit ohne Unterlaß bete, und von dem, was er erwerbe, den Armen etwas gebe, welche auch zu der Zeit für ihn beten, wenn er ſchlafe und eſſe. —

Fragt aber Jemand in Betreff des äußerlichen, mündlichen Gebets, wie oft jene Chriſten gebetet haben, ſo antworten wir erſtens, daß es ſehr oft geſchehen ſey. Denn man hielt es für ſehr nöthig im Gebet zu verharren, und mit reinem Gewiſſen und Glauben ſein Verlangen ſtets zu Gott zu richten. Man dürfe des Bittens nicht überdrüſſig werden, da auch die Güte des Gebers nicht müde werde zu geben. — Da galt alſo keine Entſchuldigung, daß man zu viel zu verrichten habe. Denn entweder brachen ſie den zeitlichen Dingen etwas ab, oder behielten ſie ein freies auf Gott gerichtetes Herz, ſo daß ſie doch ein vollkommenes Gebet verrichten konnten. Chryſoſtomus ſagt: „Auch Einer, der auf dem Markte herumgeht, oder auf dem Rathhaus ſitzt, kann beten. Es kann Jemand in ſeiner Werkſtätte ſeyn und arbeiten, und dennoch ſeine Seele ſtets Gott opfern. Ein Sklave, der einkauft und ab- und zugeht, ein Koch u. dergl. kann dennoch beten, wenn er auch nicht in die Gemeinde kommen kann. Denn Gott ſcheut keinen Ort, ſondern fordert bloß das Einzige — ein andächtiges Herz und eine nüchterne Seele. Paulus betete im Gefängniß, im Stock und Eiſen liegend, und bewegte doch die Grundveſten des Kerkers.“ — Demohngeachtet aber läugneten ſie nicht, daß man ſeine Hände täglich zu Gott aufheben und die Barmherzigkeit Gottes ſehr oft im Gebet ſuchen müſſe, wie Auguſtin von einem Glaubigen rühmt, daß er oft vor Gott niedergefallen ſey und anhaltend gebetet habe. — Und Tertullian geſteht, daß ſie insgemein, ohne Unterſchied, allenthalben gebetet haben. — Dieß geſchah aber deſto öfter, je mehr ihnen Gelegenheit dazu gegeben wurde, wie die Apoſtel bei wichtigen Verrichtungen, bei ihren geiſtlichen Uebungen u. dergl., zu thun pflegten. Ap. Geſch. 6, 6. 10, 9. 14, 22. So ſchreibt Sokrates von einem gewiſſen Petrus, daß er an ſeine Betrachtungen allezeit ein Gebet angehängt habe. Dieſes findet man überhaupt in vielen Schriften der Alten, weil es bei ihnen ausgemacht war: — wer eine Rede oder irgend ein Geſchäft anfängt, der kann keine beſſere Ordnung dabei beobachten, als daß er mit Gott anfange und in Gott wieder ruhe. Darum gab Hieronymus den Seinigen folgende Vorſchrift: „Man ſoll nicht eher Speiſe zu ſich nehmen, ehe man gebetet, und nicht eher aufſtehen, als bis man ſeinem Schöpfer gedankt hat. Wenn wir ausgehen, muß uns das Gebet waffnen; wenn wir eingehen, müſſen wir zuvor beten, ehe wir uns niederſetzen. Der Leib darf nicht eher ruhen, bis die Seele zur Ruhe gekommen iſt.“ Dieß wollten ſie ohne Zweifel auch damit anzeigen, daß ſie bei ſolchen Gelegenheiten ſich bekreuzigten. — Das Halten auf gewiſſe Stunden des Gebets war mehr eine jüdiſche

Gewohnheit und es iſt ſehr zu zweifeln, ob die Alten bei ihrer Hausandacht ſo ganz genau und pünktlich dabei geblieben ſeyen. Nur ſo viel iſt gewiß, daß man es für einen guten Rath hielt, daß derjenige, welcher den ganzen Tag mit weltlichen Geſchäften zu thun hatte, wenigſtens Eine Stunde zum Gebet anwenden ſolle, damit ſein innerer Menſch dadurch von der Welt abgezogen und wieder zu Gott geſammelt werden möge. — — Uebrigens wird Keiner, der den Glauben, die Liebe und den Gehorſam der erſten Chriſten in dem vorhergehenden Buch kennen gelernt hat, daran zweifeln, daß ſie den wahren, lebendigen Gott allein angebetet haben. Ebenſo iſt aus allen ihren Worten und Werken offenbar, daß ſie auch in dem, was ſie beteten, eine große Vorſicht gebraucht und einen bedeutenden Unterſchied gemacht haben. Alle ihre Gebete, von denen noch Einiges übrig iſt, gehen auf lauter geiſtliche, göttliche und himmliſche Dinge. Etwas anders gab ihre lautere Abſicht nicht zu, welche nur dem Vater in Chriſto wohlgefallen wollte. Ja, man hielt es für unmöglich, daß derjenige etwas Unanſtändiges bitten könne, der in Chriſto Jeſu ſey, und ſeine Gebote halte. Wollte alſo ein Kind Gottes beten, ſo bat es ſeinen Vater lieber um große Dinge, um ewige, unvergängliche Güter, damit es ſeyn möchte, wie die Engel im Himmel. Darum mußte es bitten, daß der Vater ihm das Weſen ſeines Willens darreiche, damit es hier und dort ſelig würde; — weil es ja der Hauptzweck ſeines Willens iſt, die Seinigen ſelig zu machen. — Dieß ſuchten ſie nun wirklich bei ihm im kindlichen Glauben und mit einfältiger Seele, aber nicht bloß für ſich, ſondern auch für alle Menſchen, beſonders für ihre Brüder und Schweſtern in der ganzen Welt, wie wir im 3. B. 3. K. ſehen werden. Dabei durften ſie aber auch einer gewiſſen Erhörung verſichert ſeyn, kraft der überſchwänglichen Verheißungen, welche der Herr ihnen ſo oft wiederholt hatte. Luk. 11, 9—13. Joh. 16, 23. 24. 1 Joh. 5, 14. 15. Jac. 5, 16. Ja, ſie erfuhren in der That, daß ihnen der Herr nach dem Reichthum ſeiner Güte mehr gab, als ſie je von ihm hätten bitten können. Wir könnten hier unzählige Lobſprüche der Alten über die Kraft des Gebets beiſetzen, wenn nicht dieſe ganze Erzählung von der Herrlichkeit der erſten Gemeinden überhaupt ein hinreichendes Zeugniß davon geben würde. Daher erinnern wir nur noch an das Eine, daß es ihnen nicht genug war, von Gott etwas zu bitten, ſondern daß ſie ſich auch befliſſen, das Erbetene wohl zu gebrauchen, und die Gabe zu erwecken, welche durch das Gebet in ſie gelegt war. Denn ſie ſahen wohl ein, daß das Herz darin erhalten werden müſſe, wie es ſich Gott im Gebet dargebracht habe. Ebendarum geſchah es auch, daß Auguſtin [*] ſehr darüber jammerte, daß er ſchon als Jüngling elend genug geweſen ſey, beim Erwachen der Jugendlüſte Gott um die Gabe der Keuſchheit und der Zucht erſt für eine ſpätere Zeit zu bitten, weil er befürchtet habe, er möchte bald erhört und geheilt werden von der verzehrenden Sinnengluth, die er lieber ganz erſchöpfen als erlöſchen laſſen wollte. Und ſo ſey er denn auf den Wegen der Sünde und des Aberglaubens gewandelt, bis zu dem Tag, an dem er ſich geſehen habe in ſeiner Blöße, an dem ſein Gewiſſen ihm zugerufen habe: wie willſt du dich entſchuldigen? — — Nur die Werke, die Gott gefallen und der Gebrauch ſeiner erbetenen Gnade ſind, wie Hilarius ſagt, das rechte beſtändige Gebet und das eigentliche Reden von ſeinem Geſetz. Ja, ein jedes Verlangen der Gläubigen iſt ein unaufhörliches Geſchrei vor ſeinem Angeſicht, und beſteht alſo nicht ſowohl in Worten als in der That, und in dem, was man aus Gehorſam im Glauben thut und dem Herrn gefällig iſt.

II.

Von dem Geſang der erſten Chriſten.

Zu den äußerlichen Uebungen der erſten Chriſten gehörte ferner auch das Singen, welches ſchon im alten Teſtament ſehr häufig vorkam. Ebendaher behielt auch der Heiland die Pſalmen und Lobgeſänge der Juden bei und gebrauchte ſie. Matth. 26, 30. Ihm folgten die Apoſtel, welche ſelbſt im Gefängniß ſangen, Ap. Geſch. 16, 25., und auch die Ihrigen treulich zum Geſang ermahnten. Kol. 3, 16. 1 Kor. 14, 26. Epheſ. 5, 19. Jac. 5, 13. Wann aber die erſten Chriſten angefangen haben, ſelbſt Lieder zu dichten, iſt nicht mehr genau auszumachen. Das lieſt man wohl bei Vielen, daß ſie die Sache ſelbſt von dem Herrn und ſeinen Apoſteln herleiten und auf ihr Beiſpiel und ihren Befehl gründen, auch ſich dabei auf die allgemeine Gewohnheit getroſt beziehen, ſo daß an dem Alterthum mancher Lieder nicht zu zweifeln iſt. — — Schon im erſten Jahrhundert, zur Zeit des Kaiſers Trajan, war der Geſang bei den Chriſten allgemein eingeführt, ſo daß auch die Heiden davon zu ſagen wußten. Plinius z. B. ſchrieb an jenen Monarchen: „Die Chriſten pflegen an einem gewiſſen Tage vor Sonnenaufgang zuſammenzukommen und Chriſto, als einem Gott, ein Lied zu ſingen.“ Aehnliche Zeugniſſe von den älteſten Schriftſtellern der Kirche werden ſpäter vorkommen. Sokrates, und nach ihm Nicephorus (B. 13, K. 8.), erzählt unter Anderem von Ignaz, daß er in einem Geſicht die Apoſtel geſehen habe, wie Einer um den Andern die heilige Dreieinigkeit im Himmel mit Lobgeſängen pries. Dieſe Art zu ſingen (Antiphonien), habe er ſodann die Gemeinde in Antiochien gelehrt, und von ihr ſey dieſe Sitte nachher auch zu andern Gemeinden gekommen. — Doch dem ſey, wie ihm wolle, es war bei den Alten eine ausgemachte Sache, daß ſie ohne den heiligen Geiſt und ſeine Regierung weder erhörlich beten noch Gott gefällig ſingen können, und daß daher dieſer der Urheber ihres Geſangs ſeyn müſſe. Daher ſagt Auguſtin: „Wie die Zunge ſammt dem Herzen Gott würdiglich beſingen müſſe, ſo müſſe auch Gott allein ſchenken, was man ſinge. Niemand aber könne dieß thun, wenn er nicht von Gott empfange, was er ſingen wolle.“ — Es fehlt aber, wie ſchon geſagt, nicht an alten Zeugniſſen, daß die Chriſten ſelbſt Lieder gemacht und untereinander abgeſungen haben. Euſebius ſchreibt aus einem alten Buche: „die Chriſten haben geiſtliche Lieder und Geſänge in allerlei Weiſen Gott zu Ehren aufgeſetzt.“ Er gedenkt auch der Pſalmen und Lobgeſänge, die vor Alters von glaubigen Brüdern gemacht worden ſeyen, darin Chriſtus, das Wort Gottes, als wahrer Gott geprieſen werde. Anderswo erzählt er, daß Paul von Samoſata dieſe Lobgeſänge auf Chriſtum, unter dem Vorwand, ſie ſeyen zu neu, abgeſchafft habe. — Ebenſo verſichert Sozomenus von Ephrem, dem Syrer, daß er den Syrern ſchöne Verſe gemacht habe, weil er geſehen habe, daß dieſelben dadurch gewonnen werden können; und dieſe ſeyen ſofort von ihnen fleißig geſungen worden. Wir kennen überhaupt noch verſchiedene Verfaſſer von Liedern, obgleich faſt alle ihre Lieder verloren gegangen ſind. — Von Klemens von Alexandrien iſt noch ein Lobgeſang auf Chriſtum vorhanden, der ſeinem dritten Buch von der chriſtlichen Zucht angehängt iſt. Hippolyt ſagt in ſeinem Buch über die Vollendung der Welt, daß ſein Mund Lobgeſänge und Pſalmen und geiſtliche Lieder gedichtet habe; auch iſt von ihm noch ein anderes Denkmal übrig, in welchem Lieder über die ganze heilige Schrift erwähnt werden. Athenogenes machte kurz vor ſeinem Märtyrertod ein Lied und hinterließ es den Seinigen. Auguſtin bekennt, daß er einſt auf ſeinem Lager in folgendem Lied des Ambroſius (360) Ruhe geſucht und gefunden habe:

---

[*] Die Worte des berühmten Kirchenvaters lauten im Grundtext anders als Arnold ſie gibt; daher zogen wir es vor, ſie wortgetreu zu überſetzen.

Anm. d. Herausg.

Gott, Du biſt Schöpfer aller Welt,
Der alle Himmel lenkend hält,
Dem Tage gibt des Lichtes Pracht,
Des Schlummers Gnade jeder Nacht;
Da ſich die Ruh' dem Müden beut,
Für ſeine Pflicht die Kraft erneut,
Erleichtert den bedrängten Geiſt,
Zum Frieden ſeinen Kummer weist.

Dank ſey Dir, da der Tag vergeht,
Und Flehen, da die Nacht erſteht!
Wir ſingen Dir des Lobes Pflicht,
O hilf uns, unſre Zuverſicht!
Vom Herzen tief erſchall' es Dir,
Es rauſche ſanft dein Lied aus mir, —
Dich wähle keuſche Liebe ſich,
Und Geiſtesreinheit ehre Dich.

Und ob uns tiefe Nacht umfängt,
Des Tages letzte Spur verdrängt,
Der Glaube weiß von keiner Nacht
Ihm müſſe weichen ihre Macht.
Laß meinen Geiſt entſchlafen nicht,
Entſchlafen Schuld nur und Gericht,
Sie weichen vor des Glaubens Hut,
Der hütet jeden Schlummer gut.

Fern von der Sinne Trug und Raum
Sey Du des Herzens hoher Traum.
Vom Neid des falſchen Feindes ſey,
Von ſeinem Schreck die Ruhe frei. —
Den Chriſt und Vater flehend preist
Des Sohnes und des Vaters Geiſt.
Dreieiniger, unſer Dich erbarm,
Schließ uns in deiner Allmacht Arm!

Die Kirchenverſammlung zu Toledo ſpricht noch von vielen andern Liedern, welche Ambroſius und Hilarius verfaßt haben, und will dieſelben wider die Verächter eingeführt wiſſen. So ſind noch viele Lieder übrig von Gregor, Prudentius, Drepanius, Sedulius, Damaſus, Johann von Damaſcus, Syneſius, Theophanes, Metrophanes, Fortunatus, Beda, Paulus dem Diacon, Fulbert und Andern. Ja, noch bei guter Zeit war in der Kirche des Liedermachens ſo viel, daß die Kirchenverſammlung zu Laodicea (365) verbot, die Pſalmen, welche von Privatperſonen, Laien oder Unerfahrnen gedichtet waren, in der Gemeinde zu gebrauchen. Ein ſpäterer Lehrer aber ſagt mit Recht darüber: es ſey nichts daran gelegen, von wem ein frommes Lied gemacht ſey, wenn es nur nach der Schrift verfaßt und zum Nutzen der Gemeinde eingerichtet ſey.

Wir haben Anfangs geſehen, daß Einige dem heiligen Ignaz die Einführung des gegenſeitigen Geſangs zugeſchrieben haben, wobei ſich die Alten in verſchiedene Chöre vertheilten und den Herrn mit ihren Liedern ſehr anmuthig lobten, gerade wie bei uns das Lied: Herr Gott, Dich loben wir ꝛc., geſungen wird. Theodor aber legt dieſe Erfindung dem Flacianus und Diodor bei und behauptet: dieſe haben zuerſt die Chöre der Singenden in zwei Theile getheilt und ſie angewieſen, wie ſie die Pſalmen Davids nacheinander ſingen ſollen; doch geſteht er (was merkwürdig iſt), daß dieſe Art zuerſt zu Antiochia (wo Ignaz lebte) aufgekommen ſey. Suidas wiederholt dieſes und ſetzt die Zeit der Einführung des Wechſelgeſangs unter die Regierung des Kaiſers Konſtantius. — Die Art und Weiſe dieſes Geſangs beſchreibt Baſilius der Große ſehr deutlich: „Das Volk ſteht des Nachts auf und geht vor Tag ins Bethaus. Wenn es vom Gebet aufgeſtanden iſt, wird es zu den Lobgeſängen geführt und daſelbſt in zwei Theile getheilt. (Sie ſingen nämlich wechſelsweiſe [ein Theil um den andern], um ihre Andacht dadurch zu ſtärken und ihre Herzen zu befeſtigen.) Dann wird Einem von ihnen aufgetragen, daß er anfange zu ſingen; nach ihm ſingen auch die Andern, und ſo wird unter Wechſelgeſang und den dazwiſchen verrichteten Gebeten die Nacht zugebracht.“ — Beſonders iſt von Ambroſius bekannt, daß er dieſe Art zu ſingen faſt zuerſt in der lateiniſchen Kirche eingeführt habe, was wir mit den eigenen Worten des Schriftſtellers (wie wir, wo möglich, allezeit thun) erzählen wollen. Auguſtin ſagt nämlich: „Vor Kurzem erſt hatte die Kirche zu Mailand dieſes Mittel der Erbauung (den

Wechſelgeſang) aufgenommen, und mit heiligem Eifer waren Stimme und Herzen ihrer Glaubigen dabei. Denn ein Jahr etwa vor unſerer Bekehrung (386) verfolgte Juſtina, die Mutter des unmündigen Kaiſers Valentinian, deinen Ambroſius, ihrer Ketzerei wegen, zu der ſie von den Arianern (Läugnern der Gottheit Chriſti) verführt worden war. Da flüchtete ſich das Volk deiner Frommen in die Kirche, zu ſterben bereit mit ſeinem Biſchof Ambroſius, deinem Knecht; unter ihnen auch meine Mutter, deine Magd, die ſich in dieſen kirchlichen Nachtwachen als eine der Eifrigſten zeigte, und ſich am Troſte deines Wortes aufrichtete. Und auch wir, die wir noch nicht erwärmt waren von deiner Geiſtesgluth, wurden doch von dem Bangen und der Beunruhigung deiner Gemeinde tief ergriffen. Damals wurden jene Lobgeſänge nach dem Gebrauch der morgenländiſchen Kirche eingeführt, damit ſie das Volk in ſeiner Trauer aufrecht hielten, — und bis heute dauern ſie beinahe überall in allen deinen Kirchen fort." — Ob Ambroſius der Verfaſſer des bekannten Lobgeſangs: „Herr Gott, Dich loben wir ꝛc.," ſey, iſt nicht völlig entſchieden, aber wahrſcheinlich, und beruht auf vielen alten Zeugniſſen. Einer alten Sage nach wurde dieſes Lied von Ambroſius bei der Taufe des Auguſtin, oder eigentlich von Beiden ſo verfertigt, daß Beide unverabredet, wie aus göttlicher Eingebung, die Worte deſſelben abwechſelnd vor der Gemeinde ſangen. —

Bei ihren Zuſammenkünften vergaßen die erſten Chriſten das Singen nie, und geſtanden auch vor den Heiden, daß ſie Gott zu Ehren ſingen, und zwar nicht allein bei ihren allgemeinen öffentlichen Verſammlungen, ſondern auch bei ihren Liebesmahlen und bei andern Gelegenheiten. Tertullian ſchreibt darüber: „Wenn nach geendigter Mahlzeit die Hände gewaſchen und Lichter hereingebracht worden ſind, ſo wird Einer von uns aufgerufen, Gott mit einem Lied zu loben, welches er entweder aus der heiligen Schrift oder aus den Pſalmen nimmt, oder auch ſelbſt macht." Daraus erhellt, daß es Jedem frei ſtand, ſelbſt in der Gemeinde aus ſeinem Herzen Lieder zu ſingen, ob ſie gleich nicht immer kunſtgerecht geweſen ſeyn mögen. Denn, wie Einige bemerken, damals hatten die Lehrer noch kein Monopol, daß ſie Alles allein in der Kirche ſeyn und thun, und das Nöthige an die Laien verkaufen durften. Daher iſt der Schluß nicht unrichtig, daß es von der Apoſtel Zeiten an immer ſo gehalten worden ſey, bis ſich viele Gelehrte zum Chriſtenthum bekannten, und die erſte Einfalt zu ſingen aufhoben. — — Ihre Einigkeit im Geiſt brachte es mit ſich, daß Alle, ſo zu ſagen, für Einen und Einer für Alle ſang. So hielten ſie es namentlich bei ihren Liebesmahlzeiten, bei welchen ſie zuerſt ihre meiſte Andacht verrichteten. Darum ermahnte auch Cyprian mit den Worten: „Keine Stunde ſoll bei den Mahlzeiten ohne himmliſche Anmuth ſeyn. Das mäßige Gaſtmahl ſoll von Pſalmen erſchallen, und je nachdem du ein gutes Gedächtniß haſt, ſo ſinge mit heller Stimme, die gottſelige Lieblichkeit kann auch da die Ohren ergötzen.“ Theodoret gibt folgende Beſchreibung: „Man hält keuſche und mäßige Freudenmahle nicht mit vielem Wein und Freſſerei oder ſchändlichem Gelächter, ſondern mit göttlichen Geſängen und dem Anhören heiliger Reden.“ Chryſoſtomus erinnert: „Lernet ſolche Lieder ſingen, nicht allein bei der Arbeit, ſondern auch über Tiſche. Denn weil der Satan am meiſten bei den Mahlzeiten nachſtellt, und ſich der Freſſerei, des Saufens und des Gelächters dabei bedient, ſo muß man ſich beſonders vor und bei Tiſche mit Hülfe des Geſangs verwahren, und auch, wenn man aufgeſtanden iſt, Gott heilige Lobgeſänge ſingen.“ — Dieſe letzteren Worte lehren, daß man das Singen bei Tiſche beibehielt, obgleich die Liebesmahle nach und nach aufgehoben wurden. Auch Tertullian deutet auf jene Liebesmahle hin, wenn er eine chriſtliche Frau, die einen heidniſchen Mann hatte, fragt: „Was ſie denn ihrem Manne, oder dieſer ihr ſingen könne, da ſie zweierlei Religion haben? Er hielt es alſo für nöthig, daß Chriſten zuſammenkommen und daß man bei Tiſche etwas von Gott hören, an Gott denken und Chriſtum anrufen müſſe.“ — Selbſt ſpäter, als bei der äußeren Ruhe der Gemeinden die Zuſammenkünfte eine andere Geſtalt bekommen hatten, behielt man den Gebrauch des Geſangs noch bei. So leſen wir z. B. von den Zeiten des Athanaſius, daß man gehört habe, wie die Chriſten in öffentlicher Gemeinde miteinander Pſalmen ſangen. Auguſtin erzählt: „Es vergehe kein Tag, da man nicht entweder heilige Lieder ſinge, oder leſe, oder miteinander ſpreche, oder da die Vorſteher laut beten.“ — Uebrigens wurde meiſtens vor und nach dem Gebet und bei andern Uebungen geſungen, was ſchon aus dem bereits angeführten Bericht von Plinius erhellt, ſowie aus der Sitte, wornach die Chriſten ihre Gebete zu größerer Erbauung in Lieder faßten. Daher ſchreibt Hieronymus: „Wenn ihr Gott mit Pſalmen und Lobgeſängen anflehet, ſo ſey in euren Herzen, was mit der Stimme vorgetragen wird.“ Das Nämliche ſagt er auch von der Privatandacht, und

Baſilius ſetzt hinzu: „Du haſt zur Wachſamkeit treue Gehülfen, — das Gebet, das Faſten und das Pſalmſingen, das dein Herz erquicken kann.“ — Als ſpäter die Andacht der Chriſten ziemlich abnahm und es in ihren Verſammlungen ſehr ſchläfrig zuging, ſo daß man die meiſte Zeit mit Singen ohne Gebet und ohne Nachdenken über das göttliche Wort zubrachte, ſo hielt man für nöthig, die Anordnung zu treffen, daß abwechslungsweiſe geſungen, gebetet und Kapitel aus der Bibel geleſen werden ſollen, damit die Leute nicht an Allem überdrüſſig werden möchten. Da aber bei den erſten Chriſten Alles zur Erbauung eingerichtet ſeyn mußte, ſo gebührte es ſich auch bei den Liedern, in welchen Jeder, der darauf achthatte, viel Unterricht, Ermahnung und Stärkung finden konnte. Letzteres rühmt namentlich Auguſtin, wie er nach erlangter Taufe in der Gemeinde zugehört habe, wo dieſe ſchöne Art des Troſtes und der Ermahnung ausgeübt worden ſey durch die Stimmen der Brüder, die mit großer Andacht miteinander geſungen haben. „O, ſagt er, nicht ſatt ward ich in jenen Tagen voll wundervoller Wonne, den hohen Rathſchluß deiner Liebe für das Heil der Menſchheit zu betrachten! Heiße Thränen weinte ich bei deinen Lobgeſängen, tief ergriffen von dem Wohllaut, mit dem ſie deine Kirche ſang. In meine Ohren drangen die Töne und mit ihnen ſtrömte deine Wahrheit in mein Herz, und weckte in ihm die fromme Beſeligung; reicher floſſen meine Thränen und mir war ſelig wohl in ihnen.“ — Aehnliche Spuren finden wir bei Andern; — auch Gregor von Nyſſa erzählt, daß die Lehrer ihre Gemeinden in beſondern Liedern unterrichtet haben, wie ſie gegen Arme und Gefangene freigebig ſeyn ſollen. Daraus iſt abzunehmen, daß dieſes Alles in der Mutterſprache eines jeden Volks geſchehen ſey, und ſich erſt lange nachher die Gewohnheit eingeſchlichen habe, Alles, auch das Geringſte, in der Gemeinde in fremder (lateiniſcher) Sprache zu verhandeln, wiewohl Ambroſius ſchon im fünften Jahrhundert darüber klagt, daß Einige in fremder Sprache geſungen und geredet haben.

Das Singen ging alſo, wie wir geſehen haben, die ganze Gemeinde an, und dieſelbe war bei dem ſpäteren Verfall der Geiſtlichkeit oft viel eifriger und andächtiger dabei, als ſelbſt ihre Lehrer. Daher ſagte ſchon der Kaiſer Juſtinian (530) in einem ſeiner Geſetze: „Wenn die meiſten Laien zum Heil ihrer Seele in die Gemeinde kommen, und beim Pſalmſingen ſo eifrig ſind, ſollte es nicht eine Schande ſeyn, daß die Geiſtlichkeit, welche dazu beſtellt iſt, ihr Amt nicht verſieht?" — Damals nämlich hatte man bereits angefangen, eigene Vorſänger oder Kantoren aufzuſtellen. Dieſe gehörten ebenfalls zur Geiſtlichkeit und hatten in großen Gemeinden beſondere Vorſteher. Auch erhielten ſie (wider die Anordnung des Apoſtels, 1 Kor. 14, 26.) das Vorrecht, daß Niemand, als ſie, vor das Pult treten und ſingen durfte, ohngeachtet es früher einem Jeden freiſtand, ſo daß ſelbſt der Kaiſer Konſtantin ſich nicht ſchämte, in der Verſammlung den Geſang anzufangen. — — Von dem künſtlichen Geſang wußte man damals noch nichts, viel weniger von den Inſtrumenten, mit welchen man ſpäter denſelben zu begleiten pflegte. Dagegen wurde allen Gliedern der Gemeinde fleißig eingeſchärft, daß ſie beim Singen nicht ungebührlich ſchreien oder irgend etwas Unanſtändiges thun, ſondern mit großer Andacht und Rührung dem Herrn ihre Lieder darbringen ſollen. Ebenſo wurde das überflüſſige Verändern und Verdrehen der Stimmen beim Singen, nach Art der Komödianten, ausdrücklich mißbilligt, was ſchon Chryſoſtomus im fünften Jahrhundert verbieten mußte, welcher ſolche Lieder theatraliſche oder gedehnte, und zum Tanzen eingerichtete Lieder nennt. Darauf deutet auch Hieronymus hin, wenn er über Epheſ. 5, 18. 19. ſchreibt: „Höret das, ihr jungen Leute, höret das, die ihr in der Gemeinde ſingen ſollet! Man muß Gott nicht mit der Stimme, ſondern mit dem Herzen lobſingen, nicht wie die Komödianten, welche ihre Kehle mit einem ſüßen Kunſtgetöne gleichſam ſchmieren, oder in der heiligen Gemeinde theatraliſche Melodien und Lieder hören laſſen." Ja, man mußte bei dem großen einreißenden Mißbrauch erinnern, daß auch die Heiden eine ſolche affektirte, thörichte Art zu ſingen verworfen haben. — In den erſten Gemeinden wäre dieſes ein ſolcher Greuel geweſen, daß Niemand bei einem ſolchen Gaukelweſen in der Verſammlung geblieben ſeyn würde. Es fieng aber ſogleich an, als das Chriſtenthum in Verfall gerieth. Man weiß zwar nicht genau, wer das Singen nach Noten erfunden habe; denn Einige ſchreiben es dem Papſt Gregor in Rom, Andere dem bekannten Guido Aretinus zu. Nur ſo viel iſt gewiß, daß daſſelbe erſt ſpäter unter einem großen Schein des Nutzens in der Kirche eingeführt wurde, damit die Gemeinde alle Worte der Schrift mit gebührendem Nachdruck und Geſchicklichkeit ausdrücken lernen und dadurch zur Andacht bewegt werden möchte. Uebrigens wurden die Lieder noch zu Ambroſius Zeiten niemals mit veränderter Stimme abgeſungen; ja, in einigen Gemeinden war es gebräuchlich, ſie mehr zu zu ſprechen als zu ſingen. Denn diejenigen, welche auf ihr Herz recht Acht gaben, fanden bei ſich und bekannten gerne, daß ſich eine eigene Luſt beim Singen miteinmiſche und daß ſie von dem göttlichen Wort nicht ſo gerührt werden, wenn man es bloß leſe, als wenn man es ſinge; allein ihre Fleiſchesluſt betrüge ſie oft darin, weil die äußeren Sinne nicht allezeit dem Verſtand folgen, ſondern ſie vielmehr führen wollen und dadurch Unrecht thun. Daher geſteht Auguſtin: „Ich gebe den ſchönen Lobgeſängen vielleicht zu viel Ehre, wenn ich meine, die heiligen Worte entflammen die Seele höher und heiliger durch ſolchen Geſang, und jedem geiſtigen Gefühle entſprechen gewiſſe melodiſche Töne, durch die es erweckt werde. Oft wird doch mehr das ſinnliche, als das geiſtige Ohr davon ergriffen, und dann fühle ich dieſen Fehler erſt nachher. Zuweilen werde ich auch, um dieſe Täuſchung zu verhüten, zu ſtreng, und wünſche faſt, alle dieſe Melodien möchten mir aus der Kirche verſchwinden, *und halte die Einrichtung des Biſchofs Athanaſius von Alexandrien für ſchicklicher, nach welcher die Pſalmen und Lobgeſänge in einem Tone vorgetragen werden, der mehr Sprache als Geſang iſt.* — Wenn ich aber der Thränen gedenke, die mir dieſe Melodien beim Anfang meiner Bekehrung entlockten, und wenn ich auch jetzt noch gerührt werde, nicht von den Melodien allein, ſondern von ihrer ſchönen Uebereinſtimmung mit den Worten, ſo erkenne ich den großen Nutzen dieſer Einrichtung wieder. Wenn ich übrigens nicht läugne, daß der Melodien Reiz ſchwächere Seelen zur Frömmigkeit erhebe, ſo muß ich es doch als Fehler erkennen, ſo oft jene mich mehr rühren als ihre Worte, und wünſche dann lieber, ſie nicht gehört zu haben." — Was würde dieſer fromme Mann geſagt haben, wenn er in den folgenden Zeiten die Thorheiten bei dem Kirchengeſang gehört hätte? Gewiß, er würde ebenſo, wo nicht eifriger als Bernhard, dagegen geſchrieben haben: „Es gibt einige liederliche Menſchen, die ſich auf ihre gekünſtelte Stimme viel zu gut thun und Andere neben ſich verachten. Sie ſingen aus Stolz anders, als im Buch ſteht, und ſind leichtfertig in der Stimme und in ihrem Gemüth, damit ſie den Leuten mehr als Gott gefallen. Wenn du alſo ſingſt, daß du Lob dabei ſuchſt, ſo trägſt du deine Stimme feil. Du brichſt deine Stimme, darum brich auch deinen Willen. Du beobachteſt eine Harmonie der Stimme, ſo beobachte auch Uebereinſtimmung in deinem Leben." Dennoch wurde es ſpäter als Ketzerei verſchrien, wenn die Waldenſer und andere Zeugen der Wahrheit behaupteten: „Gott werde durch den Geſang der Pfaffen in der Kirche nur ausgeſpottet und könne durch keine künſtliche Muſik beſänftigt werden.“

Vielweniger wurde, wie ſchon geſagt, in den erſten Zeiten des Chriſtenthums Inſtrumentalmuſik gebraucht. Daher heißt es ſchon bei Juſtin: „Schlechthin ſingen, ſchicke ſich nicht für die Kinder und Unweiſen, d. i. für die im alten Teſtament, ſondern ſie ſingen mit Hülfe todter Inſtrumente, die ein Geräuſch hervorbringen und zugleich zum Tanze dienen. Deßwegen ſey in den chriſtlichen Gemeinden das Singen vermittelſt ſolcher Inſtrumente und anderer kindiſchen Dinge nicht eingeführt, ſondern es bleibe darin bei einem ſchlichten, einfachen Geſang. Dieſer erfülle das Gemüth mit Anmuth, und errege in demſelben die Begierde zu dem, was geſungen werde; was die Inſtrumente nicht thun können.“ — Alle übrigen Schriftſteller ſtimmen darin überein, und verweiſen die Inſtrumentalmuſik in das alte Teſtament. Chryſoſtomus z. B. ſagt: „Damals gab es freilich ſolche Inſtrumente, womit die Juden ihre Geſänge darbrachten; nun aber kann man ſtatt derſelben den Leib ſelbſt brauchen, wenn jedes Glied thut, was zum Lobe Gottes gereicht. Alſo werden alle gleichſam ein Pſalter und eine Zither, und ſingen ein neues Lied mit Werken und nicht mit Worten.“ — Das Nämliche bezeugt Iſidor, wie auch Auguſtin, welcher ausdrücklich verlangt, daß die Zither aus der Gemeinde bleiben müſſe. — Merkwürdig iſt, was der berühmte Thomas von Aquin i. J. 1270, alſo erſt vor 600 Jahren, darüber ſchrieb: „Die Kirche braucht keine muſikaliſchen Inſtrumente, Zither und Pſalter, zum Lobe Gottes, damit ſie nicht jüdiſch zu ſeyn ſcheine. Im alten Teſtamente wurden dieſelben gebraucht, theils weil das Volk fleiſchlicher und hartnäckiger war, und alſo durch ſolche Inſtrumente bewegt werden wollte, wie durch die irdiſchen Verheißungen, theils weil jene Inſtrumente als bloße Vorbilder etwas anders bedeuteten. Dieſe bewegen das Gemüth mehr zur Luſt, als daß dadurch innerlich eine rechte Andacht erregt würde.“ — Noch vor dieſem, zur Zeit des frommen Bernhard (1120), fragte ein berühmter Abt Aëlred: „Warum kommen denn ſo viele Orgeln und Zymbeln in die Kirche, da doch die Vorbilder aufgehört haben? Wozu dient denn das ſchreckliche Brauſen der Blasbälge, welches vielmehr ein Gepraſſel als eine liebliche Stimme von ſich gibt? Wozu dient das Verzerren und Zerreißen der armen Stimme? Dieſer ſingt, Jener ſchreit anders, ein Anderer quäckt noch höher, und wieder

Einer zertheilt die Noten und zerhackt die Worte in kleine Bißchen. Bald macht man die Stimme zart, bald grob, bald ſtößt man ſie ſchnell heraus, bald wird ſie langſamer und gedehnter. Bisweilen (es iſt ſchändlich zu ſagen) wiehern ſie wie die Pferde, bisweilen machen ſie die Stimme ſo ſpitzig, als wenn ſie allen männlichen Ernſt abgelegt und Weiber geworden wären, oder verdrehen ſie dieſelbe künſtlich. Da ſollte man ſehen, wie der arme Menſch das Maul ſo weit aufſperrt, als wollte er eben jetzt die Seele ausblaſen, oder als ob er durch ein lächerliches Innehalten der Stimme mit einem Stillſchweigen drohen, oder endlich die Entzückungen der Sterbenden nachmachen wollte. Inzwiſchen ſieht man an dem ganzen Leib allerhand lächerliche Geberden; da dreht man die Lippen, die Augen im Kopfe und die Schultern hin und wieder, und bei einer jeden Note müſſen die Finger ſich biegen. Und dieſen lächerlichen Wirrwar heißt man Gottesdienſt. Ja, man ruft und ſchreit, wo das am meiſten geſchehe, da diene man Gott am ſchönſten.“ — — Was aber Andere ſonſt von dieſer Muſik ſagen, iſt nach der allgemeinen Meinung der Gelehrten von dem häuslichen Leben der erſten Chriſten zu verſtehen. So ſchreibt z. B. Klemens von Alexandrien an diejenigen, welche er zur chriſtlichen Zucht anleitet: „Wenn du nach der Leier oder Zither ſingen kannſt, ſo kann es dir Niemand verargen. Du wirſt es vielmehr dem David nachmachen, welcher Gott lieb und angenehm war.“ — Ebendahin ſahen ohne Zweifel auch diejenigen, welche dieſe Muſik lobten und empfahlen. Denn außerdem wurde es den Meletianern, einer gewiſſen Sekte im vierten Jahrhundert ſehr übel genommen, daß ſie in ihren Verſammlungen Schellen oder Zymbeln gebrauchten und dazu ſangen. Wie denn auch bis auf dieſe Stunde die griechiſche Kirche in ihren Verſammlungen keine Muſik hat, und ſelbſt einige katholiſche Gemeinden, welche keine Neuerungen annehmen wollen, dieſelbe verwarfen, ja ſogar in der eigenen Kapelle des Papſtes zu Rom keine anzutreffen iſt. — Was die Orgeln betrifft, ſo wurden dieſe im ſiebenten Jahrhundert, nach Andern aber erſt im neunten Jahrhundert bekannt. Der Erfinder derſelben ſoll der Muſiker Vitalianus geweſen ſeyn, und der griechiſche Kaiſer Konſtantin VII. ſoll dem Frankenkönig Pipin die erſte zugeſchickt haben. Daraus erhellt, daß dieſes Inſtrument aufgekommen ſey, als das Papſtthum bereits in ſeiner vollen Macht daſtand, wo man anſtatt des einfachen Pſalmſingens einen ſolchen großen Lärm zu machen begann, damit das gemeine Volk dadurch immer ſtummer und ihm alle Herzensandacht gleichſam weggeblaſen würde. Wie ein frommer Mann in der Wächterſtimme K. 11. ſagt. — Bei den übrigen Mißbräuchen beim Singen, z. B. bei den Uebungen der Mönche und Nonnen in der folgenden Zeit, wollen wir uns nicht lange aufhalten; denn wir werden im 7. Kap. dieſes Buchs Gelegenheit finden, über das Leben derſelben zu reden. Uebrigens iſt nicht zu läugnen, daß ſich Anfangs einige gute Herzen zuſammenfanden, die in ihrem einſamen Leben unter Anderem auch dieß beobachteten, daß ſie ihren Gott mit Lobliedern prieſen. Man betrachtete ihre Wohnungen als Hütten voll ſingender Chöre, auch gab es unter ihnen ſolche Geſellſchaften, darin man Gott Tag und Nacht Loblieder ſang. Die Mitglieder derſelben hießen **Schlafloſe**, weil ſie unter lauter Lobgeſängen die Zukunft Chriſti erwarteten, und ihre einzige Erquickung im Worte Gottes, im Beten und Singen ſuchten, und ſo gleichſam die Verrichtung der Engel übernahmen. Allein nach und nach ſchlichen ſich ſo viele Mißbräuche ein, daß man keine eigentliche Lobpreiſung Gottes mehr bei ihnen finden konnte. Dieß ſah Gregor der Große wohl ein, welcher den Pfarrern ſeiner Zeit, die aus Faulheit nicht predigen, ſondern bloß Meſſe leſſen und ſingen wollten, mit Recht ſagte: „Chriſtus hat nicht befohlen, gehet hin, und heulet und plerret, ſondern prediget.“ Mit gleichem Recht nannten auch die Petrobruſianer jene Sitte ein bloßes Geſpötte oder eine unnütze Zeitverſchwendung. — —

Es wäre aber wohl ſehr abergläubiſch geweſen, wenn die erſten Chriſten bloß in ihren Verſammlungen hätten ſingen, oder dieſe angenehme Verrichtung allein den Lehrern und andern Vorſtehern hätten überlaſſen wollen. Nein, ſie freuten ſich vielmehr darüber, wie jener Großvater eines jungen Kindes ſeine Freude darüber bezeugte, daß ein noch ſtammelndes, zartes Zünglein dem Herrn Chriſto ein fröhliches Hallelujah ſingen konnte. Sie hielten wirklich auch ihre Kinder dazu an, daß ihnen alle weltlichen Lieder unbekannt blieben, und ihr zarter Mund mit anmuthigen Pſalmen gleichſam von der Wiege an Gott gewidmet wurde. — Ihr Geiſt und ihre Seele war einmal dem Herrn geweiht und ſeines Lobes voll; darum wollte auch ihr Mund immer davon übergehen. Man pflegte daher auch während der Arbeit dem Herrn zu ſingen, wie Hieronymus ſagt: „Du magſt dich hinwenden, wohin du willſt, ſo ſingt der Landmann hinter dem Pflug ein fröhliches Hallelujah. Der arbeitſame Schnitter ergötzt ſich an den Pſalmen und der Weingärtner ſingt einige Loblieder Davids. Dieß ſind die Geſänge bei uns, dieß die Liebeslieder, wie man ſie allgemein heißt; davon ließen die Hirten ihre Stimmen erſchallen, damit waffneten ſich die Landleute.“ Sidonius rühmt ebendieſes von den Schiffern in folgendem Verſe:

Der gebückten Schiffer Chor
Hebt die Stimme hoch empor
An dem Ufer, bis der Schall
Gibt den ſtarken Wiederhall,
Wenn ſie Chriſti Wunder preiſen
Mit den angenehmſten Weiſen. —
Singe, froher Wandersmann,
Land und Waſſer hört dich an!

Dieß thaten aber die treuen Knechte Chriſti nicht aus Gewohnheit oder zum Zeitvertreib, was auch die Heiden oder die Heuchler hätten thun können, ſondern aus herzlichem Verlangen, immer mehr Vorſchmack der göttlichen Süßigkeit zu haben und dieſelbe alſo zu rühmen. Darum zeigten ſie den Unwiſſenden, wie auch bei der Arbeit geſungen und dieſelbe dadurch verſüßt werden könne. „Wenn, ſagt Auguſtin, die Handwerker bei ihrer Arbeit Herzen und Zungen beflecken mit ſchändlichen Erzählungen und unnützem Geſchwätz, was ſollte einen Knecht Gottes hindern, daß er bei ſeinem Beruf an das Wort Gottes denkt, oder dem Namen des Allerhöchſten lobſingt? Wir können ja mit dem Munde ſingen, und das Herz kann Achtung darauf geben, wenn wir gleich die Hände zum äußerlichen Werk ausſtrecken.“ — Demnach war es beſonders Pflicht der Hausväter, ihre Weiber und Kinder ſolche Geſänge zu lehren, welche ſie bei ihren gewöhnlichen Geſchäften und über Tiſche ſingen konnten, was die Alten eine herrliche Arznei wider die Anfechtungen nannten. Ja, das ganze Leben jener Chriſten war, ſo zu ſagen, ein ſtetes Singen und Spielen, wie Klemens bezeugt: „Das ganze Leben der Glaubigen iſt ein heiliges Feſt von Gebeten und Lobgeſängen, Pſalmen und Liedern.“ Oder: „Der Menſch iſt vor dem Herrn gleichſam eine Zither, durch die Uebereinſtimmung mit ihm, eine Poſaune in ſeinem Geiſt, ein Tempel durch das Wort, auf daß jene ihn preiſe, dieſer ihn an ſich ziehe.“ Auguſtin ſetzt hinzu: „Niemand laſſe es ſich verdrießen, zu beten und zu ſingen, und denke, ſo lange David im Streit war, trat er die Wollüſte unter ſich. Darum muß wenigſtens Gebet und Geſang ſtets im Herzen ſeyn. Tertullian endlich beſchreibt den Fleiß in dieſem Stücke ſehr ſchön: „Wenn Pſalmen und Lobgeſänge unter zwei Gläubigen erſchallen, ſo muntern ſie einander auf, wer ſeinem Gott am Beſten ſingen könne. Dieß ſieht Chriſtus und freut ſich darüber. Er läſſet ihnen ſeinen Frieden; denn wo Zwei ſind, da iſt Er auch; wo aber Er iſt, da iſt der Böſe nicht.“ — Der Diakon Paulus gibt deßwegen einem damals bekannten Manne folgendes Zeugniß:

Er ſang beſtändig Gott zum Preis,
Und Zung und Mund ſpielt immerzu.
Sein Pſalter hatte keine Ruh',
Er ſang beſtändig Gott zum Preis.

Glaubt aber Jemand, es ſey unmöglich geweſen, ſtets zu ſingen und doch das Seinige dabei zu verrichten, der erinnere ſich, was die Alten im vorhergehenden Kapitel von dem beſtändigen Gebet geſagt haben, und vergleiche noch folgende Ausſprüche damit, ſo wird ihm aller Zweifel vergehen. „Wir ſingen, ſagen ſie, nicht mit dem Fleiſch, ſondern mit dem Herzen. Den Leib hören auch die Babylonier ſingen; den Schall des Herzens aber hört nur der, welcher Jeruſalem bauet.“ Darum ſpricht der Apoſtel, wenn er die Bürger derſelben zu Liebesgeſängen und zum Verlangen ermuntert, in dieſe ſchöne Stadt zu kommen, Epheſ. 5, 19.: „Redet untereinander mit Pſalmen. Singet nicht daher, woher ihr ſeyd, ſondern daher, wohin ihr zu kommen ſuchet. Die Babylonier können übrigens ein Lied des Herrn recht ſchön ſingen. — Wie viel ſind ihrer, die mit der Stimme ſingen und im Herzen ſchweigen? Wie viel ſchweigen mit den Lippen und ſchreien mit den Begierden? Denn die Ohren Gottes ſind bei dem Herzen des Menſchen. Darum ſinge den Pſalm in deinem Herzen, wobei es nicht auf eine ſchöne Stimme, ſondern auf das Verlangen des Gemüths ankommt, wie der Apoſtel ſagt: ſpielet dem Herrn in euren Herzen.“ Epheſ. 5, 19. Pſ. 47, 7. (Cyrill von Jeruſalem befahl ſogar beim öffentlichen Gottesdienſt das ſtille Singen, damit Andere in der Andacht nicht gehindert werden.) Damit wollte man aber das laute Singen keineswegs ganz verbieten, ſondern einander nur zum Ernſt und zur Andacht erwecken. Denn wer es ſelbſt erfahren hatte, der wußte, daß zwar viel dazu gehöre, ohne Zerſtreuung zu beten, aber noch mehr, recht von Herzen ſingen, weil das verborgene Verderben ſich oft unter die Geheimniſſe des Glaubens mengt, und ſich ſolche feindſelige Begierden unter den göttlichen Lobliedern miteinſchleichen wollen. — Daher ermahnten ſie einander: „Wenn ihr in Pſalmen und Geſängen zu Gott betet, ſo muß das im Herzen ſeyn, was in dem Munde liegt. Thut das in der Gemeinde, was auch heilſam iſt, betet und ſinget, damit ihr im Beten Vergebung erlangen und im Singen zur geiſtlichen Freude kommen möget.“ Oder: „Wenn du vor Gottes Angeſicht Pſalmen und Lieder ſingſt, ſo erwäge im Herzen, was du mit der Stimme ſingſt. Dein Gemüth muß mit der Stimme Eins ſeyn. Denke an nichts anders, als was du ſingſt, ſonſt verlierſt du die Frucht deiner Arbeit.“ — Oder: „Meine Brüder, ich ermahne euch, lobet den Herrn. Wenn ihr Hallelujah ſinget, ſo ermahnet ihr Alle dazu. Darum lobet Gott auch mit allen euren Begierden, daß nicht allein die Zunge, ſondern auch euer Gewiſſen, euer Leben und eure Thaten es thun. Höret nicht auf gut zu leben, ſo lobet ihr ihn immer.“ —

Es iſt bereits geſagt worden, daß dieſe Uebung den Alten zur reichlichen Erbauung und zur Beſſerung gedient habe. Dazu forderten ſie wirklich auch Jedermann auf und verlangten Herz, Mund und That zu einem rechten Lied. Denn ihre Meinung war: „Derjenige ſinge zu Gottes Lob, deſſen Werke mit der Stimme übereinkommen. Nach geendigtem Liede ſchweige zwar die Stimme; aber ein Leben, das ſtets im Gutesthun beharre, verſchweige Gottes Lob nie, ſondern freue ſich, daß daſſelbe in ihm gewirkt werde.“ — Darum hieß es unter den Brüdern: „Gebet nicht allein auf den Schall Achtung, wenn ihr Gott preiſet, ſondern lobet ihn ganz. Es ſinge eure Stimme, aber auch euer Leben. Wer durch ein böſes Leben Gott beleidigt, der lobt ihn nicht; aber auch derjenige nicht, welcher ſeine Frömmigkeit ſich ſelbſt zuſchreibt. Mögen auch Alle das Hallelujah mitſingen und in die Gemeinde gehen, ſo unterſcheiden ſich doch die Kinder Gottes von den Kindern des Teufels nicht anders, als durch die Liebe.“ — Auf ſolche Weiſe ſuchten die lieben Leute aller Heuchelei vorzubauen, damit Keiner ſich auf das Aeußerliche verlaſſen und den Kern des Chriſtenthums darein ſetzen möchte. Man hatte auch in den folgenden Zeiten, die dem Verfall am nächſten waren, alle Urſache dazu, weil ſich die Meiſten mit dem äußerlichen Singen, Beten und Hören begnügten und aus Gewohnheit Alles mitmachten. Wenn aber zuletzt gar Einige aufgeſtellt wurden, um in der Gemeinde zu ſingen, ſo hatte man wohl nöthig, ſie zu erinnern, daß ſie es nicht bloß um des Brods willen thun, ſondern auch im Herzen glauben ſollen, was ſie mit dem Munde ſingen und es mit der That erfüllen. — Auch wurde Allen gezeigt, welch große Hülfe wider die Anfechtungen in einem glaubigen Geſang liege. Es ſey eine Beruhigung der Seele, ein Zeichen des Friedens, das die unordentlichen Gedanken unterdrücke, den Zorn und andere Leidenſchaften ſtille, die Liebe erneuere, eine Verbindung durch die Uebereinſtimmung der Stimmen zu Stande bringe, ja verſchiedene Menſchen durch eine einmüthige Melodie vereinige. Oder, wie Andere ſagen: „Das Lobſingen ſetzt die thieriſchen Bewegungen in ihre richtige Ordnung, und bewirkt eine Harmonie der Herzen mit den göttlichen Dingen durch die Lieder der göttlichen Liebe und die Wirkungen derſelben. Dieſe reizen allezeit zur Erinnerung des Guten, kühlen das erhitzte Gemüth ab und tilgen die böſen Begierden. Ja, ſie vertreiben den Trauergeiſt aus dem Herzen in der Kraft des heiligen Geiſtes und die Trägheit zum Dienſte Gottes.“ Deßwegen hielt jener Alte dieß für das bewährteſte Mittel ſein Gemüth nach der äußerlichen Zerſtreuung wiederzuſammeln, — daß er betete, ſang und ſonſt ſeine Andacht verrichtete. — — Darin nun waren die redlichen Herzen von den Heuchlern zu unterſcheiden, daß ſie die Frucht ihres Geſangs häufig genoſſen und auch äußerlich zeigten. Denn wie das Herz beſchaffen war, ſo war auch der Geſang, wie Auguſtin an die Heiden ſchreibt: „Der Gerechte ſingt Chriſto aus Schuldigkeit, der Falſche zum Betrug, der Regent bei ſeiner Regierung, der Soldat vor dem Treffen, der Stolze zur Hoffart, der Reiche zum Geben, der Arme zum Nehmen, der Trunkenbold bei dem Glaſe, der Bettler vor der Thüre, der Fromme, daß er es auch thue, der Böſe, daß er betrüge; kurz, der wahre Chriſt iſt ehrerbietig, der Heide aber heuchleriſch.“ — Insbeſondere zeigte ſich bei den wahren Kindern Gottes eine herzliche Freude bei und nach dem Singen; aber auch die Heiden fanden einige Ergötzlichkeit dabei; doch kam dieß gegen das geiſtliche Vergnügen in Gott und ſeinem Lobe in gar keinen Betracht. Laktantius ſchreibt davon: „Hat man Luſt, Geſänge zu hören, ſo iſt es am lieblichſten, Gottes Lob zu beſingen und zu vernehmen. Dieß iſt die wahre Wolluſt, eine Gefährtin der Tugend. Sie iſt weder kurz noch hinfällig, ſondern dauert und erquickt ohne Unterlaß. Und wie in natürlichen Dingen ein Jeder durch ein Lied ſeine Arbeit zu verſüßen ſucht, um ſovielmehr hat es Gott den Seinen zugutgethan. Der heilige Geiſt ſah wohl, daß das Herz der Menſchen dem Weg der Gottſeligkeit zuwider ſey und lieber zu den Lüſten dieſer Welt ſich neige; daher hat er die Kraft ſeiner Lehre mit anmuthigen Melodien verbunden, damit durch die Lieblichkeit der Lieder zugleich auch der Nutzen des göttlichen Worts beigebracht würde.“ — Dieß rechneten ſie nun billig unter die geiſtlichen Wollüſte und bezeugten ihre Freude auch mit äußerlichen Geberden ohne Furcht und ohne die Beſorgniß, verſpottet zu werden. Wenigſtens war der Geſang für ſie ein kräftiges Mittel wider die übermäßige Traurigkeit, wie Auguſtin von ſich erzählt: „Große Trauer, ſagt er, ergoß ſich in mein Herz beim Tode meiner Mutter und wollte in Thränen überſtrömen; aber ich that mir Gewalt an, ihren Quell zurückzudrängen, und ſehr übel ward meiner Seele in dieſem Ringen mit ihrem Schmerz. Bei ihrem letzten Athemzug weinte der Knabe Adeodatus laut auf, und wurde von uns mit Mühe zum Schweigen gebracht. Denn wir hielten es für unwürdig eine ſolche Leiche mit Klagen und Seufzern zu betrauern, mit welchen man nur die Sterbenden beklagen mag, deren Elend im Tode, ja deren ewigen Tod man beweint. Als nun derſelbe endlich ſein Weinen ließ, ergriff mein Freund Erodius die Harfe und begann den 101. Pſalm zu ſingen, in den wir Alle von Herzen einſtimmten.“

Zuletzt wollen wir noch die Lobgeſänge der Alten kurz berühren, von welchen ſchon im 1. B. 17. K. die Rede war. Es war ihnen nämlich bekannt, daß dieß die ſüßeſte Verrichtung der Seligen im Himmel ſey, daher erinnerten ſie ſich auch bei ihrem ſchwachen Lob auf Erden, daß ſie im Geiſt mit den Engeln zugleich vor Gott ſtehen, und mit ihnen ihre Lobgeſänge abſingen. Dieß drückte ein frommer Mann in folgenden Verſen aus:

O hätte ich Flügel einfältiger Tauben,
So wollt' ich zu engliſchen Chören hingeh'n,
Da ſollte mich Niemand der Freude berauben,
Da blieb' ich bei Chriſti Verlobeten ſteh'n!
　　Ich wollte ihm ſingen,
　　Mein Loblied darbringen,
Man ſollt' mich den Erſten im Danken erſeh'n

Ich bin zwar im Kerker des Leibes verſchloſſen;
Doch flieget mein Geiſt ſchon im Voraus dahin,
Er ſpielet und hat ſchon die Freude genoſſen,
Die zu ſich hinreißet der Glaubigen Sinn.
　　Mein Innerſtes findet,
　　Wenn ich's! ſo verbindet
Mit Engeln, den engliſchen Liebesgewinn.

Sie lobeten zwar auch mit ihren Liedern die heiligen Märtyrer, Bekenner und Andere, allein ihre Hauptabſicht war doch zuletzt allezeit Gott ſelbſt. Daher verlangte Ignaz aus chriſtlicher Demuth, daß man Gott allein danke und lobſinge, und nicht ihm, weil er wohl ſah, wie leicht auch die beſten Gemüther auf ſolche Männer fallen und ſich vor Abgötterei nicht genug in Acht nehmen. Ihr ganzes Dichten und Trachten gieng alſo dahin, wie Juſtin bezeugt, daß ſie den Schöpfer der Welt allein ehrten und in ihren Verſammlungen, ſo viel ſie konnten, mit Gebet und Dankſagung lobeten. „Alle unſere Gaben, ſagt Auguſtin, opfern wir Gott, es ſey Weiſſagung oder Gebet, oder Lehre, oder Lobgeſang oder Pſalm, und wenn etwas anders von ähnlichen, geiſtlichen Gaben uns ins Herz kommt. Dieß kann ihm aber nicht angenehm ſeyn, wenn es ſich nicht auf einen lautern Glauben ſtützet, und auf denſelben, wie auf einen Altar feſtgelegt wird, damit das, was wir reden, rein und unverfälſcht ſey.“ — Wenn unter ihnen eine außerordentliche Gnade, oder irgend ein Wunder geſchehen war, ſo hätte man ſehen ſollen, wie die ganze Gemeinde voll Freude war und einmüthiglich ausrief: Gott ſey Lob und Dank! Niemand wollte da ſchweigen. — Wenn die Lehrer das Volk grüßten, ſo antwortete es mit Frohlocken und Lobliedern. Ja, man trug oft Bedenken, etwas zu thun oder ordentlich zu reden, wenn die Herzen an einem Werke Gottes genug zu betrachten und zu loben fanden. — — Ebenſo verhielt es ſich Anfangs auch mit den Lobgeſängen, die man des Nachts oder früh Morgens nach gewiſſen, vorgeſchriebenen Melodien verrichtete. Es waren lauter Lieder zum Preis und zur Ehre des Höchſten. (Uebrigens ſprechen die Schriftſteller der ſpäteren Zeit von ähnlichen Morgenliedern und Morgengebeten.) Mochten ſie nun auch abgeſungen werden, wann und wo ſie wollten, ſo gieng es den wahren Kindern Gottes von Herzen, und ſie konnten ſich vor ihrem allwiſſenden Vater darauf berufen, wie Prudentius:

So ſoll denn unſre treue Stimm'
Des Herren Lob und Wunder preiſen,
Weil unſer Werk ſonſt nichts vermag.
Es ſingt von ihm der ganze Tag,
Die ſtille Nacht ſchweigt auch nicht ſtill
Und lobet ihn mit ſüßen Weiſen.

Auf dieſen, ihren lieben Vater, war all ihr Lob gerichtet, ſonſt wollten ſie von keinem Andern wiſſen, und widerſprachen damit den abgöttiſchen Heiden. Ja, ſie hatten von David gelernt, Gott für jede Wohlthat mit einem beſonderen Lied zu preiſen. Darum hieß es bei ihnen: —

Dir geben wir den Dank, o reicher Vater, wieder,
Man ſingt für jede Gab' dir auch beſondre Lieder.

Oder:

Kann wohl der edle Geiſt ein ſchönres Luſtſpiel bringen,
Der ſchon in Gottes Licht und ſeinem Himmel wohnt,
Als wenn ſein muntrer Sinn dem Herrn beginnt zu ſingen,
Der ſolcher Dankbarkeit mit noch mehr Gnade lohnt?

Wiewohl ſie nun ihren Mund zu einem ſeligen Werkzeug ſolcher Loblieder gebrauchten, ſo waren ſie doch auch vergnügt, wenn ſie im Fall der Unmöglichkeit oder bei andern Hinderniſſen Gott nur mit dem Herzen loben konnten. Keiner band ſich ſo geſetzlich an den äußerlichen Lobgeſang, daß er bloß in demſelben das wahre, göttliche Lob geſucht hätte. Sie hielten es zwar für gut, wenn Einer auf die angenehmſte Weiſe ſein Lobopfer darbringen konnte; allein ihr vornehmſtes Thun war das Singen und Spielen in ihren Herzen. Hatten ſie eine beſondere Freude oder einen herrlichen Troſt vom Vater empfangen und konnte ihr Geiſt in ſeiner Liebe ruhen; ſiehe, da ſang dieſer dem Herrn abermals ein neues Lied auf der Harfe der Seele, er ſang von der Gnade des Höchſten in den erhabenſten, reinſten Gedanken. Sie ſchickten ihrem Erlöſer Lobgeſänge zu, ſo daß der heilige Geiſt Gott mit reiner Stimme in ihnen lobte, ſpielte und betete, gerade wie die Saiten auf der Harfe lieblich miteinander übereinſtimmen. — Fanden ſie aber die Begierde in ſich, Gott äußerlich zu loben, ſo ſchämten ſie ſich nicht, öffentlich auf den Marktplätzen und Straßen, auf den Rathhäuſern und ſonſt mitten unter ihren Feinden und Spöttern zu ſingen. Die Stärke ihres Geiſtes war viel zu groß, als daß ſie ſich aus Furcht vor Spott, Schaden oder Ungnade bei Menſchen hätte zurückhalten laſſen. Als die Chriſten z. B. unter dem Tyrannen Maximinus die Fürſorge Gottes augenſcheinlich ſahen, giengen ſie ohne Scheu in Chören, haufenweiſe, auf die öffentlichen Plätze und Straßen, und ſangen dort ihrem Gott Pſalmen und Lobgeſänge mit heller Stimme. Als ſie ferner bei dem Tode des Märtyrers Babyla viel Gnade erfahren hatten, trugen ſie ſeinen Leichnam mehr als 6000 Schritte weit unter Lobgeſängen und mit ſolchem Jubelgeſchrei, daß es zum Himmel erſcholl, worüber der Kaiſer Julian ſehr ungehalten wurde. Beſonders begierig nach dem Lobe des Herrn waren die Chriſten zur Zeit Baſilius des Großen, ſo daß ſie nicht allein zu Hauſe ſangen, ſondern auch den Pſalter und andere Bücher überall mit ſich herumtrugen. — — Wie fröhlich waren theils die Märtyrer ſelbſt, theils ihre Brüder bei ihrem Leiden! Wie zeigten ſie ihres Herzens Vergnügen in ihren Lobgeſängen! Da hörte man Paulum und Silan im Kerker Gott preiſen, wo Andere ſonſt vor Angſt und Herzeleid vergehen möchten. Ap. Geſch. 16, 25. Darum ſagte Hilarius zu den Heuchlern: „Es ſey keine Kunſt in der äußerlich-glücklichen Kirche Gott lobſingen, aber im Gefängniß, in Ketten und Banden und nach empfangenem Staupenſchlag.“ — Ebenſo ſangen jene beiden Märtyrer Marcellianus und Marcellus, nachdem ſie an einem Holz aufgehängt worden waren, fröhlich miteinander: „Siehe, wie fein und lieblich iſt es, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen!“ Theodor wiederholte während ſeiner Marter mit freudiger und ruhiger Miene den Pſalm: „Es müſſen zu Schanden werden Alle, die den Götzen dienen.“ Andere giengen zur Marter, wie zu einer köſtlichen Mahlzeit, und ſangen einmüthig durch die Straßen: „Ehre ſey Gott in der Höhe! Dieß iſt uns ein erwünſchter Tag, und höher als alle Feſte, ein Tag des Heils!“ Noch Andere hörten lächelnd und mit Freuden ihr Todesurtheil an, ſangen Pſalmen und Lobgeſänge und dankten Gott bis zum letzten Seufzer. Eine Frau ſang in dem Augenblick, als ihr Sohn enthauptet wurde, den Pſalm Davids: „Der Tod deiner Heiligen iſt werth gehalten. Dieß iſt dein **Knecht**, deiner Magd Sohn!“ — und ſang ſomit ihrem Sohne gleichſam ſelbſt zu Grabe. Von einer chriſtlichen Jungfrau, N. Agnes, endlich rühmt ein Dichter:

Sie gieng wie im Triumph, und ſang die ſchönſten Lieder;
Ihr Geiſt war freudenvoll, und eilte dahin wieder,
Woher er kommen war.

Um zum Schluſſe noch die gewöhnlichſten Lobgeſänge der Alten zu erwähnen, ſo bemerken wir, daß dieſelben ſtets mit dem **Hallelujah**, jenem herrlichen Worte der Glaubigen im alten Teſtament, verbunden waren. Mit dem **Hallelujah**, d. i. lobet den Herrn, wollten ſie einander noch mehr zum Lobe Gottes aufmuntern. Daſſelbe wurde nicht bloß in der Gemeinde, ſondern überall gehört. Der Landmann ließ hinter dem Pflug, der Schiffer auf dem Waſſer ein fröhliches **Hallelujah** ertönen. Selbſt die kleinen Kinder lernten mit ſtammelnder Zunge ihrem Herrn Jeſu ein **Hallelujah** ſingen. — In der Gemeinde ſang man gleichfalls auf dieſe Weiſe; daher wir in jener Zeit ſolche Pſalmen finden, die mit Hallelujah anfiengen und aufhörten, z. B. Pſ. 105., wie auch ſolche Gebete. — Ebenſo wiederholten ſie aus Jeſ. 6, 3. das **Heilig, Heilig, Heilig.** Meiſtens aber pflegten ſie es dabei ſo zu halten: die Lobgeſänge ſelbſt, wie z. B.: Herr, Gott, Dich loben wir u. dergl., ſangen ſie entweder wechſelsweiſe, in zwei Chören, wie wir oben geſehen haben, oder ſangen nur Wenige, während die Andern zuhörten und in ihren Herzen miteinſtimmten. Bei dem Schluß aber, und dem dreimal **Heilig,** erhoben Alle ihre Stimme mit Freuden. Insbeſondere wird noch von den abendländiſchen Chriſten berichtet, daß Einer den Pſalm geſungen, am Schluſſe aber Alle eingeſtimmt haben in die Worte: **Ehre ſey Gott dem Vater, dem Sohn und dem heiligen Geiſt! Amen!**

III.

Von den Zuſammenkünften der erſten Chriſten.

Nachdem wir die zwei vornehmſten Uebungen des öffentlichen und beſondern Gottesdienſtes, nämlich Beten und Singen, durchgegangen haben, kommen wir zu ihren gemeinſchaftlichen Uebungen in der Gottſeligkeit und betrachten vor allen Dingen den Ort, wo dieſelben ſtattfanden. Es fehlt nicht an gründlicher Nachricht darüber, wenn nur das Gemüth des Leſers davon frei iſt, daß er Alles nach der Sitte ſeiner Zeit eingerichtet wiſſen will. — Die erſten Chriſten hatten unter den Verfolgungen ſtets mit den Heiden zu kämpfen, bei welchen unter andern auch der Einwurf vorkam: warum ſie denn keine Tempel wie andere Völker haben? Denn jene blinden Leute glaubten, ihre Götter werden dadurch am meiſten geehrt, wenn ſie denſelben eigene Häuſer bauen. Die Chriſten aber bezeugten ihnen: man dürfe Gott keine ſolche Ehre anthun, auch ihn in keine ſo enge Schranken einſchließen, vielweniger den Gottesdienſt an ſolche Häuſer binden. Ap. Geſch. 17, 24. Schon Stephanus legte ein ähnliches Zeugniß vor den Juden ab, Ap. Geſch. 7, 48., und berief ſich dabei auf Eſaias 66, 1., wie überhaupt das ganze alte Teſtament ſich gegen dieſe Meinung ſehr ſtreng ausſpricht. Vergl. 1 Moſ. 49, 6. Ezech. 7, 14. 16, 24. 31. 39. Hoſ. 8, 14. 10, 1. 2. Amos 7, 9. Joel 3, 5. Gegen die Heiden führten die Kirchenväter dieſe Wahrheit noch weiter alſo aus: „Was für einen Tempel, ſagt Arnobius, ſoll ich Gott bauen, da dieſe ganze Welt, von ſeiner Hand gemacht, Ihn nicht faſſen kann? Und wie wollte ich die Macht einer ſo hohen Majeſtät in ein ſo kleines Haus einſchließen, da ich als Menſch in einem größeren wohne? Iſt es nicht beſſer, daß man Ihn in ſeinem Herzen anbetet? — Ja, allerdings muß Er im Herzen verehrt und angebetet werden.“ Cyprian ſchreibt: „Was für einen Tempel wird man Gott bauen können, deſſen Tempel die ganze Welt iſt?“ Desgleichen Laktantius: „Warum hebet ihr eure Augen nicht zum Himmel auf? Warum ſehet ihr vielmehr auf die Wände, Holz und Steine, als dahin, wo ihr glaubet, daß Gott ſeyn ſoll? Was ſollen die Tempel und Altäre?“ Klemens von Alexandrien fragt: „Wollen wir denn Gott, der nicht umfaßt werden kann, in einen Raum einſchließen?“ Oder: „Wollen wir Den einſchließen in Tempel von Händen gemacht, welcher Alles begreift? Warum ſoll das Werk der Bauleute und Steinmetzen heilig ſeyn und ihre übertünchten Wände? Sind ſie beſſer als diejenigen, welche die Luft und Alles, was darin iſt, oder vielmehr die ganze Welt der göttlichen Herrlichkeit für angemeſſener gehalten haben? Die Bilder und Tempel, welche von geringen Leuten gemacht werden, ſind aus unnützer und eitler Materie gemacht; darum müſſen ſie ſelbſt auch eitel, unnütz, materiell und unheilig ſeyn.“ Endlich bezeugt Gregor von Nazianz: „Gott wohnet nicht in Häuſern von Menſchenhänden gemacht, alſo auch nicht in den kleinen Kirchen.“ — Ferner beſchämten ſie jene abergläubiſchen Leute damit, daß ſie ihnen das Kirchenbauen als eine Neuerung vorhielten. „Denn, ſagten ſie, obgleich Numa dieſen Aberglauben eingeführt hat, ſo gab es doch damals weder Bilder noch Kirchen. Es waren nur elende Gebäude, aber keine Kirchen, die mit ihrer Höhe den Himmel ſtürmen möchten.“ Andere hielten ihnen die Zeugniſſe ihrer eigenen Glaubensgenoſſen vor und ſtellten ſie mit der heiligen Schrift zuſammen. — „Das Wort, ſagten ſie, verbietet Kirchen zu bauen, und deutet alſo an, daß der Allmächtige an keinen Ort gebunden ſey.“ Eſaias 66, 1. 2. Ebendamit ſtimmt der Vers des griechiſchen Dichters Euripides ſehr ſchön überein:

Wie könnte wohl des Menſchen Hand ein Haus erbauen,
Darin der höchſte Gott verſchloſſen ſich ließ ſchauen.

Auch Zeno war der Meinung: „Man ſolle weder Tempel bauen noch Bilder machen, weil den Göttern nichts zukomme, was zuſammengeſetzt oder vielfach ſey. Es wird nicht nöthig ſeyn, Tempel zu bauen; denn einen Tempel muß man für nichts Herrliches oder Hohes halten.“ Ein ähnliches Bekenntniß legte Juſtin, der Märtyrer, ab, als man ihn fragte, wo die Chriſten zuſammenkommen: „Glaubſt du, wir Alle verſammeln uns an Einem Orte? Durchaus nicht. Denn der Gott der Chriſten läßt ſich in keinen Ort einſchränken, ſondern erfüllt Himmel und Erde auf unſichtbare Weiſe, und wird von den Glaubigen überall angebetet und nach ſeiner Herrlichkeit geprieſen.“ Origenes ſetzt hinzu: „Auch der unerfahrenſte Chriſt iſt verſichert, daß ein jeder Ort in der Welt ein Theil des Ganzen ſey, und daß die ganze Welt Gottes Tempel ſey. Darum betet er an jedem Orte, wenn er die ſinnlichen Augen zuſchließt und die Gemüthsaugen erhebt.“ — Hier möchte man freilich denken, dieſe heiligen Männer reden nur von heidniſchen Tempeln, wie Mehrere einwenden; allein es iſt erwieſen, daß Jene in dieſem Fall keinen Unterſchied gemacht haben unter den Tempeln der Chriſten und Heiden, ſondern die Tempel des Leibes Chriſti und ſeiner Glaubigen denen, die mit Händen gemacht ſind, gerade entgegenſetzten. Insgemein aber wurden ſie von den Gottloſen nicht allein beſchuldigt, daß ſie keine Tempel haben und die Tempel Anderer als Begräbniſſe der Todten verachten, ſondern ſie geſtanden auch ſelbſt ohne Scheu, daß ſie nicht aus Noth, ſondern abſichtlich keine haben. Darum ſchreibt noch am Ende des dritten Jahrhunderts Arnobius: „Ihr pfleget uns das als eine große Miſſethat auszulegen, daß wir weder heilige Häuſer zum Dienſte der Anbetung erbauen, noch Altäre machen. Wir unterlaſſen dieß aber nicht darum, als ob wir gottlos und frevelhaft geſinnet wären, oder die Götter ohne Urſache verachteten, ſondern weil wir meinen, daß ſie, wenn ſie Götter ſind, dieſe Ehre entweder verlachen, oder darüber zürnen.“ Andere Zeugniſſe übergehen wir abſichtlich, weil die Sache zu gewiß und, wie wir ſpäter ſehen werden, längſt von unparteiiſchen Männern unterſucht worden iſt.

Wie aber dieſe erleuchteten Chriſten den Abgrund der menſchlichen Thorheit ſahen, ſo erkannten ſie auch an den Heiden, daß ſich ihre armen Seelen ſo gerne auf das äußerliche Weſen verließen und ſo in ihrer Bosheit immer fortfuhren. Darum machten ſie dieſelben weiter darauf aufmerkſam, „daß ſie ihren Götzen nichts Innerliches, — kein reines Herz, keine Ehre noch Furcht darbringen. Denn wenn ſie auch ihren eiteln Gottesdienſt vollbracht haben, ſo laſſen ſie alle Gottesfurcht in dem Tempel und bei dem Tempel, und bringen gar nichts mit heraus. Daher komme es, daß dieß ſie weder fromm, noch feſt und unveränderlich machen könne.“ Sie fragten das verführte Volk: „Warum iſt Alles ſo verkehrt worden, daß ihr, obgleich ſo viele Tempel und ſo viele Götzenbilder in den Städten ſind, mit ſo vielen Geſetzen und ſo ſchrecklichen Leibesſtrafen, doch den Laſtern nicht ſteuren könnet, und dieſe ſich um ſo eher vermehren, je mehr man ſie zu verhindern ſucht?“ Tertullian ſpottet ſogar mit Elia über jene Elenden, indem er die Gebete der Chriſten und Heiden miteinander vergleicht. „So laſſet denn, ſpricht er, den Einen ſeine Hände im Gebet zum Himmel aufheben, den Andern zum Altar ausrecken, worauf er ſein Vertrauen geſetzt hat, einen Andern (wie ihr von uns Chriſten zu ſagen pflegt) im Gebet die Wolken zählen, einen Andern die Gewölbe des Tempels, laſſet den Einen ſeine Seele Gott heiligen, den Andern eine Bocksſeele darbringen.“ Oder: „Wenn es im Sommer nicht regnen will, ſo freſſet und ſaufet ihr doch immerfort, und bringet dem Jupiter ein Opfer, ſuchet im Kapitolium, was ihr vom Himmel erwarten ſollet, und meinet, die Wolken werden bei den Gewölben des Kapitols aufſteigen.“ — Nebendem zeigten ſie ihnen aber auch durch ihr eigenes Beiſpiel, daß es dem wahren Gott überall angenehm ſey, wo man ihn ehre. Daher kamen ſie zuſammen, wann und wo ſie konnten. (So machten es nämlich die Apoſtel und ihre Jünger. Ap. Geſch. 2, 46. 12, 12. 20, 20. u. f.) Davon ließen ſich viele Zeugniſſe anführen; wir wollen aber nur einige Denkmale der erſten Zeiten betrachten, aus denen erhellt, daß ſie in den zwei erſten Jahrhunderten von keinem eigentlichen Kirchenbau etwas gewußt haben. Baronius z. B. erzählt aus den Geſchichten der Märtyrer, es ſey dem Kaiſer Antoninus hinterbracht worden, daß die Chriſten zu Rom in einem Hauſe Zuſammenkünfte halten, worauf er viele von ihnen gefangennehmen ließ. Ebenſo, ſagt er, ſey an einem Ort jenſeits der Tiber eine Menge Chriſten beiſammen geweſen, die gebetet und geſungen haben, und da einige Andere angeklopft haben, haben jene aus Furcht die Thüre nicht öffnen wollen. Ja, wir leſen ausdrücklich: es ſey damals kein Ort ſicher geweſen, um ſich zu verſtecken, und Viele haben ſich bei einem Chriſten N. Caſtulus aufhalten müſſen, die mit Faſten und Beten Tag und Nacht angehalten haben, auch ſeyen noch andere Männer und Weiber zu ihnen gekommen. Ferner: die Verſammlung der Chriſten ſey in zwei Häuſern vor dem Marktplatz des Salluſt gehalten worden. — Aehnliche geheime Verſammlungen fanden auch ſpäter noch Statt, da man öffentliche Häuſer genug hatte, weil es oft Spaltungen in der Gemeinde gab und die ſchwächere Partie meiſtens in Privathäuſern zuſammenkommen mußte. Man band ſich überhaupt nicht ſo abergläubiſch an die Kirchen, daß man ſie nicht bisweilen verließ und ſich mit einem Privathauſe begnügte. So verrichteten die Chriſten während der vandaliſchen Verfolgung ihre Andacht, wo ſie konnten. Das Nämliche geſchah zu Konſtantinopel während der arianiſchen Streitigkeiten, beſonders unter dem Kaiſer Valens, wo die Rechtglaubigen nur in einem kleinen Häuschen ihre Zuſammenkünfte hielten.* — Als bald darauf der fromme Chryſoſtomus von dort vertrieben wurde, trennten ſich Viele von den öffentlichen Verſammlungen und hielten Oſtern in einem Badhaus, nachher kamen ſie in einem Schauſpielhauſe zuſammen, endlich an verſchiedenen Oertern oder unter freiem Himmel. Ueberhaupt wünſchte jener vortreffliche Lehrer, daß die Verſammlungen der Chriſten zu ſeiner Zeit ſo beſchaffen ſeyn möchten, wie die zu der Apoſtel Zeiten, wo jedes Geſchlecht daran theilnahm. Denn er ſah, wie wir bald finden werden, auch darin den Verfall mit Schmerzen. —

Meiſtens aber kamen die erſten Chriſten auf den Gottesäckern und bei den Gräbern ihrer entſchlafenen Brüder und Schweſtern zuſammen. Ein merkwürdiges Denkmal von einem Märtyrer Alexander iſt noch zu Rom auf dem Gottesacker Caliſti vorhanden, das alſo lautet: Er wurde zum Tode geführt, als er vor dem wahren Gott ſeine Kniee beugen und ihm opfern (beten) wollte. O unglückſelige Zeiten, da wir nicht einmal beim Gottesdienſt und Gebet in Höhlen ſicher ſeyn können!— Solche Zuſammenkünfte wurden ihnen von den Heiden oft verboten, namentlich wurde zur Zeit Cyprians befohlen, daß die Chriſten an keinem Orte Zuſammenkünfte halten und nicht auf die Gottesäcker gehen ſollen. Ebenſo ſagte auch der Richter zu Dionyſius und ſeinen Brüdern: „Ihr dürfet keine Zuſammenkünfte mehr halten oder auf die Gottesäcker gehen; — denn dieſe Gewohnheit wurde nach und nach ſo allgemein, daß das Volk auch zu der Zeit, wo keine Verfolgungen ſtattfanden, auf die Gottesäcker gieng und daſelbſt betete.“ — Demnach kamen die erſten Chriſten meiſtens unter freiem Himmel zuſammen nach dem Beiſpiel Chriſti und ſeiner Apoſtel. Ap. Geſch. 16, 13. 20, 36. Die Heiden ſpotteten zwar darüber, wie wir bereits geſehen haben, obgleich ihre eigenen Lehrer auch unter freiem Himmel lehrten; allein das Verlangen der Glaubigen, Gott untereinander zu loben, ließ keine Furcht vor Schmach oder Schaden zu. Dionyſius erzählt davon: „Als wir von Allen verfolgt und dem Tode übergeben wurden, hielten wir doch mit fröhlichem Herzen ein Feſt. Es ſchien uns jeder Ort, der zur Marter beſtimmt war, gelegen genug zu ſeyn, um daſelbſt mit Freuden Zuſammenkünfte zu halten, es mochte nun ein wüſtes Feld oder eine Einöde, ein Schiff auf der See, eine öffentliche Herberge, oder auch ein ſchreckliches Gefängniß ſeyn.“ Ferner ſchreibt er: ſie haben damals ſo unſicher gelebt, daß ſie ſich weder bei Tag noch bei Nacht ſehen laſſen durften, und dieß habe ſehr lange gewährt. Unter dem Kaiſer Licinius (304) nämlich mußten die frommen Leute von den Städten in das freie Feld, in die Wälder und auf die Berge fliehen und daſelbſt bleiben. Ja, man verbot ihnen ſogar dieß, ſo daß ſie auch auf freiem Felde keine Zuſammenkünfte mehr halten durften. Uebrigens mußte auch nachher noch, als die Kaiſer ſchon Chriſten waren, und Streitigkeiten unter ihnen ausbrachen, der ſchwächere Theil unter freiem Himmel zuſammenkommen, weßwegen Baſilius (370) die Chriſten zu Nikopolis tröſtete. — —

---

* Die Waldenſer und andere Zeugen der Wahrheit machten es ſpäter, als das reine Wort Gottes in den Kirchen immer ſeltener wurde, ebenſo.

Wir haben ſo eben geſehen, daß die Alten auch in Gefängniſſen zuſammenkamen, und zwar nach dem Beiſpiel von Paulus und Silas, welche Gott darin lobten. Ap. Geſch. 16, 25. Ueber dieſen Gebrauch wird ſich Niemand wundern, der weiß, daß die Gefängniſſe meiſtens ihre Herbergen waren. Daſelbſt tauften ſie Mehrere, worunter einen Scharfrichter, unterhielten ſich mit Gottes Wort und genoſſen des Herrn

Abendmahl. Ewig denkwürdig iſt hiebei die Geſchichte des Märtyrers Lucianus, von dem es heißt: Als er kurz vor ſeinem Märtyrertode gefangen war und die Brüder gerne noch einmal mit ihm das Abendmahl gehalten hätten, aber kein Tiſch dazu vorhanden war, ſprach er: „Meine Bruſt ſoll euch zum Tiſche dienen, und dieſer wird, wie ich hoffe, Gott nicht weniger gefällig ſeyn. Ihr aber ſollt ein heiliger Tempel ſeyn und mich allenthalben umgeben.“ Und alſo wurde daſſelbe auch gehalten.

Aus allem dieſem erhellt zur Genüge, daß weder die Apoſtel noch ihre Jünger beſtimmte Plätze zur Verrichtung ihrer geiſtlichen Handlungen gehabt haben, welches auch Juſtin beſtätigt, wenn er ſagt: „Die Gemeinde habe von eben den Männern empfangen, wo ſie beten ſolle, von welchen ſie das Gebet ſelbſt habe, d. i. von den heiligen Apoſteln.“ Dieſe aber riefen den Vater an allen Orten an, 1 Kor. 1, 2., nach ihres Meiſters Willen. Joh. 4, 21 — 24. — — Wenn ſich alſo die Chriſten verſammeln wollten, ſo thaten ſie es, wo ſie wollten und konnten. Wären ſie darin abergläubiſch geweſen, ſo hätten ſie bei den Verfolgungen nie in dem Herrn vergnügt ſeyn können. So aber klagten ſie nicht ſowohl darüber, daß ſie nicht an gewiſſen Orten beiſammen ſeyn, als vielmehr darüber, daß ſie ſich gar nicht verſammeln durften. Ihr gebet täglich Achtung auf unſer Weſen, täglich werden wir verrathen, auch in unſern Verſammlungen überfällt man uns, — ſagten ſie zu den Feinden. Alle Zuſammenkünfte wurden ihnen oft ſehr ſtreng verboten, ſo daß man ſie dadurch ganz auszurotten ſuchte. Sie kehrten ſich aber nicht daran, ſo wenig als an die grauſamen Läſterungen, die ſie deßwegen erdulden mußten. — — Die Apoſtel kamen ferner häufig in Häuſern zuſammen, wie ſie es vom Herrn empfangen hatten. Ap. Geſch. 1, 4. 2, 46. 5, 12. 42. 12, 12. Und Ignaz, ihr treuer Nachfolger (100), ermahnte die Chriſten zu Smyrna und Epheſus: ſie ſollen recht oft Verſammlungen halten zur Ehre Gottes; denn alſo werden die Kräfte des Satans zerſtört. Auch Dionyſius erzählt von ſich (170): er habe die Brüder ermahnt, daß ſie fleißig Zuſammenkünfte halten ſollen, wozu er ſelbſt durch ſein eigenes Beiſpiel beigetragen habe. — Sobald nun die Obrigkeit ein wenig gelinder wurde, fiengen ſie an, einige Gebäude zu errichten, wo ſie ſich verſammeln konnten. Dieſe waren aber ganz gering und ſchlecht, und wurden nicht Tempel genannt, weil das Wort Tempel wegen des heidniſchen Mißbrauchs ein Greuel für ſie war. Dagegen nannten ſie die Verſammlungen ſelbſt, wie die Häuſer, wo ſie gehalten wurden, Conventikel (Verſammlungsörter). So klagt Arnobius, daß die Heiden die Conventikel der Chriſten niedergeriſſen haben, und Laktantius erzählt, daß eine ganze Menge Chriſten ſammt dem Conventikel verbrannt worden ſey. Auch in den folgenden Zeiten finden wir, daß ſolche Conventikel an allen Orten errichtet und auf dem Felde Zuſammenkünfte gehalten worden ſeyen. — Aehnliche Ausdrücke wurden nachher von den eigentlichen Kirchen ohne Bedenken gebraucht, und ein Gelehrter bemerkt, daß man ſie damals nur Bethäuſer oder ſchlechtweg Verſammlungen geheiſſen habe, weil ſie ganz gering und dem Aeuſſeren nach von gewöhnlichen Privathäuſern nicht unterſchieden geweſen ſeyen. Daher ſey es gekommen, daß die Heiden, welche nur das Aeuſſere, aber nicht das Verborgene des Herzens zu ſchätzen wußten, ſie immer beſchuldigten, ſie haben keine Tempel; übrigens ſey das Feuer der Andacht in den Herzen der Chriſten damals um ſo heftiger geweſen, habe ſich in ihrem Innern zur wahren Gottſeligkeit geſammelt und nicht durch äußerliche Dinge zerſtreut. Deßwegen haben auch die Kaiſer Konſtantin und Licinius in ihrem Edikt von den Sammelplätzen der Chriſten ſo geſprochen, daß man leicht ſehen könne, es ſey nichts Merkwürdigas daran geweſen. — — Ein ähnliches Bekenntniß legen alle alten Väter öffentlich ab, ſo oft ſie von ihren Verſammlungen ſprechen; beſonders ſagt Tertullian: „Das Haus unſerer Tauben iſt ſchlecht.“ Und Hieronymus ſchreibt von den folgenden ſogenannten glücklichen Zeiten nicht gar gut, wenn er ſpricht: „Viele bauen jetzt die Wände und ſetzen ihre Kirchen auf Säulen. Da glänzen die Marmorſteine, die Gewölbe ſchimmern von Gold und der Altar wird mit Edelſteinen beſetzt; aber die Diener Chriſti erwählt man nicht recht. Niemand aber werfe mir den jüdiſchen Tempel vor. Denn damals wurde es von Gott gebilligt, daß die Prieſter opferten und daß man mit Blut die Sünden tilgte. Es iſt aber dieſes Alles zum Vorbild geſchehen. Jetzt dagegen, da der Herr ſelbſt arm geworden iſt und die Armuth ſeines Hauſes angeordnet hat, ſo laſſet uns nur an ſein Kreuz denken und den Reichthum für Koth halten.“ Aus dieſem Grunde lobte Sulpitius Severus eine Kirche im Morgenlande, die nur aus geringem Holz zuſammengefügt und nicht ſchöner als eine gemeine Herberge war. Wer wollte aber von jenen bedrängten und armen Leuten erwarten, daß ſie in großen Gebäuden eine Ehre oder Luſt geſucht haben, da es ihre erſte Regel war: Alles zu verläugnen. Daher darf Niemand an prächtige Kirchen oder Paläſte denken, wenn er von den Bethäuſern der erſten Chriſten hört, ſondern an geringe und armſelige Gebäude; — womit alle Gelehrten übereinſtimmen. — Als ſie übrigens ſolche eigene Häuſer hatten, ließ es ihnen doch die Kraft Chriſti, die in ihnen wohnte, nicht zu, ſo abergläubiſch zu ſeyn, daß ſie ein ſolches Gebäude an und für ſich ſchon für etwas Heiliges und Außerordentliches hielten. Sie wußten göttliche Dinge gar wohl von menſchlichen Erfindungen zu unterſcheiden, und erinnerten ſich ſtets daran, daß ſie im neuen Teſtament keinen ausdrücklichen Befehl hatten, Kirchen zu bauen. Dieſes bezeugten ſie, wie ſchon geſagt, nicht bloß den Heiden, ſondern auch den ſchwachen und ungeübten Chriſten. Sie wollten nicht allein im Tempel beten und danken, ſondern auch zu Hauſe, in der Schlafkammer. Ja, ſie heiligten Gott in ihrem Herzen, weil es Gottes Tempel war. So ſchrieb Hieronymus von dem Kämmerer (Ap. Geſch. 8, 27—39.): „Er habe mehr am Waſſer gefunden, als in dem goldenen Tempel zu Jeruſalem. Damit wollte er zeigen, daß Gott ſich ſeit dem neuen Bund an keinen beſtimmten Ort gebunden habe, obgleich die Apoſtel um Anderer willen auch in den Tempel hinaufgiengen. Auguſtin konnte ſich deßwegen nicht darein finden, als ihn die Chriſten zum Bekenntniß in der Kirche nöthigten, und fragte: ſind es etwa die Mauern, die einen Chriſten machen? Ebenſo hält es ein ſpäterer Lehrer für die größte Thorheit, wenn man die Kirchen der Ketzer nicht gebrauchen wolle. Denn, ſetzt er hinzu, was könnte der Steinhaufen zur Reinheit oder Unreinheit des Gottesdienſtes beitragen? Dieſer ſtrafte auch ſonſt die Pracht der folgenden Zeiten im Tempelbauen, weil dieſe doch zur Gottſeligkeit nichts beitrage, und die lebendigen Tempel viel höher gehalten werden ſollen. — Ebendamit tröſtete einſt ein frommer Mann diejenigen, welche keine Kirche hatten: „Bedenket, ſagt er, die ihr unter freiem Himmel den Schöpfer des Himmels und der Erde anbeten müſſet, die eilf Jünger waren verſchloſſen und verſteckt; diejenigen aber, welche den Herrn kreuzigten, hielten ihren öffentlichen Gottesdienſt in dem berühmten Tempel.“ Er wollte ſagen: Es ſey an dem Aeußerlichen nichts gelegen; diejenigen können in die Kirche gehen, welche Chriſtum täglich mit ihren Sünden kreuzigen, während diejenigen, welche lebendige Tempel Gottes ſeyen, oft verſagt werden. Ein anderer berühmter Mann endlich ſchreibt an die Heuchler: „Ich erinnere euch an das Eine, hütet euch vor dem

Antichriſt! Denn ihr habt euch mit Unrecht in die Wände verliebt. Ihr verehrt die Gemeinde Gottes böslicher Weiſe in den Dächern und Gebäuden, und gebet unter dieſen ohne Grund den Frieden vor. Iſt noch lange daran zu zweifeln, daß in den Kirchen der Antichriſt ſitzen wird? Mir ſcheinen die Wälder und Berge und See und Gefängniſſe ſicherer. Denn darin ſind die Propheten geblieben oder verſteckt worden, und haben im Geiſte Gottes geweiſſagt.“ — — Wer den Verfall der Zeiten weiß, und wie der Aberglaube ſammt dem äußern Schein ſo mächtig wuchs und das Innere ganz erſtickte, der wird ſich nicht darüber wundern, daß dieſe Lehrer ſo ſcharf redeten. Denn unter dieſen Umſtänden muſten wohl eifrige Männer die armen Leute vom Aeußeren auf das Innere führen, und den geübten Chriſten rathen, ſie ſollen bei ſo groſſem Mißbrauch dem Herrn lieber in der Stille dienen. In dieſer Abſicht ſchrieben ſie einſt an heilsbegierige Seelen: ſie ſollen nicht unter ſo viel Volk in die Verſammlungen gehen. Auch lobten ſie Einige, weil ſie an den Feſttagen lieber zu Hauſe blieben, um dem Tumult und Lärm des Volks auszuweichen. Denn eine chriſtliche Seele konnte ihrer Meinung nach auch in ihrem Kämmerlein den Vater loben, da der Herr ſelbſt an abgelegene Oerter gegangen war, um daſelbſt ungeſtört zu beten und ſich der Welt zu entziehen. — So hielten ſie denn feſt an der Gnade des neuen Teſtaments, daß ſie zum Gebet nicht mehr an einen gewiſſen Ort gebunden waren. „Uns, ſagten ſie, hat Chriſtus durch ſeine Ankunft die ganze Erde geheiligt, und Paulus will an allen Orten heilige Hände aufgehoben wiſſen. Sehet, die ganze Welt iſt gereinigt, und wir dürfen Gott überall loben. Ja, der ganze Erdboden iſt den Chriſten heiliger, als in der alten Zeit das Allerheiligſte war. Wer ſollte ſonſt ein wahrer Anbeter ſeyn, als der, welcher den Gottesdienſt auf keinen Ort beſchränkt und Gott im Geiſt dient? Darum, wie werdet ihr dem Gericht der Hölle entgehen, die ihr Kirchen bauet und den Glauben der Wahrheit in der Gemeinde nicht haltet, die ihr die Schrift leſet und ihr nicht glaubet, die Propheten, Apoſtel und Märtyrer lobet, und doch ihre Werke nicht nachahmet, noch ihrem Bekenntniß folget?“ — Selbſt kein Heiligthum machten die verſtändigen Alten aus ihren Kirchen, wenn ſie auch in friedlichen Zeiten einige hatten, und trugen deßwegen kein Bedenken, ſolche Gebäude im Fall der Noth zu andern Dingen zu benützen. So räumte ein Biſchof zu Karthago den armen Gefangenen zwei Kirchen ein und ließ ihnen darin ein Nachtlager von

Stroh bereiten. Ja, auf der Kirchenverſammlung zu Konſtantinopel wurde beſchloſſen, daß man auch Laſtthiere in die Kirchen bringen dürfe, wenn ſonſt kein Raum für Fremde da ſei, damit das Vieh keinen Schaden leide, weil der Sabbath um des Menſchen willen gemacht ſey, und daher der Wohlfahrt des Menſchen Alles vorgezogen werden müſſe. — Unter den Päbſten aber kam neben andern Abgöttereien gar bald auch dieſenige auf, daß man an die Kirchen alle Heiligkeit binden wollte, und wer anders aus Gottes Wort lehrte, wurde ein Ketzer genannt. So gieng es anfangs nicht bloß Einigen in der griechiſchen Kirche, denen man die Verachtung der Tempel und Altäre Schuld gab, weil ſie gegen den ſchrecklichen Mißbrauch zeugten, ſondern auch ſehr Vielen in der lateiniſchen. Die Petrobruſianer wurden deßwegen die ärgſten Ketzer genannt, weil ſie behaupteten: Gott ſei in den Kirchen nicht gnädiger als anderswo, obgleich dieſe beſonders geweiht ſeyen. Das gleiche Schickſal hatten die Waldenſer, weil ſie die Kirchen Stein- oder Strohhäuſer nannten und die Geiſtlichen Phariſäer, weil ſie ferner die gemauerte Kirche für eben ſo heilig hielten als eine Scheune, und behaupteten: Gott wohne nicht darin; denn er habe geſagt, er wohne nicht in Tempeln von Menſchenhänden gemacht. Das Gebet darin gelte nicht mehr, als in der Kammer. Die Zierrathen der Kirchen ſeyen groſe Sünden, und es ſey beſſer, Arme kleiden als bloſe Wände, es ſey Schade, daß das ſchöne Tuch auf den Steinen (Altären) verderben ſolle, Chriſtus habe ſeinen Jüngern nichts der Art befohlen. — Auch Gerhard und Dulcinus wurden für Ketzer gehalten, weil ſie lehrten: das Gebet ſey Gott an einem andern Orte ebenſo angenehm, wie in einem geweihten. Sie wurden von unſeren Theologen beſtens vertheidigt, welche ſagten: die Kirche Gottes beſtehe nicht in einer Menge zuſammengekitteter Steine, ſondern in der Einigkeit der verbundenen Gläubigen; auch laſſe ſich die Nothwendigkeit der Kirchen und Altäre nicht aus dem alten Teſtament beweiſen.

Uebrigens blickte die alte Wahrheit immer unter dem falſchen Gottesdienſt hervor und ſchien in der reinen Kirche mit vollen Strahlen. In ihr drang man auf die Tempel des Herzens, wenn man auch keine Kirchen hatte. Davon gibt es faſt unzählige Zeugniſſe; wir wollen aber nur einige von den älteſten anführen. Nächſt Paulus, von welchem es die Chriſten lernten. 1 Kor. 3, 16. 6, 19. und 2 Kor. 6, 16. ermahnt Barnabas: „laſſet uns ein vollkommener Tempel Gottes ſeyn!“ Und in einer andern Stelle: „Die irrenden Juden ſetzten ihre Hoffnung mehr auf den Tempel als auf den Herrn, der ſie gemacht hatte, als wäre jener ein Haus Gottes, und wollten alſo den Herrn im Tempel heiligen. Aber höret, was der Herr ſagt, da er den Tempel verwirft. Wer hat den Himmel gemeſſen? Alſo fragen wir, ob Gott einen Tempel habe? — Der iſt es, wo er ſagt, daß er etwas thue.“ Ignaz nennt deßwegen die Epheſer Tempel- oder Gottesträger, und ermahnt ſie: „ſie ſollen Alles ſo thun, wie wenn Gott in ihnen wohnete, damit ſie ſeine Tempel ſeyen, und Er ſelbſt, ihr Gott, in ihnen, was Er iſt und wie Er erſcheinen werde vor ihrem Angeſichte.“ An die Chriſten zu Philadelphia ſchreibt er: „Bewahret euer Fleiſch als einen Tempel Gottes.“ Ebenſo Cyprian: „Wiſſet, daß eure Glieder Gottes Tempel ſind, derſelben Hüter und Vorſteher ſind wir. Laſſet uns Dem dienen, dem wir uns zum Eigenthum hingegeben haben.“ Auguſtin ſagt: „Warum ſuchſt du einen geſchickten und heiligen Ort wenn du beten willſt? Reinige dein Innerſtes und treib alle böſe Lüſte hinaus, bereite dir ein Kämmerlein in dem Frieden deines Herzens. Willſt du in einem Tempel beten, ſo bete in dir ſelbſt, und mache es allezeit ſo, daß du ein Tempel Gottes ſeyeſt. Denn Gott erhört uns da, wo er wohnt.“ Chryſoſtomus: „Willſt du Gott einen Tempel bauen? Gib den glaubigen Armen Lebensmittel, ſo haſt du ein vernünftig Haus Gottes gebaut. Denn die Menſchen wohnen wohl in Gebäuden, Gott aber in heiligen Menſchen.“ Und ein alter chriſtlicher Dichter:

Gott füllet ſelbſt die ganze Welt, er iſt von keinem Dinge weit;
Wir dürfen Land und Waſſer nicht mit Müh und Koſten erſt umziehen,
Daß man ihn etwa finden wollt' im Tempel ſeiner Herrlichkeit.
— Willſt du ſein rechter Tempel ſeyn, mußt du dich nach ihm ſelbſt bemühen.

Beſonders aber iſt noch zu bemerken, daß die erſten Chriſten dieſe inneren Tempel den äußerlichen Gebäuden geradezu entgegengeſetzt haben. So ſagt Laktantius: „Wozu iſt es nöthig, mit vergeblichem Bauen den Platz einzunehmen, der ſonſt den Menſchen dienen kann. Das Herz des Menſchen iſt ein beſtändiger Tempel; dieſen ſchmücke man vielmehr und laſſe ihn mit der wahren Gottheit erfüllen.“ Und abermals: „Der Tempel Gottes iſt nicht Stein oder Leimen, ſondern der Menſch, der das Bild Gottes trägt. Dieſer Tempel wird nicht mit Gold oder Edelſteinen geziert, ſondern mit ewigen Gaben der Tugenden.“ Andere ſchreiben: „Die Kirche iſt Gott ſehr lieb; doch nicht diejenige, welche mit Mauern umgeben iſt, ſondern diejenige, welche mit dem Glauben eingeſchloſſen wird. — Die Kirche beſteht aus der Zuſammenkunft des Volkes. Wenn wir dem heiligen Geiſt aus Holz und Steinen eine Kirche machen ſollten, ſo wäre es Beweis genug, daß er Gott iſt; aber nun iſt es noch viel klarer, weil wir ihm keine Kirche bauen, ſondern ſie ſelbſt ſeyn ſollen.“ Aus allen dieſen Ausdrücken erhellt, daß die Alten unter den erbauten Häuſern niemals die *Gemeinde* oder die *Kirche* verſtanden haben, wie ſpäter geſchah. Ebendarum überſetzte auch Luther in ſeiner Bibel das griechiſche Wort εκκλησια (Gemeinde) nie durch *Kirche*, κυριακη, engliſch *church*, altſächſiſch *Kyrik* (des Herrn Haus), ſondern allezeit durch *Gemeinde*, ob jenes gleich im neuen Teſtament über hundertmal vorkömmt. — Zum Schluß ſetzen wir noch die Worte des Hieronymus bei, mit denen er alle Zuverſicht auf den äuſſeren Schein verwirft: „Wer immer ſagt: *hier iſt des Herren Tempel!* (Jerem. 7, 4.) der höre von dem Apoſtel: *Ihr ſeyd der Tempel Gottes!*“

Zwar legten die erſten Chriſten, ſobald ſie anfiengen, eigene Tempel zu bauen, denſelben den Namen Kirchen (des *Herrn* oder *Gotteshäuſer*) bei, weil ſie den Namen Jeſu, den ſie beſonders den *Herrn* hießen, ſtets im Munde führten und daher auch die ihm geweihten Oerter nach ſeinem Namen nannten. Doch mißbilligten die Verſtändigen unter ihnen nicht nur den übeln Gebrauch dieſes Namens, der gar leicht auf die Meinung von äuſſerlicher Heiligkeit führen konnte, ſondern ſagten gerade das Gegentheil; z. B. „Die Gemeinde beſteht nicht in Wänden, ſondern in der Menge der Frommen. Die Kirche iſt nicht in den Mauern, ſondern in der wahren Lehre. Da iſt die Kirche, wo ein wahrer Glaube iſt. Wir nennen die Gemeinde nicht den Ort, ſondern die Verſammlung der Auserwählten u. ſ. w. Ja, ob man gleich zur Zeit des Kaiſers Konſtantin des Großen ſehr auf die äuſſerliche Pracht ſah, ſo nöthigte doch die Wahrheit dem Euſebius, der ſonſt ſehr nach Gefallen redete, bei Einweihung einer Kirche dieſes Bekenntniß ab, daß vor allen Dingen der innere Tempel, der Tempel der Seele, geheiligt werde und die ganze Gemeinde ein ſolcher ſeyn müſſe. Er gieng zwar bald wieder davon ab, und bezog die herrlichſten Sprüche und Verheiſſungen der heiligen Schrift von der unſichtbaren Gemeinde mit Unrecht auf dieſe und andere Kirchen, weil er beſonders den Kaiſer und andere Anweſende überreden wollte, daß alle Verheißungen aus Jeſai 49. 52. 61. Pſ. 103 durch die Erbauung dieſer Häuſer erfüllt ſeyen. — Auch Auguſtin ſagt beſtimmt: es müſſe Alles geiſtlich d. i. im Herzen vorgehen, was in leiblichen Tempeln von Chriſten geſchehe, wenn ſie nämlich gehorſam ſeyen, heilig und gerecht leben. Daher ſie denn die Vergleichung der Gemeinde mit einem Tempel aus Epheſ. 2, 21. 22. oft anführten.

Nach dieſer unparteiiſchen Angabe von ſo gewichtigen Zeugen wird wohl Niemand glauben, daß man ſchon zu der Apoſtel Zeiten eigene zum Gottesdienſt beſtimmte Häuſer gehabt habe. Dieſer war vielmehr höchſt einfach. Ohne Tempel, Altäre und Bilder verſammelten ſich die Chriſten in ihren Wohnungen, bei Verfolgungen in Höhlen und einſamen Gegenden. — Von ſolchen Verſammlungen in Privathäuſern oder Gemeinſchaften, deren es oft an einem Orte mehrere gab, ſpricht die Schrift an verſchiedenen Stellen. Ap. Gſch. 1, 13. 2, 46. 5, 42. 20, 8. 20. Dieſe Gemeinſchaften grüßte Paulus häufig, oder grüßten ſie ſich ſelbſt untereinander. Röm. 16, 5. 1 Kor. 16, 19. Kol. 4, 15. Philem. 2. Gegen Ende des zweiten Jahrhunderts aber ſcheinen hin und wieder ſchon Gebäude für den Gottesdienſt ausſchließlich beſtimmt geweſen zu ſeyn, die aber anfangs nur klein und gering waren. Erſt mit dem dritten Jahrhundert werden die Spuren von ſolchen Bethäuſern häufiger und ſichtbarer (222), und in den ruhigen Zeiten zwiſchen der Valerianiſchen und Diokletianiſchen Verfolgung wurden zu dieſem Zwecke ſchon Prachtgebäude aufgeführt. Dieß erregte bei den Heiden Neid und Mißgunſt, welche, ſobald ſich eine Gelegenheit darbot, dieſelben wieder einriſſen und von Grund aus zerſtörten. Ein Beiſpiel davon hat uns die Geſchichte von der Regierung des Kaiſers Maximinus (284) aufbehalten, unter welchem einige Bethäuſer der Chriſten nacheinander zerſtört, aufgebaut, und dann zum zweitenmal wieder eingeriſſen worden ſind. Aus allem dieſem aber erhellt, daß ſolche Gebäude von keiner Dauer waren, bis das Chriſtenthum unter Konſtantin dem Großen allgemein angenommen wurde; doch währte auch da die Ruhe nicht lange, ſondern die Kirchen wurden bald den Arianern, bald andern Feinden überlaſſen, und die Streitigkeiten wollten kein Ende nehmen.

In dieſer wie in der folgenden Zeit iſt nun abermals nöthig, daß wir das Wahre von dem Falſchen wohl unterſcheiden. Gewiß iſt, daß die Geſchichtſchreiber von Konſtantin dem Großen an von der erſten Lauterkeit merklich abgewichen ſind, wie wir ſpäter darthun werden. Namentlich ſchmeichelt Euſebius dem Kaiſer öffentlich in der bei der Einweihung der Kirche gehaltenen Rede. Er nannte ihn z. B. einen Salomo, den König des neuen und viel herrlicheren Jeruſalems, das er jetzt aufgerichtet und mit ſo viel Gold und Edelſteinen verſehen habe u. ſ. w. Aehnliche Beiſpiele kamen damals häufig vor, ſo daß bei der äußeren Pracht die innerliche Kraft verloren gieng, und wie die erſten Chriſten früher den Heiden Prachtliebe und Hoffart vorgeworfen hatten, ſo ärgerten ſich nun dieſe über die Chriſten, wiewohl die Klügſten unter ihnen dieß ſelbſt tadelten. — So ſchrieb der eifrige Hieronymus: „Andere mögen Kirchen bauen, die Wände mit Marmor überziehen, große Pfeiler aufrichten, ſie oben vergolden u. ſ. f., ich tadle es nicht; einem Jeden gefällt ſeine Weiſe. Es iſt doch wenigſtens beſſer, als das Geld vergraben. Aber du (fromme Demetrias) haſt einen ganz andern Vorſatz, nämlich Chriſtum in den Armen zu kleiden und in den Kranken zu beſuchen.“ Noch ernſtlicher ſpricht er in einem andern Brief: „O welch ein Greuel iſt das! die Welt will bald einfallen und die Sünden fallen bei uns nicht. Die Wände und Gewölbe ſchimmern bei uns von Gold; aber Chriſtus liegt in den Armen nackt vor unſerer Thüre. Darum gehen auch Schafe und Hirten zu Grunde. Wie das Volk iſt, ſo ſind die Prieſter. — Die wahre Kirche iſt die glaubige Seele, dieſe ſchmücke und kleide, dieſe beſchenke und nimm Chriſtum darin auf. Was hilfts, daß die Wände von Steinen glänzen und Chriſtus in den Armen Hunger leidet?“ — Damit ſtimmt Ambroſius überein, wenn er ſagt: „Es wäre beſſer geweſen, die lebendigen Gefäße zu erhalten, als die metallene; denn davon kannſt du nicht Rechenſchaft geben. Wollteſt du etwa ſagen: ich beſorgte, es möchte den Tempeln Gottes die Zierde mangeln, — ſo wird dir geantwortet werden: die Geheimniſſe begehren kein Gold, und was mit Gold erhandelt wird, gefällt auch nicht um des Goldes willen. Die Zierde der heiligen Dinge iſt die Loskaufung der Gefangenen.“ Iſidor bezeugt: „Zu der Apoſtel Zeiten, als die Gemeinden an den Gaben des Geiſtes Ueberfluß hatten und in ihrem Leben herrlich waren, gab es gar keine Kirchen; aber zu unſern Zeiten ſind die Kirchen mehr, als ſichs gehört, ausgeputzt. Deßwegen wird, um es noch glimpflich auszudrücken, die Kirche jetzt gleichſam zum Theater gemacht. Ich aber, wenn ich ſollte die Wahl haben, wollte lieber zu jenen Zeiten gelebt haben, da die Kirchen zwar nicht ſo geziert waren, aber die Gemeinde mit himmliſchen und göttlichen Gaben geſchmückt war, als zu unſern Zeiten, wo die Kirchen zwar von allerhand Marmor glänzen, die Gemeinde aber von jenen geiſtlichen Gaben leer und entblößt iſt." Der heilige Bernhard endlich erklärt: „Die Ausputzung der Kirchen und die ſchönen Gemälde ſind ein jüdiſcher Gebrauch, und hindern die Andacht, indem die Betenden ihr Augenmerk darauf richten. O Eitelkeit, o Eitelkeit, o unſinnige Eitelkeit! Die Kirche ſchimmerte in den Wänden; aber in den Armen iſt die Gemeinde elend. Sie kleidet ihre Steine mit Gold und läſſet ihre Kinder bloß liegen." Ganz ſo ſprach lange vorher Chryſoſtomus: „Willſt du ein Gotteshaus bauen, ſo gib den armen Glaubigen Lebensmittel, dann haſt du ein vernünftig Haus Gottes gebaut." — — Später kam ein Sprüchwort auf, das auch in Deutſchland üblich iſt: „Vor dieſem hatten die Chriſten elende, finſtere Kirchen, aber lichte Herzen. Nun haben ſie ſchöne, helle Kirchen, aber finſtere Herzen." Und: „Vor Zeiten hatte man hölzerne Kelche, aber goldene Prieſter; jetzt gibt es goldene Kelche und hölzerne Prieſter." Ebendarum ſind Viele von den Proteſtanten mit den prächtigen Kirchen nicht zufrieden und ſchreiben den Urſprung derſelben dem Aberglauben und der Nachahmung der Heiden zu. Sie ſagen: „Es ſey unnöthig geweſen, ſo große Koſten auf ein Gebäude zu verwenden, und es gereiche den damaligen Biſchöfen jetzt noch zur Schande, daß ſie ſo viel Geld darein geſteckt haben, ohngeachtet viele Fromme ſie oft erinnert haben, es den Armen zu geben. Sie haben ja doch damit nur ihren Hochmuth verrathen und einen närriſchen Ehrgeiz, der bei dem Volke Ruhm geſucht, aber bei den Klugen und Frommen keinen gefunden habe. Es habe zwar geheiſſen: der Kaiſer Konſtantin gebe das Geld aus ſeinem Schatz her; aber Hieronymus habe weiter geſehen und nachgewieſen, wie daſſelbe zuſammengepreßt worden ſey. Darum nenne er ſie Häuſer, die von den Strafen der armen Leute und durch die Arbeit der Verurtheilten ausgeputzt worden ſeyen." — —

Ebenſowenig waren die Abſichten bei ſolchen Stiftungen ganz rein, weßhalb einige fromme Väter ſchon frühe dagegen eiferten. Laktantius ſchreibt (312): „Handeln denn diejenigen klüger, welche öffentliche Gebäude aufführen und ihrem Namen ein Gedächtniß machen wollen? Auch dieſe vergraben ihr Geld mit Unrecht in die Erde, weil das Andenken die Todten nichts hilft und ihre Werke nicht ewig ſind, ſondern durch Erdbeben, Feuer, Krieg oder mit der Zeit untergehen." Ferner ſagt

Salvianus von den Chriſten ſeiner Zeit (460): „Sie hängen nur an dem Aeußerlichen, laufen zu den Kirchen, fallen auf die Erde, und ſchmücken die Altäre und Kirchthüren mit Geſchenken, da ſie vielmehr den Sünden von Herzen abſagen, gute Werke zum Opfer bringen und einen neuen Wandel zeigen ſollten.“ — Mit der Erbauung der Kirchen brach demnach Abgötterei, Heuchelei, Aberglaube u. dgl. in der Chriſtenheit aus, ſo daß man ſich über die Blindheit der folgenden Zeiten in den morgen- und abendländiſchen Gemeinden entſetzen muß. Man ſuchte nämlich die Sünden damit zu büßen, daß man etwas zu den Kirchen beitrug, wie Michael Paphlagon, der um ſeines Ehebruchs und Mords willen viele Kirchen baute, und viele Andere. Auch war man auf dieſes Bauweſen ſo erpicht, daß man es lieber an höchſt nöthigen Dingen fehlen ließ. Der Kaiſer Juſtinian z. B. nahm lieber den Lehrern an den Schulen ihre Beſoldungen, und baute Kirchen damit. Die römiſchen Biſchöfe hielten es für einen Haupttheil ihres Kirchenamts, daß ſie Zeit, Geld und Sorgen auf das Kirchenbauen verwendeten, und über den Kirchenwänden ganz toll wurden, da ſie indeſſen die lebendigen Tempeln vergaßen. Ja, es war kein Pabſt, der nicht etliche Kirchen baute; in Summa: wo das Land am beſten war, da ſtifteten ſie die ſchönſten Kirchen (Hoſ. 10, 1. 2.), und wenn ſie gebaut waren, wußten ſie nicht, wie ſie ſich abergläubiſch genug bezeugen ſollten. Sie wallfahrteten zu den dahin gebrachten Heiligthümern und Reliquien, und machten Freiſtätten daraus. Ja, ſie waren ſo blind, daß ſie das Geſetz gaben: „Wenn ein Hund oder Schwein in die Kirche komme, ſo ſolle man acht Tage lang keinen Gottesdienſt halten.“ Wer ſich in dem Chor lange aufhielt, dem wurde eine gewiſſe Buße aufgelegt; überhaupt ſagte man, dürfe ſich Niemand daran vergreifen, weil die Zierde der Kirche und die darin wohnende Gnade des heiligen Geiſtes unausſprechlich ſey u. ſ. w. Der Vorſatz, den Heiden hierin nichts nachzugeben, mißglückte alſo ſo ſehr, daß lauter Hochmuth, Eitelkeit, Heuchelei und üppiges Weſen die Gemeinden verderbte, nachdem man aus den Verfolgungen in die Ruhe, aus den Wäldern in die Städte und aus den Löchern in die großen Kirchen gekommen war. Darüber gibt es der bittern Klagen bei aufrichtigen Lehrern ſo viel, daß wir nur einige davon beiſetzen wollen. „Du wirſt ſehen, ſagt Auguſtin, daß viel Trunkenbolde, Geizige, Betrüger, Spieler, Ehebrecher, Hurer und Zauberer die Kirche an den Feiertagen anfüllen, während ſie an den Feſten der

Heiden in den Komödien ſitzen. Da wirſt du verſucht werden, ihnen zu folgen.“ — Und abermals: „Ein ſolcher Sünder gehet frech zur Kirche und hebt die gottloſen Hände ungeſcheut gen Himmel. — Der Gottloſe ſpricht: Ich will zur Kirche gehen, will einmal ein Morgen- und Abendlied ſingen, und täglich Gott danken. — Mögen ſie auch Alle in die Kirche gehen, Alle getauft ſeyn und die Wände bauen, ſo unterſcheiden ſich doch die Kinder des Teufels von den Kindern Gottes nur durch die Liebe.“ Auch Salvianus klagt ſehr heftig darüber: „Weßwegen wollen wir uns noch des Chriſtennamens wegen ſchmeicheln, da kein Winkel in allen Kirchen ohne Aergerniſſe und Todſünden iſt? Die Gottloſen gehen überall ohne alle Ehrfurcht in die Kirche, nicht um ihre alten Sünden zu beweinen oder abzulegen, ſondern ſie denken faſt mitten unter dem Gebet an das Böſe und thun es, wenn ſie herauskommen.“ Ja, ſie enthielten ſich, wie Chryſoſtomus ſagt, ſogar in der Kirche ihrer Bosheit nicht, da Viele dahinkamen, um nach den Weibern zu ſehen und andere Thorheiten dort auszuüben. Viele ſaßen da, ſchwätzten oder lachten unter einander und giengen ſonſt ohne alle Beſſerung wieder davon. Die Meiſten giengen nur aus Gewohnheit, zum Schein oder Zeitvertreib in die Kirche, wie Sidonius von dem König Theodorich erzählt: er ſey mit theatraliſchem Pomp in die Kirche gekommen und habe ſich andächtig geſtellt; — aber, ſetzt er hinzu, wenn ichs dir vertrauen darf, er nimmt dieſe Ehrfurcht mehr aus Gewohnheit in Acht, als aus gutem Herzen. — Zu dieſem Verderben trugen jedoch die Lehrer viel bei, welche die Leute überredeten, es ſey Alles geſchehen, wenn ſie nur in der Kirche ſeyen. Und wie es ſcheint, ſo beziehen ſich auch folgende Worte des Biſchofs Cyrill von Alexandrien darauf: „Du mußt auf Gott hoffen, bei ihm ſitzen, an ihm hängen und ihn an den heiligen Oertern verehren, wo man am beſten zu ihm beten kann.“ — Zuletzt wurden ſogar Geſetze wegen des Kirchengehens gegeben, und wie die Chriſten vorher von den Heiden zu den Tempeln der Götzen getrieben wurden, ſo zwang man ſie nachher zur Kirche, wenn ſie nicht alsbald erſcheinen wollten. — War es unter ſolchen Umſtänden ein Wunder, daß endlich Leute auftraten, die gar nicht mehr in die Kirche giengen und jenen böſen Lehrern ins Angeſicht ſagten: ſie zwingen die Leute zur Kirche bloß um ihres Nutzens willen? Oder hätten ſie ſich nicht am Ende noch damit entſchuldigen können, daß mehrere Biſchöfe und Geiſtliche bei ihren großen Einkünften ſo gleichgültig wurden, daß ſie an den

Kirchengebäuden nichts ausbeſſern ließen, weßhalb es oft entweder auf die Altäre oder den Leuten auf den Kopf regnete. — Gewiß, der Greuel, den der Satan mit dieſem äußeren Weſen in der Kirche angerichtet hat, iſt nicht auszuſprechen. Wir übergehen daher das Uebrige, namentlich aber das, was zur Kirche gehörte, den Ornat, die Glocken, die Güter u. dgl. mit Stillſchweigen, weil, wie geſagt, alles dieß erſt lange nach den Zeiten Konſtantins des Großen, alſo nach 306 vorkam.

Was die Kirchweihen betrifft, ſo folgt von ſelbſt, weil die Kirchen ſo ſpät erbaut wurden, daß ihre Einweihung erſt mit den andern Mißbräuchen entſtanden ſey. Als aber dieſe Sitte aufkam, wurde viel heidniſches Weſen dazu gethan, wozu namentlich das überflüſſige Gepränge gehörte. Die unſeligen Früchte, welche auch aus dieſen Menſchenſatzungen entſtanden, ſind am Tage, und wir brauchen dabei nicht auf die Thorheiten ſpäterer Zeiten zu ſehen, ſondern es bleibt immer wahr, was ſchon Laktantius von den Heiden ſchreibt: „Die Spiele ſind wegen der Einweihung neuer Tempel geſtiftet worden; wenn nun Jemand ihnen beiwohnt, der fällt von dem wahren Gott ab durch die dabei gewöhnlichen Ueppigkeiten, durch Freſſen und Saufen.“ — Anfangs ſchien es unter den Geiſtlichen bei den Kirchweihen oder Kirchmeſſen ganz ehrbar zuzugehen, ſie luden einander weit und breit zu ſolchen Feierlichkeiten ein, auch kamen nach und nach Andere dazu, wobei es denn ohne Eſſen und Trinken nicht abgehen durfte; allein die Sache wurde endlich ſo weitläufig und ungebunden, daß es auf lauter Freſſerei hinauslief. Apollinaris ſchrieb deßwegen an einen Freund: „Laß immer eine große Gaſtung und weitläufige Mahlzeiten zurichten, es werden von vielen Orten Geſellſchaften zu dir kommen, alſo haben es die guten Leute beſchloſſen, nachdem ihnen die Zeit der bevorſtehenden Kirchweihe kund geworden iſt.“ Aber auch die großen Herren wollten ſich dabei nicht beſchimpfen laſſen, ſondern traktirten die Geiſtlichen nach Würden, was ſchon Konſtantin that, und nach ihm mehrere Andere. — Um dieß nicht zu vergeſſen, ſetzte man auf einer Kirchenverſammlung (502) feſt, daß alle Jahre zu gewiſſen Zeiten Kirchweihe ſeyn ſolle. Da hatte nun der Satan gewonnen Spiel, weil die greulichen Ueppigkeiten, Freſſen, Saufen, Tanzen, Spielen u. dgl. ſo zu ſagen weſentliche Stücke dieſes Feſtes wurden. Darüber klagte ſchon das Concil zu Chalons mit den Worten: „Es iſt Allen unanſtändig, daß die Leute bei Kirchweihen oder an Feſttagen zuſammenlaufen, ſchändliche Lieder ſingen, daß ſie doch beten und Gott loben ſollen.“ Ohngeachtet aber viele Zeugen Gottes dagegen eiferten, ſo wurde doch dieſes alte Herkommen nicht abgeſchafft; vielmehr wurden die Pfaffen immer unverſchämter und ſchenkten ſogar an den Kirchmeſſen Wein, lehnten den Leuten Karten und Würfel um Geld und trieben ſonſt unglaubliche Dinge. — So weit alſo war die Unſchuld und Einfachheit der erſten Kirche von dem Sittenverderben der ſpätern Zeit entfernt und ſo klar fällt uns ihr Unterſchied in die Augen, was wir in der Folge noch deutlicher ſehen werden.

IV.

Von der Zeit ihrer geiſtlichen Uebungen.

Bei den geiſtlichen Uebungen der erſten Chriſten kommt ferner die Zeit in Betracht, aber nicht in ſofern ſie beſtimmt zu dieſer oder jener Stunde feſtgeſetzt iſt. Dieß folgt, wie wir bereits beim Gebet geſehen haben, aus dem Worte geiſtlich, d. i. was von einem Geiſt oder auf geiſtige Weiſe geſchieht. Andere meinen zwar, der Menſch könne nicht immer in dem Dienſte des Herrn ſtehen, allein der innerliche, geiſtliche Dienſt Gottes war bekanntlich bei den Alten der vornehmſte. Dahin leitete ſie das Licht der Gnade und führte ſie höher als das Licht der Natur jemals ein Volk hat führen können. Denn dieſes konnte ſie zwar wohl auf gewiſſe Zeiten zu ihrem vermeintlichen Gottesdienſt bringen, aber nimmermehr ihre Herzen verändern oder den Dienſt Gott gefällig machen. — — Vor allen Dingen wollen wir nun die eigenen Worte der erſten Chriſten anführen, womit ſie zeigen, daß im neuen Teſtament ein beſtändiger, unaufhörlicher Sabbath und innerlicher Gottesdienſt ſeyn müſſe, welcher dem äußerlichen weit vorgehe. Juſtin und Tertullian ſagen zu den Juden: „Das neue Geſetz will haben, daß ihr einen beſtändigen Ruhetag haltet.“ Und Origenes ſpricht zu den Heiden: „Jeder Vollkommene, der nach Gottes Wort und Natur in Worten, Werken und Gedanken ſtets alſo bleibet, wandelt ſtets an des Herren Tag und hält beſtändig des Herren Tag; er wird ſtets geſchickter, recht zu leben und von den Lüſten der Welt ſich zu enthalten.“ Und abermals: „Wer in Chriſto lebt, der lebt allezeit im Sabbath, indem er von böſen Werken ruht, dagegen die Werke der Gerechtigkeit unaufhörlich thut.“ — Sie beſchrieben aber dieſen fortwährenden Sabbath alſo, daß ſie zuvörderſt erinnerten, daß nun die Feier des Sabbaths aufgehoben ſey, welche durch die Ruhe eines Tags vorgebildet worden war, daß ferner die Seele von allen knechtiſchen Werken oder Sünden ruhen, dagegen in der Hoffnung der künftigen Ruhe auf heilige Werke befliſſen ſeyn müſſe, ſich aber deßwegen nicht rühmen dürfe, als ob dieſe ihr eigen wären, ſondern erkennen ſolle, Der habe ſein Werk in ihr, welcher zugleich wirket und doch ruhet. Davon redeten ſie ſehr nachdrücklich: „Gott kündigt uns einen Sabbath an, der iſt innerlich im Herzen: denn Viele ruhen mit ihrem Leibe; aber in ihrem Gewiſſen iſt lauter Tumult und Unruhe. Böſe Menſchen können den Sabbath nicht halten; denn ihr Gewiſſen ruhet nirgends. Wer aber ein gutes Gewiſſen hat, der iſt ruhig, und dieſe Ruhe iſt der Sabbath des Herzens. Denn er gibt auf die Verheißungen Gottes Acht, und was er nicht in der Gegenwart hat, dahin ſtreckt er ſich zu dem Zukünftigen, daß Alles in ihm helle und fröhlich wird. Und dieſe freudige Ruhe in der Hoffnung iſt unſer Sabbath. Unter dem Schatten des Geſetzes hat Gott einem Jeden befohlen, am Sabbath zu ruhen. Dieß war das Vorbild des wahren Ruhetags, den der Herr der Seele ſchenkt. Denn die Seele, die von böſen Gedanken befreit iſt, begeht den wahren Sabbath und ruht in der wahren Ruhe. Dort gebot der Herr, daß auch das Vieh ruhen ſolle; hier aber, da der Herr kam und den wahren und ewigen Sabbath brachte, erquickte er die beſchwerte Seele.“ — Ebenſo reden ſie auch von einem beſtändigen Feſt- und Feiertage, gleichwie das Leben Gottes ein beſtändiges Jubelfeſt ſey, alſo haben auch diejenigen, welche an Chriſtum, den Auferſtandenen, glauben, ein beſtändiges und ewiges Feſt. Die erſte Stufe zum Himmel ſey: alle Tage in immerwährender Gottſeligkeit zuzubringen und die ganze Lebenszeit hindurch in heiligem Gottesdienſt das rechte Oſterfeſt Chriſti zu feiern.“ — Daher bekümmerten ſich jene Märtyrer nichts darum, als ſie in ihrem großen Elend Oſtern halten mußten. Den Heiden ſchien zwar jene Zeit (da die Peſt regierte) nicht bequem zum Feſt zu ſeyn; den Chriſten aber war jeder Ort heilig und ſie erinnerten ſich daran, daß die heiligen Märtyrer nun im Himmel ein vollkommenes Feſt hielten. — Dieſer fortwährende Sonn- oder Freudentag fieng bei den bekehrten Chriſten von ihrer Wiedergeburt an, da ſie gleichſam als am Sabbath ruhten von ihren vorigen Werken und nun in einem neuen Leben wandelten. Demnach wurde nicht allein des Herrn Tag gefeiert, ſondern alle Tage waren ihnen heilig, wie ſie ausdrücklich bekannten. Denn ſie wollten mit dem Herrn Ein Geiſt werden und die beſtimmten Sabbathe erfüllen, damit ſie nicht zu den ſechs Werktagen gehörten, von welchen die Apoſtel nicht waren, ſondern zu des Herrn Tage. „So, ſagten ſie, feiern wir das Feſt, die völlige Ruhe der menſchlichen Natur, den Tag der Auferſtehung, da uns der Herr Jeſus in das verheißene Erbe eingeführt hat, die wir im Geiſt dienen.“ — Dazu ermahnt auch Ignaz die Brüder, wenn er ſpricht: „Ein Jeder von uns halte geiſtlichen Sabbath, er freue ſich über die Bewahrung des Geſetzes, nicht in der Ruhe des Leibes, und verwundere ſich über Gottes Werk.“ — Mit dieſen und ähnlichen Worten zeigten ſie den Unterſchied des alten und neuen Teſtaments auch hierin an, und verhinderten bei unwiſſenden und ſchwachen Chriſten, daß ſie nicht auf den einzigen Tag der Woche allein verfielen und die übrige Zeit außer der rechten Ruhe in Gott zubrachten. Die Apoſtel ſelbſt und ihre Anhänger hatten nicht bloß einen ſolchen beſtändigen Sabbath im Herzen, ſondern zeigten ihn auch äußerlich; und wir leſen ausdrücklich von ihnen in der Apoſtelgeſchichte, daß ſie alle einmüthig mit Beten und Flehen täglich beiſammen geweſen ſeyen. 1, 14. 2, 46. 5, 12. 42. Denn nachdem ſie alle moſaiſchen Ceremonien abgeſchafft hatten, 15, 10. 24. 28., konnten ſie ſich nicht mehr an dieſen Tag allein binden laſſen, ſondern hielten ſich nur verpflichtet, ſoweit es nach der wahren, chriſtlichen Freiheit geſchehen konnte, dem Herrn auch für den äußerlichen Dienſt eine Zeit zu widmen. Der jüdiſche Sabbath, den Gott wegen des halsſtarrigen und ungehorſamen Volkes eingeſetzt hatte, war einmal unter ihnen aufgehoben. Da nun das Volk im neuen Teſtament dem Herrn in einem neuen Weſen des Geiſtes und aus einem lautern Gehorſam Gal. 1, 1. zu dienen anfieng, ſo wurde es billig in die Freiheit geſetzt, und war mithin an keine gewiſſe Zeit mehr gebunden, beſonders weil der Herr wohl wußte, daß ſie dieſe Zeit nicht zum Deckel der Bosheit gebrauchen, ſondern ihm nur um ſo herzlicher und eifriger, ja mehr als an Einem Tage dienen werden. — Deßwegen alſo heiligten jene Chriſten einen Tag der Woche, nicht als ob ſie dazu verbunden geweſen wären, ſondern vielmehr nach der Aehnlichkeit des Sabbaths, und weil ſie es für billig hielten, Gott auch einen Tag auszuſetzen. Sie widerlegten diejenigen, welche noch den Sabbath gehalten wiſſen wollten mit Gründen, die aus der Vortrefflichkeit und Freiheit des neuen Teſtaments hergenommen waren, und ſchafften denſelben ausdrücklich ab, ohngeachtet er von den Apoſteln, die Allen Allerlei wurden, noch eine Zeitlang mitgefeiert worden war. Ap. Geſch. 13, 42. 16, 13. Als aber die Juden gleichwohl darauf drangen, daß der Sabbath gefeiert werde, und ſagten: Gott habe denſelben ſo ernſtlich anbefohlen und eine beſtimmte Zeit zu ſeinem Dienſte haben wollen, zeigten ſie, daß ſowohl dieſes Geſetz als auch das natürliche Recht die fleiſchlichen und ungehorſamen Herzen angehe, die gehorſamen Kinder dagegen, wie Abraham und alle Gerechte, haben Gott wohlgefallen bis auf Moſes auch ohne Haltung des Sabbaths. Zudem habe der Grund, den der Herr nach 5. B. Moſ. 5, 15. gehabt habe, aufgehört, nachdem etwas Vortrefflicheres gekommen ſey; daher können nun die Heiden, die an Chriſtum glauben, dennoch das Erbe empfahen, ob ſie gleich den Sabbath nicht halten. Sie, die ungläubigen Juden und alle Halsſtarrige verſtehen die geheimen Urſachen des Sabbaths nicht, und müſſen als Knechte unter dem Geſetz gehalten werden, weil ſie Gott nicht mit reinem, ungezwungenem Herzen als Kinder dienen wollen. Die Chriſten dagegen ſeyen nun von ſolchen fleiſchlichen Dingen gewichen und zum Geſetz des Geiſtes gelangt, daher ſie auch keinen Sabbath mehr halten. — Auf ſolche Weiſe urtheilten ſie damals von der nach jüdiſcher Weiſe beſtimmten Zeit des Gottesdienſtes, ſo daß der ſiebente Tag in der Woche nicht mehr ordentlich gefeiert wurde und auch dieſes Joch von der Jünger Hälſe fiel. —

Nun aber entſteht die Frage, ob den erſten Chriſten ſogleich ein neues Joch aufgelegt worden ſey und ob ſie nach dem Befehl der Apoſtel gezwungen worden ſeyen, einen andern Tag zu feiern? Darauf antworten alle Verſtändigen: man wiſſe nicht gewiß, wann, wie und wo man angefangen habe, den Sonntag ausſchließlich zu feiern. Es iſt zwar bekannt, daß die Judenchriſten an dem ganzen moſaiſchen Geſetz, mithin auch an den jüdiſchen Feiertagen feſthielten und daß die Heidenchriſten anfangs die Sabbathe mitfeierten, daneben aber auch am Sonntag, als dem Tag der Auferſtehung Chriſti, zuſammenkamen, Ap. Geſch. 20, 7. und nach dem Befehl des Apoſtels Almoſen ſammelten. 1 Kor. 16, 2.

Allein nirgends wird dieſer Tag ſogleich des Herrn Tag geheißen, und ausſchließlich für den Gottesdienſt beſtimmt, wie es nachher geſchah. Erſt am Ende des erſten Jahrhunderts ſpricht der Römer Plinius von einem beſtimmten Tag, an welchem die Chriſten zuſammenkommen, und zu gleicher Zeit deutet auch der apoſtoliſche Vater Ignaz darauf hin, mit den Worten: „Die, welche noch an den alten Werken halten, ſind nun in neue Hoffnung gerathen und feiern nicht mehr den Sabbath, ſondern leben nach des Herrn Leben, darin das Leben auferſtanden iſt.“ Der Sinn iſt: Wenn auch diejenigen, welche noch an den alten Satzungen hängen, einen neuen Sabbath haben und alſo ohne die Erinnerung an Chriſtum und ſeine Wohlthaten nicht zu leben gedenken, und auch wir, die wir von dem einigen Lehrer Chriſto unſern Glauben empfangen haben, dabei verharren, ſo hängt das Leben Beider an ihm, obgleich der Eine Gott freier und kindlicher dient als der Andre. — Uebrigens leſen wir nicht, daß dieſer oder andere Lehrer ihren Gemeinden ſchon gewiſſe Tage aufgedrungen haben. Es wäre ja der Lehre der Apoſtel geradezu entgegen geweſen, welche Keinem ein Gewiſſen machen wollten über beſtimmte Tage, oder Neumonden, oder Sabbather, Kol. 2, 16., ſondern ſchmerzlich darüber klagten, wenn Jemand noch auf Tage, Monate, Zeiten und Jahre hielt. Gal. 4, 10. Zudem ſagte der Apoſtel Paulus ausdrücklich: man möge einen Tag für heiliger halten als den andern, oder alle gleich, wenn nur ein Jeder ſich an ſeine feſte Ueberzeugung halte und Alles, was er thue, dem Herrn thue. Röm. 14, 5. 6. — Das bekannteſte und älteſte Zeugniß * von der Feier des Sonntags iſt bei dem Märtyrer Juſtinus zu finden, welcher alſo ſchreibt: „Am Sonntag kommen Alle zuſammen, die in den Städten und auf dem Lande wohnen und leſen die Schriften der Apoſtel und Propheten.“ Und abermals: „Am Sonntag halten wir insgemein mit einander Zuſammenkünfte.“ Dabei iſt aber zu merken, daß er dieß bloß als eine Gewohnheit anführt und nicht als eine Verordnung der Apoſtel. Erſt Konſtantin der Große befahl die Feier dieſes Tags durch ein Geſetz (im März 321) ausdrücklich, und verordnete, daß an demſelben

---

* Seit dem Jahr 1826 kennen wir noch ein älteres Zeugniß, das in dem Brief Barnabä, eines Schülers der Apoſtel (J. 60) enthalten iſt, und alſo lautet: „Wir feiern den achten Tag, an welchem Jeſus von den Todten auferſtanden, und nachdem er ſich lebendig dargeſtellt hatte, gen Himmel gefahren iſt.“ Anm. d. Herausgebers.

keine Arbeit verrichtet, auch kein Gericht gehalten werden dürfe. Weil nämlich die ägyptiſche Woche, deren ſieben Tage den Planeten geweiht waren, ſeit dem Anfang des dritten Jahrhunderts bei den Römern einheimiſch geworden war, und Chriſtus häufig mit Apollo, dem Sonnengott, zuſammengeſtellt wurde, ſo glaubte der Kaiſer, in der Feier des Sonntags, als eines Feſtes Chriſti und der Sonne zugleich, für Chriſten und Heiden einen freundlichen Berührungspunkt zu finden. Sobald aber dieſer Tag ſein Recht in der Kirche erhalten hatte, nannte man ihn beſonders den Tag des Herrn, theils weil Jeſus an demſelben auferſtanden war, und alſo dieſer Tag der Gedächtnißtag der neuen Schöpfung ſeyn, theils weil dem Herrn hauptſächlich an ihm gedient werden ſollte. Andere ſetzten noch hinzu: der Sonntag ſey gleichſam der Herr und König der übrigen Tage geweſen; denn Gott habe an demſelben das Licht erſchaffen und die Finſterniß vertrieben. — Außerdem wurden auch noch andere Tage gefeiert, wie der Freitag und der Sonnabend. Letzterer, als der Sabbathtag, wurde, wie ſchon geſagt, um der Judenchriſten willen beſonders in der morgenländiſchen Kirche gefeiert; doch durfte es nicht auf jüdiſche Weiſe geſchehen. Höchſt wahrſcheinlich drangen die Ebioniten, welche das moſaiſche Geſetz für allein gültig und Jeſum bloß für einen Sohn Joſephs und der Maria hielten, auf die Beibehaltung dieſes Tages. Und da ſie über das vierte Jahrhundert hinaus fortdauerten, ſo darf man ſich nicht wundern, daß jene Gewohnheit in ganzen Gemeinden lange üblich war und daß ein Kirchenvater ſagte: der Sonntag könne nicht ohne den Sonnabend und dieſer nicht ohne jenen gefeiert werden, es ſey eine ſchöne Verbindung zwiſchen beiden. —

Was nun den Sonntag allein betrifft, ſo wurde er ohne Zweifel aus ſehr heilſamen Abſichten vor den übrigen Tagen abgeſondert und geheiligt. Die vornehmſte unter denſelben war wohl die, daß der Glaube an Chriſtum durch ein unordentliches Zuſammenkommen, wo Jeder ſich einfand oder wegblieb, wenn er wollte, nicht geſchwächt werden möchte. Die Glieder der Gemeinde waren nämlich nicht gleich ſtark und zum innern, wahren Gottesdienſt völlig geſchickt, ſondern es waren viele Schwache und Ungeübte darunter, oft auch grobe oder feine Heuchler, hoffärtige, eigenſinnige Leute u. dgl. Dieſe hatten viele Anweiſung, Zucht und Uebung nöthig, ſie mußten in den gehörigen Schranken gehalten werden, damit ſie nicht in Faulheit, Sicherheit und andere Sünden geriethen. Dazu waren gewiſſe beſtimmte

Zeiten ſehr dienlich. Darum ſchreibt Einer von den Alten: „Es ſind einige Tage beſtimmt, an welchen wir Alle zuſammenkommen, nicht als ob dieſe Tage heiliger wären, als die andern, ſondern damit allezeit, an welchem Tage wir uns auch verſammeln, unſere Freude aus dem Anſchauen unter einander größer werde. Für diejenigen, welche mehr mit der Welt als mit Gott zu thun haben und doch gerne vor ihren andern Verrichtungen Gott ihr Opfer bringen wollen, ſind die Verſammlungen an beſtimmten Tagen von weiſen Männern angeordnet ꝛc. Alſo iſt es uns vergönnt, des Herrn Tag allezeit zu halten ohne Aufhören mit Genießung des Leibes des Herrn.“ — Demnach durfte ſich kein Gottloſer einbilden, daß er im neuen Teſtament von allen äußerlichen Pflichten frei ſey und ſich dadurch nicht zum innerlichen, wahren Gottesdienſt antreiben laſſen dürfe. Denn er mußte wiſſen, daß er auch nach dem natürlichen Rechte ſchuldig war, eine gewiſſe Zeit Gott zu widmen, gleichwie die Frommen ihr Lebenlang Gott dienen in Heiligkeit und Gerechtigkeit. Weil nun Gott ſelbſt gleich Anfangs einen Tag erwählt hat, deſſen Heiligung nicht bloß in der Ruhe am ſiebenten Tag der Woche, ſondern in der Ruhe der Seele und im Gehorſam beſtehen ſollte, ſo treffen die Flüche, welche auf die Sabbathſchänder im alten Teſtament gelegt waren, auch Alle im neuen Teſtament, welche dieſe Ruhe in Gott an dem beſtimmten Tag verſchmähten. Denn ſie verlangten nicht allein keine allgemeine Ruhe von Sünden und weltlichen Lüſten, ſondern wollten auch dieſe wenigen Stunden dem Herrn nicht heiligen. Sie ſtießen damit allen Segen, allen Anfang und Wachsthum zu ihrer Bekehrung und Erneuerung verächtlich von ſich, weil ſie ihren armen Seelen nicht ſo viel Zeit ließen, ſich von ſo unendlicher Zerſtreuung zu ſammeln, und von ihrem Thun abzulaſſen, damit Gott ſein Werk in ihnen haben möchte. — Daher giengen alle Ermahnungen der Alten dahin, daß man dieſen Tag gottſelig zubringen ſolle. Zwar durften ſie den wahrhaft geheiligten Seelen dieß nicht einſchärfen, da ſie von ſelbſt alle Tage, ja unaufhörlich dem Herrn Sabbath feierten; aber die Schwachen und Boshaften hatten es nöthig, daß man ihnen bezeugte, dieſer Tag gehöre nicht für Alle„ſondern nur für diejenigen, welche der Sünde abgeſtorben ſeyen und Gott leben. — —

Wir haben oben gehört, daß ſie einmüthig lehrten, der Sabbath im alten Teſtamente ſey nur ein Vorbild der innern Ruhe geweſen. Sie drangen alſo darauf, daß dieß an den Glaubigen erfüllt werden müſſe. „Derjenige, ſagten ſie, halte gar übel Sabbath, der nicht von böſen Werken ruhe. Es müſſe eine ſtete Ruhe von Sünden da ſeyn; denn ein gutes Gewiſſen mache erſt die Seele ruhig, bei knechtiſchen Werken oder Sünden ſey weder Friede noch Freiheit, und wer ſich noch zu ſolchen Werken hergebe, der ſey ein Knecht der Sünde. Darum ſey es nicht genug, am Sabbath äußerlich ſtill zu ſitzen, zu ſchlafen, oder wollüſtig zu leben, ſondern man müſſe vom Böſen ruhen und nur thun, was der Seele heilſam ſey.“ Sie machten ferner auf das Beiſpiel der blinden Juden aufmerkſam, welche ihren Sabbath nur knechtiſcher Weiſe halten, ihn zum Freſſen und Saufen, zur Bosheit, zum Müßiggang, zum Schwätzen und Lachen anwenden. — Solche Erinnerungen hatten weit mehr Nutzen, als wenn man, wie ſpäter geſchah, nichts als Geſetze und Zwangsmittel anwendete, auch zu leeren Fabeln z. B. zu Briefen, die vom Himmel gefallen ſeyen und ſchreckliche Drohungen für Diejenigen enthalten, die das dritte Gebot übertraten, ſeine Zuflucht nahm. Ebenſo war auch damit wenig ausgerichtet, wenn man bei dem Verfall des Chriſtenthums die Leute nur auf die äußerliche Enthaltung von der Arbeit hinwies, der wahren Enthaltſamkeit aber gar nicht, oder ſehr ſelten gedachte. Es war zwar löblich, daß die Obrigkeit in den folgenden Zeiten alle Gerichte und Prozeſſe, allen Handel und Wandel, alle Arbeiten und Handthierungen verbot, und Denjenigen, der dagegen handelte, für einen Sabbathſchänder erklärte. Allein dieſe Anſtalten reichten nicht weiter, als daß ſie äußerliche Furcht und Behutſamkeit bei denen erweckten, die noch für Chriſten zu gelten ſuchten; die Andern dagegen trieben heimlich, was ſie wollten. — — Dieſe Verbote zeigen uns, wie man ſchon zur Zeit des Kaiſers Konſtantin oder gleich nachher nicht einmal mehr äußerlich fromm zu ſeyn ſich bemühte, und wie nöthig es war, ſolche ſtrenge Geſetze zu geben, um Unordnung und Spott bei den Heiden zu verhüten. Und doch iſt dieſe äußerliche Ruhe auch ſelbſt dem Leibe des Menſchen ſo zuträglich, damit er zur kommenden Arbeit deſto geſchickter werden möge. Darum ſagten die Alten: „Gott hat den ſiebenten Tag zur Ruhe gegeben um der Trübſal und Mühe willen im Leben.“ Oder: „Es iſt zu wiſſen, daß die heiligen Väter deßwegen den Chriſten befohlen haben, an den Sonntagen und Feſten der Heiligen zu ruhen und von irdiſchen Geſchäften frei zu ſeyn, damit ſie zum Dienſte Gottes geſchickter werden mögen. Denn wenn man die irdiſchen Sorgen fahren läßt, ſo kann man das Herz beſſer zu Gott erheben.“ Dieſen Grund gaben auch die Kirchenverſammlungen an, als ſie verboten, am Sonntag etwas auf dem Felde zu arbeiten, damit man um ſo leichter zur Kirche gehen und dem Gebet obliegen könne. Solche Satzungen aber konnten das arme Volk leicht auf den Wahn bringen, als ſey es genug, wenn man am Sonntag bloß bete und in die Kirche gehe, nach dem Gottesdienſt dürfe man thun, was dem alten Adam gefalle. Ohnehin war das Geſetz über die Sonntagsfeier, welches auf der Kirchenverſammlung zu Laodicea gegeben wurde, ſehr zweideutig, und konnte von den Böſen wohl ſo verſtanden werden, als ſey es gleichgültig, ob ſie Gott zu lieb einige Zeit von ihren weltlichen Dingen abbrechen oder nicht; denn es hieß: „die Chriſten ſollten den Tag des Herrn feiern, wenn ſie können.“ Ebenſo wurde auch von den Kaiſern das Arbeiten auf dem Felde am Sonntag bald zugelaſſen, bald verboten, ſo daß die Landleute bisweilen nicht wußten, was ſie thun ſollten. — Dieß hätte aber wenigſtens Allen bekannt ſeyn ſollen, daß, wie zu allen Zeiten, ſo auch am Sonntag alle Ueppigkeiten und Sünden, alle überflüſſigen Gaſtungen, alles Freſſen und Saufen in den Wirthshäuſern, alles Springen und Tanzen, Schreien und Schwärmen und dergleichen Werke des Satans verboten ſeyen, wo man, wie Tertullian von den Feſttagen der Heiden ſagt, ganze Städte und Dörfer zu Garküchen macht. — Dieſer Kirchenvater konnte zwar den Heiden ſolche Greuel ohne Schaamröthe vorwerfen, weil zu ſeiner Zeit (200) die Chriſten noch in ihrer erſten Reinheit und Lauterkeit lebten; allein ſpäter fanden ſich unter ihnen wohl noch ärgere Gräuel als bei den Heiden. Darum klagt ſchon Chryſoſtomus (400): „Einige von unſern Brüdern meinen, ſie halten keine Feiertage, wenn ſie ihrer Schwelgerei und Wolluſt nicht Genüge thun. Aber ich muß frei reden, das heißt nicht Gott ein Feſt feiern, ſondern es beſudeln. Dieſe Freude iſt mit Thränen zu beweinen, ihr Jauchzen wird ein großes Trauern nach ſich ziehen, das Gott nicht verſöhnt, ſondern erzürnt. Es mag Einer zur Ehre Gottes ein Feſt zu feiern meinen, wie er will, ſo iſt es Gott eine Schmach, wenn er es in Schand und Sünde thut.“ — Und noch vor ihm ſagten Andere: „Laſſet uns nicht Feſte halten in leiblicher Ergötzung, in Veränderung der Kleider, oder in Freſſen und Saufen, deren Frucht iſt die Geilheit, ſondern in Reinigkeit der Seele, Munterkeit des Geiſtes und in gottſeliger Andacht.“ Oder: „Die Freude eurer Feſte muß vorſichtig ſeyn, Chriſtus muß bei euren Mahlzeiten ſeyn. Die Schwelgerei, der

Ueberfluß, das Tanzen und Springen, das Singen und Muſiciren, die Wollüſte müſſen ferne von euch ſeyn, und mit den Gaſtungen der Herodias abgethan werden, damit eure jetzige Freude zum ewigen Frohlocken gelange.“ Und lange nachher ſchreibt ein bekannter Lehrer: „Etliche müſſen heute (am Weihnachtsfeſte) traurig ſeyn, weil ſie dieſe Nacht mit Spielen zugebracht, in Freſſen und Trunkenheit gelebt und mit allerhand Aberglauben und Gaukeleien die Zeit verderbt haben.“ — Aus dieſen und ähnlichen Klagen erhellt der ſchreckliche Mißbrauch der Sonn- und Feſttage, woraus andere unzählige Greuel entſtanden ſind, zumal da nachher die Gedächtnißtage der Heiligen mit ſo ſchrecklichem Ueberfluß, Ueppigkeit und thörichten Ceremonien begangen wurden, daß es die Heiden nicht ärger hätten machen können. Von ſolchen Chriſten mochte es wohl heißen, wie Auguſtin von den ungläubigen Juden ſagt: „Es iſt beſſer am Sonntag ackern als tanzen.“ Ueberhaupt machte man die Bemerkung, daß die Sicherheit und der fleiſchliche Sinn der Heuchelchriſten um ſo mehr wuchs, je mehr die äußerlichen Satzungen in Beziehung auf die Feſttage zunahmen. — Die erſten Chriſten hatten um ihrer großen Trübſal willen wenig oder gar keine Feiertage. Die Feſte häuften ſich erſt nachher durch die Menge der Märtyrer, deren Gedächtniß man anfangs in guter, ſpäter aber in falſcher Abſicht feierte. Denn die Apoſtel hielten keine andere Feſte, als ſolche, die ſie etwa um der bekehrten Juden willen halten wollten. Auch bezeugen die Alten, daß ſie keine von denſelben eingeſetzt oder den Gemeinden aufgebürdet haben. Auguſtin z. B. ſagt: „Die Apoſtel und die Gemeinde ſelbſt legt nirgends das Joch der Knechtſchaft auf denen, die zum Worte kommen, ſondern die Leute haben ſelbſt das Oſter- und andere Feſte ein Jeder an ſeinem Orte in der Abſicht gefeiert, damit die Arbeit etwas nachlaſſen und man ſich des Leidens Chriſti beſſer erinnern könne. Auch haben Chriſtus oder die Apoſtel uns niemals befohlen, dergleichen zu halten, vielweniger droht uns das Evangelium deßwegen Strafe, wie Moſes den Juden, ſondern nur das ſteht geſchrieben, daß Chriſtus zu der Zeit der ungeſäuerten Brode gelitten habe. Demnach war die Abſicht der Apoſtel nicht, uns Feſttage einzuſetzen, ſondern ein rechtſchaffenes Leben und die Gottſeligkeit einzuführen.“ — Aus dieſem Grund wurde den Unwiſſenden gezeigt, daß das Halten der Feiertage denen zur Sünde werde, welche ſie in der Meinung eines Verdienſtes und nicht aus lauterem und glaubigem Herzen halten, wie Paulus ſagt. Gal.

4, 10. 11. Kol. 2, 16. Daher bekannten ſie auch, daß jene meiſtens um des gemeinen Mannes willen eingeſetzt ſeyen, der oft mehr glaubig zu ſeyn ſcheine, als er es in der That ſey und dem Herrn ein beſtändiges Feſt entweder nicht feiern könne oder wolle. Dieſer habe deßwegen ſolche ſtarke Erinnerungen nöthig, damit er nicht ganz von ſeiner Schuldigkeit abkomme. — — Demnach konnten die Alten keinen gewiſſen Urſprung von ihren Feſttagen nachweiſen, ſondern berieſen ſich ohne Zweifel auf die Ueberlieferung der Apoſtel und ihrer Nachfolger, oder auf die Kirchenverſammlungen, welche dieſelben angeordnet haben. Man findet deßwegen auch wenig Nachricht davon bei den alten Kirchenvätern, welche entweder keine oder nur folgende drei erwähnen — Charfreitag, Oſtern und Pfingſten; denn die Gedächtnißtage der Märtyrer kamen ſpäter auf. Zwar nennen Einige Gott den Urheber der Feſte, z. B. Paulinus, indem er ſagt: „Gott habe nach ſeiner Güte den Menſchen die heiligen Tage als Ruhetage gegeben, damit diejenigen, welche ſonſt immer in die Geſchäfte der Welt vertieft ſeyen, Chriſto wenigſtens an einem ſolchen Tage nachfolgen können, allein ſie wollten damit Gott nicht eigentlich als den Urheber darſtellen, ſondern nur ſeine Fürſorge andeuten, daß ohne ihn und ſeine Zulaſſung auch dieſe Tage den Menſchen nicht angeordnet worden wären. Was in andern Schriften von mehreren Feſten in den erſten Zeiten geſagt wird, iſt nicht richtig, wie die meiſten Gelehrten längſt bewieſen haben, und man wollte bei dem Verfall des Chriſtenthums die vielen Feiertage nur unter dieſem Vorwand feſtſetzen, um dem Volk die Religion angenehm zu machen. Nachher aber kam eine ganz eigene Sitte in den Gemeinden auf; denn man ordnete denen zu Gefallen, welche von dem Heidenthum zum Chriſtenthum ſich bekehrten, allerlei Feiertage an und gab ihnen ſtatt dem Namen ihrer heidniſchen Götter die Namen der Apoſtel und anderer Heiligen. Allein man richtete damit nichts anders aus, als daß ſich viele heidniſche Gewohnheiten und Greuel in die Gemeinden einſchlichen, mit denen eifrige Männer genug zu kämpfen hatten, und ſie, ſobald ein wenig Sauerteig den ganzen Teig verſauert hatte, nimmer ausrotten konnten. — Damit war es nun auch bei den äußerlichen Uebungen um die erſte Lauterkeit geſchehen. Und da man ſah, daß es dem gemeinen Volk gefiel, wenn es viele Feiertage hatte, an denen es die Zeit mit Müßiggang und Wohlleben zubringen konnte, ſo häufte man dieſe Gedächtnißtage an allen Orten übermäßig, und zwar unter dem Schein einer beſondern Andacht und Heiligkeit, damit man denen, welche dieſen Mißbrauch etwa entdeckten oder rügen wollten, mit dem größten Nachdruck begegnen könnte. Darum ſagten einige Lehrer ohne Scheu: „Es ſey beſſer zu Hauſe ſtill ſitzen, als daß man, in der Meinung die Feſte zu begehen, der Teufel Raub und Theil werde durch Aberglauben und Ueppigkeit.“ Andere trugen kein Bedenken, die meiſten Feſttage in ihren Gemeinden wieder abzuſchaffen. Namentlich eiferten die Albigenſer und andere ſogenannten Ketzer dagegen und ſagten: „Man ſolle nie von der Arbeit ruhen, als am Sonntage; ein Tag ſey wie der andere und man leſe von keinem Feſte der Chriſten im Evangelio; die Pfaffen werden dadurch reich, die Laien aber arm, weil ſie feiern müſſen. Es gehe viel Böſes unter dem Schein der Heiligkeit vor, die erſte Kirche habe wenig Feſte gehabt.“ — Ja, wie dieß der erſte Schaden der Kirche war, daß die falſchen Apoſtel den Chriſten jüdiſche Ceremonien aufdrangen, alſo äußerte er ſich ſpäter auch darin, daß man neben den jüdiſchen heidniſche Feſte einführte und nachher nicht wieder abſchaffen wollte, als die Abſicht — die Unglaubigen dadurch zur Bekehrung anzutreiben — erfüllt war. — — Die erſten Chriſten giengen freilich hiebei ſehr behutſam zu Werke und proteſtirten wider alle jüdiſche und heidniſche Satzungen; ſie bekannten öffentlich gegen Freund und Feind, daß ſie durchaus nicht mehr nach dem Geſetz leben, auch keine Sabbather noch Feiertage halten, wie die Juden. Dieſe warfen ihnen zwar vor, daß ſie wie die Heiden lebten ohne Sabbath und Feſttage; allein ſie verantworteten ſich gründlich, indem ſie ſchrieben: „Wir feiern den Tag des Herrn, Oſtern und andere Feſttage, weil wir aber wiſſen, wozu dieſes Alles iſt, ſo halten wir eigentlich nicht dieſe Zeiten, ſondern das, was durch dieſelben angedeutet wird. Wir verwerfen mit dem Apoſtel, Gal. 4, 10., das Halten auf Zeiten, damit wir mit ihm die Bedeutung eben dieſer Zeiten behalten, und nehmen den Unterſchied der beiden Teſtamente alſo, daß in jenem die Laſt der Knechte, in dieſem die Herrlichkeit der Kinder beſteht.“ Oder: „Wir halten es nicht ebenſo; denn wir feiern keine heidniſchen Feſte, wie Jene in Freſſen und Saufen, ſondern wir eſſen in Lauterkeit das Ungeſäuerte.“ Oder: „Wir halten nicht die Oſtern der ungeſäuerten Brode, ſondern des Kreuzes und der Auferſtehung. Wir zählen auch nicht bloß ſieben Wochen von Oſtern bis Pfingſten, ſondern verehren die Ankunft des heiligen Geiſtes. Ja, die ganze Zeit unſeres Lebens halten wir ein immerwährendes Feſt.“ — Damit wieſen ſie alſo auch Die zurecht, welche ſich noch an die jüdiſchen Feſte hielten und von dem nichts wußten, was geiſtlich dabei geoffenbart war. Denn wer auf ſolche Weiſe dieſe beſtimmten Zeiten anſah, ſie aber nicht als ein Verdienſt, auch nicht aus Zwang oder Aberglauben mitmachte, der konnte wohl dieſes oder jenes Feſt feiern. Den beſten Rath aber in Beziehung auf die Feier der Sonn- und Feſttage hinterließ uns Gregor der Große, wenn er ſagt: „Es nützt nichts, bei den Feſttagen der Menſchen zu ſeyn, wenn man nicht auch den Feſten der Engel beiwohnt oder gottſelig lebt.“ Oder wie es ein Anderer in folgendem Verſe ausdrückt:

Der Sünden Dienſt, des Satans Sklaverei,
Des Bauches Sorg' und andre Seelenbande
Sind abgethan, damit man ruhig ſey,
Und Gottes Willen thu in jedem Stande,
Nicht unſern ſelbſt; ſo bleibt die wahre Ruh'
Am Werketag und Feſte immer zu.

Um nun auf die Feſte im Beſondern zu kommen, ſo iſt zu bemerken, daß die Chriſten zur Zeit des Origenes (230) keine andere allgemeine Feſttage hatten, als den Rüſttag oder Charfreitag, das Oſterfeſt und Pfingſtfeſt. Ueber die Feier des Todestags Jeſu entſtand ſchon in der Mitte des zweiten Jahrhunderts ein heftiger Streit unter den Gemeinden des Morgen- und Abendlandes. Jene begiengen den Tag der Einſetzung des heiligen Abendmahls am 14. Niſan (alſo mit den Juden) als Paſchahtag; dieſe dagegen feierten den Todestag Jeſu erſt am folgenden Freitag, bis die Meinung der Letzteren in der Kirchenverſammlung zu Nicäa (325) ſiegte, wornach Oſtern [*] ohne ein Paſchahmahl begangen und von einem Sonntag, als dem Auferſtehungstag Jeſu, an gefeiert werden ſollte. Sobald man aber anfieng, ſich in der Kirche über ſolche Dinge zu zanken, verlor man die rechte, wahre Feier und Kraft der Wohlthaten Chriſti, welche dabei betrachtet werden ſollten. Denn das Aergerniß in dieſem Streit wurde ſo groß, daß ganze Gemeinden einander in den Bann thaten, diejenigen, welche nicht Alles mitmachen wollten, Ketzer nannten und dem Satan ein rechtes Freudenfeſt dadurch errichteten. Als jedoch Friede geworden und die Zeit dieſes Feſtes durch Geſetze beſtimmt war, fieng die äußerliche Pracht erſt recht an. Da ſollte es das feierliche Wachen (der Nachtgottesdienſt, der dem Oſterfeſt vorangieng) ſammt den Wachsfackeln und Lichtern, wodurch man die Nacht in den Tag verwandeln wollte, ausmachen; der wahre Chriſt hätte aber von ſolchem Ueberfluß mit beſſerem Recht ſagen können, als dort Judas: „Die Wachsfackeln könnten theurer verkauft und den Armen gegeben werden. — Die armen verfolgten Chriſten der erſten Jahrhunderte zündeten bei ihren nächtlichen Zuſammenkünften und in den Höhlen der Erde aus Noth Lichter an; nun aber machte man ein Gepränge daraus und die Kirchen zu Theater. Zwar ſollte dieß ein Vorbild der Sonne der Gerechtigkeit ſeyn; allein ſeliger war der, in deſſen Herzen die Sonne bereits ſchien, er durfte ſich nicht erſt Fackeln zum Vorbild vor die Augen hinſtellen laſſen. — Die Geſchenke, die bei dieſem Feſte dargebracht wurden, verwendete man meiſtens auf die Verzierungen der Kirchen und den überflüſſigen Ornat der Prieſter, und bei dem, was etwa den Armen davon zu gut kam, iſt zu wünſchen, daß Keiner ſeinen Lohn durch das Lob bei Menſchen dahin gehabt und die Linke nicht gewußt haben möge, was die Rechte that. — —

---

[*] Oſtern hat wahrſcheinlich ſeine deutſche Benennung von dem Feſte der Göttin Oſtera, welches die alten Sachſen in demſelben Zeitpunkt des Frühlings zu feiern pflegten, auf welchen das chriſtliche Oſterfeſt fällt. In jener Göttin verehrten unſere Vorfahren die Schöpferin des Wiederauflebens der Natur im Frühling, daher das altdeutſche Wort oſtern, oſten, ſoviel als aufgehen, auferſtehen. Mit dem Kultus, der ihr vor Einführung des Chriſtenthums gewidmet wurde, hängen die Namen der Oſterberge, Oſterwälder und die Gebräuche des Oſterfeuers, der Oſtereier zuſammen.

Anm. d. Herausg.

Pfingſten wurde zum Andenken an die ſichtbare Ausgießung des heiligen Geiſtes gefeiert; allein es läßt ſich nicht mehr erweiſen, ob dieſes Feſt ſchon zur Zeit der Apoſtel eingeführt geweſen ſey. Erſt im dritten Jahrhundert ſprechen Tertullian und Origenes von dieſem Feſt und im vierten wurde die Feier deſſelben von einer Kirchenverſammlung befohlen. Mehrere ſind der Meinung, die alten Chriſten haben alle 50 Tage, von Oſtern bis Pfingſten, gefeiert; es wurde übrigens ſchon im fünften Jahrhundert bloß auf den fünfzigſten Tag nach Oſtern verlegt und im neunten Jahrhundert endlich, wie Oſtern, auf 3 Tage beſchränkt. Zu dieſen drei Feſten ſcheint bald nachher noch das Feſt der Himmelfahrt Chriſti gekommen zu ſeyn, das zwiſchen Oſtern und Pfingſten fällt. Es wird zuerſt in den Conſtitutionen der Apoſtel erwähnt und von dem Kirchenvater Auguſtin in einem ſeiner Briefe ſchon als altes Feſt betrachtet. Ebenſo fieng man auch gegen Ende des dritten Jahrhunderts in Aegypten an, alle Jahre am 6. Januar[*] das Epiphanienfeſt, als das Feſt der Erſcheinung des Logos auf Erden, doch nicht bloß, wie die Baſilidaner (eine gnoſtiſche Sekte in Alexandrien) als Tauf-, ſondern auch als Geburtsfeſt zu begehen. (Heute noch feiert die griechiſche Kirche dieß Doppelfeſt.) Im Abendland dagegen kam ſeit der Mitte des vierten Jahrhunderts von Rom[**] aus die Feier des 25. Dezembers, als des Geburtsfeſtes Chriſti auf. Doch verbreitete ſich dieſe Sitte ſpäter auch nach Antiochien und Aegypten, ſo wie das Erſcheinungsfeſt als Feſt der Taufe Jeſu von da ins Abendland kam. Frühzeitig wurden auch die Gedächtnißtage der Apoſtel und die Jahresfeſte der Märtyrer durch Gebete an den Gräbern gefeiert; im ſechsten Jahrhundert kamen die beiden Marienfeſte, — nämlich das Feſt der Reinigung (am 2. Februar) und das der Verkündigung Mariä (am 25. März) hinzu. Die übrigen Feſte der Maria, der Engel und Heiligen, ſowie das Dreieinigkeitsfeſt fallen in eine ſpätere Periode, und gehören nicht hieher.

V.

Von den Laien in der Gemeinde.

Nachdm wir den *Ort* und die *Zeit* der geiſtlichen Uebungen der Alten gehörig betrachtet haben, kommen wir zu den Perſonen, aus welchen die Gemeinde beſtand. Gewöhnlich theilte man dieſelben in Lehrer und Zuhörer ein und dieſe hatten wieder Unterabtheilungen, die jedoch eher von den ruhigen Zeiten gelten, weil man während der Verfolgung keine genaue Ordnung beobachten konnte. — Hier betrachten wir insbeſondere das ſogenannte Volk, d. i. weder Lehrer noch eigentliche Schüler, ſondern die Chriſten im Allgemeinen. Unter dieſem Volk verſtand man getaufte, beſtätigte und heilig lebende Chriſten, denen man gar wohl die höchſten Geheimniſſe und vornehmſten Hauptſtücke der Religion anvertrauen durfte. Und daß dieſe wirklich ſo beſchaffen waren, erhellt nicht bloß aus dem, was wir in dem erſten Buch von ihrer Erleuchtung, Wiedergeburt u. ſ. w. geſagt haben, ſondern auch daraus, daß ſich die Vertheidiger des Chriſtenthums vor ihren Läſterern ſtets darauf beriefen, daß die Chriſten durchaus erleuchtete, heilige und weiſe Leute ſeyen. „Bei uns, ſo ſchrieben ſie an die Feinde, kann man auch von denen die Weisheit hören und lernen, die nicht einmal leſen und ſchreiben können, die zwar unwiſſend und in Worten ungeübt, aber im Verſtand klug und glaubig ſind.“ Oder, wenn ſie die Unwiſſenheit und Thorheit der heidniſchen Philoſophen darſtellen wollten: „Unter den Chriſten weiß jeder geringe Handwerker, was Gott ſey, er kann es auch Andere lehren und Alles, was zu ſeiner Natur gehört, mit guten Gründen beweiſen. Obgleich die großen Weltweiſen viel von der Unſterblichkeit geredet haben, ſo bewieſen ſie doch mit ihrem Leben und ihren Thaten, daß ſie dieſelbe nur für eine einfältige und kindiſche Fabel hielten. Bei uns dagegen beweiſen und bekräftigen auch die kleinen Knaben und Mädchen, wie die ungelehrteſten, elendeſten und verachtetſten Leute, die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele mehr mit Werken als Worten durch Hülfe des hochgelobten Heilandes.“ — Ebenſo beriefen ſich dieſe Zeugen der Wahrheit zunächſt hauptſächlich auf das thätige Chriſtenthum der gemeinen Leute und ſagten: „Nicht allein die Weltweiſen und andere Gelehrte, ſondern auch Handwerker und Ungelehrte, die an Jeſum glauben, haben alle Ehre, alle Furcht, ja ſelbſt den Tod verachtet und ſeyen feſt und beſtändig geblieben. Und wenn man unter den Chriſten keinen Nutzen von ihrem Bekenntniß mit Worten beweiſen könne, ſo bezeugen denſelben die gemeinen Leute, die Handwerker und die alten Weiber mit der That und mit Werken. Dieſe ſagen nicht etwa künſtlich geſetzte Reden her, oder zählen die Worte wie an einer Schnur, ſondern zeigen wirklich Beiſpiele der Tugenden und anſtändige Werke.“ — Ja die Chriſten konnten auf dieſe allgemeine Weisheit hin, die der Herr ihnen gegeben hatte, recht eigentlich trotzen und den großen Philoſophen ſagen, daß ihre Weiber und Kinder ſie widerlegen können. „Laſſet ſie lehren, hieß es, wenn ſie Wahrheit haben und ſich darauf verlaſſen können! Laſſet ſie reden und mit uns disputiren! Gewiß, ihre Thorheit ſoll ſelbſt von unſern alten Weibern, die ſie für nichts achten, und von unſern Kindern ausgelacht werden!" — Alſo waren in den erſten Zeiten nicht die Lehrer allein, ſondern alle Glaubigen mit den Gaben des heiligen Geiſtes erfüllt, daß ſie ihren Glauben auf wunderbare Weiſe vertheidigen, und Petrus mit Recht von ihnen fordern konnte, ſie ſollen ſich verantworten vor Jedermann. — Eine Herrlichlichkeit, zu deren Beſchreibung ich mich viel zu ſchwach fühle, und es daher bei der Anführung genannter Zeugniſſe bewenden laſſe. —

---

[*] Dieſen Tag nahm man deßwegen an, weil die heidniſchen Aegyptier an demſelben früher die Entdeckung ihres Sonnengottes Oſiris begiengen.

Anm. d. Herausg.

[**] Der römiſche Biſchof Julius (337—352 beſtimmte die Feier dieſes Tages, deſſen Wahl auf den 25. Dezember, als den Tag der Winterſonnenwende, nach der Annahme des julianiſchen Kalenders, fiel. Noch zur Zeit des Papſtes Leo des Großen (440—461) gab es Manche in Rom, welche dieſen Tag nicht bloß als den Geburtstag Chriſti, ſondern auch als den der neuen prächtigen Sonne feierten.

Anm. d. Herausg.

Von den Wundergaben, welche auch der gemeine Mann in jenen Zeiten beſeſſen hat, von den Gaben der Weiſſagung, der Austreibung böſer Geiſter u. ſ. w. wird im ſiebenten Buch die Rede ſeyn, daher hier nur ſoviel, daß ſelbſt große und berühmte Lehrer der folgenden Zeit den Ungelehrten nicht weniger große Gaben, Weisheit und Heiligkeit zugeſchrieben haben. So ergriff einſt der gelehrte Auguſtin, als er ſein Elend bei aller ſeiner Gelehrſamkeit betrachtete und mit der ſeligen Einfalt des gemeinen Mannes verglich, ſeinen Freund Alypius bei der Hand und rief voll Wehmuth aus: „O, was iſt das mein Freund! wie geſchieht uns? Die Ungelehrten machen ſich auf und reißen das Himmelreich an ſich, und wir, mit unſerer herzloſen Gelehrſamkeit, ſiehe, wie wir uns wälzen in Fleiſch und Blut! Schämen wir uns denn, ihnen zu folgen, da ſie vorangegangen ſind, und wollen ihnen nicht einmal nachgehen?" — Ebenſo ſahen verſtändige Männer bei der ſpäteren Verſchlimmerung der Lehrer wohl ein, daß die Zöllner und Sünder d. i. die armen, unwiſſenden und verführten Herzen durch wahre Bekehrung eher zur Erkenntniß kommen können, als diejenigen, welche ſich durch des Satans Betrug eine vollkommene Weisheit einbildeten und dennoch arm, blind und bloß waren. Eine ſolche Vergleichung machte jener fromme Mann, welcher die Geiſtlichen Phariſäer, die Laien aber Zöllner nannte und dieſe jenen im Geiſtlichen weit vorzog. Ueberhaupt lehrte die Erfahrung, daß die Laien ſich der Wahrheit und Gottſeligkeit nie ſo heftig widerſetzten, als die Lehrer, ſo daß ſie an jenem Gerichtstag nicht nur von ihren eigenen Zuhörern beſchämt, ſondern auch hier ſchon, wenn ſie ſich über das Volk erheben und herrſchen wollen, durch die Weisheit und Gottesfurcht der gemeinen Leute beſtraft werden.

Es gibt unzählige Beiſpiele von den Gaben jener ungelehrten Leute, wir wollen aber nur einige anführen. — Auf der Kirchenverſammlung zu Nicäa (325) trat nämlich in Gegenwart vieler Biſchöfe und anderer Lehrer ein Philoſoph auf, und machte ihnen durch ſeine ſpitzfindigen Einwürfe gegen die chriſtliche Wahrheit ſo viel zu ſchaffen, daß ſie ihm nicht gehörig antworten konnten. Er trieb ſie ganz in die Enge, bis endlich ein einfacher, ſchlichter Mann aufſtand, und mit ihm zu disputiren begehrte. Die Biſchöfe ſtaunten über das Vorhaben dieſes geringen Mannes und ſchämten ſich heimlich, daß derſelbe ihnen Allen vorgehen ſolle, auch beſorgten ſie, ſeine Einfalt und Ungelehrſamkeit werde gegen die verſchmitzte Argliſt des Weltweiſen nicht viel ausrichten. Aber was geſchah? Der arme Mann blieb bei ſeinem Vorſatz und fieng alſo an: „Höre, du Weltweiſer, im Namen Jeſu Chriſti, höre die Wahrheit! Es iſt ein einiger Gott, der Himmel und Erde gemacht hat.“ ꝛc. Dann erzählte er ſeinen einfältigen Glauben und ſchloß mit der Frage: „Glaubſt du nun, daß dieſes wahr ſey?“ — Jener kam durch die Kraft dieſer Worte ſo aus der Faſſung, daß er verſtummte und kaum noch antworten konnte: „Es ſcheine, daß das wahr ſey, was der Mann geſagt habe!“ Darauf erwiderte dieſer: „Glaubſt Du es gewiß, ſo komm und folge mir in das Haus des Herrn, wo du das Siegel dieſes Glaubens empfangen ſollſt.“ — Auf dieſe Weiſe wollte Gott zeigen, wie die Geſchichtſchreiber hinzuſetzen, welche Kraft die Einfalt des Glaubens auch bei den Unmündigen habe, und daß das Reich Gottes nicht in Worten beſtehe, ſondern in der Kraft. Daher habe er dieſen Mann erweckt, der nichts Anderes wußte, als Jeſum Chriſtum, den Gekreuzigten. Auch der Philoſoph habe nachher bekannt, er habe auskommen können, ſo lange er den Worten der gelehrten Biſchöfe wieder Worte entgegengeſetzt habe; aber als ſtatt der Worte eine ſo große Kraft aus dem Munde des Ungelehrten gegangen ſey, ſo haben ſeine Worte der Kraft, und alſo der Menſch Gott nicht mehr widerſtehen können. — Ferner leſen wir von dem Einſiedler Antonius, Gott habe ihm einſt gezeigt, daß alle ſeine Weisheit, Heiligkeit und ſein ſtrenges Leben nicht höher geachtet werde, als der einfältige Wandel eines armen Schuſters zu Alexandrien. Ebenſo wird von Evantius, Martinus und Andern erzählt, daß es ihnen weder an der wahren Weisheit, noch an Beredtſamkeit gefehlt habe, ob ſie gleich ungelehrte und einfältige Männer geweſen ſeyen. Daher ſagte Arnobius zu den aufgeblaſenen, heidniſchen Weltweiſen: „Das iſt wohl lauterer, wahrhaftiger und ohne Betrug und Lügen, was von einfältigen Herzen vorgebracht und gethan wird.“ —

Wenn aber jene Gottloſen zornig darüber wurden, daß ungelehrte und unerfahrne Leute von Gott und göttlichen Dingen etwas Gewiſſes ſagen wollen, wovon doch ſeit ſo vielen Jahrhunderten kein Gelehrter etwas Gewiſſes habe ſagen können, ſo antworteten ſie ihnen: „Ihr müſſet wiſſen, daß alle Menſchen ohne Unterſchied des Alters, des Geſchlechts und der Würde verſtändig erſchaffen ſind. Die Weisheit wird nicht durch das Glück erlangt, ſondern der Natur eingepflanzt. Auch die Philoſophen ſind zuerſt unwiſſende Menſchen geweſen, ehe ſie etwas gelernt haben. Darum darf ſich Niemand darüber erzürnen, wenn alle Leute über göttliche Dinge nachforſchen, reden und an dieſelben glauben. Denn die Wahrheit darf nicht erſt durch Pracht und Anmuth der Worte bekleiſtert werden, ſondern iſt eine gerade Regel des Rechts."

Die Urſachen, warum Gott auch den Ungelehrten ſolche Gaben gegeben habe, werden wir weiter unten kennen lernen. — Vorläufig bemerken wir nur, daß unſer Herr und Meiſter ſie von dem Wohlgefallen ſeines himmliſchen Vaters ableitete, der ſeine Geheimniſſe den Unmündigen, nicht den Weiſen und Klugen geoffenbart habe. Matth. 11, 25. 26. Und Paulus bezeugt Allen, daß Gott das Thörichte vor der Welt und das Schwache, Unedle, Verachtete und Nichtsgeltende erwählt habe, 1 Kor. 1, 26 — 28., was aber bei den Vollkommenen Weisheit ſey. 2, 6. Ebenſo ſagt auch Origenes zu den Heiden: „Die chriſtliche Lehre muntert die Menſchen zur Weisheit auf, und der Heiland ſelbſt hat ſich ſolche Leute auserleſen, die er für tüchtig gehalten hat, ihnen die Geheimniſſe ſeiner Religion zu entdecken." — Gleichwie nun die Alten überall auf das Lob Gottes ſahen, ſo erkannten ſie auch in dieſem der Vernunft zuwider ſcheinenden Umſtand wohl, was der Herr dabei ſuche. Wenn er die Reichen, Weiſen und Gelehrten dieſer Welt leer laſſe von ſeiner himmliſchen Weisheit und ſie den Einfältigen und Ungelehrten ſchenke, ſo ſey es ja offenbar, daß dieſe Gnade nicht der menſchlichen Klugheit, ſondern der göttlichen Kraft zuzuſchreiben ſey. Daher komme es, daß ein gemeiner, geringer Menſch bisweilen durch den heiligen Geiſt wiedergeboren und zu einem weiſen Mann gemacht werde, dem viele Geheimniſſe offenbar werden, ob er gleich ſeiner Natur nach unerfahren ſey. Auf ſolche Weiſe werde erfüllt, was David von ſich ſage: — „Er ſey gelehrter als alle ſeine Lehrer, Pſ. 119, 99., nämlich diejenigen, welche vorgeben, ſie haben den Schlüſſel der Erkenntniß, aber dennoch Feinde der Wahrheit ſeyen." — Darum rief Hilarius beim Durchleſen dieſes Pſalmen aus: „O eine ſelige Weisheit des Schülers! O eine erbärmliche Unwiſſenheit der Lehrer! Die Lehrenden wiſſen nichts, und die Lernenden verſtehen es beſſer, als ſie. Dieſes aber können ſie ohne Ruhmredigkeit wohl ſagen, weil ſie von Gott gelehrt ſind und nichts von ſich ſelber haben.“ Deßwegen demüthigte ſich auch jener Vorſteher gerne und fragte einen Ungelehrten um Rath. Als ihn aber Jemand zur Rede ſtellte, warum er ſich denn an einen ungelehrten Bauern wende, da er doch in den Sprachen und in Allem ſo erfahren ſey, antwortete er: „Ich kann wohl viele Sprachen; aber das ABC dieſes Bauern habe ich noch nicht gelernt, — d. i. ſeine einfältige und werkthätige Weisheit.“ Auf gleiche Weiſe antwortete er auch einem Andern, der ihn fragte: „Warum denn die Gelehrten ſo wenig Gutes an ſich haben, während die Landleute und Ungelehrten ſo reich ſeyen an der Gottſeligkeit: — darum, weil wir mit unſerer Gelehrſamkeit nichts davon gebracht haben; dieſe aber mit ihrem Fleiß zu ſolcher Gottſeligkeit gekommen ſind.“

Aus dieſer weiſen Anordnung Gottes lernten ſie nun, daß bei Gott kein Anſehen der Perſon ſey. „Sorge deßwegen nicht, ſagte Einer, wenn du auch ein Laie biſt, Gott ſieht die Perſon nicht an; denn der Himmel ſteht ebenſowohl den Laien offen, welche die Gebote halten, als der Geiſtlichkeit und den Mönchen. Es kommt Allen zu, Glauben, Liebe und Hoffnung zu halten und Gott von ganzem Herzen zu dienen.“ — Ueberhaupt lehrte ja die Erfahrung, daß die chriſtliche Lehre von den geringſten Leuten im Volk fortgepflanzt wurde; und eben das war es, worüber ſich die Böſen und Unglaubigen ſo heftig beſchwerten, daß ungelehrte, gemeine Leute, ja Weiber und Kinder ſich wider die Weisheit der Großen zuſammenrotteten und eine neue Sekte anfiengen. So ſoll, wie ein alter Schriftſteller erzählt, der Hoheprieſter der Juden einſt Petrum hart angelaſſen und gefragt haben: warum er ſich denn unterſtehe, das Amt eines Lehrers auf ſich zu nehmen, da er nur ein ungelehrter Fiſcher ſey. Ap. Geſch. 4, 6. 13. Darauf habe Petrus ihm geantwortet: Wenn ich, wie du ſagſt, bloß ein ungelehrter Fiſcher bin und doch mit meiner Weisheit die gelehrten Prieſter übertreffe, ſo ſollte dir das Furcht einjagen. Denn wenn ich aus eigener Gelehrſamkeit disputiren und euch gelehrte und weiſe Herren in die Enge treiben würde, ſo hätte es den Anſchein, als ob das lange Studiren, nicht die Kraft Gottes dieſes in mir zuwege gebracht habe. Nun aber, da wir Ungelehrte euch Gelehrte überweiſen, wer iſt ſo thöricht, daß er nicht ſehen ſollte, dieß ſey kein Werk der menſchlichen Klugheit, ſondern eine göttliche Gabe? — Dadurch wurde die Weisheit dieſer Welt zur Thorheit gemacht; denn auch Gamaliel bekannte: er als ein alter, gelehrter Mann ſchäme ſich nicht, auch von Unerfahrnen etwas zu lernen. Ein Laie, hieß es bei den Alten, kann alſo eben ſo gut mit der Schrift bekannt ſeyn, wie ein Kirchendiener, und man muß deßwegen auch ſein Urtheil hören und ihn um ſeine Beiſtimmung in der Lehre fragen. —

Eine herrliche Probe von dieſer verborgenen Weisheit gab der Herr an den Apoſteln, deren niedrige Herkunft und Unwiſſenheit Allen bekannt war. Ap. Geſch. 4, 13. So machte er es bei allen Hauptveränderungen auf der Erde, gemeiniglich mußten Ungelehrte ſtatt der Gelehrten den Anſtoß geben und die Sache ausführen. Damit aber ſuchte ſeine Weisheit dieß zu erreichen, daß die Ehre nicht menſchlicher Kraft und Gelehrſamkeit zugeſchrieben würde, ſondern Ihm allein, der den Apoſteln einen demüthigen Sinn und doch einen großen Ruhm gegeben und ſie aus dem niedrigſten Stande bis in den Himmel erhoben hat. „Hätte Gott, ſagt Auguſtin, vornehme Leute dazu erwählt, ſo würden ſie geſagt haben: unſer hoher Stand hat ihn dazu bewogen. Hätte er reiche Leute, große Redner und Weltweiſe dazu auserleſen, ſo würde es ein Jeder ſich ſelbſt zugeſchrieben haben. Aber da ſprach er: gib mir dieſen Fiſcher her! Komm her, du armer Menſch, und folge mir! Du haſt nichts, du weißt nichts, du kannſt nichts; darum folge mir nach. Du Unwiſſender, Armer, folge mir. Du haſt nichts, vor was man ſich ſcheuen könnte, du biſt leer; zu einem ſolchen Brunnen müſſen leere Gefäße kommen. Alſo verließ der Fiſcher ſein Netz und wurde ein göttlicher Geſandter. Nun lieſt man die Worte dieſer Fiſcher und die Größten müſſen ſich vor denſelben beugen.“ „Ja, ſetzen Andere hinzu, wären die Apoſtel Philoſophen und Redner geweſen, ſo hätte man Alles ihrer Kunſt zugeſchrieben. Weil es aber Zöllner und Fiſcher waren, die nicht einmal leſen konnten, und doch vor Juden und Heiden ſo freudig Zeugniß ablegten von dem Glauben an Jeſum und ihn mit ſo großer Kraft verkündigten, ſollte man nicht nachgefragt haben, woher ſie eine ſolche Gewalt haben? Darum mußten es ungelehrte Männer, ja Unmündige ſeyn, die unter allem Volk ſo große Dinge thun ſollten. — So ſehr alſo machte der Herr alle Vernunft zu Schanden, daß arme Handwerker, Fiſcher und Zöllner die ganze Welt änderten, — ſie, die ſo furchtſam und ſchüchtern, ſo unbekannt und unerfahren waren, die kein Kollegium beſucht, keine Grammatik gelernt, keine Logik ſtudirt, noch ſonſt ſich mit den freien Künſten abgegeben haben, ſie ſollten die Weiſen dieſer Welt gefangen nehmen und bekehren.“ — Gleichwohl richtete Gott durch dieſe einfältigen Leute Alles aus, was er beſchloſſen hatte, ja unendlich mehr, als was je Kunſt und Wiſſenſchaft in der Welt ausrichten konnte. „Durch dieſe Fiſcher, ſchreibt Chryſoſtomus, durch die Zöllner und den Teppichmacher (Paulus) hat der Herr ſein Evangelium allen Nationen verkündigen laſſen, und nicht allein die herrſchſüchtigen Römer, ſondern auch alle andere Völker überzeugt, daß ſie die Geſetze des Gekreuzigten angenommen haben. Sie ſollten ſich keiner Waffen oder Armeen bedienen, keiner Grauſamkeit, ſondern der Worte, um den Vortheil dieſer Lehre zu zeigen.“ — Andere bezeugen: „So gering dieſe Leute dem Anſehen nach ſchienen, ſo köſtlich waren ihre Seelen vor Gott. Sie waren arm an Geld, aber reich an unſchuldigem Weſen, niedrig von Stand, aber hoch an Heiligkeit, gering in Rückſicht auf die Kunſt, aber koſtbar wegen ihrer Einfalt, unbekannt in ihrer Lebensart, aber angeſehen wegen ihrer hohen Gaben, ihrem Gewerbe nach gemeine Leute, aber ihrem Beruf nach außerordentlich. Alſo übertrafen ſie alles Geſchlecht, Stand und Alter. — Es waren arme Fiſcher, unbekannte, arme, ungelehrte Menſchen, mit ſchmutzigen Kleidern und beſudelten Füßen; allein, was war wohl mehr, ſolchen Leuten Weisheit zu geben, oder Todte zu erwecken? Der Herr machte ſie frei von dieſer Zeit, erlöste ſie von dieſer Welt, daß ſie Alles überwanden.“ — Und eben dieß verdroß die hochmüthigen Weltweiſen ſo ſehr, daß ſolche Leute ſich unterſtanden, die ganze Welt zu reformiren, da es doch ihrer Meinung nach überall gut um die Religion ſtand. Sie bedauerten nichts mehr, als daß kein Gelehrter ſolche Dinge vortrug.

Weil alſo der Heiland ſo geringe Menſchen zu Apoſteln erwählt hatte, ſo erkannten jene Chriſten, daß Gott auch die Nachfolger derſelben nicht zu ſeinem Dienſt erwählt hätte, wenn ſie noch mächtig, weiſe, hoch und gelehrt vor der Welt ſeyn wollten. 1 Kor. 1, 26—28. Sonſt könnte ſich ja das Fleiſch vor ihm rühmen, wenn es in geiſtlichen Dingen etwas aus eigenen Kräften verrichten könnte. V. 29. — Darum war unter den wahren Kindern Gottes Keiner ſo verwegen oder ſo hochmüthig, und wenn es auch der beliebteſte Lehrer geweſen wäre, daß er dem Volk ſein geiſtliches Prieſterthum nehmen oder auch nur ſtreitig machen wollte. Denn Alle wußten, daß daſſelbe offenbar in des Herrn Willen gegründet ſey. 1. Petr. 2, 5. 9. Daneben erkannten ſie auch die übrigen Vorrechte an, die ein jeder gemeine Chriſt hatte, weßwegen Alle, nicht bloß die Lehrer allein, Geiſtliche hießen, ſ. oben 1. B. 5. K. — Ebenſo nannte man Alle Diener Chriſti, wie dort ein Lehrer an ſeine Zuhörer ſchreibt: „Ein Jeder iſt Chriſti Diener. Wer alſo Chriſto dient, den wird der Vater ehren. Wenn ihr nun höret, meine Brüder, daß Chriſtus ſagt: wo ich bin, da ſoll mein Diener auch ſeyn, ſo denket nicht nur an die frommen Aufſeher und Lehrer, ſondern dienet auch ihr nach eurem Maaß Chriſto, und lebet gottſelig.“ — Ferner bekamen alle geſalbte Chriſten den Namen Propheten, wie Chryſoſtomus ſchreibt: „Alle Chriſten werden Propheten genannt, die zum Königreich und Prieſterthum und prophetiſchen Amt geſalbt ſind. Denn Niemand kann den prophetiſchen Sinn erklären, wenn er nicht den Geiſt der Weiſſagung hat.“ Endlich machte man Keinem den Titel König ſtreitig, ſondern man lehrte, der heilige Geiſt habe Allen den königlichen Charakter eingedrückt und Alle haben Gemeinſchaft an Einer Natur mit Chriſto, ihrem höchſten König. Dieß ſey die Kraft des Glaubens. — Chriſtus heiße deßwegen ein König aller Könige, er mache ſeine Glaubigen zu Königen, wenn er in ihnen herrſche, wenn der Geiſt die Oberhand habe, wenn die böſen Lüſte unterliegen und der Menſch ſich ſelbſt wohl zu regieren wiſſe. Wer alſo Gott ähnlicher werde, der werde ein königlich Geſchlecht, und ſey ein König, weil er kein Sklave der Sünde mehr ſey. Demnach werden alle Auserwählten Gottes mit dem heiligmachenden Oel des Geiſtes geſalbt und gelangen, indem ſie Könige werden, zur höchſten Stufe der Ehre. Denn wie das im alten Teſtament etwas Köſtliches geweſen ſey, daß Könige und Propheten geſalbt wurden, alſo werden auch die Geiſtlichen, die mit der himmliſchen Salbung geſalbt ſeyen, durch die Gnade Geſalbte, ſo daß ſie Könige und Propheten der göttlichen Geheimniſſe ſeyen.“ — Auf ſolche Weiſe beſchrieben die Alten die Herrlichkeit aller Glaubigen insgemein, ſie mochten Lehrer oder Laien ſeyn. Vor allem Andern aber war unter ihnen das geiſtliche Prieſterthum beliebt und bekannt, und wurde von den Lehrern ernſtlich empfohlen. „Uns, ſagten ſie, hat der höchſte Prieſter mit dem Seinigen gekleidet (die in Chriſto getauft werden, haben ihn angezogen) und zu Prieſtern gemacht ſeinem Gott und Vater nach dem Zeugniß Johannis. Denn auch deßwegen rief er den Jüngling zurück, der zuvor ſeinen Vater begraben wollte, um zu zeigen, daß wir Alle von ihm Prieſter genannt werden, denen im alten Teſtament verboten war, ſich an einem Todten zu verunreinigen. 3 B. M. 21. Wir ſind ſehr thöricht, wenn wir meinen, den Laien ſey nicht vergönnt, was Prieſtern freiſteht. Sind nicht auch die Laien Prieſter? Es ſteht ja geſchrieben: Er hat uns zu Prieſtern gemacht. Der Unterſchied zwiſchen der Geiſtlichkeit und dem Volke kommt bloß von der Gemeinde her. Kein Glaubiger zweifle daran, daß das jüdiſche Prieſterthum ein Vorbild des künftigen, königlichen Prieſterthums, geweſen ſey, wozu alle diejenigen geheiligt werden, die zu dem Leib Chriſti, des höchſten Prieſters, gehören. „Ferner erinnerten ſie, wenn in der Offenbarung 20, von Königen und Prieſtern die Rede ſey, ſo werden nicht allein die Biſchöfe und Aelteſten darunter verſtanden, ſondern alle Chriſten, weil Alle Glieder Eines Prieſters ſeyen. Auch durch den Stamm Levi im alten Teſtament werde das ganze königliche Prieſterthum im neuen Teſtament vorgebildet, zu welchem alle die gehören, welche in Wahrheit ſagen können: der Herr iſt mein Erbtheil! Darum ſey es um das Chriſtenthum nichts Geringes, es ſey vielmehr ein großes Geheimniß, daß Einer zur königlichen Hoheit und zum Prieſterthum berufen ſey.“ — Ebendarum nannten andere Lehrer die Chriſten ein Volk, das in der ganzen Welt leuchte als ein königliches Prieſterthum, weil die Glieder mit ihrem Haupte, dem einigen Hohenprieſter, Chriſto, auf das Innigſte verbunden ſeyen. „Wir Alle, ſagten ſie, die wir in Chriſto getauft ſind und unter Chriſti Namen gerechnet werden, ſind ein königlich und prieſterlich Geſchlecht. Wir Alle ſind Glieder des Hoheprieſters und werden mit dem Freudenöl geſalbt, der himmliſche Hohenprieſter hat ſich für uns geopfert und mit ſeinem Leibe alſo vereinigt, daß Niemand unter den Heiligen iſt, der dieſes Prieſteramt nicht trägt, weil er ein Glied des ewigen Prieſters iſt. Die Salbung gibt den Chriſten die Würde eines ſolchen Prieſterthums, das nimmermehr ein Ende nehmen ſoll.“ — Fragte Jemand, wer geſalbt habe, ſo gaben ſie zur Antwort: „Gott, durch den Geiſt, durch welchen er Könige und Propheten zu machen pflege, welche früher geſalbt worden ſeyen. Nun haben die Chriſten drei Ehrenſtellen; denn ſie werden auch Prieſter, indem ſie ihre Leiber zum Opfer geben.“ — Dieſes Geheimniß pflegte man, wie viele Zeugniſſe lehren, durch eine äußerliche Salbung bei der Taufe anzudeuten — eine Sitte, die ſich bis auf den heutigen Tag in der griechiſchen, wie in der katholiſchen Kirche erhalten hat. — —

Die frommen Väter erinnerten einander aber auch, daß ſie wegen ihres Prieſteramts ein heiliges Volk ſeyn ſollen. 1 Petr. 2, 9. Sie lehrten, diejenigen allein ſeyen wahrhaftige Prieſter Gottes, die ein reines Leben führen; nicht alle Prieſter ſeyen heilig, aber alle Heilige ſeyen Prieſter. Weil der Herr ſeine Geheimniſſe und Aemter ſo herrlich ausgetheilt habe unter ſeine Heiligen, ſo müſſen ſich auch Alle ſo bezeugen, daß ſie des Prieſterſtandes würdig ſeyen, ſie müſſen die empfangene Gnade durch ihr Leben an den Tag legen. — In dieſer Hinſicht nannte Tertullian die chriſtlichen Frauen Prieſterinnen der Keuſchheit, und Origenes ſagt von ihnen: ſie enthalten ſich von allen Wollüſten als gottgeheiligte Prieſter. — Beſonders aber dachten ſie dabei an die geiſtlichen Opfer, die ſie dem Herrn deßwegen darbringen ſollten. 1 Petr. 2, 5. Röm. 12, 1. Phil. 2, 17. 18, Ebr. 13, 16. „Ihr gehet, ſagte der nämliche Origenes, in das Heiligthum, und ein Jeder hat ſein Brandopfer in ſich, daß es allezeit brenne. Wenn ich Allem abſage, was ich habe und mein Kreuz auf mich nehme und Chriſto nachfolge, ſo habe ich ein Opfer gebracht auf den Altar Gottes. Oder, wenn ich meinen Leib gebe, daß er brenne, und habe die Liebe und erlange die Ehre der Marter, ſo habe ich mich zum Brandopfer gebracht. Wenn ich meine Brüder liebe, alſo daß ich mein Leben für ſie laſſe, wenn ich für die Wahrheit und Gerechtigkeit bis in den Tod kämpfe, ſo habe ich geopfert. Wenn ich meine Glieder von aller böſen Luſt tödte, wenn mir die Welt gekreuzigt iſt und ich der Welt, ſo iſt es auch geſchehen, und ich werde ſelbſt ein Prieſter meines Opfers. Und alſo opfern bis auf den heutigen Tag diejenigen, welche Gott im Geiſt ſehen, geiſtliche Opfer als Kinder Iſrael, mit den Früchten und Tugenden der Seelen in reinen Gefäßen und Leibern. Da werden ſie Prieſter, wenn ſie ſich Gott ſelbſt aufopfern, ihren Leib abſchlachten und darbringen.“ — — Damit war nun auch die Pflicht unzertrennlich verbunden, mit dem Worte Gottes gerne und ſtets umzugehen, damit es unter Allen reichlich wohnen möchte. Kol. 3, 16. Dazu ermahnten die Lehrer ihre Zuhörer und ſtellten ihnen das Vorbild der Apoſtel vor Augen. Chryſoſtomus z. B. ſchreibt: „Laſſet uns nicht nachläſſig ſeyn in unſerer Seligkeit, ſondern vielmehr von geiſtlichen Dingen reden. Einer nehme die Bibel in die Hand, rufe ſeine Nachbarn zuſammen und befruchte mit dem göttlichen Wort ſein und der Verſammelten Herz, daß ihr alſo der Liſt des Teufels entgehen möget. Ich will, daß ihr Alle Lehrer ſeyd und nicht allein unſere Lehre anhöret, ſondern auch Andern unſere Lehre beibringet, die Irrenden aufſuchet, daß ſie umkehren zum Weg der Wahrheit, wie Paulus ſagt: „Einer erbaue den Andern.“ Alſo wird Gott unſere Anzahl vermehren, und ihr werdet die Gnade reichlicher genießen, wenn ihr auch für eure Glieder ſorget. Denn Gott will nicht, daß ein Chriſt nur mit ſich ſelbſt vergnügt ſey, ſondern daß er auch Andere erbaue, nicht allein mit der Lehre, ſondern auch mit dem Leben. — Willſt du bei Chriſto ſeyn, ſo thue ſeinen Willen. Dieß iſt aber ſein vornehmſter Wille, daß du dem Nächſten zur Beſſerung dieneſt. Der Herr ſprach: „Petre, haſt du mich lieb, ſo weide meine Schafe.“ So hat er nun dieß zum Zeichen der Liebe geſetzt, und er hat es nicht zu den Predigern allein, ſondern zu Allen geſagt, denen auch die geringſte Heerde anvertraut iſt. Denn wenn ſie auch gering iſt, ſo darf ſie deßwegen doch nicht verlaſſen werden. Ein Jeder unter uns hat Schafe; dieſe weide er. — Ein Hausvater rede und thue nichts, als was ſeiner Familie zur Uebung in der Gottſeligkeit dienet. — Gleichwie der Lehrer ſchuldig iſt, die Wahrheit, die er von Gott gehört hat, frei zu verkündigen, alſo iſt auch der Zuhörer ſchuldig, dieſelbe treulich zu vertheidigen. Thut er es nicht, ſo iſt er ein Verräther der Wahrheit.“ — Auguſtin ſetzt hinzu: „Sagt Jemand: was geht mich mein Nächſter an, — der erinnere ſich des Knechts, der ſein Pfund vergrub. Matth. 25, 25. Ihr wiſſet ja, was ihr in euren Häuſern thun ſollt, mit euren Freunden und Hausgenoſſen, mit Kleinen und Großen, wie Gott euch die Thüre ſeines Worts aufthut. Ruhet nicht, Chriſto Etliche zu gewinnen, weil auch ihr von Chriſto gewonnen ſeyd.“ — Ebenſo ſprachen nicht bloß einzelne Lehrer; ſondern auch ganze Verſammlungen bekannten, daß man denen, die uns über eine geiſtliche Angelegenheit fragen, gehörig antworten ſolle. Daher gaben auch ſpäter einige redliche Katholiken zu, daß die ſogenannten Laien, wenn ſie es verſtehen, durch Rede und Schrift die Irrenden zum Glauben und guten Wandel bringen können. — Denn es ſeyen wirklich ſchon Mehrere mit der Gabe zu lehren ausgerüſtet geweſen und haben das Wort des Glaubens aus eigenem Liebestrieb und Eifer ausgeſtreut. — Namentlich erhellt aus der Apoſtelgeſchichte, daß Alle, welche zum Lehren geſchickt waren, ohne Unterſchied auch öffentlich gelehrt haben; wie Stephanus, Aquila, Apollo und Andere 11, 19. 18, 24. 26. So ordnete es auch Paulus in den Gemeinden an, 1. Kor. 14, weßwegen Tertullian ausdrücklich ſagt: bei den erſten

Chriſten habe ein jeder Handwerker lehren und beweiſen können, was Gott ſey. — Dieß folgte auch von ſelbſt; denn wenn Jemand fähig war zu lehren, ſo durfte er ſein Pfund nicht vergraben. „Wer viel liest und verſtehet, ſagten ſie, der wird davon erfüllt; wer erfüllt iſt, der begießt auch Andere damit. Wer vom heiligen Geiſt voll iſt und die himmliſchen Reichthümer erlangt hat, der kann aus ſeinem eigenen Schatz reden und die Seelen der Zuhörenden erquicken, wenn er ihnen das Wort der Wahrheit vorträgt und die geiſtlichen Worte mittheilt. Er darf nicht ſorgen, daß es ihm mangeln werde, weil er den Schatz der himmliſchen Güter in ſich trägt.“ — Ueber das ganze Verfahren in den erſten Gemeinden aber gibt uns ein alter Schriftſteller folgende Nachricht: „Zuerſt lehrten und tauften Alle, wann und wo ſich Gelegenheit dazu zeigte; denn damit die Gemeinde zunehmen möchte, ſtand es im Anfang Allen frei, das Evangelium zu predigen, zu taufen und die Schrift in der Gemeinde zu erklären. Als aber das Chriſtenthum an allen Orten verbreitet war, ſetzte man Zuſammenkünfte feſt und beſtellte Vorſteher und Leiter der Gemeinden, daß Niemand vom Volk, wenn er nicht verordnet war, ein Amt nehme, das ihm nicht anvertraut war. Und die Gemeinde fieng an in einer ganz andern Ordnung regiert zu werden. Man hielt es für ungereimt, gering und verächtlich, wenn Alle das gleiche Werk verrichten können. Daher kam es nun, daß weder die Diakonen in der Gemeinde predigen, noch die Laien taufen durften, und deßwegen kommen auch die Schriften der Apoſtel nicht in Allem mit der Anordnung überein, die nun in der Kirche iſt, weil jene anfangs geſchrieben worden ſind.“ — Als ein merkwürdiges Beiſpiel davon führen wir die Geſchichte des Origenes an, von welchem einſtimmig erzählt wird, daß er lange vorher, ehe er unter die Geiſtlichkeit aufgenommen wurde, zu Cäſarien öffentlich gelehrt habe. Dieß wollte der Biſchof zu Alexandria aus Neid und Feindſchaft nicht leiden und gab vor: es ſtehe den Laien nicht zu, daß ſie in der Gemeinde lehren, dieß ſey noch nie erhört worden und auch nie geſchehen. Darüber ſtraften ihn die Andern öffentlich Lügen und wieſen auf die Gewohnheit der Kirche hin. „Wir wiſſen nicht, ſchrieben ſie, warum du eine ſo offenbare Lüge geſagt haſt, da es doch gewöhnlich iſt, daß wenn ſich Einige finden, welche die Brüder in der Gemeinde unterrichten können, ſie allezeit von den Aufſehern zum Lehren eingeladen werden.“ Dabei führten ſie die Beiſpiele mehrerer ſolcher Männer an und ſagten: es ſey kein Zweifel, daß nicht an andern Orten Viele zum Lehren aufgefordert werden, welche das Werk des Herrn im Wort und in der Lehre gebührend verrichten können. — Dadurch wurde dem neidiſchen Biſchof das Maul geſtopft und gezeigt, wie gottlos es ſey, den Geiſt zu dämpfen und die Weiſſagung zu verachten, oder die Gaben des Geiſtes, die ſich in einem Jeden zum allgemeinen Nutzen erweiſen, nur an die geweihten Prieſter zu binden. Weßwegen man hieraus mit Recht ſchließen kann, daß damals auch die Laien in Gegenwart des Aufſehers in der Gemeinde öffentlich gelehrt haben. — Ferner bekennt Auguſtin, daß zu ſeiner Zeit die Gewohnheit abgekommen ſey, nach welcher Mehrere von ihnen in der Gemeinde gelehrt und geweiſſagt haben. 1. Kor. 14, 29. Auch Chryſoſtomus klagt, daß nur noch der Schatten von der früheren herrlichen Weiſe übrig ſey, und meint, es ſolle von Rechts wegen noch alſo ſeyn, daß Drei oder Mehrere nach einander einen Vortrag halten, je nachdem der Geiſt ſie antreibe. Nun aber ſey nichts mehr davon übrig, als daß das Volk dem Gruß des Predigers antworte: und mit deinem Geiſt! Dadurch werde angezeigt, daß die Chriſten früher auch alſo geſagt haben, aber von dem Geiſt Gottes getrieben, nicht von ihrer eigenen Weisheit. — Ein anderer alter Lehrer bemerkt gleichfalls, daß auch die Niedrigſten und Geringſten in der Gemeinde nicht verachtet werden ſollen, als Glieder Eines Leibes, wenn ihnen etwas geoffenbaret werde. Zugleich bezeugt er mit Chryſoſtomus, daß dieſe Gewohnheit durch Unachtſamkeit erloſchen und zuerſt von den jüdiſchen Synagogen hergekommen ſey. Dieſes bekräftigten auch Andere, und hießen dabei auf die Regierung des heiligen Geiſtes ſehen; wie dieſer einen Jeden in der Gemeinde reden oder ſchweigen heiße, ſo müſſe es auch geſchehen. Noch Andere machen auf den großen Nutzen aufmerkſam, welchen dieſe Uebung habe, — nämlich die Erweckung der Gaben des Geiſtes in jedem Glaubigen, die Erhaltung und Vermehrung derſelben, Verhütung der Trägheit im Guten, Bewahrung vor dem Neid, Erhaltung der Liebe und der Demuth bei Lehrern und Zuhörern. — Dieſe Sitte der erſten Zeiten ahmen auch in unſern Tagen mehrere Gemeinden nach, z. B. die Quäker in England und Amerika, unter welchen Jeder, der ſich innerlich angetrieben fühlt, einen Vortrag halten kann, wann und wie er will.

Ferner waren die Chriſten verbunden, nicht allein ſich ſelbſt unter einander, ſondern auch ihre Lehrer im Fall der Noth zu warnen, zu ſtrafen und eines Beſſeren zu berichten. Zuvörderſt war ihnen befohlen, die Geiſter zu prüfen, ihnen aber auch die nöthige Kraft dazu verheißen. 1 Joh. 4, 1. 1 Theſſ. 5, 21. Daher wollte auch Paulus, daß ſeine Zuhörer beurtheilen ſollen, was er ſage. 1 Kor. 10, 15. — Dieſe Prüfung der Geiſter aber war nicht bloß nöthig bei der Wahl der Lehrer, wie wir im folgenden Kapitel ſehen werden, ſondern allezeit in Hinſicht auf die große Gefahr, welche den Schafen theils durch böſe Beiſpiele, theils durch gottloſe Lehre erwachſen könnte. Auguſtin ſagt darüber ausdrücklich: „Man darf auch den rechtglaubig ſcheinenden Biſchöfen nicht beiſtimmen, wenn ſie ſich etwa täuſchen und wider die heilige Schrift etwas vorbringen.“ Und Chryſoſtomus erklärt ſich noch ſtärker: „Man ſoll nicht einmal Paulo gehorchen, wenn er etwas aus ſeinem Eigenen oder etwas Menſchliches ſagt, ſondern nur ſofern er als ein Apoſtel Chriſtum in ſich redend hat. Denn wer einem Menſchen als Menſchen gehorcht, der hat keinen Lohn, ſondern nur der, welcher Chriſtum in dem Menſchen hört. Wenn du Kleider kaufen willſt, ſo ſuchſt du mehr Kaufleute als Einen, und wo du die beſte Waare findeſt, da kaufeſt du. Darum muß das Volk auch bei allen Lehrern herumgehen und unterſuchen, wo die lautere Wahrheit gefunden wird, und wo ſie verfälſcht iſt. Denn es iſt nicht verboten, die Bekenntniſſe Aller kennen zu lernen und das Beſte zu erwählen. Der Apoſtel ſelbſt ſagt: prüfet Alles. Auch Luther ſchreibt: Wenn den Zuhören das Recht genommen würde, über die Lehrer zu urtheilen, was mag und darf nicht ein Lehrer wagen, wenn es möglich iſt, daß er ärger als der Teufel wäre? Dagegen, wenn das Urtheil den Zuhörern vergönnt und geboten wird, was mag oder darf ſich ein Lehrer unterſtehen, wenn er ſchon mehr als ein Engel vom Himmel wäre?“ — Aus dieſem Grunde berief ſich der redliche Ambroſius auf ſeine Gemeinde, als ihm der Kaiſer eine Unterredung wegen des Glaubens anbefohlen hatte: „Sie mögen in die Gemeinde kommen, ſchrieb er, und mit dem Volk zuhören, nicht daß Einer als Richter daſitze, ſondern daß ein Jeder in ſeinem Herzen eine Prüfung anſtelle und wähle, wem er folgen will. Es handelt ſich um einen Diener an dieſer Gemeinde; — wird ihn das Volk hören und ſich gefallen laſſen, daß er beſſer geſtritten habe, ſo mag es ſeinem Glauben folgen, ich will es ihm nicht mißgönnen. Ich will auch nicht daran erinnern, daß das Volk ſchon geurtheilt und den, welchen es bereits hat, von dem vorigen Kaiſer verlangte. Ich wäre gern in die Verſammlung gekommen, wenn es meine Biſchöfe und das Volk zugelaſſen hätten, welche ſagten: man müſſe von dem Glauben in der Gemeinde vor dem Volke handeln.“ Bei einer andern Gelegenheit ſagte er zu ſeinen Zuhörern über die Arianer, welche die Gottheit Chriſti läugneten: „Meine Brüder, ich wollte dieſes bei euch ausführlicher beweiſen; aber weil er (der Arianer Augentius) wohl weiß, daß ihr des Glaubens kundig ſeyd, ſo entzieht er ſich der Prüfung Aller. Wer thut euch nun Unrecht? Der, welcher eure Unterſuchung verlangt, oder der, welcher ſie meidet?“

Weiter hielt man es allgemein für recht und der Gottesfurcht gemäß, daß man den Vorgeſetzten keinen Fehler überſah, ſondern Alles ſagte, wo Beſſerung noththat, gleichwie es auf der andern Seite löblich war, ihnen ſonſt alle Ehrerbietung zu erweiſen. Da galt der Ausſpruch jenes alten Lehrers: „Die Großen ſchämen ſich, von Geringeren etwas zu lernen, was von einer heimlichen Seuche der Hoffart herkommt, wodurch ſich das Herz eine falſche Einbildung der Klugheit macht und von keinem Geringern etwas lernen will, damit es nicht ſcheine, als hätte man dieſes und jenes nicht gewußt, oder als ſey man geringer in der Lehre als ein Anderer, weil man doch gerne über Alle ſeyn wollte. Allein wenn das Herz mit der wahren Demuth bewahrt iſt, ſo ſchämt es ſich nicht, auch von einem kleinen Kinde etwas zu lernen. Denn die Wahrheit muß von Jedem angenommen werden, von wem man ſie nur erlangen kann.“ Aus dieſem Grunde entzog man auch ſpäter den Laien das Recht nicht, ihre Lehrer zu beſtrafen, wiewohl man es immer einzuſchränken ſuchte und nur auf die Lehre beziehen wollte, weil das Leben der gottloſen Prieſter gar zu viel Gelegenheit zu ſtrafen geben würde. Doch wurde auch von den Kirchenverſammlungen beſchloſſen, daß die Laien ihre Klagen gegen die Kirchendiener eingeben dürfen, wenn ſie nur die Wahrheit vorbringen; ſpäter aber kam der höchſt unbillige Zuſatz hinzu: wenn Einer viele Beſchuldigungen gegen ſeine Lehrer vorbringe, und ſie alle bis auf eine beweiſen könne, ſo ſoll er mit den übrigen gar nicht gehört werden. Ja nachmals kam es ſo weit, daß man das Geſetz gab: „Es ſey unanſtändig, daß ein Weltlicher einen Prieſter richte, ob er ihn gleich mit eigenen Augen Böſes thun ſehe. Er ſolle lieber zehn Schritte von ſolchem Prieſter weichen; denn er wiſſe ſein Verborgenes nicht.“ — Hätte man ſolchen Leuten nicht mit Hieronymus antworten ſollen: „Warum Daniel, der kleine Knabe, die Aelteſten gerichtet habe? Die Würde des Kirchendienſtes mache keinen Chriſten; der Hauptmann

Kornelius ſey durch die Gabe des heiligen Geiſtes gereinigt worden, da er noch ein Heide war.“ An einer andern Stelle aber klagt dieſer fromme Mann darüber, daß eben dieß das gröſte Elend für die Lehrer ſey, wenn ſie in ihren Sünden nicht geſtraft werden. Denn ſo häufen ſie immer Sünden auf Sünden und wollen doch für heilige, ſelige und nach Gottes Geboten wandelnde Leute angeſehen ſeyn. Es ſey freilich ſchwer, einen Biſchof zu verklagen; denn wenn er geſündigt habe, ſo glaube man es nicht, und wenn er auch gleich überwieſen werde, ſo werde er doch nicht geſtraft.“ — Dieß waren die Folgen von der Unterlaſſung der Pflicht der Zuhörer gegen ihre Lehrer, die es deßwegen bei dem Verfall der Kirche in ihrer Herrſchaft und Bosheit ſehr weit gebracht haben. Und doch hätten dieſe in Demuth bedenken ſollen, was Tertullian an die heiligen Märtyrer ſchrieb: „Es geſchehen, ſagte er, auch an die vollkommenſten Kämpfer Ermahnungen nicht nur von ihren Aufſehern, ſondern auch von unerfahrnen und geringen Leuten; ja der gemeine Mann ſelbſt gebe ihnen einigen Unterricht.“ Merkwürdig iſt auch, was Petrus Damianus in dieſer Hinſicht ſagt: „Was für ein Hochmuth und Greuel iſt das, daß man behauptet, ein Biſchof dürfe leben, wie er wolle, recht oder unrecht? Warum will er nicht von ſeinen Untergebenen hören, was für Exceſſe er begangen hat? Zumal wenn es nicht den Richtern, ſondern andern Geiſtlichen geſagt wird, damit das, worüber die Weltleute etwas zu lachen haben würden, fein ehrbar von den Prieſtern beigelegt werde. Da iſt es gewiß nöthig, daß der Beklagte entweder ſeine Unſchuld gründlich darthue, oder ſich für einen armen Sünder erkenne, aber nicht vorwende, er könne von ſeinen Untergebenen nicht verklagt werden. Ward doch über Petrus ſelbſt ein Streit, als er zu den Heiden eingegangen war, ſo daß er auch ſeinen Schülern Rechenſchaft gab. Und wenn er bei der Klage den Titel ſeiner Macht vorgeſchützt hätte, ſo wäre er fürwahr kein Lehrer der Demuth geweſen. Darum lerne ein Biſchof auch den Jüngern von ſeinem Thun und Laſſen Rechenſchaft geben, und halte es für keine Schande, wenn er von ihnen geſtraft wird, ſondern achte dieß als eine heilſame Arznei.“ — Demnach hatten rechtſchaffene Lehrer ſowohl wider ihre eigene als auch wider die Hoffart Anderer zu kämpfen, daß ſie nicht über das Volk herrſchten und den Rath des Armen verſchmähten. —

Endlich bewies ſich auch darin die Einigkeit des Geiſtes mächtig unter den erſten Chriſten, daß Keiner über den Andern herrſchen, Keiner weiſer und beſſer ſeyn wollte als der Andere. Daran aber hinderte ſie der Unterſchied der Gaben und Aemter nicht. Denn wenn auch Einem die Aufſicht, oder die Lehre und Ermahnung beſonders befohlen war, ſo waren ſie doch alleſammt Eins in Chriſto, in Einem Geiſt zuſammengefügt und verbunden. Sie hatten alle Güter mit einander gemein und hatten an den Rechten Theil, welche Dieſen oder Jenen beſonders anvertraut waren. Darum übertrug die ganze Gemeinde Einzelnen das Lehramt, welches ihr ſonſt in allen ihren Gliedern zukam. Ebenſo wurden diejenigen, welche keine Lehrer waren, in den Kirchenverſammlungen, bei Streitigkeiten in Glaubensſachen u. ſ. w. beigezogen. Damals übten auch die Lehrer keine Herrſchaft in der Gemeinde aus, ſondern thaten Alles mit Bewilligung derſelben. Sie ſonderten die Irrenden und Gottloſen mit ihrer Beiſtimmung ab und nahmen auf ſolche Weiſe auch die Bußfertigen wieder an; alſo erwählten ſie auch die Kirchendiener. Da war keine monarchiſche Regierung, ſondern eine demokratiſche, wo nichts ohne das Gutachten des Volkes geſchah. Denn die ſogenannten Laien forderten mit Recht einen Theil von der Gerichtsbarkeit in der Kirche, beſonders in den Urtheilen über die offenbaren Sünder. Kurz, man that damals nichts, wobei man nicht die ganze Gemeinde zu Rathe gezogen hätte. Begehrte gleich das Volk nicht Herr zu ſeyn, ſo ſahen auch die Vorſteher nicht allein auf ihr Anſehen, ſondern auf die Freiheit der ganzen Gemeinde. Darum hat Tertullian Recht, wenn er ſagt: „Da ſeye ſchon eine Gemeinde, wo Drei ſeyen, wenn es auch nur Laien wären.“ Die Lehrer machen weder halb noch gar die Kirche aus, ſondern haben alle ihre Gewalt nächſt Gott von der Gemeinde empfangen; vielweniger aber kann der Papſt, ohne Gott zu beleidigen, die der Gemeinde von Gott verliehene Macht allein an ſich ziehen. — Demnach trug Klemens von Rom kein Bedenken, die ſtreitenden Aelteſten zu ermahnen, ſie ſollen ſich erklären, daß ſie Alles thun wollen, was ihnen vom Volk befohlen werde, wenn nur die Heerde Chriſti mit ihren Aelteſten über ihnen im Frieden wohne. Deßgleichen wird die Demuth des Biſchofs Cyprian von Vielen gelobt, welcher alſo an ſeine Gemeinde ſchrieb: „Ich habe euch nicht allein antworten wollen, weil ich von Anfang meines Vorſteheramts an nichts ohne euren Rath und die Uebereinſtimmung des Volks habe thun wollen. Wenn ich aber zu euch kommen werde, ſo wollen wir von dem, was geſchehen iſt, oder geſchehen ſoll, insgemein handeln, wie es die Ehrerbietigkeit unter einander erfordert.“ — So leſen wir auch von der Gemeinde zu Rom, daß man nur nach gemeinſchaftlichem Beſchluß der Aufſeher, Aelteſten, Diakonen, Bekenner und des ganzen Volks etwas angefangen habe; damals ſey gar kein Hochmuth in der Gemeinde geweſen, und man habe nicht tyranniſcher Weiſe befohlen, ſondern es habe wie bei der erſten Verſammlung zu Jeruſalem Allen alſo gefallen. Ap. Geſch. 15, 22. Ein ſolches allgemeines Recht räumte auch der Biſchof Innocenz dort dem Volke ein, wenn er von der Gewohnheit ſprach, wornach die Kirchendiener dem Volk und Alle einander den Frieden wünſchten bei den Verſammlungen. „Es wird dadurch angedeutet, ſagt er, daß das Volk zu dem Allem ſeinen Beifall gegeben habe, was in der Gemeinde und bei den Geheimniſſen verhandelt worden iſt.“ Beſonders iſt bekannt, daß die Bußfertigen nicht ohne die Beiſtimmung des ganzen Volks aufgenommen und die Gefallenen nicht ohne den Willen deſſelben beſtraft werden konnten. Ebenſo iſt längſt bekannt, daß man hauptſächlich auf den Ausſpruch der Märtyrer ſah, ſie mochten Lehrer oder Laien ſeyn, wenn die Gefallenen wieder aufgenommen werden ſollten; wen ſie empfahlen, der wurde nicht leicht abgewieſen. Ja dieſe durften es bisweilen nicht erſt den andern Brüdern anzeigen, wenn ſie Einige, von deren Buße ſie verſichert waren, wieder in die Gemeinſchaft aufnehmen wollten. Ihr Gutachten wurde ſelbſt von den berühmteſten Lehrern gut aufgenommen, welche ſich ſcheueten, diejenigen zu tadeln oder zu richten, welche bereits Chriſti Beiſitzer und ſeines Reichs theilhaftig wären. Darum ſchreibt Tertullian ausdrücklich an die Märtyrer: „Auch diejenigen pflegen den Frieden von euch zu erbitten, welche ihn wegen ihrer Sünden bei unſerer Gemeinde nicht haben, und ſie erlangen ihn wieder bei uns durch eure Vorſchrift.“ —

Bisweilen aber war es nicht möglich, in allen Dingen die Stimmen der ganzen Gemeinde zu ſammeln, namentlich wenn die Sache Eile hatte. Daher erwählte man beſondere Männer aus der Gemeinde, die man **Aelteſte** nannte, welche im Namen der ganzen Gemeinde oder als **Ausſchuß** derſelben handelten. Darum leſen wir bei einem alten Schriftſteller: „Die Kirche hat früher **Aelteſte** gehabt, ohne deren Rath man nichts in der Gemeinde that. Ich weiß aber nicht, durch welche Unachtſamkeit dieſer Gebrauch abgekommen iſt, außer durch die Faulheit der Lehrer, oder vielmehr durch ihre Hoffart, indem ſie gerne allein etwas ſeyn wollen.“ — Daraus ſieht man deutlich, daß es alte, ehrbare und bewährte Männer geweſen ſeyen, die auf Lehrer und Zuhörer fleißig Acht haben mußten, aber nachher von den Geiſtlichen unterdrückt wurden, damit ſie allein Herren blieben. Es waren alſo keine ſolche Aelteſten oder Presbyter, die regelmäßig lehrten; denn dieſe blieben immer. Vielmehr unterſchieden die Schriftſteller ſie mit allem Fleiß von den andern, indem ſie z. B. von Aufſehern, Aelteſten, Diakonen und Aelteſten der Gemeinde reden, oder von der Geiſtlichkeit und den Aelteſten des Volks, Männern aus der Gemeinde ꝛc. — Die Verrichtung der **Aelteſten** oder Vorſteher der Gemeinde, von denen hier die Rede iſt, beſchreibt Tertullian alſo: „Uns ſtehen allezeit bewährte Aelteſte vor, die ſolche Ehre nicht mit Geld erkauft, ſondern durch das Zeugniß ihrer Lehre und ihres Lebens erhalten haben.“ — Ebenſo leſen wir in einem alten Brief Gregors, daß die Klagen der Gemeinde über ihre Lehrer vor dieſe Aelteſten gebracht und mit Zuziehung Anderer abgemacht worden ſeyen, weil ſie über den Lebenswandel der Uebrigen Aufſicht gehabt haben und ſie darüber zu Rede ſtellen, beſtrafen oder auf andere Weiſe nach göttlichem Willen mit ihnen verfahren konnten.“ Darauf beziehen Viele die Stellen in den Briefen Pauli, wo die Aelteſten als die Gehülfen der Lehrer erwähnt werden, 1 Kor. 12, 28. Röm. 12, 7. 8. Ap. Geſch. 20, 28., beſonders aber 1 Tim. 5, 17., wo ſie von den Lehrern unterſchieden werden. — Origenes ſagt von ihnen, ſie haben die Katechumenen geprüft, unterrichtet und ſonſt überwacht. Er nennt ſie Kirchenräthe, welche das von Gott angeordnete Kirchenregiment verwalten und ſich vor Andern durch Weisheit und einen unſträflichen Lebenswandel auszeichnen ſollten. — Dieſe Männer wurden wahrſcheinlich entfernt, als die Kaiſer das Chriſtenthum annahmen, und es wäre ſehr zu wünſchen, daß es nicht ſo weit gekommen wäre, darum haben auch in neuerer Zeit einige proteſtantiſche Gemeinden wieder ihre Aelteſten. — Indeſſen erhellt aus dieſer Einrichtung in der erſten Kirche abermals, wie ſehr man auf alle Glieder der Gemeinde ſah, und ihr Recht bis zur Zeit des Verfalls auf allerlei Weiſe zu erhalten ſuchte. Als ſich aber die Kaiſer zum Chriſtenthum bekannten, nahmen dieſe in Anſpruch, was der ganzen Gemeinde zukam. Von Konſtantin z. B. wird erzählt, daß er ſich der Angelegenheiten der Kirche eifrig angenommen, auch Kirchenverſammlungen zuſammenberufen und ſein Gutachten über die obwaltenden Streitigkeiten abgegeben habe. Er habe deßwegen einſt zu einigen Biſchöfen, die er bei der Tafel hatte, geſagt: „Ihr ſeyd zwar darüber geſetzt, was innerhalb der Gemeinde zu thun iſt, ich aber bin von Gott zu einem Biſchof darüber verordnet, was außerhalb der Kirche zu thun iſt.“ Darum hielten ihn Einige den Apoſteln gleich und nannten ihn aus Schmeichelei einen Apoſtel unter den Königen. Ein Biſchof ſchrieb ſogar an dieſen Kaiſer: „Er zeige nicht bloß ein königliches, ſondern auch ein prieſterliches Gemüth, weil er neben der Sorge für das Reich, auch für die Religion ſo ſehr bemüht ſey.“ Und an die Kaiſerin ſchrieb er: „Sie ſorge für die Religion wie für den Kirchenfrieden.“ Ferner bekennt der Kaiſer Theodoſius ſelbſt von ſich: „Die vornehmſte Sorge der kaiſerlichen Majeſtät ſey die Unterſuchung der Religion.“ — Aehnliche Beſchreibungen von der Macht und Pflicht der Obrigkeit in Kirchenſachen finden ſich faſt in allen Geſetzen der Kaiſer, worin ſie viele Anordnungen in geiſtlichen Dingen trafen, weil die Lehrer, die ſich dieſes Recht allein angemaßt und das Volk davon vertrieben hatten, ſich nicht getrauten, daſſelbe zu beſtreiten, ſondern lieber Alles in den Händen der mächtigen Herrn, als in denen des verachteten Pöbels laſſen wollten. — Doch dieß ſey für dießmal genug; daher wir zu einem andern Abſchnitt übergehen. —

VI.

Von den Frauen in den erſten Gemeinden.

Weil die Frauen von jeher einen Theil der chriſtlichen Gemeinde ausmachten, da ſie auch Miterben der Gnade des Lebens ſind, 1 Petr. 3, 7., ſo iſt nöthig, daß wir von ihnen hier Einiges beiſetzen. Zwar ſind die Beiſpiele der erleuchteten und gottſeligen Frauen in den erſten Gemeinden nicht genau aufgezeichnet, und man findet auch in der Apoſtelgeſchichte nur wenige genannt, — vielleicht weil ſie mit öffentlichen Verrichtungen wenig zu thun hatten; demohngeachtet aber wird gleich anfangs geſagt, daß dieſelben mit den Apoſteln einmüthig beiſammen geweſen ſeyen. Ap. Geſch. 1, 14. Nachher werden die Frauen von Philippi aufgeführt, mit welchen die Apoſtel bei ihrer Zuſammenkunſt zu reden pflegten, K. 16, 13., und unter dieſen wird namentlich die Lydia wegen ihres Glaubens und ihrer Liebe gerühmt. V. 14. 15. Auch zu Theſſalonich geſellten ſich nicht wenige von den vornehmſten Frauen zu Paulo und wurden glaubig. K. 17, 4. Beſonders aber wird Priſcilla, die Gattin des Aquila, wegen ihrer Erleuchtung ſehr gerühmt; denn ſie zeigte nicht bloß ihrem Gatten, ſondern auch Apollo, einem ſehr beredten Manne, den Weg Gottes genau K. 18, 2. 26. Dieſe hatte auch eine Gemeinde in ihrem Hauſe, 1 Kor. 16, 19.; ja Paulus rühmt, daß ſie für ſein Leben ihren Hals dargegeben habe. Röm. 16, 3. 4. In dieſer Stelle grüßt er auch verſchiedene andere Frauen, und nennt ſie liebe Schweſtern, die in dem Herrn gearbeitet haben. — Zu unſerer eigenen Entſchuldigung, daß wir hier Einiges über die Frauen folgen laſſen, führen wir die Worte des frommen Hieronymus an, der ſich ſelbſt folgendermaßen entſchuldigt: „Vielleicht ſpottet ein unglaubiger Lehrer darüber, daß ich mich mit dem Lobe der Weiber aufhalten wolle. Aber wenn er ſich erinnert, wer dem Herrn am treueſten nachgefolgt ſey, ſo mag er eher ſich ſelbſt wegen ſeiner Hoffart, als Andere wegen ihrer Ungeſchicklichkeit beſchuldigen. Wir beurtheilen die Gottſeligkeit nicht nach dem Geſchlecht, ſondern nach dem Herzen, und halten die Verſchmähung des Adels und der Güter für die höchſte Ehre.“ Und gewiß, wer insgemein die Gnade des Herrn an allen Kreaturen gerne preiſet, der muß auch ſeine überſchwängliche Barmherzigkeit an den von Natur ſchwachen, aber durch die Gnade ſtarken Werkzeugen erkennen und rühmen. Die lieben Alten wußten wohl aus dem Unterricht des Apoſtel Paulus, daß in Chriſto kein Mann noch Weib ſey, ſondern daß in Ihm Alle Eins geworden ſeyen. Gal. 3, 28. Kol. 3, 11. Darum ſagten ſie: „Es ſey Eine Kraft und Tugend bei Mann und Weib, auch wenn die Menſchen noch im Fleiſch leben, aber in Chriſto wiedergeboren ſeyen, ſey doch kein Mann noch Weib mehr. Keinen helfe ſein Geſchlecht oder Alter etwas, wenn das Herz nicht fromm ſey. Die einzige, wahre Freundſchaft mit Chriſto ſey, den Willen Gottes thun. Der Schöpfer des Menſchengeſchlechts habe zeigen wollen, wie er für beide Geſchlechter gleich ſorge und beide ſelig haben wolle. Daher müſſe der Mann von dem Weibe geboren werden (gleichwie das Weib zuerſt von dem Manne genommen war), damit man ſehe, daß bei Gott kein Unterſchied ſey zwiſchen Mann und Weib in Erlangung der Seligkeit. In Gottes Reich gelte weder Geſchlecht, noch Alter, noch Stand, noch andere Umſtände; denn ein alter Mann werde ebenſo wiedergeboren aus Gott, wie ein kleines Kind, und dieſe Geburt kenne weder Geſchlecht noch Alter.

Der Glaube kann Geſchlecht und Alter wohl vergleichen,
Da darf kein Unterſchied an Stand und Gütern ſeyn.
Es darf das Weib dem Mann an Seligkeit nicht weichen;
Wo Chriſti Gnad' regiert, da geht Natur nicht ein.

Daß das weibliche Geſchlecht bei den erſten Chriſten in die Gemeinſchaft der Heiligen gehört habe, ſehen wir ferner auch daraus, daß ſie daſſelbe ebenfalls zur Heiligung und Erlangung des Ebenbilds Gottes für geſchickt gehalten haben, weil es auch anfangs dazu erſchaffen worden ſey. „Ihr ſehet die Gleichheit des Rechts, ſagt Gregor von Nazianz, es iſt Ein Schöpfer des Mannes und Weibes, Ein Bild Gottes, Ein Recht, Ein Tod und Eine Auferſtehung. Bei dem Bilde Gottes kommt kein Geſchlecht in Betracht, und die Weiber können von der Gemeinſchaft der Heiligen nicht abgeſondert werden, da ſie Miterben ſind der Hoffnung und man in ihren Herzen eine gemeinſchaftliche Natur mit uns erkennt.“ Deßwegen ſagte auch die Jungfrau Julitta: „Wir ſind ebenſo nach dem Bilde Gottes erſchaffen, wie die Männer. Ein Weib, das von dem Werkmeiſter bereitet iſt, iſt auch der Gottſeligkeit fähig. Und was für ein Wunder iſt es, ſind wir nicht in Allem den Männern verwandt?“ — Weiter nahmen die erſten Chriſten bei den Frauen auch einerlei Mittel zur Wiedererlangung des göttlichen Ebenbildes an, da Mann und Weib die Kraft haben, zwiſchen dem Böſen und Guten zu wählen. „Denn ſagten ſie, die göttliche Gnade nehme Alle gleich auf, und was den Dienſt Gottes betreffe, ſo gelte weder Mann noch Weib mehr, ſondern ſie erlangen Eine Belohnung in Chriſto. Es ſey nicht möglich, daß man da einen Unterſchied zwiſchen dem Geſchlecht mache, wo kein Kampf des Leibes, ſondern ein Kampf der Seele, die ja kein Geſchlecht habe, erfordert werde. Mithin gelte in dem Dienſt Chriſti kein Unterſchied des Geſchlechts, ſondern der Herzen.“ Dieſe Urſache führt auch Hieronymus an, wenn er ſich entſchuldigen will, warum er öfters an Weiber als an Männer ſchreibe und das ſchwächere Geſchlecht dieſen vorziehe. „Ich thue es deßwegen, ſagt er, damit Jene ihr Stand nicht reue, damit aber auch die Männer, zu deren Beſchämung das heilige Leben der Weiber in der Schrift gelobt wird, auf ihren Namen nicht ſtolz werden.“ Auf dieſe Gewohnheit nimmt ferner Laktantius Rückſicht, wenn er ſchreibt: „Weil uns, die wir die Geheimniſſe des wahren Gottesdienſtes empfangen haben, die Wahrheit von Gott geoffenbart iſt, und wir Gott, dem Urquell der Weisheit und Führer der Wahrheit, folgen, ſo rufen wir Alle zu der himmliſchen Mahlzeit zuſammen, ohne den geringſten Unterſchied des Geſchlechts oder Alters.“ Ambroſius ſchrieb über dieſen Gegenſtand ein eigenes Buch.

Als ein beſonderer Beweis des Antheils der Frauen an der Gemeinſchaft der Heiligen iſt zunächſt der Name zu betrachten, mit welchem ſie kraft der allgemeinen Wiedergeburt und Kindſchaft von den Männern beehrt wurden. Schon von den Apoſteln wurden dieſelben **Schweſtern** genannt, Röm. 16, 1. 1 Kor. 7, 15. 9, 5. 1 Tim. 5, 2. Jac. 2, 15.; dieſes thaten auch ihre Schüler, die apoſtoliſchen Väter Ignaz u. A. — Tertullian ſchrieb an die chriſtlichen Frauen: „Ihr Mägde des lebendigen Gottes, ihr Mitdienerinnen, meine lieben Schweſtern, ich rede zu euch nach dem Recht meiner Brüderſchaft, dadurch ich euer Mitknecht bin.“ Baſilius ſagt: „Wir Alle ſind Blutsverwandte, Brüder und Schweſtern in Chriſto, da wir von Einem Vater gezeugt ſind. Jene iſt eine Schweſter aus der Geburt nach dem Geiſt, ſie hat Ein Fleiſch und Blut mit dir von dem erſten Menſchen, ſie hat auch Eine Gnade mit dir von dem Herrn empfangen.“ Auguſtin endlich bezeugt von einer Frau: „Daß ſie eine Schweſter in Chriſto iſt, das iſt ſie mir und dir und Allen.“ Auf gleiche Weiſe hieß man auch ſonſt die glaubigen Frauen theure, heilige, geſegnete, liebſte, auserwählte **Schweſtern** ꝛc., und man trug alſo kein Bedenken, ihnen die gemeinſchaftlichen Güter in Chriſto ohne Unterſchied zu laſſen. Es wäre ohnehin den Männern nicht zugekommen, dieſelben den Weibern zu nehmen, da jene ſich wohl erinnern konnten, wie oft dieſe im Glauben einen Vorzug gehabt haben. „Du ſiehſt, ſchreibt Einer, daß das himmliſche Bild Gottes kein Geſchlecht achtet, und der innere Menſch im Herzen keinen Unterſchied leidet. Ja, als der Herr auferſtand, hat er die Weiber den Männern vorgezogen und iſt ihnen zuerſt erſchienen, um anzudeuten, daß Niemand hinfort das weibliche Geſchlecht verachten ſolle. Auch blieb kein Mann bei dem gekreuzigten Jeſu, nur die Weiber allein blieben bei ſo großem Schrecken, Lärmen und Gefahr beſtändig.“ — Dieß bekräftigen noch mehr die vielen Beiſpiele der Weiber, die ſich unter den Martern oft geduldiger und beſtändiger gezeigt haben, als die Männer. „Die glaubigen Weiber, ſagt Auguſtin, haben unter den Märtyrern die Welt und ihr

Geſchlecht ſelbſt überwunden, und da ſie mit dem Teufel gekämpft, haben ſie männlicher geſtritten, als die Männer ſie martern konnten.“ Ja, ein Augenzeuge bekennt, ſie haben den Glauben an Gott ſo feſt behalten, daß ſie ſtärker geweſen ſeyen als ihr Geſchlecht jemals vermochte und den übrigen ein Beiſpiel von ihrer Beſtändigkeit gegeben haben. — Demnach konnten ſich die Chriſten ihretwegen wohl alſo gegen die Heiden rühmen: „Unſere Kinder und Weiber überwinden ſtillſchweigend ihre Peiniger und das Feuer kann ihnen nicht einmal einen Seufzer auspreſſen. Sehet, dieſes ſchwache Geſchlecht und gebrechliche Alter läßt ſich am ganzen Leibe zerreißen und brennen, nicht aus Noth, denn ſie könnten wohl davon frei ſeyn, ſondern aus freiem Willen, weil ſie Gott vertrauen.“ — Auch erinnerten die Lehrer die Ihrigen nicht ohne Urſache an die Beiſpiele gottſeliger Weiber aus dem alten Teſtament. Klemens von Rom z. B. ſchreibt an die ungehorſamen Korinthier: „Viele Weiber ſind durch die göttliche Gnade geſtärkt worden und haben treffliche und männliche Thaten gethan, wie die Judith, Eſther u. A.“ Hieronymus erzählt: „Wenn Barack in die Schlacht hätte gehen wollen, ſo hätte Deborah nicht über die Feinde triumphirt. Jeremias wurde ins Gefängniß gelegt, und weil Iſrael den Propheten nicht aufnahm, ſo wurde Hulda, ein Weib, erweckt. Die Prieſter und Phariſäer kreuzigten Chriſtum, Maria aber weinete bei dem Kreuze, bereitete Salben, ſuchte ihn im Grabe und gieng zu den Apoſteln. Dieſe zweifelten, ſie aber glaubte.“ In einer andern Stelle lobt er Melania, eine vornehme Frau, wegen ihres Heldengeiſtes, indem ſie bei dem plötzlichen Tode ihres Gatten und zweier Söhne ganz getroſt und ſtandhaft geblieben ſey. Daher nannte ſie auch ein Anderer eine männliche Chriſtin, die mehr als ein Weib ſey. — Tertullian hielt es gar nicht für unmöglich, daß ein Weib ebenſoviel als ein Mann um Chriſti willen leiden könne, da auch heidniſche Frauen um des Ruhmes willen ſoviel ausgeſtanden haben. Deßwegen iſt auch die Märtyrergeſchichte voll von Beiſpielen ſolcher Heldinnen im Leiden um des Namens Jeſu willen. So ſagen Augenzeugen von der Blandina: Chriſtus habe an ihr bewieſen, daß dasjenige bei Gott einer großen Herrlichkeit gewürdigt werde, was vor Menſchen gering, elend und verachtet ſey. Denn ſie habe in unausſprechlichen Martern die Liebe zu ihrem Gott mit der That bewieſen und nicht bloß zum Schein. Auf gleiche Weiſe wurde das Leben der Agnes nach ihrem Tode in allen Gemeinden und bei allen Völkern gerühmt; denn ſie hatte, wie die Geſchichtſchreiber ſagen, ihr Alter, ihr Geſchlecht und die Tyrannen ſelbſt bezwungen. Wie groß muß alſo die Kraft des Glaubens in ihr geweſen ſeyn, da ſie in einem Alter von zwölf Jahren ſchon ein ſolches Zeugniß von demſelben ablegte! —

Ebenſo geſtand man auch den Frauen die nöthige Erleuchtung zu, welche ſich bei ihnen in verſchiedenen Fällen gleichfalls zum Preiſe Gottes äußerte. — Wir haben nämlich oben geſehen, daß die Chriſten ſich der Weisheit ihrer Weiber vor den Feinden gerühmt haben, und als ſie deßwegen viele Läſterungen hören mußten, ſo bezeugten ſie: „daß dieß nichts Neues ſey, ſondern, wie die heidniſchen Frauen bisweilen etwas Außerordentliches lernen, ſo befleißen ſich auch die ihrigen der wahren Weisheit, weßwegen man ſie nicht verſpotten dürfe. Sie reden von Gottes Wort und arbeiten dabei viel fleißiger als jene, die ſich einbilden, es gebe unter den Chriſten kein kluges Weib. Wer auf die Wege des Herrn genau Achtung gebe, erfahre in der That, daß die Erkenntniß und der Glaube an Chriſtum den Menſchen alle Todesfurcht benehme, ſo daß ſelbſt Kinder um Chriſti willen zum Tode eilen, wozu ſich nicht allein die Männer, ſondern auch die Weiber durch heilige Uebungen vorbereiten und aus freien Stücken ermuntern.“ — Die erſte Kirche hatte ohnehin viele ausgezeichnete Muſter der göttlichen Weisheit aufzuweiſen, da es auch Propheten im neuen Teſtament gab, wie Eliſabeth, Maria, Hanna u. a. Ueberhaupt aber lernten alle chriſtliche Frauen den Weg zum Leben ſo gut, wie die Männer, und die Lehrer hielten es für den größten Schmuck der Weiber, wenn ſie fromm und ſittſam waren und immer von Gottes Wort redeten. Sie beriefen ſich auf das Beiſpiel der Priſcilla und auf das der Mutter und Großmutter des Timotheus, 2 Tim. 1, 5., und verlangten, daß auch die Weiber zu Hauſe die Ihrigen unterweiſen ſollen. Ebendarauf bezogen Einige auch die Worte des Apoſtels, Tit. 2, 3., welcher haben wollte, daß die alten Frauen die jungen in der Gottſeligkeit und in guten Sitten unterrichten. Denn es war bei den Alten nichts Ungewöhnliches, daß ſich die Verſtändigeren untereinander über geiſtliche Dinge befragten, weßwegen ſie auch vor den Läſterern bezeugen konnten, daß ihre Jungfrauen ſelbſt bei dem Spinnrocken göttliche Reden führen. —

Die rechten Kinder Gottes erkannten in dem Lichte des heiligen Geiſtes wohl, was von ihrem Vater herkam. Daher warfen ſie die Gnade nicht weg, welche ſich an ihnen oder an Andern zeigte, wenn auch die Beſitzer derſelben ihnen noch ſo gering ſchienen. Vielmehr ſchätzten und gebrauchten ſie die Gaben der Gnade, wenn ſie auch ein Weib hatte, zum gemeinen Nutzen. Der Kirchenvater Hieronymus z. B. wurde durch die hohe Erleuchtung einer vornehmen Frau, Marcella, ſo gedemüthigt, daß er folgendes aufrichtige Bekenntniß darüber ablegte: „Was wir durch langen Fleiß geſammelt, und durch vieles Nachdenken gleichſam in unſer Weſen verwandelt haben, das Alles hat ſie geſchmeckt, gelernt und behalten, daß man zu ihr als zu einer Richterin gieng, wenn etwa über einen Spruch ein Streit entſtanden war. Doch war ſie dabei ſo beſcheiden, daß es nicht ſchien, als beſchimpfe ſie das männliche Geſchlecht und die Lehrer, welche ſie über dunkle und zweifelhafte Fragen bisweilen zu Rathe zogen. Doch widerſtand ſie den Irrenden öffentlich und wollte Gott mehr gehorchen als den Menſchen.“ — Solchen Perſonen, die vom heiligen Geiſt ausgerüſtet waren, war es allezeit erlaubt, zu lehren, wenn es die Noth erforderte, und keine Männer reden konnten oder durften. Dieß geſchah z. B. in der Verfolgung unter dem Kaiſer Licinius. Als dieſer nämlich befohlen hatte, daß die Männer ſich nicht mehr mit den Weibern zum Gebet verſammeln, ſondern daß einige Weiber erwählt werden ſollen, um die andern zu lehren, machten ſie ſich nicht viel daraus. Wie mag man alſo Luther den Vorwurf machen, daß er es mit ſeiner deutſchen Bibel im Anfang dahin gebracht habe, daß die Weiber anſtatt des Spinnrockens die Theologie trieben. In den erſten Gemeinden geſchah es ja nicht ſelten, daß der Herr den Unmündigen vor den Feinden den Mund aufthat und viele durch ſie bekehrte. So mußte die Märtyrerin Cäcilia in ihren Martern deßwegen ſo lange am Leben bleiben, damit ſie frei von Gott reden konnte und die Andern in dem Bekenntniß des Namens Jeſu ſtärkte. — — In den erſten Gemeinden wurden ferner auch gewiſſe Frauen zu ordentlichen Verrichtungen beſtellt, und man nannte ſie **Diakoniſſinnen.** Paulus ſpricht von ihnen 1 Tim. 5, 9. und ſagt, daß es betagte Wittwen und gottſelige, ehrbare Frauen, von gutem Ruf ſeyn müſſen. Dieſen wurde unter Anderem aufgetragen, daß ſie beſonders andere Frauen, die ſich taufen laſſen wollten, vorher im Chriſtenthum unterrichten ſollen. Dieß erforderte zwar ſchon die Zucht und Ehrbarkeit; allein man nahm, wie Tertullian ausdrücklich ſagt, beſonders auch deßwegen ſolche Frauen dazu, welche Kinder geboren und erzogen hatten, damit ſie ihren Mitſchweſtern deſto beſſer mit

Troſt, Rath und Unterricht beiſpringen könnten. Dazu kam noch, daß die Lehrer nicht immer bei Frauen aus- und eingehen konnten, ohne ſich der Läſterung der Gottloſen auszuſetzen, weßwegen die Frauen ſich untereinander ſelbſt unterrichten mußten. — Paulus gebrauchte dieſelben zu ſeinen Gehülfinnen und nannte ſie Mitarbeiterinnen. Röm. 16, 1. 3. Phil. 4, 2. 3. — Außerdem beſtand ihr Geſchäft im Austheilen von Almoſen, in der Krankenpflege u. dergl. — Von ihrer Pflicht, zu lehren, ſpricht nicht allein Paulus Tit. 2, 3. 4., ſondern auch ſpäter mehrere Kirchenverſammlungen. Namentlich wurde in der zu Karthago beſchloſſen: „Die Wittwen oder andere heilige, einſame Weiber, welche zu dem Dienſt, die Weiber zu taufen, erwählt werden, ſollen zu dieſem Amt ſo geſchickt ſeyn, daß ſie die Unerfahrnen durch tüchtige und geſunde Unterweiſung lehren, wie ſie vor der Taufe dem Täufer antworten und nach der Taufe leben ſollen.“ — Solche Diakoniſſinnen gab es früher im Morgen- und Abendland und man hielt ſie deßwegen beſonders für nöthig, damit, wo der Ehrbarkeit wegen die Männer nicht hingehen durften, doch dieſe hinkommen konnten. Sie mußten namentlich bei der Taufe der Frauen das Aus- und Ankleiden beſorgen, da man die Täuflinge ganz ins Waſſer zu tauchen pflegte. Auch behaupten Einige, daß diejenigen Jungfrauen, welche heirathen wollten, jene erfahrnen Wittwen vorher um Rath gefragt haben. Deßwegen meinen Andere, dieſelben ſeyen damals unter die Zahl der Kirchendiener gerechnet worden und man findet wirklich Spuren, daß dieſe Weiber gehörig ordinirt und in ihr Amt eingeweiht worden ſind. Doch kam dieß erſt vor, als man das Predigtamt als einen beſondern Stand abſonderte und der Gemeinde ihr Recht dazu genommen hatte. Später aber, als das Chriſtenthum in Verfall kam, und das Sittenverderben in den Gemeinden einriß, wurde dieſe ſchöne Anſtalt wegen der vielen Exceſſe, die dabei vorkamen, wieder aufgehoben. — Um dieſer Mißbräuche, aber auch um anderer geheimen Urſachen willen, bemühte man ſich weiterhin, den ſogenannten Laien, folglich auch dem weiblichen Geſchlecht, vollends alles Recht und alle Freiheit in der Gemeinde zu nehmen, und das um ſo mehr, je mächtiger das Papſtthum aufzutreten anfieng. Da durften die Weiber nicht mehr in der Kirche ſingen, weil ſie vielleicht mehr auf die Stimme als auf das Lob des Herrn Achtung gaben, ja man verbot ihnen, zum heiligen Altar zu treten. Paulus hatte zwar befohlen, daß das Weib in der Gemeinde ſchweigen ſolle, 1 Kor.

14, 34. 1 Tim. 2, 11., wie ſonſt die Frauen im Morgenland nicht allein in den Verſammlungen und auf der Straße ſtill ſeyn, ſondern bei den meiſten Völkern verhüllt gehen mußten; allein es iſt ſehr zu bezweifeln, ob der Apoſtel alle dieſe Urſachen gemeint habe, welche Andere in ſpäterer Zeit wegen dieſes Verbots anführen. — — Böſe Menſchen ſtreuten bekanntlich viele Läſterungen wider die Chriſten aus, beſonders weil ſie in ihren Verſammlungen auch Weiber hatten und dieſe von dem Dienſt des Herrn nicht ausſchließen wollten. Konnten ihre Feinde ihnen auch nicht gerade etwas Arges nachſagen, ſo ſpotteten ſie wenigſtens über die Männer und ſagten: ſie ſitzen unter den Weibern, Jungfrauen und Kindern und plaudern mit ihnen. Die Klage der Heiden gegen die Chriſten war demnach die: „Das lichtſcheue Volk und die leichtglaubigen Weiber, die aus Schwachheit ihres Geſchlechts bald fallen und Andere von dem gemeinen Pöbel verführen können, kommen des Nachts zuſammen, reden von ihren Dingen nur in Winkeln, verachten die Tempel, verlachen die Heiligthümer und klagen über die Prieſter ꝛc." Das Nämliche hielt einſt der Richter einem Märtyrer vor: „Du ſtreueſt, ſagte er, eine neue Lehre aus, und machſt, daß die leichtſinnigen Mägdlein nicht mehr in unſern Gottesdienſt kommen. Verwirf doch einmal die Lehre der alten Weiber (ſo hieß er das Chriſtenthum). Was der Kaiſer anbetet, das ſollen wir Alle anbeten." Ebenſo erzählt auch Euſebius, daß die Heiden einige Frauen gezwungen haben, ſchändliche Dinge über die Chriſten auszuſagen, welche ſie bei ihren Zuſammenkünften begangen haben. Dieſe Ausſagen wurden gleich aufgenommen und die unſchuldigen Chriſten deßwegen verdammt. So gieng es allen redlichen Herzen, und jede Gelegenheit wurde benützt, um ihnen einen Schandfleck anzuhängen. Selbſt der gute Origenes, dem Gott eine beſondere Gabe verliehen hatte, die chriſtliche Lehre vorzutragen, wurde nicht verſchont. Denn als er aus eifrigem Verlangen, das Chriſtenthum fortzupflanzen, auch Frauen und Jungfrauen unterrichtete, wurde er verleumdet. Auch Hieronymus, jener vortreffliche Lehrer, der mit Frauen ſo gerne von göttlichen Dingen redete, wurde verläſtert, und kam in den Verdacht, mit einigen, die er zu einem einſamen Leben angehalten hatte, verbotenen Umgang zu haben. Da dieſes ſolchen bewährten und vortrefflichen Lehrern geſchah, ſo war es kein Wunder, wenn es auch denen ſo gieng, die man ohnehin in Lehre und Leben für verdächtig hielt, den Waldenſern, Huſſiten u. ſ. w. — Doch die Unſchuld der Frommen wird weiter unten, wenn von ihrer Keuſchheit die Rede iſt, offenbar werden. Denn ihre Regel war allezeit, wie Ignaz ſagt: „daß ſie einander liebten und ehrten und Niemand ſeinen Nächſten nach dem Fleiſch anſehen ſolle, ſondern in Chriſto Jeſu.“ Gal. 3, 28. So giengen ſie denn in Unſchuld einher und bewahrten das Geheimniß des Glaubens in einem reinen Gewiſſen, ohngeachtet ihr freier und ungezwungener Umgang, ihre herzliche Liebe, die ſich oft nicht halten ließ, und ihr Friede und Freude in dem heiligen Geiſt nur Verdacht, Mißgunſt, Eifer und Rache bei den Weltkindern und Heuchlern erweckte. Daher Tertullian ausdrücklich ſagte: „Die Liebesbezeugungen machen uns bei den Böſen verdächtig.“ — Der Satan, als Erzverleumder wußte wohl, welcher Schaden ihm auch durch dieſe ſchwächere Werkzeuge zugefügt werden könne; daher wollte er dieſe geiſtliche Vereinigung durch ſolchen blinden Lärm ſtören. Er ſah, wie oft ganze Völker durch der Weiber Dienſt und Beiſpiel bekehrt wurden. So lehrte z. B. eine gefangene Frau den König in Iberien, wie er Chriſtum verehren ſolle, und unterrichtete ihn im Glauben. Der König unterrichtete hierauf ſein Volk und wurde gleichſam der Apoſtel für Alle, ſo daß die Männer durch ihren König glaubig, und die Weiber von der Königin unterrichtet wurden. — Ein Beiſpiel, das um ſeiner Merkwürdigkeit willen von verſchiedenen Schriftſtellern gerühmt wird; namentlich ſagt Sokrates von dieſem Weibe, daß ſie mitten unter den Barbaren von göttlichen Dingen geſprochen, und im Faſten und Beten vor Gott beſtändig angehalten habe. Auch von Progari, der Schweſter des Königs in der Bulgarei, wird erzählt, daß ſie zu Konſtantinopel in der Gefangenſchaft geweſen und dort eine Chriſtin geworden ſey, nachher aber, als ſie wieder frei wurde, den König ihren Bruder, ſammt dem Volk bekehrt habe.

Endlich wollen wir auch noch von dem Recht, zu taufen, reden, welches die chriſtlichen Frauen nach dem übereinſtimmenden Zeugniß alter und neuer Lehrer in den erſten Gemeinden hatten. Man kann ſich zwar dabei auch auf das alte Teſtament berufen, nach welchem ſelbſt Frauen ihre Kinder zu beſchneiden pflegten, 2 B. Moſ. 4, 25. 1 Makk. 1, 63. 2 Makk. 6, 10.; allein der Hauptgrund im neuen Teſtament iſt das allgemeine Prieſterrecht aller Chriſten und die Gleichheit derſelben in Chriſto, wodurch in geiſtlichen Dingen weder Mann noch Weib iſt. Gal. 3, 28. Wie nun den Weibern oblag, Andere zu lehren, ſo konnten ſie im Nothfall auch taufen. Daher ſagt Tertullian: „Die

Laien haben auch das Recht, zu taufen; denn was von Allen gleich genommen wird, kann auch von Allen gleich gegeben werden. Uebrigens iſt es genug, daß man dieſes Recht bloß im Nothfall gebraucht, wenn die Beſchaffenheit des Orts, der Zeit und der Perſon dazu treibt. Denn da findet eine Ausnahme Statt, wenn Gefahr vorhanden iſt, weil der an dem Verderben eines Menſchen ſchuldig iſt, der nicht darreicht, was er in der Freiheit vermag.“ Aus eben dieſem Grunde bemerkt Hieronymus: „Ohne den Befehl des Aufſehers darf weder ein Aelteſter noch ein Diakonus taufen, was doch oft, wie wir wiſſen, in Nothfällen auch den Laien vergönnt iſt. Denn wie es Einer empfängt, ſo kann er es auch geben.“ — Im Anfang des Glaubens alſo tauften Alle, wenn die Noth vorhanden war, nicht allein die Männer, ſondern auch die Weiber. Zwar finden ſich Beſchlüſſe von einigen Kirchenverſammlungen, welche den Weibern ausdrücklich verboten, die Männer zu lehren oder zu taufen; allein der Nothfall war ſtets ausgenommen. Deßwegen wurde noch von der Kirchenverſammlung zu Florenz, als ſich die griechiſche Kirche mit der römiſchen vereinigen wollte, verordnet: „Im Fall der Noth kann auch ein Laie oder ein Weib, ja ſelbſt ein Ketzer taufen, wenn er nur die Weiſe der Kirche in Acht nimmt.“ Ja in ſpäterer Zeit bekannte ſelbſt ein berühmter Engländer: „Obgleich die Taufe den Weibern verboten ſey, ſo werde ſie doch nicht verworfen, wenn ſie rechtmäßig von ihnen geſchehe.

VII.

Von der einſamen Lebensart einiger Chriſten.

Da die einſame Lebensart unter den Chriſten ſchon frühe und noch zur Zeit der Verfolgungen aufkam und ſoviel davon in den Schriften der Alten geleſen wird, ſo wollen wir hier ebenfalls Einiges davon anführen, ſofern es zur Erläuterung der Geſchichte der erſten Chriſten dient. Ein Jeder wird ſodann leicht daraus ſchließen können, wie weit das

Mönchsweſen der folgenden Zeiten von der einſamen Lebensart der erſten Chriſten verſchieden ſey, zumal wir hier, wie ſonſt auf das allein ſehen, was Gott in Jenen Gutes dadurch gewirkt habe, aber auch auf das, was nach und nach von den Menſchen wider Gottes Willen hinzugefügt oder an dem Guten verderbt worden iſt. — Zuvörderſt iſt nun zu merken, daß es unter den Chriſten immer ſolche Leute gegeben habe, welche aus beſonderem Verlangen, Gott ungehindert zu dienen, die Uebung in der Gottſeligkeit und Selbſtverläugnung mit allem Ernſt und Eifer getrieben haben. Denn obgleich die erſten Chriſten insgeſammt in voller Ausübung des Glaubens und der Liebe ſtanden, ſo gab es doch auch unter ihnen gewiſſe Stufen im Chriſtenthum. Die Einen hiengen zwar auch dem Herrn im Grunde des Herzens redlich an und führten ein unſträfliches Leben; allein ſie waren wegen ihres äußerlichen Berufs noch in viele Sorgen dieſer Welt verwickelt, wodurch ſie wider ihren Willen, ja zu ihrem großen Jammer von der Ausübung der Verläugnung etwas abgehalten wurden. Die Andern dagegen, und zwar nicht Wenige, wurden von Freunden oder Feinden durch Gott gefällige Mittel und Wege von überflüſſigen Geſchäften abgezogen, und konnten deßwegen in der Einſamkeit und Stille fern von dem Geräuſche der Welt ihr Leben zubringen, und ſich in ernſtlicher Uebung der Gottſeligkeit auf das künftige bereiten. Dieſe hieß man **Aſceten** oder **Uebende**, wegen ihrer vornehmſten Verrichtung, aber auch Weisheitsliebende von ihrer ſeligen Uebung in der wahren Weisheit Gottes. Solche Aſceten mußten alſo nicht gerade Mönche oder Einſiedler ſeyn, ſondern es waren ſolche Leute, die auch bei ihrem bürgerlichen Leben ſich in der wahren, göttlichen Weisheit ernſtlich übten, ein eingezogenes, mäßiges und Gott gefälliges Leben führten und ſich ſelbſt und die Welt verläugneten. — Sie ſahen bei ihrer Enthaltſamkeit beſonders auf die Beiſpiele der Alten, welchen der Herr ſelbſt vorgeſchrieben hatte, daß ſie ein anderes Leben führen ſollten als die übrigen Iſraeliten. Sie wußten von Simſon, von den Naſiräern und Rechabiten, daß ſie weder Wein noch andere ſtarke Getränke getrunken und noch mehr Gelübde dem Herrn gethan haben. B. d. Richt. 13, 7. 4 B. M. 6, 3. u. f. Jerem. 35, 5. 6. u. f. Obgleich dieſe Satzungen an ſich aufgehoben waren, ſo wurde doch im neuen Teſtament die Uebung der wahren Verläugnung keineswegs verboten, ſondern vielmehr einem Jeden ſtreng eingeſchärft. Daher unternahmen Einige eine ſolche ſtrenge Lebensart und meinten, dadurch in der

Heiligung beſſer zu wachſen. Demnach theilte ſich die ganze damalige Chriſtenheit in zweierlei Arten, wie Euſebius ſagt: „Es ſind zweierlei Arten in der Gemeinde eingeführt. Die eine überſteigt unſere Natur und die gewöhnliche Weiſe der Menſchen; denn ſie verlangt weder Ehe, noch Kinder, noch Güter, noch anderes Vermögen und iſt von dem gemeinen und gewöhnlichen Leben der Menſchen ganz entfernt, dagegen aus unermeßlicher Liebe zu den himmliſchen Dingen dem Dienſte Gottes allein ergeben. Diejenigen, welche dieſe Weiſe angenommen haben, ſind von dieſem Leben gleichſam abgeſchieden und tragen nur den Leib auf Erden herum, wohnen aber mit ihren Herzen im Himmel und verſchmähen als Bürger des Himmels das Leben anderer Menſchen. Sie ſind gleichſam für das ganze Menſchengeſchlecht Gott gewidmet, aber nicht durch Schlachten und Blutvergießen oder Rauchwerk, ſondern in wahren Grundſätzen der Gottſeligkeit und der Zuneigung eines reinen Herzens, wie auch mit Worten und Werken, die von der Gottſeligkeit herkommen, womit ſie Gott bitten und ihr Prieſteramt gleichſam für ſich und Andere ihres Geſchlechts verrichten. — Die andere Lebensart iſt freier und dem Menſchen näher. Dieſe begibt ſich in den Eheſtand, verſorgt das Hausweſen, ſchreibt den rechtmäßig Streitenden ihre Schuldigkeit vor, verläßt den Ackerbau, den Handel und die andere bürgerliche Nahrung nicht, dient aber dabei ihrem Gott.“

So beſchreiben die alten Geſchichtſchreiber die Lebensart unter den Chriſten, welche nachher, als man allmählig die erſte Liebe verließ und in der Uebung des wahren Chriſtenthums immer lauer wurde, ziemlich unbekannt war, ſo daß man ſie nur noch bei den ſogenannten Einſiedlern und Mönchen fand. Allein man darf ſich unter dieſen Namen keine ſolche Leute vorſtellen, die, wie man ſpäter ſah, von der apoſtoliſchen Weiſe ganz abgefallen waren. Denn es iſt unmöglich, zu ſagen, um wie viel reiner, lauterer und von allen Arten des Aberglaubens freier, das Mönchsleben der Alten geweſen ſey, als das ſpätere. Die Alten hatten keine ſo ſtrenge Gelübde der ewigen Keuſchheit auf ſich genommen, ſie riefen keine Heiligen an, und wußten von keinem eigenen Verdienſt, das ewige Leben zu erwerben, ſondern lebten in der Einſamkeit, wie und ſo lange ſie wollten. Auch waren diejenigen Dinge unter ihnen noch nicht bekannt, welche nachher die ganze Sache verdarben, als da ſind: allerlei erzwungene, vergebliche oder gar unmögliche Gelübde, Müßiggang, Unwiſſenheit und Unerfahrenheit in göttlichen Dingen, beſondere, abergläubiſche Kleidungen neben vielem andern abgöttiſchen, verkehrten und heuchleriſchen Weſen. Die erſten Einſamen machten es wie die Phrophetenkinder, welche bei Eliſa wohnten. 2 B. d. K. 4, 38. Sie übten ſich in der Erkenntniß Gottes und ihres Heils, durchliefen alle Stufen der Heiligung, und hatten in den Gemeinden ein ſolches gutes Zeugniß, daß ſie gemeiniglich zum Dienſt am Worte gezogen oder zu Aufſehern gemacht wurden, wozu die Strenge ihres Lebens und die Reinheit ihres Herzens ſie geſchickt machte. — Diejenigen aber, welche in der Einſamkeit von der Arbeit ihrer Hände lebten, thaten es deßwegen, um dem Dienſte Gottes beſſer abwarten und ihrem göttlichen Beruf gemäß leben zu können. Denn ſie unterhielten ſich nur mit der Hoffnung eines beſſeren Lebens und ſchickten ſich zu göttlichen Dingen ſo an, daß ſie ſich aus Liebe zur Gottſeligkeit von der menſchlichen Geſellſchaft losmachten, obgleich nicht Alle beſtändig bei dieſer Lebensart blieben, ſondern aus Noth wieder andere Geſchäfte verrichteten. Demnach gab es unter denſelben ſtets gute und fromme Leute, welche die Ehre Chriſti mit allem Ernſt zu befördern ſuchten, aber den Grund ihrer Seeligkeit nicht in ihren Stand, ſondern in Chriſto ſetzten. — Außerdem beſchäftigten ſie ſich aber auch mit ſehr nützlichen Dingen, und nahmen ſich beſonders des Unterrichts junger Leute an. Wir wollen übrigens einen alten Kirchenvater darüber hören, der ſich mit eigenen Augen von dem Treiben und Thun jener Männer überzeugt hat, und alſo ſchreibt: „Ich habe das Leben verſchiedener Heiligen geſehen, deren nicht Wenige waren, denen ein Aelteſter vorſtand, ein ſehr frommer und gelehrter Mann. Ich habe auch ſonſt Viele von ihnen gekannt, unter denen ein Jeder höchſt verſtändig, anſehnlich und voll göttlicher Weisheit war, die den Andern vorgeſetzt waren, welche bei ihnen wohnten, und in chriſtlicher Liebe, Heiligkeit und Freiheit untereinander lebten. Sie ſind auch Niemand beſchwerlich, ſondern ernähren ſich durch ihrer Händearbeit nach morgenländiſcher Weiſe und des Apoſtels Befehl. Ich habe auch erfahren, daß Viele unglaubliche Faſten haben, daß ſie nicht etwa bloß einmal täglich vor Nacht ſpeiſen, wie überall gewöhnlich iſt, ſondern drei Tage nacheinander oder auch länger ohne Speiſe und Trank bleiben. Und zwar geſchieht dieſes nicht allein von Männern, ſondern auch von Weibern. Denn es wohnen auch viele Wittwen und Jungfrauen beiſammen, ernähren ſich mit Spinnen und Weben und haben die Frömmſten und Angeſehenſten über ſich geſetzt, die nicht allein geſchickt ſind, das Leben zu regieren, ſondern auch den Verſtand zu unterweiſen.

Unter dieſen Heiligen wird Niemand zu ſchweren Dingen gezwungen, die er nicht tragen kann. Keinem wird etwas aufgelegt, deſſen er ſich weigert, er wird auch von den Andern nicht verdammt, wenn er ſich für zu ſchwach erklärt, es ihnen nachthun zu können. Denn ſie wiſſen wohl, wie ſehr die Liebe Allen empfohlen iſt, ſie wiſſen, daß den Reinen Alles rein iſt. Daher verwerfen ſie gewiſſe Arten von Speiſen nicht, als ob ſie unrein wären, ſondern wachen mit allem Fleiß, daß ſie ihre Begierden dämpfen und dagegen die Liebe zu den Brüdern unterhalten mögen.“ — —

Vergleichen wir damit die Mönche der folgenden Zeit, ſo iſt klar, daß dieſe den einſam lebenden Chriſten der erſten Jahrhunderte nicht an die Seite geſtellt werden können. Die Alten erwählten dieſe Lebensart in der guten Abſicht, um gelehrte Leute, ſo wie auch keuſche und züchtige Frauen dadurch zu erziehen; daher wollten auch die Reformatoren die Klöſter für dieſen Zweck wieder eingerichtet wiſſen. Ja, Luther ſelbſt ſchreibt: „Wenn Jemand ſein Gewiſſen und Seele erlöſen kann durch dieſe Lehre (von dem Nutzen des Kloſterlebens) und im geiſtlichen Stand alſo leben, daß er nicht dadurch fromm und ſelig zu werden gedenket, ſondern nur ſeinen Glauben darin üben will über ſeinen Leib und ſeinem Nächſten dienen, ſo mag er darin bleiben und nicht herauslaufen. Wer aber ſolchen Stand verlaſſen oder meiden will, der ſoll zuſehen, daß er den Schalk nicht hervorgucken laſſe und es nicht aus rechtem Grund thue. Denn der alte Adam ſchmückt ſich gerne, und nimmt eine Elle lang, wo ihm ein Finger breit erlaubt wird.“ — Dieſe Worte zeigen theils den wahren Endzweck des einſamen Lebens bei den Alten — nämlich die Betäubung und Bezähmung des Leibes im wahren Glauben, theils führen ſie auch eine nöthige Warnung mit ſich. Luther beſorgte und machte wirklich auch oft die Erfahrung, daß Viele zu ſeiner Zeit die Klöſter deßwegen verließen, um deſto freier leben und dem Fleiſch mehr Raum geben zu können, während ſie vorher wenigſtens unter äußerlicher Zucht und Gehorſam ſtehen mußten. Demnach warnt er hier vor dem Betrug des alten Adams, der das Gute mit dem Böſen, die nöthige Demüthigung des Fleiſches mit dem Aberglauben der Mönche im Papſtthum gerne abgeſchafft wiſſen wollte, während weder das Evangelium ſelbſt noch Luther jemals die rechtmäßige Kaſteiung und andere Uebungen der Einſamen aufhebt, wie ſeine Feinde glauben. Vielmehr ſah es jener Mann für einen Betrug des Fleiſches an, wenn man unter dem

Vorwand fleiſchlich geſinnt ſeyn und ſagen wolle: ich bin kein Mönch und keine Nonne, ich führe kein Kloſterleben. Schon der alte Chryſoſtomus antwortete den Heuchlern, welche ſagten: willſt du, daß wir Mönche und Einſiedler werden ſollen, — eben das iſt es, was ich am meiſten beklage, daß ihr meinet, bloß die Einſamen müſſen fromm leben, da doch Chriſtus Allen miteinander die gleichen Gebote gegeben hat. Er ſagte nicht allein den Mönchen, ſondern auch den Ehemännern: wer ein Weib anſiehet" ꝛc. Matth. 5, 27. 28. — Die Abſicht der Alten bei dieſer Lebensart (ſo lange ſie rein blieb) war alſo: daß ſie Gott ungehindert dienen könnten. 1 Kor. 7, 34. 35. Daher ſagt Kaſſian: „Diejenigen, welche ſich in die Einſamkeit begaben, thaten es nicht aus Kleinmüthigkeit oder Ungeduld, ſondern aus Verlangen nach einem größeren Wachsthum und einer göttlichen Betrachtung." Und Gregor: „Die Einſamen haben beſonders deßwegen eine ernſthaftere Lebensart erwählt, damit ſie über ihre begangenen Sünden Buße thun und die künftigen ſowohl an ſich ſelbſt als an Andern verhüten möchten." — Die nämliche Abſicht hatten auch diejenigen, welche ſich dem gewöhnlichen Leben nur eine Zeitlang entzogen. So hielt ſich z. B. Chryſoſtomus zwei Jahre lang in einer Höhle auf und übte ſich daſelbſt in der Gottſeligkeit, und außer ihm zogen ſich noch zwei andere berühmte Lehrer, Gregor von Nazianz und Baſilius, von allen Eitelkeiten der Welt zurück. Dieſen Zweck endlich hatten die Aſceten im Auge, — ſie mochten leben, wo und wie ſie wollten, ſo ſuchten ſie ſich in dem lebendigen Glauben und einem Leben, das aus Gott iſt, rechtſchaffen zu üben und alſo mit Gott immer mehr vereinigt zu werden. — Wir werden übrigens dieß noch beſſer einſehen, wenn wir auf den Urſprung dieſer einſamen Lebensart ſehen. Zunächſt gab zwar die Verfolgung Veranlaſſung dazu, weil Viele ſich in Wäldern und Wüſten verkrochen und nachher dort blieben; — allein die Alten verwahren ſich dabei ausdrücklich vor der Beſchuldigung, als ob ſie furchtſam geweſen ſeyen und aus Zärtlichkeit das Kreuz vermieden hätten. Sie geben zu, daß die Flucht Veranlaſſung zu dieſem einſamen Leben gegeben habe, ſuchen aber die wahren Abſichten dabei, — nämlich die Uebung in der Gottſeligkeit, die Selbſtverläugnung, Verſchmähung der Welt, Nachfolge des armen Lebens Chriſti, Ausübung der wahren Liebe zu Gott und dem Nächſten in älteren Zeiten. Denn gleich vom Anfang des Chriſtenthums an haben Einige ſich dem Geräuſche der Welt entzogen und ein ſtilles, einſames Leben geführt, ob ſie ſich gleich in der menſchlichen Geſellſchaft aufhielten. —

Wir wollen aber die Alten ſelbſt darüber hören. Kaſſian ſagt: „Die Zucht und Lebensart derer, welche ein gemeinſchaftliches Leben miteinander führen, hat von der Zeit der apoſtoliſchen Predigt angefangen. (Denn die ganze Menge der Glaubigen war ſo beſchaffen, Ap. Geſch. 2, 44—47., wie man jetzt kaum noch Wenige in den Klöſtern findet.) Als aber nach dem Hingang der Apoſtel die Gemeinden anfiengen lau zu werden, beſonders die, welche aus Heiden und allerhand Völkern zum Glauben übergegangen waren, und von denen die Apoſtel nichts forderten, als daß ſie ſich vom Götzenopfer, vom Erſtickten und Blut enthielten, und dieſe Freiheit nun auch die Vollkommenheit der Gemeinde zu Jeruſalem zu beflecken anfieng, auch bei dem Wachsthum der Menge der Eifer des erſten Glaubens erkaltete, da wurden nicht allein die Neubekehrten, ſondern auch die Vorſteher ſelbſt durch dieſe Zerrüttung allzufrei. Diejenigen aber, die noch einen apoſtoliſchen Eifer hatten, dachten an die alte Vollkommenheit, giengen aus ihren Städten und von denen weg, welche meinten, ſie oder die Gemeinde Gottes dürfe leichtſinnig und nachläſſig leben, und blieben in abgelegenen heimlichen Oertern. Daſelbſt fiengen ſie an, dasjenige für ſich zu üben, was von den Apoſteln Allen befohlen worden war. Und alſo iſt dieſe Zucht der Jünger gleichſam wieder warm geworden. Dieſe ſonderten ſich nach und nach von dem Haufen der andern Glaubigen ab, und wurden daher **Mönche** d. i. **Einſame** genannt, weil ſie nicht heiratheten, und von der Geſellſchaft der Eltern und dem Umgange der Welt ſich enthielten. Dieſes iſt allein die urälteſte Art der Mönche geweſen, welche nicht nur der Zeit, ſondern auch der Gnade nach die erſte iſt, und viele Jahre lang, bis auf die Zeit Pauli und Antonii gewährt hat.“ — Ferner ſetzt er hinzu, daß jene Männer ſammt ihren Jüngern nicht zufrieden geweſen ſeyen mit dem Sieg, wodurch ſie die Liſt des Satans unter die Füße getreten haben, ſondern zu einem offenbaren Kampf mit den böſen Geiſtern auch in die größten Wüſten hinaus gegangen ſeyen, nach dem Beiſpiel Johannis des Täufers, Eliä und Anderer, von denen der Apoſtel ſage: „Sie, denen die Welt nicht werth war, ſind herumgegangen in Pelzen und Ziegenfellen, kämpften mit Mangel, Trübſal und Ungemach, und irrten im Elend, in den Wüſten, auf den Bergen, in den Klüften und Löchern der Erde umher.“ Ebr. 11, 37. 38. — Ein Anderer ſchreibt: „Wenn die Glaubigen die Worte Chriſti hörten (von der Verläugnung und ſeiner Nachfolge, Matth.

6, 24. 16, 24. 10, 37. 19, 27. 28. Luk. 14, 26. Mark. 10, 29.), ſo giengen ſie hinaus auf die Berge, ſo viel ihrer den Herrn fürchteten, daſelbſt übten ſie ſich in dem einſamen, aſcetiſchen Leben. Wenn nun dieſes bekannt wurde, kamen Viele zu ihnen, unter denen Einige dieſem guten Beiſpiel nachkommen wollten, und auch anfiengen, mit ihnen alſo zu leben. So mehrten ſie ſich allmählig, und die Oerter, wo ſie ſich aufhielten, wurden Monaſterien d. i. einſame Oerter genannt. Dieſe gute Sache kam zuerſt in Aegypten auf und verbreitete ſich von da in alle Länder.“ Demnach wollen dieſe Schriftſteller ſagen: im Anfange des Chriſtenthums habe Niemand Urſache gehabt, ſich von dem Umgang der Heiligen abzuſondern, weil der Glaube aller ſo brünſtig und die Liebe ſo völlig geweſen ſey. Es wäre auch jetzt nicht rathſam oder zuläſſig, wenn die Gemeinden noch in einem ſolchen herrlichen Zuſtand wären. Allein, nachdem dieſes Alles bei ihnen erkaltet und endlich gar erloſchen ſey, ſo ſeyen Viele, die es noch mit Gott redlich gemeint, auf dieſen Vorſatz gekommen, und haben eine ſolche Lebensart angefangen. Die Verfolgung aber ſey nur ein Anlaß geweſen, denſelben deſto eifriger auszuführen, da ſie nicht allein von Feinden äußerlich geängſtigt, ſondern auch oft von Heuchlern und falſchen Brüdern an dem Lauf ihres Chriſtenthums gehindert worden ſeyen. — Die eigentlichen Klöſter ſoll Baſilius der Große (370) geſtiftet haben. Daher erzählt Gregor von Nazianz: „Damit Baſilius nicht allein durch ſich ſelbſt, ſondern auch durch Andere in der Gottſeligkeit wachſen möchte, ſo hat er zuerſt die Klöſter ausgeſonnen, und die alte Weiſe der Einſamen, welche auf dem Lande herum lebten, unter eine gewiſſe Ordnung und Regel gebracht, die dem Gottesdienſt näher kam. Denn als er ſah, daß die, welche im gemeinen Leben unter Andern vermengt waren, Andern zwar wohl, aber ſich ſelbſt nichts nützen, weil ſie nothwendig auch in vielen Böſen lebten, das einem ruhigen und vollkommenen Leben zuwider ſchien; daß ferner die Einſamen in ihrem Vorhaben feſter und Gott näher ſeyn konnten, dabei aber nur ſich allein nützten, weil ſie keine Erfahrung noch Umgang mit Andern hatten, ſo vereinigte er beide Lebensarten. Daher ließ er die Klöſter nicht weit von den andern Leuten bauen, damit ſie Andern dienen könnten, und doch auch ihre Ruhe und ihr Friede durch die Menge nicht geſtört würde.“

Was aber das Einſiedlerleben beſonders betrifft, ſo iſt aus Allem zu ſchließen, daß das einſame Leben Johannis des Täufers, ſowie einige Beiſpiele aus dem alten Teſtament von Elias und Anderen dazu Anlaß gegeben haben. Hieronymus ſchreibt: „Viele ſind noch in Ungewißheit darüber, wer unter den Chriſten zuerſt in einer Wüſte gewohnt habe. Denn Einige holen es weit her, — nämlich von Elias und Johannes; — Andere aber, wie man insgemein dafür hält, ſagen, Antonius ſey der Anfänger dieſes Vorſatzes geweſen, was auch zum Theil wahr iſt. Denn er iſt nicht nur ſelbſt vor Allen der Erſte geweſen iſt, ſondern hat auch die Andern dazu aufgereizt. Es ſagen aber Amathas und Macarius, die Schüler des Antonius, beſtändig aus, daß Einer, Namens Paulus von Theben, der Urheber geweſen ſey.“ — Paulus wurde nämlich im fünfzehnten Jahr ſeines Alters ſeiner Eltern beraubt, führte ein gottſeliges Leben und entwich wegen der grauſamen Verfolgung unter den Kaiſern Decius und Valerianus auf ein Landgut. Weil ſein Schwager ihn aber den Feinden verrathen wollte, ſo floh er in die nächſten Wälder und wollte daſelbſt den Ausgang der Verfolgung erwarten; allein er konnte wegen der langwierigen Unruhe nicht mehr zurückkehren. Als er nun lange in der Wüſte herumlief, kam er endlich in eine Höhle, in welcher ſich früher Falſchmünzer aufhielten und wählte dieſe zu ſeinem Aufenthalte. Da er dieſe als von Gott gezeigt anſah, ſo gewann er ſie ſo lieb, daß er ſein ganzes Leben (113 Jahre) allda im Gebet zubrachte. Zu ſeiner Speiſe und Kleidung diente ihm ein Palmbaum; mit den Blättern deſſelben bekleidete er ſich, die Früchte aß er, den Saft trank er. Nachher kam auf Gottes Eingeben ein anderer Einſiedler, Antonius zu ihm, der ſchon 90 Jahr alt war, und da Paul ſtarb, begrub ihn dieſer, er aber lebte 105 Jahre. Dieſer hatte einen Schüler, Hilarion, welcher dieſe Lebensart in Syrien und Paläſtina ausbreitete. —

Es wäre nun viel von der Lebensart dieſer Leute, von ihren heiligen Uebungen im Glauben und in der Liebe, von ihrem beſtändigen Beten und Faſten, von ihrem Kampf wider die böſen Geiſter, ihren Wundern, ihrer Keuſchheit und Genügſamkeit, von der Art ihrer Wohnungen, von ihrer Kleidung, ihren Speiſen und andern Umſtänden zu ſchreiben; allein man thut beſſer daran, wenn man die Sache übergeht, da ſich bei dieſen Erzählungen, die man ohne Zahl bei den Alten findet, das Wahre von dem Falſchen kaum unterſcheiden läſſet. Wir wollen nur noch daran erinnern, daß die erſten Einſiedler ihren Stand nicht für unumgänglich nothwendig gehalten haben, ſo daß ſie geglaubt hätten, ſie verdienen damit etwas bei Gott. Sie hielten ihn vielmehr für freiwillig und gut. „Ein Mönch, hieß es, hat nicht bloß deßwegen dieſen Namen, weil er kein Weib hat, ſondern weil er dem Dienſt und der Liebe Gottes gewidmet iſt, und ſorget, wie er dem Herrn, und nicht der Welt, gefallen möge.“ Alſo waren in den Augen der rechtgläubigen Chriſten beiderlei Stände gut, wenn auf beiden Seiten dem Herrn von ganzem Herzen gedient wurde. Darum ſagte jener Alte: „Das beſchauliche Leben und das andere gemeine, iſt beides angenehm und bequem. Erwähle, welches dir gefällt. Selig iſt zwar der, der in der Erhebung ſeines reinen Herzens den Glanz des himmliſchen Lichts beſchauet; aber derjenige iſt auch nicht unſelig, der mit der Handarbeit Gott ehret, und dem gemeinen Mann mit guten Beiſpielen vorangehet. Es ſind Viele ſelig geworden, die in den Städten gewohnt haben, indem ſie nach einem einſamen Leben verlangt haben; viele Einſiedler hingegen ſind verloren worden, weil ſie gethan haben, was die Andern insgemein thun. Denn es kann Einer unter der größten Geſellſchaft dem Herzen nach doch allein ſeyn, und ein Einſamer mit dem gemeinen Leben im Herzen Gemeinſchaft haben.“ — Wie demnach die erſten Chriſten alles abergläubiſche Weſen flohen, und dagegen mit lauterem Sinn ihrem Gott und Vater dienten, ſo bewieſen ſie ſich auch hierin nicht anders. Sie ſahen das einſame Leben nicht für die allein richtige Art an, Gott zu dienen, vielmehr hielten ſie das für eine größere Kraft des Herrn, wenn eine Seele auch mitten unter der Unruhe dieſer Welt dennoch im Glauben und in der Liebe unanſtößig fortwandle. „Denn, ſagten ſie, wir verwundern uns eben über die Einſamen nicht ſo ſehr, daß ſie vor ſich ſelbſt leben, und nicht bewegt werden, oder in große und viele Sünden fallen, gleichwie es keine Kunſt iſt, am Ufer ein Schiff zu regieren, ſondern in dem Meer, wo das Ungewitter ſtürmt.“ Sie zeigten alſo, daß man wegen der Bosheit der Gottloſen nicht aus der Welt laufen, ſondern wegen des größern Widerſtandes derſelben einen größeren Kampf beſtehen müſſe. Daher ſagte Gregor der Große: „Wir verſuchen oft, wenn wir uns über das Leben Anderer beklagen, den Ort zu verändern, und etwa ein einſames Leben zu erwählen, da wir doch wiſſen, daß der Ort nichts hilft, wo der heilige Geiſt fehlt. Loth war auch in Sodom heilig, und ſündigte erſt auf dem Berge. Wen Kains Bosheit nicht recht übet, der kann kein Abel werden.“ Aehnliches ſchrieben auch die großen Freunde des einſamen Lebens von ſich, und bezeugten, daß ſie hiebei an gar keinen Zwang, noch an irgend etwas Anderes denken, was der chriſtlichen Freiheit zuwider ſey, ſondern eine jede Seele der Führung des Höchſten und ſeinem Rath überlaſſen.

VIII.

Von der Wahl und Berufung der Lehrer in den erſten Gemeinden.

Wir kommen nun zu der Wahl und Berufung der Lehrer, die anfangs aus dem großen Haufen genommen wurden, und oft faſt mit Gewalt dazu gezwungen werden mußten. Denn wenn wir auf den unſichern Zuſtand der erſten Gemeinden ſehen, und in der Geſchichte leſen, daß die Verfolger beſonders auf die Lehrer erbittert waren, weil dieſe ihrer Meinung nach das Volk verführten, ſo können wir leicht ſchließen, daß man ſich damals nicht, wie jetzt, um ſolche Aemter bemüht habe. Ja, wir werden ſpäter ſehen, daß man in jener Zeit die Kirchenämter mit allem Ernſt geflohen habe. Ehe wir jedoch einige Zeugniſſe dafür anführen, wollen wir zeigen, welchen Gefahren unter den Verfolgungen namentlich die Lehrer ausgeſetzt geweſen ſeyen. So ſuchte man ſich z. B. des heiligen Polycarps vor allen Andern zu bemächtigen, weil das Volk an ihm hieng. Ebenſo war Abibus vor allen Andern zu Edeſſa in Gefahr, weil er in der Stadt umhergieng, das Volk unterrichtete und zur Gottſeligkeit antrieb. Ein Dritter mußte deßwegen ſterben, weil er durch Lehre und Leben den Uebrigen vorangegangen, oder ihnen, wie die Feinde ſagten, ein Beiſpiel der Bosheit geweſen war. — Darum ſetzte man auch den Lehrern mit ſo heftigen Martern zu, weil man hoffte, wenn dieſe abfallen oder ſchweigen, ſo wären die Andern leicht zu gewinnen. Mithin wurden die Befehle hauptſächlich wider die Vorſteher gerichtet, wie man von Maximinus, Licinius und Andern weiß, ſo daß die wenigſten Lehrer damals eines natürlichen Todes ſtarben. Daher ſang jener blutdürſtige Tyrann, als er den heiligen Laurentius gefangen hatte, vor Freuden:

Wie wohl iſt's uns gelungen,
Daß ſelbſt ihr Meiſter und ihr Haupt
Uns in die Hände fällt;
Der ſey den Andern zum Exempel vorgeſtellt!
Es iſt uns ja erlaubt,
Da wir, die Jünger zur Verläugnung zwangen,
Daß auch der Rädelsführer ſchmeckt,
Wie weit ſich unſ're Macht erſtreckt.

Gleichwohl aber war dieſes eben nicht die Haupturſache, weßwegen die gottesfürchtigen Leute das Lehramt ausſchlugen, oder ſich nicht ſelbſt darum bemühten. Nur von denen ließen ſich Viele dadurch abhalten, welche blöde und wider die Furcht nicht gewaffnet waren. Andere dagegen, die es für eitel Freude achteten, wenn ſie mit Chriſto leiden ſollten, konnten wohl auch ein ſolches Amt begehren, nach dem Ausſpruch Pauli 1 Tim. 3, 1., indem ſie ſich zugleich zu allen den Eigenſchaften und Pflichten verſtanden, die dabei ſeyn mußten. v. 2. 3. Denn die Alten nahmen jene Worte nach dem wahren Sinn des Geiſtes und verhüteten allen Mißbrauch, der ſich nach und nach bei der äußerlichen Kirche einſchleichen wollte. Sie erklärten dieſelben alſo: „Das Biſchofsamt iſt der Name eines Werks oder Amts, aber keine Ehrenſtelle; denn es hat den Namen davon, daß der, welcher vorgeſetzt wird, auf ſeine Untergebenen Acht hat und für ſie ſorgt. Wer nun ein ſolches Amt begehrt, der begehrt ein Werk und keine Würde, Arbeit und keine Ergötzlichkeit, ein Werk, dadurch man in Demuth geringer werden, nicht durch die Höhe ſich aufblähen und erheben ſoll.“ — Sie gaben zwar den Ehrgeizigen zu, „daß dieſes Amt ein gutes Werk ſey; aber nur dann, wenn auch dabei ſey, was Paulus ſage: „daß ſie unſträflich ſeyen.“ Denn nicht alle Biſchöfe ſeyen wahrhaftige Aufſeher; es finde ſich oft neben Petrus auch ein Judas, und bei Stephanus ein Nicolaus. Ja, je köſtlicher dieſes Werk ſey, je mehr ſey die ganze Gemeinde ſchuldig, in Erwählung eines Aufſehers recht vorſichtig zu ſeyn; und weil ein Biſchof unſträflich ſeyn müſſe, ſo verrathe derjenige ſich ſelbſt, der zwar um den Dienſt anhalte, aber zur Gottſeligkeit keine Luſt habe. Es ſey etwas anders, aus einem menſchlichen Affekt um eine ſolche Stelle ſich bemühen, etwas anders aber, herzlich verlangen, daß man Allen dienen möge, ihnen mit Lehre und Leben vorgehe, und der erſte in den Martern ſey. Zur Zeit der Apoſtel ſey es beſonders löblich geweſen, ein ſolches Amt zu verlangen, weil es ebenſoviel geheißen habe, als die Märtyrerkrone verlangen, da die Aufſeher immer zuerſt zum Tode geführt wurden. Wer es aber um der Ehre willen begehre, der begehe eine große Thorheit aus Hochmuth ſeines Herzens. Kurz, das innerliche Verlangen zum Guten lobe Paulus, nicht die böſe Luſt und den Ausbruch derſelben zum Ehrgeiz, oder bloße Bewerbung um einen guten Dienſt.“ —

Man hielt es für unmöglich, daß derjenige Gott lieben und fürchten könne, der nach Ehrenſtellen ſtrebe. Denn eben dadurch, daß er ein ſolches Amt aus unlautern Abſichten verlange, werde er ſchon ſträflich, da er ſich ohne göttlichen Befehl der Gemeinde ſelbſt vorſetzen wolle. Daher findet man faſt unzählige Beiſpiele, daß Lehrer mit großem Zwang und wider ihren Willen der Gemeinde vorgeſetzt wurden, und es kam in der erſten Zeit gar nicht vor, daß Einer ſich ſelbſt dazu anbieten, vielweniger darum bitten, am allerwenigſten ſich mit Liſt oder Gewalt eindringen wollte. „Wenn dich auch ſechshundert Menſchen zu einem Kirchendienſt berufen, ſchreibt Chryſoſtomus, und dich zwingen wollen, ſo ſollſt du nicht darauf achten, ſondern erſt deine Kräfte wohl unterſuchen, und nur mit Zwang folgen. Es wartet gewiß eine ewige Strafe auf die, welche das Aufſeheramt nicht recht verwalten können, und ſich doch verwegener Weiſe in Gefahr ſtürzen.“ — Andere ſagten: „Einem Kirchendiener ſteht nichts der Art zu, was die Welt thut, um zu Aemtern zu gelangen. Ja, er ſoll ſo weit entfernt ſeyn, Jemand darum anzuſprechen oder zu bitten, daß er vielmehr zurücktreten muß, wenn man ihn bittet, und gar davon fliehen, wenn er eingeladen wird. Und wie der, welcher auf Erſuchen ein ſolches Amt abſchlägt, deſſelben allein würdig iſt; alſo iſt derjenige zu verwerfen und abzuweiſen, der ſich darum bemühet. Denn wer alſo in die Höhe ſteigen will, der nimmt dem Inwendigen nach immer mehr ab, wenn er äuſſerlich zu wachſen ſcheint.“ — Dieſes ſahen auch die Regenten ein, weßhalb der Kaiſer Juſtinian ſelbſt dieſe Verfügung traf: „Ein Biſchof ſoll von allem Ehrgeiz entfernt ſeyn, daß man ihn ſuchen und zwingen muß, daß er auf Erſuchen zurückweicht, auf eine Aufforderung hin gar davon geht, und ihm die Noth allein zur Entſchuldigung dient. Denn der iſt wahrlich des Amts nicht werth, der nicht wider ſeinen Willen dazu verordnet wird.“ — Unter denen nun, die man zum Lehramt zwingen mußte, finden wir gleich anfangs Klemens von Rom, der nach heftiger Weigerung von Petrus verordnet worden ſeyn ſoll. Deßgleichen leſen wir von Kornelius, einem ſeiner Nachfolger, daß er Gewalt gelitten, und das Amt eines Vorſtehers nur mit Widerwillen angenommen habe. Auch Auguſtin bekennt, wie ungerne er dazu gekommen ſey, da er zuerſt zum Aelteſten, hernach zum Aufſeher von dem Volk aufgeſtellt worden ſey, daß er vor allen Leuten bitterlich darüber geweint habe. Er ſagt zu ſeinem Gott: „Ich kann nicht ausſprechen alle deine Ermahnungen, o Herr, alle deine Schreckniſſe und Troſt, ſo wie deine weiſe Regierungen, dadurch du mich getrieben haſt, dein Wort zu verkündigen, und deine Geheimniſſe deinem Volk auszutheilen.“ Ebenſo erzählt er, daß das Volk zu Hippo einen gewiſſen Pinianus zum Amt eines Aelteſten gezwungen habe, weil es ſah, daß er das Seinige aus Liebe zu Gott verlaſſen hatte. Das gleiche Schickſal hatte der berühmte Ambroſius, der zu ſeiner größten Beſtürzung von der Gemeinde zum Amt eines Biſchofs berufen wurde. Er mochte anfangen, was er wollte, um ſich deſſen unwürdig zu zeigen, ja endlich gar davon laufen, ſo ſuchte und fand ihn doch das Volk, und belagerte ihn ſo lange, bis vom Kaiſer die Erlaubniß kam, und er es annehmen mußte. — Ephrem, der Syrer, ſoll ſich wahnſinnig geſtellt haben, als er merkte, daß man ihn zum Aufſeher machen wollte, und Martin konnte von Hilarius bloß mit Liſt zu einem Kirchendienſt gebracht werden. Ebenſo gieng es mit Athanaſius, Baſilius dem Großen, Gregor von Nazianz, Chryſoſtomus, Euſtathius, Fulgentius, Makarius und vielen Andern. — Daher rühmt die Geſchichte von den alten Lehrern, daß ſie aus Beſcheidenheit und Schamhaftigkeit alle Würde des Predigtamts ausgeſchlagen und abſichtlich Böſes von ſich ausgeſagt haben, um nur davon frei zu bleiben. Dieſe frommen Männer mochten wohl bedacht haben, was es heiße: es ſoll nicht Jedermann ſich unterſtehen, Lehrer zu ſeyn, und wiſſen, daß ſie deſto mehr Urtheil empfahen würden. Jac. 3, 1. — Andere gebrauchten noch größeren Ernſt, um von ſolchen Anforderungen der Gemeinden los zu kommen, ob ſie gleich in des Herrn Willen ſich ergeben mußten, und leiden, was ſie zuvor nicht wollten. Denn zuletzt änderte der Herr ſolchen Widerſtand in eine Freudigkeit, ſeinen Befehl auszurichten, zu gehen, wohin er ſie ſandte, und zu predigen, was er ſie hieß. Jer. 1, 7. Wir leſen nämlich, daß Mehrere, ſobald ſie etwas von dem Vorhaben der Gemeinde merkten, hoch betheuerten, ſie können im Gefühl ihres Unvermögens das Amt nicht auf ſich nehmen. Allein demohngeachtet wurde z. B. Paulinianus, ehe er ſich's verſah, in der Gemeinde von vielen Diakonen umringt und ergriffen, um nur vorerſt ein Diakon zu werden. Dabei hielt man ihm den Mund zu, daß er nicht unbedachtſam mit Betheuerungen herausfahren möchte, weil er ſich oft für den Unwüdigſten zu ſolchem Amt erklärt hatte. Ammonius, der bisher ein einſames Leben geführt hatte, und wußte, daß nach einer gewiſſen Verordnung ein am Leib Verſtümmelter nicht dazu genommen wurde, ſchnitt ſich ſelbſt geſchwind ein Ohr ab, da man ihn gefangen hatte, und durch kein Bitten und Flehen wieder loslaſſen wollte. Als man aber dieſes nicht achtete, ſondern ihn doch ordiniren wollte, drohete er, er werde ſich auch die Zunge abſchneiden, worauf ſie ihn mit Frieden laſſen mußten. Inwiefern eine ſolche Handlung zu entſchuldigen ſey oder nicht, überlaſſe ich dem Urtheil des Leſers; ich ſehe wenigſtens einen großen Ernſt, eine tiefe Einſicht in die Schwierigkeit dieſer Aemter, und eine herzliche Demuth an jenen Männern. Hieronymus ſchreibt von Einem: „Was war das für ein Seufzen und Jammern, was für flüchtige ſchüchterne Augen! Er klagte, er könne das Amt unmöglich übernehmen und ſchützte ſeine Jugend vor, die ſich zu ſolchem hohen Werke nicht ſchicke. Aber jemehr er widerſtrebte, je mehr reizte er das Verlangen eines jeden Unwiſſenden, und wurde deſto würdiger, je unwürdiger er ſich benommen.“ Syneſius ſagt von ſich ſelbſt, er hätte lieber den Tod ausſtehen wollen, als daß man ihn zum Aufſeher gemacht habe; ja, er wäre viel furchtſamer dazu gegangen, als ein Uebelthäter zum Tode. Maximus endlich beklagte ſich ſtets darüber, daß ihn die Bürger mit ihrer Liebe zu einem ſolchen Amte gezwungen haben ꝛc. —

Nun entſteht die Frage, woher ſolche Lehrer genommen worden ſeyen, und auf was man bei ihrer Wahl beſonders geſehen habe? Wir haben früher gehört, daß die Apoſtel vor ihrer Berufung arme Handwerker, Fiſcher und Zöllner geweſen ſeyen, die von dem heiligen Geiſte zu ſolchem hohen Werke tüchtig gemacht wurden. 2 Kor. 3, 6. Sie hörten auch bei ihrem Lehramte nicht auf zu arbeiten mit ihren eigenen Händen. 1 Kor. 4, 12. Ap. Geſch. 18, 3. 20, 34. 35. Ebenſo mußten auch ihre Nachfolger aus der Gemeinde genommen werden, und waren mithin Glieder der Gemeinde, oder wie man nachher ſagte, Laien. Darum ſchreibt ein römiſcher Biſchof: „Die Laien können allerdings Lehrer werden; denn dieſe werden ja nicht geboren, ſondern müſſen es erſt werden, gleichwie im alten Teſtament Abraham der Vater aller Leviten und jüdiſchen Prieſter, kein Prieſter, ſondern aus dem Laienſtande war.“ Uebrigens lehrte jene bedrängten Gemeinden die Noth, ſolche Lehrer zu nehmen, welche der Herr ſelbſt geſchickt machte, weil man auf große Kunſt und andere äußerliche Dinge nicht ſehen konnte. So wurde Firmus, der zuvor ein Handelsmann geweſen war, ein Aelteſter zu Hippo, Severus, ein Tuchmacher, und Alexander, ein Kohlenbrenner, wurden Aufſeher. Auf ſolche Weiſe erwählte man damals mit Gott, was thöricht vor der Welt, gering und albern, aber dennoch voller Weisheit war. —

Wie nun aber von den Apoſteln gewiß iſt, daß ſie bei ihrem Lehramt ihre Handthierung trieben, alſo machten es auch viele Andere, (doch ohne ihren Hauptberuf auf die Seite zu ſetzen), theils aus Noth, theils aus andern Urſachen, beſonders aber um Niemand beſchwerlich zu fallen und Allen ein gutes Beiſpiel zu geben. Daher ſagt Auguſtin: „Paulus arbeitete unſchuldig und ehrlich, was den Menſchen zum Nutzen gereichte. Denn die Ehrbarkeit ſelbſt tadelt das nicht, was die Hoffart derer tadelt, die zwar ehrlich heiſſen wollen, es aber nicht ſind. So ſchämte ſich alſo der Apoſtel nicht, eine Arbeit anzugreifen, oder ein Handwerk zu treiben. Ich ſehe auch nicht, vor wem er ſich hätte ſcheuen ſollen. 1 Kor. 10, 32. 33. Etwa vor den Juden, — ihre Patriarchen hatten ja Kühe und Schafe gehütet. Etwa vor den Griechen, — viele berühmte Philoſophen unter ihnen ſind ja Schuſter geweſen. Etwa vor der Gemeinde Gottes, — Joſeph ſelbſt iſt ja ein Zimmermann geweſen.“ — Dadurch wird abermals aller Hochmuth derer zu Schanden gemacht, welchen Alles, was von geringen Handwerkern herkommt, zuwider iſt, es mag auch noch ſo herrlich und voller Weisheit ſeyn. Wer aber die Geſchichte liest, der wird finden, wie bei Juden und Heiden die gelehrteſten, vornehmſten Leute allezeit ein gewiſſes Handwerk getrieben haben. Und man möchte mit jenem redlichen Lehrer ſagen: „Früher ernährten ſich die Apoſtel mit eigenen Händen, kamen in Höhlen und finſtern Löchern zuſammen, und bezwangen doch Städte, Schlöſſer und Dörfer. Jetzt aber empfehlen leider die weltlichen Beiſtimmungen den göttlichen Glauben, und Chriſtus wird für ohnmächtig gehalten, indem man unter ſeinem Namen lauter Hochmuth treibt.“ Oder mit einem Andern: „Paulus ſchämte ſich nicht, nach ſo vielen Wundern und Lehren in der Werkſtätte zu ſtehen und Felle zu nähen. Dennoch ehrten ihn die Engel, und die böſen Geiſter zitterten vor ihm. Ja er rühmte ſich noch, geſchweige daß er ſich geſchämt hätte, daß ihm dieſe ſeine Hände gedient haben.“ — Nach ſeinem Beiſpiel richteten ſich auch diejenigen, welche freie Zeit dazu hatten. So lobt Epiphanius einige Kirchendiener, welche irgend eine Kunſt oder ein Handwerk trieben, das ſich zu ihrem Stand ſchickte, damit ihr Herz ſich in der Verkündigung des Worts freuen und die Hände ſelbſt Frucht bringen möchten, wovon ſie den Dürftigen geben könnten. Dieſes thaten ſie ungezwungen, aus freiem Willen und überfließender Liebe, indem ſie ſonſt von ihren Zuhörern ernährt wurden. — Ferner leſen wir von Hilarius, Biſchof zu Arles, daß er Bauerngeſchäfte verrichtet habe, um die Armen unterſtützen zu können, ohngeachtet er aus vornehmem Geſchlechte und zärtlich erzogen war. Spiridion, der von der Heerde weg zum geiſtlichen Hirtenamte genommen wurde, ſoll auch nachher noch die Schafe gehütet haben. Ja, Theodoret führt eine Menge Lehrer an, welche Gerber, Weber, Schmide u. ſ. w. waren, und es findet ſich ſogar von der vierten Kirchenverſammlung zu Karthago eine Verordnung, wornach ein Kirchendiener, wenn er auch im Worte Gottes erfahren ſey, doch durch eine Kunſt ſeine Nahrung ſuchen ſolle. Er könne, ohne ſeinem Amt etwas zu vergeben, ein Handwerk oder Ackerbau treiben, wenn er zur Arbeit ſtark genug ſey. — Der allein weiſe Gott brauchte alſo zur Pflanzung ſeiner Kirche anſtatt gelehrter Leute ungelehrte, und ließ den Schatz des Evangeliums in unanſehnlichen Gefäſſen vortragen, da die Vernunft hätte meinen ſollen, er ſolle die gelehrteſten Leute dazu nehmen. Er erwählte aber ſolche verächtliche Perſonen, damit er den Hochmuth derer beſchämte, die den Ungelehrten keinen Himmel laſſen wollen; und ob gleich Paulus zu den Füßen Gamaliels geſeſſen war, ſo kam er doch nicht mit hohen Worten oder hoher Weisheit, um die göttliche Predigt zu verkündigen. Ein alter Lehrer ſpricht ſehr ſchön darüber: „Fiſcher haben uns die Zucht des Lebens vorgeſchrieben, und nicht befohlen, daß Einige von Kindheit an dazu erwählt werden ſollen, wie die Weltweiſen zu thun pflegen; ſie haben auch keine gewiſſe Zahl von Jahren vorgeſchrieben, um die Gottſeligkeit zu vollbringen, ſondern haben zu jedem Alter geredet. Denn jenes iſt nur ein Kinderſpiel, dieſes aber eine thätige Wahrheit. Sie haben ferner für dieſe Zucht einen gewiſſen Ort angegeben, nämlich den Himmel, und als den Lehrmeiſter derſelben Gott ſelbſt genannt. Die Lehrer dieſer Zucht aber ſind Fiſcher, Zöllner oder Zeltmacher.“ — — Die erſten Chriſten beſtärkten zwar keinen Lehrer in ſeiner Unwiſſenheit, aber ſie verlangten von ihm eine göttliche Weisheit und Erkenntniß, d. i. er ſollte in göttlichen Dingen unterrichtet ſeyn, und dazu die Leute von dem überzeugen können, was ſich gebührt, doch ſey nicht nöthig, daß er mit großer Beredtſamkeit und zierlichen Worten auftrete. Denn ſie ſahen wohl ein, daß Gott durch die Ungelehrten mehr ausrichte, als durch die ſcharfſinnigſten Denker, bei welchen keine Gottſeligkeit und Demuth war. — Zuvörderſt alſo forderten ſie von einem Lehrer wahre Gottſeligkeit, und dieſe mußte auch bei ſeiner Wahl der Grund ſeyn, wenn das Uebrige etwas helfen ſollte. „Zu einem nützlichen Prediger, ſagt Hilarius, gehört nicht bloß, daß er unſchuldig lebt oder nur geſchickt predigt, ſondern beides. Denn ein Frommer nützt ſich ſelbſt nur, wenn er es Andere nicht lehren kann. Ein Gelehrter aber hat keinen Nachdruck in der Lehre, wenn er nicht unſchuldig lebt.“ Hieronymus ſetzt hinzu: „Ein einfältiger Bruder halte ſich deßwegen nicht für heilig, wenn er nichts gelernt hat, und ein Gelehrter und Beredter halte die Heiligkeit auch hoch. Ja, es iſt viel beſſer, eine heilige Unwiſſenheit als eine ſündliche Beredtſamkeit haben.“ — Ferner hielten ſie für nothwendig, daß ein Lehrer eine gründliche Erfahrung im göttlichen Wort habe, damit er nicht allein vor Antritt ſeines Amts, ſondern auch nachher immer darin lerne und täglich zunehme. Denn wer die heilige Schrift ſtets betrachte, werde auch Alles darin wohl in Acht nehmen, und alſo vollkommen werden. 2 Tim. 3, 15. 16. Daher ſchrieb jener Lehrer ſeinem Schüler: „Lies die heilige Schrift recht oft, und lege ſie nie aus den Händen; lerne zuvor ſelbſt was du Andere lehren willſt.“ Und ein Anderer: „Wenn du die Geheimniſſe in der heiligen Schrift erforſcheſt, ſo wirſt du Andern deſto häufiger die Lehre einflößen, je fleißiger du lernen wirſt.“ Kurz, ſie hielten nichts für köſtlicher an einem Kirchendiener, als die Gottſeligkeit und rechte Theilung des Worts, weil ihre ganze Hoffnung, Heil und Belohnung davon abhänge. Dagegen achteten ſie alles unnütze Geſchwätz und die falſche Beredtſamkeit für Schaden gegen der überſchwänglichen Erkenntniß Jeſu Chriſti und ſeinem lauteren Evangelium, das er den Unmündigen zu offenbaren verheißen hatte. „Sie wußten, daß der Glaube an Chriſtum und die Geheimniſſe ſeines Heiligthums ohne die Künſte der Grammatik und philoſophiſchen Wiſſenſchaften erbaut werden müſſen, da ſelbſt die Weiſen dieſer Welt erkannt haben, daß die Mauern des Evangeliums ohne dieſe Dinge in die Höhe geſtiegen ſeyen, ob ſie gleich meinten, Alles durch ihre Logik und Rhetorik über den Haufen werfen zu können.“ — Weil alſo die Weisheit dieſer Welt bei Gott Thorheit war, ſo ſagten diejenigen, die in den Künſten und Wiſſenſchaften ſonſt wohl unterrichtet waren, mit Gregor von Nazianz: „Wir wollen die

Erſten ſeyn, welche die Weisheit loben, wenn man ſich in der heiligen Schrift übt, und wollen dieſer Uebung nichts vorziehen.“ Wie ſie aber dieſe Uebung in der heiligen Schrift verſtanden haben wollten, zeigt Tertullian in folgenden Worten: „Die Theologie hat bei uns keine Fragen und Wortkriege, ſondern die Ketzer haben ſie darein gebracht. Wer nun etwas der Art wiſſen will, dem iſt es beſſer, daß er es lieber gar nicht wiſſe, damit er nicht viel in den Kopf bekommt, was er nicht wiſſen ſoll. Jeſus ſagte: dein Glaube hat dich ſelig gemacht, nicht die Uebung in der Schrift. Der Glaube hängt an der Regel: du haſt das Wort, und aus der Bewahrung des Worts die Seligkeit. Die Uebung beſteht oft in einer bloßen Neugierde und ſucht ihren Ruhm in der Wiſſenſchaft. Die Neugierde aber muß dem Glauben weichen und der Seligkeit, wenigſtens darf ſie nicht hinderlich ſeyn wider die rechte Regel. Nichts mehr wiſſen heißt Alles wiſſen.“ In einer andern Stelle ſagt er: „Ein Chriſt hat ſehr wenig zur Erkenntniß nöthig. Er darf nicht lange Worte ſuchen; denn der Apoſtel verbietet die Wortzänkerei und alle nutzloſe Fragen. 1 Tim. 1, 4. 6, 4. 2. Tim. 2, 23. Tit. 3, 9. Nun kann man aber nichts weiter in der Schrift finden, als was man von Gott lernt; das Alles iſt es, was von Ihm gelehrt wird.“ — Dieſe und ähnliche Worte zeigen, wie ſehr die Alten vor den ſeichten Fragen und Streitigkeiten gewarnt, und gleichſam vorausgeſehen haben, was nachher bei dem Verfall geſchah, wo die Kirche eben durch ſolche Spitzfindigkeiten den größten Schaden litt. Denn obgleich die Weltweisheit an ſich nicht böſe war, ſo brachte ſie doch lauter Rotten und Sekten unter die Gemeinde, und ließ kein Wachsthum zu, das die erſten Gemeinden mehr in einem reinen Leben, als in genauer Ausmeſſung der Gottheit fanden. Darum konnten die Verſtändigen nichts Beſſeres thun, als ſich mit jenem Lehrer entſchließen, ein gottſeliges Herz zu behalten, die Wiſſenſchaft in wenige Worte der heiligen Schrift zuſammenzufaſſen und der Leitung des heiligen Geiſtes Alles anheimzuſtellen. Dieſer, ſagten ſie, ſey ihr beſter Führer, mit dem ſie die Welt durchwandern wollen.“

Man gieng alſo bei der Wahl der Lehrer ſehr ſorgfältig zu Werke und unterſuchte namentlich auch ihr Leben und ihren Wandel. Paulus ſagte zu ſeinem Schüler Timotheus: „Lege Niemand die Hände zu voreilig auf, und mache dich nicht fremder Sünden theilhaftig.“ 1 Tim. 5, 22. Ihm folgten rechtſchaffene Aufſeher und alle Kinder Gottes treulich nach, und wir finden in der Geſchichte, daß man bei der

Berufung zu einem Lehramt nicht bloß auf den Eifer und die Gaben eines Menſchen, ſondern hauptſächlich auf ein unſchuldiges Leben geſehen habe. So erzählt z. B. Baſilius: „Anfangs war die Gewohnheit, die Kirchendiener nur nach genauer Prüfung in die Gemeinde zuzulaſſen. Ihre ganze Lebensweiſe wurde auf das Sorgfältigſte unterſucht, ob ſie auch in ihrer Jugend ſich wohl verhalten und ſo gelebt haben, daß ſie die Heiligung recht führen können, ohne welche Niemand Gott ſehen wird. Was heißt, ſagt Leo der Große, die Hände Einem geſchwinde auflegen, anders, als das Amt denen geben, die man nicht geprüft hat? Und was heißt, fremder Sünden ſich theilhaftig machen, anders, als daß der, welcher ihn verordnet, ein ſolcher wird, wie der iſt, welcher unwürdig berufen wird?“ — Was aber die Gelehrſamkeit betrifft, die zu einem Lehrer gehörte, ſo ſuchte man dieſelbe allezeit in der Erkenntniß Gottes und Erfahrung in der Schrift. 1. Tim. 4, 6. 3, 2. Tit. 1, 13. 14. Daher wurde ſpäter auch in den Kirchenverſammlungen verordnet, „daß man die Kandidaten prüfen ſolle, ob ſie im Evangelium und den apoſtoliſchen Schriften wohl geübt, ja in der ganzen heiligen Schrift erfahren ſeyen, und das ihnen anvertraute Volk der Vorſchrift gemäß unterrichten können. Man müſſe darauf ſehen, ob ein Bewerber im Glauben unverfälſcht und in der Lebensart untadelhaft ſey, auch müſſe das Volk ihm ein gutes Zeugniß geben können. Denn wer einem Andern die Laſt des Kirchendienſtes auflege, müſſe es ſicher und in der feſten Ueberzeugung ſeines Herzens thun können, daß derſelbe recht lehren und die Lehre auch mit den Werken beweiſen werde.“

In den folgenden, verderblichen Zeiten der Kirche beſtand dieſe Anſtalt in Worten und vielen Befehlen; bei den erſten Chriſten aber geſchah Alles wirklich, ohne Worte, Befehle und Geſetze, wie es der heilige Geiſt in ihnen wirkte. Da durfte man keinen Widerſpruch der Heiden befürchten, ſondern konnte öffentlich bekennen: „Die Aufſeher werden den Chriſten vorgeſetzt, wenn ſie vorher für tüchtig erkannt worden ſind; ſie haben ihr Amt nicht durch Geld erkauft, ſondern durch das Zeugniß ihrer Lehre und ihres Lebens erlangt. Wer der Geſchickteſte aus allem Volk, der Weiſeſte, Heiligſte, und in allen Tugenden Vortrefflichſte iſt, der wird dazu erwählt, und zwar in Beiſeyn der Gemeinde, damit Keiner ein Bedenken oder eine Urſache zum Widerſpruch haben möge. Und dieß iſt es, was der Apoſtel ſagt: „er ſoll ein gutes Zeugniß von denen haben, die draußen ſind.“ 1 Tim. 3, 7. Daher ſchrieb auch Cyprian an die Gemeinde nach Karthago:

„Bei der Einſetzung eines Lehrers pflegen wir euch zuvor um Rath zu fragen, und das Leben und die Verdienſte eines Jeden durch gemeinſchaftliche Berathſchlagung zu erwägen.“ Und Athanaſius beruft ſich vor Freund und Feind auf das Zeugniß, welches ihm das ganze Volk bei ſeiner Wahl gegeben habe. „Er habe, heiße es darin, alles Gute an ſich, ſey ein emſiger, eifriger Chriſt, Einer von denen, die ſich beſonders in der Gottſeligkeit üben, er könne wahrhaftig ein Biſchof ſeyn.“ — Bei der Beſetzung der Lehrämter pflegte man beſonders auch auf die Märtyrer und Bekenner Chriſti zu ſehen, von deren lebendigem Glauben und Geduld man durch ſo viele Proben verſichert worden war, und daher hoffen konnte, daß ſie ihr Amt deſto geſegneter verrichten werden. Die Geſchichte hat uns viele Beiſpiele davon aufbewahrt und der fromme Cyprian bemerkt ausdrücklich, als ein junger Menſch nach ſeiner Landesverweiſung und ausgeſtandenen ſchrecklichen Martern bei der Gemeinde als Vorleſer angeſtellt wurde: „Es ſchickt ſich nichts beſſer für ſolche Leute, als wenn ſie von dem Stockhauſe zum Leſepult in der Gemeinde kommen.“ Er hatte wohl recht; denn es iſt allerdings beſſer, als wenn unſere Studenten aus den Bier- und Weinhäuſern, von dem Fechtboden und aus dem gottloſen akademiſchen Leben weg zu dem Tiſch des Herrn und zum Predigtſtuhl kommen.

Wenn nun von einem Manne keine Proben der Art bekannt waren, ſo fragte man wie dort Novatus: „Durch was für Thaten oder durch welchen Wandel hat er dieſes Amt erlangt? Hat er in der Gemeinde von Anfang gelebt? Hat er ihretwegen viele Kämpfe ausgeſtanden? Iſt er in vieler und großer Gefahr geweſen um der Gottſeligkeit willen?“ Konnte er nichts von allem dem aufweiſen, ſo wurde er für untüchtig gehalten, ein ſo wichtiges Amt zu verwalten. Ja, wenn ein fremder und der Gemeinde unbekannter Mann eingeſchoben werden wollte, ſo proteſtirte man feierlich dagegen, beſonders wenn die Gemeinde ruhig war, und man bewährtere Leute haben konnte. Daher ſchrieb ein römiſcher Biſchof an die Chriſten in Frankreich: „es ſey nicht möglich, daß man keinen bekannten und bewährten Mann bekommen könne, es dürfe Keiner aus einer fremden Gemeinde genommen werden.“ Und Gregor der Große verbot ernſtlich, daß Keiner zu ſolchen Aemtern zugelaſſen werde, er ſey denn nicht zu jung und in ſeinem Thun rein. Man müſſe erſt ſein Leben unterſuchen, und nicht mit Liſt und Gewalt durchdringen. Ja, wer Einem, der grobe Sünden bekannt hatte, die Hand auflegte, deſſen Verordnung wurde von der ganzen

Verſammlung für unrichtig erkannt. Und, was noch mehr war, man hielt nicht allein für nöthig, nur fromme Prediger zu wählen, ſondern auch von den Frommen die Allerfrömmſten. Dieſes erkannten auch bei dem Verfall der Kirche viele redliche Herzen und wollten, daß, wo etwa noch eine fromme Obrigkeit war, darauf beſonders geſehen werden möchte. Darum gab Karl der Große den Befehl, keinen Lehrer zu wählen, der nicht wegen ſeines Lebens und ſeiner Weisheit tüchtig dazu ſey, damit er ſeinen Untergebenen mit Wort und Beiſpiel nützen könne. Und der griechiſche Kaiſer Alexius Commenius eifert ſehr wider die, welche den ſchlechten Predigern ein gutes Zeugniß geben zu ihrer Beförderung, weil dieß in der Gemeinde unausſprechlichen Schaden bringe. Vielmehr ſollen hinfort diejenigen, welche die Andern an heiligem Leben übertreffen, ihnen auch bei der Beförderung vorgezogen werden. —

Fragen wir aber, wer die Lehrer erwählt und berufen habe, ſo müſſen wir die Zeiten wohl von einander unterſcheiden. In den erſten Jahrhunderten hatte die ganze Gemeinde dieſes Recht, wie es zur Zeit der Apoſtel mit Matthias, Ap. Geſch. 1, 23., mit Stephanus, 6, 5. 6., und mit den Aelteſten gieng, 14, 23. Darauf bezieht ſich unter Andern auch Chryſoſtomus: „Höre, ſagt er, wie die Apoſtel auch die, denen ſie vorſtanden, zu Rathe zogen. Denn als die ſieben Diakonen verordnet wurden, trugen ſie es zuerſt dem Volke vor; da ſie Matthias erwählten, unterhandelte Petrus zuerſt mit Allen, die da waren, mit Männern und Weibern. Denn dieſe Sache beſtehet nicht im Hochmuth der Vorſteher, noch in der Unterwürfigkeit der Andern, ſondern ſie iſt geiſtlich, und darin vortrefflich, daß ſie für euer Heil wacht, nicht aber noch mehr Ehre verlangt. Denn wir Alle ſollen in der Gemeinde wie in einem Hauſe wohnen und als Ein Leib geſinnet ſeyn unter einander." — Dieſes Recht wurde in der Kirche fleißig beibehalten und gebraucht, indem man es für unbillig, ja für gottlos hielt, daß das Volk deſſelben beraubt würde. Auch machen unzählige Beiſpiele aus der erſten Kirche, viele Verordnungen der Obrigkeit und andere Urſachen die Sache klar. Denn die Nachfolger der Apoſtel, die apoſtoliſchen Väter, berufen ſich getroſt auf die hergebrachte Gewohnheit, und auch die folgenden Kirchenväter bezeugen, daß es ſo in allen Ländern mit der Wahl der Lehrer gehalten worden ſey; man habe einen Aufſeher in Gegenwart des Volks erwählt, welches das Leben eines Jeden wohl kannte. Ja, ſie ſetzen hinzu: „das Volk thue das aus Gehorſam gegen die göttlichen Gebote, und habe Macht, die Würdigen zu erwählen, die Unwürdigen aber zu verwerfen.“ — — Wir enthalten uns billig, einzelne Beiſpiele anzuführen, da Niemand ſolche ſprechende Thatſachen läugnen wird. Dagegen machen wir darauf beſonders aufmerkſam, daß man dem Volk die Perſonen zur Wahl nicht allein vorſtellte, und ihnen weder durch Liſt noch Gewalt die Freiheit nahm, ſie zu verwerfen, ſondern es auch gerne ſah, daß es ſelbſt einige darſtellte. Es kam alſo nicht auf einige Perſonen oder Conſiſtorien an, welche das arme Volk hätte ſcheuen und mit Allem zufrieden ſeyn müſſen, der Lehrer mochte ihm recht ſeyn oder nicht. Noch weniger kam es auf Geſchenke und Gaben, auf Gunſt und Freundſchaft, oder andere verdammliche Wege an, ſondern auf eine gottgefällige, und vom heiligen Geiſt regierte Uebereinſtimmung der Gemeinden, welche noch lauter und durch das Feuer der Trübſal im Glauben bewährt waren.

Die apoſtoliſche Weiſe aber ſcheint bald abgekommen zu ſeyn, indem ſchon aus dem vierten Kanon der Kirchenverſammlung zu Nicäa erhellt, daß man die Wahl eines Biſchofs von drei andern Biſchöfen abhängig macht, und der andern Glieder der Gemeinde mit keinem Worte mehr gedenkt. Damals fieng man überhaupt an, die Gemeinde von ihren meiſten Rechten zu verdrängen; daher war es kein Wunder, daß man ihr auch dieſes wohl gegründete Recht zu nehmen ſuchte. Nun gieng es immer weiter damit und ſpäter hieß es ſogar: „Dem Volk ſoll nicht erlaubt ſeyn, die Prieſter zu wählen, ſondern die Wahl ſoll bei den Biſchöfen ſtehen d. i. die Gemeinde ſoll ihre Lehrer nicht mehr prüfen, ſondern blindlings Alles für gut annehmen, die Schafe ſollen ihren Hirten nicht mehr kennen, ſondern ohne Unterſchied Miethlinge und gute Hirten hören, und mit aller Speiſe vorlieb nehmen.“ — Geſetzt aber, daß Fehler oder gar Exceſſe bei einigen Wahlen vorkamen, ſo hätte man doch die Sache ſelbſt nicht auf einmal wegwerfen ſollen, weil man die herrlichſten Dinge, welche durch die Nachläſſigkeit der Lehrer in Mißbrauch geriethen, ſonſt auch hätte verwerfen müſſen. Wäre das Volk in ſeiner erſten Lauterkeit erhalten worden, ſo hätte man keine Unordnung bei der Wahl beſorgen dürfen. Denn die erſten Gemeinden waren des heiligen Geiſtes voll, und thaten Alles nach des Herrn Willen. Darum ſagt Chryſoſtomus, der gerne Alles wieder nach der erſten Weiſe eingerichtet hätte: „Damals (zu den erſten Zeiten) gieng nichts Menſchliches vor; denn die Lehrer kamen durch den Geiſt der Weiſſagung. Und wie es damals geſchah, ſo ſoll es auch noch geſchehen, wenn wir ohne menſchliche Leidenſchaft ſolche Wahlen halten, und nichts Irdiſches anſehen, noch nach Gunſt oder Haß etwas thun. Das Amt eines Prieſters bedarf einer göttlichen Beiſtimmung, damit derjenige erwählt werde, welcher der würdigſte iſt, gleichwie Timotheus erwählt wurde.“ Ein Anderer bezeugt: „Wer nur von Menſchen ordinirt iſt, der iſt kein Diakon oder Aelteſter in Anſehung Gottes. Darum findet ſich unter den Lehrern keiner, der ſein Pfund verliert, wenn er von Gott ordinirt wird. Wenn er aber ein grober Sünder iſt, ſo iſt er nicht von Gott, ſondern von Menſchen ordinirt, und iſt als ein gemeiner Mann unter denen, die nur Ein Pfund empfangen haben.“ Und an einer andern Stelle: „Ein unwiſſender und boshafter Biſchof iſt kein Biſchof, ſondern trägt ſeinen Namen mit Unrecht, als der nicht von Gott, ſondern nur von Menſchen ordinirt iſt.“ — Der nämlichen Meinung iſt Athanaſius, welcher ausdrücklich bekannte: „Die Wahl und Berufung eines Lehrers müſſe nach dem Befehl des Apoſtels alſo geſchehen, daß ſich das Volk gleichſam mit dem heiligen Geiſt verſammle, unter deſſen Anleitung es einen Vorſteher ſetzen könne, dann müſſe es öffentlich vor den Lehrern Einen dazu auffordern, hierauf weiter nachforſchen und alſo die Sache vollziehen.“ Von einem ſolchen aber konnte Ignaz in Wahrheit ſagen: „Einen Jeglichen, den der Hausvater ſelbſt ſendet in ſeine Haushaltung, muß man aufnehmen wie den, der ihn geſandt hat.“ Dagegen ſah es ſpäter, als die Kirche in Verfall gerieth, in dieſer Beziehung ganz anders aus. „Früher, berichtet ein Schriftſteller von dieſer Zeit, wurden die Lehrer durch Uebereinſtimmung der Geiſtlichkeit durch den Zuruf des Volkes, oft auch durch göttliche Offenbarung erwählt und wider ihren Willen zum Amte gezwungen. Nun kommen ſie dazu durch Ehrgeiz, Begierde nach zeitlichem Gewinn, voll ſchändlicher Bosheit und ohne Beruf, ohne Wahl, ohne Aufforderung, wider alles Recht, durch weltliche Gewalt und Zwang, nicht um zu bauen, ſondern einzureißen, nicht um Frucht zu ſchaffen, ſondern zu rauben und zu ſtehlen.“

Wir wollen nichts von den Apoſteln ſagen, die ihre Schüler nach vorhergegangener Eingebung des Geiſtes zu Lehrern einſetzten, 1 Tim. 1, 18. 4, 14. 6, 12. 2 Tim. 1, 14. Ap. Geſch. 1, 24.; (Einer von dieſen, Klemens von Rom, welchen Paulus Phil. 4, 3. rühmend erwähnt, ſagt von ihnen: „ſie giengen durch Städte und

Flecken, und ſetzten den Glaubigen Aufſeher und Diener, nachdem ſie dieſelben in dem heiligen Geiſt geprüft hatten;" und Euſebius erzählt von Johannes, „er habe Aufſeher eingeſetzt, die ihm von dem Geiſte gezeigt worden ſeyen,") ſondern wollen bloß einige Beiſpiele aus der folgenden Zeit anführen. — So ſchreibt Cyprian: „Ein gewiſſer Celerianus ſey nicht durch menſchliche Beiſtimmung, ſondern durch göttliche Gnade erwählt worden. Anfangs habe er nicht einwilligen wollen, er ſey aber in einem Geſichte des Nachts dazu getrieben worden, daß er es denen nicht abgeſchlagen habe, die ihm riethen. Denn es wäre unbillig geweſen, daß derjenige ohne eine Stelle bei der Gemeinde geweſen wäre, den Gott alſo, durch die Würde der himmliſchen Herrlichkeit, geehrt hätte." Bei der Berufung eines Aelteſten legt er ebenfalls einen göttlichen Befehl zu Grunde, und bemerkt, daß Gott bei jener Wahl ſelbſt Wunder gethan habe. — Ebenſo glaubten alle Anweſenden, daß die Wahl des Ambroſius zum Biſchof nach dem beſondern Befehl und Willen Gottes geſchehen ſey, weil das ganze Volk ſo einmüthig dabei war. Aehnliches leſen wir auch von Andern, was hinlänglich beweist, daß damals die Meinung allgemein verbreitet war, der heilige Geiſt ſetze zu Biſchöfen und Aufſehern in der Kirche Gottes, wen er wolle, Ap. Geſch. 20, 28., weßwegen man ſich nicht wundern darf, wenn eben auf Eingebung dieſes Geiſtes hin oft Männer gewählt wurden, an die man früher nicht dachte (frühere Statthalter, Hauptleute u. dergl.), die aber doch die Gemeinde nach Chriſti Sinn regierten und ſeine Ehre förderten vor allem Volk.

IX.

Von den Pflichten der Lehrer im Allgemeinen.

Wenn man ſich nun ſo ſorgfältig nach den Lehrern umſah, wie es die Apoſtel vorſchrieben, ſo war auch nöthig, daß ſich die Erwählten in der That alſo erwieſen vor Gott und der ganzen Gemeinde. Wir wollen daher hier erzählen, wie die Lehrer ſelbſt insgemein ein heiliges und unſträfliches Leben für unumgänglich nothwendig erkannt und ſich wirklich auch ſo verhalten haben. Die Glaubigen konnten nämlich leicht ſchließen, wenn den Chriſten im Allgemeinen ein untadelhafter Wandel gezieme, und dieſelben immer vollkommener werden müſſen, ſo komme dieß vielmehr denen zu, welche nicht allein in Anſehung ihrer Perſon, ſondern auch ihres Amts ein Vorbild der Heerde ſeyn ſollen. Darum hieß es bei ihnen: „Was von allen Andern geſagt iſt, das geht vielmehr die an, welche Allen zum Beiſpiel dienen und den Andern deſto mehr in der Andacht vorgehen ſollen, je mehr ſie geehrt werden. Denn wenn der Herr dem gemeinen Mann und dem ſchwachen weiblichen Geſchlecht eine ſolche vollkommene Regel des Lebens gegeben hat, um wie viel vollkommener will er die haben, von denen jene lernen ſollen, daß ſie vollkommen ſeyen. Darum, ob gleich Alle der Gerechtigkeit nachtrachten müſſen, ſo müſſen es doch diejenigen am meiſten thun, welche ſolche Ehre von Gott haben, daß ſie der himmliſchen Gnade am nächſten kommen, je mehr ſie von den irdiſchen Lüſten entfernt ſeyn ſollen.“ Oder wie ein Märtyrer ſchreibt: „Es müſſen zwar Alle die Zucht und ein unſchuldiges Leben bewahren, beſonders aber die Vorgeſetzten, welche Andern ein Beiſpiel geben ſollen. Wie könnten ſie ſonſt der Andern Zucht und Unſchuld regieren, wenn von ihnen ſelbſt böſe Beiſpiele und Verderben entſtehen.“ — Dieß leiteten ſie beſonders aus dem alten Teſtament ab, in welchem von den Prieſtern und Leviten die größe Reinheit vor allem Volk gefordert wurde. Sie zeigten, um wie viel mehr nach dieſem Vorbild ein Lehrer im neuen Teſtament an Reinheit des Herzens, an Heiligkeit des Lebens, an Weisheit und Beredtſamkeit in göttlichen Geheimniſſen den gemeinen Mann weit, weit übertreffen müſſe. Denn die Verſtändigen ſahen wohl ein, daß die Gemeinde Gottes nichts mehr zerrütten würde, als wenn man ſagen könnte: „Die Lehrer ſind gottloſer als die Zuhörer.“ — Darüber hatten ſie nun den klaren Willen des Herrn vor ſich, der beſonders von Paulus deutlich und oft verkündigt worden war, — „daß ein Biſchof unſträflich und untadelhaft ſeyn ſolle.“ 1 Tim. 3, 2. Tit. 1, 7. Dieß war zwar nicht ſo zu verſtehen, als ob er keine Sünde oder kein natürliches Verderben mehr an ſich haben dürfe (denn ſo hätte kein Diener in der Gemeinde beſtellt werden können), ſondern daß er keine thun, alſo von aller rechtmäßigen Beſchuldigung derſelben frei ſeyn und den Läſterern keine Gelegenheit geben ſolle. — „Da ſehen wir, ſagt Ambroſius, wie viel von uns Lehrern gefordert wird. Das allgemeine Zeugniß und Gerücht ſoll von unſerem Thun und Laſſen zeugen, damit in unſerem Amte kein Schaden geſchehe, ſondern vielmehr ein Jeder den Herrn wegen ſeinem Diener preiſe und ihn anbete, weil er ſo fromme Knechte hat. Denn dieß gereicht zum Preiſe Gottes, wenn Unſchuld und Zucht in ſeinem Hauſe regiert.“ Chriſtus, der Hausherr, hat vor ſeiner Himmelfahrt nicht allein ſelbſt den Willen ſeines Vaters gethan und gelehrt, ſondern auch den Seinigen aufgetragen, daß ſie die Menſchen lehren ſollen zu halten, was er ihnen befohlen hatte, und es auch ſelbſt halten. Math. 5, 19. 28, 20. Dieſes nahmen die rechten Lehrer wohl in Acht und hielten ſich mit Paulus in der Kraft Gottes, daß ſie nicht Andern predigten und ſelbſt verwerflich würden. 1 Cor. 9, 27. Deßwegen ermahnten ſie einander, daß ſie nach dem Willen des Herrn in aller Gerechtigkeit einhergehen, und zuerſt thun, hernach lehren ſollen, damit ſie ihre Lehre mit einem guten Leben angenehm machen und mit guter Lehre die Erkenntniß einpflanzen. „Die That, hieß es, iſt eher als die Worte. Denn der Herr ſagt im Evangelium: Wer alſo thut und lehret, der wird groß ſeyn. So hört man ja, daß die That vorhergeht und die Lehre folgt. Die erſte Lehre iſt, Gutes thun. Denn wenn die Worte aufhören, ſo lehrt das gute Werk den Menſchen ebendas, indem man ſieht, wie die Herzen durch die Kraft gerührt werden, obgleich die Stimme die Ohren nicht erweckt. Wer wollte ſich nicht wundern und freuen, wenn er ein gutes Werk ſieht, ſo daß er es nachmacht, und einen ſtummen Meiſter daran hat, indem er durch das Beiſpiel gelehrt wird? So gehen alſo die Werke den Worten vor, ja die Worte ohne Werke nützen nichts. Denn alſo hat der Herr befohlen zu lehren, damit nicht die Hoffart der Worte ohne gute Werke unnütz wäre. So werden wir nun beſſer mit der That als mit der Stimme unterrichtet. Die heiligen Märtyrer reden nicht und lehren uns doch mit ihrem Beiſpiel. Die Augen überreden uns eher von etwas, was ſie ſehen, als die Ohren von dem Hören, ſagt Ambroſius. Darum iſt derjenige Lehrer ein rechter Heuchler, welcher das Gute nicht zuerſt thut, ehe er es lehrt. Denn, indem er das Gute lehrt, gibt er ſich bei den Leuten für gerecht aus; indem er aber Böſes thut, macht er ſich ſelbſt in ſeinem Herzen zum Sünder. So laſſet uns das mit der That beweiſen, was wir dem Namen nach ſind, damit der Name mit der That übereinkomme, und die That mit dem Namen. Ach! laſſet den Namen nicht leer, und eure Sünden voll ſeyn, das Bekenntniß göttlich, die That unzuläſſig, die Ehre groß, das Leben ſchändlich!“ — Daher ſingt Gregor von Nazianz:

Willſt du ein Lehrer ſeyn, ſo lehr' in Werken:
Kannſt du das nicht, ſo fang kein Lehren an.
Du biſt ſonſt aus der Hirten Zahl gethan.
Wer kann ſich bei dem leeren Lehren ſtärken?
Du ſchadeſt mehr mit deinem Leben,
Wenn du nur Wort, nicht That willſt geben.
Drum ſchmück' die Lehre mit der That,
Und frag, wer Worte nöthig hat?

Oder in einem andern Lied:

Ein einzig Werk kann gar viel Worte überwiegen;
Ohn' Worte ſind ja viel zu jener Welt gebracht,
Nicht aber ohne That. Wer will mit Worten trügen,
Und nichts im Werk beweist, wird nicht von uns geacht'.

Jener erleuchtete Lehrer war in ſeiner Jugend wegen ausgeſtandenen heftigen Martern ſo weit gefallen, daß er Chriſtum faſt verläugnet hätte. Als er nun einſt in der Gemeinde aus dem fünfzigſten Pſalm die Worte las: „Was verkündigeſt du meine Rechte, und nimmſt meinen Bund in deinen Mund, ſo du doch Zucht haſſeſt?“ — da wurde ſein Herz ſo voll Jammers wegen der Erinnerung an ſeinen früheren Fall, daß er öffentlich Thränen vergoß, und erkannte, wie unwürdig er ſey, den Bund des Herrn in ſeinen Mund zu nehmen. Darauf bezieht ſich auch die Verordnung einer Kirchenverſammlung, welche dem Kirchendiener zu predigen verbot, der den Götzen, aus Zwang oder Furcht vor den Martern, geopfert hatte, ob er gleich nachher widerrief und Reue zeigte. Denn man litt ſolche Heuchler damals nicht in der Gemeinde, geſchweige bei der Aufſicht derſelben, welche Andere lehren wollten, was ſie ſelbſt nicht gethan hatten. Matth. 7, 3. 4. Darum ermahnten die Lehrer mündlich und ſchriftlich zu allem Guten, nicht mit Worten allein, ſondern auch mit ihrem Beiſpiel, damit es nicht ſcheine, als ſtellten ſie nur eine fremde Perſon auf der Kanzel vor. Wie ernſtlich ſprach Auguſtin zu ſeiner Gemeinde: „Ihr ſehet, meine Brüder, mit welchem Zittern ich dieß ſage. Pſ. 50, 16. 17. Wir nehmen den Bund Gottes in unſern Mund, und verkündigen euch die Rechte und Zucht Gottes. Und was ſagt Gott zu dem Sünder? — Was verkündigeſt du meine Rechte, ſo du doch Zucht haſſeſt? — So verbietet er alſo den gottloſen Lehrern das Predigen.

Wo bleibt aber, fährt Auguſtin fort, das Gebot: Matth. 23, 3., was die Lehrer euch ſagen, das thut. — Dieſes iſt darum geſagt, daß ſich nicht fürchten, die es hören, nicht aber, daß diejenigen ſicher werden, welche Gutes reden und Böſes thun.“ — Von eben dieſem Lehrer wurde nach ſeinem Tode gerühmt, daß er nicht allein ein Schriftgelehrter, zum Himmelreich gelehrt, geweſen ſey, ſondern auch Einer von denen, zu welchen geſagt wurde: alſo redet und alſo thut; und von denen, von welchen Chriſtus ſagt: „wer alſo thut und lehrt die Leute, der wird groß heißen im Himmelreich.“ Deßgleichen wird von Gregor von Nazianz erzählt, daß er, als ein Lehrer des wahren Gottesdienſtes, zwar viel mit Worten, aber mehr mit ſeinem Beiſpiel gelehrt habe, er habe ſeinen Zuhörern nichts befohlen, was ſie ihn nicht zuvor ſelbſt hätten thun ſehen.“ Und Gregor dem Großen ſchrieb man auf das Grab:

Er machte ſeine Lehr auch in dem Leben wahr,
Und ſtellt ſich Jedermann zum ſchönſten Muſter dar.

An ſolche Lehrer konnte Jener mit Recht ſchreiben: „Ihr habt nicht allein das lautere Evangelium ohne allen Fehler verkehrter Lehre, ſondern ihr lehret und übet es ritterlich, nachdem ihr keinen Menſchen zum Meiſter annehmet, und euch in der That als Lehrer beweiſet.“ So erklärte auch Tertullian vor den Heiden: „Die Chriſten lehren mit der That und mit Beiſpielen.“ In einer andern Stelle ſagt er: „Die, welche etwas lehren und empfehlen wollen, müſſen zuerſt ſelbſt in der Beobachtung deſſelben erfunden werden, und durch den Nachdruck ihres eigenen Beiſpiels Andere kräftig bewegen, damit nicht die Worte, wenn die That nicht dabei iſt, beſchämt werden.“ Mit ihm ſtimmt Laktantius überein, welcher wider die Heuchler ſchreibt: „Die Frommen müſſen das Gute vielmehr thun, als ſich in die Winkel verkriechen, und nur Andern zu thun befehlen, was ſie ſelbſt nicht thun. Denn wer lehrt, aber es nicht thut, der entzieht ſeiner Lehre den Nachdruck. Wer wollte wohl gehorchen, wenn die Lehrer ſelbſt das nicht befolgen, was ſie Andern auflegen? Es iſt gut, etwas Löbliches befehlen; aber wenn man es ſelbſt nicht ausübt, ſo iſt es eine Lüge und Thorheit, weil man das Gute auf der Zunge und nicht im Herzen haben will.“ — Ferner fragt er die Heuchler: „Soll derjenige, welcher den Leuten Geſetze vorſchreibt und ihr Leben regieren will, thun, was er Andern befiehlt, oder nicht?“ Und antwortet:

„Thut er es nicht, ſo ſind die Gebote ſchon aufgehoben. Denn ſind dieſe gut, und ſetzen den Menſchen in einen glücklichen Zuſtand, ſo darf ſich der Lehrer nicht von der Menge ausſchließen, ſondern muß ebenſo leben, wie er lehrt, ſonſt wird er ſeiner Lehre das Vertrauen nehmen und ſie verächtlich machen, weil er mit den Werken niederreißt, was er mit den Worten aufbaut. Sind ſie aber böſe, ſo iſt er doppelt ſtrafbar.“ Ein Anderer ſetzt hinzu: „Eine Lehre, die mit der That geziert iſt, kommt Allen glaubwürdig vor; ohne dieſes aber iſt ſie lächerlich und macht den Lehrer zum Ankläger ſeiner ſelbſt, wenn er auch noch ſo fleißig lehrt.“ — — Demnach waren folgende Ausſprüche bei den Alten üblich: „Eine Rede hat keine Autorität und Nachdruck, wenn ſie nicht durch Beiſpiele beſtätigt wird. Es iſt gottlos gehandelt, etwas Gutes befehlen, und doch ſelbſt nicht thun. Gott will, daß ein Chriſt den andern erbaue, nicht durch Lehren allein, ſondern auch durch Thun. Er führt die Seinigen nicht ſo oft auf den Weg der Wahrheit, als auf die Sorgen des Lebens. Denn es wird nicht ſowohl auf das geſehen, was man ſagt, als was man thut. Geſetzt, daß man viele Betrachtungen über die Geduld anſtellte, ſie aber nicht zu rechter Zeit erwieſe, ſo werden die Worte nicht ſo viel nützen, als die Werke ſchaden. Wenn man aber vor und nach den Worten die Werke zeigt, ſo iſt man würdig, Andere zu ermahnen, weil Chriſtus nur die ſelig preiſt, welche es thun und lehren. Du ſiehſt alſo, daß er das Werk voranſetzt, die Lehre hernach. Geht nun die That vorher, ſo iſt es ſchon genug zur Lehre denen, die auf uns ſehen, wenn auch keine Worte folgen. Darum laſſet uns ja mit allem Fleiß eher mit Werken als mit Worten lehren! Von einem Lehrer iſt es ſehr verdrießlich, wenn er es ſagt, und nicht thut, befiehlt, und ſelbſt nicht gehorcht. Denn er wird ſogar durch das Beiſpiel eines gehorſamen Zuhörers beſtraft, weil er Andern etwas zu thun gibt, was er ſelbſt nicht verſucht hat. Er iſt ſein eigener Richter, wenn er wohl lehrt, und übel lebt. Denn durch ein gutes Leben und Lehren wird das Volk erbaut; aber durch ein gutes Lehren und böſes Leben zeigt er Gott, wie er ihn verdammen ſoll. — Was ſollte aber ein ſolcher Weltmenſch lehren können, der den Fußtapfen Chriſti nicht folgt? Sollte er Keuſchheit lehren, die er ſelbſt nicht hat, oder den Glauben, den er nicht kennt, die wahre Lehre, der er nicht folgt? Nein, er hat die teufliſche Klugheit dieſer Welt, und nicht die göttliche.“ — — Nebendem aber, daß Lehre und Leben unzertrennlich beiſammen ſeyn müſſe, erinnerten ſie auch daran, daß es die Sichern gleichwohl nicht unterlaſſen, ſich nach dem Beiſpiel ihrer Vorgänger zu richten. „Geſetzt nun, ſagten ſie, daß ein böſer Lehrer immer ruft, man ſolle nicht nach ſeinem Leben, ſondern nach ſeiner Lehre thun, Matth. 23, 3., und ſich alſo ſelbſt für einen verdammlichen Phariſäer ausgibt, der das Weh ſiebenfach auf ſich hat, ſo wird ſich doch der Gottloſe nicht daran kehren und ſagen, dieſes Urtheil ſey unrecht. Denn was ſoll das Volk thun, wenn es durch Wollüſte und böſe Werke ſeines Vorſtehers zu ähnlichen Greueln gereizt wird? Sollte es nicht für zuläſſig halten, was von demſelben gethan wird, als ob es erlaubt wäre? Ja, die Leute meinen, das ſey ganz löblich, was ihr Aufſeher für angenehm oder nützlich hält. Sollte da nicht das Volk, wenn ein ſolcher etwas in der Gemeinde verbietet, heimlich ſagen: warum thuſt du ſelbſt nicht, was du ſagſt? Darum iſt das ein recht zärtlicher Lehrer, der mit vollem Bauch und rothen Backen vom Faſten predigt. Ein Mörder kann gar wohl auf den Geiz ſchelten. Bei einem Diener Chriſti aber muß Herz, Mund und Hand übereinſtimmen. Es gibt leider Menſchen genug, die ihr böſes Leben durch das Beiſpiel ihrer Lehrer entſchuldigen, und in ihrem Herzen oder auch wohl mit dem Munde ſprechen: thue erſt ſelbſt, was du Andern befiehlſt! Ein ſolcher Lehrer aber, der ſeine Zuhörer mit Worten erbaut und mit Werken ärgert, der ſchließt das Reich Gottes zu, kommt ſelbſt nicht hinein und läßt auch Andere nicht hinein.“ — In dieſer Hinſicht that jener Lehrer ſehr wohl daran, daß er ſich vor ſeine Zuhörer hinſtellte, ſich auf ſeinen unſträflichen Wandel berief und ſprach: „Ich lebe vor euren Augen. Ich weiß, daß die, welche gerne frei leben möchten, ſich mit anderer Leute Beiſpiel behelſen oder ſie verleumden, damit ſie Ihresgleichen haben. Darum will ich nun, daß ihr auf mein Thun und Laſſen Acht gebet. Ich verlange nichts von euch als die wahre Gottſeligkeit.“ Ein Anderer ſprach: „Ein Prediger muß zu den Verächtern ſeiner Ermahnungen getroſt ſagen können: denket doch an das künftige Gericht. Wer aber nicht ſebſt daran denkt, wie wird er es Andern ſagen können? — Zu den Weltkindern muß er ſagen können: habt nicht lieb die Welt; aber die Weltliebe muß ihm ſelbſt ſchon vergangen ſeyn. Er kann zu keinem Hoffärtigen ſagen: lege den Ehrgeiz ab, wenn dieſer ihn ſelbſt ſtürzt; — zu den Trunkenbolden: hütet euch vor der Völlerei, wenn er ſich ſelbſt voll ſauft. Den Verſchwendern kann er die Mäßigkeit nicht anpreiſen, wenn er ſie ſelbſt verachtet. Den Geizigen kann er die Geldliebe nicht abrathen, wenn er ſelbſt damit behaftet iſt. Ein Feindſeliger kann die Zänkiſchen nicht zum Frieden bringen. Wie will er den Richtern von der Gerechtigkeit predigen, wenn er dieſe ſelbſt beleidigt? Die Unterdrückten kann er nicht vertheidigen, weil er die Perſon anſieht. Und was er Gutes unterläßt und Böſes thut, das darf er weder verbieten noch gebieten, weil er den nöthigen Nachdruck verloren hat durch ſeine ſchlimme Thaten.“ —

Fromme und gottſelige Lehrer beſtärkten alſo ihre Untergebenen in dem wahren Weg zum Leben, gleichwie die Böſen das Volk in zeitliches und ewiges Verderben ſtürzten. Denn es traf ein, was Hieronymus zur Warnung an ſeinen Freund ſchreibt: „Auf dich ſind Aller Augen gerichtet. Dein Haus und dein Wandel ſind gleichſam auf eine Warte oder hohen Thurm geſtellt. Deine Hauszucht iſt eine Meiſterin der öffentlichen Kirchenzucht. Was du thun wirſt, das meinen Alle, daß ſie es thun müſſen. Darum ſiehe zu, daß du nichts begehſt, wovon diejenigen übel reden können, die dich zu verleumden ſuchen, oder was die nachthun könnnen, welche dir gerne in Allem nachfolgen möchten. Die Herzen der Schwachen werden durch das Leben eines böſen Aelteſten verwundet; die aber, welche ſicher ſind, verfallen um ſo tiefer in die Sünden, weil die Beiſpiele immer kräftiger ſind als die Worte.“ Gregor der Große ſetzt hinzu: „Der Nachdruck der Lehre geht ebendadurch verloren, wenn das Wort nicht mit dem Werke bekräftigt wird; und wer ſeines Lebens wegen in Verachtung kommt, deſſen Predigt wird gleichfalls verſchmäht.“ — Demnach ſollen nicht bloß gemeine Chriſten, die dem Laſter ergeben ſind, aus der Gemeinde ausgeſtoßen werden, ſondern auch die Prediger, deren böſes Leben Viele verführt. „Niemand thut ja, wie die Alten ſagen, in der Kirche größeren Schaden, als wer verkehrt lebt, und doch ein Lehrer ſeyn will. Denn Keiner will ihn wegen ſeiner Sünde ſtrafen, und die Schuld wird ſehr zum Beiſpiel genommen, wenn der Sünder zu Ehren des Predigtamts noch dazu geehrt wird. — Die böſen Prieſter machen, daß das Volk in Sünden einſchläft, die frommen aber erwecken es vom Schlaf der Sicherheit, und machen, daß es in guten Werken wacht.“ Daher klagt ſchon Tertullian zur Zeit der Verfolgung: „Wenn die Führer ſelbſt fliehen, wie ſoll es ein gemeiner Chriſt beſſer verſtehen? Wer will die Andern überreden, daß ſie Stand halten und männlich ſtehen?“ Und Andere in ſpäterer Zeit:

Schaut, die arme Heerd' betritt ihres falſchen Hirten Weg!
Irret er, ſo irrt ſie mit, es mag krumm und abwärts gehen,
Ach! ſo folgt ſie ſeiner Spur; denn ſie kann den beſſern Steg
Von ſich ſelber finden nicht, noch die rechte Bahn erſehen.
Er trägt Milch und Woll davon, gibt den Wölfen Fleiſch und Haut.
Weh den Schafen, die da ſind einem ſolchen anvertraut!

* * *

Wer ſeinen Sinn beherrſcht, und göttlich kann regieren,
Der mag ein Führer wohl in der Gemeinde ſeyn.
Wer nicht ſein eigen Herz vor Gott bewahret rein,
Wie kann der Miethling doch die ganze Heerde führen?

Daraus nun war den erleuchteten Herzen klar, daß Alles, was von verkehrten Lehrern komme, ſchädlich und verdammlich ſey. Ihre Lehre war zwar ihr vornehmſtes Werk; weil aber alle ihre Werke böſe waren, ſo erinnerte man ſich, daß der Heiland befohlen hatte, man ſolle nicht darnach thun. „Denn, wie Luther ſagt, wo das Leben nicht gut iſt, iſt es ſelten, daß Einer recht predigt, er muß immer wider ſich ſelbſt predigen, was er ſchwerlich thut ohne Zuſatz und Nebenlehren. Wer um zeitlichen Genuſſes, Gunſt, Ehre und Guts willen predigt, der wird alſo predigen, daß er ſelbſt verdammt wird, ob er gleich recht prediget. Nun aber laſſen dieſe nicht recht predigen; darum ſagt Paulus, daß ſie nicht allein umſonſt laufen (und predigen), ſondern auch ſelbſt verworfen werden. Wenn alſo bei den Predigern die Weiſſagung erfüllt wird, daß das Geſetz bei dem Prieſter nicht mehr iſt, Ezech. 7, 26, ſo iſt nicht allein aus der Apologie der Augsburgiſchen Confeſſion von dem Papſtthum, ſondern auch aus allem verderbten Zuſtand des Lehrſtands gewiß, daß ihren verkehrten Sätzen nicht zu folgen ſey. Ihr Otterngezüchte, ſagt der Heiland, wie könnt ihr Gutes reden, dieweil ihr böſe ſeyd? Ein böſer Menſch bringt ja Böſes hervor aus ſeinem böſen Schatz! Matth. 12, 34. 35. Ein Gottloſer kann nichts Rechtes lehren, denn es kommt nicht von Gott, Sirach. 15, 9., ſondern vom Teufel, der das Wort auch anführte, aber verkehrt und verſtümmelt, daß es nicht mehr Gottes Wort blieb. Denn zur rechten Lehre gehört die Weisheit, ſo gibt Gott Gnade dazu." — Aus dieſem Grunde ſchreiben die Alten: „Die guten Lehren ſind zur Seligkeit nichts nütze, wenn das Leben mit Sünden befleckt wird. Wenn Einer gleich unzählige Worte ſpricht, und es nicht zu ſeiner Zeit mit der That beweiſt, ſo werden die Worte nicht ſo viel nützen als die Werke ſchaden. Ein Aufſeher darf von der Zeit ſeiner Wiedergeburt an kein böſes Gewiſſen mehr haben. Denn wie kann er ſonſt das Uebel aus der Gemeinde wegſchaffen, wenn er in ſolche Laſter fällt?“ Wer recht lehrt, aber gottlos lebt, der reißt mit ſeiner Bosheit wieder ein, was er zu bauen ſcheint. Er baut den Himmel mit Worten, aber die Hölle mit dem Leben; die Zunge widmet er Gott, die Seele dem Teufel.“ — Gleichwie nun die Welt insgemein den heiligen Geiſt nicht empfangen kann, Joh. 14, 17., alſo glaubten auch die erſten Chriſten, daß ihn vielweniger weltlich geſinnte Lehrer haben können. Der Märtyrer Cyprian ſagt ausdrücklich: „Das Opfer (oder der Gottesdienſt) kann nicht geheiligt werden, wo der heilige Geiſt nicht iſt, und der Herr iſt Keinem durch deſſen Dienſt nützlich, der ihn ſelbſt beleidigt hat.“ Und abermals: „Durch diejenigen allein können die Sünden vergeben werden, welche den heiligen Geiſt haben.“ Joh. 20, 22. 23. — Ja, man erkannte auch in den folgenden Zeiten denjenigen nicht für einen Lehrer, der nicht gerecht lebte, ſondern man ſagte ungeſcheut, „es haben ihn nur Menſchen, nicht aber Gott verordnet. Man müſſe aus den Wirkungen erkennen, wer von Gott verordnet ſey, oder von Menſchen. Denn wer ſein Amt redlich verrichte, der ſey offenbar von Gott verordnet; wer aber ſein Amt nicht wohl vollführe, der ſey von Menſchen eingeſetzt.“ Auf ſolche Art lernten ſie Alle an ihren Früchten erkennen und blieben dabei, daß der heilige Geiſt zu ſolchen wichtigen Werken unumgänglich nöthig ſey. „Denn, ſagt wieder Cyprian, wie kann Einer das geben, was er ſelbſt nicht hat, oder wie kann der geiſtliche Dinge verrichten, welcher den heiligen Geiſt verloren hat? Wer noch von den Banden ſeiner Sünden gefeſſelt iſt, der kann weder binden noch löſen. Der Herr hat nicht zu Räubern oder Wucherern oder andern Sündern geſagt: „nehmet hin den heiligen Geiſt u. ſ. w.“ Demnach war es nicht genug, wenn Einer ſich eigenmächtig Chriſti Diener nannte, oder an Petri und Pauli Stelle zu ſeyn vorgab; ſondern man bezeugte jedem Heuchler, daß die nicht immer Kinder der Heiligen ſeyen, die ihre Stelle einnehmen, ſondern die, welche nach ihren Werken thun.“

Ferner war es bei den erſten Gemeinden nichts Ungewöhnliches, daß ſie folgende Eigenſchaften von einem Prediger verlangten: „Er muß zuerſt gereinigt werden, ehe er Andere reinigen will, muß zuerſt ſelbſt weiſe ſeyn, ehe er die Weisheit lehrt, ſelbſt vorher ein Licht werden, und hernach erleuchten, er muß zuerſt ſelbſt zu Gott nahen, hernach auch Andere hinzuführen, geheiligt werden, und dann erſt heiligen, Hände bekommen, ehe er Andere führt, Rath haben, ehe er ihn braucht.

Es muß eine reine Hand ſeyn, welche von beſudelten Gefäßen die Flecken abwaſchen ſoll; denn wenn etwas Unreines das andere berührt, ſo wird es noch ärger. Darum wird zu den Lehrern geſagt: Reiniget euch, die ihr des Herrn Geräthe traget, Eſa. 52, 11. Wenn aber das Gegentheil geſchieht, wie ſoll derjenige das Uebel von den Schafen wegthun, welcher in gleichen Sünden oder in noch größeren ſteckt? Ein ſolcher iſt kein Haushalter, ſondern ein Verderber. Der Herr aber iſt ein Haushalter.“ —

Bis hieher haben uns die Alten gezeigt, wie nothwendig ein gottſeliges Leben für die Lehrer ſey; nun wollen wir uns auch von ihnen das Verhalten derſelben kürzlich vor Augen legen laſſen. Insgemein hatten ſie das Muſter und die Worte des Apoſtels Paulus vor Augen und hielten ſich namentlich an die Briefe an den Timotheus und Titus. Dieſen zufolge ſollte ein Biſchof oder Vorſteher unſträflich und untadelhaft ſeyn, d. i. Niemand ſoll ihn einer vorſätzlichen Sünde zeihen können, oder, er ſoll nicht allein ſich ſelbſt nichts Böſes bewußt ſeyn, ſondern auch Keinem Anlaß geben, ihn deſſen zu beſchuldigen. Sie glaubten alſo, daß Gott einen Prediger der himmliſchen Lehre frei haben wolle von der Sünde, damit er ſeine Ausſprüche mit einem reinen Munde und mit reinem Herzen vortragen möge. Daher ermahne Paulus, man ſolle dieſe Gabe nicht aus der Acht laſſen, damit man nicht durch Nachläſſigkeit der Verkündigung des Worts unwürdig werde. Beiße einen Lehrer ſein böſes Gewiſſen, wie möge er das Uebel aus der Gemeinde thun, da er ſelbſt in Sünden gefallen ſey? Oder mit welcher Freudigkeit könne er andere Sünden ſtrafen, da er ſich ſelbſt heimlich ſagen müſſe, er habe gethan, was er ſtrafe. Er werde durch wenige Sünden mehr Aergerniß geben, als ſeine Schriften in ganzen Folianten beſſern können. Nur wo die Gnade herrſche, da bereite ſie einen ſolchen Mann zum Diener des Worts, der nichts in ſich habe, was zur Hölle führe, und viel ſtärker ſeyn werde wider die Sünde, als alle Andere. — Darauf ſah man nun in den erſten Gemeinden ſo genau, daß man Keinen zum Dienſte des Worts zulaſſen wollte, der zuvor einer Sünde wegen berüchtigt war, ob er gleich dafür Buße gethan hatte. Die erſte Kirchenverſammlung zu Toledo z. B. beſchloß: „Wir halten dafür, daß kein Büßender zum Kirchendienſt gelaſſen werde, d. i. Keiner, der nach der Taufe wegen eines Mords oder anderer ſchweren Sünden öffentlich Buße gethan, und vor dem Altar verſöhnt worden iſt.“ Eine andere ſetzte noch hinzu, „daß auch der abgewieſen werden ſolle, welcher bei der Ordination eine Todſünde bekannt habe. Kurz, man wollte dieſes Amt ſo untadelhaft geführt wiſſen, daß man ſagte, ſelbſt diejenigen Dinge, welche einem gemeinen Chriſten keinen Schandflecken anhängen, können einen Lehrer untüchtig oder wenigſtens verächtlich machen. Denn, hieß es, ſollen die Chriſten insgemein Niemand ein Aergerniß geben und einen guten Wandel führen auch vor denen, die draußen ſind, ſo iſt es noch vielmehr nöthig bei ihren Vorſtehern, welche, wenn ſie auch ein gutes Gewiſſen beſitzen, doch um der Boshaften willen vor Allen ein gutes Zeugniß haben müſſen. Darum ſchrieb ſchon Ignaz: „Die Diener der Geheimniſſe Jeſu Chriſti ſollen ſich in Allem durchaus wohl verhalten; denn ſie ſind nicht Verwalter über Speiſe und Trank, ſondern Diener der Gemeinde Gottes. Darum ſollen ſie ſich vor Beſchuldigungen wie vor einem brennenden Feuer hüten.“ Auch in den folgenden Zeiten forderte man ein ſolches unſchuldiges Leben von ihnen, das nicht den geringſten böſen Schein haben durfte. Es wurde nicht nur von der Obrigkeit, ſondern auch in der Gemeinde einſtimmig beſchloſſen, daß ein Aufſeher einen geringen Hausrath und Tiſch halten und das Anſehen ſeiner Würde im Glauben und guten Wandel und alſo in keinem äußerlichen Ding ſuchen ſolle. „Wie die Prieſter im alten Teſtament, ſagt Origenes, ihre Opfer ohne Fehl bringen mußten, alſo muß derjenige zuſehen, welcher das Evangelium verkündigt, daß kein Fehl oder Flecken in ſeiner Predigt ſich zeige, kein Mangel in ſeiner Lehre, keine Schuld in ſeinem Dienſte, ſondern daß er ſich ſelbſt zuerſt Gott aufopfere, ſeine Glieder der Sünden tödte, ſich ſelbſt den Laſtern gleichſam abſchlachte, damit ſein Opfer durch ſeine Lehre und Beiſpiel Gott angenehm werde zum Heil ſeiner Zuhörer.“ — Dieß gaben die Lehrer gerne zu, und legten ſelbſt von ſich folgendes Bekenntniß ab: „Wer Andere regieren will, muß nothwendig die Andern im Guten ſo weit übertreffen, daß er gleichſam als die Sonne die andern Sterne mit ſeinem Glanze verdunkelt. Er muß ein unbeflecktes und ordentliches Leben führen, damit Alle auf ihn und ſein Leben, als auf ein vortreffliches Muſter ſehen können. Von den Kirchendienern wird nichts Gemeines gefordert, nichts, was ſonſt gewöhnlichen Leuten zuſteht. Die außerordentliche Wichtigkeit des Amts erfordert einen mäßigen, verſtändigen Anſtand, ein geſetztes Leben und einen großen Ernſt. Denn, wie kann das Volk ſich vor dem ſcheuen, der nichts Ausgezeichnetes vor demſelben hat? Was ſoll es an ihm loben, wenn es nichts an ihm ſieht und erkennt, was über daſſelbe iſt, oder wenn es gar an ihm findet, deſſen es ſich ſelbſt ſchämen würde? Demnach ſoll jede Verrichtung eines Vorſtehers andere Werke der Chriſten ſo weit übertreffen, ſo weit das Leben eines Hirten von dem Leben der Heerde entfernt iſt. Er ſoll ſtets daran denken, wie nöthig es ihm ſey, die rechte Regel zu beobachten, da er das Volk eine Heerde heißt, welche mit ihm, als ihrem Hirten, der nothwendig weiſer, heiliger und beſſer ſeyn ſoll, verglichen wird.“ —

Auf ſolche Weiſe ſprachen ſich die Alten über dieſen Gegenſtand aus, um theils ſich ſelbſt, theils Andere zu erwecken und vor aller Sicherheit und Nachläſſigkeit zu bewahren. Man ſieht in ihren Schriften, daß ſie die Sünden der Lehrer nicht als gering, ſondern vielmehr als ſchrecklich beſchrieben, daß ſie den Nachläſſigen keine Polſter unterlegten oder ihre Bosheit entſchuldigten, ſondern ſie ernſtlich ſtraften, und die Pflichten des Hirten auf das Höchſte trieben. Daher folgende Zeugniſſe: „Die Gottſeligkeit eines Lehrers darf nicht mittelmäßig ſeyn, er ſoll ſich nicht allein hüten, daß er ſchweren Sünden nicht zu nahe komme, ſondern auch mit den allerkleinſten nichts zu thun habe. Er ſoll barmherzig ſeyn, ſoll die Gefallenen zurückrufen, mit den Elenden leiden, Sanftmuth bewahren, Gottſeligkeit üben und den Zorn meiden. Er muß eine Poſaune ſeyn, um das Volk zur Andacht zu ermuntern und zur Ruhe zu bringen. Er muß unſchuldig in Lehr und Leben ſeyn, und dasjenige fliehen und meiden, was an Andern eben keine Sünde zu ſeyn ſcheint. Er muß Allen ein Beiſpiel werden in allen Tugenden der Gottſeligkeit und Ehrbarkeit.“ Darauf ſah namentlich der berühmte Chryſoſtomus, welcher ſeine untergebenen Prediger dahin zu bringen ſuchte, daß ſie genau nach der Regel lebten, und die nicht zuließ, welche dawider handelten. Er ſagte ausdrücklich: „Diejenigen können die Würde des Predigtamts nicht genießen, welche kein rechtſchaffenes Leben führen.“ Er gieng aber auch hierin Allen mit ſeinem Beiſpiel voran und reizte Viele, die ihn hörten, zur Gottſeligkeit. Denn er führte, wie die Geſchichte ſagt, ein göttliches Leben, und erweckte die Herzen ſeiner Zuhörer, daß ſie ſeiner Gottesfurcht nacheiferten. Sein Wandel war ernſthaft und würdevoll, ſeine Lehre lauter und trefflich. Darum brachte er diejenigen, welche ihn hörten, leicht auf ſeine Meinung, weil er nicht nach der Kunſt oder Gelehrſamkeit, ſondern lauter und nach der Wahrheit die Schrift erklärte. Eine Predigt, die mit den Werken geziert wird, iſt billig für glaubwürdig zu halten, wo nicht, ſo iſt der

Prediger ein Betrüger, und tadelt ſeine eigene Worte, und wenn er im Lehren noch ſo fleißig wäre. Aehnliches wird auch von andern Vorſtehern gerühmt. Kurz, die rechtſchaffenen Hirten dachten immer mit Furcht und Zittern an die Worte und Beiſpiele der Apoſtel, an die Anweiſungen des Erzhirten ſelbſt und an ſein Beiſpiel; darum läugneten ſie die ſchweren Pflichten nicht, die ſie übernommen hatten. Ein bewährter Bekenner Jeſu ſchreibt: „Die Apoſtel wollten diejenigen in allen Stücken vollkommen und untadelhaft haben, denen ſie die Gemeinden anvertrauten, und die ſie zu ihren Nachfolgern hinterließen. Denn, wenn ſie rein und lauter wandelten, war der Nutzen ſehr groß; wenn ſie aber gefallen wären, wäre es ein großes Unglück geweſen.“ Ein Anderer ſagt: „Diejenigen ſeyen Pharaos Prieſter, und nicht Gottes, welche nicht Alles verläugnen, was ſie haben. Je näher ſie bei Chriſto zu ſeyn hoffen, je genauer müſſe ihr Wandel nach ſeiner Lehre und ſeinem Beiſpiel eingerichtet ſeyn, welches von nichts als von Verläugnung rede.“ Deßwegen war in ihren Augen das Lehramt eine hochwichtge und ſchwere Sache, daß es, wie wir geſehen haben, etwas Seltenes war, wenn Jemand in den erſten Zeiten ein Biſchofsamt begehrte. Den guten Leuten ſchauderte ſo zu ſagen die Haut, wenn ſie an die Schwierigkeiten und Gefahren dieſes Amts dachten. Da bildete ſich Niemand ein, er ſey heilig oder ſelig, weil er ſich einen Diener Chriſti nannte. „Wir, die wir Lehrer ſind, müſſen wiſſen, ſagten ſie, daß wir deßwegen nicht ſogleich ſelig ſind, weil wir Lehrer ſind. Kann Einer kaum für ſich ſelbſt am Tage des Gerichts Rechenſchaft geben, was wird mit den Predigern geſchehen, von welchen alle Seelen gefordert werden ſollen?“ Ezech. 3, 18. Ebr. 13, 17. Vor einem ſolchen Amt müſſen ſelbſt die Engel erzittern, geſchweige denn arme Menſchen, weil es auch ſonſt ſehr ſchwer iſt, einen Menſchen zu regieren, der ſo veränderlich und eigenwillig iſt. Ja, es iſt die Kunſt aller Künſte, und die allerſchwerſte Sorge, Seelen zu regieren, da es dem Menſchen ohnehin ſo ſchwer wird, wenn er ſich ſelbſt recht regieren ſoll. „O ich Unglücklicher, ruft Einer im Hinblick auf die künftige Verantwortung aus, wo ſoll ich mich hinwenden, wenn ich einen ſo großen Schatz und dieſe theure Beilage, die Chriſtus für koſtbarer gehalten hat, als ſein eigenes Blut, nachläſſig verwahre? Wenn ich das Blut des Herrn, wie es vom Kreuze floß, geſammelt hätte und es ſtände bei mir in einem Glaſe verwahrt, das ich oft mit mir herum tragen müßte, wie würde mir bei ſo großer Gefahr zu Muthe ſeyn?

Wenn Paulus bezeugt, er ſey unſchuldig an Aller Blut, Ap. Geſch. 20, 26., ſo werden alle diejenigen daran ſchuldig, die zwar Prieſter heißen, aber zu ihren eigenen Sünden noch die der Zuhörer häufen, und, ſo zu ſagen, noch mehr Todſchläge begehen, weil ſie ſo viele Seelen ermorden, ſo viel ſie von denſelben zum Tode gehen ſehen und dabei lau ſind und ſtill ſchweigen.“ — Dieſe Erinnerungen wurden hernach um ſo nöthiger, je ſicherer die Lehrer zu werden anfiengen. Daher ſchreibt Auguſtin an einen Freund: „In dieſem Leben und beſonders zu dieſer Zeit iſt nichts leichter und den Leuten angenehmer, als das Amt eines Biſchofs, eines Aelteſten oder eines Diakons, wenn man die Sache nur ſo obenhin und heuchleriſcher Weiſe treibt. Aber vor Gott gibt es nichts Elenderes, Traurigeres und Verdammlicheres, ja auch in dieſem Leben, und hauptſächlich zu dieſer Zeit Schwereres und Gefährlicheres, als ein ſolches Amt.“ — Zu ſeiner eigenen Gemeinde aber ſprach er alſo: „Ob ich gleich für die Laſt meiner Bürde Tag und Nacht ſorgen muß, ſo muß ich doch deſto ernſtlicher daran denken, je älter ich werde und je näher ich meinem letzten Tag komme. Es macht mir viel Kummer, wie ich meinem Gott werde Rechenſchaft geben können von euch Allen. Denn das iſt der Unterſchied zwiſchen mir und euch, daß ihr nur für euch werdet Rechenſchaft geben müſſen, ich aber für mich und für euch. Deßwegen iſt meine Bürde nur um ſo größer.“ — Eben dieſer aufrichtige Mann erzählt, daß er vor ſeiner Erleuchtung das Biſchofsamt für eine liebliche und herrliche Sache gehalten habe wegen der äußerlichen Ehre, die dieſem Amt von den angeſehenſten Männern widerfahren ſey, er habe daher Ambroſius für einen glücklichen Mann gehalten, weil er ſo viel Achtung von den größten Männern genoß; allein, fährt er fort, ich konnte nicht merken und hatte auch noch nicht erfahren, welchen Kampf er kämpfte wider ſolche Verſuchungen der Ehre und alles Böſe, was für einen Troſt in ſeinen Widerwärtigkeiten er hatte, wie ſein Herz das Wort des Herrn immer in ſich ſelbſt wiederholte. Es umgab ihn ſtets eine Menge Volks, für deſſen Bedürfniſſe er ſorgte.“ Und Ambroſius ſelbſt ſagte aus Erfahrung: „Die Ehre eines Biſchofs iſt vor Menſchen zwar groß; aber das Elend iſt deſto größer, wenn er fällt. Denn je höher er zu ſeyn ſcheint, je ſchwerer iſt der Fall, wenn er durch Nachläſſigkeit geſchieht. Darum gehört zu einer großen Stufe große Vorſicht. Wem viel vertraut iſt, von dem wird man viel fordern.“ Und Hieronymus warnt alle Unvorſichtige nach Hoſ. 4, 6. „Laſſet uns nicht ſowohl froh ſeyn, wenn uns Ehrenſtellen angeboten werden, als vielmehr immer fürchten, daß uns die Ehre verdammen werde, wenn wir ſie nicht recht gebrauchen. Die Lehrer ſind hochzuſchätzen; aber ihr Fall iſt auch ſehr groß, wenn ſie ſündigen. Freut man ſich, wenn man zu einem ſolchen Amt kommt, ſo fürchte man ſich auch vor dem Fall. Denn wir müſſen nicht allein von unſern Sünden Rechenſchaft geben, ſondern auch von allen Andern, deren Gaben wir mißbrauchten, und nicht um ihre Seligkeit bekümmert waren.“ — Gleichwie aber die rechten Hirten nach dem Herzen Gottes Alles vermochten durch Den, der ſie mächtig machte, Chriſtum, ſo half er ihnen auch bei dieſen Schwierigkeiten treulich durch, und rüſtete ſie mit allen nöthigen Kräften aus, weil ihm ſelbſt am meiſten an ihrer Arbeit gelegen war. Wer alſo treu war und ſich von dem Hausherrn gebrauchen ließ als ein gereinigtes Gefäß, der empfing täglich neue Kraft wider alle Hinderniſſe, und richtete ſein Amt redlich aus. Darum konnte ſich Paulus auf das Zeugniß ſeiner Zuhörer berufen, daß ſein Wandel unter ihnen heilig und gerecht und unſträflich geweſen ſey. Ueberhaupt aber zeigt die Kirchengeſchichte, was für eine Treue, welchen Eifer, Arbeit und Gottſeligkeit die erſten Lehrer mitten unter den ſchwerſten Verfolgungen bewieſen haben, wie man gar wohl im äußerlichen Frieden vor Gott ſein Amt untadelhaft führen könne, da dieß bei ſo vielen Tauſenden unter der größten Unruhe und bei dem größten Widerſtand der gefährlichſten Feinde geſchehen ſey. Sie blieben ihrem Herrn und Meiſter bis in den Tod getreu und gehorſam und verließen in der größten Gefahr ihre Schafe nicht. Ihr Eifer um ſie war göttlich, ihr Fleiß unverdroſſen, ihre Lehre lauter und kräftig durch den heiligen Geiſt, der in ihnen wohnte, ihr Leben ein herrliches Muſter und Vorbild der ganzen Heerde. Damals hörte man keine Klage über allzuſchwere Arbeit und Mühe, keine Entſchuldigung der Laſter an Lehrern und Zuhörern, man hörte von keinen fleiſchlichen Begierden und öffentlichen Aergerniſſen unter den Dienern des Worts. Da konnten die Lehrer mit Recht Engel heißen, die ſich den Namen nicht ſelbſt aus Hoffart beilegten, ſondern ihn von dem heiligen Geiſt bekamen, und dadurch zu einem deſto reineren Wandel angetrieben wurden. „Dieß, hieß es, iſt ein wahrer Aelteſter der Gemeinde und ein rechter Diener des göttlichen Willens, welcher thut und lehrt, was göttlich iſt, nicht als Einer, der bloß von Menſchen verordnet, oder nur deßwegen für gerecht gehalten wird, weil er ein Aelteſter iſt, ſondern der als ein Gerechter in den Aelteſtenſtand verſetzt wurde. — So verhielt ſich unter vielen Andern Baſilius der Große, deſſen Leben und Wandel ſeine Zuhörer ſo unſträflich fanden, daß ſie ihn zum Beiſpiel aller Tugenden annahmen. —

Wie ſollte aber eine ſolche Gnade ohne Frucht geweſen ſeyn? Die theuren Verheißungen des Herrn ſammt den Geſchichten der erſten Gemeinden verſichern uns, daß keine Arbeit von ſolchen Lehrern vergebens geweſen ſey. Wir finden ſchon in der Apoſtelgeſchichte eine unausſprechliche Herrlichkeit, welche Gott durch den Dienſt der Apoſtel und Anderer geoffenbart hat. Nachher zeigte beſonders Ignaz an ſeinem eigenen Beiſpiel und an einem andern, was ein getreuer Diener Chriſti ausrichten könne. Mit welcher Freudigkeit mochte er wohl an jene Gemeinde geſchrieben haben, als er Hirten und Schafe in ſo völligem Glauben und Liebe ſtehen ſah. „Ich habe, ſchreibt er, an eurem Vorſteher, ein Beiſpiel von eurer Liebe geſehen und bei mir bewahrt. Sein äußerlicher Wandel iſt ſchon ein großer Unterricht und ſeine Sanftmuth iſt eine Kraft, wodurch auch die Gottesläugner beſchämt werden können.“ — Der Hauptzweck ihres Predigtamts war nämlich der, daß das Wort Frucht bringen möge zum ewigen Leben, und die Menſchen aus ihrem verdammlichen Zuſtande geriſſen, mit Gott aufs Innigſte wieder im lebendigen Glauben verbunden werden möchten. „All unſer Fleiß und Mühe, ſagten ſie, gehet auf den innern Menſchen. Unſer Vorſatz iſt, daß die Seelen gereinigt und verſorgt werden. Unſere Abſicht iſt, der Seele gleichſam Flügel zu machen, und ſie aus der Welt herauszureißen und Gott zu überliefern, das göttliche Ebenbild, wenn es da iſt, zu erhalten, oder, wenn es Gefahr leidet, zu bewahren, oder, wenn es verdorben iſt, wieder zu ſeinem vorigen Stand zu erneuern, und Chriſtum durch den heiligen Geiſt in das Haus des Herzens einzulaſſen. Kurz, unſer Zweck iſt, den, welcher zu der himmliſchen Schaar gehört, göttlich zu machen, und ihm die ewige Seligkeit zu zeigen.“ Dazu erforderten ſie nun die angeführten Pflichten und ſagten getroſt wider alle Heuchler: „Ein guter Wandel des Predigers gibt der Predigt den Nachdruck, daß ſie auch die unbändigſten Herzen bezwingt. Die Predigt, wenn ſie an ſich ſelbſt recht iſt, hat zwar für ſich eine Kraft; aber wenn die Predigt gerecht iſt und der Prediger auch gerecht, ſo hat ſie doppelte Kraft. Dann geht der Saame des Wortes leicht auf, wenn die Gottſeligkeit des Predigers denſelben in dem Herzen des Zuhörers gleichſam befeuchtet. Denn wenn ein Lehrer in der Gemeinde mit Lehr und Leben wohl geziert iſt, und die Zuhörer alſo zur Gottſeligkeit kräftig antreibt, ſo ſehen wir, daß alles Volk geſchäftig iſt in Almoſen, in Faſten, in Mäßigkeit und Keuſchheit u. ſ. w. Wenn er aber nicht mehr da iſt, ſo ſieht man, wie das Volk nach und nach kraftlos wird und gleichſam verwelkt, weil ihm die Speiſe benommen wurde, man ſieht, wie Alles zu Grunde geht, was zuvor zu blühen ſchien.“

Doch dieß wird uns ſpäter noch klarer werden; daher wollen wir ſehen, wie die Zuhörer ſolchen treuen und löblichen Vorſtehern begegneten. — Zunächſt erkannten die Frommen, daß ſie ihren Aelteſten und Lehrern Gehorſam und Ehrerbietung ſchuldig ſeyen. Sie verwieſen aber auch den Gottloſen ihren Ungehorſam, indem ſie ihnen zeigten daß ſie ſich dadurch immer mehr von der Furcht Gottes entfernen und in ihrem Glauben blind werden. — Weil alſo die Lehrer damals in der Kraft Gottes ihre Zuhörer recht weideten, und nicht ſich ſelbſt, nicht ihre Ehre, Nutzen oder Luſt, ſondern allein ihr ewiges Heil ſuchten, ſo hatten ſie es auch wieder zu genießen, da die Schafe ihres Hirten Stimme kannten, ihn liebten und ehrten, und den Fremden nicht folgten. — — Wir haben früher gehört, daß die Apoſtel untadelhafte Männer zu ihren Nachfolgern gemacht haben; wer ſich nun auf dieſe Nachfolge berufen wollte, der mußte zuvörderſt auch in der Demuth einhergehen, und durfte keinen blinden Gehorſam fordern. Ignaz war ein theurer Zeuge Chriſti, und doch bekennt er nicht nur mit Worten, ſondern von Herzensgrund, „er ſey nicht werth, daß er Einer von ſeiner Gemeinde, geſchweige denn ihr Aufſeher ſey, weil er der Kleinſte unter ihnen ſey.“ — Wer eine ſolche Geſinnung Chriſti zeigte, der hatte nie über Ungehorſam, Verachtung und Schmach zu klagen; denn von den Frommen erhielt er die Ehre freiwillig, von den Böſen verlangte er ſie nicht. Wenn aber die Miethlinge Ehre verlangten und auf Pauli Befehl trotzten, 1 Tim. 5, 17., ſo erhielten ſie von den Verſtändigen zur Antwort: „Laſſet uns nicht nur darauf ſehen, daß der Apoſtel die Aelteſten doppelter Ehre werth halte, ſondern vielmehr auf das, was er dazu geſetzt hat: die wohl vorſtehen. Was heißt aber wohl vorſtehen? Höre, was Chriſtus ſagt: Ein guter Hirte läſſet ſein Leben für die Schafe. So heißt nun wohl vorſtehen: keines Dinges ſchonen, ſie zu regieren.“ — Demnach ſetzten die erſten Chriſten allezeit die Bedingung hinzu, wenn und warum ein Lehrer in Ehren zu halten ſey. Vor falſchen und böſen Hirten hatte ſie ihr Heiland ſo treulich gewarnt, Matth. 15, 14.; und rühmten ſich dieſe, auf Moſis Stuhl zu ſitzen, ſo zeigten ſie den Heuchlern, daß ſie dieſen Stuhl durch ihr böſes Leben ſchmähen. „Es gibt, ſagten ſie, viel Prieſter, aber wenig rechte Prieſter, viel dem Namen nach, wenig in der That. So ſehet nun zu, wie ihr auf dieſem Stuhl ſitzet; denn der Stuhl macht keinen Prieſter, ſondern der Prieſter macht den Stuhl. Nicht der Ort heiligt den Menſchen, ſondern der Menſch den Ort. Wer wohl ſitzet auf dem Stuhl, der bekommt Ehre von ihm, wer übel ſitzet, der thut ihm nur Schmach an. Seyd ihr an der Stelle der Apoſtel, ſo ahmet nicht allein ihre Worte nach, ſondern nehmet auch ihren Wandel und ihre Verläugnung an. Freuet euch nicht ſowohl darüber, wenn euch Ehre angeboten wird, ſondern fürchtet euch vielmehr vor der Verdammung eurer Ehre, wenn ihr ſie mißbrauchet.“ Daher handelte jener Biſchof, welchem ſeine Zuhörer Ehre anthaten, ſehr weiſe; denn er ſprach öffentlich zu ihnen: „Ich bitte euch, helfet mir beten, daß ich ſo beſchaffen ſey, wie ihr wollet, daß ich ſeyn möge. Erhebet meine elende Perſon vielmehr mit eurem Gebet zum Himmel, als mit eurem Loben und Ehren.“ — Rechtſchaffenen Vorſtehern folgte ohnehin bei denen, welche ſie zu ſchätzen wußten, die Ehre auf dem Fuß nach, und ihr Wandel wurde überall bekannt. Ja, je weniger nachher der wahren Hirten wurden, je theurer und werther wurden ſie denen, welche Licht und Finſterniß, Chriſtum und Belial zu unterſcheiden wußten. Die Obrigkeit ſelbſt, welche Gott kannte und ſeine Wahrheit liebte, begegnete den redlichen Arbeitern in der Kirche anders als den übrigen. So verordnete z. B. Kaiſer Alexius unter Anderem: „Die nachläſſigen Kirchendiener ſollen oft an ihre Pflicht erinnert werden, diejenigen aber, welche wahre Früchte ihres Amtes aufweiſen können, ſollen größere Ehre empfangen, weil ſie dem Gebot des Herrn gehorcht haben. Dieſelben ſollen auch uns kundgemacht und angezeigt werden, damit wir ihnen die gehörige Ehrerbietung erweiſen können. Ein ſolcher Mann wird auch der ganzen Gemeinde bekannt werden, zum Nutzen ſeiner ſelbſt und vieler Anderen, weil ſich das Gute allezeit ausbreitet, nämlich Werk und Wort, ohne welche Niemand den Herrn ſehen wird.“

Doch dieß war das Geringſte, ja nichts gegen das, was die wahren Diener Jeſu Chriſti von dem Herrn ſelbſt erwarteten und empfingen. Bei der Welt waren ſie verworfen und verachtet, bei den Frommen hatten ſie auch keine beſondere Belohnung zu erwarten, denn dieſe hatten ſelbſt wenig oder nichts in der Welt; alſo war der Herr ſelbſt ihr beſter Lohn. Darauf freuten ſich die Apoſtel und ihre Jünger, tröſteten ſich damit unter ihren Trübſalen, und legten ihren treuen Nachfolgern nichts anders vor. Iſt, ſagten ſie, den untreuen Lehrern und weltlich geſinnten Vorſtehern eine doppelte Verdammniß bereitet, ſo dürfen die Nachfolger Chriſti ihrer Seligkeit deſto gewiſſer ſeyn. — Daher hielten ſie alle ihre Mühe, ihre Trübſale, ihr Wachen und Sorgen für keine Unruhe, ſondern ſprachen mit jenem Kaiſer: „Wer Glauben an Gott und ein heiliges Leben verkündigt, der hält die Arbeit für eine ſelige Ruhe, indem er dadurch ſowohl ſeine eigene, als auch die Seelenruhe Anderer befördert. Wenigſtens thut er ſeiner Pflicht Genüge, weil er für die ganze Heerde an dem ſchrecklichen Gerichte Rechenſchaft geben muß.“ Oder wie Origenes ſchreibt: „Die Diener Gottes ſollen wiſſen, daß ſie einen Theil mit denen haben, die ſie verſöhnt haben. — Was heißt aber Einen verſöhnen? Wenn du einen Sünder nimmſt, und ermahnſt, warnſt, lehrſt, unterrichteſt ihn, wenn du ihn zur Buße leiteſt, vom Irrthum bringeſt, von Sünden beſſerſt und machſt, daß er bekehrt wird, und ihm Gott gnädig iſt, ſo haſt du ihn verſöhnt. Biſt du nun ein ſolcher Prieſter, und iſt deine Lehre und Rede alſo beſchaffen, ſo wirſt du Theil mit dem haben, den du alſo gebeſſert haſt. 1 Kor. 3, 5 — 14. So hören nun die Diener Gottes, wo ihr Theil ſey, und befleißigen ſich deſſen. Sie halten ſich nicht mit eiteln und überflüſſigen Dingen auf, ſondern denken, daß ſie keinen Theil an Gott haben werden, wenn ſie die Sünder nicht von ihrer Bosheit bekehrt haben.“ Dieß iſt die unvergängliche und unverwelkliche Krone, welche Petrus treuen Lehrern vorhielt, der ſchon im Glauben theilhaftig war der Herrlichkeit, die an Allen geoffenbaret werden ſoll. 1 Petr. 5, 1 — 4. —

X.

Von den beſondern Pflichten der Lehrer.

Wir können hier nicht von allen Anforderungen ausführlich reden, welche die erſten Chriſten an die Lehrer machten, und müſſen uns demnach nur auf die vornehmſten unter denſelben beſchränken. Von ihrer Weisheit und Erkenntniß, wie auch von ihrer Heiligkeit haben wir bereits geſprochen, und wollen nur dieſes noch beifügen, daß ſie dieſe Eigenſchaften, wie alle andere, in der Kraft des heiligen Geiſtes geſucht und gefunden haben. So ſagt Paulus nicht allein von den Biſchöfen, daß ſie der heilige Geiſt einſetzen müſſe, Ap. Geſch. 20, 28., ſondern die Apoſtel forderten ſogar von den Diakonen, welche damals meiſtens mit leiblichen Dingen zu thun hatten, daß ſie voll heiligen Geiſtes und Weisheit ſeyn ſollen, 6, 3., d. i. von rechtem chriſtlichen Glauben ſo entbrannt, daß man ſehen könne, ſie werden von dem heiligen Geiſt regiert. In Lehre und Leben war dieſe Gnade wohl das einzig Nothwendige, daß ein Kirchendiener von Gott lerne, beim Leſen der heiligen Schrift und bei andern heiligen Betrachtungen, und dann auch das Volk alſo lehre. Er mußte das lehren, was er ſelbſt von Gott gelernt hatte, alſo nicht aus ſeinem eigenen Herzen, oder im menſchlichen Sinn, ſondern was der heilige Geiſt ihn lehrte, gleichwie Moſes deßwegen immer in der Hütte war, um von Gott zu lernen, was er das Volk lehren ſollte. — Demnach erkannten ſie in Demuth, daß ſie nicht von ſich ſelbſt tüchtig ſeyen, das Amt des neuen Teſtaments zu führen. Wollten ſie aber tüchtig ſeyn, ſo mußten ſie ſich von dem heiligen Geiſt dazu bereiten laſſen, und durften ſeinen Wirkungen nicht widerſtreben. „Hier, ſagten ſie, iſt Gottes Gnade und Friede am meiſten nöthig. Denn wer ſich auf dieſe nicht gründet, und doch das Volk regieren will, durch den wird Alles umkommen. Du magſt ſonſt noch ſo geſchickt zum Regieren ſeyn, ſo wird doch Alles untergehen, wenn du dabei nicht eine ſolche Gnade haſt und den Frieden, der aus Gott iſt.“ — So war es allerdings und iſt heute noch nicht anders, wie Erasmus ſagt: „Es iſt zwar allen Chriſten gemein, den heiligen Geiſt in ihren Herzen zu haben, aber hauptſächlich kommt dieß einem

Prediger zu, dem kein vollkommeneres Muſter vorgelegt werden kann, als von dem höchſten Lehrer, der da heißet, Wort, d. i. ein Bild und eine Stimme Gottes. Auch kann die Zunge des Predigers nicht anders kräftig ſeyn, als wenn der Geiſt Chriſti in dem Herzen wohnt und ſeinen Mund bewegt und den fließenden Worten eine geheime Kraft beilegt. Die Stimme des Lehrers kann zwar die Ohren berühren; Gott allein aber verändert die Herzen durch ein verborgenes Eingeben. Indeſſen thut der Lehrer das Seine, pflanzet, begießet und fordert von Chriſti Geiſt das Gedeihen, und folgt auch in Allem dem höchſten Lehrer nach Vermögen treulich nach."

Ferner war auch das Gebet höchſt nöthig; denn nur derjenige kann recht mit den Menſchen reden und handeln, welcher zuerſt von ganzem Herzen mit Gott geredet oder gebetet hat. Oder wie Chryſoſtomus ſagt: „Da alle guten und vollkommenen Gaben von dem Vater des Lichts herkommen müſſen, Jac. 1, 17., ſo bedürfen die Lehrer des Gebets mehr als die Andern, da ſie in größerer Noth und Gefahr ſtecken, Gott zu beleidigen." — Nach dem Beiſpiel des Apoſtels beteten die Lehrer theils für ſich, theils für die ganze Heerde treulich. Röm. 1, 9. 10. 1 Kor. 1, 4. Eph. 3, 14. Phil. 1, 4. Coloſſ. 1, 9. 1 Theſſ. 1, 2. Denn ſie ſahen ein, daß im Lehren das Gebet nöthiger ſey als redneriſche Künſte. Daher ſagt Auguſtin: „Wenn die Königin Eſther, als ſie für das zeitliche Wohl ihres Volkes reden wollte, betete, daß Gott ihr geſchickte Worte in den Mund legen möge, um wie vielmehr ſoll der um ſolche Gnade bitten, welcher für das ewige Heil der Menſchen im Wort und in der Lehre arbeitet." Der Grund dazu wurde bei ihnen durch eine herzliche Demuth und Erkenntniß des eigenen Elends gelegt, welche beſonders ein wahrer Lehrer haben mußte, wenn er Frucht ſchaffen ſollte. Paulus wollte nämlich einen Aufſeher bei der Gemeinde haben, der nicht ſich ſelbſt gefiel, Tit. 1, 7., auch nicht von Stolz aufgeblaſen war, 1 Tim. 3, 6. Mithin hat Chryſoſtomus Recht, wenn er ſagte: Die Demuth ſey der Grund ihrer Weisheit und der Teufel allein bringe den Ehrgeiz auf die Lehrſtühle. Beſonders aber ſeyen diejenigen zu warnen, welchen Gott mehr Gaben mitgetheilt habe als Andern, daß ſie ſich nicht darauf verlaſſen, ſondern ſich nur um ſo mehr demüthigen ſollen, weil die ganze Zucht der chriſtlichen Weisheit in wahrer, freiwilliger Demuth beſtehe, nicht in vielen Worten, nicht im Diſputiren, noch in der Begierde nach Ruhm und Lob." —

Weiter durfte ein Lehrer, der über Andere die Aufſicht hatte, ſeine Freude und Ehre nicht darin ſuchen, daß ihm Andere untergeben waren, ſondern je mehr ihn die Leute erhoben, deſto demüthiger mußte er in ſeinem Herzen ſeyn, deſto einfältiger werden, und doch Alles klug verſehen vor Gott und Menſchen. So bezeugt Ignaz von dem Aufſeher der Gemeinde zu Philadelphia, „er habe erkannt, daß er nicht von ſich ſelbſt, noch durch Menſchen, noch um eiteln Ruhm, ſondern in der Liebe Gottes des Vaters und des Herrn Jeſu Chriſti das Amt in der Gemeinde führe.“ Ein Anderer rühmt von Martin, „er ſey nach ſeiner Wahl ebenderſelbe geblieben, der er vorher war, nämlich in eben der Demuth ſeines Herzens vor Gott, und doch habe es ihm dabei nicht an Gunſt der Seinigen noch an Anſehen bei den Seinigen gefehlt. Er habe zwar die Stelle eines Biſchofs verſehen, aber die Lebensart und Gottſeligkeit eines Einſamen nicht verlaſſen.“ — Eine ähnliche Geſinnung bewies auch Auguſtin, als er zu ſeiner Gemeinde ſagte: „Ich rede zwar von dieſem Orte zu euch, der höher zu ſeyn ſcheint; aber Gott weiß es, der den Demüthigen Gnade gibt, wie ich vor Furcht unter euren Füßen liege. Mich ergötzen eure Stimmen nicht ſo, wenn ihr mich lobet, als wenn ihr in Andacht eure Sünden bekennet. Ja, wie ſehr ich Mißfallen habe an eurem Loben, und Gefallen an eurem Wachsthum, das weiß Der, welcher uns von aller Gefahr erlöſen und uns vor aller Anfechtung bewahren wolle.“ Und abermals: „Euer Lob beſchwert mich vielmehr, und bringt mir Gefahr; ich muß es mir zwar gefallen laſſen, aber ich erzittere dabei. Euer Loben ſind nur die Blätter; ich ſuche aber Früchte bei euch. Ich ſehe meine Gefahr wohl, wenn ihr mich lobet, wenn ich nicht auch Acht habe, wie ihr lebet. Ich mag von Böſen nicht gelobt werden, ich habe einen Abſcheu davor. Darum benehmet mir dieſe Laſt. — Mochte alſo auch ein Lehrer noch ſo hochgeſchätzt werden, ſo durfte er ſich doch nur für einen Diener halten, nicht aber über das Volk herrſchen. 1 Petr. 5, 3. Dieß hatte der Meiſter ausdrücklich befohlen, Mark. 10, 43., und Paulus wollte mit den übrigen Apoſteln nichts mehr als ein Diener ſeyn. 1 Kor. 3, 5. 4, 1. 2 Kor. 11, 23. Eph. 3, 7. Col. 1, 23. Darum hielten es die niedriggeſinnten Lehrer für die größte Ehre, ſich Diener Chriſti nennen zu dürfen. Auch erinnerten ſie einander ſtets an dieſe Pflichten, wie Origenes mit den Worten: „Wer ſelig werden will und den Andern vorgeſetzt iſt, der kommt deßwegen zu keiner Herrſchaft in der Gemeinde, ſondern zum Dienſt derſelben und des Evangeliums, wenn ich ſo ſagen ſoll. Die Gewaltigen herrſchen zwar über ſie, unter euch aber ſoll es nicht alſo ſeyn. Denn unter euch herrſchen nicht Fürſten, ſondern wer unter euch größer ſeyn will, der wird der Niedrigſte ſeyn." Ebendeßwegen ſchreibt Ignaz ſo herzlich an ſeine Brüder: „Ich gebiete euch nicht, wie Petrus und Paulus, denn ſie waren Apoſtel Jeſu Chriſti; ich aber bin der Geringſte. Sie waren Freie als Knechte Gottes; ich aber bin auch jetzt noch ein Knecht." — Dieſe Erklärungen aber waren nicht bloß leere Worte, ſondern ſie ermahnten ſich ſelbſt, ſo lange es heute hieß, aus 1 Kor. 3, 5. und 1 Petr. 5, 3. alſo: „Ein Jeder unter uns halte dafür, daß er dem Volk nicht als ein Herr, ſondern als Rathgeber von Gott gegeben ſey, wie Paulus ſich als einen ſolchen bewies. Ein Herr hat dieſe Macht, daß er befiehlt und ſchlechthin einſetzt, was er haben will; aber ein Rathgeber überredet nur die, ſo da wollen, was ihnen gut iſt. Darum iſt es eine große Hülfe, wenn der Rathgeber verſtändig und geneigt iſt, das zu erſetzen, was denen, die da wollen, an Weisheit mangelt." Dieß hieß bei ihnen die apoſtoliſche Weiſe, daß die Herrſchaft unterſagt und das Dienen befohlen würde. Chriſtus habe den Namen der Diener ſelbſt eingeſetzt und mit ſeinem Beiſpiel gezeigt. „Wer wollte ſich, ſagten ſie, dieſes Titels ſchämen, den der Herr der Herrlichkeit ſich ſelbſt zuerſt gegeben hat?" — Aus dieſem Grunde erklärte Chryſoſtomus ohne Bedenken vor ſeiner Gemeinde: „Wir herrſchen nicht über euren Glauben, meine Lieben; die Lehre des Worts iſt uns anvertraut, nicht die Herrſchaft, nicht die Autorität oder Gewalt." Dieſer vortreffliche Lehrer klagte oft über die Verachtung und ungerechte Beurtheilung, die er von den Gottloſen leiden müſſe, und demüthigte ſich doch nach dem Willen Gottes ſo herzlich vor Allen. Darum konnte der fromme Bernhard zu einem ſtolzen Prälaten ſeiner Zeit gar wohl ſagen: „Wenn dich Chriſtus geſandt hat, ſo wirſt du leicht einſehen, daß du nicht gekommen biſt, daß du bedient werdeſt, ſondern daß du dieneſt, und daß du nicht nur mit Allem, was dein iſt, ſondern auch mit deinem Leben dieneſt. Ein wahrer Nachfolger Pauli wird mit ihm ſagen: Nicht daß wir euern Glauben beherrſchen, ſondern Gehülfen ſeyen eurer Freude. Ein Erbe Petri wird Petrum gerne ſagen hören: Nicht als ſolche, die über das Volk herrſchen, ſondern als ein Vorbild der Heerde." Und abermals: „Du ſollſt zwar die Wölfe bezwingen, aber über die Schafe nicht herrſchen; denn du haſt ſie bekommen zu weiden, nicht zu unterrdrücken.“ — Nun weiß man zwar wohl, daß einige Kirchenväter die Würde des Lehramts ſehr erhoben und über die der weltlichen Obrigkeit weit hinausgeſetzt haben; allein es iſt nicht zu überſehen, daß bei dieſen Beſchreibungen viel redneriſcher Schmuck iſt, den ſich Viele, wie Gregor von Nazianz, Ambroſius, Chryſoſtomus und Andere von ihren früheren Schulen angeeignet hatten. Deßwegen darf ſich kein Prediger mehr herausnehmen, als ihm von Gott gegeben iſt, ſondern ſoll in der Furcht des Herrn das Seine thun. Den Vorſtehern unter den erſten Chriſten war ohnehin mit vielen und prächtigen Titeln wenig gedient, weil ſelbſt kluge Heiden ſie für ſehr thöricht hielten. Mehrere zweifelten deßwegen daran, daß Ignaz ſich ſelbſt je einen Biſchof genannt habe, und halten vielmehr die Aufſchrift ſeines Briefs an Polycarp für unächt, zumal da er in einem andern Brief ſich nicht für würdig achtet, Einer von der Gemeinde zu ſeyn. Ihre Einfalt und Demuth brachte es mit ſich, daß ſie einander gleich ſeyn wollten vor Gott, und ſich Mitälteſte, Mitarbeiter, Mitknechte, Mithelfer nannten. Auch war es ganz dem apoſtoliſchen Sinne gemäß, daß ſie ſich ſo zu ihren Zuhörern herabließen, daß ſie mit Barnabas von Herzen ſagten: „Ich will euch dieſes nicht als Lehrer, ſondern als Einer unter euch zeigen. Denn die göttliche Weisheit lehrte ſie, daß ſie durch ſolche Niedrigkeit mehr Liebe, Gehorſam und Treue fanden, als wenn ſie auf ihr Anſehen und auf ihre Macht zur Unzeit gepocht hätten.

So herzlich nun die Demuth jener Lehrer gegen die Menſchen im Allgemeinen war, ſo ausgezeichnet und voll Liebe war ſie gegen die Brüder. So konnte Cyprian ſich darauf berufen, daß er täglich den Brüdern diene, und Alle, die in die Gemeinde kommen, mit Freuden und herzlichen Wünſchen aufnehme. Auch Auguſtin fand für nöthig, in der Verſammlung von ſich zu ſagen, „er liege Allen unter den Füßen, ob er gleich etwa äußerlich höher ſtehe als Andere.“ Noch ein Anderer bekannte: „daß Niemand den Lehrſtand für eine Ehre halten dürfe, ſondern für eine große Bürde. Dieß ſoll die erſte Sorge der Lehrer ſeyn, daß ſie den Neid mit einem demüthigen Sinn überwinden.“ — Waren ſie aber verbunden, ſich gegen Jedermann ſo zu betragen, ſo hielten ſie es vielmehr für ihre Pflicht, der Obrigkeit in aller Demuth und in der Klugheit der Gerechten zu begegnen, doch ohne dabei der Ehre Gottes etwas zu vergeben, ſo daß ſelbſt die Tyrannen ihre Sanfmuth und Demuth erkennen mußten. Als z. B. Ambroſius den Arianern auf Befehl des Kaiſers die Kirchen einräumen ſollte, ſchrieb er in großer

Beſcheidenheit: „Weil ich gezwungen werde, ſo kann ich nicht widerſtreben, ich kann nichts als jammern und weinen. Dieß ſind die Waffen eines Predigers, anders kann und will ich nicht widerſtehen. Wollt ihr meine Sache nehmen, ſo nehmt ſie hin; wollt ihr meinen Leib anfallen, ſo will ich euch gar entgegen gehen; wollt ihr mich in Bande werfen oder umbringen, ſo ſoll mirs lieb ſeyn. Ich will mich nicht mit dem Volke verſchanzen, noch an den Altar halten.“ So handelte der fromme Mann, dem es leicht möglich geweſen wäre, das ganze Volk wider die Obrigkeit aufzuwiegeln; aber ſeine Beſcheidenheit ließ es ihm nicht zu, vielweniger reizte er das Volk durch Schmähen und Läſtern auf der Kanzel zum Mißtrauen und Ungehorſam wider ſeine Obrigkeit. — Aus ſolchen demüthigen Geſinnungen mußte nothwendig ein großer innerlicher Friede und eine liebliche Eintracht mit dem Nächſten folgen. Dazu ermahnte einſt ein Vorſteher den andern mit den Worten: „Laß dir die Einigkeit angelegen ſeyn, denn nichts iſt beſſer als dieſe; trage Alle gleich, wie auch dich der Herr, habe mit Allen Geduld in der Liebe, wie du auch thuſt.“ Und da zu Rom unter den Brüdern ein Zwieſpalt entſtanden war, ſoll Klemens, ihr Vorſteher, aufgeſtanden ſeyn und geſagt haben: „Wenn dieſer Streit meinetwegen entſtanden iſt, ſo will ich weichen und gehen, wohin ihr haben wollt, und thun, was von der Gemeinde befohlen wird, wenn nur die Heerde Chriſti im Frieden wohnen kann.“ Dieſe Worte leſen wir auch in ſeinem Brief an die Korinthier, damit er ſie um ſo kräftiger zur Demuth ermahnte. Ja, man will ſogar behaupten, daß er ſein Amt niedergelegt habe, damit nicht die Begierde, der Vornehmſte zu ſeyn, den Nachkommen zum böſen Beiſpiel diene. Ebenſo ſoll auch Gregor von Nazianz, als man ſeinetwegen in der Gemeinde uneinig war, von freien Stücken aufgetreten ſeyn und geſagt haben: „Es ſey ferne, daß meinetwegen unter den Dienern Gottes eine Uneinigkeit entſtehe. Wenn dieſe Unruhe von mir herrührt, ſo nehmet und werfet mich ins Meer.“ Darauf entfernte er ſich und lebte als Privatmann bis an ſein Ende.

In der erſten Kirche mengte man ſich nicht gerne in weltliche Dinge, am allerwenigſten die Lehrer. Und wenn auch Paulus einiger Klagen gedachte, die vor dem Aufſeher oder unter den Brüdern entſchieden werden ſollten, 1 Tim. 5, 19. 1 Kor. 6, 1., ſo wollte er damit doch nur das unnütze Zanken verwehren und die Aergerniſſe vermeiden, die daraus entſtanden, daß ſie vor den Unglaubigen ſtritten. Daher hatte jener Biſchof Recht, welcher ſagte: „Wer die Gewalt, das Regiment zu führen, mit dem Predigtamt verknüpft, der will Sachen zuſammenſetzen, die mit einander nicht beſtehen können. In den alten Zeiten haben ſie zwar Prieſter und Richter zugleich in einer Perſon gehabt; aber warum bezieht man das auf dieſe Zeiten, und will zuſammenfügen, was Gott geſchieden hat?" Solchen Eingriffen der Geiſtlichen in weltliche Verrichtungen haben ſich treue Lehrer ſo lange widerſetzt, bis endlich das Papſtthum Alles an ſich riß und aus den Aufſehern Menſchen wurden, die in ein fremd Amt griffen. 1 Petr. 4, 15. „Wer den Brüdern vorſteht, hieß es in der erſten Kirche, der muß Sorge tragen, nicht für menſchliche Dinge, noch für weltliche Händel, dieſe Sorge ſoll ferne von allen Vorſtehern ſeyn, ſondern ſie ſollen eine ſolche Sorge anfangen, von welcher Paulus ſchreibt: Ich trage Sorge für alle Gemeinden. Weil alle und jede Prieſter nur allein dem Altar dienen, und zum Gebet und Flehen ihre Zeit anwenden ſollen, nachdem geſchrieben ſteht: Kein Krieger flicht ſich in Händel der Nahrung, auf daß er gefalle dem, der ihn angeworben hat, 2 Tim. 2, 4., und dieſes von Allen geſagt iſt; um wie viel weniger ſollen diejenigen ſich an weltliche Händel binden laſſen, welche mit lauter geiſtlichen und göttlichen Dingen beſchäftigt ſind? Wer dem Kaiſer im Kriege dienet, der muß von Entſcheidung der Streitigkeiten, von Gerichtshändeln, von Prozeſſen, von Handelſchaft, kurz von Allem frei ſeyn, um wie viel mehr ein Diener Chriſti." Daher kann Chryſoſtomus ſich nicht genug darüber beklagen, daß ſchon zu ſeiner Zeit die Biſchöfe ſich mit lauter weltlichen Dingen abgaben, unter dem Vorwande, die Armen, Wittwen, Waiſen und Kranken zu verſorgen. Denn er ſah wohl ein, daß es ſehr gefährlich ſey für einen Lehrer, wenn er nach der Predigt zu weltlichen Sorgen eile, Wucher und Handel treibe, an Gaſtmahlen Theil nehme und ſich zu Dingen gebrauchen laſſe, die ſich nur für Weltliche eignen. —

Wir haben oben geſehen, daß Ignaz den Polycarp zur Sanftmuth ermunterte, damit er Alle trage und nicht allein die frommen Schüler liebe, ſondern auch die ſchlimmſten und ſchädlichſten durch Sanftmuth ſich unterthänig mache. Weil nicht jede Wunde ſich mit einem Pflaſter heilen laſſe, ſo ſoll er die heftigen Krankheiten durch Eingeben lindern. In einer andern Stelle nun rühmt er dieſe herrliche Tugend an dem Aufſeher zu Philadelphia und ſagt: „Er habe ſich über ſeine Sanftmuth gewundert, da er mit Stillſchweigen mehr ausrichte als Andere, die viel plaudern. Er habe ſein tugendhaftes und vollkommenes Gemüth gegen Gott kennen gelernt, welches unbeweglich, ohne Zorn und in aller Gelindigkeit des lebendigen Gottes geweſen ſey.“ Von einem andern Vorſteher ſchreibt er: „Sein äußerlicher Wandel ſey tüchtig zur Zucht und ſeine Sanftmuth ſey eine Kraft, vor welcher auch die Gottesläugner ſich ſchämen müſſen.“ — Eine ſolche Sanftmuth bewieſen die Nachfolger Chriſti hauptſächlich bei den Verfolgungen, damit ſie auch hierin der Heerde ein Vorbild würden. Beiſpiele davon werden wir ſpäter finden; hier wollen wir nur einige Ausſprüche der Alten darüber anführen. „Paulus, ſagten ſie, fordert von einem Lehrer, daß er auch nicht zorn- und zankſüchtig ſeyn ſolle, Tit. 1, 7., d. i., daß er nicht immerdar zürne und bei einem geringen Fehler, wie die Blätter von dem Wind, bewegt werde. Deßgleichen, daß er nicht haderhaftig ſey, 1 Tim. 3, 3. 2 Tim. 2, 23. 24.; denn ob er gleich den Verſtockten unangenehme Dinge verkündigen muß, ſo muß dieß doch aus Liebe geſchehen, damit dem Zuhörer ſein Heil daraus erwachſe. Wenn er aber das Böſe abſchaffen will, ſo muß er die Widerwärtigen gewinnen, die Trägen erwecken, den Unwiſſenden anzeigen, was geſchehe, und was ſie zu erwarten haben. Er muß, sagten ſie, mit dem Stab Weh oder der Zucht das Manna der Lieblichkeit verbinden und Ernſt mit Gelindigkeit vermengen. Er muß Liebe haben, aber ſie darf nicht weichlich machen; Schärfe, aber ſie darf nicht verhärten; Eifer, aber er darf nicht ohne Maaß toben; ein gütig Herz, aber daß es nicht mehr ſchont als möglich iſt. Kurz, das Amt der gerechten Beſtrafung darf nicht zur Waffe der Wuth werden.“ — Viel weniger aber durften die Lehrer Chriſti Regel übertreten, daß ſie auf Rache, Gegenwehr, Wiederſchelten und Vergeltung des Böſen mit Böſem hätten denken wollen; was, wie wir ſpäter ſehen werden, allen Chriſten ſtreng verboten war. Uebrigens durfte man dieß den unter ſo viel Trübſal und Schmach geübten Lehrern der erſten Gemeinden nicht lange verbieten, ſie hatten es aus dem Wort durch lange Erfahrung genug gelernt. Erſt in der Folge war es nöthig, dem ausbrechenden Hochmuth und der Herrſchſucht der Geiſtlichkeit mit Macht zu ſteuern und zu verbieten, daß ſie Niemand ſchlagen, auch nicht bei denen, die ihnen Unrecht gethan, eigenmächtig Gewalt brauchen ſollen. Und doch gab es nachher ſolche rachgierige Menſchen, welche einen Unterſchied machen wollten unter den erſten Zeiten, da man in der Kirche nur Geduld bewieſen habe; damals habe man allerdings den Mantel ſammt dem Rock fahren laſſen müſſen, nun aber ſey es anders. — Weiter gehörte, nach dem Muſter der erſten Lehrer des neuen Teſtaments, zu einem rechten Hirten, daß er gütig ſey, und gerne Gutes thun ſolle. Tit. 1, 8. Der Grund davon mußte die Liebe ſeyn und das daraus fließende Mitleiden bei des Nächſten Elend. Daher ſagt Polycarp: „Die Aelteſten ſollen barmherzig ſeyn, alle Kranke und Schwache beſuchen, die Wittwen und Waiſen und Armen nicht vergeſſen, ſondern allezeit vor Gott und Menſchen etwas Gutes ſchaffen.“ Darauf bezogen ſich beſonders auch die häufigen Ermahnungen zur *Gaſtfreiheit*, die ſich in den Schriften der Apoſtel, 1 Tim. 3, 2. Tit. 2, 8. und mehrerer Kirchenväter finden. So ſchreibt Hieronymus an einen Freund: „Deinen geringen Tiſch ſollen die armen Leute und Fremdlinge wiſſen; da bitteſt du Chriſtum ſelbſt zu Gaſt.“ Und in einer andern Stelle: „Einem künftigen Biſchof wird vor Allem die Gaſtfreiheit anbefohlen. Denn wenn Alle gerne die Worte aus dem Evangelium zu hören wünſchen, um wie viel mehr ein Biſchof, deſſen Haus eine gemeine Herberge aller Leute ſeyn ſoll?“ Wie wollte ein Lehrer zu dergleichen Liebeswerken die Seinigen ermahnen, wenn er ſelbſt ſein Haus vor Fremden zuſchließt? Oder wie will er gaſtfrei heißen, wenn er nur vornehme, reiche Leute bewirthet, die es ihm wieder vergelten können? Welchen Dank wird er davon haben? Lahme, Blinde, Krüppel und Arme ſoll ein Chriſt, und vielmehr ein Prediger, zu ſich laden und ſättigen. Luc. 14, 12. 13. 14. — In den apoſtoliſchen Gemeinden waren gewiſſe Diener aufgeſtellt, die zu Tiſche dienten, d. i., die Almoſen und was ſonſt zum Unterhalt der Dürftigen gehörte, beſorgten. Ap. Geſch. 6, 8. 9. Obgleich dieſe Anſtalt bald wieder aufgehoben wurde, ſo mußten doch die übrigen Kirchendiener das Ihrige zur Verſorgung der Armen beitragen. Juſtinus erzählt von ſeiner Zeit, daß ein jeder Chriſt etwas beigeſteuert habe, welches bei dem Vorſteher aufgehoben werde, und dieſer unterſtütze damit die Waiſen, Wittwen, Kranke und andere Dürftige; denn er ſey der Verſorger aller Armen. So ſchreibt auch Cyprian ſeinen Untergebenen, daß die ganze Summe der eingegangenen Almoſen unter die Kirchendiener vertheilt worden ſey, damit dieſe denen wieder geben können, welche in Noth ſtecken. Insgemein gereichte es damals einem Lehrer zur größten Ehre, *die Armen zu verſorgen*. — Sollten aber die Lehrer auch hierin den Willen Gottes thun, ſo mußten ſie die Welt und ihre eigenen Lüſte verläugnen. Sie durften weder Silber noch Gold beſitzen, weder habſüchtig noch geizig ſeyn. 1 Tim. 3, 3. 6, 6—10. Tit 1, 7.

1 Petr. 5, 2. Darum iſt das Verlangen des Hieronymus nicht unbillig, wenn er ſagt: „Suche in dem Dienſte Chriſti keinen Reichthum; behalte nicht mehr als du hatteſt, da du ins Amt kamſt. Wer reicher iſt, als wie er zum Predigtamt kam, der darf das, was er übrig hat, ſeinen Söhnen nicht geben, ſondern den Armen und heiligen Brüdern und Glaubensgenoſſen; nur ſo kann er dem Herrn wiedergeben, was ſein iſt. Der eigene Reichthum der Prieſter iſt himmliſch, nicht irdiſch, nämlich die heilige Lehre, ein Herz, das Alles verſchmähen kann und ein untadelhaftes Leben; ihr Gewinn iſt, wenn ſie Viele zu Chriſto gebracht haben; ihr Triumph iſt das Märtyrerthum.“ Origenes ſchreibt darüber: „Laſſet uns hören, was Chriſtus, unſer Herr, den Prieſtern befohlen hat. Wer nicht abſagt Allem, was er hat, der kann nicht mein Jünger ſeyn. Ich erzittere, wenn ich das ſage; denn ich klage mich ſelbſt vor allen Andern an. Chriſtus ſagt: der ſey nicht ſein Jünger, den er noch etwas beſitzen ſehe. Was thun aber wir? Wie können wir das leſen oder dem Volk erklären, die wir nicht allein dem, was wir beſitzen, nicht abſagen, ſondern auch noch das erwerben wollen, was wir nicht hatten, als wir zu Chriſto kamen. Wollen wir es deßwegen nicht leſen, weil uns das Gewiſſen ſtraft? Ich will nicht doppelter Sünden ſchuldig ſeyn; ich bekenne, daß ich es noch nicht gethan habe. Aber eben deßwegen laſſet uns eilen, es zu erfüllen, und von den Prieſtern Pharaos, welche noch irdiſche Güter beſitzen, zu den Prieſtern des Herrn übergehen, die auf der Erde keinen Theil haben, ſondern deren Theil der Herr iſt.“ Salvianus endlich erläutert dieſes aus dem Vorbild des alten Prieſterthums: „die Lehrer im neuen Teſtament ſind nicht allein nach dem neuen Bund ſchuldig, Alles zu verläugnen, ſondern auch nach dem alten. Das alte Geſetz hat zwar Allen vergönnt, Güter zu haben; aber die Leviten hat es eingeſchränkt, daß ſie weder Aecker noch Weinberge, noch ſonſt etwas beſitzen durften. Daraus kann man ſchließen, ob Gott ſeinen Dienern, die im Evangelium leben, zulaſſe, daß ſie ihren Erben etwas hinterlaſſen ſollen. Den Apoſteln ſelbſt hat der Herr die Taſche und den andern Rock genommen, auch die Füße bloß gemacht, und nicht einmal einen Stab in der Hand gelaſſen.“ —

Bei einem ſo klaren Schein der göttlichen Wahrheit konnte ſich Niemand entſchuldigen oder eine Ausnahme machen, da es der Wille des Vaters war, die armen menſchlichen Herzen von ihrer Mühe und Qual bei den Sorgen der Nahrung zu befreien und die Seelen derer zu reinigen, in welche er den Schatz ſeiner Weisheit legen wollte, daß ſie Altes und Neues daraus hervorbringen könnten ohne Hinderniß. Wer wollte ſo frevelhaft ſeyn, dieſen heiligen Willen des Schöpfers zu tadeln, der gar wohl ſeinen Dienern ſolche nichtige Dinge hätte empfehlen können, wenn er ſie nicht für höchſt ſchädlich gefunden hätte? Wollte Fleiſch und Blut einwenden, Paulus habe ſelbſt geſagt, man ſolle ſich vom Altar nähren, 1 Kor. 9, 13., ſo wurde zugegeben, daß man zwar davon leben, aber ſich nicht davon bereichern, oder gar davon praſſen ſolle. Sagte Paulus weiter: „Dem Ochſen, der da driſcht, ſoll das Maul nicht verbunden werden, 1 Kor. 9, 9. 10., ſo war die Antwort: wir wiſſen es wohl, aber der Apoſtel mißbrauchte auch dieſe Freiheit nicht, und wenn er Nahrung und ein Kleid hatte, ſo war er zufrieden und arbeitete. Ja, er verſicherte, daß er Keinen von ſeinen Jüngern ausgeſandt habe, der von den Gemeinden mit Unrecht etwas nehmen wollte.“ Damit aber wollten dieſe Lehrer weder ſich ſelbſt noch Andern die nöthigen Lebensmittel verſagen, ſondern auch darin Alles nach Gottes Willen einrichten. Denn es iſt bekannt, daß die erſten Chriſten ihre Lehrer durch Beiträge unterſtützt haben. Der lebt vom Evangelium, hieß es, der nichts Eigenes haben will, der nichts hat, und auch nichts zu haben begehrt, und nicht das Seinige, ſondern allgemeines Gut beſitzet, d. i. bei ſeiner Arbeit am Evangelium die nöthigen Lebensmittel empfängt. — Zugleich zeigte man durch Beiſpiele, daß es möglich ſey, des Herrn Wort zu lehren, ohne daß man dabei Ueberfluß habe. Man hielt zwar das Beiſpiel des Apoſtel Paulus, der öffentlich ſagte, ſeine Hände haben ihm und Andern zur Nothdurft gedient, für zu hoch, Ap. Geſch. 20, 33 — 25. 1 Kor. 9, 12. 2 Kor. 11, 9. 12, 13.; allein auch der apoſtoliſche Kirchenvater Ignaz konnte von ſich rühmen: „Es kann Keiner ſagen, weder heimlich noch öffentlich, daß ich Jemand beſchwert habe, es ſey an Kleinen oder Großen.“ Theodoret ſchreibt: „Daß ich, ſo lang ich Vorſteher war, kein Haus beſeſſen, keinen Acker, keinen Heller, ſondern die Armuth freiwillig ergriffen habe, daß ich auch Alles, was ich von meinen Eltern ererbt habe, unter die Armen vertheilte, das wiſſen Alle im ganzen Morgenland.“ Von dem Biſchof zu Toloſa wird bezeugt, er habe es gemacht wie die Wittwe zu Sarepta: „Er habe ſelbſt Hunger gelitten und andere geſpeiſt, ſey ganz bloß geweſen, und habe doch mehr mit anderer Leute Hunger als mit ſich ſelbſt Mitleiden gehabt, und all das Seine den Brüdern Chriſti gegeben.“

Ambroſius erklärt ſeinen Feinden: „Ich gehe in deſſen Fußſtapfen einher, der für uns arm geworden iſt, ob er gleich reich war. O daß ich dieſe meine Lumpen ausziehen könnte, darein ich gehüllt bin, damit ich den Dornen dieſer Welt bloß entfliehen könnte, welche diejenigen hindern, die zu Gott kommen wollen!“ Endlich ſchrieb Baſilius der Große an den Kaiſer Julian, als er eine Summe Geldes von der Gemeinde forderte: „Dir iſt zur Genüge bekannt, daß ich nicht auf Geld mein Vertrauen ſetze. Daher verſchone mich, da ich ſoviel beſitze, daß es nicht einmal zureichen würde, wenn ich es heute verzehren wollte.“ —

Ebenſowenig kann man den erſten Lehrern nachſagen, daß ſie nach Art der Weltkinder in Pracht und Ueberfluß gelebt haben. Während der Verfolgungen war ohnehin nicht daran zu denken, und nachher lehrte der heilige Geiſt diejenigen, welche ihm gehorchten, etwas Anders. Das vierte Concil zu Karthago befahl, daß ein Biſchof einen ganz geringen Hausrath, Tiſch und Koſt haben und ſein Anſehen nicht in ſolchen Dingen ſuchen ſolle. Und der genannte Baſilius ſchrieb ferner an den Kaiſer: „Bei uns haben die Köche nichts zu thun, und dürfen nichts ſchlachten. Unſere delicateſten Speiſen ſind Kraut mit rauhem Brod und ſaurer Wein, damit unſere Sinne durch Freſſen und Saufen nicht betäubt werden.“ — Solche genügſame Prediger hatten freilich keine Sorgen wie diejenigen, welche etwas ſammeln und Ueberſchuß haben wollen. Denn wo ein wenig Kraut, ſchwarz Brod und mäßige Speiſe und Trank genoſſen wird, wo der Reichthum für überflüſſig und unnöthig gehalten wird, da ſieht man nicht auf Gewinn und darf Niemand ſchmeicheln.“ Da war nicht zu befürchten, daß die Lehrer auf andere ſchändliche Mittel fallen möchten, wie ſpäter geſchah, wo man öffentlich verbieten mußte, „daß kein Kirchendiener eine Schenke haben, und nicht nur nicht hineingehen, viel weniger Andere darin bedienen ſoll.“ Damals war die Verordnung nicht nöthig: „Die Lehrer ſollen keinen Gewinn mit ſchändlicher Handthierung ſuchen, noch weltliche Dinge beſorgen, mit Hintanſetzung des Dienſtes Gottes. Es iſt gefährlich an einem gemeinen Mann, aber verderblich an einem Kirchendiener, mit Handeln reich zu werden und durch Feilbietung der Waaren ſich ſelbſt dem Teufel feil zu bieten.“

Endlich verlangte der Apoſtel von den Biſchöfen und Diakonen Nüchternheit und Mäßigkeit, 1 Tim. 3, 2. 3. 8. Tit. 1, 7. 8., damit ſie ihre Gemüthsbewegungen beherrſchen und Alles wohl in

Ordnung halten könnten. Dieſes ſollte aber nicht nur zu Hauſe, ſondern auch bei andern Gelegenheiten geſchehen. „Ein Aufſeher, hieß es, ſoll mit mäßiger Speiſe zufrieden ſeyn, und diejenigen, welche er bei ſich hat, nicht zum Eſſen oder Trinken nöthigen, ſondern ihnen allezeit ein Beiſpiel der Nüchternheit geben. Es ſoll alle Spur eines ſchändlichen Lebens ferne von ſeinem Tiſche ſeyn, kein Spiel, keine unnützen Reden gehört werden. Die Armen, Fremden und Kranken ſollen dabei ſitzen, welche an ſeinem Tiſch den Segen empfangen zum Lobe Chriſti. Er ſoll dabei in der heiligen Schrift leſen und mündliche Ermahnungen thun, daß er ſeine Gäſte nicht allein mit leiblicher, ſondern auch mit geiſtlicher Nahrung erquicke, auf daß in allen Dingen geprieſen werde Jeſus Chriſtus, unſer Herr. — Die Lehrer insgemein ſollen ſich hüten, daß ſie ſich von allem Ueberfluß der Welt, von Wollüſten und Spielen enthalten, vor den gemeinen Gaſtereien fliehen, und ihr Herz durch einen einfältigen Wandel offenbaren.“ In Beziehung auf die Gaſtmahle aber galt bei den Alten die Sitte: „Ein Kirchendiener kommt bald in Verachtung, wenn er ſich oft zu Gaſte bitten läſſet, und es nicht abſchlägt. Wir wollen niemals ungebeten, ſelten aber gebeten kommen. Auch wenn Einer aus Noth dazu getrieben wird, gereicht es ihm zur Verkleinerung. Denn bei ſolchen Gaſtereien, wo viel Leute beiſammen ſind, entſtehen oft Zank und Trunkenheit, und ſonſt andere Werke des Fleiſches. Zwar ſoll ein Seelſorger alle Häuſer der Seinigen kennen und ſie lieben als ſein eigenes; aber er ſoll vielmehr ein Tröſter in ihrem Anliegen ſeyn, als ein Gaſt bei ihren guten Tagen.“ — So gieng Chryſoſtomus zu Keinem, der ihn zu Gaſte bat, ob er gleich ſonſt gerne die Leute beſuchte. Und dieß that er nicht aus Eigenſinn, wie es ihm die Böſen auslegten, ſondern weil er ſich ſtrenge in der Mäßigkeit übte.“ — Unmäßiges Trinken und Schwelgen kam bei den erſten Chriſten nicht vor, viel weniger bei ihren Vorſtehern. Da bedurfte es keines Menſchengebots, wie ſpäter, wo man verordnen mußte: „Die Prediger ſollen vor allen Dingen die Trunkenheit meiden, welche aller Laſter Anfang iſt. Wer ſich aber betrinkt, der ſoll dreißig Tage lang von der Gemeinſchaft abgeſondert ſeyn, oder auch am Leibe beſtraft werden. Kein Aelteſter ſoll ſich gelüſten laſſen, bei Trauermahlzeiten oder andern Gaſtgeboten ſich voll zu trinken, auch ſoll er nicht auf Geſundheiten Beſcheid thun, oder Andere dazu zwingen, oder Fabeln und närriſche Geſchichten dabei erzählen oder ſingen, viel weniger leiden, daß in ſeiner Gegenwart Scherz getrieben, geſpielt und gegaukelt werde, weil dieſes Alles teufliſch und in den Kirchenordnungen verboten iſt. Auch ſoll kein Kirchendiener, von dem oberſten an bis auf den geringſten, ohne Noth in die Schenkhäuſer gehen, um daſelbſt zu trinken und zu eſſen, es ſey denn, daß ſie auf der Reiſe dahin gehen müſſen. Weil aber ein Biſchof kein Säufer ſeyn ſoll, ſo darf er auch ſonſt nicht unmäßig leben. Denn die Trunkenheit wird nicht deßwegen verboten, damit die Freſſerei geſtattet ſey, ſondern der Apoſtel rechnet Beides unter die Werke der Finſterniß.“ Man wollte alſo von den Seelſorgern alle Ueppigkeit ferne wiſſen, folglich auch alle Unkeuſchheit und alles ärgerliche Leben, weil der Vorſteher ein Licht ſeyn ſollte. Wenn ſein Leben rein war, ſo ſtand es um die ganze Gemeinde wohl, war daſſelbe aber unrein, ſo war ſie übel beſtellt.

So viel von den Pflichten der Lehrer im Leben, nun noch etwas von ihrem Eifer im Lehren, Ermahnen, Strafen und Tröſten. Schon das alte Teſtament enthält ernſte Aufforderungen an die Lehrer, Jerem. 1, 10. Ezech. 34, 4., und im neuen heißt es: ſie ſollen auf ſich ſelbſt und auf die ganze Heerde Acht haben, Ap. Geſch. 20, 28., ſie ſollen über die Seelen der Zuhörer wachen, Ebr. 13, 17., und das Wort zu rechter Zeit oder zur Unzeit predigen. 2 Tim. 4, 2. Ambroſius ſetzt hinzu: „Das muß eines redlichen Arbeiters Leben und Thun ſeyn, wenn er es treulich meinen will, daß er die Schwachen heilt, die Verwundeten verbindet, Einige mit Güte, Andere mit Strenge zu gewinnen ſucht, daß man alſo nicht nur von dem Volk Gehorſam fordert, ſondern auch für daſſelbe herzlich ſorgt, im Nothfall ſchlafloſe Nächte deßwegen hat, und Rechenſchaft davon geben kann.“ — Ach wie treulich und ernſtlich warnten ſie einander vor Nachläſſigkeit! „Es iſt ſehr dafür zu ſorgen, daß wir zu dieſem Amte nicht unwürdig kommen, und wenn wir von der Gemeinde dazu angenommen ſind, uns auf die faule Seite legen, nachläſſig werden, oder, was noch ärger iſt, dem Müſſiggang, dem Bauch und den Wollüſten dienen, und meinen, wir haben eine Ehrenſtelle bekommen und keinen Dienſt. — Die befohlene Sorgfalt in der Verkündigung des Worts geht Alle insgemein an, welche Kirchendiener ſeyn wollen. Denn wir haben das Recht von den Apoſteln gleichſam geerbt, wodurch wir aber auch verbunden ſind, daß wir die Arbeit derer auf uns nehmen, welchen wir nachfolgen ſollen. Wenn alſo die Aufſeher das Volk nicht mit Weisheit weiden, unterrichten, und das Wort recht theilen, ſo tragen ſie nur den bloßen Titel.“ Und dieſes mußte in allen Stücken geſchehen, ſo daß ſie nicht nur Chriſtum predigten, was man etwa von ihm glauben ſolle, ſondern auch, was die thun müſſen, welche zur Vereinigung des Leibes Chriſti kommen wollen. Es mußte nicht allein Alles von Chriſto gelehrt werden, ſondern namentlich die Kraft ſeiner Auferſtehung, die verheißene Gabe ſeines Geiſtes, was für Glieder ſeine Glaubigen ſeyen und wie ihr Haupt beſchaffen ſey, wie er ſie ſuche, lehre, liebe, befreie und zum ewigen Leben bringe. So mußte Chriſtus im Evangelium ganz gepredigt werden, nicht allein zum Glauben, ſondern auch zum Leben, damit nichts ausgelaſſen werde, was dazu gehört. — Da durfte ſich kein Lehrer damit entſchuldigen, er arbeite vielleicht umſonſt, es werde doch Niemand verloren, als die Kinder des Verderbens. Denn Niemand konnte die Auserwählten ſo genau von den Verworfenen unterſcheiden, daß er deßwegen an ihrem Blut unſchuldig ſeyn wollte. Vielmehr mußten ſie wünſchen, daß Alle ſelig werden und daß nicht Alle verderben. „Thue du, hieß es da, was dir gebührt, Gott wird thun, was ihm zukommt. Pflanze, begieße, ſo haſt du das Deine gethan, Gott wird ſchon das Gedeihen geben, wo er will; wo er etwa nicht will, da verdirbt doch nichts. Wen der oberſte Hirte einmal zum Hirten geſetzt hat, der muß für alle Schafe gebührend ſorgen und keines mit unzeitigem Eifer zurückſtoßen, keines durch Heuchelei oder Trägheit verderben laſſen, viel weniger die Zeit mit weltlichen Dingen zubringen.“ — Auch durfte Keiner in dieſem Fleiße nachlaſſen, in der Meinung, er habe ſeiner Pflicht Genüge gethan. Vielmehr riefen ſie einander zu: „Laſſet uns Tag und Nacht bezeugen des Herrn Willen, und uns durch Nichts davon abwendig machen, daß wir Seelen zu gewinnen und ſie von den Stricken des Teufels zu erretten ſuchen. Wenn wir dieß aber auch nicht vermögen, ſo müſſen wir doch unſere Seelen vor der ewigen Verdammniß bewahren.“ Daher wurde jeder Lehrer unter anderem auch auf folgende Weiſe in ſein Amt eingewieſen: „Du ſollſt nicht müde werden zu lehren, ſondern das anvertraute Volk unaufhörlich zu ſeiner Seligkeit unterrichten, und ſelbſt deinen Dienſt redlich ausrichten, damit du nicht untüchtig werdeſt und verwerflich durch Nachläſſigkeit.“ — Da hielt man es nicht für genug, bloß einige Stunden in der Woche zu dem Volk zu reden, die übrige Zeit aber an keine Sorge für die Seelen zu denken, ſondern es hieß: „Ein Prediger muß täglich und ſtündlich lehren, was zur Seligkeit nöthig iſt, und wachen über die Seinigen, damit ſie keine Todſünde begehen. Den Haushaltern Gottes iſt hauptſächlich befohlen, zu wachen bis zur Ankunft ihres Herrn, und für alles Heil des Volks zu ſorgen. Er muß das Schwache ſtärken, das Zerriſſene ergänzen, das Verkehrte bekehren und das Wort des Lebens zur Speiſe der Ewigkeit dem Hauſe austheilen. In dieſem Allem muß er angetroffen werden, und dann das Lob vom Herrn empfahen. Er muß rufen und ſchreien unaufhörlich, keinen Sünder verſchonen, nicht ſchweigen und das Uebel in der Gemeinde gehen laſſen. Ja, alle Tage, alle Stunden muß er mit unaufhörlicher Sorgfalt bedenken, was für eine Laſt er auf ſich genommen habe, und welche Rechenſchaft er dem Herrn für ſein Haushalten geben könne.“ — Da war von keiner Heuchelei die Rede, vielmehr trugen ſie das Wort ohne Menſchenfurcht und in Lauterkeit vor. So machten es die Apoſtel, welche ausgeſandt waren, die Irrenden wieder zu bringen, ſo wollten es alle erleuchtete Lehrer haben. — „Niemand, hieß es, ſoll auf die Reden der Menge hören,‘ und deßwegen Menſchengunſt oder Lob dem Zorn Gottes vorziehen. Keiner ſoll ein Menſchenknecht werden; Gal. 1, 10. ſondern wer Paulo folgen will, muß aufhören, Menſchen gefällig zu ſeyn, und Chriſti Knecht werden.“ — Wir leſen z. B. von Hilarius und Andern, daß ſie bei ihrer treuen Arbeit große Liebe bei Allen genoſſen haben, ohngeachtet ſie das Wort ohne Anſehung der Perſon verkündigten. Sie machten es alſo nicht wie die Phariſäer und Schriftgelehrten, die um der Geſchenke willen die Sünder im Volk nicht allein nicht ſtraften, ſondern ſie ſogar lobten und ſelig prieſen. Dagegen galt derjenige bei ihnen für einen wahren Lehrer, der den Leuten Thränen, nicht Lachen auspreßte, der den Sünder ſtrafte, und Niemand geradezu für ſelig pries, noch dem Urtheil des göttlichen Gerichts vorgriff. „O, ſagten ſie, laſſet uns die Urtheile der Menſchen verachten, durch ihr Loben uns nicht erheben, noch über ihre üble Nachreden betrübt werden, ſondern geraden Weges fortgehen auf den Steigen, welche die heiligen Propheten betreten haben!“ — Sie gebrauchten mithin eine wahre Klugheit, und wußten ihre Lehre ſo einzurichten, daß ſie ihre Zuhörer allezeit überzeugten. Sie wußten auch, daß ſie um vieler Urſachen willen recht wachen ſollen — zur Zucht, daß die Heerde nicht durch ihre eigene Sünden verderbe, — zur Bewahrung, daß ſie nicht durch des Satans Liſt wieder verführt werde. Bei jenem mußten ſie die Schärfe der Gerechtigkeit, in dieſem den Geiſt des Raths, in Allem aber Gebet und Wachen anwenden. Hier war Weisheit nöthig, das Wort recht zu theilen, und Geſetz und Evangelium lauter vorzutragen, wie wir ſpäter ſehen werden.

Was endlich ihre Privatſeelſorge betrifft, ſo warteten ſie nicht, bis irgend ein Kranker oder Troſtbedürftiger ſie verlangte, ſondern beſuchten, nach dem Vorgang der Apoſtel, Ap. Geſch. 5, 42. 20, 31. 1 Theſſ. 2, 11., Einen um den Andern fleißig, namentlich während der Verfolgungen. Sie thaten es beſonders auch deßwegen, um zu erfahren, wie die ihnen anvertrauten Seelen vor Gott leben, und ob das Wort der Wahrheit auch Frucht bei ihnen ſchaffe. — Auf dieſe Gewohnheit der erſten Lehrer wies man in der Folge die Prediger hin, und zeigte ihnen, wie die Apoſtel deßwegen die ganze Welt durchzogen ſeyen, damit ſie alles Volk mit der Predigt des Evangeliums bekannt machen. Mithin ſollen die Vorſteher, ein jeder in ſeiner Gegend, eben das thun, weil es ihm nicht nur keine Schande, ſondern vielmehr eine große Ehre ſey, wenn er in die Hütte eines armen Mannes gehe, ſein Leben unterſuche und ihn zur Gottſeligkeit antreibe. Denn alsdann ſey er ein rechter Nachfolger der Jünger Chriſti und Chriſti ſelbſt, und erfülle ebendamit das Amt eines Aufſehers. Ein Jeder ſolle wiſſen, daß er ſolches Amt der Arbeit wegen auf ſich genommen habe, auch müſſe ein geiſtlicher Vater ſeine Kinder recht kennen lernen, was am beſten durch ſolche Beſuche geſchehen könne.“ Dies ſah Baſilius der Große wohl ein, als er in Pontus Biſchof war. Darum ging er in den Städten und Flecken umher, ermunterte die trägen Herzen des Volks, trieb ſie zur wahren Gottſeligkeit an und machte, daß ſie für ihr Heil ſorgten. Auguſtin erzählt von ſich, daß viele Leute zu ihm gekommen ſeyen, und mit ihm über die chriſtliche Lehre geſprochen haben. Daraus ſieht man, daß ſich die Zuhörer auch nicht abhalten ließen, zu ihrem Lehrer zu gehen, und bei ihm ſich zu erbauen. Beides gab demſelben großen Vortheil, daß er nicht vergeblich arbeitete. Denn ein Hirte muß ſeine Heerde recht kennen. Der aber kennet ſeine Heerde, welcher weiß, was jeder Untergebene vermag; er erkennt durch ihr Bekenntniß ihre Herzen, durch die Aufſicht ihre Werke, durch die Erfahrung ihre Kräfte, durch ihre Gemüthsbewegungen, wozu ſie geneigt ſind. Und ſeine Zuhörer werden ſeine Stimme hören, weil er ſie nach eines Jeden Bedürfniß einrichten kann. — Auf ſolche Weiſe war es nicht anders möglich, als daß die Lehrer großen Nutzen in ihren Gemeinden ſchafften, da ſie einem Jeden die nöthige Nahrung geben konnten zur rechten Zeit.

XI.

Von dem Unterſchied der Lehrer, ihren Stufen, ihrer Anzahl u. ſ. w.

Es iſt nöthig, daß wir auch noch etwas über den Stand und Rang der Lehrer in den erſten Gemeinden ſagen. — Den Unterſchied, welchen man ſpäter unter ihnen machte, hält ein berühmter Mann nicht mit Unrecht für den erſten ausgeſtreuten Saamen des Antichriſts, woraus die Meinung entſprang, als ob die ſogenannten Laien nicht auch Gottes Erbe ſeyen. Im Anfang des Evangeliums fand noch keine Abſonderung der Geiſtlichkeit von den Laien ſtatt, ſondern ſie kam erſt lange nachher auf. Man wußte wohl von Lehrern und Zuhörern, von Hirten und Schafen, von Vorgängern und Nachfolgern; aber einen eigenen Orden oder Stand, mit beſondern Namen, Kennzeichen, Titeln und Geſetzen, hatte man noch nicht. Die Glaubigen insgemein hatten einerlei Rechte in dem Reiche der Gnade, die Lehrer ſonderten die Zuhörer nicht von ſich ab, ſondern nahmen alle wahre Kinder Gottes gerne zu Brüdern an, behandelten ſie mit Liebe, und ließen ſich durch die Ehrerbietung und Liebe derſelben nicht zum Hochmuth bewegen. Darum finden wir bei den Apoſteln, auch wenn von ihrem Amt die Rede iſt, ſtets den Brudernamen, Ap. Geſch. 15, 32. 16, 40. 1 Tim. 5, 1. 2. 4, 6., ebenſo bei ihren Nachfolgern, welche gerne bekannten, ſie ſeyen den Zuhörern in Allem gleich, außer in der Arbeit und Sorge.

Von den beſondern Namen, — Klerus, Kleriſei, Geiſtlichkeit, Prieſterſchaft u. dgl. wußte man anfangs nichts, ſondern man nannte diejenigen, welche das Wort verkündigten, insgemein Lehrer, Anführer im Worte, Vorſteher, Führer der Gemeinden, Prediger des Worts von der Gottſeligkeit. Lauter Namen, in welchen keine Herrſchaft, Hoffart, Unfehlbarkeit oder dergleichen enthalten war. Ja, man war auf dieſe Titel ſo wenig eitel, daß man auch andere Lehrer, als die erſten, Apoſtel zu nennen pflegte. Paulus z. B. ſchämte ſich nicht, Andronicus und Junia berühmte Apoſtel zu nennen, Röm. 16, 7., wie auch Andere, Phil. 2, 25. 2 Kor. 8, 23., weil alle wahre Lehrer von Gott geſandt ſind. Apoſtoliſche Männer oder Väter aber hieß man diejenigen, welche von den Apoſteln ſelbſt unterrichtet und zum Lehren aufgeſtellt worden waren, wie Polykarp, Ignaz, Klemens von Rom u. A. Später nannte man zwar nur noch diejenigen Apoſtel, welche ausgegangen waren, heidniſche Völker zu bekehren, und daſelbſt den Namen Jeſu zu verkündigen, wo er vorhin noch nicht bekannt war; allein dieſer Name wurde gar bald nicht bloß Biſchöfen, ſondern auch Kaiſern und Königen beigelegt.

Die beſte Beſchreibung von den apoſtoliſchen Vätern und erſten Lehrern der Gemeinden gibt uns Euſebius in ſeiner Kirchengeſchichte, wo er ſagt: „Sie folgten zuerſt den Apoſteln nach, waren göttliche Schüler jener vortrefflichen Männer, und baueten hin und wieder den Grund der Gemeinden, welcher von den Apoſteln ſelbſt gelegt worden war. Sie ſtreuten heilſamen Saamen des Himmelreichs durch die ganze Welt aus, und vermehrten ihn überall, gleichwie die meiſten damaligen Jünger aus herzlicher Liebe zu der wahren Weisheit das erſte heilſame Gebot erfüllten, ihre Haabe den Armen austheilten und dann in fremde Länder zogen und das Werk der Evangeliſten ausrichteten, d. i. denen, welche vom Glauben noch nichts gehört hatten, Chriſtum predigten und ſich ſehr bemühten, ihnen das Evangelium Gottes zu lehren. Wenn ſie ſolchen Glaubensgrund gelegt hatten, ſo ſetzten ſie den Gemeinden andere Hirten vor, und befahlen ihnen die Aufſicht auf das, was ſie gepflanzt hatten.“ Eben derſelbe bezeugt, daß es noch im dritten Jahrhundert viele Evangeliſten gegeben habe, welche bereit geweſen ſeyen in göttlichem Eifer, nach dem Beiſpiel der Apoſtel, das göttliche Wort fortzupflanzen und zu verkündigen. — So hielt man es in der erſten Kirche, und zwar ohne Einſchränkung in gewiſſe Grenzen und ohne Eintheilung in beſondere Bezirke, in welchen die vom Geiſt Gottes getriebene Männer hätten bleiben ſollen. Die Begierde, den Namen Gottes zu verkündigen, und allen Menſchen geholfen zu wiſſen, war viel zu groß, als daß ſie ſich einſchränken ließ. Und ſelbſt nachdem die Gemeinden eingerichtet und gewiſſen Vorſtehern übergeben waren, hielten es gewiſſenhafte Lehrer doch für nützlich, daß Fremde, auch wenn ſie keine ordentliche Lehrer waren, das Volk öffentlich unterrichteten, wie z. B. Origenes in Cäſarea lehrte. — Auch von Auguſtin wird erzählt, daß er nicht nur in Einem Lande das Wort des Heils genau verkündigt habe, ſondern überall, wo er hingekommen und darum gebeten worden ſey. Lange vorher aber reiſete Polykarp durch Aſien und ſtärkte überall, wo er hinkam, die

Gemeinden mit dem Wort der Ermahnung. Es war alſo Niemand verwehrt, in andere Gemeinden zu gehen und daſelbſt zu lehren. Als daher zur Zeit der Verfolgung viele fromme Lehrer ins Elend gejagt wurden, zogen ſie herum, damit ſie dennoch ihren Dienſt am Worte vollendeten, giengen von Stadt zu Stadt und predigten allenthalben das Evangelium, ob ſie ſchon gefangen waren. — Selbſt die Biſchöfe waren nicht ſo ſtreng an ihre Gemeinden gebunden. Darum ſchreibt ein Biſchof zu Rom an einen andern: „Bei den Alten gieng ein Aufſeher ohne Unterſchied von einer Stadt zur andern, wie es die Noth oder der Nutzen erforderte." Ebenſo heißt es von Hieronymus: „Er ſtand nicht nur der Gemeinde zu Karthago oder dem ganzen Afrika vor, ſondern allen Abendländern, ja auch dem Morgenland bis an das Ende gegen Mittag und Mitternacht." Epiphanius war Biſchof in Cypern, und ſetzte doch in Jeruſalem einen Diakon und einen Aelteſten ein, und rechtfertigte ſich gegen den Biſchof Johannes dort auf folgende Weiſe: „Ich bin aus Gottesfurcht dazu angetrieben worden, hauptſächlich aber weil kein Unterſchied in dem Prieſterthum iſt, und man der Gemeinde dienen ſoll, wo man kann. Denn obgleich jeder Aufſeher eine gewiſſe Gemeinde unter ſich hat, für die er ſorgen muß, und Niemand ſich in fremde Dinge miſchen ſoll, ſo geht doch die Liebe Chriſti Allen vor." — Polykarp war Biſchof zu Smyrna, und kam doch nach Rom, ordnete Einiges daſelbſt in der Gemeinde an, während Anicetus wirklicher Biſchof dort war. Er predigte, bekehrte die Irrenden, und that, was dem Anicetus zugekommen wäre, und doch beſchwerte ſich dieſer, ſoviel man weiß, nicht darüber. Lange nach dieſer Zeit ſchreibt Paulinus von ſich: „Ich habe mich unter der Bedingung endlich in der Gemeinde zu Barcellona beſtellen laſſen, daß ich an dieſe Gemeinde nicht gebunden ſey. Ich bin nur zu einem Diener Gottes, nicht aber an den Ort dieſer Gemeinde eingewieſen worden." — Die alten Biſchöfe gaben alſo nicht allein auf ihre eigene Heerde wohl Acht, und lehrten ſie mit Wort und heiligem Wandel, ſondern bewieſen auch dadurch, daß Eine unzertrennliche Liebe, Ein Glaube, Eine Gemeinde und Ein Biſchofamt ſey, indem ſich ihre Sorgfalt über weitentlegene Gemeinden erſtreckte. Diejenigen aber, welche ſie der Entfernung wegen nicht mündlich im Wort des Herrn und in der wahren Gottſeligkeit unterrichten konnten, die erinnerten, ſtraften, und belehrten ſie durch Briefe, und predigten alſo das Evangelium auf zweierlei Weiſe. Dieß iſt die Urſache, warum man nicht allein die Briefe von Klemens, Ignaz, Polykarp und andern apoſtoliſchen Männern an andere Gemeinden noch hat, ſondern auch die ſpäteren von Cyprian, Ambroſius, Auguſtin, Baſilius und Anderen, die man katholiſche oder allgemeine Briefe auch Circularien nannte, wodurch alle Gemeinden unterrichtet wurden.

Was nun das mündliche Lehren in fremden Gemeinden betrifft, ſo wurde allgemein dafür gehalten, man könne den für keinen fremden Lehrer anſehen, der in der allgemeinen Kirche ſey, er möge auch noch ſo weit her ſeyn. Daher nannte Cyprian die fremden Lehrer gleichwohl ſeine Mitarbeiter, wodurch er ihnen die ſchuldige Liebe und Ehre erzeigte und ſo geſchah es auch, daß man fremde Kirchendiener, ſobald ſie in eine Gemeinde kamen, um Unterricht anſprach. Es heißt deßwegen in den apoſtoliſchen Conſtitutionen: „Der Aufſeher ſoll den Fremden bitten, daß er zu dem Volke rede, was zur Lehre und Erbauung diene. Denn die Ermahnung und der Unterricht der Fremden pflege ſehr angenehm zu ſeyn und auch ſehr nützlich.“ Wenn aber auch nachher verboten wurde, daß kein Biſchof in der Gemeinde des Andern eigenmächtig lehren, oder in ſeine Rechte eingreifen ſolle, ſo wurde es doch geſtattet, wenn es mit Wiſſen und Willen des Vorſtehers geſchah. Dieſe Verbote wurden übrigens meiſtens deßwegen gegeben, weil Einige bei dem Verfall des Chriſtenthums ihre Gemeinden aus fleiſchlichen Abſichten verließen und ſich in andern Gemeinden aufhielten, was zu großem Nachtheil gereichte. So entſtand nach und nach die Einſchränkung der Glaubigen in gewiſſe Diöceſen oder Diſtrikte, bis endlich bei der Herrſchaft unſerer Biſchöfe ein völliger Zwang daraus wurde. — In den erſten Gemeinden war alſo kein Neid, kein Afterreden bei den treuen Dienern Jeſu Chriſti, daß ſie es den Ihrigen verargt hätten, wenn ſie etwa auch den Unterricht Anderer benützen wollten. Auch waren ſie nicht unwillig über diejenigen, welchen das Volk um ihrer herrlichen Gaben willen häufiger zulief. Ebenſo finden wir bei den erſten Chriſten noch keine beſondere Pfarreien oder Parochien. Denn damals verſtand man unter einer Parochie eine Gemeinde, die nur als Pilgrim auf Erden lebte, aber keine ſolche, die irgendwo einen beſtimmten Wohnſitz hatte. Ap. Geſch. 13, 17. 1 Petr. 1, 17. Erſt ſpäter verſtand man einen gewiſſen Kreis darunter, über welchen ein Biſchof die Aufſicht hatte, oder auch eine einzelne Gemeinde an einem beſtimmten Ort. Die Anſicht dagegen iſt ganz falſch und läßt ſich geſchichtlich nicht erweiſen, daß ſich gleich anfangs ein Biſchof über alle andere erhoben und dadurch gleichſam eine Monarchie gegründet habe. —

Die Frage anlangend: ob die Lehrer in den erſten Gemeinden auch von ihren Stellen wegziehen durften oder nicht, ſo hat man in den erſten Zeiten keine Beiſpiele davon, vielmehr finden ſich klare Verbote dagegen. „Es ſoll, hieß es, ein Jeder in ſeiner Gemeinde bleiben, die er von Anfang von Gott empfangen hatte, und nicht von derſelben weichen.“ Ja, dieß wurde nach dem Concil zu Nicäa, von welchem es verboten worden war, ſo genau beobachtet, daß man es als etwas Außerordentliches an den Arianern anſah, daß ſie ihren Biſchof Meletrius von Sebaſtia nach Antiochien beförderten. Ebenſo wurden die Anhänger des Euſebius darüber zur Rede geſtellt, warum ſie die Stellen der Aufſeher ſo oft verändern, da ſich die Untergebenen über die Entziehung ihrer bisherigen Lehrer betrüben. und von den neuen viel leiden müſſen. Deßwegen erklärte es Oſius in der Kirchenverſammlung zu Sardes für eine böſe Gewohnheit und ein großes Verderben, das man ganz ausrotten ſolle, und Damaſus wollte die, welche dieß thaten, ganz von der Gemeinde ausgeſchloſſen wiſſen. — Aehnliche Ausſprüche finden ſich in Menge bei den Alten, ſie geben aber auch die Urſache an, warum ſie gegen ſolche Veränderungen eifern. Der angeführte Oſius ſetzt nämlich hinzu, man habe noch keinen Biſchof gefunden, der von einer größeren zu einer geringern Stadt habe ziehen wollen; daraus erhelle, daß ſie dergleichen Veränderungen aus Geiz, Hochmuth und Herrſchſucht ſuchen. — Solche blinde und thörichte Hirten aber hatten vergeſſen, daß Petrus ſagte: ſie ſollen die Heerde weiden nicht um ſchändlichen Gewinns willen, 1 Petr. 5, 2. Auch legten ſie dadurch an den Tag, daß es ihnen bei ihren Aemtern nur um Bequemlichkeit, um Ehre und Vortheile zu thun geweſen ſey. Darum ſchreiben Einige aus der ſpätern Zeit: „Die Biſchöfe ſehen nur auf ihren Eigennutz, und wie ſie viel Vergnügen haben mögen, ferner daß ſie etwas zu rauben und zu ſtehlen haben, und deßwegen ſuchen ſie immer reichere Aemter. Anſtatt daß ſie darauf ſehen ſollten, wie ſie die Schafe weiden und gute Hirten ſeyn möchten, fragen ſie vielmehr fleißig nach, wie viel ſie jährlich Einkommen haben können. An die Seelſorge iſt da nicht zu denken; denn man hat gar zu viel für die Einkünfte zu ſorgen. Sie kennen nicht einmal ihre Zuhörer, ſondern denken nur, wieviel ſie einzunehmen haben, und halten Tag und Nacht bei großen Herren um Dienſte an.

Und wenn einmal die Einbildung bei einem Lehrer einreißt, er ſeye zu gelehrt oder zu hoch zu dem geringen Amt, das er hatte, auch ſey es unbillig, daß er Waſſer trinken ſolle, während andere viel Geringere Wein trinken können, da muß wohl ſolche Thorheit in Ehrgeiz und Beſtrebung nach Beförderung, ausbrechen. Dennoch aber ſchützt man bei ſolcher Schmähung des göttlichen Namens immer Gottes Ehre und den Nutzen der Gemeinde vor. Darum wollen auch die Bedingungen, die man bei ſolchen Veränderungen macht, nicht mehr hinreichen wider die einreißende Hoffart und den Geiz der Geiſtlichkeit, wiewohl es nicht an ſolchen treuen, redlichen und gewiſſenhaften Arbeitern fehlt, die ihre geliebten Schafe nur mit großem Kampf und nach vielem Widerſtand verlaſſen, ja nicht eher gehen, bis ſie von dem Herrn ſelbſt in eine andere Aernte geſendet werden.

In Hinſicht auf die weitere Frage, ob und was für ein Unterſchied unter den Lehrern bei den erſten Chriſten geweſen ſey, herrſcht unter den Gelehrten ein großer Streit, und Viele haben aus Ehrgeiz die Sache mit Fleiß verdreht und fälſchlich vorgetragen. Das Ganze aber verhält ſich auf folgende Weiſe: in dem neuen Teſtament leſen wir von keinen andern Gemeindevorſtehern, als von **Aelteſten**, die unter einander gleich, und gemeiniglich auch die Aelteſten dem Alter nach waren. Zu Dienern der allgemeinen Bedürfniſſe aber, z. B. zu Almoſenpflegern, Ap. Geſch. 6., wurden in jeder Gemeinde einige Männer aufgeſtellt, die man **Diakonen** nannte. Nachher wurde aus der Zahl der Aelteſten Einer herausgenommen, und zum Aufſeher über die Andern erwählt, welchen man **Biſchof** d. i. Oberaufſeher nannte. — So lange nun die Chriſten in der Demuth blieben, und Alles mit Uebereinſtimmung vor Gott thaten, hatte derſelbe keine größere Macht als die übrigen; ſobald ſich aber dieſes änderte, erhielt dieſer Stand eine ganz andere Geſtalt. Zwar möchte man meinen, Paulus rede von verſchiedenen Stufen der Apoſtel, Propheten, Evangeliſten, Hirten, Lehrern, Epheſ. 4, 11.; allein er ſpricht in jener Stelle nicht von Graden oder Rangſtufen, ſondern von mancherlei Gaben und Aemtern, womit ein Jeder nach Gottes Willen ausgerüſtet ſeyn ſoll, ſo daß die Apoſtel Evangeliſten, die Evangeliſten Propheten, die Propheten Hirten, und die Hirten Lehrer ſeyn konnten. Dieſe Alle aber waren unter dem Namen der Aelteſten begriffen, und es wurde überhaupt unter ihnen kein ſo ſtrenger Unterſchied gemacht, daß nicht Einer auch ein anderes Amt hätte verſehen können, ohne die Freiheit dabei zu verletzen.

Jn dem neuen Teſtament finden wir ferner, daß die Namen der Biſchöfe, Aelteſten, Diener u. ſ. f. oft verwechſelt werden, ſo daß die Biſchöfe bald Aelteſte heißen, Ap. Geſch. 20, 17. 28. Tit. 1, 5. 7. 1 Petr. 5, 1. 2., bald Diener, 1 Kor. 3, 5., bald andere Namen bekommen. Dieſe Benennungen waren damals allgemein, ſo daß man einen Biſchof gar wohl auch Diakon nennen konnte. Daher hießen ſie nachher *Diener des Worts* und ihr Amt nannte man *einen Dienſt zur Verwaltung der Geheimniſſe Gottes*. Die Biſchöfe aber waren im Anfang nichts anders als Aelteſte; denn man nannte ſie nicht bloß nachher immer noch Preſbyter oder Aelteſte, auch Alte, ſondern ſie hatten auch in den erſten Zeiten nicht mehr Macht und Ehre als die übrigen. Wir könnten viele triftige Zeugniſſe dafür anführen, aber anſtatt aller wollen wir das deutlichſte von Hieronymus nehmen, welcher, da Einer die Biſchöfe den Aelteſten vorziehen wollte, alſo ſchreibt: „Weil der Apoſtel deutlich lehrt, daß die Biſchöfe und Aelteſten Eins ſind, was fällt dem Diener ein, daß er ſich über dieſe erheben will? Verlangſt du ein Zeugniß? Höre, was Philipp. 1, 11. ſteht und ſiehe das Beiſpiel an Ap. Geſch. 20, 28.; und damit Keiner aus Streitſucht vorgebe, es ſeyen in einer Gemeinde mehr Biſchöfe geweſen, ſo höre noch Eins, welches deutlich zeigt, ein Biſchof und Aelteſter ſey einerlei, Tit. 5, 7. 1 Timoth. 4, 14. 1 Petr. 5, 1. 2 Joh. 1. 3 Joh. 1. Daß aber nachher Einer erwählt worden iſt, welcher den Andern vorgeſetzt wurde, das geſchah, um Spaltungen zu vermeiden, damit nicht ein Jeder dieſes Amt an ſich ziehen und die Gemeinden trennen möchte.“ Auf gleiche Weiſe ſpricht ſich Chryſoſtomus darüber aus, wenn er ſagt: Es iſt faſt kein Unterſchied unter einem Biſchof und Aelteſten; denn auch den Aelteſten iſt die Sorgfalt für die Gemeinde aufgetragen, und was Paulus von den Biſchöfen ſagt, das bezieht ſich auch auf die Aelteſten. Denn jene ſind nur der Ordnung nach höher, und ſcheinen bloß dieſes mehr zu haben, als die Aelteſten.“ Jn einer andern Stelle ſagt Hieronymus abermals: „Die Biſchöfe ſollen wiſſen, daß ſie mehr aus Gewohnheit als der göttlichen Verordnung zufolge über die Aelteſten ſeyen und die Gemeinde mit einander regieren ſollen. — Damit ſtimmen auch die andern alten Schriftſteller überein und bezeugen ausdrücklich, daß ein Biſchof und Aelteſter dem Namen und der That nach Eins geweſen, und daß von den Apoſteln anfangs mehr als ein Biſchof in einer Gemeinde beſtellt worden ſey, nämlich, ſo viel Biſchöfe als Aelteſten, und was nachher geändert worden, das ſey eine Gewohnheit, die nur von Menſchen herrühre. Wenn alſo auch die Biſchöfe die Erſten unter den Aelteſten genannt wurden, ſo folgt doch daraus noch nicht, daß ſie eine Gewalt über die andern hatten; denn Hieronymus ſagt noch von ſeiner Zeit, „daß die Gemeinden mit einſtimmigem Rath der Aelteſten regiert worden ſeyen.“ Zudem fand in den erſten Zeiten ſolche Herrſchaft nicht ſtatt, da Jeder ungeheißen das Seinige that, und Alle Ein Herz und Eine Seele waren in ungefärbter Bruderliebe. Daher thaten auch die Schwächſten und Ungeübteſten das Ihrige ohne Murmeln, bis die alte Lauterkeit unter Lehrern und Zuhörern erloſch, und lauter Zank, Neid, Afterreden, Widerſtand und eitel böſe Dinge entſtanden. — Demnach kommt die Hoheit der Biſchöfe oder die ſogenannte Hierarchie nicht von Gott oder den Apoſteln her, und wer auf die Reden Chriſti und ſeiner Apoſtel gehörig achtet, der wird den Stand der Biſchöfe vielmehr einen geiſtlichen Dienſt, als eine geiſtliche Herrſchaft und Gewalt nennen. Allein eben mit ſolchen geringſcheinenden Dingen, Titeln und Namen begann die Gewalt der Biſchöfe zu ſteigen, ehe man es vermuthete, bis kein Steuern mehr half. Man erkannte zwar mit Paulus, daß der Name eines Biſchofs einen Aufſeher bedeute, daß er als ein Wächter auf ſeiner Hut ſtehen, und mit aller erſinnlichen Sorgfalt auf ſich und auf die ganze Heerde Acht haben ſolle; allein die erſten Lehrer übten dieß beſſer aus. Ignaz z. B. ſchrieb an Polykarp: „Du biſt zwar ein Aufſeher, oder vielmehr ein ſolcher, auf welchen geſehen wird von Gott dem Vater und Jeſu Chriſto, der da iſt ein Aufſeher über Alles.“ Auguſtin erinnert: „Der Biſchofsname iſt kein Name der Ehre, ſondern der Arbeit. Es iſt ein griechiſcher Name, der daher kommt, daß derjenige, welcher auf ſeine Untergebenen fleißig Achtung gibt, zugleich für ſie ſorgt. Daraus lernen wir, daß derjenige kein Biſchof ſey, der zwar herrſchen, aber nicht Nutzen ſchaffen will.“

Es iſt ſchon geſagt worden, daß es unter den Apoſteln nur Aelteſten und Diakonen oder Diener gegeben habe. Das waren die Titel alle zur Zeit der erſten Einfalt, da man noch das eine Nothwendige liebte. Nachher zerſtreute man ſich in die Vielheit, und erſann auch viele andere Namen und Aemter. Und dieß alles geſchah nach und nach. Die Apoſtel nämlich hatten zuerſt bloß Diakonen aufgeſtellt; zur Zeit des Cyprian aber gab es ſchon Subdiakonen, bald darauf kamen die Archidiakonen. Nun ſuchte man die Schriften der Alten, z. B. die Briefe des Ignaz, einen Brief des Biſchofs

Kornelius zu Rom u. a. ſo zu verfälſchen, wie wenn ſchon in denſelben Biſchöfe, Aelteſten, Diener, Unterdiener, Aufwärter, Vorleſer, Teufelsbeſchwörer, Thürhüter u. ſ. w. aufgeführt wären. Indeſſen geſtehen mehrere Geſchichtſchreiber aufrichtig, daß in der erſten Kirche bloß Aelteſte und Diener bekannt geweſen ſeyen, und daß dieſe allein von den Apoſteln angeordnet worden ſeyen. Daher hätte von den Chriſten der Rath des Hieronymus allezeit befolgt werden ſollen, welcher die Lehrer zu Alexandrien lobt, daß ſie mit geſammter Hand die Gemeinden regierten, weil eine Gemeinde nicht beſſer regiert werden kann, als wenn Chriſtus in der Eintracht Aller Haupt iſt, darunter ſie leben, und wenn die Aufſeher alle im Amte gleich ſind (ob ſie ſchon den Gaben nach verſchieden ſeyn mögen), und vereinigt unter einander in Einmüthigkeit der Lehre, des Glaubens, des Gebets, der Geheimniſſe und Liebeswerke.

Von der Anzahl der Lehrer an jeder Gemeine hat man keine genaue Nachricht; allein man kann aus dem Verhalten jener Chriſten überhaupt ſchon ſchließen, daß es nirgends an Perſonen gefehlt habe, wodurch der Leib Chriſti zur Genüge hat erbauet werden können. Freilich ſah man damals nicht darauf, ob eine Gemeine ſo und ſo viel Lehrer erhalten könne; wer ihr Vertrauen zu Gott und ihre Genügſamkeit kennt, wird ſich einen andern Begriff von Lehrern und Zuhörern machen. Demohngeachtet fehlte es bisweilen an tüchtigen Perſonen, entweder wegen der Verfolgungen, in welchen man den Lehrern zuerſt nach dem Leben trachtete, oder aus andern Gründen. So klagte Aurelius auf dem Concil zu Karthago, „daß ein ſolcher Mangel an Lehrern ſey, und viele Gemeinen ſo gar verlaſſen ſtehen, daß man nicht einmal einen Diakon finden könne, vielweniger Andere. Er könne forthin das tägliche Wehklagen des vor Jammer faſt ſterbenden Volks nicht ertragen, ſondern bitte, daß man ihnen helfe, damit Niemand die Verſäumniß der Seelen zu verantworten habe.“ Dieſer Zuſtand mag freilich elend genug geweſen ſeyn, wenn wir den zu Rom damit vergleichen, wo nach dem obengenannten verfälſchten Brief des Kornelius ſchon im Jahr 260 neben dem einen Biſchof 46 Aelteſte, 7 Diakonen, 7 Subdiakonen, 42 Aufwärter, 25 Teufelsbeſchwörer, 2 Vorleſer und Thürhüter, und 10,400 Wittwen und Arme geweſen ſeyn ſollen. Ebenſo befahl der Kaiſer Juſtinian, daß zu Konſtantinopel in der größten Gemeinde 60 Aelteſte, 100 Diakonen, 40 Diakoniſſinnen, 90 Subdiakonen, 110 Vorleſer, 25 Sänger, 100 Thürhüter, zuſammen 525 Perſonen ſeyn ſollen. Sobald das Chriſtenthum von den Kaiſern angenommen war traten allerdings Viele in den Kirchendienſt, weil ſie mit großen Freiheiten beſchenkt wurden, wie denn auch ſpäter ſich der Klerus von Tag zu Tag vermehrte. Allein es iſt unläugbar, daß ſich auch unter den Verfolgungen Viele zum Lehramt gebrauchen ließen. Ja, je allgemeiner damals die Gaben des heiligen Geiſtes waren, deſto häufiger gebrauchte ſie Jeder zum allgemeinen Nutzen. Dagegen war nachher die Menge der Lehrer noch größer, aber die Kraft deſto kleiner, ſie füllten nur die Stellen aus und fraßen das Fett von der Heerde, deßwegen eigneten ſie ſich ſchon frühzeitig gewiſſe Vorrechte an und ſagten: wie im alten Teſtament bloß die Leviten und nicht das ganze Iſrael ein Erbtheil Gottes geweſen ſeyen, ſo auch die Prieſter im neuen Teſtament. Daher nahmen ſie den Namen Klerus d. i. Erbe für ſich allein in Anſpruch, obgleich Petrus das ganze Chriſtenvolk ausdrücklich alſo nannte, und zwar in der Stelle, in welcher er befiehlt, die Aelteſten ſollen nicht über das Volk herrſchen. 1. Petri 5, 3. Hiebei hätte man ſtehen bleiben und nicht neben den Worten des heiligen Geiſtes auch ſeinen Sinn und Befehl verkehren ſollen. Leider aber ſuchte man bei Katholiken, wie bei Proteſtanten, die Leute glauben zu machen, daß die Lehrer beſonders das Erbe Gottes ausmachen und daher mit Recht Kleriker oder die Auserwählten heißen.

Was ferner die Behauptung betrifft, daß ſchon in den erſten vier Jahrhunderten Kirchendiener und eigentliche Diener oder Aufwärter aufgeſtellt geweſen ſeyen, ſo iſt oben bereits gezeigt worden, daß man anfangs bloß Aelteſte und Diakonen hatte, und daß die andern Arten erſt lange nachher eingeführt wurden. Wir werden überhaupt leicht einſehen, daß von überflüſſigen Aufwärtern damals keine Rede ſeyn konnte, wenn wir den unruhigen Zuſtand jener Zeiten recht ins Auge faſſen. — Ebenſo iſt aus dem Früheren klar, daß an keine beſondere Oberherrlichkeit der Biſchöfe in den erſten Gemeinden zu denken iſt. Man erzählt zwar von ihnen, daß ſie die Sünder ausgeſchloſſen und die Kirchendiener abgeſetzt haben; aber dieß geſchah nicht von ihnen allein, ſondern von der Geſammtheit der Lehrer mit Zuziehung der Gemeinden, und zwar nicht ſo, daß man die Gottloſen nur geradezu wegwies, ſondern ſie mit großer Liebe und Sorgfalt behandelte, bis ſie endlich als unverbeſſerlich aus der Gemeinde ausgeſchloſſen wurden. Weiter ſoll der Biſchof in dem Rath der Geiſtlichen obenan, und in der Kirche auf einem hohen Thron geſeſſen ſeyn; allein dieß gilt von der Zeit, wo das Chriſtenthum bereits in Verfall gerathen war, nicht aber von der, wo es noch in ſeiner Reinheit und Lauterkeit beſtand. Denn damals war meiſtens Galgen und Rad, oder ein Scheiterhauſen der Biſchöfe Thron, welcher dem Laurentius beſſer gefiel, als der Thron des ſtolzen Tyrannen, der ihn martern ließ. Die Erzbiſchöfe, Patriarchen und Primaten aber gehören nicht zum erſten Chriſtenthum, und ihr Weſen, ſo prächtig es auch von Mehreren beſchrieben wird, iſt frühe ſchon getadelt worden. Epiphanius dringt darauf, daß die Biſchöfe und Aelteſten nach der Apoſtel Anordnung einander folgen ſollen. Noch deutlicher ſpricht ſich Hieronymus darüber aus: „Es mag ein Biſchof ſeyn, wo er will, ſo hat er Einerlei Würde, Einerlei Amt. Die Macht des Reichthums, oder die Niedrigkeit der Armuth, macht den Biſchof weder höher noch niedriger.“ Und Auguſtin: „Das Primat oder der Vorzug beſteht allein im heiligen Wandel und frommen Leben, welches Alle angeht, die Glieder der Braut ſind.“ — Indeſſen haben die Gelehrten längſt bewieſen, daß die Biſchöfe erſt nach Cyprians Zeit, alſo ungefähr 300 Jahre nach Chriſtus, angefangen haben, ſich übereinander zu erheben. Daher ſchreibt dieſer: „Keiner unter uns ſetzt ſich zum Biſchof über die Biſchöfe, oder treibet ſeine Kollegen mit tyranniſchem Schrecken zum Gehorſam. Ein jeder Biſchof hat ja ſeinen freien Willen, nach der Freiheit ſeiner Macht, weder von Andern gerichtet zu werden, noch Andere zu richten. Wir Alle wollen alſo das Urtheil unſeres Herrn Jeſu Chriſti erwarten, welcher einzig und allein Macht hat, uns zur Regierung ſeiner Gemeinde einzuſetzen, und über unſere Werke zu urtheilen.“ — Wichtige Worte, die auf einmal allen Hochmuth niederſchlagen, und diejenigen, welche die Ehre in dieſer Welt hochachten, zu einem niedrigen Sinn nach Jeſu Chriſto bringen ſollten.

Die Aelteſten waren, wie ſchon geſagt, in den erſten Zeiten Biſchöfe, bis Einer von ihnen den übrigen vorgeſetzt wurde. Allmählig aber wurden Jene unter allerlei Vorwand vom Lehramt verdrängt, ſo daß ſchon Hieronymus klagen mußte: „Es iſt eine ſehr ſchlimme Gewohnheit in einigen Gemeinden, daß die Aelteſten ſchweigen, und in Gegenwart der Biſchöfe nicht reden, als wenn ſie es ihnen entweder nicht gönnten, oder ſie nicht würdig achteten, ihnen zuzuhören.“

Wahrlich dieſer weiſe Mann traf den rechten Grund dieſes Greuels, dawider er die Worte Pauli 1 Kor. 14, 30. mit allem Recht anführt. Auf einer Kirchenverſammlung wurde ſogar verordnet: „Kein Aelteſter ſoll das Volk in Beiſein des Biſchofs lehren oder ermahnen.“ Dagegen erhob ſich Hieronymus abermals und ſchrieb ſehr freimüthig: „Die Aelteſten ſollen predigen. Kein Biſchof zürne hierüber und laſſe ſich aus teufliſcher Verſuchung von Mißgunſt aufblähen, wenn die Aelteſten das Volk ermahnen, in der Gemeinde lehren, oder daſſelbe ſegnen.“ — Die Diakonen finden wir ebenfalls in den erſten Gemeinden; aber die Archidiakonen gehören einer ſpäteren Zeit an. Doch waren dieſe bloß die Erſten der Ordnung nach, nicht aber in Rückſicht auf die Gewalt und Herrſchaft. — — Zum Beſchluß noch etwas über das Alter der Lehrer, das je nach Beſchaffenheit der Umſtände ſehr verſchieden war. Die Alten ſagten ausdrücklich: „Der Herr habe kein gewiſſes Alter beſtimmt, als er Aufſeher angeordnet habe, darum dürfe man auch Niemand nach den Jahren beurtheilen, die grauen Haare für die Weisheit, oder die Weisheit für die grauen Haare rechnen. B. Weish. 4, 8 u. f. Den Glauben ſchätze man nicht nach der Zeit; denn da, wo die himmliſche Gnade ſich ergieße, hindere das Alter nicht. Ein jedes Alter ſey für die Gnade Gottes reif genug; denn man ſehe, daß viele junge Leute die Alten an Verſtand übertreffen. Sie ſeyen in ihrer Frömmigkeit ſchon alt, kommen der Zeit mit ihren Verdienſten zuvor, und erſetzen mit Tugenden, was dem Alter mangle.“ Deßwegen ſah man von Anfang des Chriſtenthums nicht ſowohl auf ein gewiſſes Alter, als auf rechtſchaffene Tugenden, die zu einem Lehrer gehören. Wie Paulus den jungen Timotheus zum Lehrer beſtellte, ſo wurden an mehreren Orten junge Männer zu Vorſtehern der Gemeinden erwählt, bald jedoch kam auch hierin mancher Mißbrauch auf, ſo daß ſchon Gregor von Nazianz klagen mußte: „Viele fangen früher an zu lehren, als ſie aus den Kinderjahren gekommen ſind, ehe ſie die heilige Schrift kaum mit Namen kennen, geſchweige denn ehe ſie aus dem Koth der Sünden und Laſter herausgeriſſen ſind. Wenn ſie zwei oder drei Wörter von der Frömmigkeit auswendig gelernt haben, oder den Mantel recht in die Falten legen können, ſo ſpringen ſie gleich auf die Kanzel und zum Pult. Sonſt wird Keiner ein Arzt oder Maler genannt, wenn er nicht die Beſchaffenheit der Krankheiten kennt oder die Farben miſchen und allerhand Zeichnungen mit dem Pinſel machen kann. Aber einen Aufſeher kann man nun leicht finden, der nicht lange vorbereitet, ſondern ganz neu gebacken iſt, der wie die Dichter von den Rieſen ſagen, geboren und gleich befördert wird. Wir machen an einem Tag Heilige, und nennen ſie gleich weiſe und gelehrt, ungeachtet ſie nichts gelernt haben, und nichts Anderes zum Kirchendienſt bringen, als den Willen.“ — Dieſer Mißbrauch riß ſo ein, daß man ſelbſt Menſchen von 14 Jahren zu Diakonen machte. Nun, ſagte der fromme Bernhard, befördert man Schulknaben zu geiſtlichen Aemtern, und wenn ſie kaum der Ruthe entlaufen ſind, ſo ſollen ſie als die Aelteſten regieren. Ja, ſie ſind froh, daß ſie aus der Schule kommen, und faſt froher, als daß ſie große Leute geworden ſind. — Man läuft zum Pfarrdienſt in jedem Alter, gelehrt oder ungelehrt, wie wenn man da ohne Sorgen leben könnte, und bedenkt nicht, daß man dann erſt recht in die Sorgen geſteckt wird.“

XII.

Von dem öffentlichen Leſen und Predigen des Worts.

Wir kommen nun zu den vornehmſten Arten ihrer öffentlichen Uebungen, und zwar zunächſt auf das Leſen und Predigen des göttlichen Worts. Das Erſtere war vom Anfang des Chriſtenthums eingeführt, weil man auch bei den Juden das alte Teſtament in den Schulen vorzuleſen pflegte. Apoſt. Geſch. 15, 21. 22. — Juſtin, der Märtyrer, ſagt darüber: „Die Schriften der Apoſtel und Propheten ſind in öffentlicher Verſammlung geleſen worden, ſo lange es die Zeit erlaubt hat.“ Tertullian bezeugt: „Wir kommen zuſammen, um die heilige Schrift zu hören.“ Und Auguſtin: „Wann iſt wohl eine Zeit, wo die Brüder in der Gemeinde ſich verſammeln, da man nicht liest oder Reden hält, oder da die Vorſteher mit lauter Stimme beten?“ — — Zeugniſſe, welche uns unter anderem zeigen, daß man keine Abſchnitte zum Vorleſen vorgeſchrieben, ſondern ſo viel zugelaſſen habe, als die Zeit oder andere Umſtände geſtatteten. Es läßt ſich alſo nicht mehr beſtimmt angeben, wie viel man jedesmal geleſen habe und wie die Lektionen eingetheilt geweſen ſeyen. Nur ſo viel iſt gewiß, daß man die ganze heilige Schrift nach und nach geleſen habe. Die Pſalmen

z. B. kamen häufig vor; am häufigſten jedoch die Evangelien und die Briefe der Apoſtel. Denn man hielt das neue Teſtament allgemein für nöthiger und nützlicher zum Leſen, als das alte. „In jenem ſagten ſie, reden die Knechte, in dieſem der Herr ſelbſt. In jenem wird es verheißen, in dieſem erfüllt. Dort iſt der Anfang, hier die Vollendung. Dort wird der Grund gelegt, hier wird der Gipfel des Glaubens und der Gnade darauf geſetzt. — Neben den kanoniſchen Schriften des alten Teſtaments laſen ſie aber auch noch die apokryphiſchen Bücher, z. B. das Buch Sirach, das Buch der Weisheit, Tobias, Eſra und dergleichen. Dazu kamen noch die Geſchichten der Märtyrer und anderer heiligen Männer, welche theils zu Hauſe, theils öffentlich zu leſen geſtattet waren, weil man wollte, daß die Gemeinden auf allerlei Weiſe erbaut und zum Lobe des Herrn aufgemuntert würden. — Anfangs gab es keine beſondere Vorleſer, ſondern man wechſelte ab, oder las derjenige irgend einen Abſchnitt vor, der gerade einen innern Drang in ſich fühlte, öffentlich zu ſprechen. Erſt in den Briefen des berühmten Cyprian, der um das Jahr 250 lebte, iſt von beſondern Vorleſern in der afrikaniſchen Kirche die Rede, und es ſcheint, als ob dieſes Amt die erſte Stufe zu andern Kirchenämtern geweſen ſey. In den römiſchen Gemeinden thaten dieß die Diakonen, in den griechiſchen ſpäter ganz junge Leute. Sie hatten unter Anderem auch den Beruf, die heilige Schrift dem gemeinen Volk in die Mutterſprache zu überſetzen; denn in dieſer allein redete man damals von Gottes Wort. 1 Kor. 14, 2. Daher ſagt Hieronymus: „er habe ſeinen Landsleuten eine dalmatiſche Ueberſetzung der Bibel gegeben, damit ſie dieſelbe auch verſtehen können.“ In einer andern Stelle: „die heilige Schrift werde bei allen Völkern geleſen.“ — Chryſoſtomus und Andere bezeugen ebenfalls, daß die Syrer, Araber, Indianer, Perſer und viele andere Völker ſie in ihre Sprache überſetzt und geleſen haben.

Was aber die Ermahnungen und Reden an das Volk betrifft, ſo geſchahen dieſe meiſtens aus Veranlaſſung irgend einer Stelle. Doch darf man dabei an keine redneriſche Kunſt oder an Reden menſchlicher Weisheit denken, wovon die erſten Chriſten abgeſagte Feinde waren. „Wir kommen zuſammen, ſchreibt Tertullian, um die heilige Schrift zu hören; wir nähren den Glauben mit heiligen Worten, wir richten die Hoffnung auf, befeſtigen die Zuverſicht, und die Zucht der göttlichen Gebote erhalten wir mit vielen Ermahnungen. Da geſchehen auch Beſtrafungen, Erinnerungen und eine Art göttlicher Cenſur.“

Ebenſo behauptet Origenes: „Wir ermahnen das Volk durch Leſen und Erklären zur Gottſeligkeit und zu andern Tugenden, die dazu gehören. Wir bringen es von der Verachtung Gottes ab, wie von ondern Affecten, die auch der Vernunft widerſtreiten.“ Demnach wurde eine Stelle aus der heiligen Schrift vorgeleſen, und hierauf von den Lehrern ausgelegt. Apoſt. Geſch. 13, 15. In den alten ſogenannten apoſtoliſchen Conſtitutionen heißt es z. B. „Nach Vorleſung der Propheten, Epiſteln, Apoſtelgeſchichte und Evangelien ſoll der Vorſteher das Volk grüßen und daſſelbe ermahnen.“ Auch Origenes bezeugt: „Wenn du oft zur Gemeinde kommſt, dem Worte Gottes Gehör gibſt, die Erklärungen der göttlichen Befehle faſſeſt, ſo wird dein Geiſt durch die göttlichen Worte ſtark werden, gleich wie das Fleiſch von der Speiſe.“ Deßgleichen wird von den Gemeinden in Cappadocia und Cypern erzählt, daß ſie am Sabbath und Sonntag Abend zuſammengekommen ſeyen, und daß ihre Aufſeher und Aelteſten die heilige Schrift bei Licht erklärt haben. Spuren von dieſen Vorleſungen und den darauf folgenden Erklärungen findet man in mehreren Schriften der Kirchenväter, z. B. wenn Auguſtin ſeine Rede bisweilen ſo anfängt: „Bis hieher iſt der Pſalm geleſen worden, bis hieher ſoll er auch abgehandelt werden.“ Und wieder: „Meine Brüder, wir haben gehört, da das Evangelium vorgeleſen wurde, daß der Herr ſpricht: Wer mich liebet, der wird mein Wort halten. Es ſind viele Dinge, die in dieſen Worten des Herrn gefordert werden. Soviel aber der Herr uns zu ſchenken würdiget nach unſerem und eurem Maaß, was wir reden und ihr hören ſollet. ꝛc.“ Ambroſius: „Meine Kinder, ihr habt das Buch Hiob leſen hören, welches in der feſtlichen Zeit durchgegangen wurde u. ſ. w.“ — Bisweilen nahmen die Lehrer Gelegenheit über den Pſalm zu reden, den man eben erſt geſungen hatte, oder ließen ſie denjenigen abſingen, den ſie erklären wollten, wovon wir ebenfalls Spuren finden. Auguſtin ſagt: „Betrachtet dieſen Pſalm andächtig mit uns, wie wir ihn mit einander fröhlich geſungen haben. — Eure Liebe weiß, daß wir die Rede über den Pſalm, den wir jetzt geſungen, bis auf heute verſchoben haben“ ꝛc. — Solche Reden nannte man Traktate, Homilien, Sermonen, oder, wie wir zu ſagen pflegen, Predigten. Nur darf man ſich unter jenen Predigten keine ſtundenlange, wohlgeordnete Reden über einen gewiſſen Text vorſtellen; denn bei den Apoſteln und ihren Nachfolgern reichten bisweilen einige Worte hin, um eine kräftige Predigt von Jeſu Chriſto genannt werden. Zwar ſagt Paulus, Röm.

10, 17., der Glaube komme aus der Predigt, und 1 Kor. 1, 21., Gott mache durch die thörichte Predigt ſelig; allein hier iſt abermals von keiner ſtudirten Predigt die Rede, vielmehr ſind alle andere Arten der Lehre darunter verſtanden. Das Wort predigen (praedicare, κηρύσσειν) kommt von der Sitte der alten Völker her, welche durch gewiſſe Boten, durch Herolde u. dergl. etwas ausrufen oder ankündigen ließen. Demnach war κηρύσσειν oder predigen nichts anders als verkündigen, kundthun, anſagen, ohne Rückſicht auf die Art des Vortrags und die übrigen Umſtände, die dabei vorkamen. Aehnliche Ankündigungen konnten mit wenigen Worten geſchehen, und ſich auf eine bekannte oder unbekannte Sache beziehen. So wurde das Wort κηρύσσειν, praedicare, predigen auch in der erſten Chriſtenheit, namentlich von den Diakonen gebraucht, die dem Volk mit zwei oder drei Worten etwas anſagten; deßgleichen von den Propheten und andern, welche oft wenig Worte machten, aber deſto mehr Kraft in dem Herzen zurückließen.

Um aber wieder auf das Vorhergehende zu kommen, ſo iſt zu merken, daß man ſich auch in den folgenden Zeiten nicht immer ſo genau an einen gewiſſen Text gebunden, ſondern je nachdem der Geiſt es eingegeben und die Gelegenheit es zugelaſſen, zum Volke geredet habe. Wir haben oben geſehen, wie es in der apoſtoliſchen Kirche gehalten wurde, wo Zwei oder Drei redeten und die Andern es beurtheilten. 1 Kor. 14, 29. ſ. 2 B. 5. Kap. Wenn nun auch nach dieſer Zeit Einer allein auftrat, ſo ließ man ſich durch die gerade vorliegende Materie doch nicht von andern nöthigeren Erinnerungen abhalten. Eine kurze Beſchreibung von der einfachen Lehrart der Alten gibt Auguſtin, wenn er ſagt: „In der Gemeinde werden entweder die Gebote Gottes vorgetragen, oder Wunder erzählt, oder die Gaben Gottes geprieſen, oder mehrere Wohlthaten von ihm erbeten.“ — Kam etwas Außerordentliches vor, ſo fanden die Lehrer für gut, weniger als ſonſt zu reden, und den Chriſten die Güte Gottes zur eigenen Betrachtung zu überlaſſen; denn bei der kräftigen, innerlichen Wirkung des heiligen Geiſtes waren ohnehin viele Worte unnöthig. Auguſtin ſelbſt bekennt abermals von jenen erleuchteten Herzen: „an ihnen ſeyen die Worte Pauli — die Weiſſagungen werden aufhören — erfüllt worden, 1 Kor. 13, 8., ſie beſitzen das Vollkommene und ſuchen das Stückwerk nicht mehr.“ Außerdem wurden auch ganze Bücher nach und nach abgehandelt, wie die noch übrigen Traktate und Homilien der Alten lehren.

Von den Eintheilungen der jetzt gewöhnlichen Sonn- und Feſttagsevangelien und Epiſteln aber findet ſich bei den erſten Chriſten nichts, obgleich Einige ſie von denſelben ableiten oder wenigſtens dem Hieronymus oder dem Auguſtin zuſchreiben wollen. Es mag zwar ſeyn, daß die Alten an den Tagen, welche an die vornehmſten Wohlthaten Gottes erinnerten, alſo an ihren Hauptfeſten, die betreffenden Geſchichten aus der heiligen Schrift laſen und erklärten; allein daraus läßt ſich die Art der heutigen Perikopen (die Eintheilung unſerer Evangelien und Epiſteln) nicht erweiſen. Unſere Sonn- und Feſttagsevangelien kamen vielmehr erſt ſpäter auf, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ſie von Alcuin und Paul, dem Diakon, oder Warnefried herrühren, welche auf Befehl Karls des Großen die Erklärungen derſelben aus den alten Kirchenvätern geſammelt und in Ordnung gebracht haben. — Dabei iſt jedoch nicht zu überſehen, daß den Leuten dadurch nach und nach die ganze Bibel aus den Händen genommen, und immer mehr neue Menſchenſatzungen aufgebürdet wurden. Während man vorher ungehindert die Lehren des Chriſtenthums aus der heiligen Schrift nach dem Maaß der Weisheit und der Gnade vortragen durfte, und nicht eher auf andere Punkte kam, bis die erſten recht in die Herzen eingedrückt worden waren, ſo ſollte nun die Schrift nicht mehr ganz der Gemeinde bekannt gemacht, ſondern Jahr aus Jahr ein nach einerlei Text gepredigt werden. Dieß machte auch die Lehrer nachläſſig, indem ſie ſich nicht auf alle Texte in der Schrift, ſondern nur auf etliche fünfzig Evangelien des Jahrs gefaßt halten durften. Daher kamen endlich die unzähligen Poſtillen oder Auslegungen, welche von Lehrern und Zuhörern häufig mißbraucht worden ſind. — Luther ſetzt den Urſprung unſerer Sonn- und Feſttagsevangelien in die Zeit des Papſtthums, wo es recht finſter ausſah; den Urheber derſelben aber erklärt er für einen dummen, ungeſchickten und unverſtändigen Werkheiligen.

In den erſten Zeiten gab es ferner weder Lehrſtühle, noch Kanzeln. Jeſus und ſeine Anhänger predigten bald im Schiff, bald auf dem Felde, auf den Gaſſen, in den Häuſern, Schulen und Gefängniſſen, ja oft am Kreuze, unter dem Galgen, auf dem Rade oder Scheiterhaufen, wenn ſie Gott prieſen mit ihrem Tode. Als aber die Verfolgungen nachließen und die Zahl der Zuhörer ſich vermehrte, als man in einer Stube keinen Raum mehr hatte, ſondern große und prächtige Gebäude aufführte, da war es freilich nöthig, daß die Lehrer etwas höher ſtanden, als das Volk. Zuerſt traten ſie bei dem Tiſch oder ſogenannten Altar auf Stufen, um über das Volk hinſehen zu können, bis um die Mitte des zweiten Jahrhunderts die Predigtſtühle oder Kanzeln aufkamen. Paul von Samoſata, Biſchof von Antiochien (260), welcher wegen ſeiner unerhörten Eitelkeit und Prachtliebe allgemeinen Anſtoß gab und wegen ſeiner Irrlehren (269) ſeines Amtes entſetzt wurde, ließ zwar auch bei dieſer Einrichtung ſeinen Stolz durchblicken; denn es heißt von ihm: „Er ließ ſich einen hohen Stuhl bauen, wie die Herren dieſer Welt haben, und wenn er darauf predigte, hatte er lauter ſeltſame hochmüthige Geberden an ſich, ſtampfte mit den Füßen, ſchlug mit den Händen auf die Hüften, und legte ſonſt ſeine Hoffart in Allem an den Tag." Dagegen gibt es mehrere Beiſpiele von frommen Lehrern, die auch hierin ihre Demuth bewieſen. So ſagt Auguſtin zu ſeinen Zuhörern: „Er ſtehe zwar an einem erhabenen Ort und rede, er liege aber dabei vor Furcht unter ihren Füßen, weil er wiſſe, wie gefährlich es ſei, von dieſer hohen Stelle Rechenſchaft zu geben." Und anderswo: „Die heilige Schrift und Lehre zur Gerechtigkeit erſchallt von dem höheren Orte vor Allen; diejenigen, welche ſie thun, hören ſie zu ihrer Belohnung, die Andern zum Gerichte."

Was nun das Lehren an und für ſich betrifft, ſo wurde es von allen lernbegierigen und bedürftigen Herzen für ſehr nöthig und heilſam gehalten. Dabei aber ſahen die Verſtändigen wohl ein, daß es keine ſo leichte Sache ſey und nicht in ihrer Macht ſtehe, wann und wie ſie predigen wollten. Denn hatte auch ein wahrer Chriſt den lebendigen Glauben in ſeinem Herzen, ſo ſahe er wohl, daß hiezu wieder eine beſondere Gnade erfordert werde, dieſen Glauben Andern vorzutragen. Daher unterſchieden die Alten zwiſchen glauben und lehren, oder vom Glauben reden, und ſagten: jenes haben die Apoſtel gleich anfangs gehabt, aber dieſes nicht. Sie hatten wohl Recht; denn wenn das Lehren keine Gabe von Gott wäre, ſo wäre ſie allen Menſchen gemein, während die Geſchichte lehrt, daß auch unter den Lehrern wenigſtens der äußerlichen Beredtſamkeit nach, ein großer Unterſchied war. Euſebius z. B. führt in ſeiner Kirchengeſchichte mehrere Lehrer der Alten auf, welche große Erkenntniß und Gnade von Gott hatten, das Wort zu predigen. Unter dieſen zeichnete ſich beſonders Alexander, Lucian, Apollinarius, Origenes, Baſilius, Gregor von Cäſarien, und vor allen Andern Cyprian, Ambroſius, Auguſtin, Chryſoſtomus aus. Denn der Geiſt Gottes, der über die Propheten gekommen war, hatte auch ſie mit dem Brunnen der Beredtſamkeit erfüllt. Bei den erſten Chriſten war es ohnehin ausgemacht, daß der heillige Geiſt allein die Zunge recht beredt und zum Lehren geſchickt machen könne. Sollte Einer geiſtreich lehren und predigen, ſo mußte er erfüllt ſeyn von den Gaben des Geiſtes wie Paulus Ap. Geſch. 18, 5. Daher er auch verſicherte, daß das Evangelium, das er verkündigte, nicht allein in Worten beſtehe, ſondern in der Kraft und in dem heiligen Geiſt, und in großer Gewißheit, 1 Theſſ. 1, 5. — Der Herr hatte ſeinen Jüngern verheißen: ſie ſollen vor jeder Verantwortung unbeſorgt ſeyn, wie oder was ſie reden wollen, es werde ihnen zu der Stunde gegeben werden, was ſie zu ſagen haben; denn nicht ſie ſeyen es, die da reden, ſondern ihres Vaters Geiſt, welcher durch ſie rede. Matth. 10, 19. 20. Darum ſagten die Alten: „Unſer Glaube ſoll auf alle Befehle des göttlichen Willens Acht haben, dann wird er mit Weisheit ausgerüſtet werden, wobei uns Abraham zum Beiſpiel dient, dem es an keinem Widder fehlte, als er opfern wollte.“ — Dieß war ihnen alſo keine fremde Lehre, ſondern eine göttliche unfehlbare Verheißung. Wer ſie in Demuth faßte, und nicht ſelbſt es ſeyn wollte, der da redete, ſondern ſich der Regierung der theuren Gnade Gottes überließ, der erfuhr, daß ſie nicht fehlte. Denn der Herr iſt treu, der es verheißen hat. Dieſe zwei Stücke ſuchte man bei einem Lehrer; einmal, daß er von Gott lerne, die heilige Schrift leſe und oft betrachte, dann ſolle er das Volk lehren, was er von Gott ſelbſt gelernt, aber nicht aus ſeinem eigenen Herzen, oder aus menſchlichem Sinn habe, ſondern was ihn der heilige Geiſt lehre. Deßwegen riefen ſie einander zu: „Rede, was des Geiſtes iſt, und wenn es möglich iſt, nichts anders! Es iſt höchſt nöthig, daß man zuerſt mit Eifer und Glauben von Gott fordere, daß er uns Kraft gebe, ſeinen Reichthum zu begreifen, — nämlich den wahren Schatz Chriſti in unſeren Herzen mit der Kraft und Wirkung des heiligen Geiſtes. Dann aber, wenn wir zuvor in uns ſelbſt den Nutzen, die Seligkeit und das ewige Leben, nämlich den Herrn ſelbſt erlangt haben, können wir auch Andern helfen, indem wir aus dem innerſten Schatz Chriſti alles Gute hervorbringen, und die himmliſchen Geheimniſſe erklären. Denn alſo hat es der Güte des Vaters gefallen, daß er bei Allen wohne, die ihn ſuchen und an ihn glauben.“ — Wenn nun jene weiſen Männer Jemand ſahen, der bloß deßwegen die heilige Schrift las, um Andern das Geleſene wieder ſagen zu können, ſo daß daſſelbe nicht in ſeinem Herzen durch den heiligen Geiſt verſiegelt und ins Leben verwandelt war, vielweniger zuerſt in ihm anfing, Frucht zu bringen, ehe er Andere lehrte, ſo riefen ſie ihm zu: ſiehe zu, daß du wegen der Reinheit deines Herzens ohne Sorgen ſeyeſt, und alsdann rede!

Wir haben ſchon im erſten Buch gezeigt, daß die Alten glaubten, ohne den heiligen Geiſt könne man die Schrift weder recht verſtehen, noch einen Grund zur Seligkeit haben. Darum bezeugten ſie den Unglaubigen wie den Heuchlern, daß die muthwilligen Sünder eben dieſen Geiſt und alſo die Erkenntniß Gottes nicht haben, geſchweige denn dieſelbe Andern mittheilen können. „Wir ſagen, ſchreibt Klemens, daß dieſe Erkenntniß kein bloßes Wort ſey, ſondern eine göttliche Weisheit und das Licht, welches der Seele in der Wiedergeburt eingepflanzt wird aus dem Gehorſam gegen das Wort, und dann Alles offenbart, was in der Geburt iſt, und den Menſchen lehrt, daß er ſich ſelbſt erkenne und ſeine Gedanken zu Gott richte. Es iſt unmöglich, daß man mit der menſchlichen Natur ſo hohe und göttliche Dinge erkennen kann, vielmehr iſt diejenige große Gabe nöthig, die damals vom Himmel auf die heiligen Männer herabkam. Dieſe bedurften keiner Rednerkunſt, noch thaten ſie etwas mit Zank und Streit, ſondern ſie übergaben ſich dem heiligen Geiſt. Demnach brauchte ſie der heilige Geiſt als Werkzeuge, um uns die Erkenntniß göttlicher und himmliſcher Dinge zu offenbaren.“ Juſtin ſetzt hinzu: „Es waren meiſtens ungelehrte, einfältige Leute, damit man ſah, daß das, was ſie redeten, nicht von menſchlicher Weisheit herkomme, ſondern in der Kraft Gottes geredet wurde.“ — Aehnliche Ausſprüche finden ſich bei den Alten in Menge, beſonders aus den erſten Jahrhunderten, weil ſie die Kraft des Geiſtes überall für unumgänglich nöthig hielten. Sie zeigten aber auch aus der Erfahrung, daß die Wirkung des heiligen Geiſtes ſich in den Herzen der Chriſten gleichſam verdopple, wenn Lehrer und Zuhörer von ihm regiert werden. „Der Lehrer lernt dadurch immer mehr, ſagten ſie, und wenn er redet, ſo hört er oft zugleich mit den Zuhörern. Der heilige Geiſt iſt ein Meiſter deſſen, der da lernt, wie deſſen, der da lehrt; er befruchtet Sinn und Verſtand allein. Je begieriger die Zuhörer nach dem Worte ſind, deſto mehr Gaben werden dem Lehrer beigelegt. Der Herr gibt ihm das Wort häufiger den Zuhörern zum Beſten. Bisweilen aber wird ihm auch aus Schuld der Zuhörer das Wort entzogen.“ — Darum wurde es bei ihnen für einen großen Irrthum gehalten, wenn man meinte, es könne Jemand doch ein rechter Lehrer ſeyn, wenn er auch den heiligen Geiſt nicht in ſich habe, da ohne denſelben Niemand Jeſum einen Herrn nennen könne.“ 1 Kor. 12, 1. Auf der andern Seite aber gereichte es auch den Lehrern zum Lob, wenn ſie lehrten, was Gott ihnen eingab, wie von Auguſtin und Andern gerühmt wird. — Daher kam es denn, daß ſolche Lehrer nicht lange ängſtlich und mühevoll ſtudirten und auswendig lernten, was ſie ſagen wollten. Zwar war Keiner von ihnen ſo verwegen, wie die wilden Schreier nach Luthers Beſchreibung, die ſich auf die natürliche Fertigkeit ihrer Zunge verließen, und nichts als Ehre und Menſchengunſt bei dem Predigen ſuchten; aber ihr Glaube ließ ſich vornehmlich mit der Gnade genügen, darin ſie ſtanden. Sie ſchöpften aus der Fülle Gottes, was ihnen nöthig war, wenn ſie auch im Fall der Noth ohne vorhergehendes Nachdenken lehren mußten. Denn der Herr ließ ſie nicht leer von ſeinem Licht, wo es ſeine Ehre betraf, und der Menſchen Heil daran lag. — Dazu trug freilich auch die Uebung und Erfahrung ſehr viel bei und man weiß z. B. von Atticus, einem Biſchof zu Konſtantinopel, daß er zuerſt mit großer Mühe gepredigt, nachher aber eine ſolche Fertigkeit im Reden erlangt habe, daß er ohne vorhergehendes Nachdenken lehren konnte. —

Um dieſe Weisheit und Gnade aber wollte der Herr ernſtlich angerufen ſeyn. Darum gibt Auguſtin ſeinen Mitarbeitern den Rath: „Ein Lehrer ſoll, was heilig und gerecht und gut iſt, auch thun, wenn er es ſagt; denn ſonſt darf er nichts Anderes ſagen. Er ſuche es aber mehr in einem gottſeligen Gebet, als in der Macht zu reden, und zweifle nicht, damit er, wenn er für ſich und ſeine Zuhörer betet, vorher ein Beter ſey und dann ein Redner. Ja, in eben der Stunde, da er hinzutritt zu reden, ehe er noch den Mund aufthut, muß er die dürſtende Seele zu Gott erheben, damit er wieder hervorbringen könne, was er in ſich getrunken hat, und ausgieße, was ihn erfüllt hat — nämlich die Gnade des Geiſtes.“ — Eine herrliche Ermahnung, welche allen denen nöthig iſt, die im Namen Gottes einer ganzen Gemeinde ſeinen heiligen Willen vortragen ſollen. — Damals war es allgemeine Sitte, daß man, ehe man etwas Geiſtliches vornahm, Gott bat, er möchte die Pforten des Lichts zuvor aufthun, weil ſonſt nichts erkannt und verſtanden werden kann, wenn der Herr nicht Verſtand gibt. Davon waren die erſten Lehrer ſo überzeugt, daß ſie nicht aus Gewohnheit oder nach dem Beiſpiel Anderer, ſondern aus herzlicher Erkenntniß ihrer Schwachheit und mit dem Verlangen, dem Herrn zu dienen, vorher auch öffentlich beteten. So betete Ambroſius, jener beredte Mann, um Weisheit und Erleuchtung, wenn er ſpricht: „O Herr, ich bitte dich und flehe demüthiglich, gib mir allezeit eine demüthige Erkenntniß, die da erbaulich ſey; gib mir eine ſanfte und weiſe Beredtſamkeit, die ſich nicht aufblähen laſſe, noch über die Brüder ihrer Gaben wegen ſich erhebe! Lege doch dein Wort des Troſtes und der Ermahnung in meinen Mund durch deinen heiligen Geiſt, daß ich mächtig ſey, die Frommen zur Beſſerung zu ermahnen, und die, welche auf verkehrten Wegen gehen, mit Wort und Beiſpiel zu der Richtſchnur deiner Wahrheit zu bringen! Laß die Worte, die du deinem Knecht geben wirſt, ſcharfe Spieße und brennende Pfeile ſeyn, welche die Herzen der Zuhörer durchdringen und entzünden zu deiner Furcht und Liebe!“ Auch Auguſtin, der in ſo großem Anſehen ſtand, betete gleichfalls vor jedem Vortrag: „Ich klopfe, ſprach er einſt, mit dem Verlangen meines Herzens bei dem Herrn unſerem Gott an, daß er uns dieſes Geheimniß eröffnen wolle. Eure Liebe bete auch mit mir in der Andacht und Demuth für uns. Denn es iſt ein großes und tiefes Geheimniß, wie ich bekennen muß. Der heilige Geiſt lehre uns doch in dieſer Stunde, was ich ſagen ſoll.“ — Eine Gewohnheit, die er und andere alte Lehrer auch in ihren Schriften vielfach ſehen laſſen. — Und ſo, und nicht anders, konnten ſie mit Menſchen recht reden, wenn ſie erſt von ganzem Herzen mit Gott geſprochen hatten.

Da nun das Gebet bei allen Verrichtungen des Lehramts unumgänglich nöthig war, ſo ſchämten ſich jene Lehrer nicht, auch die Zuhörer um ihre Fürbitte anzuſprechen. Darum ſagte der treffliche Lehrer Baſilius: „Ich bedarf des Gebets derer, die den Herrn lieben, daß die Gnade Gottes und ſeines Sohnes durch den heiligen Geiſt uns erinnere, was er von Gott gehöret hat, und unſer Herz auf den Weg des Friedens leite.“ Auguſtin ruft aus: „Meine Brüder, heißet uns reden, damit wir Luſt bekommen, und betet, daß wir auch können! Weil ich durch euer Gebet bisher geſtärkt worden bin, daß ich dasjenige erfüllen konnte, was ich verſprochen habe, ſo wird dieſes auch euch ferner kund werden, wenn mir eure gottſelige Andacht und Fürbitte dazu hilft. Bittet für uns, daß wir es thun können, und bringet hungrige und andächtige Herzen mit euch.“ — — Wenn aber der Unterricht vorbei war, ſo bekannten ſie, daß ſie nichts, Gott aber Alles gethan habe, und erbaten auch das Gedeihen ihrer Arbeit von dem Herrn. Da betete die Gemeinde nicht allein für die allgemeine Nothdurft, ſondern die Lehrer riefen Gott noch beſonders um fernere Gnade an, und ſchloſſen alſo ihre Reden mit einem herzlichen Wunſch und Gebet. „Der Aufſeher, ſagt ein alter Schriftſteller, fängt nicht an zum Volk zu reden, ehe er daſſelbe im Namen Gottes gegrüßt hat. Das Ende iſt dem Anfang gleich: ein jeder Unterricht in der Gemeinde wird in dem Namen Gottes angefangen und beſchloſſen.“ So ſchloß z. B. Chryſoſtomus ſeine Rede: „Damit wir keine Zeit vergeblich zubringen, ſo wollen wir aufhören, und nach unſerem Gebrauch zum Gebet ſchreiten.“ Und Auguſtin betete bisweilen alſo: „Wir wenden uns nun zu dem Herrn unſerem Gott, dem allmächtigen Vater, und ſagen ihm mit reinem Herzen, ſo viel unſer Elend vermag, Lob und Dank. Wir bitten aber auch von ganzer Seele ſeine große Güte, daß er unſer Gebet nach ſeinem Wohlgefallen erhören, den Feind von unſerem Thun und Gedanken durch ſeine Kraft vertreiben, den Glauben in uns vermehren, unſer Herz regieren, heiligen, und uns geiſtliche Gedanken geben, und zu ſeinem Heil bringen wolle durch Jeſum Chriſtum, ſeinen Sohn, unſern Herrn, der als wahrer Gott mit ihm lebet und regieret in der Kraft des heiligen Geiſtes, von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.“

Wer möchte ſich demnach wundern, daß ſolche Herzen, die von Gott allein alles Licht, alle Gnade und Kraft im demüthigen Gebet ſuchten, auch aus der Fülle des Geiſtes zu den Menſchen getroſt reden konnten? Sie waren von aller ängſtlichen Vorbereitung frei, da ſie den Urſprung aller Weisheit mit ihren himmliſchen Reichthümern in ſich hatten. Die Schrift ſagte ihnen: es ſollen Ströme des lebendigen Waſſers von ihnen fließen, wenn ſie an Jeſum wahrhaftig glauben, Joh. 7, 38. Und darauf wagten ſie es, ſo oft der Herr ihnen zu reden den Mund aufthat; und ſiehe, ihr Glaube trug hundertfältige Frucht zur Ueberzeugung derer, die ſie hörten und ſelig wurden. — Sobald aber das Chriſtenthum in Verfall gerathen war, und die Kräfte des heiligen Geiſtes von den Menſchen nicht mehr angenommen und gebraucht wurden, erloſch dieſe Gnade nach und nach. Die nun, welche noch etwas von der alten Kraft beſaßen, ſahen wohl ein, wie weit es mit den meiſten Lehrern gekommen war, und ſuchten daher diejenigen zu entſchuldigen, welche nichts Eigenes geben konnten, ſondern bloß nachſprechen mußten, was Andere ausgearbeitet hatten. Allein ſie machten dabei die wichtige Bedingung, daß der, welcher fremde

Arbeiten benützen wolle, ſonſt gleichen Ernſt und Eifer in Allem zeigen müſſe. Durch dieſe Nachſicht aber kam es am Ende ſo weit, daß Viele die Sache mißbrauchten, und den Herrn nicht um ſeinen Geiſt baten, noch ſeiner Wirkung Raum ließen, ſondern die Reden oder Predigten Anderer auswendig lernten und vor dem Volk gedankenlos herſagten. Ja die ſtolzen Biſchöfe hielten es für keine Schande, die Reden ihrer Aelteſten zu gebrauchen. — Eine Gewohnheit, welche dieſen Männern auch vor der Welt keine Ehre machte, wenn ſie aus Faulheit ſelbſt nichts thun wollten, ſondern immer nach den Poſtillen griffen, in der Meinung, ſie haben ihrem Amte Genüge gethan, wenn ſie ſich mit fremden Federn ſchmücken, und die Arbeit Anderer herplappern. „Es iſt, ſagt Balduin, eine wahre Eſelsarbeit, die eine große Dummheit, Unwiſſenheit und Faulheit anzeigt, wenn man anderer Leute Arbeit aus den Poſtillen auswendig lernt, und ſo herplaudert.“ Und Quenſted ſetzt hinzu: „Solche elende Prediger waren und ſind noch ohne alle Frucht in der Gemeinde, ſie ſind kalt in den Affekten, unnütz im Lehren, untüchtig zu der Anwendung, und können ſich niemals nach der Beſchaffenheit ihrer Zuhörer richten.“

Den erſten Lehrern war es bei dem Predigen weder um Kunſt, noch um Beredtſamkeit, hohe Wiſſenſchaften und Ehre zu thun. „Man laſſe, ſagten ſie, die prächtigen und nach den Regeln der Kunſt eingerichteten Reden den Gerichtsſtuben und Kanzleien. Denn wenn von Dingen zu reden iſt, die weder Pomp noch Pracht an ſich haben, ſo muß man nur darauf ſehen, was man redet, nicht mit welcher Annehmlichkeit man es vorbringt, nicht was die Ohren jucket, ſondern was den Zuhörern nützet.“ — Mithin galt es bei ihnen für das Erſte, daß man die ſcheinbare Weisheit verſchmähen lernte, die in verſchmitzten Reden und in eitlem Wortgepränge beſtand. Daher ſagte Einer der Berühmteſten: „Es ſey ihnen lieber, wenn ſie fünf Worte in der Gemeinde mit Verſtand reden können, als unzählig viel mit einer Stimme, welche die geiſtlichen Kämpfer nicht zum Streit aufmuntere. Dagegen loben ſie die Weisheit, wodurch die Unbekannten bekannt geworden ſeyen, und nicht durch den bloßen Schein Ehre erlangt haben. — die Weisheit, wodurch die Fiſcher die ganze Welt in den Netzen des Evangeliums gefangen haben, indem ſie mit reinen, vollkommenen, aber kurzen Worten die eitle Weisheit überwanden.“ Die einfache Lehrart der Apoſtel, wie wir ſie noch in ihren Schriften vor uns haben, diente ihnen zum Vorbild. Dieſen Vorgängern folgten alle wahren Lehrer treulich nach, und Athanaſius bezeugt noch von ſeiner Zeit (350), daß man allgemein in der Mutterſprache mit ganz einfachen Worten ohne eine verſtellte Beredtſamkeit gepredigt habe. — Nun war zwar ebendieſe Einfalt der göttlichen Predigt den natürlichen Menſchen der größte Anſtoß, indem ſie ſich über nichts mehr ärgerten, als über das unanſehnliche Weſen der göttlichen Worte und Werke. Demohngeachtet aber galt der hochtrabenden Vernunft zuwider die Ordnung Gottes, daß er durch eine thörichtſcheinende Predigt diejenigen ſelig machen wollte, welche daran glaubten. 1 Kor. 1, 21. — Die erleuchteten Chriſten wußten durch die Gnade, die ihnen gegeben war, daß deßwegen nicht gleich etwas wahr ſey, weil es mit Beredtſamkeit vorgetragen wurde, aber auch deßwegen nicht falſch, weil etwa der Mund nicht fertig war, es auszuſprechen. Sie wußten aber auch, wo die wahre Weisheit als in einem Palaſt wohne, da komme ſie nicht ohne Dienerin hervor, ſondern es folge ihr auch unbegehrt eine anſtändige Beredtſamkeit auf dem Fuße nach. — Wenn daher die Unglaubigen mit ihren Rednern prangten, ſo wurden ihnen von den Chriſten ſolche Leute entgegengeſtellt, die ebenfalls eine ausgezeichnete Gabe des Vortrags hatten, und dieſelbe an ſich zu Gottes Preis heiligen ließen. Doch ließ ſich Keiner von der wahren Kraft zu dem äußerlichen leeren Wortgepränge verleiten; denn wer dieſes erwählte, mußte nothwendig jene verlieren. „Wenn von Gott dem Herrn die Rede iſt, hieß es, ſo ſtützt die Lauterkeit der Worte den Beweis des Glaubens nicht auf die Macht der Beredtſamkeit, ſondern auf die Sache ſelbſt. Ein Liebhaber der Wahrheit befleißigt ſich nicht der erkünſtelten Worte, ſondern ſucht fleißig, was für eine Materie und welche Gemüthsbewegung zu jedem Vortrag nöthig ſey.“ Ja, man glaubte der theuren, göttlichen Wahrheit keine größere Schmach anthun zu können, als wenn man ihr mit ſchönen Worten einen Anſtrich zu geben ſuchte. Darum kleidete man die Glaubenslehren nicht in künſtliche, geſuchte und überflüſſige Worte ein, ſondern verkündigte dieſelben in Einfalt und Lauterkeit, zumal da auch die Schwachheit des armen Volkes, nach deſſen Verſtand ſich die Lehrer richten mußten, es erforderte. „Zum gemeinen Volke, hieß es, muß man auch auf allgemein verſtändliche Weiſe reden, Allen muß man ſagen, was nöthig iſt, nach der Art, die Allen anſteht; eine natürliche Sprache iſt den Einfältigen lieb. Ein Lehrer ſoll zu Allen nützliche Dinge reden.“ — Der höchſte Gott hätte gar leicht in ſeinem Worte hochtrabend und prächtig reden können; aber er hat nach ſeiner Weisheit die göttlichen Geheimniſſe nicht damit vermengt, damit Alle verſtehen, was er Allen zu gut redete. Die Rednerkunſt wäre höchſt ſchädlich geweſen, weil ſie der Welt dienet und ihr in böſen Dingen gerne gefallen will, die Wahrheit unterdrückt, und nach Geld, Ehre und Luſt trachtet in den Gottloſen. Darum war es am beſten, wenn die gute Sache, die vorzutragen war, einen Lehrer beredt machte, wozu ihm die Weisheit Gottes und die Wahrheit ſelbſt hinlänglich dienen konnte. — Wenn die Weltweiſen an Worten reich waren, ſo waren ſie am Glauben arm, und entbehrten die Wahrheit; die einfältigen Diener Gottes aber waren an Worten arm, an Kraft reich. Jene redeten mit viel Worten von lauter Unglauben, dieſe mit wenigen von lauter Glauben. Jene verloren bei ihrem Schwätzen immer mehr Anhänger, dieſe brachten täglich mehr zu der Gemeinde. Kurz, rechte Prediger ſahen mehr darauf, die Herzen zu gewinnen, als viele Worte zu machen.

Hier iſt nun freilich an keine ſolche Einfalt zu denken, daß, wie Manche glauben, bei dem Vortrag ſelbſt gar keine Vorſicht mehr nöthig geweſen wäre. Denn es trifft überall ein, was ein alter Schriftſteller dem Petrus in den Mund legt: „Es iſt nichts ſchwerer, als unter einem gemiſchten Haufen Volks von der Wahrheit zu reden. Man darf nicht Alles ſo ſagen, wie es iſt, um derer willen, die nur aus Bosheit zuhören; gleichwohl aber muß man die Wahrheit reden um derer willen, die ſie lieben, doch ohne dabei die Perlen vor die Säue zu werfen.“ — Die erſten Chriſten hatten im Gebrauch, daß ſie vorher die Leute fleißig prüften und unterrichteten, ehe ſie mit ihnen den göttlichen Geheimniſſen zuhören durften. Und die Lehrer waren ſo vorſichtig, daß ſie ſich, wie die heilige Schrift ſelbſt es thut, nach der Fähigkeit eines Jeden richteten. Sie ſtiegen von der Höhe ihrer Erkenntniß zu den Schwachen und Einfältigen herab, und gaben wie eine liebreiche Mutter den zarten Kindern ſchwache, den andern ſtarke Speiſe. 1 Kor. 3, 1. 2. Ebr. 5, 12. 13. Weil ſie verſchiedene Arten von Chriſten vor ſich hatten, von denen Einige geübt und ſtark, Andere dagegen ſchwach waren, ſo richteten ſie ſich nach einem Jeden. Sie wußten als kluge Haushalter Altes und Neues hervorzubringen, und Jedem zu rechter Zeit zu geben, was ihm gebührte. Luc. 12, 42. Darum rühmt Auguſtin von den chriſtlichen Lehrern, daß ſie ſich ſehr gehütet haben, etwas vorzutragen, wozu es noch nicht Zeit war, ſondern den Schwächeren Milch gegeben, die ſtarke Speiſe aber mit wenigen Verſtändigen genoſſen haben. Sie haben unter den Vollkommenen von der Weisheit geredet, vor den fleiſchlich geſinnten Menſchen aber haben ſie Einiges verborgen, doch nie etwas Unwahres gelehrt. Denn es ſei ihnen nicht um eitle Ehre zu thun geweſen, ſondern um das Wachsthum derer, zu denen ſie ſich geſellt hatten. Deßwegen machten die Alten immer einen Unterſchied unter den Anfangsgründen der Lehre Chriſti und unter der höheren Weisheit und Vollkommenheit derſelben, 1 Kor. 2, 6. unter ſtarker und verſtändiger Speiſe, die für geübte Kämpfer gehört, und unter der Milch für Kinder. Beides aber erkannten ſie für Ein Wort. — Endlich gingen ſie auch bei den Lehren vorſichtig zu Werke, welche auf das Leben und die Uebung im Chriſtenthum Bezug haben. Sie legten den Sichern kein Polſter unter durch einen falſchen, ungegründeten Troſt; die Niedergeſchlagenen dagegen ſuchten ſie aufzurichten. Wußten ſie, daß rechtſchaffene Kinder in ihrer Pflicht fleißig waren, ſo ermunterten ſie dieſelben noch mehr, indem ſie nicht mit geſetzlichem Zwang auf ſie eindrangen, ſondern ſie rühmten. Vor allen Dingen aber ſahen ſie auf den Wandel eines Jeden, und wie dieſer beſchaffen war, darnach richteten ſie auch ihre Worte ein. „Sie veränderten ihre Stimmen, ſagt Chryſoſtomus, nach dem Bedürfniß der Zuhörer. Bald brannten und ſchnitten ſie ſcharf, bald legten ſie wieder Pflaſter auf, bald kamen ſie mit der Ruthe, bald mit Liebe und im Geiſt der Sanftmuth.“

Um aber wieder auf das Frühere zu kommen, ſo läßt ſich ferner aus den Schriften der Lehrer erkennen, daß ſie keine weltliche Gelehrſamkeit oder Kunſt mit dem lautern Wort der Wahrheit vermengt haben. Es war ihnen ein rechter Ernſt, Chriſtum lauter und ohne Zuſatz zu predigen, anders, als diejenigen, welche die unſchuldigen Herzen mit ſüßen Worten und prächtigen Reden verführen. Röm. 16, 18. Sie zählten die Worte nicht wie an einer Schnur ab, oder ſagten ganze Reden auswendig her, ſondern bewieſen gute Beiſpiele und Werke von ſich. „Sehet, ſprachen ſie, uns Ungelehrten ſind einige Worte genug. Wir haben den einfältigen Glauben Jeſu Chriſti gelernt, und dennoch eure Abgötterei beſiegt, und durch die Predigt des ſchmählichen Kreuzes ſind eure vergoldeten Tempel eingefallen. Die Schwatzhaftigkeit der Sophiſten, das Diſputiren der Philoſophen kann den Glaubigen nicht ſchaden. Denn die Wahrheit ſucht ſich niemals zu ſchminken, und was gewiß iſt, läßt ſich durch umſchweifende Reden nicht wenden und drehen.

Die Vernunftſchlüſſe, Beſchreibungen und alle Zierrathen, wodurch man Beifall ſucht, helfen nur denen, die noch Verdacht ſchöpfen, aber ſie können keinen Abriß der Wahrheit darſtellen. Das Reich Gottes beſtehet nicht in Beredtſamkeit, ſondern im Glauben. Das Heil iſt der Welt nicht von großen Rednern, ſondern von Fiſchern gepredigt worden, die auch dieſes und jenes hätten geſtatten können, wenn es der Herr hätte thun wollen. Dieſe Zeugen der Wahrheit brauchten keine Rednerkunſt, auch nicht Zanken und Streiten, ſondern überließen ſich einfältiglich der Wirkung des heiligen Geiſtes. Darum iſt bei Kindern keine Beredtſamkeit zu ſuchen. Denn wenn die Wahrheit äußerlich noch ſo ſchön aufgeputzt wird, ſo wird ſie dadurch nur verkehrt, weil ſie für ſich ſelbſt geſchmückt genug iſt.“ — Demnach ſcheuten die rechten Lehrer ſich nicht, den einfachen Styl der Apoſtel nachzuahmen, und diejenigen, welche Wahrheit ſuchten, fielen ihnen ebendeßwegen bei, weil ſie keine prächtigen Worte oder hochtrabende Reden führten. „Wer einen ſchönen Styl und nett geſetzte Reden hören will, der mag den Cicero oder Quintilian leſen, ſagten ſie, unſer Vorſatz aber iſt nicht, daß man unſere Worte unter dem Schein des Guten lieben ſoll.“ Daneben aber waren ſie ſo gewiſſenhaft, daß ſie Jeden, der nur ein Wort anders geben wollte, als es in der Schrift ſtand, ſtreng tadelten. Sie wußten wohl, daß durch Aenderungen und Verdrehungen nichts ausgerichtet werde, als daß ihr eigenes Anſehen darüber zu Grunde gehe, und die chriſtliche Eintracht aufgehoben werde, ohne welche man kein Chriſt ſeyn könne. — Dieß dauerte freilich nicht lange; denn ſchon Epiphanius ſagt von ſeiner Zeit (300): „Weil ein Jeder nun die Schrift erklären darf, und vor Hoffart und Einbildung zum Guten untüchtig worden iſt, ſo hat man ſich zwar in ſpitzfindigen Vernunftſchlüſſen geübt und ſich Mühe gegeben, die Leute durch Schwätzen zu betrügen; aber damit verfällt man auf unnütze Fragen und rechte Gottesläſterungen. Dagegen iſt man vorhin ganz kurz im Lehren geweſen, und hat darauf geſehen, wie man den Zuhörern Nutzen ſchaffe, nicht bloß ihre Ohren kitzle.“ — Je mehr nun dieſe alte Einfalt erloſch, deſto mehr nahm der Greuel der Verwüſtung auch auf den Kanzeln zu. Daher liest man ſo viele Klagen über das verderbte Predigen und die dabei eingeführte Redekunſt. „Man ſieht, ſagt z. B. Hieronymus, wie die Unerfahrenſten in der Kirche im größten Flor ſind, und weil ſie einmal kühn und unverſchämt geworden ſind, und ſich mit dem Maul gut helfen können, ſo halten ſie ſich für klug und gelehrt, ohngeachtet ſie nicht bedenken, was ſie plaudern, beſonders wenn ihnen der gemeine Pöbel wohl will, dem leichtſinnige Reden am meiſten gefallen.“

Fragt man nach der Ordnung, welche die Alten bei ihren Reden beobachtet haben, ſo läßt ſich nur ſo viel ſagen: — ſie hielten wohl, ſo viel es ſich thun ließ, auch im Lehren auf Ordnung, d. i. ſie giengen, wenn etwas in der Bibel zu erklären war, die Worte nach einander durch, aber ſie banden ſich nie an gewiſſe Formen. Daher ſehen wir, daß die Kirchenväter bald auf dieſe, bald auf eine andere Materie kommen, je nachdem ſie bei ihren Zuhörern etwas zu erinnern fanden, oder wenn ſich eine außerordentliche Gelegenheit zeigte. Doch begieng Keiner den Fehler, daß er mit fremden oder unnützen Dingen die Zeit zubrachte. Sie ſprachen, wenn es nöthig war, vor der ganzen Gemeinde von allerhand wichtigen Angelegenheiten, z. B. von der Kirchenzucht, den Almoſen und von der Verſorgung der Armen; aber andere unnöthige Reden waren ferne von dem Munde eines treuen Botſchafters Chriſti. Dagegen kam bei dem Verfall des Chriſtenthums eine ſolche Verachtung des göttlichen Worts auf, daß man daſſelbe faſt nicht mehr für würdig achtete, in den Mund zu nehmen, ſondern lieber allerhand ungereimte Fabeln erzählte, und die armen Herzen mit ſolchem Unrath beladen wieder nach Hauſe ſchickte. Da hörte man von Chriſto und ſeinen Geheimniſſen wenig oder gar nichts predigen, und Ariſtoteles (ein heidniſcher Weltweiſer) war manchmal mehr auf der Kanzel, als Chriſtus und ſeine Apoſtel. Da wurde wahr, was Luther ſagte: „Wenn das Wort aus der Kirche kommt, und bloße Schwätzer auf den Predigtſtuhl gelaſſen werden, die ihre eigene Kunſt vorgeben, ſo iſt es um die Kirche geſchehen, und wird der Haufen gleich wie ihre Prediger ſind.“ Hätte der redliche Hieronymus zu ſolchen Zeiten noch gelebt, ſo hätte er von dieſen Greueln, welche ſelbſt die Heiden bei ihrem Götzendienſt nicht zuließen, geſagt, was er einſt Jemand vorhielt: „Schäme dich, daß du von einem Heiden übertroffen wirſt! Des Teufels Diener ſind beſſer, als die, ſo ſich Chriſti Diener nennen.“

Wir haben bereits geſehen, daß die erſten Chriſten jede Verkündigung des göttlichen Willens, ſie mochte mit wenig oder viel Worten geſchehen, eine Predigt nannten. Ap. G. 2, 4. 11. Von ſolchen kurzen Vorträgen finden ſich mehrere Beiſpiele im neuen Teſtament. Die

Reden Petri Ap. Geſch. 2, 14 — 41. 3, 12 — 26. 10, 34 — 43, die von Paulus zu Athen 17, 22 — 34, und an andern Orten. Eben ſo machten es auch die Schüler der Apoſtel. Barnabas ſoll zu Rom folgende kurze Predigt gehalten haben: „Höret mir zu, ihr römiſchen Bürger! Der Sohn Gottes iſt im Lande Juda, und verheißet Allen, die ihm gehorchen wollen, das ewige Leben, wenn ein Jeder ſein Thun nach dem Willen deſſen, der ihn geſandt hat, einrichten wird. Darum ſo bekehret euch von dem Böſen, und von dem Zeitlichen zum Ewigen. Erkennet, daß ein Gott und Regent des Himmels und der Erde ſey, vor deſſen gerechtem Angeſicht ihr Ungerechten dieſe Welt bewohnet. Aber wenn ihr euch bekehret, und nach ſeinem Willen thut, ſo werdet ihr ſeine unausſprechlichen Güter und Belohnungen genießen, und zu der künftigen Welt kommen und ſelig werden.“ So iſt von Stephanus, einem Biſchof zu Rom, folgende kurze Rede aufbehalten: „Meine Kindlein, höret mich! Als wir Zeit haben, laſſet uns Gutes wirken. Vornehmlich ermahne ich euch, daß ein Jeder ſein Kreuz auf ſich nehme, und unſerem Herrn Jeſu Chriſto nachfolge, der uns gewürdiget hat, zu ſagen: Wer ſeine Seele liebet, der wird ſie verlieren.“ Wenn aber auch bisweilen lange Predigten gehalten wurden, ſo ſah man doch allezeit, daß ſich die Alten an keine gewiſſe Zeit banden, ſondern der Wirkung des Geiſtes Raum gaben, und manchmal einige Stunden an einem fort, manchmal kaum eine halbe oder Viertelſtunde predigten. Ihre Abſicht dabei war, daß ſie die Herzen durch die Menge der Worte nicht überſchwemmen, und ſo jeden guten Eindruck vertilgen, gleichwie eine Lampe durch allzuviel Oel ausgelöſcht wird. Sie wußten, daß alles viele Schwätzen von den Heiden herkomme, welche ſich mehr befleißigten, die Zunge zu üben, als das Herz zu reinigen. — Doch es kam, wie geſagt, Alles auf Zeit und Umſtände, beſonders aber auf die Regierung des Herrn an, und nicht auf Menſchengebote oder Gewohnheiten. Denn wenn es auch bei Heiden und Heuchlern ſchändlich war, viele Worte zu machen, ſo war es doch bei Kindern Gottes nicht ſchändlich, wenn es zur Erbauung geſchah. Daher ſagte Chryſoſtomus nach einer ſehr langen Ermahnung: „Ich habe meine Predigt ſehr lange bei eurer Liebe gemacht, und gleichwohl ſah ich, daß Alle uns gerne folgten, und nicht mitten auf dem Wege umkehrten. Für dieſe Willigkeit danke ich euch, und habe nun den Lohn meiner Arbeit.“ Und ein andermal: „Ich habe vielleicht über Gebühr zu lange geredet; aber es iſt nicht umſonſt geſchehen, ſondern damit die Abweſenden von euch lernen, wie viel ſie ſich ſelbſt geſchadet haben.“ Auguſtin deßgleichen: „Ihr habt geſehen, wie meine Rede heute in der Gemeine über meine Gewohnheit gegangen iſt, weil ich die Sache nicht ganz erklärt hatte, die ich mir vorgenommen.“ Und anderswo ſagt er mitten in der Rede alſo: „Ich möchte euch jetzt gerne von mir laſſen, da ich beſorge, es möchte euch zu lange währen; aber ich muß bedenken, daß die Andacht dadurch geſtört würde. Darum will ich euch lieber beſchwerlich ſeyn, als das Uebrige auf die Zukunft erſparen.“ Ja, er lobt deßwegen auch ſeine Zuhörer: „Ich habe vergeſſen, wie lange ich geredet habe, und dennoch kann ich eurem Verlangen noch nicht genug thun. Ihr ſeyd gar zu begierig und gewaltſam. Wollte Gott, daß ihr mit ſolcher Gewalt das Himmelreich an euch riſſet.“ — Man pflegte auch, ſobald der äußerliche Gottesdienſt gehörig geordnet war, alle Tage, ja des Tages zweimal zuſammenzukommen, eingedenk der Apoſtel, welche nicht aufhörten, täglich im Tempel und in den Häuſern zu lehren; und zu verkündigen Jeſum Chriſtum. Ap. Geſch. 2, 46. 5, 42. Dabei aber durfte kein rechtſchaffener Hirte ſich ſelbſt ſuchen, ſondern die Heerde; er ſollte allein das Heil ſeiner Zuhörer herzlich verlangen, aber nicht ſeine eigene Ehre oder Nutzen und Bequemlichkeit in der Welt. Es hieß bei ihnen: „Wer für ſeinen Nächſten die Sorge auf ſich nimmt, der bedenke wohl, ob er ſich vorgenommen habe, etwas aus Verwegenheit oder Ehrgeiz, oder ſonſt ohne Grund zu lehren, ob er ſeine Ehre darin ſuche, wenn er lehrt, oder ob er allein auf das Heil der Hörenden ſehe, und nichts nach Gunſt und Gefallen rede? Denn wer lehren will, der verpflichtet ſich Gott, daß er es nicht um des Gewinns willen, oder aus Eiferſucht thun wolle, daß er ſich nicht durch Furcht abhalten, noch durch eine Leidenſchaft antreiben laſſe, ſondern allein ſeine Untergebenen ſelig zu machen ſuche. Er genießt zwar davon nichts in der Gegenwart, ſondern muß in Hoffnung erwarten die Vergeltung der treuen Arbeiter, welche Alle empfangen werden.“ — Darauf ſahen überhaupt die erſten Chriſten beim Lehren, wie beim Hören, daß ſie in Wahrheit ſagen konnten: „Wir kommen zuſammen, die heilige Schrift zu leſen, wenn etwa Ermahnungen noththun, oder ſonſt etwas zu lernen iſt. Gewiß, wir nähren unſern Glauben recht mit den heiligen Worten, wir muntern uns zur Hoffnung auf, wir pflanzen den zuverſichtlichen Glauben, und prägen dabei den Menſchen die Lehre von der guten Zucht und dem rechtſchaffenen Wandel ein. Da geſchehen Ermahnungen und Beſtrafungen. In unſern Zuſammenkünften hört man nichts, als was uns kann ſanftmüthig, ſchamhaft, keuſch, züchtig, freundlich und freigebig machen, und eine Verbindung mit Allen zu Stande bringen, die unſere Brüder ſind.“ Oder: „Wir kommen in der Gemeinde zuſammen, nicht daß wir nur daſelbſt ſitzen, ſondern daß wir einen großen Vortheil davon tragen. Gehen wir leer davon, ſo haben wir eben ſolche Verdammniß auf uns, als wenn wir nichts gethan hätten, ja es widerfährt uns der äußerſte Schaden.“ — — Demnach gieng die Abſicht der Lehrer hauptſächlich auf die Erbauung im Glauben und in der Liebe. Daher konnten ſie den Heiden gegenüber dreiſt ſagen: Sie ſollen ihnen auch ſolche Zuſammenkünfte zeigen, in welchen das Volk hören könne, was Gott haben wolle — von Ueberwindung des Geizes, der Hoffart, der Schwelgerei u. ſ. w. Bei den Chriſten aber hören die Leute, wie ſie hier in der Zeit leben ſollen, damit ſie in jenem Leben ewig ſelig werden. — Dieſe Arbeit in dem Herrn gethan, war nicht vergeblich, da ſo viele Menſchen dadurch gewonnen und bekehrt wurden. Die Kraft des Geiſtes war, wie Euſebius ſagt, im Anfang des Evangeliums ſo mächtig, daß eine unzählige Menge gleich beim erſten Hören die Gottſeligkeit zu Herzen nahm. Von dieſer Kraft waren die Lehrer auch ſo verſichert, daß z. B. Lactantius vor den Heiden rühmte: „Gebet mir einen Menſchen, der zornig, böſe und unbändig iſt, ich will ihn mit wenigen Worten Gottes ſo ſanftmüthig machen, wie ein Schaf. Gebet mir einen Geizigen, ich will ihn gleich freigebig darſtellen, daß er ſein eigen Geld ſelber austheilen ſoll. Gebet mir einen Furchtſamen, er ſoll bald den Galgen, Feuer und alle Pein verſchmähen. Die Weisheit Gottes hat eine ſolche große Macht, daß ſie, wenn ſie in des Menſchen Herz kommt, die Thorheit, die Mutter aller Sünden, auf einmal austreibt.“— Fand aber das Wort in den verſtockten Herzen keinen Eingang, ſo war ihre Arbeit doch nicht ohne Wirkung, ſondern diente denen, die da ſelig wurden, zur Beſſerung, den Andern zum Zeugniß, wodurch ſie unentſchuldbar waren wegen ihrer Sünden und Verachtung. 2 Kor. 2, 14. Daneben brachten auch die Lehrer ihre Belohnung davon, und wurden eben ſo von Gott beſchenkt, wenn ſie nicht gehört wurden, als wenn man ihnen folgte, inſofern ſie gethan hatten, was an ihnen war. Denn, wie der Heiland ſagte, ihr Friede kam wieder zu ihnen. Math. 10, 13.

Endlich wurde von einem rechten Boten Gottes gefordert, daß er in aller Liebe, Sanftmuth und Demuth ſeines Herzens, als vor Gottes Angeſicht, das Wort der Wahrheit redete, und nicht mit Tyrannei über die Gewiſſen zu herrſchen ſuchte. Darum erkannten ſie, daß ſie Alle nur Einen Meiſter haben, und unter ihm Mitſchüler ſeyen. Sie kündigten, um die Herzen zu gewinnen, mit Demuth und Liebe den Willen Gottes an. „Ich bezeuge euch dieſes, ſagt Barnabas, nicht als ein Lehrer, ſondern als Einer unter euch.“ Hatten ſie etwas zu erinnern oder zu ſtrafen, ſo war ihre Meinung: „Dieſes wird nicht mit Schärfe und Härte, nicht mit Gebieten aufgehoben, ſondern mehr mit Lehren als mit Befehlen, mehr mit Bewegen, als mit Drohen. Denn ſo muß man mit der Gemeinde handeln. Und wenn man ja Drohungen gebrauchen muß, ſo muß es mit großer Betrübniß geſchehen, daß man aus der Schrift die künftige Rache drohe, damit nicht der Lehrer in ſeiner Gewalt, ſondern Gott in dem Worte gefürchtet werde.“ — Demnach konnten ſie vor ihren Feinden bekennen: „Wir ſagen nicht, wenn wir lehren: höret mich; ſondern höret, den Gott unſer Aller, und Jeſum, den Lehrer der Gottesgelahrtheit.“ Oder wie Cyrill von Jeruſalem ſchreibt: „Glaube mir nicht geradezu, wenn ich das ſage, wenn ich keinen Beweis aus der heiligen Schrift bringe. Denn die Seligkeit unſeres Glaubens kommt nicht von erdichtetem Diſputiren, ſondern aus dem Beweis der göttlichen Schriften.“ — Wie ganz anders war es nachher, als das unverſtändige Volk bei der einreißenden Unwiſſenheit aus denen unfehlbare Menſchen machte, die eine beſondere Gabe im Predigen hatten, und als die Lehrer ſelbſt es gerne ſahen, wenn man ſie bis zum Himmel erhob. Schon Hieronymus ſah dieß im Geiſt voraus und klagt darüber: „Nach der böſen Art der Welt, die immer ärger wird, lehret man nun in den Gemeinden, was man ſelbſt nicht weiß. Und wenn man aus Eingeben des Teufels durch künſtliche Worte ſich ein Lob erworben hat, ſo denkt man wider ſein beſſer Gewiſſen, man wiſſe ſchon, was man Andern wieder vorſchwätzen könne. Alle Ketzer verkehren zwar die heilige Schrift; aber auch die Männer in der Kirche bewahren die Wahrheit nicht, die aus ihren Herzen etwas erdichten, und ihre Einbildung zur Meiſterin machen, und alſo in gleichem Irrthum ſtecken. Wenn ſie nun das Volk überredet haben, es ſey wahr, was ſie erdichteten, und, wie auf den Theatern ein Lob erlangen, ſo denken ſie nicht mehr an ihre Unwiſſenheit, ſondern machen ein ernſthaftes Geſicht, legen ihre Worte auf die Wage, und nehmen das Anſehen an, als wenn ſie große Leute wären.“ — So wurde leider die urſprüngliche Demuth und Einfalt der apoſtoliſchen Lehrer gar bald in lauter Hochmuth und Spiegelfechterei verwandelt.

XIII.

Von den Katechismuslehren der erſten Chriſten.

Wir dürfen nicht glauben, daß das Predigen die hauptſächlichſte Beſchäftigung der erſten Lehrer geweſen ſey, vielmehr waren ſie ſtets thätig im Wort und in der Lehre, theils in öffentlicher Gemeinde, theils in den Häuſern. Die Apoſtel ermahnten nicht bloß bei Tag, ſondern auch bei Nacht; dieſelben lehrten nicht allein in den Verſammlungen, ſondern auch in den Häuſern hin und her. Ap. Geſch. 10, 43. Wer nun ihren Fußtapfen folgen wollte, der that gleich alſo. „Wem die Sorge für die Seelen anvertraut iſt, ſagt Hieronymus, der muß die Häuſer aller Chriſten lieb haben, wie ſein eigenes. Die Lehrer ſollen von den Leuten mehr als Tröſter in ihrem Elend angeſehen werden, als daß ſie Tiſchfreunde und Gäſte in guten Tagen bei denſelben ſeyn wollten. Beſonders ſollen ſie die Häuſer der Wittwen und Waiſen zu finden wiſſen, und die Schwachen beſuchen.“ Das Wort Chriſti ſollte unter allen Chriſten, und alſo vielmehr unter den Lehrern reichlich wohnen. Kol. 3, 16. Der Herr hatte ja das Amt eines Seelſorgers nicht auf das Predigen allein beſchränkt und geſagt: Welch ein groß Ding iſt es um einen guten Prediger! ſondern das ganze Haushalten über die Geheimniſſe ausgedehnt, da er ſprach: Welch ein groß Ding iſt es um einen klugen und getreuen Haushalter! Luc. 12, 42. Damals waren die Verſammlungen noch keine eigentlichen Auditorien, in welchen bloß Einer allein predigte, ſondern Einer half dem Andern die Brüder unterweiſen, Einige dagegen urtheilten darüber 1 Kor. 14. Es waren da keine großen Gebäude, welche die Wenigſten mit ihrer Stimme hätten ausfüllen können. Eben ſo ließ man es auch nicht auf eine Stunde allein ankommen, und meinte, nun wäre der Gottesdienſt aus, ſondern alle Chriſten waren voll Geiſtes, und konnten des Worts nie ſatt werden. Sie waren täglich bei einander und lobten Gott mit einfältigem Herzen. Ap. Geſch. 2, 1. 46. Dieſes ſah jener Kaiſer wohl ein, als er den Lehrern bei ihrer großen Nachläſſigkeit auferlegte, daß ſie nicht bloß einmal predigen ſollen, ſondern öfters, und ein Jeder ſolle nachfragen, was für Früchte er hervorgebracht habe. Hauptſächlich hielt man es für unmöglich, daß unwiſſende, einfältige oder junge Leute aus den Predigten allein den Grund der Seligkeit faſſen können. Daher ordnete man die ſogenannten Katechismuslehren an, wobei alle lange Reden wegfielen, und die Zuhörer durch kurze, freundliche Unterredungen oder auch durch Fragen und Antworten unterrichtet wurden. Denn verſtändige Lehrer ſahen ein, was Luther ſpäter ſagte: „Denke ja nicht, die Jugend werde es allein aus Predigten faſſen. Wir müſſen nicht zufrieden ſeyn, wenn der Katechismus nur von Wort zu Wort hergebetet wird, ſondern darum muß es euch zu thun ſeyn, daß ſie Alles wohl verſtehen, damit es nicht vergebens in den Predigten gelehret werde. Dazu iſt fleißige Nachfrage erforderlich.“ Dieſe Lehrart iſt wohl die älteſte und bewährteſte; denn es war faſt bei allen Völkern und in allen Religionen gebräuchlich, daß der Hauptinhalt der Lehre den Zuhörern durch kurze und leichte Sätze beigebracht wurde. Um ſo viel mehr mußte dieſes bei dem einzig wahren und wichtigen Weg zur Seligkeit beobachtet werden. — Dieſe Lehrart nun nannte man katechiſiren; daher das Wort Katechismus, d. i. kurzer Inbegriff der nöthigſten und leichtfaßlichſten Glaubenslehren in Fragen und Antworten, oder wie Paulus ſagt, die Milchſpeiſe Ebr. 5, 12. 13. 1 Kor. 3, 1 — 3. die Anfangsgründe des Chriſtenthums. Ebr. 6, 1. Die Apoſtel und ihre Jünger, beſonders Timotheus, Titus, Apollo, Silas, Marcus, Lucas, Stephanus und Andere unterrichteten auf ſolche Weiſe. — Im erſten Jahrhundert war namentlich die Schrift „der Hirte des Hermes Röm. 16, 14.“ ſehr berühmt, welche man denen in die Hände gab, die in den Anfangsgründen der chriſtlichen Lehre unterrichtet werden ſollten. Nebendem wird von Dionyſius von Korinth gerühmt, er habe nicht allein denen, welche ſeiner Sorge anvertraut waren, ſondern auch Andern in fremden Ländern ſehr viel Nutzen verſchafft, habe ſich gegen Alle freundlich bewieſen, und einen Katechismus oder Unterricht der wahren Lehre geſchrieben. Außerdem machten ſich Cyrill von Jeruſalem, Didymus, Optatus, Gregor von Nazianz u. A. um dieſen Unterricht ſehr verdient. Auch bezeugt Tertullian: „Es habe nicht an Lehrern gefehlt, welche die Heiden in den nöthigſten Dingen unterwieſen haben, die Chriſten ſeyen nicht in Athen, ſondern zu Jeruſalem, nicht in der Akademie, ſondern in der Gemeinde und in der Halle Salomonis, d. i., im Worte Gottes, unterrichtet worden.“ — — Wohl zu unterſcheiden iſt die Katechetenſchule in Alexandrien, dem damaligen Sitz der Wiſſenſchaften. Denn dort, wo die Chriſten täglich mit gebildeten Heiden und Gnoſtikern zuſammenkamen, zeigte ſich bald das Bedürfniß eines über die gewöhnliche Unterweiſung hinausgehenden Unterrichts ſowohl für philoſophiſch gebildete Proſelyten, als auch für künftige Lehrer. Die erſten und berühmteſten Vorſteher derſelben waren Pantänus, Klemens von Alexandrien und Origenes. Von dem Letzteren ſchreibt Euſebius : „Als zu Alexandrien Niemand mehr übrig war, der die Grundlehren unſeres Glaubens zu zeigen ſich bemühte, weil Alle wegen der Verfolgung verjagt waren, giengen einige Heiden zu ihm (dem Origenes), der ſich ohnehin damals mit dem Unterricht abgab, und wollten das Wort Gottes von ihm hören. Er war aber erſt achtzehn Jahre alt, als er zu dem Unterricht der Katechumenen beſtellt wurde und hatte in dieſem Amt großen Segen. Dieß verdroß die Ungläubigen ſo, daß ſie ſich zuſammenrotteten, und das Haus, darin er wohnte, mit Soldaten umgaben. Er wurde auch von allen Seiten ſo verfolgt, daß er die Flucht ergreifen mußte, weil er ſo Viele zum Glauben brachte. Aus dieſer Schule giengen nachher viele Märtyrer hervor.“ — Jene erleuchteten Männer aber erkannten in Demuth, daß ſie ihre Lehrgabe nicht von ſich ſelbſt, auch die Luſt dazu nicht aus eigenen Kräften haben, ſondern daß ihre Tüchtigkeit von Gott ſey. Es war in ihren Augen und in den Augen aller frommen Chriſten kein geringes Werk, daß ein Mann, der in der göttlichen Weisheit wohl erfahren und an tiefe geheimnißvolle Lehren gewohnt war, gleichſam mit den Kindern und Einfältigen ein Kind werden, mit ihnen ganz kindlich reden, und, ſo zu ſagen, alle ſeine Weisheit dabei vergeſſen ſollte. Wenn man alſo Jemand fand, der hiezu tüchtig war, ſo ſchätzte man ihn ſehr hoch, und ſuchte ihn auf alle Weiſe bei dieſem Amte zu erhalten. So erzählt Auguſtin von einem Diakon zu Karthago, daß die Chriſten die Ihrigen zu ihm geführt haben, damit er ſie in dem chriſtlichen Glauben unterrichte, weil man wußte, er ſei ſehr geſchickt zum Katechiſiren und habe einen anmuthigen Vortrag. Dieſe Leute waren alſo ganz anders geſinnt, als jene eingebildeten Heiligen, über welche Luther klagt, und bittet: „es ſolle ſich

Keiner einbilden, er habe die Hauptſtücke des Katechismus alle durchgelernt und erkannt, ſondern glauben, daß der heilige Geiſt bei ſolchem Leſen, Reden und Nachdenken ſeyn müſſe, der immer neue Bewegungen erwecke, ein größeres Licht gebe, wenn man in ſolcher Lehre zunehmen und Erbauung davon hoffen wolle.“

In Beziehung auf die Dauer des katechetiſchen Unterrichts iſt zu bemerken, daß bei den Alten keine gewiſſe Zeit für dieſelbe feſtgeſetzt war, ſondern daß man ſich nach dem Wachsthum der Schüler richtete. Man ließ es an den nöthigen Wiederholungen, Erklärungen und Ermahnungen niemals fehlen. Daher ſagt Cyrill in der Vorrede zu ſeinem Katechismus: „Bleibe beſtändig in der Katechismuslehre, ob es gleich lange währet, damit dein Herz nicht träg werde. Denn dadurch bekommſt du Waffen wider deine Feinde in die Hände. Du haſt viele Feinde, darum nimm auch viel Waffen zu dir.“ Ferner vergleicht er den Katechismus mit einem Gebäude, welches nach der Ordnung mit Banden wohl verknüpft und verwahrt werde, wenn nicht Lücken und Mängel darin bleiben ſollen. Daher iſt es wohl der Mühe werth, daß ein Stein dicht auf den andern gefügt ein Winkel an den andern gehängt, und das Ueberflüſſige abgeſchnitten werde, damit ein vollkommenes Gebäude daraus entſtehe. — — Diejenigen, welche auf die Taufe vorbereitet werden ſollten, wurden, wie einige Schriftſteller behaupten, vierzig Tage lang auf ſolche Weiſe unterrichtet — eine Zeit, die dem vierzigtägigen Faſten Jeſu in der Wüſte nachgebildet war. Als man aber anfieng, mehrere Lehren und gottesdienſtliche Handlungen der Kirche als Geheimniſſe zu betrachten, mußte auch die Art der Aufnahme zum Chriſtenthum eine andere Geſtalt gewinnen. Man ließ nun der Taufe einen langen Vorbereitungsſtand vorangehen, in welchem die Aufzunehmenden (Katechumenen genannt) nach und nach von den allgemeinen, religiöſen und ſittlichen Wahrheiten zu den poſitiven Lehren durch beſondere Lehrer (Katechiſten) geleitetet wurden und ſich durch dreierlei Klaſſen — Zuhörer — Kniebeugende — Täuflinge oder Bewerber um die Taufe — (Unvollkommene und Vollkommenere, Ebr. 5, 11 — 14.) bis zur wirklichen Aufnahme hinaufarbeiten mußten. Dieſer Katechumenenſtand dauerte gewöhnlich mehrere Jahre, aber oft verſchoben die Katechumenen ſelbſt die Taufe ſo lange als möglich wegen der in derſelben zu erhaltenden Sündenvergebung.

Was nun dieſen Unterricht an und für ſich betrifft, ſo mußte derſelbe vor allen Dingen deutlich und einfach ſeyn. Dieß forderte das eigene Gewiſſen von jedem redlichen und verſtändigen Katecheten; denn wenn er lauter einfältige und unwiſſende Leute vor ſich ſah, ſo mußte er ſich nothwendig zu denſelben herablaſſen und klein werden. Wie weiſe wußte ſich Paulus in alle ſeine Zuhörer zu ſchicken, wenn er mit Juden und Heiden, mit Schwachen und Starken umzugehen hatte. Allen wurde er Alles, um Alle ſelig zu machen. 1 Kor. 9, 19—22. Auch Auguſtin bekennt von ſich: „Ich kann dieſes von mir ſelbſt bezeugen, daß ich immer anders und anders bewegt werde, wenn ich einen Katechumenen vor mir ſehe, der entweder gelehrt iſt oder ungelehrt, einheimiſch oder fremd, reich oder arm, ein Privatmann, oder der in Ehrenämtern ſitzt, es kommt darauf an, weß Standes, Geſchlechts, Alters oder Volks er iſt, und von was für einer Sekte er herkommt. Und nach dieſem Unterſchied der Bewegung meines Herzens fließt alsdann die Rede, und endet ſich auch alſo.“ Gregor von Nyſſa ſetzt hinzu: „Eine jede Lehrart ſchickt ſich nicht für alle Zuhörer, ſondern ſie muß nach dem Unterſchied der Religionen verändert werden, ſo daß man ihnen zwar einerlei Zweck vorhält, denſelben aber nicht auf einerlei Weiſe bekräftigt und beweiſt. Wenn du z. B. zu Einem ſagen willſt: Glaube doch Chriſto, weil er Gott iſt; ſo wird Jener alsbald ſagen: woher ſoll ich das glauben? Weiſeſt du ihn nun auf die Propheten hin, ſo wird er ſprechen: denen glaube ich nicht, weil ſie Juden ſind, ich aber ein Heide. Da mußt du denn die Wahrheit der Propheten beweiſen, daß ſie künftige Dinge zuvor geſagt haben, und daß ſie alle geſchehen ſeyen.“ — Gleich vorſichtig giengen die andern Kirchenväter mit Juden und Heiden um; aber den Unterricht der Einfältigen und Kinder ließen ſich diejenigen beſonders angelegen ſeyn, welche ſelbſt als Kinder in das Himmelreich eingehen wollten. Namentlich ermahnt Auguſtin ſo herzlich dazu, wenn er ſagt: „Ach, daß doch niemals aus unſern Herzen wiche das Andenken an jene Gluckhenne, welche ihre zarten Küchlein mit ihren ſchwachen Federn bedeckt, und die girrenden Hühnlein mit gebrochener Stimme zu ſich ruft! Und wenn die Stolzen ihre Flügel verachten, ſo werden ſie den Raubvögeln zu Theil. Je williger und dienſtbegieriger die Liebe auch zu den niedrigſten Dingen herabſteigt, deſto mächtiger dringt ſie durch das Innere, weil ſie von denen, zu welchen ſie ſich ſo herabläßt, nichts ſucht, als ihr ewiges Heil. Laſſet uns daher mit den Kindern kindlich geſinnt werden in brüderlicher, mütterlicher und väterlicher Liebe, und wenn wir dadurch mit ihren Herzen verknüpft worden ſind, ſo wird uns Alles auch neu und groß ſcheinen, was wir ſie lehren. Wenn ich z. B. in einem Garten ſpaziere, der mir bekannt iſt, ſo habe ich eben keine große Luſt mehr daran; zeige ich aber denſelben einem Freund, ſo werde ich auch angelockt, mich darüber zu ergötzen. So geht es auch mit den Lehren, die ich ſchon weiß, und dennoch immer wieder Andern vortragen ſoll.“ — — Ebenſo zeigte Jener an ſeinem eigenen Beiſpiel, daß ein Katechet nichts an ſeinem Anſehen verliere, wenn er kindlich mit den Schülern umgehe. Er nannte ſeine Zuhörer, welche um die Taufe anhielten, ſeine Mitſchüler, um anzudeuten, daß er auch noch zu lernen habe, und ſie ſich alſo nicht weigern ſollen, mit ihm zugleich zu lernen. — Darum flohen kluge Lehrer allen Hochmuth, vermieden alle dunkle Redensarten, am meiſten aber alle unnütze Streitfragen, Wortkriege und Verdrehungen der Wahrheit. Ihre ernſtliche Meinung war, daß kein ſtoiſches und platoniſches Chriſtenthum eingeführt werden dürfe; auch ſey keine weitere Nachforſchung nöthig, nachdem man Jeſum Chriſtum und ſein Evangelium habe. — Und wie ſie das Chriſtenthum mit einem Gebäude verglichen, alſo fiengen ſie an dem niedrigſten Grund an zu bauen, nicht aber an dem höchſten Gipfel. „Wir bringen euch, ſagten ſie zu ihren Zuhörern, gleichſam Steine zu eurer Erkenntniß, ihr ſollt vernehmen von Chriſto, ihr ſollt von der Auferſtehung hören, und was ſonſt der Ordnung nach geſetzt werden ſoll. Werdet ihr aber auch nur Eines davon nicht recht faſſen, ohngeachtet ihr das Andere und Dritte wiſſet, ſo bauet der Baumeiſter zwar wohl, ihr aber werdet ein zerbrechlich Gebäude haben.“ — Man fieng alſo von den nöthigſten und leichteſten Materien an und ſetzte andere höhere Dinge bei Seite. — Darüber aber, was den Katechumenen eigentlich vorgetragen werden ſollte, ſchreibt ein alter Schriftſteller: „Wer in dem Worte der Gottſeligkeit unterrichtet werden ſoll, der muß vor der Taufe gelehrt werden von der Erkenntniß des unerſchaffenen Gottes, von der Erkenntniß Jeſu des Eingebornen, und vom Glauben an den heiligen Geiſt. Er muß lernen die mannigfaltige Ordnung der Kreaturen, die Ordnung der göttlichen Vorſehung, die Gerichte der Geſetze. Es ſoll ihm gezeigt werden, warum die Welt erſchaffen ſey, und weßwegen der Menſch zum Bewohner derſelben geſetzt iſt. Er muß ſeine Natur kennen lernen, muß wiſſen, wer er ſey, muß unterwieſen werden, wie Gott die Sünder geſtraft habe mit Waſſer und Feuer, die Heiligen dagegen geehrt zu allen Zeiten, z. B. den Seth, Enoch, Noah, Abraham und Andere. Ferner muß er wiſſen, wie Gott ſich von dem menſchlichen Geſchlechte nicht gewendet, ſondern daſſelbe zu verſchiedenen Zeiten vom Irrthum zur Erkenntniß der Wahrheit berufen habe, indem er es von der Dienſtbarkeit und Gottloſigkeit zu der Freiheit und Gottſeligkeit, von der Ungerechtigkeit zur Gerechtigkeit, von dem ewigen Tod zum ewigen Leben brachte.“ Ein Anderer verlangt: „Man ſolle ſolchen Perſonen die Geſchichte der Kirche kurz bekannt machen, dann die Urſachen anzeigen, warum Chriſtus habe kommen müſſen, dabei aber immer hinzuſetzen, was den Menſchen im Chriſtenthum beſſere oder befeſtige. Ferner müſſe ihnen die Hoffnung der Auferſtehung wohl eingeprägt werden, die Güte des letzten Gerichts über die Frommen und die Strenge deſſelben wider die Gottloſen, die Gerechtigkeit gegen Alle u. ſ. w.“ — Alles aber, was jenen Schülern vorgetragen wurde, mußte aus der lauteren Quelle der heiligen Schrift genommen ſeyn, damit der Grund des Glaubens feſt und unbeweglich würde. Denn wo das Wort mit dem Glauben der Zuhörer recht vermengt wurde, Ebr. 4, 2., ſo daß es in den Herzen einwurzeln, lebendig werden und Frucht bringen konnte, da war der Zweck dieſes Unterrichts erreicht. Daher wurden die Katechumenen auch ernſtlich ermahnt, die heilige Schrift fleißig zu hören und zu leſen. Auch ließ es die Demuth den treuen Lehrern nicht zu, daß ſie die einfältigen Leute bloß auf ſich und ihr Anſehen verwieſen; vielmehr ſtützten ſich alle ihre Behauptungen auf die heilige Schrift. Darum ſagt Cyrill: „Du darfſt mir nicht alsbald Glauben beimeſſen, wenn ich etwas vorbringe, wofern du nicht einen Beweis davon aus der heiligen Schrift erhältſt, was ich dir auch ſage.“ Später ſuchte man ſich den Unterricht etwas bequemer zu machen und ſetzte gewiſſe Symbole oder Glaubensbekenntniſſe auf, welche die Schüler auswendig lernen und vor der Taufe herſagen mußten. Beiſpiele davon gibt es in Menge, namentlich bei Ambroſius, Auguſtin u. A. — Beſonders aber ſahen die treuen Arbeiter ſtets dahin, daß ihre Lehre viele Früchte der Gerechtigkeit bringen möchte. Als daher jener junge Lehrer in Ungewißheit darüber war, ob er den Katechismus durch lauter Befehle und Ermahnungen lehren ſolle, ſagte ihm ein alter Mann: die Herzen ſeyen am beſten zu gewinnen, wenn man ihnen die Liebe und den Glauben zu Gott ſammt der Hoffnung der zukünftigen Dinge verkündige. Wie gründlich wird demnach Origenes ſeine Schüler zum Glauben und zur Liebe des Herrn Jeſu angewieſen haben, wie wird er ihnen mit ſeinem eigenen Beiſpiele vorangegangen ſeyn, da die Geſchichte ſagt, daß aus ſeinem treuen Unterricht Viele gelernt haben, in den größten Martern beſtändig bei Chriſto zu bleiben. Er begleitete Viele von ihnen zum Tode und ſtärkte ſie aus dem göttlichen Worte kräftiglich.

So herrlich aber auch der Nutzen dieſer Lehrart in der erſten Kirche war, ſo ſchläfrig wurde dieſelbe nachher behandelt, bis ſie endlich ganz abkam. Bei den erſten Gemeinden war man nämlich ſehr eifrig in dieſer Beziehung, um das zum Chriſtenthum übertretende Volk wohl zu unterrichten, und dann in die Gemeinde aufzunehmen. Als aber immer weniger Erwachſene zum Chriſtenthum übertraten, und die Gemeinden nur durch die natürliche Geburt ſich vermehrten, ſo nahm der katechetiſche Unterricht allmählig ab. Kleine Kinder konnten vor der Taufe nicht unterrichtet werden, und nach derſelben, glaubte man, bedürfen ſie keines weitern Unterrichts. Mehrere Lehrer waren auch ſo nachläſſig, daß ſie Erwachſene ohne vorhergegangenen Unterricht tauften, worüber ſchon Chryſoſtomus klagte. Dazu kam endlich, daß man zur Zeit Gregors des Großen anfieng, den ſogenannten Laien die Bibel zu entziehen, und ihnen dafür Bilder in die Kirchen zu ſetzen, an denen ſich das arme Volk erbauen ſollte. Zwar gab es ſpäter immer noch treue Lehrer, die ſich des katechetiſchen Unterrichts annahmen und namentlich die Kinder ermahnten, ſie ſollten von den Aelteſten lernen; allein dieſe waren dem Spott Anderer ausgeſetzt, und wenn ſie auch nicht darauf achteten, ſo war doch jene gute alte Zeit vorüber, wo Lehrer wie Schüler gleich eifrig waren bei ſolchen Uebungen. — Damals wurde Alles mit herzlichem Gebet angefangen und vollbracht, weil ohne daſſelbe keine Frucht zu hoffen war. Ein ſolches Gebet, welches die Lehrer für ihre Katechumenen zu verrichten pflegten, findet ſich noch in den alten apoſtoliſchen Konſtitutionen. Wir ſetzen es der Merkwürdigkeit wegen hier bei, es lautet alſo: „Herr erbarme Dich unſer! O Du allmächtiger Gott, der Du Deine Jünger durch Chriſtum zu Lehrern verordnet haſt, daß ſie die Menſchen die Furcht vor Dir lehren ſollen! Siehe nun auch Deine Diener an, die in dem Evangelium Deines Geſalbten unterrichtet werden, und gib ihnen ein neu Herz und einen aufrichtigen Geiſt, daß ſie Deinen Willen erkennen und thun mit völligem Herzen und williger Seele. Würdige ſie Deiner heiligen Taufe, vereinige ſie mit Deiner heiligen Gemeinde, und mache ſie theilhaftig Deiner heiligen Geheimniſſe, durch Jeſum Chriſtum, der unſere Hoffnung iſt, der für ſie geſtorben iſt, durch welchen Dir ſey Ehre und Preis von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen. —

XIV.

Von der Taufe bei den erſten Chriſten.

Wenn die Erwachſenen im Chriſtenthum gründlich unterrichtet waren, ſo taufte man ſie im Namen des Herrn. Ehe wir aber weiter davon reden, wollen wir ſehen, was unter dem Worte Sakrament zu verſtehen ſey, und wie man daſſelbe in der alten Kirche gebraucht habe? — Es iſt ein lateiniſches Wort und wurde von jeher verſchieden gebraucht. Bald bedeutet es eine geheime verborgene Sache, bald das Zeichen eines heiligen und göttlichen Gegenſtandes. So rechnet Auguſtin das Zeichen des Kreuzes unter die Sakramente, die Salbung der Täuflinge u. dergl. Darum ſagen die Reformatoren, es ſey nicht gut, über den Sinn dieſes Wortes zu ſtreiten, welches in der Schrift nicht ſtehe und bei den Alten ſo vielerlei bedeute; nur ſolle man die Sachen behalten, die Gottes Befehl und Verheißungen haben. — Demnach iſt gewiß, daß der Name Sakrament von allerhand Dingen gebraucht wurde, die nur einige Verwandtſchaft mit geiſtlichen Verrichtungen haben. In den folgenden Zeiten aber gebrauchte es beſonders Auguſtin von der Taufe, wenn er ſchreibt: „Der Herr und die apoſtoliſche Lehre hat uns anſtatt vieler ſo wenige und ganz leichte und reine Dinge übergeben, als da ſind, das Sakrament der Taufe und die Begehung des Leibes und Bluts des Herrn.“ Andere, wie Tertullian, denken dabei an den Eid, den die Soldaten zur Fahne ſchwören mußten, und beziehen das Wort Sakrament auf den Bund, welchen die Chriſten mit Gott machen. Ueberhaupt läßt ſich darüber nichts mit Beſtimmtheit ſagen, und die Alten ſelbſt ſcheinen über die Bedeutung dieſes Wortes nicht ganz im Reinen geweſen zu ſeyn. Wir halten uns daher nicht länger damit auf, ſondern gehen ſogleich auf die Taufe über. — Dieſe war bei den Juden gebräuchlich noch ehe Johannes taufte; denn die ſogenannten Proſelyten d. i. ſolche, welche vom Heidenthum zum Judenthum übertraten, pflegten vor ihrer Aufnahme getauft zu werden. Aber auch außerdem waren bekanntlich unter den Juden vielerlei Abwaſchungen (Reinigungen nach dem Geſetz) gebräuchlich. Mithin war die Taufe bei ihnen nichts Unerhörtes und Neues, ſondern vielmehr ein Vorbild der Bekehrung der Heiden. Dieſe wurden, wie die Rabbinen ausdrücklich lehren, ſobald ſie getauft waren, Wiedergeborne genannt, und man glaubte, mit der Taufe ſey ihre ganze alte Verwandtſchaft verſchwunden. Darum ſagte der Herr auch zu Nikodemus, er ſey ein Meiſter in Iſrael und wiſſe nicht, daß ein Menſch wiedergeboren werden könne, wenn er alt ſey. Joh. 3, 4—10. — Johannes, deſſen Taufe eine Taufe der Buße war zur Vergebung der Sünden, wollte den Juden zeigen, daß ſie, ob ſie gleich das Geſetz Gottes vorwendeten, doch ebenſo verderbt in ihren Gewohnheiten ſeyen wie die Heiden. Und Chriſtus befahl die Taufe der Juden und Heiden und ſetzte ſeinen Namen ſammt der Verheißung hinzu.

Auf den Befehl des Herrn taufte man alſo alle diejenigen, die an Ihn glaubten, d. i., man taufte die Erwachſenen, nachdem ſie im Chriſtenthum gehörig unterrichtet worden waren. In den erſten Zeiten aber tauften nicht bloß die Apoſtel, ſondern auch ihre Schüler, Ap. Geſch. 9, 18., weil damals Alle lehren und taufen durften, ſobald ſie Gelegenheit fanden. Nachher erſt wurde den ſogenannten Laien zu taufen verboten, als man anfieng, die Kirche auf andere Weiſe zu regieren. So ſagt ſchon Tertullian im dritten Jahrhundert: „Das Recht zu taufen habe der Biſchof, darnach die Aelteſten und die Diakonen, außerdem haben auch die Laien dieſes Recht, weil man das auf gleiche Weiſe wieder geben könne, was man gleich nehme. Doch, ſetzt er hinzu, ſollen ſich die Laien begnügen laſſen, wenn ſie von dieſem Recht nur in Nothfällen Gebrauch machen.“ Ueber dergleichen Nothfälle ſagt eine Kirchenverſammlung zu Anfang des vierten Jahrhunderts: „Wenn man zu Schiffe fährt, oder wenn keine Gemeinde in der Nähe iſt, ſo kann ein Gläubiger, der ſeine Taufe noch ganz hat, in ſolcher Noth taufen.“ Dieß wiederholten Hieronymus und Andere; dagegen hielt es Auguſtin für keine Sünde, wenn ein gemeiner Chriſt auch im Nothfall nicht taufen wolle, ohngeachtet er die Ungetauften für unſelig hielt. Nachher ſuchte die Geiſtlichkeit dieſes Recht ganz an ſich zu ziehen und es finden ſich Spuren, daß man diejenigen, welche von Laien getauft wurden, wieder taufen wollte. Ja, man ſcheute ſich nicht, dieſelben ſogar vom Reiche Gottes auszuſchließen. — Wer taufen wollte, von dem verlangte man vor allen Dingen den wahren, lebendigen Glauben, oder, wie es in dem Beſchluß einer Kirchenverſammlung heißt, er ſollte ſeine Taufe noch ganz haben, d. i. er durfte nicht in Sünden gefallen ſeyn, die Gnade und die empfangenen Wohlthaten nicht wieder verloren haben. „Wie kann derjenige, ſagt Agrippius, das Waſſer reinigen und heiligen, welcher ſelbſt unrein iſt, und den heiligen Geiſt nicht hat. Und da der Herr im fünften Buch Moſis ſpricht: Alles, was ein Unreiner anrührt, wird unrein ſeyn; wie kann der Täufer einem Andern Vergebung der Sünden mittheilen, wenn er nicht ſeine eigene Sünden außer der Gemeinde laſſen kann?“ Gregor von Nazianz bezeugt: „Halte einen Jeden für würdig und geſchickt genug, das Amt eines Täufers zu verwalten, wenn er nur unter die Gottſeligen gerechnet werden kann, und nicht offenbar verdammt und von der Gemeinde abgewendet iſt.“

Fragen wir, wer im Anfang getauft worden ſey, ſo iſt, wie ſchon geſagt, die Antwort: erwachſene Perſonen beiderlei Geſchlechts, weil nur ſolche von den Juden und Heiden zum Chriſtenthum übertraten. Was aber die Taufe der kleinen Kinder betrifft, ſo findet man vor dem Ende des zweiten Jahrhunderts keine Spur davon, was um ſo merkwürdiger iſt, als ſich von allen wichtigen Dingen wenigſtens einige Nachricht in den erſten Schriften der Chriſten finden. Zwar hat man bald angefangen, auch die Kinder zu Jeſu zu führen, weil der Herr geſagt hatte: „Laſſet die Kinder zu mir kommen;“ allein dieſe Sitte ſcheint erſt gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts allgemein geworden zu ſeyn. Eben damals kamen die ſtrengen montaniſtiſchen Grundſätze auf, und Tertullian, einer der Hauptanhänger derſelben, nach deſſen Beiſpiel ſich beſondere montaniſtiſche Gemeinden im Abendlande bildeten, mißbilligte die Kindertaufe. Er ſchreibt darüber: „Der Herr ſagt zwar: laſſet die Kindlein zu mir kommen! So laſſet ſie denn kommen, wenn ſie erwachſen und gelehrt worden ſind, wohin ſie kommen ſollen. Laſſet ſie Chriſten werden, wenn ſie Chriſtum kennen lernen. Was eilet das unſchuldige Alter zur Vergebung der Sünden? Wer die Wichtigkeit der Taufe verſteht, der wird ſich mehr fürchten, wenn er ſie empfangen ſoll, als wenn er ſie verſchieben muß. — Die Chriſten werden gemacht, nicht geboren. Niemand aber ſoll für glaubig gehalten werden, er kenne denn Chriſtum.

Alſo muß er zuvor den chriſtlichen Glauben hören, und wenn er nun gehört und gefaßt hat, ſo wird er von dem Glauben ein Glaubiger genannt. Und damit das, was ihm nun ins Herz gelegt iſt, durch ein Zeichen vorgeſtellt werde, und ſein Herz deſto kräftiger rühre, ſo wird er getauft." ꝛc. — Die Alten nahmen wirklich auch den Befehl des Herrn, Matth. 28, 19., ſo, wie es Tertullian ausdrückt: „Das Erſte iſt, predigen, das Andere taufen; wenn zuerſt gepredigt worden iſt, ſo darf der auch taufen, welcher hat predigen dürfen." Ebenſo ſagt Baſilius der Große: „Man muß die Ordnung unveränderlich und unverbrüchlich halten, die wir aus dem Munde des Herrn ſelbſt gehört haben, der da ſagt: Gehet hin, und machet zu Jüngern alle Heiden, und taufet ſie." Und Hieronymus: „Erſtlich lehren ſie alle Heiden, hernach, wenn ſie unterrichtet ſind, tauchen ſie dieſelben ins Waſſer. Denn es kann nicht ſeyn, daß der Leib das Geheimniß der Taufe empfange, wenn die Seele nicht zuerſt die Wahrheit des Glaubens angenommen hat. Dieß iſt die vornehmſte Ordnung. Chriſtus hat den Apoſteln befohlen, daß ſie zuerſt alle Heiden lehren, hernach in das Sakrament des Glaubens eintauchen, und ſodann nach dem Glauben und der Taufe lehren, was ſie halten ſollen."

Es kann demnach nicht mehr genau angegeben werden, wann die Kindertaufe angefangen habe, nur ſoviel iſt gewiß, daß ſie ſchon zur Zeit des Origenes 220 gewöhnlich war und von demſelben vertheidigt wurde. Der Streit aber, um den es ſich damals handelte, drehte ſich darum, wann die Kinder getauft werden ſollten? Denn ein afrikaniſcher Biſchof war der Meinung: man müſſe das Geſetz der alten Beſchneidung im Auge haben, und dürfe alſo kein Kind vor dem achten Tag taufen, während ein Anderer ausdrücklich behauptete, daß man Niemand von der Taufe und alſo von der Gnade Gottes abhalten dürfe, weil der Herr gegen alle Menſchen gütig und barmherzig ſey. Auch Auguſtin hielt die Kindertaufe für nothwendig. Bald nach ihm wurde dieſelbe bei Strafe des Banns befohlen. — Der Exorcismus (die Austreibung des Teufels durch Händeauflegen), der ſchon im Jahr 256 vorkam, wurde auch bei den Kindern angewendet, und alle Getaufte, alſo auch ſie empfingen das heilige Abendmahl.

Sobald nun die Kindertaufe eingeführt war, begann man auch, denſelben Fürſprecher oder Beiſtände, Pathen, zu erwählen. Uebrigens iſt ihr Urſprung eben ſo ungewiß, wie der der Kindertaufe und iſt wenigſtens nicht vor das dritte Jahrhundert zu ſetzen. Tertullian widerſetzte ſich auch dieſer Einrichtung und ſagte: „Die Bürgen laufen Gefahr, wenn ſie für die kleinen Kinder gut ſprechen, weil entweder ihre Zuſage durch einen frühen Tod unerfüllt bleibe oder die Kinder nicht gerathen können.“ Gleichen Zweifel äußerte ein Biſchof Bonifazius gegen Auguſtin: „Wenn ich dir ein kleines Kind darſtellte, und dich fragte, ob es einſt keuſch oder gerecht leben würde, ſo würdeſt du ohne Zweifel antworten: ich weiß nicht. Wenn du nun von ſeinem künftigen Leben und von ſeinen gegenwärtigen Gedanken dir nicht getraueſt, etwas Gewiſſes zu verſprechen, warum antworten denn die Eltern bei der Taufe für daſſelbe, als Bürgen, und ſagen, es thue das, an was ein ſolches Alter nicht einmal denken kann, oder das, wenn es könnte, doch verborgen iſt?“ — Indeſſen finden wir bei der Taufe der Erwachſenen geiſtliche Vormünder unter verſchiedenen Namen, wie ja ſchon bei den Juden ein Zeuge bei der Beſchneidung war. Dieſe hatten die Pflicht, ſich deſſen, der getauft werden wollte, anzunehmen, ihn zum Vorſteher der Gemeinde zu führen, ihm bei der heiligen Handlung ſelbſt beizuſtehen und hinfort ſein Leben regieren zu helfen. — Von den Pathen der Kinder aber verlangte man zuvörderſt, daß ſie ihr Glaubensbekenntniß wohl verſtehen, und hauptſächlich den Bund, der bei der Taufe mit Gott geſchloſſen war. Dann mußten ſie bei der Taufe geloben, daß ſie die Kinder zum Glauben und chriſtlichen Wandel fleißig ermahnen wollen, nachdem ſie in ihrem Namen dem Teufel und allen ſeinen Werken abgeſagt hatten. Kurz, ſie ſollten ihnen Alles, was Wahrheit iſt, mit Herz und Mund beibringen, und ſie treulich erziehen laſſen oder ſelbſt erziehen und unterrichten.

Noch iſt übrig, daß wir unterſuchen, warum die Kinder ſchon frühe getauft worden ſind? — Auguſtin, der am meiſten über dieſen Gegenſtand ſchrieb, macht einen Unterſchied unter der Art des Glaubens bei den Erwachſenen und bei den Kindern. „Die getauften Kinder, ſagt er, glauben noch nicht mit dem Herzen zur Gerechtigkeit, noch können ſie mit dem Munde bekennen. Sie werden alſo auf einen fremden Glauben getauft (ihrer Eltern, Taufpathen oder der ganzen Kirche) und genießen die Frucht dieſes Glaubens; übrigens wohnt der heilige Geiſt in ihnen, ob ſie es gleich nicht wiſſen.“ Er vertheidigte deßwegen auch die Nothwendigkeit der Kindertaufe ſo ernſtlich, daß er kein Bedenken trug, den vor der Taufe verſtorbenen Kindern die Seligkeit abzuſprechen. Manchmal urtheilte er über dieſen Punkt allzuhart, beſonders wenn er alſo ſchloß: „Wer nicht getauft iſt, der iſt nicht mit Chriſto, und wer nicht mit Chriſto iſt, der iſt wider Chriſtum. Uebrigens ſcheinen auch Andere, ja ſogar ganze Kirchenverſammlungen mit ihm übereingeſtimmt zu haben, da ſie die ungetauften Kinder gleichfalls verdammten. Noch Andere dagegen ſchlugen den Mittelweg ein, daß ſie ſagten: „die Kinder werden von dem gerechten Richter weder verherrlicht noch gepeinigt werden.“ — Demohngeachtet gab es Viele, welche ihre Taufe lange, oft bis ins hohe Alter, ja wohl bis zu ihrem Tode verſchoben. So bekennt z. B. Auguſtin, daß er in ſeiner Jugend bei einer gefährlichen Krankheit zwar ein Verlangen nach der Taufe gehabt habe, aber ſeine fromme Mutter habe ſie aufgeſchoben, bis er wieder geſund geworden ſei, weil nämlich nach ſolchem Bade die Schuld der Sünden deſto gefährlicher werde. Aber auch nachher wollte er nicht eher getauft werden, bis er gewiß war, welchen Weg er erwählen wolle. Ebenſo wurden auch andere berühmte Lehrer zwar von chriſtlichen Eltern geboren, aber doch nicht ſogleich getauft. — Später finden wir gar abergläubiſche Meinungen in Beziehung auf den Aufſchub der Taufe. Als nämlich einſt unter dem Kaiſer Arcadius zu Konſtantinopel ein ungewöhnlicher Sturm entſtand, begehrten die Leute aus Furcht vor dem Tode getauft zu werden, und ließen ſich überall auf den Gaſſen, in den Häuſern und ſonſt wo, von wem ſie nur konnten, taufen, damit ſie dadurch dem göttlichen Zorn entgehen möchten. — Andere aber, welche die Welt noch liebten, und ſahen, daß man bei der Taufe dem Satan und der Welt ſammt allen Lüſten und Werken abſagen müſſe, ſuchten dadurch Friſt zu gewinnen, um noch weiter zu ſündigen. — Nicht Wenige endlich verſchoben die Taufe gar bis auf ihr Todbette, weil ſie glaubten, der Tod könne ihnen nicht ſchaden, wenn ſie bald nach der Taufe aus dieſer Welt ſcheiden. Sollten ſie noch länger leben, ſo wünſchen ſie ſich einen unſchuldigen Wandel; ſollten ſie aber ſterben, ſo freuen ſie ſich zu ſterben. Wer nun in ſolcher Abſicht aus dringender Noth die Taufe nahm, dem konnte es nicht gerade als eine Heuchelei angerechnet werden; doch legte man denen, die ohne alle Vorbereitung, bloß aus Noth getauft wurden, auf, daß ſie, wenn ſie wieder geneſen waren, einen beſſern Grund in ihrem Chriſtenthum legen ſollten. Denn es geſchah bisweilen, daß ſie in der höchſten Unempfindlichkeit und Todesnoth lagen, und daß man ſie doch ohne Bedenken taufte.

Bald jedoch wurden nur zwei Termine im Jahr feſtgeſetzt, an denen getauft werden durfte — Oſtern und Pfingſten, wie Tertullian ſagt: „Oſtern gibt eine feierliche Zeit der Taufe, da das Leiden des Herrn, darauf wir getauft werden, damals vollendet wurde. Dann iſt Pfingſten für die Taufe ein weiter Raum, worin die Auferſtehung des Herrn unter den Jüngern betrachtet, und die Gnade des heiligen Geiſtes gegeben, wie auch die Hoffnung der Zukunft des Herrn angedeutet worden iſt.“ Dieſe Sitte dauerte bis ins achte Jahrhundert herab, und es war ſogar verboten, an andern Feſttagen zu taufen. Daher kam es, daß Viele ſtarben, ohne die Taufe empfangen zu haben. Doch machte man einen Unterſchied unter denen, welche dieſelbe ohne ihre Schuld entbehren mußten, weil Chriſtus ſelbſt geſagt habe: „wer nicht glaube, der werde verdammt, nicht aber, wer nicht getauft werde.“ Marc. 16, 16. — Ebendeßwegen trug Ambroſius kein Bedenken, von dem Kaiſer Valentinian, der auch ungetauft geſtorben war, zu ſagen: „Chriſtus habe ihn ſelbſt getauft, ſeine Gottſeligkeit und ſein guter Wille habe ihn abgewaſchen.“ In gleichem Sinne ſpricht ſich Auguſtin aus: „Wie viel der Glaube ohne die ſichtbare Taufe gelte, iſt an dem Schächer zu ſehen; denn wenn die Noth die Taufe unmöglich gemacht hat, ſo wird ſie unſichtbarer Weiſe erfüllt. Der heilige Geiſt iſt da allein ſchon genug ꝛc.“ Demohngeachtet aber hielten die Alten die Taufe ſchlechterdings für nöthig zur Seligkeit; und der nämliche Ambroſius ſchreibt: „Der Katechumene glaubt zwar, aber wenn er nicht getauft wird, kann er keine Vergebung der Sünden haben, noch die Gabe der geiſtlichen Gnade erlangen.“ Und ein Anderer: „Wir glauben, daß die Getauften allein den Weg zur Seligkeit haben, und daß kein Katechumene, wenn er gleich in der Gottſeligkeit geſtorben iſt, das Leben habe, die Marter ausgenommen.“ Allein dieſe Männer wollten durch ſolche Ausſprüche ohne Zweifel die Ihrigen deſto begieriger nach der Taufe machen. — — Nebenbei forderten ſie auch nach der Taufe ein heiliges Leben. Daher ſagt Hilarius: „Wer etwa meint, daß er in der Taufe dieſelbe vollkommene Unſchuld, und die Reinheit wieder bekommen habe, die des ewigen Lebens werth iſt, der erinnere ſich, daß Johannes geſagt hat: „Ich taufe euch zwar in dem Waſſer der Buße; der aber, welcher nach mir kommen wird, wird euch ſelbſt taufen in dem heiligen Geiſt und mit Feuer.“ Er bedenke auch, daß der Herr ſelbſt, da er ſchon von Johanne getauft, und noch im Leibe war, alſo geſprochen habe: „Ich muß noch mit einer Taufe getauft werden.“ Daraus folgt, daß nach der Waſſertaufe eine Reinigung übrig ſey, die uns durch die Ankunft des heiligen Geiſtes heiligt, in dem Feuer des Gerichtes ſchmelzt, und durch den Tod von der Befleckung und Verbindung des Fleiſches uns reinigt.“ — Die Alten drangen alſo auf die wahre Bekehrung und Sinnesänderung, ohne welche die Taufe den Menſchen nichts helfen könne. Sie bezeugten den Sichern, daß das Waſſer allein nicht ſolche große Dinge thun könne, ſondern der mit dem Wort vereinigte Glaube des Menſchen. Deßwegen bekannten ſie auch vor Jedermann: ſie ſchätzen einen frommen Katechumenen höher, als einen getauften Chriſten, der doch gottlos ſey. Der ungetaufte Hauptmann Kornelius ſey viel beſſer und ſeliger geweſen, als der getaufte Simon. Jener ſey noch vor der Taufe mit dem heiligen Geiſt erfüllt geweſen, dieſer dagegen habe auch nach der Taufe den unſaubern Geiſt gehabt. u. ſ. w. — Ja, ſie ſetzten hinzu, ein getaufter böſer Menſch müſſe erſt noch bekehrt werden. — „Gleichwie, ſagt Auguſtin, dem frommen Katechumenen die Taufe noch mangelt zum Reich Gottes, alſo mangelt dem böſen Chriſten, der da getauft iſt, die wahre Bekehrung. Denn derjenige, welcher geſagt hat: „Wenn Jemand nicht aus Waſſer und Geiſt wiedergeboren wird, kann er nicht in das Himmelreich kommen;“ eben derſelbe hat auch geſagt: „Es ſey denn, daß eure Gerechtigkeit beſſer iſt, denn der Schriftgelehrten und Phariſäer, ſo werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen.“ Dieß ſteht alſo geſchrieben, damit die Getauften nach empfangener Taufe nicht träg und ſicher in Sünden liegen bleiben. Die Vergebung der Sünden folgt nicht auf die Taufe, inſofern ſie bloß rechtmäßig iſt, ſondern auch rechtmäßig behalten wird. Ja, die heiligen und göttlichen Dinge ſchaden vielmehr denen, welche ſie übel anwenden. Wer nun der ewigen Pein entgehen will, der laſſe ſich nicht allein taufen, ſondern er werde auch gerechtfertiget in Chriſto, und alſo gehe er wahrhaftig von dem Teufel zu Chriſto über. Der heilige Geiſt flieht vor einem Heuchler, und wohnt nicht in einem Leibe der Sünden unterworfen, und daher wird er kein Kind Gottes. Sie ſcheinen zwar, als wenn ſie Kinder Gottes geworden wären wegen der Waſſertaufe; aber in der Wahrheit ſind ſie nicht Kinder Gottes, weil ſie nicht im Geiſt getauft ſind. Denn am Leibe ſind ſie zwar getauft; aber am Herzen ſind ſie noch Katechumenen oder Ungetaufte, indem das Waſſer zwar den Leib taufet, aber der Geiſt die Seele.“

Die erſten Chriſten konnten demnach ihre Taufe mit allem Recht eine Bekehrung und Wiedergeburt nennen; denn ſie zeigten ſich nicht allein nach der Taufe als erleuchtete und geheiligte Seelen, ſondern ließen auch vor der Taufe ſchon viele Früchte des Geiſtes und des Glaubens an ſich ſehen. Petrus ſelbſt gab dort denen, die dem Worte Gottes zuhörten, das Zeugniß, daß ſie den heiligen Geiſt bereits empfangen haben, und befahl darauf, ſie zu taufen in dem Namen des Herrn. Ap. Geſch. 10, 47. 48. — Beſonders berühmt iſt das Beiſpiel jenes Kornelius, eines gottesfürchtigen Mannes, von welchem die Alten ſagten: er habe ſchon vor der Taufe den Willen des Herrn erkannt, und den heiligen Geiſt empfangen, was die offenbaren Zeichen beweiſen. Indeſſen habe er doch die Taufe nicht verachtet, ſondern ſie um ſo gewiſſer empfangen, indem er nicht ſäumte, die Zeichen des heiligen Geiſtes zur Erkenntniß der Wahrheit anzunehmen, welche der That nach ſchon vorher in ihm war. Daraus ſchloſſen ſie, daß Einige auch vor der Taufe des Herrn Willen erkannt haben. Wie in Abraham ſelbſt die Gerechtigkeit des Glaubens vorhergegangen, und das Siegel des Glaubens zur Gerechtigkeit — die Beſchneidung — dazugekommen ſey, alſo ſey auch in Kornelius die Heiligung des Geiſtes vorhergegangen, — in der Gabe des heiligen Geiſtes, und das Sakrament der Wiedergeburt — in dem Waſſerbad, ſey dazugekommen. Durch dieſe Gabe des heiligen Geiſtes ſey er gereiniget worden, als er noch für einen Heiden gehalten wurde. — Das Beiſpiel des Zauberers Simon aber, der mit Heuchelei zur Taufe kam, und keine Gnade erlangte, ſtellten ſie den Heuchlern auf folgende Weiſe zur Warnung auf: „Man findet in der Schrift, daß einige Ungetaufte des heiligen Geiſtes gewürdigt, andere aber für untüchtig erkannt worden ſind. Es iſt auch kein Zweifel, daß es unter dem Volke noch ſolche Kornelii gibt, zu denen man ſagen kann: Dein Gebet und deine Barmherzigkeit iſt gen Himmel geſtiegen; aber auch ſolche Simones, denen man zurufen muß: O du argliſtiger und böſer Menſch! u. ſ. f. — Das Waſſer des Meeres ſelbſt iſt nicht genug, die Sünden zu reinigen, ſondern ſie werden im Glauben durch Chriſti Blut gereiniget. Die Taufe hat auch keinen Nutzen, die nur das Fleiſch und den Leib reiner machet, ſondern die Seelen müſſen abgewaſchen werden vom Zorn, Geiz, Neid und Haß. Das Bad der Buße und Erkenntniß Gottes iſt das wahre Waſſer des Lebens, welches die Bußfertigen reiniget und läutert.“ — Eben ſo wenig ließen ſie denen, die noch ungetauft waren, die Freiheit, zu leben, wie ſie wollten, ſondern ihr ernſter Wille war: Niemand darf ſich ſelbſt ſchmeicheln, weil er noch ein Zuhörer iſt, als wenn ihm zu ſündigen erlaubt wäre; denn die Getauften haben keinen andern Chriſtum, als die Ungetauften. —

Indeſſen finden wir in der Geſchichte Mehrere, welche noch vor ihrer Taufe von dem heiligen Geiſt erleuchtet und geheiligt waren. Cyprian z. B. war noch nicht durch die andere Geburt, d. i. durch die Taufe, mit dem völligen Glanz des Lichts beſtrahlt, und doch überwand ſchon die Verbreitung dieſes Lichts die alte Finſterniß, und er fieng an noch vor der Taufe ſich ſelbſt zu verläugnen, indem er all das Seine unter die Armen vertheilte. Aehnliches leſen wir von Andern, namentlich legte Gregor von Nazianz bei dem Leichenbegängniſſe ſeines Vaters folgendes Zeugniß von ihm ab: „Sein Leben vor der Taufe ſey eine beſtändige Vorbereitung zur Taufe geweſen, und die vorhergehende Reinigung habe ihn zu der himmliſchen Gabe deſto fähiger gemacht, damit die Taufe einer ſolchen Reinheit des Lebens ohne Gefahr anvertraut werden könnte, und dieſes Gut keinen Schaden leiden möchte bei einer Beſchaffenheit der Seele, die etwa wider die Gnade widerſpänſtig wäre.“ Mit ſolchen rechtſchaffenen Täuflingen beſchämte man die Heuchler, die es nur auf das äußerliche Werk ankommen ließen, und weder vor, noch nach der Taufe am Herzen recht verändert wurden. „Wenn ein Ungetaufter, ſagten ſie, das Gebot Chriſti hält, und ſeine Rechte und Gebote bewahret, richtet er nicht denjenigen, welcher ſich einen Glaubigen oder getauften Chriſten nennt, aber die Gebote nicht hält?“ Röm. 2, 26. Bei dem abnehmenden wahren Chriſtenthum ging es ohnehin ſo verkehrt zu, daß ſchon Auguſtin ſchmerzlich darüber klagen mußte, daß einige Lehrer auch gottloſe Menſchen zur Taufe zuließen.

Die herrlichſten Proben ihres Glaubens aber legten diejenigen an den Tag, welche noch vor der Taufe um des Namens Jeſu willen den Tod und alle Marter freudig ausſtanden. Dieſes iſt die berühmte **Bluttaufe**, von welcher die erſten Chriſten ſo viel reden, und ſie ohne Bedenken der Waſſertaufe gleich halten. Man wendete nämlich die allgemeine Regel: „Wenn Jemand nicht geboren wird aus Waſſer und Geiſt, kann er das Reich Gottes nicht ſehen,“ nicht auf die Märtyrer an, weil der Herr ebenfalls geſagt habe: „wer ſeine Seele verlieren würde um Seinetwillen, der ſolle ſie wieder finden“ Matth. 10, 39. Eben ſo ſagte man von einem Märtyrer, er ſey auf Chriſtum getauft, nicht von einem andern, ſondern von ſeinem eigenen

Glauben, nicht im Waſſer, ſondern von ſeinem eigenen Blut. Der Heiland ſelbſt ſeye ja mit Waſſer und Blut gekommen, d. i. er werde durch das Waſſer getauft und durch das Blut verherrlicht. Endlich ſah man auch auf die geheime Bedeutung und unmittelbare Wirkung der Taufe, welche war der Tod und das Begräbniß mit Chriſto, und ſchloß daher, es werde Niemand wahrhaftiger und beſſer mit Chriſto getödtet und begraben, als ein Märtyrer, der nicht zum Schein oder bloß mit Worten, ſondern wirklich mit Chriſto litt. Deßwegen hieß es: „Ein Märtyrer, ob er ſchon ungetauft iſt, ſoll doch fröhlich abſcheiden; denn das Leiden, das er um Chriſti willen erduldet, wird ihm zu einer wahrhaftigeren Taufe werden, weil er in der That mit Chriſto ſtirbt, die Andern aber nur im Vorbilde. So ſoll er ſich denn freuen, daß er ſeinem Meiſter nachfolgt.“ — Endlich nannte man den Märtyrerſtand eine Vollendung, — ein Name, der auch ſonſt der Taufe beigelegt wurde. Denn taufen hieß bisweilen ſo viel als vollenden. Daher kam es, daß man das Märtyrerthum ſelbſt über die Taufe erhob. „Wir, ſagt Cyprian, die wir den Glaubigen die erſte Taufe gegeben haben, ſollen auch einen Jeden zu einer andern Taufe bereiten, und ſie lehren, daß dieſe Taufe nach der Gnade größer ſey, nach der Kraft höher, nach der Ehre köſtlicher; eine Taufe, darin die Engel taufen, und darin Gott und ſein Geſalbter ſich freuen, eine Taufe, nach welcher hinfort Niemand mehr ſündiget, darin er unſers Glaubens Wachsthum vollkommen macht, welche uns, wenn wir aus der Welt ſcheiden, alsbald mit Gott verknüpfet. In der Waſſertaufe empfängt man Vergebung der Sünden, in der Bluttaufe aber die Krone der Tapferkeit. Die Bluttaufe allein iſt es, die uns reiner macht, als die Waſſertaufe gethan hat. Ich beſorge, jene Art ſey höher, als dieſe. Denn wenn dieſe empfangen iſt, ſo ſind ihrer ſehr wenig ſo ſelig, daß ſie bis an ihr Ende dieſe Seligkeit unbefleckt bewahren können; wer aber mit dieſer Taufe getauft worden iſt, der kann weiter nicht ſündigen. Und wenn es nicht verwegen heißen ſoll, in ſolchen Dingen etwas zu ſagen, ſo könnte man ſprechen, durch die Waſſertaufe werden die vergangenen Sünden gereinigt, durch die Bluttaufe aber auch die künftigen Sünden hinweggenommen. Dort ſind die Sünden erlaſſen, hier gänzlich ausgeſchloſſen.“— Ein Anderer ſtellt folgende Vergleichung an: „Gleichwie der Täufling ſeinen Glauben [illegible] dem Diener bekennt, und auf ſeine Fragen antwortet, alſo thut dieſes ein Märtyrer vor dem

Verfolger. Jener wird nach dem Bekenntniß mit Waſſer beſprengt, oder in daſſelbe eingetaucht; dieſer mit Blut begoſſen oder ins Feuer geſteckt. Jener bekommt durch die Auflegung der Hände den heiligen Geiſt; dieſer wird eine Wohnung des heiligen Geiſtes, indem nicht er es ſelbſt iſt, der da redet, ſondern der Geiſt des Vaters, der in ihm redet. Jener feiert das Abendmahl zum Gedächtniß des Todes Chriſti; dieſer ſtirbt ſelbſt mit Chriſto. Jener bekennt, er wolle den Werken der Welt abſagen; dieſer verläugnet ſein Leben ſelbſt. Jenem werden die Sünden erlaſſen, in dieſem werden ſie ganz ausgelöſcht.“— Demnach hielt man die Bluttaufe für eine wahre und gültige Taufe, ſo daß ſie die Waſſertaufe vertreten ſollte bei denen, die ſie noch nicht empfangen, und erſetzen bei denen, welche ſie zwar empfangen, aber wieder verloren hatten. Ja, man ſchätzte ſie, wie wir geſehen haben, noch höher, weil ſie nachher von keinem Sündenkoth mehr befleckt werden könne, indem die Märtyrer am Fleiſche litten, und alſo zu ſündigen aufhörten, auch ſonſt auf einmal der Welt abſtarben und Gott lebten. Darum ſingt der Dichter:

Wenn der in ſeiner Tauf der Welt geſtorben iſt,
  Der geiſtlich in dem Tod mit Jeſu liegt begraben;
Wie ſollte nicht auch ſo ein tapfrer Heldenchriſt
  Der Taufe Kraft und Sieg in ſeinem Blute haben?
Ach ja! die Gnade kann der Marter hohen Preis
  Erfüllen, wie man ſonſt von unſrer Taufe weiß.

Die Alten ſchrieben überhaupt viel über den Unterſchied zwiſchen der Waſſer- und Bluttaufe; doch ſetzten ſie ausdrücklich hinzu, daß man dabei nicht auf Menſchenwerk oder Verdienſt, ſondern allein auf die Gnade Gottes ſehen dürfe.

Um übrigens wieder auf die Taufe zu kommen, ſo haben ſich wohl bei keiner heiligen Handlung ſolche Mißbräuche eingeſchlichen, als bei dieſer. Manche legten nämlich einen Werth darauf, bloß im Jordan getauft zu werden, und ſchoben deßwegen die Taufe ſo lange auf. Man war ferner mit dem Waſſer allein nicht mehr zufrieden, ſondern legte den Täuflingen Salz in den Mund, ſalbte ihnen Naſe und Ohren und gab ihnen Milch und Honig zu koſten. Auch wollten Viele nur von Biſchöfen und Prälaten getauft werden, weil ſie meinten, ſie werden mehr geachtet, als wenn nur ein gemeiner Kirchendiener dieſe heilige Handlung an ihnen verrichtet habe. Ein großer Mißbrauch aber war es, daß man Leute ohne vorhergehende Vorbereitung taufte, und eben damit nur den Haufen der Maulchriſten vermehrte. Ja, wenn man ſich in den Schriften der Kirchenväter recht umſieht, ſo trifft man unzählige Klagen darüber an, daß Viele den Willen Gottes weder vor noch nach der Taufe erkennen wollten, und ſich mit dem bloßen äußerlichen Werk begnügen ließen. Schon das Concil zu Nicäa (325) beſchwerte ſich darüber, daß man Leute zur Taufe führe, die kaum aus dem heidniſchen Leben zum Glauben gekommen ſeyen. Namentlich warnt Auguſtin ernſtlich davor, wenn er ſagt: „Wir wollen uns mit der Hülfe des Herrn unſeres Gottes fleißig hüten, daß wir die Leute nicht ſicher machen, und zu ihnen ſagen: wenn ihr auf Chriſtum getauft ſeyd, ſo kommet ihr zur ewigen Seligkeit, ihr möget leben, wie ihr wollet. Laſſet uns nicht ſolche Chriſten machen, wie die Phariſäer Judengenoſſen machten, Math. 23:15., ſondern laſſet uns vielmehr die geſunde Lehre des Herrn, unſeres Meiſters in beiden Stücken behalten, damit das chriſtliche Leben der heiligen Taufe gemäß ſey, und das ewige Leben keinem Menſchen verſprochen werde, wenn eines von beiden mangeln ſollte. Dieſe Ordnung muß gehalten werden, daß die Täuflinge Buße thun von den todten Werken, und auf dieſe Weiſe an die Vergebung der Sünden glauben, nicht daß ſie weiter ſündigen dürfen, ſondern daß ihnen ihre vergangenen Sünden nicht ſchaden.“ — Auch über ſeine getauften Chriſten klagt er mit den Worten: „Die Taufe ſoll zwar ein Geheimniß des neuen Lebens und der Seligkeit ſeyn; aber Viele haben dieſelbe nicht zum ewigen Leben, ſondern zur ewigen Strafe, indem ſie ein ſolches Gut nicht recht gebrauchen.“ In einer andern Stelle warnt er die Neugetauften vor ſolcher ſchädlichen Verführung, die den Grund des Glaubens auf einmal einreißen könne: „Ihr ſeyd nun zum ewigen Leben wiedergeboren, ſpricht er, wenn ihr das, was in euch wiedergeboren iſt, nicht durch ein böſes Leben wieder erſticket. Hütet euch doch, daß ihr den böſen Glaubigen, (vielmehr Unglaubigen und verkehrten Getauften) nicht nachfolget, und euch zwar für Glaubige bekennet, aber vermöge eines böſen Lebens unglaubig ſeyd. Sehet, ich bezeuge euch dieſes vor Gott und ſeinen Engeln.“ — Ja, was noch mehr iſt, ſelbſt unter den Verfolgungen hatten die Lehrer mit ſolchen Greueln zu kämpfen, daher ſchreibt ſchon Tertullian: „Willſt du ohne Furcht und Glauben ſündigen, ſo gehe auch ohne Vergebung in die Hölle. Ich längne nicht, daß denen, die getauft werden, die Gnade Gottes und die Vergebung der Sünden gewiß ſey; aber man muß ſich auch bemühen, daß man dahin gelangen möge. Denn wer wollte dich ſonſt nur einmal mit Waſſer beſprengen, wenn du eine ſolche ungewiſſe und untreue Buße haſt, daß du gleich wieder ſündigeſt. Gott nimmt ſeine Schätze wohl in Acht, und läßt ſie den Unwürdigen nicht zu Theil werden. Dieß Bad iſt ein Siegel des Glaubens, welcher Glaube von dem Glauben der Buße angefangen wird. Wir werden nicht abgewaſchen, daß wir aufhören zu ſündigen, ſondern weil wir ſchon aufgehört haben, da wir am Herzen ſchon abgewaſchen ſind.“ Mit Recht ſagt alſo Luther: „es iſt des heiligen Geiſtes Willen, daß das ganze Leben eines Chriſten eine tägliche Taufe ſeyn ſoll und ſich Keiner der Taufe zu getröſten hätte, wenn er nicht in dem Bund mit Gott und einem heiligen Leben ſtehen bliebe.“

Anfangs war, wie ſich von ſelbſt verſteht, kein beſonderer Ort für die Taufe beſtimmt, vielmehr tauften die Apoſtel und ihre Anhänger, wo es nur möglich war, in Privathäuſern, im Gefängniß u. ſ. w. Ap. Geſch. 9, 18. 10, 47. 16, 33. Ueberhaupt ging es dabei ganz einfach zu, wie Juſtin der Märtyrer ſagt: „Man führte die, welche getauft werden ſollten, nach geſchehenem Unterricht und Gebet dahin, wo Waſſer war, und wuſch ſie darin im Namen Gottes, des Vaters und Herrn aller Dinge, und unſeres Heilandes Jeſu Chriſti, und des heiligen Geiſtes. Das Merkwürdigſte dabei war wohl das herzliche Gebet, welches die ganze Gemeinde mit dem Täuflinge verrichtete. Ein ſolches iſt uns noch in den apoſtoliſchen Conſtitutionen aufbewahrt, und heißt alſo: O Herr Gott, gütig und von großer Liebe gegen die Menſchen, erhöre gnädiglich unſer Gebet und Flehen. Nimm an dieſer deiner Diener Gebet, und hilf ihnen, und gib ihnen, was ſie bitten, damit ihnen das Evangelium deines Geſalbten offenbaret werde. Erleuchte ſie, und lehre ſie dein Erkenntniß, und zeige ihnen deine Gebote und Rechte. Gib ihnen deine heilige Furcht in ihre Seelen, und öffne die Ohren ihrer Herzen, daß ſie Tag und Nacht in deinem Geſetze verbleiben, und bekräftige ſie in deinem Dienſte. Bringe und vereinige ſie mit deiner heiligen Heerde, und ſchenke ihnen das Bad der Wiedergeburt, und das Kleid der Unſterblichkeit eines wahrhaftigen Lebens. Befreie ſie aber auch von allem gottloſen Weſen, und gib dem fremden Geiſt nicht Raum wider ſie, ſondern reinige ſie, und nimm hinweg alle Befleckung des Fleiſches und des Geiſtes. Laſſe in ihnen allezeit wohnen und wandeln deinen Geſalbten, ſegne ihren Aus- und Eingang, und richte all ihr Thun zu ihrem ewigen Heil! Amen.

Was die Beilegung des Namens bei der Taufe betrifft, ſo war dieſe Sitte in den erſten Zeiten nicht bekannt, ſondern kam erſt ſpäter auf. Eben ſo war die Beſchwörungsformel: *fahre aus, du unreiner Geiſt* ꝛc., (wornach man die Täuflinge als geiſtlich Beſeſſene anſah) anfangs nicht im Gebrauch, ſondern kam erſt in den folgenden Jahrhunderten auf. Die Beſtätigung der Taufe endlich anlangend, ſo iſt ſo viel gewiß, daß namentlich in den afrikaniſchen Gemeinden nach der Taufe noch eine Handauflegung und andere Gebräuche ſtattgefunden haben. Dieß bezeugen die beiden Kirchenväter Tertullian und Cyprian, und der Letztere ſagt ausdrücklich: „Die Getauften ſeyen den Vorſtehern der Gemeinde vorgeſtellt worden, haben durch ihrer Aller Gebet und Handauflegung den heiligen Geiſt erlangt, und ſeyen durch das Siegel des Herrn (das heilige Abendmahl) vollendet worden.“ Von den orientaliſchen Gemeinden weiß man dieß nicht ſo genau; doch ſchreibt auch Hieronymus: „Es ſey zu ſeiner Zeit in den Gemeinden üblich geweſen, daß man den Getauften die Hände aufgelegt habe und alſo der heilige Geiſt angerufen worden ſey. „Bei dieſer Gelegenheit aber widerlegt Hieronymus die Behauptung, daß die Beſtätigung der Taufe allein von dem Biſchof geſchehen ſey, — und zwar deßwegen, damit er ſie durch ſein heiliges Amt ſtärkte. Er ſagt nämlich: „Fragſt du, warum der Getaufte in der Gemeinde den heiligen Geiſt nur durch die Hand des Biſchofs empfange, da wir doch lehren, daß er ſchon in der wahren Taufe gegeben werde, ſo wiſſe, daß dieſer Gebrauch daher komme, weil der heilige Geiſt erſt nach der Himmelfahrt über die Apoſtel gekommen iſt. Auch findet man, daß dieſes an vielen Orten geſchehen ſey, und zwar mehr zur Ehre des Kirchenamts, als nach der Nothwendigkeit eines Geſetzes. Denn wenn der heilige Geiſt nur nach dem Wunſch des Biſchofs herab käme, ſo müßte man diejenigen bedauern, welche in Gefängniſſen, Schlöſſern und abgelegenen Orten von den Aelteſten und Diakonen getauft worden und entſchlafen ſind, ehe ſie der Biſchof hat beſuchen können.“ — Der Grund, warum man die Beſtätigung der Taufe für nothwendig hielt, wird verſchieden angegeben. Viele nämlich glaubten, die Taufe ſey nicht hinreichend zur Empfahung des heiligen Geiſtes und zur Gemeinſchaft der Heiligen. Daher hielt man die Getauften nicht alsbald für Chriſten, ſondern erſt nach der Beſtätigung der Taufe.

In der Taufe, ſagte man, werden die Erbſünden vergeben, in jener aber der heilige Geiſt oder eine größere Kraft deſſelben mitgetheilt. Darauf bezieht ſich auch die Verordnung der Kirchenverſammlung zu Laodicea: „Dieſenigen, welche getauft werden, ſollen nach der Taufe mit dem himmliſchen Oel geſalbet werden, und des Reichs Chriſti theilhaftig ſeyn. Oder, wie ein ſpäterer Biſchof ſchreibt: „Alle Glaubigen ſollen durch das Auflegen der Hände den heiligen Geiſt durch die Taufe empfangen, damit ſie völlig als Chriſten erfunden werden.“ Demnach iſt klar, daß die Alten ohne dieſe Beſtätigung (ſpäter Firmelung genannt, von dem lateiniſchen Wort confirmatio) Keinen zur völligen Gemeinſchaft der Heiligen zugelaſſen haben. Als aber die Kindertaufe aufkam, ſah man beſonders darauf, daß die Kinder, wenn ſie erwachſen waren, der Gemeinde vorgeſtellt, in dem Grund ihres Glaubens wohl unterwieſen, an ihren Bund mit Gott kräftiglich erinnert und alſo nach einem eifrigen Gebet zu der Gemeinde hinzugethan wurden.

XV.

Von dem heiligen Abendmahl bei den erſten Chriſten.

Wir haben bei der vorhergehenden Unterſuchung über die heilige Taufe geſehen, daß das Verfahren der erſten Chriſten bei derſelben in ihren Schriften nicht immer klar genug ausgedrückt ſey; das nämliche iſt auch der Fall bei dem heiligen Abendmahl. In den erſten Jahrhunderten ſind die Zeugniſſe etwas ſparſam, indem die meiſten Alten, die Schriften der Apoſtel ausgenommen, allzu dunkel davon geſchrieben haben. Doch wollen wir mit Gottes Hülfe das Hauptſächlichſte unſerer Gewohnheit nach kürzlich anführen. Vor allen Dingen nun fragt es ſich: wer das heilige Abendmahl ausgetheilt habe? — Anfangs vertheilten es die Lehrer unter das Volk, oder ließen es durch ihre Diakonen vertheilen. Namentlich war es, wie Klemens von Alexandrien behauptet, in der afrikaniſchen Kirche Sitte, daß die

Diakonen das Brod eintheilten und hinlegten, wovon dann ein Jeder ſeinen Theil nehmen konnte. Weil man aber unter den Verfolgungen das heilige Abendmahl nicht immer mit den Lehrern halten konnte, da man dieſen beſonders nachſtellte, ſo war es in ſolchen Fällen auch andern Chriſten vergönnt, dieſes Mahl auszutheilen. —

Was aber die weitere Frage anbelangt: wem das heilige Abendmahl mitgetheilt worden ſey, ſo iſt zu bemerken, daß kein Gottloſer dabei zugelaſſen wurde. Daher ſagt Juſtin, der Märtyrer: „Das Abendmahl darf kein Anderer genießen, als wer da glaubt, daß unſere Lehre wahrhaftig ſey, und wer in dem Bade der Wiedergeburt zur Vergebung der Sünden abgewaſchen iſt, und alſo lebt, wie es Chriſtus befohlen hat.“ — Die alten Diener, die ihrem Herrn treulich dienen wollten, ließen es ſich überhaupt ſehr angelegen ſeyn, diejenigen auf alle mögliche Weiſe durch Güte und Strenge davon abzuhalten, die ſich einer groben Sünde ſchuldig gemacht und noch nicht Buße gethan hatten. Wie herzlich redete z. B. Origenes einem ſolchen Menſchen ins Gewiſſen: „Du ſchätzeſt das Gericht Gottes gering, und verachteſt auch die Gemeinde, die dich warnet. Du ſcheueſt dich nicht, den Leib Chriſti zu nehmen, geheſt zum Abendmahl als ein Reiner und Heiliger, als ob nichts Unwürdiges an dir wäre, und in dieſem Allen meinſt du dem Gerichte Gottes zu entfliehen. Denkſt du nicht daran, was geſchrieben ſteht: Darum ſind ſo viel Schwache und Kranke unter euch, und viele ſchlafen. Warum viel Schwache? Weil ſie ſich nicht ſelbſt richten, noch unterſuchen, noch verſtehen, was das ſey, der Gemeinde theilhaftig ſeyn ꝛc.“ — Mit gleicher Sorgfalt und Verläugnung aller Menſchenfurcht giengen auch die übrigen Lehrer zu Werke, welche die Ehre bei Gott lieber hatten als bei den Menſchen. „Ein Prediger beſudelt den Tiſch des Herrn, (hieß es bei ihnen), der den mit Sünden Befleckten nicht befiehlt, ſich zu enthalten, ſondern ohne Unterſchied das Heilige anrühren läßt.“ Deßwegen ſchloſſen ſie nun nicht allein alle öffentliche Sünder von der Communion aus, ſondern ließen auch den Diakon allezeit zuvor mit heller Stimme rufen: *Das Heilige gehört nur für Heilige.* Dieſer ſtand an einem erhöhten Orte, daß ihn Alle ſehen und hören konnten. Einige rief er herbei und führte ſie hin, Andere hielt er zurück; Allen aber bezeugte er mit dieſen Worten: wer ſich ſelbſt anklagt, wer nicht heilig iſt, der trete nicht herzu. Als die Communicanten antworteten: ſie haben ihre Herzen zu Gott erhoben, redte der Diakon abermals ſeine Hände gen Himmel und rief: weil ich alle eure Werke nicht wiſſen kann, ſo bezeuge ich euch öffentlich, und gebe euch folgende Prüfung an die Hand: Wenn Jemand von Neid, Haß oder Zorn oder Hoffart eingenommen iſt, oder von Fluchen, ſchandbaren Worten oder böſen Lüſten verderbet, der wolle doch nicht eher hinzugehen, bis er durch die Veränderung ſeines Herzens von der Sünde gereinigt iſt. So viel nun unter euch ein rein Gewiſſen haben, die treten hinzu und ſchämen ſich nicht! — Demnach durfte kein Unglaubiger, kein Zankſüchtiger, kein Heuchler hinzutreten, und wer noch kein Heiliger war, der mußte es durch wahre Bekehrung werden. Und alle treuen Lehrer ſtimmten in die Worte des Chryſoſtomus ein: „Es ſoll kein Blutgieriger hinzugehen, kein Unbarmherziger, kein Unreiner. Und dieſes ſage ich ſowohl euch, die ihr hinzugehet, als die ihr es austheilet. Es liegt keine geringe Strafe auf euch, wenn ihr wiſſet, daß Jemand in einer Ungerechtigkeit ſtecket, und ihr ihn doch dieſes Tiſches theilhaftig werden laſſet; denn ſein Blut wird von euren Händen gefordert werden. Wenn nun auch ein großer General, ein Conſul, ja ein gekröntes Haupt ſelbſt unwürdig hinzugeht, ſo halte ihn zurück, du haſt mehr Gewalt als er; dir iſt der reine Brunn des Bluts anvertraut. — Wenn du Unreine herzutreten ſieheſt, ſollteſt du nicht betrübt und ungehalten werden? Und wie wirſt du Vergebung für ſolche Nachläſſigkeit erlangen können? So laſſet uns Alle ſchlechterdings wegtreiben, die wir unwürdig kommen ſehen. Es ſoll Keiner communiciren, der nicht ein Jünger iſt, Keiner, der unreines Herzens iſt, wie Judas, ſoll das Brod nehmen, damit er nicht dergleichen leiden müſſe. Willſt du aber dich nicht unterſtehen, ihn ſelbſt abzuhalten, ſo ſage mirs, ich will das nicht zulaſſen. Ich will eher mein Leben laſſen, als daß ich den Leib des Herrn unwürdig, und mein Blut eher vergießen laſſen, als daß ich das Blut Chriſti einem Andern, als einem Würdigen zulaſſen wollte.“ — Dieß waren aber nicht bloß leere Worte bei ſolchen redlichen Lehrern, ſondern ſie erwieſen es auch mit der That. So wollte z. B. Ambroſius den Kaiſer Theodoſius ſelbſt nicht zulaſſen, weil er ſich durch einen Mord ſchwer verſündigt hatte. Denn als er ſich dem Tempel nahte, gieng ihm jener entgegen, und redete ihn alſo an: „Halt inne, Kaiſer! Einem ſolchen Sünder, der ſeine Hände mit Blut beſudelt hat, iſt nicht vergönnt, hieher zu gehen, und die Geheimniſſe zu genießen, ehe er Buße gethan hat.“ Auch Cyprian wollte keinen groben Sünder zum heiligen Abendmahl zulaſſen, und ſchreibt darüber: „Wenn in den geringern Fehlern, die nicht wider Gott begangen werden, gleichwohl Buße und Bekenntniß gethan wird zu rechter Zeit, da man das Leben deſſen wohl betrachtet, der da büßet, ſo daß Keiner zur Gemeinſchaft kommen kann, wenn ihm nicht vorher von dem Aufſeher und allen Kirchendienern die Hand aufgelegt iſt, um wie viel mehr ſoll in groben und ſchweren Sünden Alles vorſichtig und mit Bedacht in Acht genommen werden.“ Dieſe Sitte finden wir überhaupt in allen wohlbeſtellten Gemeinden des Alterthums, ſo daß manchmal Viele mit einander abgewieſen wurden. — Geſetzt aber auch, daß bei aller angewandten Sorgfalt einige Heuchler ſich miteinſchlichen, ſo bezeugte man ihnen, daß ſie es nur zu ihrem Gerichte thun, und daß ſie dieſer Betrug nichts helfen werde, weil ſie nicht in dem Bunde des Friedens ſtehen, der durch dieſes Geheimniß angezeigt werde. Darum verlangte auch Luther, daß Keiner hinzugelaſſen werden ſolle, der nicht wiſſe, was er da ſuche, oder weßwegen er hinzugehe.

Fragt man ferner, wann und wie oft die Alten das heilige Abendmahl genoſſen haben, — ſo erhellt aus der Stelle Ap. Geſch. 2, 42. (ſie blieben beſtändig im Brodbrechen), daß ſie ſich an gar keine Zeit banden. Der Grund davon war nicht bloß die Noth, weil ſie täglich, ja ſtündlich des Todes von den Heiden gewärtig ſeyn mußten; denn dazu waren ſie gleich bei ihrer Bekehrung bereit und im Glauben geſchickt gemacht, ſondern die unausſprechliche Liebe und das Verlangen nach ihrem Heiland, mit dem ſie im Geiſte vereinigt waren, und an deſſen Liebe und Treue ſie nicht genug denken konnten. Daher thaten ſie auch dieſes ſo oft zu ſeinem Gedächtniß, gleichwie ſie ſonſt, ſie mochten eſſen oder trinken, Alles zur Ehre Gottes verrichteten. 1 Kor. 10, 31. — Ebenſo war auch bei den erſten Chriſten die tägliche Communion keine bloße Gewohnheit, vielweniger ein Zwang, ſondern eine freiwillige Uebung, die der freudige Geiſt in ihnen erweckte. Beſonders gebrauchten ſie dieſelbe zur Stärkung unter den Verfolgungen, dener ſie täglich ausgeſetzt waren. Darum ſagt Cyprian: „Die, welche zum Kampf aufmuntern und ermahnen, müſſen nicht wehrlos gelaſſen, ſondern mit dem Schutz des Blutes und Leibes Chriſti verwahrt werden. Und weil das Abendmahl dazu gehalten wird, daß es ein Schutz ſey, ſo laſſet uns die, ſo wider den Feind ſicher ſeyn ſollen, damit ausrüſten.“ Und abermals: „Es ſteht uns ein ſehr ſchwerer und ſchrecklicher Kampf bevor, wozu wir uns mit ungefärbtem Glauben und ſtarker Kraft ausrüſten ſollen als Streiter Jeſu Chriſti, und bedenken, daß wir deßwegen den Kelch des Blutes Chriſti täglich trinken, damit wir auch ſelbſt um Chriſti willen unſer Blut vergießen können; denn das heißt, mit Chriſto erfunden werden wollen, wozu uns Chriſtus angewieſen und ihm zu folgen gezeigt hat." — Dieſe heilige Uebung geſchah freilich nicht immer in öffentlicher Verſammlung, ſondern auch (zur Zeit der Noth) in Privathäuſern, oder an andern Orten. Nach den Verfolgungen aber finden wir ſchon Beſchränkungen aller Art, und es werden gewiſſe Oerter bezeichnet, an welchen das Gedächtniß des Herrn täglich gefeiert wurde. Sobald aber die Religion in Verfall gerieth, ließen es zwar einige treue Lehrer an ſich nicht fehlen; aber ſie fanden kein Verlangen darnach bei den Leuten. Ja wenn auch alle dieſe Heuchler hinzugiengen, ſo wurden ſie bei ihrem kaltſinnigen Chriſtenthum doch nicht beſſer. Darum klagte ſchon Chryſoſtomus: „Wir ſtehen täglich umſonſt bei dem Altar, weil Niemand iſt, der communiciren will." Daher kam es aber auch, daß man nachher nur des Sonntags communicirte. Als aber die Liebe erkaltet und die Bosheit gewachſen war, ließ man es nicht allein zu, ſondern befahl ſogar, daß nur an den hohen Feſttagen, an Oſtern, Pfingſten und Weihnachten Communion gehalten werden ſolle. Endlich wurde das heilige Abendmahl gar nur einmal des Jahrs, und zwar an Oſtern gehalten.

Was die Tageszeit betrifft, in welcher das Abendmahl gefeiert wurde, ſo iſt zu bemerken, daß die erſten Chriſten nach dem Beiſpiel des Herrn, Luc. 22, 20., daſſelbe um die Eſſenszeit, alſo Abends, gefeiert haben. Ein alter Schriftſteller ſagt: „Die Chriſten in Aegypten nahmen das Nachtmahl am Abend, nachdem ſie gegeſſen hatten. „Nun giengen zwar Einige nachher nüchtern und frühe morgens hinzu, wie Auguſtin ſagt, und übten ſich beſonders im Wachen, Faſten und Beten die ganze Nacht hindurch, wie wir bei Athanaſius leſen; allein dieſes geſchah ohne Zweifel meiſtens von denen, welchen entweder eine Bußübung aufgelegt war, oder die ſich ſelbſt eine ſolche aufgelegt hatten. Ueberhaupt aber wurde in dieſer Beziehung Alles der Freiheit der Gewiſſen anheimgeſtellt. — Ebenſo war auch rückſichtlich des Orts nichts vorgeſchrieben. Chriſtus, der Herr, hatte das Mahl in einem Privathauſe eingeſetzt, mithin wurde es auch in Privathäuſern gehalten. Während der Verfolgungen hielt man es in Gefängniſſen, auf den Gräbern, in Höhlen und an andern

Die erſte Liebe zu Chriſto.

Von

Gottfried Arnold.

Orten. So wird von dem Märtyrer Lucian erzählt, als er im Gefängniß gelegen und zum Tode verurtheilt geweſen ſey, haben ſeine Zuhörer verlangt, mit ihm zum Letztenmal das heilige Abendmahl zu halten, da ſie aber nicht gewußt haben, wie ſie unbemerkt einen Tiſch ins Gefängniß bringen ſollen, ſo habe ſich Lucian auf den Boden gelegt, ſeine Bruſt entblößt und geſagt: dieſe meine Bruſt ſoll euch zum Tiſche dienen, welche, wie ich hoffe, Gott ebenſo angenehm ſeyn wird, als ein hölzerner. Ihr aber ſollt mein heiliger Tempel ſeyn, indem ihr auf allen Seiten um mich herumſtehet. Und alſo feierten ſie mit einander des Herrn Abendmahl. Von den alten, kranken und gebrechlichen Perſonen verſteht es ſich von ſelbſt, daß ſie in ihren Häuſern communicirt haben.

Vor dem Abendmahl brachten die Mitglieder der erſten Gemeinden ihre Oblationen, Geſchenke oder Opfer dar. Von denſelben nahm man zu dem Mahle, was nöthig war; man unterſtützte aber auch, weil die Gaben in Geld und Speiſe und Trank beſtanden, die Armen damit, und gab den Kirchendienern ihren Antheil davon. Daher die Redensarten: nach dem dargebrachten Opfer communiciren, die Opfer darbringen, verwerfen u. ſ. w. — Vor dem Abendmahl wurden auch noch die ſogenannten Agapen oder Liebesmahle gehalten, bei welchen allerlei gottſelige Geſpräche geführt wurden. Zu dieſen Liebesmahlen brachte ein Jeder das Nöthige mit, und die Reicheren thaten auch noch etwas weiter hinzu, um den Armen davon geben zu können. Weil übrigens dabei bald Unordnungen vorkamen, und die Mitglieder ſich durch Rangſtreit, Stolz und Neid entzweiten, ſo wurde dieſe ſchöne Einrichtung leider bald wieder aufgehoben.

Was endlich die Art und Weiſe anbelangt, wie das heilige Abendmahl gehalten wurde, ſo folgt aus dem ganzen Verhalten der erſten Chriſten, daß daſſelbe ganz einfach gefeiert worden ſey, daher ſagt ein ſpäterer Schriftſteller: „Was wir jetzt mit ſo vielen Geſängen und Einſetzungen thun, das haben die Apoſtel und ihre nächſten Nachfolger mit Gebet und der Erinnerung des Leidens Chriſti, wie er ſelbſt befohlen hat, ſchlechthin und einfältig gethan. Unſere Vorfahren erzählen, daß man die Meſſe (Communion) alſo gehalten habe: Man habe das Gebet des Herrn zuvor geſprochen, und ſeines Leidens gedacht, dann habe man den Leib und Blut des Herrn genommen.“ Ein Anderer ſchreibt: „Die Meſſe wurde im Anfang der Kirche nicht ſo gehalten, wie jetzt. Der ſelige Gregor hat nur das Vaterunſer dabei zu ſprechen befohlen. Und mir ſcheint es auch ſehr ungeſchickt zu ſeyn, daß man ein Gebet, das etwa ein Gelehrter gemacht hat, dabei ſprechen, und das Gebet des Herrn nicht gebrauchen ſolle. Aber da der Staat der Religion gewachſen, iſt auch die Pracht groß geworden." — Die erſten Chriſten waren freilich eifriger in ihrer Andacht, brünſtiger im Glauben und herzlicher in der Liebe, als die ſpäteren. Daher waren auch anfangs keine Ceremonien als Reizmittel zur Andacht nothwendig, und man durfte die Communicanten nicht erſt auffordern, daß ſie ihre Herzen zu Gott erheben ſollen. Aber ſchon Chryſoſtomus mußte darüber klagen, daß viele von ſeinen Zuhörern während der Communion ſich mit Schwätzen und Plaudern aufhalten. Und Cyrill fand nöthig zu erinnern: „Wenn ihr dem Kirchendiener antwortet: Wir heben unſere Herzen zu dem Herrn, ſo ſagt es nicht nur mit dem Munde, und ſchweifet indeſſen etwa bei den Sorgen dieſes Lebens umher. Deßwegen iſt uns ja dieſe engliſche Gottesgelahrtheit übergeben, daß wir in dieſem himmliſchen Lobgeſang mit dem Heer der Geiſter Gemeinſchaft haben ſollen." Noch ein eifrigerer Lehrer bemerkt: „Was ſagſt du, o Menſch, daß du dein Herz zu dem Herrn gerichtet habeſt? Und was thuſt du gleichwohl dabei? Dein Gemüth iſt auf vergängliche Dinge ohne Scheu gerichtet, und gleichwohl ſprichſt du, es ſey bei dem Herrn." — Ueber das Brod und den Wein wurde ferner der Segen geſprochen, was durch ein eifriges Gebet und Dankſagen zu Gott geſchah nach der Gnade, die einem Jeden in dieſer Stunde gegeben wurde. Dieß nannte man die Abſonderung der äußerlichen Elemente des Brods und Weins, die Heiligung oder die Einſegnung deſſelben. Origenes ſagt darüber vor den Heiden: „Wir, die wir dem Schöpfer zu gefallen trachten, eſſen die dargelegten Brode mit Gebet und Dankſagung." — Nach dieſem wurde das Brod gebrochen, wie es der Herr Jeſus auch brach, Matth. 26, 26. Gemeiniglich genoſſen auch die Kirchendiener mit den Andern einen Theil davon, und bezeugten alſo ihre Gemeinſchaft mit der ganzen Gemeinde. Das Brod aber wurde den Communicanten in die Hände gegeben. Deßwegen erinnern die alten Lehrer ſtets daran, wenn ſie die Sünde eines Menſchen ſchrecklich vorſtellen wollen, daß er ſeine unreinen Hände nach der heiligen Speiſe ausgeſtreckt und ſie damit empfangen habe. Man gab übrigens den Glaubigen darum das Brod in die Hände, damit ſie einen Theil davon mit nach Hauſe nehmen und nach Gefallen gebrauchen könnten. — Eine Gewohnheit, die hauptſächlich zur Zeit der Verfolgungen üblich war, wo man nicht allezeit mit Andern communiciren konnte. Daher fragt dort Tertullian eine chriſtliche Frau, die einen heidniſchen Mann hatte, wie ſie es machen wolle, wenn ihr Mann wiſſen wolle, was ſie denn allezeit von jeder Speiſe koſte, — was nichts anders als aufgehobene Stückchen von dem Nachtmahl waren. — Auch der Wein wurde aufgehoben, wie Baſilius der Große ausdrücklich erinnert. Doch kam es bald ſoweit, daß man Brod und Wein beim heiligen Abendmahl bald nicht mehr in die Hände, ſondern in den Mund gab. — — Die Gefäße, darin Brod und Wein ausgetheilt wurden, waren ebenfalls ganz einfach, und auch zu Hieronymus Zeiten wurde das Brod in einem gemeinen von Holz geflochtenen Speiſekorb aufgetragen (woraus die Größe des Brods zu erſehen iſt), der Wein aber wurde in einem Glaſe, zuvor gar in einem hölzernen Becher dargereicht. — Erſt unter den chriſtlichen Kaiſern kamen die ſilbernen und goldenen Gefäße auf, die entweder von reichen Leuten der Kirche geſchenkt oder durch Collecten in den einzelnen Gemeinden angeſchafft wurden. Allmählig nahm der Ueberfluß daran ſo überhand, daß ſelbſt die Heiden ſich darüber ärgerten. „Seht doch, ſagte der kaiſerliche Miniſter Felix, als er in die Kirche zu Antiochien eintrat und die koſtbaren Gefäße ſah, mit was für köſtlichen Sachen man dem Sohn der Maria dient!" — Zudem wollen wir es dahin geſtellt ſeyn laſſen, wie es zugegangen ſey, daß dieſer oder jener goldene Kelch in die Kirche kam. Chryſoſtomus, der treue Lehrer, gibt uns deutliche Winke darüber: „Laſſet uns dieſe Grube des Verderbens fliehen, ſagte er, und nicht meinen, es ſey genug zur Seligkeit, daß wir, wenn wir Wittwen und Waiſen beraubt haben, etwa einen goldenen und mit Edelſteinen beſetzten Kelch opfern. Ach, opfere du deine Seele, weßwegen Chriſtus ein Opfer geworden iſt, und mache dieſe golden! Wenn aber deine Seele von Blei iſt, was werden dich die goldenen Gefäße nützen? Gewiß, der Tiſch war nicht von Silber, noch der Kelch von Gold, darauf Chriſtus den Jüngern ſein Blut gab. Und gleichwohl war Alles dabei köſtlich und ehrwürdg, weil es voll Geiſt war." — Im Uebrigen leſen wir bei Tertullian, daß auf jenen gläſernen Kelchen, welche man zuerſt gebrauchte, Chriſtus unter dem Bilde eines guten Hirten vorgeſtellt wurde. —

Während der Communion ſang man, wie die alten Schriftſteller uns verſichern, ſchöne Pſalmen, namentlich Pſ. 23. 34. 42. 103 und 145., und zwar, damit eine jede Seele dabei zum Gedächtniß des

Todes Jeſu Chriſti, ihres Hirten und Biſchofs, erweckt würde. Daher nannten die erſten Chriſten dieſe Handlung meiſtens eine Dankſagung, um damit den vornehmſten Zweck des Abendmahls anzuzeigen, — nämlich die dankbare Erinnerung an die große Liebe Jeſu Chriſti. „Dem Vorſteher unter den Brüdern, ſchreibt Juſtin an die Heiden, wird Brod und ein Becher mit Wein und Waſſer gereicht. Dieſes nimmt er an, und opfert dem Vater aller Dinge Lob und Preis, durch den Namen des Sohnes und des heiligen Geiſtes, und thut alſo eine lange Dankſagung dafür, daß er uns ſeiner Gaben gewürdigt hat. Nachdem er nun das Gebet und Dankſagung vollbracht hat, ſo ſtimmt das ganze Volk mit freudigem Zurufen ein und ſpricht: Amen!“ Andere führen die Worte an, die man bei der Darreichung des Brods und des geſegneten Kelchs geſprochen habe, und ſagen ausdrücklich, daß man nicht bei denen ſtehen geblieben ſey, die bei den Evangeliſten und Apoſteln vorkamen. Sie nannten das Segnen eine Dankſagung, einen Schatz aller göttlichen Güte. „Wir verkündigen, ſchreiben ſie, die unzähligen Wohlthaten Gottes über dem Kelch. Dann treten wir hinzu, und eſſen das Brod des Herrn, und ſagen Dank, daß er die Menſchen von dem Irrthum erlöst hat, daß er uns zu ſeinen Brüdern und Miterben gemacht hat, da wir keine Hoffnung hatten, und gottlos in der Welt waren.“ — Ferner ermahnten ſie einander bei dieſer Handlung: „Bedenke, was die Apoſtel gethan haben, da ſie des Herrn Tiſche theilhaftig geworden ſind! Haben ſie ſich nicht zum Gebet gekehrt und Pſalmen geſungen? Hörſt du nicht, wie die drei Tauſend, die an dieſem Tiſch gegeſſen und getrunken hatten, am Gebet und an der Lehre ſtets beharret ſind?“ Aus dieſem Grunde hauptſächlich hieß das heilige Abendmahl, wie geſagt, eine Dankſagung — Euchariſtie — ein Name, der ſo oft bei den Alten vorkommt. So ſchreibt Irenäus klar: „Das irdiſche Brod, dazu die Anrufung Gottes kommt, iſt nun nicht mehr gemein Brod, ſondern eine Dankſagung.“ Und Chryſoſtomus: „Das ehrwürdige und heilſame Geheimniß, das wir bei aller Verſammlung der Gemeinde haben, heißt Euchariſtie oder Dankſagung, weil es eine Erinnerung an viele Wohlthaten iſt, und den Anfang der göttlichen Güte gegen uns zeigt, und uns verbindet, ihm allzeit den ſchuldigen Dank abzuſtatten.“ — Mit dieſer herzlichen Dankſagung aber war das ſelige und freudige Andenken an ihren Herrn und Meiſter und an alle ſeine Wohlthaten unzertrennlich verbunden. „Die Chriſten, hieß es, halten das Gedächtniß des Todes Chriſti in der heiligen Darbringung und bei dem Genuſſe des Leibes und Blutes Chriſti. Wir thun Alles zum Gedächtniß des Herrn; wir opfern nicht immer andere Opfer, wie der Hoheprieſter, ſondern thun Einerlei, dabei wir uns des Einen Opfers erinnern.“

Ein ſolcher gemeinſchaftlicher Genuß des heiligen Abendmahls konnte unmöglich ohne Nutzen ſeyn. Eine der Hauptwirkungen deſſelben war unſtreitig die genauere Vereinigung der Glaubigen unter einander, welche ſie nach 1 Kor. 10, 17. alſo beſchrieben: „Wenn der Herr das Brod ſeinen Leib nennt, welches aus der Zuſammenſetzung vieler Körner beſteht, ſo zeigt er damit an, wie unſere Gemeinde vereinigt ſey. Wenn er ferner den Wein ſein Blut nennt, der doch von vielen Trauben und Beeren ausgepreßt iſt, ſo hat es eben dieſe Bedeutung.“ Dabei erinnerten ſie ſich und Andere ſtets daran, daß Alle Eines Brods und Eines Weins theilhaftig werden, und daher unter einander als Brüder und Schweſtern vor dem Herrn leben ſollen. Auf dieſe innige Verbindung unter einander deutet auch das Wort Communion oder Gemeinſchaft hin, und es hieß mit Recht von jenen Chriſten: „Ein Brod iſt das Geheimniß der Einigkeit. Wie nun jenes Eins iſt, was man empfängt, alſo ſind ſie auch Eins, indem ſie Einen Glauben behalten, Eine Hoffnung und eine unzertrennliche Liebe. Dieß iſt das Geheimniß des Friedens und der Eintracht, welches auf dem Tiſch geheiligt wird, und Niemand wird in dieſe ſüße Speiſe Galle mengen, als ein Widerſprecher des Evangeliums.“ — Ueberhaupt aber erinnerte Alles, was vor, bei und nach dem heiligen Abendmahl vorkam, an die innige Vereinigung der Gläubigen unter einander, z. B. die Liebesmahle, von welchen oben ſchon die Rede war, die geſegneten Brode, die ſie einander zum Zeichen der Liebe und Einigkeit zuſchickten, und der Liebeskuß, den ſie einander vor und nach dem Genuß des Abendmahls gaben. Dieſen Kuß hießen ſie vornehmlich den Kuß des Friedens, den heiligen Gruß (ἀσπασμὸν), damit ſie einander in dem Herrn grüßten und küßten. Davon ſpricht auch Juſtin, und ſcheut ſich nicht, es den Heiden kund zu thun: „Nach geendigtem Gebet, ſchreibt er, grüßen wir uns unter einander mit einem Kuß. Alsdann wird dem Vorſteher das Brod dargereicht u. ſ. w.“ Origenes ſagt: „Durch die Worte der Apoſtel hat ſich bei der Gemeinde die Gewohnheit verbreitet, daß die Brüder nach dem Gebet einander mit einem Kuß empfangen.“ Auch Chryſoſtomus redet ſeine Zuhörer alſo an: „Ihr wiſſet wohl, die ihr der Geheimniſſe theilhaftig geworden ſeyd, was geſagt wird. Unſer Mund hat keine geringe Ehre erlangt, wenn er den Leib Chriſti empfängt; deßwegen küſſen wir uns vornehmlich dabei.“ Und abermals: „Deßwegen küſſet Einer den Andern bei dem Abendmahl, damit aus Vielen Einer werden möge.“ Cyrill endlich bezeugt: „Wenn der Diakon rufet: Umfaſſet und küſſet euch unter einander! ſo geben wir einander einen Kuß. Dieſer Kuß verbindet die Herzen unter ſich ſelbſt, und verſpricht ihnen die Verſöhnung alles Böſen.“ — Der heilige Zweck dieſes Küſſens war alſo die Verſöhnung und Verbindung der Brüder unter einander zu ungefärbter Liebe, bei der ſo ſüßen und kräftigen Erinnerung an die allgemeine Liebe und Vergebung Chriſti, die er Allen zu Theil werden ließ. Dadurch wurde aber auch angezeigt, daß die Brüder vor Gott in dem Genuß ſeiner Gaben einander gleich ſeyen. Denn ſagten ſie, Chriſtus würdigt einen Jeden zu ſeinem Tiſch zu berufen, und dieſes Mahl zu geben, da kommt herzu der Bettler, der Lahme und Kranke, mit dem Reichen und in Purpur Gekleideten, und wird dieſes Tiſches theilhaftig. Und ſiehe, ſie genieſſen Alle daſſelbe, und iſt da kein Unterſchied. —

So lange nun die erſten Chriſten den Tod des Herrn täglich verkündigten, und nicht nur im Nachtmahl, ſondern auch mit ihren Martern, wie mit ihrem Tod Gott zu preiſen bereit waren, ſo wurde der Wille deſſelben herrlich erfüllt. Aber als die erſte Liebe nach und nach verlaſſen wurde, und die Leute nichts mehr freiwillig thaten, da half aller Befehl und Zwang, den man wegen des Abendmahls verſuchte, wenig. Es half nichts, daß man die Leute an gewiſſe Zeiten band, wo ſie communiciren ſollten, als Oſtern, Pfingſten, Weihnachten, und Jeden, der nicht wenigſtens alle Jahre einmal an Oſtern zum Nachtmahl kam, mit dem Bann (Ausſchließung aus der Kirchengemeinſchaft) bedrohte; denn alle dieſe Maßregeln erzeugten nur Heuchler. Demohngeachtet findet man ſchon beim Anfang des Verfalls eine Menge von Verordnungen, wodurch man die Leute zur Communion zwingen wollte. Ja man erklärte geradezu: Niemand komme ins ewige Leben, der nicht den Leib und das Blut Chriſti im heiligen Abendmahl empfange. — Eine Meinung, die am Ende ſo mißverſtanden wurde, daß ſie zu großen Mißbräuchen Veranlaſſung gab. Namentlich entſtand daraus die üble Gewohnheit, den Todten das Abendmahl zu reichen oder ihnen daſſelbe mit in den Sarg zu geben. Ferner reichte man den kleinen unmündigen Kindern das Abendmahl täglich, was bis auf den heutigen Tag noch in Rußland geſchieht. Der ſchrecklichſte Mißbrauch aber war der, daß man vom ſechsten Jahrhundert an anfieng, dieſes Mahl zum Zeugniß ſeiner Unſchuld zu nehmen, wodurch mancher freche Böſewicht ſich von aller Strafe losmachte. — Etwas der Art war freilich bei den erſten Chriſten nicht zu finden. Sie wußten durch das Licht des Geiſtes Gottes die Einſetzung ihres Herrn und Meiſters heilſam zu gebrauchen, und verfielen bei ihrem lauteren Glauben auf keine abgöttiſche Mißbräuche. Sie hielten feſt an dem Willen des Herrn, und waren mit dem zufrieden, was er ihnen geben wollte. Konnten ſie ſein Gedächtniß in der Liebe mit einander begehen, ſo thaten ſie es mit Freuden; wurden ſie aber durch Feinde oder andere Zufälle daran gehindert, ſo waren ſie auch zufrieden, weil ſie wußten, daß ihnen der Herr von einem geiſtlichen Genuß unausſprechliche Verheißungen gegeben hatte. Joh. 6, 53 u. f. Daran hielten ſie ſich in ihren Gefängniſſen und unter den Verfolgungen, und wußten, daß der Schächer am Kreuze und viele andere verjagte Chriſten, Einſiedler u. dgl., nie das Abendmahl äußerlich empfangen hatten, und doch ſelig waren. Darauf führten auch treue Lehrer die Ihrigen hin, wie Ignaz, wenn er an die Chriſten zu Tralles ſchreibt: „Beſitzet euch ſelbſt wiederum durch den Glauben, welcher iſt das Fleiſch des Herrn, und durch die Liebe, welche iſt das Blut Jeſu Chriſti.“ Und an die zu Rom: „Ich habe nicht Luſt zur vergänglichen Speiſe, das Brod Gottes begehre ich, das Himmelsbrod, das Brod des Lebens, welches iſt das Fleiſch Chriſti, des Sohnes Gottes. Ich begehre auch den Trank, nämlich ſein Blut, welches iſt die unvergängliche Liebe und das ewige Leben.“ Und dieſes nannte er anderswo eine Arznei der Unſterblichkeit. Ebendieß meinten ohne Zweifel auch andere Lehrer, welche dem heiligen Abendmahl ſo große Lobſprüche ertheilten und dabei hauptſächlich auf den geiſtlichen Genuß ſahen. Ihre vornehmſte Sorge war, daß ſie der himmliſchen Speiſe, die von Oben herabkommt, theilhaftig würden. Darum bekannten ſie auch, daß ſie, wenn ſie in der vierten Bitte des Gebets des Herrn um das tägliche Brod bäten, zugleich um ein immerwährendes Bleiben in Chriſto fleheten, damit ſie von ſeinem Leibe unzertrennt wären. — Solchen geiſtlichgeſinnten Herzen machte ſich der Herr ſelbſt zur Speiſe, und beruhigte und erfüllte ihre Seelen mit geiſtlicher Freude, weil er ein lebendiges Brod iſt. Er machte ſich ihnen auch zum geiſtlichen

Trank, gleichwie er den alten Vätern Alles ward durch den Glauben. Denn, ſagten die Lehrer, der Herr ernähret diejenigen, welche er zu ſeinen Kindern gemacht hat, mit beſonderer Erquickung, Nahrung, Speiſe und Trank, und ſchenket ſich ihnen ganz zu eigen mit ſeinem Vater. Wir trinken das Blut Chriſti nicht allein bei dem Gebrauch des Sakraments, ſondern auch, wenn wir ſein Wort annehmen, darin erſt das Leben beſtehet; gleichwie er ſelbſt geſagt hat: Meine Worte ſind Geiſt und Leben. Das erſt heißet recht eſſen, wenn man dieſe Speiſe genießet, und dieſen Trank trinket, in Chriſto bleibet, und ihn in ſich bleibend hat. Wer daher in Chriſto nicht bleibet, und in wem Chriſtus auch nicht bleibet, der iſſet ohne Zweifel nicht geiſtlicher Weiſe ſein Fleiſch, und trinket nicht ſein Blut, ob er gleich mit den Zähnen leiblich das Sakrament beißet. Dieſe wahrhaftige Communion oder Gemeinſchaft mit Chriſto im Glauben achteten ſie für höchſtnöthig zur Seligkeit. Auch prieſen ſie diejenigen ſelig, welche eine ſolche Begierde nach der himmliſchen Speiſe haben, daß ſie ihre Seelen nicht genug damit ſättigen können. Darum ſingt Einer von ihren Dichtern:

Jeſus iſt des Geiſtes Leben,
Uns ernähret ſeine Kraft.
Wenn er uns ſein Labſal ſchafft,
Kann der Glaub' uns Stärkung geben;
Schaut doch, wie wir trunken ſeyn
Von des Geiſtes Freudenwein!

Zum Schluß wollen wir noch etwas von den geiſtlichen Opfern ſagen, welche die erſten Chriſten dem Herrn, ihrem Gott, dargebracht haben. Sie nannten eben das Nachtmahl ein Opfer, aber nicht in dem Sinn, wie es nachher geſchah. Ihre eigene Erklärung lautet alſo: „Wir opfern und zünden gleichſam das Andenken an jenes große Opfer an, wenn wir nach den Stücken, die von ihm (von Jeſu) gelehrt worden ſind, das Geheimniß begehen, und Gott für unſer Heil Dank ſagen, wie auch andächtige Lieder und heilige Gebete darbringen. Sonſt aber opfern wir uns ſelbſt ganz auf, und ſeinem Hohenprieſter, indem wir uns ihm mit Worten, Leib und Seele weihen. Weil wir ſehen, daß Chriſtus ſich ſelbſt Gott zu einem Opfer dargegeben hat, ſo ſtellen wir auch unſere Leiber Gott zu einem lebendigen, heiligen und gottgefälligen Opfer dar, und werden ihm gehorſam. Die Weiſe aber unſeres Opfers iſt, daß wir uns dieſer Welt nicht gleichſtellen, ſondern durch Erneuerung unſeres Sinnes verwandelt werden, damit wir prüfen, welches der gute, wohlgefällige und vollkommene Wille Gottes ſey. Denn in dem Fleiſch kann der gute Wille Gottes nicht gezeugt werden, wenn es nicht nach dem Geſetz aufgeopfert wird. Wenn alſo das Fleiſch nicht zuvor durch die Tödtung der Glieder, denen man mit den Begierden folgt, durch ein lebendiges Opfer geopfert wird, ſo kann der wohlgefällige und vollkommene Wille Gottes ohne Hinderniß in dem Leben der Glaubigen nicht beobachtet werden.“ — So blieb demnach Jeſus einzig und allein ihr Prieſter, und ſeine erzeigte Gnade ihr einziges wahres Opfer, das den Vater verſöhnen konnte, und in welchem all ihr Thun und Laſſen, ja ſie ſelbſt mit Leib und Seel und Geiſt, ein wahres Opfer wurden. In dieſem Sinne nun hieß bei ihnen Alles, was Gott zum Preis öffentlich oder zu Hauſe geſchah, ein Opfer, wie wir bei Cyprian, Tertullian und Andern leſen. Von allen ihren Opfern aber glaubten ſie, daß keine Gabe Gott angenehm ſeyn könne, es ſey nun Weiſſagung, oder Gebet, oder Lehre, oder Lieder, oder andere geiſtliche Gaben des Gemüths, wenn ſie ſich nicht auf einen lautern Glauben gründe, und auf denſelben gleich als auf einen Altar, unbeweglich gelegt werde, damit Alles vollkommen und untadelhaft ſey. Ein ſolches wahres Opfer war all ihr Thun, wodurch ſie Gott in heiliger Gemeinſchaft anhiengen. Und die Flamme der Liebe verzehrte in ihren geheiligten Seelen, als auf einem Altar, alles Böſe, und gab einen ſüßen Geruch von ſich. Sie bekannten auch frei, daß alle ihre Opfer geiſtlich, innerlich und nicht leiblich oder irdiſch waren, wie im alten Teſtament. „Wir opfern nunmehr, ſagten ſie, viel beſſer als die Juden. Denn es iſt kein ſichtbares Feuer vom Himmel gekommen, ſondern der heilige Geiſt von dem Vater und dem Sohn erleuchtet die Gemeinde. Wir verlaſſen den groben Dienſt und ſollen einen feinen und geiſtlichen darbringen. Denn wir opfern Gott zum ſüßen Geruch allerhand Tugenden, Glauben, Hoffnung, Liebe, Gerechtigkeit, Enthaltſamkeit, beſtändiges Lob und andere Kräfte. Wir wollen nicht von ferne erſt Weihrauch bringen, ſondern wir haben inwendig ein Schlachtopfer, das wir opfern, inwendig Weihrauch, den wir darbringen. Welches iſt der rechte, vernünftige Gehorſam, als der, welcher durch den Geiſt und durch die Seele Gott geopfert wird? (Gott iſt ja ein Geiſt, und wer ihn anbeten will, muß es im Geiſt thun.) Was keines Leibes bedarf, keiner Werkzeuge oder Oerter, als da iſt, Sanftmuth Mäßigkeit, Barmherzigkeit, Geduld, Langmuth, Demuth ꝛc.“ Indeſſen legten die Alten aber auch wirklich ſolche

Zeugniſſe ab, die hinlänglich beweiſen, daß es ihnen Ernſt war, Gott ſich ſelbſt mit Allem, was ſie hatten, aufzuopfern. Ignaz z. B., der ſich längſt von Herzen darnach geſehnt hatte, ſeinem Gott ein völliges Opfer zu werden, ſchreibt an die Chriſten zu Epheſus: „Er wünſche, daß er durch ihr Gebet erlangen möchte, zu Rom mit den wilden Thieren zu kämpfen, auf daß er durch dieß Zeugniß ein Jünger werden könnte deſſen, der ſich ſelbſt Gott zur Gabe und Opfer dargeſtellt habe.“ Und da er ſeinem Märtyrertod ganz nahe war, ſchrieb er abermals und bat, „ſie möchten Fleiß anwenden, daß er Gott geopfert werde, weil der Altar noch bereitet ſey.“ Ein anderer Märtyrer bekannte vor den Heiden, daß er ſeinem Gott opfere, aber ein reines Herz; denn andere Opfer wären nichts nütze. Von Polykarp wird erzählt, „daß er bei ſeinen Martern mit gebundenen Händen als ein anſehnlicher Widder aus der Heerde genommen und dem Herrn zum Brandopfer aufgeopfert worden ſey, wobei er auch durch den ewigen Hohenprieſter, Chriſtum Jeſum, dem Vater Dank geſagt habe.“ Origenes ſchreibt unter der Verfolgung: „Wenn ich Alles verläugne, was ich habe, mein Kreuz nehme und Chriſto folge, ſo habe ich mein Brandopfer auf dem Altar Gottes geopfert. Wenn ich meinen Leib dahingebe, daß ich brenne, und habe die Liebe, und erlange die Herrlichkeit der Märtyrer, ſo habe ich mich zum Brandopfer dargeſtellt. Wenn ich mein Leben für meine Brüder laſſe, wenn ich für die Gerechtigkeit und Wahrheit bis in den Tod ſtreite, ſo habe ich mich geopfert u. ſ. w.“ Auguſtin endlich bezeugt: „Wir ſchlachten Gott blutige Opfer, wenn wir bis aufs Blut für ſeine Wahrheit kämpfen. Wir zünden ihm den lieblichſten Weihrauch an, wenn wir vor heiliger Liebe brennen, und uns und ſeine Gaben in uns ihm ganz weihen.“ Aehnliche herrliche Erklärungen finden ſich häufig bei den Alten; doch ſieht jeder Nachdenkende aus dieſen wenigen Denkmalen, daß jene Männer aus der Fülle ihres Herzens und aus lebendiger Erfahrung geredet haben, wofür ſie nun auch in der Herrlichkeit erquickt werden ewiglich.

Drittes Buch.

Von dem Verhalten der erſten Chriſten gegen einander.

I.

Von der brüderlichen Vereinigung der erſten Chriſten.

Da wir nun zur Betrachtung anderer herrlichen Früchte des Glaubens bei den erſten Chriſten übergehen, ſo machen wir vor allen Dingen darauf aufmerkſam, daß ſie all ihr Thun und Laſſen auf Gott zurückführten, und in Allem ſeine Ehre vor Augen hatten. Mithin bezogen ſich zwar die Pflichten, die ſie ihren Brüdern beſonders ſchuldig waren, zunächſt auf dieſe; allein ihr Hauptzweck dabei blieb doch das Wohlgefallen und der Preis ihres Gottes und des Heilandes Jeſu Chriſti, in einem herzlichen Gehorſam des Glaubens.

Als Jeſus ſeine Jünger, und mit ihnen alle Glaubigen, auf das Genaueſte unter einander verbinden wollte, erwählte er hauptſächlich ein ſolches Band, das ſchon in der Natur zwiſchen Brüdern und Schweſtern zu ſeyn pflegt. Denn er ſprach zu ihnen: Einer iſt euer Meiſter, ihr aber ſeyd alle Brüder. Matth. 23, 8. Damit wollte er nicht bloß ſeinen Willen, ſondern auch die Kraft und den Urſprung dieſer Vereinigung offenbaren, und eine vollkommene Geſellſchaft unter ihnen ſtiften, wodurch ſie ſich von der Welt abſondern, und um ſo feſter an einander anſchließen könnten. Dieſe brüderliche Vereinigung wurde auch alsbald unter allen Chriſten ſo beliebt, daß alle ſich derſelben mit Freuden bedienten; nachdem der Meiſter und Herr ſelbſt den Grund dazu gelegt, und ſie bereits die herrlichen Früchte davon genoſſen hatten. Man ſchämte ſich weder des Namens ſelbſt, noch der Verbindung, die dadurch ausgedrückt wurde, ſo daß man ſie ſelbſt vor den Heiden nicht verbarg, ſondern frei davon redete, und es ein gerechtes Gebot Chriſti nannte, daß unter ihnen, nach dem Alter, etliche für Söhne und Töchter, etliche aber für Brüder und Schweſtern gehalten werden, und man ſich insgemein unter einander des Brudernamens bediene. „Sehet, ſagten ſie, alſo lieben wir uns unter einander, weil wir unmöglich Haß hegen können. Alſo nennen wir einander Brüder, welches ihr nicht leiden könnet, — als Menſchen, die von einem Vater, nämlich Gott, herkommen, als Eines Glaubens theilhaftig, als Miterben Einer Hoffnung. — — Nun aber fragt es ſich: auf welchem Grund dieſes Band geruht habe, und was die Urſache dieſer Vereinigung geweſen ſey? — Wir dürfen dabei aber an keinen heidniſchen Urſprung denken, da Plato ſchon früher alle Mitbürger in einer Republik als Brüder behandelt wiſſen wollte, auch dürfen wir nicht auf eine jüdiſche Gewohnheit verfallen, da hierunter etwas Höheres und Göttliches verborgen iſt. Die Brüderſchaft der Chriſten ſteht auf einem unbeweglichen Grunde, und zwar auf einem ſolchen, worauf die Seligkeit ſelbſt beruht. Sie entſpringt aus der überſchwänglichen Liebe Gottes in Chriſto Jeſu, wodurch er die Glaubigen wiedergeboren hat, aus Waſſer und Geiſt, ſie zu ſeinen Kindern gemacht hat und einerlei Wohlthaten genießen läſſet. Denn gleichwie unter den leiblichen Geſchwiſtern Einerlei Urſprung und Geburt von ebendenſelben Eltern das erſte und gewiſſeſte Band iſt, ſo iſt es auch im geiſtigen Sinne. Ohne die neue Geburt, die aus Gott durch das Wort der Wahrheit geſchieht, kann Keiner ein wahrer Chriſt oder ein Kind Gottes und Erbe der Herrlichkeit ſeyn. Dieſe allein macht Kinder Gottes und Erben deſſelben, Joh. 1, 12. Röm. 8, 16., und alſo auch Brüder und Schweſtern unter einander, als Söhne und Töchter Eines Vaters, die Einer Natur theilhaftig geworden ſind.“ — Darauf ſahen die Alten bei dieſer Benennung und ſchrieben daher an einander in folgenden Gleichniſſen: „Gott hat uns zugleich auf dem Felde liegend gefunden, als Zwillinge gleichſam aus Mutterleibe gezogen und mit einander aufgenommen. Es liegt nichts daran, in was für einem Stand Einer geboren ſey, weil wir Alle in Chriſto gleicher Weiſe wiedergeboren werden; darum ſollen wir allezeit daran denken, daß wir Alle durch Einen von neuem geboren worden ſind. Wenn uns Ein Vater beſeelt hat, was ſind wir anders als Brüder und zwar vereinigter der Seele als dem Leibe nach. Wir ſind Alle mit einander verwandt, alle Brüder, alle Söhne Eines Vaters, und Gott hat uns durch Ein Teſtament zur

Erbſchaft berufen. Daher kam es auch, daß ſie einander Brüder in dem Herrn nannten, Phil. 1, 14. Brüder nach Gott, in dem Vater, nach Einem Vater, wie dieſer Vater ſie geheißen hatte, Brüder zu ſeyn, und ihn einmüthiglich anzurufen, da ſie nicht allein beten ſollten, mein Vater, ſondern unſer Vater, Matth. 6, 9. Dagegen erklärten ſie alle Gottloſe, Unbekehrte und Boshafte nach Joh. 8, 44. Ap. Geſch. 13, 10. für Kinder des Satans, welche der Vater, Urheber und Führer ſolcher Menſchen ſey. — Zugleich aber bezeugten ſie ausdrücklich, daß die Gnade Gottes allein auf das Verdienst Chriſti und deſſen Verſöhnung gegründet ſey. „Chriſtus, ſagten ſie, iſt das Band unſerer Gemeinſchaft, das unter uns die Einigkeit des Geiſtes befeſtiget zum Band des Friedens, und der, nach dem Spruch Hiob, Friede machet in denen, die ihm gleich ſind.“ Sie nannten einander deßwegen nicht allein Brüder und Schweſtern in Chriſto, liebſte Brüder in Jeſu Chriſto, Brüder von Chriſto gezeuget ꝛc., ſondern führten auch nach Joh. 1, 17. 1 Kor. 1, 5. 2 Tim. 1, 9. dieſes als Grund ihrer Vereinigung an, wenn ſie z. B. von den Armen an die Reichen ſchrieben: „Sie ſind Eines Worts mit uns theilhaftig und Einer Hoffnung. Chriſtus, der der ganzen Welt Sünde getragen hat, iſt auch für ſie geſtorben, ſie ſind auch Gottes Geſchöpfe, ſind auch mit dem Blut Chriſti erlöst. Wie könnet ihr denn von dem brüderlichen Theil euch wenden?“

Schaut, das Reich iſt uns gemein,
Allen iſt dieß Blut vergoſſen,
Hoch und niedrig können's ſeyn,
Die des Heilands Lieb genoſſen;
Wer an dieſen glaubet ſchlecht,
Hat mit uns ein Bruderrecht.

Demnach hielten ſie diejenige Brüderſchaft für die allerſeligſte und wahrhaftigſte, welche in Chriſto gefunden wird. Ja ſie glaubten und bekannten, daß ſie durch nichts anders Brüder geworden ſeyen, als durch die Erlöſung, die durch Jeſum Chriſtum geſchehen iſt. Ein ſtarkes und unzertrennliches Band dieſer Brüderſchaft gab die Gnade und Kraft des heiligen Geiſtes, die ſich ſowohl bei der Wiedergeburt, als auch bei der Erhaltung derſelben mächtig zeigte. „Wir haben, ſagten ſie, Alle Ein Geſchlecht, und wenn wir das Himmliſche betrachten, ſo iſt es Ein Geiſt, deſſen wir Alle theilhaftig geworden ſind. Wir haben den Geiſt mit einander gemein, wodurch der Glaube befeſtigt wird, und wir mit einander verknüpft ſind." Epheſ. 4, 4—6. Darum fragte dort Klemens, als er zur Einigkeit ermahnte: „Haben wir nicht Einen Gott, Einen Geiſt der Gnade, der über uns ausgegoſſen iſt?" Und Baſilius bezeugte: „Die Glaubigen alle ſeyen in Chriſto mit einander verwandt und verbrüdert nach dem Geiſt, da ſie Einerlei Gnade vom Herrn empfangen haben und alſo Ein Pfand des Geiſtes, der ihrem Glauben beigelegt worden." Noch Andere erkannten: „Billig werden diejenigen für Brüder gehalten, welche Einen Gott für ihren Vater erkannt und Einen Geiſt der Heiligkeit getrunken haben. Dieſer Geiſt hänget unſere Herzen an Chriſtum. Er iſt die Liebe derer, welche unter einander verknüpft ſind; iſt das Band unſerer Vereinigung in Chriſto."

Es iſt Ein Geiſt, der uns iſt zugeſandt,
So viel wir ſind in Chriſto neu geboren,
Der lebt in uns, weil ſeiner Liebe Band,
Uns hat zur Lieb und lauter Fried erkoren.
Die Gnade, die den Brüdern iſt gemein,
Muß in dem Geiſt der Liebe einig ſeyn.

Dieſe Kraft des Geiſtes hatte die wahren Glaubigen wiedergeboren durch das Wort der Wahrheit, Jac. 1, 18., und nicht aus vergänglichem, ſondern aus unvergänglichem Saamen des Wortes Gottes. 1 Petr. 1, 3. 4. 1 Joh. 3, 9. Eben dieſes Wort ſahen ſie an als ein Teſtament ihres Vaters, das ihnen von dem Herrn Jeſu zur Vermeidung aller Streitigkeiten übergeben war. Wie nun in einem Teſtament der letzte Wille eröffnet wird, ſo ſuchten ſie den Willen ihres gemeinſchaftlichen Vaters im Evangelio. Da hieß es: „Wir ſind Brüder, warum wollen wir ſtreiten? Unſer Vater iſt nicht ohne Teſtament geſtorben, ſondern er hat ein ſolches hinterlaſſen. Such es auf, lies es her, wir ſind Brüder, was ſollen wir lange ſtreiten?" Damit beſchämten ſie oft die ſtolzen Herren, die ihre Knechte übel behandelten, und zeigten ihnen, daß dieſe ihre Brüder ſeyen nach der Gnade, weil ſie auf gleiche Weiſe Chriſtum angezogen haben und Einerlei Geheimniſſe genießen. — Weil aber die göttlichen Wohlthaten Niemand etwas helfen, wenn ſie nicht im Glauben aufgenommen und gebraucht werden, ſo verlangten die Alten von allen wahren Gliedern der Gemeinde einen lebendigen, thätigen und ungefärbten Glauben. Sie zeigten, daß es nur Eine Regel des Glaubens gebe, die nicht verändert, noch verbeſſert werden könne, es gebe nur Einen Glauben und Eine Zucht, und kraft dieſer Einheit Einen Leib der Gemeinde, der in dieſem Leben eben dieſes gemeinſchaftlichen Glaubens wegen Eins ſey in Allen, die Einerlei glauben. Sie erinnerten ferner, daß dieſer Glaube von Paulus ein *gemeinſchaftlicher Glaube* genannt werde, Epheſ. 4, 5. 13. Phil. 3, 16. Röm. 1, 12. Tit. 1, 4. Philem. 6. — Bei dieſem Allem aber machten die Erleuchteten einen Unterſchied zwiſchen dem Glauben, den ſie hatten, und zwiſchen dem, der in ihnen glaubte; in beiden jedoch fanden ſie eine herzliche Vereinigung unter einander. Wir wollen dieſes mit ihren eigenen Worten ausdrücken: „Der Glaube, ſagten ſie, iſt gemeinſchaftlich, gleichwie man ſagen kann, allen Menſchen ſey das menſchliche Angeſicht gemeinſchaftlich. Demohngeachtet hat doch ein Jeder ſein eigenes Angeſicht. Alſo ſagen wir mit Wahrheit, daß der Glaube eines jeden Gläubigen aus einer Lehre ihnen eingedrückt ſey. Aber ein Anderes iſt das, was man glaubt, ein Anderes iſt der Glaube ſelbſt, der es glaubt. Jenes beſteht in den Dingen, die man glaubt, daß ſie geweſen ſind, oder jetzt ſeyen, oder in Zukunft ſeyn werden. Dieſer aber iſt in dem Herzen der Glaubenden, und kann von demjenigen nur gemerkt werden, der ihn hat, ob er ſchon auch in Andern iſt, nämlich nicht gerade ebenderſelbe Glaube, aber doch ein gleicher Glaube. Alſo heißet er doch ein Glaube, nach der gemeinen Art, weil darin, wo er iſt, keine Ungleichheit iſt. Daher er auch vielmehr Ein Glaube heißet, als viele Glauben.“ Mithin konnte der Glaube, wiewohl er in einem Jeden beſonders wohnt, ein einiger Glaube bleiben und mußte folglich ein ſtarkes Band ſolcher glaubigen Seelen unter ſich ſeyn.

Der treue Heiland ſelbſt wies ſeine Jünger auf dieſen Grund der brüderlichen Vereinigung hin, wenn er ſie deßwegen Brüder nannte, weil ſie Einen Meiſter und Führer haben zum ewigen Leben, von welchem Alle hören und lernen, in deſſen Schule, wie Auguſtin ſagt, kleine und große Schüler unter einander ſeyen. Und weil ein ſolcher Glaube in ihrer göttlichen Natur wohnte und herrſchte, ſo waren ſie durch dieſelbe mit einander Eins. Denn ſie waren, wie die Apoſtel, wiedergeboren zur Unſchuld, zur Unſterblichkeit, zur Erkenntniß Gottes. — Demnach war dieſer Glaube nicht allein der Anfang ihrer Vereinigung, ſondern auch eine Stärkung und Fortſetzung derſelben, und diejenigen, welche die wahre Freundſchaft und Liebe von der falſchen recht zu unterſcheiden wußten, bekannten: „Dieſes iſt die wahre Verwandtſchaft, die mit Chriſti Band geknüpft iſt, wenn ſie nicht geſtiftet wird durch den Nutzen im Hausweſen oder durch die leibliche Gegenwart, oder durch Heuchelei und Verſtellung, ſondern durch die Furcht Gottes und den Fleiß in ſeinem Wort. Wie ſollten die nicht ein Herz haben, die Einen Glauben haben? Wie ſollte da nicht Ein Sinn ſeyn, wo Ein Gott iſt? Wie ſollten die Gemüther getrennt ſeyn in der Geduld, welche Ein Leib zuſammen ſind in der Verknüpfung des Glaubens? Vielmehr machet der wahre Gottesdienſt allein, daß ein Menſch den andern lieb hat, und weiß, daß er mit ihm durch das Band der Brüderſchaft verbunden iſt.“ Sie nannten ſich ohne Bedenken glaubige und ſelige Brüder, wie die Apoſtel ſelbſt thaten, Kol. 1, 2. 4, 9. 1 Tim. 6, 2. 1 Petr. 5, 12. Brüder, die des Glaubens Hausgenoſſen waren, Gal. 6, 10., treue, glaubige Brüder, einſtimmige rechtglaubige Brüder, Brüder nach dem Geiſt und nach einem Glauben ꝛc.“ — Dieſe Einigkeit des wahren, thätigen Glaubens aber erſtreckte ſich nicht etwa bloß auf die Zeit, da dieſer oder jener lebte, ſondern die wahren Glaubigen bekannten, daß ſie nicht allein mit denen brüderlich verbunden ſeyen, die in der ganzen Welt und an entfernten Orten in einem lebendigen Glauben mit ihnen ſtehen, ſondern auch mit Allen, die vor ihnen gelebt haben und nach ihnen leben werden. Daher beſchrieben ſie die Gemeinde Chriſti alſo: „Es ſey nicht dieſe oder jene, ſondern ſie ſey durch die ganze Welt ausgebreitet; auch nicht bloß die, welche nun in den Menſchen lebe, ſondern auch diejenige gehören dazu, welche vor ihnen gelebt haben und nach ihnen leben bis ans Ende der Welt.“ — „Wir ſehen, ſchreibt Auguſtin, Viele von unſern Brüdern nicht, mit denen wir doch in Einigkeit des Geiſtes verbunden ſind. Was wundern wir uns aber darüber, daß ſie nicht bei uns ſind? Wir ſind dennoch in Einem Leib und haben Ein Haupt im Himmel.“ Und noch früher rühmt Irenäus von den Chriſten ſeiner Zeiten: „Daß die wahre Gemeinde zwar in der Welt zerſtreut ſey, aber gleichwohl die Predigt der Apoſtel und den Glauben fleißig bewahre, wie wenn ſie in Einem Hauſe beiſammen wohnete. Sie glaube auch Einerlei und habe Ein Herz und Eine Seele.“ — Deßwegen dankte auch jener Märtyrer vor ſeinem Hintritt dem Herrn dafür, daß er Allen Einen Sinn gegeben habe, und alle Glieder durch Ein Kennzeichen des Glaubens, als durch einen Bund, verknüpft ſeyen, durch den die Welt regiert und ihnen unterthänig werde.

Was ferner diejenigen betrifft, welche mit Vorſatz und beharrlichem

Widerſpruch gegen die Wahrheit irrten, ſo iſt leicht zu ermeſſen, daß ſie von den Andern zwar mit Sanftmuth beſtraft, ermahnt und unterrichtet, aber nicht für eigentliche Brüder gehalten wurden. Doch wurden die Abtrünnigen ſo lange Brüder genannt, als man Hoffnung haben konnte zu ihrer Umkehr. Und es gibt viele Beiſpiele, daß ſelbſt offenbare Ketzer noch immer Brüder hießen. Der Kirchenvater Auguſtin z. B., der ſonſt ſo ſehr um den Glauben eiferte, redete gleichwohl in ſeiner Gemeinde von den Ketzern alſo: „Die Bosheit will nicht haben, daß ich die Ketzer wieder ſuchen ſoll; aber die Liebe läßt das nicht zu, nach welcher wir Brüder ſind. Ich würde nicht übel handeln, wenn ich meinen Knecht wieder ſuchte, und gleichwohl ſoll ich böſe ſeyn, weil ich meinen Bruder ſuche. Ich ſage noch einmal, ich ſuche meinen Bruder, und bete zu dem Herrn nicht wider, ſondern für ihn.“ — Ebenſo ſchloſſen die Verſtändigen auch aus vielen Stellen der heiligen Schrift, daß man an den Ketzern nicht alsbald verzweifeln, ſondern ſie zur Buße rufen, und ihr Heil aus brüderlicher Liebe wünſchen ſolle. Daher bezeugt Gregor von Nazianz: „daß weder er noch Andere den Sieg und die Oberhand ſuchen, ſondern vielmehr ernſtlich verlangen, daß die Brüder, durch deren Spaltung ſie gekränkt werden, wieder umkehren möchten.“ Und Baſilius ſchreibt: „Die Wahrheit muß mit vielen Thränen von Gott geſucht werden, wenn man die Freundſchaft eines Bruders verlaſſen will; um wie viel ſorgfältiger und emſiger aber, und mit wie viel größerem Bedacht muß es geſchehen, wenn ſich Jemand der Freundſchaft der lange vereinigten Brüder entziehen wollte?“ — Mit dieſer chriſtlichen Sanftmuth wurde mehr ausgerichtet, als mit allen tyranniſchen und liſtigen Anſchlägen. Auch überſah man nicht, daß bei dem Einen, wie bei dem Andern noch viel Gutes übrig war, was man noch für einen Theil der wahren Gemeinde halten konnte. Darum bekennt eben dieſer Gregor von den Macedoniern: „Es finde ſich auch bei ihnen etwas Schönes, nämlich die wahre Lehre von dem Sohne Gottes, auch ſey ihr Leben ſehr löblich; daher heiße er ſie ohne Bedenken Brüder.“ Andere ſchreiben von den Donatiſten: „Wir ſind Brüder, wir rufen Einen Gott an, wir glauben an Einen Chriſtum, wie hören Ein Evangelium, wir ſingen Einen Pſalm, wir antworten mit Einem Amen, wir laſſen Ein Hallelujah erklingen, wir feiern Ein Oſterfeſt. — Wir können von der Furcht Gottes nicht abweichen, weil uns der heilige Geiſt ermahnt, wir ſollen zu denen, die unſere Brüder nicht ſeyn wollen, und uns haſſen, dennoch ſagen: ihr ſeyd unſere Brüder. So ſind ſie denn ohne Zweifel Brüder, obgleich nicht gute Brüder; denn ſie müſſen es nothwendig ſeyn. Wir und ſie haben Einerlei Brüderſchaft; aber die Verrichtungen ſind verſchieden. Darum wird der Name der Brüderſchaft nicht abgelegt werden.“ Und Auguſtin ruft einem Andersdenkenden freundlich zu: „Warum verſteckſt du dich in die Finſterniß? Du biſt ja ein Chriſt, ſo höre doch Chriſtum, du biſt ein Knecht, ſo höre doch den Herrn, du biſt ein Sohn, höre doch deinen Vater, beſſere dich doch, und werde wieder lebendig! Was irreſt du, o Bruder.“ — Sie giengen alſo mit ſolchen Leuten liebreich um und ſuchten die brüderliche Vereinigung zu erhalten und zu ergänzen. — Endlich ſchloſſen die gottſeligen Alten auch diejenigen nicht von der Gemeinſchaft aus, welche entweder ſelbſt die Wahrheit nicht erkennen konnten, oder von Andern dazu veranlaßt worden waren, daß Spaltungen in den Gemeinden entſtanden. Paulus ſelbſt nannte die verführten Galater noch ſeine lieben Kinder. Gal. 4, 19. — Ein Beiſpiel, auf das die Väter nicht nur aufmerkſam machten, ſondern das ſie auch ſelbſt befolgten. Ja, die Kirchenverſammlung zu Karthago nannte die Bekehrung ſolcher Menſchen einen Gewinn der Bruderſeelen, und man war daher bereit, ſie in der Kirche zu dulden, wenn ſie ſich nicht ſelbſt abſondern. — Die Andern aber, welche durch Verführung, oder aus Uebereilung in Irrthum gerathen waren, wurden mit großem Mitleiden behandelt, wie Paulus z. B. die Korinthier behandelte, die zwar verführt waren, aber doch ſeine Brüder hießen. Selbſt mit den Arianern (den Läugnern der Gottheit Chriſti) gieng man lange Zeit liebreich um, und ſuchte anfangs nur ihren Anführer, Arius, zu entfernen, weil er ſich nicht beſſern laſſen wollte. — Viel weniger konnten nun geringe Streitfragen, die keinen Glaubensartikel berührten, das Band der Vereinigung zwiſchen den Gliedern Chriſti zerreißen, oder die lautere Liebe zwiſchen den Brüdern verwiſchen. Am allerwenigſten aber war der Unterſchied äußerlicher Ceremonien und Gebräuche im Stande, die Brüderſchaft unter den Rechtſchaffenen zu trennen oder aufzuheben. — —

Obgleich übrigens der lebendige, thätige Glaube das vornehmſte Band unter den erſten Chriſten war, ſo war damit doch auch ein heiliges und gottgefälliges Leben verbunden. Daher wurde von ihnen die Gottſeligkeit nie vergeſſen, ohne welche keine wahre Vereinigung beſtehen konnte. Nur dieß ſind rechte Brüder, ſagt

Klemens, welche in gleicher Gottſeligkeit einerlei heilige und gute Verrichtungen vollbringen. Und Auguſtin: „Es gibt allein unter den wahren Chriſten eine wahre Freundſchaft, die durch die geiſtliche Vereinigung in dem Leben und Wandel geſtiftet wird. Nebendem ſuchten ſie einander auch zu reizen zur Liebe und zu guten Werken, damit ſie auch ſtillſchweigend durch Beiſpiele der wahren Tugend den Glauben unter den Brüdern erbauen möchten. 2 Kor. 9, 2. 1 Theſſ. 1, 7. Ebr. 12, 1. Und wenn ſie dann einander in der Gottſeligkeit alſo ſtehen und fortfahren ſahen, ſo freuten ſie ſich herzlich darüber und prieſen Gott. Ap. Geſch. 11, 23. 14, 26. 15, 3. 4. 12. 21, 20. Einige ſagten ſogar: es ſey ihnen unausſprechlich, mit welcher Wolluſt ſie erfüllt worden ſeyen, als ſie das vollkommene Herz der Brüder in der Erkenntniß göttlicher Liebe in Erfahrung gebracht haben. Und ſelbſt von ſolchen Chriſten, die zur Zeit des Verfalls ſich entſchloſſen haben, der Welt und ihren Lüſten abzuſagen, wird gerühmt: „Einer habe den Andern ſo geliebt, wie ſich ſelbſt, und des Einen Freude ſey des Andern Freude geweſen.“ — — Es beſtand alſo zwiſchen den Böſen und Frommen, zwiſchen den Heuchlern und Rechtſchaffenen keine wahre Vereinigung. Darum ſagt Origenes: „Es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen einem Bruder und einem, der nur ſo genannt wird. Kein Götzendiener oder Geiziger, oder Hurer iſt ein Bruder.“ Ein Anderer ſchreibt: „Die größte Urſache der Uneinigkeit iſt der Unterſchied des Willens, indem es entweder gar nicht oder nur ſchwer geſchehen kann, daß Einer dasjenige an Andern lieben ſoll, vor was er einen Eckel hat. Daher haſſen die Gottloſen die Frommen nicht ohne Urſache, an denen ſie ſo viel ſehen, was ihnen zuwider iſt. Denn jene leben ſtets in Bosheit, dieſe in Unſchuld, jene in Unzucht, dieſe in Keuſchheit, jene in Ueppigkeit, dieſe in Einſamkeit und Stille, jene immer mit dem Teufel, dieſe ſtets mit Chriſto, und wenn man einen Gerechten und Ungerechten an eine Kette zuſammenbindet, ſo ſind ſie doch von einander entfernt. Der Welt Freundſchaft iſt Gottes Feindſchaft, und wer der Welt mehr gefallen will, der mißfällt Gott.

Noch wäre übrig, daß wir auf die gemeinſchaftliche Hoffnung der Chriſten als auf den letzten Grund ihrer brüderlichen Vereinigung aufmerkſam machten, wenn dieß nicht ſchon im 15. Kap. des erſten Buchs geſchehen wäre. Indem wir darauf verweiſen, bemerken wir nur, daß die Chriſten bei Allem, was ſie trennen wollte, in Mühſeligkeiten und Verfolgungen, in Nöthen und Gefahren, ja ſelbſt im

Tode noch hinweiſen auf das unvergängliche und unbefleckte und unverwelkliche Erbe, das ihnen aufbehalten war im Himmel.

II.

Von ihrer herzlichen Liebe unter einander.

Nach dieſer kurzen Darſtellung der wahren Gründe von der Vereinigung unter den erſten Chriſten betrachten wir die ſeligen Früchte derſelben. Die erſte und herrlichſte davon war unſtreitig die inbrünſtige Liebe und innige Zuneigung ihrer Herzen gegen einander. Wir meinen aber hier bloß denjenigen höheren Grad der Liebe, welcher unter den Chriſten, als geiſtlichen Brüdern, ſich findet, und die natürliche und allgemeine Liebe, von welcher weiter unten die Rede ſein wird, weit übertrifft. Der Heiland ſelbſt hatte es zu einem wahren Kennzeichen aller ſeiner Jünger gemacht, daß ſie Liebe unter einander haben. Joh. 13, 34. 35. Gleichwie nun unter leiblichen Brüdern dieſes ein Zeichen iſt, daß ſie dem Geſetz der Natur folgen, welche wegen Eines Urſprungs Liebe und Treue von ihnen fordert, alſo konnten diejenigen erſt für wahre Brüder unter einander, und für Kinder ihres Vaters erkannt werden, die ſich unter einander liebten. Dieß war das neue Gebot, das Chriſtus und ſeine Apoſtel der ganzen Chriſtenheit hinterlaſſen haben, Joh. 15, 12. 1 Joh. 2, 7. 3, 18. 4, 7. 11. 20. 5, 1. 1 Kor. 13. 1 Pet. 1, 22. u. ſ. w. In dieſem Gebot war ihnen Alles enthalten, es ſey Geduld in Verfolgung, oder Liebe zum Guten, oder Haß zum Böſen ꝛc. Dieß war in ihren und auch in Gottes Augen größer als Opfer und Brandopfer, wenn ein Chriſt bedachte, daß er ſeinen Bruder als ſeinen eigenen Leib lieben müſſe, d. i. wie ſich ſelbſt. — „Andere Stücke des Chriſtenthums, ſagt Chryſoſtomus, können die Heuchler mitmachen; aber die Liebe des heiligen Geiſtes kann kein unreiner Geiſt nachthun. Alle Arten der Gerechtigkeiten finden ſich bei den Betrügern; aber die Gnade der wahrhaftigen Liebe hat der heilige Geiſt ſich allein vorbehalten, ſo daß an Keines

Gerechtigkeit oder an einem andern Zeugniß erkannt wird, wo der heilige Geiſt iſt, als an der Gnade der Liebe. Denn wie Gott die Liebe ſelbſt iſt, und alſo auch Friede, Freude, Gütigkeit und Freundlichkeit, ſo wird auch der neue Menſch durch deſſen Gnade lauter Liebe, und wird gleichſam mit den Kleidern des Lichts, der Freude, des Lebens, und der Liebe angezogen.“

Wie aber nun die Liebe der Brüder ohne die Liebe Gottes nicht ſeyn konnte, alſo war dieſe der Urſprung und Anfang von jener, und daher auch ein gewiſſes Kennzeichen der wahren Liebe, nach 1 Joh. 4, 7—16. „Die Liebe zu Gott, ſagt Auguſtin, kann in Keinem ſeyn, der den Andern nicht liebt, und die Liebe des Nächſten iſt in Keinem, der Gott nicht liebt. Auch kann ſonſt nirgends eine wahre Liebe ſeyn, wofern ſie nicht in Chriſto und ſeiner Liebe gegründet iſt. Denn dieſer iſt das Band der Gemeinſchaft der Heiligen, das unter den Chriſten die Einigkeit des Geiſtes befeſtigt in dem Band des Friedens. Dieſe Liebe drücket Chriſtus in die Herzen ein, und beſtätiget ſie noch dazu mit ſeinem Beiſpiel.“ — Deßwegen geſteht derſelbe auch, er habe zwar ſeine Freunde geliebt vor ſeiner Bekehrung; aber es ſey doch keine wahre Liebe und Freundſchaft geweſen, weil keine Liebe wahrhaftig iſt, als wenn ſie von Gott ſelbſt geſtiftet wird in denen, welche ihm anhangen in der Liebe, die in ihre Herzen ausgegoſſen iſt durch den heiligen Geiſt. — — Dieß iſt der Grund, warum die Alten ſich an dieſem Geſetz des Geiſtes genügen ließen und keine Regel vorſchrieben, wie und warum man Liebe üben ſolle. Der Wille des Herrn und ſein Wink blieb ihre einzige Richtſchnur. Hatten ſie gleich eine allgemeine Liebe gegen einen Jeden, ſo äußerte ſich doch dieſelbe hauptſächlich gegen die, bei welchen ſie Anlaß dazu fanden. „Wir wünſchen zwar Allen in gleichmäßiger Liebe die Seligkeit, hieß es; aber wir können nicht Allen ebendieſelben Liebesdienſte erweiſen. Wir ſollen alle Gläubigen lieben; aber weil wir nicht Allen nützen können, ſo müſſen wir denen beſonders rathen, welche rückſichtlich des Orts, der Zeit, oder anderer Dinge näher mit uns verbunden ſind.“ — Indeſſen war doch ihre Neigung im Grunde gegen Alle gleich, wenn ſie ſich auch gegen den Einen deutlicher zeigte als gegen den Andern. Die Feinde ſelbſt bezeugten von den erſten Chriſten, daß ſie einander liebten, noch ehe ſie einander zu ſehen bekamen. Sogar die Abweſenheit konnte ihre Liebe nicht aufheben, wie jener Lehrer denen zurief, die während der Verfolgung wegziehen mußten: „Der Raum auf Erden kann uns nicht trennen, weil uns die Liebe Chriſti verknüpft, unſere Augen merken eure Abweſenheit nicht, weil wir euch mit den Augen des innern Menſchen anſehen.“ — — So ſehr nun die allgemeine Liebe der brüderlichen nachzuſetzen war, ſo ſehr übertraf dieſe jene an Inbrunſt; denn die Brüder ſollten nicht bloß ſchlechthin, ſondern heftig geliebt werden, und die Liebe ſollte nicht allein ohne Verſtellung, ſondern auch feurig und in ſtetem Wachsthum begriffen ſeyn. Eine ſolche geiſtige Liebe, ſagt Chryſoſtomus, iſt die höchſte unter allen, und gleichſam eine Königin, die über die Ihrigen herrſchet und regieret, weil ſie aus keinem irdiſchen Dinge geboren wird, ſondern von Oben herabkommt. Deßwegen unterſcheidet Petrus die brüderliche Liebe von der gemeinen Liebe, 2 Petr. 1, 7., und empfiehlt jene ſo oft und ſo nachdrücklich, 1 Petr. 1, 22. 4, 8., ebenſo auch Paulus, Röm. 12, 10. 1 Theſſ. 4, 9. Ebr. 13; 1. Daraus erhellt, daß ſie unter der brüderlichen Liebe keinen lauen, ſchläfrigen Affekt verſtanden, ſondern eine herzliche, brünſtige Begierde, dem Andern alles Gutes zu thun. Denn wie in den Brüdern Ein Geiſt im Glauben und in dem Bekenntniß Chriſti iſt, alſo ſollte auch unter ihnen Eine Liebe und Eine Bemühung ſeyn, einander zu helfen. — Demnach pflegten ſie ihre Liebe nicht nach der Zeit abzumeſſen, weil ſie nicht zur Welt gehörte, ſondern geiſtlich und von Gott ſelbſt gewirket war. Sie nahm nicht erſt durch den langen Umgang, oder durch die Erwartung der Proben zu, ſondern wurde als eine Tochter der Weisheit, alsbald in ihrer Stärke und Größe geboren, da ſie von dem Geiſt durch Chriſtum ihren Urſprung hatte. Und weil die Brüder ſo genau mit einander vereinigt waren, ſo thaten ſie auch den Andern Alles, was ſie ſich ſelbſt thun wollten. „Denn, ſagten ſie, ebendieß heißt von der Liebe geſättigt werden, daß man nicht allein die Brüder nicht haſſet, ſondern auch bereit iſt, für ſie zu ſterben. Dieſes war die vollkommene Liebe, die nicht allein der Meiſter erwieſen hat, ſondern auch ſeine Jünger in ihrem Leiden.“ — Solche Herzen waren recht Eins in Chriſto, ſie liebten ſich, wie Ignaz ſchreibt, als ihre eigene Seelen, und ließen alſo ihr Leben für einander.

Aus dieſer Inbrünſtigkeit der Liebe folgte nothwendig, daß ſie redlich, ungeheuchelt und ohne Falſch ſeyn mußte. Denn war die Treue und Aufrichtigkeit der erſten Chriſten ſo bekannt und bewährt, daß ſie ſelbſt bei den Unglaubigen treue und redliche Lehrer hießen, die nicht einmal ihre Feinde beleidigten, was für eine Treue werden ſie ihren Brüdern erzeigt haben? Wie hätten ſie unter ſo vielen Stürmen beſtehen können, wenn Gott nicht ihre Herzen in wahrer Bruderliebe befeſtigt hätte? Dadurch wurde ja das Band unter ihnen erhalten, daß ſie mit reiner Aufrichtigkeit dem Herrn dienen konnten. Mit dieſer Liebe war eine wahre Selbſtverläugnung verbunden, ſo daß die Eigenliebe, und die daraus entſtehende Begierde nach eigener Ehre, Luſt und Vortheil, verſchwand, und dagegen, wie bei den Jüngern Jeſu, Ein Herz und Eine Seele wurde. — Da konnten ſie einander kühn ihre Herzen entdecken, ihre Geheimniſſe offenbaren und in Freud und Leid Zuflucht bei einander haben. Da genoſſen ſie die ſüßen Früchte des Evangeliums, welches die Menſchen zuſammenfügte, als Mitgenoſſen Eines Glaubens und Mitgefährten nach dem ewigen Vaterlande. — Man kannte zwar noch viele andere Früchte des wahren Chriſtenthums, aber man wußte keine größere und herrlichere, als die Liebe der Chriſten unter einander. Dadurch unterſchieden ſich die Heiligen von den Weltkindern und wurden angetrieben, in Einem Hauſe einmüthig bei einander zu wohnen. Und weil die Weltmenſchen einander nicht liebten, wie ſie ſollten, ſo war die Liebe den Frommen ein um ſo größeres Gut, wovon die Böſen nichts genoſſen, ob ſie gleich alles Uebrige mit den Chriſten gemein hatten. Es war den Jüngern Jeſu ſo feſt eingeprägt, daß Johannes, der Jünger der Liebe, ſich vor ſeinem Ende in die Verſammlung tragen ließ, und nichts anderes mehr zu ſprechen wußte, als: „Kindlein, liebet euch unter einander! Kindlein liebet euch unter einander!“ — worauf er verſchied. — Ignaz, ſein treuer Nachfolger, ſagte ebenfalls: „Das wahre Chriſtenthum beſtehet im Glauben an Gott, in der Hoffnung auf Chriſtum, und in der Liebe gegen Gott und den Nächſten.“ Und nach ihm der Märtyrer Cyprian: „Es muß eine ſolche Liebe behalten werden, damit in der Zuneigung gegen die Brüder eine Taubeneinfalt hervorleuchte, und man in der Gelindigkeit den Lämmern gleich ſey.“ — Aehnliche Ermahnungen finden ſich in Menge; aber es blieb nicht bei den Worten, ſondern ihre Liebe erwies ſich in der That ſo kräftig, daß ſelbſt die ärgſten Feinde von den Chriſten ſagen mußten: ſehet doch, wie ſie ſich unter einader lieben! Und die Kinder des Höchſten bekannten vor ihnen ohne Scheu: „Wir lieben uns unter einander und nennen uns unter einander Brüder. Beides ſchmerzt euch und macht euch mißgünſtig gegen uns.“ Unter ſich ſelbſt aber gaben ſie einander gleichfalls die herrlichſten Zeugniſſe, wie Paulus in ſeinen Briefen 2 Kor. 7, 7.

Eph. 1, 15. Kol. 1, 4. 8. Philem. 5. 7. 1 Theſſ. 3, 6. 4, 9. 10. 2 Theſſ. 1, 3. Ebr. 6, 10. und die Kirchenväter. So ſagt Caſſiodor: „Als die Stimme der Turteltauben ſich hören ließ in unſerem Lande, d. i. das Gebot: Liebet euch unter einander, ſo haben viele tauſend Seelen wahrhaftige Freundſchaft geſtiftet, da ſie einander heilig, wahrhaftig, vorſichtig und ſtark geliebt haben. Ja, war nicht unter ihnen die höchſte Uebereinſtimmung in göttlichen und menſchlichen Dingen, nebſt einer großen Liebe und Zuneigung?“ Auguſtin verſichert: „Sie lieben ſich Alle unter einander, Einer thut dem Andern, was er kann, ſie lieben und tragen ſich Alle in der Liebe. Man wacht über der Bewahrung der Liebe mit allem Fleiß. Die Liebe wird beſonders in Acht genommen, der Liebe wird das Reden, Eſſen, die Kleidung, das Angeſicht, kurz Alles zu Gefallen eingerichtet, die Brüder treten und verbinden ſich zuſammen in Einer Liebe; dieſe zu beleidigen halten ſie für eben ſo Unrecht, als Gott ſelbſt zu erzürnen. Wer der Liebe ſich widerſetzet, der wird von den Andern gemieden und überwieſen.“ Und Hilarius: „Es iſt Ein Leib der Gemeinde durch die Einigkeit des Glaubens, durch die Verbindung der Liebe, durch die Eintracht der Werke und des Willens ſind ſie Alle eins.“ — Uebrigens mußten ſich die Kinder Gottes dabei auch manche Läſterungen gefallen laſſen. Namentlich ſagte man von ihnen: ſie leben in Unzucht mit einander. Denn die unreinen Heiden konnten ſich in den kindlichen, liebreichen Umgang der Chriſten gar nicht finden, ſondern beurtheilten ihn nach ihrem eigenen böſen Herzen. — Die Brüder hatten einander ſo lieb, daß ihre Herzen nicht von einander bleiben konnten, und wenn ſie dem Leibe nach geſchieden ſeyn mußten, ſo verlangten ſie immer wieder einander mündlich zu ſprechen. Paulus, der ſonſt gelernt hatte, in Allem vergnügt zu ſeyn, verlangte doch ſeine geliebten Brüder und Schweſtern zu ſehen, zu beſuchen und mit ihnen in dem Herrn ſich zu freuen. Röm. 1, 12. 2 Tim. 1, 4. 4, 9. 21. Er gibt aber dabei ſtets den heiligen und untadelhaften Zweck ſeiner Sehnſucht an und beſchämt damit jeden Argwohn. Ebenſo ſchreibt Ignaz an die Chriſten zu Magneſia: „Ich habe erfahren, wie richtig ihr wandelt in der Liebe zu Gott, deßwegen nahm ich mir vor, im Glauben Jeſu Chriſti euch zu ſprechen.“ Und als Polykarp bei ihm geweſen war, erzählte er, wie ſehr er ſich mit ihm gefreut habe, weil ihn däuchte, er ſehe an ihm ſeine ganze Gemeinde. Sie giengen überhaupt gerne dahin, wo ſie einen Gerechten antreffen konnten. „Es iſt ſehr herrlich, einen gerechten Mann zu ſehen, ſagt Ambroſius, daß man ihn ſehe nach dem Ebenbild Gottes, und alſo nicht nach dem Auswendigen, ſondern nach dem, was innerlich iſt.“ Indeſſen wußten die Chriſten Mittel genug, um dem Verlangen nach ihren abweſenden Brüdern Genüge zu thun. Denn einmal hindert ja die Geiſter, die nach einander Verlangen tragen, nichts, daß ſie nicht in geheimer Vereinigung zuſammen kommen können. Dann waren ſie bei ſich und von Andern verſichert, daß ſie einander ſowohl gegenwärtig als abweſend liebten. Mußten ſie einander aber verlaſſen, ſo geſchah es nur dem Ort, nicht dem Geiſt nach, nach welchem ſie ewig beiſammen blieben und einander im Herzen trugen. Ja, die Liebe Chriſti war ſo ſtark vom Himmel über die Glaubigen ausgegoſſen, daß ſie weder jene Welt, noch der Tod trennen konnte. Und wenn gleich ihr Leib ſtarb, ſo lebte doch das Leben der Liebe in ihnen, wie ſie einander von Grund ihres Herzens verſicherten.

Unter Anderem wurde auch der Kuß der Liebe und des Friedens, von welchem ſchon bei dem Abendmahl die Rede war, für ein Zeichen der Liebe gehalten. Insgemein aber hatten die erſten Chriſten den Befehl der Apoſtel vor ſich, daß ſie einander mit dem heiligen Kuß der Liebe grüßen ſollen. Röm. 16, 16. 1 Kor. 16, 20. 2 Kor. 13, 12. 1 Theſſ. 5, 26. 1 Pet. 5, 14. Darauf bezieht ſich namentlich Origenes, wenn er ſagt: „Nach der Anordnung des Apoſtels Paulus ſey in der Kirche die Sitte aufgekommen, daß die Brüder einander nach dem Gebet mit dem Kuß empfingen, welches der Apoſtel den heiligen Kuß nenne, und damit lehre, wie er beſchaffen ſeyn müſſe, nämlich vors erſte keuſch, ſodann ungeheuchelt, nicht wie Judä Kuß war. Alſo mußte ein glaubiger Kuß vor allen Dingen rein und keuſch ſeyn, und ſodann auch Frieden und Einfalt bei ſich haben, in ungefärbter Liebe.“ Daß aber dieſes unſchuldige Küſſen hauptſächlich aus der herzlichen Bruderliebe gefloſſen, und ein Zeichen davon geweſen ſey, lehrt nicht nur Petrus, welcher denſelben einen Kuß der Liebe nennt, 1 Petr. 5, 14., ſondern auch die folgenden chriſtlichen Lehrer. „Der Bruderkuß iſt dazu gegeben, daß er ein Fünklein und gleichſam ein Zunder ſeyn ſoll, den Affect zu entflammen, damit wir uns alſo unter einander lieben, gleichwie die Brüder einander lieb haben, und die Väter ihre Kinder, ja noch viel mehr und heftiger. Denn jenes iſt von Natur, dieſes von der Gnade. Auf dieſe Art werden die Seelen mit einander verknüpft, und dieſes hauptſächlich iſt es, was unſere Herzen bewegt. Dieſer Kuß aber iſt nicht alſo anzuſehen, wie er etwa unter guten Freunden auf dem Markte und ſonſt gewöhnlich iſt; ſondern er verbindet die Herzen mit einander, und verſichert alle Verſöhnung. So iſt denn dieſer Kuß ein Zeichen, daß die Herzen verſöhnt ſind, und alles Andenken des Unrechts weg ſey.“ — Diejenigen alſo, welche die Liebe gegen die Brüder völlig in ihren Herzen werden ließen, bezeugten dieſelbe mit Geberden, Worten und Werken auf alle mögliche Art und Weiſe. Darum ſchrieb Hieronymus an ſeinen Freund: „O daß mir der Herr Jeſus Chriſtus den Philippus ſchnell zuſenden möchte, wie wollte ich ſeinen Hals umfaſſen, und ſeinen Mund mit Küſſen bedecken!“ Gleichwie er auch in einer andern Stelle den Kuß für ein Zeichen der Liebe und des Friedens erklärt, weil Beides an einander hängt, und weder die Liebe ohne den Frieden, noch der Friede ohne die Liebe ſeyn kann. — So oft die wahren Kinder Gottes einander unverſehens begegneten, oder Einer den Andern, von dem er vorher Gutes gehört hatte, kennen lernte, ſo war der Kuß gleichſam das erſte Traktament, das ſie einander vorſetzten. Kamen ſie aus der Fremde zuſammen, ſo gaben ſie einander die Hände, fielen einander um den Hals und küßten einander, was nicht ohne herzliches Seufzen und Lob Gottes geſchah. Beſonders war dieß der Fall unter den Verfolgungen, wenn die Bekenner aus der Gewalt der Tyrannen wieder zu ihren Brüdern zurückkehrten, oder aus der Verbannung wieder kamen. Was für eine Freude war da, ſagt Cyprian, ſie liefen hinzu und umfaßten Alle, die ihnen entgegenkamen. Sie konnten kaum den Küſſen Aller derer Genüge thun, die ſich an ſie hiengen, die Augen des Volkes konnten kaum vom Sehen ſatt werden.

Dieſer Kuß war ferner ein Kuß des Friedens, wie ihn Tertullian nennt. Daher hieß einen Kuß geben damals ſoviel als Frieden geben. „Denn, ſagt Chryſoſtomus, durch ſolchen Friedenskuß wird jeder Gedanke, wodurch wir geſtört und beunruhigt werden könnten, und alle Gelegenheit zum Mißtrauen vertilgt, daß der Größere den Kleineren nicht verachtet, noch der Kleinere dem Größeren etwas mißgönnt. Dadurch wird vielmehr alle Verachtung und Mißgunſt vertrieben, indem dieſer Kuß Alles gelinde und gleich macht.“ — Darum erinnerten ſie diejenigen, welche bei ihrem Kuß dennoch keine wahre Liebe und Eintracht zeigten. „Wie kannſt du noch den Kuß des Friedens anbieten mit dieſem deinem zänkiſchen und feindſeligen Munde? Wie kannſt du Frieden wünſchen mit einem Mund, der voll Krieg und Streit iſt.“

Dieſes Friedensſiegel gebrauchten ſie auch, wenn ſie ſich mit Einigen beſonders gründlich ausſöhnen wollten. Ebenſo kam der Friedenskuß beim Gebet namentlich nach dem Vaterunſer vor, wenn der Diakon rief: Friede ſey mit euch! Damit wollten ſie ſagen, daß Alles aus gutem Gewiſſen geſchehen ſolle, was die Lippen äußerlich anzeigen, d. i. daß das Herz des Bruders ſich ebenſo zu dem andern nahe, gleichwie die Lippen ſich zuſammenfügen. — Endlich gab man auch ſolchen Perſonen den heiligen Kuß, welche vor Andern ehrwürdig waren, den Märtyrern und Bekennern des Herrn, den Wunderthätern, den treuen Lehrern u. dergl. Ja man ſchlich ſogar in die Gefängniſſe, um allda die Märtyrer und ihre Ketten zu küſſen und ſie aus Ehrerbietung gegen ihren Glauben und Gehorſam zu umfaſſen, man begleitete ſie bis zum Tod, um von ihnen nochmals den Kuß des Friedens und ſomit den Segen zu erlangen. — — Dieſes Liebeszeichen wurde alſo von Allen für eine gottgefällige von ihm geheiligte und geſegnete Sache angeſehen. Daher ſchreibt Auguſtin: „Der Kuß des Friedens geſchieht zum Zeichen des Friedens, alſo, daß die, ſo Gemeinſchaft unter einander haben, in der Gemeinde den inneren Frieden mit dem äußerlichen Kuß beweiſen, zum Zeichen der allgemeinen Liebe, wie etwa, wenn ein Gaſt aufgenommen wird. Er wird aber gegeben mit einer geiſtlichen Bewegung des Herzens, mit Vermiſchung der Geiſter, da Gott als der Geiſt, Alles keuſch und rein macht, und einen himmliſchen Geſchmack eingibt, indem er ſich ſelbſt ihnen mittheilt." — Dieſe Sitte wurde in der reinen Kirche auch rein bewahrt, als aber die Bosheit ſich regte und es an ſolchen Leuten fehlte, die nach der Apoſtel Sinn heilig und voll göttlicher Liebe waren, da gab es hin und wieder Aergerniſſe. Man ſonderte in den Zuſammenkünften beide Geſchlechter deßwegen von einander ab und ließ es an Warnungen nicht fehlen. Der Bruderkuß, hieß es, muß mit der größten Vorſicht mitgetheilt werden, damit er nicht anders ſey als ein gottſeliger Kuß; denn wenn er ein wenig mit unreinen Gedanken befleckt wird, ſo entzieht er uns von dem Leben. — Mit der Zeit aber riſſen immer mehr Mißbräuche ein, bis zuletzt dieſe ſchöne Anordnung des Apoſtels ganz aufgehoben wurde.

III.

Von ihrer Eintracht und Sanftmuth gegen die Brüder.

Eine unmittelbare und unausbleibliche Frucht der wahren Bruderliebe war bei jenen Kindern Gottes die Eintracht. Denn weil ſie von Einem Geiſt beſeelt waren, und in demſelben einhergiengen nach dem Willen Gottes, ihres Vaters, ſo war bei ihnen auch Ein Herz, ſo lange ſich ein Jeder von dieſem Geiſt der Liebe und der Einigkeit regieren ließ. Schon die Geſellſchaft der Chriſten unter einander erforderte eine ſolche Eintracht, und wenn jene recht geſtiftet war, ſo beſtand auch dieſe. Darum ſagt der Apoſtel: „Seyd fleißig zu halten die Einigkeit im Geiſt, durch das Band des Friedens ꝛc.“ Epheſ. 4, 3 — 6. Selbſt die Heiden befliſſen ſich, einträchtig zu ſeyn unter einander, wiewohl ſie ihre Gemeinſchaft oft durch ganz geringe und elende Dinge unterhielten. Um ſo viel kräftiger mußten ſich alſo die Kinder Gottes zuſammenhalten. Die Verſtändigen unter ihnen ſahen dieß wohl ein, und hielten es für Pflicht, überall Eintracht zu ſtiften und zu erhalten, wo ſie nur konnten. Sie verglichen dieſelbe mit der leiblichen Einigkeit und ſagten: „Die Brüderſchaft nach dem Fleiſch bringt nur eine Gleichheit des Leibes mit ſich; aber die Brüderſchaft Chriſti macht auch die Einmüthigkeit des Herzens und des Sinnes. Derjenige iſt ein rechter Bruder, der ſowohl am Leib als am Gemüth rechtſchaffen iſt. Das iſt ein wahrer Bruder, der Einen Geiſt und Sinn mit den Andern hat. Demnach iſt die Brüderſchaft Chriſti viel beſſer, als die Brüderſchaft des Fleiſches. Dieſe iſt bisweilen unter ſich ſelbſt feindſelig; jene iſt ohne Aufhören friedſam.“ — Alſo waren diejenigen erſt rechte, wahre Brüder, welche in Einerlei Sitten und Werken wandelten, Einerlei thaten, meinten und redeten in heiligen und guten Verrichtungen.

Wo nun die wahre Liebe herrſchte, als das Band der Vollkommenheit, da war die Einigkeit des Geiſtes durch dieſes Band des Friedens. Dieſe war es, welche die Einigkeit in ſich begriff, die aus Allen Einen Leib machte, einen wahren Frieden mit ſich führte und ihn in einem reinen Herzen bewahrte. Denn man kann wohl auch das einen Frieden heißen, wo keine Liebe dabei iſt; aber die wahre Liebe hat allezeit Frieden bei ſich. In dieſem Sinne finden wir ſo viele herzliche Ermahnungen der Apoſtel und ihrer Nachfolger. „Chriſten, ſagten ſie, ſollen einträchtig geſinnt ſeyn, wie Jeſus Chriſtus, damit ſie einmüthiglich und mit Einem Munde Gott, den Vater unſeres Herrn Jeſu Chriſti, verherrlichen. Röm. 12, 16. 15, 5. Sie ſollen dem nachjagen, was zum Frieden gehört, 14, 19., ſollen Alle Einerlei reden, damit keine Spaltungen unter ihnen ſeyen, vielmehr Alle zubereitet ſeyn mögen in Einem Sinn und in Einerlei Meinung, 1 Kor. 1, 10 ꝛc. 2 Kor. 13, 11. Phil. 1, 27. 2, 2. -- — Es blieb aber nicht bei den Ermahnungen allein, ſondern ſobald das Wort des Evangeliums als eine Botſchaft des Friedens zwiſchen Gott und den Menſchen erſcholl, da ſtiftete es einen wahren Frieden in den Seelen derer, die da glaubten. Denn nicht bloß die Hinderniſſe der wahren Eintracht — Eigenliebe, Ehrgeiz, Eigennutz, Neid, Argwohn, Afterreden u. ſ. w. fielen bei den Bekehrten hinweg, ſondern es wurden auch zugleich die ſeligen Urſachen des Friedens in die Herzen gelegt. Die Herzen, die gereinigt und aus Gott geboren waren durch das Wort der Wahrheit, umfaßten einander auf das Innigſte und Liebreichſte, da ſie zuvor getrennt und ganz von einander abgewendet waren. Darum hieß es von ihnen: Sie waren Alle einmüthiglich bei einander, wandelten Alle in ebendemſelben Geiſt, und in ebendenſelben Fußtapfen. Ap. Geſch. 1, 14. 2, 1. 5, 12. 2 Kor. 12, 18. Kurz, das Volk, welches aus ſo vielerlei Leuten beſtand, bekam Ein Herz und Eine Seele, und war trotz ſeiner großen Anzahl gleichſam nur Ein Menſch. Wie der Heiland ſelbſt ſo ſehnlich von ſeinem himmliſchen Vater gebeten hatte, daß ſie Alle Eins ſeyn möchten, gleichwie Er mit dem Vater Eins iſt, damit auch die Welt glaube, daß der Vater ſeinen Sohn geſandt habe, um Frieden auf Erden und den Menſchen ein Wohlgefallen zu ſtiften. Joh. 17, 21. Luc. 2, 14.

Nach der Apoſtel Zeiten finden ſich eben ſo herrliche Zeugniſſe von der Eintracht der erſten Chriſten. Klemens von Rom legte den glaubigen Korinthiern folgendes Lob bei: „Sie haben einen tiefen und ſeligen Frieden genoſſen, ſind aufrichtig und lauter gegen einander geweſen, unſchuldig und unanſtößig, und haben alles Unrecht vergeſſen. Aller Aufruhr und Trennung iſt ihnen ein Greuel geweſen ꝛc." Ein Märtyrer bezeugte vor den Unglaubigen:

Die Heerde, die dem Herren angehöret,
Hat nur Ein Geiſt in dieſen Bund geſetzt,
Nachdem er ſie zu Einem Sinn gelehret;
Daher kein Sturm das feſte Band verletzt.

Sie legten überhaupt den Heiden ſolche Bekenntniſſe von ihrer Einigkeit ungeſcheut vor, weil ſie wohl wußten, daß ſie darin vor denſelben einen unvergleichlichen Vorzug hatten. So ſchrieb Juſtin, der Märtyrer, an die Griechen: „Weil es gewiß iſt, daß nichts Wahrhaftiges von euren Lehrern in dem Gottesdienſt gelernt wird, und dieſes euch ein klares Zeichen ihrer Unwiſſenheit iſt, weil ihre Seelen alſo unter einander uneins ſind, ſo iſt nichts übrig, als daß wir zu unſern Vorfahren zurückgehen, welche nicht unter einander in den Meinungen uneins geweſen ſind, ſo daß Einer des Andern Sätze umwerfen wollte, da ſie von aller Zankſucht und Spaltungen frei waren, und die Lehren alſo vortrugen, wie ſie dieſelbe von Gott empfangen hatten.“ In ſeiner Schrift an den Kaiſer bekennt er: „Früher wütheten wir wider einander mit Haß und Mord, und hatten mit denen, die unſeres Gleichen waren, gar nichts gemein. Nun aber, nachdem uns Chriſtus erſchienen iſt, leben wir ganz vertraulich beiſammen, und beten für unſere Feinde, und ſuchen dieſelben mit Güte zurechtzubringen. — — Wenn aber die Schriftſteller der folgenden Zeit von der Eintracht und Liebe unter den Chriſten reden, ſo gilt dieſes allein von denen, die noch dem Geiſt der apoſtoliſchen Gemeinde folgten, und in die Zerrüttungen nicht willigten, welche ſich bei der äußerlichen Ruhe nunmehr häufig zeigten. So rühmt Einer gegen einen heidniſchen Regenten, ohngeachtet ſchon großer Zwieſpalt in der Chriſtenheit war: „Die Chriſten leben überall nicht anders, als wenn ſie in einer Stadt als Mitbürger Eines Vaters zwiſchen Einer Mauer wohnten, oder in Eines Vaters Hauſe beiſammen lebten.“ Ein Anderer: „Die Chriſten ſind nicht ſchwülſtig von Hoffart, nicht widerſinnig von Halsſtarrigkeit, nicht mißgünſtig von Neid, ſondern beſcheiden, demüthig und friedſam, ihr Leben iſt höchſt einträchtig und zu Gott allein gerichtet.“ Gregor von Nazianz verſichert von ſeinen eigenen Zuhörern, daß ſie vor allem Zank und Spaltung einen Abſcheu haben und ermahnte ſie, daß ſie dieſes Erbe des Vaters, oder das Gut der Eintracht bis ans Ende behalten ſollen. Noch ein Anderer bezeugt: „In Chriſto iſt Ein Wille und Eine Meinung. Deßwegen lieben Alle einander, und ein Jeder einen Jeden, nach Art der

Gemeinſchaft der Engel. Denn die Liebe Gottes iſt ausgegoſſen in die Herzen der Menſchen durch den heiligen Geiſt. Die Gemeinſchaft dieſes Geiſtes gehet in die Herzen der Menſchen, ſo daß dasjenige, was Einem eigen iſt, Allen nach der Liebe gemein wird.“ Damit ſtimmt auch Hilarius überein, wenn er ſagt: „Es iſt Ein Leib der Gemeinde, aber nicht als ob er durch die Vereinigung der Leiber unter einander als ein verworrener Haufe ohne Unterſchied vereinigt wäre, ſondern wir ſind allzumal Einer durch die Einigkeit des Glaubens, durch die Eintracht der Liebe und des Willens, durch eine Gabe des Geheimniſſes in Allen.“

Es ſind übrigens auch noch andere Merkmale übrig, die zeigen, daß die Alten auf alle mögliche Weiſe nach der Einigkeit des Geiſtes geſtrebt haben. Sie wünſchten einander in ihren Predigten und ſonſt allezeit den Frieden an, welches nicht allein der Friede in und mit Gott war, oder die innere Ruhe des Herzens ſ. 1. B. 20. Kap.; ſondern auch der Friede mit einander, und mit allen Brüdern und Schweſtern in der Welt. Darin ahmten beſonders die Lehrer dem Herrn Jeſu nach, welcher bei ſeinem Abſchied ſeinen Jüngern den Frieden hinterließ. Joh. 20, 19. Darum beteten ſie bisweilen einmüthiglich alſo: „O Herr, du haſt uns den Frieden gelaſſen, und gegeben die Eintracht unter einander; gib uns doch den Frieden und die unzertrennliche Vereinigung mit dir!“ — Dahin ging auch der Wunſch der Apoſtel beim Anfang und Beſchluß ihrer Schriften, wie auch der übliche Gruß der Chriſten, „Friede ſey mit euch,“ wenn ſie einander begegneten. Auch hatten ſie den löblichen Gebrauch, bei ihren Zuſammenkünften und Liebesmahlen den 133ſten Pſalm zu ſingen. — Eine Sitte, von welcher ſchon Tertullian ſagt: „Siehe, wie fein und lieblich iſt es, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen! Du kannſt aber dieſes nicht ſo leicht ſingen, als wenn Du mit Vielen zugleich ſpeiſeſt.“ — Außerdem ſuchten die wahren Chriſten einander durch nachdrückliche Reden zur Einigkeit zu erwecken, und darin zu erhalten. Sie nannten ferner einander einmüthige, einſtimmige Brüder, Brüder von Einem Herzen und Einer Seele, von Einem Sinn und Muth in Chriſto. Ebenſo beriefen ſie ſich bei Gelegenheit auf ihre brüderliche Eintracht, wie z. B. ein Märtyrer vor ſeinem Richter, der ihn ermahnte, er ſolle es mit den Andern nicht halten, freudig ausrief: „Unſer Sinn iſt ganz Eins, wir dienen Gott mit Einem Herzen; denke ja nicht, daß du von Einem unter uns etwas Anderes hören wirſt.“ Dieß erklärt Einer durch folgendes Gleichniß: „Gleichwie wir oft ſehen, wenn die Bildniſſe der Könige oder Anderer vorgeſtellt werden, und man ihre Eintracht andeuten will, daß der Künſtler ſie zuſammen darſtellt, und hinter ihnen die Eintracht in weiblichem Anzug, welche ſie beide mit den Armen umfaßt, und damit andeutet, daß diejenigen, welche dem Leibe nach unterſchieden zu ſeyn ſcheinen, gleichwohl dem Sinn und Willen nach mit einander übeinſtimmen; alſo ſteht der Friede mitten unter uns, und verknüpft uns beide und lehrt, daß die zwar unterſchiedenen Leiber doch in Einer Seele zuſammenkommen, da uns ihre Arme zuſammenhalten.“ — War ſchon bei den Heiden unter natürlichen Brüdern und andern vertrauten Freunden die Einigkeit eine ſo anmuthige und reizende Sache, daß ſie vor Verwunderung ausriefen: o wie ſüß iſt doch unter Brüdern die einträchtige Liebe! in welch höherem Grade mußte dieß der Fall ſeyn bei den durch Gott verbundenen Seelen? Dazu kamen ja noch andere herrliche Früchte, die unausſprechlich waren und ſich von der Zeit bis in die Ewigkeit erſtreckten. Was für eine Seligkeit hatten die rechten Kinder des Friedens dadurch zu genießen, daß ſie mit Einem Herzen und Munde zu Gott rufen konnten, und alſo den unendlichen Segen vom Vater erlangten, der auf die Einigkeit des Gebets gelegt war? Ihr treuer Heiland hatte ihnen theuer verheißen, wo Zwei oder mehr vereinigt ſeyen zu bitten von dem Vater, warum es auch ſey, das ſolle ihnen widerfahren. Matth. 18, 19. — Und ſiehe, dieß Alles wurde an denen erfüllt, die ſolche Bedingungen im Gehorſam beobachteten. Darum ſchrieb Cyprian an Einige, die in Streit gerathen waren: „O, wenn alle Brüder insgeſammt Eins wären dem Frieden nach, den ihnen der Herr hinterlaſſen hat, ſo hätten wir längſt von der göttlichen Barmherzigkeit erhalten, was wir ſuchen! Ja, dieſe Trübſale wären nicht über die Brüder gekommen, wenn die Brüderſchaft Eines Sinnes geweſen wäre.“ — Deßwegen ermahnte ſchon Ignaz ſo eifrig, ſie ſollten fleißig zuſammenhalten. Denn dadurch werden die Kräfte des Satans zerſtört. „Es iſt nichts Beſſeres, fährt er fort, als der Friede, womit man allen Anlauf der Geiſter, die in der Luft und auf der Erde ſind, abwehren kann, was Keinem unter euch verborgen iſt, wenn ihr anders den Glauben an Jeſum Chriſtum und die Liebe vollkommen habt, welches der Anfang und das Ende des Lebens iſt.“ — Aber auch Andere ermahnten treulich dazu im Hinblick auf die Verheißung, welche Gott auf die Einigkeit gelegt hatte. Sie lobten den Frieden als eine Lauterkeit des Gemüths, eine Ruhe des Herzens, ein Band der Liebe, einen Genuß der Wohlgewogenheit. Dadurch werde alle Feindſchaft aufgehoben, aller Streit geſchlichtet, aller Zorn beigelegt, die Hoffart untertreten, die Demuth befördert, die Uneinigkeit verhütet, der Feind verſöhnt, und Alles wohlgefällig gemacht. Wer in dieſer Eintracht nicht erfunden werde, den verſtoße der himmliſche Vater, es enterbe ihn der Sohn, und der heilige Geiſt fliehe ihn. Denn wer das gute und heilſame Gebot verachte, deſſen Gabe werde verworfen, und er könne nicht zur Erbſchaft Gottes kommen, weil er das Teſtament nicht vollziehen wolle. — Auch einige Dichter ermahnen zur Eintracht in folgenden Verſen:

Ein Geiſt, der himmliſch iſt geſinnt,
Muß aller Brüder Herz umfaſſen.
So bald er Gottes Reich gewinnt,
So kann er kein Geſchöpfe haſſen;
Da geht die Lieb auf Alle zu,
Sein Wille muß in ihm ausgrünen,
Er blüht in angenehmer Ruh,
Und will den Bruder ſtets bedienen.
So müſſen ſeinem Gott die Opfer wohlgefallen,
Weil ſich die ſüße Frucht der Liebe find't in Allen.

* * *

Hier ſteht ein rechter Chriſt, und bringt die Opfergaben,
In vollem Prieſterſchmuck, der ſeinem Gott gefällt.
Wenn ſeine Kräfte nun den vollen Glauben haben,
Wenn Lieb und Eintracht ſich an Opfers Statt darſtellt,
Da reicht er Sanftmuth dar, und wahrer Weisheit Schätze,
Die holde Mäßigkeit, der grünen Hoffnung Ruhm,
Und daß der Vater ſich recht an dem Sohn ergötze,
So opfert er ſich ihm zu ſeinem Eigenthum.

Demnach ſahen die erleuchteten Seelen die brüderliche Eintracht unter den Brüdern von der rechten Seite an, wie ſie durch Chriſtum dem Vater angenehm war. — „Wie wir einmüthiglich beiſammen ſind, ſchrieben einſt die Märtyrer von Karthago, alſo leben wir auch bei dem Herrn zugleich, und beten vor ihm mit einander. Darum muß die Eintracht wohl bewahret werden in der Liebe, und die Bande der brüderlichen Zuneigung muß man wohl behalten. Alsdann wird der Teufel niedergeſchlagen, und wir erhalten vom Herrn, was wir verlangen. Ja, diejenigen überkommen das Erbe von dem Herrn, die Frieden mit ihren Brüdern gehalten haben.“ Matth. 5, 4. 9.

Bei allem dieſem iſt aber nicht zu vergeſſen, daß der Satan, der Feind alles Friedens, auch bei den erſten Chriſten nicht geruht, ſondern bisweilen den Samen des Unfriedens auszuſtreuen geſucht habe. Wenn es ihm auch nicht gelang, die Kinder des Höchſten immer von einader zu trennen, ſo betrog er doch hie und da einige, daß ſie dem Argwohn, der Mißgunſt, dem Afterreden und ähnlichen böſen Dingen Gehör gaben. Allein der gute Gott ließ es niemals an Warnungen, Ermahnungen und Unterricht fehlen, wodurch die abgewendeten Gemüther wieder zurecht gebracht und mit einander verſöhnt wurden. Dieß geſchah namentlich von den Apoſteln, wie aus Röm. 12, 17. 18. Eph. 4, 32. Phil. 2, 1. 2. Kol. 3, 12. 1 Theſſ. 5, 15. 1 Petr. 2, 1. 3, 9. und aus dem ganzen erſten Brief an die Korinthier erhellt. Aber auch die treuen Nachfolger der Apoſtel ſtifteten Frieden, wo ſie nur konnten. So machte der Biſchof Martin noch in ſeinem Alter weite Reiſen, als die Geiſtlichkeit unter einander uneinig war, weil er es für eine gute Vollendung ſeines Amtes hielt, wenn er der Kirche den Frieden wieder gab. Deßgleichen war Chryſoſtomus wegen ſeiner Friedfertigkeit ſo bekannt, daß ihn bei vorkommenden Mißhelligkeiten Jedermann zum Richter haben wollte. An dieſen und andern redlichen Männern wurde wahr, was Alcuin ſchrieb: „Selig iſt der, welcher die Einigkeit des Friedens mit brüderlicher Liebe zu erhalten ſucht; noch ſeliger aber der, welcher die von Andern verletzte und getrennte Liebe zur Einigkeit Eines Leibes befeſtigen will.“

Es war alſo große Weisheit nöthig, um den liſtigen Anläufen des Satans zu widerſtehen, und ſich in der Liebe und Eintracht zu erhalten. Der böſe Feind ſah die Feſtigkeit und Standhaftigkeit des Glaubens, er ſah, wie dieſer Glaube von den Früchten der Gottſeligkeit überfloß; darum wurde er ergrimmt und war darauf bedacht, wie er die Eintracht trennen, die Liebe zerſtören und den Frieden aufheben möchte. Dagegen hatten ſich die Chriſten mit Sanftmuth und ſtillem Geiſte zu rüſten. Ach! welch ein großer Ernſt war dazu erforderlich, wenn ſie als Kinder des langmüthigen Vaters im Himmel, und als Brüder des langmüthigen Jeſu erfunden werden wollten, damit ſie in Allem, was ihnen begegnete, ſo ſanftmüthig wären, wie ihr Heiland. Wie fleißig hatten ſie ſich bei ſo vielen Verſuchungen und Gelegenheiten vor dem Andenken an das erlittene Unrecht zu hüten, weil darauf ſo leicht Zorn, Streit, Zank, Afterreden u. dergl. folgen konnte. Dieſe Ausbrüche aber, ob ſie gleich gering ſcheinen möchten, wirken durch des Teufels Bosheit den Tod. Denn ſie ſind gleichſam die kleineren Pfeile des Feindes und können unbemerkt das Leben nehmen, da ſie der Verwundete wenig oder gar nicht achtet. Darum ermahnte Paulus die erſten Chriſten ſo nachdrücklich, daß ſie einander vergeben ſollen, und dieſe ſahen auch wirklich darauf, daß unter Brüdern kein Hader einriß. „Wir ſind ja Brüder, hieß es, warum zanken wir denn? Laſſet uns unſere Herzen beſänftigen! O ihr Brüder, bittet doch eure Brüder um Verzeihung, thut gegen eure Brüder, was der Apoſtel ſagt, Eph. 4, 32.: Seyd unter einander freundlich, herzlich, und vergebe Einer dem Andern, gleichwie Gott euch vergeben hat in Chriſto! Laſſet uns Alle dieß hören, und uns fürchten, wenn wir geſündiget haben wider unſere Brüder. Laſſet uns ja thun, was der Vater ſagt, dieweil wir leben, daß wir von unſern Brüdern Verſöhnung ſuchen! — Woſern dich dein Bruder nicht beleidigt hat, hieß es weiter, ſo verdient er Gewogenheit, daß du ihn liebeſt. Wenn er dich aber etwa beleidigt hat, ſo iſt abermals Gehorſam nöthig, daß du dich ſelbſt und ihn überwindeſt; denn dieſes iſt die Summa unſeres Chriſtenthums, daß wir denen, die uns lieben, Gleiches vergelten, und denen, die uns beleidigen, Geduld erzeigen. Wer nun am geduldigſten iſt bei dem Unrecht, der wird der Größte ſeyn im Himmelreich. — Wer wieder zur Einigkeit kommt, der begibt ſich wieder von der Sünde zur rechten Ordnung. Denn wie es der Natur gemäß iſt, daß aus viel Dingen Eins werde, alſo iſt es eine Sünde, die Süßigkeit der wahren Brüderſchaft verlaſſen. Die Wahrheit begegnet dem Irrthum, daß, weil der Hochmuth die Menſchen durch den Unterſchied von einander geſondert hat, ſie die Liebe wieder in den Schooß der Brüderſchaft ſammle, und wie der Herr der einige wahre Beſitzer iſt, alſo ſoll auch ſein beſeſſenes Gut — nämlich die Herzen, Eines ſeyn. Zürnen ſteht dem natürlichen Menſchen zu; aber kein Unrecht thun nur dem Chriſten. Ja, alle Zankſucht iſt von den Auserwählten Gottes entfernt, ſo daß es ein gewiſſes Zeichen iſt: wer einen Bruder nicht ſchonet mit Haß, der wird auch keinen Andern ſchonen.“

Auf gleiche Weiſe wußten ſie auch den Schaden der Uneinigkeit aus der Erfahrung ſehr nachdrücklich vorzuſtellen. „Du weißt, mein Bruder, ſchrieb Einer dem Andern, wie ſehr die Uneinigkeit ſchadet, und was für ein großer Feind ſie unter uns ſey. Denn ich rede mit dir, als mit meinem Mitſtreiter, der es erfahren hat. So lange Zank unter uns iſt, wird es ſcheinen, als wenn wir nur aus Noth, nicht aus freiwilligem Herzen den Glauben behielten. Die Feindſchaft wird das Zeugniß der wahren Buße benehmen. Ohne eine gründliche Verſöhnung mit dem beleidigten Bruder iſt Gott nichts gefällig, und ſo lange in dem Herzen die Laſter noch Krieg führen, hilft kein Beten, noch ein anderer Gottesdienſt etwas. Denn Gott, der Gerechte und Allwiſſende, leidet kein Gebet von einem unfriedfertigen Herzen, weil er gerne Alle mit ſeiner Liebe unter einander verbinden will. Deßwegen hat er befohlen, vor dem Opfer allen Groll wegzulegen, und mit den Menſchen Frieden zu machen, und alſo in den göttlichen Frieden wieder einzukehren, wie man insgemein durch die Liebe gegen die Menſchen zur Liebe Gottes wiederkehren muß. Und weil er keine Zeit ohne Verſöhnlichkeit vorbeigehen laſſen will, ſo iſt ſein gnädiger Wille, daß ein Chriſt ſich alsbald mit dem Bruder verſöhne, indem ſonſt die Vergebung abgeſchlagen würde, wenn man nicht ſelbſt vergeben hätte."

Gott gefällt das Opfer nicht, wo der Eintracht holde Gaben
Nicht mit lauter Lieblichkeit deines Bruders Herze laben.
Willſt du gleich voll Andacht ſeyn, und mit Beten, Singen, Faſten,
Dein Gewiſſen machen ſtill, ei ſo kann es doch nicht raſten,
Wenn dein hartes Herz noch iſt eine ſolche Mörderhöhle;
Drum muß Haß und Neid und Streit ganz verlaſſen deine Seele.

IV.

Von ihrer Demuth gegen einander.

Neben den angeführten Mitteln, die Liebe und den Frieden unter den Brüdern zu erhalten, war wohl die wahre Demuth und ein ſtiller Wandel eines der bewährteſten. Der wahre Grund dazu war, die Gleichheit der Chriſten unter einander, da nach dem Willen Gottes Einer den Andern nicht nur für gleich, ſondern auch für höher als ſich ſelbſt halten ſollte, wenn er rechtſchaffen war. Dieſes Bekenntniß legten ſie allenthalben ungeſcheut ab, und zeigten, daß deßhalb kein Unterſchied unter Allen ſey. Es gebe auch keine andere Urſache, warum ſie einander Brüder nennen, als weil ſie ſich unter einander für gleich halten. Indem ſie aber alle menſchliche Dinge nicht nach dem Leib, ſondern nach dem Geiſt ſchätzten, ſo hielten ſie auch ihre Knechte für Brüder im Dienſte Gottes. „Wir werden Alle, ſprachen ſie, durch die Gnade des göttlichen Bundes einander gleich gemacht, damit kein Unterſchied unter denen ſeyn könne, welche die andere Geburt gezeugt hat.“ — Ja, man hielt es für die größte Thorheit, diejenigen in irdiſchen Dingen noch für ungleich zu halten, welche von Gott verbunden, und in wichtigen Dingen gleich gemacht worden waren. Es war in den Augen der Gerechten eine große Unbilligkeit, wenn in der Gemeinde keine Gleichheit gehalten wurde, ſo daß der Reiche ſich vor dem Armen etwas herausnahm. „Es ſey ferne, ſagt Auguſtin, daß in deiner Hütte, o Gott, die Perſon des Reichen vor dem Armen angenommen werde, oder die Edeln vor den Unedeln, da du vielmehr das Schwache dieſer Welt erwählet haſt, damit du das Starke zu Schanden macheſt u. ſ. w.“ — So hatte ſchon der Apoſtel Jacobus die Chriſten unterrichtet, und ſo erwieſen ſie auch dieſe Lehre mit der That, wenn ihr Glaube keine Perſon anſah, Kap. 2, 1—13. Dieſer hatte ſeinen Urſprung von Oben, und durch denſelben waren auch die wahren Kinder Gottes mit einander gezeugt, deßwegen waren ſie Alle gleich edel, wie ſie zum Ebenbilde Gottes erſchaffen und wieder erneuert worden waren.

Für dieſe Gleichheit wußten nun die erſten Chriſten keinen bequemeren Ausdruck, als daß ſie einander nach dem Beiſpiel der Apoſtel *Brüder* und *Schweſtern* nannten. „Wenn, ſagten ſie, die hohen Apoſtel ſich nicht geſchämt haben, die Andern ihre Brüder, ihre Kinder, ihre Lieben zu nennen, warum ſollten wir uns denn ſchämen? Ja, der Herr ſelbſt ſchämt ſich nicht, uns ſeine Brüder zu heißen. Sehet, was für eine Ehre er uns anthut? Er nennt unſere Knechte ſeine Brüder, Freunde und Miterben. Darum verachte deinen Bruder nicht, und halte auch den Fremdling für deinen Bruder. Wir Alle ſind in Chriſto mit einander verwandt, wir Alle ſind Brüder zuſammen. Denn haben wir Alle Einen Vater, ſo ſind wir Alle nach gleichem Recht auch Kinder. Bei Gott iſt Niemand arm, als wer keine Gerechtigkeit hat, Niemand iſt reich, als wer voll Früchte der

Gerechtigkeit iſt. Niemand iſt vortrefflich, als wer fromm und unſchuldig iſt.“ — Man hielt es alſo für nöthig, die Reichen und Edeln dieſer Welt ſtets zu erinnern, daß ſie, wenn ſie Chriſten ſeyn wollten, ſich ja nicht über die Armen erheben. Denn ſie Alle ſagen zu Gott: Unſer Vater! Dieſes aber können ſie nicht mit Wahrheit thun, wenn ſie einander nicht für Brüder erkennen. Wenn aber Einer aus Hochmuth ſeines Herzens ſagen wolle: Dieſer iſt ein Schuſter, jener ein Färber, ein anderer ein Schmid; der ſolle bedenken, daß er auch ein Glaubiger und Bruder ſey. Wolle ſich Jemand für groß halten, ſo müſſe er wiſſen, daß ſein Bruder eben auch ſo groß ſey, ob er gleich leiblich arm ſey. Gott ſehe weder Reichthum noch Armuth an, und zudem ſchweben die Reichen in größerer Gefahr und Verantwortung. — Beſonders aber arbeitete man dem Eigenlobe oder der falſchen Einbildung entgegen, wodurch dem Nächſten ſeine Gaben ſo viel möglich geraubt werden. „Du und dein Bruder, ſprach deßwegen jener Weiſe, ſind zwei Bilder. Wenn du nun dich ſelbſt unterſuchſt und beſtrafſt, ſo wird dir dein Bruder ganz löblich vorkommen; wenn du dir aber ſelbſt lobenswürdig ſcheinſt, ſo wird dein Bruder böſe in deinen Augen werden.“ Eine ſolche Geſinnung nach dem Vorbild des demüthigen Jeſu leuchtet aus allem Thun und Laſſen der erſten Jünger und ihrer wahren Nachfolger hervor. Im Anfang der evangeliſchen Lehre waren die Glaubigen von der Liebe zu derſelben ſo eingenommen, daß ſie dabei alle weltliche Hoheit, allen Vorzug und andere irdiſchen Dinge vergaßen. Die Reichen wurden den Armen gleich, und theilten auch ihre Habe denſelben mit; die Armen aber blieben in ihrem niedrigen Stande, und wurden immer mehr von Herzen demüthig, wie Chriſtus befohlen hatte. Matth. 11, 29. Darum ſingt ein Dichter:

Nicht der Adel, nicht das Blut meiner Eltern kann mich adeln,
Chriſti Blut und ſein Geſchlecht ſoll mir auch kein Kaiſer tadeln.
Weißt Du nicht der Chriſten Stamm, davon ihre Blüthe grünt?
Es iſt Gottes Mund und Geiſt; dem das Lob der Engel dient,
Iſt ihr Urſprung und Geſchlecht. Wer in deſſen Dienſten ſtehet,
Iſt ein rechter Edelmann, weil der Herr ihn ſelbſt erhöhet;
Schlägt er aber aus der Art, daß er keine Tugend kennt,
So vergeht ſein Adelſtand, ob er Gott ſchon Vater nennt.
Unſre Marter iſt der Sieg, der uns Schild und Helm beileget,
Wenn der Leib das Wappenbild mit dem Blut beſprenget träget.
Seht, ſo ſteht ein tapfrer Chriſt niedrig, und doch hochgeſetzt,
Weil ihm weder Spott noch Schimpf ſeines Adels Ruhm verletzt!

Demohngeachtet aber waren ſolche Erinnerungen ſehr nöthig, weil es der menſchlichen Natur ganz zuwider iſt, daß ſie Alles vor Gott gleich macht. Wer alſo nicht recht auf ſeiner Hut war, der konnte leicht durch ſeine natürliche Hoffart zu Fall gebracht werden. Darum ſagten ſie: „Unſere Religion kann kein Anſehen der Perſon annehmen, ſie ſiehet auch nicht auf die Stände der Menſchen, ſondern auf die Herzen eines Jeden. Knecht und Edelmann wird da nach ſeinem Leben und Wandel geſchätzt. Es ſchmeichelt ſich Einer umſonſt wegen ſeines adeligen Geſchlechts, weil Alle vor dem Herrn gleich theuer und werth ſind, die durch Ein Blut Chriſti erlöſet ſind. Es liegt auch nicht daran, in was für einem Stand Jemand geboren ſey, weil wir Alle in Chriſto zugleich neu geboren werden. Daher wäre nichts ſchrecklicher, als wenn wir unſere armen Brüder mit hochmüthigen Augen verſchmähen, und diejenigen, die uns ähnlich ſind, mit unerträglichem Hochmuth verwerfen, ja unſerer Liebe für unwürdig halten wollten, weil ſie arm ſind. Wir ſind eines reichen Mannes Söhne, und werden doch für ungleich gehalten. Einige werden mit dem Ueberfluß der ganzen väterlichen Erbſchaft überfüllt; ein Anderer aber beweint das allzu geringe und armſelige Erbtheil, das er von der reichen, väterlichen Verlaſſenſchaft bekommen hat. Hat wohl die Natur dieſes nach dem Verhalten der Kinder ausgetheilt? O, dieſes lehre vielmehr euch Alle, daß ihr nach dem Titel unter denen keinen Unterſchied machen ſollet, welche nach dem Titel der Brüderſchaft einander gleich ſind! — Auch redeten ſie einander der Armen wegen bisweilen alſo an: „Der Arme iſt dein Bruder, ihr habt einerlei Eltern gehabt, Adam und Eva; ach ſiehe nicht auf dein ſchwülſtiges Herz! Der Himmel, als das gemeine Dach der Welt, bedecket dich und den Armen zugleich; warum verachteſt du deinen Bruder? Ihr Beide ſeyd nackt im Mutterleibe geweſen, und wenn ihr aus dieſem Leben gehen werdet, und dieſes Fleiſch verweſet ſeyn wird, ſo wird das Gebein des Reichen von dem Armen nicht unterſchieden werden können. Selbſt die Natur kennt keine reiche Leute, ſondern bringt ſie alle arm hervor. Sie ſchaffet ſie alle zugleich, ſie ſchließt aber auch alle wieder in den Schooß des Grabes ein.“ — Wer unter den Chriſten dieſes nicht eingeſehen hätte, der wäre von den Heiden beſchämt worden; welche dieß Alles wohl erkannten. Daher ſagte jener Bramine zu Alexander dem Großen: „Wir verächtliche Menſchen haben Alles mit dir gleich, Luft, Erde, Waſſer u. ſ. f., und zwar ohne Krieg und Streit.“ Und ein Anderer: „Es iſt grauſam gehandelt, diejenigen zum Gehorſam zwingen zu wollen, welche die Natur zu unſern Brüdern gemacht hat, und die von Einem Gott und Vater Ein Erbe zu gewarten haben.“

Demnach waren Herren und Knechte, Frauen und Mägde einander gleich in allen Rechten und Pflichten, welche Gott und die Seele betrafen. Und wie Paulus ſich nicht ſchämte, Oneſimus, den Sklaven des Philemon, ſeinen lieben Bruder zu nennen, ſo ſchämte ſich Keiner des Andern. Da hieß es: „Warum wollen wir im Reiche Gottes noch Herren und Knechte haben? Sie Alle haben ja Einen Schöpfer, Ein Wort, Einen Mittler? Willſt du nun deinen Mitknecht für deinen Knecht halten? Wenn du ſelbſt frei biſt, ſo wirſt du deſto herrlicher ſeyn.“ — Dennoch aber ſuchte man Beide an ihre Schuldigkeit zu erinnern. Den Knechten z. B. ſchreibt Gregor von Nazianz: „Was ſeyd ihr für Knechte? Nicht Gottes? Darum höret nicht auf eure Herren zu lieben; denn das Leben beweiſet erſt recht, wer ein Knecht oder ein Freier iſt. Hat doch unſer Erlöſer Chriſtus ſelbſt auch gedient. Es iſt keine Schande, wenn man für unedel gehalten oder geſcholten wird; aber das iſt eine Schande, wenn man böſe iſt.“ Und Chryſoſtomus: „Wenn ihr dieſer Ehre gewürdigt ſeyd, daß ihr eure Herren zu Brüder bekommen habt, ſo ſollt ihr ihnen ebendeßwegen deſto mehr nachgeben.“ — Ebenſo ließ man es bei den Herren, die hart und ſtreng gegen ihre Untergebene waren, nicht an den nöthigen Erinnerungen fehlen. „Du forderſt von deinem Knecht deine Dienſte, ſagt Cyprian, und ob du gleich auch ein Menſch biſt, treibſt und zwingſt du ihn, dir zu gehorchen, da wir doch Einerlei Geburt haben, Einerlei Natur unſerer Leiber, Eine gemeinſame Art der Seelen.“ — Als aber das Chriſtenthum an äußerlicher Macht zunahm, und an der innerlichen Kraft der Verläugnung, Demuth und Sanftmuth verſchwinden wollte, da waren die Erinnerungen redlicher Lehrer an ihrer Stelle, wie dort Ambroſius zum Kaiſer Theodoſius ſagte: Du regiereſt über die, welche gleicher Natur mit dir und deine Mitknechte ſind. Denn wir haben Alle Einen König und Herrn.“ Deßgleichen: „Es iſt ſehr zu beklagen, daß ein Herr, der ein Chriſt ſeyn will, ſeines chriſtlichen Knechts nicht ſchont, und nicht bedenkt, daß, ob er gleich ſeinem Stande nach ein Knecht iſt, er dennoch der Gnade nach ſein Bruder ſey.“ Von dieſer edlen Geſinnung zeugt auch die Ermahnung des Kaiſers Baſilius an ſeinen Sohn: „Wenn du gleich zum Herrn über Andere geſetzt biſt, ſo biſt du doch ſelbſt noch ein Knecht. Denn wir haben Alle mit einander Gott zu unſerem Herrn. Er iſt der Urheber und Erhalter der ganzen Welt, und wir ſind Leim und Koth, obgleich ein Staub über den andern ſich erheben will.“ — Beiden Ständen endlich galt die Erinnerung: „Der Herr ſoll den Knecht lieb haben, und ob er gleich beſſer ſcheint als jener, ſo ſoll er doch bedenken, daß eine Gleichheit unter ihnen ſey, wenigſtens inſofern ſie Menſchen ſind. Wer aber einen chriſtlichen Herrn hat, der ſoll ihn, der Herrſchaft unbeſchadet, lieben, als ſeinen Herrn und Glaubensgenoſſen, ja als ſeinen Vater. Deßgleichen ein Herr, der einen chriſtlichen Diener hat, ſoll, des Dienſtes unbeſchadet, dennoch ihn lieben, als ſeinen Sohn und als ſeinen Bruder, wegen der Gemeinſchaft des Glaubens.“

Die Alten ließen es aber auch in Worten und Werken nicht an der Demuth fehlen. Da ihr Herz immer niedriger und demüthiger wurde, ſo giengen Mund und Hand und alle andere Kräfte des Leibes und der Seele davon über. Sie nannten ſich unter einander nicht nur Mitknechte, ſondern bewieſen ſich auch als ſolche. Sie ſuchten nichts in ſich ſelbſt, weßwegen ſie ſich hätten aufblähen oder höher achten ſollen als Andere. „Wer Liebe hat, ſagten ſie, der verſchmähet keinen Menſchen, weder groß noch klein, weder bekannt noch unbekannt, weder arm noch reich, ſondern verträget Alles und duldet Alles. Wer Liebe hat, überhebet ſich über Keinen, wird nicht aufgeblaſen, läſtert Niemand, ſondern ſtrafet die Verleumder, er beneidet Niemand, er eifert gegen Keinen, wird nicht ſtolz über des Andern Fall.“ — Sie ſahen ferner bei aller Uebung im Guten auf das Verderben ihres eigenen Herzens und hielten ſich für die Geringſten und Elendeſten. Daher ſuchten ſie keine Ehre von Menſchen, ſondern nur den Herrn vor Augen zu haben, und ihm allein zu gefallen in Demuth und Sanftmuth des Herzens. Am meiſten aber zeigte ſich ihre Demuth bei den geiſtlichen Gaben ſowohl gegen den Geber ſelbſt, als gegen die Andern, welche weniger hatten als ſie. Wie gerne opferten die wahren Kinder Alles ihrem Vater wieder auf, und ſchrieben es ſeiner Weisheit und Güte, Kraft und Wahrheit zu! Und wozu anders trieb Paulus die Glaubigen an, wenn er auf die mancherlei Gaben hinweist, — als dazu, daß ein Jeder ſie gebrauchen ſolle zum gemeinen Nutzen? Röm. 12, 4—8. 1 Kor. 4, 7. 7, 7. 12, 4. u. ſ. In dieſem Sinne ſchrieb auch Klemens von Rom: „Ein Jeder unterwerfe ſich ſeinem Nächſten nach der Ordnung und nach dem Stande, in welchen er durch die Gnade geſetzt iſt. Der Starke ſoll den Schwachen nicht verachten, der Schwache ſoll den Starken ehren. Ein Weiſer ſoll ſeine Weisheit nicht mit Worten, ſondern mit guten Werken beweiſen. Ein Demüthiger muß ſich nicht ſelbſt Zeugniß geben, ſondern den Andern von ſich zeugen laſſen. Wer am Leibe keuſch iſt, der ſoll ſich nicht aufblähen, weil er weiß, daß ein Anderer es ſey, der ihm die Gabe der Enthaltſamkeit darreicht.“ — Und abermals: „Es mag Einer auch noch ſo glaubig, keuſch, mächtig in der Erkenntniß, weiſe im Wort, gerecht in dem Urtheile ſeyn, je höher er iſt, deſto demüthiger ſoll er ſeyn, und ſuchen, was Allen Nutzen bringt, nicht was ihm bloß zuträglich iſt.“ — — Wenn endlich ein Bruder ſich irgendwo verfehlte, und alſo ſich unter die Andern erniedrigte, ſo erhoben ſich dieſe nicht über ihn, ſondern fürchteten ſich vielmehr, ſie möchten auch verſucht werden. Gal. 6, 1. In ſolchen Fällen hielten ſie es für das Beſte, daß ſie keinen Verdacht und keine ſchlimme Meinung von ihrem Nächſten bei ſich einwurzeln ließen. Sie wünſchten vielmehr das zu ſeyn, was ſie Andern anwünſchen mochten, mithin konnten ſie nicht ſo leicht Böſes von ihm denken. Und wie Paulus nach ſeiner Bekehrung ſo demüthig war, daß er ſich nicht für würdig hielt, ein Apoſtel zu heißen und ſich den vornehmſten Sünder nannte, ſo ſchrieb auch Ignaz, ein Mann voll heiligen Geiſtes und Glaubens von ſich: „er ſey der Geringſte unter allen Chriſten.“ Das mußte freilich die Heiden von der Kraft der chriſtlichen Lehre überzeugen, welche die Leute ſo beſcheiden und demüthig machte. Darum konnte Tertullian ihren Weiſen die Hoffart vorwerfen und ſagen: „Ein Chriſt iſt auch gegen einen Armen nicht hoffärtig.“ Und ein Anderer konnte bezeugen: „Es wird Keinem etwas aufgelegt, deſſen er ſich weigert. Man verwirft ihn auch deßwegen nicht, weil er ſich für zu ſchwach hält, den Andern es gleich zu thun. Denn ſie wiſſen Alle wohl, wie ſehr die Liebe Allen anbefohlen ſey.“ — Wollte ſich aber auch bei Dieſem oder Jenem Hochmuth und Verachtung des Nächſten zeigen, ſo waren ſie geſchäftig, ihn durch gründliche Vorſtellung davon abzubringen. Da hieß es: „Wir ſind Alle in Chriſto Eins, wir mögen arm oder reich ſeyn. Derjenige, welcher heiliger iſt, ſoll ſich ſelbſt nichts zueignen, ſondern es gebührt ihm noch demüthiger zu ſeyn. Wer ſich ſtark zu ſeyn dünkt, ſoll deſto mehr Mitleiden mit den Schwachen haben, als daß er ſie verabſcheuen möchte. Er ſoll mit den Elenden leiden, damit er erfahre, wie wir Alle Ein Leib ſind, und ein Glied mit dem andern verbunden iſt, weil keines ohne das andere ſeyn kann, und das eine nothwendig mitempfinden muß, wenn das andere Schmerzen hat.“ — Kein wahrer Bruder durfte alſo dem Schwachen auf den Hals treten, oder über ihn hingehen, wenn er gefallen war, ſondern ſollte ihm die Hand reichen in rechter Bruderliebe. Ein ſolches brüderliche Mitleiden aber half ſehr viel, und vereinigte die redlichgeſinnten Herzen der Brüder immer mehr mit der unendlichen Erbarmung ihres Vaters im Himmel. Sie naheten ſich deſto mehr zu Gott, je tiefer ſie ſich unter ſich ſelbſt und den Nächſten durch Mitleiden herablieſſen. Denn Chriſtus hatte ihnen bezeugt, wer ſich nicht erniedrigte wie ein Kind, und mit den verworfenen und verachteten Brüdern Mitleiden haben wolle, der werde einſt an jenem Tage nicht zu ſeiner Rechten ſtehen. Daher kam ihr Ernſt und Eifer, wodurch ſie ihrem Vater wie ihren Brüdern in wahrer Niedrigkeit des Herzens dienten und zu einander ſagten: „Der Herr hat uns gemacht, und nicht wir ſelbſt, er iſt ebenderſelbe in Geringen, der er iſt in den Großen.

In dieſer Hinſicht hielten ſie mäßiglich von ſich ſelbſt, und viel von Andern, deren Gaben ſie vor ſich ſahen. Ihr Herr und Meiſter war ihnen mit ſeinem Beiſpiel vorangegangen, und hatte es auch an Ermahnungen nicht fehlen laſſen. Er ſagte ihnen nicht nur, daß ſie alle Brüder ſeyen, Matth. 23, 8., ſondern ſetzte ausdrücklich hinzu: „Der Größte unter euch ſoll wie euer Diener ſeyn; denn wer ſich ſelbſt erhöhet, der wird erniedriget, und wer ſich ſelbſt erniedriget, der wird erhöhet werden.“ 11. 12. Mithin wollte Keiner klüger, beſſer und höher ſeyn als der Andere. Keiner ſuchte den Andern zu unterdrücken und zu verkleinern, ſondern ſie dachten daran, daß Alle einerlei Urſprung, Rechte und Wohlthaten haben. Wie herrlich klang es demnach, wenn ein rechtſchaffener Lehrer vor dem Allwiſſenden ſeinen Zuhörern folgendes Zeugniß geben konnte: „Ihr Alle waret niedrig geſinnt, ihr rühmtet euch in keinem Dinge ſelbſt, und waret viel lieber Andern unterthan, als daß ihr euch Andere unterworfen hättet.“ Oder wenn ein Anderer ſchrieb: „Die vornehmſte Tugend der Chriſten iſt, daß ſie bei ihrer Verläugnung nicht ſtolz werden. Einer ſtrebet mit dem Andern nach der Demuth; wer der Letzte iſt, den hält man für den Erſten.“ Deßgleichen, wenn Andere von ihren Gemeinden verſicherten: „Die Zucht derſelben ſey ſo unverrückt unter ihnen geblieben, daß kein Bruder dem Andern ſich habe vorſetzen wollen.“

— So ſehr aber die Alten auf die Demuth hielten, ſo konnten ſie doch das demüthige Bezeugen von Andern gegen ſich nicht ertragen, ſondern ſtritten gleichſam unter einander in Liebe und Freundlichkeit, wer demüthiger gegen den Andern ſeyn könne. Aus dieſem Grunde ſchrieb einſt ein redlicher Chriſt an einen andern, der ihm allzu ehrerbietig begegnet war: „Hüte dich hinfort, daß du dich einen Diener deines Bruders und Mitknechts nenneſt, der niedriger iſt als du, da du ein Knecht Chriſti und ſein Freigelaſſener biſt. Denn es iſt vielmehr eine Sünde der Schmeichelei, als ein Beweis der Demuth. Die Liebe aus reinem Herzen und unverfälſchtem Glauben iſt genug, was drüber iſt, das iſt vom Uebel.“ Das hieß wohl recht: „Ein Jeglicher ſoll geſinnt ſeyn, wie Jeſus Chriſtus auch war, und dem Andern mit Ehrerbietung zuvorkommen. Phil. 2, 5. 1 Petr. 5, 5. Joh. 13, 15. 16.“ Und ſo behielten ſie nicht allein äußerlich Frieden mit den Andern, ſondern auch innerlich Ruhe mit ſich ſelbſt. Uebrigens waren ſie dabei nichts weniger als leichtglaubig und hielten Niemand, der ſich der Demuth rühmen wollte, für demüthig, wenn er es nicht mit der That bewies. So überzeugte einſt ein weiſer Lehrer einen unbeſonnenen Schüler, daß er gegen Gott und Menſchen noch nicht demüthig genug ſey. Denn als dieſer ſich mit Geberden und Worten ſehr demüthig anſtellte, und da er aufgefordert wurde, mit den Andern zu beten, ſich damit entſchuldigte, daß er ſo mit Sünden beladen ſey, daß er nicht einmal der Luft werth ſey, ließ ihn der Alte gehen, bis er es für gut hielt, ihn zu erinnern, daß er arbeiten, und nicht müßig gehen ſolle. Dieß machte ihn ſo mißmuthig, daß er ſich äußerlich ſehr ungeberdig ſtellte und damit ſeines Herzens Hochmuth hinlänglich verrieth, weil er nicht die geringſte Erinnerung von ſeinem Bruder ertragen konnte. — So ſchlimm nun ſolche Herzen daran waren, die noch dazu ihren Greuel verbergen wollten, ſo ſelig war dagegen der Zuſtand derer, die anfiengen, den Abgrund ihrer natürlichen Hoffart recht gründlich einzuſehen. Dieſe Erkenntniß ließ ihnen keine Raſt, bis ſie nach und nach ihrer Unruhe los wurden, und durch wahre ernſtliche Uebung in der Demuth immer weiter kamen.

Aus dieſem Allem läßt ſich ſchließen, wie demüthig und beſcheiden ſich die erſten Chriſten im Aeußern aufgeführt haben, nachdem der Grund ihres Herzens einmal gereinigt, und alſo Gott gefällig war. Sie waren der Welt und ihrem Ehrgeiz abgeſtorben, und ſuchten nicht, wie vor ihrer Bekehrung, nur Ruhm und Lob unter den

Menſchen zu erlangen. Deßwegen konnten ſie vor ihren Feinden frei bekennen: „Wir haben nicht nöthig, Parteien zu machen, weil bei uns alle Begierde nach Ehre und hoher Würde erloſchen iſt. Auch geht uns nichts weniger an, als Regierungsangelegenheiten. Ein Chriſt begehrt nicht einmal das geringſte Amt. Die Chriſten aber erweiſen ſich keinen Nutzen damit, wenn ſie ſich der öffentlichen Aemter im bürgerlichen Leben entziehen; allein ſie thun es deßwegen, damit ſie, zur Wohlfahrt der Menſchen, der Gemeinde heiligere Dienſte erweiſen mögen.“ Und abermals: „Der Herr ſelbſt iſt in Niedrigkeit herumgegangen, hat keine eigene Wohnung gehabt, kein prächtiges Kleid, kein ſchönes Angeſicht. Er hat keine Macht über die Seinigen gebraucht, ſondern ihnen die verächtlichſten Dienſte erwieſen. Er hat ſich ſelbſt der Herrſchaft entzogen, obgleich er dieſelbe als der Sohn Gottes hätte gebrauchen können.“ Und wirklich bezeugte auch der fromme Tatian den Heiden: „Ich begehre nicht zu regieren, ich mag kein General werden, ich verlange keine Kronen nach dem Kampf, ich bin frei von dem unſinnigen Ehrgeiz. Bin ich ein Knecht, ſo ertrage ich die Knechtſchaft mit Geduld, bin ich frei, ſo rühme ich mich der Freiheit nicht.“ Wo alſo die Predigt des Evangeliums Eingang fand, da wurde ſie alsbald ſo kräftig, daß ſie die Herzen erniedrigte, und keinen Vorzug, keinen Hochmuth oder Eigenſinn leiden wollte. Darum ſingt der Dichter:

So bald die Großen dieſer Welt
Den Hals vor Gott in Demuth wollten beugen,
Da mußt', was Hoffart theuer hält,
Dem Kreuz und ſeinen Kräften weichen.
Ja, ſelbſt des Scepters Macht
Ward nicht in deſſen Reich geacht.
Es ward der Purpur mit dem ſchlechtſten Tuch verbunden,
Wenn bei den Fürſten oft die ärmſten Bettler ſtunden,
So die Geſellſchaft doch noch liebten ohne Scheu.
Sagt, ob mit Chriſto nicht die Demuth kommen ſei?

In der evangeliſchen Lehre von der Selbſtverläugnung lag ſo viel Kraft und Nachdruck, daß Jeder, der ſie annahm, ſich ſelbſt täglich abzuſterben und ſeinem Heiland durch Schmach, Spott und Verfolgung nachzuwandeln ſuchte. Da hieß es: „Menſch, lerne gehorchen, lerne unterthan ſeyn, du arme Erde und Aſche, lerne Andern folgen. Schäme dich, du hoffärtiger Staub! Dein Herr demüthigte ſich, und du willſt dich ſelbſt erhöhen, und über Andere herrſchen. Denke, ſo oft du über Andere ſeyn willſt, ſo oft willſt du deinem Gott vorgehen, und alsdann biſt du nicht göttlich geſinnt.

Sey vergnügt mit dem Geringen,
Menſch, und ſcheue hohen Tand;
Laß dich nicht zu großen Dingen
Führen, bau nicht auf den Sand.
Niemand darf Verachtung ſcheuen,
Sie iſt nur der Hoffart Feind.
Soll die Demuth nicht gedeihen? —
Daß man nichts zu ſpät beweint,
Ei, ſo mach dich ſelbſt nicht groß,
Und von Chriſti Schmach nicht los!

V.

Von ihrem Mitleiden und ihrer gegenſeitigen Hülfe in leiblichen Anliegen.

Gleichwie die bisher genannten Pflichten mit dem Band der Vollkommenheit nothwendig verknüpft ſeyn müſſen, ſo kann daſſelbe noch weniger ohne wirkliche Erweiſung der Liebe durch thätige Hülfe beſtehen. Denn obgleich die Zuneigung der Herzen gegen einander das Vornehmſte dabei iſt, ſo waren doch auch gewiſſe Kennzeichen nöthig, wodurch die wahren Brüder von den falſchen unterſchieden werden konnten. Da nun die wirkliche thätige Hülfe die rechte Frucht der Liebe zu ſeyn pflegt, ſo erklärte ſie Paulus für die Probe, woraus man erkennen könne, ob die Liebe rechter Art ſey. 2 Kor. 8, 1—8. Er verlangte, die Chriſten ſollen öffentlich vor den Gemeinden, Beweiſe von ihrer Liebe geben. Gleichwie er auch ſonſt die herrlichen Früchte der wahren Liebe ſehr ſchön beſchrieb, 1. Kor. 13, 4. u. f. Röm. 13, 8. Zudem hatten die Kinder des Höchſten das neue Gebot des Herrn vor ſich, daß ſie ſich unter einander lieben ſollen, nicht bloß mit Worten noch mit der Zunge, ſondern mit der That und mit der Wahrheit. Dieſe und ähnliche Ermahnungen drangen kräftig durch die Herzen derer, die glaubig worden waren, und erweckten den Geiſt derſelben, daß ſie nicht nur eine brünſtige Neigung zu einander hatten, und ein herzliches Verlangen, einander in Allem förderlich zu ſeyn, ſondern ſich auch wirklich beiſprangen, wo es noth war. Denn wie ſonſt im Chriſtenthum die That das Vornehmſte war, und Worte oder Verſtellung nichts galten, ſo fand auch in dieſem Fall nur wirkliche Liebe und Treue Statt. Und darin unterſchied ſich abermals die wahre Religion von der falſchen. Dieſe ſuchte in Meinungen, Wortkämpfen, Verſtellungen und anderen eiteln Dingen ſich einen Schein zu geben; jene aber machte durch ihre göttliche Kraft, womit ſie die Herzen bewegte, daß ein Menſch den andern lieb hatte, und wußte, daß Ein Gott ihrer Aller Vater war, und Alle von ihm gemeinſchaftliche Wohlthaten genoſſen. Wer dieſer wahren Religion folgte, der wußte, daß er Niemand ſchaden, Keinen unterdrücken, vor dem Fremden nicht das Haus verſchließen, noch das Ohr vor dem Bittenden verſtopfen durfte, ſondern gegen Jedermann freigebig, gutthätig und barmherzig ſeyn ſollte. Denn, wenn ſchon der heidniſche Kaiſer Titus die Zeit für verloren hielt, darin er Niemand Gutes gethan hatte, was ſollte ein erleuchteter Chriſt thun, der ſeines Vaters Willen erkannt und lieb gewonnen hatte? Er ſchätzte das erſt für ein rechtes Leben, wenn er Alle als ſeine Brüder lieben konnte, wenn er Keinen beleidigte, ſondern Jedermann zu Dienſten ſtand, die Knechtsgeſtalt mit ſeinem Herrn annahm, den Nackten kleidete, den Hungrigen ſpeiſete, die Kranken beſuchte, mit den Traurigen Mitleiden hatte, die Todten begrub ꝛc.

Dieß war eine von den Abſichten der genauen Verbindung der Glaubigen unter einander, daß ſie einander niemals verließen, ſondern allezeit treulich beiſammen waren. So hatte es der Herr verordnet, daß, wie es im gemeinen Leben nichts Köſtlicheres gibt, als einen treuen Freund, alſo auch in der chriſtlichen Geſellſchaft ein Jeder die Früchte der evangeliſchen Lehre reichlich genießen ſollte. Daher ließ Er keinem Chriſten zu, nur auf ſich zu ſehen, und ſich allein zu rathen, vielmehr ſollte er auch Andern rathen und helfen, und ſeinen Bruder, den er in guten Tagen geliebt hatte, zur Zeit der Noth nicht verlaſſen. — Es war wohl der Natur nach nicht verboten, ſondern gut, daß Einer ſich ſelbſt verſorgte; aber nach der Gnade war es viel herrlicher und ſeliger, daß man Andern gerne behülflich war. Das Letztere hatte auch größere Verheißungen, weil in jenem die Eigenliebe ſich äußern konnte, in dieſem aber die Verläugnung zu Grunde liegen mußte, wenn es recht zugehen ſollte. War es Einem nicht möglich, mit zeitlichen Gütern dem Bruder beizuſpringen, ſo gab es andere Mittel und Gelegenheiten, wodurch er eine Probe ſeiner Liebe ablegen konnte. Wer z. B. weder Geld noch Gut hatte, und doch an Gaben des Gemüths reich war, der konnte dieſe ebenfalls zum Nutzen des Nächſten anwenden, und hatte ſomit erwieſen, daß ſeine Liebe rechter Art war. Ein Anderer konnte dem Nächſten auf andere Weiſe beiſpringen; bei Allen aber mußte ſich ein allgemeines Verlangen finden, den Brüdern in Allem Gutes zu thun, weil Alle aus Gott geboren waren. — Wenn nun die Alten einander zu dieſer herzlichen, thätigen Liebe gegen die Armen ermuntern wollten, ſo war der Brudername bei allen ihren Ermahnungen zu ſehen. So ſagte Einer öffentlich in der Verſammlung: „Die elendeſten Bettler, Ausſätzigen, Kranken, Gefangenen ſeyen ihre Brüder in Anſehung Gottes, weil ſie ebendenſelben Chriſtum angezogen an dem innern Menſchen und Einen Geiſt zum Pfand der Seligkeit im Glauben erhalten haben.“ Ein Anderer ſprach: „Gib deinem Bruder etwas, gib deinem Nächſten etwas, theile deinem Mitgefährten etwas mit. Dieſes Leben iſt ein Weg, ihr wandelt fort auf demſelben zu gleicher Zeit.“ Man pflegte zwar auch die Unglaubigen der Natur nach als Brüder anzuſehen, und ihnen deßwegen nach Möglichkeit beizuſpringen; aber dieſes geſchah nach der allgemeinen Liebe, über welche die beſondere, brüderliche Liebe weit hinausging. Darum ſagte der Apoſtel: laſſet uns Gutes thun an Jedermann, allermeiſt aber an den Glaubensgenoſſen. Gal. 6, 10. Ihm folgten die übrigen Lehrer nach und ſagten: „Einer müſſe des Andern Hand, des Andern Auge und gleichſam ſein Stab ſeyn, daran er ſich halten könne. Wer ſage, ein Chriſt könne dem Andern nicht Nutzen ſchaffen, der ſchmähe Gott ſelbſt, und mache ihn zum Lügner. Denn es ſey viel leichter, daß die Sonne nicht ſcheine, als daß die Chriſten nicht leuchten ſollen. Es ſey nicht genug, daß ein Chriſt nur Liebe in ſich habe, ſondern er müſſe vor Eifer, den Nächſten zu verſorgen, gleichſam brennen. Wer im Herzen zwar lieben wolle, aber keine hülfreiche Hand leiſte, der betrüge ſich ſelbſt. Denn ſchon Johannes habe geſagt: „Wenn Jemand dieſer Welt Güter hat, und ſiehet ſeinen Bruder darben, und ſchließt ſein Herz vor ihm zu, wie bleibet die Liebe Gottes bei ihm?“ 1 Joh. 3, 17. Ueberdieß ſahen jene Chriſten auch noch darauf, daß Chriſtus ſelbſt bezeugte: die Armen ſeyen ſeine Brüder, und was ihnen geſchehe, das werde er am Tage ſeines Gerichtes anſehen, als ſeye es ihm ſelbſt geſchehen, Matth. 25, 40. 45. Dieſen Grund hielten ſie für ſo wichtig, daß ſie ihn immer neben den früheren anführten, ja noch viel höher ſchätzten. So ſagte z. B. Cyprian: „Wer in der Gemeinde ſich nicht durch die Betrachtung ſeines Bruders bewegen laſſen will, der laſſe ſich doch durch die Betrachtung des Herrn Jeſu ſelbſt erweichen. Und wer nicht an ſeinen Mitknecht in ſeiner Armuth und Mühſeligkeit denkt, der beherzige doch, daß er den Herrn ſelbſt in ſeinem Bruder verlaſſe und verachte.“ Und abermals: „Wir müſſen Chriſtum ſelbſt in unſern gefangenen Brüdern anſehen, und aus dem Gefängniß befreien.“ Andere bezeugten: „Derjenige wird Chriſti theilhaftig, welcher den Traurigen tröſtet, die Nackten kleidet, die Hungrigen erquicket. Denn in dieſen iſt oft Chriſtus ſelbſt. Die Reichen ſollten billig Chriſtum ſelbſt unter ihre Söhne rechnen, und zwar als einen Bruder, den ſie im Himmel haben und dem ſie Alles ſchuldig ſind, daß ſie es mit ihm theilen müſſen. Wer ſein Leben für den Bruder läſſet, der läſſet es für Chriſtum ſelbſt, wer ſeinen Bruder ſpeiſet, der ſpeiſet Chriſtum. Darum gib dem, der etwas Gutes von dir wünſcht, es iſt Chriſtus ſelbſt. Er ſelbſt bittet das von dir, was er dir gegeben hat. Schäme dich, wenn du ihm nicht gerne gibſt, da er, als er reich war, für dich arm geworden iſt, und du immer Arme bei dir haſt, denen du mittheilen kannſt. Was du alſo deinem Bruder thun wirſt, das wird deinen Herrn ſelbſt betreffen, und er wird es dir vergelten, wie wenn er ſelbſt die größte Wohlthat von dir empfangen hätte.“ —

Der erſte Grad der gegenſeitigen Hülfe unter den Chriſten war das herzliche und ungeheuchelte Mitleiden bei dem Elend der Brüder; daher ſagt Paulus: wenn ein Glied leidet, ſo leiden alle andere mit demſelben. Freuet euch mit den Fröhlichen, und weinet mit den Weinenden. Röm. 12, 15. 1 Kor. 12, 26. Denn wer mit allen Brüdern gleichgeſinnt war, der konnte, wie Petrus ſagt, auch gegen alle mitleidig, brüderlich, barmherzig und freundlich ſeyn. 1 Petri 3, 8. — Darum dachten ſie gerne an die Gebundenen, als die im Geiſt Mitgebundenen, und derer, die Trübſal litten, als die auch noch im Leibe lebten. Ebr. 13, 3. Und dieß fand ſich nicht bloß bei ganzen Gemeinden, ſondern auch bei einzelnen Perſonen, wie

Hieronymus ſchreibt: „er leide große Schmerzen mit ſeinen und Chriſti Freunden, und bitte Gottes Barmherzigkeit für ſie, er ſey ſehr betrübt, wenn er ſeine Brüder ſo viel ausſtehen ſehe.“ — Den treuen und aufrichtigen Brüdern war es überhaupt eine große Freude, wenn ſie um Chriſti willen mit einander leiden ſollten, und dadurch nicht allein ihre Liebe zu Gott, ſondern auch ihre Vereinigung mit einander vor Freund und Feind darlegen konnten. Dieß galt bei ihnen für eine wahre Brüderſchaft, wenn ſie durch keinen Kampf getrennt wurden, und dieß wurde einer herrlichen Krone gleich gehalten, wenn die ſchwierigſten Fälle keinen Bruder bewegen konnten, die Andern zu verlaſſen. Die wahren Jünger Jeſu Chriſti freuten ſich, wenn ſie ſo viele andere Zeugen der Wahrheit und Mitgenoſſen der Trübſale um ſich ſahen, oder im Geiſt von Ferne erblickten. Darum rief jener Märtyrer aus: „O daß ich doch von meinem Bruder auch in den Martern nicht geſchieden würde, da ich dem Herzen nach ſo genau mit ihm verbunden bin!“ Ein Anderer ermahnte ſeine Mitſtreiter alſo: „O Brüder, ſtehet feſt und ſtreitet beſtändig! Ihr habt ſchöne Beiſpiele vor euch, unſere Geduld müſſe euch zur Krone der Herrlichkeit erbauen.“ Noch ein Anderer: „Meine Brüder, es erwarten euch die Kronen der Märtyrer, die Chöre der Bekenner ſind bereit, euch die Hand zu reichen, und euch in ihre Zahl aufzunehmen: Gedenket an die Heiligen!“

Dieſe Vereinigung im Leiden gieng wirklich nicht ohne kräftigen Troſt und Aufmunterung ab, da Einer den Andern mit Worten und Werken zu gleichem Kampf ſtärkte und erweckte, wie er ihnen etwa verordnet war. Denn dieß war wohl der vornehmſte Nutzen des Leidens, daß zunächſt die verborgene Kraft des Geiſtes dadurch erweckt und wirklich erwieſen, dann aber auch der Andere zum Nacheifern gereizt und zur Hoffnung der künftigen Herrlichkeit ermuntert wurde.“ Deßwegen ſchrieb Jener: „Wenn ein Märtyrer leidet, ſo leidet er nicht allein für ſich, ſondern auch für ſeine Mitbrüder. Für ſich leidet er zu ſeiner Belohnung, Andern zum Beiſpiel. Durch der Märtyrer Beiſpiel haben Viele den Glauben gelernt, und geſehen, wie man unter aller Schmach das ewige Leben ſuchen und den Tod verachten müſſe. Ebenſo ſieht man aus dem Zeugniß des Apoſtels Paulus, daß viele Brüder in dem Herrn aus ſeinen Banden Zuverſicht gewonnen haben, und deſto eifriger geworden ſind, das Wort zu reden ohne Scheu. Phil. 1, 14. Er ermunterte ſie daher auch zu ebendem Kampfe, den ſie an ihm geſehen und von ihm gehört hatten. V. 30. Auf gleiche Weiſe wies Polykarp ſeine Brüder auf die Beiſpiele des Ignaz, Rufinus und Anderer hin, und die alten Schriftſteller verſichern einſtimmig, daß Viele durch ihre große Geduld der Andern Schwachheit geſtärkt haben. — — Man ſieht daraus, welch großes Verlangen die wahren Chriſten nach der Gemeinſchaft der Leiden gehabt haben, ſo daß ſie wegen dieſer herzlichen Begierde oft fanden, wornach ſie ſich ſehnten, nämlich die Märtyrerkrone mit ihren Brüdern. Als Cyprian zum Tod verurtheilt war und ſeine Mitchriſten dieſes hörten, riefen ſie aus: „Wir wollen auch mit ihm enthauptet werden!“ Laurentius ſprach zu Xiſtus, welcher hingerichtet werden ſollte, ſo ſehnlich: „Wo willſt du hingehen ohne deinen Sohn, mein Vater?“ Dieſer antwortete ihm: „Warum verlangſt du meines Leidens theilhaftig zu werden? Ich überlaſſe dir die ganze Erbſchaft deſſelben,“— wie auch nachher geſchah. Als Einige zu Dyrrachium Aſtium, den Diener Chriſti, am Kreuz hangen ſahen, gaben ſie ſich gleichfalls als Chriſten an, und mußten deßwegen leiden. Als Einer dem Felix begegnete, der gerade zum Tode geführt wurde, bekannte er ſich auch für einen Chriſten, und ward alsbald mit ihm enthauptet. Eulampia ſah, daß ihr Bruder um Chriſti willen gemartert wurde, ſie ſprang daher mitten in den Kreis zu ihm, umfieng ihn, und leiſtete ihm Geſellſchaft, worauf Beide im Oel geſotten wurden. Andere wollten ihre Mitbrüder zur Standhaftigkeit ermahnen, machten es aber ſo offenbar, daß ſie ſich bei den Feinden verriethen, und die gleiche Marter leiden mußten. Eine Frau ſah einſt ihre Schweſter um Chriſti willen ſchlagen, und ſagte deßwegen zu dem Richter: „Warum thuſt du meiner Schweſter ſolche Ehre, mir aber Schmach an? Laß uns doch zugleich peitſchen, weil wir alle Beide Chriſtum bekennen.“ Ebenſo ſagten zwei andere Chriſten, als ſie ihren Bruder martern ſahen: „Warum verdammſt du dieſes Mannes Glauben, den wir doch mit ihm gemein haben, und peinigeſt ihn allein? Sein Glaube iſt auch unſer Glaube, wir haben einerlei Vorſatz mit ihm.“ — Ein gleiches Verlangen legte der Märtyrer Quirinus an den Tag, welcher vor ſeinem Tod alſo betete: „Herr Jeſu, laß mich nicht von dieſem Vorſatze abgewendet werden, ſondern nimm meinen Geiſt auf, und vereinige mich mit deinen Zeugen in der ewigen Ruhe!“ Und Euſebius: „Lob ſey dir, Herr Jeſu, daß du mich gewürdiget haſt, mich mit deinen Knechten zur ewigen Herrlichkeit zu bringen!“

Solche Geſinnungen zeigten die erſten Chriſten in Beziehung auf die Gemeinſchaft der Leiden um Chriſti willen; in andern Trübſalen aber bewieſen ſie wenigſtens ein herzliches Mitleiden. Cyprian ſchreibt daher: „Wer wollte nicht in ſolchen Fällen jammern, und den Schmerz der Brüder für ſeinen eigenen halten? Die Gefangenſchaft unſerer Brüder müſſen wir für die unſrige halten, und das Elend derer, die in Gefahr ſind, für das unſrige, weil wir zu Einem Leib vereinigt ſind.“ Andere ſetzten hinzu: „Es heißt nicht nach der Liebe wandeln, wenn man ſich von der Einigkeit der Brüder alsdann trennet. Denn das iſt ein rechter Chriſt, der ſich durch das Elend Aller bewegen läſſet, der keinen Armen unterdrücken läſſet, der mit den Traurigen trauert, den Schmerzen des Andern ſo ſehr fühlt, wie ſeinen eigenen, der durch das Weinen der Andern auch zum Weinen bewogen wird. Wer die wahre Liebe hat, der beſchuldigt die Andern nicht, wenn ſie fallen, ſpottet die nicht, die da ſtraucheln, ſondern hat Mitleiden und hilft ihnen, und übergehet den Bruder niemals in der Noth.“ Darum ermahnten ſie auch die Brüder: „Werdet nicht müde, Gutes zu thun, ſeyd nicht unter denen, zu welchen geſagt wird: wehe denen, welche die Geduld verloren haben! Es wird zu Allen und zu einem Jeden beſonders geſagt: Wir ſind Einer in Chriſto, wir ſind Ein Leib. — Vergeſſet ja nicht des Mitleidens, denn dieſes hat den Herrn vom Himmel herabgezogen! Leidet mit den Elenden, denn der Lohn davon wird groß ſeyn.“ — Damals wurde es nämlich am meiſten offenbar, ob Einer mitleidig und brüderlich geſinnt war. Denn wer in der Noth ſeinen Bruder verließ, deſſen Liebe war nur Heuchelei und Verſtellung. Wer aber in der Liebe einfältig war, der machte mit Paulo das Elend ſeiner Brüder zu ſeinem eigenen; denn dieſer litt mit Allen zugleich. 2 Kor. 11. Dieß war eben die rechte Liebe, wenn ſie ihren eigenen Nutzen hintanſetzte, und für denjenigen ſorgte, den ſie zu lieben vorgab. Und dieß war eines der ſtärkſten Bande, wodurch die Chriſten ſich mit einander verbinden konnten, wenn ſie in Freud und Leid Gemeinſchaft mit einander hatten. Weil ſie Ein Leib in der Einigkeit des Glaubens waren, ſo hatten ſie auch Einen Sinn in der Geduld. Sie waren Brüder und Mitknechte unter einander, ſo war denn auch die Hoffnung, Freude, Schmerzen, Leiden und Alles unter ihnen gemein, weil ſie Einen Geiſt von ihrem gemeinſchaftlichen Vater hatten, und alſo die Ihrigen nichts anders, als ſich ſelbſt anſehen durften. Wenigſtens war es unmöglich, daß ein Glied ſich über den Schmerz des andern freuen ſollte. Ja, vielmehr der ganze Leib hatte Mitleiden, und bemühete ſich, dem einen zu helfen. — Wenn aber die Noth hereinbrach, ſo war es hauptſächlich Zeit, dieſe Verbindung zu zeigen, da konnte man dieſe Pflicht beſonders erfüllen und hochſchätzen. „Sind wir nicht (hieß es unter ihnen) einander näher als alle Brüder und Verwandte? So müſſen wir nun auch ihre Leiden als unſere eigene anſehen. Was unſere Nächſten um der Liebe Jeſu willen Böſes leiden, das ſollen wir in wahrer Liebe mit ihnen leiden. Wenn wir unſers Bruders wegen leiden, ſo iſt es ein gewiſſes Zeichen, daß wir in dem Leibe der Gemeinde Chriſti ſind; haben wir aber keine Schmerzen mit ihm, ſo ſind wir ohne Zweifel ſchon von dieſem Leibe abgeſchnitten. Wenn die Liebe, welche alle Glieder ſammelt, hegt und lebendig macht, ſiehet, daß wir uns über den Fall Anderer freuen, ſo ſondert ſie uns von ihrem Leibe ab.“

Nun kann man ſich leicht denken, daß dieſes Mitleiden den bedrängten Chriſten ein großer Troſt geweſen ſey, und ihr betrübtes Herz in ſolchen Fällen nicht wenig erquickt habe. Denn die Gemeinſchaft der Leiden bringt den Betrübten großen Troſt. Der Brudertroſt iſt ein Theil der kräftigſten Arzneien im Elend, und wenn Einem mit guten Worten zugeſprochen wird, erleichtert es die müden Seelen nicht wenig. „Solch brüderlich Mitleiden gibt der kämpfenden Seele eine große Hülfe, und widerſtehet den Stürmen der Anfechtung wie eine Mauer, weil es aus wahrer chriſtlicher Liebe, und dieſe aus einem lebendigen Glauben herkommt, welcher den Satan und die Welt überwindet. Darum ſchreibt ein frommer Mann: „die Liebe Chriſti, ſeines Herrn, in welchem und durch welchen er mit allen Chriſten, als mit Gliedern Eines Leibes, verbunden ſey, habe es ihm nicht zugelaſſen zu ſchweigen in der Traurigkeit ſeines Bruders, und ihm ſein Mitleiden und ſeinen Troſt zu entziehen.“ Und dieſes Bekenntniß mag ihm wohl von Herzen gegangen ſeyn; denn ein Anderer bezeugt von ihm: er habe alle Niedergeſchlagenen aufgerichtet, und alle Bittenden getröſtet, er habe die Zagenden ermuntert, die Heftigen beſänftigt, und ſie bald mit Worten, bald mit Werken erbaut. Ebenſo leſen wir von Andern: „ſie ſeyen vortreffliche Tröſter geweſen, und haben einen Jeden mit ihrer großen Liebe erquickt, ſo daß ſie bereit geweſen ſeyen, für ihre Brüder zu ſterben. Es ſey Keiner traurig von ihnen weggegangen, der über Unrecht oder Unglück hätte ſeufzen müſſen; ſondern er ſey von ihnen erfreut und getröſtet worden.“ Auch ſchrieb ein römiſcher Biſchof an die bedrängte Gemeinde in Afrika: „Lieben Brüder, die Glieder leiden bei uns mit euch Allen, weil die ganze Gemeinde Ein Leib iſt. Euer Trauern iſt allezeit unſer Jammer geweſen, wir ſeufzen oft über euer Elend, wie uns die Liebe dazu treibt.“ Deßgleichen bat Einer ſeinen Freund, daß er ihm doch nicht alles Elend ſeiner Brüder erzählen möchte, weil ſein Schmerz dadurch nur vermehrt werde. Ja, er geſtand gern, daß ihm kein Troſt ins Herz gehen wolle, wenn er einen Bruder verderben ſehen müſſe. So weit alſo erſtreckte ſich die Hülfe der wahren Chriſten, im Fall ſie nicht wirklich Hand anlegen, und auf äußerliche Art beiſpringen konnten. Dadurch aber unterſchieden ſie ſich abermals von den Heuchlern und falſchen Brüdern, welche ſich bei der Noth ihres Nächſten entſchuldigen, ohngeachtet es ihnen nicht an Mitteln zu helfen fehlt. Aber was iſt das für eine Barmherzigkeit, wenn man einem Menſchen gerne das Leben gönnt, aber ihn doch in der Noth nicht erhält? Das iſt gewiß eine grauſame Liebe, welche mit den Elenden Mitleiden haben, und denen doch nicht helfen will, welche verderben wollen. — Die erſten Chriſten waren bereit, ihr Leben für die Brüder zu laſſen; ſie erkannten das Sterben für dieſelben, als ein Werk großer Liebe, wenn man nämlich wünſche, daß die Brüder gottſelig leben möchten, und deßwegen ſein Leben für ſie laſſe. — Dazu aber ſuchten ſie nach und nach zu gelangen, indem ſie damit anfingen, daß ſie von ihrem Ueberfluß den Dürftigen mittheilten und ſich dann weiter von Gott durch die Hoffnung des künftigen Lebens nähren ließen, worauf ſie endlich zu der Vollkommenheit gelangten, daß ſie ganz willig und bereit waren, für die Brüder ihr Leben hinzugeben. Und dieſes Alles geſchah nach dem Beiſpiel der überſchwänglichen Liebe Jeſu Chriſti, der für Alle nach dem Fleiſch geſtorben iſt, damit die Seinigen nicht ſich ſelbſt allein leben lernten. — Zwar findet man auch unter den Heiden Beiſpiele, daß Brüder für einander geſtorben ſeyen; allein dieß geſchah entweder aus Zwang oder aus eitler Ehre, obgleich nicht zu läugnen iſt, daß das Band der natürlichen Liebe und Freundſchaft auch den Tod verſchmähen kann. Unter den Chriſten dagegen war allgemein der Glaube ſo kräftig und die Liebe ſo ſtark wie der Tod, daß ſie keine Gefahr ſcheuten, und wenn gleich ihr Tod nicht allezeit erfolgte, ſo ſah doch der Herr ihre Herzen an, und nahm ſie als ein völliges Opfer an, indem ſie ſich ihm im Gehorſam aufgeopfert, und für ihre Brüder dargeſtellt hatten. — Bei Einigen kam es auch wirklich dahin, daß ſie mit und für ihre Brüder ſtarben, weil ſie ihnen entweder Troſt zugeſprochen, oder andere Hülfe geleiſtet hatten, und deßwegen von den Feinden ergriffen wurden. So ſoll Eutropia, nachdem ſie dreizehen Märtyrer im Gefängniß beſucht hatte, mit ihnen zugleich unter ſchrecklichen Martern hingerichtet worden ſeyn. Zur Zeit des Kaiſers Diocletian hatte Albanus einen Chriſten bei ſich zur Herberge, und da dieſer von den Feinden geſucht wurde, ließ er ſich lieber von denſelben zum Tode führen, als daß er jenen verrathen hätte. Ein Anderer, Namens Cyrill, reichte nur der Märtyrerin Anaſtaſia einen Trunk Waſſer, und wurde alsbald ergriffen, ſo daß er die Marter zum Lohn dafür bekam. — Ferner ſchreibt Ambroſius von ſeinem Bruder: „er habe lieber für Andere ſterben, als ſich ſelbſt leben, oder nur das Seine in der Welt ſuchen wollen.“ Und von Andern bezeugt ein glaubwürdiger Schriftſteller: „Viele unter unſern Brüdern haben zur Zeit der Peſt aus großer Liebe alle Sorge für ihre eigene Wohlfahrt fahren laſſen, und ſich ſo feſt an einander gehängt, daß ſie mit einander dahin geſtorben ſind, wenn ſie die Kranken beſuchten und ihnen dienten.“ Und insgemein ſchreibt Caſſiodor von den erſten Zeiten: „Nachdem die Wahrheit ſelbſt bezeugt, daß Niemand größere Liebe hat, als daß er ſein Leben gebe für ſeine Freunde, ſo hat ſich die Gleichheit der Freunde unendlich vermehrt. Denn wie Viele haben nicht allein das Ihrige um ihrer Brüder in Chriſto willen verloren, ſondern auch alle Marter ihres Leibes willig ausgeſtanden, und ſogar ihr Leben für ihre Freunde gelaſſen?“ — Die herrlichſten Beiſpiele davon finden wir zunächſt von den Apoſteln. So ſchreibt Paulus von ſich: „er ſey bereit, auch ſein Leben für die Brüder hinzugeben, er wolle gerne für ihre Seelen aufgeopfert werden, weil er ſie ſehr liebe.“ 1 Theſſ. 2, 8. 2 Kor. 12, 15. Auch von Aquila und der Priſcilla rühmt er: „ſie haben ihre Hälſe für ſein Leben dargegeben“ Röm. 16, 4. Deßgleichen ſprach Johannes ſo herzlich zu einem verlornen Jüngling: „Ich will den Tod willig für dich ausſtehen, und meine Seele für die deinige hingeben.“ Und Klemens von Rom bezeugt: „er habe Viele gekannt, welche ſich, um Andere zu befreien, ins Gefängniß und in die Sklaverei gegeben und ähnliche Proben ihrer äußerſten Liebe abgelegt haben.“ —

VI.

Von ihrer brüderlichen Gemeinſchaft in geiſtlichen Anliegen.

Da ſich demnach bei den Kindern Gottes eine ſolche Bereitwilligkeit in zeitlichen und leiblichen Dingen äußerte, was wird in höheren und geiſtlichen Dingen von ihnen geſchehen ſeyn? Je höher ſie dieſe achteten, deſto größer war auch ihr Ernſt und Eifer, darin dem Bruder zu dienen. Ja, ſie bekümmerten ſich eben nicht ſo ſehr um die irdiſche Nothdurft, als inſofern die geiſtliche damit verknüpft war. Dieſe Pflicht war ihnen ernſtlich anbefohlen, theils durch das Gebot Chriſti von der Liebe, theils durch den Unterricht der Apoſtel. Einer ſollte dem Andern dienen mit der Gabe, die er empfangen hatte, als ein guter Haushalter. 1 Petr. 4, 10. 11. Alle aber insgemein ſollten auf einander Acht haben, daß ſie ſich reizen zur Liebe und zu guten Werken. Ebr. 10, 24. Dieß konnte Paulus namentlich von ſich ſelbſt ſagen, wie ſeine ganze Lebensgeſchichte beweist, und auch von Andern rühmte er, daß ſie für ihre Brüder allezeit ringen im Gebete, damit ſie vollkommen und mit allem Willen Gottes erfüllt werden. Kol. 2, 1. 4, 12. 13. Deßgleichen rühmt Klemens bald nachher von den Korinthiern: „daß ſie Tag und Nacht Kampf gehabt für die ganze Brüderſchaft, damit die Zahl der Auserwählten ſelig würde.“ Beſonders merkwürdig aber iſt das Bekenntniß, welches Paulus nach dem großen Maaß ſeiner Liebe von den Juden ablegte, daß er gewünſcht habe, für ſeine Brüder nach dem Fleiſch (die Juden) von Chriſto verbannt zu ſeyn, Röm. 9, 1., damit ſie ſelig würden, und die Schmach einmal aufhörte, auch Niemand mehr meinen könnte, Gott hätte ihre Vorfahren hintergangen, denen er ſoviel Gutes verſprochen, und nun den Heiden zugewendet habe. — Dieß ſahen die Alten billig als eine große Standhaftigkeit und Verläugnung an, und ſetzten hinzu, daß der Apoſtel hierin das Beiſpiel Chriſti, ſeines Herrn, ſelbſt vor Augen gehabt habe, der auch ſein Leben für ſeine Freunde gelaſſen habe, und ein Fluch für ſie geworden ſey. Dieß erweckte aber auch viele Chriſten zu ſolchem Eifer für die Seligkeit ihrer Brüder, daß noch in den folgenden Zeiten, da die Liebe durch die vielen

Streitigkeiten ſehr erkaltet war, ein Lehrer unter ihnen freimüthig bekannte: „er wolle gerne für die Macedonianer (eine Sekte jener Zeit) verbannt ſeyn, wenn ſie ſich nur wieder vereinigen würden.“

Es iſt alſo gewiß, daß die Chriſten, ſo lange ſie an der erſten Liebe feſthielten, einen großen Ernſt und Eifer für die Seligkeit ihrer Brüder und aller Menſchen insgeſamt bewieſen haben. Und wenn ſie die Urſachen dieſer Sorgfalt angeben, oder Widerwillen und andere Hinderniſſe abweiſen wollten, ſo beriefen ſie ſich auf ihr Bruderrecht. Tertullian z. B. beginnt ſeine Ermahnungen an die chriſtlichen Frauen alſo: „Ich unterwinde mich euch anzureden in einer Sache, die eure Seligkeit betrifft, nach meinem Recht, das ich, als euer Mitknecht, dießfalls habe.“ Und Auguſtin: „Ich werde hiezu getrieben nicht allein durch die Liebe und den Dienſt, den ich dir, als meinem Bekannten, ſchuldig bin, ſondern auch durch die Liebe, die ich der ganzen Gemeinde beweiſen muß, wenn der Herr durch meine Arbeit diejenigen, die er zu meinen Brüdern gemacht hat, erbauen will.“ — Uebrigens unterließen es die Lehrer ſelbſt nie, die Ihrigen insgeſamt ſehr ernſtlich dazu anzuhalten, daß Alle für einander in geiſtlichen Angelegenheiten wachten und ſorgten. Denn ſie waren weit entfernt, die Seelſorge allein auf ſich zu nehmen, daß ſie vielmehr einen Jeden beſonders ermahnten, nicht allein für ſeine, ſondern auch für ſeines Bruders Seele treulich zu ſorgen. Dazu trieb ſie die Schwierigkeit ihrer Pflicht, welche die rechtſchaffenen Lehrer wohl fühlten, und es alſo gerne ſahen, wenn ſie mehr Gehülfen darin haben konnten. Wie ängſtlich ſchrieb manchmal Cyprian davon, wenn er ſeine Mitarbeiter und Andere erinnert: „Es drohe denen keine geringe Gefahr, welche ihre Brüder nicht ermahnen, daß ſie im Glauben unbeweglich ſtehen ſollen, damit nicht die ganze Brüderſchaft in Abgötterei falle und ganz verderbe. Deßwegen müſſe man den Brüdern und Schweſtern rathen und helfen, und ſie nicht irre gehen laſſen, damit ein Jeder dem geiſtlichen Schwert und dem künftigen Gerichtstag entgehen möge.“ — — In Betrachtung dieſer großen Gefahr nun trugen ſie die Seelſorge allen Chriſten inſofern auf, als ein Jeder dazu von dem Geiſte Gottes tüchtig gemacht war. Dieß ſieht man aus den Ermahnungen, welche ſie deßhalb an die Gemeinden richteten, daß ein Jeder ſeinen Bruder ſelig machen ſolle. „Hier ſey er bekümmert, hier ſey er ſorgfältig, ſagten ſie, damit wir Alle mit großer Zuverſicht erſcheinen in der Gemeinſchaft, und Gott die allerköſtlichſten Opfer bringen, wenn wir die irrenden Seelen zurecht geführt haben. Wie dieß die ſeligſte Arbeit der Lehrer ſey, ſo ſey auch die Sorge für die Seelen Anderer für die Chriſten die herrlichſte Verrichtung. Chriſten, die Einen Vater anrufen, und ihren Nächſten zum Bruder haben, müſſen die Seligkeit aller Menſchengunſt vorziehen; denn es ſey kein Zeichen der Liebe, wenn man ſich nicht umſehe, was der Bruder mache. Es bleibe alſo dabei, daß es kein beſſeres Kennzeichen des Glaubens und der Liebe zu Chriſto gebe, als wenn man die Brüder fleißig verſorge. — Daher wünſchten alle rechtſchaffene Hirten aus Begierde, die Ihrigen alle ſelig zu wiſſen, von Herzen, was Einer vor ſeiner Gemeinde bekannte: „Ich wünſche, daß bei euch dieſer Eifer ſeyn möge, daß ihr Alle zur Liebe Gottes mit euch hinreißet, und ſie mit euch verbindet, ſammt Allen, die bei euch ſind. Liebet ihr den Leib Chriſti und die Einigkeit der Gemeinde, ſo ziehet ſie mit euch zum Genuß, und ſprechet: Lobet mit uns den Herrn, ꝛc. Nehmet mit euch, wen ihr könnet, ermahnet, traget, bittet, unterrichtet, lehret ſie mit Sanftmuth und aller Gelindigkeit.“ Kurz, alle ſtimmten darin überein: „dieß heiße den Herrn in Wahrheit finden und von wahrer Liebe zu ihm brennen, wenn man auch für die Seligkeit ſeiner Brüder ſorge.“ — — Dieſe Sorgfalt für der Brüder Wohl aber war beſonders dann um ſo nöthiger, wenn Einige ſich in großen Verſuchungen und andern Seelennöthen befanden. Da war die Ermahnung an ihrem Platz, welche jener Weiſe den Seinigen hinterließ: „Ihr müſſet für die, welche in Nöthen ſtecken, alle mögliche Sorge tragen. Wenn ein Bruder mit böſen Gedanken zu ſtreiten hat, ſo müſſet ihr ihn allezeit ſtärken, und ohne Unterlaß eure Aufmunterung genießen laſſen, wie auch euren Unterricht, Warnung und Troſt, damit er nicht unverſehens oder nach und nach unter die Füße getreten werde, und einen großen Fall vor dem Satan thue.“ — War ein Bruder dem Fall entweder nahe oder bereits darein gerathen, ſo gieng daſſelbe den treuen Mitchriſten nicht nur zu Herzen, ſondern ſie ſahen auch, wie ſie ihm wieder aus ſeiner Noth helfen möchten. Da ſeufzten ſie über ihren Nächſten, der ſich verſündiget hatte, und hatten ein herzliches Mitleiden mit ſeinem Elend, weil ſie wohl erkannten, was für Jammer und Herzeleid es bringe, den Herrn ſeinen Gott verlaſſen. Je mehr die Weltkinder ſich freuen, wenn ſie und Andere ihre Sünden häufen, deſto mehr jammerten die Frommen, wenn ſie ſahen, wie der ſchwache Bruder unwiſſend den Herrn beleidigt oder ſeiner Pflicht nicht gemäß gelebt hatte.

Es geſchah namentlich zur Zeit der Verfolgungen, wenn Einer oder der Andere aus Furcht oder Heftigkeit der Marter abgefallen war, daß ſie für einander ſeufzten und durch ihre Liebe ſich zu allem möglichen Beiſtand bewegen ließen. — Jedoch ließen ſie ihr Herz dadurch nicht in Unordnung bringen, noch viel weniger zur Bitterkeit wider einen Menſchen verleiten; vielmehr ſorgten ſie fleißig dafür, daß keine Seele dem Herrn Jeſu verloren gehen möge. Daher folgendes Bekenntniß: „Derjenige iſt aller Gottesfurcht theilhaftig, welcher weiß, daß die Schwachen, Armen, Unverſtändigen und Gefallenen in der Gemeinde mehr Wartung und Hülfe bedürfen, welcher mit ſolchen Seelen großes Mitleiden hat, und ſie nicht verſtößt oder verachtet, ſondern mit den Schwachen leidet, damit ſie wiſſen, wie wir Alle Ein Leib ſeyen und ein Glied an dem andern hange, alſo, daß eines ohne das andere nicht ſeyn kann, und wenn eines leidet, ſo leiden die andern mit.“ — Mithin gieng es nach des Herrn Willen in der Gemeinde zu, wenn unter den Brüdern Freude und Leid gemeinſchaftlich war. Keiner durfte ſich über des Andern Fall erheben und über den Niedergeſchlagenen weggehen.“ Vielmehr war da ein chriſtliches Mitleiden und möglichſte Rettung das beſte Mittel. „Kann ein Menſch traurig ſeyn, wenn ihm ein Sohn ſtirbt, hieß es, ſo muß er vielmehr jammern, wenn Einer ſündigt, und alſo geiſtlicher Weiſe in Sünden todt iſt. Verſtehet er, was Sünde ſei, und ſiehet etwas Böſes von dem Andern, ſo wird er ihm bald Einhalt thun, und eine andere Lebensart zeigen, oder ihn ſonſt unter die rechte Zucht bringen.“

Wie ſich nun die erſten Chriſten über das geiſtliche Wohl ihrer Brüder freuten, ſo waren ſie auch wirklich traurig bei dem geiſtlichen Elend derſelben. Denn je näher Einem die Brüder in Liebe verbunden waren, deſto empfindlicher war dießfalls ſein Schmerz, und je tiefer er die Noth und Gefahr dabei einſah, deſto übler befand er ſich bei ihrem Fall. Daher ſagte Paulus: „Wer iſt ſchwach, und ich werde nicht ſchwach? Wer wird geärgert, und ich brenne nicht? 2 Kor. 11, 28. 29. Mein Gott demüthigt mich, und ich muß Leid tragen über Viele, die geſündigt haben.“ 12, 21. Einer von ſeinen treuen Nachfolgern in der Liebe und Geduld ſchreibt: „er leide und erfahre nun, was dieſer Apoſtel empfunden habe, weil er mit ſeinen Brüdern leide und Schmerzen habe über die, welche gefallen ſeyen, und durch die ſchwere Verfolgung niedergeſchlagen werden. Es ſeufzen zwar alle Brüder über den Fall der Andern, er aber fühle es genau, wie ſie gleichſam von ſeinen Eingeweiden einen Theil mit ſich ziehen, und er einen ſo großen Schmerz durch dieſe Wunden leide, wie wenn ſie ihm ſelbſt geſchlagen worden wären.“ Ebenſo ſchreibt ein Anderer: „Sein Herz verſchmachte über der Unruhe der Brüder, und über die, welche in Sünden fortfahren. Er traure auch über die, welche draußen ſeyen, und trage große Sorge um derer willen, die noch in der Gemeinde ſeyen.“ — Ferner wird von Ambroſius erzählt, wenn ihm Einer ſeine Fehler bekannt habe, ſo habe er ſo heftig vor Mitleiden geweint, daß er den Andern ſelbſt zum Weinen bewog; ja wer ihn geſehen hätte, der würde gemeint haben, er liege zugleich mit dem Gefallenen in dieſem elenden Zuſtande. Baſilius ſchreibt an einen Verirrten: „Es ſey ſehr traurig zu hören, daß er von den Böſen auf ihre Seite gezogen worden ſey. Denn wie ſollte die Trennung eines ſo lieben Bruders nicht traurig und elend ſeyn?“ Und Gregor der Große: „Wir hatten uns ſehr gefreut, daß du der Gemeinde einverleibt wareſt; aber nun betrüben wir uns um ſo heftiger, daß du dich entzieheſt von unſerer Gemeinſchaft.“ — — Ueberdieß war das Mitleiden noch größer bei denen, die etwa in gleiche Fälle gerathen waren, weil ſie erfahren hatten, wie ſchwer es zugehe, bis man das Herz wieder in Ruhe bringe. Deßwegen ſchrieb Einer an ſeine gefallenen Brüder: „Ich bedaure, daß ich in eben denſelben Stricken geweſen bin; aber ich freue mich, daß mir daraus geholfen wurde durch die Barmherzigkeit Gottes. Nunmehr aber ſchmerzt es mich aus brüderlicher Liebe, daß Einige noch in eben dieſen Stricken gefangen liegen.“ — Wenn aber auch der Gefallene dieſes für keine Liebe erkannte, und wohl gar unwillig über den ſorgfältigen Bruder war, ſo kehrte ſich doch der, welcher in der Weisheit Gottes wandelte, nicht daran. Darum ſchreibt Jener an einen ſolchen: „Meine Liebe hat großes Mitleiden mit dir, ob du gleich ſelbſt nichts empfindeſt, ſie erbarmet ſich deiner, wenn du gleich ſelbſt dich dein nicht erbarmeſt. Ja, eben deßwegen jammerſt du mich deſto mehr, daß du keine Schmerzen fühlſt, ob du gleich ſolche haſt, und da du ſo bejammernswürdig biſt, dennoch nicht über dich jammerſt.“ — Am meiſten aber mußte ein redliches Herz jammern, wenn ein ſolcher Menſch gar ſtarb, ohne ſeine Lage zu erkennen. Denn wenn ſeine Brüder das Ihrige an ſeiner Seele gethan hatten, ſo war ihnen doch ein ſolcher Zuſtand ſehr leid, und mußte ihnen um ſo mehr zu Herzen gehen, je mehr ſie Urſache zu zweifeln hatten. Daher ſchreibt ein gottſeliger Mann von einem ſolchen Fall: „Ich bin zwar rein von ſeinem Blute; aber dieß iſt mir noch nicht genug, weil ich nur meinetwegen ſicher bin, nicht aber ſeinetwegen, daher die Liebe, die nicht das Ihre ſuchet, mich billig dränget, ihn zu betrauern.“

Alles dieſes macht uns die große Sorgfalt der erſten Chriſten für ihrer Brüder Seligkeit klar. Beſonders aber iſt offenbar, daß ſie dieſelbe nicht mit Worten ausgeübt haben, ſondern hauptſächlich in der Kraft des Geiſtes und aus dem innerſten Herzensgrund, woher alle die Verrichtungen kommen mußten, die ſie wegen der Seligkeit ihres Bruders auf ſich nahmen. Sie hatten erfahren, wie die Beiſpiele hiebei das Meiſte thun konnten; daher ſuchten ſie einander nicht bloß zur Nachfolge aufzureizen, ſondern auch ſich ſelbſt und Andere durch einen unſträflichen Wandel zum Muſter darzuſtellen. Denn darauf ging all ihr Thun und Laſſen, daß ſie diejenigen Pflichten, welche ſie für nöthig erkannten, Andern mit ihrem eigenen Beiſpiel gleichſam empfahlen und angenehm machten, weil ſtets mehr auf dieſes als auf bloße Worte geſehen wurde. Gleichwie eine Lehre, ſie mag ſo herrlich ſeyn, als ſie will, beſchämt wird, wenn das Gewiſſen deſſen, der ſie vorträgt, widerſpricht; alſo war es nöthig, daß die Brüder unter einander gottſelig wandelten, und nicht allein für ſich ſelbſt ein gutes Gewiſſen behielten, ſondern ſich auch vor Allem hüteten, was einen böſen Verdacht erwecken konnte bei einem ſchwachen Bruder. Wenn nun Einer den Andern mit Worten nicht leiten konnte, ſo konnte er doch mit einem heiligen und vorſichtigen Wandel ebenſoviel, und oft mehr ausrichten, als mit vielen Reden. Man hielt auch dieſes für den beſten Rath in geiſtlichen Dingen, wenn man den Bruder zu dem, was er thun ſollte, mit Beiſpielen reizen konnte. Denn ſo wurde er gründlich zu Gott geleitet, nicht mit Worten, noch mit der Zunge, ſondern mit der That und mit der Wahrheit. — Daher rieth Paulus allen ſeinen Brüdern, daß ſie nicht allein ihm, als ihrem Lehrer, folgen ſollten, ſondern auch allen Andern, die alſo wandeln, wie er. Phil. 3, 17. Und Johannes, der an ſeinen lieben Bruder ſchreibt: „Mein Lieber, folge nicht nach dem Böſen, ſondern dem Guten.“ 3 Joh. 11. — Dieß war nun für wahre Chriſten ein großer Vortheil, daß ſie unter ihren Brüdern und Schweſtern immer Einige fanden, an denen ſie etwas Gutes ſahen, das ſie noch nicht hatten, und deßwegen angetrieben wurden, Gott auch darum zu bitten. Denn wer die Schrift kannte und die Kraft Gottes in ſeinen Glaubigen, der ließ ſich durch die Schwierigkeit dieſer oder jener Pflicht nicht abſchrecken, weil er annehmen konnte, das ſey ihm auch möglich, was ſeinem Nächſten nicht unmöglich gefallen ſey. Deßwegen hatte Chryſoſtomus recht, wenn er in ſeiner Rede über den Gegenſtand, daß man die Heiligen nicht allein lieben, ſondern ihnen auch nachfolgen ſoll, unter Anderem ſagte: „Wenn wir die Gerechten und Glaubigen deßwegen lieben, weil wir den Glauben und die Gerechtigkeit in ihnen verehren, ſo können wir auch ſeyn, was ſie ſind, wenn wir uns deſſen befleißigen, was ſie gethan haben. Denn es iſt uns nicht ſchwer, dem nachzukommen, was von ihnen geſchieht, weil wir ſehen, daß ſie Alles, was ſie gethan, ohne vorhergehendes Beiſpiel ausgerichtet haben.“ — Demnach gebrauchte jeder rechtſchaffene Chriſt die ihm beigelegte Gnade, um dadurch Gottes und ſeiner Heiligen Nachfolger zu werden. Auch mochte wohl der Vorgang eines einzigen bewährten Chriſten vielen Andern zum Beiſpiel dienen, woran ſie lange Zeit genug zu betrachten und nachzuahmen fanden. Die Lehrer ſelbſt bekannten: „Solche Beiſpiele können eine ſcheinende Fackel ſeyn, die ihnen zeige, wie es ſich thun laſſe, daß ſie dieſen Wellen des Lebens, als einem Schiffbruch entgehen können, und ihre Seelen, die mit den Waſſern der Leidenſchaften umgeben ſeyen, nicht in die Tiefen der Sünden ſtürzen laſſen.“ Sie hielten alſo die Lebensbeſchreibungen der Frommen für eine große Wohlthat, wodurch ihr Leben zum Guten angeleitet werde. — In dieſer Hinſicht ſchrieb Ambroſius: „Er lege die Exempel der Vorfahren ohne große Kunſt vor, daß ſie recht vernehmlich werden, und brauche dabei keine Liſt oder verſchmitzte Auslegung, ſondern wolle, daß das Leben der Alten ein Spiegel der Zucht bei Allen ſeyn möge.“ In dieſer Abſicht wurden aber auch die Geſchichten der Märtyrer und anderer berühmten Leute in den Gemeinden öffentlich verleſen. Und Paulus ſelbſt ſtellte den Chriſten eine Wolke (Haufen) von Zeugen vor, damit ſie mit Geduld in dem verordneten Kampfe fortlaufen möchten. Ebr. 12, 1. Fand er ſonſt rechtſchaffene Gaben der Gnade bei Einem, ſo rühmte er ſie bei Andern, damit auch ſie durch dieſes Beiſpiel angereizt würden. 2 Kor. 9, 2. Von den Theſſalonichern bezeugt er, daß ſie nicht allein ſeine und des Herrn Nachfolger geworden ſeyen, ſondern auch, daß ſie ſelbſt ein Vorbild geweſen ſeyen allen Glaubigen 1 Theſſ. 1, 6. 7. Denn eine brüderliche Reizung zur Nachfolge ſollte die einzige Abſicht ſeyn und bleiben, wenn Jemand etwas Gutes an ſich oder Andern lobte. Darum hatte der Herr befohlen, daß ſie ihr Licht leuchten laſſen ſollen vor den Leuten Math. 5, 16. „Wer, hieß es, vielen Andern ein Licht iſt, der gleicht einer Fackel, die zwar für ſich ſelbſt brennt, aber auch Andern den Schein mittheilt. Wer aber nur im Verborgenen Gutes thut, damit die Andern es nicht ſehen ſollen, der gleicht nur einer Kohle, von welcher Niemand Nutzen hat.“ Das hieß wohl mit Recht ſeinen Nächſten durch einen guten Wandel ohne Wort gewinnen. 1 Pet. 3, 1. oder den Glauben der Brüder mit Stillſchweigen, d. i. durch die Beiſpiele einer ſtillen und gleichſam verſiegelten Gottſeligkeit erbauen. — Zu dieſer Art, den Nächſten zu erbauen, kam aber noch eine andere, gleich wichtige, — die Gemeinſchaft im Gebet. Beides gehörte auch wirklich zuſammen; denn einmal ſahen die, welche Gott rechtſchaffen dienen wollten, daß das, was ſie im Chriſtenthum für ſchwer hielten, wenigſtens nicht unmöglich ſey, und begannen das gottſelige Leben, welches ſie an Andern wahrnahmen, liebzugewinnen. Dann wurden ſie durch dieſe Liebe gedrungen, Hand anzulegen, in der Hoffnung, es werde ihnen gelingen, weil ſchon ſo Viele alſo gelebt hatten. Deßwegen fiengen ſie an, um ſo getroſter und brünſtiger zu beten, wodurch ſie zugleich in die Gemeinſchaft des Gebets mit Andern traten, den Lauf ihres Chriſtenthums mit Freuden fortſetzten, und nach dem gemeinſchaftlichen Vaterlande hineilten, mit dem innigſten Verlangen, bald befreit zu ſeyn von dem Elend dieſer zerbrechlichen Hütte. Auf dieſe Weiſe genoſſen die Brüder unter einander die Gemeinſchaft recht, welche ihr Haupt, Jeſus Chriſtus, ihnen, als ſeinen Gliedern, geſchenkt hatte, ſo daß die Seligkeit, welche ſie aus einem lebendigen Glauben in völliger Liebe unter einander beſaßen, ſchon in dieſem Leben nicht genug zu beſchreiben war. — Wie häufig aber empfahl der Herr ſelbſt den Chriſten die Vereinigung im Gebet! Math. 18, 19. Wie kräftig lockte er dazu mit ſeinen Verheißungen von der Kraft des gemeinſchaftlichen Gebets! Luc. 18, 7. Und was für eine Kraft und Hoffnung ſetzten die Jünger Jeſu darein, wenn ſie von der Fürbitte ſprachen, wodurch von Vielen gedankt werde. 2 Kor. 1, 11., ohngeachtet ſie ſelbſt einen freudigen Zugang hatten zu der Gnade, darinnen ſie ſtanden. Denn eben daher konnten ſie durch den heil. Geiſt verſichert ſeyn, daß ihr vereinigtes Gebet nur deſto durchdringender ſeyn werde, weil insgemein eines Gerechten Gebet viel vermochte. Jac. 5, 16. — So war es ihnen denn ein überſchwänglicher

Troſt, wenn auch andere Glaubige für ſie im Gebet rangen, wie Paulus die Koloſſer von Epaphra verſichert 4, 13. Und mit welcher Freude mochte ſich ein Glaubiger daran erinnern, daß er nie allein vor ſeinem Gott niederfiel, ſondern daß ſo viel tauſend andere Brüder und Schweſtern allezeit für ihn zugleich beteten, rangen und kämpften, und daß er des Gebets aller Glaubigen in der ganzen weiten Welt mitgenoß! Dieß kam daher, weil ein ſolches glaubiges Herz in der wahren Gemeinſchaft der Heiligen und der ganzen unſichtbaren Kirche ſtand, und mit Allen im Geiſt vor dem Herrn verbunden war, ſie mochten ihn dem Leib nach kennen oder nicht. Gleichwie dagegen in ſeinem Herzen und bei ſeinem Gebet ſich eine ſolche allgemeine Liebe und innige Zuneigung zu allen Chriſten regte, daß er gleichſam Alle in ſein Herz eingeſchloſſen hatte, und ſie darin Gott als ein Opfer darſtellte zum Segen für ſie und für ſich ſelbſt.

Daß aber dieſes bei den erſten Chriſten, und insgemein bei allen wahren Kindern Gottes in der That ſo geweſen ſey, bezeugen ihre Bekenntniſſe zu allen Zeiten. Cyprian ſagt: „Die Gemeinde bete nicht nur für Einen, ſondern für das ganze Volk, und dieß darum, weil das ganze Volk nur Einer ſey.“ Ein Anderer: „Man muß für das ganze Volk beten, d. i. für den ganzen Leib, für alle ſeine Glieder, darin eben das Zeichen und Panier der Liebe unter einander beſteht; denn ein Jeder betet da für Alle, und Alle beten für einen Jeden. Wenn Du aber für Alle beteſt, ſo werden auch Alle wieder für Dich beten; denn Du biſt in Allen.“ — Und dieſes vereinigte Gebet nannten ſie ebendarum die Stimme Eines Menſchen, und doch nicht eines Einzigen. Nicht eines Einzigen, weil es viel Glaubige und gleichſam viel Körper ſind, und doch Eines, weil alle Chriſten Glieder und deßwegen Ein Leib ſind. Darin war ein großes Geheimniß verborgen, welches die erleuchteten Herzen wohl kannten und wußten, daß unter allen Seelen eine ſolche Uebereinſtimmung in dem Band der Liebe ſey. Und da der Herr ihre Einigkeit durch Einen Leib vorgeſtellt hatte, ſo ſahen ſie dieſelbe auch nicht anders an, als für eine ſolche vollkommene Geſtalt, daran kein Glied fehlen durfte, wenn der Leib geſund und anſehnlich ſeyn ſollte. Geſetzt nun, daß ſie ſonſt mit keinem Zeichen ihre Liebe zu den Brüdern hätten zu erkennen geben können, ſo war dieß ihnen genug, wenn ſie in Nöthen und Gefahren die Gnade Jeſu Chriſti für ſie anriefen, und damit ihre aufrichtige Liebe darlegten. — — Hiezu aber hatten ſie Urſache genug, einander anzuhalten, da ein Jeder für ſich durch des Herrn Stimme ermahnt wurde, allezeit zu beten und nicht laß zu werden. Darum hieß es bei ihnen: „Ein Jeder bete nicht allein für ſich, ſondern auch für alle Brüder, wie uns der Herr zu beten befohlen hat.“ Und ferner: „Habet doch die Brüder und Schweſtern in euren Herzen, und erzeiget ihnen ein gutes Werk in heiligen Gebeten für ſie. Laſſet uns allerſeits und immerdar für einander beten; unſere Liebe ſey beſtändig vor dem Herrn gegen unſere Brüder und Schweſtern. Unſer Gebet müſſe vor der Barmherzigkeit des Vaters nicht aufhören.“ — Andere ermahnten: „Laſſet uns ja für einander beten vor dem Angeſicht Gottes, und uns vor ihm demüthigen und ſagen: Dein Wille geſchehe! Haltet an mit Bitten und Flehen ohne Aufhören, weil geſchrieben ſtehet: Betet für einander daß ihr ſelig werdet. O eine unſchätzbare Güte des Schöpfers, der uns einen gemeinſchaftlichen Nutzen verſpricht, wenn wir für einander den Herrn anrufen! Es darf Niemand verdrießen, für ſeine Mitglieder mit Thränen und Seufzen zu kämpfen, daß ihm Keiner von der Zahl der Brüder fehle. Denn die Brüder müſſen nicht allein einträchtig, ſondern auch mit Liebe unter einander bleiben, einander tragen, für Alle beten, und alſo rechte Liebhaber unter einander heißen.“ — Indeſſen ſuchten ſie einander nicht mit bloßen Ermahnungen dazu zu bringen, ſondern machten auch auf den großen Vortheil aufmerkſam, den man aus der Gemeinſchaft des Gebets ziehen könne. Sie rühmten ſich dieſer Gemeinſchaft auch unter den Heiden: „Wir kommen zuſammen, ſagten ſie, daß wir Gott gleichſam mit geſammter Macht durch unſer Gebet und Flehen zu bewegen ſuchen. Dieſe Gewaltthätigkeit iſt Gott angenehm. Man kann in der Gemeinde viel beſſer beten, als allein, wo eine ſolche Menge von Brüdern ſtehet, und wo das Geſchrei einmüthiglich zu Gott dringt. Du wirſt nicht ſowohl erhört, wenn du für dich allein beteſt, als wenn du mit deinen Brüdern beteſt. Die Gemeinſchaft der Heiligen vermag ſehr viel in Betreff der Reizung zur Liebe unter einander zu guten Werken. Was Einer nicht für ſich allein vermag, das kann er mit Andern zugleich. Deßwegen iſt das Gebet in der Gemeinde höchſt nöthig, da es für die ganze Welt geſchieht, für die Gemeinde ſelbſt, für die, ſo im Elend ſind, um den Frieden u. ſ. w. Und was ſollte wohl der Herr ganzen Verſammlungen der Heiligen verweigern können, da er Einem oder Wenigen nichts abſchlägt? Wenn er zwei oder drei Heiligen, die in gottſeliger Uebereinſtimmung beten, Alles giebt, was ſie fordern, was wird er thun, wenn ſo Viele in Einem Geiſte einmüthiglich zu ihm flehen?" — Wirklich erfuhren auch diejenigen, welche im Vertrauen auf dieſe Verheißung für einander beteten, die Kraft dieſes einmüthigen Gebets, wie wir aus dem Beiſpiele Pauli und Anderer ſehen, welche Gott prieſen, daß er ſie durch das Gebet der Heiligen erquickt und ſtark gemacht habe.

Von den erſten Gemeinden bezeugt Lucas ausdrücklich, daß Alle mit einander einmüthiglich die Stimme zu Gott erhoben und nichts angefangen haben, ehe ſie es mit Einem Herzen und Munde dem Herrn vorgetragen hatten. Ap. Geſch. 1, 14. 24. 2, 42. 4, 24. 6, 6. 13, 3. 14, 23. 20, 36. So machten es auch ihre treuen Nachfolger, namentlich wird von Polykarp verſichert, daß er Tag und Nacht um den Frieden der Gemeinden gebetet, und ſogar keine andere Verrichtung vorgenommen habe. Ferner ſagt der Märtyrer Fructuoſus zu einem Bruder, der ihn bat, er möchte doch für ihn beten: Ich muß beten für die ganze Chriſtenheit vom Morgen bis an den Abend; denn wer wollte für einen Jeden beſonders beten können? Wer für Alle und Jede insgemein betet, der übergeht keinen Einzelnen, und wer ſein Gebet für den ganzen Leib Chriſti ausſchüttet, der übergeht kein Glied deſſelben." Ihm geben die Geſchichtsſchreiber auch das Zeugniß, daß er unaufhörlich gebetet habe, und daß alle Brüder verlangten, er möge ihrer nicht vergeſſen. —

Man ſiehet aus dieſer Geſchichte, daß die erſten Chriſten die Fürbitte der Brüder fleißig und ernſtlich verlangt haben, wie auch andere Urkunden bezeugen. Paulus war ihnen darin ſehr oft vorgegangen, da er von ſeinen lieben Brüdern insgeſamt ſo herzlich ihre Fürbitte verlangte Röm. 15, 30. Eph. 6, 18. 19. Kol. 4, 3. 1 Theſſ. 5, 25. 2 Theſſ. 3, 1. Ebr. 13, 18.; aber auch ſeine Fürbitte Andern verſprach. Röm. 1, 9. 10. 2 Korinth. 13, 7. Epheſ. 1, 6. 3, 14. Phil. 1, 9. Kol. 1, 9. 1 Theſſ. 1, 2. u. ſ. w. Eben dieſes thaten nun auch die andern Lehrer und Chriſten insgeſamt, beriefen ſich dabei auf die Beiſpiele der Apoſtel, und bekannten, daß ſie ſich freuen, in dieſe Familie zu gehören, daß ſie aber noch mehr, als Petrus oder Paulus, die brüderliche Hülfe im Gebet nöthig haben. Deßwegen ermahnten ſie einander, in Anſehung ihrer und der allgemeinen Noth, daß ſie unaufhörlich wachen und beten ſollen. Auch wird von Einigen erzählt, daß ihre Demuth und ihr Verlangen zu Gott ſo weit gegangen ſey, daß ſie ſelbſt diejenigen, von welchen ſie um ihre Fürbitte angeſprochen wurden, zum Gebet für ſie ermahnt haben. Beſonders aber war dieſes Verlangen ſehr groß bei den Märtyrern, welche die Fürbitte deſto mehr zu bedürfen glaubten, je näher ſie dem Kampf mit den Feinden waren. Darum ſagte Jener zu einem Andern: Bruder, bete für mich! Und die zu Lyon erſuchten ihre Brüder, daß fur ſie unaufhörlich Gebete geſchehen möchten, damit ſie vollendet würden.

So weit gieng alſo die Gemeinſchaft der Heiligen in ihrer Sorgfalt für ihrer Brüder Heil und Seligkeit, in ſofern man ſie nämlich aus den äußerlichen Wirkungen erkennen konnte. Denn die innerliche Verknüpfung der Geiſter unter einander, und ihre Gemeinſchaft in allen geiſtlichen Angelegenheiten war und iſt wohl einem ſterblichen Menſchen unausſprechlich. Sie ſelbſt, die ſolche große Wunder des Vaters im Himmel erfuhren, konnten die Geheimniſſe derſelben nicht ausdrücken, ohngeachtet ſie dieſelben in ſich hatten. Es trieb ſie aber die Hoheit dieſer Gnade kräftig an, ſich dieſer Herrlichkeit ſorgfältig anzunehmen, zu ihrer eigenen und der Andern Beſſerung. Sie wurden dadurch weder ſicher noch nachläſſig im Gebet; vielmehr glaubten ſie, daß das eigene Gebet kräftiger ſey, als das eines Andern, wenn es im rechten Glauben geſchehe. Daher ſagte Antonius, als ihn Jemand um ſeine Fürbitte anſprach, in der Meinung, dann ſeye ihm ſchon geholfen: „Wiſſe, daß ſich weder Gott deiner erbarmt, noch ich mich deiner annehmen kann, wenn du nicht auch ſelbſt dich bemüheſt und zu Gott beteſt.“ Im Uebrigen wurden die Kinder ihrem himmliſchen Vater auch darin ähnlich, daß ſie alle ihre Brüder und Schweſtern aus reiner Liebe in ihren Herzen hatten, und ſie allezeit dem Vater vortrugen nach dem Verlangen, das der Herr und ſein Geiſt in ihnen gewirkt hatte.

VII.

Von ihrer brüderlichen Ermahnung und Beſtrafung.

Eine von den wichtigſten und nöthigſten Pflichten der Chriſten unter einander, beſonders in Anſehung der Sorgfalt für ihre Seligkeit, war die herzliche Ermahnung und Beſtrafung, womit ſie ihre Verbindung und Liebe im Geiſt am deutlichſten beweiſen konnten. Der Grund davon wurde bereits B. 2., K. 5., wo von dem geiſtlichen Prieſterthum die Rede war, angegeben. Wir haben nämlich geſehen, daß nicht nur die Lehrer für die Seligkeit ihrer Zuhörer geſorgt haben, ſondern daß alle Chriſten insgemein ſich des Seelenheils ihrer Brüder und Schweſtern anzunehmen hatten. Chryſoſtomus ſagt darüber ausdrücklich: „Schiebet nicht Alles auf die Lehrer, laſſet nicht Alles auf die Vorſteher ankommen: denn ihr könnet einander erbauen, 1 Theſſ. 4, 5. Ja, ihr könnet hierin einander viel mehr Gutes erweiſen, als wir; denn ihr gehet länger mit einander um, und wiſſet Alles beſſer. Es iſt ja nichts Ungereimtes, Gaſtereien anzuſtellen, und eine Zeit zu beſtimmen, daß man da zuſammenkomme, und nehme in Geſellſchaft, was einem zur Sättigung nöthig iſt. Alſo geſchehen Zuſammenkünfte zum Leichenbegängniß, zur Mahlzeit oder andern Liebesdienſten des Nächſten. Warum ſollte man dieſes nicht thun und zuſammen kommen, um einander die Gottſeligkeit zu lehren? Ach freilich! Darum bitten wir euch, Niemand verſäume dieſes; denn er hat großen Lohn vom Herrn.“ Auguſtin ſtimmt ihm bei, wenn er ſagt: „Denket nicht nur an die frommen Aufſeher und Lehrer, ihr müſſet auch nach eurem Maaße Chriſto dienen, daß ihr ſeinen Namen und ſeine Lehre prediget, wenn ihr nur könnet. Es iſt Keiner von der Schuld der verſäumten Unterweiſung und Ermahnung frei, wenn er gleich kein Vorſteher iſt; denn er weiß viel, was in dieſem Leben zu erinnern und zu ſtrafen nöthig iſt.“

Die Nothwendigkeit dieſer Pflicht erhellt aus dem ausdrücklichen Befehl des Herrn, Math. 18, 10. u. f., ſowie aus den Vorſchriften der Apoſtel, 1 Theſſ. 5, 14. Ebr. 10, 25. Gleichwie auch ſchon im alten Teſtament ähnliche Erinnerungen an die Glaubigen ergangen waren, 3 B. Moſ. 19, 17. „Du ſollſt deinen Nächſten ſtrafen, auf daß du nicht ſeinetwegen Schuld tragen müſſeſt.“ Demnach wurde den Chriſten ſtets gezeigt, daß es nicht genug ſey, wenn Einer nur für ſich fromm leben wolle, ſondern er müſſe auch nach dem Heil der Andern begierig ſeyn. Ferner müſſe ein Jeder dergleichen Unterricht, Ermahnung und Beſtrafung gerne annehmen; denn Keiner ſey ſo weiſe, daß er deſſelben nicht mehr bedürfe. Man ſchrieb ganze Bücher darüber, und zeigte, wie nöthig dieſe Sache unter den Chriſten ſey, nachdem das Chriſtenthum hie und da zu wanken anfieng, und man bald mehr Böſes als Gutes ſah. Ebenſo zeigte man, daß mit dem Gebet allein nicht Alles ausgerichtet ſey, wenn man nicht auch wirklich mit ſolchen Liebesdienſten anhalte. Das Geſetz Chriſti, hieß es, wolle Alle ſelig haben, und damit werde ſein Wille erfüllt, wenn man ſeinem ſtrauchelnden Bruder rathe, daß er wieder zurechtkomme. Man ſolle ſich dadurch keiner fremden Sünde theilhaftig machen, daß man, wenn der Bruder ſündige, mit Ermahnung und Warnung nicht anhalte. — Darum ſagte Chryſoſtomus in der Gemeinde: „Gott wird unſere Menge ſehr vermehren, und ihr werdet die göttliche Gnade im Ueberfluß genießen, wenn ihr für eure Mitglieder recht wachet und ſorget; denn der Herr will nicht haben, daß ein Chriſt nur an ſich ſelbſt genug haben ſoll, ſondern daß er Andere erbaue, nicht allein in der Lehre, ſondern auch im Leben und Umgang.“ Wenn nun auch bei Vielen das Licht des heiligen Geiſtes und die Kraft der Heiligung ſehr groß war, wie wir aus den Lobſprüchen der Apoſtel und der apoſtoliſchen Väter ſehen, ſo hielt man es doch nicht für unnöthig, daß ſie einander noch mehr erbaueten, und alſo immer vollkommener wurden. Deßwegen bezeugte auch Petrus: „Ich werde nie unterlaſſen, euch immer daran zu erinnern, wiewohl ihr es ſchon wiſſet, und feſt ſeyd in dem Beſitz der Wahrheit.“ 2 Petri 1, 12. 13. Ja, das Verlangen nach der Seligkeit der Andern war ſo groß, daß ſie ſich nicht erſt lange beſannen, ob der Andere eine Erinnerung nöthig habe, ſondern ihm gleich dieſes oder jenes vortrugen, weil die bevorſtehende Herrlichkeit in den Augen ihres Glaubens ſo wichtig war, daß ſie gegen ihre Mitbrüder unmöglich davon ſchweigen konnten. — Dieß war die rechte brüderliche Liebe und Gewogenheit, die rechte Freundſchaft und der lautere Wandel, wenn man ſich der geiſtlichen Dinge befliß, den Andern die Hand bot und mit ſich zum Himmel führte. So machte es Nathanael, als er Jeſum geſehen hatte, und rief: „Wir haben den Meſſias gefunden! Dieß waren Worte von einer Seele, die nach ſeiner Ankunft verlangte, und nun fröhlich war, als ſie den Erwarteten ſah, weßwegen ſie auch eifrig wurde, den Andern dieſe fröhliche Botſchaft zu bringen. Und ſo machte es ein jeder Chriſt, der Jeſum gefunden hatte. Um ſo mehr aber ſahen ſie ſich dazu verpflichtet, wenn ſie einen Bruder in Irrthum oder Ungerechtigkeit gefallen ſahen. Da durfte Keiner den Andern verlaſſen oder verachten, ſondern wie ſie für einander ſorgten, ehe ſein Fall geſchah, alſo mußte noch mehr Sorgfalt angewendet werden, wenn er gefallen war. Denn wenn man ſtill dazu ſchwieg, ſo machte man ſich leicht fremder Sünden theilhaftig, um nichts davon zu ſagen, daß eine ganz unbemerkte Eigenliebe die Chriſten hindern konnte, ihre Fehler ſelbſt einzuſehen, während ein Anderer ſie ſah und darauf aufmerkſam machte. Darum ſingt Gregor von Nazianz:

Das Auge ſieht ſich ſelber nicht,
Und kann doch and're Ding' aufs Allerſchärfſte ſehen;
So, wenn ein Führer uns gebricht,
Kann unſer Wandel nicht vor Gottes Augen ſtehen.
Da thut der treue Rath der Brüderſchaft ſehr viel,
Wie ſchön iſts, wenn man ſo einander führt zum Ziel!

Mithin hielt man dieß für die beſten Werke der Barmherzigkeit, wenn man hauptſächlich für die Seele des Nächſten ſorgte; denn damals glaubte man nicht, es ſey ſchon genug, wenn man dem Nächſten am Leibe etwas Gutes thue, die Seele möge im Elend verſchmachten oder nicht. Die Liebe wird ja am wenigſten an leiblichen Wohlthaten erkannt, ſondern vielmehr an geiſtlichen Liebesbezeugungen, dergleichen die brüderliche Ermahnung war. „Man kennet," ſagt Maximus, „die wahre Liebe nicht nur an der Mittheilung des Geldes, ſondern am meiſten an der Mittheilung der göttlichen Liebe." Und Auguſtin: „Nicht allein der erweiſet Barmherzigkeit, welcher den Hungrigen ſpeiſet, den Nackten kleidet, ſondern auch der, welcher den Andern beſſert. Denn es wird viel Gutes gethan, wenn es gleich diejenigen nicht erkennen, die es genießen, wenn man auf ihr Beſtes, nicht aber auf ihren Willen dabei ſiehet." Demnach mußten die Brüder in großer Liebe mit einander umgehen, und nicht allein in Gemeinſchaft zeitlicher Dinge ſtehen, ſondern auch in geiſtlichen. Wenn z. B. Einer betete, mußte er in Wahrheit ſagen können: Ich bin auch des Schatzes theilhaftig, den mein Bruder beſitzt und anſchafft; denn er iſt gemeinſchaftlich.

Der Betende mußte von dem Leſenden ſagen können: Der Nutzen, den mein Bruder von ſeinem Leſen hat, iſt auch mein, — wenn er es mir nachher wieder mittheilt ꝛc. Denn der Geiſt wollte ſtets in dem Herzen etwas Gutes wirken, z. B. die Bewegungen der Barmherzigkeit und andere Liebesdienſte. Gerade wie es auch in der Natur geſchieht, daß nichts, z. B. im Feuer, ſeine Natur behält, ſondern in Feuer verwandelt wird. Wer ins Meer fällt, der gehet in die Tiefen hinunter, wer aber allmählig hinabſteigt, der will auch alſo wieder herauskommen und die Menſchen wieder ſehen. Alſo, wer einmal in die Tiefen und Abgründe der Gnaden hinunter ſteigt, gedenket noch immer ſeiner Mitgenoſſen. Ja, ſeine Natur treibt ihn, nach ſeinen Mitgenoſſen ein Verlangen zu tragen, die Liebe zu erfüllen und das Wort zu beſtätigen.

Was die Perſonen betrifft, welche zu ermahnen befugt waren, und die Ermahnung bedurften, ſo waren es bei den erſten Chriſten alle Kinder Gottes. Denn wie bei Gott kein Anſehen der Perſon iſt, alſo auch nicht in dieſem Werke, welches er durch die Seinigen und an ihnen aus lauter Gnade ausführte. Darum ermahnten ſie einander nachdrücklich: „daß Niemand des Andern Perſon anſehen ſolle, wenn er ſeine Sünden zu ſtrafen habe, ſo daß weder die Lehrer, noch ſonſt Andere, die ſich beſſer dünkten, von dieſer Pflicht ſich ausſchließen konnten, noch wollten. — Wir haben bereits gehört, daß die Zuhörer verbunden geweſen ſeyen, ihre Lehrer in nöthigen Dingen gebührend zu erinnern, gleichwie dieſe es von jenen in Liebe aufnehmen mußten. Wirklich leſen wir auch in den Schriften der Alten, daß die berühmteſten und bewährteſten Lehrer dieſes nicht allein von ihren Zuhörern gerne gelitten, ſondern auch ſelbſt herzlich verlangt haben, und zwar noch in den Zeiten, da der Hochmuth bei den meiſten Obern ſchon ſehr geſtiegen war. So bat Chryſoſtomus ſeine Zuhörer öffentlich: „ſie ſollen doch zu ihm kommen und mit ihm ſprechen, auch ſeine Entſchuldigung von ihm annehmen, oder wenn er eines Fehlers überführt ſey, ihm vergeben, weil man bei ſo vielen Verrichtungen leicht fehlen könne.“ Uebrigens kam dieß nicht bloß in den erſten Zeiten vor, ſondern auch nachher finden ſich Beiſpiele davon, daß die Aelteſten die Biſchöfe ermahnten, beſtraften oder es den Gemeinden ſagten, wenn ſie an denſelben etwas Ungebührliches ſahen, und es war durchaus nicht wider die Liebe, wenn man den Frieden aller Andern mit dem Mißvergnügen eines Einzigen erhalten konnte.

Indeſſen bezeugten diejenigen, welche an Höhere, Aeltere oder Erfahrnere einige Erinnerungen thaten, daß ſie es in Demuth und Aufrichtigkeit thun. Wie z. B. Tertullian, der die geübteſten Märtyrer zur Beſtändigkeit ermahnte, ſchrieb: „Ich bin zwar kein ſo großer Mann, daß ich euch ermahnen könnte; jedoch werden auch die vollkommenſten Kämpfer nicht allein von ihren Lehrern und Aufſehern, ſondern auch von unerfahrnen und ſchlechten Leuten ermahnt, und der Pöbel ſelbſt gibt ihnen einigen Unterricht. — Vor allen Dingen aber mußten ſie ſelbſt von dem frei ſeyn, was ſie an Andern tadeln wollten, — eine Pflicht, welche den Rechtſchaffenen bisweilen ziemlich ſchwer fiel, weil ſie entweder die nämlichen Fehler an ſich ſelbſt wahrnahmen, oder, wenn ſie ſich auch frei davon fanden, doch den Andern nicht ſo leicht beikommen konnten. Selbſt Auguſtin bekennt: „Es ſucht oft Einer, verkehrte Leute zurechtzubringen, an denen aller menſchliche Fleiß vergebens iſt, weßwegen er es endlich geſchehen laſſen muß. Und was ſoll er auch anders thun? Er gehet ſolchen Seelen nach, redet ihnen zu, ſucht ſie mit böſen und guten Worten zu gewinnen, thut Alles, und wendet alle Kräfte an, kann aber doch nichts ausrichten. Wo dagegen der Geiſt Gottes freie Hand hatte, und von keinem Theil gehindert wurde, da offenbarte ſich der Unterſchied zwiſchen göttlichen und menſchlichen Kräften. Wer mit Paulo ſeine Brüder durch die Gnade erinnerte, die ihm gegeben war, der hatte Frucht von ſeiner Arbeit, doch nicht von ſeiner, ſondern von der Gnade, die in ihm wohnete. Röm. 15, 15. — So gieng es unter den Erſtlingen des neuen Teſtaments zu, von welchen Einer ſchreibt: „Welche den Geiſt der Gnade und des Lebens hatten, denen war es viel zu wenig, daß ſie als heilige und vortreffliche Zeugen Gottes ihr köſtliches Blut vergoſſen, wenn ſie nicht auch Andere zu Märtyrern machten durch Eingebung ihres Glaubens. Ihre Liebe war ſo groß, daß ſie der ganzen Brüderſchaft zur Beſtändigkeit riethen, ob ſie gleich ſchon mit dem Beiſpiel ihrer Gottgelaſſenheit den Glauben der Andern hätten erbauen können.“ Dieſes Alles wirkte in ihnen der einige Meiſter. Wer aber ihn ſelbſt nicht in's Herz bekommen hatte, und mit ihm Leben und Seligkeit, der konnte auch Andern nicht rathen. Da hingegen die erleuchteten Seelen aus dem inwendigen Schatz Chriſti alle Gütigkeit der geiſtlichen Worte hervorbrachten, und den Unwiſſenden die himmliſchen Geheimniſſe erzählten.“ Mit dieſem Geiſt mußte Alles angefangen werden, ſollte anders etwas in dem Herrn geſegnet ſeyn, und eben dieſer Geiſt mußte auch denen die Selbſterkenntniß beibringen, welche an Andern etwas zu erinnern hatten. —

Zuvörderſt hatten ſie nun den Grundſatz, den man auch bei den Heiden fand: daß man zuvor ſeine eigene Bürde ſehen müſſe, ehe man Andern etwas vorhalte. Daher ſagt Auguſtin: „Wenn man Jemand beſtrafen oder erinnern muß, ſo iſt vor allen Dingen zuzuſehen, ob der Fehler ein ſolcher ſey, den wir niemals an uns gehabt haben, oder den wir jetzt nicht haben. Haben wir niemals dergleichen an uns gehabt, ſo müſſen wir denken, daß wir Menſchen ſind, und gleichwohl die Wurzel davon haben. Haben wir ihn aber abgelegt, ſo müſſen wir an die allgemeine Gebrechlichkeit denken, damit unſere Beſtrafung nicht aus Haß, ſondern aus Erbarmung fließe. Denn ſo können wir verſichert ſeyn, daß unſer Auge einfältig geweſen ſey, die Ermahnung möge gefruchtet haben oder nicht. Wenn wir uns aber erinnern, daß wir in eben dieſen Gebrechen begriffen ſind, ſo müſſen wir lieber ſtillſchweigen und ſeufzen, den Andern aber nicht zur Nachfolge, ſondern zur Behutſamkeit anhalten.“ — Sie traueten alſo ihrer Natur nicht, die ſich gemeiniglich durch die Verachtung Anderer erheben will, weil es viel leichter iſt, etwas an Andern zu tadeln, als an ſich ſelbſt das Strafbare wahrzunehmen. Deßwegen ſchien auch folgende Erinnerung nöthig: „Wer lehren und ermahnen will, der lehre ſich ſelbſt zuerſt. Wenn er ſelbſt Alles gelernt hat, was der Herr verlangt, ſo werden ſich Viele finden, die ihm nachfolgen. Man nimmt ſich oft die Macht, Andere zu beſtrafen, ehe man ihnen ein Exempel ſeiner eigenen Beſſerung geben kann. Man vermißt ſich, eine fremde Blindheit zu vertreiben, da man ſelbſt entweder noch in Finſterniß oder in einem ſchwachen Licht wandelt. Am beſten iſt's, mit Exempeln lehren, ehe man es mit Worten verſucht.“ Ja, wenn auch des vergangenen Lebens wegen kein Bedenken übrig war, ſo war doch in Anſehung des Künftigen Beſcheidenheit nöthig. Deßwegen hieß es: „Du weißt nicht, was geſchehen kann, darum halte dich in den Schranken. Biſt du gleich von Jugend auf fromm geweſen, ſo biſt du doch nicht ganz ohne Sünde. Merkeſt du keine bei dir, ſo denke, daß dieſes nicht dein Werk, ſondern ein Werk der Gnade ſey.“ Man hielt es zwar für eine große Freiheit, die Irrenden zu beſtrafen; aber dieſe Freiheit ſtand nur denen zu, zu welchen man nicht ſagen konnte: „Du Heuchler, zeuch zuvor den Balken aus deinem Auge!“ — Am begierigſten waren die Neubekehrten, welche alle Andern zu gleicher Seligkeit bringen wollten, und daher Niemand etwas verſchwiegen, ſondern einem Jeden ſagten, was ſie ſelbſt zu ihrer eigenen Ueberzeugung für kräftig gefunden hatten. Dazu wurden ſie auch von Andern aufgemuntert, welche ihre Liebe und den daraus entſtehenden Eifer für nützlich erkannten. „Ruhet nicht eher,“ ſprachen ſie, „bis ihr Chriſto Einige gewonnen habt, nachdem ihr von Chriſto ergriffen ſeyd. Es iſt nicht genug, daß Einer für ſich glaubig geworden iſt, wenn er nicht auch Andere gewinnt. Denn alſo wird der Saame vervielfältiget.“ — Ueberhaupt findet man von den erſten Chriſten viele Beiſpiele, daß ſie ihrem Nächſten zu Hülſe kamen, und ihre Brüder ſtärkten, nachdem ſie bekehrt worden waren. Und da die Kraft des Geiſtes Gottes ſich in dieſer Sache ſelbſt äußerte, ſo regierte er ſie auch ſo, daß ſie überall mit Bedachtſamkeit und Sanftmuth zu Werke giengen. Von Petrus z. B. wird erzählt, daß er zwei jungen Chriſten, die einen heidniſchen Vater hatten, alſo zugeredet habe: „Ich weiß, daß ihr euren Vater ſehr liebet; ich beſorge aber, daß ihr ihn vor der Zeit antreibet, die Religion anzunehmen, wozu er ſich auch vielleicht euch zu gefallen verſtehen wird. Aber das hätte keinen Beſtand; denn was aus menſchlichen Abſichten geſchieht, geht leicht unter. Darum laſſet ihn eine Zeitlang nach Gefallen leben, während er mit uns umgehen kann, und wenn wir Andere unterrichten, kann er freiwillig und einfältig mitzuhören. Hat er dann den ernſtlichen Vorſatz, die Wahrheit anzunehmen, ſo wird er euch ſelbſt um Unterricht bitten; gefällt es ihm aber nicht, ſo bleibet ihr doch Freunde. Denn welche die Wahrheit nicht von Herzen annehmen, die verwerfen ſie nicht allein nachher, wenn ſie ihnen unerträglich wird, ſondern ſie läſtern ſie auch noch, und reden übel von denen, welchen ſie nicht folgen können, damit ſie einige Entſchuldigung haben.“ — — Eben ſo weiſe verfuhren ſie bei der Ermahnung ſelbſt, daß ſie nicht Alles auf einmal ohne Ordnung vortrugen, ſondern, wie eine Mutter dem Kinde die Speiſe nach und nach gibt, damit ſie allmählig hinuntergebracht werde, ſo legten ſie einander das Nöthige nicht auf einmal vor, damit nicht Alles wieder wegfalle, ſondern das Gute recht ins Herz geprägt werde. Ja, wenn Einer die Erinnerung ganz verwarf, ſo riethen die Verſtändigen, zu ſchweigen, und es bei der nöthigen Warnung bewenden zu laſſen, weil man ihn ſonſt leicht ganz zurückſtoßen könnte. Ueberhaupt ſollte keine Gelegenheit, die der Herr zeigte, verſäumt werden, und wenn Beſtrafung nöthig war, ſo mußte das Verbrechen offenbar ſeyn, damit der Beſchuldigte ſich deſto leichter daran erinnern könnte. Denn es galt auch hier die Regel: „Was du willſt, daß man dir thun ſoll, das thue du einem Andern auch. Willſt du dich nicht ungehört durch Andere ſtrafen laſſen, ſo thue es Andern auch nicht." — So machten es nun die, welche ihren Nächſten aufrichtig liebten, beſonders bei geringen Fehlern. Sahen ſie Einen in der Uebung der Gottſeligkeit etwas langſam, ſo ſchalten ſie nicht alsbald, ſondern ließen es nicht merken, daß ſie etwas wüßten, ſprachen ihm fleißig zu, und reizten ihn durch ihr Beiſpiel zum Gebet und zu andern Uebungen. In ſolchem Sinn nahmen ſie die Ermahnung Pauli, daß ſie anhalten ſollen mit Erinnern zu rechter Zeit und zur Unzeit, 2 Tim. 4, 2. Das nämlich ſey nicht unzeitig, was dem ſo vorkomme, der ſich nicht gerne ſtrafen laſſe, ſondern dieſes Alles heiße zu rechter Zeit, was aus Liebe und Begierde nach Beſſerung mit ſanftem, beſcheidenem und brüderlichem Herzen geſchehe. Dieſem kamen ſie treulich nach, ſo daß ſie nicht allzuheftig und unbedachtſam waren, viel weniger um nichtswürdige Dinge zankten, ſondern Alles nach des Geiſtes Führung verrichteten, und auf die Beſchaffenheit derer, die ſie erinnern wollten, Rückſicht nahmen. Alles gieng bei ihnen aus einem reinen und unſträflichen Herzen, aus inniger Liebe und nicht aus Haß, auch nicht aus bloßer Tadelſucht, ſondern aus aufrichtiger Sorgfalt für des Andern Wohl. „Niemals," hieß es, „muß man ſich vornehmen, zu ſtrafen, wenn man ſich nicht bei genauer Prüfung des Gewiſſens vor Gott ſagen kann: man thue es aus Liebe. Denn man muß nicht deßwegen etwas anfangen dem Nächſten zu gut, damit man ſelbſt einen reinen Gewinn davon trage; man muß auch nicht das Herz und den Willen eines Menſchen ohne Urſache hintanſetzen, von dem man nicht wiſſen kann, mit was für einem Vorſatz es geſchehen ſey. Und was man Einem für Liebesdienſte thut, muß in ſolcher Abſicht geſchehen, wie man ſich's ſelbſt von Andern wünſcht, d. i., daß man keinen zeitlichen Vortheil davon erwartet. Demnach mußte es, wenn je ein Fehler an dem Nächſten zu rügen war, bloß in der Abſicht geſchehen, um entweder die Sünde abzuthun, oder dem Bruder auf andere Weiſe zu helfen. Man durfte dem armen Nächſten nicht heimlich Böſes nachreden, noch ſeine Sünden billigen, ſondern ſollte ihm aus herzlicher Liebe unter die Augen treten und ſeine Fehler vorhalten. Allezeit aber ſollte man ſich erinnern, man habe einen Bruder vor ſich und keinen Fremden. Daher ſchreibt Paulus an die Theſſalonicher:

„Behandelt den, der auf meine Ermahnungen nicht achtet, nicht als einen Feind, ſondern weiſet ihn zurecht als einen Bruder. Unterdeſſen habet keine Gemeinſchaft mit ihm, daß er beſchämt werde.“ 2 Theſſ. 3, 14. 15. Ferner ſagt er: „Bringet die Unordentlichen wieder zurecht, tröſtet die Kleinmüthigen, traget die Schwachen, und ſeyd langmüthig gegen Alle.“ Er ſelbſt hörte nicht auf, Tag und Nacht einen Jeglichen mit Thränen zu ermahnen. Ap. G. 20, 31.; auch erinnerte er die Seinigen ſo herzlich und innig, daß ſie doch ſeine Freude erfüllen möchten. Röm. 12. Phil. 2, 1. u. f.

Der Grund von dieſem Allem mußte aber eine herzliche Demuth ſeyn, gleichwie alles Richten, unzeitige Schelten und zornige Verfahren mit den Brüdern aus Hoffart herrührte. Paulus z. B., der dem Philemon mit allem Recht hätte befehlen können, wollte ihn dennoch liebreich ermahnen und bitten, um ihn dadurch eher zu gewinnen. Philem. V. 9. Eben ſo machten es die apoſtoliſchen Väter. Ignaz z. B. ſchrieb an die Epheſer: „Ich gebiete euch nicht, als wäre ich etwas. Ich ſollte wohl von euch erinnert werden im Glauben, in der Geduld und Langmuth; weil ich aber aus Liebe zu euch nicht ſchweigen kann, bin ich zuvor gekommen, euch zu ermahnen, daß ihr mit mir laufet nach der Meinung Gottes.“ Und ein Anderer: „Ich ſchreibe dieſes, meine Lieben, nicht allein, daß ich euch an eure Pflicht erinnere, ſondern daß ich mich ſelbſt erinnere. Denn ich bin eben auch in den Schranken, und mir ſtehet ebender Kampf vor.“ — Dieſes mußte immer der rechte Bronnen ſeyn, woraus alle Ermahnung floß, wenn ſie anders geſegnet ſeyn ſollte. „Habe nur Liebe,“ hieß es, „und ſage dann, was du willſt, ſo wird es niemals übel geredet ſeyn, ob es gleich den Schein einer böſen Rede hat, wenn du nur verſichert biſt, daß du den Vorſatz haſt, den armen Menſchen mit dem Schwert des göttlichen Wortes von ſeinen Gebrechen zu befreien. Wenn dich aber Zorn und Unruhe ankommt, indem du angefangen haſt, den Menſchen aus Liebe zu erinnern, ſo mußt du in großer Reue erkennen lernen, daß wir uns gar nicht über fremde Sünden erheben dürfen, weil wir oft bei der Beſtrafung derſelben ſündigen, da uns der Zorn wegen des Sünders leichter erzürnt, als ſein Elend uns mitleidig macht.“ Darum ermahnte Paulus die Chriſten als Brüder. 1 Tim. 5, 1. 2., und andere Lehrer ſprachen von brüderlicher Beſtrafung, brüderlicher Erinnerung u. ſ. w., und man machte einen großen Unterſchied zwiſchen der Beſtrafung, die aus Bosheit, und zwiſchen der, welche in der Furcht Gottes und nach der Wahrheit geſchah.

Wenn aber nun die wahre Bruderliebe zu Grunde lag, ſo konnte die Beſtrafung nicht anders, als liebreich, ſanftmüthig und freundlich ſeyn. War etwas abzulegen, das nicht taugte, ſo durfte es nicht mit der Schärfe geſchehen, ſondern in dem Geiſt der Gelindigkeit und Sanftmuth. „Denn dergleichen Dinge," ſagt Auguſtin, „laſſen ſich nicht durch herriſchen Befehl abthun, ſondern viel beſſer durch Lehren und Erinnern, als durch Gebieten und Drohen. Es beweiſet auch nichts mehr, daß ein Menſch geiſtlich ſey, als wenn man mit fremden Sünden umzugehen hat, wobei man mehr auf die Befreiung des Andern ſehen muß, als daß man ihn ſchmäht und ſchilt. Darum gehört Friedfertigkeit und Liebe dazu, daß man dieſes, neben der Betrachtung der allgemeinen Gefahr, im Herzen behält. Wer aber über den Bruder ſelbſt und nicht blos über ſeine Fehler ungehalten iſt, der zürnet ohne Urſache. Ein Jeder muß ſeinem Nächſten gefallen zum Guten und zur Beſſerung." Röm. 15, 2. Daher kamen nun folgende Ermahnungen der Alten: „Weil die Wahrheit gemeiniglich unangenehm iſt, ſo wird durch die Beſtrafung bisweilen die Liebe etwas geſtört. Deßwegen darf ſie nicht ſchmähſüchtig ſeyn, ſondern muß durch eine freundliche und liebliche Zurede geſchehen. Wenn der Bruder ſiehet, daß ihm etwas nicht befehlsweiſe aufgetragen wird, ſo gibt er ſeinen Willen eher dazu, und wird demüthig geſinnt gegen den, der ihn erinnert. Denn durch gute Worte kann man erlangen, was man mit großem Anſehen nicht haben mag. Eine freundliche Beſtrafung richtet mehr aus, als eine ungeſtüme Anklage. Jene beſchämt, dieſe macht unwillig. Man muß verſchweigen, was der Andere nicht gerne verrathen laſſen will; denn es iſt beſſer, wenn der Beſtrafte den Andern noch für ſeinen Freund halten kann. Man ſchickt ſich auch leichter in einen wohlgemeinten Rath, als daß man den Beſchuldigungen ſich unterwirft. — Wenn man auch gleich Fug und Macht hätte, mit größerer Autorität die Brüder zurecht zu bringen, ſo muß doch allezeit die Beſtrafung ohne Hintanſetzung der Liebe geſchehen. Dazu aber gehört viel Bedachtſamkeit, daß man den Bruder nicht alsbald wegwerfe; denn man weiß nicht, ob nicht auch das Geſunde zugleich an ihm möchte verderbt werden. Man hat ja ſonſt Mittel und Arzneien genug. — Ein Chriſt iſt ein Jünger des demüthigen und ſanftmüthigen Jeſu, der unſere Sünden getragen hat. Wenn auch gleich Widerſtand da iſt, ſo muß man langmüthig ſeyn, und niemals verzweifeln, weil noch immer Zeit zu heilen iſt. Will aber auch keine Ermahnung helfen, ſo iſt Gott dennoch zu bitten, daß ein ſolcher Menſch nicht ausgerottet werde. Man laſſe nicht ab, wer weiß, wann er umgekehret werden ſoll? Wer weiß, wer Jeſum noch ſpeiſet, wenn er von Bethanien zurückkömmt? Wer vom heil. Geiſt geſalbet iſt, dem fehlt es nie an heilſamer Salbe für den Schaden der Brüder u. ſ. w. — Wir übergehen die übrigen Erinnerungen, und bemerken nur noch, daß die Alten nicht bloß ſo geredet oder geſchrieben, ſondern es auch wirklich ausgeführt haben. Denn ſie bekannten ſelbſt vor den Heiden, daß ſie ſich gegen Glaubige und Unglaubige gleich liebreich beweiſen. „Wir reden wider die, welche von unſerer Meinung abweichen, nichts Böſes, ſondern wir laſſen, ſo viel an uns iſt, nicht ab, ſie auf beſſere Gedanken zu bringen, und zum Dienſt des großen Schöpfers zu führen, damit ſie Alles ſo thun, wie ſie von ihrem Leben und Thun Rechenſchaft geben ſollen.“ Beſonders waren ſie gegen die Glaubigen recht freundlich, und behandelten ſie, wenn ſie auch gefallen waren, nicht als Feinde, ſondern als leidende Glieder. „Wo nun ſolche Liebe war, da war auch Freundlichkeit und Freude. Denn wer den Andern liebt, der freut ſich über ſeinen Wohlſtand, und wenn er ihn ſtraucheln ſieht, ſo jammert es ihn zwar, und bewegt ihn zu helfen; aber dieſe Traurigkeit kann ſeine Freude nicht ſtören oder gar verändern, weil er weiß, daß keine vernünftige Kreatur bei Gott in Ewigkeit verdirbt.“ — Aber auch der Beſtrafte durfte Alles für Liebe und Güte annehmen, was der Andere an ſeiner Seele that, obgleich es nicht immer ganz ſo lieblich und holdſelig dabei zugieng. Auguſtin ſagt: Man kann zwar wohl auf Einen ungehalten ſeyn, und doch ihn beſſern wollen; aber Einem feind ſeyn, und ihn gleichwohl glücklich wünſchen, das ſchickt ſich nicht zuſammen. Die Laſter eines Menſchen entdecken, gehöret einem frommen Freund zu: wenn es aber ein Gottloſer oder Heuchler thut, ſo thut er ein fremd Werk.“ — — Demnach hinderte die Freundlichkeit und Sanftmuth den Ernſt und Eifer nicht, den die Alten gegen die Sünde hatten, ſondern hielt ihn nur in gottgefälligen Schranken. Darum ſchreibt Judas V. 22. 23.: „Warnet Einige, Andere rettet wie aus dem Brande, noch Anderer nehmet euch durch Abſchreckung an.“ Und Paulus läßt den Korinthiern die Wahl, ob er mit der Ruthe oder in der Liebe und dem Geiſt der Sanftmuth zu ihnen kommen ſoll? 1 Kor. 4, 21.

Der einzige wahre Grund von allem dieſem aber war die Liebe. Sie iſt wie eine liebreiche Mutter, die das Schwache heget, das Verkehrte züchtiget, das Unruhige beſtraft, und einem Jeden das Seine zutheilt, und doch Alle mit einander lieb hat. Wenn ſie ſchilt, ſo iſt ſie doch gütig, wenn ſie liebkoſet, ſo iſt ſie einfältig. Sie pfleget aus großer Treue ſtreng zu ſeyn, aber ohne Liſt zu ſtreicheln. Sie kann geduldig zürnen, und demüthig ungehalten werden. — Wer dieſe Liebe hatte, der wollte Alle ſelig haben, und Jedermann erinnern, ſo viel als möglich; das Uebrige befahl er Gott. Alſo waren die geſinnt, welche das Werk der Seligkeit recht verſtanden, und wohl einſahen, was für Weisheit und Ernſt dazu gehöre. Sie baten einander ſelbſt darum: daß doch in allen Ermahnungen gegen ſie eine gehörige Schärfe gebraucht würde, und ermahnten auch die Ihrigen dazu. Einen jeden Chriſten, ſagten ſie, ſoll der Eifer um das Haus des Herrn freſſen; wenn ihr alſo einen Bruder zum Spiel laufen ſehet, ſo wehret ihm, erinnert ihn, werdet betrübt darüber. Sehet ihr Andere zur Ueppigkeit eilen, ſo verleidet es ihnen, wie ihr könnt, haltet ſie an, gebet ihnen gute Worte, oder wie ihr es für gut findet, ruhet ja nicht eher. Sie ſelbſt bekannten von ſich: „ſie wollen lieber die Sünden der Brüder ſchelten und ſcharf anklagen, als ſie durch gelinde Verſchweigung noch hegen. Denn wer den ſündigenden Bruder nicht ſtrafe, der thue faſt ſo viel, als wenn er ihn zur Sünde reize. — Darum entſchuldigte auch Hieronymus ſeinen Ernſt alſo: „Das faule Fleiſch kann nur durch Schneiden und Brennen geheilt werden, und das Gift muß man mit Gegengift vertreiben. Chryſoſtomus ſagte: „Meine Brüder, laſſet uns die Zänkiſchen durch die Macht der Wahrheit aufzurichten ſuchen, wenn ſie durch den Unglauben gefallen ſind!“ Ueberhaupt war derſelbe ſehr freimüthig im Strafen, wie Viele bezeugen, und war über die Sünder ſo ungehalten, wie wenn ſie ihm ſelbſt etwas zu leid gethan hätten. Ein Anderer entſchuldigt ſeine Freimüthigkeit damit, daß er ſagt: „Wenn du mich etwa für allzuheftig anſieheſt gegen Jemand, ſo wiſſe, daß ich durch Chriſti Gnade niemals ein Sklave werden will, und daß ich wohl erfahren habe, wie zweierlei Urtheile über ſolche Sachen gefallen. Denn wie mich die furchtſamen Nicodemiten für verwegen halten, alſo werden mich die Standhaften für freimüthig anſehen.“ — Da aber dem Menſchen noch immer etwas von Hoffart anhängt, ſo gaben die Lehrer auch dieſen Rath, daß man nach des Herrn Willen den irrenden Bruder zuerſt allein und ohne Beiſeyn eines Andern erinnern ſolle. Math. 18, 15. Man ſah alſo nur auf die Beſſerung, und wollte die Schaamhaftigkeit ſchonen. Denn ſonſt würde der Beſtrafte vielleicht aus Schaam das Unrecht noch vertheidigt haben, und wäre durch die Erinnerung nur ſchlimmer geworden. Ja, er würde den, der ihn vor Allen ſtrafte, für einen Verräther angeſehen haben. Darum mußte man heimlich ſtrafen, was heimlich geſchehen war, und nicht zur Beſchimpfung des Irrenden Alles gleich öffentlich darlegen. Wenn aber die Sünde öffentlich geſchehen war, ſo mußte auch die Beſtrafung öffentlich geſchehen, damit der Sünder gebeſſert, die Andern aber zurück gehalten würden. In dieſem Falle ſtellten ſie ihm ſein Verbrechen unter die Augen, er mochte es nun für Liebe oder Haß halten. Denn er mußte wenigſtens erkennen, daß dieſe öffentliche Beſtrafung beſſer ſey, als das heimliche Tadeln und Richten. — So hielt man es auch unter den Lehrern, wie folgende Verordnung lautet: „Wenn der Aufſeher eine Sünde nur allein weiß, ſo ſoll er nichts ausſagen, ſo lange er es nicht beweiſen kann, ſondern ihn durch geheime Beſtrafung zu beſſern ſuchen.“ Gleiche Vorſicht war in den übrigen Umſtänden nöthig, daß man z. B. zu rechter Zeit wie zur Unzeit anhielt, und daneben die, bei welchen man eine Verſtockung beſorgen mußte, ſo behandelte, daß ſie nicht auf einmal zurückgeſtoßen wurden, und alle Schaam verloren. Oeffentliche Laſter freilich, die Jedermann in die Augen fielen und Aergerniß gaben, mußten auch öffentlich geſtraft werden. 1 Tim. 5, 20.

Dahin gehörten nun die Stufen der brüderlichen Ermahnung, welche der Herr ſelbſt vorgeſchrieben hatte Math. 18, 15. u. f., bei welchen man ſich nach der Beſchaffenheit eines Jeden weislich richtete. „Einige,“ ſagt Gregor, „konnte man beſſer gewinnen, wenn ſie allein erinnert wurden, Andere, wenn Jemand dabei war. Bisweilen werden heimliche Strafen gar nicht geachtet, da ſind alſo öffentliche nöthig. Andere ſchämen ſich, wenn ſie noch ſo frei geſcholten werden, nicht mehr, ſondern werden durch geheime Erinnerungen viel beſſer gewonnen, und vergelten denen, die ſie ſo mitleidig gegen ſich ſehen, ihre Treue durch Gehorſam. Einigen darf man auch die geringſten Fehler nicht verſchweigen, weil ſie ſich für klug halten, wenn ſie ihre Sünden ſo gut verbergen können; Andern dagegen iſt etwas zu gut zu halten, damit ſie nicht durch allzuhäufige Beſtrafung verzweifeln.“ — Wenn aber die geheime und beſondere Erinnerung nichts half, ſo geſchah ſie in Gegenwart von zwei oder drei Zeugen, und endlich vor der ganzen Gemeinde, und wenn nichts helfen wollte, ſo wurde ein ſolches Mitglied ausgeſchloſſen. Auch ſah man keine Perſon an, und ſelbſt die Lehrer und Vorſteher wurden beſtraft, wenn ſie etwa die Gemeinde geärgert hatten. Daher bekannte ſelbſt der Papſt Sylveſter II.: „Wenn der römiſche Papſt wider einen Bruder ſündigt, und nach öfterer Erinnerung die Gemeinde nicht hören will, ſo ſoll er, nach dem Gebot des Herrn, als ein Heide und Zöllner gehalten werden. Denn je höher er zu ſeyn ſcheine, deſto tiefer könne er fallen.“ — Wenn es übrigens auch bis aufs Aeußerſte gekommen war, ſo wurde ihre Liebe doch nicht müde. Es hieß vielmehr: „Wenn ein böſes Kind deine Strafen verachtet, ſo thue nur, was dir geziemet, Gott wird das Seinige an ihm und dir thun. Du mußt nicht ganz an ihm verzweifeln, noch Alles auf einmal haben wollen, ſondern vielmehr thun, ſo viel du kannſt, ob es gleich widerſtrebet. Ertrage Alles, thue Alles, wenn dir die Seligkeit deiner Brüder Ernſt iſt, und wenn du auch nichts ausrichteteſt, ſo kann dir doch nachher keine Schuld gegeben werden.“ — So weislich verhielten ſich alſo die Gerechten gegen die Sünder, und wenn kein anderes Mittel mehr übrig war, ſo erwarteten ſie eine bequemere Zeit. Indeſſen aber litten ſie Alles mit Geduld, ſeufzten und beteten für ſie. Da war an kein völliges Stillſchweigen, noch an eine Schmeichelei zu denken, weil man ſich keiner fremden Sünden theilhaftig machen wollte. Wer es unterläſſet, den Nächſten durch Ermahnungen zu beſſern, und ihn noch dazu ins Angeſicht lobet, der iſt ein Heuchler; ein ſolcher aber iſt ein Feind von ihren Seelen, weil er ihre Sünden nicht beſtraft, und weder ſeine eigene, noch der Andern Seligkeit liebt. Daher ſagte auch Hieronymus, als er Jemand ernſtlich ermahnen wollte: „Hier wird keine Schmeichelei zu finden ſeyn. Denn ein Schmeichler iſt ein heimlicher Feind. Ich will keine prächtigen Worte gebrauchen, die dich unter die Engel zählen. Ich will dich auch nicht ſtolz machen, ſondern will dir vielmehr eine heilige Furcht einjagen.“ Und in einer andern Stelle klagt er, daß Manche die unterlaſſene Beſtrafung für Wohlgewogenheit nehmen, und redliche Herzen, die ihnen ihre Fehler entdecken, für neidiſch oder hoffärtig halten. — — Diejenigen alſo, welche den Grund ihres Heils recht verſtanden, liebten Alle, welche ſie treulich erinnerten, und verachteten die Schmeichler. Denn ſie ſahen den Nutzen einer herzlichen Erinnerung wohl ein. Ja, es war ihnen einerlei, ob ein Feind ſie ſchmähte und verfolgte, oder ein verſtellter Freund ihnen heuchelte. Darinnen aber beſtand der

Unterſchied, daß die Gerechten Jemand aus lauter Erbarmung ſtraften; die Sünder dagegen einander in ihrer Bosheit heuchelten. Jene, daß ſie heileten; dieſe, daß ſie noch zudeckten, was zu heilen war.“ — Mithin ſcheueten die Liebhaber der Wahrheit keine Beſtrafung, ſie mochte von Freund oder Feind geſchehen. Geſchah ſie von Feinden, ſo ertrugen ſie dieſelbe. That ſie ein Freund, ſo hörten ſie ihn gerne, oder wenn er darin irrete, ſo berichteten ſie ihn eines Beſſeren. Die Worte ihres Herrn und Meiſters waren ihnen immer im Sinn, da er verſprochen hatte, ihr Friede ſolle wieder zu ihnen kommen, wenn er von Andern nicht angenommen würde. Sie wollten gerne Kinder des Friedens ſeyn, damit der Friede Jeſu Chriſti über ihnen ruhen möchte. Darum finden ſich ſo viele Ermahnungen der Alten, daß die Chriſten unter einander die Zucht annehmen und nicht darüber unwillig werden ſollen. Denn ihre Ermahnungen unter einander ſeyen ſehr heilſam, weil ſie dadurch immer inniger mit Gott verbunden werden. Ignaz ſchrieb darüber an eine chriſtliche Frau: „Die Seelen der Frommen ſind wie die klaren und lautern Brunnen, die durch ihre Klarheit die Vorbeireiſenden zu trinken bewegen, wenn es ſie auch nicht dürſtet. Alſo dringet und ermahnet uns auch deine Weisheit, daß wir des göttlichen Waſſers begehren, das aus deinem Herzen quillet.“ So pflegte der Einſiedler Antonius alle frommen Chriſten, die zu ihm kamen, auszufragen, und bekannte ſeine Beſſerung gerne, wenn er etwas Nöthiges von ihnen gehört hatte. Auguſtin ſchrieb an Hieronymus: „Ich bitte dich ſehr, daß du mich nur getroſt erinnerſt, wo du es nöthig findeſt. Ich bin viel geringer als du, obgleich ſonſt auch der Größere von den Geringen Beſtrafung annehmen ſollte.“ Ein Anderer bekannte öffentlich, und erinnerte ſich mit großem Vergnügen, daß ein weiſer Mann ihn von vielen Irrthümern befreiet habe. Noch ein Anderer trug kein Bedenken, auch ſeine Verleumder zu bitten, daß ſie ihn öffentlich erinnern ſollen, und nicht heimlich haſſen, ſondern als einen Bruder ermahnen.

Was endlich die Früchte der brüderlichen Beſtrafung anlangt, ſo giengen diejenigen nicht leer aus, welche dieſe Pflicht redlich ausübten. — Der Herr hatte ihnen ja verſprochen, ſie ſollen ihre Brüder dadurch gewinnen. Math. 18, 16. „Geſetzt aber auch, daß der Beſtrafte anfangs betrübt worden wäre, ſo überlegte er doch nachher, wie es gemeint war, und that es nicht mehr. Je heftiger er aber nachher die Sünde haſſete, deſto herzlicher liebte er ſeinen Bruder, den er als einen Feind ſeiner Sünden kennen gelernt hatte.“ — Dieſer Nutzen konnte wohl treue Herzen bewegen, daß ſie einander in keiner Gefahr verließen. Keiner wollte den Andern verderben laſſen, noch ihn an ſeinem Heile hindern. Denn die Liebe gieng ihnen über Alles! Sie war die rechte Zuchtmeiſterin auf Chriſtum, wer ſie faſſete, den konnte ſie reinigen, und wer weiſe war, der erfuhr auch darin die Treue Gottes. — Wo ferner der heil. Geiſt kräftig wirkte, da konnte keine Ermahnung und Warnung ohne Nutzen geſchehen. Dieß offenbarte ſich beſonders an den heiligen Märtyrern, die das Wort der Wahrheit nicht allein den Heiden bezeugten, ſondern ſich auch unter einander ermunterten. So leſen wir von der Blandina: Sie habe Viele wieder zurecht gebracht, welche Chriſtum bereits verläugnet hatten, und durch ſie gleichſam neu geboren und von den Todten erweckt wurden. Ebenſo erzählt Auguſtin von ſich, daß er einſt die Welt wieder liebgewonnen habe, aber von einem Freund darüber getadelt worden ſey. Doch ſey er über ſeine Worte nicht ungehalten worden, ſondern habe vielmehr über ſich ſelbſt gezürnt, und ihn dagegen um ſo brünſtiger geliebt. Ueberhaupt wurde durch die erbaulichen Reden der Frommen unter einander viel Segen geſtiftet. Es wurden dadurch viele Seelen gewonnen, ob es gleich nicht immer vor der Welt bekannt war. Und die Seelen, welche der Herr auf ſolche Weiſe mit einander verbunden hatte, wurden nun aufs Genaueſte verwandt, ſo daß Etliche geſtanden: die verirrten und wieder gefundenen Schäflein ſeyen ihnen lieber, als die, welche immer ungehindert fortgegangen ſeyen. Wenn aber auch bei Einigen alles Ermahnen vergeblich ſchien, ſo war doch die Vergeltung auf Seiten derer, die ermahnt hatten, gewiß. Denn Chryſoſtomus ſagt: „Es iſt zwar ungewiß, ob man allezeit bei Verkündigung der Wahrheit Beifall finden werde; aber gewiß iſt es doch, daß man ſie verkündigen muß, und daß man deßwegen eine Belohnung zu erwarten hat, die Ermahnung mag angenommen werden oder nicht. Wer gethan hat, was er konnte, der hat nicht weniger vollen Lohn zu empfangen.“

VIII.

Von der Gütergemeinſchaft bei den erſten Gemeinden.

Wir haben bisher die Gemeinſchaft der Heiligen in Beziehung auf geiſtliche und ewige Güter betrachtet, und haben gefunden, daß dieſe ſchon an ſich das kräftigſte und ſtärkſte Band war, wodurch die Glaubigen unter einander verbunden wurden. Gleichwohl aber ſetzten ſie ihre Gemeinſchaft in zeitlichen Dingen nicht ganz bei Seite, ſondern hielten ſie hoch und werth. Ihr lauterer Sinn ſchloß alſo: „Wenn uns der Herr in wichtigen und dauerhaften Dingen treu zu ſeyn geboten hat, alſo, daß Niemand unter uns von den wahrhaftigen Gütern ſagen darf, ſie ſeyen ſein eigen und nicht allen Brüdern gemein, um wie viel weniger dürfen wir eine Abſonderung in nichtigen und ſchlechten Sachen vornehmen. Werden wir in dem Geringſten nicht treu ſeyn, wer wird uns das Rechtſchaffene anvertrauen?" Luc. 16, 10. 11. — Demnach hörte die Gemeinſchaft der Heiligen in dieſem Falle keineswegs auf, vielmehr waren ſie darin eben ſo brüderlich, mitleidig und barmherzig, treu und aufrichtig, als in den wahren Gütern. Es hieß bei ihnen: „Wer nach dem Bilde Gottes erneuert iſt, der muß auch Gottes Nachfolger ſeyn. Wie nun die Güter Gottes Jedermann zum Nutzen gereichen, ſo gibt auch ein Chriſt, und theilt mit, was er hat. Er ſey wer oder wie er wolle, ſo pflegt er Gutes zu thun mit Worten und Werken. Derjenige iſt der Größte im Himmelreich, der alſo thut, und lebt wie Gott, indem er gleichfalls Jedermann zu gefallen lebt." — Dieſe allgemeine Wohlthätigkeit aber fanden die Chriſten in der älteſten Ordnung Gottes gegründet. Deßwegen bekannten ſie auch vor den Heiden: „Gott hat den Menſchen die Erde gemein gemacht, daß ſie in der Gemeinſchaft leben ſollen, nicht aber, daß der tolle und raſende Geiz ſich Alles allein zueigne, ſondern daß es Keinem an dem mangele, was für Alle gewachſen iſt. Ebenſo iſt er auch ein gemeinſchaftlicher Vater Aller, damit die Leute die allgemeinen Wohlthaten Gottes unter einander theilen, milde und freigebig ſeyen." — Als aber ſpäter die Güter der Chriſten größer wurden, und ein Jeder unter ihnen ſein Eigenthum hatte, billigten ſie zwar die menſchliche Ordnung an und für ſich, aber ſie zeigten doch, daß es anfangs anders geweſen ſey. „Nach dem göttlichen Recht,“ ſchreibt deßwegen Auguſtin, „iſt die Erde des Herrn, und was darinnen iſt. Gott hat Arme und Reiche von Einem Leimen gemacht, und die Erde trägt Arme und Reiche zugleich. Jedoch ſpricht man nach dem menſchlichen Recht: Dieſer Hof iſt mein, dieſes Haus iſt mein, dieſer Knecht iſt auch mein. So geſchieht Alles durch das menſchliche Recht und durch die Obrigkeit. Warum? Denn Gott hat durch dieſelbe die Rechte den Menſchen ausgetheilt. Nimm nun die Rechte hinweg, wer wird noch ſagen dürfen: Dieſer Hof iſt mein, dieß Haus iſt mein? Darum beſitzet man nur die Güter kraft der obrigkeitlichen Rechte.“ Ebenſo ſagt Ambroſius, als er den Geiz und Eigennutz der Heuchler zu widerlegen ſuchte: „Du ſprichſt vielleicht: Was iſt daran Unrecht, wenn ich gleichwohl mir nichts Fremdes anmaße, und nur mein Eigenthum fleißig bewahre? O eine unverſchämte Rede! Was nenneſt du Eigenthum? Was und woher haſt du etwas mit auf die Welt gebracht? So nenne nun Niemand etwas ſein eigen, was doch gemeinſchaftlich iſt, es wird ohnehin mehr verlangt, als zum Gebrauch genug iſt. Iſt denn Gott ſo ungerecht, daß er des Lebens Nothdurft nicht gleich austheilen ſollte, und daß du lauter Ueberfluß hätteſt, während die Andern darbten und hungerten? Oder hat er es deßwegen gethan, weil er dir Beweiſe ſeiner Güte geben, einen Andern aber wegen ſeiner Geduld krönen wollte? Du meinſt, du könneſt bei den Gaben Gottes kein Unrecht thun, wenn du allein ſo viele Lebensmittel verlangeſt. Wer möchte aber wohl ſo ungerecht und ſo geizig ſeyn, daß er die Nahrung ſo vieler Leute nicht zu ſeinem Gebrauch, ſondern bloß zum Ueberfluß anwendete? Die Natur weiß von keinem Reichen; denn ſie hat ſie Alle arm geſchaffen, wir werden ja nicht mit Kleidern geboren, noch mit Silber oder Gold. Wir kommen nackt an's Licht und ſind aller Dinge bedürftig, die Erde nimmt uns auch bloß wieder an; darum machet die Natur keinen Unterſchied, wenn wir geboren und begraben werden.“ Andere ſagten: „Es würde Keiner arm ſeyn, wenn ein Jeder die Gleichheit, die Gott gemacht hat, hierin nachahmete.“ Ja, wollte Gott, daß zuerſt Alle arm am Geiſt wären, dann würden ſie einander überflüſſig Gutes thun, wie ein weiſer Mann geſagt hat: „Die Menſchen könnten ganz glücklich leben, wenn nur zwei Dinge nicht wären, das Mein und Dein. Es iſt ſehr ungereimt in den Teſtamenten, wenn man lieſt: Dieſer oder

Jener ſoll die Herrſchaft über die Aecker oder Häuſer haben, ein Anderer aber den Nutzen. Denn wir haben ja Alle den Nutzen; aber Keiner hat die Herrſchaft.“ — — Auf ſolche Weiſe führten nun die Chriſten ihr Leben. Ein alter Schriftſteller ſagt darüber: „Die Gemeinſchaft im Leben iſt Allen nothwendig, und beſonders denen, die ihrem Gott unſträflich dienen, und dem Leben der Apoſtel und ihrer Jünger nachfolgen wollen. Denn es hat billig unter allen Menſchen ein gemeinſchaftlicher Gebrauch aller Dinge in der Welt ſeyn ſollen; aber durch die Ungerechtigkeit ſpricht Einer: dieß ſey ſein, der Andere jenes, und alſo iſt unter den Menſchen eine Trennung entſtanden. Uebrigens haben die Apoſtel und Jünger mit uns zugleich ein gemein Leben geführt, und jene alte Weiſe beibehalten.“ — Von dieſer Gemeinſchaft heißt es in der Apoſtelgeſchichte, daß nicht allein Alle Ein Herz und Eine Seele geweſen ſeyen, ſondern daß ſie auch Alles gemein gehabt, und Keiner geſagt habe, daß etwas von den Gütern ſein eigen ſey, ſondern es ſey ihnen Alles gemein geweſen, ſo daß ſie keinen Dürftigen unter ſich gehabt, weil die Reichen das Ihrige hingegeben haben. 2, 41. 4, 32. 34. Cyprian leitet dieſe Gütergemeinſchaft aus der natürlichen Gemeinſchaft der Gaben Gottes her. „Das heißt wahrhaftig durch die geiſtliche Geburt zu Kindern Gottes werden, das heißt nach dem himmliſchen Geſetz die Gleichheit Gottes, des Vaters, nachahmen. Denn was Gottes iſt, das iſt in unſerem Gebrauch gemein, und Niemand wird von den Wohlthaten deſſelben abgehalten, daß nicht das ganze menſchliche Geſchlecht die göttliche Güte gemeinſchaftlich genießen ſollte. Wer nun etwas auf Erden beſitzt, und nach dem Beiſpiel dieſer Gleichheit ſeine Einkünfte und Güter mit der Brüderſchaft theilt, der wird Gottes, des Vaters, Nachfolger, indem er durch freiwillige Austheilung ſich gemeinſchaftlich und gerecht erweiſt.“

Es iſt aber zuvörderſt zu wiſſen, daß dieſe Gemeinſchaft der Güter in der apoſtoliſchen Kirche kein gezwungenes Werk geweſen ſey, ſo daß Einer, der ein Chriſt werden wollte, dazu getrieben, und nicht eher in die Gemeinde aufgenommen worden wäre, bis er all das Seinige hergegeben hätte; ſondern es geſchah Alles aus freiem Willen und einfältigem Herzen. Denn dieſe Sache war in der beſten Meinung angefangen, und wurde deßwegen auch von den nachfolgenden Lehrern ſehr empfohlen. Daher man hiebei alle unziemliche Gedanken, allen Verdacht, wie auch böſe Urtheile wider dieſe Anordnung der heiligen Apoſtel fahren laſſen, und Gott vielmehr über dieſe ſeine Gnade in der erſten Gemeinde preiſen muß. Denn ſonſt macht man ſich der Sünden theilhaftig, welche die Heiden auf ſich luden, als ſie den erſten Chriſten wegen dieſer Gemeinſchaft die Unordnung und Vermengung der Stände, die Aufhebung alles Eigenthums, die Gemeinſchaft der Weiber und dergleichen vorwarfen, ungeachtet jene feierlich dagegen proteſtirten. Uebrigens ließen ſie ſich von ihrem Vorſatz nicht abſchrecken, ſondern übten die Liebesdienſte nur um ſo fleißiger aus, hatten die irdiſchen Güter mit einander gemein, doch ohne Zwang und Gebot. Sie ſammelten Alles in guter Ordnung, und theilten es auch ſo wieder aus. Ihr Glaube war: „Unter allen Chriſten ſey eine gewiſſe Gemeinſchaft der Güter nothwendig; denn Jeder wiſſe, daß er nichts Eigenes habe, ſondern daß Alles Gott angehöre. Man ſeye alſo verbunden, das Seinige als ein gemeinſchaftliches Gut herzugeben, wenn es zur Ehre des allgemeinen Herrn und zur Nothdurft des Mitknechts erforderlich ſey. Dieß könne nun zwar nach weltlichen Geſetzen von Niemand verlangt, aber es könne auch ohne Verletzung des göttlichen Geſetzes von der Liebe nicht verweigert werden.“ — Dieſe apoſtoliſche Weiſe wiſſen nun die Alten nicht genug zu loben und den Chriſten insgeſammt zur Nachfolge zu empfehlen. Sie zeigen, daß aus der Eingebung des heiligen Geiſtes ein wahrer allgemeiner Gehorſam des Glaubens, aus dieſem die Liebe, und daraus die Gemeinſchaft der Haabe gefloſſen ſey, und noch fließen müſſe. Darum ſchreibt Cyprian: „Als die Herzen im Anfang noch mit größeren Kräften angefüllt und ausgerüſtet waren, da der Glaube der Chriſten noch neu war, und gleichſam von Hitze und Eifer brannte, da verkauften die Chriſten ihre Häuſer und Güter. Und das heißt in Wahrheit recht Gottes Kinder werden.“ Und Hieronymus: „Als das Blut unſeres Herrn noch warm war, und der Glaube in den Glaubigen noch brannte, da verkauften ſie alle ihre Güter, und brachten das Geld dafür zu der Apoſtel Füßen, um damit zu zeigen, wie man das Geld mit Füßen treten ſolle, und davon ward einem Jeden gegeben, wie viel und in wie ferne er nöthig hatte.“ Auch Auguſtin lobt die Gütergemeinſchaft und empfiehlt ſie nachdrücklich. Chryſoſtomus ſpricht ebenfalls von der Vortrefflichkeit dieſer Lebensart, und nennt das ein engliſches Regiment, wenn Keiner ſagen könne, daß er etwas Eigenes habe. Die Kirche, als ſie geboren worden, habe dieſes als die erſte Frucht hervorgebracht. Zugleich wünſcht er auch, daß die Zuſammenkünſte noch alſo ſeyn möchten. Denn es ſey Keiner um die Nahrung bekümmert geweſen, Keinen habe die Sorge der Haushaltung geplagt. In einer andern Stelle gebraucht er folgendes Gleichniß: „Wie Einer, der in ein groß Fürſtenthum oder in eine reiche Stadt ziehen will, all das Seine zu Geld macht, und ſich dahin wendet, alſo machten es auch damals die Leute, die zum Himmel und zu der obern Stadt, zu dem Reiche Gottes, berufen waren. Sie waren gewiß, daß daſelbſt ihr Vaterland war; darum machten ſie alle ihre Haabe zu Geld, und ſchickten daſſelbe durch die Hände der Apoſtel dahin.“ — Daß es ihnen aber damit recht Ernſt war, ſehen wir nicht allein aus ſo vielen Beſchreibungen der rechten brüderlichen Gemeinſchaft, ſondern auch aus andern Merkmalen. Wir werden auch weiter unten ſehen, daß ſie nichts in eigener Liebe und Verlangen hatten, ſondern nach des Apoſtels Willen dieſer Welt Güter beſaßen, als beſäßen ſie dieſelben nicht. Da alſo ihr Eigennutz wegfiel, und ſie nichts mehr für ihr Eigenthum erkannten, ſo mußte eintreffen, was ſie von einem erleuchteten Chriſten ſagten: daß er hurtig und bereit ſey, ſeine eigenen Güter den Freunden gemeinſchaftlich zu machen. Ebenſo waren ſie von der Nothwendigkeit dieſer Gemeinſchaft ſo überzeugt, daß ſie ſich nicht ſchämten, dieſelbe vor den Heiden zu bekennen. Denn ſie ſprachen zu ihnen: „Zuvor hatten wir unſere Einkünfte und Güter über alle Dinge in der Welt lieb; jetzt aber, da wir Chriſten geworden ſind, bringen wir Alles, was wir haben, in der Gemeinſchaft zuſammen, und machen es den Dürftigen gemein. Man hört bei unſern Zuſammenkünften nichts anders, als was leutſelig, gütig, keuſch, züchtig, ſchaamhaft, freundlich, mitleidig und zu ſolchen Leuten macht, die das Ihrige Andern gerne gemeinſchaftlich machen.“ Alſo ſprachen die Vertheidiger des Chriſtenthums vor den Unglaubigen, ohne zu fürchten, daß man ſie für Narren halten möchte, wiewohl ſie wußten, daß den Weltmenſchen, beſonders den Geizigen, nichts widriger und närriſcher, ja unmöglicher vorkomme, als eine ſolche Gemeinſchaft in Geld und Gut; denn ſolche Menſchen hätten lieber Alles eigen in der Welt, als daß ſie den Andern etwas gemein ließen, viel weniger übergaben. Sie legten ferner überall die geiſtliche Gemeinſchaft zu Grunde, und ſagten: Weil wir Herz und Seele gleichſam vermengen und gemein haben, ſo tragen wir kein Bedenken, auch unſere Güter gemein zu haben. Alles iſt bei uns im freien Gebrauch, ausgenommen die Weiber. — Die Heiden ſpotteten und läſterten zwar darüber; aber die Chriſten ließen ſich nicht irre machen, ſondern ertrugen auch die ſchändlichſten Verleumdungen geduldig. Sie ſuchten vielmehr dieſe Gemeinſchaft mit der Natur und mit ihren eigenen Lehrern zu rechtfertigen. „Da unter den natürlichen Brüdern, ſagten ſie, einige Gemeinſchaft bei allen Völkern ſtattfindet, wer will es uns wehren oder verargen, wenn wir als geiſtliche Brüder in einem geiſtlichen Erbe ſtehen, und auch in leiblichen Dingen unſere Güter nicht als eigen beſitzen, ſondern gleichſam von ungetheilten Mitteln leben? Wir halten dieſes billig für ein großes und bindendes Recht, wodurch wir einander mit Haab und Gut, ja mit unſerem Leben beizuſtehen uns verpflichtet achten. Wir müſſen ja wohl in Einer Geſellſchaft beiſammen leben, weil wir durch den Genuß Einer Religion verbunden ſind, wir müſſen ein gemeinſchaftliches Beſitzthum haben, weil wir Einen Glauben und Einen Chriſtum haben. Warum ſollten wir diejenigen nicht unſerer Güter theilhaftig machen, welche Einerlei Gnade genießen? Darum haben wir Alle insgemein die Liebe der Brüderſchaft Chriſti zu genießen, weil die Brüderſchaft Chriſti größer iſt, als die natürliche nach dem Geblüte.“ — Ueberdieß gründeten ſie dieſes Alles auf ihre ungefärbte Bruderliebe, wovon abermals die blinden Heiden nichts wußten noch erfuhren, gleich wie Alle, die anſtatt der wahren Liebe zu Gott und dem Nächſten ihre eigene Liebe und die Liebe der Welt in ihren Herzen herrſchen laſſen. Sie erinnerten nicht allein daran, daß Gott ſchon den Juden eine ſolche Mittheilung und Gemeinſchaft befohlen habe, wenn ſie zum Beiſpiel in der Ernte nicht nachleſen ſollten, keinen Zins von ihren Brüdern nehmen, im Jubeljahr einem Jeden wiedergeben, was ſein geweſen war u. ſ. w.; ſondern ſie lehrten auch, daß die Liebe in keinem Dinge einen Unterſchied mache, ſondern gerne mittheile. Wer die wahre Liebe habe, der erwerbe nichts für ſich ſelbſt, er ſage nicht, daß etwas ſein eigen ſey, ſondern Alles, was er habe, das gebe er Andern hin. Wer die wahre Liebe habe, der achte Keinen für fremd, ſondern mache Alle zu Freunden. Insgeſamt aber leiteten ſie dieſes Alles von der Gnade und Regierung des heil. Geiſtes her, der ſich in Allen durch ſolche Früchte kräftig erweiſe. Es hieß bei ihnen: „Die Gnade unſers Herrn Jeſu Chriſti, und die Liebe Gottes, und die Gemeinſchaft des heil. Geiſtes wirket dieſe Zuneigungen der Gemeinſchaft unter einander in uns. Denn die Liebe iſt nicht ohne die Gemeinſchaft, und die Gemeinſchaft iſt nicht ohne den heil. Geiſt. Unter den Chriſten iſt Ein Wille und Eine Meinung. Deßwegen liebet ein

Jeder Alle, und Alle lieben einen Jeden, und die Liebe Gottes iſt ausgegoſſen in die Herzen der Menſchen durch den heil. Geiſt. Die Gemeinſchaft dieſes Geiſtes kommt in die Herzen, wodurch Alles, was ſonſt Einem eigen iſt, den Andern aus Liebe gemeinſchaftlich wird. Was bedeutete ſonſt die Gemeinſchaft der Apoſtel und die Austheilung? Die Austheilung eignet die Sache, die ausgetheilet wird, dem zu, welcher ſie empfängt. Die Gemeinſchaft aber will nichts Eigenes haben, und die Liebe will auch das, was mitgetheilt wird, nicht als Eigenthum beſitzen, ſondern ſie will das Ausgetheilte in die Gemeinſchaft kommen laſſen. Ja, die Liebe macht, daß Einer, was er erlangt, nicht ſich ſelbſt, ſondern Gott und dem Nächſten gibt, damit er nicht ſeine eigene, ſondern Gottes Ehre aus Gottes Wohlthat ſuche." — Dieſes war und blieb bei ihnen die rechte brüderliche Liebe, die da ungetheilt, lauter und aufrichtig war. Von dieſer ſangen ſie auch:

Die Gnade nimmt uns alle Sinnen ein,
Wenn ſie uns wird in unſer Herz gegoſſen.
Der Wille läßt dieß ſeinen Reichthum ſeyn,
Wenn Jedermann hat ſeine Lieb' genoſſen.
Da tritt die Zahl der Frommen in den Bund,
Sie ſchließen auf die Bande ihrer Güter,
Und binden zu die einigen Gemüther;
Ihr Wandel iſt, wie er im Anfang ſtund.
So fließt uns erſt der reiche Segen zu,
Wenn wir in ungetheilten Gütern ſtehen,
Und Jeder ſie als ſeine kann anſehen,
Die ganze Schaar lebt in der höchſten Ruh.
Da mag uns nichts von Eigenliebe binden,
Gott läßt uns ſo den wahren Frieden finden.

Ferner verglichen die Alten ihre Gemeinde mit einer Republik, und führten Beiſpiele aus der Heidenwelt an, wo rechtſchaffene Männer manchmal Alles zum gemeinen Nutzen hingegeben hatten. Wenn, ſagten ſie, die alten Regenten dieſer irdiſchen Republik gelobt werden, weil ſie das Wohl des ganzen Volks ihrem Privatwohl ſo vorgezogen haben, daß z. B. Jener, der Afrika überwunden hatte, nicht einmal ſo viel hatte, um ſeine Tochter gehörig auszuſtatten, wie ſollte ein Bürger des ewigen Jeruſalems anders geſinnet ſeyn gegen ſein Vaterland, als daß er Alles, was er mit ſeinen Händen erwirbt, mit ſeinen Brüdern gemein hätte und erſetzte, was ihm etwa mangelte aus dem gemeinen Gut, ſo daß er mit dem Apoſtel ſagen könnte: als die Armen, aber die doch Viele reich machen? Daher ſprachen ſie zu den Neubekehrten, als ihrer Verſorgung wegen Zweifel entſtanden: „Wir ſind nicht ſo gottlos und thöricht, daß wir denen nicht die nöthigen Lebensmittel darreichen ſollten, welchen wir das wichtige, theure Wort anvertraut haben. Wir wollen vielmehr die Wohnung und alle Lebensart mit ihnen gemein haben. Und in einer andern Stelle: „Wenn du Nahrung oder Kleidung bedarfſt, ſo ſchäme dich nicht, von Andern zu nehmen, wenn ſie dir's anbieten. Wenn du aber etwas übrig haſt, ſo gib es dem hin, der es bedarf.“ Daraus erhellt, daß die Alten nicht blos daran dachten, den Armen hie und da von ihrem Ueberfluſſe etwas mitzutheilen, ſondern ihnen aus wahrer herzlicher Liebe nichts vorenthielten, viel weniger etwas entzogen, was nöthig war. — — Wie lange aber dieſe Gemeinſchaft der Güter bei den chriſtlichen Gemeinden gewährt habe, iſt nirgends genau angegeben. Einige behaupten, der römiſche Biſchof Urban habe dieſelbe zuerſt abgeſchafft und die aufgehäuſten Güter der Kirchen ſich zugeeignet. Ein Schriftſteller jener Zeit ſchreibt nämlich darüber: „Bis auf dieſen Tag haben die Chriſten Alles unter einander gemein gehabt, auf die Art, wie es die Apoſtelgeſchichte vorſchrieb. Hierin aber hat ſich Urban unterſtanden, etwas zu ändern; wie wohl er daran gethan, wird er geſehen haben. Alſo iſt leicht zu ermeſſen, wie es zugegangen ſey, daß die alte Weiſe nach und nach abgekommen iſt, und alles Vermögen bei etlichen Wenigen blieb. Es erhellt auch hieraus die Weiſe, wie man hoffen könne, daß ſolche, von den Alten ganz abgewichene Gewohnheiten wieder zurecht gebracht werden können.“ — Andere behaupten im Allgemeinen, daß die Gemeinſchaft der Güter nicht über 200 Jahre nach Chriſti Geburt gedauert habe, wiewohl nicht zu läugnen iſt, daß bei Vielen noch lange nachher eine der erſten ähnliche Gütergemeinſchaft geblieben iſt. Beſonders war unter denen noch dergleichen zu finden, die ſich der Armen, Wittwen, Waiſen und verlaſſenen Perſonen annahmen, oder ſonſt ihre Haabe auf einmal unter die Armen vertheilten. Der Grund aber, warum dieſe apoſtoliſche Anſtalt unter den Chriſten abnahm und endlich ganz erloſch, war kein anderer, wie der Augenſchein lehrt, als die erkaltende und endlich ganz erloſchene Liebe der Chriſten. Je lauer ſie bei guten Zeiten wurden, deſto ſchwächer wurde das Band der Liebe und Einigkeit, und folglich auch der Gemeinſchaft in geiſtlichen und zeitlichen Dingen. Wir reden hier mit einem alten, bekannten Schriftſteller, der, nachdem er die erſte Gemeinſchaft der Apoſtel ſehr gerühmt hat, am Ende ausdrücklich ſagt: „Man darf es keinem Befehl zuſchreiben, daß die Gemeinſchaft im Leben faſt in allen Gemeinden aufgehört hat, ſondern dem Abfall und der abgelegten Gewohnheit. Denn die Liebe iſt nach und nach erkaltet, welche Alles gemein haben will, dagegen herrſchet die Begierde, welche nicht das ſuchet, was Gottes und des Nächſten iſt, ſondern nur, was ihr eigen iſt.“

Einige von den Alten meinen zwar, daß keine Gemeinde unter den Heiden die Gütergemeinſchaft ſo nachgeahmt habe, wie ſie von den Apoſteln angeordnet wurde; allein ſie können keine Beweiſe dafür beibringen, weil ſo viele Zeugniſſe von andern, auch heidniſchen Gemeinden vorhanden ſind, daß ſie in ſolcher Gemeinſchaft gelebt haben, wiewohl nicht auf eben die Art, wie diejenigen zu Jeruſalem. — Eine der nächſten Veranlaſſungen, wodurch dieſe Gewohnheit abgeſchafft wurde, mag wohl auch die geweſen ſeyn, daß die Geiſtlichkeit ſich nach und nach der Herrſchaft und Verwaltung der Güter angemaßt hat, welche die Glaubigen zur gemeinen Nothdurft zuſammengebracht hatten. Denn da zuvor, nach der Apoſtel Willen und Anordnung, gewiſſe Männer über ſolches Vermögen geſetzt waren, und die ganze Gemeinde durch dieſe Alles verwaltete, ſo zogen nachher die Kirchendiener dieſe Verwaltung allein an ſich, und hoben alſo neben der rechten apoſtoliſchen Sammlung auch die rechte Austheilung und Anwendung der gemeinſchaftlichen Güter auf. Sie verwendeten den größten Theil zu ihrem eigenen Unterhalt, das andere zu unnöthigem Kirchenbauen, und zu andern Zierrathen, das Wenigſte aber an die Armen, für die es doch am meiſten beſtimmt war, ſo daß jene Leute es für einen Kirchenraub hielten, wenn ſie einem Armen von den Kirchengütern etwas geben ſollten. Es war überhaupt kein Wunder, daß die Gütergemeinſchaft endlich unter den Chriſten unbekannt wurde, weil dieſe nach und nach ſo kaltſinnig in den Uebungen wurden, die zur wahren, herzlichen Verbindung unter einander hätten dienen können. Zudem aber ſuchte ſie der Feind auf alle Weiſe zu trennen, und legte ihnen namentlich durch die Heiden ſo viele Hinderniſſe in den Weg. Dieſe hielten es nämlich für rein unmöglich, daß eine ſolche Gütergemeinſchaft beſtehen könne, weil ſie allen bürgerlichen Einrichtungen widerſtreite. Die Chriſten gaben zwar zu, daß unter unbekehrten Menſchen lauter Zank über das Mein und Dein vorkomme, wenn gleich ein Jeder das Seinige inne habe, geſchweige denn, wenn ſie in Gemeinſchaft mit einander leben ſollen. Auch warfen ſie ihnen ihre großen Streitigkeiten über Haab und Gut, als die rechten Kennzeichen ihrer eigennützigen, weltlich geſinnten Herzen, vor; allein ſie ſagten: eben darin beſtehe der große Unterſchied zwiſchen den Glaubigen und Unglaubigen, daß jene mit Allem zufrieden, folglich auch friedſam und vertraulich ſeyen, dieſe dagegen keines von beiden. Wo der heil. Geiſt reichlich über die Chriſten ausgegoſſen worden, und alle Ein Herz und Eine Seele geworden ſeyen, da könne man auch in Wahrheit ſagen: es ſey ihnen Alles gemeinſchaftlich und ſie haben nichts Eigenes mehr.

In der folgenden Zeit beſtand dieſe Gütergemeinſchaft nur noch unter den ſogenannten Einſamen, welche ſich zur Zeit der Verfolgung an ſichere Oerter begaben, das Ihrige zuſammenlegten und dort mit einander lebten. Die Reichen gaben ihr Vermögen willig, und halfen die Andern ernähren. Eben damit aber folgten ſie dem Beiſpiel der Apoſtel, wie Hieronymus bezeugt: „Die Gemeinde der Glaubigen war anfangs ebenſo beſchaffen, wie jetzt die Einſamen ſeyn wollen, daß Keiner etwas Eigenes hat, Keiner unter ihnen reich iſt, Keiner arm, und ihre Haabe den Armen ausgetheilt wird.“ Deßgleichen heißt es in der Lebensbeſchreibung des Auguſtin: „Er fieng an, nach der Art und Regel zu leben, wie ſie die Apoſtel ſelbſt verordnet hatten. Beſonders daß Niemand in dieſer Geſellſchaft etwas Eigenes hatte, ſondern Alles unter ihnen gemeinſchaftlich war, und einem Jeden nach Nothdurft ausgetheilt wurde.“ Von dieſer Lebensweiſe nannte man ſolche Oerter Cœnobia, d. i. Häuſer, in denen man in Gemeinſchaft mit einander lebt; ſpäter entſtanden daraus die Klöſter. Die Alten beſchrieben dieſe Gemeinſchaften alſo: „Es waren Hütten voll ſingender Chöre, die da beteten und faſteten, und von dem göttlichen Wort entzündet waren, daß ſie aus Verlangen nach der künftigen Hoffnung unaufhörlich arbeiteten, damit ſie unter einander, und beſonders den Dürftigen Liebe und Barmherzigkeit erweiſen konnten.“ Ebenſo wird von Baſilius erzählt: „Wenn Jemand der Welt abſagte, und das Seinige zu ſeinen Füßen legte, ſo nahm er es an, und theilte es unter ſie aus, wie es nöthig war. Er lehrte ſie dabei, unter einander Eins zu werden, und nur für das Nöthigſte zu ſorgen. Dabei machte er ſie durch ſein eigenes Beiſpiel, weil er von Allem frei und los war, auf das apoſtoliſche Wort aufmerkſam: „Ich will, daß ihr ohne Sorgen ſeyd.“ Außerdem leſen wir noch von ſehr vielen berühmten Vorſtehern der Gemeinden, daß ſie ſolche Geſellſchaften in ihren Häuſern oder ſonſt wo errichtet haben, beſonders mit ſolchen Leuten, die Luſt hatten, dem Herrn in der Stille zu dienen. So hatte Martin 80 Jünger beiſammen, die nichts Eigenes beſaßen, ſondern Alles der Gemeinſchaft widmeten, mit einander aßen und tranken, und ſonſt in der Einigkeit lebten. Aus dieſen, wie aus andern ähnlichen Pflanzgärten, wurden nachher die Lehrer für die Gemeinden genommen. Geraſimus hatte 70 Perſonen um ſich, die Ein Herz und Eine Seele waren und Alles unter ſich gemeinſchaftlich hatten. — — Wenn man nun die Abſicht dieſer Leute unparteiiſch prüft, ſo muß man in das Lob einſtimmen, das Chemnitz ihnen gibt, wenn er ſagt: „Etliche, da ſie in den Städten bei der Verfolgung nicht ſicher ſeyn konnten, haben, nach Art der Prophetenkinder, das Ihrige in die Gemeinſchaft gegeben, und in der Einſamkeit ſich ihrer Hände Arbeit genährt, damit ſie dem Gottesdienſt deſto beſſer abwarten könnten. Dieſe Urſachen gehören zu einem göttlichen Beruf; aber ſie dürfen nicht aus der Einbildung eines überflüſſigen Verdienſtes herkommen, oder als wenn es ſündlich wäre, etwas Eigenes zu behalten; wiewohl allmählig die Meinung des eigenen Verdienſtes dazu kam.“ — Ebenſo mißbilligten andere Männer dieſe Lebensweiſe nicht, welche von dem Mißbrauch der ſpätern Mönche ſehr verſchieden war.

IX.

Von der Mildthätigkeit der erſten Chriſten im Allgemeinen.

Obgleich die eben beſchriebene, gemeinſchaftliche Lebensweiſe in vielen Gemeinden bald wieder aufgehört hatte, ſo wurde damit doch weder die Pflicht noch die Ausübung der Mildthätigkeit gegen einander aufgehoben. Sie leiteten dieſe Pflicht ſowohl aus der ſchuldigen Bruderliebe ab, die ohne Wohlthun und Mittheilen nicht ſeyn konnte, als aus dem beſonders geoffenbarten Willen Gottes. Dieſer wurde ſo oft wiederholt, daß ſie ſich unmöglich dem Gehorſam gegen denſelben entziehen konnten. Demnach erkannten Alle ſich für Schuldner Gottes, und daß ſie ihm in ſeinen Kindern nichts geben, als was ſie ihm ſchuldig ſeyen. „Wer dem Dürftigen nichts mittheilet,“ ſagten ſie, „der thut eben ſo viel, als wenn er es Gott geraubt hätte, ja er ermordet den, welchen er darben läſſet.“ Denn man ſah die Mittel, damit einem Dürftigen geholfen werden konnte, nicht an als ſein Eigenthum, ſondern als ein dem Dürftigen gehöriges Gut, ob man es gleich durch Erbſchaft oder eigene Arbeit erhalten hatte. Die erſte Liebe hat ſich auch faſt in keinem Dinge herrlicher hervorgethan, als in der reichlichen Mittheilung alles Guten an die Dürftigen. Auch drangen die Apoſtel und andere Lehrer faſt auf keine Pflicht fleißiger, als auf dieſe. Daher verſichert Cyprian, daß die göttliche Ermahnung hieran niemals aufgehört habe. Zugleich aber ſchreibt er an die Seinigen: „Ich bitte euch, ſorget doch für die Wittwen, Schwachen und Armen treulich, und wenn Fremde und Dürftige da ſind, ſo nehmet die Koſten von meinem Vermögen, das ich bei meinen Mitälteſten hinterlegt habe. Und damit ihr etwas habet, wenn jenes ſchon verbraucht iſt, ſo ſende ich euch hiemit eine andere Summe, daß ihr den Elenden deſto reichlicher helfen könnet.“ Ebenſo erwähnt er auch in einem Briefe, daß ſeine Gemeinde als Beiſteuer für die Armen ungefähr 4000 Thaler zuſammengelegt habe. — Unter den Apoſteln iſt wohl keiner in dieſem Liebesdienſt ſorgfältiger geweſen, als Paulus, wie theils die Apoſtelgeſchichte, theils ſeine eigenen Briefe bezeugen. Ap. Geſch. 11, 29. 30. 12, 25. 24, 17. Röm. 15, 26. 2 Kor. 8, 2. 9, 1. 11, 9. Gal. 2, 10. Beſonders ordnete er an, daß die Chriſten alle Sabbathe, wenn ſie zuſammenkommen, für die auswärtigen Armen etwas beilegen ſollen 2 Kor. 9, 1. 2. Daß aber ſolche Steuern reichlich gegeben wurden, gedenket er ausdrücklich Kap. 8, 20. und ermahnet ſie dazu 2 Kor. 9, 6. Dieſe Gewohnheit wurde nun in den folgenden Gemeinden beibehalten, und man ſammelte zu gewiſſen Zeiten ſolche reiche Almoſen für die Dürftigen; doch ſuchten ſie dieſelben vor den Heiden womöglich zu verheimlichen, damit ſie nicht wie Laurentius um ſolcher Schätze willen geplagt und gepeinigt würden. Daher ſprachen ſie ſtets von einem mäßigen Almoſen und einer gutwilligen Beiſteuer. Unter ſich ſelbſt aber erinnerten ſie einander, wie nöthig es ſey, nur ſeinen nöthigſten Unterhalt zu behalten, und das Uebrige den Dürftigen zuzuwenden, weil geben ſeliger ſey, als nehmen Ap. Geſch. 20, 35. Dieſe Mildthätigkeit gegen die Armen aber geſchah nicht allein durch Geld und Almoſen, ſondern auch auf alle mögliche Weiſe; Niemand durfte es z. B. an Rath und Troſt mangeln, den Armen nicht an

Nahrung, den Kranken nicht an Arznei, den Fremden nicht an Herberge, den Wittwen nicht an Troſt, den Waiſen nicht an Schutz, den Gebundenen nicht an Wartung, den Gefangenen nicht an Erlöſung, den Todten nicht an Begräbniß ꝛc. Deßhalb rühmt Dionyſius die Gemeinde zu Rom ſehr, daß ſie dieſe Gewohnheit von langer Zeit her beibehalten habe, allen Brüdern Gutes zu thun, und vielen Gemeinden in den Städten Lebensmittel zu ſchicken, auch habe ſie nicht allein den armen Brüdern geholfen, ſondern auch den Gefangenen und in die Bergwerke Verdammten reichlich gegeben. — Hauptſächlich jedoch und in beſonders großem Maaße geſchah dieſe Mildthätigkeit von denen, die erſt Chriſten geworden waren. Denn bei dieſen war nicht allein die Liebe ſamt dem Glauben ſtark, ſondern auch dieß trieb ſie zur Austheilung ihrer Habe, weil dieſelbe meiſtens mit Unrecht und im Unglauben geſammelt war. Sie bekannten ausdrücklich: „Was wir mit Ungerechtigkeit erworben haben, als wir noch Heiden waren, müſſen wir zu göttlichem Nutzen anwenden, da wir glaubig ſind, und alſo gerecht werden.“ Sie ſahen wohl die Gefahr der Reichen, wie ihnen der Satan nachſtellte, und zugleich mit ihrem Schatz auch ihr Herz beſitzen wollte. Sie wußten wohl, wenn ſie ihre Habe den Dürftigen geben, daß Gott daſſelbe gnädig aufnehme, und ihnen hundertfältig wiedergebe, während der Geiz nichts als Sorge und Neid, eitle Ehre, Qual und Angſt, zeitliches und ewiges Verderben übrig laſſe. — So ſchreibt Irenäus von den glaubigen Gemeinden in Frankreich, daß bei ihnen große Barmherzigkeit und Mitleiden, Bruderliebe und Wahrheit geweſen ſey, um den Menſchen zu helfen, ſo daß ſie nicht allein alles Gute ohne Vergeltung gethan, ſondern auch all das Ihrige den Leuten zum Beſten angewendet haben; ja, ſie haben auch dasjenige hingegeben, was ſie faſt ſelbſt nicht mehr hatten. Er fand alſo eben darin die rechte Art der Liebe, wenn ſie Mittel habe und ſich doch nicht für reich halte, auch nicht viel aufheben, ſondern daſſelbe austheilen wolle. — „Die Mittheilung, ſchreibt Klemens, kann die Chriſten glücklich machen, nicht der Beſitz. Ein Geiziger beſitzt viel Ueberflüſſiges, und wer die Eitelkeit liebt, dem iſt nichts genug; wer aber das ohne Nutzen behält, was den Armen dienen könnte, der behält fremd Gut bei ſich.“ — Darum ſagte jene Chriſtin: „Wenn ich um Almoſen bitten würde, ſo würden Viele mir geben, wenn aber dieſer oder jener Arme von mir nichts bekäme, da ich ihm auch von fremden Mitteln noch geben könnte, und darüber ſterben müßte, von wem würde ſein Leben gefordert werden, als von mir?“ Dieß waren alſo die Früchte ihrer herzlichen Liebe, daß ſie ſich beſonders mildthätig gegen die Armen und Elenden zeigten; ja, wenn ſie auch nichts mehr vor ſich hatten, ſahen ſie doch, wie ſie von andern wohlhabenden Leuten etwas bitten und den Dürftigen geben konnten. — Wir werden weiter unten ſehen, wie treulich ſie mit dem zeitlichen Gut nach des Herrn Wohlgefallen umgegangen ſeyen, und dabei keinen Mangel fürchteten, noch für den morgenden Tag ſorgten, wenn ſie heute etwas weggegeben hatten. Hier wollen wir nur einige Zeugniſſe anführen, woraus ihr mildes Herz nebſt dem treuen Sinn gegen alle Brüder, auch gegen Schwache und Irrende zu erkennen iſt. Zuvörderſt erinnerten ſie einander an das Vertrauen zu ihrem Vater im Himmel, dem man alle Ehre geben müſſe, daß er ſie bei ihrem redlichen Vorſatz gewiß erhalten werde. „Es iſt eine vergebliche Furcht, ſprachen ſie, wenn man beſorgt, man möchte durch die Freigebigkeit arm werden. Aber ſey du nur hierin ſicher und unerſchrocken. Was Chriſto zu Nutz angewendet wird, das kann nicht aufhören. Wer ſo elend iſt, daß er fürchtet, ſeine Lebensmittel werden aufhören, dem wird's endlich an wahrem Heil und Leben mangeln. Ich habe dich gemacht, ſpricht der Herr, und dir Alles gegeben, was du haſt. Und du willſt ſo undankbar ſeyn, und Andern nichts zukommen laſſen. Siehe, ich will dir wieder nehmen, was ich dir gegeben habe, lebe ohne mich, wenn du kannſt. Darum thue Barmherzigkeit; denn du wirſt dadurch nichts verlieren, und mir damit auch nicht zuwider ſeyn, der ich dir's gegeben habe. Gib hin, was zweifelſt du lange? Wirſt du es hingeben, ſo will ich dir mehr zuwerfen. Warum eigneſt du dir das allein zu, was ich dir und dem Armen zugleich geſchenkt habe? Warum willſt du allein eſſen, was ich für Beide geſchaffen habe? Warum ſchreibſt du das deiner Arbeit zu, oder hältſt es für dein Gut? Ich will meinen Segen wegnehmen, behalte du deine Arbeit für dich. Ich will meine Erbarmung aufheben, da wird dein Elend erſt kund werden. Du meinſt, durch dein Geben werde endlich das Deinige ein Ende nehmen; aber denkeſt du nicht an das Ende deines Lebens? Wenn auch gleich dein Geld nicht aufhörte, ſo hört doch dein Leben auf. Darum bedenke dich nicht lange; der dich zu ſeinem Haushalter geſetzt hat, wird dich nicht verlaſſen. Und geſetzt, ſagten ſie, daß man auch arm dabei würde, ſo preiſet doch Chriſtus die Armen ſelig. Der Glaube fürchtet keinen Hunger. Auch können des Herrn Verheißungen nicht trügen, die, welche daran glauben, die den Barmherzigen ſo viel Segen verſprechen. Es hat vielmehr der Glaube darin einen ſeinen Kampfplatz, darin er ſich üben kann, und die Liebe ſamt der Hoffnung bekommt da die ſchönſte Gelegenheit, ſich kräftig zu zeigen; daher die auch keinen Mangel ſpüren, viel weniger den geringſten Schaden, welche Alles im Glauben thun.“

Dieſes gieng nun diejenigen an, welche noch einen Ueberfluß von Lebensmitteln hatten, und damit den Andern, die nichts hatten, zu helfen verbunden waren. Was aber die ganz Armen betrifft, ſo lernten ſie, in Ermanglung ſolcher Mittel, gleichwohl auf andere Weiſe ihre Liebe erweiſen. Sie wußten nämlich, daß der Herr das Herz anſah und den aufrichtigen Vorſatz, ihrem Nächſten Gutes zu thun, wenn ſie auch nichts vermochten. Darüber prieſen ſie nun den Herrn, wenn er ihr Herz frei, offen und bereit gemacht hatte gegen ihre Mitchriſten. — Ein ſolcher Zuſtand aber war gerade nichts neues in den erſten trübſeligen Zeiten, wo oft die Reichſten auf einmal den Raub ihrer Güter um Chriſti willen von den Heiden erduldeten, was ſie nicht allein mit Freuden litten, ſondern auch deſto begieriger wurden, Alles hinzugeben, und den Nothleidenden beizuſpringen, da ſie ſelbſt ſchon erfahren hatten, wie wohl es ihnen gefiel, wenn ein Bruder ihnen zu Hülfe kam. Die Jüngerin Tabea war ſo voll guter Werke und Almoſen, daß ſie, als ſie ſonſt nichts mehr zu geben hatte, den Andern Kleider machte. Ap. Geſch. 9, 36. 39. Denn auch dieſes wurde für eine große Mildthätigkeit und wirkliches Almoſen gehalten, gleichwie jede andere wirkliche Hülfe. Darum hieß es: „Die Freigebigkeit iſt zweierlei: einmal, wenn man durch Hülfsmittel, Geld und dergleichen beiſpringt; dann, wenn man durch andere Mittel Hülfe erzeigt, welche oft viel beſſer und vortrefflicher iſt.“ So wird von Cyprian verſichert, „daß er nicht allein keinen Armen, auch keine Wittwe leer von ſich gelaſſen, ſondern auch die Blinden geführt, die Lahmen getragen, die Verfolgten und Unterdrückten nach Vermögen beſchützt habe.“ Von Hilarius, dem Vorſteher zu Arles, heißt es: „Er ſey ein ſolcher Liebhaber der Armen geweſen, daß er um ihre Verſorgung nicht allein in ſeinem Herzen, ſondern auch durch ſeine Leibesarbeit bekümmert geweſen ſey. Denn, ob er gleich von einem vornehmen Geſchlechte und ſehr zärtlich erzogen war, habe er doch den Ackerbau getrieben, um die Armen verſorgen zu können.“ — Die nun, welche mit dieſen gleichen Sinnes waren, denen die Wahrheit Gottes geoffenbart und die Weisheit vom Himmel in die Herzen geſchickt worden iſt, die ſuchten einander durch brüderliche Hülfe die Mühſeligkeit dieſes Lebens zu erleichtern. Alle ihre Uebung in der Barmherzigkeit mußte einen guten Grund in ihrem Herzen haben, wenn ſie auch mit Geld und andern Dingen nicht helfen konnten. Fanden ſie äußerlich nichts, was ſie mittheilen konnten, ſo zeigten ſie doch einen guten Willen, oder gaben einen guten Rath, oder halfen, wenn es möglich war, wirklich, oder beteten für die Elenden. Denn wer ein Herz voll Liebe hatte, der fand allezeit etwas zu geben. Ihre Gewohnheit war, wie Baſilius erzählt, daß, wenn ſie nur Ein Brod hatten, ſie daſſelbe dennoch einem Dürftigen brachen, und zu Gott alſo beteten: „Siehe Herr, ich gebe von meinem Wenigen meinem hungrigen Bruder, gieb du deinem dürftigen Knecht auch etwas!“ Da hieß es recht, wie die Alten zu ſagen pflegten: „Das Almoſen ſoll nicht nach der Gabe, ſondern nach dem Herzen angeſehen werden. Die Größe der Liebe wird nicht gerechnet nach dem Maaß deſſen, was man giebt, ſondern nach der Kraft und nach dem Vorſatz. Bei dem Almoſen haben zwar nicht Alle einerlei Vermögen, aber doch gleiche Liebe. Und wer nichts zu geben hat, der ſchenke wenigſtens ein williges Herz, und bezeuge ſein wahres Mitleiden. Denn eine herzliche Theilnahme iſt einem Elenden auch ein Troſt und eine Erleichterung.“ — Ja diejenigen, welche die Gefahr des Reichthums wohl kannten, die hielten auch dieß für ſchädlich, wenn Einer Ueberfluß zu haben verlangte, unter dem Vorwand, alsdann deſto reichlicher austheilen zu wollen. Denn ſie ſahen nicht allein, daß dabei viel eitle Ehrſucht und andere Thorheiten mitunterlaufen können, ſondern daß auch die zwei Scherflein der armen Wittwe vor Gott mehr gegolten haben, als die großen Geſchenke der Reichen. Marc. 12, 43.

Mithin fehlte es in der erſten Kirche den Armen nie an Mitteln, ihr mildes und liebreiches Herz zu zeigen. Die Reichen aber, welche den rechten Reichthum in Gott erkannten, ſorgten gerne für die Armen, und bekannten ſelbſt vor den Heiden: „Diejenigen unter uns, welche etwas haben, helfen den Dürftigen.“ So pflegte Apollonius, ein reicher Kaufmann, die Kranken und Elenden, und verſorgte ſie mit Arzneien, wie mit Allem, was nöthig war. Ephrem, der bekannte vortreffliche Lehrer, ſammelte in einer großen Theurung von den Reichen in ſeiner Gemeinde viel Geld, und ernährte damit die Armen und Elenden. Ja, durch die Mildthätigkeit der Reichen wurden die Gemeinden ſo verſorgt, daß kein Chriſt damals betteln durfte, ſondern einem Jeden das Nöthige von den Vorſtehern abgereicht wurde. Dadurch wurde die Läſterung der Feinde, aber auch manches Aergerniß und manche Sünde vermieden. Als aber nachher die Liebe zu erkalten anfieng, fanden die Verſtändigen für nöthig, den Reichen ihre Schuldigkeit nachdrücklich vorzuhalten, und ihnen die Gefahr bei Unterlaſſung derſelben zu zeigen. Sie ſprachen zu den eigennützigen Reichen: „Es iſt grauſam gehandelt, wenn du von dem, was du haſt, dem Andern Nichts giebſt, da du weißt, daß er darbt. Du gehſt mit vollem Bauche einher, und denkſt nicht an den leeren Armen. Du befindeſt Dich wohl bei den Wohlthaten Gottes, und bedarfſt nichts. Du kleideſt dich köſtlich, und läſſeſt dabei den Armen frieren, da doch Gott das Vermögen euch Beiden gegeben hat. Der ganze Haufe der armen Leute ſeufzet über deinen vollen Beutel. Du heuchelſt dir noch ſelbſt, wenn du mit Blut baueſt, um Geſchenke richteſt, um Lohn dieneſt, für Geld weiſſageſt, und dennoch ſprichſt: ſolch Uebel wird nicht über mich kommen. Wenn du Gott wahrhaftig liebteſt, ſo würdeſt du auch deinen Nächſten lieben, und alsdann würdeſt du auch kein Geld ſammeln wollen, ſondern ein guter Haushalter Gottes ſeyn, und Jedermann gerne das Deinige mittheilen. Sprichſt du aber, du hebeſt für deinen Nächſten auch etwas auf, woher haſt du dieſen großen Ueberfluß? Denn wer ſeinen Nächſten recht lieb hat, der wird nichts mehr als ſein Nächſter behalten wollen. Du aber ſcharreſt die göttlichen Wohlthaten begierig zuſammen, und hältſt es vielleicht für keine Sünde, wenn du die Lebensmittel ſo Vieler allein beſitzeſt. Denn wer iſt wohl ſo ungerecht und geizig, als der, welcher die Nahrung ſo vieler Leute nicht zu ſeiner Nothdurft, ſondern zu ſeiner Pracht und zu ſeinem Ueberfluß gebraucht? Wiſſe aber, daß der Reichthum nicht dein, ſondern Gottes iſt, er hat dich nur zum Haushalter, und nicht zum Herrn deſſelben geſetzt; daher giebt und nimmt er ihn, wem er will. Nun iſt man aber nur darüber Herr, was in unſerer Gewalt ſtehet, wie kann alſo der Reichthum dein ſeyn, da du ihn nicht allezeit haben kannſt?“ — — Sie machten ferner die Mildthätigkeit zu einem Kennzeichen, ob ein Reicher ein wahrer Chriſt ſey oder nicht. Denn ſie ſprachen: „Wer noch ein Sklave von ſeinem Reichthum iſt, der bewahrt ihn auch, wie ein leibeigener Knecht; wer aber Herr darüber iſt, der theilt ihn aus wie ein Herr. Der Ueberfluß insgemein gehört den Armen von Rechts wegen; wer denſelben noch behalten und beſitzen will, der beſitzet fremd Gut. Darum wenn dir Arme vor deinen Augen herumgehen, ſo unterlaß nicht, dich ihrer anzunehmen, damit du nicht an dem ſchrecklichen Gerichtstage die Worte hören müſſeſt, die wider die Unbarmherzigen ausgeſprochen werden: Ihr habt mich hungrig geſehen, und nicht ernähret ꝛc. Math. 25, 42. Willſt du aber nicht einmal ohne Verluſt deiner Nahrung dem armen Bruder deinen Ueberfluß darreichen, wie willſt du denen nachkommen, welche ſelbſt gedarbt und gehungert haben, damit ſie die Armen ernährten? Etwas beſitzen iſt zwar an ſich keine Sünde, aber das Maaß muß darin wohl in Acht genommen werden; denn wie wollte man ſonſt mittheilen, wenn nichts mitzutheilen übrig bliebe? Mithin wird nicht das Haben, ſondern das viele und ſchädliche Haben zur Sünde. Unterdeſſen iſt es doch eine gefährliche Sorgfalt, wenn man reich werden will, und die Unſchuld wird ſehr beſchwert, wenn ſie zur Vermehrung des Reichthums angeſtrengt wird.“ Hilarius ſagt darüber:

Der Reichthum wird den Chriſten nimmer ſchwer,
Da nun ihr Herz iſt rein und freigeſprochen;
Wer vor das Geld gleich liebte noch ſo ſehr,
Dem iſt nunmehr die Luſt dazu gebrochen.
Er weiß es wohl zu brauchen in der Zeit,
Da legt er's hin, wo es die Armen finden,
Wo gar kein Roſt noch Dieb es kriegt zur Beut',
Und da er kann die rechten Freund' verbinden.

Was nun die Art der Mildthätigkeit anbelangt, wie ſie unter den erſten Chriſten üblich war, ſo unterſchied ſie ſich vor allen Dingen weit von der falſchen und heuchleriſchen Freigebigkeit der Ungläubigen und Heuchler. Den Kindern Gottes war nämlich wohl bekannt, daß auch die Natur den Menſchen zum Mitleiden und zur Hülfe gegen die Dürftigen bewegen könne. Gott hat einem Jeden die Liebe eingepflanzt, daß Einer dem Andern im Fall der Noth beiſteht und hilft, und wer dieſes Band zertrennte, der wurde auch von den Heiden für einen Böſewicht gehalten. Doch den rechten Grund dieſer Pflicht wußten dieſelben nicht; daher ſagten die Chriſten: „Die rechten Werke der Barmherzigkeit ſind eigentlich unſer, die wir die Gebote und Worte Gottes empfangen haben.“ Selbſt die Heiden kannten einige Vortheile, die aus der Freigebigkeit erfolgten, wie Hilarius ſagte: „Die Menſchen würden ein ſehr ruhiges Leben führen, wenn nur die zwei Worte: Mein und Dein aus der Welt geſchafft wären.“ Allein es blieb unter ihnen bei dem bloßen Wunſch, weil ihnen die lebendige Quelle, Jeſus Chriſtus mit ſeiner Liebe, mangelte. Wenn ſie gleich einander viel Gutes thaten, ſo war doch Alles in Gottes Augen unrein, da es nicht aus lebendigem Glauben in herzlicher Liebe und Demuth geſchah. — Deſto ſorgfältiger waren nun die rechten Chriſten, dem Willen ihres Heilandes nachzukommen, daß ſie bei ihren Almoſen in keinem Dinge Heuchelei trieben, ſondern dieſelben im Verborgenen gaben, damit ihr Lohn nicht dahin wäre, ſondern öffentlich von ihrem Vater im Himmel gegeben würde. Hierin erhielt ſie die Kraft aus der Höhe, daß ſie ihre linke Hand nicht wiſſen ließen, was die rechte gethan hatte, und daß ſie nicht zurück dachten, wenn ſie etwas Gutes gethan hatten, viel weniger ſich etwas darauf einbildeten. Math. 6, 1. u. f. Jener fromme Mann zeigte ſeinen Untergebenen, daß ſie ſich weder durch das Kreuz niederſchlagen laſſen, noch durch ihr Gutesthun erheben ſollen. Er ſprach: „Niemand meine, wenn er die Welt verläugnet hat, daß er etwas Großes verlaſſen habe; denn die Erde, gegen den Himmel gerechnet, iſt faſt nichts. Wenn nun nicht einmal die Verläugnung der ganzen Welt mit dem Himmel verglichen werden kann, ſo bedenke doch ein Jeder, ob er ſich rühmen könne, wenn er etwa ein wenig Geld, oder ein Stück Landes, oder etliche Wände hingegeben und verlaſſen hat.“ — Es lag alſo den erſten Chriſten viel daran, daß man nicht bloß darauf ſah, ob man Almoſen gab, ſondern wie es geſchah. Der heil. Geiſt erinnerte die Seinigen, wenn ſie austheilten, daß ſie nichts von dem Ihrigen geben, ſondern nur als Haushalter in Sorgen und Furcht ſtehen müſſen, daß ſie Alles recht verwalten. „Laſſet uns, hieß es bei ihnen, nicht hochmüthig werden, wenn wir von unſerem Vermögen den Andern etwas beitragen; denn die Hoffart ſtellet allezeit der Gottſeligkeit nach. Was würde es uns helfen, wenn wir auch durch die Mildthätigkeit ganz arm würden, und dabei deſto übermüthiger wären.“ Ja, ſie erwieſen in der That mit ihrem gottſeligen Wandel und heiligen Weſen, daß ihr Chriſtenthum nicht in dem äußerlichen Almoſengeben beſtand, was auch die Gottloſen und Heuchler thun konnten, ſondern daß ſie eben dabei einen lautern Glauben in ihren Herzen bewahrten. Somit konnte der Satan ſie keineswegs, wie die Böſen, verführen und überreden, daß ſie wohl gottlos leben dürfen, wenn ſie nur dem Nächſten Gutes thun. Sie wußten vielmehr, daß ſolche Opfer dem Herrn ein Greuel ſeyen, womit der Menſch den Allwiſſenden zu betrügen ſuche. „Denn, ſagt Gregor der Große, wer den Dürftigen ſein Vermögen darreicht, aber ſein Leben vor der Sünde nicht bewahret, der will ſein Geld zwar Gott, ſich ſelbſt aber der Sünde übergeben; das Vornehmſte behält er dem Böſen vor, das Geringſte ſeinem Schöpfer.“ — Es zeigte ſich auch bald, aus was für einem Herzen die Wohlthat floß, ob ſie aus einer reinen gottſeligen Abſicht geſchah, oder nur aus Eigennutz. Wenn nun ein Chriſt ohne Hoffnung der Wiedervergeltung oder des Lobes etwas Gutes that, und ſich dabei gottesfürchtig und gerecht zeigte, ſo war ſein Dienſt angenehm. Deßwegen ſah man in den erſten Gemeinden genau darauf, daß Alles ehrlich, als vor den Augen Gottes zugieng. „Wir haben, ſagten ſie, einen gewiſſen Kaſten unter uns; aber wir ſammeln kein ſolches Geld darin, wodurch man, wie durch Tribut, die Religion gekauft hätte. Hier wird Keiner dazu gezwungen, ein Jeder trägt das Seine freiwillig bei. Dieß iſt das Unterpfand der Liebe.“

Zu ſolcher Lauterkeit in den Liebesbezeugungen übten ſie ſich durch eine gründliche Verläugnung der Welt und beſonders ihres eigenen Nutzens. Sie fanden aber bei den Verfolgungen die beſte Gelegenheit zu dieſen Uebungen, ſo daß ſie eben ſo freudig ihre Haabe den Brüdern darreichten, als ſie den Raub der Güter von ihren Feinden erduldeten. Geduld in erlittenem Verluſt war allezeit eine Uebung in der Freigebigkeit und Mittheilung. Mit Recht ſagt daher Tertullian: „Wer ſich nicht fürchtet, das Seinige zu verlieren, den verdrießt es auch nicht, Andern etwas zu ſchenken. Denn wie wird der, welcher zwei Röcke hat, den einen davon einem armen Nackten geben, wenn ſein Gemüth nicht ſo beſchaffen iſt, daß er Einem, der ihm den Rock nähme, auch den Mantel dazu gäbe? Wie wollen wir uns Freunde mit dem Mammon machen, wenn wir ihn ſo lieben, daß wir ſeinen Verluſt nicht ertragen können? Wir werden mit den Verlornen verloren gehen. Was haben wir hier zu finden, da wir nichts als zu verlieren haben? Die Heiden müſſen bei allem Schaden ungeduldig werden, da ſie das Geld ſogar dem Leben vorziehen. Dagegen kann bei den Chriſten der Eigennutz neben der wahren Liebe gar nicht beſtehen.“ „Die Liebe, heißt es weiter, läßt ſich nicht allein willig berauben, ſondern ſie theilt auch gerne ihr Vermögen mit, ja bisweilen wirft ſie gar Alles großmüthig weg, während der Geizige in Allem das

Widerſpiel thut.“ Deßwegen riethen die Verſtändigen, ſich bei allen Gelegenheiten in dieſer Pflicht zu üben, damit man zugleich in Ausübung der allgemeinen Liebe bleiben möchte. Darum hielten ſie es aber auch für eine verkehrte Freigebigkeit, wenn Jemand ein wenig mittheilen wollte, damit er einen größern Vortheil dabei machen könnte, oder, wenn er unter dem Schein der Vorſicht entweder allzu kärglich, oder gar nichts mittheilte, ebenſo, wenn Einige nur darum etwas darreichten, damit ſie der vielen Bitten los würden, nicht aber, um aus innigſter Erbarmung die bekümmerten Seelen zu erquicken. — Beſonders war dieß ihre ernſtliche Erinnerung, daß ſie recht fröhliche Geber werden, und ſich von den Dürftigen nicht lange um eine Gabe bitten laſſen möchten 2 Kor. 9, 7. „Schiebet's ja nicht lange auf, ſchrieb der heil. Polykarp, wenn ihr Gutes thun könnet.“ Und ein Anderer: „Das iſt eine vollkommene Liebe, wenn ſie die Nothleidenden ſchon kennt, ehe ſie noch mit Bitten dazu bewogen wird. Die wahre Barmherzigkeit macht, daß die Speiſe dem Hungrigen eher entgegenkommt, als ſie ihr durch Betteln abgepreßt wird. Wenn gleich der Arme ſchweiget, ſo redet ſie doch ſein blaſſes Geſicht und elender Zuſtand an. Deßwegen eilet die Barmherzigkeit, ihm zu Hülfe zu kommen, damit ſie ihn nicht bitten höre, und ihr nicht zueigne, was Gott gehöret.“ Namentlich gehört die ſchöne Ermahnung Caſſiodors hieher: „Wenn du deinem Bruder helfen ſollſt, ſo wende ihm nicht den Rücken zu, ziehe die Stirne nicht darüber zuſammen, verſchiebe es auch nicht lange; ſondern hilf ihm, und bemühe dich, deine Gutthätigkeit mit einem fröhlichen Angeſicht und liebreicher Unterredung zu bedecken. Gehe ihm entgegen, als wenn du ſeinen Vorſatz errathen hätteſt, und komme ſeinem Verlangen zuvor. Ein aufrichtig Gemüthe ſcheuet ſich vor nichts mehr, als etwas zu bitten. Weil du nun mit deinem Freund Ein Herz haben ſollſt, ſo mußt du auch Ein Vermögen mit ihm haben. Darum komme ihm mit deiner Wohlthat zuvor, damit Jener dir vielmehr einen Gefallen zu thun ſcheine, daß er's von dir angenommen, als daß du es ihm mitgetheilt haſt.“ — So lauter mußten die Wohlthaten gegen die Armen beſchaffen ſeyn, daß Alles aus einem freiwilligen, aufrichtigen, liebreichen und erbarmenden Herzen floß. Dazu gehörte aber auch, daß ein Chriſt unter den Dürftigen keinen ſcrupulöſen Unterſchied machte, und der Verſuchung zur Unbarmherzigkeit etwa dadurch Raum gab. Denn der Herr hatte ihnen insgemein geboten, zu geben dem, der ſie bitten würde, und ſich von ihrem Fleiſch auf keinerlei Art zu entziehen. Darum hieß es: „Was wählſt du lange unter den Perſonen? Du wirſt doch den für einen Menſchen halten, der dich deßwegen anflehet, weil er dich für einen Menſchen hält. Siehe nicht auf den Schatten, ſondern gib den Schwachen, Blinden, Lahmen und Verlaſſenen, welche ſonſt ſterben müſſen, wenn du ihnen dich entzieheſt.“ — Demnach mußte auch hier die Eigenliebe zurückſtehen, daß Niemand nach ſeiner Neigung eine ungerechte Wahl anſtellte unter den hülfsbedürftigen Perſonen. Denn wer nur ſeinen Blutsfreunden, Wohlthätern und Vertrauten hätte helfen wollen, der würde nichts Löbliches gethan haben; er wäre es ohnehin ſchuldig geweſen. Hätte er auch dieß nicht einmal gethan, was doch die Natur und Freundſchaft erforderte, ſo wäre er ganz verwerflich geworden; hätte er aber Gutes gethan, um entweder Ehre zu erlangen, oder Schande zu meiden, ſo hätte er ſeinen Lohn dahin gehabt mit den Zöllnern und Sündern. Luc. 6, 32. Wer aber ganz fremden und unbekannten Leuten zu Hülfe kam, der handelte ſchön, weil er allein durch die Barmherzigkeit dazu gebracht wurde. Mithin iſt es nach dem Sinn der alten Chriſten Unrecht, wenn man ſeine Unbarmherzigkeit damit entſchuldigen will: der Arme ſey es nicht werth. Ja, dieſe hielten das nicht einmal für ein Geſchenk, welches nur derjenige empfieng, der es werth war. Indeſſen wurde der gute Wille gegen die Freunde damit nicht aufgehoben, ſondern nur auf die Pflicht der wahren Barmherzigkeit geſehen, welche Gott allein zum Endzweck haben mußte, da die Gutthätigkeit gegen Freunde oft nicht auf Gott allein ſah. Auch bedachten ſie wohl, wie leicht man bei einer partheiiſchen Wahl ſolche Dürftige übergehen könne, die es vor allen Andern werth ſeyen. Geſetzt jedoch, daß ein offenbarer Sünder ſie anſprach, ſo war ihre Meinung: „Gib dem Sünder nicht als einem Sünder, und laß die innigliche Barmherzigkeit deßwegen nicht müde werden, weil dir ein böſer Menſch aufſtößt. Denn ein anders iſt, ſeine menſchliche Natur, ein anders, ſeine Bosheit; jene iſt ein Geſchöpf Gottes, dieſe ein Werk des Menſchen. So gib nun dem Werke Gottes das Seine, und ſiehe hierin nicht auf das andere. — — Dieſe Gewohnheit der Chriſten, wornach ſie bei ihrer Wohlthätigkeit keinen Unterſchied machten, bemerkten auch ihre Feinde an ihnen. So erzählt Pachomius: „er habe ſich, da er noch ein Heide geweſen ſey, über der Chriſten Gutthätigkeit nicht genug wundern können, beſonders da ihn ſeine Bekannten verſichert haben, daß ſie gegen Jedermann mitleidig und gütig ſeyen, Als er weiter gefragt habe, was denn das für Leute ſeyen, habe man ihm geantwortet: die Chriſten ſind fromme Leute, welche Gott dienen, und an den Namen ſeines Sohnes Chriſti glauben, daher Allen mit einander Gutes thun, und die Vergeltung von ihm hoffen.“ Uebrigens darf Niemand die Freigebigkeit der Alten für unvorſichtig oder unweiſe anſehen; vielmehr gingen ſie dabei mit groſſer Weisheit zu Werke, und ſahen namentlich darauf, wie der Herr einen Jeden bei dieſem oder jenem Fall ſelbſt regierte. Zwar blieb die allgemeine Regel: Gib einem Jeden, der dich bittet; allein ſie gaben doch nicht allezeit einem Jeden, was er bat. Hatten ſie einen Gottloſen vor ſich, und ſahen, daß er die leibliche Wohlthat mißbrauchen würde, ſo gaben ſie ihm etwas Beſſeres, nämlich eine gute Erinnerung. Und ſo blieb doch ihr Lohn groß bei Gott. —

In den übrigen Umſtänden zeigten ſie eben ſo groſſe Vorſicht, um auch bei dieſer Pflicht unanſtößig vor dem Herrn zu wandeln, und Keinem mit Willen Anlaß zum Mißbrauch oder zu andern Sünden zu geben. Wir wollen darüber einige Erinnerungen Cyprians hören, die er an ſeine Brüder ſchrieb: „Ihr ſollet der Nothdurft unſerer Brüder mit nöthigen Geldmitteln beiſpringen, und wenn Etliche von ihnen ein Handwerk treiben, ſo thut ihnen dazu Vorſchuß, und erfüllet ihr Verlangen. Zugleich aber unterſcheidet ihr Alter, ihren Zuſtand und Verhalten wohl, damit ich, der ich es beſorgen ſoll, ſie Alle recht kennen lerne.“ — Er wollte alſo nicht bloß die Dürftigen, ſondern auch die Handwerker gehörig unterſtüzt wiſſen, daneben aber allem Mißbrauch nach Kräften vorbeugen. Denn man hielt es für rathſamer, in Anſehung der Gottloſen eine ernſte Liebe zu zeigen, als ihnen durch Nachſicht Schaden zu thun. „Es iſt,“ ſagt Auguſtin, „beſſer, einem Hungrigen das Brod zu entziehen, wenn er nicht fromm werden will, da er ſeine Verſorgung gewiß weiß, als ihn zu ſpeiſen, da er durch ungleiche Austheilung nur verführt wird.“ — Am wenigſten aber ſchickte es ſich zur Klugheit der Gerechten, wenn man wohlhabenden Leuten hätte geben wollen. Darum hieß es: „Es iſt rathſam, nur den Dürftigen zu helfen, nicht aber den Reichen. Wer in ein volles Gefäß ſchüttet, der verderbet es vielmehr; was aber in leere Gefäße geſammelt wird, das iſt recht aufgehoben.“ — — In ſolcher Willigkeit Gutes zu thun, fuhren die erſten Chriſten fort, und wurden nicht müde, da ſie wußten, daß die Zeit kurz war, und ſie nach derſelben ernten ſollten, wenn ſie nicht ablieſſen Gal. 6, 9. 2 Theſſ. 3, 13.

„Die Pflicht der Wohlthätigkeit iſt noch lange nicht erfüllt, ſagt Chryſoſtomus, wenn man ein oder zwei Mal etwas hingibt. Denn es muß die ganze Lebenszeit hindurch geſchehen, gleichwie es in keinem Dinge genug iſt, daß man Einmal etwas Gutes thue. Wer in den Schranken läuft, und in der Mitte ſchon aufhöret, der verlieret alle Mühe; und wer einmal aufhöret, Gutes zu thun, der verlieret dadurch Alles.“ Dazu aber trieb ſie das Wort Jeſu an, womit er die Seinen verſichert: er wolle einſt öffentlich vergelten, was dem Geringſten ſeiner Brüder geſchehen ſey Math. 25, 32—35. Darum hieß es: „Wer ſich durch das Anſehen ſeines Bruders nicht bewegen laſſen will, der werde doch bewegt durch die Betrachtung Chriſti ſelbſt, und wer an die Mühſeligkeit und Armuth ſeines Mitknechts nicht denken will, der erwäge doch, daß er den Herrn ſelbſt in den Armen verlaſſe. Denket doch bei unſern gefangenen Brüdern, daß Chriſtus in ihnen iſt, und daß er aus dem Gefängniß erlöst werden müſſe. Gib doch dem Bittenden; denn es iſt Chriſtus. Er ſelbſt bittet von dir, was er dir ohnehin gegeben hat. Er iſt deßwegen arm geworden, damit du Arme hätteſt, denen du etwas geben könnteſt. Wer ſein Leben für ſeinen Bruder läſſet, der ſtirbt für Chriſtum; wer ſeinen Bruder ſpeiſet, der ſpeiſet Chriſtum. Derjenige iſt Chriſti theilhaftig, welcher die Traurigen mitleidig tröſtet, die Nackten kleidet, die Hungrigen erquicket; denn in ſolchen iſt meiſtentheils Chriſtus.“ — Dieſe Verheißungen aber waren allein auf gottgefällige und rechtmäßige Almoſen gelegt, und die Alten wußten wohl, daß es nicht genug ſey, Almoſen geben, ſondern das ſey löblich, zu geben, wie man ſoll. „Der Herr ſoll von unſerer Haabe und von rechtmäßigem Gewerbe geehrt werden, ſagt Auguſtin. Wer aber vom Raub der Elenden Almoſen geben wollte, der würde anſtatt der Vergeltung Strafe und Zorn haben. Denn der Herr hat nur Barmherzigkeit zu üben befohlen, nicht aber zu rauben und zu ſtehlen. Dieß wäre alſo keine Barmherzigkeit, ſondern eine Grauſamkeit, wenn Jemand Dieſen hätte berauben und Jenen damit beſchenken wollen, Einen ausziehen und den Andern damit bekleiden. Eine ſolche Barmherzigkeit verlangt der Herr nicht, und begehrt keine Liebe, die aus der Grauſamkeit gegen Andere herkommt, ſondern ein ſolches Almoſen billigt er, welches von gerechter Arbeit abgereicht wird. Was hilft es, wenn dir Einer Gutes wünſcht, worüber dir die Andern fluchen? Gewiß, man darf nicht beſorgen, daß Gott nicht ſo viel haben werde, um die Armen zu erhalten, wenn du gleich deßwegen kein fremd Gut raubeſt. Der Reiche gebe alſo dem Armen etwas von ſeiner Haabe, und der Arme lobe Gott, daß er ihm Jemand gegeben hat, durch den ſein Mangel erſetzt wird.“ — — Wenn nun dieſe Pflicht in dieſer Ordnung erfüllt wurde, ſo war auf beiden Seiten der Segen des Herrn gewiß. Nicht als ob die Almoſen an ſich ſelbſt etwas verdienten bei Gott, oder den Menſchen rechtfertigten, oder als wenn der boshafteſte Sünder deßwegen von Gott nicht verdammt werden könnte, wenn er Almoſen gäbe. Denn dieſen Betrug des Satans widerlegten die Alten nachdrücklich, und bezeugten, daß den Unwiedergebornen Alles vor Gott Sünde ſey, weil es nicht aus dem Glauben gieng, ohngeachtet ſie ihrer Wohlthaten wegen auch zeitliche Vergeltung genoſſen. Dagegen ſahen die Gerechten bei ihrer Mildthätigkeit nicht auf die Belohnung, ſondern vielmehr auf den Willen des Herrn, der ohnehin nie ohne Segen ſeyn konnte. Sie beſorgten bei ihrer reichen Austheilung keinen Mangel, ſondern glaubten, daß der Herr auch ihr Weniges ſegnen werde. Denn wer im Segen ſäet, der wird auch ernten im Segen, und ſeinen Saamen vermehret ſehen, daß er reich ſey in allen Dingen 2 Kor. 9, 6. 14. Phil. 4, 17. — Uebrigens wußten ſie wohl, daß ſich die Vergeltung ſolcher Liebe nicht allein auf zeitliche und leibliche, ſondern auch auf geiſtliche und himmliſche Belohnungen erſtrecke. Lactantius ſagt darüber: „Was bedenkſt du dich lange, deine Schätze Gott ſelbſt in Verwahrung zu geben, wo du keinen Räuber zu beſorgen haſt, keinen Roſt noch Tyrannen? Wer in Gott reich iſt, der kann niemals arm ſeyn. Darum bringe das, was ohnehin bald vergehen ſoll, zum Opfer, damit du für die wahren Geſchenke eine ewige Gabe von Gott habeſt. Es iſt eine große Belohnung der Barmherzigkeit, wenn Gott verſpricht, er wolle alle deine Sünden vergeben. Er ſpricht: Wenn du das Bitten der Armen höreſt, ſo will ich auch deines hören; wirſt du dich der Elenden erbarmen, ſo will ich mich deines Elends auch erbarmen; wirſt du es aber nicht anſehen, noch ihm helfen, ſo will ich dein unbarmherzig Gemüth wider dich führen, und dich nach deinen Geſetzen richten.“ Andere ſagten: „Wer einen Hungrigen ſpeiſet, der wird hernach von dem Brod, das vom Himmel kommt, ernährt. Gott bereitet nur dem Barmherzigen die Gaben ſeiner Barmherzigkeit, weil er ſo große Luſt hat an unſerer Gütigkeit, daß er allein ſeine Barmherzigkeit den Barmherzigen mittheilen wird. Wie man ſich gegen ſeine Mitknechte verhält, ſo wird man den Herrn ſelbſt gegen ſich geſinnet finden. Dieſer Gewinn, der den Geizigen ein Verluſt ſcheinet, iſt beſſer, als ein großer Vortheil in Geld und Gut; denn dieſer iſt einfach und kurz, jener beſtändig und ewig.“ — Daher bekennt Gregor von Nazianz: „er habe einſt einen Armen ohne Hülfe von ſich gehen laſſen, und ſeye darüber in ſolche Reue gerathen, daß er ausgerufen habe: „O Herr Jeſu, ich bedürfte deiner Gnade, und bin auch noch von derſelben leer, und gleichwohl muß ich beſorgen, daß ich, nach meinem gemachten Geſetz (da ich den Armen von mir gewieſen), auch von dir abgewieſen werde; denn was Einer nicht gibt, das kann er auch nicht hoffen!“ „Darum, ſetzt er hinzu, muß man lieber Alles hingeben, wenn man nur Gott behält. Denn man ſchenkt ohnehin nur fremde Güter weg. Willſt du nicht all das Deine hingeben, ſo gib doch das meiſte, oder wenn du auch das nicht willſt, ſo thue es von deinem Ueberfluß. Warum entziehſt du nicht den Dieben und Motten das Deine, da du den Sohn Gottes ſelbſt zum Schuldner haben kannſt? Er ſchenket dir für ein wenig Brod ſein Reich, weil du in den Armen Chriſtum ſelber liebeſt.“ — — Die Frommen tröſteten ſich alſo damit unter einander, daß es der Herr ſehe, und daß er nicht ſo ungerecht ſey, zu vergeſſen ihres Werks und Arbeit der Liebe, wenn ſie den Heiligen dieneten Ebr. 6, 10. Sie erfuhren es auch in der That, daß Gottes Verheißungen darüber wahrhaftig ſeyen. Denn je mehr ſie austheilten, deſto reicher wurden ſie in allen Stücken. Was ſie aufwendeten zur Speiſe der Armen, zur Wartung der Kranken, zur Erlöſung der Gefangenen und auf andere Werke der Barmherzigkeit, das wurde nicht verringert, ſondern vermehrt. Wer ſeine Liebe dem Andern aus ſolchem Glauben mittheilte, der wendete ſie recht zum Preis des Herrn an. Deßwegen wurde einem Jeden, der etwas mittheilte, gegeben und überflüſſig vergolten. — Was alſo im Namen des Herrn und im Hinblick auf ſeine Verheißungen aus lauter Liebe gegen die Elenden geſchah, das war nur dem Herrn geliehen. Wer wollte aber nicht den Herrn aller Dinge gerne zu ſeinem Schuldner haben, oder ihm nicht ſo viel zutrauen, da er verſpricht, er wolle Alles erſetzen und wieder geben? Wer dieſes recht verſtand und glaubte, der erhob die Werke ſeiner Barmherzigkeit in das Heiligthum Gottes, d. i., er ſah auf Gott allein, wenn er die Nackten kleidete, die Hungrigen ſpeiſete, die Durſtigen tränkte, die Elenden tröſtete, den Unterdrückten half, und Alle mit einander lieb hatte. — Hätten die Heiligen auch auf zeitliches Lob ſehen wollen, was ſie aber von ihrem Meiſter nicht gelernt hatten, ſo war auch dieſes nicht ferne von ſolchen löblichen Thaten. Denn obgleich die Unglaubigen ſie bei ihrer reichen Austheilung für verſchwenderiſch oder leichtſinnig hielten, ſo ſahen doch die Rechtſchaffenen ihre Handlungsweiſe anders an. Wenigſtens liebten die dankbaren Armen ihre Wohlthäter, und erkannten ſie für heilſame Werkzeuge Gottes zu ihrer Erhaltung. Darum ermahnten ſie einander alſo: „Willſt du von Allen geliebt ſeyn, ſo erweiſe dich als einen Wohlthäter gegen Alle. Denn nichts macht die Herzen mehr gewogen, als die Mildthätigkeit. Es iſt beſſer, ein Vater vieler tauſend Kinder zu heißen, die man durch Barmherzigkeit gezeuget hat, als ein Herr zu ſeyn über tauſend Goldgulden ꝛc.

X.

Von ihrer Verpflegung der Armen.

Gleichwie es ein Jeder unter ihnen für Pflicht hielt, gegen die Brüder mildthätig zu ſeyn, ſo vereinigten ſich Alle mit Liebe zu gemeinſchaftlicher Verpflegung der Armen. Schon die Apoſtel bildeten aus den zuſammengelegten Geldern eine Kaſſe, und unterſtützten daraus Wittwen, Waiſen, Kranke und andere elende Perſonen, Ap. G. 6, 2; und wirklich finden wir auch in den Schriften Juſtins und Tertullians eine ſolche gemeinſchaftliche Kaſſe mehrmals berührt. — „Die Wohlhabenden (ſchreiben ſie) und die, welche willig dazu ſind, legen, ein Jeder nach ſeinem Wohlgefallen, zuſammen, was ſie wollen. Alle Monate legt ein Jeder etwas, was und wie viel er will oder kann, zuſammen. Denn Keiner wird dazu gezwungen, ein Jeder trägt das Seine freiwillig bei. Dieß iſt gleichſam das Unterpfand unſerer Liebe. Denn es wird nicht auf Freſſen oder Saufen oder andere Delicateſſen verwendet, ſondern zur Erhaltung der Armen und zu ihrer Begräbniß, zur Hülfe der Waiſen oder alten Leute, auch zur Unterſtützung derer, die Schiffbruch gelitten haben, die in den Bergwerken dienen müſſen, oder wenn Einige auf die Inſeln verwieſen ſind oder ſonſt gefangen liegen, nur, weil ſie ſich zu der Gemeinde Gottes bekennen. Dieſe Alle werden von unſerer Gemeinde unterhalten. Wiewohl auch dieſes Werk der Liebe bei Etlichen noch Verdacht erwecket." — (Die Unglaubigen ſtreuten nämlich verſchiedene nachtheilige Gerüchte aus, als ob die Chriſten zu ſchlimmen Zwecken ſo große Schätze aufhäufen.) Zur Zeit Cyprians giengen oft ſehr bedeutende Gaben auf einmal ein. Er ſammelte einſt an einem Tage 4000 Thaler, und ſandte ſie zur Unterſtützung an andere Gemeinden. Ueberhaupt waren die Chriſten damals zu dieſem göttlichen Werke ſehr geneigt und willig. So wird von Auguſtin erzählt, er habe es der Gemeinde zu wiſſen gethan, wenn das Geld in dem gemeinen Kaſten fehlen wollte, und habe geſagt, er habe nichts mehr, was er den Armen geben könne. Einſt habe er ſeine Gemeinde gebeten, ſie ſollen doch zuſammenlegen, und einem Chriſten, der in große Schulden gerathen war, beiſpringen, was ſogleich geſchehen ſey. — Man unterſtützte übrigens die Armen nicht bloß mit Geld, ſondern auch mit andern nöthigen Dingen, welche man zum Beſten der Gemeinde in die Verſammlungen mitbrachte und vor dem Genuß des heil. Abendmahls auf den Altar legte, alſo Gott gleichſam opferte. Dieſe Gaben erhielten den Namen oblationes und wurden oft in ſolcher Menge dargebracht, daß man nicht bloß das Abendmahl davon halten, ſondern auch die Kirchendiener damit verſorgen und die Armen reichlich unterſtützen konnte. Dieſe Sitte war lange Zeit unter den Chriſten üblich, und der bekannte Name Oblaten ſchreibt ſich ebendaher. Darum finden ſich auch ſo nachdrückliche Ermahnungen zu dieſer Art von Beiſteuer. — „Wir müſſen zuſehen, ſagten ſie, daß wir keinen Schaden an unſern Seelen nehmen, wenn wir den Tiſch in der Gemeinde verachten, der für die Armen hingeſetzt iſt, daß wir nicht mit leeren Händen vorbeigehen. Darum ſoll er ja nicht bloß zum Schein daſtehen, ſondern zum Gebrauch, daß wir ihn den Armen ledig laſſen. Gebet den Armen nach eurem Vermögen Almoſen, und bringet eure Gaben, die dem Altar gewidmet werden."

Die beſondere Sorge für die Armen erwartete man von denen, welchen die Aufſicht über die Gemeinden überhaupt anvertraut war, alſo von den Aelteſten. Die Apoſtel aber ſtellten ſieben Almoſenpfleger auf, um nicht im Lehren gehindert zu werden. Ap. G. 6, 1 — 6. Dieſe Anordnung dauerte einige Zeit fort, ſpäter aber übernahmen die Biſchöfe ſelbſt die Fürſorge für die Armen freiwillig wieder und thaten dieß auch lange treu und redlich als vor Gottes Augen. Es wurde ihnen aber nachdrücklich eingeſchärſt, daß ſie in allen Stücken mit den gemeinſchaftlichen Gütern redlich umgehen ſollen. Namentlich wurde in dem Concil zu Antiochien verordnet: „Was der Gemeinde zugehöret, muß mit aller Sorgfalt und gutem Gewiſſen und Treue gegen Gott, der Alles ſieht und richtet, bewahret werden. Auch ſollen es die Aufſeher nicht bloß nach ihrem Gutachten verwalten, die Aelteſten und Diakonen ſollen Alles genau wiſſen, was der Gemeinde zuſtehet, damit, wenn der Aufſeher ſtirbt, die Güter der Gemeinde nicht unterſchlagen und verloren werden.“ — Demnach nahmen ſich die Lehrer der Armen und Bedrängten nach Kräften an und giengen ihnen mit Rath und That an die Hand, und wenn ſie durch wichtigere Geſchäfte verhindert wurden, beſtellten ſie bewährte Männer dazu oder Mitarbeiter am Wort. — Die Rechnungen ließ man durch gewiſſe Verwalter beſorgen. Als aber die Biſchöfe träg wurden, und ſich um die Armen wenig oder nichts bekümmerten, und die Verwalter nur nach ihrem Gutdünken ſchalteten, entſtanden große Mißbräuche. —

Was nun die Gaben betrifft, welche den Armen gewidmet waren, ſo wurden ſie an dieſelben ſo vertheilt, wie ſie eingiengen. Man ſammelte, ſo oft ſich eine Gelegenheit zeigte oder die Noth es erforderte, und legte es nicht lange auf Zinſen aus, ſondern ſuchte dadurch den beſten Wucher, daß den Brüdern und Schweſtern Chriſti damit bei Zeiten geholfen würde. Ja, mehre redliche Männer hielten es für beſſer, wenn ein Kirchenvorſteher gar nichts zu geben hatte, als wenn er ſich viel ausbitten wolle, um es hinzulegen und zu verſtecken. — „Chriſtus, hieß es, hat die Apoſtel ohne Geld ausgeſchickt, er hat auch ſeine Gemeinde ohne Geld geſammelt. Die Kirche ſoll auch kein Geld haben, daß ſie es hinlege, ſondern daß ſie es austheile, und in der Noth zu Hülfe komme. Und als man einſt den Märtyrer Laurentius nach den Schätzen der Kirche fragte, führte er alle Armen herbei und ſagte: „dieß ſind die wahrhaften Schätze, in denen Chriſtus und der Glaube Chriſti wohnt.“ — Ebenſo eiferten die Alten gegen die Meinung, als dürfe man ſich um die Armen nicht gar viel bekümmern, wenn man die Kirchen recht ſchmücke, goldene Kelche ſtifte und den Lehrern etwas vermache. „Chriſtus, ſagt Chryſoſtomus, muß viel anders verehrt werden, wenn es nach ſeinem Willen gehen ſoll. Er hat keine goldenen Gefäße, wohl aber goldene Herzen nöthig. Was hilft es, daß der Tiſch von Gold glänzet, und ſeine Glieder vor Hunger verſchmachten? Du läſſeſt einen goldenen Kelch machen, und giebſt ihm keinen Becher voll kalten Waſſers. Der Tiſch iſt koſtbar bedeckt, und du verſagſt den Armen ein nöthig Kleid. Es iſt eben, als wenn du Einen Hungers ſterben ſäheſt, und ihm nichts zu eſſen geben wollteſt, ſondern einen Haufen goldener und ſilberner Gefäße vorſetzteſt. Oder, als wenn du Einen erfrieren ſäheſt, und wollteſt ihm ein prächtiges Gebäude zu Ehren aufführen, gäbeſt ihm aber unterdeſſen kein Kleid. Alſo gehet Chriſtus in ſeinen Gliedern nackend und hungrig herum, und du ſpeiſeſt und herbergeſt ihn nicht, baueſt aber unterdeſſen koſtbare Kirchen, und ziereſt ſie prächtig aus u. ſ. w." Mehrere Biſchöfe ließen die Armen öffentlich ſpeiſen, beſonders zur Zeit des Kaiſers Maximinus, wo eine große Hungersnoth herrſchte, und erkannten dabei den Segen Gottes reichlich. Sie dachten an das Wort Jeſu, da er zu den Gerechten ſagen wird: „Ich bin hungrig geweſen, und ihr habt mich geſpeiſet, Math. 25, 35." Daneben ſahen die Gläubigen auch ſorgfältig auf die Kleidung der Armen, nach den Worten des Herrn: Ich bin nackend geweſen, und ihr habt mich bekleidet; wie es dort die fromme Tabea machte. Ap. Geſch. 9, 39. Ueberhaupt würden wir unzählige Beiſpiele von ähnlichen Wohlthaten der erſten Chriſten leſen können, wenn nicht viele Schriften verloren gegangen wären, und jene demüthigen Herzen ihre Liebeswerke nicht abſichtlich verborgen hätten, da nicht einmal ihre linke Hand wußte, was die rechte gethan hatte. Wir führen indeſſen ſtatt aller Beiſpiele einen Ausſpruch von Baſilius dem Großen an, woraus die Geſinnungen der Alten deutlich erhellen. Er ſagt: „Man heißt zwar denjenigen einen Dieb, der dem Bekleideten ſeine Decke auszieht; aber der andere iſt eben dieſes Namens werth, welcher einen Nackten nicht kleidet, da er es doch thun kann. Der Mantel, den du in deinem Kleiderſchrank aufgehoben haſt, iſt des armen nackten Menſchen, die Schuhe, die du vermodern läſſeſt, gehören dem Elenden zu, der baarfuß gehet. Warum thuſt du den armen Leuten Unrecht, die du retten kannſt." — Eben ſo beobachteten ſie die Worte Jeſu: „Gieb dem, der dich bittet, und wende dich nicht von dem, der dir abborgen will. Thut wohl und leihet, da ihr nichts dafür hoffet, ſo werdet ihr Kinder des Allerhöchſten und euer Lohn wird groß ſeyn." Math. 5, 42. Luc. 6, 35. Daher geſchah es bei den Alten häufig, daß die Schuldner, die nicht bezahlen konnten, ihre Zuflucht zu der Gemeinde nahmen, welche ſie dann von ihrer Schuld befreite, ſobald gewiß war, daß Alles ehrlich und richtig zuging. Auf gleiche Weiſe lieh man auch ohne Unterpfand dem Dürftigen, was er nöthig hatte. „Denn, ſprachen ſie, Gott weiß der Menſchen Geiz wohl, und daß der Reiche dem Armen nicht leihen will ohne Verſicherung, Pfand oder Bürgen, deßgleichen, daß er es nicht ohne Hoffnung des Gewinns thut, aber Chriſten ſind nicht alſo geſinnet.“

Eine der merkwürdigſten Proben der herrlichen Fürſorge für die Armen bei den erſten Chriſten waren ihre Agapen oder Liebesmahle, von denen wir ſchon früher Einiges geſagt haben. Dieſe Mahlzeiten wurden damals deßwegen in den Gemeinden gehalten, damit ſie einander deſto beſſer kennen lernten, und in der Liebe Jeſu Chriſti inniger verbunden würden. Bei dieſem gemeinſchaftlichen Genuß der Wohlthaten Gottes und bei einer vertraulichen Unterredung ließ ſich mehr in die Herzen eindringen, als bei dem gemeinſchaftlichen Gottesdienſt, wo ein Jeder ſich ſtill und ruhig verhalten mußte. Zur Vereinigung ihrer Liebe verbanden ſie auch das heil. Abendmahl damit, welches hauptſächlich dazu von dem Herrn geſtiftet war. Die eigentliche Abſicht dieſer Mahlzeiten aber war, daß die Armen dabei geſpeist würden; denn diejenigen, welche Mittel hatten, reichten den Andern das Nothwendige dar, und waren ſo demüthig unter einander, daß die Höchſten gerne mit den Niedrigſten aßen, und die Reichſten mit den Aermſten freundlich umgiengen. Tertullian ſagt darüber: „Unſere Abendmahlzeit zeiget mit ihrem Namen, was ſie ſey, ſie heiſſet ἀγάπη, d. i. Liebe. Es mag koſten, was es will, ſo iſt es ein Gewinn, aus Liebe Unkoſten aufzuwenden. Denn wir bitten auch die Armen zu ihrer Erquickung, doch nicht wie bei euch die Schmarotzer, welche ihre Freiheit dienſtbar machen, und ihren Leib unter Schmähungen ſättigen, ſondern auf die Weiſe, wie Gott die Geringen am meiſten anſieht. Wenn nun unſere Mahlzeit einen ſolchen Urſprung hat, ſo ſchätzet auch die Ordnung der übrigen Zucht.“ (Bei den Gaſtmählern der Heiden wurden die Armen nicht ſo behandelt, wie bei den Chriſten, ſondern mußten ihr Bischen Brod mit tauſend Schmähungen erkaufen.) Chryſoſtomus ſchreibt: „Die Reichen und Wohlhabenden brachten aus ihren Häuſern Speiſe und Trank zuſammen, riefen die Armen dazu, und richteten einen gemeinſchaftlichen Tiſch zu. Und alſo wurden ſie allenthalben durch die Gemeinſchaft des Tiſches und des Ortes zur Liebe bewegt, nicht ohne großes Vergnügen und Nutzen. Denn die Armen wurden dabei nicht wenig erquickt und getröſtet; die Reichen aber genoſſen die Frucht ihrer Liebe ſowohl von denen, die ſie ſpeiſeten, als von Gott ſelber, um deßwillen ſie dieſelben ſpeiſeten. Alſo entſtand daraus ſehr viel Gutes; aber das Vornehmſte dabei war, daß ihre Liebe und Neigung ſo brünſtig unter ihnen war, wenn ſie verſammelt waren, und nicht allein, wenn ſie die Wohlthaten empfiengen, ſondern auch, wenn ſie dieſelben Andern mittheilten. — Damit aber der Zweck dieſer Mahlzeiten ganz erreicht würde, ſo war den Armen geſtattet, das mitzunehmen, was übrig geblieben war. — Dieſe ſchöne Sitte aber, von welcher die Schriftſteller jener Zeit nicht genug rühmen können, hörte auf, als Spaltungen entſtanden, wodurch die Liebe und die chriſtliche Zucht aufgehoben wurde. Dazu trug auch die Ueppigkeit viel bei, welche ſich ſchon zu der Apoſtel Zeiten blicken ließ. „Die Reichen begannen ſtolz zu werden und die Armen zu verachten, ſchreibt ein frommer Mann. Sie warteten nicht auf die Armen, wenn ſie etwa ihrer Verrichtungen wegen etwas lange ausblieben. Darüber wurden dieſe beſchämt, blieben hungrig, und es entſtand lauter Unordnung.“

Was nun die Frage betrifft, ob anfangs jede Gemeinde bloß ihre Arme verſorgt, oder auch Fremde unterſtützt habe, ſo dient zur Antwort, daß ſie ihre Liebe nicht beſchränkt, ſondern einander in allen Fällen ausgeholfen haben. Erſt ſpäter kam die Verordnung auf, daß eine jede Stadt ihre Armen allein erhalten ſolle. Anfangs erzeigte man auch jedem Fremden ohne Unterſchied alle mögliche Hülfe; nachher aber ſchloß man alle die, welche anderer Meinung waren, von dieſer Wohlthat aus. In den erſten Zeiten ſah man zwar auf alle Elenden, beſonders aber auf alte gebrechliche Leute, und auf ſolche, die aus Schaam um nichts bitten wollten. „Man gebrauche die Vorſicht, ſagt Hieronymus, daß man denen beſonders mittheile, welche in ihrem Elend lieber ſtillſchweigen, und wohl gar ängſtlich darüber thun, wenn ſie etwas empfangen ſollen, ob ſie es gleich bedürfen.“ — Eben dieſe Weisheit und allgemeine Liebe brachte es mit ſich, daß man unter den erſten Chriſten nicht leicht einen Bettler fand. Doch nicht, als ob ſie dieſes für einen Schimpf gehalten hätten, denn ſie hielten die Armuth für eine Ehre, ſondern weil ſie keinen Bruder und keine Schweſter darben ließen. Die Unglaubigen gaben hierauf genau Acht, und ſchämten ſich wegen der ausnehmenden Sorgfalt der Chriſten. Man ſieht dieß aus einem Edict des Kaiſers Julian, worin er ſeine Unterthanen zur Verſorgung der Armen aufforderte, und dabei auf die Freigebigkeit der Chriſten hinwies, welche Niemand von den Ihrigen betteln ließen und auch die armen Heiden verſorgten. Die Chriſten konnten ſich alſo getroſt auf ihre gegenſeitige Liebe berufen, und wenn ſie ſich vor den Heiden verantworten mußten, ſo wieſen ſie dieſelben auf dieſe Früchte ihres Glaubens hin, welche Niemand läugnen konnte. Sie ſetzten der heidniſchen Härte die chriſtliche Milde entgegen, wie einſt Ambroſius an einen vornehmen Römer ſchrieb: „Die Güter unſerer Gemeinde ſind lauter Ausgaben für Arme. Man laſſe doch die Heiden herzählen, wie viel Gefangene von den Schätzen ihrer Tempel erkauft ſeyen, wie viel Arme ſie unterhalten, welchen Verbannten ſie Lebensmittel geſchickt haben u. ſ. w.“ — Alles dieß geſchah von den Nachfolgern deſſen, der geſagt hat: „Was ihr dem Geringſten unter euch gethan habt, das habt ihr Mir gethan.“

XI.

Von ihrer Sorgfalt für Wittwen, Waiſen, Alte, Kranke, Gefangene und Märtyrer.

Was nun die beſondere Verpflegung der armen, elenden, verlaſſenen, bedrängten Perſonen betrifft, ſo waren es zunächſt die Wittwen, auf deren Verſorgung die Gemeinde bedacht war. Jakobus nennt es einen reinen und unbefleckten Gottesdienſt, die Wittwen und Waiſen in ihrer Trübſal beſuchen, 1, 27. Ignatz ermahnt Polycarp, „er ſolle die Wittwen nicht verachten, ſondern nächſt dem Herrn ihr Vormund ſeyn.“ Cyprian deßgleichen die Aelteſten: „Ich bitte, ihr wollet der Wittwen und Schwachen und aller Armen euch fleißig annehmen.“ Dieſen folgten die andern treuen Knechte Jeſu Chriſti nach, und wir finden in den Schriften der Alten unzählige Ermahnungen: es an dieſem Liebesdienſt nicht fehlen zu laſſen. Ebenſo wird von Vielen gerühmt, daß ſie dürftigen Wittwen alle Erquickung angedeihen ließen, dieſelben in ihrer Trübſal beſuchten und es für ein beſonderes Werk der Gerechtigkeit anſahen, ſie gegen ihre Feinde zu ſchützen und vor der Obrigkeit zu vertheidigen. Gleiche Wohlthätigkeit genoſſen die Waiſen. Man verſorgte ſie nicht allein aus der gemeinſchaftlichen Kaſſe, ſondern that ihnen auch auf andere Weiſe Gutes. Kurz, man that Alles, um verlaſſene Wittwen und Waiſen zu unterſtützen, damit jeder Chriſt um ſo lieber den Märtyrertod erdulden möchte, weil er wußte, daß ſeine Hinterbliebenen gut verſorgt werden. — Eben ſo nahm man ſich auch der Findlinge willig an, die gar häufig vor die Kirchthüren gelegt wurden. Man errichtete Waiſenhäuſer, worin dieſelben in der Furcht des Herrn erzogen wurden.

Ferner wurden auch alte Leute, die nichts mehr verdienen konnten, in die Verpflegung aufgenommen. Man reichte ihnen den nothwendigen Unterhalt, und ſammelte gewiſſe Almoſen für ſie. Für Kranke errichtete man bald Hoſpitäler oder Krankenhäuſer. Denn es hieß bei ihnen: „Wir müſſen unſern kranken Brüdern beiſpringen, weil ſie unſere Glieder ſind; denn ſie ſind nicht allein dürftig, ſondern auch ſchwach. Könnet ihr ihnen nun nicht mit Geld beiſpringen, ſo wartet, ſpeiſet, verbindet ſie. Es fällt etwa ein armer Lazarus vor deinen Füßen nieder, ſo laß dich doch durch die Gemeinſchaft bewegen, die ihr an dem Tiſch des Herrn mit einander habt. Es müſſe dich deine Geſundheit und die Wunden Chriſti überreden, damit du erlöſet biſt. Darum ſoll Keiner die Kranken verſäumen, oder es genug ſeyn laſſen, wenn er ſpricht: er habe nicht dienen und aufwarten gelernt. Denn wer ſeine Zärtlichkeit vorwendet, oder daß er es nicht gewohnt ſey, der wiſſe, daß er bald in eben dieß Elend gerathen kann. Da wird er erſt erfahren, daß er unverſtändig geurtheilt habe, wenn ihm eben das geſchiehet, was er Andern gethan hat. — Es iſt gewiß eine große Freundlichkeit und Barmherzigkeit, wenn man Kranken zu Hülfe kommt, ſie verpfleget, wartet und aufnimmt. Wer das thut, der bringt Gott ein lebendiges Opfer, und was er dem Andern in der Zeit gibt, das wird er von Gott empfangen in der Ewigkeit. — Derjenige iſt Chriſti theilhaftig, der die Traurigen mitleidig tröſtet, der bei dem Krankenbette ſitzet, nicht daß er auf die Erbſchaft wie ein Vogelſteller lauert, ſondern daß er die Schmerzen durch ſeine ſorgfältige Aufwartung lindere, und den abgematteten Dulder durch Zureden tröſte und ermahne.“ — Ihre Sorgfalt für die Kranken leuchtet aus allen ihren Schriften hervor, ſo daß die Heiden ſelbſt bekannten: „Der Chriſten Verrichtung ſey, die Armen zu unterhalten, die Kranken auf alle Weiſe zu erquicken und ihre ſchwachen Leiber mit Arznei zu heilen.“ Ebenſo ſchreibt Cornelius von Rom, daß daſelbſt allein während der Verfolgungen ungefähr 1500 Kranke, Gebrechliche und Verlaſſene von den Chriſten unterhalten worden ſeyen. Beſonders aber ließen ſich fromme Frauen die Sorge für die Kranken auf alle mögliche Weiſe angelegen ſeyn. Hieronymus ſchreibt von einer vornehmen Frau, Namens Paula: „Welche arme Sterbende hat ſie nicht angezogen und gekleidet? Welche Kranke hat ſie nicht von ihren Mitteln erhalten? Sie ſuchte ſie in der ganzen Stadt ſorgfältig auf, und hielt es recht für ihren Schaden, wenn Einer durch eines Andern Speiſe und Arznei unterhalten wurde.“ Von der Flacilla, der Gemahlin des Kaiſers Theodoſius, leſen wir: „Sie trug eine ſonderbare Sorge für die Schwachen und Gebrechlichen. Sie gieng in die Krankenhäuſer und Hoſpitäler, diente ihnen mit eigener Hand, wuſch ihnen ihre Schüſſeln aus, koſtete die Suppen, gab ihnen Löffel in die Hände, ſchnitt ihnen Brod vor und gab ihnen zu eſſen ꝛc.“ Fabiola errichtete auf ihre eigene Koſten ein Krankenhaus, brachte alle Kranke und Verlaſſene dahin, und pflegte die Schwachen. Ja ſie trug ſogar diejenigen, welche an den abſcheulichſten Krankheiten lagen, auf ihren Schultern hinzu, wuſch ihnen die Wunden aus, welche ein Anderer kaum hätte anſehen mögen. Deßgleichen wird auch von den Männern gerühmt, daß ſie ihren Herrn und Heiland Jeſum Chriſtum gerne in den Kranken beſuchten. — —

Ebenſo hörte auch ihre Liebe gegen die Todten nicht auf. Sie beſtatteten die Leiber der Heiligen ſo gut ſie konnten, und blieben auch mit ihren Seelen in der innigſten Verbindung. Beſonders erwieſen ſie dieſen Liebesdienſt den Märtyrern und Zeugen Jeſu Chriſti, welche um der Wahrheit willen hingerichtet wurden, und ließen ſich nicht davon abhalten, wenn man ſie deßwegen auch zum Tode führte. Ueberhaupt ſtanden jene Blutzeugen in ſo großem Anſehen, daß Jedermann darin wetteiferte, ihnen gefällig zu ſeyn. Wer aber den damaligen bedrängten Zuſtand der Chriſten bedenkt, wie ſie allen Menſchen gleichſam zur Schmach und zum Spott herumgingen, und den Heiden und Unglaubigen zum Schauſpiel dienten, der kann leicht einſehen, daß ein großer Muth dazu gehörte, wenn man ſich der Märtyrer annehmen wollte. Dieſe ſaßen als die ärgſten Uebelthäter in den greulichſten Gefängniſſen, wurden von den Heiden ſtreng bewacht, und man gab genau darauf Acht, wer mit ihnen umgieng. Diejenigen nun, welche ſich der Märtyrer nicht ſchämten, wurden für unehrlich gehalten, und mußten eben die Schmach leiden, wie jene. Wer hier nicht Alles verläugnete, die Kraft des heiligen Geiſtes nicht in ſich wirken ließ und keine herzliche Zuneigung gegen die Brüder hatte, der war zu ſchwach, ſolche Verſuchungen zu ertragen. — Nebendem aber ſuchten die Feinde der Wahrheit die Chriſten theils aus Neid und Mißgunſt, theils aus Bosheit und Erbitterung von dieſen Liebesdienſten abzuhalten; und der Kaiſer Licinius ließ diejenigen hinrichten, welche den Gefangenen Barmherzigkeit erwieſen hatten. Doch ließen ſich nur Wenige dadurch abſchrecken, die Meiſten ſahen ſich nur um ſo mehr verpflichtet, ihren Brüdern auch mit der größten Lebensgefahr Troſt und Labſal zu bringen, weil ſie wußten, daß dieſelben in ihren Gefängniſſen faſt verſchmachteten. Viele mußten Hunger und Durſt leiden, und wären elendiglich umgekommen, wenn die Brüder ſich ihrer nicht angenommen hätten. Darum ermahnten ſie einander, die gefangenen Märtyrer reichlich zu laben, und diejenigen beſonders zu verpflegen, welche den Herrn mit lauter Stimme im Gefängniß bekannt hatten. Wenn aber ihr Tod beſchloſſen war, ſo kamen die Brüder noch fleißiger, und halfen ihnen nicht allein in allem leiblichen Anliegen, ſondern ſtanden ihnen mit herzlichen Ermahnungen bei. Sie freuten ſich mit ihnen über des Herrn Gnade, und wären gerne mit ihnen geſtorben, wenn es des Herrn Wille geweſen wäre. Da wagten ſich chriſtliche Frauen hinzu, und dienten den Heiligen im Gefängniß. Andere reichten wenigſtens von ihrer Haabe dar, was nöthig war, und wer an Jeſum von Herzen glaubte, und die Brüder liebte, entzog ſich dieſer Schuldigkeit nicht. — Uebrigens machten ſie keinen Unterſchied, ſondern thaten den Brüdern auf allerlei Weiſe Gutes. Sie halfen denen, welche aus Verleumdung und falſcher Anklage gefangen ſaßen, in den Krieg oder ſonſt in der Feinde Hände gerathen waren. Für Viele, die als Sklaven verkauft waren, brachten ſie das Löſegeld zuſammen, den Verbannten ſuchten ſie ihre Lage zu erleichtern, und der Verlaſſenen ſich auf jede Art anzunehmen. Unter den unzähligen Beiſpielen führen wir nur das einzige von Paulinus, dem Aufſeher zu Nola, an, von welchem die Geſchichte ſagt, daß er nicht bloß viele Unterdrückte errettet, viele Gefangene erlöst, und viele der Schulden wegen Verhaftete aus den Händen ihrer Gläubiger befreit, ſondern am Ende ſich ſelbſt einer Wittwe zu lieb als Sklave verkauft habe. Dieſe Wittwe bat ihn nämlich dringend um Hülfe, er antwortete:

„O Weib, ich habe nichts, das ich dir geben könnte! Nimm mich ſelbſt und ſage, ich ſey dein Sklave.“ — — Alles das aber thaten die Alten im Hinblick auf ihren Heiland und Erlöſer. „Wir müſſen,“ ſprachen ſie, „Chriſtum anſehen in unſern gefangenen Brüdern, und ihn von der Gefahr der Gefangenſchaft befreien. Beſuchet die Gefängniſſe der Heiligen fleißig, damit Keiner im Glauben lau werde. Wenn ein Chriſt um des Namens Jeſu willen in die Bergwerke, oder zu den wilden Thieren, oder auf den Kampfplatz verdammt worden iſt, ſo verſchmähet ihn nicht, ſondern ſchicket ihm zu, ſo viel ihr könnet, damit euer Bruder nicht unterliege. Derjenige iſt Chriſti theilhaftig, der den Gefangenen ſeinen Dienſt nicht verſagt; denn in ſolchen iſt gemeiniglich Chriſtus. Es iſt eine große Milde, die Gefangenen erlöſen, und ſie aus den Händen der Feinde zu erretten, den Eltern die Kinder, den Kindern die Eltern, die Einwohner dem Vaterlande wiederzugeben. Dagegen iſt es eine große Sünde, wenn mit unſerem Wiſſen ein Glaubiger darben muß, und in's Gefängniß oder in andere Noth geräth, und man ihm nicht hilft, wenn er in Lebensgefahr iſt. Dieß iſt der Gerechten eigenes Werk, die Gefangenen zu erlöſen, da bei den Ungerechten nur Wenige ſolches thun.“

XII.

Von ihrer Gaſtfreiheit.

Die wahre Liebe breitet ſich allenthalben aus, und theilet ſich gerne Jedermann mit. Sie läſſet ſich nicht in enge Schranken einſchließen, noch an gewiſſe Perſonen binden; ſondern je ſtärker ihre Wirkung iſt, deſto weiter greift ſie um ſich, und erfaſſet, was ſie kann. Und ſo genießen nicht allein Einheimiſche oder Verwandte die Liebe, ſondern auch Fremdlinge. Die Apoſtel ermahnten ihre Zuhörer: ſie ſollen der Gaſtfreiheit nicht vergeſſen, — eine Sitte, die im Morgenland ohnehin ſehr üblich war, beſonders aber den Chriſten zur Zeit der Verfolgung ſehr zu Statten kam. Darum finden wir ſo häufige und ſo dringende Aufforderungen, z. B.: „Der Herr befiehlt uns, die Fremdlinge lieb zu haben, wie uns ſelbſt, und nicht nur unſere Freunde und Verwandten. Denn auch die Heiden halten die Fremden für ihre Freunde, und die Freunde für ihre Brüder; darum erweiſet ſolche Gaſtfreiheit, die da iſt eine liebreiche Verpflegung der Fremden. Sie iſt eine vortreffliche Tugend, welche von den heidniſchen Weltweiſen nur aus Eigennutz, und nicht aus wahrer Gerechtigkeit ausgeübt wird. Denn ſie meinen, daß man nur vornehme Gäſte aufnehmen müſſe, da das Haus eines gerechten und weiſen Mannes nicht vornehmen, ſondern geringen Leuten offen ſtehen ſoll. Denn Jene bedürfen nichts, weil ſie Ueberfluß genug haben, ein gerechter Mann aber ſoll Gutes thun, daß ihm nichts wieder vergolten werde. Deßhalb ſollen nur Arme und Fremdlinge, und in ihnen Chriſtus, den Tiſch eines Chriſten kennen. Er ſoll die Fremden, Waiſen und Wittwen nicht leer von ſich gehen laſſen, und bei Keinem vor dem Namen eines Fremden erſchrecken, weil wir Alle vor dem Herrn wallen, ſo lange wir im Fleiſch ſind. Kommt nun Einer, der keine Herberge hat, und bittet dich, ſo nimm ihn um Deſſen willen auf, der deinetwegen ein Gaſt auf Erden geworden iſt.“ Beiſpiele davon finden ſich in ſolcher Menge, daß wir ſie nicht alle herzählen können. Ja, es gab ſogar Mehrere, die beſondere Häuſer, ſogenannte Hoſpitien, erbauten, um Fremde darin beherbergen zu können. Zwar finden ſich auch bei den Heiden viele Proben von Gaſtfreiheit; allein denſelben lag ſtets ein gewiſſer Eigennutz zu Grunde. Die Gaſtfreiheit der Chriſten dagegen floß aus reinem Herzen und ungefärbter Liebe. Sie handelten dabei ſo löblich, daß auch die Heiden zur Nachahmung gereizt wurden. — Die Reichen konnten natürlich dieſe Pflicht weit beſſer ausüben, als die Uebrigen, und wir dürfen uns deßwegen nicht wundern, daß es von Mehreren heißt: „ſie ſeyen Wirthe für die ganze Gemeinde geweſen,“ Röm. 16, 23. Beſonders aber wurde von den Lehrern gefordert, daß ſie gaſtfrei ſeyn ſollen, 1 Tim. 3, 2. Tit. 1, 8., weil ſie ein Muſter aller Glaubigen ſeyn ſollten, und gemeiniglich die beſte Gelegenheit dazu hatten. Deßwegen ſagt Hieronymus: „Wenn Jeder gerne die Worte hören will: Ich bin ein Gaſt geweſen, und ihr habt mich beherbergt; um wie viel mehr ſoll dieß ein Aufſeher verlangen, deſſen Haus für Jedermann eine allgemeine Herberge ſeyn ſoll?“ — Unter den Alten galt allgemein die Regel: „Es iſt beſſer, einen böſen Menſchen dulden, als daß man unwiſſend einen Frommen ausſchließt, indem man ſich hüten will, daß man keinen Böſen aufnimmt.“ Mithin war man damals auch gegen die ärgſten Feinde gaſtfreundlich, und Polykarp beherbergte ſelbſt die Häſcher, welche ihn gefangennehmen wollten, und ſpeiſete ſie reichlich. — Indeſſen ſahen die Chriſten doch hauptſächlich auf gottſelige und glaubige Fremdlinge, um allermeiſt den Glaubensgenoſſen Gutes zu thun. Selbſt diejenigen, welche nur einigermaßen von der chriſtlichen Wahrheit überzeugt waren, hatten ihre größte Freude daran, wenn ſie heilige Männer aufnehmen konnten. So erzählt Einer, Namens Verecundus, daß er zwar noch kein Chriſt geweſen, aber, weil er eine glaubige Ehefrau gehabt, und durch ihren Umgang von dem Chriſtenthum ſchon ziemlich überzeugt worden ſey, habe er den Chriſten angeboten, daß ſie auf ſeinem Landgute wohnen möchten, was ihm der Herr auch bei der Auferſtehung der Gerechten vergelten werde. Denn ſie haben ſich auf dieſem Landgute wohl erquickt in dem Herrn, und ſich von der Unruhe der Welt erholt. — Beſonders aber hatten die Glaubigen ſolche Chriſten gerne bei ſich, die um Chriſti willen etwas gelitten hatten oder leiden ſollten; und als einſt zwei Märtyrer gefangen an einen andern Ort geführt wurden, kamen ihnen einige Chriſten entgegen, die ſie baten, ſie möchten doch ein wenig bei ihnen einkehren. Da war Liebe und Ehrerbietung mit einander vermengt, und Beides erweckte die chriſtlichen Herzen zur Gaſtfreiheit.

Aus dieſem Allem iſt nun leicht erſichtlich, wie ihre Gaſtfreiheit beſchaffen geweſen ſey. Sie bewieſen nämlich ihre Liebe damit, daß ſie den Gäſten gemeiniglich ſelbſt dienten, freundlich mit ihnen redeten, ſie mit Allem verſorgten, und nicht mit leeren Komplimenten, wie die Weltkinder, ſondern mit der That ihre Gutherzigkeit zeigten. Da hörte man keine Klagen von ſchweren Zeiten, von geringem Auskommen, von vielem Aufwand im Hauſe, oder andern Ausreden den Fremden gegenüber, viel weniger von Schmähworten, mit denen man ſie hätte wegtreiben wollen, noch ehe ſie dem Hauſe recht nahe kamen. Uebrigens aber ſahen die Chriſten darauf, daß ihre Gäſte vor allen Dingen auch am Geiſt erquickt werden möchten. Sie erſetzten die geringen Gaben nicht bloß durch ihre Liebe und herzliche Zuneigung, ſondern hielten auch mit den Fremdlingen das heil. Abendmahl. — Sie vermieden ferner allen Ueberfluß und alle Koſtbarkeit. Ihre Meinung war: „Ein Chriſt ſoll nicht unter dem Vorwand der Gaſtfreiheit köſtlich und überflüſſig traktiren; denn auch dieſes iſt eine Liſt des Verſuchers, der ſeine Ruhe ſtören will. Der Herr Jeſus ſchalt faſt die Martha deßwegen, weil ſie ſich ſo viel zu ſchaffen machte, da das Eine nur noth war, — nämlich Gottes Wort hören. Die Wittwe zu Sarepta hatte den Propheten auch nicht köſtlich traktirt 1 B. Chron. 17. Wenn du gleich nur Brod und Salz ſamt Waſſer haſt, ſo kannſt du dabei ſchon eine Belohnung haben. Haſt du aber auch dieſes nicht, ſo empfange den Fremdling wenigſtens mit einem guten Herzen, und ſey freundlich gegen ihn, ſo biſt du ſchon gaſtfrei geweſen. Denn es ſteht geſchrieben: Ein Wort iſt beſſer als ein Geſchenk" Sir. 18, 16. — Inzwiſchen bewieſen ſie ihre Liebe gegen die Glaubensgenoſſen, ſoviel in ihren Kräften ſtand. Denn obgleich ihre Mäſſigkeit ſehr groß war, ſo erwieſen ſie doch den Fremden mehr Güte, als ſich ſelbſt, beſonders wenn dieſelben von der Reiſe abgemattet, ſchwach oder krank waren, und alſo einer Erquickung bedurften. Selbſt wenn ſie auch faſteten, hörten ſie damit auf, wenn Fremde zu ihnen kamen. Daher ſagte jener fromme Mann: „Das Faſten iſt allezeit bei mir; euch Fremde aber kann ich nicht allezeit bei mir haben. Das Faſten iſt zwar nützlich und gut, aber es ſtehet in meiner Freiheit; dagegen erfordert das Gebot des Herrn die Erfüllung der Liebe als eine nöthige Sache. Weil ich nun Chriſtum in euch aufgenommen habe, ſo muß ich euch mit aller Liebe und Sorgfalt begegnen. Sobald ihr aber weg ſeyn werdet, will ich wiederum faſten. Denn die Hochzeitleute faſten nicht, ſo lange der Bräutigam bei ihnen iſt" Marc. 2, 19. Ebenſo lernten die Frommen, ihren Brüdern zu gefallen, ſich in Alles ſchicken. Sie konnten Ueberfluß haben und Mangel leiden, hoch und niedrig ſeyn. Sie aßen Alles ohne Bedenken, und ermahnten auch ſie, als Chriſten Alles zu eſſen, weil den Reinen Alles rein ſey. — Wenn die Gäſte wieder abreiſten, ſo gab man ihnen Empfehlungsbriefe mit, damit ſie überall, wo ſie hinkamen, gute Aufnahme finden möchten. Ein ſolcher Brief von Salvian iſt noch vorhanden und lautet alſo: „Ich empfehle euch dieſen, welcher mein eigen iſt, ſowohl als mich ſelbſt. Und weil ihr mich für einen Theil von euch haltet, ſo muß dieſer auch euch angehören, weil er mich angeht. Und dieſe meine Empfehlung kommt aus einer überſchwänglichen Liebe. Denn ich empfehle ihn euch nach dem Geiſt und in der Hoffnung zukünftiger, ewiger und göttlicher Dinge. Alſo nehmet ihn auf als mein Herz. Die Barmherzigkeit Chriſti, unſers Herrn, verhelfe, daß dieſer anfange, ganz der Eurige zu ſeyn."

— Von dieſer herzlichen Liebe der Chriſten können ſich freilich nur diejenigen einen Begriff machen, welche ſelbſt ſchon erfahren haben, was wahre, göttliche Liebe ſey. Sie waren wegen der innigſten Verbindung ihrer Herzen bereit, ſich und das Ihrige den Fremdlingen zu widmen, und man konnte mit Recht von ihnen ſagen, was Johannes ſchreibt: „Sie thaten treulich, was ſie an den Brüdern und Fremdlingen thaten, und dieſe haben auch von ihrer Liebe gezeugt bei den Gemeinden," 3 Joh. 5. 6.

Zu den Dienſten, welche man den Fremden erwies, gehörte ferner auch das Fußwaſchen, welches ohnehin im Morgenland gebräuchlich war, und denen erzeigt wurde, die man ehren wollte. Man denke aber hiebei an keine bloße Ceremonie, ſondern wiſſe, daß das Fußwaſchen im Morgenland ſehr nöthig und nützlich war. Dort werden nämlich Sandalen, eine Art Sohlen, mit Riemen unten an die Füße gebunden, und der übrige Theil des Fußes bis an das Knie bleibt bloß. Mithin war das Waſchen der Füße, die bei der großen Hitze mit Staub überzogen wurden, für jeden Reiſenden eine wahre Wohlthat. — Dieß thaten nun jene demüthigen und liebreichen Menſchen gerne, und folgten dem Beiſpiel ihres Meiſters treulich nach. Auch ermahnten ſie einander häufig zu dieſem Liebesdienſt, 1 Tim. 5, 10. Auguſtin z. B. ſagt: „Sammelt die Fremden in eure Häuſer, waſchet ihre Füße, trocknet ſie mit dem Tuch ab, küſſet ſie und machet ihnen ein Bett zurecht." Und in einer andern Stelle: „Wir lehren euch nicht allein gaſtfrei ſeyn, ſondern auch die Gäſte, die ihr zur Herberge aufgenommen habt, ſo ehren, daß ihr an ihnen gerne Knechtsdienſte verrichten wollet." — Weil aber die natürliche Hoffart ſich zu dieſem verächtlichen Dienſt nicht bequemen wollte, ſo kämpften die Chriſten mit aller Macht wider dieſelbe. „Bedenke, o Menſch," ſagten ſie, „in weſſen Geſellſchaft du dich begibſt, wenn du dich aufbläſeſt, und ſchämeſt dich, den Fremdling zu verſorgen. Aber du ſprichſt, wie geſchieht denn das? Wenn Einer etwa von Adel iſt, ſollte er wohl ſeinem Gaſt die Füße waſchen? Wäre das nicht eine Schande? Nein, es iſt ihm vielmehr eine Schande, wenn er ſie nicht wäſcht. Denn wenn er auch zehntauſendmal ſeinen Adel vorſchützt und ſich erhebt, ſo iſt er doch eben der Natur theilhaftig, wie der, den er wäſcht, und iſt ſein Mitknecht und gleicher Würde. Bedenke doch, wer die Füße der Jünger gewaſchen habe, und ſage nichts mehr von deinem Adel. Der Herr hat es befohlen, und ehe er es befohlen hat, hat er es ſelber gethan. Denn er hat ſein Exempel vorangeſtellt, damit ſein Gebot deſto eher angenommen würde. So bedenke nun, was für eine Thorheit es ſey, daß ein Knecht ſeinen Mitknecht nicht würdiget, die Füße zu waſchen, da der Herr über Alles und der Meiſter ſeinen Knechten und Schülern es gethan hat. Er hat ſich unter die Geringeren gedemüthigt; wir aber wollen uns nicht erniedrigen unter die, welche uns gleich oder auch beſſer ſind?" — Zum Zeichen der Ehrfurcht und Liebe wuſch man damals auch den heiligen Märtyrern die Füße, und ſcheute ſich nicht, zu ihnen in's Gefängniß zu gehen. Und wenn Einige dieſen Liebesdienſt damit ablehnen wollten, daß ſie vorgaben, ſie thun ihn mit dem Herzen, und es ſey eben nicht das leibliche Waſchen der Füße gemeint, ſo hieß es: „Es ſey doch beſſer und unſtreitig der Wahrheit gemäßer, daß es auch mit der Hand geſchehe, und daß ein Chriſt ſich deſſen nicht ſchäme, was Chriſtus ſelbſt gethan habe."

Endlich machen wir auch noch darauf aufmerkſam, daß manche wohlthätige Perſonen unter den Alten in ihren Teſtamenten gewiſſe Legate ausgeſetzt haben, welche den Vorſtehern der Hoſpitien und Krankenhäuſer übergeben und zum Beſten der Reiſenden und Fremdlinge verwendet wurden. Andere ließen zu dieſem Zweck beſondere Herbergen, auch Hoſpitäler für Kranke an heiligen Oertern, z. B. in Jeruſalem, Bethlehem ꝛc., erbauen, oder auch an Seehäfen, die von Reiſenden beſonders beſucht wurden, wie in der Nähe von Rom bei Joppe, Alexandrien u. dergl. Ueber dieſelben ſetzte man gewöhnlich einen Verwalter, welcher die Aufſicht über alle Einnahmen und Ausgaben hatte und die Reiſenden verpflegte, die dahin kamen. Später blieben zwar die Gebäude; aber der Zweck der Stiftungen wurde allmählig vergeſſen. Man entzog den Fremdlingen dieſe Wohlthaten, und wendete ſie nur den Einheimiſchen zu. Indeſſen giengen viele tauſend Arme, Kranke, Vertriebene, Wittwen, Waiſen und andere elende Menſchen vor den Thüren herum, denen die reichen Einkünfte ſolcher Armenhäuſer von Gott und Rechtswegen gehörten, aber nicht gereicht wurden. Daher oft Viele unter freiem Himmel im höchſten Ungemach ſterben und verderben mußten, und zwar mitten unter denen, welche den ſüßen Namen der Chriſten noch führen wollten. Um nichts davon zu ſagen, daß man ſchon frühzeitig untreu mit den Gütern ſolcher Häuſer umgieng. Daher hielten es Viele für beſſer, den Armen bei Lebzeiten ſelbſt etwas mitzutheilen, als den Kirchen und Hoſpitälern irgend etwas zu vermachen. Denn, ſagten ſie, was den

Kirchen zugehört, das wird mit der Zeit verwahrlost, oder von den Tyrannen ganz weggenommen; was man aber den Armen ſelber gibt, das kann der Teufel ſelbſt nicht wegnehmen. — Dieſes Alles lehrte ſie die Erfahrung, und lehrt es noch, nachdem man einmal von der brünſtigen Liebe und kindlichen Einfalt der erſten Chriſten abgewichen iſt.

Viertes Buch.

Von dem Verhalten der erſten Chriſten gegen ſich ſelbſt.

I.

Von der Selbſtverläugnung der erſten Chriſten.

Die Selbſtverläugnung der erſten Chriſten leuchtet zwar aus allen ihren Reden und Thaten hervor, und läßt uns nicht im geringſten daran zweifeln, wenn wir nur ihr Leben ein wenig unterſuchen. Doch wollen wir hier dieſe Tugend kurz berühren, da wir jetzt davon reden, wie jene die ſchweren Pflichten gegen ſich ſelbſt beobachtet haben, weil die Selbſtverläugnung gleichſam die Grundlage und der Anfang dazu ſeyn muß. Ihr Herr und Meiſter hatte ihnen vor Allem anbefohlen: „Wer mir folgen will, der verläugne ſich ſelbſt, nehme ſein Kreuz auf ſich und folge mir, Math. 16, 24. Wer aber ſein Kreuz nicht auf ſich nimmt, und mir nachfolget, der iſt mein nicht werth,“ Math. 10, 38. — Dieß Wort des Herrn war in denen lebendig, die ihn liebten und ſeine Gebote hielten. Ihnen mangelte es nie an Kraft und Stärke, ſich ſelbſt zu überwinden und zu verläugnen, und Chriſto getreu zu ſeyn bis in den Tod. Zuvörderſt aber war ihnen offenbar, daß der Herr von ihnen forderte, ſie ſollen ſich in Erkenntniß ihres eigenen Elends vor Ihm demüthigen, dann werden ſie nirgends ſich ſelbſt und ihre eigene Ehre ſuchen. Eben darum hieß es auch, ſie ſollen den alten Menſchen ablegen und mit Chriſto zugleich gekreuzigt ſeyn; es müſſe mit Jedem dahin kommen, daß er mit dem Apoſtel ſagen köñe: „Ich lebe zwar, doch eigentlich nicht ich, ſondern Chriſtus lebt in mir, Gal. 2, 20. Die Welt iſt mir gekreuzigt und ich der Welt,“ 6, 14. Wer alſo vorher ausſchweifend war, der mußte ſich der Reinheit befleißigen, der Unmäßige der Mäßigkeit, der Ungerechte der Gerechtigkeit, und zwar deßwegen, weil ohne eine ſolche Umkehr kein wahres Chriſtenthum beſtehen kann. Hören wir, was Makarius darüber ſagt: „Der Chriſt darf es ſeinem Herzen nie zulaſſen, daß es ſich in Ehrgeiz, Liebe und Freundſchaft dieſer Welt, oder in andere irdiſche Sorgen zerſtreut. Denn nur ſo kann es in Hoffnung und Erwartung der göttlichen Gnade ruhig leben, und ſeine Seele in Geduld faſſen.“ — — Dieſe Pflicht aber beſtand bei den erſten Chriſten nicht in bloßen Worten, ſondern in Beweiſung des Geiſtes und der Kraft. Sie bezeugten deßhalb vor ihren Feinden: „Es geſchieht durch Gottes Kraft, daß bei uns eine ſo große Veränderung des Herzens vor ſich geht, daß wir gleichſam von der größten Liebe zu allem Guten überwältigt, die erkannte Wahrheit annehmen, und die Freundſchaft Chriſti allen Dingen dieſer Welt vorziehen. Oder: „Die göttliche Kraft hat uns die Flammen der Begierden in's Herz gelegt, und verurſacht, daß nun alle Völker in Einmüthigkeit des Glaubens zuſammenſtimmen, zu wahrer Verläugnung ihrer ſelbſt und all des Ihrigen. — Denen, welche der Welt anhiengen, ſagten ſie: „Wir wollen lieber den Reichthum verſchmähen, als behalten, und verlangen von Gott lieber Unſchuld und Geduld, als andere Dinge. Denn wir pflegen Alles zu verachten, was ſonſt insgemein ſo hochgehalten wird. Daher macht uns kein Schade unruhig, den uns unſere Feinde anthun wollen. Auch keine Schmälerung unſers ehrlichen Namens, oder wenn ihr ſonſt etwas Schwereres uns zufügen könnet.“ — Von dieſen treuen Nachfolgern des Herrn konnte alſo Auguſtin mit Recht bezeugen: „So viel tauſend Weltmenſchen haben nach der Erkenntniß der evangeliſchen Wahrheit alles Zeitliche auf einmal verlaſſen. Und wenn ſie es je gebrauchten, ſo ließen ſie ſich doch nicht davon einnehmen, ſondern litten lieber den Tod um ihres Glaubens willen. Dadurch zeigten ſie den Unglaubigen, daß ſie vielmehr das Irdiſche beſaßen, als daß das Irdiſche ſie beſitze.“ Eine ſolche Verläugnung aber ſchätzten ſie nicht nach der Größe der Dinge, die etwa verläugnet wurden, ſondern nach der Beſchaffenheit des Herzens vor Gott. Gleichwie die Apoſtel in der Wahrheit Alles verlaſſen und verläugnet hatten, ob ſie gleich wenig beſaßen. „Denn,“ ſagt Hilarius, „als die Seligkeit des himmliſchen Reichs verkündigt wurde, lernten Viele die Ehre dieſer Welt verachten und auf die Herrlichkeit Chriſti hoffen. Sie verließen allen Ueberfluß, wurden mäßig und überwanden den Geiz. Die Jungfrauen haſſeten den Leib dieſes Todes, die Wittwen wollten lieber Jungfrauen ſeyn, die Bekenner haſſeten ihr eigen Leben, und den Märtyrern war es die größte Freude, zu ſterben.“ Darum rühmte auch Ignaz von ſich: „Ich weiß, was mir gut iſt. Ich fange jetzt an, ein Jünger zu ſeyn, weil mich nichts anſicht, weder das Sichtbare noch das Unſichtbare, daß ich nur zu Jeſu Chriſto komme. Gönnet mir, daß ich Chriſto, meinem Gott, im Leiden nachfolge. Wer Ihn hier hat, der merke, was ich haben will, und habe mit mir Mitleiden, weil er weiß, was mich ängſtet.“

Wie herrlich war ferner die Erklärung des frommen Tatian, der an die Heiden ſchrieb: „Ich mag nicht regieren, mir gefället nicht, reich zu werden, ich verachte die Würde eines Generals, ich haſſe die Hurerei, begehre auch nicht um des Geizes willen über die See zu reiſen, verlange keine Kronen in den Kämpfen. Auch bin ich von dem unſinnigen Ehrgeiz frei, den Tod verachte ich, bin ſtärker als alle Arten von Krankheiten, keine Traurigkeit ängſtigt mein Herz. Bin ich ein Knecht, ſo erdulde ich die Knechtſchaft, bin ich frei, ſo rühme ich mich der Freiheit nicht.“ — Solche Seelen waren alſo recht frei, weil der Sohn ſie frei machte. Doch wurden ſie durch ſeinen Geiſt ſo geübt in der Zucht, daß ſie ſeinen Willen in allen Fällen zu vollbringen ſuchten. Es hieß bei ihnen: „Wirf deinen Willen hinter dich, laß dich von deinen Sorgen und Aengſten frei machen, ſo wirſt du Ruhe in dir haben. Was wäre hochmüthiger und undankbarer, als wenn man wider deſſen Willen leben wollte, von dem man das Leben ſelbſt empfangen hat, und wenn man deſſen Gebote verachtete, der deßwegen etwas befiehlt, damit er Urſache habe, uns wieder etwas zu ſchenken? Gott braucht unſeres Gehorſams nicht; aber wir bedürfen ſeines Willens.“ Selig war demnach die Seele, welche Gott nicht widerſtrebte und ſich ſelbſt abſtarb, damit Chriſtus ihr zum Leben werde. Das eigene Geſuch iſt der Grund aller Unruhe, alles Mißvergnügens und aller unordentlichen Bewegungen des Herzens. Die Verläugnung aber iſt der Anfang alles Friedens, und der daraus entſpringenden Freude im heil. Geiſt. Wer dieſes alles in Chriſto ſuchte, der hatte es wirklich gefunden, ſintemal die Verheißung nicht trüget: Wer zu dem Heiland als ein Mühſeliger und Beladener kommt, der ſoll Ruhe finden für ſeine Seele, und wer in ſich ſelbſt lauter Elend und Mühe hat, und deßwegen ſeine eigene Gerechtigkeit, Weisheit und Heiligkeit für nichts hält, aber in Chriſto Jeſu Alles ſucht, der findet bei Ihm den Grund ſeines innern Friedens, ſamt Allem, was ſeinen Mangel erſetzen kann. — Darum hielten ſie Alles für Schaden, ja für Koth, um Chriſtum zu gewinnen und in ihm erfunden zu werden. Sie verachteten den Tand der Welt und ſahen auf die ewigen Güter, wie jener Märtyrer, der im Angeſicht ſeines Todes alſo ſang:

Menſch, der Weisheit edler Sohn!
Laſſe Zeit und Erde fahren,
    Du muſt ſparen
Deine Luſt auf jene Kron'.
Denke, dieſer ſchnöde Leib
Daure, bis er wird zur Leiche,
    Und erbleiche,
Ja, der Würmer Speiſe bleib.
Strecke dich zur Herrlichkeit,
Fahre fort, zu Gott zu reiſen,
    Ihn zu preiſen,
Sey dein ganzes Herz bereit.
Lerne dich ſelbſt recht erkennen,
Welt und Fleiſch nur Sklaven nennen.

Ein Anderer:

Wer unter euch will Chriſti Pfad betreten,
Der darf ſich ſelbſt behalten nicht.
Es muß ſtets friſch mit Kämpfen und mit Beten
Verläugnet ſeyn, was ihn anficht.
Leib, Seel' und Ehr', und was man weiß,
Weicht unſerm Heil und unſers Gottes Preis.
Ach! freuet euch, das liebe Kreuz zu tragen,
Und Chriſti Reisgefährt zu ſeyn.
Wer ihm zu lieb ſein Leben hier kann wagen,
Der geht nicht todt zum Himmel ein.
Was er verliert, wird hundertfach erſetzt.
Wer iſt, der uns den rechten Schatz verletzt?

Darin nun ſtand ihr Sinn dem fleiſchlichen Sinn der Weltkinder gerade entgegen, welche lieber ihre Seligkeit, als ihr Geld, ihre Ehre oder Wollüſte verlieren wollen. „Was haben wir," hieß es bei den Frommen, „hier in der Welt zu finden, da wir nichts haben, als was wir verlieren müſſen? Die Heiden müſſen wohl bei allem Verluſt ungeduldig werden, da ſie gar das Geld dem Leben vorziehen. Denn das thun ſie, wenn ſie aus Begierde nach Gewinn allerhand gefährlichen Handel zur See treiben, und ſich zu Schauſpielen oder Kriegen verdingen. Uns aber gebührt, nach einer andern Art das Leben anzuſtellen, daß wir nicht die Seele für Geld, ſondern das Geld für die Seele hingeben, in Mittheilung an die Arme und in Geduld, wenn wir Alles verlieren." Und abermals: „Der mag ſich immerhin ängſtigen, wer noch nach Bequemlichkeit und Wolluſt in der Welt Verlangen trägt. Ein Chriſt hat auch außer dem Gefängniß der Welt abgeſagt, und dem Gefängniß in dem Gefängniß. Es iſt gleichviel, wo die Chriſten in der Welt ſind, die ohnehin außer der Welt ſind. Ob ſie gleich etwas in der Welt verlieren, ſo iſt es doch ein guter Tauſch, etwas zu verlieren, um etwas Größeres damit zu gewinnen.“ — Dieſe Verläugnung aber mußte den blinden Weltmenſchen deſto verkehrter vorkommen, je mehr ihnen auch der geringſte Gehorſam gegen Gott unangenehm war. Daher die Jünger Jeſu ſehr auf der Hut ſeyn mußten, daß kein Spott der Welt ſie von ihrem Wege abſchrecke. Denn es blieb ſtets wahr, was Auguſtin ſagte: „Alle, die gottſelig leben wollen, geſchweige denn wirklich ſo leben, die müſſen Verfolgung leiden von denen, die gottlos geſinnt ſind. Sie werden als Narren und Unſinnige verachtet, weil ſie das gegenwärtige ſcheinbare Gut verſchmähen und ſich ſelbſt unſichtbare Güter verſprechen; wiewohl eben dieſer Spott auf die Böſen zurückfallen wird, wenn ihr Reichthum in Armuth und ihr Stolz in Schande verkehrt werden ſoll.“ Darum ſuchten die rechtſchaffenen Diener des Herrn beſonders dem Ausſpruch des Apoſtels nachzukommen: „Es iſt erſchienen die heilſame Gnade Gottes allen Menſchen, und züchtiget uns, daß wir verläugnen ſollen das ungöttliche Weſen und die weltlichen Lüſte, und züchtig, gerecht und gottſelig leben in dieſer Welt.“ Wer dieſen Zweck an ſich erfüllen ließ, dem half die Gnade immer weiter fort, daß er ſich vor allen Stricken des Satans hüten und ſeine Seligkeit ſchaffen konnte mit Furcht und Zittern. Die ſchönſten Beiſpiele davon geben uns die Märtyrer, welche Ehre, Gut, Freunde, Weib, Kinder, ja Leib und Leben hingaben um Jeſu willen. — Unausſprechlich waren aber auch die Vortheile dieſer Selbſtverläugnung, und erſtreckten ſich auf Zeit und Ewigkeit. Hauptſächlich brachte ſie allen denen, die ſich mit Ernſt dazu entſchloſſen hatten, eine unſchätzbare Seelenruhe. „Was iſt ſeliger,“ fragt Caſſiodor, „als die Welt verſchmähen und ſich höher als die ganze Welt achten? Wer alſo auf dem Gipfel eines guten Gewiſſens ſteht, der hat die Welt unter ſeinen Füßen, und ſieht nichts an ihr, das ihm mehr gefallen könnte; dagegen erblickt er jenes unvergängliche und unverwelkliche Erbe, das da behalten wird im Himmel.“ Und Laktantius: „Sollte uns wohl irgend ein Glück anlocken können, daß wir nicht vielmehr das wahre Gut ſamt allem Elend, als das falſche Glück mit allem ſcheinbaren Wohlleben erwählten?

Die Könige mögen ihre Reiche für ſich behalten, die Reichen ihren Reichthum, die Klugen ihren eingebildeten Verſtand. Uns laſſe man unſere Thorheit, welche ſchon deßwegen Weisheit iſt, weil die Andern ſie uns nicht gönnen. Denn wer wollte einem Narren etwas mißgönnen, wenn er nicht noch närriſcher wäre?“ — Es hieß alſo bei jenen Seelen, wie der fromme Bernhard bezeugt: „Ich ſchwöre aller eigenen Ehre ab, damit ich, wenn ich etwa das Unzuverläſſige brauche, nicht auch dasjenige verliere, was mir der Herr angeboten hat, nämlich den Frieden. Frieden nur verlange und wünſche ich zu haben, und ſonſt nichts mehr. Wenn Jemand um des Herrn willen das Seine verlaſſen und dieſer Welt entſagt hat, wenn er auch ſich ſelbſt kreuzigt, und arm, fremd und elend wird, ſo wird er für die weltliche Ruhe den göttlichen Frieden in ſich finden, für die irdiſchen Lüſte die Freude des Geiſtes in ſeiner Seele. Anſtatt der verweslichen Kleider wird er das Kleid des göttlichen Lichtes in dem innern Menſchen anziehen, ſtatt der alten fleiſchlichen Geſellſchaft die himmliſche Geſellſchaft in ſeinem Herzen erkennen, ſtatt der Weltfreude, die äußerlich iſt, die Freude des heil. Geiſtes inwendig haben, und den Troſt der himmliſchen Gnade und die göttliche Sättigung erlangen, ſo daß ihm die Herrlichkeit Gottes erſcheint. Wer das nicht hat, der iſt ein untüchtig Salz, und elender als alle Menſchen. Wo es aber dahinkommt, da geht das Wort des Herrn in Erfüllung, das er zu ſeinen Jüngern ſprach: „Wer verläſſet Häuſer, oder Brüder, oder Schweſtern, oder Vater, oder Mutter, oder Weib, oder Kinder, oder Aecker, um meines Namens willen, der wird es hundertfältig wieder nehmen und das ewige Leben ererben, Math. 19, 29.“

II.

Von der Verſchmähung der Welt bei den erſten Chriſten.

Unter den Dingen, die Jeſus zu verläugnen befahl, iſt beſonders die Welt mit ihren Lüſten. Sobald nun die Lehre des Evangeliums in den Herzen kräftig worden war, ſo war zuvörderſt nöthig, daß ſeine Jünger der Welt und ihrer Verführung ſich auf alle Weiſe zu entziehen ſuchten. — Was alſo die Weltkinder für die größte Ehre, für den größten Nutzen und die höchſte Luſt hielten, davor hatten die wahren Chriſten einen Abſcheu, hielten es für die größte Schmach, für lauter Unluſt und Schaden, und zwar nicht bloß mit Worten, ſondern mit der That und Wahrheit. So gibt Gregor von Nazianz ſeinem Bruder das Zeugniß: „er habe das Chriſtenthum für ſeine größte Ehre gehalten, ungeachtet er ſeiner Gaben wegen von der Welt ſehr geehrt worden ſey. Ja, er habe alle irdiſche Dinge nur wie eine Komödie angeſehen, die ihr Ende nehme, ehe ſie recht anfange. Dagegen aber habe er die Gottſeligkeit, beſonders wenn ſie unſichtbar und der Welt unbekannt ſey, für das ſicherſte und dauerhafteſte Gut gehalten, das man mit Recht ſein Eigenthum nennen könne.“ — — Die Lehrer drangen mit allem Fleiß auf dieſes Hauptſtück des Chriſtenthums, und zeigten, daß Fleiſchesluſt, Augenluſt und hoffärtiges Leben mit der Liebe zu Gott nicht beſtehen könne. Sie zeigten, daß alle diejenigen ſehr elend ſeyen, welche ſich von der Liebe zur Welt feſſeln laſſen, weil ſie gepeinigt werden, wenn ſie etwas verlieren, und ſchon ehe ſie es verloren haben, nichts als Sorgen und Furcht fühlen. Deßwegen warnten ſie einen Jeden, und riefen einander mit Prudentius zu:

„Laß der Begierde nicht den Zügel ſchießen,
Sey männlich, daß ſie dich nicht in die Feſſeln ſchlägt,
Hab Acht, wohin dein Sinn dich trägt!
Sey ſtets im Geh'n des ſchmalen Wegs befliſſen,
Kein Glanz des Golds verblende dich,
Kein Zuckergift der falſchen Ehr'
Verkürze dir dein armes Leben.
Trau' doch der Liſt der Welt nicht mehr,
Daß du ihr wollteſt die geringſte Herrſchaft geben.
Damit dein Hoffnungsgrund auf Gottes Kraft beſteh',
Und dir die lichte Ewigkeit in vollem Glanz entgegengeh'.

— Die Welt, ſagten ſie, iſt voll Sünden und Laſter, iſt von innen und außen voll Bosheit, höret auch nicht auf damit, ſondern wird täglich mehr voll Aergerniſſe, welche Niemand beſſer erkennet und erfährt, als wer auf den Wegen Gottes geht. — — Wenn aber von der Verſchmähung der Welt die Rede war, ſo dachten ſie nicht daran, daß man gar aus derſelben weichen müſſe, wie Paulus ſelbſt ſagt 1 Kor. 5, 10. 11. Vielmehr mieden ſie Alles, was vom Argen war, wie Chryſoſtomus ſchreibt: „Fliehe die Welt dem äußerlichen Umgang, nicht dem Leibe nach. Denn die Welt ſelbſt gehört nicht dem Satan der Natur nach, ſondern nur in Anſehung des Verderbens. Wenn du dich der böſen Geſellſchaft entzogen haſt, ſo biſt du aus der Welt des Satans gewichen, wohneſt aber noch in der Welt deines Gottes. Darum meide die Welt, d. i. die Lüſte derſelben, damit du, wenn du länger im Beſitz ihrer Werke lebſt, nicht ihr eigener Sklave werdeſt.“ — Hier gab es nun manchen ernſten Kampf, wenn die Welt das Ihrige den Kindern Gottes anbot, und dieſe dagegen ſahen, daß ſie ohne Verſchmähung der Welt nicht reich in dem Herrn, ihrem Gott, ſeyn konnten. Ueberdieß waren die Frommen ſtets dem Haß der Gottloſen unterworfen, und wurden wegen der Bekenntniß der Wahrheit und der Lehre von der Gottſeligkeit verachtet und geplagt. Da war es Zeit, daß Keiner durch ſolche Trübſale abwendig gemacht wurde, ſondern mit dem Apoſtel ſagen lernte: „Wer will uns ſcheiden von der Liebe Gottes?“ ꝛc. Dazu aber ſandte der Herr ſeinen Geiſt in ihre Herzen, der ſie von der Weltliebe mächtig befreite, und ihnen das glänzende Elend der Weltkinder lebendig vor Augen ſtellte. „Etliche,“ ſprachen ſie, „ſind ſtolz auf ihren Reichthum, und wiſſen nicht, daß von der Mildthätigkeit geſagt wird: Einer ſtreuet aus, und ſeine Gerechtigkeit bleibet ewiglich. Andere werden angeblaſen durch die Ehre dieſer Welt, und bedenken nicht, daß dieß der vornehmſte Segen Gottes ſey: Selig ſind, die da geiſtlich arm ſind; denn das Himmelreich iſt ihr! Wieder erheben ſich Einige wegen ihres leiblichen Adels, da doch zu den in Chriſto Wiedergebornen geſagt wird: „Ihr ſeyd das auserwählte Geſchlecht. Alſo ſind die Geſetze der Welt den göttlichen Gaben ganz entgegen. Der Teufel rühmte ſich, daß die Welt ſein ſey, als er Chriſtum verſuchte. Der Herr aber befiehlt uns, der Welt abzuſterben, auf daß wir Ihm leben. Die Verſchmähung des Reichthums in dem Herrn iſt der wahre Reichthum. Die Verachtung der irdiſchen Ehre iſt das Himmelreich. Die Demuth des Herzens iſt der

Zierrath einer königlichen Geburt.“ Mithin war dieß ihre Sorge, daß ihre Seele unüberwindlich blieb, als in einer Feſtung, und ſie keine Bosheit der Welt mehr einnehmen könnte; gleichwie es dort von einem Märtyrer heißt:

Er hat die Freuden dieſer Welt
Und ihrer Lüſte Schaden.
Wie ſehr ſie ihm auch nachgeſtellt,
Doch nie auf ſich geladen.
Sogar ſchien ihm nur Alles Tand,
Was ſonſt die Welt erhebet.
Das macht's, er baute nicht auf Sand;
Darum er ewig lebet.

Sie betrachteten ſich als Fremdlinge in der Welt, und verhielten ſich ſo, wie wenn das Weſen derſelben ſie nichts angienge. „Wir Chriſten,“ ſagt Juſtin, „wohnen in unſern eigenen Ländern nicht anders als Fremdlinge. Wir haben zwar alle Dinge mit andern Bürgern gemein, wenn wir aber leiden, ſo leiden wir Alles als Fremde und Ausländer. Ein jedes Land iſt unſer Vaterland, und unſer Vaterland iſt uns wie eine Fremde.“ — Damals konnten ſie ſich auch mit Grund der Wahrheit für Fremdlinge in der Welt ausgeben, weil ſie nicht allein von den Feinden, die Herren dieſer Welt waren, ſelbſt dafür gehalten wurden, ſondern auch die Welt mit ihrer Eitelkeit freiwillig verlaſſen hatten. Sie hatten nirgends eine bleibende Stätte, da man ſie nirgends leiden wollte, ſondern bald ins Elend jagte, bald von Haus und Hof vertrieb, bald durch Marter und Tod aus dem Wege räumte. Sie wohnten in Hütten, gleich den alten Patriarchen in der Wüſte, und waren auf der Reiſe nach dem Himmelscanaan begriffen, das ſie für ihr Vaterland hielten. Von ihnen hieß es alſo mit Recht, wie von Marimus geſagt wird: „Das Vaterland ſelbſt verwunderte ſich, daß ſein Bürger ſo ganz fremd darin war, und in ſeinen eigenen Grenzen als ein Pilgrim wandelte.“ Oder, wie ein frommer Lehrer ſich ausdrückte, als man ihm mit der Verbannung drohete: „Ich kann eigentlich nicht ins Elend verjagt werden; denn ich bin an keinen gewiſſen Ort gebunden. Ich ſey, wo ich wolle, ſo finde ich mein Vaterland. Die ganze Erde iſt des Herrn, darin ich nichts als ein Fremdling und Pilgrim bin.“ — Daher kam es auch, daß Viele ſich freuten, wenn ſie um der Wahrheit willen vertrieben und von ihren Feinden ſelbſt für Fremdlinge erklärt wurden. „Wir freuen uns über unſere Verbannung, und ſind fröhlich in dem Herrn, daß die apoſtoliſche Weiſſagung bei uns in Erfüllung gegangen iſt.“ Oder:

Ich ſorge nicht, wenn mich der Feind in's Elend treibt,
Genug, daß mein Geiſt nie auf dieſer Erde bleibt.
Den Leib wirft Keiner mir aus dieſer Welt hinaus,
Sie iſt für Freund und Feind nur als ein einig Haus.

An dieſe Pilgrimſchaft dachten ſie überhaupt bei jeder Gelegenheit. „Ach!“ ſagten ſie, „wir wandern noch in der Fremde, und können nicht in unſerer Heimath bleiben. Wir ſind noch auf dem Weg begriffen, und ſitzen noch nicht im Vaterland, wir verlangen es, genießen es aber noch nicht. Laſſet uns demnach in dieſem Leben an nichts anders denken, als daß wir nicht immer hier ſeyn können, damit wir uns dort einen rechten Ort in wahrer Gottſeligkeit bereiten, den wir niemals verlaſſen dürfen.“

Die Alten verſchmähten alſo die Welt um der böſen Menſchen willen, die in der Welt leben, und unterſchieden das Leben in der Welt und mit der Welt, unter den Gottloſen und mit den Gottloſen. Paulus ſagte zwar, er ſey Allen allerlei geworden, 1 Kor. 10., aber er habe nicht ſo gottlos gelebt, wie ſie, ſondern er ſey Allen gefällig geweſen in der Beſcheidenheit und Geduld, in aufrichtigem und ernſthaftem Wandel, in der Freundlichkeit ꝛc. Er verbot daher den Chriſten nicht, mit den Abgöttiſchen umzugehen; aber ſie ſollten nicht mit ihnen ſündigen. Zudem war es ein um ſo größeres Lob, wenn Jemand unter den Böſen fromm ſeyn und bleiben wollte, weil dadurch die Feinde der Gottſeligkeit ſelbſt die Gottſeligkeit ehren mußten. — Auf der andern Seite aber erkannten ſie auch, daß es ſchwer und höchſt gefährlich ſey, ſich unter ſo vielen Laſtern vor dem Schiffbruch zu bewahren. Niemand dürfe ſicher ſeyn, wenn etwa bei böſer Geſellſchaft ſeine böſen Lüſte ſtille ſeyen. Denn ſie pflegen wohl unverſehens aufzuſteigen, und deſto eher den Sichern zu fällen. Auch ſey die Bosheit der Weltkinder ſelbſt ſo bereit, die Unvorſichtigen zu berücken. Deßwegen müſſe man böſe Geſellſchaften meiden; denn ſonſt müſſe man entweder Böſes leiden oder mitmachen, und böſe Geſellſchaften verderben gute Sitten. — Alles dieß nun war für die, welche für ihre Seligkeit Sorge trugen, Grund genug, die böſe Welt zu fliehen und zu meiden, ob ſie gleich in derſelben leben mußten. Sie ſprachen: „Der Teufel iſt ein Vater aller Gottloſen, und ihre Mutter iſt Babel, oder die Welt; dieſe Stadt iſt die Geſellſchaft aller Gottloſen vom Morgen bis zum Abend, nnd hat das irdiſche Reich inne, wir aber haben Babel verlaſſen. Babel iſt dieſe Welt; denn Babel heißt eine Verwirrung. Sehet, ob nicht dieſes ganze Leben eine Verwirrung ſey! Was die Leute in eitler Hoffnung thun, das wiſſen ſie nicht. In dieſer Verwirrung, in dieſem Babel, liegt Zion noch gefangen. Dieſe zwei Reiche (Zion und Babel) ſind dem Leibe nach noch mit einander vermengt; aber dem Herzen nach laufen ſie durch dieſe Revolutionen der Zeiten bis an das Ende. Die Eine hat zu ihrem Zwecke Frieden, der ewig iſt, ſie heißt Jeruſalem; die Andere hat den zeitlichen Frieden zu ihrer höchſten Freude, und heißt Babylon. — Jeruſalem wird in Babylon nicht ganz gefangen gehalten; denn die Engel ſind auch ihre Bürger. Die auserwählten Menſchen aber, welche Chriſti Miterben werden ſollen, hat Er mit ſeinem Blut von dieſer Gefangenſchaft erkauft. Alſo wird nur ein Theil von Jeruſalem in Babel gefangen gehalten, um der Sünde willen; ſie fängt aber an, zuvor mit dem Herzen auszugehen durch das Bekenntniß der Sünden und durch Liebe zur Gerechtigkeit. Endlich wird ſie am Ende der Welt nach dem Leibe abgeſondert werden. Unterdeſſen läſſet Gott diejenigen in Babel nicht verderben, welche treulich vor Ihm wandeln und keine Hoffart an ſich nehmen, ſondern einen lautern Glauben beweiſen."

Ebenſo hielten die erſten Chriſten in Beziehung auf den Umgang mit Anverwandten eine Verläugnung für nothwendig. Zwar darf Niemand glauben, als ob ſie die ordentliche, von Gott eingepflanzte Liebe zu denſelben verworfen hätten; vielmehr findet man bei ihnen ſehr viele Proben von Zärtlichkeit und Treue. Aber ſie ſollten um des Evangelii willen Alles verlaſſen, weil die Herzen mit einem heiligeren Band verknüpft werden mußten, als die Leiber, und überhaupt die Brüderſchaft Chriſti der natürlichen weit vorgieng. Sintemal in Chriſto Jeſu nun nichts mehr galt, als der Glaube und eine neue Kreatur, Gal. 5, 6. 6, 15. Der Herr ſelbſt hatte geſagt: „Wer Vater und Mutter, Sohn oder Tochter mehr liebe, als Ihn, der ſeye Sein nicht werth," Math. 10, 37. Luc. 14, 26. „Höret," ſprachen ſie, „wie wir ermahnt werden, die allernächſten Verwandte und Freunde von uns zu entfernen, oder vielmehr aus unſern Herzen zu reißen, wenn wir etwas Böſes an ihnen ſehen, damit wir durch ihren Umgang ihrer Sünden nicht theilhaftig werden. Wir müſſen die Fremden mehr lieben, welche durch das Band der Liebe Chriſti mit uns verknüpft ſind, als die Verwandten, die Gott nicht lieben, noch ihm dienen. Warum das?

Weil das Band der Herzen heiliger iſt, als das leibliche.“ — — Namentlich war es unter den Verfolgungen höchſt nöthig, daß der Chriſt um ſeines Heilandes willen Alles hintanſetzen lernte. Denn wo allzugroße Liebe zu den Seinigen im Herzen war, da konnte es bei Manchem um das Kleinod des rechten Kampfes geſchehen ſeyn. Darum heißt es von den Alten: „Sie haben Alle ihre Verwandten, welche ſie von der Hoffnung der himmliſchen Belohnung abwendig machen wollten, nicht erkannt, auch nicht einmal gehört. Es wurde Alles durch des Herrn Wort abgeſchnitten, was etwa angenehm oder lieb ſeyn konnte, oder dem Verlangen der ewigen Seligkeit vorgezogen werden mochte, damit z. B. das Kind den Vater im Leiden nicht weich machen möchte.“ So wird von einem frommen Manne gerühmt: „Er mied ſein Vaterland, vergaß ſeine Kinder, riß ſich von ſeinem Weibe los, und ſetzte alle Verwandten zurück; dagegen ſuchte er, damit er finden möchte; er fand, damit er wieder verlieren könnte, d. i., er verließ um Chriſti willen Alles.“ Deßgleichen leſen wir von einer frommen Frau: Die Süßigkeit des ewigen Heils habe ſie ſo gereizt, daß ſie ihren Sohn verlaſſen, ihren Vater hintangeſetzt, die Welt verſchmäht und ihr Leben um Chriſti willen dahin gegeben habe. — Daß dieſe Verläugnung nicht von Fleiſch und Blut herkomme, ſondern von dem Vater im Himmel ſelbſt, wird Jeder leicht einſehen, der die natürliche Liebe der Eltern gegen ihre Kinder aus eigener Erfahrung kennt. Allein im Chriſtenthum kann es nicht anders ſeyn, die Liebe zu Gott und Chriſto muß uns über Alles gehen, darin iſt der Heiland ſelbſt vorangegangen, welcher ſeinen Jüngern den Vorzug gab vor ſeinen Verwandten, damit auch ſie in der Liebe den Geiſt dem Fleiſche vorziehen ſollen. Es heißt deßwegen allezeit bei den Chriſten: „Entweder laß Chriſtum fahren und behalte die Deinigen, oder laß dieſe und behalte Chriſtum. Du ſollſt weder die Natur umkehren, noch ihr dienen, ſondern vor allen Dingen ihren Urheber verehren und deinem Erlöſer treu ſeyn bis zum Tod. —

III.

Von ihrer Mäßigkeit und Nüchternheit.

Unter den Pflichten, welche die erſten Chriſten gegen ſich ſelbſt auszuüben hatten, war wohl eine der vornehmſten, die Mäßigkeit im Gebrauch der Kreaturen. Dabei aber ſahen ſie nicht allein auf die Mäßigkeit im Eſſen und Trinken, ſondern ~~auch auf ein~~ ordentliches und nüchternes Leben. „Bei uns," ſagt Theophilus, „geht die Mäßigkeit und Beſcheidenheit im Schwange, die Enthaltſamkeit wird unter uns gehegt, man hält viel auf die Keuſchheit, vertreibt alle Ungerechtigkeit, und ſuchet die Sünden auszurotten. Das Geſetz Gottes herrſchet bei uns, die Wahrheit regiert uns, die Gnade erhält uns, der Friede beſchützet uns. So führet uns das göttliche Wort, es lehret uns die Weisheit ſelbſt, Chriſtus, der das wahre Leben iſt, unterweiſet uns, und Gott allein leitet uns mäßiglich durch ſeine Regierung. Darum ſey ferne von uns, daß wir an ſolche Schandthaten nur denken ſollten, welche die Heiden uns Schuld geben, geſchweige, daß wir ſie thun." — Als aber die Feinde der Wahrheit über die Liebesmahle der Chriſten läſterten und ausſagten: man pflege ſich dabei voll zu freſſen und zu ſaufen, traten ſie den Heiden getroſt unter die Augen und rühmten ſich ihrer Mäßigkeit auf folgende Weiſe: „Es geht bei unſern Mahlzeiten ehrbar zu, da iſt kein leichtſinniges oder unbeſcheidenes Weſen. Wir eſſen ſo viel, als einem Hungrigen gebühret, und trinken, ſo viel keuſchen Leuten dienet. Wir ſättigen uns alſo, daß wir dabei bedenken, wie wir unſere Nachtgebete zu Gott verrichten wollen. Nach der Mahlzeit wird Einer unter uns aufgefordert, daß er Gott mit einem Liede loben ſoll, woraus man wohl urtheilen kann, wie viel er getrunken haben müſſe. Wir nehmen endlich alle unſere Sittſamkeit und Keuſchheit in Acht, als ſolche, die eine Mahlzeit nicht ſowohl von Speiſe, als von heiliger Lehre gehalten haben." Und in Rückſicht auf die Völlerei ſagten ſie: „Uns Chriſten will es unter allen Menſchen am übelſten anſtehen, wenn wir die Geſchöpfe Gottes mißbrauchen, und mit unſerem fortwährenden Durſt die Trunkenheit entſchuldigen würden. Wir ſollen nur bei dem höchſten Durſt trinken, und nicht, wie die, welche am hitzigen Fieber liegen, den Wein immer hineingießen.“ — — Ferner finden ſich unter den Alten viele Beiſpiele von ſparſamer Koſt, weil ſie viel lieber Arme mit dem ſpeiſeten, was ſie für überflüſſig hielten, als ſich ſelbſt. In dieſer Hinſicht ſagt Tertullian: „Sie verbieten ſich gleichſam ſelbſt die Kreatur, enthalten ſich des Weins, und eſſen von keinem Thier. Sie haben den Nutzen, daß ſie keiner Gefahr noch Sorge unterworfen ſind, ſondern ihrem Gott die Demuth ihrer Seelen auch in Mäßigung der Speiſen aufopfern.“ Eine ſolche Lebensart führten namentlich die Aſceten, welche ſich vor Andern in der Gottſeligkeit übten. Dieſe genoſſen meiſtens nur Salz und Brod, neben einem Trunk Waſſer, oder auch, nach der Beſchaffenheit des Landes, dürre Feigen, Wurzeln, Kräuter und andere Früchte. — Uebrigens hielten ſie ſich auch hierin genau an den Willen des Herrn, und beſchwerten weder ihr Gewiſſen, noch das der Andern mit Satzungen über Speiſe und Trank, 1 Kor. 8, 8. Kol. 2, 16. 1 Tim. 4, 3., weil dieß zum alten Teſtament gehöre, Ebr. 9, 10.; es wäre denn, daß man um der Schwachen willen ſich anders betragen mußte, Röm. 14. 1 Kor. 8. Außerdem aber gebrauchten ſie die Kreaturen mit Dankſagung gegen ihren Schöpfer, da ſie gewiß waren, daß alle Kreatur Gottes gut und nichts verwerflich ſey, wenn es mit Dankſagung genoſſen werde, nur ſoll es geheiligt werden durch das Wort Gottes und Gebet, 1 Tim. 4, 4. 5. Ap. G. 10, 15.“ Wir leben mit euch, ſagten ſie zu den Heiden, und haben einerlei Speiſe, Kleidung, Hausrath und andere nöthige Dinge. Wir ſind keine indiſche Braminen, auch leben wir nicht in Wäldern, und entziehen uns von dieſem bürgerlichen Leben. Wir erwägen gar wohl, daß wir Gott, unſerem Herrn und Schöpfer, für alles Gute zu danken ſchuldig ſind, und verwerfen daher keinen Gebrauch ſeiner Werke. Aber bei den Dingen ſelbſt halten wir Maaß und Ziel, und brauchen ſie nicht zu viel oder zum Böſen. Daher wohnen wir unter euch nicht ohne den Markt, nicht ohne Fleiſchbank ꝛc. — Die Freiheit der Chriſten, womit ſie Jeſus Chriſtus befreit hatte, brachte es mit ſich, daß ſie ſich außer dem ſanften Joch ihres Heilandes unter kein knechtiſches Joch menſchlicher Satzungen bringen ließen. Ihre Enthaltſamkeit war ungezwungen, ihr Genuß der Kreaturen freiwillig und gottgefällig. Wenn Einige ſich etwa des Fleiſches oder des Weines enthielten, um die Lüſte zu dämpfen, ſo wurde dagegen Niemand zu dem angehalten, was er nicht ertragen konnte. Keinem wurde etwas auferlegt, wogegen er ſich ſträubte, auch wurde Keiner von den Uebrigen verdammt, weil er ſich für zu ſchwach hielt, als daß er es den Andern nachthun könnte. Und von den Speiſen ſelbſt urtheilten ſie ſo: „Was zum Munde eingehet, das verunreiniget den Menſchen nicht,“ Math. 15, 11. Sie verwarfen alſo weder den Wein noch das Fleiſch (mit Ausnahme des Bluts und des Erſtickten), Ap. G. 15, 28. 29., ſondern hielten ihren Mund im Zaum durch eine gemäßigte Zucht. Sprich nicht, ſchreibt Chryſoſtomus, der Wein ſollte gar nicht ſeyn, ſondern vielmehr: die Trunkenheit und Schwelgerei ſoll nicht ſeyn! — Insgemein aber war den wahren Kindern Gottes Alles gut; denn ſie ſtanden im Glauben und allgemeinen Gehorſam gegen ihren Vater, und wurden in dem Blut des Lammes täglich mehr gereinigt und vollendet. An ihnen ging der Ausſpruch des Apoſtels in Erfüllung: „Den Reinen iſt Alles rein, alſo auch ihr Eſſen und Trinken, ihr Schlafen und Wachen, ihr Leben und Sterben. —

IV.

Von ihrem Faſten.

Ehe wir von dem Faſten der erſten Chriſten reden, erinnern wir daran, daß man daſſelbe keineswegs für eine ſelbſterwählte Uebung oder unnütze Sache, viel weniger für ein verboten Werk halten dürfe. Denn Einige haben einen wahren Abſcheu vor dem Faſten, ſo daß ſie, wenn ſie nur den Namen hören, gleich zurückprallen. Andere verwerfen dieſe Lehre ganz und gar, obgleich dieſelbe nicht unter die Lehren zu zählen iſt, die dem Worte Gottes zuwider ſind. Wir finden vielmehr im alten und neuen Teſtament ſehr viele klare Zeugniſſe von dem Faſten, ſowie auch in den verſchiedenen Schriften der Alten. Die ſpäteren Mißbräuche heben den wahren, gottgefälligen Gebrauch nicht auf, denn der Herr ſelbſt zeigte ſeinen Jüngern, wie man faſten müſſe, Math. 6, 17. 18.; und auch dieſe haben gelehrt, daß Gebet und Faſten beiſammen ſeyn müſſe, Ap. G. 14, 22. — „So haben es von jeher alle Heiligen gehalten,“ ſagt Luther, „denn durch das Faſten iſt angegeben allerlei Kaſteiung und Züchtigung des Leibes. Welcher, obwohl die Seele durch den Glauben gerecht und heilig geworden iſt, dennoch nicht ganz rein iſt von Sünden und böſen Neigungen. Darum darf es, daß er gezwungen und kaſteiet, der Seelen unterthänig werde, wie Paulus von ſich ſelbſt ſagt," 1 Kor. 9, 27. 2 Kor. 11, 27. Tertullian bezeugt im Namen aller Chriſten: „Wir verſchmachten faſt von vielem Faſten, und vergehen faſt von beſtändiger Enthaltſamkeit; wir gebrauchen das Leben ſo wenig, wälzen uns im Sack und in der Aſche herum, bewegen den Himmel, rühren Gott das Herz, und erlangen ſeine Barmherzigkeit." — — Eine der vornehmſten Urſachen, warum die Alten das Faſten für nöthig und nützlich gehalten haben, iſt nach dem Zeugniß Pauli: daß der Leib dadurch bezähmt werde 1 Kor. 9, 27. Hören wir, was ſie ſelbſt darüber ſagen: „Wenn du ein Pferd hätteſt, das dich durch ſein Springen herunterwerfen könnte, würdeſt du ihm nicht zu deiner Sicherheit das Futter entziehen, und es mit Hunger zwingen, weil du mit dem Zaum nichts ausrichteſt? Mein Fleiſch iſt mein Laſtthier, Chriſtus iſt mein Weg. Bisweilen führt es mich, und will mich von dieſem Weg abhalten. Aber eben durch das Faſten will ich es wohl zähmen." Das Faſten nannten ſie die Flügel des Gebets, wodurch daſſelbe leicht zu Gott aufſteigen könne, auch werde dadurch der Leib fein in der Demuth und Schwachheit erhalten, daß er nicht etwa über den Geiſt herrſche. Sie wußten jedoch wohl, daß dem lieben Gott mit dem Faſten eigentlich kein Dienſt geſchehe, indem auch der ärgſte Heuchler faſten könne, wie Chriſtus bezeuge, nur um von den Leuten geſehen zu werden. Daran könne Gott eben keinen Gefallen haben, wenn ein Menſch nicht eſſe; aber das gefalle ihm an ſeinen Kindern, wenn ſie aus inniger Begierde ihrem Vater recht zu dienen, ihrem Fleiſch durch Faſten und Kaſteien die Kräfte des Widerſtands benehmen. — Dieß war namentlich im Anfang ihrer Bekehrung nöthig, wo die Macht des verderbten Fleiſches noch ſehr groß war. Daher ermahnte der alte Polycarp ſo herzlich: „Laſſet uns nüchtern ſeyn in Gebeten, das Faſten üben, und mit Flehen den Herrn bitten, als den Seligmacher unſer Aller, daß er uns nicht in Verſuchung führe." — Man faſtete alſo, wie Luther ſagte, damit der Leib gezähmt und gezwungen werde, der ſonſt weder zu beten noch zu ſtudiren diente, nicht als ob man damit etwas verdienen wollte, ſondern allein, daß man gerüſtet und geſchickt blieb, nach Gottes Wort zu handeln, daß der Leib in Schranken blieb und dem Geiſt Raum ließ. Ueber das Faſten ſelbſt aber ſprechen ſich die Alten auf folgende Weiſe aus:

„Das Faſten iſt die Enthaltung von Sünden; denn die Enthaltung von Speiſen iſt eben dazu angenommen, daß ſie den Muthwillen des Fleiſches zähme, und das Pferd ſeinem Lenker folgen lehre. So muß denn der, welcher faſten will, dieſes vor allen Dingen im Zaum halten, Sanftmuth lernen, ein zerknirſchtes Herz haben, die Lüſte zurücktreiben, den Richterſtuhl des Herrn vor Augen haben, Almoſen geben und kein Arges wider ſeinen Nächſten denken. Das große und allgemeine Faſten iſt, ſich von Miſſethaten und unzuläſſigen Lüſten dieſer Welt enthalten. Dieß iſt das vollkommene Faſten, daß wir verläugnen das ungöttliche Weſen und die weltlichen Lüſte. Darum faſte von allen Sünden, nimm keine Speiſe der Bosheit zu dir, keine Wolluſt; laß dich von keinem Wein der Schwelgerei erhitzen, enthalte dich von Betrug, von böſen Worten und ſchändlichen Gedanken. Ein ſolch Faſten gefället Gott. Laſſe demnach deine Augen faſten, deine Ohren, deine Zunge, deine Hände, ja die Seele ſelbſt; denn ſie alle haben geſündigt. Durch das Faſten wird der Pfuhl der Sünden ausgetrocknet, der Muthwille wird ohnmächtig, die Lüſte ſind ſchwach, die Wolluſt und Zeitlichkeit verſchwindet. Wenn das Faſten mit Weisheit gebraucht wird, bezähmet es alle Aufruhr des Fleiſches, und entwaffnet die Wütherei des Schwelgens. Ja, wie die Arznei die Würmer aus dem Leibe vertreibt, alſo löſchet das Faſten die Sünden aus, welche in dem innerſten Grund wohnen. Wir ſind durch die Sünde in eine Krankheit gefallen; aber wir werden geheilt durch die Buße. Jedoch iſt die Buße ohne das Faſten müßig, und damit ich es auf einmal ſage: Alle Heiligen, ſo viel ihrer jemals geweſen ſind, ſind durch das Faſten zu einem gottgefälligen Leben bereitet worden, und wenn ſie von Gott etwas erlangen wollten, ſo haben ſie gefaſtet und ſind im Gebet geblieben Tag und Nacht. Was für Kräfte der Gottſeligkeit wir auch an ihnen geſehen haben, ſo ſind ſie ohne das Faſten nie ſo hoch gekommen. Willſt du alſo das Fleiſch ſtark machen, ſo bezähme es durch Faſten. Denn das iſt es, was der Apoſtel ſagt: So viel der äußere Menſch verweſet, ſo viel wird der innere von Tag zu Tag erneuert. Das Faſten iſt eine Rüſtung zum Streit wider den Satan; denn dieſe Art fährt nur dadurch aus. Aber ſiehe zu, daß du das Faſten nicht für das bloße Hungern halteſt, ſondern auch für die Enthaltung von allen Sünden.“ — Zugleich warnten die erſten Chriſten einander brüderlich, daß ſie ſich beim Faſten vor Hoffart und Ruhmſucht hüten ſollen. „Was hülft es,“ ſagten ſie, „daß man den Leib durch die

Enthaltung abmattet, wenn das Herz von Hoffart nur mehr aufſchwillt? Was für ein Lob werden wir daneben haben, daß wir blaß ſcheinen vom Faſten, wenn wir vom Neid grün und gelb ausſehen? Was iſt das für eine Tugend, keinen Wein trinken, und dennoch von Zorn und Haß gleichſam trunken ſeyn? Da erſt iſt die Enthaltung und Kaſteiung gut, wenn das Herz von Sünden nüchtern und ledig iſt.“ — Nebendem wurde es dem Gewiſſen eines Jeden überlaſſen, wie und wann er dieſe Uebung anſtellen wolle. „Faſten,“ hieß es, „ſoll ein freiwillig Werk ſeyn nach jedes Gefallen, und nicht auf Zwang und Gebot gerichtet ſeyn, nach Gelegenheit der Zeiten und Urſachen, die ſich bei einem Jeglichen begeben möchten. Alſo haben es die heil. Apoſtel gehalten, und Niemand ein anderes Joch auferlegt, das man zu beſtimmten Zeiten und allgemein hätte halten müſſen.“ — Ein Chriſt hat Freiheit, zu aller Zeit zu faſten, nicht aus Aberglauben, ſondern aus tugendhafter Enthaltung. Weil Niemand davon einen Befehl in der Schrift aufweiſen kann, ſo iſt offenbar, daß die Apoſtel hierin einem Jeden ſeinen freien Willen gelaſſen haben, damit ein Jeder das Gute nicht aus Furcht und Zwang thue. — Selbſt das große Faſten vor Oſtern wurde im zweiten Jahrhundert noch freigeſtellt. Denn der alte Irenäus ſagt ausdrücklich: „es ſey nur eine, aus Einfalt und eigener Meinung eingeführte Gewohnheit; Einige haben nur Einen Tag vor Oſtern, Andere zwei, Andere noch mehr Tage gefaſtet.“ Und auch Auguſtin ſagt: „Weder der Herr noch ſeine Apoſtel haben einen Tag beſtimmt, an welchem man faſten müſſe.“ — Ein Jeder richtete ſich nach den Umſtänden und nach der Beſchaffenheit ſeines Körpers. Daher die Regel des ſonſt ſo ſtrengen Hieronymus: „Nimm dir eine ſolche Art des Faſtens vor, die du ertragen kannſt. Insgemein laß dein Faſten in der Reinheit, Keuſchheit, Einfalt, Mäßigung und ohne Aberglauben geſchehen.“ Als aber zu ſeiner Zeit gewiſſe Faſttage angeordnet wurden, ſagte er: es ſey nur um derer willen geſchehen, welche nicht allezeit dem Herrn dienen können. Er ſetzt jedoch hinzu: „Wer unter uns übt ſich nur in dieſen wenigen Zeiten im Faſten und Beten? Vielmehr iſt vergönnt, allezeit zu faſten und zu beten, und den Tag des Herrn mit dem Genuß des Leibes Chriſti unaufhörlich und mit Freuden zu feiern.“ Chryſoſtomus, ein Zeitgenoſſe von ihm, klagt übrigens ſchon über den Mißbrauch des 40tägigen Faſtens: „Was hilft euch dieſes Faſten, da ihr es ſo obenhin begehet, und euch nur von den Speiſen enthaltet? So bald die

40 Tage vorbei ſind, ſo iſt euer Faſten auch vorbei. Wenn ihr euch aber von den Sünden enthieltet, ſo währete euer Faſten immer, und hörete der Kraft nach nicht auf.“ Ebenſo klagten Andere ſchon damals über den thörichten Unterſchied, den man unter den Speiſen machte, wenn man z. B. kein Fleiſch aß, aber deſto herrlichere Fiſche und andere Leckerbiſſen: „Was hilft es, wenn du den ganzen Tag gefaſtet haſt, und hernach mit allzu vielen und lieblichen Speiſen dein Herz beſchwereſt? Laſſet uns vielmehr eher an die Speiſe der Seele, als an die Verſorgung des Leibes denken!“ Ebenſo eiferten ſie gegen die Einbildung: Das Faſten an ſich ſey ein großes und heiliges Werk, und verſchaffe dem Menſchen die Seligkeit. „Das Faſten gefällt mir ſehr wohl,“ ſagt Chryſoſtomus abermals, „und ich pflege es gar ſehr zu rühmen. Aber mich jammert ſo ſehr, wenn man das Andere hintanſetzt, und meint, das Faſten ſey zur Seligkeit genug, da es doch unter den Uebungen der Gottſeligkeit zuletzt ſteht. Die Niniviten hat nicht das Faſten aus der Gefahr geriſſen, ſondern die Veränderung des Lebens hat Gott wieder verſöhnt. Die Ehre des Faſtens beſteht alſo nicht in Enthaltung der Speiſen, ſondern in Vermeidung der Sünden. Denn wer das Faſten bloß in Enthaltung der Speiſen ſetzt, der ſchmäht daſſelbe erſt recht.“

V.

Von ihrer Keuſchheit.

Mit der Mäßigkeit iſt die Keuſchheit unzertrennlich verbunden, ſo daß man ſchon deßwegen nicht daran zweifeln darf, daß die erſten Chriſten auch dieſe Tugend beſaßen. Allein ihre Feinde ſelbſt geben ihnen dieſes Zeugniß, und die Chriſten nehmen keinen Anſtand, ihr züchtiges Verhalten dem unzüchtigen Leben der Heiden entgegenzuſetzen. Sie ſagten frei, ſie dürfen ſolche Schandthaten, wie man ſie unter den Heiden höre, nicht einmal anhören, ſo daß es Viele von ihnen für ſchändlich halten, wenn ſie ſich dagegen verantworten ſollen. Ferner ſchrieben ſie ungeſcheut an die höchſten Obrigkeiten: „Es hat uns

Niemand in ſo langer Zeit beweiſen können, daß unſere Lehre mit Unkeuſchheit befleckt ſey. Um ſolcher Unſchuld willen aber werden wir verbrannt. Das ſey ferne von uns, daß wir ſolche Greuel auch nur in Gedanken hegen, geſchweige thun ſollten! Bei uns blühet die Mäßigkeit, die Enthaltſamkeit iſt in der Uebung, wir leben mit Einem Weibe, und verehren die Keuſchheit.“ — Wenn nun die Heiden irgend einen Grund zu ihren Läſterungen gehabt hätten, ſo würden ſie nicht geſchwiegen haben, zumal da die Chriſten den Gegenſatz ſo ſtark hervorhoben, und die Lebensart derſelben für weichlich und ſchwelgeriſch erklärten. Es war ihnen wohl bekannt, wie eifrig die Chriſten über dem Gebot ihres Meiſters hielten: „Wer ein Weib anſiehet, ihr zu begehren, der hat ſchon mit ihr die Ehe gebrochen.“ Und wirklich finden ſich auch in den Schriften der Alten mehrere ähnliche Ausſprüche. „Es iſt ſo ferne von uns,“ ſagen ſie, „daß wir uns unter einander vermiſchen, daß wir vielmehr die Weiber nicht einmal anſehen dürfen, ihrer zu begehren. Bei uns iſt das alles ſchon ein Ehebruch, wenn man nur unzüchtige Augen hat. Unſere Augen haben viel andere Dinge zu thun, da wir ſelbſt von den geringſten Gedanken werden Rechenſchaft geben müſſen. Wir ſind nicht allein in unſerem Geſichte ſchaamhaft, ſondern auch im Herzen. Wir halten uns an das Band einer einzigen Ehe, und wiſſen entweder von keinem, oder nur von dem Verlangen, Kinder zu zeugen. Unſere Mahlzeiten ſind züchtig und nüchtern, bei keuſchen Unterredungen, und noch viel züchtigerem Leibe.“

Der heilige Geiſt ſchaffte alſo in denen, die ſeine Tempel wurden, ein reines Herz und ein Leben, das der Lehre Chriſti gemäß war. Mithin iſt es nicht unglaublich, wenn ſich ſolche geheiligte Seelen der Gnade Gottes rühmten, welche ſie von der Herrſchaft ihrer Lüſte befreit hatte. Sie ſahen vor allen Dingen auf die innerliche Reinheit, obgleich man ihnen anmerkte, daß ſie den ernſten Vorſatz hatten, auch am Leibe rein und keuſch zu leben. Es hieß bei ihnen:

Wem nicht ein keuſches Herz im reinen Leibe ſchlägt,
Und jenes unverſchämt im Sündenunflath lieget,
Dem wird der Keuſchheit Ruhm mit Unrecht beigelegt,
Obgleich die Unzucht nicht den ſchwachen Leib beſieget.
Ein unberührter Leib heißt zwar die Jungfrauſchaft,
Doch nur was Fleiſch betrifft; dem unverletzten Glauben,
Der rein und heilig iſt, gehöret dieſe Kraft,
Daß ihm die Reinigkeit des Geiſtes nichts kann rauben.

Jſt dieſe Jungfrauſchaft, mein Chriſte, nicht dein Ruhm,
So rühmſt du dich umſonſt des keuſchen Leibes Gaben.
Drum ſey ein reiner Geiſt dein beſtes Eigenthum;
Denn dieß kann nur ein Chriſt, und jen's ein Heuchler haben.

Eben dieſer Grund richtete viele Jungfrauen kräftig auf, welche von Feinden und Verfolgern geſchändet und mißhandelt wurden. Doch erwählten ſolche Märtyrerinnen, wenn es möglich war, lieber den Tod, als daß ſie ſolches geſchehen ließen. Tertullian ſchreibt darüber an die Heiden: „Neulich, als ihr einer Jungfrau die Wahl ließet, ob ſie lieber in ein öffentliches Hurenhaus gehen oder den Löwen vorgeworfen werden wolle, mußtet ihr geſtehen, daß bei uns der Schandfleck der Unzucht für ſchrecklicher gehalten werde, als jede Todesart.“ Dieſe Geſinnung hatte auch die Märtyrerin Agnes, welche zu dem Tyrannen, der ihr mit der Schändung ihres Leibes gedroht hatte, alſo geſprochen haben ſoll:

Jſt Chriſtus wohl den Seinen nun ſo feind,
Daß er mir Zucht und Keuſchheit ließe rauben?
Ach nein! Ich weiß und bin gewiß im Glauben,
Er hilft noch dem, der's redlich mit ihm meint.
Er ſtehet noch den reinen Seelen bei,
Das reine Lamm ſoll nicht im Rachen ſtecken
Dem geilen Wolf, er ſoll mich nicht beflecken;
Mein Geiſt bleibt doch von allem Unflath frei.
Drum laß den Leib nur immerhin erſterben,
Mir ſoll doch nichts die reine Seel' verderben.

Und als endlich nach vielen vergeblichen Verſuchungen dieſe ſtandhafte Jungfrau zum Tod verdammt war, redete ſie den herzutretenden Henker alſo an:

Wie freu' ich mich,
Daß dieſer Wütherich
Mich durch das Schwert vom Fleiſche will befreien!
Ich lieb' ihn mehr, als wenn der ſchönſte Mann,
Der noch ſo zart und lieblich ſcheinen kann,
Sich zu mir machen wollt'.
Dem Mörder bin ich hold,
Den Freier müßt' ich ſcheuen;
Denn jener ſchlägt den Leib, und der die Seele tödt,
Das Schwert ſoll meiner Zucht benehmen alle Noth.
Wohlan, mein Freund, zerbrich und würge dieſe Glieder,
Was ich verlieren kann, gibt mir mein Jeſus wieder!

Dieſes heldenmüthige Betragen der Jungfrauen, welche von den Feinden Chriſti grauſam mißhandelt wurden, indem man ihnen die Brüſte abſchnitt oder abbrannte, oder ſie ſogar zum Tode führte, wenn ſie ſich nicht zur Unzucht hergaben, iſt gewiß ein untrügliches Zeichen ihres keuſchen und reinen Herzens. Doch ſah der barmherzige Vater im Himmel die Bedrängniſſe dieſer angefochtenen Perſonen in Gnaden an, und errettete Viele auf wunderbare Weiſe aus den Händen ihrer Verfolger. — Uebrigens drangen alle Lehrer darauf, daß das weibliche Geſchlecht frühzeitig zur Sittſamkeit und Eingezogenheit angehalten wurde. „Ihr habt,“ ſchreibt Tertullian, „keine Urſache auszugehen, außer ihr müſſet einen kranken Bruder beſuchen, oder dem Gottesdienſt beiwohnen. Alle dieſe Pflichten ſollen heilig und anſtändig ſeyn. Es muß ein großer Unterſchied bleiben unter den Mägden Gottes und des Teufels. Ihr müſſet Andern gute Beiſpiele geben, daß ſie durch euch erbauet werden und Gott an eurem Leibe geprieſen werde. Laſſet eure Hände ſpinnen, laſſet eure Füße fein zu Hauſe bleiben, ſo werdet ihr mehr gefallen, als wenn ihr in lauter Gold daſtändet, und werdet Gott zu eurem Liebhaber haben.“ — Ebenſo wurde von keinem Chriſten geduldet, daß er ein ſchändliches Wort oder irgend einen Scherz aus ſeinem Munde gehen ließ, Eph. 4, 29. 5, 4. Und wenn ſich Einige damit entſchuldigen wollten, daß unſchuldige, heitere Scherze erlaubt ſeyen, ſo hieß es: „Scheinen gleich einige Scherzreden anmuthig zu ſeyn, ſo laufen ſie doch wider die Gewohnheit der Gemeinde. Denn wie können wir das gebrauchen, was wir in der Schrift nicht finden?“

Nach dem Beiſpiel des Apoſtels Paulus, 1 Kor. 7, 7. 26., blieben die meiſten Chriſten damals im ledigen Stand. „Es leben unter uns,“ ſchreibt Juſtin, der Märtyrer, „ſehr Viele von beiderlei Geſchlecht bis in das höchſte Alter unehelich und unvermiſcht, nachdem ſie von Kindheit an der Lehre Chriſti gefolgt ſind. Ich für meine Perſon kann verſichern, daß ich aus allerhand Ständen ſolche Perſonen aufweiſen will. Was ſoll ich aber von der unzähligen Menge derer ſagen, welche von der größten Unmäßigkeit zu dieſem ſchönen Leben bekehrt ſind, und unſere Zucht gelernt haben?“ Auch Auguſtin ſagt: „In den Gemeinden gibt es ſo viele keuſche und heilige Leute, die von der Liebe Gottes ſo entzündet ſind, daß ſie in der größten Enthaltſamkeit und in unglaublicher Verſchmähung dieſer Welt gerne einſam leben.“ Und von den Eheleuten ſagt Tertullian: „Wie Viele ſind ihrer, welche alsbald nach dem Waſſerbad ihr Fleiſch gleichſam verſiegeln? Wie Viele, welche in völliger Uebereinſtimmung die eheliche Pflicht unter ſich aufheben? Die, welche ſich um des Himmelreichs willen freiwillig entmannt haben, enthalten ſich von einander, ohne daß deßwegen die Ehe aufgehoben würde, um wie vielmehr diejenigen, welche gar nicht darin ſind.“ Ein Anderer ſetzt hinzu: „Keiner unter uns hat, wenn er je heirathet, ſein Weib zu einem andern Zweck, als um Kinder zu zeugen. Und wie der Landmann, wenn er einmal geſäet hat, die Zeit der Ernte erwartet, und nichts anders ausſtreuet, alſo ſetzen wir unſerer Luſt ein Ziel mit dem Kinderzeugen. Bei den Chriſten hält man eine rechtmäßige Ehe mit Einem Weibe, und lebt dabei keuſch.“ — Ja, zur damaligen Zeit kam es nicht ſelten dahin, daß Eheleute aus Begierde nach Reinheit ſich vor dem Herrn verbindlich machten, entweder eine Zeitlang oder Zeitlebens einander nicht mehr ehelich beizuwohnen, ſondern als Brüder und Schweſtern in reiner und heiliger Liebe zu leben. Dieß durfte aber nie ohne beiderſeitige Einwilligung geſchehen 1 Kor. 7, 5. Darum ſchreibt Auguſtin an einen frommen Mann, welcher ein ſolches Gelübde mit ſeiner Frau abgelegt hatte: „Dieß könnte die einzige Urſache ſeyn, warum ich dich zu dieſem Gelübde nicht ermahnen, ſondern vielmehr von deſſen Erfüllung abhalten wollte, wenn etwa dein Weib aus Schwachheit nicht einwilligte. Denn ſolche Dinge dürfen nicht von Verehelichten vorgenommen werden, ohne mit beider Bewilligung. Weil ich aber höre, daß dein Weib ſo bereit ſey, die Enthaltung Gott zu widmen, und ſie nur daran gehindert wird, daß ſie etwa gedrungen werden möchte, dir die eheliche Pflicht zu leiſten, ſo haltet alle Beide Gott, was ihr verſprochen habt. Eure Einſtimmung ſoll dem Herrn ein Opfer ſeyn auf dem hohen Altar des Schöpfers, und die Luſt müſſe deſto kräftiger überwunden werden, je heiliger nun das Band eurer Liebe iſt.“ — Solche Eheleute nannten einander von Stund an Brüder und Schweſtern, zum Zeichen ihres keuſchen und unſchuldigen Umgangs. „Meine geliebteſte und wertheſte Schweſter,“ ſchreibt Salvian an die Eltern ſeiner Frau, „iſt mir nun deſto lieber, je mehr es ſich gebührt, daß Freunde ſich unter einander lieben, in denen Chriſtus ſich ſelbſt geliebt wiſſen will.“

VI.

Von ihrem Abſcheu vor allen Ueppigkeiten, Tänzen, Schauſpielen und dergleichen.

Zu der Verlängnung der Welt gehörte ferner, daß die Chriſten auch die geringſte verbotene Luſt flohen, als treue Kämpfer von allen Dingen ſich enthielten, um Dem zu gefallen, der ſie angenommen hatte, 2 Tim. 2, 4. Mithin liebten ſie weder das Tanzen, noch die Schauſpiele, noch andere Thorheiten dieſer Welt, weil nichts der Art ſich mit dem chriſtlichen Leben reimen wollte. Ihr feuriger Glaube und die daraus entſtehende Verlängnung ließ ihnen nichts zu, was ihre Freude in Gott hätte ſtören können. Der überſchwängliche Friede, der ſich in ihren Herzen ausbreitete, war viel zu koſtbar, als daß er durch ſolchen Tand geſtört werden ſollte. Sie überließen daher ſolche Ueppigkeiten den Heiden, welche dieſelben nicht nur für erlaubt, ſondern ſogar für löblich hielten. — Hören wir nur einige Zeugniſſe von ihnen: Chryſoſtomus ſagt: „Wo getanzt wird, da iſt gewiß der Teufel. Denn Gott hat uns die Füße nicht gegeben, daß wir uns närriſch und ungeberdig damit ſtellen, ſondern daß wir beſcheiden einhergehen, nicht aber wie die Kameele ſpringen. Dieſe tanzen auch, eben wie die Weiber; wir aber ſollen mit den Engeln Chor halten. Wenn hingegen der Leib ſich ſo ſchändlich anſtellet, wie vielmehr wird die Seele dadurch geſchändet. Alſo tanzen die Teufel; alſo werden die Diener der Teufel betrogen. Es ſoll gar Niemand tanzen, weder Jungfrauen, noch Eheleute, noch Andere. Denn wozu iſt das Tanzen nöthig? Bei dem Götzendienſt der Heiden geſchehen wohl Tänze, aber bei uns ſoll es ſtille, ehrbar, züchtig und beſcheiden zugehen. Darum ſoll auch kein Tänzer bei einer Mahlzeit oder Hochzeit ſeyn.“ Ambroſius ſagt: „Die Zucht iſt da unſicher, und die Verführung ſehr zu beſorgen, wo endlich der Tanz die andern Wollüſte einſchließt. Ich wünſche, daß alle Jungfrauen Gottes davon ferne ſeyn mögen. Denn wie ein heidniſcher Lehrer geſagt hat: Es tanzt Niemand, wenn er nicht raſend iſt. Wenn nun nach der Weisheit dieſer Welt die Völlerei eine Urſache des Tanzens iſt, oder auch die Raſerei; warum ſollte es nicht in der heiligen Schrift verboten ſeyn?“ Baſilius ſchreibt: „Die Menſchen haben das Tanzen von den Teufeln gelernt. Wenn verlarvte Perſonen auf die Schaubühne treten, brauchen ſie ſolche Teufelslarven, da ſie bald wie die Furien tanzen, bald mit ihren Gliedern die unzüchtigſten Stellungen machen, bald gar den Teufel ſelbſt präſentiren." — Beſonders ſtellten ſie den Ihrigen das Beiſpiel der Herodias vor, Math. 14, 6., welche ſich nicht allein mit dem Mord Johannis, ſondern auch mit dem Tanz ſchwer verſündigt habe. „Es iſt eine doppelte Sünde," ſagt Chryſoſtomus, „weil ſie nicht allein unverſchämt getanzt, ſondern auch dermaßen dem Herodi gefallen hat, daß ſie den Tod Johannis zum Lohn bekam. Höret das, ihr Jungfrauen und Verehelichten, die ihr auf den Hochzeiten euch ungebührlich ſtellet, und euch nicht ſcheuet, zu tanzen und zu hüpfen, und das weibliche Geſchlecht zu verunehren! Bedenket, wie bei der Hochzeit des Iſaak und Jakob gar nichts Ueberflüſſiges und Unnützes war. Da war keine ſolche teufliſche Ueppigkeit, keine Muſik, kein Tanz, kein Freſſen und Saufen, ſondern lauter Zucht, Weisheit und Beſcheidenheit. Höret dieſes, die ihr ſolche ſataniſche Ueppigkeit hochhaltet, und die ehrbaren Hochzeiten ſchändet. Hatten ſie damals wohl Pfeifen und Geigen? Waren wohl teufliſche Tänze dabei?" Ambroſius ſetzt hinzu: „Johannes, der durch der Tänzerin Ausſpruch erwürgt wurde, dient zum Beiſpiel, daß das verführeriſche Tanzen mehr geſchadet habe, als die gottloſe Unſinnigkeit der Andern. Was kann auch da für Schaam ſeyn, wo man tanzet, ſpringet und turniret?" — Man wehrete aber dem Tanzen nicht allein mit Worten, ſondern auch durch ſtrenge öffentliche Verbote und durch die Kirchenzucht.

Als aber der chriſtliche Eifer nach und nach verſchwand, glaubte man bloß die Aelteſten und Lehrer einſchränken zu müſſen, und geſtattete den Andern allen Muthwillen. Doch fanden ſich noch viele rechtſchaffene Herzen, welche es an Warnungen und Ermahnungen nicht fehlen ließen. „Laſſet uns," ſagten ſie, „die Feſttage feiern, aber nicht weltlich, ſondern geiſtlich, nicht auf heidniſche Weiſe, ſondern chriſtlich, nicht daß wir tanzen, oder mit Pfeifen und Geigen uns zu Narren machen. Laſſet uns die Feſte nicht beſudeln mit ſchandbaren Worten oder Völlerei. Tanzet und ſpringet nicht auf jüdiſche Weiſe, ſondern preiſet den Herrn nach der Apoſtel Art." Dabei fehlte es freilich nicht an Läſterungen aller Art: man nannte die Chriſten Sauerköpfe, leutſcheue, eigenſinnige Menſchen, die Niemand eine Erholung gönnen, ſondern alles Vergnügen wegnehmen wollen. Doch kehrten ſich dieſe nicht daran, ſondern hatten den ſchmalen und engen Weg ſtets vor Augen, welchen Chriſtus ihnen gezeigt hatte, Math. 7, 14; denn auf demſelben laſſe es ſich nicht tanzen und ſpringen. Alſo bewahrte ſie die Hand ihres Gottes vor den gefährlichen Stricken des Teufels und der Welt, daß ſie weder ſich, noch Andere in's Verderben zogen. —

Von den übrigen Ueppigkeiten der Welt urtheilten die Alten ebenſo. Tertullian z. B. ſchreibt an die Heiden: „Wir entſagen euern Schauſpielen, weil wir mit ihrem Urſprunge nichts mehr zu thun haben wollen, da wir wiſſen, daß ſie vom Unglauben herkommen. Wir mögen von eurer raſenden Rennbahn, von euren unkeuſchen Spielen, von euren mörderiſchen Fechtübungen u. dergl. weder etwas ſehen noch hören, noch reden; denn ein Chriſt ſoll keine Luſt haben an dem unſinnigen Rennen, noch an dem grauſamen Fechten, noch an den ſchändlichen Komödien. Welche ſchändliche Thaten werden auf den Schaubühnen gezeigt, welche ſchaamloſe Worte ſtoßen die Narren aus, wenn ſie ein Gelächter machen wollen? Weil wir nun von aller Unzucht ferne ſeyn ſollen, ſo enthalten wir uns auch von den Theatern, welche eine Verſammlung der Unkeuſchheit ſind, wo man nichts für gut erkennt, als was anderswo nicht gut iſt. Die höchſte Annehmlichkeit iſt darin von der höchſten Unſläterei zubereitet, wo die Komödianten allerhand Greuel präſentiren, und die Weibsperſonen ſich nicht einmal ſchämen, ja, eher zu Hauſe, als in dem Komödienhaus roth werden. Die unzüchtigſten Perſonen, die von Kindheit ſich darin geübt haben, werden da aufgeführt, und man lobt ſie noch dazu. Um nichts von andern Dingen zu ſagen, welche im Finſtern bleiben ſollten, damit ſie das Tageslicht nicht verunreinigen. O daß ſich doch die Obrigkeit ſchämte! O daß alle Stände ſich ſolcher Dinge wegen ſcheuen möchten! Werden doch die unverſchämteſten Huren vor den Leuten einmal roth. Wenn dieß bei uns für ein ſchaamloſes Weſen gehalten wird, warum ſollte man ſolchen Dingen zuhören dürfen, welche man nicht ausſprechen darf? Da wir wiſſen, daß alle unnützen Worte und Narrentheidungen von Gott gerichtet werden ſollen, warum ſollte man den Sachen zuſehen dürfen, die man ohne große Sünde nicht thun kann? Warum ſollte das den Menſchen nicht eben ſo gemein machen, was man durch die Augen und Ohren ins Herz läſſet, wie das, was mit dem Mund geredet wird? Die Augen und Ohren ſtehen ja dem Geiſt zu Dienſt, und dieſer kann nicht rein bleiben, wenn ſeine Diener unrein werden.“ — Andere ſagten: „Die Schauſpiele ſind ſehr mächtig, die Herzen zu verkehren, und deßwegen muß ſie ein weiſer Menſch meiden, weil ſie nur erfunden worden ſind zur Ehre der heidniſchen Götter. Wer da zuſiehet oder dabei iſt, der hat das Anſehen, als wenn er den wahren Gottesdienſt verlaſſen und die heidniſchen Gewohnheiten angenommen habe. Auf den Theatern ſchwatzen ſie in den Komödien von Unzucht, von ſchändlicher Liebe, in den Tragödien von Blutſchande und Mordthaten. Die jungen Leute, die in ihrem Alter gezähmt und wohl regiert werden ſollen, ſehen allen dieſen Greueln zu, und werden durch ſolche Bilder in allen Schanden und Laſtern unterrichtet. — Wem die Sünde der Schauſpiele noch geringe ſcheinen möchte, der denke doch, daß dabei keine Luſt, ſondern der bittere Tod ſey. Denn was heißt es anders, als in ſeinen Tod rennen, wenn man den Urſprung des Lebens verliert, die Gnade Gottes? Die Heiden irren mit geringerer Verantwortung, weil ſie keinen Bund mit Gott verletzen. Aber was wollen wir Chriſten darauf antworten? Wir haben unſer Glaubensbekenntniß, und gleichwohl ſtoßt man es damit um. Wo iſt unſer Chriſtenthum, wenn wir es nur deßwegen Gott angeloben, damit wir deſto mehr ſündigen, wenn wir die Spiele den Verſammlungen vor Gott vorziehen, und die Theater in Ehren halten? — Die Schauſpiele und Rennbahnen ſind es, wodurch der, welcher Luſt zur Sünde hat, entweder zur Unzucht, oder zum Diebſtahl, oder zu andern Laſtern vollends angefeuert wird. Denn wenn Einer oder der Andere auch Alters halber nicht mehr geſchickt dazu iſt, ſo wird doch ſeine böſe Luſt wieder erweckt. In den Tragödien werden die alten Greuelthaten erzählt, damit man in den folgenden Zeiten nicht vergeſſe, was etwa vorhin begangen worden iſt. Dadurch wird Jedermann ermahnt, es könne noch geſchehen, was ſchon geſchehen ſey. Und alſo werden die Dinge noch zu Exempeln gemacht, die vorlängſt nicht mehr Sünden ſind. Man freuet ſich da, zu ſehen, was man ſchon heimlich gethan hat, oder zu lernen, was man thun ſolle und thun könne. Man lernt da den Ehebruch, weil man ihn ſiehet, und eine Matrone, die etwa keuſch in die Komödie gekommen war, geht voller ſchändlichen Lüſte wieder heraus, da ihr durch öffentliche Autorität ſolche Gedanken gleichſam eingeblaſen worden ſind. — Was ſollte alſo ein Chriſt dabei machen, da er nicht einmal an die Laſter denken darf? Warum ſoll er ſich an den Abbildungen der Unzucht beluſtigen, etwa um ſeine Schaamhaftigkeit abzulegen und in den Sünden verwegen zu werden? Gewiß, er würde das mitmachen lernen, was er vorſtellen ſieht. Daher müſſen glaubige Chriſten ſolche eitle, verderbliche und gottesläſterliche Spiele meiden, und Augen und Ohren davor bewahren, weil man ſich leicht an das gewöhnen kann, was man ſieht und hört.“ „Ihr wiſſet,“ ſagten ſie ferner, „was ihr in der Taufe eurem Gott verſprochen habt. In den Schauſpielen aber geſchieht ein Abfall vom Glauben, ja eine Todſünde. Denn was bekennet man in der Taufe anders, als daß man bezeugt, man entſage dem Teufel und allen ſeinen Werken und Weſen? Nun aber ſind die Schauſpiele ein Werk des Teufels; wie kannſt du alſo als Chriſt nach der Taufe noch den Komödien nachgehen? Du haſt einmal dem Teufel abgeſagt, und gehſt mit Wiſſen und Willen wieder zum Teufel, wenn du zu ſolchen Dingen dich wendeſt.“ — Denen, welche ſagten: wir ſehen ſolche Dinge gerne mit an, aber ſie ſchaden uns nichts, antwortete man: „Sollteſt du keinen Schaden an deiner Seele nehmen, da es David widerfahren iſt? Läugneſt du noch, daß du in ſolchen närriſchen Spielen verwundet werden könneſt, da derjenige einen Pfeil in ſein Herz bekommen hat, der eine ſo große Gnade des Geiſtes hatte? Du ſieheſt auf dem Theater zu, wo der Ort ſelbſt ſchon die Seele ſtrafbar macht. Ja, du ſieheſt nicht allein zu, ſondern höreſt auch gottloſe Reden und ſchändliche Geſänge. Dein Herz wird da auf allen Seiten beſtürmt, durch das Anſchauen deſſen, was du ſieheſt, und durch das Hören deſſen, was du höreſt. Weil ſo viele Gefährlichkeiten da ſind, wie ſollte man glauben, daß du von den Biſſen der wilden Beſtien frei bleiben werdeſt?“ — Daneben machte man ſie noch auf das eigene Bekenntniß anderer weiſen Männer aufmerkſam, welche die gleiche traurige Erfahrung gemacht hatten.

Der Heide Seneka ſagte z. B.: „Es ſey nichts ſchädlicher für gute Sitten, als wenn man in einem Spiel da ſitze, wo die Laſter durch die Wolluſt ſich leichter einſchleichen. Man gehe immer geiziger, wollüſtiger, hoffärtiger, grauſamer und unmenſchlicher aus den Komödien, als man hineingekommen ſey.“ Das gleiche Zeugniß legte Auguſtin von ſeinem früheren Leben ab, und geſtand aufrichtig: „Auch die Spiele des Theaters riſſen mich hin, weil ſie voll waren von den Bildern meines Elends und von dem Zunder zu meinen ſündigen Flammen.“ — Alles das zeigt, welchen Ernſt und Eifer die erſten Chriſten wider ſolche Dinge bewieſen, und wie ſie die wahre Freude in Gott dem Schatten der weltlichen Freude entgegenſetzten. Sie ſuchten ſich ſelbſt und Andere in der Verläugnung zu üben, die Unglaubigen aber von jenen Thorheiten abzuziehen. „Ein Chriſt,“ hieß es, „hat viel beſſere Schauſpiele. Er hat wahrhaftige und nützliche Wollüſte, wenn er ſich in ſich ſelbſt ſammelt. Denn, um nichts von der Schönheit zu ſagen, die er noch nicht ſchauen kann, ſo hat er wenigſtens die ſchönen Kreaturen, die er anſchauen und bewundern kann. Ja, alle Werke Gottes ſind den glaubigen Chriſten rechte Schauſpiele. Wer ſich für ein Kind Gottes erkennt, der wird ſich über Menſchenwerke nimmermehr wundern. Wer aber außer Gott noch etwas hochhält, der ſetzt ſich gleichſam ſelbſt von ſeinem hohen Stand herab.“

VII.

Von dem Kreuz und Leiden der erſten Chriſten.

Es blieb bei den wahren Jüngern Chriſti nicht allein bei dem innerlichen Kampf wider die Feinde ihrer Seligkeit, ſondern es kamen auch noch andere Arten der Trübſale dazu. Jene waren bei ihnen das rechte Geheimniß des Kreuzes Chriſti, dieſe gehörten mit zu den Mahlzeichen deſſelben; alle beide aber dienten zu ihrer Reinigung und Vollendung. Ehe wir von ihrer Geduld etwas ſagen, wollen wir zeigen, wie ſie das Kreuz des Chriſten für nothwendig erkannten. Sie ſahen nämlich in dem Lichte des heil. Geiſtes wohl ein, daß ein geſunder Glaube und ein wahrer, heiliger Wandel bei dem nicht ſeyn könne, welcher kein Kreuz, und im Kreuz keine Geduld habe. Dieſer Weg war ihnen bekannt genug, weil er ihnen bei ihrer Bekehrung alsbald vorgelegt wurde. Darum hieß es bei ihnen: „Der wahre Weg der chriſtlichen Religion iſt: wo der heil. Geiſt iſt, da folgt alsbald Kampf und Verfolgung. Du ſieheſt, daß der Herr ſelbſt alſo behandelt worden iſt, und auch ſeine Apoſtel. Darum iſt der Tröſter, der Geiſt, alsbald von dem Kreuz auf die Chriſten gekommen, ſo daß nachher kein Jude mehr, ſondern nur die Chriſten Märtyrer geworden ſind.“ — Die Alten beſchreiben den Weg zu Chriſto auf folgende Weiſe: „Wer das Wort recht höret, der kommt zur Buße. Dann fängt er an zu kämpfen wider den Satan, und wenn er nach langem Kampf den

Sieg davon getragen hat, wird er ein Chriſt. Denn wenn man nur vom Hören allein ohne Mühe zu den Chriſten träte, ſo könnten auch die ſelig werden, welche huren oder in die Komödie gehen. Aber es geſchieht nicht ohne Mühe und Streit, weil der Weg enge und trübſalsvoll iſt. Auf dieſem harten Weg müſſen wir wandern, leiden und geplagt werden, wenn wir zum Leben eingehen wollen. Könnten wir ſo leicht ſelig werden, ſo wäre das Chriſtenthum nicht mehr ein Stein des Anſtoßes, auch wäre kein Unterſchied zwiſchen Glauben und Unglauben.“ — Demnach glaubten ſie mit Paulus, daß es ihr Loos ſey, in allen Trübſalen auszuhalten 1 Theſſ. 3, 3. Sie verſtanden die Abſichten ihres himmliſchen Vaters wohl, der ihnen Alles zuſchickte zur Uebung in der Geduld, zur Ueberzeugung ihrer Herzen von ihrem natürlichen Elend, zur Befeſtigung ihres Glaubens und ihrer Hoffnung. Da erfuhren ſie oft an ſich oder an Andern, wie der Herr ſie in Noth gerathen ließ, damit er Andern ihre Kraft offenbar machte, und damit ſie ſelbſt von ihrem guten Gewiſſen nicht abweichen, noch wegen der verliehenen Gnade ſich erheben möchten. Es war ihnen alſo wohl bekannt, daß ſie nach ihrer Bekehrung nicht ohne Züchtigung ſeyn können, ſondern daß ihr Vater im Himmel hier immer fortfahren wolle, damit er dort ſchonen könne. Indeſſen ſahen ſie Alles nur für eine Züchtigung, nicht aber für eine Strafe an. „Auch die Frömmſten,“ ſagten ſie, „müſſen, wenn ſie gleich wenig Fehler mehr an ſich haben, doch durch ſolche Plagen immer mehr gereinigt werden, damit ſie untadelhaft vor Gott kommen.“ Sie bekannten aber auch: „Der Anfänger unſerer Seligkeit, Chriſtus Jeſus, hat am Kreuz ein Teſtament gemacht, und einem Jeden die Werke ſeiner Güte ausgetheilt, den Apoſteln Verfolgungen, dem Schächer das Paradies, den bekehrten Chriſten ſein Kreuz. Durch dieſes pflegt der Herr die Chriſten aus den Hinderniſſen der Welt und den fleiſchlichen Dingen herauszutreiben, gleichwie ein Körnlein, das noch in den Hülſen iſt, nicht herauskömmt, bis es herausgeſchlagen wird.“

Das Kreuz hat jederzeit dem Glauben Bahn gemacht,
Und Unruh', Streit und Kampf den ſchönſten Frieden bracht.

Ihr Glaube war alſo, daß das Leiden für den Chriſten nöthig ſey, damit er fleißig an Gott denke, und ſein Glaube geprüft werde in dem Feuer der Trübſal. Deßwegen ſagte der alte, erfahrene Hieronymus zu einem jüngeren Chriſten, der ihm bekannte: er lebe nun ohne Sorgen und andere Gemüthsbewegungen, und habe keine Anfechtungen mehr: „Gehe hin und bitte Gott, daß du wieder zu kämpfen kriegſt, und wieder gedemüthigt und geplagt wirſt; denn durch Streit nimmt die Seele zu.“ Als nun dieſer wirklich darum bat, und auch bald einen Kampf bekam, begehrte er nicht davon los zu werden, ſondern betete nur alſo: „Herr, gib mir in meinem Kampf Gelaſſenheit!“ Ebenſo ſprach Origenes zu ſeinem Bruder, der durch äußerliche Ruhe ſicher werden wollte: „Du irreſt gar ſehr, mein Bruder, wenn du dir einbildeſt, Chriſtus leide keine Verfolgung. Du wirſt dann am meiſten beſtürmt, wenn du es nicht weißt, daß du angefochten wirſt, d. i. wenn du keine äußerliche Trübſale haſt, aber deſto gefährlicher und unbemerkter von unſichtbaren Feinden angefochten wirſt.“

Dieſes Alles erkannte Keiner vor ſeiner Erleuchtung, viel weniger hatte er da das rechte Chriſtenkreuz, als er noch unter dem Fluch des Geſetzes lag, gleichwie alle Kinder dieſer Welt nur Strafen und Plagen haben, obgleich die Heuchler ihr Elend ein Kreuz nennen und dieſen theuren Namen mißbrauchen. Die Chriſten waren alſo nicht ſo verkehrt und blind, wie die Weltleute, welche alle heilſame Dinge ausſchlagen, dagegen Alles, was zu ihrem Verderben dient, annehmen; ſondern hielten die Arznei des Kreuzes, obgleich dieſelbe unangenehm und ſchmerzlich war, nicht für böſe, weil es ein ſeliger Schmerz war. Sie ſchlugen deßwegen nichts aus, weil es ſie betrübte, ſondern brauchten es vielmehr, weil es aus Noth betrüben mußte. Kurz, der Nutzen machte bei ihnen allen Schrecken gut. Ihre Ehrfurcht und Liebe gegen Gott war viel zu tief in ihren Herzen, als daß ſie ſich der Züchtigung deſſelben weigern ſollten. Sie tadelten ſeinen Rath und Willen nicht, wenn er ihnen das Leben nehmen, und das rechte wiedergeben, das Fleiſch verletzen, und doch dadurch beſſern, die Seele entziehen, und doch erhalten wollte. In ihrem Sinne war die vermeinte verkehrte Art Gottes eine große Weisheit, die ſcheinbare Grauſamkeit eine große Gnade. Sie merkten im Glauben wohl, daß ſie in Gottes Hände gefallen waren, aber zu ihrem großen Glücke. — Wenn ſie auch in geiſtliche Verſuchungen geriethen, wovon Keiner verſchont blieb, der Chriſtum wahrhaftig angehörte; ſo waren ſie gewiß, daß ihnen ſelbſt dieſe zum Beſten dienen mußten. „Die Kraft des Geiſtes und der Gnade Gottes,“ ſagt Makarius, „vollbrachte in den glaubigen Seelen ihr Werk mit der höchſten Langmuth und Weisheit. Bei dieſen aber war das Werk der Gnade völlig, deren Wille durch vielfältige Anfechtungen dem heil. Geiſt ſich recht gefällig erwies, und ihre Geduld und Bewährung offenbarte. Eher kann keine Seele zur völligen Gemeinſchaft des heil. Geiſtes gelangen, bis ſie ſolche Kämpfe, Proben und Verſuchungen ausgeſtanden hat.“ Daher ſchrieb jene gottſelige Jungfrau an eine Freundin: „Iſt dir des Satans Engel gegeben, der dich ſchlage, ſo freue dich! Siehe doch, wem du gleichgeworden biſt! Du biſt der Gabe gewürdigt worden, die Paulus auch hatte. Darum laſſet uns unſer Herz in ſolchen Kämpfen üben, dieweil wir den Widerſacher noch vor uns haben.“ —

Was nun die beſondern Verſuchungen des Satans durch böſe Gedanken, Gottesläſterungen und dergleichen betrifft, ſo erinnerten ſie zuvörderſt, daß der Herr allerdings ſolche Anfechtungen zulaſſe, aber nicht zum Verderben der Seele, ſondern zu ihrer Prüfung und Bewährung. Er laſſe Niemand, geſchweige denn ein blödes, ſchwaches Herz, über Vermögen verſuchen, ſondern ſey ſo getreu und gütig, daß er allezeit auf des Menſchen Kräfte ſehe. Denn ſonſt würde kein Heiliger der Bosheit dieſer mächtigen Feinde gewachſen ſeyn. „Es regiert,“ ſagten ſie, „Chriſtus ſelbſt, als der Kampfrichter, dieſen Streit, und macht die Kräfte der Kämpfenden unter einander gleich. Er treibt die übermäßigen Anläufe des böſen Feindes zurück, und verſchafft mit der Verſuchung zugleich den Ausgang, daß wir's ertragen können.“ — Indeſſen geſtanden ſie gerne, daß es ohne große Mühe, Angſt und Schmerzen nicht abgehe, indem ſie nicht allein mit Fleiſch und Blut zu ſtreiten haben. Sie ſahen ein, daß ſie das Gebet um ſo nöthiger haben, weil ſie nicht durch eigenen Fleiß, ſondern allein durch Gottes Erbarmung von dieſer ſcharfen Zuchtruthe erlöst werden müſſen. Und darum war es dem Herrn am meiſten zu thun, daß der Menſch nichts mehr bei ſich ſelbſt oder bei andern Kreaturen ſuchen, ſondern ſeinem Schöpfer allein in Allem die Ehre geben möchte.

Was ferner diejenige Art der Leiden bei den erſten Gemeinden anbelangt, die ihnen von Menſchen widerfuhr, ſo war dieſelbe nicht gering. Doch wurde ihnen auch hierin Alles leicht gemacht durch Den, der ſie geliebt hatte, Jeſum Chriſtum, welcher ihnen nicht allein Kraft und Muth gab, die Welt zu überwinden, ſondern ihnen vorher ſagte, wie es ihnen gehen werde. Der Jünger ſey nicht größer als der Meiſter, habe man dieſen verfolgt, ſo werden auch ſie verfolgt werden, habe man ihn Beelzebub geheiſſen, ſo werde auch ihnen alle Schmach angethan werden. Uebrigens fanden ſie den Haß der Welt ganz natürlich und ſagten: von Anfang an ſey die Bosheit der Frömmigkeit entgegen, und der Teufel mache, daß die Gottloſen die Frommen eher haſſen, als kennen lernen, damit ſie dieſen nicht nachfolgen. — — Unter einander aber hatten die wahren Kinder Gottes keine Feindſchaft, und verurſachten einander auch kein Leiden. Wenn ſie übrigens auch noch ſo ſtill lebten, ſo mußten ſie doch mit jenem Lehrer klagen: „Wir wollten gerne ganz friedlich durch dieſe Welt hindurch wandern; aber eben das erbittert den Fürſten dieſer Welt, wenn wir erklären, daß wir nicht bei ihm herbergen, noch etwas von dem Seinigen anrühren wollen. Deßwegen erhebt er ſich wider uns, richtet Verfolgungen an und bringt uns in große Gefahr. — Doch dachten ſie bei dieſem Allem an keine Rache, und der Gerechte mußte gemeiniglich dem Ungerechten unterworfen ſeyn, und der Weiſe ſich ſchelten laſſen von dem Thoren. Namentlich gieng es denen ſo, welche ſich unverſehens von der Welt zu Gott bekehrten; an dieſen konnte man keine heilige Uebung leiden, und ſuchte ſie mit aller Schmach zu belegen. Wenn ſich aber die Glaubigen ihres Vorzugs und ihrer Hoffnung rühmten, ſo gieng es ohnehin ohne den Spott und Haß der Böſen nicht ab. Wenn ſie z. B. die Gerechtigkeit rühmten, ſo wurden die Ungerechten erbittert. Die Hurer und Ehebrecher konnten keine Ermahnung zur Keuſchheit leiden. Der Schwelger verdammte das Faſten an ihnen. Der Geizige hielt die Chriſten für Thoren, da ſie ihm die Freigebigkeit anempfehlen wollten. Wenn ſie Jeſum Chriſtum, den Gekreuzigten, predigten, ſo fiengen Juden und Heiden an zu ſchmähen; und wollten ſie das künftige Gericht ankündigen, ſo war es den Gewaltigen dieſer Welt zuwider. Kurz, die Chriſten machten es nirgends recht, und wo ſie hinſahen, da fanden ſie widrige Leute. Schmerzte ſie gleich dieſes nicht, ſo that ihnen doch der Jammer wehe, den ſich die Feinde ſelbſt dabei zuzogen. — Geſetzt aber auch, daß die Sanftmuth der Chriſten das Böſe, das ihnen von der Welt angethan wurde, mit Gutem überwinden wollte, ſo ließ ſich doch die Bosheit ſelten erweichen. Sie wurde zwar öfters von der Wahrheit überwunden, aber niemals verſöhnt; denn wer wider die Wahrheit ſtritt, der wollte niemals Unrecht haben, und wenn er gleich augenſcheinlich davon überzeugt wurde, es erbitterte ihn vielmehr, als daß er es zur Beſſerung angenommen hätte. Demnach blieb es dabei: Der Welt Feindſchaft war Gottes Freundſchaft. Die Chriſten hatten eine ganz andere Welt, ein anderes Herz, eine andere Lebensart, andere Reden und Thaten. Es war und blieb alſo ein großer Unterſchied zwiſchen beiden. Die Frommen giengen in ihrer himmliſchen Weisheit fort, die Böſen beharrten in ihrer Raſerei. Daher hatte Antonius Recht, wenn er ſagte: „Die Welt iſt ſo raſend, daß ſie, wenn ſie Jemand nicht mitraſen ſieht, gleich wider ihn aufſteht und ihn der Raſerei beſchuldigt, nur weil er die ihrige nicht mitmachen oder billigen will.“ — Alſo blieb den Frommen immer ein Leiden übrig, ſo daß ſie Angſt in der Welt hatten, ob ſie wohl ihrem Geiſte nach außer der Welt waren, und in Chriſto Frieden hatten. Ließ ſie aber der Herr in die Hände der Feinde gerathen, ſo war auch das Leiden größer, und folglich die Probe ihrer Geduld deſto wichtiger und herrlicher. Denn je ſchärfer einer ſolchen Seele zugeſetzt wurde, deſto größer war der Sieg; und je tiefer die Feinde ſie zur Hölle verſtoßen wollten, deſto höher hoben ſie dieſelbe ohne ihr Wiſſen in den Himmel.

Weil nun der Zuſtand der Chriſten auf Erden alſo beſchaffen war, ſo konnten ſie auch Niemand trauen, woſern er nicht wahre Früchte eines lebendigen Glaubens an ſich ſehen ließ. Sie erfuhren, daß ſie ſich zur Zeit der Verfolgungen nicht einmal auf ihre nächſten Blutsfreunde verlaſſen durften, wie der Herr ſelbſt geſagt hatte: „ein Bruder werde den andern zum Tode überantworten, und ein Vater den Sohn. Darum lernten ſie klug ſeyn, wie die Schlangen, und ohne Falſch, wie die Tauben.“ In den erſten Zeiten des neuen Teſtaments, ſchreiben die Alten, trennte ſich die ganze Welt wegen des Glaubens an Chriſtum. Ja, ein jedes Haus hatte Glaubige und Unglaubige beiſammen. Da trennte ſich ſogar auch die Natur, und nur die Gottſeligkeit blieb ungetrennt. Der Vater verſtieß den Sohn, der Sohn verunehrte den Vater. Die Kinder verriethen die Eltern, die Eltern wütheten wider die Kinder, die Brüder ergrimmten wider einander, und Alles war gegen einander aufgebracht. Wenn auch gleich die Kinder durch das Chriſtenthum von ihrer Bosheit bekehrt waren, und nun gehorſam, fromm und getreu wurden, ſo wollten es doch die Eltern nicht leiden, ſondern enterbten ſie, oder hinderten ſie ſonſt an allem Guten. Ja, die blinden Leute ſahen lieber, daß die Ihrigen bei ihrer alten Religion blieben, und dabei gottlos, ungehorſam, leichtfertig und unglückſelig waren.“

Dieß war eine harte Prüfung für die, welche der Welt noch nicht völlig abgeſtorben waren, und denen es wehe thun wollte, von Allen nicht allein verlaſſen, ſondern auch noch verfolgt zu werden. Denen aber, die ſich ſelbſt und alle Kreaturen um Chriſti willen verläugnet hatten, kam dieſer Kampf mit der Welt nicht fremd vor, weil ihr Meiſter Aehnliches erfahren und ihre Brüder eben ſolche Leiden gehabt hatten. Daher kam es, daß ſie feſt ſtanden, wenn man ihnen allzuſcharf zuſetzte, wenn ihre Blutsfreunde ſie nicht allein in die Hände der Sünder lieferten, ſondern auch zum Abfall bringen wollten. — Der Fürſt der Finſterniß war zur damaligen Zeit ſo mächtig in den Kindern des Unglaubens, daß man ſich nicht wundern darf, daß die erbosten Weltkinder in ihrem Grimm ſo weit giengen, daß ſie ihre nächſten Verwandten ſelbſt angeklagt, verurtheilt, ja mit eigener Hand um Leib und Leben gebracht haben. So wurde z. B. eine vornehme Wittwe zu Rom von ihrem eigenen Sohn der Obrigkeit angegeben, drei Brüder wurden von ihrer Stiefmutter verklagt und dann gekreuzigt. Die Märtyrerin Barbara ſoll von ihrem eigenen Vater erſchlagen worden ſeyn. Ein anderer Vater warf ſeine Tochter in's Waſſer, ein Bruder erſtach ſeine Schweſter, weil ſie eine Chriſtin war. Viele wurden auf andere Weiſe von den Ihrigen gepeinigt, gemartert und gequält, um ſie zum Abfall zu bewegen. Kurz, das Bekenntniß des Chriſtenthums war Anfangs mit ſo vielen Leiden und Drangſalen verbunden, daß gewiß eine große Geduld dazu gehörte, um ſtandhaft auszuharren bis an's Ende. —

VIII.

Von ihrer Geduld.

Die wahren Kinder Gottes erwieſen ſich in Allem, was ihrem Fleiſch und Blut zuwider war, deſto geduldiger und gehorſamer, je mehr ſie ihrem eigenen Willen abſterben wollten. Auch trieb ſie der Geiſt, der in ihnen wohnte, an zur Wachſamkeit über ſich ſelbſt, und half ihnen den alten Adam täglich mehr tödten, wozu ſie in der geduldigen Ertragung alles Leidens ein erwünſchtes Mittel fanden. Dieß ſahen ſie als eine herrliche Gelegenheit an, ihren Vater im Himmel zu preiſen, und in ihrer Schwachheit ſich ſeiner göttlichen Stärke zu rühmen. — Von dem geduldigen und langmüthigen Gott, dem Brunnquell alles Guten, ſchöpften ſie ihre Geduld; ſein guter Geiſt war in ihrem Kreuz nicht allein ihr Tröſter, ſondern auch ihr Führer und Rathgeber. Daher ſagt Tertullian: „Die Geduld begleitet nur diejenigen, auf welche der Geiſt Gottes gefallen iſt. Wer mit dem heil. Geiſt auch die Geduld annimmt, bei dem bleibt ſie ſtets. Ja, es iſt nicht möglich, daß der heil. Geiſt ohne die Geduld, als ſeine Dienerin und Gefährtin, bleibet.“ Durch dieſen Geiſt, der ihnen von Gott gegeben war, wußten ſie, daß er ſie liebe und verſorge, daß er am beſten verſtehe, wie er ihre Sachen einrichten müſſe, daß ihm nichts unmöglich ſey, und daß er endlich Alles zu ihrem Heil einrichte. Er lehrte ſie am Tage ihrer Heimſuchung nach Gott allein fragen, und nach Niemand anders, damit er ſie von den Trübſalen befreiete, wenn es ihm gefiel, und ſie ihm deſto inniger anhangen möchten. Es war ja den Heiden nicht verborgen, daß ohne Gottes Vorſehung nichts geſchehen könne; um wie vielmehr mußte es den Chriſten offenbar ſeyn, daß die geringſten Widerwärtigkeiten ihnen zu einer heilſamen Arznei dienen wider ihre natürliche Hoffart. — Wer nun ſolche Prüfungen verſchmähete, der verachtete den Rath Gottes ſelbſt. Davon waren die Alten ſo überzeugt, daß ſie einander zuriefen: „Was fürchteſt du dich, mein Bruder? Sey verſichert, du darfſt nichts leiden, was dich Gott nicht leiden laſſen will. Was er dir aber auflegt, das iſt nur eine Ruthe zur Beſſerung, und keine Strafe zur Verdammung; denn das Leid zeigt ſeine Fürſorge ebenſo an, wie die Freude.“

Demnach erforderte die wahre Geduld einen lebendigen Glauben. „Bei der wahren Gottſeligkeit allein,“ ſagt Hilarius, „findet ſich ein ſolches Vertrauen, das den Menſchen nicht zweifeln läßt, Gott werde ihm unter allen Verfolgungen Rettung verſchaffen, oder ihn, wenn er je darunter verderben ſollte, in ſeine Hände aufnehmen. Ein Kind Gottes kann kein Schrecken der Welt und kein Haß der Feinde kleinmüthig machen. Seine Hoffnung auf Gott ſcheuet keinen Haß, es bleibt unerſchrocken und ungeſtört unter der göttlichen Barmherzigkeit.“ — Eine der erſten Früchte des Glaubens war alſo die Geduld; darum ſagt der Apoſtel: „Der Glaube, wenn er rechtſchaffen iſt, wirket Geduld,“ Jak. 1, 3. Sobald nämlich das Evangelium in einer Seele kräftig war, wirkte es eine Willigkeit zum Leiden. So bezeugt z. B. Juſtin, der Märtyrer, daß er, als er noch ein Heide war, aus der großen Geduld der Chriſten geſchloſſen habe, ſie können nicht in Schanden und Laſtern leben, weil ſie ſo unerſchrocken zum Tod und zu den grauſamſten Martern gehen. Eben damit bewieſen die Alten aber auch die Richtigkeit ihres Glaubens, weil Alle darin übereinſtimmten, daß man um des Chriſtenthums willen den Haß der Welt auf ſich nehmen müſſe. Arnobius ſchreibt deßwegen: „Wir ſind nicht durch leere Worte überredet, oder auf vergebliche Hoffnung gewieſen worden, daß wir uns aus einer verzweifelten Tollkühnheit in Leibes- und Lebensgefahr ſtürzen wollten, ſondern weil wir ſo viele Wunder von Chriſto und ſeinen Jüngern geſehen haben, welche die Gnade des Vaters der ganzen Welt antrugen, ſo ſind wir von der Macht der Wahrheit überwunden worden, und haben uns Gott ganz übergeben. Daher achten wir es für keinen Schaden, wenn wir euch unſere Glieder hingeben, und unſere Eingeweide von euch zerfleiſchen laſſen.“ Eben derſelbe ſchreibt an die Heiden, daß ſogar die einfältigſten Knechte ſich von ihren Herren lieber peinigen laſſen wollen, als daß ſie den Glauben verläugnen. Ja, die Ehegatten wollen ſich lieber ſcheiden, die Kinder von ihren Eltern enterben laſſen, als wieder abfallen. Ihre Geſinnung war: „Wir ſtehen in Geduld aus, was uns zu Leid geſchehen mag. Sollte etwas Geringes uns ſo zu Herzen gehen? Ach nein! Dieſe Schande ſey ferne von einem Knecht Jeſu Chriſti, daß ſeine Geduld in den geringſten Dingen ſchwach werde, da ſie zu größeren geſchickt genug iſt.“ — Dadurch beſchämten ſie aber auch die heidniſchen Weltweiſen, welche von der Geduld viele Worte machten, aber nichts mit der That bewieſen, weil es ihnen an der Hauptſache, nämlich an dem Glauben an Jeſum Chriſtum mangelte. Ueberhaupt lag der Unterſchied zwiſchen den Plagen der Weltkinder und zwiſchen dem rechten Kreuz der Frommen klar am Tage. In jenen erzeugte der Unglaube lauter Ungeduld, Murren und Läſtern wider Gott, in dieſen machte der Glaube ein gelaſſenes, ſtilles Herz. Daher ſagt Chryſoſtomus: „Es gibt in der Welt zweierlei Urſachen, welche dem Menſchen Widerwärtigkeit bringen, welche, ob ſie gleich aus einem Brunnen zu fließen ſcheinen, doch den Frommen ſowohl, als den Böſen begegnen. Aber der Unterſchied liegt in dem Verhalten derer, die leiden. Denn ein anders iſt, um ſeiner Sünde willen geplagt werden, ein anders, nur geübt werden um der Gerechtigkeit willen. An dem Sünder iſt die Vergeltung ſeines Verdienſtes, bei dem Gerechten aber ein rühmlicher Kampf wegen der Gottſeligkeit. Dort wird der Sünder geplagt, wie er es verdient hat, hier wird der Gerechte in der Prüfung bewährt. Denn wie der Sünder in dem Unglück immer ſchwächer wird, alſo wird der Gerechte in Verſuchungen immer ſtärker. Gleichwie die Pflanzen beſſer wachſen, wenn ſie begoſſen werden, alſo blühet der Glaube deſto mehr, wenn er beſtürmt wird, und wird deſto größer, je mehr er in Unruhe herumgeworfen iſt. Ja, die Gärten blühen nimmermehr ſo ſchön nach fleiſſiger Begießung, als die Gemeinden, wenn ſie vom Blute der Märtyrer befeuchtet werden. — Wenn es nun auch bei den Alten ohne Anfechtungen und Einwürfe der Vernunft nicht abgieng, weil es oft den Schein hatte, als wenn es den Gottloſen hier immer wohl, den Frommen aber übel zu gehen pflege; ſo lehrte ſie der heilige Geiſt aus ſeinem Worte, daß ihr Glaube ſich in Gottes Wunderwege recht ſchicken lernte. Sie hatten die Klagen der Heiligen in der Schrift über das Scheinglück der Gottloſen vor ſich; aber ſie ſahen auch die herrlichen Gründe dagegen, die ihnen alle Zweifel benehmen konnten. Wenn nun Andere entweder aus Schwachheit oder Unwiſſenheit, oder aus Bosheit einwendeten: „Man ſehe, daß diejenigen unzähligem Elend unterworfen ſeyen, welche ein heiliges Leben führen, während diejenigen in großen Ehren in der Welt leben, welche nur ihren eigenen Nutzen ſuchen, ſo antworteten ſie: man ſolle nur auf das Ende Beider warten. Wer in dem Lichte Gottes die Sache recht anſehe, der finde, daß die Frommen auch hier ſchon ihre Ehre, und die Böſen ihre Strafe haben. Zudem ſey Gott ſo gerecht, daß er auch den Gottloſen das allergeringſte Gute, das ſie etwa nach der Natur thun, nicht unvergolten laſſe, und wenn ſie ihren Theil in dieſem Leben genießen, ſo heiße es nachher: Gedenke, Sohn, daß du dein Gutes empfangen haſt! Die Auserwählten und Heiligen ſeyen allerdings vor der Welt manchmal übel daran, damit ſie durch die Trübſale gereinigt, nachher vollkommenen Troſt mit Lazaro genießen.“ Darum tröſteten ſie ſich unter einander mit dieſen Worten: „Was betrübſt du dich, daß du die Heiligen im Elend ſitzen ſieheſt, die Gottloſen aber im Glück, da ſie wie die Schweine zur Schlachtbank und zum ewigen Feuer gemäſtet und zubereitet werden? In ſolchen Dingen beſtehet unſer Weſen nicht; ſondern die Gottſeligen müſſen durch viel Trübſale in das Himmelreich eingehen. Gott will alle Menſchen ſelig haben, deßwegen läſſet er die Sünder oft lange leben und gibt ihnen Gelegenheit zur Buße. Die Gerechten nimmt er zeitlich hinweg, damit die Bosheit ſie nicht wieder verkehre.“ — Während alſo die Unglaubigen über die verborgenen Wege Gottes irre, und immer boshafter wurden, ſo daß ſie entweder Gott und ſeine Fürſorge läugneten, oder wenigſtens in lauter Zweifel, Mißtrauen und Furcht dahin lebten, auch keinen Frieden in ſich hatten, wußten die Kinder Gottes, daß ihr Vater im Himmel ſie nicht mit irdiſchen Dingen erfreuen, ſondern mit ewigen himmliſchen Gütern erquicken wolle. „Wir lernen,“ ſchreibt Auguſtin, „das Elend geduldig tragen, weil es alle Frommen leiden, und das Glück nicht hochachten, weil es die Böſen haben. Eben deßwegen iſt die göttliche Lehre in den Dingen heilſam, darin man keine göttliche Gerechtigkeit erkennen kann. Denn wir wiſſen nicht, warum dieſer Fromme arm und jener Böſe reich iſt. Warum Jener fröhlich lebt, der doch, unſerer Meinung nach, vielmehr um ſeiner Bosheit willen geplagt werden ſollte, oder warum der betrübt werde, welcher, ſeinem löblichen Wandel nach, ſich vielmehr freuen ſollte. Noch vielmehr aber ſind uns die göttlichen Gerichte unbegreiflich, wenn es den Böſen bisweilen ſchlimm, und den Frommen wohl gehet. Wenn wir aber auch die Urſachen nicht wiſſen. ſo lernen wir doch, zu unſerer Beſſerung, Glück und Unglück nicht hochachten, weil es Guten und Böſen gemein iſt, ſondern das Gute zu ſuchen, welches den Frommen eigen iſt, und das Unglück fliehen, welches die Böſen nur allein trifft. In dem letzten Gericht Gottes werden wir Alles recht erfahren, wo wir ſelbſt auch die Urſache dieſer unſerer Unwiſſenheit einſehen werden.“ — Die Vernunft mußte hierin völlig überwunden, und unter den Gehorſam des Glaubens gebracht werden, ſo daß ein Heiliger weder ſich ſelbſt noch Andere von Außen anſah, ſondern mit den Augen des Glaubens auf das Innere Rückſicht nahm, nach welchem der Chriſt nicht anders als ſelig ſeyn kann. Man hielt es alſo unter den Glaubigen für unnöthig, ſie nach ihrer Armuth, oder Krankheit, oder nach einem andern ähnlichen Zuſtand zu beurtheilen, und unglücklich zu nennen, weil Keiner glücklich iſt, als dem es nach Wunſch gehet. Nun aber ſind die Gottſeligen gerne demüthig; ſie ſind arm, und in der Armuth haben ſie ihr Vergnügen, ſie ſind nicht ehrgeizig, und werden auch nicht geehrt, ſie ſind ſchwach, und in den Schwachen iſt Gott mächtig. Daher bekümmerten ſie ſich nicht um ihren elenden und armſeligen Zuſtand, weil er ihnen mehr Gnade brachte. Hingegen bedauerten ſie diejenigen herzlich, welche ſie in der Welt glücklich leben ſahen, weil ſie nicht geſtraft wurden, da ſie doch in Sünden lebten. Sie ſahen dieſelben an, wie Schwindſüchtige, welche zwar todtkrank ſind, aber doch üppig leben möchten. — Mithin war die Züchtigung in ihren Augen kein Uebel, ſondern bloß die Sünde, weil dieſe von Gott ſcheidet, jene aber wieder zu ihm ſammelt. Und wer davon Gewißheit in ſeiner Seele hatte, und gleichwohl unter dem verkehrten Geſchlechte nach dem Willen des Herrn leben mußte, der wurde auch von ihm mit Kraft und Muth ausgerüſtet, unanſtößig in Geduld und Beſtändigkeit fortzugehen, und nach dem Kleinod zu ringen, ſo daß ihn weder Menſchenfurcht, noch Luſt zur Rechten oder Linken abbringen konnte. Eine ſolche Weisheit ſuchte man bei natürlichen Menſchen vergebens; aber den Chriſten wurde die Gnade von Gott gegeben, daß ſie ſich auch ihre Feinde zu Nutz machen konnten. Denn ſie fürchteten nicht allein ihre Feindſchaft nicht, weil ſie unter Gottes Schutz waren; ſondern liebten ſie ſogar nach ſeinem Befehl und der verliehenen Gnade. Dieſen Herzen war es zu wenig, daß ſie in Trübſalen nicht traurig waren, ſondern ſie freueten ſich noch dazu, und wußten, daß dieſe Trübſal Geduld wirkte. Sie wurden froh über die Gnade des Herrn an ihren Seelen, und freueten ſich, daß ſie mit Chriſto litten, 1 Petr. 4, 13. Sie freueten ſich in ihrem Leiden, wie Paulus, und ließen keinen Unmuth und Traurigkeit in ihren Herzen aufkommen, Kol. 1, 24. Sie nahmen Alles mit Luſt auf ſich, ihre Seele verachtete das Sichtbare, und brannte vor Begierde nach dem Unſichtbaren. Der Satan legte den Märtyrern glühende Kohlen unter; aber ſie liefen gleichſam auf Roſen. Er zündete ihnen Feuer an; aber ſie ſetzten ſich in den Brunnen des lebendigen Waſſers. Ein Jeder riß die Marter ſo begierig an ſich, wie wenn ſie auf einer grünen Wieſe mit einander ſpielten, und Blumen im Frühling abläſen, um damit gekrönt zu werden. — Die wahren Nachfolger Jeſu hielten ihre Armuth für Reichthum, ihren Hunger für Wolluſt, ihre Schmach für Herrlichkeit. Dagegen waren ſie betrübt, wenn ſie in Wohlſtand geriethen, der ſie zu Lüſten des Fleiſches reizen konnte, und ſcheueten ſich davor, wie das Kind vor dem Feuer. Dieſe Geſinnung mußte freilich den Weltkindern fremd und thöricht vorkommen. Sie verſchmähten die Knechte und Mägde Gottes als Narren, welche die gegenwärtigen Güter verlieren, und ſich unſichtbare, künftige verſprechen. Die Niedrigkeit ihres Leidens war der Welt ein Aergerniß. Denn darein kann ſich die menſchliche Blindheit nicht finden, daß unter dem ſchmählichen Kreuz ſolche große Herrlichkeit verborgen ſeyn ſoll; daher will ſie lieber Beides fahren laſſen, als mit dem Herrn auch das Kreuz annehmen. Jedoch, was iſt der Welt gefährlicher, als daß ſie Chriſtum und ſein Kreuz nicht annehmen will? Sie wird es am Ende doch erfahren, daß ſie thöricht, jene aber klug gehandelt haben. Indeſſen ſchiebt der Herr ſeine Erlöſung oft lange auf, doch nicht aus Haß, ſondern zu einer größeren Probe und Aufmunterung in der Liebe. — Wer ſich nun in dieſe verborgene Weisheit des Herrn recht ſchicken konnte, der nahm Alles mit Dank und Freude an von der Hand ſeines Vaters, weil es ewig wahr bleibt, was der Dichter ſagt:

Der Rathſchluß Gottes kann die rechte Regel faſſen,
Die auf Gerechtigkeit und unſern Wohlſtand zielt;
Wer dieſen nicht will ganz in Demuth herrſchen laſſen,
Der ſchreib's ſich ſelber zu, wenn er die Unruh' fühlt,
So die Vernunft erweckt. — Die ungeübten Sinnen,
Die mögen ohne Grund wohl tadeln Gottes Rath;
Wer keine Wahrheit kennt, und doch was will beginnen,
Der denke, daß es ihn wird reuen nach der That.
Die Weisheit lehrt dich nur auf Gottes Schluß beſtehen,
Und Alles, was er thut, für gut und ſüß anſehen.

Wenn übrigens jene Chriſten auch nur auf die Vergeltung ſahen, die ſie nach ihrem Leiden zu erwarten hatten, oder die den Feinden begegnen würde, ſo war dieß ſchon kein geringer Antrieb zur Geduld. Denn ihr Glaube wußte, daß der Herr nicht allein ihre Trübſal zuließ, ſondern daß es auch ihren ungerechten Widerſachern nicht unvergolten blieb. „Dieſe,“ ſagt Lactanz, „werden durch Gottes Gericht geſtraft werden, wenn ſie ihre empfangene Gewalt mißbraucht, und wider Gott geſtritten, oder ſeinen heiligen Namen mit Füßen getreten haben.“ — Die Erfahrung, hieß es, lehrt die, welche auf die Werke Gottes Acht geben, daß die Widerſacher ſich ſelbſt ſchaden, dagegen die Gemeinde Chriſti nur feſter machen. Sie ſchwächen ihre Kräfte, und bereiten den Chriſten nur mehr Kronen. In was für Gefahr ſtürzen ſich die blinden Verfolger, wenn ſie diejenigen geringſchätzen, deren Gebet zu Gott dringt, und nicht nachläßt, bis der Höchſte dareinſieht? Der Herr ſteht ihnen zur Rechten, und gibt ihnen den Sieg zum Lohn. Sie haben nicht für den Ausgang ihres Kampfes zu ſorgen, ſondern allenthalben ſehen ſie Gott für ſich ſtreiten. Auch läßt ihr Helfer nicht zu, daß die Sünder ganz und gar über die Gerechten herrſchen dürfen. Am Ende des Kampfes erklärt der Herr ſeine Streiter für Ueberwinder, und eröffnet ihnen das ganze Geheimniß ihres Kreuzes, damit ihre Gerechtigkeit an's Licht komme. Dann kehrt ſich die Sache um, die Feinde behalten Schmach und Schaden, und die Heiligen nehmen das Reich ein.“ —

Der höchſte Zweck ihres Leidens und ihrer Geduld war die Vereinigung mit Gott; daher bezeugte Ignaz: „er befehle ſeinem Gott alle Sorgen, wenn er durch's Leiden zu ihm kommen ſolle, damit er in der Auferſtehung der Gerechten als ein Jünger erfunden werde.“ Ebenſo rühmt er auch von der Gemeinde zu Epheſus, daß ſie unwandelbar und auserwählt ſey zur beſtändigen Herrlichkeit, durch das wahrhaftige Leiden. — Und dieſes Vortheils rühmten ſich die Chriſten auch gegen die, welche nichts davon wußten, um ſie etwa auch anzulocken. „Unſer Gott,“ ſagten ſie, „muß uns nothwendig zu Hülfe kommen, und verſchmäht uns nicht, ſondern er prüft und unterſucht einen Jeden, er erforſcht die Seinen durch Gefährlichkeiten, entdeckt des Menſchen Willen bis in den Tod, und weiß, daß nichts dabei verdorben wird. Daher werden wir durch die Trübſale bewährt, wie das Gold durch's Feuer. Wir leiden bei unſerem Ungemach keinen Schaden; erſtens, weil wir in dieſem Leben auf nichts achten, als daß wir nur bald daraus gehen möchten; dann, weil wir dadurch unſere Zuverſicht und Hoffnung auf Gott ſtärken. Wenn wir Gewalt und Unrecht thun, ſo kann er ſie rächen; befehlen wir ihm aber den erlittenen Schaden, ſo weiß er ihn zu erſetzen, erdulden wir Schmerzen, ſo iſt er unſer Arzt, leiden wir den Tod, ſo weckt er uns wieder auf. Bedenket, was die Geduld thun kann, weil Gott dadurch gleichſam unſer Schuldner wird. Denn ſie folgt dem, was ihm gefällt, und hilft uns alle göttlichen Gebote beobachten. Sie zeuget vom Glauben, regiert den Frieden, hilft der Liebe, lehrt die Demuth, führt zur Buße, zwingt das Fleiſch, erhält den Geiſt, zähmt die Zunge, hält die Feinde im Zaum, untertritt die Anfechtungen, vertreibt die Aergerniſſe, vollendet das Märterthum, tröſtet die Armen, ſetzt dem Reichen Maaß und Ziel, ſchont den Schwachen, legt dem Starken nicht zu viel auf, erquickt die Glaubigen, bringt die Heiden zum Glauben, macht Knechte und Herren bei Gott beliebt, und ſtehet jedem Geſchlecht und Alter wohl an.“ — — Demnach war ihnen jede Gelegenheit lieb, wodurch ſie ihre Kraft äußern konnten; denn ſie wußten, daß Niemand der wahren Tugend folgen könne, der nicht in Mangel und Trübſal wohl geübt ſey. „Wer immer gute Tage gehabt, und nichts Widriges erfahren habe,“ ſagten ſie, „der ſey zum Guten nicht geſchickt. Daher komme es, daß arme und geringe Leute leichter an Gott glauben, als reiche und große, die in vielen Hinderniſſen verwickelt ſeyen, weßwegen ſie nicht gen Himmel ſehen können. Der Weg ſey zu enge, worauf die Gerechtigkeit die Leute gen Himmel bringe, dieſen könne Keiner gehen, als der, welcher ledig und bloß ſey." — Nur gehörte bei den Knechten Gottes dazu, daß dieſe Geduld vom heil. Geiſt gewirkt, und nicht bloß durch Scheingründe der Vernunft erdichtet war. Die erleuchteten Herzen ſuchten dieſen Grund in dem menſchlichen Verderben und deſſen Tilgung durch das Kreuz Chriſti. Sie erkannten, daß zwar der Tod und alles andere Elend von der Sünde komme, daß aber der Tod und die Plagen der Gerechten auch nach ihrer Verſöhnung übrig bleiben müſſen, damit ſie für die Wahrheit zu kämpfen haben und ihre Kraft üben. Denn alſo müſſe der neue Menſch in dem neuen Bunde unter dem Elend dieſes Lebens zu der neuen Welt zubereitet werden, indem er alles Elend weislich ertrage, ſich auf das Ende deſſelben freue, und ſein unendliches Heil im Glauben und Geduld erwarte. Wer nun nicht verſucht war, der wurde auch nicht geprüft, und wer nicht geprüft war, der war nichts nütze. Den Bewährten aber wurde viel Weisheit und Zuverſicht, und ein unerſchrockener Muth mitten in ihren Trübſalen beigelegt, ſo daß es mit Recht hieß: „Obgleich unſer äußerlicher Menſch verweſet, ſo wird doch der innerliche von Tag zu Tag erneuert." Denn es fiel alle Zaghaftigkeit weg, die thörichten Begierden wurden unterdrückt, weil die Seele, die wegen der Gottſeligkeit im Kampf ſtand, nicht ſo viel Zeit hatte, daß ſie an etwas Böſes denken konnte. Kurz, wo Kreuz war, da war Seligkeit, wo Bande waren, da war großer Glaube und viel Kräfte. Je ſchärfer der Satan zuſchlug, deſto kräftiger wurde er zertreten, und das Wort wuchs am meiſten, wenn die Knechte Chriſti in Banden lagen. Wer unter den Chriſten ſolchen Kreuzproben entgehen wollte, der gerieth gemeiniglich immer tiefer hinein, oder, wenn er den Glauben wegwarf, wurde er gar von ihnen unterdrückt. Denn er machte ſich die Laſt doppelt ſchwer, und konnte doch nicht eher davon befreit werden, als bis es der Herr für gut fand. Wer aber die aufſtoßenden Verſuchungen in Demuth und Geduld ertrug, der gieng ohne Schwierigkeit und Verletzung hindurch. — So war denn dieß das beſte Mittel nnd der ſeligſte Zuſtand der Chriſten, daß ſie ihr Kreuz auf ſich nahmen, ihren Fuß aus dieſer Welt hinausſetzten, ihr Herz allein auf göttliche Dinge richteten, die Hoffnung der Himmelsgüter im Herzen hatten, und ſich zu Gott ſchickten. Dieß war die rechte Art und Wirkung der Geduld, ſo und nicht anders trug ſie auch den Sieg davon. Die Feinde der Wahrheit konnten ſich freilich nicht vorſtellen, daß dieſer oder jener unanſehnliche Menſch ſo viel Kraft, Geduld und Standhaftigkeit in ſich haben werde, als er nachher im Leiden bewies. Denn ſie wußten nicht, was für eine Herrlichkeit dieſe verachteten Leute in ſich ſelbſt beſaßen, wie gut ſie mit dem Herrn und Schöpfer der ganzen Welt ſtanden, und was für Vortheile von ſeiner Liebe ſie mitten unter ihrer äußerlichen Trübſal genoſſen. „O," ſagten ſie, „wir ſind nur Chriſten um des Zukünftigen willen, Keiner unter uns hofft auf gegenwärtige Güter, Keiner verlangt in der Welt glücklich zu ſeyn; denn er iſt ein Chriſt. Hat er Troſt, ſo danket er dem Herrn, mangelt es ihm, ſo iſt er auch zufrieden. Ueberall iſt er dankbar gegen ſeinen Vater, er mag ihn züchtigen oder liebkoſen, er mag ihn ſtrafen und ſchlagen, oder heilen." — Das mußten die Feinde wiſſen, wiewohl ſie es nicht wiſſen wollten: „Wenn ein Chriſt von der Welt gehaſſet wird, ſo wird er von Gott geliebt. Denn der Herr hatte es ſelbſt geſagt: Wäret ihr von der Welt, ſo hätte die Welt das Ihre lieb." Es hieß da, wie Ignaz von ſich ſelbſt ſchrieb: „Ich habe mich ganz dem Tode, dem Feuer, dem Schwert und den wilden Thieren hingegeben. Denn nahe bei dem Schwert, nahe bei Gott, mitten unter den wilden Thieren, mitten in Gott. Nun will ich im Namen Jeſu Chriſti mit Ihm Alles zu leiden geduldig ſeyn; denn Der macht mich ſtark, der ein vollkommener Menſch geworden iſt." — In dieſer Geduld und Freudigkeit verlieh ihnen der Herr eine ſolche Gnade, daß ſie nichts lieber ſahen, als wenn Verfolgungen und Trübſale über ſie hereinbrachen, aber auch ungehalten waren, wenn die Gemeinden gar zu ruhig und ungehindert leben konnten. „Der Satan," ſprachen ſie, „weiß wohl, daß wir in den Martern unſerer Sünden los werden, und will uns daher keine öffentliche Verfolgungen mehr erwecken. Denn er ſieht, daß es uns nur eine Freude und Wonne iſt, wenn wir vor Könige und Fürſten geführt werden, um des Namens Chriſti willen, weil unſer Lohn groß iſt im Himmel. Darum thut dieß der Feind nicht mehr, weil er uns unſere Gerechtigkeit nicht gönnet, und weiß, daß der wahre Chriſt durch das bittere Kreuz zu der himmliſchen Erquickung und zu dem Genuß der Herrlichkeit mit allen Heiligen gelangen wird."

IX.

Von den Märtyrern und ihrer Geduld.

Unter allen Leiden war wohl keines wichtiger und ſeliger, als dasjenige, welches die Märtyrer um des Namens Chriſti willen ausſtanden. Das Alles hatte der Herr zuvor geſagt, und es gieng zunächſt an ſeinen Jüngern in Erfüllung, die um des Evangeliums willen unzählige Trübſale leiden mußten. Sie bekamen aber von Oben herab göttliche Kraft und göttliche Geduld, Alles zu überwinden, wie Ignaz von den Apoſteln bezeugt: „Sie haben den Tod ſelbſt verachtet, und ſind erfunden worden höher, als der Tod.“ Ebenſo war es der einzige Wunſch aller wahren Nachfolger des Herrn, ſolcher Leiden Chriſti theilhaftig zu werden, und ihrem Heiland zu Ehren, der ſie mit ſeinem Blut erlöst hatte, ihr Blut zu vergießen. Darum ſingt Prudentius:

Ein Märtyrer pflegt gar zu gern zu ſterben,
Er wünſcht ſich nur nach Gottes Wink den Tod,
Er ſieht im Tod und Schmerzen kein Verderben,
Des Glaubens Kraft verſüßt ihm alle Noth.
Wer eiſern iſt, der fühlet keine Pein,
Und Chriſten kann Nichts ſchwer noch ſchmerzlich ſeyn.

Wir wollen hier kürzlich das Wichtigſte aus den alten Schriften ausziehen, was zum Beweis der wunderbaren Geduld und Beſtändigkeit der heil. Bekenner und Märtyrer dienet. Um aber die gehörige Ordnung einzuhalten, wollen wir zuvörderſt ſehen, welche Perſonen ſo genannt wurden. — Ein Märtyrer heißt eigentlich ein Zeuge, und das Wort Marter iſt ſo viel als Zeugniß. Nach dem Gebrauch der erſten Kirche aber waren Märtyrer ſolche Leute, die den Namen Jeſu Chriſti nicht allein vor den Feinden bekannten, ſondern auch deßwegen Qualen aller Art, ja ſelbſt den Tod litten. Bekenner dagegen nannte man diejenigen, welche wegen ihres Bekenntniſſes in Gefangenſchaft geriethen oder andere geringe Strafen erhielten, aber weder Pein noch den Tod ſelbſt ausſtehen durften, ohngeachtet man ſie durch allerhand gelinde Mittel zur Verläugnung bringen wollte. Eben ſo wurde dieſer ſchöne Name andern redlichen Freunden Jeſu beigelegt, welche um ſeinetwillen das Ihrige verließen, deßwegen auch ins Elend wanderten, und ſich des Evangeliums von ihm nicht ſchämten Math. 10, 17. 33. Und dieſes Alles mußte in der Kraft Chriſti geſchehen, indem ſie damit bezeugten, daß ſie Chriſto angehörten, wenn ſie ſich bei den Feinden für Chriſten ausgaben, und alſo in Chriſto ihr Bekenntniß ablegten. — Ehe wir uns aber zu den eigentlichen Märtyrern wenden, die ihren Glauben mit dem Tode verſiegelt haben, bemerken wir, daß die Alten auch das ein Märtyrerthum nannten, wenn man in Leiden und Widerwärtigkeiten Geduld in ſeinem Herzen behielt. Dieſes war unter dem Namen unblutiges Märtyrerthum bekannt, und man rühmte es eben ſo, wie das erſtere. Der berühmte Märtyrer Cyprian, der beide Arten in großem Maaß erfahren hat, ſetzt beide neben einander, wenn er ſchreibt: „Die Gemeinde pflegt die Ehre des Märtyrernamens zwar denen zu geben, die bei den Martern bis an ihr Ende in dem Bekenntniß des Namens Jeſu verblieben ſind, und den Bund des Evangelii bei den Unglaubigen mit ihrem Blute verſiegelt haben. Jedoch ſtattet auch das ganze Leben der Gottſeligen ein Zeugniß von Gott ab, nicht zwar, als ob er ein menſchliches Zeugniß bedürfte, ſondern weil er in der Schrift ſo ſpricht, wie wenn er entweder von uns geehrt oder verunehrt würde. Die Nerones, Diocletiani, Decii und Maximini tyranniſiren zwar nicht immer; aber der Satan hort niemals auf, diejenigen zu betrüben, welche ſich zum Streit ergeben haben. Es werden auch künftig vermuthlich ſolche Zeiten kommen, da die Gemeinden durch keine Verfolgung der Tyrannen geplagt werden; aber es wird niemals am Streit noch an Martern mangeln, wodurch die Gottesfürchtigen Gott preiſen werden. Fehlet es gleich an Tyrannen, Henkern und Räubern, ſo wird es doch an böſer Luſt nicht mangeln, welche uns täglich Gelegenheit zum Märtyrerſtand gibt. Ja, das Elend dieſes Lebens ſelbſt, welches Böſen und Guten gemein iſt, wird uns eine Märtyrerkrone bereiten, wenn wir es ſanftmüthig und mit Dankſagung erdulden. Ein Chriſt hat nicht nur eine Krone, welche in der Zeit der Verfolgung erlangt wird, ſondern der Friede hat auch ſeine Krone, womit wir als Sieger in mancherlei Kämpfen gekrönt werden, nachdem der Feind geſchlagen und überwunden iſt.“ — Wenn daher einige Chriſten ſich beklagten, daß ſie bei ruhigen Zeiten keine Gelegenheit zum Märtyrerthum haben, ſo antwortete man ihnen: „Niemand ſage, ich bin unglücklich und zur unglücklichen Zeit geboren, ich kann kein Märtyrer werden, weil die

Zeit der Verfolgung aufhöret, es iſt kein Nero, kein Decius mehr da. Denn ein Jeder kann zum Märtyrer werden, wenn er aus Liebe zu Gott ſeinen böſen Neigungen und Begierden heldenmüthig widerſteht. Deine Begierde iſt dein Decius, deine Furcht iſt dir ein Nero, deine Verſuchung iſt dir ein Julian. Damit hat der Satan den Hiob und Paulus gequält, obgleich es Niemand, außer dem, der geplagt wird, empfindet. Ja, Gott ſelbſt hat den Abraham bis zur Aufopferung ſeiner väterlichen Liebe alſo geübt." — Dieſes bewieſen ſie unter andern auch mit den Heiligen, welche eines natürlichen Todes ſtarben, und gleichwohl unter die Märtyrer gerechnet wurden, weil ſie ebenſo, wie die Andern, von Chriſto gezeugt und ſich täglich zur Marter und zum Tod bereitet hatten. Dabei beriefen ſie ſich namentlich auf das Beiſpiel Johannis, des Jüngers Jeſu, der zwar eines natürlichen Todes ſtarb, aber doch den Leidenskelch trinken mußte bis auf die Hefe. — Damit nun tröſteten ſich diejenigen, welche nicht zu den Zeiten der Verfolgungen lebten, und ſich daher mit den Gedanken plagten, als ob ſie von Gott keines wahren Leidens gewürdigt würden. Sie richteten ſich damit auf: man könne auch ohne Schwert ein Märtyrer ſeyn, wenn man Glauben und Geduld im Kreuz bewahre. Beſonders aber ſahen ſie dabei auf das eigentliche Chriſtenkreuz, welches ſie für ein rechtes Geheimniß hielten, nämlich auf die Tödtung ihres alten Menſchen ſamt ſeinen Lüſten und Begierden. Da wendeten ſie allen Ernſt an, und kreuzigten ihr Fleiſch, daß es eben ſo ſchwach wurde, wie bei äußerlichen Martern. Und ſo wurden ſie denn wahrhaftig Märtyrer, welche in der That und mit ihrem Gehorſam von der Kraft des Kreuzes Chriſti und deſſen Geheimniß zeugten. „Welcher Märtyrerſtand iſt wohl ſchwerer," fragt der fromme Bernhard, „als wenn man bei vielen Speiſen dennoch faſtet, bei vielen und köſtlichen Kleidern dennoch frieret, unter dem Reichthum dennoch Armuth leidet, wenn die Welt es uns anbietet, der Böſewicht zeigt, und unſer Herz es dennoch verlacht und verwirft?" —

Diejenigen aber unter den erſten Chriſten, welche eigentlich Märtyrer hießen, bewieſen ihre große Geduld und Standhaftigkeit bei allen Gelegenheiten, und fanden dazu allenthalben kräftigen Trieb, überſchwängliche Kraft, herzliches Verlangen und unendlichen Lohn. Daher wußten ſie ihren eigenen Willen zu dämpfen, indem ſie ihm vorhielten: es ſtehe nicht in ihrer, ſondern in Gottes Macht, ob er ſie der Märtyrerkrone würdig machen wolle. Eben dieſes hielten ſie auch ihren Feinden vor, die ſich einbildeten, ſie handeln mit den Chriſten bloß nach ihrem Gefallen, und der höchſte Gott habe dabei nichts zu thun. Sie bezeugten, daß alle ihre Trübſal von Gott beſtimmt und zu ihrem wahren Wohl eingerichtet ſey. Damit tröſteten ſie ſich unter einander und erfuhren in der That, daß ſie durch dieſes Leiden, wie durch Feuer, geläutert, und von ihrem natürlichen Verderben je mehr und mehr befreit wurden. Sie ſahen nicht auf das Sichtbare; denn ſonſt hätten ſie nichts als Jammer und Schmerzen, Blut und Tod erblickt. Sie ſahen vielmehr über dieſes Alles hinweg, und erblickten im Glauben die Krone, welche ihnen der Herr, der gerechte Richter, ſchon beigelegt hatte. Darauf freuten ſie ſich ſo ſehr, und dieſes unterſtützte ihre Geduld in den gefährlichſten Verſuchungen. Das wußten ſie auch einander recht eindringlich vorzuhalten, wie wir aus den Ermahnungen mehrerer Kirchenväter ſehen. Cyprian z. B. ruft aus: „O was iſt das für eine große Würde, was für eine große Sicherheit, mit Freuden von hinnen zu wandern, und die Angſt und den Jammer rühmlich auszuziehen, die Augen plötzlich zuzuſchließen, womit man die Welt noch ſiehet, und ſie alsbald wieder aufzuthun, daß man Gott und Chriſtum ſchauet!“ Und abermals: „Wenn die keine Schuld haben, welche Chriſtum verläugnen, ſo werden auch die Bekenner keinen Lohn der Tapferkeit erlangen. Wenn hingegen der überwindende Glaube gewiß gekrönt wird, ſo wird nothwendig die überwundene Untreue geſtraft werden. Der unverfälſchte Glaube bleibt in ſeiner Stärke völlig, und wer ſeine ganze Hoffnung, ſeinen Glauben, Kraft und Ruhm in Chriſto hat, der kann wider Chriſtum weder etwas reden noch thun.“

Sollten nun dieſe und ähnliche herrliche Gründe nicht ſtark genug geweſen ſeyn, die Herzen der Glaubigen zu bereiten, daß ſie der Kraft aus der Höhe und ihrer Regierung ſich gänzlich überließen, da es der Herr ohnehin an ſeinem Zug nicht mangeln ließ? Diejenigen aber, welche ſich alſo von ihm leiten ließen, die erfuhren auch, daß er ſie nicht vergeblich zu einem ſo hohen Werk ausgerüſtet hatte, und fingen bei Zeiten an, ſich durch eine gänzliche Verläugnung zu dem Zeugniß von Jeſu zu bereiten. Und wer dieſen Weg nicht annehmen wollte, dem bezeugten ſie, daß er zum Reiche Gottes ungeſchickt ſey, weil er zur Zeit der Anfechtung bald wieder abfallen werde. „Du wirſt,“ ſprachen ſie, „deinen Hals dem Henker vergeblich darſtrecken, wenn du nicht deine Glieder zuvor getödtet haſt, d. i. die Gemüthsbewegungen, die dem Geiſt widerſtreben, Feindſchaft, Mißgunſt, Geiz, Hoffart, Unzucht u. dergl.“ Die treuen Nachfolger Jeſu Chriſti achteten alſo Alles für Schaden und ihr Leben ſelbſt nicht für zu theuer, wenn ſie nur Chriſtum gewinnen konnten. Eben darum war es wohl dem theuern Ignaz recht Ernſt, wenn er ſchrieb: „Was man ſiehet, das iſt nicht ewig. Aber zu dieſem Werk gilt Ueberredung nichts, ſondern es gehört großer Muth dazu. Ich aber will Gott zu Ehren gerne ſterben. Laſſet mich nur der wilden Thiere Speiſe werden, durch die ich zu Gott kommen kann. Ich bin ein Körnlein Gottes, und werde mit den Zähnen der wilden Thiere gemahlen, damit ich als ein reines Brod Gottes erfunden werde. Wenn ich entſchlafen bin, da werde ich ein rechter Jünger Chriſti ſeyn, ſobald die Welt meinen Leib nicht mehr ſehen wird. Bittet den Herrn für mich, daß ich durch dieſe Werkzeuge Gott ein Opfer werde.“ — In einer andern Stelle ſagt er: „Nun fange ich an, ein Jünger Chriſti zu ſeyn, weil mich nichts anficht, weder das Sichtbare, noch das Unſichtbare, damit ich noch zu Chriſto komme. So laß gehen über mich Feuer, Kreuz, einen Haufen Thiere, Zerhauen, Zermalmen der Gebeine, Zerreißen der Glieder, Vernichtung des ganzen Leibes, und die Plage des Teufels, wenn ich nur zu Chriſto komme. Die ganze Welt kann mich nichts helfen, noch die Reiche derſelben, mir iſt beſſer, um Chriſti willen zu ſterben, als über die ganze Erde zu herrſchen.“ — — Wie ſich nun in den ſtandhaften Märtyrern die Kraft des Herrn herrlich äußerte, ſo verriethen dagegen die Abtrünnigen ihre Heuchelei, wenn ſie ſich durch Verſprechungen und Drohungen abwendig machen ließen. Einige ließen ſich nämlich bewegen, den Götzen zu opfern, oder ſuchten ſich mit Geld ein falſches Zeugniß zu verſchaffen, daß ſie keine Chriſten ſeyen; Andere lieferten ihre Bücher aus, oder verbrannten ſie ſelbſt auf Befehl der Heiden, noch Andere ſchwuren den Glauben ab, nachdem ſie ſchon einige Tage im Gefängniß gelegen waren. Cyprian klagt darüber: „Ich habe Etliche gekannt und beweint, welche großen Heldenmuth gehabt haben, und dennoch abgefallen ſind, als ſie der Krone am nächſten waren. Was war aber die Urſache? Sie hatten ihre Augen von Dem abgewandt, der allein den Schwachen Stärke gibt. Sie unterließen das Gebet, oder begannen auf menſchliche Hülfe zu ſehen. Sie ſahen nur auf die Schwachheit ihrer Natur, auf die Werkzeuge der Marter, die ihnen beim erſten Anblick erſchrecklich waren, und hielten die grauſamen Marter ihren ſchwachen Kräften entgegen, daher verloren ſie den Sieg. — Indeſſen war die Menge derer, welche bis in den Tod treu blieben, viel größer und herrlicher vor Gott und dem Vater unſeres Herrn Jeſu Chriſti. Auch genoſſen ſie den Frieden, und die Gnade, die auf den Unbeſtändigen ruhen wollte, und wendeten ſie zum Preiſe Gottes und zur Ausbreitung ſeiner Herrlichkeit an. Das machte, ſie liebten ihr Leben nicht bis in den Tod, ſondern hatten es nach Chriſti Willen haſſen gelernt, und da ſie ihren Heiland einmal liebgewonnen hatten, ſo konnte ſie weder Schwert, noch Verfolgung, noch Hunger, noch Blöße, noch Fährlichkeit, oder etwas Anderes von der Liebe ſcheiden, die da iſt in Chriſto Jeſu, unſerem Herrn. Sie fürchteten ſich nicht vor der Verbannung, weil ſie das Paradies für das Vaterland der Menſchen achteten, und die ganze Erde als ein allgemeines Jammerthal anſahen. Sie ſtarben täglich, und nahmen durch die willige Tödtung des Fleiſches immermehr ab, ſo daß ſie den Tod nicht fürchteten. Sie hatten ſich ſelbſt ihrer Güter und all des Ihrigen begeben in der Hoffnung des künftigen Reichs. Ja, ſie bedauerten, daß ſie den Märtyrern nur einmal nachfolgen können, da die Natur nur Einem Tod unterworfen iſt. — Mehrere hatten eine ſolche Begierde, für Chriſtum zu ſterben, daß ſie freiwillig in den Tod giengen. So erzählt Tertullian, bei einer Verfolgung ſeyen einſt alle Chriſten mit einander vor den Richterſtuhl gekommen und haben ſich zum Tode angeboten. Der Richter ſey darüber voll Erſtaunen geweſen und habe wirklich Einige zum Tode führen laſſen, zu den Uebrigen aber habe er geſagt: „Wollet ihr durchaus ſterben, ihr elenden Leute, ſo habt ihr ja Stricke genug, und ſteile Oerter, wo ihr den Hals brechen könnet.“ Auch Euſebius erzählt: Der Statthalter in Egypten wollte einſt alle Chriſten ſtrafen laſſen; dieſe aber ſtellten ſich in großer Menge freiwillig dar. Der Wütherich wurde dadurch nicht bewegt, ſondern befahl, ſie alsbald hinzurichten. Darauf gingen Alle mit einander vor die Stadt hinaus, nicht durch die Ketten der Henker gezogen, ſondern durch das Band des Glaubens verknüpft. Da fehlte Keiner von ihnen, ohngeachtet Niemand auf ſie Acht hatte. Sie ſtreckten Alle freiwillig ihre Hälſe dar, und liefen einander zuvor, ſo daß die Henker müde wurden, ob ſie ſchon einander ablöſeten. Die Schwerter wurden darüber ſtumpf; die Märtyrer aber befürchteten, der Tag möchte ſich zu geſchwind endigen, und ſie müßten von der Geſellſchaft der Andern zurückbleiben. Während die Erſten hingerichtet wurden, ſangen die Uebrigen, und preiſeten Gott, und ein Jeder wartete mit Verlangen, bis die Reihe an ihn kam, ſo daß er unter dem Lobe Gottes zugleich ſeinen Geiſt aufgab. — Als ferner der Märtyrer Laurentius ſeinen Lehrer Sixtus zum Tode führen ſah, weinte er bitterlich, weil er nicht mit ihm ſterben könne. Ja, er brach in folgende Klagen aus: „O, mein Vater, wo willſt du hingehen ohne deinen Sohn? Was hat dir an mir nicht gefallen? Verſuche es doch, ob du mich zu einem geſchickten Diener erſehen habeſt?“ Der bekannte Origenes hatte ebenfalls ein ſolches Verlangen nach dem Märtyrertode, daß ſeine Mutter ihn nicht allein mit vielen Bitten davon abhalten, ſondern ihm auch die Kleider verſtecken mußte, um ihn am Ausgehen zu hindern, und er wäre dennoch ſchon in ſeiner Jugend umgekommen, wenn Gott ihn nicht zu anderen Dingen aufgehoben hätte. Ein gleiches Verlangen hatte eine fromme Frau, Namens Felicitas, welche wegen ihrer Schwangerſchaft nicht ſogleich hingerichtet wurde. Sie fieng deßwegen an, ſehr zu trauern, als die Andern hingeführt wurden, und betete mit ihren Mitchriſten ſo ernſtlich zu Gott, daß endlich doch ihr Wunſch erfüllt wurde. Einſt wollten die Feinde den Verſammlungsort der Chriſten zerſtören, und gaben deßwegen einem Hauptmann Befehl, ſie aus einander zu treiben. Als dieſer nun aus Mitleiden die Meiſten mit dem Befehl bekannt machte, blieben ſie nicht weg, ſondern eilten mit deſto größerem Verlangen nach dem Ort, als ob ſie beſorgten, es möchte an Einem fehlen, der nicht mitſterben könne. Unter Andern eilte auch eine Frau mit ihrem Kinde hinzu, und antwortete auf die Frage, warum ſie das thue: „Ich eile deßwegen dahin, damit ich auch da zu finden bin, und mein Kind auch ein Zeuge werde.“ — Ein Soldat ſah einſt, wie die Chriſten gemartert wurden, er bekam deßwegen ein ſehnliches Verlangen, auch alſo zu leiden, ſprang hervor und ſprach: „Was wartet ihr lange und ſtehet ſtille da? Zerreißet meinen Leib, zerhacket meine Glieder, martert mich, wie ihr wollt, nur mißgönnet mir die Hoffnung eines ewigen Lebens nicht! Je mehr ich gepeinigt und gequält werde, deſto mehr werde ich belohnt werden. Das Leiden dieſes Lebens verſchafft uns bei Gott eine ewige Freude, wenn wir tauſend Plagen und Wunden bekommen, ſo werden unſere Leiber deſto herrlicher glänzen.“ Eine Jungfrau zu Alexandria wurde nach vielem Leiden endlich zum Scheiterhaufen geführt, und damit bedroht, wenn ſie Gott nicht läſtere. Darauf beſann ſie ſich einen Augenblick, dann ſprang ſie mitten ins Feuer und ließ ſich verbrennen.

Ebenſo machten es viele Andere, als man ihnen die Wahl ließ; denn ſie zeigten mit der That, daß Sterben ihr Gewinn ſey. Zu Karthago ſtürzten ſich 300 zumal in die Flammen, als man ihnen die Wahl ließ, ob ſie dem Jupiter opfern oder in einen brennenden Kalkofen geworfen werden wollten. — Die fromme Eulalia trat, als ſie von der Grauſamkeit der Heiden gehört hatte, öffentlich auf und rief: „Welch eine Raſerei iſt es, daß ihr die Chriſten nöthigen wollet, den wahren Gott zu verläugnen! Ihr Chriſten, gebt euch zufrieden! Sehet, ich bin den abgöttiſchen Dienſten der Teufel feind, ich trete die Götzen mit Füßen, ich bekenne meinen Gott, eure Götter ſind nichts! Der Kaiſer iſt auch nichts, weil er Menſchenwerke ehret. Wohlan, Henker, brenne, ſchneide und theile meine Glieder, die ohnehin von Leimen ſind, die Pein ſoll doch mein Herz nicht ändern!“ Wiewohl ſie nun unausſprechlich leiden mußte, ſo ließ ſie ſich doch gerne zerfleiſchen um Chriſti willen. Romanus endlich, dieſer eifrige Zeuge der Wahrheit, wurde bei dem Kaiſer angegeben, daß er die andern Chriſten verführe. Als er nun hörte, daß man ihn gefangennehmen wolle, ging er aus freien Stücken zu den Richtern, und bat, daß man ihn binden ſolle. Er ſtreckte ſeine Hände ſelbſt dar, wie auch ſeine Seite, und ließ ſich willig mit eiſernen Haken zerfleiſchen. Und da man ſeine Standhaftigkeit für Hartnäckigkeit hielt, ſprach er: „Ich nehme Alles gerne an, und weigere mich nicht, daß ich für das ganze Volk geopfert werde. Ich bin bereit, Alles zu ertragen, was eure Grauſamkeit mit mir vornehmen wird.“ Als hierauf Einige erinnerten, daß er, als ein Adeliger, gelinder behandelt werden ſolle, rief er: „Schonet mich ja nicht, ſondern wendet alle eure Kräfte an, damit ich auf ſolche Art recht vornehm und adelig werde.“ — Dabei aber iſt nicht zu überſehen, daß die Alten ſtets auf den Willen des Herrn merkten, und es nicht billigten, wenn ſich Jemand tollkühn in Gefahr ſtürzte. Konnten ſie nicht ausweichen, ſo ſcheuten ſie weder Marter noch den Tod; zeigte Gott ihnen aber einen Ausgang, ſo waren ſie auch bereit zur Flucht. Jeſus hatte ja ſeinen Jüngern geſagt: „Wenn ſie in einer Stadt verfolgt werden, ſo ſollen ſie in eine andere fliehen,“ Math. 10, 23. So machten es die Apoſtel und die Gemeinde zu Jeruſalem, Ap. G. 8, 1. 12, 17. — In dieſem Sinne ſagte auch Origenes in ſpäterer Zeit: „Wir ſollen nicht jählings oder unbeſonnen zum Kampf des Todes hingehen, wenn wir von der Wahrheit zeugen wollen. Es iſt zwar eine herrliche Sache, wenn ein ſolcher Kampf zum Bekenntniß

Chriſti vorfällt, da man das Bekenntniß nicht aufſchieben, noch für die Wahrheit zu ſterben ſäumen ſoll. Gleichwohl iſt es auch ſchön, daß man zu einer ſo großen Verſuchung keinen Anlaß gibt, ſondern ihr zu entgehen ſucht, wenn wir etwa wegen des Ausgangs ungewiß ſind, oder den Feinden zu größeren Sünden Anlaß geben. Denn dieſe werden auch um unſertwillen ſchwerer geſtraft werden, wenn wir aus Selbſtliebe uns ihnen zu tödten anbieten, da uns keine Noth dringt. Wenn Einer aber allezeit zum Tod fertig iſt, und damit Gott ehrt, den Heiland alſo auch bekennt, der iſt gleichwohl bei Gott der Ehre und des Lobes würdig."

X.

Von ihrer Freude und Standhaftigkeit bei den Martern.

An jenen Zeugen der Wahrheit iſt beſonders der Vorzug zu bemerken, und als eine außerordentliche, ſonderbare, göttliche Kraft anzuſehen, daß ſie in ihrer größten Pein nicht allein geduldig und ſtille, ſondern auch voll überſchwänglicher Freude waren. Das Wort Jeſu war bei ihnen nicht vergebens, da er ſagte: „ſie ſollen ſich freuen, und vor Freuden hüpfen, weil ihr Lohn groß ſeyn werde," Math. 5, 10. 12. Dieſe heldenmüthige Freudigkeit überſtieg alle Natur, und war ein göttliches, himmliſches Werk. Wenn Paulus ſich noch der Trübſalen rühmte, ſo überwand er in dem Allem weit durch Den, der uns geliebt hat bis in den Tod, Röm. 8, 37. Er war als ein Trauriger, aber allezeit fröhlich, und die Apoſtel alle gingen immer fröhlich von dem Angeſicht der Feinde, wenn ſie nur würdig waren, um des Namens Jeſu willen Schmach zu leiden, Ap. G. 5, 41. — Darum war es ihnen zu thun, und dieß war der Grund ihrer Freude, weil ſie die Leiden dieſer Zeit nicht werth hielten gegen die Herrlichkeit, die an ihnen geoffenbaret werden ſollte. Und wer auf ihr Aeußeres Acht hatte, der mußte geſtehen, daß dieſe Freude nicht verſtellt, ſondern in dem innerſten Grund ihres Herzens entſprungen ſey, ſo ſehr brach ſie in freudige Geberden, holdſelige Worte und herrliche Thaten aus. Die Feinde ihrer Seligkeit waren mit aller ihrer Tyrannei nicht im Stande, ihnen die geringſte Traurigkeit zu erwecken. Wollten ſie ihnen Freuden dieſes Lebens anbieten, ſo machten ſie dieſelben traurig; wollten ſie dieſelben traurig machen, ſo war Friede und Freude in ihren Herzen, ſobald ſie nur der Mahlzeichen Chriſti theilhaftig wurden. — Dieß ſind nicht erdichtete Lobſprüche, ſondern unwiderſprechliche Wahrheiten, welche die Vernunft unumgeſtoßen laſſen muß, der Glaube aber deſto höher verehrt, je völliger ſich des Herrn Klarheit in ſeinen Werkzeugen geſpiegelt hat. Eine ſolche Freudigkeit hatte z. B. Cyprian, der getreue Knecht Chriſti, von dem Herrn erlangt. Denn er ſagte ſeinem Richter mit großer Freimüthigkeit ins Geſicht: „Richte nur aus, was dir befohlen iſt. Man darf ſich in einer gerechten Sache nicht lange bedenken. Der Herr Chriſtus, welchem ich unaufhörlich diene, iſt mein Heil und meine Stärke. Ich begehre nichts Beſſeres, als daß ich meinen Gott anbete, und mit äußerſtem Verlangen zu ihm eile. Die Leiden dieſer Zeit ſind der zukünftigen Herrlichkeit nicht werth.“ Ein außerordentliches Beiſpiel von ſolcher Freudigkeit findet man an der heiligen Blandina, welche, wie die Geſchichte ſagt, zu den wilden Thieren tanzend und ſpringend hineilte, nicht anders, als ob ſie zum Hochzeitmahl oder zum Brautbette geführt würde. Ebenſo wird von Augenzeugen verſichert, daß Mehrere eine bewundernswürdige Freimüthigkeit und göttliche Kraft in dem Glauben an Chriſtum bewieſen haben. Kaum ſey über die Erſten das Urtheil geſprochen worden, ſo ſeyen die Andern ſchon vor dem Richterſtuhl geſtanden, und haben ſich als Chriſten bekannt. Alle Marter ſeyen ihnen Kinderſpiel geweſen, und ihr Todesurtheil haben ſie lachend angehört, ja ſogar ihrem Schöpfer Pſalmen und Lieder bis an ihr Ende geſungen. — Was für ein Anblick mag es geweſen ſeyn, wenn ein ganzer Haufe ſo fröhlicher Zeugen mit einander getroſt in den Tod gieng, und ſich in der Kraft Chriſti vor den Unglaubigen rühmte: „Wir freuen uns, indem wir ſo erwürgt werden, weil wir glauben, daß Gott uns durch ſeinen Geſalbten erwecken, und ohne Leiden und Tod unverweslich machen wird. Was iſt das für ein ſchönes Schauſpiel in den Augen Gottes, wenn ein Chriſt den ſchweren und ſchmerzlichen Streit antritt, wenn er ſich auf alle Marter und Qual bereitet, wenn er Tod und Henker höhniſch verlacht, wenn er Königen und Fürſten freimüthig unter die Augen tritt, und Niemand, als ſeinem

Gott weicht! — Sollte das nicht göttlich und heilig ſeyn, oder kann es wohl ohne Gott geſchehen, wenn die Gemüther ganz umgekehrt werden, daß ſie, obgleich der Henker und unausſprechliche Marter auf ſie warten, nichts deſto weniger von der Liebe zur Gottſeligkeit ergriffen werden, und Chriſti Freundſchaft allen Dingen der Welt vorziehen?"

So erfreulich nun ſolche Zeugniſſe waren, ſo ließ man es doch nicht an den nöthigen Erinnerungen für diejenigen fehlen, denen man nicht Muth genug zutraute, alle Leiden zu ertragen. „Wer wollte," hieß es, „dem Tod nicht fröhlich und ohne Furcht entgegengehen, der in den Augen Gottes ſo werth geachtet iſt? Er muß ja den Augen Deſſen gefallen, der auf die Kämpfenden von Oben herabſiehet, an unſerem Kampf ein Wohlgefallen findet, auch darin uns beiſtehet, und nach dem Sieg krönet. — Als einſt eine harte Verfolgung bevorſtand, ſchrieb Cyprian gar herzlich an ſeine Brüder: „Es iſt nun ein ſcharfer und grauſamer Kampf vorhanden, wozu ſich die Kämpfer Chriſti mit unverrücktem Glauben und großer Stärke rüſten müſſen. Das heißt aber mit Chriſto erfunden werden, wenn man ihm darin folgt, was Er gethan und gelehrt hat. Der Herr will haben, daß wir uns in der Verfolgung freuen und hüpfen ſollen; denn darin werden Kronen des Glaubens ausgetheilt, die Kämpfer Gottes werden bewährt, die Himmel ſtehen den Märtyrern ſchon offen. Wir haben uns ja mit Chriſto nicht bloß inſofern verbunden, daß wir nur auf Frieden denken, und uns vor dem Kampf wehren ſollen. Der Herr ſelbſt iſt zuerſt in den Kampf getreten als ein Meiſter der Demuth, der Geduld und des Leidens, und hat alſo zuerſt gethan, was er zu thun gelehrt hat. Ja, er hat erſt ſelbſt für uns gelitten, was er Andere zu leiden ermahnt hat." — Das Leben, das aus Gott iſt, und von Chriſto, als ihrem Haupte, auf ſolche lebendige Glieder floß, erzeugte alſo in ihnen nichts als ein munteres und freudiges Weſen, ſo daß ſie vor überſchwänglicher Freude in Gott immer wie im Triumph einhergiengen, und nicht wußten, wo und wie ſie dieſelbe recht auslaſſen ſollten. Da reichten nun keine Erfindungen der Tyrannen und keine Marter-Inſtrumente hin, ihr freudenvolles Herz auf irgend eine Weiſe zu kränken. Da hieß es mit Recht: „Der Glaube verläugnet von freien Stücken Peitſchen, Beile, Folterbänke, und iſt in der Liebe Chriſti ohne Furcht. Den Gerechten iſt nichts lieber, als wenn ſie verbrannt und enthauptet werden ſollen." So wird begreiflich, was wir von zwei Märtyrern leſen: „Sie giengen über Kohlen, als über Koth. Sie ſahen die See und die Wellen, worin ſie erſäuft werden ſollten, als eine liebliche Wieſe an, lieſen zum Schwert, als wenn es eine Krone wäre, und verachteten alle Arten der Marter ſo ſehr, daß ſie nicht allein Alles ſtark, muthig und getroſt ausſtanden, ſondern auch noch fröhlich und luſtig dabei waren.“ — Es gehörte gewiß ſehr viel dazu, wenn man da, wo der Richter ſeinen Zorn und ſeine Grauſamkeit ausließ, und die ausgeſuchteſten Martern erfand, wo die Henkersknechte unter ſich wetteiferten, um die Qualen der Schlachtopfer zu vermehren, den Muth nicht ſinken laſſen wollte. Dabei that freilich die Natur nichts, ſondern die Gnade wirkte Alles in Allen. — Ein natürlicher Menſch hätte wohl die greulichſten Schmähworte wider ſeine ungerechten Richter ausgeſtoßen, oder wenigſtens Rache in ſeinem Innern genährt. Dieſe aber dankten noch für ihre Verurtheilung. „Wir danken euch noch für eure Urtheile,“ ſagt Tertullian; „denn göttliche Dinge ſind den menſchlichen allezeit entgegen. Wenn wir aber von euch verdammt werden, ſo werden wir von Gott losgeſprochen. Wenn ein Chriſt verklagt wird, ſo hält er es noch für einen Ruhm, wird er hingeführt, ſo zieht er ſich nicht zurück, wird er beſchuldigt, ſo verantwortet er ſich nicht, fragt man ihn, ſo läugnet er es nicht, wird er endlich verdammt, ſo ſagt er noch Dank dazu.“ Klemens bezeugt: „Ein rechter Chriſt wird ſich gerne von dieſem Leben befreien laſſen, ja er wird ſogar dem noch Dank ſagen, welcher Urſache daran geweſen iſt, daß er von hinnen ſcheiden darf. Denn er hat hiemit eine bequeme Gelegenheit erlangt, wodurch er zeigen kann, wer er ſey, — nämlich gegen den Feind mit Geduld, gegen den Herrn aber mit Liebe.“ — Lucius erklärte, als man ihn verurtheilt hatte: „Ich bin meinen ungerechten Richtern zu großem Dank verpflichtet; denn ich werde ſo von den böſen Herren befreit, und gehe nun hin zu einem guten Vater und gnädigen König.“ Sechs andere Märtyrer wurden nach langen Erinnerungen gefragt: ob ſie nicht frei ſeyn wollen? Darauf antworteten ſie: „In einem rechten Kampf begehret Niemand frei zu ſeyn. Thue, was du willſt; denn wir ſterben freudig um Chriſti willen.“ Da man ihnen abermals Bedenkzeit geben wollte, antwortete Einer: „Ich bin ein Chriſt, und Alle, die bei mir ſind. Wir weichen nicht ab von dem Glauben unſeres Herrn Jeſu Chriſti. Nach verleſenem Urtheil riefen Alle: „Wir danken unſerem Gott, der uns heute würdig machet, daß wir als Zeugen um ſeines Bekenntniſſes willen daſſelbe erlangen.“ — Die Gepeinigten ſtanden alſo feſter, als ihre Peiniger, und ihr Glaube konnte durch keine langwierige Marter beſiegt werden. Ein herrliches Beiſpiel davon gaben die Mitglieder der Gemeinde zu Smyrna, von welchen es heißt: „Wer wollte ſich nicht über ihren Muth und ihre Geduld wundern? Als man ſie mit Geißeln ſo zerfleiſcht hatte, daß man ihren ganzen Leib, wie er zuſammenhieng, bis auf die innerſten Nerven und Adern ſehen konnte, ſtanden ſie doch Alles aus, während die Umſtehenden ſelbſt darüber jammerten und ſeufzten. Sie waren ſo voll Muth, daß Keiner unter ihnen nicht einmal einen Seufzer von ſich hören ließ. Und damit zeigten uns dieſe Märtyrer, wie ſie gleichſam aus ihren eigenen Leibern ausgewandert ſeyen bei ihren Martern, oder vielmehr, wie der Herr ihnen beigeſtanden ſey, ſo daß ſie durch Chriſti Gnade unterhalten und geſtärkt wurden, damit ſie die Qual von Menſchen verachten konnten.“ So erzählt Euſebius von einem Jüngling, deſſen Körper ſchrecklich zugerichtet wurde, daß er demohngeachtet nicht zur Ungeduld bewegt werden konnte, ſondern immer nur ausrief: „Jeſus, der Sohn Gottes, wird mein Erretter ſeyn!“ Ein Anderer wurde in den Schauplatz zum Kampf mit den wilden Thieren gebracht, ließ ſich nicht binden noch feſſeln, ſondern ſtand ganz frei da, hob ſeine Hände in die Höhe, und rief Gott mit unerſchrockenem Herzen an. Er wich und wankte nicht, und hatte eine ſolche Standhaftigkeit, daß die grimmigſten Thiere ſeinen Leib zwar berührten, aber ihn nicht verletzten.

Dieweil ſie nun eine ſolche Geduld vom Herrn empfangen hatten, war es ihnen auch durch die Gnade Gottes nicht ſchwer, darin beſtändig zu ſeyn. Juſtin, der Märtyrer ſelbſt, ſchreibt darüber an die Heiden: „Wie viel von den Unſrigen haben nicht nur die Hand, wie Mutius Scävola, ſondern den ganzen Leib verbrennen laſſen, ohne einen Laut von ſich zu geben, und ob es gleich in ihrer Gewalt ſtand, loszukommen? Sollten wir dieſe Männer mit Mutius oder Regulus vergleichen? Unſere Weiber und Knaben verlachen, vermöge der ihnen eingegebenen Geduld, Marter, Kreuz, wilde Thiere, und allen Schrecken und Pein. In der ganzen Welt iſt es ja offenbar, daß Niemand uns abſchrecken kann, die wir an Chriſtum glauben. Denn ob wir ſchon umgebracht, gekreuzigt, den wilden Thieren vorgeworfen, durch Feuer, Gefängniß und andere ſchwere Pein verfolgt werden, ſo wanken und weichen wir doch nicht von unſerem Bekenntniß. Je mehr ihr wider uns wüthet, deſto mehr wächſet der Haufen der Chriſten alle

Tage.“ — — Uebrigens ermahnten ſie einander ſelbſt, daß ſie treu bleiben ſollen bis an's Ende. Cyprian, der bekannte Streiter Chriſti, der ſich von keinem Kampf abhalten ließ, erinnerte mit großem Ernſt: „Meine Brüder, wir ſind noch auf der Welt, wir ſind noch im Streit begriffen, wir kämpfen noch täglich um unſer Leben. Daher ſehet zu, daß ihr nach dieſem Anfang wachſet, damit in euch vollendet werde, was ihr auf einem ſeligen Grund angefangen habt. Selbſt der Glaube und die Wiedergeburt macht nicht lebendig, wenn ſie nicht bewahrt werden.“ Zugleich rühmte er aber auch die Standhaftigkeit ſeiner Brüder mit den Worten: „Das greuliche Morden der Feinde währte lange, doch nicht deßwegen, damit es den ſtandhaften Glauben niederſchlüge, ſondern daß es die Männer Gottes deſto eher zu Gott beförderte. Die Menge der Zuſchauer ſah mit Beſtürzung den himmliſchen Kampf, Gottes, den geiſtlichen Streit Chriſti. Seine Knechte ſtanden mit freimüthiger Stimme, mit unverrücktem Gemüthe, mit einer göttlichen Kraft; ſie waren zwar von weltlichen Waffen entblößt, aber durch die Waffen des Glaubens als Glaubige ausgerüſtet. Die Märtyrer ſtanden viel muthiger da als ihre Henker, die zerfleiſchten Glieder waren den Werkzeugen der Peiniger überlegen. Die langen und oft wiederholten Schläge vermochten den unüberwindlichen Glauben nicht zu beſiegen, ohngeachtet an den Knechten Gottes nun nicht mehr ihre Glieder, ſondern, ſo zu ſagen, ihre Wunden gepeinigt wurden.“ — Das unzweideutigſte Zeugniß von dieſer Freudigkeit und Beharrlichkeit aber gaben die Feinde des Kreuzes Chriſti ſelbſt, welche gar oft mit einander darüber zu Rathe gingen, wie ſie dem vermeintlichen verſtockten Sinne der Chriſten begegnen können? „Was iſt es auch, ſagten ſie, wenn die Chriſten vor Gericht geſtellt werden, es wird ihnen eine große Freude ſeyn, weil es das Anſehen hat, als wenn ſie um ihres Gottes willen ſterben müſſen. Und auf ſolche Weiſe werden ſie vielmehr gewinnen, weil ſie ihr Leben lieber dahin geben, ehe ſie unſern Befehl thun. Wahrlich, ſie trauen ihrem Gott mehr zu; die Unſrigen aber verachten die Götter.“

XI.

Von den vornehmſten Arten ihrer Marter.

Ehe die Märtyrer zum Tode geführt wurden, wurden ſie in Ketten und Banden gelegt, wie wir das von Petrus und Paulus leſen, Ap. Geſch. 12, 6. 21, 33. Dieſer ſpricht öfters von ſeiner Kette, als von einem großen Kleinod, und nennt ſich einen Boten Chriſti in der Kette, Epheſ. 6, 20. 2 Tim. 1, 16. — Man pflegte auch ſolche Gefangene mit einer Kette an ihre Wächter zu ſchließen, wenn ſie etwa über die Straße oder über Land vor Gericht geführt wurden, oder wenn ſie ſonſt frei herumgehen durften, Ap. Geſch. 28, 16. 20. Neben den Feſſeln war auch der Stock gebräuchlich, d. i. ein großes Stück Holz, in welches man die Füße der Gefangenen ſteckte und ſie dergeſtalt ausdehnte, daß die Unglücklichen ſtets auf dem Rücken liegen mußten und ſich nicht rühren konnten. Paulinus ſagt deßwegen von einem Märtyrer: „Die Füße erſtarrten ihm ganz, weil ſie in dem Stock ſo weit aus einander geriſſen wurden.“ — Die Gefängniſſe ſelbſt waren kalte, finſtere Löcher unter der Erde voll Ungeziefer und Unflat. Daher ſchreibt Cyprian an ſeine gefangenen Mitbrüder: „Die Sonne erleuchtet zwar die Welt, aber derjenige iſt euch im Gefängniß ein größer Licht, der Sonne und Mond gemacht hat, und die Klarheit Chriſti, die in euren Herzen ſcheinet, beſtrahlet die ſchreckliche Finſterniß dieſes Gefängniſſes mit ſeinem hellen und ewigen Lichte.“ Und jene fünf Märtyrer ſchrieben aus dem Gefängniß alſo: „Wir wurden in den Kerker geführt und erſchracken nicht vor der Finſterniß des Orts, ſondern das Gefängniß gab einen hellen Glanz von ſich, indem uns der Geiſt vorleuchtete. Unſer brünſtiger Glaube kleidete uns mit einem weißen Gewand wider die abſcheuliche Dunkelheit. Und alſo ſtiegen wir in den tiefſten Ort der Strafe hinunter, als wenn wir in den Himmel hinauf ſtiegen.“ — — Ferner hatten die Heiden die Grauſamkeit, daß ſie ſolchen Gefangenen zerbrochene Scherben unterlegten, und ſie wohl gar darauf herumwälzten, wenn ſie dieſelben genug gegeißelt hatten. Davon gibt es gar viele Beiſpiele; denn man wollte die Unglücklichen dadurch an dem Schlaf hindern. So leſen wir, daß die heilige Agatha auf ſolchen Scherben herumgewälzt und endlich im Geſängniß daran geſtorben ſey. Der Märtyrerin Calliope ſchnitt man die Brüſte ab, walzte dann ihren Oberleib auf ſolchen Glasſcherben herum, bis ſie enthauptet wurde. — — Gar Viele mußten mehrere Tage lang Hunger und Durſt leiden, und daneben oft noch die ſchwerſten Arbeiten verrichten. Wenn man ihnen endlich etwas darreichte, ſo war es ein Biſſen hartes, ungenießbares Brod, oder faules, ſtinkendes Waſſer. Manche mußten daher Hunger ſterben, oder auf die entſetzlichſte Weiſe vor Durſt verſchmachten. — Andere wurden des Landes verwieſen, in einſame Gegenden verbannt, von Haus und Hof vertrieben und in die Acht erklärt. Noch Andere wurden mit Geißeln gehauen, mit Ruthen geſtrichen oder auf andere Weiſe gezüchtigt und Mehrere gaben unter dieſen Schlägen den Geiſt auf. Die Geißeln, welche recht eigentlich zu den Martern der Chriſten gemacht ſchienen, waren von Riemen oder ſtarken Sennadern geflochten und hatten am Ende kleine ſpitzige Widerhaken, welche beim Zurückziehen in das Fleiſch eindrangen und es ſtückweiſe herausriſſen. Andere hatten an den Enden bleierne Kugeln, wie z. B. die Knute in Rußland, unter deren Streichen ſchon Tauſende den Tod fanden. Diejenigen, welche gegeißelt werden ſollten, wurden an Säulen angebunden, und in die Höhe gezogen, damit ſie ſich nicht rühren konnten. Frauen und Jungfrauen wurden gegeißelt und ihr Körper ſo ſchrecklich zugerichtet, daß das Fleiſch von allen Seiten herabhieng und im eigentlichen Sinne des Worts von den Knochen abgeriſſen war, bis ſie endlich unter dem Bekenntniß Chriſti den Geiſt aufgaben. — — Eine andere teufliſche Erfindung war es, daß man die Chriſten wie die größten Verbrecher in die Bergwerke ſchickte. Ehe ſie dahin kamen, ſtach man ihnen die Augen aus, brandmarkte ſie mit einem glühendem Eiſen an der Stirne oder an andern Gliedern und ließ ſie nackt und bloß unter Hunger und Durſt, Geißeln und Peitſchenhieben die beſchwerlichſten und gefährlichſten Arbeiten verrichten, bis ſie zuletzt elendiglich umkamen.

Was die Todesſtrafen betrifft, die man den Chriſten anthat, ſo war die Enthauptung mit dem Schwert oder Beil wohl die leichteſte. Auf ſolche Weiſe endeten viele Tauſende. Sie zogen gewöhnlich ſelbſt ihre Kleider aus, fielen auf ihre Kniee nieder und beteten zu dem Herrn; dann aber boten ſie ihren Hals willig dar. Mehrere Andere wurden den wilden Thieren vorgeworfen, und es wurde ſogar zum Sprüchwort: fort mit den Chriſten zu den Löwen; doch kam es manchmal ſo weit, daß dieſe Beſtien die Unglücklichen verſchonten. —

Ferner kam auch die Kreuzigung häufig vor, wobei die Verurtheilten bisweilen verkehrt (den Kopf nach unten) angenagelt wurden, wie Petrus, der es ausdrücklich verlangt haben ſoll. Sie hiengen gewöhnlich mehrere Tage am Kreuz, Timotheus und Maura ſogar neun Tage; in Aegypten wurden Einige ſo lange daran gelaſſen, bis ſie Hungers ſtarben. — Nicht Wenige wurden im Waſſer erſäuft oder in das Meer geworfen, nachdem man ſie zuvor auf alle mögliche Weiſe gemartert hatte. Man hieng ihnen entweder große Steine an den Hals oder nähte ſie in lederne Säcke ein, in welche man Schlangen, giftige Ottern, Hunde u. dergl. that, damit das Volk ſie für rechte Uebelthäter halten möchte. — Einige ſetzte man auf alte ſchadhafte Schiffe und gab ſie dem Winde und den Wellen preis, ſo daß ſie auf die elendeſte Weiſe umkamen. — Eben ſo wurde auch das Feuer zur Qual und Hinrichtung der Zeugen der Wahrheit mißbraucht, ſo daß man oft ganze Häuſer verbrannte, worin Chriſten waren. Einzelne ſetzte man auf den Scheiterhaufen oder band ſie an Pfähle; Viele wurden langſam gebraten, damit ihre Schmerzen deſto empfindlicher und länger wären. Beſonders ſchrecklich war es, wenn die Chriſten mit Flachs, Werg, Pech oder Wachs überzogen wurden, und des Nachts ſtatt einer Fackel langſam verbrennen mußten. Viele Hunderte brannten ſo vor dem Palaſt des Kaiſers Nero in Rom. Man warf ſie auch in brennende Oefen, worunter vornehmlich der große Kalkofen zu Karthago berühmt iſt, in welchen 309 Märtyrer auf einmal geſtürzt wurden. Noch Andere wurden auf einem Roſt gebraten, wie Laurentius, Petrus von Nicomedien und Andere. Weiter legte man ſie in das eiſerne Bett, das glühend gemacht wurde, oder ſetzte ſie in einen eiſernen Stuhl. Viele wurden in Oel geſotten, oder in ſiedendes Pech, Blei, Harz oder Wachs geſteckt; Andere mit heißer Materie begoſſen, oder langſam beträufelt, mit glühendem Eiſen und Blech gebrannt, mit brennenden Fackeln an die empfindlichſten Stellen des Leibes geſtoßen, und ſonſt auf das Grauſamſte zugerichtet. — Eine zahlloſe Menge Chriſten wurde geſteinigt oder auch mit Pferden über Stock und Stein geſchleift, bis ſie ganz zerſchmettert waren. Und wie die Juden einſt den Herrn Jeſum von einer Anhöhe herabſtürzen wollten, ſo gieng es auch Einigen ſeiner Jünger. Serapion z. B. wurde zuerſt an allen ſeinen Gliedern gemartert, und nachher von einer Anhöhe herabgeſtürzt, wie mehrere Andere. Endlich ſchnitt man den Märtyrern Naſen und Ohren ab, ſtach ihnen die Augen aus, zog ihnen lebendig die Haut ab, ſchlug ſie mit Steinen auf den Mund, zerſchmetterte ihnen die Kinnbacken, oder brach ihnen die Zähne einzeln mit Gewalt aus, wie der Apollonia. Man ſteckte in ihre Naſenlöcher ſcharfe, beißende Sachen, auch glühenden Draht u. dergl. In ihren Mund goß man ſiedendes Pech oder Blei, deßgleichen auch Meerwaſſer oder andere ſtinkende und ſchädliche Getränke. Man ſchnitt ihnen die Zungen aus dem Halſe, oder durchſtach ſie mit Pfriemen, henkte Einige an den Händen auf, oder auch nur an einer Hand, oder an einem Fuß. Wieder pflegte man ihnen die Hände abzuhauen, oder mit glühendem Eiſen zu verbrennen. Unter die Nägel an Händen und Füßen trieb man Pfriemen, Nadeln und andere ſpitzige Dinge. Man ſchnitt ihnen den Leib auf, riß das Eingeweide heraus, füllte denſelben mit Gerſte an, und ließ die Schweine daraus freſſen. — Mehrere endlich wurden geſpießt, Andern wurden Arm und Beine mit großen Hämmern entzweigeſchlagen, oder ſchnitt man ihnen ein Glied um das andere ab, oder ſchlug man ihnen Nägel durch die Füße und trieb ſie zum Gehen an, bis ſie kraftlos niederſanken. Ja, man hieng ſie an beiden Füßen auf und zündete ein kleines Feuer unter ihnen an, daß ſie entweder vom Rauch erſtickten, oder langſam gebraten wurden. Kurz, es läßt ſich nichts Schreckliches und Grauſames denken, was jene Glaubenshelden nicht von ihren Feinden erduldet hätten, und wir müſſen geſtehen, daß ſie nur der Aufblick auf Den ſo ſtark machen konnte, der geſagt hat: „Seyd getroſt, Ich habe die Welt überwunden!“

XII.

Von der Genügſamkeit und Uneigennützigkeit der erſten Chriſten.

Es iſt bereits geſagt worden, daß die erſten Chriſten ſowohl ihre Ehre gerne hintangeſetzt, als auch ihre Luſt und Gemächlichkeit willig vergeſſen haben. Sie waren deßwegen ſo demüthig und uneigennützig, und ihre Herzen und Sinne wurden dadurch in dem Frieden Gottes ſo mächtig bewahrt, daß ſie nichts mehr verlangten, als was der Herr ihnen aus Barmherzigkeit zugetheilt hatte. Mithin waren ſie ſtets mit ihrer Lage zufrieden, klagten und murrten nicht gegen den Herrn, ſondern nahmen ſelbſt Armuth und Mangel mit Freuden von ſeiner Vaterhand an. Sie ließen ſich genügen an dem, was da war; denn der Herr hatte geſagt: „Er wolle ſie nicht verlaſſen noch verſäumen, Ebr. 13, 5. — Bei den großen Trübſalen aber, welche über die Gemeinden Gottes anfangs ergiengen, war dieſe Gabe des Herrn ſo nöthig, daß ohne dieſelbe Niemand Glauben und ein gut Gewiſſen behalten konnte. Die Chriſten wurden von der Welt und ihrem Ueberfluß verſtoßen, ihres Eigenthums beraubt, und mußten wie die alten Propheten in Mangel und Ungemach einhergehen, Ebr. 11, 37. Es war alſo für ſie eine gute Vorbereitung zu dieſer Pflicht, daß ſie mit Paulus lernten vergnügt ſeyn, bei welchen ſie waren, daß ſie niedrig und hoch ſeyn konnten, ſatt ſeyn, und hungern, übrig haben, und Mangel leiden, ja in allen Dingen, und zu Allem geſchickt ſeyn, Phil. 4, 11—13. Ihr damaliger Zuſtand brachte es nicht anders mit ſich, und wirklich muß man ihnen dieß Lob laſſen, daß ſie auch in der größten Dürftigkeit ihren Gott hoch geprieſen haben. —

Die Geſchichte der Apoſtel zeigt uns unter ſo vielem Ungemach nichts anders als ihre Genügſamkeit. Paulus litt bis auf die Stunde, da er an die Korinthier ſchrieb, ja bis ans Ende, Hunger und Durſt. Er und ſeine Mitapoſtel waren von Allem entblößt und hatten keine gewiſſe Stätte (wie auch ihr Herr und Meiſter), wo ſie ihr Haupt hinlegten, 1 Kor. 4, 11., Matth. 8, 20. Sie waren ſtets in Mühe und Arbeit, in Hunger und Durſt, in Faſten, Froſt und Blöße, 2 Kor. 11, 27. — Ihnen folgten alle rechtſchaffene Jünger treulich nach, und zeigten gleiche Zufriedenheit in ihrem Mangel. „Das war, ſagt ein frommer Mann, eine überſchwängliche Seligkeit, darin ſie Alle Chriſtum erkannt, und die vergänglichen Güter dieſer Welt auf ewige Schätze verwendet, wo ſie ſich ſelbſt des Gebrauchs der gegenwärtigen Dinge beraubt, und die herrliche Hoffnung des Zukünftigen, den unſterblichen Reichthum; in der gegenwärtigen Armuth erhalten haben.“ — Mithin ſcheuten ſich die erſten Glaubigen weder vor der Armuth, noch ſchämten ſie ſich derſelben, ohngeachtet die Heiden eben dieſe freiwillige Armuth für eine große Thorheit, oder gar für ein Laſter an ihnen hielten. „Es iſt uns gar keine Schande, hieß es, daß wir meiſtens arme Leute heißen, ſondern vielmehr eine Ehre. Denn das Gemüth wird durch die Genügſamkeit befeſtigt, wie es durch den Ueberfluß leichtſinnig gemacht wird. Wer kann aber arm ſeyn, wenn er nicht darbt, wenn er nicht fremdes Gut begehrt und in Gott reich iſt? — Der iſt vielmehr arm, der mehr verlangt, während er ſchon viel hat. Und deutlich zu ſagen, es kann Keiner ſo arm ſeyn, als er geboren worden iſt.“ Deßwegen beſchrieben ſie den wahren Chriſten alſo: „Er iſt vergnügt mit dem Seinigen, und denket an ſeine Gebrechlichkeit, ſucht alſo nichts mehr, als womit er ſein Leben unterhalten kann. Auch theilt er von dem, was er hat, dem mit, der es nicht hat, weil er gottſelig iſt; und dieſe Gottſeligkeit iſt die höchſte Tugend. Dazu kommt noch, daß er die ſündlichen Wollüſte verſchmäht, um dererwillen die Andern reich zu werden verlangen.“ — — Weil alſo die Erſtlinge des neuen Teſtaments weder Ehre noch Wolluſt ſuchten, ſo iſt nicht abzuſehen, wozu ſie Geld und Gut hätten verlangen können. Sie achteten ja ſelbſt ihr Leben nicht für zu theuer, geſchweige denn das, was außer ihnen war, ſie verläugneten Alles willig, und hatten nichts nöthig, als was ſie zu ihrem täglichen Unterhalt gebrauchten. Eben darum konnten jene Chriſten auf die Frage des Kaiſers Domitian: was ſie im Vermögen haben? — antworten: ihrer Zwei haben nicht mehr als 9000 Pfennige, und zwar nicht baar, ſondern in einem Stückchen Feld, das ſie bauen. Zugleich zeigten ſie die Schwielen in ihren Händen als Zeichen ihrer beſtändigen Arbeit. — Wollte auch die Vernunft einwenden, wer ſich keinen Vorrath ſammle, der werde am Ende nichts haben, wovon er leben könne, ſo antworteten ſie: „Wenn dieß das Leben heißt, ſo iſt es ſchon gut. Was haſt du mit Gott zu thun, wenn du nach deinem Willen leben willſt? Derjenige, welcher dir das Leben gegeben hat, wird es dir auch erhalten, nur daß es nicht nach deiner Einbildung geht. Es hat noch Keiner unter denen, die der Herr erwählt hat, geſagt: ich habe nichts zu leben; denn der Glaubige fürchtet keinen Hunger. Er weiß, daß er ihn eben ſo verachten müſſe, als alle Arten des Todes. Er hat gelernt, ſein Leben ſelbſt zu verſchmähen, um wie viel mehr ſeine Nahrung? Wer nur darauf ſieht, wie er der Natur Genüge leiſten möge, um den Ueberfluß aber unbekümmert lebt, der lebt faſt wie die Engel, weil er mit ſeinem genügſamen Herzen bei wenigem Gut anzeigt, daß ihm in Allem nichts fehle. Er kann auch nicht eher zur wahren Ruhe gelangen, als bis er ſeinen eigenen Willen darin weggeworfen, und ſich von ſolchen Sorgen der Nahrung befreit hat. Denn der Herr bezeugt deutlich, daß ſie das Herz beſchweren, und das Wort erſticken, Luc. 21, 34. Matth. 13 22., Luc. 10, 42. Dieß Alles iſt ferne von den wahrhaft Glaubigen. Denn dieſelben haben keine Sorge, wie ſie ihr Leben friſten wollen, es wäre denn, daß Einer den Verheißungen Gottes nicht trauen und ſeiner Vorſehung nicht glauben wollte, da er doch die Lilien kleidet und die Vögel ſpeiſet. Er hat ja verboten, für den andern Morgen zu ſorgen, und verſichert, daß er wiſſe, was einem Jeden unter ſeinen Knechten nöthig ſey. Wer dem Herrn recht dient, der bedarf weiter nichts, ja er hat Alles, wenn er nur den Herrn hat. Wenn man bedenkt, daß alles Himmliſche ihm gehöre, ſo kann man das irdiſche Reich dabei vergeſſen." — Bei der vierten Bitte im Gebet des Herrn ſahen ſie hauptſächlich auf das wahre Himmelsbrod, das den Menſchen das Leben gibt, nämlich auf Chriſtum Jeſum und ſeine erhaltende und ſtärkende Kraft, die er den Seelen mittheilt. Sie trachteten alſo zuerſt nach dem Reich Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit, und hofften, daß das Uebrige ihnen zufallen werde. „Wer, ſagt Makarius, den Herrn um das eine Nothwendige ernſtlich anruft, der wird auch das Andere erlangen. Wer aber um das Vergängliche noch bekümmert iſt, und ſich nicht ganz ſeinem Worte anvertraut, der glaubt nicht einmal, daß noch ewige Güter bevorſtehen. Er meint, er habe Glauben, da er nicht einmal in den geringſten Dingen treu und glaubig erfunden wird." — Wollte aber ihr Fleiſch und Blut ungeduldig ſeyn und ſorgen, der Arme werde endlich doch Mangel leiden, ſo hieß es: „Der Herr preiſe ja die Armen ſelig, und verbiete, um die Nahrung zu ſorgen. Ein Chriſt müſſe im Fall der Noth ohnehin Alles verkaufen und den Dürftigen austheilen; es ſey alſo gleich, ob es der Herr ſelbſt nehme, der es gegeben, oder ob er es aus Liebe und zur Verhütung alles Mißbrauchs gar nicht gebe."

Ferner erhellt ihre Genügſamkeit aus der Art und Weiſe, wie ſie über den Reichthum dieſer Welt urtheilten. „Wir begehren nicht reich zu werden, und verlangen um Gewinns willen nicht zu ſchiffen. Uns Chriſten bewegt kein Schade, den die Feinde unſern Gütern zufügen, und überhaupt nichts, was von Menſchen Schaden leiden kann. Denn obgleich dieſes allgemein ſehr hoch gehalten wird, ſo pflegen wir es dennoch nicht zu achten. Wir können ja von Gott Reichthum verlangen, wenn wir es für gut achten; aber wir wollen denſelben lieber verachten, als lieb haben. Wir begehren vielmehr ein unſchuldiges

Weſen, und fordern von unſerem Gott Geduld. Wir verſchmähen Haus und Hof, fragen nichts nach unſerem Vaterland, nach Weib und Kind, und ſteigen alſo in den Himmel.“ — — Weiter hielten ſie es für Unrecht und eines Chriſten unanſtändig, wenn er geizig ſey, und nach des Andern Gut trachte. Alle diejenigen, welche reich werden wollen, ſtehen in äußerſter Gefahr der Seele, und der Herr habe nicht umſonſt geſagt: „Es ſey ſehr ſchwer, daß ein Reicher in das Himmelreich eingehe.“ „In der Armuth, hieß es, könnteſt du noch zu Gott kommen; der Reichthum aber macht dich vieles Böſen ſchuldig.“ — „Ein reicher Chriſt, ſchreibt Gregor, wenn er anders ein rechter Chriſt iſt, iſt ganz arm, indem er im Vergleich mit den himmliſchen Gütern, die er hofft, alles Gold wie Sand achtet. Denn, wo ein Jeder ſein Vergnügen hat, da hat er auch ſeinen Reichthum. Wenn er alſo Schaden an etwas leidet, ſo hält er's für einen Gewinn und für eben ſo nützlich, als wenn man einem Baume die überflüſſigen Zweige abhaut. Geld und Gut häufen iſt eben ſo viel, als zum Feuer Holz tragen, oder die Krankheit des Leibes mit Fleiß nähren, oder ein beladen Schiff, das unterſinken will, noch mehr beladen. Der Arme befindet ſich als ein leichter Wandersmann wohl, hat überall ſeine Herberge und gelangt bald zu dem Kleinod der himmliſchen Berufung.“ — Eben ſo waren ſie in Rückſicht auf die Bewahrung des Reichthums für künftige Nothfälle geſinnt. Wenn die Weltkinder ſagten: „Wir müſſen doch unſere Kinder verſorgen,“ ſo gaben ſie zur Antwort: „Niemand, der die Hand an den Pflug legt und zurückſieht, iſt zum Reich Gottes geſchickt. Wenn du des Herrn Jünger ſeyn willſt, ſo nimm ſein Kreuz auf dich. Um des Herrn willen müſſen Eltern, Weib und Kinder verläugnet werden. Es iſt beſſer, bei der Armuth ſelig werden, als ſich und Andere mit dem Reichthum beſchweren. Was wird es am Tage des Gerichts einen Reichen helfen, wenn er große Haufen Goldes und Silbers zuſammen gebracht und viel Jahre lang darüber gearbeitet hat? Was wird es ihn helfen, daß er vornehmen Leuten viel geſchenkt, reiche Leute gaſtirt, und denen Gutes gethan hat, die es ihm wieder vergelten konnten? Was Danks hat er wohl von dieſem Allem?“ — Ein ſchönes Beiſpiel von dieſer Genügſamkeit hat uns Gregor von Nazianz aufbewahrt, wenn er der frommen Gorgonia nachrühmt: „Sie hat dem Fürſten dieſer Welt nichts hinterlaſſen, ſondern Alles in die ſichere und himmliſche Schatzkammer übergeben, welche droben iſt. Sie hat der Erde nichts zurückgelaſſen, als ihren elenden Leib, und Alles dahingegeben, um der Hoffnung eines beſſern Lebens willen. Ihren Kindern hat ſie nichts vermacht von Reichthum, als ein herrlich Beiſpiel, und ein Verlangen, ihren Fußtapfen nachzuwandeln.“ — — Dieſes Verhalten der erſten Chriſten wird übrigens nicht bloß von ihren Zeitgenoſſen rühmlich erwähnt, ſondern auch ſpätere Lehrer ſprechen davon. Hieronymus z. B. ſchreibt: „Die Alten verkauften ihre Sachen und brachten das Geld dar, um anzuzeigen, daß man den Geiz mit Füßen treten müſſe.“ Und Makarius bezeugt: „Deßwegen habe Gott den Seinigen befohlen, arm zu werden, Alles zu verkaufen und den Armen zu geben, damit ſie nachher nicht mehr an der Erde kleben können, wenn ſie gleich wollen. Wenn die Seele befreit ſey von dem Irdiſchen, ſo komme es bei ihr zu dem Entſchluß: weil ich nichts mehr auf Erden beſitze, ſo laßt uns zum Himmel ziehen, wo wir unſern Schatz haben und längſt hingehören.“ — Darum finden wir ſo viele Beiſpiele freiwilliger Armuth, und beſonders in der erſten Zeit floß dieſelbe aus einem reinen Glauben und herzlicher Liebe zu Gott ohne Einbildung des Verdienſtes oder anderer Nebenabſichten. „Es bekamen damals ſehr Viele, ſagt Euſebius, aus wahrer Liebe zur Weisheit ein heftiges Verlangen nach dem Worte Gottes, daß ſie das erſte heilſame Gebot erfüllten, und ihre Güter den Armen austheilten. Darauf reiſeten ſie in fremde Länder, verrichteten das Werk eines Evangeliſten, und predigten Chriſtum denen, die noch nichts von ihm gehört hatten.“ — Von Antonius leſen wir: „Er ſey mit dem Gedanken, daß die Apoſtel Alles verlaſſen haben und dem Heiland nachgefolgt ſeyen, in die Gemeinde gekommen, dort habe es ſich durch Gottes Fügung zugetragen, daß das Evangelium geleſen wurde, worin der Herr zu dem Reichen ſagte: Willſt du vollkommen ſeyn, ſo verkaufe all das Deine, und gieb's den Armen, dann komm und folge mir! Als er dieſes gehört, habe er den Befehl des Herrn ſo gewiß auf ſich bezogen, als ob dieſe Worte allein ſeinetwegen geleſen worden wären; daher ſey er alsbald hinausgegangen und habe ſeine Güter weggegeben. Die Aecker habe er den Nachbarn geſchenkt, die beweglichen Güter verkauft und unter die Armen ausgetheilt. — Deßgleichen ſchreibt Hieronymus von Paulinus: „Als er den Ausſpruch Chriſti Matth. 19, 21. gehört hatte, verwandelte er die Worte in Werke und folgte dem bloßen Kreuze auch bloß nach, weil er ſo leichter war, und die Leiter Jacobs deſto beſſer hinanſteigen konnte. Andere hingegen folgten dem armen Chriſto nach, mit lauter

Gold beladen und beſackt, und blieben, unter dem Vorwand, daß ſie Almoſen geben wollen, bei ihren Gütern liegen, da es doch nicht angeht, fremde Sachen treulich auszutheilen, wenn man das Seinige ſelbſt ſorgfältig bewahrt.“ — Merkwürdig iſt auch, was von einem andern eifrigen Chriſten erzählt wird, „daß er nämlich nichts mehr in ſeinem Vermögen behalten habe, als ein Evangelienbuch. Dieſes habe er endlich auch verkauft und die Armen dafür geſpeiſt, ſo daß er auch das Buch dahingab, welches ihm geſagt hatte: Gehe hin, verkaufe, was du haſt, und gibs den Armen.“ — Der berühmte Ambroſius, der vorher ſehr reich und angeſehen war, bekennt von ſich ſelbſt: „Ich gehe in Deſſen Fußtapfen einher, welcher um unſertwillen arm geworden iſt, da er doch reich war. Und ich wollte wünſchen, daß ich dieſe alte Lumpen auch ausziehen könnte, womit ich umgeben bin, auf daß ich den Dornen dieſer Welt bloß entgehen könnte, welche diejenigen zurückhalten, die zu Gott eilen.“ — Auguſtin endlich ſprach: „Ich habe das Meinige verkauft und den Armen gegeben, alſo haben es auch meine Brüder gemacht, die bei uns ſeyn wollten, damit wir mit einander alſo lebten, und der Herr ſelbſt unſer gemeinſchaftliches und reiches Gut wäre.“ — Indeſſen iſt nicht zu überſehen, daß jene erſten Zeugen der Wahrheit ihre Habe nur mit Vorſicht den Dürftigen hingegeben und meiſtens den Glaubensgenoſſen damit ausgeholfen haben, welche ſie genau kannten. Ebendieß lobt Hieronymus an Einigen, und tadelt dabei die verkehrte Weiſe derer, die Alles ohne Unterſchied hingegeben haben. Er machte aber auch darauf aufmerkſam, daß die Verſchmähung der irdiſchen Güter den Chriſten noch nicht ausmache, wiewohl ſpätere Einſiedler und Mönche dieß glaubten und ſich gewöhnlich in der unlauterſten Abſicht der Armuth hingegeben haben. Für alle Zeiten paſſend ſind ſeine Worte, die er an einen Bruder ſchrieb: „Es iſt noch lange nicht genug zu einem vollkommenen Mann, daß er den Reichthum verſchmäht und das Geld ausſtreut. Der heidniſche Krates hat dieß noch mehr gethan, und viele Andere, die doch die ſchlimmſten Leute waren. Ein Jünger Chriſti ſoll mehr thun als ein Weltweiſer, der ein Sklave der Ehre und des Urtheils der Menge iſt. Dir ſoll es nicht genug ſeyn, daß du den Reichthum verſchmähſt, wenn du nicht auch Chriſto nachfolgſt. Derjenige aber folgt Chriſto nach, der von Sünden abläßt und die Gottſeligkeit zur Geſpielin hat.“

Fünftes Buch.

Von dem Verhalten der erſten Chriſten gegen die Gottloſen.

I.

Von ihrer Behutſamkeit und Liebe gegen die Gottloſen.

Wir beginnen das fünfte Buch mit dem vorſichtigen Wandel der erſten Chriſten unter den Feinden der Wahrheit. Dazu hatte ſie der Herr ernſtlich angewieſen mit den Worten: „Seyd klug wie die Schlangen und ohne Falſch wie die Tauben.“ — Da nun, wo es ohne Verletzung der Ehrfurcht gegen Gott und aller anderer Chriſtenpflichten geſchehen konnte, nahmen ſich die Kinder des Höchſten bei gewiſſen Begebenheiten ſehr in Acht, und wandelten auch dießfalls als die Weiſen. Wir reden aber hier nicht von den Apoſteln, deren Geſchichte deutlich davon zeugt, auch nicht von der Art und Weiſe, wie ſich die erſten Chriſten ihrer Lehre und ihres Lebens wegen mündlich und ſchriftlich verantworteten, wovon noch mehrere Schutzſchriften von Juſtin, Origenes, Tertullian, Cyprian und Andern vorhanden ſind. Vielmehr iſt hier von ihrem Umgang mit den Heiden die Rede, wobei ihr Sinn ſtets auf das Lob Gottes und ihres Heilandes, ſo wie auf aller Menſchen Heil gerichtet war. — Wenn ihre Feinde zu ſehr erbittert waren, ſo hielten ſie ſich ſtill und gaben Keinem mit Willen Veranlaſſung zum Zorn oder zur Läſterung der Wahrheit. So war z. B. Cyprian zu jeder Zeit bereit, ein Zeugniß von Jeſu Chriſto abzulegen und ſcheute den Tod nicht; doch zog er ſich manchmal aus triftigen Gründen zurück. Er ſchreibt deßwegen herzlich an die Seinigen: „Seyd doch in allen Dingen ſanft- und demüthig, wie es den Knechten Gottes geziemt. Wir müſſen uns in die Zeit ſchicken und ſtille ſeyn, und der Gemeinde zu ſtatten kommen.“ An ſeine Aelteſten und Diakonen aber ſchreibt er: daß er ſo gerne zu ihnen kommen möchte, aber den gemeinen Frieden in Acht nehme, und ſich ihnen bisweilen entziehe, wiewohl ungerne, damit ſeine Gegenwart nicht die Mißgunſt und die Grauſamkeit der Heiden reize, und ſeinetwegen die Ruhe geſtört werde, da er doch den Frieden Aller zu fördern ſchuldig ſey.“ — Darum kamen ſie gar oft bei Nacht zuſammen, und verrichteten auch ſonſt Manches heimlich, was ihren Feinden verhaßt war. — Wenn es ferner nöthig war, die Brüder im Gefängniſſe zu beſuchen, oder wenn ſie irgendwo zuſammenkommen wollten, um ſich zu berathen, um ihren Gott zu verehren, oder die chriſtliche Lehre weiter auszubreiten, ſo war Vorſicht nöthig, weil ihnen die Feinde überall auflauerten. Sie achteten zwar weder Schmach noch Tod um des Herrn willen; allein, wenn ſie ihren Zweck unbemerkt erreichen konnten, ſo thaten ſie es. Deßwegen gab Cyprian folgenden Rath: „Beſuchet die Bekenner nicht haufenweiſe im Gefängniß, damit nicht der Neid erweckt werde, ſondern wechſelt mit einander ab. Die Aelteſten ſollen, wechſelsweiſe mit den Diaconen, einzeln hingehen.“ Ebenſo ſoll Petrus den Rath gegeben haben: „Die Brüder ſollen ſich fein in die Herbergen vertheilen, damit es nicht ſcheine, als wenn ſie müßig umher gehen. Und wenn ſie in eine Stadt kommen, ſollen ſie nicht haufenweiſe einziehen, ſondern vertheilt, etwa zwei und zwei, ohne Tumult und in der Stille. Der gemeine Mann ſolle ſie nicht kennen oder bemerken, damit es kein Aufſehen gebe.“ — Noch mehr aber hielten ſie es für rathſam, weislich zu handeln gegen die, die draußen ſind, wenn dieſe wider die Chriſten aufgebracht und erbittert waren. Da waren ſie in den Reden gegen die Feinde behutſam, doch aufrichtig, demüthig, doch muthig und getroſt, ſanftmüthig und doch ernſthaft. Uebrigens trauten ſie weder ihrem eigenen Fleiſch und Blut, das ſich ſo gerne mit den Böſen vereinigen will, noch der falſchen, verkehrten Welt. Es hieß bei ihnen: „Laſſet uns unſerer Seele nicht Raum geben, daß ſie Macht habe, mit den Gottloſen und Sündern umherzuſchweifen, damit wir uns ihnen nicht gleich ſtellen.“ Die Gottloſen durften zwar von den Frommen gehaßt werden; aber der Haß und Eifer durfte nicht fleiſchlich ſeyn, ſondern was nöthig war, ihnen anzukündigen, das mußte mit Liebe und Erbarmen geſchehen. Ein ſchönes Beiſpiel hievon gab der heil. Polykarp, welcher nach langem Suchen endlich in der Feinde Hände gerathen war. Als er nun vor dem Richter den Befehl erhielt, wider die Chriſten zu ſagen: weg mit dieſen Gottloſen!

ſah er das arme Volk mitleidig an, hob ſeine Hände auf, blickte gen Himmel, ſeufzte und ſprach: Du, Herr, wirſt die Gottloſen wegräumen! Damit kündigte er ihnen gleichſam ihr Urtheil an, und gebrauchte doch faſt ihre eigene Worte, that aber Alles mit großer Sanftmuth und Weisheit. — Die wahren Kinder blieben alſo ſtets in den Schranken, daß ſie nicht neben den Sünden die Menſchen ſelbſt haßten. Sie liebten vielmehr ihre ärgſten Feinde herzlich, und gönnten ihnen alles Gute. Daß es ihnen Ernſt damit war, wird Niemand läugnen, wer die Geſchichte kennt und Folgendes aus ihren Briefen an die Heiden lieſt: „Wenn uns befohlen iſt, unſere Feinde zu lieben, wen können wir denn haſſen? Dieſes gebeut uns unſere Lehre, daß wir auch die Feinde lieben, und für die bitten ſollen, welche uns verfolgen, damit es eine vollkommene Güte ſey, nicht eine gewöhnliche. Denn Jedermann liebt ſeine Freunde; aber die Chriſten lieben ihre Feinde.“ — Demnach zeigten ſie ihren Widerſachern, daß die Gnade Gottes dieß an ihren Seelen bewirken, und daß ſie allein in Chriſto die Kraft ſuchen müſſen, welche alle Natur überſteige; denn die Liebe der Feinde ſey der Chriſten eigener Ruhm. Dieß machte den Unterſchied klar zwiſchen den natürlichen Menſchen und zwiſchen denen, die der göttlichen Natur theilhaftig worden waren, da dieſe in der That zeigten, daß möglich ſey, was jene für eine reine Unmöglichkeit hielten.

Alſo waren ſie geſinnt und alſo lebten ſie auch vor Gott, ihrem Vater, als gehorſame Kinder, daß ſie in allen Dingen Weisheit und Verſtand brauchten, und ihr Licht leuchten ließen vor dem verkehrten Geſchlecht zu ſeinem Preis. Nebenbei aber ſahen ſie ſtets darauf, wie ſie die Feinde mit Liebe gewinnen und überzeugen möchten, indem ſie wohl wußten, daß die natürlichen Menſchen ihnen nimmer glauben würden, ſie möchten ihnen noch ſo viel von ihrer Liebe gegen die Feinde ſagen, wenn ſie nicht wirklich bewieſen, daß es ihnen Ernſt ſey, ihrem Heiland auch in dieſem Gebot zu gehorchen. Daher geſchah es, daß ſie ihren Feinden nicht allein mit aller möglichen Freundlichkeit in Geberden und Worten begegneten, ſondern auch in der That beiſprangen, und ihnen alle mögliche Hülfe erzeigten. Wenn aber auch Undank ihr Lohn war, ſo wurden ſie nicht müde, an Jedermann Gutes zu thun. Ja, ſie bekannten ausdrücklich gegen ihre Widerſacher: „Wir wiſſen von keinem guten Werk, das wir nicht allen Menſchen ſchuldig wären, weil wir's zum Beſten thun, und nicht Lob und Belohnung von Menſchen dafür hoffen, ſondern von Gott ſelbſt, der die

Wohlthaten fordert und belohnet, welche ohne Anſehen der Perſon erwieſen werden. Auch iſt uns verboten, irgend einem Menſchen etwas Uebels zu wünſchen, zu thun, nachzureden, oder etwas Böſes von ihm zu denken." — Daraus entſprang nun die große und wunderbare Gutthätigkeit der Alten gegen ihre abgeſagteſten Feinde, daß ſie z. B. die Hungrigen ſpeiſten, die Kranken mit eigener Lebensgefahr pflegten und die Todten begruben. Sie konnten in Wahrheit ſagen: „Wir halten dieß für unſern größten Gewinn, daß wir euch lieben und Alles an euch wenden, die ihr uns doch haſſet. Denn was für ein Wort haben wir ſonſt, darin wir unterrichtet und gleichſam ernährt werden, als dieſes: „Ich ſage euch, liebet eure Feinde, thut wohl denen, die euch haſſen?" Wir lieben Etliche (nämlich die Feinde), nicht ſowohl aus eigenem Antrieb, als nach dem göttlichen Befehl. Denn alſo umfaſſen wir um Chriſti willen mit den Armen unſerer Liebe nicht allein die friedfertigen, ſondern auch die verkehrten und widerwärtigen Menſchen. Wir vergelten euern Haß mit lauter Gutthätigkeit, und für die Marter, die ihr uns anthut, weiſen wir euch den Weg zum Heil." „Der Herr," ſagt Irenäus, „hat uns geboten, die Menſchen nicht nur nicht zu haſſen, ſondern auch die Feinde zu lieben, den Nächſten nicht allein nicht zu beleidigen, ſondern auch gegen die, ſo uns übel behandeln, langmüthig zu ſeyn, und gegen ſie Güte zu üben, damit wir in keinem Stück ihren Schmähungen, ihrem Muthwillen und ihrer Hoffart nachahmen." — Noch mehr aber war ihre Liebe gegen die Feinde zu preiſen, die ſie in geiſtlichen und himmliſchen Dingen an ihnen bewieſen. Denn ſie ſorgten zuvörderſt für ihre armen Seelen und ſuchten ihr Heil auf alle Weiſe zu befördern. „Ich wollte," bezeugt Tertullian, „daß wir Alle ſelig machen könnten, indem ich ſie erinnere, daß ſie nicht wider Gott ſtreiten ſollen." Und Auguſtin: „Wir haben zwar die Unglaubigen in der Zahl der Brüder nicht mitgerechnet, aber gleichwohl ihr Heil geſucht." Deßgleichen bekennt der Märtyrer Speratus vor ſeinen Richtern: „Wir können uns nicht erinnern, daß wir von Jemand übel geredet hätten; wohl aber haben wir Gott allezeit Dank geſagt, wenn wir von euch mißhandelt worden ſind, indem wir für die Feinde beteten. Und von dieſer Regel meiner Mitgenoſſen will ich nicht weichen. Denn wir ſehen in allen unſern Drangſalen nicht auf das Unſrige, wie wir etwa den Feinden begegnen wollen, ſondern darauf, wie unſere Verfolger zur heilſamen Gerechtigkeit bekehrt werden möchten." — Es gab aber wohl keine gewiſſere Probe der Liebe gegen die Feinde, als das herzliche und innige Gebet für dieſelben, welches die Chriſten unmittelbar vor Gott brachten, der in aller Menſchen Herz ſah, und wußte, warum es ihnen dabei zu thun war. Weil nun der heilige Geiſt ſelbſt dieſe Gnade in ihnen wirkte, ſo war ſie deſto herrlicher in den Augen des Herrn und aller Glaubigen. Denn es geſchah bisweilen durch des Geiſtes Regierung, daß ſie in lauter Trauern und Klagen über das menſchliche Geſchlecht waren und dennoch für daſſelbe herzlich zu Gott beteten, indem ſie von herzlicher Liebe gegen alle Menſchen gleichſam entbrannt waren. So oft ihnen alſo das große Elend ihrer Feinde zu Herzen gieng, war dieß der Inhalt ihres Seufzens zu Gott: „O du gewaltiger König! Vergib denen, die deine Knechte verfolgen, und habe nach deiner Barmherzigkeit Geduld mit denen, welche deinen Namen nicht ehren noch anbeten. Es iſt nicht zu verwundern, daß ſie dich nicht kennen, und es wäre noch ein größeres Wunder, wenn ſie dich kenneten.“ — Uebrigens wurden ſie mitten unter ihrem Gebet für die Gottloſen häufig von dieſen verſpottet, geplagt oder gar getödtet. Dieß lehren die Beiſpiele von Stephanus, Jakobus, mit dem Zunamen Juſtus, und mehreren Andern; allein ſie ließen ſich dadurch nicht abhalten, ſondern ſahen ſtets auf das Beiſpiel, das ihnen der Herr ſelbſt hierin gegeben hatte. Tertullian ſchreibt darüber an die Heiden: „Ihr möget uns immerhin, wenn wir vor Gott ſo ausgebreitet liegen, mit eiſernen Nägeln durchgraben, kreuzigen, am Feuer braten, enthaupten und den wilden Thieren vorwerfen. Ein Chriſt iſt auch nach der äußerlichen Geſtalt ſeines Gebets (ſie breiteten ihre Hände in Geſtalt des Kreuzes aus) zu jeder Strafe bereit. Herzu, ihr Landvögte, peiniget die Seele, welche Gott für die Wohlfahrt des Kaiſers anfleht! Hier wird ſich unſer Verbrechen finden, wo Wahrheit und Andacht zu Gott iſt.“ — Sie ermahnten einander aber auch in ihren Verſammlungen zur herzlichen Fürbitte für die Unglaubigen, und flehten wirklich einmüthiglich zu dem Herrn. Dieß wußten die Heiden wohl, weßwegen ſie bisweilen in ihren höchſten Nöthen dieſelben um ihre Fürbitte bei Gott anſprachen, wie der Kaiſer Maximianus in ſeiner Krankheit. Arnobius ſagt ausdrücklich: „In unſern Zuſammenkünften bitten wir den höchſten Gott um den Frieden für Alle, um Vergebung für die Obrigkeit, für die Armeen, für die Könige und Feinde, wie der Apoſtel befohlen hat,“ 1 Tim. 2, 1. 2. Und Ambroſius: „Dieſes Geſetz der Fürbitte behielt die Andacht der Lehrer und

Glaubigen einmüthig, ſo daß faſt kein Theil der Welt war, darin nicht ſolche Gebete geſchahen. Die Gemeinden flehten zum Herrn für die Unglaubigen und für die Feinde des Kreuzes Chriſti, für alle Abgöttiſche, wie für Alle, die Chriſtum in ſeinen Gliedern verfolgten.“ Auguſtin ſetzt hinzu: „Es gibt ſo viele Fürbitter bei Gott auf der Welt, ſo viel Chriſten leben. Sie rühren dem Höchſten in den größten Nöthen gleichſam das Herz, und erlangen von ihm Barmherzigkeit.“ — Wirklich erfuhren auch die Unglaubigen, daß das Gebet der Chriſten viel vermochte, und wurden dadurch andern Sinnes. Und dieß war ein unausſprechlicher Sieg für die gute Sache. Deſſen waren ſie ohnehin im Glauben durch die Verheißungen Gottes gewiß; wer aber daran zweifelte, dem riefen ſie innig zu: „Bete nur für die Feinde, und ſprich nicht: ſollte Gott einen ſo böſen und verkehrten Menſchen bekehren? Verzweifle nicht daran, ſondern bedenke, wen du bitteſt, nicht für wen du bitteſt. Du bitteſt ja einen gewaltigen Gott, der dich ſelbſt auch bekehrt hat.“ — Sogar die Juden waren nicht von der Fürbitte der Glaubigen ausgeſchloſſen; denn ihr herzliches Ringen und Seufzen geſchah ebenſowohl für dieſe elenden Leute, als für Andere. Gleichwie Jener zu einem verſtockten Juden ſagte: „Wir beten für euch Juden und für alle andere Menſchen, die uns zuwiderleben, daß ihr euch bekehren laſſet, und Chriſtum nicht mehr läſtert. Wir beten immerdar für euch, wenn ihr uns treibet, Chriſtum zu verläugnen, damit er ſich eurer erbarme. Denn Er hat uns auch gelehrt, für unſere Feinde zu beten.“ Ebenſo bezeugt Ambroſius lange Zeit nachher: „Die Gemeinden haben überall mit einander für die Feinde des Kreuzes Chriſti zu Gott gebetet. Ihr Herz ſtand alſo Allen offen, und nährte weder Haß noch Bitterkeit.“ Sehr ſchön ſpricht ſich Makarius darüber aus, wenn er ſagt: „Ein wahrer Chriſt iſt wie ein kleines Kind, es verdammt weder Griechen noch Juden, ſondern der inwendige Menſch ſieht mit reinem Auge auf Alle, und freut ſich über die ganze Welt, verlangt auch herzlich, ſowohl Juden als Heiden zu ehren und zu lieben.

II.

Von ihrer Sanftmuth gegen die Feinde.

Die aufrichtige Liebe der erſten Chriſten gegen ihre Feinde zeigt ſich wohl nirgends deutlicher, als in ihrer unbegreiflichen Sanftmuth gegen dieſelben. Indeſſen war ihnen wohl bekannt, daß die Heiden dadurch nur trotziger und hoffärtiger wurden, und ſie meiſtens für thörichte und alberne Leute anſahen, die nicht einmal Muth und Kraft haben, ſich zu vertheidigen. Einer von ihnen ſchreibt deßwegen: „Ein gerechter Mann, der ſich ſelbſt nicht rächen will, wird von Allen verachtet, und weil man meint, er könne ſich ſelbſt nicht vertheidigen, ſo hält man ihn für träge und untauglich. Wer hingegen ſich an ſeinem Feinde wacker reibt und rächt, den hält man für tapfer und mannhaft. Solche Leute ehret und reſpektirt Jedermann. So ſchätzen die Böſen denjenigen, welcher vielen Schaden thun kann, höher, als den Frommen, der Andern Nutzen ſchafft. Dennoch kann die Bosheit der Menſchen den Gerechten nicht verführen, daß er nicht lieber ſeinem Gott folgen und dabei verachtet werden will. — Die liebreichen Kinder Gottes in den erſten Gemeinden wurden von den Heiden ſtets des Aufruhrs, des Meuchelmords und anderer Sünden beſchuldigt, ohngeachtet ſie nichts weniger im Sinne hatten, als Unruhe und Streit. In ihnen war der Friede mit und in Gott befeſtigt; dieſer bewahrte ihre Herzen in Chriſto Jeſu, und konnte nichts anders als Liebe und Friedfertigkeit gegen die Menſchen erwecken. Daher legten ſie folgendes Bekenntniß ab: „Wenn wir denen, die uns beleidigen, nicht Gleiches mit Gleichem vergelten dürfen, damit wir nicht unſern Beleidigern in der That ähnlich werden, wen können wir denn beleidigen? Wie oft habt ihr gegen uns getobt? Was habt ihr aber von uns bemerkt, daß wir euch für alle dieſe Verfolgungen wieder vergolten hätten, da ihr meinet, wir hätten uns zuſammen verſchworen? Eine einzige Nacht mit wenig Fackeln würde uns wohl eine überflüſſige Rache zulaſſen, wenn wir Böſes mit Böſem vergelten dürften. Aber das ſey ferne von uns, daß entweder ein chriſtlicher Haufe ſich mit Feuer rächen, oder das erduldet zu haben, bereuen ſollte, wodurch er geprüft wird.“ In einer andern Stelle heißt es: „Ein Chriſt beleidigt nicht einmal ſeinen Feind. Er darf nicht allein Keinem Unrecht thun, ſondern auch das angethane Unrecht nicht rächen, damit die Unſchuld in ihm vollkommen ſey. Ein Chriſt iſt keines Menſchen Feind.“ — Ferner hieß es im Gegenſatz zu der heidniſchen Rachgier und Zankſucht: „Die irrenden Heiden ſuchen in der Rache einen Troſt für ihren Schmerz; Chriſten aber, die die Wahrheit gelernt haben, ſind überzeugt von der Bosheit, die mit ſolcher Rache verknüpft iſt. Niemand unter uns widerſetzt ſich, wenn er gefangen wird. Niemand von uns rächt ſich, wenn er mit Unrecht unterdrückt wird, obgleich unſer Anhang überaus groß und ſtark iſt. Sondern wir tröſten uns in Geduld der künftigen Rache, damit wir bei allem Unrecht unſchuldig ſind. Alſo unterwerfen wir uns unſchuldig allen Plagen und Martern willig. — Wenn ein Chriſt angeklagt wird, ſo rühmt er ſich noch, wird er beſchuldigt, ſo verantwortet er ſich nicht, fragt man ihn, ſo geſteht er es, und bei ſeiner Verdammung dankt er noch dazu. In Summa: „Ein Chriſt ſtreitet nicht, er ſchmäht nicht, er ſchlägt nicht.“ — — Daran nun erkannten die wahren Chriſten, ob und wie weit ſie in ihrer Gottſeligkeit gewachſen ſeyen. Je mehr ſie nämlich von der Begierde nach Rache und vom verborgenen Groll gereinigt waren, deſto mehr hatten ſie Kennzeichen der kräftigen Gnade an ihnen. Und wenn dieſe einmal mächtig geworden war, ſo heiligte ſie das Herz täglich mehr zu herzlicher Liebe gegen die Feinde und zur Güte und Erbarmung gegen alle Verfolger, auch zum Sieg über alle natürliche Rachgier, ſo daß die Chriſten zu ſolchen Heldenthaten fähig waren, welche wir bei ihren Verfolgungen ſehen. — Wiewohl ſie nun von den Heiden darüber verſpottet und angefochten wurden, ſo ſcheuten ſie ſich doch nicht, deßwegen Schmach und Trübſal auf ſich zu nehmen. Sie bezogen ſich dabei ſtets auf das Beiſpiel ihres Meiſters, 1 Petr. 2, 23., auf ſeinen ausdrücklichen Befehl, Math. 5, 39. 41., wie auch auf die Vorſchriften der Apoſtel: daß man nicht Böſes mit Böſem vergelten dürfe, Röm. 12, 17—20. 1 Kor. 6, 7. 1 Theſſ. 5, 15. 1 Petr. 3, 9. Zu den Heiden aber ſagten ſie: „Wenn wir geſchlagen werden, ſo müſſen wir uns gerne darſtellen, wenn wir geſcholten werden, ſo müſſen wir nothwendig ſegnen. Es iſt bei uns nicht genug, daß wir auf dieſe Art gerecht ſeyn wollen, wenn die Gerechtigkeit die Wiedervergeltung fordern will, ſondern wir haben uns auch lauter Güte und Geduld vorgeſetzt.“ — Als man z. B. dem Ambroſius mit Gewalt etwas Unrechtes zumuthen wollte, antwortete er: „Wenn ich dazu gezwungen werde, ſo weiß ich von keinem Widerſtand, ich kann nichts mehr, als jammern und weinen. Denn das ſind die Waffen eines Lehrers, auf andere Art kann und will ich nicht widerſtehen. Wollt ihr das Meinige haben, nehmet es hin; ſuchet ihr den Leib, ich will euch noch entgegengehen. Wollet ihr mich in Ketten und Bande legen, oder zum Tode bringen, es ſoll mir eine Freude ſeyn." Und ſo konnten die Chriſten gegen alle ihre Widerſacher getroſt aufſtehen, und ihre Gemeinden als ein friedfertiges, ſtilles, ſanftmüthiges Volk rühmen: „Wir ſind, hieß es, von dem neuen Gebot unterrichtet und nehmen Alles dieſes in Acht. Denn das neue Geſetz fordert lauter Gütigkeit, und verkehrt die alte Grauſamkeit der Schwerter und Spieße in Frieden und Ruhe. Denn nur derjenige iſt ein Chriſt, welcher Chriſto in Allem nachfolgt, der heilig, unſchuldig, unbefleckt, untadelhaft iſt, in deſſen Herzen keine Bosheit ſtattfindet, ſondern Frömmigkeit und Leutſeligkeit regieret, wer Niemand einen Schaden thun kann, ſondern Jedermann behülflich iſt. Der iſt ein Chriſt, welcher ſeine Feinde nicht haſſet, ſondern ſeinen Widerſachern vielmehr Gutes thut, und für ſeine Verfolger und Feinde zu beten weiß. Denn wer Einem Schaden oder Leid thun will, der lügt, wenn er ſpricht, daß er ein Chriſt ſey." — Beiſpiele davon gibt es in Menge. So überfiel einſt ein Tyrann die Chriſten, welche in der Einſamkeit ihrem Gott dienten, mit bewaffneter Hand. Dieſe aber dachten an keine Gegenwehr, ſondern giengen ihm getroſt entgegen und ſagten: „Mein Freund, warum biſt du gekommen?" Ein Anderer wurde von Jemand tödtlich verwundet, und als er ſterben wollte, nahm er ſeinen Freunden das heilige Verſprechen ab, daß ſie dem Mörder nichts zu Leid thun wollen. Daneben ſuchten die Chriſten aber auch ihr Herz durch die Gnade des heiligen Geiſtes mehr und mehr reinigen zu laſſen, damit der in ihnen verborgene Hang zum Zorn geſchwächt würde. Denn ſie wußten, daß die Vergeltung des Böſen mit Böſem nicht nur mit der That geſchehen könne, ſondern auch mit dem Herzen, mit Worten und Geberden. — Sie erkannten ferner zwiſchen dem Beleidiger und dem Rächer keinen andern Unterſchied, als den, daß jener zuerſt von der Uebelthat ergriffen werde, dieſer ihm darin folge. Bei Beiden aber ſahen ſie die Größe der Sünden und die ſchwere Rechenſchaft vor Gott, der alle Bosheit verbietet und verdammt.

Demnach ſcheuten ſie ſich vor aller, auch der feinſten Selbſtrache, weil nach ihrer Anſicht der Schade davon viel größer war, als die verkehrte Luſt ſeyn konnte. „Des Chriſten Tod iſt die Vergeltung des Böſen,“ ſagten ſie, „wie die Biene ſterben muß, wenn ſie geſtochen hat. Vielmehr macht es ein Chriſt wie David, er betet nach dem Beiſpiel des Herrn, wenn er verrathen wird, ſingt, wenn er in Gefahr kommt, frohlockt, wenn er gehaßt wird, und iſt alſo ein Mann nach dem Herzen Gottes.“ — In Beziehung auf die Worte Jeſu: „Wenn dich Jemand auf den rechten Backen ſchlägt, ſo reiche ihm den andern auch dar,“ Math. 5, 39., ſagten ſie: „Wir haben eine Seele und einen Leib, der, ſo lange wir leben, allen ſchädlichen Dingen unterworfen iſt, und ſtehen auch geduldig aus, was uns begegnet. Wie, ſollte es uns zu Herzen gehen, wenn uns etwas Geringeres widerfährt? Nein. Solche Schande ſey ferne von einem Knecht Chriſti, daß ſeine Geduld, die in größeren Dingen geſchickt genug iſt, in geringeren geſchwächt werden ſollte! Will uns Jemand durch ſeine Fauſt zum Zorn bewegen, ſo ſteht die Lehre Chriſti da: Dem, der dich auf einen Backen ſchlägt, biete den andern auch dar. Seine Bosheit muß an deiner Geduld ermüden; wenn auch ein jeder Schlag ſchmerzlich und ſchimpflich iſt, ſo wird doch der Andere von dem Herrn heftiger geſchlagen werden. Wenn du aushältſt, ſo ſchlägſt du den Boshaftigen viel ärger; denn er wird von Dem viel härter geſchlagen werden, um deſſen willen du es leideſt.“ — Sie bekannten ohne Scheu vor Jedermann: „Wir haben gelernt, nicht allein, uns alles Wiederſchlagens zu enthalten, wenn wir Schläge leiden, ſondern auch mit denen nicht zu ſtreiten, die uns und das Unſrige anfallen. Ueberdieß können wir denen, die uns Backenſtreiche verſetzen, auch den andern Theil des Hauptes darbieten, denen, die uns den Rock nehmen, auch den Mantel geben. Wir haben unſern Leib und Leben verläugnet.“ — Solche Ausſprüche wiederholten ſie oft, und hielten ſie denen vor, die nicht darnach lebten. Irenäus z. B. ſchreibt: „Bei dem Herrn dürfen wir nicht allein nicht ſchlagen, ſondern wir müſſen, wenn wir geſchlagen ſind, den andern Backen auch darbieten, nicht allein den Nächſten nicht beleidigen, ſondern gegen die Beleidiger langmüthig ſeyn, und für ſie beten, daß ſie Buße thun und ſelig werden, damit wir ja in keinem Stück der Gottloſen Bosheit nachahmen.“ Hilarius: „Wir müſſen Dem die Rache überlaſſen, der uns geboten hat, bei dem Unrecht das Kleid fahren zu laſſen und den Mentel dazu, der da will, daß wir nach dem Schimpf eines Backenſtreichs auch den andern Backen hinreichen, der uns verboten hat, Böſes mit Böſem zu vergelten, weil wir mehr Vergeltung erlangen werden, wenn wir die Rache dem ewigen Richter beibehalten. Zumal da der Herr der Herrlichkeit ſelbſt zur Vermehrung ſeiner Ehre ſeinen Rücken denen, die ihn ſchlugen, darbot, und ſeine Wangen denen, die ihn rauften.“ — Iſidor: „So gar anders geht es unter den Chriſten zu, als in der Welt. In dieſer erhält den Preis, wer am beſten ficht; aber bei jenen hat der nur Ehre und Ruhm, der verwundet wird, und es mit Geduld leidet. Denn der Sieg wird nicht nach der Rache, ſondern nach der Geduld abgemeſſen. Dieß iſt das neue Geſetz zur Erhaltung des Ruhms, und der neue Weg zum Streit. — — Kein wahrer Chriſt weigerte ſich, dieſes Alles durch die Gnade Gottes an ſich erfüllen zu laſſen, Keiner hatte Entſchuldigungen, wenn es ihm anders allein um die Ehre des Herrn zu thun war. Denn ſie hatten gelernt, und in der Schule des heil. Geiſtes erfahren, daß ihr Heiland ihnen keine ſchädlichen Gebote hinterlaſſen hatte. Auch ſuchten ſie dieſelben nicht nach ihrem Gutdünken zu verdrehen; ſondern machten ihre Erfüllung zu einem unfehlbaren Kennzeichen eines wahren Chriſten. Ebenſo dachten ſie in Beziehung auf die Worte: „Segnet, die euch fluchen,“ Math. 5, 44. „Ein Glaubiger,“ hieß es unter ihnen, „darf nicht wieder ſchelten, ſondern muß allezeit um Gottes willen ſegnen, damit er die Götzen zunichte mache, und Gott preiſe, und ſeine Pflicht erfülle. Die chriſtliche Lehre unterweist die Menſchen, daß ſie Schmach und Spott mit großmüthigem Geiſt ertragen, ſich nicht ſelbſt rächen, noch ihre Feinde mit Schmähungen belegen. Sie lehrt ſie, daß ſie über ihren Zorn und alle unordentliche Gemüthsbewegungen herrſchen ſollen.“ — Sie erinnerten einander aber auch an dieſe Pflicht ſehr oft. „Der Gerechte,“ ſagten ſie, „antwortet dem, der ihm flucht, mit lauter Segen, er ſelbſt aber flucht Niemand, es ſoll auch kein böſes Wort aus ſeinem Munde gehen, wenn er das wahre Gut ſucht. Der Zorn des Läſterers muß nur ſeine Ohren äußerlich berühren, nicht aber durch die Wahrheit des vorgeworfenen Laſters ſein Gewiſſen ſchlagen. Was hilft es ihn, wenn ihn die ganze Welt unaufhörlich lobt? Ein böſes Gewiſſen macht das Lob des Heuchlers nicht gut, und ein gut Gewiſſen kann die Schmach des Verleumders nicht verwunden. Man muß allezeit bei dem Loben oder Schelten in ſein Herz gehen, und wenn man das Gute nicht darin findet, das Einem beigelegt wird, ſo muß man traurig werden; findet ſich aber das Böſe nicht darin, das die Leute Schuld geben, ſo iſt die Freude deſto größer. Wer aber durch die

Schmähworte bewegt wird, der macht, daß man ihn der Schmach werth achtet, eben indem er für unſchuldig angeſehen ſeyn will. Alſo thut derjenige beſſer, welcher die Schmach verachtet, als wer ſich darüber betrübt. Ein anders aber iſt es, wenn Gott ſelbſt geſchmäht wird, da iſt es billig, nicht zu ſchweigen, obgleich in eigener Schmach die Geduld ſonſt gut zu ſeyn pflegt. Daher darf es Niemand umkehren; er darf bei ſeiner eigenen Beſchimpfung keine Feindſchaft üben, bei Gottes Beleidigung aber auch nicht nachgeben. Daher kam die bewundernswürdige Sanftmuth der erſten Chriſten, ſo daß z. B. jener fromme Mann Einem, der ihn ſchmähte, zurief: „Ich könnte dir eben ſo viel wieder an den Hals werfen; aber das Gebot meines Gottes verſchließt mir den Mund." Ein Anderer rühmte auf ſeinem Todbette: „Er habe nie einen Menſchen geſchmäht oder geflucht, oder mit einem Chriſten den geringſten Streit gehabt." — Da war alſo von keiner Streit- und Zankſucht die Rede, — dieſer Quelle aller Unordnung und alles Unheils, Jak. 3, 14—16. 1 Kor. 6, 6. 7. „Dieß," ſagt einer der älteſten Schriftſteller jener Zeit, „iſt ein großer Ruhm der Chriſten, wenn ſie keine Streithändel mit Jemand haben; wenn aber Einer aus Verſuchung in Streit gerathen ſollte, ſo muß er darauf bedacht ſeyn, wie er alsbald beigelegt werde, wenn er auch Schaden dabei leiden müßte. Er ſoll auch nicht vor ein heidniſches Gericht gehen, auch nicht zulaſſen, daß eine weltliche Obrigkeit über uns urtheile. Darum ſind bei dem Gericht die Aelteſten und Diakonen, als die Männer Gottes mit aller Gerechtigkeit." — — Ebenſo fand man bei den Alten auch keine Rechtshändel, vielmehr erklärten ſie: „Ein Chriſt fängt keinen Prozeß mit denen an, welche ihm das Seinige rauben. Chriſtus hat uns befohlen, die Dinge, worüber ſich Streit erhebt, lieber fahren zu laſſen, und alſo des Streits loszuwerden. — Ein Chriſt ſoll vielmehr ſehen, daß der Streit aufgehoben werde, auch wenn er davon Schaden haben muß. Der Weg iſt nach des Herrn Chriſti Zukunft viel ſchmäler gemacht worden, daß man nicht mehr zanken noch ſtreiten darf." Im Vertrauen auf die Fürſorge des Herrn ließen ſie gerne fahren, was ihnen die Feinde nicht laſſen wollten, und ſchätzten die Ruhe der Seele, ſamt dem Frieden mit dem Nächſten, höher, als alle Güter dieſer Welt. Ihre Meinung war: „Wer ſich nicht fürchtet, das Seine zu verlieren, den verdrießt es auch nicht, Andern etwas hinzugeben. Wie würde der, welcher zwei Röcke hat, einen davon einem Armen geben, wenn ſein Herz nicht ſo beſchaffen wäre, daß er Einem, der ihm den Rock nähme, auch den Mantel dazu geben könnte?“ —

Eine ſolche Sanftmuth und Friedfertigkeit konnte nicht unbelohnt bleiben. Ihr werdet Kinder ſeyn eures Vaters im Himmel, ſagte der Herr, und gab eben damit die ſchönſten Verheißungen. Eben dieſelben aber trieben die Chriſten an, die Feinde zu lieben, und machten ihnen Alles leicht. Sie erinnerten einander, wie groß die künftigen Güter ſeyn werden, und was für Barmherzigkeit ſie bereits von Gott genoſſen haben, der ſeinen eingebornen Sohn dahingab, daß alle Menſchen ſelig würden. Auch ſagten ſie: man müſſe vielmehr über ſeine eigenen Fehler zürnen, als über des Nächſten Beleidigung, müſſe die Begierden dämpfen, die etwa noch in den eigenen Gliedern ſtreiten, wenn man ſich Zufriedenheit und Seelenruhe aneignen wolle. — Dieß allein war der rechte Weg zu dieſer Pflicht, und dadurch wurde ihnen möglich, was Andern unmöglich war; denn ſie bewieſen nicht bloß Nachſicht gegen die Feinde, ſondern der Zorn und die Feindſchaft ſelbſt waren ihnen unmöglich, nachdem ſie einmal von dem ſanftmüthigen Jeſu und ſeiner Erbarmung ergriffen worden waren.

III.

Von ihrem Verhalten gegen die unglaubige Obrigkeit.

Anfangs hatten die Chriſten nöthig, der Obrigkeit zu zeigen, daß das Chriſtenthum dem natürlichen Leben keinen Eintrag thue, ſondern daſſelbe erſt in die rechte gottgefällige Ordnung bringe. Man nannte ſie nämlich oft ungehorſame Rebellen, Verſchwörer, Meuchelmörder, Majeſtätsverbrecher, allgemeine Feinde des Reichs, der römiſchen Kaiſer und des ganzen menſchlichen Geſchlechts. Dabei geſchah ihnen vor Gott und allen Verſtändigen Unrecht. Denn die Anklage des Aufruhrs widerlegten ſie damit, daß ſie zeigten, daß die Chriſten, ſo zahlreich ſie auch in der Welt ſeyen, doch nie den geringſten Aufſtand veranlaßt haben. Es wäre ihnen bei der Uneinigkeit der Heiden ſo leicht, ſich zu vereinigen, und den Römern die Spitze zu bieten, aber Niemand werde ihnen dieſes nachſagen können. Auch unter den grauſamſten Verfolgungen widerſtehe kein Chriſt dem Uebel, keiner ſuche dem andern wider die Feinde mit äußerlicher Gewalt beizuſtehen, keiner laſſe ein Verlangen nach Widerſtand merken. Ja, wenn auch die Heiden wider den Kaiſer Krieg anfangen, ſo verhalten ſich die Chriſten ruhig und mengen ſich unter keine Partei, ſondern lieben allezeit den Frieden. Was die Beleidigung der Majeſtät anbelange, ſo müſſen ſie geſtehen, daß ſie auf keine Weiſe zu der Abgötterei gebracht werden können, bei dem Schutzgott der Kaiſer zu ſchwören, oder den Götzen für ſie zu opfern, weil dieß wider die Grundſätze ihrer Religion laufe; allein daraus folge nicht, was die Feinde ihnen andichten. Sie ehren die Obrigkeit von Herzen und beten für ihre Wohlfahrt; beides thuen ſie fleißiger, als die Heiden. Daß aber endlich die Chriſten keine Feinde von andern Leuten ſeyen, könne jeder Verſtändige daraus erkennen, weil ſie ihren ärgſten Feinden ſo viel Gutes thun, und Jedermann mit lauter Liebe begegnen. — — Was die weitere Beſchuldigung betrifft, als ſeyen die Chriſten für die menſchliche Geſellſchaft untauglich, ſo antworteten ſie: „Wie kann doch dieſes von uns wahr ſeyn, die wir mit euch leben, und ſo viele Dinge mit euch gemein haben? Wir ſind weder in Rückſicht auf unſern Gottesdienſt, noch in unſerer Sprache, noch in der äußerlichen Lebensart von andern Leuten verſchieden, ſondern wohnen in den griechiſchen und andern Städten, wie es eines Jeden Zuſtand mit ſich bringt, und halten uns nach der Weiſe der Einwohner in Kleidung und Speiſen, wie auch in andern Dingen, die zum gemeinen Leben gehören. Wozu alſo dieſe ſchimpfliche Klage wider uns, welche ihr bei jeder Gelegenheit wiederholet, als ob wir zu allen bürgerlichen Handlungen untüchtig wären? Wir ſind ja keine Braminen oder Gymnoſophiſten aus Indien. Wir leben nicht in Wäldern oder begeben uns des bürgerlichen Lebens. Wir erwägen gar wohl, daß wir Gott, unſerem Schöpfer und Herrn, für alle ſeine Wohlthaten zu danken ſchuldig ſind, und verwerfen daher keinen Gebrauch von einigen ſeiner Werke. Doch halten wir überall Maaß und Ziel, und mißbrauchen die an ſich guten Dinge nicht zu Ungerechtigkeit und Bosheit. — Wir wohnen bei euch in der Welt, nicht ohne Markt, Fleiſchbank, Ställe, Bäder, Krambuden und öffentliche Zünfte. Wir ſchiffen mit euch, wir kriegen mit euch, wir bauen das Land, wir handeln mit euch, und ebenſo haben wir unſere Künſte mit euch gemein, und was wir arbeiten, das ſtehet zu euren Dienſten. Wie könnet ihr uns denn für untüchtig zu euren Geſchäften halten, mit denen und von denen wir leben?“

Wie demnach die Chriſten in andern Dingen ſich der äußerlichen Ordnung gerne unterwarfen, ſo unterließen ſie es auch nicht, im Gehorſam und in der Treue gegen die Obrigkeit, ſo weit es des Herrn Wille zuließ. Sie waren durch die Lehre der Apoſtel angewieſen, daß Jedermann der Obrigkeit unterthan ſeyn müſſe, Röm. 13, 1. 2. 3. 4. 1 Petri 2, 13. 14. — „Denn, ſagt Origenes, geſetzt, daß die Glaubigen der weltlichen Gewalt nicht hätten unterthan ſeyn wollen, nicht Schoß oder Zoll geben, Keinem Achtung und Ehrfurcht erweiſen, würden ſie nicht die Waffen der Regenten wider ſich gereizt, würden ſie nicht ihre Verfolger entſchuldbar, ſich aber ſtrafbar gemacht haben? Denn es hätte das Anſehen gehabt, als wenn ſie nun nicht des Glaubens, ſondern ihrer Halsſtarrigkeit wegen angefochten würden.“ Daher bekannten ſie vor ihren Richtern: „Wir ſind alſo gelehrt worden, daß wir den Obrigkeiten und Herrſchaften, die von Gott verordnet ſind, die Ehre geben, welche ihnen gebührt und uns nicht ſchädlich iſt. Wir thun nichts Böſes, ja wir halten uns vielmehr unter Allen am treueſten und gerechteſten, ſowohl gegen Gott, als gegen euer Reich.“ — In ihren Schutzſchriften ſchrieben ſie: „Man redet uns nach, als ob wir die Ehre und Majeſtät des Kaiſers verletzten. Gleichwohl hat man niemals Chriſten finden können, die es mit Albinus, oder Niger, oder mit Caſſius (den Aufrührern) wider den Kaiſer gehalten hätten. Ein Chriſt iſt keines Menſchen Feind, geſchweige des Kaiſers. Denn weil er weiß, daß dieſer von ſeinem Gott eingeſetzt iſt, ſo muß er ihn nothwendig lieben, ſich vor ihm ſcheuen, ihn ehren, und wünſchen, daß es ihm wohl gehe und dem ganzen römiſchen Reich, ſo lange die Welt ſtehen wird. So ehren wir nun den Kaiſer alſo, wie es uns vergönnet und ihm ſelbſt nützlich iſt, nämlich als einen Menſchen, der nächſt Gott der Oberſte unter Allen iſt, der Alles, was er iſt, von Gott empfangen hat, und allein unter Gott iſt. Dieſes wird er auch ſelbſt verlangen; denn ſo iſt er recht der Oberſte unter Allen, wenn er allein unter dem wahren Gott iſt.“ — Wenn aber die Kaiſer von den Chriſten forderten, ihren Götzen zu opfern, oder bei ihren Schutzgöttern zu ſchwören, oder ſie, die Kaiſer ſelbſt, als Götter anzubeten, ſo konnten ſie nicht einwilligen. Deßwegen bezeugten ſie auch ohne Scheu, daß ſie durch keinen Befehl dazu gebracht werden können. Ja, wenn man ihnen weiter mit Drohungen und Verfolgungen zuſetzte, ſo waren ſie bereit, eher Alles auszuſtehen, als der Obrigkeit, in dem, was Gott zuwider war, zu willfahren. „Ein Menſch, ſagten ſie, muß zwar als Menſch geehrt werden; aber Gott müſſen wir allein fürchten. Wenn uns Einer befiehlt, dieſen zu verläugnen, ſo wollen wir nicht gehorchen, ſondern wollen ſterben, damit wir nicht als Lügner und Undankbare erfunden werden.“ Der Märtyrer Romanus rief aus: „Ich wünſche, daß der Kaiſer dieſes Licht kennen lerne, wenn er mein Kaiſer ſeyn ſoll. Denn wenn er dem chriſtlichen Namen widerſteht, ſo kann er mein Gebieter nicht ſeyn. Glaube nur, wer etwas Böſes befiehlt, dem werde ich nimmer dienen.“ — Unter ſich ſelbſt aber ſprachen ſie ſich alſo aus: „Wenn der Kaiſer etwas Anders befiehlt, und etwas Anders Gott, ſo iſt Gott mächtiger, als die Obrigkeit. Gib der Obrigkeit, was du ihr ſchuldig biſt, und Gott leiſte auch deinen Gehorſam. Die Obrigkeit drohet dir nur mit dem Gefängniß, aber Gott mit der Hölle. Gib dem Kaiſer das Seinige, aber Gott dich ſelbſt; denn wenn alles des Kaiſers iſt, was wird Gott übrig bleiben? Darum muß man zwar der Obrigkeit unterthan ſeyn, aber innerhalb den Schranken der Zucht, nur daß wir nicht in Abgötterei gerathen.“ — Ferner erwieſen ſie ihre aufrichtige Liebe durch ihre herzliche Fürbitte für die Obrigkeit, wie Athenagoras ſchreibt: „Wir ſchütten unſer Gebet vor Gott aus für euer Reich, damit eure Regierung je mehr und mehr geſtärkt werde, und alles nach Wunſch geſchehe. Und Tertullian: „Wir rufen den ewigen, wahrhaftigen und lebendigen Gott für die Wohlfahrt der Kaiſer an; denn auch dieſe verlangen von ihm, daß er ihnen vor allen Andern gnädig ſey. Wir beten für ſie, daß ſie mögen haben ein langes Leben, eine unbeſchädigte Regierung, einen ſichern Hof, eine tapfere Armee, einen getreuen Rath, ein frommes Volk und ſtilles Land; und in Summa, was ſich ein Menſch oder Kaiſer ſelbſt wünſchen mag.“ — — — Da ſie nun in wichtigeren Sachen ihrer Obrigkeit treu blieben, ſo nahmen ſie viel weniger in geringeren Dingen Anſtand, Alles nach des Herrn Willen und ihrem Gewiſſen zu erfüllen. Sie gaben nach Chriſti Befehl dem Kaiſer, was des Kaiſers war, und bezogen ſich auch in ihren Schutzſchriften darauf. „Was die bürgerlichen Zölle betrifft, ſchreiben ſie, ſo hat man es den Chriſten zu danken, welche dieſelben als eine

Schuld abtragen, ſo, daß der Betrug und Schaden, den eure Leute darin thun, durch die Einkünfte von uns reichlich erſetzt wird. Wir bemühen uns auch, den Schoß und andere Steuern vor allen Andern richtig zu liefern, gleichwie wir von unſern Lehrern unterrichtet ſind.“ Und Tatian erklärt: „Wenn mir der König befiehlt, Tribut zu geben, ſo bin ich bereit dazu; wenn der Herr haben will, ich ſoll ihm dienen, ſo erkenne ich mich gerne für einen Diener.“ — Ebenſo bekannten ſie, daß die Obrigkeit unter den verderbten Menſchen nöthig und nützlich ſey, damit Ordnung unter ihnen gehalten werde. Irenäus ſagt darüber: „Das irdiſche Reich iſt von Gott zum Nutzen der Heiden eingeſetzt, nicht aber vom Teufel, welcher niemals ruhig iſt. Die Könige ſind Diener Gottes, die von uns Tribut fordern, etliche unter ihnen werden zur Beſſerung und Beförderung der Unterthanen gegeben, und zur Erhaltung der Gerechtigkeit, etliche zum Schrecken und zur Strafe. Weil der Menſch von Gott abgewichen iſt, und in lauter Unruhe, Mord und Geiz lebt, ſo hat ihm Gott die menſchliche Furcht auferlegt. Denn er kennt die Furcht Gottes nicht, alſo muß er der menſchlichen Gewalt unterworfen und an ihre Geſetze gebunden ſeyn, um nur etwas von Gerechtigkeit zu erlangen und Beſcheidenheit zu gebrauchen, aus Furcht vor dem Schwert, welches öffentlich dargelegt iſt.“

So gerne ſich aber die Chriſten zur Unterwerfung bequemten, ſo ſehr hielten ſie auch die Obrigkeit verbunden, ihre Pflichten gegen Gott und Menſchen genau zu erfüllen. Deßwegen ſcheuten ſie ſich nicht, die größten Kaiſer daran zu erinnern. „Die Obrigkeit, ſprachen ſie, ſoll billig die Gerechtigkeit zu ihrem Kleide haben; was ſie rechtmäßig und löblich thut, davon darf ſie nicht Rechenſchaft geben noch Strafe leiden. Was ſie aber unbilliger und gottloſer Weiſe zum Verderben des Gerechten als ein Tyrann gethan hat, darin wird ſie durch das gerechte Gericht Gottes verderben, welches alle treffen wird. Eine fromme Obrigkeit iſt allein glückſelig. Denn wir nennen die Regenten nicht glücklich, weil ſie etwa lange regieren, oder nach ihrem friedſamen Tod ihre Söhne in der Regierung hinterlaſſen, oder weil ſie die Feinde ihres Landes bezwungen haben u. ſ. w. (Dieſe und andere Erquickungen des elenden Lebens haben auch die Diener der Teufel gehabt). Sondern wir nennen diejenigen glücklich, welche gerecht regieren und ſich nicht überheben, obgleich ſie von den Schmeichlern auf's Tiefſte geehrt und mit der größten Unterwürfigkeit angebetet werden. Wenn ſie allezeit bedenken, daß ſie Menſchen ſind, wenn ſie ihre Gewalt allezeit Gott zum Dienſt darſtellen, wenn ſie Gott fürchten, lieben und ehren, wenn ſie langſam zur Strafe ſind, und willig zur Vergebung, wenn ſie ihre Wolluſt deſto genauer bezwingen, je freier ſie ſeyn können, wenn ſie lieber ihre böſen Lüſte, als viel Völker beherrſchen wollen, wenn ſie endlich dieſes Alles thun, nicht aus Begierde nach eitler Ehre, ſondern aus Liebe zur ewigen Glückſeligkeit, — ſolche Regenten achten wir Chriſten für glückſelig, und zwar indeſſen in der Hoffnung, nachher aber in der That, wenn da kommen wird, was wir erwarten.“ Ebenſo ſchrieb Agapet an den Kaiſer ſelbſt: „Gott hat dir irdiſche Macht verliehen, daß du die Menſchen lehren ſollſt, das Recht zu bewahren, und den Widerſpruch derer zu dämpfen, welche wieder ihn toben. Bemühe dich ſelbſt, daß du die Geſetze bewahreſt, ob dich gleich Niemand dazu zwingen kann. Denn alſo wirſt du deinen Ernſt beweiſen, wenn du ſie vor Andern in Acht nimmſt. Ein Regent iſt mit allen Andern ein Knecht Gottes, gleichwie er Herr über die Andern iſt. Demnach wird er alsdann nur ein Herr heißen, wenn er über ſich ſelbſt herrſcht und nicht den Wollüſten dient.“ — Von einer gottloſen Obrigkeit dagegen ſagten ſie, daß ſie nicht allein ſich ſelbſt, ſondern auch Land und Leuten Schaden bringe. „Was ſind, hieß es, die Reiche anders, wenn keine Gerechtigkeit darin iſt, als ein groſſer Straßenraub?“ — — Auf gleiche Weiſe eiferten ſie auch gegen böſe Advokaten, welche damals unter den Heiden ſo häufig waren. „Dieſe Leute ſind's, ſchreibt Caſſiodor, welche die Sachen verzögern, wenn man ſie dazu braucht, und verhindern, wenn man ſie übergeht. Erinnert man ſie, ſo verachten ſie es, beſchenkt man ſie, ſo wirds bald vergeſſen. Sie kaufen die Streitſachen an ſich, verkaufen ihre Fürbitten, ſtellen ſelber Schiedsrichter auf, und ſchreiben die Urtheile nach Gefallen vor, das Andere ſtoßen ſie um, ziehen die Zankſüchtigen an ſich, halten die ab, die ſich vertragen wollen, und die ihnen Gehör geben, die halten ſie lange auf.“ — Ferner waren ſie mit dem Rechtſprechen der heidniſchen Richter unzufrieden, welche gemeiniglich ſehr parteiiſch waren, indem arme, bedrängte und dabei unſchuldige Leute, dergleichen die Chriſten waren, büßen mußten, was ſie nicht verſchuldet hatten, die Reichen aber und Großen frei ausgingen. Sie ſchreiben: „Wer ein König oder groſſer Herr iſt, der thut Alles ungeſtraft; begehet aber ein Geringer eben dieſes, ſo iſt der Staupbeſen, Galgen und Rad bald da, und was ein zorniger und wüthender Menſch nur erdenken kann. Wenn es möglich wäre, daß die Reichen auch geſtraft würden, ſo würde man ſehen, daß alle Gefängniſſe von ihnen voll wären. Aber der Reichthum hat zu allem ſeinem Schaden noch dieſen, daß bei ihm nichts gerochen wird, er ſündige auch noch ſo boshaft. Niemand thut ihm deßwegen Einhalt, er verletzt ſein Gewiſſen immerfort, ohne daß ihn Jemand deßwegen beſtrafte.“ — Gegen die heidniſchen Geſetze hatten die Chriſten gleichfalls Manches zu erinnern. Sie tadelten z. B., daß ſie nur diejenigen Verbrechen beſtrafen, welche wider Menſchen geſchehen, und diejenigen nicht, wodurch Gott beleidigt werde. Noch ſchlimmer aber ſey man daran, daß die weltlichen Rechte an verſchiedenen Orten auch verſchieden ſeyen, und ſogar einander entgegen lauten. „Es ſollte von Rechts wegen überall und bei Allen einerlei Art des Regiments ſeyn. Nun aber finde man ſo viele Statuten, als Städte ſeyen, ſo daß an einem Ort für löblich gehalten werde, was an andern ſtrafbar ſey. Daher werde immer ſo viel dawider excipirt, limitirt, geläutert und appellirt; währenddem, wenn alle Menſchen dem allgemeinen natürlichen Rechte nachkämen, nichts dergleichen geſchehen würde. Denn man könnte weder von dem Rath, noch von dem Volk davon losgeſprochen werden. Man dürfte auch keinen Juriſten oder Kommentar darüber leſen. Zu Rom würde kein anderes Geſetz ſeyn, als zu Athen, kein anderes in gegenwärtiger als in zukünftiger Zeit.“ — Dagegen hielten ſie nun die heilſamen und ſüßen Gebote Jeſu Chriſti, der ihnen die Liebe unter einander als ein neu Gebot hinterlaſſen und befohlen habe, nicht mit einander zu ſtreiten noch zu rechten. Ja, er habe nicht allein dieſes befohlen, ſondern noch dazu geſetzt, daß ſie lieber die Sache fahren laſſen ſollen, worüber man mit ihnen zanken wolle, nur damit ſie vom Streit befreit bleiben. Es ſey alſo ein groſer Unterſchied zwiſchen dem Zwang, der bei den Gottloſen nöthig ſey, und dem freiwilligen Gehorſam, den die Kinder Gottes ihrem Vater im Himmel leiſten. Ein Anderes ſeyen des Herrn Jeſu Gebote, ein Anderes die Geſetze der Kaiſer; Ein Anderes befehle Papinian, ein Anderes Paulus. — Ja, ſie verſprachen den Menſchen, wenn Alle dieſem geoffenbarten Willen Gottes kindliche Folge leiſten würden, ſo wären keine andern Geſetze mehr nöthig. Kein Unglück oder Uebel würde mehr auf der Welt ſeyn, wenn alle Menſchen das thäten, was die Chriſten allein thun. Wie ſelig, ja wie golden wäre doch der Zuſtand der Menſchen, wenn in der ganzen Welt lauter Sanftmuth, Gütigkeit, Friede, Unſchuld, Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Treue herrſchte. Auch wären ſo viele und mancherlei Geſetze zur Regierung der Menſchen nicht nöthig, ſondern das eine Geſetz Gottes würde zu einer vollkommenen Unſchuld genug ſeyn. Es wären keine Gefängniſſe, keine Schwerter der Richter, keine Schrecken der Strafe mehr nöthig, weil die heilſamen Gebote, die vom Himmel gekommen ſind, in die menſchlichen Herzen gepflanzt würden, und die Menſchen freiwillig zu den Werken der Gerechtigkeit unterwieſen.“ —

IV.

Von der Abſtrafung der Uebelthäter bei den erſten Chriſten.

Was ferner die Abſtrafung der Uebelthäter betrifft, ſo war es den wahren Chriſten leicht, die ſchrecklichen Mißbräuche aufzudecken, welche unter den Heiden dabei vorkamen. Zunächſt machten ſie dieſelben darauf aufmerkſam, daß ſie gar häufig unſchuldige Menſchen unter dem Vorwand der Gerechtigkeit und des Eifers für das allgemeine Beſte verdammen. „Auch mitten unter den Geſetzen wird geſündigt, ſagt Cyprian, unter dem Rechtſprechen gehet Unrecht genug vor. Der Henker, Galgen und Rad ſind zwar bei den Gerichten, die Marterinſtrumente, Feuer und Schwert, und mehr Erfindungen zur Pein des menſchlichen Leibes ſind vorhanden, als Glieder an demſelben. Wer will aber da Jemand beiſtehen? Soll's ein Advokat thun, — ſo hintergeht er nur die Leute. Soll's ein Richter ſeyn, — der ſpricht die Urtheile für Geld. Ja derjenige, welcher die Sünden zu ſtrafen daſitzt, begeht ſie ſelbſt, und der Richter macht ſich der Sünden ſchuldig, damit nur der unſchuldig Beklagte ſeinen Reſt kriege.“ Andere bezeugten: „Ihr Heiden ſtrafet die begangenen Uebelthaten ab, bei uns aber iſt ein böſer Gedanke ſchon Sünde. Ihr ſcheuet euch nur vor denen, die euer Verbrechen wiſſen, wir allein vor unſerem Gewiſſen, ohne welches wir nicht ſeyn können. Von euren Leuten ſind die Gefängniſſe immer voll, kein Chriſt aber iſt darin, wenn er nicht entweder der Religion wegen angeklagt worden oder von uns abgefallen iſt.“ — — Sie eiferten alſo gegen jedes ungerechte Urtheil, das man einem Menſchen anthue; ſie bekannten aber auch, daß ſie überhaupt kein Menſchenblut vergießen ſehen, geſchweige ſelbſt vergießen können. „Wir dürfen, ſprachen ſie, einem Menſchenmord nicht einmal zuſehen, und hüten uns ſo ſehr vor Menſchenblut, daß wir auch kein Blut der Thiere unter den Speiſen genießen. Wir wollen und können nicht einmal die Leibesſtrafen mitanſehen, wenn gleich die Leute nach den Rechten getödtet werden. Wie ſollten wir nun ſelbſt einen Mord begehen, da wir ihn nicht einmal ſehen wollen, wenn er von Andern geſchieht, damit nicht etwas von der Sünde und Ungerechtigkeit auf uns falle? — Nach der Lehre Chriſti ſoll man lieber ſich tödten laſſen, als daß man Andere tödtet, auch darf ein Gerechter Niemand peinlich oder auf Leib und Leben anklagen, weil darin kein Unterſchied iſt, ob er mit Worten oder mit dem Schwert Einen umbringt. In dem Gebote Gottes kann keine Ausnahme gelten; denn es iſt allezeit Unrecht, einen Menſchen zu tödten, den Gott zu einer geheiligten Kreatur haben will. Das können keine gottſeligen Menſchen ſeyn, welche die armen Leute, die den Tod vor Augen ſehen und um Barmherzigkeit bitten, nicht allein umbringen laſſen, ſondern es noch fördern, und ihre grauſamen und unmenſchlichen Stimmen zu ihrem Tode geben.“

Dieſe Grundſätze befolgten auch ſpätere Lehrer, namentlich erklärt Auguſtin ausdrücklich: „Wer ein Chriſt geworden iſt, der darf Niemand tödten; denn er muß die Geſetze des ihm anvertrauten Rechts in der Barmherzigkeit ohne Schärfe gebrauchen.“ In einer andern Stelle ſchreibt er an einen Richter: „Du biſt ein chriſtlicher Richter, und mußt die Pflicht eines Vaters in Acht nehmen, daß du alſo über die Uebelthaten zürneſt, damit du auch die Barmherzigkeit in Acht nehmeſt. Du mußt auch bei den größten Sünden keine Rachgier ausüben, ſondern dieſe Wunden zu heilen ſuchen. Es iſt gar leicht, daß man den Böſen gram iſt, weil ſie böſe ſind; aber gottgefällig iſt es, ſie deßwegen zu lieben, weil ſie Menſchen ſind. — Im alten Teſtament waren die Strafen deßwegen ſchärfer, daß, wenn die Chriſten ermahnt werden, gütiger zu ſeyn, dieſes ein Mittel der Erhaltung ſey, damit auch ihnen vergeben werde, oder eine Probe ihrer Sanftmuth, auf daß die Wahrheit, wenn ſie von den Sanftmüthigen gepredigt wird, nicht allein geſcheut, ſondern auch geliebt werde.“ —

Selbſt nachher, als unter der wachſenden Menge der Chriſten manche Gewohnheit eingeführt wurde, und auch die Hinrichtung der Uebelthäter aufkam, blieben noch einige Merkmale von der erſten Liebe übrig. Denn die Lehrer baten gewöhnlich für das Leben der Verurtheilten und erzeigten auf ſolche Weiſe Barmherzigkeit an ihnen. So antwortete Auguſtin jenem Tyrannen, der ihn fragte: ob es auch wohl gethan ſey, auf ſolche Fürbitte hin einem armen Sünder das Leben zu ſchenken, da er vielleicht noch weiter ſündigen werde? — „Ja; es könne allerdings geſchehen, weil alles Verbrechen eher Vergebung erlange, wenn der Beklagte Beſſerung verſpreche. Man müſſe zwar die Uebelthaten nicht billigen, ſondern nur die Barmherzigkeit, und je mehr Einem die Sünde mißfalle, deſto mehr müſſe man verlangen, daß der Schuldige nicht ohne Beſſerung verderbe.“ — Außerdem gab es bei den Chriſten auch gewiſſe Aſyle oder Freiſtätten, namentlich waren die Kirchen dazu auserſehen, und wer dieſe erreichte, dem konnte die Obrigkeit nichts anhaben. Uebrigens wurden die Verurtheilten auch an gewiſſen heiligen Tagen freigelaſſen, z. B. am Oſterfeſt, nach Joh. 18, 39., oder an Tagen der allgemeinen Freude.

Aus dem Bisherigen iſt erſichtlich, daß die Todesſtrafe bei den erſten Chriſten nicht üblich war; es fragt ſich daher, wie dieſelben ihre Verbrecher abſtraften? — Anfangs wurde Alles in der Gemeinde abgethan, und wenn ein Bruder oder Schweſter ſich verſündigt hatte, ſo wurde von den Aelteſten mit Zuziehung der ganzen Gemeinde darüber gerichtet. Kleinere Verbrecher mußten Abbitte und Genugthuung thun, größere wurden je nach der Beſchaffenheit ihrer That auf kürzere oder längere Zeit in den Bann gethan oder von der Gemeinde ausgeſchloſſen. Dieſe Strafen ſetzt Auguſtin ausdrücklich den Leibes- und Lebensſtrafen im alten Teſtament entgegen, und zeigt aus 1 Kor. 5, 13., daß der Apoſtel haben wolle, ſie ſollen das Uebel von ſich hinausthun, d. i. den Sünder von der Gemeinde ausſchließen. „Denn, ſagt er, die Ausſchließung thut das nunmehr in den Gemeinden, was die Hinrichtung in dem alten Teſtament that.“ Und in einer andern Stelle: „Wenn ein Chriſt in der Gemeinde in einer ſolchen Sünde betreten wird, daß er des Banns werth iſt, ſo ſoll es mit derjenigen Liebe geſchehen, welche Paulus vorſchreibt, wenn er ſpricht: „Haltet ihn nicht als einen Feind, ſondern beſſert ihn als einen Bruder. Denn ihr ſeyd nicht da, um auszurotten, ſondern zu beſſern, 2 Theſſ. 3, 15. — — Die Kirchen-Buße war aber ſehr ſtreng, und man ſah ſie allgemein als ein vorhergegangenes Urtheil des künftigen letzten Gerichts an. Kindsmörderinnen z. B. oder diejenigen, welche ihre Kinder ausſetzten, wurden auf 10 Jahre ausgeſchloſſen. Wer einen Andern wiſſentlich tödtete, wurde erſt bei ſeinem Tode abſolvirt. Wenn Jemand einen Dienſtboten ſchlug, daß er ſtarb, der wurde 7 Jahre ausgeſchloſſen, oder, wenn er nicht gerade an ſeinem Tode ſchuldig war, 5 Jahre. Eine Ehebrecherin, die ihr unehliches Kind noch dazu ermordet hatte, durfte bis an ihren Tod nicht mehr an der Gemeinſchaft Theil nehmen, eben ſo diejenigen, die in Blutſchande lebten. Die Ehebrecher mußten ſieben Jahre lang von der Gemeinde wegbleiben, und die Zauberer und Teufelsbeſchwörer 5 Jahre. Auf gleiche Weiſe wurden die Diebe und Diebshehler auf 2 Jahre von der Gemeinde ausgeſchloſſen; dabei aber wurde ihnen auferlegt, den Schaden ſo gut, als möglich zu erſetzen. Demnach wurde der Bruder von Brüdern gerichtet in der Gemeinde, man verwies ihm ſeine Fehler mit Nachdruck, erinnerte ihn an den großen Seelenſchaden, ſowohl in Anſehung ſeiner, als der ganzen Gemeinde, und ermahnte ihn dabei zu herzlicher Demüthigung vor dem gerechten Gott. Man behandelte die Menſchen als ſchwache Werkzeuge, die leicht fallen können, deren Seelen aber dennoch theuer ſeyen in den Augen des Schöpfers. — Selbſt einige Regenten verabſcheuten das Blutvergießen, und der fromme Kaiſer Theodoſius der Jüngere erklärte: „Es iſt etwas Leichtes und Geringes, daß ein Menſch ſtirbt; aber wenn es Einen reuet, daß der Andere geſtorben iſt, ſo kann ihn Niemand wieder lebendig machen, als Gott ſelbſt.“ Zu einem Andern aber ſagten die Chriſten: „Wenn ihr auch nur die Böſen umbrächtet, ſo wäret ihr doch ſchon werth, daß die Gerechtigkeit von euch wiche, welche nur deßwegen die Erde verlaſſen hat, weil darauf Blut vergoſſen worden iſt. Um wie viel mehr wird dieſes geſchehen, wenn ihr die Frommen umbringet, und die Liebhaber der Gerechtigkeit für eure Feinde haltet? Was iſt aber greulicher, als wenn ein armer Menſch umgebracht wird? Wenn man ſchon ein böſes Gewiſſen bekommt, da man nur bei der Hinrichtung eines Menſchen iſt, und der Zuſchauer eben ſolcher Sünde ſchuldig wird, als der Thäter ſelbſt, ſo kann der auch nicht von der Blutſchuld frei ſeyn, welcher es vergoſſen haben will.“ — Auf ähnliche Weiſe war man in den erſten Zeiten des Chriſtenthums auch gegen das grauſame Foltern, und es iſt unbegreiflich, wie daſſelbe in ſpäterer Zeit von den Chriſten ſelbſt eingeführt werden konnte. Hören wir, was Einer von den Alten darüber ſagt: „Die

Gerichte der Menſchen über ihre Mitmenſchen ſind ſehr elend und erbärmlich. Sie ſehen oft nicht, was ſie richten ſollen, daher ſuchen ſie die Wahrheit durch die Folter unſchuldiger Zeugen. So gehet es auch, wenn Einer in ſeiner eigenen Sache gefoltert wird, da wird geforſcht, ob er ſchuldig ſey, und wenn er etwa unſchuldig iſt, ſo leidet er doch ſchon für eine ungewiſſe Sünde eine gewiſſe Strafe, nicht weil er überführt wird, daß er's gethan habe, ſondern weil man nicht weiß, ob er ſchuldig iſt. Alſo iſt die Unwiſſenheit des Richters gemeiniglich das Unglück des unſchuldigen Menſchen. Ja, was noch viel ärger iſt, und, wenn's möglich wäre, mit einem Bach voll Thränen beweint werden ſollte, da der Richter den Beklagten deßwegen peiniget, damit er ihn nicht aus Unwiſſenheit unſchuldig hinrichte, ſo geſchiehet es eben durch dieſe erbärmliche Unwiſſenheit, daß er oft den Unſchuldigen um's Leben bringt, welchen er zuvor gepeinigt hatte, damit er ihn nicht unſchuldig hinrichten möchte. Denn wenn der arme Menſch bei ſolcher Marter lieber den Tod erwählt, als daß er ſie länger ausſteht, ſo bekennt er, er habe gethan, was er doch nicht gethan hat. Wenn er nun alſo verdammt und um's Leben gebracht wird, ſo kann der Richter gleichwohl noch nicht wiſſen, ob er ihn mit Recht oder Unrecht umgebracht habe, weil er ihn deßwegen gemartert hat, damit er ihn nicht unſchuldig hinrichten möchte.“ — — Bei allem dem aber war ihre Meinung nicht, als ob man alle Bosheit der Menſchen ungeſtraft hingeben laſſen dürfe, oder als ob ſie ſelbſt Freiheit ſuchten, zu thun, was ſie wollten, ſondern es war ihnen ebenfalls daran gelegen, daß den Sünden und Laſtern geſteuert würde, aber nur auf eine Weiſe, die den armen Menſchen heilſam wäre und von den Obern verantwortet werden könnte. „Es gebe ja ſonſt Mittel genug, ſagt Tertullian, die Uebelthäter ihrer Sünden wegen zu beſchämen und zu zähmen. Es ſey beſſer, ihnen das Blut durch Schaam in's Geſicht zu treiben, als daſſelbe zu vergießen. Die Barmherzigkeit gegen die armen Sünder erfordere eben nicht, daß ihnen Alles nachgelaſſen werde, ſondern daß ſie durch heilſame Mittel zurecht gebracht würden. Und das habe auch jener weiſe Mann gemeint, wenn er ſagte: „Die Vergebung ſey beſſer, als die Leibesſtrafe.“ Zudem ſah man ſchon damals ein, daß durch die Hinrichtung der Uebelthäter der Zweck doch nicht erreicht werde, und daß es keinen Beſtand habe, wenn man die Leute erſt mit blutigem Schrecken zum Gehorſam bringen wolle. Arnobius fragt deßwegen: „Woher kommt die verkehrte Sache, daß man mit ſo vielen Geſetzen und ſo grauſamen Arten der Leibesſtrafen doch der Menge der Uebelthäter nicht abhelfen kann? Die Uebelthaten häufen ſich nur deſto mehr, je fleißiger man durch Recht und Gerichte ſie zu verringern und durch Strafen zu bezähmen ſucht.“ — Endlich machten Mehrere darauf aufmerkſam, wie nöthig es ſey, daß man den Verurtheilten hinlänglich Zeit zur Erkenntniß ihres Zuſtandes und zur wahren Aenderung ihres Herzens laſſe. Es ſey nicht ſo bald mit der gänzlichen Umkehrung ſolcher verſtockten Herzen geſchehen, als ſich die rohen Weltkinder einbilden mögen. — In dieſem Sinne ſchrieb einſt Auguſtin an einen Richter: „Wir verlangen nicht, daß die Böſewichte ganz freigegeben werden ſollen, ſondern dieſes mag genug ſeyn, wenn ſie am Leben bleiben, und entweder durch gute Ordnung von ihrem unruhigen Leben abgebracht, oder zu nützlicher Arbeit beſtimmt werden. Dieſes iſt zwar auch eine Verdammung; aber wer ſieht nicht, daß es mehr eine Wohlthat, als eine Strafe zu nennen iſt, weil weder die Frechheit, ferner zu ſündigen, zugelaſſen, noch die Arznei zur Bekehrung entzogen wird. So kann ein chriſtlicher Richter die Pflicht eines Vaters erfüllen, wenn er die Sündenwunden gerne heilen will.“ An einen Andern ſchreibt er: „Man muß alle Sünden verzeihen, wenn der Schuldige Beſſerung zuſagt. Je mehr uns nun das Verbrechen mißfällt, je weniger wollen wir, daß der Thäter unbekehrt ſterbe. Es iſt ja nur in dieſem Leben noch Zeit, ſich zu beſſern; darum treibt uns die Liebe zu dem menſchlichen Geſchlecht, für die Beklagten zu bitten, daß ſie ihr Leben durch die Strafe nicht alſo endigen, daß ihre Strafe nimmermehr ein Ende nehme.“ —

V.

Von ihrer Anſicht über das Kriegsweſen.

Gleichwie das Chriſtenthum insgemein den Lebensarten und Gewohnheiten der natürlichen Menſchen entgegenſteht, ſo daß dieſe jenes nicht allein nicht annehmen, ſondern auch nicht einmal verſtehen; alſo gieng es auch den erſten Chriſten insbeſondere in Anſehung des Kriegsweſens. Sie waren überzeugt, daß aller Krieg und Streit erſt nach dem Fall in die Welt gekommen ſey, wo die Menſchen angefangen haben, alle Gemeinſchaft unter ſich aufzuheben, einander zu ſchlagen, nachzuſtellen, und eine Ehre in Vergießung von Menſchenblut zu ſetzen. Sie wußten aber auch, daß der Herr eben deßwegen vom Himmel gekommen ſey, um die Menſchen von allem Streit zu befreien, und ihnen zu ihrem verlornen herrlichen Zuſtand wieder zu verhelfen. In dieſer Abſicht hatte er ihnen die Sanftmuth ſo ernſtlich empfohlen, und alle Selbſtrache und Verletzung des Nächſten unterſagt. — Je größer nun die Greuel der Heiden in Friedens-, wie in Kriegszeiten waren, deſto vorſichtiger wandelten die Chriſten, und deſto genauer hatten ſie Acht auf ſich bei ihrer äußerlichen Lebensart. Das Soldatenleben war mit unzähligen Arten von Abgötterei, Ungerechtigkeit, Grauſamkeit und andern Sünden verknüpft, daß ſie nothwendig Bedenken tragen mußten, darin zu leben. Darum ſchreibt Tertullian: „Es fragt ſich, ob ein Glaubiger ſich dem Soldatenleben widmen könne, und ob ein Soldat, beſonders ein gemeiner, zum Glauben zuzulaſſen ſey, der noch immer gezwungen werde, zu opfern oder Todesurtheile zu vollziehen? Der göttliche und der menſchliche Eid ſchicken ſich nicht zuſammen, vielweniger die Fahne Chriſti und die Fahne des Teufels, das Heerlager des Lichts und das der Finſterniß. — Sollen wir wohl glauben, daß wir über den göttlichen Eid einen menſchlichen thun dürfen, und einem andern Herrn huldigen nach Chriſto? Sollten wir noch mit dem Schwert umgehen, da der Herr ausdrücklich geſagt hat: „Wer das Schwert nimmt, ſoll durch's Schwert umkommen?“ Sollte ein Kind des Friedens, welches nicht einmal mehr ſtreiten darf, noch mit der Schlacht zu thun haben? Sollte derjenige noch bei den Gefängniſſen, Foltern und Leibesſtrafen aufwarten, der das ihm angethane Unrecht nicht einmal rächen darf? Darf er wohl Jemand mehr als Chriſto zu Gefallen ſtehen, und zwar etwa an dem Tag des Herrn, wo er nicht einmal Chriſto faſtet? Kann er vor den Tempeln Wache ſtehen, denen er doch abgeſagt hat? Wird er da mitſpeiſen können, wo es dem Apoſtel nicht erlaubt war? Soll er die Teufel des Nachts beſchützen, die er den Tag über mit Beſchwören ausgetrieben hat? Soll er ſich auf den Spieß lehnen, damit die Seite Chriſti durchſtochen werde, — die Fahne tragen, die den Sieg Chriſti nachäffet, — die Looſung von dem Offizier holen, die er ſchon von Chriſto empfangen hat? ꝛc. Obgleich Soldaten zu Johanne kamen, und Lebensregeln von ihm empfiengen, obgleich auch der Hauptmann geglaubt hat, ſo hat doch der Herr nachher alle Soldaten in Petro entwaffnet und gleichſam abgedankt, ſo daß bei uns eine jede Kleidung verboten iſt, die zu einer verbotenen Sache gehört.“ — Ebenſo ſagt Origenes in ſeiner Vertheidigungsſchrift gegen Celſus, welcher verlangte, daß die Chriſten ſich zum Krieg gebrauchen laſſen ſollen: „Wir wollen dem Kaiſer gerne helfen; aber wir verlaſſen uns nicht auf menſchliche, ſondern auf göttliche Waffen, wenn wir für die Könige und Obrigkeiten, nach dem Befehl Pauli, beten. Je gottſeliger Einer iſt, deſto größere Hülfe verſchafft er, — eine größere, als die Soldaten, welche bewaffnet daſtehen, und ſo viele Feinde todtſchlagen, als ſie können. Sehet, auch die Prieſter eurer Götter und die Thürhüter eurer Tempel bewahren ihre Hände rein vom Blut, des Gottesdienſtes wegen, damit ſie mit unbefleckten Händen die Opfer bringen mögen. Wenn ihr nun dieß mit Recht thut, um wie vielmehr halten die Unſrigen ihre Hände rein, als Prieſter Gottes, die vielmehr mitbeten, als mitkriegführen. Denn indem wir mit unſerem Gebet alle Teufel verſagen, welche den Krieg erregen, Frieden und Freundſchaft zerſtören, bringen wir den Regenten mehr Nutzen, als diejenigen, welche Waffen tragen. Auf ſolche Weiſe fechten wir vor Andern für den Kaiſer, ob wir gleich nicht in den Krieg ziehen, indem wir in unſerem eigenen und geheimen Heerlager der Gottſeligkeit die Sache ausführen.“ — Paulinus endlich ſchreibt an einen Soldaten: „Es iſt nichts, was man Demjenigen vorziehen kann oder ſoll, der der wahrhaftige Herr und der ewige Kaiſer iſt. Wenn wir aber dieſe Welt mehr lieben, und dem Kaiſer lieber dienen wollen, als Chriſto, ſo werden wir nachher nicht zu Chriſto, ſondern in die Hölle gebracht werden, darin die Sache der Herren dieſer Welt getrieben wird. — Darum ſo liebe nicht länger dieſe Welt und ihr Soldatenleben, weil derjenige ein Diener des Todes iſt, welcher mit dem Schwert Krieg führt. Wer aber ſein oder anderer Leute Blut vergießt, der wird die Frucht ſeines Lohns empfahen. Denn wenn er umkommt, iſt er entweder an ſeinem Tode Schuld, oder wenn er Andere tödtet, an dieſer Sünde. Ein Soldat findet im Kriege, darin er nicht ſowohl für ſich, als für Andere ſtreitet, entweder ſeinen eigenen Tod, wenn er überwunden wird, oder wenn er überwindet, bekommt er eine Urſache ſeines Todes, weil er kein Ueberwinder ſeyn kann, wenn er nicht zuvor Blut vergoſſen hat. Daher ſpricht der Herr: Ihr könnet nicht zwei Herren dienen. So laſſet uns dieſem folgen, dieſem in ſeinen Streit nachziehen. Wer ihm als ein Streiter anhängt, wird nimmermehr von ihm geſchieden; denn er ſchenket ſeinen Soldaten die Krone des ewigen Lebens.“ — — Daher kam es, daß mehrere Chriſten die Fahne verließen und abdankten. Einige heidniſche Kaiſer ſchickten die Chriſten aus freien Stücken fort, weil ſie glaubten, es gereiche denſelben zur Schande, wenn ſie ſtatt unter dem Heere zu dienen, andere niedrigere Arbeiten verrichten müſſen. Allein dieſe ließen ſich gern Alles gefallen, und erwählten begierig ein Leben, in welchem ſie ihre Liebe zu Gott und Chriſto nicht verläugnen durften. Da aber, wo es nicht in ihrer freien Wahl ſtand, blieben ſie bei der Fahne, und verrichteten nicht ſelten die gefährlichſten Dinge. Freilich waren ſie dabei auch mehr Verſuchungen ausgeſetzt, als Andere; doch blieben ſie ihrem Glauben treu, und ließen ſich zu nichts verleiten, was ſündlich war. Beſonders vertheidigten ſie das Vaterland und die rechtmäßige Obrigkeit gegen jeden feindlichen Anfall, verhüteten allen Schaden und ſuchten den Frieden und das gemeine Wohl auf jede Weiſe zu befördern. Und weil man vor Allem auf ihre Treue rechnen konnte, ſo kam es bald ſo weit, daß die Kaiſer ganze Legionen hatten, die aus lauter Chriſten beſtanden. Später nahmen ſie dieſelben zu ihrer Leibwache, und vertrauten ſich ihnen allein an. Als aber die äußerliche Macht in der Chriſtenheit überhand nahm, gaben die Lehrer nach und nach Manches zu, wovon ſie in ihrem Gewiſſen eine andere Ueberzeugung hatten. Ja, ſie ſchmeichelten den weltlichen Herren, und reizten ſie ſelbſt zum Krieg und Blutvergießen gegen die Unglaubigen auf. So kam es dahin, wie Erasmus ſagt: „Früher wurden die Chriſten von Andern umgebracht, jetzt bringen ſie Andere um. Im Anfang wurden ſie von den Ihrigen vertrieben, nun thun ſie es ſelbſt. Die apoſtoliſchen Männer ſiegten durch ihr Blut, nicht durch Waffen, und die chriſtliche Religion wurde am beſten durch das Blut der Märtyrer vertheidigt. Ihr Glaube war: unter dem Geſetz Moſis ſey der Krieg zwar erlaubt geweſen; im Evangelium aber werde er nicht zugelaſſen, weil der Heiland dem Petrus befohlen habe, das Schwert einzuſtecken.“ Gleiches leſen wir bei Tertullian, wenn er ſagt: „Das alte Geſetz rächte ſich mit dem Schwert, forderte Auge um Auge, und vergalt das Unrecht mit Rache; aber das neue Gebot zielt auf Gütigkeit, und verwandelt die alte Grauſamkeit der Schwerter und Spieße in den Frieden. Der Sieg und Krieg beſteht aus eingenommenen, und zum Theil verwüſteten Städten. Da werden Stadtmauern und Tempel niedergeriſſen, Bürger und Prieſter zugleich ermordet, und zwiſchen der Plünderung gemeiner und anderer Schätze wird kein Unterſchied gemacht. — Lauter Dinge, die ohne die Beleidigung Gottes nicht geſchehen können.“ — Wollte Gott, daß allen Chriſten dieſes bekannt wäre, damit es bei denen, welchen der Krieg zu ſehr anſteht, keiner langen Rede bedürfe; denn offenbar iſt der Wille des Herrn, daß die Chriſten durch Geduld überwinden ſollen, nicht durch Waffen!

VI.

Von ihrer Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit im Handel und Wandel.

Wahre Chriſten ſind zwar gegen Jedermann aufrichtig, wahrhaftig und gerecht im Handel und Wandel; doch wird es nöthig ſeyn, daß wir hier noch beſonders darauf aufmerkſam machen, wie ſich die Alten in dieſem Fall gegen die Unglaubigen betragen haben. — Schon die Natur des Chriſtenthums brachte es mit ſich, daß ſeine Verehrer ſich der Wahrheit in allen Dingen befliſſen, noch mehr aber, da ſie ſo oft an dieſe Pflicht erinnert wurden. Paulus z. B. ermahnt ausdrücklich, daß ſie dem nachdenken ſollen, was wahrhaftig ſey, daß ſie die Lügen ablegen und die Wahrheit reden ſollen, ein Jeder mit ſeinem Nächſten, weil ſie unter einander Brüder ſeyen, Phil. 4, 8. Eph. 4, 25. Wiewohl ſie nun von den Feinden der Wahrheit als Lügner verſchrieen wurden, ſo hieß es doch von ihnen, wie von dem Apoſtel: als für Betrüger gehalten und doch redlich, 2 Kor. 6, 8. Ihr Eifer für die Wahrheit zeigte ſich in dem ſtandhaften Bekenntniß, das ſie ſelbſt im Angeſicht des Todes ablegten, und der Grund ihrer Aufrichtigkeit war ihr reines Gewiſſen und ihre unſchuldige Lehre, worin ſie lauter und redlich einhergiengen. Nichts konnte ſie bewegen, irgend etwas zurückzubehalten, was dem Andern zu wiſſen nöthig war. Wie hätten ſie ſich ſonſt vor den Heiden damit rühmen können, wenn ſie ſich nicht ſo in der That bewieſen? Wir ſehen ja, daß ſie ſich ungeſcheut darauf beziehen, und ihre Feinde gleichſam herausfordern, ob ſie ſie einer Unwahrheit überführen können? — Ihr kräftigſter Beweis war der, daß auch die Heiden nicht läugnen konnten, daß die Chriſten wegen dem, was ſie einmal geſagt hatten, den Tod willig litten. Darum hieß es bei ihnen: „Früher wütheten wir wider einander mit Mord und Todſchlag; nun aber beleidigen wir nicht allein unſere Feinde nicht, ſondern ſtehen auch den Tod aus, um nicht zu lügen und Niemand zu hintergehen, indem wir Chriſtum ſo gerne bekennen. Wenn wir in der Unterſuchung gefragt werden, ſo läugnen wir nicht, weil wir uns nichts Böſes bewußt ſind. Wir halten es für eine Sünde, wenn man nicht in allen Dingen die Wahrheit redet, von der wir wiſſen, daß ſie Gott angenehm ſey.“ — Sie lernten aber auch aus Erfahrung, daß die Wahrheit ein ſtarker Schild ſey denen, die ſie von Gott empfangen und behalten hatten. — Darum bezeugt Baſilius der Große: „Die Wahrheit iſt bloß, ſie braucht keinen Advokaten, ſie führt ihre Sache ſelbſt, und erhebt endlich den niedrigen Sinn zu einem großen Preis. Wir dürfen uns alſo der Wahrheit nicht ſchämen, noch den Schwätzern nachfolgen, die draußen ſind, viel weniger ſie mit zierlichen Worten bekleiſtern.“

Der himmliſche Vater reinigte die Herzen ſeiner Kinder durch den heil. Geiſt, ohne welchen das menſchliche Herz voll Tücke, Betrug und Lügen iſt. Dieſer gute Geiſt erfüllte ihre Seelen mit Wahrheit, und übte ſie darin, daß ſie mit ihrem Nächſten immerdar als vor den Augen Gottes umgiengen, ohne Falſch, ohne Erdichtung, ohne Verſtellung der Geberden und Worte. Ihnen war die gewöhnliche Offenherzigkeit, welche der natürliche Menſch und ein jeder Heuchler haben kann, nicht genug; denn ſie wußten, daß der Herr in ihr Innerſtes ſah und ihre Gedanken prüfte. Daher verlangten ſie ſeine Regierung ohne Unterlaß, und gebrauchten ſie zu ihrer Beſſerung, damit alle Selbſtliebe unterbleiben möchte. — Wenn Jemand dieſe Leute geſehen und ihren Umgang betrachtet hätte, der würde von ihnen geſagt haben: ſie haben gerade wie kleine unſchuldige Kinder mit einander gelebt, — in der höchſten Einfalt, Demuth und Freundlichkeit, ohne Erhebung über einander, ohne Betrug, ohne affektirte Mienen, und noch vielmehr ohne Lügen und daraus entſtehenden Zank. Welch ſchönes Bekenntniß legt alſo Klemens von Alexandrien im Namen Aller ab, wenn er zeigt: man fordere von einem wahren Chriſten, daß er in Worten und Werken aufrichtig und wahrhaftig ſey: „Niemand wird bei uns,“ ſpricht er, „für einen Chriſten, oder für mäßig und langmüthig gehalten, wenn er nicht redet und thut, wie es recht und heilig iſt. Kurz, dieß iſt unſer Zuſtand: wie unſer Verlangen iſt, ſo ſind auch unſere Worte, wie unſere Worte ſind, ſo ſind auch unſere Werke beſchaffen, wie unſere Werke beſchaffen ſind, ſo iſt unſer ganzer Wandel, und ſomit iſt das ganze Leben der Chriſten gut.“

Unter ſolchen Umſtänden war auch Treue und Glaube bei ihnen, und das Wort galt ohne alle Betheurung. Wie weit waren ſie dadurch von den Heiden verſchieden, die wohl tauſend Eide ſchwuren, und doch in keinem die Wahrheit redeten. Es hieß bei ihnen: „Ein erleuchteter Chriſt ſchwört nicht, weil er nur das Ja braucht, wenn er etwas bekräftigen will, und das Nein, wenn er etwas läugnen will. Denn das Betheuern iſt ſchon ein Eidſchwur, den man zuerſt in ſeinen Sinn faßt und dann bejahungsweiſe hervorbringt. Darum läßt er ſich genügen, daß er bei ſeiner Bejahung oder Verneinung hinzuſetzt: Ich rede die Wahrheit, — damit er denjenigen eine Verſicherung gebe, welche die Feſtigkeit ſeiner Antwort nicht alsbald einſehen.“ — Weil ihnen aber auch daran lag, bei den Gottloſen unbedingten Glauben zu finden, ſo beobachteten ſie folgende Regel: „Ein Chriſt muß alſo wandeln gegen die, die draußen ſind, daß ſie ihm Glauben ſchenken können, und nicht einmal einen Eidſchwur von ihm fordern. Gegen ſich ſelbſt aber, und gegen die, welche mit ihm leben, muß er ein ruhiges Gewiſſen haben, welches eine freiwillige Gerechtigkeit iſt. — Wer nun in dieſem Wege des Chriſtenthums erfahren iſt, der dringt ſich weder zum Lügen noch zum Eidſchwur. Denn ein Eidſchwur iſt eine gewiſſe Bekräftigung, wobei Gott zum Zeugen der Wahrheit angerufen wird. Wie ſollte aber ein Glaubiger ſich aller Treue unwürdig machen, daß er allezeit einen Eid ſchwören muß, wenn man ihm glauben ſoll? Er muß ſein ganzes Leben ſo einrichten, damit auch ſein bloßes Zeugniß ſo viel Nachdruck habe, als ein theurer Eid, und damit die Wahrheit ſeiner Rede durch ſeine unveränderten Worte und Werke ſtets bewieſen werde.“ — Die Alten pflegten alſo gar nicht zu ſchwören, und beriefen ſich dabei auf die Ausſprüche Chriſti und ſeiner Apoſtel: „Ich ſage euch, daß ihr ganz und gar nicht ſchwören ſollet. Euer Wort aber ſoll ſeyn: Ja, Ja, Nein, Nein, was drüber iſt, das iſt vom Uebel, Math. 5, 34. 37., vergl. Jak. 5, 12. Und damit kein Zweifel darüber obwalten, und auch keine andere Auslegung ſich einſchleichen konnte, ſchrieb Irenäus: „In der Lehre des Herrn iſt uns befohlen, nicht nur nicht falſch zu ſchwören, ſondern gar nicht zu ſchwören.“ Tertullian: „Ich will nichts von dem falſchen Eid ſagen, weil zu ſchwören überhaupt nicht erlaubt iſt.“ Baſilius, der Große: „Der Eid iſt ſchlechterdings verboten, noch vielmehr aber derjenige, welcher um der Böſen willen geſchworen wird.“ — An dieſem Grundſatz hielt man in der erſten Zeit ſo feſt, daß man ſich eher der Lebensgefahr ausſetzte, als daß man ihn aufgab. Eben daran aber wurden die Chriſten von den Heiden erkannt, und der Geſchichtſchreiber Euſebius erzählt, daß ſich der Märtyrer Baſilides damit verrathen habe, weil er nicht ſchwören wollte. „Er dürfe,“ ſagte er, „durchaus nicht ſchwören; denn er ſey ein Chriſt.“ — — Sobald übrigens das Chriſtenthum in Verfall gerieth und heidniſche Gebräuche in daſſelbe übergiengen, wurde auch der Eidſchwur bei den Gerichten eingeführt. Die Lehrer wagten es nicht, zu widerſprechen, ſondern ſuchten Ausflüchte und Bedingungen, um mit den klaren Worten Chriſti nicht zugleich ſeine andere Lehre zu verwerfen. Doch warnten diejenigen, welche vom Hof, und alſo von der äußerlichen Gewalt entfernt und ſicher waren, gar oft und ernſtlich vor dem Schwören. Beſonders lehrte Auguſtin öffentlich in der Gemeinde, daß Niemand ſchwören ſolle, auch nicht im Geringſten, damit er nicht ſo leicht in einen Meineid falle. Er ſchreibt aber auch darüber: „Der Meineid iſt verderblich, ein wahrer Eid gefährlich, kein Eid am allerſicherſten.“ Oder über die Worte Jakobi: „Der Meineid iſt eine große und ſchwere Sünde, daran Niemand zweifelt. Aber der Apoſtel ſpricht nicht: Schwöret nicht falſch, ſondern, ſchwöret gar nicht! Zudem iſt auch die Ermahnung des Herrn ſelbſt vorangegangen, Math. 5. — Iſt es denn nun keine Sünde zu ſchwören? Das iſt ſchwer zu ſagen. Willſt du aber ferne von dem Meineid ſeyn, ſo ſchwöre gar nicht. Denn wer ſchwört, der kann wohl einmal wahr ſchwören; wer aber nicht ſchwört, der kann auch niemals falſch ſchwören. So mag nun Gott wohl ſchwören, den nichts betrügen kann, den aber auch ſelbſt Niemand betrügt.“ Ebenſo ſagt Ambroſius: „Wer gar nicht ſchwört, der ſchwört auch nicht falſch; wer aber ſchwört, der muß nothwendig einmal in einen Meineid fallen, weil doch alle Menſchen Lügner ſind. Darum ſchwöre nicht, damit du nicht anfangſt, einen Meineid zu thun.“ — Hilarius erklärt die Worte Chriſti, Math. 5, 34—37, alſo: „Das Geſetz hatte auf den Meineid eine Strafe geſetzt, damit die Heiligkeit des Eides den Betrug der Menſchen im Zaum hielt, und das Volk durch das öftere Schwören an ſeinen Gott gedächte. — Der Glaube aber hebt die

Gewohnheit zu ſchwören auf, und ſetzt die Geſchäfte unſeres Lebens in die Wahrheit, nimmt das Verlangen zu betrügen weg, und ſchreibt uns eine einfältige Art zu reden und zu hören vor, damit Ja, Ja, und Nein, Nein wäre, das Uebrige aber vom Uebel. Daher diejenigen, die in der Einfalt des Glaubens leben, den Eid nicht nöthig haben, weil bei ihnen allezeit Ja, Ja, und Nein, Nein iſt, und alle ihre Worte und Werke aus der Wahrheit ſind.“ Hieronymus bezeugt: „Dieſes war im Geſetz als jungen Kindern noch zugelaſſen, daß ſie bei dem Herrn ſchwören durften, nicht als ob ſie deßwegen recht daran gethan hätten, ſondern weil es beſſer iſt, Gott dieſes zu leiſten, als den Teufeln.“ — Auch Chryſoſtomus erklärt das Schwören für unzuläſſig. Er droht ſogar diejenigen zu ſtrafen, die ſchwören, ſie ſollen auch nicht zum Abendmahl gelaſſen werden. Zugleich beantwortet er den Einwurf derer, die ſich damit entſchuldigen: man fordere ja den Eid von ihnen, alſo: „Du darfſt nicht ſagen: wie, wenn mich Jemand zwänge; wie, wenn er mir ſonſt keinen Glauben ſchenkte? — Wo das Geſetz nicht übertreten werden ſoll, da darf man gar nicht an die Nothwendigkeit denken. Denn es iſt eine einzige, unvermeidliche Nothwendigkeit, daß man Gott nicht beleidige.“ Auf gleiche Weiſe äußert ſich auch Gregor von Nazianz: „Du ſollſt allen Eidſchwur meiden. Sprichſt du: wie will ich denn Jemand überzeugen? — Thue es mit Worten, und mit ſolchen Werken, welche deine Worte glaubwürdig machen. Wer falſch ſchwört, der verläugnet Gott. Wozu bedarf Gott des Schwörens? Mache dir Kredit durch dein Leben.“ — In dieſer Beziehung war die griechiſche Kirche viel ſtrenger, als die lateiniſche, weil in dieſer bald die Meinung aufkam, daß das Schwören nicht verboten ſey. Deßwegen nahmen aber auch die falſchen Eide ſo überhand, daß treue Lehrer die bitterſten Klagen darüber führten. Nebendem wurde auch das leichtſinnige Schwören und Betheuern ſo allgemein, daß man den Namen Gottes allezeit vergeblich im Munde führte. Salvian ſchreibt (460): „Der Heiland hat befohlen, daß die Chriſten nicht ſchwören ſollen. Allein man findet jetzt Mehrere, die einen Meineid thun, als ſolche, die gar nicht ſchwören.“ In einer andern Stelle vergleicht er die Chriſten mit den unglaubigen Franken: „Was thut ein Franke Neues, wenn er einen Meineid thut, der einen falſchen Schwur für eine gemeine Redensart hält, nicht für eine Sünde? Und was für ein Wunder iſt es, daß die Barbaren dieſes meinen, welche kein Geſetz und Gott nicht kennen, da der größte Theil der

Römer dieß glaubt, und immer in den Tag hinein ſündigen? So ſchön ehren dieſe Gott, der doch den Eid ſelbſt verboten hat, daß ſie den Meineid für einen beſondern Vortheil halten!“ Noch in einer andern Stelle ſagt er: „Wir leſen die Gebote Gottes immer, und übertreten ſie auch ſtets. Wer iſt unter den Weltleuten, einige Wenige ausgenommen, die Chriſtum nicht immer im Munde haben, nur damit ſie falſch ſchwören können? Daher auch dieſer Schwur bei Herren und Knechten gemein iſt: So wahr mir Chriſtus helfe (per Christum)! Ja, es iſt ſo weit gekommen, daß der Name Chriſti nicht mehr ein Schwur, ſondern eine gemeine Rede iſt; wie ich von den heidniſchen Barbaren geſagt habe. Denn dieſer Name wird bei Vielen ſo verachtet, daß ſie meinen, ſie können nichts thun, wenn ſie nicht bei Chriſto ſchwören. Viele ſchwören bei dem Namen Chriſti nicht allein, wenn ſie liederliche und unnütze Dinge anfangen, ſondern auch gar, wenn ſie die allergrößten Sünden begehen wollen. Denn ſo pflegen ſie zu reden: Bei Chriſto, ich ſtehle das; bei Chriſto, ich gebe dieſem Schläge; bei Chriſto, ich ſchlage dieſen todt u. ſ. w. So weit iſt es gekommen, daß ſie meinen, ſie thun noch bei den größten Sünden einen Gottesdienſt, wenn ſie nur bei Chriſto ſchwören.“

Wer erkennt hier nicht das Bild unſerer Zeit, wo man mit Eiden ſpielt, und keinen Glauben zu finden meint, wenn man ſich nicht leichtſinnig betheuert? Doch wir eilen darüber hinweg, und ergötzen uns an dem Bild der erſten Chriſten, deren Feinde ſelbſt bezeugen mußten: „Sie haben ſich unter einander verbunden, kein falſch Zeugniß zu geben, nichts zu läugnen, worüber ſie gefragt würden, und wovon ſie Gewißheit hätten, oder was ihnen ſonſt anvertraut wäre.“

Wir fügen nun noch Einiges über die Gerechtigkeit der erſten Chriſten im Handel und Wandel hinzu, und bemerken, daß ſie von aller Gewinnſucht, noch mehr aber von Betrug, Lügen, falſcher Waare und anderer Täuſchung ferne waren. Davon hielten ſie ſich auch in ihrem ganzen Leben frei, ſo daß ſie den Heiden mit gutem Gewiſſen vorwerfen konnten: „Ihr ziehet das Geld dem Leben vor; denn das thut ihr, wenn ihr aus Gewinnſucht allerhand gefährlichen Handel auf der See treibet. Uns aber geziemt es, nach der andern Art zu leben, darin wir euch gegenüber ſtehen, — daß wir die Seele nicht für Geld, ſondern das Geld für die Seele hingeben.“ — Ihre Meinung hierüber war: „Ein Gerechter verlangt nichts Fremdes. Denn warum ſollte er zu Schiffe gehen, oder etwas von einem fremden Lande holen, da ihm ſchon an dem Seinigen genügt? Sollte der wohl an fremden Waaren Luſt haben, der keinen Gewinn begehren kann, weil ihm an ſeiner Nahrung genügt.“ — Sie hielten alſo den Handel deßwegen für gefährlich, weil damals nichts als Ungerechtigkeit, Gewinnſucht, Lügen und falſches Schwören damit verbunden war. Dieſe Laſter riſſen übrigens gar bald auch im Chriſtenthum ein, daß ſchon Salvian darüber klagen mußte. „Was iſt das Leben aller Handelsleute,“ ſchreibt er, „als lauter Betrug und falſches Schwören? Meinet ihr, man könne es ſolchen Leuten wohl zu gut halten, wenn ſie ſagen: es ſey ja ihre Profeſſion, und alſo nichts Seltſames, wenn ſie thun, was ſie gewohnt ſind? Bedenket doch, ob Gott jemals wolle, daß böſe Dinge geſchehen, oder ob die h. Majeſtät nicht beleidigt werde, wenn geringe Leute eine große Sünde begehen? Denket an den Haufen der Handelsleute, die den größten Theil der Städte eingenommen haben. Iſt das Leben Aller etwas anders, als daß ſie ſich auf Liſt, Betrug und lauter Lügen legen? Sie ehren Gott ſo wenig, daß ſie das falſche Schwören für einen ſonderbaren Gewinn halten.“ — — Dahin gehörte auch der Wucher, worunter man das verſtand, was man über die ausgeliehene Summe nahm, wie es Auguſtin erklärt: „Wenn du einem Menſchen etwas leiheſt, von dem du mehr zu nehmen hoffeſt, als du ihm gegeben haſt, ſo biſt du ein Wucherer, und biſt darin nicht zu loben, ſondern zu ſchelten.“ Dieſe Art, reich zu werden, wurde von den Alten allgemein verworfen, und ſie ſprachen ſich ſehr nachdrücklich darüber aus. Laktanz z. B. ſchreibt: „Ein Gerechter wird keinen Wucher nehmen, wenn er Einem Geld gelehnt hat, damit die Wohlthat völlig ſey, womit er der Nothdurft deſſelben zu Hülfe gekommen iſt, und er ſich von fremdem Gut enthalte. Denn bei dieſer Art der Dienſtfertigkeit muß er mit dem Seinigen zufrieden ſeyn, weil er ja nicht einmal das Seinige ſchonen darf, damit er Gutes thun möge. Wenn er nun mehr nehmen wollte, als er gegeben hat, ſo wäre es eine Ungerechtigkeit. Wer es aber thut, der ſtellt Netze auf, um von eines Andern Nothdurft etwas zu rauben. Ein Gerechter aber wird niemals unterlaſſen, Barmherzigkeit zu üben, wird ſich auch mit ſolchem Gewinn nicht verunreinigen, ſondern machen, daß dasjenige, was er leihet, ohne allen Schaden unter die guten Werke gerechnet werde.“ Ambroſius: „Der Herr ſpricht im Evangelium Luc. 6, 34: „Wenn ihr leihet, von denen ihr hoffet zu nehmen, was Danks habt ihr davon? Denn die Sünder leihen den Sündern auch, auf daß ſie Gleiches wieder nehmen. Darum liebet eure Feinde, thut wohl und leihet, da ihr nichts dafür hoffet, ſo wird euer Lohn groß ſeyn." — Höret alſo, was für einen Namen der Wucherer von dem Herrn empfangen habe, und wie der heiße, welcher dem Wucherer verpflichtet iſt. — Die Sünder leihen den Sündern auch. — Sie alle Beide ſind Sünder, der Wucherer und der Schuldner. Ihr aber nicht alſo; bedenket nicht lange, was die Feinde verdienen, ſondern vielmehr, was ihr thun ſollet. Gebet denen, von welchen ihr nicht hoffet, daß ihr das Geliehene wieder empfangen werdet. Wer aber noch Zinſe nimmt, der begehet einen Raub." Auguſtin: „Der iſt für grauſam zu halten, welcher dem Armen durch Wucher gleichſam das Leben nimmt." Chryſoſtomus: „Das Wuchergeld iſt wie ein Schlangenbiß. Wer es nimmt, der hat eine Zeitlang ſeine Luſt daran, wie Einer, der etwas Gutes empfängt, und merkt bei dieſer Annehmlichkeit nicht, daß er gefangen ſey. Dieſes Geld aber geht wie ein Gift durch all ſein Vermögen, und macht es zu Schulden." Ambroſius endlich: „Ein Chriſt, wenn er hat, gibt er ſein Geld dahin, da er es nicht wieder hoffet. Darin hat er keinen geringen Wucher der Gnade. Sonſt heißt dieſes nicht helfen, ſondern betrügen. Denn was iſt ſchrecklicher, als wenn du einem Armen Geld gibſt, und es doch doppelt wieder forderſt? Wie will der das Zweifache bezahlen, welcher nicht einmal das Einfache bezahlen kann?"

Wer nun allen dieſen Regeln des wahren Chriſtenthums nachlebte, der konnte aus vollem Herzen mit jenem Alten ſagen:

Wir wiſſen nichts vom Wuchern und vom Schinden,
Wir kennen weder Krieg noch Mord.
Denn Chriſtum kann ein reiner Glaube finden;
Ihm ſinget unſer Werk und Wort.
Ihm beugen wir die Knie, und vor ihm weinen,
Ihn loben wir; wir ſind nun ganz die Seinen.

Sechstes Buch.

Von dem häuslichen Leben der erſten Chriſten.

I.

Von den Hochzeiten der erſten Chriſten und ihrem Eheſtand.

Die Nachrichten von dem häuslichen Leben der Alten ſind bei Weitem nicht ſo vollſtändig, wie die von ihrem öffentlichen Thun und Laſſen. Doch wiſſen wir ſo viel, daß ſie zwar nach dem Rath des Apoſtels Paulus, 1 Kor. 7, den ledigen Stand vorgezogen, jedoch auch den Eheſtand für gut und nützlich gehalten haben. Klemens von Alexandrien ſchreibt: „Paulus rühmt zwar die Mäßigkeit und Enthaltung; er gibt aber auch ſehr viele Gebote über die Ehe, über die Kinderzucht, Haushaltung u. dergl. Nie aber verbietet er einen mäßigen, keuſchen Eheſtand, ſondern nimmt die Gleichheit des Geſetzes und Evangeliums darin in Acht, und läßt Beides zu, — ſowohl den, welcher den Eheſtand mit Dankſagung mäßiglich gebraucht, als den, welcher in der Keuſchheit lebt, wie es der Herr haben will, nachdem ein Jeder berufen iſt, alſo unanſtößig zu wandeln.“ Andere bemerkten: „Obgleich der Eheſtand viele Schwierigkeiten mit ſich bringe, ſo könne er doch ſo erwählt werden, daß er einem vollkommenen Leben kein Hinderniß mache. Die Ehe an ſich ſeye kein Hinderniß an der Gottſeligkeit. Moſes habe auch Weib und Kind gehabt, Elias aber keines von beiden, und doch habe weder Dieſem ſeine Enthaltſamkeit, noch Jenem ſeine Ehe ein Hinderniß gemacht. Jener habe das Manna, Dieſer Feuer vom Himmel gebracht u. ſ. f. — Das eheliche Leben ſey gleichſam die Wurzel und Stütze der andern Stände. Und wenn zwei fromme Perſonen verbunden werden, ſo erleichtere Eines dem Andern ſeine Sorgen und Mühe, es verdopple ſich alle Freude unter ihnen, und ihre Liebe werde auf ewig verſiegelt. Wie ſie im Fleiſche Eines ſeyen, ſo ſeyen ſie der Seele nach verbunden, und wetteifern gleichſam mit einander, welches Gott am meiſten lieben könne.“ — — Alles dieß aber galt nur von dem Eheſtand der Glaubigen und Kinder Gottes, welchem ſie dieſen Vorzug allein zuſchrieben. Und wenn auch eine glaubige Perſon an einen unglaubigen Ehegatten gebunden war, ſo genoß doch jene die Verheißung des Herrn hierin, und zog den Andern auch zum Genuß derſelben. Dieſer wurde durch Jene geheiligt, ſonſt wären ihre Kinder unrein geweſen; nun aber waren ſie heilig, nach dem Ausſpruch des Apoſtels, 1 Kor. 7, 14. — Demnach war dieß in ihren Augen ein heiliger und gottgefälliger Eheſtand, wenn Alles darin in der Furcht des Herrn zugieng. „Es iſt gewiß, ſagten ſie, daß die Ehe rechtmäßig ſey, und nach den göttlichen Geſetzen eingerichtet, wenn keine ſchändliche Luſt den Grund dazu legt, ſondern wenn die Vereinigung um der nöthigen Hülfe und der Fortpflanzung willen geſchieht. So habe es im Anfang der Herr verordnet, daß Zwei Eins werden ſollen, und ihre unſchuldige Herzen an einander ihre Freude hätten, daß Eines dem Andern gleichſam ein Pfand ſeiner Treue ſey, und Beide gleichen Willen und gleiche Meinung, gleiche Abſicht, gleichen Vorſatz und Wunſch haben, und einander ſolche Treue und Liebe erzeigen, daß ſie eine ſelige Ruhe dabei genießen können.“ — — Die gemiſchten Ehen zwiſchen Glaubigen und Unglaubigen wurden, wie ſchon geſagt, nicht getrennt, wenn ſie vorher beſtanden, ehe ein Theil glaubig geworden war, und wenn der unglaubige Theil ſich die Fortſetzung der Ehe gefallen ließ. Wollte ſich jedoch derſelbe ſcheiden laſſen, ſo fand kein Hinderniß Statt, weil der Bruder oder die Schweſter in ſolchen Fällen nicht gebunden war, 1 Kor. 7, 12—15. — Dagegen hielt man nach 2 B. Moſ. 34, 16. 5 B. Moſ. 7, 3. Joſua 23, 12., in den erſten Zeiten ſtreng darauf, daß kein Chriſt ferner eine Heidin, oder ein Heide eine Chriſtin heirathen ſolle. Daher beruft ſich Tertullian auf die Worte Pauli, 1 Kor. 7, 29, und ſagt: „Eine Wittwe dürfe zwar wieder heirathen, aber in dem Herrn, d. i., bloß wenn ſie einen Chriſten nehme.“ Zugleich macht er auf die Hinderniſſe aufmerkſam, welche nach dem damaligen Zuſtand der Chriſten unter den Heiden aus einer ſolchen gemiſchten Ehe entſtehen können. „Es iſt gewiß, ſchreibt er, daß die Glaubigen, welche ſich mit den Heiden in die Ehe begeben, der Hurerei ſchuldig ſind, und daß ſie von aller Gemeinſchaft des Bruderrechts ausgeſchloſſen werden müſſen, nach den Worten des Apoſtels, der da ſpricht, man ſolle auch nicht mit ihnen eſſen. Werden wir aber wohl den Heurathsbrief vor den Richterſtuhl des Herrn bringen und vorgeben dürfen: es ſey eine richtig geſchloſſene Ehe geweſen, da er ſie doch ſelbſt verboten hat? Iſt es nicht ein Ehebruch, der unterſagt wird? Iſt es nicht eine rechte Schändung, wenn man einen Unglaubigen zuläßt? Sollte wohl Einer den Tempel Gottes weniger entheiligen, als ein ſolcher, der die Glieder Chriſti mit ehebrecheriſchen Gliedern vermiſcht? — Und was den täglichen Umgang mit ſolchen Perſonen betrifft, wer zweifelt daran, daß der Glaube durch den Umgang mit den Unglaubigen nach und nach verlöſche? Böſes Geſchwätz verderbt gute Sitten; um wie vielmehr ein unzertrennlicher und beſtändiger Umgang? Jedes gottſelige Weib muß nothwendig auf den Herrn Acht haben; wie kann ſie aber zwei Herren dienen, — dem Herrn und dem heidniſchen Mann? Dem Heiden wird ſie dienen, wenn ſie heidniſche Dinge thut; — die Lebensart, den äußerlichen Putz, ſchändliche Liebkoſungen u. dgl. Auch das Verborgene des Eheſtands iſt unrein, nicht wie unter den Heiligen, wo die eheliche Pflicht aus Noth, als vor den Augen Gottes, beſcheiden und ehrerbietig erfüllt wird. Sie ſehe nun zu, wie ſie dem Manne diene. Gewiß, dem Herrn kann ſie nach ihrer Schuldigkeit kein Genüge thun, weil ſie einen Knecht des Teufels an der Seite hat, der ſeinem Herrn aufwartet, indem er die Uebungen und Pflichten der Glaubigen hindert. Wenn z. B. die Frau mit den Chriſten wachen und beten ſoll, ſo befiehlt ihr der Mann in's Bad zu gehen; wenn jene faſten ſoll, ſo ſtellt dieſer eine Gaſterei an; und wenn ſie ausgehen will, ſo macht er ihr in der Haushaltung ſehr viel zu thun. Wer wollte ferner ſeine Frau in fremden und elenden Hütten herumziehen laſſen, um die Brüder zu beſuchen? Wer wird es gerne dulden, daß ſie bei Nacht (zu den Verſammlungen) von ſeiner Seite weggeht? Wer wird ohne Sorge ſeyn, wenn ſie an Oſtern die ganze Nacht hindurch ausbleibt? Wer wird ſie ohne Verdacht zu dem Mahl des Herrn laſſen, von welchem die Heiden ſo greuliche Dinge ausſagen? Oder wird ſie wohl in die Gefängniſſe kriechen dürfen, um die Ketten der Märtyrer zu küſſen, Einem von den Brüdern einen Kuß zu geben, den Heiligen die Füße zu waſchen, ſie bei dem Eſſen und Trinken zu umfangen, und immer an ſie zu denken? Deßgleichen, wenn ein Bruder aus der Fremde zu ihr kommt, muß er nicht in einem fremden Hauſe herbergen? Wenn ſie Jemand etwas verehren ſoll, ſind ihr da nicht Küche und Keller verſperrt?“ ꝛc. — Aus dieſen Gründen wurde auch in mehreren Kirchenverſammlungen beſchloſſen, ſolche Heurathen nicht zuzulaſſen. Es hieß: „Obgleich der Jungfrauen ſehr viele ſind, ſo ſoll man doch keine chriſtliche Jungfrau den Heiden zum Weibe geben, damit nicht das hitzige Alter in eine geiſtliche Hurerei verfalle.“ Als ſpäter die Ketzer aufkamen, hieß es ſogar: „Es ſoll kein Rechtglaubiger ſich mit einem Ketzer, Juden oder Heiden in ein Ehebündniß einlaſſen, woſern nicht diejenige Perſon, die ſich mit der rechtglaubigen verbindet, zuſagt, daß ſie ſich zu dem wahren Glauben bekehren wolle.“ — Cyprian rechnet eine ſolche Heurath unter die ſchwerſten Sünden, und ſagt: es ſeye eben ſo viel, als die Glieder Chriſti den Heiden preisgeben. — — Dieſes ſtrenge Verbot der gemiſchten Ehen aber iſt um ſo auffallender, als man nichts dagegen einzuwenden hatte, wenn ein Chriſt ſchon vor ſeiner Bekehrung mit einem Heiden verheurathet war, und der Apoſtel Paulus ausdrücklich darauf aufmerkſam machte, daß man ja nicht wiſſe, ob es dem Glaubigen nicht gelinge, den Unglaubigen zum Glauben zu bringen und ihn dadurch ſelig zu machen, 1 Kor. 7, 16. Zudem fehlte es auch nicht an Beiſpielen von frommen Frauen, die über ihre heidniſche Männer viel vermochten und ſie ſogar zum Chriſtenthum bekehrten. So erzählt Auguſtin von ſeiner frommen Mutter: „Sie wurde als züchtige und verſtändige Jungfrau an einen Mann vermählt, dem ſie als ihrem Herrn diente, und den ſie Gott zu erwerben ſich bemühte, indem ſie ihn mit ihren Sitten verkündete, womit er ſie geſchmückt und ihrem Manne ſo liebenswürdig und bewundernswerth gemacht hatte. Sie mußte ſeine eheliche Untreue ertragen, und that es, ohne ſich je mit ihm deßhalb in Hader einzulaſſen; denn ſie hoffte durch Gottes Erbarmen auch ihn noch zum Glauben gelangen zu ſehen. Zudem war er, obwohl in hohem Grade gutmüthig, doch äußerſt jähzornig; aber ſie befolgte die Regel, einem zornigen Manne weder mit That noch Wort zu widerſtreben. Erſt wenn er ſich von ſeiner heftigen Uebereilung wieder gefaßt hatte, ſuchte ſie ſich gelegentlich mit ihm zu verſtändigen. Wenn daher manche Frauen, mit den Spuren erlittener Mißhandlungen auf dem beſchimpften Angeſichte, in traulichem Geſpräche ſich über ihre Männer beſchwerten, ſo nannte ſie ſcherzend ihre Zunge die Urſache des Erlittenen, und mahnte ſie ernſtlich an die ihnen bei ihrer Verheurathung vorgehaltene eheliche Ordnung, nach welcher ſie Dienerinnen geworden ſeyen, und ſich daher gegen ihre Herren nicht ungeberdig ſtellen dürfen. Und an dieſen ihren Grundſatz mahnte ſie auch jene Frauen, wenn ſie ſich wunderten, daß man noch nie vernommen habe, ſie ſeye von Patricius, ihrem ſo zornmüthigen Gatten, je mißhandelt worden, habe je mit ihm auch nur Einen Tag lang in häuslichem Unfrieden gelebt. Die ihr folgten, wünſchten ſich Glück zu der gemachten beſſern Erfahrung; die ihre Worte aber nicht beachteten, blieben der alten Unbill unterworfen. Endlich hat ſie auch ihren Gatten noch am Ende ſeines zeitlichen Lebens Gott gewonnen, und ſeit er glaubig geworden, hatte ſie nicht mehr über das zu weinen, was ſie nur in der Zeit ſeines Unglaubens von ihm ertragen mußte.“

Nachdem wir die Anſicht der Alten über die Ehe kennen gelernt haben, ſo fragt es ſich: auf welche Weiſe ſie dieſelbe geſchloſſen haben? Mehrere wollten behaupten, die feierliche Einſegnung der Ehen durch die Hand eines Lehrers, eines Biſchofs oder Aelteſten, ſeye frühe ſchon üblich geweſen; allein dieß läßt ſich nicht erweiſen. Zwar ſagt Ignaz, ein Schüler der Apoſtel: „Es geziemt ſich, daß diejenigen, welche ſich verheurathen, mit Genehmigung oder nach dem Gutachten des Aufſehers (μετὰ γνώμης) ſich vereinigen, auf daß die Ehe mit dem Herrn und nicht nach der Luſt eingegangen werde.“ Dieſe Erinnerung jedoch hat darin ihren Grund, weil man befürchtete, Einige möchten ſich zu ihrem Schaden oder zum Nachtheil der Gemeinde mit unglaubigen oder andern feindſeligen Perſonen verbinden. — Von dem Brief, welcher dem römiſchen Biſchof Evariſtus unterſchoben wurde, worin die Einſegnung durch den Kirchendiener ausdrücklich befohlen wird, und die ganze Ordnung den Apoſteln zugeſchrieben werden will, wollen wir weiter nichts erwähnen. Das ganze Schreiben iſt nämlich ſehr abgeſchmackt und trägt das Fabelhafte an der Stirne; denn es kommen darin ſchon Brautführer vor, auch iſt von einer Morgengabe die Rede, die gegeben werden ſolle. Demohngeachtet beruft ſich das kanoniſche Recht ſtets darauf. Ebenſo falſch iſt die Verordnung, welche einem gewiſſen Soterus zugeſchrieben wird, worin es heißt: „Keine Ehe ſoll für rechtmäßig gehalten werden, wenn nicht die prieſterliche Einſegnung vorhergegangen ſey.“ — Solche Geſetze ſtammen aus der Zeit, wo falſche Hirten unter der Heerde aufkamen, und wo man jede Gelegenheit benützte, um etwas für ſich zu erhaſchen. Um ſie aber durch ihr Alter ehrwürdig und dem Volk recht zugänglich zu machen, ſchrieb man ſie irgend einem berühmten Manne zu, oder verbreitete die Sage, daß ſich dieſelben unter ſeinen Schriften vorgefunden haben. — —

Wir dürfen daher ohne Bedenken annehmen, daß ſich in dieſer Hinſicht von den erſten Jahrhunderten nichts mehr mit Beſtimmtheit ſagen läßt, daß ſich aber auch keine Spur findet, aus welcher man ableiten könnte, daß die Ehen von den Prieſtern eingeſegnet werden mußten. Dagegen wurde im Jahr 326 nach Chriſti Geburt von der Kirchenverſammlung zu Arelate, und im Jahr 400 von der zu Karthago ausdrücklich verordnet: daß Braut und Bräutigam von den Eltern oder Pflegern in der Gemeinde vorgeſtellt werden, — den Segen empfangen, und aus Ehrerbietung gegen dieſe Einſegnung ſich in der erſten Nacht von einander enthalten ſollen. Allein in dieſer Verordnung iſt von keiner eigentlichen Trauung, ſondern nur von einem öffentlichen Segenswunſch oder Gebet über die Verlobten die Rede, wobei doch immer ein Menſchengebot nach dem andern angehängt wurde, wie hier die Enthaltung, was Luther eine Narrheit nennt, wenn es um des Menſchengebots willen geſchehe. — Zwar ſchreibt auch Tertullian zu Anfang des dritten Jahrhunderts: daß die heimlichen Beiwohnungen, welche nicht zuvor bei der Gemeinde angegeben worden ſeyen, leicht der Hurerei gleich gehalten werden. Er ſieht dabei aber, wie ſeine Worte deutlich zeigen, nur auf die gute Ordnung und Ehrbarkeit, daß Niemand ſich heimlich verloben dürfe, wenn er nicht dafür angeſehen ſeyn wolle, als ob er nur ſeiner böſen Luſt wegen heurathe. Er ſpricht alſo hier bloß von der Gefahr einer übeln Nachrede. — In einer andern Stelle freilich ſagt eben dieſer Kirchenvater: „Woher ſoll ich Worte nehmen, um die Glückſeligkeit einer Ehe zu beſchreiben, welche die Gemeinde geſtiftet, und die unter Lob und Dankgebeten dargebrachte Gabe beſtätigt hat (bei Hochzeiten wurde etwas zum gemeinen Beſten in die Kaſſe gelegt), die ferner von den Engeln als verſiegelt verkündigt, und von dem Vater im Himmel für gültig erklärt wurde.“ Hier iſt aber nicht von dem Kirchendiener, ſondern von der ganzen Gemeinde die Rede, welche in dieſen und andern Fällen den Segen gab, nachdem ſie auch die Heurath geſtiftet und darein gewilligt hatte. Zu der ganzen Gemeinde gehörten aber auch die Wittwen, oder Diakoniſſinnen, welche man namentlich bei Heurathen um Rath fragte, damit ein Chriſt nicht übel ankäme, wenn er ſich mit einer Perſon verſpräche, die nicht fromm wäre. — Erſt Ambroſius und Baſilius, der Große, ſprechen beſtimmt von einer prieſterlichen Einſegnung und dem Band der Ehe, das durch gewiſſe Geſetze und den Segen verknüpft ſey. Beide aber reden alſo davon, daß man keinen Zwang daraus ſchließen kann. — — Uebrigens findet man auch Merkmale bei den Alten, daß Lehrer, welche die verlobten Perſonen beſonders gekannt und geliebt haben, dieſelben aus eigenem Antrieb ſegneten und zuſammengaben, wie wir von den Patriarchen im alten Teſtament leſen, die ihre Kinder gleichfalls ſelbſt zuſammengegeben haben. Die Trauung durch den Kirchendiener ſcheint überhaupt damals nicht gar ſehr, oder doch nicht durchgängig beobachtet worden zu ſeyn, was ſich aus ſpätern Verordnungen der Kaiſer erweiſen läßt, worin nur befohlen wird, es ſoll ſich Niemand leichtſinnig und ohne Bedacht und Beweis vermählen, ſondern in Gegenwart des Kirchenvorſtehers, welcher drei oder vier Kirchendiener dazu rufen und eine richtige Atteſtation machen ſolle. Dabei wird ausdrücklich verordnet, daß die Vornehmen von dieſer Ordnung ausgenommen ſeyn ſollen, und im Uebrigen zugeſtanden, daß zu einer Heurath die Zuneigung der Perſonen genug ſey, und daß Niemand glauben dürfe, die Ehe ſeye nicht feſt, wenn die Feierlichkeiten nicht dabei vorgehen. Mithin bezogen ſich auch dieſe Geſetze bloß auf einen richtigen und mit Zeugen beſtätigten Ehevertrag, keineswegs aber auf die Trauung durch den Prieſter. Dieſe wurde faſt 900 Jahre lang dem Gutdünken eines jeden Glaubigen anheimgegeben, beſonders unter den Griechen, wiewohl dieſe nicht allein die bürgerlichen Verträge der zeitlichen Dinge wegen genau beobachtet, ſondern auch den Segen und die Fürbitte der ganzen Gemeinde willig dazu verlangt haben. — Erſt im 9. und 11. Jahrhundert wurden von den Kaiſern Leo und Alexius Commenus beſtimmte Verordnungen gegeben, wornach alle Ehen für ungültig erklärt wurden, welche ohne die Einſegnung (ἄνευ τῆς ἱερᾶς εὐλογίας) angefangen wurden. Und zwar ſagt Jener ausdrücklich: daß die Vorfahren die Verehelichung ohne die zu ſeiner Zeit eingeführte Einſegnung angefangen haben; dieſer aber: daß die Einſegnung vorher ſehr unterlaſſen worden ſey, weßwegen man ſie nun um ſo mehr zu befeſtigen für nöthig erachtet habe. — Dazu kamen in der griechiſchen Kirche noch andere ungereimte Satzungen. Man gab nämlich vor: „Wenn die Eheleute nicht eingeſegnet ſeyen, ungeachtet ſie rein und ohne Sünden mit einander leben, ſo nehmen die Engel (vielleicht die Kirchendiener) ihre Gaben nicht an, ſie müſſen auch zwei Jahre lang vorher Buße thun, und ſich hundertmal niederwerfen.“ Gewiß iſt, daß die Handauflegung und Einſegnung durch die Geiſtlichen der griechiſchen Kirche daher rührt, und zwar mit allen den wunderbaren Ceremonien, die dabei vorkommen, dergleichen wir von den Abeſſiniern, Armeniern, Ruſſen, Moskowiten und Andern leſen. In der lateiniſchen Kirche dagegen hat man ſich immer auf den unterſchobenen Brief des Evariſtus berufen und daraus endlich ordentliche Geſetze gebildet. Hernach kamen noch die Satzungen der Kaiſer, Karls des Großen und Ludwigs, dazu, welche die Meinung von der Kopulation ſo befeſtigt und eingeführt haben, daß man glaubte, es ſey keine rechte Hochzeit, wenn nicht der Kirchendiener ſie zuerſt öffentlich für gültig erklärt habe. — — Nun mag zwar die Abſicht bei dieſen Verordnungen gut geweſen ſeyn, weil man aller Unordnung damit ſteuern wollte, nachdem die erſte Zucht der Chriſten nicht mehr vorhanden war, und ſich die Sünden überall häuften; allein es kann nicht geläugnet werden, daß man der chriſtlichen Freiheit dadurch Zwang anthat, das Recht, Ehen einzuſegnen, welches Gott der ganzen Gemeinde gegeben hatte, ſofort nur auf Einzelne übertrug, und ſich alſo auch hierin eine Herrſchaft über die von Chriſto theuer erkauften Seelen anmaßte. „Es bleibt alſo dabei, ſagt ein alter Geſchichtsforſcher, daß die prieſterliche Kopulation eine Menſchenſatzung und eben nicht gar zu alte Gewohnheit iſt, die nimmermehr von der erſten chriſtlichen Kirche, noch aus den zunächſt darauf folgenden Zeiten abgeleitet werden kann. Nach der heutigen Verfaſſung aber iſt es gut und billig, daß ein Chriſt ſich der äußerlichen Ordnung auch in dieſem Falle unterwirft, ſo weit es ſein Gewiſſen erlaubt. Wenigſtens iſt dieſe Ceremonie der ruchloſen Heuchler wegen gut, und es könnte viel Bosheit und Betrug dadurch verhütet werden, wenn es nur allezeit redlich und als vor Gottes Augen dabei zuginge unter denen, welche ſolche heilige Dinge zu verrichten haben.“ —

Ebenſowenig war im Alterthum von ſolchen Feierlichkeiten die Rede, wie ſie jetzt bei unſern Hochzeiten zu ſeyn pflegen. Ihr trauriger und bedrängter Zuſtand ließ es nicht zu, viel Gepränge oder Aufzüge zu machen, am allerwenigſten zu ſaufen, zu tanzen und zu ſpringen. Und wenn auch ruhigere Zeiten einfielen, ſo ließ ihnen doch ihre gewöhnliche Sittſamkeit, Mäßigkeit und Gottſeligkeit nicht zu, etwas von dem vorzunehmen, was nachher unter den Chriſten nach der Heiden Weiſe geſchah. Ihre Meinung war: „Das iſt eine glückſelige Hochzeit, bei welcher Chriſtus zugegen iſt, welche durch die Gottſeligkeit, und nicht durch Ueberfluß oder Schwelgerei eingeweiht wird.“ Dagegen regte ſich bereits im dritten Jahrhundert das Verderben unter den Reichen und Vornehmen, wie Cyprian ſchreibt:

„Man pflegt nach der Heiden Weiſe bei den Hochzeiten zu lachen, viele leichtfertige Reden zu ſagen, ein unartiges Weſen, große Ueppigkeit in Speiſen und dergleichen zu haben, was in den jungen Leuten nur böſe Brunſt erweckt, und ihr Herz mit böſen Gedanken und Begierden erfüllt.“ Noch viel ſchmerzlicher aber hatte unter dem Verfall ein Anderer Urſache zu klagen, „daß bei den Hochzeiten, die doch eine heilige Sache ſeyn ſolle, der ganze Schwarm des Teufels eingeführt ſey, als Tanzen, Pfeifen und Geigen, ſchändliche Worte und Lieder, Völlerei, Freſſerei und alle Laſter. Da höre und ſehe man ſchändliche Worte, unverſchämt Gelächter, unordentlich Sitzen durch einander, ſchandbare Poſſen, närriſche Geberden, und lauter thörichte Dinge. Da fange die Natur recht an zu raſen, die Leute verwandeln ſich in Beſtien, etliche wiehern wie die Pferde, etliche ſchlagen mit den Füßen aus, wie die Eſel. Es ſey nichts als eine große Unordnung, und gehe nichts Kluges noch Gutes vor. Der Teufel habe dabei ſeinen rechten Aufzug mit Geigen und Pfeifen, und die Hurenlieder ſeyen ganz gemein darunter.“

Die erſten Chriſten fiengen alſo die Ehe mit Gott und unter ſeiner gnädigen Leitung an, mithin konnte nichts anders als ein ſeliges und gottgefälliges Leben daraus folgen, woran keine Trübſal ſie hindern konnte. Das Band ihrer Liebe war Gott ſelbſt und die Vereinigung mit ihm, wodurch ſie unzertrennlich verknüpft waren in einem ſeligen Frieden und dem liebreichſten Umgang. Tertullian ſagt: „Was iſt das für ein Joch unter zwei Glaubigen in Einer Hoffnung, Einem Wunſch, Einer Zucht, Einem Dienſt? Sie alle Beide ſind Brüder, alle Beide Mitknechte; da iſt kein Unterſchied im Geiſt oder Fleiſch. Denn wo Ein Fleiſch iſt, da iſt auch Ein Geiſt. Sie beten mit einander, ſie liegen mit einander vor Gott, ſie faſten mit einander zugleich, indem ſie einander führen und ermahnen. In der Gemeinde ſind ſie beiſammen, in der Ehe auch. Keines verhält dem Andern etwas in Freud und Leid, Keines entzieht ſich dem Andern, oder iſt ihm beſchwerlich. Da darf ein Jedes frei die Kranken beſuchen, den Armen helfen, Almoſen geben ohne Verdruß, opfern ohne Bedenken, und ohne Hinderniß fleißig ſeyn. Keines darf ſich vor dem Andern verſtohlen mit dem Kreuz bezeichnen, oder furchtſam wünſchen, oder ſtillſchweigend ſegnen. Da ſingen Beide mit einander Pſalmen und Lobgeſänge, und reizen einander auf, wer Gott zu Ehren am beſten ſingen könne. Wenn dieſes Chriſtus hört und ſieht, ſo freut er ſich und ſendet ihnen ſeinen Frieden.“ Eine ſolche heilige und ſelige Ehe rühmten die Alten an dem Apoſtel Petrus und ſeinem Eheweib, daß ſie nicht allein in ihrem Leben einig, friedlich und liebreich mit einander und bei einander gewohnt haben, ſondern auch bis in den Tod Eines Sinnes geweſen ſeyen. Und als der Apoſtel zum Tode geführt wurde, habe er ihr noch zugerufen: ſie ſolle an ihren Herrn denken. — „Alſo, ſetzt Klemens hinzu, war die Ehe dieſes geſegneten Paars beſchaffen, und ſo ſtimmten ſie auch wohl in dem überein, was ihnen am angenehmſten und wertheſten zu ſeyn pflegte.“ — Eine ſolche Ehe, wo in Zweien Ein Herz iſt und bleibt, wo Beide ſich Einer Heiligkeit befleißigen, und unter ihnen dem Geiſt nach alles Eins iſt, was dem Geſchlecht nach noch verſchieden bleibt, wiſſen die Alten als ein außerordentliches Glück nicht genug zu rühmen. Demnach konnte dieſer Stand an ſich unter wahren Chriſten kein Hinderniß an der Gottſeligkeit ſeyn, ſondern er gab vielmehr den Glaubigen manche Gelegenheit, ſich im Glauben und in der Liebe zu üben, und dadurch an dem innern Menſchen zuzunehmen. Sie ſahen aber dabei wohl ein und erfuhren es auch, daß ein deſto größerer Kampf dazu gehöre, je mehr Hinderniſſe und Schwierigkeiten ſich zeigten. Darum wird von jenen Chriſten bezeugt, ſie haben ſich ſelbſt bezwungen, damit ihnen der Eheſtand kein Hinderniß verurſachen möchte, auf dem Wege der Gottſeligkeit fortzuwandeln. Da hieß es mit Recht: „Wo Zwei alſo beiſammen ſind, da iſt Chriſtus, wo Chriſtus iſt, da iſt der Böſe nicht.“ — Bei den wahren Kindern Gottes fiel nach und nach die Sorge um die Nahrung und Kleidung, alle Pracht und Eitelkeit weg, die ſich ſonſt unter fleiſchlich geſinnten Eheleuten findet, ſo, daß ſie ſtets ſorgen konnten, was dem Herrn angehörte. Dahin zielten auch ihre Ermahnungen: „Wenn wir einen verehelichten Chriſten ſehen, ſo laſſet uns ihn erinnern, daß er die Liebe Gottes nicht hintanſetze; ſondern ſeinem Ehegatten ſo zu gefallen ſuche, damit er dabei ſeinem Schöpfer nicht mißfalle.“ So nahmen ſie nämlich die Worte Pauli 1 Kor. 7, 33. 34. — nicht, daß die Verehelichten nur für weltliche Dinge ſorgen und dem Ehegatten durch Putz und dergleichen zu gefallen ſuchen ſollen, ſondern ſie ſollen auch dafür ſorgen, was dem Herrn angehöre, und wie man am Leib und am Geiſt unbefleckt ſeyn möge.

Wenn eine Ehe durch den Tod getrennt wurde, ſo durfte der überlebende Theil nach allgemeiner Meinung wieder heurathen; doch gab es bald Mehrere, welche in dieſem Fall ſtrenger waren und die zweite Ehe verboten, wie die Novatianer. Den Lehrern war es übrigens nicht geſtattet, zwei Frauen nach einander zu haben, worauf namentlich Tertullian und Cyprian drangen, damit die Liebe zur Zucht beſſer erhalten und die Heiden von dem heiligen und reinen Leben der Chriſten dadurch überzeugt werden möchten. — Was die Eheſcheidungen betrifft, die unter den erſten Chriſten vorkamen, ſo hatten ſie meiſtens in dem damaligen Zuſtand ihren Grund. Es traten nämlich viele einzelne Ehegatten zum Chriſtenthum über, während die anderen nach wie vor Heiden blieben. Namentlich waren es Frauen, welche die neue Lehre gerne annahmen, weil ſich die Männer, die an Unzucht, Unmäßigkeit und andere Laſter gewöhnt waren, ungerne davon losmachten. Nicht ſelten wurden daher ſolche Frauen von ihren Männern ſchlecht behandelt, und mußten ſich Spott, Läſterung und manches andere Unrecht gefallen laſſen. Sie mußten täglich heidniſche Gebräuche mitanſehen und Zeugen ſeyn von Ausſchweifungen aller Art. Viele nun ertrugen dieß Alles, ſo lange es dem Herrn gefiel, mit großer Geduld, und weigerten ſich nicht, ſich auch darin von ihm prüfen zu laſſen. Allein, wenn Gott ihnen Gelegenheit gab, ſo machten ſie ſich auch bisweilen ſolcher Bande los; denn Viele wollten lieber ſterben, als daß ſie Chriſtum verläugnen oder läſtern hören wollten. — Juſtin, der Märtyrer, erzählt von einer ſolchen Frau Folgendes: „Es war ein Weib an einen ſehr unzüchtigen Mann verheurathet, welche ſelbſt vorher ſehr unmäßig geweſen war. Nachdem ſie aber durch die chriſtliche Lehre geändert worden war, fieng ſie an, ihren Mann auch dazu zu ermahnen; aber vergebens. Daher verlangte ſie von ihm zu ſeyn. Ihre guten Freunde aber widerriethen ihr dieſes, vielmehr ſolle ſie wider ihren Willen ſich zwingen, und es noch eine Zeitlang verſuchen. Als aber ihr Mann nach Alexandrien reiſte, und daſelbſt noch ſchlimmer lebte, gab ſie ihm einen Scheidebrief, damit ſie ſeiner Sünde nicht theilhaftig würde, und trennte ſich alſo von ihm. Er aber klagte ſie bei dem Kaiſer an und ſagte, ſie ſey eine Chriſtin. Sie hingegen gab auch eine Schrift ein und bat zuvörderſt, daß ſie ihre Haushaltung beſtellen dürfe, dann wolle ſie auf die Klage antworten; was ihr auch geſtattet wurde. Der Mann konnte aber nichts weiter gegen ſie aufbringen, und ließ ihren Lehrer Ptolemäus allen ſeinen Grimm entgelten, welcher auch ſofort von dem Statthalter jämmerlich hingerichtet wurde.“ — Jene chriſtliche Frau wollte ſich alſo nicht eigenmächtig und auch nicht ohne Grund von ihrem Gatten trennen; eben ſo riethen ihr Andere, bei ihm auszuhalten, bis der Herr ſelbſt ihr ein Mittel zu ihrer Befreiung zeigte. Dieß fand ſie in der fortwährenden Unzucht ihres Mannes, und weil es den Chriſten nach dem Ausſpruch des Herrn Matth. 5, 32. erlaubt war, ſich wegen Unzucht von dem untreuen Gatten zu ſcheiden, ſo gab ſie ihm einen Scheidebrief. Aehnliche Beiſpiele gibt es in Menge, welche deutlich lehren, daß die erſten Chriſten keine Ehe trennten, außer um der Hurerei willen. Ihre Meinung war: „Der Schöpfer ſcheidet nichts, was er zuſammengefügt hat, außer um des Ehebruchs willen.“ Als Auguſtin einſt gefragt wurde: ob ein Mann ſein untreues Weib auf friſcher That tödten dürfe? antwortete er: „Nein; ein Chriſt dürfe ſein Weib, ob es gleich die Ehe gebrochen habe, nicht tödten, ſondern nur von ſich laſſen.“ — Bisweilen aber wurden die Chriſten von ihren heidniſchen Ehegatten ſelbſt verſtoßen, wie Tertullian ſagt: „Man ſieht, daß ein Mann, der weiter keine Urſache hat, eiferſüchtig zu ſeyn, weil ſeine Frau ſich nur fromm und keuſch hält, dieſelbe doch von ſich ſtößt. Sobald nun Einer in dem Namen Chriſti ſich beſſert, ſo iſt er euch verdrießlich.“ — In einem ſolchen Fall waren die Glaubigen, wie Paulus ſagte, 1 Kor. 7, 16., nicht mehr gebunden, und konnten alſo eine andere, gleichgeſinnte Perſon heurathen. Allein man ſah doch ſtets darauf, daß ſich kein Mißbrauch einſchlich, wie ſpäter bei dem Verfall des Chriſtenthums, wo der Eheſcheidungen ſogar viele wurden, daß man mit Recht darüber klagen konnte, daß die Männer ihrer Weiber ſo leicht los werden, wie wenn ſie damit handeln dürften. — Mithin waren auch in dieſer Hinſicht die Chriſten der erſten Jahrhunderte von denen der ſpäteren Zeit weit verſchieden.

II.

Von den Pflichten der Eheleute, Eltern, Kinder, Herrſchaften und Dienſtboten bei den erſten Chriſten.

Sobald die Chriſten in den Eheſtand getreten waren, mußte ihre erſte Sorge dahin gehen, daß ſie ihre Pflichten auch gegenſeitig erfüllten. Den Männern hatten die Apoſtel des Herrn Wille verkündigt, daß ſie ihre Weiber von Herzen lieben, mit aller Nothdurft verſorgen, freundlich behandeln und mit ihnen, als den ſchwächſten Werkzeugen und Miterben der Gnade, Geduld haben ſollen. Epheſ. 5, 28. Kol. 3, 19. 1 Petr. 3, 7. Den Weibern dagegen gaben ſie die Ermahnung, daß ſie ihren Männern unterthan ſeyn, Ehrfurcht bezeugen, nicht ſtolz und üppig werden, ſondern einen keuſchen und gottesfürchtigen Wandel führen ſollen vor Allen. Epheſ. 5, 33. 1 Tim. 2, 11. 12. 1 Petr. 3, 1—5. — Dieſe Ermahnungen ſetzten die Schüler der Apoſtel eifrig fort. So erinnert Klemens ſeine Korinthier: „Sie ſollen ihre Weiber zu allem Guten anhalten, daß ſie eine liebenswürdige Lebensart in der Keuſchheit führen, mit Anſtand und Sanftmuth Jedermann freundlich begegnen, die Mäßigung ihrer Zunge durch Stillſchweigen an den Tag legen, ihr Hausweſen gebührend beſtellen, den Herrn fürchten und in allen Dingen ſich klug betragen.“ — Ignaz, ein Zeitgenoſſe von dieſem ſchreibt: „Ihr Weiber, ſeyd euren Männern unterthan in der Furcht Gottes. Ihr Männer, liebet eure Weiber, als die Mitdienerinnen Gottes, als euren eigenen Leib, als Gehülfinnen des Lebens“ ꝛc. Damit ſtimmten die ſpäteren Lehrer vollkommen überein und reden zum Theil noch ausführlicher davon. Chryſoſtomus z. B. ſagt: „Der Mann iſt ſchuldig, dem Weibe, als einem ſchwachen Gefäß, die gebührende Ehre zu geben, damit das Band der Eintracht unter ihnen wachſe. Denn dieſes iſt der wahre Reichthum der Eheleute, wenn Mann und Weib ſich mit einander wohl vertragen, und Eins ſind als Ein Leib. Dieſe ſind, ob ſie gleich arm ſind, die glücklichſten Leute, haben eine wahre Vereinigung und ſtehen in ſteter Ruhe. Gleichwie hingegen diejenigen, welche dieſes nicht genießen, ſondern eiferſüchtig ſind, und den edlen Frieden verlieren, für die Elendeſten gehalten werden, ob ſie gleich reich, groß und berühmt ſind, und Alles vollauf haben. Denn ſie erdenken ſich immer ſelbſt Urſachen zur Unruhe, haben einander ſtets im Verdacht, und können kein Vergnügen haben, indem der innerliche Krieg Alles verwirrt, und ihnen viel Bitterkeit verurſacht." — Ferner: „Das Weib iſt zwar dem Manne unterworfen; aber der Mann darf deßwegen ſein Weib nicht verachten, und ſoll bedenken, daß ſie nicht ſeine Magd oder Sklavin, ſondern ſeine Gehülfin und Freundin ſey. Eine Magd kann Einer wohl zuletzt in die Furcht jagen; aber eine Gehülfin und Geſellim des Lebens, eine Mutter der Kinder, und eine ſo anmuthige Gelegenheit vieler Freude, ſoll nicht mit Furcht und Drohen gebunden, ſondern durch Liebe und Zuneigung bewogen werden. Denn was für Freude kann ein Ehemann haben, wenn er bei ſeinem Weibe als bei einer Sklavin wohnt, und nicht als bei einer Freien?" — Tertullian ſchrieb ein eigenes Buch über den Schmuck der Frauen, in welchem er unter Anderem ſagt: „Zeiget euch geſchmückt mit dem apoſtoliſchen Zierrath, nehmet die weiße Farbe eines aufrichtigen Wandels an euch, die Röthe von eurer Schaamhaftigkeit. Laſſet eure Augen von Beſcheidenheit glänzen und von der Stille des Geiſtes, nehmet zu Ohren das Wort Gottes, und hänget an euren Hals das Joch Chriſti. Unterwerfet euer Haupt euren Ehemännern, ſo ſeyd ihr geſchmückt genug. Die Hände müſſen mit Wolle und Flachs umgehen, und die Füße zu Hauſe gleichſam angeklammert ſeyn, ſo werden ſie beſſer gefallen, als wenn ſie mit Gold behängt ſind. Kleidet euch in die Seide der Unſchuld und der Heiligkeit, und in den Purpur der Schaamhaftigkeit. Wenn ihr alſo geſchminkt ſeyd, ſo werdet ihr Gott zu eurem Liebhaber bekommen." Weiter heißt es: „Glaubet ja nicht, daß ihr euren Männern in zierlichen Kleidern gefallen müſſet. Kein Weib kann ihrem Mann häßlich ſcheinen, indem ſie ihm damals, als er ſie zuerſt erwählte, gut genug geweſen iſt, in Beziehung auf ihr Gemüth, wie auf ihre körperliche Schönheit. Kein Weib darf auch beſorgen, als ob ihr Mann ſie deßwegen weniger lieben, oder ſie zornig anſehen werde, wenn ſie die Künſte nicht braucht, wodurch ſie ſchöner werden könnte. Denn die Männer fordern von ihren Weibern nichts als Keuſchheit; daher werden ſie durch ihr Schminken nichts ausrichten, der Mann mag glaubig oder unglaubig ſeyn." — Auguſtin verweiſt die Weiber auf den rechten, gottgefälligen Gehorſam, den ſie ohne Verletzung des Gewiſſens leiſten können. „Ihr könnet, ſagt er, in allem Dingen euren Männern dienen und gehorſam ſeyn. Es ſoll keine Widerſpänſtigkeit ſich bei euch finden, kein Stolz, keine Hartnäckigkeit, keine Schmähſucht, kein Ungehorſam. Wenn z. B. ein Mann aus Noth die beſten Sachen verkaufen muß, ſoll es die Frau ertragen, und nicht zanken noch widerſprechen. Die Verſchmähung dieſer Dinge muß die Liebe zu ihrem Manne zu Stande bringen. Nimmt er andere Dinge vor, und haſt du Liebe, wie du ſollſt, ſo laß es gut ſeyn. Ja, wenn er dir noch nicht ſo viel zutraut, ſo biete ihm ſelbſt Alles an, und verſchmähe Alles aus Liebe zu deinem Manne. — Wo das Haus recht beſtellet iſt, da muß der Mann des Weibes Haupt ſeyn. Iſt nun der Mann das Haupt, ſo muß er ſie führen und regieren; jene aber muß dem Haupte folgen. Er muß aber auch zuſehen, wo er hingeht; und darf nicht dahin gehen, wo er will, daß ihm das Weib nicht folgen ſoll, damit nicht alle Beide in die Grube fallen.“ — — Für eine weitere Pflicht der Frauen hielt man: daß ſie ſich in Gegenwart ihres Mannes muſterhaft betragen, damit er dadurch gebeſſert und zum Herrn bekehrt werden möchte, 1 Petr. 3, 1. Dieß rühmt namentlich Gregor von Nazianz von ſeiner Mutter mit den Worten: „Sie war nicht allein im Leben eine Gehülfin, ſondern auch eine Anführerin und Vorgängerin, indem ſie ihren Mann mit Worten und Werken zum Guten leitete. Sie hielt es zwar für gut, in allen andern Dingen, den Geboten des Eheſtandes gemäß, zu gehorchen; aber ſie ſcheute ſich auch nicht, denſelben im Glauben und in der Gottſeligkeit zu belehren.“ Ebenſo verhielten ſich viele andere Frauen, denen es gelang, ihre Männer zu Chriſto zu führen. Ueberhaupt ſahen die Verſtändigen wohl ein, daß bei einem Mann die freundliche Zurede ſeines Weibes oft mehr ausrichten könne, als andere noch ſo ſchöne Ermahnungen. Darum ſagt Hieronymus: „Niemand iſt mächtiger als eine fromme Frau, ihren Mann zu unterrichten, in was ſie nur will. Denn er wird ſich weder durch ſeine Freunde, noch durch ſeine Lehrer, noch durch ſeine Obrigkeit ſo zureden laſſen, wie wenn ihm ſein Eheweib einen guten Rath gibt und ihn an etwas erinnert. Eine ſolche Erinnerung hat ein Vergnügen bei ſich, weil er die Perſon liebt, die ihm zu etwas Gutes räth. — Eine heilige und glaubige Familie heiligt auch einen unglaubigen Mann. Ja, wer von einem glaubigen Haufen der Seinigen umgeben wird, der iſt faſt ſo gut als bekehrt; denn, wenn der Jupiter ſelbſt unter ſolchen Anverwandten gelebt hätte, ſo würde er an Chriſtum geglaubt haben.“ — — Endlich verlangte man von chriſtlichen Frauen, daß ſie ihre Männer lieben und ehren ſollen. Ignaz ſchrieb an Polykarp: „Sage meinen Schweſtern, daß ſie den Herrn lieben, und mit ihren Männern vergnügt ſeyn ſollen, beide nach dem Fleiſch und nach dem Geiſt.“ — Ein Anderer ſagte zu einer Frau: „Deinem Manne mußt du beſonders ſein Anſehen laſſen, und das ganze Haus muß von dir lernen, wieviel es dem Manne Ehrerbietung ſchuldig ſey.“ — Bei einer ſolchen Lebensart bewahrte der Geiſt Gottes die Chriſten vor aller Hoffart und Eiferſucht, vor Hader und Streit, vor Unordnung und andern Sünden. Auch in zeitlichen Dingen war der Segen des Herrn mit ihnen, und wie der Mann ſchuldig war, durch Arbeit ſein Haus zu erhalten, ſo war auch die Frau darauf bedacht, daß Alles wohl verſorgt und bewahrt werde. „Deßwegen, ſagt Chryſoſtomus, hat Gott dem Manne das Weib gegeben, daß ſie ihm eine Gehülfin ſeyn ſoll. Dieſes Leben beſteht aus öffentlichen und Privatverrichtungen. Da hat Gott nun Beiden etwas zu thun gegeben; den Männern die öffentlichen und andere Aemter, dem weiblichen Geſchlechte aber die Sorge für die Haushaltung.“

Zu dem Hausweſen gehören auch die Kinder; da jedoch von der Erziehung derſelben ſpäter ausführlich die Rede ſeyn wird, ſo berühren wir hier dieſe Pflicht der Eltern bloß im Allgemeinen. Paulus hatte nämlich ausdrücklich befohlen, daß ſie ihre Kinder in der Furcht und Ermahnung zum Herrn erziehen ſollen, Epheſ. 6, 4. Er erinnerte ſich daher mit Wohlgefallen daran, daß die Mutter und Großmutter des Timotheus nicht bloß ſelbſt einen lautern und ungefärbten Glauben gehabt, ſondern auch denſelben auf ihren Sohn und Enkel fortgepflanzt habe, 2 Tim. 1, 5. Ebenſo wird dem Kaiſer Konſtantin nachgerühmt, es ſey ſeine erſte und größte Sorge für ſeine Söhne geweſen, vor allen Dingen ihre Seligkeit zu befördern. Deßwegen habe er ihnen nicht allein ſolche Lehrer gegeben, die wegen ihrer Gottesfurcht ſehr berühmt waren, ſondern habe ihnen auch ſelbſt die Gottſeligkeit eingepflanzt. Darum leſen wir auch ſo viele Erinnerungen der Lehrer an die Hausväter: „Redet von göttlichen Dingen nicht allein in der Verſammlung, ſondern auch zu Hauſe, der Mann mit ſeinem Weibe, der Vater mit ſeinem Kinde, und zwar ſehr oft, damit ihr dieſe herrliche Gewohnheit einführet. Niemand ſage, man dürfe die Kinder damit nicht bemühen. Denn ſie ſollen nicht allein einige Zeit darauf wenden, ſondern alle Zeit. Ihr müſſet alsbald anfangen, eure Kinder mit dem göttlichen Wort zu ernähren. Ziehet eure Hand von eurem Sohn oder von eurer Tochter nicht ab, ſondern lehret ſie von Kindesbeinen an die Furcht des Herrn. — Gar bald aber ſchlich ſich leider die Verzärtelung der Kinder ein, — dieſes Hinderniß aller Erziehung, ſo daß ſchon Auguſtin und andere treue Lehrer darüber klagen mußten. „Gott, ſagt er, liebt die Zucht; aber es iſt eine verkehrte und falſche Güte, den Sünden den Zügel zu laſſen. Ein Sohn wird zum großen Schaden ſeines Vaters Gelindigkeit erfahren, daß er nachher den Ernſt Gottes empfinden wird, und zwar nicht er allein, ſondern er, ſammt ſeinem nachläſſigen Vater. Denn warum ſollteſt du deinen Sohn nicht von der Bosheit abhalten, da du zwar nicht ſelbſt ſündigeſt, aber doch deinem Kinde daſſelbe nachläſſeſt? Die Sünde muß dir nothwendig ſelbſt gefallen, da ſie dir an deinem Sohn nicht mißfällt. Liebſt du denn deßwegen deine Kinder, wenn du ihren Wollüſten Alles nachläſſeſt? Ja, dann würdeſt du ſie recht lieb haben, wenn du Chriſtum deinen Kindern vorziehen, und ſie ihm anvertrauen würdeſt, wenn du ſie in Dem lieb hätteſt, der ſie dir zu lieben gegeben hat. Biſt du ein Chriſt, wenn du ſie läſtern hörſt und ſtillſchweigſt? Du kannſt dich nicht als einen Vater zeigen, der bereit wäre, ſeine Kinder in einem ſolchen Fall hintanzuſetzen, da du doch mit Abraham bereit ſeyn ſollteſt, ſie zu opfern. Denn wer die Lüſte ſeiner Kinder tödtet, der bringt Gott ein gleiches Opfer wie Abraham.“ — Chryſoſtomus: „Man ſorgt jetzt mehr für Eſel und Pferde, als für die Kinder. Denn wenn ein Eſelstreiber angenommen werden ſoll, ſo ſieht man ſehr darauf, daß man keinen närriſchen, trunkenen, diebiſchen oder unerfahrnen Menſchen bekomme; wenn man aber den Kindern einen Lehrmeiſter vorſetzen ſoll, ſo nimmt man dazu, wen man gerade findet, und bedenkt nicht, daß keine Kunſt wichtiger ſey als dieſe. Denn was iſt wichtiger, als die Herzen junger Leute zu regieren, und ihr Leben recht einzurichten?“ — Außerdem ſahen ſie darauf, daß die Liebe der Eltern zu den Kindern gegen alle gleich blieb, und keines dem andern vorgezogen würde, es wäre denn, daß die ungehorſamen durch den Vorzug der frommen beſchämt werden ſollten. Darum hieß es: „Die Eltern müſſen unter ihren Kindern eine Gleichheit treffen, und nicht eines lieben und das andere haſſen. Denn der Herr hat allen ſichtbare und unſichtbare Gaben gegeben. Wenn aber die Eltern je zürnen, ſo muß es mit Recht geſchehen.“ Und abermals: „Die Eltern ſollen ſich gegen die Kinder gleich zeigen, und wenn ſie etwas unter ſie austheilen, ein Jedes das Seine nehmen laſſen.“ Daraus folgte von ſelbſt auch die nöthige Verſorgung und Verpflegung der Kinder; doch waren wahre Chriſten nicht darauf bedacht, denſelben bloß Geld und Gut zu ſammeln. Ihre Anſicht darüber erhellt aus folgender Stelle: „Du ſprichſt: ich habe einen Haufen Kinder, und wollte ihnen gerne Mittel hinterlaſſen. — Warum machſt du ſie aber arm? Denn wenn du ihnen allen Reichthum hinterläſſeſt, ſo haſt du ihnen das anvertraut, was am gefährlichſten für ſie iſt. Wenn du ihnen aber Gott zum Erben hinterläſſeſt, ſo haſt du ihnen unzählige Schätze hinterlaſſen. Willſt du nun deinen Kindern viel Reichthum laſſen, ſo laſſe ihnen Gottes Schutz. — Laſſet uns nicht darauf denken, wie wir den Kindern Reichthum hinterlaſſen, ſondern wie wir ſie fromm zurücklaſſen. Denn wenn ſie ſich auf ihr Gut verlaſſen, ſo werden ſie nur denken, wie ſie ihre Bosheit mit ihrem Ueberfluß bedecken mögen. Sehen ſie aber, daß dieſer Troſt ihnen mangelt, ſo werden ſie ſich bemühen, ihre Armuth durch Tugend zu erleichtern. Darum hinterlaſſe ihnen keinen Reichthum, damit du ihnen Tugend hinterläſſeſt. — — Die Kinder dagegen mußten ihren Eltern Gehorſam, Liebe und Treue beweiſen, und ſich darin als Chriſten zeigen. Epheſ. 6, 1. 2. 3. Kol. 3, 20. „Ihr Kinder, hieß es, gehorchet euren Eltern und liebet ſie als Mitarbeiter Gottes. Jeſus iſt ſelbſt den Kindern ein Kind geworden und hat dadurch die Kinder geheiligt, indem er ihr Alter annahm. Er iſt auch den Jünglingen ein Muſter geworden zur Gottesfurcht, Gerechtigkeit und Gehorſam, und hat ſie dem Herrn geheiligt. Die erſte Stufe der Gottſeligkeit iſt: Ehre Vater und Mutter. Dieſe hat Gott zu Urhebern eures Lebens verordnet. Ehret ſie mit Gehorſam, damit ihr von allem Spott ferne ſeyd, und verletzet auch nicht im Geringſten die Pflicht gegen eure Eltern ꝛc.“

Was ferner ihr Betragen gegen die Dienſtboten betrifft, ſo ſahen die Hausväter vor allen Dingen auf ihre Uebung in der Gottſeligkeit, weil ſie nicht allein zu Aufſehern über die zeitlichen Angelegenheiten derſelben, ſondern auch zuvörderſt über ihre Seelen beſtellt waren. „Es iſt, bemerkt Chryſoſtomus, nicht allein den Lehrern geſagt: „weide meine Schaafe,“ ſondern zu Allen, denen die kleinſte Heerde anvertraut iſt. Denn dieſe darf deßwegen, weil ſie klein iſt, nicht verlaſſen werden. Ein Jeder hat wohl ein ſolches Schaaf; das führe er auf fette Weiden. Wenn nun ein Hausvater aufſteht, ſo ſoll er für nichts ſorgen, als daß er ſo rede und handle, daß ſein ganzes Haus in der Gottſeligkeit zunehme. Die Hausmutter ſoll zwar auch auf das Hausweſen Acht haben; aber ſie ſoll noch vielmehr dafür ſorgen, daß die ganze Familie himmliſche Dinge verrichte. Denn wenn man in weltlichen Dingen, vor den häuslichen Geſchäften, der Obrigkeit zuerſt das Ihre gibt, um wie vielmehr muß man zuerſt thun, was dem König und Herrn unſer Aller zukommt?“ Auguſtin giebt die Vorſchrift: „Verkündiget allen euren Untergebenen im Hauſe, vom Größten bis zum Kleinſten, die Liebe und Süßigkeit des Himmelreichs, und die Bitterkeit und Furcht der Hölle, und wachet für ihr Heil, weil ihr für Alle Gott Rechenſchaft geben müſſet. — Regieret eure Häuſer wohl und eure Kinder. Gleichwie die Lehrer in der Gemeinde reden müſſen, ſo müſſet ihr in euren Familien thun, damit ihr von euren Untergebenen Rechenſchaft geben könnet. -- Verkündiget den Namen und die Lehre Chriſti, wenn ihr könnet. Ein jeder Hausvater ſoll ſich zu einer väterlichen Zuneigung gegen ſein Haus verpflichtet fühlen. Er ſoll Alle zu Chriſto und zu dem ewigen Leben ermahnen, lehren, warnen und gegen Alle Freundlichkeit und Ernſt gebrauchen. Alſo wird er in ſeinem Hauſe das Amt eines Aufſehers verrichten, wenn er dem Herrn dienet, damit er ewig bei ihm ſey.“ — — Zur Sorge für das Heil des Hausgeſindes gehörte aber auch, daß die Hausväter den Ihrigen Zeit ließen, ihrem Gott zu dienen, und ſie nicht mit übermäßiger Arbeit belegten, ſo daß ihre Seelen unter der Laſt kaum an Gott denken konnten. Dieß diente jedoch zu ihrem eigenen Vortheil, indem ſie deſto mehr Liebe, Treue, Gehorſam und Fleiß von den Dienſtboten zu erwarten hatten, wenn ſie wahre Chriſten waren. „Willſt du, hieß es, daß die Deinigen dir folgen, ſo gewöhne ſie an das göttliche Wort. Und ſprich nicht, das gehöre bloß den Mönchen und Predigern, daß ſie an die heilige Schrift denken; denn es iſt eines jeden Chriſten Schuldigkeit, und beſonders deſſen, der in weltlichen Dingen zu thun hat, weil er deſto mehr Hülfe bedarf, wenn er in der Unruhe dieſer Welt herumgetrieben wird. Darum mußt du ſo für deine Haushaltung ſorgen, daß du der Seele allezeit eine Ruhe gönneſt.“ — Nebendem gehörte zur chriſtlichen Hauszucht, daß die Hausväter auf die Ihrigen und auf ihr Thun und Laſſen fleißig Acht hatten, damit ſie nicht in Sünden und Schande fielen. Was war aber dienlicher dazu, als ein muſterhaftes Leben des Hausvaters ſelbſt? Denn wie ein Rauchwerk mit ſeiner Lieblichkeit die Luft erfüllt, und Jedermann erquicket, alſo iſt ein frommer Mann allen denen heilſam und erbaulich, die um ihn wohnen. — — Endlich verlangte der Apoſtel: Freundlichkeit, Sanftmuth und Gütigkeit, Epheſ. 6, 9. Ebenſo ſpricht Einer von ſeinen Schülern: „Gebiete deinem Knecht oder deiner Magd nicht mit Bitterkeit, damit es nicht ſcheine, als ob du Den nicht fürchteſt, der über dich und ſie zu gebieten hat. Denn Chriſtus iſt nicht gekommen, um nach dem Anſehen der Perſon zu berufen, ſondern diejenigen, welche der Geiſt tüchtig gemacht hat.“ — Dieß rieth übrigens ſchon die Klugheit; denn wenn ein Herr oder eine Frau das Geſinde ſo regierte, daß dieſes ſie als Vater und Mutter, und nicht als Gebieter anſehen konnte, ſo erfüllte es auch ſeine Pflichten mehr mit Liebe als mit Zwang. Zudem iſt der Gehorſam ſtets beſſer, welcher von der Liebe herrührt, als derjenige, welcher durch die Furcht erzwungen werden muß. Mit böſen und ſtörriſchen Dienſtboten iſt es überhaupt nicht gut umgehen. „Ihnen zieht, wie Hieronymus ſagt, der Zorn die Larve eines Löwen an. Wo ein Vortheil zu hoffen iſt, da ſind ſie hurtig im Gehen, Reden und Hören; wo ihnen aber ein Schade zuwächſt, wie es in Haushaltungen nicht immer eben abgehen kann, da ſind ſie mürriſch und zornig. Wenn nur ein Pfennig gewonnen iſt, da iſt Freude; haben ſie aber einen Heller verloren, ſo werden ſie unfreundlich und betrübt darüber.“ — Die Herren müſſen alſo bedenken, wie es ihnen gefallen würde, wenn ſie Knechte wären und ſo behandelt würden. Daher ſollten ſie vielmehr Barmherzigkeit an Andern üben, damit ſie auch ſolche erlangen.

Den chriſtlichen Knechten wurde geſagt, daß ſie ihren Herren gehorſam ſeyn ſollen mit Furcht und Zittern in Einfältigkeit ihres Herzens als Chriſto, und zwar redlich und freiwillig. Epheſ. 6, 5—8. Kol. 3, 22—25. Der Grund ihres Gehorſams ſollte die Demuth ſeyn, ſo daß ſie ſich deßwegen über ihre Herren nicht erheben, weil ſie Brüder ſeyen, ſondern ihnen nur um ſo größere Treue und Liebe bewieſen. Darum ſagten die Alten: „Die Knechte und Mägde ſollen zwar von den Herren und Frauen nicht verachtet werden; aber ſie dürfen auch nicht ſtolz ſeyn, ſondern ſollen deſto fleißiger dienen zur Ehre Gottes, damit ſie von Gott eine beſſere Freiheit erlangen. Sie ſollen nicht begehren, daß ſie von der Gemeinde frei gemacht werden, auf daß ſie nicht erfunden würden, als Knechte ihrer Lüſte. Der Herr habe die Hausväter dazu geſetzt, daß ſie über ihre Knechte gebieten, und die Knechte, daß ſie dienen ſollen. Darum ſollen ſie um des Herrn willen gut dienen, damit ſie auch den Lohn von ihm empfangen. Seyen ſie fromm, ſo ſeyen ſie ohnehin beſſer, als ihre Herren, weil Gott keinen Unterſchied nach dem Stande, ſondern nach den Werken und dem Verhalten mache. Sie müſſen alſo hauptſächlich Gottes Knechte ſeyn und nicht aufhören, es mit ihren leiblichen Herren gut zu meinen. Das Leben eines Jeden zeige an, ob er ein Knecht oder Freier ſey; denn Chriſtus ſelbſt habe leiblicher Weiſe gedient, der doch Alle frei gemacht habe.“ — — Wie nun das Chriſtenthum in den äußerlichen Einrichtungen des Lebens keine Veränderung machte, ſo waren auch die Dienſtboten ſchuldig, bei ihren Herren zu bleiben, und zu thun, was ihnen gebührte. Kein Knecht durfte ohne die Einwilligung ſeines Herrn ſich in einen andern Stand begeben, noch ein einſames Leben erwählen, wenn ſein ordentlicher Herr nicht darum wußte. Gleichwohl aber galt die Regel Pauli: „Biſt du als ein Knecht berufen, ſo laß dich das nicht kümmern, kannſt du aber frei werden, ſo brauche dieß um ſo lieber. Denn wer als ein Knecht in dem Herrn berufen iſt, der iſt ein Freigelaſſener des Herrn.“ 1 Kor. 7, 21. 22. — Demnach war vor allen Dingen nöthig, daß ein Solcher durch den Sohn Gottes recht frei gemacht war von der Liebe zur Welt und ihren Lüſten, dann konnte er den äußern Menſchen gar wohl einen Knecht ſeyn laſſen, und thun, was man von ihm forderte. — In dieſem Sinne ſchrieb Tertullian ſelbſt an den Kaiſer: „Ich will den Kaiſer frei einen Herrn nennen, aber auf die gewöhnliche Weiſe, und wenn man mich nicht zwingt, das Wort **Herr** anſtatt des Wortes **Gott** zu gebrauchen. Ich bin bei ihnen frei: Einer iſt mein Herr, der Allmächtige und Ewige, der auch des Kaiſers Herr iſt. Der Liebesname, Vater, iſt angenehmer, als der Name der Herrſchaft. Wir wollen auch lieber Hausväter als Herren heißen. — Ein Chriſt iſt keines einzigen Menſchen Knecht, ſo ferne er Chriſti Sohn iſt, der ihn von der Knechtſchaft der Welt befreit hat.“ — Ebenſo antwortete einſt ein Märtyrer ſeinem Richter, der ſich auf ſeine Herrſchaft berief: „Ich bin zwar ein Knecht des Kaiſers; aber ich bin auch ein Chriſt, und von Chriſto mit der Freiheit beſchenkt.“ — — Indeſſen verhielten ſich die chriſtlichen Knechte auch gegen ihre unglaubigen Herren ſo treu und gut, daß ſie von ihnen lieb und werth gehalten wurden. Sie machten dem Chriſtenthum alle Ehre, daß Viele, die ihr Betragen ſahen, die Lehre kennen lernen wollten, welche ſo treue Menſchen aus ihnen machte; und alſo auch Chriſten wurden.

III.

Von ihren häuslichen Verrichtungen, beſonders aber von ihrem Verhalten des Morgens und Abends, über Tiſch, bei der Arbeit, im Geſpräch u. ſ. w.

Die Alten betrugen ſich nicht bloß in öffentlichen Verſammlungen chriſtlich und ehrbar, ſondern auch in ihren Häuſern. Sie gebrauchten die leiblichen Wohlthaten, waren heiter und munter im Leben; aber ſie betrugen ſich ſtets ſo, daß ihr Aus- und Eingang dem Herrn wohlgefiel. Die Häuſer der Chriſten waren recht eigentlich Gotteshäuſer, wie Athanaſius bezeugt: „Die Eltern ermahnten ihre Kinder, die Kinder baten ihre Eltern, daß ſie ſich nicht von der Gottſeligkeit in Chriſto abziehen laſſen ſollen. Wie viele Weiber haben ihre Männer dahin gebracht, wie viele ſind auch von den Männern beredet worden, daß ſie allezeit beteten, wie der Apoſtel ſagt? In Summa, es war überall eine ſolche Aneiferung zur Gottſeligkeit, daß man meinte, es ſey eine jede Familie ein eigenes Gotteshaus oder Tempel, wegen der Gottſeligkeit derer, die darin wohnten, und ſo emſig zu Gott beteten.“ —

Wir wollen nun die Tageszeiten der Reihe nach durchgehen, und den erſten Chriſten gleichſam zuſehen, was ſie zu jeder beſonders zu thun pflegten. — Des Morgens, wenn ſie erwachten, hieß es bei ihnen, wie bei David: „Wenn ich erwache, bin ich noch bei dir.“ Sie ermunterten ſich ſelbſt alſo: „Der Herr, der unſere Herzen zum Guten erweckt, ruft uns zu: Verlaſſet das Bette, ſehet, Chriſtus ruft euch zum Leben; er ruft: wachet, denn ich bin nahe! — Dieſer Schlaf, der euch nur eine gewiſſe Zeit gegönnt wird, iſt ein Bild des Todes. — Die Stimme Chriſti erinnert uns, daß das Licht nahe ſey, damit die Seele dem Schlaf nicht diene ꝛc.“ Bei dem Hahnenſchrei, wodurch der Tag angezeigt wurde, riefen ſie: „Der Verkündiger des Tages läßt ſich hören, worauf das Licht anbricht und alle herumſchweifende Böſen ihre ſchädlichen Wege verlaſſen müſſen. Dabei hat Petrus angefangen zu weinen und ſich zu bekehren. Darum friſch aufgeſtanden, der Hahn ſchilt die Schläfrigen, und ſtraft die, welche den Herrn verläugnen! Bei ſeinem Geſchrei kriegen wir neue Hoffnung, die Gefallenen bekommen wieder Glauben. O Jeſu, ſiehe uns Schwache an, und ändere uns! Scheine du, o Licht, in unſere Sinne, und vertreibe alle Schläfrigkeit des Herzens!“ ꝛc. — Wenn ſie die Sonne aufgehen ſahen, ſprachen ſie unter einander: „Die Sonne erfüllt die Welt mit einem großen Licht. O denke nicht nur an ihre Größe, ſondern betrachte ihren Schöpfer, und lobe ihn vor allen Dingen! Iſt dir dieſe Sonne ſo angenehm, wie gut iſt die Sonne der Gerechtigkeit? Kann dieſe Alles beſtrahlen; wie groß muß Der ſeyn, welcher Alles mit ſeinem Licht erfüllt? Wenn die ſo wunderbar iſt, welche auf Befehl aufgeht, wie wird Der alle Bewunderung übertreffen, welcher die Sonne aufgehen heißt?“ — Sie ſtanden überhaupt gerne frühe auf, damit ſie vor den Herrn kommen möchten, ſobald das Licht anbrach, und ihm danken für alle ſeine Güte, die er an ihnen gethan hatte. Sie ſagten: „Wir kommen der Morgendämmerung zuvor, und ſtehen zum Gebet auf, damit der Tag uns nicht im Bette noch antreffe. Darin muß man Dem nachfolgen, welcher geſagt hat: „Meine Augen ſind der Morgenröthe zuvorgekommen.“ — Den Schluß der nächtlichen Andacht macht das Andenken Gottes am Morgen; daher muß man mit dem Tag anfangen, zu Gott zu wachen, weil ſich's frühe um ſo glaubiger und mit fröhlicherem Gewiſſen beten läßt, wenn das Bett leer iſt. — Ehe man noch aus der Schlafkammer tritt, muß man dem Heiland Dank abſtatten, und vor allen weltlichen Geſchäften die Werke der Gottſeligkeit verrichten, weil uns der Herr in unſerer Ruhe bewahrt und in unſern Betten behütet hat. Denn wer kann einen ſchlafenden Menſchen, der ganz außer ſich iſt, beſchützen, als Gott? Er weiß ja nicht, wie ihm geſchieht, und kann ſich ſelbſt nicht helfen.“ — Neben dem Preis Gottes waren aber ihre Bitten hauptſächlich auf geiſtliche Gaben gerichtet, wie folgendes Gebet lehrt: „O Herr, unſere Zunge müſſe dir zuerſt lobſingen, und die Begierde unſers Herzens nach dir gehen, damit du ein heiliger Anfang unſerer folgenden Werke ſeyeſt! Laß doch die Finſterniß dem Lichte weichen, daß alle Schuld durch die Gnade des Lichts vergehen möge! O du Glanz der ewigen Herrlichkeit, der du ein Licht vom Licht, und der Brunnen des Lichtes biſt! O komm in unſere Herzen, und ſcheine ohne Aufhören darin, gieße den Glanz deines heil. Geiſtes in unſern Sinn! Laß ihn unſer Herz regieren, daß unſer Glaube an dich lebendig ſey, und keinen Betrug noch Heuchelei kenne! Laß uns dieſen Tag fröhlich zubringen, und den Glauben in uns ſcheinen, wie den hellen Mittag, damit unſer Herz von keiner Dunkelheit mehr wiſſe. Vertreibe die Menge der unreinen Geiſter, nimm von uns weg alle Trägheit unſeres Herzens, damit ſie uns nicht überfalle. Dein heil. Licht bleibe in uns, vertreibe die Finſterniß der argen Welt, und erhalte unſere Herzen ewiglich in ſeiner Kraft, auf daß der Glaube in dem Innerſten unſerer Seele eingewurzelt ſey, und die Hoffnung uns immerdar fröhlich mache, und die Liebe in ihrer Größe bei uns bleiben möge. Dieſes verleihe uns Allen, die wir an dich glauben, damit es uns heilſam ſey!“ Amen. — Sie hatten übrigens keine beſtimmten Gebetsformeln, auch keine Gebetbücher, ſondern trugen Gott nach dem Verlangen ihrer Seele, durch die Kraft des heil. Geiſtes, ihre Bitten vor. Nach dem Gebet ſangen ſie ſchöne Lieder, und lobten den Herrn mit lauter Stimme. — An dieſem Hausgottesdienſt nahmen auch die Kinder und das Hausgeſinde Antheil. Namentlich hieß es von den erſtern: „Das Kind muß ſich gewöhnen, auch vor Tag zum Beten aufzuſtehen, und frühe Lieder zu ſingen, zu gewiſſen Zeiten gleichſam im Kampf zu ſtehen als ein Streiter Chriſti, und wenn Abends wieder Licht angezündet wird, dem Herrn ein Abendopfer zu bringen.“

Nachdem ſie die erſten Morgenſtunden dem Herrn gewidmet hatten, gieng es an die Arbeit, welche ſie für höchſt nöthig und nützlich hielten. „Man muß immer etwas zu thun haben, hieß es, und wenn man gleich zum Faſten und Beten Muße nimmt, ſo muß man doch nachher wieder an ſeine Arbeit gehen. Wer dieſes ausſchlägt, der wird billig für faul und unnütz gehalten. Doch darf man dabei die Hauptſache nicht vergeſſen. Denn geſetzt, daß man des Leibes wegen von der Andacht etwas nachlaſſen muß, ſo darf das Herz nicht von der Liebe des Herrn, von dem Verlangen und Suchen nach ihm geſchieden werden.“ — Beſonders aber ſahen ſie darauf, daß ein Jeder das, wozu er berufen war, treu und redlich erfüllte. „Der, ſagten ſie, iſt nicht unglücklich, welcher Gott mit einem Handwerk oder mit einer andern Arbeit dient. Wer alſo betet, der verdamme den nicht, welcher arbeitet, und wer arbeitet, der verdamme den Betenden nicht, und ſpreche: Dieſer ruhet, und ich arbeite. Wer dient, der richte den Andern nicht, ſondern ein Jeder thue das, was er thut, zum Preiſe Gottes. Wer arbeitet, der muß den Betenden mit Liebe umfaſſen, und ſich über ihn freuen, weil er weiß, daß er auch für ihn betet.

Und wer betet, der muß alſo von dem Arbeitenden denken: was dieſer thut, das thut er zum gemeinen Nutzen. So wird die höchſte Eintracht das ganze Haus in den Banden des Friedens erhalten, und ſie werden unter einander in Lauterkeit und Einfalt wandeln, Gott zum Wohlgefallen.“

Wenn ein Jedes das Seinige verrichtet hatte, kam man zuſammen, um zu eſſen. Vorher aber bat man Gott um ſeinen Segen, und dankte ihm für ſeine Gaben. Dieß geſchah mit großem Ernſt, als vor dem allwiſſenden Herrn, nicht aus Gewohnheit, ſondern von Herzensgrund, wie ihnen der Geiſt des Herrn die Worte ſelbſt in den Mund legte. So beſchreibt Tertullian z. B. die ſogenannten Liebesmahle: „Unſere Mahlzeit hat einen redlichen Grund, daraus könnet ihr ſchließen, daß es dabei auch redlich zugehe. Hier iſt kein unbeſcheidenes oder liederliches Weſen. Wir begeben uns nicht eher zum Eſſen, als bis wir unſer Gebet zu Gott verrichtet haben.“ Hieronymus gab ſeinen Schülern folgende Anweiſung: „Man ſoll nicht eher Speiſe nehmen, bis das Gebet vorhergegangen iſt. Auch ſoll man nicht vom Tiſch aufſtehen, ehe man dem Herrn gedankt hat. Gehen wir aus dem Hauſe, ſo muß uns das Gebet waffnen, gehen wir nach Hauſe, ſo muß uns das Gebet gleichſam entgegenkommen, ehe wir uns niederſetzen; und der Leib ſoll nicht eher ruhen, bis die Seele zuvor befriedigt iſt.“ — Noch iſt ein altes Tiſchgebet aus dem vierten Jahrhundert vorhanden, das alſo lautet: „O du gütiger Urſprung des Lichts, wende dein Angeſicht zu uns, daß wir zur Ehre deines Namens dieſe Speiſe genießen! Ohne dich, Herr, iſt nichts annehmlich; wir wollen auch nichts genießen, was deine Gnade nicht durch den Glauben geheiligt hat. So müſſe nun unſere Speiſe nach Gott ſchmecken, und Chriſtus gleichſam in unſer Trinkgeſchirr einfließen. Alles, was wir reden, es ſey ernſthaft oder nicht, ja was wir ſind und thun, wolle die göttliche Barmherzigkeit regieren.“ ꝛc. — — Bei der Mahlzeit gieng es ſo zu, wie es wahren Chriſten geziemt.“ Der nämliche Tertullian erzählt weiter: „Wir eſſen ſo viel, als einem Hungrigen gehört, und trinken ſo viel, als keuſchen Leuten nützlich iſt. Wir ſättigen uns ſo, daß wir daran denken, wir müſſen unſer Nachtgebet zu Gott verrichten. Wir reden ſo unter einander, als Leute, die da wiſſen, daß es Gott höre.“ — Zugleich ſang man über Tiſch, oder las einen Abſchnitt aus der Schrift vor, und ſprach darüber. Daran erinnert namentlich Chryſoſtomus ſeine Zuhörer: „Wir können, ſagt er, auch in unſerem häuslichen Leben und über Tiſch die heiligen Bücher in die Hand nehmen und unſerer Seele die geiſtliche Speiſe darreichen. Gleichwie der Leib die ſichtbare Speiſe bedarf, alſo bedarf die Seele der täglichen Erquickung von geiſtlicher Speiſe, damit ſie wider die Anläufe des Fleiſches geſtärkt werde; denn wenn wir nur ein wenig nachläſſig ſind, ſo iſt zu beſorgen, daß ſie zur Sklavin werde. Darum ſagt Moſes: „Wenn du gegeſſen haſt, und ſatt biſt, ſollſt du des Herrn, deines Gottes, eingedenk ſeyn.“ Es geziemt ſich alſo, daß auf die leibliche Speiſe ein geiſtliches Mahl zugerichtet werde, damit die Seele nicht nach der leiblichen Sättigung träg werde, und einen Schaden bekomme, wenn ſie der Liſt des Teufels Raum gibt, der ihr allezeit nachſtellt.“ — Wirklich finden wir auch viele Beiſpiele von ähnlichen Unterhaltungen bei Tiſche, wie von Origenes, Hieronymus, Ambroſius, Auguſtin u. A. Der Inhalt ihrer Unterredungen läßt ſich aus einigen Geſprächen ableiten, die man noch in alten Schriften findet. Einer ſchreibt von ſich: „Wir redeten mit einander ſehr freundlich, vergaßen das Vergangene, ſtreckten uns nach dem, was vor uns iſt, und befragten uns bei der ewigen Wahrheit, welche Gott ſelbſt iſt, wie das ewige Leben der Heiligen beſchaffen ſeyn werde? Aber unſeres Herzens dürſtender Mund ſchmachtete nach der himmliſchen Fluth deiner Quelle, nach der Quelle des Lebens, die bei dir iſt, damit wir, nach unſerem Vermögen, von dir beſprengt, den erhabenen Gegenſtand ſorgſam bedächten. So durchgiengen wir ſtufenweiſe alles Körperliche, den Himmel ſelbſt, von dem die Sonne, der Mond und die Sterne niederleuchten, immer weiter dringend im Bewundern deiner Werke. Unter dieſen Worten wurde uns die Welt zu nichts mit aller ihrer Luſt.“ Ein Anderer: „Da wir zuſammenkamen, und von geiſtlichen Dingen redeten, ermahnten wir uns unter einander, und ſtiegen alſo gleichſam mit einander in den Himmel.“ — Sie liebten überhaupt ähnliche erbauliche Unterredungen, und ſprachen ſelbſt beim Spinnrocken und andern häuslichen Arbeiten von nichts als von göttlichen Dingen. Auch ließen ſie es nicht an den nöthigen Ermahnungen hiezu fehlen, und zeigten dabei die Früchte eines ſolchen ſeligen Umgangs. „Laſſet uns nicht nachläſſig ſeyn in unſerem Heil, ſondern vielmehr von geiſtlichen Dingen reden. Einer nehme die heilige Schrift in die Hand, die beſte Lehrerin in allen Dingen. Er rufe die zuſammen, welche am nächſten ſind, erquicke ſie mit dieſen göttlichen Worten, und nicht allein ſie, ſondern auch ſein eigen Herz.“ —

Nach der Mahlzeit folgte ein herzliches Dankgebet oder ein Loblied. Dann gieng ein Jedes wieder an ſeine Arbeit, und ſobald der Abend angebrochen und das Licht angezündet war, brachten ſie dem Herrn ihr Abendopfer dar. Es hieß bei ihnen: „Wenn der Tag vergangen iſt, ſo danke Dem, der uns die Sonne zum Dienſt der Tagewerke geſchenkt hat; die Nacht aber ſoll uns andere Zeichen des Schöpfers darlegen.“ — Oder: „Wer wollte ſich nicht ſchämen, den Tag ohne Lobgeſang zu beſchließen, da auch die kleinſten Vögelein bei dem Anbruch und Ende des Tags mit ſüßen Geſängen ſich hören laſſen?“ — Was ſie aber eigentlich des Abends vom Herrn gebeten haben, können wir aus folgendem Gebet ſehen, welches auf uns gekommen iſt: „O Gott, du ewiger Erhalter aller Dinge, der du Tag und Zeiten nach einander beſtimmſt, ſchenke uns an dieſem Abend dein Licht, daß uns das Leben niemals entgehe, ſondern um des heiligen Leidens und Sterbens Jeſu Chriſti willen die ewige Herrlichkeit uns zu Theil werde. Wir rufen dich, den Schöpfer, an, daß du nach deiner Güte uns bewahreſt. Treibe ferne von uns alle böſen Träume, bezähme unſern Feind, daß wir nicht verunreinigt werden“ ꝛc. — Uebrigens pflegten ſie auch einen guten Theil der Nacht in geiſtlichen Uebungen zuzubringen. Daher ſagt Ambroſius: „Wir dürfen nicht die ganze Nacht durch ſchlafen, ſondern ſollen den größten Theil davon mit Leſen und Beten zubringen. Der Tag reicht nicht zu zum Gebet, ſondern man muß auch des Nachts deßwegen aufſtehen.“ Und ein Anderer ermahnt zur Mäßigkeit, damit man des Nachts deſto hurtiger aufſtehen könne. Ja, ſie gewöhnten auch ihre jungen Kinder dazu, und hielten ſie an, daß ſie des Nachts zum Beten und Singen mitaufſtehen mußten, nachdem ſie Abends ſchon ihr Opfer dem Herrn dargebracht hatten. — So eifrig waren ſie alſo in dem Dienſte des Herrn, und ſahen bei allem Wechſel der Zeiten, bei jedem Genuß der göttlichen Wohlthaten auf ihn und ſeine Güte, und rühmten und lobten ihn in ſeiner großen Herrlichkeit. —

IV.

Von der Erziehung ihrer Kinder zu Hauſe und in den Schulen.

Da wir ſchon im zweiten Kapitel dieſes Buchs im Allgemeinen etwas über die Kinderzucht der Alten geſagt haben, ſo können wir auf dieſen Gegenſtand gleich näher eingehen. — Zuvörderſt iſt zu bemerken, daß ſie die Wichtigkeit dieſer Sache recht wohl erwogen haben, und auch die groſie Gefahr erkannten, worin nachläſſige Eltern ſtanden. Ihre Ausſprüche darüber ſind: „Ein Kind mag Böſes oder Gutes an ſich haben, ſo wird gemeiniglich Alles den Eltern zugeſchrieben, ſo lange daſſelbe nicht zum Verſtand gekommen iſt. Nun haben freilich die Eltern an ihren Kindern ein theures Pfand, welches ſie mit der größten Sorgfalt bewahren und alle Mühe anwenden müſſen, daß es ihnen Niemand raube, indem ihnen kein Gut noch Geld ſo lieb ſeyn ſoll, als dieſes.“ Oder: „Kinder ſind Pfänder, die uns von Gott ſelbſt gegeben worden ſind, und daher die größte Sorge machen. Denn je näher ſie uns dem Fleiſch nach ſind, deſto härter liegen ſie uns an.“ Unter dieſen Umſtänden hatten ſie alle Urſache, ſich zum Herrn in Demuth zu wenden und ſich ſeinen Segen zu erflehen. So machte es z. B. die Mutter des Auguſtin, welche für ihren Sohn heftig weinte und ſeufzte, mehr noch, als andere Mütter um ihre verſtorbenen Kinder weinen. Denn ſie ſah ihn dem Glauben geſtorben, den ſie von Gott empfangen hatte; aber der Herr erhörte ſie und verachtete ihre Thränen nicht. Er ſtärkte ſie durch einen Traum, daß ihr Sohn ein wahrer Chriſt werden werde, und ſandte ihr einen weiſen Biſchof zu, der ſie beruhigte. Als ſie aber immer wieder an der Rettung ihres Sohnes zweifelte, ſprach der Prieſter: Bete nur zum Herrn für den Verlornen, bald wird er ſeinen Irrthum einſehen, es iſt, ſo wahr du lebſt, nicht möglich, daß ein Sohn ſolcher Thränen ganz verloren gehe! — Nebendem aber, daß ſie dem gütigen Vater im Himmel Alles anheimſtellten, legten ſie ſelbſt auch Hand an, und thaten für ihre Kinder, was ſie für heilſam fanden. Alle ihre Sorgen waren darauf gerichtet, für ſich und ihre Kinder den beſten Theil zu erwählen, wie Chryſoſtomus ſagt: „Laſſet uns nicht darauf denken, wie wir unſern Kindern Geld und Gut hinterlaſſen, ſondern wie ſie fromm und tugendhaft werden mögen.“ — Dazu wurden nun die nöthigen Mittel angewendet, die wir der Reihe nach aufführen wollen, wie ſie in den Schriften jener Zeit enthalten ſind. — Das erſte Mittel war: frühzeitige Anleitung zur Gottesfurcht. „Eine Seele, ſagten ſie, die ein Tempel Gottes werden ſoll, muß ſo unterrichtet werden, daß ſie nichts anders hört und reden lernt, als was ſie zur Furcht Gottes führen kann. Sie ſoll nichts von ſchändlichen Worten verſtehen, nichts von weltlichen Liedern wiſſen. Ihre zarte Zunge muß mit lieblichen Pſalmen gleichſam Gott gewidmet werden. Leichtfertige Kinder müſſen ferne von ihr bleiben, ja ihre Wärterinnen ſelbſt müſſen von weltlicher Geſellſchaft abgehalten werden, damit ſie nichts Böſes lernen, und Andern wieder beibringen. Auch muß man darauf ſehen, daß ſie nicht mit Gold und andern koſtbaren Dingen ſpielen lerne, und im zarten Alter ſchon begreife, was ſie nachher wieder verlernen muß. Der himmliſche Vater will, daß ein jedes Alter zur Gottſeligkeit geſchickt ſey. Er hat keine Zeit davon ausgeſchloſſen, ſo daß er auch den kleinſten Kindern den Sieg über die Sünde verſprochen hat.“ Darum ſprach auch jene Mutter zu ihrem Kind: „Mein Sohn, zähle deine Jahre nicht, ſondern fange in deiner Kindheit an, den wahren Gott in deinem Herzen zu tragen. Es iſt ja nichts in der Welt, das du lieb haben könnteſt. Siehe doch darauf, was du verläſſeſt, und was du dagegen gewinnſt.“ — Die erſten Chriſten warteten alſo nicht, bis ihre Kinder in der Bosheit erſtarkt waren, ſondern ermahnten ſie frühzeitig zum Herrn. Ihr Grundſatz war: „Man muß das reife Alter nicht erwarten, oder die Gewohnheit der Sünden; ein Streiter Chriſti muß lange gekämpft haben, wenn er ſolche Kinder haben will, die auch durch die Erinnerung an die vorigen Sünden nicht befleckt werden. Denn diejenigen, welche erſt in ihrem Alter glauben lernen, erhalten zwar auch Vergebung ihrer Sünden; aber es fehlt ihnen nicht an der Erinnerung an dieſelben. Darum iſt es einem Jüngling gut, das Joch zu tragen, welches die reifen Jahre ungern erdulden, während das zarte Alter die Beſchwerlichkeit deſſelben bei zunehmender Gottſeligkeit nicht ſo ſehr fühlt.“ — — Das zweite Mittel war: frühzeitige Bekanntſchaft mit Gottes Wort. „Wollet ihr, ſprachen ſie, daß eure Kinder euch recht gehorchen ſollen, ſo gewöhnet ſie an das göttliche Wort. Anſtatt des Geſchmeides und der ſeidenen Kleider lehret ſie

Gottes Wort liebgewinnen. Sie ſollen zuerſt die Pſalmen fleißig lernen, und ſich daran ergötzen. In den Sprüchen Salomonis können ſie zu einem gottſeligen Leben angetrieben werden. Nach dem Prediger müſſen ſie ſich gewöhnen, mit Füßen zu treten, was der Welt angehört. In dem Hiob müſſen ſie den Beiſpielen der Tugend und der Geduld nachfolgen. Von da ſollen ſie zu den Evangelien übergehen, und ſie nicht aus der Hand laſſen. Die Geſchichte und Briefe der Apoſtel müſſen ſie ſich tief einprägen, und wenn ſie dieſelben wohl gefaßt haben, ſo können ſie auch die Bücher Moſis, der Könige und die Propheten leſen und behalten.“ — Man gab alſo den Kindern heilige und erbauliche Bücher in die Hände, damit ſie das flüchtige Gemüth auf etwas Gewiſſes und Heilſames lenken lernten. Dabei ließ man es aber auch an Warnungen, Ermahnungen, guten Lehren und Beiſpielen nicht fehlen. — Das dritte Mittel war: Abhaltung von böſer Geſellſchaft. Hieronymus ſchreibt: „Wenn die Eltern ſich vorſehen, daß ihre Kinder von keiner Schlange gebiſſen werden, warum ſollten ſie nicht eben ſo ſorgfältig Acht haben, daß ſie nicht von dem Verderben der ganzen Welt getroffen werden, und daß ſie nicht auch aus dem goldenen Kelche Babels trinken? Es pflegt ja kein Gift gegeben zu werden, ohne daß es mit Honig überſtrichen wäre, und die Laſter der Welt betrügen nicht eher, als unter dem Schein der Tugenden.“ Ueber ſolche gefährliche Verführungen der Jugend klagt Auguſtin aus eigener Erfahrung: „Ich gieng in ſolcher Blindheit dahin, daß ich mich ſchämte, weniger Schandthaten begangen zu haben, als ich meine böſe Geſellſchaft von ſich rühmen hörte. Ja, ich wurde deßwegen laſterhafter, damit ich nicht von ihnen getadelt würde. Ach, mein Gott, mit was für Geberden gieng ich auf den Gaſſen Babels, und wie wälzte ich mich in ihrem Koth herum, gleich als wenn es der köſtlichſte Balſam geweſen wäre! Der unſichtbare Feind trat mich unter ſeine Füße, und verführte mich, weil ich mich gerne verführen ließ. Ich hätte dieſes nicht allein gethan, wenn nicht Andere bei mir geweſen wären. Aber, o eine feindſelige Freundſchaft, die das Herz verführt, wenn der Menſch ſpielend und ſcherzend Schaden thun will, nicht zum Gewinn oder aus Rache, ſondern nur, wenn man ſagt: kommt, laßt uns gehen, und dieſes thun, da man ſich nicht ſchämt, ſchaamlos zu ſeyn!“ — — Das vierte Mittel war: der Umgang mit guten Menſchen. „Denn, ſagte man, die Gewohnheit kann Tugenden und Laſter hegen, und vermag beſonders bei jungen Leuten viel, wenn ſie von Kindheit an mit Frommen aufwachſen. Die erſten Jahre ſind zum Unterricht die beſten, ſie haben etwas Weiches an ſich, welches leicht gebildet und nach dem Willen der Alten gezogen werden kann. Was zart iſt, das läßt ſich in allen Dingen leicht gewöhnen.“ Darum ſah man darauf, daß die Ammen und Wärterinnen der Kinder fromm und gottesfürchtig waren, beſonders aber die Eltern und Lehrer, welche ein Muſter ihres Lebens ſeyn ſollten. Es hieß: „Die unverſtändige Jugend muß einen Lehrmeiſter haben, und ſeine Tugenden bewundern. Die Kinder dürfen an ihren Eltern nichts ſehen, wobei ſie ſündigen würden, wenn ſie es nachmachten. Die Beiſpiele können beſſer lehren, als die Worte.“ Wo nun ſolche heilſame Lehren und Beiſpiele in einem jungen Herzen einwurzelten, da konnte es gewiß an den erwünſchten Früchten des Gehorſams, der Weisheit, der Frömmigkeit und der daraus entſtehenden Gnade bei Gott und Menſchen nicht fehlen. Denn bekanntlich wurzelt das am Beſten, was in den zarten Jahren geſehen und gehört wird. — Darum ſagte auch Irenäus von ſich: „Ich habe in meinem Alter noch viel beſſer im Gedächtniß, was in meiner Kindheit unter den heiligen Männern vorgegangen, als was neulich geſchehen iſt. Was man in der Kindheit lernt, das wächst uns gleichſam in die Seele, und wird mit ihr vereinigt, ſo daß ich mich noch des Orts erinnern kann, wo der heil. Polykarp geſeſſen iſt und gelehrt hat, deßgleichen an ſeinen Aus- und Eingang, an ſeine Lebensart, die Geſtalt ſeines Leibes, ſeine Reden, die er an die Gemeinde hielt, und wie er uns erzählte, daß er mit Johanne und den Uebrigen, die den Herrn geſehen haben, umgegangen ſey, wie er mit ihnen geſprochen, was für Lehren und Kräfte er an denen bemerkt, die das Wort des Lebens ſelbſt geſehen haben. Dieſes habe ich durch die Barmherzigkeit Gottes damals fleißig gefaßt, und nicht auf's Papier, ſondern in mein Herz geſchrieben, und wiederhole es auch oft durch die Gnade Gottes.“ — Wirklich finden wir aber auch manchen ſchönen Zug von kindlicher Dankbarkeit bei den Kirchenvätern, und jene ausgezeichneten Männer erkannten bei jeder Gelegenheit an, was ihre Eltern an ihnen gethan hatten. So rühmt Origenes, daß ſein Vater ihm in der Erkenntniß göttlicher Dinge ſehr behülflich geweſen ſey, und ihm täglich etwas zu lernen gegeben habe. Dieß habe ſein Herz ſo für das Heilige geſtimmt, daß er nicht mit dem gewöhnlichen Bibelleſen zufrieden geweſen ſey, ſondern noch weiter geforſcht habe. Gregor von Nazianz erzählt: „Meine Mutter hat mich durch ihr Gebet an dieſes Licht gebracht, und hat mich von Kindesbeinen an dem Dienſt Gottes gewidmet, um ihr Gelübde zu halten. Dieſes iſt mir durch die Gnade Chriſti widerfahren.“ Eben ſo leſen wir von Auguſtin, „daß er von ſeiner frommen Mutter ſchon in ſeiner zarteſten Kindheit von der Erniedrigung des Sohnes Gottes, von einem ewigen Leben ꝛc. gehört, und alſo den Namen ſeines Heilandes Jeſu Chriſti mit der Muttermilch eingeſogen, und in ſeinem zarten Herzen behalten habe, ſo daß ihn in der weltlichen Gelehrſamkeit nichts ganz habe einnehmen können. Deßgleichen ſeye dieß die einzige Sorge ſeiner Mutter geweſen, weil ſie einen unglaubigen Mann gehabt habe, daß Gott ſein Vater ſeyn möge. Kurz, ſie habe ihn mit viel größerem Kummer nach dem Geiſt geboren, als nach dem Fleiſch.“

Was nun die Lehrer insbeſondere betrifft, ſo verlangte man von ihnen, daß ſie, fern von allem Stolz und Ehrgeiz, ſich durch die Wolluſt nicht überwältigen, noch vom Zorn übereilen laſſen, ſondern geduldig, langmüthig und demüthig, fromm und arbeitſam ſeyn, auch die Seelen der Kinder liebhaben ſollen. — Wo dieſe Tugenden beiſammen waren, da war an einer guten Erziehung nicht zu zweifeln. — Weil ſich aber zu jener Zeit der Unglaube und die Gottloſigkeit der Heiden unter dem Schein der Gelehrſamkeit häufig in die Herzen der Chriſten einſchlich, ſo mußte man doppelt auf ſeiner Hut ſeyn. Auguſtin z. B. ſpricht von einer ſolchen verkehrten Zucht ſeiner Lehrer. „Man legte mir, ſagte er, dieſen Weg zum Leben vor, daß ich denen folgen ſolle, die mich in der Welt durch Beredtſamkeit berühmt machen wollten, und mir keine wahren Güter anboten. Ich wurde in die Schule gethan, daß ich ſtudieren ſollte, und ich Elender wußte nicht, zu was es mir nütze wäre. Gleichwohl wurde ich geſchlagen, wenn ich faul war, und dieſes wurde ſo von Alters her gebilligt. Man trieb mich mit grauſamen Schrecken und Strafen, daß ich etwas lernen ſollte. Da legte man mir eine Arbeit vor, welche meiner Seele Unruhe genug machte, entweder durch die Hoffnung der Belohnung, oder durch die Furcht vor Schlägen, nur damit ich die Worte der zürnenden Juno aus dem Virgil herſagen ſollte, da ich doch gehört hatte, daß die Juno ſie nicht einmal geſagt hatte. Und ſo wurde ich gezwungen, den Fußtapfen der lügenhaften Poeten nachzugehen.“ — So waren damals alle heidniſchen Schulen beſchaffen; wollten alſo die Eltern ihre Kinder ſolchen Lehrern nicht anvertrauen, ſo mußten ſie dieſelben ſelbſt unterrichten, oder andern weiſen Männern in der Gemeinde übergeben, welche den zarten Seelen beibrachten, was zu ihrem zeitlichen und ewigen Heile diente. Von öffentlichen Schulen für Chriſtenkinder konnte damals, wie ſich von ſelbſt verſteht, noch keine Rede ſeyn, und die Schulen, welche ſpäter errichtet wurden, als die Verfolgungen aufgehört hatten, waren entweder Vorbereitungsſchulen für Erwachſene, welche das Chriſtenthum erſt annehmen wollten, oder auch für ſolche, die zu Lehrern herangebildet werden ſollten. In kurzer Zeit entſtanden faſt in jeder Gemeinde ſolche Anſtalten nach dem Muſter der berühmten Schulen zu Alexandrien, beſonders in Hauptſtädten, z. B. in Rom, Lyon, Conſtantinopel, Antiochien ꝛc. In denſelben lebten die jungen Leute beiſammen unter der Aufſicht eines oder mehrerer Aelteſten, und übten ſich in Sprachen und Wiſſenſchaften. Nebenbei blühte auch noch die berühmte Schule der Heiden in Athen. Dieſe wurde von allen denen beſucht, welche die Weltweisheit und Beredtſamkeit erlernen wollten. Dort brachten auch die beiden Kirchenväter, Gregor von Nazianz und Baſilius der Große, einige Jahre zu. Allein ſie ließen ſich weder in ihrem Glauben irre machen, noch zu den Verirrungen der Jugend verleiten. Hören wir, was ſie ſelbſt darüber ſagen: „Es waren uns zwei Wege bekannt; der eine war der vornehmſte und beſte, welcher uns zu den heil. Häuſern und zu den heil. Lehrern führte, der andere der geringere, welcher zu den Lehrern der äußerlichen Gelehrſamkeit wies. Die übrigen überließen wir denen, die Luſt an Komödien, Gaſtmahlen und andern Ueppigkeiten hatten. Denn das iſt nicht zu achten, was nicht zur Gottſeligkeit hilft und einen Studierenden beſſert. Uns war dieſes die herrlichſte und wichtigſte Sache, Chriſten genannt zu werden und zu ſeyn, und darauf wußten wir uns viel mehr gut zu thun, als auf alles Andere. Athen iſt zwar den Seelen ſehr ſchädlich, was die Seligkeit betrifft; denn es iſt mehr als alle Oerter in Griechenland, voll Götzen, und es iſt ſehr ſchwer, daß man nicht mit denen, die ſie vertheidigen, in den Irrthum hingeriſſen werde. Uns aber hat es nichts geſchadet, da wir unſere Seelen wohl bewahrt hatten. Denn wir Beide ſahen allein darauf, daß wir uns in der Gottſeligkeit übten, und unſere Sachen auf die Hoffnung des zukünftigen Lebens einrichteten, indem wir ſtarben, ehe wir ſtarben. Dieſes ſtellten wir uns vor Augen, und richteten unſer Leben und Thun nach den göttlichen Geboten ein. Einer trieb den Andern zur Gottſeligkeit an, Einer war dem Andern ein Muſter, wornach wir das Böſe von dem Guten unterſchieden. Denn wir giengen mit den gottloſen und liederlichen Geſellen gar nicht um, ſondern mit den Frömmſten, auch nicht mit den Schlägern und Balgern, ſondern mit den Friedfertigen.“ — — Wie ferne waren alſo die erſten Chriſten von Allem, was auch nur den Schein eines heidniſchen Greuels haben konnte! Wie herzlich, wie innig, wie feſt und unerſchütterlich war ihr Glaube! Sie blieben treu an dem, was ſie gelernt hatten, und richteten auch die Erziehung der Jugend alſo ein, daß Gott an Leib und Seele hochgeprieſen werde ewiglich.

V.

Von ihren Studien und ihrer Gelehrſamkeit.

Aus dem Bisherigen erhellt, daß der einzige Zweck der erſten Chriſten die lebendige Erkenntniß Jeſu Chriſti, ihres Herrn, und der wahre Gehorſam des Glaubens in ihrem ganzen Leben geweſen ſey. Was demnach damit nicht übereinſtimmte, oder ihm gar zuwider war, wurde von ihnen unterlaſſen und für ſchädlich erkannt. — Weil nun die Lehrer des Chriſtenthums damals häufig mit den Einwürfen der heidniſchen Weltweiſen zu kämpfen hatten, ſo war es nöthig, daß ſie ſich auch mit ihren Schriften bekannt machten und ihre Schulen beſuchten, um ihre Grundſätze kennen zu lernen und ihnen deſto beſſer begegnen zu können. Sie ſuchten alſo die Feinde mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen und aus ihren eigenen Lehren zu widerlegen. Darauf deutet Tertullian hin mit den Worten: „Dieß iſt ein wahrer und unwiderſprechlicher Beweis, welcher von den Widerſachern ſelbſt Zeugniſſe vorbringt, damit ſie von der Sache durch den Augenſchein überwieſen werden, indem ſie ſelbſt davon reden.“ — Es iſt eine feſte Art des Beweiſes, den man von dem Gegentheil ſelbſt nimmt, ſo daß die Wahrheit auch von den Feinden der Wahrheit bewieſen wird.“ — Später klagt er übrigens ſelbſt darüber, daß bei den Feinden der Wahrheit dieſer Beweis nicht mehr gelten wolle. „Die Hartnäckigkeit des menſchlichen Unglaubens will auch ihren eigenen bewährteſten Lehrern nicht mehr glauben, wenn ſie den Chriſten Anlaß geben, ſich zu verantworten. Da müſſen die Poeten fabelhaft heißen, wenn ſie den Göttern menſchliche Affekte andichten, und die Philoſophen heißen allzuhart, wenn ſie ſich der Wahrheit nähern. In ſo fern wird Einer noch für klug gelten können, wenn er ſich den Chriſten nähert; weil er alsbald für einen Chriſten ausgegeben wird, wenn er einige Weisheit affektirt, und die heidniſchen Ceremonien verachtet, oder die Welt ein wenig reformiren will. Darum wollen wir mit der heidniſchen Lehre von der Glückſeligkeit nichts mehr zu thun haben, der man mehr nach der Lüge als nach der Wahrheit glaubt.“ — Demohngeachtet gewannen ſie auf dieſe Weiſe doch bisweilen Einige, oder machten wenigſtens dadurch die Wahrheit ſich und Andern immer deutlicher. So bekennt Laktanz, der ein Advokat war, ehe er zum Chriſtenthum überging: „Die Uebung in gelehrten Streitigkeiten hat mir geholfen, daß ich die Wahrheit jetzt mit größerer Beredtſamkeit vertheidigen kann.“ Er geſteht jedoch dabei: „Es könne zwar auch ohne die Beredtſamkeit geſchehen, und es ſey von Vielen oft geſchehen; übrigens müſſe die Wahrheit durch eine ſchöne Rede erläutert und geziert werden, damit ſie deſto kräftiger in die Seelen eindringe.“ — Noch beſſer aber machten es ohne Zweifel diejenigen, welche ſich nicht ſowohl ſchöner Worte befliſſen, um die Wahrheit damit zu ſchminken, als vielmehr die Sache ſelbſt genau unterſuchten. Wir leſen z. B. von Origenes, daß er den Weltweiſen ihre eigene Schriften vorgehalten und erklärt habe, welche ihn deßwegen für einen großen Philoſophen hielten, und ſeine Schule beſuchten. In dieſem Sinne ſagt auch ein alter Schriftſteller: „Die heidniſche Gelehrſamkeit iſt weder von Chriſto, noch von ſeinen Jüngern gebilligt worden, als wenn ſie von Gott herkäme; aber ſie wurde auch nicht ganz als ſchädlich verworfen. Und dieſes iſt nicht ohne Bedacht geſchehen. Denn es waren viele Philoſophen unter den Heiden nicht weit von der Wahrheit. Zwar haben ſie die Hauptſache der Lehre ſelbſt nicht erreicht, ſo daß ſie das Geheimniß Chriſti erkannt hätten. Indeſſen werden auch die Feinde kräftig überwunden, wenn man ihre eigene Waffen wider ſie gebraucht; und Chriſtus und ſeine Apoſtel ſagten aus, daß wir Alles prüfen ſollen, damit wir nicht betrogen werden. Dieſes aber widerfährt uns nicht, wenn wir die Waffen der Feinde erobern, mit ihnen jedoch nicht übereinſtimmen, ſondern das Böſe ſcheuen, das Gute aber und die Wahrheit behalten. Denn das Gute gehört allezeit zur Wahrheit, es mag ſeyn, wo es will.“ — Ebenſo urtheilt ein Anderer: „Wenn wir die Philoſophen leſen, und die Bücher von ihrer Weisheit uns in die Hände kommen, ſo beziehen wir auf unſere Lehre, was wir nützlich darin finden. Das Uebrige, was von den Götzen, von der Liebe dieſer Welt, von den Sorgen ꝛc. handelt, das laſſen wir ſtehen.“ Die Verſtändigen giengen alſo die Mittelſtraße und verwarfen nichts, was ſie für wahre Weisheit erkannten, es mochte bei den Juden oder bei den Heiden angetroffen werden. Sie nahmen aber auch nichts an, was von der Bosheit der Menſchen und ihrer verkehrten Vernunft herrührte. Ja, ſie giengen ſehr behutſam zu Werke und wendeten ihre Gelehrſamkeit dazu an, daß ſie das Böſe von dem Guten unterſcheiden lernten. So nahm Origenes, der in Allem wohl unterrichtet war, das Nöthigſte aus den Wiſſenſchaften, und brachte den Heiden ſolche Dinge bei, die ihnen nicht ſchädlich waren, ſondern ſie zugleich auf die Grundlehren des Chriſtenthums aufmerkſam machten. Dadurch heiligte er ſeine ganze Gelehrſamkeit dem Herrn und zeigte, daß es ihm bei ſeinen Studien nicht um Ehre oder Geld, ſondern allein um Gott und des Nächſten Seligkeit zu thun war. In dieſem Sinne betete auch Auguſtin: „Mein Gott und mein König, dir müſſe zu Dienſte ſtehen, was ich in meiner Jugend Nützliches lernte, und was ich jetzt rede und ſchreibe, leſe und ſinne. Du züchtigteſt mich, wenn ich Eitles lernte, und vergabſt mir die ſündige Luſt an jenen Eitelkeiten. Was half es mich, daß ich alle Bücher über jene Künſte las, welche man die freien nennt, daß ich ſie las als ein ſchnöder Knecht in böſen Lüſten, der nicht wußte, woher das ſtamme, was etwa auch an ihnen wahr und zuverläſſig geweſen iſt? Der Scharfſinn, den ich beſaß, kam von dir; aber ich dankte dir nicht dafür, darum war er mir mehr zum Verderben, als zum Gewinn. — Unglückſelig iſt der Menſch, der alle Künſte und Wiſſenſchaften verſteht und dich nicht kennt; ſelig aber, wer dich kennt, ob er gleich Jenes nicht verſteht. So iſt dem Glaubigen beſſer, der, wenn er auch nichts beſitzt, Alles hat, weil er dir anhängt; beſſer iſt ihm, als dem, der den Himmel mißt, die Sterne zählt und die Elemente wägt, aber dich vernachläſſigt.“ — — Ueber den Mißbrauch und Schaden der Gelehrſamkeit aber ſprachen ſich die Alten auf folgende Weiſe aus: „Ihr Gelehrte taugt mit einander nichts, und ob ihr euch gleich Gelehrſamkeit zuſchreibet, ſo redet ihr doch nicht anders, als wie ein Blinder mit einem Tauben. Was machet ihr viel Worte, die ihr von der That ſo weit entfernt ſeyd? Denn die Ehre bläſet euch auf, und wenn es euch ein wenig übel geht, ſo ſeyd ihr niedergeſchlagen. Dieſen euren Sinn haben wir erkannt, und wollen eure Studien nicht mehr anſehen, ſondern Gottes Wort allein folgen.“ — Sie verwarfen ferner alle freien Künſte, wenn keine Gottſeligkeit dabei war und ſprachen: „Es ſey ferne, daß man die Eitelkeiten der gottloſen Gelehrten, ihren lügenhaften Unſinn, ihr aufgeblaſenes Gewäſche und ihre ſtolze Irrthümer freie Künſte nennen ſollte, da die elenden Leute die Gnade Gottes durch Jeſum, in welcher wir allein frei werden, nicht erkannt haben.“ — — Sie ſahen ein, daß Gelehrſamkeit ohne Gottesfurcht eine um ſo größere Verantwortung verurſache. Darum demüthigte ſich Auguſtin vor dem Herrn und rief aus: „Was half mich einſt mein fähiger Kopf, daß ich ohne Anweiſung die ſchwerſten Bücher erklären konnte, da ich ſo ſchändlich in der Lehre von der Gottſeligkeit irrte? Wahrlich, es ſind alle Menſchen eitel, welche die Erkenntniß Gottes nicht haben, und ihn in dem, was ihnen doch gut ſcheint, nicht finden können. Derjenige iſt viel beſſer, welcher ſeine Schwachheit erkennt, als der, welcher nicht darauf ſieht, und doch Himmel und Erde erkennen will, und den Lauf der Sterne erforſcht, während er nicht weiß, auf welchem Weg er zur ewigen Seligkeit gelangen ſoll?“ — Sie klagten endlich über das Verderben der Menſchen, die ihre Sinne in ſo viele Wiſſenſchaften zerſtreuen und dagegen ihre arme Seele ganz vergeſſen. Daher wollten ſie lieber von den Heiden für Ignoranten (Unwiſſende) gehalten werden, als das verſäumen, was zu ihrem Frieden diente. „Es iſt beſſer, hieß es, wenig wiſſen, und durch die Liebe Gott am nächſten kommen, als ſich viel Wiſſenſchaft einbilden, und viel erfahren haben, und doch Gott läſtern. Den Unerfahrnen, welche die heidniſchen Wiſſenſchaften nicht gelernt haben, ſind die Worte Chriſti genug. Kein Geſchwätz der Sophiſterei, kein Diſputiren der Philoſophie mag der Menge der Glaubigen Schaden thun. Siehe, wir haben den einfältigen Glauben an Chriſtum gelernt, und dennoch die Abgötterei beſiegt; die Predigt des ſchmählichen Kreuzes hat die vergoldeten Tempel umgeworfen. Zeiget uns, ihr Heiden, mit welchen Worten ihr das Heidenthum Chriſto vorziehen wollet? Uns genügt die natürliche Anlage zum Reden, wir ſind von allen Meinungen und von Wiſſenſchaften frei, und gleichwohl können wir alle Ketzereien widerlegen, weil die Sache ſelbſt für uns ſpricht. Wir wiſſen nichts als die heilige Schrift, und reden auf gemeine Weiſe; dagegen iſt euer

Mund beredt, und doch kann eure zierliche Rede keinem Chriſten ſchaden, es ſey denn, daß er kein Chriſt wäre, ſondern nur den Namen hätte.“ Ebenſo leſen wir, daß Mehrere ihre große Unwiſſenheit bei aller ihrer Gelehrſamkeit beklagten: „Ich Elender habe die Weisheit dieſer Welt bisher ſo hoch gehalten, und bin bei dem unnützen Studieren und der verworfenen Weisheit vor Gott dennoch thöricht und ſtumm geweſen.“ — Darum verläugneten ſie in ihrer wahren Bekehrung alle Weisheit dieſer Welt und wieſen ſie als eine eitle, unnütze Waare zurück. Auguſtin bezeugt: „Ich bin bereit, alle Reiſen des Aeneas und alle übrigen Fabeln zu vergeſſen. Es mag dieß Alles vergehen, da nichts dahinter iſt. Laſſet uns allen Fleiß auf die Unterſuchung der Wahrheit wenden. Unſer Leben iſt ſo gar elend, und die Zeit des Todes ungewiß. Wie wollten wir von hinnen ſcheiden, wenn uns der Tod unverſehens überfiele? Wo würden wir einholen können, was wir hier verſäumt haben? Oder würden wir nicht vielmehr unſerer Nachläſſigkeit wegen Strafe leiden?“ Tatian: „Wir haben euren Sinn nun erkannt, und eure Wiſſenſchaften verlaſſen, wollen eure Künſte nicht mehr mit einem Finger anrühren, ſondern mit Gottes Wort uns behelfen. Was ſoll uns ferner ein ſchöner Styl oder ein Hauſe philoſophiſcher Grillen, und ſo viel Syllogismen? 2c. Wer ſich in ſolche Fragen verwickeln will, der muß ſich ſelbſt Lehren vorſchreiben, da Gott den Chriſten Alles zeiget. Wir haben gänzlich gute Nacht gegeben der Prahlerei der Lateiner, dem Gewäſche der Griechen, und ihren uneinigen Wiſſenſchaften; dagegen haben wir unſere barbariſche (ungeſchmückte) Weisheit erwählt. Denn Chriſtus hat uns geboten, alle eure Gelehrſamkeit zu verlaſſen, und uns nicht in Dinge zu vertiefen, die wir nicht erreichen können; ſondern vielmehr nach Kräften zu dem Herrn aller Dinge mit ganzem Herzen zu eilen. Dieſen zu wiſſen iſt uns genug, und wer Gott, den Urſprung aller Dinge kennen lernt, der hat die wahre und beſte Gelehrſamkeit erlangt.“ — Sie machten aber auch die Erfahrung an ſich und an Andern, daß das Wiſſen bei den natürlichen Menſchen viele unſelige Früchte hervorbringe. Namentlich werden dieſelben dadurch ſtolz und aufgeblaſen, wie Auguſtin ſagt: „Die armen Menſchen wundern ſich über das, was ſie nicht wiſſen, und die es wiſſen, freuen ſich darüber, und weichen von dem göttlichen Licht durch ihre gottloſe Hoffart ab. Denn ſie fragen nicht in der Furcht Gottes, woher ſie ihren Verſtand haben, womit ſie dieſes und jenes unterſuchen. Und wenn ſie gleich ſehen, daß Gott ihnen

Alles gegeben habe, ſo übergeben ſie ſich ihm doch nicht, damit er ihnen Alles erhalte. Ihre Gedanken verlieren ſich ins Eitle, ſie halten ſich allein für weiſe und ſchreiben ſich zu, was Gottes iſt. — Die Welt verwickelt die Ihrigen in viele Arbeit und Mühe, damit ſie etwas habe, worüber ſie ſich erhebe und aufblähe. Da läſſet ein Vater ſeinen Sohn hin und her reiſen, daß er etwas lernen ſoll, wodurch er groß werden könne. Man ſcheuet keine Arbeit, wenn man nur für gelehrter als die Andern gehalten werden kann ꝛc." An einen Bekannten ſchrieb er: „Du ſcheinſt mir nur deßwegen Tag und Nacht zu ſtudieren, damit du deiner Gelehrſamkeit wegen von den Leuten gelobt werdeſt. Ich habe dieſes aber bei denen, die etwas Rechtes ſuchen, allezeit für gefährlich gehalten, und muß es beſonders bei dir dafür halten; denn dieſe Art zu Wiſſen iſt der heilſamen Demuth entgegen, welche Jeſus Chriſtus in ſeiner Erniedrigung gelehrt hat. Es iſt falſch, wenn wir uns darüber freuen, daß wir z. B. wiſſen, was Anaxagoras, Pythagoras, Democritus und Andere gelehrt haben, nur damit man uns für gelehrt halten möge, da wir doch eben damit fern von aller wahren Gelehrſamkeit ſind. Was hilft es uns, wenn wir Alles wiſſen und das Weſen aller Dinge genau erforſchen, aber uns ſelbſt nicht kennen? Kann uns das andere Wiſſen ſelig machen, da es uns an dem Einen hindert, was Noth thut?" In einer andern Stelle ruft Ebenderſelbe nach manchem harten Kampf über ſeinen elenden Zuſtand aus: „O was laſſen wir zu! Was iſt das? Die Ungelehrten machen ſich auf und reißen das Himmelreich an ſich, und wir mit unſerer herzloſen Gelehrſamkeit, ſiehe, wie wir uns wälzen in Fleiſch und Blut! Schämen wir uns denn, ihnen nachzufolgen, da ſie ſchon voran ſind? Wer von hoher Gelehrſamkeit aufgeblaſen iſt, der kann freilich den Herrn Jeſum nicht hören, wenn er ſpricht: „Lernet von mir; denn ich bin ſanftmüthig und von Herzen demüthig, ſo werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen!" — Dieſe Anſicht der Alten theilte ein frommer Mann aus ſpäterer Zeit, wenn er ſpricht: „Ich möchte wohl etwas zu hart ſcheinen gegen die Wiſſenſchaften, oder die Gelehrten tadeln wollen, oder auch das Studieren verbieten. Nein, das ſey ferne! Ich weiß wohl, wie viel die Gelehrten der Gemeinde nützen; — nämlich, die Widerwärtigen zu widerlegen und die Einfältigen zu unterweiſen. Ich habe auch geleſen, was da ſtehet Hoſ. 4, 6. Dan. 12, 3. Aber ich weiß auch, daß ich geleſen habe: Das Wiſſen bläſet auf; aber die Liebe beſſert, 1 Kor. 8, 1. Und wieder: „Wo viel Weisheit iſt, da iſt viel Grämen.“ Pred. Sal. 1, 18. So ſieheſt du denn, daß ein Unterſchied unter den Wiſſenſchaften iſt; einige blaſen auf, andere machen Grämen. Welche unter dieſen aber iſt nützlicher oder nöthiger zur Seligkeit, — die, welche aufbläſet, oder die, welche Schmerzen verurſachet? Ich zweifle nicht, daß du die letzte der aufblähenden vorziehen werdeſt. Paulus verbietet nicht das Klugſeyn, ſondern das Ueberklugſeyn. Röm. 12, 3. Was heißt aber mäßig klug ſeyn? — Genau Acht haben, was man mehr und eher wiſſen ſoll; denn die Zeit iſt kurz. — Es iſt aber alle Wiſſenſchaft an ſich ſelbſt gut, wenn ſie nur auf die Wahrheit gegründet iſt. Wer jedoch ſeine Seligkeit mit Furcht und Zittern wirket, der eilet um der kurzen Zeit willen; alſo ſorget er, wie er das wiſſen möge, was der Seligkeit am nächſten kommt. Denn Etliche wollen nur deßwegen gelehrt ſeyn, daß ſie etwas wiſſen, und dieß iſt eine ſchändliche Neugier; Andere nur, daß die Leute von ihnen wiſſen ſollen, und das iſt eine ſchändliche Eitelkeit. Wieder Einige wollen ihre Gelehrſamkeit nur um Geld und Ehre verkaufen, und das iſt ein ſchändlicher Gewinn. Andere aber deßwegen, damit ſie erbauen mögen, und dieß iſt die Liebe; noch Andere, daß ſie von Andern erbaut werden, und dieß iſt eine große Weisheit. Unter dieſen allen ſtehen allein die beiden letzten Arten nicht im Mißbrauch, indem ſie deßwegen gelehrt ſeyn wollen, damit ſie Gutes thun.“

Fragen wir, was die erſten Chriſten unter ſolchen Umſtänden von dem Leſen der heidniſchen Bücher gehalten haben, ſo dient zur Antwort, daß ſie, treu dem Grundſatz des Apoſtels: „Dem Reinen iſt Alles rein“ — wohl unterſchieden, von wem und in welcher Abſicht dieſelben geleſen wurden. Geſchah dieſes von erleuchteten Kindern Gottes in der Abſicht, um die Feinde mit ihren eigenen Waffen bekämpfen zu können, da ihre Schriften manche Wahrheiten enthielten, ſo waren ſie überzeugt, daß es gar wohl zum Preiſe des Herrn gereichen könne. Außerdem aber waren ſie der Meinung und bekannten es auch öffentlich vor den Heiden: „daß ihre Bücher werth ſeyen, verbrannt zu werden, weil ſie ſo viele Schandthaten und Laſter enthalten. Ihre Komödien und Tragödien ſtiften nichts als Unzucht und Bosheit; denn ſie ſeyen voll Muthwillen, Gottloſigkeit und Ausſchweifungen. Keine Erinnerung an eine grauſame und liederliche Sache ſey gut, und was der That nach verworfen werde, müſſe man auch mit Worten nicht gut heißen. Die Luſt zu ſündigen werde ja ſo leicht durch das Leſen unzüchtiger Bücher entzündet. Man müſſe in ſeinem ganzen Leben darauf ſehen, daß man nicht allein von der Geſellſchaft böſer Leute, ſondern auch von der Geſellſchaft böſer Bücher ſich enthalte, welche verboten werden ſollen, damit die jungen Herzen nicht durch dieſes Gift angeſteckt werden. Denn darin können ſie ſich ſchwerlich in Acht nehmen, und indem ſie ſich vorſehen wollen, ſeyen ſie gemeiniglich ſchon gefallen.“ — So erzählt Auguſtin von ſich, er habe in ſeiner Jugend einen ganz verkehrten Unterricht genoſſen, die Sprachen haben ihm genützt, aber ſie hätten ihm beſſer beigebracht werden können. „Denn, ſagt er, man zwang mich zu lernen, ich weiß nicht, was für Reiſen des Aeneas, darüber ich meine Irrthümer vergaß, und den Tod der Dido zu beweinen, die ſich aus thörichter Liebe ſelbſt umbrachte. Einen ſolchen Unſinn hielt man für eine anſtändige und außerordentliche Gelehrſamkeit, die mehr werth ſey, als Leſen und Schreiben. — Homer hat auch ſolche Fabeln erdichtet, und iſt voll angenehmer Eitelkeiten, und dennoch hatte ich ihn in meiner Kindheit lieb. Gleichwohl verſtand ich nichts davon, und man trieb mich mit dem grauſamſten Schrecken dazu, daß ich's lernen ſollte. Aber, wehe dir, du Strom des menſchlichen Gebrauchs! Wer will dir widerſtehen oder dich austrocknen? Wie lange wirſt du die Kinder Eva's in das große und ſchreckliche Meer wälzen, aus welchem die kaum gelangen, welche des Glaubens rettende Arche erſtiegen? Habe ich nicht in dir geleſen, wie der Jupiter donnert, und doch auch die Ehe bricht? Und freilich konnte er nicht Beides thun; aber damit er eher ein Anſehen hätte, daß man ihm den rechten Ehebruch nachmachte, hat man ihm einen falſchen Donner angedichtet. Man hat alſo gottloſen Leuten göttliche Dinge zugeſchrieben, damit es für keine Sünde gehalten würde, und wer dergleichen thue, nicht den Böſen, ſondern den Göttern zu folgen ſcheine. Und dennoch, o du hölliſcher Strom! werden die Menſchen in dich geworfen, und kriegen noch Schulgeld dazu, damit ſie dieſes lernen mögen, und man handelt davon, als von etwas Großem, und ſpricht: hier lernet man die Sprachen, ſo wird man beredt! Gleich als ob wir die Beredtſamkeit ſonſt nicht lernen könnten. Doch ich beſchuldige nicht die Worte, als gute und auserwählte Gefäße, ſondern den Wein des Irrthums, der uns von den trunkenen Lehrern darin beigebracht wird. Und dennoch bekamen wir noch Schläge dazu, wenn wir nicht davon tranken; wir durften auch nicht an einen verſtändigen Richter appelliren. Ich aber lernte dieſes gerne, und hatte meine Freude daran, und deßwegen hieß man mich einen Knaben, aus dem etwas werden könne.“ Hieronymus ſchreibt an einen Freund: „Lies die Philoſophen, Redner und Poeten ja nicht, und ſuche in ihnen dein Vergnügen nicht. Man darf ſich nicht ſchmeicheln, wenn man glauben will, das Gewiſſen werde bei ſolchen Schriften nicht verletzt, da doch das Gewiſſen Anderer dadurch verwundet wird, indem es ſcheint, als wenn man billige, was man nicht verwirft, weil man es lieſt. Es ſey ferne, daß aus einem geiſtlichen Munde gehört werde: der allmächtige Jupiter, beim Herkules! ꝛc. — Was macht Horaz bei dem Pſalter, Virgil bei dem Evangelium, Cicero bei den apoſtoliſchen Schriften? Denn obgleich den Reinen Alles rein iſt, ſo dürfen wir doch den Kelch des Herrn und den Kelch des Teufels nicht trinken, 1 Kor. 10, 21. Ich will dir die Geſchichte meines Elends erzählen: Ich Armer wollte einmal im Cicero leſen, und faſtete dabei. Ich blieb des Nachts auf und weinte bei meiner Buße; gleichwohl aber nahm ich den Plautus noch in die Hand. Wenn ich bisweilen zu mir ſelbſt kam, und die Propheten zu leſen anfieng, ſo war mir der ſchlechte Styl zuwider. Indem mich nun die alte Schlange ſo betrog, gerieth ich in ein Fieber. Da ward ich einmal im Geiſt entzückt und vor den Richterſtuhl Gottes gebracht. Als man mich fragte, wer ich ſey, antwortete ich, ich ſey ein Chriſt. Der Richter ſprach: Du lügſt, du biſt ein Ciceronianer, und kein Chriſt; denn wo dein Schatz iſt, da iſt auch dein Herz. Alsbald verſtummte ich und dachte an die Worte Pſ. 6, 6. Ich las auch hierauf mit ſolchem Fleiß geiſtliche Bücher, als ich nie vorher weltliche geleſen habe.“

Von den einzelnen Wiſſenſchaften hatten die Alten die gleiche Anſicht, wie von dem ganzen Gebiet der Gelehrſamkeit überhaupt, und ſie eigneten ſich irgend eine von denſelben bloß dann an, wenn ſie für das Chriſtenthum einen Nutzen daraus zu ziehen hoffen konnten. Was zuerſt die Sprachen anbelangt, ſo war die griechiſche Sprache entweder ihre Mutterſprache, oder doch damals ſo gebräuchlich, daß ſie faſt Jedermann redete. Die hebräiſche dagegen mußte beſonders erlernt werden, was wegen der Abneigung der Juden gegen die Chriſten beſonders ſchwierig war. Darum verſtanden nur Wenige dieſelbe, wie z. B. Origenes und Hieronymus, welcher ausdrücklich erwähnt, welche Mühe es ihn gekoſtet habe, bis ihm ein Jude Unterricht gab, und daß er ſeinem Gott danke, weil er ihn von dieſem bitteren Saamen nun die ſüßen Früchte genießen laſſe. — Das Studium der

Geſchichte hielt man für nützlich und gut, wenn ſie gehörig angewendet wurde; allein man war auch ſehr vorſichtig in der Auswahl der Erzählungen. Die Naturlehre nahm man an, inſofern ſie den Menſchen zur Erkenntniß Gottes führte und ihn die Werke des Höchſten bewundern lehrte. Alles Uebrige dagegen hielt man für unnütz und unnöthig. — Zu gleichem Zweck lernten und lehrten ſie die Mathematik und Sternkunde; doch erwählten ſie nur das daraus, was zum Guten diente, und vermieden, was ſchädlich war. Die Sterndeuterei dagegen aber verwarfen ſie als thöricht und ſündlich. Ebenſo genügte ihnen die Sittenlehre der Heiden nicht; denn, ſagten ſie, die Weiſen dieſer Welt diſputiren vergeblich über die vier Haupttugenden, welche ſie doch nicht begreifen, da ſie Den nicht kennen, der uns von Gott gemacht iſt zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlöſung. — Gar keinen Werth endlich legten ſie auf die Redekunſt; denn ſie eiferten gegen hochtrabende Reden, wie gegen alles leere Geſchwätz. Ganz verhaßt aber war ihnen die Logik oder Dialektik der heidniſchen Philoſophen, welche nur zu Zank und Streit, zur Verwirrung und zur Verdrehung der Wahrheit diente.“ Die Logiker, ſagt Hieronymus, worunter Ariſtoteles der Vornehmſte iſt, pflegen mit ihren Vernunftſchlüſſen gleichſam Netze auszuſpannen, und die ausſchweifende Freiheit der Rhetorik in die Dornbüſche der Syllogismen einzuſchließen. Ihre Kunſt iſt, daß ſie zanken und beißen; was ſoll aber ein Chriſt anders thun, als alle Zänkerei meiden? — Außer den Heiden waren es namentlich die Ketzer, welche zu der Logik des Ariſtoteles ihre Zuflucht nahmen. Von ihnen ſagt Tertullian: „Sie ſchützen den Ariſtoteles vor, der ihnen eine Logik angerichtet hat und ein verſchlagener Künſtler iſt, zu bauen und einzureißen. Dieſe hat gezwungene Meinungen, ungereimte Muthmaßungen, Schlüſſe, die nur Zank gebären ꝛc.“ — Anderswo ſchreibt er: „Der Apoſtel bezeugt, daß man ſich vor der Philoſophie hüten ſolle. Denn er war zu Athen, und lernte dieſe menſchliche Weisheit dort kennen, welche die Wahrheit zwar vorgibt, aber nur verſtümmelt, und in ſich ſelbſt durch ſo viele Sekten zertheilt iſt, die wider einander ſtreiten. Was hat alſo Athen und Jeruſalem, die Akademie und die Gemeinde mit einander zu thun, wie ſtimmen Sektirer und Chriſten zuſammen? Unſere Lehre kommt aus der Halle Salomonis, der gelehrt hat, man ſolle den Herrn in Einfältigkeit des Herzens ſuchen.“ „Darum, ſetzt Ambroſius hinzu, weg mit den Vernunftſchlüſſen, wo der Glaube erfordert wird! Die Logik muß in euern Schulen ſchweigen. Ich frage nicht lange, was die Philoſophen plaudern, ſondern was ſie thun, ſie ſitzen nun in ihren Gymnaſien allein. Schaue doch, wie der Glaube die Beweiſe überwiegt! Die Philoſophen ſind reich an Worten, aber arm am Glauben, und leer von der Wahrheit. Die einfältigen Diener des Herrn dagegen ſind arm an Worten, aber trefflich an Verläugnung und Gottſeligkeit. Jene reden viel vom Unglauben, dieſe beſtätigen den Glauben mit Wenigem. Da werden diejenigen von ihren eigenen Spießgeſellen verlaſſen, welche viel Diſputirens machen; diejenigen aber nehmen zu, die nur einfältig glauben. Denn man glaubt jetzt den Philoſophen nicht mehr, ſondern den Fiſchern, nicht den Logikern, ſondern den Zöllnern.“ — —

Alles dieß währte leider nicht lange; denn kaum waren die erſten drei Jahrhunderte verfloſſen, wo Verfolgungen auf Verfolgungen kamen, und wo man keine Zeit hatte, ſich mit unnützen Streitigkeiten abzugeben, ſo drängten ſich allmählig Ehrgeizige hinzu, welche ihre Meinungen an die Stelle des einfachen Wortes ſetzten, und die Schwachen ärgerten. Daher die Klagen der Frommen: daß Irrlehren wie egyptiſche Plagen in die Gemeinden eingeriſſen ſeyen, und daß die Leute über der Philoſophie aus lauter Hochmuth toll geworden ſeyen. Ja, es kam ſo weit, daß man den Ariſtoteles bis an den Himmel erhob, und ihn den Vorläufer Chriſti in natürlichen Dingen nannte, wie den Johannes in geiſtlichen. Man glaubte, man dürfe dem Volke nichts von Chriſto predigen, wenn man des Ariſtoteles Lehren nicht herſagen könne, und es ſey ganz um das Chriſtenthum geſchehen, wenn man die Meinungen jenes Heiden verwerfe. — Wo waren da noch die lautern Kinder Gottes, von denen es früher geheißen hatte: „Sie blieben beſtändig in der Apoſtel Lehre, und in der Gemeinſchaft, und im Brodbrechen, und im Gebet. Sie waren täglich bei einander einmüthig im Tempel, und brachen das Brod hin und her in den Häuſern, nahmen die Speiſe, und lobeten Gott mit Freuden und einfältigem Herzen, und hatten Gnade bei dem ganzen Volke.“ —

VI.

Von ihrem Tod und Begräbniß.

Nachdem wir Alles, was zum Glauben und Wandel der erſten Chriſten gehört, der Reihe nach betrachtet haben, ſo eilen wir zum Schluß, ſchauen aber vorher noch ihr Ende an, und wollen uns ernſtlich bemühen, ihrem Glauben nachzufolgen. Jene Kinder Gottes ſtarben gemeiniglich eines gewaltſamen Todes und ihr Begräbniß hieng ſelten von dem freien Willen der Hinterbliebenen ab. Anlangend aber den Abſchied derer, die eines natürlichen Todes ſtarben, ſo war derſelbe, weil er im Herrn geſchah, ſehr freudig und voll Glauben, Geduld und Hoffnung. Es fanden ſich auch bei ihnen alle Urſachen der Freude, und es war nichts vorhanden, was ſie in Anſehung der leiblichen Auflöſung hätte ſtören können. Denn wo das eintraf, was wir bisher von ihrem Leben und Wirken geſagt, da konnte kein anderer als ein herrlicher Abſchied erfolgen. Sie bereiteten ſich nicht nur lange darauf vor, damit ſie vor dem Herrn in einem lebendigen Glauben an den Sohn Gottes untadelhaft erfunden würden, ſondern ſie freuten ſich auch auf ihres Leibes Erlöſung von ganzem Herzen. Dieß war ihre beſtändige Sorge, und dahin arbeiteten ſie mit allem Fleiß, daß ihr Ausgang aus der Welt, aus welcher ſie dem Geiſte nach längſt ausgewandert waren, auch dem Leibe nach geſegnet ſeyn möchte. Kurz, ſie ſchoben nichts von dem, was zu ihrem Frieden diente, auf das letzte Stündlein auf. Darum eilten ſie deſto begieriger in Gottes Hände, darin ſie von aller Qual befreit in ewigem Frieden leben ſollten. — Wollte ihnen Jemand den Tod als bitter vorſtellen, ſo war ihre Antwort: „Ich fürchte mich vor keinen Schmerzen; denn mein Leib darf nichts mehr als den erſten Anlauf ausſtehen; ſterbe ich aber, o ſo iſt mir der Tod eine Freude! Denn er befördert mich nur um ſo eher zu Gott, dem ich hier lebe; ich bin ſchon größtentheils geſtorben, indem ich ſchon lange dazu geſchickt und reif geweſen bin. Wer ein wahrer und tapferer Chriſt iſt, der iſt getroſt und freuet ſich, wenn er aus dieſem Leibe reiſen ſoll, weil er jenes Haus hat, das nicht mit Händen gemacht iſt. Und dieſes Haus iſt die Kraft des heiligen Geiſtes, die in ihnen wohnet. Wenn nun das irdiſche Haus aufgelöst wird, ſo fürchten ſie ſich nicht, weil ſie das himmliſche Haus des heiligen Geiſtes haben, und die unvergängliche Herrlichkeit, die an dem Tage der Auferſtehung das Haus des Leibes wieder erneuern und verherrlichen wird, wie der Apoſtel ſagt: Er wird unſere ſterblichen Leiber lebendig machen durch den heiligen Geiſt, der in uns wohnet. Und abermals: Das Leben des Herrn Jeſu muß in unſerm ſterblichen Fleiſch offenbar werden ꝛc." — Aus dieſen Gründen ſah man die Chriſten ſo fröhlich, ja mit lachendem und ſingendem Munde ſterben, nicht allein, wenn ſie um Gottes Willen getödtet wurden, ſondern auch, wenn ſie auf ihrem Bette verſchieden. So erzählt man von Antonius, daß er vor ſeinem Tode geſagt habe: „Ich bin gewiß in dem Herrn, daß am Tage der Auferſtehung dieſer Leib wieder auferſtehen wird." Weiter ſprach er: „Gute Nacht meine Lieben! denn Antonius reiſet nun von hinnen und wird in dieſer Welt nicht mehr bei euch ſeyn." Als ihn die Umſtehenden geküßt hatten, ſtreckte er ſeine Füße aus, ſah dem Tode freudig entgegen, ſo daß man aus ſeinem fröhlichen Geſichte ſchließen konnte, daß die heiligen Engel da waren, die ſeine Seele tragen ſollten in Abrahams Schooß. Dieſe ſah er an, als ob er ſeine beſten Freunde ſähe, und verſchied, und ward zu ſeinen Vätern verſammelt. — Aehnliche Beiſpiele von ihrem fröhlichen Abſcheiden aus dieſem Leben finden wir in Menge. Daher nannten ſie auch den Tod einen *Schlaf*, einen *Abſchied* aus dieſem Leben, einen *Hingang* zur ewigen Ruhe. Darin beſtärkte ſie die gewiſſe Hoffnung, daß ſie nimmermehr ſterben, ſondern durch den Tod zum Leben dringen werden. Die Märtyrer nannten den Tag ihres Abſchieds ihren *Geburtstag*, — ein Name, der ſpäter auch von andern wahren Chriſten gebraucht wurde. Ambroſius ſagt darüber: „Der Tag des Abſchieds wird ein *Geburtstag* genannt, weil wir an demſelben von dem Kerker der Sünden befreit und zur Freiheit des Erlöſers geboren werden." Ein Anderer: „Wenn ihr von dem *Geburtstag* der Heiligen höret, ſo denket nicht, daß derjenige alſo heiße, an welchem ſie auf dieſer Erde geboren worden ſind, ſondern da ſie von der Erde zum Himmel, von der Arbeit zur Ruhe, von den Verſuchungen zum Frieden, von der Qual zu ewiger und beſtändiger Freude, von dem weltlichen Spott zur Krone und Herrlichkeit geboren werden. Denn ein Gerechter fängt alsdann erſt zu leben an, wenn er gewürdigt wird, um Chriſti willen zu ſterben. Das Leben des Märtyrers wird durch den Tod hinübergebracht, aber nicht weggenommen. Er wird durch den Tod viel herrlicher, weil er deßwegen geſtorben iſt, damit er ewig lebe.“ Sie nannten deßwegen auch den Todestag einen Triumphtag und ſagten der Welt, daß ſie darin thöricht handle, weil ſie den Anfang ihres elenden Lebens mit Freuden und Springen beehre, das Ende deſſelben aber beweine und beklage.

Da alſo jene Glaubenshelden mit Freuden aus der Welt giengen, ſo fragt es ſich: ob man auch ihretwegen trauern durfte? Sie ſollen uns ſelbſt darauf antworten. Tertullian z. B. ſchreibt: „Diejenige Art der Ungeduld läſſet ſich nicht entſchuldigen, die ſich bei dem Verluſt der Unſrigen findet, obgleich der Schmerz wegen der nahen Verwandtſchaft ſie zu vertheidigen ſcheint. Denn hier muß man ſich mehr nach des Apoſtels Ausſpruch richten: Betrübet euch nicht, als die Heiden, die keine Hoffnung haben, 1 Theſſ. 4, 13. Denn, glauben wir an Chriſti Auferſtehung, ſo glauben wir auch an die unſrige, um welcher willen ja Chriſtus geſtorben und auferſtanden iſt. Sind wir aber der Auferſtehung der Todten gewiß, ſo hört der Schmerz wegen des Todes auf. Denn was ſollte uns ſchmerzen, wenn wir glauben, daß die Unſrigen nicht verloren ſind? Wer wollte darüber, daß ihm Jemand eine Zeitlang entzogen wird, ungeduldig ſeyn, da wir doch glauben, daß er wiederkommen werde. Was wir für Sterben halten, iſt nur eine Abreiſe. Man darf den nicht betrauern, der nur vorangeht.“ — Paulinus: „Sollte das nicht eine ſchlimme Liebe zu dem Verſtorbenen ſeyn, wenn man eine ſelige Seele betrauern wollte? Ja, es iſt eine ſchädliche Zuneigung, denjenigen zu beweinen, der ſich nun in Gott freut. Iſt es nicht offenbar genug, was für eine große Sünde dabei geſchieht, indem wir dadurch überzeugt werden, daß wir unſern Glauben nicht treulich bewahren? Man verwirft dadurch des Herrn Ordnung, und uns gefällt nicht, was doch Gott gefällt. Es gebührt ſich, vielmehr die große Blindheit zu beweinen, welche man dabei an den Tag legt. — In dem wahren Glauben muß das Herz fröhlich werden, die Traurigkeit muß vertrieben ſeyn, und man muß ſich zu dem glaubigen Gehorſam hinweiſen laſſen, damit man aus der Zuverſicht auf Gott Freude erlange. Laſſet diejenigen weinen, denen keine Hoffnung mehr übrig iſt, und die keinen Glauben haben. O wie thöricht iſt es, nur auf das Sichtbare ſehen, und an Gott verzagen, dagegen auf leibliche Dinge trauen! Jene haben ein verfinſtert Herz, das ſich nicht tröſten laſſen will.“ — Hieronymus: „Ueberwinde die Weichheit deines Herzens, ſo viel du kannſt, und halte die Thränen zurück, damit die allzugroße Liebe gegen den Verſtorbenen bei unglaubigen Gemüthern nicht für eine Verzagung an Gott gehalten werde. Du kannſt wohl nach ihm verlangen, als nach einem Abweſenden, aber nicht als nach einem Todten, damit man ſehe, du habeſt ihn nicht ganz verloren, ſondern du erwarteſt ihn wieder. Wer die Seinen allzuſehr liebt, der iſt gegen Gott unglaubig. Abraham brachte ſeinen einzigen Sohn zum Opfer dar, und du wollteſt weinen, wenn Eines unter ſo Vielen gekrönt wird.“ — Auguſtin: „Der Tod eines wahren Chriſten ſoll nicht mit Weinen und Seufzen, ſondern mit beſtändigem Loben und Danken geprieſen werden.“ Chryſoſtomus endlich: „Es geſchieht dem Verſtorbenen gar keine Ehre damit, wenn man über ihn weinet und heulet, ſondern wenn man über ihn Pſalmen und Lobgeſänge ſingt und ſeine Gottſeligkeit rühmen kann.“ — — Sie ſprachen aber nicht bloß ſo, ſondern bewieſen es auch mit der That, zur Verwunderung ihrer Feinde, die von nichts als Trauern wußten. So wird von einer Frau erzählt, daß ihr Mann geſtorben ſey, und daß ſie wenige Stunden darauf auch ihre beiden Söhne verloren habe. So hart dieſer Schlag auch geweſen ſey, ſo habe ſie doch keine Thräne vergoſſen, ſondern ſey auf ihr Antliz niedergefallen, und habe mit fröhlicher Miene ausgerufen: „Nun, o Herr, will ich dir recht ohne Hinderniß dienen, weil du mich von einer ſo großen Laſt befreit haſt!“ Deßgleichen bezeugt Auguſtin: „Ich drückte meiner Mutter die Augen zu. Große Trauer ergoß ſich in mein Herz und wollte in Thränen überſtrömen; aber ich that mir Gewalt an, ihren Quell zurückzudrängen, denn ich hielt es für unwürdig, eine ſolche Leiche mit Klagen und Seufzen zu betrauern, mit welchen man die Sterbenden nur beklagen kann, deren Elend im Tode, ja deren ewigen Tod man beweint. Sie iſt nicht elend geſtorben, davon gab uns Beweis ihr Leben und ihr ungeheuchelter Glaube.“ — Ja die Glaubigen unterließen durch die Kraft Gottes nicht allein das Trauern und Weinen bei dem Tode der Ihrigen, ſondern der Gott der Hoffnung erfüllte ſie auch dabei mit außerordentlicher Freude. Und je thörichter dieß der Vernunft vorkam, wenn ſie da jubilirten und fröhlich waren, wo Andere weinen und klagen, deſto getroſter folgten ſie dem freudigen Geiſt. So ſchreibt Hieronymus von dem Hintritt der heiligen Paula: „Da hörte man kein Heulen oder Klagen, wie es unter den Weltleuten zugehet, ſondern man fieng an, Pſalmen und Lobgeſänge zu ſingen.“ Von dem Tode eines andern Chriſten heißt es: „Die Brüder freuten ſich vielmehr, als daß ſie hätten Leid tragen ſollen, weil ſie wußten, daß er zu einer ſolchen Herrlichkeit gekommen ſey.“ Andere ſagten: „Wir begehen das Gedächtniß der Verſtorbenen nicht mit Trauern, ſondern feierlich und fröhlich, indem wir Gott Dank ſagen, der ſie gewürdigt hat, in wahrem Glauben abzuſcheiden.“ — Dabei jedoch iſt nicht zu überſehen, daß nur diejenigen ſo ſtark waren, welche ohnehin durch viele Trübſale geübt und gleichſam abgehärtet waren. Dagegen kämpften die Schwächeren mit ihrer Natur um ſo ernſtlicher, damit ſie bei ſolchen Schickungen Gottes nicht in Klagen ausbrechen, noch Andern ein Aergerniß geben möchten. Sie waren alſo wenn ſie weinten, als weinten ſie nicht. 1 Kor. 7, 27., und wußten ihr weiches Herz nach und nach durch ernſtliche Uebungen zu ſtärken. „Die Ungeduld des Klagens, ſprachen ſie, erweckt nur den Argwohn, als ob wir keine Hoffnung hätten, und beweist unſern Glauben ſchlecht. Wir treten auch Chriſto viel zu nahe, wenn wir diejenigen, welche er zu ſich gerufen hat, ungeduldig betrauern, als ob ſie des Mitleidens werth wären. Der Apoſtel ſagt: „Ich habe Luſt abzuſcheiden und bei Chriſto zu ſeyn.“ Phil. 1, 23. Welch ein herrlicher Wunſch! Es würde ja ſcheinen, als ob wir die Erfüllung dieſes Wunſches nicht verlangten, wenn wir darüber Leid tragen, weil Andere ihn erlangt haben. Bloß wenn ein Sünder ſtirbt, der Gott ſo oft beleidigt hat, den ſoll man beweinen.“ — Uebrigens benützten die treuen Lehrer jede Gelegenheit, Andere, die es noch nicht ſo weit gebracht hatten, wie ſie, zu gleicher Standhaftigkeit zu ermahnen. So ſpricht Einer: „Wenn den Leuten ein Kind, Weib oder Mann ſtirbt, ſo wollen ſie gleich in die Erde ſinken, raufen ſich die Haare aus, ſchlagen an ihre Bruſt, liegen lange Zeit in Trauern, Weinen und Klagen. Aber laſſet uns, liebe Brüder, vielmehr bitten, daß wir es ſo mit unſern Seelen machen, wie die Welt es mit dem Leibe macht. Sehet, wie übel es gethan iſt, wenn wir das beweinen, was wir nicht wieder erwecken können, und dabei doch die Seele nicht beweinen. Darum laſſet uns vielmehr umkehren, und den Herrn mehr lieben, als den Knecht, den Schöpfer mehr, als deſſen Gemächte — den Leib.“ — Ein Anderer: „Sprichſt du, wer mich ſehen wird, daß ich nicht traure, der wird mich auslachen? Was iſt es auch? Laß ſie lachen, der Narren Urtheil muß man nicht achten; hingegen werden ſich Viele über dich wundern und der chriſtlichen Lehre folgen. Denn das iſt nicht lachenswerth, ſondern vielmehr das, was man allgemein thut, daß man heult und ſchreit, und ſich faſt mit den Todten zugleich begräbt; das iſt Lachens und Strafens werth. Dagegen werden ſich die Leute wundern und ſagen: Ei, wie groß iſt die Macht des Gekreuzigten! Er hat den Sterbenden gezeigt, daß ihr Tod kein Tod ſey! Denn ſie zeigen ſich dabei nicht ſo, als wenn ſie verdärben, ſondern als wenn ſie an einen beſſern Ort kämen.“ — — Aus dieſen Gründen waren bei den Alten auch keine Trauerkleider üblich; denn Cyprian ſagte: „Man muß da keine ſchwarze Kleider anlegen, während die Verſtorbenen dort ſchon weiße Kleider angezogen haben.“ (Dieſe Sitte kam erſt ſpäter von den Heiden auf uns.)

Was endlich die Beſtattung der Leichname betrifft, ſo iſt ſchon aus dem Bisherigen zu erſehen, daß man damals keinen gar großen Werth darauf legte, noch viel weniger aber auf köſtliche Einbalſamirungen, prächtige Leichenbegängniſſe, Grabmäler u. dgl. bedacht war. „Wer, fragt Gregor von Nazianz, würde mich nicht für kleinmüthig und zaghaft halten, wenn ich darum Sorge trüge, ob mein Leib in ein marmornes Grab kommen, oder ob ich nur ein gemeines Begräbniß erhalten, oder gar den wilden Thieren, den Raubvögeln oder den Hunden zu Theil werden werde? Wem es gefällt, der laſſe denſelben durch das Feuer verzehren, er ſtreue die Aſche in die Luft, er werfe den Leichnam auf einen Felſen, oder laſſe ihn im Regen oder in den Flüſſen verfaulen! Ich werde nicht der Einzige ſeyn, der den Augen Gottes entgeht, wenn alle Menſchen vor den ewigen Richter kommen werden.“ Auf gleiche Weiſe ſprach die Mutter des berühmten Auguſtin zu ihrem Sohne, der bei ihrer Krankheit beſorgt war, daß ſie nicht in ihrem Vaterlande ſterben könne: „Laſſet euch das nicht kümmern, leget dieſen Leib wohin ihr wollet, die Sorge für denſelben ſoll euch nicht irre machen, gedenket nur meiner vor dem Herrn, wo ihr ſeyn werdet.“ — — Der Glaube an die Auferſtehung des Körpers war ſo feſt und unerſchütterlich in ihren Herzen, daß Niemand ihnen denſelben rauben konnte. Sie wußten, wie des Vaters Macht den Herrn Jeſum von den Todten auferweckt habe, ſo werde auch ihr Leib nicht ewig im Grabe bleiben. Sie wußten aber auch, daß bei dem Herrn kein Ding unmöglich ſey, und daß er, wenn ſeine Stimme in die Gräber ruft, auch ihren Staub ſammeln werde aus allen Gegenden. — Dieſer Glaube war um ſo tröſtlicher für ſie, als Viele von ihnen in der Verbannung ſtarben, noch Mehrere aber unter des Henkers Hand ihren Tod fanden, deren Leichname oft nicht einmal begraben werden durften. Denn die Wuth ihrer Feinde war nicht bloß gegen die Lebendigen, ſondern auch gegen die Todten gerichtet. Darum ſchrieben einige Märtyrer aus Lyon: „Unſere Verfolger knirſchten noch mit den Zähnen über die todten Chriſten, und hätten ſie gerne noch mehr und ſchärfer gepeinigt. Sie ſtreuten die Aſche von ihren verbrannten Körpern in die Rhone, und thaten, als wenn ſie mächtiger wären, als Gott, und ihnen auch die Auferſtehung rauben könnten.“ Laktanz aber bezeugt ausdrücklich von dem Tyrannen Diokletian: „Der Unmenſch zerbricht nicht allein die Glieder der Chriſten, ſondern zermalmt auch ihre Gebeine, und wüthet ſelbſt gegen die Aſche, damit kein Begräbnißplatz von ihnen da ſeyn möchte. Gleich als wenn die treuen Bekenner Gottes verlangten, daß man zu ihren Gräbern komme, und nicht vielmehr, daß ſie ſelbſt zu Gott kommen möchten. Was für eine Raſerei iſt das, daß man den Lebendigen die freie Luft, und den Todten die Erde mißgönnt?“

Unter dieſen Umſtänden konnte alſo in den erſten Zeiten von prächtigen Leichenbeſtattungen keine Rede ſeyn, und man war wohl zufrieden, wenn die Todten nur irgendwo ein Plätzchen in der Erde fanden. Gar bald aber ſchlichen ſich auch hierin Mißbräuche ein, worauf mehrere Stellen der Alten hindeuten. Chryſoſtomus z. B. ſagt: „Wenn du hörſt, daß unſer Herr bloß auferſtanden ſey, ſo unterlaſſe doch die thörichten Unkoſten der Leichenbeſtattung. „Was ſoll dieſer überflüſſige Aufwand, der dir ein groſzer Schade und den Todten nichts nütze iſt? Denn ein koſtbares Begräbniß iſt öfters die Urſache, daß Diebe die Leichen ausgraben. — Sprichſt du, warum hat man es denn an Chriſto gethan? — Vergleiche jenes Begräbniß ja nicht mit menſchlichen Dingen, und zudem geſchah es von ſolchen, welche nicht wußten, daß er am dritten Tage auferſtehen werde. Darum ſetzt der Evangeliſt hinzu: wie die Juden pflegen zu begraben. Denn nicht die Zwölfe thaten es, ſondern diejenigen, welche Jeſum nicht eben in Ehren gehalten haben. — Sprichſt du weiter, die Liebe und der Schmerz über den Verſtorbenen bringen mich dazu; ſo wiſſe, daß dieß keine Liebe, ſondern ein eitler Ehrgeiz ſey. Willſt du aber Liebe üben, ſo will ich dir ſagen, wie du die Leiche recht beehren ſollſt. Dieſes Kleid werden die Motten nicht freſſen, noch die Diebe darnach graben, — nämlich die Almoſen, welche mit ihm auferſtehen werden. Ich verbiete aber die Begräbniſſe damit nicht, ſondern will nur Maaß gehalten wiſſen; man ſoll allerdings den Leib bedecken, und nicht nackt begraben. Denn wenn den Lebendigen befohlen wird, daß ſie nichts mehr als ein Kleid haben ſollen, um wie vielmehr die Todten?“

Starb ein Bruder oder eine Schweſter, ſo ergriffen die Umſtehenden den Pſalter und ſangen. Dann kamen gewöhnlich noch Mehrere dazu und ſangen mit. Am Begräbnißtage wurde ebenfalls geſungen, und zwar unter andern Pſ. 23.: „Der Herr iſt mein Hirte, mir wird nichts mangeln ꝛc.“ V. 4.: „Ob ich ſchon wanderte im finſtern Thale, ſo fürchte ich mich nicht, denn du, Gott, biſt bei mir ꝛc.;“ ferner Pſ. 59, 17: „Du biſt mein Schutz und meine Zuflucht in der Noth ꝛc.“ Pſ. 116: „Das iſt mir lieb, daß der Herr mein Flehen höret ꝛc.“ V. 7.: „Sey nun wieder zufrieden, meine Seele, denn der Herr thut dir Gutes ꝛc.“ — Hierauf wurde die Leiche in einen Sarg gelegt, und beim Einbruch der Nacht von den Kirchendienern hinausgetragen; Andere trugen Fackeln voran. Auch waren ſingende Chöre dabei, welche in hebräiſcher, griechiſcher und lateiniſcher Sprache Pſalmen ſangen, und zwar nicht bloß an dieſem Tage, ſondern die ganze Woche hindurch. Ja, man ſang manchmal auf dem Wege ein fröhliches Hallelujah, daß es in die Luft erſcholl, wie wir von Hieronymus wiſſen. Wollte aber Jemand dabei traurig ſeyn, ſo ſagte man ihm: „Das Singen der Pſalmen, das Gebet, die Zuſammenkunft der Väter, die Menge der Brüder muß dich beſchämen, wenn du trauerſt. Du folgſt ja der Leiche nicht deßwegen, daß du weinſt und ungeduldig biſt, ſondern daß du Gott Dank ſagſt, der den Verſtorbenen aufgenommen hat. Gleichwie man der neuerwählten Obrigkeit Glückwünſche darbringt, alſo tragen wir die verblichenen Heiligen mit guten Wünſchen hinaus, weil ſie zu größeren Ehren gekommen ſind.“ — — Ehe man die Todten einſenkte, wurden ſie nach altem Gebrauch am Grabe ausgeſtellt. Dann wurden Gebete geſprochen, bisweilen auch Abſchnitte aus der heiligen Schrift geleſen, die von der Auferſtehung der Todten oder andern paſſenden Materien handeln. Ein alter Schriftſteller ſagt darüber: „Das Leſen und Singen ſolcher Verheißungen zeigt uns den ſeligen Frieden, in welchen diejenigen ewiglich verſetzt werden, welche einen göttlichen Ausgang erlangt haben. Es umfaßt gleichſam den Verſtorbenen, und nimmt ihn auf; den Lebendigen aber iſt es eine Ermahnung zu einem gleichen Hingang.“ — War ein beſonders frommer Mann, oder eine ausgezeichnet chriſtliche Frau geſtorben, ſo rühmte man ihre Eigenſchaften in öffentlicher Gemeinde und forderte zur Nachfolge auf; doch war damals die verderbliche Gewohnheit noch nicht eingeriſſen, daß man um ſchändlichen Gewinns willen Alle ohne Unterſchied lobte, und diejenigen ſelig pries, welche es nicht verdienten. Jene einfältigen Kinder Gottes ſahen zwar das Ende der Abgeſchiedenen an und folgten ihrem Glauben nach; aber ſie waren ferne von eiteln Lobreden. Sie bekannten laut, daß das Gedächtniß der Frommen im Segen bleibe; allein ſie ſuchten dabei nur die Ehre ihres himmliſchen Vaters und die Stärkung der Brüder. Ihre Meinung war: „Der Diener gibt dem Verſtorbenen ſein Lob, daß diejenigen, welche die Belohnungen der Heiligen aus der Schrift preiſen hören, zu gleichem Verlangen erweckt werden, indem ſie vernehmen, wie ſelig es ſey, in Chriſto zu ſterben.“ — Dieß war die Hauptabſicht, wenn ſie in der Gemeinde oder ſonſtwo von den Tugenden der abgeſchiedenen Brüder oder Schweſtern redeten. „Es nützt Jenen, ſprachen ſie, nichts zu ihrer Herrlichkeit; vielmehr iſt die Erinnerung daran uns Lebenden zur Nachfolge nöthig. Wenn wir das Leben derer, die in der Gottſeligkeit verharrt ſind, erzählen, ſo preiſen wir den Herrn durch ſeine Knechte, rühmen die Gerechten durch ihr eigenes Zeugniß, welches wir von ihnen wiſſen, das Volk aber erfreuen wir durch die Erzählung ihrer Tugenden.“ In gleicher Abſicht feierten ſie im folgenden Jahre die Todestage der Frommen, beſonders aber die ſogenannten *Geburts- oder Gedächtnißtage* der Märtyrer, und beſuchten ihre Gräber. Doch artete dieſer ſchöne Gebrauch bald ſo aus, daß man am Ende mehr Heidniſches als Chriſtliches dabei finden konnte.

Wir ſchließen nun dieſes Buch, und mit ihm die **Abbildung der erſten Chriſten nach ihrem lebendigen Glauben und heiligen Leben.** Wir hoffen, es werde nichts übergangen worden ſeyn, was dem Leſer ein vollkommenes Bild von den erſten Chriſten geben kann. Zugleich aber bitten wir den barmherzigen Gott und Vater unſeres Herrn Jeſu Chriſti, er wolle aus Gnaden verhüten, daß dieſe Schrift Keinem bloß zur Befriedigung ſeiner Neugierde, oder zum Spott, am wenigſten aber zur Läſterung vor Augen kommen möge. Denn der Herr ſelbſt, der Richter alles Fleiſches, will nicht allein ſeine Heiligen mit heiligen Augen angeſehen wiſſen, ſondern verlangt auch, die Werke, die ſie in ihm gethan haben, demüthig anzunehmen. Sie haben ſich nicht geſcheut, mit denſelben an das Licht zu treten, weil ſie die Wahrheit geglaubt, geredet und gethan haben. Ihr unſträflicher Wandel war aller Welt offenbar, und Niemand konnte ihn mit Recht tadeln. Sie boten allen Feinden Trotz, und fragten mit ruhigem Gewiſſen, wer ſie einer Sünde zeihen könne? Daher iſt ihr Gedächtniß bei den Gerechten noch immer im Segen. Ihre geheiligten Seelen ſind in Gottes Hand, und keine Qual rühret ſie an. Auch das trifft ſie nicht, was ihnen von Unglaubigen als Irrthum oder Sünde beigemeſſen wird. Der Allwiſſende kannte ihre Herzen, und läuterte ſie wie Gold und Silber in dem Ofen des Elendes. Er prüfte ſie, und fand, daß ſie ſein werth waren. Darum ſind ſie nun im Frieden, und ſelig iſt der, der ihrem Glauben nachfolgt. — Der Herr verleihe einem Jeden, der dieſe Beſchreibung in ſolcher Abſicht lieſt, ſeines Geiſtes Kraft, daß es ihm gelinge, den Erſtlingen des neuen Teſtamentes im Glauben und in der Liebe hier und dort gleich zu werden, zum Preiſe ſeiner ewigen Gnade in Chriſto Jeſu, dem König der Ehren! Amen.

Geiſtliche Lieder

von

Gottfried Arnold,

bearbeitet und herausgegeben

von

Albert Knapp.

Geiſtliche Lieder.

1. Macht der Gottesliebe.

(Lob- und Liebesſpr. S. 90)

Ich kann von Dir nicht ſchweigend ſeyn,
O Liebe, die Du mich hinein
In Gott gezogen haſt,
Auch immer ſtärker in mich dringſt,
Bis Du in Dir mich völlig bringſt,
Zur ew'gen Sabbathsraſt!

Die Liebe, die vom Schöpfer fließt,
Und wieder ihre Wellen gießt
Zu ihrem Quell hinein:
Iſt ihrem Urſprung ähnlich ganz,
Und zeigt der Kräfte hohen Glanz,
Die göttlichſtark und rein.

Wo Liebe baut des Herzens Haus,
Da treibt ſie falſche Neigung aus,
Die ſonſt unbändig iſt.
Die Weisheit in der Liebe Reich
Iſt männlich und doch ſanft zugleich,
Ein Ernſt, mit Luſt verſüßt.

Natur, und wär' ſie noch ſo mild,
Bis obenan mit Lieb' erfüllt,
Mag hier nicht gültig ſeyn,
Noch wen'ger ſelbſtgemachte Lieb',
Wo ſich bei falſchem Wort und Trieb
Verſtellung menget ein.

Was kein Geſetz, kein Regiment
Der eignen Kräfte bringt zum End',
Der Seel zu ſchaffen Ruh':
Das wirket Gott durch ſeinen Sohn,
Wenn dieſem Er den Liebesthron
Im Herzen rüſtet zu.

Sein Thron iſt Liebe, ſanft und hehr;
Was Gott hier nicht ſelbſt thät' und wär',
Das müßt' verbannet ſeyn.
Die Stoppeln werden ganz verzehrt,
Das lautre Gold allein bleibt werth,
Das Herz wird völlig rein.

Die Seele ſucht in Gott nun ſich,
Und in ſich Gott ganz wunderlich,
Weil beide Eines ſind.
Wer trennt, was Gott vereinigt hat?
Wer ſcheidet, wenn Er in der That
Sich ſelbſt mit uns verbind't?

Wie hungert, Liebe, mich nach Dir!
Wie ſchäm' ich mich, daß ich in mir
Dir noch ſo ferne bin!
Ach, laß mich dieſem Himmelreich
Gewalt anthun, und ziehe gleich
Mich ewig in Dich hin!

2. Aufopferung an Chriſtum.

(Arnold's kleines Geſangbuch Nr. 23.)

O Liebe ſonder Grund,
Mein Leben und mein Herze!
Komm, ſtille mich mit Dir
In meinem Liebesſchmerze,
Und leere völlig aus,
Was Dir zuwider iſt;
Laß Alles weichen Dir,
Was Du nicht ſelber biſt!

Du biſt mein Licht allein,
Du biſt mein zartes Leben.
Ach, bleib', erwärme mich,
Daß ich Dir bleib' ergeben!
Denn Du mein Heil, mein Hirt,
Mein Harniſch und mein Schild,
Kannſt Alles werden mir,
Wenn Du aus Gnaden willſt.

Führ' mich in's Vaterherz
Und fülle mich von innen,
So liebt der Heil'ge mich,
Du Labſal meiner Sinnen!
Dein Gnadenbund und Wort
Iſt meiner Seele Halt;
Dein Bild allein gibt mir
Die himmliſche Geſtalt.

O gib mir ew'ge Freud',
Mit Weisheit mich bekleide,
Und die Gerechtigkeit
Sey meine weiße Seide,
Darin ich fleh' vor Dir,
Holdſel'ger Heiland Du!
Sey Du das helle Licht,
Darin ich ewig ruh'!

So kann ich ohne Furcht
Zum Thron des Vaters treten,
Und in dem Heiligthum
Ihn heiliglich anbeten,
Wo keine Spur mehr iſt
Von meiner Schmählichkeit!
Denn dieſe muß vergeh'n,
Wo Gott ein Herz ſich weiht.

Ich änd're nicht den Sinn,
Denn Du haſt mich erwählet
Und zur erkauften Schaar
Von Ewigkeit gezählet.
So gib mir, Gottes Lamm,
Was dein iſt, — gib mir Dich!
Und nimm, was mein iſt, hin, —
Dich lieb' ich ewiglich!

In deine Willensmacht
Bleib' ich nun ganz ergeben,
Und grüß' in Erfurcht Dich,
Du liebſtes, ew'ges Leben!
Ich werfe Dir mich hin
In Liebszerfloſſenheit;
Du biſt mein Element
Nun und in Ewigkeit!

3. Krankheit aus Liebe.

(Lob- und Liebeslieder, S. 17, Nro. 39.)

Ich weiß nicht wie mir iſt,
Vor großem, bitt'rem Schmerzen,
Der mir am Leben frißt,
Und geht ſo tief zu Herzen.
Wer bringet mir den beſten Rath?
Wer iſt's, der für mich Rettung hat,
Weil meine Lieb' am Sterben iſt?

Als ich mein ewig Heil
Nach ernſter Buße funden
In Jeſu, der mein Theil
Kraft ſeiner Todeswunden,
Und meine Heilung ward vom Tod:
Da ſprach ich: „nun hat's keine Noth,
Weil Gottes Sohn mir gnädig iſt.“

Fürwahr, es hat der Trieb
  Des Vaters mich gezogen
Zum Sohn, und deſſen Lieb'
  Im Geiſt mich überwogen.
Sein göttlich Licht facht' an in mir
Der Lieb' unendliche Begier
  Im Herzen, das verwundet iſt.

Ich kann ohn' Ihn nicht ruh'n,
  Viel wen'ger ſelig leben;
Drum hab' ich eignem Thun
  Und Frommſeyn mich ergeben:
Da lief ich aus mir hin und her,
Und forſcht' um Ihn bei Menſchen ſehr,
  Ob Er bei Kreaturen iſt?

Vom Laufen ward ich matt,
  Ich ſank in Ohnmacht nieder,
So daß mein Mund ſich hat
  Eröffnet an die Brüder:
„Ach wißt ihr meinen Liebſten wo,
So ſagt ihm, daß ich ſterbe ſo,
  Weil Er von mir entfernet iſt! —

Bald war die Antwort da,
  Im tiefſten Seelengrunde:
„Das Wort iſt dir ſo nah
  „Im Herzen und im Munde!
„Was iſt's, das deine Liebe facht,
„Und Liebesſchmerzen dir gemacht? —
  „Iſt's nicht das Wort, das in dir iſt?“

Von armer Kreatur
  Wirſt du den Schatz nicht kaufen,
Wenn du auch alle Spur
  Der Sekten willſt durchlaufen.
Ach glaube du: ſie taugen nicht!
Ihr Thun iſt Schein und eignes Licht,
  Weil ihre Leucht' erloſchen iſt!

O Seele, Gott iſt Licht,
  Dazu man nicht kann kommen,
Wenn alle Sünden nicht,
  Vollkommen weggenommen!
Drum ſuch' Gott ſelber nur durch Gott,
Das Licht im Licht, bei Kreuz und Spott,
  Weil Jeſus dein Verſöhner iſt!

Darauf erſchwang ich mich
  Aus meinem eignen Leben,
Und wollte dürftiglich
  In Gott hin mich ergeben;
Ach aber, ich fand mich zu ſchwach,
Und ſchrie Ihm nach mit Weh und Ach:
  Wo iſt Er, der mein Leben iſt?

Da fand ich zwiſchen mir
  Und Gott viel Bilder ſtehen,
Die mich verhindert hier,
  Ins Heiligthum zu gehen:
Und gleichwohl hatt' ich keine Kraft,
Bis Er ſie ſelber aus mir ſchafft,
  Mir ſtatt der Vielheit Eines iſt.

Nunmehr iſt Er mir auch
  Arzt und Arznei geweſen,
Und was ich ſonſten brauch',
  Darf ich aus Ihm erleſen.
Nun frag' ich nicht nach Kreatur; —
Stirb hin, Vernunft, Will, Fleiſch, Natur! —
  Gnug, daß Er Eins und Alles iſt!

4. Das gütige Wort Gottes.

[illegible]

Iſt dieß nicht meines Hirten Wort,
  Der immerdar ſo gerne
Anklopft vor meines Herzens Pfort',
  Und nicht nur ſteht von ferne?
Ja, ja, Er iſt's! Sein Gnadenlicht,
Das mir im Dunkeln ſtets anbricht,
  Zeugt von dem Morgenſterne.

Zuvor war mir der Unterſcheid
  Der rechten Stimm' verborgen;
Des falſchen Lichtes Trüglichkeit
  Erweckte mir viel Sorgen.
Die Schlang' in engliſcher Geſtalt
Macht', daß mein Aug' zurückprallt
  Vor'm Sonnenſtrahl am Morgen.

Zuweilen hat Kleinmüthigkeit
  Und Schrecken mich betrogen,
Bald Zweifel, Furcht und ſchwerer Streit
  Den Glauben überwogen,
So daß mein Freund gar leiſe nur
Kund geben konnte ſeine Spur,
  Und ſchien mir ganz entzogen.

Nun aber kenn' ich ganz genau
  Des Liebſten eig'ne Reden,
Weil ich Ihn ſelber zu mir ſchau'
  Unmittelbar hintreten,
Wo ich Ihn ohne Mittel hör',
Und als ein Schaf den Hirten ehr'
  Mit Lieben, Folgen, Beten.

Und welche Kreatur kann auch
  Mir ſolche Stimme ſchenken,
Die durch des Geiſtes Liebeshauch
  Mir einkommt im Gedenken:
Wenn ſich in meines Herzens Pfort'
Eröffnet das wortloſe Wort,
  Den Sinn auf Ihn zu lenken?

Geiſt, Wahrheit, Kraft, Heil, Weſen iſt,
  Ja, Licht und ew'ges Leben,
Was dieß dein Wort, Herr Jeſu Chriſt,
  Den Schafen pflegt zu geben.
Das fühl ich wohl, drum iſt mein Will'
Bei deiner Lehre wach und ſtill,
  Daß er mög' in Dir weben.

Dieß iſt das Zeichen und das Pfand,
  Daran ich Dich erblicke,
So oft ich aus dem dunkeln Land
  Die Augen aufwärts ſchicke.
Da läſſ'ſt Du Dich im Geiſte ſeh'n,
Und mit Dir wie ein Menſch umgehn,
  Daß ſich mein Herz erquicke.

Herr, Du haſt nirgend was geſpart,
  Mir wohlzuthun im Leben;
Seitdem ich Dir verbunden ward,
  Haſt Du Dich mir gegeben;
Verſageſt mir auch ferner nicht,
Was mir zum Seligſeyn gebricht, —
  Drum will ich Dich erheben!

3. Alles im Einen.

(Würt. Geſangb. Nr. [illegible], Arnolds kl. Geſangb. Nr. 119.)

O wer Alles hätt' verloren,
  Auch ſich ſelbſt, und allezeit
Nur das Eine hätt' erkoren,
  Welches Geiſt und Herz erfreut!

O wer Alles hätt' vergeſſen,
  Und nichts wüßt', als Gott allein,
Deſſen Güte unermeſſen
  Macht das Herz ſtill, ruhig, rein!

O wer Alles könnte laſſen,
  Daß er, frei vom Eiteln all,
Wanderte die Friedensſtraßen
  Durch dieß thränenvolle Thal!

O wer Allem wär' entnommen,
  Was uns lockt mit eitlem Glanz,
Und hält ab zu Gott zu kommen,
  In dem alle Güt' iſt ganz!

O daß wir Gott möchten finden
  In uns durch der Liebe Licht,
Und uns ewig Ihm verbinden!
  Alles and're ſättigt nicht.

O daß jeder Blick der Seelen
  Stets nur gieng' auf Gott den Herrn!
Alle Sorg' und alles Quälen
  Träte dem Gewiſſen fern.

O Du Abgrund aller Güte,
  Zeuch durch's Kreuz in Dich hinein,
Geiſt und Sinnen und Gemüthe,
  Ewig mit Dir eins zu ſeyn!

6. Hingabe an die ewige Liebe.

(Arnolds ſ. Geſangb. Nr. 91.)

Tauſendmal verlangte Liebe!
Komm zu mir, damit ich mich
Nur in Deinem Lieben übe
Und getroſt ergeb' an Dich!
Ach, wie werd' ich dann geneſen,
Wenn Dein Mund mir Lieb' einſpricht,
Wenn ſtatt Wörterſchalls das Weſen
Deiner Lieb' in mir anbricht!
Lehr' mich lieben Dich allein, —
Du, Du ſollſt mein Herze ſeyn!

Manchen Ort hab' ich durchgangen,
Viele Dinge angeſeh'n;
Keines ſtillte mein Verlangen,
Endlich aber iſt's geſcheh'n,
Daß mich Jeſus angeſchauet!
Der bezwang mir Muth und Sinn;
Er hat mir ſein Herz vertrauet
Und geſchenket zum Gewinn.
Drum ſo lieb' ich Ihn allein,
Er nur ſoll mein Hirte ſeyn.

Wenn ich mein Gemüthe weide
An Dir, Liebſter, hin und her,
Quälet mich vom alten Leide
Keine Kummerſorge mehr.
And'res weiß ich nichts zu ſingen,
Als von Deiner Freundlichkeit,
Die mir kann mein Herz bezwingen,
Daß es immer nach Dir ſchreit:
Liebſter, Beſter, Du allein
Sollſt mein Hoherprieſter ſeyn!

Alle Lieben, die Dich kennen,
Geben Dir den höchſten Preis,
Daß Du biſt allein zu nennen,
Treu von Herzen, ſtark und weiſ';
Ach, es gibt noch viel Gemüther,
Deren Geiſt voll Falſchheit iſt,
Die mißgönnen deine Güter
Solchem, dem Du Alles biſt!
Doch, o Treuer, Du allein
Wirſt mein Freund der Seele ſeyn.

Kann dein Lieben oft bewegen
Stolze Herzen, daß ſie ſich
Kindlich Dir zu Füßen legen:
Liebſter, ſag' mir, was ſoll ich?
Soll ich wachen oder ſchlafen,
Da Du biſt ſo göttlich ſchön?
Nein, ich bin dazu geſchaffen,
Wachend, liebend ſtets zu ſteh'n!
Drum, o König, Du allein
Sollſt mein Fürſt der Seele ſeyn.

O ihr hohen Engelorden,
Helle Geiſter allzumal,
Die ihr lebt von Gottes Worten,
Nehmt mich in die heil'ge Zahl
Derer, die nur Liebe üben! —
Wenn die Himmel auch vergeh'n,
Werden die doch weiter lieben,
Denn die Liebe bleibet ſteh'n!
Drum Jehovah ſoll allein
Mein Haupt, Hirt und König ſeyn!

7. Preis des Kreuzes Chriſti.

(Lob- und Liebesſpr. S. 6.)

Nichts, gar nichts auf dieſer Erden
Iſt, das mich erfreuen kann;
Eins iſt, das mir lieb will werden,
Und zu zieh'n mich fänget an:
Einer iſt mein höchſtes Gut:
Der mir hilft mit ſeinem Blut.

Zwar Er thut es nur verborgen,
Daß der alte Menſch ſich nicht
Achte frei von Todesſorgen;
Doch, wend' ich mein Angeſicht
Lieb'- und hoffnungsvoll auf Ihn,
Dann fällt aller Kummer hin.

Schlag' und plag', Herr, nach Gefallen,
Tödte nur mein Fleiſch hinfort:
Liebe bleibt doch treu in Allen,
Haltend des Geliebten Wort;
Liebe ſchätzt auch das nicht ſchwer,
Was ſonſt unerträglich wär'!

Tretet her, ihr Gotteslieben,
Die ihr auch, wie ich, zum Holz
Durch die Liebe ſeid getrieben:
Seid am Kreuz in Liebe ſtolz!
Denn es iſt kein ſchlechtes Gut,
Lieben Das, was wehe thut.

Laßt uns dieſe Gnade loben,
So wie die Erkauften thun! —
Vor des Lammes Thron dort oben
Soll das Danken nimmer ruh'n. —
Preis ſey dem erwürgten Lamm!
So ſing' ich vor'm Kreuzesſtamm.

8. Ewiges Leben in der Zeit.

(Lob- und Liebesopfer. S. 58, ohne V. 8.)

Wenn ſich eine Seele findet
In des Heilands Liebe ſteh'n,
Wird ſie wunderbar entzündet,
Jauchzensvoll einherzugeh'n:
Daß der ganze Leib und Geiſt
Sich der Sichtbarkeit entreißt.

Alsdann wird ſie aufgezogen,
Und in ſtiller Luſt geführt
Aus den wilden Meereswogen,
So der Weltgeiſt aufgerührt.
All dieß Weſen macht ihr Pein,
Wenn ſie darf zu Gott hinein.

Alles liegt zu ihren Füßen,
Was zu dieſer Welt gehört;
Ja, ſie kann auch leichtlich miſſen,
Was durch guten Schein bethört:
Denn ſie hat den lichten Geiſt,
Der ihr beſſ're Schätze weiſt.

Sie liegt in geheimer Stille,
Wo ſie unempfindlich ſcheint,
Weil der ſonſt zertheilte Wille,
Aufgeopfert, nichts mehr meint,
Als nur Gott und ſeine Kraft,
Die der Sohn der Liebe ſchafft.

Hier iſt aller Gram vergeſſen,
Alle Unruh fällt dahin,
Und was ſonſt noch hoch geſeſſen,
Wird erniedrigt in dem Sinn,
Läßt mit ſich gar mild umgeh'n,
Wie man mag an Kindern ſeh'n.

Wer kann dieſen Strom beſchreiben,
Der den Geiſt mit Macht erfüllt?
Wo kann Durſt und Hunger bleiben,
Wenn Gott ſelber beide ſtillt?
Iſt die Müh nicht wohl erſetzt,
Wenn Er uns mit Sich ergötzt?

O daß Alle ſich bemühten,
Dieſe balſamreiche Kraft,
Die den tiefſten Gottesfrieden
Und das ew'ge Leben ſchafft,
In der Seelen Licht zu ſeh'n,
Und aus ihrer Qual zu gehn!

Iſt des Menſchen Geiſt entſproſſen
Aus dem göttlichen Geſchlecht,
Hat er einſt dieß Brod genoſſen
In dem Paradies mit Recht:
O ſo muß es wieder ſich
Davon nähren inniglich.

Denn wo nicht der Trieb der Seelen
Ißt von Gottes Himmelsbrod,
Bleiben ſie in Angſt und Quälen,
Leiden ſie ſtets Hungersnoth,
Wie man welke Blumen ſchaut
Die der Himmel nicht bethaut.

Aber wer aus Gott geboren,
Fordert Paradieſeskoſt;
Wer zur neuen Welt erkoren,
Sucht nicht in der alten Troſt.
Speiſe, die da himmliſch iſt,
Macht, daß man der Erd' vergißt.

Arme Welt! du kannſt nicht glauben,
Daß ich hier ſchon heilig ſey,
Und daß mir's kein Feind kann rauben,
Daß ich bin von Sünden frei!
Leb' ich doch im Paradies,
Seit ich Nichts, als Gott genieß'!

Wie ein grober Stein auf Erden
In ſich hegt das ſchönſte Gold:
So muß mir im Leib noch werden,
Was der Unglaub ſparen wollt'
Auf die ſpäte Ewigkeit; —
Nein, ich bin ſchon ſelig heut!

9. Frei gen Himmel.

(Lob- und Liebesſpr. S. 257.)

Willſt du mit dem vollem Licht
Seines Geiſtes ſeyn umgeben,
Mußt du leben
Stets vor Seinem Angeſicht.

Bloß von eig'ner Ehr und Lieb',
Ledig von der Welt Getümmel,
Nach dem Himmel
Muß dich führen Gottes Trieb.

Denn ſo wird der Fürſt der Welt
Nichts an dir zu fordern haben,
Wenn die Gaben
Nur ein reines Herz behält.

Dort bei Chriſti Gegenwart
Ziehſt du ſeinem Glanz entgegen; —
Seinetwegen
Strahlſt du dort nach Engelsart.

10. Abendlied. *

(Lob- und Liebesſpr. S. 29. Nr. 31.)

Wie, wenn die dunkle Wolke deckt
Der heitern Sonne Licht,
Und ihren Glanz ins Dunkle ſteckt,
Daß uns ihr Schein gebricht;

Wie, wenn dem Leib ſein Auge fehlt,
Ein Haus das Licht vermißt:
So iſt mein Freund, den ich erwählt,
Wenn er verborgen iſt.

Da ſuch' ich meiner Perle Pracht
Im Lager meiner Ruh';
Bei eingebrochner Trauernacht
Thut ſich kein Auge zu.

Was nicht mein Jeſus ſelber iſt,
Und wär's ein Engelſchein,
Muß gegen dem, was ich erkieſt,
Nur Nacht und Schatten ſeyn.

Denn nichts iſt Gott, und nichts iſt gut,
Als Er, der Lebensquell;
Nichts iſt, das mir Genüge thut,
Als mein Immanuel.

Was ſuch' ich denn bei Menſchen noch?
Was lauf' ich hin und her,
Da ſelten Einer kennt Sein Joch
Und die geheime Lehr'?

Drum ging ich am Geſchöpf vorbei,
Und fand den Schöpfer gleich,
Der in mein armes Herz ſo frei
Ergab ſein Gnadenreich.

Denn wenn ich neben Ihm in mich
Nichts And'res laſſ' hinein,
Dann füllt Er ſelber mich mit Sich,
Und will mir Alles ſeyn.

---

* In der Chriſtoterpe von 1845 iſt dieſes Lied durch einen Irrthum, der aus älteren Verzeichniſſen herſtammt, dem Grafen N. L. von Zinzendorf zugeſchrieben. Es gehört aber Arnold nach ſeiner eigenen Schrift an.

So nenn' ich Ihn nun anders nicht,
  Als: „Den mein Herze liebt,“
Weil mir ein rechtes Wort gebricht,
  Und Er nur Sachen gibt.

Ihr Seelen, liebt ihr dieſen Freund?
  So wißt ihr, wer Er iſt,
Der's herzlich mit uns Allen meint:
  Er heißet: Jeſus Chriſt!

11. Um die göttliche Natur.

(Chriſtenlieder Nr. 121. Das Orig. in der Hymnologie von Wetzel.)

Ach Vater, ſchenk' um Jeſu willen
  Uns deine Weisheit von dem Thron,
Und laß das Leben uns erfüllen
  Durch deinen eingebornen Sohn!
Gedenken deine theuren Reden,
  Da Du Ihn uns verſprochen haſt
Als Prieſter, König und Propheten,
  Für alle Noth und Sündenlaſt!

Du haſt Ihn in die Welt geſendet
  Mit Wundern, die der Glaube preiſt;
Sein Werk iſt äußerlich vollendet,
  Und er verkläret in dem Geiſt.
Wir glauben alles Thun und Leiden,
  Wodurch er uns erworben hat,
Uns zu bereiten für die Freuden
  Der ewig ſchönen Friedensſtadt.

Doch eben darum ſucht der Glaube
  Im Geiſte die Erfüllungskraft,
Daß nichts die Lebensfrucht ihm raube,
  Die erſt uns volle Ruhe ſchafft.
Soll unſer Herz den Heiland ehren,
  So muß Er in uns ſelbſt eingeh'n,
Und Sünde, Höll' und Tod zerſtören;
  Dann iſt die Rettung ganz geſcheh'n.

Drum, Vater, fleh'n wir um dies Leben,
  Das in dem Sohn der Liebe iſt:
Du wollſt uns Ihn als Weisheit geben,
  Darin Du ſelbſt verkläret biſt, —
Gerechtigkeit und heil'ge Fülle
  Und ewige Erlöſungskraft!
Denn dies iſt Dein vollkommner Wille,
  Der unſre Wiederbringung ſchafft.

Gib Ihn nach deinem neuen Bunde
  Als ew'ges Leben, Licht und Wort,
Als Heil im tiefſten Seelengrunde,
  Als Weg, als Wahrheit und als Hort!

Weh' uns mit ſeinem Geiſt und Odem
  Lebendig und erquickend an,
Daß unſres Herzens dürrer Boden
  Ihm wieder lieblich grünen kann.

Iſt Er nicht geſtern, heut und eben
  Derſelbe auch in Ewigkeit?
Ja, wie Er einſt war Abrams Leben,
  So muß Er's uns auch werden heut!
Jetzt iſt die ſel'ge Zeit gekommen,
  Gott, zu verklären deinen Sohn! —
Die Klarheit, die Ihn aufgenommen,
  Erleucht' uns auch auf Erden ſchon!

Sind wir verordnet, gleich zu werden
  Dem Bilde ſeiner Herrlichkeit:
So ſey ſein Blut und Geiſt auf Erden
  Auch zur Erneurung uns bereit!
Hier ſchon wollſt Du uns neu gebären,
  Einprägen uns dein Gottesbild,
Die Sanftmuth uns und Demuth lehren,
  Bis Chriſti Leben uns erfüllt.

Wir wenden uns zu ſeinen Wunden,
  Daraus das Blut des Bundes floß,
Bis unſer Fleiſch den Tod gefunden,
  Und unſer Geiſt von Ketten los.
Wir opfern uns, mit Ihm zu ſterben,
  Mit Ihm gekreuziget zu ſeyn,
Daß wir ſein himmliſch Leben erben,
  Und hier ſchon gehen himmelein.

Dein Will', o Gott, ſey unſre Speiſe!
  Das Himmelsbrod werd' uns geſchenkt
Nach Vaterſinn und Kindesweiſe,
  Bis keine Schuld uns weiter kränkt.
Eröffne uns den Born der Gnaden,
  Das liebevolle Jeſusherz!
Heil' aus der Seele tiefſten Schaden,
  Nimm weg den langen Sündenſchmerz!

Komm ſelbſt, o Sohn, im Geiſt erſcheine,
Vollende Dein erhabnes Werk!
Uns anzuheften Dir alleine,
Sey deiner Gnade Augenmerk!
Laß uns in deinem Herzen wohnen,
Und bleib' in uns als Sonne ſteh'n,
Und keiner Sünde wollſt Du ſchonen,
Bis wir uns ganz erlöſet ſeh'n!

Führ' durch das Blut des ew'gen Bundes
Die Seelen der Erlöſten hin,
Und mit dem Odem deines Mundes
Belebe Herzen, Muth und Sinn,
Daß wir mit Freuden Dir nachgehen,
Und bleiben von der Erd' erkauft! —
Laß unſer Herz im Himmel ſtehen,
Mit Feuer und mit Geiſt getauft!

Komm, heil'ger Geiſt, laß Dich hernieder
In unſern armen Herzensgrund!
Bring' uns zu Gottes Einfalt wieder,
Erfüll' in uns den neuen Bund.
Erweck' der erſten Liebe Leben,
Hauch uns mit deinem Odem an,
Daß dein Geſchöpf Dir Ehre geben
Und göttlich in Dir leben kann!

Dreieiniger Gott, du Licht und Leben,
Das treu für uns bemühet iſt:
Du wollſt uns Dir, und Dich uns geben!
Ach zeige Dich uns, wie Du biſt!
O Vater, zeuch uns recht von Neuem! —
O Wort, ſprich uns Erlöſung ein!
O Geiſt, laß uns dein Licht gedeihen!
O Liebe, laß uns ſelig ſeyn!

12. Seligkeit in Chriſto.

(Arnolds kl. Geſangb. Nr. 56.)

O du ſüße Luſt
An der Liebesbruſt!
Du erweckeſt wahre Freude,
Daß ich falſche Freuden meide!
O du ſüße Luſt
Aus der Liebesbruſt!

Herr, dein reiner Quell
Gibt mir ſanft und hell
Göttliche Erquickungsſäfte,
Lebensvolle Himmelskräfte.
Ja, dein reiner Quell
Gibt mir's klar und hell. —

Laßt mich in der Ruh',
Fragt nicht, was ich thu'!
Ich bin durch den Vorhang gangen,
Meinen Jeſum zu umfangen.
Laßt mich in der Ruh',
Fragt nicht, was ich thu'!

Ich bin benedeyt,
Weil mich Gott erfreut;
Niemand dieſe Freud' erfähret,
Als, in dem ſich Gott verkläret. —
Ich bin benedeyt,
Weil mich Gott erfreut.

In der Sabbathsruh'
Tritt Er ſelbſt herzu.
O welch edle, große Wonne
Strahlet mir von dieſer Sonne! —
In der Sabbathsruh'
Tritt Er ſelbſt herzu.

Alles wird verſenkt,
Was uns je gekränkt.
Dieſe Luſt weiß nicht von Leiden,
Weil in Freuden über Freuden
Alles wird verſenkt,
Was uns je gekränkt.

O Du ſüßer Hort,
Du lebendig Wort!
Niemals wollſt Du mich verlaſſen
Hier auf dieſen Pilgrimsſtraßen,
Herr, mein ſüßer Hort,
Du lebendig Wort!

13. Glückſeligkeit des Chriſten.

(Arnold's kl. Geſangb. Nr. 124.)

Wo iſt wohl ein ſüßer Leben
Auf der ganzen weiten Welt,
Als in Gottes Liebe ſchweben,
Die uns ſtets gefangen hält;
Wenn ein rein Gemüthe
Bloß auf Jeſu Güte
Alles Thun und Laſſen gründ't,
Und Ihn ſelbſt in Allem find't?

Unglaub' und Vernunft mag ſorgen,
Eigenwille quäle ſich;
Was nicht will dem Geiſt gehorchen,
Muß ſich ſchleppen jämmerlich
Mit viel tauſend Laſten; —
Aber ich will raſten
In dem ſichern Liebesſchoos,
Der mich macht vom Kummer los.

O wie iſt dem Geiſt gerathen,
Der, als Kindlein umgekehrt,
Alles hält für Koth und Schaden,
Was nicht Jeſum ſelbſten ehrt!
Er darf nicht mehr klagen
Ueber ſo viel Plagen;
Er verbringt die Lebenszeit
In gewiſſer Fröhlichkeit.

Keine Unruh', keine Schmerzen
Macht ihm mehr der Heuchelſchein;
Was nicht geht aus reinem Herzen,
Muß bei ihm begraben ſeyn.
Er will nicht mehr ſcheinen,
Noch es fälſchlich meinen; —
Das ſelbſtſtänd'ge Weſen ſchafft
Neues Leben, neue Kraft.

Sein Bewegen und ſein Geben
Geht hinfort in ſanfter Ruh',
Und was göttlich ſoll geſchehen,
Geht nicht mit Verwirrung zu.
Selbſt ſein ſüßes Schlafen
Muß ſein Heiland ſchaffen,
Und ſein Wachen muß allein
Täglich in der Liebe ſeyn.

Hört man ihn gleich fröhlich ſingen,
Bleibt er doch in ſüßer Still',
Weil ſein Wollen und Vollbringen
Gott geheim vollenden will.
Darum wird ſein Weſen,
Das in Gott geneſen,
Von der Welt, die luſtentbrannt,
Oft geſchmähet und verkannt.

Will's die Eigenheit gelüſten,
Fremde Kraft vermeſſen ſeyn,
Und darin ſich ſpiegelnd brüſten:
Hüllt die keuſche Sonn' ſich ein;
Sie will mit den Strahlen
Keinen Koth bemahlen;
Alſo bleibt ihr Schatz bewährt
Und von Feinden unverſehrt.

O verborgnes Liebesleben!
Laß den ſanften Liebesgeiſt
Mir den Gottesfrieden geben,
Der dein ew'ger Sabbath heißt!
Ach, mit welcher Wonne
Krönt uns dieſe Sonne,
Wenn ſie ihre Macht erhöht
Und im Herzen brennend ſteht!

Süße Kräfte, reine Flammen,
Nehmt mein ganzes Leben ein,
Haltet mich mit Dem zuſammen,
Der mir ewig g'nug will ſeyn!
Liebe ſoll Ihn binden,
Alles überwinden,
Daß ſein heitrer Lebenstag
Ewig in mir bleiben mag.

Halt' ich Dich gleich noch ſo feſte,
Willſt Du doch noch näher ſeyn,
Und vom Guten ſelbſt das Beſte
Mir als Weſen drücken ein;
O wie ſoll mein Leben
Stets Dir ſeyn ergeben!
Ich in Dir und Du in mir,
Ja, Du Alles für und für! —

14. Lob Gottes.

(Lob- und Liebesſpr. S. 288.)

Kann ich nicht dein Lob erreichen,
Höchſter Herrſcher, muß hier gleich
Alle Menſchenrede weichen,
Wäre ſie auch noch ſo reich, —
Iſt mein Herz auch viel zu klein,
Deinem Preis genug zu ſeyn:

Dennoch bin ich hoch erfreuet,
Daß mein Vorſatz redlich iſt,
Und mein Mund ſich doch nicht ſcheuet,
Zu bekennen als ein Chriſt,
Daß dein Ruhm mich überwiegt,
Und den armen Dank beſiegt.

Dann erfüllt mich Glaub' und Liebe,
Wenn ich ſeh', Du ſeyſt ſo hoch,
Daß ich auch nach deinem Triebe
Dich doch höher finde noch.
Heil, daß ich Dich lobe frei,
Schwach, doch ohne Heuchelei!

---

15. Sieg der Liebe Chriſti.

(Lob- und Liebesſpr. S. 67.)

Nun erfahr' ich auch
Bei der Liebe Brauch,
Die ich, Jeſu, zu Dir finde,
Daß ſie Alles überwinde!
Dieſen Gottesrath
Lehret mich die That.

Vormals quälte mich
Schwer und jämmerlich
Eignes Wollen, Rennen, Laufen,
Wo die Furcht, der Schmerz mit Haufen
Mich, und was ich that,
Tödtlich niedertrat.

Da ward's anders bald! —
Deine Liebsgeſtalt,
Die in mir wird ausgeboren,
Iſt mir nun zum Sieg erkoren,
Daß ich freudenvoll
Wirke, was ich ſoll.

Gott iſt ſelbſt in mir
Meine Kraft und Zier;
Wer kann Ihm ſich widerſetzen
Ohne tödtliches Verletzen?
Weder Höll' noch Tod
Bringt mich mehr in Noth.

Liebe, die Gott kennt,
Und nach Ihm nur brennt,
Läßt mich nicht von ihm zertheilet,
Daß die Furcht mich übereilet. —
Nein, ich bin in Dir,
Jeſu, Du in mir!

Hat vereinte Kraft
Nicht ſtets Sieg geſchafft?
Wird ein Bräut'gam nicht ſein Leben
Für die Braut aus Eifer geben,
Wenn der Liebe Band
Stärkt die tapfre Hand?

Wirkt des Fleiſches Trieb
Solche ſtarke Lieb':
O was kann die Liebe zwingen
Die den Geiſt in Gott kann bringen?
Alles weicht und flieht,
Wo Dein Lieben glüht!

Und ob mich wohl lang,
Wenn dem Herzen bang,
Tod und Hölle unterdrücken,
Daß kein Leben zu erblicken:
Liegt im Todesſchlund
Doch ein Lebensgrund!

Wenn nach langem Streit
Nun der Sieg bereit,
  Wird ſich Jeſus Chriſt mir geben
  Als des neuen Menſchen Leben,
Den des Vaters Rath
Uns verkläret hat. —

Dieſe Lieb' nimmt zu
In gar ſtiller Ruh,
  Nährt die Seel mit hohen Kräften,
  Als der reinen Menſchheit Säften.
Dieſes Lebensbrod
Weiß von keinem Tod.

Wenn des Vaters Stärk'
Und das Liebeswerk
  Seines Sohns in uns ſich einet,
  Und im Geiſt als Eins erſcheinet:
Dann iſt lauter Sieg,
Nach vollbrachtem Krieg.

Wer will dem entgeh'n,
Und dem widerſteh'n,
  Was in Gottes Macht geſchiehet,
  Unverweslichkeit anziehet?
Fliehe nur bei Zeit,
Was die Liebe ſcheut!

Liebe wird ſich einſt,
Herr, wann Du erſcheinſt,
  Als Beſiegerin der Höllen
  Herrlich vor dein Antlitz ſtellen.
Dir ſey Preis und Stärk'
Um Dein Liebeswerk!

16. Der Sieg der ewigen Liebe.

(Kleines Geſangb. von G. Arnold. S. 128.)

Du Gottes Lieb'! Ich laſſe nicht von dir,
Bis du herab zu mir
  Kommſt in mein kaltes Herze.
Durchglühe du es ganz
Mit deinem Liebesglanz
  Zu werden deine Kerze!
Liebſter Jeſu, ſchaffe doch,
  Daß es ſtets in Demuth brenne,
Und daß ja kein Sündenjoch
  Dieß mein armes Herz mehr kenne,
Sondern daß es ewig üb'
Die Gottes Lieb'.

Du, Liebe, haſt mit Blut für mich gebüßt,
Und ſolchen Schmerz erkieſt,
  Zu ſeyn mein Wiederbringer;
Laß mich wie Du gethan,
Bei deiner Kreuzesfahn'
  Seyn einen wahren Jünger!
Laß o Jeſu! deinen Tod
  Für mich ſeyn ein ſelig Sterben,
Daß die Sünde werd' zu Spott;
  Laß das Fleiſch mit ihr verderben,
Weil Du, Liebe, meine Laſt
Getragen haſt.

Du Liebe, die erweckt ward aus dem Grab,
Biſt unſres Vaters Gab',
  Die aus dem Tod gekommen.
Der Tod iſt nun ein Spott,
Seit Du erhöht zu Gott,
  Und in Ihn aufgenommen.
Ueberwinder! dieſe Kraft
  Helfe, daß wir überwinden,
Und, wenn uns der Tod wegrafft,
  In Dir Leben mögen finden,
Weil Du, großer Jeſu Chriſt,
Die Liebe biſt!

Du Liebesglanz! Verkläret ſahen Dich,
Die treu und feſtiglich
  Dir hatten angehangen,
Ob ſie gleich hatten ſchier
Geſtrauchelt, Herr, an Dir
  Mit irdiſchem Verlangen.
Ach ermuntre unſern Geiſt,
  Daß wir nur die Einfalt lieben,
Und was uns dieſelbe heißt,
  Mit gelaſſ'nem Herzen üben,
Bis Du uns verkläret ganz,
Du Liebesglanz!

Du Liebeskraft! Du ſendeſt uns den Geiſt,
Der uns die Wahrheit weiſt,
Klüglich vor Dir zu handeln;
Du haſt uns durch dein Blut
Erworben dieſes Gut,
In Dich uns zu verwandeln.
Laß doch dieſen Tröſter ſeyn
Den Ermunt'rer unſrer Sinnen;
Wehre allen falſchen Schein,
Und des Böſewichts Beginnen
Bei des Glaubens Ritterſchaft,
Du Liebeskraft!

Du Fürſt vom Kreuz! Du reinigſt uns durchaus,
Und treibſt, was bös, heraus,
Und willſt das Fleiſch erſticken; —
Du Feuer, das verzehrt,
Und das Gemüth abkehrt,
Von Welt und Satanstücken:
Brich doch unſern Willen ganz,
Daß nur Jeſus Alles thue
In uns, und des Wortes Glanz
Ewig in dem Herzen ruhe;
Darum bind' uns allerſeits,
Herr, an dein Kreuz!

Du Liebe! Du bereiteſt uns den Tiſch,
Um deine Feinde friſch
Und tapfer zu zerſtören;
Du ſalbeſt uns mit Oel
Du weckeſt unſre Seel',
Dein Lebenswort zu hören,
Zu verſtehen, wie Du doch
Uns zum Anbruch auserſehen
Deines Reichs, und wie Du noch
Uns zur Seiten werdeſt ſtehen
In des Sabbaths Abendruh',
Du Liebe Du!

Die Liebe wird, wenn Antichriſt zerſtört,
Und Babel ganz verheert,
Sich uns erſt offenbaren.
Es wird die werthe Schaar
Der Frommen tauſend Jahr'
Die Freude recht erfahren,
Die der Heiland hält bereit
Denen, die Ihm angehangen,
Denen in der goldnen Zeit
Er dann ſtillet ihr Verlangen,
Wann der einz'ge Herr und Hirt
Die Liebe wird.

Die Liebe gar zuletzt ſich untergibt
Dem Vater, das Gelübd'
Des Anfangs zu bezahlen;
Alsdann wird ſeyn vollbracht
Das Werk der Gottesmacht,
Der ſieben Wunderzahlen.
Alle Sprachen fallen hin,
Alle Wiſſenſchaft vergehet,
Alles wie von Anbeginn
Ganz erneuert wieder ſtehet; —
Jeſus aber bleibt fürwahr
Die Liebe gar!

17. Um völlige Liebe Gottes.

(Lob- und Liebesſpr. Nr. 29. S. 27.)

Gott iſt ganz mein, und ich bin Sein;
Den Einen lieb' ich ganz allein;
Und was ich alſo liebe,
Das liebt auch unausſprechlich mich,
Und zieht mich mit Gewalt in ſich,
Wie wenn ein Strom mich triebe.
Ja, was mich alſo ziehet hin,
Deß bin ich mehr, als ich mein bin.
Drum, wer von Gott die Lieb' erlangt,
Daß er Ihm weſentlich anhangt,
Der wird ein Kind der Liebe
Durch Ihn, der ſelbſt die Liebe heißt
Und ihn mit ſeinem Leben ſpeiſt;
Was iſt's, das den betrübe? —
Er iſt ja mein, ſobald ich Ihn
Erwähl', und nicht mein eigen bin!

Ach, wer hat wahre Seligkeit,
Als den die Liebe zubereit't
Und göttlich überwunden?
Wo Liebe von der Liebe Stärk'
Erobert iſt, und Gottes Werk
Die Seel' in ſich gefunden;
O reine, weſentliche Lieb',
Ich fleh' um deinen ew'gen Trieb!
Da wird nichts mehr als Lieb' allein
Und Herz mit Herz vereinigt ſeyn
In ſtolzer Gottesruhe.
Da wird nur Jeſus in der Bruſt
Gebieten, daß Sein Geiſt mit Luſt
Mir Gut's um Gutes thue. —
O Jeſu! möchten Alle dein,
Und Du in Allen Alles ſeyn!

18. Volle Genüge in Chriſto.

(Arnolds kl. Geſangb. Nr. 78.)

Ach, wie ſo glücklich iſt ein Herze,
Das ſeinen rechten Schatz erkennt,
Von keiner fremden Liebe brennt,
Entzogen von der Unruh Schmerze!
Seitdem ich ſo entzündet bin,
Hat Gott mein ganzes Herz dahin.

Ich ſchlaf', und muß im Herzen wachen;
Im Gehen find' ich lauter Ruh';
Ich weiß, was Jeſus in mir thu',
Wenn ich für mich darf gar Nichts machen;
Ich denke ſtets an Ihn allein,
Er muß mein Wort und Schweigen ſeyn.

Bei ihm ſcheint mir die Sonne helle,
Die Luſt weht mir vom Paradies
Die Frucht vom Lebensbaum, ſo ſüß,
Erſchließt in mir die Lebensquelle;
Wohin ich ſehe, find' ich Den,
Der mich läßt lauter Liebe ſeh'n.

Er lehret mich in Liebe handeln;
Kein Feind verklagt mich mehr in mir;
Ich bleibe freudig für und für,
Kann ruhig meine Straße wandeln,
Weil Er zu Gnaden mich gebracht
Und über mir als Hirte wacht.

Wie wohl wird mir's nun immer gehen!
Ich lebe nicht, — Er lebt in mir;
Sein Bild iſt's, das Er ſtets allhier
In meinem Geiſt muß leuchten ſehen;
Ich bin hinfort nicht ſelber Ich, —
O Liebe, Du erfülleſt mich!

19. Ermunterung der Gottesgemeine.

(Lob- und Liebesſpr. Nr. 41. S. 40.)

Ihr Zionstöchter, die ihr nicht
In Babylon mehr ſteht,
Und ohne falſches Sektenlicht
Dem reinen Lamm nachgeht:

Kehrt eures Glaubens Munterkeit
Zu Salems König hin!
Ihr wißt, wie ſich ſein Herz erfreut
An einem treuen Sinn.

Was Welt und Fleiſch dem Geiſt vorlegt,
Das achtet nur für Koth,
Und was ſich außer Jeſu regt,
Dem ſeyd und bleibet todt!

Laßt euren Leib ganz lichte ſeyn,
Die Lampen brennend ſtehn;
Das Oel muß ſeyn bereit und rein,
Wollt ihr den Bräut'gam ſeh'n!

Schaut! iſt nicht hoch, von Wunderart
Die Krone ſeiner Pracht,
Die der erhöhten Menſchheit ward
Zur Herrlichkeit gemacht?

Wie ſchmücket nun der Geiſt Ihn nicht
Auf Seinen Hochzeittag,
Daran Ihm keine Luſt gebricht
Nach Leiden, Tod und Schmach!

Wie mächtig iſt der neue Bund,
Seitdem des Geiſtes Kraft
Ihm, der vom Grabe auferſtund,
Viel tauſend Siege ſchafft!

Jeruſalem, die Mutterſtadt,
Für die der Geiſt uns zeugt,
Und die uns auferzogen hat,
Gepfleget und geſäugt,

Mehrt immer ihrer Kinder Zahl,
Und krönet Gottes Sohn
Mit tauſend Kronen überall
Zu der Erlöſung Lohn.

Wir freuen uns mit Ihm zugleich,
So oft ein Edelſtein,
Durch Aufnahm' in das Gnadenreich,
Der Kron' geſetzt wird ein.

Wir warten Sein, und wollen nun
Bis an den Hochzeittag
In Lieb', Geduld und Glauben ruhn,
Der uns vollenden mag!

---

20. Abſchied von der Welt.

(Knapp's Liederſch. Nr. 1426. Halliſches Geſangb. Nr. 603.)

Entfernet euch, ihr matten Kräfte,
Von Allem, was noch irdiſch heißt;
Wirf hin, die zeitlichen Geſchäfte,
Mein g'nug geplagter, müder Geiſt!
Nun gute Nacht!
Es iſt vollbracht;
Ich fang' ein ander Weſen an,
Das ſich mit Nichts vermengen kann.

Ihr Berg' und Thäler, helft mir ſingen,
Beſingen meines Jeſu Preis,
Der unter ſo geringen Dingen
Mich doch ſo treu zu ſchützen weiß!
Habt gute Nacht!
Ich hab's bedacht:
Es iſt nun endlich hohe Zeit,
Zu fliehen die Vergänglichkeit.

Ihr ſeyd ja wohl, ihr grünen Auen,
Im Sommer lieblich anzuſeh'n;
Doch wird man auch an euch bald ſchauen,
Wie alle Schönheit muß vergeh'n.
Drum gute Nacht!
Doch nimm in Acht,
Mein Herz: du liebeſt von Natur,
Ach, allzuviel die Kreatur.

Haſt du bisher noch was geliebet
Das Kräfte dir und Zeit verzehrt,
So ſey denn auch nicht mehr betrübet,
Wenn ſein Genuß dir wird verwehrt.
Gib gute Nacht!
Dein Heiland wacht,
Und will daß Sein Erkaufter bleib'
Ihm treu, und keuſch an Seel und Leib.

Hinweg du ſchnöde Eigenliebe!
Laß künftig meine Seele leer!
Ich folge Chriſti Liebestriebe;
Nur ihm gebühret Ruhm und Ehr.
Nun, gute Nacht,
Du Stolz und Pracht!
Euch ſtoß' ich aus dem Herzen aus,
Sonſt wird es nimmer Jeſu Haus.

Herr, mach' mich los von allen Banden,
Reiß auch das feinſte Netz entzwei;
Mach' aller Feinde Rath zu Schanden,
Daß ich dein treuer Jünger ſey!
Hab' gute Nacht,
Du Liſt und Macht,
Die mich ſo oft betrogen hat! —
Ich flieh' in Chriſti freie Stadt!

Wie ſüß iſt doch ein freier Wandel,
In reiner Abgeſchiedenheit,
Wenn nun des Weltgeiſts irrer Handel
Uns keine Plage mehr bereit't!
Ja, gute Nacht,
Du finſtre Macht!
Mein Jeſus nimmt nun Herz und Sinn
Auf ewig ſich zu eigen hin!

Verbirg mich, gib mir deinen Frieden,
Und halte mich in deinem Schooß,
Daß ich von Allem abgeſchieden,
In Dir, Herr, lebe kummerlos!
Welt, gute Nacht!
Die Liebe macht,
Daß ich mich ſelbſt vergeſſen kann,
Und ſehne mich nur himmelan.

21. Um Unſträflichkeit in der Liebe.

(Halliſches Geſangbuch Nr. 930.)

Mein König, ſchreib mir dein Geſetz
In's Herz, daß es den Geiſt ergötz;
Dein königlicher Trieb
Zünd' mir das ſanfte Feuer an,
Und führ' mich auf der Lebensbahn
Durch engelgleiche Lieb'!

Die Liebe kommt vom Himmel her,
Sie ſchwebet aus der Engel Heer
Auf dieſes Erdenrund.
Doch faſſet dieſes Kleinod nicht,
Wem nicht des Herrn lebend'ges Licht
Ihr Weſen machet kund.

Dann wird erweicht der harte Sinn,
Er ſchmilzt wie Wachs im Feuer hin,
Verlernt all eig'ne Kunſt;
Die Hochmuthsflügel fallen hin,
Es dringt ein freier Liebesſinn
Durch allen Hochmuthsdunſt.

Da lacht das frohe Angeſicht;
Der Augen unverfälſchtes Licht,
Es leuchtet vor Begier,
Dem Himmelsfreunde Guts zu thun;
Die Liebe will im Dienſt nicht ruh'n,
Die Flamme bricht herfür.

Dann ſteht in Gottes Lieblichkeit
Zur Lieb' ein Gottesmenſch bereit,
Beſiegend den Verdruß,
Den Wolluſt, Neid, Verdacht und Streit,
Geiz, Hoffart und die Eigenheit
So kläglich leiden muß.

Es ſpielt der Unſchuld Lauterkeit,
Wenn in getreuem Liebesſtreit
Die reinen Geiſter ſteh'n,
Und ledig von Parteilichkeit,
Von Meinungen und Zank befreit,
Mit Gott auf's Eine geh'n.

Bei ſolcher Eintracht gleichem Lauf
Hält ſie ein falſcher Trieb nicht auf,
Die Luſt bleibt ungeſtört;
Und was entflammt vom Himmelshauch,
Das findet ſeinen Urſprung auch
Da, wo es hingehört.

O Vater aller Lichter Du!
Gib dieſe allgemeine Ruh'
Doch Allen insgemein!
Noch ſeh'n wir nicht die Seligkeit,
Darinnen durch dein Liebsgeleit
Die Deinen werden ſeyn.

Was ſtöret uns noch dieſen Troſt?
Was hindert für ein harter Froſt
Der Knospen offne Blüth'?
Wann bricht der grüne Frühling an,
Da Alles auf der Liebe Bahn
Zur ew'gen Freude zieht?

Das Vorſpiel muß geſpielet ſeyn
Der Liebe, die vollkommen rein
In jener Welt regiert. —
O ſelig, wen ein ſtarker Zug,
Befreit von Welt und Heucheltrug,
Zu dieſem Schmucke führt!

O Lieb', ich kenne deine Gab';
O Gott, ſchick mir dein Feu'r herab
Durch deinen Liebesgeiſt,
Und laß mich brennen für und für
Zum Opfer, das, geheiligt Dir,
Nur deinen Willen preiſt!

Mein Name ſoll nur Liebe ſeyn;
Ihr Sinne lernet ſtimmen ein,
Du Mund, bekenn' nur Lieb'!
Ihr Hände, wirkt in Liebe nur!
Ihr Füße, folgt der Liebesſpur! —
Dann herrſcht des Königs Trieb!

22. Um Chriſti innere Anſchauung.

(Lob- und Liebesſpr. S. 25.)

O Lebensquell!
Zeig' uns dein Angeſicht,
So wie mein Geiſt im Licht
Dich ſelbſt verlangt zu ſehen,
Daß ſeiner Liebe Macht,
Von Allem losgemacht,
Zu Dir gekehrt mag ſtehen! —
Zeig' mir deine Kreuzgeſtalt,
Das Erſterben deiner Sinnen,
Daß ich deine Demuth halt',
Und Geduld kann liebgewinnen,
Wenn ich mich an's Kreuze ſtell',
O Lebensquell!

O Lebenslicht!
Laß deines Todes Pein
Und Schmerzen meine ſeyn,
Mit Dir ſie zu empfinden,
Aus meines Vaters Haus
Vor's Lager geh'n hinaus,
Die rechte Schmach zu finden, —
Statt der Ehre williglich
Sie zu tragen und zu leiden,
Daß dein Tod mich kräftiglich
Von den Lüſten möge ſcheiden. —
Zeig' dein leidend Angeſicht,
Du helles Licht!

O Lebenskraft!
Zeig' deiner Weisheit Glanz,
Dich zu erkennen ganz,
Wie Du mich haſt erkennet! —
Ja, wie Du mich gefaßt,
Mich ſtark umfangen haſt,
Und mich dein Kind genennet:
So ergreift mein Geiſt Dich auch,
Bis Gerechtigkeit und Leben
Dienet mir zum ſteten Brauch,
Weſentlich in Dir gegeben! —
Was dein Gottesleben ſchafft,
Sey meine Kraft!

O höchſtes Gut,
Richt' meinen Geiſt und Sinn
Auf Dich, das Kleinod, hin,
Ihm ferner nachzugeben! —
Ich will nur Dich in Dir
Ohn' dunkel Wort in mir
Erhöht und leuchtend ſehen. —
Gott in Gott muß meine ſeyn,
Gott in Gott ſey meine Liebe,
Daß in Ihm ich hell und rein
Ihn zu ſchau'n mich ſelig übe,
Bis mein Geiſt und Weſen ruht
Im höchſten Gut!

23. Um den Sieg des neuen Menſchen.

(Württemb. Geſangb. Nr. 418. Arnolds kleines Geſangb. Nr. 148.)

O Durchbrecher aller Bande,
Der Du immer bei uns biſt,
Bei dem Schaden, Spott und Schande
Lauter Luſt und Himmel iſt!

Uebe ferner dein Gerichte
Wider unſern Adamsſinn,
Bis uns dein ſo treu Geſichte
Führet aus dem Kerker hin.

Iſt's doch deines Vaters Wille,
Daß Du endeſt dieſes Werk;
Hiezu wohnt in Dir die Fülle
Aller Weisheit, Lieb' und Stärk',
Daß Du nichts von dem verliereſt,
Was Er Dir geſchenket hat,
Und es von dem Treiben führeſt
Zu der ſüßen Ruheſtatt.

Ach, ſo mußt Du uns vollenden,
Willſt und kannſt ja anders nicht!
Denn wir ſind in deinen Händen,
Dein Herz iſt auf uns gericht't,
Sind wir gleich gering geachtet
Bei den Leuten allezeit,
Schnöd gemacht und gar verachtet
In des Kreuzes Niedrigkeit.

Schau doch aber unſre Ketten,
Da wir mit der Kreatur
Seufzen, ringen, ſchreien, beten,
Um Erlöſung von Natur,
Von dem Dienſt der Eitelkeiten,
Der uns noch ſo hart bedrückt,
Ob auch ſchon der Geiſt in Zeiten
Sich auf etwas Beſſ'res ſchickt.

Ach erheb' die matten Kräfte,
Daß ſie ſich doch reißen los,
Und durch alle Weltgeſchäfte
Durchgebrochen, ſtehen bloß!
Weg mit Menſchenfurcht und Zagen,
Weich', Vernunftbedenklichkeit,
Fort mit Scheu vor Schmach und Plagen,
Weg des Fleiſches Zärtlichkeit!

Herr! zermalme, brich, zerſtöre
Dieſe Macht der Finſterniß;
Der preist nicht mehr deine Ehre,
Den ſie fort zum Tode riß!

Heb' uns aus dem Staub der Sünden,
Wirf die Schlangenbrut hinaus;
Laß uns wahre Freiheit finden,
Freiheit in des Vaters Haus!

Wir verlangen keine Ruhe
Für das Fleiſch in Ewigkeit;
Wie Du's nöthig findeſt, thue
Noch vor unſrer Abſchiedszeit;
Aber unſer Geiſt, verbindet
Dich im Glauben, läßt Dich nicht,
Bis er die Erlöſung findet,
Die dein treuer Mund verſpricht.

Herrſcher, herrſche, Sieger, ſiege;
König, brauch' dein Regiment,
Führe deines Reiches Kriege,
Mach' der Sklaverei ein End!
Denn die Laſt treibt uns zu rufen,
Alle flehen wir Dich an:
Zeig doch nur die erſten Stufen
Der gebrochnen Freiheitsbahn!

Laß, die theuer ſind erworben,
Nicht der Menſchen Knechte ſeyn!
Denn, ſo wahr Du biſt geſtorben,
Mußt Du uns auch machen rein,
Rein und frei und ganz vollkommen,
Und verklärt ins beſte Bild! —
Der hat Gnad' um Gnad' genommen,
Welchen deine Füll' erfüllt.

Liebe zeuch uns in dein Sterben,
Laß mit Dir gekreuzigt ſeyn
Was dein Reich nicht kann ererben;
Führ ins Paradies uns ein!
Doch wohlan, Du wirſt nicht ſäumen,
Laß nur uns nicht läſſig ſeyn!
Werden wir doch als wie träumen,
Wenn die Freiheit bricht herein!

24. Reichthum in dem Gekreuzigten.

(Arnolds kleines Geſangb. Nr. 127.)

Dein Blut, Herr, iſt mein Element,
Drin ich allein kann leben,
Daß meine Seele ſonſt nichts kennt,
Das ihr kann Labſal geben;
So leb' ich in des Vaters Schoos,
Und ſteh' von allen Dingen bloß,
Und bin in Gott verſenket.

So thu' an mir, o Hirtentreu',
Dein Amt in allen Dingen,
Und mache mich von Fremdem frei,
Dir Früchte darzubringen,
Die reif und ſüß und heilſam ſind;
Dann bleib' ich ein gehorſam Kind
Und leb' in deinem Namen.

Komm ſelbſt, o voller Lebensquell,
Dring' ein in Leib und Seele,
Daß nichts aus Adams Fall mich fäll',
Und durch die Sünde quäle!
Du mußt in Allem Alles ſeyn,
Soll anders deine Schöpfung rein
Und herrlich wieder werden.

Du biſt mein Wiederbringer nur,
Ohn' Dich iſt lauter Hölle;
Gib, daß ſich mir die rechte Spur
Zu Dir ganz offen ſtelle,
Zu dringen tief in Dich hinein,
Und unverrückt in Dir zu ſeyn,
Mein Leben und mein Alles!

Da, da iſt Ruh und Sicherheit,
Da mangelt kein Vergnügen! —
Da hältſt Du mir den Ort bereit,
Wo ich ſoll ſanfte liegen;
Da ruh' ich, Herr, an deiner Bruſt
In einer kummerfreien Luſt,
Vor der die Welt entweichet.

Biſt Du mein Theil nicht immerdar,
Der Urſprung reiner Freude,
Ein lautrer Strom, kryſtallenklar,
Daran ich fröhlich weide? —
Ja, liebſtes Heil, allein nach Dir
Geh' all mein Sehnen für und für,
Bis ich auf ewig ruhe!

---

25. Bundesgeſang.

(Knapp's Chriſtenlieder Nr. 153. Halliſches Geſangb. Nr. 1275.)

Füll' uns mit deiner Liebe,
Du Freund der Heiligkeit,
Daß unſer Geiſt ſich übe
Mit Freuden allezeit,
Dir liebend anzuhangen,
Getrieben und gefangen
Durch deinen ſanften Zug!

Vertraue Dich den Seelen,
Die Dich mit Herz und Muth
In wahrem Sinn erwählen
Zu ihrem höchſten Gut.
Laß ſie ſchon hier auf Erden
Ein Herz und Seele werden
Mit Dir durch deinen Geiſt!

Du ſuchſt ja ſolche Herzen,
Die, durch dein Licht erhellt,
Durch deine Todesſchmerzen
Geſtorben ſind der Welt;
Die Alles willig laſſen,
Was deine Augen haſſen,
Was deine Liebe ſtört.

Laß uns nicht mehr voll Schmerzen,
Wie bisher oft geſcheh'n,
Entfernt von deinem Herzen
Im äußern Vorhof ſteh'n!
Komm, führ' uns durch die Triebe
Der allerreinſten Liebe
In's inn're Heiligthum!

Halt deine Chriſtgemeinde
Im Glauben auferbaut,
Die trotz dem Grimm der Feinde
Auf deine Güte traut!
Umſchließ ſie voll Erbarmen
Mit deinen Segensarmen,
Verſorg' und ſchirme ſie!

Stell' Dir durch deinen Segen
Viel Gotteskinder dar,
Damit wir ſehen mögen
Das Wachsthum deiner Schaar;
Laß ſie den Schmuck erlangen,
Darin ſie ewig prangen
Und Dich verklären kann!

26. Wunden der Liebe.

(Arnolds kleines Geſangb. Nr. 76.)

Ich bin verwund't
In meinem armen Herzen
Von mehr als tauſend Schmerzen; —
Im tiefſten Seelengrund
Iſt Liebe, die mich quälet;
Das ſey Dir nicht verhehlet,
Du ewigſchöner Mund,
Der mich verwund't!

Was heilt mich nun,
Wo iſt mein Arzt zu finden,
Der mich kann recht verbinden
Daß ich kann wieder ruh'n?
Wer kann mich nun erfreuen
Mit ächten Arzeneien?
Ach, Niemand kann es thun!
Was heilt mich nun?

Nichts in der Welt
Kann meine Schmerzen heilen,
Noch meiner Seel' mittheilen,
Was ihr ganz wohlgefällt.
Es kann ihr Niemand geben
Der Liebe Kraft und Leben
Weil ſie nichts in der Welt
Für würdig hält.

Luſt, Geld und Ehr'
Kann mich nicht mehr vergnügen
Noch mit dem Schein betrügen;
Ich haſſe loſe Lehr',
Es ekelt mir vor allen,
Als wie vor Gift und Gallen;
Ich liebe nimmermehr
Luſt, Geld und Ehr'.

Das ſcharfe Schwert
Das mich ſo tief durchſtochen
Und mir das Herz zerbrochen,
Das iſt mir liebenswerth;
Das macht mich ganz alleine
Geſund, vergnügt und reine;
Denn das haſt Du begehrt,
Du ſcharfes Schwert!

Holdſelig Kind,
Wie ſelig iſt die Stunde,
Wo Du im tiefſten Grunde
Dich offenbarſt geſchwind!
Nun laß auch Alles weichen
Und mich ſonſt Nichts erreichen,
Als deinen ſüßen Mund,
Der mich verwund't.

Du, meine Luſt,
Und Bringer meiner Schmerzen,
Der Du die Liebeskerzen
Entflammt in meiner Bruſt:
Haſt Du mich nun gefangen,
So ſtill' auch mein Verlangen,
Und mache mich geſund!
Ich bin verwund't.

Dein Liebespfeil,
Der mich hat wundgeſchoſſen,
Daß ich mein Blut vergoſſen,
Mach' auch mich wieder heil!
Du, den ich einſt gemieden
Sammt ſeinem Gottesfrieden;
Sey nun mein ewig Theil!
Mach' Du mich heil!

O ſüßer Schmerz!
Ich will zu allen Stunden
Gern ſolche Liebeswunden
Empfangen in mein Herz.

Auf ſolche Liebesleiden
Erfolgen hohe Freuden;
Drum blick' ich himmelwärts
Mit meinem Schmerz!

27. Um völlige Wiedergeburt.

(Knapp's Chriſtenlieder Nr. 154. Arnolds kleines Geſangb. S. 84.)

Du höchſtes Kleinod reiner Seelen,
Erlöſer voller Licht und Lieb'!
Der Du Dich denen willſt vermählen,
Die folgen deinem Geiſtestrieb:
Wie gerne möcht' ich auch im Reihen
Der reinſten Auserwählten ſteh'n,
Und, ſtatt mich andrer Lieb' zu weihen,
Dir einzig, o mein Heil, nachgeh'n!

Du forderſt von uns reine Herzen;
Wer aber ſchafft ein ſolches mir,
Daß es, gleich lichten Himmelskerzen,
Stets brennt in Liebestreu' zu Dir?
Ich weiß: hier kann kein Sünder taugen,
Wenn Du nicht deine Weisheit ſchenkſt,
Und uns mit deines Geiſtes Augen
Zu reiner Freud' und Liebe lenkſt.

Das iſt das Heil für Adams Schaden;
Lieb' iſt die beſte Arzenei!
Gib Du mir Gottes Lieb' aus Gnaden,
So weiß ich, daß ich ſicher ſey
Vor aller falſchen Liebe Kräften,
Die nur auf Sünd' und Schande geh'n,
Und vor des Feindes Mordgeſchäften,
Die Tod ins neue Leben ſä'n.

Geuß dieſen Balſam in mein Leben!
Durchdring' mit deiner Feuerkraft
Mein Inn'res, Liebe mir zu geben,
Die alles todte Werk wegſchafft,
Die in mir tödtet arge Lüſte,
Und in ein göttlich Licht ausbricht! —
O wer die reine Liebe wüßte,
Der hungerte nach And'rem nicht!

Greifſt Du die angeborne Seuche,
Nicht in der tiefſten Wurzel an,
So bleibt's, daß ſie im Finſtern ſchleiche,
Und hinter's Licht ſich ſtecken kann.
Das zärtſte, geiſtigſte Bewegen
Wird unvermerkt ins Fleiſch geführt,
Wenn nicht des Geiſtes ſtarkes Regen
Uns zum Gebet und Wachen rührt.

Was kann uns der Gefahr entnehmen,
Als deines Geiſtes reine Lieb'?
Will ſich das Herz hiezu bequemen,
Dann fühlt es einen höhern Trieb;
Der führet den gefangnen Willen
In unbekannte Freuden ein,
Und kann das Herz ſo reichlich ſtillen,
Daß Weltluſt ihm muß Ekel ſeyn.

Läß'ſt Du, mein Gott, kein Bild mehr ſtehen
Im Herzen neben deinem Bild;
So muß der eitle Sinn vergehen,
Weil Gott den ganzen Menſchen füllt!
Da wird tief nach dem Schatz gegraben,
Die Perle ſorglich beigelegt.
Kein Sünder kann ſolch Kleinod haben,
Das Fromme nur zur Luſt bewegt.

Wird Jeſus ſelbſt zum Grund geſetzet, —
Iſt er der Eckſtein von dem Bau:
Wer iſt's, der dieſen Grund verletzet,
Daß man das Herz nicht wachſend ſchau'?
Wenn Luſt und Furcht den Geiſt beſtreiten,
Wird Er der Preis vom treuen Kampf,
Weil dieſes Licht die Eitelkeiten
Vertreibt, ſo ſchnell als einen Dampf.

So triumphirt das Gottesleben
Noch in dem Leib der Sterblichkeit;
Kein Kleinod wird ja Dem gegeben,
Der nicht obſieget in dem Streit.
Wo bliebe ſonſt die Kunſt im Siegen?
Wie hielte man im Beten an,
Wenn nicht auch in den ſchwerſten Kriegen
Der Liebeseifer ſiegen kann?

Die kleine Müh', das kurze Streiten
Bringt unausſprechlich ſüße Ruh!
Die tiefſten Gotteslieblichkeiten
Von oben fließen Denen zu,
Die alles Dinges ſich enthalten
Und nichts Verdächt'ges rühren an;
Wer Jeſum nur läßt in ſich walten,
Der ſiehet, was die Liebe kann. —

Die Liebe krönt die Auserwählten,
Und führt ſie vor des Vaters Thron;
Nur die vom heil'gen Geiſt Beſeelten
Beſteh'n vorm Vater durch den Sohn.
O wen nur Jeſu Liebe treibet,
Der hat auf ewig g'nug an ihr,
Und wer als Reb' am Weinſtock bleibet,
Trägt Lebensfrüchte dort und hier!

28. Erleuchtung mit Chriſti Heil.

(Arnolds kleines Geſangb. Nr. 50.)

O Herr der Herrlichkeit,
O Glanz der Seligkeit!
Du Licht vom Lichte,
Der Müden ſüßer Saft,
Des großen Vaters Kraft
Sein Angeſichte!

Dein Wort hab' ich betracht't,
Und fleißig nachgedacht,
Wie dein Erbarmen
Soviel verheißen hat
Zion, der Gottesſtadt,
Und ihren Armen.

Du haſt mich auch erwählt,
Und zu der Zahl gezählt
Der lieben Seelen,
Die von Dir Tag und Nacht
Und deiner Wundermacht
So Viel erzählen.

Darum ſo komm ich auch
Nach armer Kinder Brauch,
Von Dir zu holen,
Was deine liebe Hand
Mir ewig zuerkannt,
Und mir befohlen.

Ich ſchrei: ach brich herein
Mit deinem reinen Schein
Durch alles Dunkle,
Das mir im Herzen liegt
Und immer Dich bekriegt;
Herr, Du nur funkle!

Ach, wie geſchieht es oft,
Daß ich mich unverhofft
So ſehr verwirre!
Drum, Jeſu, führe mich;
Denn wahrlich ohne Dich
Geh ich nur irre!

Laß, Herr, die Niedrigkeit
Im Seelengrund allzeit
Mir lieblich grünen,
Daß ich im Kindesgeiſt,
Der deine Liebe preiſt,
Dir möge dienen!

Du ſprichſt: Einfältigſeyn
Gibt rechten Weisheitsſchein;
Drum will ich ſchweigen.
Du redeſt, Herr! Dein Knecht
Gibt Achtung auf dein Recht
Mit tiefem Beugen:

„Du Blöder! merke doch
Still auf mein ſanftes Joch!
Hör' auf zu klagen,
Nimm meine Gnaden hin
Mit freudenreichem Sinn,
Und nicht mit Zagen!

„Ich habe dir's verſüßt,
Und ganz für dich gebüßt:
Was willſt du zagen?
Ich ſtehe Selbſt bei dir,
Und helfe für und für
Dein Kreuz dir tragen.

„Es iſt nicht bös gemeint,
Wenn auch das Licht nicht ſcheint
Nach deinem Willen;
Denn dir geziemt, wie mir,
Des Vaters Willen hier
Still zu erfüllen.

„Wohlan! dir ſteht bereit
Die Kraft der Ewigkeit;
Dahin gedenke!
Doch nimm zum Ueberfluß
Von mir nun dieſen Gruß,
Den ich dir ſchenke!

„Lern' arm und ſtille ſeyn,
Ergib dich mir allein,
Dem Gottesſohne;
Sieh nur auf meine Kraft;
Was dieſe in dir ſchafft,
Hilft dir zur Krone.

„Ich tilge Eigenheit
Und Unbeſtändigkeit
In dieſem Streite;
Ich lege ſie zum Tod;
Und dir in aller Noth
Bleib' ich zur Seite." —

Du, holder Jeſu, Du
Sprichſt nachmals Ja dazu,
Nach Hirtenweiſe.
Nimm mich zu eigen Dir,
Damit ich für und für
Dein Lieben preiſe!

29. Weltentſagung.

(Poetiſche Lob- und Liebesſpr. Nr. 11. S. 5.)

Alsbald ich mich in meinem Sinn
Dem Heiland ganz gelaſſen,
Und mich in aller Stille hin
Geſetzt, ſein Herz zu faſſen
In rechter Abgeſchiedenheit,
Von Ehrgeiz, Fleiſch, Vernunft befreit:
Da wollt' mich Alles ſchlagen,
Und aus der Welt verjagen.

Des alten Adams alt Geſchlecht,
Von Mißgunſt angetrieben,
Verfolgte mich durch ſcheinbar Recht:
„Du biſt ja," hieß es, „blieben
„Bei unſerm Theil ſo lange Zeit;
„Wer macht dich nun ſo angeſcheidt,
„Als Sünder uns zu meiden? —
„Hier haſt du Ehr' und Freuden!"

Mir aber lag tief eingeprägt
Das Siegel jener Liebe,
So Jeſu Leben in ſich hegt
Mit brennendſtarkem Triebe;
Daher mir weder Furcht noch Luſt
Den feſten Sinn verwandeln mußt';
Er ſtund, vom Schild bewehret,
Vom Geiſt zum Schwert gelehret.

Und ob's gleich koſtet manchen Schlag,
Viel Striemen und viel Wunden,
Weil mir die Laſt der Feinde lag
Wie auf den Hals gebunden:
Doch ſchmerzten mich die Wunden nicht,
Ich trug ſie um des Liebſten Licht,
Der ſelbſt Sein theures Leben
Um mich dahingegeben.

Auch hoff' ich, ſoll noch wohl der Tag,
Der große Tag erſcheinen,
Daß ich ſo Manchen ſehen mag,
Herr, ſtehen bei den Deinen,
Nachdem ſie wohl gebeuget ſeyn,
Und was ſie mir gemacht für Pein,
Demüthiglich bekennen,
Mich aber ſelig nennen.

Doch iſt dieß nicht der größte Streit,
  Der hier wird beigeleget;
Der ärgſte Feind, den man zur Zeit
  Im Buſen ſelber heget,
Iſt der Begierde Macht und Liſt,
Die kaum zu überwinden iſt,
  Nach langem, blut'gem Kämpfen
  Die Kräfte ganz zu dämpfen.

Der unbezwung'ne Siegesſchild,
  Vor dem die Feinde beben,
Das Wort, das unſ're Herzen ſtillt,
  Iſt Chriſti Glaubensleben;
Das ſtraft und dringt ſo lang durchhin,
Bis daß der Feind, vom Geiſtesſinn
  Getrieben und geſchieden,
  Den Sieger läßt zufrieden.

30. Nur Jeſus im Innern.

(Lebe- und Liebesſpr. Nr. 15. S. 11.)

Auge deiner Glieder!
Stärke deiner Brüder!
  Licht der dunkeln Kerzen,
Spiegel reiner Tugend,
Meiſter unſrer Jugend,
  Leben unſrer Herzen!

Du rufſt unſre Sinnen,
Augen zu gewinnen,
  Beſſer uns zu kennen,
Was in uns geleget,
Tief in uns gepräget,
  Und doch nicht zu nennen.

Iſt nicht ſelbſt dein Weſen,
Jeſus, uns erleſen
  Durch des Vaters Güte,
Ganz in uns zu bleiben,
Und zu Gott zu treiben
  Unſer träg Gemüthe?

Willſt Du in den Deinen,
Die Dich einzig meinen,
  Nicht ſeyn ausgeboren,
Eins mit ihnen werden —
Weil doch ſonſt auf Erden
  Alles iſt verloren?

Soll dein hoher Name,
Als der Senfkornſamen,
  Nicht in uns ſich ſenken,
Wurzeln und ausbreiten,
Herz und Sinn bereiten,
  Sonſt an Nichts zu denken?

Willſt Du nicht bereiten
Solche Koſtbarkeiten
  Daß man Gut und Habe
Und ſein eigen Leben
Freudenvoll ſoll geben
  Um ſolch edle Gabe?

Drum gib mir zu ſehen,
Herr, was mir geſchehen
  Was in mich geleget,
Was dein Liebesſiegel
In des Herzens Spiegel
  Weſentlich gepräget!

Laß dieß Bild mir ſtehen
Stets vor'm Geiſt, zu ſehen,
  Was ich in Dir habe,
Und wie mir nichts fehle,
Wenn ich Dich erwähle,
  Brunnquell aller Gabe!

Wachſe fort, und ſtärke
In mir deine Werke
  Durch der Liebe Kräfte,
Nichts ohn' Dich zu lieben,
Nur in Dir zu üben
  Geiſtliche Geſchäfte!

Laß mich nicht umgaffen
Nach entfernten Waffen:
  Witz und Kraft zum Siege
Außer Dir zu finden! —
Alles laß verſchwinden, —
  Gib mir Du Genüge! —

So lern' ich mich kennen,
Dich mein Alles nennen,
Weil Du in mir bleibeſt
Und dein Luſtſpiel weiter,
Wo der Himmel heiter,
Täglich in mir treibeſt.

So kommt aus dem Bronnen
Alles Heil geronnen:
Der wird in mir geben
Weisheit, Kraft, Vermögen,
Herrlichkeit und Segen,
Ja, das ew'ge Leben!

31. Verborgenes Leben.

(Lob- u. Liebesſpr. S. 54. Nr. 60. Fragment.)

Bei'm Herrn iſt Amt und Pflicht genug,
Obwohl kein Schein und Heucheltrug
Ein Weltgeräuſche machet.
Der Menſch, der ganz verborgen iſt,
Mit ſanftem, ſtillem Geiſt gerüſt't,
Und ſchlafend immer wachet,
Iſt köſtlich, wenn auch ſchweigt der Mund;
Er lebt mit Gott im Herzensgrund.

Ein Auge, das verſchloſſen ſteht,
Und ſchaut nur Gottes Majeſtät,
Iſt ſtets im Licht erhoben;
Denn wo des Fleiſches Trieb erliegt,
Da wird Welt, Sünd' und Tod beſiegt,
Daß wir den Höchſten loben.
Wer alles Andern ſich begibt,
Von dem wird Gott gar ſtill geliebt.

Sprich, was mehr Gott und Menſchen dient,
Als, wenn die reine Liebe grünt
In Chriſti neuem Leben;
Wenn ſie mit Opfer und Gebet
Die wahre Frucht der Buße ſä't,
Und Garben dann kann geben,
Die Niemand auf dem Acker häuft,
Wenn er im eignen Willen läuft?

Drum ſenk' ich mich in Chriſti Ruh,
Thu' ſchlafend doch kein Auge zu, —
Das Herz muß immer wachen.
Man mag mich nennen ſtumpf und träg',
Daß ich mein Pfund ins Schweißtuch leg':
Er wird's doch endlich machen,
Daß Jeder, der Ihn ganz begehrt,
Zu Seiner Gottesruh' ſich kehrt.

32. Des Glaubens Kunſt.

(Lob- und Liebesſpr. Nr. 114. S. 297.)

Das iſt des Glaubens Kunſt,
Bei tauſend Widerſprüchen,
In aller Nebel Dunſt
Dem Feind nicht ſeyn gewichen. —
Laß dieſe Region,
Und brich durch alle Thüren:
So wird der Geiſt zum Thron
Der Gottheit Dich hinführen;
Denn über Luft und Stern
Iſt erſt die heitre Stille,
Wenn Alles von ſich fern
Verſtößt der lautre Wille.
Dann liegt der der Anker ewig feſt
Am Schiff, das Gott nicht ſinken läßt!

33. Neues Lebensgefühl.

(Lob- und Liebesſpr. S. 23.)

Strenger Winter, fleuch von hinnen!
Harte Kält',
Die mich hält,
Bindend meine Sinnen,
Hindernd mich an heißer Liebe:
Laſſet mich
Inniglich
Folgen Jeſu Triebe!

Trübe Wolken, Fluth und Regen,
Thränenſaat,
Die mir hat
Lange obgelegen:
Weicht! die Freudenzeit iſt kommen;
Er hat mich
Nun in ſich
Selig aufgenommen.

Seine Weisheit hat's geſehen,
Wie ich noch
Seinem Joch
Feindlich wollt' entgehen;
Ja, weil ich's nicht konnte tragen,
Mußte Er
Mir vorher
Meinen Bann zerſchlagen.

Da mußt' ich mühſelig werden,
Und die Laſt
Ohne Raſt
Brachte viel Beſchwerden,
Daß ich nach Ihm weint' und ſtöhnte,
Bis mein Herz
Unter Schmerz
Sich an Ihn gewöhnte.

Nun Er ſich in mir läßt blicken,
Wird ſein Strahl
Mir zumal
Lauter Frühling ſchicken;
Denn die Turteltaub' im Grunde
Lockt und girrt;
Ja, es wird
Frühling in der Runde!

Schau, die Feigenbäume grünen,
Brechen vor,
Seh'n empor,
Ihrem Herrn zu dienen;
Schau, die Blumen in den Lenzen
Laſſen Dir
Ihre Zier
Wunderſam erglänzen!

Nun iſt alles Leid vergeſſen,
Als wär's nie
Winter hie,
Niemals Froſt geweſen.
Seht, wie meine Sonne ſcheinet! —
Jetzo ſeh'
Ich zur Höh': —
Du haſt's gut gemeinet!

Sonne! Du gibſt meiner Erden
Frühlingslicht;
Laß mir's nicht
Wieder Winter werden!
Bleibe ſtets in mir erhöhet,
Bis die Freud'
Ohne Zeit
Ewig in mir ſtehet!

---

34. Zeiten der Trockenheit.

(Lob- und Liebesſpr. S. 70. Nro. 60.)

O heil'ge Gotteskraft,
Die neues Leben ſchafft:
Wie kommt's, daß mein Gemüthe
Oft überreiche Güte
Empfindet in der That
Mehr, als es Glauben hat?

Wie muß ich oft dabei,
Von mir und Allem frei,
In Liebe ganz zerfließen,
Wenn Du mich willſt begießen
Mit friſchem Morgenthau
Daß ich dein Antlitz ſchau! —

Wie geht's dann aber zu,
Daß mitten in der Ruh
Du mir das Licht entzieheſt
Und wie beleidigt flieheſt?
Liebſt Du doch mich ſo ſehr:
Warum bleibſt Du nicht mehr?

Ach Jeſu, dieß geſchieht,
Damit nicht mein Gemüth
Dein überdrüſſig werde,
Und halt' es für Beſchwerde
Mit Dir dein Liebesjoch
Zu tragen weiter noch.

Dein Fliehen lehret mich
Dich ſuchen inniglich,
Dich, den Geſuchten, halten,
Dich willig laſſen walten,
Weil außer Dir gewiß
Nicht Ruhe noch Genieß.

Dennoch iſt deine Treu'
Mir alle Morgen neu;
Die Lieb' muß Dich faſt drücken,
Wenn Du ſie nicht kannſt ſchicken
Auf ein unachtſam Herz,
Das ſich neigt erdenwärts.

Wie dürſtet dein Gemüth,
Bis das Gebet geſchieht!
Eh' wir noch zu Dir ſchreien,
Kann uns dein Wort erfreuen:
„Hie bin ich, ſiehe mich!
„Ach halt' mich innerlich!“ —

Ihr Seelen, kommt heran!
Es ſuch' Ihn, wer nur kann!
Er läßt ſich immer finden
In tiefen Herzensgründen; —
Drum bleibet es dabei,
Daß Er der Liebſte ſey!

35. Bewachung der Gnadentriebe.

(Lob- und Liebesſpr. Nr. 57. S. 64.)

Ach Seele, ſey gewarnt vor Schaden,
Damit die falſche Freiheit nicht,
Die deinem Sinn von Hoheit ſpricht,
Dich führe zu des Leichtſinns Pfaden,
Wenn etwa Gottes Licht zur Freude,
Lieb', Andacht, eine Gluth in dir,
Bei ſeines Geiſtes ſüßer Weide,
Erweckt mit ſtarker Lobsbegier!

Denn bleibſt du nicht in Demuth ſtehen,
Mit Wachſamkeit und Treu verwahrt,
Im Geiſt gebücket, nach der Art,
Wie bei der Weisheit Zucht zu ſehen:
So wird dein Herz gar bald erkalten,
So weicht ſein weiſer Liebesgeiſt;
Du wirſt nicht ſeine Kraft behalten,
Er ſelber ſcheint dir fern gereiſt.

Drum lerne auch mit Fried' und Freuden
In tiefgelaſſner Niedrigkeit
Und wahrer Gottgelaſſenheit
Im Kreuze ungezwungen leiden!
Dann darfſt du nicht um Schaden klagen,
Denn Jeſus wird dir Alles ſeyn,
In Freud' und Leid wird Er dich tragen;
Senk nur in Ihn dich gänzlich ein!

36. Um Vollendung im Geiſt.

(Arnolds Geſangb. Nr. 125.)

* cich an mein Licht!
Entzieh' Dich länger nicht,
Daß uns dein Angeſicht
  Zum Urquell treibe!
Gib deinen Schein
Tief in das Herz hinein,
Weil ich ohn' Dich allein
  Und finſter bleibe! —

Dein Leuchten ſchafft,
Daß meine Feuerkraft
Wird ſanft und tugendhaft
  In's Licht geführet,
Wenn ich der Spur
Der göttlichen Natur
Zu meiner Krankheit Kur
  Ernſt nachgeſpüret.

Dein Lichtſtrahl ſchlägt,
Wenn er in mir ſich regt,
Das, was die Sünde hegt;
  Er machet milde
Die Härtigkeit,
Die wieder Lieb' im Streit,
Bis die Natur erneut
  Zu Gottes Bilde.

Wie frei und rein
Muß eine Seele ſeyn,
Die Nichts läßt in ſich ein,
  Als Gottes Weſen!
Das wird als Lamm,
Als Seelenbräutigam,
Wie es im Anfang kam,
  Uns zum Geneſen.

Mein einzig Theil!
Komm, ſchaffe Sieg und Heil,
Durch deiner Liebe Pfeil,
  Mich zu verwunden,
Daß keine Lieb',
Als die aus reinem Trieb,
Mich Tag und Nacht mehr üb',
  Weil ich Dich funden!

O bleibe nah,
Du, Jeſu Jehovah,
Daß deine Zucht mich ja
  Mit Dir verbinde!
Die Wachſamkeit
Bleib' deinem Wink bereit,
Daß Nichts von Eitelkeit
  Mich überwinde. —

Ich laſſ' Dich nicht,
Bis ich empfang' im Licht,
Was mir dein Geiſt verſpricht
  Zum Gottesleben;
Denn was dein Rath
In mich geleget hat,
Muß auch durch volle That
  Dir Ehre geben!

---

37. Die heimliche Himmelsweisheit.

(Lob- und Liebesſpr. S. 51.)

Verborgnes Licht, geheimes Leben
  Der göttlichen Vollkommenheit!
  Wer kennet deine Reinigkeit?
Wem haſt du dich zu eigen geben?
Ja, Niemand weiß von deinem Namen
  Noch merket deiner Weisheit Spur,
Wiewohl dein unbefleckter Samen
  Liegt in der menſchlichen Natur.

Wer geht in den verſchloſſnen Garten?
  Nur, wer wie du verſchloſſen iſt;
  Wem du ein offner Brunnen biſt,
Der muß auch deiner treulich warten.
Vor deinen Freunden bleibſt du ſtehen
  Als Jungfrau, voller Heiligkeit;
Wenn aber ſie zu Andern gehen,
  Entziehſt du deine Herrlichkeit.

Du gehſt zwar jeder Seel' entgegen,
Erſcheinſt in ihrem tiefſten Grund,
Du biſt ſo nah in ihrem Mund,
Daß ſich ihr Fuß nicht darf bewegen. —
Man darf nicht über Meere reiſen, —
Wir finden Dich vor unſrer Thür
Des Herzens ruh'n; da willſt du's weiſen,
Wie ſehnlich Du uns ziehſt zu Dir.

Doch kennt die Welt die treue Stimme,
Das Locken und Beſtrafen nicht,
Das im Gewiſſen ſtets geſchieht,
Sie, die Dich haßt mit bitt'rem Grimme.
Du, der von Blindheit will erlöſen,
Bleibſt doch den Meiſten unerkannt;
Ein Thor, der niemals klug geweſen,
Nimmt lieber Unflath in die Hand.

Ach edler Schatz, Du kannſt kaum finden
Ein einzig Herz, das Dir gehorcht,
Das um die rechte Ruhe ſorgt,
Und ſucht mit Dir ſich zu verbinden.
Geh aber nur mit ſtarken Schritten
Aus dem verborgnen Licht heraus,
Und laß Dich unſre Noth erbitten,
Zu wohnen in dem öden Haus!

Und wie Du in Dir ſelbſt verſchloſſen,
Verriegelt und verſiegelt biſt,
Daß, was gemein und unrein iſt,
Die Wahrheit niemals hat genoſſen:
So leg' in uns auch ſolche Kräfte
Der Stille und Verſchwiegenheit
Jungfräulich-züchtiger Geſchäfte,
Wenn uns dein Geiſt erlöſt und weiht!

Laß Augen, Ohren, Händ' und Füße
An deine Zucht gebunden ſeyn,
Daß auch nicht unter gutem Schein
Das Herz von etwas Fremdem wiſſe,
Als von Gemeinſchaft mit den Quellen,
Die himmelhell kryſtallen ſind,
Damit dein Herz mich von den Wellen
Der Falſchheit nicht getrübet find'!

Ach, nimm mich mit in deinen Garten,
Der gleich dem Paradieſe grünt,
Und mir mit neuen Früchten dient,
Die Thau von oben nur erwarten,
Und Kraft der Sonne ſammt dem Regen;
Sonſt halt' ihn um und um verzäunt;
Kein Freund ſoll ſeine Frucht drein legen,
Und hätt' er's noch ſo gut gemeint!

So halt' ich mich zu Dir, mein Leben,
Der du mich huldreich angeſchaut! —
Wer ſich einmal mit dir vertraut,
Bleibt an der Kreatur nicht kleben.
O ſiegle, ſchließ' und wach' und hege
Dein Eigenthum, dein liebſtes Gut,
Daß ſich mein Geiſt in Dir nur rege,
Und ſtehe ſtets auf ſeiner Hut!

Schleuß, Herr, des innern Gartens Mauern
Vor den geheimſten Feinden zu,
Die ſeine Blüthe, Frucht und Ruh
Zu rauben, Tag' und Nächte lauern!
Darf ich geheim mit Dir umgehen,
So weiß ich, daß ich ſicher bin,
Und will dann nirgends hin mehr ſehen! —
Nach der Gewißheit ſteht mein Sinn.

38. Siegeskraft der himmliſchen Liebe.

(Lob- und Liebesſpr. S. 207.)

Du, Liebe, biſt mein Sieg im Streit!
Sonſt weiß ich keine rechte Waffen:
Du, Du biſt einzig mir bereit,
Das Alte wieder neu zu ſchaffen.
Das glaubt' ich nie, bis deine That,
O Liebe, mich's gelehret hat.

Wie manchen Kampf, wie manche Pein
Haſt ſiegreich Du in mir beendet!
Wenn ich mit Thränen, Seufzen, Schrei'n
Zum Thron der Liebe mich gewendet,
Da wich das ganze Höllenheer,
Als ob's vom Blitz zerſtäubet wär'.

Ich weiß auch ferner keinen Rath,
Als Lieb' und immer neue Liebe:
Die lehrt mich fein mit Kraft und That,
Daß ich zum Sieg mich liebend übe;
Denn über mich und eigne Lieb'
Siegt Nichts, als Chriſti Liebestrieb.

Das weiß ich wohl, drum ſenk' ich mich
Ganz in dein Liebs- und Friedensleben,
O Sohn des Vaters, daß ich mich
Daraus hinfort nie will begeben.
Wenn Gott die Lieb' in uns ergeußt,
Dann triumphiret unſer Geiſt.

Mein Glaube jauchzet Ja dazu,
Und Gottes Liebe will es zeigen;
So ſenk' ich mich in ihre Ruh,
Und werde froh das Ziel erreichen,
Wo Du, o Jeſusliebe, biſt,
Und Gott in Allen Alles iſt!

Er hat mir ſeinen Liebesgeiſt
Verſprochen und ins Herz gegeben;
Der iſt's, der ſichre Proben weiſt,
Und in uns will als Tempeln leben.
Drum tobt, ihr Feinde! G'nug, daß ich
In Gottes Lieb' bleib' ewiglich! —

39. Erneuerung zum Bilde Gottes.

(Lob- und Liebesſpr. S. 65.)

Wo mein Schatz liegt, iſt mein Herze,
Was ich lieb', ernähret mich;
Wo es licht iſt, brennt die Kerze
Des Verlangens brünſtiglich.
Kann das Schwere von der Erden
Schon nicht leicht gezogen werden:
Ein Magnet doch ziehet an,
Was er nur erreichen kann.

Ach, daß dieſes Herz zerfließen
Und wie Wachs zerſchmelzen könnt',
Wenn es irgend darf genießen
Jeſu Sonnen-Element!
O daß Er mich ganz erreichen
Könnte, und im Grund erweichen!
Würde nicht der harte Sinn
Ganz zerſchmolzen ſinken hin?

Komm, o Herr, und ſprich die Worte
Deines Geiſtes in mir aus;
Oeffne mir die Liebespforte,
Leucht' ins dunkle Seelenhaus,
Bis dein Strahl mich ganz durchdringet,
Und den Herzenswillen zwinget,
Daß er, frei vom eig'nem Weh',
Liebend in Dir untergeh'!

Jeſu, aller Leben Leben! —
Iſt doch Nichts ſo ſtarr und hart,
Dem Du nicht kannſt Wärme geben,
Daß es werde lind und zart!

Wenn es nur ſich Dir vertrauet,
Auf Dich im Gehorſam ſchauet:
Sollt'ſt Du mich nicht weg von mir
Ziehen können hin zu Dir?

O ich will ſo lange flehen,
Bis ich deinen ſtarken Zug
In mir werde ſiegend ſehen,
Zu befördern meinen Flug
Nach den Reih'n der Seraphinen,
Die in Liebe ſelig dienen,
Wenn dein Königsangeſicht
Wirft auf ihren Dienſt ein Licht!

Wie der Vater mich zum Sohne
Hat gezogen in der Buß',
Daß Er in mir ewig wohne,
Und in Ihm ich bleiben muß:
Alſo zeuch, o Jeſu, wieder
Mich, und alle deine Glieder
Zu des Vaters Stärk' und Lieb'
Durch erneuten Liebestrieb!

Denn das neugeborne Leben,
Deſſen Quell und Herr Du biſt,
Will zurück ſich wieder geben
In den Brunn, der Gott nur iſt.
So kannſt Du, o Sohn der Ehren,
Deinen Vater recht verklären,
Wenn dein Geiſt Ihm wiedergibt
Ganz vollendet, was Er liebt!

Vater, kennſt Du deinen Samen,
Der die reine Gottheit preiſt:
So verkläre deinen Namen,
Welcher Jeſus in mir heißt,
Der ſich weſentlich ausbreitet,
In dem Geiſt, den Du bereitet
Dir zur Freude, mir zum Heil! —
Göttlich Leben ſey mein Theil!

So find' ich den Urſprung wieder,
Leb' in göttlicher Natur;
Nichts zeucht mehr zur Erde nieder
Die erneute Kreatur.
Seel' und Leib mag mir vergehen,
Gottes Sohn bleibt in mir ſtehen. —
Selig, wer es fühlet frei,
Daß er Gottes Tempel ſey!

40. Abendmahlslied.

(Arnolds kl. Geſangb. Nr. 171.)

Ach, könnt' ich mich doch ganz
In Jeſu Liebe ſenken,
Und jeden Augenblick
An Jeſu Liebe denken!
Mir däucht, ich höre ſtets
Die Stimme, die da ſpricht:
„Vergiß, vergiß, vergiß
Der Liebe Jeſu nicht!“

Ach! und wie könnt' ich auch,
Mein Jeſu, dein vergeſſen?
Das, was ich öftermals
Getrunken und gegeſſen,
Dein eigner Leib, dein Blut,
Das hat mein Herz und Sinn
Verwandelt, daß ich voll
Von deiner Liebe bin.

Mein Herz iſt durch und durch
Von Jeſu angefüllet;
Kein' Ader iſt in mir,
Die nicht für Jeſum quillet;
Mein Herz, das iſt beſprengt
Von meines Jeſu Blut,
Und brennet inniglich
Von Seiner Liebesglut.

Zuviel, ach, gar zuviel
Thuſt Du mir, Jeſu, Gnade!
Ich armes Kind von Staub
Bekenn' es Dir gerade:
Ich bin Deß keines werth,
Was Du an mir gethan,
Und weiß auch nimmermehr,
Wie ich g'nug danken kann.

Dies Denken und den Dank
Laß immer dazu kommen,
In Allem, was hinfort
Von mir wird unternommen:
So leb' in Jeſu ich
Mit einem friſchen Muth,
Und ſterbe, wann Gott will,
Auf Jeſum und ſein Blut!

41. Um Vereinigung mit Gott.

(Arnolds kl. Geſangb. Nr. 114.)

Triff meinen Geiſt, zeuch meine Sinnen,
Du Himmelslichtſtrahl, ſtark von innen!
Gib deiner Liebe Strahlenſchein
Tief in mein Herz, und nimm es ein!

Laß deinen Quell der Süßigkeiten
Dich ganz durch meine Seele breiten,
So wird das Bittre ganz vergeh'n,
Das nicht begehrt in Dir zu ſteh'n.

O nimm gefangen meine Kräfte,
Regier' mein Thun und mein Geſchäfte;
Was in mir frei iſt, ſey dein Knecht!
Dieß iſt das beſte Freiheitsrecht! —

Du biſt das allerhöchſte Leben,
Darinnen je Geſchöpfe ſchweben;
Du biſt die Luſt, da nichts gebricht;
Biſt Du nicht da, ſo labt es nicht.

Du aller Tugend Quell und Sonne,
Du Urſprung, Grund vollkommner Wonne,
Du Gut, das allvergnügend heißt,
Erfüll' mein Herz und meinen Geiſt!

Laß mich mit Luſt und willig ſcheiden
Von Allem, wo ich Dich muß meiden
In deiner tief verborgnen Art; —
Bleib' innerlich mit mir gepaart!

Laß, Vater, was ich bin auf Erden,
Mit deinem Sohn erfüllet werden,
Und gib mir zur Vollkommenheit
Den Glanz von ſeiner Herrlichkeit!

So werd' ich bloß durch deine Stärke,
Ohn' eigne Kraft, ohn' eigne Werke,
Dein treubeſtändig Eigenthum,
Und denk' auf Nichts, als deinen Ruhm.

So kommt mein Werk dann aus der Höhe,
Wenn ich in neuer Schöpfung ſtehe;
So kehr' ich mich mit Sicherheit
Zu meines Schöpfers Trefflichkeit.

So werd' ich Eins mit deinen Kindern,
Und deine Wirkung nie verhindern,
Mit ihnen Eins, und Eins mit Dir,
Und deinem Sohn, der ganz in mir.

42. Reichthum in Gott.

(Arnolds kleines Geſangbuch Nr. 153.)

Mein Gott, ich habe Dich! —
Weil mich mein Jeſus hat,
Wird nimmermehr mein Geiſt
In Ehr' und Freude ſatt.
Die Erde mag mich haſſen
Und allerſeits verlaſſen,
Der Himmel mag verbrennen:
So will ich doch bekennen:
Das höchſte Gut vergnüget mich!
Mein Gott, ich habe Dich!

Was frag' ich nach der Welt?
Nimmt mich der Schöpfer an,
So lebet kein Geſchöpf,
Das mich betrüben kann.
Zu wem ſich Gott will kehren,
Den muß die Erd' ernähren,
Dem muß der Himmel leuchten,
Den muß der Thau befeuchten.
Wenn meine Seele Gott gefällt,
Was frag' ich nach der Welt?

Wohl mir! ich habe Gott,
Und Jeſus iſt mein Heil;
Der bleibt des Herzens Troſt,
Mein ewigſchönes Theil.
Wie ſollt' ich mich beklagen,
Und von Verlaſſung ſagen?
Wie wollt' ich andre Gaben
Noch außer Jeſu haben?
Das wäre mir der höchſte Spott;
Wohl mir, ich habe Gott!

43. Eines in Allem.

(Arnolds kl. Geſangb. Nr. 123.)

So oft ein Blick mich aufwärts führet,
Und meinen Geiſt ein Strahl berühret,
Der von Zions Glanz ausgeht:
Will mein Herz zu enge werden,
Weil's auf Erden
Schon in Himmelskraft erſteht.

Ja bin ich in die Höh' geflogen,
Und ſchon zu jener Welt gezogen;
Alles wird mir viel zu klein,
Daß die Seele Raum da hätte,
Denn die Stätte
Muß ein weiter Himmel ſeyn.

Was ſollen mir denn nun die Sachen,
Die ein Gemüth voll Unruh machen?
Ich kann ihrer ledig ſeyn,
Denn mein Auge kennt den Führer
Und Regierer,
Der mich führt zum Einen ein.

Der Schatten iſt mir zu geringe,
Daß er mich in das Weſen bringe,
Das die Weisheit mir gezeigt.
O ich ſchätze mich für ſelig,
Und bin fröhlich,
Daß mein Gott ſich zu mir neigt!

Drum ſcheint auch Etwas als das Beſte,
Und ſetzt die Lieb' ſich drinnen feſte,
Fällt doch endlich Alles hin,
Wenn es Gott nicht ſelbſt geweſen,
Deſſen Weſen
Einzig füllt den leeren Sinn.

So lang' ich noch nicht konnte fliehen,
Was hin und her das Herz kann ziehen,
War mein Jammer übergroß,
Und zerſtreute die Gedanken;
Denn ſie wanken,
Wenn von ihrem Grund ſie los.

Sollt' ich nun nicht den Götzen fluchen,
Und außer Gott noch etwas ſuchen,
Der doch Alles in mich legt,
Was ich ſoll auf ewig haben,
Und die Gaben
Durch den Geiſt in's Herze prägt?

Da darf ich nicht nach Fremdem gaffen;
Er kann im innern Tempel ſchaffen,
Was zu ſeinem Dienſt gehört.
Ja, wenn keine Stimmen ſchallen,
Muß gefallen,
Was inwendig Ihn verehrt.

Ach, willſt Du dieſes noch verſchieden,
Und deinen Himmel ſelbſt nicht lieben?
Seele, ſiehſt du nicht den Trug?
Schau, die Vielheit iſt dein Schade;
Gottes Gnade
Macht uns nur durch's Eine klug.

Wer hier ſich nicht läßt vorbereiten,
Dem muß das Feuer endlich ſcheiden
Erz von Stoppeln, Gold von Stroh;
Hat er aber recht gebauet,
Gott vertrauet,
Wird er deſſen ewig froh.

Mein Vater, Du biſt nicht zufrieden,
Wenn ich nicht völlig bin geſchieden
Auch vom kleinſten Quell der Pein;
Du willſt mich vollkommen haben,
Deine Gaben
Soll'n in mir vollkommen ſeyn.

Drum thu' ich Nichts mehr zu gefallen
Der Kreatur, und will vor Allen
Meinem Schöpfer bleiben treu;
Ihm gehören meine Pflichten;
Andres Dichten
Iſt nur Tand, wie klug es ſey.

Mein Auge ſoll in Einfalt ſchauen
Auf Ihn, das Herz ihm völlig trauen
Nach der Gnade heller Spur.
Ihm will ich mich völlig geben,
Und nicht leben
Nach der alten Kreatur.

Herr, bring' mich unter deinen Willen,
Und laß ihn ganz mein Herz erfüllen,
Daß ich brauche deine Kraft,
Die mich aus der Vielheit reißet,
Heil beweiſet,
Und in Einem Alles ſchafft!

44. Das beſte Gut.

(Lob- und Liebesſpr. Nro. 130. S. 305.)

Die rechte Liebe zielt auf Tugend,
Sie kennet keinen falſchen Schein;
Sie zieht auch in der zarten Jugend
Bei gottgelaſſ'nen Herzen ein.
Wer ſeinen Sinn vor Allem Gott ergibt,
Von Solchem wird das beſte Gut geliebt.

Das tröſtet reichlich ſein Gemüthe,
Wenn er auch noch ſo einſam iſt,
Weil ſtets ein Glanz von Gottes Güte
Das wohlgeübte Herz begrüßt.
Die Liebe ſcheut den größten Kummer nicht,
Warum? weil ſie das liebſte Gut verſpricht.

Wo aber die verkehrten Sinnen
Auf eitle Thorheit ſind bedacht,
Da muß wohl Lieb' und Troſt zerrinnen,
Und was die Seele vor ſich bracht;
Warum? Man hat die Vielheit zwar erwählt,
Wo bei der Luſt das ein'ge Gut doch fehlt.

So wenig als der Sonne Blicker
Jemals kann ohne Wärme ſeyn,
So wenig kommt auch oh'n' Erquicken
Das höchſte Gut gezogen ein. —
Drum wer ſich treu nach dieſem Gut umſieht,
Der bleibe dann um Alles unbemüht!

45. Ums ewige Leben durch's Sterben.

(Arnold's kleines Geſangb. Nr. 134.)

Dein Blut, Herr, iſt mein Element,
Das ſuch' ich zu erreichen;
Ich fühl' ein finſtres Regiment
Noch durch die Seele ſchleichen,
Mit ſeinem falſchen Glanz und Schein
In dieſer Luſt, in dieſem Seyn; —
Doch Jeſus iſt mir Alles.

Ein falſches Regiment hält mich
In dieſem Fleiſch gebunden;
Die Seele rufet dürftiglich,
Die Du haſt überwunden:
Ein ander Leben muß hier ſeyn,
Sonſt lieg' ich ewig unter Pein! —
Mein Jeſus iſt mir Alles.

Ich kann nicht ruhen Tag noch Nacht,
Noch rechten Frieden finden,
Bis ich bin da hinein gebracht,
Wo Alles muß verſchwinden,
Wo das erneute Leben quillt,
Und des Geſetzes Treiben ſtillt. —
Mein Jeſus iſt mir Alles.

Mach mich begier- und willenlos!
Das bitt' ich Dich von Herzen;
Wenn ich nicht ruh' in deinem Schoos,
So bin ich voller Schmerzen,
Voll Streit und Widerwärtigkeit,
Davon mich Nichts, denn Du befreit. —
Mein Jeſus iſt mir Alles.

Ich frage Nichts nach Menſchenpreis,
Der thut hier Nichts zur Sache;
Es muß ſeyn eine andre Speiſ',
Die ſatt und himmliſch mache:
Es muß ſeyn dein durchdringend Blut,
Dadurch ich komm' ins höchſte Gut!
Mein Jeſus iſt mir Alles.

Es iſt des Geiſtes Lichtnatur,
Die muß uns ganz erneuen,
Daß keine andre Kreatur
Sich mög' in uns erfreuen.
Bei den Geſchöpfen ſuch' ich Nichts,
Ich will zum Urquell alles Lichts!
Mein Jeſus iſt mir Alles.

O komm', du großer Ocean,
Laß mich in Dir verſinken,
Daß ich auf ſel'ger Todesbahn
Mög' ew'ges Leben trinken;
Daß Nichts von mir mehr leb' in mir,
Nein, Alles Du, und ich in Dir!
Mein Jeſus iſt mir Alles.

Denn hört Figur und Schatten auf,
Gedanken, Luſt und Willen,
Zuſammt dem ganzen Himmelslauf; —
Du mußt allein erfüllen
Gedanken, Willen, Luſt und Schein,
Und Alles mir in Allem ſeyn.
Mein Jeſus iſt mein Alles.

Nun, höchſte Freiheit, mach' mich frei
Von Allem, was mich bindet!
Es iſt doch Alles Sklaverei,
Worin man Dich nicht findet.
Ich möchte ſeyn zum Nichts gebracht,
Und Etwas ſeyn durch deine Macht!
Mein Jeſus iſt mir Alles.

46. Untrüglichkeit des Wortes Gottes.

(Chriſtenlieder. Nr. [illegible])

Frag deinen Gott, hör', was er zeuget
In ſeinem Wort, weil hier ſein Geiſt
Nie ſeinen Willen dir verſchweiget,
Wenn du ihn nicht von ſelber weißt.
Dämpf' nicht des Geiſtes Unterricht,
Frag' deinen Gott, da hol' Bericht!

Frag' deinen Gott, laß Ihn dich führen,
So wird die Morgenröth' aufgeh'n;
Du wirſt ihr Leuchten reichlich ſpüren,
Und bald im Tageslichte ſteh'n.
Drum frage deinen Willen nicht;
Frag' deinen Gott, da hol' Bericht!

Des Höchſten Ausſpruch kann nicht trügen,
Nichts Dunkles iſt im Sonnenlicht;
Die Kreaturen können lügen,
Und lügt dein Herz oft ſelber nicht?
Was ſuchſt du in und außer dir? —
Frag' deinen Gott, ſein Wort iſt hier.

Wohl! wenn dein Willen mit dem Worte
Des Einzigweiſen ſtimmet ein:
So kann in keinem Stand noch Orte
Sein Wille dir zuwider ſeyn!
Der Vater iſt des Kindes Hort,
Das mit Ihm Eins wird durch ſein Wort.

47. Um volle Jeſusähnlichkeit.

(Lob- und Liederluſt. S. 327.)

Heiligſter Jeſu, Heiligungsquelle,
Mehr als Kryſtall rein, klar und helle,
Du lautrer Strom der Heiligkeit!
Aller Glanz der Cherubinen,
Die Heiligkeit der Seraphinen,
Iſt gegen Dir nur Dunkelheit.
Ein Vorbild biſt Du mir;
Ach bilde mich nach Dir,
Du mein Alles!
Jeſu, ei nu,
Hilf mir dazu,
Daß ich mag heilig ſeyn, wie Du!

O ſtiller Jeſu, wie dein Wille,
Dem Willen deines Vaters ſtille
Und bis zum Tod gehorſam war:
Alſo mach' auch gleichermaßen,
Mein Herz und Willen Dir gelaſſen;
Ach ſtille meinen Willen gar!
Mach' mich Dir gleichgeſinnt,
Wie ein gehorſam Kind,
Stille, ſtille!
Jeſu, ei nu,
Hilf mir dazu,
Daß ich fein ſtille ſey, wie Du.

Wachſamer Jeſu! ohne Schlummer,
In großer Arbeit, Müh' und Kummer
  Biſt Du geweſen Tag und Nacht;
Du mußteſt täglich viel ausſtehen,
Des Nachts lagſt Du vor Gott mit Flehen,
  Und haſt gebetet und gewacht.
Gib mir auch Wachſamkeit,
Daß ich zu Dir allzeit
  Wach' und bete!
Jeſu, ei nu,
Hilf mir dazu,
  Daß ich ſtets wachſam ſey, wie Du!

Du, ſanfter Jeſu, warſt unſchuldig,
Und litteſt alle Schmach geduldig,
  Vergabſt und ließ'ſt nicht Rachgier aus;
Niemand kann deine Sanftmuth meſſen,
Bei der kein Eifer Dich gefreſſen,
  Als der um deines Vaters Haus.
Mein Heiland, ach verleih
Mir Sanftmuth, und dabei
  Rechten Eifer!
Jeſu, ei nu,
Hilf mir dazu,
  Daß ich ſanftmüthig ſey, wie Du!

Gütiger Jeſu! ach wie gnädig,
Wie liebreich, freundlich und gutthätig
  Biſt Du doch gegen Freund und Feind!
Dein Sonnenglanz, der ſcheinet Allen,
Dein Regen muß auf Alle fallen,
  Ob ſie Dir gleich undankbar ſeind.
Mein Gott, ach lehre mich,
Damit hierinnen ich
  Dir nacharte!
Jeſu, ei nu,
Hilf mir dazu
  Daß ich auch gütig ſey, wie Du!

Ertiefter Jeſu, Ehrenkönig!
Du ſuchteſt deiner Ehren wenig,
  Und wurdeſt niedrig und gering;
Du gingeſt ganz vertieft auf Erden,
In Demuth und in Knechtsgeberden,
  Erhubſt Dich ſelbſt in keinem Ding.
Herr, ſolche Demuth lehr'
Mich auch je mehr und mehr
  Stetig üben!
Jeſu, ei nu,
Hilf mir dazu,
  Daß ich demüthig ſey, wie Du!

Mein keuſcher Jeſu, all dein Weſen
War züchtig, keuſch und auserleſen,
  Von tugendvoller Sittſamkeit;
Gedanken, Reden, Glieder, Sinnen,
Geberden, Kleider und Beginnen
  War voller laut'rer Züchtigkeit.
O mein Immanuel,
Mach' mir Geiſt, Leib' und Seel'
  Keuſch und züchtig!
Jeſu, ei nu,
Hilf mir dazu,
  So keuſch und rein zu ſeyn, wie Du!

Mäßiger Jeſu! deine Weiſe
Im Trinken und Genuß der Speiſe
  Lehrt uns die rechte Mäßigkeit;
Den Durſt und Hunger Dir zu ſtillen,
War, ſtatt der Koſt, des Vaters Willen
  Und Werk vollenden Dir bereit.
Herr, hilf mir meinen Leib
Recht zähmen, daß ich bleib'
  Dir ſtets nüchtern!
Jeſu, ei nu,
Hilf mir dazu,
  Daß ich ſo mäßig ſey, wie Du!

Nun, liebſter Jeſu, liebſtes Leben,
Mach' mich in Allem Dir ergeben,
  Und deinem heil'gen Vorbild gleich!
Dein Geiſt und Kraft mich ganz durchdringe,
Daß ich viel Glaubensfrüchte bringe,
  Und tüchtig werd' zu deinem Reich!
Ach zeuch mich ganz zu Dir,
Behalt' mich für und für,
  Treuer Heiland!
Jeſu, ei nu,
Laß mich wie Du,
  Und wo Du biſt, einſt finden Ruh!

NB. Aus dem holländiſchen Original des Jodocus von Lodenſtein, geb. 1620 in Delft, Prediger in Utrecht, geſt. 6. Auguſt 1677 (S. [illegible], Geſchichte der [illegible], IV. Thl. S. 71. f.) Dieſe Ueberſetzung von Arnold iſt ſehr glücklich.

48. Troſtlied.

(Arnolds kleines Geſangb. Nr. 111.)

Menſch, drückt dein Kreuz dich ohne Ziel,
Iſt auch des Leidens noch ſo viel:
Werd' ja nicht zum Rebellen!
Stärk' deinen Muth!
Gott meint es gut;
Das wird zuletzt erhellen.

Kommſt du in Angſt und Ungemach,
Verluſt, Verfolgung, Spott und Schmach,
Den Kreuzesweg gegangen,
Wach' oder wein':
Es muß ſo ſeyn,
Sollſt du zum Heil gelangen.

Wenn dich Gott ſchlägt an Geld und Gut,
An Ehr', Gerücht, an Fleiſch und Blut,
An Seel', an Muth und Sinnen:
Du biſt's nicht werth, —
Dann Er begehrt
Hiedurch dich zu gewinnen.

Unmöglich iſt's, mit ſchwerem Zeug
Zu geh'n in Gottes ew'ges Reich,
Drum will Er's von dir nehmen; —
Weil Er dich liebt,
Wirſt du betrübt,
Zur Fahrt dich zu bequemen. —

Trägſt du dein Kreuz in Liebe fort,
So trägt es dich zur Himmelspfort',
Wo Luſt für Laſt zu finden.
Legſt du eins bei,
So find'ſt du zwei,
Und bleibſt wohl weit dahinten.

Daß von dir ſelbſt du kommeſt los,
So mach dich aller Dinge bloß,
Sey, wie's geht, wohl zufrieden.
Geh' ſtill die Bahn;
Dann iſt's gethan,
Dann wird die Sünd' vermieden.

Kreuz war die Wehr in Chriſti Hand,
Als er den Teufel überwand;
Wer kann das Kreuz g'nug loben?
In allem Krieg
Erhält's den Sieg
Wenn auch die Feinde toben.

Kreuz iſt der Weg, der enge Pfad,
Der uns zum Himmel führt gerad,
Drum wollt' ihn Chriſtus gehen;
Wer dieſes glaubt
Und folgt dem Haupt,
Wird als Sein Glied beſtehen.

Kreuz iſt das Zeichen im Gericht,
Wann Chriſt, der Herr, das Urtheil ſpricht;
Wer dann nicht will anhören
Das harte Wort:
„Weicht von mir fort!“
Muß ſich zum Kreuz bekehren.

Kein Unglück eine Seel' betrübt,
Die in Geduld zum Kreuz ſich gibt;
Ihr ſchad't nicht Tod noch Hölle.
Unleidſamkeit
Bringt ſteten Streit,
Und iſt der Sünden Quelle.

Des eignen Willens böſe Art
Hält Gott in uns ſtets Widerpart; —
Wie wohl würd's mit uns ſtehen,
Wenn dieſer todt! —
Dann würde Gott
Als Sonn' in uns aufgehen.

Der Eigenwill', des Satans Bild,
Iſt's, der die Seele machet wild,
Und ſtürzt aus Gottes Weſen
Zum Untergang;
Durch Kreuz und Drang
Muß wieder ſie geneſen.

Drum lehrte Chriſtus: Eins iſt noth!
Und legt' uns auf ein neu Gebot
Durch's Wort vom Kreuz und Leiden; —
Wer hierum wirbt,
Und ſich abſtirbt,
Der wird den Tod vermeiden.

In Dem ſteht auf ein neuer Mann,
Nach Geiſt und Kraft, der Alles kann,
  Nach Gottes Liebesweiſe;
Was Gott ihm thut,
Schätzt er für gut
  Und ehrt's mit Lob und Preiſe.

Durch's Kreuz ging Jeſus einſt allein
Zur Herrlichkeit des Vaters ein;
  Komm, dieſen Weg erwähle!
Die Wahrheit ſpricht:
Gehſt du ihn nicht, —
  Weh' deiner armen Seele!

19. Sieg der Gelaſſenheit.

(Knapp's Chriſtenlieder. Nr. 145.)

Ach triumphire nicht vor'm Siege!
  Wo willſt du flieh'n, o Seele, hin,
Da frei vom Feind und ſicher liege
  Dein hart verwirrter Eigenſinn?
Suchſt du nach Ruh' in äußern Dingen:
  Ach, glaub' es, du erlangſt ſie nicht!
Wirſt du nicht nach dem Innern ringen,
  So bleibſt du ferne von dem Licht.

Laß dein Verlangen weislich hangen
  An jener wahren Einſamkeit,
Die, wenn du aus dir ſelbſt gegangen,
  Dich erſt von deinem Selbſt befreit!
Die Eigenſucht muß dich verlaſſen,
  Die Lichtsgedanken müſſen dich
In Kraft des Geiſtes recht erfaſſen,
  Dann geht es recht und ſeliglich.

Drum bleib' nur im Gehorſam ſtehen!
  Vom Poſten weicht kein Kriegesmann,
Wenn ihm ſein Feldherr ihn erſehen;
  Er ſetzet Blut und Leben dran.
Der Glaube kennt nicht Eigenwillen,
  Er ſucht ſich ſeinen Weg nicht aus,
Daß Gottes Rath er mög' erfüllen
  Und kommen aus dem Streit heraus.

Du biſt dir ſelbſt die größte Plage,
  Trägſt deine Strafe ſelbſt in dir;
Begehre keine ſüßen Tage,
  Wenn du willſt Ruh' genießen hier!

Wer ſich auf Traumesluſt will legen,
  Wird immer mehr nur mißvergnügt;
Laß dich die Liebe Chriſti pflegen,
  Die alles Wiſſen überwiegt!

Lern' freu'n dich auf die ſtille Kammer
  Des Grabes, da du wohnen wirſt,
Daß dorthin einſt aus allem Jammer
  Hinführe dich dein Friedefürſt!
Hier zeitlich eine Stätte haben,
  Das reichet für den Geiſt nicht hin;
Und drüben kann dich auch nichts laben,
  Wenn mit dir zieht dein Eigenſinn.

Du kannſt nicht in dem Weltgetümmel
  Im Geiſt den Vater beten an.
Wen Er gerufen zu dem Himmel,
  Der rechne nicht auf breite Bahn!
Er will durch Welthaß hier dich üben,
  Daß unter deſſen Drängersjoch
Du recht den Himmel lerneſt üben,
  Und ſich dein Dürſten ſtille noch.

Dort iſt ein Vaterland zu hoffen;
  Gott gibt ſchon deſſen Vorſchmack hier!
Dieß Ziel hat Keiner je getroffen,
  Der hier nicht kämpfet nach Gebühr.
Ein Chriſt nährt ſich mit ew'gen Dingen,
  Die ſüß und doch unſichtbar ſind,
Und Chriſtus läßt es ihm gelingen. —
  O werd' in Einfalt Gottes Kind!

50. An den heiligen Geiſt.

(Lob- und Liebesſpr. Nr. [illegible].)

Süßer Tröſter, liebſter Gaſt,
Unſrer Seelen einzig Leben,
Sanfte Kühlung, ſüße Raſt,
Die uns Troſt in Noth kann geben; —
Sel'ges Licht, erfüll' die Sinnen
Derer, die dein Lob beginnen!
Ohne deine Majeſtät
Iſt im Menſchen nichts, denn Sünde;
Waſch' mich, wenn ich zu Dir tret',
Und benetz' die dürren Gründe;
Heile mir die wunden Glieder,
Wärme das Erſtarrte wieder!

51. Um himmliſchen Sinn.

(Lob- und Liebesſpr. S. 37.)

Unerſchaffne Gotteslieb',
Ewigtreue Güte,
Führ' durch deines Geiſtes Trieb
Sinnen und Gemüthe!
Ziehe mich
Mächtiglich,
Wie's dein heil'ger Wille,
In die wahre Stille!

Nicht nur, was da ſichtbar iſt,
Wollſt Du aus mir bringen,
Sondern, was Du ſelbſt nicht biſt
In unſichtbarn Dingen.
Gib, daß mir
Außer Dir
Nichts mehr übrig bleibe,
Das ich lieb' und treibe!

Denn mein Geiſt ſoll willenlos
Und einfältig werden,
Frei von Sorg', von Selbſtſucht blos,
Schwebend ob der Erden,
In der Höh',
Das vergeh',
Was nicht Jeſus heißet,
Was nicht ganz Ihn preiſet.

Selig iſt ein reines Herz,
Das von allen Dingen
Dieſer Welt ſich überwärts
Kann zum Höchſten ſchwingen,
In die Sonn'
Seiner Wonn'
Als ein Adler ſchauend,
Dort die Wohnung bauend!

Nichts iſt ſchöner anzuſeh'n,
Als der Sohn der Liebe;
O daß man zu Ihm zu geh'n
Stets den Geiſt erhübe:
Sein Geſicht
Würd' uns Licht
Und das ew'ge Leben
Wunderbarlich geben!

52. Göttliche Kindſchaft.

(Lob- und Liebesſpr. S. [illegible].)

Ein Kind kann ſeinen Vater kennen,
In ſeiner Liebe liebt es ſich;
Man kann es Gottes Spiegel nennen,
Sein Licht, ſein Glanz, ſein ander Ich.
In Chriſto iſt es ausgezogen
Vom Fleiſche dieſer Sterblichkeit;
In Chriſto iſt es aufgeflogen,
Und lacht der ſchnöden Eitelkeit.
Kurz, Alles iſt an ihm nun neu;
Sagt, ob es Gott nicht ähnlich ſey?

33. Freudiger Glaubensmuth.

(Arnolds kleines Geſangb. Nr. 93.)

Jeſus iſt mein Freudenlicht,
Wenn er hell in mir anbricht,
Meiner Seele Ruheſtatt,
Wenn ſie keine Kraft mehr hat.

Jeſus iſt mein ſtarker Held. —
Wenn der Teufel mich anfällt,
Wenn die Sünde groß ſich macht,
Dann gewinnt mein Herr die Schlacht.

Ach, mein Jeſu, laß mich Dir
Seyn verpfändet für und für;
Laß mich Armen Dir allein
In der Lieb' ergeben ſeyn!

Alle, die ihr Jeſum ſucht,
Kommt, genießet ſeiner Frucht,
Welche Geiſt und Seel' erquickt,
Und euch tief im Grunde ſchmückt!

Herzensjeſu, Siegesfürſt,
Meine Seele nach Dir dürſt't;
Führe Du in mir den Krieg,
Und gewinn' im Streit den Sieg!

Nach dem Siege nimm mich dann
Hin zu deinem Heeresbann,
Welchem Du als Gottesſohn
Kronen gibſt vom Himmelsthron!

Auf, ihr Ueberwinder! ſeht,
Jeſus euch entgegen geht,
Um für wenig Schmach und Hohn
Euch zu helfen zu der Kron'!

Halleluiah! Gloria!
Auf! des Herren Tag iſt nah;
Wachet, haltet euch bereit:
Bald kommt die Erquickungszeit!

34. Um Einheit mit dem ewigen Lichte.

(Lob- und Liebesſpr. S. 72. Nr. 62.)

Du nie geſchloſſ'nes Aug',
Du Morgenſtern der Herzen,
Deß Licht ich immer brauch'
Statt andrer heller Kerzen:
Stell' offen Dich ob mich,
Und bleib' mein warnend Licht,
Dem ich ſtets innerlich
Nachfolg' in Liebespflicht!

O ſchönſte Harmonie,
Wenn meiner Liebe Sehen
Auf Anders zielet nie, —
Wenn beide Augen gehen
Nur auf das Eine zu! —
Wer wollte denn nicht hie
Genießen ew'ge Ruh'?
O ſüße Harmonie!

Wenn ich ſo ſtehen bleib',
Und ſchau' nach deinen Winken,
So wird mein neuer Leib
Ganz licht und feurig blinken;
Die Einfalt gibt mir Licht,
Die Weisheit Rath und Stärk';
Mein Kleid wird zugericht't
Als ein kryſtallen Werk.

Vereinter Augen Schein
Dringt ſchärfer in die Gründe
Der tiefſten Gottheit ein,
Und wirft den Strahl geſchwinde
Auf Alles weit und fern; —
Wie ſicher läßt ſich's geh'n,
Wenn dieſer Morgenſtern
Den vollen Tag läßt ſeh'n!

Verdopple ſo mein Aug',
  O Auge ſonder Schatten,
Daß es zu ſehen taug',
  Was wir verloren hatten! —
Des Lichtes Herrlichkeit
  Darin Du, Sonne, wohnſt,
Sey unſer Hochzeitkleid,
  Womit Du uns belohnſt!

Ach aber, daß ich nicht
  So voller Liebe brenne,
Und gegen dein Geſicht
  Nicht ſolche Flammen kenne,
Die mich bewegten, Dich
  Zu bitten, daß doch nicht
Dein brennend Aug' auf mich
  So funkelnd ſey gericht't!

Ich fühle kein ſo groß
  Und unauslöſchlich Feuer
Der Innigkeit, daß bloß
  Du über Alles theuer
Und köſtlich wäreſt mir. —
  Weg, ſchnöde Eigenheit!
O daß ich, Liebe, Dir
  Anhing' in Ewigkeit!

35. Sieg der Einfalt.

(Arnolds kleines Geſangb. Nr. 143. Chriſtenlieder Nr. 150.)

Es hilft uns nichts, mit hohen Gaben
  Und Wiſſenſchaft geziert zu ſeyn;
Wir müſſen ganz was Andres haben,
  Dadurch das Herz kann werden rein.
Das bloſe Wiſſen bläht nur auf,
Und hemmt die Heiligung im Lauf.

Ein Abgrund iſt in uns verborgen
  Mit unermeſſner Eitelkeit;
Die heißt uns wachen, rennen, ſorgen,
  Daß Gott ſich nicht an uns erfreut;
Wir haben dieſes Elends Macht
Durch unſern Fall auf uns gebracht.

Wär' Einer völlig auch entzücket
  Bis in des dritten Himmels Licht,
Und noch nicht kräftiglich entrücket
  Der Selbſtſucht ſchrecklichem Gericht:
Er ſtrauchelte doch überall,
Und thät' im Himmel einen Fall!

Es kämpft um uns auf allen Seiten,
  Es beut ſich Allen Alles an.
Wohl dem, der weislich weiß zu ſtreiten,
  Und Ueberwinder werden kann!
Hier hilft uns Chriſti Liebe nur,
Und führet auf die Siegesſpur.

Es iſt ſo leichtlich nicht geſchehen,
  Als Mancher oft im Anfang meint;
Wer Gottes Gnade nicht kann ſehen,
  Kämpft lang vergeblich mit dem Feind.
Ach, was iſt aller eigne Krieg,
Wenn Gott uns nicht verhilft zum Sieg?

Meint Einer auch, nun ſey's gewonnen,
  So geht der Streit von neuem an;
Es iſt nichts unterm Licht der Sonnen,
  Was dich von dir erlöſen kann.
Hier bleibt alleinig Chriſti Herz,
Das löſet uns von allem Schmerz.

Doch fühlen müſſen wir's im Streiten,
  Wie tief die Sünde in uns liegt,
Daß wir einander nicht verleiten,
  Und denken, es ſey ſchon geſiegt.
Es iſt dem Menſchen gut, zu ſeh'n,
Daß es ſo ſchleunig nicht geſcheh'n.

Hier gilt ein Menſchenwort geringe,
  Viel Reden reichet hier nicht zu;
Nein, es ſind überird'ſche Dinge,
  Dadurch man kommt zur wahren Ruh'!
Wo Nacht mit Nacht ſtimmt überein,
Kann Licht mit Licht nur ſiegreich ſeyn!

36. Um ein ganzes Herz.

(Lob- und Liebesſpr. S. 53. Nr. 68.)

Ew'ge Weisheit, Jeſu Chriſt,
Du, in dem mein Leben iſt!
Haſt Du ſchon vor Zeiten nicht
Mich gezogen in dein Licht?

Iſt die ſtarke Liebesband
Nicht mein ſichres Unterpfand?
Hatt' ich nicht den Siegelring,
Als ich deinen Geiſt empfing?

Haſt Du mich nicht ſchon geliebt,
Ob ich Dich gleich oft betrübt?
Gingeſt Du in meiner Schmach
Mir nicht als ein Hirte nach?

Zog der Vater meinen Sinn
Nicht zu Dir aus Liebe hin,
Als ſein unverdienter Zug
Meine Feindſchaft niederſchlug?

Als ich mich zu Dir gewandt,
Machteſt Du Dich mir bekannt,
Mehr, als eine frohe Braut
Ihrem Bräut'gam wird vertraut.

So viel Jahre, Tag' und Stund'
Iſt mir deine Liebe kund,
Und der Treu' Standhaftigkeit
Dauert feſt auf deiner Seit'.

Mir iſt auch das Hochzeitkleid
In Dir weſentlich bereit:
Deine Menſchheit, Jeſu Chriſt,
Die mir angezogen iſt.

Darum mangelt mir auch nicht
Heiligung, Kraft, Lieb' und Licht;
In Dir, Herr, iſt Alles mein,
Was mein ewig Theil ſoll ſeyn.

Aber Eins noch fehlet hier,
Das ich nicht recht find' in mir:
Voller Lieb' in Freud' und Leid
Unbewegte Feſtigkeit.

Denn mein Wille lenket ſich
Oft von Dir, oft gegen Dich,
Da er ſollt' in Dich allein
Kindlich eingekehret ſeyn.

Ach, o ziehe meinen Sinn
Gänzlich in den deinen hin,
Daß ich Dich in Freud' und Weh'
Völlig eingedrückt mir ſey'!

Ich will einzig in dein Herz,
Sonſt nicht auf noch niederwärts;
Ohne Dich will ich nicht ſeyn,
Außer Dir nenn' ich nichts mein.

O daß nie ein Augenblick
Mich aus der Gemeinſchaft rück',
Nichts zu wollen, nichts zu thun,
Als, du Lieb', in Dir zu ruhn!

Drück' ſtets tiefer, rein und mild
Mir in's Herz dein heilig Bild;
Tod und Leben mach' mich gleich
Deinem Bild und Himmelreich!

Herr! wer will dann ſcheiden mich
Von der Lieb', die ewiglich
Als ein Siegel in mir ſteht,
Und aus Gott in Gott eingeht?

37. Von der Kraft des Kreuzes Chriſti.

(Lob- und Liebesſpr. Nr. 16. S. 11. Württemb. Geſangb. Nr. 153.)

Richtet auf des Heilands Leiden
Die Vernunft ihr Denken hin,
Mag ſie wohl von außen weiden
Sich an eigner Dichtung Sinn;
Oder kommt es hoch, ſo kann
Sie viel Klagen heben an
Ueber Chriſti Pein und Schmerzen;
Doch es gehet nicht von Herzen.

Aber meines Geiſtes Sehnen
  Zielt auf die Gemeinſchaft hin,
Stets zum Sterben zu gewöhnen
  Den ſo tief verderbten Sinn.
Mir ſoll Chriſti Schmach und Pein
Nicht ein rührend Bild nur ſeyn;
  Nein, ins Herz will ich Ihn ſchließen,
  Seines Todes Kraft genießen.

Dieß Geheimniß iſt verborgen,
  Wir als Thorheit angeſeh'n;
Aber meine größten Sorgen
  Sollen auf dieß Wunder geh'n.
Meine Schuld und Sündennoth
Tilgt nur Chriſti bittrer Tod;
  Nur durch Ihn wird uns gegeben,
  Aufzuſteh'n zum neuen Leben.

Drum in meines Herzens Grunde
  Trag' ich Ihn, den Seelenfreund,
Der zum ew'gen Gnadenbunde
  Mit dem Glauben ſich vereint,
Und durch ſeines Todeskraft
Neues Leben in uns ſchafft,
  Wie die Roſen in den Lenzen
  Nach der Flucht des Winters glänzen.

Alle Hoffart beugt ſie nieder,
  Hebt in Kleinmuth mich empor,
Gibt in Schwachheit Stärke wieder,
  Zieht aus Zweifeln mich hervor,
Hält mich zwiſchen Lieb' und Leid
In der rechten Mäßigkeit;
  Ja, ich find' die tiefſte Stille,
  Wenn am Kreuze hängt mein Wille.

O geheimnißvolle Liebe,
  Die ſich im Verborgnen ſchenkt,
Wecke neue Lebenstriebe,
  Wenn mein Sinn zum Kreuz ſich lenkt!
Alle Kraft und alles Heil
Deines Leidens ſey mein Theil;
  Alles Andre mag vergehen,
  Bleibt dein Kreuz nur in mir ſtehen!

---

58. Um Wiederherſtellung des göttlichen Ebenbildes.

(Arnolds kleines Geſangb. Nr. 175.)

Salb' uns mit deiner Liebe,
O Weisheit, durch und durch,
Bis deine ſüßen Triebe
Vertreiben alle Furcht,
Und wir in uns Dich ſehen
Vollkommen auferſtehen,
Wie Du im Weſen biſt!

O komm vollkommen wieder,
Du, unſrer Menſchheit Zier;
Tödt' unſres Fleiſches Glieder,
Verwandle uns in Dir
Zu deinem Gottesbilde;
Mach' uns rein, keuſch und milde,
Und lebe ganz in uns!

Herr! deine Braut bereite
In Herrlichkeit und Macht;
Ihr Leben ſich verbreite
Mit ungefälſchter Pracht!
Weck' auf die neuen Glieder,
Die nie vermodern wieder,
Als Gottes Glanz und Luſt!

Komm, laß Dich doch erbitten,
Du Heiland, der es kann!
Bau' auf die Gotteshütten,
Du, deiner Menſchheit Mann!
Du biſt dazu erkoren
Und in das Fleiſch geboren,
Daß Alles werde neu.

So laß dein Bild aufgehen,
Wovon wir abgewandt,
Und unſern Willen ſtehen
In deiner Zucht und Hand,
Dir göttlichrein zu leben,
Nach der Natur zu ſtreben,
Dadurch Du lebſt in uns!

Alſo wird wiederkommen,
Was ganz verloren hieß;
Alſo wird aufgenommen,
Was ſich von Dir abriß, —
Daß ewig in uns wohne
Der Vater mit dem Sohne,
Durch beider Geiſt verklärt.

59. Um volle Freiheit des Geiſtes.

(Knapp's Chriſtenlieder Nr. 144. Lob- und Liebesſpr. S. 4.)

Zeuch meinen Geiſt, o Herr, von hinnen
Ganz über ſich, zu Dir hinauf!
Ich ſehne mich mit Herz und Sinnen
Nach einem ſel'gen Glaubenslauf.
Regier' mich nur nach deinem Willen,
Dir nachzufolgen ohne Trug!
Was kann ſonſt meine Sehnſucht ſtillen?
Wer thut mir außer Dir genug?

Weil aber ſo viel widerſtrebet
Dem abgewandten Pilgergeiſt,
Der gern in Gottes Freiheit lebet
Und zum verheiß'nen Erbe reiſt:
So nimm mir ab die ſchweren Laſten
Der Sinnenluſt und Eigenheit;
Den Geiſt laß in der Stille raſten,
Durch Dich von allem Bann befreit.

Sey das Erſchaff'ne noch ſo ſchöne,
So muß es doch verlaſſen ſeyn;
Wornach ich mich im Grunde ſehne,
Nur das befriedigt mich allein.
Vom Andern kann ich nichts behalten,
Dich zieh' ich Selbſt in mich, und Du
Zeuchſt mich in Dich. Dich laſſ' ich walten,
Du ſchließeſt meine Sinnen zu.

Zwar kennt mein Geiſt noch manche Speiſen,
Die geiſtlich und vergnüglich ſind,
Doch kann ich ſie nicht fröhlich preiſen,
Wenn man darin auch Nahrung find't.
Nein, Du nur biſt das Brod der Seelen,
Und ſelig, himmliſch werden ſeyn,
Die Dich mit voller Kraft erwählen,
Bis ſie in Dich geſunken ein!

60. Aufflug der Seele zu Gott.

(Arnold's kl. Geſangb. Nr. 129.)

Schwing', o meine Seele, dich behende,
Fleug empor zu deinem Ziel und Ende;
Fleuch dahin vom irdiſchen Getümmel,
Und begib dich in den ſtillen Himmel!

Dein Erbarmer, dem du dich verbunden,
Wird in keiner Unruh je gefunden;
Drum, ſo du mit Ihm willſt ſelig weden,
Schwinge dich in ſein verborg'nes Leben!

Tödt' in dir das eitele Verlangen,
Und womit die Welt dich ſonſt gefangen;
Halt dein Herz und deine Kräft' und Sinnen
Ledig und mit wahrer Andacht innen!

Steig hinauf mit kindlichen Geberden,
Und vergiß der Dinge, die auf Erden;
Bleibe bei dem Ein'gen abgeſchieden,
Der dich nähren will mit ew'gem Frieden.

Alſo wird der König dein begehren,
Und ſein Antlitz über dir verklären;
Alſo wird der Seelenfreund dich küſſen,
Und du Seiner wonniglich genießen.

Drum fleug auf, wie Tauben, meine Seele,
Schwing' dich aus den Schranken deiner Höhle;
Fleug zu Gott mit innigem Gemüthe.
Und empfah' die ew'ge Lieb' und Güte!

---

61. Lob Jeſu Chriſti.

(Berl. Liederſch. Nr. 1139. Arnolds kl. Geſangb. Nr. 179.)

Komm, beug dich tief, mein Herz und Sinn,
Vor Chriſti Thron im Staub darnieder,
Leg' dich zu ſeinen Füßen hin,
Und wiederhole deine Lieder!
Erkenne, wie du ſelbſt aus dir Nichts biſt,
Wie Gott in dir und Allen Alles iſt.

Wo hätt'ſt du einen Funken Kraft,
Wenn du ſie nicht erlangt von oben?
Wer hat dir ſo viel Ruh geſchafft
Vor deiner Feinde Liſt und Toben?
Wer ſtillte wohl das Brauſen dieſes Meers,
Und wer bezwang die Macht des Höllenheers?

Wer hat dich von dem Bann befreit?
Aus dem Verderben dich geriſſen?
Wer krönt dich mit Barmherzigkeit
Und läßt dich ſeine Rechte wiſſen? —
Biſt Du es nicht, Du unerſchöpfter Quell,
Der täglich noch auf uns fließt, ſtark und hell?

Hat uns nicht Deine Hand gefaßt,
Und wider aller Menſchen Hoffen
Gebracht aus aller Sündenlaſt,
Daß wir das Ziel der Ruh getroffen,
Und reichen Fried vor Feinden um uns her
Genießen, ſtets von Furcht und Zweifel leer?

Was zwiſchen uns ſich ſetzen wollt',
  Hat deine Kraft bald ausgetrieben;
Du bleibeſt deinem Tempel hold,
  Daß bis hieher dein Bau geblieben,
Daß feſte ſteht des Sohnes Herrlichkeit,
Die Dir in uns der Vater hat bereit't.

Du überſchütteſt uns mit Lieb',
  Und reinigeſt Herz, Muth und Sinnen,
Daß wir durch deines Geiſtes Trieb
  Dich ſtets in uns mehr liebgewinnen;
Du drückſt dem Geiſt der Reinheit Siegel auf,
Daß nicht die Sünde ſtöre unſern Lauf.

So nimm dafür zum Opfer hin
  Uns ſelbſt, mit Allem, was wir haben!
Nimm Geiſt, Seel', Leib, Herz, Muth und Sinn
  Zum Eigenthum ſtatt and'rer Gaben;
Bereite Dir ein Lob ſelbſt aus dem Mund
Der Säuglinge; mach' Deinen Namen kund!

Wie nichtig ſind wir ohne Dich! —
  Was haben wir ohn' deine Werke?
Dir, Dir gebühret ewiglich
  Macht, Weisheit, Ehre, Kraft und Stärke;
Gott und dem Lamm, das uns erkaufet hat,
Wird Lob geſagt in unſrer Mutterſtadt!

Verleih' uns hiezu Herz und Mund,
  Halt' unſre Einheit ſo zuſammen,
Daß unſer Geiſt, von Liebe wund,
  Dir ſtets zuſende reine Flammen!
Mach' uns von Dir wie Wagen Cherubim,
Entzünd' uns ſtets wie Feuerſeraphim!

62. Friede Gottes.

(Lob- und Liebesſpr. S. 94. Nr. 73.)

Nun haſt Du ja dein Wort, o Herr, erfüllet,
  Das ich aus deinem Mund in mir gefaßt;
Nun wird mein durſtig Herz von Dir geſtillet,
  Nachdem ich lang geſchrieen in der Laſt:
„Ach, daß der Herr doch reden wollt' in mir,
  Und ſeinem Volk den Frieden ſagen zu!
  Wie ſüß ſollt mir nach Arbeit ſeyn die Ruh'!
O daß ich noch das Heil erlebte hier!" —

Und ſeh, nun iſt durch Angſt und Schmerz geboren,
Was ewig mich froh macht und ruhevoll!
Nicht wußt' ich, daß der Krieg zum Fried' erkoren,
Daß ſüße Raſt die Laſt vertreiben ſoll.
O Gottes Fried', o ſchönſtes Liebeskind!
Biſt du durch Müh' und Angſt hervorgebracht,
So mußt du auch hochtheuer ſeyn geacht't;
Nun wach' und halt' ich dich, da ich dich find'!

Doch, Du mußt ſelber Dich in mir erhalten,
O Jeſu, der mein höchſter Frieden iſt;
Und wenn Dich mein Gehorſam läſſet walten,
So weiß ich, daß Du ewig in mir biſt!
O ja, laß mich vor deinen Augen ſteh'n,
Mit deinem Willen ganz zu ſtimmen ein,
Dir angenehm, vertraut und lieb zu ſeyn! —
Die Braut muß auf des Bräut'gams Willen ſeh'n.

Wird reine Liebe mich nicht Alles lehren,
Da Du biſt ſelbſt im Fried- und Freudenreich?
Drum wirſt Du auch dem Feind den Krieg verwehren,
Und wenn es in mir ſtürmet, ſiegſt Du gleich.
Nun tobe, was da will, mit Sturm und Streit:
Kann ich nur ſtets in meiner Feſtung ſeyn,
Darein, als in Dein Weſen, nichts bricht ein,
So bleibt dein Friede mir in Ewigkeit!

63. Aufgang der Lebensſonne.

(Lob- und Liebesſpr. S. 80.)

Wer iſt doch Die, die wie der Glanz am Morgen
In meine Sinne fällt,
Und mit dem Blitz mein düſtres Herz erhellt?
Was weht mir hin die lang getragnen Sorgen?
Wer trägt mir ſolche Ruh
Nach meiner Unruh zu,
Nachdem mich ſtets des Zweifels Nacht beſeſſen?
Wer macht mich Das vergeſſen?
Wo iſt das Dunkle blieben?
Welch' übergroße Freud'
Ergreifft die Seele heut!
Wer hat mich aus dem Zorn zur Liebe hin getrieben?

Kennſt du noch nicht der Gnade helles Blitzen,
Die deinen dunklen Ort
Unmittelbar mit ihrem Wort
So oft geſucht in Liebe zu beſitzen?
Iſt dieſe nicht das Licht,
Das in den Seelen ſtets anbricht,
Wenn ſie nur nicht die Kräfte unterdrücken?
Sie iſt's, die dich erfreuen
Und ganz verklären kann,
Wenn du ſie nimmeſt an.
O laß dich ihren Glanz im Innerſten erneuen!

Biſt du's, o Sonn', aus deren klarem Bronnen
Mir ſo viel Licht und Kraft,
Die lauter neues Weſen ſchafft,
Mein ganzes Leben lang iſt in's Gemüth geronnen? —
So geht's! man kennt Dich nicht; —
So lange nicht dein Licht
Zuvorkommt, weiß man nicht, woher wir haben
Die ungeſuchten Gaben. —
Nun aber will ich nehmen
Was mir dein Geiſt darlegt,
Und ſelbſt ins Herze prägt! —
Heil mir! — Ach wolle mein Dich ewiglich nicht ſchämen!

---

64. Um die Kräfte des Namens Jeſu.

(Lob- und Liebesſpr. S. 3.)

Wie herrlich iſt des großen Namens Pracht,
Den Dir, o Herr, der Vater hat gegeben,
Als Du das Werk des Heils zu Stand gebracht! —
Mir iſt er Geiſt, Kraft, Seligkeit und Leben,
Kein bloßes Wort, kein Schall, vom Wind geweht,
Kein Buchſtab, nur in Bücher eingeſchrieben,
Davon man oft nur allzu flüchtig red't; —
O nein! mir iſt das Weſen ſelbſt geblieben.

O Name du, der über Alles iſt!
Dich bet' ich an, Dir beug' ich Knie und Sinnen,
Dich ehrt und liebt mein Alles, Jeſus Chriſt, —
In Dir kann ich das höchſte Gut gewinnen!

Du biſt in mir ein ausgegoſſnes Oel,
Des Geiſtes ganze Fülle hat dein Weſen
Zum Prieſterthum für die erſtorb'ne Seel'
Als König und Propheten auserleſen,

Und ganz geſalbt mit Freuden ohne Ziel,
Nicht tropfenweis, wie deine Reichsgenoſſen.
Drum haſt Du, Haupt, auf deinen Leib ſo viel
Von dieſer Kraft der Salbung ausgegoſſen,
Daß jedes Glied, in dem die Gabe bleibt,
Nicht mehr bedarf, daß es ein Andrer lehret,
Weil ſelbſt dein Geiſt uns ſtets zur Quelle treibt,
Und zieht, und lehrt, und warnt, und Böſes wehret.

Wie aber nun uns lehrt dein Geiſt und Sinn,
So iſt es wahr, und nimmermehr erlogen;
Und wer Dir folgt, hat Alles zum Gewinn
Unmittelbar aus Deinem Quell geſogen.

Ach ſanftes Oel, leucht' hell, und lindre mir
Und heile zu der Seele tiefen Schaden
Der Sünd und Schand'! Es ſind g'nug Wunden hier,
Und Dich, den Arzt, darf ja der Kranke laden!
Belebe mich mit deiner Menſchheit Kraft,
Als reinem Oel; laß deine Salbung fließen,
Die milde, feine, ſtille Sinnen macht;
Laß mich im Geiſt Dein ewiglich genießen!

65. Segen der Einfalt.

(Arnolds ſ. Geſangb. Nr 131.)

Die Reinheit und Einheit, die iſt es allein,
Daran man Dich kennet,
Wenn Du wirſt genennet,
Auf daß uns nicht blende der glänzend're Schein.

Wo Eigenlieb' herrſchet, da biſt Du noch nicht;
In Meinheit und Deinheit,
Da iſt noch Unreinheit;
Da ſteht man noch ferne vom göttlichen Licht.

Wer noch nicht geſtorben der blinden Natur,
Der wird wohl gezieret,
Doch leichtlich verführet,
Wenn er ſich nicht lenket zur einigen Spur.

Die Klarheit der Wahrheit ruht mitten im Streit;
Soll ſie ſich entdecken,
So muß ſich verſtecken
Die mancherlei Gleichheit, darin man ſich freut.

Rein muß ſeyn der Spiegel, wenn man ſie ſoll ſeh'n;
Die Unruh' vom Frieden
Muß werden geſchieden,
Wenn man will ihr himmliſches Weſen verſteh'n.

Wir ſelbſt ſind beflecket von trüglichem Witz;
Doch wenn wir beſiegen
Die Vielheit der Lügen,
Dann ſeh'n wir der Wahrheit erleuchtenden Blitz.

Wenn Bilder und Weſen, wenn Farbe und Zahl,
Wenn Alles verſchwunden:
Dann hat ſich gefunden
Die Klarheit der Wahrheit im Herzen zumal.

Dann ſeh'n wir das Fünklein einfältiglich an,
Wie es wird bereitet,
Und wie ſich's verbreitet; —
Reich iſt, wer in Armuth dann halten ſich kann.

Doch wer ſich erhebet, der kränkelt im Streit,
Denn ſeine Unreinheit
Macht Vielheit aus Einheit;
Da wird er durch Nichts, als durch Sterben befreit.

Wer früh ſich in's leidſame Weſen ergibt,
Wird frei vom Gerichte,
Und wandelt im Lichte,
Darinnen die Einfalt der Ewige liebt.

---

66. Um völlige Herzensübergabe.

(Knapp's Chriſtenlieder Nr. 135. Arnolds kl. Geſangbuch Nr. 128.)

Jehovah! nimm all meine Kräfte hin,
Weil ich von Deinem Geiſt gezogen bin!
Dir muß mein Herz und Sinn ergeben ſeyn,
Sonſt werd' ich nicht für deinen Himmel rein.

Laß wachſen in der neuen Kreatur
Mein ganz Gemüth zur göttlichen Natur,
Die nichts vom alten Sündentand der Welt,
Nein, Dich allein mit zarter Liebe hält!

Ich opfre, Herr, zu dieſem Werk Dir auf
Den Sinn, das Herz und den Gedankenlauf.
O gib mir ungetheilte Liebeskraft
Für alles Neue, was dein Geiſt mir ſchafft!

Die Seele kann vom Denken niemals ruh'n,
Ihr Wille hat mit Etwas ſtets zu thun:
  Drum ſoll er ſtets mit ungetheiltem Muth
  Einſenken ſich in Dich, Du höchſtes Gut.

O wurzle tief, du neues Leben, ein,
Und laß Dein Wachsthum nie gehindert ſeyn!
  Der neue Menſch lebt von der Liebe nur,
  Wenn er, o Jeſu, nachgeht deiner Spur.

Dann wird geheim dein Reichthum ihm vertraut,
Dann wird er ſtill zum Tempel aufgebaut,
  Darin der Schöpfer ſein Geſchöpf umfäht,
  Und ſich verklärt mit Huld und Majeſtät.

Da bieten ſich die Lebensfrüchte dar,
Da wird der Geiſt des ew'gen Guts gewahr;
  Jemehr er gibt, jemehr wird ihm geſchenkt,
  Und all ſein Trieb wird himmelswärts gelenkt.

Zeuch uns nach Dir, o Herr der Herrlichkeit!
Sieh', unſre Seelen ſtehen Dir bereit;
  Nimm jeden neuen Lebenskeim in Schutz,
  Daß er bewahrt ſey vor des Argen Trutz!

Schließ' auf uns deines Jeſus-Namens Grund,
Wo ew'ges Ja ausgeht vom ew'gen Bund!
  Du offne Lieb', uneingeſchränkte Treu',
  Mach' dein Verſprechen jeden Tag uns neu!

Schaff' Alles in uns neu, du Lebenswort!
Halt' offen die einmal geſprengte Pfort'
  Jeruſalems, daß die erkaufte Zahl
  In jenen Mauern halt' dein Abendmahl!

Dringt nicht der Ruf aus deinem Tempel vor:
„Ich komme bald! o halt' dein Herz empor!
  „Bewahr' dein Kleid, ſammt Herz und Sinnen rein,
  „Und eil' unendlich in mein Herz hinein!“ —

Ja, komm', Herr Jeſu, nimm uns ſtets zu,
Und laß uns ſonſt in keinen Dingen Ruh'!
  Zeuch uns nach Dir, ſo laufen wir mit Dir,
  Und ſteh'n einſt dort in unbefleckter Zier!

67. Bitten um Vollendung im Geiſt.

(Lob- und Liebesſpr. S. 272, Nr. 170.)

Herzog unſrer Seligkeiten,
Zeuch uns in dein Heiligthum,
Da Du uns die Statt bereiten,
Und zu deines Namens Ruhm
Als deine Erlöſten ſiegprächtig willſt führen!
Laß unſere Bitte dein Herze jetzt rühren!
Wir wollen dem Vater zum Opfer daſteh'n,
Und mit Dir durch Leiden zur Herrlichkeit geh'n.

Er hat uns zu Dir gezogen,
Und Du wieder zu Ihm hin;
Liebe hat uns überwogen,
Daß an Dir hängt Herz und Sinn.
Nun wollen wir gerne mit Dir auch abſterben
Dem ganzen natürlichen Sündenverderben;
Ach, laß in dein Sterben verſetzet uns ſeyn,
Sonſt dringen wir nimmer ins Leben hinein!

Aber hier erdenkt die Schlange
Soviel Ausflucht überall;
Bald macht ſie dem Willen bange,
Bald bringt uns die Luſt zu Fall.
Es bleibet das Leben am Kleinſten oft kleben,
Und will ſich nicht gänzlich zum Sterben ergeben;
Es ſchützet die beſten Abſichten noch vor,
Und bauet ſo Höhen und Feſtung empor.

Drum, o Fürſt des Lebens, eile,
Führ' des Todes Urtheil aus,
Brich entzwei des Mörders Pfeile,
Reut' das Unkraut völlig aus!
Ach, laß ſich dein neues erſtandenes Leben
In unſern erſtorbenen Herzen erheben;
Erzeig' Dich verkläret und herrlich noch hier,
Und bringe dein neues Geſchöpfe herfür!

Kehre die zerſtreuten Sinnen
Aus der Vielheit in das Ein',
Daß ſie wieder Raum gewinnen,
Nur von Dir erfüllt zu ſeyn!
Ach wirf Du die Mächte der Finſterniß nieder,
Erneure die Kräfte des Geiſtes uns wieder,
Daß er aus der Fülle der Gnaden ſich nähr',
Und ritterlich gegen Verſuchung ſich wehr'!

Lebe denn, und lieb' und labe
In der neuen Kreatur,
Lebensfürſt, durch deine Gabe
Die geneſene Natur!
Erwecke dein Eden uns wieder im Grunde
Der Seelen, und bringe noch näher die Stunde,
Da Du Dich in allen den Deinen verklärſt,
Sie hier noch des ewigen Lebens gewährſt.

Gönne uns noch Friſt auf Erden,
Zeugen deiner Kraft zu ſeyn,
Deinem Bilde gleich zu werden,
In dem Tod zu nehmen ein
Des Lebens vollkommene Freiheit und Rechte,
Als eines vollendeten Heilands Geſchlechte!
Der Unglaub' mag denken, wir bitten zu viel,
So thuſt Du doch über der Bittenden Ziel!

68. Vorſchmack des ewigen Lebens.

(Lob- und Liebesſpr. S. 269.)

O hätt' ich die Flügel einfältiger Tauben,
So flög' ich zu himmliſchen Engeln empor!
Da ſollte mich Niemand der Freude berauben,
Da blieb' ich bei Chriſti vollendetem Chor.
Ich wollt' Ihn beſingen,
Mein Opfer Ihm bringen,
Ich thät' es wohl Allen im Danken zuvor.

Noch bin ich im Kerker des Leibes verſchloſſen:
Doch flieget mein Geiſt im Voraus ſchon dahin;
Er ſpielet und hat ſchon die Klarheit genoſſen,
Die ſeliglich ziehet den gläubigen Sinn.
Mein Innerſtes findet,
Wenn's Ihm ſich verbindet,
Mit Engeln den himmliſchen Liebesgewinn.

69. Um das ewige Licht.

(Lob- und Liebesſpr. S. 241.)

O Glanz der Herrlichkeit, du unſre Sonne,
Der du der Lichter Brunn und Urſprung biſt:
Schick' uns dein Feu'r aus deines Reiches Wonne,
Bis unſer Geiſt mit Dir ganz Eines iſt!

Entzünd' uns mehr mit deiner ew'gen Kraft,
Erhalte uns in deinem Liebesleben;
Was uns dein Sinn an Lieb' und Frieden ſchafft,
Sey uns nur zum gemeinen Nutz gegeben.
Dein Evangelium ſey uns allgemein,
Und müſſe ſich auf Andre ſo erſtrecken,
Daß ſie in Dir Ein Herz und Seele ſey'n,
Bis dein Erkenntniß wird die Erde decken! —
Ach, zeuch uns ganz in dein verborgen Licht,
Da wir vor deinem Thron als Fackeln ſtehen!
Und wem das Licht zuweilen je gebricht,
Auf den laß deinen Strahl von Neuem gehen! —
Kein wankend Mondlicht und kein irrer Stern,
Kein Schatten, keine Nacht darf uns verdunkeln;
Wir wollen hier und droben vor dem Herrn
Zu deinem Ruhm nur ſtehen, brennen, funkeln; —
Erleucht' ob uns dein Gnadenangeſicht! —

70. An die reinigende Gottesweisheit.

(Lob- u. Liebesſpr. S. 148.)

Herr deiner Himmel, Gott der neuen Erden!
Du haſt uns aus der Sklaverei geführt,
Ins rechte Vaterland verſetzt zu werden,
Von welchem man ſchon hier den Vorblick ſpürt;
Du haſt die Heiden ausgetrieben zwar;
Dein Eigenthum wird nun von Götzen rein,
Die lange g'nug uns hielten in der Pein,
Und neuer Lüſte wird das Herz gewahr.

Was aber hilft dein Pflanzen und Begießen,
Wenn heimlich noch der Feind einſchleichen kann,
Wenn wir von ſeiner Brut noch etwas wiſſen,
Und ſein Gedankenmeer noch brandet an?
Benimm uns doch auch dieſe ſchwere Laſt!
Zerſchlag', zertritt, zerreiß und brenne aus!
Laß nah und fern nichts ſtehen um dein Haus,
Als was Du ſelbſt darein gepflanzet haſt!

Erhöh' den Muth, verſtärk' des Geiſtes Glieder,
Und gieb ihm Waffen deiner Ritterſchaft;
Bring' Alles, was verloren war, herwieder,
Erwecke deines Eifers höchſte Kraft! —

Auf ſtarken Kampf folgt rechter Siegespreis;
Wer glaubt wohl, daß der Feind ſey abgethan,
Wo er nach ſeinen Willen wüthen kann?
Drum ſchaff', daß man von deinen Thaten weiß!

Willſt Du, o Weisheit, auf dein Werk nicht ſchauen?
Soll nicht dein Grund und Boden ſicher ſeyn?
Fang' an den Baum der Sinnen abzuhauen,
Das Labyrinth der Luſt zu reißen ein!
Zerbrich den tiefverworr'nen Geiſt der Zeit,
Die lauter falſche Bilder uns eindrückt,
Und immer neue Brut ins Herze ſchickt,
Womit man doch nicht kommt zur Herrlichkeit!

Brich aus mit reichen Lieb'- und Friedensgüſſen,
Und ſchwemm' des Giftes Unflath von uns hin!
Laß neue Gottheitskräfte in mich fließen,
Bis ich Dir ein fruchtbarer Garten bin,
Wo ewig anders nichts mehr finde Platz,
Als nur Du ſelbſt, dein Wort und deine Frucht! —
So wie dein Geiſt des Wachsthums Ende ſucht,
Mußt Du mir immer ſeyn, mein höchſter Schatz!

71. Scheinchriſtenthum.

(Lob- und Liebesſpr. S. 257.)

Armer Menſch! was kann's dir helfen, daß du Gott mit Worten liebeſt?
Ach, durchſuche doch dein Leben: ob du dich im Lieben übeſt?
Hat dein Herze nichts davon, was die Zunge Gutes ſpricht:
Glaube, vor dem hellen Auge deines Schöpfers taugt es nicht!
Iſt die Richtſchnur deiner Lieb' dir bekannt, doch ohne Frucht,
So hat Satan deinen Tod zu verdoppeln nur geſucht.

72. Durchbruch zum Sieg.

(Lob- und Liebesſpr. S. 378. Nro. 104.)

Dein Erbe, Herr, liegt vor Dir hier,
Und will durch's Blut des Lammes werden
Ein Opfer, das geheiligt Dir,
Erkauft ſey von der Laſt der Erden.
Haſt Du uns nicht erlöſt von Feindeshand? —
Warum ſind wir ſo vielfach noch gebannt?

Wir waren wie verirrte Schaf',
In uns war Höll' und Tod verſchlungen;
Des Feindes Pfeil die Herzen traf,
Der Schlange Gift hatt' uns durchdrungen.
Da lagen wir, erkannten ſelbſt uns nicht,
Noch die Gefahr, — verdüſtert, ohne Licht.

Nun mach' Dich kund, o Jeſu', bald,
In uns, des Vaters Werk zu enden,
Daß Du kraft deiner Knechtsgeſtalt
Des Feindes Kerker mögeſt wenden!
Beſtraf', zertritt, zerknirſch' und treib' ihn aus,
Befreie ganz von ihm dein Tempelhaus!

Ach, Herr des Lebens, zeige Dich
Mit voller Stärke in den Deinen,
Die Tag und Nacht ſchrei'n ängſtiglich,
Bis Du als Retter wirſt erſcheinen!
Wir halten an, bis daß dein Jawort ſchallt,
Und Freiheit gibt von langer Feindsgewalt.

O daß wir unſer Leben nicht
Lieb hätten auch bis in das Sterben!
O wär' der Kampf ſchon ausgericht't
Durch Chriſti Blut von ſeinen Erben!
Du Herzog, führe aus den ſchweren Krieg!
Wir glauben, daß in Dir nichts iſt, als Sieg.

Es müſſe Heil und Macht und Kraft
Dir, Gott, und deinem Chriſtus werden,
Der Den aus deinen Himmeln ſchafft,
So uns und deiner Weide Heerden
Verklagt vor Dir! — Herr, räch' uns an dem Feind!
Wir geben Dir den Ruhm, als unſrem Freund!

Halt' uns nur enge, bis uns mag
Die Tauf' im Geiſt und Feu'r durchziehen!
Wir wollen an dem Gnadentag
Mit blut'gem Kampf uns ſelber fliehen,
Und ſteh'n vor Dir entblößt, rein, arm und frei,
Daß nichts vom Feind mehr zu betaſten ſey!

So geh'n wir durch die enge Thür,
Die Du vor uns wollſt offen geben,
Zu dringen mit Gewalt zu Dir,
Genießend das Erlöſungsleben,
Das uns dein Opfertod an unſrer Statt
Im Heiligthum vor Gott errungen hat.

Ja, Amen, Jeſu, treuer Zeug'!
Wer dürſtet, glaubt; — Wer glaubt, empfähet;
Wer nimmt, der hat dein Freudenreich,
Weil er mit heller Lampe gehet;
So kommt man in des Bräut'gams Hochzeithaus:
Da iſt die Lieb', die theilt nur Liebe aus!

Noch Eins, Herr, bitten wir von Dir:
Daß, wenn der Sieg iſt ausgeboren,
Der Arg' uns ferner nicht berühr',
Und ewig hab' ſein Recht verloren.
Nach ſolchem Sieg ſoll dein Volk williglich
Im heil'gen Schmuck dir opfern ewiglich.

73. Um völlige Jeſusliebe.

(Arnolds Geſangb. S. 41)

Mein Heiland, lehre mich recht lieben Dich;
Ach, ohne Dich lebt man gar jämmerlich;
Du aber haſt ja Luſt zum Leben nur,
Drum führe mich auf deine Liebesſpur!

Ich kann ja von mir ſelbſt Dich lieben nicht;
Drum gib mir Du den rechten Unterricht,
Daß ich Dich lieb', dein Lieben faſſe recht,
Und bleib' in deiner Liebe recht und ſchlecht.

Dieß iſt dein größtes Werk; das ſchaff' in mir,
Daß ich, o Herr, Dich liebe für und für!
Ach laß mich ohne Dich nicht leben mehr,
Gib mir Dich ganz mit deiner Liebe her!

In fremden Dingen kann das Herz nicht ruh'n,
Ohn' deine Liebe kann's nur Sünde thun;
Drum leid' es nicht, o Liebe, daß in mir
Zur Liebe ſich was rege außer Dir!

Gibſt Du Dich mir, o große Liebesmacht,
So liebſt Du Dich in mir ſelbſt Tag und Nacht;
Aus mir, o Herr, kommt falſche Liebe her;
In Dir ich wahre Liebe nur begehr'.

Ach gieb Dich mir, weil Du die Liebe biſt!
Sey Du das Brod, das meine Seele ißt!
Laß keine andre Kraft mich nehmen ein,
Als jene Macht, Dich ſtets zu lieben rein!

Komm, ſchaff' in mir, daß ich Dich lieben kann,
O Jeſu Chriſt, — Du biſt der rechte Mann!
Du, der zuerſt ſo zärtlich mich geliebt,
Biſt würdig, daß die Seele Dir ſich gibt!

74. Seligkeit in der Sündenvergebung.

(Halliſches Geſangbuch Nr. 1120.)

Wie wohl iſt mir, daß ich nunmehr entbunden
Von aller Schuld durch Chriſti Blut und Wunden!
Was ich geſucht ſo lange mit Begier,
Das iſt mir nun durch Chriſti Tod gegeben,
Weil der Unſterbliche ſelbſt worden iſt mein Leben,
Daß mich hinfort kein Tod berühr'. —
Wie wohl iſt mir!

Er iſt mein Hirt, er weidet meine Seele
Mit Lebensbrod, mit Freudenwein und Oele;
Auf grüner Au' werd' ich von ihm geführt;
Mich kann kein Unfall, keine Noth erſchrecken,
Denn Jeſus iſt bei mir, mich treulich zu bedecken.
Ich weiß, daß mir nichts mangeln wird!
Er iſt mein Hirt!

Mein Speiſ' und Trank iſt ſtets mit Dank gemiſchet
Und mein Gemüth wird täglich neu erfriſchet
Von ſeiner Kraft, daß ich nicht werde krank.
Ich ſorge nicht; Er weiß wohl, was auf Erden
Mir täglich nöthig iſt; das läßt er reichlich werden,
Und ſo genieß' ich auch mit Dank
Mein' Speiſ' und Trank!

Ich ſterbe nicht, nein, nein, ich werde leben,
Und deine Werke preiſen und erheben!
Ich glaub' an Dich, und komm' nicht ins Gericht.
Und weil Du haſt den Tod für mich verſchlungen,
So bin ich gleichfalls auch zum Leben durchgedrungen;
Ich leb' und glaub' an Dich, mein Licht!
Ich ſterbe nicht!

75. Pilgerlied.

(Arnolds kleines Geſangb. Nr. 151.)

Was iſt doch dieſe Zeit mit ihrem Leiden?
Ach, folgen nicht darauf des Himmels Freuden?
Was iſt die Schmach der Welt, ihr Trotz und Quälen?
Biſt Du doch, Jeſu Chriſt, mein Schatz der Seelen!

Die Trübſal dringet an, die Menſchen wüthen;
Der Hüter Iſrael wird mich behüten;
Mein Kleinod ſoll mir dennoch Niemand ſtehlen,
Denn Jeſus iſt mein Hirt, mein Schatz der Seelen.

Ich will geduldig ſeyn in Kreuz und Leiden;
Du, Gottes Sohn, wirſt mich, dein Schäflein weiden,
Du wirſt mich führen aus den Trauerhöhlen,
Du edler Friedefürſt, Schatz meiner Seelen!

Du biſt mein Preis und Ruhm, mein Ehrenkönig;
Der Welt und Hölle Zorn iſt viel zu wenig,
Daß er mich von Dir trieb'; es ſoll ihm fehlen,
Denn Du biſt, Jeſu Chriſt, mein Schatz der Seelen.

Du biſt mein Siegesheld in allen Kriegen,
Drum werd' ich auch im Streit nicht unterliegen.
Du bringſt mir kühle Ruh nach Hitz' und Quälen;
Komm bald, o Sieger, komm, Du Schatz der Seelen!

Ja, ruft mein Seelenfreund, bald werd' ich kommen!
Schnell wird ein Ruf geſcheh'n: „ſteht auf ihr Frommen!
Ihr Klugen, ſtehet auf, kommt, liebe Seelen,
Euch wollt' ich mir zur Braut ſchon längſt erwählen!“ —

Bald iſt es Mitternacht; drum laßt uns wachen;
Laßt ſchwärmen dieſe Welt und höhniſch lachen!
Wie wird den Thörichten die Hoffnung fehlen,
Wenn unſer Freund erſcheint, der Schatz der Seelen!

Das Hallelujah kommt; auf Leid folgt Wonne;
Ach, leuchte hell in uns, du Gnadenſonne!
Laß uns mit Wachſamkeit die Stunden zählen,
Denn wie der Blitz kommſt Du, Schatz unſrer Seelen!

Ja, Amen, komme bald, getreuer Hirte!
Steh' auf, o Friedensheld, dein Schwert angürte;
Laß keine Seele Dir ſich je verhehlen,
So ſchau'n wir ſelig Dich, du Schatz der Seelen!

76. Verſunkenheit in Gott.

(Lob- und Liebesſpr. S. 19.)

Ihr Schweſtern, was nimmt ſo das Herze mir ein?
Was fühl' ich für Wonnen, ſo himmliſch, ſo rein?
Was reißt mir die Sinnen
So mächtig von hinnen?
Warum kann ich nimmer wie früherhin ſeyn?

O König! Du ziehſt mich zu herrlich dahin,
So daß ich voll himmliſcher Freudigkeit bin.
Du willſt mich entzücken
Durch ſel'ges Erquicken,
Damit Du mich habeſt nach eigenem Sinn.

Das Meer deiner Liebe dringt immer mehr ein;
Der Abgrund der Gnade muß bodenlos ſeyn;
Ich ſehe kein Ende,
Wohin ich mich wende,
Ich ſage nur: Herr, ich bin ewiglich dein!

Was hilft mir bei Dir mein ſo ſchwacher Verſtand?
Der iſt von dem Beſten das kleineſte Pfand,
Dadurch Du mich rühren,
Und höher willſt führen,
Was ſonſten ſo feindlich von Dir ſich gewandt.

Nun folg' ich mit Jauchzen dem heiligen Zug!
Die anderen Dinge ſind lauter Betrug;
Du gibſt mir das Weſen,
Und machſt mich geneſen,
Bis endlich zur Herrlichkeit gehet der Flug!

77. Inneres Leben mit Gott.

(Lob- und Liebesſpr. S. 244.)

Laß deinen Sinn nicht dieß und das zerſtreuen,
Dein Geiſt muß ganz in Gott geſammelt ſeyn;
Soll, Seele, dich ein tiefer Fried' erfreuen,
So laß ihn geh'n ſtets in das Eine ein.
Da findeſt du Altar und Tempel ſchon zu ſehen,
Der Prieſter pflegt da ſtets im Schmuck vor Gott zu ſtehen.
Geh' aus dir ſelbſt und deiner Eigenheit:
So biſt du in der Welt von Welt befreit!

78. Aufſchwung durch Gnade.

(Lob- und Liebesſpr. S. 281.)

Wenn Gott die Sterblichkeit durch Gnad' erquickt,
Muß die Natur dem reinen Weſen weichen,
Der Leib kann nicht den hohen Flug erreichen,
Weil Gottes Geiſt uns allem Tod entrückt.
Da folgen wir dem Fuß des Herrn mit ſchnellem Schritt,
Er geht uns vor, er zieht uns nach, wir gehen mit.

---

79. Das innere Weihnachtsfeſt.

(Lob- und Liebesſpr. S. 244.)

Bisher hab' ich geglaubt, Maria ſey allein
Die Mutter meines Herrn, und ich dürft Ihm vereinet
Durch Liebe wie ein Freund etwa dem andern ſeyn,
Bis mir das größeſte Geheimniß nun erſcheinet:
Daß Chriſtus iſt in uns mit ſeiner Menſchheit Kraft,
Der Fleiſch in uns annimmt, gewinnt Geſtalt mit Schmerzen,
Ein Lebenswort, das uns ein neues Weſen ſchafft; —
So wohnt der neue Menſch in Gottes Tempelherzen;
Der gilt in Chriſto nur, den ſieht und fühlt der Geiſt,
Macht's Andern kundbar groß, als aller Wunder Fülle,
Weil Gott im neuen Leib ſelbſt offenbaret heißt.
So wächſt dieß Gotteskind an Alter in der Stille,
Bis es zum Jüngling wird, und zum vollkommnen Mann.
Gib mir, o Herr, daß ich das ganz erleben kann!

---

80. Kräfte des Glaubens.

(Lob- und Liebesſpr. S. 258.)

Wie offenbar ſind doch des Glaubens hohe Kräfte!
Die wahre Sonne naht ſich uns mit ihrem Licht,
Wenn Gottes Geiſt in uns die böſe Art zerbricht,
Und fängt von vornen an die geiſtlichen Geſchäfte;
Dann kommen wir hervor als neugeborne Söhne:
Das höchſte Alter geht in zarte Kindheit ein. —
Es muß ein Wundermenſch von zwei Geburten ſeyn,
Wer Gott einſt preiſen will mit himmliſchem Getöne.

---

81. Gott allein die Ehre.

(Lob- und Liebesſpr. Nr. 259.)

Ich hab' nicht von mir ſelbſt mein Gott verhaßtes Leben
Verworfen und verdammt; die Gnade kam zuvor,
Ihr neuer Sinn hob mich zu Gottes Reich empor,
Nicht meine Kraft. Ich muß Ihm nur die Ehre geben.
Hat Er zuvor an mir wohl etwas Guts erſeh'n?
Ach nein! — Der Dank ſoll Ihm, nicht aber mir geſcheh'n.

---

82. Des Herrn Wunderführung.

(Arnolds kleines Geſangbuch Nr. 152.)

So führſt Du doch recht ſelig, Herr, die Deinen,
Ja, ſelig, und doch meiſt verwunderlich!
Wie könnteſt Du es böſe mit uns meinen,
Da deine Treu' nicht kann verläugnen ſich?
Die Wege ſind oft krumm, und doch gerad,
Darauf Du läßt die Kinder zu Dir geh'n;
Da pflegt's oft wunderſeltſam auszuſeh'n,
Doch triumphirt zuletzt dein hoher Rath.

Du willſt dein Werk nicht auf Geſetze bauen,
So die Vernunft und gute Meinung ſtellt.
Du kannſt den Knoten mit dem Schwert zerhauen,
Und ſanft auflöſen, wie es Dir gefällt.
Du reißeſt wohl die ſtärkſten Band' entzwei;
Was ſich entgegenſetzt muß ſinken hin:
Ein Wort bricht oft den allerhärtſten Sinn,
Dann geht dein Fuß auch durch Umwege frei.

Was unſre Klugheit will zuſammenfügen,
Theilt dein Verſtand in Oſt und Weſten aus;
Was mancher unter Joch und Laſt will biegen,
Setzt deine Hand frei an der Sterne Haus.
Die Welt zerreißt, und Du verknüpfſt in Kraft;
Sie bricht, Du bauſt; ſie baut, Du reißeſt ein;
Ihr Glanz muß Dir ein dunkler Schatten ſeyn;
Dein Geiſt bei Todten Kraft und Leben ſchafft.

Wen die Vernunft oft fromm und ſelig preiſet,
Den haſt Du ſchon aus deinem Buch gethan;
Und wem die Welt dieß Zeugniß nicht erweiſet,
Den führſt Du in der Still doch himmelan.

Den Tiſch der Phariſäer läß'ſt Du ſtehen,
Und ſpeiſeſt mit den Sündern, ſprichſt ſie frei;
Wer weiß, was öfters deine Abſicht ſey?
Wer kann der tiefſten Weisheit Abgrund ſeh'n?

Was Alles iſt, gilt nichts in deinen Augen;
Was Nichts iſt, haſt Du, großer Gott, recht lieb;
Der Worte Pracht und Ruhm mag Dir nicht taugen,
Du gibſt die Kraft durch deines Geiſtes Trieb.
Die beſten Werke bringen Dir kein Lob:
Sie ſind verſteckt, der Blinde geht vorbei,
Wer Augen hat, ſieht ſie, doch nie ſo frei;
Die Sachen ſind zu klar, der Sinn zu grob.

O Herrſcher! ſey von uns gebenedeiet,
Der Du uns tödteſt und lebendig machſt.
Wenn uns dein Wort der Weisheit Schatz verleihet,
So ſeh'n wir erſt, wie wohl Du für uns wachſt!
Die Weisheit ſpielt mit uns, [1] wir ſpielen mit;
Bei uns zu wohnen iſt ihr lauter Luſt;
Die reget ſich in deiner Vaterbruſt,
Und gängelt uns mit zarter Kinder Schritt.

Bald ſcheinſt Du etwas hart und anzugreifen,
Bald fähreſt Du mit uns ganz ſäuberlich;
Geſchieht's, daß unſer Sinn ſucht auszuſchweifen,
So weiſt die Zucht uns wieder hin auf Dich.
Da geh'n wir dann mit blöden Augen hin,
Du blickſt uns an, wir ſagen Beſſerung zu;
Drauf ſchenkt dein Geiſt dem Herzen wieder Ruh,
Und hält im Zaum den ausgeſchweiften Sinn.

Du kennſt, o Vater, wohl das ſchwache Weſen,
Die Unmacht und der Sinnen Unverſtand;
Man kann uns faſt an unſrer Stirne leſen,
Wie es um ſchwache Kinder ſey bewandt.
Drum greifſt Du zu, und hältſt und trägeſt ſie,
Brauchſt Vaterrecht und zeigeſt Muttertreu;
Wo Niemand meint, daß Etwas deine ſey,
Da hegſt Du deine Schaf', und läß'ſt ſie nie.

Alſo gehſt Du nicht die gemeinen Wege,
Dein Fuß wird ſelten öffentlich geſeh'n:
Damit Du ſehſt, was ſich im Herzen rege,
Wenn Du in Dunkelheit mit uns willſt geh'n.

---

[1] Sprüche 8, 30.

Das Widerſpiel legſt Du vor Augen dar
Von dem, was Du in deinem Sinne haſt;
Wer meint, er habe Deinen Rath gefaßt,
Der wird am End' ein Andres oft gewahr.

O Auge, das nicht Trug noch Heucheln leidet,
Gib mir des ſcharfen Blickes Sicherheit,
Der die Natur von Gnade unterſcheidet,
Das eigne Licht von deiner Heiterkeit!
Laß doch mein thörigt Herz dich meiſtern nicht,
Brich ganz entzwei den Willen, der ſich liebt,
Erweck' die Luſt, die ſich nur Dir ergibt,
Und tadelt nie dein heimliches Gericht!

Will etwa die Vernunft Dir widerſprechen,
Und ſchüttelt ihren Kopf zu deinem Weg,
So wollſt Du ihre Feſtung ſo zerbrechen, [1]
Daß ihre Höhe ſich bei Zeiten leg'!
Kein fremdes Feu'r [2] entzünde ſich bei mir,
Das ich vor Dich in Thorheit bringen möcht',
Womit ich gar Dir zu gefallen dächt;
Ach ſelig, wer ſein Licht empfängt von Dir!

So zieh' mich denn hinein in deinen Willen,
Und trag' und heg' und führ' dein armes Kind!
Dein innres Zeugniß ſoll den Zweifel ſtillen, [3]
Dein Geiſt die Furcht und Lüſte überwind'!
Du biſt mein Alles, denn dein Sohn iſt mein;
Dein Geiſt regt ſich ganz kräftiglich in mir,
Ich brenne nur nach Dir in Heilsbegier; —
Wie oft erquickt mich deiner Klarheit Schein!

Drum muß die Kreatur mir immer dienen,
Kein Engel ſchämt nun der Gemeinſchaft ſich;
Die Geiſter, die vor Dir vollendet grünen, [4]
Sind meine Brüder, und erwarten mich.
Wie oft erquicket meinen Geiſt ein Herz,
Das Dich und mich und alle Chriſten liebt!
Iſt's möglich, daß mich etwas noch betrübt? —
Komm, Freudenquell! weich' ewig, aller Schmerz!

[1] 2 Kor. 10, 4. 5. — [2] 3 Moſ. 10, 1. u. f. — [3] Röm. 8, 16. — [4] Ebr. 12, 22.

83. Um Jeſu Hirtenpflege.

(Halliſches Geſangb. Nr. 439.)

Vergiß mein nicht, daß ich Dein nicht vergeſſe,
Daß ich beſtändig meine Pflicht ermeſſe,
Herr, gegen Dich! — Erinnre ſtets mein Herz
Der unzählbaren, theuren Lieblichkeiten,
Die Du mir ungeſucht haſt wollen zubereiten!
Du wirſt, was mir hinfort gebricht,
Vergeſſen nicht.

Verlier' mich nicht, mein Hirt', aus deinen Armen,
Aus deinem Schooß, aus deiner Huld Erbarmen,
Von deiner Weide, die mein Herz erquickt;
Aus deinem Führen, Locken, Warnen, Sorgen,
Das ich bei Dir genieß' vom Abend bis am Morgen,
So lang dein Stab ſein Amt verricht't! —
Verlier' mich nicht!

Verlaß mich nicht, mein Herr und beſter Lehrer,
Bei der Gefahr ſo vieler Friedensſtörer!
O wache ſelbſt und laß dein Liebespanier
Mich rings umher mit tauſend Schilden decken,
Daß keines Feindes Macht und Heer mich kann erſchrecken!
Dein Auge leite mich im Licht;
Verlaß mich nicht!

Verſtoß mich nicht! doch wie kannſt Du verſtoßen,
Du, deſſen Augen für die Sünder floßen,
Du, deſſen Herz für uns am Kreuze brach?
Dein Mitleid heißt Dich gern die Schwachen tragen;
Wer wollte, Herr, bei Dir an der Vollendung zagen,
Da Dir dein Herz vor Liebe bricht? —
Verſtoß mich nicht!

Vergiß auch nicht, Herr, deine Reichsgenoſſen,
Für die dein Blut in voller Kraft gefloſſen;
O faſſe ſie mit deiner Liebesmacht!
Gib daß dein Volk ſich deiner bald erfreue,
Und Jeglicher Dir ſtift' ein Denkmal deiner Treue!
Ja, laß uns unſre theure Pflicht
Vergeſſen nicht!

Vergiß mein nicht! und wer kann Dich vergeſſen?
Man kann ja das Geheimniß nicht ermeſſen:
Daß wir in Dir, und Du in uns willſt ſeyn!

Wie ſollt' ich nicht an Dich, Du an mich denken,
Da Du mich willſt in Dich, und Dich in mich verſenken? —
Du wirſt mich ewiglich, mein Licht,
Vergeſſen nicht!

---

84. Um Bewahrung des neuen Lebens.

(Lob- und Liebesſpr. Nro. 101, S. 145.)

Hat mich nicht dein Pfeil getroffen?
Steht mir nicht dein Alles offen?
Jeſu, läugneſt Du dieß Pfand,
Das zum Mahlſchatz mir gegeben?
Sah ich Dich in mir nicht leben,
Als dein Blick mich überwand?

Biſt Du mir nicht ſelbſt erſchienen,
Mich in Liebe zu bedienen,
Wie dem Kind die Mutter thut?
Iſt mir nicht mein Wunſch gelungen,
Als Du meinen Geiſt durchdrungen,
O Du unvergleichlich Gut?

Ja! ich darf nun Deinetwegen
Allen Kummer niederlegen,
Denn Du bleibſt mir ewig treu.
Aber wenn ich mich beſehe,
Merk' ich, wie ich ſchlüpfrig ſtehe,
Und wie ungeübt ich ſey.

Würde nicht dein Eifer wachen,
Und mir feſt die Liebe machen,
Wär' es um den Schatz geſcheh'n.
Drum verwahr' ihn ſelbſt im Grunde
Meines Herzens, nach dem Bunde,
Den Du wollt'ſt mit mir eingeh'n!

Geuß mir immer neue Säfte,
Friſche Paradieſeskräfte
Aus dem Baum des Lebens ein,
Daß ich, frei vom Heuchelſcheine,
Keuſch und innig Dich nur meine,
Allem Andern todt zu ſeyn!

Steht mir doch der Himmel offen, —
Hab' ich doch das Ziel getroffen,
Das den ganzen Geiſt vergnügt!

Darf ich doch mit andern Armen
Selig ruhen im Erbarmen,
Wo man ſtill gelaſſen liegt!

O ihr heil'gen Lebensgüſſe!
Starke Ströme, ſanfte Flüſſe,
Strömt auf meinen Garten zu!
Ich bedarf der Liebe Regen,
Soll mein ſchmachtend Herz den Segen
Und der Stille finden Ruh'!

Schönſte Sonne, blicke weiter!
Mach die kleine Welt mir heiter,
Laß auch nicht ein Wölkchen ein!
Laß mich unverrückt genießen,
Was der Geiſt in mich will gießen,
Bis ich mag verkläret ſeyn! —

Habt ihr Menſchen noch nicht funden,
Was euch ewig hält gebunden,
Was den Geiſt durchdringt und nährt? —
Lauft, und folget Jeſu Triebe,
Bis das Herz, voll Gottesliebe,
Ewig ſonſt nichts mehr begehrt!

83. Leben durch's Erſterben.

(Arnolds kleines Geſangb. Nr. 142.)

Das Weizenkorn gelanget nicht
Zur Kraft und zu dem Frühlingslicht,
Bis man's der Erde gibt nach Pflicht;
Dann ſiehet man's mit Macht durchdringen
Und die gewünſchten Früchte bringen,
Wenn's durch die harten Schollen bricht.
Sein Kampf iſt nur der Weg zum Leben, —
Die Feindſchaft ſelbſt muß Liebe geben.

Wer in den Weinſtock ſich ergiebt,
Wird von der Erde wohl geſiebt,
Und von dem Himmel doch geliebt.
Wenn's durch die rauhe Nacht gegangen,
So kann's mit Luſt am Tage prangen,
Und wird hinfort nicht mehr betrübt.
Je tiefer er die Wurzel ſetzet,
Je höher es der Landmann ſchätzet.

Willſt du ein Zweig am Weinſtock ſeyn,
So mach' dich Ihm durch's Kreuz gemein,
Auf daß du dadurch werdeſt rein.
Willſt du im Sommer lieblich ſpielen,
So mußt du auch den Schnitt mitfühlen,
Sonſt gibt es keinen edeln Wein.
Was recht in Kält' und Hitze reifet,
Das iſt es, was Gott recht ergreifet.

Nur eine Stunde iſt die Zeit,
Die ſich der Menſch allhier erfreut,
Dann kommt die lange Ewigkeit.
Nur eine Stunde währt das Leiden;
Drum muß ſich Geiſt vom Fleiſche ſcheiden,
Dann iſt er von der Pein befreit.
Will man mit in dem Himmel ſitzen,
Muß man erſt mit am Oelberg ſchwitzen.

Brächt' Leiden nicht das höchſte Gut,
Was brauchten wir dann Chriſti Blut
Und ſeiner Thränen heiße Fluth?
Er iſt's, der uns vorangegangen,
Das rechte Erbtheil zu erlangen.
So wir nun ſeine Liebesgluth
Und ſeine Pracht mit wollen erben,
So müſſen wir auch mit Ihm ſterben.

86. Das Reich Gottes.

(Lob- und Liebesſp. S. 345).

Des Herrn Reich kommt nicht mit Gepräng',
Mit Hochmuth, Stolz und Prahlen,
Mit Phantaſie und Weltgedräng'
Und großen Rechenzahlen;
Es hilft uns nichts der Außenſchein, —
Das Leben muß was Andres ſeyn.

So viel der Einfalt heller Blitz
Erhellt von Finſterniſſen, —
So viel ein Menſch aus Menſchenwitz
Und Unruh' iſt geriſſen:
So viel hat er ſchon in der Zeit
Des Reiches Gottes Ewigkeit. —

Wie Viel am Ende dort einmal,
Sich darin werden finden,
Und wie ſich dort die volle Zahl
Im Frieden wird verbinden:
Was geht's dich an? — Laß Grübeln ſeyn,
Und ſieh', daß Du ſelbſt kommſt hinein!

Das Reich iſt jetzt, und ſoll auch dann
Vor Vielen ſeyn verborgen!
Ich frage nicht: ob? wie? und wann? —
Lern' um das Leben ſorgen,
Doch nicht mit äuß'rer Phantaſie, —
Sonſt läſſet dich die Lüge nie! —

Wer Das inwendig hat gefaßt,
Der mag nicht länger denken
An Fleiſchesluſt und Mammonslaſt,
Er ſucht ſich nur zu ſenken
In ſeines Gottes Wort und Rath,
Und wählt den Schein nicht für die That.

Die äußern Sinne ſind voll Trug,
Sie können nicht vergnügen;
Sie haben nimmermehr genug
Und wollen immer lügen.
In Gott allein iſt Ewigkeit
Und Licht ohn' alle Dunkelheit.

Der Tand gefällt dem Kinderſinn;
Willſt du dich männlich tragen,
So achte das nicht für Gewinn,
Wornach die Kinder fragen;
Fühl' erſt der Ewigkeiten Fried',
Und ſinge dann mit uns dieß Lied:

O heilig und unendlich Licht,
Voll Gnade, Huld und Frieden!
Gib uns der Wahrheit klar Geſicht,
Wie Du es uns beſchieden,
Daß wir nicht unſre Dunkelheit
Anſeh'n als deine Heiligkeit!

Mach' unſre Seelen hell und weit,
Daß wir uns ſelbſt vergeſſen
Ob deiner Länge, Tief' und Breit'
Und Höh', die unermeſſen!
Du biſt's, von dem das Leben quillt,
Das laut're Geiſter ſelig füllt!

In Dir iſt Allgenugſamkeit,
In Dir iſt wahre Liebe;
In dieſer Welt iſt lauter Streit
Und blinde, falſche Triebe,
Daraus nur Ekel kommt und Tod,
Doch keine Fülle, die uns noth.

Dein ewig Einsſeyn iſt's, das Dich
Von Allem unterſcheidet,
Weil ſonſt nichts unveränderlich,
Weil Alles Unruh' leidet.
Du, Herr, nur biſt's, der Alles iſt,
Du bleibeſt ewig, wie Du biſt!

67. Um Vollbringung des Willens Chriſti.

(Arnolds kl. Geſangb. Nr. 144.)

Jeſu, meiner Seele Leben,
Dem ich mich zum Dienſt ergeben,
Dem auch der geheimſte Grund
Aller Menſchenherzen kund:

Herr! Du prüfeſt meine Sinnen,
Reden, Schweigen und Beginnen;
Was ich vor und nachmals thu, —
Alles überblickeſt Du!

Ach, ich wünſche deinen Willen
Ganz in Allem zu erfüllen!
Stehe dieſem Vorſatz bei,
Mach' mich eig'nen Willens frei!

Gib mir Weisheit, daß in Allen
Mir dein Wollen mag gefallen,
So in Freuden, als im Leid,
So in Zeit, als Ewigkeit!

Stets nach deinem Willen ſtreben,
Heißt den Engeln ähnlich leben,
Und muß auch in Höllenpein
Deiner Gläub'gen Labſal ſeyn.

Aber ein Gemüthsbegehren,
Das ſich nicht zu Dir will kehren,
Brächt' auch wohl im Himmelsſaal
Einem Herzen Höllenqual.

Stündlich mit ſich ſelber kämpfen
Und den Eigenwillen dämpfen,
Bringet ſchon in dieſer Zeit
Vorſchmack jener Seligkeit.

Drum, ſo will ich mich bezähmen,
Niemals etwas unternehmen,
Außer was zu jeder Friſt
Deinem Willen ähnlich iſt.

Ja, Du wolleſt nach Belieben
Mich in Freud' und Leiden üben,
Wo, wie lang, und wie Du willſt! —
Dies iſt's, was mir heilig gilt.

Doch weil es ſo ſchwer zu nennen,
Deinen Willen recht zu kennen,
Herr, ſo ſeufzt mein Herz und Mund:
Gib mir deinen Willen kund!

Dein Geiſt wolle ſtets mich ſtärken,
Daß im Laſſen und in Werken
Ich dein Wollen unterſcheid'
Und die arme Eigenheit!

Denn, was ohne Dich beginnet,
Was nur Fleiſch und Blut erſinnet,
Hat, ob's noch ſo wohlgeſtalt,
Keinen Grund und keinen Halt.

Herr! nur Du wirkſt guten Willen;
Gib auch Kraft, ihn zu erfüllen,
Wie Dir's lieb iſt in der Zeit,
Wie Dir's lieb in Ewigkeit!

88. Um ewige Liebe zu Jeſu.

(Arnolds K. Geſangb. Nr. 63.)

Ich hab' Ihn dennoch lieb,
Und bleibe an Ihm hangen;
Er nur iſt meine Luſt,
Er einzig mein Verlangen!
Fall' ich auch öfters noch
Aus meiner Liebespflicht,
So trennet ſolches doch
Die treue Liebe nicht.

O hätt' ich ſtets die Kraft,
Die ich mir wünſchen wollte,
Daß ich nur ſtets in Ihm
Erfunden werden ſollte:
Gewiß, ich bliebe treu,
Er ſollte noch an mir
Erleben ſeine Luſt
Und ſeines Namens Zier!

Das Wollen und der Muth
Sind da, wenn gleich zu Zeiten
Mir das Vollbringen fehlt; —
Ich ſehe täglich ſtreiten,
In mir mit Fleiſch und Blut
Den ſtillen Jeſusſinn,
Weil ich annoch ein Kind
In ſeiner Liebe bin.

Doch werd' ich dermaleinſt
In meiner Mannheit kommen:
Wie will ich Ihm ſo treu
Verbleiben, meinem Frommen,
Dem König meines Heils!
Ach, gegen Ihn allein
Soll dann von ew'ger Gluth
Mein Herz entzündet ſeyn!

Komm, Jeſu, zünde an
Den Willen, die Gedanken
Und Alles, was in mir!
Dann werd' ich nimmer wanken.
Hilf mir zu meiner Pflicht,
Entflamme gegen Dich
Mein Herz, ſo bleib' ich treu
Dir, Liebſter, ewiglich!

---

80. Ewiger Bund mit Chriſto.

(Lob- und Liebesopfer, S. 384.)

Ich laſſ' Ihn nicht, der ſich gelaſſen
Um mein verſcherztes Heil herab;
Er, Der mich Einmal wollt' umfaſſen,
Muß mein verbleiben bis zum Grab.
Wenn auch die Welt mir Viel verſpricht,
Zu brechen meiner Liebe Pflicht:
Ich laſſ' Ihn nicht.

Ich laſſ' Ihn nicht; — Der mich erworben,
Den werd' ich mir; ich Sein, Er mein! —
Sein, der für mich am Kreuz geſtorben,
Sein will ich auch im Tode ſeyn.
Was ſchreckſt du, hölliſches Gezücht?
Was lockſt du, weltliches Gedicht? —
Ich laſſ' Ihn nicht!

Ich laſſ' Ihn nicht, der mich nicht läſſet,
Deß Name über Alles iſt,
Seitdem die Marter Ihn gepreſſet,
Den treuen Heiland, Jeſum Chriſt.
Was alles Dunkel mir durchbricht,
Das iſt ſein ſüßes Gottheitslicht.
Ich laſſ' ihn nicht!

Ich laſſ' Ihn nicht; mag mich verlaſſen
Der weiten Erde Pracht und Macht:
Der meine Seele nicht kann haſſen,
Er nimmt mich dennoch wohl in Acht,
Und führt mich aufwärts zu dem Licht,
Das ewig aus den Himmeln bricht.
Ich laſſ' Ihn nicht.

Ich laſſ' Ihn nicht; ich will Ihn halten,
Bis ich von Ihm geſegnet bin;
Und müßt' ich ſterben und erkalten,
Schmiegt ſich mein Glaube doch an Ihn.
Ob meine Lebenskraft zerbricht,
Ob mir vergehet das Geſicht:
Ich laſſ' Ihn nicht!

Ich laſſ' Ihn nicht. — Was willſt du, Sünde? —
Du liegſt im tiefen Meer verſenkt!
Was drohet ihr, ihr Höllenſchlünde?
Ich bin gar fern von euch gelenkt!
Dein Stachel, Tod, mich nimmer ſticht,
Denn Jeſus iſt mein Lebenslicht!
Ich laſſ' Ihn nicht!

90. Ewigkeit in Chriſti Liebe.

([illegible] neues Geſangb. Nr. 77.)

Weil des Heilands treues Lieben
Mir ſo hocherfreulich iſt,
Sollt' ichs dann nicht immer üben?
Ich bin ja zur Lieb' erkieſt!
Allezeit
Wird die Freud'
In mir neu geboren,
Denn zur Luſt
An Jeſu Bruſt
Bin ich auserkoren!

Dich will ich mein eigen heißen,
Der Du hold mich ſieheſt an!
Nichts hinfort ſoll mich entreißen
Dir und deiner Friedensbahn.
Liebesſchmerz
Kann das Herz
Gar gewaltig quälen;
Doch die Freud'
An deiner Seit'
Iſt auch nicht zu zählen.

In dem Herzen trag' ich Flammen,
In den Schmerzen ſtille Gluth,
Die mich ſchmelzt mit Dir zuſammen,
Und mir zeigt das höchſte Gut.
Tag und Nacht
Hab' ich Macht,
Mich Dir hinzugeben,
Und mit Dir,
O meine Zier,
Ganz vereint zu leben.

Selig, Herr, wer Dich beſitzet
Und lebendig hat in ſich!
O dein Aug', das himmliſch blitzet,
Wende ſich doch ſtets auf mich!
Dein allein
Will ich ſeyn,
Deine Liebe ſpüren;
Du biſt ja
Mir innigſt nah;
Du nur ſollſt mich führen!

Keine Liebe ſoll mich fangen,
Keine Furcht mich ſchrecken ab! —
Ach, was will ich mehr verlangen,
Wenn ich Jeſu Liebe hab'?
Kreatur
Und Natur
Mögen untergehen:
Jeſu, Du
Bleibſt meine Ruh'! —
Die wird ewig ſtehen!

91. Abendmahlslied.

(Bremiſch Geſangb. Nr. 31. Melodie: Gott ſei gelobet und gebenedeiet.)

Herr Jeſu Chriſte, mein getreuer Hirte,
Komm, mit Gnaden mich bewirthe!
Bei Dir alleine find' ich Heil und Leben;
Was ich brauche, kannſt Du geben.
Kyrie Eleiſon!
Dein arm Schäflein wollſt Du weiden
Auf deinem Heilsberge mit Freuden
Und hinzieh'n zum friſchen Quell,
Wo das Leben ſtrömet hell!
Kyrie Eleiſon!

All' andre Speiſ' und Trank iſt ganz vergebens!
Du biſt ſelbſt das Brod des Lebens.
Kein Hunger plaget Den, der von Dir iſſet, —
Alles Elends er vergiſſet.
Kyrie Eleiſon!
Du biſt die lebendige Quelle,
An die ich mein leer Herze ſtelle:
Laß mich Troſtes fließen voll,
Dann wird meiner Seele wohl!
Kyrie Eleiſon!

Laß mich recht trauern über meine Sünde! —
Doch den Glauben auch entzünde,
Den wahren Glauben, damit ich Dich faſſe,
Mich auf dein Verdienſt verlaſſe!
Kyrie Eleiſon!

Mach' mich voll Gottesfurcht im tiefſten Herzen;
Laß mich nie mit der Sünde ſcherzen,
Noch mich durch die Sicherheit
Bringen um die Seligkeit!
Kyrie Eleiſon!

Greulich beflecket iſt mein arm Gewiſſen. —
Laß darauf die Tropfen fließen
Aus deinen Wunden, welche Du empfangen,
Als dein Leib am Kreuz gehangen!
Kyrie Eleiſon!
Wenn mein Herz davon wird im Grund berühret,
Wird's von Stund' an rein und gezieret,
Wird dadurch im Glauben ſchön,
Und kann froh vor Gott beſteh'n.
Kyrie Eleiſon!

Der braucht den Arzt, den ſeine Krankheit plaget;
Solcher ſehnlich nach Dir fraget:
O ſüßer Jeſu! ſchau, wie tiefe Wunden
Werden doch an mir gefunden!
Kyrie Eleiſon!
Du biſt der Arzt, den ich anrufe
Auf des Elends tiefſter Stufe!
Hilf, du wahrer Menſch und Gott!
Hilfſt Du nicht, ſo bin ich todt!
Kyrie Eleiſon!

Du rufeſt Alle, Herr, zu Dir aus Gnaden,
Die mühſelig und beladen;
All' ihre Schuld willſt ihnen Du verzeihen,
Ihrer Bürden ſie befreien;
Kyrie Eleiſon!
Ach, komm' ſelbſt, leg' an deine Hände,
Und die ſchwere Laſt von mir wende;
Mache mich von Sünden frei,
Daß ich Dir zu Dienſte ſey!
Kyrie Eleiſon!

Mein Geiſt und Herze wollſt Du zu Dir neigen;
Nimm mich mir, mach' mich Dir eigen!
Du biſt der Weinſtock, ich bin deine Rebe:
Nimm mich in Dich, daß ich lebe!
Kyrie Eleiſon!
Ach, in mir find' ich lauter Sünden;
In Dir müſſen ſie bald verſchwinden;
In mir find' ich Höllenpein, —
In Dir kann ich ſelig ſeyn.
Kyrie Eleiſon!

Komm', meine Freude, komm, Du ſchönſte Krone!
Jeſu, komm' und in mir wohne!
In mir will ich Dich mit Gebeten grüßen,
Glaubig, liebend Dich umſchließen.
Kyrie Eleiſon!
Bringe mit, was alle Welt erfreut,
Deiner Liebe ſüße Lieblichkeit,
Deine Sanftmuth und Geduld, —
Früchte deiner Gnad' und Huld!
Kyrie Eleiſon!

Das ſind die Blumen, die mich können heilen
Und mir Lebensſaft ertheilen,
Daß ich aus mir nun all' Untugend reiße,
Dir zu dienen mich befleiße.
Kyrie Eleiſon!
In Dir hab' ich Alles, was ich ſoll,
Denn dein Gnadenbrunn iſt immer voll.
Laß mich ewig ſeyn in Dir,
Und bleib' ewig auch in mir!
Kyrie Eleiſon!

92. Morgenlied.

(Arnolds kl. Geſangb. Nr. 9.)

Mein Vater, Dir ſey Lob
In Chriſto, deinem Sohne,
Daß ich von Dir beſchützt
Schlief unter'm Gnadenthrone!
Sprich nun dein Lebenswort
In meine Seel' hinein,
Daß ich in Ihm ſtets ſchau'
Den wahren Sonnenſchein!

Mein Morgenlicht, geh' auf,
Und geh' mir nicht mehr unter,
Damit mein Aug' in Dir
Stets fröhlich ſey und munter,
Und keine Schalkheit mir
Dein Auge decke zu,
Auch nicht ein falſcher Schein
Mich bring' aus deiner Ruh!

Doch, o verhüllte Lieb',
In der kein Dunkel bleibet,
Führ' mich in deinen Grund,
Der mich Dir einverleibet;
Wo aus der Dunkelheit
Dein Licht entſpringt in mir,
Und Du verborgen Dich
Mir ſchenkeſt für und für!

Dort ruft dein Gottesmund
Mir in den Grund der Seele:
„Nimm hin das Wort, den Sohn,
Den Ich zum Licht empfehle!
Nimm Ihn zum Element, —
Darin erhebe Dich,
Und ſteige zu Mir auf,
Zu leben ewiglich!“ —

Dein Sohn iſt mir der Weg;
Wer ſeinen Zug will leiden,
Den führt die Wahrheit ſelbſt
Ins Vaterherz mit Freuden;
Da ſind die Schätze all'
Dem Glauben aufgethan,
Der im Gebete nimmt,
Was kein Aug' ſehen kann.

Ja, Er vermag allein
Die Müden zu erquicken,
Nimmt ihre ſchwere Laſt
Voll Gnad' auf ſeinen Rücken,
Spricht: „zieht an deſſen Statt
Geduld und Sanftmuth an,
Und nehmt die Demuth hin,
Die Ich nur geben kann!“

Nun, Vater, dieß dein Licht
Geh' auch an dieſem Morgen
Allmächtig in mir auf! —
Vertreib' des Fleiſches Sorgen,
Daß ich beſtändig leb'
In deiner Augen Licht,
Und folge deines Sohns
Allweiſem Unterricht!

Verklär' in mir dein Herz,
Das fromm iſt und vollkommen,
Und mach' mich ähnlich Dir
Mit allen deinen Frommen!
Ja, ſo geſtalt' in mir
Dein Bildniß, das Dir gleich,
Sowie Du ſelber biſt
In deinem Freudenreich!

Du willſt ja mit dem Sohn
Uns Alles, Alles ſchenken,
Haſt Ihm am blut'gen Kreuz
Zum Tode laſſen kränken,
Damit wir nun an Ihm
Als Reben allezeit
Fortwachſen kräftiglich
Bis zur Vollkommenheit.

So laß uns, Herr, in Dir
Von neuem ſeyn geboren,
Daß wir zum ew'gen Bild
Der Gottheit ſey'n erkoren,
Und ſündigen nicht mehr! —
In Jeſu Blute rein,
Zeuch uns Ihm ſtündlich nach, —
Dann nimm uns ſelig ein!

93. Triumphlied.

(Lob- und Liebesſpr. S. 156.)

Wir danken Dir, mächtiger König, wir danken
Für deinen Beweis der unendlichen Kraft!
Dein Herrſchen erkennet nicht Gränze noch Schranken,
Womit Du uns Heil und Erlöſung geſchafft.
Die Heiden, ſie zürnen, — Du zürnſt noch gerechter,
Und ſtürzeſt zu Grunde die ſtolzen Verächter!

Die Zeit iſt vorhanden, das Arge zu richten,
In Sinnen, Gedanken, in Worten und Werk;
Der Tag iſt erſchienen, den Greu'l zu vernichten,
Den armen Gedrückten zu helfen mit Stärk'!
O komm', und verderbe ſie, die Dir die Herzen
Verderben mit Hohn und mit bitteren Schmerzen![1]

---

[1] Offenb. 12, 10.

Wir ſehen den Tempel des Ewigen ſtehen,
Die Lade des Bundes geſetzet darein;
Im Heiligthum Donner und Blitze geſchehen,
Weil unſer Erzprieſter gegangen dort ein,
Die reineſten Opfer dem Vater zu bringen,
Ins Innerſte ſeiner Erbarmung zu dringen.

Du haſt uns, verherrlichter Heiland, erkaufet
Aus allen Geſchlechtern der ſterblichen Zahl;
Du haſt uns mit Geiſt und mit Feuer getaufet,
Und ladeſt uns liebend zum himmliſchen Mahl.
Wir folgen Dir! — Herrlichkeit, Liebe und Leben
Sey Gott und ſey Seinem Geſalbten gegeben!

Inhalt.

Seite
Vorwort, zugleich eine Biographie Gottfried Arnolds III
Dedication XXXIII

Erſtes Buch.

Von dem Verhalten der erſten Chriſten gegen Gott.

1. Kapitel. Von ihrer wahren Bekehrung zu Gott 3
2. „ Von der Aufnahme der Bekehrten in die Gemeinde 20
3. „ Von der Erleuchtung der erſten Chriſten 31
4. „ Von der Wiedergeburt und Kindſchaft Gottes 53
5. „ Von der reichlichen Ausgießung des heiligen Geiſtes im neuen Teſtament 66
6. „ Von dem lebendigen und thätigen Glauben der erſten Chriſten . 77
7. „ Von dem Chriſtennamen und den Kennzeichen deſſelben . . . 92
8. „ Der Wandel der erſten Chriſten nach Gottes Wort, beſonders nach der Lehre und dem Beiſpiele Chriſti 102
9. „ Von ihrem allgemeinen Gehorſam gegen Gott 116
10. „ Von ihrer Beobachtung der Gebote bei den erſten Chriſten . 124
11. „ Von der Vermeidung aller vorſätzlichen Sünden bei den erſten Chriſten 133
12. „ Von der Vollkommenheit bei den erſten Chriſten 144
13. „ Von ihrer wahren Liebe zu Gott dem Vater 150
14. „ Von ihrer Furcht und ihrem Vertrauen zu Gott 159
15. „ Von ihrer Hoffnung zu Gott 168
16. „ Von ihrer Demuth gegen Gott 184
17. „ Von ihrem Lob und Dank gegen Gott und ihrer Freude in Gott . 205
18. „ Von den Früchten und Vortheilen des wahren Chriſtenthums im Allgemeinen 213
19. „ Von der Wiederherſtellung des göttlichen Ebenbildes 228
20. „ Von der Vereinigung der erſten Chriſten mit Gott 237

Zweites Buch.

Von dem allgemeinen und beſondern Gottesdienſt der erſten Chriſten.

1. Kapitel. Von dem Gebet der erſten Chriſten 253
2. „ Von dem Geſang der erſten Chriſten 276
3. „ Von den Zuſammenkünften der erſten Chriſten 296
4. „ Von der Zeit ihrer geiſtlichen Uebungen 315
5. „ Von den Laien in der Gemeinde 329
6. „ Von den Frauen in den erſten Gemeinden 349
7. „ Von der einſamen Lebensart einiger Chriſten 359
8. „ Von der Wahl und Berufung der Lehrer in den erſten Gemeinden 369
9. „ Von den Pflichten der Lehrer im Allgemeinen 393
10. „ Von den beſonderen Pflichten der Lehrer 403

Seite
11. Kapitel. Von dem Unterſchied der Lehrer, ihren Stufen, ihrer Anzahl ꝛc. . 420
12. „ Von dem öffentlichen Leſen und Predigen des Worts 432
13. „ Von den Katechismuslehren der erſten Chriſten 453
14. „ Von der Taufe bei den erſten Chriſten 461
15. „ Von dem heil. Abendmahl bei den erſten Chriſten 476

Drittes Buch.

Von dem Verhalten der erſten Chriſten gegen einander.

1. Kapitel. Von der brüderlichen Vereinigung der erſten Chriſten . . . 493
2. „ Von ihrer herzlichen Liebe unter einander 502
3. „ Von ihrer Eintracht und Sanftmuth gegen die Brüder . . 510
4. „ Von ihrer Demuth gegen einander 518
5. „ Von ihrem Mitleiden und ihrer gegenſeitigen Hülfe in leiblichen Anliegen 528
6. „ Von ihrer brüderlichen Gemeinſchaft in geiſtlichen Anliegen . . 538
7. „ Von ihrer brüderlichen Ermahnung und Beſtrafung . . . 550
8. „ Von der Gütergemeinſchaft bei den erſten Gemeinden . . . 566
9. „ Von der Mildthätigkeit der erſten Chriſten im Allgemeinen . 576
10. „ Von ihrer Verpflegung der Armen 592
11. „ Von ihrer Sorgfalt für Wittwen, Waiſen, Alte, Kranke, Gefangene und Märtyrer 598
12. „ Von ihrer Gaſtfreiheit 602

Viertes Buch.

Von dem Verhalten der erſten Chriſten gegen ſich ſelbſt.

1. Kapitel. Von der Selbſtverläugnung der erſten Chriſten . . . 611
2. „ Von der Verſchmähung der Welt bei den erſten Chriſten . . 617
3. „ Von ihrer Mäßigkeit und Nüchternheit 623
4. „ Von ihrem Faſten 625
5. „ Von ihrer Keuſchheit 629
6. „ Von ihrem Abſcheu vor allen Ueppigkeiten, Tänzen, Schauſpielen und dergleichen 634
7. „ Von dem Kreuz und Leiden der erſten Chriſten 639
8. „ Von ihrer Geduld 645
9. „ Von den Märtyrern und ihrer Geduld 655
10. „ Von ihrer Freude und Standhaftigkeit bei den Martern . . . 663
11. „ Von den vornehmſten Arten ihrer Marter 669
12. „ Von der Genügſamkeit und Uneigennützigkeit der erſten Chriſten . 672

Fünftes Buch.

Von dem Verhalten der erſten Chriſten gegen die Gottloſen.

1. Kapitel. Von ihrer Geduldſamkeit und Liebe gegen die Gottloſen . . 681
2. „ Von ihrer Sanftmuth gegen die Feinde 697
3. „ Von ihrem Verhalten gegen die ungläubige Obrigkeit . . . 693
4. „ Von der Abſtrafung der Uebelthäter bei den erſten Chriſten . . 700
5. „ Von ihrer Anſicht über das Kriegsweſen 705
6. „ Von ihrer Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit im Handel und Wandel 709

Sechstes Buch.

Von dem häuslichen Leben der erſten Chriſten.

1. Kapitel. Von den Hochzeiten der erſten Chriſten und ihrem Eheſtand . 719
2. „ Von den Pflichten der Eheleute, Eltern, Kinder, Herrſchaften und Dienſtboten bei den erſten Chriſten 731

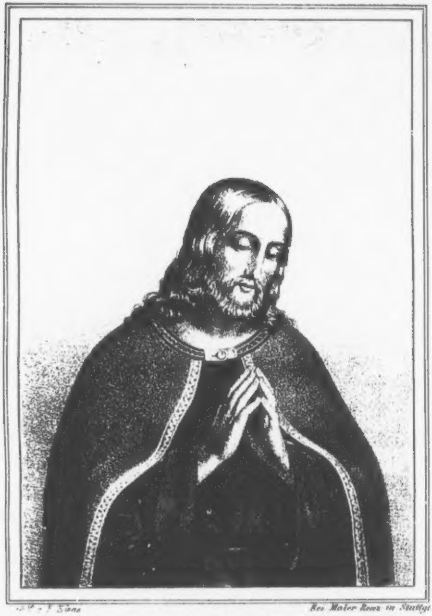
Seite
3. Kapitel. Von ihren häuslichen Verrichtungen, beſonders aber von ihrem Verhalten des Morgens und Abends, über Tiſch, bei der Arbeit, im Geſpräch u. ſ. w. 740
4. „ Von der Erziehung ihrer Kinder zu Hauſe und in den Schulen . . 746
5. „ Von ihren Studien und ihrer Gelehrſamkeit 752
5. „ Von ihrem Tod und Begräbniß 763

Geiſtliche Lieder.

1. Macht der Gottesliebe 775
2. Aufopferung an Chriſtum 776
3. Krankheit aus Liebe 776
4. Das gütige Wort Gottes 777
5. Alles im Einen 778
6. Hingabe an die ewige Liebe 779
7. Preis des Kreuzes Chriſti 779
8. Ewiges Leben in der Zeit 780
9. Frei gen Himmel 781
10. Abendlied 781
11. Um die göttliche Natur 782
12. Seligkeit in Chriſto 783
13. Glückſeligkeit des Chriſten 784
14. Lob Gottes 785
15. Sieg der Liebe Chriſti 785
16. Der Sieg der ewigen Liebe 786
17. Um völlige Liebe Gottes 787
18. Volle Genüge in Chriſto 788
19. Ermunterung der Gottesgemeine 788
20. Abſchied von der Welt 789
21. Um Unſträflichkeit in der Liebe 790
22. Um Chriſti innere Anſchauung 791
23. Um den Sieg des neuen Menſchen 791
24. Reichthum in dem Gekreuzigten 793
25. Bundesgeſang 793
26. Wunden der Liebe 794
27. Um völlige Wiedergeburt 795
28. Erleuchtung mit Chriſti Heil 796
29. Weltentſagung 797
30. Nur Jeſus im Innern 798
31. Verborgenes Leben 799
32. Des Glaubens Kunſt 799
33. Neues Lebensgefühl 800
34. Zeiten der Trockenheit 800
35. Bewachung der Gnadentriebe 801
36. Um Vollendung im Geiſt 802
37. Die heimliche Himmelsweisheit 802
38. Siegeskraft der himmliſchen Liebe 803
39. Erneuerung zum Bilde Gottes 804
40. Abendmahlslied 805
41. Um Vereinigung mit Gott 805
42. Reichthum in Gott 806
43. Eines in Allem 806
44. Das beſte Gut 808
45. Ums ewige Leben durch's Sterben 808
46. Untrüglichkeit des Wortes Gottes 809
47. Um volle Jeſusähnlichkeit 809
48. Troſtlied 811
49. Sieg der Gelaſſenheit 812

Seite
50. An den heiligen Geiſt 813
51. Um himmliſchen Sinn 813
52. Göttliche Kindſchaft 813
53. Freudiger Glaubensmuth 814
54. Um Einheit mit dem ewigen Lichte 814
55. Sieg der Einfalt 815
56. Um ein ganzes Herz 816
57. Von der Kraft des Kreuzes Chriſti 816
58. Um Wiederherſtellung des göttlichen Ebenbildes 817
59. Um volle Freiheit des Geiſtes 818
60. Aufflug der Seele zu Gott 818
61. Lob Jeſu Chriſti 819
62. Friede Gottes 820
63. Aufgang der Lebensſonne 821
64. Um die Kräfte des Namens Jeſu 822
65. Segen der Einfalt 823
66. Um völlige Herzensübergabe 824
67. Bitten um Vollendung im Geiſt 826
68. Vorſchmack des ewigen Lebens 827
69. Um das ewige Licht 827
70. An die reinigende Gottesweisheit 828
71. Scheinchriſtenthum 829
72. Durchbruch zum Sieg 829
73. Um völlige Jeſusliebe 831
74. Seligkeit in der Sündenvergebung 832
75. Pilgerlied 833
76. Verſunkenheit in Gott 834
77. Inneres Leben mit Gott 834
78. Aufſchwung durch Gnade 835
79. Das innere Weihnachtsfeſt 835
80. Kräfte des Glaubens 835
81. Gott allein die Ehre 836
82. Des Herrn Wunderführung 836
83. Um Jeſu Hirtenpflege 839
84. Um Bewahrung des neuen Lebens 840
85. Leben durch's Erſterben 841
86. Das Reich Gottes 842
87. Um Vollbringung des Willens Chriſti 844
88. Um ewige Liebe zu Jeſu 845
89. Ewiger Bund mit Chriſto 846
90. Ewigkeit in Chriſti Liebe 848
91. Abendmahlslied 849
92. Morgenlied 851
93. Triumphlied 853

Druckfehler. Auf dem Titel ſollte es heißen ſtatt: Arnolds ſämmtlich. geiſtliche Lieder: „Arnolds beſte geiſtliche Lieder.“



[illegible] Zöne

Bei Maler Konz in Stuttgt

Vater! Ich bitte aber nicht allein für ſie, ſondern auch für die
ſo durch ihr Wort an mich glauben werden. Joh. 17, 20.

Gebetbuch

für

evangeliſche Chriſten.

Mit einem Vorwort

von

Albert Knapp,

Stiftsoberhelfer.

Mit zwei Bildern herausgegeben von Maler Renz.

Stuttgart 1845.
In Commiſſion zu haben bei Chriſtian Helfferich
auf dem Ilgenplatz.

BIBLIOTH. PUBL. REG. STUTTG.

Vorwort.

Der Herausgeber dieſes kleinen Gebetbuches, das außer den Gebeten auf die Wochentage auch Nummern für die Feſttage und andere wichtige Zeiten enthält, hat einige Worte von mir zur Einführung deſſelben gewünſcht. Ich kann dieſe Empfehlung gerne geben, indem die hier dargereichten Gebete durchaus evangeliſch und einem glaubigen Sinn entfloſſen, daher für fromme Chriſten zur täglichen Erbauung ganz geeignet ſind. Eine angenehme Zugabe ſind die freundlichen Bilder, deren Bedeutung ſo gut mit den Gegenſtänden dieſer Gebete zuſammenſtimmt.

Möge Gott, der uns den Geiſt der Gnade und des Gebets verheißen hat, auch dieſes beſcheidene Büchlein an dem Herzen der Leſer ſegnen, und es ihnen zu einem Wegweiſer dienen laſſen, der ſie ermuthiget, ſtets inniger Ihn durch Seinen eingebornen Sohn, unſern heiligen Fürſprecher, im Geiſt und in der Wahrheit anrufen zu lernen! Wer aus Gott iſt, der höret und lieſet nicht nur überall mit Freuden Gottes Wort, ſondern dem wird es auch immermehr zum Lebensbedürfniß, dieſes Wort innerlich in lauter Andacht und in Gebet zu verwandeln.

Stuttgart, 7. Dezember 1844.

Albert Knapp.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Gebete für einzelne Perſonen.

Morgen- und Abendſegen auf eine Woche . . 1—26.

Gebete für Familien.

Morgen- und Abendſegen auf eine Woche . . 26—56.

Feſtgebete.

Advent. Morgen und Abend . . . . . . 56.
Chriſtfeſt . . . . 60.
Am neuen Jahr . . . . 64.
Erſcheinungsfeſt . . . . 68.
Palmtag . . . . 71.
Charfreitag . . . . 74.
Oſterfeſt . . . . 78.
Himmelfahrtsfeſt . . . . 82.
Pfingſtfeſt . . . . 87.
Reformationsfeſt . . . . 61.

Beicht- und Communiongebete.

Vor der Beichte . . . . 96.
Morgenſegen am Kommuniontag . . . . . . 104.
Vor dem Abendmahl . . . . 106.
Nach dem Abendmahl . . . . 107.
Abendſegen am Kommuniontag . . . . . . 108.

Seite

Gebete für allerlei Fälle.

Gebete in der Jugend. . . . . 110.
Gebet im Alter . . . . 112.
Um Segen zum Beruf . . . . 113.
Um eine glückliche Reiſe . . . . 114.
Morgen- und Abendſegen eines Reiſenden . . . 116.
Um Sonnenſchein . . . . 118.
Um Regen . . . . 119.
Bei einem Gewitter . . . . 119.
In leiblicher Noth . . . . 122.
In der Armuth . . . . 125.
Im größten Mangel . . . . 126.
In großem Kummer . . . . 128.
Bei langwierigen Verfolgungen . . . . . 131.
In Krankheit . . . . 132.
Um ein ſeliges Sterbſtündlein . . . . . 133.
Nach erlangter Geſundheit . . . . . . 134.
Bei fortdauernder Krankheit . . . . . 136.
Unter großen Schmerzen . . . . . . 138.
Bei langem Warten auf ein ſeliges Ende . . . 140.
Um Beiſtand in der Todesſtunde . . . . . 140.
Das ſchönſte Loos . . . . 141.
Kurze Gebete (den Sterbenden vorzuſprechen) . . 142.

Gebete für einzelne Perſonen.

Morgenſegen am Sonntag.

Durch deine Gnade, o Gott, fange ich mit dieſem Morgen wieder den erſten Tag einer neuen Woche an. Ich danke Dir, daß Du mich bisher erhalten, verſorgt, geſegnet und erfreuet haſt, und preiſe Dich für alle deine Wohlthaten. Iſt der Anfang gut, ſo laß auch die Mitte und das Ende gut ſeyn. Laß mich dieſe Gnadenzeit in wahrer Frömmigkeit zubringen, und erhalte Leib und Seele rein, daß ich am Schluſſe derſelben mit Freudigkeit vor Dir erſcheinen kann. Du biſt ein heiliger Gott, zu welchem nichts Unreines kommen kann; Du willſt aber auch, daß wir heilig ſeyn ſollen in unſerem Sinn und Wandel. Darum heilige meinen Verſtand, daß ich an Dir allein Freude finde und auf Dich mein Vertrauen ſetze. Heilige meinen Willen, daß ich nichts begehre, als was Dir gefällt. Heilige mein ganzes Leben, daß ich wandle, wie es deinen Kindern zuſteht. Heilige mich durch dein Wort, das heute wieder öffentlich verkündigt wird, daß ich daſſelbe in einem feinen, guten Herzen bewahre und mein Thun und Laſſen darnach einrichte. Hilf, daß ich dir nicht blos bei dem Gottesdienſt diene, ſondern auch zu Hauſe, wenn ich allein bin, vor deiner Gegenwart mich ſcheue, das Böſe meide und mit Freuden vollbringe, was Du mir befohlen haſt. Gib aber auch, daß ich Alles, was ich thue, von ganzem Herzen thue, nicht blos zum Schein oder aus Heuchelei. Laß mich deine Gnade höher ſchätzen, als die Gunſt der Menſchen, und mache mir deine Wege immer angenehmer, wenn gleich Viele deine Gebote verlaſſen und die breite Straße wandeln. Mache mich keuſch und züchtig in Gedanken, behutſam in Reden, treu und ohne Falſch in meinen Handlungen. Laß mich Niemand ein Aergerniß geben; vielmehr hilf, daß ich Andere erbaue, damit auch ſie zu Dir eilen und ihre Seele erretten. — Segne, Vater, dieſen Ruhetag an uns Allen und wirke heilige Geſinnungen. Du mußt das Beſte thun und ohne Dich vermögen wir nichts. Leite uns an deiner Hand und laß uns nicht ſinken in des Lebens Aengſten und Nöthen. Hilf deinem Volk und ſegne deine Erlösten, tröſte ſie und bringe ſie einſt zu deiner ewigen Gemeinſchaft durch Jeſum Chriſtum, unſern Herrn. Amen.

Abendſegen am Sonntag.

Gnädiger Gott und Vater! Ich habe nun wieder einen Ruhetag gehalten, jetzt folgt die Nacht, welche Du ſelbſt dem Menſchen zur Ruhe geſchaffen haſt. Wie Du mir die Gnade verliehen, daß ich bei Tag Dir dienen konnte, ſo bitte ich Dich, Du wolleſt nun auch alle Stunden dieſer Nacht zu meinem Beſten wenden, und mich gnädig behüten und bewahren. Und weil auch der morgende Tag wird für das Seinige ſorgen ſollen, ſo hilf, daß ich morgen meinen Beruf wieder geſund und fröhlich antreten kann.

Herr Jeſu! Du haſt geſagt: „Selig ſind, die Gottes Wort hören und bewahren.“ Du haſt mir heute das Erſte verliehen, ſo gib nun auch das Andere, und hilf, daß ich Alles, was ich gehört habe, behalten möge in einem feinen, guten

Herzen und Frucht bringe in Geduld. Ich unterwerfe mich deinen heiligen Geboten, glaube deinen Verheißungen, fürchte mich vor deinen Drohungen, und fühle es, wo ich getroffen worden bin. Siehe, ich will mich ändern, wo es vonnöthen iſt, will Dir folgen, wie Du ermahnſt, will mich aufrichten mit deinem Troſt und Dir dienen nach deinem Wort. Bin ich aber heute nicht ſo andächtig geweſen, wie es meine Pflicht geweſen wäre, oder habe ich nicht ſo viel behalten, als ich wohl hätte faſſen können, ſo verzeihe mir alle Unachtſamkeit, die mich übereilt, jeden eiteln Gedanken, der in mir aufgeſtiegen, jedes unnütze Wort; das ich geredet, jeden Leichtſinn, der mich abgehalten hat. Hilf, daß der Satan das Wort, das ich gehört, nicht wieder aus meinem Herzen reiße, und laß ſeine Kraft nicht erſtickt werden unter den Sorgen dieſer Welt. Vielmehr erhalte, mehre und ſegne das Gute, das ich dieſen Tag über geſammelt habe. Erinnere mich daran bei meinen zeitlichen Verrichtungen, und laß mich alle Tage darnach thun, ſo lange ich lebe, damit durch den heutigen Tag nicht blos dieſe Woche, ſondern auch die ganze Zeit meines Lebens geheiligt werden möge. Gib mir Beides, das Wollen und Vollbringen, nach deinem Wohlgefallen.

Ich lege mich nun zur Ruhe; laß mich, Vater, deiner Güte befohlen ſeyn. Meine Seele hoffet auf Dich, Du biſt meine Zuflucht. Ich bin Dein, ich mag ſchlafen oder wachen, leben oder ſterben. Darum rufe ich zu Dir: laß deine Gnade nicht ferne von mir ſeyn, und wende alles Unglück von mir ab. Bewahre mich vor unruhigem Wachen, vor kummervollen Gedanken, vor ſündlichen Sorgen, vor ſchweren Träumen, vor Krankheiten und gefährlichen Zufällen, wie vor einem böſen, ſchnellen Tod. Willſt Du, daß ich ferner wirken ſoll zu deinem Preiſe, ſo laß mich morgen wieder geſund und fröhlich erwachen, damit ich deinen Namen aufs neue verherrlichen kann. Amen.

Morgenſegen am Mondtag.

Starker, allmächtiger Gott! Du ſorgſt für Alles, was auf Erden lebt, und hältſt Alles mit treuer Liebe umfaßt, an Dich denke ich in dieſer Morgenſtunde; denn Du haſt in der vergangenen Nacht auch an mich gedacht, haſt mich und die Meinigen ſo väterlich erhalten, daß ich die Sonne wieder ſehen und deine Gnade preiſen kann. Deine Güte und Barmherzigkeit wolle mich auch ferner leiten und deine Rechte mich ſchützen. Du biſt der große Gott, von dem alle Hülfe kommt, und es vergeht kein Augenblick, da ich deinen Beiſtand nicht nöthig hätte. Darum rufe ich zu Dir: Herr, hilf mir! Hilf, daß ich dieſe ganze Woche in deiner Furcht hinbringe, damit ich nicht wider Dich ſündige. Hilf mir arbeiten, und begleite all mein Thun mit deinem Segen. Hilf mir, wenn ich zu Dir ſeufze, und gib, was mir nützlich iſt. Hilf mir in Freud und Leid, daß ich nicht übermüthig, aber auch nicht kleinmüthig werde. Regt ſich die Luſt zur Sünde in meinem Herzen, ſo hilf, daß ich ſie überwinde. Will die Welt mich verführen, ſo ſtärke mich, daß ich deine Freundſchaft der ihrigen vorziehe. Werde ich gekränkt, beleidigt, verfolgt, ſo halte deine Hand über mich; denn wenn Du mich ſchützeſt, ſo kann mir Niemand ſchaden. Menſchen können mir nicht immer helfen und mögen oft nicht helfen; aber Du, Gott, haſt es mir verheißen und beſitzeſt auch die Macht dazu. Du biſt der Herr, ich bin dein (e) Knecht (Magd); Du biſt mein Vater, ich dein Kind. Außer Dir weiß ich von keinem Helfer, weder im Himmel noch auf Erden, und Du haſt mir von Jugend an bis auf dieſe Stunde geholfen. Darum verlaſſe ich mich auf Dich, und bin getroſt in allen Fällen. Du kannſt geben, was mir mangelt und abwenden, was mich kränkt. Mit Freuden gehe ich nun an meine Arbeit, und vertraue auf Dich. Laß deine Gnade über mich walten, und ſtärke mich, daß ich rechtſchaffen vor Dir wandeln möge. Amen.

Abendgebet am Mondtag.

Unſere Hülfe ſteht im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat! So rufe ich zu Dir, barmherziger Gott, am Ende dieſes Tages, an welchem ſich deine Gnade und Treue ſo ſichtbar an mir verherrlicht hat. Ich bedurfte deines Beiſtandes zur Fortſetzung meiner Arbeit, und Du haſt mir Kraft und Geſundheit verliehen. Ich wartete auf deinen Segen, und Du ließeſt das Werk meiner Hände wohlgelingen. Ich war Dir ungehorſam, und Du hatteſt Geduld mit mir. Ich ließ mich zur Sünde verleiten, und doch haſt Du mich nicht verſtoßen. Darum danke ich Dir, o Vater, daß Du ſo gnädig biſt und mein Herz freuet ſich, daß Du ſo gerne hilfeſt, ich preiſe deinen heiligen Namen, daß Du ſo wohl an mir thuſt. Ich bitte Dich aber auch, hilf Herr, wie du bisher geholfen haſt! Hilf mir in dieſer Abendſtunde, ich harre auf deinen gnädigen Schutz.

Deine Allmacht iſt mir bekannt, deine Treue habe ich hinlänglich erfahren, daß ich mich ſonſt nirgends hinwenden kann, als zu Dir. In deinen Händen ſtehet Alles; darum werfe ich mein Anliegen auf Dich, Du wirſt es wohl machen. Iſt meine Seele betrübt, ſo weiß ich wohin; drückt mich ein Mangel, Du biſt der reiche Gott; ängſtigt mich die Sünde, Du biſt mein Vater um Jeſu Chriſti willen; leide ich Schmerzen an meinem Körper, Du biſt der ſtarke Gott, der helfen kann und helfen will. Wenn Du bei mir biſt, ſo kann mir nichts ſchaden; Du biſt der Schild, der mich decket, der Fels, den kein Angriff überwältigen kann. Deiner Aufſicht übergebe ich mich in dieſer Nacht, Dir vertraue ich Leib und Leben; Du wirſt es erhalten, wenn es gut für mich iſt. Du biſt mein Schutz und mein Erretter; auf Dich hoffe ich. Amen.

Morgenſegen am Dienſtag.

Lieber himmliſcher Vater! Es iſt ein köſtlich Ding Dir danken und deinem Namen lobſingen, Du Höchſter! Darum danke ich Dir auch an dieſem Morgen für den gnädigen Beiſtand, den du mich in der vergangenen Nacht erfahren ließeſt.

Ich lobe Dich, o dreieiniger Gott, als den Treuen und Wahrhaftigen, und gebe Dir die Ehre, als meinem Schöpfer, Erlöſer und Tröſter. Ich bitte Dich aber auch, Du wolleſt deine Macht, Weisheit und Güte noch ferner an mir ſchwachen und ſündhaften Menſchen verherrlichen, und mich, zur Ehre deines Namens, durch dieſe gefahrvolle Welt glücklich hindurchführen. Ich weiß nicht, was mir heute begegnen wird; Du, Herr, weißt es. Wende daher alle Verſuchungen gnädig ab, die über mein Vermögen gehen, und verleihe mir den Sieg in allen denen, die über mich kommen ſollen. Hilf, daß ich alles Unangenehme mit Geduld ertrage, und laß mich auch im größten Unglück nicht verzagen. Schenkſt Du mir Freuden, ſo ſchenke mir zugleich Weisheit und Kraft, ſie auf chriſtliche Weiſe zu genießen. Laß mich einſehen, warum du mir die Güter dieſes Lebens zutheilſt, und wozu ich ſie gebrauchen ſoll. Zeige mir, daß ich die Vorzüge, die du mir vor Andern gibſt, nicht verdient habe, und bewahre mich vor dem eiteln Wahn, als ob ich beſſer ſey, als ſie. Gib vielmehr, daß jede neue Wohlthat auch eine neue Ermunterung für mich ſey, Dir williger zu gehorchen, und je ſichtbarer mich deine Vaterliebe ſegnet, deſto thätiger laß meine Menſchenliebe werden, daß ich dem Nothleidenden gerne beiſpringe und des Armen nicht vergeſſe. Laß mich jeden Tag mit guten Geſinnungen anfangen und mit edeln Thaten bezeichnen. Sey mir gnädig, Herr, Herr, und ſegne mich; gedenke meiner, mein Gott, am Beſten, und hilf mir! Amen.

Abendſegen am Dienſtag.

Ewiger Gott, bei dem kein Wechſel iſt des Lichts und der Finſterniß, Tag und Nacht iſt Dein, und Du machſt, daß beide ihre beſtimmte Zeit haben. Du hilfſt noch immer treulich fort, und durch deine Güte bin ich bis auf dieſe Stunde gekommen. So laß Dir nun das Dankopfer gefallen, das mein Herz Dir darbringt. Du haſt mir heute mehr Gutes erwieſen, als ich weiß und verſtehe, haſt für mich geſorgt, ob ich gleich nicht an Dich dachte, haſt mir Manches gegeben, um was ich Dich nicht einmal gebeten, und haſt mich leben laſſen, ob ich gleich wider Dich geſündiget habe. Wo iſt ein Gott wie Du, ſo gnädig, langmüthig und barmherzig? Sey geehrt und geprieſen von Ewigkeit zu Ewigkeit! — Nimm mich ferner in deinen mächtigen Schutz, und laß Dir Leib und Seele, Haab und Gut in dieſer Nacht empfohlen ſeyn. Bewahre mich vor Krankheit und andern gefährlichen Zufällen, und laß mich, wenn es dir gefällt, morgen wieder geſund an mein Tagewerk gehen. Sorge auch für die Meinigen, wie für alle Menſchen. Dein Auge wache über ſie, deine Hand decke ſie, dein Engel beſchirme ſie. Erquicke Alle durch eine ſanfte Ruhe, und ſtärke die, welche aus Noth faſt die ganze Nacht hindurch arbeiten müſſen. Verkürze denen die Zeit, die nicht ſchlafen können, wache bei den Kranken, und ſtehe allen Leidenden bei, die eine ſchlimme Nacht haben werden. Hilf den Reiſenden zurecht, die jetzt noch auf der Straße ſind, ſchaffe denen eine Ruheſtätte, die heute keine Herberge haben, und labe diejenigen, die ſich hungrig niederlegen müſſen. Erhöre das Flehen, das alle deine Kinder in dieſer Stunde vor Dich bringen, und gewähre ihre Bitte; ziehe aber auch deine Hand nicht ab von denen, die im Leichtſinn und ohne Gebet ſich niederlegen. Schone die, welche Dich heute vorſätzlich beleidigt haben, und habe Geduld mit den Kindern der Finſterniß, welche dieſe Nacht zu ihren Ausſchweifungen mißbrauchen, erſchüttere ihr verſtocktes Herz, daß ſie ſich beſſern und ſelig werden. Gib, daß Alle, die heute uneins wurden, ſich verſöhnen, ſo lange ſie noch mit einander auf dem Wege ſind, und laß Keinen in ſeinen Sünden ſterben, damit er nicht hinfalle und kein Retter mehr da ſey. Erhalte Jedem das Seinige in Ruhe und Frieden, wende Unglück und Schrecken gnädig ab, und laß uns Alle immer mehr erfahren, wie treu und gütig Du biſt und wie wohl Du denen thuſt, die auf Dich trauen. Amen.

Morgenſegen am Mittwoch.

Guter Gott und Vater, der Du alle Morgen deine Sonne aufgehen läſſeſt und zugleich deinen Kindern Gnade, Segen und Barmherzigkeit ertheileſt, ich danke Dir für die Erhaltung meines Lebens und bitte Dich, Du wolleſt mich auch heute mit deinem Schutze erfreuen. Siehe, ich übergebe mich deiner väterlichen Leitung, bewahre meinen Leib vor Unglück, meine Seele aber vor der Sünde. Laß es meine größte Sorge ſeyn, daß ich ſchaffe ſelig zu werden mit Furcht und Zittern. Denn was hilft mich alle Luſt der Welt, was Reichthum, Ehre, Vergnügen, wenn ich nicht zu des Himmels Herrlichkeit gelange? Erhalte mich in deiner Furcht, daß ich dich, meinen Gott und Vater, nicht muthwillig beleidige, und laß mich heute bei meinen Reden und Handlungen bedenken, ob ich nicht Unrecht thue. Erwecke mich durch deinen Geiſt, daß ich täglich mehr in der Erkenntniß wachſe, im Eifer zum Guten geſtärkt werde und eine Verſuchung nach der andern glücklich überwinden möge. In deinem Namen beginne ich nun die Arbeiten meines Berufs, und mit Dir trete ich wieder in das Leben ein. Deine Gnade begleite mich, deine Rechte ſchütze mich. Du, Vater, kennſt die Verführungen, die deinen Kindern heute wieder drohen; Du weißt aber auch, wie gerne wir uns verführen laſſen. Darum hilf, daß ich an böſen Menſchen kein Aergerniß nehme und im Umgang mit ihnen keinen Schaden leide. Verhüte, daß ich mich nicht vorſätzlich unter ſie miſche, und wenn ich Berufs halber mit ihnen zuſammenkomme, ſo gib, daß ich mich des Böſen nicht gelüſten laſſe, noch aus Menſchenfurcht mitſündige. Vielmehr verleihe mir die Gnade, daß ich mich auch unter den Unreinen rein erhalte und keinen Gefallen finde an den Thorheiten der Welt. Wenn ich aber falle, ſo laß mich nicht zu tief fallen, ſondern hilf mir wieder auf. Ich lege Alles in deine Hände, thue mit mir, was Du willſt, erfreue oder betrübe, belohne oder ſtrafe, erhebe oder demüthige mich, führe mich auf ebene oder rauhe Pfade, führe mich nur ſelig durch Jeſum Chriſtum. Amen.

Abendſegen am Mittwoch.

Mit deiner Hülfe, Allgütiger, habe ich wieder die Hälfte der Woche zurückgelegt und einen Schritt weiter auf dem Wege zur Ewigkeit gethan. Vernimm den Dank, der Dir gebührt, für alle die Segnungen, von welchen die verfloſſenen Stunden zeugen, und erhöre die Bitten, die ich mit kindlichem Herzen vor Dich bringe. Laß mich auch in dieſer Nacht deine väterliche Aufſicht erfahren, und ſey mein Schirm und Schild, wenn ich von mir ſelbſt nichts weiß. Deine Macht iſt ohne Grenzen und deine Liebe kann und wird mich nicht verlaſſen. Du biſt es, der meiner Seele Ruhe und Frieden ſchafft, und wenn Du mich erhalten willſt, ſo muß jedes Leiden ferne von mir bleiben. So bewahre mich, Herr, ich traue auf Dich, den Ewigen und Unwandelbaren, den Wahrhaftigen und Treuen. Menſchen können nicht immer helfen; aber bei Dir findet man Hülfe, Du ſchläfſt und ſchlummerſt nicht, deine Weisheit iſt unergründlich und Du willſt die erretten, welche Dir vertrauen. Das haſt Du, Barmherziger, mich in deinem Worte gelehrt, das habe ich ſchon oft im Leben erfahren und jeder Tag zeugt von deiner Güte. Erhalte, ſchütze und ſegne auch die Meinigen, und gib ihnen aus der Fülle deiner Gnade, was gut und heilſam iſt. Sey Allen, die Dich anrufen, mit deiner Hülfe nahe, und verleihe Jedem, was er bedarf. Bewahre mich vor plötzlichen Krankheiten und Seuchen, vor Angſt und Schrecken. Haſt Du mir aber Prüfungen beſtimmt, ſo demüthige ich mich unter deine Vaterhand und unterwerfe mich deinem heiligen Willen. Vater, ich laſſe dich nicht; denn ich weiß, daß denen, die Dich lieben, alle Dinge zum Beſten dienen müſſen. Dein bin ich in der Freude, wie im Leid, im Leben, wie im Sterben. Willſt Du meine Tage verlängern, ſo ſeyen ſie Dir geheiligt; ſoll ich aber in dieſer Nacht meine Wallfahrt enden, ſo geſchehe dein Wille. Nimm mich nur zu Ehren an, und laß mich aus dem Lande der Prüfung eingehen zu den Freuden des Himmels. Amen.

Morgenſegen am Donnerstag.

Barmherziger Gott und Vater, deſſen Güte und Treue alle Morgen neu iſt! Dir ſey Lob und Dank geſagt, daß Du mir nach einer ſanften Ruhe das liebliche Tageslicht wieder anbrechen läſſeſt. Laß mich nun auch dieſen Tag nützlich anwenden, und halte mich in deiner Gnade und Liebe. Vor allen Dingen aber erleuchte mich mit dem ewigen Licht, damit ich je mehr und mehr wachſe in der Erkenntniß meines Heilandes Jeſu Chriſti. Bewahre und ſtärke meinen Glauben, erwecke deine Liebe in mir und beſtätige die Hoffnung des ewigen Lebens. Gib mir wahre Demuth und Sanftmuth, daß ich wandle in den Fußtapfen meines Erlöſers, und laß deine Furcht mich überall begleiten. Nimm weg aus meinem Herzen alle geiſtige Finſterniß, und bewahre mich vor Aberglauben, vor Stolz und vor Verachtung deines Wortes, beſonders aber auch vor dem leidigen Zorn, daß die Sonne dieſen Tag nicht untergehen möge über meinem Zorn. Behüte mich vor Haß und Neid, vor Falſchheit und Lügen, vor dem ſchädlichen Geiz, wie vor Ungerechtigkeiten aller Art. Lehre mich thun nach deinem Wohlgefallen; denn Du biſt mein Gott, dein guter Geiſt führe mich auf ebener Bahn! Ich empfehle dir heute meine Gedanken, Herz und Sinne und alle meine Anſchläge, o Herr, hilf, o Herr, laß Alles wohl gelingen! Bewahre meine Zunge, daß ſie nichts Böſes rede, und gib, daß alle meine Werke zur

Ehre deines Namens gereichen. Segne meinen Beruf, daß er glücklich fortgehe, und wehre allen denen, die ihn hindern. Segne meine Nahrung; gib zu meiner Nothdurft, was dein heiliger Wille iſt, nur laß mich deine Gaben nicht mißbrauchen. Ich empfehle Dir meinen Leib und meine Seele, meine Ehre, Haab und Gut. Laß mich deine Gnade begleiten, und halte deine Hand über mich, ich gehe oder ſtehe, ſitze oder wandle, wache oder ſchlafe. Nimm mich und die Meinigen heute in deinen beſondern Schutz, und befiehl deinen heiligen Engeln, daß ſie mich geleiten auf allen meinen Wegen. Herr, ſegne und behüte mich, laß dein Antlitz über mich leuchten und gib mir deinen Frieden. Amen.

Abendſegen am Donnerstag.

Allgütiger! ich ſage Dir Lob und Dank, daß Du mich dieſen Tag glücklich haſt vollenden laſſen. O wie väterlich hilfſt Du einen Tag nach dem andern überſtehen, eine Laſt nach der andern ablegen, bis wir endlich zur Ruhe und zum ewigen Tage kommen, da jede Plage und Beſchwerde ein Ende nehmen wird! Ich danke Dir von Herzen für alles Gute, das ich heute aus deiner Vaterhand empfangen habe. Ach Herr! ich bin viel zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du täglich an mir thuſt. Habe Dank auch für die Abwendung des Böſen, das mir an dieſem Tage hätte begegnen können; unter deinem Schirm war ich ſicher und ruhig, und deine Hand bewahrte mich vor Unglück und Schaden. Darum bitte ich Dich herzlich und kindlich, Du wolleſt mich ferner beſchützen, mir alle Sünden verzeihen, die ich dieſen Tag mit Gedanken, Worten und Werken begangen habe. Ach, mein Gott! ſey mir gnädig, laß in dieſer Nacht alle meine Sünden mit mir abſterben, und gib, daß ich beſſer, heiliger, frömmer und Dir wohlgefälliger wieder aufſtehe. Behüte mich, daß mein Schlaf kein Sündenſchlaf ſey, laß meine Seele zu Dir wachen, wenn ich mich zu Bette lege, und an Dich denken, wenn ich aufwache, damit dein Gedächtniß immer in meinem Herzen bleibe. Laß mich nicht fürchten vor dem Grauen der Nacht, noch in Angſt gerathen durch plötzlichen Schrecken; ſondern verleihe mir eine ſanfte Ruhe. Nimm weg alle böſe Träume, und bewahre mich vor dem Einbruch der Feinde, vor Feuers- und Waſſersnoth. Siehe! der uns behütet, ſchläfet nicht; ſiehe, der Hüter Iſrael ſchläfet noch ſchlummert nicht. Sey Du, o Gott, mein Schutz in dieſer Nacht, ſo wird mir kein Unglück widerfahren, laß deine heiligen Wächter mich behüten, und deine Engel ſich um mich her lagern und mir aushelfen. Wecke mich morgen geſund wieder auf, ſo will ich deinem Namen lobſingen. Soll aber dieſe Nacht die letzte meines Lebens ſeyn, ſo gebe ich mich in deine Hände, Du treuer Vater, und wenn mein Stündlein vorhanden iſt, ſo verleihe mir einen ſeligen Abſchied und eine ewige Ruhe in Jeſu Chriſto, meinem Herrn. Amen.

Morgenſegen am Freitag.

In deinem Namen, o Jeſu, bin ich heute wieder aufgeſtanden und freue mich, daß ich das Tageslicht heiter und geſund erblicken darf. Ehe ich nun an meine Arbeit gehe, danke ich Dir von ganzem Herzen, daß Du mich in der vergangenen Nacht vor allem Unfall gnädiglich behütet und bewahret haſt. Laß Dir das ſchwache Lob meines Mundes gefallen, und erbarme Dich auch heute über meinen dürftigen Leib, wie über meine Seele, welche Du mit deinem theuren Blut erlöst haſt, daß ich deinen Beiſtand auf allen meinen Wegen erfahre. Ich bin noch ein Gaſt und Fremdling auf Erden und noch nicht daheim bei Dir; Du aber biſt in die Herrlichkeit aufgenommen und ſizeſt zur Rechten Gottes. Du haſt aber vor deinem Hingang verheißen, Du wolleſt alle Tage bei uns ſeyn, bis an der Welt Ende. So ſiehe von deiner Höhe herab auf uns Niedere und Elende, und ſey mit Allen, die an deinen Namen glauben. Bewahre mich, daß der Geiſt der Welt mich nicht von dem richtigen Wege abführe. Du kennſt die Welt und unſere Schwachheit, ſo mache mich ſtark in Dir. Du kennſt die Nachſtellungen der Feinde, ſo bewahre mich vor Schaden. Du weißt, was mich von Dir abwendig machen will, ſo laß mich Niemand aus deiner Hand reißen. — Laß mich im Geiſte wandeln und die Lüſte des Fleiſches nicht vollbringen. Mache meinen Verſtand weiſe, meinen Willen eifrig und mein Herz beſtändig im Guten. Bezähme meine Neigungen und Begierden, und mache mich zu einem Gefäß deiner Gnade und Ehre. Laß mich dieſen Tag alſo leben, daß es mich am Abend nicht gereuen möge, gelebt zu haben. Segne mich, ſo lange ich in dieſer Hütte wohne, ſegne alle Werke, die ich verrichte, alle Schritte, die ich thue. Segne Alles, was ich genieße, und laß es mich mit Dankſagung empfahen. Segne alle Freuden und alle Leiden, damit mir Alles zum Beſten diene. Mache mich emſig in meinem Beruf, und erleichtere durch deine Liebe, was mir zu ſchwer werden will. Laß mich mein Brod im Schweiß meines Angeſichtes eſſen, aber auch deine Güte preiſen. Laß mich nicht eiteln Ruhm ſuchen, ſondern deine Ehre, nicht der Menſchen Lob, ſondern deine Gnade. Mache dieſem beſchwerlichen Leben ein Ende, wenn es Dir gefällt, und laß mir einen Tag anbrechen in deinem Freudenreich, den keine Nacht mehr endigen wird. Amen.

Abendſegen am Freitag.

Lob, Preis und Dank ſey Dir geſagt, lieber himmliſcher Vater, daß Du mich den Abend in guter Geſundheit erreichen ließeſt, und mich heute geſpeist, getränkt und vor allem Uebel bewahrt haſt! Du allein biſt gut, weiſe und mächtig, von Dir, durch Dich und zu deiner Ehre ſind alle Dinge. Lob und Dank ſey aber auch Dir, Herr Jeſu, für die treue Liebe, die ſich für uns Sünder in den Tod gegeben und uns mit Gott verſöhnt hat. Du wurdeſt arm, damit wir reich würden, ließeſt Dich verſpotten, damit wir durch Dich die ewige Herrlichkeit erlangen möchten. Laß mich deiner Liebe mit Dank und Freuden gedenken, ſo lange ich lebe, daß der Segen von deinem Leiden und Sterben über mich komme. Regiere mich durch deinen Geiſt, daß dein göttliches Verdienſt mich nicht nachläſſig, ſondern eifrig mache. Laß mich nicht im Leichtſinne denken, weil Du Alles gethan habeſt, ſo dürfe ich leben, wie ich wolle. Gib mir vielmehr einen ſolchen Sinn, daß ich die Sünde fliehe und meide, weil es Dich ſo viel gekoſtet hat, uns zu erlöſen. Verzeihe mir aus Gnaden, wenn ich dein heiliges Vorbild nicht immer vor Augen gehabt habe. Du biſt unſer Mittler, durch Dich kommen wir zum Vater und erlangen bei ihm Vergebung der Sünden. Stärke mein Vertrauen auf Dich; denn Du biſt meine Zuflucht und meine Hülfe. Meine Freunde verlaſſen mich zuweilen, weil ſie mir nicht helfen können; aber Du ſtehſt mir bei in Noth und Tod, in der Jugend wie im Alter, bei Tag und bei Nacht. O treuer Heiland, was kann ich Dir für alle deine Gaben und Wohlthaten geben? Hier haſt du mein Herz, erfülle es mit Liebe zu Dir und allen Menſchen, und erhalte mich treu bis ans Ende. Indeſſen laß mich deiner Aufſicht empfohlen ſeyn, und ſtärke mich auch in dieſer Nacht durch einen geſunden Schlaf, daß ich Dir morgen mit größerem Eifer dienen möge. Soll aber meine Wallfahrt ſich endigen, ſo laß dein Leiden mir zum Troſte dienen, hilf mir aus dieſem Jammerthal und führe mich zu deinem ewigen Freudenreich. Amen.

Morgenſegen am Samstag.

Lieber Vater im Himmel! Du haſt mich am letzten Tage der Woche wieder geſund aufſtehen laſſen, darum erhebe ich Herz und Hände und lobe Dich in dieſer Morgenſtunde. Du biſt dieſe Nacht nicht von meiner Seite gewichen, und haſt alles Ungemach von mir abgewendet. O Herr, ſo wenig die Sterne am Himmel und die Tropfen im Meere zu zählen ſind, ſo wenig kann ich die Wohlthaten ausſprechen, die ich zeitlebens aus deiner Vaterhand empfangen habe! Unendlich iſt deine Güte, die Du an den Menſchenkindern thuſt. Sie hat mich von Jugend an verpflegt, verſorgt, ernährt und erhalten, ſie iſt mit mir aus- und eingegangen, daß mir kein Leid widerführe. Sie iſt alle Jahre, alle Wochen, alle Tage und Stunden bei mir neu geweſen, und hat mich mit Gnade und Segen erfüllt. Für das Alles danke ich Dir, und lobe Dich von Herzensgrund. Weiche, Barmherziger, auch ferner nicht von mir, und gib, daß deine Güte mich zur Buße leite. Lehre mich wohl bedenken, daß einmal auch die letzte Woche und der letzte Tag kommen werde, und laß mich alle Tage ſo anfangen und vollenden, daß es mich nicht reuen darf, gelebt zu haben. Laß mich auch dieſen Tag in deiner Furcht hinbringen, und richte all' mein Thun nach deinem Willen ein; wenn ich aber aus Schwachheit fehle, ſo entdecke mir's. Laß mich nicht irre gehen, und bringe mich bald wieder zurück auf den Weg des Friedens. Beſcheere mir, was zur Leibesnothdurft gehört, und entferne jede Nahrungsſorge, daß ich dem Verführer nicht in die Hände falle. Du biſt der Herr, der bisher Großes an mir gethan hat, Du haſt meinen Eingang geſegnet, ſo ſegne auch meinen Ausgang. Amen.

Abendſegen am Samstag.

Gnädiger Gott und Vater! Jetzt endigt ſich der Tag und zugleich auch die Woche; aber deine Gnade währet für und für. Sie iſt in dieſer Woche mit mir aus- und eingegangen, und was ich am Anfang derſelben nicht wußte, das weiß ich nun. Deiner Wohlthaten ſind viele geweſen, Du haſt mein Gebet erhört, haſt mich behütet und mir an Leib und Seele viel Gutes gethan. Kein Tag, ja keine Stunde iſt vergangen, da ich nicht neue Liebeserweiſungen von Dir empfangen habe. Wie wunderbar, wie gnädig, wie väterlich haſt Du mich geführt! Wie Viele ſind in dieſer Woche gefallen, und ich ſtehe noch durch deine Gnade; wie Viele hatten eine gar betrübte Woche, und wußten vor Kummer und Elend oft nicht, wo aus und ein; aber mich haſt Du in Frieden und Ruhe bis hieher gebracht. Dafür ſey hochgelobt und geprieſen von Ewigkeit zu Ewigkeit!

Ich denke heute aber auch an meine Sünden. Dir, dem Herzenskündiger, ſind ſie am Beſten bekannt, Dir iſt nichts verborgen. Ach! wie muß ich mich ſchämen, wenn ich daran denke, daß ich in dieſer Woche ſo viel Böſes gedacht, geredet und begangen habe! Ich habe nicht ſo treulich für meine Seele geſorgt, als ich es hätte thun ſollen, habe manche Stunde mit unnützen Dingen verſäumt, die ich beſſer hätte anwenden können. Vater, vergib mir dieſe Sünden, und verzeihe deinem ungehorſamen Kinde aus Gnaden, was es in dieſer Woche Unrecht gethan hat. Du kannſt, Du willſt mich nicht verſtoßen; ich bitte Dich um deines Sohnes Jeſu Chriſti willen, den Du für uns Sünder dahin gegeben haſt. — Das Ende dieſer Woche erinnert mich auch an das Ende meiner Tage, auf welche die lange Ewigkeit folgen ſoll. Darum hilf, Allgütiger, daß ich alle Tage und Stunden ſo anwende, daß ich vor deinem Angeſicht nicht erſchrecken darf. Hilf, daß ich mein Herz täglich dahin ſchicke, wo ich ewig zu ſeyn wünſche. Sey auch in dieſer Nacht bei mir, und wende Unglück, Schaden und Gefahr gnädig ab. Wie lange ich hier noch zu leben habe, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß Du mich nicht verläſſeſt. Wohl allen denen, die auf Dich trauen! Amen.

Gebete für Familien.

Morgenſegen am Sonntag.

Mit Preis und Dank erſcheinen wir an dieſem Morgen vor deinem heiligen Angeſicht, barmherziger Gott! Wir freuen uns des neuen Lebens und aller Wohlthaten, womit Du uns bis auf dieſe Stunde beglückt haſt. Du haſt bis hieher geholfen, haſt uns Geſundheit verliehen, vor Unglück bewahrt. Dein Geſchenk iſt auch der heutige Tag, der zu deiner Verehrung und unſerer Erholung beſtimmt iſt. O, wie haſt Du Alles ſo weislich geordnet, daß wir unter den Mühſeligkeiten des Lebens in jeder Woche einen Tag der Ruhe haben, an dem wir für unſere Seele ſorgen und Dich anbeten können! So gib, daß wir ihn auch in Ehren halten, nicht blos des Leibes warten und dabei die Seele vergeſſen. Bewahre uns vor Eitelkeit, vor böſen Geſellſchaften, vor unnützem Geſchwäz, vor Wohlleben und Ausſchweifungen. Und weil dieſer Tag vor andern ausgezeichnet ſeyn ſoll, ſo mache uns heute auch zu ganz andern Menſchen. Wir kleiden unſern Leib beſſer als ſonſt, ſchmücke Du unſere Seele mit doppeltem Segen. Erleuchte unſern Verſtand mit deiner Erkenntniß, heilige unſer Herz in deiner Liebe, und mache uns geſchickt, daß wir heute nur das denken, reden und thun, was Dir gefällig iſt. Laß es dieſen Tag über ſtille ſeyn in unſern Häuſern, und hilf, daß wir alle irdiſche Geſchäfte mit heiliger Arbeit vertauſchen, damit wir nichts anders thun, als was zu deinem Dienſt gehört, oder was die chriſtliche Liebe uns heißt, oder was die

Noth erfordert und uns zur Aufmunterung erlaubt iſt. Vor allen Dingen aber, Herr Jeſu, ſey das unſere Freude, daß wir uns zu Dir halten, an Dich denken und von Dir reden. Laß uns lieb haben die Stätte deines Hauſes und den Ort, da deine Ehre wohnt. Mehre dein Reich an allen Orten, und gib Allen einen heilsbegierigen Sinn, daß viele Irrende unterrichtet, viele Betrübte getröſtet und viele Gottloſe zu Dir bekehrt werden. Verleihe deinen Dienern Kraft, daß ſie dein Evangelium rein und lauter verkündigen, und gib Gedeihen zu ihrem Pflanzen und Begießen. Sorge für die Armen, für die Verlaſſenen und Verfolgten, und nimm Dich derer an, die Dir heute nur im Verborgenen dienen können, tröſte ſie in ihrem Kummer, und wo Zwei oder Drei verſammelt ſind, da ſey mitten unter ihnen. Stehe uns Allen bei, daß uns nichts Böſes zuſtößt, wodurch der Tag des Herrn in einen Trauertag verwandelt werden könnte. Vielmehr laß ſich freuen Alle, die auf Dich hoffen, fröhlich laß ſeyn in Dir, die deinen Namen lieben; denn Du ſegneſt die Gerechten und beglückeſt ſie mit deiner Gnade immer und ewiglich. Amen.

Abendſegen am Sonntag.

Mit Lob und Dank kommen wir in dieſer Abendſtunde vor dein Angeſicht, du gnadenreicher Gott, und rühmen deine Güte, die uns heute erhalten und auf mannigfache Weiſe geſegnet hat. Wir preiſen Dich, daß du noch immer an unſerer Beſſerung arbeiteſt und uns durch dein Wort auf den Weg des Friedens hinweiſen ließeſt. Wie unausſprechlich iſt deine Güte, die Du den Menſchenkindern erzeigeſt! Du läſſeſt Dich nicht unbezeugt, damit Niemand eine Entſchuldigung habe. Darum, verſiegle ſelbſt in uns, was wir heute gehört und geleſen haben, und mache es auch lebendig, thätig und kräftig. Was hilft alles Hören, wenn wir nicht darnach thun? Laß uns ein Beiſpiel nehmen an ſo vielen Menſchen, die zwar dein Wort hören, aber ſich nicht bekehren. Was nützt ihr Kirchengehen, was hilft ihr Singen, ihr Hören und Beten? Wird dein Wort ſie nicht deſto mehr verdammen, da ſie deinen Willen gewußt, aber nicht darnach gethan haben? Ach, barmherziger Vater, laß es nicht alſo bei uns ſeyn, laß uns vielmehr fleißig erwägen, daß wir eine unſterbliche Seele haben, damit wir mehr um die Seele als um unſern Leib bekümmert ſind. Hilf, daß wir ernſtlich anfangen, beſſer, frömmer und Dir wohlgefälliger zu werden, damit Jedermann erkenne, daß wir den Sonntag nicht vergebens zugebracht haben. — Du biſt heute auch unſer Beiſtand im Leiblichen geweſen, und haſt uns den erſten Abend dieſer neuen Woche geſund erreichen laſſen, ſo ſchenke uns nun eine neue Liebe, ein neues Verlangen nach Dir, einen neuen Eifer, Dir zu dienen. Mache uns willig, die begangenen Sünden zu meiden und unſer Thun und Laſſen nach deinen Vorſchriften einzurichten. Haben wir heute vernommen, wir ſollen ſanftmüthig, demüthig und barmherzig ſeyn, ſo verleihe uns nun die Gnade, daß wir nie in Zorn, Stolz und Unbarmherzigkeit verfallen, ſondern uns ſelbſt verläugnen, unſere Feinde lieben und Armen gerne Gutes thun. Haben wir gehört, wir ſollen den alten Menſchen ablegen, und züchtig, gerecht und gottſelig leben in dieſer Welt, ſo gib uns Kraft, daß wir uns täglich darin üben. Und wie wir die irdiſchen Schätze einſchließen und wohl verwahren, ſo laß uns die Wahrheiten deines Wortes als einen lieben, werthen Schatz in unſere Herzen legen und täglich vermehren, damit wir in allen ſchweren Fällen, in Kreuz, in Trübſal, in Krankheit, ja ſelbſt im lezten Todeskampf einen Troſtſpruch nach dem andern daraus nehmen können. Wir legen uns nun zur Ruhe; darum habe Acht auf uns, und nimm uns in deinen Schutz, Allmächtiger, auf daß der böſe Feind keine Macht und Gewalt an uns finden möge. Wende alles Unglück von uns ab, und laß alle Betrübte deine Gnade genießen. Errette die, welche ſchon lange nach Erlöſung ſeufzen, und zeige ihnen bald deine herrliche Hülfe. Wir verlaſſen uns auf Dich, erhöre uns um Jeſu Chriſti willen! Amen.

Morgenſegen am Mondtag.

Gott, der Du im Lichte wohneſt, zu welchem Niemand kommen kann, und doch ſo gnädig biſt, daß Du uns Sündern einen freien Zutritt zu deinem Gnadenthron in Jeſu, deinem Sohne gönneſt! Deiner Fürſorge haben wir es zu danken, daß wir noch übrig ſind im Lande der Lebendigen, und deine Güte iſt es, daß wir wieder geſund an unſere Arbeit gehen können. O wie willig ſind alle Geſchöpfe deine Befehle auszurichten, wie, ſollten wir nicht auch ſo willig und mit Freuden an das Werk gehen, wozu Du uns berufen haſt? Die Sonne leuchtet uns darum und miſſet die Stunden ab, wie ſollten wir denn eine Stunde vorbeilaſſen, ohne etwas Gutes auszurichten zu deiner Ehre? — Ach, laß uns heute nicht ſo unglücklich ſeyn, daß wir etwas begehen, wodurch wir deine Ungnade uns zuziehen! Hilf, daß wir muthig kämpfen wider alle Verſuchungen, die uns begegnen, wider die Begierden unſeres Fleiſches und Blutes. Und wie die Sonne den Nebel tilgt, ſo tilge in uns alle Widerſpenſtigkeit und ſündliche Neigungen. Gib uns ein williges Herz, daß wir deine Gebote mit Freuden thun, und vollende das gute Werk, das Du in uns angefangen haſt. Laß mit dem Lichte der Welt auch dein Gnadenlicht in uns aufgehen, daß wir keine Gemeinſchaft haben mit der Finſterniß, ſondern als Kinder des Lichts wandeln in aller Gottſeligkeit. Lehre uns wohl bedenken, daß Du überall um uns ſeyeſt, daß wir nichts Böſes thun, ſondern ſo denken, reden und handeln, daß wir es vor Dir verantworten können. Und wenn wir etwa aus Uebereilung fehlen, ſo hilf uns bald wieder auf und ſey unſer verzeihender Vater um Chriſti willen. Laß uns in deine Fußtapfen treten und barmherzig ſeyn, wie Du barmherzig biſt. Mache uns liebreich gegen den Nächſten, mitleidig gegen Schwache, hilfreich gegen Nothleidende und tröſtend gegen Betrübte. Willſt Du durch einen Feind unſere Geduld prüfen, ſo laß uns nichts Unvernünftiges begehen, oder im Zorn etwas reden und thun, was nicht recht iſt vor Dir. Vielmehr gib, daß wir in Allem deine Vaterhand ſehen und ſo geneigt ſind zu vergeben, gleichwie unſere Feinde geneigt ſind, uns zu beleidigen; dann wird der Sieg auf unſerer Seite ſeyn, und wir werden das Böſe überwinden mit Gutem. — Mit deiner Hülfe gehen wir nun an unſere Arbeit. Mache leicht, was ſchwer iſt, und verhüte, was Gefahr bringen oder übel ausfallen könnte. Laß gelingen, was heilſam und gut gemeint iſt; ſey uns freundlich, o Herr, unſer Gott, und ſegne das Werk unſerer Hände. Gib, daß wir Alles weiſe einrichten, damit wir nichts vergeſſen, was gethan ſeyn muß, nichts zur Unzeit thun, nichts unbedachtſam verrichten, nichts ohne Noth aufſchieben, ſondern Alles recht thun, was uns zu thun zukommt. Laß uns wirken, ſo lange der Tag unſeres Lebens währt, ehe die Nacht des Todes kommt. Und wenn wir endlich unſern Lauf vollendet, ſo laß uns das Zeugniß eines guten Gewiſſens mit auf das Sterbebette nehmen, ſanft und ſelig ſterben und im Glauben an Jeſum Chriſtum eingehen zur ewigen Ruhe. Amen.

Abendſegen am Mondtag.

Ewiger, allmächtiger Gott! Wir verſammeln uns wieder um Dich und denken an alles Gute, das Du uns heute zu Theil werden ließeſt. Du haſt uns geſpeist und getränkt, getröſtet und erquickt, und durch Dich und deine Gnade ſtehen wir noch bis auf dieſe Stunde. Alle dieſe und andere Wohlthaten ſind lauter Stimmen, welche uns zu deinem Lobe aufmuntern. Wie ſollen wir Dir vergelten Alles, was Du täglich an uns thuſt, wir, die wir nur Staub und Aſche ſind? Ach, verſchmähe nicht das demüthige Lobopfer, welches wir Dir in dieſer Abendſtunde darbringen, und ſiehe uns ferner in Gnaden an. Vergib uns aber auch, was wir dieſen Tag mit Gedanken, Worten und Werken wider Dich begangen haben. Wäreſt Du nicht ein langmüthiger Gott, ſo lebten wir nicht mehr, ſo aber gibſt Du uns immer noch Zeit und Raum zur Buße. Uns reuet unſere Uebertretung und Sünde, und wir geloben mit aufrichtigem Herzen, Dir hinfort zu dienen und unſer Leben nach deinem Willen einzurichten. Hilf, daß wir mit unſern Kleidern auch alle böſe Gewohnheiten ausziehen und dieſelben zeitlebens haſſen und laſſen. Wir legen uns nun zu Bette; dieſe

Nacht kann unſere letzte Nacht werden. Wir wiſſen wohl, wie wir uns ſchlafen legen, aber wir wiſſen nicht, ob und wie wir aufſtehen werden; dieß ſteht allein bei Dir, Herr unſeres Lebens. So laß deine heiligen Engel uns ſchützen, daß Niemand unſere Ruhe ſtöre. Erfülle uns im Schlaf mit guten Gedanken, auf daß, wenn wir erwachen, dein Name und Gedächtniß ſtets in unſern Herzen ſey. Wie ein Hirte bei ſeiner Heerde wacht, ſo laß uns auch deiner Hirtentreue empfohlen ſeyn. Willſt Du aber etwas Widriges über uns verhängen, ſo denke, o Gott, daß wir deine Kinder ſind, die aus eigener Kraft nichts vermögen, ſondern von ihrem Vater Hülfe erwarten. Darum ſey unſer Licht in der Finſterniß und unſer Helfer in der Noth. In der Traurigkeit erfreue uns, im Elend erquicke uns, und wenn wir verlaſſen ſind, ſo nimm Dich unſer herzlich an. Halte deine Hand über alle Arme, Elende und Gebrechliche, und ſey nahe allen Sterbenden. Erleichtere die Laſten, die ſo Viele faſt zu Boden drücken, hilf, wo Hülfe gebricht, und laß die, welche am Abend keinen Ausweg mehr vor ſich haben, morgen einen frohen Tag erleben, damit Alle ſich ihres Gottes freuen und deinen Namen preiſen können immer und ewiglich. Amen.

Morgenſegen am Dienſtag.

Barmherziger Gott, du Brunquell aller Gaben! Siehe, wir kommen in dieſer Morgenſtunde zu Dir, wie Schwache zu dem Starken, wie Kinder zu ihrem Vater. Wir kommen im Namen Jeſu Chriſti und bitten Dich um alles Gute, welches Du allein verleihen kannſt. Gib uns, o Herr, was wir bitten, reiche uns, was wir bedürfen, verleihe uns, was gut und heilſam iſt, und ſchicke es in Allem, wie Du willſt. Sey heute und allezeit der Gott, der uns hilft, der Hort, auf den wir trauen. Deine Weisheit regiere uns, deine Gnade erhalte uns, deine Liebe erfreue uns, deine Barmherzigkeit tröſte uns, deine Allmacht ſchütze uns. Laß uns heute rein ſeyn in Gedanken, wahrhaft in Worten, verſchwiegen in Reden, treu in der That, züchtig in Sitten, ſchamhaft in Geberden, mäßig in der Freude, geduldig im Leiden, fleißig in Geſchäften und verſtändig in Allem. Vor allen Dingen aber laß die Liebe in uns wachſen und mache uns gerecht, daß wir unſerem Nächſten thun, was wir ſollen, geben, was ihm gehört, laſſen, was er hat und das gerne gönnen, was Du ihm beſcheerſt. Mache uns barmherzig, gleich wie Du, Vater im Himmel, barmherzig biſt, daß wir uns der Verlaſſenen annehmen, den Irrenden rathen, die Armen unterſtützen, die Schwachen ſtärken, den Gefallenen aufhelfen, die Betrübten tröſten und Allen mit einander Gutes erweiſen. Mache uns verſöhnlich gegen die Feinde, und laß uns allen Menſchen begegnen, wie wir ſollen, damit wir mit Jedermann Frieden haben. Weil aber die Welt voll Verſuchung iſt, ſo regiere uns, du lieber Gott, daß wir die Böſen meiden, zu den Frommen uns halten, die Guten nachahmen und immer als deine gehorſamen Kinder erfunden werden. Gib uns ſo viel Ehre vor Menſchen, als uns dienet, ſo viel Anſehen, als wir ertragen können, und ſo viel Gewalt, als wir zu brauchen wiſſen. Beſcheere uns auch im Zeitlichen ſo viel, als dein gnädiger, guter Wille iſt, gib uns ein fröhliches Herz und einen geſunden Leib. Wenn wir ausgehen, ſo führe uns, wenn wir eingehen, ſo bewahre uns, wenn wir daheim ſind, ſo behüte uns. Schenke uns Luſt zur Arbeit, Glück zu den Anſchlägen und Geſchicklichkeit zu allen Dingen. Segne Alles, was wir haben, und laß uns ſo viel erwerben, als wir bedürfen. Und weil Niemand in der Welt ſich ſelber helfen kann, ſo gib uns auch Gunſt bei Menſchen und gute Freunde. Läſſeſt Du ein Kreuz über uns kommen, ſo komme ſelbſt mit, und gib Geduld, wenn man's nicht ändern kann. Tröſte uns, wenn wir betrübt ſind, ſtärke uns, wenn wir ſchwach ſind, ſey bei uns, wenn wir krank ſind. Sollte es aber nicht gut ſeyn, ſo beſcheere uns ein ſanftes, ſeliges Ende, und verhilf uns zu deinen ewigen, himmliſchen Reich um Jeſu Chriſti willen. Amen.

Abendſegen am Dienſtag.

So iſt nun abermals ein Tag verfloſſen, und wir ſind ſo viel näher zur Ewigkeit gekommen. Nur Du, Ewiger, bleibeſt wie Du biſt, und deine Jahre nehmen kein Ende. Aber unſere Tage fahren dahin, als flögen ſie davon, und das Schifflein unſeres Lebens eilt auf dem ſchnellen Fluſſe der Zeit mit vollen Segeln der Ewigkeit zu. Herzlich und kindlich danken wir Dir, daß Du uns im Frieden bis hieher gebracht und würdig geachtet haſt heute etwas zu vollbringen zu Deinem Preiſe. Du haſt uns mit Deinen Augen geleitet und Deine Liebe hat uns getragen, daß wir keinen Unfall beweinen dürfen. Darum beſchließen wir dieſen Tag mit Gebet, wie wir ihn angefangen haben, und unſere Seele ſoll Dich loben. Wir denken aber auch an das Böſe, womit wir Dich heute beleidigt, wie an das Gute, das wir verſäumt haben. Wir hatten uns vorgenommen, dieſen Tag in einem heiligen Wandel zuzubringen, und haben doch Manches begangen, was nicht recht iſt vor Dir. Ach Herr, ſey uns gnädig, und gehe nicht mit uns ins Gericht; denn vor Dir iſt kein Sterblicher gerecht! Siehe nicht an die Menge unſerer Sünden, ſiehe vielmehr in Gnaden an das große Verdienſt Jeſu Chriſti und denke an Deine Verheiſſung: „daß Du nicht den Tod des Sünders wolleſt, ſondern daß er ſich bekehre und lebe.“ — Du haſt uns heute auch im Zeitlichen viel Gutes erwieſen, ſo gib uns nun die Gnade, daß wir dieſen Segen wohl gebrauchen. Doch laß uns nicht allein darin unſer Vergnügen ſuchen, ſondern die irdiſchen Dinge als etwas Vergängliches anſehen, das uns nur auf eine kurze Zeit geliehen iſt. Der Raum zwiſchen unſerem Tiſch und Bett iſt klein, und der Weg aus der Zeit in die Ewigkeit iſt kurz; darum mag es leicht ſeyn, ſo findet ſich ein Zehrpfennig, den wir nöthig haben, um die kurze Reiſe unſeres Lebens zurückzulegen. Nackt ſind wir von Mutterleibe gekommen, nackt werden wir auch wieder dahinfahren. Daher bewahre uns vor allen ſündlichen Sorgen und weit hinausdenkenden Bekümmerniſſen. Gib vielmehr, daß wir unſer ganzes Vertrauen auf deine Vorſehung ſetzen.—Mit dieſen Geſinnungen gehen wir nun ſchlafen. Sey bei uns, wenn unſere Augen ſich ſchließen, und verlaß uns nicht in der finſtern Nacht. O wie wohl ruhen wir, wenn wir einen gnädigen Gott über uns, ein gutes Gewiſſen in uns, und deine heiligen Engel um uns haben! Und wenn die Welt auch voller Unruhe iſt, ſo ſind wir ſicher vor allem Unglück. So legen wir uns denn in deine Vaterarme, da ſchlafen Kinder ſanft und wohl. Deine Treue läßt uns kein Leid widerfahren, Du wirſt uns morgen wieder geſund aufwecken und ferner geſchickt machen zu Allem, was Du mit uns vorhaſt. Du haſt es bisher gut mit uns gemacht, ſo fahre fort, bis das Ende unſerer Tage kommt, da Du uns erlöſen wirſt von allem Uebel und uns aushelfen zu deinem himmliſchen Reich durch Jeſum Chriſtum, unſern Herrn. Amen.

Morgenſegen am Mittwoch.

Das walte Gott der Vater, Gott der Sohn und Gott der heilige Geiſt! Amen.

Wir danken Dir, lieber himmliſcher Vater, daß Du uns in der vergangenen Nacht gnädig behütet und wieder geſund an das Tageslicht gebracht haſt. Du haſt unſere müden Hände geſtärkt;

darum breiten wir ſie aus zu Dir. Du haſt unſer Herz erquickt; darum bringen wir es Dir zum Opfer dar. Du haſt uns am Leben erhalten; darum ſey es Dir geweiht. Denke auch heute an uns nach deiner großen Güte. Behüte den Leib vor Krankheit und die Seele vor Verführung. Laß unſer Thun und Laſſen in deine Hände empfohlen ſeyn. — Wir leben jetzt mitten in der Woche; vergib uns, was wir bisher wider Dich geſündigt haben. Hilf uns aber auch, daß wir dieſen Tag nach Deinem Willen zubringen. Wir leben mitten in der Zeit; bewahre uns, daß wir ſie nicht mißbrauchen, ſondern uns recht darein ſchicken. Wir leben mitten im Glück und Unglück. Hilf, daß wir allezeit den Mittelweg treffen, daß wir im Unglück nicht kleinmüthig und im Glück nicht ſtolz werden. Laß uns Dir vertrauen; denn was Du thuſt iſt wohlgethan. — Herr Jeſu, Du Freund der Menſchen, Du ſelbſt haſt mitten in Gefahr und Unglück gelebt, darum ſey bei uns und verlaß uns nicht. Laß uns aus deiner Fülle nehmen, was uns mangelt. Gib uns, was uns fehlt und wirke in uns, was wir nach deinem Willen gerne wirken wollten, aber nicht können. Leite Alles zu unſerer Seligkeit und ſegne unſer Thun. Stehe uns bei in der Arbeit und erleichtere uns die Laſt unſeres Berufs. — Werther heiliger Geiſt, nimm uns in deine Zucht, daß wir als gehorſame Kinder lauter und unſträflich ſeyn mögen mitten unter dem verkehrten Geſchlecht. Mache uns tüchtig, wo wir untüchtig, ſtark, wenn wir ſchwach, getroſt, wenn wir betrübt ſind. — Heiliger, dreieiniger Gott, ſey heute mit uns, unter uns und bei uns. Wenn alle Berge mitten ins Meer ſänken und die Welt untergienge, ſo laß uns erfahren, daß Du der Herr unſer Gott biſt. Erhalte uns, ſo lange es Dir gefällt; endlich aber bringe uns durch Noth und Tod hindurch zum ewigen Leben. Amen.

Abendſegen am Mittwoch.

Herr, Gott, himmliſcher Vater, unſere Kraft und unſere Stärke! Dank ſey Dir, daß Du uns ſtark gemacht haſt, des Tages Laſt zu tragen; Dank, daß Du heute väterlich für uns geſorgt und uns mannigfaltig geſegnet haſt in unſerem Beruf. Je mehr wir Tage zurücklegen, deſto mehr erfahren wir deine Treue, genießen deine Liebe, und ſchmecken deine Freundlichkeit; aber wir kommen auch dem Tage näher, der allen unſern Tagen ein Ende machen wird. O, daß wir einen jeden derſelben ſo zubrächten, daß deine Liebe nicht beleidigt, unſer

Gewiſſen nicht beſchwert und unſere Schuld nicht gehäuft würde! Aber ach, wir ſind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den wir vor Dir haben ſollten! Wir ſchätzen deine Gnade gering und erkennen deine Wohlthaten ſo ſelten. Wende, o Herr, dein Angeſicht nicht von uns, ſondern ſey uns gnädig. Bei Dir iſt die Vergebung, daß man Dich fürchte, ſo vergib uns nach deiner großen Barmherzigkeit. — O Jeſu, Du Sohn des Höchſten! Zu Dir fliehen wir, verſtoß uns nicht. Wir haben zwar viele Urſache über unſere Sünden traurig zu ſeyn, aber doch eine viel größere, uns zu freuen über deine Liebe, die uns nicht verloren gehen laſſen will. Denke an uns nach deiner großen Güte und erbarme Dich unſer, wie Du Dich von jeher der Sünder erbarmt haſt. — Heiliger Geiſt, Du Troſt der Frommen! Weiche nicht von uns, ob wir gleich von Dir gewichen ſind, ſondern ſetze dein Gnadenwerk in uns fort. Erinnere uns ſtets an unſern Taufbund und an die Pflichten, die wir Gott ſchuldig ſind. Gib uns Kraft aus der Höhe, daß wir beſtehen mögen wider die liſtigen Anläufe des Teufels, und mache uns tüchtig, auf dem Wege deiner Gebote zu wandeln. — Heiliger, dreieiniger Gott! Verlaß uns nicht, wenn alle Menſchen uns verlaſſen, und denke an uns, wenn wir von uns ſelbſt nichts wiſſen. Erbarme Dich in dieſer Nacht über Reiche und Arme, über Geſunde und Kranke, über Lebende und Sterbende. Laß uns dieſes Siegel haben: „Der Herr kennet die Seinen.“ Schütze unſere Wohnungen und gib uns diejenigen zu, die um deinen Thron ſtehen, ſo wollen wir morgen wieder vor Dir anbeten und ſagen: „der Gott Iſraels iſt mit uns, der Gott Jakobs ſchützt uns!“ In deinem allerheiligſten Namen ſprechen wir indeſſen Amen!

Morgenſegen am Donnerstag.

Herr, unſer Gott, wir haben abermals einen Tag erlebt, und rühmen deine Barmherzigkeit und Treue. Du haſt uns im Frieden ſchlafen, ſicher ruhen und froh wieder erwachen laſſen. Wir fanden die Unſrigen wieder geſund und freuen uns mit ihnen des neuen Lebens. O wie leicht hätte es geſchehen können, daß dieſe Nacht unſere lezte geweſen wäre, daß wir eines der Unſrigen verloren, oder daß böſe Menſchen uns irgend einen Schaden zugefügt hätten! Aber deine Huld hat uns gnädig erhalten, hat Alles ſo gefügt, daß wir nichts beklagen dürfen. Wir loben und preiſen Dich für alle dieſe Wohlthaten, und empfehlen uns aufs Neue deinen Vaterhänden. Du weißt, daß ein jeder Tag ſeine eigene Plage habe, und weißt, wie ſchwach und hinfällig wir ſind, ſo laß deine Güte auch heute nicht aufhören. Verlaß uns nicht und hilf, daß der böſe Feind keine Macht an uns finden möge. Laß mit dem Licht dieſer Welt auch das Licht deiner Erkenntniß in uns wieder aufgehen und unſer Gewiſſen nicht ſchlafen, nachdem das Auge erwacht iſt. Sey mit uns, daß wir mit unſern Kleidern auch von neuem anziehen Jeſum Chriſtum, und als Kinder des Lichts wandeln, die in Gedanken, Worten und Werken gottesfürchtig, beſcheiden, nüchtern und mäßig erfunden werden. Erhalte unſere Geſundheit, ſtärke unſere Glieder, und mache uns fähig zu thun, was uns aufgetragen iſt. — Wir wollen, o Jeſu, Alles in Deinem Namen anfangen, führe Du uns weiter und laß es glücklich endigen. Zeige uns ſelbſt Gelegenheit, wodurch wir deine Ehre befördern, Andern dienen und für die Unſrigen etwas Nützliches zu Stande bringen können. Alle Trägheit und Unordnung laß ferne von uns ſeyn, daß wir nichts verſäumen, nichts zur Unzeit vornehmen, nicht aus dem Tage Nacht und aus der Nacht Tag machen, oder uns durch allzu ſchwere Arbeiten einen Schaden zufügen. Hilf, daß dieſer Tag kein unglücklicher Tag für uns werde, an welchem wir fallen und deine Gnade verſcherzen könnten. Gib uns, was uns heilſam iſt, lindere, was Du uns auflegſt, und laß uns des Tages Laſt und Hitze mit Geduld tragen. Nimm Dich unſerer Brüder und Schweſtern in Gnaden an, und verſorge die Armen, die jetzt noch nicht wiſſen, was ſie heute eſſen ſollen. Gib allen denen, die ſich redlich nähren wollen, Gelegenheit, heute etwas zu verdienen. Du biſt der Herr über Alle, Dir empfehlen wir Alle, leite ſie nach deinem Wohlgefallen. Laß vom Morgen bis zum Abend deine Gnade über uns walten; deine Allmacht beſchütze uns, deine Weisheit regiere uns, die Kraft des heiligen Geiſtes erhalte uns heute und allezeit. Amen.

Abendſegen am Donnerstag.

Starker, allmächtiger Gott! Wie unerforſchlich iſt deine Weisheit, wie groß deine Gnade, wie unendlich deine Güte, wie unergründlich deine Barmherzigkeit, wie unbegreiflich deine Allmacht, die Du heute wieder an uns Allen erwieſen haſt! Wir ſind nichts und Du biſt Alles, wir ſind Sünder und Du biſt gnädig, wir ſind ungehorſam und Du biſt geduldig, wir ſind arm und Du biſt freigebig, wir ſind ſchwach und Du biſt ſtark. Von Dir haben wir Alles, und ohne Dich haben wir nichts. Darum ſey gelobt für Alles, was Du uns heute an Leib und Seele Gutes gethan haſt! Deine Treue, Allgütiger, macht es, daß wir noch ſind, Du ließeſt uns den Tag im Frieden hinbringen und haſt die Unſrigen im guten Wohlſeyn erhalten. O wie viel ſind wir Dir ſchuldig, Du haſt uns heute recht väterlich verſorgt, recht wunderbar geführt, vor Unglück behütet und vor Gefahren befreit, in Kummer getröſtet, in der Angſt beſchützt und uns in allerlei Anliegen geholfen. Wenn wir irrten, haſt Du uns zurechtgewieſen, wenn wir ſündigten, hatteſt Du Geduld mit uns, wenn wir ſicher waren, warnteſt Du uns, wenn wir beteten, erhörteſt Du uns, was wir vornahmen, haſt Du geſegnet, was Andere hindern wollten, haſt Du ausgeführt. Mit deiner Hülfe haben wir Gönner und Freunde gefunden, und es fehlte nicht an dem nöthigen Auskommen. Hochgelobt ſeyſt Du für Alles, geprieſen auch für die gegenwärtige Stunde, in der wir uns nach Ruhe ſehnen! Ach, wie viele Menſchen ſind in dieſem Augenblick hier und anderswo, elender als wir, ärmer als wir, verlaſſener als wir, unglücklicher als wir, betrübter als wir! Darum ſey gerühmt, daß Du vor vielen Andern ſo wohl an uns thuſt. Höre gnädig das Gebet, das wir für ſie zu Dir ſchicken und laß Dir Alle befohlen ſeyn. Ernähre die Armen, ſpeiſe die Hungrigen, kleide die Nackten, tröſte die Betrübten, ſtärke die Schwachen, wache für die Schlafenden, ſey mit den Sterbenden. Beweiſe Dich an allen Orten, als einen Gott, der da hilft, als den Herrn Herrn, der vom Tode erretten kann, damit alle Lande deiner Ehre voll werden und alle Zungen bekennen, Du ſeyeſt Gott und keiner mehr. Amen.

Morgenſegen am Freitag.

Gnädiger, getreuer Gott! Wie Kinder zu ihrem Vater kommen, ſo kommen auch wir in dieſer Morgenſtunde, um mit Dir zu reden und Dir zu danken für das Gute, das Du uns an Leib und Seele erwieſen haſt. Lob ſey Dir, Du gnädiger Erhalter, daß Du uns in der vergangenen Nacht ſo väterlich behütet haſt, daß wir Dich mit frohem Munde preiſen, und neu geſtärkt wieder an unſere Arbeit gehen können. Weil wir aber wiſſen, daß mit unſerer Macht nichts gethan, ſondern Alles an Deinem Segen gelegen iſt, ſo bitten wir Dich, Du wolleſt Gedeihen geben zu allen Verrichtungen, wozu uns unſer Beruf verbindet. Laß uns alle Geſchäfte mit Bedacht vornehmen und mit Luſt verrichten. Segne ſie, daß wir unſer Auskommen haben, dem Nächſten dienen und den Dürftigen unterſtützen können, wo es noth thut. — Du haſt, o Jeſu, einſt an dieſem Tage das Werk der Erlöſung ausgeführt, dein Leib hat Schmerzen gelitten und deine Seele war betrübt bis in den Tod, und das Alles aus Liebe gegen uns Sünder. So laß uns deine große Liebe recht erkennen und uns vor der Sünde hüten. Laß uns in deine Fußtapfen treten, Du Anfänger und Vollender des Glaubens, daß wir Dir nachfolgen. Dein Leben ſey unſer Vorbild, deine Demuth unſer Beiſpiel, dein Gehorſam unſere Gerechtigkeit, deine Schmach unſere Ehre, dein Tod unſer Leben. Gib, daß wir dieſen Tag ehrbarlich zubringen, und über der Sorge für das Zeitliche nicht vergeſſen auch für unſere Seele zu ſorgen. Laß unſere Gedanken nicht eitel, unſere Worte nicht ärgerlich und unſer Thun und Laſſen nicht ſündlich ſeyn. Bewahre unſere Herzen vor Uebermuth und unſere Augen vor Stolz, wenn Stunden des Glücks kommen. Laß uns aber auch nicht kleinmüthig werden, wenn ein böſes Stündlein da iſt. Armuth und Reichthum gib uns nicht, laß uns nur unſern beſcheidenen Theil dahin nehmen. Sollteſt Du uns weiter zugedacht haben, ſo gib dabei die Gnade, daſſelbe recht zu gebrauchen.

Behüte uns vor Geiz, wie vor unnützer Verſchwendung deiner Gaben; Zorn und Rachgier laß ferne von uns ſeyn. Verleihe uns Kraft, daß wir uns aufrichtig gegen Dich, liebreich gegen alle Menſchen, treu im Amt und fleißig in dem Beruf bezeugen, damit wir auch dieſen Tag den übrigen Tagen unſeres Lebens im Segen zuſezen mögen. Kommt dann endlich, am Ziele unſerer Wallfahrt, die ſelige Veränderung, da Du uns frei machen wirſt von dem Leibe dieſes Todes, ſo nimm uns auf zu der vollkommenen Freiheit der Kinder Gottes, wo wir Dir in Heiligkeit und Gerechtigkeit dienen und Dich preiſen werden immer und ewiglich. Amen.

Abendſegen am Freitag.

Herr Jeſu, Du Sohn des Allerhöchſten! Mit Lob und Dank kommen wir vor dein heiliges Angeſicht in dieſer Abendſtunde. O wie treulich haſt Du uns arme, hülfsbedürftige Menſchen heute verſorgt, wie liebreich haſt Du Dich unſer angenommen! Du biſt fürwahr der beſte Freund, der die Seinen nie verläßt, und wenn die Noth am größten iſt, biſt Du am nächſten. Dieſe unausſprechliche Huld ließeſt Du uns auch an dem vergangenen Tage vielfältig erfahren; dafür loben und preiſen wir

Dich von ganzem Herzen. Nimm das demüthige Opfer unſerer Lippen in Gnaden an, und vergib uns alle unſere Sünden, um welcher willen Du am Stamme des Kreuzes geſtorben biſt. Verzeihe uns, daß wir heute ſo nachläſſig geweſen ſind, Dich als unſern Heiland und Erretter zu ſuchen. Du gehſt uns überall ſorgfältig nach, und läſſeſt Dich finden von denen, die ſich zu Dir bekehren. Du wirſt nicht müde, uns zur Buße zu rufen; aber wir folgen nicht. Habe noch ferner mit uns Geduld, und verſchone uns mit deinen Strafgerichten, die wir verdienet hätten. Verzeihe auch denen, welche deine Stimme aus Hartnäckigkeit nicht hören wollen und ihre Hände ſo gerne mit Unrecht beflecken. Schließe vor dieſen die Gnadenthüre noch nicht zu, ſondern rufe ihnen ferner, bis ſie ſich zu Dir wenden und deine treuen Arbeiter werden, nachdem ſie ſo lange der Welt und ihren Lüſten gedient haben. Stärke uns mit deiner Gotteskraft im Kampf gegen die Sünde. Laß uns immer weiſer, frömmer und thätiger werden im Chriſtenthum, daß wir die Krone des Lebens davon tragen mögen. — Bewahre uns auch in dieſer Nacht vor allen Nachſtellungen der Feinde, und laß deine heiligen Engel bei uns ſeyn, daß uns nichts Böſes begegne.

Siehe, wir empfehlen Dir Alles, was Du uns anvertraut haſt, und hoffen auf deine Güte. Laß uns unter deinem Schirme ſanft und ſicher ſchlafen, wie ein Kind in ſeiner Mutter Schooß. Sey mit den Armen und Verlaſſenen, mit den Kranken und Sterbenden. Höre die Seufzer, die in dieſer Nacht zu Dir aufſteigen, und verbirg dein Antliz nicht vor denen, die deine Hülfe ſuchen. Dir, Herr, klagen wir, was wir keinem Menſchen klagen können, Du zähleſt unſere Thränen und weißt, was uns niederbeugt. Du ſelbſt haſt im Thränenthale hienieden geweint und geſeufzt: „Vater, iſt's möglich, ſo laß dieſen Kelch an mir vorübergehen!" Du kennſt die Noth deiner Brüder am beſten; dein Herz iſt aber auch voll Liebe und Güte, Du kannſt helfen und willſt helfen. Darum kommen wir in jedem Anliegen zu Dir und bitten Dich, laß uns auch jetzt inne werden, daß wir einen Herrn im Himmel haben, der unſer Fürſprecher bei dem Vater iſt. Geprieſen werde dein heiliger Name von uns, bis daß du kommſt und Dein Lohn mit Dir. Amen.

Morgenſegen am Samstag.

Allmächtiger Gott und Vater! Wir danken Dir, daß Du uns und Alles, was wir haben, in der vergangenen Nacht gnädig bewahrt und uns zur Fortſetzung der Arbeit durch einen ruhigen Schlaf geſtärkt haſt. Unſere Leiber ſind irdene Gefäſſe, die leicht zerbrochen werden können; Du aber haſt ſie durch deine Kraft bisher erhalten. Erhalte ſie ſo lange, bis wir unſer Tagewerk vollbracht haben und zum ſeligen Abſchied aus dieſer Welt bereit ſind. Indeſſen beſcheere uns auch das tägliche Brod und zugleich Herzen, die ſich mit dem, was Du gibſt, begnügen laſſen. Lege deinen Segen auf die Arbeit, die wir heute verrichten werden, und gib uns Weisheit und Kraft dazu. Weil aber der Umgang mit andern Menſchen ſo gefährlich iſt, ſo bitten wir Dich: mache uns klug wie die Schlangen und ohne Falſch wie die Tauben. Hilf, daß wir den böſen Lüſten widerſtehen, den Zorn überwinden und beſonders unſere Zunge im Zaum halten. Lehre uns, was und wie wir reden ſollen, daß wir unſer Gewiſſen nicht beflecken und unſerem Nächſten keinen Anſtoß geben. Thorheiten geziemen dem Chriſten nicht, noch weniger Verläumdung des Nächſten; darum laß uns keinen Gefallen daran finden, wenn wir dieſes von Andern hören, noch weniger miteinſtimmen und das Gleiche thun. Soll aber unſer Mund rein bleiben, ſo reinige zuvor unſer Herz von allen ſündlichen Gedanken; denn weſſen das Herz voll iſt, davon geht der Mund über.

Laß uns alles unnöthige Geſchwätz meiden und in Allem Maaß und Ziel halten. Erinnere uns, wo wir ſind, an deine Gegenwart, an die Koſtbarkeit der Gnadenzeit und an die ſtrenge Rechenſchaft, welche auf uns wartet, und mache uns tüchtig dem Evangelio würdig zu wandeln, damit wir das Kleinod, welches uns verheißen wird, auch erlangen mögen. Hilf Du, getreuer Gott, wie Du bisher geholfen haſt; hilf tragen, was Du uns auflegſt und richte Alles zu unſerem Beſten ein. Hilf uns gnädig durch dieſe Welt und laß uns einſt, wenn es Zeit iſt, in Dir ſanft und ſelig abſcheiden durch Jeſum Chriſtum. Amen.

Abendſegen am Samstag.

Ewiger, unveränderlicher Gott! Wir veränderliche Menſchen legen immer einen Tag um den andern zurück und kommen unbemerkt zur Ewigkeit. Wir haben abermals einen Tag, und mit demſelben eine Woche zurückgelegt, und ſind unſerer ſeligen Veränderung ſo viel näher gekommen. Mit gerührtem Herzen ſagen wir deinem Namen Lob und Dank für die vielen und großen Wohlthaten, die wir aus deiner Vaterhand empfangen haben. Du haſt unſer Haus geſegnet, vor Schaden bewahrt und uns in

Ruhe und Frieden wohnen laſſen. Die Wolken der Traurigkeit lieſſeſt Du bald vorübergehen und halfſt das Widrige überwinden, welches Du zu unſerem Beſten verhängt hatteſt. Darum ſey geprieſen in Ewigkeit! Wir beklagen nur, daß wir deine Wohlthaten, Du treuer Vater, mit ſo viel Undank vergolten haben. Wir haben Dich leider nicht über Alles geliebt und haben uns zu ſehr in Dinge vertieft, die uns nichts helfen können. Auch betrübt uns das, daß wir unſerem Bruder nicht gethan haben, was wir wollten, daß man uns thue. Ach, Gott, ſey uns Sündern gnädig und laß unſerem Hauſe Heil widerfahren! Laß uns mit dieſer Woche alle unſere Sünden ablegen und mit der neuen neue Menſchen werden, die Dir dienen in Heiligkeit und Gerechtigkeit. — Du haſt, o Jeſu, an dieſem Tage ſanft im Grabe geruht. Laß uns auch dieſe Nacht ohne Gewiſſensangſt ruhen; bleibe bei uns und ſey unſer Schutz und Schirm. Hat ſich der Tag von uns geneigt, ſo neige Du Dich zu uns mit deiner Gnade, liegen wir im Finſtern, ſo ſey Du unſer Licht. Sollen wir in der Welt noch manchen ſauern Schritt thun, ſo bleibe bei uns und verſüße uns das Leiden. Kommt ein unglückliches Stündlein, ſo komme Du ſelbſt mit. Ohne Dich iſt das geringſte Leiden ſchwer zu ertragen; mit Dir aber das allerſchwerſte leicht zu überwinden. Gefällt es Dir, uns die Tage erleben zu laſſen, die voll Verdrüßlichkeit ſind, da ſich krümmen die Starken, da das Geſicht dunkel wird, die Glieder zittern und das Haupt zur Erde ſich neigt; Herr, ſo verlaß uns nicht. Hilf, wenn die Kräfte unſeres Leibes abnehmen, daß die Kräfte unſerer Seele deſto mehr zunehmen. Je weiter die Welt aus unſern Augen geht, deſto mehr laß das Verlangen nach dem Himmel in uns aufgehen. Und wenn endlich der Abend unſeres Lebens kommt und die Nacht des Todes einbricht, ſo bleibe bei uns, Herr Jeſu, da wir deines Troſtes am meiſten bedürfen. Stärke uns im lezten Todeskampf, in welchem ſelbſt die Helden zittern, und nimm uns auf in dein ewiges, himmliſches Reich. Amen.

Feſtgebete.

Morgenſegen am Adventsfeſt.

Gelobt ſey der da kommt im Namen des Herrn; Hoſiannah in der Höhe! So rufen wir Dir in dieſer Morgenſtunde zu, Du König der Ehren, unſer Herr und Heiland Jeſus Chriſtus! Du haſt uns in der vergangenen Nacht gnädig behütet, daß wir dieſen Tag geſund erleben und deine Barmherzigkeit jezt loben und preiſen können. Gib, daß unſer künftiges Leben nichts anders ſey, als ein beſtändiges Lob deiner göttlichen Majeſtät. Erleuchte unſere Augen, daß wir unſere Mängel erkennen, und verleihe uns Kraft, ſie abzulegen. Komme zu uns und mache Wohnung in unſern Herzen. Entferne, was Dir nicht gefällt und bereite ſie ſo zu, wie Du ſie haben willſt. Komme zu uns und vergib uns alle unſere Sünden. Du kommſt ja als ein ſanftmüthiger König, reich an Gnade und Erbarmung. Komme zu uns mit dem ganzen Segen deines heiligen Lebens, Leidens und Sterbens, damit wir der Sünde abſagen und unſer Fleiſch kreuzigen ſammt den Lüſten und Begierden. Heilige uns durch und durch, daß unſer Geiſt ſammt Seele und Leib unſträflich erhalten werde bis auf den Tag deiner Zukunft. — Hilf, daß wir Dich heute nicht blos in deinem Hauſe verehren, ſondern an allen Orten. Hilf, daß unſer Thun und Laſſen Dir gefallen möge, und behüte uns vor böſer Geſellſchaft. Verleihe uns deine Sanftmuth, daß wir gegen Andere verträglich ſind, deine Geduld, daß uns kein Leiden zu ſchwer werde, deine

Freundlichkeit, daß wir Niemand wehe thun, deine Mäßigkeit, daß wir deine Wohlthaten nicht mißbrauchen, deine Keuſchheit, daß wir uns vor den Lüſten des Fleiſches hüten, deine Aufrichtigkeit, daß wir ſtets die Wahrheit reden, und alle deine Tugenden, daß wir je mehr und mehr mit Dir vereinigt werden. Erbarme Dich derer, die Chriſten heißen und doch unter der Obrigkeit der Finſterniß ſtehen. Erbarme Dich derer, die noch ganz im Aberglauben leben, und laß auch ihnen dein Heil kund werden. Segne uns, Herr Jeſu, mit deinem Segen; verherrliche Dich an uns und hilf uns endlich zu deinem himmliſchen Reiche. Amen.

Abendſegen am Adventsfeſt.

Mit Lob und Dank nahen wir uns Dir, göttlicher Erlöſer, auch in dieſer Abendſtunde, und preiſen deine unergründliche Liebe, daß Du in die Welt gekommen biſt zu ſuchen und ſelig zu machen, was verloren iſt. Durch Dich iſt das Warten der Gerechten Freude geworden und die Hoffnung der Väter wurde erfüllt. Denn alle Verheißungen Gottes ſind Jä und Amen in Dir zum Lobe ſeiner herrlichen Gnade. — So komme nun auch zu uns, der Du verheißen haſt, daß Du bei uns ſeyn wolleſt alle Tage bis an der Welt Ende. Oeffne Dir unſere Herzen, daß wir Dich willig aufnehmen. Zeige uns, wo wir bisher gefehlt haben und lehre uns Buße thun. Schenke uns den wahren lebendigen Glauben, daß wir in deiner Gemeinſchaft ſtehen immer und ewiglich. Komme ferner zu uns durch dein Wort und die heiligen Sakramente, wie Du es bisher gethan haſt, und ſegne uns mit allerlei geiſtlichem Segen in himmliſchen Gütern. Laß das Licht des Evangeliums nicht erlöſchen und die Wohnung deines Namens bei uns bleiben für und für. Wecke die auf, welche im Schlafe der Sicherheit liegen und rufe die geiſtlich Todten zum Leben. Stärke die Schwachen und vollende dein Werk in denen, in welchen deine Gnade einen guten Anfang gemacht hat. Gib Sieg den Kämpfenden und erhalte die Treuen. Laß recht Viele unter uns zu der Zahl derer kommen, die da glauben und ſelig werden. Und nun übergeben wir Dir, o Herr, unſern Leib und unſere Seele, ſammt Allem, was wir haben. Nimm uns in deinen mächtigen Schutz, daß wir im Frieden ruhen, und ſtärke unſere Kräfte zur Erfüllung unſerer Pflichten. Laß uns, wenn es Dir gefällt, morgen wieder geſund erwachen, und laß mit dem neuen Tage auch deine Güte und Treue wieder über uns neu werden. Erquicke die Mühſeligen und Beladenen und tröſte die

Traurigen, komme als Helfer zu den Kranken und erlöſe die Sterbenden. Einſt aber, wenn Du in großer Kraft und Herrlichkeit wiederkommen und alle Völker verſammeln wirſt vor deinem Richterſtuhl; dann, o Herr, verwirf uns nicht, ſondern gib, daß wir mit Freuden Dir entgegenrufen: „Gelobt ſey der da kommt im Namen des Herrn, Hoſiannah in der Höhe!“ Amen.

Morgenſegen am Chriſtfeſt.

Voll Freude und Dank erhebt ſich unſer Geiſt zu Dir, Gott der Liebe, am Morgen dieſes feſtlichen Tages. Du haſt Großes an uns gethan, deß ſind wir fröhlich; denn uns iſt heute der Heiland geboren, welcher iſt Chriſtus, der Herr, in der Stadt Davids. Wir erkennen deine Güte mit gerührtem Herzen und danken Dir, daß Du aus lauter Liebe deinen eingebornen Sohn in die Welt geſandt haſt, damit wir nicht verloren gehen, ſondern durch den Glauben an ihn das ewige Leben haben ſollen. — Herr Jeſu! Lob, Preis und Ehre ſey aber auch Dir; Du biſt ein Menſchenkind geworden, damit wir Gotteskinder würden. Du wurdeſt arm, damit wir durch Dich zum Bilde Gottes erneuert werden möchten. Ach! wir ſaßen Alle in Finſterniß und Schatten des Todes; aber Du haſt uns zugewendet die herzliche Barmherzigkeit Gottes, haſt Frieden und Freude herniedergebracht und aus deiner Fülle nehmen wir Gnade um Gnade. Darum frohlocken wir mit den Engeln: Ehre ſey Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menſchen ein Wohlgefallen! So komme nun auch in unſere Herzen, die nach Dir verlangen, und erfülle uns mit allen Gaben deiner himmliſchen Güte. Offenbare Dich immer völliger in uns durch deinen Geiſt und laß uns erfahren, daß Er ein Geiſt der Kraft, der Liebe und der Zucht ſey. Heile uns durch deine Gnade von allem Elend der Sünde und verleihe uns Hülfe in jeder Noth. Bewahre uns vor den Verführungen dieſer argen Welt und vor den Reizungen, mit welchen Fleiſch und Blut uns verſucht. Begleite uns auf allen unſern Wegen, daß wir nicht in Irrthum gerathen oder ganz von Dir weichen. — Sey auch an dieſem heiligen Tage unſer Licht, und hilf, daß wir in Heiligkeit und Gerechtigkeit vor Dir wandeln. Wecke uns auf durch dein kräftiges Wort, wenn wir träg und nachläſſig werden wollen. Gib uns heilsbegierige Herzen, daß wir auf deine Stimme hören, deinen Willen thun und am Ende als fromme und treue Knechte von Dir erfunden werden mögen. Erfülle alle Länder mit deiner Ehre und laß allen

Völkern, die noch in Finſterniß ſitzen, bald dein Licht anbrechen. Ja, führe deine Erlösten vom Aufgang und Niedergang herbei zum ſeligen Erbtheil der Heiligen im Licht, wo wir mit ihnen und allen himmliſchen Heerſchaaren das ewige Hallelujah anſtimmen werden. Amen.

Abendſegen am Chriſtfeſt.

Lob und Dank ſey Dir geſagt, ewiger, allmächtiger Gott, daß Du uns das freudenreiche Feſt der Geburt deines Sohnes abermals in Ruhe und Frieden beſchließen läſſeſt. Du haſt heute nicht blos unſern Leib mit Speiſe und Trank verſorgt, ſondern auch unſere Seele mit dem Troſt deines Evangeliums reichlich erquickt. Verſiegle nun dieſen herrlichen Schatz in uns und gib, daß wir die große Gnade nie vergeſſen, die Du einſt durch Jeſum Chriſtum allen Menſchen erwieſen haſt. Laß uns den ganzen Segen ſeiner Menſchwerdung genießen, daß ſie uns antreibe zur wahren Beſſerung und Sinnesänderung. Hilf, daß wir dieſelbe fortſetzen bis an unſer Ende, und lehre uns Chriſtum lieb haben, welches beſſer iſt, als alles Wiſſen. — O Jeſu, Du Eingeborner vom Vater, voll Gnade und Wahrheit! Dich beten die Engel an; denn Du biſt der wahrhaſtige Gott und das ewige Leben. Dich hat der Vater der Liebe herabgeſendet, damit Du uns Sünder von allem Elend erlöſeteſt. In der Finſterniß biſt Du unſer Licht, in der Traurigkeit unſere Freude, in der Schwachheit unſere Kraft, in der Angſt der Welt unſer Friede, in Noth und Tod unſer Sieg und unſere Hülfe. Lehre uns den ewigen Rathſchluß deiner Liebe gegen uns verſtehen, daß wir unſere Luſt an Dir haben und unſere Hoffnung auf Dich ſetzen. Laß uns einſehen, wie theuer wir erkauft ſind, daß wir uns ſelbſt und der Welt abſterben und Dir allein leben. Verzeihe uns, wenn wir Dir heute nicht willig folgten, und werde nicht müde, uns ferner zu rufen. Vergib uns Alles, womit wir uns gegen den Nächſten verſündigt haben, und lehre uns Dich von ganzem Herzen lieben, damit aus dieſer Liebe die Liebe des Nächſten fließen möge. Verkläre uns immer mehr in das Bild deiner Heiligkeit, damit wir lebendige Früchte des Geiſtes bringen und dein großer Name geprieſen werde für und für. — Ach Herr, bleibe bei uns, es will Abend werden und der Tag hat ſich geneiget. Bleibe bei uns, und ſchließe uns auch in dieſer Nacht in deine Arme ein. Erweiſe Dich an uns als den Gott aller Gnade, der mehr thun kann, als wir bitten und verſtehen. Laß aber auch unſere Mitmenſchen erfahren, daß Du der rechte Helfer in aller Noth biſt, und daß außer Dir kein Heil ſey im Himmel und auf Erden. Entferne von unſerem Lager, was uns ſchädlich werden kann, und behüte uns vor den Nachſtellungen der Gottloſen. Bewahre uns vor gefährlichen Krankheiten und friſte unſer Leben; ſollen wir aber unſere Laufbahn enden, ſo nimm unſern Geiſt hinweg im Frieden und mache uns ewig ſelig. Amen.

Morgenſegen am neuen Jahr.

Unſer Anfang geſchehe im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat! Mit Preis und Dank kommen wir in dieſer Morgenſtunde vor dein heiliges Angeſicht, barmherziger Gott und Vater, und rühmen deinen herrlichen Namen. Wir denken an die unverdiente Güte und Treue, welche Du unſer Leben lang und insbeſondere im verfloſſenen Jahre an uns bewieſen haſt. Du haſt uns Leben und Geſundheit verliehen, aus Noth und Gefahr errettet, haſt uns mit deinen Gütern geſegnet und gefördert unſerer Hände Werk. Ach, Herr, wir ſind nicht werth aller Barmherzigkeit und Treue, die Du an uns gethan haſt und noch thuſt! Wir danken Dir für jede Speiſe, die uns erquickte, für jeden

Trank, der uns labte, für jeden Sonnenblick, der uns erheiterte, für jede Freude, die uns wurde, für jeden treuen Freund, den Du uns finden ließeſt. Alles iſt deine Gabe, was Du uns mittheilteſt, oder was gute Menſchen uns erwieſen haben. Auch was Du uns leiden ließeſt, geſchah nach deinem väterlichen Rath; Du haſt uns eine Zeitlang gedemüthigt, daß wir unſere Unmacht einſehen; Du entzogſt uns deine Hand eine Weile, daß wir ſie ſchätzen lernen und uns an deiner Gnade genügen laſſen. So warſt Du beim Geben und Nehmen, beim Züchtigen und Wohlthun die unveränderliche Liebe. Du haſt im vergangenen Jahre nicht alle Wünſche erhört, weiſer Vater, o wie danken wir Dir jetzt, daß Du unſere thörichten Anſchläge vereitelt haſt! Wie oft hätten wir ſeufzen müſſen, wenn Alles nach unſerem Willen gegangen wäre! Wir ſchämen uns unſeres Unglaubens und unſerer Verzagtheit; verzeihe, daß wir da geklagt haben, wo wir Dir hätten danken ſollen. Nimm unſere Reue in Gnaden an, daß wir manches Gute, das wir empfingen, im Leichtſinn hingenommen und oft gar zum Schaden unſerer Seele angewendet haben. Vergib uns alle wiſſentliche und unwiſſentliche Sünden und ſey gnädig deinen Kindern, wie Du es bisher warſt. Wir bitten Dich aber auch, Du wolleſt uns ein friedliches, fröhliches und gnadenreiches, neues Jahr beſcheeren, bei deinem Wort und den heiligen Sakramenten uns erhalten, unſere Arbeit und unſer Gewerbe fördern und uns und die Unſrigen an Leib und Seele väterlich ſegnen und behüten. Mache uns ſtill und gelaſſen, wenn wir durch Trübſal gehen und Jeſu das Kreuz nachtragen ſollen. Willſt Du, daß wir länger leben, ſo ſtärke unſere Geſundheit, und erhalte uns in deiner Gnade und Liebe; ſoll aber dieſes Jahr das lezte ſeyn, ſo beſcheere uns ein ſeliges Ende und führe uns aus von dieſem Jammerthal in dein ewiges Freudenreich, wo wir Dich herrlicher und würdiger preiſen werden. Amen.

Abendſegen am neuen Jahr.

Herr, Du biſt würdig zu nehmen Preis und Ehre und Anbetung von Ewigkeit zu Ewigkeit! In deinem Namen haben wir das Jahr angefangen und mit Dir ſchon einen Tag deſſelben vollbracht, zu den zahlloſen Wohlthaten der verfloſſenen Zeit ſind neue gekommen, und wir haben es heute wieder erfahren, daß deine Liebe unendlich ſey. Ehe wir nun zu Bette gehen, übergeben wir uns Dir mit kindlichem Vertrauen und bitten Dich, verherrliche Dich auch ferner an uns Allen nach deiner großen Güte. Vor Allem aber hilf, daß wir in deiner Gnade bleiben und als deine Kinder leben. Das Alte iſt vergangen, laß jetzt Alles neu werden, neu in der Treue, neu in der Rechtſchaffenheit und Ehrlichkeit, neu im Gehorſam, daß wir nicht in den alten Schlaf der Sorgloſigkeit zurückfallen und zulezt in Sünden ſterben. Laß uns ablegen die Werke der Finſterniß und anziehen die Waffen des Lichts, daß wir als wahre Streiter Chriſti erfunden werden. Laß uns die Kürze unſerer Tage nie vergeſſen, daß wir bei Zeiten unſer Haus beſtellen, das gute Theil erwählen und das unvergängliche und unverwelkliche Erbe erlangen, das allen deinen Auserwählten aufbehalten iſt im Himmel. — Bewahre uns vor Allem, was unſere Ruhe ſtören und uns Schaden bringen könnte. Heilige auch unſere Gedanken und Begierden, damit unſer Schlaf nicht ſündlich ſey. Nimm Dich aller Unglücklichen, Betrübten, Nothleidenden, Kranken und Sterbenden an, höre ihr Gebet, das ſie zu Dir ſchicken, und tröſte ſie mit deinem Geiſte, wenn nichts mehr ſie tröſten und beruhigen kann. Du, o Herr, kannſt mehr thun, als wir wiſſen und verſtehen, ſo hilf, wo Niemand helfen kann. Laß uns in dieſer Nacht mit der Verſicherung deiner Gnade in Jeſu Chriſto einſchlafen und morgen, wenn es Dir gefällt, wieder geſund erwachen, daß wir ein neues Leben führen zu deinem Preiſe. Amen.

Morgenſegen am Erſcheinungsfeſt.

Mit dankbarem Herzen preiſen wir Dich, gütigſter Vater, für den Schutz in dieſer Nacht und für die neuen Kräfte, die Du uns durch einen ſanften Schlaf verliehen haſt. Beſonders aber rühmen wir Dich an dieſem feſtlichen Tage, daß Du unſern Voreltern, die in der Finſterniß wandelten, dein Licht in Chriſto Jeſu aufgehen ließeſt und ſie und uns zu deinem Reiche berufen haſt. Habe Dank für dieſe unausſprechliche Wohlthat, daß wir ſchon ſo lange dein Volk und deine Kinder heißen, und mache uns ſelber tüchtig, deinem eingebornen Sohne, in welchem uns deine Freundlichkeit erſchienen iſt, die Opfer des Dankes und der Anbetung darzubringen. Gib, daß wir mit ganzem Herzen an Ihn uns halten, Ihn freudig bekennen, ſein heiliges Evangelium theuer achten und es mit aller Treue bis ans Ende bewahren. Erleuchte unſere Augen, daß wir verſtehen mögen, welches da ſey die Hoffnung unſeres

Berufs und der Reichthum deiner herrlichen Gnade an Allen, die geheiligt werden. — Breite dein Reich, das Reich deines Sohnes, immer weiter aus, und laß die Heiden an den Enden der Welt dein Licht ſchauen und fröhlich werden im Glanz, der über ihnen aufgeht. Rufe Arbeiter in deine große Erndte, ſende Boten aus, daß ſie die Völker bekehren von der Finſterniß zu deinem Licht. Stärke ihren Muth in allen Kämpfen, ſchütze ſie in allen Gefahren, lege deine Kraft auf ihre Worte und ziehe aus mit ihnen in den Streit, damit der Götzendienſt falle, die Heiden Dir die Ehre geben und die fernen Inſeln deinen Ruhm verkündigen. Uns aber, die wir die Erſtlinge deiner Gnade empfangen haben, regiere durch deinen heiligen Geiſt, daß wir als Kinder des Lichts in deinem Lichte wandeln und die unfruchtbaren Werke der Finſterniß haſſen. Mache dieſen feſtlichen Tag zu einem Tag der Sinnesänderung für uns Alle, und verherrliche Dich an uns heute und immerdar. Amen.

Abendſegen am Erſcheinungsfeſt.

Guter Gott und Vater! Wir erinnern uns am Abend des heutigen Feſttages nochmals an die unausſprechlich großen Wohlthaten, die Du uns und unſern Vorfahren dadurch erzeigteſt, daß Du dein Wort auch in unſerem Vaterlande haſt verkündigen laſſen. Ach, was wären wir, wenn deine Gnade uns nicht aus der Finſterniß des Aberglaubens errettet und unſer Herz mit dem Lichte des Evangeliums erleuchtet hätte! Wir würden heute noch vor todten Götzen niederknien, und umſonſt nach Licht, nach Troſt und Hülfe ſchmachten, ohne zu wiſſen, wo wir ſie ſuchen und finden ſollen. Darum danken wir Dir, Allgütiger, für dieſe große Liebe, und preiſen Dich, daß die Lehre Jeſu unſern Pfad erhellt, unſern Glauben ſtärkt, unſer Gewiſſen beruhigt und unſere Hoffnung für alle Zukunft beſtätigt. O daß wir dieſes theure Kleinod mehr zu ſchätzen wüßten, daß wir erkenneten, was wir ihm zu danken haben und einen beſſern Gebrauch davon machten! Du weißt, o Herr, wie lau und träg, wie gleichgültig und leichtſinnig wir gegen dieſes koſtbarſte Geſchenk ſind, und doch haſt Du bis jetzt auch Undankbaren dieſe große Wohlthat nicht entzogen. So ſey uns ferner gnädig und erhalte uns das helle Licht deines ſeligmachenden Wortes als den einzigen Leitſtern, der uns aus dieſer dunkeln Welt zu deinem Himmel führen ſoll. Laß uns demſelben immer treuer folgen, Jeſum Chriſtum, das Heil der Menſchen, immer ernſtlicher ſuchen und Ihn in Wort und

That immer freudiger bekennen. Laß uns aber auch in unſerem Chriſtenlaufe keine Mühe, Gefahr noch Unluſt ſcheuen, ſondern unſerem Erlöſer in Noth und Tod getroſt folgen, bis wir das Ziel unſerer Wallfahrt erreicht haben und zum ewigen Frieden gelangt ſind. Herr, erhöre unſer Gebet und ſey uns auch in dieſer Nacht gnädig um Jeſu Chriſti willen! Amen.

Morgenſegen am Palmtag.

Lob, Preis und Dank ſey Dir geſagt, Allgütiger, daß Du uns den erſten Tag der ſtillen Woche wieder erleben läſſeſt, in welcher Du deinen eingebornen Sohn für eine ganze Sünderwelt dahingegeben haſt! O mache uns unſere Erlöſung auf's Neue recht wichtig und gib, daß das Andenken an ſie uns begleite auf allen unſern Wegen! Gib uns zu erkennen, welch' unausſprechliches Heil uns durch Jeſum Chriſtum bereitet worden iſt, damit es in dieſer heiligen Woche ſtille werde in den Häuſern, ſtille auf den Straßen, ſtille bei Tag und bei Nacht. Vor allem aber mache unſer Herz, dieſes unruhige Uebel, ſtille, Du ſanftmüthiger Erlöſer, daß alle ſündlichen Neigungen und Begierden ſchweigen und daſſelbe Ruhe finde in Dir. Sammle durch deinen

Geiſt unſern zerſtreuten Sinn, daß wir deine Stimme hören, wenn Du uns zurufſt: „Mir haſt du Arbeit gemacht mit deinen Sünden, mir haſt du Mühe gemacht mit deinen Miſſethaten. Ich tilge deine Uebertretung nm meinetwillen und gedenke deiner Sünden nicht!“ Bewahre uns aber auch vor dem Mißbrauch deiner theuren Erlöſung, vor wiſſentlichem Sündigen und muthwilligen Uebertretungen deiner Gebote. Gib vielmehr, daß wir der Sünde völlig abſterben und der Gerechtigkeit leben. Hilf, daß wir im Aufſehen auf Dich, den Anfänger und Vollender des Glaubens, laufen durch Geduld in dem Kampf, der uns verordnet iſt, und verleihe, daß wir auch einſt des Glaubens Ende, der Seelen Seligkeit, davon tragen mögen. — So ſegne denn, lieber Heiland, deines Leidens Anfang, Fortgang und Ausgang an uns Allen. Segne den Anfang deſſelben zu einem gründlichen Anfang des wahren Glaubens an deinen Namen. Segne den Fortgang, daß wir immer mehr erkennen, was Du an uns gethan haſt, daß wir wachſen in deiner Liebe und unſer Fleiſch kreuzigen ſammt den Lüſten und Begierden. Segne den Ausgang deſſelben an uns durch geduldiges Ausharren bei Dir unter allen Widerwärtigkeiten des Lebens, bis wir Dich für deine unausſprechliche Liebe im Himmel loben und preiſen können ewiglich. Amen.

Abendſegen am Palmtag.

Herr Jeſu, unſer Heil und Leben! Wir können dieſen Tag nicht beſchließen, ohne Dir für deine Liebe zu danken und uns deiner treuen Aufſicht zu empfehlen. Du dachteſt an uns, ehe wir geboren waren, und ſorgteſt für uns, ehe wir Dich kannten; Du ließeſt dein Leben für uns und durch Dich können wir Erben des Himmels werden. Habe Dank für dieſe unverdiente Gnade, und ſtärke in uns die guten Vorſäze, die wir am Morgen vor Dir gefaßt haben. Ziehe unſere Herzen zu Dir, daß wir uns nicht zu ſehr in das Irdiſche vertiefen und aus Liebe zu Geld und Gut wieder aus deiner Gnade fallen. O laß dein Leiden, dein Zittern und Zagen, dein Wachen und Beten an uns nicht vergebens ſeyn, ſondern hilf, daß wir uns ſelbſt und der Sünde abſterben und mit Dir in einem neuen Leben wandeln! Du ſieheſt, in wie vielfachen Zerſtreuungen wir befangen ſind, ſo ſammle doch unſere Herzen und Sinne zu dem einzig Nothwendigen. Gib, daß wir Alle dieſe heilige Zeit wohl anwenden, und das Wort von deinem Kreuze uns ſo zu eigen machen, daß wir dadurch erweckt, bekehrt, geſtärkt, weiter geführt, ja zum ewigen Leben erhalten werden. — Die Nacht iſt da, und ihre Stille ladet zur Ruhe ein; wohl dem, der ſie findet. Ach! ſchenke ſie dem Leidenden, der ſich vor Schmerzen nicht zu helfen weiß und dem Betrübten, der ſich vor Gram und Kummer auf ſeinem Lager wälzt. Gib ihnen Schlaf, o Herr, den Troſt aller Müden, ſo gibſt Du ihnen viel. Begegne mit deinen Schrecken Dem, der auf ſchlechten Wegen geht und laß mit jedem Geräuſche deine Furcht aufſteigen in den Böſen, die Guten aber im Frieden ruhen. Nimm uns, Du ſtarker Gott, in deinen mächtigen Schutz, und ſchließ davon unſere Feinde nicht aus. In deinen Armen, in den Armen der ewigen Allmacht und Liebe läßt es ſich ſanft und ſicher ruhen. Sey mit uns Allen im Leben und im Tod, wir hoffen auf deine Güte. Amen.

Morgenſegen am Charfreitag.

Mit heiliger Ehrfurcht kommen wir in dieſer Morgenſtunde vor dein heiliges Angeſicht, barmherziger Gott und Vater und danken Dir, daß Du deinen eingebornen Sohn Jeſum Chriſtum für uns zur Sünde gemacht haſt, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Dir gilt. O gib uns Allen heute zu erkennen die Tiefe des Reichthums deiner ewigen Liebe, daß unſer Mund voll werde von deinem Lobe und einſtimme in das Hallelujah, das die Seligen Dir darbringen im Himmel. — Herr Jeſu, Du Sohn des hochgelobten Gottes, Du Mittler des neuen Bundes. Mache uns deinen Todestag recht wichtig und theuer, — den Tag unſeres Friedens, unſerer Erlöſung und Seligkeit. Hilf, daß kein irdiſcher Sinn ihn entweihe, kein ſündlicher Gedanke ihn entheilige. Vielmehr laß uns ihn zubringen im Andenken an Dich, damit er recht geſegnet ſey an unſern Herzen. Stelle Dich uns vor Augen in deiner Schmerzensgeſtalt, zeige uns deine Wunden, damit deine Marter und Pein kräftig auf uns wirke und uns ziehe Dir nachzufolgen in der Selbſtverläugnung und Liebe. Gib, daß dein Leiden unſere Herzen erweiche, daß wir Dich hinfort nicht betrüben mit muthwilligen Sünden, noch Dich aufs Neue kreuzigen mit unſern Miſſethaten. Wir haben leider bisher deine heiligen Wege verlaſſen, haben die Welt und uns ſelbſt mehr geliebt als Dich, haben unſere Gedanken nur auf eitle Dinge gerichtet, haben geſündigt mit Worten und Werken und die theuren Gnadenmittel verſäumt. Vergib uns um deines theuren Blutes willen, das uns heute wieder im heiligen Abendmahl angeboten wird, und ſchenke uns deinen Geiſt, daß wir hinfort in einem neuen Leben wandeln. Verleihe uns aber auch Kraft und Beſtändigkeit, daß wir Dir dein Kreuz nachtragen im Glauben und in Geduld. Führe uns, daß wir nicht verirren, ſondern den Pfad erwählen, der zum Leben führet. — Ach, laß Keinen von Allen verloren gehen, ſtehe vielmehr allen verlaſſenen Herzen bei, daß ſie durch Dich gerettet werden! Laß das Wort vom Kreuz eine Friedensbotſchaft werden bei allen Menſchen, damit auch Die, welche noch ferne ſtehen, erlöst werden von ihren Sünden und ſammt uns deine Gnade rühmen dürfen. Denn, Du, Herr, haſt uns erkauft mit deinem Blut und biſt würdig zu nehmen Preis und Ehre und Kraft und Gewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.

Abendſegen am Charfreitag.

Großer und herrlicher Gott! Noch iſt unſer Herz voll von den Empfindungen Deiner Güte und von den Segnungen, mit denen dieſer Tag begleitet war; wir können ihn nicht ſchließen, ohne uns vorher im Gebet deinem heiligen Throne zu nahen. Du haſt uns heute nicht blos leiblich erquickt, ſondern auch geiſtig, haſt uns Gelegenheit gegeben deine unausſprechliche Liebe zu erwägen, welche Du durch Jeſum Chriſtum den Menſchen erzeigteſt. Wir danken Dir für dieſe unausſprechliche Gnade und bitten Dich, Du wolleſt das bittere Leiden und Sterben deines Sohnes an uns nicht verloren ſeyn laſſen. Lehre uns ohne Unterlaß bedenken, welch ein Fluch auf der Sünde liege, und wirke durch deinen Geiſt, daß wir derſelben abſterben und der Gerechtigkeit leben.

Preis und Dank ſey aber auch Dir, Herr Jeſu, daß Du am Kreuz für uns geſtorben biſt, und in deinem Tod, wie in deinem Leben deine Liebe gegen uns verherrlicht haſt! Dich preiſen Alle, die bei Dir Ruhe gefunden haben, Alle, die durch Dich zu Gott gekommen ſind und noch kommen, Alle, die durch Dich der Vergebung ihrer Sünden gewiß und um Deinetwillen im Leben, Leiden und Sterben getroſt ſind. Du biſt die Verſöhnung für unſere Sünden, nicht allein aber für die unſrigen, ſondern auch für die Sünden der ganzen Welt. — O laß allen denen, die noch nicht an Dich glauben, das Wort vom Kreuze eine Gotteskraft werden, ſie ſelig zu machen von ihren Sünden! Erbarme Dich insbeſondere der armen Heiden, die noch in der Finſterniß ihres Herzens dahin leben. Erleuchte ſie mit dem hellen

Licht des Evangeliums, daß ſie ihre Götzen verlaſſen und Dich erkennen, der Du der wahrhaftige Gott biſt und das ewige Leben. Erhöre alle Traurenden und Leidtragenden, die in irgend einer Noth und Bedrängniß zu Dir flehen, und hilf ihnen. Stelle uns im Geiſte oft hin an dein ſtilles Grab, wo Du nach allen Schmerzen und Leiden eine Ruheſtätte gefunden haſt, und befreie uns durch den Glauben an Dich von aller Furcht des Todes und des Grabes. Sey unſer Schutz und unſer Erhalter bei Tag, wie bei Nacht, bis Du uns würdigſt vor deinem Throne zu ſtehen, wo wir mit allen Erlösten Dich, unſern Heiland und Retter, loben und preiſen werden immer und ewiglich. Amen.

Morgenſegen am Oſterfeſt.

Mit Dank und Freude kommen wir heute zu Dir, Herr Jeſu, um deinen Sieg über Tod und Grab, dein neues Leben in der Herrlichkeit zu feiern! Wie bald haſt Du die Bande des Todes zerriſſen, wie mächtig biſt Du hervorgegangen aus der Gruft, aus der ſonſt Keiner wiederkehrt! Dir jauchzen Alle, die durch Dich zu Gott gekommen ſind und die Herrlichkeit ſehen, die Dir der Vater gegeben hat; und wir, die wir hier im Glauben wallen, beten Dich an, Ueberwinder des Todes und Grabes, und freuen uns deines Triumphes. Auch für uns haſt Du im Staube gelebt, für uns dein Blut vergoſſen, für uns lebſt Du von Neuem und willſt ſelig machen Alle, die an Dich glauben. O ſo erbarme Dich deiner Erlösten, die Dir folgen wollen, und hilf ihnen vollenden, wie Du vollendet haſt.

Du biſt die Auferſtehung und das Leben; ſo lebe forthin auch in uns, daß wir nur Dir leben. Erwecke uns durch die Kraft deines heiligen Geiſtes vom Schlaf der Sünde; ertödte alle böſe Luſt, die noch herrſchet in unſerem ſterblichen Leibe, und laß uns in wahrer Buße und in rechtſchaffenem Glauben wandeln vor Dir. Beſiege und überwinde die Welt in uns, Du ſtarker Held, bleibe bei uns, wie Du verheißen haſt, fort und fort und gib uns den Frieden deines Lebens, worin verborgen liegen alle himmliſchen Güter. Nimm Dich unſerer Schwachheit an, der Du dich emporgeſchwungen haſt über alle Leiden dieſer Zeit, und laß uns täglich erfahren, daß Du das lebendige Haupt der Deinigen biſt. Verſichere uns je mehr und mehr, daß wir an Dir einen treuen, beſtändigen Freund haben, der uns durch das irdiſche Leben begleiten, unter Kreuz und Trübſal aufrichten, gegen alle Feinde beſchützen, in der Todesnoth erquicken, aus dem Grabe wieder erwecken und mit der Krone der Herrlichkeit zieren wird. Laß uns fühlen, daß wir Dir angehören und Niemand uns deinen Händen entreißen kann. — Erhöre uns Herr, Herr, unſer Gott, und gib uns heute auch einen tiefen lebendigen Eindruck von dem herrlichen Wunder deiner Auferſtehung. Laß die freudenreiche Botſchaft, daß Du Tod und Grab überwunden und ein ewiges, unvergängliches Leben an das Licht gebracht haſt an unſern Herzen recht geſegnet ſeyn. Laß uns Oſtern halten nicht im alten Sauertaige, ſondern im Geiſte der Lauterkeit und Wahrheit, und wirke in uns Früchte des Glaubens und der Gottſeligkeit, die da bleiben ins ewige Leben! Amen.

Abendſegen am Oſterfeſt.

Großer Gott! Wir erſcheinen am Schluſſe dieſes feſtlichen Tages nochmals vor Dir und preiſen Dich für die hohen Segnungen, die Du uns verliehen haſt durch die Auferweckung Jeſu Chriſti von den Todten. Heil uns; denn ſein

Leben iſt der feſte Anker unſeres Glaubens, das ſicherſte Pfand unſerer Hoffnung! Wäre Chriſtus nicht auferſtanden, ſo wäre unſer Glaube eitel, und wir wären noch in unſern Sünden todt. Nun aber iſt Chriſtus auferſtanden von den Todten und wir halten uns an ſein Wort: „Ich lebe, und ihr ſollt auch leben, wo ich bin, da ſoll mein Diener auch ſeyn.“ — So gib nun, daß dieſer kindliche Glaube, dieſe lebendige Hoffnung uns bewahret werde bis ans Ende. Laß uns täglich mehr erfahren die Kraft des Sieges, den dein Sohn uns zu gut erſtritten hat, da er Sünde und Tod überwunden und uns die Gerechtigkeit erworben, die vor Dir gilt. Du haſt Alles vollendet, daß wir ewigen Troſt und unvergängliches Heil bei Dir finden können; aber ach, wie wirſt Du ſo wenig geſucht! Wir ſind noch in Sünden todt und finden täglich an uns ſo viel Trägheit zum Guten, ſo große Neigung zum Böſen. Nimm Dich unſer in Gnaden an, daß dein Verdienſt an uns nicht verloren gehe! Was hilft es uns, daß wir leben, wenn wir nicht in Dir leben, und wenn Du nicht in uns lebſt? Komme in unſer Herz und durchdringe es mit deiner Liebe. Tilge in uns aber auch die Liebe zur Welt, daß wir nicht zerſtreut, nicht befleckt und dein Leben in uns nicht erſtickt werde. Laß uns ablegen den alten Menſchen, der durch Lüſte in Irrthum verſunken iſt und den neuen anziehen, der nach Gott geſchaffen iſt, in rechtſchaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit. — Erbarme Dich aller Menſchen die von der Kraft deiner Auferſtehung noch nichts erfahren haben an ihren Seelen. Laß den Gnadenruf deines Evangeliums zu ihnen dringen und erwecke ſie durch deinen Geiſt, daß ſie die Sünde verlaſſen und in einem neuen Leben wandeln. Schenke deinen Frieden allen Bekümmerten und Angefochtenen, daß ſie getroſt ſind in Dir und deiner Hülfe harren. Erbarme Dich aller Kranken und Sterbenden, erquicke ſie mit deinem Troſt und gib, daß ſie aus Erfahrung ſagen können: „Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt!“ Und wenn auch wir einſt durch das finſtere Thal des Todes gehen müſſen, dann, o Herr, laß deine Auferſtehung unſerem Glauben das gewiſſe Pfand ſeyn, daß uns aufbehalten iſt ein unvergängliches und unverwelkliches Erbe im Himmel. Amen.

Morgenſegen am Himmelfahrtsfeſt.

Göttlicher Erlöſer, Jeſus Chriſtus! Mit heiliger Freude gedenken wir an dieſem feſtlichen

Morgen deines Eingangs in die Herrlichkeit und beten an. Wir preiſen Dich, daß Du Tod und Hölle überwunden und Dich zur Rechten deines Vaters geſezt haſt. Wir freuen uns deines herrlichen Sieges; dein Sieg iſt unſer Sieg, deine Herrlichkeit das Pfand unſerer Herrlichkeit, deine Macht und Gewalt die Bürgſchaft unſeres ewigen Heils. Wir ſehen Dir im Glauben nach und bitten Dich, blicke gnädig herab auf uns deine theuer Erlösten. Hier ſind unſere Herzen, die Dir hinfort angehören ſollen, heilige ſie Dir, daß ſie Dich ehren und lieben. Erfülle uns mit der Gabe deines heiligen Geiſtes aus der Höhe, und mache uns tüchtig Dir zu dienen mit Furcht und Willigkeit. Beuge unſern Eigenwillen unter dein ſanftes Joch, ſtärke uns wider die Sünde und hilf, daß wir unſern Wandel ernſtlich nach dem Himmel richten und ſuchen, was droben iſt, da Du biſt. — Gedenke unſer in deinem himmliſchen Reiche, und ſo wir ſündigen, ſo ſey unſer Mittler und Fürſprecher bei dem Vater, daß keine Anklage uns verdamme und ſein Friede bei uns bleibe für und für. Ertödte alle böſe Luſt, die noch herrſcht in unſerm ſterblichen Leibe, und laß uns in wahrer Buße und rechtſchaffenem

Glauben wandeln vor Dir. Leite auch unſere Kinder auf den Weg des Heils und bewahre ſie vor Verführung. Erwecke die Unbekehrten und wieder Abgefallenen, daß ſie den Dienſt dieſer Welt verlaſſen und auf dem ſchmalen Weg der Ewigkeit entgegengehen. Segne dazu auch den heutigen Tag, und gib deinem Worte Kraft, wo es verkündigt wird. Erbarme Dich über uns, Du Sohn Gottes, der Du ſelbſt durch viele Leiden eingegangen biſt zu deiner Herrlichkeit. Erbarme Dich über uns, wenn auch wir mit Kreuz und Leiden heimgeſucht werden. Komme bald, wie Du geſagt haſt, komme, und nimm uns zu Dir. Ach, auf Erden iſt doch kein Friede, und der Kampf hört niemals auf! Darum werden wir manchmal müde und ſehnen uns bei Dir zu ſeyn. Wir wiſſen, daß Du vorangegangen biſt, um uns eine Stätte zu bereiten; aber wir wiſſen auch, daß es allein von deinem gnädigen Willen abhängt, wann wir Dir folgen ſollen. So laß uns ausharren, ſo lange die Prüfung währt, und gib, daß wir mit unſern Gedanken immer bei Dir ſeyen. Hilf uns einen guten Kampf kämpfen und mit Dir den Lauf vollenden. Erhalte uns im Wachen und Beten, daß wir am großen Tage deiner herrlichen Offenbarung nicht zu Schanden werden, ſondern mit Freudigkeit erſcheinen mögen vor deinem Thron. Amen.

Abendſegen am Himmelfahrtsfeſt.

Herr Jeſu, der Du einſt auf Erden wandelteſt, wie wir, jezt aber zur Rechten Gottes ſitzeſt, wir beten Dich an und bekennen, daß Du würdig biſt zu nehmen Preis und Ruhm, Lob und Ehre! Wir danken Dir aber auch an dem Abend dieſes Tages für den Schutz und Troſt und für alle andern Erweiſungen deiner Gnade, welche Du uns heute zu Theil werden ließeſt, und bitten Dich, daß Du uns Alles vergeben wolleſt, was wir wider deinen heiligen Willen gedacht, geredet und gethan haben. Trage uns ferner mit Schonung und Geduld, und ziehe deine Hand nicht von uns ab. Du haſt als Herzog der Seligkeit ſchon ſo viele Dulder zur Herrlichkeit eingeführt; wir aber ſind noch zurück im Elend und in der Gefahr und der letzte Kampf ſteht uns noch bevor. Ach, hilf uns dahin, wo unſere verklärten Brüder und Schweſtern ſchon ſind, und mache uns tüchtig, wie ſie einen guten Kampf zu kämpfen, unſern Lauf wohl zu vollenden und Glauben zu halten bis ans Ende. Laß

Alle, die mit uns zum himmliſchen Vaterland wallen, deine Gnade genießen. Bringe ſie und uns dahin, wo Du biſt, daß wir deine Herrlichkeit ſehen, die Dir der Vater gegeben hat. — Du rufeſt ja den Abgefallenen zur Buße und läſſeſt Dich finden von denen die Dich ſuchen. So rufe auch uns zu Dir, und erfülle uns mit freudigem Geiſte, daß wir Dir folgen. Du biſt unſer Herr und König; darum regiere in uns und herrſche in uns. Du haſt Dich erniedrigt bis zum Tod am Kreuz; aber Du biſt nun erhöht zur Rechten deines himmliſchen Vaters. Du haſt verheißen: „wo ich bin, da ſoll mein Diener auch ſeyn.“ So ziehe uns denn immer kräftiger ab von der Welt und von der Sünde, daß wir Dir treu bleiben, gewiſſe Tritte thun und das Ziel des Glaubens erreichen mögen. — Gib uns Zufriedenheit, wenn wir im Irdiſchen nicht immer haben, was wir wollen, und laß dadurch unſere Freude an Dir geſtärkt und unſer Verlangen nach dem ewigen Leben vermehrt werden. Heilige unſere Leiden, daß ſie uns von der Erde abziehen und uns täglich mehr hinleiten zu Dir und unſerem wahren Heil. Beſchütze uns auch in dieſer Nacht und erhalte in der Nähe und Ferne Ruhe und Frieden. Laß alle Bekümmerten und Leidenden deiner Erbarmung empfohlen ſeyn. Errette den Armen, der zu Dir fleht und den Elenden, der keinen Helfer hat. Laß uns Alle bei den Kümmerniſſen dieſes Lebens dahin blicken, wo jeder Schmerz aufhört und alles Leiden ein Ende nimmt, wo Du ſelbſt abwiſchen wirſt alle Thränen von unſern Augen und die reinſte Freude und Seligkeit unſer Erbtheil ſeyn wird. Du Herr, haſt es uns verheißen; Du haſt es mit deinem Tode verſiegelt und durch deine Auferſtehung und Himmelfahrt beſtätigt, Du wirſt es auch erfüllen. Wohl, ewig wohl Allen, die auf Dich trauen! Amen.

Morgenſegen am Pfingſtfeſt.

Mit gerührtem Herzen erſcheinen wir an dieſem feſtlichen Morgen vor Dir, Herr Jeſu, und preiſen Dich für die unzähligen Beweiſe deiner Huld und Treue. Beſonders aber danken wir Dir, daß Du deine Verheißung erfüllt und über deine Jünger den heiligen Geiſt ausgegoſſen haſt, der ſie zu neuen Menſchen machte und zu thätigen Werkzeugen an dem großen Bau, der von Gott erbaut werden ſollte. Wir danken Dir für das Zeugniß des Evangeliums, das ſie durch deine Kraft allen Völkern kund gethan, durch einen unſträflichen Wandel beſtätigt und endlich mit ihrem Blut verſiegelt haben. Mache dein Wort kräftig auch an unſern Herzen, und verleihe uns die Gnade, daß wir daſſelbe willig aufnehmen und treulich befolgen. — — O heiliger Geiſt, Du Geiſt des Lichts und der Wahrheit! Leite uns in alle Wahrheit, erleuchte unſern Geiſt und vertreibe immer mehr alle Finſterniß aus uns. Geiſt des Gebets, hilf uns beten, wie ſich's gebühret und vertritt uns mit unausſprechlichen Seufzern. Geiſt der Kraft, waffne unſere Herzen wider alle Verſuchungen, hilf unſerer Schwachheit auf und wirke in uns Beides, das Wollen und Vollbringen. Geiſt der Heiligung, heilige uns durch und durch, heilige unſere Sinnen und Gedanken, unſer Dichten und Trachten und mache uns alleſammt fertig, deinen Willen zu thun. Bleibe ewiglich bei uns, Du barmherziger Tröſter; tröſte uns in unſerer Trübſal und erfülle uns mit heiliger Freude. Geiſt des Friedens, gib uns Allen den Sinn des Friedens, der Sanftmuth und Liebe untereinander. Hilf uns, daß wir unter deiner Zucht und Leitung ein gottſeliges Leben führen, unſere Leiden in Geduld tragen, und als die wahrhaft Wiedergebornen durch Dich zur ewigen Seligkeit erhalten werden. — Belebe, ſtärke uns an dieſem Tage, daß wir unſern zerſtreuten Sinn ſammeln, bei uns ſelbſt einkehren und unſere Sündhaftigkeit erkennen. Laß deine Gnadenmittel heute beſonders an unſern Herzen recht geſegnet ſeyn, daß wir bei der Anhörung des göttlichen Wortes, wie bei dem Genuß des heiligen Abendmahls durchdrungen werden von der Liebe Jeſu Chriſti und von dem ſehnlichſten Verlangen in ſteter Gemeinſchaft mit Ihm zu leben. Wirke in uns und allen Menſchen eine wahre Veränderung an Herz und Sinn, daß unſer ganzer Wandel davon zeuge, daß wir nicht den Geiſt der Welt, ſondern den Geiſt Chriſti empfangen haben und wir Dein ſeyn und bleiben wollen am guten und böſen Tage im Leben wie im Sterben. Amen.

Abendſegen am Pfingſtfeſt.

Lob und Dank ſey Dir geſagt, barmherziger Gott und Vater, daß Du uns dieſen feſtlichen Tag in Frieden und Ruhe haſt zubringen laſſen. Insbeſondere erkennen wir deine väterliche Güte, daß Du uns heute wieder mit deinem ſeligmachenden Worte erquickt haſt, welches das Licht iſt, das unſere Seelen erleuchten und zum Himmel führen kann. O möchte dieſer Tag nicht ganz ohne Nutzen bei uns geblieben ſeyn! Möchte das Gute, das wir heute vernommen haben reiche Früchte bringen, daß wir immer tüchtiger werden zu der Seligkeit, die Jeſus Chriſtus den Seinigen erworben hat. Leider aber erinnert uns unſer Gewiſſen an manche Neigungen und Begierden, die uns zerſtreuten und vom Guten abhielten. Wir bekennen mit Wehmuth, daß unſere Andacht nicht ſo beſchaffen war, wie es die Dankbarkeit gegen Dich, unſern größten Wohlthäter, erfordert. Darum bitten wir Dich, habe Geduld mit uns und ziehe deine Hand nicht von uns ab, wir ſind ſchwach und vermögen nichts ohne deine Kraft. Und wie Du einſt über die Apoſtel die Gaben des heiligen Geiſtes ausgegoſſen haſt, ſo erwärme, erleuchte, entzünde auch unſere Herzen im Glauben, in der Liebe, in der Andacht, im Gebet, damit wir recht zu Dir bekehret werden. — Ja, komm, Du Geiſt des Herrn, komm und laß Dich auf uns Alle nieder. Bringe es bei Allen, die noch wankelmüthig ſind zur Feſtigkeit. Segne alle Gläubigen mit einem reichen Maaß deiner Gaben und die noch todt ſind in ihren Sünden, die erwecke zu dem neuen Leben, das aus Gott iſt. Laß dich an Keinem von uns unbezeugt, und verherrliche Dich an uns Allen nach dem Reichthum deiner Gnade. Hilf unſerer Schwachheit mächtig auf und treibe uns an, daß wir unſere Seligkeit ſchaffen mit Furcht und Zittern. Erbarme Dich aller Menſchen, und laß dein Licht aufgehen auch über der Menge derer, die noch in Finſterniß und Schatten des Todes ſitzen. Wirke ſelbſt mit an allen Orten, wo das Evangelium gepredigt wird, und thue täglich hinzu, die da glaubig werden an den Namen Jeſu Chriſti. Sey Du das Band der Einigkeit unter den Chriſten und führe uns Alle hinan zu einerlei Glauben und Erkenntniß des Sohnes Gottes. Laß uns in dieſer Nacht mit guten Vorſätzen einſchlafen und mit denſelben geſund wieder erwachen, bis Du uns einſt zu der ewigen Ruhe einführſt, da wir Dich, ſammt dem Vater und Sohn würdiger preiſen werden. Amen.

Morgenſegen am Reformationsfeſt.

Mit vereinigtem Herzen erſcheinen wir heute, o Gott, vor Dir, der Du unſer Vater und Wohlthäter biſt in Chriſto Jeſu, unſerem Herrn. Du haſt ein Band zwiſchen uns geknüpft, welches durch keinen Wechſel der Zeit zerriſſen werden ſoll, das Band des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, haſt uns zu Einem Körper vereinigt, an dem das Haupt iſt Jeſus Chriſtus, auf daß wir wachſen in der Heiligung und in der Liebe. Lob und Dank ſey Dir geſagt, daß Du auch uns zur Gemeinſchaft deiner chriſtlichen Kirche berufen haſt, in der wir alle himmliſchen Güter mit allen Gläubigen gemein haben. Beſonders aber preiſen wir Dich an dem heutigen Tage, daß Du vor dreihundert Jahren die Schätze deines göttlichen Wortes von Neuem aufgeſchloſſen, und dem chriſtlichen Volke den Zugang zu den Schriften eröffnet haſt, worin wir das ewige Leben haben. Wir danken Dir für den mächtigen Schutz, womit Du das ſegensreiche Werk der Kirchenverbeſſerung begleitet und für den herrlichen Sieg, den Du der Wahrheit verſchafft haſt. Dir allein gebühret Ruhm und Ehre; dein Rath iſt wunderbar, aber Du führeſt Alles herrlich hinaus. Wir bitten Dich, ſchütze deine Kirche, wie bisher, und erwecke ihr viele Freunde, welche die Sache des Evangeliums fördern. Steure dem Unglauben, der Zweifelſucht und allem dem, was chriſtliche Gemüther verwirren kann. Laß uns feſthalten an deinem Wort und den heiligen Sakramenten, an der reinen, lautern Lehre, die ſich auf das Evangelium unſeres Heilandes gründet. Verhüte, daß wir nicht ſtreiten um Meinungen von ſchwachen Menſchen, welche die Zeit wieder zerſtört, ſondern das Eine ſuchen, was Allen Noth thut, deine Gnade; Allgütiger, die dein Sohn uns erworben hat mit ſeinem heiligen, theuren Blut. Erwecke uns, daß wir wandeln, wie ſich's gebührt in unſerem Beruf, und vermehre die Liebe in Allen, die ſich nach dem Namen Jeſu nennen, damit Hohe und Niedere, Alte und Junge fleißig ſeyen zu halten die Einigkeit im Geiſt durch das Band des Friedens. Denn es iſt Ein Leib und Ein Geiſt, wie wir auch berufen ſind zu einerlei Hoffnung unſeres Berufs. Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater unſer Aller, der da iſt über uns Alle und durch uns Alle und in uns Allen. Befeſtige uns auch heute in dieſen Geſinnungen, und bringe uns ſchon hier zu dieſer ſeligen Gemeinſchaft, noch mehr aber in jenem beſſern Leben, das Du denen verheißen haſt, die Dich lieb haben.

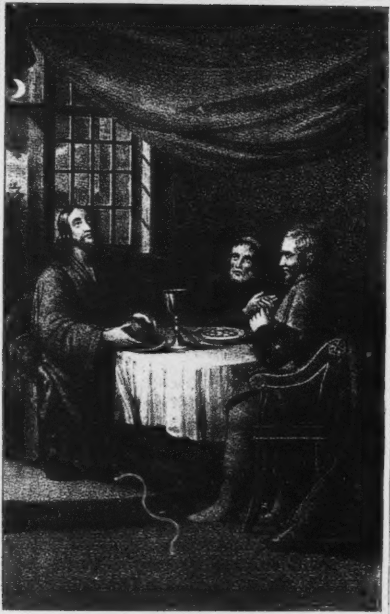
Abendſegen am Reformationsfeſt.

Barmherziger Gott und Vater! Gerührt durch alle die Segnungen, an die wir heute aufs Neue erinnert wurden, preiſen wir Dich in dieſer Abendſtunde, daß Du auch uns zu Deiner heiligen Kirche berufen haſt und uns lebendige Glieder ſeyn läſſeſt an dem geiſtigen Leibe Jeſu Chriſti. Was würden uns alle irdiſchen Güter helfen, wenn wir die unvergleichlichen Schätze nicht hätten, die uns einſt in den Himmel begleiten. Was nüzte uns die Ehre vor der Welt, wenn wir nicht Kinder deines Hauſes und Erben deiner Seligkeit wären? Vergib uns um Jeſu Chriſti willen den Undank, deſſen wir uns ſo oft durch Geringſchäzung deiner Gaben ſchuldig gemacht haben. Nimm nicht weg von uns das Wort der Wahrheit, ſondern erhalte uns dieſen köſtlichen Schatz bis ans Ende der Tage. Wende unſere Herzen ab von unnützer Lehre, und verleihe uns die Gnade, daß wir das feſte, prophetiſche Wort rein, lauter und unverfälſcht behalten. Gib uns deinen Geiſt, daß auch wir die Geiſter prüfen mögen, ob ſie aus Gott ſeyen, die rechten Seelenhirten an deiner Stimme kennen lernen und die dein Wort nicht recht führen, fliehen und meiden. Wehre dem böſen Feind, daß er nicht Unkraut ſäe unter den Waizen, und mache zu Schanden Alle, die deinem Wort widerſprechen. Laß uns, o Herr, durch Liebe verbunden ſeyn als Ein Herz und Eine Seele, daß wir unſer Licht leuchten laſſen vor den Leuten, daß ſie unſere guten Werke ſehen und wir den Vater im Himmel preiſen. — Stärke auch alle diejenigen, welche unter den Feinden der Wahrheit wohnen, daß ſie durch keine Noth noch Liſt ſich abwendig machen laſſen. Tröſte ſie in Traurigkeit und hilf ihnen aus, daß ſie beſtändig bleiben im Glauben, gottſelig im Leben, geduldig in der Trübſal, unbeſiegt bis in den Tod. Führe, Allmächtiger, bald die Zeit herbei, wo die Fülle der Heiden eingehen und ganz Iſrael ſelig werden ſoll, daß dein Name herrlich ſey vom Aufgang bis zum Niedergang und Ein Hirte und Eine Heerde werde. Hat aber endlich deine Kirche genug geſtritten, ſo führe ihren Kampf zum Siege aus. O wie herrlich wird die Verſammlung deiner Heiligen ſeyn, wenn wir Dich aus Einem Munde loben werden in unausſprechlicher Freude! Bringe uns da zuſammen, Herr Jeſu, und laß uns deine Herrlichkeit ſehen, die Dir der Vater gegeben hat! Amen.

Beicht- und Communion-Gebete.

Vor der Beichte.

Allmächtiger Gott, lieber himmliſcher Vater! Weil ich jezt im tiefen Gefühl meiner Sündhaftigkeit zur Beichte gehen will, um dort Vergebung der Sünden zu empfahen, ſo bitte ich Dich von Herzen, gib mir deinen heiligen Geiſt, daß ich dieſen wichtigen Schritt recht überlegen möge. Lehre mich bedenken, daß ich es nicht blos mit ſchwachen Menſchen, ſondern mit Dir, dem Allwiſſenden, zu thun habe. Bewahre mich vor Leichtſinn und Flatterhaftigkeit, und laß mich das, was ich thue, nicht zum Schein thun. Laß mich dein heiliges Wort mit Aufmerkſamkeit hören und zu Herzen nehmen. Entdecke mir mein Inneres, und gib mir zu erkennen, was mir noch fehlt. Wirke in mir jene Reue, die Niemand gereuet und erwecke mich zu frommen Geſinnungen, die Dir wohlgefallen. Laß mich mit froher Zuverſicht den Troſt des Evangeliums hinnehmen und von Herzen glauben, was der Diener deines



Da Er mit ihnen zu Tiſche ſaſs, nahm Er das Brod, dankete, brachs und gabs ihnen. Nun wurden ihre Augen geöffnet und ſie erkannten Ihn.

Ev. St. Luca 24 Cap. 30. 31

Wortes allen Bußfertigen verſpricht. Gib aber auch, daß ich mich jezt und alle Zeit der Vergebung meiner Sünden getröſte zur gewiſſen Verſicherung deiner Gnade und des ewigen Lebens durch deinen Sohn, unſern Herrn und Heiland Jeſum Chriſtum. Amen.

Ein Anderes.

Herr, Gott, himmliſcher Vater, wende Dich zu mir und ſey mir gnädig! Sey gnädig meiner Miſſethat, die da groß iſt, ſchone, tilge, vergiß und kröne mich wieder mit Gnade und Barmherzigkeit. Laß leuchten dein Angeſicht über mich, daß ich geneſe, neige deine Ohren zu mir, daß ich erhört werde, ſtrecke deine Hand aus, daß ſie mich errette und verleihe mir deinen heiligen Geiſt, daß ich ewig erhalten werde. Ach mein Gott, ich konnte Dich wohl beleidigen; aber ich habe nichts, womit ich Dich verſöhnen kann, und ſiehe, ob ich gleich nicht des Geringſten würdig bin, ſo bitte ich doch um Vieles. Du ſollteſt mich haſſen, und ich verlange Gnade. Ich bin des Todes ſchuldig, und ſuche das Leben, ich habe Strafe verdient, und will doch belohnt werden.

Sey mir gnädig, Herr, um deines Namens willen! Ich bin zwar ein Sünder; aber doch dein Geſchöpf. Ich habe Unrecht gethan; aber ich thue jezt auch Buße. Ich habe meine Unſchuld verloren; aber Du haſt deine Liebe behalten. Ich bin elend; aber Du biſt barmherzig. Meiner Sünden ſind viel; aber bei Dir iſt Gnade und Vergebung. Ich habe Dich zwar betrübt; aber dein Sohn hat mich verſöhnt. Ich bin nicht werth, daß ich dein Kind heiſſe; aber Du biſt dennoch mein Vater geworden in Chriſto Jeſu, meinem Herrn. Und welcher Vater vergiſſet ſein Kind? Sollte ich rufen und Du nicht hören? Sollte ich bitten, und Du nicht geben? Sollte ich Buße thun und Du nicht gnädig ſeyn? Deine Gnade und Barmherzigkeit hat noch kein Ende, ſondern wird alle Morgen neu; daran halte ich mich. Es iſt nichts Verdammliches an denen die in Chriſto Jeſu ſind; darauf verlaſſe ich mich. Du heiſſeſt mich beten, das thue ich; Du haſt verſprochen mich zu erhören; darauf hoffe ich. Und alſo bitte ich, wo meine Sünde mächtig geweſen iſt, da laß jezt deine Gnade noch viel mächtiger werden. Verwirfſt Du mich um meiner Bosheit willen, ſo nimm mich wieder auf um meines Erlöſers willen. Siehe an ſeine Wunden und vergib meine Sünden, erwäge ſeine Schmerzen und erlaß mir die Stafen. Und weil ich mangle des Ruhms, den ich vor Dir haben ſoll, ſo rechne Du jetzt ſein Gutes für mein Böſes, ſeine Gerechtigkeit für meine Bosheit, ſeinen Gehorſam für meinen Ungehorſam, ſeine Demuth für meinen Hochmuth, ſeine Liebe für meinen Haß, ſeine Sanftmuth für meinen Zorn, ſeine Geduld für meine Ungeduld, ſeine Gutthätigkeit für meine Liebloſigkeit, alle ſeine Tugenden für meine vielen Laſter. Mache mich durch das Verdienſt meines Heilandes hier ſchon gerecht, dort aber ewig ſelig. Amen.

Ein Anderes.

Lieber Vater im Himmel! Höre mich armen Sünder und laß mein Gebet vor Dich kommen, das ich jezt mit Thränen zu Dir ſchicke. Ich will mein Herz vor Dir ausſchütten, da ich an Dir geſündigt und Dich, meinen größten Wohlthäter beleidigt und erzürnt habe. Durch deine Gnade bin ich zu mir ſelbſt gekommen und habe mein ſündliches Leben fleißig erforſcht. Ich finde nichts an mir, wenn ich die Wahrheit ſagen will, als ein verfinſtertes Herz voll Bosheit und ein Gewiſſen, das die Buße verſäumt. Ich kenne keine Sünde, mit welcher ich nicht auch befleckt wäre; Zorn, Hoffart, Unbeſtändigkeit, Ungehorſam, Uebermuth, Halsſtarrigkeit ſind mir angeboren. Ich bin von Jugend auf nicht recht geneigt zum Frieden, ich diene meinem Nächſten nicht gerne, ich halte meine Zunge nicht ganz im Zaume und bin ſpöttiſch und undankbar. — Ach, mein Gott, wenn ich mich recht betrachte, ſo finde ich mich aller Sünden ſchuldig; ja, Du findeſt noch mehr an mir, als ich Dir klagen kann. Weil Du aber alle Sünder zu Dir kommen heiſſeſt, und alle erhören willſt, die Dich im Namen deines lieben Sohnes anrufen, ſo komme auch ich zu Dir, Barmherziger. Ich komme als einer der größten Sünder und bekenne mit Mund und Herzen, daß ich Uebels gethan und zeitliche und ewige Strafen wohl verdienet habe. Aber ich komme auch mit der Hoffnung, daß Du Dich meiner erbarmen werdeſt, wie Du Dich ſchon ſo Vieler erbarmt haſt. Du haſt uns geliebt, da wir noch deine Feinde waren, um wie viel mehr wirſt Du uns lieben, da wir durch deinen Sohn erlöst ſind? Darum, ob ich gleich ein größerer Sünder bin, als ich

Dir klagen kann, ſo will ich doch nicht verzagen, ſondern alles Gute von Dir erwarten, der Du mich durch Jeſum Chriſtum in deinen ewigen Gnadenbund aufgenommen haſt. So reiche mir deine Vaterhand, und reiß mich aus meinen Nöthen. Befreie mich aber nicht blos vom Fluch der Sünde, ſondern auch von aller Liebe zu derſelben. Schenke mir deinen heiligen Geiſt, der mich im Glauben ſtärken, im Guten befeſtigen und in deiner Gnade erhalten kann. Leite und führe mich auf ebener Bahn, und verherrliche deine Güte an mir hier und dort. Amen.

Um Vergebung der Sünden.

Getreuer Gott und Vater, ich komme zu Dir, um Vieles von Dir zu bitten und große Dinge von Dir zu begehren; ich weiß aber wohl, daß ich nichts anders verdient habe als deine Ungnade und die ewige Verdammniß. Wie mich aber meine große Unwürdigkeit vor Dir zaghaft macht, und meine vielen Fehler und Vergehungen von Dir abhalten, ſo machen mir die großen Sünder alle, die ſchon zu Dir gekommen ſind, und Gnade und Barmherzigkeit geſucht haben, wieder einen großen Muth. Denn Du haſt ſie alle erhört im Namen deines lieben Sohnes, und haſt ihnen deine Gnade und Barmherzigkeit reichlich zu Theil werden laſſen. Du haſt nie Einen wegen der Größe ſeiner Sünden von Dir geſtoßen; vielmehr hat deine Gnade aller Menſchen Sünde von jeher weit übertroffen. Ja, Du heiſſeſt ſelbſt alle Sünder zu Dir kommen und verſprichſt, daß Du ſie alle erhören und Dich ihrer annehmen wolleſt. Darum komme ich auch zu Dir, gnädiger Gott, ob ich gleich als einer von den größten Sündern meine Augen nicht zu Dir erheben darf. Ich komme zu Dir mit getroſter Zuverſicht, daß Du auch gegen mich ſo gütig ſeyn werdeſt, wie Du bisher gegen Alle geweſen biſt. Ich bekenne Dir mit Mund und Herzen, daß ich übel vor Dir gethan, deine Ungnade und die ewige Verdammniß mit meinen Sünden verdient habe. Ich bitte Dich aber auch, Du wolleſt nicht meine Sünden anſehen, ſondern deinen lieben Sohn, meinen Heiland und Erlöſer, und mir um Seinetwillen alle meine Sünden verzeihen. Du verlangſt, o Herr, ein zerknirſchtes und demüthiges Herz, ſiehe, das bringe ich Dir auch. Verſchmähe dieſes Opfer nicht und laß es Dir wohlgefallen. Laß das Licht meines Glaubens nicht ganz erlöſchen, und nimm mich wieder zu Gnaden an. Heilige und reinige mich von allem Böſen durch Jeſum Chriſtum, unſern Heiland. Amen.

Ein Anderes.

O Jeſu, Du ewiger Friedefürſt, deſſen Gnade kein Ende hat, der Du den Sünder annimmſt, ſo oft er zu Dir kommt und Gnade begehrt! Siehe ich komme auch wieder mit vielen und großen Sünden beladen. Ich hätte freilich vorſichtiger ſeyn und mich beſſer vor der Sünde hüten ſollen. Aber, o Herr, ich habe es leider nicht gethan, ich habe dem Satan zu viel Raum gegeben in meinem Herzen und habe meinem Fleiſch und Blut gedient. Ich bin nicht gleich wieder aufgeſtanden, da ich fiel, und komme auch jetzt noch langſam zu Dir. Doch Du nimmſt nicht blos diejenigen zu Gnaden an, welche bald kommen und ihre Sünden erkennen, ſondern auch diejenigen, welche wie der verlorne Sohn, nicht eher zurückkehren, als bis ſie die Noth dazu treibt. — In dieſer Zuverſicht komme ich auch zu Dir, göttlicher Erlöſer, und bekenne meine Sünden. Es iſt mir von Herzen leid, daß ich ſo treulos an Dir gehandelt habe und den Begierden meines Fleiſches nachgegangen bin. Es iſt mir leid, daß ich der verführeriſchen Stimme der Welt mehr gehorchte, als der Stimme meines Gewiſſens. O laß deine Barmherzigkeit größer ſeyn als meine Sünde und vergib mir alle meine Sünden! Sprich zu mir die tröſtlichen Worte, die Du einſt zu der Sünderin ſprachſt: „Dir ſind Deine Sünden vergeben, gehe hin im Frieden!“ Ich ſchaue auf zu deinem Kreuze, an dem Du auch für mich den Fluch der Sünde getragen haſt, dein Leiden verſöhne mich, dein Tod ſey mein Leben. Schenke mir die Gnade, die Du allen Glaubigen verheißen haſt, und laß mich durch Dich eingehen ins Allerheiligſte und deiner Güter theilhaftig werden. Amen.

Morgenſegen am Kommuniontag.

Das walte Gott der Vater, Gott der Sohn und Gott der heilige Geiſt! Amen. — Heiliger, dreieiniger Gott! Dir ſage ich von Herzen Lob und Dank, daß Du mich und die Meinigen in der vergangenen Nacht vor allem Schaden und Gefahr ſo gnädig und ſo väterlich behütet haſt. Beſonders aber preiſe ich Dich, daß Du mein Gebet erhörteſt und mich den Tag erleben ließeſt, nach welchem meine Seele ſich ſehnet. O wie freue ich mich an dieſem Morgen, daß ich mit andern Chriſten in dein Haus gehen ſoll auf deine große Güte! Meine Seele verlanget und ſehnet ſich nach deinen Vorhöfen; denn Du haſt mir einen Tiſch bereitet und mir ſoll nichts mangeln. — Nun, Du getreuer Gott, wie Du in mir armen, ſündhaften Menſchen das gute Werk angefangen haſt, ſo führe es auch weiter und vollbringe es zu meiner Seelen Seligkeit. Ich bin zwar nicht werth, daß Du Dich meiner annimmſt; aber deine Gnade iſt mächtiger als meine Sünde. So verleihe mir deinen Beiſtand zu meinem wichtigen Vorhaben, und bereite mich ſo, wie Du mich heute haben willſt. Heilige Dir meinen Leib und meine Seele und bewahre mich vor Leichtſinn und Trägheit, vor Heuchelei und Scheinheiligkeit. Bewahre mich vor allem Aberglauben und vor der falſchen Einbildung, als ob es blos an dem äußerlichen Hingehen genüge. Reinige mein Herz, damit dein Geiſt in demſelben einziehen und Wohnung darin machen möge. Stelle mir mein Sündenelend recht vor Augen, damit ich deſto begieriger werde nach deiner Gnade. Erwecke in mir die göttliche Traurigkeit, welche wirket zur Seligkeit eine Reue, die Niemand gereuet. Stärke meinen Glauben, entzünde meine Liebe und belebe meine Hoffnung.

Gib mir deinen Frieden und laß mich hier ſchon einen Vorſchmack bekommen von der Herrlichkeit, die einſt an uns geoffenbaret werden ſoll. Mache dieſen Tag zu einem Tag des Heils für mich und für Alle, die das Gedächtnißmahl deines Sohnes feiern. Deine Güte, Herr, ſey über uns, wie wir auf Dich hoffen. Amen.

Vor dem Abendmahl.

Herr Jeſu, Du Heiland der Menſchen! Siehe mich in Gnaden an, und laß mich dein heiliges Mahl würdig genießen. Ich habe keine Würdigkeit von mir ſelbſt, denn ich bin ein armer, ſündiger Menſch; aber ſchenke mir deine Würdigkeit und deine Gerechtigkeit, die Du mir erworben haſt durch dein Leiden und Sterben. Dieſe Gerechtigkeit ergreife ich jetzt im Glauben; denn ſie allein iſt es, die vor Gott gilt. In dieſer Gerechtigkeit will ich vor deinem Gnadentiſche erſcheinen, und ſo werde ich durch Dich würdig, deinen Leib zu eſſen und dein Blut zu trinken. Ach laß mir dieſe himmliſche Speiſe eine Speiſe des Lebens ſeyn! Stärke dadurch meinen ſchwachen Glauben, entzünde meine Liebe, und gib mir Kraft zu dem wahren, geiſtigen Leben, damit ich wachſe und zunehme in der Gottſeligkeit und Dir treu bleibe bis an mein Ende. Amen.

Ein Anderes.

O Du Sohn des lebendigen Gottes, mein Herr und mein Gott! Ich nahe mich nun deinem Tiſche; ach, ſiehe mich in Gnaden an! Ich bin zwar nicht würdig, daß Du zu mir eingeheſt; aber ich bin doch deiner Hülfe bedürftig und begierig nach deiner Gnade, daß ich möge ſelig werden. Ich komme in keiner andern Zuverſicht, als weil ich dein freundliches Wort gehört habe, mit dem Du mich zu deinem Tiſche ladeſt und mir Unwürdigen verſprichſt: ich ſoll Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit haben durch deinen Leib und dein Blut. O lieber Herr, ich weiß, daß deine Worte wahrhaftig ſind und zweifle nicht daran. Mir geſchehe nun, wie Du geſagt haſt; hilf mir um deiner Güte willen. Amen.

Nach dem Abendmahl.

Ewiger Gott! Du haſt mir große Barmherzigkeit erwieſen. Der Tod deines Sohnes iſt mir ein Geruch des Lebens geworden, alle ſeine Gerechtigkeit iſt mein. Ach, wie könnte ich Dir dieſe Wohlthat vergelten, wie die Liebe vergeſſen, die Du mir erwieſen haſt! Mein Geiſt ſoll daran denken, ſo lange er in meinem Fleiſche wohnt. Laß mich aber auch dieſer Gnade ſtets würdig wandeln. Erwecke mich durch das Siegel des Todes Chriſti zu einem neuen Leben, daß ich Dich preiſe an meinem Leibe und in meinem Geiſte. Erwecke mich, o Jeſu, daß ich kein todtes Glied an deinem Leibe ſey, und daß dein Tod künftig in mir alle Sünden ertödte. Laß mich kraft dieſer Seelenſpeiſe nur in Dir leben, bei Dir bleiben, an Dich glauben, auf Dich hoffen, vor Dir wandeln, mit Dir leiden und ſterben, und durch Dich gerecht und ſelig werden. Bei mir iſt das Wollen, gib mir auch das Vollbringen! Amen.

Abendſegen am Kommuniontage.

Lieber Vater im Himmel! Es iſt ein Tag der Gnade, den ich jetzt beſchließe; darum komme ich mit fröhlichem Herzen zu Dir und danke für alle Barmherzigkeit und Treue, die Du mir heute erwieſen haſt. Deine Güte iſt es, daß ich nicht blos dem Leibe nach geſund geblieben und vor allem Unglück bewahrt worden bin, ſondern daß auch meiner Seele durch den Genuß des heiligen Abendmahls Heil und Segen zu Theil geworden iſt. O Herr! wie viele andere Menſchen, die beſſer und frömmer ſind als ich, ſind an dieſem Tage in Schaden kommen; aber mir Unwürdigen ließeſt Du kein Leid geſchehen. Andere, die in ihrem Sinne reich und ſatt waren, haſt Du leer gelaſſen; aber mich Hungrigen ſättigteſt Du mit reichen Gütern deines Hauſes. Darum lobe den Herrn meine Seele, und was in mir iſt ſeinen heiligen Namen; lobe den Herrn meine Seele, und vergiß nicht, was er Dir Gutes gethan hat! — O Jeſu, wie kann ich Dir die Liebe vergelten, die Du mir erwieſen haſt! Du biſt nicht nur für mich geſtorben, ſondern biſt auch mein Leben geworden. Du haſt mir nicht blos die Sünde vergeben, ſondern auch deinen Leib und dein Blut geſchenkt. Darum gebe ich mich Dir ganz zu eigen hin. Wohne in meinem Herzen und reinige es von allem Böſen. Mache mich tüchtig zu allem Guten und ſchaffe in mir, was vor Dir gefällig iſt. Vollende, was Du angefangen haſt, ſo nehme ich aus deiner Fülle Gnade um Gnade, Gerechtigkeit und Seligkeit und volle Genüge. Bleibe bei mir, da es Abend geworden iſt, und laß auch mich bei Dir bleiben. Sey mein Schutz und Schild, da ich mich ſelbſt nicht ſchützen kann. Behüte meinen Leib und meine Seele; behüte die Meinigen und alle meine Mitchriſten. Laß mich ſanft ſchlafen und morgen wieder zu deinem Lobe erwachen. Soll ich aber nicht wieder auferſtehen, ſo bringe mich dahin, wo ich ewig mit Dir verbunden bin. Amen.

Gebete für allerlei Fälle.

Gebet in der Jugend.

Herr Jeſu, Du Anfänger und Vollender des Glaubens, der Du aus Liebe zu uns Menſch geworden biſt und deinen Eltern gehorſam warſt in allen Fällen. Siehe, ich bin noch jung an Jahren und ſchwach am Verſtande. Mein Wille iſt verkehrt, mein Herz mit mancherlei Unarten erfüllt und leider ſchon durch viele böſe Beiſpiele angeſteckt, ſo daß ich in großer Gefahr ſtehe wegen meiner Seligkeit. Darum klage ich Dir mein Elend, und bitte Dich vor allen Dingen um ein Herz, das Dich fürchtet und liebt. Schaffe

Du es in mir; denn ich kann mich ſelbſt nicht beſſern, wohl aber noch mehr verſchlimmern. Und weil Du mich in deinem Worte lehreſt, daß Du mir den heiligen Geiſt geben wolleſt, wenn ich Dich darum bitte, ſo bitte ich Dich um deinen heiligen Geiſt. Erleuchte mich mit deinem Lichte, unterweiſe mich durch dein Wort und gehe mir voran, daß ich deinen Willen in Allem erkenne. Bewahre mich vor den Verſuchungen des Satans und der Welt, und wenn mich die böſen Buben locken, ſo laß mich ihnen nicht folgen. Bewahre mein Herz, daß keine Lüſte der Jugend darin überhand nehmen, noch mich in Sünden und Schande ſtürzen. Bewahre auch meine Sinnen vor allem Reiz böſer Lüſte. Laß mich mit meinen Augen einen Bund machen, daß ich nicht ſehe nach verbotenen Dingen, und mit meinen Ohren, daß ich nicht höre auf ſündliche Reden. Laß mich vielmehr dem nachjagen, was ehrbar, was keuſch, was gerecht, was gut iſt und wohllautet. Laß mich alle heimlichen Sünden meiden; denn Du, Herr, ſieheſt ins Verborgene. Ja, nimm mich ganz in deine Zucht, daß ich aufwachſe zu deinem Preiſe und rein bleibe am Leibe, wie am Geiſte. Segne meinen Fleiß, zeige mir ſelbſt, was ich lernen ſoll, und laß mich gehorſam ſeyn gegen meine Eltern und Lehrer. Dir übergebe ich mich, o Herr, thue mit mir, was Dir gefällt. Mache mir ſelbſt Bahn, wohin ich gehen ſoll, ſende deinen guten Engel mit mir, und laß Alles wohl gelingen, was ich in deinem Namen anfange. Erfülle mein Herz mit Liebe und eigne es Dir bei Zeiten zu, ehe es von der Welt eingenommen wird. Dir will ich leben, leiden und ſterben, gib mir das Vollbringen, wie Du das Wollen gegeben haſt. Amen.

Gebet im Alter.

Herr, mein Gott! Ich danke Dir, daß Du mich in dieſer Welt ſo viele Jahre erleben ließeſt und deine Gnade und Treue täglich und ſtündlich an mir geoffenbaret haſt. Nimm Dich auch im Alter meiner an und verlaß mich nicht, da ich ſchwach geworden bin. Entferne aus meinem Herzen alle ſündlichen Gedanken und alle ſchlimmen Anſchläge, damit ich mit Ehren trage mein graues Haar. Laß mich die kurze Zeit, die ich noch zu leben habe für den Himmel leben und mich ſtets bereit halten auf die lezte Stunde. Laß mich all mein Vertrauen auf Dich ſetzen und nicht auf Menſchen, die vergänglich ſind, nicht auf meine ſchwachen Kräfte, die täglich mehr abnehmen. — Ach Herr! die Meiſten meiner Freunde liegen bereits im Grabe, und ich bin unter Vielen allein übrig geblieben! Die Welt achtet meiner nicht mehr, und ich bin ſelbſt auch lebensſatt und müde. Sey Du bei mir und mache mir die lezten Tage meines Lebens erträglich, daß ich nicht aus Ungeduld murre. Verkürze mir die Zeit, die mir noch übrig iſt, durch das Gefühl deiner heiligen Nähe. Und wenn Du endlich weißeſt, daß es genug ſeyn wird, ſo laß deinen Knecht (deine Magd) im Frieden fahren, damit meine Augen im Himmel den Heiland ſehen, an den ich hier geglaubt habe. Amen.

Um Segen zum Beruf.

Lieber Gott und Vater! Voll kindlichen Vertrauens komme ich zu Dir und bitte Dich um deinen Segen. Du haſt mir den Beruf angewieſen, in welchem ich täglich arbeite, ſo gib mir auch Kraft und Gnade dazu. Regiere mich durch deinen heiligen Geiſt, der mich weislich handeln lehre und mir das Beſte wählen helfe in allen Dingen, daß ich treu mit dem umgehe, was mir anvertraut iſt und als ein rechter Haushalter von Dir erfunden werde. Laß mich nicht müde werden um der vielen Schwierigkeiten willen; denn auch mir iſt geſagt: „im Schweiße deines Angeſichtes ſollſt du dein Brod eſſen.“ Laß mich vielmehr das Meinige thun mit fröhlichem Herzen und von Dir das Uebrige erwarten. Du allein, o Gott, kannſt meine Bemühungen ſegnen und meine Arbeit mit gutem Erfolg krönen. Du kannſt meine Geſundheit ſtärken und die Kräfte meines Leibes und Geiſtes erhalten; denn des Menſchen Thun ſteht nicht in ſeiner Gewalt, ſondern an deinem Segen iſt Alles gelegen. — So ſegne, was ich thue, fördere, was ich vornehme, mache leicht, was zu ſchwer iſt, und laß Alles wohl gelingen. Nimm weg, was mich hindern will, ſtärke meine Kräfte und richte Alles ſo ein, daß ich mein täglich Brod mit Ehren ſuchen und erangen möge. Bewahre mich und die Meinigen vor allem Unglück, das ich durch meine Sünden wohl verdiene und ſegne mich, ſo viel mir nützlich iſt, um Jeſu Chriſti willen. Amen.

Um eine glückliche Reiſe.

Herr, Gott! Du erforſcheſt mich und kenneſt mich, ich ſitze oder ſtehe auf, ſo weißeſt Du es, ich gehe oder liege, ſo biſt Du um mich, und ſieheſt alle meine Wege. — Mein Beruf erfordert es, daß ich eine Reiſe antreten und die Meinigen verlaſſen muß. Und weil wir Alles, was wir thun, in deinem Namen thun ſollen, ſo will ich auch dieſe Reiſe mit Dir antreten in der feſten Hoffnung: Du werdeſt mir Gnade dazu geben und mein treuer Führer ſeyn. Behüte mich vor allem Unglück und bewahre meinen Fuß, daß ich nicht ſtrauchle, noch zu Schaden komme. Führe mich mit guten Menſchen zuſammen, die mich aufnehmen, und hilf, daß ich meine Geſchäfte wohl ausrichte. Laß mich nichts Böſes vornehmen ſondern allezeit auf guten Wegen wandeln; denn Du ſiehſt und hörſt Alles, was ich rede und thue. Erinnere mich auch an meine Reiſe nach der Ewigkeit, und hilf mir dieſelbe in Jeſu Chriſto wohl vollenden. Laß mich die Verheißung, zu Deiner Ruhe zu kommen, nicht verſäumen und nicht dahinten bleiben. — In deine Hände, Du ſtarker Gott, befehle ich meinen Leib und meine Seele, meine Anverwandten und Bekannten ſammt Allem, was mir angehört. Führe mich im Frieden wieder heim und laß mich die Meinigen geſund wieder finden. Behüte meinen Aus- und Eingang von nun an bis in Ewigkeit! Amen.

Morgenſegen eines Reiſenden.

Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes bin ich von meinem Lager aufgeſtanden und ſage Dir Lob und Dank, daß Du mich nicht allein in der vergangenen Nacht eine ſanfte Ruhe genießen ließeſt, ſondern mich auch wieder geſund erweckt haſt. O laß auch heute deine Gnade über mich walten und ſey mein Schirm und Schild! Segne und behüte meinen Aus- und Eingang, und bewahre meinen Fuß, daß er nicht Schaden nehme. Du weißt, daß ich mich von den Meinigen entfernt und eine weite Reiſe angetreten habe. Darum bitte ich Dich, leite mich mit deinen Augen und umgib mich mit dem Schutz deiner heiligen Engel. Bewahre mich auf der Straße vor Räubern und böſer Geſellſchaft, vor Verirrungen und ungeſtümmem Wetter. Führe mich mit guten Menſchen zuſammen, die ſich meiner mit Rath und That annehmen. Laß mich mein Ziel glücklich erreichen und bringe mich in eine gute Herberge. Unterdeſſen aber, lieber Gott, ſiehe daheim wohl zu, bewahre die Meinigen vor Krankheit und einem ſchnellen Tode, damit ich ſie, wenn ich wieder heimkomme, ohne Betrübniß ſehen möge. Dann wollen wir mit einander deinen Namen erheben und Dich in Chriſto Jeſu rühmen und preiſen immer und ewiglich. Amen.

Abendſegen eines Reiſenden.

Lieber, himmliſcher Vater! Unter deinem gnädigen Schutz habe ich abermals einen Tag vollendet. Die liebe Sonne weicht von uns, die finſtere Nacht kommt herbei, und ich bereite mich in deinem Namen zur Ruhe. Ich bekenne aber auch, daß ich dieſen Tag nicht ohne Sünde zugebracht habe; darum fliehe ich zu deiner Barmherzigkeit. Denn Du biſt gnädig und wirſt mich, dein Kind, nicht verſtoßen. Viel Unglück haſt Du, treuer Gott, heute von mir abgewendet, dafür lobe und preiſe ich deinen heiligen Namen. Beſchütze mich nun auch in dieſer Nacht, daß mir Niemand ſchaden möge. Ich will mich auf meinem Lager deiner Gnade befehlen; denn die Haare auf meinem Haupte ſind alle gezählt und keines kann ohne deinen Willen auf die Erde fallen. Iſt Gott für mich, wer kann wider mich ſeyn? Deine gewaltige Hand erhält mich, was können mir Menſchen thun? In deine Obhut befehle ich mich, dein Name iſt ein feſtes Schloß, der Gerechte läuft dahin und wird beſchirmet. Amen.

Gebet um Sonnenſchein.

Herr, unſer Gott, der Du Himmel und Erde in deiner Gewalt haſt und durch dein Wort alle Dinge erſchaffeſt und erhältſt. Wir rufen Dich an in der Noth und bitten deine große Barmherzigkeit, Du wolleſt die Früchte des Feldes, den Weinſtock und alle Gewächſe der Erde vor ſchädlicher Witterung behüten. Wehre der verderblichen Näſſe, die uns mit Angſt und Sorgen erfüllt, und laß uns deine Sonne wieder ſcheinen. Erwärme das Erdreich durch ihr Licht und erfülle Alles mit Segen und Leben. Siehe unſere Sünden nicht an, mit denen wir eitel Strafe verdient haben, und gehe nicht ins Gericht mit uns; denn vor Dir iſt kein Sterblicher gerecht. Siehe vielmehr in Gnaden auf uns herab um Jeſu Chriſti willen, der unſer Mittler und Fürſprecher iſt. Laß Dir die Noth der Armen zu Herzen gehen, die nicht wiſſen, woher ſie Brod nehmen ſollen, und höre das Flehen derer, die auf deine Hülfe warten. Bei Dir ſind alle Dinge möglich; denn Du wohneſt im Himmel und kannſt ſchaffen, was Du willſt. So hilf uns, Herr, mit deinem ausgereckten Arme, und verhüte Mißwachs und theure Zeiten. Laß deine Güte ſich ausbreiten über unſer ganzes Vaterland; hilf uns, ſo iſt uns geholfen. Amen.

Gebet um Regen.

Vater im Himmel! Das Land ſteht traurig und die Früchte des Feldes ſehen kläglich aus. Darum kommen wir zu Dir, barmherziger und getreuer Gott, und bitten Dich, Du wolleſt das Uebel wegnehmen, das Du über uns verhängt haſt. Wir ungehorſame Kinder haben es zwar verdient, daß Du deinen Himmel vor uns verſchließeſt; aber wir bereuen unſere Sünden. Ach, ſchone uns, und verderbe die herrlichen Früchte nicht, welche deine Milde uns ſehen läſſet. Sind wir auch deines Segens nicht werth, ſo ſind wir doch deiner Gnade bedürftig. Erbarme Dich der Menſchen und des Viehes, und gib uns Früh- und Spatregen. Wäſſere das Land, erquicke Berg und Thal, tränke die Furchen und laß alle Früchte wohlgerathen, daß wir ſie fröhlich einſammeln und dankbar genießen mögen. Amen.

Gebet bei einem Gewitter.

Starker! allmächtiger Gott! Ich höre deine Stimme in den Wolken und ſehe, wie deine Blitze leuchten. Stark iſt dein Arm und groß deine Gewalt, und wenn Du wollteſt, ſo könnteſt Du alle

Kreaturen in einem Augenblick zu Boden ſchlagen. Aber ach, Herr, gedenke an deine Barmherzigkeit und Güte, die von der Welt her geweſen iſt! Strafe mich nicht in deinem Zorn, und züchtige mich nicht in deinem Grimm, daß Du mich nicht aufreibeſt. Gedenke daran, daß ich dein Kind bin; — wo ſollen aber Kinder in ihren Nöthen hin als zu ihrem Vater? Darum komme ich auch zu Dir, o Vater, und bitte Dich: ſey deinem armen Kinde gnädig. Schütze mich und bewahre mich vor Unglück, unter dem Schatten deiner Flügel habe ich Zuflucht. — O Jeſu, mein einziger Mittler und Fürſprecher! Sey nicht ferne von mir; denn Angſt iſt nahe. Eile zu mir, und ſey mir ein ſtarker Schutz. Verlaß mich nicht, und ziehe deine Hand nicht von mir ab, Herr, mein Heil! Siehe, ich bin jetzt von allen Menſchen verlaſſen; aber verlaß Du mich nicht! Erbarme Dich mein, und errette mich. Ich halte mich an Dich und rufe, mit deinen Jüngern: „Herr, hilf uns, wir verderben!“ — O heiliger Geiſt, rühre mein Herz und ändere meine Sinnen. Laß mich denen nicht gleichen, die ſo lange beten, bis die Gefahr vorüber iſt, nachher aber wieder thun, was ihnen gelüſtet. — Heiliger, dreieiniger Gott, erbarme Dich über mich und alle Menſchen! Sey Du mein

Beiſtand in der Noth; denn Menſchenhülfe iſt nichts nütze. Bewahre unſern Ort, daß die Blitze nicht zünden, noch Menſchen und Thiere beſchädigen. Bewahre die Früchte auf dem Felde vor Hagel und Waſſerſchaden, und beweiſe auch jezt die Wunder deiner Güte an deinen Geſchöpfen. Laß uns in allen Nöthen auf Dich bauen; denn wer unter dem Schirm des Höchſten ſitzet und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibet, der ſpricht zu dem Herrn: meine Zuverſicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe! Amen.

Ein Anderes.

Gott, Du biſt ein großer und mächtiger Gott! Du donnerſt in den Wolken und läſſeſt deine Blitze aus, die Erde bebet und die Grundveſte der Berge bewegen ſich. — Ach Herr, wir arme Geſchöpfe beugen uns vor Dir! Wo wollen wir hingehen vor deinem Angeſicht? Willſt Du uns ſtrafen nach unſern Sünden, ſo iſt es um uns geſchehen. Willſt Du nicht Gnade für Recht ergehen laſſen, ſo iſt dein Grimm ein verzehrendes Feuer. Doch Du biſt nicht blos mächtig, ſondern auch gnädig, gütig und barmherzig. Erbarme Dich unſer, ſchone uns nach deiner großen Güte. Sey uns ein mächtiger Schutz, beſchirme unſer Haus und Hof, bewahre Leib und Leben, und behüte uns vor einem ſchnellen, unbußfertigen Tod. Ziehe deine Hand nicht von uns ab, Gott, unſer Heil, und vergib uns unſere Miſſethat. Schrecke uns wohl; aber verderbe uns nicht. Laß deinen Donner unſer Gemüth erſchüttern, aber auch unſer Land fruchtbar machen. Behüte unſer Eigenthum vor Feuers= und Waſſersnoth, die Früchte auf dem Felde vor Hagel. Tränke die lechzenden Gefilde des Feldes mit einem milden Regen, und laß Alles wohl gedeihen. Willſt Du uns aber heimſuchen, ſo züchtige uns mit Maaß, daß Du uns nicht aufreibeſt. Laß leuchten dein Angeſicht über uns, und ſey uns gnädig um Jeſu Chriſti willen! Amen.

In leiblicher Noth.

Barmherziger Schöpfer und Erhalter aller Dinge! Siehe, ich komme zu Dir, in meiner Noth und bitte Dich um Hülfe; denn Du regiereſt Alles mit Gelindigkeit und trägſt uns mit vieler Schonung. Du haſt mir nach deinem weiſen Rath dieſe zeitliche Trübſal zugeſchickt, ſo lehre mich darin beſtändig auf Dich ſehen, auf Dich, der Alles wenden und zum Beſten kehren kann.

Laß mir Alles, was Du mir zuſchickſt, zum Heil meiner Seele dienen, und treibe mich dadurch zu wahrer Buße und Beſſerung. — Bewahre mich in Gnaden vor den Verſuchungen des Satans, der mich zum Unglauben und Aberglauben, zum Abfall von Dir und zu unerlaubten Mitteln verleiten möchte. Beſonders aber behüte mich vor Ungeduld und Murren wider deine heiligen Wege, die unſerem Fleiſche ſo bitter ſind. Und wo ich zu ſchwach bin, da unterſtütze mich mit deiner allmächtigen Kraft, und wirke durch deinen Geiſt in mir Glauben und Vertrauen auf deine Hülfe. — Laß mir, du treuer Vater, deine Hand nicht zu ſchwer werden; ſondern denke daran, daß ich Staub bin. Hilf mir in Gnaden wieder aus dieſer Noth; doch nicht wie ich will, ſondern wie Du willſt. Dient es zu meinem Beſten, ſo erſetze mir den erlittenen Schaden wieder, und gib mir an Leib und Seele neue Kraft. Nur laß mich nimmermehr in Sicherheit gerathen oder Dich aufs neue beleidigen. Hilf vielmehr, daß mir dieſe Noth zur Warnung diene, damit ich mich vor Sünden hüte. Laß endlich Alles einen ſolchen Ausgang gewinnen, daß ich es ertragen kann, ſo will ich Dich rühmen mein Lebenlang und deinen heiligen Namen preiſen immer und ewiglich. Amen.

Ein Anderes.

Mich ſoll kein Kreuz von Gott abtreiben, Und wäre es auch noch ſo groß. Mein Vater! du wirſt bei mir bleiben; Ach, nimm mich auf in deinen Schooß! In Trübſal, Kreuz und aller Noth Verlaß ich mich auf meinen Gott.

Ich weiß, es ſteht in Gottes Händen, Was mich betrübt und heftig quält; Ich weiß, er kann es leichtlich wenden, Weil es ihm nicht an Mitteln fehlt. In Trübſal, Kreuz und aller Noth Verlaß ich mich auf meinen Gott.

Ich weiß, Gott wird nicht von mir weichen, Wo Kreuz iſt, da iſt Gott nicht weit, Er wird mir ſeine Hand darreichen, Der Vater hilft zur rechten Zeit. In Trübſal, Kreuz und aller Noth Verlaß ich mich auf meinen Gott.

Ja, ja, wenn Gottes Stund wird ſchlagen, So höret auch mein Elend auf; Indeſſen will ich's willig tragen; Gott hemmt der wilden Wellen Lauf. In Trübſal, Kreuz und aller Noth Verlaß ich mich auf meinen Gott.

Der Vater wird ſein Kind erhören, D'rum halt' ich ihm im Glauben ſtill, Er wird mir meine Bitt' gewähren, Deß ich ihm ewig danken will. In Trübſal, Kreuz und aller Noth Verlaß ich mich auf meinen Gott.

Gebet in der Armuth.

Gütiger Gott, der Du biſt der einzige Troſt und die Hülfe der Armen, die in ihrer Noth Dich anrufen! Siehe, ich habe weder Silber noch Gold, noch irgend ein Gut in der Welt, darauf ich mich verlaſſen könnte. Ich habe aber etwas beſſeres, als das vergängliche Gold, welches in Anfechtung, in der Trübſal und in der Todesnoth keinen Troſt geben kann. Ich habe Dich, meinen allmächtigen Gott und Vater und deine Gnade; ich habe Dich, meinen Heiland und Erlöſer, Jeſum Chriſtum, und dein theures Verdienſt; ich habe Dich, o heiliger Geiſt, meinen Tröſter, den Frieden meines Herzens und die Verſicherung meiner Seligkeit. Ich habe noch Etwas, wodurch ich dieſes Alles erhalten kann, — mein armes, elendes, doch herzliches Seufzen, welches zwar in der Welt wenig oder nichts gilt, aber im Himmel hochgeachtet iſt. Dieſes mein armes Gebet ſchicke ich zu Dir, Du reicher Gott. Denn wie ſollte ich an deiner Himmelsthüre vorbeigehen, da ich vor andern Thüren Almoſen ſuchen muß? So hilf mir, daß ich mich in meine Lage ſchicken lerne. Ich habe das Zeugniß meines Gewiſſens für mich, daß ich nicht durch eigene Schuld, ſondern nach deinem Rath durch allerlei Unglücksfälle in dieſe Lage gekommen bin. Mein Heiland war auch arm im Leben und hatte nicht ſoviel, um ſein Haupt hinzulegen. Darum bin ich gewiß, daß Er auf den betrübten Wegen, die ich gehe, bei mir iſt, und meine Thränen zählt. Deine Himmelsthüre iſt alſo die erſte, vor welcher ich anklopfe des Morgens, wenn ich ausgehe, und des Abends, wenn ich heimkomme. Ich bitte Dich herzlich, Du wolleſt mir milde Herzen erwecken, die mir das Nöthige willig und fröhlich reichen. Vergilt ihnen aber auch, was ſie mir Gutes erweiſen, mit zeitlichem und ewigem Segen. — Ach Vater! ich will nach deinem heiligen Willen hier gerne vom Almoſen leben, ſpeiſe nur meine Seele mit dem Brode des Lebens, und führe ſie zum friſchen Waſſer deines Troſtes hin, ſo iſt es genug. Kommt dann mein leztes Stündlein ſo nimm, Herr, meine Seele von mir, und laß ſie durch deine Engel tragen in Abrahams Schooß, da werde ich mit allen Auserwählten zu Tiſche ſitzen, und werde ſatt werden von den Gütern deines Hauſes in ewiger Freude und Seligkeit. Amen.

Gebet im größten Mangel.

Ach Herr! Ich weiß wohl, daß ich arm und elend bin, ich weiß aber auch, daß Du für mich ſorgſt. Habe ich kein Brod, ſo weiß ich, daß der Menſch nicht lebet vom Brod allein, ſondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht. Du, Vater, wirſt mir meinen beſcheidenen Theil ſchon zuwenden, gibſt Du mir wenig, ſo bedarf ich auch nur wenig; wenn nur viel Gnade und Troſt dabei iſt, ſo bin ich wohl vergnügt. Habe ich kein Geld, ſo habe ich doch Thränen und Seufzer, womit ich mehr ausrichten kann, als die Welt mit ihrem großen Gut. Was iſt es, daß ich nichts auf Erden habe, hatte ja mein Heiland auch nichts, der nun doch auf dem Thron der Majeſtät im Himmel ſitzet? Was achte ich die Erde, wenn der Himmel mein iſt? Ich ſäe zwar jezt mit Weinen; ich werde aber dereinſt mit Freuden erndten. Ich weiß, daß keine Thräne auf die Erde fällt noch verloren iſt. Ich weiß, daß, Du Vater im Himmel, alle meine Seufzer zähleſt und das Verlangen meines Herzen höreſt. Ich weiß, daß ich nie ſo elend, ſo niedrig und ſo verachtet bin, daß Du mich nicht kennen ſollteſt. Darum achte ich es nicht, wenn meine Freunde mich nicht mehr kennen wollen und meine Verwandten auf die Seite treten. Ich liege zwar in einer elenden Hütte und auf einem ſchlechten Lager; aber Du, Vater, biſt bei mir mit deiner Gnade und Liebe, ich ruhe in deinen Armen und ſchlafe in deinem Schooß. Und auch von meiner geringen Wohnung kann ich ſagen: der Herr iſt an dieſem Orte und ſeine heiligen Engel mit Ihm! Ja, ich weiß, an wen ich glaube und bin gewiß, daß Du mir meine Beilage bewahren kannſt bis auf den Tag Jeſu Chriſti. Amen.

In großem Kummer.

Barmherziger Gott und Vater, der Du die Betrübten und Elenden anſieheſt und Dich erbarmeſt aller deiner Werke. Siehe, ich ſtehe vor deiner Gnadenthüre und flehe Dich um Hülfe an in meiner großen Noth. Du weißt, wie Du mich betrübt haſt; aber Du weißt auch, daß Niemand mir mein Leiden abnehmen kann, als Du allein. Die Vaterhand, die mich verwundet hat, muß mich auch heilen, und wer mich in den Abgrund geführt hat, muß mich auch wieder herausführen. — Darum, Vater, komme ich zu Dir und ſpreche: Herr, hilf mir und erbarme Dich mein! Mein Herz hält Dir vor dein Wort: „ihr ſollt mein Antlitz ſuchen.“ Darum ſuche ich auch dein Antlitz. Ich weiß ſonſt nirgends Troſt zu finden, als bei Dir, bei dem ich bisher allezeit Hülfe, Troſt und Rath gefunden habe. Nimm meine Trübſal von mir; doch nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe. — Ich will Dir weder Zeit noch Stunde, Art und Weiſe vorſchreiben, ſondern deine Hülfe mit Geduld erwarten. Willſt Du mir aber mein Elend nicht ganz abnehmen, ſo nimm doch einen Theil deſſelben, und gib mir ſo viel Kraft, daß ich das übrige ferner tragen kann. Iſt es aber gut für mich, daß ich dieſe Laſt bis in den Tod tragen ſoll, ſo geſchehe dein Wille. Nur laß mich nicht über mein Vermögen verſucht werden, und verſüße mir alle Bitterkeit der Trübſal durch den herrlichen Vorſchmack des Himmels. Denn auf den Kampf ſoll der Sieg, auf den Streit die Krone, auf das Leiden die Freude, auf die traurige und betrübte Nacht der fröhliche Morgen folgen. — O wie herrlich wird es an jenem Tage ſeyn, wenn ich von allem Uebel erlöst, Dich loben und preiſen werde mit allen Engeln und Auserwählten vor deinem Throne! Amen.

Ein Anderes.

Mein Gott, verzieh doch nicht! Ach ſieh, wie ich muß weinen! Wann willſt du, o mein Licht, Zu meinem Troſt erſcheinen? Zu Hauſe hab' ich Kreuz, Und gehe ich auch aus, So geht mein Leiden mit, Und kommt mit mir nach Haus.

Zwar hoff' ich alle Tag — Noch heute wird es beſſer; Allein das Leiden wird Faſt alle Tage größer. Ich werde ſchwach und matt, Mein Herze iſt beklemmt Und auch mein Angeſicht Mit Thränen überſchwemmt.

Durch langes Leiden will Auch die Geduld entſchwinden, Weil ſich die Linderung So gar nicht will einfinden. Ich warte von dem Tag Bis in die ſpäte Nacht, Und in der Nacht bin ich Schon auf den Tag bedacht.

Willſt du nun länger noch, Mein Gott, die Hülf verziehen, Wie wird es mir ergehn? Ach, wo ſoll ich hinfliehen? Ach Gott, verzieh doch nicht, Ach eile bald herbei! Ach Herr, wann machſt du mich Von meinen Banden frei?

Die Hülfe ſteht bei Dir, Sie ſteht in deinen Händen, Du kannſt mit einem Wort Mein Leiden ſchleunig wenden; Ach, wende dich zu mir, Komm und errette mich, Erleichtre mir mein Kreuz, Ach Gott, erbarme dich!

Das Leiden iſt nicht ſchwer, Wenn Du mir hilfeſt tragen, Ich will, wenn Du mitträgſt, Von keinem Leiden ſagen; Denn trägeſt Du mit mir, So trägſt Du das Gewicht, Ich habe zwar das Kreuz, Und fühl die Laſt doch nicht.

Ach ja, mein Herr und Gott! Laß mich die Stund erblicken, Da Du nach meinem Leid Mich endlich wirſt erquicken. Ach ſchenke mir dereinſt Die lang gewünſchte Stund', Darnach das Herze ſeufzt Und der betrübte Mund!

Wirſt Du mir dieſe Gnad, O großer Gott, erweiſen, So will ich, weil ich leb, Dafür Dich herzlich preiſen. Mein Freudenwort ſoll ſeyn Nach ausgeſtand'ner Noth: Wie gnädig iſt doch Gott, Der Herre Zebaoth!

Bei langwierigen Verfolgungen.

Ach mein Gott! Iſt es noch nicht genug? Sind die Jahre und Tage meines Leidens noch nicht erfüllt? Wie lange ſoll ich noch mit Gefahr Noth und Trübſal umringt ſeyn? Wie lange willſt Du dem Muthwillen und der Bosheit der Gottloſen zuſehen? Wie lange läſſeſt Du mich weinen, bitten und klagen? Iſt es denn ganz und gar aus mit deiner Güte, und hat die Verheißung ein Ende? Ach, ſchaue doch vom Himmel und erhöre mich! — Laß mich aber auch erkennen, daß unter meinem bittern Kreuz und Leiden lauter Freude, unter meiner Schmach lauter Herrlichkeit, und in meinem Tode ſelbſt das rechte Leben verborgen ſey. — Du, Herr, kannſt, Du willſt und wirſt meiner nicht vergeſſen; denn ich bin dein Kind. Du haſt mich angenommen und zum Eigenthum erwählt; darum kannſt Du mich nicht verlaſſen. Du haſt deine weiſen Abſichten dabei, warum Du mich ſo lange Zeit im Elend harren läſſeſt, und ich bin gewiß, daß Du Alles herrlich hinausführen wirſt. — So mögen meine Feinde mich verfolgen, betrüben und ängſtigen, ich will es nicht achten. Es iſt um ein Kleines, ſo ſoll alle Bosheit ein Ende haben, und man wird mit Freuden in den Hütten der Gerechten ſingen: „Die Rechte des Herrn behält den Sieg. Der alte Gott lebt noch und ſeine Güte währet ewiglich. Er nimmt ſich der Seinigen an und begleitet ſie auf ihren Wegen. Die Rechte des Herrn iſt erhöhet; ſein heiliger Name ſey gelobt in Ewigkeit!“ Amen.

In Krankheit.

Mein Gott! Ich bin krank, und Du haſt mich krank werden laſſen; denn ich mag die Urſache dieſer Unpäßlichkeit ſuchen, wo ich will, ſo iſt es doch endlich meiner Sünden Schuld, daß Du mich züchtigeſt. Ach Herr! wie ſicher leben wir, wie kaltſinnig beten wir, und wie leicht vergeſſen wir Deiner, wenn wir geſund ſind! — Darum habe Dank, o Vater, daß Du wieder einmal bei mir anklopfſt und mich ſo väterlich heimſuchſt, daß ich an Dich denken muß. Wende nun auch Alles zu meinem Beſten, was Du mir zugeſchickt haſt. Und wenn es dein heiliger Wille iſt, daß ich länger krank ſeyn ſoll, ſo hilf, daß ich es gerne leide. — Laß mich dabei erkennen, daß ich ein Menſch bin, und lehre mich bedenken, daß ich einmal ſterben werde. Iſt meine Krankheit aber nicht zum Tode, ſo richte mich wieder auf, wenn es Zeit iſt, und verleihe mir unterdeſſen Geduld, daß ich auf deine Hülfe warte. Gib aber auch, wenn mir geholfen iſt, daß ich nachher um ſo frömmer werde, und ſo lange ich lebe, für deine Gnade Dir danken möge immerdar. Amen.

Um ein ſeliges Sterbſtündlein.

Mein Gott! ich weiß wohl, daß ich ſterbe, Ich bin ein Menſch, der bald vergeht, Und finde hier kein ſichres Erbe, Kein Gut, das ewiglich beſteht.

D'rum zeige mir in Gnaden an, Wie ich recht ſelig ſterben kann.

Mein Gott! ich weiß nicht, wann ich ſterbe, Ob es nicht heute ſchon geſchieht, Daß ich vor Abend mich entfärbe, Der Blume gleich, die ſchnell verblüht. D'rum mache täglich mich bereit Zum Eingang in die Ewigkeit.

Mein Gott! ich weiß nicht, wie ich ſterbe, Wie mich des Todes Hand berührt; Dem Einen wird das Scheiden herbe, Wenn Jener ſanft wird heimgeführt. Doch, wie Du willſt, nur dieß verleih': Daß ich getroſt im Tode ſey.

Mein Gott! ich weiß nicht, wo ich ſterbe, Und welcher Staub mich einſt bedeckt; Doch, wenn ich nur dieß Heil erwerbe, Daß mich dein Ruf zum Leben weckt, So mög' es nahe, ferne ſeyn: — Die Welt iſt allenthalben dein.

Nun, treuer Vater, wenn ich ſterbe, So nimm du meinen Geiſt zu Dir! Ich weiß, daß ich dann nicht verderbe, Lebt Chriſtus und ſein Geiſt in mir. Darum ſo wart' ich ruhevoll, Wo, wie und wann ich ſterben ſoll.

Dankgebet nach erlangter Geſundheit.

Allmächtiger Gott und Vater, der Du allein Gewalt haſt über Tod nnd Leben, der Du tödten und wieder lebendig machen kannſt! Zu Dir habe ich in dieſer Krankheit meine Zuflucht genommen, bei Dir habe ich Hülfe und Rettung geſucht, und habe ſie auch wirklich gefunden. Denn an Dir habe ich einen Gott, der da hilft, und einen Herrn, der vom Tode errettet. Darum will ich Dir danken mit Herz und Mund, und Dich preiſen, ſo lange ein Odem in mir iſt; allenthalben will ich verkündigen, was Du mir Gutes gethan haſt. — Gib nur, daß mir dieſe deine väterliche Zuchtruthe eine beſtändige Warnung vor der Sünde ſey, damit mir nicht, wenn ich fortſündigen ſollte, noch etwas Aergeres widerfahre, oder daß ich gar von deinem Angeſicht verſtoßen werde. Lehre mich allezeit bedenken, daß ich doch einmal ſterben muß, damit ich das, was ich noch ferner im Fleiſche lebe, nicht den menſchlichen Lüſten, ſondern deinem Willen lebe. Laß mich bei Allem, was ich thue, das Ende bedenken, daß ich nimmer Uebels thue, ſondern allezeit wacker ſey und bete, damit ich würdig werden möge dem ewigen Verderben zu entfliehen und mit Freuden zu ſtehen vor deinem Richterſtuhl. Amen.

Bei fortdauernder Krankheit.

Mein Gott! Ich ſehe, daß es dein heiliger Rath und Wille iſt, daß ich meine Zeit, ſo lange es Dir gefällt, zu Hauſe und auf meinem Bette zubringen ſoll. Wohlan, ich widerſpreche Dir nicht, und will auch nicht wider Dich murren. — Sollte ich den Kelch nicht trinken, den mir mein Vater gegeben hat? Kann es der Vater böſe meinen mit ſeinen Kindern? — Ach nein! Das bittere Leiden kann meiner Seele nicht anders als heilſam ſeyn, wenn gleich Fleiſch und Blut ſich dagegen ſträubt. Du biſt ja mein Gott und Vater, mein Freund und größter Wohlthäter von Jugend auf, Du wirſt es auch in meiner Krankheit bleiben. — Soll ich auch lange liegen und leiden, ſo mache es doch nicht zu lange, ſondern gib mir bisweilen eine Erquickungsſtunde, in welcher Du mich von meinen Schmerzen befreiſt. Soll ich viel leiden, ſo gib mir auch viel Kräfte; Du weißt ja, wie ſchwach ich bin. Greif mich nicht zu hart an, daß ich nicht vergehe; Du weißt wohl, was ich tragen kann und wie es um mich ſteht. Ach! mache es mit mir, wie eine Mutter mit ihrem ſchwachen Kinde, hilf mir ſelbſt tragen, und nimm mich in deinen Schooß. — Soll mein Leiden noch ſchwerer werden, als es iſt, ſo weiche nicht von mir. Soll ich noch mehr betrübte Nächte haben, ſo laß mich nur den Troſt empfinden, daß Du mein Vater und mein Freund biſt. — Ich weiß wohl, wenn Du deinen Kindern Leiden zuſchickſt, ſo willſt Du ſie nicht verderben, ſondern zu Dir ziehen. So mache auch mich durch dieſe Krankheit los von allen böſen Gewohnheiten, und von der Freude an der Welt. Ziehe mich dadurch zur Heiligung, zur Frömmigkeit, zum Himmel und zur ewigen Seligkeit. — O Jeſu, du guter Hirte, der ſein Leben ließ für die Schafe! Ich will nicht von Dir fliehen, ob Du mich gleich alſo leiden läſſeſt. Führſt Du mich auf Dornenwegen, die mir Leib und Seele verwunden, ſo folge ich Dir willig nach. Hat das Haupt Dornen getragen, ſo können die Glieder nicht auf Roſen gehen. Haſt Du ſo viel um unſerer Sünden willen gelitten, warum ſollte ich nicht auch gerne etwas leiden? Denn leiden wir mit Dir, ſo werden wir auch mit Dir zur Herrlichkeit erhoben werden, ſterben wir mit Dir, ſo werden wir auch mit Dir leben. Dein Name ſey hochgelobt! Amen.

Gebet unter großen Schmerzen.

Ach Herr, du gerechter Gott! Ich bin ganz zu Leiden gemacht und mein Schmerz iſt immer vor mir. Du plageſt mich einen Tag um den andern, und meine Qual hat kein Ende. Ich ſuche wohl Hülfe, aber ich finde keine; ich brauche wohl Mittel, aber Du ſegneſt ſie nicht. Meine Kräfte ſchwinden dahin, und mein Saft vertrocknet, wie es im Sommer dürre wird. O Vater im Himmel erbarme Dich mein, erbarme Dich mein! Gedenke doch, wie hinfällig meine Kraft iſt, gedenke, daß ich nur Staub bin. Ach, mein Glaube wird ſchwach, meine Hoffnung will dahin ſinken, und Geduld iſt mir ſehr noth! Darum lindere in Gnaden meine Schmerzen, und laß das Leiden, das Du mir aufgelegt haſt, bald ein erfreuliches Ende nehmen. — Nun, mein Gott, ich weiß, Du biſt getreu und wirſt mich nicht über Vermögen verſucht werden laſſen, ſondern es alſo machen, daß die Verſuchung ein Ende gewinne, daß ich ſie ertragen kann. Darum werfe ich mein Vertrauen nicht weg, ſondern hoffe auf Dich. Laß geſchehen, was ich bitte, und gib mir, was ich hoffe, dafür will ich Dir danken und deinen Namen preiſen immer und ewiglich. Amen.

Ein Anderes.

Ach, mein Gott, hilf mir doch; Du ſieheſt, wie mir's gehet! Ach, dir iſt wohl bewußt, Wie ſchlecht es um mich ſtehet! Du weiſſeſt meinen Schmerz, Mehr als ich ſagen kann, D'rum hilf mir gnädiglich, Sonſt iſt's um mich gethan.

Ach, mein Gott, hilf mir doch; Auf Dich ſteht mein Vertrauen! Ach, laß mich deine Hülf' Mit Freuden wieder ſchauen, Du biſt's, der helfen kann. Ja, Du biſt's ganz allein, D'rum ſtelle dich doch bald Zu meiner Hülfe ein.

Ach, mein Gott, hilf mir doch! Zu wem ſoll ich ſonſt fliehen, Wenn Du mir deine Gnad' Und Hülfe willſt entziehen? Gewiß, ich weiche nicht, Ich laſſe nicht von dir, Bis Du mir hilfeſt aus, Und nimmſt die Noth von mir.

Ach, mein Gott, hilf mir doch! Ich weiß, du kannſt mich retten, D'rum wolleſt du es thun In dieſen meinen Nöthen. Du kannſt es, du biſt Gott, Dem nichts unmöglich iſt, Du willſt es, weil Du auch Zugleich mein Vater biſt.

Ach, mein Gott, hilf mir doch, Daß ich dein Lob erheben Und dich auch preiſen mög', Dieweil ich werde leben, Und ſagen allezeit: Getroſt, Gott lebet noch, Und währt es noch ſo lang, So hilft der Herr mir doch!

Bei langem Warten auf ein ſeliges Ende.

Ach Herr! Mich verlanget nach einem ſeligen Ende, und wie ein Knecht ſich ſehnet nach dem Schatten, und wie ein Taglöhner wartet, daß ſeine Arbeit aus ſey, ſo liege ich hier, mein Gott, und begehre aufgelöst und bei Chriſto zu ſeyn. Denn meine Kraft hat mich verlaſſen, und keine Hülfe iſt mehr vorhanden. — Ach! wie lange willſt Du mein ſo gar vergeſſen? Wie lange ſoll ich ſorgen in meinem Herzen und mich ängſten täglich? — Doch, Du biſt der Herr. Laß meine Stunde ſchlagen, wenn es Zeit iſt; verleihe mir aber auch Geduld, daß ich warte auf deine Erlöſung. Laß meinen Glauben nicht aufhören, und meine Hoffnung nicht müde werden, und wenn es Zeit iſt, ſo erlöſe mich von allem Uebel. Amen.

Um Beiſtand in der Todesſtunde.

O mein Heiland! Sterben iſt ſchwer und der Tod iſt bitter. Darum fürchtet ſich mein Herz vor der letzten Stunde, und ich weiß ſelbſt nicht, wie mir ſeyn wird, wenn ich mit dem Tode ringen werde, wenn meine Augen nicht mehr ſehen und meine Ohren nicht mehr hören werden, wenn mein

Mund verſtummen, wenn mein Herz brechen, und deine Hand den Geiſt wieder nehmen wird, den Du mir gegeben haſt. — Doch, warum ſoll ich den Kelch nicht trinken, den mir der Vater gegeben hat? Du, o Jeſu, biſt ja auch geſtorben, und haſt des Todes Bitterkeit empfunden. Darum bitte ich Dich um dieſer deiner Todesangſt willen; erbarme Dich mein und ſtehe mir bei in der letzten Stunde meines Lebens! Lege mir nicht mehr auf, als ich tragen kann, und lindere meine Schmerzen. Verkürze meine Qual, höre die Seufzer meines Herzens, wenn der Mund nicht mehr redet. Rufe mir Troſt zu, wenn das Ohr nicht mehr hört. Hilf mir endlich Alles überwinden, und löſe wenn es Zeit iſt, Seele und Leib von einander durch ein ſanftes und ſeliges Ende. Amen.

Das ſchönſte Loos.

Wie lieblich iſt mein Loos gefallen! Ach, ſagt mir nichts mehr von der Welt! Mein Fuß ſoll nach dem Himmel wallen, Wo man den beſten Theil erhält. Ich eile nun in Gottes Schooß; Mein Jeſus iſt mein ſchönſtes Loos!

Was looſt ihr Sterblichen auf Erden Um eine Handvoll Staub und Sand? Wem werden eure Güter werden, Wenn euch der Tod ins Grab verbannt? Gott iſt mein Gut, den ſuch' ich blos: Mein Jeſus iſt mein ſchönſtes Loos!

Ach, gönnet mir doch meine Lieben, Was mir ſo lieblich jetzo fällt! Es wird euch zwar mein Tod betrüben, Ihr braucht mich noch in dieſer Welt. Doch macht den Schmerz euch ſelbſt nicht groß; Denn Jeſus iſt auch euer Loos.

Kommt, theure Kinder, nehmt den Segen, Gott wird auch euer Erbtheil ſeyn Und ihn auf Kindeskinder legen. Schließt nur den Troſt im Herzen ein, Den ich im Leben hier genoß: Mein Jeſus bleibt auch euer Loos!

Kurze Gebete.

(Den Sterbenden vorzuſprechen.)

Herr, Herr erbarme Dich, Herr, Herr erhöre uns! Ach, laß mich nicht verſinken in der Todesnoth! Komm und hole mich heim, ich folge Dir. Verwandle mir alles Leid in Freude, mein Sterben in dein Leben, meine Unruhe in ewige Ruhe. Thue mir auf die Thüre deiner Gnade, und laß deinen Knecht (deine Magd) eingehen. Und ob ich wohl kaum über wenig treu geweſen bin, ſo kröne doch dein eigen Werk und bleibe mein großer Lohn, wie Du zeitlebens mein Schild und Schutz geweſen biſt. — Siehe, ich befehle meinen Geiſt nochmals in deine Hände. Herr Jeſu, Dir leb ich, Dir leid ich, Dir ſterb ich, Dein bin ich todt und lebendig, mach mich, o Jeſu, ewig ſelig! Amen.

⁂

Auf meinen Jeſum will ich ſterben; In ſeinen Wunden ſtirbt ſich's gut; Er läßt mich nimmermehr verderben, Ich bin erkauft mit ſeinem Blut. Mein Jeſus iſt mein Troſt allein, Auf Jeſum leb' und ſchlaf' ich ein.

Auf meinen Jeſum will ich ſterben, Herr Jeſu nimm die Seele hin! Darf ich mit Dir den Himmel erben, So iſt das Sterben mein Gewinn. Mein Jeſus iſt mein Troſt allein, Auf Jeſum leb' und ſchlaf' ich ein.

Auf meinen Jeſum will ich ſterben; Ach, Jeſu, hilf in letzter Noth! Laß mich den beſten Theil ererben, Verſüße mir den bittern Tod. Du biſt mein höchſter Troſt allein; Dir leb' und ſchlaf' ich ſelig ein.

⁂

Mit dir, Herr Jeſu, will ich ſcheiden, So leb' ich ewig dort bei dir. Das letzte Wort in deinem Leiden Sey auch mein letztes Wort allhier. Nimm, Jeſu, mich mit deinem Sinn Vereinigt aus dem Leben hin!

Noch heut' (hör' ich dich, Jeſu, ſagen) Biſt du bei mir im Paradies! Auf dieß Verſprechen will ich's wagen. Ach, mache du mir's recht gewiß! Laß nunmehr alle meine Pein Mit deinem Troſt verſüßet ſeyn!

Es iſt vollbracht! du haſt erhöret, Mein Herr und Gott, ich ſterbe wohl. Mein Jeſu! du haſt mir gewähret, Daß ich in dir abſcheiden ſoll. Gott Lob, der Alles wohl gemacht! Gott ewig Preis, es iſt vollbracht!

Neue Predigten

über die

ſonn- feſt- und feiertäglichen Evangelien und andere Texte

von

M. Friedrich Chriſtoph Steinhofer,
weil. Dekan und Stadtpfarrer in Weinsberg,

zum erſten Mal

aus

ſeinen Original-Handſchriften herausgegeben.

Bevorwortet

von

Albert Knapp,
Stadtpfarrer zu St. Leonhard in Stuttgart.

BIBLIOTH. PUBL. REG. STUTTG.

Tübingen,
bei Ludwig Friedrich Fues.
1846.

Vorrede.

(Zugleich eine Lebensſkizze des vollendeten Verfaſſers.)

Es erſcheint hier 85 Jahre nach dem Heimgang eines gottſeligen, in Württemberg noch unvergeſſenen Mannes ein aus ſeinen Handſchriften mühſam geſammeltes Predigtbuch, deſſen Herausgabe der Schreiber dieſer Linien lange Zeit für ſehr zweifelhaft, wonicht für unmöglich hielt. Die Kürze und bloß für den paſtoralen Privatgebrauch beliebte Faſſung jener ehrwürdigen vergilbten Blätter hatte auf den erſten Anblick ſo viel Bedenkliches und Mißliches, daß auch die treueſte Liebe zu den Zeugniſſen des längſt Vollendeten dadurch entmuthigt werden konnte, wenn in ihr die Sehnſucht nach einer theilweiſen Veröffentlichung derſelben aufſtieg, und ſo ging denn auch beinahe ein Jahrhundert dahin, ohne daß Jemand einen Verſuch damit gewagt hätte. Wie leicht hätten bei ſolchen Umſtänden dieſe werthen, anſpruchsloſen Reliquien eines der edelſten Menſchen, welche die Welt geſehen hat, ganz unbeachtet vollends verſchwinden mögen! Da geſchah es, etwa im Jahr 1833, daß ein Nachkomme des ſeligen Mannes, der im Jahr 1835 verewigte Pfarrer M. Friedrich Chriſtoph Steinhofer in Neidlingen, mein theurer Freund, dieſen in ſeinem Beſitze befindlichen Nachlaß ſeines Großoheims, woran ich beſondere Freude bezeugte, mir zur freien Verfügung überließ, indem er, als ein kränklicher Mann, keinen geeigneten Gebrauch für Andere damit machen zu können erklärte, und mich, ſeinen ungleich jüngeren Amtsbruder, noch eher zu einer tieferen Behandlung deſſelben für befähigt erachtete. Mit wahrer Rührung empfing ich dieſes erwünſchte Geiſtesgut, und widmete demſelben gar manchen Tag, um die meiſtens ſo gar kurz geſchriebenen Predigtentwürfe, deren größeſte Mehrzahl nur eine, ſelten $1\frac{1}{2}$ — 2 Quartſeiten, mit vielfachen Andeutungen und Abkürzungen füllten, allmählig zu regiſtriren und in einer Auswahl zum Drucke vorzubereiten. Ich ſehnte mich um ſo mehr nach einem günſtigen Erfolge dieſes Geſchäfts, da immerhin 10 Jahrgänge, auch der von 1752, aus welchem das längſt bekannte Steinhofer'ſche Predigtbuch entſtanden iſt, und unter ihnen beſonders die letzten und reifſten Predigt-Skizzen des Vollendeten bis zu ſeinem ao. 1761 erfolgten Tode hier vorhanden waren. Allein theils die Mühſeligkeit dieſer Arbeit an ſich, theils der Mangel an Zeit, welchen ich bald hernach in Stuttgart doppelt zu empfinden bekam, brachten mich, trotz aller Begeiſterung, nachgerade zum Stillſtand, und ſo beruhte der Plan, bis er zehen Jahre hernach durch eine beſondere, mir augenſcheinlich vom HErrn nahe gelegte Veranlaſſung, ſo wie durch die emſige Mitwirkung zweier einſichtsvollen chriſtlichen Freunde, wieder aufgenommen und mit vereinigten Kräften vollführt werden konnte.

Nun erſcheinen hier die edeln, ſo lange verborgen geweſenen Blätter in einem beinahe ganz unveränderten Abdruck und in einer dem Zwecke des Kirchenjahres angemeſſenen Auswahl als ein zwar beſcheidenes, aber für jeden erfahrenen Chriſten, der den göttlichen Wahrheitskern auch in unſcheinbarer Schaale hinnehmen und würdigen gelernt hat, gewiß werthvolles, mit Schätzen der Gnade und Erkenntniß Chriſti reich gefülltes Predigtbuch. Man wollte die ſchlichten Zeugniſſe des frommen Vollendeten, der ſich durch ſeine übrigen Schriften längſt als ein prieſterlich geweihter, johanneiſch gebildeter Geiſt bewährt hat, nicht ausſchmücken, ſondern ſie am liebſten in ihrer einfachen, oft mangelhaften Form gerade ſo geben, wie ſie aus dem gottvertrauten Gemüthe des Verfaſſers in ſeinem Studierzimmer gefloſſen ſind. — Denn die keuſche Lauterkeit, womit dieſer Jünger des HErrn die ewiggute Wahrheit zu verkündigen, und die demüthige Einfalt, womit er, um ihre Kraft nirgends durch ſelbſtſüchtige Formgebung zunichte zu machen, ſeine Reden darüber zu entwerfen ſuchte, wird ihren Anklang bei gleichgearteten Herzen wohl nicht verfehlen. Man ſiehet hier in die ſtille Arbeit eines evangeliſchen Predigers hinein, wie er ſich auf ſeine öffentlichen Zeugniſſe von Jeſu vorbereitete. Wenn aber manchen Leſer vielleicht, wie mich, eine wehmüthige Sehnſucht beſchleicht, genaue Nachſchriften von der vollkräftigen Ausführung derſelben zu beſitzen, ſo kann ſich derſelbe doch wieder bei dem Gedanken beruhigen, daß ein Mann, wie der ſelige Steinhofer, auch in ſeinem einſamen Zimmer die Grundgedanken und Hauptpunkte der evangeliſchen Wahrheit ſich gewiſſenhaft vergegenwärtigt und bemerkt hat, daß uns alſo, wenn wir irgend nach Wahrheit fragen, hier die von ihm verkündigte Wahrheit jedenfalls in einem getreuen, bündigen und um ſo leichter behältlichen Auszuge gegeben wird, — ein Umſtand, der namentlich für evangeliſche Prediger und für Solche, denen ein kürzeres Leſeſtück erwünſcht iſt, von Belang ſeyn dürfte.

Vergleicht man die hier gegebenen einfachen Zeugniſſe von Chriſto mit ſo vielen neueren, von talentvollen und äſthetiſch gebildeten Männern veröffentlichten Kanzelvorträgen, worin die Wahrheit im Feſtgewande redneriſchen Schmucks und oft ſogar dichteriſcher Farbenpracht daherſchreitet: als wie gering und unſcheinbar müſſen dann dieſe alten Steinhofer'ſchen Reliquien zurücktreten! Man könnte dem Herausgeber dieß nicht wohl kräftiger zu Gemüthe führen, als er ſich's ſelber zuvor geſagt hat. Und dennoch gilt nicht nur die ſchmucklosholde Reſeda ſelbſt neben einer prangenden Georgine oder einer brennenden, duftreichen Roſe, ſondern in geiſtlichen Dingen iſt einem heilsbegierigen Gemüth oft gerade das Einfältigſte, Kunſtloſeſte das Liebſte, weil ſich ihm der Kern göttlicher Wahrheit in ſolcher Form am unmittelbarſten und genießbarſten darbietet. Wie oft wird der Leſer oder Zuhörer durch eine allzu ſchöne, glänzende Darſtellung der Wahrheit Chriſti von ihr ſelbſt unvermerkt abgezogen, daß er mehr die Form bewundert, als den Inhalt erfaßt, daß er dabei mehr vor einem Menſchen, als vor Gott ſteht, und daß auf dieſe Art nicht ſelten, wenn auch ohne wirkliche Abſicht des Redners oder Verfaſſers, das Kreuz Chriſti zu nichte gemacht wird! Ein Fall dieſer Art kann bei den ungekünſtelten, doch immer würdig und in heiligem Anſtand gehaltenen Reden des ſel. Steinhofers nicht vorkommen, welche freilich einzelne Spuren des vernachläßigten Ausdrucks an ſich tragen, da ſie zunächſt nur für den Verfaſſer ſelbſt beſtimmt geweſen, und von ihm öffentlich, wie dieſes aus ſeinem früheren, von ihm ſelbſt beſorgten Predigtbuche hervorgeht, viel reichlicher ausgeführt und geebnet worden ſind. Dagegen wird der chriſtliche Leſer hier überall nur der lauterſten, gediegenſten Wahrheit des Evangeliums begegnen; es wird ihn der Geiſt eines Mannes anwehen, der im Heiligthum ſeines Gottes durch einen langen Wandel im Licht und mit ſeligen Herzenserfahrungen ſich eingelebt und überall den Kern von der Schaale zu ſondern gelernt hat. Er wird nirgends eine gefliſſentliche Verſchweigung oder Abſchwächung des göttlichen Schriftſinns zu befürchten haben, wie dieß bei ſo manchen neueren Predigtſammlungen der Fall iſt, — ebenſowenig eine ſchwächliche, durch unrichtige Vorbildung verkümmerte Heilserkenntniß, welcher mit Schulmoral nachzuhelfen wäre, ſondern er wird im Gegentheil, bei gründlicher Prüfung, eine Fülle von tiefer, heiliger Gottesgelehrſamkeit finden, dergleichen man in vielen Predigten der Neuzeit vergeblich ſucht, und es werden ihm oft auf wenigen Seiten ſolche Spuren und Andeutungen der edelſten Wahrheiten ſich zeigen, welche den Stoff zur weiteren geſegneten Ausführung überreich in ſich tragen, Alles aber unter der anſpruchloſeſten Form verhüllt, und gewöhnlich ſo mild und beſcheidentlich hingeworfen, daß ein an vornehme Redeweiſen gewöhntes Ohr und ein nicht kindlich auf den Grund blickendes Auge theils achtlos, theils ſogar mit einiger Befremdung daran vorübergeht. —

Wenn man daher die ſcharftönende Stimme des Bußpredigers und des erwecklichen Heroldes hier weniger, als den milden, väterlichen Ton des erbauenden Lehrers und des freundlich einladenden Hirten vernimmt, ſo liegt dieſes nicht allein in dem ſanften Naturell des Verfaſſers, der übrigens einer der begabteſten und gediegenſten Schüler des ſel. Dr. J. A. Bengel war, ſondern auch in ſeiner evangeliſchen Ueberzeugung und Richtung ſelbſt. Das neuteſtamentliche Element, nämlich die ernſtliebevolle Belehrung der Unwiſſenden und das barmherzige Suchen der Verirrten und Verlorenen, hatte ſich Steinhofer in ſeinem von Kindheit an begonnenen, vieljährigen Glaubenslaufe ſowohl durch gründliche Schriftforſchung, als durch herzmäßige Uebung dermaßen zu eigen gemacht, daß es ihm eigentlich zur andern Natur wurde und deßhalb aus ſeinen geſegneten Schriften überall hervorleuchtet. Daher ſind ſeine Zeugniſſe von Jeſu ein klarer Spiegel ſeines Innerſten, — wie er denn in einer Antrittspredigt vor der Gemeinde ſagen konnte: „Beſuchet mich auch fleißig in meiner Wohnung, ſo oft Ihr ein Anliegen auf dem Herzen habt; ich hoffe, ihr werdet mich in meinem Studierzimmer nicht anders finden, als ich auf der Kanzel bin!“ —

Es mögen zu näherer Beleuchtung dieſes von ihm ſo herzlich geäuſſerten Sinnes noch einige Züge aus ſeinem gottgeheiligten Leben hier eine Stelle finden.

Friedrich Chriſtoph Steinhofer wurde am 16. Jan. 1706 geboren in Owen, der ehemaligen Reſidenz der alten Herzoge von Teck, einem Städtchen am gleichnamigen Berg im ſchönen Lenninger Thale, bei Kirchheim u. Teck. Sein Vater, Ludwig Chriſtoph, war vieljähriger Stadtpfarrer daſelbſt; ſeine Mutter: Sibylla Dorothea, geb. Andler. Von ſeinen gottſeligen Eltern, beſonders aber auch von einer trefflichen Großmutter, einer Dr. Steinhoferin, bezeugt er, daß er von ihnen ſchon als Kind zur wahren Gottesfurcht und zur herzlichen Liebe Chriſti geleitet worden ſey. Er ſcheint die lateiniſche Schule in Kirchheim beſucht zu haben, und durchlief ſodann, als der Erſte ſeiner Promotion, die Seminarien von Blaubeuren und Tübingen, in welcher letzteren Stadt er durch eine bedeutende Krankheit, die ihn ein halbes Jahr über an das Bett feſſelte, gerade vor ſeinem Eintritt in das Studium der Theologie zu dem feſten, ſeligen Entſchluß gebracht wurde, aller jugendlichen Eitelkeit ganz und auf ewig den Abſchied zu geben, und zu einer gründlichen, ſchriftmäßigen Erkenntniß der Heilswahrheit zu gelangen, damit er ſeinem Erlöſer ein bräuchliches Werkzeug zu Seinem heiligen Dienſt werden möchte. —

Dieſer Trieb brachte bald eine geſegnete Frucht. Steinhofer betrieb ſeine theologiſchen Studien mit einem ſolchen feurigen Eifer, daß er nach einem nicht ganz zweijährigen Kurs bereits als Vikar des Abendpredigers **Gutermann** in der Reichsſtadt Biberach berufen wurde, wo er das Evangelium Chriſti mit großem Nachdruck verkündigte. Ein halbes Jahr darauf kehrte er zur Vollendung ſeiner Studien nach Tübingen zurück, wo er mit dem bekannten edeln Prof. der Kirchengeſchichte, Dr. **Weißmann**, in beſonders nahem Freundſchaftsbunde ſtand und mit andern erweckten Studenten eine treue Geiſtesgemeinſchaft unterhielt. Im J. 1731, nach beendigtem Studienlauf, begab er ſich auf eine größere Reiſe nach **Bayreuth**, **Sachſen** und andere norddeutſche Provinzen, wobei er auch mit der neuaufgeblühten Brüdergemeinde, inſonderheit mit den Bewohnern von Herrnhut ſelbſt in nahe Verbindungen trat und daſelbſt einen reichen Gewinn für ſein inneres Leben machte. Aus jener Zeit hat ſich ein bisher noch ungedruckter Brief von ihm an ſeine würtembergiſchen Freunde erhalten, der, als das älteſte Zeichen ſeines in Chriſto wandelnden jugendlichen Gemüths, hier eine Stelle finden möge.

Herrnhut, d. 7. Sept. 1732. — „Jeſus ſei mit uns, in Ihm geliebte Brüder! — Mein bisheriges Stillſchweigen werdet Ihr euch hoffentlich nicht befremden laſſen, noch daraus ſchließen, daß meine Liebe zu Euch nicht recht herzlich und überfließend ſei. Ich wollte nicht an Euch ſchreiben, bis ich auch wüßte, was ich Euch ſchreiben ſollte und wollte. Indeß behalte ich Euch doch in meinem Herzen; denn Ihr ſeid meine Brüder, mit welchen das Band der Liebe in Einem Sinn, aus Einem Grund der einfältigen Erkenntniß JEſu, des Sohnes Gottes, nicht nur zuerſt geſchloſſen worden, ſondern auch ſo feſt bleiben ſoll, daß es durch Umgang mit Anderen nicht lux gemacht werden könne. Wen wir in JEſu und ſeiner Liebe kennen lernen, der muß auch der Eure werden. Gewiß, ich kann nicht anders ſagen, als daß ich Euch auf dieſe Stunde noch mehr liebe, als ich Euch jemals geliebt; denn ich kenne euren Sinn, ich weiß euer Beſtreben und Abſicht; ich weiß, wie Ihr ſtehet in dem HErrn, und kann es jetzt gegen Dem halten, was wir an andern Orten geſehen und angetroffen haben. Tübingen iſt mir lieb, und die Brüderſchaft darinnen iſt nicht geringer in meinen Augen, als die Liebesverbindungen, die man ſonſt ſiehet. Gott und der Vater unſres HErrn Jeſu Chriſti gebe Euch viel Gnade durch Seinen Geiſt, damit ihr in Demjenigen, worauf ihr angefangen habt, feſt ſtehet, und wachſet in ſeiner Erkenntniß und völligen Liebe zum freudigen Bekenntniß Seines Namens vor der Welt, und zur Verherrlichung des Königs, der uns angenommen hat!

„Nun, liebe Brr., ich will Euch von äuſſerlichen Umſtänden und Kleinigkeiten, die uns auf unſerer Reiſe vorgekommen, nichts melden, denn Ihr fraget nichts nach dieſem, und es iſt auch nicht der Mühe werth, ſich damit aufzuhalten; ſondern ich will Euch nur in gemeinſchaftlicher Liebe melden, was mir dadurch in meinem Eigenen bisher vorgekommen. Die Reiſe ſelbſt war, den äußeren Umſtänden nach, ganz commod und glücklich; aber man wird doch leicht zerſtreut und das Gemüth wird aus ſeiner Faſſung gebracht, abſonderlich wenn man noch nicht weiß oder vermag das Intereſſe ſeines HErrn auch auf dem Poſtwagen recht in Acht zu nehmen oder zu behaupten. Ich ward deßwegen oft bei mir ſelbſt beſchämt, und wußte mir nicht recht zu helfen. Der l. Bruder Spangenberg hat dazu einen großen Beruf von ſeiner Einfalt; denn weil er einmal darinnen ſteht, daß ihn die Welt für einen Narren hält, ſo hat er von innen und auſſen vollkommene Freiheit, ἐυκαιρως και ἀκαιρως (zur Zeit oder zur Unzeit), die Wahrheit zu ſagen. Dahin muß es bei uns auch kommen, ihr Lieben! Was iſt's, das uns aufhält? Doch hat darin Chriſtian David (der bekannte Zimmermann und Mitbegründer von Herrnhut), wie wir in Nürnberg vernommen haben, ein ordentliches Principium, rohen Leuten nichts entgegenzuhalten, ſondern ernſthaft zu ſchweigen, weil man ihr Gericht nur vergrößere, welches er doch nicht gerne thun wollte. Allein hiebei muß man eben ſeines lauteren Grundes verſichert ſeyn und in der wahren Einfalt ſtehen, ſonſt kann man ſich eine falſche Ruhe machen. Der HErr lehre uns reden und ſchweigen! — In Dinkelsbühl hatten wir ein herzliches Vergnügen an dem Rector Hecht und ſeiner Frau, welcher ganz brüderlich und einfältig gegen uns geweſen. Der HErr wird ihm noch Segen geben in ſeinem Ort, denn ſeine Abſicht auf den HErrn iſt redlich; wenn er nur Kraft hat durchzubrechen! — In Nürnberg hatten wir eine kleine Freude, daß wir doch auch etwas Gutes antrafen. Ein gewiſſer Kaufmann Weiß, an den ich auch adreſſirt war, hat mir daſelbſt am beſten gefallen. Dieſer iſt Herrn T — s Patron. Wenn T. ſeinen Beruf legitimiren kann, ſo iſt er ein theures Werkzeug. Aber dieſen wollen ihm auch Kinder Gottes nicht gelten laſſen. Er iſt ſehr liebreich, und ich glaube alſo, daß F. Vortrag auch inſinuant iſt. Nun, wenn nur Chriſtus verkündet wird. — Wir reisten von Nürnberg an Einem fort nach Jena. Hier habe ich von dem lieben Bruder Spangenberg einen tiefen Eindruck bekommen von der Einfalt in der Liebe Jeſu. Spangenbergs Herz iſt ganz voll davon und ſo kindlich, daß er mit dem l. Heiland ſpielen könnte. Aber ſeine Herzlichkeit hat doch einen ſehr großen Eingang in die Gemüther, und er ſtehet an einem Poſten, wo er recht wohl taugt. — Wenn der l. Br. Reuß in ſeine Arbeit tritt, ſo wird es in Jena großen Segen unter der Gnade Gottes haben können. Denn Reuß kann in der Erkenntniß den Brüdern daſelbſt an die Hand gehen und ſie auf Gründlichkeit weiſen, Spangenberg aber ſie führen. Und wenn es des HErrn Wille iſt, ſo wird es geſchehen!

Meine lieben Brüder! ich wünſche Euch allen, ſo herzlich zu ſeyn, wie der liebe Br. Spangenberg. Es hat zwar auch ſeine beſonderen Urſachen in der beſonderen Gemüthsverfaſſung und Conſtitution, wie auch in der Führung der an uns wirkſamen Gnade, warum es bei dem Einen mehr und anders angeht, als bei dem Anderen; allein auf die Einfalt ſind wir von unſerem HErrn und Meiſter Alle gewieſen, und ich denke, wenn wir blos auf die Sache Jeſu ſehen und unſer Herz von Liebe gegen Ihn wallt, ſo und nicht anders werden wir recht kindlich und einfältig werden. Es muß alſo noch etwas Anderes in uns ſeyn, das der völligen Liebe den Platz noch nicht eingeräumt, ſonſt würden wir bald näher zu dem Zwecke kommen. Ich bitte meinen Heiland, mir ein ſolches Herz zu geben und Euch mit mir, — welches kein anderes Intereſſe, als für das Intereſſe Jeſu habe und von ſich ſelbſt nichts wiſſe, damit wir zu einer ſolchen Einfalt gelangen mögen. Was eine ſolche Faſſung für Nutzen im Wachsthum im Geiſt, als auch im Zugang zu anderen Gemüthern habe, kann ich wohl abſehen. Schreibet mir davon eure Gedanken, liebe Brr. und ringet darnach εις ἁπλοτητα την εις χριστον (in die Einfalt auf Chriſtum) einzugehen! — Ich möchte Euch allen wünſchen, den lieben Spangenberg zu ſehen, und in ſeinem Umgang etwas in dieſem Theil zu profitiren. Dieß Abſehen iſt die Urſache, warum es mir leid iſt, daß ich nicht länger habe bei ihm ſeyn können. Der liebe Bruder Oetinger hat Etwas davon, es iſt aber noch nicht dieſe Geſtalt. Uebrigens iſt Spangenberg von Vorurtheilen frei, und ich glaube nicht, daß wir im Grunde der Erkenntniß Jeſu Chriſti mit Jemand würden leichter und eher Eins werden, als mit ihm! Der HErr ſegne ihn, denn Er hat ihn lieb! An den Brüdern in Jena überhaupt hat mir ihre herzliche Liebe unter einander ſehr wohl gefallen: dieſe hält ſie zuſammen, und iſt auch eigentlich ihr Typus.

„In Herrnhut wurden wir mit vieler Liebe ſowohl von dem Herrn Grafen, als von den Brüdern und Schweſtern aufgenommen. Es ſind theure Seelen hier, abſonderlich unter den Schweſtern. Unſere lieben Schweſtern in Tübingen taugten ſchon hieher, und die liebe Margareth möchte ich unter ihnen ſehen, wie es ihr ſeyn und vorkommen würde. Indeſſen aber hatten wir noch nicht Zeit, im Beſonderen mit Vielen bekannt zu werden. Die Brüder in Tübingen ſind hier in gutem Andenken. Herr Graf will haben, ich ſoll bei ihm hier bleiben; ich weiß es noch nicht gewiß. Warum der l. Br. Reuß hieher vocirt worden, darüber werdet ihr euch ſehr wundern. Es wurden Sr. Maj. dem König von Dänemark vom Hrn. Grafen mit Meldung ihrer Charaktere und Umſtände vorgeſchlagen zur Hofprädikatur und andern Stelle in der theol. Fakultät zu Kopenhagen. Der König wählte von freien Stücken den Reuß, und befahl dem Herrn Grafen zum drittenmal an den Reuß zu ſchreiben, und ihn deßwegen zu vernehmen, — und dieſes iſt ſchon in Jena und ſonſt bekannt. In Kopenhagen ſind viele gute Seelen am Hof und eine zu blühen anfangende Gemeine Chriſti. Sie warteten mit Schmerzen in Kopenhagen auf eine Antwort von Reuß (Jeremias Friedr., dem nachmaligen Kanzler in Tübingen), welcher aber nicht ſelbſt ſchreiben wollte, weßwegen es der Herr Graf that. Nun kommt es auf eine Antwort an aus Kopenhagen. Aus der Hofprädikatur wird wohl nichts, und der l. Br. Reuß will davon nichts hören. Wenn es aber der König theilen will, daß ihm die Profeſſur allein aufgetragen würde, ſo will er es annehmen. Es warten aber ſchon Leiden auf ihn, wenn er daſelbſt hinkommen ſollte. Vor acht Tagen iſt ein Brief in der Gemeinde abgeleſen worden von einer Kammerfrau in Kopenhagen, welcher ſehr animos in der Kraft Chriſti geſchrieben war. Die Verfolgung von den Großen daſelbſt iſt ſtark, ſo daß der König und die Königin, welche den HErrn Jeſum herzlich lieben, ſelbſt nicht frei davon ſind. Jetzt ſtehet es zu erwarten, wie es der HErr führen wird. Wenn die lange Verzögerung der Antwort nicht Urſache iſt, daß die Herren bei Hof indeß ein anderes Blatt vorkehren konnten, und der König noch auf ſeiner Reſolution beſteht, ſo mag es wohl geſchehen. Tobias Friederich, der Hausmeiſter, und Melchior Zeißberger ſind vor acht Tagen nach Kopenhagen, um hernach nach Schweden zu gehen, abgereiſt. Dieſe wird Oetinger kennen.

„Von Herrnhut weiß ich dermalen nichts zu ſchreiben, als, weil ich Alles in der Relation auf meine Tübinger Brüder abſehe und betrachte, daß ich Euch und mir herzlich wünſche freimüthig zu werden, und ohne Scheue der Welt den Grund Eurer Hoffnung und Eures Herzens Geſuch offen darzulegen. Es iſt gewiß jetzt die Zeit, da das Evangelium in der Welt Etwas anrichten kann. Wenn Jeſus nur muthige Zeugen und redliche Arbeiter genug hätte: es würden Seelen genug zu finden ſeyn, die man dem HErrn Jeſu zuführen könnte. Ihr lieben Brüder! παῤῥησιάζετε (ſeid freimüthig!), aber ſehet nur auf die Hauptſache, den Glauben an Jeſum nach dem lauteren Worte des Evangeliums recht zu treiben! Laſſet euch fein gerne anſehen — aber in der Einfalt und Demuth des Herzens, — daß Ihr Jeſum liebet und ſonſt nichts ſuchet, als Ihn. Ich denke, es wird Euch gut ſeyn, wenn ihr die Kommunikation mit der Stadt, ſoweit es ſeyn kann, nicht vorbei laſſet.

„Noch Eins, ihr Lieben! Es iſt in der That nicht ohne, was Euch der liebe Bruder Reuß noch letztens geſagt von der ſyſtematiſchen Theologie. Sie hat auch ihren guten Nutzen, wenn man das Werk Jeſu gegen die Welt treiben ſoll. Aber doch iſt mir dieß noch näher angelegen, daß wir die lautere Erkenntniß Jeſu, des Sohnes Gottes, aus der Schrift recht faſſen und immer genauer und tiefer lernen. Das macht mir eure Gemeinſchaft, ihr Lieben! ſo werth und theuer, weil ich weiß, daß Ihr auf dieſem Grunde ſtehet und in dieſem arbeitet. Der HErr gebe Euch den Geiſt der Weisheit und Offenbarung! Glaubet's: auch unter den Kindern Gottes fehlt es überall an dieſem Stück. Wenn man die Bekehrungswege durchgegangen und aus einer generellen (allgemeinen) Erkenntniß des Heils in Jeſu für ſeine ſchmachtende Seele erkannt und ergriffen hat, alſo Jeſum über Alles lieb zu haben angewieſen worden iſt: ſo iſt es höchſt nöthig zum Wachsthum in dem geiſtlichen Leben, zu immer tieferer Gründung der Gemeinſchaft mit Jeſu, zu täglicher Speiſe für den Geiſt, in der Erkenntniß Jeſu genauer und tiefer zu forſchen. Wir haben ja das Neue Teſtament darum, und ach, daß es die Kinder Gottes recht zu brauchen wüßten! Ihr wiſſet ja, wie Ihr es brauchen ſollt, und die Salbung wird Euch Alles lehren. — Laſſet mich aber auch Etwas von Euch und von dem, was Euch der HErr gibt, genießen. Schreibet mir ausführlich von Allem, was Ihr nur immer ſchreiben könnt und mögt, es ſei klein oder groß. Denn meine Liebe iſt herzlich zu Euch, und Ihr könnet mich ſehr erquicken. Ein andermal will ich mehr ſchreiben; ich habe noch nicht Zeit genug dazu gehabt. Nehmet indeß mit dieſem vorlieb. Der HErr Jeſus mache Sich herrlich in Euch und unter Euch. Grüßet Alle, die den HErrn Jeſum lieb haben. Ich bin Euer, in der Liebe Jeſu verbundener, geringer Bruder, Steinhofer." —

Dieſer einzige Brief läßt uns tiefer in das innere Geiſtesleben des Mannes hineinblicken, als ein langer Reiſebericht von hundert Anderen, die mit ihrem Sinne nur auf der Oberfläche der Dinge verweilen. Es mußten darin noch manche vortreffliche Anſprachen an die einzelnen Freunde weggelaſſen werden, deren jeglichem er mit innigſter Liebe, je nach deſſen beſonderen Bedürfniſſen, noch an's Herz redete. — Sein Tagebuch über dieſe mehr als 1½jährige Reiſe exiſtirt leider nicht mehr.

Nachdem er hierauf nur kurze Zeit eine Repetentenſtelle im theol. Seminar zu Tübingen bekleidet hatte, wurde er anno 1734 vom Reichsgrafen von Reuß zu Ebersdorf Heinrich XXIX. (dem bekannten Freund und Schwager des Grafen von Zinzendorf) aus beſonderer Neigung zum Hofkaplan berufen, auf welcher Stelle er drei Jahre lang verweilte, bis ihn der Graf zum Hofprediger daſelbſt ernannte, zu welchem Amt er ao. 1739, im Beiſeyn ſeiner Fürſten, durch den bekannten würtemb. Prälaten und Conſiſtorialrath Weißenſee, ſeinen ehemaligen Lehrer, in der Kloſterkirche zu Hirſchau bei Calw ordinirt wurde. Ich glaube kaum, daß auf jener altberühmten Stätte des längſt verbrannten Benediktinerkloſters, wo noch die von Uhland beſungene Ulme friſch aus dem Mauerquadrat der ehemaligen Prälatur emporgrünt, ein edlerer Zeuge des Sohnes Gottes geweiht worden ſei, als der ſelige Steinhofer.

Vierzehn Jahre hindurch, von 1734—1748 ſtand er in Ebersdorf, enge verbunden mit dem Grafen von Zinzendorf, mit J. A. Rothe und andern trefflichen Gliedern der Brüdergemeinde. Den Erſteren hatte er ſchon ao. 1733 auf einer Reiſe nach Würtemberg begleitet und ein inniges Verhältniß mit ihm geſchloſſen. Er wirkte am genannten Orte mit großer Freudigkeit und in reichlichem Segen, wie er denn ſelbſt darüber ſchreibt: „Was der HErr bei einem 14jährigen, ununterbrochenen Dienſte ſich an vielen hundert Seelen zu ihrem Heil kräftig erwieſen habe: das hat auch bei der erfolgten Endigung meines Dienſtes ein göttliches Siegel bekommen, worüber Ihm, dem Einigen Haupt Seiner Gemeinde, alle Ehre allein gebührt." —

Wir haben von ihm aus jener Zeit noch einige gedruckte Werke, die nicht allein für das ältere Geſchlecht, ſondern, da die göttliche Wahrheit und das lebendige Zeugniß von ihr ein unvergängliches Gepräge behält, auch für die jüngere Zeit — wenigſtens nach meiner Anſicht — zu den tiefſten, geſegnetſten Verkündigungen des neuteſtamentlichen Heils gehören. Der Titel dieſer Schriften, die nunmehr ſelten geworden ſind, iſt folgender:

1) Ein Band trefflicher, in Ebersdorf gehaltener Reden, darunter ein längerer Aufſatz über die „dreißigjährige Stille des Heilandes."

2) Evangeliſches Geſangbuch der Gemeine zu Ebersdorf, mit einer Vorrede. 1745. Das Lied: „König ſieh auf deinen Samen" Nr. 536 iſt von ihm.

3) Tägliche Nahrung des Glaubens nach dem Brief an die Coloſſer. Reden, ao. 1744 in Ebersdorf gehalten, und 1752 neu aufgelegt.

4) Reden über den Brief an die Hebräer, in Ebersdorf gehalten 1743, im Jahr 1746 zum 2ten, und erſt vor 2 Jahren in Tübingen bei C. F. Oſiander zum Drittenmale aufgelegt. Das letztere Buch erklärte auch der ſel. Dr. J. A. **Bengel** für ganz ausgezeichnet, und gebrauchte es zu ſeiner eigenen Erbauung.

Im Jahr 1747 verehlichte ſich Steinhofer in Ebersdorf mit dem Fräulein Dorothea Wilhelmina von Molsberg, welcher Bund unter der Fürſprache und herzlichen Theilnahme der regierenden Gräfin von Reuß, Theodore, geb. Gräfin von Caſtell, geſchloſſen wurde. Vierzehn Jahre lebte er ohne Kinder, mit dieſer edeln, gottſeligen Gattin, die noch nach ſeinem Heimgang für Viele in Würtemberg, die ihr näher ſtanden, ein Vorbild patriarchaliſchen Chriſtenſinnes war und als hochbetagte Wittwe ihren Lauf vollendete.

Steinhofer war vor dem Jahre 1745 nicht Mitglied und Diener der Brüdergemeinde. Nach Ebersdorf wurde er im J. 1734, wie ſpäterhin nach Berthelsdorf und Herrnhut, durch einen lutheriſchen Theologen berufen. Die Hofgemeinde in Ebersdorf nebſt ihrem Waiſenhauſe war ein im Geiſte Spener's und Franke's gebildetes Kirchlein, gleich andern lutheriſchen Gemeinden dieſer Art, welche dazumal nicht völlig mit der Brüdergemeinde harmonirten. Die Ebersdorf'ſche dagegen, unter Steinhofers milder, prieſterlicher Leitung, ſuchte eine mittlere Stellung zu behaupten, wie ſie von dem edeln Abt Steinmetz im Kloſter Bergen und A. behauptet wurde, und ſich mit nüchterner Vermeidung aller ängſtlichen Formen und Gefühlsſteigerungen einfach, nach Bengels Vorbild, auf den Grundfeſten des göttlichen, harmoniſchausgelegten Wortes zu erbauen. — So ſtand die Gemeinde von Ebersdorf vom Jahre 1739 — 45 von der Brüdergemeinde getrennt, obwohl ſie ſich Vieles von deren Sinn und Einrichtungen aneignete. Steinhofer, der vorzüglichſte Urheber dieſer brüderlichen Vermittlung, reiste im J. 1745 in die Wetterau, war dort und in Ebersdorf Zeuge jener betrübenden „Sichtungsperiode," durch welche die ſonſt ſo treffliche Brüdergemeinde ging, und welche vorzüglich durch den 12ten Anhang zum Brüdergeſangbuch veranlaßt wurde. Er hinderte jedoch die Entwickelung der Gefühle und Erfahrungen nicht, weil er durchaus in der Einfalt und Liebe ſtand, und aus vielfachen Erlebniſſen den Schaden kannte, den ein Mangel an Offenheit erzeugt. Darum ſtimmte er auch im Dec. 1746 zum Uebertritte Ebersdorfs zur Brüdergemeinde, blieb jedoch für ſeine Perſon nicht länger daſelbſt, ſondern diente hernach der

Brüdergemeinde in der Wetterau als Prediger mit inniger Theilnahme. Er aſſiſtirte ao. 1747 einer Ordination in Herrenhaag, wohnte den Synoden beider Jahrgänge bei, und war ein Bruder des engeren Vertrauens, als welcher er mehrere wichtige Geſchäfte der Gemeinde miterledigen half, wie er z. B. im J. 1748 der Commiſſion in Groß-Hennersdorf als Sprecher anwohnte, worauf die Brüdergemeinde in ihrer Conformität mit der Augsburgiſchen Confeſſion anerkannt wurde. Die Wünſche des Grafen von Zinzendorf gingen nunmehr darauf, daß auch die evangeliſche Kirche von Würtemberg entweder daheim, oder durch Abgeordnete den Sinn und die Lehre der Brüdergemeinde prüfen, und im günſtigen Fall, welchen er hoffte, dieſelbe brüderlich anerkennen möchte. Dieſes geſchah jedoch nicht, ſo ſehr Zinzendorf den Geiſt der Bengel'ſchen Schule, — ihre apokalyptiſche Richtung ausgenommen, — liebte und ehrte. Darum hoffte er dieſen ſeinen gewiß edelmüthigen Wunſch, der auch nachher bei tauſend lebendigen Chriſten dieſes Landes in Erfüllung ging, allermeiſt durch ſeinen vertrauten Freund Steinhofer zu verwirklichen, während er ſelbſt in England verweilte. Steinhofer begleitete den Grafen ſofort nach Herrenhaag und Zeyſt, reiste ſodann ao. 1748 nach Würtemberg, und gehörte von dort an, — die näheren Gründe ſind nicht aufgedeckt, — nicht mehr in den eigentlichen Verband der Brüdergemeinde, obwohl er ſie von Herzen lieb behielt. Er lebte mit ſeiner Gattin anfangs in Owen, ſeinem Geburtsort, dann abwechſelnd in Stuttgart und Tübingen, bis er zuletzt förmlich zur evangeliſchen Kirche Würtembergs zurücktrat. Mit der Brüdergemeinde und dem Grafen von Zinzendorf wechſelte er bis zum Jahr 1751 herzliche Briefe, obwohl er bei der damaligen, nun vorübergegangenen Gefühlsverirrung mancher Mitglieder jenes Vereins ſich darüber im Geiſte der Wahrheit und Liebe freimüthig äuſſerte. —

Im Jahr 1749 wurde er auf die volkreiche Pfarrei Dettingen unter Urach berufen, woſelbſt ihm 4 Jahre lang zu wirken vergönnt war. Noch heutiges Tags ſtehet ſein Name dort im Segen, und ein edler Same gründlicher, evangeliſcher Chriſten, welche er nicht allein durch ſeine Predigten, ſondern auch in Privatſtunden durch fortlaufenden Unterricht im Worte Gottes bildete, hat ſich bis auf die neuere Zeiten daſelbſt erhalten. Unter dieſen war ein in jener Gegend durch ſeine Frömmigkeit und Lehrgabe weitum bekannter und geliebter Mann, „der alte Chriſtoph“ genannt, der in ſeinem jüngeren Alter durch Steinhofers Dienſt zum neuen Leben erweckt und in's tiefere Schriftverſtändniß eingeführt wurde. Als hernach bei dem Abſchiede des theuren Lehrers eine große Traurigkeit in der Gemeinde war, ſagte Chriſtoph nach ſeiner einfachen Art: „Mir geht er wohl, denn ich habe meinen Theil empfangen!“ — Noch jetzt ſteht dieſer Chriſtoph bei vielen würtembergiſchen Chriſten als einer der Steinhofer'ſchen Erſtlinge in geſegnetem Andenken, — und wie viel Aehnliches wird der künftige Tag an's Licht bringen! —

Auf dieſer Pfarrei gab Steinhofer den Jahrgang ſeiner im J. 1752 gehaltenen Predigten in einer vollſtändigen, ſehr genau bearbeiteten Sammlung heraus, und legte darin ſeinen Sinn über alle evangeliſchen Grundwahrheiten auf eine nicht bloß für jene Zeit vortreffliche, ebenſo lehrreiche als erbauliche Weiſe dar. Dieſes mehrfach, und ganz neuerlich bei Chr. Belſer in Stuttgart wieder aufgelegte Predigtbuch verdient unter den Würtembergiſchen Predigtbüchern entſchieden eine der erſten Stellen, und wird auch von denjenigen, welche es näher kennen und zu würdigen wiſſen, als ein wahrer Schatz betrachtet, weßwegen es neben der hier vorliegenden Sammlung ganz wohl beſtehen kann und gleichermaßen wie ſie, noch heute eine weitere Verbreitung verdient. Einen Beweis ſeines nachhaltigen Werthes nicht allein für Laien, ſondern auch für gebildete Chriſten liefert uns auch der bekannte fromme Staatsmann und Publiciſt, Joh. Jac. von Moſer, der dieſes Buch während ſeiner langen, vom Herzog Carl von Würtemberg widerrechtlich über ihn verhängten Gefangenſchaft auf der Bergfeſtung Hohentwiel als einen theuren Troſt ſeines Herzens gar oft durchlas, und den Hauptinhalt einer jeglichen Predigt in einem beſonderen Liede zuſammenfaßte, dieſe Liederſammlung auch ſpäter als einen Anhang zu dieſem Buche herausgab. — Meine Anſicht von demſelben, ſowie von der gegenwärtigen Sammlung iſt dieſe, daß ein heilsbegieriges Herz nicht leicht durch irgendwelche Zeugniſſe tiefer, faßlicher und inniger in die ſeligmachende Erkenntniß Jeſu Chriſti eingeleitet werden dürfte, als durch die Predigten dieſes unvergeßlichen Mannes, der auch mir unter allen evangeliſchen Predigern, nach einem ganz beſonderen Grundgefühl und einer heiligen Ahnung, den größten, bleibendſten Segen für meine Seele gewährt hat und noch bis heute gewährt.

Im Jahre 1753 wurde er auf die Stadtpfarrei Zavelſtein berufen, mit welcher die Beſorgung des bekannten Bade- und Sauerbrunnen-Ortes Teinach verbunden iſt. Seine Antrittspredigt daſelbſt, ſo wie mehrere an letzterem Orte gehaltenen Vorträge ſind in vorliegender Sammlung zum erſten Male gedruckt. Auch dort wirkte er durch Herausgabe ſeiner vorzüglichen 23 Paſſionspredigten. Drei Jahre hernach übertrug ihm, wie er in ſeinem eigenhändig geſchriebenen Lebenslaufe bemerkt, ſein Landesfürſt „aus beſonderer gnädigſter Abſicht" die damals ſchwierig zu verſehende Pfarrei zu Ehningen unter Achalm, in der Nähe von Reutlingen. Jene Vocation ſoll ihren Grund in dem Umſtande gehabt haben, daß ein gewiſſer Geiſtlicher jenen volkreichen, meiſt von Krämern bewohnten Marktflecken, worin allerlei Mißbräuche eingeriſſen waren, durch bloße Geſetzlichkeit zu ordnen verſucht, dafür aber nur Widerwillen und Anfeindungen erlebt hatte. Dem milden, evangeliſchen, doch keineswegs ſchlaffen Steinhofer gelang ſeine liebreiche Arbeit daſelbſt ungleich erfreulicher, weil er, wie er ſeinen Kirchkindern zu ſagen pflegte, weit lieber als ein Friedensbote des himmliſchen Königes, denn als ein geiſtlicher Amtmann des irdiſchen Herzogs unter ihnen wandelte. Durch dieſen mit evangeliſcher Liebe verſüßten Ernſt und unabläſſige Fürbitte gelang es ihm, wie er ſchreibt, zu ſeiner innigen Freude, „daß manche Seelen zur Erkenntniß des Heils in Chriſto Jeſu gebracht und zur Zahl der Auserwählten geſammelt werden konnten, allenthalben aber Sein Evangelium ein guter Geruch und ein bleibender Segen, zur Offenbarung der Wahrheit an der Zuhörer Gewiſſen vor Gott, geworden iſt." — Auch in Ehningen dauert ſein Gedächtniß noch bei Einzelnen im Segen fort. Er hatte aber daſelbſt noch eine beſonders edle Aufgabe, — wie der ſel. C. A.

Dann in Oeſchingen und Möſſingen von 1812 bis 1824 — zu löſen, nämlich die Unterweiſung und Förderung vieler chriſtlichgeſinnten Studenten der Theologie in dem kaum 3 Stunden entfernten Tübingen, welche, ſo oft es nur anging, ihn in ſeinem traulichen Zimmer beſuchten, um von dem in Gott ſo tief gewurzelten, väterlichen Freund und Lehrer neue Keime lebendiger Erkenntniß und himmliſchen Sinnes zu holen, — ein Begehren, welchem er auch mit der demüthigſten, herzlichſten Einfalt entſprach. So wurde er Vielen unvergeßlich, und es gehört für die Kinder Gottes in Würtemberg zu den koſtbarſten Reliquien, wenn ſie von dem älteren, zu Grabe gehenden Geſchlecht noch einzelne Aeuſſerungen von ihm oder über ihn erkundigen können. — Der berühmte Prälat Oetinger, ſein Zeitgenoſſe, Freund und Vorgänger in Weinsberg, ſchreibt über ihn: „Steinhofer hatte etwas Unausſprechliches in ſeinem Weſen, das ich noch bei keinem anderen Menſchen gefunden habe.“ — Das Nämliche finden wir in G. H. v. Schubert's Buch: „Altes und Neues,“ wo im 2ten Theile Folgendes ſteht: „Steinhofer wollte einſt von Ebersdorf aus, wo er Hofprediger war, den alten Senior Eſper beſuchen, und kam bei ſpätem Abend vor dem Thore in Wunſiedel an, als der jüngere Eſper, ein Knabe von neun Jahren, nach dem Garten gehend, ihm begegnete. „Ich wurde“ — ſo erzählt dieſer jüngere Eſper als Mann — „von ihm befragt, wo der Senior Eſper wohne? Die Anrede, der Ton, die Art, womit er dieß ſagte, ſchlug mein ganzes Herz, und meine Antwort: ich ſei deſſen Sohn, traf ihn wieder ſo, daß es mir und ihm naß um die Augen ward. Stellen Sie ſich aber das vor, als ich an der Hand Steinhofers in meines Vaters Stube trat! Obgleich es jetzt, da ich dieſes ſchreibe, 36jährige Eindrücke ſind, ſo ſind ſie mir doch immer neu. Mir iſt noch kein Menſch bekannt geworden, der ſo etwas Eigenes hatte, wie Steinhofer, das man nicht nennen kann. Es war unmöglich, in ſeiner Gegenwart leichtſinnig, aber auch nicht möglich, ungerne bei ihm zu ſeyn. Sein ganzer Geiſt iſt in ſeinen Schriften.“ — In manchen würtembergiſchen Familien hat ſich die Nachricht von jenem „unausſprechlichen Etwas,“ das in ihm lebte und leuchtete, erhalten.

Der alte, fromme Superintendent Joh. Georg Bauder in Sulz a. N., der daſelbſt ao. 1814 im 81ten Jahre ſtarb, und in ſeiner Jugend Steinhofers Vikar in Weinsberg war, bezeugte oft, es ſei ihm in jenem Hauſe zu Muthe geweſen, wie ſonſt nirgends in der Welt. Beſonders habe er, als Steinhofer in ſeinen zwei letzten Lebensjahren die Auslegung des erſten Briefs Johannis bearbeitete, eine Salbung und überirdiſche Klarheit in deſſen ganzem Weſen gefühlt, die er nie vergeſſen, noch weniger ſchildern könne. Er habe dabei immer an die Worte A. H. Franke's denken müſſen:

Fahr' hin, was heißet Welt und Zeit!
Ich bin ſchon in der Ewigkeit,
Weil ich in Jeſu lebe.

Mit ſeinen Hausgenoſſen habe Steinhofer in der zärtlichſten Liebe, aber auch ſtets mit großer Sammlung des Gemüths gewandelt, und all ſeine Worte wie vor Gott, doch in zwangloſer, herzlicher Einfalt geredet. Ein ganz eigener Friedenshauch habe durch's ganze Haus geweht, das auch dem Aermſten williglich offen geſtanden, und ungeſucht ein Sammelort der bewährteſten Chriſten von nahe und ferner her geweſen ſei. —

Im Jahr 1759 wurde er als Dekan und Stadtpfarrer in die durch ihre „Weibertreue“ bekannte Stadt Weinsberg berufen, wo er am 6ten Mai ſeine in dieſer Sammlung enthaltene Antrittspredigt hielt. In dieſer Rede, einer von den wenigen, die ſich ausführlicher geſchrieben vorfanden, ſagt er unter Anderem (S. 230 f.): „Wenn ich deſſen nicht in meinem Herzen mit getroſter Zuverſicht verſichert wäre, daß mich mein Heiland, dem ich ſchon ſo viele Jahre an ſeinem Evangelio diene, und der mich durch ſeine Treue noch nicht dabei hat verworfen werden laſſen, nun in dem Fortgang meines Dienſtes zu Euch geſandt hätte: wie könnte ich mit Freuden bei Euch ſeyn und Euch Sein Wort im Segen predigen? Ich habe Ihm meine Wege von Langem her befohlen, und bin gewiß, daß kein Decret von Menſchen über mich abgefaßt wird, das Seiner gnädigen Beſtimmung entgegen wäre! Das macht mein Herz getroſt zu aller Arbeit, zu allen Leiden, zu allem Anhalten und zur Geduld. — —

Ich beuge mich in tiefſtem Gehorſam und in erwogenem Glauben unter Seinen Willen, und folge wohin Er mich ſendet. Er wird mir auch geben durch die Salbung Seines Geiſtes, was und wie ich reden ſoll. Nehmet mich auf, ihr Lieben, in dem Sinn, in welchem ich zu Euch geſandt und zu Euch gekommen bin! Ich kann Euch von mir Nichts verſprechen, wozu ich nicht ſchon vorher durch die theuerſten Pflichten, die ich meinem Gott, unſerer lieben Mutter, der ehrwürdigen Kirche, unſerm theuerſten Landesfürſten und Euch Allen ſchuldig bin, verbunden wäre. Fordert von mir nach aller eurer Angelegenheit, was man von einem Knecht, den ſein wohlbekannter Herr ſendet, fordern kann und ſoll! Mein Herz, mein Haus, mein Amt ſtehet Euch offen, Euch zu dienen zu eurer Seelen Errettung und Seligkeit.“ — (In ſeiner Antrittspredigt zu Zavelſtein am 1. Mai 1753 hatte er in ähnlicher Weiſe geſagt: „Keine Beſoldung, keine Ehre, kein äußerliches Bezeigen der Liebe kann mich tröſten, ſondern dieß allein, wenn ich werde ſehen, daß meine Kirchkinder in der Wahrheit den rechten Weg wandeln wollen, und ſich gerne ſagen laſſen, wo es hinausgeht, damit ſie das Ziel nicht verfehlen.“)

So trug denn der edle, an den Waſſerbächen des Lebens gepflanzte Baum auch in der letzten Zeit ſeiner irdiſchen Währung noch die reifſten, reichlichſten Früchte, und erfüllte dadurch in kurzer Zeit viele Jahre. Er hatte durch Oetingers Vorarbeit ein bereitetes Feld angetroffen, und ſollte nun am Schluſſe ſeines Hieniedenſeyns in einer wohlevangeliſirten Gemeinde wirken. Aus jener Zeit ſtammen viele ſeiner beſten, mit fühlbarem Tiefſinn entworfene Predigten, deren hier eine nicht geringe Zahl zum erſten Male gegeben iſt. Zugleich arbeitete er an ſeinem, leider nicht vollendeten practiſchen Commentar über den erſten Brief Johannis,*) an einem Buche, das an heiliger Glaubenstiefe und Lebensblicken in die prieſterliche Gnade und Herrlichkeit Jeſu Chriſti wohl ſchwerlich von einem anderen Buche übertroffen wird. Man wird darin wahrhaft von dem Frieden des ewigen Lebens angeweht, und fühlet es, daß eine alſo lebende Seele nichts mehr mit dem Tode gemein hat. Dieſes bewies ſich denn auch bald nachher durch ſeinen verhältnißmäßig frühen Heimgang zu dem HErrn, wodurch ſeine Gemeinde in tiefe Trauer verſetzt wurde. Dieſes Ereigniß, worüber von Augen- und Ohrenzeugen genauere Nachrichten vorhanden ſind, verdient eine ausführlichere Erwähnung. —

---

*) Vor ſeinem Heimgang verordnete er, daß das nicht völlig beendigte Manuſcript ſeinem Freunde, dem ſel. Dr. Joh. Chriſtian Storr, Stiftsprediger und Conſiſtorialrath in Stuttgart, eingehändigt werden ſollte, der es im J. 1762. mit einer Vorrede und Einleitung herausgab.

Schon längere Zeit vor dem letzten Krankenlager ging er viel mit ſeinem Heimgang und mit der Ewigkeit um. Er deutete nicht nur in ſeinem öffentlichen Vortrage darauf, ſondern redete auch zu Hauſe mit den Seinigen und insbeſondere mit ſeiner Gattin mehrere Male davon. Wer näher um ihn war, konnte einige Zeit her, beſonders, ſeitdem er mit ſeiner Arbeit an der erſten Epiſtel Johannis beſchäftigt war, deutlich wahrnehmen, wie er um ein Merkliches immer näher zur Ewigkeit heranreiſe. Er ſelbſt rechnete noch auf ein Jahr oder etwas Weniges darüber. So nahe aber ſtellte er ſich ſein Ende nicht vor, als es wirklich kam; daher geſchah es auch, daß er ſeine ganze Krankheit hindurch, ungeachtet aller gefährlichen Kennzeichen, immer noch eine gute Hoffnung zur Wiedergeneſung übrig behielt, bis er in den letzten Tagen durch alle Umſtände vom Gegentheil überzeugt wurde.

Seine Krankheit fing den 10. Jan. 1761 plötzlich mit Froſt und Hitze an. Wie er gewohnt war, ſich überhaupt hart zu ſeyn, ſo that er auch unter dieſen Umſtänden ein Gleiches. Er predigte zwar des folgenden Tages nicht; weil er aber bald wieder ganz auſſer Bett ſeyn konnte und die Krankheit blos für einen gewöhnlichen Fluß hielt, ſo predigte er acht Tage darauf, am Sonntag Septuageſimä, wieder. Er nahm den Spruch Röm. 9, 16. zum Eingang, verglich denſelben mit dem Evangelium von den Arbeitern im Weinberg, und ſtellte vor: wie es 1) nicht an Jemandes Wollen oder Laufen, ſondern 2) an Gottes Erbarmen liege, wenn er in das Reich Gottes kommen wolle. Er pries dabei die freie Gnade mit vieler Freudigkeit an, und beſchloß auf dieſe Weiſe ſein öffentliches

Lehramt mit Abhandlung desjenigen Stücks der ganzen Wahrheit, welches zu treiben ihm GOtt eine ganz beſondere Gabe geſchenkt hatte.

In derſelben Nacht bekam er heftige Schmerzen im Unterleib, und wurde nun erſt recht bettlägerig. Alle Umſtände waren ſogleich höchſt gefährlich, doch hatte er noch immer gute Hoffnung auf baldige Wiedergeneſung. Die Schmerzen wurden einige Tage und Nächte hindurch ſo groß und beſchwerlich, daß Alle, die um ihn waren, das innigſte Mitleid übernahm; er ſelbſt aber war ſehr ſtandhaft und getroſt, und man hörte von ihm nicht die geringſte Klage. Er ſprach vielmehr Allen zu, und ſagte mehrmals: „ſeid nur getroſt! Der Heiland wird Alles wohl machen, es wird einen guten Ausgang haben.“ Er bezeugte unter all ſeinen Leiden ein Mal über das andere, daß ihm innig wohl ſei. Das konnte man ihm auch an ſeinem ganzen Ausſehen anmerken, welches nie ſo heiter geſchienen, als in dieſer Krankheit. Auf der einen Seite beugte er ſich und ſagte: es iſt mir dieſe Demüthigung gut; man wird immer kleiner. Dieſe Krankheit wird mir Vieles austragen, wenn ich wieder aufkommen ſollte. Auf der andern Seite freute er ſich über ſein leibliches Leiden und ſagte: es iſt mir lieb, daß ich auch in Anſehung des Leibes Gemeinſchaft der Leiden Chriſti bekomme, daß ich auch erfahre, wie es dem Heiland geweſen, als Ihm die Zunge am Gaumen geklebt und die Schmerzen durch alle Glieder gedrungen. — Sein Athem war ſchon von Anfang der Krankheit an, und ſo auch in deren Fortgang gehemmt. Daher redete er nicht viel, ſondern ließ es bei dem Nöthigſten bewenden; deſto mehr aber betete er, indem er das Gebet faſt ununterbrochen, Tag und Nacht, fortſetzte. Er verrichtete ſolches ſehr eifrig, hob mehrmals beide Hände hoch empor und ſchlug ſie in einander, wie wenn er ſeinen Heiland umfaſſen wollte. Er wandte alle ſeine noch übrigen Kräfte hiezu an. Als man ihm einmal freundlich zuredete, daß er ſich dießmal mehr ſchonen möchte, weil ja ſein Geiſt im Heiland ruhe, erwiederte er: Ja, ich möchte eben gern ganz bei Ihm ſeyn! — Er gedachte in ſeinem Gebet fleißig an Andere, an ſeine Gemeinde, ſeine Verwandten und übrigen Freunde. —

So gerne er ſich's hätte gefallen laſſen, wenn ihn ſein HErr noch auf einige Zeit in's Leben zurückgeführt hätte, ſo fröhlich ſah er ſeinem Ende entgegen. Gleich in der erſten Woche ſagte er zu einem ſeiner Diöceſangeiſtlichen, der ihn beſuchte: Si ἀποκριμα τοῦ θανατου habuissem, sane cum gaudio evolassem! (wäre ich meines Todes gewiß geweſen, ſo wäre ich wahrlich mit Freuden dahingeflogen). Ein andermal ſagte er: „Wenn ich gewiß wüßte, daß ich ſterben dürfte, daß mich der Heiland, zu dem ich ſo viele tauſend Seufzer und Blicke hinaufgeſchickt habe, — der meine Verſühnung, mein Fürſprecher, mein HErr und mein GOtt, und, — ſetzte er mit vieler Freudigkeit hinzu, — mein Eins und mein Alles iſt, zu Sich nehmen wollte: mit was für Freuden gedächte ich daran! Aber ich darf noch nicht daran gedenken, denn ich werde noch eine kurze Zeit arbeiten müſſen.“ — Zu einer andern Zeit ſagte er: „Der liebe Heiland wird mich die beſte Zeit zum Sterben nicht überſchreiten laſſen, — und wenn ſie jetzo wäre: o wie wohl! wie wohl! Es hat bei mir ſchon von langer Zeit her Alles ſeine ausgemachten Gründe und Richtigkeit.“

Man konnte an ihm die ganze Krankheit hindurch nicht die geringſte Veränderung in ſeinem Innern oder auch nur den geringſten Abſcheu vor dem Tode wahrnehmen. Er blieb immerfort in einer heitern und lichten Faſſung des Herzens, und dabei war nichts Uebertriebenes oder Affectirtes, ſondern es war in allem Bezeugen und in allen Worten eine völlige Nüchternheit des Gemüths wahrzunehmen. Darin verblieb er auch in Anſehung ſeiner äußeren Sinne bis an's Ende.

Als er merkte, daß es mit ſeinem Sterben ſeine gute Richtigkeit bekommen werde, war er voll Muths und Freudigkeit. „Saget mir nichts mehr“ — ſprach er — „von dem Aufkommen! Ich bin ſchon ganz in der Ewigkeit. Es wird an meinem Leib ein Band nach dem andern aufgelöſet. Ich warte jetzt nur auf meinen HErrn, und bitte nur, daß Er bald kommen möge. Der Kampf iſt nun gekämpft, der Glaube iſt gehalten, der Lauf iſt vollbracht. Nun iſt mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit. O ich habe oft ſo davon gepredigt, als ob ich den Himmel offen und die Herrlichkeit vor mir ſähe; wie wird mir's nun ſeyn, wenn ich zum Schauen gelange! Jetzt werde ich zu genießen bekommen, was ich geglaubt habe. Ich habe in dieſer Krankheit von der Erkenntniß Chriſti Vieles gelernt, was mir Licht geben wird, wenn ich hinüberkomme." — Als man ihm ſagte, ſeine Augen ſähen doch noch hell aus, ſo antwortete er bei ganz klarem Verſtand: „Seit vorgeſtern, geſtern und heute iſt viel Licht in meine Augen gekommen."

Seine Gattin und ſeinen gleichgeſinnten Neffen, welchen er an Kindesſtatt angenommen hatte (den nachmaligen Stadtpfarrer Steinhofer in Welzheim), ſegnete er unter Handauflegung ſehr herzlich. Als ſein Ende etwas langſamer herbeikam, als er vermuthet hatte, ſprach er: „Der Heiland muß auch Etwas zum Sterben geben." — Als man ihm vorhielt, der Heiland habe auch ſein Haupt nicht bälder zu neigen begehrt, bis Er habe ſagen können: es iſt vollbracht! antwortete er: „O ja, daran habe ich ſchon lange gedacht." Allen, die ihn beſuchten, beſonders den Erweckten, gab er, und zwar Jeglichem nach dem gegenwärtigen Zuſtand ſeines Herzens, noch ein heilſames Wort der Lehre und Ermahnung. — Bei ſeinem Leichenbegängniß verbot er alles eitle Gepränge. Zum Leichentext beſtimmte er 2. Tim. 1, 12. Zum Parentationstext Philipp. 1, 20. 24. und zu Kirchengeſängen die Lieder: „O wie ſelig ſind die Seelen," und: „Gottlob! ein Schritt zur Ewigkeit."

Sein Ende kam zuletzt ſchneller herbei, als man vermuthete, nämlich den 11. Februar 1761, Mittwochs, Morgens zwiſchen 8 und 9 Uhr. Er wurde auf einmal ganz ſchwach, behielt jedoch die völlige Beſinnung. Das Letzte, das ihm zugerufen wurde, war der ſchöne Vers des Liedes, „Wenn mein Stündlein vorhanden iſt":

Ich bin ein Glied an Deinem Leib,
Deß tröſt' ich mich von Herzen;
Von Dir ich ungeſchieden bleib'
In Todesnoth und Schmerzen.
Wenn ich gleich ſterb', ſo ſterb' ich Dir:
Ein ewig Leben haſt Du mir
Durch Deinen Tod erworben.

Als dieſer Vers zu Ende war, lächelte er ſehr freundlich, ſetzte noch mit gebrochener, lallender Stimme ein herzliches Amen! dazu, und gleich etliche Minuten darauf ſchlief er vollends ſanft und faſt unvermerkt ein. — Am folgenden Freitag, den 14. Februar, wurde er unter unzähligen Thränen begraben.

Das war — ſetzt ſein Lebensbeſchreiber hinzu — ein trauriger, und doch recht fröhlicher Anblick. Denn unerachtet man auch an dieſem Exempel ſehen konnte, wie GOtt auch ſeine lieben Kinder und Knechte die allgemeinen Schwachheiten ſowohl des menſchlichen Leibes, als des menſchlichen Lebens erfahren laſſe (Röm. 8, 10.), ſo konnte man doch auf der andern Seite zu vieler Stärkung des Glaubens und Befeſtigung der Hoffnung auf eine recht liebliche Weiſe wahrnehmen, wie es um das Sterben eines Kindes GOttes gar nichts ſo Beſonderes und Fürchterliches ſei, ſondern wie vielmehr die Hauptſache auch bei und in dem Sterben in eben dem Gang ſo fortgehe, wie ſie einmal angefangen worden. Denn wenn man ſagen will, was die Sache iſt, ſo war ein geringer Unterſchied zwiſchen der Lebens- und Sterbensart des vollendeten Mannes wahrzunehmen. Es zeigte ſich, ſo zu ſagen, weiter nichts Beſonders bei ſeinem Sterben, ſondern, weil er beſtändig in der Gemeinſchaft JEſu lebte, — wovon Allen, die beſtändig um ihn waren, und ſehen konnten, wie er ſich immer gleich geweſen, und den Sinn Chriſti unter allen, auch den geringſten und gemeinſten Umſtänden behauptet hat, ein unauslöſchlicher Eindruck wird geblieben ſeyn, — und nicht erſt noch etwas in Richtigkeit zu bringen war: ſo brauchte es bei ihm weiter nichts Beſonderes zum Sterben, ſondern er legte ſich nur geruhiglich hin, hielt auch unter dieſen neuen vorkommenden Umſtänden ob ſeinem alten Sinn, und wartete mit Freudigkeit und Sehnſucht, bis ſein HErr kam. —

An ihm erfüllte ſich im Leben, Leiden und Sterben, was er 29 Jahre zuvor noch als Repetent im Stifte zu Tübingen einem geliebten Freunde, Joh. Georg Becherer, nachmaligem Decan und Stadtpfarrer in Tuttlingen, dem Schwiegervater des ſeligen Decans in Laufen a. N., Carl Friedr. Harttmann, am 24. Mai 1732 in deſſen Stammbuch geſchrieben hatte, als dieſer eine größere Reiſe durch Deutſchland und Dänemark begann. Dieſes Stammblatt ſtehe zu ſeinem eigenen Gedächtniß hier:

2. Cor. IV. *)

Ιησους Χριϛος Κυριος.

Hanc veritatum omnium Summam, quae nonnisi per φωτισμον lucis divinae intelligitur, sed σκευεσιν tamen ὀϛρακινοις et infirmalis suae coram Deo consciis imprimitur ad ὑπερβολην της δυναμεως του θεου exaltandam, Tibi, frater dilecte, cum omni sua emphasi et ἐνεργειᾳ per Spiritum της δοξης obsignet gustandamque praebeat, ut par sis in viis Domini τῳ δοξασμῳ in Te et per Te amplificando.

Tantum ex Illo et per Illum habemus, quantum sumimus.

Tantum autem sumimus, quantum de Vacuo nostro in lumine divino cognitum habemus.

Einen Beweis, wie zärtlich er von ſeinen jüngeren, in Chriſto mit ihm verbundenen Zeitgenoſſen geliebt und verehrt war, gibt ein Brief des frommen, i. J. 1814 in Sulz a. N. als Decan und Stadtpfarrer verewigten Joh. Georg Bauder, ſeines damaligen Vikars und Hausfreundes. In dieſem Briefe drückt Bauder unmittelbar nach Steinhofers Heimgang ſeine Gefühle darüber gegen ſeinen Freund Denk, nachmaligen Dekan in Nürtingen, mit folgenden Worten aus:

„Mein theurer, zärtlich geliebter Bruder! Laß mich dieſes Mal nur mit abgebrochenen Worten mein Herz gegen dein Bruderherz ausleeren. -- Steinhofer iſt nicht mehr da, er iſt heimgegangen.“ —

---

*) Zu Deutſch: Jeſus Chriſtus iſt der HErr. — Dieſe Summa aller Wahrheiten, welche nur durch die Erleuchtung des göttlichen Lichts verſtanden, aber doch irdenen, ihrer Schwachheit ſich vor Gott bewußten Gefäßen eingeprägt wird, zur Verklärung der überſchwänglichen Kraft Gottes, verſiegle und verſüße Er Dir, theurer Bruder, mit all ihrer Bedeutung und Wirkungskraft durch den Geiſt der Herrlichkeit, damit du auf den Wegen des HErrn deiner Beſtimmung genügeſt, nach welcher Seine Verherrlichung in Dir und durch Dich gefördert werden ſoll. — Wir haben ſo Viel aus Ihm und durch Ihn, als wir nehmen; wir nehmen aber nur ſo Viel, als wir unſre eigene Leere im göttlichen Licht erkennen. —

„Bald ſtelle ich Ihn mir vor, wie er in ſeiner Stube mit mir auf und ab geht, und mir ein collegium pastorale (eine Vorleſung über den geiſtlichen Hirtenberuf) hält, bald, wie er vor dem Tiſche betet, bald, wie er ſo munter von der Kanzel das Heil den Sündern predigt, bald, wie er mit mir ſpazieren geht, oder mich nach N. begleitet und bei'm Abſchiede mein verſchämtes Antlitz väterlich küßt. Aber er iſt nicht mehr da. Meine Augen ſahen im Namen Aller zu, wie man den Vater in's Grab ſenkte."

„Wie ſeid ihr ſo öde, ihr Weinsberger Hügel! Man hört ein Klaggetön in den betrübten Mauern, die der evangeliſche Ton des Lehrers bisher erfüllet hat. Die Kinder gehen hinter dem Sarge ihres Vaters und weinen; kaum ſind ſie geboren, ſo ſind ſie ſchon Waiſen."

„Auch das fühlloſeſte Herz fühlt den Verluſt und weint, da der Hirte den Hirten wegnimmt. Ja, traure nun, Weinsberg, dein Licht iſt erloſchen, deine Zierde iſt dahin, dein unerſetzlicher Steinhofer kommt nicht wieder! — Weinet, ihr Univerſitäts- und Vikariatsbrüder, ihr habt Viel verloren!"

„Laſſet euch noch einmal erzählen, was wir an Ihm gehabt. Er war unſer Profeſſor; Ehningen war die Brüder-Akademie; ſein Tiſch war unſre Communität. Im Sommer ſchlug er den Katheder im Gartenhäuschen auf, wir ſaßen um ihn herum; öfters begaben wir uns unter ſeinen großen Nußbaum. Im Winter lehrte er uns in ſeiner Stube, am Ofen ſtehend."

„Die geliebte Mutter ſah die Gierigkeit der jungen Brüder, und lächelte nach ihrer Art heimlich darüber. Wir gingen mit unſrer Beute munter nach Tübingen zurück; die Brüder kamen uns häufig entgegen. „Was hat er Alles geſagt?" war ihre erſte Rede; wir mußten's ihnen gleich auf dem Felde erzählen. Das war eine Brüderluſt! — Kam der Lehrer ſelbſt nach Tübingen, ſo war ihm unſer Beſuch nicht zu gering; die Brüder kamen zuſammen; Er ſtellte ſich in unſre Mitte hinein; wir zogen nur ein Regiſter, ſo hatten wir den Ton. Etliche ſchrieben ſeine Reden nach, und wir trugen ſie in unſre Excerpte ein."

„Das war uns Steinhofer; aber nun iſt er nimmer da. Der Vater iſt von ſeinen Kindern gegangen; die Augen ſind geſchloſſen, womit er die Brüder erforſchte; die Hand iſt ſtarr, womit er ſeine Schriften ſchrieb; der Mund iſt ihm zu, womit er den Vorſatz Gottes in Chriſto den Sündern angeprieſen. Denket nach, ihr Brüder, und weinet! — Weinet ihr Väter, denn ihr habt einen Bruder verloren, den ihr als einen Vater geehrt! Weine, Land, und achte, daß dir am Geburtstag deines Regenten (des Herzogs Carl von Würtemberg) eine große Stütze gefallen!

„Doch halt inne, Natur! Jeſus muß die Urſache wiſſen, daß Er ihn jetzt ſchlafen legte; darum ſind wir gelaſſen. Von nun an kennen wir ihn nicht mehr nach dem Fleiſch. Wir ſchwingen uns über ſein Grab hinüber, — welch ein Freudenanblick! Dort iſt er vor dem Throne des Lammes, von welchem er ſo freudig gezeugt. Wie wird ihm geweſen ſeyn, als er den Heiland erblickte! Wie wird ihm jetzo ſeyn! Heil Dem, der auf dem Throne ſitzt! Uhl wird auch mitſingen; Bengel wird ihm erzählen, was er indeſſen ausgeſpäht.“

„Noch einmal: wie wird ihm ſeyn! Hier iſt nicht zu gedenken ein grauenhafter Zuſtand nach dem Tode. Der Vorhang wurde nur aufgezogen, ſo war Steinhofer drüben. Sein Glaube reichte ſchon lange dahinein, wo er nun iſt. Merket's ihr Brüder,

Denen die lange Todesnacht
Oftmals viele Gedanken macht!
Folget ſeinem Glauben nach!
Wer im Blut des Lammes wohnet,
Wird, wo der Verſöhner thronet,
Droben einſtens nicht vermißt.

„O Gott, habe Dank, daß Du ihn uns gegeben! Wir geben ihn Dir gerne wieder. Erquicke ihn nun mit Deinem Angeſichte auch für das, daß er deine Kinder erquickte! Laß Steinhofers Geiſt auf uns ruhen; ſende Arbeiter in Deine Ernte! Dein Name müſſe an uns und durch uns verherrlicht werden! Amen.“ —

So weit J. G. Bauder. — Wir werden nicht zu Viel ſagen, wenn wir behaupten, daß das neuere geiſtliche Geſchlecht in Würtemberg ſchwerlich ſolche gediegene Geiſter mehr in ſeiner Mitte zählt, dergleichen aus Bengels Schule mehr als ein Dutzend zum unvergänglichen Heil der früheren Zeitläufte hervorgegangen ſind. An äſthetiſcher Bildung mögen die Neueren einen bedeutenden Vorſprung haben, — an bibliſcher Tiefe und prieſterlicher Geſinnung nimmermehr. Jene Alten, deren erleuchteter Geiſt in ſolcher Demuth und geprängloſer Form einherwandelte, mögen unſre Vorbilder ſeyn, und unter ihnen der lichtvoll und harmoniſch ausgebildete Steinhofer beinahe vor allen Uebrigen. Das iſt wenigſtens meine redlich erwogene Ueberzeugung, die auch Andere theilen. Wie holdſelig, und doch wie muthvoll und beſtimmt lauten die Worte, womit dieſer herrliche Menſch von ſeiner Gemeinde Dettingen am 30. April 1753 Abſchied nahm, (S. 217.) und welch ein inneres Siegel des Geiſtes gehört dazu, wenn ein Zeuge des HErrn ſein Predigtamt mit einem Bekenntniß niederlegen kann, dergleichen das folgende eines iſt, und mit welchem ich Ihn ſelbſt am liebſten die vorliegende Sammlung beſchließen laſſe: „Nun, ihr Lieben! Dieſes iſt der Schluß von der Predigt, die ich bei Euch geführt habe. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich jemals ohne Frieden Gottes wäre von der Kanzel gegangen. Und ſo kann ich auch in eben dieſem Frieden von euch gehen. Es iſt nicht zu kurz und nicht zu lang, daß ich bei euch geweſen bin; ihr könnet alſo billig dieſen Abſchied in vollem Frieden eures Gewiſſens faſſen. Und daher kann ich im Namen Jeſu Chriſti, meines HErrn, mit wahrem Frieden und mit Freude meines Herzens das Siegel auf das verkündigte Wort drücken, wie Paulus bei den Corinthern (2. Cor. 1.) ſagt: o ein treuer Gott, der unſer Wort an euch verſiegelt und in unſere Herzen das Pfand, den Geiſt, gegeben hat! Und dabei ſoll es bleiben. Ich habe alſo mit euch weiter nichts zu reden, noch euch jetzt erſt eine Ermahnung und Warnung anzuhängen. Es bleibt bei dem Worte, das ihr gehöret habt. Und was euch nun zum Zeugniß, zur Offenbarung der Wahrheit an euer Gewiſſen gekommen iſt, das iſt genug. Ja, nach dem Wort und Zeugniß, wie der Prophet ſpricht: Werden ſie Das nicht hören, ſo werden ſie die Morgenröthe nicht haben. (Jeſ. 8, 20.) Daher habe ich jetzt nur mit meinem HErrn über mein zu Ende gehendes Amt und über Euch zu reden und zu handeln. — Mein lieber Jeſu! Dir ſei nun mein Wort, mein Amt vor Deinen Thron hingelegt. Dein Segen aber ruhe auf deiner Gemeinde! Amen.“ —

Und auf allen Leſern, — ſetze ich hinzu, — welche zu dieſem Buch ein ſolches Herz mitbringen, daß ihnen das Evangelium von Jeſu Chriſto ein Geruch des Lebens zum Leben werden kann!

Stuttgart, im März 1846.

Albert Knapp.

Inhalts-Ueberſicht.

Seite

Am erſten Sonntag des Advents:

„Die Freude über unſern König JEſus Chriſtus“ 1

Eine andere Predigt:

„Die Aufrichtung des Reiches GOttes auf Erden“ 7

Am zweiten Sonntag des Advents:

„JEſus, als der König über alle Lande und über die ganze Erde“ 12
Wochenpredigt (Fortſetzung der Feſtpredigt) 17

Eine andere Predigt:

„Die Offenbarung des Reiches GOttes auf Erden“ 20

Am dritten Sonntag des Advents:

„Die Werke des HErrn JEſu in Seinem Gnaden-Reich“ . . 25

Eine andere Predigt:

„Die unzulängliche, und daher auch unnützliche Begierde, das Wort GOttes zu hören“ 30

Am Feiertag Thomä:

„Das ſchöne Bekenntniß des Thomas, das er vor JEſu ſelbſt abgelegt hat“ 34

Am vierten Sonntag des Advents:

„Wie Chriſtus auch unter Seinen Chriſten ſo unerkannt ſey“ . . 37

Eine andere Predigt:

„Der rechte Ernſt, mit Gewalt in's Reich GOttes hineinzudringen“. 42

Am heiligen Chriſtfeſte:

„Der menſchgewordene Sohn GOttes, als der Troſt aller Völker auf Erden“ 46

Eine andere Predigt:

„Das Wohlgefallen GOttes an den Menſchen um der Menſchwerdung und Geburt ſeines Sohnes willen“ 51

Am Feiertag Stephani:

„Das Mißfallen der Menſchen an den Liebesabſichten GOttes in Chriſto, Seinem Sohne“ 55

Am Feiertag Johannis, des Evangeliſten:

„Die Liebe zu JEſu“ 60

Am Sonntage nach dem Chriſtfeſte:

„Ein durch die Erſcheinung des Sohnes GOttes getröſtetes Herz“ . 66

Seite

Am Neujahrsfeſte:

„Wie JEſus um Seines Namens willen Ebenderſelbige ſey" . . 70

Eine andere Predigt:

»JEſus, als der Same Abrahams, durch welchen alle Völker geſegnet werden« 77

Am Sonntag nach dem Neujahrsfeſte:

»Die Menſchwerdung und Geburt JEſu Chriſti, als der Grund unſerer Kindſchaft bei GOtt« 82

Am Feſte der Erſcheinung Chriſti:

»Das Recht aller Heiden an JEſum, ihren König« 86

Eine andere Predigt:

»Der nöthige und wohlangewandte Bibelfleiß« 91

Am erſten Sonntag nach Epiphaniä:

»Die von GOtt eingeſetzte und von JEſu geheiligte Ordnung des Lehrens und Lernens in Seinem Wort« 96

Am zweiten Sonntag nach Epiphaniä:

»Wie JEſus ſich auch in das gemeine Leben der Menſchen geſchickt und bequemet habe« 100

Am dritten Sonntag nach Epiphaniä:

»Was bei einem Menſchen vorgehet, den ſeine Noth zu JEſu treibt« 103

Am vierten Sonntag nach Epiphaniä:

»Wie man ſich bei Unglücksfällen und ſchweren Schickſalen in der Welt verhalten ſoll« 107

Am Feiertag Mariä Reinigung:

»Von der Beſchaffenheit eines fröhlichen Chriſtenthums« 110

Am fünften Sonntag nach Epiphaniä:

»Die erſtaunliche Langmuth und Geduld des HErrn JEſu mit Seiner Kirche auf Erden« 111

Am Sonntag Septuageſimä:

»Von dem geiſtlichen Müſſiggang« 117

Am Sonntag Sexageſimä:

„Die verſchiedene Beſchaffenheit der Herzen, wodurch der Segen des gehörten Worts gehindert wird« 121

Am Sonntag Eſtomihi:

»Der unglückſelige Zuſtand eines Menſchen, für welchen Chriſtus vergeblich geſtorben iſt, und die Verwahrungsmittel dagegen . . 125

Am Sonntag Invocavit:

»Der verdienſtliche Streit und Sieg des HErrn JEſu gegen den Satan« 131

Am Feiertag Matthiä:

»Die Schule JEſu« 133

Am Sonntag Reminiſcere:

»Der Sieg des Glaubens über alle Gewalt des Satans, womit er die Menſchen anficht und plagt« 139

Seite

Am Sonntag Oculi:
„Die ſelige Freiheit von der in's Herz dringenden Gewalt des Fürſten der Finſterniß" 143
Am Sonntag Lätare:
„Wie uns der himmliſche Vater durch Chriſtum, ſeinen Sohn, das tägliche Brod gebe" 148
Am Sonntag Judica:
„Die Erlöſung vom Tode, ſo durch JEſum Chriſtum geſchehen iſt" 253
Am Palm-Sonntag:
„Der Sündenfall, am Leiden JEſu des Sohnes GOttes, allen Menſchen vor Augen geſtellt" 158
Paſſionspredigt vom Abendmahl:
„Wie ſich wahre Abendmahlsgenoſſen jeder Zeit anzuſehen und zu verhalten haben" 161
JEſus am Oelberg:
„Die Arbeit der Seele JEſu in Seinem Leiden" 165
Von der Verläugnung Petri:
„Troſt und Warnung, wenn wir in der Welt über unſerem Glauben angefochten werden" 168
JEſus vor dem Gericht der Hohenprieſter:
„Der in Seinem Leiden unerkannte und verworfene Sohn GOttes" 172
JEſus am Kreuz:
„Das vierte, fünfte und ſechste Wort" 175
Am grünen Donnerſtag:
„Das glaubige Aufſchauen auf JEſum am Kreuz" 179
Am Charfreitag:
„Das Blut des Kreuzes, zur vollkommenen Verſöhnung der ganzen Welt vergoſſen" 182
Der Tod JEſu:
„Der durch JEſum eröffnete Eingang in das Heiligthum GOttes" . 187
Am heiligen Oſterfeſt:
„Das Leben aus dem Tode" 191
Eine andere Predigt:
„Von der Gemeinſchaft des Lebens JEſu" 197
Am Oſtermontag:
„Der Drang der Liebe Chriſti" 201
Am Sonntag Quaſimodogeniti:
„Gnade und Friede von dem lebendigen Heiland über Alle, die Seiner froh werden" 206
Wochenpredigt:
„Das Wohlergehen eines Chriſten in dem Genuß des Friedens GOttes" 210
Eine andere Predigt: (Abſchiedspredigt in Oettingen 1753.)
„Der Friede GOttes, als das Siegel auf die verkündigte Wahrheit des Evangelii" 213

Seite

Am Sonntag Misericordias Domini (Abſchiedspredigt in Ehningen 1753):
»Die in der Welt fortgehende Sammlung der Menſchen von und zu JEſu, ihrem rechten und einzigen Hirten« 218
Wochenpredigt:
»Die ſelige Veränderung eines Menſchen, der ein Schäflein Chriſti wird« 223
Am Sonntag Jubilate (Antrittspredigt in Weinsberg 1759):
»Die in der Welt fortdauernde Predigt auf den Namen JEſu« . 228
Am Feiertag Philippi und Jakobi (Antrittspredigt in Zavelſtein 1753):
»Der einzige und richtige Lebensweg« 235
Am Sonntag Cantate:
»Die Lehre des heiligen Geiſtes von dem Einen, das Noth iſt« . 241
Eine andere Predigt:
»Die drei Hauptſtücke, worin ſich die Wirkung und das Geſchäft des heiligen Geiſtes an der Menſchen Herzen äußert« 246
Am Sonntag Rogate:
»Der heilige Geiſt, als der Geiſt des Gebets« 251
Am Feſt der Himmelfahrt Chriſti:
»Der von GOtt zum HErrn und Chriſt gemachte JEſus« . . 255
Eine andere Predigt:
»Von der Verklärung JEſu in und bei GOtt, Seinem Vater« . 261
Am Sonntag Exaudi:
»Das Regiment des HErrn JEſu von Seinem Thron aus unter den Menſchen auf Erden« 266
Wochenpredigt:
»Das von JEſu herzlich angebotene Lebenswaſſer« 271
Am heiligen Pfingſtfeſte:
»Die innerliche Offenbarung der Liebe GOttes und JEſu Chriſti im Herzen durch den heiligen Geiſt« 276
Eine andere Predigt:
»Die noch immer fortwährende Erfüllung der Verheißung GOttes von der Ausgießung Seines heiligen Geiſtes« 283
Am Pfingſtmontag:
»Die Offenbarung der Liebe und des Zornes GOttes an der ganzen Welt« 287
Am Feſt Trinitatis:
»Von dem zweimal dreifachen Zeugniß GOttes, welches Er auf den Neuen Bund gelegt hat« 292
Buß- Bet- und Faſttags-Predigt:
»Die gewiſſe Errettung des Volkes GOttes aus allen Drangſalen, welche die Welt treffen« 301
Am erſten Sonntag nach Trinitatis:
»Die Unglückſeligkeit eines in der Welt für glücklich geachteten Mannes, und die Glückſeligkeit eines in der Welt für unglücklich gehaltenen Menſchen« 306

Seite

Am zweiten Sonntag nach Trinitatis:

„Der groſe und unausforſchliche Reichthum Chriſti“ 314

Eine andere Predigt:

„Der Vorſatz GOttes über die Menſchen zu ihrer vollkommenen Glückſeligkeit“ 322
Am Feiertag Johannis des Täufers (Fortſetzung der vorigen Predigt) 329

Am dritten Sonntag nach Trinitatis:

„Von dem unwiderſprechlichen Recht Chriſti und ſeines Geiſtes an die Sünder“ 331

Am Feiertag Johannis des Täufers:

„Von dem unabänderlichen Recht GOttes, des himmliſchen Vaters, an die von Ihm abgewichenen Menſchen 341

Am Feiertag Petri und Pauli:

„Von dem Glauben an JEſum, als den Sohn GOttes“ . . . 347

Am vierten Sonntag nach Trinitatis:

„Von dem göttlichen Vergeltungsrecht ſowohl über die böſen, als über die guten Thaten der Menſchen“ 356

Am fünften Sonntag nach Trinitatis:

„Von der wahren Herzensdemuth aus der Erkenntniß der Majeſtät JEſu“ 361

Eine andere Predigt:

„Von unſerer Gemeinſchaft mit JEſu“ 371

Wochenpredigt (Fortſetzung der vorigen Predigt):

„Das zerſchmolzene und weiche Herz eines begnadigten Sünders gegen JEſum“ 377

Am ſechsten Sonntag nach Trinitatis:

„Von dreierlei Arten der Gerechtigkeit“ 381

Wochenpredigt (Fortſetzung der vorigen Predigt):

„Der Unterſchied der eigenen und der geſchenkten Gerechtigkeit“ . 387

Eine andere Predigt:

„Die Lehre JEſu von der Unzulänglichkeit der menſchlichen Tugenden zum Reiche GOttes“ 394

Am ſiebenten Sonntag nach Trinitatis:

„Von der überſchwänglichen Segenskraft unſeres HErrn JEſu“ . 402

Wochenpredigt (Fortſetzung der vorigen Predigt):

„Der überſchwängliche Segen GOttes in Chriſto JEſu zum Heil unſerer Seelen“ 409

Am Feiertag Jakobi:

„Von der allereddelſten Beſtrebung um die Ehre im Reiche Chriſti“ . 415

Am achten Sonntag nach Trinitatis:

„Vier Gründe, daß in JEſu Chriſto lauter Wahrheit und rechtſchaffenes Weſen ſey“ 420

Wochenpredigt:

„Die hohe Abſicht des dreieinigen GOttes mit uns Menſchen nach dem Evangelio“ 426

Eine andere Predigt:

„Von der fälſchlich eingebildeten Hoffnung der Seligkeit“ . . 433

Seite

Am neunten Sonntag nach Trinitatis:

»Die Verbindung der Klugheit und Treue bei einem Haushalter GOttes« 440

Am zehnten Sonntag nach Trinitatis:

»Die Schuld der Menſchen und die Unſchuld GOttes bei ſeinen ſchweren Strafgerichten« 447

Am eilften Sonntag nach Trinitatis:

»Der leichte und kurze Weg, zur Gnade zu kommen« 454

Am Feiertage Bartholomäi:

»Von dem Erbvermächtniß des Reiches, das JEſus den Seinen beſchieden hat« 460

Am zwölften Sonntag nach Trinitatis:

»Der große Name, und der gleich große Ruhm unſeres HErrn Jeſu« 465

Wochenpredigt:

»Der hochbedenkliche Ausſpruch JEſu von dem Wege der Erniedrigung zur Erhöhung« 471

Am dreizehnten Sonntag nach Trinitatis:

»Wie das Geſetz unſer Zuchtmeiſter ſey auf Chriſtum« 478

Wochenpredigt:

»Wie uns GOtt durch Chriſtum, Seinen Sohn, das wahre Brod des Lebens gebe für unſere Seele« 482

Am vierzehnten Sonntag nach Trinitatis:

»Die von den Meiſten unſerer Chriſten ſchon lange vergeſſene Reinigung ihrer Sünden« 486

Wochenpredigt:

»Von der unumgänglichen Nothwendigkeit einer neuen Geburt von oben« 490

Am fünfzehnten Sonntag nach Trinitatis:

»Die theils von GOtt verordnete, theils ſelbſtgemachte Plage eines jeglichen Tages« 497

Am Feiertag Matthäi:

»Alles um Eins« 505

Am ſechzehnten Sonntag nach Trinitatis:

»JEſus als der Fürſt des Lebens« 508

Eine andere Predigt:

»JEſus als die Auferſtehung und das Leben« 513

Am ſiebenzehnten Sonntag nach Trinitatis:

»Die Beſchaffenheit eines gewiſſenhaften und eines gewiſſenloſen Menſchen« 518

Wochenpredigt:

»JEſus als unſer Aller Mittler gegen GOtt« 522

Am achtzehnten Sonntag nach Trinitatis:

»Der Hauptinhalt der ganzen Erkenntniß JEſu« 526

Am neunzehnten Sonntag nach Trinitatis:

»Von dreierlei Zuſtänden des menſchlichen Gemüths in Abſicht auf die Vergebung der Sünden« 533

Seite

Eine andere Predigt:

»Die Vergebung der Sünden, als ein freies Geſchenk des HErrn JEſu« 538

Am zwanzigſten Sonntag nach Trinitatis:

»Die Berufung GOttes zur Gemeinſchaft ſeines Sohnes« . . 542

Wochenpredigt:

»Der Ausſpruch JEſu von dem Unterſchied der Berufenen und der Auserwählten« 548

Am einundzwanzigſten Sonntag nach Trinitatis:

»Was am Herzen vorgehe, bis man zu einem rechten, völligen und reifen Glauben an JEſum kommt« 551

Wochenpredigt:

»Die kräftige Wirkung des heiligen Geiſtes bei den heiligen Sacramenten« 556

Am zweiundzwanzigſten Sonntag nach Trinitatis:

»Wie leicht es ſey, Vergebung bei GOtt zu erlangen; und wie ſchwer es ſey, Vergebung bei Menſchen zu erlangen« 559

Eine andere Predigt (Antrittspredigt in Ehningen 1755):

»Der Ueberſchwang der Gnade gegen der Sünde« 561

Am Feiertag Simonis und Judä (zugleich Herbſtpredigt):

»Die Erkenntniß GOttes« 572

Am dreiundzwanzigſten Sonntag nach Trinitatis:

»Der Sinn des HErrn JEſu von der Heuchelei« 576

Wochenpredigt:

»Die Lehre JEſu von dem herzlichen Vergeben der Vergebungen des Nebenmenſchen« 582

Am vierundzwanzigſten Sonntag nach Trinitatis (zugleich Schulpredigt):

»Die Fürſorge der Eltern für ihre Kinder« 586

Wochenpredigt:

»Der alte, einzige, gute und ſichere Weg zur Seligkeit« . . 591

Am fünfundzwanzigſten Sonntag nach Trinitatis:

»Das nöthige Aufmerken auf die Hand GOttes in Kriegszeiten« . 595

Wochenpredigt:

»Von der wirklichen Errettung unſrer Seelen durch JEſum Chriſtum« 600

Am ſechsundzwanzigſten Sonntag nach Trinitatis:

»Die Erſcheinung aller Menſchen vor JEſu, dem Richter aller Welt« 601

Am ſiebenundzwanzigſten Sonntag nach Trinitatis:

»Das Warten der glaubigen Seelen auf ihren Bräutigam« . . 609

Am Feiertag Andreä:

»Die Wahrheit, daß es bei erweckten Seelen auch einmal zu einem völligen Ausſchlag in ihrem Herzen und Gemüth kommen müſſe, ſich JEſu ganz zu ergeben« 614

Herbſtpredigt:

»Von der feſtgeſtellten Ordnung GOttes zum Segen der ganzen Welt« 617

Seite

Herbſtpredigt:

»Das weiſe und dankbare Aufmerken auf die vielen Wohlthaten GOttes« 622

Confirmationspredigt:

»Wie JEſus ſeine Jünger in ihrem Glauben beſtätiget habe« . . 626

Hochzeitpredigt:

»Die wahre Beſchaffenheit eines recht chriſtlichen Eheſtandes« . . 634

Hochzeitpredigt:

»Der fröhliche Wandel eines Chriſten in beſtändigem Lob ſeines GOttes« 643

Leichenpredigt:

»Die freimüthige Anſprache eines Lehrers an ſeinen GOtt und HErrn
über ſeinem geführten Hirtenamt« 647

Wochenpredigt (zugleich Brandpredigt):

»Das Recht GOttes über die Einwohner des Erdbodens« . . 657

Predigt am erſten Adventsfeſte.

Owen, 1739.

Evangelium: Matth. 21, 1–9.

Da ſie nun nahe bei Jeruſalem kamen gen Bethphage an den Oelberg, ſandte JEſus ſeiner Jünger zween, und ſprach zu ihnen: gehet hin in den Flecken, der vor euch liegt, und bald werdet ihr eine Eſelin finden angebunden, und ein Füllen bei ihr; löſet ſie auf, und führet ſie zu mir. Und ſo euch Jemand etwas wird ſagen, ſo ſprechet: der HErr bedarf ihr, ſobald wird er ſie euch laſſen. Das geſchah aber alles, auf daß erfüllet würde, das geſagt iſt durch den Propheten, der da ſpricht: ſaget der Tochter Zion: ſiehe, dein König kommt zu dir, ſanftmüthig, und reitet auf einem Eſel, und auf einem Füllen der laſtbaren Eſelin. Die Jünger giengen hin, und thaten, wie ihnen JEſus befohlen hatte, und brachten die Eſelin und das Füllen, und legten ihre Kleider darauf, und ſetzten Ihn darauf. Aber viel Volks breitete die Kleider auf den Weg, die Andern hieben Zweige von den Bäumen, und ſtreueten ſie auf den Weg. Das Volk aber, das vorgieng und nachfolgete, ſchrie, und ſprach: Hoſianna, dem Sohne David's! Gelobet ſey der da kommt in dem Namen des HErrn! Hoſianna in der Höhe!

Kommet herzu, laſſet uns dem HErrn frohlocken und jauchzen dem Hort unſers Heils. Laßt uns mit Danken vor Sein Angeſicht kommen, und mit Pſalmen Ihm jauchzen. Denn der HErr iſt ein großer GOtt, und ein großer König über alle Götter. So heißt's Pſalm 95. Und ſo hat man ſchon im alten Teſtamente der Zukunft des Heils, der längſt erwarteten Erſcheinung des großen Königs entgegen gejauchzt. Und ja wohl iſt es eine Urſache inniger Freuden für alle Welt, daß man einen ſolchen König hat, und eine Zeit des Lobens und Dankens, wenn man ſagen kann: Der HErr iſt König worden, deß freue ſich das Erdreich, und ſeyen fröhlich die Inſeln, ſo viel ihrer iſt! Pſ. 97. Alle guten Herzen, denen etwas an dieſem Könige gelegen iſt, muntern ſich unter einander auf, Ihm Ehre zu geben; alle Seelen, die Sein Heil lieben, freuen ſich mit einander und preiſen Seinen Namen. Ja, ſie wollten gerne alle übrigen in ihrer Geſellſchaft haben, Ihm zu danken und vor Sein Angeſicht zu kommen mit Jauchzen. Wir haben davon das Exempel in dem heutigen Evangelio. Da brach durch die Bewegung des Geiſtes eine große Freude und Frohlocken in vielen Herzen auf einmal aus über dieſem Könige; ſie glückwünſchten Ihm einmüthiglich zu Seinem Königreich: Hoſianna, dem Sohne Davids, dem Geſalbten des HErrn! Geſegnet ſey Sein Königreich ewiglich! Allein die Freude gehörte nicht nur auf denſelben Tag allein und für dieſelben Leute, ſondern ſie geht auch uns eben ſo nahe an; denn Er iſt auch unſer HErr und unſer König. Womit ſoll ich nun bei dem Antritt eines neuen Kirchenjahrs eure Herzen beſſer anfaſſen, als daß ich Euch euren König anpreiſe? Kommt denn herzu, laſſet uns dem HErrn frohlocken; neiget eure Herzen zu Ihm und betet Ihn an, daß Er Euch gnädig ſey! Und das ſoll auch der Zweck meiner dermaligen Rede ſeyn.

Ich will Euch vorſtellen:

Die Freude über unſern König JEſum Chriſtum.

I. Den König ſelbſt;

II. wie man ſich gegen Ihn bezeugen ſoll.

Es iſt ein Wort der Weiſſagung Zach. 9: du Tochter Zion, freue dich ſehr, und du Tochter Jeruſalem jauchze: ſiehe dein König kommt zu dir, ein Gerechter und ein Helfer, arm, und reitet auf einem Eſel und auf einem jungen Füllen der Eſelin. Und dieß Wort iſt im heutigen Evangelium in die Erfüllung gegangen. Deßwegen es auch Matthäus aus dieſer Stelle anführt. Jeſus ſtellte ſich als König dar in ſeiner Hauptſtadt Jeruſalem, und hielt darinnen einen öffentlichen und feierlichen Einzug.

I. Laſſet uns demnach auf unſern König ſchauen. Es iſt etwas Großes und Herrliches, daß die Welt wieder einen König hat; denn er geht die ganze Welt an. Darum heißt's Pſalm 24, 9: Machet die Thore weit und die Thüren in der Welt hoch; öffnet Ihm alle Pforten der Welt, daß der König der Ehren einziehe! Es iſt etwas Fröhliches und Seliges, daß das menſchliche Geſchlecht wieder ein Haupt hat, woran es ſich halten kann. Denn ſeitdem die Sünde in die Welt gekommen und Adam ſeine Herrlichkeit und ſeine königliche Gewalt, die ihm GOtt über die ganze Erde gegeben hatte, durch ſeine Uebertretung verloren: ſo iſt es mit dem ganzen menſchlichen Geſchlechte nicht anders gegangen, als wenn in einem Lande das königliche oder fürſtliche Haus ausſtirbt, und die Unterthanen keinen ordentlichen, rechtmäßigen Erbherrn und Regenten mehr haben. Ja, unſer Elend war noch größer. Es war nicht anders, als wenn Feinde und grauſame Völker in ein Land fallen, das ordentliche Regiment verſtören und Vornehme und Geringe unter ihre Bothmäßigkeit zwingen und ihnen ein eiſernes Joch über den Hals werfen. Denn Satan hatte durch die Sünde über uns Gewalt bekommen, und das ganze Geſchlecht der Menſchen, Adam ſamt allen ſeinen Nachkommen, war unter die Tyrannei deſſen, der des Todes Gewalt hatte, d. i. des Teufels und ſeiner unreinen Geiſter, gefallen. Erkennet hieraus das Elend der Menſchen, daß ſie keinen König hatten, und Satan ſein Haupt über uns empor hob. Darum war es ein ſo großes Wort, ein ſo tröſtliches Evangelium, daß GOtt ſchon im Paradies einen König verheißen hat, als einen Weibesſamen oder als einen Solchen, der aus den Menſchen herkommen ſollte, der der Schlange den Kopf zertreten und dem Satan ſeine Macht über die Menſchen nehmen ſollte. Und dahin iſt es vornehmlich abgeſehen, daß man den Menſchen wieder von einem Könige predigt, daß man ihnen ſagt: es ſey Einer aus ihrer Mitte aufgeſtanden, welcher der Erbherr der ganzen Welt, der rechtmäßige Gebieter über ihre Herzen, der mächtige Regent über die ganze Erde und alle ihre Völker und das geſalbte Haupt ſeiner treuen Unterthanen ſey: daß ſie nicht mehr Fremden dienen, noch der Gewalt des Fürſten der Finſterniß unterworfen ſeyn dürfen, ſondern ſich nun an ihr eigenes, ihnen angehöriges, von GOtt vorgeſetztes Haupt halten können. Denn dieſen König hat uns GOtt gegeben. Darum heißts Pſalm 2: Ich habe Meinen König eingeſetzt auf Meinem heiligen Berge Zion. Zion, das iſt das Häuflein derer, welchen die Verheißung dieſes Königs zu Herzen gieng, und Alle, die etwas von den Vätern her davon erkannt hatten, warteten darauf. Darum heißt es im Evangelio: Siehe, dein König kommt einmal! Alle Propheten haben darauf geredet, und David hat im Vorbild darauf das Reich über das Volk GOttes bekommen und die Verheißung erlangt, daß der eigentliche, von Ewigkeit beſtimmte, Einige und ewige König aus ſeinen Lenden komme, das iſt, aus ſeinem Geſchlecht herſtammen und auf ſeinem Fürſtenſtuhle ſitzen werde; und deſſen Königreich werde kein Ende ſeyn. Luc. 1, 32. Darüber war David ſo fröhlich, daß er ſagt: was bin ich und mein Haus, daß du mich bis hieher gebracht haſt? Du haſt dem Hauſe deines Knechts noch von Fernem, Zukünftigem geredet; das iſt eine Weiſe eines Menſchen, daß GOtt der HErr iſt. 2 Sam. 7. Und dieſer Menſch, der in der Höhe GOtt der HErr iſt, iſt der König der Menſchen; davon es Pſalm 2. heißt: Ich will von einer ſolchen Weiſe predigen, daß der HErr zu mir geſagt hat: Du biſt mein Sohn. — JEſus, der eingeborne Sohn des Vaters, iſt der geſalbte König. Ihm gebühret die Würde des Königreichs; Ihm hat der Vater Macht gegeben über alles Fleiſch. Er iſt dazu erſchienen und in die Welt kommen, daß er Recht und Gerechtigkeit anrichte auf Erden, daß alle Heiden Sein Erbe, und der Welt Ende Sein Eigenthum würden. Und darüber wurde er der Held im Streite, der unſere Feinde bezwungen, ausgezogen die Fürſtenthümer und Gewaltigen, die über uns herrſchten, und uns mit Daranſetzung Seines Lebens, mit Vergießung Seines theuren Blutes erlöſet hat von allen Sünden, vom Tod und von der Gewalt des Satans, daß wir Sein eigen ſeyen. Das iſt Sein blutiges Recht zum Königreiche, das iſt der unſtreitige Anſpruch, den Er an alle Menſchen und an ihren Leib und Seele auf ewig machen kann: daß wir in Seinem Reiche unter Ihm leben und Ihm dienen in ewiger Gerechtigkeit. Davon rühmet und ſingt man nach Pſalm 93: Der HErr iſt König und herrlich geſchmückt; der HErr iſt geſchmückt und hat ein Reich angefangen, ſo weit die Welt iſt, und zugerichtet, daß es bleiben ſoll. Von dem an ſteht Seines Regimentes Stuhl feſt, denn er iſt ewig. Nun, in dem heutigen Evangelio hat es Ihm beliebt, von Seiner Hauptſtadt Jeruſalem (denn ſie iſt die Stadt des großen Königs) auf eine öffentliche und feierliche Weiſe Beſitz zu nehmen. Darum geziemete es Ihm, dießmal nicht zu Fuß, wie er ſonſt oft gethan hat, ſondern reitend, wie die alten Könige pflegten, nach Jeruſalem zu kommen und die Glückwünſchungen Seiner Leute und ihr unterthäniges Frohlocken auf eine anſehnliche Art anzunehmen. Damit hat Er die Verheißung der Propheten erfüllt, und bewieſen, daß Er König ſey.

Aber was iſt Er für ein König? Ich möchte Euch gerne Euren König beſchreiben, wenn es die Zeit leiden wollte. Höret kurz folgende Stücke. Er iſt der Sohn GOttes; das iſt Gnade, daß uns GOtt Seinen lieben Sohn zum HErrn und König gegeben! — So wiſſe nun das ganze Haus Iſrael, und Jedermann, dem etwas daran gelegen iſt, daß GOtt dieſen JEſum, den ihr gekreuzigt habt, zu einem HErrn und Chriſt gemacht hat! — O was iſt das für ein Vorzug, daß wir unter keinem andern HErrn ſtehen dürfen, als unter dem Sohn GOttes ſelbſt! Es ſind mancherlei Ordnungen im Himmel und auf Erden; aber uns Menſchen iſt das Wort ſelbſt, der Glanz der Herrlichkeit vorgeſetzet, und wir hängen unmittelbar nur allein von Ihm ab. Davon heißt's in den Pſalmen: Jehovah iſt König worden, und Jehovah iſt der Urſprung aller Dinge, der Monarch aller Weſen; der ewige GOtt iſt unſer König. — Er reicht ſo nahe an uns her, ja, Er iſt deßwegen unſeres Geſchlechts geworden; Er ward ein Menſch, damit die Menſchen unter Ihm ſtehen und Ihn zu ihrem wahren und nächſten Oberhaupt haben möchten. — Er iſt ſanftmüthig, ein gnädiger und freundlicher HErr, der die Elenden nicht verſchmähet, und den Armen den Zutritt zu ſich erlaubt; ein gerechter HErr, der das Unrecht in Seinem Reiche und unter Seinen Unterthanen nicht leiden kann; das Scepter Seines Reichs iſt ein gerades Scepter; ein Helfer, voll Heils. Er ſah die Noth Seiner Unterthanen; darum iſt Er zu ihnen gekommen. Ein mächtiger HErr, der Gewalt hat über Alles, und der Seine Macht nur zu ihrem Beſten anwenden will. Darum iſt es ein Troſt- und Freuden-Wort an Zion: Siehe dein König kommt; Er iſt da; du ſollſt Ihn nun haben und ewiglich genießen. — Nun, einen ſolchen König nehmet gerne auf und betet Ihn an!

II. Aber wie ſoll man ſich gegen Ihn bezeugen?

Erſtens: man ſoll ſein Wohlgefallen an Ihm haben, Ihn gerne über ſich zum HErrn haben. Das Volk freute ſich im Evangelio, es machte allerlei Ehren-, Liebes-, und Freuden-Bezeugungen. Was denket unſer Herz dazu? O deß ſollen wir alle gleichfalls froh ſein, daß wir nun wiſſen, daß es wieder einen König gibt, von dem wir wiſſen, wer Er iſt, und an wen man ſich nun halten ſoll. — So lange die Menſchen nicht anders ſind, als wie man von etlichen wilden Völkern weiß, die keinen König, keine Ordnung, keine Polizei, keine Geſetze unter ſich haben, ſondern nach dem Fauſtrecht leben: ſo lange es ſo ſteht um ihre Seelen, daß ſich ihrer kein Herr annimmt, ſondern über ſie herfahren und ſie in Anſpruch nehmen kann, wer nur mit unſichtbaren Kräften der Finſterniß Gewalt über ſie haben mag, — da iſt's jämmerlich; und ſo iſt's doch mit Allen, die noch nicht errettet ſind aus der Hand ihrer Feinde, die noch unter dem Dienſt der Sünde und des Satans ſtehen. O wie ſollten wir ſo froh ſeyn, daß es nun anders ſeyn kann mit uns, daß wir uns unter ein gerades Scepter, unter einen königlichen Schutz, unter eine gewiſſe Hilfe, unter ein geſegnetes, unüberwindliches Regiment unſeres Königs JEſu begeben können! Darum verſchmähet Ihn nicht, verſäumet es nicht, ſo glückſelig zu werden; Ihr thut's nur Euch ſelbſt zum ewigen Schaden. Es iſt kein Rath, keine Hilfe als bei Ihm. Er kann erretten Alle, die zu Ihm treten; Er kann ſelig machen Alle, die durch Ihn zu GOtt kommen wollen. Ebr. 7.

Darum nehmet ihn auch willig an und auf. Das bezeugte das Volk im Evangelio; darum ſangen ſie: Hoſianna in der Höhe! Das war ihr Bekenntniß: der iſts, deß wir begehrten; der iſt's, auf den wir warteten. Huldiget Ihm mit willigem Herzen! Gebet Ihm euer Herz hin, denn Er iſt ein König der Herzen, daß Er ſie ganz in Beſitz nehme, wie Er dießmal Beſitz von Jeruſalem genommen hat. Denn euer Herz ſoll und kann Sein Thron und Seine Wohnung ſeyn. Darinnen will Er Euch mit Gnade innigſt nahe ſeyn, und ſich ſo beweiſen, daß Seine Gnade durch Seine Gerechtigkeit herrſche in Euch und über Euch zum ewigen Leben. Röm. 5. Aber das iſt etwas Schreckliches: nicht wollen, daß Er über uns HErr ſey, wie zuletzt und noch bis dieſen Tag die Juden öffentlich und frevelhaft ſich bezeugten und noch bezeugen. Davon heißt es: Aber dieſe meine Feinde, die nicht wollten, daß ich über ſie HErr ſey, die bringet her und erwürget ſie vor meinem Angeſicht! Denn Er erkennt alle diejenigen für Feinde, die Ihn nicht annehmen und die ſich Seiner nicht freuen. Und das iſt ein entſetzlicher Frevel gegen Seine Güte, und zieht ein ſchreckliches Gericht nach ſich.

Wer Ihn aber annimmt, der unterwirft ſich Ihm gerne. Das Volk nahm die Kleider und ſtreuete ſie auf den Weg zum Zeichen ihrer Unterthänigkeit. Es müſſen Ihm doch einmal alle Kreaturen, auch Seine Feinde, zu Füßen fallen und unterthan werden mit Zittern. Warum nicht lieber jetzt mit willigem Herzen und völligem Glauben, daß wir Seiner Gnade theilhaftig werden und Seiner zum ewigen Heil genießen mögen? —

Nun überleget es ſelbſt, was für Euch rathſam und ſelig ſey, und allermeiſt Ihr, liebe Kommunikanten! Er wird Euch innigſt nahe kommen in Seinem Abendmahl. Er ſtellt ſich Euch dar in Seiner Kreuzgeſtalt, in Seinem Opferleib, mit Seinen bluttriefenden Wunden als Euer Heiland und HErr, als der König, der Euch gerne aufnehmen will. — Da gilt Euch, was dort (2 Sam. 19, 42.) die Männer Israel und Juda von David ſagten: *der König gehört uns nahe an;* und 2 Sam. 5, 1.: *Siehe wir ſind deines Gebeins und deines Fleiſches.* Das kann Euch durch Sein Abendmahl erfüllt werden. Darum halte ich Euch den Spruch vor, Pſalm 2, 12: Küſſet den Sohn, daß Er nicht zürne, küſſet Ihm Seine durchbohrten Füße, fallet vor Ihm nieder, und ſaget Ihm: komm herein, mein HErr König, und verſchmähe das Haus Deines Knechts, Deiner Magd, nicht! — Siehe, Er ſtehet vor der Thüre und klopfet an; ſo jemand Seine Stimme hören wird und die Thür aufthun, zu dem wird Er eingehen und das Abendmahl mit ihm halten, und er mit Ihm. Amen.

Eine andere Predigt am Adventsfeſte.

Weinsberg, 1760.

Evangelium: Matth. 21, 1—9.

Da ſie nun nahe bei Jeruſalem kamen — Hoſianna in der Höhe!

Ewiger, allmächtiger Gott, du Vater unſeres HErrn JEſu Chriſti! Dir ſey Lob und Dank, daß Du uns noch unſere Jahre und

Tage in unſerer evangeliſchen Kirche friſteſt! Wir fangen nun von vornen an, Dein Geheimniß zu betrachten, das Du uns geoffenbaret haſt in Chriſto JEſu, Deinem geliebten Sohn, und bitten Dich, Du wolleſt daſſelbe auch fernerhin offenbaren zum Preis Deines herrlichen Namens. Amen.

„Dein Gott hat Dein Reich aufgerichtet, daſſelbe wolleſt Du, Gott, uns ſtärken, denn es iſt Dein Werk.“ So redet David den Meſſias, den Geſalbten des HErrn an, Pſalm 68, 29. Er wünſcht Ihm hiemit zu Seinem angetretenen Reiche Glück, nachdem Gott, Sein Gott und Vater, Ihm die Macht gegeben habe, das Regiment in der ganzen Gottes-Sache gegen Seine Kreaturen zu führen. Dein Gott hat Dein Reich aufgerichtet. Denn Gott hat damit die Verheißung erfüllt, die auf Ihn ſchon zu David's Zeiten geredet war: Ich will Sein GOtt ſeyn und Er ſoll mein Sohn ſeyn; Er ſoll in meinem Namen und in meiner eigenen Sache handeln. Daher iſt das Reich JEſu Chriſti nicht nur Sein, ſondern auch GOttes Reich; und Er, der König, iſt der Geſalbte des HErrn. Nun, über dieſe Aufrichtung des Reichs freut ſich David voraus im Geiſte, nimmt ſich aber der Sache gleich ſo an, daß er wünſcht und betet, es möchte dieſe Aufrichtung des Reichs auch ihm und Allen zu gut kommen und erſprießlich ſeyn. Es heißt eigentlich: Nun ſtärke es, befeſtige es; gebrauche Deine Macht, denn Du haſt dieſes uns, uns zu lieb, uns zu gut, zu unſerm Heil angerichtet. So iſt's! Es iſt das größte Werk GOttes, daß Er ein Reich auf Erden aufgerichtet zum Heil der Menſchen; darum ſollen wir bitten, daß es uns zum Heil ausſchlagen möge. Nun, was David im Geiſt zuvor geſehen und worüber er ſich ſo hoch gefreut hat, das iſt mit der Geſchichte, die im Evangelio erzählt wird, erfüllt worden. Wir haben Urſache, uns auch deſſen von Herzen anzunehmen und zu trachten, daß es auch uns zum Heile gereichen möge. Ich will daher vorſtellen:

Die Aufrichtung des Reiches Gottes auf Erden,

und zwar:

I. Wie dieſes Reich ſey aufgerichtet worden;
II. Wie es von dem an ſey auf Erden geſtärkt worden;
III. Wie es auch bei uns geſtärket werde.

Das Reich GOttes auf Erden iſt die wichtigſte und höchſte Sache unter allen Werken GOttes. Das war Sein Vorſatz, daß Er ein beſonderes Reich auf Erden haben wollte. Das Evangelium iſt die Verkündigung dieſes Reichs. Es iſt uns billig angelegen, dieſe Wahrheit und die Sache des Reiches GOttes gründlich verſtehen zu lernen.

Ich will dießmal reden

I. Davon, wie dieſes Reich ſey aufgerichtet worden. Es iſt aufgerichtet worden. Dieſes Wort iſt in Erfüllung gegangen, welches Zacharias voraus geweiſſagt hat Kap. 9, 9.: Siehe, dein König kommt zu dir ſanftmüthig, und reitet auf einem Eſel. GOtt ſagt zum Troſt Israels: Ich will dir einen König ſenden; Er ſoll kommen. Die Menſchen hatten wohl nach ihrem Willen und durch Gewaltthätigkeit Reiche in der Welt angerichtet, und bei Zeiten angefangen. Nimrod war der erſte König, und der Anfang ſeines Reichs war Babel. Gen. 10. Das hat keinen guten Namen; es hat mit Verwirrung angefangen. Von dem an waren Monarchieen. Und es waren ſchon 4000 Jahre des Weltalters verfloſſen, und Gott hatte noch kein Königreich und keinen König eingeſetzt, davon man hätte ſagen können: das iſt nicht ein menſchliches, ſondern das iſt Gottes Reich. Auch was bei dem Volke Israel vorgegangen war, daß ſie auch einen König haben wollten, war nach ihrem Willen gewählt, und GOtt nahm es ihnen übel; Ihr habt mein Regiment, mein hausväterliches Regiment, da ich geſagt habe: Israel iſt mein erſtgeborner Sohn u. ſ. w., verworfen; ihr wollt auch ſeyn wie andere Völker in Ländern, und einen König haben. Gleichwie aber Gott über den Unarten und Sünden der Menſchen Seine Gnade nicht aufhebt, ſo hat Er ihnen zu Davids Zeiten verheißen: Ich will einen König ſenden, und zwar aus den Lenden Davids. Davids Sohn ſoll mein König ſeyn, den ich ſetzen werde. Und über ſolchen Verheißungen wurde das Volk durch alle Propheten unterhalten bis auf Zachariam. Das war ein Warten! Nun mit der Geſchichte des heutigen Evangelii iſt die Weiſſagung erfüllt worden, da JEſus, den man indeſſen oft als den Sohn Davids angeſchrieen hatte, ſich dieſer Weiſſagung angenommen hat. Von Johannis Zeiten an hieß es:

das Reich GOttes iſt nahe, man ſoll darauf merken. JEſus ſelbſt nahm ſich des Namens nicht an; Er führte ſich als Lehrer auf, man hieß Ihn Rabbi. Aber jetzt nimmt Er ſich die Ehre; Er macht ſelbſt die Anſtalt dazu, und heißt Seine Jünger das Füllen holen, damit Er reiten könne. Es kommt bei der Aufrichtung eines Reichs eben nicht auf die Pracht an, ſondern daß ſich einer des Titels und des königlichen Anſehens annehme und vom Volke dafür ausgerufen werde. Nun, ſo iſt es geſchehen. Er nahm ſichs an, und ließ ſich königliche Ehre anthun, und das Volk ruft Ihn aus: Gelobet ſey, der da kommt! Wir erkennen Ihn für den, der da kommt im Namen des HErrn, ein König, Luc. 19., der in Seine Reſidenz einzieht, und dort Seinen Sitz aufſchlägt.

Aber doch nicht nach weltlicher Art, denn Er war der König GOttes. „Ich habe meinen König eingeſetzt.“ Pſalm 2. Es geſchah in der letzten Woche ſeines Lebens, und über ſeiner königlichen Anmaßung ließ Er auch das Leben. Er blieb dabei vor Pilato: „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt. Wäre mein Reich von dieſer Welt, meine Diener würden darob kämpfen, daß ich den Juden nicht überantwortet würde; aber nun iſt mein Reich nicht von dannen. Ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und in die Welt kommen, daß ich die Wahrheit zeugen ſoll.“ Das zeigt uns die wunderbare Beſchaffenheit dieſes Reichs, daß der König ſtirbt für ſeine Unterthanen. Das war der erſte Act; darnach ſoll die Sache angeſehen werden, damit es ja nicht unter die Weltreiche gezählt werde. Nun, von dem Tage an iſt ein Reich GOttes in der Welt; der König hat den Erdboden betreten. Es wird nicht wieder aufhören. Andere Königreiche mögen verändert werden und untergehen: Seines Königreichs wird kein Ende ſeyn.

II. Wie iſt nun von dem an dieſes Reich GOttes auf Erden geſtärkt worden?

Ein Königreich wird geſtärkt durch Diener und Unterthanen. JEſus hat hier Seine Diener und Werkzeuge Seines Reichs, und dieſe hat Er noch nie abgehen laſſen. Er ſendet immer wieder Seine Knechte, die von Seiner Macht und Ehre zeugen, und ſammelt ſich Unterthanen. Das Volk im Evangelio hat ſich dafür bekannt und hat

Ihn angenommen, indem es ruft: „Geſegnet ſey, der da kommt im Namen des HErrn!“ Pſalm 118, 26. Und ſo iſt Ihm durch Seine Diener ein Volk, ein eigenthümliches Volk geſammelt worden aus allen Völkern; daher wird Sein Reich geſtärkt, wo Leute ſind, die *JEſum angenommen haben.* — Das iſt eine königliche Ehre, wenn Er viel Volk hat. Es iſt nicht an Einen Ort und an Eine Gegend gebunden. Können doch manchmal weltliche Könige ihre wirklichen eigenen Unterthanen aufrufen, wenn ſie in fremden Ländern ſind; warum ſollte nicht JEſus in allen Ländern Seine Unterthanen haben, aufrufen und regieren, und ſo Sein *beſonderes* Reich mit ihnen haben können, ob ſie ſchon noch unter andern Leuten verborgen ſind? —

III. Es fragt ſich nun, *wie dieſes Reich auch bei uns geſtärket werde.*

Antwort: Wenn wir den König auch annehmen und uns Seiner freuen. Viel Volks breitete die Kleider auf den Weg. Die andern hieben Zweige von den Bäumen und ſtreuten ſie auf den Weg, das Volk aber, das vorging und nachfolgete, ſchrie und ſprach: Hoſianna, dem Sohne Davids! Gelobet ſey, der da kommt im Namen des HErrn, Hoſianna in der Höhe! Das war ein Drang des Herzens; der Geiſt war ſtark in Bewegung. Sie ſchrieen; die Phariſäer murrten; Er ſprach: heute iſt der Tag dazu; ſchweigen dieſe, ſo werden die Steine ſchreien. Ach, daß auch eine ſolche Bewegung bei uns geſchähe! Es iſt einmal auch noch Reich GOttes unter uns, Sein Wort und Einſetzung, und Seelen, ſo wenig es ſind, und wenn es nur zwei, drei, ſechs ſind, — ſo iſt doch Reich GOttes da, wo JEſus einige von Seinen Leuten hat. Aber Alle, Alle, alle Völker und Zungen ſollten den König annehmen, Seiner ſich freuen und erkennen, daß dieß die höchſte Wohlthat GOttes und Seine Abſicht iſt, daß Er uns Seinen Sohn zum HErrn und König gegeben, daß das unſer Heil iſt, wenn wir errettet werden aus der Obrigkeit der Finſterniß und verſetzt in das Reich Seines lieben Sohnes. JEſus ſoll uns *recht*, anſtändig und lieb ſeyn, wie dem Volk in unſerm Evangelio.

Das Reich GOttes wird bei uns aber auch geſtärkt, wenn wir Ihm huldigen und Seine Unterthanen werden. Ach, ihr Lieben! Was wünſchte ich mehr, als daß auch bei uns ein Hoſianna, ein allgemeines Geſchrei würde und ſich ein Auflauf im Großen ergäbe, wie ſchon oft geſchehen iſt an dieſem oder jenem Ort, da ſich viele Seelen auf einmal bekehrt haben; daß ſich Seelen herbeidrängten, und dem HErrn die Ehre gäben! Es iſt ja nicht gut, wenn es nur Etliche ſind, und ſie müſſen ſich ſchmiegen, verbergen, nur damit ſie nicht gehöhnt werden. Das iſt ein Kennzeichen, daß das Reich GOttes an dem Ort noch nicht geſtärket iſt. —

Nun, auch heute wird Euch aufgeboten; Ihr werdet gerufen im Namen des Königs, Euch von Herzen zu Ihm zu wenden; allermeiſt Ihr, heutige Kommunikanten. — Ergebet Euch Ihm, von welchem Ihr Zeugniß habt: Euer König iſt für Euch geſtorben, und lebet in Ewigkeit! Amen.

Predigt am zweiten Advent.

Weinsberg, 1759.

Evangelium Lucas 21, 25—36.

Und es werden Zeichen geſchehen an der Sonne, und Mond, und Sternen, und auf Erden wird den Leuten bange ſeyn, und werden zagen, und das Meer und die Waſſerwogen werden brauſen, und die Menſchen werden verſchmachten vor Furcht und vor Warten der Dinge, die kommen ſollen auf Erden; denn auch der Himmel Kräfte ſich bewegen werden. Und alsdann werden ſie ſehen des Menſchen Sohn kommen in den Wolken mit großer Kraft und Herrlichkeit. Wenn aber dieß alles anfähet zu geſchehen, ſo ſehet auf, und hebet eure Häupter auf, darum, daß ſich eure Erlöſung nahet. Und Er ſagte ihnen ein Gleichniß: ſehet an den Feigenbaum, und alle Bäume. Wenn ſie jetzt ausſchlagen, ſehet ihr's an ihnen und merket's, daß jetzt der Sommer nahe iſt. Alſo auch ihr, wenn ihr dieß alles ſehet angehen, ſo wiſſet, daß das Reich GOttes nahe iſt. Wahrlich ich ſage euch: dieß Geſchlecht wird nicht vergehen, bis daß es Alles geſchehe. Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht. Aber hütet euch, daß eure Herzen nicht beſchweret werden mit Freſſen und Saufen, und mit Sorgen der Nahrung, und komme dieſer Tag ſchnell über euch; denn wie ein Fallſtrick wird er kommen über Alle, die auf Erden wohnen. So ſeyd nun wacker alle Zeit und betet, daß ihr würdig werden möget zu entfliehen dieſem Allem, das geſchehen ſoll, und zu ſtehen vor des Menſchen Sohn.

Es iſt eine hochwichtige Weiſſagung, welche Zachar. 14,4. ſtehet: Und der HErr wird König ſeyn über alle Lande. Zu der Zeit wird der HErr nur Einer ſeyn und Sein Name nur Einer. Alle Worte GOttes ſind wahr, und die Weiſſagung kann nicht ausbleiben. Hier iſt die Rede von einer gewiſſen beſtimmten Zeit, denn es heißt: Zu der Zeit. Dieſe Zeit iſt noch nicht erſchienen, und alſo iſt auch dieſe Weiſſagung noch nicht erfüllt. Denn der Augenſchein zeigt genugſam, man mag ſich umſehen in der Welt und in allen Ländern, wo man will, daß Gott noch nicht überall gefürchtet, JEſus noch nicht als König und HErr erkannt, geehrt und bedient wird, und Sein Name noch nicht allein Alles gilt auf der ganzen Erde. Wie viele Länder, wie viel große Völker, wo man den Namen JEſu noch gar nicht nennet noch kennet, vielweniger ſich Ihm als dem HErrn und König unterworfen hat! Die ſogenannte Chriſtenheit macht den kleinſten Theil der Inwohner des Erdbodens aus; und wie wenige ſind unter den Chriſten ſelbſt, die JEſu als ihrem Könige und HErrn von Herzen gehuldiget haben, ſich Seinen Geboten unterwerfen und unter Seinem Gnaden-Regimente ſtehen und zeigen, daß JEſus ihr HErr ſey! So darfs, ſo wirds nicht immer bleiben. Ehe das Ende der Welt kommt, ehe es mit den Ländern gar aus iſt, muß auch noch dieſe Weiſſagung erfüllt werden. Es wird noch eine Zeit ſeyn, daß JEſus ſich als König beweiſen wird über alle Lande. Er hat das Recht dazu durch Seinen Kreuzestod, da Er den Fluch der Erde auf ſich genommen und abgethan hat. Darum ſagt der Vater zu Ihm Pſalm 2, 8.: „Heiſche von mir (du kannſt es jetzt fordern, du Sieger und Held), ſo will ich dir die Heiden zum Erbe geben, und der Welt Ende zum Eigenthum.“ Dieſes blutige Recht, das JEſus hat an der Welt Ende und an alle Heiden, muß auch noch in Schwang kommen und offenbar werden. JEſus muß noch König werden über alle Lande, und HErr der ganzen Welt heißen. Er allein und Sein einiger Name muß bei allen Menſchen auf Erden gelten, verehrt und genannt werden. Und von dieſem hochwichtigen, erfreulichen und herrlichen Vorgang handelt auch unſer heutiges Evangelium, zu deſſen Betrachtung ich Eurer Liebe vorſtellen will:

Jeſum als den König über alle Lande, und über die ganze Erde.

Und zwar:

I. Die Zeit, wann ſich JEſus als der König über alle Lande beweiſen und offenbaren wird.

II. Die großen Zeichen, die dieſer erfreulichen Zeit vorhergehen, und

III. Die Anſchickung und Zubereitung auf dieſe Zeit.

Es ſtehen dem Erdboden und den Menſchen, die darauf wohnen, noch zwei große Tage bevor: Erſtens der Tag, wo JEſus Sein Recht wird ausführen und als König zu Zion Seine Herrſchaft wird über alle Lande ausbreiten und ſich die ganze Erde wird unterwürfig machen; Zweitens der große und letzte Tag, da dieſe alte Erde wird verwandelt werden und bei der Auferſtehung aller Todten auch eine neue Erde, wie ein neuer Himmel, werden wird. Von dem erſten großen Tag habe ich dießmal zu reden, und zu zeigen JEſum, als den König über alle Lande und über die ganze Erde.

I. Im Evangelio heißts: Wenn ihr dieß Alles ſehet angehen, ſo wiſſet, daß das Reich GOttes nahe iſt, im Anzug iſt. Es iſt alſo die Zeit, daß das Reich GOttes, das Königreich JEſu Chriſti, mit Macht hereinbrechen in die Welt und in allen Ländern wird aufgerichtet werden. Der HErr JEſus hat zwar Sein Gnaden-Reich auf Erden ſchon ſeit der Apoſtel Zeit angefangen, und wer Sein Evangelium angenommen hat, der hat Ihn als ſeinen HErrn und König erkannt. Aber vom Anfang an hat Derſelbe großen Widerſtand gefunden; man hat den Namen JEſu, ſogar in Jeruſalem ſelbſt, nicht aufkommen laſſen wollen; man hat dem Reich Chriſti immer widerſtanden; es iſt noch nie ſo weit gekommen, daß man hätte ſagen können: „Eine ganze Reſidenz, Eine große Stadt hat ſich mit ihrem Regenten und allen ihren Einwohnern von Herzen dem HErrn JEſu ergeben; da wohnen lauter wahre Chriſten und Kinder GOttes beiſammen;" vielweniger ein ganzes Land, daß man hätte ſagen können:

„In dem Land iſt der HErr JEſus allein Meiſter, Alles richtet ſich nur nach Ihm.“ Sondern es ſind bisher Weltreiche geweſen, obſchon ſeit dem Jahr 400. ganze Völker den Namen JEſu und die chriſtliche Religion äußerlich zu ihrem Bekenntniß angenommen haben. Aber es wird, es muß ſchon noch werden; das Reich GOttes wird kommen. Davon heißt's Offenb. 11, 15.: Es ſind die Reiche der Welt unſers HErrn und Seines Chriſtus worden; und Kapitel 12, 10.: Nun iſt das Heil und das Reich unſeres Gottes worden. Da wartet man und freut ſich auch im Himmel drauf, wenns auf der Erde ſo werden wird. Nun iſt's worden, wie es noch nie geweſen iſt. Das hat GOtt auch ſchon durch Daniel geweiſſagt, Dan. 2, 44.: Zur Zeit ſolcher Königreiche wird GOtt vom Himmel ein Königreich aufrichten, ꝛc.; und Kap. 7, 13 und 14.: Und gab Ihm Gewalt, Ehre und Reich, daß Ihm alle Völker, Leute und Zungen dienen ſollten. Nun, das iſt noch nicht geſchehen, daß Ihm alle Völker, Leute und Zungen dienen. Da möchte man fragen: wie wirds dann hernach auf der Erde und unter den Menſchen ſeyn? Antwort: davon könnte ich Euch aus den Propheten viel erzählen; es iſt deutlich genug beſchrieben. Gleich in dieſem Kap. V. 18. heißt's: Aber die Heiligen des Höchſten werden das Reich einnehmen ꝛc.; und V. 27.: alsdann wird ein heiliges Volk des Höchſten unter dem ganzen Himmel ſeyn; der GOttloſe wird nicht mehr ſeyn unter dem Haufen der Kinder GOttes; die Gläubigen werden nicht mehr ein ſo kleines Häuflein ausmachen und verſpottet werden, ſondern JEſus wird König der Nationen ſeyn. „Alle Heiden werden kommen und anbeten vor Dir, denn Deine Urtheile ſind offenbar worden!“ Offenb. 15, 4. Alsdann wird ein Reich der Gnade und des Friedens ſeyn. Die Menſchen werden nicht mehr Krieg lernen, werden ihre Schwerdter zu Pflugſchaaren machen. Alle Könige und Fürſten werden ſich die größte Ehre daraus machen, Vaſallen und Unterthanen des HErrn JEſu zu ſeyn, Seine Befehle anzunehmen, und ſammt ihren Unterthanen die Suveränetät des HErrn JEſu zu reſpectiren. Das wird Ehre ſeyn für JEſum.

Aber eben dieſe Zeit iſt eine Zeit der Erlöſung für Alle, die vorher unter den ſchweren Zeiten geglaubet haben. Das ſagt unſer Evangelium: So ſehet auf und hebet eure Häupter auf, darum, daß ſich eure Erlöſung, eure Befreiung nahet. Alle Glaubige von der

Apoſtel Zeit an bis auf dieſen großen Tag ſtehen gleichſam für Einen Mann; ihr Glaube, ihr Sinn iſt einerlei. Sie beten mit Seufzen über die gottloſen Werke der Welt, und ſchreien, daß doch das Reich GOttes komme und JEſus erkannt werde, leiden Schmach und Verfolgung.

Da tröſtet ſie JEſus und ſagt: Es wird Euch alsdann eine Befreiung kommen. Und alle Glaubigen freuen ſich, die ſchon in jener Welt geborgen ſind; denn jetzt iſt ihr Gebet und Seufzen erhört. Darum heißt's nicht nur Offenb. 12, 12.: freuet euch ihr Himmel und die darinnen wohnen! ſondern auch, wenn es wirklich auf Erden vollzogen wird, Offenb. 19, 5.: lobet unſern GOtt, alle Seine Knechte, denn der allmächtige GOtt hat das Reich eingenommen und iſt König worden! Es wird auch wirklich eine große Erlöſung ſeyn; denn es wird noch großen Kampf und Streit koſten, bis JEſus alle Seine Feinde, die nicht wollten, daß Er über ſie HErr ſey, wird überwunden und niedergelegt haben. Davon heißt's ſchon Pſalm 110, 5. u. f.: Der HErr zu Deiner Rechten wird zerſchmeißen die Könige zur Zeit Seines Zorns. Er wird richten unter den Heiden, Er wird große Schlacht thun; und wird zerſchmeißen das Haupt über große Lande.

Und dieſe Schlacht iſt beſchrieben Offenb. 19, 11.: Und ſiehe, ein weiß Pferd, das iſt eine lichte, helle Wolke, und der darauf ſaß, hieß treu und wahrhaftig, und richtet und ſtreitet mit Gerechtigkeit. Davon heißt's im heutigen Evangelio: Da wird man ſehen des Menſchen Sohn kommen in den Wolken mit großer Kraft und Herrlichkeit; und Matth. 24, 30.: Und alsdann wird erſcheinen das Zeichen des Menſchen-Sohns im Himmel; da wird der Muth ſinken allen Widerſachern; alle Geſchlechte werden heulen, und ſich mit wahrer Buße Ihm ergeben. Da wird JEſus herrlich werden über den ganzen Erdboden; man wird erkennen, daß JEſus der HErr ſey zur Ehre GOttes des Vaters. Und Sein Königreich wird kein Ende haben, ſondern in Ewigkeit fortwähren; der jüngſte Tag, der darauf folgen wird, wird dieſem Königreiche kein Ende machen, ſondern es wird nur noch herrlicher und Alles gar himmliſch werden, wie es hernach, wann das allgemeine Gericht über alle Todten geſchehen ſeyn, beſchrieben wird Offenb. 21. und 22.

Nun muß ich wegen der Kälte abbrechen, und den zweiten und dritten Theil bis Freitag verſparen.

Ihr Lieben! denket nicht: „wenn wir dieſe Zeit nicht erleben, was haben wir davon? Es iſt uns nicht umſonſt verkündigt.“ — Wir ſollen uns jetzt die Ehre JEſu laſſen über Alles angelegen ſeyn und zu Herzen gehen; wir ſollen jetzt beten: Ach, daß Dein Name und Dein Reich komme auf Erden wie im Himmel; wir ſollen die Erſcheinung des HErrn JEſu lieb haben, und uns damit tröſten in aller Trübſal: es wird noch beſſer werden! Wir ſollen uns darauf freuen, damit wir auch alsdann Antheil mit haben, und in der Gemeinſchaft mit den Apoſteln und allen Heiligen uns alsdann freuen können. Darum ſollen wir zu allen Zeiten dieß zu Herzen nehmen, wacker ſeyn und beten, daß wir würdig werden mögen, zu entfliehen dieſem Allem, das geſchehen ſoll, und zu ſtehen vor des Menſchen Sohn. Amen.

Wochenpredigt;

am 14. December.

Eine Fortſetzung der obigen Feſtpredigt, über denſelben Text.

Wir haben vergangenen Sonntag betrachtet JEſum, den König über alle Lande. Ich habe gezeigt, Erſtens: Die Zeit, wann ſich JEſus als der König über alle Lande beweiſen und offenbaren werde. Nun will ich fortfahren und zu betrachten geben:

II. Die großen Zeichen, die vorhergehen.

Der Heiland redet deutlich davon: Es werden Zeichen geſchehen an der Sonne und Mond und Sternen, und auf Erden wird den Leuten bange ſeyn und werden zagen; und das Meer und die Waſſerwogen werden brauſen u. ſ. w. Wie wird es nun mit dieſen Zeichen beſchaffen ſeyn? Es heißt ſoviel: Es werden ſich große und beſondere Begebenheiten ereignen und ſehen laſſen an der Sonne, Mond und Sternen. Es heißt aber nicht, daß die Sonne werde gar vergehen und der Mond nicht mehr ſeyn; es heißt auch nicht, daß die Elemente werden vor Hitze zerſchmelzen, wie es am Ende der Welt geſchehen wird, und es Petrus 2 Br. 3. beſchreibt. Daraus ſehen wir, daß hier nicht die Rede iſt vom jüngſten und letzten Tag der Welt, ſondern von einem andern herrlichen und großen Tag, da das Königreich JEſu Chriſti wird mit Kraft kommen und die ganze Erde einnehmen. Da gehen nun große Zeichen vorher. Das ſind keine leere Luft-Zeichen, wie jetzt manchmal die Leute ſagen, oder man auch in der Zeitung liest, daß ſolche Zeichen am Himmel geſchehen ſeien, und hernach ängſtlich fragt, was ſie etwa zu bedeuten haben möchten; ſondern ſolche Begebenheiten, die etwas austragen und eine Zubereitung machen zu Dem, was JEſus vorhat mit Seinem Reiche. Dergleichen Begebenheiten ſind deutlich angezeigt z. E. Offenbarung 8, 12.: Und es ward geſchlagen das dritte Theil der Sonne und das dritte Theil des Mondes und das dritte Theil der Sterne, daß ihr dritter Theil verfinſtert ward, und der Tag das dritte Theil nicht ſchien und die Nacht deſſelbigen gleichen; und Offenb. 16, 8.: der vierte Engel goß ſeine Zornſchale aus in die Sonne, und ward ihm gegeben den Menſchen heiß zu machen mit Feuer. Und V. 17 und 18.: Und der ſiebente Engel goß aus ſeine Schale in die Luft. Und es gieng aus eine Stimme im Himmel aus dem Stuhle, die ſprach: Es iſt geſchehen. Und es wurden Stimmen und Donner und Blitze, und ward eine große Erdbebung, daß ſolche nicht geweſen iſt, ſeit der Zeit Menſchen auf Erden geweſen ſind, ſolche Erdbebung alſo groß. Wenn nun ſolche ſchreckliche Dinge durch die Macht GOttes vorhergehen, und die ganze Erde darüber in Erſchütterung geſetzt wird, da wird den Menſchen bange werden auf Erden. Nicht den Gläubigen, denn dieſen ſagt der Heiland: ſehet auf und hebet eure Häupter auf; jetzt wird gute Zeit für euch werden; ihr werdet eure langgehoffte Errettung erlangen; ſondern alle übrigen Menſchen, die werden zagen und denken: Wie wird es jetzt uns gehen? Furcht und Beben wird ihr Herz betreffen. Wenn jetzt im Sommer nur ein ſtarkes Donnerwetter kommt mit Blitzen und Hagel und harten Schlägen: ey, wie ſind die Menſchen ſo erſchrocken! da zeigt ſich gleich, daß kein Glaube da iſt, daß ſie ſich immer nur vor dem Zorn GOttes fürchten um ihrer Sünden willen. Wie wird's hernach ſeyn? Das iſt beſchrieben Offenb. 6, 12.: da ward ein großes Erdbeben, und die Sonne ward ſchwarz wie ein härener Sack, und der Mond ward wie Blut; und die Sterne des Himmels fielen auf die Erde, gleichwie ein Feigenbaum ſeine Feigen abwirft, wenn er vom großen Winde bewegt wird; und der Himmel entwich wie ein eingewickelt Buch; und alle Berge und Inſeln wurden bewegt aus ihren Oertern. Und die Könige auf Erden, und die Oberſten und die Reichen und die Hauptleute und die Gewaltigen und alle Knechte und alle Freien verbargen ſich in den Klüften und Felſen an den Bergen, und ſprachen zu den Bergen und Felſen: fallet auf uns und verberget uns vor dem Angeſicht Deß, der auf dem Stuhl ſitzt, und vor dem Zorn des Lammes; denn es iſt kommen der große Tag Seines Zornes, und wer kann beſtehen? — Aber warum thut Gott ſolche ſchreckliche Dinge? Antwort: zu verderben, die die Erde verderbet haben, aufzuräumen mit den ſichern und gottloſen Menſchen, und ihre Macht, wodurch ſie Ihm und Seinem Reich bisher widerſtanden haben, zu nichte zu machen. Es heißt Pſ. 104, 35.: der Sünder müſſe ein Ende werden auf Erden, und die GOttloſen nicht mehr ſeyn. Lobe den HErrn, meine Seele. Hallelujah! Darüber freut ſich auch David. Und alle Propheten beſchreiben dieſen großen Tag, da Alles, was hoch iſt, wird erniedrigt werden, und der HErr allein wird hoch ſeyn. Da ſoll man erkennen, daß Er der HErr ſey; da wird ſich Jeſus Reſpect machen und Seine Ehre ſuchen. Pſalm 2: Warum toben die Heiden, und die Leute reden ſo vergeblich? Die Könige im Lande lehnen ſich auf, und die Herren rathſchlagen mit einander wider den HErrn und Seinen Geſalbten. „Laſſet uns zerreiſſen ihre Bande und von uns werfen ihre Seile!“ Aber der im Himmel wohnet, lachet ihrer, und der HErr ſpottet ihrer. Er wird einſt mit ihnen reden in Seinem Zorn, und mit Seinem Grimm wird Er ſie ſchrecken.

Was ſollen wir nun thun, um uns anzuſchicken und zuzubereiten auf dieſe Zeit?

III. Vor allen Dingen ſollen wir uns überzeugen laſſen und glauben, daß es wahr ſey. JEſus ſagt: Meine Worte vergehen nicht. Es wird gewiß geſchehen. Aber weil es lange anſteht, und bei großen Begebenheiten und Veränderungen der Welt doch immer wieder ſo ſachte fortgeht, daß man noch leben kann, ſo wird man ganz gleichgültig und ſorglos. Man denkt: Man hat ſchon lange davon geredet und iſt noch nichts worden; wer weiß, wer es erleben wird? oder wie die trotzigen Juden Ezech. 12, 22.: Weil ſichs ſo lange verzeucht, ſo wird nun fort nichts aus der Weiſſagung! Und dieſer Unglaube iſt die Urſache, daß, obſchon davon geredet, geleſen wird, und allerlei Ahnungen von der Nähe dieſes groſʒen Tages vorkommen, doch dieſer Tag wie ein Fallſtrick kommen wird über Alle, die auf Erden wohnen. Denn ſo wird der HErr die Menſchen antreffen, wenn Er ſich aufmachen und nach Seinem Recht ſehen wird. Er ſagt es ſelbſt Matth. 24, 37. und Luc. 17, 24.: Gleich aber, wie es zur Zeit Noä war, alſo wird auch ſeyn die Zukunft des Menſchen Sohns; und wie der Blitz oben vom Himmel blitzet und leuchtet über Alles, das unter dem Himmel iſt: alſo wird des Menſchen Sohn an Seinem Tage ſeyn.

Aber denen, welchen noch etwas daran gelegen iſt, die JEſum als ihren HErrn anſehen, wird geſagt: Wachet! das iſt: Merket auf, laßt Euch nicht einſchläfern; laßt Euch nicht ſo ein in's Irdiſche, daß Ihr nichts anderes mehr davon denken könnet; betet ohne Unterlaß. Denket immer: das ſteht mir bevor. Darauf kommt es mir an, daß, wann Er offenbaret wird, ich mich nicht ſchämen müſſe vor Ihm, ſondern Seiner mit Freuden warten könne. Ja wohl, wer eine Erlöſung erwartet, wen dieſer Weltgang nicht anſicht, ſondern er denket und wünſcht, es ſolle anders ſeyn, und ſeufzt: Ach, wann wirds ſo werden, daß man auch JEſum ehre, daß man Seine Religion mit Ernſt treibe! — der wird ſich ſehnen und beten mit allen Auserwählten: Ja, komm HErr JEſu! Amen.

Eine andere Predigt am zweiten Advent.

Weinsberg, 1760.

Evangelium: Luc. 21, 25—36.

Und es werden Zeichen geſchehen — zu ſtehen vor des Menſchen Sohn.

Wir haben vor acht Tagen betrachtet, wie das Reich GOttes auf Erden ſey aufgerichtet und von dem an geſtärkt und fortgeführt worden. Es war damals, da JEſus in Jeruſalem einzog, ein groſʒes Warten vieler Menſchen auf das Reich Gottes; und wir haben gehört, daß auch viel Volks in eine große Bewegung ihrer Herzen gekommen, und gerufen haben: Gelobet ſey, der da kommt im Namen des HErrn! Und über dieſem Vorgang meineten ſie, das Reich GOttes würde alſobald geoffenbaret werden, Luc. 19, 11.; JEſus aber bedeutete ſie eines andern durch ein Gleichniß; Er ſagte, Er müſſe vorher ein Reich im Himmel einnehmen, darnach werde es erſt auch an die Erde kommen und Sein Reich daſelbſt geoffenbaret werden. Es war alſo eine irrige Meinung, nicht darin: daß es würde geoffenbaret werden, ſondern nur darinnen, daß es alſobald bei ſeinem Anfang und Aufrichtung würde geoffenbaret werden, und mit Glanz und Macht zum Vorſchein kommen. Das war auf weitere Zeiten verſchoben. Inzwiſchen, weil es einmal aufgerichtet worden, ſo iſt das Reich GOttes auf Erden; aber es iſt noch verborgen. Man kann nicht ſagen: hie und da iſt es Luc. 17, 20. Es kommt nicht ſo, daß man es äußerlich merken kann, und alle Menſchen ihre Augen darauf richten und ſagen müßten: Da iſt das Königreich GOttes; jetzt bricht es mit Macht herein und macht ſich Alles unterthan! — ſondern es iſt wie ein Sauerteig in drei Scheffel Mehl verborgen und ſtille hineingemengt worden; es wirket auch insgeheim fort, bis es Alles unter ſich bringen und überall durchdringen wird. Alsdann wird es geoffenbart werden. Es iſt alſo genau zu unterſcheiden die Aufrichtung und die Offenbarung des Reiches GOttes. Jene iſt ſchon lange auf Erden geſchehen; dieſe ſteht der Erde noch bevor, und wir kommen derſelben immer näher. Und von dieſer Offenbarung des Reiches redet der Heiland im heutigen Evangelio ſehr umſtändlich und nachdrücklich. Seine Worte ſind gewiß und wahrhaftig. Wir ſollen ſie mit Demuth betrachten und uns nicht umſonſt geſagt ſeyn laſſen. Deßwegen will ich vorſtellen:

Die Offenbarung des Reiches GOttes auf Erden;

und zwar:

I. wie daſſelbe auf Erden werde geoffenbaret werden;

II. wie wir uns auf dieſe Offenbarung anſchicken und bereiten ſollen.

Das heutige Evangelium handelt eigentlich von der Offenbarung des Reiches GOttes auf Erden. Denn der Heiland ſagt ausdrück-

lich: So wiſſet, daß das Reich GOttes nahe iſt, nämlich in ſeiner Offenbarung und herrlichen, mächtigen Erſcheinung. Nun, von dieſer Offenbarung haben die meiſten Chriſten auch irrige Meinungen, wie damals. Die Leute denken, es werde immer ſo in der Art fortgehen, wie man jetzt lebt und haust, und unverſehens werde der jüngſte Tag mit Donnern und Blitzen hereinbrechen und Alles auf einmal zu Grunde gehen. Daher iſt es ſchon zu einem Sprüchwort geworden, wenn ein großes Ungewitter mit Sturm und Hagel und heftigen Donnerſchlägen ſich ereignet, daß es heißt: wir haben nichts anderes gedacht, als, der jüngſte Tag wird kommen. Das iſt eine irrige Einbildung. So wird es nicht gehen. Hernach meint man auch, wenn der jüngſte Tag komme, ſo werde Alles auf einmal zuſammenfallen, Himmel und Erde vergehen und in 24 Stunden werde Alles vorüber ſeyn, und dieß iſt wieder eine falſche Meinung. Wir müſſen uns mit Jeſu Worten eines Beſſern belehren laſſen.

Daher will ich zeigen:

I. Wie das Reich GOttes auf Erden werde geoffenbaret werden. Davon will ich in der Kürze die drei hauptſächlichſten Umſtände anführen.

Erſtens: Es wird geoffenbaret werden ſo, daß GOtt ſich aufmachen wird, vor allen Dingen und zuerſt, zu ſchrecken das Erdreich. So heißt es davon Jeſ. 2, 19. 20. 21.: Da wird man in der Felſen Höhlen gehen, und in der Erden Klüfte vor der Furcht des HErrn, und vor ſeiner herrlichen Majeſtät, wenn er ſich aufmachen wird zu ſchrecken die Erde. Zu der Zeit wird Jedermann wegwerfen ſeine ſilbernen und güldenen Götzen (die er ſich hatte machen laſſen anzubeten) in die Löcher der Maulwürfe und der Fledermäuſe, auf daß er möge in die Steinritzen und Felsklüfte kriechen vor der Furcht des HErrn und vor Seiner herrlichen Majeſtät, wenn Er ſich aufmachen wird zu ſchrecken die Erde. Wie nun dieß geſchehen werde, erzählt der Heiland im heutigen Evangelium. Es werden Zeichen geſchehen an Sonne, Mond und Sternen. Was für Zeichen? — Bei Matthäus 24. heißt es: Die Sonne wird verfinſtert werden; und in der Offenbarung Johannis heißt es 8, 12: Und es ward geſchlagen der dritte Theil der Sonne, und der dritte Theil des Monds und der dritte Theil der Sterne, daß ihr dritter Theil verfinſtert ward, und der Tag den dritten Theil nicht ſchien und die Nacht deſſelbigen gleichen. Nun, was das für ein Schrecken unter den Menſchen ſeyn wird, kann man ſich leicht einbilden. Wenn jetzt nur eine Finſterniß an der Sonne auf ein paar Stunden iſt, ſo grauet Jedermann. Und dieß wird fortwähren; denn dieß iſt nur der Anfang. Da ſagt der Heiland: die Menſchen werden rathlos werden, der Muth wird ihnen entfallen. — Warum thut GOtt dieſes? Antwort: eben um der Menſchen willen. Sie ſind jetzt ſo trotzig; ſie thun auf dem Erdboden, als wenn ſie allein Meiſter wären; ſie mißbrauchen Seine Sonne und Mond; — da ſetzt Er ſie herunter, daß ſie in Furcht gerathen, und es nicht mehr wider Ihn und Sein Reich wagen wollen. Das iſt die erſte Zubereitung, daß Sein Reich könne offenbar werden, daß GOtt und JEſus auch etwas gilt. Da werden ſie erſt müſſen weiter zuſehen und warten, was kommen wird auf Erden, was GOtt noch weiter machen wird. Deßwegen heißt es: wenn ihr nun ſehet anfangen, daß ſolches geſchieht, ſo ſehet auf, und hebet Eure Häupter auf, darum, daß ſich Eure Erlöſung nahet. Da fängt der Feigenbaum erſt an auszuſchlagen; da iſt es erſt Frühling. Es iſt nicht ſogleich Sommer. Es wird noch manches dazwiſchen geſchehen, und große Veränderungen auch auf Erden ſelbſt vorgehen. Aber

zum Andern: Da wird GOtt eine Erlöſung ſenden Seinem Volk und Seinen Auserwählten. Die Glaubigen ſind unter dem Drucke und gleichſam in der Gefangenſchaft; davon heißt es Pſ. 126: Wenn der HErr die Gefangenen Zions erlöſen wird, ſo werden wir ſeyn wie die Träumenden. Die Kinder GOttes ſtecken jetzt ſo darunter unter dem großen Welthaufen und werden nicht erkannt noch geachtet. Sie müſſen überall nachgeben und Geduld haben, müſſen ſich gleichſam verbergen, können ihren Sinn nicht anbringen, werden darüber verlacht, verſpottet und verfolgt. Das iſt die Geſtalt des Reichs JEſu auf Erden, darunter es fortgeht bis zur Offenbarung. Es iſt noch nie ein Land, eine Stadt, ein Dorf geweſen, davon man hätte ſagen können: da iſt JEſus HErr über alle Leute, da geht Alles nach Seinem Reichsgeſetz, da ſind lauter Kinder GOttes beiſammen. Aber es wird noch ſo werden. Jetzt ſind ſie zerſtreut; aber es heißt ausdrücklich Matth. 24, 31: Er wird Seine Engel ſenden, und ſie werden ſammeln Seine Auserwählten. Da werden ſie zur Freiheit kommen.

Drittens wird GOtt Sein Reich offenbaren ſo, daß GOtt Seinen König einführen wird auf dem Erdboden; wie es Ebr. 1, 6. heißt: wenn er aber wiederum den Erſtgebornen, d. i. den Thronerben einführen wird in die Welt. JEſus wird kommen mit der Kraft Seines Königreichs. Da wird es heißen: Nun ſind die Reiche der Welt unſeres Chriſtus geworden! Off. 12. Das ganze Weltreich wird dem HErrn JEſu heimfallen, und Er wird allein HErr ſeyn in allen Landen. Er wird richten über Gute und Böſe; Er wird alle Aergerniſſe wegſchaffen; Er wird große Schlacht halten und alle ſeine Feinde vertilgen. Alle Könige, die alsdann werden aufkommen und über die Völker geſetzt werden, werden ſeine Lehensträger ſeyn. Alle Heiden werden Ihm dienen. Seine Herrlichkeit wird als ein großer Glanz aus Zion ausgehen, und Seine Macht und Gewalt wird unter dem ganzen Himmel ſeyn. Dan. 7.; da wird das Himmliſche ſich mehr hervorthun und auf der Erde ſich zeigen; da wird man den Himmel offen ſehen und die Engel GOttes herab- und hinaufſteigen. Da wird GOttes Herrlichkeit offenbar werden, und Seine Feinde werden Nichts ſeyn.

II. Es kommt nun darauf an, wie wir uns auf dieſe Offenbarung des Reichs GOttes auf Erden anſchicken und bereiten ſollen.

Es geſchieht dadurch, daß wir dieſer Offenbarung des Reiches GOttes mit Sehnſucht entgegenſchauen und entgegengehen. JEſus ſagt es den Seinen zum Troſt: ſchauet auf! Das iſt gute Zeit für euch. Aber man muß vorher Glauben und Hoffnung haben, daß man die Erſcheinung Chriſti lieb haben kann, 2 Tim. 4, 8. daß man ſich nicht fürchten darf. Die, welche jetzt wacker ſind, werden es zu genießen haben, ſie mögen alsdann noch leben oder nicht; denn es wird die Verheißung alsdann in die Erfüllung gehen: Wer überwindet, dem will ich zu eſſen geben von dem Holz des Lebens, das im Paradies GOttes iſt; und abermals: er ſoll angethan werden mit weißen Kleidern, und ich werde ſeinen Namen nicht austilgen aus dem Buch des Lebens, und ich will ſeinen Namen bekennen vor meinem Vater und vor Seinen Engeln. Offenb. 2. und 3. Aber wachend ſind ſie, und nicht wie die, ſo da ſchlafen des Nachts und trunken ſind 1 Theſſ. 5. Sie ſind des Tages, und ſchauen ihm entgegen. Solchen wird der Tag des HErrn nicht kommen, wie ein Dieb in der Nacht.

Aber wenn es eben angeht, ſo gehört dieß ſchon zu Seinem Tag; da wird Jene die Furcht überfallen, daß ſie ſich nicht erſt werden bekehren können oder wollen, ſondern die Plage wird ſie verzweifelt machen, daß ſie wider GOtt läſtern. Sie ſind ſchon gefangen.

Ferner geſchieht unſere Vorbereitung dadurch, daß wir uns nicht mit irdiſchem Sinne beſchweren, mit Sorgen, als wenn Alles allein daran gelegen wäre, wie die, welche auf Erden wohnen. Ueber dieſe Alle wird es kommen. Aber Jene ſind ſchon entflohen, ſie ſind in Sicherheit gebracht, bis dieſe Dinge vorüber ſind, bis JEſus mit der Welt zu Ende iſt. O was wird für ein Unterſchied ſeyn zwiſchen Denen, die ſich auf den Tag des HErrn gerichtet haben, und den Andern, die ſorglos ſchlieſen!

Ihr Lieben! Lebet nicht ſo darauf los; als wenn ſonſt nichts zu denken, zu ſorgen und zu thun wäre! Die geringen Beiſpiele, die zu unſerer Zeit geſchehen, können uns auch ſchon zum Nachdenken bringen. Es wird aber noch anders kommen. Selig iſt, wer da wachet und bereit iſt, zu ſtehen vor des Menſchen Sohn. Selig, wer betet ohne Unterlaß! Amen.

Predigt am dritten Advent.

Dettingen, 1751.

Evangelium: Matth. 11, 2—10.

Da aber Johannes im Gefängniß die Werke Chriſti hörte, ſandte er ſeiner Jünger zween, und ließ Ihm ſagen: biſt Du, der da kommen ſoll, oder ſollen wir eines Andern warten? JEſus antwortete, und ſprach zu ihnen: gehet hin, und ſaget Johanni wieder, was ihr ſehet und höret. Die Blinden ſehen, die Lahmen gehen, die Ausſätzigen werden rein, und die Tauben hören, die Todten ſtehen auf, und den Armen wird das Evangelium geprediget. Und ſelig iſt, der ſich nicht an mir ärgert. Da ſie hingiengen, fieng Jeſus an zu reden zu dem Volk von Johanne: Was ſeyd ihr hinaus gegangen in die Wüſte, zu ſehen? Wolltet ihr ein Rohr ſehen, das der Wind hin und her wehet? Oder was ſeyd ihr hinaus gegangen zu ſehen? Wolltet ihr einen Menſchen in weichen Kleidern ſehen? ſiehe, die da weiche Kleider tragen, ſind in der Könige Häuſern. Oder, was ſeyd ihr hinaus gegangen zu ſehen? wolltet ihr einen Propheten ſehen? Ja, ich ſage euch, der auch mehr iſt, denn ein Prophet. Denn Dieſer iſt's, von dem geſchrieben ſteht: ſiehe, ich ſende meinen Engel vor dir her, der deinen Weg vor dir bereiten ſoll.

Groß ſind die Werke des HErrn; wer ihrer achtet, der hat eitel Luſt daran! So ſagt David Pſalm 3, 2. Ja wohl, GOtt hat von Anfang an große und herrliche Werke gethan, und dadurch ſowohl Seine allwaltende Macht, als auch Seine freie und unausſprechliche Gnade gegen uns Menſchen gezeigt und geoffenbart. Es kommt nur darauf an, daß man es auch erkennen lerne und darauf merke. Darum ſagt David: Wer ihrer achtet. — Es achten ſo Wenige auf die Werke des HErrn, die Er ihnen vor Augen ſtellt. Sie merken nicht auf Seine wunderbare Hand, die Alles ſchafft und ſo weislich ordnet. Darum bleibt ihnen Sein Rath und Sein Werk verborgen; ſie können ſich nichts daraus machen, noch ſich ihres GOttes und Heilandes freuen. Aber wer ihrer achtet, der hat gewiß eitel Luſt daran; dem wird's zur großen Freude und Vergnügen in ſeinem Herzen. Die Werke GOttes geſchehen theils in dem Reich Seiner Allmacht, an allen Seinen Geſchöpfen. Wenn man nicht nur die großen Werke, die Er uns am Firmament, Sonne, Mond und Sternen ſehen läßt, betrachtet, ſondern auch zutheuerſt das kleinſte Gräslein, das kleinſte Mücklein in der Luft beſchaut, ſo preiſt es uns ſeinen Schöpfer an, und zeigt uns an ſich ein großes Werk Seiner Allmacht, Weisheit und Güte. Darum ſagt der Heiland: Sehet an die Lilien, nehmet wahr die Vögel! Und wer dieſe unzähligen Werke und das weiſe Geſchäft GOttes überlegt, dem muß Sein GOtt wohlgefallen, daß er denkt: O was iſt das für ein Schöpfer! Wie mächtig, weiſe und gut!

Alles, was Odem hat, lobe den HErrn! — Aber die Werke GOttes ſind eben ſo groß, herrlich und wunderſam in Seinem Gnaden-Reich, darinnen Er beſonders mit uns Sündern zu thun hat, uns von der Sünde und von unſerm ganzen Verderben frei zu machen, und uns dagegen in eine wahre Seligkeit zu verſetzen. Die Werke, die Er in dieſem Seinem Gnaden-Reiche ausrichtet, die ſoll man auch groß achten; und wer ſie achtet, der hat auch eitel Luſt daran, dem gereicht es gewiß zur Erweckung ſeines Glaubens an JEſum, daß er denkt: O was haben wir für einen großen, allmächtigen, guten, vollkommenen Heiland! Der wird ſich Seiner freuen, und ſich mit ganzem Herzen an Ihn halten. Nun, unſer heutiges Evangelium gibt uns Gelegenheit, auf Seine Werke zu achten. Ich will daher vorſtellen:

Die Werke des HErrn JEſu in Seinem Gnaden-Reich.

I. Dieſe Werke ſelbſt.

II. Wie man ihrer achten ſoll, oder, wie ſie uns zur Erweckung unſeres Glaubens an JEſum gereichen ſollen.

I. In dem heutigen Evangelium weist der Heiland die Leute auf die Betrachtung Seiner Werke, wenn ſie Ihn wollen kennen lernen. Johannes auch; — er hat davon ſagen hören in ſeinem Gefängniſſe, und ſchickt ſeine Jünger zu Ihm, daß ſie ſich deſſen erkundigen ſollen. Sie fragen: biſt Du, der da kommen ſoll, oder ſollen wir eines Andern warten? Da heißt Er ſie den Schluß machen aus dem, was ſie wirklich bei Ihm angetroffen, geſehen und gehört. Denn Lucas Kap. 7, 21. ſagt: zu derſelbigen Stunde machte Er viele geſund. Nun was waren das für Werke? Antwort: die Blinden ſehen, und die Lahmen gehen, die Ausſätzigen werden rein, und die Tauben hören, die Todten ſtehen auf, und den Armen wird das Evangelium geprediget; darum ſelig iſt, der ſich nicht an mir ärgert! Sehet, das ſind die Werke des HErrn JEſu in Seinem Gnaden-Reich. In Seinem Gnaden-Reich hat es der HErr JEſus mit Sündern, mit unſerm Elende, darein wir durch die Sünde gerathen ſind, zu thun. An unſerm Elend beweist Er Seine Macht und Gnade, und zeigt, was Er für ein Heiland, und daß Er dazu gekommen ſey, uns zu helfen. Er hat's mit armen Sündern zu thun. Nun, wie ſind ſie? blind. Denn dem HErrn JEſu war nicht nur angelegen, leiblichen Blinden das Geſicht zu ſchenken, damit ſie wieder in die weite Welt ſehen könnten; Manchem wäre ja beſſer, er hätte keine Augen, weil er ſie nur zur Augenluſt mißbraucht, und ſich dadurch an GOtt verſündiget; ſondern Er wollte zeigen, daß Er gekommen ſey, unſerm verdorbenen Herzens- und Seelen-Zuſtand abzuhelfen, und uns wieder zu heilen, und zum Reich GOttes tüchtig zu machen, eben wie ein Menſch, der ſeine geſunden Glieder hat, zum Leben dieſer Welt tüchtig iſt. Da macht er nun den blinden Menſchen ſehend. Wenn JEſus einem Menſchen, der unwiſſend iſt, ein Licht im Herzen aufgehen läßt, ſo macht Er einen Blinden ſehend. Wenn Er einen Menſchen, der GOttes Stimme nicht in ſeinem Herzen hörte, keine Beſtrafung hatte, aufmerkſam macht, daß er achtet, was in ſeinem Herzen vorgeht, und auf GOttes Wort merkt, ſo öffnet Er einem Tauben die Ohren. Er macht die Lahmen gehen, die vorher keine Beine rühren konnten, auf den Weg des Lebens zu treten; die Ausſätzigen macht Er rein von allen ihren Sünden. Die Todten wecket Er auf; den Armen, Troſtloſen, Bekümmerten giebt Er den Troſt Seines Evangelii in's Herz. Dieſe Werke gehen immerfort in Seinem Gnaden-Reich. Es würde Niemand ſelig, wenn JEſus dieß nicht immer noch an den armen Sündern thäte. Als einen Blinden nimmt JEſus den Menſchen nicht in Sein Reich, er muß zuvor ſehend werden; als einen Tauben nimmt Er ihn nicht in Sein Reich, er muß zuvor hörend werden; als einen Lahmen, einen Ausſätzigen, einen Todten nimmt Er ihn nicht in Sein Reich, er muß zuvor gehen lernen, muß ſich von ſeinen Sünden reinigen laſſen, nach dem Troſt des Evangelii begierig werden und zum Leben auferſtehen. —

Sehet, ſolche Werke gehen bei einem Jeglichen vor, wenn ihn JEſus bekehrt. Darum heißt's im Epheſer-Brief Kap. 2, 10.: Wir ſind Sein Werk, geſchaffen in Chriſto JEſu zu guten Werken, zu welchen GOtt uns zuvor bereitet hat, daß wir darinnen wandeln ſollen. Das hat Er gemacht; der Menſch hat ſich nicht ſelber ſo gemacht; JEſus hat die Hand an ihn gelegt, wie dort der Blindgeborne auf die Frage: Wer hat dir deine Augen aufgethan? antwortete: der Menſch, der JEſus heißt, Joh. 9. „Ich will erzählen, was der HErr an meiner Seele gethan hat!"

II. Dieſe Werke ſoll man nun auch groß achten und darauf merken. Die Jünger ſollten den Schluß daraus in ihrem Gemüth machen:

So muß man es auch überlegen und bedenken: was iſt bei dem Menſchen vorgegangen? Aber leider, entweder achtet man es gar nicht, und merket nicht darauf; oder man achtet es, wie die Phariſäer darauf lauerten, daß ſie es verhöhneten, verunehrten, Ihn darüber läſterten und eine Sache an Ihn hätten. Die Feinde JEſu wollen es freilich nicht leiden, daß JEſus ſolche Werke thue; man will es nicht gerne ſehen, daß einem Blinden die Augen aufgehen. Da ſoll ein Blinder den andern fortleiten, bis ſie beide in die Grube fallen.

Aber wer es achtet, der ſoll denken: JEſus iſt noch immer derſelbige, Ebr. 13.: JEſus Chriſtus, geſtern und heute und ebenderſelbige in Ewigkeit. Er beweist noch immer, daß Er Seines Amts noch nicht vergeſſen habe. Er macht noch immer Blinde ſehend, Lahme gehend, Taube hörend, Ausſätzige rein. Was Er an Andern gethan hat, kann Er ja auch an mir thun. So iſt's manchem gegangen zu ſelbiger Zeit, daß wenn ſie hörten: Er hat dem und dem geholfen, ſie eine Begierde angekommen: ey! ich will mir auch helfen laſſen! — und ſie Ihn angeſchrieen: JEſu, du Sohn David, erbarme dich mein! — Was willſt du, daß ich dir thun ſoll? — „Herr, daß ich ſehen möge!“ — Ich will, ſey ſehend. So ſollte es noch ſeyn. Wenn man ein Kind GOttes ſieht und ſpricht und denket: dieſer Menſch iſt doch ganz anders! ſo ſoll man eine Luſt daran haben, JEſum daran kennen lernen, und denken: das kann Er ja an mir auch thun; ich will mich Ihm auch in Seine Kur und Bearbeitung ergeben!

Man ſoll es auch an ſich ſelbſt recht achten, merken und beurtheilen lernen. Es geht während einer Predigt oder unter dem Gebet manchmal etwas bei einem Menſchen vor; er denkt nicht, daß das ein Werk JEſu ſey. Er bekommt eine Einſicht in's Wort GOttes, und denkt: das iſt mir ſo eingefallen. Nein, das iſt JEſu Werk. Gib dich nur in Seine Hände, ſo wird Er dich weiter leiten und wird dich von Gnade zu Gnade führen!

Noch ſagt der Heiland dazu: Selig iſt, wer ſich nicht an mir ärgert. Es war doch etwas Unſcheinbares, Unanſehnliches dabei, da ſie denken konnten: ſoll dieß der Mann ſeyn? So iſt's noch bei Seinen Werken. Man kann ſich auch an Seinen Kindern ärgern. Die Welt hat ſo wunderliche Begriffe, und denkt: Wenn man von einem Kind GOttes ſagt, das müſſe ein großer Heiliger ſeyn, da müſſe man immer ſeyn und thun, wie andere Menſchen in der Nothdurft dieſes zeitlichen Lebens ſind; es iſt alſo etwas Unſcheinbares dabei; ihr Licht iſt inwendig: Pſalm 45. Sie iſt mit güldenen Stücken gekleidet, wenn ſie ſchon äußerlich ein ſchlechtes Gewand anhat. Ja, man ärgert ſich an ihren Schwachheiten und ſagt: Sollen dieß die Leute ſeyn, und ſind doch noch ſo? Nun, das ſoll freilich die Kinder GOttes demüthigen, denn die Fehler, die man ihnen aufrücken kann, gereichen dem Heiland nicht zur Ehre. Aber manchmal ſind es keine Fehler, wie man dem HErrn JEſu auch hat vorrücken wollen. Und damit hindert ſich eben die Welt, daß ſie die Werke GOttes an Seinen Glaubigen nicht erkennt; und um dieſer Urſache willen, weil es nämlich am Glauben hindert, ſagt JEſus: Selig iſt, wer ſich nicht an mir ärgert. Der Heiland kann ſolche Fehler an Seinen Kindern bald wegbringen; Er bleibt doch ihr Schutzherr und Fürſprecher. Aber wer Ihn verachtet, der hat es blos zu ſeinem Schaden. Leget demnach alle Vorurtheile weg, laſſet es dem HErrn JEſu gelingen, daß Er ein ſolcher Heiland ſey; gebt Euch Ihm dazu her; und wo Er Sein Werk angefangen hat, da überlaſſet Euch Ihm, in voller Zuverſicht, daß Er das gute Werk vollführen wird bis an Seinen Tag! — Amen.

Eine andere Predigt am dritten Advent.

Zavelſtein, 1735.

Evangelium: Matth. 11, 2 — 10.

Da aber Johannes im Gefängniß — der deinen Weg vor dir bereiten ſoll.

Es iſt fein und eine gute Anzeige, wenn die Zuhörer die Predigt des Evangelii gerne hören, und eine Luſt und Begierde zeigen nach dem Worte GOttes; denn was ſoll es ſeyn um alles Predigen, wenn man keine Ohren hat zu hören, d. i. wenn die Zuhörer, d. h. Diejenigen, um welcher willen geredet wird, keine Freude daran, keine Luſt dazu, keine Begierde darnach haben? Da iſt die ganze Sache umſonſt, da iſt keine rechte Aufmerkſamkeit, folglich kommt es auch zu keiner rechten Erkenntniß der Wahrheit, und ſo hat das Predigen keinen Nutzen. Daher iſt es ſchon weit gefehlt, wenn man nur aus Gewohnheit in die Kirche geht, und kein Herz mitbringt, das da begierig ſey zu hören, und alsdann zu faſſen, was geſagt iſt. Man ſoll ſich kein Wort umſonſt ſagen laſſen, denn es iſt GOttes Wort. Es iſt der Sinn GOttes gegen uns, und Seine Anweiſung zu unſerm Heil. Es iſt auf unſerer Seelen Errettung und Seligkeit abgeſehen. Darum ſagt Jakobus: nehmet das Wort an mit Sanftmuth, das in euch gepflanzt iſt, welches kann eure Seelen ſelig machen. Und Petrus ſpricht im 1. Brief 2, 2.: Seyd begierig nach der vernünftigen, lautern Milch, als die jetzt gebornen Kindlein, auf daß ihr durch dieſelbige zunehmet; ſo ihr anders geſchmecket habt, daß der HErr freundlich iſt. Es iſt daher billig und recht, eine ſolche Begierde zu haben; ſie kann zum Heil der Seele ausſchlagen. Aber es gibt auch eine unzulängliche Begierde, das Wort GOttes zu hören, welche doch den Zweck nicht erreicht, und daher unfruchtbar und unnütz iſt. Ich will daher dießmal reden:

Von der unzulänglichen, und daher auch unnützlichen Begierde, das Wort GOttes zu hören.

Und zwar:

I. Wie es um eine ſolche Begierde bewandt ſey.
II. Warum ſie unzulänglich und unnütz ſey.

Der Heiland redet im heutigen Evangelio mit Leuten, welche begierig waren, das Wort GOttes zu hören. Johannes, der Täufer, war von GOtt geſandt, den Weg GOttes zu verkündigen. Er trat unter dem Volke auf und predigte: Thut Buße, das Himmelreich iſt nahe herbei kommen. Und ſie verachteten ihn und ſein Wort nicht; ſie wurden ſehr bewegt und merkten darauf. Aber der Heiland iſt doch mit den Zuhörern Johannis nicht zufrieden, und zeigt ihnen, daß es nicht genug geweſen ſey an dem, was ſie thaten; ſie haben doch den Zweck nicht erreicht, um welches willen Johannes zu ihnen geſandt worden. Daher wollen wir an ihrem Exempel ſehen:

I. Wie es um eine ſolche Begierde bewandt ſey.

Erſtens: Man kann ſich wohl einige Mühe geben, und der Predigt des Worts nachlaufen. Der Heiland ſagt: Was ſeyd ihr hinausgegangen? Das Volk zeigte eben damit ſeine Begierde an; denn wenn ſie wären in ihren Häuſern ſitzen geblieben, ſo hätten ſie gar nichts gehört. Johannes hatte ſeinen Predigtſtuhl am Jordan aufgeſchlagen, daſelbſt zu taufen; da wollten ſie doch den neuen Prediger auch hören und lieſen zu ihm hinaus. Das war ſchon gut, aber es machte die Sache noch nicht aus. Nun, Ihr Lieben! Ihr kommt auch über Berg und Thal her, das Wort GOttes zu hören; es geht mir manchmal zu Herzen; Ihr thut wirklich manchen ſauern Tritt um des Wortes GOttes willen. Sehet doch zu, daß Euer Herlaufen, Eure Mühe nicht umſonſt ſey, daß es nicht eine unzulängliche und am Ende unfruchtbare Begierde ſey!

Zweitens: Man kann auch den Prediger hochachten und für einen Knecht GOttes halten. Der Heiland ſagt: Was hat Euch hinausgetrieben zu Johannes in die Wüſte? Keinen Marktſchreier zu hören, der den Leuten etwas weiß macht, und bald dieß bald jenes redet. Ihr wußtet wohl, er war kein wankendes Schilfrohr, der heute ſo, morgen anders redete, ſondern er war ein ernſthafter Mann, der ſeinen Worten Nachdruck gab. Ihr gienget auch nicht hinaus, einen politiſchen Hofmann an Ihm zu ſehen; ihr wußtet wohl, Johannes redet den Menſchen nichts zu lieb; er ſagt den vornehmen und gemeinen Leuten die Wahrheit, dem einen wie dem andern. Oder wolltet ihr einen Propheten, einen Mann GOttes ſehen? Ihr habt es um deßwillen gethan, weil ihr Ihn für einen Propheten hieltet, und alſo wirklich GOttes Wort von Ihm hören wolltet. Es iſt auch nöthig, den Prediger zu achten. Ein rechtſchaffener Lehrer muß ſeinem Reden auch den Nachdruck durch ſein Bezeugen geben. Lehre und Wandel muß zuſammenſtimmen. Er muß zeigen, daß es ihm in Wahrheit Ernſt ſey; er muß ſich bei ſeiner Sache finden laſſen; es muß eine Kraft in ſeinen Worten ſeyn; dann können die Zuhörer nicht umhin, Achtung vor ſeinem Wort zu haben. Sie werden bewegt; ſie müſſen ihm gelten laſſen, daß das die Wahrheit ſey. So weit iſt es ſchon gut. Aber es fehlt doch noch am Beſten und Nöthigſten. Und dieß führt uns auf die Beantwortung der Frage:

II. Warum eine ſolche Begierde unzulänglich und unnütz ſey?

Erſtens: Wenn man ſein Herz läßt, wie es iſt; wenn man ſein Herz nicht der Wahrheit ergibt. *Darnach* fragt aber der Heiland. Er will ſagen: Was habt ihr nun davon, daß ihr ſeyd hinausgegangen, da jetzt Johannes weg und im Gefängniß iſt? Ihr ſeyd noch, wie ihr vorher geweſen ſeyd. Ihr hieltet ihn wohl für einen Propheten; aber ſeine Ermahnungen zur Buße änderten eure Herzen nicht. Joh. 5, 35. hält es ihnen der Heiland auch vor: Ihr wolltet eine Weile fröhlich ſeyn. Alſo, es währte eben bei euch eine Weile, ſo lange euch die Sache neu war. Ihr freutet euch, daß ihr wieder einmal einen Propheten, einen Mann GOttes unter euch hattet; allein es blieb dabei, daß ihr eben wolltet dabei fröhlich ſeyn, aber die Sache nicht angreifen; ihr wolltet davon reden, loben, hin und her denken, aber nicht ergreifen, das Herz nicht ändern. Da kann es nicht anders kommen, als daß die heftigſte Begierde, und wenn es heißt: ich wollte ihm alle Tage zuhören! nur eine Weile währt; ſie nimmt ab, denn das Wort wird einem doch endlich verdrießlich, weil es auf das Herz geht. Da zeigt es ſich hernach erſt, daß die Begierde nicht redlich und aufrichtig war, daß doch das Herz nicht dabei war, ſondern daß es doch nur Neugierde und ſchnelle Erweckung war, und nichts dahinter geweſen ſey.

Zweitens: Iſt jene Begierde unzulänglich und unnütze, wenn man nicht zu JEſu kommt. Johannes wies auf JEſum, der nach ihm kam. Er ſchickte auch ſeine Jünger an Ihn, Ihn kennen zu lernen, aber ſie nahmen Ihn nicht an. Daher JEſus ſprach: Ihr ſchicktet zu Johanne, und er zeugete von der Wahrheit, aber zu mir wolltet ihr nicht kommen. — Alles Predigen zielt dahin, daß die Seelen zu JEſu gebracht werden; wenn das nicht herauskommt, ſo iſt es vergebens.

Nun, Ihr lieben Zuhörer! Laſſet mich offenherzig mit Euch reden von dem, was ſich bisher bei meiner Predigt unter Euch gezeigt hat. Ihr habt eine Begierde und Luſt und Freude am Worte GOttes bezeugt; Ihr habt gerne gehört, ſeyd fleißig gekommen und habt die Kirche voll gemacht. Sehet nun zu, daß es Euch dabei nicht gehe, wie Johannis Zuhörern! Es iſt nicht genug, aufmerkſam zu ſeyn, bewegt werden, und doch bleiben, wie man iſt. Man muß es zu Herzen nehmen, man muß es einmal angreifen, man muß den Zweck der Predigt erreichen; dieſe geht auf JEſum. Sonſt wird es doch nur eine Weile währen, und endlich ſchläft man wieder ein; es iſt einem nicht mehr wichtig; man wird mit dem Prediger bekannt und läßt ihn reden; und da iſt es doch unnütz, ja zur Verantwortung und zum Schaden; 2 Cor. 2.: ein Geruch des Todes, wenn es nicht zum Leben kommt. Amen.

Predigt am Feiertag Thomä.

Ehningen, 1757.

Evangelium: Joh. 20, 24—29.

Thomas aber, der Zwölfen einer, der da heißet Zwilling, war nicht bei ihnen, da JEſus kam. Da ſagten die andern Jünger zu ihm: wir haben den HErrn geſehen. Er aber ſprach zu ihnen: Es ſey denn, daß ich in Seinen Händen ſehe die Nägelmale, und lege meine Finger in die Nägelmale, und lege meine Hand in Seine Seite, will ich's nicht glauben. Und über acht Tage waren abermal Seine Jünger drinnen, und Thomas mit ihnen. Kommt JEſus, da die Thüren verſchloſſen waren, und tritt mitten ein, und ſpricht: Friede ſey mit euch! Darnach ſpricht Er zu Thoma: reiche deine Finger her, und ſiehe meine Hände, und reiche deine Hand her, und lege ſie in meine Seite, und ſey nicht unglaubig, ſondern glaubig. Thomas antwortete, und ſprach zu Ihm: mein HErr und mein GOtt! Spricht JEſus zu ihm: dieweil du mich geſehen haſt, Thoma, ſo glaubeſt du. Selig ſind, die nicht ſehen, und doch glauben!

Es iſt mir lieb, daß ich aus dem heutigen Evangelio Gelegenheit habe, auch außer der Paſſionszeit von den Wunden JEſu zu reden. Darauf führt uns das Gedächtniß des Apoſtels Thomas, welcher die Wunden JEſu ſo lieb gehabt, daß er ſich nicht begnügen wollte, ein

Zeugniß davon zu hören, ſondern ſie ſelber zu ſehen, und ſeinen HErrn und Heiland daran zu erkennen. Wir gehen jetzt den Weihnachtsfeiertagen entgegen, wo uns das Gedächtniß der Menſchwerdung JEſu vorgehalten wird. Aber wer die Erlöſung recht erkennen und benutzen will, der muß lernen in ſeinem Glauben, den Chriſttag, den Charfreitag und den Oſtertag zuſammen zu nehmen, d. i. er muß lernen, durch den ganzen Lauf des HErrn JEſu durchzuſchauen, vom Anfang Seiner Geburt, bis Er ſich auf den Thron GOttes geſetzt hat als der vollendete Herzog der Seligkeit. Alsdann wird es ihm ſein Herz zu einem völligen Glauben ſtärken, daß er auch, wie Thomas, zu JEſu ſagen kann: Mein HErr und mein GOtt! Nun, der HErr ſegne unſere Betrachtung um Seiner Wunden willen! Amen.

Ich habe vergangenen Sonntag gehandelt von dem freimüthigen Bekenntniß von JEſu. Dieſes Bekenntniß ſoll und muß geſchehen vor und gegen die Menſchen. Wer mich bekennet vor den Menſchen, den will auch Ich bekennen vor meinem Vater. Ein Chriſt ſoll auch den Menſchen ſagen, was er von JEſu halte und was ihm ſein JEſus ſey. Aber es gibt auch ein Bekenntniß, da man es JEſu ſelber ſagt, was man von Ihm halte und was Er einem ſey. Man bekennet Seinen Namen vor Seinem Angeſicht im Gebet, und in einer herzlichen, glaubigen Anſprache an Ihn und an Sein Herz. Das iſt das Bekenntniß zu JEſu. Davon haben wir ein treffliches Exempel an Thomas. Ich will Euch daher vorſtellen:

Das ſchöne Bekenntniß des Thomas, das er vor JEſu ſelbſt abgelegt hat.

Und zwar:

I. Den Inhalt.

II. Den Grund.

Thomas hat ein ſchönes Angedenken ſeines Glaubens an JEſum und ſeiner Liebe zu den Wunden JEſu hinterlaſſen, welches er auch am Ende ſeines Lebenslaufs mit dem Blute verſiegelt hat. Dieſes Angedenken ſoll uns aufmuntern und erwecken, daß wir auch begehren, mit unſerm Heiland JEſu recht bekannt zu werden.

I. Es ſind wenige Worte, aber wichtig: Mein HErr und mein GOtt! Thomas iſt durch den Anblick, durch die Freundlichkeit und Allwiſſenheit JEſu in ſeinem Gemüth auf einmal übernommen; ſein Herz iſt voll Ehrfurcht und Liebe; er kann nicht hoch genug von Ihm denken und halten, und ſich's zugleich zueignen. Darum bricht er aus: Mein HErr, mein GOtt! Nun, da ich Dich ſehe, ſo nehme ich Dich von Herzen zu meinem HErrn und zu meinem GOtt an. Das iſt ein völliger, inniger Glaube.

Nun, Ihr Lieben! Iſt uns auch ſo zu Muthe, wenn wir an JEſum denken, wenn Er uns in der Predigt des Wortes vor Augen gemalt wird? Iſt unſer Herz auch ſo zu Ihm gezogen und der Mund voll freudigen Bekenntniſſes, Ihm zu ſagen: Du mein HErr und mein GOtt! Ich weiß ja keinen Andern, ich hab' auch keinen Andern, dem ich anhangen und ergeben ſeyn wollte, und von dem ich Leben, Gnade, Hilfe und ewige Wohlfahrt erwarten könnte, als Dich allein. So ſoll es ſeyn gegen JEſum! Darum ſind wir auf Seinen Namen getauft. So iſt in Wahrheit das Herz und der Sinn eines wahren Chriſten. Er denkt und ſagt zu JEſu: Du biſt ja der HErr über Alles, aber Du biſt auch mein HErr; Dir lebe ich, Dein bin ich; Du biſt GOtt, gelobt in Ewigkeit, vom Vater in Ewigkeit geboren; aber Du biſt auch mein GOtt. Alles, wozu ich einen GOtt brauche, das erwarte ich von Dir. Ich kann nicht für mich ſelber leben, mein Leben kommt von GOtt; Du biſt mir der GOtt, von dem mein Leben kommt. In Dir leben, weben und ſind wir. Ich kann mir nicht ſelber rathen und helfen. GOttes Macht und Regierung muß mir ja zu ſtatten kommen. Du biſt mir der GOtt, von welchem mir alle Hilfe kommt, und mich regieret und leitet, und Seine Macht an mir erzeigt. Ich kann mir Nichts ſelber geben, ſondern GOttes Güte muß mich erhalten.

Nun, Du biſt mir der GOtt, von deſſen Güte ich Alles empfange, aus deſſen Fülle ich nehme Gnade um Gnade! — So redet ein Chriſt im herzlichſten Vertrauen zu JEſu; er nimmt Ihn ſich zu ſeinem GOtt und HErrn mit Freudigkeit und großem Troſt ſeines Herzens.

II. Thomas Herz war ſo bewegt, da er JEſum vor ſich ſah, und Er, als der Lebendige, ihm nun Seine Wunden zeigte. Er ſah nun verklärte Wunden. Nun, Ihr Lieben! Die Wunden JEſu ſind der Grund und die

Urſache, warum wir uns JEſum ſo zueignen dürfen. Du biſt mein GOtt um Deiner Wunden willen; denn dadurch haſt Du mich erlöst und erkauft, daß Du mir nun das ſeyn könnteſt. Du haſt Dich durch Deine Wunden ſo mit mir verbunden, daß nun Deine ewige GOttes-Macht, Leben und Herrlichkeit mir zu gut kommen ſoll, daß ich nun an Dir habe, wozu ich einen GOtt brauche. Da ich durch die Sünde von GOtt getrennt war, ſo haſt Du Dich meiner angenommen nach dem Willen des Vaters, und Dir um meinetwillen ſolche Wunden ſchlagen laſſen, daß ich an Dir wieder haben möchte, was ich durch die Sünde verloren. Nun liegt der Grund meines Glaubens und meiner Hoffnung zu Dir in Deinen Wunden. Deine Wunden will ich lieben und ehren; Deine Wunden will ich Dir ſelbſt vorhalten; um Deiner Wunden willen ſey Du mein GOtt, Hort und Heil ewiglich! —

Ihr Lieben! Ihr wißt ja, wie theuer wir dieſe Wunden halten ſollen. Lernet ſie lieb haben; haltet ſie JEſu vor in all' Eurem Gebet. Das iſt das rechte Bekenntniß zu Ihm. Man erzählt vom h. Martin, daß ihm der Teufel erſchienen in Pracht und Glanz, und geſagt: er ſey der Sohn GOttes, ſein Heiland; da habe ihm der h. Martinus geſagt: du haſt ja keine Wunden, du biſt der Teufel; ſo wollte jener auch ſeinen Heiland an den Wunden kennen.

Nun, — ſchreibe Deine blut'gen Wunden,
Mir, HErr, in das Herz hinein,
Daß ſie mögen alle Stunden,
Bei mir unvergeſſen ſeyn!
Du biſt doch mein ſchönſtes Gut,
Da mein ganzes Herze ruht;
Laß mich ſtets zu Deinen Füßen
Deiner Lieb' und Gunſt genießen. Amen.

Am vierten Advent-Sonntage.

Weinsberg, 1759.

Evangelium: Johannis 1, 19—28.

Und dieß iſt das Zeugniß Johannis, da die Juden ſandten von Jeruſalem Prieſter und Leviten, daß ſie Ihn fragten: wer biſt Du? Und Er bekannte und läugnete nicht. Und Er bekannte: Ich bin nicht Chriſtus. Und ſie fragten Ihn: was denn?

biſt du Elias? Er ſprach: ich bin's nicht; biſt du ein Prophet? und er antwortete: nein. Da ſprachen ſie zu ihm: was biſt du denn, — daß wir Antwort geben denen, die uns geſandt haben? was ſagſt du von dir ſelbſt? Er ſprach: ich bin eine Stimme eines Predigers in der Wüſte; richtet den Weg des HErrn, wie der Prophet Eſaias geſagt hat! Und die geſandt waren, die waren von den Phariſäern, und fragten ihn, und ſprachen zu ihm: warum taufeſt du denn, ſo du nicht Chriſtus biſt, noch Elias, noch ein Prophet? Johannes antwortete ihnen und ſprach: ich taufe mit Waſſer, aber Er iſt mitten unter euch getreten, den ihr nicht kennet; der iſt's, der nach mir kommen wird, welcher vor mir geweſen iſt, deß ich nicht werth bin, daß ich Seine Schuhriemen auflöſe. Dieß geſchah zu Bethabara, jenſeit des Jordans, da Johannes taufete.

„Welches Glaubens biſt du?“ So heißt die erſte Anrede und Frage in unſerem Katechismus. Das iſt ſo viel geſagt, als: Wer biſt du der Religion nach? Und die Antwort iſt: Ich bin ein Chriſt. Dieß iſt auf einmal Viel geſagt. Ein Chriſt, das iſt ein wichtiger und hochgeadelter Name. Woher hat ein Chriſt ſeinen Namen? Von ſeinem HErrn Chriſto. Nun, ſo wird ja ein Chriſt auch ſeinen HErrn Chriſtum kennen, von welchem er den Namen trägt. Denn was iſt ungereimter, als den HErrn nicht kennen, nach welchem man ſich nennt und nennen läßt? Aber es iſt leider unter den Chriſten und in der ſogenannten chriſtlichen Religion von langen Zeiten her dahin gekommen, daß die Meiſten, die nach Seinem Namen Chriſten genennet werden, Ihn nicht kennen, ja nicht einmal begehren kennen zu lernen. Wie Paulus zu den Heiden geſagt hat: Ihr dienet einem unbekannten GOtt (Apoſt. Geſch. 17.), ſo muß man jetzt von den Chriſten und ihrem GOttesdienſt in ihrer Religion ſagen: Sie dienen einem unbekannten Chriſtus. —

Im heutigen Evangelio kommt auch eine Frage vor: Wer biſt du? Der hohe Rath zu Jeruſalem ſchickte zu Johannes dem Täufer in die Wüſte, und ließ ihn fragen: Wer biſt du? Für was gibſt du dich aus? Er ſagte weder zu viel noch zu wenig von ſich. Er bekannte: ich bin nicht Chriſtus ſelber; aber ich bin Der, von welchem Jeſaias (1, 40.) geweiſſagt hat: es iſt eine Stimme eines Predigers in der Wüſte: bereitet dem HErrn den Weg! Der Prediger bin ich, und vor Ihm, dem HErrn, hergeſandt. Der HErr iſt ſchon ſelber da; ich bin nur der Knecht, der Ihm den Weg zu den Herzen bereitet. Ich kenne meinen HErrn; o ich halte mich ſehr gering gegen Ihn; ich bin nicht werth, daß ich Ihm nur die Schuhe ausziehe. Aber ihr kennet Ihn noch nicht; Er iſt mitten unter euch getreten, den ihr nicht kennet. — Das war ein Zeugniß an ihr Gewiſſen, daß ſie nach Ihm fragen und Ihn auch kennen lernen ſollten. Nun, wir wollen dieſe Rede des ernſthaften Zeugen Johannes auf unſere chriſtliche Religion deuten, und ſich und will zeigen:

Wie Chriſtus auch unter Seinen Chriſten ſo unerkannt ſey.

Und zwar:

I. Wie Er auch mitten unter uns eingetreten, und

II. Wie man Ihn doch nicht kenne.

Es iſt billig und nöthig, daß wir auch den Zuſtand und die Beſchaffenheit unſerer chriſtlichen Religion und unſres Gottesdienſtes bedenken, damit wir uns nicht ſchmeicheln noch betrügen, als wären wir, was wir nicht ſind, weil wir doch ſo einen ſchönen und hohen Namen tragen und Chriſten heißen. Die Rede Johannis ſoll uns dazu dienen, uns dießfalls zu prüfen.

I. Johannes ſagt: Er iſt perſönlich da in eurer Mitte! — So iſt Chriſtus auch wahrhaftig und perſönlich da, wo die Religion oder der Gottesdienſt auf Seinen Namen geführt und geübt wird, ob man Ihn ſchon nicht ſiehet, wie wir vor Kurzem gehört haben, daß jetzt der Glaube aufgerichtet ſey an Den, Den man nicht ſiehet. Aber nichts deſto weniger iſt Er ſelber gegenwärtig, wo Sein Wort und Seine Sacramente gebraucht werden. Er hat es Seinen Knechten verheißen: Ich bin mit euch alle Tage bis an das Ende der Welt; ihr ſollet verſichert ſeyn, Ich bin allemal ſelber mit dabei, und wo Zwei oder Drei verſammelt ſind in meinem Namen, da bin Ich mitten unter ihnen. — JEſus iſt demnach mitten unter uns, weil Sein Evangelium unter uns iſt und erſchallt. Er iſt uns nahe in dem Wort, das von Ihm geprediget wird; JEſus iſt mitten unter uns, wo die Sacramente, die Er ſelber geſtiftet hat, gehalten werden; denn dieſelben ſind ein Zeichen und Zeugniß Seines Namens, und

Seiner gegenwärtigen Gnade. JEſus iſt mitten unter uns, wo Sein Name öffentlich angerufen wird, denn Er iſt nahe Allen, die Ihn anrufen. (Pſalm 145.) Und eben mit dem Allem, wie Er ſich durch Sein Wort und Seine Sacramente bei einem öffentlichen Gottesdienſt mit Seinem Namen bezeugt, will Er ſich gerne zu erkennen geben. Aber es iſt offenbar, der Augenſchein zeigt's, die tägliche Erfahrung bezeugt's allenthalben, was nun folgt:

II. Seine Chriſten kennen Ihn nicht, und lernen Ihn auch bei dem Allem nicht kennen. Das iſt eine betrübte Sache; aber es iſt leider ſo, und man kann es nicht läugnen. Zwar denken die Wenigſten ſo von ſich, und meinen wohl, ſie kennen Ihn, weil ſie etwas von Ihm wiſſen und in der äuſſerlichen Religion etwas von Ihm gehört haben. Aber ein Anderes iſt, etwas wiſſen von Ihm, ein Anderes Ihn kennen. Doch, es geht bei den Meiſten nicht ſo weit, daß ſie nur von Ihm wüßten, was man in der chriſtlichen Religion unumgänglich von Ihm wiſſen und verſtehen muß, wenn man an Ihn glaubig werden will. Man läßt es ſo bei der Uebung der äuſſerlichen Religion bewenden, ohne Verſtand, ohne Nachdenken, (ich will nicht ſagen, ohne Herz). Man geht (wie man insgemein ſagt) in ſeine Kirchen, man geht auch zum Abendmahl, betet des Morgens und Abends, und das iſt der ganze Chriſt, der ſich weiter nicht bekümmert. Ob er Chriſtum kennen lerne; ob er etwas davon habe; was es ſey Ihn zu kennen, Ihn zu lieben und an Ihn zu glauben: da liegt ihm nichts daran.

Nun, mein lieber Menſch! weil du doch ein Chriſt heißeſt, ſo beſinne dich einmal; ich will dich fragen: haſt du aus allen den Predigten, die du gehört, JEſum kennen gelernt? Kennſt du Ihn denn jetzt beſſer, als du Ihn vor fünf, vor zehn Jahren gekannt haſt? Iſt dir etwas zum Nachdenken worden, daß du Ihn wichtig geachtet und lieber haſt, als vorher? Iſt nicht dein Sinn, deine Erkenntniß wie vorher, und dein Herz noch ſo abgeneigt als je? Ich will es euch fragen und euch bezeugen, wie ich's überall gefunden: Ich kann mich nicht genug verwundern, wie fremd und unbekannt dieſer JEſus iſt. Auch in der Noth, auch auf dem Todtenbette, wann man doch möchte ſelig werden, fällt ihnen JEſus nicht ein. Sie wollen zu GOtt kommen, verlaſſen ſich auf Seine Barmherzigkeit, und wiſſen nicht, wie man JEſum dazu brauche, daß man ſelig werde. Man hat alle Jahre ſeine Feſte und feiert ſie. Wenn der Chriſttag vorbei iſt, ſo iſt einem das ganze Jahr über die Sache nicht mehr wichtig; wenn Charfreitag vorbei iſt, ſo iſt das Gedächtniß des Leidens auch vorüber, und wenn das Jahr herum iſt, ſo hat man Ihn doch nicht kennen gelernt. So iſt's mit dem Kirchgehen. Man geht zum Abendmahl, und verſteht nicht, was das zu bedeuten hat, und geht immer, und lernt Ihn nie kennen. Vom täglichen Wandel will ich nicht ſagen, daran ärgern ſich die Heiden. Sollte es möglich ſeyn, daß man in ſolchen Sünden lebte, als man überall ſieht und hört, wenn die Chriſten ihren JEſum kenneten? Man kann ja durch obrigkeitliche Verbote und Strafen dem Ausbruche der größten Laſter kaum wehren. Und wer noch ehrbar iſt, der iſt's nach der Vernunft. Aber was Chriſti Sinn iſt, iſt unbekannt, und ärgerlich und lächerlich. Sehet, das iſt der Zuſtand der chriſtlichen Religion allenthalben; ſo iſt's ſchon ſeit 12 bis 1300 Jahren worden; da iſt kein Geiſt, keine Kraft mehr, ſondern eine äuſſerliche Religion, wie alle andere in der Welt auch ſind. O eine erſtaunliche Langmuth! Warum hat Er es nicht ſchon lange über den Haufen geworfen? Die Geduld des HErrn iſt es, weil noch immer hie und da Eines iſt, das unter dem großen Verfall ein Wort zum Glauben faßt. — Die kennet der HErr.

Nun, Ihr Lieben! Warum habe ich dieß Alles erzählt? Euch aufzuwecken, zum Nachdenken über Euch ſelbſt zu bringen. Es muß einmal ein anderer Ernſt werden. Wendet auch einmal rechten Ernſt an! Laßt Euch aufrufen! Jetzt hat man Zeit; das Geſchäft im Aeuſſern hindert nicht; es ſind die Feiertage. Man könnte ſchon dieſem Geſchäfte abwarten, das man mit ſich ſelber hat. Und wenn man nur dieſe acht Tage mit rechtem Ernſt dazu anwenden wollte: wir würden als andere Menſchen in ein neues Jahr eintreten. Amen.

Eine andere Predigt am vierten Advents-Sonntage.

Weinsberg, 1760.

Evangelium: Johannis 1, 19—28.

Und dieß iſt das Zeugniß Johannis — da Johannes taufete.

„Mit Ernſt, Ihr Menſchenkinder, das Herz in Euch beſtellt!“ So haben wir uns bereits durch unſern öffentlichen Geſang zu einem rechten Ernſt aufgemuntert; und in der That gehört Ernſt dazu. Es muß uns nun von ganzem Herzen Ernſt dazu ſeyn, daß JEſus ſich auch unſer annehmen, Sein Reich in unſern Herzen aufrichten und Alles zu Seinem Eigenthum haben möge! Aber daran fehlt es hauptſächlich überall. Wir führen ſo ein laues, kaltſinniges Chriſtenthum in Allem, worin ſich noch etwas von einem Chriſtenthum unter den Menſchen zeigt. Es iſt kein rechter Ernſt, keine Inbrunſt des Herzens dabei. Ach, daß ich Euch, Ihr meine Lieben, auch in dieſer Stunde zu einem rechten Ernſt erwecken könnte! Wenigſtens wird dieß die Abſicht meiner Predigt ſeyn. GOtt gebe Seinen Geiſt dazu, der unſere Herzen anfeure und ermuntere! Amen.

Der Heiland ſagt Luc. 16, 16.: Das Geſetz und die Propheten weiſſagen bis auf Johannem, und von der Zeit an wird das Ende des Reichs GOttes geprediget, und ein Jeder dringet nur mit Gewalt hinein. So lange währte die Zeit des Geſetzes und der Propheten, ſo lange man auf Den warten mußte, der da kommen ſollte, auf den verheiſſenen Meſſias und Heiland der Welt. Das war die alte Zeit, welche bis auf Johannem, den Täufer, währte. Aber von der Zeit an wurde das Reich GOttes nicht mehr in Weiſſagung und in Verheiſſung, die auf weitere Zeiten hinauszielten, verkündigt, das war der Propheten Arbeit; ſondern jetzt ſieng es an, daß das Reich GOttes durch das Evangelium geprediget wurde. Jetzt hieß es: Das Reich GOttes iſt nahe; Der Geſalbte des HErrn, der Sein Königreich auf Erden anrichten wird, iſt ſchon erſchienen! — Johannes, der Täufer, war der Herold, der voran geſchickt wurde, einen Aufruf zu machen und den ankommenden Herzen den Weg zu bereiten, d. i. die Herzen zuzubereiten, daß ſie den HErrn ſelbſt mit Freuden an- und aufnehmen möchten. So brach das Reich GOttes in die Welt herein, und Jedermann drang mit Gewalt hinein. Johannes, der Täufer, machte ein großes Aufſehen mit ſeiner neuen Predigt unter den Leuten. Es gab eine große Erweckung und Bewegung der Herzen. Sie kamen haufenweiſe zu ihm an den Jordan und begehrten Unterricht von ihm. Da war ein Ernſt dazu aufgegangen in ihren Herzem. Sie drängten ſich mit Gewalt herbei und dachten: ey! wir wollen es ja nicht verſäumen, wir wollen uns gerne recht zubereiten, daß wir auch des Reichs theilhaftig werden. Es iſt lieblich zu leſen Luc. 3., wie ſich die Leute herbei gemacht haben und ihn frugen, was ſie thun ſollten. — Da gab er einem Jeglichen Beſcheid, daß es hieß: ein Jeder, der Gewalt anleget, kommt hinein. Der Heiland will ſagen: man muß nicht ſchläfrig und ſaumſelig ſeyn; man muß nicht in ſeinem Eigenwillen ſtehen bleiben; man muß Gewalt anlegen, wenn man in das Reich GOttes eindringen will. Nichts anderes als: es gehört ein rechter Ernſt dazu! Und davon will ich reden, und vorſtellen:

Den rechten Ernſt, mit Gewalt in's Reich GOttes hineinzudringen.

Und zwar, wie dazu gehöre:

I. Daß man höre, was die Stimme des Rufers ſagt.
II. Daß man JEſum ſelbſt kennen lerne.
III. Daß man ſich zu allen Seinen Reichsverordnungen bequeme.

Wer Theil am Reiche GOttes und Chriſti haben will, der muß mit Gewalt in daſſelbe hineindringen. Das iſt keine äußerliche Gewalt, die man anlegen müßte, wie man in ein Haus einbricht oder auf eine Feſtung andringt, dieſelbe zu belagern und in Beſitz zu nehmen; ſondern es iſt auf einen rechten Ernſt des Herzens gemeint. Was gehört denn dazu, wenn man rechten Ernſt anwenden will?

I. Daß man höre, was die Stimme des Rufers ſagt. Man muß vor allen Dingen hören. Damals wurde der Anfang damit gemacht; und ſo wird er immer noch gemacht. Das hatte GOtt ſelbſt veranſtaltet. Er ſandte Johannem. Es war ein Mann von

GOtt geſandt, der hieß Johannes. Marc. 1, 2. Hier läßt er ſich fragen, wer er ſey, und was ſein Amt und Thun bedeute? „Ich bin eine Stimme eines Rufers, zu bereiten dem HErrn den Weg. Ich erfülle die Weiſſagung des Jeſaia.“ — Man muß ſich demnach vor allen Dingen aufrufen laſſen; d. h.: die Stimme hören. So dringt das Reich GOttes ſchon mit Gewalt heran. Matth. 11. Es bietet ſich an, wie man von einer Waare ſagt: ſie geht reiſſend ab, Jedermann will ſie gerne haben. Das iſt die Sache, worauf es in allen Predigten abgeſehen iſt. Wenn man mit Ernſt predigt, ſo ſoll auch ein Ernſt beim Zuhörer erweckt werden. So dringt das Reich GOttes herein, daß man auch in daſſelbe hineindringe. Wie? Wenn man es angreift, wie die Stimme des Rufers darauf weiſt: bereitet den Weg! Luc. 3. Das iſt ein Geſchäft. Was für ein Geſchäft? Alle Thäler ſollen voll werden, und alle Berge und Hügel ſollen erniedrigt werden, und was krumm iſt, ſoll richtig werden, und was uneben iſt, ſoll ſchlichter Weg werden; d. i. man hat mit ſich ſelber zu ſchaffen. „Thut Buße, ändert euren Sinn!“ war Johannis, des Täufers, Text. So lange es der Menſch nicht da angreift, iſt es kein Ernſt. Was ſoll ich thun? fragten ſie. Laß ab von deiner Sündengewohnheit, ſtehe ab von deiner Ungerechtigkeit, von deinen Wollüſten; thue deinen eitlen Begierden auch Gewalt an; laß ſie nicht ſo herrſchen; faſſe dir einen andern Sinn; begehre nur einmal anders zu werden! — Das iſt die Stimme des Rufers; dazu läßt dich GOtt auffordern, ſonſt kommſt du nicht in's Reich GOttes; es bleibt vor dir verborgen. Wenn nun ein Ernſt entſteht, daß man denkt: Wohlan, es muß ſeyn! ich will mich ſelbſt verläugnen, ich will meinem Hochmuth, meiner Trägheit nicht mehr ſo nachgeben, ich will es mir mehr angelegen ſeyn laſſen, ich will mein ganzes Herz dazu hergeben, ich will dieß Geſchäft mit mir ſelber gerne haben: dann wird es Ernſt, dann iſt das die Gewalt in dem ernſtlichen Willen für die Sache.

II. Zu dem rechten Ernſt, mit Gewalt in's Reich GOttes einzudringen, gehört auch, daß man JEſum ſelbſt kennen lerne. Darauf weiſt Johannes die Abgeſandten von Jeruſalem. Er ſagt: Er iſt mitten unter euch getreten, aber ihr kennet Ihn noch nicht. Dieſer iſt's, der nach mir kommen wird, welcher vor mir geweſen iſt. Ich bin es nicht. Die Stimme des Rufers gibt auch Zeugniß von JEſu, weiſet zu Ihm hin, wie Jeſaias 45, 11.: Weiſet meine Kinder und das Werk meiner Hände zu mir! — Dieſer iſt's allein; *dieſen* mußt du haben, dann biſt du im Reich GOttes darinnen. Nur wenn man denkt: ich habe am Zuſpruch des Predigers nicht genug; ich will gerne JEſum ſelber haben und mit Ihm bekannt werden, da wird es Ernſt; da dränget man ſich mit aller Begierde zu Ihm hin; da wird man erſt recht *demüthig*, wie Johannes: ich bin nicht werth, daß ich Seine Schuhriemen auflöſe. Ach, lieber JEſu! Ich bin nicht werth, daß Du mich anſiehſt und annimmſt; ich bin ſo eine ſchnöde Creatur! Darf ich auch zu Dir kommen? Wirſt Du mich auch annehmen? Ach ſchenke mir Deine Erkenntniß! Nimm mich an, mein Hirte! — Wenn man ſchon zu einem ſolchen Ernſt aufgeregt iſt, ſo läßt man gewiß nicht nach, bis man in Seine Gemeinſchaft gekommen iſt.

Endlich gehört noch zu dem rechten Ernſt, in's Reich GOttes einzudringen:

III. *Daß man ſich zu allen Reichsverordnungen bequeme.* Alle Seine Verordnungen ſind *lauter Mittel des Heils*. Den Anfang hat Er mit der Taufe gemacht. Das hält der Heiland den Phariſäern vor, Luc. 7, 30., wenn Er ſagt: Ihr wollet euch nicht in die Ordnung geben. Nun ſchlägt man wohl die Einſetzung nicht aus. Damals ſtund es im freien Willen. Wer keinen Ernſt hatte, ließ auch die Mittel weg. Jetzt ſind wir in die wunderlichen Umſtände gerathen, daß man die Verordnung gelten läßt, aber nicht *als Mittel* braucht. — Das zeigt Ernſt an, wenn man ſich aller Mittel ſo bedient, daß man den Zweck erreiche. Es ſoll etwas ausgeben und austragen! Es ſoll mich in's Reich Chriſti fördern. Es ſoll mir helfen, daß meine Sache zu Stande komme, daß ich theilhaftig werde deſſen, was man im Reich Chriſti zu genießen hat. Denn das Reich GOttes iſt nicht Eſſen und Trinken; ſondern Gerechtigkeit und *Friede* und Freude in dem heiligen Geiſt. Röm. 14, 17.

Nun, Ihr Lieben! Das iſt der Ernſt. So lange es nicht zum Erſten kommt, kommt es auch nicht zum Zweiten, d. i. hören wir nicht auf die Stimme des **Rufers**, ſo lernen wir auch nicht JEſum ſelber kennen, und lernen wir den HErrn JEſum ſelber nicht kennen, ſo bequemen wir uns auch nicht zu allen Seinen Reichs-Verordnungen. Es läßt ſich nicht übertreiben; aber mit einem Wunſche iſt es auch nicht ausgerichtet; denn das iſt kein Ernſt; auch nicht mit Andacht oder Beten; das mag man noch Alles thun, aber nur ſich nicht angreifen und ändern; einen einzigen Haß, eine einzige Feindſchaft fahren laſſen, kommt einen übel und ſauer an. Sehet, da braucht's Gewalt. Die Menſchen haben ſich und ihre Schoosſünden ſo lieb; das thut ihnen weh, wie einem Kinde, wenn man ihm einen Splitter herausziehen will, und es zieht ſich zurück und will es nicht thun laſſen, weil es weh thut. Allein es iſt kein anderer Rath. Wäreſt du nicht ſo verdorben, ſo wäre es nicht nöthig; wären keine Diſteln da, ſo dürfte man nicht ausjäten; wären keine Hügel, ſo dürfte Nichts erniedrigt werden. Da muß man anfangen, ſonſt kommt's zu keinem Ernſt. Und wer es anfängt, dem wird es bald leichter, der wird bald erfahren: JEſus iſt ſchon da. Er iſt mitten unter Euch getreten. Er gibt ſich bald zu erkennen. Darnach bekommt man auch Erfahrung, Kraft ſeines Geiſtes, bis man überwunden hat.

Nun, wendet auch einmal rechten Ernſt an; laßt Euch aufrufen! Jetzt hat man Zeit; das Geſchäft im Aeuſſern hindert nicht; es ſind jetzt noch die Feiertage. Man könnte ſchon dieſem Geſchäft abwarten, das man mit ſich ſelber hat. Der HErr lehre uns Fleiß thun und heiligen Ernſt brauchen; denn wo Er herzlich um dieſes angerufen wird, da gehet man nicht als der alte, ſondern als ein in Erneuerung ſtehender Menſch in das neue Jahr über. Amen.

Predigt am heiligen Chriſtfeſte.

Weinsberg 1759.

Evangelium: Luc. 2, 1—14.

Es begab ſich aber zu der Zeit, daß ein Gebot vom Kaiſer Auguſto ausgieng, daß alle Welt geſchätzet würde, und dieſe Schatzung war die allererſte, und geſchah zur Zeit, da Cyrenius Landpfleger in Syrien war, und Jedermann gieng, daß er ſich ſchätzen ließe, ein jeglicher in ſeine Stadt. Da machte ſich auch auf Joſeph von Galiläa, aus der Stadt Nazareth, in das jüdiſche Land, zur Stadt Davids, die da heißet Bethlehem, darum, daß er von dem Hauſe und Geſchlecht Davids war, auf daß er ſich ſchätzen ließe mit Maria, ſeinem vertrauten Weibe, die war ſchwanger. Und als ſie daſelbſt waren, kam die Zeit, daß ſie gebären ſollte. Und ſie gebar ihren erſten Sohn, und wickelte ihn in Windeln, und legte ihn in eine Krippe, denn ſie hatten ſonſt keinen Raum in der Herberge. Und es waren Hirten in derſelbigen Gegend, auf dem Felde, bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihre Heerde. Und ſiehe, des HErrn Engel trat zu ihnen, und die Klarheit des HErrn leuchtete um ſie, und ſie fürchteten ſich ſehr. Und der Engel ſprach zu ihnen: Fürchtet Euch nicht: ſiehe, ich verkündige Euch große Freude, die allem Volk wiederfahren wird: denn Euch iſt heute der Heiland geboren, welcher iſt Chriſtus, der HErr, in der Stadt Davids. Und das habt zum Zeichen: ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt, und in einer Krippe liegend. Und alsbald war da bei dem Engel die Menge der himmliſchen Heerſchaaren, die lobeten GOtt, und ſprachen: Ehre ſey GOtt in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menſchen ein Wohlgefallen!

„Da ſoll dann kommen aller Heiden oder aller Völker Troſt." So weiſſagt der Prophet Haggai 2, 8. Das war ein gutes Wort in der alten Zeit, da man noch hoffen und warten mußte: „Der, den GOtt ſenden wird, Der, ſo bald kommen wird, ſoll aller Völker Troſt ſeyn." Das menſchliche Geſchlecht war ſchon lange des Jammers, den die Sünde über den ganzen Erdboden angerichtet hatte, überdrüſſig, und der Eitelkeit, unter welcher nun alle Menſchen leben mußten, müde geworden. Man wartete auf Einen, der aller Anderen Troſt ſeyn, und ihren kümmerlichen Mühſeligkeiten abhelfen ſollte. Im Jahre der Welt 1056 iſt Noah geboren; und ſchon damals war man der Eitelkeit und des mühſeligen Lebens in irdiſchen Dingen ganz ſatt und müde, und begehrte einen Troſt. Lamech, der Vater Noah's, dachte, da ihm ſein Sohn geboren wurde: Der wird's ſeyn, und ſprach: der wird uns tröſten in unſerer Mühe und Arbeit auf Erden, die der HErr verfluchet hat 1 Moſ. 5, 29. Aber Noah wurde der Welt nicht zum Troſt. Er verdammte vielmehr die gottloſe Welt durch ſeine Predigt von der Gerechtigkeit, und brachte die Sündfluth über ſie. (Ebr. 11, 7.) Aber da JEſus geboren wurde, da konnte man ſagen: Der iſt's, der wird uns arme Menſchen tröſten! Nun iſt gekommen aller Völker Troſt!

An dieſem Namen wollen wir nun JEſum kennen lernen, und die Wichtigkeit Seiner Zukunft in das Fleiſch, den Troſt, den wir davon haben ſollen, betrachten. Ich will Euch vorſtellen:

Den menſchgewordenen Sohn GOttes als der Troſt aller Völker auf Erden,

und zwar:

I. Wie Er durch Seine Menſchwerdung der Troſt aller Völker worden;

II. wie wir dieſen Troſt annehmen ſollen.

Der, ſo vom Himmel gekommen, der Sohn des Vaters, der von Ewigkeit in ſeinem Schooße war, den er in der Fülle der Zeit in die Welt geſandt, der von Maria durch den heiligen Geiſt iſt empfangen, und nach 9 Monaten als wie ein anderes Menſchenkind iſt zur Welt geboren worden, der iſt der einzige Troſt aller Völker dadurch worden. Das iſt uns auch heute ein Troſtwort, wenn wir's recht bedenken und zu Herzen nehmen.

I. Denn, da Er zu Bethlehem im jüdiſchen Lande vor 1760 Jahren geboren wurde, ſo gieng dieſe große Begebenheit nicht nur das kleine Städtlein Bethlehem, nicht nur das jüdiſche Volk allein an. Da Er wollte in die Welt kommen und als ein Menſchenkind geboren werden, ſo konnte es ja nicht an vielen Orten und Ländern zugleich geſchehen, ſondern es mußte ein gewiſſer Ort dazu auf der Erde beſtimmt und ein gewiſſes Volk dazu erwählt werden. Und das war Bethlehem und das jüdiſche Volk. Aber es gieng doch alle Völker, ſo weit ſie auch von Bethlehem weg wohnten, zugleich an. Darauf deutet auch gleich der Engel in ſeiner Rede und ſagt: Welche allem Volk widerfahren wird. Es werden noch alle Völker von der heutigen Begebenheit Segen haben; das wird noch allen Völkern zur großen Freude gereichen. Ihr ſeyd nun die Erſten, denen dieſer Troſt angeſagt und dieſe Freude verkündiget wird. — Wie iſt Er nun durch Seine Menſchwerdung der Troſt worden? Das hören wir vom Engel, der da ſpricht: Euch iſt Er heute geboren! Nicht ſeinem Vater Joſeph, nicht ſeiner Mutter Maria iſt ein Sohn geboren, wie im gemeinen Leben ein Vater ſagen kann: mein Weib hat mir heute einen Sohn geboren, wie Sarah dem Abraham; ſondern Euch, ihr Hirten, iſt Er geboren; und wenn alle Völker ſich hätten auf einmal bei der Krippe verſammeln können mit den Hirten, ſo hätten ſie mit Einem Munde ſich deſſen freuen und ſagen dürfen: Uns iſt ein Kind geboren, Ein Sohn iſt uns gegeben. Er geht uns Alle an, denn uns iſt damit ein Heiland geboren. Das iſt der Troſt, daß ein Heiland unter den Menſchen erſchienen iſt, der ſie aus aller ihrer Noth und Jammer erretten will. Des Elends und Jammers iſt Viel auf Erden worden, ſeitdem die Sünde und der Tod von Einem auf Alle durchgedrungen. Und daraus wäre keine Errettung; wir müßten in unſrer Eitelkeit, Sünde und Tod verharren, wenn Er nicht gekommen wäre. Wäre uns das Kindlein nicht geboren, wir wären allzumal verloren; das Heil iſt unſer Aller. Gottlob, daß wir an Ihm einen Erretter haben, durch den es beſſer werden kann! Iſt nun das arme Kindlein dazu da? Es hat kein Anſehen dazu, daß Es der allgemeine Troſt ſey? Antwort: Ja, Er iſt Chriſtus, der HErr, d. i. das Haupt des Menſchengeſchlechtes. Statt Adams hat nun die Menſchheit wieder ein Haupt bekommen, das ſich ihrer annehmen ſoll. Er iſt mit Allen gleich verwandt, weil Er Fleiſches und Blutes theilhaftig iſt. Daher gehen Ihn Alle an. Er kann und will Aller Heiland und Erretter, HErr und Chriſt ſeyn. Durch Ihn kann's und ſoll's ein Anderes werden, als es durch Adam worden iſt. Nun, das iſt Troſt genug, daß Allem abgeholfen werden ſoll, was uns je bedrängt, und zu unglückſeligen, elenden Creaturen gemacht hat. Dem Elend der ganzen Menſchheit, wie es mit der ſündlichen Geburt — (Pſ. 51. Ich bin aus ſündlichem Samen gezeuget, und meine Mutter hat mich in Sünden empfangen) — anfängt und ſich fortführt bis an's Ende des Lebens, und in die Ewigkeit mit hinüber geht, will Er abhelfen; darum hat Er es da angefangen, wo bei uns das Elend anfängt; Er iſt gezeuget und geboren worden als Heiland, damit Er es vom Anfang unſeres Lebens an- und auffaſſen und den ganzen Menſchen, mit Seele und Leib, wie ihm das Elend Seele und Leib eingenommen hat, wieder retten, davon frei machen, in einen andern Zuſtand verſetzen und eine glückſelige Creatur aus ihm machen könne. Nun dazu iſt der Sohn GOttes da; ſo iſt Er den Menſchen worden, und ſo iſt Er es noch, — der einige Troſt, weil Er das einige Heil iſt.

II. Wie ſollen wir nun dieſen Troſt aufnehmen? Denn es geht uns auch an, weil wir Menſchen ſind, weil wir auch im Elend ſtecken. Wir? Wir ſollen uns nur auch freuen darüber, daß es ſo iſt, daß es GOtt ſo gemacht hat. Durch die Freude nimmt man eine Sache auf. Wenn man Einem etwas ſchenkt aus großer Liebe, ſo ſieht man nur darauf, ob's Einem auch zur Freude iſt. Der Engel ſpricht: Ich verkündige Euch große Freude, die allem Volk widerfahren iſt, denn Euch iſt heute der Heiland geboren. Wir verkündigen auch, was die Engel verkündigt haben: Friede auf Erden und den Menſchen ein Wohlgefallen! Macht die Botſchaft der Engel an Euch wahr! Aber Schade, daß wir unſer Volk nicht damit fröhlich machen können. Es geht uns, wie JEſus von Seiner Predigt Matth. 11. geſagt hat: Wem ſoll ich dieß Geſchlecht vergleichen? Sie ſind den Kindlein gleich, die an dem Markte ſitzen und rufen gegen ihre Geſellen und ſprechen: Wir haben euch gepfiffen, und ihr wolltet nicht tanzen; wir haben Euch geklaget, und ihr wolltet nicht weinen. Wir ſagen: Freuet Euch, und abermal: freuet Euch, — und ihr wollet nicht fröhlich werden. Der Jammer der gegenwärtigen trübſeligen Zeit, die Noth des äußeren Lebens, die Sorgen der Nahrung, die Empfindung des mühſeligen Lebens drückt die Gemüther nieder, daß ſie einen ſolchen Troſt nicht mit Freude annehmen können. Aber ich will Euch noch ein Wörtlein ſagen: Siehe! — Merket hieher, was ich ſage: Es ging damals in Bethlehem unruhig zu; alle Häuſer waren von Fremden voll. Es war ein betrübter Tag, da das Volk ſich mußte aufſchreiben laſſen, einen heidniſchen Oberherrn zu haben; alſo im äußerlichen Leben war es kümmerlich; da trifft JEſus, der Tröſter ein. „Ich verkündige Euch große Freude!“ — Was will der Engel damit? Sie ſollen nicht beklagen, was in Bethlehem vorgenommen wird, noch ſich damit aufhalten. Sie ſollen ihr Gemüth erheben. So iſt's. Wer den Troſt annehmen und Freude haben will, der muß ſein Gemüth erheben und aus dem Irdiſchen herausziehen. Er muß nicht nur denken: Wie ſtehts in der Welt? Was geſchieht unter den Regenten der Erde? In was für Noth und Drangſale werden die Länder geſetzt? Wie wird es uns gehen? Sondern er muß denken: Habe ich doch einen Heiland, der aus aller Noth errettet; einen JEſum, der meine Kraft iſt! — Nun, ſo denken freilich nicht Alle; darum hat ſich der Engel auch Leute geſucht, und die Hirten gefunden, welche nicht im Tumulte der Stadt mit begriffen waren. Euch iſt heute der Heiland geboren. So iſt's noch: Wer ein Herz dazu hat, wem etwas daran gelegen iſt, wer an ſich, an der Welt, an ſeinem Sündendienſt müde iſt, der wende ſich dahin, und freue ſich deſſen, wenn ihm auch ſonſt nichts zur Freude werden kann. Ueber Dir wird man ſich freuen, weiſſagt Jeſaias von ihm, Cap. 9, 3. Ach, daß Ihr Alle des Heilandes, den Euch GOtt geſchenket hat, recht froh würdet, daß ihr Ihm für Seine Menſchwerdung recht herzlich danken lerntet! Denket: So lange ich mich Seiner nicht freuen kann, ſo bin ich doppelt unglückſelig, *denn Er will mein Troſt ſeyn, und ich habe nichts davon.*

Vergeſſet der Noth, und gebet GOtt die Ehre über dieſem Heil! Amen.

Eine andere Predigt am heil. Chriſtfeſt.

Weinsberg, 1760.

Evangelium: Luc. 2, 1—14.

Es begab ſich zu der Zeit, daß — und den Menſchen ein Wohlgefallen.

Ehre ſei Dir in Deiner Höhe, du großer Gott, du Vater der Barmherzigkeit, daß Du uns Deinen Sohn geſchenket haſt, und in unſerm Fleiſche haſt offenbar werden laſſen! Verkläre nun den Namen des Sohnes in unſern Herzen, damit auch wir ihn verklären zu Deinem Preiſe. Amen.

„*Ein Wohlgefallen* GOtt an uns hat! Nun iſt groß' Fried' ohn' Unterlaß, all' Fehd' hat nun ein Ende.“ So pflegen wir uns aus dem bekannten Liede mit einander aufzumuntern. Es iſt ja etwas Großes, wenn wir arme Menſchen, wir unwürdige Sünder zuſammentreten und einander zurufen: *ein Wohlgefallen GOtt an uns hat!* Wenn es wahr iſt, was wir zuſammenſingen, ſo ſind wir glückſelige Creaturen; ſo ſoll es uns billig zur größten Freude und Troſt ſeyn, daß GOtt ein Wohlgefallen an uns hat. Soll denn dem Menſchen nicht auch etwas an dem gelegen ſeyn, was GOtt über ihn denke? Nun auf Seiten GOttes ſelbſt ſteht nichts entgegen; Er hat ſein Erbarmen zu uns geneigt; Er hat es in der höchſten, preiswürdigſten Probe bewieſen, daß Er gerne ein Wohlgefallen an uns Menſchen haben wolle; ſonſt hätte Er ſeinen eigenen Sohn nicht laſſen Menſch geboren werden. Dieſe Menſchwerdung ſeines Sohnes iſt uns das Zeichen, daß dem großen GOtt und Schöpfer etwas an dem Menſchengeſchlecht auf Erden gelegen iſt, und daß Er gerne ſeine Luſt und Freude daran haben will. Daher wünſchen uns die himmliſchen Heerſcharen dazu Glück, preiſen Gott darüber, und nehmen mit Freuden Antheil an dem, was nun auf Erden vorgegangen. Sie ſingen: Ehre ſey GOtt in der Höhe, Friede auf Erden! an den Menſchen hat Gott ein Wohlgefallen! Sie gönnen es uns, daß wir Menſchen bei GOtt ſo wohl daran ſind, und Er den Vorſatz ſeines Wohlgefallens auf uns gerichtet hat. Sie jauchzen uns entgegen und wollen uns ermuntern, daß wir unſre Glückſeligkeit, unſern Vorzug vor allen andern Geſchöpfen, ja vor den Engeln ſelbſt, auch recht erkennen, und uns auch ſelbſt wohlgefallen laſſen ſollen.

Ich will daher unſere Chriſttags-Betrachtung auch darauf richten und vorſtellen:

Das Wohlgefallen Gottes an den Menſchen um der Menſchwerdung und Geburt ſeines Sohnes willen;

und zwar:

I. Wie GOtt um dieſer Menſchwerdung ſeines Sohnes willen wieder ein Wohlgefallen an den Menſchen habe; und

II. Wie ein jeder Menſch für ſeine Perſon dieſes Wohlgefallen GOttes zu erreichen trachten ſolle.

An den Menſchen hat Gott ein Wohlgefallen! Das iſt der Inhalt des Lobliedes, welches die himmliſchen Heerſcharen ſingen und worüber ſie GOtt in der Höhe Ehre geben. Ja wohl iſt es Lobens werth, daß es mit den Menſchen dahin wieder gekommen iſt, daß GOtt ein Wohlgefallen, ein freundliches Belieben wieder an ihnen haben kann und will! Wir wollen uns dadurch auch erwecken, indem wir betrachten:

I. Wie GOtt um der Menſchwerdung ſeines Sohnes willen wieder ein Wohlgefallen an den Menſchen habe. GOtt hat ja die Menſchen anfangs dazu geſchaffen, daß Er ſein Wohlgefallen an ihnen haben wollte. Der HErr hat Wohlgefallen an all ſeinen Werken. Aber wir ſind eben jetzt nicht mehr, wie wir anfangs aus der Hand des Schöpfers gekommen ſind. Sein ſchönes Werk iſt ihm verderbt worden. Dadurch ſind wir in ſein Mißfallen gerathen. An der Sünde kann der heilige Gott nie ein Wohlgefallen haben; Er hat einen Greuel davor. Das bezeugt einem jeglichen Menſchen, der noch daran gedenkt, daß GOtt über ihm Schöpfer und Richter iſt, ſein eigenes Gewiſſen. Darum fürchtet er ſich und ſcheut ſich vor Gottes Angeſicht, und flieht vor Ihm, wie Adam, und kann ſein Mißfallen nicht ertragen. Man bedenke alſo, was wir ſind, was Menſchen auf Erden ſind, und von Anfang getrieben haben! Seitdem der erſte Brudermord geſchehen, ſeitdem iſt die Erde immer mehr verderbt, und ein Schauplatz der Greuel und des Verderbens geworden. Und das Menſchengeſchlecht wurde GOtt ſo zuwider, daß Er gleich nach 2000 Jahren ſprechen mußte: es reuet mich, daß ich den Menſchen gemacht habe. Sie ſind nun Fleiſch. Das war das Verderben, daß nun Alles fleiſchlich war; und GOtt iſt ein Geiſt. So konnte nun keine Freundſchaft, keine Gemeinſchaft GOttes und der Menſchen mehr ſeyn, wie es GOtt anfangs gewollt und angerichtet hatte. Er konnte auch kein Wohlgefallen mehr an ihnen haben. Da wäre es nun gar aus geweſen. Wir wären in Ewigkeit nicht mehr dazu gekommen, daß GOtt ein Wohlgefallen an uns hätte haben können, wenn GOtt nicht ſelbſt ein Werk ſeiner Barmherzigkeit gethan hätte, welches über alles Denken geht. Er ſandte Seinen Sohn ins Fleiſch. Das Wort ſelbſt ward Fleiſch und wohnte unter uns. Er läßt ſeinen eigenen Sohn einen Menſchen werden. Siehet nun GOtt auf die Menſchen, ſo ſiehet er Einen, über den er nicht wegſehen konnte. Dieſe Geſchichte iſt uns im Evangelio beſchrieben. Maria gebieret einen Sohn. Das war ſeit Adams Fall das einige Menſchenkind, an welchem GOtt Sein Wohlgefallen haben konnte, denn es war ohne Sünde, und war doch ein Kind geboren; es war ein Menſch im Fleiſch, und war doch kein Sünder. Das war ein Gnadenkind. Die Mutter hatte Gnade bei GOtt gefunden Luc. 1. Er ſchenkt ihr dieſes Kind, welches der Sohn des Allerhöchſten unter den Menſchen heißen ſollte. Nun, gleichwie das Mißfallen GOttes von Adam her auf alle ſeine verdorbenen Kinder gekommen iſt, ſo hat GOtt um des einigen Menſchen willen wieder ein Wohlgefallen an Allen. Er hat ſie in Seinem Sohn wieder mit Gnade und Freundlichkeit angeſehen. „Sollte GOtt uns können haſſen, der uns gibt JEſum Chriſt?“ Da eben iſt erſchienen die Freundlichkeit GOttes gegen uns, daß Er Seinen Sohn gab. Nun können um des Einigen willen alle Menſchen wieder bei GOtt zu Gnaden kommen. Es iſt ſein Wille ſo; Er ſieht es gerne, wenn ſich nur die Menſchen darum beeifern, daß ſie Sein Wohlgefallen wieder erreichen wollen.

II. Wie ſoll aber nun jeder Menſch für ſeine Perſon dieſes Wohlgefallen GOttes zu erreichen trachten?

Einmal dadurch, daß ſie nun auch ihr höchſtes Wohlgefallen daran haben, daß GOtt ein ſolches Wunder Seiner Erbarmung an ihnen gethan hat. Wir ſollen unſer Herz darauf richten. Der Engel muntert uns auf: ich verkündige euch große Freude. Das ſoll eine Freude ſeyn. Nun kann man ſich aber nicht freuen über eine Sache, daran man kein Belieben hat. Ihr Lieben! Wir müſſen einmal nachdenken lernen über dieſe Dinge mit Ernſt. Was bin ich? Ein verdorbenes Geſchöpf voll ſündlicher Unart, und gar nicht, wie ich ſeyn ſollte; ein ſchwaches Fleiſch und Blut; ich müßte mich ſchämen und quälen ewiglich, wenn ich dieß nicht wüßte, daß Einer iſt, der auch Menſch iſt und heißt, der auch Fleiſch und Blut hat. Um deßwillen werde ich nicht verwerflich; o Deß will ich mich freuen!

Sodann, daß man dieſen Heiland GOttes auch annehme. Sehet, dieſer Menſch iſt zum Heiland den übrigen gegeben d. i. er ſoll ſich der andern Menſchen annehmen, und ihrer Menſchlichkeit wieder zurecht helfen, daß ſie auch wieder vor Gottes Augen taugen, und wieder werden, wie dieß Geſchöpf vor GOttes Angeſicht zu Seinem Wohlgefallen ſeyn ſoll. Dieß iſt der Punkt, worauf es ankommt. Das erſte Wort des Engels hieß Heiland; aber es iſt den Menſchen ſchon dieſes Wort zum Eckel und Spott geworden. Sie hören es nicht gerne von Andern ſagen, geſchweige daß es ihnen lieb wäre, einen Heiland zu haben. Aber ſiehe! Wenn du bleibſt, wie du biſt, ſo kann Gott ewig kein Wohlgefallen an dir haben; du bleibſt unter ſeinem Gericht und Bann. Er hat dir ſeinen Sohn zum Heiland gegeben, daß er Dich wieder zurechtbringe, und deine Menſchlichkeit nach Seele und Leib wieder zubereite zum Wohlgefallen GOttes, wenn Er uns nach Seinem Bild erneuert. Darauf kommt es nun an, daß ſich ein jeder Menſch für ſeine Perſon dieſem JEſus ergebe, und das auch an ſich ausführen laſſe, warum JEſus Menſch geworden. Er muß JEſu einverleibt werden durch den Glauben; er muß Eins mit Ihm werden. In den Lenden Adams und Abrahams (Ebr. 7.) ſind wir mit unter dem Bann, von Einem auf Alle. So mußten wir dem Menſchen JEſu einverleibt werden, dem andern Adam. Denn nur in Ihm ſind wir dem Vater angenehm, in Ihm, dem Geliebten, Epheſ. 1. Wer den Sohn bekennet, der hat auch den Vater. Niemand gedenke mit GOtt auszukommen ohne dieſen Menſchenſohn. Aber dieß gefällt dem Vater, darüber beweiſt er ſeine Freundlichkeit, wenn wir Seinen Sohn aufnehmen, uns mit Ihm vereinigen und ſagen: laß mich nur in Ihm erfunden werden; ſiehe mich an in Ihm; ſiehe nicht auf mich nach der Art meiner verdorbenen Menſchheit, ſondern in der Gnade des einigen Menſchenſohns!

Nun, alle Mittel des Heils, und was uns das Evangelium von JEſu Chriſto vorhält, gehen darauf, daß wir mit dieſem Menſchenſohne vereinigt und Eins werden, und in Seiner Perſon von GOtt angeſehen werden. Auch das heilige Abendmahl iſt ein ſolches Gnadenmittel; da gibt Er uns ſein Fleiſch und Blut, daß wir in dem Menſchen Jeſu leben mögen, nicht nur in unſerm Fleiſch. O großes Geheimniß! Wer das verſtünde und glaubte und erführe! Doch iſt es zum Zeugniß. Wäre nicht Fleiſch und Blut des Sohnes GOttes, ſo könnte man kein Abendmahl halten. Sehet alſo zu, ihr Communicanten, und ihr Uebrigen, daß GOtt ein Wohlgefallen an Euch haben könne! Amen.

Am Feiertag Stephani.

Weinsberg, 1760.

Evangelium: Matth. 23, 34 — 39.

Darum ſiehe, ich ſende zu euch Propheten und Weiſe und Schriftgelehrte, und derſelben werdet ihr etliche tödten und kreuzigen, und etliche werdet ihr geißeln in euren Schulen, und werdet ſie verfolgen von einer Stadt zu der andern. Auf daß über euch komme all das gerechte Blut, das vergoſſen iſt auf Erden, von dem

Blut des gerechten Abels, bis auf's Blut Zacharias, Barachiä Sohn, welchen ihr getödtet habt zwiſchen dem Tempel und Altar. Wahrlich, ich ſage euch, daß ſolches Alles wird über dieß Geſchlecht kommen. Jeruſalem, Jeruſalem, die du tödteſt die Propheten, und ſteinigeſt die zu dir geſandt ſind, wie oft habe ich deine Kinder verſammeln wollen, wie eine Henne verſammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel, und ihr habt nicht gewollt! Siehe, euer Haus ſoll euch wüſte gelaſſen werden. Denn ich ſage euch: ihr werdet mich von jetzt an nicht ſehen, bis ihr ſprechet: Gelobet ſey, der da kommt im Namen des HErrn!

Sollte es nicht jeglichem Menſchen zur größten Freude ſeyn, wenn ihm verkündiget wird, daß GOtt, der Schöpfer Aller, wieder ein Wohlgefallen an den Menſchen habe um des einigen Menſchen willen, der ſein eigener lieber Sohn iſt? Sollte es nicht einem jeden Menſchen das Herz erwecken, daß er ſich für ſeine Perſon über Alles angelegen ſeyn ließe, dieſer Freundlichkeit und dieſes Wohlgefallens GOttes auch theilhaftig zu werden? Es ſtehet ja doch bei Jedem ſein eigenes Heil darauf! Es iſt ja der preiswürdige Vorſatz GOttes, dadurch Er als Liebe, als ein barmherziger Vater gegen ſeine verdorbenen Geſchöpfe erkannt und geprieſen werden will. — Sollten wir nicht gerne unſer Herz zu GOtt neigen, da GOtt Sein Vaterherz zu uns neiget? Sollten wir nicht die Liebesgeſchenke des Vaters, den uns gegebenen Sohn mit größter Willigkeit aufnehmen, und die Abſicht an uns bewirken und erreichen laſſen, um welcher willen Er zu uns gekommen iſt? Ja, ſo ſollte es wohl ſeyn; ſo wäre es billig, ſo wäre es GOtt gefällig! So wäre es auch den Menſchen ſelbſt zuträglich und heilſam! Aber die Menſchen haben ſich von Anfang bis jetzt meiſtentheils nicht ſo dagegen bewieſen, daß GOtt Sein Wohlgefallen, welches Er in Chriſto JEſu über das ganze Menſchengeſchlecht ausgebreitet hat, wieder erreicht hätte. Sie ſind GOtt und Seinem Sohne darauf nicht ſo begegnet, daß es auch ihnen zum Wohlgefallen, zur Luſt und Freude worden wäre, was GOtt mit ihnen im Sinne hat. Sie haben vielmehr das Gegentheil bewieſen. Das iſt eine verkehrte Art, darüber JEſus ſo oft geklagt hat. Das ſind ſpröde und undankbare, harte und widerſpenſtige Menſchenherzen, die ſich durch die Gnade und Liebe GOttes nicht bewegen noch erweichen laſſen, ſich mit JEſu bekannt zu machen, und ſich Ihm ſo zu ergeben, daß der Vorſatz GOttes an ihnen erfüllet würde. Ihr Lieben! wir wollen nicht ſo ſeyn; wir wollen es uns zum Exempel und zur Warnung dienen laſſen, wenn Andere ſo geweſen ſind und noch ſind, wie Jeſus in dem heutigen Evangelio darüber klagt, und ihnen die Strafe GOttes deßwegen ankündigt. Ich will Euch daher vorſtellen:

Das Mißfallen der Menſchen an den Liebesabſichten GOttes in Chriſto, Seinem Sohne;

und zwar:

I. Wohin die Liebesabſichten GOttes in Chriſto mit den Menſchen gehen;

II. Wie die Menſchen ihr Mißfallen dagegen äußern; und

III. Wie GOtt dieſes Mißfallen anſehen und rügen werde.

An den Menſchen hat GOtt ein Wohlgefallen. Das ſingt das Himmelsheer bei der Geburt JEſu und freuet ſich. — Wenn nur auch die Menſchen ſelbſt ein Wohlgefallen an dieſem guten Willen GOttes hätten und ſich deſſen freueten! Sie geht es doch am nächſten an; aber bei ihnen ſchlägt es meiſt nur ins Gegentheil aus. Daher will ich vorſtellen das Mißfallen der Menſchen an den Liebesabſichten GOttes in Chriſto.

I. Was hat denn GOtt für eine Abſicht darunter, daß Er Seinen Sohn hat einen Menſchen werden laſſen? wohin zielte Seine Erſcheinung? JEſus ſagt es gegen Jeruſalem, wo Er ſich in ſeinem Lehramte vornehmlich darſtellte, und als der HErr zu ſeinem Tempel gekommen iſt: Wie oft habe ich deine Kinder verſammeln wollen! Es war alſo auf's Sammeln abgeſehen. Nach dem Abfall von GOtt war eine große Zerſtreuung unter den Menſchen auf Erden entſtanden, wie es im erſten Buch Moſe beſchrieben iſt. Je mehr der Menſchen wurden, je mehr haben ſie ſich zerſtreuet und ſind auseinander gekommen, daß ein Jeder that, was und wie er wollte, ſodaß ſie ſich ſelber nicht mehr verſtanden, ja wider einander wütheten und kriegten. Da war kein Zuſammenhang mehr, und es ſollte doch das menſchliche Geſchlecht ein Ganzes ausmachen. Der erſte Fehler war dieſer: ſie hätten kein allgemeines Haupt mehr. Adam hatte ſeine Auctorität verloren; er war ſelbſt ſo heruntergeſezt, daß er keine Macht mehr über Andere hatte; er konnte ja nicht verhüten, daß nicht ſein leiblicher Sohn ſeinen Bruder umbrächte. Noch viel weniger war er ein Haupt, welches ſie unter GOtt zuſammenhielt, ihrem Schöpfer. Daher ſie ſich immer weiter auch von Gott verliefen und von Ihm wegkamen. Da ging die Liebesabſicht GOttes darauf, die zerſtreuten Menſchen wieder zu ſammeln. Und deßwegen gibt Er ihuen ein neues allgemeines Haupt; daher heißen Ihn die Engel gleich bei ſeiner Geburt Chriſtus, d. i. das geſalbte Haupt der Menſchheit. So hat GOtt Seinen Sohn unter den Menſchen gleichſam zum Panier aufgeſtellt, dahin ſich alle Menſchen ſammeln ſollen. Wer ſich nicht zu Ihm bringen und ſammeln läßt, der bleibt in ſeiner Zerſtreuung; er iſt wie ein Schaf, das keinen Hirten hat; er weiß nicht, woran er iſt; er iſt allem Schaden ausgeſetzt, denn er hält ſich nicht an das Haupt. Col. 2.

Daher hat JEſus ſelbſt die Menſchen herbeigerufen, daß ſie ſich zu Ihm ſammeln ſollten, ſowohl in eigener Perſon: Kommet her zu mir! — Er ſah ſie an mit Jammer, daß ſie ſo zerſtreut waren (Matth. 9.), als noch immer durch ſeine Knechte; daher ſagt Er: Ich ſende, — nicht nur, Ich habe vor Alters geſandt, ſondern: — Ich ſende ſie. Das iſt die Abſicht GOttes noch immer, warum Er predigen läßt: die Menſchen ſollen ſich wieder zuſammenbegeben unter ihr geſetztes Haupt; da will ſie JEſus annehmen, daß ſie unter Ihm ſtehen und durch Ihn unter Gott, als GOttes Gemeinde, und zwar nicht ſtreng, ſondern freundlich, mütterlich, ſorgfältig, wie eine Henne ihre Küchlein ſammelt; das ſoll eine Gemeinſchaft werden in der Liebe. Wenn wir wieder Kinder GOttes werden, ſo werden wir Söhne im dem Sohne Gal. 3.; wir werden aus GOtt geboren, Joh. 1. In ſolcher Verwandtſchaft will Er ſtehen, wie Adam, das erſte Haupt, mit allen ſeinen Nachkommen geſtanden wäre, und aus dieſem Grunde ſie unter Seinen Fittigen bewahren d. i. durch Seine Macht erhalten und ſegnen, wohlthun, Ruhe ſchaffen, ſie nähren, zum Gedeihen und Wachsthum bringen. So ſollte es werden! So hatte es GOtt im Sinne; das wäre ja gut! O wie ſtünde es viel anders in der Welt, wenn es ſo worden wäre! Aber die Menſchen ſtunden von Anfang nicht an, und noch nicht; daher laſſen ſie ſich noch immer ſo vergeblich locken und rufen, daß es heißt:

II. Ihr habt nicht gewollt. Die Haupturſache liegt eben im Willen der Menſchen. Gott zwingt ſie nicht, wie weltliche Herren, wenn ſie Eroberungen machen; da müſſen ſich auch wider ihren Willen, die Leute ergeben, und den Unterthaneneid ſchwören. Der Wille ſoll ſich neigen und ergeben. Aber der hartnäckige Eigenſinn macht ſich unüberwindlich. Es kann immer heißen: ich will eben nicht, wie bei einem ſtörrigen Kinde: „ſiehe, die Mutter ſpricht dir ſo freundlich zu; ſiehe, du wirſt gepflegt.“ — Aber es *will nicht*. — Zwar wollen es die Menſchen nicht Wort haben, daß es blos am Willen fehle; ſie machen allerlei Ausflüchte und Entſchuldigungen: „ich bin nicht überzeugt,“ — und Aehnliches.“ Nein, du willſt eben nicht! „Ich kann nicht.“ Nein, du willſt eben nicht! „Nur das und das hindert mich; wenn nur Das nicht wäre.“ Nein, du willſt eben nicht! Wenn du wollteſt, ſo würdeſt du dich nicht hindern laſſen; wenn es dir Ernſt wäre, ſo würde bald Alles leicht werden. Alſo blos dein Wille iſt ſo widerſpenſtig. „Ich mag eben nicht!“ — ſag’ es lieber grade heraus! —

Weil aber doch das Zeugniß GOttes dagegen ſteht, ſo wird der Widerwille ſehr oft zu einem Haß. Man ſträubt, man wehrt ſich dagegen. *Und derſelben werdet ihr Etliche tödten.* So iſt es den Apoſteln und Knechten Chriſti von Anfang ergangen. Und keiner kommt durch, daß ihm nicht etwas vom Haß derjenigen widerfahre, die ſich nicht wollen ſammeln und zu Chriſto bringen laſſen.

III. *Wie ſieht nun aber GOtt ein ſolches Mißfallen an und wie rügt Er es?* GOtt rechnet all dieſe Widerſetzlichkeiten zuſammen: „auf daß über Euch komme all das gerechte Blut u. ſ. w. und: „der HErr wird’s ſehen und ſuchen“ 2 Chron. 24, 22. Weil ſie ſich nicht wollten aus *Liebe* ſammeln laſſen, nimmt ſie GOtt zuſammen unter Sein *Gericht*; Matth. 13, 41. Hernach braucht JEſus nicht Menſchen, ſondern *Engel*, die werden *ſammeln* alle Aergerniſſe; da kommen alle Böſen in eine Geſellſchaft, aus ihrer Zerſtreuung, da es bisher geheißen hat: ich bin für mich, was geht mich das Andere an! — Ja, des Andern *Sünde* geht dich auch an, weil du Gleiches gethan haſt, alſo die Geſellſchaft der Mörder, der Hurer und Ehebrecher, der Geizigen und Trunkenbolde; draußen ſind die Hunde. Offenb. 22. Da werden ſie kein Haupt haben, ſondern beim Teufel ſeyn; ihr Haus wird wüſte gelaſſen; GOtt wird von ihnen weichen, und ſie ihren Sünden und Strafen überlaſſen. Da muß ſich GOtt an Seinen Geliebten *erholen*, daß Er noch GOtt bleibe, weil die Menſchen Seine Liebesabſicht ausgeſchlagen haben. Das thut der liebe Vater, weil Er die Menſchen nicht zuſammenbringen kann. —

Nun, Ihr Lieben! Wir kommen einmal nicht durch, wenn wir GOttes Willen und Liebesabſicht widerſtreben. Prüfet euren Willen: Wollet ihr oder nicht? „Ich wollte wohl, aber —". Nein, hier gilt kein Aber! Ich will, ſoll's heißen. Heute haben wir den lezten monatlichen Bußtag. Wer nicht einen freudigen Chriſttag halten kann, der mache einen Bußtag daraus; er thue Buße! Wie? Dadurch, daß er ſeinen Willen herumlenkt, daß er ſich entſchließt: ich will mich GOtt ergeben, ich will mich zu JEſu bekehren. — JEſus hat doch noch **Etliche** damals bekommen, und hat noch, die ſich ſenden laſſen. Das iſt das Häuflein der Gläubigen. Es wird doch eine ſchöne Sammlung ſeyn, wenn Er es wird zuſammenbringen und Seinem Vater vorführen. Selig, wer darunter begriffen iſt! Wehe dem, wer alsdann das Nachſehen hat und ausgeſchloſſen iſt! Amen.

Am Feiertag Johannis, des Ev.

Kirchheim u. T. in der Schloßkirche, 1749.

Evangelium: Joh. 21, 15—24.

Da ſie nun das Mahl gehalten hatten, ſpricht JEſus zu Simon Petro: Simon Johanna, haſt du mich lieber, denn mich dieſe haben? Er ſpricht zu Ihm: Ja HErr, du weiſſeſt, daß ich dich lieb habe. Spricht Er zu ihm: weide meine Lämmer! Spricht Er zum andernmal zu ihm: Simon Johanna, haſt du mich lieb? Er ſpricht zu Ihm: Ja HErr, du weiſſeſt, daß ich dich lieb habe. Spricht Er zu ihm: weide meine Schafe! Spricht Er zum drittenmal zu ihm: Simon Johanna, haſt du mich lieb? Petrus ward traurig, daß er zum drittenmal zu ihm ſagte, haſt du mich lieb? und ſprach zu Ihm: HErr, du weiſſeſt alle Dinge, du weiſſeſt, daß ich dich lieb habe. Spricht JEſus zu ihm: weide meine Schafe! Wahrlich, wahrlich ich ſage dir: da du jünger wareſt, gürteteſt du dich ſelbſt, und wandelteſt wo du hin wollteſt; wenn du aber alt wirſt, wirſt du deine Hände ausſtrecken, und ein Anderer wird dich gürten, und führen, wo du nicht hin willſt. Das ſagte Er aber zu deuten, mit welchem Tode er GOtt preiſen würde. Da Er aber das geſagt, ſpricht Er zu ihm: folge mir nach! Petrus aber wandte ſich um, und ſahe den Jünger folgen, welchen JEſus lieb hatte, der auch an Seiner Bruſt am Abendeſſen gelegen war, und geſagt hatte: HErr, wer iſt's, der dich verräth? Da Petrus dieſen ſahe, ſpricht er zu JEſu: HErr, was ſoll aber dieſer? JEſus ſpricht zu ihm: ſo ich will, daß er bleibe, bis ich komme, was gehet es dich an? folge du mir nach! Da gieng eine Rede aus unter den Brüdern: dieſer Jünger ſtirbt nicht. Und JEſus ſprach nicht zu ihm: er ſtirbt nicht, ſondern: ſo ich will, daß er bleibe, bis ich komme, was geht es dich an? Dieß iſt der Jünger, der von dieſen Dingen zeuget, und hat dieß geſchrieben, und wir wiſſen, daß ſein Zeugniß wahrhaftig iſt.

Es iſt die Menſchwerdung und Geburt des Sohnes GOttes der allerhöchſte Beweis der göttlichen Liebe, ſowohl in Anſehung des Vaters, als auch des Sohnes gegen uns Menſchen. Da mag's auch heißen, wie der Engel zu den Hirten geſagt hat: das habt zum Zeichen, das Kind in der Krippe liegend! Ja, der Marien-Sohn iſt das augenſcheinlichſte Zeichen, daß GOtt noch Gedanken des Friedens über das ſündige Geſchlecht der Menſchen habe; ja noch mehr: dieſer JEſus iſt das höchſte Liebesgeſchenk, die liebenswürdigſte Gabe, die uns der Vater aus Seinem Schoos, ja, aus Seinem väterlichen Herzen beſcheert hat. Wer hätte ſich unterſtanden, Ihm Seinen lieben Sohn abzufordern? Ja, man hätte denken mögen, den würde Er doch bei ſich (denn das Wort war bei GOtt) und in Seinem Schooße (denn Er war als der Eingeborne in des Vaters Schoos) und in der Herrlichkeit, die Er bei dem Vater hatte, behalten. Aber Sein Sohn war Ihm nicht zu theuer; nein, Er gab ihn für uns dahin, herein in unſer Fleiſch, hinan an's ſchmähliche Kreuz, hin in den Tod. Das können wir nicht hoch genug preiſen! Mit tiefſter Beugung und Erſtaunen hört man JEſum dieſe Liebe ſelbſt anpreiſen: Alſo, ſo hoch und theuer, hat GOtt die Welt geliebt, daß Er Seinen eingebornen Sohn gab, auf daß Alle, die an Ihn glauben, ſelig werden. Und der Schluß beut ſich daraus ſogleich unſerem Herzen dar, den Johannes (1. Brief C. 4, 19.) macht: Laſſet uns Ihn lieben, denn Er hat uns erſt geliebt! Mit dieſem Liebesſinn des Vaters ſtimmt auch das Herz des Sohnes zu gleicher, ja zu einer und ebenderſelben Liebe gegen uns vollkommen überein. Er und der Vater ſind Eins, auch in dieſem göttlichen Liebesſinn gegen uns. Da hieß es im Rathe der heiligen Wächter, darinn unſer Heil von Ewigkeit bedacht war: „ja Vater, ja von Herzensgrund!“ — Und wir preiſen dieſe Liebe und Freundlichkeit unſers Heilandes, die uns erſchienen, die in unſerem Fleiſch offenbar worden iſt. In unſer armes Fleiſch und Blut verkleidet ſich dieß höchſte Gut, das ewige Leben, damit es ja ſein bei uns wohnen, und uns wieder an ſich, an Sein Herz bringen und Seiner Liebe und Herrlichkeit theilhaftig machen möchte. O wer dieſe Wahrheiten von Herzen glaubt, der hält es nicht nur für billig, ſondern er kann nicht mehr anders, als JEſum herzlich und innig lieben.

Nun, Geliebte in dem HErrn! das wäre eine gute Frucht und ein ſeliger Ausſchlag von allen den Wahrheiten, die uns von der Menſchwerdung und Geburt JEſu verkündiget worden ſind, wenn wir nur Ihn darüber herzlich lieb gewännen, und Dem auch unſer Herz gäben, der ſich ſelbſt uns gegeben hat. Zum wenigſten habe ich Gelegenheit, dieſe ſchöne, angenehme und wichtige Sache Euch aus unſerm Evangelio anzupreiſen, und ſie Euch, aus dringender Liebe zu meinem Heiland, herzlich anzuwünſchen.

Ich will daher euch vorſtellen:

Die Liebe zu JEſu;

und zwar:

I. Den Grund,
II. die Art und Beſchaffenheit, und
III. die Frucht und Folgen derſelben.

1. Da darf man nicht weit nach Grund fragen; Grund genug zum Lieben iſt uns mit einem einzigen Wort hier angegeben. Es iſt ja JEſus, von dem die Rede iſt. Und da ſind tauſend Urſachen für eine, die uns unſer Herz abfordern, und uns zu einer redlichen Uebergabe an Ihn, und zu einer herzlichen Liebe bewegen und reizen können und ſollen. Er hat ſich ja um unſere Liebe verdient genug gemacht, da Er ſich nicht geweigert, in unſere Menſchheit ſich einzukleiden, um unſertwillen in armer Geſtalt auf Erden zu wandeln, ja, an's Kreuz und in den Tod zu gehen. Nun ſteht es wirklich nicht mehr in unſerer Wahl und freiem Belieben, ob wir Ihm auch wollen die ſchuldige Ehrerbietung erweiſen, und Ihn über unſer Herz walten laſſen, — wie ſo Viele denken: der Heiland ſolle es ihnen noch großen Dank wiſſen, wenn ſie Ihn nicht gar bei Seite ſetzen, ſondern noch in gewiſſer Art achten und zu ſchätzen wiſſen. — Wir ſind nicht mehr unſer ſelbſt, 1. Cor. 6;

wir ſind theuer erkauft. Es hat Ihn Sein Leben, Sein theures Blut gekoſtet, uns zum Eigenthum zu haben. Er hat nun, ſeitdem Er in die Welt gekommen, ein neues, ein noch näheres, ein unſtreitiges, ein unendliches Recht an alle Herzen: denn Er hat uns erlöſet, erworben und gewonnen aus unſern Sünden. Und nach dieſer vollbrachten Erlöſung tritt Er Petro vors Herz und ſpricht: Nun, Petrus, wie ſteht's jetzt um dein Herz? haſt du mich lieb? haſt du mich in Wahrheit lieb? — So hat es wohl Grund genug in der Betrachtung JEſu, und alles Deſſen, was Er uns worden iſt, daß wir zur Liebe gegen JEſum verbunden ſind. Aber da fragt es ſich: was iſt denn der Grund zum Liebhaben bei'm Menſchen ſelbſt, und in ſeinem Herzen? Und hier müſſen wir geſtehen: in dem natürlichen Herzen liegt kein Grund zur Liebe JEſu, ſondern vielmehr entweder eine kaltſinnige Gleichgültigkeit, oder eine wirkliche Feindſchaft gegen Ihn; denn durch die Sünde ſind wir von Seinem Leben getrennt, und ein irdiſcher, eitler, fleiſchlicher Sinn iſt Meiſter über unſer Herz geworden. Daher kommt es nun bei einem Menſchen nicht nur auf eine gutgemeinte Entſchließung oder auf eine ernſthafte Vorſtellung an: „Nun, ich will JEſum auch lieben!" Die beſte Natur, der aufgeklärteſte Verſtand, das höchſte Genie, das freieſte Gemüth iſt damit noch nicht fähig, JEſum zu lieben. Ja, wir können dem Heiland nicht mit Einem Fünklein der Liebe entgegentreten; wir können das träge, von den Lüſten der Welt gefangene Herz nicht ſelbſt befreien und beleben: es muß vorher ein Grund dazu in daſſelbe gelegt werden durch das Blut JEſu, das unſer Herz abwäſcht und reinigt von unſern Sünden. Die Frage ergeht im Evangelio an einen Sünder. — Ein Petrus kann lieben. — Ich will damit ſagen: nur ein begnadigter Sünder kann lieben. Petrus, nachdem er ſeinen Fall erkannt, nachdem er erſt recht fühlen mußte, daß er ein Sünder ſey, und durch das Troſtwort Jeſu aufgerichtet worden iſt, kann ſich um's Lieben befragen laſſen. So lehrt es der Heiland ſelbſt in der denkwürdigen Begebenheit Luc. 7. Da kam unvermuthet ein Weib, küßte Ihm Seine Füße, und ſalbete Ihm Sein Haupt. Der ehrſame Mann ärgerte ſich darüber, aber der Heiland ſagte: ihr ſind viele Sünden vergeben, darum hat Sie viel geliebt. — Eine alſo erlangte Gnade, die geſchenkte Vergebung der Sünden, legt im Herzen den Grund zur Liebe gegen Jeſum. Wer gerechtfertigt worden iſt durch's Blut JEſu, wem ſeine Sündenlaſt vom Gewiſſen weggenommen worden iſt, wer JEſu Herz als ein Sünder geſucht und gefunden hat, wer ſeiner Sündenbande los geworden iſt, der kann lieben; denn die Liebe GOttes und Chriſti wird ihm ins Herz gegoſſen. Röm. 5. Da ſagt und bekennt man: O was hat JEſus an mir gethan! Nun weiß ich, was ich an JEſu habe! O ein freundlicher Heiland, der dir alle deine Sünden vergibt, und auch mich geliebet! Darnach bekommt die Liebe zu JEſu auch ihre rechte Art, und dieß iſt der zweite Punkt.

II. Ueberhaupt darf man Niemand beſchreiben, was Liebe ſey; das weiß Jedermann. Das Herz hängt an Etwas, es ſey was es wolle, und dabei ſpürt man, was Lieben iſt. Es iſt eine Herzensſache; ohne Herz liebt man nicht. Am allerwenigſten liebt man JEſum, wenn nicht das ganze Herz an Ihn ergeben iſt und Ihm anhängt, wie David ſagt: Meine Seele hänget Dir an. Doch habe ich an dem Exempel Petri gelegenheitlich noch etwas von ihrer rechten Art zu erzählen.

Es iſt eine aufrichtige Liebe. Sie kann das Fragen leiden. Der Heiland fragt Petrum zum Drittenmal, und er wird weder ſchamroth, noch zweifelhaft. Das iſt ein Kennzeichen der Aufrichtigkeit; Petrus hat nun Zeugniß in ſeinem Herzen, daß es wahr ſey, was er bekenne: „Ja HErr, Du weißeſt, daß ich Dich lieb habe." Vielmal können die Menſchen das Fragen nicht leiden; wenn auch ſchon ein redlicher Knecht Chriſti einem vor das Herz tritt und fragt: haben Sie denn JEſum lieb? — ſo iſt es unanſtändig, und man wird mit einer mißfälligen Miene oder einer zweideutigen Antwort abgewieſen. Noch mehr: Sie kann ſich in's Herz ſehen laſſen. Petrus ſagt endlich: HErr, Du weißeſt alle Dinge. O das iſt ſchön, wenn einer die hellen Augen JEſu vertragen, ja, ſich darauf berufen kann, wie David: Du kenneſt ja meines Herzens Grund! So iſts, wie Paulus ſagt 1. Tim. 1.: Liebe von reinem Herzen und von gutem Gewiſſen und von ungefärbtem Glauben. Es iſt auch eine herzliche, zärtliche Liebe. Man hat nicht nur hohe Gedanken, und dabei etwa noch eine ſchüchterne und furchtſame Ehrerbietung gegen JEſum, ſondern Seine Liebe macht das Herz weich und ganz zerfloſſen vor Ihm; wie auch das Wort im Grundtext eine ſolche Zärtlichkeit anzeigt. Ja, wer nur einmal Jeſum liebt, dem wird ſein Herz immer mehr gerührt, bewegt, und in Innigkeit geſetzt. Das zeigen uns die angenehmen Exempel der JEſum liebhabenden Weiber, und Johannes ſelbſt, welcher der Schoos- und Liebes-Jünger JEſu war. Die Liebe JEſu, ſo man ſchmeckt und genießt, vertreibt alle Sprödigkeit, vertilgt alle Härtigkeit und macht uns zu kleinen Kindern; wie deßwegen JEſus ſeine ſchon erwachſenen Jünger auch ſo anredet: Kindlein! —

Es iſt ferner eine demüthige Liebe. Petrus war nun nicht mehr auf einigen Vorzug vor den Andern bedacht; ſein Anſpruch iſt ihm weggeſchmolzen. JEſus fragt anfangs: haſt du mich lieber? Er ſagt aber nicht: ja wohl, ich will es allen Andern zuvorthun; ſondern er ſagt ſchlechthin: ich liebe. So iſt der rechten Liebe Art. Die Gnade beugt; das Gefühl der Liebe JEſu macht immer kleiner, niedriger, demüthiger; alle Anſprüche von unſerer guten Beſchaffenheit und von Vorzügen im Geiſtlichen fallen weg. Man liebt eben inniglich, und wird daran nie ſatt, und thut ſich nie ein Genüge. Man liebt als ein Sünder, der an der Gnade hängt, und dem eben JEſus alle Augenblicke unentbehrlich iſt. Endlich iſts auch eine dauerhafte Liebe; ſie währet bis über den Tod hinaus. JEſus ſagt Petro auf dieſes Bekenntniß, mit welchem Tode er GOtt preiſen würde. Von dieſer Liebe heißt es im hohen Liede 8, 6: „Liebe iſt ſtark wie der Tod." Darinnen war Paulus ſo getroſt. Röm. 8. — Erkennet hieraus, was das für eine herrliche Sache, und was das für eine glückliche Seele iſt, welche JEſum in ſolcher Art liebet!

III. Die Frucht und die Folgen einer ſolchen Liebe aber ſind: Man ergibt ſich Seiner Führung mit kindlichem Vertrauen und völliger Zufriedenheit ſeines Herzens. Die Wege ſind nicht einerlei, die der HErr mit den Seinen geht. Petro wird geſagt, was er für einen Ausgang haben werde, und das war Petro dem Herzen nach auch recht, obſchon ſeine Natur davor ſchauerte; denn er wußte, daß er mit dieſem Tode GOtt preiſen würde. Johannes gleichfalls.

Ein Herz, das JEſum liebt, ſagt eben: Nun laſſe ich meinen Heiland Alles mit mir machen; Er wird mich wohl berathen; und was Er mit mir macht, das iſt recht; und wenn mir Leib und Seele verſchmachtet, ſo iſt doch Er meines Herzens Troſt und mein Theil!

Nun, Ihr Lieben! ich will mich nicht unterfangen zu fragen;

aber Jeſus fragt Euch ſelbſt, denn Ihm iſt es nicht gleichgültig, und Er kennt unſer Herz. Wie edel iſt es, mit JEſu aufrichtig umzugehen, und Seine Liebe theurer zu achten als Alles! Was wollte ich Höheres wünſchen, als daß der Entſchluß in aller Herzen wäre: Nun Liebe, dir ergeb' ich mich, dein zu bleiben ewiglich! Amen!

Am Sonntage nach dem Chriſtfeſte.

Weinsberg, 1739.

Evangelium: Luc. 2, 33—40.

Und Sein Vater und Mutter verwunderten ſich deß, das von Ihm geredet ward. Und Simeon ſegnete ſie, und ſprach zu Maria, Seiner Mutter: ſiehe, Dieſer wird geſetzt zu einem Fall und Auferſtehen Vieler in Iſrael, und zu einem Zeichen, dem widerſprochen wird! Und es wird ein Schwerdt durch deine Seele dringen, auf daß vieler Herzen Gedanken offenbar werden. Und es war eine Prophetin, Hanna, eine Tochter Phanuel, vom Geſchlechte Aſer, die war wohl betagt, und hatte gelebet ſieben Jahr mit ihrem Manne, nach ihrer Jungfrauſchaft, und war eine Wittwe bei vier und achtzig Jahren. Die kam nimmer vom Tempel, dienete GOtt mit Faſten und Beten Tag und Nacht. Dieſelbige trat auch hinzu zu derſelbigen Stunde, und preiſete den HErrn, und redete von Ihm zu Allen, die auf die Erlöſung zu Jeruſalem warteten. Und da ſie es Alles vollendet hatten, nach dem Geſetz des HErrn, kehrten ſie wieder in Galiläam, zu ihrer Stadt Nazareth. Aber das Kind wuchs und ward ſtark im Geiſt, voller Weisheit, und GOttes Gnade war bei Ihm.

Gott hat ſeinen Sohn darum in die Welt geſandt, daß Er der Troſt aller Völker, aller Bewohner des Erdbodens ſey. So väterlich, ja ſo mütterlich iſt unſer Gott gegen uns arme und unwürdige Creaturen geſinnt. Er hätte Urſache gehabt, über uns zu zürnen, daß wir uns ſelbſt in das Elend und Verderben durch unſere Sünden geſtürzt haben; Er hätte uns darinnen können ſtecken laſſen und Seine Hand von uns abziehen, wie ein Vater gegen ſeinen ungehorſamen und ungerathenen Sohn ſagt: Ich will künftig meine Hand ganz von dir abziehen. Aber ſtatt deſſen ſagt GOtt: Ich will euch tröſten, wie einen ſeine Mutter tröſtet Jeſ. 66.; Ich will euch mit meinem eigenen Sohne tröſten. Nun, das iſt ja ein weſenhafter, kräftiger Troſt! Wer nicht nur in ſeinem Gemüthe betrübt iſt, ſondern wirklich übel daran iſt, und in Noth und Elend ſteckt, der braucht nicht nur einen Troſt mit guten Worten, die man ihm zuſpricht, ſondern er braucht einen thätigen, wirklichen Troſt. Wenn ihm aus ſeiner Noth, kummerhaften Umſtänden und Elend wirklich herausgeholfen wird, dann iſt er erſt getröſtet. Und auf ſolche kräftige Weiſe will JEſus unſer Troſt ſeyn. Nun, wir haben die Feiertage gehalten; dieſer einige Troſt aller Völker iſt euch reichlich geprediget und verkündiget worden mit aller der Gnade, die Er durch Seine Menſchwerdung zu uns gebracht hat. Wer iſt nun getröſtet? Wem iſt ſein Herz aufgerichtet, erquickt und erfreut worden? Beſinnet euch über euch ſelbſt! Denn dieſer Heilands-Troſt hat Euch auch angegangen; der Sohn GOttes iſt auch Euch zu lieb Menſch geworden. Prüfet euch ſelbſt, damit wir unſere Gnadentage nicht ſo unbeſonnen und unnützlich vorüber gehen laſſen! Ich will euch dazu Gelegenheit machen und Anweiſung geben, wenn ich nun aus dem Evangelio vorſtelle:

Ein durch die Erſcheinung des Sohnes GOttes getröſtetes Herz,

und zwar:

I. den Zuſtand, Sinn und die innere Beſchaffenheit eines ſolchen Herzens;

II. Wie gut, gottgefällig und ſelig ein ſolcher Zuſtand ſey.

Tröſtet, tröſtet mein Volk, ſpricht euer GOtt; redet mit Jeruſalem freundlich! — So fängt Jeſaias ſeine evangeliſche Predigt an, wenn er von der Offenbarung GOttes in Seinem Sohne, von dem zukünftigen JEſu redet. Eigentlich heißt es: Redet's Jeruſalem und meinem Volk an's Herz! Wohlan, das Herz ſoll dieſen Troſt GOttes faſſen, das Herz ſoll ihn ſeliglich genießen, das von der Sünde und Furcht der Strafe niedergedrückte, unter dem Geſetz ermüdete und niedergeſchlagene, bekümmerte Herz. Nun, ſo will ich auch vom Herzen und zu euren Herzen reden, ob etwa dieſer Troſt auch bei Euch, bei Einigen von Euch verfangen möchte. Ich will euch beſchreiben ein durch die Erſcheinung des Sohnes GOttes getröſtetes Herz. Sehet, ſolche Leute, ſolche fröhliche Herzen treffen wir von verſchiedener Gattung im heutigen Evangelio. Da iſt Joſeph und Maria, welche ihr Kind in den Tempel bringen, Simeon und Hanna, und Viele, die auf den Troſt Israels warteten. Ihr Bezeugen, da ſie das Heil GOttes geſehen und erkannten, daß Er nun gekommen iſt, dieß ſoll es uns belehren. Wie ſieht es denn um ein ſolches Herz aus? Wie iſt ſein Zuſtand und ſein Sinn beſchaffen, wenn es nun getröſtet worden? Es iſt aufgerichtet, ermuntert und erfreut über die Erfüllung der göttlichen Verheißung. So war es bei allen dieſen Leuten. Joſeph und Maria verwunderten ſich über das, was über ihr Kind damals von Simeon geredet ward. Simeon war voll Geiſtes und freuete ſich, und nahm das Kind auf ſeine Arme. Ja alle, die auf Erlöſung warteten, die hatten Troſt nöthig. Sie fühlten und wußten: es fehlt noch an Erlöſung, an Freiheit von Sünde, Zorn und Tod, und bekümmerten ſich um Troſt. Nun aber iſt Er da; nun hat GOtt Alles erfüllt, was Er verſprochen hat. In Ihm iſt das Heil; Er ſelbſt iſt die Erfüllung! — Wer JEſum hat, an dem werden alle Verheißungen, die ganze Bibel erfüllt. 2. Cor. 1. Alle Verheißungen GOttes ſind Ja und Amen in Ihm. Iſt das nun nicht ein rechter Troſt für einen Menſchen, wenn er denken darf: weil ich an JEſum glaube, weil ich Ihn aufgenommen und mich Ihm ergeben habe, ſo geht mich Alles an, was in der ganzen Bibel verheißen und Gutes verſprochen iſt; ich mag aufſchlagen, wo ich will, ſo darf ichs mir auch zueignen! Ich darf mir die ſchönſten, lieblichſten Troſtſprüche herausnehmen und denken: das gehört auch für mich, das wird mir auch werden in der Gemeinſchaft mit allen Erlösten! JEſus hat als der Erbe Alles; was der Vater hat, das iſt Sein; wer Chriſti iſt, hat mit Ihm und in Ihm Alles, den ganzen Schatz der göttlichen Reichthümer, der enthalten iſt in Ihm; und kann er es jetzt noch nicht Alles faſſen, ſo iſt es ihm in der Verheißung aufbehalten, bis es wird erfüllt ſeyn, und indeſſen lernt er begreifen die Länge und die Breite, die Tiefe und die Höhe der Liebe Chriſti, bis er erfüllet wird mit der ganzen Gottesfülle. Eph. 3. JEſus wird es Alles auch an mir erfüllen! „Es iſt Alles Euer, weil ihr Chriſti ſeyd!“ — Das macht das Herz fröhlich und getroſt, weil es da wieder Etwas hat gegen ſeine Noth und ſein Elend, und weiß, was ihm noch weiter widerfahren wird, bis es Alles erfüllet iſt, was auf JEſum geredet worden.

Aber ſoll man dieſen Troſt recht annehmen können, ſo muß der Heilige Geiſt auch dabei ſeyn. Da waren Leute beiſammen, die den Heiligen Geiſt hatten. Der natürliche Verſtand iſt zu träge, das natürliche Herz iſt zu düſter und niedergeſchlagen; es kann ſich nicht ſo erheben und aufrichten, daß es ſich in dieſe göttlichen Dinge recht ſchicken könnte. Soll es wirklich eine Erquickung haben und ermuntert werden, ſo muß ihm der Heilige Geiſt Beiſtand leiſten. Darum heißt er der Tröſter. Nun, mit was tröſtet er? Antwort: Mit dem Troſt, den JEſus gegeben hat; mit JEſu. Er ſtellt der betrübten Seele vor: Siehe, du haſt einen Heiland, der ſich deiner annimmt, dir Seine Erlöſung ſchenkt, und Anderes. Und in dieſer Freude des Geiſtes wird Einer dem Andern zum Troſt. Hier kam eine ganze Geſellſchaft von ſolchen getröſteten Herzen zuſammen. Ja, das gibt Gemeinſchaft, wie 2. Cor. 1, 3. 4. Paulus tröſtet mit dem Troſt, damit wir getröſtet werden von GOtt; da fließen die Herzen zuſammen und freuen ſich gemeinſchaftlich; eines wird dem andern zur Unterſtützung. Aber davon ſieht man jetzt wenig in unſern elenden Zeiten.

Ein durch JEſum getröſtetes Herz läßt ſich nicht irre machen durch die widerwärtigen Schickſale, die in der Welt vorgehen. Simeon war voll Freude, und doch ſagte er: Das iſt ein Zeichen, dem widerſprochen wird; und zu Maria: es wird ein Schwerdt durch deine Seele dringen. Mag Ihm immer in der Welt noch widerſprochen werden, ſo weiß ich, was ich an Ihm habe. JEſus wird ihm deßwegen nicht mit Seiner Sache verdächtig, weil Ihn nicht Alle annehmen und Viele ihm widerſprechen; er erkennt vielmehr: Jenen wird Er zum Fall, mir ſoll Er zum Auferſtehen ſeyn. Ich will mich an Ihm aufrichten. Paulus bezeugt es von ſeinem Glauben Röm. 8.: in dem Allem überwinden wir weit durch Ihn, der uns geliebet hat!

II. Wie gut, gottgefällig und ſelig ein ſolcher Zuſtand ſey, das zeigt die Sache ſelbſt. Man iſt vergnügt in GOtt; man lobt Ihn über Seinem Vorſatz; man weiß, wo es hinaus ſoll. Man behält ſeine Hoffnung feſt; man erholt ſich alle Tage darinnen; man iſt im Stande, die Leiden dieſer Zeit dadurch herzhaft auszuhalten, nicht zaghaft zu werden. Nun, Ihr Lieben! Iſt Euch ein ſolcher Troſt anſtändig? Wem nichts fehlt, den tröſtet man umſonſt und vergeblich. Ach, Viele ſind über die Sache unbekümmert, und brauchen daher auch keinen Troſt. Jetzt wäre der beſte Troſt, wenn es nur Friede würde. Wer ſollte es dem Volke nicht wünſchen und gönnen? Aber damit ſind wir noch nicht gebeſſert. Man will nur in der Welt gut zu leben haben, und denket nicht weiter; aber GOtt denket weiter; Ihm iſt um unſer ewiges Heil zu thun. Mich jammern Diejenigen, die ſo zurückbleiben. Kommet her, ſpricht JEſus, die ihr mühſelig und beladen ſeyd, Ich will Euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch, und lernet von mir, ſo werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen! Amen.

Am Feſt der Beſchneidung Chriſti, oder am Neujahrsfeſte.

Owen, 1750.

Evangelium: Luc. 2, 21.

Und da acht Tage um waren, daß das Kind beſchnitten wurde, da ward Sein Name genannt JEſus, welcher genannt war von dem Engel, ehe denn Er im Mutterleib empfangen ward.

Jeſus Chriſtus, geſtern und heute Ebenderſelbe, und ſo in Ewigkeit! Mit dieſem erhabenen und inhaltreichen Wahl- und Denkſpruch des Apoſtels Paulus will ich Eure Liebe gerne an dem heutigen Morgen grüßen. Er ſteht geſchrieben Ebr. 13, 8. Wir haben ſeit geſtern auf heute einen wichtigen Schritt gethan, ein neues Jahr angefangen, und damit hat die Zahl unſerer Tage und Jahre eine neue Abänderung bekommen. Unſere Jahre gehen ſo dahin, und wir ändern uns auch nach und nach, und vergehen mit der Zeit. Das iſt etwas Klägliches und Betrübtes für Alle, welche von dem Strom der Zeiten ſo mit fortgenommen werden und unter den Veränderungen der Lebensläufte endlich ſo ermüden. Selig, wer einen gewiſſen Halt, der nicht wanket, einen dauerhaften Grund, der nicht hinfällt, und einen gewiſſen Anker der Hoffnung mitten unter den vergänglichen Dingen und Zeiten hat! Und Wer hat den, als wer JEſum hat? Er verändert ſich nicht mit der Zeit: Er iſt geſtern und heute Ebenderſelbige. Man trifft Ihn immer in einerlei Sinn Seines treuen Herzens, in einerlei Gnade Seines ewigen Bundes, ohne Wechſel und Aenderung an, geſtern wie heute, heute wie morgen und ſo in die Ewigkeiten hinein.

Darum heißt es vom Sohne ausdrücklich Ebr. 1.: die Himmel werden vergehen, Du aber wirſt bleiben, und ſie werden alle veralten wie ein Kleid; Du aber biſt und bleibſt Ebenderſelbige. Haben wir geſtern Sein Angeſicht geſucht und gefunden, daß Er Seine Gnade und Barmherzigkeit über uns ausgebreitet, und uns den Beſchluß des alten Jahres mit Seiner Güte verſiegelt hat: ſo treffen wir Ihn heute wieder in ebenderſelben Gnade und Bereitwilligkeit an, uns zu ſegnen, und unſer GOtt und Heiland zu ſeyn.

O wer ſich nun über Zeit und Tage mit ſeinem Herz und Geiſt hinwegſchwingen und Jeſum recht faſſen möchte, der geſtern und heute Ebenderſelbige iſt: der lebte ſchon wie in der Ewigkeit vergnügt und ſelig. Denn Jeſus iſt der Fels der Ewigkeit. Wer an Ihn glaubt, der wird von keiner Zeit bewegt werden. Nun, Er gebe uns davon einen lebendigen Eindruck in dieſer Stunde, der uns durch alle Tage und Umſtände dieſes ganzen Jahres unauslöſchlich in unſeren Herzen ſey, und laſſe dieß erſte Wort von Seinem Namen reichlich geſegnet ſeyn! Wir wollen kürzlich zeigen:

Wie Jeſus um Seines Namens willen Ebenderſelbige ſey,

I. Geſtern;
II. Heute;
III. In die Ewigkeiten.

I. In unſrem Evangelio ſind dreierlei Zeiten gemeldet: die Zeit, da der Marien-Sohn acht Tage nach ſeiner Geburt ſeinen tröſtlichen, heilvollen Namen bekommen hat; die Zeit ſeiner Empfängniß im Mutter-Leibe; und die Zeit, da der Engel Seinen Namen ſchon genannt hat, noch ehe Er im Mutterleib empfangen war. Die Schrift theilt die ganze Währung und das Alter dieſer Welt und alle ihre Zeiten in drei große lange Tage ein. In dem Propheten Habac. 4, 2. heißt es ausdrücklich: Du macheſt Dein Wort lebendig mitten in den Jahren, und läſſeſt es kund werden mitten in den Jahren. — Das iſt das große Wort der göttlichen Liebe, daß GOtt Seinen Sohn geſandt und Ihm aufgetragen hat, Er ſolle JEſus ſeyn und Sein Volk ſelig machen. Mit der Empfängniß Chriſti iſt nun der erſte Tag zu Ende gegangen und fängt eigentlich der Tag des Neuen Bundes an. Das iſt das ſelige Heute, darinn wir noch leben; und da es von geſtern d. i. in der Mitte des Weltalters von dem erſten auf den andern Tag ging und der Morgen anbrach, kam der Engel mit ſeiner guten Botſchaft, und der Aufgang aus der Höhe, Chriſtus, der Sohn GOttes, erſchien in unſerm Fleiſch mit Seiner Gottesliebe und ewigem Leben. Von dieſer Fülle der Zeit an heißt es geſtern, wenn man von dem Werk Gottes in den Zeiten des alten Teſtaments redet; und JEſus iſt geſtern d. i. im alten Teſtament, und heute, d. i. im Neuen Teſtament, Ebenderſelbe, weil Er JEſus iſt, der Heiland aller Menſchen durch alle Zeiten hindurch. Alle, die geſtern, nämlich im Alten Teſtament, ſelig worden ſind, alle Väter und Propheten und Geliebte GOttes ſind allein durch die Gnade des einigen Mittlers und Heilands, der ihnen in ſo herrlichen und gewiſſen Verheißungen kund worden war, errettet und ſelig worden. Sie haben Ihn geſtern ſo erfahren, wie wir Ihn heute, d. i. nach Seiner Menſchwerdung und vollbrachten Erlöſung im Neuen Bunde erfahren. Alles, was Er bezeuget hat von Seiner Gnade, von Seinem Heil, was Er verheißen hat von dem Vorſatz Seines Herzens, das war die Gnade deſſelbigen Tages, dadurch ihre Herzen unter allen Mühſeligkeiten erquickt, und erhalten worden zu dem Genuß des Guten, das wir in unſern Tagen erlebt haben. Dieſe Alle ſind geſtorben in ebendemſelben Glauben, ob ſie ſchon die Erfüllung der Verheißung noch nicht geſehen, außer von ferne; ſie haben ſich aber derſelben getröſtet und wohl begnügen laſſen. Ebr. 11, 13. Sie hofften auf Ihn, und ihnen ward geholfen, weil Er ſchon damals Seinen Jeſusnamen an und unter ihnen auf mancherlei Weiſe kräftig bewieſen hat. Er hieß damals Jehovah, der Gott der Verheißung, der Gott des Bundes. Er erklärte Seinen Namen ſeinem Volke ſelbſt ſo, daß er ſagte: Ich werde ſeyn, der ich ſeyn werde, d. i.: Ich bin Gott, euer Heilsgott und Erlöſer, der ſein Wort nicht wird fehlen laſſen, ſondern zur rechten Zeit überſchwänglich erfüllen. Nun, aus dieſen Namen Jehovah iſt Jeſus geworden, als Er in die Welt kam, und der Engel meldete, wie man Ihn nennen ſollte. Darum iſt Er auch

II. Heute Ebenderſelbige. Ja, in Seinem heilbringenden JEſusnamen liegt alle Kraft, aller Segen, alles Heil beiſammen; da iſt es uns gleichſam concentrirt, daß, wer Ihn bei Seinem Jeſusnamen anruft, der ſoll haben, was er bittet, und ſoll erfahren, daß er ihm Ebenderſelbige in der That iſt, wie Sein Name heißt. Darum ſagt Paulus: Heute, ſo ihr Seine Stimme höret, ſo ihr Seinen anbetungswürdigen Namen über euch nennen höret, ſo verhärtet eure Herzen nicht, ſo wendet euch zu Ihm von ganzem Herzen, daß Er euch gnädig und euer Seligmacher ſey! So lange nun das Heute währet, und GOtt Lob! es währet noch, und wir fangen in demſelben auch das neue Jahr an: ſo iſt uns die Kraft Seines Namens nicht verſagt zu unſerer Errettung. Man greife es nur getroſt an, und erfahre, daß JEſus noch Ebenderſelbige iſt, wie Er bei dem Anbruch des Neuen Teſtaments, bei dem Anfang des ſo ſeligen Heute geweſen, und was die Erſten erfahren haben, die an Ihn glaubig worden. Denn Er verheißt es ſo bei Jeſ. 41, 4.: Ich bins, der HErr, der Erſte und der Letzte; wie ich bei den Erſten war, ſo werde Ich mit den Letzten Ebenderſelbige ſeyn. — Und ſo

III. in die Ewigkeit hinein. Im Evangelio heißt es: Da acht Tage um waren. So hat JEſus auch Sein menſchliches Leben in der Welt nach Tagen zählen laſſen; die gingen ſo nacheinander vorbei bis in Seinen Tod. Davon ſagt Er ſelbſt: Ich war todt, und ſiehe, Ich bin lebendig in die ewigen Ewigkeiten (Offenb. 1,18.). Er iſt der König der Ewigkeit. Und was Er nach Seinem heiligen und heilbringenden JEſusnamen an uns in der Zeit beweiſet, das zielt auf die Ewigkeit, das vergeht nicht mit der Zeit, das ſtirbt nicht ab im Tode, ſondern das behalten wir über den Tod hinaus und in die Ewigkeiten. Ja, was Er gibt, ſind ſchon jetzt ewige Gnaden, ewige Güter, ewige Seligkeiten; die währen fort, und ſchließen ſich nur immer mehr auf in den Ewigkeiten, eben um JEſu willen, weil Er geſtern und heute Ebenderſelbige iſt und ſo in die Ewigkeiten.

Sehet demnach, ihr Lieben, was der beſte Troſt, der ſicherſte Rath, die gewiſſeſte Hilfe iſt gegen alle Veränderungen und Zufälle der Zeiten und der Jahre! Nichts Anderes, als wenn man JEſum hat. Wer den Sohn GOttes hat, der hat das Leben; wer den Sohn GOttes nicht hat, der hat das Leben nicht. (1. Joh. 5, 12.)

O wer ſich ſo an JEſum im Glauben halten kann, daß er Ihm ſagt: Heiliger JEſu, Du biſt doch geſtern und heute Ebenderſelbige! Wie ich Dich geſtern gebraucht habe, ſo brauche ich Dich heute wieder; Du biſt mir alle Tage unentbehrlich, darum will ich ewig bei Dir bleiben; ich weiß, daß Du heute und morgen und ſo in Ewigkeit mich nicht laſſen, ſondern vollenden wirſt bis auf Deinen Tag! — Nun, ſo gehet zu Ihm hin; machet über Seinem unveränderlichen Jeſus-Namen einen Bund mit Ihm: Sey Du mir auf heute und morgen und in Ewigkeit *mein Jeſus*! Sey mir Ebenderſelbe, der Du mir in meiner Taufe geweſen; ſey mir Ebenderſelbe, der Du mir zu ſeyn in Deinem Wort und Teſtament verheißen haſt! So werden wir unſere Tage nach Gnade zählen, ja, ſo wird uns unſere Lebenszeit mit dem theuren Jeſus-Namen gezeichnet und zum ewigen Heil verſiegelt ſeyn.

Nun mit dieſem unvergänglichen Jeſus-Namen wollen wir gerne die uns benöthigten Segen und Gnaden auf dieſes neu angetretene Jahr bringen und auf Diejenigen legen, deren wir vor Seinem Angeſicht und Seinem ewigen Gnadenthrone beſonders zu gedenken verbunden ſind.

Er, der einige und treue Hirte aller Seiner Schafe, das gekrönte Haupt Seiner Kirche, ſey *unſerer evangeliſchen Mutter, der Kirche*, die uns in ihrem Schooße geheget und erzogen hat, Ebenderſelbe, der Er ihr ſeit geſtern d. i. ſeitdem Er Seine Haushaltung mit ihr angefangen, geweſen iſt: ihr Mann, der ihr Nahrung und Pflege aus dem Reichthum Seiner himmliſchen Schätze gewähret und ſie gegen den Zorn des Drachen und die Verführung des Thiers mächtig ſchützen und ihre Kinder erhalten wird. Denn wir leben jezt in der Zeit, da das dritte Weh, welches Offenb. 12. und 13. beſchrieben iſt, ſchon ziemlich auf die Neige und bald zu Ende geht. Beſonders gedenke Er in dieſer Abſicht an unſer Württembergiſches Zion, und weil unſere Kirche noch einen Samen hat, den Er liebet, die zu den Uebrigen Seines Weibes gehören, welche die Gebote GOttes halten und haben das Zeugniß JEſu Chriſti: ſo ſey Er ihnen, und um ihretwillen der ganzen Württembergiſchen Kirche Ebenderſelbe, wie Er verheißen hat zu ſeyn eine Zeit und zwo Zeiten und eine halbe Zeit, bis die Tage der Verſuchung ein Ende haben, und Er Alle, die mit Namen gezählt ſind, ſammeln kann vor Seinen Thron, ja, bis Sein Name verherrlichet wird, und man ſehen kann, daß Er noch Ebenderſelbe ſey, der Er zuerſt geweſen, da Er Seinen Geiſt ausgegoſſen über alles Fleiſch, und Sein Reich ſo gewaltig durchgebrochen iſt auf dem Erdboden!

Mit tiefſtem Reſpect gedenken wir an unſern theuerſten und geliebteſten Landesvater, den Durchlauchtigſten Fürſten und Herrn, und nennen über ſein erlauchtes Haupt den Namen JEſu, daß Er ihm für ſein Herz ſey, wie Er geſtern d. i. in der alten Zeit geweſen dem Salomo, der Ihn um Weisheit gebeten hat, das Volk GOttes zu regieren, und den Er mit Weisheit erfüllet hat; wie auch deſſen Regentenſtab Er damals geweſen iſt, allen Helden in Israel, die die Rechte ihres GOttes geehret, und vor dem HErrn aus- und eingegangen, ja in ſeiner Kraft ausgezogen ſind zum Schutze Seines Volkes, zur Ausrichtung Seines Willens, zur Förderung Seines Reichs, und zur Ehre und Ruhm ihres Namens in dem Buche der Redlichen und der Helden des HErrn.

An unſere theuerſte Landesmutter, die Durchlauchtigſte Fürſtin und Frau, können wir nicht anders, als mit innigſter Zärtlichkeit unſerer Herzen gedenken. Er laſſe ſie die Kraft Seines mit Leben, Heil und Segen überfließenden Jeſus-Namens in allen ihren Umſtänden reichlich erfahren; unterſtütze und ſtärke dadurch ihr Herz, und zeige an ihr, daß Er Ebenderſelbe iſt, der Er geſtern geweſen iſt bei den fröhlichen Kinder-Müttern, die es als Sein Geſchenk und Segen Seiner Hand empfangen haben, daß ſie gebären konnten; daß Er Ebenderſelbe iſt, der Er geſtern und allezeit geweſen, der Gebet und Flehen höret, und die Hoffnung der Seinen nicht zu Schanden werden läßt ewiglich.

Den Durchlauchtigen Wittwen des Höchſten Hauſes, und darunter beſonders unſerer Durchlauchtigen Wittums-Fürſtin ſey der Name JEſu zur vornehmſten Erquickung und Freude ihres Herzens. Er gebe ihnen den Geiſt und die Gnade der Wittwen, die rechte Wittwen ſind, daß Gebet und Flehen ihr wichtigſtes Geſchäft, und das Angedenken an Seine wunderbare Treue ihre lieblichſte Betrachtung ſey, damit Er ihnen in Gnade, in beſonderer Aufſicht und mächtiger Hilfe ſeyn könne, was Er allen heiligen Wittwen von Alters her geweſen und ihnen gerne ſeyn will bis in die Ewigkeit. — Allen übrigen hohen Anverwandten des Höchſten Hauſes, und unter denſelben vornehmlich den durchlauchtigen Prinzen ſey der HErr, der da mächtig iſt unter den Schilden auf Erden, JEſus, der Fürſt und Gewalthaber aller Hohen der Welt, JEſus, auf den ſie getauft ſind, Ebenderſelbige, wie Er ihnen bei dieſem Bunde zu ſeyn verheißen; Er laſſe ihr deutſches Fürſtenblut Ehre einlegen bei denen, die auf die Stärke des HErrn achten!

Dem ehrwürdigen Predigtamt allhier ſey JEſus Ebenderſelbe, der Er geweſen iſt allen Seinen Knechten, denen Er zuerſt geſagt hat: Ich bin mit Euch alle Tage bis an's Ende der Welt! Er laſſe ihren Dienſt am Worte mit Seiner Kraft und Seinem Segen begleitet ſeyn, und viele Seelen ihnen zur Krone werden auf Seinen Tag. Er ſey ihnen, wie er geweſen iſt mit Paulus und Silas und allen ſeinen Evangeliſten, von welchen es heißt: Und die Hand des HErrn war mit ihnen, daß ſie ausrichteten das Werk, wozu ſie beſtimmt waren, Ihm noch manchen Kreuzeslohn zu ſammeln und Seinen Namen lieblich zu machen den Menſchen.

Der theuren und liebwerthen Obrigkeit ſowohl hier, als in meinem Filial, nach den verſchiedenen Stufen ihres Amtes und Würde, ſeye JEſus Ebenderſelbe, wie Er geweſen iſt allen treuen Amtleuten Seines Reichs, daß ſie mit Kraft und Anſehen umgürtet werden, Ihm das Recht zu führen und Seinen Namen in Ehren zu halten unter ihrem Volk, damit ſie geſegnete Werkzeuge Seines Willens ſeyen zu dem Zweck, den Er unter allen Ordnungen und Verfaſſungen des Landes zum Beſten der Seelen erreichen will.

Unſerer lieben Jugend, und denjenigen, die an ihr arbeiten, ſey Er, wie er ſelbſt geweſen iſt in der Schule und im Tempel, und heilige ihre Herzen durch Seinen Geiſt, daß ſie Pflanzen Seines Reichs, Kinder Seiner Gnade und eine Freude Seines Herzens werden. Er gebe Weisheit, Treue und Geduld zu aller Arbeit, und wandle ſelbſt in ihrer Mitte, daß Seine Lämmer wohl geweidet werden. Und der ganzen werthen Gemeinde allhier und in meinem Filial ſey Er, was Er iſt nach Seinem unausſprechlich heilbringenden Namen.

Allen Hausvätern und Hausmüttern begegne Er, wie Er in Seinem eigenen Hauſe war, und berathe ſie mit ebenderſelben Vorſorge, die Er von Seinem Vater genoſſen hat. — Allen Wittwen und Waiſen ſey Er Ebenderſelbe, wie Er verheißen hat zu ſeyn, ein Vater der Waiſen und ein Pfleger der Wittwen; und allen Nothleidenden, Armen, Verlaſſenen, Kranken helfe Er durch Seinen kraftvollen Namen, und laſſe uns eben Alle erfahren, daß er noch ebenderſelbe JEſus iſt, der mitleidige, treue Hoheprieſter, der gnädige König, und Allen, die Ihn ſuchen, ihr Licht und Leben. So ſey JEſus mit uns und bleibe uns in Gnaden Ebenderſelbe, der Er iſt, geſtern, heute und in Ewigkeit! Amen.

Eine andere Predigt am Neujahrsfeſte.

Weinsberg, 1760.

Evangelium: Luc. 2, 21.

Und da acht Tage um waren — in Mutterleib empfangen ward.

Ewiger GOtt, barmherziger Vater! Du bleibeſt wie du biſt, und deine Jahre nehmen kein Ende. Im Vertrauen auf dein väterliches Erbarmen thun wir nun den erſten Schritt in dem neuen Laufe, den wir heute antreten, und ſuchen dein Antlitz durch JEſum Chriſtum, deinen Sohn. Walte über uns mit deiner Gnade, die größer iſt als unſere Sünde, und thue uns wohl nach deiner Barmherzigkeit. Amen.

Es iſt ein wichtiges Wort, welches Gott zu Abraham geſprochen hat, 1. Moſ. 22, 18.: *Durch deinen Samen ſollen alle Völker auf Erden geſegnet werden.* Abraham war zu ſeinen Lebzeiten der einzige Mann, mit welchem ſich Gott beſonders eingelaſſen und einen Gnadenbund gemacht hat, Er wolle ſein Gott ſeyn, und ſeinen Samen ſegnen und mehren. Es war für Abraham ein Vorzug vor allen Menſchen auf Erden, daß ihn Gott aus freier Wahl ſo herausgenommen, und ihn ſammt ſeinem Geſchlechte zu ſegnen beſchloſſen hatte. Zuletzt beſtätigt es ihm Gott mit einem Eidſchwur 1. Moſ. 22, 16 u. f.: Ich habe bei mir ſelbſt geſchworen, ſpricht der HErr, dieweil du ſolches gethan haſt, und haſt deines einigen Sohnes nicht verſchont, daß ich deinen Samen ſegnen und mehren will, wie die Sterne am Himmel und wie den Sand am Ufer des Meeres; und dein Same ſoll beſitzen die Thore ſeiner Feinde, und durch deinen Samen ſollen alle Völker auf Erden geſegnet werden, darum, daß du meiner Stimme gehorcht haſt. — Aber der Apoſtel Paulus erklärt uns den Sinn Gottes in dieſen Worten Gal. 3, 16: Er ſpricht nicht, durch die Samen, als durch viele, ſondern als durch Einen, durch deinen Samen, welcher iſt Chriſtus. So iſt demnach Chriſtus allein der rechte Samen Abrahams, auf welchen dieſe Verheißung geſtellt iſt. Er iſt der einzige Segen der Welt, durch welchen Alle den Segen haben müſſen. Und ſo will ich dießmal Euren Herzen meinen Heiland anpreiſen und vorſtellen:

JEſum, als den Samen Abrahams, durch welchen alle Völker geſegnet werden;

und zwar:

I. Wie ſich JEſus als der Samen Abrahams gezeigt und geoffenbaret habe;

II. Wie durch Ihn alle Völker geſegnet werden.

Ich fange aufs Neue an, Euch euren JEſum anzupreiſen, und euren Herzen ſeine Erkenntniß vorzuhalten. Das iſt der beſtändige Text, worüber gepredigt wird, denn Er iſt es allein, auf den Alles ankommt, durch den wir Gnade und Heil, Segen und Leben erlangen. Lernet Ihn nur kennen und lieb haben, ſo geht es Euch gewiß und ewig wohl! Ich will daher heute meinen Heiland Euren Herzen anpreiſen:

I. Wie ſich JEſus als der Samen Abrahams gezeigt und geoffenbaret habe. Das geſchah eben durch die Beſchneidung, denn GOtt hatte dem Abraham dieſen Bund geſtellt 1. Moſ. 17, 7. 11.: Und ich will aufrichten einen Bund zwiſchen mir und dir, und deinem Samen nach dir, bei ihren Nachkommen, daß es ein ewiger Bund ſey, alſo, daß ich dein Gott ſey, und deines Samens nach dir. Ihr ſollt aber die Vorhaut an eurem Fleiſch beſchneiden; daſſelbe ſoll ein Zeichen ſeyn des Bundes zwiſchen mir und euch. — Da nun der Sohn

GOttes in die Welt gekommen, ſo hat er auch dieſes Zeichen des Bundes angenommen und damit bewieſen, daß er Abraham's Same ſey, an welchem und durch welchen die göttliche Verheißung erfüllt werden ſollte. Das iſt ein wichtiger Umſtand des Lebens JEſu, der zu ſeiner Erkenntniß gehört. Paulus zeigt uns, was darin liegt. Röm. 15, 8: Ich ſage aber, daß JEſus Chriſtus ſey ein Diener geweſen der Beſchneidung, um der Wahrheit willen GOttes: zu beſtätigen die Verheißung, den Vätern geſchehen. Er habe ſich, heißt das, unterthan gemacht dem Beſchneidungsbunde, und ſich damit aufgegeben, denſelben zu erfüllen um der Wahrheit willen GOttes, damit die erſten Worte GOttes erfüllet würden. JEſus macht ſich dadurch verbindlich und ſpricht: Ich bin derſelbe, und will der ſeyn, durch welchen alle Worte GOttes erfüllet werden; was GOtt den Vätern verheißen hat, ſoll durch mich geſchehen, ſoll ihnen von mir und durch mich werden. Ja, auf Ihn war es beſtimmt, auf Ihn hat GOtt geſehen; Er, Er war gemeint, wenn GOtt zu Abraham von ſeinem Samen redete, auf Ihn zielte der Bund der Beſchneidung. Auch an Ihm ſollte er das Zeichen ſeyn, daß Er der rechte Samen ſey. Höret hievon die majeſtätiſche Rede GOttes, wie er denſelben anredet, und dem ganzen Geſchlechte der Menſchen vorſtellt. Jeſ. 42, 5. 6. So ſpricht GOtt, der HErr, der die Himmel ſchaffet und ausbreitet, der die Erde machet und ihr Gewächs; der dem Volke, ſo darauf iſt, den Odem gibt, und den Geiſt denen, die darauf gehen: Ich der HErr, habe Dir gerufen mit Gerechtigkeit, und habe dich bei deiner Hand gefaſſet, und habe dich behütet, und habe dich zum Bund unter das Volk gegeben, zum Licht der Heiden, daß du ſollſt öffnen die Augen der Blinden, und die Gefangenen aus dem Gefängniſſe führen, und die da ſitzen in Finſterniß aus dem Kerker. Ich der HErr, das iſt mein Name! — Dieß führt mich auf den zweiten Punkt:

II. Wie durch Ihn alle Völker geſegnet werden. Eben deßwegen bekommt Er bei ſeiner Beſchneidung den Namen JEſus. Es war nicht gleichgültig, was ihm Maria, ſeine Mutter, bei ſeiner Beſchneidung für einen Namen ſchöpfen und geben würde; ſondern ihr Kind ſollte den Namen bekommen, der ihm gebührte. Deßwegen hat GOtt, der himmliſche Vater, dieſen Namen geſchöpft, und durch den Engel ihr befohlen Luc. 1.: Deß Namen ſollſt du JEſus heißen. So redet uns gleichſam der himmliſche Vater an: Ich laße dieſes Kind JEſus heißen, damit ihr wiſſen und daran erkennen ſollet: Er ſey es, durch welchen ich die Völker ſegnen will. So iſt demnach der theure Jeſus-Name der ſegensvolle Name, in welchem alles Gute, das uns GOtt zu ſchenken begehret, gleichſam eingeſchloſſen iſt. JEſus, der Sohn GOttes, iſt die rechte Quelle; von Ihm fließt Alles aus, und mit ſeinem Namen wird gleichſam die Quelle eröffnet, daß wir wiſſen, wo wir Alles herholen müſſen, woraus wir es ſchöpfen müſſen, ſo wir den Namen des HErrn wollen anrufen. Ja, Er iſt ſelbſt die Fülle, und von ſeiner Fülle haben wir Alle genommen Gnade um Gnade; Joh. 1, 16. Seine Fülle iſt unermeßlich; wir ſind zu ſchwach, ſie zu begreifen; GOtt hat ſie aber in fünf Buchſtaben eingeſchloſſen, daß wir an dem Namen JEſus die ganze Gnaden- und Heilsfülle erkennen, und wenn wir JEſum anrufen, an die ganze Fülle Anſpruch machen. Dieſer Jeſus-Name nimmt allen Fluch der Erde weg, der durch die Sünde auf Alle und auf die ganze Erde gedrungen; ohne ihn könnte kein Segen auf uns kommen. Deßwegen heißt es Gal. 3, 14: auf daß der Segen Abrahams unter die Heiden käme in Chriſto JEſu, und wir alſo den verheißenen Geiſt empfingen durch den Glauben. Ja, hier hören wir ſogleich, worauf aller Segen hinzielt — der Geiſt. Aller Segen wäre uns keine wahre Hilfe, wenn der Geiſt, den wir verloren hatten, zurückgeblieben wäre. Aber gelobet ſey GOtt, der uns geſegnet hat mit allerlei geiſtlichem Segen in Chriſto! Epheſ. 1, 3. —

Nun, Ihr Lieben! Hier habt ihr den rechten Segensmann. Sollen alle Völker durch Ihn geſegnet werden, ſo wird auch Euch bei Ihm ein Segen aufbehalten ſeyn. Ach, laßt ihn nicht zurück! Er iſt Euch von GOtt, dem Vater, angeboten. Man wünſcht und gönnt einander Segen; ja jetzt ſehnt man ſich nach einem geſegneten Jahre. Und wer ſollte den in ſo ſchweren Zeiten um ihre Nahrung bekümmerten Menſchen es nicht gönnen, wenn GOtt ſeinen Segen über ihre Felder ausbreitet, wenn er ſeinen Segen gibt zu ihrer Hände Arbeit? Aber auch dieſer Segen kommt von JEſu her. Doch iſt dieß das Wenigſte und Geringſte, was uns Gott bereitet hat und was uns JEſus geben will; denn das iſt vergänglich. Aber daß unſere Herzen leben, Geiſt aus GOtt erlangen, in die Gemeinſchaft GOttes kommen, mit den Gütern ſeines Hauſes erquickt werden, das iſt der rechte Segen. Laſſet euch ermuntern, ihn heute zu ſuchen! Ihr könnet heute etwas mit GOtt auf den Namen JEſu ausmachen, das euch auf das ganze Jahr, ja bis in die Ewigkeit wohlthut. Erneuert euren Bund! Nun iſt es nicht mehr Abrahams Beſchneidungsbund, nun iſt es GOttes Gnadenbund in JEſu. Wie Ihn Petrus durch das Evangelium auch anträgt, ſo ſage ich es Euch heute zum Angedenken auf dieſes ganze Jahr, Apoſtelgeſch. 3, 25.: Ihr ſeyd auch Kinder der Propheten und des Bundes, welchen GOtt gemacht hat mit euren Vätern, da er ſprach zu Abraham: durch deinen Samen ſollen geſegnet werden alle Völker auf Erden. Euch zuvörderſt hat Gott auferwecket ſein Kind JEſum, und hat ihn zu euch geſandt, euch zu ſegnen, daß ein jeglicher ſich bekehre von ſeiner Bosheit. Sein Name iſt auch über Euch genannt. —

Nun, HErr JEſu! Du zum Segen ins Amt geſetzter Hoherprieſter und Pfleger der himmliſchen Güter! Laß dein Wort im Segen gehen, nicht nur in unſerer evangeliſchen Kirche, ſondern breite es aus, denn es iſt noch eine große Menge der Völker, die durch dich geſegnet werden muß. Segne unſer Land; ſey Du unſer Schutz! Du haſt ja deinen Samen darinnen, der dir dienet; das iſt ein Segen für Dich, den dir der Vater gegeben hat. Erhalte ihn; und um deßwillen laß unſerem ganzen Lande Gnade und Heil wiederfahren. Gedenke in Gnaden auch unſeres theuerſten Landesfürſten. Laß dein Auge über ihm offen ſeyn in den gefährlichen Umſtänden, und halte Deine Hand über ihm, daß auch Dein Name an ihm erhöhet werde, und Zion ſicher wohne. Segne unſere theuerſte Fürſtin, ihre Stille und Einſamkeit, und laß Deine ſüße Liebe ihre Erquickung, und der Umgang mit Dir ihre Freude ſeyn, daß, da ſie Dich ſucht, auch ihr Gebet uns ein Segen ſey. Segne das ganze hohe fürſtliche Haus und laß es blühen für und für. Segne unſere Stadt, mache ſie zu einer Stadt des HErrn, zu einem Ort, da Dein Name und Deine Ehre wohne! Geſegnet ſey das Oberhaupt dieſer Stadt; drücke Deinen JEſus-Namen mit ſeiner lebendigmachenden, durchdringenden Kraft in ſein Herz und ſeine Seele, und mache ihn dadurch tüchtig, ein Amtmann Deines Reichs zu ſeyn, der, wenn er zur Förderung Deider Sache nach Deinem Sinn und Willen ſein Werk verrichtet, den Lohn empfange, daß er ſeinen Platz bekomme unter denen, die mit Dir die Erde regieren werden. Sey in Gnaden nahe allen übrigen Vorſtehern der weltlichen Aemter und Bedienungen. Segne meinen Mitarbeiter, den ich mit mir in Eins zuſammenfaſſe und laß unſer Wort geſegnet ſeyn. Salbe uns, und laß uns die Verheißung über treue Arbeit erlangen: (Pſ. 102, 29.) Die Kinder Deiner Knechte werden bleiben und ihr Name wird vor Dir gedeihen. — Setze Deinen Namen zum Panier auf unſer Rathhaus, und ſegne unſern Magiſtrat in ſeinen Rathſchlägen und Beſorgungen, daß, wenn ſie der Stadt Beſtes ſuchen, Du ihnen auch das Beſte gebeſt, und ihr Lohn ſey mit den Redlichen. Segne unſere Hausväter, daß ihre Wohnungen Häuſer des Friedens und ihre Schwellen mit dem Blute beſprengt ſeyen, damit der Würgengel an ihnen vorübergehe. — Segne unſere Lehrer in den Schulen, und gib ihnen Salbung, daß ſie Deinen Namen in die Herzen pflanzen, und laß Deine Jugend das Löſegeld unſerer Kinder ſeyn. — Alſo ſegne uns HErr, unſer GOtt, um Deines Namens willen! Amen.

Am Sonntag nach dem Neujahrsfeſt.

Weinsberg, 1759.

Evangelium: Johannis 1, 1—13.

Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei GOtt, und GOtt war das Wort. Daſſelbige war im Anfang bei GOtt. Alle Dinge ſind durch daſſelbige gemacht, und ohne daſſelbige iſt nichts gemacht, was gemacht iſt. In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menſchen. Und das Licht ſcheinet in der Finſterniß, und die Finſterniß haben's nicht begriffen. Es ward ein Menſch von GOtt geſandt, der hieß Johannes. Derſelbige kam zum Zeugniß, daß er von dem Licht zeugete, auf daß ſie alle durch ihn glaubeten. Er war nicht das Licht, ſondern daß er zeugete, von dem Licht. Das war das wahrhaftige Licht, welches alle Menſchen erleuchtet, die in dieſe Welt kommen. Es war in der Welt, und die Welt iſt durch daſſelbige gemacht, und die Welt kannte es nicht. Er kam in Sein Eigenthum, und die Seinen nahmen Ihn nicht auf. Wie viel Ihn aber aufnahmen, denen gab

Er Macht, GOttes Kinder zu werden, die an Seinen Namen glauben, welche nicht von dem Geblüt, noch von dem Willen des Fleiſches, noch von dem Willen eines Mannes, ſondern von GOtt geboren ſind.

Paulus ſchreibt von der Menſchwerdung und Geburt unſeres Heilandes Gal. 4, 4.: Da die Zeit erfüllet war, ſandte GOtt Seinen Sohn, geboren von einem Weibe, und unter das Geſetz gethan; auf daß Er die, ſo unter dem Geſetz waren, erlöſete, daß wir die Kindſchaft empfingen. Der Apoſtel zeigt damit an den großen Zweck, den GOtt dabei gehabt hat, daß Er Seinen eigenen Sohn hat laſſen Menſch werden, und vom Himmel herab hat auf die Erde gegeben. Freilich eine ſo große Sache, die GOtt vornimmt, muß auch eine große hochwichtige Abſicht haben. Und davon heißt es: daß wir die Kindſchaft empfingen. Das liebe Schooskind GOttes muß ein Menſch und Kind werden, damit die Menſchen Kinder GOttes werden könnten. Iſt das nicht etwas Großes? Wie hätte eine Creatur, viel weniger eine ſchon verdorbene, ihrem Schöpfer ſchon mißfällig gewordene Creatur ſich dieß einbilden und hoffen dürfen: ich will ein Kind des großen GOttes werden — wenn es nicht der Liebesvorſatz GOttes aus freiem Willen beſchloſſen und deßwegen den Sohn gegeben hätte? Nun iſt es alſo der Mühe werth, daß wir dieſes recht bedenken; unſre Kindſchaft ſoll uns die große Begebenheit, davon wir in dieſen Tagen predigen, ſingen und ſagen, erſt recht wichtig machen. Und das iſt der Inhalt meiner Rede. Ich will deßhalb Euch zeigen:

Die Menſchwerdung und Geburt JEſu Chriſti, als den Grund unſerer Kindſchaft bei GOtt;

und zwar:

I. wie in derſelben der Grund unſerer Kindſchaft enthalten ſey; und

II. wie wir durch ihn zur Kindſchaft gelangen.

Johannes will durch eine weitläufige Darſtellung uns zeigen, was das für eine große Sache ſey, daß wir jetzt im Glauben ſagen können: JEſus ſey der Sohn GOttes; ich glaube an JEſum Chriſtum, den Sohn GOttes; und fängt an: Im Anfang war das Wort.

Denke nun: was war, ehe etwas geſchaffen war? Antwort: Nur GOtt allein und ſonſt Nichts. Da Er wollte, daß auch Etwas außer Ihm ſeyn ſollte, das Ihn erkennen, und Seiner und Seine Güte genießen ſollte, ſo war es Sein Wohlgefallen, ein Schöpfer zu werden. Ehe Himmel und Erde geworden iſt, hatte und ſah GOtt Nichts außer Sich; aber in Sich und bei Sich hatte Er das Wort; das Wort war bei GOtt, und GOtt war das Wort. Sein ganzes Leben und Weſen, Seine göttliche Herrlichkeit hatte Er in Sein Wort gelegt, Ihn alſo gebildet, daß dieß Wort war der Abglanz Seiner Herrlichkeit und das Ebenbild Seines Weſens. Und durch eben dieſes ewige, allmächtige Wort, wodurch Er Alles wirket, hat Er im Anfang alle Dinge gemacht; dieſes Wort hat Allem, was geworden iſt, ein Leben, eine Art und Geſtalt gegeben. Außer dem allwirkenden Wort iſt nichts; alles iſt in Ihm geſchaffen und in Seinem allwaltenden Wort zuſammengefaßt; es beſtehet Alles in Ihm. Col. 1. Durch Sein Wort hat Er auch den Menſchen gemacht, und zwar zu einer nahen Verwandtſchaft. Dieß Wort ſollte als das Licht GOttes in des Menſchen Seele leuchten. So ſollte es das Licht des Menſchen ſeyn, wodurch er GOtt erkennen konnte; in der Gemeinſchaft mit GOtt, durch Sein Wort, ſollte er Licht und Leben haben. So war der Menſch im Bilde GOttes erſchaffen, weil das Ebenbild GOttes ſein Licht und Leben war. Aber der Menſch iſt aus dem Lichte in die Finſterniß gefallen, und hat das Licht, wenn es ihm auch entgegenſchien, nicht mehr ergreifen können. Da wäre nun eine ewige Trennung von GOtt geblieben, weil man nimmer durch den Weg und durch das Mittel, welches von Anfang den Menſchen in die Gemeinſchaft mit GOtt bringen und darinn unterhalten ſollte, nämlich durch Sein Wort, ſich mit GOtt verbinden konnte. Man konnte das Licht nicht mehr ergreifen. Da hat GOtt Sein Erbarmen gegen die abgefallenen Menſchen groß gemacht. Gegen den Verdruß GOttes, daß die Menſchen Fleiſch geworden (Gen. 6.), bewegte ſich ein Abgrund des Erbarmens, in dem Vorſatze: das Wort ſelbſt ſoll Fleiſch werden, weil die Menſchen Fleiſch ſind! — Eben dieſes Wort ward nun Fleiſch. Das iſt die große Sache. Paulus heißt es das kündlich große Geheimniß der Gottſeligkeit. Da war die Herrlichkeit GOttes in Seinem Wort, im Fleiſche offenbar. Bedenket, was GOtt damit an uns will! Indem das Wort Fleiſch wird, macht uns GOtt die feierliche Zuſicherung, Er redet uns gleichſam alle an: Höret, ihr Menſchen; merket auf alle Völker: Ich bin Euer GOtt, der Euch gemacht hat. Ich habe Euch anfangs durch mein Wort geſchaffen; Ich habe Euch zu edlen Creaturen gemacht; Ich habe Euch mit mir verbunden; mein Wort, das bei mir war, meine Weisheit (Sprüchw. 8.) ſollte auch Euer Licht ſeyn, und in dieſem Worte ſolltet Ihr auch den Geiſt haben, der aus dem Worte von mir ausgeht. Aber Ihr ſeyd von mir abgefallen, Ihr habt Euch getrennt und ſeyd unter den Fürſten der Finſterniß gerathen. O elende Geſchöpfe! So ſeyd Ihr mir nicht zur Ehre; Ihr ſeyd meinem Worte zur Schmach; Ihr ſeyd Euch ſelbſt eine Pein. Ich will ein Neues ſchaffen. Ihr ſeyd unter einen andern Gott, den Gott dieſer Welt, den Fürſten der Finſterniß gerathen. Mein Sohn ſoll Euch los machen durch Seine Mühe, im Fleiſch angewandt; Ihr ſollt wieder zu GOtt durch Ihn kommen; Ihr ſollt wieder den wahren GOtt durch Ihn haben im Lichte. Ich ſende Euch mein Wort in Eure Finſterniß des Fleiſches, worin Ihr jetzt wie im Kerker verſchloſſen ſeid, herein; mein Sohn ſoll ſelbſt ein Menſchenkind ſeyn und Euch wieder heraus helfen. Ja, weil ich dieß an Euch thue, und laſſe mein Wort, das bei mir war, zu Euch kommen und Menſch werden, ſo ſollt Ihr durch daſſelbe ſo nahe zu mir kommen, als das Wort ſelber war. Ich will nicht nur Euer GOtt und Schöpfer ſeyn, von welchem Ihr ſagen könnet: Er hat uns durch Sein Wort geſchaffen; ſondern ich will in Chriſto Euer Vater ſeyn; Der iſt mein lieber Sohn unter Euch; Ihr ſollt meine Kinder, Söhne und Töchter durch Ihn werden. — JEſus ſagt: Ich und der Vater ſind Eins. Ja, Ihr ſollt durch Ihn ſogar Eins mit Mir werden. Joh. 17. — So weit geht die Abſicht GOttes, aus der Tiefe der Finſterniß, aus dem Abgrund der Hölle uns wieder heraus, und bis in die höchſte Höhe, bis in die Ewigkeit durch Seinen Sohn uns zu bringen. Nun, das iſt der Sinn und die thätliche Anzeige GOttes; die ſollen wir mit Erſtaunen, mit tiefſter Beſchämung anhören, mit tauſend Thränen dafür danken und ſagen: O was haſt Du mit uns im Sinn! Was willſt Du an uns thun! Dazu ſoll ſich das Herz ergeben! O ja! und ich will gerne werden, was GOtt aus mir machen will. O wie bin ich erfreut, daß ich höre, wo es hinaus mit mir ſoll! O wie wäre es, wenn ich den Sohn nicht wüßte! Nun ſoll ich ein Kind GOttes werden. — Ich will! — Wie gelangen wir nun aber durch JEſum zur Kindſchaft?

II. Wie Viele Ihn aufnahmen, d. h. wie es geſtern geſagt wurde: ihren Willen zu dem lenken, was GOtt gethan hat, mit ausgeſtreckter Begierde die Sache ſich zueignen, nicht im Widerſtreben der Natur ſtehen bleiben. So empfängt man von dem fleiſchgewordenen Wort eine Macht, eine göttliche Kraft in ſich hinein; ein Licht wird in die Finſterniß geſäet (Pſ. 97, 11.); das iſt die geiſtliche Empfängniß. Man wird gezeuget durch dieß Wort; da hat man den Samen des ewigen Lebens in ſich und hängt mit ſeinem Willen an JEſu. Welche ſind nun Kinder GOttes in der Welt? Antwort: Die, ſo das Wort empfangen und aufgenommen, in ihr Innerſtes hineingenommen haben. Aber es heißt: Wie viele. — Viele nehmen Ihn nicht auf, wie Sein altes Volk. Die Menſchen ſind ſo niederträchtig, haben ihres Urſprungs ganz vergeſſen, ſind jetzt Fleiſch und wollen Fleiſch bleiben, ob ſie ſchon hören, ſie können Kinder GOttes werden, ja ſie ſind, wie eines vornehmen Mannes Kind, das ſagt: Ich will ein Bauer werden, und nicht davon abzubringen iſt, weil das jetzt ſeine Luſt iſt. — Ach, verſäumet euren Adel nicht!

Wer aber eine edle Seele hat, und etwas Beſſeres möchte, als das elende Leben im Fleiſch, der iſt froh, daß er nun das Mittel weiß; er ergibt ſich JEſu. Da heißt es (1 Joh. 3, 1.): Sehet, welch' eine Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir GOttes Kinder ſollen heißen! Amen.

Am Feſte der Erſcheinung Chriſti.

Weinsberg, 1760.

Evangelium: Matth. 2, 1 — 12.

Da JEſus geboren war zu Bethlehem im jüdiſchen Lande, zur Zeit des Königs Herodes, ſiehe, da kamen die Weiſen vom Morgenlande gen Jeruſalem, und ſprachen: wo iſt der neugeborne König der Juden? wir haben Seinen Stern geſehen im Morgenlande, und ſind kommen, Ihn anzubeten. Da das der König Herodes hörte, erſchrack er, und mit ihm das ganze Jeruſalem, und ließ verſammlen alle Hoheprieſter und Schriftgelehrten unter dem Volk, und erforſchete von ihnen, wo Chriſtus ſollte geboren werden. Und ſie ſagten ihm: zu Bethlehem im jüdiſchen Lande. Denn alſo ſteht geſchrieben durch den Propheten: Und du, Bethlehem im jüdiſchen Lande, biſt mit nichten die Kleinſte unter den Fürſten Juda, denn aus dir ſoll mir kommen der Herzog, der über mein Volk Israel ein Herr ſey. Da berief Herodes die Weiſen heimlich, und erlernete mit Fleiß von ihnen, wann der Stern erſchienen wäre, und weiſete ſie gen Bethlehem, und ſprach: ziehet hin und forſchet fleißig nach dem Kindlein, und wenn ihr's findet, ſo ſaget mir's wieder, daß ich auch komme, und es anbete. Als ſie nun den König gehöret hatten, zogen ſie hin. Und ſiehe, der Stern, den ſie im Morgenlande geſehen hatten, gieng vor ihnen hin, bis daß er kam, und ſtund oben über, da das Kindlein war. Da ſie den Stern ſahen, wurden ſie hoch erfreuet, und giengen in das Haus, und funden das Kindlein mit Maria, Seiner Mutter, und fielen nieder, und beteten es an, und thaten ihre Schätze auf und ſchenkten Ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen. Und GOtt befahl ihnen im Traume, daß ſie ſich nicht ſollten wieder zu Herodes lenken; und zogen durch einen andern Weg wieder in ihr Land.

„Wer ſollte Dich nicht fürchten, HErr, und Deinen Namen preiſen? denn Du biſt allein heilig; denn alle Heiden werden kommen und anbeten vor Dir; denn Deine Rechte ſind offenbar worden." Das iſt ein Stück von dem Liede des Lammes, das im Himmel geſungen wird, wie es Johannes beſchreibt Offenb. 15, 4. Die ſeligen Himmelsbürger nehmen auch Theil an dem, was auf Erden geſchieht, freuen ſich und preiſen GOtt über dem, was zu Seiner Ehre und zur Verherrlichung Seines Namens unter den Menſchen auf Erden geſchieht und unter der Regierung des Lammes ausgeführt wird. Hier frohlocken ſie darüber, daß die Rechte GOttes endlich ſeyen auf Erden offenbar worden. Ein jeder Herr und König hat gewiſſe Rechte oder Gerechtſame; und wie hält man in der Welt ſo ſcharf über den Rechten und Gerechtſamen, die jeder Herr und Regent über ſein Land und ſeine Leute hat, und läßt davon im Geringſten Nichts zurück! So hält GOtt und JEſus Chriſtus, der HErr im Throne, auch über Seinen Rechten. Nun ſind noch nicht alle Rechte JEſu, die Er an die Menſchen hat, offenbar. Denn es iſt noch nicht die ganze Erde Seines Lobs und Seiner Ehre voll. Es werden aber die Gerechtſame JEſu noch offenbar werden. Alsdann werden alle Heiden kommen, und anbeten vor Ihm, zur Ehre GOttes des Vaters. O wie viel tauſend Heiden ſind noch in der Welt, die nichts von JEſu gehört haben, die in der Blindheit bei ihrem Götzendienſt hingehen, und von GOttes Rechten, von den Gerechtſamen JEſu über ſie Alle nichts wiſſen! Aber das wird Ehre ſeyn für JEſum, das wird Freude ſeyn im Himmel, das wird ſchön ſeyn auf Erden, wenn alle Heiden werden kommen und anbeten. Und Alle, die jetzt an JEſum glauben, und Seine Ehre ſuchen, freuen ſich ſchon über dieſer Hoffnung und gönnen Ihm Seine Ehre gern. Nun, im heutigen Evangelio ſind die Erſten gekommen, haben Ihm Sein Recht zugeſtanden und Ihn angebetet. Von der Zeit an ſind ſchon ganze Schaaren der Heiden zu JEſu gekommen, und haben ihr Heil bei Ihm geſucht und gefunden. Und die noch übrigen ſind in allen Ländern und Welttheilen; — auch ſie werden noch zur beſtimmten Zeit kommen, und ihr Recht an JEſum kennen lernen. Das iſt's, wovon ich dießmal reden will, indem ich vorſtelle

Das Recht aller Heiden an JEſum, ihren König;

und zwar:

I. wie ſie dieſes ihr Recht darthun und aufweiſen können;

II. wie ſie dieſes Recht gebrauchen ſollen.

Es heißt der heutige Feſttag in der Kirche Chriſti das Feſt der Heiden, weil die Erſtlinge der Heiden zu JEſu gekommen ſind. Ihr Lieben! das gehet uns auch an, denn wir ſind in unſern Voreltern auch Heiden geweſen; daher ſollen wir bei dieſer Gelegenheit an die große Barmherzigkeit und Gnade GOttes gedenken, die uns als vormaligen Heiden widerfahren iſt, daß Er auch uns in unſern Abendländern Seinen Sohn hat bekannt werden laſſen. Wir wollen demnach hiebei unſer Recht an JEſum erkennen, es auf uns deuten, wenn ich vorſtelle das Recht aller Heiden an JEſum, ihren König. Wie können ſie aber dieſes Recht darthun und aufweiſen?

I. Die Weiſen kommen in's jüdiſche Land nach Jeruſalem, und fragen: Wo iſt der neugeborene König der Juden? Sie geſtehen alſo dem Judenvolk ihr Recht zu, und ſagen: Er iſt euer König; aber wir möchten Ihn auch gern kennen lernen. Und ja, die Juden hatten von Alters her dieß Recht an den Heiland, welchen GOtt der Welt ſenden wollte. Er war den Vätern verheißen; ſie wußten, Er ſollte ihres Geſchlechts, ein Saame Abrahams, und aus ihrem Volk und Lande ſeyn; ſie würden Sein Volk ſeyn. So that GOtt keinem Heiden, noch ließ Er ſie wiſſen Seine Rechte. Daher haben die Juden, nach der Wahl der Gnade, den Vorzug vor allen Völkern gehabt, und damit auch ein Vorrecht an JEſum, um des Bundes willen, den GOtt mit ihnen und ihren Vätern gemacht hatte. Aber die Heiden können kein ſolches, noch ein gleiches Recht aufweiſen; Iſt aber GOtt allein der Juden GOtt; iſt Er nicht auch der Heiden GOtt? Röm. 3. Er hat ſich wohl geheißen den GOtt Abrahams, und ſich keinem andern Volke nach Seinem Bund und Vorſatz geoffenbart; aber der GOtt Abrahams iſt in Chriſto der GOtt aller Völker worden. Ihr Recht iſt die bloße überſchwängliche Barmherzigkeit GOttes. Es iſt freies Erbarmen, daß GOtt die blinden Heiden nicht wollte zurücklaſſen, als Er in Gnaden an ſie gedacht und auch ihnen Seinen Sohn hat kund werden laſſen. Dieſen Grund preiſet Paulus Röm. 15, 9.: die Heiden ſollen GOtt loben; und Röm. 15, 21: welchen Nichts iſt von Ihm verkündiget, die ſollen es ſehen, und welche Nichts gehöret haben, die ſollen es verſtehen; und Röm. 10, 20: Ich bin erfunden von denen, die mich nicht geſucht haben; und bin erſchienen denen, die nicht nach mir gefragt haben; und Röm. 11, 24. ſagt Er: Ihr ſeyd ein wilder Oelbaum geweſen. Nun, das iſt auch mit uns geredet, denn vor wenigen hundert Jahren iſt in Deutſchland noch Alles voll heidniſcher Abgötterei geweſen; es war vor 900 Jahren nach Chriſti Geburt nichts von Ihm bekannt. Preiß ſey demnach GOtt und JEſu Chriſto, daß Er uns nicht hat in der Finſterniß gelaſſen, wie noch Viele ſind! Seine Barmherzigkeit iſt uns entgegengekommen; und das iſt unſer Recht.

Die Weiſen ſagen ferner: Wir haben Seinen Stern geſehen im Morgenlande, und ſind gekommen, Ihn anzubeten. Damit beweiſen ſie ihr Recht an dieſen König der Juden. Wenn man ſie fragte: was wollet Ihr an Ihn? ſo konnten ſie antworten: Wenn wir kein

Recht an Ihn hätten, ſo hätte Er uns nicht Seinen Stern im Morgenlande ſehen laſſen. Die Erſcheinung des Sterns hat uns aufgefordert; darum ſind wir gehorſam geweſen und gekommen. So beruhte ihr Recht auf der Berufung. Wenn uns GOtt durch Sein Evangelium beruft zur Gemeinſchaft Seines Sohnes, ſo gibt Er uns eben damit ein Recht an Ihn. Dieſen Grund hält Paulus auch den Heiden vor Röm. 9, 24.: welche Er berufen hat, nämlich uns, nicht allein aus den Juden, ſondern auch aus den Heiden; und 2 Theſſ. 2, 14.: darin Er Euch berufen hat durch unſer Evangelium zum herrlichen Eigenthum unſers HErrn JEſu Chriſti. Nun, wir ſind auch berufen worden, das Evangelium iſt uns auch verkündiget; ja, Sein Bund iſt auf uns gekommen. Es iſt unſer größtes Glück in der Welt, in der Chriſtenheit geboren zu ſeyn, von Jugend auf von JEſu zu hören, berufen, angewieſen werden zu Seinem Reich. Lernet es doch wichtig achten, und GOtt danken für die Gnade des Berufs!

II. Wie ſollen aber die Heiden dieſes Recht gebrauchen? Die Weiſen ſagen: Wir ſind gekommen, Ihn anzubeten. So muß man ſein Recht, das uns GOttes Barmherzigkeit zugeſteht, gebrauchen, daß man kommt. Wer zurückbleibt, der vergibt ſich ſelbſt ſein Recht. So haben es Herodes und die Schriftgelehrten gemacht; dieſe ſind dem neugebornen Könige keinen Schritt zu lieb gegangen, da Jene ſo weit hergekommen. So iſt's bei Vielen. Man bleibt ferne von Ihm; man mag nicht zu Ihm; man macht ſich nicht auf. Lieber Chriſt! Sey nicht ſo träge, bleibe nicht ſo in deinem Eigenen ſitzen; mache dich auf! Er rufet dich: Kommet her zu mir! Erwecke dein Herz; entſchließe dich; der HErr hat dir ſchon lange gerufen; die Klarheit des Evangelii leuchtet in deine Augen. Der Beruf iſt ſchon lange ergangen. Antworte: Weil Du mich denn kommen heißeſt, ſo komme ich; und Er ſpricht: Wer zu mir kommt, den will ich nicht hinaus ſtoßen.

Aber wir kommen, Ihn anzubeten, d. i. unſere willige Unterthänigkeit mit Freuden zu bezeugen und wollen Ihm Sein Königsrecht auch über uns zugeſtehen. Denn das geſchah auch bei den Weiſen; das war ihre Huldigung. — So muß man das gnadenvolle Recht an JEſum brauchen, daß man ſich Ihm ergibt, Ihm von Herzen huldigt. — Nun, die Huldigung darf bei euch nicht erſt geſchehen; ſie iſt ſchon lange in der heiligen Taufe geſchehen. Aber ſie muß erneuert werden, wenn ihr Ihm Sein Königsrecht durch Ungehorſam, durch Verachtung Seiner Gebote, durch Liebloſigkeit, durch Gleichgültigkeit gekränkt, ja ſo viel an euch iſt, gar geraubet habt. Er wird gewiß Sein Recht nicht zurück laſſen. Hörets! Pſ. 2. heißt es: Er wird ſie mit dem eiſernen Scepter zerſchmeißen, wenn ſie nicht anders wollen. Deßwegen iſt die Ermahnung von Nöthen: Küſſet den Sohn, daß Er nicht zürne und ihr umkommet auf dem Wege, denn Sein Zorn wird bald anbrennen; ja Sein Zorn iſt ſchon angegangen über die Länder, ſie heimzuſuchen. — Es iſt Zeit! nicht nur die Schwerdter menſchlicher Könige ſind wider einander gezückt, ſondern es iſt Sein eiſerner Stab, die hartherzigen Chriſten zu züchtigen. Wer wie ein gebrannter Topf iſt, den man nicht mehr weich machen, und wenn er mißrathen iſt, wieder auf die Scheibe nehmen, und zu einem Gefäß der Herrlichkeit bereiten kann, den wird Er mit Seinem eiſernen Stab zerſchmettern. So wird Er Sein Recht behaupten an denen, die nicht wollten, daß Er über ſie HErr ſey. Aber wohl Allen denen, die alsdann ein Herz zu Ihm haben mitten unter den Zorngerichten, und wiſſen: Er iſt mein gnädiger HErr! Wenn ein Fürſt hundert Geſchütze auf einmal losſchießen läßt, ſo erſchrecken ſeine Prinzen und fürſtlichen Kinder nicht davor; ſie wiſſen: es gilt nur unſern Feinden. JEſus wird bald Seinen Zorn über die Erde anbrennen laſſen; alsdann werden es andere Geſchütze ſeyn; Donner und Blitze und Erdbeben. Wohl dem, der alsdann getroſt und freudig vor Ihm ſeyn kann! Amen.

Eine andere Predigt am Feſt der Erſcheinung Chriſti.

Dettingen, 1753.

Evangelium: Matth 2, 1 — 12.

Da JEſus geboren war zu Bethlehem — Weg wieder in ihr Land.

Petrus ſchreibt in ſeinem zweiten Briefe, Kap. 1, 19.: Wir haben ein feſtes, prophetiſches Wort, und ihr thut wohl, daß ihr darauf achtet, als auf ein Licht, das da ſcheinet in einem dunklen Ort, bis der Tag anbreche und der Morgenſtern aufgehe in euren Herzen. In dieſen Worten iſt eine herzliche Ermahnung enthalten zu fleißiger Forſchung in der heiligen Schrift. Das heilige Bibelbuch kann und ſoll uns recht theuer und werth in unſern Augen und Herzen ſeyn; denn es iſt nun durch ſo viele Zeiten durch recht feſt geworden, d. i. es iſt ein recht bewährtes und mit tauſend Proben beſtätigtes Wort. Man leſe und ſchlage nach von vornen Alles, was Moſes und die Propheten verkündiget und auf folgende Zeiten weit hinaus geweiſſaget haben, ſo findet man hernach die richtige Erfüllung. Im Neuen Teſtamente iſt und wird die Weiſſagung des alten Bundes erfüllt; und dadurch iſt das prophetiſche Wort deſto feſter, und beides als GOttes Wort bewährt. Das Neue Teſtament bewährt das Alte, und das Alte Teſtament verſiegelt das Neue. Man thut alſo wohl, wenn man darauf achtet, ſeinen Fleiß in der Schrift anwendet, darüber nachdenkt, ſich Alles wohl bekannt macht und das Wiſſen der Schrift nicht gering achtet. Denn es iſt auch gegen die Sadducäer ein Vorwurf vom Heiland geworden, Matth. 22, 29.: ihr irret und wiſſet die Schrift nicht, noch die Kraft GOttes. Weil wir von Natur nichts von GOtt und göttlichen Dingen wiſſen, ſo iſt uns auch nur der Buchſtabe des Worts ſchon ein Licht, das uns in der Unwiſſenheit unſeres Verſtandes und in der Finſterniß unſers Herzens ſcheinet als eine Lichtkerze bei Nacht in einem dunklen Gemache, bis der Tag anbreche und der Morgenſtern aufgehe in unſern Herzen, d. i. bis wir Den finden, auf welchen uns die Schrift weiſt, und Er ſelbſt als die Sonne der Gerechtigkeit in unſern Herzen erſcheinet. Davon haben wir ein ſchönes und rührendes Beiſpiel in unſerm Evangelio an den Weiſen aus Morgenland. Zur Betrachtung deſſelben will ich Eurer Liebe vorſtellen:

Den nöthigen und wohlangewandten Bibelfleiß;

und zwar:

I. Wie derſelbe nöthig ſey;
II. wie derſelbe wohl angewendet werde.

Wir handeln

I. davon, wie nöthig der Bibelfleiß ſey. Einmal, weil wir ohne Bibelfleiß die Wahrheiten GOttes nicht wiſſen. David hält deßwegen ſo viel auf das Wort GOttes, und ſagt: Dein Wort iſt meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinen Wegen. Nun, die Weiſen aus Morgenland waren Heiden und hatten die Schrift nicht. Ihnen war nicht zuzumuthen, daß ſie ſich durch das Zeugniß der Schriften Moſis und der Propheten ſollten zu JEſu weiſen laſſen. Doch iſt auch ihre erſte Aufmerkſamkeit und Begierde ohne Zweifel aus dem Wort entſtanden. Es war vielleicht Bileams Weiſſagung, daß ein Stern aus Jacob aufgehen werde, von ihren Voreltern auf ſie gekommen. Und die Werke des HErrn, die er von der Zeit an unter ſeinem Volke gethan hat, beſtätigten dieſes Wort, und ließen es auch unter den umliegenden Völkern nicht in Vergeſſenheit kommen. Vielleicht haben ſie auch von Daniel und dem babyloniſchen Gefängniß her manches von dem noch bevorſtehenden Königreich und der Erſcheinung des Fürſten, auf den die Juden warteten, vernommen. So iſt manchmal ein einziges Wörtlein der Schrift, das man nicht verachtet, ſondern zu Herzen genommen, auf weit hinaus geſegnet. GOtt, der nun dieſe Leute wollte als Erſtlinge der Heiden zu ſeinem Sohne bringen, konnte es hernach wohl brauchen, und ſie gerade auf das weiſen, was ſie nur überhaupt von einem Stern aus Jacob vernommen hatten. Die Weisheit GOttes läßt nichts zurück; ſie merket auf einen einzigen Gedanken, der aus dem Worte entſtanden iſt; ſie weiß ihn hernach ſchon durch allerlei Mittel wieder im Gemüthe und Herzen aufzubringen. Die göttliche Vorſehung hat ſtets tauſenderlei Gelegenheiten an der Hand, uns dadurch näher zum Gemerk der Wahrheit und zu mehrerer Begierde nach unſerm Heil zu bringen. So wird auch der geringſte Fleiß im Worte GOttes und die Achtung der Schrift von GOtt mit neuer Gnade belohnt. Der Stern mußte hernach den Weiſen dasjenige ſeyn, was der Engel den Hirten geweſen iſt. Gleichwie dieſer als ein außerordentlicher Bote den Hirten, denen die Zukunft des Meſſias keine unbekannte Sache war, die wirkliche Erfüllung der göttlichen Verheißung in den Propheten bekannt machte: ſo mußte ihnen als Sternſehern der beſondere Stern, den ſie am Himmel geſehen, die wirkliche Erfüllung verkündigen.

Nun, ihr Lieben! wir können nicht ſagen, daß wir blos Ein Wörtlein davon gehört hätten; das Wort GOttes iſt reichlich unter uns; die ganze heilige Schrift haben wir in Händen; wir können uns mit der Unwiſſenheit nicht entſchuldigen, wenn wir nicht zu GOtt und Chriſto kommen. Aber um ſo billiger iſt es, daß wir dieſes Mittel nicht nur theuer und werth achten, ſondern auch fleißig und ernſtlich gebrauchen. Es wird Euch wohl aus GOttes Wort genug geprediget, daß es Euch auch auf dieſe Art nicht unbekannt bleiben kann. Aber weil man GOttes Wort auch ſelbſt in Händen haben und darinnen leſen kann, ſo iſt es eine unverantwortliche Nachläßigkeit, wenn man es nicht aufſchlagen und den ganzen Inhalt der heiligen Schrift ſich bekannt machen mag. Es iſt doch nichts umſonſt geſchrieben. Und das wäre gewiß ein großer Vortheil, um ſich in Alles, was gepredigt wird, deſto leichter zu finden, die Wahrheit deſto deutlicher zu verſtehen und deſto richtiger zu vernehmen, wo es hindeutet.

Sodann iſt ein Bibelfleiß nöthig, weil die Bibel uns den richtigen und gewiſſen Weg zu Chriſto zeigt. Es iſt doch merkwürdig, daß die Weiſen aus Morgenland erſt auf's Neue aus der Schrift und durch eine mittelbare Anweiſung mußten vernehmen und ſich ſagen laſſen, wo ſie den neugebornen König finden könnten. Warum läßt GOtt ſie nach Jeruſalem gehen? warum führt Er ſie durch den Stern nicht ſogleich nach Bethlehem? Antwort: unter andern Urſachen (denn ſie ſollten den nachläſſigen und unglaubigen Juden in Jeruſalem zugleich zum Zeugniß und zur Beſchämung ſeyn) auch darum, weil ſie daſelbſt aus den Schriften der Propheten die zuverläſſige und völlige Nachricht erhalten konnten. Was GOtt durch ſein Wort, das Er einmal in die Welt gegeben hat, ausrichten kann, die Menſchen zur Erkenntniß ihres Heils zu bringen, das thut Er nicht auf andere Weiſe. Er hat es darum offenbar werden laſſen als ſein Wort, daß wir es auf alle mögliche Weiſe uns zu Nutzen machen ſollen. Wer GOttes Wort und die Anweiſung aus der Schrift verachtet, und von GOtt verlangt, Er ſolle ihm auf andere Art ſeinen Willen kund thun, der iſt ein ſtolzer Geiſt, dem GOtt gewiß nicht nach ſeinem Eigenſinn aufwarten wird. Wir ſollen Herz und Sinn unter das geſchriebene Zeugniß beugen und daſſelbe als Schüler lernen. Alle Schrift, von GOtt eingegeben, iſt nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Beſſerung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit. 2 Tim. 3, 16. Es würde daher großen Nutzen bringen, wenn man auch neben dem Hören der Predigt zu Hauſe fleißig in GOttes Wort forſchte; wie darüber die Beroenſer gelobt werden (Apoſtelgeſch. 17, 11.), welche täglich in der Schrift forſcheten. Ich wünſchte, auch insbeſondere um der Kinder willen, daß ihnen nur die bibliſche Geſchichte von Jugend auf recht bekannt würde. Das wäre die beſte Anweiſung zur Furcht GOttes für eure Kinder.

II. Wie wird nun aber der Bibelfleiß wohl angewendet? Antwort: Wenn man die Schrift wirklich als einen Wegweiſer zu Chriſto braucht und ſich dadurch zu Ihm hinleiten läßt. Sonſt iſt die Schrift und aller Fleiß nicht wohl angewendet; denn das iſt der Zweck der Schrift: ſie zeuget von JEſu, ſie weiſet auf JEſum. Was half es die Schriftgelehrten und Herodes, daß ſie mehr wußten als die Weiſen, und ihnen Unterricht geben konnten? Und was hilft es Manche unter Euch, daß ſie mehr als Andere aus der Schrift wiſſen, und ſich deſſen rühmen, und ihr Herz bleibt doch ferne von Chriſto und ſeinem Heil? Man hat es nur zu deſto größerer Verantwortung! Der Knecht, der des HErrn Willen weiß, und thut ihn nicht, wird deſto mehr Streiche erleiden. Das war die Art der Heuchler; Joh. 5. hält es ihnen JEſus vor, da ſie wirklich einen Groll wider ihn hatten: ihr ſuchet in der Schrift, ihr möget wohl ſuchen; ſuchet, forſchet nur, damit ihr es recht wiſſen möget; ihr meinet, ihr habt das ewige Leben darinnen; und ſie iſt's, die von Mir zeuget; aber zu Mir wollt ihr nicht kommen, daß ihr das Leben haben möchtet. Man muß alſo keine Gerechtigkeit darin ſuchen, nicht meinen, darum werde uns GOtt ſelig machen, weil wir die Schrift wiſſen; ſondern JEſus iſt die Gerechtigkeit. — Wenn man nun zu JEſu kommt, dann geht erſt das rechte Licht auf; da wird die Schrift auf einmal klar; da wird's Licht im Herzen; da wird's Ein Licht. — Die Erfahrung weist wieder auf das Wort. Im Glauben an Chriſtum kann Timotheus erſt die Schrift recht benützen. — Darum ſelig, die Beides halten, den Glauben und das Wort, und das Wort mit dem Glauben vermengen, damit ſie vollkommene Schüler der Wahrheit werden, die aus GOtt iſt! Amen.

Am erſten Sonntag nach Epiphaniä.

Dettingen, 1753.

Evängelium: Luc. 2,41—52.

Und Seine Eltern giengen alle Jahr gen Jeruſalem auf das Oſterfeſt. Und da JEſus zwölf Jahre alt war, giengen ſie hinauf gen Jeruſalem, nach Gewohnheit des Feſtes. Und da die Tage vollendet waren, und ſie wieder zu Hauſe giengen, blieb das Kind JEſus zu Jeruſalem, und Seine Eltern wußten's nicht. Sie meinten aber, Er wäre unter den Gefährten, und kamen eine Tagreiſe, und ſuchten Ihn unter den Gefreundten und Bekannten. Und da ſie ihn nicht funden, giengen ſie wieder gen Jeruſalem, und ſuchten Ihn. Und es begab ſich nach dreien Tagen, funden ſie Ihn im Tempel ſitzen mitten unter den Lehrern, daß Er ihnen zuhörte, und ſie fragte. Und Alle, die Ihm zuhörten, verwunderten ſich Seines Verſtandes und Seiner Antwort. Und da ſie Ihn ſahen, entſetzten ſie ſich. Und Seine Mutter ſprach zu Ihm: mein Sohn, warum haſt du uns das gethan? ſiehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen geſucht. Und Er ſprach zu ihnen: was iſt's, daß ihr mich geſucht habt? wiſſet ihr nicht, daß ich ſeyn muß in dem, das meines Vaters iſt? Und ſie verſtunden das Wort nicht, das Er mit ihnen redete. Und Er gieng mit ihnen hinab, und kam gen Nazareth, und war ihnen unterthan. Und Seine Mutter behielt alle dieſe Worte in ihrem Herzen. Und JEſus nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade, bei GOtt und den Menſchen.

GOtt hat uns Sein Wort in unſere Mitte gegeben, daß wir Ihn ſelbſt und Seinen Willen zu unſerm Heil in Chriſto JEſu daraus erkennen, und überhaupt dadurch zu einem wahren Dienſte GOttes unterrichtet werden können. Wir haben es nun auch in heiligen Schriften verfaßt; das theure Bibelbuch iſt ja in unſern Händen. Das iſt eine theure Wohlthat unſeres GOttes, welche wir nicht hoch genug ſchätzen können. Ich habe erſt geſtern davon geredet, daß wir allen Fleiß darauf wenden ſollen, uns die heilige Schrift recht bekannt zu machen, aber ſie auch zu dem rechten Zweck wirklich zu gebrauchen, daß ſie uns nämlich zu JEſu weiſe, damit wir bei Ihm das ewige Leben haben mögen. Und dieß um ſo viel mehr, weil in unſerer evangeliſchen Kirche die Bibel auch dem gemeinen Mann in die Hände geliefert wird; da wir wiſſen, daß ihm dieſer Schatz in der papiſtiſchen Kirche gröſtentheils vorenthalten wird. Doch hat es GOtt nicht dabei allein gelaſſen, daß ein Jeder nur für ſich in der Schrift forſchen, und ſich die Erkenntniß des Heils daraus nehmen ſoll, ſondern Er hat noch dazu Lehrer verordnet, die Sein Wort auslegen, und den Unwiſſenden den deutlichen Sinn und den wahren Verſtand davon vortragen ſollen. Das iſt auch eine große Wohlthat GOttes, die man nicht gering achten, ſondern zu gleichem Nutzen gebrauchen ſoll. Es haben ja die Weiſen aus Morgenland ſelber von den ordentlich geſetzten Lehrern in Jeruſalem vernehmen, und ſich von ihnen von dem, was geſchrieben ſteht, berichten laſſen müſſen, wo Chriſtus ſollte geboren werden. Sehet, wie ſorgfältig GOtt iſt, wie Ihm ſo ſehr angelegen iſt, den Menſchen alle Vortheile an die Hand zu geben, daß ſie doch möchten zu einer gewiſſen und völligen Erkenntniß Seiner Wahrheit zu ihrer Seelen Errettung und ewigem Heil gelangen! Er richtet ſelbſt deßwegen eine beſondere Anſtalt auf; Er ſetzt dazu unter den Menſchen eine gewiſſe Ordnung und Stand; denn das Lehramt iſt GOttes Ordnung. Daven will ich dießmal reden, und aus dem Evangelio vorſtellen:

Die von GOtt eingeſetzte und von JEſu geheiligte Ordnung des Lehrens und Lernens in Seinem Wort; und zwar:

I. Wie dieſe Ordnung von GOtt eingeſetzt ſey;
II. wie ſie JEſus geheiliget habe.

I. Wenn man im heutigen Evangelio JEſum im Tempel ſitzend mitten unter den Lehrern antrifft, ſo ſagt Er: Wiſſet ihr nicht, daß Ich ſeyn muß in dem, das meines Vaters iſt? Er bezeugt alſo ſelbſt, daß dieſe Anſtalt im Tempel, wo Lehrende und Lernende waren, GOttes Ordnung ſey; es ſey Seines Vaters Anſtalt, Ordnung und Einſetzung. Hier treffe Er etwas an, das von Seinem Vater herkomme, das Seines Vaters Sache ſey; darum müſſe Er auch dabei ſeyn. Wir ſehen alſo gleich, wie JEſus ſelbſt dieſe Ordnung und Einrichtung des Lehrens und Lernens angeſehen und beachtet habe. Sie iſt alſo nicht nur aus gutem Fund der Menſchen aufgebracht worden, daß nur ſie ſelbſt es gerne ſo haben, und ſich derſelben nach freiem Belieben bedienen wollten und dürften; ſondern GOtt iſt der

Urheber dieſer Anſtalt. Er hat dieſe Ordnung des Lehrens und Lernens in Seinem Wort eingeſetzt. Er hat dieſe Einrichtung zum Unterricht der Menſchen in der Erkenntniß ihres Heils ſelbſt angegeben und feſtgeſtellt, und hält darüber durch alle Zeiten durch, und läßt ſie niemals abgehen.

GOtt iſt ja ſelbſt einem jeglichen Menſchen nahe. In Ihm leben, weben und ſind wir. Er könnte ja leicht einem jeglichen Menſchen ſelbſt in ſeinen Sinn und Gedanken legen, was er von Ihm wiſſen und wie er ſelig werden ſolle. Er könnte ſich ja einem jeglichen Menſchen ſelber offenbaren und mit ihm reden, wie Er zuerſt mit Adam geredet hatte. Und da man nun die heil. Schrift in Händen hat, könnte Er es nun einem Jeden ſelbſt überlaſſen, daß er daraus Bericht nehme, ja, ihn aus dieſem Worte ſelbſt, ohne Zuthun und Beihilfe eines andern Menſchen erleuchten und zur Erkenntniß bringen. Aber es hat der Weisheit und Güte GOttes gefallen, nicht auf ſolche Art mit den Menſchen allein zu handeln, ſondern dieſe Ordnung des Lehrens und Lernens einzuführen. Und dazu hat Seine Weisheit und Güte viele heilſame und wichtige Urſachen gehabt, die ich jetzt nicht erzählen kann. Wir ſollen uns gerne darunter ſtellen, und es uns laſſen recht, ja wichtig ſeyn, ſobald wir hören, daß es GOtt ſo haben wolle und ſelbſt eingeſetzt habe, und daß es JEſus Seines Vaters Sache heißt. Ja, das iſt eine uralte Ordnung, die da währet, ſeit der Menſchen auf Erden Viele worden ſind. Anfangs war ſie nur in den Häuſern, da ein jeder Hausvater zugleich der Lehrer ſeiner Familie war, und den Unterricht von GOtt, und wie man Ihm dienen ſolle, auf ſeine Kinder fortpflanzte. Aber da die Menſchen nicht nur ſich vermehrten, ſondern auch zugleich böſe und gottlos wurden, und alſo die Eltern ſelbſt ihre Kinder nicht mehr zu GOtt wieſen, ſo hat GOtt gleich einen öffentlichen Lehrer aufgeſtellt, der auch Andern von GOtt ſagen ſollte. Der Urenkel Adams, mit Namen Enos (Gen. 4, 26.), fieng zu derſelben Zeit an zu predigen von des HErrn Namen. Darauf kam Noah; das war ein Prediger an die ganze Welt. Abraham hat das Lob, daß Er werde ſeinen Kindern befehlen nach ihm. Moſes war der erſte Schreiber; der hat GOttes Worte in Schriften verfaßt, und auf dieſe erſten Schriften haben ſich die folgenden Lehrer, auch die Propheten, immer berufen. Und zum

Lehren hat GOtt den ganzen Stamm der Kinder Levi eingeſetzt unter ſeinem Volk. So hat es JEſus, der Sohn GOttes, noch angetroffen, da Er in den Tempel kam. Wie hat nun JEſus dieſe Ordnung des Lehrens und Lernens in Seinem Worte geheiliget? Antwort:

II. Indem Er ſich ſelbſt darunter geſtellt, und das von Seinem Vater eingeſetzte Lehramt beachtet hat. Niemand hätte weniger Urſache gehabt, ſich unter die Lehrer zu ſtellen, ihnen zuzuhören und ſie zu fragen, als JEſus, der ſelbſt voller Weisheit war und nicht von Menſchen zu lernen hatte. Er zeigte auch, daß Er gelehrter ſey im zwölften Jahre, als dieſe Lehrer, ja daß Er ſelbſt ihr Lehrer hätte ſeyn können. Doch ſtellt Er ſich jetzt in dieſe Ordnung. Er heiligt ſie mit Seinem Exempel, und bringt einen neuen Segen auf alle die, ſo ſich dieſer Ordnung ergeben. So hat JEſus die eingeſetzte Ordnung Seines Vaters in keinem Stück aufgehoben, ſondern durch Sein Exempel geheiliget, und mit Ehrerbietung behandelt. Deßwegen ſagt Er auch noch, da Er ſelbſt ſchon Sein Lehramt angefangen hatte: auf Moſis Lehrſtuhl ſitzen die Schriftgelehrten u. ſ. w. Matth. 23. Wir ſehen alſo, daß JEſus auch bei ärgerlichen Lehrern, die ſelber nicht thun, was ſie ſagen, doch die Ordnung GOttes nicht verachten laſſen, noch aufgehoben wiſſen will. Ja, hernach hat Er dieſe Ordnung genommen, und zu Seiner Anſtalt in Seinem Reiche gemacht. Er ſetzte hernach Lehrer des Evangelii ein. Eph. 4.

Aus dieſem allem haben wir vornehmlich dieſes zu lernen:

1) Daß wir die Weisheit und Güte GOttes darunter erkennen ſollen. Er will uns den Weg zu Seiner Erkenntniß dadurch erleichtern, daß uns Andere ſagen ſollen, was wir ſelbſt nicht wiſſen. Er will dadurch Gelegenheit geben, daß einer dem Andern mit ſeiner Gabe dienen und zum Guten beförderlich ſeyn ſoll. Er will dadurch die Ausſchweifung des menſchlichen Gemüths verhüten, daß nicht ein Jeder nur ſeinen Gedanken folge, und ſich herausnehme, was ihm beliebt; ſondern da nicht gleich ein Jeder den völligen Verſtand der Schrift herausfinden kann, ſo ſoll ein Vorbild der Lehrer ſeyn, und die Lehrer ſollen die Wahrheit bewahren. Malach. 2, 7.

2) Daß wir alſo dieſe Ordnung GOttes und JEſu Chriſti nicht nur ſo menſchlich anſehen und behandeln, ſondern als eine göttliche erkennen und uns unter dieſelbe beugen ſollen. Man kann ſo leichtſinnig

darüber herfahren, nicht nur über die Perſonen ſelbſt, — davon will ich nicht ſagen, damit es nicht ſcheine, man ſuche nur ſeine eigene Ehre; ſondern über die Sache ſelbſt, indem man ſagt: „ob man das hört oder nicht!“ und anders. — Wenn man es mit rechter Ehrerbietung anſähe, würde viel mehr Ernſt und Demuth ſeyn. 1 Theſſ. 5, 12.: Wir bitten euch aber, lieben Brüder, daß ihr erkennet, die an euch arbeiten, und euch vorſtehen in dem HErrn, und euch vermahnen.

3) Am Exempel JEſu lernt man, wie man auch lernen ſoll. Wo Lehrer ſind, da ſind auch Lernende. Ihr ſeyd Schüler der Wahrheit. Man ſoll zuhören mit Gehorſam. Es kann nicht anders ſeyn. Die Ordnung bringt es mit ſich. Man darf nicht nur nach Eigenwillen darüber raiſonniren und fragen, ſondern es zeigt Begierde an, aufmerkſam ſeyn auf das, was gehöret worden. Nun, JEſus ſegne es auch bei uns; Er gebe euch Allen ein Herz dazu! Amen.

Am zweiten Sonntag nach Epiphaniä.

Ehningen, 1759.

Evangelium: Joh. 2, 1 — 11.

Und am dritten Tage ward eine Hochzeit zu Cana in Galiläa, und die Mutter JEſu war da. JEſus aber und Seine Jünger wurden auch auf die Hochzeit geladen. Und da es am Wein gebrach, ſpricht die Mutter JEſu zu Ihm: ſie haben nicht Wein. JEſus ſpricht zu ihr: Weib, was habe ich mit dir zu ſchaffen? meine Stunde iſt noch nicht kommen. Seine Mutter ſpricht zu den Dienern: was Er euch ſagt, das thut. Es waren aber allda ſechs ſteinerne Waſſerkrüge geſetzt nach der Weiſe der jüdiſchen Reinigung, und giengen je in einen zwei oder drei Maaß. JEſus ſpricht zu ihnen: füllet die Waſſerkrüge mit Waſſer. Und ſie fülleten ſie bis oben an. Und Er ſpricht zu ihnen: ſchöpfet nun, und bringet's dem Speiſemeiſter; und ſie brachten's. Als aber der Speiſemeiſter koſtete den Wein, der Waſſer geweſen war, und wußte nicht, von wannen er kam, die Diener aber wußten's, die das Waſſer geſchöpfet hatten, rufet der Speiſemeiſter dem Bräutigam, und ſpricht zu ihm: Jedermann gibt zum erſten guten Wein, und wenn ſie trunken worden ſind, alsdann den geringern; du haſt den guten Wein bisher behalten. Das iſt das erſte Zeichen, das JEſus that, geſchehen zu Cana in Galiläa, und offenbarte Seine Herrlichkeit, und Seine Jünger glaubten an Ihn.

Ich will dießmal aus dem Evangelio vorſtellen:

Wie JEſus ſich auch in das gemeine Leben der Menſchen geſchickt und bequemet habe.

1) Hochzeit halten, ſich zur Hochzeit laden laſſen, und aus Urſachen der Verwandtſchaft und Freundſchaft bei der Hochzeit erſcheinen, ja, noch den Hochzeitwein dazu verſchaffen, das ſind lauter Umſtände, die in das gemeine Leben der Menſchen gehören. JEſus aber war ſchon nicht mehr als ein gemeiner Mann anzuſehen, wie Ihn vorher ſeine Landsleute in Nazareth mögen angeſehen und gedacht haben: das iſt eben Joſephs, unſeres Zimmermanns Sohn, der ihm hilft auf dem Handwerk ſchaffen. Denn JEſus war ſchon aus dieſer gemeinen Lebensart der Menſchen herausgetreten. Er war ſchon von Johannes getauft und hatte das Zeugniß bekommen, daß Er der liebe Sohn GOttes ſey. Er hatte ſchon Sein Lehramt angetreten und etliche Jünger und Lehrſchüler bekommen; da hätte JEſus gegen die Einladung denken und ſagen können: das ſchickt ſich nicht mehr für mich und meinen Stand; ihr möget wohl Hochzeit halten, und dem gemeinen Leben und deſſen Gewohnheiten abwarten. Ich kann mich für meine Perſon und nach meinen Umſtänden damit nicht einlaſſen. Aber der freundliche JEſus bequemet ſich auch dazu. Weil Er von Seiner Mutter her ein Befreundter der Hochzeitleute war, und auch Seine Jünger Verwandte waren, ſo beobachtet Er auch die Freundſchaftspflicht, ſtellt ſich ein mit Seinen Jüngern, und nimmt ſich der Sache ſo an, daß der Bräutigam und die Braut bei Ehren bleiben, und die Hochzeitgäſte wohl zufrieden und vergnügt ſeyn können.

2) Das iſt in dem Lebenslauf JEſu wohl zu bedenken: Er hat ſich den Umſtänden des gemeinen Lebens nicht entzogen und eine ſo abgeſonderte Lebensart geführt, daß Er ſich deſſen, was andern Menſchen begegnet, nicht angenommen hätte. Deßwegen ſagt Er auch Matth. 11.: des Menſchen Sohn iſt gekommen, ißt und trinkt, wie andere Leute. Und ihr meinet, wenn Er ein ſolcher Prophet und Mann GOttes ſeye, ſo ſollte Er nicht ſo ſeyn, wie andere Leute; Er ſollte etwas Beſonderes haben, und ihr läſtert darüber. Aber das iſt die große Leutſeligkeit des Menſchenfreundes. Er ſtellt ſich unter die Menſchen hinein, wie es bei ihnen iſt, und fügt ſich zu allen ihren Lebensumſtänden. Er iſt in Allem wie ſie; aber Er heiliget ſich in dem

Allem für ſie, daß ſie durch Ihn geheiliget würden in Allem, was die Menſchlichkeit erfordert und mit ſich bringt. Das iſt die große Abſicht Seiner Liebe, davon wir nun den herrlichſten Nutzen und Segen haben können. Ich will gleich ſagen wie?

3) Ein wahrer Chriſt iſt kein abgeſonderter und außerordentlicher Menſch in Anſehung des gemeinen Lebens. Aber die Leute denken noch ſo von einem wahren Chriſten und Kind GOttes, wie vormals die von Nazareth von JEſu gedacht haben. Deßwegen ſagen ſie: Man ſieht ja nichts Beſonderes an dem Menſchen; er iſt eben wie andere Leute auch ſind; er ißt und trinkt, er ſchläft, er treibt ſein Gewerb, er handelt, er läßt nichts zurück u. dgl. Ja, ſo ſoll es ſeyn. Ein wahrer Chriſt ſteht auch noch im gemeinen Leben, und ſoll ſich darnach richten und dazu bequemen, wie ſein Heiland auch. Er ſoll die Freundſchaftspflichten nach der Natur nicht aufgeben; er ſoll auch die Gewohnheiten des äußern Lebens nicht ändern; er ſoll nichts Beſonderes haben. Man ſoll nicht von ihm ſagen können: er ſetzt ſein Chriſtenthum in Dieß und Das. Er ſoll in dem Allem ſeyn, wie andere Leute auch ſind.

Da möchte man fragen: Was iſt dann aber für ein Unterſchied? Antw. darinnen, daß ſich ein Chriſt der ſündlichen Eitelkeit nicht annimmt, die in dem gemeinen Leben eingeführt iſt, und meidet die vergängliche Luſt. 2 Petr. 1. Er ißt und trinkt wie andere Leute, aber nicht zum Wohlleben und zur Ueppigkeit; er ſchafft, aber nicht mit irdiſchem Sinn; er handelt, kauft und verkauft, aber nicht mit Ungerechtigkeit und Uebervortheilung. Er nimmt zu dem Allem ſeinen Heiland mit dazu; es würde ihm ſonſt viel ſaurer und verdrießlicher; aber das freut ihn, daß er denken kann: So iſt mein Heiland auch geweſen. Er thut's im Glauben an JEſum, und dadurch heiliget er alle ſeine Arbeit. Das iſt's, was Paulus ſagt: Was ihr thut, das thut im Namen JEſu! Col. 3. und 1 Joh. 2.: Wandelt wie Er. So wird ein göttliches Leben geführt, wie die Kinderlehre ſagt: Man kann Hochzeit machen, im Eheſtand leben, arbeiten, und doch göttlich leben, wie Henoch; 1 Moſ. 5, 24. Solche Leute will JEſus haben.

4) Verſtehet ihr nun, worauf es bei'm Chriſtenthum ankommt? Saget nicht mehr: wir müſſen eben ſchaffen, ſorgen, wir ſind gemeine Leute, wir können dem nicht ſo abwarten, wie die Pfarrer. Freilich,

das verlangt der Heiland nicht; ſondern wenn ihr nur einmal ein Herz zu JEſu hättet, ſo würdet ihr Ihn zu allen Umſtänden eures Lebens nehmen und wohl brauchen; da würde euch das Leben viel leichter. Das Chriſtenthum macht die Beſchwerden des mühſeligen Lebens leichter, gibt Licht und Verſtand, ein gefaßtes Gemüth, Gnade und Segen. Wenn ich euch nun Gutes gönne auch im zeitlichen Leben, ſo weiß ich euch keinen beſſern Rath, als den: Wendet euch von Herzen zu JEſu; ſuchet Seine Gemeinſchaft; nehmet Ihn zu Allem, auch zum Kleinſten, was euch im gemeinen täglichen Leben vorkommt, und ihr dürfet Sein Naheſeyn merken! Amen.

Am dritten Sonntag nach Epiphaniä.

Ehningen, 1757.

Evangelium: Matth. 8, 1 — 13.

Da Er aber vom Berge herab gieng, folgte Ihm viel Volks nach. Und ſiehe, ein Ausſätziger kam und betete ihn an, und ſprach: HErr, ſo Du willſt, kannſt Du mich wohl reinigen. Und JEſus ſtreckte Seine Hand aus, rührete ihn an, und ſprach: Ich will es thun, ſey gereiniget. Und alſobald ward er von ſeinem Ausſatz rein. Und JEſus ſprach zu ihm: Siehe zu, ſage es Niemand; ſondern gehe hin, und zeige dich dem Prieſter, und opfere die Gabe. die Moſes befohlen hat, zu einem Zeugniß über ſie. Da aber JEſus eingieng zu Capernaum, trat ein Hauptmann zu Ihm, der bat ihn, und ſprach: HErr, mein Knecht liegt zu Hauſe, und iſt gichtbrüchig, und hat große Qual. JEſus ſprach zu ihm: Ich will kommen, und ihn geſund machen. Der Hauptmann antwortete, und ſprach: HErr, ich bin nicht werth, daß Du unter mein Dach gebeſt; ſondern ſprich nur ein Wort, ſo wird mein Knecht geſund. Denn ich bin ein Menſch, dazu der Obrigkeit unterthan, und habe unter mir Kriegsknechte: noch wenn ich ſage zu einem: Gehe hin, ſo gehet er; und zum Andern: Komm her, ſo kommt er; und zu meinem Knechte: Thue das, ſo thut er's. Da das JEſus hörete, verwunderte Er ſich, und ſprach zu denen, die Ihm nachfolgten: Wahrlich, ich ſage euch, ſolchen Glauben habe ich in Iſrael nicht gefunden. Aber ich ſage euch: Viele werden kommen von Morgen und von Abend, und mit Abraham und Iſaak und Jakob im Himmelreich ſitzen. Aber die Kinder des Reichs werden ausgeſtoßen in die äußerſte Finſterniß hinaus, da wird ſeyn Heulen und Zähnklappen. Und JEſus ſprach zu dem Hauptmann: Gehe hin, dir geſchehe, wie du geglaubet haſt. Und ſein Knecht ward geſund zu derſelbigen Stunde.

Wir finden im heutigen Evangelio zwei Perſonen, welche ihre Noth zu JEſu getrieben. Und ſo geſchieht's noch, daß man meiſtentheils nur aus Noth zu JEſu kommt. Dieß ſollte wohl nicht ſo ſeyn. Man ſollte vielmehr aus freier Liebe zu Ihm kommen, daß einen nicht erſt die Noth hintreiben müßte. Denn wenn man das Evangelium von JEſu Chriſto hört, wenn einem geſagt wird: Siehe, o Menſch, du biſt ein Sünder, du gehſt verloren, wenn du nicht einen haſt, der dir vom Satan loshilft, dich von der Verdammniß rettet; höre, der Sohn GOttes hat dein Elend mit Erbarmung angeſehen; Er hat dir eine Erlöſung bereitet durch Sein Blut, ſo Er für dich vergoſſen; Er will dein Heiland, HErr, Vertheidiger, Helfer und Seligmacher ſeyn; halte dich nur zu Ihm, ſo wird es dir nicht fehlen: — ei, das ſollte ja einen Menſchen ſo reizen und erwecken, daß er ohne Anſtand zu JEſu käme, und ſich Ihm aus Liebe ganz ergäbe; daß er ſpräche: Haſt du mich ſo geliebt, ſo will ich dich wieder lieben; ich habe ja an dir den beſten und treueſten Freund! — So wäre es ſchön, wenn man mit Luſt und Freude zu dem Seelenfreund eilete. Allein das geſchieht von den Allerwenigſten. Der irdiſche Sinn, die Verblendung der Herzen, die Verführung der Welt macht, daß man dieß Alles hören und zugeſtehen kann, und doch von JEſu ferne bleibet. Da kommt die Noth dazu; allerlei Leiden, Ungemach, Trübſal, Krankheit u. dgl. Unglück, und das muß zu JEſu treiben. So iſt es mit den zwei Menſchen gegangen, die im heutigen Evangelio vorkommen.

Ich will euch daher vorſtellen:

Was bei einem Menſchen vorgehe, den ſeine Noth zu JEſu treibt; und zwar:

I. warum uns die Noth zu JEſu treiben muß;
II. was dieſe Noth zuwege bringe; und
III. was weiter darauf erfolgen müſſe.

Noth, Elend, Krankheit iſt in der Hand und nach der Abſicht GOttes ein gutes Mittel, uns zu JEſu hinzubringen.

I. Aber warum muß uns denn erſt die Noth zu JEſu treiben? Antw. Das Herz iſt ſo träge; es kann wohl Alles von JEſu hören und bleibt doch in ſeinem trägen Sinn; das Herz iſt ſo abgeneigt, deßwegen bleibt man gegen Ihn ſo fremde. Wie man von zwei Perſonen ſagen kann: ſie ſind ſo fremd gegen einander; ſie thun ſo fremd gegen einander, als wenn ſie einander nichts angiengen: alſo machen es die armen Chriſten mit JEſu, als wenn ſie Ihn nichts angiengen, da Er ſie doch erkauft und getauft hat. Aber gleichwie es auch im menſchlichen Leben geſchehen kann, daß man einander ſo zu Gutem und Böſen gehen läßt, man kommt nicht zuſammen, man braucht einander nicht; aber wenn einen eine Noth befällt, ſo denkt man: es iſt doch mein Bruder, mein Nächſter, Pathe und Verwandter; ich will doch zu ihm gehen und ihn anſprechen. Wie geht es alsdann? Ein ehrlicher Mann, ein gutgeſinnter Menſch ſagt: es iſt mir lieb, daß du nun auch einmal kommſt; ich hätte dir ſchon lange gerne Liebe bewieſen, aber du haſt mich nicht geachtet; wenn dich nicht die Noth dazu triebe, du wäreſt gewiß noch lange nicht zu mir gekommen, und hätteſt nicht daran gedacht, daß du noch einen Bruder, einen Pathen in der Welt haſt. So geht es uns armen, irdiſchen Menſchen gerade bei JEſu. Man braucht Ihn nicht; man denkt nicht, daß Er ſo nöthig ſey. Man kann eine Zeitlang ohne Ihn auskommen; hernach wenn die Noth angeht, ſo fällt's einem ein: ich habe noch einen Freund, einen HErrn, einen Arzt u. ſ. w. Und das iſt der Unterſchied zwiſchen einem Heiden, — dem kann es nicht einfallen, und einem unbekehrten, weltgeſinnten Chriſten, der getauft iſt, daß der Letztere denkt: Ich will zu Ihm gehen und Ihn anſprechen. Alſo wenn die Noth nicht dazu käme, ſo hätte man wohl an Jeſum nicht gedacht, man wäre immer fremd gegen Ihn geblieben. Und ſehet, das iſt die Urſache, warum GOtt ſo manche Noth, Leiden und Krankheit über die Menſchen kommen läßt. Weil ſie nicht mit Gutem wollen, aus Liebe, bei'm Gehör des Evangelii, ſo braucht Er lieber ſchärfere Mittel, als daß Er ſie ganz zurückließe. Denn wenn das nicht wäre, ſo blieben ſie in ihrer Verdammniß. Es thut alſo wohl dem Fleiſch wehe; es iſt eine Züchtigung; aber es iſt gut gemeint; es iſt doch lauter Güte und Barmherzigkeit darunter. Das müſſen wir verſtehen lernen und denken: lieber GOtt, was willſt Du an mich!

II. Was bringt aber die Noth zuwege? Was bringt und preßt ſie im Herzen heraus? Antw. Demuth, daß man mürbe und klein und geſchmeidig wird. Die Natur iſt ſo roh, ſo hart, ſo ſtolz, ſo ungebrochen. Man könnte mit manchem wilden Gemüth gar nicht mehr auskommen, und es iſt mit ihm auch nichts zu machen, bis es in Noth kommt. Da kommt man zu ſich ſelber, da wird man mürbe, da erfährt man und empfindet, was man vorher nicht einmal denken wollte: ach, was iſt es doch um einen Menſchen! wie ſchwach und gebrechlich! Ach, was iſt es doch für eine Eitelkeit um die Welt, und um alle Luſt und Geſuche der Erde! Da bekommt man ein gebrochenes Herz, wird weich, wie ein Kind, wenn man ihm die Ruthe gegeben hat; da wird das Herz geſchlachter; da lehrt die Anfechtung auf's Wort merken, das man zuvor gehöret hatte und nicht ſo achtete. Nun das iſt gut; das bringt den Menſchen zum Beſinnen. — Sodann bringt die Noth zuwege eine Begierde zu JEſu, Zutrauen, Anhalten im Flehen; das finden wir bei den zwei Perſonen im Evangelio. Aber das geſchieht nicht bei Allen; denn es gibt Leute, die ſo verſchloſſen ſind mit ihrem Herzen, daß ſie ſich auch die Noth nicht zu Ihm treiben laſſen, ſondern unmuthig, hart bleiben, und von JEſu nichts hören mögen, wenn ſie es ſchon äußerlich geſchehen laſſen, daß man ihnen etwas davon vorſagt. Mit ſolchen iſt auch in der Noth, in Krankheit nichts zu machen. Aber wo ein Fünklein der Begierde zu JEſu da iſt, das gleichſam unter der Aſche gelegen, das durch die Luſt der Welt lange unterdrückt worden, das glimmt auf, da wird ein Ernſt erweckt, zu JEſu zu rufen. Da heißt es dann: HErr, ſo Du willſt, kannſt Du mich wohl reinigen. Und der HErr JEſus iſt ſo erbarmend, daß Er es doch annimmt und ihm die vorige Untreue nicht vorrückt. Da iſt ſein Herz, wie ich oben von dem rechtſchaffen geſinnten Freund geſagt habe: Es iſt Ihm lieb, daß Er uns zeigen kann, daß Er gerne unſerer ſich annehmen will. — Was muß nun weiter darauf folgen?

III. Es folgt die Hilfe; das Rufen iſt nicht umſonſt. Der Heiland läßt einen ſolchen Betenden, Schreienden nicht zu Schanden werden. Aber damit iſt noch nicht die ganze Faſſung des Herzens zu Stande gebracht, daher kann es geſchehen, daß, wenn die Noth vorüber iſt, man in ſeinen vorigen Sinn zurückſchlägt, und nichts weiter davon hat. In dem Sinn ſagte JEſus zu einem: ſiehe zu, ſündige hinfort nicht mehr! Iſt es nicht ſo, daß Mancher ſagen muß: ja, wenn ich damals geſtorben wäre, ich wäre gewiß ſelig worden; ich habe es gefühlt in meinem Herzen; aber jetzt iſt mir's nicht mehr ſo. Und deßwegen nimmt GOtt auch Manchen weg aus Barmherzigkeit und denkt: jetzt habe ich ihn noch gut.

Es muß aber auch ein rechter völliger Glaube darauf folgen, wie es bei Manchem geſchehen iſt, den der Heiland erlöſte. Da heißt es dann: der Menſch glaubte mit ſeinem ganzen Hauſe; und hier wurde der Hauptmann confirmirt. — So muß man hernach erſt freiwillig ſich zu JEſu halten und mit Ihm recht bekannt werden. Die neun Ausſätzige ſind mit Ihm nicht recht bekannt geworden, aber der Eine, der umkehrte und Ihm die Ehre gab.

Nun, ich wünſche, daß, da jetzt in manchen Häuſern die Noth eingebrochen, dieſer Zweck GOttes möge an Geſunden und Kranken erreicht werden. Amen.

Am vierten Sonntag nach Epiphaniä.

Ehningen, 1739.

Evangelium: Matth. 8, 23 — 27.

Und JEſus trat in das Schiff, und Seine Jünger folgten Ihm. Und ſiehe, da erhob ſich ein groß Ungeſtüm im Meer, alſo, daß auch das Schifflein mit Wellen bedeckt ward; und Er ſchlief. Und die Jünger traten zu Ihm, und weckten Ihn auf, und ſprachen: HErr hilf uns, wir verderben! Da ſagte Er zu ihnen: Ihr Kleingläubigen, warum ſeyd ihr ſo furchtſam? Und ſtund auf, und bedrohete den Wind und das Meer: da ward es ganz ſtille. Die Menſchen aber verwunderten ſich, und ſprachen: Was iſt das für ein Mann, daß ihm Wind und Meer gehorſam iſt!

Ich will dießmal vorſtellen:

Wie man ſich bei Unglücksfällen und ſchweren Schickſalen in der Welt verhalten ſolle.

1) Das menſchliche Leben iſt allerlei Zufällen und unvermutheten Begegniſſen unterworfen. Ein ſolches Exempel haben wir im heutigen Evangelio. Die Jünger fuhren über das Meer bei Genezareth; das war ihnen eine bekannte Fahrt. Aber dieſmal begegnete ihnen ein Unglück, daß ſie in Lebensgefahr geriethen. Ein Sturm erhob ſich, das Schifflein wankt, die Waſſerwellen ſchlagen herein, daß es leicht hätte ſinken und ſie alle im Meer ertrinken mögen.

Ehe man es ſich vermuthet, geſchieht Etwas, dadurch man in Noth und Trübſal, ja ſogar in Lebensgefahr kommt. Und das ſind ſolche Umſtände, die der Menſch nicht verhüten noch anders machen kann; ſie kommen über ihn ohne all' ſein Zuthun.

Solche Unglücksfälle erfährt einer entweder einzeln und allein in ſeinen Lebensumſtänden, oder mit Mehreren zugleich. Für ſich allein, z. B. wenn man unvermuthet in eine ſchwere Krankheit fällt, wenn man an ſeinem Leib einen Schaden erleidet, wenn man ſonſt verunglückt, wenn einer an ſeinem Vermögen, Hab und Gut eine große Einbuße hat, wenn einer in eine augenſcheinliche Lebensgefahr geräth, wenn einer von ſeinen Eltern, Kindern, Gatten wegſtirbt, — Sterbfälle, daran einem viel gelegen iſt, wovon unſer irdiſches Fortkommen abhängt.

Oder auch mit Mehreren: in ſchweren und ſchädlichen Ungewittern, in Brandſchaden, Hunger, theurer Zeit, Seuchen, Landplagen u. ſ. w. Das ſind nun lauter ſolche Unglücksfälle, die einem für ſich oder mit Andern begegnen können. — Und das menſchliche Leben iſt davon voll. Und alle Zeiten weiſen uns ſolche Erempel auf. GOtt, der Schöpfer, der Alles regieret und Seine Vorſehung über Alles walten läßt, hat doch Seine Hand über dem Allem; es geſchieht nichts von Ungefähr. Aber Er läßt es doch ſo geſchehen; Er läßt den Lauf der Dinge nach den wirkenden Urſachen ſo fortgehen. Da können wir nicht ſagen: es ſollte nicht ſo ſeyn; es ſollte ſich nichts dergleichen zutragen, noch viel weniger: dergleichen wird mich nicht treffen. Wir können die Regierung GOttes nicht meiſtern, noch tadeln.

2) Da fragt ſich's nun: wie man ſich verhalten ſolle? Ein Chriſt, der an JEſum glaubt, weiß ſich freilich am beſten darein zu ſchicken und zu tröſten. Er denkt bei Allem, was ihm vorkommt, an

ſeinen Heiland. Ey! Iſt doch mein Heiland auch in ſolchen Umſtänden geweſen. Es iſt ja merkwürdig, daß der liebe Sohn GOttes ſolcher Unglücksfälle ſelbſt nicht überhoben geweſen iſt. Er war ja doch der HErr, dem Alles unterthan ſeyn mußte. Das Auge GOttes ſah auf Ihn, aber jetzt kommt Er in Lebensgefahr; Er ſchläft; Er weiß nichts darum, wie ein anderer Menſch, wenn er ſchläft, nicht weiß, was um ihn herum geſchieht. O ſehet! — Siehe, heißt es im Evangelio zur Verwunderung. — Weil Er in die Welt gekommen war, ſo wollte Er auch erfahren, was Andere erfahren; es ſollte Ihm auch ſo gehen, wie Andern. Er wollte uns in Allem gleich werden, auf daß Er helfen könnte Ebr. 2. Nun, wer JEſum nicht kennt noch liebt, dem gibt das freilich keinen Troſt. Aber ein Chriſt hat genug daran, ſein Herz zu ſtillen. Er denkt: Iſt es Dir, o JEſu, ſo ergangen, ſo kann ich nicht verlangen, daß mir nichts dergleichen widerfahren ſolle. Aber die Gemeinſchaft mit JEſu iſt ſein Halt. Er ſpricht zu Ihm: Siehe nun auf mich; denke daran, daß Dir auch ſo geweſen; komm mir zu ſtatten mit dem Verdienſt Deines Lebens. Laß es mir zum Segen, zur Heiligung, zur Förderung in Dein Reich gereichen! — O, wer dieſe Kunſt gelernt hat, der iſt mit ſeinem Heiland zufrieden, überläßt ſich Ihm und erwartet Seine Hilfe. Es hat ſchon ſeine großen Vortheile auch in dieſem Leben und ſeinen Zufällen, wenn man ein rechter Chriſt iſt; das macht das Leben leicht.

3) Aber wo kein rechter Glaube an JEſum iſt, da kann man ſich nicht darein ſchicken. So war es bei den Jüngern, daß ihnen der Heiland vorhielt: O ihr Kleingläubigen! oder: Wo iſt nun euer Glaube? Wie? daß ihr keinen Glauben habt! — Bei ſolchen Begegniſſen wird es recht offenbar, daß man keinen Glauben hat. So lang einem nichts widerfährt, da kann man immer ſagen: „HErr, wie Du willſt, ſo ſchick's mit mir; — wer nur den lieben GOtt läßt walten!" als wenn man mit Allem zufrieden wäre. Aber wenn's kommt, ſo kann man fragen: Wo iſt nun dein Glaube? Warum biſt du jetzt ſo unruhig und außer dir? Da kann man erſt ſehen, wie das Herz beſchaffen iſt; da kann man ſich und da kann man einen Andern kennen lernen. Und darum ſchickt GOtt auch ſolche Proben. Hiob hat es erkannt, wenn er ſpricht: Du ſucheſt den Menſchen täglich heim und prüfeſt ihn alle Stunden. Hiob 7, 18. — Wenn ſich nur der

Menſch auf ſein Herz bringen läßt, daß er denket: ja, ſiehe, jetzt haſt du keinen Halt an GOtt, an JEſu! ſo hätte er ſchon den größten Nutzen davon; ſo wäre er fähig, ſich mit Demuth und Ernſt zu GOtt und JEſum zu wenden; ſo würde zugleich ſeinem Herzen geholfen. Aber wenn man ſo unruhig iſt, möchte nur geſchwind die Noth weg haben, und ſchreit, ſo geſchiehts wohl auch; Er iſt nahe allen, die Ihn anrufen. Aber man hat keinen Nutzen, wie die Schiffleute, die da ſprachen: Was iſt das für ein Mann! und dabei blieb's; ſie lernten Ihn nicht kennen; ſie waren froh, daß ſie aus der Gefahr waren und ſicher ans Land kamen. O lernet doch auch an Allem, was euch begegnet; lernet euch und euer Herz kennen; lernet JEſum kennen, und ihr habt einen ſichern Anker in allen Vorkommenheiten eures Lebens! Amen.

Am Feiertag Mariä Reinigung.

Oettingen, 1751.

Evangelium: Luc. 2, 22—32.

Und da die Tage ihrer Reinigung nach dem Geſetz Moſis kamen, brachten ſie Ihn gen Jeruſalem, auf daß ſie ihn darſtellten dem HErrn, (wie denn geſchrieben ſteht in dem Geſetz des HErrn: allerlei Männlein, das zum erſten die Mutter bricht, ſoll dem HErrn geheiliget heißen) und daß ſie gäben das Opfer, nach dem geſagt iſt im Geſetz des HErrn: ein paar Turteltauben, oder zwo junge Tauben. Und ſiehe, ein Menſch war zu Jeruſalem, mit Namen Simeon, und derſelbige Menſch war fromm und gottesfürchtig, und wartete auf den Troſt Iſraels, und der heilige Geiſt war in ihm. Und ihm war eine Antwort worden von dem heiligen Geiſt, er ſollte den Tod nicht ſehen, er hätte denn zuvor den Chriſt des HErrn geſehen. Und er kam aus Anregung des Geiſtes in den Tempel. Und da die Eltern das Kind JEſum in den Tempel brachten, daß ſie für ihn thäten, wie man pflegt nach dem Geſetz, da nahm er Ihn auf ſeine Arme, und lobte GOtt, und ſprach: HErr, nun läſſeſt du deinen Diener im Frieden fahren, wie du geſagt haſt, denn meine Augen haben deinen Heiland geſehen, welchen du bereitet haſt vor allen Völkern, ein Licht zu erleuchten die Heiden, und zum Preis deines Volks Iſrael!

„Freuet Euch in dem HErrn allewege, und abermal ſage ich, freuet Euch!“ Das iſt eine herzliche Anrede und Ermunterung des

Apoſtels Paulus an die Philipper. Kap. 4, 4. Es muß ihm etwas Beſonderes daran gelegen geweſen ſeyn, daß er es ihnen noch einmal wiederholt. Und ja wohl: Wer weiß und glaubet, daß JEſus ſein HErr ſey, der hat Urſache, ſich zu freuen; denn bei dem HErrn geht es ſeiner Seele wohl in Ewigkeit; bei dem HErrn iſt ihm in allen Umſtänden wohl gerathen. Der hat ein dauerhaftes wahres Glück, wer JEſum hat. Darum ſoll man ſich auch Seiner freuen. Freuet euch in dem HErrn! Ich habe neulich von den Trübſalen geredet; und die Glaubigen ſind ihrer in der Welt am wenigſten überhoben. Trübſale ſind nichts Fröhliches. Aber rechten Chriſten bleibt bei und unter allen Trübſalen eine Freude übrig in ihren Herzen; ſie freuen ſich doch, daß ſie einen Heiland haben, und ſagen mit Aſſaph Pſ. 73.: Wenn mir gleich Leib und Seele verſchmachtet, ſo biſt Du doch, GOtt, allezeit meines Herzens Troſt und mein Theil; ſo weißt Du, HErr, daß ichs nicht achte.

Jakobus ſagt Kap. 1, 4.: achtet es eitel Freudigkeit, wenn ihr in mancherlei Anfechtungen ſeyd; und Röm. 5, 4. heißt es: Wir rühmen uns auch der Trübſale. Es widerſpricht ſich alſo gar nicht, ſondern reimt ſich gut zuſammen in dem Herzen eines rechtſchaffenen Chriſten, daß er ſich allewege im HErrn freuet. Darum will ich heute reden

Von der Beſchaffenheit eines fröhlichen Chriſtenthums.

Und zwar:

I. Was der Grund davon ſey.

II. Worin es ſich äuſſere und zeige.

I. Der Chriſt iſt fröhlich, weil er Theil an JEſu hat. Simeon ſagt: Nun habe ich genug, meine Augen haben Deinen Heiland geſehen, o GOtt! — JEſus heißt der Heiland GOttes, der Chriſt des HErrn, weil Ihn GOtt geſandt und geſchenkt hat der Welt als ihr höchſtes und einziges Gut. O wenn einer nur ſagen kann: ich weiß, Er geht mich auch an; ich habe auch Theil daran, ich ſtehe auch mit an — an dem, was JEſus iſt und hat und geben kann: das iſt freilich eine Urſache inniger Freude; da bricht man aus: HErr, mein Hirt, Brunnquell aller Freuden! Du biſt mein, ich bin Dein, Niemand kann uns ſcheiden. — Man kann nicht anders von Ihm denken, denn man bekommt gleich ſo viel von Ihm zu genieſſen: Vergebung, Frieden. — Wo JEſus einzieht, da bringt Er Sein Himmelreich mit, welches iſt Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geiſt. Röm. 14, 17. — Weiter iſt ein Grund unſerer Freude: Daß wir von der Finſterniß zum Licht gekommen und erleuchtet worden ſind. Ein unbekehrter Menſch in der chriſtlichen Kirche, wo das Wort GOttes und die Sacramente ſind, iſt, wie wenn man einen in ein Schloß bei Nacht hineinführte, wo Gold und Silber, Edelſteine und alle Koſtbarkeiten beiſammen wären; das freuet ihn nicht und gefällt ihm nicht. Sobald es aber Tag würde, würde er ſich nicht genug wundern und freuen können. Und wenn man ihm ſagte: das Alles iſt dein; der König hat dir ſein ganzes Schloß und Alles, was darinnen iſt, geſchenket, — er würde ſich nicht genug freuen können. So geht es einem, wenn er aus ſeiner Unwiſſenheit heraus kommt und erleuchtet wird. Da ſieht er erſt, was es ums Chriſtenthum iſt, und was ihm GOtt in Chriſto, Seinem Sohne, geſchenket hat. Er ſpricht: O nun ſind meine Augen offen! — Der heilige Geiſt iſt das Pfand unſeres Erbes zu unſerer Erlöſung, daß wir Sein Eigenthum würden, zum Lobe Seiner Herrlichkeit. Epheſ. 1, 14. — Aber wir freuen uns auch, weil wir wiſſen, daß es auf lauter Ehre, Preis und Herrlichkeit hinausläuft. In der Welt hat man wenig Ehre von einem wahren Chriſtenthum; da muß man die Schmach Chriſti tragen; da wird man nicht darüber geprieſen, ſondern geſchimpft und geſchmähet. Aber der Preis iſt auch nicht gemeint; ſondern wie der Heiland ſagt: Wer mir nachfolget, den wird mein Vater ehren, Joh. 12, 26. Und von GOtt geehret werden, das iſt die größte Ehre. Petrus ſagt im erſten Briefe, V. 4 und ff.: zu einem unvergänglichen und unbefleckten und unverwelklichen Erbe, das behalten wird im Himmel; euch, die ihr aus GOttes Macht durch den Glauben bewahret werdet zur Seligkeit, welche zubereitet iſt, daß ſie offenbar werde zur letzten Zeit. In welcher ihr euch freuen werdet, die ihr jezt eine kleine Zeit (wo es ſeyn ſoll) traurig ſeyd in mancherlei Anfechtungen: auf daß euer Glaube rechtſchaffen und viel köſtlicher erfunden werde, denn das vergängliche Gold, das durchs Feuer bewähret wird, zu Lobe, Preis und Ehren, wenn nun offenbaret wird JEſus Chriſtus, welchen ihr nicht geſehen und doch lieb habet, und nun an ihn glaubet, wiewohl ihr Ihn nicht ſehet, ſo werdet ihr euch freuen mit unausſprechlicher und herrlicher Freude, und das Ende eures Glaubens davon bringen, nämlich der Seelen Seligkeit. — Das ſind nun drei wichtige Gründe zu einem fröhlichen Chriſtenthum; Gründe genug, wenn man nur ein Herz dazu hat!

II. Worin zeigt ſich nun ein ſolches Chriſtenthum? Erſtens darin, daß man JEſum innig lieb hat, und Ihn umfaßt. Wie muß es dem alten Simeon ſo wohl gethan haben, da er hat das Kindlein auf ſeine Arme genommen! Wie wird ſein Herz gehüpft haben, wie bei Eliſabeth! O wenn man ſagen kann: „Nun ergreif' ich dich, du mein ganzes Ich; nimmermehr will ich dich laſſen, ſondern gläubig dich umfaſſen!" da drückt man Ihn an ſeine Bruſt, und vereinigt ſich ganz mit Ihm. —

Zum Andern zeigt es ſich darin,
daß man GOtt und JEſum lobt und preist. Wer ſich ſeines GOttes und Heilands freut, der lobt und preist Ihn auch von Herzen. „Laſſet uns vor Sein Angeſicht kommen mit Danken." Das Herz iſt voll, und der Mund bricht aus. „Ich will den HErrn loben allezeit." Man weiß, wie gut Er iſt.

Drittens darin,
daß man ſich zur Gemeinſchaft der Gläubigen hält. Bei dieſer Gelegenheit kamen viele gute Seelen zuſammen. Die Mutter, Simeon, Hanna und Viele, die auf den Troſt Israels warteten; die redeten mit einander davon und ergötzten ſich mit einander. Und ſo ſoll es ſeyn. Die rechten Chriſten ſollen auch Gemeinſchaft mit einander haben, zuſammengehen, mit einander reden. Es heißt: ich glaube eine Gemeinſchaft der Heiligen. Und das hat JEſus verheißen, und einen Segen darauf gelegt. Matth. 18, 19. 20.: Wo zwei unter euch Eins werden auf Erden, warum es iſt, das ſie bitten wollen, das ſoll ihnen wiederfahren von meinem Vater im Himmel. Denn wo zween oder drei verſammelt ſind in meinem Namen, da bin Ich mitten unter ihnen. Und 1. Joh. 1, 3.: auf daß auch ihr mit uns Gemeinſchaft habt, und unſere Gemeinſchaft ſey mit dem Vater und ſeinem Sohne, JEſu Chriſto, und eure Freude völlig ſey. Denn die Gläubigen haben nichts für ſich allein, ſondern es ſind lauter gemein-

ſchaftliche Güter; es hat's Eines ſo gut als das Andere; ja, ſie haben es mit einander.

Endlich darin, daß man dem Tod getroſt entgegenſehen kann. „Nun kann ich im Frieden ſterben, denn meine Augen haben deinen Heiland geſehen.“ Man weiß, wie man mit GOtt und JEſu daran iſt, und ſcheut ſich nicht mehr vor dem Tode. —

Nun, wie ſteht es ums Herz? Könnet ihr euch eures JEſu freuen? Iſt es wahr, wenn wir ſingen: Nichts Süßeres kann alſo mein Herze erlaben, als wenn ich, mein JEſu, Dich immer ſoll haben; Nichts, nichts iſt, das alſo mich innig erquickt, als wenn ich dich, JEſu, im Glauben erblickt! — ?

Das wahre Chriſtenthum hat dieſen Credit unter den Menſchen nicht. Sie denken vielmehr: darnach kann und darf ich nicht mehr luſtig ſeyn. Du thörichter Menſch! darnach kannſt du erſt recht fröhlich und beſtändig vergnügt ſeyn. Es iſt eine ewige Freude des Herzens!

Alſo laſſet es Euch einmal Ernſt werden, JEſum zu ſuchen, ſo werdet ihr es ſchon erfahren! Amen.

Am fünften Sonntag nach Epiphaniä.

Ehningen, 1759.

Evangelium Matth. 13, 24—30.

JEſus legte ihnen ein ander Gleichniß vor, und ſprach: Das Himmelreich iſt gleich einem Menſchen, der guten Samen auf ſeinen Acker ſäete. Da aber die Leute ſchliefen, kam ſein Feind, und ſäete Unkraut zwiſchen den Weizen, und ging davon. Da nun das Kraut wuchs und Frucht brachte, da fand ſich auch das Unkraut. Da traten die Knechte zu dem Hausvater, und ſprachen: Herr, haſt du nicht guten Samen auf deinen Acker geſäet? woher hat er denn das Unkraut? Er ſprach zu ihnen: das hat der Feind gethan Da ſprachen die Knechte: willſt du denn, daß wir hingehen, und es ausjäten? er ſprach: nein, auf daß ihr nicht zugleich den Weizen mit ausraufet, ſo ihr das Unkraut ausjätet. Laſſet beides mit einander wachſen, bis zu der Ernte, und um der Ernte Zeit will ich zu den Schnittern ſagen: ſammelt zuvor das Unkraut und bindet es in Bündlein, daß man es verbrenne: aber den Weizen ſammelt mir in meine Scheunen.

Unſer heutiges Evangelium handelt von der Kirche Chriſti; denn die Kirche iſt das Himmelreich GOttes auf Erden. Der Heiland will mit dem Gleichniß vom Unkraut auf dem Acker anzeigen, wie es mit Seiner Kirche in der Welt gehen werde. Es währet nun ſchon ſiebzehnhundert Jahre, daß die Kirche in der Welt iſt. Und wir ſind jetzt auch darinn und gehören alleſammt zur Kirche Chriſti. Daher iſt uns billig auch daran gelegen, zu wiſſen, was es für eine Beſchaffenheit mit der Kirche hat. Ich will daher vorſtellen:

Die erſtaunliche Langmuth und Geduld des HErrn JEſu mit Seiner Kirche auf Erden;

und zwar:

I. Worüber Er ſolche Langmuth habe.
II. Warum Er ſie habe.
III. Welchen Ausgang ſie haben werde.

I. Der Heiland hat dieſes Gleichniß ſelber erklärt in den Verſen 36—43.; da kann man leicht ſehen, worüber Er ſolche Langmuth habe, daß Er ſoviel aufgegangenes Unkraut auf ſeinem Acker ſolange Zeit duldet, ſtehen und wachſen läßt. Ohne Gleichniß iſt es ſoviel als: daß der HErr JEſus ſo viele böſe Menſchen ſo lange Zeit in Seiner Kirche leidet, und es von einem Geſchlecht zum andern ſo fortgehen läßt, daß die Bosheit und Ungerechtigkeit wächst, und die Böſen frecher und in Seiner Kirche immer mehr werden: — das iſt eine erſtaunliche Langmuth und Geduld. Das könnte kein Vater in ſeinem Hauſe leiden, daß ſeine Kinder, die ſein Brod eſſen, ſo mit ihm umgingen, wie es JEſus leidet, daß die, ſo Sein Brod im Abendmahl eſſen mit Ihm umgehen. Was muß JEſus ſehen nur in der Kirche ſelbſt; will nicht ſagen: im übrigen Lebenswandel! So ſollte es nicht ſeyn! JEſus hat Seine Kirche nicht mit böſen Menſchen angefangen; Er hat guten Samen auf ſeinen Acker geſäet. Es iſt die Kirche mit lauter Bekehrten, Gläubigen angefangen worden. Der erſte Satz war gut; lauter Kinder des Reichs. Woher kommt es denn, daß jetzt ſo viele unbekehrte Menſchen in der Kirche ſind, die Unrecht thun, als wenn ſie nichts von JEſu wüßten; die alle Gräuel der Heiden thun? Das hat der Feind gethan. Der Feind, der ſie ſäet, iſt der Teufel. Der Teufel iſt JEſu Chriſti Feind und Widerſacher; er iſt wider alles Gute; er lauert mit Macht darauf, daß er dem HErrn JEſu Seinen Acker verderbe und Unkraut dazwiſchen bringe. Er hat nun ſchon viel dazwiſchen geſäet. Das iſt ja erſchrecklich, daß ſich der Teufel ſo viel zu thun macht mit den Menſchen, um ſie von JEſu und ihrem Heil abzuhalten. Es iſt freilich erſchrecklich; aber Niemand denkt daran. Sie meinen, ſie thun das Alles aus freiem Willen, und merken nicht, daß der Teufel mit ihren Gedanken, Begierden, Abſichten ſo viel zu ſchaffen hat. Es könnte unmöglich ſo viel Bosheit unter den Chriſten ſeyn, wenn ſie nicht der Teufel darinn unterhielte und ſtärkete. Iſt das nicht ſchrecklich, daß ſich die Menſchen ſo gut mit dem Teufel verſtehen, ihm ihr Herz aufthun, ſeinen böſen Samen ins Herz nehmen, ſich von ihm regieren, in alle Sünden hineinführen und darin halten laſſen? Sie ſind doch Glieder der Kirche, und hören von JEſu, und ſagen: ich glaube, daß JEſus ſey mein HErr, — und dienen dem Teufel. Und das leidet der Heiland. Und es iſt nicht heute erſt ſo worden, ſondern es währt ſchon lange; und ein folgendes Geſchlecht wird noch ärger, wie man es an den Kindern ſieht. Die Bosheit nimmt überhand. Und doch währt's auch fort, daß man den gottloſen Leuten ihre Kinder tauft, confirmirt, ſie zum Abendmahl gehen läßt. Das iſt der Verfall der Kirche. So ſieht es aus! Wir müſſen es nur wiſſen und zugeſtehen, und jammern.

II. Warum leidet aber der HErr JEſus dieſes Unkraut ſo lange? — Warum? Es wird den Knechten wohl manchmal ſchwer und faſt unleidlich, daß ſie ſo viel Unkraut daſtehen ſehen. Aber ſie dürfen es doch nicht ausjäten, d. i. ſie dürfen ſie nicht ausſchließen und ſagen: Weil ihr nicht von Herzen Chriſten ſeyn wollet, ſo bleibet weg, ſo ſollt ihr auch keinen Antheil an der Kirche mehr haben! Nein, der HErr ſagt: laßt es ſtehen, ſo lange es ſteht; laßt es wachſen. Warum? Es iſt noch guter Samen dazwiſchen d. i. wahre Chriſten, die möchten Schaden leiden und es mitbüßen müſſen. Ja vielleicht kann ſich noch der eine oder der andere beſinnen, bekehren, nüchtern werden, aus des Teufels Strick erlöſet werden. Das iſt die Urſache Seiner Langmuth. Er thut es um der Guten willen; wie Er zu Abraham geſagt hat: um 50, 30, 20 will ich der ganzen Stadt ſchonen; ſo wird um der Kinder GOttes willen eines Landes, einer Stadt, eines Dorfs geſchont, und es ſteht unter der Langmuth

JEſu, da es ſonſt reif wäre zum Gericht und zum Ausjäten. Das denken die Böſen nicht, die Guten ſind ihnen unleidlich, ja ſie verfolgen und läſtern ſie; und doch haben ſie es nur ihnen zu danken, daß ſie noch ſtehen, daß ſie nicht im Zorne ſchon hingerafft ſind.

III. **Doch was iſt zuletzt der Ausgang davon?** Zu der beſtimmten Zeit wird JEſus Seine Kirche reinigen, alle dieſe Aergerniſſe aus Seinem Reich hinausſchaffen, und das Unkraut d. i. alle böſen Menſchen in das hölliſche Feuer werfen. Alſo die unbekehrten Menſchen haben nichts davon, daß ſie in der Kirche ſind und Alles mitgenießen. Sie meinen, ſie haben es doch noch beſſer, wenn ſie zum Abendmahl gehen. Nein! das wird ihnen angerechnet. Er wird ſeine Engel ſenden, und ſie werden ſammeln aus Seinem Reiche alle Aergerniſſe; und die da Unrecht thun, die werden ſie in den Feuerofen werfen; da wird ſeyn Heulen und Zähneklappen. Dann werden die Gerechten leuchten wie die Sonne in ihres Vaters Reich. Wer Ohren hat zu hören, der höre! Das iſt einem Jeglichen beſonders geſagt. Es geht dich an; biſt du ein Chriſt, ein evangeliſch-lutheriſcher Chriſt? Ja, ſo gehörſt du zur Kirche. Biſt du ein Unkraut? So höre, was dir widerfahren wird! Aber Viele haben keine Ohren; ihre Ohren ſind ſchon dick geworden; ſie laſſen ſich nicht ſchrecken, noch reizen. Unkraut iſt Unkraut. Darum wer nicht höret, ſondern böſe ſeyn will, der ſey böſe, und thue Böſes, aber es wird ihm kommen die Zeit des Gerichts. Wer aber ſeine Seele retten will, wer Wort und Sacramente achtet, der brauche es recht, damit er JEſu zur Freude werde in Seinem Reich! Amen.

Am Sonntag Septuageſimä.

Ehningen, 1739.

Evangelium Matth. 20, 1—16.

Das Himmelreich iſt gleich einem Hausvater, der am Morgen ausging, Arbeiter zu miethen in ſeinen Weinberg. Und da er mit den Arbeitern eins ward um einen Groſchen zum Taglohn, ſandte er ſie in ſeinen Weinberg. Und ging aus um die dritte Stunde, und ſahe Andere an dem Markt müſſig ſtehen, und ſprach zu ihnen:

gehet ihr auch hin in den Weinberg, ich will euch geben, was recht iſt. Und ſie gingen hin. Abermal ging er aus um die ſechste und neunte Stunde, und that gleich alſo. Um die eilfte Stunde aber ging er aus, und fand Andere müſſig ſtehen, und ſprach zu ihnen: was ſtehet ihr hier den ganzen Tag müſſig? Sie ſprachen zu ihm: es hat uns niemand gedinget. Er ſprach zu ihnen: gehet ihr auch hin in den Weinberg, und was recht ſeyn wird, ſoll euch werden. Da es nun Abend ward, ſprach der Herr des Weinbergs zu ſeinem Schaffner: rufe den Arbeitern, und gib ihnen den Lohn, und hebe an an den letzten bis zu den erſten. Da kamen, die um die eilfte Stunde gedinget waren, und empfing ein Jeglicher ſeinen Groſchen. Da aber die Erſten kamen, meinten ſie, ſie würden mehr empfangen, und ſie empfingen auch ein Jeglicher ſeinen Groſchen. Und da ſie den empfingen, murreten ſie wider den Hausvater, und ſprachen: dieſe Letzten haben nur eine Stunde gearbeitet, und du haſt ſie uns gleich gemacht, die wir des Tages Laſt und Hitze getragen haben. Er antwortete aber, und ſagte zu einem unter ihnen: mein Freund, ich thue dir nicht unrecht; biſt du nicht mit mir eins worden um einen Groſchen? nimm, was dein iſt, und gehe hin. Ich will aber dieſen Letzten geben, gleichwie dir. Oder habe ich nicht Macht zu thun, was ich will, mit dem Meinen? ſieheſt du darum ſcheel, daß ich ſo gütig bin? Alſo werden die Letzten die Erſten, und die Erſten die Letzten ſeyn. Denn Viele ſind berufen, aber Wenige ſind auserwählet.

Ich will dießmal reden:

Von dem geiſtlichen Müſſiggang.

1) Dazu gibt mir Gelegenheit das heutige Evangelium, in dem es heißt: Er ſahe Andere an dem Markte müſſig ſtehen; und wiederum: Er fand Andere und ſprach zu ihnen: was ſtehet ihr hier den ganzen Tag müſſig? Der gute Hausvater konnte alſo Niemand müſſig ſtehen ſehen. Lieber, ſagt Er, geht in meinen Weinberg und arbeitet; und wenn ihr auch die meiſte Zeit des Tags verſchleudert habt, ſo iſts doch beſſer, ihr arbeitet noch eine Stunde, als gar nicht. Ihr ſollt es gewiß nicht umſonſt thun; was recht ſeyn wird, ſoll euch werden.

2) Gleichwie es nun im Leiblichen iſt, ſo iſt es auch im Geiſtlichen. GOtt, der Schöpfer hat den Menſchen zur Arbeit verordnet. Man ſoll ſein Brod nicht ohne Arbeit bekommen. So will demnach GOtt gar keinen Müſſiggänger auf der Welt haben. Der wandelt unordentlich, d. i. er handelt wider alle Ordnung GOttes, der Nichts arbeitet, ſondern nur Fürwitz treibt. Ein Jeder ſoll mit ſtillem Weſen arbeiten, und ſein eigen Brod eſſen. 2 Theſſal. 3, 11.

So iſt es auch im Geiſtlichen; denn das Evangelium handelt vom Himmelreich, vom Gnadenreich GOttes auf Erden. Da will GOtt auch keinen Müſſiggänger haben; man ſoll in Seinem Weinberg arbeiten. Er fordert Jedermann auf, wen Er antrifft. Deßwegen äßt Er noch immer in Seinem Namen reden, predigen, die Leute ur Arbeit in Seinem Weinberge auffordern; denn GOtt vermahnet urch uns. 2 Cor. 5, 20.

3) Wie nun? Trifft man denn bei uns auch noch ſolche müſſige Leute an, daß man ſagen kann: was ſtehet ihr hie den gan- en Tag müſſig? Es ſcheint nicht ſo. Denn die Leute thun doch alle auch etwas um des Himmelreichs willen, um ihrer Seligkeit willen, die ſie im Reiche GOttes gern erlangen wollen. Heißt denn das nicht ſchon im Weinberge GOttes arbeiten, wenn man betet, wenn man ſeinen Gottesdienſt fleißig verrichtet, wenn man die Predigt nicht verſäumt, wenn man zum heiligen Abendmahl geht? Das thut man doch Alles um des Himmelreichs willen. Wer in dieſen Stücken gar nichts thäte oder hun wollte, den würde man für einen ruchloſen, gottesvergeſſenen Menſchen halten und ihn verabſcheuen. Da ſcheint es alſo: es gebe ei uns keine müſſigen Leute. Aber wir müſſen die Sache beſſer be- enken, und den Sinn GOttes zu unſerer Seligkeit genauer verſte- en lernen.

4) Ihr wiſſet wohl, daß es bei der Religion, beim Got- esdienſt aufs Herz ankommt. So man von Herzen glaubt, wird man gerecht. Was ohne Herz geſchieht, da iſt nichts gethan. So lange demnach das Herz nichts dabei thut, ſchafft und wirkt, ſo ng keine Herzensarbeit vorgeht, ſo iſt es lauter Müſſiggang; denn as Herz iſt müſſig bei allem dem, was man äußerlich zu arbeiten heint. Prüfet euch: wenn ihr betet euren Morgen- und Abend-Se- en, wenn ihr in der Kirche euch einſtellet, zum h. Abendmahl gehet, — ob denn das Herz auch etwas dabei ſchaffe und wirke? Iſt es icht ſo, daß bei den Meiſten das Herz nichts darum weiß? Das iſt emnach nur ein äußerliches Geſchäft, wobei das Herz müſſig iſt und ichts thut. Haſt du nicht viel tauſendmal das Vater Unſer gebetet, nd dich auf kein Wort beſonnen, ſondern dein Herz und Gemüth at während des Mundgebets etwas anderes geſchefft, andere Ge- anken gehabt, die nicht ins Himmelreich gehören? Iſt dein Herz

auch dabei, wenn du etwas dergleichen thuſt? Iſt dein Herz zu GOtt erhoben, geht dann eine Arbeit im Herzen vor? — Wie ſchafft das Herz? Mit innigem Verlangen, mit ernſtlichem Nachdenken und Betrachtung. Der innere Menſch hat auch ſein Geſchäft, wie der äußere Menſch. Siehe alſo, wenn dein Herz es nicht ſo meint, wie dein Mund ſpricht, wenn dein Herz keine Begierde dabei, keine Bewegung äußert (wer arbeitet, der bewegt ſich ja), ſo biſt du doch müſſig. Und ſo gibt es freilich Viele, die den ganzen Tag ihres Lebens müſſig zubringen. Es iſt noch kein ernſter Gedanke in ihrem Herzen aufgegangen; ihr Herz hat ſich noch nie geregt und bewegt bei Allem, was ſie äußerlich im Gottesdienſte gethan haben. Ihr Herz iſt kalt, todt und unempfindlich geblieben. Was hilft dann alles das Geſchäft?

5) Das kommt von der innerlichen Trägheit her; der Menſch iſt von Natur ſo träge zu allem Guten. JEſus hat es auch noch ſeinen Jüngern vorgerückt: O ihr Thoren und träges Herzens! Was heißt man Trägheit? Wenn man keine Luſt zur Arbeit hat; man mag nichts thun; man iſt froh, wenn man nichts zu thun hat, wenn man einem nichts zu ſchaffen gibt; daher hat's ein träger Menſch gern, müſſig zu ſeyn. So iſts mit uns im Geiſtlichen; das Herz iſt ſo träge und mag nichts thun. Das iſt die innerliche Sünde, davon ich neulich geredet habe, und den Spruch angeführt aus Ebr. 12, 1.: laſſet uns ablegen die Sünde, ſo uns immer anklebt und träge macht. Wenn man die Sünde ablegt, die uns träge macht, ſo wird man auch nicht mehr ſo müſſig gehen. Lernet doch dieſe Sünde recht erkennen! Man mag ſich nicht faſſen zum Nachdenken, es in ſein Gemüth nehmen, bei der Sache bleiben und darin fortgehen. Das kommt die Leute viel ſaurer an, als all' ihr äußerliches Geſchäft des Gottesdienſtes. Das kann man wohl thun, in die Kirche gehen; aber ein Wörtlein mit Nachdenken auffaſſen, und es nicht gleich wieder verſchwinden laſſen, das iſt ſchwerer.

6) Und ſehet, Das wäre die eigentliche Arbeit, dazu uns GOtt auffordert. Wir dürfen unſere Seligkeit nicht mit Arbeit erwerben; ſie wird uns geſchenkt. Aber das Herz muß die Gnade auffaſſen; das Herz muß ſich mit JEſu, ſeinem Heilande, zu thun machen, Ihn lieben um Seiner Leiden willen. JEſum lieben iſt das beſte Geſchäft, und wer das thut, der geht nie müſſig. Dahin

führt das Lied: O JEſu Chriſt, mein ſchönſtes Licht! der Du in deiner Seelen ſo hoch mich liebſt, daß ich es nicht ausſprechen kann noch zählen: gib, daß mein Herz Dich wiederum mit Liebe und Verlangen mög' umfangen, und als dein Eigenthum nur einzig an Dir hangen! Amen.

Am Sonntag Sexageſimä.

Weinsberg, 1760.

Evangelium: Luc. 8, 4—15.

Da nun viel Volks bei einander war, und aus den Städten zu JEſu eilten, ſprach er durch ein Gleichniß: es ging ein Säemann aus, zu ſäen ſeinen Samen, und indem er ſäete, fiel Etliches an den Weg, und ward zertreten, und die Vögel unter dem Himmel fraßens auf. Und Etliches fiel auf den Fels, und da es aufging, verdorrete es, darum, daß es nicht Saft hatte. Und Etliches fiel mitten unter die Dornen, und die Dornen gingen mit auf, und erſticktens. Und Etliches fiel auf ein gut Land, und es ging auf, und trug hundertfältig Frucht. Da er das ſagte, rief er: wer Ohren hat zu hören, der höre! Es fragten ihn aber ſeine Jünger, und ſprachen: was dieſes Gleichniß wäre? Er aber ſprach: euch iſt gegeben zu wiſſen das Geheimniß des Reichs GOttes, den Andern aber in Gleichniſſen, daß ſie es nicht ſehen, ob ſie es ſchon ſehen, und nicht verſtehen, ob ſie es ſchon hören. Das iſt aber dieſes Gleichniß: der Same iſt das Wort GOttes. Die aber an dem Wege ſind, das ſind, die es hören, hernach kommt der Teufel, und nimmt das Wort von ihrem Herzen, auf daß ſie nicht glauben und ſelig werden. Die aber auf dem Fels ſind die, wenn ſie es hören, nehmen ſie das Wort mit Freuden an, und die haben nicht Wurzel. Eine Zeitlang glauben ſie, und zur Zeit der Anfechtung fallen ſie ab. Das aber unter die Dornen fiel, ſind die, ſo es hören, und gehen hin unter den Sorgen, Reichthum und Wolluſt dieſes Lebens, und erſticken, und bringen keine Frucht. Das aber auf dem guten Lande, ſind, die das Wort hören und behalten in einem feinen, guten Herzen, und bringen Frucht in Geduld.

Es iſt fürwahr eine große, aber von den Meiſten unerkannte Wohlthat unſeres GOttes, daß Er uns noch immer Sein Wort ſo reichlich gibt. Das iſt das gute Wort von der Gnade GOttes in Chriſto JEſu, welches noch immer unter den Menſchen verkündiget und ihrem Herzen angetragen wird. Dieß Wort heißt im heutigen Evangelio ein Same, der ausgeſäet wird. JEſus ſagt: Ich bin ſelbſt der Säemann. Es ging ein Säemann aus, zu ſäen ſeinen Samen. Was hat JEſus für einen Samen ausgeſäet? Antw.: Das Wort vom Reiche GOttes, von der Liebe GOttes gegen die Sünder, vom Weg der Seligkeit u. ſ. w. Nun eben dieſer Same JEſu wird noch immer reichlich ausgeſäet. JEſus iſt und bleibt der einige Säemann immerhin. Seine Diener und Knechte, die Er ins Amt geſetzet hat, leihen Ihm gleichſam nur die Hand dazu; ſie reden Sein Wort, ſie ſind Botſchafter an Chriſti Statt; ſie bezeugen Seine Wahrheit. Aber um ſo mehr möchte man ſich wundern, daß ein ſo guter und reichlich ausgeſtreuter Same ſo wenig Frucht ausgibt. Das zeigt die betrübte Erfahrung in allen unſern Kirchen und Orten, wo das Evangelium geprediget wird. Wie kommt es doch, daß ſich ſo Wenige durch dieß Evangelium wirklich zu JEſu bewegen laſſen, daß ſie ſich von Herzen zu Ihm bekehrten, glaubten und ſelig würden? Eben dieſe Frage beantwortet JEſus im heutigen Evangelium mit dem Gleichniß vom vierfachen Ackerfeld. — „Es fehlt an den Herzen der Zuhörer,“ will Er ſagen. Daran liegt die Schuld. Das Wort kommt ſo ſchnell weg von ihren Herzen. Ach, es iſt viel daran gelegen, dieſes recht zu erkennen. Darum will ich vorſtellen:

Die verſchiedene Beſchaffenheit der Herzen, wodurch der Segen des gehörten Worts gehindert wird.

Es gibt:

I. gleichgültige,
II. leichtſinnige,
III. unlautere, und
IV. redliche Herzen.

Das will ich bei der Erklärung des Evangelii deutlich, und eurer Liebe zur Prüfung eurer Herzen vorhalten.

Es war viel Volks bei einander; JEſus hatte an eine große Verſammlung von Menſchen zu reden. Da ſagt er: Ich weiß wohl, was ich für Zuhörer vor mir habe; es geht mir wie einem Säemann; es geht nicht aller Same auf; es fehlt am Ackerfeld; die Herzen ſind nicht dazu geordnet noch fähig. Und ſo geht es dem guten Heiland noch immer bei dem Samen, den Er noch ausſtreuen läßt; darum fragt man billig, woher dieß komme?

I. Es gibt Leute, welche viel Wort GOttes in ihrem Leben gehört, und doch niemals einen Eindruck in ihr Herz davon bekommen haben; welche die wichtigſte Vorſtellung der Wahrheit mit anhören können, aber es rührt ſie nicht, es geht ihnen nicht zu Herzen; ſie können es ſo mit anhören, haben nichts dagegen, aber es greift ſie nicht an; es iſt hintennach, als wenn ſie nichts gehöret hätten. Man möchte denken und fragen: iſts denn möglich, daß einen nichts bewegt, daß einer in Sorgen, Reichthum und Wolluſt dieſes Lebens ſeine Zeit zubringen kann? Woher kommt es? Antwort: Man achtet nicht darauf, man nimmt es nicht zu Herzen, man bleibt ruhig bei ſeiner irdiſchen, fleiſchlichen Art, man denkt etwas Anderes; augenblicklich iſt man mit ſeinem Herzen und ſeinen Gedanken wieder in der Welt darinnen, ehe das Wort einen Eingang finden kann. — „Ei! das ſollte wohl nicht möglich ſeyn! Liegt doch einem Jeden ſeine Seligkeit daran!“ Antwort: Es ſteckt Einer dahinter. Es kommt der Teufel, und nimmt das Wort von ihrem Herzen, auf daß ſie nicht glauben und ſelig werden. Da drückt der Heiland die rechte Urſache aus. Der Teufel läßt die Leute nicht dazu kommen, daß ſie ſich über ihren Herzenszuſtand recht beſinnen; die Leute meinen es nicht, daß er damit zu thun habe, und er kann es wohl leiden, daß man ihn nicht kennt noch merkt; wenn er nur als ein Feind der Seele indeß das Wort rauben kann — und man läßt es ſich gerne rauben, und geht in eitler Luſt dahin! Er verſteht die Neigungen der Menſchen und erinnert ſie an ihre liebſte Luſt. Solche gleichgültige Herzen können nicht zum Glauben kommen, noch ſelig werden. Das Mittel der Seligkeit wird von ihnen nicht angenommen. Wie kann es anders ſeyn? —

II. Es gibt aber auch Zuhörer, welche gerne hören, mit Luſt in die Kirche gehen, eine Freude am Wort haben, viel leſen; das heißt man erweckte Seelen. Die werden durch jegliche Predigt bewegt; ſie erlangen eine Begierde; ſie fangen auch an; und wenn weiter nichts dazu gehörte, als ſich zu freuen, ſo wären es gute Seelen! Aber ſie gehen leichtſinnig mit dem Wort GOttes um. Sie nehmen es nicht dazu an, daß ſie ſich von ganzen Herzen bekehren wollten, ſondern wenn es heißt: verläugne dich ſelbſt, mache dich los von deiner Ungerechtigkeit, Sündenluſt! ſo hört die Erweckung auf. So iſt es ſeit 50, 60 Jahren mit vielen Erweckten gegangen, daß es geheißen hat: hier iſt eine große Erweckung; und hernach ſind Wenige übrig geblieben. So gehts, wenn ein neuer Prediger an einen Ort kommt, der mit Ernſt und Kraft predigt. Da werden Seelen aufgeweckt; wenn es aber eine Weile gewöhrt hat, ſo wird man es gewohnt; es iſt noch etwas Hartes, Felſigtes darunter, das ſie nicht wiſſen und auch nicht angreifen mögen. Deßwegen kann die Kraft des Wortes nicht eindringen und Wurzel ſchlagen. Ja wohl, Viele würden Freude am Wort haben, wenn es nur nicht hieße: Du mußt dich ändern, bekehren! Wenn man dabei bleiben dürfte, wie man iſt, fein, tugendſam, andächtig und doch in ſeinem eigenen Willen, Luſt und Begierde.

III. Ferner gibt es auch Zuhörer, welche ſich wirklich bekehren und glaubig werden; darnach kommen wieder Umſtände vor, die ſie abbringen, daß ſie nicht bis ans Ende treu verbleiben. Es kann ſie der Geitz, die Ueppigkeit, der Hochmuth wieder reitzen, da ſie gedacht, ſie haben es ganz verläugnet; da gibt es eine Gelegenheit zum Heirathen, man kommt in ein Amt, es fällt einem eine reiche Erbſchaft zu, man wird in einen ſchweren Proceß verwickelt, man bekommt große Kinder, die man nun verſorgen muß; da richtet man ſich wieder nach der Welt, daß es heißt: bis dahin iſt der Menſch gut fortgegangen; aber das und das hat ihm einen Stoß gegeben; von dem an iſt er lahm geworden, denn er war unlauter. Dieſe drei Gattungen ſind Berufene, aber die Wenigſten, die vierten, ſind Auserwählte.

IV. Endlich ſind es auch noch einige redliche und treue Seelen, die das ins Herz gefaßte Wort behalten, im Glauben bleiben und in Geduld, in Verläugnung der Welt, in der vorgelegten Hoffnung aushalten und ſelig werden. — Nun, Ihr Lieben! Heute wird Niemand in der Kirche ſeyn, der nicht wiſſen könnte, wie ſein Herz iſt. So reden wir immer an verſchiedene Herzen. Ich ermahne euch nur, ihr gleichgültigen Herzen: bedenket, wie ihr mit dem Wort umgehet; das wird euch richten! Joh. 12, 48. Was iſt das für eine Verantwortung! Wiſſet, ſo könnet und werdet ihr nicht ſelig werden. Ich ermahne euch, ihr leichtſinnigen Herzen: laſſet das Wort zur Kraft kommen; greifts einmal an, wenn ihr überzeugt ſeyd! Ich ermahne euch, ihr unlauteren Herzen: laßt euch den Geitz und Ueppigkeit nicht hindern! Es werden doch noch auch redliche Herzen ſeyn, die das Wort behalten; ſeyd ein guter Geruch auch Denen, die verloren werden! Wer Ohren hat, zu hören, der höre! Amen.

Am Sonntag Eſtomihi.

Weinsberg, 1760.

Evangelium: Luc. 18, 31—43.

JEſus nahm aber zu ſich die Zwölfe, und ſprach zu ihnen: ſehet, wir gehen hinauf gen Jeruſalem, und es wird Alles vollendet werden, das geſchrieben iſt durch die Propheten von des Menſchen Sohn. Denn er wird überantwortet werden den Heiden, und er wird verſpottet, und geſchmähet und verſpeiet werden. Und ſie werden ihn geißeln und tödten, und am dritten Tage wird er wieder auferſtehen. Sie aber vernahmen der keines, und die Rede war ihnen verborgen, und wußten nicht, was das geſagt war. Es geſchah aber, da er nahe zu Jericho kam, ſaß ein Blinder am Wege und bettelte. Da er aber hörte das Volk, das durchhinging, forſchte er, Wer das wäre? Da verkündigten ſie ihm, JEſus von Nazareth ginge vorüber. Und er rief und ſprach: JEſu, du Sohn Davids, erbarme dich mein! Die aber vornen an gingen, bedroheten ihn, er ſollte ſchweigen. Er aber ſchrie vielmehr: du Sohn Davids, erbarme dich mein! JEſus aber ſtund ſtille, und hieß ihn zu ſich führen. Da ſie ihn aber nahe bei ihn brachten, fragte er ihn, und ſprach: was willſt du, daß ich dir thun ſoll? er ſprach: HErr, daß ich ſehen möge. Und JEſus ſprach zu ihm: ſey ſehend, dein Glaube hat dir geholfen. Und alsbald ward er ſehend, und folgte ihm nach, und preiſete GOtt, und alles Volk, das ſolches ſahe, lobete GOtt.

„Ach laß deine Todespein nicht an mir verloren ſeyn!“ So haben wir allbereits in unſerm öffentlichen Geſang etlichemale zu JEſu geſeufzet. O daß es nur bei Allen, die ſo geſungen haben, aus innerſtem Herzensgrunde geſeufzet und gefleht worden wäre! „HErr JEſu, der du auch meine Sünden mit deinem Tod haſt wollen büßen, ach, laß es nicht umſonſt geſchehen ſeyn! Ach laß deine Todespein nicht an mir verloren ſeyn!“ Wenn ein Menſch, er ſey wer er wolle, nur einmal hört, Chriſtus habe aus bloßer und großer Liebe Sein Blut für ſeine Seele vergoſſen, und ſey für ihn, und ihm zu gut geſtorben, ſo kann und ſoll es wenigſtens bei dem Menſchen ſolche Seufzer erwecken, ſo viel Bekümmerniß und Angelegenheit in ſeinem Herzen wirken: O daß doch meines JEſu ſaure Mühe, Marter und Pein nicht vergeblich geſchehen ſey! Ach, daß ich es auch recht nutzen, und den Segen, das mir dadurch erworbene Heil wirklich erreichen und erlangen möge! Was iſt jämmerlicher? iſt denn der Menſch nicht die allerunglückſeligſte Creatur, — wäre es ihm nicht beſſer, daß er nie geboren wäre, — wenn JEſu Leiden und Tod an ihm verloren d. i. vergebens und umſonſt geſchehen iſt? Ach, ihr Lieben! Ich will euch gleich am Anfang meiner Predigt bitten: laſſet es nicht mit gleichgültigem Kaltſinn an Euch vorübergehen; bekümmert euch ernſtlich darum; laßt es euch um eurer eigenen Seele willen angelegen ſeyn; ſeufzet und betet darum, daß doch JEſus Sein Blut nicht vergebens für euch vergoſſen habe! Entgehet dieſem entſetzlichen Unglück, fliehet dieſes ewige Gericht, und laſſet JEſum in Wahrheit euren Erlöſer, Heiland und Seligmacher werden, daß euch Sein Leiden, Blut und Tod wohl zu ſtatten komme zu eurer Errettung und Seligkeit! Nun, unſer heutiges Evangelium macht den Anfang zu den Betrachtungen der Leiden JEſu. Warum reden wir davon und preiſen es Euch an? In der Abſicht ganz allein, daß doch dieſer große Aufwand, den JEſus für euch gemacht hat, an euch nicht möchte verloren ſeyn. Nun, lieber JEſu! ſo ſegne denn das Wort von deinem Kreuz in aller deiner Knechte Mund! laß Dir noch in dieſer lezten trübſeligen Zeit einen Lohn geſammelt werden aus dem argen Geſchlecht, das jetzt auf Erden lebet! Laß auch aus unſerm Haufen noch Viele erkennen dein Heil!

Paulus ſchreibt: ich werfe nicht weg die Gnade GOttes; denn ſo durch das Geſetz die Gerechtigkeit kommt, ſo iſt Chriſtus vergeblich geſtorben (Gal. 2, 21.). Ich führe dieſe Worte dießmal eingangsweiſe an, daraus zu zeigen, wie es Paulo für ſeine eigene und ſeiner Zuhörer Seelen ſo ſehr angelegen geweſen iſt, daß es bei ihm und ihnen nicht dahin kommen und ſo ausfallen möge, als wäre Chriſtus vergeblich geſtorben. Er ſagt: O daß euer Keiner verliere die große Gnade GOttes! die will ich nicht gering achten, noch wegwerfen. Nein! Es ſoll nicht ſo ſeyn, ich will mich wohl in Acht nehmen in meinem Glauben, in meinem Sinn und Wandel, daß es ja nicht das Anſehen habe, als ließe ich Chriſtum vergeblich für mich geſtorben, oder als ließe ich JEſu Todespein an mir gleichgültiger Weiſe verloren ſeyn. — So ſoll ein Jeder geſinnet ſeyn, dem je etwas von JEſu Marter geprediget worden iſt! Er ſoll denken: Ei, was wäre das für eine entſetzliche Schmach und unmenſchliche Sache, mir aber das äußerſte Verderben, wenn ich es dahin kommen ließe, wenn ich ſo wäre, ſo lebte, ſo ſtürbe, daß Chriſti Leiden an mir verloren wäre, daß Chriſtus vergeblich für mich geſtorben wäre! Laſſet es demnach, ihr Lieben, eure vornehmſte Sorge, euer beſtändiges Beſtreben, Beten und Flehen ſeyn! Nun, eure Herzen noch mehr zu dieſem Sinn zu erwecken, will ich vorſtellen:

I. Den unglückſeligen Zuſtand eines Menſchen, an welchem JEſu Leiden und Todespein verloren iſt, oder für welchen Chriſtus vergeblich geſtorben iſt; und

II. Was bei einem Menſchen vorgehen müſſe, wenn JEſu Leiden und Todespein an ihm nicht ſoll verloren ſeyn, oder wenn Chriſtus ſoll für ihn nicht vergeblich geſtorben ſeyn.

Ach, laß deine Todespein an mir nicht verloren ſeyn! Das iſt der Zweck meiner Predigt, dieſen Sinn und dieſes Anliegen in euern Herzen zu erwecken. Höret demnach

I. Was das für ein unglückſeliger Zuſtand ſey. Gibt es denn aber unter den Chriſten auch ſolche Leute? Der Heiland fängt an, ſeinen Jüngern von ſeinem bevorſtehenden Leiden zu ſagen. Sehet, bedenket, wohin wir gehen; ich will euch ſagen, was mir daſelbſt begegnen wird; und nun erzählt Er ihnen alle ſeine Leiden und bezeugt: ſo ſei es in den Propheten geſchrieben. Sie aber vernahmen der keines, und die Rede war ihnen verborgen, und wußten nicht, was das geſagt war.

An wem iſt nun JEſu Todespein verloren? Antwort: An denen, bei welchen es ſo iſt und ſo bleibt, wie es damals noch bei den Jüngern war, da ihnen JEſus ſein Leiden verkündigte. Bei dieſen iſts aber nicht ſo geblieben, ſie haben es bald verſtehen gelernt, und theuer genug geachtet, und aller Welt verkündigt. Aber jetzt war es ihnen noch eine ganz fremde Sache; ſie konnten ſich nicht darein finden; ihr Sinn ſtund ganz auf etwas Anderes; ſie verſtunden alſo auch von dem Worte GOttes nichts in den Propheten; es war wider ihr Herz und ihren Sinn; mit einem Wort, ſie vernahmen der Keines. Iſt es nicht mit ſehr vielen unter unſern Chriſten noch immer ſo beſchaffen? Es kann zwar Niemand unter uns ſeyn, der nicht davon gehört habe; es wird ja genug davon geredet, gebetet und geſungen. Aber deſto jämmerlicher iſt es, daß doch viele Herzen ſo gleichgültig ſind, als wenn dieſe Sache ſie nichts anginge, als wenn es weiter nichts austrüge, denn daß man es hörte und wüßte. Es iſt ihnen nicht wichtig geworden. Ja, der Verſtand von dieſem Leiden bleibt ihnen verborgen; ſie finden keinen Geſchmack an dieſen Wahrheiten, und beweiſen es mit ihrem ganzen Weſen und Leben, daß es bei ihnen nicht anders iſt, als wenn kein JEſus wäre, als wenn nichts für ſie geſchehen wäre; es rührt ſie nicht an; ſie haben keinen Nutzen davon; *es trägt ihnen nichts für ihr Leben aus*; ſie leben in ihrem Sinn, in ihrem natürlichen Zuſtande fort, als wenn es keinen Erlöſer gäbe, der aus der Sünde errettet hat; als wenn es kein Blut gäbe, das von Sünden waſchen und reinigen kann. Iſt das etwas anderes, als daß bisher und in ſolchem Zuſtande JEſu Todespein an ihnen verloren, oder daß Chriſtus vergeblich für ſie geſtorben iſt? — Warum iſt denn das geſchehen? Was iſt der Zweck? Es heißt 1 Joh. 3, 5.: auf daß Er unſere Sünden wegnehme. Wer nun in ſeinen Sünden fortlebt, der vereitelt und macht an ſich den Tod Chriſti vergeblich. Und in derſelben Epiſtel, Vers 8. heißt es: dazu iſt erſchienen der Sohn GOttes, daß Er die Werke des Teufels zerſtöre. Wer nun ſolche Werke in ſich nicht zerſtören läßt, an dem iſt JEſu Tod vergeblich; er bleibt in ſeinen Sünden, als wenn kein Erlöſer wäre. Er achtet es nicht; er hält nichts darauf; *er glaubt es nicht*, daß ihm dieſes Verdienſt aus ſeinem Sünden-Elend helfe, die Macht des Satans, der ihn gefangen hält, zerſtören, ihn von Sünden reinigen und zu einem andern Menſchen machen könne. Alſo läßt er es an ſich unfruchtbar ſeyn, und was iſt das anders, als: er läßt es vergeblich geſchehen ſeyn. —

O was iſt das für ein unglückſeliger Zuſtand des Herzens! Bedenket es: der Vater hat *darinnen* ſeine größte Liebe gegen uns bewieſen; JEſus hat ſich keine Mühe, keinen Angſtſchweiß zu viel ſeyn laſſen, — und jetzt ſoll es erſt ſoviel als Nichts ſeyn, ſoll vergeblich geſchehen ſeyn, ſoll nicht geachtet noch genutzet werden, ſondern bleiben, wie es vorher geweſen iſt, wie der Menſch in der Sünde empfangen und geboren iſt, und ſofort in Sündenluſt lebt und Unrecht thut? Es kann mit Worten nicht ausgedrückt werden, was das für eine ſchnöde Sache ſey. O ein kaltſinniges Chriſtenherz iſt ein vor GOtt und Seiner Wahrheit abſcheuliches Herz! Was iſt das für ein Undank, ſolche Liebe, ſolche Mühe verachten! „Ei, ich verachte es nicht," ſpricht Einer. Ja, aber du läßt es doch vergeblich geſchehen ſeyn. Daß du es nicht brauchſt, nicht anwendeſt, das iſt die größte Sünde; ja, nur dieſe Sünde bringt das Gericht und die Verdammniß über die Chriſten; denn alle anderen Sünden könnten ihm eben durch das Verdienſt und Leiden JEſu vergeben werden; aber wenn man JEſum zurückläßt, wenn man Seinen Tod an ſich läßt verloren ſeyn, ſo bleibt alle Sünde auf dem Herzen liegen; da iſt keine Rettung. Es iſt ſonſt kein Opfer, ſagt Paulus Ebr. 10. Wer dieß Opfer zurückläßt, dem ſteht nichts Anderes bevor, als ein ſchreckliches Warten des Gerichts.

Nun, ihr Lieben! Das iſt alles darum geredet, eure Herzen aufzuwecken, daß ihr euch doch über euch ſelbſt bekümmert und den Sinn faſſet: Ei! da bewahre mich mein GOtt vor dieſer Sünde! ich will ja meines Erlöſers Leiden an mir nicht laſſen vergeblich ſeyn! Nun, wenn das eures Herzens Sinn iſt, wenn ihr wünſchet, daß es auch euch zu ſtatten komme, ſo will ich euch ſagen:

II. Was bei einem Menſchen vorgehen müſſe, wenn JEſu Leiden und Todespein an ihm nicht ſoll verloren ſeyn.

Erſtlich und vor allen Dingen, was bei dem Blinden vorgegangen iſt. Mein lieber Menſch! Soll JEſus nicht vergeblich für dich geſtorben ſeyn, ſo müſſen dir vor allen Dingen deine Augen aufgethan werden, daß du ſehen könneſt. — Nicht umſonſt war gleich ein Blinder da. — So waren die Jünger. — JEſus will ihnen damit vorhalten: ihr ſeyd ſo blind als dieſer leiblich Blinde. Ja, Paulus klagt über die Blindheit derjenigen, denen ſein Evangelium verdeckt bleibe, 2 Cor. 4. und ſagt: die Leute gehen verloren, denen der Gott dieſer Welt ihre Sinnen, ihre Ueberlegungskräfte verblendet hat, daß ſie nicht überlegen noch verſtehen, auch nicht darauf achten mögen, was zu ihrem Frieden dient. — Alſo, mein lieber Menſch! laß es dich nur jammern, und denke: es fehlt mir ein Licht; meine Augen ſind noch nicht aufgethan; ich erkenne und ſehe noch nicht ein die Wichtigkeit, die Abſicht dieſer Sache; dann ſchreie JEſum an: Ach, erbarme dich mein; öffne mir die Augen! Pſ. 119. Während des Hörens oder unter Betrachtung, wenn man nur darauf merkt, und es ernſtlich in Ueberlegung nehmen will, wird einem der Verſtand geöffnet; man lernt das Wort vom Kreuze verſtehen, es wird einem wichtig und klar, wozu und wie man dieſe Lehre brauchen ſolle. Da bekommt man einen andern Sinn und Verſtand; der heilige Geiſt wirket dabei und weiſet auf JEſum. Alsdann fängt erſt der Glaube an. Der Blinde wurde glaubig an JEſum. Aus dieſer Erkenntniß neiget ſich das Herz zu JEſu mit innigſter Begierde und denket: Nun weiß ich, wie mir kann geholfen werden; nun ſehe ich, wie ich zur Ruhe meines Gewiſſens kommen kann; nun will ich JEſum angehen, und anhalten, bis Seine Kraft mich ganz durchdringt, bis Sein Blut mich gereinigt hat. — Da kann JEſus zeigen und zu erfahren geben, was Sein Kreuz und Tod den Sündern austrägt; da kann es ihnen zu gut kommen. —

O Ihr Lieben! laſſet dieſe Seligkeit nicht zurück! O wie würde euch werden, wenn ihr Ernſt wolltet anwenden, daß die volle Kraft des Verdienſtes JEſu ſich an euch beweiſen könnte! O wie würdet ihr euch alsdann ſchämen, daß ihr es ſo lange habt vergeblich ſeyn laſſen und nichts davon genoſſen!

Noch Eins; man betet beim Kranken-Abendmahl vor: „daß Dein heiliger Leib und Blut an mir ja nicht verloren ſeyn möge.“ So weit iſt es mit unſern Chriſten gekommen, daß man erſt auf dem Kranken- und Todten-Bette beten muß, es möge nicht verloren ſeyn. Das heißt ſoviel: bisher iſts verloren geweſen, und wenn ich jetzt nicht noch etwas davon bekomme, ſo iſts gar verloren.

Ach, laſſet es nicht darauf ankommen! Es iſt zu beſorgen, daß es hernach verloren ſey. Da iſt es nicht mehr Zeit, erſt anzufangen, wenn es ſchon lange ſollte geſchehen ſeyn. Bekümmert euch jetzt darum, ſo könnet ihr es auch noch in eurem Leben genießen, ſo könnet ihr auch noch als Chriſten leben, als Erlöſete. Nun HErr! Ehre ſey Dir für dein Leiden und Sterben von nun an bis in Ewigkeit! Amen.

Am Sonntag Invocavit.

Weinsberg, 1760.

Evangelium: Matth. 4, 1—11.

Da ward JEſus vom Geiſt in die Wüſte geführet, auf daß er von dem Teufel verſucht würde. Und da er vierzig Tage und vierzig Nächte gefaſtet hatte, hungerte ihn. Und der Verſucher trat zu ihm, und ſprach: Biſt du GOttes Sohn, ſo ſprich, daß dieſe Steine Brod werden. Und er antwortete und ſprach: Es ſtehet geſchrieben: Der Menſch lebet nicht vom Brod allein, ſondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund GOttes geht. Da führete ihn der Teufel mit ſich in die heilige Stadt, und ſtellete ihn auf die Zinne des Tempels, und ſprach zu ihm: Biſt du GOttes Sohn, ſo laß dich hinab; denn es ſtehet geſchrieben: Er wird ſeinen Engeln über dir Befehl thun, und ſie werden dich auf den Händen tragen, auf daß du deinen Fuß nicht an einen Stein ſtoßeſt. Da ſprach JEſus zu ihm: Wiederum ſtehet auch geſchrieben: Du ſollſt GOtt, deinen HErrn, nicht verſuchen. Wiederum führete ihn der Teufel mit ſich auf einen ſehr hohen Berg, und zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit, und ſprach zu ihm: dieß Alles will ich dir geben, ſo Du niederfällſt und mich anbeteſt. Da ſprach JEſus zu ihm: Hebe dich weg von mir Satan! denn es ſtehet geſchrieben: Du ſollſt anbeten GOtt, deinen HErrn, und Ihm allein dienen. Da verließ ihn der Teufel, und ſiehe, da traten die Engel zu ihm, und dieneten ihm.

Chriſtus für uns! Einer für Alle! Das iſt die Grundwahrheit, worauf die Erkenntniß unſerer Erlöſung, ſo durch Chriſtum geſchehen iſt, vornehmlich beruhet. Dieſes Eine, der Einige Menſch in Gnaden, wie ihn Paulus Röm. 5. heißt, hat ſich des ganzen menſchlichen Geſchlechts ſo angenommen, daß Er ihre ganze Gerichtsſache vor GOtt ausmachen und ihnen alle Errettung und alles Heil zuwegebringen wollte. Aber da ſich JEſus unſer angenommen, ſo hat Er es nicht nur überhaupt hin gethan, ſondern nach allen beſondern Stücken unſerer Noth, nach allen beſondern Arten und Gattungen unſers Jammers und Elends, worein wir durch den Abfall von GOtt von Adam her gerathen waren, damit uns ganz und vollkommen geholfen werden möchte. Wollen wir alſo die Mühe und Arbeit, die dieſer Eine zur Erlöſung Aller angewendet hat, recht erkennen, und uns Seine Erlöſung im Glauben zu Nutze machen, ſo müſſen wir dieſelbe nicht nur überhaupt und insgemein betrachten, ſondern nach allen beſondern Stücken erkennen lernen, worinnen ſich JEſus für uns dargeſtellt und als unſern Erlöſer bewieſen hat. Ein wichtiges Stück deſſelben iſt dasjenige, was unſer Erlöſer wider den Satan, den abgeſagten Feind GOttes und unſrer Seelen ausgerichtet hat. Er hat Den an unſerer Statt wieder überwunden, der uns überwunden hatte; Er hat die Macht genommen Dem, der des Todes Gewalt hatte, Ebr. 2.; Er hat uns aus ſeiner Gewalt errettet. Und das iſt nicht ohne harten Streit, nicht ohne viel Kampf geſchehen. Unſer heutiges Evangelium erzählt uns den erſten Streit und Sieg, den JEſus gegen den Satan ausgeführt hat. Und davon will ich Gelegenheit nehmen, eurer Liebe vorzuſtellen:

Den verdienſtlichen Streit und Sieg des HErrn JEſu gegen den Satan;

und zwar:

I. Warum es bei JEſu auf einen Streit und Sieg gegen den Satan angekommen ſei;
II. Wie unſer Erlöſer dieſen Streit zum Sieg ausgeführt, und
III. Was Er uns dadurch verdient und erworben habe.

Alles, was JEſus als Menſch und Mittler gethan hat, iſt verdienſtlich, alſo auch Sein Streit und Sieg iſt verdienſtlich.

I. Es heißt gleich im Anfang: Da ward JEſus vom Geiſt in die Wüſte geführet, auf daß Er von dem Teufel verſucht würde; es wird hingedeutet auf die Zeit, wann das geſchehen.

JEſus hatte ſich bei ſeiner Taufe unter die Sünder geſtellt, und ſich ebendamit anheiſchig gemacht, ihre Sache für Alle auszurichten. Da hat Er den ganzen Fall Adams und die Noth des menſchlichen Geſchlechts feierlich auf ſich genommen. Deßwegen heißt Ihn auch Johannes das Lamm, das der Welt Sünde trägt, weil Er es auf ſich genommen und wirklich auf ſich hat und trägt, bis Er es wird abgethan und getilgt haben. Und woher iſt unſere Sündennoth und Jammer entſtanden? Antwort: Es war ein Streit zwiſchen Adam und dem Satan über dem Worte GOttes. In dieſer Unterredung, in welche ſich der Satan mit dem Menſchen im Paradieſe eingelaſſen hatte, gewann es der Satan demſelben ab und brachte ihn unter ſeine Gewalt. Von dem an ſind wir Ueberwundene und Gefangene des Satans worden, der in der böſen Luſt uns immer zuſetzt, und uns nun in ſein finſteres Reich bringen konnte; er hatte dem Menſchen eine Uebereinſtimmung abgenommen. Joh. 8,44. Sollte nun das menſchliche Geſchlecht ſeines Jammers erledigt werden, ſo mußte es vornämlich von der Gewalt des Teufels erlöst und errettet werden: Sehet, das iſt die Urſache, warum es bei dem Erlöſer der Menſchheit auf einen Streit wider den Satan ankam. Und da JEſus bei ſeiner Taufe die Sache der Menſchheit auf ſich genommen, ſo war es ebenſoviel, als hätte Er zugleich dem Satan den Krieg angekündigt. Da kam es auf Ihn an, zu erfüllen, was Gott von dieſem Mittler verheißen hatte Hoſ. 13, 14.: Ich will ſie erlöſen aus der Hölle, und vom Tode erretten; Tod, ich will dir ein Gift ſeyn; Hölle, ich will dir eine Peſtilenz ſeyn. Und Jeſaias 49, 24.: Kann man auch einem Rieſen den Raub nehmen, oder kann man dem Gerechten ſeine Gefangenen los machen? — Satan dachte, er habe uns mit Recht, mit Kriegsrecht, weil er uns einmal überwunden und unter ſich gebracht hatte. Das war die größte Noth, daß wir uns nicht wieder vom Satan los machen konnten. Denn er war ſtärker als wir. Wir hatten unſre Macht und unſer Vermögen verloren. Er hatte ſeine Lügen, ſeine böſe Luſt dem Menſchen ins Herz hineingebracht, weil dieſer ſie angenommen hatte; und von dem an hatte er den offenen Zutritt zu des Menſchen Herz und Seele, und konnte in ihm die innerliche Luſt erregen, welche aus dem Reich der Finſterniß in den Menſchen gedrungen war; und die Sünde war alſo das Band, woran uns der Teufel hielt. Dieß Recht der Ueberwindung behauptete der Satan, indem er ſprach: der Menſch iſt ja mit mir einſtimmig worden, und hat ſich dadurch mir unterworfen. Und GOtt wollte dem Satan dieß ſein Kriegsrecht durch Seine Allmachtsgewalt nicht nehmen oder aufheben, ſondern es mußte auch wieder durch einen Menſchen, an Adams Statt, rechtlich ausgemacht werden. Das war demnach eine ernſthafte Sache für den Erlöſer der Menſchheit; darinnen hatte Er ſeine wichtigſte Probe abzulegen. Die unwiſſenden und rohen Menſchen denken jetzt ſo leichtſinnig vom Teufel, und merken nicht, daß ſie unter ſeiner Gewalt und Verführung ſtehen, und er ſeinen Muthwillen noch immer an ihnen ausübt. Aber JEſus ſah es mit Jammer an, und wollte uns erretten.

II. Als Menſch und im Namen der Menſchheit. Eben ſo, wie der Satan an die erſten Eltern gekommen, und ihnen eine falſche Luſt durch ſein Bereden erweckt hat, hernach das Wort GOttes ihnen verdrehen und ſie mit ihren Gedanken von GOttes Wort abbringen wollte, ſo hat er auch hier an JEſum geſetzt. Und JEſus mußte es an ſich kommen laſſen, und Satan konnte es ihm vorſpiegeln und vorreden, wie dem Adam. Aber JEſus hat ſich in kein Bedenken darüber bringen laſſen, ſondern die Verſuchung ſo überwunden, wie ſie Adam hätte überwinden können und ſollen. Er iſt beſtändig in der Wahrheit, Er iſt beim Wort GOttes geblieben, und damit hat Er an Adams Statt überwunden. Da war wieder ein Menſch, in deſſen Seele der Satan keinen finſtern Gedanken hineinbringen konnte. An dieſen hat er kein Recht; Er hat für Alle in der Welt geſtritten; Er iſt der Stärkere; jener mußte weichen. Das war aber nur der erſte Streit und Sieg. Hernach hat er es noch mehr verſucht. Luc. 4. Er wich eine Zeitlang. So hat JEſus beſtändig wider ihn geſtritten, und im Leiden iſt es aufs höchſte gekommen; denn JEſus war ihm unleidlich, und er wollte ihn gar ausrotten. Aber eben im Tode erlangte Er den völligen Sieg Col. 2, 15.: Er hat ausgezogen die Fürſtenthümer und die Gewaltigen und ſie Schau getragen öffentlich, einen Triumph aus ihnen gemacht durch ſich ſelbſt. Das war ein wunderlicher Krieg, da der Tod, und der des Todes Gewalt hatte, mit dem Lebensfürſten ſtritten; aber dieſer behielt den Sieg, und

III. Sein Sieg iſt unſer. Der Satan hat ſein Recht an alle Menſchenſeelen verloren. JEſus iſt nun der rechtmäßige HErr. Satan kann ihm keine Seele mehr vorenthalten. Wer da will, kann jenem nun entrinnen, denn die Erlöſung iſt geſchehen. Deßwegen preiſen wir im Glauben Den, der uns erlöſet von der Gewalt des Teufels. Iſt es nicht ein Jammer, daß Chriſten jetzt noch mit Luſt und Willen unter der Gewalt des Teufels bleiben? Wer Sünde thut, der iſt vom Teufel. 1 Joh. 3, 8. Dadurch wird des Satans Recht wieder hergeſtellt, und ſo wird wieder aufgebaut, was doch JEſus eingeriſſen hat. Aber JEſu Sieg iſt unſer; in Chriſti Kraft können wir nun alle Verſuchungen und Verführungen des Satans überwinden; dadurch wird JEſu Sieg verherrlichet an Seinen ſchwachen Kindern, daß dieſer ſtreitige Geiſt an ihnen zu Schanden wird. Ja, 1 Cor. 6: ſie werden die Teufel richten. O wie ſollte uns unſere Erlöſung ſo wichtig ſeyn, daß wir mit ganzem Herzen ihre volle Frucht genießen möchten! Ihr Lieben! Laſſet nicht zurück, was Euch JEſus ſo theuer erworben. Ihr lieben Communicanten! das heilige Abendmahl iſt ein öffentliches Zeichen, Denkmal und Zeugniß, daß unſere Erlöſung geſchehen ſey. Nehmet dieſe Erlöſung im Glauben an, indem ihr ſeufzet: Laß mir's nicht kommen aus dem Sinn, wie viel es Dich gekoſtet, daß ich erlöſet bin! auf daß ihr die Erlöſungskraft JEſu Chriſti erfahret, und wirklich los werdet von der Sünde, dadurch der Satan ſeine Macht beweist, und ganz ein Eigenthum Eures JEſu werdet! Ja, wir ſprechen: Ei! So mach' mich endlich frei, daß ich ganz Dein eigen ſey! Amen.

Am Feiertag Matthiä.

Weinsberg, 1760.

Evangelium: Matth. 11, 25—30.

Zu derſelbigen Zeit antwortete JEſus und ſprach: ich preiſe Dich, Vater, und HErr Himmels und der Erde, daß Du ſolches den Weiſen und Klugen verborgen haſt, und haſt es den Unmündigen geoffenbaret. Ja, Vater, denn es iſt alſo wohlgefällig geweſen vor Dir. Alle Dinge ſind mir übergeben von meinem Vater. Und Niemand kennet den Sohn, denn nur der Vater, und Niemand kennet den Vater, denn nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren. Kommet her zu mir Alle, die ihr mühſelig und beladen ſeyd, ich will Euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch, und lernet von mir, denn ich bin ſanftmüthig, und von Herzen demüthig, ſo werdet ihr Ruhe finden für Eure Seelen. Denn mein Joch iſt ſanft, und meine Laſt iſt leicht.

Lernet von mir, denn ich bin ſanftmüthig und von Herzen demüthig! — So ſagt JEſus im heutigen Evangelio. Hiemit gibt Er ſich als einen Lehrer an, der gerne Schüler haben will, und deßwegen die Menſchen in Seine Schule zu kommen und von Ihm zu lernen auf das freundlichſte einladet. Er bietet Sich dabei mit Seiner liebreichen Art an und ſagt: Warum wollt ihr nicht gerne kommen? Ich bin ja kein harter Mann, kein ſtrenger Geſetzlehrer. Ihr ſehet es ja an mir, ich bin ſanftmüthig und gelinde. Ich weiſe Niemand ab, der zu mir kommen, meine Lehre hören und von mir lernen will. Ich bin niedrig von Herzen; ich nehme mich gerne der armen Gemüther und der Schwachen an; ich kann Geduld mit ihnen haben, wenn ſie ſich nur zu mir halten und meine Lehre annehmen wollen. O ein freundlicher, leutſeliger JEſus, der ſich ſo gerne mit uns armen und geringen Creaturen zu thun machen, uns zum Beſten rathen und helfen, und ſich in Seiner ſanftmüthigen und demüthigen Art gerne nach unſerer Schwachheit richten will! Wer wollte ſich nicht gerne zu Ihm wenden, bei Ihm in die Schule gehen, Seine heilſamen Worte hören und von Ihm lernen? Nun, euer Herz dazu zu erwecken, und Euch auch jetzt nach Seinem Sinn dazu einzuladen, will ich zu betrachten geben:

Die Schule JEſu;

und zwar:

I. Wer am beſten in Seine Schule tauge;
II. was man denn hauptſächlich bei Ihm lerne; und
III. was man für Nutzen davon habe.

I. Es heißt: Zu derſelbigen Zeit. — JEſus beklagte ſich kurz vorher über die meiſten Seiner bisherigen Zuhörer, denen Er und Johannes geprediget, daß ſie ſo widerſpenſtig geweſen und geblieben, und weder durch Worte noch Werke ſich zu einer Sinnesänderung, d. i. zur Achtung der jetzt angegangenen Predigt und Lehre vom Reiche GOttes haben bewegen und bringen laſſen. Sie haben die angenehme Zeit und die Tage des Heils nicht erkannt. Und hernach denkt Er: Ich bin doch nicht gar leer ausgegangen, ich habe doch Etliche bekommen, die willig ſind, die gerne lernen und denen meine Wahrheit offenbar wird. O ſehet! So iſt es JEſu eine Freude, wenn man zu Ihm kommt; ja, JEſus freuete ſich im Geiſt (Luc. 10, 21.), als Etliche kamen. Mit denen hat Er ſich getröſtet; Er danket es GOtt, Seinem Vater, daß er Ihm durch ſeinen Zug doch dieſe zugewieſen; denn Er nimmt es als ein Geſchenk vom Vater an, wenn Er Seelen bekommt. Joh. 6. heißt es: Es kann Niemand zu mir kommen, es ziehe ihn denn mein Vater; und Joh. 17.: Sie waren Dein, und Du haſt ſie mir gegeben. — Was waren das für Leute? Unmündige, denen es der Vater und HErr Himmels und der Erde geoffenbart. Das zielt auf ihren Herzenszuſtand. Er ſagt nicht nur: geringe, gemeine Leute, ſondern auch kindliche Gemüther. Wer ſelbſtklug iſt, taugt nicht in JEſu Schule. Wie man im gemeinen Leben ſagt: wer ſchon groß, alt und erwachſen iſt, der lernt nimmer gern; man muß in der Kindheit etwas lernen; das Lernen gehört der Kindheit und Jugend an, — ſo iſt es auch bei JEſu. Kindliche, demüthige Gemüther kommen zu Ihm, um von Ihm zu lernen. Wer ſchon meint, er ſey groß, er ſchicke ſich nicht mehr in die Schule, er habe ſchon Verſtand, er wiſſe ſchon, was er zu wiſſen habe, der taugt nicht zum Lernen. Deßwegen ſagt JEſus: Wo ihr nicht umkehret, und werdet Kinder, und fanget von vornen an, — ſo tauget ihr nicht in mein Reich. — Ihr Lieben! Wo fehlt es, daß wir auch ſorglich ſeyn müſſen und klagen: es trägt wenig aus? Antwort: Wir haben wohl viele Leute in der Verſammlung, aber wenige, die Schüler ſind. Denn unſere Kirchenverſammlung iſt nichts Anderes, als eine öffentliche Schule JEſu, die Er ſelbſt eingerichtet hat. Wir haben ſo viele großgewachſene Chriſten, die denken: ich habe es in der Kindheit erlernt; unſere Kinder müſſen wohl noch lernen, aber wir nicht, wir ſind groß, und gehen wohl in die Kirche nach der Gewohnheit, aber nicht als in eine Schule. Daher kann man über ſie klagen, wie Paulus Ebr. 5, 12. 13.: ihr ſolltet freilich längſt Meiſter ſeyn, bedürfet aber wiederum, daß man Euch die erſten Buchſtaben der göttlichen Worte lehre, und daß man Euch Milch gebe und nicht ſtarke Speiſe; denn wem man noch Milch geben muß, der iſt unerfahren in dem Wort der Gerechtigkeit, denn er iſt ein junges Kind. Doch müſſen wir uns tröſten und GOtt danken, wenn es doch nicht gar leer iſt, wenn es noch einige kindliche Gemüther gibt, die gerne lernen wollen und ſich zu JEſu Füßen ſetzen, wie Maria. Luc. 11.

II. Was lernt man denn hauptſächlich in der Schule JEſu?

Nicht nur Tugend und äußerliche Frömmigkeit. JEſus iſt kein bloßer Sittenlehrer. Man hat lange in der Welt gewußt, was Recht und Unrecht iſt. Es ſind Geſetze genug in der Welt geweſen; dazu hat man nicht erſt einen neuen Lehrer vom Himmel bedurft, — ſondern um das Geheimniß GOttes des Vaters und Chriſti (Col. 2, 2.) zu offenbaren. — Das iſt die Sache JEſu und aller treuen evangeliſchen Lehrer. Das ſagt JEſus: Niemand kennet den Sohn, denn nur der Vater, und wem es der Vater will offenbaren. Alſo der Sohn lehrt und offenbart uns in Seiner Schule, was vom Vater zu erkennen ſey und vom Sohn. Joh. 17: „Ich habe ihnen Deinen Namen kund gethan, Deinen Sinn und Vorſatz," und wie Er ihn durch Seinen Sohn ausführe. Sehet, das ſind die zwei Hauptwahrheiten: GOtt und JEſum erkennen lernen. Darauf geht auch alle meine Lehre und der Zweck meiner Rede. Es jammert mich der Unwiſſenheit der Meiſten. So viel weiß man: „ja freilich, man muß fromm ſeyn, wenn man in den Himmel kommen will. Man thut deßwegen ſo viel man kann; aber freilich ſind wir Sünder, da wird GOttes Barmherzigkeit nicht mehr fordern, als wir haben und thun können, und uns doch in Seinen Himmel nehmen." Und das iſt die ganze Erkenntniß bei den Meiſten, worauf ſie bauen, und weiter wiſſen und verſtehen ſie nichts, begehren auch nichts weiter zu verſtehen. Und ſo bleibt ihnen GOtt und JEſus verborgen, ſie ſind ruhig, und ſterben mit gutem Muth darauf hin. — Dieß iſt kläglich. — Ihr höret jetzt, was ihr lernen ſollet. Laſſet Euch doch angelegen ſeyn; werdet Kinder, denket nicht: ich kann ſchon auskommen! Werdet begierig nach der vernünftigen, lautern Milch, als die jetzt gebornen Kindlein, auf daß ihr durch dieſelbige zunehmet, ſo ihr anders geſchmecket habt, daß der HErr freundlich iſt.

III. Was haben wir nun aber für einen Nutzen von der Schule JEſu?

Vor allen Dingen Erquickung der Seele. „Ich will Euch erquicken!" JEſus begehrt es Keinem ſchwer zu machen; Er legt nicht unerträgliche Laſten auf. Sein Joch iſt nur ein Schul-Joch, d. i.

eine Untergebung, Unterwerfung, wie ſich ein Kind in der Schule halten muß; nicht muthwillig, nicht unachtſam oder verdroſſen ſeyn, ſondern ſich bequemen zur Lehre. Das iſt freilich dem flatterhaften, zerſtreuten Sinn ein Joch, eine Einſchränkung; aber ſobald man ſich bequemt, iſt's leicht. Man findet Erquickung; es thut wohl. Man iſt vom Sündenjoch viel ärger beſchwert; alles Andere iſt ja nur ein ſchweres Joch, darunter das Herze ſich naget und plaget. — Ich wünſche nun Schüler zu haben, die gerne lernen, um ſie zu dem ſanftmüthigen und demüthigen JEſu weiſen zu können! Amen.

Am Sonntag Reminiſcere.

Weinsberg, 1760.

Evangelium: Matth. 15, 21 — 28.

Und JEſus gieng aus von dannen, und entwich in die Gegend Tyri und Sidon. Und ſiehe, ein cananäiſch Weib gieng aus derſelbigen Grenze, und ſchrie Ihm nach, und ſprach: Ach HErr, du Sohn Davids, erbarme Dich meiner! meine Tochter wird vom Teufel übel geplaget. Und Er antwortete ihr kein Wort. Da traten zu Ihm ſeine Jünger, baten Ihn, und ſprachen: Laß ſie doch von Dir, denn ſie ſchreiet uns nach. Er antwortete aber, und ſprach: Ich bin nicht geſandt, denn nur zu den verlornen Schafen von dem Hauſe Iſrael. Sie kam aber, und fiel vor Ihm nieder, und ſprach: HErr, hilf mir! Aber Er antwortete, und ſprach: Es iſt nicht fein, daß man den Kindern ihr Brod nehme, und werfe es vor die Hunde. Sie ſprach: Ja, HErr; aber doch eſſen die Hündlein von den Broſamen, die von ihrer Herren Tiſche fallen. Da antwortete JEſus, und ſprach zu ihr: O Weib, dein Glaube iſt groß! dir geſchehe, wie du willſt. Und ihre Tochter ward geſund zu derſelbigen Stunde.

Wir haben vor acht Tagen betrachtet den Streit und Sieg des Heilandes gegen den Satan. Es iſt auch — wie wir damals gehört haben — auf einen großen Streit und Kampf angekommen, weil Er unſer Mittler war, für uns ſich dargeſtellet, und unſere ganze Sache gegen GOtt und wider unſere Feinde auszuführen übernommen hatte. Er hat auch den völligen Sieg über den Fürſten der Welt und alle Macht der Finſterniß uns zu gut erhalten, Satans Rechtsforderung an uns zu Schanden gemacht, und uns erlöſet von der Gewalt der Finſterniß (wie wir in unſerm Glauben mit Freuden bekennen). Aber nun ſoll der Sieg JEſu auch an uns offenbar und verherrlicht werden. Was hälfe es uns, daß Er unſere Feinde überwunden, wenn wir nichts deſto weniger unter ihrer Botmäßigkeit und Gewalt liegen bleiben wollten? Nun kommt es bei uns darauf an, daß auch wir durch Chriſti Kraft überwinden, daß alle Macht des Feindes an uns zu Schanden werde. Dazu iſt uns in dem Namen JEſu aufgeboten; darum ſingen wir: Der Fürſt dieſer Welt, wie ſauer, wie grimmig er ſich ſtellt, thut er uns doch nichts; das macht, er iſt gericht; Ein Wörtlein kann ihn fällen. Was für ein Wörtlein? Ein herzhaftes Glaubens-Wörtlein von JEſu und Seinem Sieg, den Er durch Kreuz und Tod erhalten hat. Denn bei uns kommt es jetzt nur auf dieſen Glauben an. Der Glaube iſt der Sieg, der die Welt überwindet, ſagt Joh. 5. Und davon will ich dießmal reden und vorſtellen:

Den Sieg des Glaubens über alle Gewalt des Satans, womit er die Menſchen anficht und plaget;

und zwar:

I. Wie dieſe Gewalt des Satans ſich äußere;
II. Wie der Glaube den Sieg erlange.

O Weib, dein Glaube iſt groß! ſagt JEſus zu dem cananäiſchen Weib, und rühmt damit ihren Glauben an Ihn, durch welchen Glauben ſie auch ſo viel gewirket hat, daß ihre Tochter von ihrer Plage des Satans los und frei geworden. So etwas Großes und Vortreffliches iſt es um einen rechten Glauben. Dadurch kann man den Satan überwinden, und alle ſeine Macht abtreiben. Dieß iſt's, was wir an ihrem Exempel betrachten wollen.

I. Wir haben im Evangelio ein Exempel, da ſich die Gewalt des Satans auf eine ſchwere und entſetzliche Art geäußert hat. — „Meine Tochter wird vom Teufel hart gequälet.“ — Es iſt hoch bedenklich, daß ſich die Gewalt des Teufels über die Menſchen niemals ſo ſichtbar und in äußerlichen Umſtänden aufgemacht hat, als da JEſus auf der Welt war. Denn damals gab es ſo viele leiblich Beſeſſene, da der Satan auch ihren Leib eingenommen hatte, und darinnen als in ſeinem eigenen Haus wohnte. Weil ihm aber Widerſtand geſchah, und er merkte, daß ihm ſeine Gewalt ſtreitig gemacht und eingeſchränkt werde, ſo kam er in einen deſto größeren Grimm, und zog mit ganzen Legionen ein, wo er Raum und Oeffnung fand. Aber man darf nicht denken, daß dieß allein die Leute geweſen ſeien, welchen Satan mit ſeiner Gewalt zugeſetzt habe; wir haben in der Schrift ſelbſt noch viele andre Exempel. Ein böſer Geiſt kam über Saul; er hatte über ſein Gemüth und Herz Gewalt, ob er ſchon noch bei Verſtand blieb, als König regierte, und was er that, aus freiem Willen that. Judas, der Verräther, blieb bei gutem Verſtand, aber Satan hat ihm doch ſeine That in's Herz gegeben, und endlich gar ſein Herz eingenommen. Paulus ſagt: der Geiſt, der zu dieſer Zeit ſein Werk hat, oder ſo kräftig wirket in den Kindern des Unglaubens, d. i. in denen, die da wandeln nach dem Lauf dieſer Welt, nach den Lüſten des Fleiſches; und im Epheſerbrief 6, 12. heißt er ſie gewaltige Herren der Welt, die in der Finſterniß dieſer Welt herrſchen. Die Sünde iſt Finſterniß, und wer in Sünden lebt, der wandelt in der Finſterniß; und in dieſer Finſterniß ſeines Gemüths hat Satan, der Geiſt der Finſterniß, Gewalt über ihn, und treibt ihn zur Sünde, hält ihn in der Sünde gefangen. Die Menſchen denken freilich nicht, daß der Teufel auch etwas dabei wirke, wenn ſie ſündigen; ſie meinen, ſie thun es alles aus freien Stücken und nach ihrem eigenen Belieben. Und das iſt kein Wunder, denn ſie ſind in der Finſterniß und Blindheit; ſie erkennen das Triebwerk nicht, das in ihnen wirkt. Aber es äußert ſich deutlich genug, wenn man es bedenken will. Sollte es möglich ſeyn, daß Menſchen ſo gräulich wider ſich ſelbſt und Andere ihres gleichen wütheten, und zu einem ſo großen Grad der Bosheit, der unmenſchlichen Grauſamkeit, der thieriſchen Wolluſt, der härteſten Feindſeligkeit geriethen, wenn nicht eine ſataniſche Macht über ihnen wäre? Der Menſch hat wohl eine böſe Luſt im Herzen, die ihn zur Sünde treibt, aber dieſe Luſt wird durch Satans Einwirkung verſtärkt. Ich will nun ein Exempel geben. Sollte es möglich ſeyn, daß ein Menſch, wenn er unwillig wird, in ein ſolches Feuer gerathen könnte, daß er ſchilt und flucht, die unverſtändigſten Reden mit Läſterung ausſtößt, wie unſinnig darüber wird, und raſet, ſeinen liebſten Leuten, Kindern, Befreundten das Aergſte wünſcht, ſie dem Teufel übergibt, und ganz raſend thut, — wenn nicht Satans Gewalt ihn mißbrauchte? Dieß iſt ſataniſche Einwirkung und Aeußerung. Jacobus ſagt es Kap. 3, 6: die Zunge werde von der Hölle entzündet. Aber ſo geht es nicht nur bei einzelnen Menſchen, ſondern bei Vielen zugleich, ja, bei ganzen Völkern. Das Volk in Jeruſalem mit ſeinen Oberſten ſtund unter der Macht der Finſterniß, und that Satans Willen, JEſum zu tödten, den Fürſten des Lebens. — Sehet, ſo äußert ſich die Gewalt des Satans über die Menſchen. Und es wäre noch viel davon zu reden. — Nun da iſt kein Rath noch Hilfe, los zu werden, als durch den Glauben an JEſum. — „Fürchte dich nicht; es hat überwunden der Löwe aus Juda, und hat alle ſeine Feinde unter ſeine Füße getreten!“

II. Wie erlangt nun aber der Glaube den Sieg?

Man muß vor allen Dingen feſt überzeugt ſeyn: JEſus iſt der Mann, der mir helfen kann. Das war ein feſter Gedanke bei dem Weib; ſie hatte von Ihm und Seinen Wundern gehört. Nun wiſſen wir noch mehr von Ihm, als ſie. Aber es fehlt bei den Meiſten an der Ueberzeugung. Sie geben es vorher ja auf, — denn ich kann nicht vermuthen, daß alle aus bloßer Luſt und Belieben ſofort in der Sünde leben, ſondern wohl die Meiſten zugleich aus Muthloſigkeit und Verzagtheit, weil ſie denken, es könne ſchon nicht mehr anders werden, und ſagen: das iſt ſchon ſo meine Art und Natur; mein Temperament bringt mich dazu; das *kann* ich nicht anders; es übernimmt mich u. ſ. w. Ja wohl, ſo lange kein Glaube da iſt, ſo lange du dich durch's Evangelium nicht überzeugen läſſeſt: ich habe ja einen Erlöſer, einen Helfer, der hat überwunden, und durch Ihn auch ich; ich faſſe Seinen Sieg, Sein Kreuz und Sein Blut.

Wenn Ueberzeugung da iſt, alsdann wird erſt die Begierde recht inbrünſtig und anhaltend, wie man an dem Weibe ſieht. Nein, dachte ſie, jetzt iſt nicht Zeit, abzulaſſen; jetzt habe ich Ihn einmal in der Nähe. Solche Begierde entſteht aus einem zerknirſchten Herzen, wenn man ſein Elend nun immer mehr erkennt, wenn die Seele zermalmt iſt und ſeufzt: „wie übel bin ich daran, wie unmächtig! was hat Satan noch für einen Zutritt zu meinem Herzen! Ach, rette mich von meinem Widerſacher!“ — Da fällt die Liebe zur Sünde weg, und der Wille faßt Chriſti Kraft im Glauben, wie hier, und es heißt: Dir geſchehe, wie du willt. Da thut JEſus, was der Glaube will. Der Glaube will der Plage los ſeyn, und JEſus thut es, und beweiſt, daß Er der Sieger ſey. So erlangt der Glaube eine größere Macht und Gewalt, als des Teufels Gewalt iſt.

Ach, ihr Lieben! laßt Euch nicht ſo gefangen halten; faßt auch einen Muth; brauchet zum Glaubenskampf das Lied:

JEſu! Deine tiefen Wunden,
Deine Qual und bittrer Tod
Geben mir zu allen Stunden
Troſt in Leibs- und Seelennoth.
Fällt mir etwas Arges ein,
Denk' ich bald an Deine Pein;
Die erlaubet meinem Herzen
Mit der Sünde nicht zu ſcherzen! Amen.

Am Sonntag Oculi.

Weinsberg, 1760.

Evangelium: Luc. 11, 14—28.

Und JEſus trieb einen Teufel aus, der war ſtumm. Und es geſchah, da der Teufel ausfuhr, da redete der Stumme. Und das Volk verwunderte ſich. Etliche aber unter ihnen ſprachen: Er treibt die Teufel aus durch Beelzebub, den Oberſten der Teufel. Die Andern aber verſuchten Ihn, und begehreten ein Zeichen von Ihm vom Himmel. Er aber vernahm ihre Gedanken, und ſprach zu ihnen: Ein jegliches Reich, ſo es mit ihm ſelbſt uneins wird, das wird wüſte, und ein Haus fällt über das andere. Iſt denn der Satanas auch mit ihm ſelbſt uneins, wie will ſein Reich beſtehen? Dieweil ihr ſaget, Ich treibe die Teufel aus durch Beelzebub. So aber Ich die Teufel durch Beelzebub austreibe, durch wen treiben ſie eure Kinder aus? Darum werden ſie eure Richter ſeyn. So Ich aber durch GOttes Finger die Teufel austreibe, ſo kommt ja das Reich GOttes zu Euch. Wenn ein ſtarker Gewapneter ſeinen Pallaſt bewahret, ſo bleibt das Seinige mit Frieden Wenn aber ein Stärkerer über ihn kommt, und überwindet ihn, ſo nimmt er ihm ſeinen Harniſch, darauf er ſich verließ, und theilt den Raub aus. Wer nicht mit Mir iſt, der iſt wider Mich; und wer nicht mit Mir ſammelt, der zerſtreuet. Wenn der unſaubere Geiſt von den Menſchen ausfähret, ſo durchwandert er dürre Stätte, ſucht Ruhe, und findet ſie nicht; ſo ſpricht er: Ich will wieder umkehren in mein Haus, daraus ich gegangen bin. Und wenn er kommt, ſo findet er es mit Beſen gekehret und geſchmücket. Dann gehet er hin, und nimmt ſieben Geiſter zu ſich, die ärger ſind, denn er ſelbſt; und wenn ſie hinein kommen, wohnen ſie da; und wird darnach mit demſelbigen Menſchen ärger, denn vorhin. Und es begab ſich, da Er ſolches redete, erhob ein Weib im Volk die Stimme und ſprach zu Ihm: Selig iſt der Leib, der Dich getragen hat, und die Brüſte, die Du geſogen haſt! Er aber ſprach: Ja, ſelig ſind, die GOttes Wort hören und bewahren!

„Wenn Euch der Sohn frei macht, ſo ſeyd ihr recht frei.“ So redet unſer Heiland zu den Juden, da ſie ſich auf eine bürgerliche und auf eine äußerliche Religionsfreiheit berufen wollten Joh. 8, 36; denn ſie ſagten: wir ſind Abrahams Samen, und ſind noch niemals Knechte geweſen. Vers 33. Er aber redete von einer größeren und herrlicheren, als nur von einer bürgerlichen Freiheit, und meinte: ja, wenn ihr von der Sünde frei wäret, dann wäret ihr recht frei; denn wahrlich, wahrlich ich ſage euch: Wer Sünde thut, der iſt der Sünde Knecht. Das wollten ſie nun nicht laſſen auf ſich kommen, deßwegen ſagte es ihnen der Heiland deutlich heraus: Ich ſehe, was ihr in euren Herzen und in euren Gedanken habt. Ihr habt eine mörderiſche Begierde und Luſt in euren Herzen; ihr habt eine Luſt zur Lüge, und wollet die Wahrheit, ſo ich euch ſage, nicht annehmen. Woher kommt das? das kommt nicht von eurem Vater Abraham her; das kommt viel weniger von GOtt her, den ihr auch Vater nennet; das kommt von dem Vater her, der aller Lügen und aller Feindſchaft und Mordluſt Vater iſt; der hat euch eine ſolche Begierde und Luſt in euer Herz gebracht; und nach dieſer Luſt wollt ihr thun. Nun aber, wer Sünde thut, der iſt der Sünde Knecht, und wer des Satans Luſt thut, der iſt ein Satans-Knecht, und vollbringt ſeinen Willen. Wie könnet ihr denn denken und ſagen: ihr ſeiet frei? Nein; wenn euch der Sohn frei macht, darnach erſt ſeid ihr recht frei. — O wie freundlich und erbarmend iſt unſer JEſus! Er beut ſich ſolchen Leuten an, von denen Er wußte, daß ſie ihn wirklich zu tödten trachteten, und ſagt: Erkennet mich; Ich bin GOttes Sohn; Mein Vater hat mich zu euch geſandt; Ich kann, Ich will euch gerne auch von der Sünde, damit ihr wirklich umgeht, auch von der teufliſchen Mordluſt und ſataniſchen Feindſchaft wider mich, und von aller Sünde und von aller Gewalt des Teufels frei machen. Ohne mich werdet ihr gewiß nicht frei, wenn ihr es ſchon meinet, und es nicht auf euch kommen laſſen wollet, daß ihr der Sünde Knechte ſeid. Ja wohl, JEſus, der Sohn GOttes, iſt der Einige, der rechte Freimacher von der Macht der Sünde, und Deſſen, der in der Sünde herrſcht, des Teufels. Wen der Sohn nicht frei gemacht hat, wer nicht JEſu Kraft an ſich, an ſeinem Herzen erfahren hat, der iſt gewiß noch nicht frei; wen aber Er frei machet, der wird losgebunden von allen Stricken und Banden, womit die Finſterniß ihn gefangen hielt, und der hat eine herrliche Freiheit. Nun, dieſe Freiheit will ich Euch zur Ehre JEſu dießmal anpreiſen und vorſtellen:

Die ſelige Freiheit von der in's Herz dringenden Gewalt des Fürſten der Finſterniß;

und zwar:

I. Woher man dieſe Freiheit erlange;
II. wie man dieſe erlangte Freiheit behalten und bewahren ſolle.

Es iſt freilich etwas Erwünſchtes um Freiheit; Jedermann hat ſie gerne, ſie gehe auf was ſie wolle. Aber was hilft alle Freiheit von Außen, wenn die Sünde und der Satan noch über das Herz Meiſter ſind? Das iſt eine rechte und ſelige Freiheit, wenn man nicht mehr muß der aufſteigenden böſen Luſt ſeines Herzens und den Verſuchungen des Satans unterthan ſeyn, noch thun, was dieſe unſere Feinde haben wollen.

I. Woher erlangt man nun aber dieſe Freiheit?

Wenn der Stärkere über den Starken kommt, ihn überwindet, und ihm ſeinen Harniſch nimmt, darauf er ſich verließ. So redet der Heiland im Evangelio. Er hatte ſich vor ihren Augen als den Stärkeren bewieſen, der einen armen Menſchen von dem Band und der Gewalt des böſen Geiſtes los und frei gemacht hatte. Der Geiſt mußte weichen. Darauf nimmt der Heiland Gelegenheit, ihnen deutlich zu ſagen, ſowohl wie es um des Satans Gewalt beſchaffen ſey, die er gegen den Menſchen beweiſt, als auch auf welche Weiſe er ſich als der Stärkere beweiſe, und das ſind zwei Umſtände, die wir bei'm erſten Theil zu bedenken haben.

Der Heiland heißt den Satan einen Starken, der ſich wohl bewaffnet habe. Ja, das hatte man an dem Menſchen im Evangelio geſehen, daß keine Menſchengewalt ihn frei machen konnte. Er iſt gewappnet in ſeinem Palaſte; den bewahret er, und läßt ſich nicht ſtören, viel weniger heraustreiben. Dieß iſt eine wichtige Wahrheit, die JEſus aufdeckt; Er entlarvt den Teufel. — Das iſt auch Wort GOttes, das man hören ſoll; wie der Heiland am Ende ſagt: Selig iſt, der es höret, — nämlich, was Er auch jetzt geſagt habe. — Was iſt nun der Palaſt, den der Satan inne hat? Das erklärt der Heiland deutlich Vers 24: ich will wieder umkehren in mein Haus, daraus ich gegangen bin, und wann er kommt, ſo findet er es mit Reiſern gekehrt und geſchmückt. Dann gehet er hin, und nimmt ſieben Geiſter zu ſich, die ärger ſind, denn er ſelbſt, und wenn ſie hinein kommen, wohnen ſie da, und wird darnach mit demſelben Menſchen ärger, denn vorhin. Alſo des Menſchen Herz iſt das Haus, wo Satan ſo gerne wohnt, und welches er als ſeinen Palaſt bewahrt. „Wie ſoll ich das verſtehen? Das wäre ja entſetzlich, das will ich von mir nicht denken!“ — Merket Folgendes: Man muß ſich den Teufel nicht nur als ein Geſpenſt und Schreckbild, als einen ſchwarzen Mann und einzelne Perſon vorſtellen, denn der einige Teufel kann nicht in vielen Herzen wohnen, er iſt auch nicht allwiſſend noch allmächtig, daß er thun könnte, was er wollte, ſondern es iſt ein Reich (Vers 18.), ein Reich der Finſterniß; und der Lucifer, der abgefallene Engel, iſt der Fürſt und Herrſcher, der hat ſeine Engel, alle unreinen böſen Geiſter unter ſich; er ſelbſt iſt ein großer Geiſt. Es ſind geiſtige Kräfte der Bosheit, die auf der Menſchen Herz und Seele dringen, ſeitdem der Satan einmal durch ſeine Verführung ein Recht auf den Erdboden bekommen hat. — „Aber wie kommen denn ſolche Kräfte und Geiſter zu mir, daß ſie in mich dringen und in mein Herz als in ihr Haus eingehen können?“ Antwort: Der Menſch beſteht aus Leib und Seele. Wie es mit dem Menſchen in Anſehung ſeines Leibs iſt in der äußern, ſichtbaren Welt, ſo iſt es auch mit ſeiner Seele in der unſichtbaren Welt der Geiſter. Sein Leib gehört und lebt in dem äußern Weltreich; er hat einen Odem in ſich, aber mit ſeinem Odem zieht er die Luft an ſich, die ihn umgibt. — Zieht er nun eine reine, geſunde Luft in ſich, ſo iſt es ihm wohl; hat er aber eine unreine, ungeſunde Luft, ſo zieht er ſie auch ein, ſie dringt in ſeinen Leib ein, ſchwängert ſeine Säfte, alſo daß er krank wird, und das eingeſogene Gift nicht wieder wegbringen kann. So iſt's auch mit der Seele. Im Herzen iſt der innerſte Wille des Menſchen mit ſeinem beſtändigen Begehren in ſeiner Thätigkeit; das iſt wie der ausgehende Athem; dieſer innerſte Wille hat ſchon eine böſe reizende Luſt in ſich. Mit dieſer eigenthümlichen Luſt zieht der Menſch die finſteren Kräfte an ſich, dadurch bekommt er eine Sympathie mit den unreinen böſen Geiſtern, die ſich mit ſeiner Willensluſt vereinigen und verbinden; und da ſind ſie nun ſtärker als der Menſch, nehmen den Willen und die innerſte Neigung ein, und ſetzen ſich feſt, ſodaß der Menſch in ſeinem eigenen Willen und in des böſen Geiſtes Willen und Kraft zugleich wirket. Das iſt des Satans Harniſch, die finſteren Kräfte, und da weiß er, daß der Menſch ihn nicht vertreiben kann; wenn er es ſchon merkt, daß eine fremde Gewalt über ihm iſt, ſo ſeufzet er, und muß es dennoch thun. Kein Vorſatz, kein Beweggrund hilft, bis der Stärkere kommt. — JEſu Kraft richtet durch's Wort den ſchwachen Willen auf. Durch's Wort dringt in den noch gebundenen Willen eine Kraft ein, die ein anderes Verlangen und Begehren der Freiheit erweckt. Das iſt ſchon aus dem Reiche des Lichts. So zieht der menſchliche Wille ſchon beſſere Kräfte an ſich; ſo kommt das Reich GOttes zu ihm, und alsdann die Kraft JEſu in Seinem Blute. Wenn die Kraft des Blutes und Todes JEſu in das Herz eindringt, ſo zerſtört ſie alle böſe Luſt und finſtere Kraft. Dieß iſt nicht anders, als wie wenn der angeſteckte Leib von einem eingeſogenen Gift, das die Glieder lahm gemacht hatte, durch eine Tinctur und einen Balſam gereinigt und frei wird. Die Tinctur des Blutes JEſu muß deine eigenthümliche Luſt verwandeln, und Satans Gift ſcheiden. Siehe, ſo muß JEſu Kraft in dein Herz eindringen, ſonſt biſt du gewiß nicht frei; deine Sünde, Temperamentsſünde und in derſelben der Satan hält dich gefangen. O ſuche JEſum, laß dir helfen! Rette dich von deinem Widerſacher! Laß dich nicht immer ſo plagen! Er hat dich ja erlöſet; ſo werde auch frei zu Seiner Ehre! Alles kommt nun darauf an, dieſe erlangte Freiheit auch zu behalten und zu bewahren.

II. Es iſt wichtig, daß uns der Heiland die Abſicht noch weiter entdeckt. Es heißt: Wenn der unreine Geiſt von dem Menſchen ausfähret, ſo durchwandelt er dürre Stätten, ſuchet Ruhe, und findet ſie nicht; dann ſpricht er: ich will wieder umkehren in mein Haus, daraus ich gegangen bin. Das Herz und der Wille des Menſchen muß alsdann nicht blos und leer bleiben, wie ein geſchmücktes Haus, das wohl ausgekehrt, wo aber doch nichts Anderes darinnen iſt. Darnach gehört der Geiſt JEſu hinein (Röm. 8.), daß der regiere und treibe, wie einen vorher der böſe Geiſt getrieben hat. Sonſt ſucht der Teufel wieder ſeine vorige Stätte. Er lauert, ob er den Menſchen wieder zu Fall bringen kann, und hernach wird's ärger. Davon ſagt Petrus, und warnt die halb Bekehrten oder kaum Bekehrten 2 Petr. 2, 20. Sehet hieraus: wenn wir JEſu Blut und Todeskraft nicht haben, ſo ſind wir übel daran; da hat der Satan Gewalt, wie wir's nicht meinen; er verfinſtert den Verſtand, reizt den Willen, ſtärkt die Luſt; aber JEſu Kraft iſt der Sieg, macht frei; dann iſt man erſt wieder ein Menſch, der frei denken und handeln kann. — Laſſet uns alſo JEſu Kraft beſtändig bewahren, Herz und Sinne umſchließen vor den Schaaren, die wider uns mit Macht aus Satans Reiche fahren. — „Ach laß mich Deine Wunden alle Stunden in meinem Herzensgrund durchdringen und verwunden!“ Amen.

Am Sonntag Lätare.

Weinsberg, 1760.

Evangelium: Joh. 6, 1 — 15.

Darnach fuhr Jeſus weg über das Meer, an der Stadt Tiberias in Galiläa. Und es zog Ihm viel Volks nach, darum, daß ſie die Zeichen ſahen, die Er an den Kranken that. JEſus aber ging hinauf auf einen Berg, und ſetzte ſich daſelbſt mit ſeinen Jüngern. Es war aber nahe die Oſtern, der Juden Feſt. Da hub JEſus ſeine Augen auf, und ſiehet, daß viel Volks zu ihm kommt, und ſpricht zu Philippo: Wo kaufen wir Brod, daß dieſe eſſen? (Das ſagte Er aber, ihn zu verſuchen, denn Er wußte wohl, was er thun wollte.) Philippus antwortete Ihm: zweihundert Pfennige Werth Brodes iſt nicht genug unter ſie, daß ein Jeglicher unter ihnen ein wenig nehme. Spricht zu Ihm einer Seiner Jünger, Andreas, der Bruder Simonis Petri: Es iſt ein Knabe hier, der hat fünf Gerſtenbrode, und zween Fiſche; aber was iſt das unter ſo Viele? JEſus aber ſprach: Schaffet, daß ſich das Volk lagere! Es war aber viel Gras an dem Ort. Da lagerten ſich bei fünftauſend Mann. JEſus aber nahm die Brode, dankte, und gab ſie den Jüngern, die Jünger aber denen, die ſich gelagert hatten; deſſelbigen gleichen auch von den Fiſchen, wie viel Er wollte. Da ſie aber ſatt waren, ſprach Er zu Seinen Jüngern: Sammelt die übrigen Brocken, daß Nichts umkomme! Da ſammelten ſie, und füllten zwölf Körbe mit Brocken, von den fünf Gerſtenbroden, die überblieben denen, die geſpeiſet worden. Da nun die Menſchen das Zeichen ſahen, das JEſus that, ſprachen ſie: Das iſt wahrlich der Prophet, der in die Welt kommen ſoll. Da JEſus nun merkte, daß ſie kommen würden, und Ihn haſchen, daß ſie Ihn zum Könige machten, entwich Er abermal auf den Berg, Er ſelbſt alleine.

Gib uns heut unſer täglich Brod! So lehret uns der Sohn GOttes, JEſus Chriſtus, zu dem himmliſchen Vater beten in der vierten Bitte. Dieſe Anweiſung lehret uns, daß wir die Erhaltung unſeres Leibs und Lebens täglich von GOtt empfangen durch die Mittel, welche Er dazu verordnet hat, und nach Seiner Güte ſelbſt darreicht. Wir ſind ſo ſchwach, ſo unmächtig und unvermögend, auch in unſeren Leibeskräften, daß wir keinen Tag auskommen und beſtehen könnten, wo wir nicht einen neuen Erſatz für die verzehrten Kräfte durch die Nahrung, ſo wir im Eſſen und Trinken zu uns nehmen, bekämen. So hat es der Schöpfer mit uns eingerichtet. So iſt Seine Haushaltung mit Seinen Menſchen auf dem Erdboden. Weil wir nun täglich unſer Brod bedürfen, ſo will es uns auch der himmliſche Vater täglich geben, und wir ſollen unſere Nahrung von Ihm ſuchen, und bitten: Gib uns heute unſer täglich Brod!

Nun, in dem heutigen Evangelium hat der Sohn GOttes einen herrlichen Beweis dargethan, daß der himmliſche Vater das nöthige Brod zur Erhaltung und Nahrung unſeres Leibs durch Ihn, den uns geſchenkten Sohn, gebe und darreiche. Aber es ſollte dieſe leibliche Speiſung und Sättigung Seiner Zuhörer für ſie nur ein Merkzeichen und eine Reizung ſeyn, daß ſie auch noch etwas Beſſeres, eine andere Nahrung für ihre Seele bei Ihm ſuchen ſollten, und daß ihnen der Vater durch Ihn auch das rechte Brod des Lebens, die tägliche Nahrung ihrer Seele, gebe. Dieſer gedoppelten Abſicht des Heilandes will ich in der Betrachtung des Evangelii nachgehen, und deßhalb vorſtellen:

Wie uns der himmliſche Vater durch Chriſtum, ſeinen Sohn, das tägliche Brod gebe;

I. zur Nahrung unſeres Leibes,
II. zur Nahrung unſerer Seele.

Was wir Gutes von GOtt empfangen nach Seele und Leib, das geſchieht Alles um Chriſti, unſeres Erlöſers, willen. „Wir ſind deren keines werth, das wir bitten, haben es auch nicht verdienet,“ ſondern mit unſern Sünden verdienen wir nur Ungnade, Zorn, Fluch und Unſegen, und empfangen demnach alles Gute aus lauter Gnade von wegen JEſu Chriſti, der uns dieſe Gnade bei GOtt, als unſer Mittler, erworben hat. Aber GOtt gibt uns alles Gute für Seele und Leib nicht nur um Chriſti willen, ſondern auch durch Chriſtum. Es geht Alles durch Seine Hand. Ihm iſt gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Er hat die Güte GOttes gegen Seine Creaturen zu offenbaren, und die Schätze GOttes auszutheilen. Dahin geht die Abſicht meiner Rede;

I. deßwegen will ich zuerſt zeigen, wie uns der himmliſche Vater durch Chriſtum das tägliche Brod zur Nahrung unſeres Leibes gebe.

JEſus war der Sohn GOttes, um unter den Menſchen, als ein Geſandter des Vaters, den man hören ſollte, Sein Reich aufzurichten. Er ſorgt aber auch für die Nahrung Seiner Zuhörer; Er gibt ihnen Brod, ſie zu ſättigen. Und eben damit zeigt Er, daß der Vater ihnen das Brod durch Ihn gebe. Denn Er thut dieß Wunder nicht ohne GOtt, Seinen Vater. Es heißt: Er nahm die Brode, und dankete; und Matth. 14, 19. heißt es davon: Er ſahe auf gen Himmel und dankete, zu zeigen, daß Er dieß Wunder mit dem Angedenken, Wohlgefallen und in der Kraft GOttes thue, und daß GOtt durch Ihn dieſes wirke, wie Er Joh. 5, 17. geſagt hat: „Mein Vater wirket bisher und Ich wirke auch. Der Sohn kann Nichts von ihm ſelber thun, denn was er ſiehet den Vater thun; denn was Derſelbige thut, das thut gleich auch der Sohn. Der Vater aber hat den Sohn lieb, und zeiget Ihm Alles, was Er thut, und wird

Ihm noch größere Werke zeigen. Die Werke hat mir der Vater gegeben." — So hat uns der Vater den Sohn gegeben, daß wir durch Ihn Alles von GOtt empfangen ſollen. Er träget alle Dinge mit dem Wort Seiner Kraft. Alſo ohne JEſum empfangen wir auch kein Stücklein Brod von GOtt. Auch im Leiblichen ſegnet uns GOtt durch JEſum. Denn Er hat den Fluch durch Sein Kreuz von der Erde weggenommen. Gal. 3, 14. Wir haben alſo unſer Brod und die gedeihliche Nahrung und Erhaltung unſeres Leibes dem Kreuze JEſu zu danken. Weil nun JEſus den Fluch der Erde abgethan hat, ſo geſchieht es um dieſer Verſöhnung willen, daß nun die Güte GOttes wieder aus der Erde hervorgrünt. Es iſt ein Segen des Kreuzes, daß nun Brod aus der Erde wächſt, ſo des Menſchen Herz ſtärket. Nicht allein aber dieß; es iſt die wirkliche Verwaltung dieſes neuen Segens dem Sohn übergeben, daß GOtt in allen Seinen Werken und Wohlthaten durch Ihn wirket und handelt, wie Er Ihm denn *Alles unterthan hat, was auf Erden iſt:* Schafe und Ochſen allzumal, dazu auch die wilden Thiere, die Vögel unter dem Himmel, und die Fiſche im Meer, und was im Meere gehet. Pſ. 8, 7—9. Sehet alſo, JEſus iſt uns unentbehrlich auch zum leiblichen Brod. Seine allwirkende Kraft dringt auch in's äußere und leibliche Element, und wirket darin zum Segen. Er beweiſet, daß Er das Recht habe, Gutes zu erzeigen den Unwürdigen, die durch ihre Sünde kein Recht mehr beſitzen nur an ein Stücklein Brod; deßwegen ſollen wir in Allem auf JEſum ſchauen, und es Ihm Dank wiſſen und zuſchreiben, was uns auch leiblich Gutes widerfähret. Er iſt die Urſache, die einzige Bewegurſache bei'm väterlichen Herzen; denn der Vater hat den Sohn lieb, und hat Ihm Alles in Seine Hände gegeben. Joh. 3, 35. Er iſt unſer Fürſprecher und bittet für uns; und nach dem Willen des Vaters wirket Er es, und GOtt wirket es durch Ihn. JEſus hat alſo mit allen Menſchen zu thun, ſie mögen Ihn kennen, lieben, an Ihn glauben, oder nicht. Er hat auch im Leiblichen mit Ihnen zu thun. Wenn alſo die Menſchen von JEſu und Seinem Kreuz und Seiner Herrſchaft auf dem Throne GOttes hören, und mögen Seine geiſtlichen Gaben und himmliſchen Segen nicht, ſo ſollten ſie Ihn doch achten und lieb haben um des Leibes willen. Dieß ſollte ihnen doch ein Zug zu Ihm ſeyn, wenigſtens unter den vernünftigen Chriſten. Weil nun die Nahrungsſorge ſo groß iſt, und man denkt, man könne deßhalb nicht auf den Weg des Heils bedacht ſeyn, ſo ſollten die Menſchen nur nicht denken: „dazu brauche ich JEſum nicht!“ ſondern Ihn auch um deßwillen hochachten und liebgewinnen, weil Er den durch Ihn erworbenen Segen des Brods nun ihnen auch, ohne allen ihren Dank gegen Ihn, ja, da ſie noch Seine Feinde ſind, täglich gewähret und ſie erhält; deßwegen man auch GOtt, dem Vater, danken ſoll durch Ihn. Col. 3, 17.

II. Aber die Nahrung unſers Leibs iſt doch nicht das Einige und Vornehmſte, das wir von GOtt durch Chriſtum erlangen. JEſus will Seine Zuhörer dadurch reizen, daß ſie nicht bei'm leiblichen Brod ſtehen bleiben, ſondern die Gabe, die ihnen GOtt durch Ihn darreiche, ſuchen ſollen. Deßwegen ſagt Er gleich, Vers 27: Wirket Speiſe, nicht die vergänglich iſt, ſondern die da bleibet in das ewige Leben, welche Euch des Menſchen Sohn geben wird; denn Denſelbigen hat GOtt der Vater verſiegelt. — So geht es bei dem irdiſchen Sinn der Menſchen; ſie achten ihrer Seelen nicht. Wenn nur der Leib zu eſſen hat, ſo mag die Seele ſchmachten. Ja, ſie wiſſen nicht, daß ihre Seele auch eine Nahrung haben müſſe, ſo gut als der Leib: eine unvergängliche Speiſe. Jämmerlich iſt es, wenn alle Luſt der Seele nur auf Eſſen und Trinken geht, und man meint, man habe wohl gelebt, nach allem Vergnügen ſeiner Seele, wenn man den Leib geſättiget hat; da verdirbt die Seele darüber und verſchmachtet. Der Euch nun das Brod gibt zur Nahrung des Leibs, der hat Euch auch eine Nahrung für die Seele bereitet; und dazu iſt uns der Sohn vom Vater gegeben. Er ſagt es ſelbſt: Mein Vater gibt Euch das rechte Brod vom Himmel. Ich bin das Brod des Lebens; denn dieß iſt das Brod GOttes, das vom Himmel kommt, und gibt der Welt das Leben. Wer an mich glaubet, der hat das ewige Leben. Joh. 6. — Das iſt die rechte Kraft, die uns täglich durchdringen ſoll, daß das Herz durch die Gnade in Seinem Blut geſtärket werde.

Und ſo will ich Euch denn den unentbehrlichen JEſum noch einmal anpreiſen, ob etwa Diejenigen, die keinen geiſtlichen Hunger haben, doch um des leiblichen willen ſich möchten reizen laſſen, zu Ihm zu kommen! Amen.

Am Sonntag Judica.

Weinsberg, 1760.

Evangelium: Joh. 8, 46 — 59.

Welcher unter Euch kann mich einer Sünde zeihen? So Ich euch aber die Wahrheit ſage, warum glaubet ihr mir nicht? Wer von GOtt iſt, der höret GOttes Wort: darum höret ihr nicht, denn ihr ſeyd nicht von GOtt. Da antworteten die Juden, und ſprachen zu Ihm: Sagen wir nicht recht, daß Du ein Samariter biſt, und haſt den Teufel? JEſus antwortete: Ich habe keinen Teufel; ſondern ich ehre meinen Vater, und ihr unehret mich. Ich ſuche nicht meine Ehre; es iſt aber Einer, der ſie ſuchet und richtet. Wahrlich, wahrlich, ich ſage Euch: So Jemand mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht ſehen ewiglich. Da ſprachen die Juden zu Ihm: Nun erkennen wir, daß Du den Teufel haſt. Abraham iſt geſtorben, und die Propheten, und Du ſprichſt: So Jemand mein Wort hält, der wird den Tod nicht ſchmecken ewiglich. Biſt Du mehr, denn unſer Vater Abraham, welcher geſtorben iſt? und die Propheten ſind geſtorben. Was machſt Du aus Dir ſelbſt? JEſus antwortete: So ich mich ſelber ehre, ſo iſt meine Ehre nichts. Es iſt aber mein Vater, der mich ehret, welchen ihr ſprechet, Er ſey Euer GOtt, und kennet Ihn nicht. Ich aber kenne Ihn, und ſo ich würde ſagen: Ich kenne Ihn nicht, ſo würde ich ein Lügner, gleichwie ihr ſeyd. Aber ich kenne Ihn, und halte Sein Wort. Abraham, euer Vater, ward froh, daß er meinen Tag ſehen ſollte; und er ſahe ihn, und freuete ſich. Da ſprachen die Juden zu Ihm: Du biſt noch nicht fünfzig Jahre alt, und haſt Abraham geſehen? JEſus ſprach zu ihnen: Wahrlich, wahrlich, ich ſage Euch: Ehe denn Abraham ward, bin Ich! Da hoben ſie Steine auf, daß ſie auf Ihn würfen. Aber JEſus verbarg ſich, und gieng zum Tempel hinaus.

Wir preiſen in unſerm Glaubensbekenntniß von dem Sohne GOttes, unſerm HErrn JEſu Chriſto, daß Er uns erlöſet habe, erworben und gewonnen nicht nur von allen Sünden, ſondern auch vom Tod. Das iſt ein wichtiges Stück von der Erkenntniß JEſu, und eine beſondere Frucht Seiner Leiden und Seines blutigen Todes. Aber es wird dieſe von Ihm ausgerichtete Erlöſung vom Tod am wenigſten recht erkannt und verſtanden. Denn weil man täglich Menſchen ſterben ſieht, und ein Jeder denkt, der Tod werde über kurz oder lang doch gewiß auch an ihn kommen, ſo denkt man vielmehr: wir ſind nicht vom Tode erlöſet; wir müſſen ja noch ſterben. Das bleibt ein Zweifel, der dem HErrn JEſu Seine Ehre und Seinen Ruhm kränket. Daher iſt viel daran gelegen, daß man davon auch ein richtiges Verſtändniß zu Troſt und Stärkung des Glaubens erlange. Ich will daher Gelegenheit nehmen, Euch davon Unterricht zu geben und vorſtellen:

Die Erlöſung vom Tode, ſo durch JEſum Chriſtum geſchehen iſt.

Und zwar:

I. *Wie dieſe Erlöſung geſchehen ſey;*
II. *wie ſie uns jetzt zu gute komme.*

Es iſt ein wichtiger Ausſpruch des Heilandes im heutigen Evangelium, wenn Er ſagt: Wahrlich, Ich ſage euch, ſo Jemand mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht ſehen ewiglich. Seine Zuhörer haben ſich an dieſer Rede geſtoßen, und es gar nicht faſſen noch begreifen können, wie es gemeint ſey. Ihr Unglaube, ihr verkehrter Sinn war Schuld daran. Es iſt aber zu beſorgen, daß es bei den Meiſten unſerer Zuhörer ſo gehe, daß ſie dieſe wichtigen Worte hören und auch nicht verſtehen, ſondern ſich vielmehr ärgern, und im Unglauben bleiben, ſtatt daß es ihnen zum Troſt gereichen ſollte. Es iſt daher mir daran gelegen, euch davon zu unterrichten, daß wir durch JEſum Chriſtum auch vom Tod erlöſet worden ſind. Wie geſchieht nun aber dieſe Erlöſung?

I. Nicht ſo, daß wir des Abſterbens an dem ſündlichen, äußeren Fleiſche überhoben bleiben ſollten. Denn wenn der Heiland verſpricht, „der wird den Tod nicht ſehen ewiglich,“ ſo muß das etwas Anderes ſeyn, als was bei einem Menſchen vorgeht, wenn er an ſeinen Gliedern nach und nach abſtirbt, daß ihm der Athem ausgeht und er erkaltet. Denn der Heiland iſt ja ſelbſt auf ſolche Art geſtorben, und wäre alſo Sein Wort an Ihm ſelbſt nicht erfüllt worden. Aber ſo haben es Seine Zuhörer genommen, und Ihm deßwegen Abrahams Exempel vorgehalten. Aber freilich *wiſſen und bedenken die Wenigſten*, was der Tod iſt. Sie verſtehen nicht, was GOtt damit gedroht hat: du wirſt des Todes ſterben; und ſie erkennen nicht, wie GOtt dieſes Gericht über die Menſchen vollzieht. Sondern weil ſie in der Unwiſſenheit und in dem irdiſchen Sinn hinleben, ſo iſt der Meiſten Gedanke und Wunſch: Wenn nur kein Tod wäre; wenn man nur nicht ſterben dürfte! Nach ihrem Sinn wäre ihnen nun das die liebſte Erlöſung vom Tode, wenn ſie des leiblichen Sterbens überhoben bleiben könnten. Einen ſolchen Erlöſer möchten ſie gerne haben. Aber, ihr Lieben! bedenket doch, was wären wir damit gebeſſert, wenn der Heiland machte, daß ein Menſch 900 Jahre und noch mehr in der elenden Welt lebte, und behielte immer den Leib der Sünde und des Todes an ſich! Da würde er ja nicht erlöſet und befreiet vom Sterben. Denn der irdiſche Leib trägt ſeine Verweſung ſchon an ſich, und ſtirbt täglich ab, wie die Aerzte wohl wiſſen, welche gleichſam den Tod, der in uns iſt und wirket, d. i. die Verweslichkeit nur ein wenig aufhalten; denn des Leibes Leben iſt in ſeinem Blut. Nun aber iſt das Geblüt des Menſchen ein ſolch' verwesliches Ding, daß es nur durch den Umlauf und ſchnelle Bewegung im Leibe erhalten wird, ſonſt würde es alle Augenblicke in Verweſung gehen. Was iſt alſo das leibliche Abſterben? Antwort: Es iſt nicht der Tod ſelbſt, ſondern es iſt der letzte Schritt zum Tode; es iſt dasjenige Begegniß, durch welches wir dem Tod überliefert werden, durch welches wir in den Tod hineinkommen. Was iſt aber der Tod nach der Schrift? Antwort: Es iſt derjenige Zuſtand, wo der Menſch nach Seele und Leib vom Licht und Leben geſchieden und in die Finſterniß geſunken iſt. Da iſt er im Tod. O, das iſt ein jämmerlicher Zuſtand, wenn eine Creatur, die in's Licht und Leben geſchaffen war, nun davon gar nichts mehr hat, ſondern ganz in die finſteren Oerter verſetzt iſt! Das iſt ihrer Art entgegen, das iſt ihr Verderben, ihr äußerſtes Elend. Und ſo iſt der Tod der Sünde Sold, daß der Menſch, deſſen Seele nun ſchon kein Licht mehr hat (da nun das äußere Licht, die Sonne, ihm noch etwas dazu beiträgt, daß er nicht ſchon ganz in der Finſterniß iſt), endlich ganz der Finſterniß überliefert wird, und darinnen gefangen und gebunden und verſchloſſen iſt, und ſich nicht wieder heraushelfen, noch ſeinen Zuſtand verändern kann. Sehet, von dieſem Tod hat uns JEſus wahrhaftig und vollkommen erlöſet! Um Seiner Erlöſung willen kann und ſoll nun Seine Verheißung an den Gläubigen erfüllt werden.

Sie ſehen den Tod nicht, in Anſehung ihrer Seele. Sie werden durch ihr leibliches Abſterben nicht dem Tod überliefert, ſie kommen nicht in den Zuſtand der Finſterniß, wo man GOtt nicht danket, wo keine Weisheit (ſ. Hiob) iſt. Dadurch iſt man eines großen und ſchrecklichen Elends überhoben. So hat Abraham den Tod nicht geſehen, ruft Chriſtus; er lobete GOtt und hat meinen Tag geſehen. — O ein herrlicher Erlöſer, der uns aus dieſem uns, um des gerichtlichen Ausſpruchs willen, unfehlbar bevorſtehenden Jammerzuſtande erlöſet hat, daß wir nicht hineinſinken, daß wir in's Licht kommen! Darum hält es Paulus ſo hoch Col. 1: Zum Erbtheil der Heiligen im Licht. Die Uebrigen haben kein Erbtheil, ſondern ihren Sold in der Finſterniß.

Die Erlöſung vom Tode durch JEſum Chriſtum geſchieht aber nicht blos der Seele nach, ſondern auch in Anſehung des Leibes. Die äußere Schaale, das Fleiſch, worin die Sünde wohnt, muß abſterben; Das, wovon Paulus ſagt Röm. 7, 18: ich weiß, daß in mir, d. i. in meinem Fleiſche, nichts Gutes wohnt. — Denn da iſt das wirkliche Abſterben den Glaubigen eine wirkliche Erlöſung von dem Gift der Sünde; da erſtirbt die Sünde im Fleiſch, und wird vollends erſtickt, welches Sündengift in des Leibes fleiſchlichem Leben den Menſchen noch geplagt hat. Daher iſt den Glaubigen das Sterben eine Wohlthat, der letzte Schritt des Jammerlebens zur Freiheit von aller Sünde. Aber auch ihr Leib ſelbſt ſinkt nicht ganz in Tod; es iſt ſchon ein lebendiges Samenkorn darinnen (Joh. 12, 24. heißt ſich JEſus ſelbſt ein Samenkorn), das aus der Erde aufgrünen wird. Sehet, wenn man ein Saamenkörnlein ſät, ſo ſcheint es todt und erſtorben zu ſeyn; aber da geht es doch endlich auf. Es muß ein lebendiges Weſen darin ſeyn, welches jetzt noch in der äußern Hülſe oder Schaale verſchloſſen iſt. So iſt es mit dem Leibe der Glaubigen. Sie tragen ſchon ein ſolches lebendiges Korn der Unverweslichkeit in ſich. Das ſagt Paulus 1 Cor. 15; das haben ſie durch den Geiſt, der in ihnen wohnet Röm. 8; durch den heiligen Geiſt wird die innerſte Wurzel des natürlichen Leibes geheiligt; und JEſus ſagt Joh. 6, 53. 54: Werdet ihr nicht eſſen das Fleiſch des Menſchenſohns, und trinken Sein Blut, ſo habt ihr kein Leben in Euch. Wer mein Fleiſch iſſet und trinket mein Blut, der hat das ewige Leben, und Ich werde ihn am jüngſten Tage auferwecken. Dadurch wird auch in

Eurem Leibe ein ſolches lebendiges Samenkorn niedergelegt und gepflegt; außerdem ſeid ihr ganz todt. — Die Andern ſind wie taube Körner, daraus nichts aufgrünet; ſie ſtehen wohl auf, aber zur ewigen Schande. Dan. 12. Ein ſolcher Unterſchied iſt zwiſchen einem glaubigen und unbekehrten Menſchen, ob man ſchon von Außen nichts davon gewahr wird. Aber es wird ſich einſt ausweiſen in der Auferſtehung; denn ſolche kommen alsdann auch mit ihrem Leib in's Leben; aber die Andern ſtehen zwar auch auf, aber es iſt eine Auferſtehung des Gerichts, dadurch ſie nur zum zweiten Tod geſprochen werden mit Seele und Leib. Wenn nun der Leib ein Tempel des heiligen Geiſtes iſt, 1. Cor. 6. ſo wird er von Ihm recht gegen die Verweslichkeit einbalſamirt. Erkennet hieraus, was das für eine große Sache iſt, daß wir vom Tod durch Chriſtum erlöſet ſind, und was uns JEſus zu gute thut!

II. *Wie kommt uns nun dieſe Erlöſung vom Tod, ſo durch JEſum Chriſtum geſchehen iſt, zu gut?* Wenn wir Sein Wort bewahren, behalten, das da iſt das Wort des Lebens, von der Gnade GOttes in Chriſto, wie es Joh. 6. heißt: „Du haſt Worte des ewigen Lebens!" und wenn es uns ſo bei dem Gehör des Worts JEſu zu Muthe wird. — Seinen Zuhörern iſt es nicht ſo geworden, darum ſagt er: ihr höret es nicht, ihr glaubet es nicht. — Aber wem es ein Lebenswort iſt, der ſoll es nur behalten und ſich an dieſem Worte täglich erholen! Joh. 14.: Wer meine Gebote *hat*, und *hält* ſie: der iſts, der mich liebet. Wer mich liebet, der wird mein Wort halten; und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen. Das Wort, das ihr höret, iſt nicht mein, ſondern des Vaters, der mich geſandt hat. Und Phil. 2, 16. heißt es: damit, daß ihr *haltet ob* dem Worte des Lebens, im Glauben an JEſum und in der lebendigen Hoffnung. (vergl. Jerem. 15, 16.) Nun, wer von GOtt iſt, der höret GOttes Wort! Amen.

Am Palm-Sonntag.

Weinsberg, 1760.

Ueber den Anfang der Leidensgeſchichte JEſu Chriſti.

Wir wiſſen, daß durch einen Menſchen die Sünde in die Welt und auf alle Menſchen gekommen iſt. Das war der erſte Same, der ſo viele ſchlimme Früchte getragen hat. JEſus aber hat die Sünde auf ſich genommen und abgethan; alſo hat Er auch die erſte Sünde auf ſich genommen und den Sündenfall gebüßt, denn Er war der andere Adam, der den Fall des erſten auf ſich genommen und wieder ausgeglichen und verſühnet hat. Er hat den Strom, der ſich über das ganze Menſchengeſchlecht ausgebreitet und Alles überſchwemmt hatte, gleich in ſeinem Urſprung abgegraben und aufgehoben. Wollen wir demnach den Grund des Leidens JEſu recht erkennen, ſo müſſen wir bis auf die erſte Sünde zurückgehen, und das ſoll der Inhalt unſerer Betrachtung ſeyn:

Der Sündenfall, am Leiden JEſu, des Sohnes GOttes, allen Menſchen vor Augen geſtellt.

Und zwar:

I. Wie der Sündenfall am Leiden des Sohnes GOttes gezeigt und allen Menſchen vorgeſtellt werde;

II. Wie wir dieſe göttliche Vorſtellung annehmen und dieſe Erkenntniß anwenden ſollen.

Um der Sünde willen iſt JEſu Alles widerfahren, was Ihm in Seinem Leiden begegnet iſt; daher finden wir im Leiden JEſu einen Spiegel des Sündenfalls oder der erſten urſprünglichen Sünde, die das ganze menſchliche Geſchlecht ins Verderben, in den Tod und unter den Zorn GOttes gebracht hat. Es liegt uns daran, dieß zu unterſuchen; denn wollen wir wiſſen, wie unſer Heil entſtanden iſt, ſo müſſen wir auch wiſſen, wie der Sündenfall an JEſu, dem Sündenbüßer, gerügt und aufgehoben worden iſt. Daher fragen wir, wie der Sündenfall am Leiden JEſu gezeigt und allen Menſchen vorgeſtellt worden?

I. Wie iſt der Sündenfall geſchehen? Die Stammeltern unſeres Geſchlechts ließen ſich durch den Verführer bereden, ſie würden GOtt gleich ſeyn. Sie nahmen dieſen Gedanken an, und wollten alſo noch in einen höheren und beſſeren Zuſtand kommen, nicht mehr unter GOtt ſtehen, ſondern ſelbſt ſeyn wie GOtt. Aber die Erfahrung lehrte ſie, daß ſie ſich betrogen, und haben betrügen laſſen. „Die Schlange betrog mich,“ ſprach das Weib, und ſtatt daß ſie ſich von der Unterthänigkeit los machen wollten, ſind ſie ins Gericht GOttes und in den Tod geſunken. Adam war ein geſchaffener Sohn GOttes Luc. 3.; wäre er im Gehorſam geblieben, ſo hätte ſich ſein Schöpfer väterlich gegen ihn bezeigt, und ihn lauter Liebe genießen laſſen. Aber da er wollte GOtt gleich ſeyn, und nicht mehr unter GOtt ſtehen, ſo wurde er ein Knecht der Sünde und des Todes, ein Teufelskind; denn er hatte nach des Teufels Willen gethan. O ein ſchrecklicher Fall! — Aber es iſt hiebei noch weiter zu bedenken: Der Sündenfall iſt eigentlich wider den Sohn GOttes gegangen. Dieſer allein war GOtt, ſeinem himmliſchen Vater gleich; und dieſem wollte Adam ſeine vorzügliche eigene Ehre rauben und ſich gelüſten laſſen, in Seinen Stand und gleichſam in Seine Stelle zu treten. Das war das große Verbrechen Adam's, ein Verbrechen der beleidigten Majeſtät des Vaters und des Sohnes. Es gehet uns an; denn wir liegen alle in dieſer Schuld; und eben dieſer Sinn iſt in unſern Herzen: uns von der Unterthänigkeit gegen GOtt los zu machen (der fleiſchliche Menſch will GOttes Geſetz nicht unterthan ſeyn Röm. 8.) und den Sohn GOttes zu verachten, und ſich nicht ſo vor Ihm zu beugen, wie Ihm gebühret. Alſo hängt der Sündenfall uns Allen an. Wir begehen, was Adam begangen hat, und ſind in gleicher Schuld und Verdammniß. Aber daß uns geholfen würde, ſandte GOtt Seinen Sohn in der Geſtalt des ſündlichen Fleiſches. — Laſſet uns nun auf Ihn ſchauen! JEſus ſtellt ſich an Adam's Stelle, der wahre Sohn GOttes anſtatt des falſchen und betrogenen Sohnes. Erkennet, was das für eine Liebe iſt! Hätte nicht der Sohn GOttes es dem Adam und uns allen am meiſten verdenken und übelnehmen können, daß er nach Seinem Namen und Vorzuge geſtrebt, und ſeyn wollte, was Er war? Aber Sein Erbarmen dringet Ihn, ſich ſeiner anzunehmen, und das betrogene Kind GOttes zu retten von ſeinem Feind.

Sehet nun, wie JEſus Adams Schuld ausgleicht und aufhebt! Er iſt GOtt, und hielt es nicht für einen Raub, GOtt gleich zu ſeyn. Aber eben darüber wird Er angeklagt, daß Er geſagt: Er ſey GOttes Sohn, und darüber verurtheilen ſie Ihn; und das bleibt auch noch bei Pilato das Verbrechen: „nach dem Geſetz ſoll er ſterben, denn er hat ſich ſelbſt zu GOttes Sohn gemacht.“ Adam hatte ſich zu GOttes Sohn in ſeinen betrogenen Gedanken und Phantaſien gemacht. Eben dieſes Urtheil muß nun der Sohn tragen, und als ein Schänder der göttlichen Majeſtät ſterben. Der wahre Sohn verläugnet ſeine Geburtsrechte und Sohnſchaft, und läßt ſich für einen in ſeinen Gedanken und eigener Anmaßung betrogenen Sohn anſehen und verurtheilen.

Noch Eins; Wie hat ſich Satan gefreut, daß ihm ſein Betrug gelungen; wie hat er des armen Menſchen geſpottet, und ihn hernach ſo tyranniſch und grauſam behandelt, da er ihn in ſeine Gewalt bekommen! Auch dieß muß JEſus tragen, und gerade ein ſolches Schauſpiel werden, wie Adam vor allen Engeln geworden war.

O ein wunderbarer Weg, dabei nichts zurückgeblieben! Sehet, nach 4000 Jahren kommt erſt wieder die erſte Sünde, der Urſprung des Abfalls, der erſte unrechte Gedanke zum Vorſchein und wird gerüget und verurtheilt, damit das Urtheil von uns genommen werde. JEſus hat dieſe Sünde getragen und an ſich abſtrafen laſſen! Er hat den Baum an ſeiner Wurzel angegriffen, ausgehoben und mit allen ſeinen Früchten abgethan. O große Liebe! O heilige Liebe! Sollen wir nun von dieſem großen Vorgang den rechten Nutzen haben, ſo müſſen wir dieſe göttliche Vorſtellung annehmen, und dieſes Erkenntniß auch anwenden. Wie geſchiehet ſolches?

II. Wir ſollen uns gern, gründlich und von Herzen unter GOtt beugen. Alle Sünde iſt ein Auflehnen wider GOtt, denn ſie hebt die Furcht GOttes auf. Aber die Menſchen halten das gering. Lerne am Leiden JEſu, wie man ſich unter GOtt demüthigen, und Ihm Seine Ehre geben ſolle! Denn darum hat Er ſo hart gebüßet, um unſern Trotz wider GOtt zu tilgen. Wir ſollen aber auch die erworbene Gnade bei JEſu ſuchen. Das iſt der Preis der Leiden JEſu, daß Er das den Menſchen gewähret, was Adam geſucht, und was ihm der Teufel verſprochen hatte. GOtt hat uns dazu verordnet in Chriſto, dem Ebenbilde ſeines Sohnes ähnlich zu ſeyn. Röm. 8, 29., und Joh. 3. — GOtt ähnlich ſeyn! — Nun ſollen wir nicht ohne, noch wider den Sohn, ſondern durch Ihn und in Ihm Söhne GOttes und GOtt gleich werden. So wird nicht allein der Verluſt erſetzt, ſondern Jenes auch in rechter Ordnung gewährt, alſo ein überſchwänglicher Reichthum der Herrlichkeit noch dazu gegeben.

Endlich ſollen wir uns auch ganz an JEſum ergeben, Alles nur aus Seinem Verdienſte nehmen, uns mit zerſchmolzenem Herzen beſtändig an Ihn halten und Ihm zur Ehre leben. Und das iſt der Sinn Seines Teſtamentes; dazu verpflichten ſich beſonders die Communicanten, die den Tod des HErrn verkündigen, bis daß Er kommt. Amen.

Paſſionspredigt vom Abendmahl.

Ehningen, 1757.

Es heißt 1 Cor. 10, 16. 17. 18.: „Der geſegnete Kelch, welchen wir ſegnen, iſt der nicht die Gemeinſchaft des Bluts Chriſti? Das Brod, das wir brechen, iſt das nicht die Gemeinſchaft des Leibes Chriſti? Denn Ein Brod iſts; ſo ſind wir Viele Ein Leib, dieweil wir alle Eines Brodes theilhaftig ſind. Sehet an den Iſrael nach dem Fleiſch: welche die Opfer eſſen, ſind die nicht in der Gemeinſchaft des Altars?“ Hiemit will Paulus ſeinen Korinthern zu Gemüthe führen, wie Viel es auf ſich habe, wenn man einmal das Abendmahl in der Gemeine GOttes mitgenoſſen habe. Er ſtellt ihnen vor, dadurch komme man in die Gemeinſchaft der göttlichen, heiligen Dinge, und ſei immerhin theilhaftig deſſen, was Chriſtus den Seinen gegeben habe; man müſſe ſich beſtändig darnach achten und halten; man müſſe von dem an niemals ſo ſeyn oder handeln, als wenn man noch nie beim Tiſche des HErrn geweſen und Sein Abendmahl genoſſen hätte. So bringt es die chriſtliche Lehre mit ſich. Ihr Lieben! Es iſt mir lieb, daß ich Gelegenheit habe, vom heiligen Abendmahl zu reden zu einer Zeit, da wir gegenwärtig nicht Abendmahl halten, damit man nicht meine, man habe nur Urſache daran zu gedenken, wenn man gerade zum Abendmahl geht. So iſt die Gewohnheit unſerer falſchen und bloßen Namen-Chriſten, daß das Abendmahl gar bald wieder vergeſſen iſt, und man ihnen nach der Hand nichts davon anſieht, daß ſie beim Tiſche des HErrn geweſen. Nein! ſo ſoll es nicht ſeyn. Um nun auch dieſem ſeelenſchädlichen Irrthum und dieſer böſen Gewohnheit vorzubeugen, will ich euch bei dieſer Gelegenheit die chriſtliche Lehre von dieſem Punkte vortragen, und dießmal vorſtellen:

Wie ſich wahre Abendmahlsgenoſſen jeder Zeit anzuſehen und zu verhalten haben;

und zwar:

I. Als ſolche Leute, die ſich öffentlich vor aller Welt zu JEſu bekennen;

II. Als ſolche Leute, die einmal am Leib und Blut JEſu Gemeinſchaft haben;

III. Als ſolche Leute, die dem HErrn JEſu zu Seinem Kreuzesſinn und Seiner Nachfolge ſich verpflichtet und verbunden haben.

Es iſt die allerhöchſte Wohlthat JEſu, daß Er Sein Abendmahl geſtiftet hat. Und es iſt auch die vornehmſte Wohlthat in unſerer Kirche, daß wir noch Sein Abendmahl ungeſtört nach Seiner Einſetzung halten dürfen und können. Aber es iſt auch bei einem Jeden, der ein Abendmahlsgenoſſe iſt, der mit dazugeht, die allerwichtigſte Handlung, die er in ſeinem Leben vornimmt. Da mag man wohl bedenken, was man thut, und was das auf ſich hat. Nun davon will ich reden:

I. Wahre Abendmahlsgenoſſen bekennen ſich vor aller Welt zu JEſu.

Sehet, JEſus hält das Abendmahl mit Seinen Jüngern. Er ſagt: mich hat herzlich auf dieſe Stunde verlangt; Er ſagt zuletzt: ſo haltet es auch künftighin zu meinem immerwährenden Gedächtniß! Es war ja damals eine Zeit, da jedermann dem HErrn JEſu zuwider war, und Ihn nicht gelten laſſen wollte. Da nimmt Er Seine Jünger heraus, und führt ſie hiemit darauf: ihr ſollt und werdet die

Leute ſeyn, die es mit Mir halten, wenn mir alle Menſchen widerſprechen, — die ſich zu mir bekennen, und mich für ihren JEſum halten. Und dieß iſt der Sinn beim Abendmahl. Sehet, es halten ja nicht alle Menſchen in der Welt das Abendmahl. Alſo die es halten, bekennen ſich zu Ihm gegen andere Menſchen, ja, gegen die ganze Welt. Man ſondert ſich dadurch von allen andern Leuten ab; man wird dadurch ein beſonderer Menſch, der nicht iſt noch denkt, wie viele Millionen in der Welt denken und ſind. Daher, wo ein Abendmahlsgenoſſe iſt, der muß ſchon dafür einſtehen, daß JEſus der rechte Heiland ſey. Er bekennt ſich ja dazu. Und dadurch hat JEſus ein beſonderes Volk, ein Eigenthum in der Welt bekommen. Da kann man ſagen: dieß ſind Seine Leute; wie ein jeglicher König und Fürſt ſagt: das ſind meine Leute, mein Volk; und zwar in allen Ländern, wo man Sein Abendmahl hält. Alſo: der iſt auch deren Einer (wie man es Petro hernach vorgerückt hat); darum ſoll es ein Glaubensbekenntniß ſeyn, daß man ſich des JEſu nicht ſchäme vor aller Welt. Matth. 10: „Wer mich bekennet vor den Menſchen, den will Ich bekennen vor meinem himmliſchen Vater; Wer mich aber verläugnet vor den Menſchen, den will Ich auch verleugnen vor meinem himmliſchen Vater. Wer ſich aber meiner und meiner Worte ſchämt, deß wird ſich des Menſchen Sohn auch ſchämen, wenn er kommen wird in ſeiner Herrlichkeit und ſeines Vaters und der heiligen Engel." Luc. 9, 26.

II. Wahre Abendmahlsgenoſſen ſind auch ſolche Leute, die einmal am Leib und Blut JEſu Gemeinſchaft haben. Das iſt das wichtigſte, wenn JEſus ſagt: Ich gebe euch hiemit Meinen Leib und Mein Blut. Deßwegen ſagt auch Paulus: es iſt die Gemeinſchaft des Leibes und Blutes Chriſti. Ja, das iſt keine vergängliche Sache, die im Augenblicke vorüber wäre! JEſus ſagt Joh. 6.: Wirket Speiſe, die nicht vergänglich iſt! und: wer Mein Fleiſch iſſet, der hat ewiges Leben. Alſo wer ein wahrer Abendmahlsgenoſſe geworden iſt, der hat etwas Himmliſches in ſich, das ihm nicht vergeht, eine Kraft, die nicht verſchwindet. Und wenn er in ſeinem Leben nur ein einzigesmal es genoſſen hätte, ſo ſoll ihm etwas davon übrig ſeyn bis in das ewige Reich. Und wer es empfangen hat, der kann und darf ſich darauf berufen: ich habe JEſu Fleiſch gegeſſen, darum kann Er meiner nicht vergeſſen; ich bin ja Seines Fleiſches und Blutes, — Sein nächſter Anverwandter geworden; das muß mir eine bleibende Gnade ſeyn, darauf man ſich alle Tage berufen kann in ſeinem Gebet, und den Glauben ſtärken, daß man weiß: nun gehört mir die ganze Frucht des Leidens und Todes JEſu; denn ich bin einmal theilhaftig geworden des Altars.

III. Wahre Abendmahlsgenoſſen ſind dem HErrn JEſu aber auch verpflichtet und verbunden, Ihm nachzufolgen, und Sein Kreuz auf ſich zu nehmen.

JEſus gibt Einem damit den Tod zu eſſen, Seinen Tod, da Er der Sünde geſtorben iſt. Und Wer es genießt, der ſtirbt wirklich ab der Sünde und allen Lüſten des Fleiſches. Deßwegen heißt es Röm. 6, 5. Ihr ſeyd in Seinen Tod gepflanzet, einverleibet worden. Haltet euch dafür, daß ihr todt ſeid: und Col. 3.: Ihr ſeyd geſtorben, und euer Leben iſt verborgen mit Chriſto in GOtt. Wenn aber Chriſtus, euer Leben, ſich offenbaren wird, dann werdet ihr auch offenbar werden mit ihm in der Herrlichkeit. So tödtet nun eure Glieder, die auf Erden ſind, Hurerei, Unreinigkeit, ſchändliche Brunſt, böſe Luſt und den Geiz, welcher iſt Abgötterei. — Man wird dazu gleich eingeweiht und verpflichtet ſich Ihm zu gleichem Tode. So haben ſich die erſten Chriſten geſtärkt, Ihm unter Schmach und Verläugnung nachzufolgen, und wenn es Verfolgung gab, haben ſie alle Tage Abendmahl gehalten, ſich zu ſtärken, auch den Märtyrer-Tod getroſt auszuhalten.

Nun, ſo iſt die Lehre, ſo iſt's gemeint, ſo denken alle wahren Abendmahlsgenoſſen. Aber wie iſt es nun, wenn wir unſere heutigen Chriſten anſehen? Man hält Abendmahl; denkt denn Jemand daran, daß er hiemit öffentlich ſich zu JEſu bekenne? Man ſchämt ſich ja Seines Namens. Man kann vor und nach ein Läſterer, ein Feind alles Guten, ein Flucher, ein Spieler, ein Trunkenbold ſeyn. Sind das Leute, die ſich zu JEſu bekennen? Zur Schande muß man ſo ſagen: — der Heiland wird es von ihnen fordern. — Oder meint man etwa, daß man hintennach kein Gericht mehr auf ſich lade, wenn man nur denſelben Tag andächtig geweſen ſey? Aber es iſt eine fortdauernde Sache; man hat es ſich doch einmal angemaßt. Und ſieht man auf ihren Wandel, was zeigt derſelbe? bei Hochzeiten, Märkten u. ſ. w.? O bedenket es doch! Ein erſtaunliches Gericht der Chriſtenheit, wenn ſie alſo Abendmahl feiert! Amen.

JEſus am Oelberg.

Ehningen, 1759.

Es iſt uns ein großes und ſchweres Leiden des HErrn JEſu beſchrieben, welches Ihn an dem Oelberge betroffen hat. Da war Er noch frei; Sein Leib hatte noch keine Schmerzen und Marter zu empfinden. Das war eine andere Art des Leidens. Seine Seele mußte zuerſt ſich ins Leiden begeben, bevor es an den Leib gekommen iſt. Und nicht nur leiden, ſondern unter dem Leiden *arbeiten*, kämpfen und ein großes Geſchäft verrichten. Davon ſagt Jeſ. 53, 11.: Darum, daß *Seine Seele gearbeitet* hat, wird Er ſeine Luſt ſehen und die Fülle haben; und durch ſein Erkenntniß wird Er, mein Knecht, der Gerechte, Viele gerecht machen; denn Er träget ihre Sünden. Es war alſo eine Arbeit der Seele bei dieſem Leiden am Oelberg; und ſo wollen wir es dießmal betrachten. Ich will daher vorſtellen:

Die Arbeit der Seele JEſu in Seinem Leiden; oder: wie die Seele JEſu unter dem Leiden am Oelberg gearbeitet;

Und zwar:

I. Worin dieſe Arbeit beſtanden;

II. Wie wir ſie uns zu Nutze machen ſollen.

Das Leiden JEſu am Oelberg iſt eines der wichtigſten, denn es hat Seine Seele betroffen. O das ſoll uns auch recht wichtig ſeyn, daß wir hören, was mit der Seele JEſu vorgegangen. Wir Menſchen haben ja Leib und Seele, und müſſen nicht nur an den Leib, ſondern auch an unſere Seele gedenken. Als ſich der Sohn GOttes als Menſch und Erlöſer eingeſtellt, ſo hat ſich nicht nur Sein Leib, ſondern auch Seine Seele für uns ins Leiden begeben müſſen. Darüber ſollen wir Ihn ehren und anbeten, daß ſich *Seine Seele* ſo gemühet und *gearbeitet* hat. Worin beſtand nun die Seelenarbeit JEſu?

I. Was war Sein Leiden? Es heißt: Er fieng an zu trauern, zu zittern und zu zagen, und ſprach zu Seinen Jüngern: meine Seele iſt betrübt bis in den Tod. Da hören wir, was Seine Seele empfunden hat. Es hat ſie eine Schwermuth, Angſt und Bangigkeit überfallen, ein Schrecken, den wir nicht begreifen können. Es drang eine Macht der Finſterniß auf Ihn; Er merkte, daß Seine Seele von hölliſchen Kräften ganz umringt ſey, die auf Ihn zudrangen. Und Er lag ſo darunter. Der Satan verſuchte es noch einmal mit Grimm, da er bisher keinen Eingang in die Seele JEſu finden konnte. JEſus nahm wohl nichts davon in Seine Seele hinein, aber es drang auf ſie, und machte ſie ſo unruhig, daß ſie auch den Leib mit Zittern bewegte. Pſ. 42. Alle die Sünden, die Er nun mit dem Tod bezahlen ſollte, ſah Er in Seinen Gedanken, in Seinem Gemüthe vor ſich, mit dem äußerſten Entſetzen und Grauen. Darob betrübte ſich Seine Seele. Der Tod als ein Fluch (Gal. 3, 13.) ſtund Ihm bevor, und daß Er ſollte ein Fluch werden, darüber graute Ihm. Das machte Ihm ſolche Empfindungen, ſolche Schmerzen, daß Seine Seele darüber wie ohnmächtig wurde. Stellet es euch an einem Uebelthäter vor! Wenn ihm das Todesurtheil angekündigt iſt, und man ſagt ihm Alles vorher, ſo leidet ſeine Seele viele Tage vorher eben die Schmerzen, durch ihre Vorſtellung, und kommt in Angſt, ehe dem Leib etwas widerfährt. So iſt es JEſu gegangen. Wie hat Seine Seele darunter gearbeitet! Er wollte dieſe Anfechtung überwinden; Er will ſich von der Macht der Finſterniß nicht niederdrücken laſſen, und warnt Seine Jünger, daß ſie nicht von derſelben übernommen würden. Daher fängt Er an zu beten. Er richtet Seine Seelenbegierde zu GOtt, und will nicht ſo darunter ſtecken bleiben und hinſinken; Er bittet: „Vater, nimm dieſe Angſt von mir; hilf mir aus dieſer Stunde Joh. 12; das iſt ein bitterer Kelch; meine Seele hat Grauen davor!“ — Es geſchah nicht gleich. Er mußte doch die Bitterkeit des Todes, den Er ſterben ſollte, in ſeiner Seele ſchmecken. Deßwegen betet Er noch einmal, Seinen menſchlichen Willen ganz an GOtt zu ergeben, und kein Grauen, keine Angſt zu achten, ſondern mit Seiner Seele ſich nur an GOtt zu halten, und Gott mit ſeinem Willen zu faſſen, daß Sein Seelen-Wille lauterlich in GOtt ſtehe und GOtt habe, es mag hernach für Empfindung darum ſeyn, was da wolle. Er wollte Seine Seele nicht ſo unruhig in ſich bleiben laſſen, ſondern ſtillen, ſich feſt an GOtt und ſeinen Willen halten. Siehe das koſtete Ernſt, Arheit, heftiges Gebet; darüber hat Er ſich ſo angegriffen, daß auch das Blut herausgedrungen. O Dank ſey Dir, lieber JEſu! Du haſt Deine Seele für uns geopfert und Deinen Seelen-Willen wieder ganz in GOtt eingeführt. Dadurch haſt Du unſere Seele erlöſet von der Macht der Finſterniß und von der Gewalt des Teufels! Laß es uns zu gut kommen! —

II. Wie ſollen wir uns nun dieſe Seelen-Arbeit JEſu zu Nutz machen?

In einer Kirchenverſammlung befinden ſich immer dreierlei Gattungen der Menſchen nach ihrem Seelenzuſtand: in der Sicherheit, im Stand der Buße, und im Stand der Gnade. Das Leiden JEſu geht alle Menſchen an, alſo auch die rohen und ſicheren Menſchen. Wie ſollen es ſich nun rohe, ſichere Menſchen zu Nutz machen? Die ſollen denken: ich habe doch auch eine Seele; wie wird es meiner Seele gehen? Ihr Sicheren! die ihr noch keine Buße gethan noch thun wollet, ſchauet doch auf JEſum; Er geht euch ja auch an! Sehet; ihr erſchrecket nicht vor der Hölle? Ihr lebet in den Stricken des Satans; ihr merket es nicht, ihr denket nicht daran, was in eurer Seele vorgeht. Wie wird es euch ſeyn, wenn ihr ſelbſt das Zagen tragen müſſet, welches JEſus für euch empfunden hat! Und wo ihr euch nicht zu JEſu wendet, ſo müſſet ihr einſt ſelber daran. Es wird gewiß kommen, an dem Orte, wo Heulen und Zähnklappen iſt. Die Seele ſinkt gleich in Trauern, ſobald ſie außer dem Leibe iſt, und iſt dann mit Finſterniß umfangen, mit Höllenbanden umgeben. Erſchrecket doch! Lernet an JEſu, wie es euch gehen wird, und ſorget für eure Seele! Anders könnet ihr euch die Leiden und Seelen-Arbeit JEſu nicht zu Nutz machen; ſonſt iſt dieſe Arbeit an euch verloren.

Wie ſollen ſich aber die Bußfertigen das Leiden JEſu zu Nutz machen? Das ſind ſolche, wie ſie in der Abendmahlsagende beſchrieben ſind: die ihre Sünden erkennen, GOttes Zorn und den Tod fürchten; die da ſagen: „Wo ſoll ich fliehen hin, weil ich beſchweret bin mit vielen großen Sünden? Wo kann ich Rettung finden? Wenn alle Welt herkäme, meine Angſt ſie nicht wegnähme! Und wenn des Satans Heer mir ganz entgegen wär, darf ich doch nicht verzagen, mit Dir kann ich ſie ſchlagen, Dein Blut darf ich nur zeigen, ſo muß ihr Trotz bald ſchweigen.“

Laſſet euch die Angſt, die Bangigkeit, die heimliche Unruhe nicht verdrießen; ſchlaget es euch nicht aus dem Sinne; denket nicht, das ſolle nicht ſeyn! Sehet, JEſus hat um euertwillen ſolche Angſt in Seiner Seele empfunden. Haltet euch nur an Ihn und ſaget Ihm: „lieber JEſu, laß mir's zu gut kommen.“ Haltet an, bis alle Angſt verſchwindet; betet noch ernſtlicher, bis Licht und Gnade aufgeht!

Wie machen ſich endlich die Begnadigten JEſu Seelen-Arbeit zu nutz? Die ſollen JEſu danken, denn ſie haben ſchon die Frucht von dieſem Seinem Leiden genommen, und ſollen Ihn in Demuth ehren. Sie ſollen nun keinen eigenen Willen mehr haben oder aufkommen laſſen, ſondern ihrer Seelen wahrnehmen, daß ihr Wille JEſu Verſöhnungskraft faſſe und ſtark werde, daß die Macht der Finſterniß, der Satan, ſie nicht antaſten könne, weil ſie einmal errettet ſind von der Obrigkeit der Finſterniß, und ihre Seelen nun Ihm befehlen. „Die Seele Chriſti heil'ge mich, Sein Geiſt verſetze mich in ſich; Sein Leichnam, der für mich verwundt, der mach' mir Leib und Seel geſund. Das Waſſer, welches auf den Stoß des Speers aus Seiner Seite floß, das ſey mein Bad, und all Sein Blut erquicke mir Herz, Sinn und Muth. Der Schweiß von Seinem Angeſicht laß' mich nicht kommen ins Gericht; Sein ganzes Leiden, Kreuz und Pein, das wolle meine Stärke ſeyn. O JEſu Chriſt, erhöre mich: nimm und verbirge mich in Dich; ſchließ mich in Deine Wunden ein, daß ich für'm Feind kann ſicher ſeyn. Ruf mir in meiner letzten Noth, und ſetz mich neben Dich, mein GOtt, daß von mir und den Heil'gen all'n mög' ewiglich Dein Lob erſchall'n! Amen.

Von der Verläugnung Petri.

Dettingen, 1753.

Es heißt Ebr. 12, 3: Gedenket an Den, der ein ſolch Widerſprechen von den Sündern wider ſich erduldet hat, daß ihr nicht in eurem Muth matt werdet und ablaſſet. Das iſt eine herzliche Anrede des Apoſtels Paulus an ſolche Chriſten, welche über der Wahrheit

GOttes angefochten wurden und zu leiden hatten. In der Welt geht es den Chriſten nie ſo gleichmäßig aus, daß ſie nicht von mancherlei Verſuchungen über ihren Glauben angefochten würden, und ihnen mancherlei widrige Zufälle begegneten. Wer nun nicht gerne auch etwas in der Welt leiden will, der muß nicht gut mit ſeinem Glauben auskommen, ſondern in ſeinem Muthe bald matt werden, hinſinken und ablaſſen. Das iſt hernach der größte Schaden für die Seele. Deßwegen will Paulus die Chriſten aufmuntern, daß ſie durch Geduld laufen ſollen in dem Kampfe, der ihnen verordnet iſt, und fortlaufen und nicht matt werden, aber mit ausharrender Geduld; daß ſie nicht denken, es ſollen keine Schwierigkeiten, Hinderniſſe, Verſuchungen dabei ſeyn; ſonſt wäre es ja kein Kampf. Das Chriſtenthum iſt ein beſtändiger Kampf wider die Sünde, wider die Welt, wider den Satan. Wenn man alſo angefochten wird, ſoll man Muth behalten, und nicht die Hände ſinken laſſen. Dazu hält ihnen Paulus hier theils einen Troſt, theils eine Warnung vor. Einen Troſt: gedenket, was eurem JEſu in der Welt widerfahren iſt! Eine Warnung: daß ihr ja nicht kleinmüthig werdet und ablaſſet! Sonſt wäre es ja umſonſt, daß ihr es angefangen habt. Nach dieſem Sinn wollen wir unſere heutige Paſſionsſtunde uns zu Nutz machen. Ich will euch vorſtellen:

Troſt und Warnung, wenn wir in der Welt über unſerm Glauben angefochten werden.

I. Den Troſt wollen wir nehmen aus dem, was ſich mit JEſu zugetragen;

II. die Warnung aus dem, was ſich mit Petro ereignet hat.

Der Glaube muß auch ſeine Probe haben; darum läßt es GOtt geſchehen, daß wir auch darüber in der Welt angefochten werden. Aber Gottlob! wir haben dabei einen Troſt, und den nehmen wir von JEſu, aus dem, was ſich mit unſerm Heilande zugetragen hat.

JEſus hat ſelbſt erfahren, wie es in der Welt geht, wenn man über der Wahrheit halten will. Er hat den Haß der Welt von Anfang an getragen. Die Welt, ſpricht er zu ſeinen Jüngern, kann euch nicht haſſen: mich aber haſſet ſie, denn Ich zeuge von ihr, daß ihre Werke böſe ſind. Joh. 7, 7. Und nun kam es ſo weit, daß Er gar darüber eingezogen, als ein böſer Menſch gefangen genommen und zum Verhör geſtellt wurde. Zu denen, welche Ihn gefangen nahmen, ſagte Er: bin Ich doch täglich geſeſſen bei euch und habe gelehret im Tempel, und ihr habt mich nicht gegriffen und keine Hand an mich gelegt. Wie kommt ihr jetzt mit Stangen und mit Schwerdtern, mich zu fahen, als zu einem Mörder! Und zum Hohenprieſter, der Ihn um ſeine Jünger fragte und um ſeine Lehre, ſagte Er: ich habe frei öffentlich geredet vor der Welt; da ſind ſchon Leute, die ſagen können, was ich gelehret habe. Ich habe ja nicht begehrt, heimlich Jünger zu machen; alle Leute wiſſen, was mein Sinn und meine Lehre war, meine Freunde ſo gut, als meine Feinde. Und doch mußte JEſus darüber leiden, ja ſelbſt geſchlagen werden. Die Schläge leidet Er geduldig. Aber den Schein, als wenn Er unrecht geredet hätte, kann Er nicht auf ſich kommen laſſen; daher beweiſt Er nur Seine Unſchuld, und das Uebrige leidet Er mit Geduld. So iſt's unſerm JEſu gegangen; ein ſolches Widerſprechen und Widerſtreben hat Er von den Sündern erleiden müſſen. Gedenket daran! Man muß alſo nicht erwarten wollen, daß es anders ſeyn ſoll. Wer nicht eher der Wahrheit, von der er überzeugt iſt, Beifall geben, und an JEſum glauben will, als bis es ihm alle Leute gut heißen, der wird nie dazu kommen, der wird es wohl lange anſtehen laſſen müſſen; die Welt wird immer dawider ſeyn. Jedermann klagt, die Welt ſey ſo böſe, und hernach will man ſie nicht laſſen böſe ſeyn; ſie ſoll gut ſeyn (denkt man), darnach will ich auch gut werden. Nein! Laß du die Welt böſe ſeyn, und werde du gut; glaube an JEſum, folge der Wahrheit, davon du überzeugt biſt, und hernach leide, was du von der böſen Welt zu leiden haſt! JEſus hat's auch gelitten. Gedenke, wie hoch der Widerſpruch wider Ihn gekommen. Aber Er hat Freimüthigkeit bewieſen in den Banden. Sein Herz und Geiſt waren nicht gebunden. Und das kann den Lehrern zum Troſt ſeyn, wenn ſie über ihrer Lehre und Amt angefochten werden mit Widerſprüchen! Ich danke in Demuth meinem Heilande, daß Er mir bei meinem Amt Gnade gethan, und ich bei allen meinen Schwachheiten doch die Freimüthigkeit haben darf: „ich habe frei geredet, frage die darum, die widerſprechen, ob ſie nicht überzeugt ſind!" Iſt die

Lehre richtig, ſo braucht es keine Frage wegen der Jüngerſchaft. Billig ſollen ihr alle frommen, wahrheitſuchenden Herzen beifallen. Ich habe keine Anhänger, als die der Wahrheit anhangen. Ich habe auch hier keine Jünger gemacht, als für JEſum. Die Leute, die ſo in's Pfarrhaus gelaufen ſind, ſind viel zu wenig gekommen, und es wird Manchen reuen, daß er nicht öfters gekommen iſt; es hätten billig ſollen Alle kommen nach Nothdurft ihrer Seelen-Umſtände. So ſollte es zwiſchen Lehrern und Zuhörern ſeyn. Jung heißt Lehrjunge, Schüler. Man ſoll gerne lernen und nach Wahrheit fragen, wie Paulus auch bei'm Abſchied bezeugt: Wie ich Nichts verhalten habe, das da nützlich iſt, daß ich euch nicht verkündiget hätte, und euch gelehret öffentlich und ſonderlich. Apoſtelgeſch. 20, 20. Nun, ihr wiſſet, daß ich auch den Widerſpruch in der Stille vertragen habe, und nie einen Menſchen darüber angeredet. Ich habe mich mit dem Exempel meines lieben Heilands getröſtet. Und ſo ſoll es ſeyn auch bei einem jeglichen Chriſten; er ſoll nicht um Uebelthat willen leiden. Aber freuet euch, ſagt der Heiland Matth. 5, wenn Euch die Menſchen um meinetwillen ſchmähen und verfolgen, es ſoll euch im Himmel wohl belohnet werden. Aber weil wir ſo ſchwache Menſchen ſind, und ſo leicht Fehler machen, oder ausweichen, ſo gehört

II. eine Warnung dazu, und dieſe wollen wir an Petro lernen.

1) Seyd gewarnt, daß ihr euch nicht auf einen Weg begebet, darauf euch JEſus nicht führt! Petrus hätte ſollen bei den übrigen Jüngern bleiben. Es war wohl gut von ihm gemeint, aus Liebe gegen JEſum, aber es war jetzt nicht Zeit. So kann ſich Mancher in Umſtände begeben, und wird eingeflochten. Z. B.: „Ich kann ja wohl in's Wirthshaus gehen, das ſoll mir nicht ſchaden;" — aber es iſt kein Weg des Heilands. Ja, ein andersmal kann es ſeyn, aber wer es aus Vorwitz thut, der wird ſchwerlich ungeſchlagen heraus kommen, denn er ſitzt in der Geſellſchaft der Böſen.

2) Seyd gewarnt, daß ihr euch mit den Böſen, Widerſprechern nicht einlaſſet in Reden, Diſputiren, Ueberzeugen! Da hat es Petrus auch verfehlt; er hätte gar Nichts antworten, ſondern fortgehen ſollen. Es iſt eine Macht der Finſterniß, die auf die Gemüther wirkt, und das merkte Petrus ſchon nicht mehr, ſondern wurde übernommen; da wurde ſein Muth ſchwach. So geht es, daß man hernach thut, was

man nicht im Sinne hatte. Da heißt es: wie bin ich doch dazu gekommen! Wer ſeine Schwachheiten kennt, nimmt ſich deſto beſſer in Acht, ſieht ſich vor. Der Sinn ſteckte noch in Petro: „das widerfahre dir ja nicht!" und das kam jetzt empor durch die Macht der Finſterniß. So hat Mancher noch Etwas in ſich zurück, z. B. Zorn, Geiz, Weltluſt; da kommt es empor, wenn man in Gelegenheiten kommt.

3) Seyd gewarnt, daß ihr, wo ein Fehler geſchieht, es hernach nicht leichtſinnig nehmet, ſondern euch gründlich demüthiget wie Petrus! Sonſt iſt man auf ſein Lebetag geſchlagen. Aber Petrus iſt dadurch gebeſſert worden. Hernach hat er deſto demüthiger und deſto muthiger aushalten können; er hat ein lauteres Herz bekommen. Und ſo ſoll es bei'm Chriſtenthum ſeyn. Man ſoll ſich nicht laſſen irre oder matt machen. Die Welt will es einem freilich immer ſchwer machen; aber JEſus will euch Kraft und Troſt geben. Es iſt eben ſchön, wenn man es durchbringt, und zuletzt ſagen kann mit Paulus: ich habe einen guten Kampf gekämpfet, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten; hinfort iſt mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der HErr an jenem Tage, der gerechte Richter, geben wird, nicht mir aber allein, ſondern auch Allen, die ſeine Erſcheinung lieb haben! Amen.

JEſus vor dem Gericht der Hohenprieſter.

Ehningen, 1759.

In dem heutigen Paſſionstheil iſt dieſes der vornehmſte und wichtigſte Umſtand, daß JEſus vor dem hohen Rathe zu Jeruſalem zum zweitenmal frei, öffentlich bekennet hat, daß Er der Sohn des hochgelobten GOttes ſey. Er ſtund nun vor dieſen Richtern als ein Menſchenſohn, als ein geringer, verachteter Menſch, den ſie gefangen genommen hatten, und eben deßwegen dachten ſie, Er könne ja unmöglich etwas Anderes ſeyn, ſonſt würde er jetzt nicht in ſo armer Geſtalt vor ihnen ſtehen. Nichts deſto weniger behält JEſus die größte Freimüthigkeit, und bekennet, daß Er der Sohn GOttes ſey. Gleichwie wir nun bei der Betrachtung des Leidens Chriſti vornehmlich auch bedenken müſſen, wer die Perſon ſey, die da gelitten habe: alſo war es auch nöthig, daß es in Seinem Leiden öffentlich bezeuget würde, wer Er ſey, ob ſie ſchon dieß Zeugniß ſo wenig, als die vorherigen angenommen, ſondern verworfen und Ihn darüber verurtheilt und zum Tode verdammt haben. Wir wollen daher betrachten:

Den in Seinem Leiden unerkannten und verworfenen Sohn GOttes.

1) Die Hauptſache, worauf es vor dem Rathe zu Jeruſalem ankam, war dieſe: ob dieſer Menſch JEſus, der vor ihnen ſtand, der Sohn GOttes ſey? Sie dachten ſchon voraus: Er iſt es nicht, und kann es nicht ſeyn! GOtt würde Seinen Sohn nicht ſo in unſere Hände geben; wir wären ſchon vom Zorn GOttes verſchlungen, wenn wir Seinen Sohn ſo mißhandelten; darum iſt Er es nicht; Er mag es ſich einbilden und ſagen, was er will! — JEſus wußte auch wohl ihres Herzens Gedanken, und ihren hartnäckigen Unglauben, deßwegen ſpricht Er: ſage ich es euch auch, ſo glaubet ihr es nicht; frage ich aber, ſo antwortet ihr nicht, und laſſet mich doch nicht los. Nichts deſto weniger, da der Hoheprieſter ihn beſchwört, ſo bekennt Er's zu GOttes Ehre; Er will ihnen noch das Aergerniß Seiner verächtlichen Geſtalt wegnehmen, und ihnen zum Glauben helfen, deßwegen ſetzt Er hinzu: doch ſage Ich euch: Von nun an wird es geſchehen, daß ihr ſehen werdet des Menſchen Sohn ſitzen zur rechten Hand der Kraft GOttes und kommen in den Wolken des Himmels! Es wird nicht immer ſo ſeyn mit mir, wie es jetzt iſt; ihr werdet mich ſchon auch anders ſehen, und von nun an wird es Merkmale und Zeugniſſe dieſer meiner Herrlichkeit geben. — Aber dieſe Darſtellung galt nichts bei ihnen. Der Hoheprieſter ſagt: da höret ihr ſelber, was er ſich herausnimmt! Sie bleiben alſo in ihrem Unglauben. Darüber wird Er nun ſo geſpottet, als wenn man Ihm nun alle Schmach anthun dürfte, und des Morgens wurde Er verurtheilt.

Siehe, mein lieber Menſch! So iſt man mit dem Sohn GOttes auf der Welt umgegangen! JEſus hatte kurz vorher in einem Gleichniß bezeuget, daß ſie mit dem Sohn GOttes ſo umgehen würden. Matth. 21, 37: da der Hausvater ſpricht, ſie werden ſich vor meinem Sohn ſcheuen. Freilich hätte JEſus ihnen mehr ſeyn ſollen, als alle vorherigen Propheten. Er hatte gelehrt, daß man nichts tadeln konnte, und Seine Lehre mit Wundern beſtätiget. Aber ſie ſcheueten ſich nicht, ſie verwarfen Ihn und tödteten Ihn.

2) Nun, mein lieber Chriſt! Wie gehſt du mit dem Sohn GOttes um? Siehe, Er iſt dir auch bezeuget worden; du höreſt Sein Wort; du weißt, daß Er der Einzige iſt, der ſelig machen kann; du weißeſt, daß ihn GOtt geſandt hat. Glaubeſt du es? Warum iſt dir denn Sein Wort nicht wichtig? Du kannſt es noch verachten. Warum iſt dir Seine Perſon nicht theuer und werth, daß du dich auch vor Ihm ſcheueſt? — Du läugneſt es Ihm zwar nicht mit dem Munde ab, daß Er der Sohn GOttes ſey; aber du behandelſt Ihn doch als einen bloßen Menſchen, an welchem weiter nichts gelegen ſey; ſonſt könnteſt du unmöglich alle Seine Wahrheiten ſo ausſchlagen. Ja, du denkſt wie die Hohenprieſter: weil nicht gleich Feuer vom Himmel falle und dich verzehre, weil es nicht gleich gerochen werde, ſo habe es nichts zu bedeuten, was du wider JEſum redeſt und thueſt. Aber wiſſe: Er ſitzt jetzt zur Rechten GOttes, und wird kommen in den Wolken mit Kraft und Herrlichkeit. Wie willſt du hernach beſtehen, wenn du Ihn verachtet und Seine Langmuth mißbraucht haſt? Da wird es heißen: O ihr Berge fallet über uns, und ihr Hügel bedecket uns!

3) Aber wer einmal ein Licht der Wahrheit von JEſu in's Herz bekommen hat, daß er ſagen kann mit Petrus: Wir haben es erkannt und geglaubet, daß du biſt Chriſtus, der Sohn des lebendigen GOttes, Joh. 6. — der iſt nur darum bekümmert, daß ihm JEſus recht groß werde in ſeinem Herzen, daß er nun auch zur vollen Erkenntniß des Sohnes GOttes kommen möge. Mein lieber Chriſt, der du JEſum liebeſt, ſiehe Ihn nur an in Seinen Leiden! Was iſt das, daß der Sohn GOttes ſelbſt da ſteht in ſolcher Schmach, und läßt deine Sünden an Sich abſtrafen! Das Blut des Sohnes GOttes macht dich rein von allen Sünden. Das muß dir ja eine vollgültige Verſöhnung ſeyn, da der Sohn ſelbſt deine Sünden büßet. Röm. 15. Die Schmähungen, die wir wider das zweite Gebot begangen, muß Er als ein Gottesläſterer tragen; ja, Er nahm alle deine Sünden

nach ihren beſonderen Gattungen auf ſich, und that dadurch dem Rechte volle Genüge.

Ehre Ihn nun als den Sohn GOttes in Seiner Schmach; laß Ihn dir um ſo viel theurer im Herzen ſeyn, da Er auch um deinetwillen ſo verachtet worden. Laß Seine Worte deines Lebens Regel ſeyn! Sprich: das hat uns der Sohn GOttes vom Vater geſagt; warum ſollte ich es nicht annehmen und glauben? Bekenne Ihn freimüthig vor Seinen Feinden; laß dich auch darüber verachten und deiner ſpotten! Laß Sein Leiden dir eine Gerechtigkeit ſeyn, denn es iſt dein Löſegeld worden; und freue dich in Hoffnung, daß du Ihn ſehen werdeſt in Seiner Herrlichkeit; da wird Er dir nicht ſchrecklich, ſondern lieblich ſeyn. Denke: das iſt mein Freund, mein HErr, deß ich eigen bin, daß ich unter Ihm lebe in Gerechtigkeit und Unſchuld. Alsdann wird dein Glaube von Ihm gekrönet werden! Amen.

JEſus am Kreuz.

Zavelſtein, 1753.

Das vierte, fünfte und ſechste Wort.

Hier werden uns drei Worte erzählet, welche JEſus an Seinem Kreuze geſprochen. Sie ſind ſehr kurz, aber von unendlichem Nachdruck und von göttlicher Kraft. JEſus iſt noch an Seinem Kreuz ein Prediger und Lehrer an die ganze Welt geweſen; denn Seine letzten Worte hat Er auch nicht um Seinetwillen geſprochen. O mit welcher Andacht und Herzensdemuth ſollen wir Seine Lehre vom Kreuz anhören, damit auch dieſes Wort göttliche Kraft und göttliche Weisheit in unſern Herzen werden möge! Es darf es wohl Jedermann hören und wiſſen; aber ein Jeder muß ſich Das daraus nehmen, was dem Zuſtand ſeines Herzens am nächſten iſt und am beſten taugt; denn die Zuhörer, die ſich zu JEſu Kreuz hinſtellen können und ſollen, Seine letzte Predigt von dieſer ſchmählichen Kanzel zu hören, ſind nach dem Zuſtand ihres Herzens nicht einerlei. Es gibt unbekehrte und unbußfertige Chriſtenmenſchen, welche JEſum weder lieden noch achten, und ſich um GOtt und Seine Gemeinſchaft nichts bekümmern, ſondern in irdiſchem Sinn ſo dahin leben. Es gibt erweckte und heilsbegierige Seelen, die da gerne möchten ſelig werden, und Verlangen nach Gnade in ihrem Herzen haben. Es gibt auch Glaubige, die Seine Erlöſung genießen, und Ihn darüber herzlich lieben. Das ſind dreierlei Gattungen von Menſchen, die von JEſu Kreuz hören.

Nun, tretet Alle herbei, ihr möget ſeyn, wie ihr wollet! JEſus geht euch Alle an. Ihr werdet ein Wort von Ihm hören, womit Er euch an das Herz redet. Laſſet es nicht umſonſt ſeyn! In dieſem Sinne will ich euch aus dreien Worten JEſu vorhalten:

I. Eine dringende Ermahnung an die Unbekehrten und Unbußfertigen.

II. Eine herzliche Aufmunterung an die Erweckten und Heilsbegierigen.

III. Einen kräftigen Troſt an die Glaubigen.

Es ſind JEſu eigene Worte, die ihr in dieſer Stunde höret. Sehet zu, wie ihr höret, und nehmet es zu Herzen. Aus Seinem Herzen bringe ich nun ein Wort an euch, und zwar:

I. Eine Ermahnung. Dieſe Ermahnung fließt aus dem wichtigen Wort, das JEſus ſagt: „Mein GOtt! Warum haſt Du mich verlaſſen?“ — Iſt es möglich, daß der liebe Sohn GOttes über Verlaſſenſeyn klagen muß? Er hatte geſagt: der Vater iſt mit mir; Er läßt mich nicht alleine, auch im Leiden nicht. Und ſo iſt es auch hier: Wie weit hin (will Er ſagen) haſt Du mich verlaſſen! Sein GOtt iſt Ihm ferne geworden. Er hat Sein Naheſein in Seiner Seele nicht mehr ſo kräftig und ſo ſüßiglich geſpürt, ſondern es war finſter in Ihm, wie von Außen. „Meine Hilfe iſt ferne.“ Pſ. 22. — Ei! warum iſt es denn dem Erlöſer ſo gegangen? Antwort: Um der Sünde willen. Die Sünde hat uns dahin gebracht; wir haben GOtt verlaſſen; ſo hat Er uns auch gelaſſen, hat uns der Finſterniß, dem Tod überlaſſen. Das Licht, das Leben, die Liebe GOttes hat uns verlaſſen; GOtt iſt von uns gewichen, und wir haben keinen Zugang zu GOtt gehabt. Um dieſer Noth willen iſt JEſus in einen ſolchen Zuſtand gekommen. Das, daß wir GOtt verlaſſen, hat Er gebüßt, und uns dagegen den Zugang zu GOtt und Seiner Liebe erworben.

Höret dieſes ihr Unbekehrten und Unbußfertigen! lernet 1) euren Seelenzuſtand an dem Leiden JEſu kennen. Um euretwillen iſt JEſus in ſolche Noth gerathen. Ihr ſeyd ferne von GOtt; ihr ſeyd noch der verlorne Sohn, der Seinen Vater verlaſſen hat. Darum hat euch GOtt auch verlaſſen. Ihr ſeyd ferne von GOtt. So heißt es von allen Unglaubigen Eph. 2., darum ſeyd ihr in einem jämmerlichen Zuſtand, aber ihr empfindet es nicht, ſondern könnet ohne GOtt ſeyn! Wenn ſchon keine Liebe GOttes empfunden wird, wenn ihr ſchon in eurer Seele Nichts merket von GOtt, daran liegt euch nichts; aber JEſu gieng es zu Herzen.

2) Sehet: ihr könnet auch aus dieſem gefährlichen Zuſtande herauskommen. JEſus hat es euch erworben; darum heißt es Eph. 2: ihr ſeyd nahe geworden durch das Blut JEſu. Laßt es nicht umſonſt ſeyn! Um JEſu willen nahet euch zu GOtt, ſo nahet Er ſich zu euch! Jac. 4. Thut dieſes, und eilet, ehe ihr gar abgeſchnitten werdet, und keine Wiederkehr mehr ſey!

II. Das folgende Wort JEſu: Mich dürſtet, gibt einem eine herzliche Aufmunterung an die Hand für die Erweckten und Heilsbegierigen. Was ſollen wir darüber denken, wenn wir hören, daß JEſus ruft: Mich dürſtet! — ? Großer Friedensfürſt! Wie haſt Du gedürſtet nach der Menſchen Heil und Leben, auf daß uns kein hölliſches Dürſten mehr ſchrecke, weil Du das Bitterſte haſt geſchmecket!

Gewiß, es war nicht nur ein leiblicher Durſt, obſchon Seine Zunge lechzte und Seine Kräfte ausgedorret waren wie eine Scherbe, ſondern ein Durſt Seiner Liebe nach unſerem Heil, ja, nach unſerer Seele. Nun, ihr lieben Herzen! Wenn ihr auch begierig ſeyd und herzliches Verlangen habt nach eurem Heil; wenn ihr ſagen könnet: meine Seele dürſtet nach GOtt, nach dem lebendigen GOtt, wie ein Hirſch ſchreiet nach friſchem Waſſer: ſo denket an den Durſt JEſu! JEſus weiß, wie euch zu Muthe iſt; Er wird euch nicht laſſen verhungern noch verdurſten. Er wird eure Seele nicht laſſen ſchmachten von Verlangen nach Ihm. Saget Ihm: lieber JEſu! Mit Deinem Gallentrank haſt Du mir das rechte Lebenswaſſer erworben! Erquicke mich aus Deinen Wunden; erquicke meine Seele! — Er hat es ja verheißen: Ich will euch erquicken. Dieſe Erquickung fließt von Seinem Kreuze her. Er ſieht es gerne, daß euch nun dürſte. Dieſen Durſt kann Er allein ſtillen und euer Herz vergnügen. Trauet es Ihm zu; gehet zur offenen Quelle Seiner Wunden hin, und trinket euch ſatt! „Selig ſind, die da hungert und dürſtet, denn ſie ſollen ſatt werden!“

III. Das dritte Wort gibt einen kräftigen Troſt nur für wahre Glaubige. JEſus ſagt: Nun iſt's vollbracht! und drückt damit das Siegel auf alle Seine Leiden. Nun iſt geſchehen, was geſchehen ſoll! Höret's: ihr habt einen vollendeten Heiland, an den ihr euch im Glauben haltet! Es iſt Nichts mehr übrig, das nicht von Ihm ausgerichtet wäre. Daher ſoll keine Sünde euch hindern, kein Geſetz euch ſchrecken, der Teufel nicht anklagen, kurz: kein Hinderniß ſich in Weg legen, daß ihr nicht könntet die volle Seligkeit durch JEſum erlangen. Haltet euch nur an Ihn, bis Er es auch an euch vollbracht hat Sein Werk, das Er angefangen. Phil. 1, 5. Es ſoll euch Nichts zurückbleiben; Er hat es mit Einem Opfer vollendet. Ebr. 10, 14. Laſſet euch nur darinnen heiligen, und ſeyd getroſt in eurem Glauben! In Ihm habt ihr ein volles Heil und eine ewige Erlöſung zu genieſſen. — Ach! daß nun dieſes dreifache Ermahnungs- und Ermunterungswort bei einem Jeglichen nach ſeinem Zuſtande möchte Eingang finden! Prüfet doch euer Herz! Lernet euch ſelber kennen; merket, was euch gehöre, und was der heilige Geiſt bezeugt. Und die zum heiligen Abendmahl gehen, ſind allemal auch von dieſen dreien Gattungen. Gleichwie JEſus für Alle geſtorben iſt, ſo iſt Sein Abendmahl jetzt auch ein Zeugniß und Anbieten Seiner Verdienſte für Alle, die zum Altar kommen. Es wird Allen geſagt: „für Euch gegeben und vergoſſen zur Vergebung der Sünden.“ Aber der Zuſtand der Herzen iſt nicht einerlei. Ihr, die ihr noch ein kaltes, gleichgültiges Herz vor den Altar bringet: laſſet es euch zur Erweckung gereichen! denket: das iſt doch mein Erretter; ich will mich retten laſſen. Und ihr durſtigen Seelen! wiſſet, euch wird ein Kelch des Heils dargereicht; JEſus hat Gnade und Vergebung eingeſchenkt. Endlich Ihr, die ihr JEſum kennet und liebet, laßt euch eure Gemeinſchaft mit Ihm dadurch verſiegelt werden zu einer gewiſſen Vollendung eurer Seligkeit! Amen.

Am grünen Donnerstag.

Ehningen, 1757.

Jeſus am Kreuz.

HErr JEſu, du gekreuzigte Liebe! Du biſt nun der HErr im Throne; wir beten Dich an und begehren Deine Gnade. Du haſt geſagt: wann ich werde erhöhet ſeyn, ſo will Ich Alle zu mir ziehen. Dank ſey Deinem Erbarmen, daß Du uns nicht zurücklaſſen willſt. Siehe, wir ſind noch hienieden auf Erden, wir ſind noch ſo gebunden an die Erde. Zeuch uns kräftiglich, daß ſich unſer Herz von der Erde, von irdiſchen Gedanken, vom irdiſchen Weſen erheben, daß unſer Auge ſich emporheben und Dich anſchauen könne; ſo werden wir Gnade, Licht und Kraft empfangen und die Frucht Deiner Leiden genießen können zu Deinem Preis! Amen.

Laſſet uns aufſehen auf JEſum, den Anfänger und Vollender des Glaubens, welcher, da Er wohl hätte mögen Freude haben, erduldete Er das Kreuz, und achtete der Schande nicht, und iſt geſeſſen auf dem Stuhl GOttes. So ſchreibt Paulus an die Ebräer 12, 2. Er will ſie dadurch ermuntern, und ermahnen, daß ſie unter allen Umſtänden, ja in allen Leiden ſich recht an JEſum halten, und ſich durch Seine Erkenntniß im Glauben und in der Geduld ſtärken ſollen. Laſſet uns aufſehen, aufſchauen! ſagt er. Das iſt ein lieblicher Ausdruck. Wir ſind ſo tief unten, wir kleben ſo gerne mit Aug und Herz an der Erde. JEſus aber iſt erhöhet! Wollen wir Ihn anſehen, ſo müſſen wir unſere Augen auf- und emporheben und aufſchauen. Auch da Er am Kreuze hieng, und für uns ſtarb, ward Er von der Erde erhöhet. So nennt Er Seine Kreuzigung ſelbſt eine Erhöhung. — Nun, Seele! geh' auf Golgatha, ſtelle dich unter JEſu Kreuz; ſchaue hinauf, richte Aug, Herz und Sinne hinauf; ſiehe deinen JEſum an, wie Er in der äuſſerſten Schmach und Marter dahängt, duldet und Alles aushält um deinetwillen, zu deiner Erlöſung! Und wenn du Ihn an Seinem Kreuze recht betrachtet und erkannt haſt, daß Er dein JEſus, dein Erlöſer ſey: ſo ſchaue noch weiter hinauf, thue noch einen Blick auf Seinen Thron, auf welchen Ihn der Vater erhöhet hat! Denn nach vollbrachtem Leiden iſt Er geſetzt worden zur

Rechten der Majeſtät auf dem Stuhl GOttes. Vom Kreuz iſt Er auf den Thron gekommen. So iſt Er dir der Anfänger und Vollender deines Glaubens geworden; der Anfänger und Urheber des Glaubens dadurch, daß Er dich am Kreuz erlöſet und zu Seinem Eigenthum erworben, berufen und angenommen hat; der Vollender dadurch, daß Er nun der König und HErr im Throne iſt, und Seine Macht zu deiner Vollendung beweiſen kann und will. O wer alſo auf JEſum ſchaut, dem wird es gelingen, daß er in Glauben und Geduld durch Seine Gnade und Hilfe das Heil ſeiner Seele, die ewige Seligkeit erlange. Nun, ihr Lieben! Erhebet auch jetzt eure Herzen, laſſet euch in die Höhe ziehen; wir wollen aufſehen auf unſern lieben JEſum! Deßwegen will ich euch vorhalten:

Das glaubige Aufſchauen auf JEſum am Kreuze.

Und zwar:

I. Wie wir auf Ihn ſchauen, und was wir an Ihm erkennen ſollen.

II. Was uns dieſes Aufſchauen für Nutzen bringe.

Wir ſind ſchon geſtern zu dem Berge Golgatha gegangen, und haben gehört, was Er geredet hat. Nun wollen wir uns wieder mit unſrer Andacht unter Sein Kreuz ſtellen, und Ihn ſelber anſchauen, und bedenken, wie wir auf Ihn ſchauen und was wir an Ihm erkennen ſollen.

I. Daß Er der wahre, obwohl jetzt geſchmähte König ſey, — an dieſe Wahrheit erinnert uns die Ueberſchrift. Es war eine beſondere Fügung GOttes darunter, daß Pilatus ſo geſchrieben hat: Er iſt der König! Deßwegen war es Seinen Verklägern auch nicht recht. Aber es blieb dabei. — Und ſo bleibt es noch dabei; es iſt ein öffentliches Zeugniß der Wahrheit, das alle Welt wiſſen ſollte in allen Sprachen: JEſus iſt der Juden König. Merket's! Nicht ein König wie andere, Ahas, Hiskia, die über das jüdiſche Volk herrſchten, ſondern der den Juden von ihren erſten Vätern her verheißene, von GOtt durch die Propheten zum Troſt der Menſchen verſprochene, und von den Juden, die das Wort GOttes und die Verheißung hatten, bisher erwartete König, der rechte König der Juden; denn das Heil kommt von den Juden. (Joh. 4, 22.) Aber nicht für die Juden allein, ſondern für alle Menſchen. Er iſt der HErr der Herrlichkeit, der König des Erdbodens, der König GOttes, wie Er Ihn nennt Pſ. 2.: Ich habe meinen König eingeſetzt, der in meinem ganzen Gebiet über alle meine Geſchöpfe herrſchen ſoll im Himmel und auf Erden; der dazu geboren und in die Welt kommen iſt, daß Er König ſey. — Aber jetzt iſt Er am Kreuz, in der Schande; da ſcheint es wohl das Gegentheil zu ſeyn. Seine Feinde läugnen es ab und ſagen: Er iſt es nicht! Aber der Richter ſelbſt, der Ihn verurtheilt hat, muß es bezeugen: Er iſt es doch! Nun, das hat Pilatus von JEſu ſelbſt gelernt und angenommen: So biſt Du dennoch ein König? — Ja, ſpricht Chriſtus, du ſagſt es, ich bin ein König, ein König der Wahrheit. — Und das geſteht Ihm jetzt Pilatus ſchriftlich zu, — zwar an's Kreuz gehängt, aber dennoch der König der Juden!

Nun, wer jetzt das Evangelium gehört hat, und auf JEſum getauft worden iſt, der ſoll dieſe Rede ſchon verſtehen, ob es ſchon ſo gegentheilig klingt. Der natürliche Menſch vernimmt es zwar nicht; den Unglaubigen iſt es eine Thorheit, ſie können es mit ihrem Sinne nicht reimen. Aber wem die Augen geöffnet worden ſind, wer nicht mehr unter die Leute gehört, über welche JEſus gebeten hat: „ſie wiſſen nicht, was ſie thun, ſie kennen Mich nicht;" wer Ihn im Glauben anſchauen kann, dem iſt Er am Kreuz, in Seiner Kreuzesſchmach ſchon anſtändig dazu, daß Er der König ſey. So ſagt eine glaubige Seele: „lieber JEſu! Du biſt mir an Deinem Kreuz nicht verächtlich; ich ehre Deine Schmach; dadurch haſt Du mich nun Dir erkauft und erworben, daß ich Dein Unterthan ſey, und zu dem Volk Deines Eigenthums gehöre. Nun aber biſt Du erhöhet auf dem Throne, gekrönet mit Preis und Ehre. Ich ſtelle mich unter Deine Hand und Dein Scepter. Sey Du mir um Deines Kreuzes willen ein gnädiger König; ich bin ja Dein Eigenthum, daß ich nun mit Dir lebe." — So freut man ſich Seiner, und läßt ſich von Ihm regieren, und betet Ihn an, und freut ſich, daß Ihn noch alle Könige anbeten und alle Völker und Zungen bekennen werden, daß Er der HErr und König iſt, hochgelobet in Ewigkeit!

II. Wer Ihn ſo als Seinen König erkennet, ehret und liebet, der hat den Nutzen davon, daß er ſich alle Seine Verdienſte anziehen und ſich darein kleiden darf. Daran erinnert uns die Kleivertheilung JEſu. Eben den Kriegsknechten, für die Er gebeten hatte, ſchenket Er jetzt Seine Kleider. Das iſt ein Bild unſerer Nothdurft. Wir bedürfen ein neues Kleid ſtatt der Feigenblätter und der Röcke von Fellen, damit ſich unſere erſten Eltern nach dem Fall bekleidet haben. JEſus ſelbſt will mit Seinem heiligen Verdienſte unſer Kleid ſeyn. Wir ſollen Seine Gerechtigkeit anziehen, und in derſelben vor GOtt ſtehen. Jeſ. 61, 10.: Er hat mich angezogen mit den Kleidern des Heils und mit dem Rock der Gerechtigkeit gekleidet; und Jeſ. 45,: Ich ſchwöre bei mir ſelbſt, und ein Wort der Gerechtigkeit gehet aus meinem Munde, dabei ſoll es bleiben; nämlich: Mir ſollen ſich alle Kniee beugen und alle Zungen ſchwören und ſagen: im HErrn habe ich Gerechtigkeit und Stärke. — Ein weiterer Nutzen iſt der, daß wir uns auf Seine gnädige Fürſorge verlaſſen können. Hier verſorgt Er noch Seine Mutter. Aber Seine Mutter liegt Ihm nicht näher am Herzen, als alle Seine Glaubigen; das hat Er ſelbſt geſagt Matth. 12, 50: „Wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, derſelbige iſt mein Bruder, Schweſter und Mutter.“

So gut hat man es bei JEſu. Wohl dem Volk, das Ihn zum Könige hat! Wohl der Seele, die Sein Eigenthum iſt! Laßt euch Seine Liebe, Seine Arbeit, Seine Schmach bewegen; huldiget Ihm; Pſ. 2. küſſet den Sohn! Ihr Communicanten, und alle, die ihr Ihn liebet, ſeyd geſegnet vor Seinem Kreuze! Es bleibe dabei: In meines Herzens Grunde Sein Nam' und Kreuz alleine funkle all' Zeit und Stunde! — drauf kann ich fröhlich ſeyn! Amen.

Am Charfreitag.

Weinsberg, 1760.

Der Tod JEſu.

Wir begehen heute den großen Verſöhnungstag, an welchem auf einmal die ganze Welt mit GOtt verſöhnet wurde durch Seinen eigenen Sohn. Das iſt der Tag, darnach alle Gnadenzeiten zu rechnen ſind, darnach ſich alle Ewigkeit richten wird. Im Alten Teſtament hatte GOtt jährlich einen Tag beſtimmt, an welchem die Verſöhnung aller Sünden, die das Volk begangen hatte, durch den Hohenprieſter mit dem Blut der geſchlachteten Kälber und Böcke geſchehen mußte. Aber im Neuen Teſtament hat man durch alle Zeiten hindurch an einem Verſöhnungstag genug. Ein Opfer hat Alles vollendet. Das Blut des Lammes gilt durch alle Zeiten hindurch, und iſt kräftig zur Verſöhnung aller Menſchen. Darum begehen wir heute nun das Gedächtniß deſſen, was an dieſem Tage geſchehen; und dürfen es uns aneignen (wenn wir anders ein Herz dazu haben), als wäre es erſt heute geſchehen. Ach, daß doch alle Seelen möchten davon den rechten Nutzen ziehen! Ach, lieber JEſu! Laß Gnade um Gnade uns zu Theil werden aus deiner Fülle! Amen.

Paulus ſchreibt Col. 1, 19. 20.: es iſt das Wohlgefallen GOttes geweſen, daß in Chriſto alle Fülle wohnen ſollte, und Alles durch Ihn verſöhnet würde zu Ihm ſelbſt durch das Blut des Kreuzes. — Herrliche Worte, worinnen uns der Apoſtel anzeiget, was durch das Blut, das unſer Heiland ſo mildiglich am Kreuze vergoſſen, ausgerichtet und zuwegegebracht worden ſey! Dadurch bezeugt er uns das große Geheimniß der Verſöhnung. Alles, Alles ſogar, was im Himmel und was auf Erden iſt, ſey dadurch gegen GOtt oder zu GOtt verſöhnet worden. So umfaſſend, ſo allgemein macht Paulus die Wirkung des am Kreuze vergoſſenen Blutes. — Ihr Lieben! In der Ewigkeit wird dieſer Vorgang erſt recht und völlig erkannt und eingeſehen werden. Vor dem Throne GOttes werden wir noch das Geheimniß des Blutes JEſu preiſen und bewundern; in der Stadt GOttes, wenn Alles wird offenbar werden, dann wird ſich erſt auch das Geheimniß des Blutes offenbaren. Jetzt iſt der menſchliche Sinn noch zu ſchwach dazu, es hell zu durchſchauen; doch hängt unſer ganzes Heil daran; doch beruht darauf der Grund unſerer Hoffnung. Daher müſſen wir ſtets mit ganzem Herzen darauf gerichtet ſeyn, auch einen Segen davon zu erlangen, und uns auf dieſes Blut im Glauben berufen, daß wir die Verſöhnung empfangen; dieß iſt noch jetzt die Weisheit der Chriſten. Euer Herz dazu zu erwecken, will ich demnach vorſtellen:

Das Blut des Kreuzes, zur vollkommenen Verſöhnung der ganzen Welt vergoſſen.

Und zwar:

I. Wie durch das Blut des Kreuzes eine vollkommene Verſöhnung geſchehen und ausgerichtet werde.

II. Worinn dieſe vollkommene Verſöhnung beſtehe.

Unſer heutiger Paſſionstheil erzählt uns die Begebenheit, die mit Chriſto vorgegangen: Sie kreuzigten Ihn; Er wurde an den Block hinaufgehoben, mit Nägeln an dem Querholz angeheftet, daß Er ſich dadurch an Händen und Füßen verbluten mußte. Das wird uns nur kurz erzählt; aber nun kommt es darauf an, daß wir erkennen: warum iſt das ſo geſchehen? Was hat das zu bedeuten? — Paulus eröffnet uns den tiefen Grund dieſer Sache.

I. Wenn Paulus die Verſöhnung zeigen will, ſo weist er vornemlich auf die Perſon ſelbſt, die ſolche ausgerichtet. Sehen wir in die Paſſion, ſo finden wir einen ſchwachen, abgematteten Menſchen, dem alle Kraft ſchon entgangen iſt, mit welchem die Kriegsknechte umgehen, wie ſie wollen, der mit ſich machen läßt in aller Gelaſſenheit, und den ſie da zwiſchen Himmel und Erde aufhängen und annageln. Aber wer iſt Er denn, der Marien Sohn, der JEſus von Nazareth, wie Er dieſen Namen noch an der Ueberſchrift leſen läßt? — Er iſt Derſelbe, von dem man denken darf: es hat GOtt beliebt, daß in Ihm alle Fülle der Gottheit wohnen ſollte. So ſchwach Er jetzt iſt, ſo iſt doch die Fülle alles göttlichen Lebens, aller Kraft in Ihm. O großes Wunder des göttlichen Wohlgefallens, in einen Menſchen, der der Elendeſte und Verachtetſte ſchien, alle Gottheits-Fülle zu legen! Wer hätte unter den Engeln gedacht, daß der ſchwache JEſus ein ſolches Werk hier thue? Er hält alle Dinge durch Sein Machtwort zuſammen. Mit Wohlgefallen ſah GOtt auf Sein Geſchöpf, da Alles durch Ihn gemacht wurde. Nur mit Wohlgefallen ſieht GOtt auf Sein Werk, da Alles nun durch Ihn verſöhnet worden. Seine Niedrigkeit, Seine Schmach ſoll uns die Würde und Herrlichkeit Seiner Perſon nicht verdecken. Er iſt das Ebenbild GOttes, der Erſtgeborne aller Creatur, der Urſprung der Schöpfung. Es iſt Alles durch Ihn und zu Ihm geſchaffen. Er iſt Derjenige, in welchem Alles beſteht. Nicht umſonſt macht uns Paulus eine ſolche Beſchreibung von Ihm.

Ebenderſelbe, durch welchen Alles geſchaffen worden, iſt auch derſelbe, durch welchen Alles verſöhnet wurde. Er konnte Alles zuſammenfaſſen, in Eins zuſammenfaſſen, und in Seiner tiefſten Erniedrigung ein Werk verrichten, das Himmel und Erde und Alles ebenſowohl anging, als das ganze Schöpfungswerk. O großer Sohn des Vaters, laß uns Dich erkennen und Dir die Ehre geben! Du biſt mein Schöpfer und HErr; von Dir habe ich das Weſen, und Du trägeſt es! Wie ſoll ich Dir danken, daß Du Dich für einen ſo armen Wurm haſt hingegeben, daß Du dein Geſchöpf nicht zurücklaſſen wollteſt! Ich bin ja auch in Deine Kraft hineingefaßt. Du biſt mein GOtt! Durch Dich habe ich das Wohlgefallen des Vaters. Du biſt das A und O, der Alles in ſich einſchließt; und in Deinem Kreuz iſt der Mittelpunkt. Laß uns ganz mit Leib und Seele in Dich eingefaſſet ſeyn!

Eine vollkommene Verſöhnung mußte am Kreuz mit Blut geſchehen. Das Kreuz war das Zeichen des Fluchs. (Gal. 3, 13.) GOtt hat alle Flüche des Geſetzes auf das Holz zuſammengefaßt. Verflucht iſt ein Gehenkter vor GOtt. Da nun der Sohn GOttes ſelbſt ſich unter unſerm Fluch befindet, läßt Er Sein Blut fließen. — O großes Geheimniß! — Sein Blut hat den Fluch weggeſchwemmt; das iſt wohl auf die Erde gefloſſen, die der HErr um der Sünde willen verflucht hatte, und hat den Fluch in Segen verwandelt! Denn es redet beſſere Dinge als Abels Blut. *Dieſes* ſchreit um Rache; aber JEſu Blut iſt durch den Fluch der Erde durchgedrungen in den Himmel, und redet beſſere Dinge, ſchreit die Barmherzigkeit GOttes an, und wirkt uns Leben aus. — JEſu Liebe iſt mit Seinem Blut ausgefloſſen, daher ſagt Er: „Vater, vergib ihnen!“ — Denn das Blut iſt die Verſöhnung für's Leben. 3. Moſ. 17. — So hat uns GOtt das Blut Seines Sohnes zum Altar gegeben, daß unſere Seelen verſöhnet würden. O laſſet uns doch dieſes Blut recht theuer achten! Wie theuer ſind vor JEſu unſere Seelen! Wir lernen dieß ſchätzen durch das Blut, das das Allerkoſtbarſte iſt. O heiliges Blut des Lammes! Dir gebührt der Preis! Du biſt mir die Urſache des Lebens! „Mein größter Schatz, HErr JEſu Chriſt, iſt dieſes, was gefloſſen iſt aus Deines Leibes Wunden.“

II. Worin beſteht nun dieſe vollkommene Verſöhnung? Es heißt: Wir ſind verſöhnet zu Ihm ſelbſt, — zu GOtt. Wenn etwa ein großer Herr einem Majeſtätsverbrecher Gnade ſchenkt, ſo wird ihm wohl die Strafe nachgelaſſen, aber es heißt: er ſoll ſich nur in ſeinem Leben nicht vor mir ſehen laſſen, er ſoll mir nimmer vor das Angeſicht kommen! — So iſt's nicht mit unſerer Verſöhnung! Das Blut des Kreuzes hat eine Verſöhnung zuwegegebracht, daß wir wieder zu GOtt kommen können und dürfen. — Wenn uns alle Strafen geſchenkt wären, wenn keine Hölle wäre: wären wir dann ſchon ſelig? Sehet, das war der Zweck. — Auſſer GOtt haben wir keine Ruhe für unſere Seele; GOtt wollte uns gern wieder in Seiner Gemeinſchaft haben. — Aber das achten die irdiſchen Menſchen nicht. Sie fürchten ſich nur vor dem hölliſchen Feuer, und begehren nicht zu GOtt. — Und doch darf man nun wieder vor Sein Angeſicht kommen, Gnade genießen und GOtt preiſen. Das Blut des Lammes bringt uns zu GOtt. So haben wir einen Heiland, der aufs vollkommenſte ſelig machen kann Alle, die durch Ihn zu GOtt kommen; nicht allein einen Sündenbüßer, ſondern einen Seligmacher. — Ebr. 7, 25. Laſſet euch eine Begierde, ein Sehnen erwecken, ſonſt widerſprechet ihr dem Zweck, um welches willen Blut für euch vergoſſen iſt; ſonſt würde der Zweck der Schöpfung an Euch nicht erreicht: zu Ihm geſchaffen! Es liegt ein Inſtinkt zu GOtt in allen Seelen; durch das Blut JEſu ſoll dieſer Inſtinkt aufgeweckt und verſtärkt werden. Laſſet dieſem Zug und Inſtinkte Platz! Sprechet zu JEſu: Zeuch mich hin, wo du dein Blut für mich läſſeſt reden! Laß mein Herz nicht an der Erde hangen! Du haſt Etwas in mich gelegt, das ſich nach Dir ſehnt; ſtille dieſes Sehnen! — Die vollkommene Verſöhnung durch das Blut des Kreuzes beſteht auch darin, daß Friede gemacht worden iſt im Himmel und auf Erden. Durch den Sündenfall iſt ein großer Riß in das Schöpfungswerk GOttes gemacht worden. Aber nun ſollte Alles wieder in eine lichte Harmonie geſtellt werden, in einen Frieden mit GOtt und mit Allen, die GOttes Ehre lieben und Seinem Namen dienen. — O was iſt das, daß man wieder hineingenommen wird in die Freundſchaft aller Himmelsbürger! Darum iſt Freude im Himmel und vor den Engeln über einen Sünder, der Buße thut. — Wie herrlich iſt es, wenn man die Verſöhnung empfängt, und dadurch herbeikommt zu der Stadt des lebendigen GOttes, zu dem himmliſchen Jeruſalem, und zu der Menge vieler tauſend Engel; und zu der Gemeine der Erſtgebornen, die im Himmel angeſchrieben ſind; und zu GOtt, dem Richter über alle; und zu den Geiſtern der vollkommenen Gerechten; und zu dem Mittler des Neuen Teſtaments JEſu, und zu dem Blut der Beſprengung, das da beſſer redet, denn Abels. Ebr. 12.

Nun, ihr Lieben! Wiſſet demnach: die Verſöhnung iſt geſchehen! Ihr ſeyd alle mit GOtt verſöhnt worden. GOtt iſt Euch nicht feind. Eure Sünden ſind euch geſchenkt; ihr dürfet zu GOtt kommen; der Weg iſt offen. Es liegt nur an euch. — Bleibet nicht zurück; laſſet dieſes große Gut nicht zurück, damit ihr es auch empfanget! Röm. 5. Was iſt jämmerlicher, als hören, daß die Verſöhnung geſchehen ſey, und ſie doch nicht empfangen? wiſſen, daß Friede geſtiftet ſey, und keinen Frieden haben, wie ihn die Gottloſen nicht haben? Zu GOtt kommen dürfen, und doch nicht kommen mögen! Laßt euch erwecken, machet euch auf; laſſet uns hinzutreten auf dem neuen und lebendigen Weg! Ihr habt es doch nur dem Blute zu danken, daß ihr noch ſeyd, daß euch GOtt in Seiner Geduld getragen hat und euch noch Gnade anbeut! Ich bitte euch zur Ehre JEſu und Seines koſtbaren Bluts! Sein Blut ſey über uns und unſern Kindern zu unſerer Erlöſung! Laſſet euch verſöhnen! Amen.

Der Tod JEſu.

Ebningen, 1757.

Paulus ſchreibt Ebr. 10, 19.: „So wir denn nun haben die Freudigkeit zum Eingang in das Heilige durch das Blut JEſu, welchen Er uns zubereitet hat zum neuen und lebendigen Weg, durch den Vorhang d. i. durch Sein Fleiſch, und haben einen Hoheprieſter über das Haus GOttes: ſo laſſet uns hinzugehen mit wahrhaftigem Herzen, und völligem Glauben.“ — Das iſt eine herzdringende Aufmunterung zu einem getroſten Glaubensmuth für ſolche, welche gern zu GOtt nahen, und Seine Gemeinſchaft und Liebe erlangen und genießen wollen.

Wir haben wohl dergleichen Aufmunterung hochnöthig; das menſchliche Gemüth iſt ja ſo blöd und ſchüchtern, das arme Herz iſt ſo matt und zaghaft, wenn ſchon im Innerſten eine Begierde erweckt worden iſt, wenn man ſchon in ſeinem Herzen viel Verlangen nach GOtt hat, und ſich ſehnt: ach, wenn ich doch beſſer mit GOtt bekannt wäre; ach wenn ich auch wüßte, wie ich könnte und ſollte zu GOtt kommen! ach, wenn ich doch einmal durch die Liebe GOttes in meinem Herzen erquicket würde! Ach, wann werde ich da hinkommen, daß ich GOttes Angeſicht ſchaue! Wenn ſchon ſolche Wünſche im Herzen aufſteigen, ſo getraut man ſich doch nicht zu GOtt zu kommen und Sein Angeſicht mit Ernſt zu ſuchen. Das Gewiſſen macht Einen furchtſam und ſagt: Du darfſt dich nicht mit GOtt einlaſſen! — Es flieht. Der irdiſche Sinn hält Einen ab, und zieht das Herz wieder zur Erde nieder und in die Welt hinein. Der Teufel ſchreckt durch unglaubige Gedanken, und ſo bleiben die armen Menſchen zurück, kleben an der Erde, kommen langſam zu GOtt, werden nur ſchwer mit Seinem liebevollen Herzen bekannt und genießen Nichts von Seiner Liebe. Das ſollte doch nicht ſo ſeyn! Da ſtellt nun Paulus eine herzliche Aufmunterung entgegen und ſagt: Ey, der Eingang ins Heiligthum GOttes iſt ja offen; JEſus hat ihn bereitet zu einem neuen und lebendigen Weg durch den Vorhang; der Hoheprieſter iſt ſelber darinn; darum bleibt nicht außen; bleibt nicht zurück; laſſet uns hinzugehen mit wahrhaftigem Herzen, in völligem Glauben! Nun, dieß ſoll der Inhalt meiner dermaligen Predigt ſeyn, indem ich euch vorhalte:

Den durch JEſum eröffneten Eingang in das Heiligthum GOttes;

und zwar:

I. **Wie ihn JEſus eröffnet habe.**

II. **Wie wir jetzt durch Ihn einen getroſten und freudigen Eingang haben können.**

Wir feiern heute den Todestag JEſu. Das war ein rechter Charfreitag d. i. lieber Tag, theurer, hochwichtiger Tag; ein Tag, davon alle folgenden Zeiten mit allen ihren Begebenheiten in alle Ewigkeiten abhängen; ein Tag, daran erſtaunliche Dinge ſowohl in der ſichtbaren als in der unſichtbaren Welt vorgegangen ſind. Für JEſum ſelbſt war es ein ſchwerer Tag. Für die armen Menſchen aber insgeſammt ein großer, allgemeiner Gnadentag, und vor Engeln und Teufeln ein wunderbarer, würdiger, ungemeiner Tag. Ach! daß uns Allen (denn unſer Aller Seligkeit hängt auch von dieſem Tag ab) dieſer Tag auch zu einem rechten, geſegneten Heilstag für unſere Seelen würde! Ich will mich die Eitelkeit, den Aberglauben, den Sündendienſt, der an dieſem Tage von den Chriſten, JEſu zur Schmach, beſonders getrieben wird, nicht laſſen hindern, mich dieſes Tags zu freuen, und von der Wichtigkeit deſſelben zu reden. Unſere Paſſionsworte zeigen uns wichtige Dinge an, die noch an dieſem Tag, gleich nach dem Abſchied JEſu, geſchehen ſind. Richtet euer Herz wo möglich darauf!

I. Ich will euch zuerſt zeigen, wie JEſus den Eingang ins Heiligthum GOttes eröffnet habe.

Es heißt: ſiehe da, der Vorhang im Tempel zerriß in zwei Stücke von oben an bis unten aus. Das war eine wundernswürdige Begebenheit! der Text ſelbſt will uns aufmerkſam machen. Siehe da! Komm, bedenke, was geſchehen iſt! Ey, was hat das zu bedeuten? Ich muß euch aber zu beſſerem Verſtändniß vorher erzählen, wie der Tempel eingerichtet war. Der Tempel zu Jeruſalem war eine äußere ſichtbare Abbildung der Wohnung GOttes. Der Tempel war auf Erden, aber die rechte Wohnung GOttes war im Himmel. Im Tempel war ein Heiligthum in zwei Theilen. Es war das innerſte Gemach, und hieß das Allerheiligſte, worinn die Bundeslade war und die Herrlichkeit GOttes über den Cherubim wohnte. Wo die Oeffnung ins äuſſere Gemach, ins Heilige, herausging, da war ein dicker, von Seide gewirkter Vorhang davor, daß Niemand hineinſehen noch hineingehen konnte oder durfte. Alle Jahr einmal durfte nur der Hoheprieſter hineingehen mit Blut, und da mußten allemal vier Männer den dicken, ſchweren Vorhang ſoweit zurückſchieben, daß der Hoheprieſter hineingehen konnte. Sonſt aber war es allen Leuten verboten. Was hat das zu bedeuten? Ebr. 9, 8. heißt es: Damit der heilige Geiſt deutete, daß noch nicht offenbaret wäre der Weg zur Heiligkeit, ſo lange die erſte Hütte ſtünde; d. h. daß Alles verſchloſſen ſey, daß Gott im Dunkeln wohne, und man nicht dürfe vor Ihn kommen. Aber da JEſus nun ſtarb, zerriß dieſer Vorhang in zwei Stücke, daß man in das Heiligthum hineinſehen und unverwehrt hineingehen konnte. Was hat dieß zu bedeuten? Der Tod

JEſu iſt zwar auf Erden geſchehen, aber er hat ſeine Abſicht und ſeine Wirkungen auf den Himmel und die himmliſchen Dinge. Der Tod JEſu iſt zwar im Sichtbaren geſchehen, aber er hat ſeine Abſicht und ſeine Wirkung auf das Unſichtbare. Der Vorhang bedeutet das Fleiſch Chriſti, ſagt Paulus. — Sobald Er Seinen Geiſt dem Vater befohlen, ſo verſchied Er. Was geſchah? Er hat Seinen menſchlichen Seelen-Geiſt von dem leiblichen Fleiſch abgeriſſen. Vorher war auch, wie bei uns, Leib und Seele verbunden; da war Er auch ein Pilger der Erde, da war Er auch noch außen im Vorhof, denn Er ſagte immer: Ich gehe zum Vater. Im Tode iſt der Riß geſchehen. Sein von dem Fleiſche losgewordener Menſchen-Geiſt iſt zu GOtt gedrungen und von GOtt aufgenommen worden. Er iſt in der Gerechtigkeit, die Er bis in den Tod bewieſen, durch alle unſichtbaren Reviere bis ins Paradies gedrungen, — wie Er zu dem Schächer ſagte: heute wirſt du mit mir im Paradieſe ſeyn! — Ihm und Seinem Geiſt iſt der Eingang geöffnet worden. Ihn konnte und durfte Nichts abhalten, zu GOtt zu kommen, denn Er ſtarb als der Gerechte im Willen und zur Ehre GOttes. Seine Seele gehörte nirgends anders hin als zu GOtt, und in Seinen Tempel, in Seine Wohnung, wie Er ſagte Joh. 14: In meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen. Nun, dadurch hat Er den neuen und lebendigen Weg auch für uns bereitet; denn Er iſt als der Hoheprieſter dort eingegangen. Ihr habt gehört, daß Seine Seele für unſere Seele ſtund. So hat Er auch unſere Seele in Seiner Seele mit hineingenommen und zu GOtt gebracht. So iſt uns durch Ihn der Eingang eröffnet worden. Darum ſprich: „GOtt Lob! Der Weg iſt gemacht, uns ſteht der Himmel offen!" und was hier im Unſichtbaren geſchehen iſt, das iſt hernach an Seele und Leib in der Himmelfahrt geſchehen. So iſt Jeſu Seele eine ſelige Seele geworden, der Erſtling von Allen, die Er nach ſich ziehen wird.

II. Wie können wir nun jetzt durch Ihn einen getroſten und freudigen Eingang haben?

Einmal in völligem Glauben. Das iſt den Menſchen gar fremd, ungewohnt und ungangbar. Aber das ſollte nicht ſo ſeyn. Der Glaube geht hinein. Wir ſind zwar noch im Vorhof auf Erden, aber daran liegt Nichts; das Herz im Glauben kann ſchon hinein. Paulus ſagt es zu Chriſten in der Welt, daß wir einen Eingang in das Heilige haben. — Schicket doch das Herz da hinein, wo Ihr ewig wünſchet zu ſeyn; nur, daß Ihr den Geiſt erhebet von den Lüſten dieſer Erden! Ach, man klebt ſo an der Erde! Aber wer nur will, da muß die Erde ſchon erbeben und die Felſen zerſpringen, wie es auch äußerlich gezeiget worden. Die Kraft des Todes JEſu zerſprengt die felſigte, harte Art des Herzens, daß alles in Bewegung kommt. — Nun, mein lieber Chriſt! Tritt du zu GOtt und höre: JEſus iſt zum Vater gegangen; laß dich Nichts abhalten! deine Härtigkeit nicht, — ſie wird zerſpringen; deine Sünden nicht, — das Blut JEſu iſt da; den Zorn GOttes nicht, — der Hohepriеſter iſt darinnen. — Nimm, ſo zu reden, dein Herz in beide Hände; auf JEſum ſey getroſt, und komm zum Vater! Stelle dich Ihm dar zu Seiner Gnade, zum Thron. Und wem es einmal gelungen, daß er den Weg gegangen iſt, der ſey getroſt, und gehe immer fort; es wird ihm Licht und Leben entgegenkommen; er wiſſe, es iſt kein ſchmaler Weg, kein rauher Steg; nur in der Welt iſt es ein ſchmaler Weg, aber für den Glauben iſt es eine himmelweite Straße. Da kommt man in's Geraume, in die Länge, Breite, Tiefe. Eph. 3. Endlich geſchieht es im Tode ſelbſt. Da wird die Seele auch ſo abgeriſſen; das heißt abſcheiden und zu Chriſto gehen. Da findet ſie den bereiteten Weg; ſie wird keinen Augenblick aufgehalten. Im ganzen unſichtbaren Reich iſt Chriſtus gegenwärtig; ſie iſt augenblicklich bei Chriſto. O wie wird es ihr dann ſo wohl thun, an Seinen Wunden ſanft auszuruhen! Amen.

Am heiligen Oſterfeſt.

Weinsberg, 1760.

Evangelium: Marci 16, 1—8.

Und da der Sabbath vergangen war, kauften Maria Magdalena, und Maria Jakobi und Salome Spezerei, auf daß ſie kämen und ſalbeten Ihn. Und ſie kamen zum Grabe an Einem Sabbather ſehr frühe, da die Sonne aufgieng. Und ſie ſprachen unter einander: Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Thür? Und ſie ſahen dahin, und wurden gewahr, daß der Stein abgewälzet war: denn er war ſehr groß. Und ſie giengen hinein in das Grab, und ſahen einen Jüngling zur rechten Hand ſitzen, der hatte ein langes weißes Kleid an; und ſie entſetzten ſich. Er aber ſprach zu ihnen: Entſetzet euch nicht! Ihr ſuchet JEſum von Nazareth, den Gekreuzigten; Er iſt auferſtanden, und iſt nicht hier. Siehe da, die Stätte, da ſie Ihn hinlegten. Gehet aber hin, und ſaget es Seinen Jüngern und Petro, daß Er vor euch hingehen wird in Galiläa; da werdet ihr Ihn ſehen, wie er euch geſagt hat. Und ſie giengen ſchnell heraus, und flohen von dem Grabe, denn es war ſie Zittern und Entſetzen angekommen, und ſagten Niemand nichts, denn ſie fürchteten ſich.

Preis und Ehre und Dank ſey unſerem heiligſten JEſu, daß Er Sein Werk ſo herrlich vollendet hat! Es hat überwunden der Löwe, der da iſt aus dem Stamme Juda, das Lamm, ſo ſich für uns hat ſchlachten laſſen! Gerechtigkeit und Leben iſt aus Seinem Grabe hervorgebrochen; Heil und Herrlichkeit iſt durch Seinen Sieg offenbaret worden. Er iſt nun bewieſen als der Sohn GOttes, der Gerechte, als der Fürſt des Lebens, als der HErr der Herrlichkeit! Sein Volk, das Seinen Namen liebet, kann ſich Seiner freuen! Die Sünderſchaar, die es Ihm danket: Du haſt uns GOtt erkauft mit Deinem Blut! darf mit frohem Muth jauchzen und über Seinem Heil täglich, ja ewiglich fröhlich ſeyn! Laſſet uns herzutreten, und in das große und allgemeine Lob aller derer, die ihren Erlöſer preiſen, auch unſern freudigen Dank und unſer Hallelujah hineinbringen! Erhebet eure Herzen und eure Stimme und ſinget dem verklärten Heiland zu Ehren: Chriſt iſt erſtanden von der Marter alle; deß ſollen wir alle froh ſeyn; Chriſt will unſer Troſt ſeyn. Hallelujah! Wär' Er nicht erſtanden, ſo wär' die Welt vergangen: ſeit daß Er erſtanden iſt, loben wir den HErrn JEſum Chriſt. Hallelujah! Erſtanden iſt der heil'ge Chriſt, der aller Welt ein Tröſter iſt. Hallelujah! Du aber, erſtandener Siegesfürſt, begegne uns heute mit der Freundlichkeit, wie Du Deinen Freunden und Lieben begegnet biſt! Mache unſer Herz fröhlich über Dir! Amen.

Herrliche Worte ſind es, womit der verklärte Heiland Seinen Liebesjünger Johannes angeredet und dieſen ausgezeichnet hat. Offenb. 1, 17. 18: Fürchte dich nicht, Ich bin der Erſte und der Letzte und der Lebendige. Ich war todt: und ſiehe, Ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit, und habe die Schlüſſel der Hölle und des Todes. JEſus war ihm in ſeiner herrlichen Geſtalt perſönlich erſchienen; der Jünger aber konnte den Glanz ſeiner Majeſtät nicht ertragen und fiel zu Seinen Füßen nieder wie todt. Der HErr aber richtete ihn auf und ſprach: fürchte dich nicht, — du darfſt vor mir nicht erſchrecken, du darfſt über mir und dem Anblick meiner Herrlichkeit kein Todter werden; lebe vielmehr! Ich bin doch dein JEſus. — Drei Ausdrücke will ich kürzlich aus dieſer Anrede bemerken. Er ſagt von ſich: Ich bin der Lebendige in eben dem Sinne, wie Er Joh. 6. ſagt: der lebendige Vater. Er war von Ewigkeit das Leben ſelbſt. Das iſt Sein Name, der Ihm nach dem Rechte Seiner ewigen Geburt zukommt. Aber da Er ein Menſch ward, und unter die todten Menſchen kam, ſo wurde Er um ihretwillen auch ein Todter. Dieſer Zuſtand jedoch währte kaum 24 Stunden, aber der Zuſtand Seines Lebens währet in Ewigkeit. Ich bin der Erſte und der Letzte und der Lebendige. Dieſen Namen kann ſich der Heiland geben, weil Er GOtt iſt, der eingeborne Sohn des Vaters, der Erſte und Letzte, der Anfang und das Ende aller Dinge; denn Er iſt das Leben ſelbſt, Er gibt allen Geſchöpfen das Leben. Er ward ein Todter, um der dem Tod heimgefallenen Menſchen willen, auch ſie wieder zum Leben zu bringen. Aus dem Tode iſt Er nun lebendig geworden, und lebt hinfort in die ewigen Ewigkeiten. In dieſen dreien Worten haben wir den ganzen Gang unſeres Erlöſers. Der lebendige HErr hat es noch nicht vergeſſen, daß Er auch einmal ein Todter geworden iſt, und jetzt nach überſtandenem Tod der Lebendige iſt in Ewigkeit. An Ihm ſehen wir, wie aus dem Tode das Leben kommt, und aus einem Todten ein Lebendiger werden kann. Und dieß iſt der Inhalt meiner Rede. Ich will daher vorſtellen:

Das Leben aus dem Tode;

und zwar:

I. bei unſerem Mittler und Erlöſer ſelbſt;

II. bei Denen, die Seiner theilhaftig werden.

Daß aus dem Tode das Leben kommt, da ja ſonſt der Tod das Leben raubt und gänzlich aufhebt, das iſt das große Geheimniß und iſt der wunderbare Weg und die neue Haushaltung, die JEſus aufgerichtet hat. Wir müſſen alſo auf Ihn ſchauen, und dieſe uns ſo tröſtliche Sache vor allen Dingen an Ihm ſelbſt betrachten.

I. Die Weiber kamen zum Grabe, worein Sein erblaßter Leichnam gelegt war, und wollen ihn da finden, und als einen Todten bedienen. Sie bekommen aber Nachricht: Er iſt nicht mehr unter den Todten! und nach Lucas 24. ſprachen zu ihnen zween Männer mit glänzenden Kleidern: Was ſuchet ihr den Lebendigen unter den Todten? Er iſt nicht hie, Er iſt auferſtanden! — Das leere Grab iſt ein Beweis, daß aus dem Tode das Leben kommt. Merket! JEſus iſt nicht nur darum geſtorben, daß es eben geſtorben ſey, weil ein Urtheil des Todes über die Menſchen ergangen war. Er mußte wohl in den Tod gehen, weil dieß die Strafe war, die nach der Gerechtigkeit des Geſetzes nicht konnte aufgehoben werden; aber damit ſollte es ſein Bewenden noch nicht haben. Es war um das Leben zu thun. Der Lebendige wollte Seine Menſchen nicht auf ewig dem Tod überlaſſen. Der Lebendige liebt das Leben; und ehe Er ſollte Sein Geſchöpf dem Tod ewiglich überlaſſen, lieber will Er ſelbſt ein Todter werden, damit Sein Geſchöpf durch Ihn lebendig werde. Ohne Ihn wären wir ewig in Finſterniß und Schatten des Todes geblieben; durch Sein Sterben aber hat Er die Hinderniſſe weggeräumt; durch Seinen Tod hob Er ihren Tod auf, damit Er ſie aus dem Tod in's Leben verſetzte. Das Leben, das wir verloren hatten, in den Menſchen wieder herzuſtellen, war der Zweck und die hohe Abſicht Seines Sterbens. Wäre Er nicht erſtanden, hätte Er Seinen Leib in der Erde gelaſſen, ſo hätten wir wohl Einen, der unſere Strafe getragen und die Schulden gebüßt, aber keinen Seligmacher, der uns aus dem Tode und Verderben führet, ein Neues ſchafft, und das Verlorene wieder gibt. Laſſet uns nun auf JEſum ſchauen, eben den Menſchen, der am Kreuz in Schwachheit gehangen, den Seine Feinde wollten aus dem Land der Lebendigen ewig ausgerottet und ausgeſchloſſen wiſſen, dem ſie Sein Grab verſiegeln; ſehet auf, Er lebet! Was zeigt Er damit? der Lebendige iſt in den Tod gegangen. Hätte Er kein Leben in den Tod gebracht, ſo wäre kein Leben aus dem Tode gekommen. Aber Er hatte ſchon Sein ewiges Leben mit dem menſchlichen vereiniget und perſönlich verbunden; doch wandelte

Er auf Erden in der ſterblichen Geſtalt. Damals hatte Sein unſterbliches Leben Seine Seele und Seinen Leib noch nicht ſo durchdrungen, durchgangen und in die lautere Lebensgeſtalt verwandelt, ſondern es hieng Ihm noch die Schwachheit des Fleiſches an. Er wollte vorher ein Todter werden, und im Tode hat Sein ewiges Leben ſeine Macht und ſeinen Sieg wider den Tod bewieſen (denn hätte Er kein Leben in ſich gehabt, ſo wäre Er geſtorben wie ein anderer Menſch), und zwar erſtlich in Seiner Seele; die wurde alsdann recht lebendig, nachdem ſie vom Leibe geſchieden war. 1 Petr. 3, 18: „Lebendig gemacht nach dem Geiſt." — In Seinen menſchlichen Geiſt iſt das Leben mit völliger Friſche eingefloſſen. „Meine Ehre iſt fröhlich." Pſ. 16. Sein Leib hat die Geſtalt der Sterblichkeit abgelegt. Das war ein wunderlicher Krieg, da Tod und Leben mit einander gerungen haben; aber das Leben behielt den Sieg. Nun iſt der Menſch JEſus der Lebendige, wie Er von Ewigkeit der Lebendige heißt; da iſt in dem einigen menſchlichen JEſus wieder hervorgekommen, was alle Menſchen verloren hatten. Das iſt der Gewinn für uns todte Menſchen. In der Menſchheit iſt nun die Quelle des Lebens eröffnet. Wir haben nun an JEſu ein *neues Haupt, einen Fürſten des Lebens*. Der andere Adam, der die Schuld des erſten getilget, iſt ein lebendiger und ein lebendigmachender Geiſt; der erſte Adam war kein ehrwürdiges Haupt mehr ſeines Geſchlechts. Das iſt der Troſt und die Urſache der Freude. Er iſt das Haupt der Auferſtehung, der Erſtling und der Erſtgeborne aus den Todten, der den Vorgang hat, aber Alle nach ſich zieht. Wir haben an Ihm einen HErrn, der *unſere Gerechtigkeit* iſt. Seine Gerechtigkeit iſt in Seiner Auferſtehung erwieſen; der Vater hat es gezeigt, und ſich die Demüthigung Seines Sohns und Seine Angelegenheit, die Todten zu retten, ſo wohlgefallen laſſen, daß Er Ihn durch Seine Herrlichkeit auferweckte. Die Rechtfertigung des Lebens kommt auf uns von dem Einigen. Preis ſey GOtt und Seinem Sohne!

II. Wie kommt nun aber das Leben aus dem Tode bei Denen, die JEſu theilhaftig werden?

Sogleich wurde auch wieder an Seine Jünger und Petrum gedacht. Die Jünger waren auch in die Gemeinſchaft Seines Todes gekommen; da es mit Ihm ſo ſchwach und traurig ausſah, war es auch bei ihnen alſo. Bei'm Fußwaſchen hat Er ſie hineingepflanzt; und Petrus hat bei ſeinem Fall und Weinen ſein natürliches Leben vollends in den Tod gegeben. Nun ſoll er auch des Lebendigen theilhaftig werden. So iſt es mit Allen, die durch den Glauben in Seine Gemeinſchaft kommen. Sie werden hineingepflanzt in Seinen Tod; ſie müſſen mit Ihm ſterben, ihr Sündenleben in Seinen Tod geben, ihre Sünden in's Grab verſcharren laſſen. Es ſoll aber nicht dabei bleiben, daß man denke und glaube: Er hat meine Strafe getragen, meine Sünden ſollen mich nicht in die Verdammniß bringen, ſondern wir ſollen nach dem Leben trachten. Der Menſch iſt nicht zum Tode geſchaffen. Hat er jetzt ein todtes Herz und ſeine Seele lebt nicht aus GOtt und in GOtt, ſo ſoll er froh ſeyn, daß er nun einen lebendigen Heiland hat, der ihm ein neues Leben gewährt. Und ſo iſt der Sinn der Glaubigen: „So glauben wir auch, daß wir Seiner Auferſtehung eingepflanzet ſind.“ Nun kann und will JEſus in allen Seinen Glaubigen leben, und ſie als ihr Haupt mit Seinem Leben durchdringen. Er lebt in ihnen. Gal. 2, 20. Und dieß iſt der Lehrgrund der Apoſtel: ſie leiten aus dem Tod und der Auferſtehung JEſu ein neues Leben her; das iſt die erworbene Gabe, ein lebendiges Herz und Geiſt zu haben. Euer Herz ſoll ewiglich leben. Pſ. 22, 27.

Sehet alſo: wer an JEſu Antheil haben will, der muß aus dem Tod in's Leben kommen. Röm. 6. Eph. 2. Da wir todt waren in den Sünden, hat Er uns ſammt Chriſto lebendig gemacht, und hat uns ſammt Ihm auferwecket und in das himmliſche Weſen verſetzt. Wer nicht nach dem Leben fragt, kann ſich Seine Verdienſte nicht zueignen. Und das iſt die beſtändige Uebung des Glaubens, in der Gemeinſchaft des Todes und der Auferſtehung JEſu zu ſeyn, bis auch an ihm Alles durch Chriſtum vollendet iſt. Der iſt erſt nach der erſten Abſicht des Schöpfers, welcher ihm einen lebendigen Odem einbließ, ein lebendiger Menſch, der aus dem lebendigen Heiland lebt, und an einem Solchen wird das Wort erfüllet: Wer den Sohn GOttes hat, der hat das Leben! Amen.

Eine andere Predigt vom heiligen Oſterfeſte.

Oettingen, 1753.

„Ich lebe und ihr ſollt auch leben!“ Das iſt die tröſtliche Verheißung, die JEſus noch vor Seinem Leiden Seinen Jüngern gab, — und ſie iſt auch gleich an dem erſten Oſtertage bei ihnen in die Erfüllung gegangen. Was wünſche ich Mehreres, als daß auch an dem heutigen Tage eben dieſe Verheißung, die uns ſo gut als ihnen gilt, erfüllt werden möge? — Das würde uns alsdann ein fröhliches und ſeliges Oſterfeſt ſeyn! Der Heiland ſagt zu ihnen: Ich lebe; bekümmert euch nicht, ihr werdet mich nicht verlieren. Ich gehe wohl hinweg, Ich komme aber bald wieder; da werdet ihr mich ſehen. — Aber es iſt ſehr merkwürdig, daß Er nicht ſagt: Ich werde wieder leben, ſondern: Ich lebe; denn Er iſt der Lebendige. Das Leben des Leibes hat Er wohl am Kreuze aufgegeben; Er verſchied wahrhaftig, wie ein anderer Menſch ſtirbt; aber Er hatte noch ein kräftiges, ein himmliſches, ein ewiges Leben übrig; und dieſes Sein Leben drang durch den Tod, und ſtellte auch Seinen verblichenen Leib wieder ins Leben dar; darum iſt Er der Lebendige. Er ward ein Todter, und nun iſt Er lebendig in die ewigen Ewigkeiten, und hat die Schlüſſel der Hölle und des Todes, Offenb. 1, 18. Aber wir ſollen auch leben durch Ihn. Da verbindet Er gleich Seine Jünger mit ſich; daß Ich lebe, will Er ſagen, das ſoll Euch zu gut kommen. Ihr ſollt auch durch mich und mit mir leben. So zieht Er ſie in die Gemeinſchaft Seines Lebens hinein; und darauf kam es ihnen, und noch kommt es darauf uns Allen an. O daß wir Alle in der Kraft Seiner Auferſtehung recht aufleben möchten! Nun, davon will ich dießmal zu Eurer Liebe reden, vorher aber wollen wir ſingen: Nun iſt auferſtanden aus des Todes Banden GOtt- und Menſchen-Sohn; JEſus hat geſieget, daß nun Alles lieget unter Seinem Thron. Alle Feind’, ſoviel ihr ſeynd, hat Er auf das Haupt geſchlagen, und ſie Schau getragen!

Ich habe bei der Betrachtung des Kreuzes Chriſti von der Gemeinſchaft dieſes Kreuzes geredet; nun, da wir Seine Auferſtehung zu betrachten haben, ſo will ich dießmal reden

Von der Gemeinſchaft des Lebens JEſu.

Dabei will ich betrachten:

I. Das Leben JEſu ſelbſt.
II. Die Gemeinſchaft dieſes Lebens.

Unſer heutiges Evangelium erzählt uns die Umſtände, die bei der Auferſtehung Chriſti vorgegangen, und wie die Weiber durch den Engel verſichert worden, daß Er kein Todter mehr ſey, ſondern lebe. Er zeigte ihnen das leere Grab und ſprach: Er iſt nicht hier, ihr dürfet Ihn nicht mehr unter den Todten ſuchen; Er lebt; Er wird ſich euch zeigen. Das ſollte ihnen zur Freude und zum Troſt ſeyn; ſie ſollten nun etwas Anderes an ihrem HErrn und Meiſter erfahren, als ſie jetzt noch beim Grabe ſuchten. Nun, dieſe fröhliche Geſchichte wollen wir uns auch zu Nutz machen, denn ſie iſt auch uns zu gut geſchehen. Wir wollen zuerſt von dem Leben JEſu ſelbſt reden.

I. Es iſt ein ſieghaftes Leben. Er gab ſich in den Tod hinein, daß Er ein neues Leben aus dem Tode hervorbrächte. Die Auferſtehung JEſu gab den Ausſchlag, daß Alles ausgeführt ſey, warum Er ſterben wollte. Er ſiegte über den Tod, als die Strafe unſerer Sünden, als der dem Tode die Macht hat genommen und das Leben und ein unvergängliches Weſen ans Licht gebracht durch das Evangelium 2 Tim. 1. Er hat den Tod abgethan an Sich ſelber — und es war nichts Sterbliches mehr an Ihm; der Tod konnte Ihn nicht halten; Er ſiegte über den Teufel, der des Todes Gewalt hatte; Er ſiegte über den Fluch des Geſetzes und über das Gericht. Jeſ. 53. Er iſt aus der Angſt und Gericht genommen; wer will Seines Lebens Länge ausreden? Denn Er iſt aus dem Lande der Lebendigen weggeriſſen, da Er um die Miſſethat meines Volks geplaget war. — Dadurch iſt offenbar worden, was JEſus durch Sein Kreuz und Seinen Tod ausgerichtet hat. Nun kann man es glauben. „Wäre Chriſtus nicht auferſtanden, ſo wären wir noch in unſern Sünden.“ Darum iſt es Allen erfreulich. Wenn nun alle Menſchen zum Grab mit den Weibern hingegangen wären, ſo hätten ſie alle überzeugt werden müſſen, daß ihre Sünden und Sünden-Strafe abgethan und vom Leibe JEſu abgenommen ſey. Darum iſt Er das Lamm, dem Ehre gebühret, und der ſieghafte Löwe; und die Auferſtehung zeigt, daß das Lamm ein Löwe ſey. Offb. 5. Ja das Lamm, das erwürget iſt, iſt würdig zu nehmen Kraft und Reichthum und Weisheit und Stärke und Ehre und Preis und Lob!

Das Leben JEſu iſt auch ein geiſtliches Leben, ein Leben im Geiſt. Das iſt wichtig, und tief zu betrachten. Aber die Menſchen ſind ſehr unverſtändig und unfähig, es recht zu faſſen. Merket Folgendes. JEſus wandelte in der Schwachheit des Fleiſches, aber als Er auferſtanden, da hatte Er auch einen geiſtlichen Leib, wie wir auch einen ſolchen bekommen werden in der Auferſtehung, ob es ſchon ebenderſelbe Leib iſt. Nämlich das geiſtliche Leben iſt ſo hervorgebrochen, daß es alles Sterbliche, das Er vorher an ſich trug, verſchlungen und in lauter geiſtliche Kraft und geiſtliche Geſtalt verwandelt hat. Darum konnte Er auch durch die verſchloſſene Thüre gehen; Sein Leib war zarter als Wind und Licht, und war doch dem Weſen nach ein wahrer Menſchenleib, ebenderſelbe, der am Kreuze gehangen. Und das preiſen die Apoſtel: Er iſt gerechtfertiget im Geiſt, lebendig gemacht im Geiſt, in der geiſtlichen Geſtalt Seines unſterblichen Leibes. Darum heißt es 1 Cor. 15: Der erſte Menſch, Adam, iſt gemacht ins natürliche Leben, und der letzte Adam ins geiſtliche Leben. Der Menſch JEſus iſt viel edler als Adam, unſer Haupt- und Stamm-Vater. Wir ſollen demnach das Leben im Fleiſche, den Leib des Fleiſches nicht ſo lieb haben, daß wir kein anderes begehrten, ſondern denken: mein Leib iſt jetzt noch ein ſündlicher Leib, der muß aber noch anders werden, er muß auch geiſtlich werden. Jetzt gehe ich natürlich ein ins Grab, nachmals aber werde ich geiſtlich ſeyn. Und ebendeßwegen iſt es auch ein kräftiges Leben; denn Geiſt iſt lauter Kraft. Darum heißt es 2 Cor. 13, 4: „Und ob Er wohl gekreuziget iſt in der Schwachheit, ſo lebet Er doch in der Kraft GOttes.“ Nun kann Seine Kraft Alles durchdringen; nun kann Ihm nichts mehr widerſtehen; nun iſt Er der Fürſt des Lebens; Er kann Alles verwandeln; Er hat alle Zuſtände des Lebens und des Todes unter ſich. Er iſt der HErr. Da hat es ſich gezeigt, daß Er der Sohn GOttes ſey. Nicht, wie die Juden dachten: ſo ſteige Er herab vom Kreuze, ſondern Röm. 1, 4: kräftiglich erwieſen als ein Sohn GOttes nach dem Geiſt. Ihm gebühret nun die Macht, ewiges Leben zu geben.

Endlich iſt das Leben Jeſu auch ein ewiges Leben. „Der Tod kann hinfort über Ihn nicht herrſchen.“ Er lebet noch und immerdar, heute ebenſo wie damals, darum kann Er auch immerdar ſelig machen. Ebr. 7. Sehet alſo, es iſt Alles auf uns angeſehen. Daraus geht deutlich hervor,

II. Daß auch uns ebendaſſelbe Leben zu Theil werden muß, das JEſus angenommen hat. Denn darum iſt Er ja für uns geſtorben, daß wir durch Ihn leben möchten. Wenn wir nicht ebendaſſelbige Leben bekommen, ſo iſt uns Chriſtus nichts nütze; ſo iſt Er wohl für ſich herrlich, aber wir ſind noch verlorene und verdammte Sünder; wir können uns dann Seiner nicht tröſten. Wir müſſen Chriſti theilhaftig werden. Ebr. 3. Wie geſchieht dieß? Wenn die Kraft Seiner Auferſtehung in uns dringt. Col. 2., Eph. 1. Was iſt es demnach für eine große, göttliche Sache um den Glauben! Er iſt die lebendige Kraft GOttes im Herzen. Darum heißt es nun von ſolchen, die dieſe Kraft erfahren haben: ſie ſind auferſtanden, mitauferſtanden, und wiſſen es, und können es an ſich rühmen. Sie haben nun auch ein ſieghaftes Leben, ſiegbaft über die Sünde und das Gewiſſen, die ſie nicht mehr verdammen können; ſieghaft über die Herrſchaft der Sünde, denn ſie ſind ihr nichts mehr ſchuldig; ſieghaft über den Tod und die Welt. 1 Joh. 5. Und das gereicht JEſu an ihnen zur Ehre. Darum heißt es: „In dem Allem überwinden wir weit.“ GOtt ſey Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unſern HErrn JEſum Chriſt! Und in dieſem Glauben ſollen wir getroſt ſeyn, über Alles hinaus. — Wir haben aber auch ein geiſtliches und kräftiges Leben und zwar innerlich im Herzen. Wer an Ihn glaubet, der iſt vom Tod zum Leben hindurchgedrungen; Joh. 5. alſo auch wir leben in der Kraft GOttes. 2 Cor. 13.; Chriſtus iſt unſer Leben. Col. 3. Obwohl dieſes göttliche Leben noch verborgen iſt, ſo muß doch um deßwillen auch eine geiſtliche Geſtalt an unſerem Leibe noch hervorkommen. Röm. 8. Und das iſt die Erlöſung unſeres Leibes.

Nun, ſo iſt es! Das iſt herrlich; aber weil es nicht in die Augen fällt, ſo hält man es nicht für das, was es iſt. „Die Welt kann mich nicht ſehen,“ ſprach der HErr. Aber laßt euch nur ermuntern zum Glauben, trauet es nur dem Heiland zu, und werdet fröhlich über Ihn, und freuet euch an Seiner Kraft, daß das Leben JEſu auch an Euch offenbar werde (2 Cor. 4, 10.) und ihr Ihn als euren Lebens-Fürſten preiſen könnet! Amen.

Am Oſtermontag.

Weinsberg, 1760.

Evangelium: Luc. 24, 13—35.

Und ſiehe, Zween aus ihnen giengen an demſelbigen Tage in einen Flecken, der war von Jeruſalem ſechzig Feldweges weit, deß Name heißt Emmaus. Und ſie redeten mit einander von allen dieſen Geſchichten. Und es geſchah, da ſie ſo redeten, und befragten ſich mit einander, nahete JEſus zu ihnen, und wandelte mit ihnen. Aber ihre Augen wurden gehalten, daß ſie Ihn nicht kannten. Er ſprach aber zu ihnen: Was ſind das für Reden, die ihr zwiſchen euch handelt unterweges, und ſeyd traurig? Da antwortete einer, mit Namen Cleophas, und ſprach zu Ihm: Biſt Du allein unter den Fremdlingen zu Jeruſalem, der nicht wiſſe, was in dieſen Tagen darinnen geſchehen iſt? Und Er ſprach zu ihnen: Welches? Sie aber ſprachen zu Ihm: Das von JEſu von Nazareth, welcher war ein Prophet, mächtig von Thaten und Worten vor GOtt und allem Volk. Wie Ihn unſere Hoheprieſter und Oberſten überantwortet haben zur Verdammniß des Todes, und gekreuziget. Wir aber hoffeten, Er ſollte Iſrael erlöſen. Und über das Alles iſt heute der dritte Tag, daß ſolches geſchehen iſt. Auch haben uns erſchreckt etliche Weiber der Unſern, die ſind frühe bei dem Grabe geweſen, haben Seinen Leib nicht gefunden, kommen und ſagen, ſie haben ein Geſichte der Engel geſehen, welche ſagen, Er lebe. Und Etliche unter uns giengen hin zum Grabe, und fanden es alſo, wie die Weiber ſagten, aber Ihn fanden ſie nicht. Und Er ſprach zu ihnen: O ihr Thoren und träges Herzens zu glauben Allem dem, das die Propheten geredet haben! Mußte nicht Chriſtus ſolches leiden, und zu Seiner Herrlichkeit eingehen? Und fieng an von Moſe und allen Propheten, und legte ihnen alle Schriften aus, die von Ihm geſagt waren. Und ſie kamen nahe zum Flecken, da ſie hingiengen; und Er ſtellete ſich, als wollte Er weiter gehen. Und ſie nöthigten Ihn, und ſprachen: Bleibe bei uns, denn es will Abend werden, und der Tag hat ſich geneiget! Und Er gieng hinein, bei ihnen zu bleiben. Und es geſchah, da Er mit ihnen zu Tiſche ſaß, nahm Er das Brod, dankte, und brach es, und gab es ihnen. Da wurden ihre Augen geöffnet, und erkannten ihn. Und Er verſchwand vor ihnen. Und ſie ſprachen unter einander: Brannte nicht unſer Herz in uns, da Er mit uns redete auf dem Wege, als Er uns die Schrift öffnete? Und ſie ſtanden auf zu derſelbigen Stunde, kehreten wieder gen Jeruſalem, und fanden die Eilfe verſammelt, und die bei ihnen waren, welche ſprachen: Der HErr iſt wahrhaftig auferſtanden, und Simoni erſchienen. Und ſie erzählten ihnen, was auf dem Wege geſchehen war, und wie Er von ihnen erkannt wäre an dem, da Er das Brod brach.

Paulus ſchreibt 2 Cor. 5, 14. 15: „Die Liebe Chriſti dringet uns alſo, ſintemal wir dafür halten, daß, ſo Einer für Alle geſtorben iſt, ſo ſind ſie Alle geſtorben. Und Er iſt darum für alle geſtorben, auf daß die, ſo da leben, hinfort nicht ihnen ſelbſt leben, ſondern dem, der für ſie geſtorben und auferſtanden iſt." Es redet der Apoſtel in dieſen Worten von ſich und ſeinen Mitarbeitern im Dienſte des Evangelii: „Die Liebe Chriſti dringet uns dazu." Die Corinthier waren ſchon ziemlich nachläſſig geworden; ſie hielten nicht mehr mit ganzem Ernſt über dem lauteren Sinn des Glaubens an JEſum. Das machte nun dem Apoſtel ihretwegen Sorge und Bekümmerniß in ſeinem Herzen, und deßwegen beweiſt er großen Ernſt und einen brüderlichen Eifer um ihre Seelen. Aber die Corinthier dachten, ſein Eifer und Ernſt gehe nur zu weit, ſey zu ſtark und gar nicht gemäßigt. Darauf antwortet hier der Apoſtel und ſagt: die Liebe Chriſti dringet uns dazu. Es taugt einmal nicht, daß wir nach uns ſelbſt und unſeren eigenen Affecten leben, ſondern Dem allein, der für uns geſtorben und auferſtanden iſt. — So iſt's recht! So ſoll es ſeyn! Lehrer ſollen aus Drang der Liebe Chriſti zu ihren anvertrauten Seelen reden und mit ihnen handeln. Es ſoll nicht läßig und kaltſinnig bei ihrem Dienſt zugehen. Man ſoll an ihrem Ernſt beim Zeugniß, an ihrem Eifer, an ihrem bewegten Herzen, an ihrer Angelegenheit für die Seelen merken und gewahr werden, daß ſie die Liebe Chriſti dazu dringet. Und dieſes ihr Bezeugen ſoll auch bei ihren Zuhörern die Trägheit und Gleichgültigkeit gegen JEſum beſchämen, daß dieſe auch zu einer dringenden Liebe gegen JEſum erweckt werden. Nun, in unſerm heutigen Evangelium treffen wir auch einen ſolchen Lehrer an, der aus dringender Liebe redet und ſeine Zuhörer auch zu einer inbrünſtigen Liebe entzündet. Ich will daher vorſtellen:

Den Drang der Liebe Chriſti;

und zwar:

I. Woher ein ſolcher Drang der Liebe Chriſti in den Herzen entſtehe, und

II. Wie ſich ein ſolcher Drang der Liebe Chriſti an den Herzen zeige und äuſſere.

JEſus, „wie Er hatte geliebt die Seinen, ſo liebte Er ſie bis ans Ende;“ und „Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er ſein Leben läſſet für ſeine Freunde.“ Joh. 15, 13. Aber in ebenderſelbigen Liebe kommt Er wieder zu ihnen. Seine Liebe iſt in dem kalten Grabe nicht erkaltet. Die Liebe dringet Ihn, ſie wieder aufzuſuchen und freundlich ſich zu ihnen zu thun. So iſt JEſu Herz noch geartet gegen Seine Seelen, die Ihn Sein Blut gekoſtet haben. Er liebt ſie inbrünſtig und hält ſich herzlich zu ihnen. Aber Seine Liebe hat auch Seiner Jünger Herzen entzündet und zu einer dringenden Liebe gebracht. Wir wollen demnach betrachten den Drang der Liebe Chriſti, und zwar:

I. woher ein ſolcher Drang in den Herzen entſtehe? Antwort: Aus einer lebendigen Erkenntniß des Todes und der Auferſtehung JEſu. Dieſe zwei Jünger wußten wohl, und redeten auch davon, was mit JEſu vorgegangen war, und erzählten Seinen Tod und Seine Auferſtehung. Aber es geſchah noch nicht mit dringender Liebe. Sie erzählen es nur als eine Geſchichte und denken nicht weiter. Es ermuntert auch ihr Herz nicht, ſondern ſie ſind traurig und verlegen darüber. — Woher kam es? JEſus entgegnet ihnen gleich, woher es komme, daß ſie ſo kaltſinnig denken und reden, indem Er ſpricht: o ihr Thoren und träges Herzens! Ihr ſeyd noch ſo unverſtändig und träg zum Glauben. Da fehlt es. — Ich fürchte nicht ohne Urſache, es ſey bei vielen meiner Zuhörer ebenſo. Sie wiſſen wohl, daß Chriſtus geſtorben und auferſtanden ſey; aber es hat dieſe Geſchichte und die Vorſtellung der Wahrheit ihre Herzen nicht ermuntert und erregt, darüber nachzudenken, ſie zu Gemüth zu nehmen; und das kommt aus Trägheit her. Ach das Herz des Menſchen iſt ſo träge, ſo ſchwer, ſo langſam! Es iſt zu allem Andern munter und aufgeweckt, nur dazu nicht. — So ſoll es nicht ſeyn; ſonſt kommt es zu nichts, ſonſt kann man Alles hören, wiſſen und erzählen, und hat doch die Liebe Chriſti nicht geachtet, noch Liebe gegen Ihn gefaßt. Und wenn es ein treuer Lehrer gewahr wird, ſo macht es ihn deſto eifriger; er wünſcht und meint: es ſollte doch die Herzen auch rühren, es ſollte doch eine Liebe zu JEſu aufgehen! So hat JEſus gewünſcht, Luc. 12, 49. 50.: „Ich bin kommen, daß Ich ein Feuer anzünde auf Erden; was wollte ich lieber, denn es brennete ſchon?“ Nun brennet es ſchon lange, und dieß Feuer hat ſchon viele tauſend kalte Herzen entzündet. Was wünſchte auch ich herzlicher, als daß es auch unter uns brennete? Höret deßwegen noch ferner: Woher ein ſolcher Drang der Liebe Chriſti in den Herzen entſtehe.

Die Jünger bezeugen es: brannte nicht unſer Herz in uns, da Er mit uns redete auf dem Wege, als Er uns die Schrift öffnete? Er ſagte: Mußte nicht Chriſtus ſolches leiden, und zu Seiner Herrlichkeit eingehen? und legte ihnen die Schrift aus, bis ſie geöffnet wurde, ja, ihre Augen geöffnet wurden. Man muß demnach durch das mündliche und ſchriftliche Zeugniß von JEſu zu einer Einſicht, zu einer innigen Ueberlegung und klaren Beurtheilung über die Sache kommen. Wie begierig werden ſie dieſem Lehrer zugehört haben! Und während des Redens darüber geht ihnen ein Licht auf, einzuſehen, was es mit JEſu für eine Bewandtniß habe. Es entſteht ein Feuer, ein Wallen des Herzens, eine innige Empfindung darüber in ihren Seelen. So iſt es! Sobald der Sünder ſich recht mit ganzem Sinn dazu faßt und denkt: „Das geht mich an; o was thut JEſus für dich! Sein Leiden und Tod nimmt deine Sünden weg, o wie wird mir das ſo wohl thun, wenn ich es recht glauben kann! Ei! Iſt es ſo? — lieber JEſu! Erſchein' mir in dem Bilde zum Troſt in meiner Noth, wie Du dich, HErr, ſo milde geblutet haſt zu Tod! Iſt Deine Auferſtehung meine Rechtfertigung, ſo bin ich von der Sünde los und ewig frei!" — Da fängt das Herz an zu brennen, und da wird einem die Liebe Chriſti erſt bekannt und groß. Man lernt ſie ſchätzen, annehmen und glauben und ſpricht zu JEſu: Du haſt mich geliebt! — Liebe erweckt Gegenliebe. Da wird das Herz voll brünſtiger Begierde nach JEſu; da freut man ſich Seiner. O ein Herz, das JEſum liebt, iſt edel, und Ihm ſelber lieb und werth! JEſus begehrt keinen andern Lohn von uns für alle Seine ſaure Mühe, als daß wir Ihn lieben.

II. Aber wie zeigt und äuſſert ſich nun ein ſolcher Drang der Liebe Chriſti an den Herzen?

Erſtens darin, daß man gerne mit JEſu umgeht, und Ihn immer bei ſich haben und bei Ihm bleiben will. So wurde den zwei Jüngern zu Muthe; ihr Herz wurde ſo zu Ihm gezogen, daß ſie den theuern Freund noch gerne länger genießen wollen. „Bleibe bei uns, denn es will Abend werden, und der Tag hat ſich geneiget," ſprachen ſie zu Ihm, und Er ging hinein, bei ihnen zu bleiben. So iſt einem liebenden Herzen zu Muth. Es iſt ihm nicht wohl, wenn es einen Augenblick von Ihm entfernt ſeyn ſoll. Immer in Gedanken mit Ihm umgehen, bei Ihm bleiben, Ihm mit dem Herzen anhangen, — das iſt lauter Vergnügen. Aus der Liebe wird eine rechte Anhänglichkeit, man wird an Ihn gewöhnt und hat lauter Luſt an Ihm.

Sodann zeigt ſich dieſer Drang der Liebe Chriſti an den Herzen auch darinn, daß man nicht mehr ſich ſelbſt lebt, ſondern Ihm. Die Jünger haben ihrer Bequemlichkeit wegen im Flecken übernachten, und ſich ſelber das zu gute thun wollen. Aber da ihnen JEſus offenbar wird, ſo wollen ſie Ihn auch ihren Freunden bekannt machen. Dazu drang ſie die Liebe. So iſt ein Herz geſinnt, das Ihn liebt. Man gibt ſich ſelber auf. Es wird einem ſein eigenes Geſuch und eigenes Leben gering. Man lebt Dem, der für uns Alle geſtorben iſt, und das iſt die Art der Chriſten. Röm. 14. Unſer Keiner, die wir Chriſtum erkannt haben, lebt ihm ſelber. — Bei uns Chriſten iſt's umgekehrt: Kaum Einer oder der Andere hält ſein eigen Leben gering um Chriſti und der Brüder willen. O ſo ſollte es nicht ſeyn! JEſu blutige Liebe ſoll uns überwiegen und das Herz anfeuern.

Nun, ihr Lieben! Heute iſt es nicht zu bald, wenn ich eben die Frage an euer Gewiſſen mache, die JEſus nach der Auferſtehung an Petrum gemacht hat: „Haſt du mich lieb?“ Habt ihr JEſum lieb gewonnen? Wer nicht ſo antworten kann, wie Petrus, bei dem ſteht es übel, den bedaure ich; denn eben der Paulus, der da ſprach: die Liebe Chriſti dringet uns alſo, legt in ſeinem Eifer einen Fluch darauf 1 Cor. 16, 22.: „So jemand den HErrn JEſum Chriſtum nicht lieb hat, der ſey verbannt; und legt dagegen auf die herzliche Liebe einen Segen Epheſ. 6, 23. 24.: „Friede ſey den Brüdern und Liebe mit Glauben, von GOtt dem Vater und dem HErrn JEſu Chriſto. Gnade ſey mit Allen, die da lieb haben unſern HErrn JEſum Chriſt unverrückt.“ — Einer von dieſen beiden Sprüchen trifft gewiß ein! Amen.

Am Sonntag Quaſimodogeniti.

Weinsberg, 1760.

Evangelium Joh. 20, 19—23.

Am Abend aber deſſelbigen Sabbaths, da die Jünger verſammelt, und die Thüren verſchloſſen waren aus Furcht vor den Juden, kam JEſus und trat mitten ein, und ſpricht zu ihnen: Friede ſey mit Euch! Und als Er das ſagte, zeigte Er ihnen die Hände und Seine Seite. Da wurden die Jünger froh, daß ſie den HErrn ſahen. Da ſprach JEſus abermal zu ihnen: Friede ſey mit Euch! Gleichwie mich der Vater geſandt hat, ſo ſende ich euch. Und da Er das ſagte, blies Er ſie an, und ſpricht zu ihnen: nehmet hin den heiligen Geiſt; welchen ihr die Sünden erlaſſet, denen ſind ſie erlaſſen, und welchen ihr ſie behaltet, denen ſind ſie behalten.

„Gnade ſey mit Euch und Friede von GOtt unſerem Vater und dem HErrn JEſu Chriſto!" Das iſt der apoſtoliſche Gruß und Wunſch an die Gemeinen in allen Epiſteln. Und eben weil es mit einerlei und ebendenſelben Worten in allen Briefen ſteht, ſo merket man gleich, daß der Inhalt derſelben ſehr wichtig und heilig ſey. Paulus ſchließt den ganzen Segen des Evangelii und alles Gute, was einem Chriſten zum Heil ſeiner Seele zu gönnen und zu wünſchen iſt, in dieſe zwei Worte ein: Gnade und Friede. Er will ſagen: O wenn ihr nur Gnade und Frieden habet, und in euren Herzen genießet, ſo habt ihr, was ihr haben ſollt, ſo habt ihr genug, ſo ſeyd ihr wohl daran und könnet recht vergnügt ſeyn. Nun, Gnade und Friede wird euch GOtt, unſer Vater, nicht verſagen. Er hat euch ja nichts als Gnade und Friede antragen und verkündigen laſſen aus Seinem väterlichen Herzen, das ſich eurer einmal erbarmet, und euch von der Finſterniß zum Licht, von der Gewalt des Satans zu ſich gebracht hat. Gnade und Friede hat euch JEſus zum Heil eurer Seelen mit Seinem Blut erworben; und da Er jetzt der HErr iſt im Throne, und alle Güter des Reichs zu verwalten und auszutheilen hat, ſo wird Er auch dieſe Gaben euch gerne und reichlich gewähren. Daher kann ich euch auch als euer Lehrer nichts Beſſeres wünſchen und aus meinem Glauben mit freudigem und getroſtem Herzen zurufen, als allemal dieſes: Gnade ſey mit euch und Friede von GOtt unſerem Vater und dem HErrn JEſu Chriſto! Nun, ihr Lieben! darauf kommt es auch bei uns Allen an. Das iſt der eigentliche Segen aus dem vollgültigen Verdienſt JEſu, das iſt der wirkliche Genuß des Bundes, den Er mit Seinem Blute geſtiftet hat; das hat Er durch Seine Auferſtehung den ſündigen Menſchen wiederbracht und geoffenbaret vom Vater; das hat Er auch gleich Seinen Jüngern, ſobald Er ſie beſuchte, verkündigt und zugeſprochen. Wir finden es in dem heutigen Evangelium. Deßwegen will ich vorſtellen:

Gnade und Friede von dem lebendigen Heiland über Alle, die Seiner froh werden.

Es theilt ſich von ſelbſt in dieſe zwei Stücke, daß ich

I. Von Gnade,

II. Vom Frieden zu reden habe.

So traurig die Jünger waren, da JEſus von ihnen weg an das Kreuz, in den Tod und in das Grab gegangen, ſo froh wurden ſie, da ſie Ihn nach Seiner Auferſtehung wieder ſahen. Da wurden die Jünger froh, heißt es im Evangelium, als ſie den HErrn ſahen. Das kam von ihrer Liebe her. Ihr Herz war Ihm einmal ergeben und hieng an Ihm. Sie liebten dieſen ihren HErrn und Meiſter inniglich; darum war ihnen Sein Abſchied ſo betrübt, und Sein Wiederſehen ſo erfreulich. O ihr Lieben! des Heilandes recht froh werden, das iſt das größte Vergnügen, das Herz und Seele ſtillt und erquicket. Wer Ihn als Seinen Erlöſer einmal erkannt und um Seiner Liebe willen auch lieb gewonnen hat, der kann und wird Seiner täglich, ja an Einem fort froh werden und ſich Seiner herzlich freuen. Ueber allen Seelen dieſer Art waltet Seine Gnade und Sein Friede.

I. Seine Gnade; denn das iſt billig das erſte Wort; auf dieß kommt es uns vornemlich an. Wir ſind Sünder, und bedürfen daher Gnade. Ohne Gnade iſt unſer Leben ein jämmerlicher Tod, und unſer ganzer Zuſtand Unglück und Verderben. Die Gnade iſt in der Vergebung der Sünden; da empfangen wir die Gnade GOttes. Eph. 1, 7. Die Gnade hat uns JEſus erworben; und da Er auferſtanden iſt von den Todten, ſo hat Er gleich von Gnade gezeugt. Es heißt: welchen ihr die Sünden erlaſſet, denen ſind ſie erlaſſen. Er will ſagen: Nun kann Gnade allen Sündern verkündiget werden in meinem Namen.

Gehet aus und traget es an! Wo ihr ein Herz findet, das der Gnade fähig iſt, dem erlaſſet die Sünden. Es ſoll dabei vor GOtt im Himmel ſeine Richtigkeit haben; ſelbiges Herz hat gewiß Gnade bei GOtt. Wo ihr aber dieß Gnadenwort nicht anbringen könnet, da ſoll es auch dabei ſein Bewenden haben. — Alſo kann und will der vollendete Erlöſer, der lebendige Heiland den überſchwänglichen Reichthum der Gnade offenbar machen. Eph. 2. Nun, wer JEſu froh wird, d. i. wer ein Herz zu Ihm hat, und Ihn gern annehmen und haben will als Seinen Heiland, der empfange von Ihm die Gnade GOttes! Auf den Glauben an Ihn ſchenkt ihm der Vater ſeine Sünden, neiget Sein Herz zu ihm, ſchenkt ihm Seine Huld und Freundlichkeit. Da wird man ſeines GOttes froh. O das iſt ja etwas Großes! Das iſt der erſte Troſt, wenn der Sünder die Gnade faſſen kann, und darf denken: GOtt iſt nicht wider mich, JEſus iſt mein Grund, durch Ihn bin ich begnadigt. Nun habe ich Gnade gefunden. — Das dankt man ſeinem Heilande mit Freuden; da wird man Seiner recht froh. — Genug! Ich armer Sünder habe Gnade durch Ihn und in Ihm. Nun kann ich in der Gnade und aus Gnaden leben. Er ſey mir nur gnädig, ſo bin ich getröſtet und zufrieden, ſo kann es mir ja ewiglich nicht übel gehen. — Mit Gnade iſt auch der Friede verbunden.

II. Friede iſt das ganze Wohlſeyn und das innerliche Wohlergehen eines Glaubigen, der in der Gnade ſteht. Friede hält in ſich alle Gaben und Güter, die aus der erlangten Gnade fließen und dem Herzen zu Theil werden. Wenn das Herz im Frieden GOttes lebt, dann iſt ihm recht wohl. Nun, dieſen Frieden hat JEſus auch gleich Seinen Jüngern zugeſprochen: Friede ſey mit euch! und hat damit ihre Traurigkeit, ihre Furcht und alle Kränkung ihres Herzens auf einmal weggenommen. Dieſer Friede beſteht in einer innerlichen Empfindung, in einem ſüßen, beruhigenden, Herz und Sinne ſtillenden Gefühl der Gnade JEſu und der Liebe GOttes. Dieſer Friede iſt das innerliche Merkzeichen, daß man in der Gnade ſteht. So lang ich Frieden habe, ſo weiß ich, daß mir von der geſchenkten Gnade nichts abgegangen und mein GOtt noch mit mir zufrieden iſt. Dieſer Friede iſt die Wirkung der Liebe GOttes und Chriſti. Wenn ich den Frieden fühle, ſo weiß ich, daß Liebe GOttes und Chriſti in mir iſt. Dieſer Friede bringt dem Herzen volle Ruhe. Da iſt alle Angſt weg, alle Furcht verſchwunden, das Herz ruht im Frieden. Dieſer Friede iſt die Unterhaltung in der Gemeinſchaft GOttes des Vaters und Chriſti. Solang ich dieſen Frieden in mir habe, darf ich nicht zweifeln, daß ich Gemeinſchaft habe mit GOtt und JEſu Chriſto.

Wer demnach in der Gnade ſteht und im Frieden GOttes lebt, der hat das rechte Wohlergehen, der iſt in der Sache des Evangelii drinnen, der hat, was ihm der Bund GOttes anträgt. Darum heißt es auch Röm. 5, 1. 2: Nun wir denn ſind gerecht worden durch den Glauben, ſo haben wir Friede mit GOtt durch unſern HErrn JEſum Chriſt, durch welchen wir auch einen Zugang haben im Glauben zu dieſer Gnade, darinnen wir ſtehen, und rühmen uns der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit, die GOtt geben ſoll. Sehet, der iſt ein Chriſt, wer in die Gnade einmal zu ſtehen gekommen, und hat nun Frieden und hofft der Herrlichkeit. Iſt das nicht eine glückſelige Creatur? was ſoll man ihm Mehreres wünſchen?

Nun, ihr Lieben! So gut könnet und ſollet ihr es billig in euren Herzen alleſammt haben. Was iſt alles Andere, als ein geſchmückter Jammer, wo Gnade und Friede fehlt? Nun, das iſt die Frucht, die man genießen ſoll von JEſu Tod und Auferſtehung. Wer das nicht hat, der hat noch nichts genoſſen von JEſu heiligem, blutigem Verdienſt. — Man muß auch etwas empfangen und haben. Es iſt nicht nur zum Reden und Wiſſen, ſondern zum Haben und Genießen. Laſſet euch erwecken; ſuchet es; denket: ſo lang ich das nicht habe, ſo bin ich übel daran! Nun, dieſe Gnade und dieſer Friede ſoll billig über einer Gemeine walten und bei ihr ſeyn. Nur ſo iſt ſie eine chriſtliche Gemeine. Und was iſt der Zweck bei unſerer heutigen Handlung, als daß Gnade und Friede im Herzen bezeuget werde in der Gemeine. Darum geht es die ganze Gemeine an. Dieſe unſre Confirmanden ſind in den Bund durch die Taufe aufgenommen, aber ſie ſind noch nicht aller Rechte der Kirche theilhaftig geworden. Sie legen nun ihr Bekenntniß in eure Mitte, damit ihr ſie auch in eure Rechte aufnehmet. Könnet ihr ihr Bekenntniß von Herzensgrund annehmen? Wer nicht in der Gnade ſteht, kann es nicht! — Wer es aber annimmt, verſiegelt es, daß GOtt wahrhaftig iſt. Amen.

Wochenpredigt.

Weinsberg, d. 17. April 1760.

Text: Philipp. 4, 7.

Der Friede GOttes, welcher höher iſt denn alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Chriſto JEſu.

Friede ſey mit Euch! und abermal: Friede ſey mit Euch! So grüße ich euch dermalen mit dem erſten Worte, welches der lebendige Heiland Seinen Jüngern zweimal zugeſprochen hat. O was wird ihr Herz von einem ſolchen kräftigen Lebenswort empfunden haben! Denn es war nicht ein bloßer Gruß und Wunſch, wie man einen ſonſt anredet und Gutes wünſchen kann, ſondern es theilte durch dieſe Worte der Heiland ihnen wirklich eine Gabe, eine göttliche Kraft mit, welche ihre Herzen erquickte und ſtärkte. Er faßte ſie dadurch in Seinen Frieden hinein, welchen Er durch Seinen blutigen Tod erworben hatte.

O ihr Lieben! daß es doch auch mit eindringender Kraft, mit einem ſüßen, wonneſamen Gefühl begleitet ſeyn möge, wenn wir Euch Frieden wünſchen, Frieden anbieten und verkündigen! Was iſt edler, als der Friede? ſagt man im gemeinen Sprichwort. Ja, was iſt edler, theurer und dem Herzen erfreulicher als der köſtliche Gottesfriede in Chriſto JEſu? — Nun, von dieſem Frieden will ich ferner reden. Friede ſey auch jetzt über Euch! Friede widerfahre Euch von GOtt durch unſern HErrn JEſum Chriſt!

Es iſt vergangenen Sonntag zuletzt in der Predigt geſagt worden: beym Chriſtenthum kommt es nicht aufs Wiſſen, nicht auf das Reden an; ich will noch hinzuſetzen: Nicht auf's eigene Thun kommt es an, ſondern aufs Haben und Genießen. Die Sache beſteht viel mehr darinn, was wir von GOtt empfangen, als darinn, wie wir uns bezeugen. Unſer Bezeugen iſt nur eine Folge und Frucht von der Gnade und Gabe, die wir von GOtt durch Chriſtum erlangt haben. Denn GOtt will uns nach Seiner großen Liebe, die in Chriſto geoffenbaret iſt, gerne mit Seinen Gaben und Gütern erfüllen und beſeligen. Er will unſere Herzen nicht ſo leer laſſen; wir ſollen Ihn und Sein Gutes empfangen, und ſollen haben und behalten, was Er uns einmal geſchenket hat, und dürfen es zu unſerer Seele Erquickung unter den Mühſeligkeiten dieſes äußern Lebens *genießen*. Das iſt freilich ein armes, bejammernswerthes Herz, das noch ferne von GOtt, vom Leben und der Gemeinſchaft mit JEſu iſt, und Nichts empfangen hat, folglich auch Nichts genießt, ja nicht einmal weiß, was man haben und genießen kann und ſoll. Was ſoll und kann denn ein Chriſt haben und genießen, das ihm ſein Herz erquicke und unterhalte? Antwort: *Frieden GOttes*, der aus der Gnade JEſu kommt. *Sein Herz ſoll im Frieden GOttes leben.* Dann erſt iſt ihm wohl; dann geht es ihm wohl in GOtt und ſeinem Heiland. Nun, dieſen Friedenszuſtand eines glaubigen Chriſtenherzens will ich Euch noch ferner anpreiſen, und vorhalten:

Das Wohlergehen eines Chriſten in dem Genuß des Friedens GOttes.

Ich will zeigen:

I. *Wie köſtlich dieſer Friede ſey*; und

II. *Wie er ein beſtändiges Wohlergehen einem Chriſten verſchaffe.*

Es wünſcht ſich ein Jeder, daß es ihm wohlgehe. Man wünſcht und gönnt es ſeinen Freunden, daß es ihnen wohlgehe. Aber das wahre Wohlergehen eines Chriſten beſteht darinn, wenn er den Frieden GOttes hat, empfindet und genießt. Zu dieſem Wohlſtand und dauerhaften Wohlergehen möchte ich Euch gerne durch das Evangelium bringen und verhelfen. Deßwegen will ich Euch zeigen, wie köſtlich der Friede GOttes ſey.

I. *Es iſt der Friede GOttes ein göttlicher Friede*, der von GOtt kommt, und dem Menſchen zu einer kräftigen Empfindung in ſein Herz gelegt wird. Da hat und ſpürt der Menſch wieder etwas Göttliches, eine beigelegte göttliche Gabe in ſich, die ſeinem blöden Herzen, ſeinem ſchwachen Gemüthe wohlthut. Wie kommt man nun zu dieſem Gottesfrieden? Antwort: Er kommt aus der Verſöhnung mit GOtt. Die Gottloſen, die noch nicht mit GOtt ausgeſöhnt ſind, haben keinen Frieden. Jeſ. 48, 22. Aber wenn wir GOtt verſöhnt ſind durch den Tod Seines Sohnes, wenn Er unſere Sünden vergeben und uns zu Gnaden angenommen hat, ſo legt Er Seinen Gottesfrieden in unſere Herzen, zum Zeichen und Zeugniß, daß Er uns gnädig ſey. Daran weiß dann der Menſch, wie er mit GOtt ſteht, und weiß es gewiß mit inniger Ruhe ſeiner Seele. Dieſer Friede nimmt alle Angſt, Sorge, Mißtrauen und Unruhe weg. So lange man dieſen Frieden GOttes nicht in ſich hat, ſo iſt es ein Kennzeichen, daß man noch nicht mit GOtt völlig ausgeſöhnt, noch nicht im Stand der Gnade, noch nicht mit GOtt zufrieden iſt. Aber einem Herzen, das ſich in die Verdienſte JEſu hineinſenkt, und durch Ihn zum Vater kommt, ſchenkt Er dieſen Seinen Frieden, ſtillt das Herz, beſänftigt die blöden Sinne. Das iſt Kraft GOttes in der Seele. O wohl dem, der es einmal erfahren hat!

Dieſer Gottesfriede iſt höher als alle Vernunft, — eigentlich: er überſteigt allen Verſtand. Sonſt meinen die Leute, ſie wollen ſich noch mit ihrem Verſtand helfen, ſie müſſen ſich ſelbſt in eine gute Gemüthsfaſſung ſetzen, und arbeiten daran, bringen aber nichts zu Stande. Aber der Friede GOttes übernimmt Herz und Sinn; da kann man nicht weiter denken, ſondern iſt zuſammengefaßt in ſeinen Gedanken, geſtillt in ſeinen Begierden, und bedeckt mit einer ſanften, heiteren Liebes-Macht GOttes. Da fühlt man GOtt in ſich, daran weiß man, daß JEſus Chriſtus in uns iſt. Iſt das nicht köſtlich? — Ja, ein edles Herz! — Daran hat man genug; da geht es einem wohl. Man iſt in GOtt, und GOtt in uns, über alle Gedanken und Unterſuchung. So kann es nicht anders ſeyn, als daß dieſer Friede GOttes einem Chriſten auch ein beſtändiges Wohlergehen verſchafft.

II. Denn er bewahrt das Herz in Chriſto JEſu, daß das Herz in Chriſto JEſu bleibt und bleiben kann. So wird ein Chriſt beſchrieben; er kann in Chriſto JEſu ſeyn, und in Seiner Liebe, Gemeinſchaft, Leben, — Ein Geiſt mit Ihm. 1 Cor. 6. Aber wir leben noch in der Welt, da uns ſo Vieles hindern, verrücken, abziehen und zerſtreuen will. Da muß ein Chriſt acht haben und ſich fragen: bin ich noch in Chriſto? Antwort: Ja; mein Herz iſt noch im Frieden. Der Friede iſt die Feſtung, darinnen das Herz umſchloſſen iſt, 2 Petro. 3, 17., daß wir nicht entfallen aus dem Leben in GOtt.

Dieſer Friede bewahrt auch die Sinnen in Chriſto JEſu.

Paulus ſagt 2 Cor. 11, 3.: Die Schlange laure auf die Sinne, Gemüthsgedanken, uns von der Einfältigkeit auf JEſum abzubringen. Unſere Sinne ſind ſo unſtät, beweglich hin und her fahrend, zerſtreut, daß man ſeiner ſelbſt, GOttes und alles Guten vergeſſen und in ganz etwas Anderes verfallen kann; daß man nicht mehr denkt, wie man vorher gedacht hat, und einen ganz andern Sinn, Urtheil und Meinung annimmt. Da will der Friede GOttes auch die Sinne bewahren, heiter und nüchtern zu bleiben, daß man von Allem nach Chriſti Sinn denken kann. — Nun, ihr Lieben! Ich habe gern euch dieſes erzählt. Es ſetzt mancher ſein Chriſtenthum in dieß und das, und wird ihm nie wohl und er iſt nie recht mit ſich ſelbſt zufrieden. Nun höret Ihr, worin es beſtehe. Wer es nicht hat, der halte ſich nicht mit dieſem oder jenem auf, und wenn ihm auch die Gnade angeſchlagen hat, ſo laſſe er nicht nach, bis er vollen Frieden genießt. Und wer Frieden hat, der lerne hieraus, wie er ſein Chriſtenthum führen ſoll. Er hat nur dieß Einzige wahrzunehmen, daß der Friede ſein Herz bewahre. So kann er jeden Augenblick in JEſu leben und ſterben. Amen.

Eine andere Predigt am Sonntage Quaſimodogeniti.

Abſchiedspredigt in Dettingen, den 30. April 1733.

Evangelium: Joh. 20, 19—23.

Am Abend aber deſſelbigen Sabbaths — denen ſind ſie behalten.

Der Friede GOttes, welcher höher iſt denn alle Vernunft, bewahre unſere Herzen und Sinne in Chriſto JEſu, Amen! Das iſt ſonſt der gewöhnliche Schlußwunſch in unſern Predigten; er iſt dießmal der Schlußwunſch bei meinem ganzen Dienſte am Evangelio, den ich bisher nach GOttes Willen in eurer Mitte und an euren Seelen geführt habe. Ich habe aber mit Fleiß geſagt: unſere Herzen und

Sinne, und habe mich auch mit eingeſchloſſen, denn es gilt mir, wie euch, und ich bedarf es ſo gut als ihr, daß der Friede GOttes über uns in dieſer Stunde walte, und ſo fort bis ins ewige Leben hinein. Nun, der Friede GOttes bewahre unſere Herzen und Sinne in Chriſto JEſu!

So haben wir das rechte Siegel auf Alles, was wir indeſſen nicht nur mit einander geredet und gehandelt, ſondern was auch unſere Herzen und Sinne von Ihm und aus Seiner Gnadenfülle empfangen, und bei dem guten Worte Seines Evangelii geſchmeckt und genoſſen haben. Das Herz muß Gnade und Kraft von JEſu fühlen und empfangen, und die Sinne müſſen Verſtand der Wahrheit bekommen, ſo oft das Wort GOttes und die gute Botſchaft von JEſu Chriſto verkündiget wird. Sonſt iſt es nicht recht, ſonſt bleibt das zurück, was GOtt gerne geben will, und die Predigt iſt vergeblich. Was nun unſere Herzen von der Gnade JEſu indeſſen in ſo mancher Gnadenſtunde gefühlt und empfangen, und was unſere Sinne von der Erkenntniß der Wahrheit durch die Lehre erreicht und gefaßt haben, das wolle nun unſer GOtt unſern Herzen und unſern Sinnen mit Seinem ſanften, ſüßen, kräftigen, über allen Verſtand gehenden Frieden verſiegeln! — Das iſt das Einzige, worauf es nun noch zwiſchen uns, ihr Lieben, ankommt; und das wird uns der gute GOtt und der Hirte unſerer Seelen, JEſus Chriſtus, auch noch ſchenken zum Preis ſeines Namens in unſerer Mitte! Seitdem ich euch meinen baldigen Abſchied von dieſer Stätte kundgethan habe, iſt Alles vollends geredet worden, was noch in meinem Herzen war, euch zur Anweiſung, zur Aufmunterung vorzuhalten, damit ich meinen Lauf unter euch mit Freuden vollenden möge. Deßwegen iſt nichts mehr übrig, als daß der GOtt des Friedens, der von den Todten ausgeführet hat den großen Erzhirten der Schafe, nun mit Seinem göttlichen Frieden das Siegel darauf drücke, und uns ſo bewahre in Chriſto JEſu. Hindert euch nur nicht ſelbſt daran in dieſer Stunde durch die Wehmüthigkeit und Weichherzigkeit eurer Liebe. Faſſet euch vielmehr in dem ſtillen Gottesfrieden, damit wir noch eine geſegnete Friedensſtunde mit einander genießen mögen. Darum wollen wir Ihn in der Stille bitten. —

Ich will dießmal nach unſern Umſtänden Eurer Liebe vorſtellen:

Den Frieden GOttes als das Siegel auf die verkündigte Wahrheit des Evangelii.

Das erſte Wort, das JEſus mit ſeinen Jüngern geredet, war: Friede ſey mit Euch! Und mit dieſem Wort hat Er ihnen ſeine ganze vorherige Lehre verſiegelt. Sie hatten an Ihn geglaubt, die Worte angenommen und erkannt wahrhaftig, daß Er von GOtt ausgegangen ſey, und geglaubt, daß GOtt Ihn geſandt habe; Joh. 17, 8.; aber über Seinem Leiden ſind ſie bedenklich geworden, daß ſie nicht mehr vollen Frieden genoßen, ob Er es ihnen ſchon vorher verheißen hatte: Meinen Frieden laſſe ich euch. Es wäre alſo keine Furcht nöthig geweſen. „Meinen Frieden gebe ich euch"! und nun geſchieht es wirklich. Was alſo JEſus ihnen vorher verkündigt hatte, dafür ſorgte Er, daß es indeſſen im Frieden GOttes bewahret bliebe. Er drückt hier mit Seinem erſten Worte das Siegel darauf, als wollte Er ihnen ſagen: Iſt nun nicht Alles wahr und gewiß, was ich zu euch geredet habe? Sehet meine Hände! Ich bin es. Sehet's, erkennet's, glaubet jetzt wieder rückwärts, und faſſet es in lauter Frieden!

Hernach ſagt Er noch einmal: Friede ſey mit euch! und hängt ſogleich ihr künftiges Amt daran: Gleichwie mich mein Vater geſandt hat, ſo ſende Ich euch. Gehet mit meinem Frieden in die Welt! Ich ſende euch wohl wie Schafe mitten unter die Wölfe; aber mein Friede ſoll eure Bedeckung ſeyn. Es ſoll mein Friede euch geleiten unter die Völker, zu denen Ich euch ſende. — Das iſt nun das große Vorrecht, darauf ſich Knechte Chriſti verlaſſen dürfen bei ihrem Dienſte. Sie kommen hin, wohin ſie wollen: ſie ſind Friedensboten. Röm. 10. Dieß iſt das Wort vom Glauben, den wir predigen. Denn ſo du mit deinem Munde bekenneſt JEſum, daß Er der HErr ſei, und glaubeſt in deinem Herzen, daß Ihn GOtt von den Todten auferwecket hat, ſo wirſt du ſelig. Wer an Ihn glaubt, wird nicht zu Schanden werden. Wer den Namen des HErrn wird anrufen, ſoll ſelig werden. Das iſt der Gehalt ihres Amtes, welches ihnen JEſus übergibt: Welchen ihr die Sünden erlaſſet, denen ſind ſie erlaſſen. Da ſehen wir, was ſie für Friedensboten ſind; ſie bringen Vergebung der Sünden. Aus der Vergebung der Sünde fließt dieſer Friede.

Sie bringen ſodann dieſen Frieden mit, wo ſie hinkommen;

denn JEſus hat denſelben ihnen gegeben durch ſeinen heiligen Geiſt. Wer den heiligen Geiſt nicht hat, kann auch kein Friedensbote ſeyn. Aber durch den heiligen Geiſt iſt eine Kraft in ihren Worten, die hauptſächlich auf das Herz dringt, und das Evangelium lieblich und annehmungswürdig macht, wie Matth. 10, 12. 13. verkündigt wird: Wo ihr in ein Haus gehet, ſo grüßet daſſelbige. Und ſo es daſſelbige Haus werth iſt, wird euer Friede auf ſie kommen. Alſo ſie bleiben immer im Frieden eingeſchloſſen; ſie bleiben es ſelbſt dann, wenn von einem Herzen ihr Friede nicht angenommen wird. Iſt nämlich daſſelbige Haus es nicht werth, ſagt der HErr, ſo wird ſich euer Friede wieder zu euch wenden.

Daraus ſehen wir deutlich und hinlänglich genug, wie der Friede GOttes das Siegel auf die verkündigte Wahrheit ſey, und zwar:

1) beim Lehrer. Sein Friede muß bei ihm bleiben und den Ausſchlag von ſeiner Rede geben, ſo oft er von der Kanzel geht; ſonſt iſt es nicht recht. Hernach hat er ſich weiter nichts zu bekümmern, ſondern legt es GOtt hin, wo es Frucht bringen mag. Er aber hat ſchon ſein Siegel, daß dir ſein Wort ein guter Geruch Chriſti vor GOtt geweſen ſey.

2) Beim Zuhörer, ich meine bei dem, der das Wort annimmt; denn bei dem, der es nicht annimmt, erweckt es keinen Frieden, ſondern Unfrieden, Erbitterung, Haß. Und an ſolchen wird erfüllt, was JEſus Matth. 10. ſeinen Jüngern geſagt hat: es werde nicht überall ſo friedlich zugehen. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, erklärt Derſelbe, der doch der Friedefürſt iſt und heißt. Aber deßwegen bleibt es bei Denen, die das Wort annehmen, doch ein Siegel, auch mitten unter den Leiden. Ja, dieſer Friede ſtärkt ſie zur Geduld und Gelaſſenheit bei Widerſpruch und Verfolgung; wie der Heiland geſagt hat, Joh. 16, 33: Solches habe ich mit euch geredet, daß ihr in mir Friede habet. In der Welt habt ihr Angſt; aber ſeyd getroſt, Ich habe die Welt überwunden. In der Welt müſſet ihr den Frieden nicht ſuchen, ſondern in mir. Alſo bleibt es dabei: das Wort des Evangelii wirket Frieden, ſowohl gegen GOtt, als auch in GOtt. Das Herz wird ſänftiglich dadurch gezogen, die Sinne geſtillt, die Kraft, die unſer wird, iſt ſüße. Und ſo ſoll es auch bei einem Zuhörer jedesmal ſeyn; wenn er im Genuß des Friedens GOttes aus der

Kirche geht, ſo hat er ſchon ſeinen Segen, wenn er auch nicht viel von der Predigt zu ſagen weiß.

3) Bei der ganzen Gemeine. Davon heißt es Col. 3.: Und der Friede GOttes regiere in euren Herzen, zu welchem ihr auch berufen ſeyd in Einem Leibe, und ſeyd dankbar. Und Apoſtelgeſch. 9, 31.: Da hatte die Gemeine Frieden und bauete ſich, und wandelte in der Furcht des HErrn, und ward erfüllet mit Troſte des heiligen Geiſtes. Denn das Reich GOttes iſt Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geiſt.

Nun, ihr Lieben! Das iſt nun auch heute der Schluß von der Predigt, die ich bei euch geführt habe. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich jemals ohne Frieden GOttes wäre von der Kanzel gegangen. Und ſo kann ich auch in eben dieſem Frieden von euch gehen. Es iſt nicht zu kurz noch zu lang, daß ich bei Euch geweſen bin; ihr könnet alſo billig dieſen Abſchied in vollem Frieden eures Herzens faſſen. Und daher kann ich im Namen JEſu Chriſti, meines HErrn, mit wahrem Frieden und mit Freude meines Herzens das Siegel auf das verkündigte Wort drücken, wie Paulus bei den Corinthern (2 Cor. 1.) ſagt: O ein treuer GOtt, der unſer Wort an euch verſiegelt und in unſere Herzen das Pfand, den Geiſt, gegeben hat! Und dabei ſoll es bleiben. Ich habe alſo mit euch weiter nichts zu reden, noch euch jetzt erſt eine Ermahnung und Warnung anzuhängen. Es bleibt bei dem Worte, das ihr gehöret habt. Und was euch nun zum Zeugniß, zur Offenbarung der Wahrheit an euer Gewiſſen gekommen iſt, das iſt genug. Ja, nach dem Wort und Zeugniß, wie der Prophet ſpricht: (Jeſ. 8) werden ſie das nicht hören, ſo werden ſie die Morgenröthe nicht haben. Daher habe ich jetzt nur mit meinem HErrn über mein zu Ende gehendes Amt und über Euch zu reden und zu handeln.

Mein lieber JEſu! Dir ſei nun mein Wort, mein Amt vor Deinen Thron hingelegt; Dein Segen aber ruhe auf dieſer Gemeinde! Amen.

Am Sonntag Miſericordias Domini.

Ehningen.

Abſchiedspredigt den 29. April 1739.

Evangelium Joh. 10, 12 — 16.

Ich bin ein guter Hirte. Ein guter Hirte läßt ſein Leben für die Schafe. Ein Miethling aber, der nicht Hirte iſt, deß die Schafe nicht eigen ſind, ſiehet den Wolf kommen, und verläßt die Schafe, und fliehet; und der Wolf erhaſchet und zerſtreuet die Schafe. Der Miethling aber fliehet; denn er iſt ein Miethling, und achtet der Schafe nicht. Ich bin ein guter Hirte, und erkenne die Meinen, und bin bekannt den Meinen, wie mich mein Vater kennet, und Ich kenne den Vater. Und ich laſſe mein Leben für die Schafe. Und ich habe noch andere Schafe, die ſind nicht aus dieſem Stalle. Und dieſelbigen muß ich herführen, und ſie werden meine Stimme hören, und es wird Eine Heerde und Ein Hirte werden.

Ich bin derſelbige gute Hirte, ſagt JEſus, den GOtt verheißen hat, von dem die Propheten geweiſſagt haben, der ſich der großen Menſchenheerde recht annehmen will. JEſus allein konnte das von Sich verkündigen, denn dazu war Er vom Vater verordnet und geſandt. Er trägt nun dieß Kirchenamt als der große Hirte der Schafe, den der GOtt des Friedens aus dem Tode geführet hat durch das Blut des ewigen Teſtaments, Ebr. 13. und iſt mit aller Treue darin beſorgt und beſchäftigt, bis Er ſeine Menſchenheerde beiſammen hat, welche Er ſich aus allen Völkern, Geſchlechtern und Sprachen der Erde ſammelt, damit ſie Sein Volk zum Eigenthum, und Er ihr HErr und König ſey, zur Ehre des Vaters und zu ihrer vollkommenen, ewigen Seligkeit. Nun, der Heiland hat ſeinen Hirtenſtab noch nicht weggelegt; Er hat Sein Amt noch nicht aufgegeben noch vollendet. Er fährt noch immer fort, Seine Hirtenſtimme hören zu laſſen, Seine Schafe zu ſuchen, und aus aller Zerſtreuung, wohin ſie ſich verlaufen und verirrt haben, zu ſammeln. Das thut Er nach Seiner großen Erbarmung und Liebe, die Er zu den Menſchen-Seelen und ihrer Errettung hat. Und zu Seinem Preiſe will ich Euch nun vorhalten:

Die in der Welt fortgehende Sammlung der Menſchen von und zu JEſu, ihrem rechten und einzigen Hirten;

Und zwar:

I. Von wem ſie geſchehe,

II. Wie ſie geſchehe, und

III. Wozu ſie geſchehe.

Ich will euch gerne JEſum als euren rechten Hirten anpreiſen; denn es iſt ja lieblich und erfreulich, daß wir wiſſen, wohin und zu wem wir uns wenden ſollen, damit wir Leben und Heil erlangen. Er, Er iſt's allein, dem dieß Amt zukommt, Hirte d. i. Herzog der Seligkeit, Führer, Pfleger, Heiland und Seligmacher zu ſeyn. Er will gern Leute, Seelen haben, an denen Er Sein Amt thun, Seine Liebe und Treue beweiſen könne. Er will gern Viele, eine große Heerde haben, zu Seiner Freude; drum fährt Er noch immer fort, Seelen zu Sich, und unter Seinen ſanften, geſegneten Hirtenſtab zu ſammeln. Ich will demnach, wenn ich davon rede, wie in der Welt immerfort Menſchen zu JEſu, ihrem rechten und einzigen Hirten geſammelt werden,

I. euch zeigen, daß dieß geſchieht

Von dem nämlichen guten Hirten ſelbſt. Darum ſagt Er: Ich bin es ſelbſt; Ich bin es allein; Ich habe Schafe, die muß ich herführen. Laſſet uns bedenken, was JEſus für ein Recht dazu hat. Er ſagt: die Schafe ſind mein eigen. Warum ſoll der Eigenthumsherr nicht nach dem Seinigen ſehen, und es ſammeln, wo Er es findet? Alle Seelen ſind Sein (Ezech. 16) mit doppeltem Recht: Nach der Schöpfung; denn in Ihm und durch Ihn iſt Alles geſchaffen; alle Seelen kommen von Ihm her. Er hat ihnen von Anfang das Licht und Leben gegeben; Er träget alle Dinge; es beſtehet Alles in Ihm. Da war Er der große Menſchenhirte von Anfang und von Ihm und in ſeiner Gemeinſchaft ſollten ſie leben und ſich von Seinem Licht und Geiſt regieren laſſen. Darum fragt er nur nach dem Seinigen. Er will ſich gerne Seines Geſchöpfs annehmen, und das Seine haben zu ſeiner Wonne. Aber Er hat ein neues Recht an die Menſchen bekommen durch **die Erlöſung**. Davon ſagt Er: Ich laſſe mein Leben für ſie, um ſie dem Wolf, der ſie erhaſchet und zerſtreuet hat, zu entreißen. Das hat Er ausgerichtet durch Seinen blutigen Tod. Nun gehören von Rechtswegen alle Seelen Ihm; Er erkaufte ſie theuer mit Seinem eigenen Blute. Er ſoll ſie haben zum Lohne und zur Freude Seines liebevollen Herzens. Nun, JEſus gibt Sein theuer erworbenes Recht an die Menſchen nicht auf; darum ſucht und ſammelt Er ſie, und zeigt, daß Er der rechte und einzige Hirte ſey.

Nun, mein lieber Zuhörer! Willſt du deinem Heiland Sein Recht abſprechen? willſt du nicht auch ein Schaf Seiner Heerde werden? Was wäre das für eine Ungerechtigkeit, für ein Undank! Weißt du einen Andern, einen Beſſern? Es gibt ja keinen; du biſt in der Gefahr; der Wolf erhaſcht dich in deiner Irre, du gehſt zu Grunde, wenn nicht JEſus dein Hirte iſt. Gib dich Ihm; laß Sein blutiges Recht über dich gelten, ſo wird es dir wohl gehen!

Wie werden nun die Menſchen von und zu JEſu ihrem einzigen Hirten geſammelt?

II. Es heißt: Ich habe noch andere Schafe, die muß ich herführen. Da redet JEſus von den Völkern und Heiden. Jezt war Er noch Hirte unter den Juden geweſen Matth. 9, 36. Nun ſagt Er: Ihr ſeyd es nicht allein, Ich habe noch andere Schafe, die ſind nicht aus dieſem Stalle, dieſelben muß Ich auch herführen. Alſo JEſus weiß und merket es, wo Herzen, wo Seelen ſind, die Ihn wollen annehmen, die gerne einen Hirten haben wollen, in welchen eine Begierde iſt nach dem Heil. Die heißt Er ſchon Seine Schafe. Er denkt: dieſe werden mir gewiß werden, wenn Ich ſie laſſe meine Stimme hören, wenn Ich ſie ſuche. Und ſo ſieht ſich das Auge JEſu in der ganzen Welt um und denkt: Da ſind auch noch Etliche, da werden auch noch Einige aus der Welt zu retten ſeyn. Wir haben ein Exempel an Paulus. Apoſtelgeſch. 18, 10.: Ich habe ein groß Volk in dieſer Stadt. Er weiß auch voraus, welche es nicht ſind, wie Er den Juden ſagte: Joh. 10, 26. Ihr glaubet nicht, denn Ihr ſeyd meine Schafe nicht.

JEſus läßt aber auch Seine Stimme hören durch Seine Apoſtel unter den Völkern und ihre Nachfolger. Eph. 4. Er hat geſezt Etliche zu Apoſteln, etliche zu Propheten, etliche zu Evangeliſten, etliche zu Hirten in Seinem Namen. Ebr. 2. Die Seligkeit iſt verkündigt zuerſt vom HErrn ſelbſt, dann auf uns gekommen durch die, ſo es gehöret haben. So lange noch Evangelium gepredigt wird, ſo lange iſt noch Sammlungszeit.

Da ſchickt Er Seine Boten aus zu rufen; dann hört man des Hirten Stimme. Und Er ſagt: ſie werden ſie gerne hören. Denen, die JEſum zuvor erkannt haben und Seine Schafe werden, darf man nicht lange vergebens predigen. Sie merken bald des Hirten Stimme und finden ſich herbei. Man darf ſie nicht mit Gewalt treiben; es ſtimmt mit ihrem Verlangen überein. Es heißt: nun da höre ich, wie mir kann geholfen werden; ich habe ſchon lange einen Zug gehabt; nun ſoll mich nichts mehr abhalten, meinem treuen Hirten mich zu ergeben, und von Ihm mich weiden zu laſſen! — —

Ich muß ſie führen, ſagt JEſus. Das iſt Sein ganzes Amt. So wird es im Gleichniß geredet von einem Hirten, der vorangeht und ſeine Schafe auf die Weide führt. Nun, wer einmal zu Ihm geſammelt iſt, der hat es gut. Er gibt gute Weide, freie Gnade; friſches Waſſer, Erquickung, Bewahrung mit Seinem Stab. Wohl den Seelen, die da ſagen können: Der HErr iſt mein Hirte! Pſ. 23. Sie ſollen nur bei Ihm bleiben! — Wozu ſammelt nun aber der gute Hirte Seine Schafe?

III. Zu Einem Hirten und zu Einer Heerde. Es heißt: Und es wird Ein Hirte und Eine Heerde werden. JEſus iſt der Einzige, ſonſt Keiner; und Seine Heerde iſt auch nur Eine in der ganzen Welt und durch alle Zeiten hindurch; das iſt die Zahl Seiner Gläubigen. Selig, wer denken kann: ich gehöre auch dazu, ich bin auch vom Heiland mitgezählt unter Seine Zahl! Er iſt ein genauer Zahlmeiſter; wie man im gemeinen Leben von Schafheerden redet: Er will Keines verlieren.

Nun, ihr Lieben! JEſus hat Sein Hirtenamt bisher auch durch meinen ſchwachen und geringen Dienſt unter Euch geführt. In etlichen Jahren habt ihr Seine Stimme oft genug gehört. Ihr ſeyd alleſammt überzeugt, daß Er euch ſuche und gerne haben wolle. Das war der Zweck aller meiner Predigten und meines ganzen Bezeugens und Wandels unter Euch, euch euer Heil in JEſu anzutragen. Ich danke es meinem HErrn, daß Er mir Gnade und Freudigkeit gegeben hat, Sein Wort zu reden und mich nicht hat laſſen müde werden. Nun ſage ich Ihm: HErr, es iſt geſchehen, was Du befohlen haſt, und lege Ihm den Hirtenſtab, den Er mir hier angetraut hatte und nun abfordert, in Seine Hände.

Wie viele ſich aus dieſer großen Anzahl Menſchen haben zu JEſu ſammeln laſſen, darf und kann ich nicht zählen. Er kennet ſie alle mit Namen, ich nicht. Die Seelen ſind Sein; Er bleibet immer da; Er führet Sein Amt ununterbrochen fort. Seine Knechte aber ſchickt Er da und dorthin, Ihm immer mehr zu ſammeln.

Nun, dieſe Alle ſeien Seiner Hirtentreue übergeben, mit der Er Aller ſich annehmen will, ſowohl der Alten, als auch der zarten Lämmer. Ihr lieben Herzen! Haltet Euch zu Ihm; Er wird Seine Verheißung an Euch erfüllen, die Er Joh. 10. gibt: ſie ſollen nimmermehr umkommen! Und was Er dem Vater übergeben hat, da Er von Seinen Jüngern gieng: Vater, erhalte ſie in Deinem Namen! — das übergebe ich Ihm, damit Er das angefangene Werk fortführe und vollende. Laßt die Erweckung eurer Herzen nicht wieder verſchwinden! Es iſt des Hirten Stimme, die an euch erging; laſſet es nicht wieder werden, als wenn ihr ſie noch nie gehöret hättet. Haltet an, bis ihr verſichert ſeyd: Nun iſt Er auch mein Hirte; Er hat mich angenommen!

Wer ſich aber noch nicht hat zu Ihm ſammeln laſſen, wer Ihn nicht kennt, mit dem habe ich nicht zu rechten; der HErr hat ihn in ſeiner Geduld getragen bisher und wartet noch auf ihn, ob er ſich möchte finden laſſen. Und ſo ſeyen dieſe der Erbarmung JEſu anbefohlen, daß Er die Verlornen und Verirrten in der Welt noch ferner ſuche, und wer ſich noch nicht zu Ihm gefunden hat, endlich doch Sein werde.

Nun, lieber JEſu, du einziger Hirte aller Menſchenſeelen! Dir ſey Dank für Dein Wort und Stimme, Dir ſey Dank für Deine Gnade, die Du mir an dieſem Orte reichlich haſt widerfahren laſſen. Beſprenge Alles mit Deinem Blute; rechne mir nicht an alle Verſäumniſſe, die ich mir zu Schulden kommen ließ! Dir ſey beſonders Dank für den Frieden, den Du über dieſen Ort ausgebreitet haſt durch Dein gnadenreiches Evangelium. Nun ſey Dir Alles übergeben; erhalte die Deinen; wirke in Aller Herzen, die eine Begierde haben nach Deinem Heil, durch Deinen heiligen Geiſt. Nimm die Hinderniſſe weg, die Laſt der Sünden, die noch auf mancher Seele liegt und ſuche das Verlorene, bis Du es findeſt. Segne dieſe werthe Obrigkeit mit einem Segen Deiner Gnade zu ihrem Heil. Segne die Arbeit an den Kindern in der Schule und ſammle ſie bei Zeiten zu Dir. Sey mit Allen als Hirte ihrer Seelen! Laß Gnade und Frieden über dieſem Ort und Land walten, und gieb, daß auch mein Nachfolger im Amt mit Salbung angethan werde!

Nun, HErr, Dir ſey Ehre und Preis in Ewigkeit! Amen.

Wochenpredigt nach dem Sonntag Miſericordias Domini.

Oettingen 1750.

Text: 1 Petr. 2, 25. Ihr waret wie die irrenden Schafe; aber ihr ſeyd nun bekehret zu dem Hirten und Biſchof eurer Seelen.

Wir haben vergangenen Sonntag gehört, was wir für einen guten Hirten haben. Es iſt unwiderſprechlich wahr, und Alle, die es erfahren haben, bezeugen es mit Freudigkeit, daß es *Seinen Leuten*, die ihm angehören, bei Seiner Pflege, Aufſicht und Leitung d. i. eben unter ſeinem Hirtenſtabe, wohl ſey und in Ewigkeit wohl gehe. Selig wer zu Seiner Heerde gezählt wird, daß ihn der Hirte ſelbſt dafür erkennt! Denn Er ſagt: Ich kenne die Meinen und bin bekannt den Meinen. Wenn nun alle Menſchen, die etwas von JEſu wiſſen, wirklich und in der That Seine Schafe wären, ſo wäre auch keine weitere Unterſuchung und Prüfung nöthig, ſondern die Sache wäre damit ſchon ausgemacht. Weil aber der Heiland ſelbſt darin einen genauen Unterſchied hält, und zu gewiſſen Leuten geſagt hat: ihr ſeyd nicht von meinen Schafen, — ſo iſt einem Jeglichen viel daran gelegen, daß er gewiß wiſſe und verſichert ſey, wofür ihn JEſus halte. Denn wofür ihn JEſus hält, darnach wird er gelten nnd behandelt werden in alle Ewigkeit. Ob Er zu einem ſagt: Ich kenne Dich mit Namen! oder ob man zu Denjenigen gehöre, zu welchen Er ſagen wird: Ich habe euch noch nie erkannt! Das wird gelten. Es kommt alſo Jeglichem bei ſeiner Seligkeit darauf an, ſich redlich darüber zu beſinnen und zu unterſuchen, ob er ein Schäflein Chriſti ſey, und Ihn, den guten Hirten, auch zu ſeinem Hirten habe, oder nicht. Ich will euch in dieſer Stunde dazu Gelegenheit machen, indem ich vorſtelle:

Die ſelige Veränderung eines Menſchen, der ein Schäflein Chriſti wird.

Und zwar will ich betrachten

I. Den Zuſtand, worin er vorher geweſen;
II. Den Zuſtand, worein er nachher kommt.

Was nun

I. Den Zuſtand anbelangt, in welchem man vorher geweſen, ſo führt ihnen der Apoſtel ihren vorherigen Zuſtand zu Gemüthe, und ſagt: Ihr waret wie die irrenden Schafe. Er zielt auf die Worte Jeſ. 53, 6: Wir giengen alle in der Irre wie Schafe, ein Jeglicher ſahe auf ſeinen Weg. Es iſt alſo ein allgemeiner Zuſtand, in welchem ſich die Menſchen befinden, welche noch nicht bei JEſu ſind. Es iſt eben mit ihnen nicht anders, als wie mit Schafen, die ſich vom Hirten und von der Heerde verloren haben, und nun in der Irre gehen.

Keinen Hirten haben, iſt ſchon Jammers genug. Schafe gehören eben unter den Stab eines Hirten. Der Sohn GOttes war von Anfang der Menſchen Hirte; Er ſtellte ſie ſogleich unter ſeine beſondere Leitung. Er war das Licht der Menſchen, wie es Joh. 1, 4. heiſt: in Ihm war das Leben und das Leben war das Licht der Menſchen. Aber wir haben uns durch die Sünde und Abweichung von Ihm verlaufen und verloren. So ſieht JEſus ſelbſt die Menſchen mit Jammer an. Matth. 9, 36 heißt es von JEſu: Und da Er das Volk ſah, jammerte Ihn desſelbigen, denn ſie waren verſchmachtet und zerſtreut, wie die Schafe, die keinen Hirten haben. Dieſen Zuſtand hält Paulus auch den Ephesern 2, 12 vor: Ihr waret ohne Chriſtum, fremd und außer der Bürgerſchaft Iſrael, und fremd von den Teſtamenten der Verheißung, daher ihr keine Hoffnung hattet, und waret ohne GOtt in der Welt. Elend genug, ohne Chriſtum, nicht bei ſeinem rechten Hirten zu ſeyn! Das heißt ein verlorner Menſch, verſchollener Menſch, von dem man nicht weiß, wo er hingekommen iſt. Daraus kann nun nichts Anderes als Verderben kommen.

Daher geht er eben in die Irre, nur dahin, wo man nicht ſeyn ſoll, wo man keine Weide hat, wo man in das Verderben geräth. Ohne Gleichniß es zu geben: es iſt das Gemüth verfinſtert, das Herz zu lauter Böſem geneigt; es iſt wo es nicht ſeyn ſoll, in der Luſt der Welt, in der Sünde, in lauter Verderben. So ſind die Menſchen, ſie mögen es erkennen oder nicht.

Das iſt nun ſchön, wenn es heißen kann: ihr waret. Der Zuſtand iſt vorbei, es iſt ein Anderes geworden. Da denkt man mit Freuden daran, wie es ihnen deßwegen die Apoſtel oft vorhalten; Col. 2, 13 u. f. Er hat euch auch mit Ihm lebendig gemacht, da ihr todt waret in den Sünden, und in der Vorhaut eures Fleiſches, und hat uns geſchenket alle Sünden, und ausgetilget die Handſchrift, ſo wider uns war, welche durch Satzungen entſtund und uns entgegen war, und hat ſie aus dem Mittel gethan und an das Kreuz geheftet. Und 1 Cor. 6, 11: Ihr ſeyd abgewaſchen, ihr ſeyd geheiliget, ihr ſeyd gerecht worden durch den Namen des HErrn JEſu und durch den Geiſt unſeres GOttes. Allein dieſe Veränderung ihres Zuſtandes iſt Vielen nicht anſtändig. Wenn die Menſchen bleiben dürften, wie ſie ſind, wie ſie gerne ſind, wie ſie ſo mit ſich ſelbſt zufrieden ſind, und könnten ſich doch dabei der Gnade GOttes und des ewigen Lebens getröſten, das wäre ihnen recht. Ja, wenn ſie in einem guten Zuſtande wären, ſo möchten ſie wohl darinn bleiben. Aber wie ungereimt kommt das heraus! JEſus ſoll mit den Menſchen zufrieden ſeyn und es ſo gut ſeyn laſſen, wenn ſchon die Schafe in der Irre gehen. JEſus ſoll mit den Menſchen zufrieden ſeyn, wenn ſie Ihn ſchon nicht lieben, ſeine Erlöſung nicht genießen, ſondern immer noch in ihrem Verderben und in Verkehrtheit ſtecken bleiben. Das macht unſere Unwiſſenheit und Blindheit. Schafe merken es, wenn ſie ſich verloren haben, und fangen an zu blöcken und ſich umzuſehen. Wir aber ſind ſo verkehrt, daß wir uns nicht gerne wollen zurechtweiſen laſſen. Es kommt alſo vornehmlich darauf an, daß einer nur ſeinen Zuſtand kennen lerne, daß einem nur ſein Elend zu Herzen gehe, daß einer nur dieſes ſich ſelber zugeſtehe. Das iſt ja die äußerſte Verirrung, wenn ſich einer ſelbſt nicht kennen lernen mag, und ſich ſelbſt fälſchlich beredet, oder an dieſer Aufgabe gleichgültiger Weiſe vorbeigeht. O wenn es nur dahin kommt, daß man wie David Pſ. 110, 176 ausruft:

Ich bin wie ein verirrtes und verlornes Schaf, ſuche Deinen Knecht, denn ich vergeſſe Deiner Gebote nicht! dann wird es bald beſſer werden. Davon heißt es:

II. Aber ihr ſeyd nun bekehret zu dem Hirten und Biſchof eurer Seelen. Bekehret ſeyd ihr. Das iſt nun ſogleich wieder ein verdrießliches Wort. Wenn es hier heißt: man muß ſich bekehren, da denken die Menſchen: o das iſt eine ſchwere Sache; das kann ich nicht, das ſchickt ſich nicht für mich; das iſt mir unmöglich. Daher nehmen ſie ein ſolches Wort nicht gerne in Ueberlegung; ſie hören ſchon nicht mehr gerne zu, wenn man ihnen von Bekehrung ſagt. Allein es kommt nur daher, weil ſich die Menſchen einen ganz wunderlichen und irrigen Begriff von der Bekehrung machen. Sich bekehren iſt die allerangenehmſte, beſte Sache. Was heißt ſich bekehren? Nichts anderes, als ſich zum Hirten wenden; wenn der Hirte ruft und ſein Schäflein ſucht, Seine Stimme hören. Wenn das Schäflein auf Bergen und in Klüften ſich verirrt hat, und der Hirte ruft, — ſich nach dem Hirten umſehen und ſich auf die Arme nehmen und heimtragen laſſen; wie es Luc. 15, 5 heißt: Und wenn Er es gefunden hat, ſo legt er es auf ſeine Achſeln mit Freuden. Sich bekehren heißt nicht anfangen Gutes zu thun, und ſich in eigener Kraft vornehmen, daß man GOttes Gebote halten wolle. Nein, daraus wird Nichts und man fällt nur deſto tiefer. Sondern ſich bekehren heißt: Zu IEſu kommen, einen Heiland annehmen, ſich helfen laſſen, Seine Stimme d. i. Sein Evangelium annehmen.

So heißt es eigentlich: ihr ſeyd nun umgekehret worden zu dem Hirten; d. i. nichts Anderes, als wenn einer auf einem Irrweg gieng, daß er bald in einen Abgrund ſtürzen und den Hals brechen würde, und es ſtünde ein guter Freund zur Seite, würde rufen und ſchreien: geh' nicht weiter, komm hieher! — der Menſch ſähe ſich um, kennete ſeinen guten Freund, ließe ſich bedeuten und gienge mit ihm den guten und ſichern Weg. Denn

IEſus iſt der rechte und einzige Hirte und Aufſeher unſerer Seelen. Unſere Seelen haben ſonſt Niemand als Ihn. Für unſern Leib und zum äußerlichen Leben haben wir Hirten. Da hat uns GOtt Obrigkeit gegeben, wie David über das Volk Iſrael

Hirte war. Aber unſere Seelen ſtehen nur unter JEſu. Das maßt ſich kein Menſch an. Das iſt der einzige Hirte, den uns GOtt gegeben; wie es auch im Ezechiel 34, 11. heißt: Ich will mich meiner Heerde ſelbſt annehmen und ſie ſuchen. Wie ein Hirte ſeine Schafe ſuchet, wenn ſie von ſeiner Heerde verirret ſind, alſo will ich meine Schafe ſuchen und will ſie erretten von allen Oertern, dahin ſie zerſtreuet waren zur Zeit, da es trübe und finſter war. Ich will ſie auf die beſte Weide führen, und ihre Hürden werden auf den hohen Bergen in Iſrael ſtehen; daſelbſt werden ſie in ſanften Hürden liegen und fette Weide haben auf den Bergen Iſrael. Ich will ſelbſt meine Schafe weiden, und Ich will ſie lagern, ſpricht der HErr. Ich will das Verlorne wieder ſuchen, und das Verirrte wieder bringen, und das Verwundete verbinden, und des Schwachen warten; und was fett und ſtark iſt, will ich behüten, und will ihrer pflegen, wie es recht iſt. Und ich will ihnen einen einzigen Hirten erwecken, der ſie weiden ſoll, nämlich meinen Knecht David; der wird ſie weiden, und ſoll ihr Hirte ſeyn; und Ich der HErr will ihr GOtt ſeyn, aber mein Knecht David ſoll der Fürſt unter ihnen ſeyn; das ſage Ich, der HErr. Ja, Er weiß ſich der Seelen recht anzunehmen. Ich will das Verirrte wieder ſuchen. Man darf Ihm ja ſagen: ich bin verirrt und kann mich nicht zurecht finden; ſuche Du mich und finde mich!

Nun, was haltet ihr von dieſer Seelenveränderung? Was wollte ich herzlicher wünſchen, als daß ich meine Textesworte nun auch insgemein auf Euch anwenden und ſagen könnte: Ihr *waret* wie irrende Schafe, aber Ihr *ſeyd nun* bekehret zu dem Hirten und Biſchof eurer Seelen! Allein ob wir uns ſchon äußerlich zu JEſu gekehrt haben, (denn darum tragen wir den Chriſtennamen), ſo habt ihr doch neulich gehört: das macht uns noch nicht zu Schafen Chriſti, ſo lange das Herz nicht zu Ihm gekehrt iſt. Petrus ſagt von dieſem Zuſtand (1 Petr. 2, 10): die ihr weiland nicht ein Volk waret, nun aber GOttes Volk ſeyd, und weiland nicht in Gnaden waret, nun aber in Gnaden ſeyd. O wie ſelig iſt es, wenn einer in Wahrheit ſagen kann: ich war ſo und ſo; ich kannte mein Herz nicht; ich verließ mich immer auf meinen Glauben, und wußte nicht, daß ich keinen Glauben hatte; ich ging in der Irre und Finſterniß, und kannte mich nicht. Aber der Hirte hat mir gerufen; mein Heiland iſt mir nachgegangen;

Er hat ſein verlornes Schäflein geſucht und gefunden. Nun kann und will ich gerne bei Ihm bleiben. Nun iſt der HErr mein Hirte, und mir wird nichts mangeln; Er weidet mich auf grüner Aue und führet mich zu friſchem Waſſer. Ja, auf rechter Straße wird Er mich leiten, und bringen in die ewige Friedensſtadt! Amen.

Am Sonntag Jubilate.

Antrittspredigt in Weinsberg, den 6. Mai 1759.

Evangelium Joh. 16, 16—23.

Ueber ein Kleines, ſo werdet ihr mich nicht ſehen, und aber über ein Kleines, ſo werdet ihr mich ſehen, denn ich gehe zum Vater. Da ſprachen etliche unter Seinen Jüngern unter einander: was iſt das, daß Er ſagt zu uns: über ein Kleines, ſo werdet ihr mich nicht ſehen, und aber über ein Kleines, ſo werdet ihr mich ſehen, und, daß ich zum Vater gehe? Da ſprachen ſie: was iſt das, daß Er ſagt: über ein Kleines? wir wiſſen nicht, was Er redet. Da merkte JEſus, daß ſie ihn fragen wollten, und ſprach zu ihnen: Davon fraget ihr unter einander, daß ich geſagt habe: über ein Kleines, ſo werdet ihr mich nicht ſehen, und aber über ein Kleines, ſo werdet ihr mich ſehen? Wahrlich, wahrlich ich ſage euch: ihr werdet weinen und heulen, aber die Welt wird ſich freuen. Ihr aber werdet traurig ſeyn; doch eure Traurigkeit ſoll in Freude verkehret werden. Ein Weib, wenn ſie gebieret, ſo hat ſie Traurigkeit, denn ihre Stunde iſt gekommen. Wenn ſie aber das Kind geboren hat, denkt ſie nicht mehr an die Angſt, um der Freude willen, daß der Menſch zur Welt geboren iſt. Und ihr habt auch nun Traurigkeit, aber ich will euch wieder ſehen, und euer Herz ſoll ſich freuen, und eure Freude ſoll Niemand von euch nehmen. Und an demſelbigen Tage werdet ihr mich nichts fragen.

Gnade ſey mit Euch, und Friede von GOtt, unſerm Vater, und dem HErrn JEſu Chriſto, in der Kraft des heiligen Geiſtes. Amen! Der Name dieſes unſeres hochgelobten dreieinigen GOttes, den wir anbeten, lege ſelbſt ein kräftiges Amen zu dieſem erſten Segenswunſch! Er beſuche dieſe werthe Kirchenverſammlung auf's Neue mit Seiner uns Allen zum Lehren und Hören ſo unentbehrlichen Gnade. Er breite Seinen theuren Gottes-Frieden aus über unſer Aller Herzen, und ſegne Sein Evangelium, das in Seinem Namen verkündiget wird, zu Seinem ewigen Preis und unſer aller Heil und Freude vor Seinem Angeſicht an jenem großen Verſammlungstag. Amen!

Wie ſollen ſie predigen, wo ſie nicht geſandt werden? So ſchreibt Paulus Röm. 10, 15., und macht mit dieſen Worten den Beſchluß an derjenigen Ordnung, welche er von der Gnadenhaushaltung GOttes auf Erden zur Seligkeit der Menſchen angiebt. Der große GOtt und barmherzige Vater will das arme Menſchen-Geſchlecht, das auf Erden wohnt, gerne ſelig haben. Und dieſe Liebesabſicht GOttes iſt auf JEſum, den einzigen Heiland und Seligmacher, geſtellt. Wer den Namen des HErrn wird anrufen, dem ſoll es gewiß nicht fehlen, wenn er anders ſelig werden will; er ſoll unfehlbar durch JEſum ſelig werden. Wie ſollen aber die Leute dieſen Namen anrufen, wenn ſie nicht glauben? Denn am Glauben liegt es allein. Wie ſollen ſie aber glauben, von dem ſie nichts gehöret haben? heißt es weiter in dieſer Schlußkette; denn der Glaube kommt aus dem Gehör des Worts. Wenn kein Evangelium in der Welt wäre, ſo könnte man nichts Tüchtiges und Gewiſſes zur Seligkeit hören. Soll man hören, ſo müſſen auch Leute ſeyn, die da predigen. Deßwegen heißt es weiter: Wie ſollen ſie aber hören ohne Prediger? Nun macht Paulus den Schluß: Wie ſollen ſie aber dieß Evangelium predigen, wo ſie nicht geſandt werden? Nun, dafür hat JEſus, das geſalbte Haupt ſeiner Kirche, von Anfang geſorgt, und ſorgt noch immer dafür. Er ſagt zu den erſten Predigern ſeines Evangelii: Wie mich mein Vater geſandt hat, ſo ſende Ich euch, und bei ihrem Abgang iſt es nicht ausgegangen, ſondern es iſt auf ihre Nachfolger übergegangen. Dieſe einmal aufgerichtete Ordnung, die Menſchen zur Seligkeit zu bringen, darf und ſoll nicht aufhören, ſo wahr JEſus der HErr im Throne iſt, der da geſetzt hat etliche zu Apoſteln, etliche zu Hirten und Lehrern, daß der Leib Chriſti, Seine Gemeine, erbauet werde; ob ſie ſchon nach den verſchiedenen Zeitläuften der Kirche und der Welt mancherlei Veränderungen in den äußern Umſtänden des Berufens und Sendens erlitten hat. Es muß immer Evangelium in der Welt ſeyn, das man hören kann. Es müſſen immer noch Knechte Chriſti ſeyn, die Er da und dorthin ſenden kann. GOtt ſey Lob und Dank, daß es noch Kanzeln gibt, wo man frei von JEſu predigen kann und darf. GOtt ſey Lob und Dank, daß es noch Prediger gibt, die da Friede verkündigen, Gutes reden und Heil verkündigen, die da ſagen zu Zion: dein GOtt iſt König! Dieſe hat der HErr geſandt; dieſelben ſoll man hören! dieſe ſoll man ja billig gern hören, weil ſie Gnade und Frieden von GOtt und Chriſto verkündigen.

Ihr Lieben! Ich ſtehe nun unter meines GOttes Gnadenleitung, die bisher über mir und meinen Wegen gewaltet hat, erſtmals in eurer Mitte, euch dieß gute Wort des Heils von JEſu zu predigen. Wenn ich deſſen nicht in meinem Herzen mit getroſter Zuverſicht verſichert wäre, daß mich mein Heiland, dem ich ſchon ſo viele Jahre an Seinem Evangelio diene, und der mich durch Seine Treue noch nicht dabei hat verworfen werden laſſen, nun in dem Fortgang meines Dienſtes zu Euch geſandt hätte: wie könnte ich mit Freudigkeit bei Euch ſeyn und Euch Sein Wort im Segen predigen? Ich habe Ihm meine Wege von langem her befohlen, und bin gewiß, daß kein Decret von Menſchen über mich abgefaßt wird, das Seiner gnädigen Beſtimmung entgegen wäre! Das macht mein Herz getroſt zu aller Arbeit, zu allem Leiden, zu allem Anhalten und zur Geduld. Er vollbringe nur an mir und an allen denen, die mich je gehöret haben und jetzt hören, allen Seinen Willen nach Seiner reichen und unaufhörlichen Gnade! Er handelt aber, nach der jetzigen Verfaſſung unſerer Kirche und des Predigtamts, mittelbar durch die Beſtellung der Obern, denen das Regiment der Kirche anvertrauet iſt. Er ſelbſt iſt und bleibt Haupt und HErr Seiner Kirche durch alle Zeiten hindurch. Er lenket den Vorſtehern das Herz, daß ſie Seinen Willen thun und Seine Befehle ausrichten. Und ſo iſt es nun nach der landesherrlichen Verordnung unſeres gnädigſten Fürſten und Herrn durch die Hand meines GOttes, ohne all' mein Vermuthen geſchehen, daß mir, dem Geringſten unter Seinen Knechten, das Aufſeher- und Predigt-Amt in dieſer verehrten Stadt, in dieſem werthen Theil unſerer evangeliſch würtembergiſchen Kirche anvertraut worden iſt. Ich beuge mich in tiefſtem Gehorſam und in erwogenem Glauben unter Seinen Willen, und folge, wohin Er mich ſendet. Er wird mir auch geben durch die Salbung Seines Geiſtes, was und wie ich reden ſoll. Nehmet mich auf, ihr Lieben, in dem Sinn, in welchem ich zu Euch geſandt und zu Euch gekommen bin! Ich kann Euch von mir nichts verſprechen, wozu ich nicht ſchon vorher durch die theuerſten Pflichten, die ich meinem GOtt, unſerer lieben Mutter, der ehrwürdigen Kirche, unſerm theuerſten Landesfürſten und Euch Allen ſchuldig bin, verbunden wäre. Fordert von mir nach aller eurer Angelegenheit, was man von einem Knecht, den ſein wohlbekannter HErr ſendet, fordern kann und ſoll! Mein Herz, mein Haus, mein Amt ſteht euch offen, Euch zu dienen zu Eurer Seelen Errettung und Seligkeit. Ich will jetzt neben den erfreulichen Zeugniſſen, die mir ſchon von Euren theuerſten Vorgeſetzten, auch in Eurem Namen, von Eurer Liebe gegeben worden ſind, mir nichts ausbitten, als offene Ohren, zu hören, und willige Herzen, die Predigt von JEſu Chriſto anzunehmen. So kommt es in göttlicher Ordnung zum Glauben, und im Glauben zur Anrufung des Namens JEſu, und ſo unfehlbar zur Seligkeit. Nun, der HErr ſey mitten unter uns in Seiner Gnade, und bleibe nach Seiner Verheißung bei uns alle Tage bis an's Ende! Er predige durch Seinen Geiſt euren Herzen, ſo oft ich den Mund aufthue zu predigen Sein Wort. Darum wollen wir Ihn jetzt mit einander von Herzen bitten.

Alſo iſts geſchrieben, und alſo mußte Chriſtus leiden und auferſtehen von den Todten am dritten Tage, und predigen laſſen in Seinem Namen Buße und Vergebung der Sünden unter allen Völkern. So ſagt JEſus zu Seinen Jüngern Luc. 24, 46. Er erklärt ihnen damit den ganzen Weg, auf welchem Er vollendet werden ſollte, um Chriſtus d. i. der Heiland der Welt und der Herzog der Seligkeit zu ſeyn. Es war Ihm ein Leidensweg beſtimmt und in den Zeugniſſen der Propheten vorher verkündiget, daß Er das Lamm ſey, welches die Sünden der Welt trage und durch Sein blutiges Opfer wegnehmen würde. Nach dieſem vollbrachten Erlöſungswerke hat Ihn GOtt als den großen Hirten der Schafe aus dem Tode geführt, und Ihm die Herrlichkeit gegeben, daß Er der vollendete Seligmacher ſey. So ſoll nun alle Welt wiſſen, was das für ein Name ſey, wer ihr Heiland ſey, wen der Vater dazu geſetzt habe, ſich der Menſchen anzunehmen. Darum muß Chriſtus predigen laſſen auf Seinen Namen unter allen Völkern, und das Evangelium GOttes von Seinem Sohne iſt in der Welt erſchollen durch Seine Zeugen. Es hat immer Stimmen und Boten gegeben, die die Menſchen zu JEſu wieſen, die in Seinem Namen predigten: Wendet euch zu mir! (das iſt die Buße,) ſo werdet ihr ſelig; das iſt die Vergebung der Sünden. Nun, dieſe Predigt iſt durch GOttes Gnade bis auf unſere Zeiten gekommen und wird auch uns verkündiget. Die Reihe iſt nun auch an uns unter den Völkern, denen ſchon gepredigt iſt, und denen noch geprediget werden wird, damit auch wir wiſſen und glauben ſollen, wer der Chriſt d. i. der Mann ſey, durch welchen uns kann geholfen werden, wer der Chriſtus ſey, dem wir unſre Herzen ergeben, anhangen, und mit Seele und Leib ewig zu eigen ſeyn ſollen. Und das iſt auch der Inhalt dieſer meiner Rede. Ich will Eurer Liebe vorſtellen:

Die in der Welt fortdauernde Predigt auf den Namen JEſu.

Und zwar:

I. Den Grund derſelben, und

II. den Zweck derſelben.

Nun, mein Heiland, beſtätige Du auch jeẞt Deinen Namen an unſer aller Herzen! Amen.

Der Inhalt der groſſen Predigt, die durch die Welt fortgeht, iſt JEſus Chriſtus. Auf Seinen Namen wird geredet, was den Menſchen zum Heil geſagt wird. Denn es iſt ja auch in keinem Andern das Heil, und iſt kein Name den Menſchen gegeben, darinn ſie ſollen ſelig werden, als der Name JEſus. Und davon ſoll und wird man nicht ſchweigen, ſolange Menſchen auf Erden ſind. Laſſet uns demnach betrachten den Grund, warum in der Welt die Predigt auf den Namen JEſu fortdauert.

I. Der Grund iſt, mit einem Wort, Sein Hingang zum Vater; davon Er im Evangelium ſagt: denn ich gehe zum Vater. Sein Eingang zum Vater geſchah durch den Weg des Todes und Leidens. Davon ſagt Er zu Seinen Jüngern: Ueber ein Kleines, ſo werdet ihr mich nicht ſehen, und aber über ein Kleines, ſo werdet ihr mich ſehen, denn ich gehe zum Vater; Ich werde nicht mehr lange bei Euch ſeyn, und werde aus euren Augen weggehen. Wohin? von euch, von den ſichtbaren Weſen, darinn ich bisher gewandelt habe, zum Vater. Einmal mußte es geſtorben ſeyn wegen der Sündenſchuld, die auf der ganzen Welt lag; und dieſen Tod hat Er freiwillig ausgeſtanden, und Sein Leben für uns Sünder gelaſſen. Er iſt getödtet nach dem Fleiſch. 1. Petr. 3. Da drang Sein freigemachter Geiſt zu GOtt. Er iſt eingegangen mit Seinem Blute, zu erſcheinen vor dem Angeſicht GOttes für uns. Er hat das Löſegeld gebracht. O was war das für ein Ereigniß! Was iſt da zwiſchen GOtt und dem Mittler GOttes und den Menſchen vorgegangen! Da hat Er kraft Seiner gültigen Bezahlung die Sündenbefreiung für alle Menſchen erbeten; der Vater hat die Verſöhnung angenommen, den Mittler gerechtfertiget im Geiſt, und dieſe Rechtfertigung auch äußerlich und im Sichtbaren geoffenbaret, da Er Ihn von den Todten auferweckte und verklärete. Davon ſagt JEſus: Wann ich werde hingegangen ſeyn, über ein Kleines werdet ihr mich wieder ſehen, d. i. ich werde nicht lang ausbleiben. So groß meine Amtsverrichtung iſt, den Weg ins Heiligthum zu öffnen, ſo wird ſie doch bald gethan ſeyn. Das kommt daher: Sein Verdienſt iſt ſo würdig, Sein prieſterliches Vertreten dem Vater ſo angenehm. Das iſt demnach der Grund der großen Predigt, die alle Welt hören ſoll. JEſus iſt zum Vater gegangen. Ein Solcher iſt unſer JEſus. Sein blutiger Tod iſt die Verſöhnung. GOtt war in Chriſto. 2 Cor. 5. Nun ſoll es ein Evangelium von ſeinem Namen ſeyn, den Ihm der Vater gegeben hat. Und das iſt auch der Text, der immer abgehandelt wird, daß nun ein Heiland ſey, der Gekreuzigte. Das war der Inhalt aller Predigten bei den Apoſteln. Paulus ſagt 1. Cor. 2.: Ich hielte mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte, ohne allein JEſum Chriſtum, den Gekreuzigten, — den er gleich darauf den HErrn der Herrlichkeit heißt. Und Johannes ſagt: Wir haben geſehen und zeugen, daß GOtt Seinen Sohn geſandt hat zum Heil der Welt. Nun ſollen wir uns wohl beſſer in dieſe Predigt finden können, als ſich damals die Jünger darein finden konnten. Das Geheimniß Seines Hingangs war ihnen noch verborgen. Darum heißt es: Was iſt das, daß Er ſaget: über ein Kleines? wir wiſſen nicht, was Er redet. Bei Chriſten gilt es von Rechtswegen nicht mehr, ſo zu fragen und unwiſſend zu ſeyn, denn es iſt nun vollbracht, und wir können den ganzen Weg durchſchauen. Wenn man nun unter Chriſten einen Prediger hört, der von JEſu zeuget, ſo wäre es eine Schmach, wenn einer ſagte: wir wiſſen nicht, was der Mann redet; wir wiſſen nicht, was er damit will, daß er immer von dem Gekreuzigten handelt.

Nein! vielmehr ſoll es heißen: Das iſt das große Wort von unſerm JEſu, das gute Wort der Gnade. Das ſoll man ja gerne hören, und Ohren und Herzen öffnen, zu vernehmen, was auf den Namen JEſu bezeuget wird. Denn es hat ſeine Abſicht auf das Heil der Menſchen; man will ihnen damit lauter Seligkeit anbieten. Und daher habe ich nun auch den Zweck anzugeben, warum die Predigt auf den Namen JEſu in der Welt fortdauert.

II. In meinem Eingangsſpruch heißt es: Und predigen laſſen Buße und Vergebung der Sünden. Das ſind zwei Sachen, die beim Sünder vorgehen. Buße iſt ſchon lange unter den Chriſten ein verdrießliches Wort geworden, das Niemand gerne hört. Das einzige Wörtchen „Buße“ macht bei Vielen, daß man die Predigt nicht mehr gerne hört. Das andere hört man noch gerne: Vergebung der Sünden. Wenn nur nicht Buße vorherginge! Aber was iſt von dieſem Sinn unſerer Chriſten zu halten? Antwort: Es iſt eben, wie wenn ein ſchwangeres Weib ſagte: ich möchte wohl gerne einen Sohn und Tochter haben, die ich küſſen und an denen ich meine Freude haben könnte, wenn nur keine Geburtsſchmerzen wären! Das kann nun nach der Ordnung des Schöpfers in der Natur nicht anders ſeyn. Aber der Schmerz iſt bald vorbei. So tröſtet der Heiland Seine Jünger: Ein Weib, wenn ſie gebieret, ſo hat ſie Traurigkeit, denn ihre Stunde iſt gekommen; wenn ſie aber das Kind geboren hat, denkt ſie nicht mehr an die Angſt um der Freude willen, daß der Menſch zur Welt geboren iſt. Buße iſt in der That nichts anderes, als die Kindeswehen zur neuen Geburt. Das iſt ein Schmerz der Seele, der vorübergeht; eine Reue, die Niemand gereut. Wer ein Sünder iſt, der weine nur, wenn ihm ſein Herze bricht, er beklage ſeine Verſäumniß; er laſſe es ſich Ernſt ſeyn, ſeine Seele zu retten; er wende ſich zu JEſu! Denn das iſt der Sache nach die rechte Buße. Er ſuche einen Erlöſer, der ihm helfe.

Noch Eins. So wenig ſich ein Weib die Wehen ſelbſt machen kann, ſo wenig kann ſich einer auch ein bußfertiges Herz ſchaffen. Darum heißt es: JEſus wolle das geben. Wie der Schöpfer die Stunde der Geburt kommen läßt, ſo gibt JEſus von Seinem Thron Buße; es dringt ein, bringt eine Kraft ins Herz bei dem Wort, das man hört; man muß fragen, wie Apoſtelg. 2.: ihr Männer, was ſollen wir thun? Und ſo hat JEſus Buße gegeben und zum Glauben an Ihn gebracht. Da wird die Traurigkeit in Freude verwandelt, wenn ſich das Herz über ſeinen JEſum freuen kann. Euer Herz ſoll ſich freuen! Bei der Vergebung der Sünden geht die erſte Herzensfreude über JEſum auf. Wenn das Gnadenkind, der neue Menſch, in's Reich GOttes geboren iſt, da iſt Leben und Seligkeit; das iſt eine immerwährende Freude. Man darf nicht immer Buße thun. Aber die einmal erlangte Vergebung kann man immerfort genieſſen. Die Freude ſoll nicht wieder von der Seele genommen werden.

Nun, ihr Lieben! Das wird der Inhalt aller meiner Predigten ſeyn. Es iſt meine Freude, JEſum den Seelen anzutragen. Ich kann und darf und will nicht anders. Laſſet nun den Zweck derſelben an euch erreichen! Weigert euch nicht, euch herzlich vor JEſu zu demüthigen; ſuchet Seine Gnade und Vergebung der Sünden. Ich gönne euch, ich wünſche, daß ich euch Alle recht fröhlich machen könne. Es iſt ſoviel Mühſeligkeit in der Welt, ſo viel Noth, Sorge und Kummer. Die Welt hat viele traurige Stunden, und wird nie recht fröhlich. Nur die Vergebung der Sünden gibt eine dauernde Freude in das Herz. Laſſet dieſe Freude nicht zurück; ſie wird euer beſter Troſt ſeyn. Erfahret es, ſo werdet ihr inne werden, daß man euch nicht vergebliche Dinge verſprochen habe. Du aber, mein Heiland und HErr! gib auch in dieſer Gemeinde Gnade zur Verkündigung Deines Evangeliums; laß Troſt und Frieden daraus fließen in die Herzen, damit es reiche Frucht ſchaffe für's ewige Leben! Amen.

Am Feiertag Philippi und Jakobi.

Antrittspredigt zu Zavelſtein, 1. Mai 1753.

Evangelium: Joh. 14, 1—14.

Und JEſus ſprach zu ſeinen Jüngern: euer Herz erſchrecke nicht! Glaubet ihr an GOtt, ſo glaubet ihr auch an mich. In meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen. Wenns nicht ſo wäre, ſo wollte ich zu euch ſagen: ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten. Und ob ich hinginge, euch die Stätte zu bereiten, will ich doch wieder kommen, und euch zu mir nehmen, auf daß ihr ſeyd, wo ich bin. Und wo ich hingehe, das wiſſet ihr, und den Weg wiſſet ihr auch. Spricht zu ihm Thomas: HErr, wir wiſſen nicht, wo Du hingeheſt, und wie können wir den Weg wiſſen? JEſus ſpricht zu ihm: Ich bin der Weg, und die Wahrheit und das Leben, Niemand kommt zum Vater, denn durch mich. Wenn ihr mich kennetet, ſo kennetet ihr auch meinen Vater; und von nun an kennet ihr ihn, und habt ihn geſehen. Spricht zu ihm Philippus: HErr: zeige uns den Vater, ſo genüget uns. JEſus ſpricht zu ihm: ſo lange bin ich bey euch, und du kenneſt mich nicht? Philippe, wer mich ſiehet, der ſiehet den Vater. Wie ſprichſt Du denn: zeige uns den Vater? glaubeſt du nicht, daß ich im Vater, und der Vater in mir iſt? Die Worte, die ich zu euch rede, die rede ich nicht von mir ſelbſt. Der Vater aber, der in mir wohnet, derſelbige thut die Werke. Glaubet mir, daß ich im Vater, und der Vater in mir iſt; wo nicht, ſo glaubet mir doch um der Werke willen.

Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch: wer an mich glaubt, der wird die Werke auch thun, die ich thue, und wird größere, denn dieſe thun; denn ich gehe zum Vater. Und was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich thun, auf daß der Vater geehret werde in dem Sohn. Was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich thun.

Deine Augen werden deinen Lehrer ſehen, und deine Ohren werden hören das Wort hinter dir ſagen alſo her: Dieß iſt der Weg, denſelben gehet, ſonſt weder zur Rechten noch zur Linken! Das iſt eine ſchöne Verheißung, die GOtt ſeiner Kirche gegeben hat, und ſie wird vornehmlich in den Tagen des neuen Bundes erfüllt. Doch hat das Volk Israel von dieſer freundlichen Zuſage ſeines GOttes auch ſchon in ſeinem Maße etwas erfahren. Wenn es in den Zeiten der Trübſal und Angſt an Brod und Waſſer, d. i. an aller äußerlichen Nothdurft fehlen wollte, ſo kam im Gottesdienſt noch dieſe Noth hinzu, daß auch die Lehrer wegflohen. Da verheißt nun GOtt: in Zukunft will ich gnädiglich mit euch handeln; ich will euch einen Lehrer geben; deine Augen werden deinen Lehrer ſehen, und deine Ohren werden hören das Wort hinter dir ſagen alſo her.

Nun, ihr Lieben! Wir haben alleſamt einen Lehrer von GOtt bekommen, der am nachdrücklichſten geſagt hat: Dieß iſt der Weg; hieher gehet! JEſus hat uns den Weg zum Heil gezeigt; Sein Wort iſt ewiges Leben. Wenn Er nicht ſelbſt ein Lehrer der Wahrheit, ein Prediger des Willens GOttes geweſen wäre, ſo gäbe es bis auf dieſe Stunde keine Lehrer, keine zuverläßige Wegweiſer zum

Himmel. Ihm reden es nach, von Ihm haben es her Alle, die ſeit ein und ein halb tauſend Jahren geprediget und Wahrheit gelehret haben. Er ſetzt die Lehrer, Er gibt Prediger durch Seinen Geiſt. Es iſt daher eine Gnade, eine Vorſorge von Ihm, wenn Er unter Menſchen, die nach Wahrheit fragen, dieſe Verheißung erfüllt, und der Kirche in ihren abgetheilten Gränzen zuſpricht: deine Augen werden deinen Lehrer ſehen, und deine Ohren werden hören das Wort hinter dir ſagen alſo her. Es iſt nun darum zu thun, daß man den Weg zeige, und daß man ſich denſelben gerne zeigen laſſen wolle.

Nun, ihr Lieben! der HErr, dem ich ſeit vielen Jahren diene am Evangelio, hat, nach Abgang eures vorherigen lieben Lehrers, nun mich in eure Mitte geſtellt, den Geringſten unter Seinen Knechten, das Amt eines Wegweiſers zum Himmel und zur Seligkeit unter euch zu führen. Sind Seelen unter euch, wie ich nicht zweifle, welche den rechten Weg gerne gehen, und das Ziel unfehlbar erreichen wollen, ſo werden ſie dieſe Worte der Verheißung, bei dieſer guten Schickung GOttes, auch auf ſich deuten können: deine Augen werden deinen Lehrer ſehen, und deine Ohren werden hören das Wort hinter dir ſagen alſo her. Nun, das iſt gewiß die ewige Abſicht GOttes, warum wir zuſammengekommen ſind, und mit einander in der Welt bekannt werden ſollen. Ich zweifle an eurer Liebe nicht; und ich habe mir zum Voraus von euch nichts anders auszubitten, als daß ihr mir eure Ohren leihen wollet zu hören, und euch ſagen zu laſſen, wo der Weg hingehe, wenn man die Seligkeit erlangen will. Das Uebrige wird Sein Geiſt an euren Herzen thun, und euch Zeugniß geben von Seiner Wahrheit. Und das will ich meinem Heiland zutrauen; Er wird mich auch unter Euch nicht unfruchtbar ſeyn laſſen, nicht vergeblich reden, rufen und zeugen laſſen: das iſt der Weg, denſelben gehet, ſonſt weder zur Rechten noch zur Linken! Unſer HErr und Meiſter aber, JEſus Chriſtus, blicke uns jetzt mit Freundlichkeit und Gnade an, und zeige uns ſelbſt Seinen Weg, und erhalte uns auf ihm zu Seines Namens Ehre! Amen.

Wir wollen mit einander betrachten

Den einzigen und richtigen Lebensweg;

und zwar:

I. Das Ziel, wohin uns dieſer Weg führet; und

II. den Weg ſelbſt, auf welchem wir zu dieſem Ziel und Zweck gelangen.

Wir ſind nun alleſamt in unſerm Leben in einem Laufe begriffen. Er geht der Ewigkeit zu. Da iſt nun die Frage: ob wir das rechte Ziel vor uns haben, wornach wir laufen; und ob wir den rechten Weg gehen, auf welchem wir zum Ziele treffen? Nun, ich und ihr, wir treffen einander gleichſam unterwegs an; wir ſind ſo durch die gute Hand GOttes, die mich euch zugeführet hat, gleichſam unterwegs zuſammengekommen. Ich gehe ſelber dieſen Weg; wer will unter Euch mit mir gehen? Alle, die mit mir gehen wollen, derſelben Gefährte will ich gerne ſeyn. Der Weg iſt mir nicht unbekannt; ich will ihnen gerne ein Wegweiſer ſeyn. Wer noch nicht auf dieſem Wege begriffen iſt, dem will ich doch herzlich zurufen: Das iſt der Weg, denſelbigen gehe, ſonſt weder zur Rechten noch zur Linken. Und damit will ich mit der Gnade GOttes nun den Anfang machen. Unſer heutiges Evangelium gibt mir eine ſchöne Gelegenheit dazu; es iſt ein Stück der Abſchiedsrede JEſu, da Er zu Seinen Jüngern ſagte, wohin Er nun gehen werde. Ich will daher vorſtellen.

I. Das Ziel, wohin uns der einzige und richtige Lebensweg führt. Insgemein haben doch die Meiſten dieſes Ziel ihres Lebens vor Augen, daß ſie am Ende deſſelben gerne wollen ſelig werden; das gönnen ſie ſich und wünſchen ſie ſich zum wenigſten, daß es ihnen in der Ewigkeit wohlgehe und ſie ſelig werden. Allein Wenige wiſſen und haben je bedacht, worinn denn dieſe Seligkeit beſtehen ſolle, und was ſie bei dem Ziele ihres Laufes antreffen werden. Wir müſſen es genauer in Acht nehmen und überlegen. Es iſt uns ebendaſſelbe Ziel vorgehalten, welches JEſus, der Sohn GOttes, da Er auf der Welt wandelte, auch vor ſich gehabt hat. Er ſagt: ich gehe zum Vater; in des Vaters Hauſe hat man es gut, da iſt gut wohnen; ihr ſollt auch dahin kommen, wir wollen dort beiſammen ſeyn. Alſo *unſer Ziel iſt eigentlich*, da zu ſeyn, wo JEſus iſt, beim Vater, in des Vaters Haus. Da ſind viele Wohnungen, Er kann Euch Alle aufheben. Ein Hausvater, der viele Kinder hat, kann ſagen: mein Haus will mir zu klein werden zu ſo vielen Kindern, aber GOttes Haus wird nicht zu klein. Alle Seine

Kinder haben darinn Raum und können wohl beherbergt werden. JEſus redet mit einem ſo lieblichen Gleichniß zu ihnen, wie wenn etwa der ältere Bruder zu ſeinen Geſchwiſtern ſagt: es iſt doch nirgends beſſer, als in der Heimath beim Vater und Mutter! So iſt unſer GOtt und deſſen innige Gemeinſchaft eigentlich unſer Ziel. Auſſer GOtt iſt keine Seligkeit. Das geſtehen wir. Hier und dort iſt keine Ruhe ohne Ihn; man muß zu GOtt kommen. Welche nun GOtt als ihren Vater kennen und lieben, denen kann nichts Wichtigeres ſeyn, als GOtt ſelbſt, der liebe Vater. Wenn man ihnen den Himmel voll Herrlichkeit, Glanz und Pracht und Güter gäbe, und GOtt wäre nicht ſelbſt dabei, ſie hätten nicht GOttes Seligkeit, und Seine Liebe und Freundlichkeit: ſo wäre es ihnen nicht genug, ſie wären nicht ſelig. Darum ſingen wir von GOttes Kindern: ſie ſchauen hinauf, der Vater herab, an Lieb' und Treu' geht ihnen nichts ab, bis ſie zuſammen kommen. Sie wollen gerne zuſammen kommen. Und das war Philippo ſo wichtig, daß er gleich ſagt: ja, das wäre gut; o wenn wir einmal den Vater ſehen könnten, da wäre Alles gut, da wären wir ſelig genug! So hat ein jeglicher Menſch einen Zug in ſich: o wann werde ich dahin kommen, daß ich GOttes Angeſicht ſchaue?

Noch ein Umſtand:

Unſer Ziel iſt der Ort, den JEſus einem Jeglichen bereitet hat in des Vaters Hauſe. JEſus, der Sohn, iſt unſer Vorläufer geworden. Er hat den ganzen Vorſatz des Vaters in der Hand. Er hat gewußt, wie es im Himmel ausſieht. Er hat einem Jeglichen ſein Plätzchen erſehen und durch Seinen Hingang bereitet. JEſus wird es einem Jeglichen anweiſen. Das iſt für mich aufgehoben; da ſoll ich hinkommen, es iſt mit JEſu Blut beſprengt. Der Sünder darf hinkommen. In der Welt ſind die Kinder GOttes wie in der Fremde, ſie ſind nicht zu Haus, ſie ſehen ihren Vater noch nicht. Wer die Welt anſieht und ſich in ihr ſo verhält, als in ſeiner Heimath, der iſt kein Kind GOttes; denn die Welt genügt ihnen; ſie laſſen dem Vater ſein Haus, wenn ſie nur beſtändig in der Welt ſeyn dürften; ſie fürchten ſich alſo noch vor Gott, darum wollen ſie auch nicht zu Ihm kommen. Aber Glaubige gehen immer dem Himmel zu; je bälder ſie dahin kommen, deſto lieber iſt es ihnen. Sie ſind einſt vor dem Throne GOttes und dienen Ihm. Offb. 7. O wie wird einem Chriſten zu Muthe, wenn er das bedenkt: Wo werde ich in hundert, in tauſend Jahren ſeyn?! Das lohnt doch allen Fleiß; o daß ich ja dieß Ziel nicht verſäume!

II. Von dem Weg, auf dem wir zu dieſem Ziel und Zweck gelangen, ſagt JEſus: Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; Ich bin der wahrhaftige Weg des Lebens. Niemand kommt zum Vater, denn durch mich. Weg heißt ſoviel als Mittel. JEſus muß uns dazu helfen; auf Ihn kommt es allein an. Und ſo iſt Er der einzige Weg. Niemand kommt ohne Ihn zum Vater; man kann mit GOtt nicht bekannt werden ohne JEſum; man kann GOtt nicht zum Vater haben ohne JEſum; durch Ihn haben wir allein den Zutritt zu GOtt, dem Vater. Manche möchten wohl gerne JEſum vorbeigehen, und doch GOtt haben und zum Vater kommen. Sie ſind JEſu feind; ſie können mit Seinem Sinn nicht harmoniren, und doch können ſie ohne GOtt nicht ſeyn, das ſagt ihnen ihr Gewiſſen. Da möchten ſie es gerne anders angreifen und doch GOtt haben ohne JEſum. Aber Niemand darf vor GOttes Angeſicht kommen, als wen Ihm der Sohn darbringt. Wer demnach zu GOtt kommen will, der muß ſich vor allen Dingen mit JEſu bekannt machen. Thomas ſagt: Wir wiſſen den Weg nicht, und Philippus dachte: JEſus und der Vater ſeyen noch weit von einander. Der Heiland aber ſagt: Der Vater iſt in Mir. Die Sache hat dieſe Bewandtniß: GOtt hat Seinen Sohn dazu gegeben, daß Er unſer Seligmacher ſey, und hat Sein Blut zur Verſöhnung vergoſſen; ja, er hat ſich ſelbſt geoffenbaret in Seinem Sohne. Wer ſich nun zu JEſu hält, dem kann es nicht fehlen. Wer JEſum vorbeigeht, der geht fehl, er mag zur Rechten oder zur Linken gehen. Er iſt die einzige Urſache unſerer Seligkeit; es iſt in keinem Andern Heil, iſt auch kein anderer Name den Menſchen gegeben, darinn ſie ſollen ſelig werden, als der Name JEſus. Und das ſoll dem Sünder lieb ſeyn. Es wird ihm dadurch ſein Heiland ganz unentbehrlich.

JEſus iſt aber auch der richtige und wahre Weg. Da kann es Keinem fehlen; es braucht weder Kunſt noch harte Schwierigkeit. Man muß immer nur zu JEſu hinweiſen, wie durch den Propheten

(Jeſaj. 45, 11. 22.) Der HErr gebietet uns: Weiſet meine Kinder und das Werk meiner Hände zu mir; wendet euch zu mir, ſo werdet ihr ſelig! Wer an den Sohn glaubt, der hat das ewige Leben; und dieß iſt des Vaters Wille. Joh. 6.

Nun, ihr Lieben! Iſt euch im Ernſt etwas an der Wohnung gelegen, die euch aufbehalten iſt im Himmel? Laſſet meine erſte Bitte ſtattfinden in eurem Herzen und Gewiſſen! Ach, verſäumet doch das Plätzchen nicht; haltet es nicht gering; es hat JEſum Sein Blut gekoſtet, es zu erwerben! Denket fleißig daran. Und wenn es euch Ernſt iſt, ſo laſſet euch JEſum theuer, lieb und werth ſeyn, weil Er euch dazu bringen will. Haltet euch recht an Ihn, machet euch mit Ihm bekannt durch Sehnſucht des Glaubens und durch Gebet. Laſſet nicht ab, bis ihr ſagen könnet: „Nun ergreif' ich Dich, Du mein ganzes Ich!" — Hernach werdet ihr gewiß wiſſen, und euer Herz wird euch ſagen, daß ihr recht daran ſeyd, und ihr werdet getroſt den Weg fortgehen bis zum Ziel.

Und das ſoll meine Freude ſeyn! — Keine Beſoldung, keine Ehre, kein äußerliches Bezeugen der Liebe kann mich tröſten, ſondern dieß allein, wenn ich werde ſehen, daß meine Kirchkinder in der Wahrheit den rechten Weg wandeln wollen, und ſich gerne ſagen laſſen, wo es hinausgeht, damit ſie das Ziel nicht verfehlen. Nun, weil der Heiland noch dieſe Verheißung hinzuthut: Was ihr den Vater bitten werdet in meinem Namen, das will Ich thun: ſo will ich auch jetzt im Vertrauen auf Sein Wort beten: Himmliſcher Vater, laß durch das Wort von der Gnade und Wahrheit, die in JEſu Chriſto erſchienen iſt, zu Ihm, dem Heiland unſrer Seelen Alle in dieſer Gemeinde gezogen werden; laß ſie durch Ihn die Wahrheit erkennen und den Weg finden, der zum Leben führt! Amen.

Am Sonntag Cantate.

Ehningen, 1757.

Evangelium: Joh. 16, 5—15.

Nun aber gehe ich hin zu Dem, der mich geſandt hat, und niemand unter euch fragt mich: wo geheſt du hin? ſondern dieweil ich ſolches zu euch geredet habe, iſt euer Herz voll Traurens worden. Aber ich ſage euch die Wahrheit: es iſt euch gut, daß ich hingehe. Denn ſo ich nicht hingehe, ſo kommt der Tröſter nicht zu euch; ſo ich aber hingehe, will ich ihn zu euch ſenden. Und wenn derſelbige kommt, der wird die Welt ſtrafen um die Sünde, und um die Gerechtigkeit, und um das Gericht. Um die Sünde: daß ſie nicht glauben an mich; um die Gerechtigkeit aber: daß ich zum Vater gehe, und ihr mich fort nicht ſehet; um das Gericht: daß der Fürſt dieſer Welt gerichtet iſt. Ich habe euch noch Viel zu ſagen, aber ihr könnets jetzt nicht tragen. Wenn aber jener, der Geiſt der Wahrheit, kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten. Denn er wird nicht von ihm ſelber reden, ſondern was er hören wird, das wird er reden, und was zukünftig iſt, wird er euch verkündigen. Derſelbige wird mich verklären: denn von dem Meinen wird er's nehmen, und euch verkündigen. Alles, was der Vater hat, das iſt mein, darum habe ich geſagt: Er wird's von dem Meinen nehmen, und euch verkündigen.

„Eins iſt noth! Ach HErr, dieß Eine lehre mich erkennen doch!" So haben wir allbereits geſungen. Und ſo iſt es auch. Alles Andere bringt uns keine Ruhe und kein Heil. Es kommt nur auf Eines an. Auf was denn? Auf JEſum ſelbſt. Ihn haben, heißt Alles haben; Ihn nicht haben, heißt Nichts haben. Ach! wenn man das recht erkennete, ſo wäre uns leicht gerathen und geholfen. Darum bittet eine redliche Seele gleich: ach HErr, dieß Eine lehre mich erkennen doch! Und es iſt ja nöthig, darum zu bitten. Denn die Menſchen verwickeln und verderben ſich mit lauter eitlen Nebenſachen, die nicht zu ihrem Hauptzweck taugen; ſie erkennen nicht dieß Eine, das Noth iſt. Aber eben weil es dem Menſchen ſo ſchwer eingeht, ſo will uns JEſus ſelbſt dazu helfen durch Seinen Geiſt. Derſelbe hat nun das Amt, dieß Eine Nothwendige den Menſchen zu erkennen zu geben, d. i. JEſum zu verklären. Nun davon will ich reden, und vorſtellen:

Die Lehre des heiligen Geiſtes von dem Einen, das Noth iſt; oder: wie der heilige Geiſt uns lehre, JEſum als das Einzige Nothwendige zu erkennen.

Er thut dieſes, indem Er zeuget:

I. Daß JEſum nicht haben, die größte Sünde und das größte Elend ſey;

II. Daß JEſum haben, lauter Gerechtigkeit, Friede und himmliſches Leben ſey;

III. Daß JEſus der HErr über Alles, über Tod und Leben ſey.

Ich habe vor einem Jahre aus dem Anfang des Evangeliums geredet von der Erweckung des heiligen Geiſtes, und wie nöthig uns der heilige Geiſt ſey. Nun will ich weiter gehen und zeigen, was denn der heilige Geiſt wirke. Sein Amt geht auf Geiſtes-Sachen. JEſus bliebe doch den Menſchen fremd und unbekannt; ſie können Seine Sache nicht begreifen, viel weniger Ihn über Alles hoch und theuer halten, wenn der heilige Geiſt nicht wäre. Der muß uns zu erkennen geben, was wir an Ihm haben.

I. Der heilige Geiſt lehret, daß JEſum nicht haben, die größte Sünde und das größte Elend ſey. Es heißt: Er wird die Welt ſtrafen um die Sünde: daß ſie nicht glauben an mich. Es iſt gewiß ein elender Zuſtand, wenn der Menſch keine Beſtrafung mehr in ſeinem Herzen hat; da kann er Alles thun, und in ſein Elend unbeſonnener Weiſe ohne Zurückhalt hineinrennen. GOtt aber ſorgt dafür, und iſt ihm deßwegen nahe in ſeinem Gewiſſen mit Seinem Geſetz. Das Geſetz beſtraft uns daher über die Sünden, die wider das Geſetz begangen werden. Und je beſſer der Menſch erkennt, was GOtt geboten und verboten, deſto mehr wird er beſtraft; d. i. deſto genauer und pünktlicher iſt die Ahndung, das Zurückhalten, damit er nicht ins Elend und Verderben ſich ſtürze. Aber ſeitdem das Evangelium von JEſu in der Welt gepredigt wird, iſt noch eine weitere Beſtrafung dazugekommen. Er zeigt dem Menſchen, daß nicht an JEſum glauben die größte Sünde und das größte Elend ſey. Nemlich: er ſchiebt es dem Menſchen in das Gewiſſen: ſiehe, es wird dir angeboten, du höreſt es, und es iſt das Einzige, das dir Noth iſt; du mußt JEſum haben. Wenn du nun dieß ausſchlägſt, und willſt JEſum nicht, ſo magſt du dein Heil nicht, ſo thuſt du noch die größte Sünde zu allen deinen übrigen Sünden hinzu. Alle deine übrigen Sünden würden dich nicht verdammen und in das Verderben ſtürzen, wenn nur dieſe einzige nicht dazukäme, da du das Evangelium gehört haſt; denn JEſus kann ſie dir alle vergeben, dir aus aller Noth helfen. Aber den einzigen Helfer verachten und abweiſen — das iſt das Schrecklichſte! So biſt du ja ſelbſt an deinem Elend ſchuld, und dein Gewiſſen überführt dich, und der heilige Geiſt beſtraft dich; du mußt es Ihm zugeſtehen. Aber eben dieſe ernſtliche Beſtrafung, da es ſo auf die Spitze geſetzt wird: „Siehe, das iſt das Einzige, du mußt JEſum haben!“ ſoll den Menſchen in die Enge bringen, daß er ſich entſchließe; es ſoll ihn gleichſam verzweifelt machen an allem Uebrigen, damit er ſich zu JEſu wende; hernach gibt ihm der heilige Geiſt gleich etwas ſehr Liebliches zu erkennen. Denn

II. JEſum haben, iſt lauter Gerechtigkeit, Friede und himmliſches Leben. Es heißt: er wird die Welt ſtrafen um die Gerechtigkeit. Strafen heißt eigentlich: innerlich im Herzen und Gewiſſen überweiſen. Und das thut der heilige Geiſt beim Evangelio. Paulus rühmt deßwegen ſein Evangelium ſo hoch Röm. 1., und ſagt: denn es wird in demſelben die Gerechtigkeit GOttes geoffenbart. Nun, wenn man JEſum prediget, ſo heißt es: Siehe, du armer Sünder! In JEſu findeſt du Alles auf einmal, was du bedarfſt; du findeſt die Gerechtigkeit, die Er erworben; die kommt dir wohl zu ſtatten; ſie nimmt nicht nur die Sünden weg mit Seinem Blute, ſondern der Gerechtigkeit Frucht iſt auch Friede und ewige Sicherheit (Jeſ. 32, 17., Röm. 5, 1.) und himmliſches Leben, weil Er zum Vater gegangen iſt, und nun vom Himmel herab, vom Thron, Sein Leben in die Herzen gießt und die Seelen mit ſich verbindet. Was kannſt du Mehreres haben? Iſt dir denn nicht um und um wohl, wenn du Dieſes haſt? Siehe, das iſt das Einzige, Nothwendige! So lange du das nicht haſt, fehlt es dir überall. Die Sünde kränket dich, der Tod ſchreckt dich, der Teufel bemeiſtert dich, dein eigen Herz verführt dich, die Welt plagt dich. Sobald du aber JEſum haſt, wird Alles gut; dein Herz ſtillt ſich und treibt dich zum Himmliſchen. Wonne und Freude geht in deiner Seele auf. Daher iſt es nicht nur das Einzige Nothwendige, ſondern auch das Beſte; da iſt dir auf Zeit und Ewigkeit gerathen und geholfen. — O wenn die Seelen einmal zu JEſu gekommen ſind, dann kann ſie der heilige Geiſt erſt recht lehren, was ſie in JEſu haben; er zeigt ihnen einen Schatz der Gnade nach dem andern und das geht in Ewigkeit nicht aus. Denn gleichwie es eine ewige Gerechtigkeit iſt, (Daniel 7.) ſo iſt auch eine unendliche Fülle darinn von allem Segen, und Leben und Herrlichkeit. Und das iſt eine angenehme liebliche Sache und Lehre, dem heiligen Geiſte ſelbſt, wie der Seele, die Solches von Ihm lernt.

III. Endlich lehrt der heilige Geiſt, daß JEſus der HErr über

Alles, über Tod und Leben ſey. Es heißt: er wird lehren von dem Gerichte, daß der Fürſt dieſer Welt gerichtet ſey. — Satan hat es ſich angemaßt, als wenn er der Herr der Welt wäre, ſeitdem er den Menſchen verführet, und als wenn der Erdboden nun ſein wäre. Aber JEſus hat ihn überwunden und iſt HErr der Welt geworden. Jeſ. 12, 31. Seitdem Er auferſtanden iſt, hat Er die Schlüſſel der Hölle und des Todes. Daher iſt ein Menſch, welcher JEſum hat, ſicher, daß ihm kein Leid widerfahren kann. Denn JEſus hat die höchſte Macht: darum weder im Tode darf ſich, wer Ihn hat, fürchten, denn JEſus iſt HErr der Todten; — noch vor der Hölle, die auch eine große Gewalt hat; denn JEſus hat die Schlüſſel der Hölle und des Todes. JEſus kann die Seinigen gegen alle Anläufe wohl vertheidigen, durchbringen und vor Sein Angeſicht ſtellen mit Freuden. Und das iſt die Lehre des heiligen Geiſtes, dadurch er tröſtet. Halte dich nur an deinen JEſum, ſo wird es dir gelingen, wie Paulus ſagt: Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürſtenthum, noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch keine andere Creatur mag uns ſcheiden von der Liebe GOttes, die in Chriſto JEſu iſt, unſerm HErrn. Röm. 8. Und 1. Cor. 3. ſagt er: Alles iſt euer, es ſey das Leben oder der Tod, es ſey das Gegenwärtige oder das Zukünftige; Alles iſt euer. — Das ſind ja vortreffliche Sachen!

Nun, liebe Seelen! Was haltet ihr davon? Iſt das euch zur Ueberzeugung, ſo iſt es wirklich vom heiligen Geiſt, ſo erfahret ihr ja dieſen Augenblick an euren Herzen, daß dieß Evangelium an euch in Erfüllung geht. Folget alſo dem heiligen Geiſte, ergebet euch JEſu; macht euch nicht ſelbſt unglücklich! Man hat im menſchlichen Leben deſto weniger Mitleiden mit Einem, wenn es heißt: er hat es ſich ſelbſt zugezogen, hat ſich mit Fleiß ins Unglück geſtürzt. Auch ihr würdet durch eigene Schuld euer Heil verſcherzen, wenn ihr den heiligen Geiſt nicht euren Lehrmeiſter ſeyn lieſſet über das Eine, was Noth thut. Ladet ſolche Schuld nicht auf euch; ſondern laßt euch führen zu JEſu! Habt ihr ihn, dann iſt ganz gewißlich Gerechtigkeit, Frieden und himmliſches Leben euer Theil. Amen.

Eine andere Predigt am Sonntag Cantate.

Dettingen, 1750.

Evangelium: Joh. 16, 5—15.

Nun aber gehe ich hin — und euch verkündigen.

Ihr habt vor acht Tagen gehört, was es für eine Bewandtniß habe mit dem Hingang unſeres Heilandes JEſu Chriſti zu Seinem Vater. Er redet im Anfang des heutigen Evangelii wiederum von eben dieſer Sache, und ſpricht: Nun aber gehe ich zu Dem, der mich geſandt hat. Er war mit ſeinen Jüngern nicht zufrieden, daß ihnen nicht Mehreres daran gelegen ſey, den rechten Verſtand dieſer allerwichtigſten Sache zu faſſen. Er ſagt: Und Niemand unter euch fragt mich: wo geheſt du hin? Sehet alſo, wir ſollen Herz und Gemüth aufmuntern und aufrichten, daß wir fähig werden, den Grund und die Urſache, warum JEſus durch Leiden des Todes in Seine Herrlichkeit und zum Vater gehen wollte, recht einzuſehen; denn daran iſt auch uns Viel gelegen, weil ſich unſer Glaube darauf gründen und alle Gnade, Troſt, Segen und Hülfe von dorther bekommen muß, wohin JEſus gegangen, vom Thron der Gnade, von dem Reichthum der Güte, den uns der Vater in Chriſto Seinem Sohn eröffnet und geſchenket hat. Darum ſagt der Heiland auch im heutigen Evangelio: es iſt euch gut, daß ich hingehe. Ja wohl; es iſt uns zu gut, und um unſertwillen geſchehen. Uns war der Himmel verſchloſſen; Er hat ihn wieder aufgethan. In den Propheten droht GOtt manchmal Seinem Volk, Er wolle den Himmel verſchließen, daß es nicht regnen ſolle, daß kein Gedeihen mehr auf dem Felde ſey, und wolle alle Fruchtbarkeit der Erde um ihrer Sünden willen wegnehmen. Da war ſogleich eine große Noth, Hunger und Elend, wie zu Eliä Zeiten. 1 Kön. 18. Aber das iſt noch jämmerlicher, und ein noch weit größeres Elend, wenn unſern Seelen der Himmel verſchloſſen iſt, und keine Gnade GOttes uns in das Herz und in die Seele fließt, ſondern Alles darin ſchmachtet und verdirbt. So wäre es uns ewiglich gegangen, wenn JEſus nicht in unſer Aller Namen zum Vater gegangen wäre, Gnade und Gaben durch Sein heiliges Verdienſt erworben, und, da Er in unſer Aller Namen vor dem Throne GOttes erſchien, als unſer Prieſter und Fürſprecher ſie ausgebeten und für uns empfangen hätte; wie es heißt Eph. 4.: Er iſt in die Höhe gefahren, und hat Gaben empfangen für die Menſchen. Davon ſagt Er im heutigen Evangelio: es iſt Euch gut; denn ſo ich nicht hingehe, ſo kommt der Tröſter nicht zu euch; ſo ich aber hingehe, will ich ihn zu euch ſenden. Er will ſagen: Sie ſollten Ihn gern hinſcheiden laſſen und ſich freuen, denn Er thue es ja ihnen zu lieb; ſie würden ſonſt den Tröſter, den heiligen Geiſt nicht empfangen; und dieſer ſey ihnen höchſt nöthig; denn ſie würden doch Seine Lehre nicht recht einſehen, und Ihn nicht recht erkennen lernen, bis der heilige Geiſt komme und ihnen geſchenket werde. — Der aber werde ſie in alle die Wahrheiten erſt recht hineinbringen, die ſie auch bisher von ihm gehöret hätten, und werde Ihn, ihren Heiland, in ihnen verklären.

Lernet hieraus, wie nöthig und unentbehrlich uns der heilige Geiſt iſt, wenn wir JEſum kennen lernen, Seine Wahrheit verſtehen und an Ihn glauben, ja, die erworbenen Gnaden und Gaben erlangen wollen! Darum ſollen wir nun fleißig um den heiligen Geiſt bitten: Lieber JEſu, Du biſt ja darum zum Vater gegangen; Deinen Thau und Regen möchte ich nun auch gerne für mein lechzendes, ſchmachtendes Herz!

Nun, JEſus hat Sein Wort erfüllt; der Tröſter iſt gekommen. Das iſt am Pfingſttag geſchehen. Und von der Zeit an übt der heilige Geiſt ſein Werk und Geſchäft auch in der Welt und an den Herzen der Menſchen. JEſus ſagt davon: Er wird die Welt ſtrafen um die Sünde, und um die Gerechtigkeit, und um das Gericht. Das iſt eine ſehr wichtige Sache. Wir hören hier auf einmal, worauf es dem heiligen Geiſt bei all' Seinem Werk und Seiner Arbeit an der Menſchen Herzen ankommt. Es ſind drei Punkte, und von dieſen will ich auch dießmal zu Euerer Liebe reden, indem ich vorſtelle:

Die drei Hauptſtücke, worin ſich die Wirkung und das Geſchäft des heiligen Geiſtes an der Menſchen Herzen äußert.

Und zwar arbeitet der Geiſt an den Herzen, ſie

I. Wegen der Sünde,

II. Wegen der Gerechtigkeit,

III. Wegen des Gerichts zu überzeugen.

Es heißt: Er wird die Welt ſtrafen. Der heilige Geiſt hat es alſo auch mit der ganzen Welt und einem jeglichen Menſchen zu thun, der ein Wort von JEſu hört, deſſen Name nun in der ganzen Welt kann und darf gepredigt werden. Wo ein Wort GOttes gehört wird, da will der heilige Geiſt auch ſogleich dabei ſeyn, und ſein Geſchäft dabei haben. Alſo Prediger und Zuhörer ſind nie allein beiſammen. Der heil. Geiſt iſt allemal auch da, und beweist ſich auch geſchäftig dabei. Er nimmt das Wort, den Sinn, den man gehört und vernommen hat, und bringt es an die Herzen, macht es überzeuglich und kräftig im Herzen und Gewiſſen der Menſchen. Nun, was thut er denn eigentlich dabei? Er wird die Welt ſtrafen d. i. überzeugen, es erweislich machen, unwiderſprechlich darthun, daß der Menſch nicht umhin kann, es zu geſtehen: ja, ſo iſt es, das iſt die Wahrheit! Das meint der Heiland, wenn es hier heißt: ſtrafen. Nun, was will er denn den Menſchen klar machen, wovon will er ſie unterrichten und überzeugen? Der HErr ſagt:

I. Von der Sünde. Die Menſchen wiſſen ſonſt wohl, was Sünde iſt. Auch die Heiden wiſſen es, daß, die ſolches thun, des Todes ſchuldig ſind, ſintemal ihr Gewiſſen es bezeuget. GOtt zeugt im Gewiſſen der Menſchen, daß ihnen nicht unbekannt bleiben kann, was Sünde ſey. Das iſt GOttes allgemeine Lehre an alle Menſchen; das iſt Seine Stimme. Aber es iſt noch eine beſondere Sünde, davon die Menſchen gar nichts wiſſen, bis ſie durch das Evangelium hören, und bis ihnen der heilige Geiſt dieſelbe vorhält. Und das iſt die ſchwerſte Sünde, wodurch ſie zur Verdammniß vollends reif werden. Das iſt die Sünde des Unglaubens, daß ſie nicht glauben an JEſum. Man kann jetzt nicht ſagen: der Menſch hat ſo und ſo gelebt, darum war es nicht möglich, daß er hätte können ſelig werden. Es iſt wahr, ſolche Sünden bringen den Zorn GOttes über eine ſolche Creatur. Aber der Zorn GOttes hätte doch können abgewandt werden, denn es iſt eine Verſöhnung geſchehen. Der Menſch, der in der Hölle iſt, hätte trotz aller ſeiner Schandthaten können in den Himmel kommen. Was hat ihn aber denn in die Hölle gebracht? Nicht eigentlich ſeine Uebertretung, ſondern blos ſein Unglaube, das, daß er ſich nicht hat von JEſu ſagen laſſen, und hat Ihn nicht angenommen, ſein Blut verachtet, ſein Herz JEſu nicht gegeben. Da iſt freilich dem Menſchen nicht zu helfen; Er will ja des Segens, der Erlöſung nicht; darum bleiben denn alle ſeine Sünden auf ihm. Das ſagt der Heiland Marc. 16: Wer nicht glaubt, der wird verdammt werden; oder, wie es der Heiland erklärt Joh. 3, 36.: Wer dem Sohn nicht glaubt, über dem bleibt der Zorn GOttes, der iſt ſchon gerichtet. Alſo ſind die Menſchen ſelbſt Schuld an ihrem Verderben. Ja, das wird ihnen in der Hölle die größten Schmerzen machen, wenn ſie erkennen werden: du hätteſt es können ewig gut haben, und haſt dich eine kahle Luſt abhalten laſſen, daß du nicht an JEſum geglaubt; hätteſt einen Heiland haben können, der alle deine Sünden weggenommen hat, — und nun haſt du keinen Heiland, und mußt deine Sünden ſelbſt tragen! Und das läßt der heilige Geiſt nicht anſtehen, bis man in der Verdammniß liegt, ſondern ſogleich beim Evangelio thut er es dem Herzen dar. Da denkt man: wenn du jetzt nicht glaubſt, ſo mußt du dir ſelber das Urtheil ſprechen! Willſt du dir ſelber ſo feind ſeyn? — Das iſt vom heiligen Geiſt. Oder: O ſollte ich doch den guten Heiland verachten und verſäumen? ich weiß, ich bin noch ein unſeliger Menſch; ich will nicht zu allen meinen Sünden noch dieſe kommen laſſen und häufen, daß ich den Heiland nicht annehme! — Sehet, das ſind nicht eigene Gedanken; das iſt die Wirkung des heiligen Geiſtes im Herzen. Die Menſchen lernen den heiligen Geiſt nicht kennen; ſie meinen immer, ſie denken ſelber ſo. Ich glaube, ſie würden beſſer darauf merken, wenn ſie gedächten: das iſt vom heiligen Geiſt! Merket alſo, und habet Acht auf eure Herzen beim Evangelium! Da könnet ihr gewahr werden, was der heilige Geiſt dazu ſagt. Laſſet ſeine Predigt, ſeine Ueberzeugung an euch kommen, wenn euch Menſchenwort zu gering wäre. O wenn der heilige Geiſt ſo predigt, und die Menſchen nehmen es doch nicht an, was ſoll man ihnen dann weiter predigen?

II. Wegen der Gerechtigkeit überzeugt der heilige Geiſt auch die Welt. Was Gerechtigkeit ſey, iſt dem Menſchen auch bekannt. Die Welt könnte nicht beſtehen, wenn kein Recht und keine Gerechtigkeit mehr gehandhabt würde. Daher gibt es eine bürgerliche Gerechtigkeit, darnach Einer ein unbeſcholtener, ehrlicher, tugendſamer, gerechter, und, wie man es jetzt heißt, ein frommer Menſch genannt wird; und das iſt in der Welt nicht gering zu achten. Aber da fragt ſich's: Kann man mit einer ſolchen Gerechtigkeit auch vor GOtt auskommen? Das zeigt und lehrt nun der heilige Geiſt. Die Menſchen wiſſen wohl, daß man durch den Glauben ſoll ſelig werden; aber weil ſie keinen haben, ſo ſuchen ſie eben hervor, was ſie können, und möchten gerne mit ihrer bürgerlichen Gerechtigkeit, wenn ſie anders noch eine haben, vor GOtt auskommen. Da heißt es: es iſt ein ehrlicher Mann, eine wackere Frau geweſen! — Das iſt die Gerechtigkeit, die auf dem Rathhauſe gilt. Aber kann man damit auch vor GOtt beſtehen? Iſt das genug? Das merkt man in ſeinem Herzen. Warum iſt denn den Leuten noch ſo bange aufs Sterben? warum zweifeln ſie immer, und ſagen: GOtt wolle, ich hoffe auch ſelig zu werden! Ich thue keinem Menſchen etwas zu Leid, ich bete auch wohl meinen Morgen- und Abendſegen. Aber o Menſch, warum haſt du denn keine Freudigkeit? warum fürchteſt du dich noch immer vor GOtt? warum kann dir ein einziges Donnerwetter all dein Vertrauen rauben? Lerne daran: es muß eine andere Gerechtigkeit ſeyn! Wir müſſen eine beſſere Gerechtigkeit haben! Wie es heißt: Chriſti Blut und Gerechtigkeit, das iſt mein Schmuck und Ehrenkleid, darinn werd ich vor GOtt beſtehen, wenn ich zum Himmel werd eingehen. Da kann kein Menſch, und wenn er immer ſagen könnte: mein Gewiſſen klagt mich nicht an, eine ſolche Gerechtigkeit aufbringen. Es muß eine himmliſche Gerechtigkeit ſeyn. JEſus ſagt davon: Daß ich zum Vater gehe. Dieß iſt unſere Gerechtigkeit. Nach dieſer muß man ſich umſehen. Da kommt es alſo darauf an, daß man JEſum ergreife, und ſich in die Kleider des Heils und in den Rock der Gerechtigkeit einkleiden könne. Ziehet an den HErrn JEſum Chriſt! Das iſt eine himmliſche Gerechtigkeit; damit allein kann der Menſch auskommen; nur dieſe gilt im Himmel, denn ſie iſt vollkommen, unvergänglich, ewig. Hebr. 7. O wenn Einer ſchwören kann: Jeſ. 45, 24: Im HErrn habe ich Gerechtigkeit und Stärke! ein ſolcher wird auch einſt zu Ihm kommen. Und damit hat es der heilige Geiſt zu thun. 1 Cor. 6.

III. Auch wegen des Gerichts überzeugt der heilige Geiſt die Welt. Der Satan hat alles Gute gehindert, und die Menſchen als ſeine Unterthanen behandelt. Aber GOtt hat uns errettet von der Obrigkeit der Finſterniß, und hat uns verſetzt in das Reich Seines lieben Sohnes. Col. 1, 13. Nun ſoll auch Niemand ſagen können: Ich wollte mich wohl bekehren, aber der Teufel läßt mich nicht, er verführt mich immer wieder, und ich kann ſeinen Stricken nicht entrinnen. Nein, der Fürſt dieſer Welt iſt gerichtet.

Der Fürſt dieſer Welt,
So ſau'r er ſich ſtellt,
Thut er uns doch Nichts,
Das macht: er iſt gericht't;
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Er iſt überwunden. Er kann dem HErrn JEſu ſeine Seele nicht mehr vorenthalten, wenn ſie es auf JEſu Blut wagen, und ihm und der Welt entrinnen und entſagen will. Es iſt doch bedenklich, daß der Satan Fürſt der Welt heißt. Ja, nach 1. Joh. 5, 19 liegt die ganze Welt im Argen, wie ein Kind in der Mutter Schooß. Und die Menſchen merken es nicht, wie er ſie in der Welt, in der Welt Sachen, Sinn, Treiben und Handthieren beherrſcht! Aber wer es auf JEſum wagt, der ſoll es erfahren, daß ihn Nichts mehr binden noch halten kann. Nun will ich es dem Amte des heiligen Geiſtes überlaſſen, daß er eure Herzen überzeuge von eurer Sünde, von der wahren Gerechtigkeit Chriſti, von dem Gericht, das über den Fürſten der Welt ergangen iſt. Möget ihr euch überzeugen laſſen! Dann gehört ihr JEſu an, und in Ihm habt ihr das ewige Leben. Amen.

Am Sonntag Rogate.

Dettingen 1751.

Evangelium Joh. 16, 23 — 30.

Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch: ſo ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, ſo wird Er's euch geben. Bisher habt ihr nichts gebeten in meinem Namen. Bittet, ſo werdet ihr nehmen, daß eure Freude vollkommen ſey. Solches habe ich zu euch durch Sprüchwort geredet; es kommt aber die Zeit, daß ich nicht mehr durch Sprüchwort mit euch reden werde, ſondern euch frei heraus verkündigen von meinem Vater. An demſelbigen Tage werdet ihr bitten in meinem Namen. Und ich ſage euch nicht, daß ich den Vater für euch bitten will, denn Er ſelbſt, der Vater, hat euch lieb, darum, daß ihr mich liebet, und glaubet, daß ich von GOtt ausgegangen bin. Ich bin vom Vater ausgegangen und kommen in die Welt; wiederum verlaſſe ich die Welt, und gehe zum Vater. Sprechen zu Ihm Seine Jünger: Siehe, nun redeſt Du frei heraus, und ſagſt kein Sprichwort; nun wiſſen wir, daß Du alle Dinge weißeſt, und bedarfſt nicht, daß Dich Jemand frage; darum glauben wir, daß Du von GOtt ausgegangen biſt.

Es iſt eine ſchöne und herrliche Verheißung auf die Zeit des neuen Teſtaments, wenn es Zach. 12, 10. heißt: Ueber das Haus David und über die Bürger zu Jeruſalem willl ich ausgießen den Geiſt der Gnaden und des Gebets; denn ſie werdem mich anſehen, in welchen Jene geſtochen haben. Sie geht nun in Erfüllung, ſeitdem der HErr durchſtochen worden iſt. Das zielt auf Sein Kreuz. Joh. 19. Denn Er hat den Heiligen Geiſt erworbem. Man kann deſſelben theilhaftig werden, wenn man Ihn anſieht, wie die Kinder Iſrael die erhöhte Schlange anſehen mußten. Das iſt ein Vorrecht der Bürger zu Jeruſalem, derer, die in GOttes Haus und Reich gehören, und nicht mehr Gäſte und Fremdlinge, ſondern Bürger ſind. Eph. 2. Und er wird denſelben reichlich mitgetheilt, das heißt ausgegoſſen. „Du wirſt aus des Himmels Thron wie ein Regen ausgeſchüttet!“ — O wer den heiligen Geiſt empfangen hat, was hat der von GOtt für eine herrliche Gabe bekommen! Und man kann ihn nun bekommen; JEſus kann und will ihn geben, wenn wir Ihn darum anſehen und anſprechen. Hier heißt Er ein Geiſt der Gnaden und des Gebets. Ein Geiſt der Gnaden, weil Er die reiche Gnade GOttes im Herzen offenbart, weil Er ein Pfand der Gnade GOttes iſt. Wer bei GOtt in Gnaden iſt, dem gibt Er Seinen Heiligen Geiſt ins Herz. Das iſt das Kenn- und Wahrzeichen, daß man bei GOtt im Segen ſey, wenn Er einem ein ſo ſchönes Geſchenk in die vorher finſtere Seele legt. Wer aber Chriſti Geiſt nicht hat, der iſt noch nicht bei GOtt in Gnaden, der hat noch keinen gnädigen GOtt; denn der Heilige Geiſt iſt ein Geiſt der Gnade. Er heißt auch ein Geiſt des Gebets, weil Er bei unſerm Beten beſonders beſchäftigt iſt. Davon will ich reden, und Euch vorhalten:

Den heiligen Geiſt als den Geiſt des Gebets.

I. Wie Er bei unſerm Beten wirke;

II. Wie Er uns der Erhörung verſichere.

Ich habe vor einem Jahre die ganze Lehre vom rechten Gebet abgehandelt, auch erſt in letzter Zeit in der Kinderlehre. Darum will ich dießmal nur den einzigen Umſtand nehmen, wie der Heilige Geiſt beim Beten ſich ſo kräftig und geſchäftig beweiſe. Beten iſt eine nöthige, und recht beten eine edle, herrliche Sache. Beten lehrt uns manchmal die Noth; Da ſchreit man zu GOtt; aber recht beten lehrt nur der heilige Geiſt im Herzen. Da wird es erſt ein Geſpräch des Herzens mit GOtt. Nun, im heutigen Evangelium redet der Heiland viel vom Gebet, und verbindet es mit der Verheißung vom heiligen Geiſt, dem Tröſter, den Er ihnen verheißen hat.

I. Wie wirkt nun der Heilige Geiſt bei unſerm Beten?

Er treibt uns an zum Gebet. Der Heiland ſagt: Bisher habt ihr nichts gebeten in meinem Namen. Sie hatten ja wohl gebetet, und gerne gebetet, ja geſagt: HErr, lehre uns beten! Aber es fehlte ihnen noch der Geiſt dazu, den ſie empfangen ſollten; daher ging es bisher noch nicht ſo brünſtig, ſo herzlich, ſo glaubig zu in ihrem Gebet. Wer aber den Heiligen Geiſt im Herzen hat, den treibt Er an zum Gebet. Das menſchliche Herz wird bald träge, und redet lieber mit Menſchen, die man ſiehet, als mit GOtt, den man nicht ſieht. Da iſt es nun dem guten Geiſt, der im Herzen wirket und alles Gute ſchafft, hauptſächlich angelegen, daß Er den Menſchen innerlich erinnere, aufmuntere und antreibe zum Gebet. Er gibt Seine Wirkung und Handreichung dazu, daß man das Herz erheben kann. Das Herz iſt ſo leicht hingeſunken; Er richtet es in die Höhe, Er wacht über unſer Herz. Wenn eine Verſuchung kommt, ſo erinnert er bald: nun wende dich zu deinem Vater, rufe Ihn an um Gnade und Hilfe! Auf dieſen Antrieb des heiligen Geiſtes zum Gebet muß man merken, und ihn ja nicht verſäumen. Manchmal iſt es dem Menſchen nicht gelegen, wenn ihn der Heilige Geiſt zum Beten antreibt; Er ſchiebt es auf, er denkt: wenn ich fertig bin mit der und der Arbeit —, und indeß iſt der Trieb wieder weg und verſchwunden. Nein, augenblicklich ſoll man folgen und gehorſam ſeyn! Man hat ja nicht nöthig, deswegen von ſeiner Arbeit abzulaſſen und erſt zum Büchlein zu laufen, ſondern nur gleich ſein Herz und die Gedanken zu GOtt zu erheben und mit innigem Seufzen Seine Gnade und des Vaters Herz anzuflehen. O wer den Trieb des heiligen Geiſtes ſpürt, der kann gleich beten, dem gibt es der heilige Geiſt auch gleich dazu in das Herz und in den Mund, daß man weiß, was und wie man beten ſoll. Es fließt Gnade zu, und man wird dazu geſtärkt durch Seinen Beiſtand. Der Heilige Geiſt lehrt ferner im Namen Chriſti beten. „So ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, ſo wird Er es euch geben.“ Das iſt die rechte Schule des heiligen Geiſtes. Das heißt noch nicht im Namen Chriſti beten, wenn es am Ende heißt: „Durch Deinen Sohn, JEſum Chriſt,“ ſondern im Glauben an Seine heiligen Verdienſte. Ein Menſch, den der heilige Geiſt lehrt, im Namen Chriſti zu beten, der erkennt: ich bin nicht werth, daß mich GOtt erhöre und mir Gnade erzeige, — und demüthiget ſich herzlich vor GOtt; aber er erkennet auch, daß ihm ſein Heiland den Zugang zu GOtt erworben habe, und nimmt alſo ſeine Zuflucht zu den Wunden JEſu, und faßt ſich dadurch eine Zuverſicht, weil er weiß und glaubt: das Blut Chriſti iſt für mich vergoſſen, GOtt ſieht Seinen Sohn darum an und verſtößt mich nicht von Seinem Angeſicht. Daher, wenn das Herz voll Glaubens an Chriſtum iſt, wenn es ſich recht auf Seine würdigen Verdienſte ſteift, — dann betet man recht. Zum Exempel: wenn einer ſagt zu GOtt: Himmliſcher Vater, um deiner Barmherzigkeit, um des blutigen Opfertodes deines Sohnes willen, in welchem Deine Gnadenverheißungen nun Ja und Amen ſind, rette mich von meiner Sündennoth und hilf mir aus zu deinem himmliſchen Reiche! das iſt dem Vater angenehm! O das dringt in das Vaterherz GOttes hinein! Da kann man recht zutraulich mit GOtt reden, wie Jac. 1. es heißt: Er bete aber im Glauben!

Der Heilige Geiſt vereinigt endlich unſer Gebet mit der Fürbitte Chriſti. Es heißt: „an demſelbigen Tage, wenn ihr mich recht werdet kennen lernen, werdet ihr bitten in meinem Namen. Und ich ſage euch nicht, daß ich den Vater für euch bitten will.“ Das iſt vom Heiland nicht dahin gemeint, als wenn Er nimmer für ſie bitten wollte, denn Er hat es ja gleich (Joh. 17) gethan; ſondern ſie ſollen es nicht allein auf Seine Fürbitte ankommen laſſen, wie bisher, daß Er immer ſie vertrete, und ſie nicht ſo in Seinem Namen gebeten haben; ſondern jezt ſollen ſie auch ſelber mitbeten, damit Seine Fürbitte und ihr Gebet zuſammenkommen vor dem Vater. O das iſt eine große Sache! Siehe, mein lieber Chriſt, wenn du beteſt, ſo beteſt du nicht allein; Dein Heiland betet mit dir und für dich, und der heilige Geiſt nimmt deine Seufzer und bringt ſie in das Gebet Chriſti hinein. Davon iſt ein ſchöner Spruch Röm. 8, 26, 27:

auch der Geiſt hilft unſerer Schwachheit auf. Denn wir wiſſen nicht, was wir beten ſollen, wie ſich's gebühret; ſondern der Geiſt ſelbſt vertritt uns aufs Beſte mit unausſprechlichem Seufzen. Der aber die Herzen forſchet, der weiß, was des Geiſtes Sinn ſey; denn er vertritt die Heiligen nach dem, das GOtt gefällt. Da ſieht man, was der heilige Geiſt bei unſerm Beten zu thun hat.

II. Wie verſichert uns nun der heilige Geiſt der Erhörung unſeres Gebets? — Indem er dem Herzen eine völlige Freude gewährt. „Auf daß eure Freude völlig ſey!" — Freude im heiligen Geiſt wird uns gewährt. Da kann man ſpüren, wie einem das Herz ſo getroſt und freudig wird. Und das iſt ein Kennzeichen der Erhörung, wenn unſer Gebet vom Throne GOttes wieder mit Frieden und Freude zurückkommt. Sodann, indem er die Liebe GOttes und Chriſti im Herzen verſichert, wie davon Paulus Röm. 5 zeugt, wo er ſagt, daß die Liebe GOttes ausgegoſſen wird in unſer Herz durch den heiligen Geiſt, welcher uns gegeben iſt. Das gibt den rechten Troſt, wenn man die Liebe GOttes ſo ohne Zweifel glauben kann. Ja, wie Chriſtus (Joh. 16 ſagt) ſagt: der Vater hat euch lieb, darum, daß ihr mich liebet. Nun, das ſind lauter Erfahrungsſachen. So geht es im Herzen zu. Wer etwas davon im Herzen erfahren hat, oder in der Erfahrung ſteht, der kann Beifall geben, und ſein Herz ſagt ihm: ja ſo iſt es! Wer aber nichts davon an ſich ſelbſt inne geworden, der kann es auch noch nicht begreifen und verſtehen, dem weiß ich keinen Nutzen aus dieſer Predigt anzugeben, als den, daß er denken ſoll: ach, wie edle Sachen erfahren die Kinder GOttes an ihrem Herzen! und ſich es auch reizen laſſe, Gott ernſtlich um den heiligen Geiſt zu bitten. Darum will ich zur Aufmunterung für Alle noch den Spruch Joh. 7, 37. euch zurufen: Wen da dürſtet, der komme zu Mir und trinke; Wer an mich glaubt, wie die Schrift ſagt, von deß Leibe werden Ströme des lebendigen Waſſers fließen! Amen.

Am Feſt der Himmelfahrt Chriſti.

Weinsberg 1739.

Evangelium Marc. 16, 14 — 20.

Zuletzt, da die Elfe zu Tiſche ſaßen, offenbarte Er ſich und ſchalt ihren Unglauben, und ihres Herzens Härtigkeit, daß ſie nicht geglaubet hatten denen, die Ihn geſehen hatten auferſtehen. Und Er ſprach zu ihnen: Gehet hin in alle Welt, und prediget das Evangelium aller Creatur! Wer da glaubt und getauft wird, der wird ſelig werden, wer aber nicht glaubet, der wird verdammt werden. Die Zeichen aber, die da folgen werden denen, die da glauben, ſind die: in meinem Namen werden ſie Teufel austreiben, mit neuen Zungen reden, Schlangen vertreiben, und ſo ſie etwas Tödtliches trinken, wirds ihnen nicht ſchaden. Auf die Kranken werden ſie die Hände legen, ſo wird es beſſer mit ihnen werden. Und der HErr, nachdem Er mit ihnen geredet hatte, ward Er aufgehoben gen Himmel, und ſitzet zur rechten Hand GOttes. Sie aber gingen aus, und predigten an allen Orten, und der HErr wirkte mit ihnen, und bekräftigte das Wort durch mitfolgende Zeichen.

Ehre ſey dem, der nun im Throne iſt und zur Rechten GOttes ſitzet, JEſu Chriſto! Preis ſey Ihm, dem Gotteslamm, das ſich hat ſchlachten laſſen und um Seines Blutes willen würdig geweſen iſt, das Buch des ganzen Vorſatzes GOttes zu nehmen und zu brechen ſeine Siegel! Es hat überwunden, der Löwe, der da iſt vom Geſchlechte Juda, die Wurzel Davids! Ihm iſt es gelungen, zu ſiegen und Seine Majeſtät anzuziehen in Kraft und Herrlichkeit! Er iſt der HErr allein! Alle Welt freue ſich Seiner, und vor Ihm ſcheue ſich Alles, was auf dem Erdboden wohnet. Bringet her dem HErrn die Ehre Seines Namens; betet an den HErrn im heiligen Schmuck! (Pſ. 96!) Saget unter den Völkern, daß der HErr König ſey auf Seinem heiligen Berge Zion! Pſ. 10. Singet dem HErrn und lobet Seinen Namen! Pſ. 2. Es iſt ja unſer HErr, den wir anbeten. Es ſinge Ihm, was einen Odem hat, Ihn zu loben. Vor Seinem Thron ſtehen die Harfenſpieler, die ſingen das Lied des Lammes. Bei Ihm, auf dem Berge Zion, ſtehen die Erſtlinge. Die ſingen ein neues Lied. Wir dürfen auch mit einſtimmen, wenn anders unſer Herz ſich Seiner freuen kann. Er wird unſer ſchwaches Lob nicht verſchmähen; denn Er iſt gnädig. Thut es demnach mit ganzem Herzen, und nicht nur mit erhabener Stimme, ſondern mit erhabenem Geiſte, wenn wir jezt noch Ihm zu Ehre ſingen wollen: Chriſtus fuhr gen Himmel! Was ſandt' Er uns hernieder? Den Tröſter, den heiligen Geiſt; dem ſollen wir glauben allermeiſt. Halleluja!

So wiſſe nun das ganze Haus Iſrael gewiß, daß GOtt dieſen JEſum, den ihr gekreuzigt habt, zu einem HErrn und Chriſt gemacht hat! Das war eine freiwillige und mächtige Anſprache des Apoſtels Petrus, da er erſtmals von JEſu predigte. Ap.Geſch. 2, 36. Seine Rede gieng ſeinen Zuhörern durchs Herz. Sie hatten dieſen JEſum verläugnet, verworfen und zum Kreuzestode verurtheilt. Er ſollte nicht Der ſeyn, auf welchen ſie nach der Verheißung warteten. Da tritt der erſte Zeuge ſeiner Herrlichkeit auf, und ſagt ihnen in's Angeſicht: eben Der iſt's, den Ihr nicht wolltet! GOtt hat es bewieſen, da Er Ihn auferwecket und Ihm die Herrlichkeit gegeben hat. An Ihm ſind die Weiſſagungen Davids und die ganze Schrift erfüllet. Wir ſind Augenzeugen, was an und mit Ihm geſchehen iſt, da Er gen Himmel fuhr. Nun iſt unſer Herz voll von Seinem Geiſt, euch Seinen Namen zu verkündigen und Sein Heil anzutragen. Das wiſſe nun das Haus Iſrael gewiß; nun iſt kein Zweifel mehr; nun iſt es göttlich bewieſen; nun gilt es nicht mehr, ſich Bedenken zu machen. Was wollt ihr einwenden? GOtt hat es Selbſt gethan. GOtt hat Ihn zum HErrn und Chriſt gemacht! — Das iſt ein Antrag, der das Herz zerſchmelzen, der den Sinn erſchüttern und unter JEſum beugen kann. Und Petri Wort hatte auch Seine kräftige Wirkung. Es heißt ſogleich: Da ſie das höreten, gieng's ihnen durch das Herz, und ſie ſprachen: ihr Männer, lieben Brüder, was ſollen wir thun? Ich wünſche, daß es auch jezt in der Kraft des Geiſtes geſchehen und alle Herzen zu Ihm ziehen möge, wenn ich nun meinen lieben Zuhörern vorhalten will:

Den von GOtt zum HErrn und Chriſt gemachten JEſum.

I. Wie Er von GOtt zum HErrn und Chriſt gemacht ſey;
II. Wie Er es beweiſe, daß Er es ſey;
III. Wie wir uns dießfalls gegen Ihn zu verhalten haben.

Nimm Dir Deine Ehre auch von uns, o JEſu! Laß es uns Allen durchs Herz gehen! Amen.

I. Wir reden zuerſt davon, wie JEſus von GOtt zum HErrn und Chriſt gemacht worden ſey. Das iſt geſchehen durch die mächtige Wirkung, davon es im Evangelium heißt: Und der HErr, nachdem Er mit ihnen geredet hatte, ward er aufgehoben gen Himmel, und ſitzet zur rechten Hand GOttes. So ward Er zum HErrn und Chriſt gemacht. Ei, möchte man denken: Iſt Er es nicht ſchon vorher geweſen? Heißt ihn doch auch hier Marcus den HErrn vor Seiner Himmelfahrt. Auch Seine Jünger hatten Ihm ſchon dieſen Namen gegeben, da Er bei ihnen war, und Ihn vor den Chriſten erkannt und bekannt. Antwort: Ja, Er war es, ſeitdem Er Sein ewiges Leben in die Menſchen gebracht und ſich mit unſerm Fleiſch verbunden hatte. Aber Er entäuſſerte Sich Seiner Gewalt, die Er hatte und gebrauchen konnte; ward niedrig und gering, und nahm an ſich eines Knechtes Geſtalt. Sonſt hätten Ihn die Juden nicht kreuzigen und tödten können. Aber nachdem Er durch Seinen Gehorſam uns verſöhnet, erlöſet hat, und für uns Alle gerechtfertigt worden iſt von Seinem Vater, ſo wollte Er Seine Herrlichkeit, die Ihm gebührte, nicht ſelbſt annehmen (denn er hatte ſie zur Ehre des Vaters, zur Heiligung Seines Namens für alle Sünder, abgelegt), ſondern erſt vom Vater, zum Zeichen Seines vollendeten Werkes, empfangen. Darum ſagt Er Joh. 17.: Vater, verkläre mich bei Dir ſelbſt mit der Klarheit, die ich bei Dir hatte, ehe denn die Welt war! Und das iſt geſchehen, da GOtt Ihn erhöht hat. Da hat er die überſchwengliche Größe Seiner Kraft bewieſen, die Paulus ſo hoch preiſet. Eph. 1. GOtt hat alle Dinge unter Seine Füße gethan, und hat Ihn geſetzt zum Haupt der Gemeine über Alles, welche da iſt Sein Leib, nämlich die Fülle deß, der Alles in Allem erfüllet. Nun laſſet uns recht bedenken, was damit geſchehen iſt. Ein wahrer Menſch, wie wir, iſt nun der HErr im Throne GOttes. Er hat noch einen Menſchenleib; denn nach Seiner Auferſtehung ſagt Er zu Seinen Jüngern: ein bloßer Geiſt hat nicht Fleiſch und Bein. Das iſt das große Wunder des Vorſatzes GOttes, daß er Seine Macht und Herrlichkeit einem Menſchen gegeben hat, daß nun ein Menſch der Selbſterhalter aller Creatur, der HErr und König über alle Geſchöpfe iſt. Er iſt verkläret, hat aber noch ein Menſchen-Angeſicht, und wird ſich wieder ſehen laſſen als ein Menſch mit Seiner offenen Seite, und kennbar ſeyn, daß Er der JEſus iſt, der am Kreuze gehangen. Ihn, den Menſchen, müſſen alle Engel GOttes anbeten, und unter allen Geſchöpfen ſind die Menſchen ſeine nächſten Anverwandten. Darum heißt Er der Chriſt, d. i. das geſalbte Haupt Seines Leibes. O wie hoch ſind wir geadelt, daß wir zum Geſchlecht deſſen gehören, der HErr im Throne iſt! Da dürfen wir zu Ihm ſagen, wie Juda zu David 2 Sam. 5.: Wir ſind Deines Gebeins und Deines Fleiſches, darum ſollſt Du HErr, Hirte und König über uns ſeyn!

So wiſſet nun, ſo bedenket nun, laſſet es euch zu Herzen dringen: Dieſer iſt's, und kein Anderer! Ihm gebühret die Königliche Ehre! Gut, daß wir es wiſſen! Wo ſoll ich mich nun wenden hin? Zu Dir, o JEſu, ſteht mein Sinn! Weg Sünde! Weg Welt! Dir geb ich nicht mein Herz, ſondern Dir, meinem HErrn und Chriſt, der es ſich erworben hat zum Eigenthum. Du ſollſt es ganz und gar allein auf ewig haben; Dein ſeliger Unterthan will ich immerdar ſeyn. —

II. Wie beweiſt es nun JEſus, daß Er von GOtt zum HErrn und Chriſt gemacht ſey? Dadurch, daß Er Seinen Jüngern den Befehl gibt und die gemeſſene Inſtruction: Alle Welt ſteht euch nun offen; geht überall hin, und predigt das Evangelium!

Auf der Erde ſind ſonſt die Herrſchaften, Gebiete und Königreiche ausgetheilt. Ein jegliches Land hat ſeinen eigenen Herrn. Da muß man erſt fragen, weſſen Unterthanen dieſe oder jene Leute ſind, und wer ihr Landesherr ſey. Aber JEſu iſt nichts verſperrt. Er hat die größte, die allgemeine Alleinherrſchaft über Himmel und Erde; wo man iſt, ſteht man unter Ihm. Er iſt HErr auf der Erde, hoch über alle Götter der Erde erhaben. Seine Knechte dürfen in alle Länder kommen und JEſum antragen. Der König und Herr des Landes darf ſich ſo wenig weigern, Ihn dafür zu erkennen und anzunehmen, als ſeine Unterthanen. Das hat Er angerichtet durch Seine Gewalt über Himmel und Erde Matth. 28. Und ſeitdem ſeine erſten Boten ausgegangen ſind in die Welt, gehet es fort bis dieſe Stunde. Ja, wenn Er nicht geweſen wäre, die Religion auf Seinen Namen wäre ſchon lange vertilgt. Er hat ſich Seine Seelen überall geſammelt, und kein Kaiſer konnte Ihn vom Erdboden verdrängen. Domitianus ließ ſich in ſeinem Titel ſchreiben: „Vertilger des chriſtlichen Namens“, aber der Chriſten Name beſtehet noch; Niemand kann Ihn vom Throne ſtürzen, denn Er beweiſt es in der Kraft. Es heißt: Und der HErr wirkte mit ihnen und bekräftigte das Wort. Es haben ſich Wunder und Kräfte bewieſen; die gelten noch als Siegel des Evangeliums, und es beweist ſich noch. Wenn ſich Seelen bekehren, das iſt Kraft GOttes; wenn dieſe Erkenntniß angenommen wird, das iſt Kraft Chriſti; wenn man über dem Glauben an JEſum alle Vortheile der Welt in die Schanze ſchlägt, das iſt Kraft Chriſti; wenn man ſein Leben um JEſu willen aufgibt, das iſt Kraft Chriſti; das beweist, daß Er der HErr im Thron iſt, auf daß, wie Er ſagt, „auch die Welt erkenne, daß Du mich geſandt haſt!“ Joh. 17, 23.

Ferner beweist es JEſus, daß Er von GOtt zum HErrn und Chriſt gemacht ſey, dadurch, daß es allein bei Ihm ſteht, ſelig zu machen, die an Ihn glauben. Darum ſtellt Er dieß Grundgeſetz: Wer da glaubt, der wird ſelig werden. Es iſt ein General-Pardon für Alle, die ſich zu Ihm wenden. Das iſt ein großes Wort: Wer ſich zu mir hält, dem ſoll es in Ewigkeit nicht fehlen; Ich bin im Stande ihm zu helfen, zu erretten und ihn in's Haus GOttes zu bringen. Durch Seine Erniedrigung hat Er dieß Recht erworben, und im Stande der Erhöhung führt er nun dieß Sein Recht aus zum Heil der Seinigen. Auf Ihn kommt es allein an. Wer ſelig werden will, der muß es von JEſu erlangen. Er allein kann den Sünder begnadigen, ſegnen und herrlich machen.

Endlich beweist es JEſus dadurch, das Er richten und verdammen kann Alle, die nicht an Ihn glauben. Wer nicht glaubt, der wird verdammt, denn Ihm iſt alles Gericht übergeben. Joh. 5. Wer Ihn demnach nicht lieben mag, der ſoll Sich doch vor Ihm fürchten und erzittern. JEſus giebt nichts ab von dem Anſehen, daß Ihm gebührt. Das wird ſich einſt zeigen, wann er ſprechen wird: Dieſe meine Feinde, die nicht wollten, daß ich über ſie herrſchen ſollte, bringet her und erwürget ſie vor mir! Luc. 19, 27.

III. Wie ſollen wir uns nun gegen den von GOtt zum HErrn und Chriſt gemachten JEſus verhalten?

Ihm glauben. Blos am Glauben liegt es! Das Wort iſt bekannt; aber was das ſey: glauben an JEſum, iſt den Meiſten, die ſich zum Glauben an Ihn bekennen, doch fremd und unbekannt. Glauben iſt nicht nur wiſſen, zugeſtehen, ſagen: Er iſts, ich verlaſſe mich auf ihn u. ſ. w.; Glauben iſt eine Herzensſache. Hier heißt es: Er ſchalt ihren Unglauben und ihres Herzens Härtigkeit. Wer noch ein hartes, unempfindliches Herz gegen JEſum hat, der glaubt nicht, wenn er es ſich ſchon einbildet. Das Herz muß erſt durch Seine Erkenntniß weich werden; alle Begierden der Seele nimmt der Glaube ein. Glaube iſt eine Kraft Chriſti im Herzen. Das bindet an JEſum, vereinigt mit Ihm. Nur an dem Glauben liegt's.

Nun, ihr Lieben! JEſus iſt auch Euer HErr und Chriſt! Ihr werdet Ihm nichts abläugnen. Aber glaubet ihr an Ihn? Wer es glaubt, haben wir geſungen, deß Herz wird freudenvoll. Hier gilt mehr, als was die Königin vom Reich Arabia zu Salomo ſagte: Selig ſind Deine Leute und Deine Knechte, die allezeit vor dir ſtehen und Deine Weisheit hören! 1. König 10, 8. Ein Solcher freut ſich, ſo oft er nur daran gedenkt, daß er einen ſolchen HErrn hat. Er vertraut Seiner Gnade, er verläßt ſich auf Seine Macht: bei Ihm kann mir's nie übel gehen; und wenn mir Leib und Seele verſchmachtet, ſo iſt Er doch meines Herzens GOtt. In Ihm bin ich ſelig. — Prüfet euch, ihr Lieben! Wie ſteht es um Eure Herzen, wenn der HErr auch in äußeren Umſtänden Proben eures Glaubens von euch fordert? O wenn wir Glauben hätten, ſo könnten wir alle Furcht, die durch die Länder dringt in dieſer Zeit, alle Noth der Erde deſto leichter und getroſter überſtehen. Da hieße es: ich halte mich zu meinem HErrn, der Macht hat über alles Fleiſch. Der Glaube würde das Herz ſtillen, und alle Furcht vertreiben. Nur an dem Glauben liegt's! O bekümmert euch vor allen Dingen um einen ſolchen Glauben, der ſich feſt und ſtark an JEſum und an Seine Macht halten kann! Das iſt Seine Ehre! Er wird es beweiſen, daß Er der HErr iſt, der den Glauben Seiner Auserwählten nie läſſet zu Schanden werden. Amen!

Eine andere Predigt am Feſt der Himmelfahrt Chriſti.

Deinach, 1753.

Evangelium: Marc. 16, 14—20.

Zuletzt, da die Eilfe zu Tiſche — mitfolgende Zeichen.

Gnade ſey mit uns vom Thron, darauf JEſus HErr und König iſt, denn Er iſt aufgefahren gen Himmel, und ſitzet jetzt zur rechten Hand GOttes! Dadurch hat Er die Herrlichkeit empfangen vom Vater; Er hat Seine Majeſtät angezogen, wie ein Kleid. So iſt Er verkläret worden in GOtt, und hat jetzt die unumſchränkte Macht über alle Dinge, zu zeigen, daß Er der HErr ſey, dem der Thron gebührt! Von dieſem Seinem Throne gehet aus die Gnade, die den Sündern zum Heile hilft, und das Recht, unter welches ſich alle Creatur beugen muß. Wer ſeinen Geiſt erheben kann, wer über dieſe Verklärung JEſu ſich mit ganzem Herzen und mit aufgeklärten Sinnen freuen kann, der iſt denſelbigen Augenblick ein ſeliger Menſch. Er wird eine Kraft empfinden, die ihn zu den unſichtbaren Dingen tüchtig macht, und in die Gemeinſchaft mit GOtt verſetzt. So viel trägt es den Menſchen aus, daß ſie wiſſen, wenn ſie es anders glauben können, daß JEſus von Nazareth in GOtt verkläret, und der HErr im Throne der göttlichen Majeſtät ſey! Nun, ihr Lieben, das ſind die Wahrheiten, davon ich aus Gelegenheit des heutigen Feſtes zu reden habe. JEſus verkläre ſelbſt Seinen Namen in unſern Seelen durch Seinen Geiſt, und laſſe eine Gnade von Seinem Thron in dieſer Stunde in unſere Mitte kommen, damit Er Seine Ehre auch an uns erreiche zu Seinem Preis!

„Nun iſt des Menſchen Sohn verkläret!“ Das war der Ausſchlag, den der ganze Lauf JEſu bekommen hat an dem Tage, deſſen Gedächtniß wir heute begehen. Er hatte ſchon in den Stunden Seiner tiefſten Erniedrigung Seinen Geiſt darauf gerichtet; Er wußte, was Ihm bevorſtand; Er ſah das Ziel Seines Laufes ſchon als gegenwärtig vor ſich. Darum ſagt Er Joh. 13, 31: Nun iſt des Menſchen Sohn verkläret, und GOtt iſt verkläret in Ihm. Iſt GOtt verkläret in Ihm, ſo wird Ihn GOtt auch verklären in Ihm ſelbſt, und wird Ihn bald verklären. Ja, bald nachher beſpricht Er ſich mit Seinem Vater darüber, und ſagt zu Ihm: Nun, verkläre mich, Vater, bei Dir ſelbſt mit der Klarheit, oder Herrlichkeit, die ich bei Dir hatte, ehe die Welt war! Und ſo iſt es eingetroffen. Das Angedenken Seiner Himmelfahrt gibt bis auf den heutigen Tag ein unwiderſprechliches Zeugniß davon, und die Kirche preiſet mit Freuden die Würde und Herrlichkeit, die JEſus, der Erlöſer, bei GOtt und auf Seinem Thron empfangen hat. In eben dieſem Sinn werde ich dießmal reden:

Von der Verklärung JEſu in und bei GOtt, Seinem Vater.

Hiebei wollen wir erwägen:

I. Wie dieſe Verklärung geſchehen ſey;
II. Was ſie für große Wirkungen habe?
III. Wie wir derſelben Wirkung theilhaftig werden?

JEſus iſt in GOtt verkläret. Der ewige Vater hat Ihn bei Sich ſelbſt verkläret mit der Herrlichkeit, die Er als der eingeborne Sohn ſchon bei Ihm in Seinem Schooß hatte, ehe die Welt war. Das ſind die wichtigſten und erhabenſten Gedanken, die wir von JEſu haben können. Das iſt die höchſte Wahrheit, die von Ihm der Welt verkündigt werden mag. Ach, wem dieſe Klarheit in's Herze ſtrahlt, der iſt ſogleich in ſeinem Herzen und Geiſt ein himmliſcher Menſch! Was wäre mehr zu wünſchen, als daß wir dieſe Sache recht erkennen und in's Herz faſſen könnten! Nun, wir wollen dieſer Wahrheit nachgehen, und ſehen:

I. Wie dieſe Verklärung geſchehen ſey. Antwort: dadurch, daß an Ihm geſchehen iſt, was unſer heutiges Evangelium bezeuget: Er ward aufgehoben zuſehends, und ſitzet zur rechten Hand GOttes. Ebendieſer JEſus von Nazareth, der am Kreuz gehangen, der Menſchen Sohn, der in der größten Schmach ſein Leben gelaſſen, und hernach in der Kraft eines neuen Lebens ſich Seinen Bekannten wieder gezeigt und geoffenbart hat, ebendieſer JEſus, der Maria Sohn, deſſen Werk verworfen wurde, verläßt in Gegenwart Seiner Jünger die Erde, erhebt ſich himmelwärts mit ebenderſelben ſichtbaren und greiflichen Menſchheit, mit der Er vorher unter ihnen war; ja, es iſt Ihm nichts im Wege, durch alle Himmel durchzugehen (Ebr. 4.), und bis in den Thron, bis in das klare Licht der göttlichen Majeſtät einzugehen, noch mehr, ſich daſelbſt zur Rechten d. i. in den völligen eigenthümlichen Beſitz aller Gottesherrlichkeit zu ſetzen. — Was iſt damit geſchehen? Ein Wunder, darüber alle Engel erſtaunten, eine Begebenheit, die kein Verſtand hätte ausſinnen können, ein Geheimniß, das in GOtt verborgen geweſen iſt bis auf den Tag, da Er es an Seinem Sohne gezeiget und geoffenbart hat! Was iſt Höheres und Wichtigeres zu denken, als, daß ein wahrer Menſch mit Leib und Seele nicht nur an den Ort und in die Geſellſchaft der vornehmſten und ſeligſten Geſchöpfe aufgenommen wird, und unter ihnen den Vorzug und die erſte Würde hat, ſondern daß Ihn GOtt in Seine eigene ewige, ſonſt unzugängliche Klarheit hineinnimmt, Ihn zu Seiner Rechten ſetzt, d. i. Ihm nicht nur den vollen Genuß, ſondern den wirklich vollmächtigen, eigenthümlichen Beſitz aller Seiner Herrlichkeiten gewährt, und Ihn bei ſich hat, wie Er den Sohn von Ewigkeit in Seinem Schooße hatte! Und Das iſt unſer JEſus, der uns ſo nahe angeht. Von dem Sohne heißt es: das ewige Leben, das beim Vater war, das iſt uns erſchienen. 1 Joh. 1, 1. Nun, in dieſer geoffenbarten Menſchengeſtalt iſt Er wieder beim Vater. Nun iſt der Menſch JEſus, unſer Mittler, in GOtt, wie es von Ewigkeit Wahrheit war, daß der Sohn im Vater und der Vater im Sohne ſey. Nun leuchtet alle Herrlichkeit GOttes aus dem Menſchenangeſicht JEſu. 2 Cor. 4, 6. Nun iſt Sein Herz der Tempel der unergründlichen Fülle des ewigen Lebens geworden. Denn in Ihm wohnet nun die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig. Col. 2, 5. Nun iſt uns der ſchwache, der geringe, der verachtete JEſus groß, hoch erhaben, herrlich, mächtig genug geworden, unſer HErr und GOtt zu ſeyn. Nun iſt es erwieſen, wer Er ſey, und was wir an Ihm haben. Und wer da glaubet, und Ihm dafür danken kann, daß Er um ſeinetwillen die Schmach getragen und für ihn Sein Blut am Kreuze vergoſſen hat, der gönnet Ihm Seine Ehre von Herzen, und ſpricht nicht zu hoch von Ihm, wenn er mit Thomas zu Ihm ſagt: Mein HErr und mein GOtt! denn Er iſt es auch, GOtt über Alles gelobet in Ewigkeit, das ſichtbare Ebenbild des unſichtbaren GOttes, der Abglanz Seiner Herrlichkeit, den alle Engel GOttes anbeten, und dem allein der Thron gebührt!

II. Was für große Wirkungen hat die Verklärung JEſu in und bei GOtt, Seinem Vater? Es ſteht nun bei Ihm, und es kommt nun blos auf Seine Macht an, ſelig zu machen und zu verdammen. Es heißt: Und der HErr, nachdem Er mit ihnen geredet hatte, ward Er aufgehoben. Er hatte den Plan gegeben, wornach ſich in der Zeit und in der Ewigkeit Alles richten werde. Er konnte der ganzen Welt anbieten laſſen, ſich zu Ihm zu halten; Er konnte aller Creatur das Heil verſprechen, wenn ſie Ihn ehren würde. Er konnte das unverbrüchliche Recht feſtſetzen, daß, wer nicht an Ihn glauben würde, der ſollte ſein Urtheil tragen. Und daß es dabei ſein Bewenden auf ewig habe, daß dieſes das unwandelbare Grundgeſetz des heiligen Berges ſey, ſetzt Er ſich auf den Thron. Mit der Majeſtät Seines Throns beſtätigt Er Sein Evangelium, welches auf Erden verkündigt wird. So wahr JEſus im Throne und zur Rechten GOttes iſt, ſoll es keinem Sünder fehlen, der Ihn zum HErrn hat, daß er nicht ſelig werde. So wahr JEſus lebt, ſoll Keiner durchkommen, der Ihn nicht liebt, daß er nicht ſollte verdammt werden. Gerechtigkeit und Gericht iſt Seines Stuhles Feſtung, Gnade und Wahrheit ſind vor ſeinem Angeſicht. Von Seinem Throne geht Gnade aus, bei Ihm ſteht das Recht, wornach Er den Weltkreis richten wird; und Sein Name vermag Alles, was ſich in Seinem Reiche noch immer ausweiſen ſoll. GOtteskräfte ſollen ſich regen, die über die Natur gehen. Unſer JEſus iſt ein großer HErr, ein großer König über den ganzen Erdboden. Mit einem Gedanken Seiner heiligen Seele regiert Er Alles. Sein Wort behält den Sieg. Alle Creatur hängt von Ihm ab, und die Wirkungen Seiner Herrlichkeit erſtrecken ſich in alle Ewigkeiten.

III. Wie werden wir aber dieſer großen Wirkung theilhaftig? Antwort: Durch den Glauben. Man kann leicht denken, daß Glaube hier könne unmöglich ein kahler, leerer Gedanke des Gemüths ſeyn, womit man etwa kaltſinnig zugeſteht, daß es dem alſo ſey. Wer ſolche Dinge von JEſu vernimmt und in Wahrheit gelten läßt, wie kann es anders ſeyn, als daß es ihm ſeines Herzens Grund, das Herz ſelbſt einnimmt! Und wirklich, der wahre Glaube nimmt die ganze Seele ein. Er empfängt eine Kraft, die vom Throne ausgeht, und dieſe knüpft ihn wiederum an den Thron; und ob er auch noch auf Erden lebt, ſo weiß er doch, wem er angehört und mahnt ſich daran. Er lebt im Glauben des Sohnes GOttes. Amen.

Am Sonntag Exaudi.

Weinsberg, 1760.

Evangelium: Joh. 15, 26. 27. und 16, 1—4.

Wenn aber der Tröſter kommen wird, welchen ich euch ſenden werde vom Vater, der Geiſt der Wahrheit, der vom Vater ausgehet, der wird zeugen von mir. Und ihr werdet auch zeugen, denn ihr ſeyd von Anfang bei mir geweſen. Solches habe ich zu euch geredet, daß ihr euch nicht ärgert. Sie werden euch in den Bann thun. Es kommt aber eine Zeit, daß, wer euch tödtet, wird meinen, er thue GOtt einen Dienſt daran. Und Solches werden ſie euch darum thun, daß ſie weder meinen Vater, noch mich erkennen. Aber Solches habe ich zu euch geredet, auf daß, wann die Zeit kommen wird, daß ihr daran gedenket, daß ich's euch geſagt habe. Solches aber habe ich euch von Anfang nicht geſagt, denn ich war bei euch.

JEſus iſt nun der HErr im Throne, ſeitdem Er aufgefahren iſt und ſich geſetzet hat zur Rechten der Majeſtät. Er iſt der Pfleger d. i. der vollmächtige Regent und Verwalter der ganzen Sache GOttes. Alles iſt Ihm übergeben vom Vater; auch alle Creatur iſt Ihm unterthan gemacht, denn Er iſt erhöhet über Alles und hat den Thron eingenommen, da Er über Alles und in Allem waltet, ja Alles mit Seiner allwirkenden Gegenwart erfüllt. Darum herrſcht Er auf Seinem Thron und führet Sein Regiment in Gnade und Wahrheit, zum Wohlgefallen und zur Ehre des Vaters. Denn das Vornehmen GOttes ſoll durch Seine Hand fortgehen. Jeſ. 53. Der Vater ſelbſt hat Alles auf Ihn geſtellt: „Ich habe meinen König eingeſetzt auf meinem heiligen Berge Zion." Pſ. 2, 6. Darum ſoll und wird Er unter Seiner Regierung den ganzen Vorſatz GOttes über alle Creatur ausführen. Das iſt ja ein großes Werk, ein göttliches Geſchäft, welches der Vater Seinem Sohne, dem verklärten Menſchen-Sohn JEſu von Nazareth, anvertraut hat! Darüber wird Er Ehre und Preis und Herrlichkeit haben, wenn Er Sein Pflegamt d. i. Seine königliche Verwaltung und Regierung wird ausgeführet haben. Wollen wir JEſum kennen und ehren als unſern HErrn, ſo müſſen wir uns auch in Seine Regierung je mehr und mehr verſtehen lernen.

Es iſt demnach nöthig, auch davon zu reden und Unterricht zu geben. Ich will deßwegen vorſtellen:

Das Regiment des HErrn JEſu von Seinem Thron aus unter den Menſchen auf Erden;

und zwar: wie Er dieß Sein Regiment führe
I. Durch Seinen Geiſt;
II. Mitten unter den Widerwärtigkeiten der Welt;
III. Zu Seiner und Seines Vaters Verherrlichung.

Als JEſus in den Himmel und auf den Thron der Majeſtät zum Vater gekommen, hat Er die Regierung übernommen und angetreten, und von dem an herrſchet Er in der höchſten GOttes-Macht und Herrlichkeit. Sein Regiment währet an einem fort, bis Er den ganzen Rath GOttes d. i. das Geheimniß Seines Willens ausgerichtet und vollendet hat. Laſſet uns bedenken, wie Er regiere. Deßwegen will ich zeigen:

I. Wie JEſus von Seinem Thron aus durch Seinen Geiſt unter den Menſchen auf Erden das Regiment führt. JEſus redet noch immer von Seinem Hingang zum Vater mit Seinen Jüngern und verſpricht ihnen: Ich will euch den Geiſt ſenden, das iſt, den Geiſt der Wahrheit, davon ich bisher geredet habe; da wird erſt die volle Kraft und das innige Einwirken des Geiſtes dazu kommen zu der Wahrheit, darauf ihr geglaubet habt, daß Ich ſey JEſus, der Sohn GOttes. Er ſelbſt wird zeugen von mir. Merket hievon Folgendes: Die ganze Erde iſt ausgetheilt unter die Regierungen und die verſchiedenen Herrſchaften der Könige und Fürſten, welche ihr Regiment führen über die Länder und alle Theile der Welt, wo Menſchen wohnen. Aber ihre Herrſchaft und ihr Regiment geht nur auf die leiblichen Umſtände dieſes äußerlichen Lebens zur Handhabung der Ruhe und zur Unterhaltung des bürgerlichen Wohlſtandes. Kein Fürſt und König, ſo groß und mächtig er war, hat ſich je angemaßt, Herr über die Seelen der Menſchen zu ſeyn, und über die Gewiſſen und Herzen derſelben zu herrſchen. Daher wäre eine unzählige Menge der Creaturen in der Welt übrig, welche unter gar keinem Regimente ſtünde, wenn nicht JEſus über ſie herrſchte. Das wäre ja die größte Unordnung. Die Seelen der Menſchen ſind ja edle Geſchöpfe, an welchen ſich GOtt offenbaren und verherrlichen will. Sollte Er ihnen nicht auch einen HErrn ſetzen, der über ſie herrſche und ſie nach dem Willen und Wohlgefallen und den Abſichten ihres Schöpfers gemäß regiere? Ja wohl; darum iſt JEſus HErr über die Seelen, über die Herzen und Gewiſſen. Sein Regiment geht tiefer und dringt weiter ein, als alle Gewalt der Könige der Erde. Daher wird auch Sein Regiment nicht mit äußerlicher Gewalt, nicht mit ſchreckhaften Zwangsmitteln, wie die Fürſten der Welt regieren, geführt, ſondern durch Seinen Geiſt. Der Geiſt gehet aus vom Thron, von welchem die ganze Regierung abhängt. Im Evangelium heißt es: der vom Vater ausgehet, den will ich ausſenden. In der Offenbarung Cap. 4 iſt uns der Thron GOttes beſchrieben; da heißt es: Und ſieben Fackeln brannten vor dem Stuhl, welches ſind die ſieben Geiſter GOttes. Daher hat der Geiſt GOttes ſchon auch bei der Schöpfung gewirket; 1. Moſ. 1.; und David merket auf den allgegenwärtigen Geiſt Gottes Pſ. 139, 7.: Wo ſoll ich hingehen vor Deinem Geiſt? Und wo ſoll ich hinfliehen vor Deinem Angeſicht? Aber da das Lamm im Throne zu ſehen war, da waren es die ſieben Augen des Lammes, ausgeſandt in alle Lande. Offb. 5, 6. O eine große Sache! Wie regiert JEſus? Mit Seinen Augen-Winken regiert Er. Wo Er hinſieht, da geht Sein Geiſt aus und kommt hin, wohin ihn JEſu Auge beſtimmt hat. Und ſo allenthalben, wo Seelen ſind, an welche JEſus etwas bringen will, wie ein König an ſeine Unterthanen bald an Alle, bald an einen Einzelnen etwas zu befehlen oder Gnade zu erzeigen hat, und einen Boten und Erlaß ſendet. Die Befehle gehen alle vom Thron aus in Seinem Geiſt in alle Lande, ſo ſchnell (denn der Geiſt iſt behend), daß kein Sonnenſtrahl ſo ſchnell vom Himmel auf die Erde kommt, als die Bewegung des Geiſtes geht, vom Augenwink und Herzenswillen JEſu. Da muß ſich nun ein Herz, das JEſum als ſeinen HErrn bekennt, darunter hinſtellen und denken: ſo weit ich noch vom Thron entfernt bin (man kann noch berechnen, wie viel Millionen Meilen es bis an die Sonne ſey, aber bis zu dem Thron hören alle Rechnungen auf, und doch iſt JEſus in Seinem Geiſt augenblicklich da, viel ſchneller, als man denken kann), ſo iſt mir das Regiment JEſu doch innigſt nahe. Augenblicklich iſt der Geiſt da und wirket nach dem Willen JEſu an mir. Darum heißt es:

Er zeuget, er macht JEſum und Seinen Willen kund. Das iſt Kraft, Einwirkung ins Innerſte, in den Willen, in das Leben der Seele. JEſus läßt Sein Wort durch Seine Boten äußerlich verkündigen und Seinen Willen zur Seligkeit anſagen. Aber innerlich zeuget der Geiſt. Durch Seinen Geiſt richtet JEſus an der Seele aus, was Er gerne ſehen will. Und da iſt der Geiſt geſchäftig bei der *Wahrheit* in mancherlei Wirkungen; nicht nur einmal, wenn das Herz erwecket wird, ſondern an einem fort, bis die Seele zugerichtet und bereitet iſt zu dem ganzen Zweck ihrer Gnadenwahl und göttlichen Beſtimmung. O was gehet da in den Seelen vor! Mehr, als in dem ſichtbaren Regiment der ganzen Welt zu ſehen iſt. Wenn wir das mit Augen ſehen könnten, wie würde uns das Regiment JEſu ſo anbetungswürdig ſeyn! Da zeigt ſich die mannigfaltige Weisheit, die überſchwengliche Gnade zur Bewunderung aller Engel. Epheſ. 3, 10.

Aber leider wiſſen oder verſtehen unſere Chriſten wenig oder nichts mehr vom Geiſte. Wo man noch Wahrheit achtet, da geſchieht es nach Ueberlegung des menſchlichen Verſtandes; wo noch guter Wille iſt, ſo iſt es Moral, wovon man ihn herleitet. Aber was *Geiſt* ſey, und wie JEſus durch Seinen Geiſt unter den Menſchen wirke, darauf achtet man nicht, davon hält man nichts. Daher bleibt wohl das Regiment JEſu in Seinem Geiſt den Meiſten verborgen. Wunderbar, daß ein ganzes Reich und Regiment in der Welt iſt, davon die Welt nichts weiß! (Joh. 14, 17.) Aber es gehet doch fort, und Alle, die JEſu gehorſam worden ſind, merken darauf und laſſen ſich unterweiſen und regieren. Und ſo hat JEſus Sein Reich auf Erden an den Herzen und Seelen, und zwar

II. *mitten unter den Widerwärtigkeiten der Welt.* Das ſagt JEſus Seinen Jüngern vorher. Er bezeuget dadurch voraus, Er wolle Seine Sache unter den Menſchen nicht ſo führen, daß die Welt Ihm und ihnen keinen Widerſtand thun könne. Das ſey nicht Seine Art. Er nimmt Seine Diener dazu an, daß ſie gehaſſet und getödtet werden. Würde JEſus einen einzigen Diener bekommen, wenn nicht Sein Geiſt in ihnen wäre, der ſie ſtärkete und ihnen ihren HErrn verklärte? Aber alle dieſe Schickſale machen das Regiment im Geiſte nicht gering, ſondern herrlicher. Man überwindet

Alles weit in der Kraft des Geiſtes, (Röm. 8, 37.) ob man ſchon ſein Leben nicht liebet bis an den Tod. Offenb. 12. Daher muß man ſich auch darinn verſtehen lernen, daß man ſich nicht ärgere, daß man keinen Anſtoß daran nehme und denke entweder: es iſt nichts, wenigſtens nicht viel daran, was man von der Sache ſagt, denn die Menſchen ſind ja überall dawider; oder: wenn man JEſu dienen ſoll, ſo ſollte Er ja durch Seine Macht wehren, daß man einen nicht ſo hindere, der es mit Ihm redlich meint. Nein! Er regiert durch Seinen Geiſt, Er muß herrſchen mitten unter Seinen Feinden! Pſ. 110. Das iſt der Plan und der Gehalt Seiner Regierung, den Ihm der Vater gegeben; darum muß Er warten, bis daß alle Seine Feinde zum Schemel Seiner Füße gelegt werden; Ebr. 10. und die Seinen müſſen auch warten. Aber es gelingt Ihm doch und wird Ihm gelingen, daß alle Seine Feinde zum Schemel Seiner Füße gelegt werden, wie es die Offenbarung deutlich zeigt.

III. Das Regiment des HErrn JEſu von Seinem Thron aus unter den Menſchen auf Erden geſchieht zu Seiner und Seines Vaters Verherrlichung. Hier heißt es: die Welt iſt dawider, weil ſie weder meinen Vater noch mich erkennen; ſie wiſſen nicht, was mein und meines Vaters Sinn und Zweck iſt, darum geben ſie ſich auch nicht unter JEſu Regiment. Aber das iſt doch der Zweck, den Er erreichen wird, daß man Ihn und den Vater kennen lerne, daß GOtt Ehre habe von Seiner ganzen Schöpfung, daß JEſus Ehre habe von Seiner Regierung, und offenbar werde, was GOtt gewollt hat mit der Schöpfung, und was Er damit gewollt, daß Er JEſum vom Kreuz genommen und auf den Thron geſetzt hat. Da wird Sein Vorſatz an jedem Verſtande gerechtfertigt werden, namentlich zum Beweis Seiner Liebe. Joh. 17. Da läuft es hinaus.

Nun, ihr Lieben! Wie ſelig iſt der, der da weiß, daß er unter dem Regiment JEſu ſtehe! So wie Einer am Mittag ſagen kann: ich ſtehe gerade unter der Sonne, und ſie umgibt ihn mit ihren Strahlen, ſo gerade kann der, welcher unter JEſu Regiment ſich begeben hat, nun ſagen: Er iſt mein Haupt, mein Pfleger. Er regiert mir mein Herz; Er unterrichtet mich durch Seinen Geiſt; Seine Wahrheit iſt mir kräftig. Da ſteht man erſt wieder in der rechten Ordnung und Leitung, und in der Harmonie mit allen Seelen und

Geiſtern, die JEſum ehren, droben und hienieden. Sie werden Alle von Einem Geiſt belebt. Prüfe dich alſo, mein lieber Menſch: Unter was für einer Hand ſteheſt du? Wer regiert dein Herz? Wer wirkt in deiner Seele? Iſt es nicht JEſus und Sein Geiſt, ſo biſt du übel daran, ſo biſt du noch nicht in der Ordnung, in welcher du als ein Geſchöpf GOttes ſtehen ſollteſt. Aber wie erfreulich und tröſtlich kann es einem Herzen ſeyn, wenn es etwas von der Wirkung des Geiſtes an ſich ſpürt: das kommt mir ſchon vom Throne, JEſus hat an mich gedacht; Er iſt Menſch, und denkt doch menſchlich, herzlich, aber in der Fülle Seines Geiſtes; Sein Auge iſt auf mich gerichtet, und will es mich durch Seinen Geiſt wiſſen laſſen! — So wird man immer mehr mit Seinem Geiſte bekannt, und JEſus fährt fort, bis der Zweck erreicht iſt. Da iſt man ſelig in Ihm! Amen.

Wochenpredigt.

Badeort Teinach 1755.

Text Joh. 7, 37, 38: Wen da dürſtet, der komme zu mir und trinke; Wer an mich glaubet, wie die Schrift ſagt, von deß Leibe werden Ströme des lebendigen Waſſers fließen.

Ich zweifle nicht daran, es werde der vorhabende Gebrauch unſeres edlen Waſſers*) manche gute Gedanken erwecken, und ein GOtt ſuchendes Gemüth die Wunder ſeiner Güte, Macht und Weisheit mit Vergnügen zu betrachten anleiten. Denn die Geſchöpfe ſind überhaupt eine Leiter, an welcher wir zu GOtt aufſteigen können. Sie ſind ein vielfacher Beweis ſeiner väterlichen Fürſorge für die Menſchen, und ſeiner herzerhebenden Güte. Wir eſſen und trinken lauter Güte GOttes; und wenn uns Seine Güte in Allem, was Er uns darreicht, nur wohlthut und gedeiht, ſo gönnt Er es uns herzlich gerne. Ich wünſche daher, daß ein jeder Trunk unſeres edlen und geſegneten Waſſers einen erquicklichen Geſchmack der Güte GOttes mit ſich führen, und diejenige Erfriſchung der menſchlichen Natur um ſo leichter und gewiſſer gewähren möge, welche man durch dieſes von GOtt uns dargereichte Mittel zu erlangen trachtet. Aber JEſus hat noch ein köſtlicheres und vortrefflicheres Waſſer. Das iſt ein rechtes Lebenswaſſer. Wenn uns der Gebrauch unſeres Waſſers auch zu dem Durſt und Gebrauch deſſelbigen Waſſers erwecken und anleiten könnte, da würden wir erſt an Seele und Leib recht erfriſcht, erquickt und geſtärkt werden. Nun, daſſelbige Lebenswaſſer iſt uns ebenſowohl angeboten, als uns dieſes dargereicht wird. Wir können dieſes ebenſo leicht bekommen, als das andere natürliche Waſſer. Ich hoffe daher, es werde nicht unſchicklich ſeyn, von dieſem Lebenswaſſer, das uns JEſus anbietet, zu unſerer Aufmunterung weiter zu reden.

---

*) Die Predigt wurde zu Anfang der Badezeit gehalten.

Es hat der Heiland mehr als einmal vom Waſſer Gelegenheit genommen, Seine Sache, um welcher willen Er unter die Menſchen getreten iſt, anzupreiſen und anzubieten. Er ſaß einmal am Brunnen, war ſelbſt durſtig und begehrte von einem Weibe, ſie möchte Ihm zu trinken geben. Das Weib wunderte ſich, weil ſie eine Samariterin war. Da nimmt Er von ihrer Rede ſogleich Anlaß, ſie auf etwas Höheres und Nöthigeres zu führen. Er ſagt zu ihr: wenn du erkenneteſt die Gabe GOttes, und wer Der iſt, der zu dir ſagt: gib mir zu trinken: du bäteſt Ihn, und Er gäbe dir lebendiges Waſſer. JEſus hat demnach auch ein Waſſer, das Er geben kann; und das iſt ein lebendiges, reines, unverzehrliches Waſſer, dagegen die friſcheſte Quelle eines Brunnen auf Erden den Namen eines lebendigen Waſſers verliert. Wer es von Ihm begehrt, dem giebt Er es. Bei einer andern Gelegenheit, als Er ſah, wie man am lezten Tag des Laubhüttenfeſtes in großen und weiten Krügen Waſſer aus dem Brunnen ſchöpfte, und in den Tempel trug, trat er auf, redete die Waſſerträger mit lauter Stimme on und rief: Kommet zu mir, ich kann euch noch beſſeres Waſſer geben!

Wir ſehen alſo, daß uns JEſus nicht gerne nur bei dem natürlichen Waſſer ſtehen laſſen will. Iſt dieſes für unſern Leib und zur Erhaltung unſerer leiblichen Natur gut, nöthig, angenehm, erquicklich und heilſam: ſo ſoll unſer Herz und unſere Seele von ihm auch ein

Waſſer genießen, das ihr und unſerer geiſtigen Natur zu ihrer Erhaltung ebenſo nöthig, gut, angenehm, erquicklich und heilſam iſt. Ich wollte mich glücklich achten, und könnte keine größere Freude haben, als wenn ich alle unſre wertheſten Gäſte zu dieſer Quelle hinbringen, ja in Allen, die mich hören, einen rechten Durſt nach dieſem Waſſer erwecken könnte. Zum wenigſten haben wir bei gegenwärtiger Zeit und bei unſerer jetzigen Vorbereitung auf das bevorſtehende Pfingſtfeſt um ſo mehr Urſache daran zu gedenken. Daher will ich gerne mit meiner dermaligen Rede dazu Gelegenheit geben, und aus meinen verleſenen Textesworten vorſtellen:

Das von JEſu herzlich angebotene Lebenswaſſer.

Die Umſtände des Texts leiten uns ganz einfältig darauf, zu bedenken:

I. Wem dieſes Waſſer angeboten werde?
II. Wer Derſelbe ſey, der es geben wolle?
III. Was denn eigentlich die Sache ſey, die Er zu geben ſich anbietet?

Es heißt I. Wen da dürſtet. Freilich, ſo lange man keinen Durſt hat, kann man auch des ſonſt gewöhnlichen und nöthigen Trankes wohl entbehren. Man fragt und verlangt nicht darnach; und wer trinken ſoll und hat keinen Durſt, dem widerſteht es leicht und er läßt es gewiß bleiben, wenn ihn nicht andere Urſachen dazu verbinden. Darum will JEſus auch die rechten Leute dazu haben, denen Sein angebotenes Waſſer angenehm und anſtändig ſey. Wen da dürſtet, ſagt Er. Aber iſt es denn nöthig, darin erſt eine Auswahl und einen Unterſchied zu machen? Sollte nicht in Aller Herzen ſchon zum Voraus ein Durſt, ein Verlangen nach göttlichen Dingen, ein Sehnen nach himmliſcher Lebenskraft ſeyn? Ja wohl. Es iſt in aller Menſchen Herzen ein Verlangen nach GOtt. GOtt kommt einer jeden Menſchenſeele ſchon zuvor, und erweckt durch Seinen geheimen und innerſten Zug ein Verlangen nach ihm. Es iſt Etwas im Menſchen, das ſich ſo eigentlich nach GOtt ſehnt, wie ſich ein Kind nach der Mutter ſehnet. Aber bei vielen Menſchen iſt dieſes Verlangen ganz unterdrückt; ſie ſind dießfalls ganz unempfindlich geworden. Die irdiſche Luſt, das Vergnügen in der weltlichen Eitelkeit, mit einem Wort, die Macht der in ihnen herrſchenden Sünde hat ihr Verlangen nach etwas Ewigem, das ihrem unſterblichen Geiſte gemäß und erquicklich wäre, ſo gedämpft, daß ſich nichts davon an ihrer Seele regt. Sie können ohne GOtt, ohne ſeine Gemeinſchaft ſeyn, ſie begehren weiter nichts von ihm zu genießen; und wenn man ihnen davon etwas anbieten oder aufdringen wollte, ſo widerſteht es ihnen; es eckelt ihnen davor; ſie mögen das nicht. Nun, ſolche Menſchen-Seelen muß man laſſen, bis ihnen der Durſt kommt. Aber es gibt doch noch andere Menſchen, die ein beſtändiges Sehnen nach GOtt und Seiner Gnade in ſich tragen. Solchen iſt doch alles Andere zu wenig und zu gering; ſie können ſich nicht damit vergnügen, ſie wollen noch Etwas haben, das ihren Geiſt ſtille. Ein ſolches Verlangen iſt der Anfang zu einem geiſtigen Durſt. Wenn nun durch das Wort GOttes, durch die zuvorkommende Gnade GOttes, durch allerlei Rührung und Angriffe, welche das Erbarmen GOttes an die Menſchen bringt, ein ſolches Verlangen erweckt und gereizt wird, ſo kommt es zu einem Durſt, da wird ein ernſtliches, anhaltendes, heftiges Sehnen daraus. David hatte einen ſolchen Durſt, Pſ. 63: Meine Seele dürſtet nach Dir; und Pſ. 42.: Wie der Hirſch ſchreiet nach friſchem Waſſer, ſo ſchreiet meine Seele, GOtt, zu Dir! — Da ſetzt man erſt einen Werth auf das angebotene Lebenswaſſer; da wird es einem erſt wichtig und unentbehrlich. Da kann, da will man nicht mehr ohne daſſelbe ſeyn, wie ein Durſtiger ſich nach einem guten Labetrunk ſehnt, und je länger er ihn entbehren muß, je mehr ſchmachtet er. Nun, wer hier Durſt hat, dem iſt bald gerathen und geholfen. JEſus ſelbſt bietet ſich an und ſagt: Wen da dürſtet, der komme nur zu mir! Ich kann, ich will's geben, und es iſt da.

II. JEſus iſt Derjenige, der das Lebenswaſſer geben kann. Denn Er iſt das Leben ſelbſt; Joh. 5, 26: Denn wie der Vater das Leben hat in Ihm ſelber, alſo hat Er dem Sohne gegeben, das Leben zu haben in ihm ſelber.

Er iſt die Quelle in ſich ſelbſt. Er war von Anfang das rechte Leben der Menſchen: Joh. 1. Aber unſere Abweichung hat uns von Ihm und ſeinem Leben getrennt. Wir waren in die Finſterniß des irdiſchen Weſens verſchloſſen; die Sünde hatte ſolche Schleußen vorgemacht, daß nichts mehr in unſer Herz einfließen konnte. Es war kein Brunnen mehr in der Menſchheit offen, ſondern Alles verſchüttet und verderbt. Da bringt JEſus Sein ewiges Leben wieder in die Menſchheit herein, und bricht durch alle Hinderniſſe hindurch, und ſetzt wieder einen Brunnen in die Menſchheit hinein. Ich will mich doch hierüber deutlicher erklären. Johannes ſetzt die Erklärung hinzu: denn JEſus war noch nicht verkläret. Alſo da JEſus verkläret worden, da iſt in der Menſchheit eine ewige Lebensquelle eröffnet worden, welche nun reichlich für alle durſtigen Herzen ausgeben kann. Die Menſchheit JEſu iſt nun der rechte Waſſerſchatz des ewigen Lebens. Die große Oeffnung Seiner heiligen Wunden, die er noch an ſeinem verklärten Leibe hat, ſind lauter Quellen, aus welchen Gnade und Leben ſtrömt. Von Seinem Leibe ſtrömt lebendiges Waſſer. Man trinkt nun vom Felſen, der in der Wüſte geſchlagen worden! JEſus iſt nun dazu erhöhet! Er kann, aber Er will auch. Er bietet ſich Allen an: Wen da dürſtet, der komme nur; der komme im Glauben zur Quelle heran; da iſt, was ihn ewig beſeligen kann. Er verſpricht es; wir dürfen nur trinken. Wenn man Ihn nur für Den hält, und ſich mit ſeinem Verlangen an ihn wendet: das heißt Glauben. Lieber JEſu! mir fehlt es, mir mangelt Leben; Du haſt Lebenswaſſer, Du kannſt Leben geben, ja du willſt Leben geben; ich komme zu Dir!

III. Was iſt denn nun eigentlich die Sache, die Er zu geben ſich anbietet? Antwort: Lebenswaſſer. Johannes erklärt es: Es iſt der Geiſt. Der Menſch muß wieder einen Geiſt aus GOtt empfangen. Niemand weiß, was in GOtt iſt, ohne den Geiſt GOttes. Wir aber haben nicht empfangen den Geiſt der Welt, ſondern den Geiſt aus GOtt, daß wir wiſſen können, was uns von GOtt gegeben iſt. 1. Cor. 2. Wir müſſen ein Leben des Geiſtes, eine göttliche Kraft bekommen. Dieß iſt etwas, das nicht in des Menſchen Natur liegt. Es ſind Gaben und Kräfte, die ſeinen matten Geiſt erquicken, ſein Gewiſſen ſtillen, ihn in allen ſeinen Gemüthskräften ganz neugeboren machen, ihn mit göttlicher Freude erfüllen. Es iſt ganz überflüſſig und ungereimt, das weitläufig zu beſchreiben. So wenig man nöthig hat, Einem die innerſte Natur des Waſſers zu beſchreiben, um zu wiſſen, wie man dadurch ſoll gelabt werden, ſo wenig hat man nöthig, vorher zu wiſſen, was dieſes Waſſer für eine Beſchaffenheit habe, ehe man es trinkt. Genug, daß man weiß: Es iſt Lebenswaſſer. Ich pflege den durſtigen Seelen ſonſt nur zu ſagen und zu rathen: ihr werdet eine Gabe vom Heilande bekommen, eine Kraft, die ihr euch jezt nicht vorſtellen könnet. Aber wenn ihr ſie von Ihm empfanget, ſo wird ſie in einem Augenblicke euer Herz erquicken. So gut es ein erhizter, durſtiger, ſchmachtender Menſch fühlt, und augenblicklich die größte und wonneſamſte Veränderung bei ihm vorgeht, ſo kann man es weſentlich inne werden, wenn der HErr unſerer Seele, unſerm matten Geiſte Sein Lebenswaſſer, Seinen Geiſt zufließen läßt. Und ſo ſollen Alle herzlich eingeladen ſeyn, zu dieſer Quelle zu kommen! Sie iſt uns ſo nöthig, und ſo leicht zu haben. Es ſteht nur zu uns, daß wir kommen. Die Quelle iſt da, ſie fließt helle und klar, ſie iſt offen, wir ſind zu ihr eingeladen: Wen da dürſtet, der komme zur Quelle heran! Amen.

Am heiligen Pfingſtfeſte.

Weinsberg 1759.

Evangelium Joh. 14, 23 — 31.

Wer mich liebet, der wird mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen, und Wohnung bey ihm machen. Wer aber mich nicht liebet, der hält meine Worte nicht. Und das Wort, das ihr höret, iſt nicht mein, ſondern des Vaters, der mich geſandt hat. Solches habe ich zu euch geredet, weil ich bei euch geweſen bin. Aber der Tröſter, der heilige Geiſt, welchen mein Vater ſenden wird in meinem Namen, derſelbige wird euch Alles lehren und euch erinnern alles Deß, das ich euch geſagt habe. Den Frieden laſſe ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch, wie die Welt giebt. Euer Herz erſchrecke nicht, und fürchte ſich nicht. Ihr habt gehört, daß ich euch geſagt habe: ich gehe hin, und komme wieder zu euch. Hättet ihr mich lieb, ſo würdet ihr euch freuen, daß ich geſagt habe: Ich gehe zum Vater; denn der Vater iſt größer denn ich. Und nun hab' ichs euch geſagt, ehe denn es geſchieht, auf daß, wenn es nun geſchehen wird, daß ihr glaubet. Ich werde hinfort mehr nicht viel mit euch reden, denn es kommt der Fürſt dieſer Welt, und hat nichts an mir. Aber, auf daß die Welt erkenne, daß ich den Vater liebe, und ich alſo thue, wie mir der Vater geboten hat: ſtehet auf, und laſſet uns von hinnen gehen!

„O heiliger Geiſt, kehr' bei uns ein, und laß uns deine Wohnung ſeyn!“ So haben wir allbereits geſungen und wenigſtens aus Einem Munde gebetet. Es iſt ja billig, daß das heutige Angedenken des erſten vormaligen Pfingſttages, den man im Neuen Teſtamente erlebt hat, uns erwecke, ſogleich den heiligen Geiſt darum zu begrüßen, daß Er auch bei uns einkehren und unſer Herz zu Seiner Wohnung einnehmen möge. Damals war es ſo: Er erfüllete das ganze Haus, da ſie ſaßen. Ach, daß der heilige Geiſt jetzo auch dieß ganze Haus, da wir beiſammenſitzen, mit Seiner Gegenwart und durchdringenden Kraft erfüllete! Damals geſchah es mit einem ſtarken Brauſen, als eines gewaltigen Windes. Das geſchah um beſonderer Urſachen willen. Das Beſuchen und Einkehren des heiligen Geiſtes ſollte auch äußerlich merklich ſeyn und in die Sinne fallen. Aber er kann auch ſehr leiſe und in ſanfter Bewegung und ſtiller Einkehr das Herz einnehmen und mit Seiner Gnade erfüllen. Nun, ich bin es gewiß, der heilige Geiſt iſt da; Er iſt auch unter uns bei dem Wort, das von JEſu verkündiget wird. Er verſäumt ſein Amt nicht; „derſelbige wird zeugen von mir.“ Aber richte nur ein Jegliches ſein Herz während der Predigt auch mit innigem Verlangen und ſtillem Seufzen zu ihm und denke: Komm auch zu mir, und in mein Herz! O heiliger Geiſt, kehr auch bei mir ein, und laß auch mich, mein armes Herz, deine Wohnung ſeyn! Dann würden wir einen rechten neuteſtamentlichen Pfingſttag halten. O ein ſeliges Herz, bei welchem der heilige Geiſt ſo einkehrt, daß Er da bleiben und darinnen wohnen will! Ein ſolches Herz gelangt dadurch zum Genuß der Liebe des dreieinigen GOttes. Da offenbart ſich GOtt und JEſus Chriſtus zugleich durch den heiligen Liebesgeiſt, der nun im neuen Teſtament GOtt, den Vater, und JEſum verkläret. Und dahin ſoll auch unſere dermalige Betrachtung gerichtet ſeyn. Wir wollen GOtt um Seinen Geiſt bitten.

GOtt hat Seine Liebe der Welt geoffenbaret dadurch, daß Er Seinen eingebornen Sohn in die Welt hereingeſandt hat. Alſo hat GOtt die Welt, die ganze Welt geliebt, daß Er Seinen eingebornen Sohn gab; ſo ſagt und preiſt davon der Sohn der Liebe ſelbſt, da Er als Menſch auf Erden lehrete und als Einen unſersgleichen ſich darſtellte. Dieſe Offenbarung der Liebe GOttes gieng die ganze Welt an, denn der Sohn GOttes iſt dem ganzen Adamsgeſchlechte zu Lieb' in die Welt hereingekommen; darum iſt ſie auch äußerlich und ſichtbarlich geſchehen. Daß GOtt einmal Seinen Sohn in die Welt hereingab, und Er ſich in unſer armes Fleiſch und Blut einkleidete, das war ein Bezeugen, ein Antrag, eine Offenbarung Seiner Liebe gegen alle Menſchen. So war es eine allgemeine, ſichtbare Offenbarung. Und es kam nun darauf an, ob ſie dieſe Offenbarung der Liebe GOttes in Seinem Sohn erkennen, ihr Herz dazu kehren und ſich zu Nutz machen wollten. Deßwegen, hatte ſich GOtt geoffenbart, ſo waren ſie darum dieſer über Alle geoffenbarten Liebe GOttes noch nicht theilhaftig. Es iſt noch eine Offenbarung der Liebe GOttes und Chriſti, welche nicht die ganze Welt zumal, ſondern einen jeglichen einzelnen Menſchen beſonders angeht. Und das iſt eine innerliche geheime Offenbarung im Herzen. Davon handelt unſer heutiges Evangelium. Der Heiland hatte vorher geſagt: dem — dem, der mich liebet, will ich mich offenbaren. Das faßt Einer ſeiner Apoſtel ſo, daß er fragte: was iſt es, daß du dich uns willſt offenbaren, und nicht der Welt? Er meinte, die Welt, d. i. die böſen Leute haben Ihm etwas zu Leid gethan, daß Er ſich nun von der Welt abziehen und blos mit ihnen in Geſellſchaft bleiben wolle. Nun, auf dieſe Frage antwortet der Heiland, und gibt völligen Beſcheid im heutigen Evangelium. Es iſt alſo dem Inhalt und Hauptzweck ſeiner Rede gemäß, daß ich eurer Liebe zu betrachten vorſtelle:

Die innerliche Offenbarung der Liebe GOttes und JEſu Chriſti im Herzen durch den heiligen Geiſt.

I. Wie das Herz zu dieſer innerlichen Offenbarung zubereitet und derſelben fähig werde?

II. Wie dieſe innerliche Offenbarung der Liebe GOttes und JEſu Chriſti im Herzen geſchehe und vorgehe?

Der Apoſtel Judas hält es für etwas Großes und Beſonderes, daß JEſus geſagt hatte: dem will ich mich offenbaren. Er denkt: da haben wir ja ein beſonderes Glück und einen Vorzug vor allen Andern in der Welt! Und ja wohl; es iſt das größte Glück, eine wirkliche Seligkeit, ein Grund und Anfang des ewigen Lebens, eine Quelle himmliſcher Wonne und Freude. Dieſes beſondere Glück, dieſen großen Vorzug vor den eitlen Weltmenſchen hat JEſus den Seinen, die Ihm anhangen, verheißen. Laſſet eure Herzen dazu reizen, und zu dieſer großen Seligkeit begierig machen, wenn ich euch vorſtelle:

I. Wie das Herz zu dieſer innerlichen Offenbarung der Liebe GOttes und JEſu Chriſti zubereitet und derſelben fähig werde.

Der Anfang geſchieht durch Liebe. Wer mich liebet, der wird mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen. Die Liebe äußert ſich durch eine innerliche Neigung, Zukehr und Wohlgefallen an einer Sache. Man ſagt: Was man nicht weiß noch kennt, darnach verlangt man nicht. Wie könnte man JEſum lieben, ſo lange man nichts von Ihm weiß, noch Ihn kennt? Aber der Heiland läßt ſich von freien Stücken bekannt machen, ehe man nach Ihm fragt. Er trägt ſich an in Seinem Evangelio. Wenn JEſus verkündiget wird in Seinem Verdienſte, in Seinem Leiden und Sterben, ſo iſt allemal die Frage dabei — der heilige Geiſt ſchlägt und klopft am Herzen an und fragt: — Wie ſteht dir der Mann an? Wie gefällt dir ein ſolcher JEſus? Haſt du ihn gern oder nicht? So iſt der heilige Geiſt gleichſam ein Brautwerber für JEſum, Ihm das Herz zu verloben. Da kommt es nun darauf an: ob der Menſch den Antrag ausſchlagen und ſein Herz abhalten will, oder ob er ein Wohlgefallen daran hat; ob er etwas auf die Sache hält; ob er denket: ey, wenn es ſo iſt, ſo iſt es ja der Mühe werth, daß ich nicht zurückblicke; ſo will ich mich auch zu Ihm wenden und mit Ihm bekannt werden! Ei, wenn ich ſo ſelig würde, als ich höre, daß Er ſelig machen kann und will! — Da entſteht durch den heiligen Geiſt eine Begierde, ein Verlangen nach Ihm. Und das iſt ſchon Liebe zu JEſu; da hat man ſchon Freude an Ihm; da hört man gerne von Ihm; da iſt uns Sein Wort wichtiger als vorher, wie es bei den erſten Jüngern war. Joh. 1. Nun ſagt der Heiland weiter: Der wird mein Wort halten. Wenn nur einmal angefangen iſt, ſo wird ein ſolcher mein Wort halten. Wort halten heißt hier nicht das äußerliche Thun der Worte GOttes in guten Werken. Die Menſchen fallen gleich auf das Thun, ohne wahre Aenderung des Herzens. Das iſt hier nicht gemeint. JEſus meint Sein Wort des Lebens, das Er vom Vater verkündiget hat, Sein Gnaden- und Heilswort. Sonſt heißt es: in meinen Worten bleiben. Sein Wort halten — das haben die Jünger drei Jahre gethan, — heißt demnach: Seine Lehre ſich zu Gemüth nehmen, ſeine Gedanken darnach richten, in's Herz faſſen, damit umgehen, nicht wieder anders denken, gerne lernen, verſtehen, ſie haben wollen, ſie behalten, bewahren, dabei bleiben. Das iſt die erſte Treue, die man aus Liebe zu JEſu beweist. —

Meine liebe Seele! haſt du JEſum lieb, ſo beweiſe es nur damit, daß du dir ein jegliches Sprüchlein von Ihm läſſeſt lieb ſeyn; denk auf Seine Worte, ändere deine Gedanken darnach, richte deine Sinne darnach ein! Und dazu wird dir auch der heilige Geiſt helfen; denn der Tröſter wird dich Alles lehren, erinnern, deuten, wenn du nur die Worte JEſu behalten, und was du erkannt und gefühlt, nicht wieder leichtſinniger Weiſe fahren laſſen willſt, und deinen Gedanken, deinen Trieben und Abſichten nachhängen, als wenn du nie etwas gehöret hätteſt. Sehet, ſo iſt es leicht; das Chriſtenthum iſt gewiß nicht ſchwer. Es fängt mit Liebe an, und geht auf lauter Liebe hinaus. Was man liebt, das hat man gern, zu dem hält man ſich gerne, dem thut man gern etwas zu Gefallen, heißt es im gemeinen Leben; ſo auch bei JEſu.

Wer aber hier zurückbleibt, ſagt JEſus im Gegentheil, mit dem iſt weiter nichts anzufangen, der bereitet ſich nur ſein Gericht zur großen Verantwortung; denn das Wort, das ihr höret, iſt nicht mein, ſondern des Vaters Wort. Freilich, der Wille des Menſchen kann hartnäckig ſeyn, kann ſich unüberwindlich machen. Wer eben nicht mag, wer gegen alle Vorſtellung eben ſeyn will, wie es ihm beliebt, dem wird JEſus nicht gefallen, man mag ihm Ihn vormalen wie man will. Davor ſeyd gewarnt, daß euch der Honig nicht zum Gift, das Wort des

Lebens nicht ein Geruch des Todes zum Tode werde! Ergebet euch vielmehr dem Liebhaber eurer Seelen von Herzen gerne!

„Ein ſolcher, ſpricht der HErr, wird auch von meinem Vater geliebet werden, und Ich werde Ihn lieben und mich ihm offenbaren." Das iſt eine vortreffliche Uebereinkunft! Das arme Herz liebt ein wenig mit ſchwachem Muth und blöder Liebe. Und das gefällt doch dem lieben Vater ſo wohl, daß Er eine ſolche Seele lieb und auch eine Zuneigung zu ihr hat, wie auch JEſus ſeine Jünger verſichert, wenn Er ſagt: der Vater hat euch lieb. Er denket: ei, das wird mir auch ein lieber Sohn, eine liebe Tochter werden; er fängt an, meinen Sohn zu achten, und ſich nach Ihm zu ſehnen. So correſpondirt das Liebes-Herz GOttes und Chriſti, und ein ſolches Herz gleich gegen einander, und das gibt eine himmliſche Sympathie. — Und der heilige Geiſt iſt auch dabei geſchäftig, und bezeuget dieſe Liebe GOttes dem Herzen aus dem Evangelio, indem Er ſpricht: Das iſt ja des Vaters Wille, daß, wer an den Sohn glaubet, das ewige Leben habe; ſo biſt du recht daran, ſo wirſt du GOtt finden! Und bei dieſer ganzen Zubereitung des Herzens iſt ſchon viel Genuß und göttliche Freude.

II. Wie geſchieht nun dieſe innerliche Offenbarung der Liebe GOttes und JEſu Chriſti im Herzen? Antwort: „Wir werden zu Ihm kommen und Wohnung bei Ihm machen." Sie geſchieht nicht den äußerlichen Sinnen nach, auch nicht mit einem Glanz und Aufſehen, ſondern ſo, daß GOtt und JEſus wirklich in das Herz einkehren und daſelbſt eine bleibende Wohnung nehmen. Da heißt es: hier iſt meine Ruhe; da will ich wohnen, denn es gefällt mir wohl; Pſ. 132, 14. Iſt das nicht eine unausſprechliche große Liebe GOttes und Chriſti? Er will da wohnen, als in ſeinem Tempel! So hat Er es verheißen 2 Cor. 6, 16.: Ihr aber ſeyd der Tempel des lebendigen GOttes; wie denn GOtt ſpricht: Ich will in ihnen wohnen und in ihnen wandeln, und will ihr GOtt ſeyn, und ſie ſollen mein Volk ſeyn. So will Er ſich nahe zu uns thun. Aber iſt das möglich? Iſt es glaublich? Iſt Er nicht zu groß, und ich nicht zu klein und zu gering? Ja, wenn Er nicht Liebe wäre! Unſer GOtt iſt Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in GOtt und GOtt in ihm, 1. Joh. 3; und Jeſ. 57, 15. heißt es: Alſo ſpricht der Hohe und Erhabene, der ewiglich wohnet, deß Name heilig iſt: der ich in der Höhe und im Heiligthum wohne, und bei Denen, ſo zerſchlagenen und demüthigen Geiſtes ſind, auf daß Ich erquicke den Geiſt der Gedemüthigten und das Herz der Zerſchlagenen. Ein gedemüthigtes Herz iſt Ihm wohlgefällig. Und das geſchieht wieder nicht ohne den heiligen Geiſt. Darum beruft ſich auch der Heiland gleich darauf und ſagt: Ich kann jetzt nicht weiter davon reden, aber der heilige Geiſt, welchen mein Vater ſenden wird in meinem Namen, derſelbige wird's euch Alles lehren und euch erinnern alles deß, das ich euch geſagt habe. Denn die Liebe GOttes wird ausgegoſſen in unſer Herz durch den heiligen Geiſt, der uns gegeben iſt. Röm. 5. Und daran erkennen wir, daß Er in uns bleibet, an dem Geiſt, den Er uns gegeben hat. 1 Joh. 3, 24.

Nun, ihr Lieben! Wenig will GOtt und JEſus nicht an eure Herzen! Habt ihr etwas dagegen einzuwenden? O nein! Nun, ſo fanget an mit einer herzlichen Neigung, mit Treue gegen das Wort des Lebens; betet im heiligen Geiſt; ſaget ihm: tauſendmal begehre ich Dich!

Beſonders ihr lieben Communicanten! Ihr laßt euch heute genau mit JEſu ein, da ihr euch zu Seinem Mahle nahet. Kann das ſeyn, wenn man kein Herz zu Ihm hat? Das ſey ferne. Ihr könnet jetzt noch ein Herz faſſen und anfangen; und wenn Einer in die Kirche gekommen wäre kalt und gleichgültig, ſo wird ihm JEſus gleich begegnen, und ihn einen Zug Seiner Liebe fühlen laſſen im heiligen Abendmahle, wofern er den Entſchluß faßt.

Und ihr, lieben Erſtlinge, erkennet, was das für eine Liebe JEſu iſt! Gebt Ihm das ganze Herz zu Seiner Liebe hin; freuet euch Seiner und bleibet Ihm treu ergeben! Amen.

Eine andere Predigt am heil. Pfingſtfeſte.

Bad Teinach, 1734.

Evangelium Joh. 14, 23—31.

Wer mich liebet, der wird — und laſſet uns von hinnen gehen.

„Das iſt es, was durch den Propheten Joel zuvor geſagt iſt: Und es ſoll geſchehen in den letzten Tagen, ſpricht GOtt, Jch will ausgießen meinen Geiſt über alles Fleiſch, und eure Söhne und Töchter ſollen weiſſagen, eure Aelteſten ſollen Träume haben, und eure Jünglinge ſollen Geſichte ſehen.“ So erklärt ſich Petrus an dem erſten Pfingſttage über die bewundernswürdige Begebenheit, daß GOtt Seinen heiligen Geiſt ſo reichlich in ihr Herz ausgegoſſen, und ſie dadurch tüchtig gemacht habe, die großen Thaten GOttes zu preiſen. Apoſtelg. 2, 16. Die Zuſchauer und Zuhörer, welche dieſe mächtigen und unerhörten Wirkungen an den Männern gewahr wurden, erſtaunten darüber und dachten: was ſoll das ſeyn? Was wird das werden? Die Spötter, welche auf die göttliche Wirkung gar nicht achteten, noch dieſelbe verſtunden, waren bald mit der Erklärung dieſer Begebenheit fertig; ſie ſagten: die Leute ſind eben betrunken, darum reden ſie ſo beſondere Dinge. Da trat Petrus auf, und gab ihnen die wahre Bedeutung davon: ihr dürfet euch nicht wundern, viel weniger es einem erhitzten Geblüte zuſchreiben; ſondern das iſt es, was Joel vorhergeſagt hat. GOtt hat Seine Verheißung erfüllt. Alle redlichen Jsraeliten haben ja darauf gewartet, und ſind darauf vertröſtet worden: daß GOtt in den letzten Tagen der Welt ein Neues ſchaffen und Seinen Geiſt über alles Fleiſch ausgießen wolle. Nun iſt es geſchehen; das ſehet, das höret ihr jetzt an und von uns. — Preis ſey GOtt, der ſeine Wahrheit treulich hält im Himmel! Ehre ſey JEſu Chriſto, unſerm HErrn, der empfangen hat die Verheißung des Geiſtes vom Vater, und ihn auf Sein Volk ausgegoſſen hat! Von dieſem erſten Pfingſttag des Neuen Teſtaments ſchreibt ſich unſere Pfingſtfeier her. An der erſten Erfüllung dieſer Verheißung

d. i. an dieſer erſten Ausgießung des heiligen Geiſtes können und ſollen wir noch an dieſem Tage alleſamt Theil haben, wollen wir anders Chriſten ſeyn. Denn es gilt und währet an Einem fort auf alle Tage des Neuen Teſtaments, auf alle Zeiten, worin das Evangelium Chriſti verkündiget wird.

Ich wünſche von Herzen, daß alle meine Zuhörer auch an dieſem heutigen Pfingſttage etwas davon inne werden, und aus eigener Erfahrung beſtätigen mögen, daß GOtt Seine Verheißung noch immer in Erfüllung gehen läßt. Und das iſt auch die Sache, wovon ich zur Aufmunterung eurer Herzen dießmal reden will.

GOtt iſt treu in dem, was Er verheißen hat. Was Er zuſagt, das hält Er gewiß. JEſus Chriſtus iſt geſtern und heute ebenderſelbige, und ſo in Ewigkeit. Wie Er einmal angefangen hat, von Seinem Throne das Waſſer des Lebens, den Geiſt, ausfließen zu laſſen, ſo hat Er bis dieſe Stunde noch nicht aufgehört, und Seine Verheißungen nicht wieder von der Erde hinweggenommen. In dieſer Abſicht will ich Euch vorſtellen:

Die noch immer fortwährende Erfüllung der Verheißung GOttes von der Ausgießung Seines heiligen Geiſtes.

Und zwar:

I. Wie denn dieſe Erfüllung oder die wirkliche Ausgießung noch immer fortwähre;

II. Wem denn dieſe Erfüllung zu Theil werde.

Wir beantworten zuerſt die Frage:

I. Wie denn dieſe Erfüllung oder die wirkliche Ausgießung des heiligen Geiſtes noch immer fortwähre? In dem heutigen Evangelium vertröſtet der Heiland Seine Jünger abermals auf die Mittheilung des heiligen Geiſtes, und verſichert ſie, es werde daran nicht fehlen; denn Er ſagt: der Tröſter, der heilige Geiſt, welchen mein Vater ſenden wird in meinem Namen; wie Er kurz vorher auch geſagt hatte: Er wird euch einen andern Tröſter geben. Nun, das Wort JEſu iſt wahr geworden; der Vater hat es gethan, und zwar auf die Fürbitte des Prieſters JEſu. Zehen Tage, nachdem Er gen Himmel gefahren war, iſt der Tröſter gekommen. Der heilige Geiſt iſt wirklich über ſie ausgegoſſen worden. Das war freilich eine große und erſtaunenswürdige Sache; groß und erſtaunenswürdig zuerſt in Abſicht auf GOtt und JEſum ſelbſt, indem alle Seine Verſprechungen und Vertröſtungen ſo pünktlich und genau in Erfüllung gehen. Wer hätte je vermuthen können, daß es auf eine ſolche mächtige, herrliche Art geſchehen würde? Nicht minder groß erſcheint dann dieſe Geiſtesausgießung auch in Abſicht auf die Jünger ſelbſt, indem es nun ſolche Menſchen auf der Welt gibt, deren Herz mit Kraft aus der Höhe angezogen iſt, die mit himmliſcher Weisheit, Leben, und mit göttlicher Freude erfüllt ſind, welche die Herrlichkeit, Größe und Majeſtät GOttes ausſprechen und von Dingen ſagen können, die kein Auge geſehen, und kein Ohr gehöret hat. Daß das einmal geſchehen ſei, kann Niemand in Abrede ziehen. Unſer heutiger Pfingſttag iſt ſelbſt ein Beweis davon. Wir würden ſonſt keinen Pfingſttag in der Kirche zu halten haben, wenn nicht einmal der heilige Geiſt gekommen und ausgegoſſen worden wäre.

Aber da fragt ſich: geht uns denn das Wort JEſu auch noch an in dieſen Tagen: *Welchen mein Vater ſenden wird in meinem Namen?* d. i. können wir denn auch noch die verheißene Ausgießung des heiligen Geiſtes in unſern Tagen empfangen? Antwort: Ja; denn dieſe Verheißung ging die Jünger nicht nur für ihre eigene Perſon an, ſondern ſie waren hier die Erſtlinge von der ganzen Menge, die zu JEſu geſammelt werden ſollte durch alle Zeiten hindurch; ſie ſtellten hier die ganze Kirche vor. Darum handelt auch der Heiland mit ihnen im Namen Aller, die bis an die Ewigkeit hin an Ihn glauben würden, und ſagt: *daß Er bei Euch bleibe*, und nicht wieder weggehe, wie ich von Euch nun weggehen werde. Alſo, JEſus hat den einmal ausgegoſſenen Geiſt bis auf dieſe Stunde bei der Kirche gelaſſen. Er hat ihn nicht wieder zurückgenommen, und wird ihn nicht wieder zurücknehmen bis in die Ewigkeit hin. Mit dieſer erſten Ausgießung iſt der erſte Bund aufgeſchloſſen worden, der nun von dem an gangbar iſt in der Welt, und fortdauern wird ohne Veränderung in Ewigkeit. Von dem an iſt nun der heilige Geiſt da, und dringt auf gleiche Art in aller Herzen ein, die an JEſum glauben. Daher dachten die Apoſtel auch nicht, daß dieß eine

Sache und Gabe ſey, die für ſie allein gehöre, ſondern Petrus trägt ſie ſogleich allen ſeinen Zuhörern an, und ſagt: laßt euch nun taufen d. i. nehmet nun dieſen JEſum an, dann werdet ihr auch empfangen, was wir empfangen haben. Und hernach kam dieſe Gabe auf gleiche Art unter die Heiden, von denen Apoſtelg. 10, 47. geſagt iſt: Die den heiligen Geiſt empfangen haben, gleichwie wir. Daraus erkannte Petrus (Apoſtelg. 15, 19.), daß GOtt keinen Unterſchied mache zwiſchen ihnen und den Heiden. So bleibt demnach dieſe Haushaltung feſtgeſtellt: daß GOtt Seinen heiligen Geiſt gibt Allen, die an JEſum Chriſtum glauben.

Nun möchte man einwenden: man erfährt aber ja nichts mehr dergleichen? Und daraus wird der Schluß gemacht, daß das eine ſo beſondere Sache ſey, die Niemand in ähnlicher Weiſe erfahre! Darauf dient zur Antwort: 1) Ein jeder Chriſt muß ebenſo gut, ſo eigentlich, ſo weſentlich den heiligen Geiſt empfangen, als ihn Petrus und die Apoſtel gehabt haben. Denn wer Chriſti Geiſt nicht hat, iſt nicht Sein. Aber die beſondern Amtsgaben, die gleich auch dazu gelegt wurden, weil die Jünger von dem an den Namen Chriſti verkündigen, und Sein Reich und Seine Kirche unter den Menſchen aufrichten ſollten, ſind nicht alle nöthig für Alle. Daher kann ein wahrer Chriſt den heiligen Geiſt haben, ob er ſchon nicht mit ſolchen beſondern Gaben ausgerüſtet iſt. Aber daran läßt es ihm der Geiſt Chriſti nicht fehlen, was der Heiland von Seiner allgemeinen Wirkung bezeugt hat: z. B. Er wird es euch Alles lehren, er wird euch erinnern alles deß, das ich zu euch geſagt habe, und ſagen werde. Eine ſolche ſelige Wirkung empfindet nun gewiß ein Herz allewege, welches den heiligen Geiſt empfangen hat. 2) ſind ſolche merkliche Beweiſe noch in unſern Tagen nicht ſo ſelten, als man meint. Aber die Welt wird derſelben nicht gewahr, und ihr will es der Heiland nicht zu ihrer Beurtheilung und Verſpottung kund werden laſſen. Daher ſollen wir nicht kleinmüthig ſeyn gegen die Verheißung des Neuen Bundes, ſondern erkennen, wie allgemein die Apoſtel davon hernach zu allen Glaubigen geredet haben; Gal. 3. und Epheſ. 1.

II. Wem wird aber dieſe Erfüllung der Verheißung GOttes von der Ausgießung des heiligen Geiſtes zu Theil? Der Heiland redet vorher von Denen, die Ihn lieben, und ſagt: Wer mich liebet, der wird mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen. Die Veranlaſſung dazu war die Frage: HErr, was iſt's, daß Du dich uns willſt offenbaren, und nicht der Welt? Und da macht der Heiland den eigentlichen Unterſchied zwiſchen den Seinigen und zwiſchen der Welt, wie auch in Vers 17.: welchen die Welt nicht kann empfangen, denn ſie ſiehet ihn nicht und kennet ihn nicht. Alſo, ſolange man zur Welt gehört, kann man den Geiſt GOttes nicht empfangen. Das iſt ein edles Geſchenk, eine recht koſtbare Gabe, womit JEſus die Seinen erfreut und beglückt. Wohlan! Wenn demnach eine Liebe zu JEſu im Herzen iſt, wenn man Ihn theuer hält und Sein Wort nicht verſchmäht, ſo wird JEſus dem Herzen bald durch die Wirkung Seines Geiſtes aufhelfen. Je redlicher und inniger man ſich Ihm ergibt, deſto mehr wird der Geiſt GOttes in das Herz eindringen und Wohnung machen. Darum heißt es: ſo anders GOttes Geiſt in euch wohnet.

Nun, ihr Lieben! Es iſt einmal dem Pfingſttag nicht angemeſſen, daß wir gegen JEſum kaltſinnige Herzen haben, daß wir Nichts von ſeinem Geiſte in uns empfinden. Es iſt dem Heilande zur Schmach, wenn wir doch Seinen Namen nennen, und ſollten Nichts von Ihm empfangen! Darum mögen ſich doch Alle aufmuntern laſſen, zu denken: Wohlan! Iſt das die Art des Neuen Bundes, ſo kann, ſo muß es auch an mir geſchehen. Ich will JEſum lieb gewinnen, auch darum lieb gewinnen, damit Er mir eine ſo köſtliche Gabe ſchenke, welche das Siegel meiner Kindſchaft ſey! Dazu verhelfe uns der Vater im Himmel um Seines lieben Sohnes, JEſu Chriſti, willen! Amen.

Am Pfingſtmontag.

Weinsberg, 1760.

Evangelium: Joh. 3, 16—21.

Alſo hat GOtt die Welt geliebt, daß Er Seinen eingebornen Sohn gab, auf daß Alle, die an Ihn glauben, nicht verloren werden, ſondern das ewige Leben haben. Denn GOtt hat Seinen Sohn nicht geſandt in die Welt, daß Er die Welt richte, ſondern daß die Welt durch Ihn ſelig werde. Wer an Ihn glaubet, der wird nicht gerichtet; wer aber nicht glaubet, der iſt ſchon gerichtet: denn er glaubet nicht an den Namen des eingebornen Sohnes GOttes. Das iſt aber das Gericht, daß das Licht in die Welt kommen iſt, und die Menſchen liebten die Finſterniß mehr, denn das Licht, denn ihre Werke waren böſe. Wer Arges thut, der haſſet das Licht, und kommt nicht an das Licht, auf daß ſeine Werke nicht geſtrafet werden. Wer aber die Wahrheit thut, der kommt an das Licht, daß ſeine Werke offenbar werden, denn ſie ſind in GOtt gethan.

Liebe und Zorn ſind die zwei weſentlichen Eigenſchaften, in welchen ſich der groſe GOtt an der ganzen Welt und allermeiſt an dem menſchlichen Geſchlechte geoffenbaret hat und noch immer offenbart. Da GOtt von Ewigkeit in Sich Selber lebte und in Seinem göttlichen Weſen ruhte, ſo faßte Er aus freiem Wohlgefallen den Vorſatz, Creaturen zu ſchaffen, damit Etwas außer Ihm ſey, dem Er ſich offenbaren könnte zum Lobe Seiner Herrlichkeit. Das war ein Vorſatz Seiner Liebe und Seiner weſentlichen Güte. Er wollte Sich gerne Seinen Geſchöpfen zu genießen geben, daß ſie Seine Güte ſchmecken und Seines herrlichen Reichthums theilhaftig werden möchten. Er wollte Seine Luſt und Seine Gottesfreude daran haben, wenn es Seinen Geſchöpfen wohl ginge, und dieſelben in Ihm und durch Ihn recht vergnügt, fröhlich und ſelig wären. So war der Sinn des Schöpfers von Anfang an gegen Sein Gemächte. Das war ein Vorſatz Seiner Güte und ſeligen Liebe. Dabei hätte nun der Zorn beſtändig verborgen bleiben und niemals offenbar werden mögen. Denn GOtt, der lauter Güte iſt, das ewig höchſte, ja einzige Gut, hätte keinen Vorſatz gefaßt, Geſchöpfe deßwegen zu bilden und Creaturen dazu zu haben, daß Er an ihnen Seinen Zorn beweiſen und offenbaren könnte. Aber nachdem das Geſchöpf ſich von ſeinem guten GOtt und Schöpfer abgetrennt, und ſich wider GOtt und Seine Güte durch den Ungehorſam und eigenen Willen aufgelehnt hat, iſt nun das untreue und frevelhafte Geſchöpf ſelbſt Schuld daran, daß GOtt auch Seinen Zorn geoffenbaret hat. Und nun iſt beides in der Welt und an der ganzen Welt offenbar. Jetzt kommt es darauf an, wie ſich die Creatur gegen dieſe gedoppelte Offenbarung GOttes verhalte: ſo wird ſie entweder einen GOtt haben, der ihr lauter Liebe iſt, oder einen GOtt haben, der ihr ein verzehrendes Feuer iſt. Eins von beiden muß und wird ein jegliches Geſchöpf erfahren; denn die Creatur kann ſich doch niemals ganz von GOtt losreiſſen, und auſſer Ihm für ſich ſeyn noch beſtehen. Was anders iſt demnach ſelig, als ſich zur Liebe kehren und neigen, damit uns nicht der Zorn ergreife! Und dahin zielt meine dermalige Rede, wenn ich vorſtelle:

Die Offenbarung der Liebe und des Zornes GOttes an der ganzen Welt;

und zwar:

I. Wie der Zorn GOttes ſchon vor der Liebe ſey an der Welt und unter den Menſchen offenbar worden.

II. Wie nach der Offenbarung der Liebe auch noch der Zorn werde geoffenbaret werden.

GOtt iſt nicht in Seiner ewigen Ruhe verborgen geblieben, ſondern hat ſich als Schöpfer geoffenbart, und ſeitdem Geſchöpfe ſind, offenbart Er ſich an ihnen, nach ihren verſchiedenen Beſchaffenheiten und Verhältniſſen gegen Ihn, theils in Seiner Liebe, theils in Seinem Zorn. Beides lehret JEſus deutlich im heutigen Evangelio. Wir wollen zeigen:

I. Wie der Zorn GOttes ſchon vor der Liebe ſey an der Welt und unter den Menſchen offenbar worden. Der Heiland ſagt: es ſey ſchon einmal ein Gericht GOttes über die Menſchen ergangen. „Wer nicht glaubet, der iſt ſchon gerichtet, denn er glaubet nicht an den Namen des eingebornen Sohnes GOttes.“ Und Er ſey deßwegen in die Welt gekommen, die Welt von dieſem Gericht zu erretten. Denn GOtt hat Seinen Sohn nicht geſandt in die Welt, daß Er die Welt richte, ſondern daß die Welt durch Ihn ſelig werde. Der Zorn GOttes bleibet nur über Dem, der ſich nicht durch Ihn retten läßt. Wann aber iſt denn ſchon ein Gericht über die Welt und das ganze Menſchengeſchlecht ergangen? Seitdem der Abfall von GOtt geſchehen und Adam mit allen ſeinen Nachkommen in die Sünde gerathen iſt. Gleich nach dem Fall hat GOtt über die Sünder Sein Gericht ergehen laſſen. Wenn GOtt den Erdboden verflucht, auf welchem das menſchliche Geſchlecht wohnen ſollte, iſt das nicht eine Offenbarung des Zorns? Wenn GOtt einen Cherub mit einem flammenden Schwerdt vor die Thüre des Paradieſes ſtellt, zeigt Er nicht damit, daß Er dem Menſchen werde ein verzehrendes Feuer ſeyn? Von dem an wirkte der Zorn GOttes unter dem Gericht, das einmal von der Gerechtigkeit GOttes über die verderbte Welt ergangen war. Was kann man demnach anders denken oder ſagen, wenn man die arge Welt anſieht, als: ſie liegt wirklich unter dem Zorn GOttes! So beſchreibt es Paulus auch und ſagt Röm. 1, 18.: GOttes Zorn vom Himmel wird offenbaret, nicht nur: iſt einmal offenbaret worden, ſondern er wird an Einemfort offenbar. Ihr ſehet es ja, ihr fühlet es ja; wenn GOtt die Menſchen ſo hingehen läßt in ihres Herzens Gelüſten, iſt das nicht Zorn? und Röm. 2, 5. bezeugt er, daß man ſich den Zorn GOttes als einen geheimen Schatz ſammeln könne bis zur Offenbarung des gerechten Gerichts GOttes. Allein die Menſchen erkennen es nicht, weil ſie das Licht der Wahrheit haſſen; daher ſagt der Apoſtel Petrus, 2, 12.: „Aber ſie ſind wie die unvernünftigen Thiere, die von Natur dazu geboren ſind, daß ſie gefangen und geſchlachtet werden; ſie läſtern, da ſie nichts von wiſſen, und werden in ihrem verderblichen Weſen umkommen, und den Lohn der Ungerechtigkeit davon bringen.“ — Sehet, das iſt der Zorn GOttes, darinn die Menſchen gebunden und gefangen ſind. Das iſt eine wichtige Grundwahrheit; wer dieſe nicht erkennt, dem wird das Evangelium von JEſu nicht wichtig werden. Aber GOtt hat es doch nicht dabei bewenden laſſen. Ja, wenn Er nicht nach dieſem eine neue Anſtalt und Einrichtung zur Offenbarung Seiner Liebe gemacht hätte, ſo wäre Alles unter'm Zorn geblieben, und hätte ſich Niemand daraus helfen können. Aber Sein Erbarmen hat Rath geſchafft. Er offenbaret Seine über allen Zorn weit erhabene Liebe dadurch, daß Er Seinen Sohn in die Welt ſendet und Ihn zum Erretter gibt. Darum heißt es: Alſo hat GOtt die Welt geliebet, daß Er Seinen eingebornen Sohn gab, auf daß Alle, die an Ihn glauben, nicht verloren werden, ſondern das ewige Leben haben. O wie groß iſt dieſe Liebe, daß uns GOtt nicht hat unſerm Verderben überlaſſen! Und: GOtt hat Seinen Sohn nicht geſandt in die Welt, daß Er die Welt richte, ſondern daß die Welt durch Ihn ſelig werde. Er iſt demnach da, daß Er uns rette, damit wir nicht ewiglich unter dem Gericht GOttes verloren gehen.

Sehet alſo, GOtt iſt in Chriſto als Liebe offenbar; Er hat Seinen Sohn aus Seinem Herzen herausgegeben, und Ihm eine Haushaltung der Gnade übergeben, damit die Menſchen wieder zum Genuß Seiner göttlichen Liebe gelangen möchten. Wer nun an den Sohn glaubt, der wird nicht gerichtet, der iſt ſchon hier errettet von dem Zorn und Gericht. Er iſt in die Liebe aufgenommen und lebt in der Liebe, und wird ewiglich Liebe GOttes genießen. Das iſt der Zweck des Evangelii; darum wird Chriſtus verkündiget, und wer Seiner theilhaftig wird, mit Ihm Gemeinſchaft hat, der hat keinen Zorn zu fürchten. Wer will die Auserwählten GOttes anklagen? GOtt iſt hie, der da gerecht macht. Wer will verdammen? Chriſtus iſt hie, der geſtorben iſt; ja vielmehr, der auch auferwecket iſt, welcher iſt zur Rechten GOttes und vertritt uns. Glaubige ſind gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürſtenthum noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch keine andere Creatur ſie mag ſcheiden von der Liebe GOttes, die in Chriſto JEſu iſt, unſerm HErrn. Röm. 8. Nun, wer dieß Paulo nachſprechen kann, der verſteht den Spruch recht in Erfahrung: Alſo hat GOtt die Welt geliebet, daß Er Seinen eingebornen Sohn gab, auf daß Alle, die an Ihn glauben, nicht verloren werden, ſondern das ewige Leben haben. Wer aber dieſe Offenbarung der Liebe nicht achtet, noch zu ſeiner Errettung gebraucht, wie geht es einem ſolchen? Die Antwort hierauf erhalten wir, wenn wir betrachten:

II. Es wird auch nach der Offenbarung der Liebe GOttes, daraus wir jeʒt unſer Heil ziehen können, noch der Zorn offenbaret werden. Das lehrt JEſus: Das iſt aber das Gericht, daß das Licht in die Welt gekommen iſt, und die Menſchen liebten die Finſterniß mehr, denn das Licht, denn ihre Werke waren böſe. Wer Arges thut, der haſſet das Licht und kommt nicht an das Licht, auf daß ſeine Werke nicht geſtraft werden. — Darum wird das Gericht ergehen über alle Die, welche durch Erſcheinung des göttlichen Lichts in Chriſto ſich nicht bewegen laſſen, von dieſem Licht ſich erleuchten zu laſſen. Welche von dem Licht der Liebe Chriſti ferne bleiben, die verfallen dem Gericht. Sehet alſo: es braucht nicht, daß Einer es erſt darauf anlege in der Welt durch Sünden und Laſter, daß der Zorn GOttes über ihn erwache, ſondern er darf nur ein natürlicher, unbekehrter Menſch ſeyn und in der Welt hinleben, als wenn keine Offenbarung der Liebe GOttes in Chriſto ihm je wäre kund geworden; er darf nur von Chriſto wegbleiben: ſo hat es mit ihm ſeinen ununterbrochenen Fortgang in dem ſchon angegangenen Zorn GOttes. Der Zorn GOttes bleibet über ihm. Jetzt iſt noch eine Zwiſchenzeit der Errettung durch Chriſtum. Er hat aber einen Tag beſtimmt, da GOtt Chriſtum, durch den Er ſich als Liebe geoffenbart hat, auch wird als ein verzehrendes Feuer offenbaren gegen Die, welche Chriſtum nicht angenommen haben. Denn der HErr JEſus wird offenbar mit Feuerflammen, (2 Theſſ. 1, 8.) Rache zu geben über die, ſo GOtt nicht erkennen, und über die, ſo nicht gehorſam ſind dem Evangelio unſers HErrn JEſu Chriſti. Was iſt nun übrig? Laſſe ſich doch ein Jegliches rathen, daß es zu Chriſto fliehe, damit es nicht mit der argen Welt verdammt werde! Die Zeit iſt nahe. Wer ſich noch will retten laſſen, und dem zukünftigen Zorn entgehen, der wende Ernſt an, daß er die Liebe JEſu erreiche! Noch kann ſie jeder erreichen, denn das Licht des Lebens ſcheinet unter uns; wer es aufnimmt, wer JEſum ſeine Liebe werden läßt, der iſt ſicher vor dem Zorn, der wird nicht mehr gerichtet, ſondern er iſt vom Tode zum Leben hindurchgedrungen. Amen.

Am Feſt Trinitatis.

Teinach, 1753.

Evangelium: Joh. 3, 1—15.

Es war ein Menſch unter den Phariſäern, mit Namen Nicodemus, ein Oberſter unter den Juden, der kam zu JEſu bei der Nacht, und ſprach zu Ihm: Meiſter, wir wiſſen, daß Du biſt ein Lehrer von GOtt kommen; denn Niemand kann die Zeichen thun, die Du thuſt, es ſey denn GOtt mit ihm. JEſus antwortete und ſprach zu ihm: wahrlich, wahrlich, ich ſage dir: es ſey denn, daß Jemand von Neuem geboren werde, ſo kann er das Reich GOttes nicht ſehen. Nicodemus ſpricht zu Ihm: wie kann ein Menſch geboren werden, wenn er alt iſt? kann er auch wiederum in ſeiner Mutter Leib gehen, und geboren werden? JEſus antwortete: Wahrlich, wahrlich, ich ſage dir: es ſey denn, daß Jemand von Neuem geboren werde aus dem Waſſer und Geiſt, ſo kann er nicht in das Reich GOttes kommen. Was vom Fleiſch geboren wird, das iſt Fleiſch, und was vom Geiſt geboren wird, das iſt Geiſt. Laß dich's nicht wundern, daß ich dir geſagt habe: ihr müſſet von Neuem geboren werden. Der Wind bläſet, wo er will, und du höreſt ſein Sauſen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt, und wohin er fährt: alſo iſt ein Jeglicher, der aus dem Geiſt geboren iſt. Nicodemus antwortete, und ſprach zu Ihm: wie mag ſolches zugehen? JEſus antwortete und ſprach zu ihm: biſt du ein Meiſter in Iſrael, und weißt das nicht? Wahrlich, wahrlich, ich ſage dir: wir reden, das wir wiſſen, und zeugen, das wir geſehen haben, und ihr nehmet unſer Zeugniß nicht an. Glaubet ihr nicht, wenn ich euch von irdiſchen Dingen ſage, wie würdet ihr glauben, wenn ich euch von himmliſchen Dingen ſagen würde? Und Niemand fährt gen Himmel, denn der vom Himmel hernieder kommen iſt, nemlich des Menſchen Sohn, der im Himmel iſt. Und wie Moſes in der Wüſte eine Schlange erhöhet hat: alſo muß des Menſchen Sohn erhöhet werden, auf daß Alle, die an Ihn glauben, nicht verloren werden, ſondern das ewige Leben haben.

Drei ſind, die da zeugen im Himmel: der Vater, das Wort und der heilige Geiſt, und dieſe Drei ſind Eins. Und Drei ſind, die da zeugen auf Erden: der Geiſt und das Waſſer und das Blut, und dieſe Drei ſind beiſammen. So ſchreibt Johannes im erſten Brief, Kapitel 5. Hiemit führet er zweimal drei Zeugen an, welche den neuen und ewigen Bund der Gnade GOttes in Chriſto JEſu predigen, bewähren, beſtätigen und verſiegeln. Soll uns der neue Bund, worinnen uns das Heil und ewiges Leben durch den Glauben an JEſum angetragen wird, wirklich zur Kraft werden und zum Troſte gereichen, ſo müſſen wir zunächſt die allerwichtigſten Zeugniſſe genau wahrnehmen, welche auf dieſem Bunde liegen. Der neue Bund legt uns dar den Vorſatz GOttes, der im Himmel, in dem Liebesrath der heiligen Dreieinigkeit, über uns von Ewigkeit gefaßt worden iſt. Aber der neue Bund iſt auf der Erde eröffnet worden, und gehet jetzt noch auf Erden unter den Menſchen, die GOtt zu Seinem Reich und ihrem Heil berufen läßt, im Schwang. Was auf Erden dießfalls geſchiehet und vorgenommen und auch erfahren wird, hat ſeine Kraft, ſeinen Nachdruck und Segen vom Himmel, und von dem unveränderlichen, heiligen und allwirkenden Willen des dreieinigen

GOttes. Denn dieſer unſer GOtt, den wir anbeten, hat Seinen Bund in eine göttliche Haushaltung geſtellt, worinn ſich der Vater als die Urquelle alles Lebens und aller Seligkeit, der Sohn als die wirkende Urſache unſeres ewigen Heils, und der heilige Geiſt als der große Beweger aller GOttes-Kräfte beweiſet und offenbaret. Und das iſt das dreifache, weſentlichſte und kräftigſte Zeugniß, davon Johannes ſagt: Drei ſind, die da zeugen im Himmel. Mit dieſer göttlichen Haushaltung, worinnen der dreieinige GOtt, Vater, Sohn und Geiſt, unſer Heil, d. i. die Theilnehmung an Seinem Reich durch ihre verſchiedene Wirkungen beſorgt und zu Stande bringt, ſind auch die Anſtalten und Einrichtungen verbunden, welche GOtt auf Erden zu gleichem Zweck angerichtet hat und unterhält. Und dieß iſt das wahrhafte und unwiderſprechliche Zeugniß auf Erden, welches Johannes in der Abſicht auf die drei allerwichtigſten himmliſchen Zeugen auch dreifach angibt, wenn er ſagt: Drei ſind, die da zeugen auf Erden: der Geiſt und das Waſſer und das Blut, und die drei ſind beiſammen, d. h. ſie gehen eigentlich auch auf Eins, nemlich auf die Beſtätigung des Neuen Bundes, der auf JEſu und dem Glauben an Seinen Namen beruhet. Das iſt kürzlich der Hauptinhalt meiner dermaligen Rede, da ich aus Veranlaſſung des heutigen Feſtes nach dem Sinne unſeres Evangelii handeln will:

Von dem zweimal dreifachen Zeugniß GOttes, welches Er auf den Neuen Bund gelegt hat.

Mit der Erſcheinung des Sohnes GOttes in der Welt iſt der Neue Bund eröffnet worden. Von dem an kam die Rede vom Reiche GOttes und von dem Eingang in daſſelbe, von dem Theilnehmen an demſelben in Gang. Da wurde theils der Weg und das Mittel bekannt gemacht, theils auch das herrliche Ziel nach der Liebesabſicht GOttes über uns Menſchen in Seinem uns geſchenkten Sohne deutlich angezeigt. Der Heiland redet davon im heutigen Evangelio ſehr nachdrücklich. Er lehrt Seine Schüler nicht nur von der ſo hochnöthigen neuen Geburt von oben, wenn man Theil am Reiche GOttes d. i. an der Erfüllung der Verheißungen GOttes haben wolle, ſondern Er beruft ſich auch auf Zeugen und Zeugniſſe, wenn Er zu Nikodemus ganz ernſthaft ſagt und darüber Glauben von ihm fordert: Wir zeugen, was wir wiſſen, und reden, was wir geſehen haben, und ihr nehmet unſer Zeugniß nicht an; glaubet ihr nicht, wenn ich euch von irdiſchen Dingen des Reiches GOttes ſage: wie würdet ihr denn glauben, wenn ich erſt noch von den himmliſchen Dingen deſſelben reden würde? Nachdem nun die Haushaltung des Neuen Bundes, das iſt: die Sache des Reiches GOttes uns in ihrer völligen Geſtalt und Verfaſſung durch das Evangelium geoffenbaret iſt, und im Schwang gehet auf Erden, ſo können wir dieſe Worte des Heilandes erſt recht verſtehen nach ihrem vollen Sinn. Ich will daher die wichtige und ſo nöthige Wahrheit von der neuen Geburt von oben auf die nächſte Gelegenheit verſparen, und in Abſicht auf unſer heutiges Feſt aus dieſen Worten des Heilands Gelegenheit nehmen zu reden:

Von dem zweimal dreifachen Zeugniß GOttes, welches Er auf den Neuen Bund gelegt hat.

Dabei wollen wir bedenken:

I. Das dreifache Zeugniß auf Erden; daraus werden uns die irdiſchen Dinge des Reiches GOttes klar werden. Und

II. Das dreifache Zeugniß im Himmel; daraus werden wir auf die himmliſchen Dinge des Reiches GOttes zu achten haben.

Der HErr aber verherrliche Seinen Namen unter uns, und wirke in uns Glauben an Sein Zeugniß! Amen.

I. Was das dreifache Zeugniß auf Erden betrifft, ſo nennt es uns Johannes deutlich: den Geiſt, das Waſſer und das Blut. Johannes nennt unmittelbar vorher die bezeugte Wahrheit auch Geiſt; denn der Geiſt iſt die Wahrheit. Der Heiland heißt das Zeugniß der Wahrheit, welche ein Mittel der neuen Geburt iſt, im heutigen Evangelio auch Geiſt, wenn er ſagt: Der Geiſt (nicht: der Wind bläſet, ſondern) geiſtet, äuſſert und bewegt ſich, wo er will, und du höreſt ſeine Stimme wohl. So iſt demnach die Stimme des Geiſtes im Wort der Wahrheit der erſte Zeuge auf Erden. Von dem an, daß GOtt der durch unſere Sünde unter den Fluch gerathenen Erde wieder ein Wort der Verheißung gegeben hat, hat der Geiſt auf Erden gezeuget, und durch alle Zeiten die Erlöſung und das Heil der Menſchen verkündiget, darauf die Welt bis auf die Fülle der Zeit vertröſtet ward. Der Geiſt Chriſti, ſagt Petrus, der in den Propheten war, hat zuvor bezeuget die Leiden, die in Chriſto ſind, und die Herrlichkeit darnach. Und darinn beſtund die Aufrichtung des Neuen Bundes und die Gründung des Reiches GOttes unter den Menſchen. In gleichem Sinne führt die Offenbarung Johannis auf die alte Weiſſagung zurück und ſagt: das Zeugniß JEſu aber iſt der Geiſt der Weiſſagung. Offenb. 19, 10. So hat der Geiſt ſeine Stimme durch der Propheten Mund hören laſſen, und das glaubige Hoffen und Warten auf das Reich GOttes bezeuget und unterhalten. Niemals aber iſt die Rede davon ſo laut geworden, als zu Johannis des Täufers Zeiten: „Das Reich GOttes iſt nahe herbeigekommen.“ Darauf will der Heiland hiemit den Nicodemus weiſen, dem das Zeugniß des Geiſtes vom Reiche GOttes durch den Dienſt Johannis noch nicht ſo wichtig und annehmungswürdig war. „Haſt du denn ſeine Stimme nicht gehört? Eine Stimme eines Predigers in der Wüſte? Warum haſt du nicht ſein Zeugniß angenommen? Sein Zeugniß iſt auch Geiſt und ſchließt ſich an aller Propheten Wort an.“ — Hernach war JEſus ſelbſt ein Lehrer worden, und predigte das Evangelium vom Reiche GOttes. Und von Ihm her iſt das Zeugniß der Wahrheit durch Seine Apoſtel und alle Seine folgenden Knechte auf Erden kund worden. Das Evangelium iſt das Wort des Geiſtes, und der wahre Dienſt am Evangelium eine Bedienung des Geiſtes. 2 Cor. 3, 6. So ſtellen ſich demnach alle Zeugen der Wahrheit im Neuen Bunde von Johannes, dem Täufer, an in einer ununterbrochenen Kette bis auf den heutigen Tag hin als einen einzigen Mann, der durch den Geiſt redet und im Evangelium bezeuget: daß JEſus durch Seinen Tod und Seine Auferſtehung den Neuen Bund eröffnet und den Eingang ins Reich GOttes bereitet habe. Und das iſt der erſte Zeuge.

Nun, dieſes Zeugniß iſt an uns gekommen. Das Evangelium iſt auch uns verkündiget. Es iſt Geiſt und Wahrheit. Wer es annimmt, d. i. wer dieſem Zeugen glaubet, der erfährt ſogleich an ſeinem Herzen, daß es nicht nur in der Stimme und im Schall gebe, ſondern daß es Geiſt und Kraft und Leben ſey. — Mit dieſem erſten Zeugen iſt verbunden das Waſſer. Der Heiland rückt Nicodemo vor, daß er nach dem Reich GOttes frage, und doch die Anſtalt GOttes, die bereits dazu gemacht ſey, verachte, weil er ſich nicht bequemte, ſich von Johannes taufen zu laſſen. Darum hält der Heiland darüber und ſagt: es ſey denn, daß du aus Waſſer und Geiſt neu und von oben geboren werdeſt, ſo kannſt du das Reich GOttes nicht erlangen. In eben dieſem Sinne redet JEſus Luc. 7, 30. wider die Verächter der Taufe Johannis und ſagt: aber die Phariſäer und Schriftgelehrten verachteten GOttes Rath wider ſich ſelbſt und ließen ſich nicht von ihm taufen; ſie verachteten GOttes Rath. Das Volk und die Zöllner aber gaben GOtt Recht, und ließen die Taufe als ein Zeugniß und eine Anſtalt GOttes auf Erden gelten. Hernach aber hat JEſus gleich ſelbſt angefangen, durch Seine Jünger zu taufen, und bei der Verkündigung des Evangelii dieſe Einrichtung des Reiches GOttes veranſtaltet, daß, wer an Ihm und mit Ihm am Erbe GOttes Theil haben wolle, der ſolle durch die Taufe auf Seinen Namen feierlich darthun, daß er ſich zu Ihm und zu Seinen Leuten bekenne. So iſt die Taufe auf den Namen JEſu, oder das Waſſer, ein Zeuge auf Erden geworden, der durch dieſe Anſtalt noch auf den heutigen Tag den Neuen Bund bezeuget, angetragen, und dem, der ſich zu JEſu bekennt, zugeeignet und übergeben wird.

Nun, dieſer Zeuge hat ſeine Verrichtung auch an uns vollbracht. Es iſt etwas Großes, ob es ſchon leider wenig geachtet wird, daß Sein Name über uns genannt worden iſt, wie die Redensart der Apoſtel (Apoſtelg. 15.) lautet; ja, daß der Name des dreieinigen GOttes von der Taufe her über uns ruhet. Das macht einen getauften Chriſten ehrwürdig für Engel und Menſchen. Aber es iſt deſto größere Schmach, wenn man ſeinen eigenen Chriſtennamen und ſeine Taufe durch ein unchriſtliches Bezeugen täglich ſchändet und ſchmähet.

Der dritte Zeuge iſt das Blut. Davon konnte JEſus damals bei dem Anfang Seiner Lehre noch nicht mit einem Anfänger, wie Nicodemus war, deutlich reden; doch ſpricht Er von der Erhöhung der Schlange. Bald aber hat Er die Lehre von Seinem Blute hinzugethan. Joh. 6. Das Zeugniß auf Erden wäre nicht vollſtändig zur Darlegung des Neuen Bundes und zur Eröffnung des Reiches GOttes, wen nicht das Zeugniß des Blutes JEſu auch darauf läge. Den Nicodemus läßt Er von weitem etwas davon wiſſen, wenn Er ſagt: Des Menſchen Sohn müſſe erhöhet werden. Aber Johannes zeichnet uns die Ankunft JEſu dadurch deutlich, wenn er ſagt: Er iſt gekommen nicht mit Waſſer allein, ſondern mit Waſſer und Blut. Das war das Blut Seines d. i. des Neuen Bundes, und gleichwie der alte Bund im Vorbilde nicht ohne Blut geſtiftet war, (denn Moſes zeugete über dem Blut an das ganze Volk: Das iſt das Blut des Teſtaments Ebr. 9, 20.) alſo iſt das vergoſſene Blut JEſu das vollſtändige Zeugniß des neuen Bundes geworden. Und der es geſehen hat, der hat es bezeuget. Dieß Blut redet nun und bezeuget die beſſeren Dinge, die erfreulichen und heilſamen Dinge des Reiches GOttes, ſeitdem es zu unſerer vollkommenen Verſöhnung vergoſſen iſt; es iſt kräftig an Allen, die ſich dadurch reinigen laſſen von ihren Sünden. 1 Joh. 1, 7. Und ſo führt es ſein Zeugniß fort, ſowohl bei dem Waſſer der Taufe, als auch im heiligen Abendmahl. Um dieſer göttlichen Anſtalt willen gehört es noch zu den Zeugen auf Erden. Auch das Blut der Märtyrer bezeugt den Glauben des Neuen Bundes, in welchem ſie Märtyrer (d. h. Zeugen) geworden ſind. Denn bei unſerer Taufe ſingen wir: „der Glaub' im Geiſt die Kraft verſteht des Blutes JEſu Chriſti, wenn das leibliche Auge nichts als Waſſer vor ſich ſieht, und iſt vor ihm, vor dem geiſtlichen Glaubensauge, eine rothe Fluth, von Chriſti Blut gefärbet." Und von dem heiligen Abendmahl wiſſen wir, daß der Kelch, den wir ſegnen, eine Gemeinſchaft des Blutes Chriſti iſt. 1 Cor. 10, 16.

Nun, auch dieſes Zeugniß hat GOtt an uns gewendet. Wir ſind ja Genoſſen Seines Tiſches geworden. Wer glauben kann, und dann erfährt, was JEſus davon bezeuget: „Wer mein Fleiſch iſſet und trinket mein Blut, der bleibet in mir und ich in ihm," der hat ewiges Leben in ſich, demſelben wird dieſer Zeuge wichtig, tröſtlich und erfreulich genug ſeyn.

Mit dieſem dreifachen Zeugniß iſt uns der Neue Bund und die ganze Sache des Reiches GOttes übergeben worden. Das ſind die drei Zeugen auf Erden, welche uns des Antheils an der Gnade GOttes in Chriſto verſichern. Durch dieſe drei Zeugen werden die irdiſchen Dinge des Reiches GOttes auf Erden verwaltet. So läßt ſich der gütige GOtt zu uns herunter, daß Er Sein himmliſches Zeugniß irdiſch macht, ich will ſagen, mit irdiſchen Dingen, mit irdiſchen Anſtalten verknüpft und verbindet, nur, damit wir deſto leichter uns zu den himmliſchen Dingen anleiten laſſen und fähig werden möchten, den Vorſatz Seiner ewigen Liebe über uns gelten zu laſſen und im Glauben anzunehmen. Aber dazu kommt noch ein viel größeres und wichtigeres Zeugniß, und darum habe ich nun zu reden

II. Vom dreifachen Zeugniß im Himmel. Johannes ſagt: und Drei ſind, die da zeugen im Himmel: der Vater, das Wort und der heilige Geiſt, und dieſe Drei ſind Eins. Der Heiland redet davon zu Nicodemus auch in der Mehrzahl und ſagt: Wir reden, was wir wiſſen, und zeugen, was wir geſehen haben. Er meint hier nicht zugleich Johannes, den Täufer, mit welchem Er ſich niemals in's Gleiche geſtellt hat. Er ſagt vielmehr davon Joh. 5, 36.: ich habe ein größer Zeugniß, denn Johannis Zeugniß, denn die Werke, die mir der Vater gegeben hat, daß ich ſie vollende, dieſelbigen Werke, die Ich thue, zeugen von mir, daß mich der Vater geſandt habe. Und der Vater, der mich geſandt hat, derſelbige hat von mir gezeuget. Ihr habt nie weder Seine Stimme gehöret, noch Seine Geſtalt geſehen. Das Zeugniß des Vaters war ſchon ergangen bei der Taufe Chriſti mit der Stimme vom Himmel: „Das iſt mein lieber Sohn!“ Und das Zeugniß des heiligen Geiſtes, auf welches JEſus Seine Jünger vertröſtet, kam nach Seiner Verklärung auch dazu. Der Heiland ſagt davon: Was er hören wird, das wird er reden, und was zukünftig iſt, wird er euch verkündigen. Derſelbige wird mich verklären: denn von dem Meinen wird Er's nehmen und euch verkündigen. Joh. 16, 13. 14. So wird uns das dreifache Zeugniß des dreieinigen GOttes nach der Haushaltung des Neuen Teſtaments deutlich angezeigt. Johannes heißt ſie Zeugen im Himmel; nicht, als wenn ihr göttliches Zeugniß im Himmel abgelegt würde, ſondern weil es himmliſche Zeugen, von himmliſcher Natur, Art, Kraft und Wirkung ſind. Sie bringen ihr Zeugniß bei der Behandlung der irdiſchen Dinge, die zum Neuen Bunde gehören, an das Herz eines Glaubigen, und beſtätigen und verſiegeln dadurch die Wahrheit, darauf man geglaubt hat, und ihr

Zeugniß iſt Eins. Gott geht nicht aus Seinem Himmel aus, ſondern iſt und bleibt alle Zeit im Himmel, wenn Er einem Kinde GOttes auf Erden Seine Gnade bezeuget, mittheilt und zu genießen gibt. Und das heißt der Heiland auch im Evangelio die himmliſchen Dinge des Reiches GOttes, wenn Er zwar ſagt: wie würdet ihr denn glauben, wenn ich euch von himmliſchen Dingen ſagte? aber doch gleich auf ſolche Dinge deutet, wenn Er ferner ſagt: und Niemand fährt gen Himmel, denn der vom Himmel hernieder kommen iſt, nämlich des Menſchen Sohn, der im Himmel iſt. Nun, ſeitdem JEſus gen Himmel gefahren und in GOtt verkläret iſt, gehet erſt das dreifache Zeugniß des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes in voller Kraft bei einem Jeglichen, der das Evangelium im Gehorſam des Glaubens angenommen hat. Die Gnade JEſu Chriſti, die Liebe des Vaters und die Gemeinſchaft des heiligen Geiſtes iſt mit Allen, die da glauben, iſt kräftig, genießbar und erfreulich im Herzen, und wird innerlich zu einem Zeugniß und Siegel, bis wir ſehen, was wir nach dem ganzen Gehalt des Neuen Bundes geglaubt haben. Der Vater läßt ſie fühlen, daß Er ſie begnadigt und zur Kindſchaft angenommen habe, der Sohn, daß Er Prieſter, HErr und Haupt ſey, und der Geiſt, daß Er ihr Tröſter, ja, ihr Siegel und Pfand des Erbes ſey; und durch die Art und die Wirkung des heiligen Geiſtes ſind die drei Zeugen auf Erden beſonders zu den Wirkungen der drei himmliſchen Zeugen gefügt und verbunden. Ja, das Herz wird darüber ein Tempel des dreieinigen GOttes. Joh. 14, 23. „Wir werden zu Ihm kommen und Wohnung bei Ihm machen.“ So bezeugt der dreieinige GOtt im Herzen, daß man wirklich Gemeinſchaft habe mit dem Vater und Seinem Sohne, JEſu Chriſto, in Einem Geiſt, der vom Vater und Sohn ausgehet; ſo genießt man die ewige Liebe im Glauben, in Liebe und Hoffnung, bis das Leben offenbar wird in Herrlichkeit.

Nun mag uns wohl gelten, was Johannes ſagt: ſo wir der Menſchen Zeugniß annehmen; da ſollen wir uns ja ſcheuen, daß uns nicht der Verweis treffe, den Nicodemus vom Heiland hören mußte: und ihr nehmt unſer Zeugniß nicht an. Wir Chriſten ſind ja mit göttlichen Zeugniſſen überdeckt und überhäuft. Wollen wir nichts deſtoweniger den Rath GOttes verachten, wie wird es uns gehen! Aber im Gegentheil iſt hieraus auch zu ermeſſen, was der Glaube daran für einen ſtarken und unüberwindlichen Halt habe, wenn dieſes ſechsfache Zeugniß GOttes an ihm ſeine volle Kraft beweiſt und ſeinen Zweck erreicht. Und darum hat GOtt eben Seine himmliſche und Seine irdiſche Haushaltung auf ſolche Weiſe eingerichtet und veranſtaltet, und hält darüber nach Seinem unveränderlichen Rath, damit wir eine rechte Grundveſte und unüberwindliche Burg des Glaubens haben, und durch ſolche Zeugniſſe in einem heitern, gegründeten, lebendigen, fröhlichen, kräftigen und ſieghaften Glauben erhalten und fortgeleitet werden mögen, bis Er das Ziel ſeines Bundes an uns erreicht hat, daß wir ſagen können: Wie wir es geglaubt haben, ſo ſehen wir es jetzt in der Stadt unſers GOttes und vor Seinem Thron! Ihm, dem dreieinigen GOtt, ſey Ehre jetzt und in alle Ewigkeit! Amen. —

Buß- Bet- und Faſttags-Predigt.

Ehningen, 1737.

Text: Pſ. 85, 8—14: HErr, erzeige uns Deine Gnade, und hilf uns. Ach, daß ich hören ſollte, daß GOtt der HErr redete: daß er Friede zuſagte Seinem Volke und Seinen Heiligen, auf daß ſie nicht auf eine Thorheit gerathen! Doch iſt ja Seine Hilfe nahe denen, die Ihn fürchten, daß in unſerem Lande Ehre wohne; daß Güte und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede ſich küſſen; daß Treue auf der Erde wachſe, und Gerechtigkeit vom Himmel ſchaue; daß uns auch der HErr Gutes thue, damit unſer Land ſein Gewächs gebe; daß Gerechtigkeit dennoch vor Ihm bleibe und im Schwange gehe.

Rufe mich an in der Noth, ſo will ich dich erretten, ſo ſollſt du mich preiſen. So ſpricht GOtt ſelbſt Pſ. 50, 15. Es halten dieſe bekannten Worte erſtlich eine göttliche Ermahnung in ſich: rufe mich an in der Noth. Die Menſchen ſind ſo beſtürzt und zaghaft, wenn ſie eine Noth betrifft; ſie fallen gerne auf allerlei Mittel, und wollen ſich ſelbſt helfen, oder von Andern geholfen wiſſen, und GOtt, der beſte, ja einzige Helfer, wird zurückgeſetzt. Das iſt gemeiniglich das Letzte, wenn ſonſt kein Rath mehr iſt, daß man zu GOtt ſchreit. Da ſagt nun GOtt: rufe mich nur an; wende dich nur zu mir; ich begehre nichts anderes von dir, als daß du mich darum anſprichſt; ſo ſoll dir bald geholfen ſeyn. O wie ſollte uns das ermuntern, und unſer Herz erwecken, daß ſich GOtt ſo gerne anrufen läßt! Zweitens iſt darin eine Verheißung enthalten: ſo will ich dich erretten. Er will ſeine Macht und Gnade gerne erzeigen; er will herausreißen aus der Noth und Angſt, zu beweiſen, daß Er der GOtt ſey, der gerne errettet. Drittens kommt noch die Folge dieſer Errettung, oder was weiter darauf folgen ſoll: auf daß du mich verehreſt und verherrlicheſt. Da wird die Herrlichkeit und Ehre GOttes offenbar. Er macht ſich herrlich an den Elenden (Pſ. 49.), und wir ſollen ſeine Herrlichkeit erkennen. Nun, dieß redet GOtt zu Seinem Volke, und zu Allen, die Seinen Namen nennen. Er verheißt eine Errettung ſeinem Volke, wenn ſie Ihn anrufen und auf Seine Ehre bedacht ſind. Und dieſe drei Stücke ſind auch in meinen Textesworten enthalten, daraus ich demnach vorſtellen will:

Die gewiße Errettung des Volkes GOttes aus allen Drangſalen, welche die Welt treffen.

Und zwar:

I. Wie daſſelbe um dieſe Errettung zu ſeinem GOtt bitte und flehe.

II. Wie GOtt das Gebet erhöre und ſeine Errettung erzeige; und

III. Was weiter daraus und darauf erfolge.

Ach HErr höre, ach HErr, ſey gnädig, und hilf uns um Deiner Güte willen! Amen.

Es iſt dieſer Pſalm ohne Zweifel erſt gemacht worden, nachdem das Volk GOttes im Alten Teſtamente ſchon aus Babel wieder in ſein Land zurückgekommen war. Da hatten ſie ſchon eine große Erlöſung nach überſtandener Züchtigung GOttes erfahren; es waren meiſtentheils fromme und redliche Leute, die nun GOtt fürchteten, und ſeinem Gottesdienſte mit Ernſt und Eifer abwarten und Alles in Ordnung ſetzen wollten. Aber die umliegenden und angränzenden Völker beneideten ſie, wollten ſie nicht laſſen in Ruhe ihren Tempel und ihre Stadt bauen, fiengen Unruhe, Händel und Kriege an wider ſie, und ſetzten ſie aufs Neue in große Gefahr. Unter ſolchen bedrängten Umſtänden iſt nun der Pſalm gemacht. Das Volk ſchreit zu ſeinem GOtt um Errettung und Hilfe von ſeinen Feinden. Und das Volk im Alten Teſtament iſt in ſeinen Begegniſſen vielfach ein Bild geworden, was GOtt zu allen Zeiten an denen thun will, die zu ſeinem Volke gezählt ſind. Daher dürfen wir es uns auch aneignen, und ſollen in gleichem Sinne vor GOtt ſtehen. Wir wollen nun ſehen,

I. Wie das Volk GOttes um Errettung zu ſeinem GOtt bittet und fleht. Laß uns ſehen, HErr, Deine Gnade, und Dein Heil gib uns! Es bittet um zwei Sachen: Vor allen Dingen um Gnade, hernach um Heil oder Hilfe. Dieſes iſt der rechte Sinn. Wenn man in Noth kommt, ſo will man nur gerne geſchwind Hilfe haben, damit man bald der ſchweren Umſtände überhoben ſey. So iſt es bei den Meiſten. Sie bekümmern ſich nicht um die Gnade; aber wer GOtt ehret, wer zu ſeinem Volke gehört, der denkt zuerſt an Gnade. Wenn ich Gnade erlange, ſo wird alsdann die Hilfe nicht ausbleiben. So heißt es auch von David Pſ. 119, 41.: HErr, laß mir Deine Gnade widerfahren, Deine Hilfe nach Deinem Wort! Sodann wartet man in der Stille auf die göttliche Erhörung mit Zuverſicht. Ich will hören, was GOtt, der HErr, reden wird. Er wird Friede zuſagen ſeinem Volke und ſeinen Begnadigten, und daß ſie nicht umkehren ſollen zur Thorheit. Das iſt die Kunſt, die rechte Art im Gebete. Man muß nicht immer ſchreien und jammern, und GOtt ſeine Hilfe abnöthigen und abzwingen wollen; ſondern ein rechter Beter, wenn er ſein Herz ausgeſchüttet hat, wartet im Stillen. Er merkt mit ſeinem Herzen und mit ſeinem Geiſte auf, was GOtt antworten wird. Er vertraut. Das iſt ein Kennzeichen, daß man zum Volke GOttes gehöre, wenn man auch Vertrauen hat, ehe man die Hilfe ſieht. Die Meiſten trauen GOtt nicht, bis ſie die Hilfe ſehen. GOtt vertrauen iſt ein Glaubensſinn. Er wird Friede zuſagen ſeinem Volke.

Es käme ſonſt etwas Schlimmeres heraus; ſie möchten auf Thorheiten gerathen, d. i. ſie möchten von GOtt abfallen, ſie möchten verführt werden. GOtt aber will die Seinen nicht gerne auf Thorheiten, Mißglauben, Murren, Abfall, weltlichen Sinn verfallen laſſen.

II. Wie erhört nun GOtt das Gebet? Antwort: Sein Heil iſt nahe denen, die ihn fürchten. Auch Seine Gnade iſt nahe. Das iſt die Antwort und der Sinn GOttes. Seine Gnade iſt nicht ferne von denen, die Ihm die Ehre geben. Wie ein guter Freund ſogleich zuläuft, wenn er in der Noth angeſprochen wird, ſo tritt GOtt ſogleich herbei, bälder, als man vermuthen kann. Er iſt ſchon da. Es kommt nur darauf an, daß man es glaube und faſſe. Endlich wollen wir ſehen:

III. Was weiter daraus und darauf erfolge? Da iſt eine ſchöne Beſchreibung: daß in unſerm Lande Ehre wohne; daß Güte und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede ſich küſſen; daß Treue auf der Erde wachſe und Gerechtigkeit vom Himmel ſchaue; daß uns der HErr auch Gutes thue, damit unſer Land ſein Gewächs gebe; daß Gerechtigkeit dennoch vor Ihm bleibe und im Schwange gehe. Aber dieß iſt nicht nur auf den äußerlichen Wohlſtand gemeint, daß man eben im Lande Ruhe und gutes Auskommen habe, ſondern das Volk GOttes iſt auf GOttes Ehre und GOttes Offenbarung bedacht. Iſrael will, es ſoll in unſerem Lande ſo zugehen, daß man GOttes Wort, Wahrheit, Gerechtigkeit an uns ſehen und preiſen könne. Das iſt der rechte Sinn des Volkes GOttes. Es ſind ſchon manche Kriege in Deutſchland, am Rhein vorübergegangen; GOtt hat wieder Hilfe erzeigt. Iſt es hernach unter den Leuten beſſer geworden? Iſt mehr Gerechtigkeit, Treue u. ſ. w. in Schwang gekommen? Ach! das darf man von dem böſen Geſchlechte der Menſchen nicht erwarten; aber das Volk GOttes hat noch etwas übrig. — Wenn das wird erfüllt ſeyn, was Luc. 18. ſteht: Sollte GOtt nicht retten ſeine Auserwählten, die zu ihm Tag und Nacht rufen, und ſollte Geduld darüber haben? Ich ſage euch: Er wird ſie erretten in einer Kürze, — alsdann wird auch dieſer Pſalm erfüllt werden, daß GOttes Herrlichkeit wird offenbar werden auf Erden, daß die Berge werden den Frieden predigen, daß alle Schwerdter werden zu Pflugſcharen gemacht werden. In dieſer

Hoffnung denkt das Volk GOttes, das in dieſer Zeit lebt: wenn nur die Gerichte bald vollends vorüber wären, daß GOtt ein Neues ſchaffete auf Erden!

Nun wollen wir noch etliche Anmerkungen machen.

1. Erkennet hieraus, wie gut es iſt, wenn man zum Volke GOttes gezählt werden kann. Solchen wird gewiß geholfen; ſie kommen nicht zu kurz. Aber die Gottloſen haben keine Verheißung. Es heißt ausdrücklich: denen, die ihn fürchten, wird Gnade und Hilfe zu Theil. Ihr Lieben, ſuchet alſo Gnade! Fürchtet GOtt und gebet Ihm die Ehre! Offenb. 14, 7.

2. Möchte man denken: Ei, ſollen denn die Frommen Nichts zu leiden und zu befürchten haben? Antwort: in äußerlicher allgemeiner Drangſal kann man nicht ſagen, daß ſie Nichts treffe; aber mit großem Unterſchied und großer Auszeichnung. Sie merken GOttes Nähe unter der Noth; ſie erfahren Seine Durchhilfe, Seine beſondere Leitung. Er ſtärkt ſie zum Aushalten, daß ſie auf keine Thorheiten gerathen. Ja, ſie ſind mit Ihm wohl zufrieden, und preiſen Ihn!

3. Lernet alſo über aller Noth auch den Sinn faſſen, den man nach GOtt und um GOttes willen haben ſoll, und merket auf Sein Werk und Seine Hilfe. Er hat ſchon in dieſem Jahre und in dieſen bedenklichen Zeiten Beweiſe ſeiner Hilfe dargethan. Er hat noch Sein Volk und Seine Begnadigten in unſerer evangeliſchen Kirche. Iſt noch ein Volk GOttes in der Welt, ſo iſt es doch insbeſondere in der lutheriſchen Kirche anzutreffen, und auch in unſerem Würtemberg iſt Sein Same. Ja, um dieſes Seines Volkes und Seiner Begnadigten willen trägt GOtt noch die Böſen mit Geduld, bis die Zahl voll iſt. Das ſoll man mit Dank anerkennen.

4. Doch wer die Verheißung faßt, ſieht noch weiter hinaus; er begnügt ſich nicht mit dieſer alten Welt; es kommt da doch nichts Ganzes heraus. Er freut ſich ſchon, daß etwas Beſſeres werden wird. Und ſo wollen wir auch jetzt darüber denken und beten: laß uns nicht auf Thorheiten gerathen, gib uns Friede und ein Herz, das ſich Dir überlaſſe, daß Dein Bund unter uns bleibe! Amen.

Am erſten Sonntag nach Trinitatis.

Teinach 1753.

Evangelium: Luc. 16, 19—31.

Es war aber ein reicher Mann, der kleidete ſich mit Purpur und köſtlicher Leinwand, und lebte alle Tage herrlich und in Freuden. Es war aber ein Armer, mit Namen Lazarus, der lag vor ſeiner Thüre voller Schwären, und begehrte ſich zu ſättigen von den Broſamen, die von des Reichen Tiſche fielen. Doch kamen die Hunde, und leckten ihm ſeine Schwären. Es begab ſich aber, daß der Arme ſtarb, und ward getragen von den Engeln in Abrahams Schooß. Der Reiche aber ſtarb auch, und ward begraben. Als er nun in der Hölle und in der Qual war, hub er ſeine Augen auf, und ſahe Abraham von Ferne, und Lazarum in ſeinem Schoos, rief und ſprach: Vater Abraham, erbarme dich mein, und ſende Lazarum, daß er das Aeußerſte ſeines Fingers ins Waſſer tauche, und kühle meine Zunge, denn ich leide Pein in dieſer Flamme. Abraham aber ſprach: gedenke, Sohn, daß du dein Gutes empfangen haſt in deinem Leben, und Lazarus dagegen hat Böſes empfangen: nun aber wird er getröſtet, und du wirſt gepeiniget. Und über das Alles iſt zwiſchen uns und euch eine große Kluft beveſtiget, daß, die da wollten von hinnen hinab fahren zu euch, können nicht, und auch nicht von dannen zu uns herüber fahren. Da ſprach er: ſo bitte ich dich, Vater, daß du ihn ſendeſt in meines Vaters Haus. Denn ich habe noch fünf Brüder, daß er ihnen bezeuge, auf daß ſie nicht auch kommen an dieſen Ort der Qual. Abraham ſprach zu ihm: ſie haben Moſen und die Propheten, laß ſie dieſelbigen hören. Er aber ſprach: nein, Vater Abraham, ſondern wenn einer von den Todten zu ihnen gienge, ſo würden ſie Buße thun. Er ſprach zu ihm: hören ſie Moſen und die Propheten nicht, ſo werden ſie auch nicht glauben, ob Jemand von den Todten auferſtünde.

Es heißt im gemeinen Sprüchwort: man kann Niemand vor ſeinem Tode glückſelig nennen. Und das mag in gewiſſem Verſtande ein wahres Wort ſeyn; es leidet aber mehr als einerlei Deutung. Die Menſchen ſind in der Welt ſo mancherlei Veränderungen auch ihres äuſſerlichen Zuſtandes und leiblichen Wohlergehens unterworfen; daher iſt keiner verſichert, daß er dem Glücke, wie man ſagt, beſtändig im Schoos ſitzen und ſeinen erwünſchten Wohlſtand bis an das Ende ſeiner Tage fortführen werde. Ein einziger Zufall, der ihm an ſeinem Gemüthe, an ſeiner lieben Ehre, an ſeinem Hausweſen, an ſeinen Freunden u. dergl. begegnet, kann ihm ſeine Glückſeligkeit unterbrechen und ſo rauben, daß er ſeiner übrigen Lebenstage nicht mehr froh wird, ſondern ſeine Zeit mit Kummer und Wehklagen beſchließt. Auch in dieſem Sinne kann keiner davorſtehen, daß er bis an ſeinen Tod hin ein glückſeliger Menſch bleiben und an ſeinem Sarge dieſen Nachklang haben werde. Noch mehr aber, weil erſt in und nach dem Tode der Ausſchlag von einer ewigen Glückſeligkeit oder Unglückſeligkeit erfolgt, wogegen alle glücklichen oder unglücklichen Tage dieſes Lebens kaum einer Minute lang zu rechnen ſind, ſo will das Sprüchwort den Namen einer preiswürdigen Glückſeligkeit nur auf denjenigen Zuſtand legen, darin man ein dauerhaftes und vollkommenes Vergnügen nach dieſem Leben genießen kann. Die Lehre JEſu hält die höchſte Weisheit in ſich. Sie gibt uns das richtigſte und probehaltigſte Urtheil an, wie man von der Glückſeligkeit und Unglückſeligkeit eines Menſchen denken ſoll. Aber ſie ſchiebt dieſelbe nicht erſt bis über den Tod hinaus. Der Heiland, der Mund der Wahrheit, preist gewiſſe Leute ſchon in dieſer Welt für glückſelige Menſchen, ob ſie ſchon von Vielen, nach ihrer Art zu denken, nicht dafür gehalten werden. Er ſagt: Selig ſind, die arm am Geiſte ſind, denn das Himmelreich iſt ihr. Und das Evangelium deutet es auf den gegenwärtigen Zuſtand lebender Menſchen, wenn es heißt: aus Gnaden ſeid ihr ſelig geworden. Wer glückſelig geworden iſt, wen die Wahrheit ſelbſt dafür erklärt, der darf gewiß nicht erſt bis über den Tod hinaus warten, daß er in Wahrheit glückſelig zu nennen ſey. Aber um ſo weniger wird es ihm auch alsdann fehlen, einen ſolchen Zuſtand zu erreichen und zu beſitzen, darin ſeine Glückſeligkeit noch viel weiter reicht, als er jetzt denken kann. Der iſt gewiß glückſelig, der vor dem Tode, im Tode und nach dem Tode ein ſolches Wohlſeyn beſitzt und genießt, welches ihm kein Zufall rauben und der Tod ſelbſt nicht kränken kann. Wir werden demnach von JEſu und aus Seiner Lehre erſt ein richtiges Urtheil fällen lernen von dem, was man glückſelig oder unglückſelig heißen ſoll. Davon will ich dießmal etliche Hauptgedanken aus unſerem Evangelio anführen und zu betrachten vorſtellen

I. Die Unglückſeligkeit eines in der Welt für glücklich geachteten Mannes, und

II. Die Glückſeligkeit eines in der Welt für unglücklich gehaltenen Menſchen.

Niemand unter allen Menſchen, die je an Wahrheit gedacht und davon geredet haben, hat von den zukünftigen Dingen mit ſolcher Deutlichkeit, Gewißheit und Freimüthigkeit geredet, als unſer JEſus. Er ſpricht von den unſichtbaren und zukünftigen Dingen und Zuſtänden der Menſchen, wie ein Anderer von den gegenwärtigen. Niemand hat uns je den Zuſammenhang des gegenwärtigen und des künftigen Lebens ſo richtig und umſtändlich gezeigt und auf unläugbare feſte Gründe geſtellt, als eben unſer JEſus. Das gibt Seiner Lehre den größten Vorzug vor Aller Weisheit und Erkenntniß, die je in der Welt aufgekommen iſt oder noch gerühmt wird. Und das iſt es, was ſie ohne Umſchweif an Aller Gewiſſen beweiſet, die mit einigem Beſinnen über ſich ſelbſt darauf achten. Die Rede, welche unſer heutiges Evangelium enthält, iſt davon eine der eindrücklichſten und wichtigſten. Ich will nur einige Hauptwahrheiten davon bemerken, wenn ich

I. die Unglückſeligkeit eines in der Welt für glücklich geachteten Mannes betrachte. Der reiche Mann ſoll uns nach der Abſicht unſeres Lehrers davon ein Beiſpiel ſeyn. Es geht nicht allen Leuten in der Welt ſo wohl, als es hier von ihm beſchrieben iſt; es geht auch nicht allen Leuten ſo ſchlimm, als es dem Lazarus wiederfahren iſt. Es gibt noch mehrere Gattungen, die überhaupt unter einerlei Beurtheilung fallen. Der Heiland aber hat mit Fleiß von beiden Zuſtänden ein ausnehmendes Exempel angeführt, damit es deſto deutlicher in die Augen fallen und ein deſto ernſthafteres Nachdenken erwecken ſolle. Worin beſteht es nun überhaupt, wenn man Einen in der Welt für glücklich achtet und preist? Wenn es heißt: dem Menſchen geht es wohl; er hat, was er will; er kann ſich gute Tage machen; er hat Reichthum, er hat Ehre, er ſteht im Anſehen; was will er weiter? der hat über Nichts zu klagen. Mancher ſteht wohl auf einem geringeren Grad des Wohlſtands, aber man hält ihn in ſeinem Maaß und in ſeinen Umſtänden auch für einen glücklichen Menſchen, wenn er ſich nach ſeinem Wunſche vergnügen und ſeine Begierden erfüllen kann. Hiebei kann ſich ein gemeiner Bauer in ſeinem Glück und Wohlleben ſo ſehr brüſten, als ein anderer, der ſich mit Purpur und köſtlicher Leinwand kleidet und alle Tage herrlich und in Freuden lebt. Aber was iſt nun davon zu halten, ſofern man es auch ſo hoch triebe, als es in der Welt immer gebracht werden mag, wenn man anders nach der Wahrheit urtheilen, und ſich nicht von dem Schein eines bloß ſinnlichen und unter der Hand verſchwindenden Vergnügens blenden, und von den niederträchtigen Gedanken und Urtheilen des gemeinen Haufen hinreiſſen laſſen will? Ich weiß: mit und bei dem Allem kann doch ein ſolcher Menſch in der That ſehr unglücklich ſeyn, ſo daß ſein äußerliches Wohlſeyn nach dem Sinne der Welt dagegen wie Nichts zu rechnen iſt. Und zwar nimmt ſeine Unglückſeligkeit nicht erſt nach dieſem Leben, ſondern ſchon in dieſer Zeit ihren Anfang; ſie wird ihm aber erſt nach dieſem Leben entdeckt und an ihm ſelbſt offenbar, wenn er es in dieſer Zeit an ſich nicht gewahr werden, noch erkennen wollte.

Kann man denn in dieſer Zeit einen vernünftigen Menſchen für glückſelig halten, wenn er ſeinem Verſtande, ſeinem Herzen, ſeiner unſterblichen Seele keine einzige ſolche Wahrheit zu faſſen erlaubt, die ſie in eine wahre, ihrer Natur gemäße und von ihrem guten Schöpfer angebotene Bekanntſchaft mit Ihm ſetzt? So ging es bei dem reichen Manne. Er achtete Moſen und die Propheten nicht, war in der rechten, von GOtt angegebenen Religion geboren und erzogen, und lebte doch, als wenn er davon nichts wüßte noch je gehört hätte. So geht es noch bei Vielen, welche ihren Verſtand und Herz aller fruchtbaren Einſicht und Nachdenken derjenigen Wahrheit entziehen, die ihrem edlen Geiſt allein die gemäße Ruhe, das wonneſamſte Vergnügen und den Grund zu einer dauerhaften Glückſeligkeit abgeben könnte und ſollte. Iſt dann ein ſolcher Menſch für glückſelig zu achten, dem gerade das Beſte mangelt, was den vornehmſten Theil ſeiner Natur und ſeines Weſens erſt glückſelig machen könnte? Gewiß, wer ſeine lebendige Seele nur dazu hat und gebraucht, daß ſie ihm auf etliche Jahre das Leben und die Bewegung ſeines Leibes unterhalte, damit er demſelben ſein ſinnliches, irdiſches, verwesliches Vergnügen bereiten könne, der iſt vielmehr zu bedauren, als für glückſelig zu achten. Das iſt ja eine unglückſelige Seele, die niemals eine Empfindung der Luſt und des Vergnügens empfängt und genießt, die ihrer Natur gemäß iſt und ihr von GOtt reichlich bereitet wird, ſondern ſich beſtändig mit irdiſchem Futter und Zeitvertreib und ihr ganz unangemeſſenen Dingen abſpeiſen laſſen ſoll. Ein ſolcher Menſch ſteht in der größten Armuth und darbt bei allem zeitlichen Ueberfluſſe. Seine arme Seele hungert und dürſtet, und er läßt ihr nicht das Geringſte zu Theil werden! Es iſt in ihr ein unendliches Verlangen nach GOtt, nach Seiner Gemeinſchaft, nach dem Genuß Seines Lebens; das hat ihr GOtt eingeprägt; das hält Er ihr vor durch Sein Wort. Und ſie muß vergeblich ſchmachten, und dieß Verlangen durch lauter irdiſche Lüſte, die ſie nicht ſättigen, dämpfen und unterdrücken laſſen, und leben, als wenn kein Wort GOttes wäre, als wenn ihr GOtt nichts zu gut thun wollte. Es iſt in der That jämmerlich und die größte Unglückſeligkeit in dieſer Zeit, wenn ein Menſch, ein ſogenannter Chriſt, der alle göttliche Dinge um ſich hat, in ſeinem Leben kaum einmal eine innerliche durchdringende Empfindung von der göttlichen Wahrheit bekommt, geſchweige daß er ſeinen Geiſt damit nähren, erquicken und in einen wonneſamen Zuſtand ſetzen möchte. Wer demnach GOtt und Sein Wort verachtet, der kann in dieſer Zeit nicht glückſelig ſeyn.

Ferner iſt er deßwegen ſchon in dieſer Zeit unglückſelig, weil er ſich hier ſchon den unheilvollen Jammer bereitet, der nach dieſer Zeit in ihm aufbrechen wird. Das zeigt ſich auch an dem reichen Manne. Es heißt von ihm: als er nun in der Hölle und in der Qual war. Er ſtirbt. Warum iſt er nun auf ſeine guten Tage ſogleich in der Hölle und in der Qual? Hölle heißt hier die Sammlung und der Zuſtand der abgeſchiedenen unbußfertigen Seelen, und nicht der Pfuhl, der mit Schwefel und Pech dermaleins brennen wird, wenn der letzte Brand der Welt wird alle Unreinigkeiten an einen Ort zuſammen ausſcheiden. Der Heiland zeigt, daß ihm jetzt ſeine Qual daraus entſtehe, worin er vorher ſein größtes Vergnügen geſucht hatte. Seine Seele hatte keine andere Unterhaltung empfangen, als Wohlleben und Eſſen und Trinken, herrlich und in Freuden zu leben. Da ihr jetzt der irdiſche Genuß entzogen iſt, ſo wird ihr ihr Verlangen zur Qual; ſie trägt ihre Sünden mit ſich hinaus. Einem Jeglichen wird das ſeine Hölle ſeyn, was er in dieſer Zeit in ſich geſammelt hat. Und wenn er ſich nun in ſeiner eigentlichen Geſtalt, worinn er ſich gebildet hat, in dem Abgang alles deſſen, womit er ſein Gemüth, Gedanken, Neigung und Begierden erfüllt hat, ſehen muß, ſo iſt das ſeine Qual. Ich kann mich über Nichts mehr entſetzen, als über die erſtaunliche Veränderung, die ſolche Geiſter in einem Augenblick in ſich ſelbſt erfahren, die mit lauter irdiſchen, ſündlichen, wollüſtigen, hochmüthigen, geizigen Bildungen, Gedanken und Trieben erfüllt ſind, und damit in die unſichtbare Welt übergehen, wo ihnen der Gegenſtand ihres Treibens wirklich benommen iſt, darin ſie bisher ſich aufgehalten haben; und dieſe Lüſte, Begierden, Gedanken leben und wirken noch in ihnen. Und ſo werden ſie ſich zur Qual. Nun, kann man denn einen Menſchen für glückſelig halten, der z. B. mit allem Fleiß und Geſchäftigkeit darauf umgienge, daß ihm ſein Haus über ſeinem Kopf anbrenne? Oder der ſich mit tauſend Freuden das Gift bereitete, daran er ſterben müßte? So iſt derjenige anzuſehen, der ſich in dieſer Zeit einen Schatz zuſammen rafft, der ihm hernach in ſeinem Innerſten zu lauter Mißvergnügen, Unluſt und unausſprechlichem Schmerz ausſchlägt! Denn

Das gegenwärtige Leben ſteht mit dem zukünftigen in dem genaueſten Zuſammenhang. Es bleibt nichts zurück, ſondern es hat Alles ſeine richtige und volle Wirkung auf die Ewigkeit. Der künftige Zuſtand hängt von dem gegenwärtigen ab; das hat ſeine gewiſſen, unvermeidlichen Folgen. Und das vergrößert den Jammer, daß man ſich ſeines vorigen Zuſtands erinnern und den Zuſammenhang mit dem vorhergehenden einſehen kann. Man darf nicht denken, daß GOtt einen erſt in die Hölle werfe; er ſtürzt ſich ſelber darein; es wird nur an ihm offenbar, was ſchon in ihm war. Und das Gericht GOttes ſchätzt ihn und beſtätigt ihn in dem Zuſtand, darein er ſich ſelbſt gebracht hat, wie ſolches auch in dem Gleichniß Abraham dem reichen Manne vorhält. Mich dünkt, das ſind ſolche ausgemachte Wahrheiten, worüber JEſus ſogleich ein jegliches Gewiſſen zum Zeugen hat. Wer nur eine Liebe und Begierde zu einer wahren Glückſeligkeit hat, der kann ſchon wiſſen, worein er dieſelbe nicht ſetzen ſollte, der mag ſich ſelbſt rathen, — wenn er anders eines guten Rathes fähig iſt.

Wir wollen das andere Exempel auch ein wenig erwägen, nehmlich

II. die Glückſeligkeit eines in der Welt für unglücklich gehaltenen Menſchen. Lazarus ſoll uns ein Bild eines in der Welt für unglücklich gehaltenen Menſchen vorſtellen; und er war es auch in den äußerlichen Umſtänden. Nur iſt daraus keine ganze Rechnung zu machen. Das heißt man überhaupt unglückliche Umſtände, wenn Einer nicht nur der Nothdurft des äuſſerlichen Lebens ermangeln muß, ſondern auch mit Schmerzen und Krankheiten geplagt iſt. Allein das macht einen noch nicht zu einem unglückſeligen Menſchen. Ja wohl, wenn einer dabei keinen GOtt hat, auf den er ſich verlaſſen, dem er Gutes über ſich zutrauen kann, mit deſſen Vorſehung er ſich beruhigen kann. Dann iſt er ja wohl übel und doppelt übel daran. Aber wer GOtt noch hat, wenn er ſonſt Nichts hätte, wer ſein Herz in der Gnade GOttes ſtillen kann, der hat noch immer einen rechten Grund und noch genug übrig, woraus ihm Vergnügen und Wohlergehen zufließen kann. Und das macht eigentlich den Unterſchied aus bei den Mühſeligkeiten und Beſchwerniſſen des zeitlichen Lebens. Es iſt ja jämmerlich, wenn man bei dieſen oder jenen Schickſalen ſo ſehr niedergeſchlagen, beſtürzt und betrübt wird, daß man gar keinen Halt mehr hat; aber unter Leiden und Schmerzen in GOtt ruhen, mit Seinem Geiſte über alle dieſe natürlichen Empfindungen erhaben ſeyn, ſich durch ſeine lebendige Hoffnung tröſten können, nichts deſtoweniger einen guten GOtt und lieben Vater auf ſeiner Seite haben, Seinen Willen für ſein beſtes Wohl halten — das iſt ja ein glücklicher Stand, und die unglücklichen Menſchen müſſen es alsdann ſelbſt zugeſtehen: ja, wenn ich ſo ſeyn könnte, ſo wollte ich mich für glücklich halten! Das will der Heiland an dem Exempel Lazari vorſtellen, welcher bei ſeiner Armuth und äußerlichem Elend in den Fußſtapfen des Glaubens Abrahams wandelte; Er will zeigen, daß auf das Wohl oder Weh im Aeußerlichen nicht viel ankomme zu einer wahren und dauerhaften Glückſeligkeit, und daß einem Solchen, der an GOtt hänget, Alles reichlich vergolten werde. Arm, aber reich im Glauben ſeyn, Jacob. 2, 5. Nichts inne haben, und doch Alles haben, das macht getroſt; da kann man das Glück der Welt großmüthig verachten: mag es ſeyn, daß ich hier leide; ich kann der zeitlichen Freude wohl entbehren; ich ſpare mich auf etwas Beſſeres. Und das trifft auch ein. Der arme Lazarus iſt ja glückſelig zu achten, daß er ſogleich in Abrahams Schoos getragen worden, und der Reiche muß ihn ſelbſt dafür erkennen. Das iſt ein Stand der vollkommenen Ruhe; da iſt der Seele wohl! Die irdiſchen Gedanken plagen ſie jetzt nicht mehr. Alles Trauern wird weg ſeyn. Offenb. 7.; da iſt Ehre ohne Hochmuth, Vergnügen ohne Eitelkeit.

Nun, ſo iſt es! Die Lehre JEſu iſt wahr; die Erfahrung wird es zeigen. Es ſollte doch wohl einem Jeglichen etwas daran gelegen ſeyn, zu bedenken, was er ſich für ein Bette bereitet, darin er entweder mit Schmerzen liegen muß, oder Ruhe haben kann. Das will ich eines Jeglichen eigenem Beſinnen und Nachdenken über ſeinen gegenwärtigen und künftigen Zuſtand überlaſſen; das Gewiſſen ſelbſt iſt dießfalls ein unpartheiiſcher Zeuge. Man höre nur ſich ſelber an, ſo wird das Wort GOttes gleich ſeine Bewährung haben. Ich will hiebei nur noch zwei Anmerkungen von der Vortrefflichkeit der Lehre JEſu hinzuthun:

1. Kann etwas Vortrefflicher ſeyn, als daß uns die Lehre JEſu nicht auf Gerathewohl läßt der Ewigkeit zugehen, ſondern uns die zukünftigen Dinge ſo hell und deutlich darſtellt, daß ſie einen Menſchen ausrüſtet mit Gedanken und Trieben, die mit der ganzen Regierung GOttes über die Geiſter übereinkommen, daß ſie ihn tüchtig macht, allen fürchterlichen Dingen freudig entgegen zu treten? Das iſt der Glaube, Ebr. 11, 1.; eine gewiſſe Zuverſicht und eine feſte Ueberzeugung Deſſen, was man nicht ſiehet.

2. Kann etwas Vortrefflicher ſeyn, als daß dieſe Lehre allein zeigt, wie die natürlichen und unvermeidlichen Folgen der Sünde können abgeſchnitten werden? Im Evangelio heißt es: ſie haben Moſen und die Propheten, laßt ſie dieſelben hören; ſie ſollen Buße thun nach evangeliſchem Sinne. Das kann kein Verſtand, keine andere Lehre zeigen. Keine Reue macht das Vorige gut und hebt die Folgen auf. Nimmer thun iſt dießfalls auch nicht die beſte Buße, ſondern ſich Dem ergeben, der die Zeit und Ewigkeit in Händen hat, der mit einem einzigen Wort eine neue Welt ſchaffen kann. Es bleibt alſo dabei: Niemand iſt glückſelig, als wer JEſum hat. Amen!

Am zweiten Sonntag nach Trinitatis.

Deinach 1753.

Evangelium Luc. 14, 16 — 24.

Es war ein Menſch, der machte ein großes Abendmahl, und lud Viele dazu, und ſandte ſeinen Knecht aus zur Stunde des Abendmahls, zu ſagen den Geladenen: Kommt, denn es iſt alles bereit. Und ſie fingen alle nach einander an ſich zu entſchuldigen. Der Erſte ſprach zu ihm: Ich habe einen Acker gekauft, und muß hinaus gehen, und ihn beſehen; ich bitte dich, entſchuldige mich. Und der Andere ſprach: Ich habe fünf Joch Ochſen gekauft, und ich gehe jetzt hin, ſie zu beſehen; ich bitte dich, entſchuldige mich. Und der Dritte ſprach: Ich habe ein Weib genommen, darum kann ich nicht kommen. Und der Knecht kam, und ſagte das ſeinem Herrn wieder. Da ward der Hausherr zornig, und ſprach zu ſeinem Knechte: Gehe aus bald auf die Straßen und Gaſſen der Stadt, und führe die Armen und Krüppel, und die Lahmen und Blinden herein. Und der Knecht ſprach: Herr, es iſt geſchehen, was du befohlen haſt; es iſt aber noch Raum da. Und der Herr ſprach zu dem Knechte: Gehe aus auf die Landſtraßen, und an die Zäune, und nöthige ſie herein zu kommen, auf daß mein Haus voll werde. Ich ſage euch aber, daß der Männer keiner, die geladen ſind, mein Abendmahl ſchmecken wird.

Paulus ſagt von ſeinem Amte Epheſ. 3, 8.: es ſey ihm gegeben die Gnade, allen Völkern zu verkündigen den unausforſchlichen Reichthum Chriſti. Wie hoch die Welt ihren Reichthum ſchätze, das liegt am Tage; aber daß bei Chriſto ein Reichthum, der unausforſchlich, der nicht zu ergründen iſt, anzutreffen ſey, das wäre und bliebe allen Menſchen fremd und unbekannt, wenn es nicht verkündiget würde. Nun aber läßt JEſus Chriſtus ſeinen Reichthum den Menſchen auch anpreiſen und durch Sein Evangelium kund werden, damit man wiſſen möge, was man bei Ihm zu ſuchen habe und finden könne. Seitdem dieſe Rede auf Erden in Gang gekommen, und ſich der Heiland durch Seine Knechte mit allem Seinem Reichthum anbieten läßt, hat es doch von Zeit zu Zeit Leute gegeben, die einen Werth darauf geſetzt und ihren Antheil an Ihm über Alles koſtbar geſchätzt und dem Reichthum der Welt weit vorgezogen haben. Je mehr man nun davon erkennen lernt, ja wirklich empfängt und zu genießen hat, deſto mehr eröffnet ſich die Fülle Chriſti, und man wird gewahr, daß Sein Reichthum unausforſchlich ſey, d. i. daß man darin nie einen Abgang ſpüre, vielweniger an das Ende reichen könne. So iſt es nicht mit dem Reichthum der Welt! Je mehr man davon gebraucht, deſto mehr nimmt er ab, und verzehrt ſich unter der Hand, denn er beſteht in flüchtigen, veränderlichen, vergänglichen, blos irdiſchen Gütern; der Reichthum JEſu aber hält lauter weſentliche, bleibende, himmliſche Güter in ſich, dabei ihm in Seinem unermeßlichen Schatz niemals etwas abgeht, noch verſchwindet, noch zurücke bleibt. Wer deſſelben theilhaftig wird, und an dem Genuß dieſes Reichthums mit anſtehen darf, der iſt auf Zeit und Ewigkeit wohl berathen; der weiß, was er hat, und worauf er ſich verlaſſen kann. Was hilft aller Reichthum, wenn man auch unzählbare Schätze beiſammen hätte, und iſt nicht reich in GOtt, wie der Heiland ſagt? Luc. 12, 16—21. Darum ſoll uns der angeprieſene Reichthum Chriſti reizen, daß wir Seiner Gaben auch begehren theilhaftig zu werden. Und dieß iſt auch der Zweck meiner dermaligen Rede. Der Heiland laſſe uns aus Seinem Reichthum in dieſer Stunde auch dieſe Gnade zufließen, damit Seine Erkenntniß unter uns geprieſen werde!

Es iſt Alles zumal Ein HErr, reich über Alle, die Ihn anrufen. Das iſt wiederum ein Pauliniſches Zeugniß von dem Reichthum Chriſti, Röm. 10, 12. Er iſt der HErr, der König auf dem Throne der Majeſtät, vor dem ſich Alles beugen ſoll, von deſſen Gnade der Menſchen, ja, aller Creaturen Wohlſtand abhängt; denn Er iſt Aller HErr. Niemand kann ſich dem Rechte entziehen, das JEſus um Seines Blutes willen an ihn und über ihn hat. Er iſt ein gnädiger, freundlicher HErr gegen alle Diejenigen, die Ihm angehören und ſich unter Seine Hand geſtellt haben. Er iſt ein reicher HErr, der Alle wohl berathen und überſchwenglich glücklich machen kann, die Ihn um Seine Gaben und Güter anſprechen. Man darf Ihn nur anrufen, ſo geht man bei Ihm gewiß nicht leer aus; denn ſo reich Er iſt, ſo freigebig iſt Er auch, Alle, die Seiner Güter theilhaftig werden wollen, aus Seinem Reichthum zu erquicken und zu beſeligen. Und das meint Paulus vornemlich mit dem Preis, den er Ihm wegen Seines Reichthums gibt, und will deßwegen ohne Unterſchied, Juden und Heiden, d. i. alle Völker auf Erden einladen, von Ihm zu empfangen, was dieſer reiche HErr gerne geben und gewähren will. Dieſes iſt der Sinn und Hauptinhalt des heutigen Evangelii mit dem Gleichniß, das uns darinn angegeben wird. Ich will daher Eurer Liebe vorſtellen:

Den großen und unausforſchlichen Reichthum Chriſti, und zwar:

I. In Anſehunng Seiner Güter, die man zu genießen hat, und

II. In Anſehung der Perſonen, die derſelben theilhaftig werden.

Wir haben dieſen Reichthum zu erkennen

I. in Anſehung der Güter ſelbſt. Es ſind uns dieſe Reichthümer Seiner Güter und Gaben im Evangelio vorgeſtellt unter dem Bild und Gleichniß einer großen und wohlzugerichteten Mahlzeit, da Alles reichlich und im Vollauf angeſchafft und zubereitet iſt, wodurch die Gäſte zu allem Vergnügen und im Ueberfluß behandelt werden können. Es ward ihm die Gelegenheit davon zu reden gegeben über einer Mahlzeit, da einer von den Gäſten das Wort nahm und ſprach: ſelig iſt, der das Brod iſſet im Reiche GOttes! Das ſollte eine gute, andächtige Tafel-Unterhaltung ſeyn, womit dieſer Gaſt dem ernſthaften und angeſehenen Lehrer etwas zu Gefallen reden wollte. Aber JEſus machte Ernſt daraus und ſagte: ja wohl; aber wollet ihr denn auch hier zu Gaſte ſeyn, und die Mahlzeit des Reiches GOttes nicht verſchmähen, zu welcher ihr wirklich durch mich und meine Leute eingeladen werdet? Es iſt demnach klar, daß unter dieſem Gleichniß des großen Abendmahls von den Gütern des Reiches Chriſti die Rede iſt. Das Gleichniß ſchickt ſich wohl; denn JEſus will unſere Seelen theils ſättigen, theils erquicken mit den Gütern Seines Hauſes, ebenſowohl, als man den Leib bei einer reichlichen und wohlbeſetzten Mahlzeit nicht nur ſättigen, ſondern auch zum Ueberfluß erquicken kann. Wären uns nur Seine Gaben nicht ſo unbekannt, ſie würden bald unſer Verlangen reizen und uns alsdann ſo wohl ſchmecken, als nur die beſte Koſt je vergnügen kann. Was ſind denn nun die Gaben, womit Er die Seinigen ſo wohl bewirthet? Antwort: der Gaben ſind unzählige; es iſt Alles bereitet, was die

Herzen vergnügen kann. Wer will den Reichthum Chriſti ausſprechen, den Er uns durch Seine heiligen Verdienſte erworben hat und nun aus Seiner offenen Fülle darreichen will? Aber um nur etliche von den hauptſächlichſten Gaben anzuführen, die bei Seiner Tafel angetroffen werden, ſo iſt Seine Gnade, zu der wir berufen werden, das eigentliche Brod, das man iſſet im Reiche GOttes. Die Gnade JEſu Chriſti, die wir jedesmal mit dem erſten Worte der Gemeine anwünſchen, iſt uns nöthiger und unentbehrlicher, als das leibliche Brod. Wenn einer Brods genug zu eſſen hätte, — wird das ſein Herz erfreuen, wenn er die Gnade JEſu nicht hat, noch derſelben verſichert iſt? Mit Seiner Gnade ſpeiſet Er die Seelen; das iſt ihre rechte Nahrung. Wer Chriſti Gnade nicht hat, der muß verhungern, wie wenn ihm das tägliche Brod entzogen würde. Und dieſes iſt das Erſte, das man bei Ihm und in Seinem Reiche zu genießen hat. Dieſe Gnade theilt Er auch nicht kärglich mit. Es iſt ein Reichthum Seiner Gnade, wie ihn Paulus preiſet. Epheſ. 1, 7., davon Er überſchwänglich ausgibt denen, die zu Seinem Reiche berufen ſind. Das wäre nun für ein armes, ſchmachtendes Herz genug; es könnte ſich ſchon an dieſem Reichthum Seiner Gnade laben. Sein Wunſch geht aus ſehnendem Verlangen nur dahin: Er ſey mir nur gnädig und laſſe es mich wiſſen! Aber JEſus hat noch mehr Güter, die Er Seinen Seelen beilegt. Paulus erzählt etliche, Röm. 14, 17., da er eben vom Reiche GOttes handelt. Das Reich GOttes iſt nicht Eſſen und Trinken; man darf dabei nichts in den Gebrauch der irdiſchen Speiſen ſetzen; ſondern es iſt Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geiſt. Das ſind koſtbare Gerichte. Gerechtigkeit, dieſe erlangen wir in der Vergebung der Sünden. Was die Vergebung der Sünden für ein großes, theures Gut ſey, weiß man aus dem Gegentheil. Wie wird einem Herzen zu Muth, ſobald es zu ſich ſelber kommt, und es werden ihm alle ſeine Sünden vorgerückt und in ſeinem Gewiſſen gerügt? Da iſt keine Ruhe der Seele; da ſchmeckt einem weder Eſſen noch Trinken, bis man Vergebung der Sünden erlangt, und durch die Gerechtigkeit Chriſti frei gemacht wird von allen Sünden und den zu befürchtenden Strafen Seiner Vergeltung. Wohl dem, ſelig iſt der Mann, dem ſeine Sünden vergeben ſind, dem der HErr die Miſſethat nicht zurechnet, ſagt David aus Erfahrung. Und auch darin äußert ſich ein unermeßlicher Reichthum. Paulus heißt es eine Fülle der Gnade und der Gabe zur Gerechtigkeit. Röm. 5, 17. Wem zehen tauſend Pfund auf einmal geſchenkt werden, wem Alles, was er in ſeinem Leben begangen hat, auf Einmal und auf ewig vergeben wird, der empfängt ja eine reiche Vergebung. Bei dem HErrn iſt die Gnade, und viel Vergebung bei Ihm. Pſ. 130. Darauf folgt der Friede, der das ganze Herz durchgeht, das Gewiſſen beſänftigt und das Innerſte auf eine unausſprechliche Weiſe erquickt. Frieden mit GOtt haben, in innigſter Ruhe ſeiner Seele leben, wie koſtbar! Wem dieſer Friede fehlt, der trägt ſeine beſtändige Folter in ſich ſelbſt herum. JEſus allein ſchenkt den rechten Frieden, und zwar ſo reichlich, daß daraus ein inniger Wohlſtand der Seele entſteht und ſich über alle ihre Kräfte ausbreitet. Großen Frieden haben, die Dich, HErr, kennen und Dein Geſetz lieben! Pſ. 119, 165. Und die Freude im heiligen Geiſt, die ſich damit verbindet, iſt wie ein ſüßer, erquicklicher Labetrunk, der das Herz erfriſchet und erfreut. Und davon kann man auch voll, ja trunken werden, wie Paulus ſagt Epheſ. 5: werdet voll Geiſtes. Dieß ſind nun die gemeinſten Gaben, woran es JEſus keinem fehlen läßt, der Ihm angehört. Das mag ſchon eine Mahlzeit heißen, wobei der Seele wohl ſeyn kann. Aber der Reichthum Chriſti reicht ſeinen Lieblingen noch viel Mehreres dar. Er gewährt ihnen die Kraft Seines Lebens, die Süßigkeit Seiner Liebe, die Stärke Seiner Macht. Und wer will ausreden, was man noch bei Ihm zu genießen hat? — Es wäre eine Schmach für Ihn, wenn Er die Seinigen arm ließe. 1 Cor. 1, 4. Ja, wer einmal Seiner theilhaftig geworden iſt, wie Paulus Ebr. 3, 14. den Zuſtand der Glaubigen ausdrückt, der hat Ihn ſelbſt mit Allem, was Chriſtus iſt und hat, und hat Seiner ununterbrochen und ewiglich zu genießen; der hat Alles, der Ihn hat. 1 Cor. 3, 21—23. JEſus begehrt nichts allein zu haben, ſondern will gerne die Seinen zu Mitgenoſſen Seines ganzen Erbes haben; daher iſt ihnen noch ein unerforſchlicher Reichthum Seiner Güter und Herrlichkeiten aufbehalten in Seinem Reiche. Da wird es erſt offenbar werden, wie herrlich und reich an Gaben diejenigen ſind, die einen ſolchen HErrn und Heiland haben. Wir ſind jetzt noch nicht fähig, es zu faſſen, viel weniger zu genießen, was uns JEſus nach dem Reichthum Seiner Gnade noch gerne geben will. Jetzt genießen wir nur die Erſtlinge davon, und der heilige Geiſt wird indeſſen das Siegel und das Pfand des Erbes bis auf des Leibes Erlöſung. Doch heißt es: Iſt dieß ſchon ſo fein, — kann man es hienieden ſchon ſo gut haben, — wie wird es einſt droben ſeyn! Man darf alſo nicht denken, als wenn JEſus ſo arm wäre, daß Er diejenigen, die es mit Ihm halten, nicht beſſer beſeligen könnte, als die Welt ihre Leute vergnügt. Nur kommt es darauf an, daß man einmal einen Geſchmack daran bekomme. O wer ſich nur redlich mit Ihm einlaſſen will, wer nur Seiner begehrt, der wird es bald zugeſtehen, daß ihn alle Welt nicht laben könne, wie ihn JEſus labt. Und daran wird es dem Heiland auch nicht fehlen, daß Er nicht Leute bekommen ſollte, an welche Er Seine Gaben und Güter bringen kann. Denn es iſt auch

II. ein großer Reichthum Chriſti in Anſehung der Perſonen, die deſſelben theilhaftig werden. Im Gleichniß des Evangelii iſt davon ſoviel angegeben: Der Knecht muß ausgehen auf die Straßen und Gaſſen der Stadt, und Leute hereinführen; ſo lange noch Raum da iſt, muß er wieder gehen, und die Letztern ſogar nöthigen, bis das Haus und alle Tiſche voll werden und der reiche HErr Gäſte genug hat. Darinn zeigen ſich folgende Wahrheiten: 1) JEſus will Menſchen, Er will Seelen haben, die Seine erworbenen Güter genießen. Das iſt Seine Freude, wenn Er nur Menſchen vergnügen und beſeligen kann. Es iſt Ihm nicht gleichgültig, ob jemand etwas von Ihm genießt, oder von Ihm leer bleibt. So hat es Ihm der Vater verheißen Jeſ. 53, 11: „Darum, daß Seine Seele gearbeitet hat, wird Er Seine Luſt ſehen und die Fülle haben, und durch ſein Erkenntniß wird Er, mein Knecht, der Gerechte, Viele gerecht machen, denn Er träget ihre Sünden. Darum will ich Ihm eine große Menge zur Beute geben, und Er ſoll die Starken zum Raube haben.“ Damit wird Seine Seele vergnüget, wenn Er viele Seelen in Sein Reich bekommt; das iſt der Lohn Seiner blutigen Mühe; ſonſt begehrt Er keinen. Es ſind Ihm nie zu Viele, und wenn alle Menſchen auf dem Erdboden Eins würden: — Er könnte ihnen Allen ſich ganz geben, das wäre erſt Seine Freude. Sein Schmerz wird Ihm dadurch verſüßt, wenn Er nur Seine blutige Gnade anbringen kann.

2) Sie ſind Ihm Alle recht, welche da kommen, Seiner Gaben begehren und Etwas von Ihm genießen wollen; es iſt Ihm Niemand zu ſchlecht und zu gering. Niemand darf ſich vor Ihm ſeiner Blöße, ſeiner Armuth, ſeiner Geringfügigkeit ſchämen. „Wer zu mir kommt, den will Ich nicht hinausſtoßen,“ ſpricht Er. Seine Liebe ſtehet Allen offen; es iſt auf Alle gemeint, für Alle bereitet. Was Sein Haus vermag, das will Er gerne daran wenden. 3) Er hat Seine Gäſte nicht alle auf einmal beiſammen, darum muß der Knecht noch einmal ausgehen und die Letzten ſogar nöthigen; JEſus ſchickt noch immer Knechte aus. So währt der Aufruf und die Einladung durch alle Zeiten hindurch, ſeitdem Paulus angefangen hat, unter den Heiden den Reichthum Chriſti zu predigen. Und er freut ſich ſchon und preiſet ſein Amt, daß das Geheimniß Chriſti ſo groß ſey und alle Heiden miterben und miteinverleibt werden ſollen; Eph. 3. ja, daß es ſchon zu ſeiner Zeit ſoviel ausgegeben habe und ganze Schaaren ſich zu JEſu gewendet und in Sein Reich eingegangen ſind. Es zeigen ſich wohl immer ſolche dazwiſchen, welche die Einladung verachten und die Mahlzeit verſchmähen; das darf man ſich nicht befremden laſſen. Ihm wird es doch nicht fehlen. Paulus heißt den Fortgang des Evangelii einen Reichthum der Welt, Röm. 11., obſchon eine einzige Nation, die Juden, jetzt zurückbleibt und ſich durch ihren Unglauben der Güter des Reichs verluſtig macht. So ſcheint es wohl, als wenn es manchmal ſehr ſparſam zugienge und kaum Etliche in's Reich GOttes aus einer großen Menge Menſchen eingiengen. Aber wenn JEſus alle Seine Seelen zuſammenbringen wird, ſo wird es doch eine anſehnliche Zahl, eine große Heerde ſeyn. 4) Sein Haus und Tiſch wird voll werden; es wird kein Platz leer bleiben. Darum heißt es: Die Fülle der Heiden werde eingehen; es wird eine Fülle ſeyn, dabei man keinen Mangel ſieht von Allen, deren Namen in's Buch des Lammes geſchrieben ſind. Johannes ſieht im Geiſt die Menge vor GOttes Thron und beſchreibt ſie Offenb. 7, 9.: „darnach ſahe ich, und ſiehe eine große Schaar, welche Niemand zählen konnte!“ Selig, wer mit unter dieſer Zahl erfunden wird!

O wer wollte dieß Loos verſäumen, und ſeiner eigenen Seele nicht ſo wohl wollen, daß ſie auch Etwas von JEſu zu genießen habe? Iſt doch ein geheimer Hunger in Aller Herzen, der ſich darnach ſehnt: — wenn man ihn nur in ſich aufkommen laſſen möchte! Iſt doch die Einladung und das Aufgebot ſchon oft an ein Jegliches unter uns ergangen! Man darf uns nicht erſt an den Landſtraßen und Zäunen ſuchen, wo der Knecht des HErrn noch nicht hingekommen war; darum werden wir auch nicht genöthiget, ſondern es wird uns angetragen, vorgehalten, bezeugt und verſichert, was der HErr über uns beſchloſſen und im Sinne habe; das Nöthigen wird an Solche kommen, die zuvor Nichts davon gehöret haben. Jetzt kommt es auf die willige Annahme des Gnadenrufs an, ob wir die Mahlzeit ſo wichtig achten, ob uns mehr daran gelegen iſt, als den Leuten, von welchen es zulezt heißt: Ich ſage euch, daß der Männer keiner, die geladen ſind, mein Abendmahl ſchmecken wird. Sie ſchützten die Unmöglichkeit vor, und ſahen nicht, wie es bei ihren Umſtänden, worin ſie wirklich ſtunden und zu thun hatten, gut ſey, daß ſie kämen; ſie meinten daher ſattſam entſchuldigt zu ſeyn und den Unwillen des HErrn nicht zu verdienen. Und ſo denken ſehr Viele: es ſchickt ſich nicht für mich und meine Umſtände; ein Anderer denkt ſogar: es iſt durchaus unmöglich, ich kann nicht kommen! Man läßt dem Heiland Seinen Reichthum wohl gelten, aber man kann es mit ſeinen eigenen Gedanken nicht reimen, und von ſeiner gegenwärtigen Verwickelung mit der Welt will man Nichts abgeben. Es ſoll eben dabei bleiben, wie man in der Welt zu leben und auszukommen denkt. — Nein, es heißt: kommen, von da weg und dorthin kommen! — Daher erklärt es der HErr ſelbſt für lauter Verachtung. Und ſo iſt es auch in der That, und darum gilt gegen den innerlichen und äußerlichen Gnadenruf keine Entſchuldigung; ja man ſteht in Gefahr, von Seinem Reiche ſogar ausgeſchloſſen zu werden. „Und darauf möchte ich es nicht wagen,“ denkt eine ernſthafte Seele. Ich will mich nicht umſonſt laden, rufen, bitten laſſen; die Koſten ſollen nicht vergeblich an mich gewandt ſeyn. Hat mir JEſus Gnade, Gerechtigkeit, Frieden und Freude im heiligen Geiſt zugedacht, will Er mich ſo gerne bereichern, ſo will ich Ihm die Freude machen, und mir die Seligkeit gönnen. Ich will ein Lohn Seiner Verdienſte werden; ich will gerne mitgezählet werden unter Seine Auserwählten, ich will auch gerne eine Stimme werden, die Ihn lobpreiſe vor Seinem Thron. —

Ich wünſche, daß dieß der ernſthafte Entſchluß und die redliche Abſicht aller derer ſeyn möge, die auch dieß Wort von dem unerforſchlichen Reichthum Chriſti gehört haben. Er habe Ehre und Preis über Seiner Gnade. Amen!

Eine andere Predigt am zweiten Sonntag nach Trinitatis.

Teinach, 1731.

Evangelium: Luc. 14, 16—24.

Es war ein Menſch, der machte — Abendmahl ſchmecken wird.

Wir rühmen und freuen uns billig, daß der allmächtige GOtt ſo gütig iſt. Seine Güte erſtreckt ſich über alle Geſchöpfe, die Er gemacht hat. Sie ſollen alleſammt in ihrer Art und in ihrem Maaß die Wirkung Seiner Gütigkeit empfinden und genießen. Daher heißt unſer GOtt auch das höchſte Gut. Er iſt es auch nicht nur Seiner eigenen Natur und Seinem Weſen nach, wornach Er alle Güte und Vollkommenheit in Sich ſelber und aus Sich ſelber hat, und in göttlicher Wonne genießt, ſondern auch, weil Er ſo geneigt und willfährig iſt, Seine Güte auf Seine Creaturen ausfließen zu laſſen und ſie ihnen zu ſchmecken zu geben. Schmecket und ſehet, oder erkennet, wie gut der HErr, Jehovah, iſt! Was wird demnach nicht der Menſch, den GOtt zu Seinem Ebenbilde erſchaffen hat, von der Güte ſeines GOttes und Schöpfers zu genießen haben? Er wird ohne Zweifel der vornehmſte Gegenſtand aller Seiner Gütigkeiten ſeyn. Der HErr wird ihm ohne Zweifel nicht nur vergängliche, und, bei ihrem wirklichen Genuſſe, verſchwindende Güter zugedacht und mitgetheilt haben. Gewiß, das läßt ſich von einem ewigen und ſo gütigen GOtt nicht vermuthen. Er wird den unſterblichen Geiſt deſſelben vornämlich bedenken und ihn mit Gütern ſättigen, daraus Er ſelbſt als das höchſte Gut, als die weſentliche Liebe, erkannt und geprieſen werde. Allein worinn wird denn das Gute beſtehen, welches GOtt die Menſchen vornämlich von ſich genießen laſſen will? Das können wir nicht aus uns ſelbſt errathen; es muß uns bezeugt und angeboten werden; das können wir nicht, weder aus der Betrachtung der Natur des gütigen GOttes, noch aus der Betrachtung der menſchlichen Beſchaffenheit hinlänglich ſchließen und eigentlich beſtimmen. Wir müſſen uns ſagen laſſen, was der Vorſatz GOttes über uns ſey, und wie Er uns eine vollkommene Glückſeligkeit nach Seiner Gütigkeit beſtimmt und zu ſchenken beſchloſſen habe. Nur, wenn wir den Vorſatz GOttes erkennen, ſo wiſſen wir, was GOtt mit uns im Sinne habe, und weſſen wir uns zu Seiner Gütigkeit verſehen können. Von dieſem Vorſatz GOttes will ich Gelegenheit nehmen, in dieſer Stunde etwas zu reden.

Selig iſt, wer das Brod iſſet im Reiche GOttes! Dieſe Rede, welche über Tiſch dem Heilande vorgelegt wurde, gab ihm Gelegenheit zu dem ganzen Gleichniß, welches unſer Evangelium enthält. Die gemeine Sage, die gemeine Erwartung ging damals auf das Reich GOttes. JEſus ſelbſt und Sein Vorläufer verkündigten damals den Anbruch des Reiches GOttes. In demſelben ſollte der Ueberfluß aller wahren Glückſeligkeit von GOtt geoffenbaret und mitgetheilt werden, und wer nach GOtt fragte, der freute ſich des verkündigten Reiches. Der Heiland ſelbſt bekräftigt es auch in dem heutigen Evangelium, daß dieß der feſte und gütige Vorſatz GOttes ſey. In dieſer Beziehung will ich dießmal vorſtellen:

Den Vorſatz GOttes über die Menſchen zu ihrer vollkommenen Glückſeligkeit;

und zwar, wie ſich darinnen erweiſe und offenbare:

I. Seine allerhöchſte Freiheit.

II. Seine überſchwängliche Gütigkeit. Ich möchte noch ferner wenn es die Zeit erlaubte, hinzuſetzen:

III. Seine unausforſchliche Weisheit.

IV. Seine unveränderliche Wahrheit; und

V. Seine unverletzliche Heiligkeit.

GOtt hat einen ewigen Vorſatz gefaßt über die Menſchen zu ihrer vollkommenen Glückſeligkeit. Das iſt der Inbegriff und die

Hauptſumme aller geoffenbarten Wahrheit. Hiefür zeuget die ganze Schrift und allermeiſt JEſus ſelbſt, der deßwegen vom Himmel gekommen, theils dieſen Vorſatz klar kund zu thun, theils durch ſich ſelbſt in Erfüllung zu bringen.

Wir wollen dießmal betrachten, wie ſich darinnen erzeige und offenbare

I. *die allerhöchſte Freiheit GOttes.* Davon redet der Heiland gleich im Anfange des Evangeliums unter dem Gleichniß: Es war ein Menſch, der machte ein großes Gaſtmahl und lud Viele dazu. Woher kam denn die Anrichtung eines ſolchen Mahls? Wer hat es ihm angegeben? Wer hat ihn dazu veranlaßt? Gewiß die Gäſte nicht, die ſeine Güter genießen ſollten; ſondern dieſer Entſchluß kam von ihm ſelbſt her, es war *ſein freies Belieben.* Er wollte gerne auch Andere das Gute, das in ſeinem Hauſe war, genießen laſſen. Niemand konnte von ihm fordern, daß er ein ſolch großes Gaſtmahl anrichten ſollte. Er hat dieſes von ſelbſt ausgedacht und es nach *freier Gnade* beſchloſſen. Er machte eben ein großes Abendmahl, weil er es machen wollte. — Das iſt der höchſte, letzte und äußerſte Gedanke, worauf wir kommen, wenn wir Alles bedenken, was in dem Vorſatz GOttes über uns begriffen war. Wenn es endlich auf die Frage ankommt: Warum hat GOtt einen ſolchen Vorſatz über uns gefaßt? ſo muß Herz und Sinn dabei ſtille ſtehen und ſich ehrerbietig beugen, wenn es heißt: das iſt der freie Wille GOttes, der eigene Entſchluß, den GOtt in ſeinem Herzen gefaßt hat, über uns geweſen! Das iſt das Majeſtätsrecht Seiner allerhöchſten Freiheit, daß Er ſo gewollt hat! So weit treibt es Paulus hinaus, wenn er die wichtigſten und allerherrlichſten Stücke von dem Vorſatze GOttes erzählt hat, daß er Eph. 1, 9. es ein Geheimniß ſeines Willens heißt nach *ſeinem eigenen Wohlgefallen,* welches er ſich *vorgeſetzt* hat in ſich ſelbſt. Das heißt ſoviel als: es hat GOtt ſo Sein Wohlgefallen gehabt, darum hat Er dieß bei ſich ſelbſt beſchloſſen. Und im 2. Vers ſagt er wieder: nach dem Vorſatz Deß, der alle Dinge wirket nach dem Rathſchluß Seines Willens. Und der Ausſchlag davon ſoll ſeyn das Lob Seiner Herrlichkeit, Seiner anbetungswürdigen Majeſtät. Wohlan demnach! Der erſte Eindruck, den uns die Nachricht von dem Vorſatz GOttes in unſern Herzen machen ſoll, iſt, daß wir Seine allerhöchſte Gottes-Freiheit ehren. Wenn wir erſtaunen über Seinen Gnadenrath, wenn wir uns wundern über Seine liebevollen Rathſchlüſſe, die auf lauter Heil, vollkommene Wonne und mehr als erwünſchte Glückſeligkeit abzielen, ſo ſollen wir ſogleich unſer Herz, unſern Sinn und Verſtand tief vor Ihm beugen, und Ihm bekennen:

Du biſt GOtt und ſonſt Keiner mehr! Du faſſeſt einen Rath, und führeſt ihn herrlich hinaus. Du thuſt, was Du willſt, in Deinem ganzen Reich. Dir gebühret die Ehre und Majeſtät! — Wir kennen wohl unſere unverweigerliche Abhängigkeit von unſerem GOtt; ſie iſt uns in's Herz und Gewiſſen geſchrieben. Aber auch die Verkündigung Seines ewigen Vorſatzes über uns ſoll uns den Eindruck in's Herz prägen, wie wir auch in dem Genuſſe aller Glückſeligkeit ganz und allein von Seinem Willen und von dem in ſich ſelbſt gefaßten Wohlgefallen Seines Herzens abhängen. Dieſe Erkenntniß bringt uns erſt zu einer willigen, völligen und freudigen Demüthigung unter GOtt. Mit einem tief unter Ihn und den Rath Seines Willens gebeugten Herzen können wir erſt Seinen Vorſatz ehren, und Ihm die Rechte Seiner allerhöchſten Freiheit mit Freuden zugeſtehen.

II. Es offenbart ſich auch in dem Vorſatz GOttes Seine überſchwängliche Gütigkeit. Und das will JEſus vornehmlich mit dem Gleichniſſe vom Gaſtmahl anzeigen. Er führt uns aber zur Erkenntniß der überſchwänglichen Gütigkeit GOttes vornemlich auf drei Gedanken:

1) Es heißt ausdrücklich eine Gaſtmahlzeit, da man einem nicht nur zur Nothdurft und blos die tägliche Koſt zu eſſen gibt, ſondern da ein reicher Mann ſeinen Freunden das Koſtbarſte im Ueberfluß vorſetzt, was ſie erquicken und ihnen zu allem Vergnügen und Ergötzen dienen kann. Deßwegen heißt es auch: es iſt Alles bereitet, was ich für gut gefunden habe, um euch wohl zu bewirthen. Ein ſolches Mahl hat uns GOtt in Seinem Reiche bereitet. Das iſt der Ueberſchwang Seiner Gnade in Seiner Freundlichkeit über uns in Chriſto JEſu. So redet Paulus davon Epheſ. 2, 6. Wir könnten mit Wenigerem zufrieden ſeyn, und doch glückſelige Creaturen in Seinem unermeßlichen Reiche ſeyn; ſind wir doch nicht werth,

nur die Broſamen zu genießen, die von Seinem Tiſche fallen! Aber daß unſer GOtt die ganze Fülle Seiner Gaben mittheilen will; daß Er uns erfahren laſſen will, wie groß ſein Reichthum ſey; daß Er uns Alles, was in Seinem Hauſe iſt, genießen laſſen will; daß Er uns über alle Nothdurft und Sättigung die koſtbarſten und erquicklichſten Güter vorſetzen will; daß Er Seine Freude daran hat, wenn wir nur bei Ihm und Seinem Reiche recht wohl leben und unausſprechlich vergnügt ſind — das iſt der Beweis Seiner überſchwänglichen Güte! So gut meint es GOtt mit uns, daß Er uns den Reichthum Seines herrlichen Erbes zu geben beſchloſſen hat! Wenig ſoll es nicht ſeyn, wenn wir Seinen ganzen Vorſatz an uns zu Stande bringen laſſen! O ein guter GOtt, der da reich iſt an Gnade und Barmherzigkeit! Gelobet ſey GOtt und der Vater unſers HErrn JEſu Chriſti! Eph. 1. Das ſoll der tiefe Eindruck ſeyn, den wir davon in unſer Herz nehmen. Zu wem ſollte nicht ein Hunger nach dieſer herrlichen Koſt erweckt werden, wenn ihm auch nur ein Wörtlein von dieſem Vorſatz kund gethan wird?

2) Der zweite Gedanke iſt dieſer: daß uns GOtt zu einem gemeinſchaftlichen Genuß Seiner Güter verſehen und beſtimmt hat; und das verherrlicht um ſo mehr Seine überſchwengliche Gütigkeit. Eine ſolche köſtliche Mahlzeit wird nicht um eines Einzelnen oder etlicher Wenigen willen angeſtellt. Das iſt eines reichen Mannes vergnügliche Abſicht, daß ſeine Freunde zuſammen kommen und ſich an einander und mit einander über ſeinem Tiſche ergötzen. Allein zu ſpeiſen iſt auch im menſchlichen Leben verdrießlich, wenn man einem auch noch ſo viele niedliche Speiſen vorſetzte. Man will gerne Gemeinſchaft haben. So hat uns GOtt auch zur Gemeinſchaft mit allen Seinen Heiligen und Auserwählten beſtimmt. Es ſoll Keiner ſeine Seligkeit für ſich allein haben. Das war ein verkehrter Gedanke des bösartigen Sohnes, der zum Vater ſagte: Gib mir, Vater, den Theil der Güter, der mir gehört, für mich heraus! Luc. 15, 12. So geht es nicht an im Reiche GOttes. Wir ſind ſchon in dieſer Zeit zur Gemeinſchaft ebenderſelben Gnade berufen; darum bekennen wir auch in unſerm Glauben: eine Gemeinſchaft der Heiligen. Vielmehr wird in dem Hauſe und über dem Tiſche GOttes die innigſte Gemeinſchaft ſeyn. Eines Jeglichen Seligk

wird Aller Seligkeit, und Aller Seligkeit wird eines Jeglichen Seligkeit ſeyn. Denn es iſt ein Reich der Liebe, wo keine Mißgunſt oder Eigenliebe mehr Statt findet; Eines freuet ſich über des Andern guten und wonneſamen Zuſtand, und Alle zuſammen freuen ſich ihres GOttes, ihres HErrn, Seines Sohnes, der der Erbe iſt über Alles.

3) Der dritte Gedanke iſt dieſer: Niemand iſt von dieſer großen Seligkeit ausgeſchloſſen, als wer ſich ſelbſt ausſchließt durch ſchnöde Verachtung dieſer überſchwänglichen und ihm angebotenen Güte. Manche haben ſich ſelbſt nach dem Gleichniß des Evangeliums ausgeſchloſſen und des herrlichen Mahles verluſtig gemacht. Das geht in der Gleichnißrede JEſu zunächſt auf die widerſpenſtigen Juden, von welchen Paulus ſagt: ſie ſind verworfen worden um ihres Unglaubens willen, denn ſie haben den Rath GOttes nicht erkannt. Wenn ſie erkannt hätten, wie hoch dieſes Mahl zu ſchätzen, und Allem, was ihnen ſonſt lieb war, weit vorzuziehen ſey; wenn ihnen die freie Gütigkeit des HErrn groß und wichtig geweſen wäre und ihre Herzen gerührt hätte, ſo hätten ſie ſich nicht entſchuldigt. Und das iſt noch die Urſache, warum ſo Viele ferne bleiben vom Reiche GOttes. Sie haben bei aller Verkündigung des Evangeliums doch noch nicht erkannt, nicht in ernſtliche und ſtille Ueberlegung genommen, was das Reich GOttes bedeute, wozu ſie eingeladen ſind. Sie wiſſen die Güte GOttes zu ihrem eigenen Beſten nicht zu ſchätzen. Kein Entſchuldigungsgrund kann in Vergleichung kommen mit dem, was GOttes Vorſatz uns vorhält und anbietet. Darum haben auch ihre Einwendungen, ſo ſcheinbar ſie ihnen vorkommen mochten, doch bei dem HErrn nichts gegolten. Das mag man wohl überlegen und zu Herzen nehmen!

Aber im Gegentheil war dem großen HErrn Niemand zu ſchlecht, zu unanſehnlich und zu verächtlich, wer ſich nur auf Seine Einladung bei Seiner Mahlzeit einfinden und Seine Gaben genießen wollte. Darum heißt es: gehe aus auf die Landſtraßen und an die Zäune, und nöthige ſie herein zu kommen, auf daß mein Haus voll werde. Das zielt allernächſt auf den Beruf der Heiden, welche den Juden ein ſehr verächtliches und eckelhaftes Volk waren. Aber GOtt iſt Niemand zu ſchlecht, der nur kommen will. Man darf ja als ein Armer kommen, als ein Krüppel und Lahmer hereinkriechen, als ein Blinder ſich hereinführen laſſen. Nichts macht uns unwürdig, als der Unglaube, d. i. wenn wir einen ſolchen ſchlechten Werth darauf ſetzen, daß wir unſere geringen Sachen nach unſerer eigenen Luſt und Beliebung dem Vorſatz und Wohlgefallen GOttes vorziehen mögen. Das iſt auch der Preis der überſchwänglichen Güte, daß er ſich mit den Armen und Geringen, die ſich ſelbſt ſo unwürdig halten, ſo gerne zu thun macht. JEſus ſagt deßwegen zu den angeſehenſten und vorzüglich für fromm gehaltenen Leuten unter den Juden: Hurer und Ehebrecher werden eher in's Himmelreich kommen, als ihr!

Noch zeigen ſich zwei Umſtände, daraus die Gütigkeit GOttes in Seinem Vorſatz hervorleuchtet.

Einmal: Er will Sein Haus voll haben; es ſoll kein Platz leer bleiben; Er will einmal Seine Güte ausfließen laſſen, ſie ſoll genoſſen werden. GOtt wird ſchon noch Leute bekommen, die Ihm für Seine Gaben danken. Er iſt nicht an uns gebunden, wenn wir Seinen Antrag verachten. Sie werden noch bei Tauſenden kommen und mit Gewalt in's Reich GOttes dringen, wo jezt Einer iſt.

Hernach reizet nur das den Zorn GOttes, wenn man Seine Güte nicht annimmt. Es iſt kein Rathſchluß des Zorns in Seinem Herzen über irgend einen Menſchen. Wer Seine Liebe verachtet, der bereitet ſich ſelbſt zu einem Gefäß des Zorns. Und das heißt den Zorn tragen, wenn man nichts vom Abendmahl GOttes zu ſchmecken bekommt, nicht ein Tröpflein Waſſers, — des Waſſers, das wie ein Kryſtall vom Throne GOttes und des Lammes ausfließt, des Lebenswaſſers. Dieß iſt der Trank, davon GOtt den Seinigen den Becher voll einſchenkt. Wen da hungert, der komme und eſſe, ſo wird ihn ewiglich nicht mehr hungern; wen da dürſtet, der komme, ſo wird ihn ewiglich nicht mehr dürſten! JEſus ſagt es Joh. 6, 35., und bezeugt feierlich, daß dieß der Wille Seines Vaters ſey, der Vorſatz von Ewigkeit her. Wir wollen ihn an uns nicht zu Schanden werden laſſen! Amen.

Am Feiertag Johannis des Täufers [*]).

Teinach, 1751.

Text: Luc. 1, 57—80.

GOtt hat einen ewigen Vorſatz gefaßt und feſtgeſtellt über die Menſchen zu ihrer vollkommenen Glückſeligkeit. Das hat Er gethan nach Seinem Wohlgefallen. Niemand iſt befugt zu fragen, und Niemand iſt tüchtig, hinlänglich zu antworten: warum es ſo geſchehen ſey? Es hat ihm ſo beliebt; Er hat es ſo gewollt. Das iſt der letzte Gedanke, den wir davon haben können. Und das iſt das Majeſtätsrecht Seiner allerhöchſten Freiheit, darüber wir Ihn als den Oberherrn über Alles, als den uneingeſchränkten Monarchen aller Dinge mit Beugung ehren und anbeten. Aber dieſe Seine Freiheit thut Seiner weſentlichen Gütigkeit im Geringſten keinen Eintrag, ſondern macht dieſelbe deſto preiswürdiger. Weil GOtt die Liebe ſelber iſt, und ſich gerne auf die völligſte und genießbarſte Art offenbaren und mittheilen will, ſo ſteht Ihm um Seiner allerhöchſten Freiheit willen auch kein Hinderniß im Wege, alle Seine Güte ſchmecken und genießen zu laſſen. Nichts kann den Trieb Seiner Güte einſchränken. Darum offenbart ſich in Seinem ewigen Vorſatz auch ein unausſprechlicher Reichthum Seiner überſchwänglichen Gnade zu Lob Seiner Herrlichkeit. Soweit kamen wir geſtern in unſerer Betrachtung. Unſer heutiges Evangelium kann uns darin noch weiter führen. Darum will ich vorſtellen:

Wie ſich in dem Vorſatz GOttes zu der Menſchen Seligkeit erweiſe und offenbare:

I. **Weisheit.**
II. **Wahrheit.**
III. **Heiligkeit.**

Zacharias, voll des heiligen Geiſtes, preist mit gelöster Zunge ſehr herrlich die nun angegangene Erſcheinung des Heils, worauf alle redliche Herzen ſeit der Väter Zeit gehofft und gewartet hatten. Das waren Umſtände und Begebenheiten, wodurch GOtt Seinen feſtgeſtellten Vorſatz und das Geheimniß Seines Willens, welches durch alle Propheten verkündiget war, in Erfüllung zu bringen begann. Und was hier Zacharias davon preiſet, das führt uns auf die Betrachtung

---

[*]) Eine unmittelbare Fortſetzung der vorigen Predigt. Eine andere Predigt auf den Feiertag Johannis des Täufers folgt nach dem dritten Sonntag nach Trinitatis.

I. **Der unausforſchlichen Weisheit GOttes.** Der ganze Vorſatz GOttes beruht auf Chriſto JEſu. Auf Ihn gieng und zielte von Anfang an Alles, was GOtt mit und über die Menſchen, ja, über alle Seine Creaturen beſchloſſen hatte. Und hier iſt eben das unausdenkliche Meiſterſtück der göttlichen Weisheit anzutreffen. Wir wollen davon nur zwei Umſtände näher erwägen, welche theils zur Sache ſelbſt, theils zu der Art und Weiſe der göttlichen Offenbarung gehören.

GOtt hat Seinen eigenen Sohn den Menſchen gegeben. Was iſt das für ein unbegreifliches Wunder! Alle Abſichten Seiner Regierung laufen in dem Einen zuſammen, daß Sein Sohn, den Er von Ewigkeit in Seinem Schooße hat, ein Menſch wird, und hernach in Menſchengeſtalt auf Seinem Throne der HErr über Alles wird. Davon ſagt Zacharias: Er hat uns aufgerichtet ein Horn des Heils. JEſus iſt das rechte, göttliche, himmliſche Horn des Heils. Aus Seiner Fülle können und ſollen wir Alle nehmen und empfangen Gnade um Gnade, Gutes ohne Aufhören, wie es dieſes Horn des Heils ausſchüttet und durch Seine Macht handhabt. Daß GOtt, wenn Er wollte Heil erzeigen, ein ſolches Horn des Heils aufgerichtet, das iſt ja wunderſam und tiefbedeutſam. Was zeigt uns dieſe Einrichtung Seiner Weisheit an? GOtt wollte ſich nicht unmittelbar mit den Menſchen einlaſſen, und Seine genießbare Güte in himmliſchen Gütern ihnen gerade aus Seiner innerſten Tiefe heraus mittheilen und ſie dadurch zu Seiner innigſten Gemeinſchaft kommen laſſen; ſondern Er faßt Seine unendliche Güte in einen Brunnen, daraus ſie auf die Creaturen herabfließt. Er ſtellt einen Mittler dar, durch welchen Er ſich mittheilen will. JEſus iſt und heißt deßwegen 1 Tim. 2. der Mittler GOttes und der Menſchen. Sollen wir GOttes Herrlichkeit ſehen, ſo ſoll es geſchehen in dem Angeſichte JEſu Chriſti; 2 Cor. 4. Sollen wir Seine Liebe genießen und von Ihm ewiges Leben erlangen, ſo ſoll es geſchehen in der Gemeinſchaft JEſu Chriſti; 1 Cor. 1. Will Er uns zu Seinem Reich und Erbtheil haben, ſo ſoll Sein Sohn über uns herrſchen. Soll alle Welt gerichtet werden, ſo hat Er auch dem Menſchenſohn das Gericht zu halten gegeben; Joh. 5. Kurz: ſoll Seine ganze Gottesfülle offenbar, genoſſen und verherrlicht werden, ſo wohnet ebendeßwegen in Chriſto die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig; Col. 2. In dem Einzigen, den Er uns zum Mittler geſtellt, in welchen Er als in ein Horn des Heils Alles zuſammengefaßt hat, wird uns GOtt geoffenbaret. Wenn wir keinen JEſus hätten, ſo könnten wir nie an GOtt hinreichen. Dieſes Mittel, ſich uns mitzutheilen, hat die Weisheit GOttes ausgedacht!

Ferner ſagt Zacharias von Ihm: Es hat uns beſuchet der Aufgang aus der Höhe, — und heißt Ihn bei dieſer anbrechenden Erſcheinung die aufgehende Sonne. Malach. 4. heißt der Mittler „die Sonne der Gerechtigkeit.“ Gleichwie alles Licht, das ſich über den unermeßlichen Himmel ausbreitet, und allen niedern Geſchöpfen ſo dienlich iſt, gleichſam in die Sonne als in einen Quellbrunnen des Lichts zuſammengefaßt iſt, und von demſelben mit unzählbaren Strahlen ausgeht: ſo iſt das unendliche Licht, dazu Niemand kommen kann, in JEſu als in Einer Sonne zuſammengefaßt und leuchtet von Seinem majeſtätiſchen Thron mit herrlichen Strahlen, und durchdringt alle Geiſter. Das iſt der Hauptpunkt, worauf in der Erkenntniß des Vorſatzes GOttes Alles ankommt. Johannes ſagt davon: Das iſt die Verheißung, daß uns GOtt ewiges Leben hat gegeben; ſo hoch will es GOtt zu unſerer vollkommenen Glückſeligkeit treiben. Wir ſollen Sein Leben genießen. Und dieſes Leben iſt in Seinem Sohne. Wer den Sohn hat, der hat auch den Vater. Das iſt die Regel, wornach der ganze Vorſatz GOttes eingerichtet iſt. Und das heißt Paulus eine mannigfaltige Weisheit nach dem Vorſatz der Ewigkeit, in welchem Chriſtus Alles ausführen ſoll. Eph. 3, 11.

Was aber ferner die Art und Weiſe betrifft, wie GOtt dieſen Hauptgrund Seines ganzen Vorſatzes hat kund werden laſſen, ſo zeigt ſich auch darin Seine unausforſchliche Weisheit. Er gibt vor vielen Zeiten einem einzigen Mann eine Verheißung: in deinem Samen ſollen alle Geſchlechter der Erde geſegnet werden, d. i. Einer deiner Nachkommen ſoll alle Menſchen glückſelig machen. Die Sache verzieht ſich; er hat noch keinen Sohn, geſchweige ein Geſchlecht; es ſteht 400 Jahre an, ehe ſie in's Land kommen. Inzwiſchen richtet Er eine beſondere Regierung mit dieſem Volk an, welches das Geſchlecht Abraham's heißt. Dieß Volk ſollte die ihnen übergebene Beilage der Verheißung bewahren. Es wird um ſeiner Sünden willen aus dem Lande getrieben. Es ſcheint, GOtt habe Sein Volk aufgegeben und Seines Vorſatzes vergeſſen. Doch muß der Stamm bleiben, Leute vom Geſchlecht David's. Inzwiſchen wird es allen Völkern kund, daß die Juden auf Einen warten, dem alle Völker anhangen ſollen. Zuletzt muß noch ein Vorläufer kommen. Und eben dadurch bewahrheitet ſich die Göttlichkeit der ganzen Sache; denn Menſchen hätten dergleichen Sachen, wenn ſie ſich's eingebildet hätten, nicht in einen Zuſammenhang bringen, noch wenn es verloren ſcheint, wieder finden können. Ein jeder Umſtand, der zur Offenbarung dieſes Heils gehört, zeigt uns die anbetungswürdigen Spuren der göttlichen Weisheit. Da heißt es immer: Meine Gedanken ſind nicht eure Gedanken und meine Wege ſind nicht eure Wege! Und ein jeglicher Umſtand kann uns einen neuen Blick in dieſes Geheimniß geben. Und das iſt die höchſte Luſt, das edelſte Vergnügen, welches ein menſchlicher Verſtand haben kann: den Wegen der Weisheit GOttes in dem Geheimniß Chriſti nachzugehen. Denn darum heißt Chriſtus ſelbſt 1 Cor. 1. GOttes Weisheit.

II. Eben auf ſolchen Wegen erweiſet ſich auch deſto mehr die unveränderliche Wahrheit GOttes. Das iſt gleichſam der Text zum Lobliede des Zacharias. Er ſagt: Nun, GOtt Lob und Dank! nun geht die Erfüllung an von Allem, was GOtt geredet hat durch den Mund aller Seiner Propheten. Nun bricht's an. Uns gibt Er es nun wirklich in unſere Zeit herein, was Er dem Vater Abraham mit einem Eide verſprochen hat. Ein Eid macht auch unter Menſchen die Sache gültig, zuverläßig und zu einer unbezweifelten Wahrheit. Das erklärt uns Paulus Ebr. 6, 17., und daß GOtt über die Maßen bezeuge, daß Sein Rath nicht wanke. Und daran ſollten ſich die redlichen Seelen halten, wenn es auch verzog: GOtt werde ein wahrhaftiger GOtt ſeyn. Hab. 2, 4. Die Weiſſagung wird ja noch erfüllet werden zu ſeiner Zeit, und wird endlich frei an Tag kommen und nicht ausbleiben. Ob ſie aber verzeucht, ſo harre ihrer; ſie wird gewißlich kommen und nicht verziehen. Darum nimmt es auch Zacharias als eine neue Barmherzigkeit und Gnade an. Jetzt hat Er erſt Barmherzigkeit an unſern Vätern gethan und an Seinen Eid gedacht. Nun, ſeitdem GOtt dieſe Verſprechung erfüllt, kann man Ihm Alles zutrauen. JEſus iſt die Verheißung aller Verheißungen. 2 Cor. 1. Alle Verheißungen ſind Ja und Amen in Chriſto. Was noch rückſtändig iſt vom Vorſatz GOttes bis in die Ewigkeiten hinein, wird ebenſo richtig erfüllt werden. Nun iſt JEſus dazu da; Ihm iſt die Macht dazu gegeben; Er ſoll die Ehre GOttes vollenden.

III. GOttes unverletzliche Heiligkeit. GOtt will uns gerne wieder bei ſich haben. Zacharias vergißt nicht die Heiligkeit GOttes. Er ſagt: daß wir erlöſet Ihm dieneten ohne Furcht unſer Lebenlang in Heiligkeit und Gerechtigkeit, die Ihm gefällig iſt. Der Vorſatz GOttes ging dahin: daß Alles ſollte wieder weggeräumt und aufgehoben werden, was die Sünde angerichtet hatte. Wir ſollten wieder hergeſtellt und fähig werden, dem heiligen GOtt zu dienen. Dieſes wichtige Geſchäft war JEſu übertragen. GOtt hat unſre Laſt nicht durch eine unmittelbare Wirkung Seiner Allmacht wegſchaffen und tilgen wollen, wie Er wohl gekonnt hätte; ſondern auch dazu hat Er den Mittler geſtellt. Darum mußte der HErr ſelbſt auch Erlöſer und Heiland ſeyn. Er mußte ſich an unſere Feinde machen und ſie überwinden. Er mußte uns aus der Finſterniß herausbringen, damit wir nur wieder gleichſam auf GOttes Grund und Boden taugen. Er mußte uns Erkenntniß des Heils, Vergebung der Sünden erwerben und ſchenken, Ebr. 9, 14., damit wir unter Ihm im Hauſe GOttes ſtehen und durch Ihn alle Güter genießen möchten.

Ach, daß nur auch unſer Mund voll Lobens würde! Ach, daß die Salbung des Geiſtes uns durchdränge, unſere Freude an der Betrachtung des Vorſatzes GOttes zu haben, und unſere Gemüther mit dieſer Erkenntniß zu füllen! Mit vollem Herzen, mit klarem Anſchauen JEſu, mit lebendigem Glauben, mit wirklichem Gefühl der uns geſchenkten Gnade muß es geſchehen, wenn wir in das Lob aller Heiligen einſtimmen und ſagen wollen, wie es Epheſ. 1, 3. 4. heißt:

Gelobet ſey GOtt und der Vater unſeres HErrn JEſu Chriſti, der uns geſegnet hat mit allerlei geiſtlichem Segen in himmliſchen Gütern, durch Chriſtum; wie Er uns denn erwählet hat durch Denſelbigen, ehe der Welt Grund gelegt war, daß wir ſollten ſeyn heilig und unſträflich vor Ihm in der Liebe. — So werden alle Auserwählten, alle erretteten Sünder lebendige und ewige Denkmale, fröhliche Zeugen, gebeugte Anbeter, ſelige Genoſſen des Vorſatzes GOttes in Chriſto ſeyn! Wollen wir nicht auch gerne unter ihrer Zahl und in ihrer Geſellſchaft ſeyn? Das kann geſchehen, wenn wir JEſum lieben! Amen.

Am dritten Sonntag nach Trinitatis.

Teinach 1753.

Evangelium Luc. 15, 1 — 10*).

Es naheten ſich aber zu JEſu allerlei Zöllner und Sünder, daß ſie ihn höreten. Und die Phariſäer und Schriftgelehrten murrten und ſprachen: Dieſer nimmt die Sünder an, und ißt mit ihnen. Er ſagte aber zu ihnen dieß Gleichniß, und ſprach: Welcher Menſch iſt unter euch, der hundert Schafe hat, und ſo er deren eines verliert, der nicht laſſe die neun und neunzig in der Wüſte, und hingehe nach dem verlornen, bis daß er's finde? Und wenn er's gefunden hat, ſo legt er's auf ſeine Achſeln mit Freuden. Und wenn er heim kommt, ruft er ſeinen Freunden und Nachbarn, und ſpricht zu ihnen: freuet euch mit mir, denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war! Ich ſage euch: alſo wird auch Freude im Himmel ſeyn über Einen Sünder, der Buße thut, vor neun und neunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen. Oder, welches Weib iſt, die zehn Groſchen hat, ſo ſie deren einen verliert, die nicht ein Licht anzünde, und kehre das Haus, und ſuche mit Fleiß, bis daß ſie ihn finde? Und wenn ſie ihn gefunden hat, ruft ſie ihren Freundinnen und Nachbarinnen, und ſpricht: freuet euch mit mir, denn ich habe meinen Groſchen gefunden, den ich verloren hatte! Alſo auch ſage ich euch, wird Freude ſeyn vor den Engeln GOttes über Einen Sünder, der Buße thut.

Wir ſind unſerem GOtt nach vielfachem Recht verbunden. Er iſt unſer Schöpfer; Er hat uns Leib und Seele und unſer ganzes

---

*) Siehe auch die Predigt am Tage Johannis des Täufers über Luc. 15, 18. 20.

Weſen gegeben. Daß wir und was wir ſind, haben wir allein Seiner Macht und Güte zu danken, und das gibt unſerm GOtt und Schöpfer ein vollkommenes, uneingeſchränktes Recht an uns und über uns, deſſen ſich kein Menſch entäußern kann noch ſoll. Was iſt billiger, als daß ein vernünftiges Geſchöpf ſeinen Schöpfer erkenne, an ihm und ſeiner Erkenntniß ſeine höchſte Freude habe, ihm mit ſeinem ganzen Weſen d. i. mit ganzer Seele und allen Kräften anhange, und ihm zu Seinem Preis und Wohlgefallen in willigem Gehorſam unterthan ſey? — Von dieſem allerhöchſten GOttes-Recht kann und wird der Schöpfer gegen keinen Menſchen je etwas abgeben oder nachlaſſen. Aber die Sünde hat doch einmal eine große und ſchändliche Kränkung an dieſem heiligen Rechte GOttes angerichtet. Wir ſind von Ihm und Seiner Gemeinſchaft ab- und ausgewichen, und haben das ſelige Band, womit wir an Seine Liebe gebunden waren, freventlich durch Ungehorſam zerriſſen. Von dem an iſt ein verkehrter Sinn in der Menſchen Herzen entſtanden, daß es ihnen lieb und ganz anſtändig wäre, wenn nur GOtt nicht nach ihnen fragte, und ſie nach ihrem von Ihm abgetrennten Sinne und Willen ſeyn und machen ließe, wie ſie wollten. Von dem an iſt ihnen das Angedenken deſſen, was GOtt für ein Recht an ſie habe, fürchterlich und zum Schrecken in ihrem Gewiſſen. GOtt hat aber Sein Recht an Sein Geſchöpf um ihrer Sünden willen nicht zurückgelaſſen, ſondern durch die Erlöſung, die durch JEſum Chriſtum, Seinem eigenen Sohn, geſchehen iſt, zu ihrem Heil auf's neue geltend gemacht. Dadurch iſt ein neues Recht an uns entſtanden, nach welchem wir Sein erlöſtes Eigenthum heißen, welches Dem leben ſoll, der es mit Blut erkauft hat. Aber auch dieſes allerſeligſte GOttes-Recht im Blut Seines Sohnes wird von den Meiſten ſchnöderweiſe verachtet. Sie ſind und leben, als wenn kein Heiland wäre, der ſie etwas anginge, oder den ſie etwas angingen. Sie verläugnen den HErrn, der ſie erkauft hat. 2 Petr. 2, 1. Wie iſt dem nun? Wird GOtt der Menſchen ſo wenig achten, als ſie Seiner achten? Wird JEſus, ihr Erlöſer, ſich ihrer ſo wenig annehmen, ſo wenig um ſie bekümmern, als ſie Seiner begehren? Nein! — Er gedenket Seines Rechts, das Er an alle Seelen hat; und es bleibt bei aller Abweichung und ſündlichem Weſen doch noch eine gewiſſe Verbindung übrig, die niemals aufgehoben wird. Und dieſe kann auch dem ſchlimmſten Menſchen und größten Sünder noch zu ſeiner Errettung und zum Heil ſeiner Seele gereichen und ausſchlagen. Das iſt die *Hauptſache*, die uns der Heiland mit dem gedoppelten Gleichniß des heutigen Evangelii lehret.

Demſelben zu Folge will ich reden:

Von dem unwiderſprechlichen Recht Chriſti und ſeines Geiſtes an die Sünder, oder:

Von der Verbindung, in welcher die abgewichenen Menſchen, ja, die größten Sünder doch noch mit Chriſto, ihrem Erlöſer, und mit ſeinem Geiſte ſtehen.

Und dabei wollen wir erwägen

I. *Den Grund derſelben;*
II. *Die Wirkungen derſelben,* und
III. *Den Ausſchlag dieſer Wirkungen.*

Es iſt und bleibt doch eine gewiſſe Verbindung übrig zwiſchen Chriſto und denjenigen Menſchen, die von GOtt abgewichen ſind und nach der verkehrten Luſt ihres Herzens in Sünden leben; ja, die größten Sünder ſtehen noch mit JEſu Chriſto, ihrem Erlöſer, und mit Seinem Geiſte in einer gewiſſen Verbindung. Es wird wohl dieſe Verbindung von ihnen in dieſem ihrem unſeligen Sündenſtand weder erkannt noch geachtet; aber ſie iſt doch in der Wahrheit, und JEſus gibt ſie deßwegen nicht auf, ob ſie ſchon nicht nach ihm fragen. Das iſt die Hauptwahrheit, die uns im heutigen Evangelium vorgehalten wird. Wir wollen beſehen

1. *den Grund derſelben.* Es beſteht der Grund derſelben darin: Er iſt und *bleibet* ihr Hirte, und ſie ſind und *bleiben Schaafe*; aber jetzt ſind ſie verirrte Schaafe. JEſus iſt zwar ein *allgemeiner Hirte* des ganzen menſchlichen Geſchlechts, denn Er hat Sein Blut für Alle vergoſſen und Sein Leben für Alle gelaſſen. Und das iſt nach Seinem eigenen Ausſpruch Joh. 10. der höchſte Beweis ſeines Hirten-Amts; darum wird Er ſich auch an Aller Menſchen Seelen nicht unbezeugt laſſen, daß die Schuld nicht bei Ihm ſey, und Er in Seinem Hirten-Amte Nichts verſäumt habe, wenn ſie verloren gehen. Aber gleichwie Paulus 1 Cor. 5. ſagt: Was gehen

mich die an, die draußen ſind, — die blinden Heiden, die noch ſogar außer dem Schaafſtalle ſind, und Nichts von einem Hirten wiſſen, daß ich ſie ſollte richten; alſo habe ich auch jetzt nicht nöthig, an die große Heerde zu gedenken, die noch auf den heutigen Tag in der Irre des blinden Heidenthums da hinläuft. — Wir Chriſten ſind Ihm ſchon näher verwandt, und mit Ihm bekannt geworden. Sein Name iſt über uns in der Taufe genannt worden. Von dem an hat Er uns zu Seiner Heerde gezählt. Wir haben Ihm das Recht über uns zugeſtanden, daß Er unſer Erlöſer, unſer Hirte, und wir Sein mit Blut erkauftes Eigenthum, Seine Schaafe ſeien. Das iſt eine ſelige Verbindung, eine genaue Verwandtſchaft, darein wir mit dem Sohne GOttes, unſerm Heiland und Erlöſer, getreten ſind. O wer in Seiner Tauf-Gnade geblieben wäre oder jetzt noch in Seinem Tauf-Bunde ſtünde, der würde ſich des Rechts freuen, das JEſus an ihn, und er an JEſum hat. Aber ſo viel man nun Chriſten ſieht, die ſich nicht nach ihrem Taufgelübde halten, die der Sünde und dem Satan dienen, die nach ihren eigenen Lüſten leben, ſoviel ſieht man verirrte, verlorene Schaafe. Das iſt in Wahrheit ein unſeliger Jammerſtand, wenn man ſich von ſeinem guten Heiland ſo weit verlaufen, und von Seiner Gemeinſchaft und von Seiner ſüßen köſtlichen Waide, d. i. von dem Genuß Seiner ſchon einmal erlangten Gnade ſo weit abgekommen iſt, daß man nun in der Irre ſeiner eigenen böſen Lüſte und ſeines fleiſchlichen Sinnes dahin läuft, und der Stimme und des ſanften Stabs ſeines Hirten ganz entwöhnt worden iſt. Da hat man wirklich ſeines Theils die Verbindung und die eingeleitete Verwandtſchaft mit JEſu aufgegeben. Wie fremd iſt nicht der Heiland ſo Vielen, die Chriſten heißen! Wie wenig fragen ſie nach ihm! Wie wenig halten ſie auf ihn! Sie können nicht nur einen Tag um den andern, ſondern die größte Zeit ihres Lebens bis auf's Todtenbette ohne Ihn ſeyn; und wenn er ſie mit Seinem Worte, mit Seiner Forderung, mit dem Geſuch Seines Rechts an ſie nicht behelligt, ſo iſt es ihnen deſto lieber. Aber der Heiland vergißt deßwegen Seines Hirten-Rechts an ſolche verlorene Schaafe nicht. Das hundertſte, das in der Irre geht, gehört doch zu den neun und neunzig und gehört dem Hirten an. Er kann die Seelen doch nicht verläugnen, die Ihn verläugnen; Er gibt doch diejenigen noch nicht ganz auf, die Ihn aufgeben und von Ihm hinweg in die Welt, Eitelkeit, in den Sündendienſt gegangen ſind. Er zählet ſie noch zu der Heerde. Er vermißt ſie, ſo lange ſie noch von Ihm ferne ſind und einem Andern nachlaufen. Er ſagt: Ich habe mein Schaaf gefunden, wenn ſie wieder zu Ihm kommen. Und das iſt der Grund der unabänderlichen Verbindung, darin ſolche Weltherzen, ſolche von Ihm abgewichene Menſchen, ohne daß ſie es ſelbſt meiſtentheils wiſſen, doch noch mit Chriſto, ihrem Hirten, ſtehen. Das zeigt der Heiland an den Zöllnern und Sündern, die ſich zu Ihm naheten. Und da ſich die Phariſäer in dieſes ſein freundliches Bezeugen gegen ſolche ſchlimme Leute nicht finden konnten, ſo vertheidigt Er ſich aus dieſem Grund: Ich bin ja Hirte, ſoll ich nicht dieſe armen verirrten Schäflein aufſuchen? Jetzt habe ich eine gute Gelegenheit, ſie zu retten und zu meiner Heerde zu bringen.

Das Gleichniß von dem Weibe, das einen ihrer Groſchen verloren hat, deutet auf den heiligen Geiſt; gleichwie hernach das folgende Gleichniß dieſes Kapitels von dem verlorenen Sohne, dem der Vater entgegengegangen, auf den himmliſchen Vater deutet. Der heil. Geiſt iſt die weiſe, treue und geſchäftige Hausmutter in GOttes Haus; und der verlorene Groſchen ſind nun diejenigen Chriſten-Menſchen, die der Zucht und dem ganzen Amt des heiligen Geiſtes ausweichen. — Wo ſoll ich hinfliehen vor Deinem Geiſt? Pſ. 139, 7. Der Geiſt GOttes hat mich gemacht; aber ſie erbitterten und entrüſteten den heiligen Geiſt. Jeſ. 64, 10. Nachdem aber der Fluch abgethan, ſo kann Er kommen und richtet Seine Gemeinſchaft auf mit wahrhafter Mittheilung. Von der Taufe an ſoll und will der heilige Geiſt ſein Werk und Geſchäft mit denjenigen Seelen haben, die JEſus in Seine Gnaden-Gemeinſchaft an- und aufgenommen hat; Er will ihrer warten und pflegen, wie eine Mutter ihres Kindes pflegt. Wer nun die Unterweiſung und Beſtrafung des heiligen Geiſtes in ſeinem Herzen nicht mehr hören will, wer ihn mit ſeinen Sünden betrübt, und ſeinen eigenen Lüſten folgt, der verliert ſich von ſeiner Aufſicht, der kommt weg von aller Wirkung des heiligen Geiſtes. Daher kommt es, daß ſo viele Chriſten-Menſchen ſo leer ſind von dem guten Geiſt, weil ſie ſchon lange Seiner Zucht widerſtrebt haben, ſo daß ſie nun ohne die geringſte innerliche Ahndung und Beſchämung fortſündigen können. Solche haben freilich wie ihren Heiland, ſo auch Seinen Geiſt aufgegeben. Aber Er läßt ſie deßwegen nicht ganz außer Seiner Acht. Es ſind doch einmal Groſchen, die zum Bunde GOttes gehören; es ſind Groſchen, die die Hausmutter zu ihrer Baarſchaft gezählt hat; ſie will ſie gerne wieder haben und nicht gerne auch nur einen Einzigen verlieren d. i. als verloren hingeben und dahinten laſſen. Das iſt nun die beſtändige Verbindung, darin ein Chriſt noch immer ſteht, ſo lange ihm GOtt ſeine Zeit in dieſer Welt friſtet. Und dieß hat Viel zu ſagen. Dieſe Verbindung iſt die Urſache, daß man hoffen kann, es könne und werde dem Sünder noch geholfen werden, er werde noch in ſeiner Irre zu ſuchen und zu finden ſeyn. Dieſer einzige Grund macht auch die Knechte Chriſti noch muthig und getroſt, daß ſie nicht müde werden, auch den abgefallenen, fleiſchlichen Chriſten noch immer das Evangelium zu predigen und ſie auf JEſum zurückzuweiſen. Sie ſind mit ihrem HErrn bekannt; ſie wiſſen Seinen Sinn; ſie halten über Seinem Recht, da Er doch einmal Hirte ſey; ja, ſie halten Ihm, aus Liebe zu den armen Seelen, Sein Recht vor, wenn ihnen der Jammerſtand ihrer Verirrung zu Herzen geht. Sie ſagen Ihm: Siehe das iſt ein verirrtes Schäflein, es iſt doch einmal Dein geworden, es hat doch einmal predigen gehört; ſuche Du ſelbſt Dein verirrtes Schaaf! — Dieß bringt mich in dem Fortgang meiner Rede auf den

II. Punkt: Was dieſe Verbindung für eine Wirkung habe? Aus dieſem Grunde kommt es her, daß JEſus ſolche abgewichene, untreue Seelen wieder aufſucht und gerne zu Seiner Liebesgemeinſchaft bringen will. Im Gleichniß heißt es: der nicht laſſe die neun und neunzig in der Wüſte, und hingehe nach dem verlorenen, bis daß er's finde. Dadurch iſt die beſondere, dringende, geſchäftige Liebesſorgfalt des Heilands angezeigt; Er geht hin nach dem verlorenen Schäflein, wo es auch iſt. JEſus läßt die Menſchen bei ihrem Sündigen nicht ſo ruhig ſeyn; Er kommt ihnen entgegen, ehe ſie ſichs verſehen. Er trifft ſie an in der Irre, wohin ſie ſich verlaufen haben. Was iſt damit gemeint? Mitten in ihrem ſündlichen Weſen greift Er ihnen an's Herz, Er rührt ihre Gewiſſen; Er ruft ſie durch Sein Evangelium freundlich zu Sich; Er läßt ihnen mit kräftigem Eindruck ſagen: Kehre wieder, du abtrünniges Israel, ſo will Ich mein Angeſicht nicht gegen euch verſtellen! O wie mancher hat ſchon bei wirklicher Ausübung ſeiner irdiſchen Begierden, beim Spiel, beim Tanz, beim Scherz und andern dergleichen Ueppigkeiten einen Schlag an's Herz bekommen, einen mächtigen Angriff an ſeinem Herzen empfunden, daß er von dem an über ſeinen Sündendienſt nicht mehr ruhig ſeyn konnte! Wie Mancher iſt ſchon mit einem eitlen Herzen in die Kirche gekommen, und zum Abendmahl gegangen, und hat einen kräftigen Zug zu GOtt, eine Rührung in ſeinem Gewiſſen, eine liebliche Empfindung in ſeinem Herzen empfangen, und iſt geſchlagen oder ſogar erweckt und auf's Innerſte angegriffen aus der Kirche gegangen! O wenn die Seelen darauf achten und ſolchem Aufſuchen des Heilands Platz und Raum laſſen, Seine Stimme hören wollten, wie bald würden ſie gefunden werden! Wie mancher wäre ſchon gefunden worden, der jetzt noch in der Irre dahin geht!

So iſt es auch mit dem heiligen Geiſte. Im Gleichniſſe heißt es: die nicht ein Licht anzündete und kehrte das Haus und ſuchte mit Fleiß, bis daß ſie ihn fände. Dadurch iſt nichts Anderes angezeigt, als was JEſus ſagt: Er wird die Welt ſtrafen um die Sünde. So ſucht der heilige Geiſt das Innerſte des Herzens auf; Er ſtellt dem Menſchen ſein Elend in ſeinem Gewiſſen vor; Er deckt ihm ſeinen ganzen Jammer auf. Da gibt es manchen unangenehmen Staub, wenn die Hausmutter das Haus auskehrt; da findet ſie manchen Unrath. O wenn man bedenkt, was ſich JEſus und Sein Geiſt für Mühe um ſo ſchnöde Sünder gibt, ſo kann man Seine Erbarmung und Seine Geduld nicht hoch genug preiſen. Daß Er mancher Seele ſo lange nachgeht, daß Sein Geiſt immer wieder an die Herzen dringt, was iſt das für göttliche Erbarmung und Geduld! Er will aber dieſe Mühe gerne haben, wenn es Ihm nur gelingt. Dazu dringt Ihn Sein Amt, weil Er Hirte iſt, dazu dringt den Geiſt Seine Liebe, weil Er ſich einmal zu ſolchen Herzen gethan hat und ihre Pflegemutter ſeyn will. Und wenn es Ihm nur gelingt, wenn nur dieſe mannigfaltigen, theils ſcharfen, theils lieblichen Wirkungen und Angriffe ihren Zweck erreichen und zu dem ſeligen und erfreulichen Ausſchlag kommen, den JEſus meint, ſo wird noch Alles gut. Noch mit zwei Worten will ich

III. den Ausſchlag dieſer Wirkungen berühren. Davon heißt es: Wenn er heim kommt, ruft er ſeine Freunde und Nachbarn und ſpricht zu ihnen: Freut euch mit mir, denn ich habe mein Schaaf gefunden, das verloren war! Und wenn das Weib ihren Groſchen gefunden hat, ruft ſie ihren Freundinen und Nachbarinen und ſpricht: Freut euch mit mir, denn ich habe meinen Groſchen gefunden, den ich verloren hatte! Da hat JEſus und Sein Geiſt Freude; das zeigt, wie ſehr Er die Seelen liebe und ihnen gerne geholfen wiſſen wolle. Da iſt Freude im Himmel; ſoviel liegt dem ganzen Reiche GOttes und Allen, die es mit Seiner Ehre halten, daran. Es gibt ein allgemeines Lob GOttes über Einen Sünder, der Buße thut. Es iſt auch Freude in des Sünders Herzen: GOtt Lob! ich bin gefunden! Nun, das ſey vornehmlich allen denen Seelen geſagt, die unter ſo manchen Rührungen noch hingehen; das iſt die Stimme eures Hirten, ob ihr Ihm einmal auch möchtet die Freude machen. Ich entſinne mich, daß ich zu anderer Zeit, da ich über dieß Evangelium geprediget, gewünſcht und zu meinem HErrn, dem ich diene, gefleht habe: Wenn doch unter dem ganzen Haufen auch nur Eine Seele, von hundert nur Eines wäre, das ſich finden ließe! und es iſt auch darin Seinem Worte gelungen. Ich will auch dießmal mit dieſem Wunſche beſchließen: Ach, daß nur Eine Seele wäre, die ſich heute noch finden laſſen wollte! Amen.

Am Feiertage Johannis des Täufers.

Teinach, 1753.

Text: Luc. 15, 18—20.

Ich will mich aufmachen, und zu meinem Vater gehen, und zu Ihm ſagen: Vater, ich habe geſündiget in dem Himmel und vor Dir, und bin hinfort nicht mehr werth, daß ich Dein Sohn heiße; mache mich als einen deiner Taglöhner. Und er machte ſich auf, und kam zu ſeinem Vater. Da er aber noch ferne von dannen war, ſahe ihn ſein Vater, und jammerte ihn, lief und fiel ihm um ſeinen Hals, und küſſete ihn.

Wir haben aus dem vergangenen ſonntäglichen Evangelium vernommen, daß JEſus und Sein Geiſt niemals Sein Recht aufgebe an die Menſchen, die von Ihm abgewichen ſind und ſich der Sünde ergeben haben. Die Verbindung, worin auch die größten Sünder noch mit Ihm ſtehen, bleibt unverrückt, und kann ihnen noch zu ihrer Errettung ausſchlagen. JEſus iſt der Hirte, der auch das verlorene Schäflein nicht gerne zurücklaſſen, ſondern ſuchen, finden und zur Heerde bringen will, damit Er wieder zu Seinem Eigenthum komme. Sein Geiſt iſt die weiſe und treue Hausmutter, die ihren verlorenen Groſchen nicht gerne für verloren hingeben, ſondern lieber das Haus auskehren und mit beſonderem Fleiße ſuchen will, bis ſie ihn wieder bei ihrer ganzen Baarſchaft habe. Nun fragt ſich aber noch: in was für einem Verhältniß ſolche abgewichene Menſchen und ſchnöde Sünder mit GOtt, dem himmliſchen Vater, ſtehen? ob der Vater auch noch ihrer gedenke und ſie gerne wieder in der Gemeinſchaft haben wolle, wovon ſie ſich durch Uebertretung und Ungehorſam getrennt haben? Und darauf gibt uns der Heiland mit dem dritten Gleichniß des 15. Kap. im Evangelium Lucä den vollſtändigen und erwünſchten Beſcheid. Ich habe mir daher vorgenommen, in dem Zuſammenhange mit demjenigen, wovon vergangenen Sonntag geredet worden iſt, dießmal zu reden:

Von dem unabänderlichen Recht GOttes, des himmliſchen Vaters, an die von ihm abgewichenen Menſchen.

Es iſt eine gnadenvolle Haushaltung des dreieinigen GOttes mit uns Menſchen in dem Evangelio angezeigt, in welche Er uns gerne zu der verlorenen Gemeinſchaft mit Ihm, worin allein unſere Seligkeit beſteht, wieder zurückbringen will. Wir haben gehört, wie das Herz JEſu Chriſti, des Sohnes GOttes, dießfalls gegen den Sünder geſinnet ſey; deßgleichen, wie der heilige Geiſt ſich gerne mit unſerem armen und verdorbenen Herzen beſchäftige, uns zurecht zu bringen und in's Haus GOttes zu verſetzen. Nun gehört auch noch hieher zu bedenken, was dießfalls der Sinn des Herzens GOttes, des himmliſchen Vaters, gegen Seine verdorbenen Creaturen ſei.

Das lehrt uns der Heiland in dem Gleichniß von dem verlorenen Sohn. Ich will daher Gelegenheit nehmen, zu reden:

Von der beſtändigen Verbindung, in welcher auch die abgewichenen Menſchen, ja, die größten Sünder doch noch mit GOtt, dem himmliſchen Vater, ſtehen.

Wir wollen hiebei in gleicher Ordnung erwägen:

I. Den Grund derſelben;
II. die Wirkung derſelben, und
III. den Ausſchlag derſelben.

Es iſt und bleibt doch noch eine Verbindung, in welcher auch die abgewichenen Menſchen, ja, die größten Sünder mit GOtt, dem himmliſchen Vater, ſtehen. Es wird wohl dieſe Verbindung in ihrem unſeligen Sündenſtand nicht erkannt, vielweniger geachtet. Aber ſie beſteht doch in der Wahrheit. Und GOtt gibt deßwegen ſein unabänderliches Schöpfersrecht nicht auf, ob ſie ſchon nicht nach Ihm fragen. Sie werden niemals los von der Verbindung, in welcher ſie mit Ihm ſtehen. Wir wollen ſehen

I. den Grund derſelben. Er iſt und bleibt Vater, und der Menſch, der Sünder, bleibt der Sohn, aber nur ein verlorner Sohn. Wenn Lucas das Geſchlechtsregiſter der Menſchen rückwärts erzählt, ſo kommt er endlich dahin, daß er ſagt: Seth war ein Sohn Adams, und Adam war GOttes Sohn, der hatte GOtt zum Vater. Ja wohl, denn Adam war im Bilde GOttes erſchaffen. GOtt hatte ihm nicht nur das Leben gegeben, ſondern auch ſein Ebenbild eingeprägt; das ganze Menſchengeſchlecht ſollte aus lauter Söhnen GOttes beſtehen. Aber ſobald Adam durch die Sünde das reine Ebenbild GOttes verloren hatte, war er ſelbſt ein verlorener Sohn. Im Gleichniß heißt es, der Sohn habe zu ſeinem Vater geſagt: gib mir, Vater, das Theil der Güter, das mir gehört, und bald ſammelte er es zuſammen und zog ferne davon. Hiemit iſt der Urſprung des Sündenfalls angezeigt. Die Sünde kommt vom eigenen Willen her. Adam wollte die herrlichen Güter, die er von GOtt zu genießen hatte, nicht mehr beim Vater, im Vaterhauſe d. h. nicht mehr in der Zukehr und Gemeinſchaft mit GOtt beſitzen und genießen, ſondern für ſich Herr und Meiſter davon ſeyn; er erhob ſich in ſeinem eigenen Willen, und nahm es ſich heraus, mit den ihm anvertrauten Gütern GOttes in eigener Macht zu handeln; da kam er vom Vater ferne weg; es wurde ſogleich verſchleudert und durchgebracht; er verthat ſein Gut mit einem wüſten Leben. — Es geht das Gleichniß auch auf das Murren der Phariſäer; aber JEſus richtet das Gleichniß ſo ein, daß der ganze Zuſtand und das Verhältniß des abgewichenen Menſchen in Erinnerung kommt. — So iſt's mit uns. Wir haben unſer Beſtes verloren; wir haben durch unſere Abweichung von GOtt das ſchöne und herrliche Ebenbild, das unſer Glanz und Adel, unſer Reichthum und Wohlſtand war, verſchleudert und durchgebracht, und darben nun in einem fremden Lande, d. i. auf dem unter dem Fluch liegenden Erdboden, und hängen uns nun an die Träber der irdiſchen Dinge, dabei unſere arme Seele verhungern muß, weil das keine Speiſe für ſie iſt. O wo iſt nun der von GOtt verlaufene und verlorene Sohn hingekommen? Wie weit iſt er verirrt! Gewiß, es iſt mit den meiſten Menſchen, die in der Sünde leben, und nach GOtt nicht fragen, ja, von Ihm in ihrem Herzen nichts inne werden, nicht anders, als man im gemeinen Leben von einem ungerathenen Sohne ſagt, der im Eigenſinn und in ſeiner Widerſpenſtigkeit und weil er dem Vater nicht unterthan ſeyn und das Recht des Vaters nicht über ſich gelten laſſen wollte, in die weite Welt hinausging. Da heißt es: der Menſch iſt verſchollen; man weiß nicht, wo er hingekommen iſt. So ſind wir von GOtt, von Seinem Reich, von dem Genuß Seiner Güter ganz abgekommen, und begnügen uns nun in unſerm Elende und in der Fremde mit den ſchlechteſten Dingen. Wir haben es bei weitem nicht ſo gut, als im Vaterhaus. Ach! daß es die Menſchen nur auch erkennen und ſich beſinnen möchten: wo ſind wir? Wie weit ſind wir weg- und abgekommen! Wie geht's uns jetzt? Und wie viel beſſer wäre uns, wenn wir bei unſerem Vater und in Seiner Gemeinſchaft wären!

Von dem verlorenen Sohn heißt es: er ſchlug endlich in ſich; er kam zu ſich ſelber. So iſt's mit den Menſchen, ſo lange ſie ihre Luſt in ſündlichen Dingen haben; ſie ſind nicht bei ſich ſelber; ſie kommen nicht auf ihr Herz zurück. Man muß nur GOttes vergeſſen, wenn man mit ganzer Luſt ſeines Herzens ſündigen will; man muß ſich zerſtreuen und vergnügen; man muß nur nicht bei ſich ſelber ſeyn! Sobald der Sohn zu ſich ſelber kam, ſo regte ſich wieder etwas in ihm von der Liebe zu ſeinem Vater und zu ſeiner Heimath. Er gedachte: ich will zu meinem Vater gehen; ich habe ja doch noch einen Vater. Der heilige Geiſt bringt den Gedanken zuwege: ich will zu meinem Vater gehen! So iſt auch noch in den Menſchen ein Eindruck von GOtt, ein Fünklein da, das unter der Aſche liegt; ein geheimes Verlangen nach dem rechten Zuſtand, darin wir anfangs waren. Aber ſo lange man nicht zu ſich ſelber kommt, ſo lange man nicht über ſich in der Stille nachdenkt: was mache ich doch? ſo lange iſt dieſer innerſte Zug zu GOtt ganz verdeckt, der Menſch merkt nicht darauf, als wenn nichts Göttliches mehr in ihm wäre, als wenn er zu lauter irdiſchen Dingen, wie das Pferd zum Haber, gemacht wäre. Aber ſobald er ſein Herz findet, ſo regt ſich in ihm ein Verlangen nach GOtt, daß er denkt: „hier und dort iſt keine Ruh; nur zu GOtt, zu Ihm zu! GOtt iſt die Ruh.“ Er denkt doch: Mein Vater, ob er ſich ſchon für unwerth achtet, Sein Sohn zu heißen; er wollte nur ein Taglöhner ſeyn und die vorigen Rechte nicht mehr begehren, aber die Liebe des Vaters zog ihn an Sein Vaterherz. Da merkte er erſt, daß ihn GOtt noch nicht ganz aufgegeben, daß ihn GOtt an einem geheimen Band bisher gehalten habe, und ihn noch zu ſich ziehe. Das iſt etwas Wichtiges. Wenn nicht noch etwas Göttliches im Menſchen wäre, wenn dieſe Sehnſucht nach ſeiner rechten Heimath im Menſchen ſogar ausgelöſcht wäre, ſo wäre Nichts da, wobei ihn GOtt mit Seiner Gnadenwirkung anfaſſen könnte, ſo könnte ſich Niemand mehr bekehren, ſo müßten wir ewiglich verlorne und verdammte Sünder bleiben. Man ſagt von einem verſchollenen Sohne: er ſey ein rechter Unmenſch geworden, wenn alle natürliche Liebe zu ſeinen Eltern in ſeinem Herzen ausgelöſcht iſt und er nichts mehr nach ſeinem Elternhauſe fragt. Aber der Vater vergaß ſeines verlorenen Sohnes auch nicht; denn er heißt ihn noch ſeinen Sohn; dieſer mein Sohn, ſpricht er, war todt; ich habe ihn, als wenn er mir erſt geboren wäre. Wir ſehen hieraus, daß das Recht GOttes nicht aufgehoben wird. Er gedenket daran, daß Er doch einmal unſer GOtt, Schöpfer und Vater iſt; Er hat den Menſchen noch nicht aufgegeben.

II. Von der Wirkung der beſtändigen Verbindung, in der die abgewichenen Menſchen doch noch mit GOtt, ihrem Vater, ſtehen, iſt dieß zu bemerken. Es heißt: da der Sohn noch ferne war, ſah ihn ſein Vater. GOtt merket auf alle unſere Gedanken, und der innerſte Sinn unſeres Herzens iſt ihm nicht verborgen. Aber auch die geringſte Neigung zu Ihm, die geringſte Begierde, die im Herzen aufſteigt, ſich zu Ihm zu wenden, iſt Ihm nicht gleichgültig. Als er den Sohn ſah, regte ſich ſogleich eine gewiſſe geheime Verbindung zwiſchen dem Herzen des Vaters und des Sohnes. Der Sohn war auf der Umkehr begriffen, und der Vater ſah ihn. Ein kleiner, aber redlicher Anfang der Bekehrung iſt dem Vater angenehm; Er faßt Gedanken des Friedens, ehe man bitten kann, ehe man zu Ihm kommt. O wenn man bedächte, wie uns GOtt ſo nahe iſt, wie Er uns nie aus den Augen läßt, ob wir ſchon nicht auf Ihn ſchauen und thun, als wenn wir ferne wären und Er uns nicht erlangen könnte: wir würden uns bälder zu Ihm kehren!

Es jammerte Ihn. Das iſt im Propheten ſo ausgedrückt: das Antlitz nicht verſtellen, Jer. 3, 12., oder: iſt nicht Ephraim mein theurer Sohn? Jer. 31, 20. — Das iſt die unausſprechliche Erbarmung GOttes. Wenn Er den zerlumpten und zerriſſenen Sohn in ſeinem Jammerſtand ſieht, ſo bricht Ihm Sein göttliches Vaterherz. Es jammert Ihn unſeres Elends, Er will uns gerne retten. Sein Herz iſt nie gegen uns verſchloſſen, wenn wir uns nur zu Ihm wenden wollen; er nimmt uns immer gerne an. Er lief ihm entgegen. So kommt uns unſer GOtt mit Gnadenblicken entgegen und mit ſanfter Rührung; das bezeugt die Erfahrung. Sobald der Menſch einen ernſtlichen Gedanken auf GOtt faßt, ſo empfindet er bald in ſeinem Herzen eine Wonne, eine geheime ſüße Empfindung. GOtt faßt ihn gleich bei dieſer erſten Begierde an, hilft derſelben auf, unterſtützt und ſtärkt das Herz darin, daß der Menſch einen Muth, ein Zutrauen zu GOtt bekommt und ſich entſchließen kann: ich will mich demüthigen, will bekennen; der Vater wird mich doch wieder annehmen und mir vergeben. Und es wird ihm ein freundlicher Empfang zu Theil. GOtt kannte ſchon ſeine Wehmuth; Er will ihn nicht erſt beſchämen; Er ging ihm entgegen, die ſchreckhafte, mißtrauiſche Schaam wegzunehmen! — Er fiel ihm um den Hals und küſſete ihn. Das ſind die Bezeugungen der Liebe, die GOtt gegen den Sünder beweiſt. Er kommt uns auch mit Liebe zuvor, uns Muth zu machen, und reizt uns dadurch, uns Ihm ganz zu ergeben.

III. Der Ausſchlag iſt lieblich und herrlich. Der Vater ſchenkt ihm Alles; des Abweges wird nicht mehr gedacht; Er kleidet ihn auf's neue, behandelt ihn als einen Sohn, und nicht als einen Taglöhner. Das erfährt ein Menſch, wenn er ſich von Herzen zu GOtt wendet und ſich demüthiget. Da iſt wieder Alles gut; Er ſetzt ihn wieder in alle ſeine Rechte ein. GOtt ſagt ſelbſt: Ich gedenke nicht des Alten; Ich will ein Neues machen. Hiervon wäre noch viel zu ſagen, aber ich will nur noch zweierlei anmerken: einmal, iſt es alſo nicht unmöglich, ſich zu GOtt zu bekehren; der Menſch hat ſchon etwas in ſich, wenn er es nur merken und achten will; ſodann iſt es nicht ſchwer, ſich zu GOtt zu bekehren, denn GOtt kommt dem Sünder entgegen. Wäre die Begierde zu ſchwach, ſo dürfen wir bitten: Bekehre Du mich HErr, ſo werde ich bekehrt! Wo fehlt es uns, wenn es nicht geſchieht? Daran, daß man nicht in ſich ſchlägt, daß man ſich nicht entſchließt, ſondern in ſeinem Jammer unbeſonnen beharrt und GOttes Stimme verachtet.

Nun wünſche ich noch einmal, daß Obiges geſchehen möge bei einem Jeden, der ſich noch als einen verlorenen Sohn anſehen muß. Amen!

Am Feiertag Petri und Pauli.

Teinach, 1753.

Evangelium: Matth. 16, 13—20.

Da kam JEſus in die Gegend der Stadt Cäſarea Philippi, und fragte Seine Jünger, und ſprach: Wer ſagen die Leute, daß des Menſchen Sohn ſey? Sie ſprachen: etliche ſagen, Du ſeyeſt Johannes der Täufer, die Andern, Du ſeyeſt Elias; etliche, Du ſeyeſt Jeremias, oder der Propheten einer. Er ſprach zu ihnen: wer ſagt denn ihr, daß ich ſey? Da antwortete Simon Petrus, und ſprach: Du biſt Chriſtus, des lebendigen GOttes Sohn. Und JEſus antwortete, und ſprach zu ihm: ſelig biſt du, Simon, Jonas Sohn, denn Fleiſch und Blut hat dir das nicht offenbaret, ſondern mein Vater im Himmel. Und ich ſage dir auch: du biſt Petrus, und auf dieſen Felſen will ich bauen meine Gemeine, und die Pforten der

Hölle ſollen ſie nicht überwältigen. Und ich will dir des Himmelreichs Schlüſſel geben; Alles, was du auf Erden binden wirſt, ſoll auch im Himmel gebunden ſeyn, und Alles, was du auf Erden löſen wirſt, ſoll auch im Himmel los ſeyn.

Wer iſt, der die Welt überwindet, ohne der da glaubet, daß JEſus GOttes Sohn iſt? So ſchreibt Johannes 1 Br. 5, 5. Und ſo hat man im Anfang gedacht, da das Chriſtenthum in der Welt aufgekommen iſt. Es iſt in der That Viel auf dieſen Glauben geſetzt, wenn man dadurch ſoll die Welt überwinden können. Soll denn die einzige Wahrheit, daß JEſus GOttes Sohn ſey, ſoviel austragen? Soll ſie mehr ausrichten, als alle Heldenſtärke? Johannes will ſich dabei finden laſſen, und fordert deßwegen mit großer Freimüthigkeit und Tapferkeit die Menſchen auf, ob jemand mit all' ſeinem Verſtand, mit aller ſeiner Tugend, mit dem größten Heldenmuth, mit aller ſeiner Kraft ſoweit reichen und ſoviel ausrichten könne, als dieſer Glaube reicht und ausrichtet. Wer iſt es ſonſt, wer kann ſagen, daß er die Welt mit aller ihrer Reizung, ja, gegen die ganze Macht, die ſie an das Herz eines Menſchen ſetzt, aushalten und ihr den Sieg abgewinnen könne, als nur derjenige, der da glaubet, daß JEſus GOttes Sohn iſt? So etwas Großes iſt es um dieſen Glauben! Man hält zwar in der gegenwärtigen Zeit nicht hoch davon, und ebendeßwegen gibt es auch deſto wenigere Proben davon. Aber dem apoſtoliſchen Zeugniß dieſer Wahrheit muß doch ſeine Ehre bleiben. Es hat ſich von Anfang an nachdrücklich und unwiderſprechlich genug ausgewieſen, ſolange man es in dieſem Glauben an den Sohn GOttes gewagt hat, wider Welt, Sünde, Tod und Alles, was fürchterlich heißen kann, anzugehen, und den Sieg der Wahrheit zu behaupten. Was hat den verkehrteſten Menſchen, den wildeſten Gemüthern ihr Herz auf einmal geändert, und ſie zu allen göttlichen Dingen fähig und tüchtig gemacht, als allein dieſer Glaube, daß JEſus ſey der Sohn GOttes? Was iſt in alle Länder und Gegenden der Welt gedrungen, und hat die größeſte und herrlichſte Wirkung zum Heil der Völker bewieſen, als eben dieſer Glaube? Alle Zeiten müſſen es rühmen, und haben noch die Denkmale dieſer GOtteskraft. Darum muß dieſem Glauben auch in unſern gegenwärtigen Tagen noch der Preis und der Ausſpruch Johannis ungekränkt bleiben. Fehlt es, daß dieſe Wahrheit: JEſus ſey der Sohn GOttes, nicht ſolche Wirkung bei uns hat, ſo fehlt es nur am Glauben. Und daran fehlt es leider überall nur allzuſehr, ob man es ſchon nicht auf ſich kommen laſſen, ſondern im Glauben dießfalls richtig ſtehen will. Das heutige Evangelium gibt mir eine ſchöne Gelegenheit, von dieſem Glauben zu reden. Der HErr ſuche Seine Ehre auch in unſerer Mitte, und beſtätige das Wort vom Glauben mit der Kraft Seines Geiſtes!

Daß GOtt einen Sohn habe, und daß der Menſch JEſus dieſer Sohn des lebendigen GOttes ſey, iſt die Wahrheit aller Wahrheiten, der Mittelpunkt aller göttlichen Erkenntniß, der Grund der ganzen Haushaltung GOttes, es iſt das einzige Mittel der Seligkeit und der Inbegriff des ganzen Evangelii und die Grundfeſte des wahren Glaubens. Wer dieſe Wahrheit recht erkennt, und in ſeinem Herzen hat, der weiß, was man wiſſen ſoll, kann dem Tode und der Hölle trotzen, und iſt berechtigt zu allen Gütern und Seligkeiten des Reiches GOttes. So viel iſt an dieſer Wahrheit und an dem Glauben derſelben gelegen! Ich wollte nur wünſchen, daß ich im Stande wäre, nach Würdigkeit und nach der unausſprechlichen Wichtigkeit dieſer Sache davon reden zu können, damit dieſe Wahrheit auch unter uns ihren Preis behalten und Aller Herzen dazu gereizt werden möchten. Denn die Ehre GOttes und Seines Sohnes beruht vornemlich darauf! Inzwiſchen will ich unter der Gnade meines HErrn etwas davon in Schwachheit bezeugen, und dießmal reden:

Von dem Glauben an JEſum, als den Sohn GOttes;

und dabei erwägen:

I. Was dieſe Wahrheit in ſich faſſe; und

II. Was der Glaube derſelben austrage.

Petrus iſt auf die geſchehene Frage im Namen aller Jünger fertig und getroſt, und legt von JEſu das freimüthige Bekenntniß ab: Du biſt Chriſtus, des lebendigen GOttes Sohn. Und der Heiland beſtätigt ihn ſogleich in dieſem Bekenntniß und bezeugt ihm, er habe hiemit den ganzen Grund, er ſey auf den Felſen gegründet. So hoch hat JEſus ſelbſt von dieſem Glauben geſprochen. Es iſt der Mühe werth, dieſer Sache weiter nachzudenken;

I. Darüber, was dieſe Wahrheit: JEſus iſt der Sohn GOttes, in ſich faſſe. Die Jünger ſelbſt ſind nicht auf einmal zu einer ſolchen Einſicht und Ueberzeugung gekommen, auf welche hernach ein ſo gewiſſes und freudiges Bekenntniß gefolgt iſt. Sie waren ſchon über Jahr und Tag in der Schule des Heilands geweſen, ehe Er einen ſolchen Ausſchlag ſeiner Lehre und ſeines Umgangs mit Ihm von ihrem eigenen Herzen gefordert hat. Anfangs waren ſie in Bekanntſchaft gekommen mit einem Menſchen, den man JEſus hieß, und ſahen im Aeußern keinen beſondern Vorzug, Anſehen oder dergl. an Ihm. Ihr Herz aber war durch einen göttlichen Zug an Ihn gewieſen; ſie wurden mit Ihm bekannt und Seine erſten Reden wirkten ſo viel, daß ſie ſchon hohe Gedanken von Ihm hatten, und hofften, die Verheißungen GOttes würden durch Ihn erfüllt werden. Das war ihr erſter Sinn und die erſte Achtung vor Seiner Perſon. Sie dachten, Er werde Der ſeyn, von welchem Moſes geweiſſaget: einen Propheten, wie mich, wird euch der HErr ſenden; Er werde der große Prophet ſeyn, der in die Welt kommen ſollte. Dieſe gute Meinung von Ihm machte ſie begierig, auf Seine Worte und Lehren zu merken und ſich zu dem Reich GOttes anweiſen zu laſſen. Sie ſahen bald Seine Wunder, dergleichen nie zum Beſten der Menſchen geſchehen waren, und wurden dadurch nicht nur in ihrer Hochachtung gegen Ihn beſtärkt, daß ſie recht daran ſeyen, ſondern erkannten bald, daß eine göttliche Kraft in Ihm ſey, dergleichen noch nie ein Prophet gehabt habe. Das veranlaßte ſie, noch höher von Ihm zu halten, und zu hoffen, Er werde das verheißene Reich GOttes durch die Ihm beigelegte Macht aufrichten. Und darauf ging ihr Sinn: ſie erwarteten den Meſſias, den König des erwählten Volkes GOttes, und ſchäzten ſich glücklich, denſelben in Seiner Perſon gefunden zu haben und zuerſt mit Ihm bekannt geworden zu ſeyn. Dieſer Hauptgedanke wurde durch Seine holdſelige Rede, durch Seine Zeugniſſe von GOtt und Seinem Reich, durch Seinen heiligen Wandel, durch Seine göttlichen Werke und durch Alles, was ſie bei Ihm ſahen und hörten, immer mehr beſtätiget und in ihrem Herzen bekräftiget. Daran hatten ſie keinen Zweifel mehr, ſondern ſie hielten mit gewiſſer Erfahrung von Ihm, daß Er der König von Iſrael, der Geſalbte GOttes ſey, den GOtt auf dem heiligen Berge zu einem ewigen

Königreich einſetzen werde. Aber dabei mußten ſie weiter lernen, daß dieſer Chriſt, dieſer Meſſias der Sohn des lebendigen GOttes ſey, und erſt genauer vernehmen, was dieſe Wahrheit zu bedeuten habe. Sie erkannten wohl, daß Er in beſonderer und genauer Bekanntſchaft mit GOtt ſtehe, und einen ſehr vertrauten Umgang mit Ihm pflege; aber das war ihnen nicht gleich offenbar, noch auch faßlich, was es damit für eine Bewandtniß habe. Er bezeugte ihnen ſelbſt: Der, den ſie ihren GOtt, den GOtt Abrahams, Iſaaks und Jakobs hießen, und auf den ſie all ihr Vertrauen ſetzten, der ſey Sein Vater; wer bei Ihm wohl ſtehe, der ſey auch bei Seinem Vater wohl daran; Niemand kenne den Vater, Niemand habe GOtt geſehen, und wiſſe von Seinem Weſen, Herz, Sinn und Herrlichkeit ſo zu zeugen, als Er. Und darum ſey Er vom Vater ausgegangen und in dieſe Welt gekommen, daß Er den Vater offenbare und Seinen Namen und ganzen Vorſatz kund thue; was Er rede und thue, das thue Er in des Vaters Namen d. i. es ſey ebenſoviel, als wenn es der Vater ſelbſt gethan hätte; Er wirke beſtändig mit Seinem Vater und nie ohne Ihn; der Vater habe Ihm Alles übergeben, zu ſchalten und zu walten in Seinem ganzen Gebiet, wie Er es zur Ehre des Vaters für förderlich halte; ja, durch Ihn ſey ihnen der Vater ſelbſt nahe; wer Ihn ſehe, der ſehe den Vater; Er ſey des Vaters vollkommenes Ebenbild, und zwar in einer ſolchen ungetrennten Vereinigung, daß Er im Vater, und der Vater in Ihm ſey. Und das konnten ſie aus allen Seinen Werken und aus Seinem ganzen Bezeugen gegen den Vater ſchließen und erkennen. Das war auch der wichtigſte und höchſte Gedanke, den Er ihnen von Seiner Sohnſchaft gegen den Vater beibrachte. Dieß Alles iſt nun auch in dem heutigen Bekenntniß enthalten, nachdem es ihnen im Herzen klar, durch unzählige Proben bewieſen und ungezweifelt beſtätigt war, alſo, daß Petrus ſagt: „Wir in unſerem Theil können nicht geringer von Dir halten, wenn Du von uns hören willſt, was wir dazu ſagen, als daß Du biſt Chriſtus, des lebendigen GOttes Sohn! Ob ſie ſchon an nichts weniger dachten, als daß dieſer Geliebte des Vaters, dieſer Mann, der GOtt am nächſten iſt, würde auf der Welt noch in ſolche Schmach und in ein ſolches ſchmähliches Todesleiden gerathen, ſo wurden ſie doch durch Seine Auferſtehung in dieſen hohen Gedanken von Ihm auf's Neue beſtärkt, und noch weiter geführt und durch Seine Himmelfahrt und Ausgießung Seines Geiſtes erſt zu einem vollen Aufſchluß dieſer Wahrheit gebracht. Darum kann man wohl den Satz mit zwei Worten ausdrücken: JEſus iſt der Chriſt, der Sohn GOttes. Aber Alles, was zur Erkenntniß dieſer Wahrheit gehört, bedacht und in ſein Gemüth genommen zu haben, und nun Alles, was darin liegt, in einen einzigen Hauptgedanken, in einen einzigen Ausſpruch zuſammen faſſen zu können, daß man wiſſe, was man ſage, wenn man ſagt und bekennt: JEſus iſt der Sohn GOttes, — das iſt nicht ſo geſchwind ausgelernt. JEſus ließ Seinen Jüngern Zeit dazu, und ſie wandten auch all' ihr Nachdenken und all ihre Begierde des Herzens darauf, bis ſie es recht verſtunden, eine klare und der Sache gemäße Einſicht und Ueberzeugung davon hatten, und ihr ganzes Herz mit freimüthigem Bekenntniß darauf ſtellen konnten, daß ſie an Ihm den Sohn GOttes ſähen und hätten. Aber wie ſaumſelig und nachläſſig iſt man in unſerer gegenwärtigen Zeit, dieſer hohen Wahrheit recht nachzudenken! Wer hat ſich je die Mühe um ſeiner eigenen Seele und Seligkeit willen gegeben, nachzuforſchen und zu überdenken, was damit gemeint und darin enthalten ſey, geſchweige denn, daß man in einer ſolchen gefliſſentlichen Ordnung, wie die Jünger, zur Einſicht und feſten Ueberzeugung gelangen will! Daher iſt es kein Wunder, daß dieſe Wahrheit jetzt ſo gering gehalten und mehr beſtritten als geglaubt wird; aber eben deßwegen iſt es auch kein Wunder, daß der Glaube an dieſe Wahrheit für eine ſo kahle und kalte Sache gehalten wird, dabei man immer in ſeiner natürlichen Art und Beſchaffenheit nach wie vor bleiben könne. Laßt uns nun weiter bedenken, was JEſus von dem Glauben an dieſe Wahrheit hält, wie hoch Er ihn ſchätzt, und daraus

II. erkennen, was der Glaube an dieſe Wahrheit austrägt. Der Heiland nimmt die Erkenntniß Petri mit Freuden auf und preist ihn darüber ſelig. Selig biſt du, Simon, o du biſt ein glückſeliger Menſch, daß du das weißeſt und glaubſt! — Man kann alſo einen Menſchen in der Welt nicht glückſeliger machen, als wenn man ihn zu dieſem Glauben bringt. Und er ſelbſt muß es inne werden, und ebenſowohl Beifall geben, als hier Petrus die Anrede ſeines

HErrn annehmen und in ſeinem Herzen bejahen konnte. O du biſt ein glückſeliger Menſch, daß du ſo weit in deiner Erkenntniß, in der Freimüthigkeit deines Herzens gekommen biſt; das haſt du nicht von Menſchen gelernt, Fleiſch und Blut hat dir das nicht geoffenbart, das haſt du nicht in einer höheren Schule gelernt! Mein Vater im Himmel ſelbſt hat dir Seinen Sohn zu erkennen gegeben; von Ihm kommt es her, daß du weißt, wer Sein Sohn ſey. — Wohlan! Hieraus iſt dieſe Wahrheit klar: alle Gedanken, die nur von Fleiſch und Blut kommen, bringen keinen gewiſſen Beifall und keinen wahren Glauben an dieſe Wahrheit zuwege. Man beſinne ſich, ſofern man den Satz Petri gelten läßt und ebenſo von JEſu denkt und hält, als er geſprochen hat: ob man es nur von Menſchen, von Fleiſch und Blut her habe, ob man nur ſo denke, weil Jedermann unter uns ſo denkt, und man von Jugend auf ſo gehört, ſo gelernt, ſo gedacht hat, und weil man anders zu denken ſchon für eine bürgerliche Schmach und Schande hält; oder ob man dieſe Wahrheit von GOtt wie die Jünger gelernt habe, wie es Joh. 6. heißt: ſie werden Alle von GOtt gelehret ſeyn! Wer es nun höret vom Vater und lernets, der kommt zu Mir. Wer nun in ſeinem Leben nie auf den Zug GOttes gemerkt, nie auf die Anweiſung GOttes in ſeinem Herzen, womit Er allen Menſchen zuvorkommt, geachtet hat, vielweniger je darauf befliſſen war, eine wahre Einſicht davon zu erlangen: wie will ein ſolcher wiſſen und glauben, was in dieſer göttlichen Wahrheit enthalten iſt? Ein ſolches Herz iſt ganz leer vom Glauben; es hat ſich noch nicht zu GOtt gewendet; wie ſollte es dann die höchſte GOttes-Wahrheit erkennen, und ihren Werth und ihre Wichtigkeit zu beurtheilen im Stande ſeyn? Die Uebung und der Gebrauch des Wortes GOttes, des uns verkündigten Evangelii iſt damit nicht ausgeſchloſſen. Denn gleichwie den Jüngern in der Schule JEſu und durch das, was ſie von Ihm gehört und gelernt hatten, der Vater von Stufe zu Stufe Seinen Sohn geoffenbaret hat: alſo würde es noch bei dem redlichen Gebrauch des Wortes GOttes geſchehen, daß GOtt die Menſchen zur Erkenntniß Seines Sohnes brächte, und durch Sein Licht und die Wirkung Seines Geiſtes den Glauben in ihrem Herzen anrichtete. Alsdann würde man bald erfahren, was für eine Seligkeit in der Erkenntniß dieſer Wahrheit begriffen iſt, wie dieſelbe die Kraft hat, das ganze Gemüth aufzuheitern, Muth und Leben zu gewähren und einen ſüßen Geſchmack der himmliſchen Dinge, ja, eine wirkliche Bekanntſchaft mit GOtt und JEſu Chriſto zu gründen. Das iſt ja wichtig und vortrefflich genug, wenn der Glaube dieſer Wahrheit ſo viel austrägt, daß man dadurch im Augenblick nicht nur ein ſeliger Menſch wird, ſondern daß uns auch GOtt und Sein Sohn ſelber dafür hält und erklärt. Noch mehr:

Der Heiland verſichert Petrum, das ſey der Felſengrund, darauf Er Seine Gemeine bauen und unbeweglich gründen wolle, und alle Pforten der Hölle ſollen ſie nicht überwältigen. So viel Kraft liegt in dieſem Glauben! JEſus hat es gethan; Er hat Seine Gemeine von Anfang an darauf gegründet. Was haben die Leute, die zuerſt die Gemeine Chriſti in der Welt ausgemacht haben, gehabt? worauf beſtunden ſie, als auf dieſer Wahrheit? Wie es der Kämmerer Philippo auf ſeine Frage auch bezeugt hat, Apoſtelg. 8, 38.: ja, ich glaube, daß JEſus Chriſtus GOttes Sohn iſt. Und was hat die Gemeine gegen alle Höllenpforten, gegen alle Widerwärtigkeiten der Feinde JEſu erhalten, als der Glaube an dieſe Wahrheit? Sehet, ſie iſt bis auf dieſe Stunde der Felſengrund des Reiches Chriſti geblieben! Wer nun dieſe Wahrheit von Herzen glaubt, der hat dieſen Felſen-Grund auch in ſich, wie der Heiland dem Petrus das Zeugniß gibt: er habe dieſen Felſengrund in ſeinem Herzen, und heiſſe mit Recht Petrus. Das iſt ja ſchön, wenn einer nur auch etwas Feſtes in ſeinem Gemüth und Herzen hat, und nicht von allen Lüſten und eitlen Gedanken immer hin und her getrieben, ja, von Zweifeln beunruhiget und geplagt wird. Nichts gewährt dem Herzen einen gewiſſen Halt, einen felſenfeſten Grund, darauf es ruhen und gegen alle Furcht der Welt, des Todes und der Hölle mit Freudigkeit beſtehen kann, als dieſer Glaube. Hieher gehört noch einmal, was oben bezeugt iſt: Wer iſt's, der die Welt überwindet, ohne der da glaubet, daß JEſus GOttes Sohn ſey? — Weiter verſpricht der Heiland dem Petrus: er ſey mit dieſem Glauben im Stand, den Himmel aufzuſchließen, zu binden und zu löſen. Es enthalten dieſe Worte zwar etwas Beſonderes, welches nur Petrum anging; denn ihm war es in ſein Amt gelegt und der Schlüſſel in ſeine Hand über ſeinem Glauben gegeben, das Himmelreich erſtlich den Juden am Pfingſttag, und hernach den Heiden in Cäſarea, in Cornelii Hauſe, aufzuſchließen, Simon, den Zauberer, zu binden, und die zu JEſu kommen wollten, durch die Vergebung der Sünden von ihren Banden aufzulöſen. Aber es iſt auch eine allgemeine Wirkung des Glaubens. Wer ſich binden und halten laſſen kann von Allem, was ihn zur Sünde gefangen nehmen will, und wer ſich nicht losmachen kann von dem, worinnen er gebunden iſt, der iſt freilich übel daran; dem fehlt es noch am Glauben, in deſſen Kraft man löſen kann, was los werden ſoll, und binden kann, was die Macht und Herrſchaft über uns und unſere Herzen haben will. Und dieſer unentbehrliche Vortheil iſt nur dem Glauben beigelegt von Dem, der aufthut und Niemand zuſchließet, der zuſchließet, und Niemand thut auf. Offenb. 3, 7. Mich dünkt, hieraus könne man ſchon ermeſſen, wie groß und wichtig dieſe Wahrheit ſey und was der Glaube dießfalls für eine Wirkung habe. Und weil ſoviel daran gelegen iſt, ſo wünſchte ich nur, daß es ein jedes Herz, dem noch etwas an ſeinem Heile liegt, in eine ernſtliche Ueberlegung nehmen möge. Ich will hiebei nur noch das Einzige erinnern: ein redlicher Türke, der über ſeinem Glaubensbekenntniß hält, ſagt, wie es in ſeinem Geſetzbuch (Koran) ausgedrückt iſt: Gelobet ſey GOtt, Er hat keinen Sohn! Er iſt in ſeiner falſchen Erkenntniß ſo ernſtlich und eifrig, es iſt ihm etwas an ſeinem GOtt, den er anbetet, gelegen; er lobt ihn darüber und ſagt: gelobet ſey GOtt, Er hat keinen Sohn! Dagegen ſoll ein Chriſt, der zu dieſem Glauben gekommen iſt, auftreten und mit freudigem Geiſte ſagen: Gelobet ſey GOtt, Er hat einen Sohn! Gelobet ſey GOtt, daß Er Seinen Sohn mir geoffenbaret und geſchenket hat! Wie wollte ich mit der ewigen Majeſtät bekannt werden, wenn es nicht durch den Sohn geſchähe? Gelobet ſey GOtt! Er hat einen Sohn, dem Er die Macht gegeben, ſelig zu machen. Gelobet ſey GOtt! Er hat einen Sohn, der Sünder retten, erlöſen, in's Reich des Vaters bringen kann. Gelobet ſey GOtt! Er hat einen Sohn, durch welchen Er richten wird. Gelobet ſey GOtt, der Eins iſt mit Ihm, und der Eins worden iſt mit mir, daß ich dadurch mit Seinem Vater vereinigt werden könne. Dieſes iſt das Bekenntniß des Chriſten-Glaubens, und die Probe davon iſt, wenn man GOtt darüber loben und als die höchſte Herrlichkeit GOttes erkennen, darin Seine Ehre erkennen kann, daß Er einen Sohn hat. Mein JEſus iſts, hochgelobet in Ewigkeit! Amen.

Am vierten Sonntag nach Trinitatis.

Teinach, 1733.

Evangelium: Luc. 6, 36—42.

Seyd barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig iſt. Richtet nicht, ſo werdet ihr auch nicht gerichtet. Verdammet nicht, ſo werdet ihr auch nicht verdammet. Vergebet, ſo wird euch vergeben. Gebet, ſo wird euch gegeben. Ein voll, gedrückt, gerüttelt und überflüſſig Maaß wird man in euren Schooß geben: denn eben mit dem Maaß, da ihr mit meſſet, wird man euch wieder meſſen. Und Er ſagte ihnen ein Gleichniß: Mag auch ein Blinder einem Blinden den Weg weiſen? werden ſie nicht alle beide in die Grube fallen? Der Jünger iſt nicht über ſeinen Meiſter; wenn der Jünger iſt wie ſein Meiſter, ſo iſt er vollkommen. Was ſieheſt du aber einen Splitter in deines Bruders Auge, und des Balkens in deinem Auge wirſt du nicht gewahr? Oder wie kannſt du ſagen zu deinem Bruder: Halt ſtille, Bruder, ich will den Splitter aus deinem Auge ziehen; und du ſieheſt ſelbſt nicht den Balken in deinem Auge? Du Heuchler, ziehe zuvor den Balken aus deinem Auge, und beſiehe dann, daß du den Splitter aus deines Bruders Auge zieheſt.

Daß GOtt ein gerechter GOtt ſey, das iſt eine Wahrheit, die alle Menſchen wiſſen, denn GOtt hat es ihnen in ihr Herz geſchrieben. Das Licht GOttes in dem Gewiſſen überzeugt einen Jeglichen und hält ihm dieſe Wahrheit zum Schrecken vor, wenn er ſich an GOttes Rechten, die Er über alle Seine Creaturen hat und handhabt, durch Ungehorſam verſündiget. Daher iſt eine gemeine Furcht in dem Gewiſſen der Menſchen, daß ſie das Urtheil der Gerechtigkeit GOttes und die wohlverdiente Strafe über ihre böſen Thaten mit heimlicher Angſt ihrer Seele fürchten. Davon ſagt Paulus Röm. 2, 15., daß alle Heiden offenbarlich zeigen, des Geſetzes Werk (eben die Hauptſache, worauf das ganze Geſetz gehet) ſey auch in ihren Herzen beſchrieber und wie mit einem Griffel eingeprägt, ſintemal ihr Gewiſſen ſie bezeuget, dazu auch die Gedanken, die ſich unter einander verklagen oder entſchuldigen. Aber die heilige Schrift erklärt uns erſt deutlich, wie GOtt Seine Gerechtigkeit beweiſe und Seine Gerichte über die Menſchen ergehen laſſe. Sie zeiget uns die Wege des Rechts, welches der höchſte Gewalthaber und Regent aller Dinge zur Offenbarung Seiner Majeſtät und zur Ehre Seines Namens ausübt. Und das Alles lehret ſie uns darum, daß man ſich vor GOtt fürchten, d. i. unter Seine allwaltende und allgerechte Regierung demüthigen und Seine erhabene Majeſtät anbeten ſoll. Wer ſich darnach mit ganzem Herzen richtet, dem wird es unter der guten Hand und Regierung ſeines GOttes wohl ſeyn und wohl gehen, der wird Ihm williglich und mit freudigem Herzen ergeben und Seinem Willen unterthan ſeyn. Und das iſt die Hauptſache, worauf die Lehre JEſu in dem heutigen Evangelio geht. Ich will in dieſer Abſicht dießmal reden:

Von dem göttlichen Vergeltungsrecht ſowohl über die böſen, als über die guten Thaten der Menſchen.

Wir treffen in unſerem Evangelio aus dem Munde JEſu die allereigentlichſte Beſchreibung davon an, wenn Er ſagt: eben mit dem Maaße, da ihr mit meſſet, wird euch wieder gemeſſen werden. GOtt hat nicht nur die ganze Natur und alle ſichtbaren Werke Seiner Macht in Zahl, Maaß und Gewicht eingetheilt, ſondern Er prüfet auch aller Menſchen Herzen und merket auf alle ihre Werke. Das Geheimſte iſt vor Ihm nicht verborgen, und das Offenbarſte wird von Ihm nicht überſehen. Es iſt ein gerechtes Gewicht, ein Ebenmaaß in Seiner Hand, womit Er der Menſchen Thun abwägt und einem Jeglichen vergilt, wie ſeine Werke, ſofern ſie aus dem Zuſtande ſeines Herzens entſprungen ſind, erfunden werden. Darum findet und rügt und richtet GOtt Alles zu ſeiner Zeit, und wird einem Jeglichen geben nach ſeinen Werken. Dieß iſt das Ebenmaaß, womit GOtt Seine Gerechtigkeit preis- und anbetungswürdig macht. Dieß iſt das allerhöchſte Majeſtätsrecht GOttes, darein Er ſich nicht greifen läßt. Die Rache iſt mein, Ich will vergelten, ſpricht der HErr. Es gebührt demnach dem Allerhöchſten, der Seinen Stuhl in dem Himmel geſetzt hat und über die Menſchen herrſcht, daß Er

Sein göttliches Vergeltungsrecht zur Ehre Seines Thrones handhabe, und über die böſen und guten Thaten der Menſchen auf das richtigſte beweiſe. Wir wollen hiebei aus der Lehre JEſu bedenken:

I. Was dieſes göttliche Vergeltungsrecht für einen Grund habe;

II. Wie es von GOtt geübt und bewieſen werde.

Was

I. den Grund des göttlichen Vergeltungsrechts betrifft, ſo liegt derſelbe unwiderſprechlich darin, weil Er GOtt, der Schöpfer, der HErr über Alles im Himmel und auf Erden, der Gebieter unſeres Lebens iſt. Davon wäre Viel zu reden. Ich will aber jetzt bei dem einzigen Namen bleiben, den der Heiland von Ihm im heutigen Evangelio angibt, wenn Er ihn Vater heißt: Wie euer Vater barmherzig iſt. GOtt iſt der allgemeine Vater, unter welchem alle Menſchen ſtehen. Er hat ihnen Allen ihr Leben und Weſen, und was ſie ſind, gegeben. Ich glaube, daß mich GOtt geſchaffen hat ſammt allen Creaturen mit Leib und Seele; das iſt davon unſer Bekenntniß in unſerem Catechismus. Darum haben alle Menſchen gleiches Recht und gleiche Anſprache an Ihn, an Seine Macht und Güte. Keiner geht GOtt näher an, als der Andere. Es iſt Ein GOtt und Vater, der da iſt über uns Alle und durch uns Alle und in uns Allen, ſagt Paulus Eph. 4, 5. Und obſchon die Menſchen das Recht der Kindſchaft an GOtt, ihren rechten Vater, wie Ihn Luther heißt, durch Ungehorſam und Abweichung von Ihm verloren haben, ſo hat Er es doch noch nicht aufgegeben, wie wir erſt in letzter Zeit gehöret haben. Ja, es iſt noch in jeglichem Menſchen ein unauslöſchlicher Eindruck und göttliches Merkzeichen übrig, daß ihn GOtt in Seinem Bilde geſchaffen habe, und eben dadurch Sein Vater geworden ſey. Das iſt noch der Adel des Menſchen, den Er vor allen übrigen ſichtbaren Geſchöpfen an ſich trägt. Das Göttliche, das noch in dem Menſchen iſt, ſo wenig es von den Menſchen erkannt und geachtet wird, ſoll man doch nicht verachten. Darauf deutet auch Jacobus, wenn er zu freundlicher Behandlung des Nebenmenſchen anweist und ſagt: (Jac. 3, 9.) Durch die Zunge loben wir GOtt, den Vater, und doch fluchen wir damit dem Menſchen, der nach dem Bilde GOttes gemacht iſt; ebendamit erinnert er zugleich an GOtt, als den Vater, und an den Menſchen, der nach Seinem Bilde gemacht ſey, und ſetzt damit den Menſchen in ein nahes Verhältniß zu GOtt. Um dieſer Urſache willen iſt der Menſch noch in GOttes Augen theuer und werth; und um eben dieſer Urſache willen ſollen wir einen jeglichen Menſchen mit einem gewiſſen Reſpect anſehen, und ihn mit uns ins Gleiche ſtellen. Wir ſind alleſammt in dem großen Hauſe unſeres himmliſchen Vaters; wir gehen bei Ihm zu Tiſche; Er erhält und verſorgt uns. Wir dürfen Alle zu Ihm beten: Unſer Vater, der Du biſt im Himmel! So wenig nun ein rechtſchaffener Vater geſchehen laſſen kann, daß in ſeinem Hauſe ein Kind über das andere herfahre, daſſelbige beleidige oder auf andere Weiſe ihm ſein gleiches Recht an den Vater kränke, ſo wenig geht es in dem großen Hauſe GOttes an, daß man das Band zerreiſſe, womit wir alleſammt an Ihn gebunden ſind. So wenig ein redlicher Vater eines ſeiner Kinder ſo zurückſtellt, daß es gegen die andern das Nachſehen haben müßte (man ſagt im gemeinen Leben: es iſt doch auch ſein Kind!): ſo wenig geht es an, daß GOtt einen Menſchen verſäume, und ihn nicht zu ſeinem Rechte kommen laſſe; denn Er iſt der allgemeine Vater, der in ſeiner ganzen Haushaltung und unter allen ſeinen Hausgenoſſen die richtigſte Ordnung hält und gehalten wiſſen will; Alles ſoll ſich nach ſeinen Winken und Willen richten und Sein Wohlgefallen zum Zwecke haben. Darum kann Ihn auch kein Menſch auf ſolche Art, wie es manchmal in der ungerechten Welt zu geſchehen pflegt, wider den Andern auf ſeine Seite ziehen oder dem Andern abtrünnig machen. Er bleibet GOtt und Vater über Alle. Er hält gleiches Maaß mit Allen. Keiner ſoll den Andern in den gleichen Rechten kränken, die er mit ihm eingegangen hat. Darum heißt es: du ſollſt deinen Nächſten lieben, wie dich ſelbſt; und wiederum: was ihr wollt, daß euch die Leute thun, das thut ihr ihnen auch. Wer nun dieſe Rechte und Ordnungen ſeiner allgemeinen Haushaltung antaſtet, der ſoll erfahren, daß er dadurch GOtt ſelbſt angetaſtet habe; dem wird geſchehen, wie er gethan hat, der ſoll empfinden, was ſeine Handlungen austragen, damit er inne werde, daß ein GOtt über ihm ſey, der gegen Nichts, was unter Seinem Auge vorgeht, gleichgültig iſt, ſondern alle Ausſchweifung rügt und alle Handlung nach ihrem gehörigen Werthe ſchätzt. Wer ſich aber nach GOttes Einrichtungen verhält, und ſich Seinem väterlichen Willen in demüthiger Nachachtung unterwirft, der wird GOttes Wohlgefallen erreichen und inne werden, daß Er ein gütiger und freundlicher Vater iſt gegen Alle, die Ihm gehorſam ſind. Und daraus entſteht das göttliche Vergeltungsrecht, welches Er in Seiner ganzen Regierung über alle Menſchen handhabt, daß Er Gleiches um Gleiches gibt.

Wir wollen nun

II. bedenken, wie das göttliche Vergeltungsrecht von GOtt geübt und bewieſen werde ſowohl über die böſen, als über die guten Thaten der Menſchen. Von beiden gibt der Heiland in Seiner Lehre einige Exempel. Was die böſen Thaten der Menſchen betrifft, ſo heißt es: richtet nicht, ſo werdet ihr nicht gerichtet; verdammet nicht, ſo werdet ihr auch nicht verdammet. Hier zeigt ſich das Ebenmaaß, womit GOtt Seine Gerechtigkeit in Betracht der böſen Werke ausübt. Daß man ein unbarmherziges Gericht empfängt, kommt daher, weil man ohne Barmherzigkeit ſeinen Mitmenſchen gerichtet hat; daß man verdammt wird, daß man den Fluch empfängt, kommt daher, weil man ſeinem Mitmenſchen, der nach GOttes Bilde geſchaffen iſt, geflucht hat. Das Böſe fällt auf den zurück, der es gethan hat. GOtt läßt Nichts zurück, was auf Erden geſchieht; Er vergilt dem, der Unrecht übet. Bei Ihm kann Keiner durchkommen, daß er nicht das gerade unpartheiiſche Ebenmaaß erfahre von Allem, was er gethan hat. Wie ſollte ſonſt GOtt die Welt richten? Wie aber GOtt dieſes Sein Vergeltungsrecht ausübe, darin ſind Seine gerechten und heiligen Wege mit tiefſter Demuth zu verehren. Der Heiland ſagt es nur überhaupt: ihr werdet gewiß wieder gerichtet werden; GOtt wird euch Nichts zurücklaſſen. Es iſt nöthiger, ſich vor GOtt zu ſcheuen, als auszukundſchaften, wie Er Seine Gerichte ausübet. Doch etliche Hauptumſtände Seiner Wege will ich kürzlich bemerken. So iſt

1) Seine ganze Regierung unter Seiner allwaltenden Vorſehung ſchon darauf eingerichtet, daß das Böſe ſeine unausbleiblichen Folgen hat. Man bereitet ſich unter GOttes gerechter Regierung ſelbſt das Uebel, welches eine Wirkung der Sünde iſt; man empfängt, was ſeine Thaten werth ſind, und zwar, wie die Art der Sünde

es mit ſich bringt. Und auch auf ſolche Art zeigt GOtt das Ebenmaß Seiner Gerechtigkeit, daß ein Jeglicher die Frucht Seiner Werke eſſen muß. Aber

2) iſt die wunderbare Vorſicht GOttes darin ſehr genau, daß über gleiche Sünder auch gleiche Strafen verhängt werden. Das erkannten die Brüder Joſephs, da ſie gefangen genommen und zu Sklaven des Königs Pharao gemacht werden ſollten. Sogleich ſchlug ſie ihr Gewiſſen: „das haben wir an unſerem Bruder verſchuldet,“ den ſie viele Jahre vorher als einen Sklaven nach Egypten verkauft hatten. Sie dachten: nun findet GOtt unſere Sünde! — Und wie Mancher würde unter ſeinen Begegniſſen, die ihn in der Welt treffen, gar bald merken und erkennen können, wie GOtt ebendadurch ſeine Sünde findet! So mußte der König David die Schande an ſeinem eigenen Sohn erleben, daß er ſich mit ſeinen Weibern verunreinigte, weil er den Ehebruch mit Bathſeba begangen und das Ehebett Uriä verunreinigt hatte. Dem Adonibeſek wurden die Daumen abgehauen, weil er ſiebenzig Königen ein Gleiches gethan hatte. Richter 1, 6 und 7. Und von dergleichen Exempeln iſt die Schrift voll. Salomo macht davon überhaupt aus Erfahrung die Anmerkung: ſie werden geſtraft mit den Sünden, die über ſie verhängt ſind. Ferner

3) ergehen die Gerichte GOttes mittelſt der unausbleiblichen Strafen in der Ewigkeit, davon Paulus ſagt 2 Theſſ. 1, 6.: es iſt recht bei GOtt, zu vergelten Trübſal denen, die euch Trübſal anlegen, euch aber, die ihr Trübſal in Geduld leidet, Ruhe. Und nach eben dieſem Ebenmaß läßt GOtt auch das Urtheil über die große Babel ergehen, wovon es Offenb. 18, 6. heißt: bezahlet ſie, wie ſie euch bezahlet hat, und machet es ihr zwiefältig nach ihren Werken; und mit welchem Kelch ſie euch eingeſchenket hat, ſchenket ihr zwiefältig ein; wieviel ſie ſich herrlich gemacht und ihren Muthwillen gehabt hat, ſoviel ſchenket ihr Qual und Leid ein! — Im Himmel aber iſt Freude darüber, weil die Rechte GOttes offenbar werden, weil GOtt dadurch legitimirt wird als ein wahrhaftiger, gerechter, heiliger, allmächtiger, reiner und guter GOtt, der das Böſe nicht dulden kann; darum gereicht es zu Seiner Ehre, und um Seinetwillen freuen ſich Seine Heiligen darüber, wenn dem Gottloſen vergolten wird.

Was nun aber die guten Werke betrifft, ſo führt der Heiland davon auch Exempel und Lehren an, wenn es heißt: Gebet, ſo wird Euch gegeben werden; ſeyd barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig iſt. Daraus zeigt ſich überhaupt die Regel: Wie du willſt und wünſcheſt, daß GOtt gegen dich ſey, ſo ſey du gegen deine Mitmenſchen. Was iſt uns nöthiger, als daß wir Barmherzigkeit von GOtt erlangen? Sind wir doch Sünder, deren größtes Glück es iſt, wenn wir mit Paulo ſagen können: mir iſt Barmherzigkeit widerfahren! So lieb es uns iſt, wenn wir einen gnädigen, verſchonenden, vergebenden, freundlichen GOtt und liebreichen Vater im Himmel haben und anbeten dürfen, ſo geneigt ſollen wir auch ſeyn, Barmherzigkeit, Liebe, Verſchonung, Vergebung gegen unſern Nebenmenſchen vorwalten zu laſſen. Der Heiland führt uns nicht nur im Vater unſer darauf: „wie auch wir vergeben unſern Schuldigern," ſondern Er eröffnet uns auch die Gedanken GOttes in dem Gleichniß von dem unbarmherzigen Mitknecht, dem ſein Herr zehntauſend Pfund geſchenket hatte. Sollteſt du dich nicht auch erbarmet haben, wie ich mich über dich erbarmet habe? ſprach der HErr. Das iſt demnach auch ein Ebenmaß, wobei ich nur noch dieſes Wenige bemerken will:

1) Der Segen kommt von GOtt über Alles, was wir in dem Aufſchauen auf Ihn und im Gehorſam gegen Seinen Willen thun. Das hat auch ſeine unausbleiblichen Folgen kraft der Güte GOttes, die Er in Seiner ganzen Regierung verwalten läßt. Der Mann iſt allemal geſegnet, der den HErrn fürchtet und auf Seinem Wege wandelt. Pſ. 128, 4. Das zeigt der Heiland an, wenn Er ſagt: wie auch euer Vater iſt. Wollt ihr keine ungerathenen Kinder ſeyn, ſo haltet euch nach der Art und dem Sinn eures Vaters! Das ſieht GOtt mit eben der Freundlichkeit an, wie ein redlicher Vater die Willigkeit ſeiner Kinder aufnimmt und ihnen dafür lohnt, um ſie deſto mehr zu einem guten Sinn und rechtſchaffenen Weſen zu reizen. Unſere guten Thaten würden wohl wenig verdienen, aber auch darin handelt GOtt ſehr väterlich. Er läßt ſich das ſchwache und geringe Thun Seiner Kinder gefallen, wenn ſie es nur redlich mit Ihm meinen, wenn ſie es nur darum thun, weil Er ihr Vater iſt.

2) Daher geht es hier wohl nach der Aehnlichkeit, aber nicht nach einem genauen Ebenmaß. Seine Liebe hat kein Ge-

ſeß, darum handelt er nach Seinem freien Wohlgefallen; darum wird uns das Gute nicht nach gleichen Verhältniſſen zugemeſſen, ſondern überſchwänglich mitgetheilt, damit es Gnade ſey und der Preis Seiner freien Gnade bleibe. Wer ſich des Armen erbarmet, der leihet dem HErrn, der wird ihm wieder Gutes vergelten. Spr. 19, 17. Darum ſagt der Heiland nicht beim Richten und Verdammen, ſondern beim Vergeben und Geben: ein voll, gedrückt, gerüttelt und überflüſſig Maß wird man in euren Schoos geben. GOtt belohnt den redlichen Sinn Seiner Kinder überſchwänglich; ſie bekommen ein überflüſſig Maß. Paulus heißt es ein überſchwänglich großes Gewicht der Herrlichkeit gegen die wenigen Leiden, die ſie um GOttes und Chriſti willen in der Verleugnung der Welt ausgehalten haben. (2. Cor. 4.) Da zeigt GOtt, wie freigebig Er ſey, wie Er eine lautere Liebe ſey gegen die, die Seine Liebe ehren und Ihm anhangen.

Soviel konnte von dieſem Recht GOttes in der Kürze überhaupt geſagt werden. Ich will hiebei nur noch kürzlich melden, wozu wir dieſe ganze Lehre anwenden ſollen:

1) zur Furcht GOttes, die der Weisheit Anfang iſt. Wer die Rechte GOttes nicht achtet, ſondern muthwillig überſchreitet, der fragt nichts nach GOtt. GOtt handelt ſo genau, weil Er uns, wie ein Vater ſeine Kinder, im Reſpect gegen ſich erhalten will; es iſt kein Kennzeichen eines guten Gemüthes, wenn man ſich nicht mehr vor GOtt und vor Seiner Strafe ſcheut.

2) Zum Verlangen nach Seiner Barmherzigkeit. Selig iſt der Menſch, der da ſagen kann: ich weiß, daß ich einen Erbarmer im Himmel habe!

3) Alsdann werden wir erſt durch Erfahrung ein Herz bekommen, das auch barmherzig iſt. So lange uns GOtt unbekannt iſt, wie Sein Erbarmen ſey und wie es wirke bei dem, der deſſelben theilhaftig wird, ſo lange wird die ſpröde Natur leicht vorgreifen, ſo lange hat man auch kein recht weiches Herz gegen ſeinen Nebenmenſchen. Nachdem uns aber Barmherzigkeit widerfahren iſt, werden wir nicht müde, ſagt Paulus 2 Cor. 4, 1. Da ſtimmt erſt das gute Herz GOttes und das neugeborene Herz des Menſchen zuſammen. Nun, der HErr laſſe uns Barmherzigkeit finden! Amen.

Am fünften Sonntag nach Trinitatis.

Teinach 1751.

Evangelium Luc. 5, 1 — 11.

Es begab ſich aber, da ſich das Volk zu Ihm drang, zu hören das Wort GOttes, und Er ſtand am See Genezareth, und ſahe zwei Schiffe am See ſtehen; die Fiſcher aber waren ausgetreten, und wuſchen ihre Netze: trat Er in der Schiffe eines, welches Simonis war, und bat ihn, daß er es ein wenig vom Lande führete. Und Er ſetzte ſich, und lehrete das Volk aus dem Schiff. Und als Er hatte aufgehört zu reden, ſprach Er zu Simon: Fahret auf die Höhe, und werfet eure Netze aus, daß ihr einen Zug thut. Und Simon antwortete, und ſprach zu Ihm: Meiſter, wir haben die ganze Nacht gearbeitet, und nichts gefangen: aber auf Dein Wort will ich das Netz auswerfen. Und da ſie das thaten, beſchloſſen ſie eine große Menge Fiſche, und ihr Netz zerriß. Und ſie winkten ihren Geſellen, die im andern Schiff waren, daß ſie kämen, und hülfen ihnen ziehen. Und ſie kamen, und fülleten beide Schiffe voll, alſo, daß ſie ſanken. Da das Simon Petrus ſahe, fiel er JEſu zu den Knieen, und ſprach: HErr, gehe von mir hinaus, ich bin ein ſündiger Menſch! Denn es war ihn ein Schrecken angekommen, und Alle, die mit ihm waren, über dieſem Fiſchzug, den ſie mit einander gethan hatten; deſſelbigen gleichen auch Jacobum und Johannem, die Söhne Zebedäi, Simonis Geſellen. Und JEſus ſprach zu Simon: Fürchte dich nicht, denn von nun an wirſt du Menſchen fangen. Und ſie führeten die Schiffe zu Lande, und verließen Alles, und folgten Ihm nach.

Ich will dießmal reden:

Von der wahren Herzensdemuth aus der Erkenntniß der Majeſtät JEſu; oder: Wie die Erkenntniß der Herrlichkeit JEſu eine wahre Demuth des Herzens wirke.

1) Zwar muß ich hiebei zum Voraus bekennen, daß unter allen ſittlichen Dingen nichts ſchwerer zu erklären und zu beſchreiben iſt, als die wahre Demuth des Herzens. Man kann noch eher und leichter ſagen, was ſie nicht ſei, als was ſie nach ihrer wahren Beſchaffenheit eigentlich ſei. Wenn einer nicht weiter von ſich hält, als ſich gebührt zu halten, ſondern von ſich nach allen Theilen mäßiglich hält, ſo wird man von ihm nicht Mehr in der Gemeinſchaft der Menſchen fordern können. Eine ſolche in allem Bezeugen ſich äußernde

Gemüthsbeſchaffenheit hat etwas Liebliches und Liebenswürdiges; und man heißt einen Solchen einen demüthigen Menſchen, der ſich bei ſich ſelber und in ſeinen eigenen Gedanken nie zuviel herausnimmt und anmaßt, ſondern ſich weislich nach ſeinem Grade ſchätzt. Allein das möchte man mehr Beſcheidenheit, als Demuth nennen. Doch zu einem tugendlichen Bezeugen unter den Menſchen mag dieß genug ſeyn. Wenn ſich ein Menſch gegen den Andern hält und ſich mit Andern vergleicht, ſo mag das einem aufrichtigen Gemüthe gar bald einleuchten, daß er einem Andern ſeine Vorzüge nicht mißgönnen, ſondern ſich gegen denſelben gerne zurückſtellen ſoll; wenn er dagegen bei ſich weniger Gutes, weniger Gaben, weniger Achtung und Würdigkeit erkennt und wahrnimmt, ſo kann man mit Wahrheit den Andern höher halten, als ſich ſelbſt; wie Paulus auch ein ſolches gemäßigtes Urtheil von ſich ſelbſt in Vergleichung mit Andern zur Demuth erfordert, und deßwegen Phil. 2, 3. ſpricht: thuet Nichts durch eitle Ehre, ſondern durch Demuth achte einer immer den Andern höher, als ſich ſelbſt. Das geht an in der Vergleichung mit Andern; denn da wird ſich immer etwas finden, worüber mir eine billige Achtung eines Nebenmenſchen übrig bleibt, daß ich niemals Andere gegen mich für nichtswürdig achten kann; deßhalb ſetzt auch Paulus gleich hinzu: Ein Jeglicher ſehe nicht nur auf das Seine, ſondern auch auf das, was des Andern iſt. So wird ein beſcheidenes Ebenmaß herauskommen.

2) Aber wenn ſich der Menſch mit GOtt vergleicht, was wird da die Demuth ſeyn? Da bleibt ihm ja gar nichts übrig von ſich zu denken und zu halten. Da zeigt ſich ein unendlicher und unausſprechlicher Unterſchied zwiſchen dem ewigen GOtt, dem allmächtigen Schöpfer, und der Creatur, ſie ſei auch wer und wie ſie wolle. Siehe! die Heiden ſind geachtet wie ein einziger Tropfen, der am Eimer klebt, und wie ein Scherflein, das auf der Wage bleibt. Siehe! die Juſeln des Erdbodens ſind wie ein Stäublein. Alle Völker ſind gegen Ihn Nichts, und wie ein Nichtiges und Eitles geachtet. So denkt Jeſaia, wenn er die erhabene Majeſtät des großen GOttes mit dem ganzen Menſchengeſchlecht vergleicht. Jeſ. 40, 15. Da geht alle Rechnung aus! Sie gelten, ſie wägen weniger denn Nichts, ſo viel ihrer ſeyn mag.

3) Ja, wenn ein ſolcher Sinn, wie er in Wahrheit iſt, und wie ihn uns die Schrift zu unſerer Beſchämung öfters vorhält, bei uns Beſtand hätte und uns tief in's Herz geprägt wäre, ſo würden wir in uns ſelbſt am beſten empfinden und gewahr werden, was die Demuth des Herzens gegen GOtt ſei, und wie ſich dieſelbe gegen Ihn bezeuge. Aber bei allem Elend und Verderben, das uns von der Sünde her anhängt, iſt auch dieſes unſerer verkehrten und verderbten Natur gemäß, daß wir GOttes ſo leicht vergeſſen, und keinen Eindruck von ſeiner gegenwärtigen, über uns leuchtenden Majeſtät in unſern Herzen und Gedanken haben noch behalten. Unſere Unwiſſenheit, unſere Eitelkeit des Sinnes, unſere irdiſchen Abſichten und Neigungen bringen uns dahin, daß wir nicht nur von GOtt nicht hoch genug und von uns nicht gering genug halten, ſondern uns wohl gar gegen Ihn erheben, und mit trotzigem und ſtolzem Herzen wider ihn ſündigen. Darum wird uns ſo oft die Ermahnung vorgehalten: demüthig zu ſeyn vor dem HErrn, unſerem GOtt. Mich. 6. Demüthiget euch unter die ſtarke Hand GOttes. 1 Ptr. 5, 6.

4) Nichts kann uns beſſer niederbeugen und zur wahren Demuth unſeres Herzens fördern, als wenn ein Strahl der göttlichen Majeſtät in unſer verfinſtertes Herz leuchtet. In dieſem Lichte erkennen wir erſt GOtt und uns zugleich: Seine Hoheit und Anbetungswürdigkeit, und unſere unwürdige Schnödigkeit. Alsdann kann man ſich nicht genug vor Ihm demüthigen. Zu einem ſolchen Sinn, zu einer ſolchen Herzens- und Gemüthsfaſſung und zu einem ſolchen Bezeugen iſt Petrus nach der Erzählung des heutigen Evangeliums auf einmal unvermuthet gebracht worden, da ihn JEſus einen Strahl Seiner göttlichen Herrlichkeit erblicken ließ. Es war nicht das erſtemal, daß er dieſe hohe Perſon zu Geſicht bekam. Er war ſchon ein Vierteljahr vorher mit Ihm bekannt geworden. Sein Herz freuete ſich über die Maßen, da ihn ſein leiblicher Bruder Andreas erſtmals zu JEſu brachte. (Joh. 1, 40. f.) Er hatte auch von dem an eine große Hochachtung vor dieſem Manne, den er für den Meſſias erkannte. Ja, der Heiland bezeugte auch ſogleich eine beſondere Achtung vor ihm, daß er zu ihm ſagte: du biſt Simon, Jonas Sohn; du ſollſt Kephas heißen, d. h. ein Fels. Joh. 1, 42. Von dem an konnte er mit JEſu ungehindert umgehen, und fand keinen Anſtand, in Seiner Bekannt-

ſchaft zu ſeyn, und mit Ihm, als ein Jünger mit ſeinem Meiſter, zu reden und zu handeln. Aber da er hier am Meere einen ſolchen ausnehmenden Beweis Seines allmächtigen Wortes, Seiner göttlichen Kraft und Herrlichkeit vor Augen ſieht, ſo erkennt er erſt eine ſolche Ungleichheit zwiſchen dem Manne, mit welchem er vorher ſo treuherzig geredet hatte, und zwiſchen ſich, daß die vorige Vertraulichkeit auf einmal aufhört. Es heißt: da das Petrus ſah, fiel er JEſu zu den Knieen und ſprach: HErr, gehe von mir hinaus, ich bin ein ſündiger Menſch!

5) Mit dieſen Worten gibt Petrus den ganzen Eindruck, den dieſes Wunder in ſeinem Herzen machte, zu erkennen. Nun ſagt er nicht mehr, wie er kurz zuvor geſagt hatte: Meiſter; ſondern nun heißt's: HErr! Nun erkennt er, wen er vor ſich hat, wen er in ſein Schifflein aufgenommen hatte. Du biſt ja der HErr der ganzen Natur. Waſſer und Meer und alle Fiſche im Meere müſſen Dir auf Dein bloßes Wort zu Gebote ſtehen. Wenn Du ſprichſt, ſo geſchieht es; wenn Du gebeutſt, ſo ſteht es da. Nun erkennt er, daß er den Menſchen vor ſich habe, von dem es im Pſ. 8. heißt: Du wirſt ihn zum HErrn machen über Deiner Hände Werk; Alles haſt Du unter Seine Füße gethan; die Fiſche im Meer und Alles, was im Meer gehet! HErr! unſer Herrſcher, wie herrlich iſt Dein Name in allen Landen! — JEſus hatte hier Seinen Namen vor ihm herrlich gemacht; darum heißt er Ihn: HErr. Und dieſe Offenbarung der Herrlichkeit JEſu bringt ihn zu einer viel innigeren Empfindung ſeiner Schwachheit und ſeines Unvermögens. Er iſt von dem Beweis der Majeſtät dieſes großen Herrſchers über Alles ſo betroffen und beſchämt, daß er ſagt: gehe von mir hinaus! Er will damit ſagen: ich kann Deine Herrlichkeit nicht ertragen; ſie iſt zu groß für mich; ich kann nicht dabei beſtehen; bei ſolcher Beweiſung Deiner Herrlichkeit taugen wir nicht zuſammen. Ja, noch mehr — er bekennt: ich bin ein ſündiger Menſch. Ei, wie kommt es, daß Petrus hier auf's Neue zum Sünder wird? Er hatte ſeine Sünden ſchon vorher bei Johannes, dem Täufer, bekannt, und war ſchon durch die Taufe Johannis davon gewaſchen worden. Aber das Licht der Herrlichkeit JEſu, das ihm jetzt in ſeiner Seele aufgeht, ſtellt ihm ſeine äußerſte Unwürdigkeit, ſeine große Sündhaftigkeit ſo vor Augen,

daß er ſagt: ich bin ein Mann, der ein großer Sünder iſt. Denn das Wort iſt nachdrücklich im Grundtext, und bedeutet nicht nur einen ſündigen Menſchen, wie alle Adams Kinder ſind, ſondern einen ſchweren Sünder und laſterhaften Mann. Hier rechnet ſich Petrus auf einmal unter die Zöllner und Sünder, mit welchen er ſich wohl in ſeinem Leben bisher nie in's Gleiche geſtellt hatte. Und bei dem Allem weiß er ſeine innerliche Zerſchmelzung, ſeine tiefſte Beſchämung, ſeine lautere Demuth nicht anders zu bezeugen, als daß er JEſu in Gegenwart aller Leute zu den Füßen fällt, Ihn als den HErrn und GOtt anbetet, und der Fiſche und ſeines Schiffes indeſſen ganz vergißt. So lernt Petrus demüthig ſeyn. So wird der Fels erweicht d. i. ſein ſtarkes Gemüth niedergebeugt und klein; ſo wird ihm Demuth auf einmal in's Herz geprägt, und Petrus denkt von ſich und von ſeinem Meiſter ganz anders, als er je vorher gedacht hat.

6) Das kann ein Blick der Majeſtät JEſu ausrichten! So viel bringt ein einziger Umſtand, daraus man die Hoheit und Herrlichkeit des Heilands aus Erfahrung kennen lernt, bei einem Herzen zuwege. Denn das iſt wohl hiebei zu merken: es war nicht nur ein äußerlicher Anblick, ſondern das Herz Petri war dabei in redlichem Sinne beſchäftiget. Es ging ſchon vorher Etwas in ſeinem Herzen vor, dabei er ſeinen Glauben über die Vernunft bewies. „Wir haben zwar die ganze Nacht gearbeitet; aber auf Dein Wort will ich das Netz auswerfen." Sein Herz war in den Gehorſam des Glaubens geſtellt. Er handelte nun innerlich mit dem Wort JEſu. Und da der Beweis auf dieß Wort ſo überſchwänglich eintraf, ſo hatte er hier an ſich die augenſcheinliche Erfahrung. Dieſe erfahrungsmäßige Erkenntniß nahm ihm nun ſein ganzes Herz ein, und bildete es in die Geſtalt einer ſolchen allertiefſten Demuth. Und das iſt allein der Weg, wie man dazu gelangt. Es iſt uns jetzt die göttliche Herrlichkeit JEſu durch die Zeugniſſe des Evangeliums nach allen Theilen bekannt. Man kann ja an den Fingern hererzählen, wie groß dieſer JEſus ſei, und kann die Beweiſungen Seiner Macht, Seiner Güte und Seiner Herrlichkeit gleichſam nachrechnen, und ſich davon hohe Vorſtellungen im Gemüth und in den Gedanken machen. Aber dabei kann doch das Herz ungerührt und kalt bleiben, ja, in ſeinem natürlichen Trotz und Eigendünkel verharren. Es bringen ſolche Vorſtellungen keine De-

muth zuwege, wenn es nur Vorſtellungen und ausgerechnete Ueberlegungen bleiben. Aber wenn man in ſeinen Umſtänden, bei dieſer oder jener Gelegenheit, beſonders erfährt, was JEſus kann, wenn Er auf den Glauben an Sein Wort ſich mit Seiner mächtigen Hülfe oder mit Seiner tröſtenden Gnade, oder mit Seiner majeſtätiſchen Liebe ſich wirklich beweist, wenn man demnach an ſich ſelbſt, an ſeinem Herzen, in ſeinen eigenen Umſtänden erfährt und inne wird, wie groß JEſus ſei, da nimmt es erſt das Herz ein; da wird man niedrig und gering in ſeinen Augen; ja, da wird man erſt ein recht unwürdiger, großer Sünder; da trägt eine einzige lebendige Erfahrung mehr aus, als Alles, was man vorher von den herrlichſten Dingen zuſammen gedacht hat; da legt ſich ein göttlicher Grund der Demuth im Herzen an, der nicht zu beſchreiben iſt. Es muß erfahren ſeyn.

7) So geht's. Je gröſſer uns JEſus wird, deſto geringer, unwürdiger und ſündiger ſehen wir uns an, und deſto lieber und tiefer beugen wir uns vor Ihm. In ſolche Herzensfaſſung iſt Jeſaia faſt auf ähnliche Weiſe, wie hier Petrus, geſetzt worden. Er bekam eine Offenbarung Seiner Majeſtät, da er den HErrn ſitzen ſah auf einem hohen und erhabenen Thron. Das erklärt uns Johannes von JEſu, Kap. 12, 41. indem er ſchreibt: „da er Seine Herrlichkeit ſahe, und redete von Ihm.“ Da wurde ihm zugleich ſeine Unwürdigkeit offenbar. Er ſprach: Wehe mir, ich vergehe, denn ich bin unreiner Lippen; denn ich habe den König, den HErrn Zebaoth, geſehen mit meinen Augen. Man würde niemals mit einer ſolchen tiefen Einſicht, mit einer ſo wehmüthigen Empfindung ſeine Sündhaftigkeit erkennen und bejammern, wenn nicht die Herrlichkeit des HErrn mit ihrem reinen Lichte uns entdeckte, was wir gegen Ihn ſind. Je näher ſich der HErr offenbart, je mehr man Gnade von Ihm empfängt, je gröſſer ſich Seine Macht beweist und an uns verherrlicht: deſto mehr ſieht man ſich als einen Sünder, als einen Unreinen und Unwürdigen; man erſchrickt und erſtaunt, und kann ſich nicht darein finden, ſinkt nieder, läßt Gnade Gnade ſeyn, gibt dem HErrn die Ehre und betet an. Darum muß man nur die erleuchteten Seelen darnach fragen; die wiſſen am beſten zu ſagen, was Sünde iſt. Sie ſind in ihren Augen bei aller Treue gegen JEſum ſündhafter, als alle die

frechen und gottloſen Menſchen, die mit ſtolzem Muthe und erhabener Hand wider Ihn ſündigen, und ſich niemals vor Ihm beugen wollen.

8) Doch kann auch die roheſten Sünder ein Strahl Seiner Majeſtät klein machen und zur Demuth bringen. Sonſt denkt man leicht mit GOtt und JEſu ſo im Gleichen auszukommen; man weiß nichts ſonderliches Böſes, das man begangen hätte, und die übrige Sündhaftigkeit achtet man nicht, ſondern ſagt: wir ſind ja Alle ſündige Menſchen, da muß GOtt ſchon bei Allen überſehen. Aber wenn er Seine Stimme in den Wolken hören läßt; wenn Seine Blitze über den Erdboden leuchten; wenn ihr Gewiſſen über Seine Majeſtät einmal in Schrecken geſetzt wird und ſie ſich fürchten müſſen: da werden ſie Sünder; da fällt einem ein, was er ſich ſonſt nicht gerne will einfallen laſſen. So bringt GOtt auch noch von den Roheſten ein Bekenntniß zuwege, daß ſie Sünder ſind. Da fangen ſie an zu ſchreien: „Ach GOtt und HErr, wie groß und ſchwer ſind meine begangenen Sünden!“ — Kann ein einziges Donnerwetter auf eine Stunde ſo viel ausrichten bei harten Herzen: was wird nicht die Offenbarung Seiner hellleuchtenden Majeſtät bei denen thun, die Ihm nahe ſind! Wir wollen dieſem ſchlechten Exempel das Allerwichtigſte und Herrlichſte entgegenſetzen. Die Seraphim, welchen die Herrlichkeit des HErrn in die Augen leuchtet, bedecken ihre Angeſichter vor dieſer Klarheit. Und die vierundzwanzig Aelteſten, welche zunächſt vor dem Throne ſind und ſelbſt auf Thronen ſitzen, legen ihre Kronen zu den Füßen des Throns nieder und beten das Lamm an. Was ſollen wir thun, die wir noch Staub und Aſche ſind? Doch

9) jenes Exempel, wie auch rohe Sünder gezwungen werden, ſich zu demüthigen, iſt zu ſchlecht und untauglich, und dieſes, wie man ſich vor dem Throne demüthiget, iſt zu hoch; dahin können wir noch nicht reichen. Die wahre Demuth einer begnadigten Seele ſteht gleichſam in der Mitte. Maria, die Mutter des HErrn, iſt uns hier ein angenehmes Beiſpiel. Sie wußte ſchon, daß ſie hochbegnadigt ſei, und ihr Herz kann nicht anders, als ſich in GOtt hoch erfreuen; aber dabei bekennt ſie und weiß es nicht anders zu deuten, als: Er hat ſeine elende Magd angeſehen. Da ſieht ſie nichts als Elend, als Geringheit und Unwürdigkeit an ſich, und freut ſich, daß ſich der

HErr zu den Elenden halte. Und das iſt eigentlich die Herzensfaſſung der Glaubigen, die Seine gnadenvolle Gemeinſchaft genießen, daß ſie denken müſſen: Was bin ich? Wie kommt mir elenden Sünder ſolche Gnade? — Es iſt ihnen zur Verwunderung. Und das macht ſie immer niedriger und geringer, wie David ſagt: ich will noch geringer werden in meinen Augen, — da ihm eine demüthige Handlung vorgerückt wurde bei ſeinem Dienſte im Hauſe des HErrn. Ein ſolcher demüthiger Sinn veranlaßt den HErrn zu noch größerer Gnade. JEſus iſt deßwegen nicht von Petrus weggegangen, ſondern hat ihn noch näher zu Sich und in Seine Geſellſchaft genommen. Aber zu dieſem hohen Berufe mußte eine ſolche Demüthigung vorhergehen. Lernt man nur die Wege des HErrn verſtehen, ſo freut man ſich und dankt ihm, wie David Pſ. 119.: es iſt mir gut, daß Du mich gedemüthiget haſt. Ehe ich gedemüthiget ward, irrete ich. Du haſt mich treulich gedemüthiget d. i. ich habe es Deiner Treue gegen mich zu danken.

10) Was ſoll nun der Ausſchlag von dem Allem bei uns ſeyn? Wir wollen uns ſchämen, daß wir uns vor dem HErrn nicht genug demüthigen. Wir wollen von Ihm ſelbſt lernen, was Demuth des Herzens ſei, wie er ſagt Matth. 11.: Lernet von mir, denn ich bin ſanftmüthig und von Herzen demüthig. Wir wollen uns nicht weigern, auf unſere Kniee, auf unſer Angeſicht vor Ihm niederzufallen; lieber jetzt aus freiwilligem Herzen, als wenn es ſeyn muß; denn es müſſen ſich doch noch vor Ihm beugen alle Kniee. Phil. 2. Wir wollen Ihm bekennen: HErr! Du biſt groß, und Dein Name iſt groß! Du kannſt es thun; thue es auch an mir, gib mir einen demüthigen Sinn nach Deinem Herzen! Amen.

Eine andere Predigt am fünften Sonntag nach Trinitatis.

Teinach 1753.

Evangelium: Luc. 5, 1—11.

Es begab ſich aber, daß ſich das Volk — und folgeten Ihm nach.

Es iſt uns zu unſerer Errettung und unſrem ewigen Heil alles daran gelegen, daß wir Gemeinſchaft haben mit dem Sohne GOttes, JEſu

Chriſto, unſerm HErrn. Das iſt der Hauptgrund des ganzen Vorſatzes GOttes, den Er von Ewigkeit her über uns erſehen und beſchloſſen hat. Wir ſind in Chriſto erwählet worden, ehe der Welt Grund gelegt war. Auſſer Chriſto gibt's kein Leben, kein Heil, keine Seligkeit für uns Menſchen. Er allein ſoll dieſe Ehre haben; Er allein; Er iſt dazu geſetzt und gegeben; daß Er uns zu GOtt bringe und aus allem Verderben in den Genuß einer himmliſchen Glückſeligkeit verſetze. Wer nun Gemeinſchaft mit Ihm hat, wer mit Ihm in Bekanntſchaft ſteht, wer Seiner zu genießen hat, der iſt wohl berathen, dem kann es nicht fehlen, der iſt in der Zeit und in der Ewigkeit ein in Wahrheit glückſeliges Geſchöpf. Aber damit wir in Seine Gemeinſchaft kommen könnten, hat Er zuerſt Gemeinſchaft mit uns gemacht. Er iſt zu Uns ins Fleiſch gekommen; Er iſt ein Menſch geworden wie wir. GOtt hat uns Seinen Sohn, in welchem das Leben iſt, geſchenkt. Dadurch hat ſich das ewige Wort mit uns bekannt gemacht, damit wir mit Ihm bekannt werden möchten. Dadurch hat Er uns in unſerem Fleiſch angenommen, damit wir Ihn aufnehmen möchten; dadurch hat Er ſich uns gegeben, damit wir Ihn ergreifen und uns zu Ihm halten möchten. So iſt der Grund gelegt worden zu der innigen, weſentlichen, ewig ſeligen Gemeinſchaft, in welcher wir unwürdige Menſchen mit dem höchſten Weſen, mit dem geliebten Sohn des Vaters, ſtehen können und ſollen. Und was kann Höheres, Vortrefflicheres und Erwünſchteres ſeyn? Darauf weiſet nun das Evangelium des Neuen Bundes. Wem dieſer Antrag zu Herzen geht, der darf davon weniger nicht denken und halten, als daß er von GOtt ſelbſt dadurch berufen werde zur Gemeinſchaft Seines Sohnes. JEſu Chriſti, unſeres HErrn, wie Paulus die Abſicht GOttes über Die, denen er das Evangelium geprediget hat, ausdrückt, 1 Cor. 1, 9. — Ich kann nicht bergen, daß ich von Nichts lieber rede, als von dieſer Sache. Sie iſt die Hauptſache, worauf alle Erkenntniß der Wahrheit in dem Geheimniß GOttes ankommt. Und wenn dieß die Herzen der Menſchen nicht reizt, noch ihre Kälte überwältigt, ſich Ihm zu ergeben: was kann, was ſoll man ihnen Weiteres ſagen? Ich will daher gerne Gelegenheit aus unſerem Evangelio nehmen, auch dießmal zu reden:

Von unſerer Gemeinſchaft mit JEſu.

Ich will insbeſondere zeigen, wie dieſelbe

I. durch's Wort angerichtet,
II. durch den Glauben gegründet,
III. durch Demuth unterhalten, und
IV. durch treuen Dienſt bewieſen werde.

Die Leute, von denen im heutigen Evangelio die Rede iſt, waren glückſelig, daß ſie mit dem Sohne GOttes, der nun auf Erden war, ſo beſonders bekannt wurden. Vornämlich aber war hier Petrus und Johannes ſammt ihren Geſellen glücklich, daß ſie ſchon jetzt und von der Zeit an noch mehr in genaue Bekanntſchaft mit dem im Fleiſch geoffenbarten ewigen Wort kamen, und ſeines Umgangs zum innigſten Vergnügen ihrer Seelen beſtändig genießen konnten. Sie ſind die Erſtlinge, und ebendamit ein Beiſpiel geworden von der ſeligen Gemeinſchaft, in welcher die Menſchen nun wieder mit dem Sohne GOttes ſtehen können und ſollen. Es kann uns eben ſo gut werden, als ihnen. Wir ſind in dieſer erwünſchten Glückſeligkeit nicht zurückgeſtellt. Es kommt auch bei uns Alles darauf an, daß wir Gemeinſchaft mit JEſu haben, und davon wollen wir reden, und insbeſondere zeigen, wie dieſelbe

I. *durch's Wort angerichtet werde.* So ging es bei dem Volke zu; ſo geſchah es auch bei Petro und ſeinen Genoſſen. Das Volk drang ſich zu Ihm, das Wort GOttes zu hören. Da hörten ſie *Den* mit Menſchenſtimme reden, der Himmel und Erde gemacht hatte. Da ſahen ſie Ihm in's Angeſicht und konnten mit Ihm nach Menſchen-Weiſe Umgang pflegen. Das war freilich angenehm und erfreulich. Das Volk fühlte eine göttliche Kraft in den Worten, darum war es ſo begierig und konnte nicht genug hören. Petrus wurde ganz davon eingenommen. Aus Erfahrung bezeugte er hernachmals: *Du haſt Worte des ewigen Lebens!* So wurde demnach die Gemeinſchaft mit JEſu auch bei ihnen *durch das Wort* angerichtet, das ſie von Ihm hörten. In dem Umgang mit Ihm kam immer etwas vor, wodurch Er ihnen den Weg des Heils, den Willen des Vaters, der Ihn geſandt hatte, vorlegte und bekannt machte. Das waren demnach ſelige Augen und ſelige Ohren, die Solches aus dem Munde des großen Propheten ſelber hören konnten. Aber wie geht es uns, die wir Ihn nicht mehr ſehen und hören können? Antwort: Durch eben daſſelbige Wort, wodurch ſie mit Ihm in Gemeinſchaft gekommen, ſollen auch wir mit Ihm bekannt werden. Denn ob Er ſchon von der Erde weggegangen iſt, ſo hat Er uns doch Sein Wort zurückgelaſſen. Um eben dieſer Urſache willen wird Sein Evangelium noch bis auf den heutigen Tag verkündiget. Das iſt die Einrichtung, die Er ſelbſt bei Seinem Abſchied gemacht und zu einer ununterbrochenen Haushaltung feſtgeſtellt hat. Darauf beruft ſich Johannes in ſeinem Amt: Was wir geſehen und gehört haben, das verkündigen wir Euch, auf daß auch ihr mit uns Gemeinſchaft habt und ebendieſelbige Freude haben möget. Wer demnach das Wort JEſu verachtet, der wird niemals in Seine Gemeinſchaft kommen; das Herz bleibt leer und ferne von Ihm, als wenn Er tauſend Meilen Wegs von uns entfernt wäre. Und wenn man Ihn ſchon gerne hätte, kann man Ihn doch nicht ergreifen noch erreichen. Es iſt einmal auf dieſe Ordnung und Verfaſſung geſtellt worden. Davon ſagt Paulus Röm. 10, 6: Sprich nicht in deinem Herzen: wer will hinauf gen Himmel fahren (das iſt nichts anders, denn Chriſtum herabholen)? Oder wer will hinab in die Tiefe fahren, (das iſt nichts anders, denn Chriſtum von den Todten holen)? Das Wort iſt dir ja nahe, und damit iſt dir ja Chriſtus ſelbſt nahe; denn von der Begierde, Chriſtum zu ergreifen, war die Rede. Und ſo iſt's der Erfahrung gemäß. Wer das Wort JEſu von Herzen annimmt, der hat nicht nur Wort und Sinn von Ihm, daß er ſagen kann: ich weiß nun auch, was Chriſti Sinn iſt, und will mich gerne darnach richten, ſondern dem kommt JEſus ſelber nahe; der fühlt an ſeinem Herzen Seine Gegenwart, der empfängt von Ihm in ſeiner Seele ſo manchen freundlichen Blick, ſo manchen holdſeligen Zuſpruch, als man von einem Menſchen je empfangen kann, mit dem man Umgang pflegt und ſagen kann: ich habe Ihn nun dieſe Stunde genoſſen. Aber das glaubt Niemand und kann Niemand begreifen, als wer ſein Herz dazu hergibt, daß er's erfahren kann. JEſus ober hält dieſe unverbrüchliche Ordnung, wozu Er ſich verſtanden hat Joh. 15.: So ihr in meinen Worten bleibet, ſo bleibet ihr in meiner Liebe. So ihr bleiben werdet in meiner Rede, ſo ſeyd ihr meine rechten Jünger, und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen. Joh. 8, 31. 32.

II. Mit dem Wort iſt der Glaube verbunden, und durch den Glauben wird die Gemeinſchaft erſt recht gegründet, die durch das gehörte Wort ihren Anfang genommen hat. Petrus hat davon im heutigen Evangelio eine ſchöne Probe abgelegt. Der Heiland ließ ſich ſchon näher mit Petrus ein. Ein beſcheidener JEſus! Er bat ihn, weil Er ſich in äußerlichen Umſtänden nichts herausnehmen, ſondern im gemeinen Leben unſers Gleichen ſeyn wollte; — da mußte Petrus JEſu zu Seinem Zwecke dienen. Hernach half ihm JEſus fiſchen. Das war ſchon eine liebliche, geſegnete Gemeinſchaft, aber dabei wurde das Herz Petri zum Glauben geſtärkt. „Auf Dein Wort: ſonſt habe ich keinen Grund.“ So iſts recht! Der Glaube iſt nichts anderes, als die Ergebung des ganzen Herzens und Sinnes an JEſu Wort. Wem JEſu Wort, Zeugniß und Verheißung zur Wahrheit im Herzen wird, der braucht weiter keinen Grund einzuſehen; er hält ſich an das Wort. Und der HErr läßt ſich bei Seinem Wort finden! Das gibt nun eine freundliche, dauerhafte Gemeinſchaft. So lernte man mit JEſu rechten Umgang pflegen, wie David ſagt: mein Herz hält dir vor dein Wort. Das iſt das rechte und unabläßige Geſchäft des Glaubens. Er hält JEſum bei Seinem Wort, und JEſus hält ſich auch dabei. JEſus gibt ſich dem Glauben, wie Er ihn haben will. Da kommt JEſus und das Herz nahe genug zuſammen; Chriſtus wohnt durch den Glauben in unſern Herzen (Eph. 3.); das iſt wunderbar. JEſus lebt in unſerem Glauben und wohnt durch denſelben im Herzen. Das heißt ja innig genug Gemeinſchaft haben! Keine Mutter kann näher mit ihrem Kinde verbunden ſeyn, wenn ſie es auf ihrem Schooße hat, als JEſus und der Glaube. Und weil man dadurch JEſu Kraft, Licht und Leben erfährt, ſo gibts dadurch einen rechten vertrauten Umgang. Ueber aller Erweiſung des Heilandes, über aller Erfahrung des Glaubens wird man immer mehr mit JEſu bekannt. Man lernt Seinen Sinn, Seine Wege immer beſſer verſtehen. Man kann ſich in Seine Weiſe ſchicken und finden, wie es zwiſchen guten Freunden durch vielfältigen Umgang zu geſchehen pflegt; und das hört nicht auf, bis wir Sein Angeſicht ſehen. Das iſt der ſelige und vergnügte Zuſtand der Glaubigen. Wenn ſie nur JEſu Teſtaments-Wort haben, ſo ſind ſie ſchon zufrieden; da kann's ihnen nicht fehlen; ſie leben, was ſie leben, in dieſem Glauben des Sohnes GOttes, der ſie geliebet hat. Gal. 2. Dieſe ſelige Gemeinſchaft mit JEſu wird

III. durch Demuth unterhalten. Bei aller Freundlichkeit JEſu muß Petrus erſt recht demüthig und zum Sünder werden. Er merkt erſt an dem Wunder, mit was für einem HErrn er zu thun hat, mit welchem er vorher ſo treuherzig geredet hatte. Und die Erkenntniß der Herrlichkeit JEſu bringt ihn gleich in ſolche Beſtürzung, daß er auf die Knie fällt und ſagt: ich kann Deine Herrlichkeit nicht ertragen; lindere mir meinen Schmerz durch Dein Weggehen! Das wollte JEſus nur haben, daß er recht demüthig und gebeugt werde. Gleich darauf läßt ſich der Heiland noch in nähere Bekanntſchaft mit ihm ein und zieht ihn in noch näheren Umgang. Daraus iſt ſo viel klar: bei allem Umgang mit JEſu ſollen wir doch nicht anders, als in tiefer Demuth und Beugung mit Ihm umgehen. Das Herz iſt ſo leicht zur Ausſchweifung geneigt. Es geht den liebhabenden Seelen manchmal wie den Kindern; wenn der Vater und die Mutter freundlich mit ihnen thun, ſo vergeſſen ſie die Beſcheidenheit, ſie verlieren den Reſpect gegen ihre Eltern, und wollen zu bekannt und vertraulich mit ihnen thun. Darum iſts nöthig, daß man ſich recht in Demuth einkleide, wenn man den lieblichen Umgang mit JEſu unterhalten will. Den Demüthigen gibt GOtt Gnade. Man muß doch nie vergeſſen, mit Wem man es zu thun hat, und ſich gerne vor Ihm beugen. Der im Himmel und im Heiligthum wohnt, wohnet nur bei Denen, die gedemüthigten Geiſtes ſind. Jeſ. 57. Und je mehr man ſich vor JEſu beugt, deſto näher tritt Er herzu. Das war Abrahams Art bei dem freundſchaftlichen Geſpräch: „ich habe mich unterwunden; zürne nicht, daß ich noch einmal rede!" — Es wird doch niemals eine Freundſchaft unter ſeines Gleichen. Der Sünder wundert ſich nur, wie David: Was bin ich und was iſt mein Haus? — Und je mehr Gnade, deſto beſchämter iſt man. Dieſes iſt keine beſchwerliche und verdrießliche Art, ſondern es iſt lauter Liebesbezeugung. Endlich wird die Gemeinſchaft mit JEſu

IV. durch treuen Dienſt bewieſen. So ergab ſich Petrus auf ſeinen Ruf gleich in JEſu Dienſt. Er hatte wohl hier einen beſondern Beruf. Soviel ein Menſch wichtiger iſt, als ein Fiſcher, ſoviel ſoll auch dein künftiges Geſchäft, dazu Ich dich beſtelle, wichtiger ſeyn, als dein Fiſchfang! Aber Jeder ſoll JEſu dienen. Röm. 14. Unſer Keiner lebt ihm ſelber und Keiner ſtirbt ihm ſelber; leben wir, ſo leben wir dem HErrn; ſterben wir, ſo ſterben wir dem HErrn. Darum wir leben oder ſterben, ſo ſind wir des HErrn. Das thut man alsdann mit Freuden, wie die Knechte auf die Hände und Augen ihrer Herren ſehen. — Wo ich bin, ſpricht der HErr, da ſoll mein Diener auch ſeyn. —

Nun, ſolche Bewandtniß hat unſere Gemeinſchaft mit JEſu. Wir ſind auch dazu berufen. O wenn man es verſuchen möchte! Gerade darin beſteht eigentlich der Unterſchied unter den Menſchen. Was Einigen die größte Laſt und eine unmögliche Sache dünkt, das iſt den Andern ihr Leben. Viele wiſſen nichts von einer ſolchen Gemeinſchaft mit JEſu und können ohne ſie ſeyn; aber Andere ſagen: ich wüßte nicht mehr zu leben, wenn ich ſollte ohne JEſum ſeyn. Das Gewiſſen bezeugt gleich einem Jeglichen, wer recht daran ſey, wer das gute Theil erwählet habe. Nichts, Nichts iſt, das alſo mich innig erquickt, als wenn ich Dich, JEſu, im Glauben erblick'! — Dieſe herrliche Glückſeligkeit gönne ich von Herzen den Menſchen. Ich weiß, daß das die einzige Wirklichkeit und der wahre Beſtand des menſchlichen Lebens iſt. Darum iſt es meines Herzens Freude, es allen Seelen anzupreiſen, und ich wünſche, daß auch dieſes Wort nicht auf die Erde fallen möge! Amen.

Wochenpredigt.

Weinsberg, 1760.

Es hat vergangenen Sonntag geheißen: Dein Gnadenblick zerſchmelzet meinen Sinn, und nimmt die Furcht und Unruh' von mir hin. Das iſt aus Erfahrung geredet. Denn Niemand kann in ſeinem natürlichen Sinne faſſen und begreifen, wie einer Seele zu Muthe ſey, die in ſolcher Erfahrung ſteht. Das wirkt allein die Gnade; dieſe macht das Herz ſo weich, den Sinn ſo gebeugt, daß man ſich nicht genug demüthigen und in ſeiner Unwürdigkeit auf bloße freie Gnade des Heilandes hingeben kann. Aber es iſt eine edle und ſelige Faſſung, dabei dem blöden Gemüthe, dem unruhigen Gewiſſen auf einmal wohl und himmliſch leicht wird. Wir haben verfloſſenen Sonntag ein Exempel davon an Petrus gehabt, den der HErr begnadigte und zu dem Er ſich freundlich that. Ich habe damals nur mit zweien Worten noch ein Beiſpiel angeführt von der großen Sünderin (man meint, es ſey Maria Magdalena geweſen), welche gleichfalls über der Gnade zerſchmolz. Es iſt mir lieb, daß ich in dieſer Woche Gelegenheit habe, davon ausführlicher zu reden, und unſere ſonntägliche Betrachtung fortzuſetzen. Damals haben wir einen Mann zum Exempel gehabt, jetzt iſt es eine Frau; woraus zu ſehen iſt, daß es eine allgemeine Faſſung werden muß derer, die zu Gnaden bei GOtt kommen wollen.

Text: Luc. 7, 36—50: Es bat Ihn aber der Phariſäer einer, daß Er mit ihm äße. Und — gehe hin mit Frieden.

Es iſt nicht umſonſt geſchehen, daß dieſe Geſchichte ſo weitläufig beſchrieben iſt. Sie iſt ſehr lehrreich und angenehm. Sie zeigt, wie das Herz geſtellt ſey gegen JEſum, wenn man von Ihm Gnade ſucht, und allernächſt daran iſt, die Verſicherung Seiner Gnade zu empfangen. Da wird das Herz recht weich. Und die Zerfloſſenheit des Herzens iſt die nächſte Vorbereitung, die der ſeligen Gnadenſtunde vorangeht. Ich will deßwegen vorſtellen:

Das zerſchmolzene und weiche Herz eines begnadigten Sünders gegen JEſum.

Und zwar:

I. Wie ſich ein ſolches gegen JEſum bezeuge; und

II. Wie ſich JEſus gegen ein ſolches Herz bezeuge.

An dem Exempel dieſes Weibes wollen wir ſehen, was ein zerſchmolzenes Herz ſey, und

I. Wie ſich daſſelbe gegen JEſum bezeuge. Es heißt: da ſie vernahm, daß Er zu Tiſche ſaß in des Phariſäers Hauſe u. ſ. w. Sie ſuchte Ihn alſo auf; denn ſie hatte gehört, Er ſey der Sünder Freund (Vers 34). Das hatte ſie gezogen, und JEſus bewies an ihr ſogleich, was Er verheißen: Wer zu **mir kommt**, den will ich nicht hinausſtoßen. Ihre Blödigkeit machte, daß ſie von hinten hinzutrat; aber ihr Herz war ganz auf Ihn gerichtet. Der Troſt that ihr ſo wohl, da ſie hörete, Er verachte die Sünder nicht. Sobald eine Seele Hoffnung faßt: es kann mir geholfen werden, ſo wird ihre Begierde zu JEſu dringender; ſie läßt nicht nach, bis ſie mit Ihm bekannt und ihr geholfen wird.

Aber ihr Bezeugen war ſehr demüthig und weich. Sie fieng an Seine Füße zu netzen mit Thränen, und mit den Haaren ihres Hauptes zu trocknen, und küſſete Seine Füße und ſalbete ſie mit Salben. Ihre ganze Handlung kam aus dieſem Gedanken: O was kann ich Dir thun, wenn Du mir ſolche Gnade erzeigeſt und mich von meiner Sünde los macheſt? Biſt Du der Freund, ſo biſt Du ja werth, daß ich Deine Füße mit Thränen waſche! Das war in den Morgenländern eine Ehrenbezeugung, daß man einem Gaſte vor dem Eſſen die Füße wuſch und ihm einen Balſam auf das Haupt ſchüttete. Sie bezeugte nur, wie lieb ihr dieſer Mann ſey, wie ſie ſich nicht genug vor Ihm demüthigen und ihn ehren könne.

Woher kam ihr das? Es war ſchon Glauben und Liebe in ihr; das wirkte ſolche Empfindungen und Bewegungen, obſchon ihr Verlangen noch nicht geſtillt war, und ſie die Verſicherung der Gnade noch nicht hatte. So iſt's! Das iſt ſchon Gnade, wenn man aus dem Evangelium einen tröſtlichen Zuſpruch und Hoffnung faßt. Da wird man erſt recht gezogen; da wird die Begierde dringend, daß man nicht mehr nachlaſſen kann, bis man hat, was man ſucht. Da überlegt man nicht mehr: ja, du ſollteſt dich bekehren; nein, es iſt ein Drang, und ein ſolcher Ernſt, der nicht aufhört. Er kommt aus der wirkenden Gnade, obſchon die Seele ſelbſt noch nicht verſteht, daß die Gnade ſo mächtig in ihr wirke. Aber alsdann wird man erſt recht weich. All ihr Bezeugen, ob ſie ſchon keine Worte redete, hat geredet zu JEſu. So hält man manches Geſpräch vor Seinen Füßen mit milden Thränen; man bekennt Ihm ſeine Unwürdigkeit; doch geſteht man Ihm zu, daß Er Gnade beweiſen könne. Da geht es in allerlei Bewegungen des Herzens; und ſo übt man ſchon Glauben und Liebe, ob man ſchon noch nicht ganz aufgeklärt und zufrieden gebracht iſt. Das iſt eine evangeliſche Buße; da geht es nicht mehr knechtiſch und herbe zu.

II. Wie bezeugt ſich nun aber JEſus gegen eine ſolche weiche und zerſchmolzene Seele? JEſus hatte ihr ſchon Vergebung geſchenkt; Sein Herz war ihr ſchon günſtig und gnädig; aber es war ihr noch nicht erklärt. So kann es oft ſeyn. Bei JEſu iſt es eher ausgemacht, als in des Sünders Herzen. Daher wirkt die Gnade ſchon ſo kräftig. Aber eine ſolche Zerſchmelzung macht das Herz erſt fähig, die Kraft der Liebe JEſu zu empfangen und Verſicherung zu erlangen; daher kann es noch einigen Anſtand haben, bis es der Seele in ihrem Innerſten kund wird, ob es ſchon auf Seiten JEſu ſeine vollkommene Richtigkeit hat. Und dieß bezeugte Er auch dem Simon, wie Er bereits auf das Benehmen des Weibes gewirket habe. —

Solche Thränen und Liebesbezeugungen ſind Ihm werth und theuer. Dem natürlichen Sinne iſt es unbegreiflich, und ſcheint ihm unanſtändig zu ſeyn, wie hier dem Simon. Aber JEſus hat Sein Belieben daran, weil Er auch ſo herzlich iſt. Das wird ihr nun noch mehr Muth gemacht haben, alſo, daß ihr Glaube völlig wurde.

Alsdann kommt die Verſicherung. Er redet ſie ſelbſt an: Dir ſind deine Sünden vergeben. Das war ihr ein koſtbares Geſchenk. „Ich habe dich ſchon nicht mehr als eine Sünderin angeſehen, ſondern als gerecht. Simon aber hat dich noch als eine Sünderin behandelt.“ So kann es gehen. Die blinde Welt denkt: Ei! was will Der? Was will Die? Sie ſind ja ſo und ſo! Aber JEſus ſieht ſie ſchon nicht mehr ſo an.

Alsdann verſetzt er ſie in den Stand des Friedens: gehe hin mit Frieden! Nun tritt ſie in den Frieden ein. Habe Friede, und behalte meinen Frieden; wie es Röm. 5, 1. heißt: nun wir denn ſind gerecht worden durch den Glauben, ſo haben wir Frieden mit GOtt, durch unſern HErrn JEſum Chriſt.

So wird man ſelig gemacht; ſo wird man ein neuer Menſch. Ich will erzählen, was der HErr an meiner Seele gethan hat; lobe den HErrn, meine Seele, und vergiß nicht, was Er dir Gutes gethan hat! Pſ. 103. Ehre ſey Seiner Liebe gegen den Sünder! Dank ſey Ihm, daß Er Seine Gnade auch von uns noch nicht abgewendet hat, und auch unter uns noch ſolche Erfahrungen zum Vorſchein kommen läßt! Ich wünſche nur, daß noch Viele dieſe Gnade erfahren, und in einen ſolchen Friedensſtand verſetzt werden mögen! Amen.

Am ſechsten Sonntag nach Trinitatis.

Teinach, 1753. Dazu als Anhang eine Wochenpredigt.

Evangelium: Matth. 5, 20—26.

Ich ſage euch: Es ſey denn eure Gerechtigkeit beſſer, denn der Schriftgelehrten und Phariſäer, ſo werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Ihr habt gehöret, daß zu den Alten geſagt iſt: Du ſollſt nicht tödten: wer aber tödtet, der ſoll des Gerichts ſchuldig ſeyn. Ich aber ſage euch: Wer mit ſeinem Bruder zürnet, der iſt des Gerichts ſchuldig; wer aber zu ſeinem Bruder ſagt: Racha! der iſt des Raths ſchuldig: wer aber ſagt: Du Narr! der iſt des hölliſchen Feuers ſchuldig. Darum, wenn du deine Gabe auf dem Altar opferſt, und wirſt allda eindenken, daß dein Bruder etwas wider dich habe, ſo laß allda vor dem Altar deine Gabe, und gehe zuvor hin, und verſöhne dich mit deinem Bruder, und alsdann komm, und opfere deine Gabe. Sey willfährig deinem Widerſacher bald, dieweil du noch bei ihm auf dem Wege biſt, auf daß dich der Widerſacher nicht dermaleins überantworte dem Richter, und der Richter überantworte dich dem Diener, und werdeſt in den Kerker geworfen. Ich ſage dir: Wahrlich, du wirſt nicht von dannen heraus kommen, bis du auch den letzten Heller bezahleſt.

Es iſt wohl nicht zu läugnen, daß die Welt überall mit Ungerechtigkeit angefüllt iſt, und ſich darinnen je länger je mehr verderbt. Alle redlichen Gemüther, alle Herzen, die nach GOtt fragen, ſeufzen darüber und beklagen dießfalls den verderbten Zuſtand der Menſchen in allen Ständen. Doch iſt noch ein geheimer und tiefer Eindruck von der Gerechtigkeit und von dem, was dieſelbe an den Menſchen fordert, in aller Herzen. Das iſt auch etwas Allgemeines, das GOtt noch in Aller Herzen und Gewiſſen unterhält, daß ſie der Gerechtigkeit Zeugniß geben und in ihrem innerſten Grund beiſtimmen müſſen. Hier zeigt ſich noch ein Strahl des göttlichen Lichts, der in die Finſterniß ſcheinet, ein unauslöſchlicher Inſtinkt, der von GOtt herkommt, und den Menſchen die unausſprechliche Wahrheit des Rechts GOttes vorhält. Das kann man auch ſchon daraus wahrnehmen, weil nach aller Menſchen Urtheil die Ungerechtigkeit ſo etwas Schandbares iſt, daß ſie Niemand öffentlich auf ſich kommen laſſen will, ſondern ſie mit Vorwänden der Gerechtigkeit bemäntelt und unter einem falſchen Schein heimlich ausübt. Indeſſen aber iſt es nur ein Zeugniß GOttes in dem Gewiſſen, und die Sünde hat die Oberhand in allen den Werken der Ungerechtigkeit, die auf dem Erdboden im Schwang gehen.

Was ſagt nun das Evangelium dazu, welches als ein göttliches Wort und Zeugniß von der Wahrheit und von der Gerechtigkeit nun auch in der Welt iſt? Denn durch daſſelbe, ſagt Paulus, ſei die Gerechtigkeit GOttes geoffenbart worden; Röm. 1, 17. Das Evangelium faßt den Menſchen wieder bei den innerſten Gedanken an, die von der Gerechtigkeit noch in ſeinem Herzen liegen; es preiſet ihm die höchſte Gerechtigkeit an, deren er, nach der Abſicht GOttes und Seiner Gnadenhaushaltung, wieder theilhaftig werden könne und ſolle. Es bringt ihn wieder mit Herz, Sinn und Wandel in die rechte Ordnung unter GOtt und Seinen heiligen Willen, und zeigt ihm die hinlänglichen Mittel, wie das unhintertreibliche Verlangen ſeines Geiſtes nach Gerechtigkeit mitten in der ungerechten Welt könne erfüllt und geſättigt, und dadurch ſeine Seele zum Genuß des Friedens in GOttes Reich gebracht werden. Dazu iſt der Sohn GOttes, unſer HErr JEſus Chriſtus, ſelbſt erſchienen und in der Welt offenbar geworden, nicht nur dieſe unerkannte Gerechtigkeit zu lehren und kund zu thun, ſondern auch durch Seinen Tod und Seine Auferſtehung aufzurichten und in Stand zu bringen. Ihm ſoll dieſe Ehre bleiben, daß Er der König der Gerechtigkeit ſey, und daß Er allein ſowohl befugt ſey, als auch die Macht habe, die wahre Gerechtigkeit aufzurichten, allem Sündendienſt und aller Liebe der Ungerechtigkeit zu ſteuern, und die Menſchen wieder zu dem Wohlgefallen GOttes in Seinem Reich darzuſtellen. Er allein konnte auftreten und ſagen: Höret mir zu, die ihr der Gerechtigkeit nachjaget, die ihr den HErrn ſuchet, d. i. die ihr noch einen Hang zur Wahrheit in euren Herzen fühlet und GOtt nicht gar zuwider ſeyn wollt! Jeſ. 51, 1. Und V. 4. Merke auf mich, mein Volk, höret mich, meine Leute, denn von mir wird die Lehre ausgehen, und mein Recht will ich zum Licht der

Völker gar bald ſtellen! — Nun, das iſt auch durch die Rede JEſu in dem heutigen Evangelio erfüllt worden. Da hat Er den Anfang gemacht, von der Gerechtigkeit zu lehren, und Sein Recht unter den Menſchen aufzuſtellen. Deßwegen ſagt Er mit der größten Autorität, nicht nur als ein Lehrer, ſondern als der Sohn GOttes, der Macht zu gebieten hat: Ich aber ſage euch. Nun, wir wollen auch in dieſer Stunde dem Sinn der Lehre JEſu nachforſchen. Ich will von der unterſten Stufe der Gerechtigkeit den Anfang machen, und ſo weiter fortgehen, bis uns die Geſtalt der wahren und beſſern Gerechtigkeit im Reiche GOttes zu Geſicht kommen wird. Daher will ich dießmal reden:

Von dreierlei Arten der Gerechtigkeit;

und zwar

I. Von der äuſſerlichen, oder bürgerlichen;
II. Von der ſittlichen, oder geſetzlichen, und
III. Von der geiſtlichen, oder evangeliſchen, die allein zum Reiche GOttes tüchtig macht.

Unſer heutiges Evangelium iſt ein Stück der köſtlichen Bergpredigt unſeres Heilandes. Er lehret in derſelben von der wahren Gerechtigkeit, und öffnet dadurch die Bahn, in's Reich GOttes einzugehen; Er zeigt zugleich, welche Arten der Gerechtigkeit dazu nicht hinlänglich ſeien, und iſt im Begriff, eine noch höhere und beſſere einzuführen. Ich will daher dem Sinn Seines Vortrags nachgehen, und zuerſt von der erſten Stufe reden, nämlich

I. Von der äuſſerlichen, oder bürgerlichen Gerechtigkeit. Es beſteht dieſelbe in der Beobachtung alles Deſſen, was die Ruhe und den Wohlſtand des geſellſchaftlichen Lebens erhält und fördert, und in Vermeidung alles Deſſen, was den Zuſammenhang des gemeinen Lebens zerreißt oder hindert. Davon iſt im Evangelio auf doppelte Art die Rede. Erſtlich, wenn es heißt: Wer tödtet, der ſoll des Gerichts ſchuldig ſeyn; denn wer dieſe Gerechtigkeit übertritt, und dem Andern nach dem Leben trachtet, der fällt den Gerichten zur Strafe anheim, welche dazu geſetzt ſind, daß ſie dieſe Ordnung des Ruheſtands und die allgemeine Sicherheit unter den Menſchen handhaben ſollen. Hernach nimmt der Heiland ein Gleichniß her von einem ungerechten Schuldmann, den der Gläubiger belangen will und vor den Richter zieht, daß er ihm Recht ſpreche und zu ſeinem Eigenthum verhelfe. Das ſind die zwei Hauptſachen, worin die bürgerliche Gerechtigkeit beſteht. Wer ſeinen Nebenmenſchen und Mitbürger nicht an der Sicherheit ſeines Lebens antaſtet und demſelben in Handel und Wandel nicht Unrecht thut, denſelben muß man für einen ehrlichen, wackern Bürger, für ein geſundes und wohlanſtändiges Glied der menſchlichen Geſellſchaft halten. Und das iſt nicht gering zu achten. Denn auch daran iſt GOtt ſelbſt etwas gelegen, daß in Seinem großen und allgemeinen Staat dieſe Ordnung zum Beſten des menſchlichen Lebens erhalten und gehandhabt werde; ſonſt würde die Welt eine Mördergrube ſeyn. Deßwegen hat Er Gerichte und Obrigkeiten geſetzt, die ſolches Recht ausüben ſollen; denn wo eine Obrigkeit iſt, die iſt von GOtt verordnet; wer ſich nun in ſolchen guten Werken finden läßt, der wird Lob von derſelben haben. Auch dadurch richtet GOtt die Welt, denn es geſchieht mit Seiner allerhöchſten Autorität und Oberherrſchaft über alle Creatur, daß Er gewiſſen Menſchen Gewalt gegeben hat über Anderer Leben, Hab und Gut, in keiner andern Abſicht, als daß noch ein Recht und eine Gerechtigkeit auf Erden bleibe, und der Zuſtand der verderbten Natur, worein die Menſchen gefallen ſind, nicht eine gänzliche Ueberſchwemmung der Ungerechtigkeit anrichten könne. Wer ſich nun darnach hält, der hat eine Gerechtigkeit vor ſich, davon er nicht nur unter andern Mitmenſchen Vortheil und einen guten Leumund behält, ſondern er kann auch in allen ſolchen Umſtänden zeigen, daß er nach GOtt frage, in Seiner Furcht auf Erden wandle, und Ihn als ſeinen Schöpfer, als den großen und allgemeinen Regenten achte und Seine Ordnung verehre. Und auch darin kann ein Menſch das Wohlgefallen GOttes erreichen, und Segen von GOtt in ſeinen leiblichen Umſtänden erhalten. Der Mann wird geſegnet, der auch in dieſem Theil den HErrn fürchtet. Aber dieß iſt noch nicht die Gerechtigkeit, die zum Reiche GOttes tüchtig macht. Sie ſtellt den Menſchen wohl als einen wackern Bürger, als ein ehrwürdiges Glied der menſchlichen Geſellſchaft, als ein tüchtiges Werkzeug des gemeinen Beſten dar, aber noch nicht als einen Mitgenoſſen des Reiches GOttes. Dieſe Stücke ſind wohl zu unterſcheiden. Doch kann ich von dieſer Sache, weil es auch Ordnung GOttes iſt, niemals gering denken, denn es wäre ja zu wünſchen, daß es den Menſchen nur redlicher angelegen wäre, dieſe Gerechtigkeit zu handhaben, ſo weit die Geſetze und Verordnungen der Obrigkeit reichen; ſo würde doch viel Aergerniß verhütet und die im Schwang gehenden Sünden abgethan werden; ſo würde doch die äuſſerliche Glückſeligkeit Allen erfreulich ſeyn und der Wohlſtand gefördert. Aber weil eben doch noch Vieles übrig bleibt, welches durch die bürgerliche Gerechtigkeit nicht erörtert wird, ſo gibt es noch

II. eine andere Gerechtigkeit, welche die Sitten der Menſchen und ihr ganzes Thun und Laſſen ordnet. Dieſes iſt die geſetzliche Gerechtigkeit, worauf vornehmlich die Phariſäer und Schriftgelehrten gerichtet waren. Der Heiland ſpricht ihnen im heutigen Evangelio nicht alle Gerechtigkeit ab, ſondern ſagt nur den Seinen, daß ſie nicht hinlänglich ſey zum Reiche GOttes. Sie waren unter den Leuten nicht ſo übel angeſehen, ſondern zeigten in ihrem äußern Wandel und Bezeugen mehr Ernſt, Furcht GOttes und Gerechtigkeit, als das gemeine Volk. Sie befliſſen ſich und wollten den Ruhm haben, daß ſie ſich nach dem Buchſtaben des Geſetzes auf's Genaueſte richteten. Nur der Heiland hat ihnen ihren böſen Herzensgrund aufgedeckt und gezeigt, daß es ihnen nicht lauterlich um GOtt zu thun ſey. Luc. 11, 44. heißt es: Wehe euch Schriftgelehrten und Phariſäer, ihr Heuchler, die ihr ſeid wie die verdeckten Todtengräber, darüber die Leute laufen und kennen ſie nicht. Sie aber wollten ſich pünktlich nach dem Geſetz GOttes richten. Hiebei iſt Folgendes zu merken: das Geſetz GOttes hat einen viel tieferen Sinn, als daß es nur die Sitten der Menſchen und ihr Thun und Laſſen richten, und ihnen dießfalls den Willen GOttes vorhalten ſollte; denn das Geſetz iſt geiſtlich, ſagt Paulus. Aber dieſer tiefe Sinn wird ohne die Gnade nicht erkannt; daher auch die Schriftgelehrten, die täglich das Geſetz ausſuchten, nicht mehr erkannten, als wie es eine Vorſchrift iſt, das Thun und Laſſen zu reguliren. Und darin ſuchten ſie eine große Unſträflichkeit zu behaupten, wie wir das Exempel an Paulus haben. Phil. 3, 6. Wer nun den Sinn der Gnade GOttes nicht erkennt, der kann auch dießfalls eine Gerechtigkeit zuſammen bringen. Und es iſt nicht völlig zu verachten. Solche Leute zeigen doch, daß es ihnen um GOtt zu thun ſey, daß ſie das Zeugniß ihres Gewiſſens nicht begehren zu unterdrücken; das gibt erſt zuverläſſige, rechtſchaffene Leute, die nach Gewiſſen handeln. Hieher gehört auch die kirchliche Gerechtigkeit. Dem Heiland kam einmal ein junger Menſch vor, der, ſoweit er das Geſetz einſah, ſagen konnte, das Alles habe ich gehalten von Jugend auf; und der Heiland liebte ihn, bezeugte aber, daß das noch nicht die Gerechtigkeit des Reiches GOttes ſey. Und ſo iſt's: ſolche Gerechtigkeit zeigt wohl Furcht GOttes und ſchneidet viele Ausſchweifung ab, bereitet zu weiterer Erkenntniß vor; aber eben hierin wollte JEſus ſeine Jünger nun einen Schritt weiter führen und ihnen eine noch völligere Gerechtigkeit zeigen; und das iſt

III. die geiſtliche oder evangeliſche Gerechtigkeit. Die Quelle dieſer Gerechtigkeit iſt die Gnade, und ihr Grund iſt Chriſtus, der die Gerechtigkeit des Geſetzes im höchſten Grad und nach Seinem tiefſten Sinn erfüllet hat; wie Er Sich kurz zuvor alſo darſtellt V. 17.: Ihr ſollt nicht wähnen, daß ich gekommen ſei, das Geſetz oder die Propheten aufzulöſen; ich bin nicht gekommen, aufzulöſen, ſondern zu erfüllen. Alſo außer JEſu gibt's keine Gerechtigkeit des Reiches GOttes. Wenn ein Geſetz gegeben wäre, das da könnte lebendig machen, ſo käme die Gerechtigkeit wahrhaftig aus dem Geſetz; Gal. 3. Aus Erbarmung GOttes kommt unſere Gerechtigkeit von JEſu Chriſto. Aber JEſus zeigt im Evangelio eigentlich nur den Weg, wie man dieſer beſſern Gerechtigkeit theilhaftig werde. Sie iſt ein Geſchenk; ſie wird denjenigen reichlich vor GOttes Thron zuerkannt, die Theil an Ihm genommen haben. Und dazu gehört vor allen Dingen ſo viel: Er zeigt, ſie fordere den innerſten Grund des Herzens in der Zukehr zu GOtt; darnach wird es dem Menſchen erſt wichtig, daß er ſieht, es ſei bei all' ſeinem Beſtreben nach Gerechtigkeit doch ſo viel Ungerechtigkeit in ſeinem Herzen übrig. Darum wer derſelben theilhaftig werden will, der muß bei der Armuth des Geiſtes anfangen, bei der Erkenntniß der Sünden, bei der Demuth; darauf ſetzt der Heiland ſchon Seligkeiten. Iſt er in dieſen Weg eingeleitet, ſo wird ihm JEſus erſt theuer und werth; da ſieht er, woher die wahre Gerechtigkeit komme und wie ſie beſchaffen ſey. Luther heißt es eine himmliſche Gerechtigkeit, die aus dem Glauben, und nicht aus den Werken kommt.

Wir ſehen hieraus

1) daß man mit einer geringen Gerechtigkeit vor GOtt nicht auskomme, ſondern daß man ſich mit ganzem Herzen zu dem ergeben müſſe, was der Gnadenbund GOttes vorhält, daher auch die falſchen Behelfe und Rechtfertigungen nichts taugten, womit man ſich den Himmel verdienen will.

2) Daß unſere Hauptſache ſeyn ſoll, mit JEſu verbunden zu ſeyn und in Ihm unſere Gerechtigkeit zu haben.

3) Daß dieſe Gerechtigkeit die zwei niedern Gattungen nicht aufhebe, ſondern ihnen vielmehr erſt die rechte Kraft und Bewegung gebe.

4) Daher ſie auch zu richtiger Ausübung derſelben Arten den größten Vortheil gibt. Wer ein rechter Chriſt iſt, der wird auch ein guter Bürger ſeyn und ſich in Allem befleißen, und ſeine Glieder zu Waffen der Gerechtigkeit hergeben; Röm. 6.

5) Wer aber nicht einmal die niedern Stufen der Gerechtigkeit erreicht, gibt ſchon zu erkennen, daß er auch die Gerechtigkeit des Reiches GOttes weder ſuche noch habe.

O daß uns JEſus, der Gerechte, recht bekannt werde! Dann wird uns Seine Gerechtigkeit erſcheinen wie ein Licht, und ſein Heil wie den Mittag! Amen.

Wochenpredigt.

Teinach, 1753.

Text: Philipp. 3, 9.: Daß ich nicht habe meine Gerechtigkeit, die aus dem Geſetz, ſondern die durch den Glauben an Chriſtum kommt, nemlich die Gerechtigkeit, die von GOtt dem Glauben zugerechnet wird.

Wir haben vergangenen Sonntag aus dem Evangelio vernommen, was für eine hohe, himmliſche und völlige Gerechtigkeit dazu gehöre, wenn wir zu GOtt kommen und Seines Reichs theilhaftig werden wollen. Und obſchon kein Menſch mit ſeinem eigenen Verſtand weder ausſinnen noch anzeigen kann, worin dieſe Gerechtigkeit beſtehe, ſo hat doch Jeder ein unwiderſprechliches Zeugniß davon in ſeinem Herzen und Gewiſſen, daß man nicht ohne Gerechtigkeit vor GOtt kommen, noch ohne dieſelbe vor Seinem Angeſicht beſtehen könne. Das iſt auch eine allgemeine Wahrheit, die in aller Menſchen Herzen geſchrieben iſt. Wer nun noch einige Achtung vor GOtt hat, und die geheimſten Regungen und Empfindungen ſeines Herzens nicht gar unterdrücken und vertilgen will, der wird gar bald in ſich einen innerlichen Trieb gewahr werden, eine Gerechtigkeit zuwege zu bringen, nach welcher ihn GOtt anſehen und ſchätzen möchte. Und dieſer geheime Trieb, dieſer unauslöſchliche Inſtinkt iſt auch noch ein göttlicher Eindruck in des Menſchen Herz, und ein ſchwacher Strahl des Ebenbildes GOttes. Aus dieſer Urſache geſchieht es, daß die Menſchen auf mancherlei Art und Weiſe eine Gerechtigkeit aufzurichten ſuchen, mit welcher ſie gerne vor GOttes Thron auskommen möchten. Aus dieſem Grunde ſind die mancherlei Religionen in der Welt entſtanden. Und ſo iſt's noch, daß die Menſchen in Abſicht auf GOtt ihre Gerechtigkeit bald in dieß, bald in jenes ſetzen und etwas vor Ihm aufzuweiſen gedenken, um welches willen Er ſie nicht verſtoßen, ſondern mit Gnade anſehen möchte. Allein was die Menſchen dießfalls ausdenken oder vornehmen, iſt unzulänglich und vergeblich. Es iſt ihnen nicht übergeben, daß ſie eine eigene Gerechtigkeit nach ihrem Gutdünken und nach ihrer Weiſe aufbringen ſollen. Daher macht das Evangelium des Neuen Bundes all' ſolches eigenes Beſtreben nach ſelbſtiſcher Weiſe zu Schanden. Es hilft aber dem innerſten Verlangen und Trieb des Herzens, eine Gerechtigkeit vor GOtt zu haben, wieder auf und zurecht, und zeigt demſelben *die einzige Gerechtigkeit, die vor GOtt gilt*, und darinnen der Menſch vor Seiner Heiligkeit unbeſchämt ſtehen und Seines Reichs theilhaftig werden kann. Es preiſet ihm dieſelbe an als ein theures Gnadengeſchenk GOttes, wobei es nicht auf ſein eigenes Thun, ſondern auf *glaubiges Nehmen* ankommt. Und ſo wird der *Unterſchied der eigenen und geſchenkten Gerechtigkeit* durch's Evangelium geoffenbart zur Ehre GOttes und zum Heil des Menſchen. Und das iſt die Sache, wovon ich in dieſer Stunde reden will.

Wir hören in dieſen Worten einen Mann aus Erfahrung reden und ſein Zeugniß ablegen, was er von der eigenen und von der geſchenkten Gerechtigkeit halte. Er hatte beides wohl erfahren. In der eigenen Gerechtigkeit hatte er es ſo weit gebracht, als es jemals ein Menſch bringen kann; er bezeugt davon, daß er nach der Gerechtigkeit im Geſetz geweſen ſey unſträflich; aber auch, daß er allen Ruhm, Alles, worauf er vorher ſeine Zuverſicht und Hoffnung gegründet, nicht nur als unzulänglich, ſondern auch als unnütz und ſchädlich Ding aufgegeben und weggeworfen habe, ſobald ihm der Ueberſchwang der Erkenntniß JEſu Chriſti bekannt, in ſeinem Herzen klar und kräftig geworden, weil er in der Erkenntniß Seines Todes und Seiner Auferſtehung eine Gerechtigkeit gefunden, die allein vor GOtt gefällig und zu Seinem Reiche tauglich ſey. Und ſo zeigt uns Paulus aus Erfahrung

Den Unterſchied der eigenen und der geſchenkten Gerechtigkeit.

Es würde zu weitläufig ſeyn und mir die Zeit zu kurz werden, wenn ich dieſe Sache nach dem ganzen Zuſammenhang ſeines Vortrags in dieſem Kapitel vortragen ſollte; daher will ich mich gerne auf die wenigen Worte meines Textes einſchränken, und dieſen Unterſchied zeigen

I. *in Anſehung des Urſprungs,*
II. *des Mittels* und
III. *der Wirkung.*

Was nun

I. *den Urſprung* betrifft, ſo zeigt ſich ſogleich ein großer Unterſchied. Die eigene Gerechtigkeit kommt von den Menſchen ſelber her; darum ſagt Paulus davon: daß ich nicht habe *meine* Gerechtigkeit. Der Menſch iſt es ſelbſt, der ſie aus ſich ſelbſt und durch ſein eigenes Bemühen und Beſtreben zuwege bringen will. So hat demnach die eigene Gerechtigkeit keinen höhern Urſprung, als des Menſchen eigenes Herz, ſeine eigene Kraft, ſein eigenes Bemühen. Wenn nun die Menſchen nicht meiſtentheils blind an ſich ſelber wären, wenn ſie auf eine genaue Erkenntniß ihrer ſelbſt zurück kommen möchten, ſo würden ſie bald und leicht ermeſſen können, daß die Gerechtigkeit, davon einer ſagen kann: „*das iſt meine Gerechtigkeit*, das habe *ich* zuwege gebracht, ſo weit bin *ich* mit *meiner* Kraft, mit *meiner* Redlichkeit, mit *meinem* Fleiß und Ernſt gekommen,“ nicht von ſonderlichem Werth, noch viel weniger vor GOtt zu ſchätzen iſt. Was wird der arme Menſch, der in ſeinem Verſtande ſo ſehr verfinſtert iſt, dem die Sünde alle Kraft zu göttlichen Dingen geraubt hat, der in ſeiner ganzen Beſchaffenheit ſo ſehr verderbt iſt, ausrichten und zuwege bringen? Und doch iſt dieſes der Sinn ſehr Vieler, auch unter unſern Chriſten, die doch von JEſu gehört haben, daß ſie ihre Hoffnung darauf gründen: „Ich thue oder Ich will thun, ſo viel mir möglich iſt; Mehr kann und wird GOtt nicht von mir forden; mit dem Uebrigen, wenn es auch fehlen oder mangelhaft ſeyn ſollte, wird GOtt eine Einſicht haben und keine Unmöglichkeit begehren; wenn ich mich nur ſo halte, wie es menſchenmöglich iſt!“ Und ſo bringt doch der Menſch nach ſeinem Sinne eine eigene Gerechtigkeit zuwege, darauf er ſich verläßt. Aber wie iſt's doch möglich, daß Menſchen ſo unrichtig denken und mit einer eigenen Gerechtigkeit es auf die Ewigkeit wagen können? Antwort: weil ſie nicht erkennen, was die Sünde iſt; weil ſie nicht gerne einſehen und zugeſtehen wollen, in was für einen jämmerlichen, kraft- und geiſtloſen Zuſtand, unter was für ein Gericht, und was für ein gänzliches Unvermögen ſie die Sünde gebracht hat. Daher mußte Paulus den Leuten, Juden und Heiden, vorher zeigen und beweiſen, daß ſie Sünder ſeien, wenn er ihnen den Weg zur wahren Gerechtigkeit zeigen will. Röm. 3,9: Ich habe bewieſen, daß Juden und Heiden unter der Sünde ſind; wir haben Alle geſündiget und mangeln des Ruhms, den wir an GOtt haben ſollten. Dieſes iſt auch der beſte Rath, den Menſchen von dem Geſuch einer eigenen Gerechtigkeit abzubringen, wenn er erkennen lernt, was das iſt und was das vor GOtt austrägt: Sünder ſeyn. Sobald der Menſch dieſe Einſicht bekommt — und weiß, was ein Sünder iſt, ſo wird er an aller ſeiner eigenen Gerechtigkeit verzagen, ſich ſelbſt ein Abſcheu ſeyn, und nach einer Gerechtigkeit hungrig und durſtig werden, die ihm aus Gnaden geſchenkt werde. Woher kommt nun die geſchenkte Gerechtigkeit? Was hat dieſelbe für einen Urſprung? Sie kommt von GOtt her. Paulus ſagt: die von GOtt dem Glauben zugerechnet wird; eigentlich heißt's: die aus GOtt iſt. Sie hat demnach einen viel höhern Urſprung, ſie iſt aus GOtt, weil Er ſie in ſeinem Gnadenbund zu ſchenken verheißen hat. Dahin zielen ſo viele herrliche Verheißungen der Propheten;

weil Er ſie in dem Evangelium von Seinem Sohn geoffenbart hat; Röm. 1, 1. und anbeut. Die Gerechtigkeit GOttes wird im Evangelium geoffenbart. Das iſt der Preis Seiner Erbarmung in Chriſto JEſu, daß, da Er eine Gerechtigkeit von uns fordern könnte, und uns um des Verluſts und Mangels derſelben belangen könnte, Er uns die Gerechtigkeit ſelber ſchenkt, in welcher wir vor Ihm ſtehen ſollen. Eben wie der Vater des verlorenen Sohnes geſagt: Bringet das beſte Kleid her! ſo hat uns GOtt die Gerechtigkeit als ein Kleid zugedacht. Wer derſelben theilhaftig wird, der dankt es ſeinem GOtt und ſagt (Joh. 61, 10.): ich freue mich im HErrn und meine Seele iſt fröhlich in meinem GOtt, denn er hat mich angezogen mit Kleidern des Heils und mit dem Gewand der Gerechtigkeit bekleidet! Ja wohl, denn vor Ihm taugt Nichts, als was Er ſelbſt gegeben hat; darum heißt es eine Gabe, ein Erbe. Hieraus zeigt ſich auch gleich der Unterſchied der eigenen und der geſchenkten Gerechtigkeit.

II. in Anſehung des Mittels. Die eigene Gerechtigkeit wird durch die Werke, die in unſerem Thun und Laſſen nach der Vorſchrift des Geſetzes verrichtet werden, aufgebaut und zuwege gebracht. Darum heißt ſie Paulus eine eigene Gerechtigkeit, die aus dem Geſetz oder aus den Werken des Geſetzes entſtehe. Daß man durch Werke eine Gerechtigkeit zuwege bringen will, das hat ſchon einen unrichtigen und verkehrten Sinn. Muß nicht der Menſch vorher gerecht ſeyn, ehe er gerechte Werke thun kann oder will? Muß er nicht vorher die Gerechtigkeit in ſeinem Herzen haben, damit ſein Thun und Vornehmen ein Beweis und eine äußerliche Frucht ſey der Gerechtigkeit, die in ihm iſt? Daher geſteht der Menſch, ohne daß er es weiß, ſchon von ſelbſt zu, daß er keine Gerechtigkeit habe, daß er in der Ungerechtigkeit ſtecke, wenn er erſt durch Werke eine Gerechtigkeit zuſammen bringen will. Und hieraus iſt klar, daß hievon noch immer gilt, was Paulus von den Juden ſagt Röm. 9, 31: Israel hat dem Geſetz der Gerechtigkeit nachgeſtrebt, und hat das Geſetz der Gerechtigkeit nicht überkommen. Warum das? darum, daß ſie es aus den Werken des Geſetzes ſuchen. Aber die Heiden, die nicht haben nach der Gerechtigkeit geſtrebt, haben die Gerechtigkeit erlangt. Warum das? Ich ſage von der Gerechtigkeit, die aus dem Glauben kommt. So iſt demnach kein anderes Mittel, die Gerechtigkeit, die vor GOtt gilt, zu erlangen, als der Glaube. Sie wird allein dem Glauben zugerechnet oder auf den Glauben geſchenkt. Iſt etwa der Glaube ein ſolch' vortreffliches Werk, welches GOtt vor allem andern gelten läßt? Nein; nicht um der vortrefflichen Beſchaffenheit willen, die den Glauben ausmacht, nicht ſo fern er ein ſolch' edles Geſchäft der Seele iſt, ſondern, weil der Glaube Chriſtum faßt, der unſere Gerechtigkeit durch Sein Leiden und Auferſtehung geworden iſt. Der Anfang und die Wurzel des Glaubens iſt das Hungern und Dürſten, d. i. ein ſehnliches Verlangen nach der Gerechtigkeit, und wenn demſelben Chriſtus im Evangelio angeboten und gezeigt wird, daß Er die Verſöhnung geworden, ſo ſetzt eben der Glaube Alles auf JEſum; er läßt's Ihm gelten und gibt Ihm die Ehre; er bittet um die Theilhaftigwerdung Chriſti; er ſieht in JEſu Grund genug zu aller Seligkeit, Vergebung, Frieden und hält ſich an Ihn, ſetzt alles Vertrauen auf Ihn, d. i. er eignet ſich den Sohn, den ihm der Vater gegeben hat, zu; er ergreift Ihn und vereinigt ſich ganz mit Ihm. So wird dann dem Menſchen die Gerechtigkeit Chriſti zugerechnet, als wenn er ſelbſt derjenige wäre, an welchem GOtt Wohlgefallen haben könnte. Luther ſagt: der Glaube iſt nur wie das Gold oder Metall, darein der Edelſtein gefaßt iſt. Das iſt's, was wir geſungen haben:

Der Grund, d'rauf ich mich gründe,
Iſt Chriſtus und Sein Blut;
Das machet, daß ich finde
Das ewig wahre Gut;
An mir und meinem Leben
Iſt Nichts auf dieſer Erd';
Was Chriſtus mir gegeben,
Das iſt der Liebe werth.

Ja, was Chriſtus mir gegeben, Sein Gehorſam, Blut und Tod, das iſt der Liebe des Vaters werth. Und daraus zeigt ſich genugſam, was für eine hohe und heimliche Gerechtigkeit dem Glauben geſchenket werde.

III. Die Wirkung nun iſt in Anſehung der eigenen Gerechtigkeit nicht beſonders im Text angegeben; ſie zeigt ſich nur aus dem Gegentheil. Sie läßt den Menſchen für ſich; er iſt und bleibt außer der Gemeinſchaft mit Chriſto, auf den doch Leben und Seligkeit allein ankommt. Ihr habt Chriſtum verloren, ſeid ganz von Ihm weg und geſchieden. Gal. 5, 4. Was kann da herauskommen, als lauter Jammer und Noth? So lange man demnach bei ſich ſelbſt ſtehen bleibt, ſo lang iſt man ein unſeliger Menſch, man mag auch von ſich, von ſeiner Tugend und Rechtſchaffenheit halten, was man will. Man muß nur ſeine Sünden tragen und dem Recht GOttes gewonnen geben. Aber die Gerechtigkeit des Glaubens hat dieſe ſelige Wirkung, daß man Theil hat an Allem, was Chriſtus iſt und hat. Darum drückt es Paulus auch ſo aus: durch den Glauben Chriſti d. i. der nur Chriſtum zum Ziele hat, der nur aus Chriſto iſt und lebt, ſich nährt und vergnügt, der Alles auf Chriſtum ſetzt. Davon ſagt Paulus unmittelbar vorher: und in Ihm erfunden werden. Das iſt die ſelige Wirkung, daß man von dem an, daß man dieſe Gerechtigkeit erlangt hat, nur in Chriſto angeſehen wird, in ſeiner Gemeinſchaft iſt und vor dem Vater ſteht; nun gilt mir Alles, was die Verdienſte JEſu austragen. Alles iſt mein; Er ſelbſt iſt meine Gerechtigkeit, Heiligung und Erlöſung. Ich darf nur in Ihm ſeyn, ſo habe ich Alles mit zu genießen, was Chriſti iſt. Daher hat es gleich ſo herrliche Wirkung, die Paulus Röm. 5, 1. beſchreibt: Friede, Hoffnung, Genuß der Liebe, Kraft des Lebens, Ruhm in GOtt.

Nun, aus dieſem Allem können wir den vollſtändigen Schluß machen, daß es um die Gerechtigkeit eines armen Sünders vor GOtt ganz eine andere Sache ſey, als die eigene Beſchaffenheit des Menſchen mit ſich bringt. Eine erhabene Sache! Auf einmal der Grund zu einer unausſprechlichen Seligkeit; ein gegründetes Teſtamentsrecht zu aller Herrlichkeit!

Nun iſt noch ein einziges Wörtlein in dem Text übrig, welches uns die fruchtbare Nutzanwendung dieſer ganzen Betrachtung zeigt. Paulus ſagt: daß ich habe. Man muß demnach nicht nur wiſſen, daß es eine ſolche Gerechtigkeit gibt, nicht nur ſich über die Wege GOttes wundern, ſondern haben.

Das iſt das wichtige Wörtlein, welches die Apoſtel ſo ſcharf treiben. Wer es hat, der weiß ſchon, was er hat und wird es nicht mit der ganzen Welt vertauſchen, ſondern erkennen, daß dagegen alles Andere nur Stückwerk iſt. Wem es geſchenkt worden, der hat's und hat's an einem fort. Aber leider zeigt ſich nun aus täglicher

Erfahrung, daß unter unſern Chriſten ſo wenige ſind, die dieſe Gerechtigkeit haben. Es gibt gewiß noch mehr Leute, die Tugend haben, als die dieſe Gerechtigkeit haben. Warum will man doch JEſum nicht haben? Ich bin es gewiß, daß wenn man den Leuten verſprechen könnte, daß ſie, ohne JEſum, Verſtand und Tugend und Alles, was GOtt gefällt, haben und bei GOtt wohl daran werden könnten, ſie würden noch mehr thun. Das zeigt ſich beſonders bei der gegenwärtigen vernünftigen Welt. Man kann noch Alles gelten laſſen; nur JEſum hält man für etwas Niederträchtiges, darüber ſich ein vernünftiger kluger Menſch ſchämen müßte, wenn er ihn nennen und viel daraus machen ſollte. Aber es bleibt doch dabei und der Tag wird es klar machen, daß Nichts gilt vor GOtt, als JEſus! Nur, wer den Sohn hat, der hat das Leben! Amen.

Eine andere Predigt am ſechsten Sonntag nach Trinitatis.

Teinach, 1751.

Evangelium: Matthäi 5, 20 — 26.

Ich ſage Euch: es ſey denn — Heller bezahleſt.

Eine aufrichtige Liebe zur Tugend findet allemal ihr billiges Lob und ihre Achtung; und ein ernſtlicher Fleiß der Frömmigkeit kann auch von denen ſelbſt nicht verworfen werden, welchen die Gottesfurcht ein Eckel iſt. Allein es iſt auch das nicht zu läugnen, daß wenig wahre Tugend, und noch weniger ächte Frömmigkeit unter den Menſchen angetroffen wird. Vielmals iſt es nichts Anderes, als ein mit einem äußerlichen guten Schein übertünchtes Laſter, was man für Tugend hält. Vielmals iſt die angebliche Frömmigkeit, wenn man es genau prüft, blos eine greuliche Bosheit. Es iſt nicht leicht zu urtheilen, ob dieſe oder jene Handlungen, welche der äußerlichen Art und Geſtalt nach gerecht und tugendſam zum Vorſchein kommen, aus einer wahren Quelle eines rechtſchaffenen Sinnes gefloſſen ſeyen oder nicht. Man kann ſich hierin ſelbſt täuſchen; man kann auch von Andern getäuſcht werden. Indeſſen kann man doch hiebei nicht gleichgültig ſeyn, noch alle Menſchen durchaus entweder für gut, tugendſam und rechtſchaffen, noch auch Alle für böſe, ſchlimm und ungerecht halten. Es iſt ſehr viel daran gelegen, ein richtiges Maaß und einen untrüglichen Prüfſtein zu haben, wornach man Tugend und Laſter, Frömmigkeit und Ungerechtigkeit an ſich und an Andern erkennen, und die dahin zielenden Handlungen beurtheilen und unterſcheiden kann. Aber wer wird uns ein ſolches Maaß und einen ſolchen Prüfſtein gewähren, als das Auge, das in das Innerſte ſieht und Herz und Nieren prüft? Mit einem ſolchen Augenmaaß ſieht JEſus die gerechten oder ungerechten Handlungen der Menſchen und ihr ganzes tugendliches Bezeugen an. Er ſtellt ein gewiſſes Ziel vor, wornach die Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit derſelben abzuwägen iſt. Dieſes Ziel iſt das Reich GOttes, wozu wir beſtimmt und berufen ſind. Er zeigt hiebei die Unzulänglichkeit der menſchlichen Tugend zum Reiche GOttes. Daraus iſt ihr Werth oder ihre Untauglichkeit zu beurtheilen. Und dahin geht auch Seine Lehre im heutigen Evangelium. Wir wollen demſelben zu Folge dießmal betrachten: Die Lehre JEſu von der Unzulänglichkeit der menſchlichen Tugenden zum Reiche GOttes.

Der Anfang unſeres heutigen Evangelii iſt gleichſam der Text und der Hauptſatz der ſchönen und weitläufigen Predigt, welche JEſus auf dem Berge gehalten hat. Er wollte die Beſchaffenheit und den Weg der wahren Gerechtigkeit lehren. Dieſe Lehre gehörte für Seine Jünger, die den Aufruf zum Reiche GOttes ſchon mit willigen Herzen angenommen hatten, und ſich nun zu demſelben zubereiten laſſen wollten. Dieſen begierigen Lehrjüngkrn trägt Er Seine Wahrheit vor, und läßt daneben einen Haufen vermiſchten Volks zuhören. Man kann nicht Allen Alles vortragen, ſondern zu einer jeden Lehre gehören die eigentlichen Leute, welche ſie angeht; aber man kann überhaupt Alle anhören laſſen, was man dieſen zu ihrer nöthigen Lehre und Unterweiſung ſagt. So war es bei dieſer Predigt des Heilandes. Seine Lehrart iſt weislich eingerichtet. Er will vor allen Dingen die falſchen Gedanken wegräumen, welche Seine Jünger gehindert hätten, Seinen Sinn zu vernehmen und ſich zu Seiner

Lehre zu bequemen. Man kann einem Menſchen nicht eher Wahrheit beibringen, bis man ihm ſeine Vorurtheile, ſeine falſche Meinung, wovon er eingenommen iſt, bei Seite bringt und ihn tüchtig macht, der Wahrheit Gehör und Raum zu geben. Daher handelt JEſus auch vor allen Dingen von der falſchen Gerechtigkeit, die zum Reiche GOttes untauglich ſey. Gerechtigkeit heißt und iſt überhaupt der Inbegriff aller Tugenden, welche der Heiland gleich darauf in Seiner Abhandlung nach den vornehmſten Geboten durchgeht. Dieß veranlaßt mich, Eurer Liebe vorzuſtellen:

Die Lehre JEſu von der Unzulänglichkeit der menſchlichen Tugenden zum Reiche GOttes.

Er ſagt hievon zu Seinen Jüngern: Ich (den ihr doch einmal als euren Lehrer und Meiſter, der von GOtt gekommen und euch in's Reich GOttes führen ſoll, angenommen habt), Ich ſage euch (die ihr in euren Herzen ſchon einen Aufruf, eine Begierde und Hoffnung zum Reiche GOttes habt, und daſſelbe nicht gerne verſäumen oder davon ausgeſchloſſen bleiben wollet): wo nicht eure Gerechtigkeit beſſer, völliger, richtiger, tauglicher iſt, denn der Schriftgelehrten und Phariſäer, ſo werdet ihr den Eingang in's Himmelreich nicht treffen noch erreichen. Es iſt offenbar, daß JEſus hier den Leuten, die Er tadelt, nicht alle Gerechtigkeit abſpricht, und ihnen ihren Tugendfleiß gelten läßt, den ſie nach ihrer Art bewieſen haben; aber Er bezeugt: Das reiche nicht hin, wenn man in das Reich GOttes kommen wolle. Wir müſſen demnach vor allen Dingen die Art und Beſchaffenheit dieſer Gerechtigkeit erwägen, ehe wir ihre Unzulänglichkeit erkennen können. Die Schriftgelehrten und Phariſäer haben bei uns längſt einen ſchlimmen Namen und einen ſchlechten Credit bekommen, ſeitdem der Heiland ihre Unrichtigkeiten aufgedeckt hat. Und es iſt unter den Chriſten Keiner ſo ſchlecht, ſo unchriſtlich er ſich auch bezeugt, der ſich nicht noch für beſſer hielte, als dieſe Schriftgelehrten und Phariſäer, ja, der es nicht für einen Schimpf hielte, wollte man ihn mit jenen in Vergleichung bringen. Aber unter ihrem Volke waren es gelehrte, angeſehene, wegen ihres Tugendfleißes und ihrer Gottesfurcht belobte und geehrte Männer, welchen das übrige gemeine Volk als ſeinen Lehrern gerne den Vorzug ließ, und wobei es zum Voraus dachte: dieſen können wir nicht gleich kommen. Man denke ſich einen Menſchen, der allen Ernſt und Fleiß zeigt, ſich vor groben Sünden zu hüten, der wider alle Ungerechtigkeit im gemeinen Leben eifert, der alle Gebote GOttes hochhält, und ſich nach dem vorgeſchriebenen Buchſtaben des Geſetzes in ſeinem Thun und Laſſen gerne richten will, der deßwegen das Geſetz GOttes fleißig liest und betrachtet, damit er ja Alles wiſſe, was GOtt befohlen hat; der ein zärtliches Gewiſſen hat, über Alles zu fragen, ob es recht oder unrecht, erlaubt oder verboten ſey, der für die Ehre GOttes und des öffentlichen Gottesdienſts eifert; der ſich nicht begnügt, ſeinen Morgen- und Abendſegen, ſondern wohl auch noch drei oder vier ſchöne Gebete dazu zu leſen; der den Armen gibt, und ſeinen eigenen Leib kaſteit, damit er nicht üppig werde. Ich frage: würde man nicht einen Menſchen, der dieſes Alles in ſeinem äußern Leben und Wandel zeigt, unter uns für einen großen Heiligen halten? Würde man nicht insgemein denken: ein ſolcher Menſch thue nur zu viel; er treibe es nur zu hoch; man könne mit Wenigerem auch auskommen; es ſei nicht nöthig, Alles ſo genau zu nehmen, oder, wie unſere gemeinen Leute ſagen: „ich will ſchon auch, — ich getraue mir ſchon auch in den Himmel zu kommen, wenn ich ſchon nicht ſo bin!“ Würden nicht zum wenigſten alle ehrlichen Leute einen ſolchen Tugendfleiß loben? — Aber JEſus ſagt: eure Gerechtigkeit, ſoll ſie zum Reiche GOttes taugen, muß weiter, reicher, völliger und beſſer ſeyn. O wie weit ſind wir nach unſerm gemeinen Sinn von dem Sinn Chriſti entfernt, ob wir ſchon Seine Lehre unter uns haben! Wer einen ſolchen ernſtlichen, auf GOtt und Sein Geſetz genau gerichteten Wandel, einen ſolchen Fleiß der Gerechtigkeit, der Mäßigkeit, der Freigebigkeit zeigte, von dem wäre das mein Urtheil: ſoll es dem fehlen, daß er nicht in's Himmelreich käme, der doch ſo unſträflich gewandelt hat? Man dächte wohl, das wäre ungerecht, wenn einem ſolchen die Seligkeit verſagt würde. Noch mehr: JEſus ſagt: eure Gerechtigkeit muß beſſer ſeyn. Und wie Viele ſind, die es nur ſo weit zu treiben begehren, als dieſe angeſehenen Männer, die vor dem göttlichen Geſetze und all deſſen Worten die größte Achtung bezeugten? Man iſt ja mit ein bischen Ehrbarkeit, dadurch nur der Wohlſtand des geſellſchaftlichen Lebens nicht verletzt wird, ſchon zufrieden, und heißt es jetzt einen ehrbaren und chriſtlichen Wandel, da doch die Lehre des Chriſtenthums etwas ganz Anderes fordert. Man kann alſo von unſern meiſten Chriſten nicht ſagen, daß ihre Gerechtigkeit, ihr Tugendfleiß, ihr äußerer Wandel nach dem vorliegenden Buchſtaben des Geſetzes ſo gut ſey, als der Schriftgelehrten und Phariſäer, geſchweige, daß ſie beſſer wären; doch will ich mich dabei nicht länger aufhalten. Der Tag redet's; die leidige Erfahrung bezeugt es; und das Gewiſſen der Menſchen kann es nicht abläugnen. Allein, wenn es auch bei uns noch weiter gienge, wenn auch noch mehr Tugend in allem äußerlichen Wandel gezeigt würde, wenn man ſich des Frommſeyns auch mit Ernſt annähme und kein Geſpött mehr daraus machte; wenn man auch ein zärtliches Gewiſſen hätte, und die Vorſchriften der göttlichen Gebote ſo hoch hielte, als dieſe Schriftgelehrten, ſo ſagt uns doch der himmliſche Lehrer: das ſey noch keine Gerechtigkeit, das ſey noch kein rechtſchaffenes Weſen, das zum Reiche GOttes tauge. Das iſt eine harte Lehre, muß ein Jeder denken, der JEſum noch nicht wahrhaftig erkannt hat und Seiner theilhaftig geworden iſt! Ei, warum denn, möchte man fragen, ſoll dir Alles, wenn man es auch ernſtlich meint, nichts gelten? — Ich will es mit einem Wort ſagen: bei dem Allem kann man doch noch ein böſes Herz haben und behalten. Und GOtt ſiehet und prüfet das Herz, und richtet unſere Werke nicht nur nach dem äußerlichen Thun, ſondern nach der ganzen Geſtalt und innerſten Beſchaffenheit des Herzens. Steckt nun das Herz noch in der Sünde, ſo iſt alle äußerliche Gerechtigkeit eine falſche Tugend, und taugt nicht in das Reich GOttes. Denn da geht lauter Wahrheit im Schwang, wie Paulus gleichfalls ſagt Epheſ. 4, 19: ſo ihr anders gelernt habt, daß in Chriſto Wahrheit, rechtſchaffenes Weſen ſey. Nun können wir ſchon näher erkennen, warum JEſus die beſte Gerechtigkeit, die ſich unter Menſchen zeigt, den ernſthafteſten Tugendwandel für unzulänglich zum Reiche GOttes erklärt. Ich will jetzt drei Urſachen davon angeben, die JEſus im Evangelium anführt:

1) Weil bei all dieſem Tugendfleiß noch genug Böſes im Herzen übrig bleibt, das gar nicht erkannt, viel weniger geachtet wird. Das zeigt der Heiland an Beiſpielen, wenn Er ſagt: ihr habt gehört, daß zu den Alten geſagt iſt: du ſollſt nicht tödten, nicht

ehebrechen, keinen falſchen Eid thun und ſollſt GOtt deinen Eid halten. Er will ſagen: ihr nehmet den Buchſtaben des Gebots nur nach dem groben, äußerlichen Ausbruch. Wenn ihr nicht tödtet, ſo meinet ihr, ihr habt die Gerechtigkeit nach dem fünften Gebot gethan; und ihr erkennet nicht und wollt nicht wiſſen, daß euch noch ſo Vieles fehlt und zurückbleibt, das hieher gehört. Ihr achtet es nicht, wenn ihr ſchon über euern Nebenmenſchen zornig werdet, wenn ihr ſchon einen heimlichen Neid wider ihn heget, wenn ihr ihn ſchon für nichtswürdig haltet, wenn ihr ihn ſchon als einen Narren behandelt, als der nicht auch nach dem Ebenbilde GOttes geſchaffen wäre. Ihr meinet doch, ihr ſeyd gerecht, und GOtt ſey mit euch zufrieden, und achtet das Böſe nicht, das nichts deſto weniger aus eurem Herzen aufſteigt, und noch in ſo vieler und ſchrecklicher Ungerechtigkeit niſtet! — Ich bitte ein wenig nachzudenken: iſt das nicht derſelbe Fall, die eigentliche Rede, die man täglich unter uns hören kann: ich thue Niemand Etwas zu leid; ich beweiſe männiglich, was ihm gehört!? Aber all' das Böſe, das im Herzen iſt und ſich in unzähligen Umſtänden äußert, wird dabei nicht in die Rechnung genommen. — Wer kann eine ſolche Lehre vertragen: aller Zorn macht dich des Gerichts ſchuldig und ſomit untüchtig zum Reiche GOttes! Alles, was nicht grobe, und ſchon mit weltlichem, obrigkeitlichem Geſetz verpönte Ausbrüche ſind, das wird in das allgemeine Regiſter geſchrieben, wenn man es auch nicht entſchuldigen kann: wir ſind eben Alle arme Sünder. Aber taugt denn ein ſolches Herz, das die Sünde und das große Verderben ſeiner innerlichen Neigungen nicht erkennt noch achtet, zum Reiche GOttes? Einem ſolchen iſt's noch nicht ernſt zum HErrn und zu Seinem Himmelreich! Darum muß man bei der Erkenntniß ſeines innerlichen Verderbens anfangen, wenn man ſich zum Reiche GOttes zubereiten will. Man muß in ſich gehen und auf ſein Herz zurückkommen. So lange alſo dem Menſchen ſein eigenes Herz verborgen bleibt, ſo ſind alle ſeine Tugenden wie ein übertünchtes Grab.

2) Zum Andern ſind wir unzulänglich zum Reiche GOttes, weil bei all dieſem Tugendfleiß die große Verſchuldung und die Strafwürdigkeit der Sünde nicht erkannt noch geſchätzt wird. Der Heiland zeigt, was für ſchwere Verſchuldungen nichts deſto weniger

auf ihnen liegen, ob ſie ſchon meinen, gerecht zu ſeyn und keine Strafe zu verdienen. Er gebraucht das Gleichniß von den Stufen der weltlichen Gerichte und der äußerlichen Strafen, die unter dem Volke bekannt waren, und will ſagen: wer Zorn hält, der ladet eine ſo ſchwerere Verſchuldung vor GOtt auf ſich, als ihr meinet, daß derjenige auf ſich lade, der einen Todtſchlag begangen hat. Vor dieſem hütet ihr euch, damit ihr nicht in Verſchuldung gerathet, aber vor jenem nicht, weil ihr die Schwere der Verſchuldung nicht erkennet. Ich bitte wiederum ein wenig nachzudenken: Iſt das nicht derſelbe Fall, der ſich täglich bei uns zuträgt? denkt man denn anders: der Menſch hat weder geflucht, noch Ehebruch, Mord oder Diebſtahl begangen, man kann ihm nichts Unehrbares nachſagen; und GOtt ſollte ihn doch in die Hölle werfen? Man achtet demnach alle die Verſchuldungen nicht, die man ſich doch als einen Schatz zuſammenhäuft auf den Tag des Gerichts. Es iſt aber nichts verborgen, das nicht offenbar werde. Wer aber mit GOtt auf ſolche Weiſe abrechnen will, und nur dieſe groben Schulden in's Regiſter ſchreibt, und wenn er dergleichen nicht hat, alle übrigen für nichts achtet, der handelt nach Menſchenweiſe, dem wird GOtt zeigen, wie Er richtet; dem wird Er alle Heller und Pfennige anrechnen, alle ſeine Gedanken, alle Neigungen ſeines Herzens, alle Abſichten, — und das gibt eine entſetzliche Summe, darüber er ewiglich im Kerker gelaſſen wird, weil er den letzten Heller niemals bezahlen kann. *Man muß demnach unſere Verſchuldung gegen GOtt anders lernen anſehen und berechnen*, wenn man der Gnade ſeines Reiches theilhaftig werden will.

3) Weil man bei ſeiner Frömmigkeit es doch nur auf die Uebung des äußerlichen GOttesdienſtes, ohne ein lauteres Herz gegen GOtt, ankommen läßt. Das will der Heiland mit dem Gleichniß ſagen: „Wenn du deine Gabe auf dem Altar opferſt, und wirſt allda eingedenk, daß dein Bruder etwas wider dich habe, ſo laß allda vor dem Altar deine Gabe, und gehe zuvor hin, und verſöhne dich mit deinem Bruder; und alsdann komm, und opfere deine Gabe.“ Du willſt mit GOtt handeln, und behältſt doch ſolche Unreinigkeiten und Unlauterkeiten in deinem Herzen. Reinige und läutere zuvor dein Herz, daß du mit einem redlichen, freien und ganzen Herzen vor

GOtt kommen könneſt! Ich bitte noch einmal ein wenig nachzudenken: Iſt das nicht derſelbe Fall, der beſtändig bei uns eintrifft? Man meint GOtt mit dem äußerlichen Opfer des Kirchen- und Abendmahlgehens abzufertigen; man hält die äußerliche Weiſe des Gottesdienſtes mit, d. i. nach jener Verordnung es auszudrücken: man bringt ſein Opfer auch zum Altar, aber vor und nach behält man die Sünde. Sollte das zum Reiche GOttes taugen? Wem es alſo nicht mit ganzem Ernſt ſeines Herzens um GOtt zu thun iſt, ſondern wer da meint, mit äußerlichem Gottesdienſte zum Himmel würdig zu werden, derſelbe iſt noch untüchtig zum Reiche GOttes.

Und das iſt der Anfang der Lehre, das ſind die erſten Grundgedanken, darnach ſich ein jegliches Menſchenherz richten muß, wenn ihm etwas am Reiche GOttes gelegen iſt. Man muß einmal das falſche Weſen einer äußerlichen Gerechtigkeit aufgeben, und ſich von JEſu eines Beſſern belehren laſſen. So lange man in ſolcher Meinung ſteht, ſo iſt man nicht einmal fähig, die Lehre von der wahren Gerechtigkeit des Reiches GOttes zu vernehmen. Deßwegen räumt auch der Heiland dieſen Schutt vor allen Dingen weg, um ſich zur Erkenntniß Seiner Wahrheit in den Gemüthern Bahn zu machen. Und ich muß es auch dießmal hiebei bewenden laſſen und kann nicht weiter zeigen, worauf es in dem Gegentheil ankomme, wenn man eine zum Reich GOttes tüchtige Gerechtigkeit erlangen will. Ich will nur noch etliche allgemeine Anmerkungen hinzufügen.

1) Niemand kann uns beſſer lehren, was wahre Tugend und rechtſchaffenes Weſen ſey, als JEſus, der die Wahrheit ſelber iſt. Wer dieſen Lehrer nicht hören mag, der wird ſich in ſeinen eigenen Gedanken nur immer mehr vereiteln, je mehr er der Tugend und Gerechtigkeit nachſtrebt, und nicht einmal ſoviel Ehrbarkeit nachweiſen können, als er noch gerne vor der Welt zeigen möchte. Was kann ein eitles Herz anderes als Eitelkeit gebären? Darum iſt all' ſein Gutes auch eitel und unnütz. Man muß demnach die Regel nicht aus ſich ſelber nehmen, wornach man Tugend und Untugend beurtheilen will. Man muß auch nicht denken: Wenn ich mir ſelbſt gut genug, rechtſchaffen genug in meinen Augen, und mit mir ſelbſt zufrieden bin, ſo wird GOtt auch mit mir zufrieden ſeyn. Das iſt gegenwärtig der gemeinſte Wahn, womit ſich die armen Menſchen in ihrer Sicherheit beruhigen.

2) JEſus hat uns nicht nur die wahre Gerechtigkeit gelehrt, ſondern Er iſt uns ſelbſt der Weg der Gerechtigkeit, ja, die Gerechtigkeit ſelbſt geworden. Wer Ihn kennen lernt, der kann ſagen: in Ihm habe ich Gerechtigkeit und Stärke; Jehovah ſelbſt iſt meine Gerechtigkeit! Und dieſe Gerechtigkeit iſt freilich die beſte, die vortrefflichſte, die allein vor GOtt und Seinem Reiche gilt. Dieſe ſoll man mit Ernſt ſuchen, und bei JEſu Das finden, was man nicht für ſich hat, noch durch ſich ſelbſt zuwege bringen kann.

3) Man kann demnach wohl ein ehrlicher, ein wackerer, tugendſamer, belobter, ja, ein gottesfürchtiger Menſch ſeyn, aber man taugt doch damit noch nicht in's Reich GOttes. Das iſt gut in dieſe Welt herein und zum äußerlichen Leben; da bringt es Lob, Vortheil, Glück, und Segen, aber zum Reiche GOttes iſt es noch nicht hinlänglich; da muß noch ein anderer Grund des Herzens ſeyn.

4) Alſo fängt JEſu Lehre und der Schritt zur Gerechtigkeit damit an, daß man von Grund aus andere Gedanken faſſe. Darum war Sein erſtes Wort: thut Buße, ändert euern Sinn! Der ehrbare, tugendſame Menſch muß ſowohl Buße thun, als der gottloſe Menſch, und ſich von Grund ſeines Herzens ändern, wenn er zum Reiche GOttes gelangen will.

Nun, der HErr ſende Sein Licht und Seine Wahrheit in unſere Herzen, daß wir erkennen Sein Werk, und tüchtig werden zu Seinem Reiche! Amen.

Am ſiebenten Sonntag nach Trinitatis.

Teinach, 1733. Dazu als Anhang eine Wochenpredigt.

Evangelium: Marc. 8, 1—9.

Zu der Zeit, da viel Volks da war, und hatte nichts zu eſſen, rief JEſus Seine Jünger zu ſich, und ſprach zu ihnen: Mich jammert des Volks, denn ſie haben nun drei Tage bei mir verharret, und haben nichts zu eſſen; und wenn ich ſie ungegeſſen von mir heim ließe gehen, würden ſie auf dem Wege verſchmachten. Denn Etliche waren von Ferne gekommen. Seine Jünger antworteten Ihm: Woher nehmen wir Brod hier in der Wüſte, daß wir ſie ſättigen? Und Er fragte ſie: Wie viel habt ihr Brode? Sie ſprachen: Sieben. Und Er gebot dem Volk, daß ſie ſich auf die Erde lagerten. Und Er nahm die ſieben Brode, und dankte, und brach ſie, und gab ſie Seinen Jüngern, daß ſie dieſelbigen vorlegten; und ſie legten dem Volk vor. Und hatten ein wenig Fiſchlein; und Er dankte, und hieß dieſelbigen auch vortragen. Sie aßen aber und wurden ſatt, und hoben die übrigen Brocken auf, ſieben Körbe. Und ihrer waren bei viertauſend, die da gegeſſen hatten; und Er ließ ſie von ſich.

Daß wir ohne den Segen GOttes zur Erhaltung unſeres Lebens nicht auskommen können, das iſt eine Wahrheit, davon wir den Beweis aus täglicher Erfahrung nehmen können. Ja, wer noch die geringſte Achtung vor GOtt, ſeinem Schöpfer, hat, der wird es gerne zugeſtehen, und Ihm darüber die Ehre geben. So wenig wir uns das Leben ſelbſt gegeben haben oder geben können, ſo wenig ſind wir auch im Stande, daſſelbe ohne GOtt und Seine allwaltende Wirkung zu erhalten. Wir haben nichts in unſerer Gewalt, damit wir uns ſelbſt rathen und helfen könnten. Unſere Dürftigkeit treibt uns zu GOtt, der einzigen Quelle alles Lebens und Segens. Sobald Er uns Sein Gedeihen entzieht und Seine Segenskraft zurücknimmt, ſo verdorren unſere Lebensſäfte und wir vergehen. So lange Er Seine milde Hand aufthut, und Seinen Segen walten läßt, werden wir von Seiner Güte geſättiget, von Seiner Kraft erhalten und geſtärkt. Daraus ſollen wir in Demuth erkennen, daß Er GOtt, unſer einziger Erhalter, Verſorger und Vater iſt, und Ihm darüber Lob und Dank bringen. Es bleibt daher ein wahres Wort, was wir ſprüchwortsweiſe ſagen: an GOttes Segen iſt Alles gelegen.

Aber der Sohn GOttes, JEſus Chriſtus, iſt der neue Segen der Welt geworden. Von Anfang an hat gleich Seine Kraft gewirkt, allen Dingen das Leben und Weſen zu geben. Und gleichwie ohne das ewige Wort, das beim Vater war, nichts gemacht iſt, was gemacht iſt, ſo wird auch ohne daſſelbige Wort nichts erhalten noch geſegnet. GOtt wirket Alles durch dieß Sein Wort. Aber nachdem wir uns durch Ungehorſam von der Quelle des Lebens abgeriſſen und dadurch Seines Segens verluſtig gemacht hatten, hat ſich der Sohn GOttes unſer aufs Neue angenommen. JEſus Chriſtus iſt uns wie die Urſache eines ewigen Heils, ſo auch der Grund und Urſprung alles Segens geworden, den wir nun zur Erhaltung ſowohl unſerer Seele, als auch unſeres Leibes und Lebens täglich bedürfen und reichlich empfangen. Ihm haben wir es zu danken, wenn wir geſegnet werden. Seine Kraft durchdringet Alles; Sein Segen bringt Alles zum Gedeihen. Er iſt uns dießfalls ganz unentbehrlich. Und das ſey Ihm zur Ehre geredet! Das iſt der Inhalt meiner dermaligen Betrachtung, da ich aus Gelegenheit des heutigen Evangelii zu reden gedenke von der überſchwänglichen Segenskraft unſeres HErrn JEſu.

Die Wunderwerke, welche JEſus, da Er auf Erden wandelte, in der äußern Natur verrichtete, ſind nicht nur ein Merkzeichen und Beweis geweſen, daß Er eine Kraft beſitze, die alle Kräfte der Natur überſteige, ja, daß Er der HErr der Natur ſey, ſondern ſie haben in ihren verſchiedenen Gattungen auch anzeigen ſollen, was wir an Ihm haben und was Er an uns beweiſen wolle. Wenn Er Kranke geſund gemacht, ſo gab Er damit zu erkennen, daß Er Derjenige ſey, der zu ihnen ſagte: Ich bin der HErr, dein Arzt. Wenn Er Teufel austrieb, ſo zeigte Er damit, daß Er gekommen ſey, die Menſchen von des Teufels Gewalt zu erlöſen. Und wenn Er die Hungrigen geſpeiſet, ſo ſtellte Er ſich dar, daß Er der Erhalter und Verſorger ihres Lebens ſey. An Ihm ſollte man den rechten Segensmann haben, der durch Seine Kraft den Segen in alle Dinge brächte. Und das iſt's, worauf uns die Geſchichte, die im heutigen Evangelio erzählt wird, gar beſtimmt hinweiſet. Wir wollen dieſem Gedanken weiter nachgehen. Ich will dazu Gelegenheit nehmen, wenn ich dießmal rede

Von der überſchwänglichen Segenskraft unſeres HErrn JEſu; dabei wollen wir erwägen,

I. Wie ſie ſich ſo verborgen erweiſe, und
II. Wie ſie doch ſo reichlich mittheile.

Gleichwie in JEſu die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig wohnet, ſo hat Er auch eine überſchwängliche Segenskraft. Dieſelbe hat Er an der Speiſung der viertauſend Mann mit ſieben Broden dargethan und uns zum Glauben vorgeſtellt. Wir wollen hiebei

I. die verborgene Wirkung betrachten. JEſus nimmt, was da iſt, zur Hand. Seine Jünger dachten, das könne doch unmöglich für viertauſend Mann hinreichen. Er aber ging damit nicht anders um, als wie ein Hausvater über ſeinem Tiſche zu thun pflegt, wenn er ſeinen Kindern die Speiſe vorſetzt. Er dankte und brach das Brod. Die Jünger fingen an auszutheilen; Das Brod vermehrte ſich unter ihren Händen; ſie reichen hinaus, und es bleibt noch übrig und Alle werden ſatt. Sie ſahen nicht, wie dieß geſchah; aber es war ſo, und der Augenſchein zeigte, daß JEſus durch Sein Segenswort eine ſolche Vermehrung in die wenigen Brode gebracht hatte. Keiner Seiner Jünger konnte ſehen oder ſagen, wie das zugegangen ſey, und ſie waren doch die Werkzeuge, die das Brod austheilten. Und das Wunder lag vor ihren Augen. So iſt's die Weiſe JEſu. Seine Kraft wirkt ganz verborgen, aber ſie zeigt doch einen herrlichen Ausſchlag. Man kann nicht ſehen, wo der Segen herkommt, aber man hat ihn in Händen und kann ihn mit fröhlichem Herzen genießen. Dabei haben wir nun etliche wichtige Wahrheiten noch genauer zu bemerken:

1) Von JEſu kommt auch der Segen her im Leiblichen zur Erhaltung unſeres Lebens und unſeres ganzen Wohlſtandes in dieſer Welt. Es iſt ein falſcher Gedanke, wenn man meint, Seine Wirkung und Kraft gehe nur auf die Seelen, und zum Beſtand unſeres zeitlichen Lebens und der Nothdurft unſeres Leibes könne man ſchon ohne Ihn auskommen. Man darf nicht denken, daß, weil Er der Erlöſer unſerer Seele aus Sünde und Verderben worden iſt, Ihn entweder das Aeußerliche nichts angehe, oder daß Er ſich nicht darum bekümmere. Durchaus nicht! Auch dazu iſt uns die Segenskraft JEſu ganz unentbehrlich. Wenn die gottloſen Menſchen in der Welt, die mit JEſu Nichts zu thun haben mögen, die Ihn und Seine Gnade verachten, wüßten und erkenneten, daß ſie ohne Seine Segenskraft keinen Biſſen Brod mit Gedeihen eſſen könnten, mich dünkt, ſie würden mehr auf Ihn halten. Woher kommt es, daß die Erde noch immer ihre Früchte gibt und die Menſchen Brod und Nahrung haben? Wenn nicht ſogleich nach dem Fall eine neue Verheißung des

Segens wäre dazwiſchen geſtellt worden, ſo würde der Acker nichts als Dornen und Diſteln getragen haben. Aber daß GOtt die erſte Fruchtbarkeit nicht ganz zurückgezogen hat (das wäre der volle Fluch geweſen), das iſt um JEſu willen geſchehen. Und ſo hat Adam gleich ſein Brod vom Segen JEſu gegeſſen. Aber nachdem Er in der Welt erſchienen iſt, und allen Fluch durch Sein Kreuz abgethan hat, ſo iſt Er jetzt befugt und in den Stand geſetzt, den Segen mitzutheilen und über die Erde zu bringen. Ihm iſt Alles unterthan; Pſ. 8. auch die Schafe und Ochſen allzumal, dazu auch die wilden Thiere, die Vögel unter dem Himmel und die Fiſche im Meere, und was im Meere geht. Er hat nun die Macht über alles Fleiſch. Darum heißt es von JEſu: Er träget alle Dinge. Hebr. 1, 3. Wenn Er ſpricht, ſo iſt Segen und Gedeihen in allen Sachen. Wenn Er Seine Kraft zurückzieht, ſo fehlt's überall; darum wird Ihm auch der Segen Offenb. 5, 12. zugeſchrieben. Auch dieſe Wahrheit ſoll uns reizen, daß wir uns zu JEſu wenden und Ihn theuer achten, damit Er Seinen Segen auch über uns ausbreite, und wir unter Seiner allwaltenden Kraft hingehen.

2) Dieſe Seine Segenskraft fällt wohl nicht in die Augen, aber ſie iſt doch gegenwärtig und wirket in allen Dingen zum Segen und Gedeihen. Darinnen haben wir die Wege Seiner Weisheit zu erkennen und zu verehren. Er verdeckt Seine Kraft mit den Schalen der äußerlichen Werkzeuge und der Mittelurſachen, die Er dazu gebraucht. Hier nimmt Er gerne die ſieben Brode, da Er ja ſogleich viel Brod auf einem Haufen hätte vor der Jünger Augen hinſtellen können, daß ſie hätten ſagen müſſen: Nun haben wir Brod genug für alle die Leute! Wir müſſen alſo hierin Seine Weiſe und Art zu wirken, erkennen lernen. Es iſt ein großer Irrthum, wenn man die Natur mit ihrer Ordnung der allgegenwärtigen Kraft und Einwirkung Chriſti entgegenſetzt, und über jener dieſe ſogar wegleugnet. Aber das iſt in der gegenwärtigen Zeit ſowohl bei der gebildeten Welt, als bei dem gemeinen Volke gar gemein. Wenn dem Ackersmann ohne Sein Zuthun Brod vom Himmel regnete, oder Seine Scheunen ſo voll wären, daß er den Segen JEſu greifen und vor dem Gebrauch ſehen könnte, ſo würde er es eher zugeſtehen. Aber über dem, daß er dabei ſeine Arbeit verrichten ſoll, vergißt er der Segenskraft,

ohne welche ſein Pflanzen und Begießen doch nichts wäre, und ſchreibt's ſeiner Arbeit, ſeinem Fleiße zu. Wenn die vernünftigen Geiſter noch Gründe in der Ordnung der Natur und dem Zuſammenhang der Dinge finden können, ſo heißt es: das kann man noch natürlicher erklären! und wollen ſofort die Natur ganz unabhängig machen von der augenblicklichen Einwirkung des Schöpfers und von ſeinem freien Willen, womit Er die Natur drehen und wenden kann. Wenn GOtt den Himmel verſchließt, wenn Er den obern Schöpfungen gebeut, ſo können wir es nicht erreichen, wie Er die Natur dreht und wendet, und wie Er dem Wenigen die Vermehrungskraft beilegt. Aber das ſollen wir in Demuth anerkennen, daß es geſchieht, daß Seine Kraft in allen Dingen wirket, daß es von Ihm herkommt und in einer völligen, willigen und glaubigen Abhängigkeit von Ihm ſteht. Und das iſt die

3) dritte Wahrheit: es geſchieht, unſern Glauben zu üben, daß JEſus Seine Segenskraft ſo verborgen beweist. Das war auch der Zweck mit dieſem Wunderwerk bei den Jüngern, wie es ſich gleich gezeigt hat. Vers 17: Vernehmet ihr noch nichts, und ſeyd noch nicht verſtändig? Habt ihr noch ein verſtarret Herz in euch? Es iſt demnach ein Kennzeichen einer Herzenshärtigkeit, wenn wir die Segenskraft bei ihrer verborgenen Wirkung nicht erkennen, noch unſer Vertrauen weiter reichen laſſen, als unſere Augen ſehen. Das iſt des Unglaubens Sprache, wenn es ſogleich heißt: ja, wo wird es herkommen? O wenn wir uns mit unſerm Herzen an GOtt hinlegten, o wenn wir JEſum ehrten und im Vertrauen auf Ihn lebten, was würden wir noch ſehen, was würden wir noch erfahren! Gewiß, der Unglaube hindert gar vielen Segen; wir würden das Gedeihen JEſu inne werden. Die Wunder, die JEſus gethan hat, geſchehen noch immer; aber man merkt's nicht, man achtet nicht darauf. Und die, welche Seine Wege verſtehen und dergleichen erfahren, dürfen es nicht ſagen, um des Aergerniſſes willen, und weil es mehr zum Spott und zur Schmach des Heilandes, als zu Seiner Ehre gereichte. Darum bleibt es vor der unglaubigen Welt verborgen. Laßt uns noch ſehen,

II. Wie die Segenskraft JEſu ſo reichlich mittheile.

Es war gedoppelt — an den Leuten und in den Körben; der Segen war überſchwänglich in der Vermehrung der Brode. Laſſet uns dieſer Vermehrungskraft ein wenig zur Bewunderung derſelben nachdenken. Was iſt für eine Vermehrungskraft in die erſten Samenkörnlein der Erde gelegt worden, wie es Gen. 1, 11. beſchrieben iſt: es laſſe die Erde aufgehen Gras und Kraut, das ſich beſame; und fruchtbare Bäume, da ein jeglicher nach ſeiner Art Frucht trage und habe ſeinen eigenen Samen bei ihm ſelbſt auf Erden, und das währet ſchon über ſechstauſend Jahre, und wir ſehen es alle Jahre! Es iſt eine unzählbare Summe jährlich aus ſo wenig Körnern. Kann das ohne die fortdauernde Segenskraft GOttes, der um JEſu willen allen Dingen nahe iſt, geſchehen? Man berechnet, daß mehr Menſchen auf der Welt leben, als jährlich Garben Korn wachſen, und doch werden ſie Alle erhalten. Das gibt wohl aus! ſagt man; aber was gibt ſo wohl aus? Antwort: Die überſchwängliche Segenskraft JEſu gibt ſo wohl, ſo reichlich aus? Das iſt's, was Er in der Schrift ſo oft verheißt; z. B. Hoſ. 2, 21: Er wolle den Himmel erhören, und der Himmel ſoll die Erde erhören, und die Erde ſoll Korn, Moſt und Oel erhören. Dieſen Preis gibt Ihm auch Paulus, 1 Timoth. 6, 17. der da gibt Allen reichlich zu genießen.

Nun, dieß mag vor allen Dingen Diejenigen reizen, welche jetzt mit den Gaben GOttes auf dem Felde umgehen und Seinen Segen in ihre Scheuern bringen, daß ſie ja deſſen nicht vergeſſen, der es ihnen gegeben, nicht nur der Gabe ſich freuen, wenn ſie nun, anſtatt ſieben, vierhundert einerndten, ſondern auch ſich reizen laſſen, den guten JEſum, von dem es herkommt, daß die Erde noch Korn und Samen trägt, dafür lieb zu haben.

Noch eins: Wir geſtehen es auch JEſu zu, daß das Gedeihen bei unſerer Bad- und Sauerbrunnen-Cur von Seinem Segen herkomme; darum bitten wir Ihn als die Quelle des lebendigen Waſſers: Segne auch dieſes Bad- und Trinkwaſſer! Daher wünſche ich von Herzen, daß vornemlich alle Herzen ſo geſinnt ſeyn mögen, daß ſie Seines Segens theilhaftig werden können, und daß ſie über allem Gedeihen, wenn es erquickend auf den Geiſt wirkt, Ihm die Ehre geben, und Er auch über dieſem Segen Lob und Preis in unſerer Mitte und aus unſern Herzen erlangen möge! Amen.

Wochenpredigt.

Teinach, 1753.

Text. Eph. 1, 3. Gelobet ſey GOtt und der Vater unſers HErrn JEſu Chriſti, der uns geſegnet hat mit allerlei geiſtlichem Segen in himmliſchen Gütern, durch Chriſtum.

Wir haben vergangenen Sonntag aus dem Evangelio vernommen, daß JEſus die Urſache alles Segens ſey, den wir zur Erhaltung des zeitlichen Lebens empfangen. Es iſt Seine Kraft, die allenthalben wirkt, die durch Alles dringt, die Alles erhält, fördert und ſegnet. Und das gereicht Ihm auch zur Ehre und zum Preis Seiner blutigen Verdienſte, wodurch Er den Fluch der Erde abgethan und den Segen erworben hat. Aber iſt nicht die Seele mehr, denn der Leib? Iſt nicht das Heil der Seele mehr, denn die Erhaltung des Leibes? Iſt uns nun JEſus' ſo unentbehrlich zu dem, was unſer Wohlſeyn im äußern Leben betrifft: was wird Er nicht an unſerer Seele thun? Segnet Er leiblich ſo gerne: wie wird Er nicht unſern Seelen gerne Seinen Segen reichlich gewähren? Empfangen wir von Ihm das Geringere: warum wollten wir nicht auch das Beſſere bei Ihm ſuchen? Unſere Seelen müſſen auch aufs Neue geſegnet werden, wollen wir anders das Heil erlangen. Und dazu iſt uns JEſus vornämlich gegeben. Das iſt Sein Preis, daß Er der Heiland unſerer Seelen iſt und heißt. Es würde uns doch unausſprechlich gefehlt ſeyn, wenn wir auch aus Seiner milden Hand allerlei Gutes zur Erhaltung unſeres Leibes und Lebens erhalten hätten, und unſere Seelen müßten dabei darben und verſchmachten. Daher wird es nicht unpaſſend ſeyn, auch an den Segen zu gedenken, den wir zum Heil unſerer Seelen von JEſu haben können. Und das iſt die Sache, davon ich zu reden gedenke.

Aus vollem Herzen und in wirklichem Genuß der neuteſtamentlichen Gnade ſpricht Paulus das Lob GOttes aus, womit er in meinen Textesworten den Anfang ſeiner Rede macht. Er will den Glaubigen auf einmal den ganzen, unermeßlichen Reichthum vorhalten, den uns GOtt in Chriſto geſchenkt habe. Und das heißt er einen Segen. Gelobet ſey GOtt! Wir wollen zu unſerer Aufmunterung und zu Erweckung unſerer Herzen dieſen Worten des Apoſtels nachdenken, iſt's nicht mit ſo vollem Herzen, doch mit einer begierigen und einer zu JEſu Herzen gerichteten Seele, damit Er uns auch etwas in dieſer Stunde aus Seiner Fülle gewähre und Seinen Segen auf unſere Seelen kommen laſſe. Ich will vorſtellen

Den überſchwänglichen Segen GOttes in Chriſto JEſu zum Heil unſerer Seelen; und dabei

I. den Grund,
II. die Art und Beſchaffenheit, und
III. die Abſicht dieſes reichen Segens kürzlich erwägen.

Was nun

I. den Urſprung und Grund dieſes Segens betrifft, ſo iſt derſelbe einzig und allein die Offenbarung GOttes in Chriſto JEſu; denn darinnen beruht der ganze Vorſatz GOttes. Er hat uns Sündern Seinen Sohn geſchenkt, daß Er unſer Heil und Leben ſey. Sein eigener lieber Sohn, der in Seinem Schooße war, ſollte uns aus dem Verderben retten. Alle Gnade ſollte eine Gnade des Sohnes, alles Leben unſerer Seele, aller Segen ein Segen des Sohnes ſeyn. Darum kam der Sohn zu uns und hat ſich unſer in Perſon angenommen; das iſt der Hauptpunkt, der rechte Mittelpunkt von der ganzen Haushaltung GOttes. Auf den Menſchen-Sohn war es geſetzt, der in der Höhe GOtt der HErr iſt. Darum ſagt Paulus: in Chriſto hat uns GOtt geſegnet. Das iſt die Urſache, warum Sünder, die für ſich kein Recht an GOtt haben, wieder können geſegnet werden, weil ſie einen Chriſtus haben. Ein neues Haupt iſt ihnen gegeben, auf welches es allein ankommt, daß ihren Seelen Gutes widerfahre. Ihm muß man nun dieſen Preis und die Ehre geben, daß Er es allein ſey, der unſern Seelen helfen kann; wie Petrus gleichfalls Apoſtelg. 4. bezeugt: Es iſt in keinem andern Heil; Er iſt's allein. Das hat folgenden Zuſammenhang. Nachdem Er durch Sein Kreuz und Tod unſere Schulden abgethan und die Strafe aufgehoben, ſo iſt dem Menſchen JEſu, dem Erſtgebornen vieler Brüder, dem Haupt des andern Adam aller Segen, die ganze Fülle auszutheilen übergeben worden auf dem Throne. GOtt hat Ihn in dieſer Menſchheit erhöht, und Ihm allen Reichthum übergeben. Wie Er Alles hatte nach den Rechten der ewigen Geburt, ſo hat Er es jetzt nach dem Recht Seiner Herrſchaft, darin Er geſetzt iſt auf den Thron. Und dahin geht's, wenn hier Paulus ſagt: Der GOtt und Vater unſeres HErrn JEſu Chriſti. Denn es iſt eine Verheißung, welche der Menſch JEſus empfangen hat, der Verſöhner der Sünder: Ich will Sein Vater ſeyn, und Er ſoll mein Sohn ſeyn! Das iſt der Name, wovon Paulus in Vergleichung mit den Engeln redet. Zu welchem Engel hat Er jemals geſagt (Ebr. 1.): ſetze dich zu meiner Rechten, bis ich lege deine Feinde zum Schemel Deiner Füße? Und das iſt die Offenbarung GOttes in Chriſto, dem GOttmenſchen, die uns ſo viel Freude und Seligkeit bringt. Wir Menſchen haben nun ein Haupt; wir wiſſen nun, an wen wir uns zu wenden haben. GOtt hat uns Seinen Sohn zum Haupt geſchenkt; Ihm iſt Alles gegeben; JEſus iſt reich, und der Segen, den Er als der Verſöhner und Prieſter empfangen hat, gehört für uns. Er iſt uns beſtimmt. JEſus iſt nun der vollmächtige Verwalter des ganzen Reichthums. Wer den Namen des HErrn anruft, der ſoll ſelig werden. Man kann Chriſtum nicht übergehen. Man empfängt Nichts vom Vater, wenn man es nicht durch Chriſtum von Ihm empfangen will; denn Er hat uns geſegnet *durch Chriſtum*. Dieß iſt die feſtgeſtellte Ordnung des Reichs und die Haushaltung vom Throne aus. Wir müſſen demnach dem Evangelio GOttes von Seinem Sohne die Ehre geben, wenn uns GOtt auf Seinen Sohn weiſet und bezeugt: in Ihm habe Ich euch begnadigt und will euch begnadigen; in Ihm habe ich euch geſegnet und will euch ſegnen. Wendet euch zu Ihm, ſo ſollt ihr mein Erbarmen und meine Liebe haben; denn an Ihm habe ich mein Wohlgefallen! — Das ſoll unſere Herzen reizen, daß uns JEſus über Alles theuer und wichtig ſey, und wir uns gerne zu Ihm wenden. Was nun

II. *Die Art und Beſchaffenheit* des überſchwänglichen Segens GOttes in Chriſto JEſu zum Heil unſerer Seelen betrifft, ſo nennt es Paulus einen *geiſtlichen Segen*, und will auch mit dieſem Wort und beſondern Ausdruck die Wichtigkeit dieſer Gabe vorſtellen. Insgemein aber hat man einen ſehr geringen Begriff von dieſem Wort; denn wenn es ſchon heißt: das muß man geiſtlich verſtehen, ſo meinen die meiſten Leute, das ſey ſchon nichts Reales und

Solides mehr, ſondern es ſey nur in einer verblümten Deutung dergleichen etwas zu denken, das ihnen nicht mehr wichtig iſt. Dahin iſt's nicht gemeint; ſondern Paulus will ſagen: Das ſind lauter Gaben, die für unſern unſterblichen Geiſt gehören, die unſerer Seele, die ein Geiſt iſt, wieder auf- und zurecht helfen. Was hälfe uns aller Segen, wenn unſer edelſtes Theil, das ſich nicht mit irdiſchen Dingen abfertigen laſſen kann, dabei leer bliebe? Darum hat uns GOtt für unſer Herz und unſere Seele eben einen ſolchen Vorrath angeſchafft in Chriſto, als wir in der Fülle der mancherlei irdiſchen Güter für unſern Leib für uns haben. Sodann ſind das lauter Gaben, Kräfte und Güter, die JEſus in Seinem Geiſte verwaltet, womit der heilige Geiſt zu thun hat, ſie in unſer Herz zu legen und uns genießbar zu machen. Endlich ſind das lauter Gaben und Kräfte, die uns zur Gemeinſchaft GOttes fähig und tüchtig machen; denn GOtt iſt ein Geiſt, und die Ihn anbeten, müſſen Ihn im Geiſt und in der Wahrheit anbeten. Was nur immer eine Gnade, Gabe, Kraft, Trieb u. ſ. w. heißen mag, das der Seele förderlich iſt, das Alles iſt da; 2 Petr. 1. heißt es: Nachdem Alles, was zum Leben gehört, uns geſchenket iſt. Der Apoſtel benennt es noch weiter: Liebe, Kindſchaft, Erlöſung, Vergebung, Weisheit, Klugheit, Herrlichkeit. So wohl ſind wir berathen! Nun darf Niemand klagen, daß er ſo arm und dürftig ſey; es gibt einen Heiland, Chriſtum, der den Segen in Empfang genommen. Nun darf Niemand ſorgen, daß ihm etwas zurückbleibe; es iſt unſerm Haupt darum übergeben, daß Er es uns mittheile. Das ſoll uns alle Sorglichkeit, Schüchternheit, Schwermuth benehmen, daß wir getroſt werden und zu JEſu eilen. Laſſet uns hinzutreten, daß wir unſere Gaben empfangen und Ihm ſagen: zur Ehre Deines Vaters ſegne mich auch, mein Vater, mein Heiland und Prieſter! Und das iſt

III. die Abſicht; das Lob und die Ehre GOttes. Und das iſt eigentlich die Ehre, die GOtt, als die Liebe, ſucht, daß wir Ihn über lauter empfangenen Gaben und Segensfülle loben und preiſen ſollen. Wer Nichts empfängt, der kann GOtt nicht loben. Wir geben Ihm gleichſam den Segen zurück. Geſegnet ſey GOtt, wenn wir uns mit Allem zu Seinem Thron niederbeugen, auf daß wir Etwas ſeyen zum Lobe Seiner Herrlichkeit! Das iſt's, worauf es den Ausſchlag haben ſoll. Hier ſind wir, wie Du uns bereitet haſt, zu Deinem Preiſe. An uns ſoll es erkannt und offenbar werden, was Du für ein GOtt der Liebe und der Weisheit biſt, daß Du uns den Sohn zum HErrn und Haupte gegeben und uns in Ihm geſegnet haſt. An uns, lieber JEſu, ſoll offenbar werden, was Du für ein Heiland biſt, was Du an armen Sündern thun kannſt! — Nun, ich wünſche; daß wir alle dieſen Ausſchlag erreichen mögen, daß es unſern Seelen wohl gehe, wie unſerm Leibe! (Philem. 2.) Amen.

Am Feiertag Jacobi.

Teinach, 1753.

Evangelium: Matth. 20, 20—23.

Da trat zu JEſu die Mutter der Kinder Zebedäi mit ihren Söhnen, fiel vor Ihm nieder, und bat etwas von Ihm. Und Er ſprach zu ihr: Was willſt du? Sie ſprach zu Ihm: Laß dieſe meine zween Söhne ſitzen in Deinem Reich, einen zu Deiner Rechten, und den andern zu Deiner Linken. Aber JEſus antwortete und ſprach: ihr wiſſet nicht, was ihr bittet. Könnet ihr den Kelch trinken, den ich trinken werde, und euch taufen laſſen mit der Taufe, da ich mit getauft werde? Sie ſprachen zu Ihm: Ja wohl. Und Er ſprach zu ihnen: Meinen Kelch ſollt ihr zwar trinken, und mit der Taufe, da ich getauft werde, ſollt ihr getauft werden: aber das Sitzen zu meiner Rechten und Linken zu geben, ſteht mir nicht zu, ſondern denen es bereitet iſt von meinem Vater.

Es ſind zwar die Gedanken, Abſichten und Neigungen der Menſchen ſehr verſchieden und auf unzählige Art getheilt; der eine hat ſein Herz und ſeine Sinne auf Dieß, der andere auf etwas Anderes gerichtet; doch iſt auch etwas Allgemeines, das ſich noch bei Allen findet; es iſt etwas, worin alle Menſchen mit einander übereinſtimmen; die allerinnerſte Neigung des Herzens und gleichſam die Wurzel aller Begierden geht bei allen Menſchen auf Eins. Und das iſt die Begierde, glückſelig zu ſeyn. Es iſt ein unauslöſchlicher Trieb. Nichts liegt dem Menſchen tiefer in ſeinem Herzen, Nichts iſt einförmiger und allgemeiner, als das Beſtreben, glückſelig zu ſeyn. Das iſt ein Inſtinkt, den der Schöpfer ſelbſt in des Menſchen Herz gelegt und gepflanzt hat. Derjenige muß nicht mehr bei Sinnen ſeyn und die Menſchlichkeit gleichſam aufgegeben haben, welcher in dieſer Sache gleichgültig ſeyn und nicht mehr begehren ſollte, glückſelig zu ſeyn. Mit dieſem allerinnerſten Triebe iſt gleich noch ein anderer verbunden; das iſt die Ehrluſt oder Ehrbegierde. Der Menſch kann es nicht von ſich zuwege bringen, daß er ſich für gar Nichts achten und ihm Nichts daran gelegen ſeyn ſollte, ob ihn GOtt und Menſchen achten, oder nicht. Ein jeglicher Menſch hält etwas auf ſich, und das hat ſeinen Grund in Folgendem: er hat noch eine Ahnung und ein geheimes Andenken an die Vortrefflichkeit und an den Adel, darin ihn GOtt anfangs erſchaffen hatte, darum hält ein Jeder über ſeiner Ehre. Wer gar Nichts darnach fragte, der hätte auch keine Schamhaftigkeit mehr in ſeinem Herzen, und wäre ſowohl gegen GOtt als gegen alle menſchlichen Dinge fühllos und unempfindlich; daher iſt auch die Ehrliebe oder Ehrbegierde noch ein Ueberbleibſel von dem Ebenbilde GOttes, ein Inſtinkt, der von GOtt herkommt. Der Fehler beſteht nun aber bei den Menſchen darin, daß ſie dieſe innerſten und unhintertreiblichen Triebe ihres Herzens auf Dinge richten, die ihnen keine wahre Glückſeligkeit gewähren, und ihre Ehre in Sachen ſuchen, die eitel und ihrer edlen Natur gar nicht gemäß ſind. Das iſt die Sünde, die einmal die Neigung der Menſchen verderbt und in Unordnung gebracht hat; das iſt die Finſterniß, daß der Menſch nun ſeine innerſten Triebe mit falſchen Scheingütern unterhält, und ſich dadurch unbeſonnener Weiſe um ſeine Glückſeligkeit und um ſeine wahre Ehre bringt.

Was ſagt nun das Evangelium dazu, welches als ein neues Licht der wahren Erkenntniß nunmehr in der Welt iſt? Antwort: das Evangelium iſt nicht dazu gegeben, daß es die eingepflanzten Triebe des Menſchen unterdrücke oder gar auslöſche; es ſtreitet nicht wider die innerſte Natur des Menſchen; das Evangelium Chriſti iſt vielmehr dazu da, daß es der edlen Neigung des Menſchen wieder aufhelfe, ſeine Triebe wieder auf die rechten Gegenſtände lenke und einrichte, und ihn zu demjenigen Zweck bringe, wohin ſeine innerſten, und von ihm ſelbſt vielleicht noch nicht recht erkannten Begierden gehen. Darum faßt das Evangelium den Menſchen bei dieſer ſeiner Begierde, glückſelig zu ſeyn, an, und hält ihm die gewiſſe, dauerhafte, höchſt vergnügliche und vollkommene Glückſeligkeit vor. Es zeigt ihm auch wieder den rechten Adel ſeiner Seele und weist ihn auf einen unvergleichlichen Ehrenſtand, um den er ſich beſtreben ſolle. Aber dieß Alles nicht in Dingen dieſer Welt, die gering, eitel, vergänglich und ſündlich ſind, ſondern in Dingen, die himmliſch und ſeinem unſterblichen Geiſte gemäß ſind. Dahin geht nun meine dermalige Betrachtung, indem ich aus Gelegenheit der zwei Brüder im Evangelio und ihrer an JEſum gebrachten Ehrbegierde reden will:

Von der alleredelſten Beſtrebung um die Ehre im Reiche Chriſti;

und dabei zeigen

I. die Sache, worauf dieſe alleredelſte Beſtrebung gehe; und

II. das Mittel, wie ſie zu ihrem Zwecke gelange.

Die zween Brüder Jacobus und Johannes, von welchen im heutigen Evangelio Meldung geſchieht, hatten ſammt ihrer Mutter etwas Hohes im Sinne. Ihre demüthige Bitte, die ſie an JEſum gebracht haben, zeigt einen edlen Geiſt an, der ſich mit nichts Schlechtem begnügen will. Sie ſtrebten nach der Ehre im Reiche Chriſti, ja, ſie wollten gerne darin den größten Vorzug haben. Und der Heiland macht ihnen dieſe ihre hohen Abſichten nicht ſchlechterdings zu Schanden; er ſpricht ihnen ihr Begehren nicht geradezu ab, ſondern bringt es vielmehr in die rechte Ordnung und reizt ſie durch Seine Verheißung. Dieſe ganze Verhandlung gibt mir ſomit eine anſtändige Gelegenheit: Von der alleredelſten Beſtrebung um die Ehre im Reiche Chriſti zu reden.

Wir wollen

1) die Sache, worauf dieſelbe gehe, in's Auge faſſen. Wohin die Gedanken und der Sinn dieſer Jünger ging, das eröffnen ſie (wie es Marcus erzählt) ſammt ihrer Mutter dem HErrn in vieler Demuth und Unterwerfung. Gib uns, daß wir ſitzen, einer zu Deiner Rechten und einer zu Deiner Linken, in Deiner Herrlichkeit; und die Mutter bat und ſprach: laß dieſe meine zween Söhne

ſitzen in Deinem Reiche, einen zu Deiner Rechten und den andern zu Deiner Linken. Nun ſie hatten die rechte Sache vor ſich, wozu damals die Menſchen aufgerufen wurden. Und das war löblich und zu ihrem Heil, daß ſie begehrten am Reiche Chriſti Theil zu haben. Sie erkannten dieſen JEſum für den König, für den Geſalbten des HErrn; ihr Herz war in Liebe an Ihn gebunden; ſie hielten es redlich mit Ihm. Aber es war ihnen nicht genug, ſchlechthin Unterthanen in Seinem Reiche zu ſeyn. Sie hatten auch ſchon den Vorzug vor vielen Andern, die es mit JEſu hielten, daß Er ihnen den näheren Umgang, die innigere Bekanntſchaft mit Ihm verſtattet und ſie zu der Bedienung Seines Reichs erwählt und berufen hatte. Aber unter ihren übrigen Mitgenoſſen wollen ſie gerne voran ſeyn, die Nächſten am Könige ſelbſt, Seine vertrauteſten Freunde, Seine vornehmſten Würdeträger ſeyn und Ihm zur Rechten und Linken ſitzen, wie es nach morgenländiſcher Weiſe bei Königen gewöhnlich war. Und der Heiland hatte ihnen ſelbſt Gelegenheit zu ſolchen Gedanken gegeben, da er kurz zuvor Matth. 19, 28. ihnen verſprach, daß, weil ſie ihm nachgefolgt ſeyen, ſo ſollten ſie in der Wiedergeburt, wann er alles Alte abthun und Alles neu ſchaffen würde, wann Er ſelbſt würde auf dem Thron ſitzen, auch Thronen erhalten. Unter dieſen zwölf Stühlen, die ihnen ſchon verheißen waren, wollten ſie nun gerne die erſten und nächſten haben. Dieſe Bitte kam aus dem Trieb der Liebe für den König her, an deſſen Glückſeligkeit und Herrlichkeit ſie den nächſten Antheil zu haben wünſchten. — Wie ſieht nun der Heiland dieſe Sache an? Er weiſet ſie nicht ſchlechterdings mit einer abſchlägigen Antwort zurück; er zeigt nicht, daß ihm ihr Begehren zuwider, oder ihre Abſicht an ſich ſelbſt unrecht ſey, ſondern er ſagt: ihr wiſſet nicht, was ihr bittet; ihr verſteht noch nicht, was ihr wollet; ihr wiſſet noch nicht die Wege meines Reichs; das iſt noch nicht das Nächſte, worauf es jetzt ankommen wird; ihr kommt mit eurer Bitte zu frühzeitig und zur Unzeit. Man muß zuvor den Kelch trinken, Ich und ihr, ehe es dahin kommt. Indeſſen aber geſteht JEſus zu, daß das Sitzen zu Seiner Rechten und Linken keine Träumerei, ſondern ein weſenhafter Gedanke ſey; denn es gebe wirklich Leute, die das erreichen werden; es ſey gewiſſen Perſonen von Seinem Vater beſtimmt. —

Wir ſehen alſo, daß es eine wahre Ehre, und mancherlei Ehrenſtufen im Reiche Chriſti gibt. So wahrhaftig JEſus ein König iſt, ſo wahrhaftig gibt es auch Ehrenſtellen bei Ihm und in Seinem Reiche. Wer wollte denken, das ſey nur verblümt zu verſtehen, und es ſey nicht eigentlich zu faſſen, wenn man von JEſu bezeugt, daß Er der König ſey, der den Thron der Majeſtät beſitze, und ein Reich angerichtet habe, das da bleiben ſoll? Er wird offenbar werden, und man wird Ihn ſehen im Glanz Seiner Majeſtät. Das iſt des Reiches Grundgeſetz. Pſ. 2. Mögen immer die Heiden toben und die Herren der Welt ſich dagegen auflehnen; es bleibt doch dabei: Ich habe meinen König eingeſetzt; dieſer König hat Kronen auszutheilen; dieſer König hat Stühle, herrliche Thronen! So wirklich Sein Thron iſt, ſo wirklich ſind auch die Throne, worauf Er diejenigen ſetzen wird, denen ſolche Ehre zukommt. Er kann und wird viele Könige einſetzen in Seinem Reiche. Wer einen ſolchen Thron bekommt, der wird Macht haben über große Schaaren der Menſchen. Off. 3, 12. Und der Heiland verſpricht es vom Himmel herab deutlich Offb. 3, 21: Wer überwindet, dem will Ich geben, mit mir zu ſitzen auf meinem Stuhl, wie Ich überwunden habe und bin geſeſſen mit meinem Vater auf Seinen Stuhl. Solche Verheißungen ſind uns nicht umſonſt geſagt; es ſind keine leeren Worte. JEſus will der Ehrbegierde, die in dem Menſchenherzen liegt, dadurch aufhelfen; Er will ſie wieder auf das rechte Ziel führen. Das ſind Sachen, da es der Mühe werth iſt, daran zu gedenken und ſich darum zu beſtreben. Kronen bekommen können, Kronen des Lebens, Kronen der Gerechtigkeit — das iſt wohl mehr werth, als eine goldene und mit Diamanten beſetzte Krone der Welt. Thronen haben und beſitzen unter dem unvergleichlichen Thronhimmel des Regenbogens, der wie lauter Jaspis iſt — das iſt wohl weſenhafter, als alle Ehrenſtühle der Erde. Das ſind Sachen für große und edle Geiſter, die nach etwas Rechtſchaffenem fragen. Freilich, ſoviel die himmliſchen Dinge wichtiger ſind als die irdiſchen, ſoviel dieſelben weſenhafter, dauerhafter, vergnüglicher ſind, als die flüchtigen, unbeſtändigen, mit ſo vielem Verdruß verknüpften Dinge dieſer Erde: ſoviel hat es auch mehr auf ſich, an dieſer allertheuerſten Verheißung Theil zu haben. Und Dieſes hält uns das Evangelium vor und führt uns auf dieſe Ehre, wenn man ja Ehre haben will. Ueberhaupt iſt lauter Ehre, Anſehen und unvergleichlicher Wohlſtand

allen denen verſprochen und bereitet, die es mit JEſu halten und Ihn als ihren HErrn und König ehren. Der Heiland ſagt es ausdrücklich Joh. 12, 26: Wer mir dienen wird, den wird mein Vater ehren. — Was iſt das, wenn Einen GOtt ehrt? Das geht ja wohl über alle Ehre, die man von Fürſten und Königen erlangen kann. Und darauf iſt es angeſehen mit dem Glauben, davon Petrus ſagt: wenn er köſtlicher erfunden werde als das vergängliche Gold, ſo werde er zu Lob und Preis und Ehre ausſchlagen. 1 Petr. 1, 7. Was wollen wir nun von dieſen Dingen halten? Iſt es zuviel geredet, wenn ich ſage: derjenige iſt ja recht niederträchtigen Gemüths und hat keine rechtſchaffene Ehrbegierde in ſich, welcher ſich den Vorhalt ſolcher Ehrenſtellen und ſolch herrlichen Wohlſtandes nicht auch reizen läßt, nach ſolcher Glückſeligkeit zu ſtreben und ſie beſtändig vor Augen und zu ſeinem beſtimmten Zweck zu haben. Wer ſich mit geringeren Dingen begnügen und mit irdiſcher Ehre ſättigen kann, der hat ſeinen Lohn dahin, der wird aus ſeiner eigenen Schuld zurückgeſtellt. Daher nimmt es der Heiland den Juden übel und ſieht es für einen ſchlimmen Gemüthscharakter an, daß ſie dieſe Ehre nicht ſuchen. Er ſagt Joh. 5, 44.: die Ehre, die bei GOtt allein iſt, die euch kein Menſch geben kann, ſuchet ihr nicht. Wohlan! dieß iſt die Hoffnung unſeres Berufes, den uns das Evangelium vorhält. Wer ſich darnach beſtrebt, der iſt recht daran, dem wird es auch nach der Verheißung bei ſeinem HErrn gelingen. Aber nun fragt ſich:

II. Was iſt das Mittel und der Weg dazu? Der Heiland fragt die Jünger: habt ihr euch aber auch ſchon darauf beſonnen, wie ihr dazu gelangen werdet? Wiſſet ihr, welches der Weg iſt zu ſolcher Ehre? — Könnet ihr den Kelch trinken, den Ich trinke, und mit der Taufe getauft werden, da Ich mit getauft werde? — Das iſt ſo viel als: könnet ihr auch in der Welt euch beſchämen laſſen, wie Ich? könnet ihr Schmach und Leiden und Verfolgung auf euch nehmen und das Leben laſſen? — Sie waren entſchloſſen dazu. Und der Heiland bekräftigt es ihnen und ſagt: ja, ſo wird es euch gehen; beweiſet nur darin Treue, ſo wird euch von meinem Vater bereitet ſeyn, was euer ganzes Herz vergnügen kann! Jetzt iſt's mit mir noch nicht ſo weit, daß ich auf meinem Thron ſäße; vielweniger kann ich jetzt ſchon Thronen und Kronen austheilen; das wollen wir aus der Hand des Vaters empfangen, wenn dieſer Lauf vollendet iſt. Und das iſt überhaupt die Ordnung und die unabänderliche Bedingung. Röm. 8, 17.: Sind wir Kinder, ſo ſind wir auch Erben, nämlich GOttes Erben und Miterben Chriſti, ſo wir anders mit leiden, auf daß wir auch mit zur Herrlichkeit erhoben werden.

Daher iſt es auch den Chriſten von Paulus hinterlaſſen worden (Apoſtelgeſch. 14, 22.): daß wir durch viel Trübſal müſſen in das Reich GOttes eingehen. Das iſt je gewißlich wahr: ſterben wir mit, ſo werden wir mit leben. 2 Tim. 2, 12. Und das kann nun nicht anders ſeyn, denn die Welt will JEſum mit Seiner Sache nicht laſſen aufkommen; daher erfährt man in der Welt keine beſſere Behandlung. Wer ſich nun nicht auch dazu bequemen will, der muß alsdann nur auch zurückbleiben, wenn man Kronen, Lebenskronen austheilen wird. Wer aber dieſe herrlichen Kampfpreiſe recht in's Auge gefaßt hat, der ſpricht: dieſer Zeit Leiden iſt nicht werth der Herrlichkeit, die den Jüngern JEſu in Seinem Reiche zu Theil wird!

Aber wie kommt es doch, daß uns ſolche herrliche Dinge ſo wenig reizen, und daß wir Kronen mit den geringſten Ergötzungen der Welt vertauſchen können? Es ſind ſehr Wenige, die einen rechten Eindruck davon in ihrem Gemüthe haben, Wenige, die ſich nur die Mühe geben, nur eine Viertelſtunde in ihrem Leben dieſer Sache nachzudenken. Daher ſind die Empfindungen von den irdiſchen Dingen zu ſtark, und der Eindruck von den himmliſchen zu ſchwach. Ich wollte daher einem Jeden, dem etwas daran gelegen iſt, vor allen Dingen rathen, ſich nur durch das Zeugniß der Wahrheit dieſe herrliche Verheißung auch recht vor Augen zu ſtellen, damit es ihm die innerſte Begierde nach Ehre reize, und ihn auf wichtigere Dinge bringe, als ihm die Welt geben kann.

Allein Manchen, der davon überzeugt iſt, hält nur das bischen Schmach noch ab, das er darüber in der Welt zu dulden hat. Man will nicht gerne eine ſcheele Miene um JEſu willen vertragen, und weicht Seiner Schmach aus. — Allein ſieht denn JEſus ſo darauf, daß man durchaus Schmach leiden müſſe? Antwort: die Art, der Sinn und Geiſt der Welt bringt es ſo mit ſich. Wenn uns nun JEſus nicht ſo herrliche Dinge geben könnte, ſo würde er das nicht fordern. Er iſt nicht ungerecht; Er läßt ſich Nichts umſonſt zu Gefallen thun;

aber eben deßwegen ſind die vorſtehenden Dinge ſo herrlich und groß, damit ſie ein Uebergewicht geben und des Menſchen Sinn ganz auf ſich ziehen. Man muß über dem Anblick der großen Sache die geringen Dinge verachten lernen; was hilft's ſonſt dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewänne, und nähme Schaden an ſeiner Seele? —

Ich wünſche, daß JEſus ſo viel Achtung für Seine Sache unter uns bekomme, daß wir Alles gering achten gegen Seiner überſchwänglichen Erkenntniß, und Er an uns und wir von Ihm Ehre haben mögen in Seinem ewigen Reiche! Amen.

Am achten Sonntag nach Trinitatis.

Teinach, 1753.

Evangelium: Matth. 7, 15—23.

Sehet euch vor vor den falſchen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen; inwendig aber ſind ſie reißende Wölfe. An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen. Kann man auch Trauben leſen von den Dornen, oder Feigen von den Diſteln? Alſo ein jeglicher guter Baum bringet gute Früchte; aber ein fauler Baum bringt arge Früchte. Ein guter Baum kann nicht arge Früchte bringen, und ein fauler Baum kann nicht gute Früchte bringen. Ein jeglicher Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird abgehauen, und in's Feuer geworfen. Darum an ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen. Es werden nicht Alle, die zu mir ſagen: HErr, HErr! in das Himmelreich kommen, ſondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel. Es werden Viele zu mir ſagen an jenem Tage: HErr, HErr, haben wir nicht in Deinem Namen geweiſſaget? Haben wir nicht in Deinem Namen Teufel ausgetrieben? Haben wir nicht in Deinem Namen viele Thaten gethan? Dann werde ich ihnen bekennen: Ich habe euch noch nie erkannt; weichet Alle von mir, ihr Uebelthäter!

Wenn Paulus mit einem einzigen Wort einen Hauptbegriff vorlegen will, worauf es mit der ganzen Lehre Chriſti und mit der Sache, die auf Seinen Namen in der Welt angerichtet worden, hauptſächlich ankomme, ſo ſchreibt er an ſeine Epheſer Cap. 4, 21.: So ihr anders von Chriſto gehöret habt und in Ihm gelehret worden ſeyd, wie in JEſu ein rechtſchaffenes Weſen, oder Wahrheit iſt. Er will ihnen damit vorhalten: Iſt nicht die ganze Lehre von JEſu darauf gegangen? habt ihr von uns etwas Anderes gehört? haben wir in der ganzen Verfaſſung eurer Gemeine auf etwas Anderes geſehen? Hat es ſich nicht in eurer eigenen Ueberzeugung, an Herz und Gewiſſen bewieſen, daß in JEſu und in Allem, was auf Seinen Namen gehandelt worden, lauter Wahrheit ſey, Alles auf ein rechtſchaffenes Weſen ziele, und in der ganzen Sache Chriſti nichts Anderes ſtatt finden, noch dabei beſtehen könne? Er macht daraus gleich den Schluß: alſo kann der alte Menſch, die alte verkehrte Art, darin ihr geboren ſeyd, dabei nicht ſtehen bleiben, wo man ſich durch Lüſte in Irrthum verderbet. Ja wohl: Lüſte und Irrthum ſind die Quellen des Verderbens. Dagegen iſt's in der Lehre JEſu darauf angetragen, daß ein neuer Menſch dargeſtellt werde, der nach GOttes Sinn gebildet iſt in Gerechtigkeit und Lauterkeit der Wahrheit. Und das iſt nicht nur der Hauptgedanke, worauf Alles hinausläuft, ſondern auch zugleich der Preis der Lehre JEſu und der ganzen Haushaltung, die von Ihm und auf Seinen Namen in der Welt angerichtet worden iſt. Dabei läßt ſich das wahre Chriſtenthum gegen alles Andere, was Menſchen von GOtt und göttlichen Dingen denken oder vernehmen können, finden: daß in JEſu lauter Wahrheit oder rechtſchaffenes Weſen ſey. Dadurch erweiſt ſich ſein Evangelium an der Menſchen Gewiſſen, und man kann nichts aufbringen, wodurch man die Richtigkeit der Sache in Zweifel ziehen, der Lehre JEſu etwas Unlauteres beimeſſen und einigen Vorwurf mit Grund machen könnte. JEſus hat durch unzählige Beweiſe offenbarlich dargethan, daß in Ihm lauter Wahrheit und rechtſchaffenes Weſen ſey. Und das zeigt er auch in dem Vortrag des heutigen Evangelii. Ich will daher die Betrachtung deſſelben auf dieſen Hauptgedanken von der Lehre Chriſti führen, und Vier Hauptgründe aus demſelben herausziehen, woraus erwieſen wird, daß in JEſu Chriſto lauter Wahrheit und rechtſchaffenes Weſen ſey.

HErr, ſende Dein Licht und Deine Wahrheit! Amen.

Nachdem der Heiland Seinen ganzen Sinn, und worauf es in Seiner Lehre und Nachfolge ankomme, in der bekannten köſtlichen

Bergpredigt vorgetragen hatte, ſo warnt Er zuletzt noch vor allem Irrthum und vor allen Abweichungen, die dem lautern Sinn Seiner Lehre zuwider ſind. Und das iſt der Inhalt des heutigen Evangelii. So zeigt ſich's, daß das wahre Chriſtenthum auf lauter Wahrheit beſtehe, und ſich damit nichts Falſches, nichts Unlauteres und Unrichtiges vermengen und verbinden laſſe. Das iſt wichtig zu achten; das iſt die allerköſtlichſte Legitimation der Lehre JEſu an Aller Gewiſſen; man mag ſie hernach annehmen oder nicht, ſo muß man ihr doch gelten laſſen, daß ſie nichts Schlimmes hege, oder irgend einer Unlauterkeit das Wort ſpreche. Es wird uns daher zur Befeſtigung in der erkannten Wahrheit dienen, wenn ich

Vier Gründe zeige, daß in JEſu Chriſto lauter Wahrheit und rechtſchaffenes Weſen ſey.

Und das läßt ſich erweiſen:

I. Weil Er die falſchen Propheten ſelber voraus anzeigt, charakteriſirt und vor ihnen warnt. Er ſagt: Sehet euch vor vor den falſchen Propheten. Ein falſcher Prophet heißt ein Mann, der da vorgibt, daß er durch den Geiſt GOttes rede, und von Andern fordert, ſie ſollen ihm um deßwillen glauben und ſeine Lehre als göttliche Wahrheit annehmen. Da bezeugt der Heiland, es werde auch ſolche Leute geben, die Seinen Namen mißbrauchen, und ihre eigenen verführeriſchen Gedanken und betrüglichen Sachen für Sein Evangelium ausgeben werden. Er zeichnet ſie deutlich und ſagt, ſie werden in Schafskleidern kommen; ſie werden auch für meine Schafe, für Leute, die mir angehören und meine Sache treiben wollen, gehalten ſeyn, aber inwendig, nach ihres ganzen Herzens Sinn und Beſchaffenheit, ſind es reißende Wölfe, die der Heerde nicht verſchonen, und, wie Paulus ſagt, verderbliche Lehre führen zum Schaden der Seelen. Dafür ſeyd gewarnt; laſſet euch von ſolchen Leuten nicht einnehmen, ſo ſcheinbar anfangs ihre Rede und ihr Weſen iſt! Dergleichen Leute hat es von Anfang der chriſtlichen Kirche gegeben und durch alle Zeiten durch bis auf unſere Tage. Die Apoſtel des HErrn haben ſchon zu ihrer Zeit dergleichen Perſonen gehabt, daß Paulus faſt in allen Epiſteln dagegen zeuget. Sie verfälſchen das Wort GOttes, ſie gehen mit heimlichen Tücken und ſchandbaren Sachen um, und

2 Cor. 11. klagt Paulus darüber, daß ſolche falſche Apoſtel und betrügliche Arbeiter ſich zu Chriſti Apoſteln verſtellen; und 2 Tim. 3. ſagt er: ſie haben den Schein eines gottſeligen Weſens, verläugnen aber deſſen Kraft; und 2 Ep. Petri 2, 1. heiſt es: es waren aber auch falſche Propheten unter dem Volk, wie auch unter euch ſeyn werden falſche Lehrer, die nebeneinführen werden verderbliche Secten und verläugnen den HErrn, der ſie erkauft hat und werden über ſich ſelbſt führen eine ſchnelle Verdammniß. Mit ſolchen Begegniſſen iſt die chriſtliche Kirche bis dieſe Zeit beſchwert geweſen, und hat beſtändig mit ſolchen Irrgeiſtern zu kämpfen gehabt. Satan hat nie aufgehört, ſolche betrügliche Dinge aufzubringen und Menſchen dazu auszurüſten, die der Wahrheit ſolche Schmach anthun ſollten. Des Satans, des Vaters aller Lügen, Abſicht ging dahin, die ganze Lehre verdächtig zu machen und allen vernünftigen Menſchen ein ſolches Aergerniß und Anſtoß aufzuſtellen, daß man endlich denken möchte: es iſt mit der ganzen Sache gar nichts; ſolche Dinge kommen da heraus; wir wollen bei unſerem Weſen bleiben, man weiß ja doch nicht, was man glauben ſoll und was endlich Chriſtenthum ſeyn wird; ſie ſind wohl Alle ſo ꝛc. Das iſt zu einem ſchweren Vorwurf ſchon in allen Zeiten geworden, und hat ſich bis auf unſere Tage fortgezogen. Was ſoll nun ein redliches und um Wahrheit bekümmertes Herz darüber denken? Einem ſolchen dient zur Antwort: JEſus hat ja alle ſolche Begegniſſe zuvor geſagt, und ſo treulich und deutlich davor gewarnt. Man darf es bei der Sache Chriſti für keine unvermuthete Sache anſehen, als wenn es unerwartete Zufälle wären, die der Sache Chriſti in der Welt einen Stoß geben, dagegen man ſich nicht vorgeſehen hätte. Nein, ſondern dadurch beweist ſich's, daß die Lehre JEſu Wahrheit und Sein Sinn lauter rechtſchaffenes Weſen ſey, weil Er vor ſolchen Betrügereien ſo ernſtlich warnt, und ſie nicht in's Gemenge mit Seiner Kirche und Gemeine kommen laſſen will. Ja noch mehr: eben dadurch, daß ſolche Irrſale vorkommen, zeigt ſich's, daß auch eine freie und wahre Kirche da ſey. Das war unſeres ſeligen Luthers Schlußrede, wenn er zu ſeiner Zeit den Vorwurf leiden mußte: ſeitdem er mit ſeiner Lehre angefangen, ſeyen ſoviel Rotten und Secten entſtanden; da beweist Er eben daraus, daß Sein Evangelium recht ſey, aus eben dem Sinn, den Johannes anführt: ſie

ſind von uns ausgegangen. Er ſagt: aus der Welt, aus dem großen Weltweſen kommen ſolche Sachen nicht; aus der Kirche müſſen ſie aufkommen; von uns müſſen ſie ausgehen. Der Widerchriſt entſteht aus der Kirche; und in ihr müſſen die Widerchriſten als das, was ſie ſind, offenbar werden. So iſt's allemal ein Sieg der Wahrheit. Deßwegen ſagt auch Paulus: ihre Thorheit wird offenbar werden vor Jedermann. Es iſt noch jedesmal auf Thorheit, auf närriſche, unvernünftige Dinge mit allen Irrwegen, Rotten und Secten hinausgelaufen, daß Jedermann den Unterſchied ſehen konnte, und die Wahrheit JEſu Chriſti dadurch zuletzt deſto größern Preis erhielt. Man hat alſo nicht Urſache, darüber die Wahrheit mit Anſtoß zu belegen, ſondern vielmehr dieſelbe deſto koſtbarer zu halten und ihr mit ganzem Herzen anzuhangen.

II. Nicht minder erweist ſich die in JEſu gegebene Wahrheit, weil JEſus die genaueſte Prüfung derſelben und des dagegenſtehenden Irrthums geſtattet, ja befiehlt. Im Evangelium redet der Heiland weitläufig davon: an ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen. Von Dornen kommen keine Trauben. Johannes ſagt gleichfalls: prüfet die Geiſter, ob ſie aus GOtt ſind. Es hat kurz dieſen Sinn: wenn die Leute ſo hoch ſprechen, ſo haben manchmal die redlichen Seelen das Herz nicht, zu urtheilen, daß es falſch ſey, und die hervorkommenden Früchte einer ärgerlichen Lehre und eines unlauteren Wandels für das zu halten, was es iſt. Da will der Heiland ſagen: Nein, ſeyd getroſt! Wo ihr ſolche Früchte ſehet, da machet den Schluß: Der Baum muß auch nichts taugen, weil keine Lüge aus der Wahrheit kommt. Die Wahrheit JEſu Chriſti aber läßt ſich unter die Augen ſehen. Auch die Spötter unſerer Zeit müſſen bekennen, daß keine Sittenlehre in der Welt ſey, die ſolche Lauterkeit vorlege und einen ſolchen göttlichen Sinn predige, wie die Lehre JEſu. Darum geht's auf lauter rechtſchaffenes Weſen. Die Lehre JEſu verurtheilt Alles, was wider die Gottſeligkeit ſtreitet. Johannes ſagt: So wir ſagen, daß wir Gemeinſchaft mit Ihm haben, und thun die Finſterniß, ſo lügen wir. Wer da ſagt, daß er in Ihm bleibe, der ſoll auch wandeln, gleichwie Er gewandelt hat. Alſo die wahren Jünger JEſu beſtehen darauf: man darf uns nach unſern Früchten prüfen, ſowohl in Anſehung der Lehre, als auch des Wandels. Damit legitimirt ſich Paulus gegen alle Vorwürfe, und behauptet dadurch die Autorität eines Apoſtels. 2 Cor. 1. Unſer Ruhm, nemlich das Zeugniß unſeres Gewiſſens iſt das, daß wir in Einfältigkeit und göttlicher Lauterkeit, nicht in fleiſchlicher Weisheit, ſondern in der Gnade GOttes auf der Welt gewandelt haben, allermeiſt aber bei euch; und 2 Cor. 6, 4. ſagt er: in allen Dingen haben wir uns bewieſen als die Diener GOttes; in großer Geduld, in Trübſalen, in Nöthen, in Aengſten, in Schlägen, in Gefängniſſen, in Aufruhren, in Arbeit, in Wachen, in Faſten, in Keuſchheit, in Erkenntniß, in Langmuth, in Freundlichkeit, in dem heiligen Geiſt, in ungefärbter Liebe, in dem Wort der Wahrheit, in der Kraft GOttes, durch Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken, durch Ehre und Schande, durch böſe Gerüchte und gute Gerüchte u. ſ. w. Und das iſt auch ein Zeugniß und Preis der Wahrheit.

III. Ein weiterer Grund, der uns das rechtſchaffene Weſen in JEſu erkennen läßt, iſt: *weil JEſus keinem Anſehen der Perſon, keiner Schmeichelei, keiner Partheilichkeit Platz und Raum gibt.* Davon heißt es: es werden nicht Alle, die zu mir ſagen, HErr, HErr, in das Himmelreich kommen, ſondern, die den Willen thun meines Vaters im Himmel. Es werden Viele noch ſagen an jenem Tage d. i. ſie werden ſich angeben: wir haben Dir ja Vieles zu Ehren und zu Gefallen gethan; wir haben begehrt, ein großes Project in der Welt auf Deinen Namen auszuführen; Du ſollteſt uns billig darum anſehen. So geht's manchmal in der ungerechten Welt! Wenn ein großer Herr von dieſem oder jenem Dienſt nur Vortheil hat und ſein Intereſſe befördert wird, ſo fragt man nicht, ob es auch dabei recht zugegangen ſey. Aber daran iſt dem Heiland nichts gelegen; man darf nicht mit unreinen Beweggründen, mit falſchen Dingen ſtreben, ſein Reich zu fördern und ſeine Ehre zu verbreiten. Dafür weiß Er Keinem Dank, wenn er mit Seinem Namen die halbe Welt bezwungen und den größten Anhang erworben, wofern es nicht redlich dabei nach GOttes Wort und Willen geht. Ihr habt's wohl auf meinen Namen, aber nicht nach meinem Willen und des Vaters Gebot gethan; daher gilt's nicht. Und das ſchreckt die Leute, daß ſie nicht das Herz haben, dagegen zu urtheilen, weil ſich eigene *Kräfte* dabei regen, und die Ehre JEſu doch der *Zweck* ſeyn ſoll. Alſo geht JEſu Sinn dahin: ich achte es nicht, wenn Jemand meinem Namen dienen und mir groſsen Vortheil verſchaffen will, woſern er nicht in der Wahrheit wandelt und meines Vaters Willen thut. Dieß iſt wiederum ein Beweis, daß in JEſu lauter Wahrheit iſt; wie auch,

IV. Weil Er zuletzt nach der Wahrheit richten wird. Dann werde Ich ihnen bekennen: Ich habe euch noch nie erkannt; ihr ſeid nie meines Theils geweſen; ich habe eure Werke niemals für meine Sache gehalten. Ihr ſeyd Böſewichte. So behält die Wahrheit den Sieg, und Alles wird zu Schanden, was nicht rechtſchaffenes Weſen iſt.

Nun auch darum ſoll uns die Lehre JEſu theuer und werth ſeyn, auch darum ſollen wir Ihn lieben und alles Wohlgefallen an Ihm haben. Wer aus der Wahrheit iſt, der höret Seine Stimme, und das iſt ein wichtiger Beweggrund für redliche Herzen, daß ſie deſto ernſtlicher und genauer wandeln, ſich vor allen falſchen Gedanken und Abwegen hüten, und die Gebote JEſu ſich laſſen am Herzen ſeyn. Der HErr erhalte uns in Seiner Wahrheit! Amen.

Wochenpredigt.

Teinach, 1753.

Text: Epheſ. 3, 6. Nämlich, daß die Heiden Miterben ſeyen, und mit einverleibet, und Mitgenoſſen Seiner Verheißung in Chriſto, durch das Evangelium.

Was die Hauptabſicht GOttes mit uns Menſchen ſey, und was Er mit uns im Sinne habe, das kann kein menſchlicher Verſtand durch ſich ſelbſt errathen. Es iſt Allen, wie Einem, und Einem wie Allen unbekannt, was GOtt aus uns machen wolle, und wozu Er uns vornämlich beſtimmt habe. Wer hat dießfalls des HErrn Sinn erkannt, und wer iſt Sein Rathgeber geweſen? Darum heißt es Paulus ein Geheimniß, welches nicht kund gethan iſt in den vorigen Zeiten den Menſchenkindern. Epheſer 3, 5. Es würde auch vor allem Verſtand der Engel und Menſchen beſtändig verborgen geblieben ſeyn, wenn es GOtt nicht ſelbſt geoffenbart und kund gethan hätte durch das Evangelium von Seinem Sohne. In dieſem Zeugniſſe wird uns die eigentliche und höchſte Hauptabſicht GOttes, die Er über uns hat, erklärt und vorgehalten. Und das macht das Evangelium von Chriſto ſo wichtig, ſo preiswürdig, ſo annehmungswürdig. Gleichwie GOtt alle Dinge durch Sein ewiges Wort geſchaffen, ſo hat Er auch in demſelben Seinem Sohn den Vorſatz über uns gefaßt. Vers 2. In JEſu Chriſto, Seinem Sohne ſind wir zu den höchſten Abſichten von GOtt erſehen. Und darinnen eröffnet und zeigt ſich der unausforſchliche Reichthum Chriſti, davon wir vergangenen Sonntag gehandelt haben. Wer die feſtgeſtellten Abſichten GOttes über die Menſchen nach dem Evangelio recht erkennt und einſieht, der erſtaunt über dieſen Liebesrath, und muß den unergründlichen Reichthum Chriſti bewundern und anbeten. Wir können aber auch nicht anders zu dieſem Zwecke und zur Erreichung der göttlichen Abſichten gelangen, als wenn wir in Chriſto JEſu ſind. Daher habe ich mir vorgenommen, im Verfolg deſſen, was letzthin gehandelt worden iſt, in dieſer Stunde zu reden von der hohen Abſicht GOttes mit uns Menſchen nach dem Evangelio. Der HErr gebe uns aber Sein Licht, und öffne, uns das Verſtändniß zum Preis Seines herrlichen Namens! Gleich bei der Schöpfung hat ſich die ganze heilige Dreieinigkeit mit dem Menſchen beſchäftigt. Das wird uns zu verſtehen gegeben durch den göttlichen Rath, davon es heißt: Laſſet uns Menſchen machen, ein Bild, das uns gleich ſey. Darum wird uns auch in dem Evangelio eine Haushaltung kund gethan, nach welcher ſich der hochgelobte dreieinige GOtt mit den Menſchen zu thun macht, bis Er ſie zu der höchſten Abſicht wirklich bringt, wozu er ſie in Seinem Dreieinigen Liebesrath von Ewigkeit erſehen und beſtimmt hatte. Und das iſt der Inhalt meines vorliegenden Textes. Er zeigt uns das Ziel, und läßt uns hinausſehen, was GOtt mit uns im Sinne habe, und was Er aus uns machen wolle. Ich will die nächſten Gedanken davon vorlegen, und deßwegen vorſtellen:

Die hohe Abſicht des dreieinigen GOttes mit uns Menſchen, nach dem Evangelio.

Die Sache theilt ſich von ſelbſt in drei Stücke nach der Offenbarung des dreieinigen GOttes, daß wir

I. Erben GOttes des Vaters;

II. Glieder des Leibes JEſu Chriſti, Seines Sohnes;
III. Theilhaftige des heiligen Geiſtes werden ſollen.

So geht demnach die hohe Abſicht GOttes mit uns Menſchen I. dahin, daß wir Erben GOttes, des himmliſchen Vaters ſeyen. Das ſagt unſer Text, wenn Paulus allen Völkern anpreiſet und vorhält, daß ſie Miterben oder mit einander Erben GOttes ſeyn ſollen in Chriſto. GOtt hat Seinen Sohn geſetzt zum Erben über Alles, heißt es Ebr. 1, 3. Gleichwie Er Ihm aus Seinem ewigen, unbegreiflichen, unergründlichen Weſen gegeben hat, zu haben das Leben in ihm ſelber (denn darum iſt und heißt Er Sein Sohn): ſo hat er Ihm eben damit auch Alles gegeben zu eigenthümlichem Beſitz, was GOtt iſt und hat. Darum kann der Sohn ſagen: Alles, was der Vater hat, das iſt mein, und ſich in Seiner Unterredung mit dem Vater Joh. 17. darauf berufen: Alles, was mein iſt, das iſt Dein, und was Dein iſt, das iſt mein. Nachdem aber der Sohn unſeres Fleiſches und Blutes theilhaftig und ein wahrer Menſch in unſerer Mitte geworden iſt, ſo hat GOtt nicht nur dieſen Menſchen JEſum für Seinen Sohn erklärt, und von ihm bezeuget: das iſt mein lieber Sohn; heute habe ich Dich gezeuget Ebr. 1, 5.; ſondern Ihm auch aus dieſem Recht der allerinnigſten Verwandtſchaft der Welt Ende zum Eigenthum und das ganze Reich GOttes zum Erbtheil gegeben. Von dieſem Menſchen nun, der in der Höhe GOtt der HErr iſt, gilt es nun, daß Er geſetzt ſey zum Erben über Alles. Und das iſt das höchſte Wunder im Himmel und im Heiligthum, darüber alle Engel, die GOttes Weisheit und Güte loben und lieben, erſtaunen; daß ein Menſch in dem Throne der göttlichen Majeſtät der HErr und Erbe aller Schätze und Reichthümer GOttes, und der vollmächtige Gewalthaber aller Dinge iſt. Davon ſagt JEſus ſelbſt: Alles iſt mir übergeben von meinem Vater. Preis ſey der ewigen Liebe, daß uns dieſer JEſus ſo nahe angeht! Er hat ſich ſo nahe mit uns verwandt gemacht, da Er ſich in unſer armes Fleiſch und Blut eingekleidet, aber eben dadurch uns das Recht zugeſtanden, an Seinem Erbe mit Ihm theilzunehmen. Er ſchämt ſich nicht, uns Seine Brüder zu heißen Ebr. 2. Und das iſt der Verbindungsgrund, daß wir Erben GOttes werden, wenn wir Miterben Chriſti ſind. Deßwegen ſetzt es Paulus ſo zuſammen

Röm. 8.: nämlich Erben GOttes und Miterben Chriſti. Es kommt alſo nur darauf an, daß wir Chriſti theilhaftig werden, ſo ſoll uns nichts zurückbleiben von Allem, was der ganze Reichthum GOttes in ſich hält. Und das iſt die eigentliche Beſchaffenheit der wahren Chriſten, wie Paulus von ihrem Zuſtand ſich ausdrückt Ebr. 3.: ihr ſeid Chriſti theilhaftig worden. Daher kann man mit Wahrheit und im höchſten Verſtand ſagen von dem, was wir nach Seiner Liebes-Abſicht von GOtt zu genießen haben: entweder Alles, oder gar nichts. Entweder das ganze Erbe mit Chriſto, dem Sohne und den Geſammt-Erben GOttes, oder gar nichts. Wer den Sohn nicht hat, der hat auch das Leben nicht. 1 Joh. 5. Das iſt der Vorſatz GOttes über uns, darüber wir mit einander Erben heißen. So weit reicht Seine Abſicht mit uns, weil Er uns Seinen Sohn gegeben hat! Nun fragt ſich's nur, wie genau wir mit dem Sohne verbunden werden ſollen? Und daraus zeigt ſich

II. Was die hohe Liebes-Abſicht des Sohnes unſers HErrn JEſu Chriſti ſey. Mein Text ſagt: wir ſollen Ihm einverleibt werden. JEſus hat einen Leib, dem wir einverleibt werden ſollen. Paulus ſagt davon Kap. 1, 22.: GOtt hat Ihn gegeben zum Haupt der Gemeine, die da iſt Sein Leib, nämlich die Fülle deß, der Alles in Allem erfüllet. Alle, welche wahre und lebendige Glieder Seiner Gemeine, die Er ſich durch Sein Wort und Seinen Geiſt auf Erden ſammelt, werden, die werden eben dadurch Glieder Seines Leibes. Von der erſten Frucht Seines verkündigten Evangelii heißt es gleich Apoſt. 2.: Es wurden immer mehr hinzugethan, die da ſelig wurden, zu der Gemeine. An dieſer Gemeine iſt JEſus das Haupt. Die, welche mit einverleibt worden ſind durch den Glauben an Ihn, können ſagen: Er iſt Haupt und wir ſind Glieder. Das iſt die allerinnigſte Gemeinſchaft, darin die Gläubigen mit Chriſto ſtehen. So wahr das Haupt zu den übrigen Gliedern des Leibes gehört, und ſie alle zuſammen mit dem Haupte in der genaueſten Verbindung ſtehen, und Haupt und Glieder miteinander ein Ganzes ausmachen, ſo wahr iſt Chriſtus mit den Seinen, die Ihm angehören, verbunden. Ja, Paulus ſagt noch mehr Epheſer 5, 30.: wir ſind Glieder Seines Leibes, Fleiſch von Seinem Fleiſch und Bein von Seinem Gebein, davon aber jetzt nicht weiter zu reden iſt. Genug, wir ſehen hieraus, wie innig nahe uns der Sohn GOttes an ſich haben will, wie genau wir an Ihn gebunden und mit Ihm verbunden ſeyn ſollen, und in was für einer völligen Gemeinſchaft von allem dem, was Er hat, wir mit Ihm ſtehen ſollen. Wir ſollen Sein Leben von Ihm empfangen; der Einfluß von Seiner Kraft ſoll uns ganz durchdringen, und Ihm zu eigen machen, daß wir Eines ſeyen mit Ihm, wie Er mit dem Vater Eins iſt. So ſagt Er ſelbſt Joh. 17. Könnte Er es in Seiner Liebe höher mit uns treiben? Könnte denn die göttliche Abſicht weiter mit uns gehen, als es JEſus an uns zu Stande bringen will? Und das will Er ausrichten durch Seinen Geiſt. Darum iſt noch zu bedenken, was wir vom heiligen Geiſt zu genießen haben, und das führt uns

III. auf die Verwandtſchaft mit dem Geiſte GOttes und Chriſti. Mein Text ſagt: wir ſollen Mitgenoſſen werden Seiner Verheißung. Dieſe Verheißung iſt die Verheißung des Geiſtes, wie Paulus ausdrücklich ſagt Kap. 1, 13.: da ihr glaubetet, ſeyd ihr verſiegelt worden mit dem heiligen Geiſt der Verheißung. Wer Chriſti Geiſt nicht hat, der iſt nicht Sein, der iſt Ihm noch nicht einverleibt. Wer aber Ihm im Glauben vereiniget iſt, der iſt durch Ihn ein Kind GOttes, und empfängt unfehlbar die Gabe des heiligen Geiſtes. Darum heißt es Gal. 4.: Weil ihr nun Kinder ſeyd, ſo hat GOtt geſandt den Geiſt Seines Sohnes in eure Herzen. Was kann edler, was kann vortrefflicher ſeyn, als den heiligen Geiſt im Herzen haben! Er iſt der Geiſt des Sohnes, den wir vom Vater empfangen. Und dadurch ſtehen wir in der innigſten, unauslöſchlichen, ewigen Liebes-Gemeinſchaft mit dem dreieinigen GOtt. Das iſt demnach die hohe Abſicht der heiligen Dreieinigkeit, die ſie mit uns Menſchen hat nach dem Evangelio, darin uns kund gethan wird, wie wir unſerem GOtt zu Ehren werden und ſeyn ſollen in Seinem Reiche. Das iſt etwas Weniges, und nur die nächſte Haupt-Wahrheit, davon ich dießmal habe reden können. Ich will dazu nur noch ein Paar Anmerkungen anfügen.

1) Weil uns das Evangelium ſo hohe, herrliche, preiswürdige Abſichten GOttes erklärt und vorhält, ſo iſt alles zu niedrig von uns gedacht, was wir geringer von uns halten. Ich will jetzt nicht

ſagen von den irdiſchen und ſinnlichen Lüſten, womit die armen Seelen ſich verderben, und der Abſicht GOttes ganz verfehlen und verluſtiget werden. Es iſt offenbar gar zu gering und zu herabwürdigend, wenn ſich eine Creatur, die zu ſo hohen Dingen beſtimmt iſt, und die ihr Schöpfer Seine Abſichten wiſſen läßt, noch mit lauter irdiſchen Dingen aufhalten und dabei ſtehen bleiben, ja, ihren edlen Geiſt mit ſo unverhältnißmäßig geringen Dingen füllen, ich möchte lieber ſagen, verderben kann. Ich will nur ſagen von dem, was noch von einem Bezug auf GOtt in unſeren Herzen iſt. Wir wären meiſtentheils mit GOtt ſchon zufrieden, wenn Er uns nur nicht in die Hölle wärfe, daß wir in ewiger Pein und Schmerzen liegen müſſen. Wir wären ſchon mit Ihm zufrieden, wenn Er's uns nur ließe in der Ewigkeit nach unſerem Begriff wohl gehen. Wir wären ſchon mit Ihm zufrieden, wenn Er uns ſo zu reden nur auf Seinen Grund und Boden ſtellte, und uns etwas Gutes aus Seiner Fülle zur Erquickung unſerer Seele zufließen ließe. Aber das iſt zu wenig für einen ſo guten, reichen und weiſen GOtt. Eben als wenn ein vornehmer Herr und reicher Fürſt einem Unterthanen nur einen Pfennig oder Groſchen ſchenken wollte. Wäre das nicht niedrig von ihm gedacht? Wir müſſen unſer Herz und Sinn durch den Vortrag des herrlichen Evangelii aufrichten und erheben laſſen, die hohen Abſichten GOttes in's Auge zu faſſen, und uns nicht ſelbſt unwerth achten der großen Seligkeit, die wir in der Gemeinſchaft mit dem dreieinigen GOtt als Erben GOttes, als Glieder Chriſti, als Genoſſen Seines Reiches genießen ſollen. Wer das Evangelium recht erkennt, der hat unfehlbar ſeine höchſte Luſt daran, und dem wird alles Andere dagegen viel zu gering, daß er in Wahrheit ſagen kann: ich achte Alles für Schaden gegen der überſchwenglichen Erkenntniß JEſu Chriſti, meines HErrn!

2) Auf dieſen hohen Zweck des ewigen Vorſatzes GOttes iſt es nun mit Seiner ganzen Haushaltung angeſtellt und eingerichtet, die er in dieſer Gnadenzeit an uns beweiſen will. Darum läßt Er uns einladen zu Seiner Mahlzeit und rufen: kommet, es iſt Alles bereit! Alles, was jetzt durch Gnade an uns gewirkt wird, was GOtt und JEſus Chriſtus im heiligen Geiſt an uns beweist, geht dahin, daß wir tüchtig werden zu Erben GOttes. Darum

werden alle Ermahnungen und alle Warnungen des Evangelii darnach eingerichtet. Ich will von beiden nur ein einziges Exempel anführen. Epheſ. 5. will Paulus vor Sünde warnen, und legt gleich dieſen Beweggrund dazu V. 3, 4, 5: Hurerei aber und Unreinigkeit oder Geiz, laſſet nicht von Euch geſagt werden, wie den Heiligen zuſtehet; auch ſchandbare Worte und Narrentheidinge oder Scherze, welche Euch nicht ziemen, ſondern vielmehr Dankſagung. Denn das ſollt ihr wiſſen, daß kein Hurer oder Unreiner oder Geiziger (welcher iſt ein Götzendiener) Erbe hat an dem Reiche Chriſti und GOttes. 1 Petri 1. will Petrus zur Hoffnung und Geduld ermahnen und legt gleich auch dieſen Beweggrund dazu. V. 4, 5. Ihr ſeid wiedergeboren zu einem unvergänglichen und unbefleckten und unverwelklichen Erbe, das behalten wird im Himmel. Euch, die ihr aus GOttes Macht durch den Glauben bewahret werdet zur Seligkeit, welche zubereitet iſt, daß ſie offenbar werde zu der letzten Zeit. O wie viel iſt demnach daran gelegen, dieſe hohen Abſichten niemals aus dem Auge zu ſetzen, nachdem ſie uns einmal vorgehalten und angetragen worden ſind! Wie viel iſt daran gelegen, ſich mit ganzem Herzen in die Haushaltung GOttes zu ergeben, durch den Glauben an JEſu Theil zu haben, und ſich in der Ordnung der göttlichen Gnadenwirkung zubereiten zu laſſen zu Seinem Reich! Wie vergnügt kann ein Herz ſeyn, das dazu eine gewiſſe, lebendige Hoffnung hat, das, weil es weiß, daß es in Chriſto iſt, auch das Siegel der Kindſchaft und das Pfand des Erbes hat! Dieſe Seligkeit gönne und wünſche ich Allen, die auch jetzt das Zeugniß vernommen haben. Sie ſeyen herzlich dazu eingeladen, daß ſie mit Allen, die GOtt angehören, auch Miterben und mit einverleibt werden, und daß ſie zu dieſem Ende auch ebenderſelben Gnade theilhaftig werden, dadurch GOtt jetzt Seine Seelen bereitet, daß unſer Keines dahinten bleibe! Amen.

Eine andere Predigt am achten Sonntag nach Trinitatis.

Teinach, 1754.

Evangelium: Matth. 7, 15—23.

Sehet euch vor vor den falſchen Propheten — Uebelthäter.

Es wird uns in dem Wort der Gnade ein herrliches Erbe angetragen, das uns aufbehalten iſt in dem ewigen Reiche GOttes und unſeres HErrn JEſu Chriſti. Selig iſt, wer darauf eine gewiſſe und ungezweifelte Hoffnung in ſeinem Herzen hat! Ein ſolcher kann ſich der zukünftigen Dinge ſchon jetzt erfreuen, und der Ewigkeit mit getroſtem Muthe entgegengehen. Was wäre unſer Leben, ſo vergnüglich wir auch unſere Tage in der gegenwärtigen Eitelkeit zubringen möchten, wenn wir ohne Hoffnung dem Ende deſſelben immer näher kämen? Die Hoffnung eines beſſern Zuſtandes erleichtert uns die Beſchwerden der gegenwärtigen Mühſeligkeit, und erweckt uns zu einem himmliſchen Sinn. Nur kommt es darauf an, daß unſere Hoffnung ihren richtigen und untrüglichen Grund habe, und wir endlich ſehen, erfahren und genießen, was wir hier geglaubt und gehofft haben; denn eine falſche und vergebliche Hoffnung ſchlägt am Ende zu deſto größerem Leidweſen aus, wenn ſie zu Schanden wird. Man wird daher im Worte GOttes eben ſo wohl vor einer ſelbſtgemachten Einbildung einer falſchen Hoffnung gewarnt, als zu einer wahren angewieſen und aufgemuntert. Und das thut der Heiland nachdrücklich in dem heutigen Evangelium. Er warnt vor einer fälſchlich eingebildeten Hoffnung der Seligkeit in dem zukünftigen Reiche. Und hievon will ich auch in dieſer Stunde reden.

Unſer heutiges Evangelium iſt der Schluß der langen und nachdrücklichen Predigt, welche JEſus auf dem Berge gehalten hat. Nachdem Er Seine Lehre von der Rechtſchaffenheit, die zum Reiche GOttes erfordert wird, vorgetragen hatte, beſchließt Er mit einer ernſtlichen Warnung, daß man ſich nicht auf unrichtige Wege verlaufe, dabei man des Reiches GOttes verfehlen würde, und bezeugt: es werden Viele ſeyn, die ſich mit einer falſchen Hoffnung in ihrer Lebenszeit getröſten, und erſt an jenem Tage werden inne werden, daß ſie ſich betrogen haben. Darum mag man wohl erſchrecken und erbeben, wenn man es anders ernſtlich bedenkt. Niemand wird wohl gerne unter dieſer Zahl erfunden werden wollen. Somit iſt es billig, daß wir uns im Lichte GOttes aufrichtig prüfen und die Warnung des Heilands tief zu Herzen nehmen. Ich will dazu Gelegenheit geben, wenn ich dießmal reden werde:

Von der fälſchlich eingebildeten Hoffnung der Seligkeit.

Es kommt hiebei auf drei Umſtände an, welche zu erörtern ſeyn werden.

I. Die Scheingründe, worauf ſich eine ſolche falſche Hoffnung ſtützt.

II. Die Unrichtigkeit und Falſchheit derſelben.

III. Der Ausſchlag, den JEſus ſelbſt darüber gibt.

Gerade, wie man in zeitlichen Dingen dieſes Lebens ſich große Vortheile eines glückſeligen Zuſtandes vorſtellen, und in ſeiner Einbildung ſich eine angenehme Hoffnung darauf machen kann, ſpäter aber trifft es doch nicht ein: ſo kann es auch in Dingen unſerer Seligkeit geſchehen; denn es findet ſich bei Vielen eine fälſchlich eingebildete Hoffnung der Seligkeit. Wir wollen daher

I. Die Scheingründe beſehen, worauf ſich eine ſolche falſche Hoffnung ſtützt. Ohne allen Grund in den Tag hinein hoffen, das iſt ganz unvernünftig. Eine leere und vergebliche Hoffnung hängt ſich doch gerne an einige wahrſcheinliche Gründe an, und begnügt ſich damit auf eine unzulängliche Weiſe. Zwar gibt es viele tauſend Menſchen in der Welt, welche gar keine Hoffnung haben. Aber dieſe trifft man nicht unter den Chriſten an. Von den Heiden, die von dem Bunde GOttes mit den Menſchen nichts wußten, ſagt Paulus Eph. 2, 12: Daher ihr keine Hoffnung hattet und waret ohne GOtt in der Welt. Das war der klägliche Zuſtand aller Völker, ehe das Wort des Evangelii von dem Heil in Chriſto den Menſchen verkündiget wurde. In dieſem Zuſtande befinden ſich jetzt noch alle

Heidenvölker, welche ſich außer der Chriſtenheit in der Finſterniß ihres unglaubigen Sinns herumtreiben. Aber Alle, welche man Chriſten heißt, ſind nicht ohne Hoffnung, nur mit dem Unterſchied: es iſt entweder eine lebendige, gewiſſe und unfehlbare Hoffnung, oder es kann auch eine bloße Einbildung einer falſchen und unrichtigen Hoffnung ſeyn.

Von dieſer redet hier der Heiland: es werden nicht Alle, die zu mir ſagen HErr, HErr, in das Himmelreich kommen. Indeſſen iſt es doch etwas, worauf man ſich verläßt, wenn man den einzigen Seligmacher auch „HErrn“ nennt und ſich zu Ihm bekennt. Das iſt die allgemeine Weiſe der Meiſten, die einmal auf Seinen Namen getauft worden ſind. Von dem an laſſen ſie es Ihm nicht nur unweigerlich gelten, daß Er der HErr ſey, ſondern ſie bekennen ſich auch zu Seinem Namen. Sie leugnen Ihm Seine Ehre nicht ab, ſondern halten die Weiſe des Gottesdienſtes, der nach Seiner Lehre aufgerichtet worden iſt. Und darüber faſſen ſie eine Hoffnung, daß es ihnen auf die Ewigkeit nicht fehlen werde; denn ſie glauben ja auch an JEſum Chriſtum, und ſind auf Seinen Namen getauft. Wenn es aber damit ausgerichtet wäre, ſo hätte JEſus nicht Urſache zu ſagen: daß nicht Alle, die Ihn HErr nennen, in's Himmelreich kommen und zum Leben eingehen werden.

Wohlan demnach! Wer ſeine Hoffnung nur auf's HErr HErr-ſagen gründet, d. i. wer nur die äußerliche Weiſe der chriſtlichen Religion mithält, und meint, JEſus werde ſchon damit zufrieden ſeyn, daß man Ihn nur nicht gar verleugnet, ſondern unter andern Chriſtenmenſchen auch Seinen Namen nennt, derſelbe betrügt ſich in ſeiner Hoffnung, und macht ſich ſelber einen Grund, den ihm JEſus an jenem Tage nicht gelten laſſen wird. Reicht aber wohl unſerer meiſten Chriſten Sache weiter, als auf ſolchen ſandigen Grund? Begnügen ſich nicht viele Tauſende damit, und ſind im Uebrigen um ihre Seligkeit gar nicht bekümmert, als wenn es damit ſchon ſeine ausgemachte, völlige Richtigkeit hätte?

Es ſind aber noch Andere von dem Heilande beſchrieben, welche ſich Seines Namens noch mit mehrerer Bemühung angenommen haben. Er ſagt: ſie werden ſich auf dieß und jenes berufen, das ſie Ihm und Seinem Namen zu Gefallen gethan haben. „Haben wir nicht in Deinem Namen geweiſſaget? Haben wir nicht in Deinem

Namen Teufel ausgetrieben? Haben wir nicht in Deinem Namen viele Thaten gethan?" Sie wollen ſagen: haben wir nicht Deinem Namen d. i. zu Deiner Ehre und zur Förderung Deines Reichs viel Beſonderes, und mehr als auf die gemeine Weiſe zu Gefallen gethan? Und jetzt ſollten wir erſt keinen Antheil an Dir und Deinem Reiche haben!? Es hat zu jeder Zeit Leute gegeben, welche ſich der göttlichen Wahrheit, der Fortpflanzung der chriſtlichen Religion, und der Förderung des Guten (wie man zu reden pflegt) mit vielem Fleiß und Mühe angenommen haben, und doch ihr Herz JEſu ſelbſt niemals ergaben. Man kann ſich etwas darauf einbilden, daß man auch Etwas zum Bau des Reiches Chriſti beigetragen! Man kann nach ſeinem Amt die Lehre des Evangelii verkündigen; man kann ſich dafür anſehen laſſen und bei Jedermann ehrenhaft dafür gelten, daß man ein Diener des Evangelii ſey; man kann für die Ehre JEſu eifern; man kann ein Beſchützer der guten Sache ſeyn und durch allerlei Bemühungen das Reich des Satans unter den Menſchen zerſtören helfen; man kann viele chriſtliche Liebeswerke beweiſen, fromme Leute und wahre Chriſten gerne haben und achten, dem armen, nothdürftigen, oder auch verfolgten Nächſten beiſtehen und aufhelfen, und viele andere ſchöne Thaten beweiſen, wodurch man ſelbſt einen großen Ruhm des Chriſtenthums bei Vielen erlangt; und eben dadurch ſetzt man ſich in der Einbildung feſt, daß man nicht unrecht daran ſey und nicht Urſache habe zu zweifeln: der HErr werde es anſehen, was man Ihm zu lieb in der Welt gethan habe. Wenn hernach ohnehin noch falſche Propheten dazu kommen, die einen in der fälſchlich eingebildeten Hoffnung beſtärken, und einem die vielen guten Werke oder die Unterlaſſung böſer Werke gleichſam an den Fingern hererzählen, dann gibt ſich das Herz vollkommen zufrieden, lebt und ſtirbt in dieſer ſelbſtgemachten Hoffnung. Aber, wo fehlt es denn? möchte man fragen. Und da haben wir nun zu bedenken:

II. Die Unrichtigkeit und Falſchheit dieſer Scheingründe. JEſus entdeckt die Unrichtigkeit und Falſchheit dieſer Hoffnung mit deutlichen Worten, wenn Er ſagt: ſondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel. Ei! Die Leute haben ja große Thaten gethan auf den Namen des HErrn! Haben ſie denn damit den Willen des Vaters nicht gethan? Antwort: Nein!

Denn ſie haben es ohne Herz gethan. Wenn man Berge verſetzte und hat kein Herz zu JEſu, ſo gilt es Alles Nichts vor Ihm. Was iſt denn der Wille des Vaters? Joh. 6, 40. heißt es: Das iſt der Wille deß, der mich geſandt hat, daß wer den Sohn ſiehet, und glaubet an Ihn, habe das ewige Leben, und Ich werde ihn auferwecken am jüngſten Tage. Glauben iſt eine Herzensſache. Röm. 10, 10: mit dem Herzen glaubt man zur Gerechtigkeit. Daran fehlt es bei allem dem Guten, woraus man ſeine Scheingründe nimmt, daß das Herz von JEſu leer und ferne geblieben iſt. Was ſoll Alles ſeyn, wenn man JEſum nicht von ganzem Herzen zum HErrn angenommen und ſich Ihm redlich ergeben hat? Wenn man keine Liebe zu JEſu im Herzen hat? wenn man nicht innerlich mit Ihm vereinigt und verbunden iſt, wofern man Ihm auch äußerlich Alles zu Gefallen thun würde; wo man das Liebesgeſchenk des Vaters nicht erkennt noch hochachtet; wo man nicht mit Herz und Sinn an Ihn gebunden iſt, und erkennt, was Gnade ſey in Chriſto JEſu? Solchen Leuten bleibt die Gnade unbekannt, und daher kommen ſie doch nicht zur rechten Erkenntniß JEſu, ob ſie ſchon viel von JEſu wiſſen und ſich nach Seiner Verfaſſung richten wollen! Das heißt der Heiland hier „eine Traube vom Dornſtrauch, eine Feige von Diſteln.“ Luc. 6, 45. 46. heißt es: Weß das Herz voll iſt, deß gehet der Mund über. Was heißet ihr mich aber HErr, HErr!? Es kommt nicht aus eurem Herzen; ihr thut ja nicht, was ich euch ſage. Man muß ein Rebe an Chriſto werden, ehe man Trauben tragen kann. Daher verwirft JEſus alle dieſe äußerlichen, ſcheinbaren Werke, ſo lange Ihn das Herz noch nicht angenommen hat, ſo lange man noch nicht ein Baum wird, der in Ihm gewurzelt iſt. Daher ſind es auch keine wahren Früchte; es ſind nicht Früchte der Gerechtigkeit. Phil. 1, 11.

Es zeigt ſich demnach im Gegentheil ganz deutlich, worauf es bei einer wahren, gegründeten Hoffnung ankomme. Der Heiland ſieht auf den Baum, d. i. auf die innerſte Beſchaffenheit des Herzens. Er ſagt: ein guter Baum kann nicht arge Früchte bringen; oder Matth. 12, 33: ſetze einen guten Baum, ſo wird die Frucht gut ſeyn. Worauf kommt es alſo an? Petrus ſagt es. 1 Petr. 1, 3.: Gelobet ſey GOtt, der uns wiedergeboren hat! Wer demnach am Herzen verändert worden iſt, das neue Gnadenleben aus Chriſto in ſein Herz bekommen hat, daß er ſagen kann: was ich lebe im Fleiſche, das lebe ich im Glauben des Sohnes GOttes, der mich geliebet hat und ſich ſelbſt für mich dargegeben: derſelbige weiß auch ſchon, woran er iſt, und was ihm noch rückſtändig iſt in der Verheißung. Derſelbige iſt auch ſelig in ſeiner Hoffnung. Röm. 8. Alsdann wird es ſich ausweiſen, wie Paulus über die Coloſſer bezeugt 1 Col. 1, 4. 5. 6.: Nachdem wir gehöret haben von eurem Glauben an Chriſtum JEſum, und von der Liebe zu allen Heiligen, um der Hoffnung willen, die euch beigelegt iſt im Himmel, von welchen ihr zuvor gehört habt durch das Wort der Wahrheit im Evangelio, das zu euch gekommen iſt, wie auch in alle Welt, und iſt fruchtbar, wie auch in euch, von dem Tage an, da ihr es gehöret habt, und erkannt die Gnade GOttes in der Wahrheit. Da iſt das Evangelium fruchtbar. Alſo ohne einen wahren Glauben iſt auch keine wahre Hoffnung. Gleichwie nun das HErr HErr-ſagen noch keinen wahren Glauben anzeigt, ſo gibt es auch noch von keiner gewiſſen Hoffnung Zeugniß, ſondern beides iſt ein äußerlicher Schein, eine falſche Einbildung, dabei man den Zweck nicht erreicht. Aber wer gibt hierin die zuverläßige Entſcheidung? Antwort: JEſus, der Herzen und Nieren prüfet, deſſen Augen ſind wie Feuerflammen. Daher haben wir noch zu bedenken:

III. Den Ausſchlag, den JEſus ſelbſt darüber gibt. Er ſagt: es werden Viele noch an jenem Tage zu mir ſagen. Das iſt doch erſtaunlich, daß dieſe Leute nicht nur mit ſolch einer falſchen Einbildung aus der Welt gegangen ſind, ſondern noch bis an den jüngſten Tag hin, bis zu dem wirklichen Ausſpruch Chriſti, mit ſolchen ſchönen Phantaſieen ſich tragen! Man darf ſich eben nicht wundern. Das Reich der Finſterniß iſt auch ein Lügenreich, ſodaß dergleichen Einbildungen in der Seele haften, und ſie ſich bei Allem dem, was ihnen jetzt abgeht, und bei allem Schaden und Nachtheil, den ſie wirklich in der Ewigkeit erfahren, noch immer in ihrer Einbildung unterhalten, ihre äußerlichen Werke hoch halten und ſich bereden: am jüngſten Tage werden wir ſchon noch einen andern Ausſpruch hören; da werden wir doch noch eingelaſſen werden in das Reich des HErrn, den wir ſo oft genannt, deſſen Namen wir doch Manches zu Gefallen gethan haben; Er wird uns doch alsdann annehmen und nicht abweiſen! — So tief kann es ſich in das Gemüth ſetzen, daß man in ſolchen Gedanken auch in der Ewigkeit ſtehen bleibt und ſich immerfort betrügt, wie man ſich in der Welt betrogen hat. Ferner:

Dann werde Ich ihnen bekennen: Ich habe euch noch nie erkannt, auch damals nicht, da ihr ſo viel Gutes vorgegeben habt. 2 Tim. 2. heißt es: der feſte Grund GOttes beſtehet: der HErr kennet die Seinen. Er kennet ſie, und Er wird von ihnen erkannt, als von Seinen Schafen. Joh. 10. Wen JEſus erkannt hat, den wird Er alsdann bekennen vor Seinem himmliſchen Vater. Er gibt ihnen Sein Siegel darauf; Eph. 1, 13. Da weiß man ſchon, wie man mit Ihm daran iſt, und kann der Seele Seligkeit hoffen.

Weichet von mir, ihr Uebelthäter, ſagt JEſus weiter, die ihr ja Uebelthäter ſeyd! Sie verrathen ſich ſelbſt, daß ſie bis jetzt in der Lüge fortgelebt und noch einen böſen Willen haben. Darum weist ſie JEſus von ſich und von Seinem Reiche hinaus.

O wie Viel iſt demnach daran gelegen, daß man ſeiner Sache gewiß ſey! Es ſind dieſes nicht nur fürchterliche Vorſtellungen, womit man etwa die Menſchen nur vom Böſesthun abſchrecken wollte, während man es hernach doch anders fände. Nein! ſondern es wird ſo eintreffen. Der Richter ſelbſt hat es bezeugt: Er werde das ſagen. Und wir werden es ſehen und erfahren, daß ſolche Leute auftreten und ein ſolch Urtheil empfangen werden.

O in der Welt, bei dem Genuſſe der irdiſchen Dinge, die das Gemüth umnebeln und das Gewiſſen dämpfen, kann man es jetzt ſo leicht nehmen. Man macht ſich ſo leicht von ſich und von Andern alle gute Hoffnung ohne allen wahren Grund; aber was hilft es, wenn man ſich immerhin tröſtet, das Gewiſſen geſchweigt, und ſein Herz, ſo gut man kann, zufrieden ſtellt: wenn man es hernach in der Ewigkeit ſo gar anders erfährt und vom Richter ſelbſt einen andern Ausſchlag empfängt? Niemand betrüge ſich ſelbſt! Es ſind aber hiebei auch um der gemeinen Leute willen noch zwei Vorurtheile wegzuräumen:

1) wenn Jemand durch das Wort GOttes erweckt und über ſeinen bisherigen ſichern Zuſtand gerügt wird, ſo heißt es gleich: ei, der Menſch will an ſeiner Seligkeit zweifeln; man muß ja nicht an

ſeiner Seligkeit zweifeln! Da wollen demnach die leeren HErr HErrſager es durchaus nicht geſchehen laſſen, daß man anfange, an ſeiner Seligkeit zu zweifeln; ſondern man ſoll in ſeiner Sicherheit hinſterben, und aus ſeinem Selbſtbetrug in der Welt nicht nüchtern werden. O wenn doch alle unbekehrten Menſchen einmal im Ernſt anfingen, an ihrer Seligkeit zu zweifeln! d. i. O wenn ſie einmal die Stimme des heiligen Geiſtes bei ſeiner Beſtrafung hören wollten: Du haſt noch keinen gewiſſen Grund der Hoffnung; du haſt dich bisher betrogen! Da wäre bald Rath, ſie den rechten Weg zu weiſen. Aber die Menſchen wollen den breiten Weg gehen, und doch eine zufriedene Hoffnung haben, daß ſie die Pforte des Lebens finden und in das Reich GOttes eingehen werden. Man ſoll ſie auf ihrem breiten Weg, und doch zugleich bei ihrer eingebildeten Hoffnung laſſen.

2) Manche zweifeln ſogar: ob man eine *gewiſſe* Hoffnung der Seligkeit haben könne in dieſer Welt. Unſere öffentliche Lehre bezeugt es aber: das ſoll unſere vornehmſte Sorge ſeyn, daß wir eine *gewiſſe* Hoffnung haben des ewigen Lebens. Und wer einmal Vergebung der Sünden in JEſu Blut erlangt hat, der *weiß* es, daß er ſelig geworden iſt aus Gnaden, Eph. 2. und des Uebrigen harret er.

Wer demnach ſeine Seele liebt, wem etwas daran gelegen iſt, daß er die angebotene Seligkeit nicht verſcherze, der prüfe ſein Herz, der werde der Wahrheit JEſu Chriſti von ganzem Herzen gehorſam, ſo wird er Zeugniß in ſich tragen von der Hoffnung des ewigen Erbes! Amen.

Am neunten Sonntag nach Trinitatis.

Teinach, 1755.

Evangelium: Luc. 16, 1 — 9.

Er ſprach aber zu Seinen Jüngern: Es war ein reicher Mann, der hatte einen Haushalter; der ward vor ihm berüchtiget, als hätte er ihm ſeine Güter umgebracht. Und er forderte ihn und ſprach zu ihm: Wie? höre ich das von dir? Thue Rechnung von deinem Haushalten; denn du kannſt hinfort nicht mehr Haushalter ſeyn. Der Haushalter ſprach bei ſich ſelbſt: Was ſoll ich thun? Mein

Herr nimmt das Amt von mir; graben mag ich nicht, ſo ſchäme ich mich zu betteln. Ich weiß wohl, was ich thun will, wenn ich nun von dem Amt geſetzt werde, daß ſie mich in ihre Häuſer nehmen. Und er rief zu ſich alle Schuldner ſeines Herrn, und ſprach zu dem erſten: Wie viel biſt du meinem Herrn ſchuldig? Er ſprach: Hundert Tonnen Oel. Und er ſprach zu ihm: Nimm deinen Brief, ſetze dich, und ſchreib flugs fünfzig. Darnach ſprach er zu dem andern: Du aber, wie viel biſt du ſchuldig? Er ſprach: Hundert Malter Weizen. Und er ſprach zu ihm: Nimm deinen Brief, und ſchreib achtzig. Und der Herr lobte den ungerechten Haushalter, daß er klüglich gethan hätte. Denn die Kinder dieſer Welt ſind klüger, denn die Kinder des Lichts in ihrem Geſchlecht. Und Ich ſage euch auch: Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, auf daß, wenn ihr nun darbet, ſie euch aufnehmen in die ewigen Hütten.

Wir leben von lauter Gaben und Wohlthaten GOttes; wir haben Nichts, als was wir von Ihm, dem Geber alles Guten, empfangen. Und der Reichthum Seiner Güte iſt auch ſo unermeßlich groß, daß Er nicht kärglich mit uns umgeht, ſondern uns reichlich mittheilt, was ſowohl zum Beſten unſerer Seele, als zur Erhaltung unſeres Leibes und Lebens gereichen mag. Doch tragen wir alle dieſe Gaben und Güter von Ihm gleichſam nur zu Lehen. Er bleibt der Eigenthumsherr; Alles iſt Sein. Wir aber ſind zu Haushaltern geſetzt der mancherlei Gnaden und Gaben GOttes. Deßwegen haben wir auch eine Verpflichtung auf uns, wie wir mit den anvertrauten Gaben und Gütern umgehen und haushalten ſollen. Was man ſonſt von einem Haushalter fordert, wenn ſein Amt und ſeine Verrichtung ſoll recht und zum Vergnügen ſeines Oberherrn gethan ſeyn, das ſind auch die Eigenſchaften, welche uns als Haushaltern in den geiſtlichen und leiblichen Gütern GOttes geziemen. Es kommt hierin vornehmlich auf zwei Eigenſchaften an, nämlich auf Klugheit und Treue. Und dieß iſt es, wovon ich dießmal reden will.

Welcher iſt nun ein treuer und kluger Knecht, den der HErr geſetzt hat über ſein Geſinde? So fragt der Heiland bei einem wichtigen Lehrvortrag Matth. 24, 45. Die Frage ſelbſt ſoll anzeigen, wie viel daran gelegen ſey, daß ein Knecht, dem der HErr ſeine Haushaltung zu führen anvertraut hat, ſich beides, klug und treu beweiſe nach der Abſicht, die ſein HErr bei der Verwaltung ſeiner Güter hat. Wenn es an einem dieſer beiden Stücke fehlt, ſo mag wohl etwas gethan werden, aber der Zweck wird doch zum Vergnügen des HErrn nicht erreicht, und der Haushalter erfüllt nicht das, was man von ihm kraft ſeines Dienſtes erwarten kann. Wenn aber Klugheit die Treue ziert, und die Treue von Klugheit unterſtützt wird, da kann etwas Ganzes herauskommen, das dem Haushalter Lob und Ehre, der Haushaltung ſelbſt großen Vortheil, und dem Eigenthumsherrn Vergnügen bringt. Von beiden redet der Heiland im heutigen Evangelio im Gleichniß des ungerechten Haushalters. Von der Klugheit zeigt es ſich von ſelbſt deutlich, von der Treue aber zeigt ſich's gleich im folgenden Vers 10., wenn der Heiland gleich darauf ſetzt: Wer im Geringen treu iſt, der iſt auch im Großen treu. Und auf dieſe beiden Stücke iſt dießmal meine Betrachtung zugleich gerichtet. Ich will daher vorſtellen:

Die Verbindung der Klugheit und Treue bei einem Haushalter GOttes.

Dabei will ich von derjenigen Gemüthsverfaſſung reden, wo

I. weder Klugheit noch Treue iſt;
II. wo Klugheit ohne Treue,
III. wo Treue ohne Klugheit, und
IV. wo Klugheit und Treue beiſammen ſind.

Ich habe vor zwei Jahren von der Klugheit, und vor einem Jahr von der Treue geredet, die ſich bei denjenigen finden ſollen, welchen GOtt zu einem Haushalter Seiner mancherlei Gaben und Güter geſetzt hat. Dießmal will ich beides zuſammen nehmen, und reden von der Gemüthsverfaſſung, wo

I. weder Klugheit noch Treue iſt. So war anfangs der ungerechte Haushalter in ſeinem Sinn und in ſeiner Gemüthsfaſſung geſtellt. Daß es ihm an Treue fehlte, zeigt ſich daraus, weil er dem Herrn ſeine Güter nur verſchleudert und durchgebracht hatte. Dazu waren ſie ihm ja nicht übergeben. Er handelte alſo wider den Hauptzweck ſeines Amtes und achtete ſeiner Pflicht nicht, womit er ſeinem Herrn verbunden war. Das heißt treulos gehandelt. Was nun unſer Verhältniß gegen GOtt betrifft, darauf das Gleichniß weiſt, ſo iſt's Untreue, und alle Diejenigen handeln treulos, welche Nichts nach dem HErrn fragen, unter deſſen Hand ſie doch ſtehen. Man kann ſich ſo frei herausſetzen, als wenn man keine Verbindung und Verpflichtung gegen GOtt hätte. Man vergißt den Reſpect, d. h. die Furcht des HErrn, als wenn wir unſere eigenen Herren wären, und Alles bloß auf unſere Willkühr und Wahl in allen unſeren Handlungen ankäme. Aber gleichwie die Furcht des HErrn, welche die Treue zeuget, der Anfang der Weisheit iſt, ſo kann es auch nicht anders kommen, als daß es an der wahren Weisheit fehlt. Sodann handelte der ungerechte Haushalter auch nicht klug bei ſeiner Untreue; es fiel ihm nicht ein: der Herr kann mich unverſehens zur Rechenſchaft fordern; es muß doch einmal an den Tag kommen; es wird nicht immer ſo verſchwiegen bleiben; ich werde doch einmal Rechnung ablegen müſſen. — So ſehr unbedachtſam handeln, keine Vorausſicht auf's Zukünftige zu Rath ziehen, in den Tag hineinleben nach ſeinen eigenen Lüſten, das zeigt ja, daß man keine Klugheit beſitzt. Wie ſteht's nun bei unſern Chriſten in dieſem Fall? Wir wiſſen Alle, daß wir müſſen Rechenſchaft geben 2 Cor. 5. von Worten und Werken; aber wie wenig denkt man daran! Wie wenig nimmt man das zu einem Grund in ſeinen Sachen! Gewiß die Meiſten denken wie jener Schalksknecht, von welchem der Heiland ſagt Matth. 24, 48., der da dachte: mein Herr kommt noch lange nicht, und fängt an zu ſchlagen ſeine Mitknechte, iſſet und trinket mit den Trunkenen. So bereden ſich Viele, welche nicht abläugnen können, daß ſie Rechenſchaft ablegen müſſen: ei, es iſt noch lange bis dahin; wer weiß, wann es kommt! Aber was ſagt der Heiland? Dann wird der Herr deſſelbigen Knechts kommen an dem Tage, deß er ſich nicht verſiehet, und zu der Stunde, die er nicht meinet. Es iſt demnach überall und durchaus gefehlt, wenn es an Klugheit und Treue zugleich fehlt. Da möge man doch ſeines Herzens Faſſung gegen GOtt unterſuchen: wie man mit Seinen Gaben umgehe? Dadurch wird die Treue oder Untreue verrathen oder aufgedeckt. Wie Viele ſind, welchen Nichts daran liegt, wie ſie mit dem Wort GOttes, das ſie nicht nur hören, ſondern in Händen haben, umgehen! Es iſt eine theure Gabe; oder, wie ſie mit dem heiligen Abendmahl, mit der täglich ziehenden und züchtigenden Gnade umgehen, — als wenn Nichts daran gelegen wäre, als wenn ſie keine gemeſſene Pflicht hätten, wie ſie damit umgehen ſollen; oder mit der Zeit, mit den Lebenstagen, mit den anvertrauten Gütern, ob man ſie zur Ueppigkeit und Wolluſt oder nach GOttes Willen gebrauche. Das iſt lauter Untreue, welche nicht erkannt wird, ſo lange es nicht zu einem äuſſerlichen Schaden und merklichen Nachtheil ausſchlägt. Das iſt Unbedachtſamkeit und Thorheit, weil es in die Länge nicht ſo währen kann: — **denn der HErr kommt und richtet die ganze Welt.**

II. Wie verhält es ſich aber mit der Gemüthsverfaſſung, wo **Klugheit ohne Treue** iſt? Der ungerechte Haushalter wurde endlich aus Noth klug; nachdem ſeine Sache auf's Aeuſſerſte gekommen war, ging er erſt mit ſeiner Klugheit zu Rathe. Er mußte es eines Theils wohl darauf ankommen laſſen, daß ſeine Untreue ſeinem HErrn offenbar würde, weil er in der Rechnung nicht beſtehen konnte; aber er wollte ſich doch in Zukunft zu ſeinem eigenen Vortheil ſo weit berathen, daß er nicht darben und betteln gehen müßte. Er war aber und blieb nach wie vor treulos gegen ſeinen Herrn, daß er die Schuldbriefe veränderte. Das war keine wahre Klugheit, ſondern Argliſt. Klugheit ohne Treue iſt nichts Anderes als Argliſt und tückiſches Weſen. Er war nur für ſich, aber nicht für das Intereſſe ſeines Herrn klug. Dieſe Gemüthsfaſſung findet ſich auch bei Vielen in demjenigen Verhältniß, in welchem wir gegen GOtt ſtehen. Kann denn etwa Einem einfallen, daß er aus Beſorgniß, es möchte am Tage des Gerichts übel für ihn ausfallen, argliſtig und heimtückiſch mit GOtt umzugehen gedenkt? Ja wohl. Die Schrift gibt uns Exempel und Zeugniſſe genug davon in Sachen, welche die geiſtlichen Gaben GOttes zur Seligkeit betreffen. Dahin iſt zu rechnen, wenn man z. B. mit dem Wort GOttes ohne Treue umgeht, als wenn es anders geſchrieben wäre. Wie Viele ſind froh, wenn ſie einen Spruch zu ihrem vermeintlichen Vortheil mißdeuten können! So auch, wenn man die Sünde vertheidigt, ſo heißt es gleich: ſo wir ſagen, wir haben keine Sünde, ſo verführen wir uns ſelbſt u. ſ. w.; oder: der Gerechte fällt des Tags ſiebenmal; oder: wir werden ja ohne Werke gerecht und ſelig! — Das iſt argliſtig und geht wider die Schrift und den Sinn des HErrn, der uns dieſe Beilage gegeben hat. So will man es auf ſeinen Eigennutz drehen, daß man ja nicht bloß ſtehen müſſe, wenn es zur Rechenſchaft kommt. In leiblichen Gaben iſt dahin zu rechnen aller Geiz, Ungerechtigkeit, Wucher, da man wider den Sinn des Hausherrn Klugheit anwendet, zu ſeinem eigenen Nutzen, davon der HErr nichts wiſſen ſoll. Das iſt keine feine Klugheit; das heißt der Heiland die Klugheit der Kinder dieſer Welt in ihrem Geſchlecht, in ihrer Art. Da kommt man übel an, wenn man mit GOtt handeln will, wie die Weltmenſchen unter einander in ihrer Art handeln.

III. Treue ohne Klugheit, das iſt die Gemüthsbeſchaffenheit, davon der Heiland in dieſem Gleichniß zu Seinen Jüngern redet. Dieſe heißt er Kinder des Lichts. Das ſind treue Seelen, wie ſie Johannes näher beſchreibt Joh. 3, 21. Wer die Wahrheit thut, der kommt an das Licht, daß ſeine Werke offenbar werden, denn ſie ſind in GOtt gethan. Unter den Kindern des Lichts gibt es keine untreuen Herzen, denn ſobald ſie die Treue aufgeben, ſo ſind ſie nicht mehr Kinder des Lichts. Untreue iſt Finſterniß. Der Heiland hatte treue Jünger, die ſich Ihm mit redlichem Herzen ergeben hatten und voll guten Willens waren, aber es fehlte ihnen am Verſtändniß ſeines Sinnes, an Klugheit in dem Wandel mit Ihm; das mußten ſie erſt in Seiner Schule lernen. So gibt's auch noch redliche Seelen gegen den Heiland, die es treulich mit Ihm meinen, gerne zu Seinem Gefallen leben und in Allem die geforderte Treue beweiſen wollen. Aber es fehlt ihnen am Verſtändniß, an geübten Sinnen, zu unterſcheiden das Gute und Böſe. Daher können ſie aus Mangel an hinlänglicher Erkenntniß, aus Unachtſamkeit u. dgl. viele Fehler machen; aber der Heiland ſieht auf ihre Treue. Solche wahre Klugheit empfiehlt der Heiland Seinen Jüngern; er will ſagen: ihr Kinder des Lichts ſeid wohl treuer, als der ungerechte Haushalter, aber ihr ſeid nicht ſo klug in eurer Sache, zu eurem Vortheil, als er in ſeiner Sache nach Weltart klug war. Und das kann auf mancherlei Art geſchehen; z. B. im Geiſtlichen, wo man manche Gnadenbeweiſungen vom HErrn empfängt und ſie nicht anzuwenden weiß, daß man wachſe in der Erkenntniß; deßwegen die Apoſtel den treuen Herzen wünſchen Epheſ. 1, 17.: daß der GOtt unſeres HErrn JEſu Chriſti, der Vater der Herrlichkeit, euch gebe den Geiſt der Weisheit und der Offenbarung, zu ſeiner Selbſt Erkenntniß, und erleuchtete Augen eures Verſtändniſſes; und Col. 1, 9. daß ihr erfüllet werdet mit Erkenntniß Seines Willens, in allerlei geiſtlicher Weisheit und Verſtand. Sodann auch im Leiblichen, und das iſt der eigentliche Sinn des

Gleichniſſes: ſie ſollen ſich Freunde machen mit dem ungerechten Mammon, d. i. freigebig ſeyn, mildthätig, von den Gaben austheilen armen Gliedern Chriſti, damit ſie hernach auch aufgenommen werden, Matth. 25. damit ſie einen Schatz im Himmel haben.

IV. Wo Klugheit und Treue beiſammen ſind, da ſteht man in ſeiner gehörigen, pflichtmäßigen, unterwürfigen Ergebung gegen ſeinen HErrn, und iſt an Ihn mit Liebe und Furcht gebunden. Man befleißigt ſich, daß man Ihm gefalle. Man erkennt auch die Wichtigkeit ſeines Amts, und erwählt und braucht die ſchicklichſten Mittel, den wahren Zweck zu erreichen; endlich ſucht man Kleines und Großes recht zuſammen zu ordnen, daß Klugheit und Treue ein Werk darſtelle. Von ſolcher Gemüthsfaſſung redet Paulus in ſeinem Amt 1 Cor. 3, 10. als ein weiſer Baumeiſter; und 1 Cor. 4, 2.: Nun ſuchet man nicht mehr an den Haushaltern, denn daß ſie treu erfunden werden; ich laſſe es auf den Ausſchlag meines HErrn ankommen. Und der Heiland Matth. 25. heißt den, der fünf Pfund empfangen hatte, und damit andere fünf gewann, einen frommen und getreuen Knecht, ſetzt ihn über Viel und heißt ihn eingehen zu ſeines HErrn Freude. Ebenſo verfährt Er mit dem, der zwei Pfund empfangen, und damit zwei andere erwarb, weil er das Pfund nach der Abſicht des HErrn angewendet. Und dem, der ein Pfund erhalten, ſolches aber in die Erde verbarg und nicht anwendete nach der Abſicht ſeines Herrn, ſagt der Herr: Klüglich hätteſt du mein Geld zu den Wechslern thun ſollen, und wenn ich kommen wäre, hätte ich das Meine zu mir genommen mit Wucher.

Nur dieß Eine noch: Man kann dieſe Beſchaffenheit des Gemüths, wo Klugheit und Treue beiſammen ſind, ohne Gnade, ohne Licht und Leitung des heiligen Geiſtes weder erlangen, noch viel weniger beweiſen, auch nicht einmal in äuſſerlichen, leiblichen Dingen. Dieſe muß uns in Allem zu Statten kommen. — Treue wird des Hauptzwecks nicht verfehlen; doch ohne Klugheit kann ſie in Manchem zurückbleiben; aber Klugheit und Treue hat das Lob vom HErrn: ei, du frommer und getreuer Knecht, du biſt über Wenigem getreu geweſen: ich will dich über Viel ſetzen, gehe ein zu deines HErrn Freude! Amen.

Am zehnten Sonntag nach Trinitatis.

Teinach, 1735.

Evangelium Luc. 19, 41 — 48.

Und als Er, der HErr JEſus, nahe hinzu kam, ſahe Er die Stadt an, und weinte über ſie, und ſprach: Wenn Du es wüßteſt, ſo würdeſt du auch bedenken zu dieſer deiner Zeit, was zu deinem Frieden dienet. Aber nun iſt es vor deinen Augen verborgen. Denn es wird die Zeit über dich kommen, daß deine Feinde werden um dich und deine Kinder mit dir eine Wagenburg ſchlagen, dich belagern, und an allen Orten ängſten, und werden dich ſchleifen, und keinen Stein auf dem andern laſſen, darum, daß du nicht erkannt haſt die Zeit, darin du heimgeſucht biſt. Und Er ging in den Tempel, und fing an auszutreiben die darin verkauften und kauften, und ſprach zu ihnen: Es ſtehet geſchrieben: Mein Haus iſt ein Bethaus; ihr aber habt es gemacht zur Mördergrube. Und Er lehrete täglich im Tempel. Aber die Hohenprieſter und Schriftgelehrten, und die Vornehmſten im Volk trachteten Ihm nach, daß ſie Ihn umbrächten, und fanden nicht, wie ſie Ihm thun ſollten: denn alles Volk hing Ihm an, und hörete Ihn.

Hier ſpricht der HErr ſelbſt, der Liebhaber der Menſchen, mit ſeufzendem Herzen und thränenden Augen dennoch harte Worte wider ſein eigenes Volk! JEſus verkündigt der Stadt Jeruſalem ihre Zerſtörung und den völligen Untergang, da er wirklich im Begriffe war, in dieſelbe einzuziehen. Er bezeugt, Er läßt an ſich ſehen und von ſich hören, wie er auf's empfindlichſte darüber gerührt ſey, daß ihr Schade ſo unheilbar und ihre Strafe ſo unfehlbar und unabänderlich ſey. Er zeigt aber auch die Urſache eines ſolchen ſchweren Gerichts an, weil ſie die auf einander gefolgten Gnadenzeiten bis zuletzt verſäumt, verachtet und unfruchtbar hatten vorüber gehen laſſen. Jeruſalem iſt bis auf den heutigen Tag zu einem Exempel und Denkmal aufgeſtellt, wie es denen ergehe, die GOttes Gnade verachten und Seiner liebreichen Heimſuchung mit widerwärtigem Gemüth begegnen. Es kann nichts anderes daraus werden, als daß ſchwere Strafgerichte darauf folgen, und der HErr Seine Ehre an allen ſolchen Verächtern rettet. Das iſt die Hauptlehre, die wir daraus zum Nachdenken nehmen und zu unſerm Heil anwenden ſollen. In dieſer Abſicht will ich dießmal zur Betrachtung unſeres heutigen Evangelii vorſtellen:

Die Schuld der Menſchen und die Unſchuld GOttes bei ſeinen ſchweren Strafgerichten.

Die Betrachtung theilt ſich von ſelbſt in dieſe zwei Stücke, daß ich

I. Von der ſchrecklichen Schuld der Menſchen, und

II. Von der vollkommenen Unſchuld GOttes hiebei zu reden habe.

Schwere Zeiten und ſcharfe Strafgerichte, die ſich in der Welt von Zeit zu Zeit ereignet haben, und noch mehr ereignen werden, ſind ſolche Begegniſſe, die den Menſchen allemal mißliebig und entſetzlich ſind. Das Herz ſucht ſich immer gern zu entſchuldigen und will die Gerichte GOttes nicht erkennen noch zugeſtehen, ja, es denkt vielmehr, GOtt könnte es, GOtt ſollte es doch anders mit den Menſchen machen, und nicht ſo hart mit ihnen verfahren. Daher iſt es nicht überflüſſig, davon die richtigen Gedanken zu faſſen. Dazu gibt uns unſer heutiges Evangelium die ſchönſte Gelegenheit. Ich will vorſtellen:

I. Die ſchreckliche Schuld der Menſchen bei den ſchweren Strafgerichten GOttes. Die Schuld der Menſchen beſteht **überhaupt** darin, daß ſie GOttes nicht achten, Seine Gnadenzeiten verſäumen und Seine freundlichen Beſuchungen verſchmähen. GOttes Beſuchungen ſind, wie wenn einem ein Freund zuſpricht und Gutes gönnt und thut. Das war eigentlich die Schuld Jeruſalems, ihrer Vorgeſetzten und der ganzen Welt, daß ſie nicht bedachten, was zu ihrem Frieden diente, daß ſie nicht erkannten d. h. erkenntlich annahmen die Beſuchung GOttes. Und darüber muß gleich das Gewiſſen eines Jeglichen Zeuge ſeyn, daß man dadurch eine große Verſchuldung auf ſich lade. Wie ſollte uns nicht jeder Blick Seiner Freundlichkeit ſo theuer ſeyn! Was ſind wir arme Erdbewohner, verdorbene Sünder, daß der HErr an uns gedenket, daß Er Gedanken des Friedens und nicht des Leides über uns hat, daß Er auf unſer Heil bedacht iſt, daß Er ſich um uns mühet, daß Er uns Seine Gnade anträgt, an unſer Herz kommt, Sich zu uns nahet und uns zu Sich, zu Seiner Gemeinſchaft, zu Seiner Seligkeit einladet, lockt und zieht? Das thut Er um Seiner ſelbſt willen, weil Er ein Erbarmer iſt, weil Er einen Vorſatz der Liebe über uns gefaßt hat, weil

Er nicht will, daß Jemand verloren werde. GOtt prüfet uns nicht nur, ſondern Er beſucht uns auch alle Tage und Augenblicke; Seiner Anerbietungen ſind unzählige. Aber uns iſt nicht viel daran gelegen; wir können es als eine Nebenſache anſehen, ja, alle ſolche theuren Bezeugungen und den ganzen Sinn GOttes gegen uns verachten, nach unſern Gedanken und Neigungen fortmachen, als wenn es entweder gar nicht wäre, oder nichts auf ſich hätte. O wie wird GOtt ſo ſchnöde in der Welt geachtet! Man will Ihn nicht erkennen, noch das, was Ihm ſo wichtig und theuer iſt, daß Er unſer Heil begehrt, wichtig nehmen. Laſſet uns der Sache näher kommen; es iſt ein allgemeiner Tag der Gnade angebrochen; es ſind beſondere Gnadenzeiten.

Die Verſchuldung wird ſehr vergrößert, wenn wir den erſchienenen Tag der Gnade nicht achten, die uns beſonders geſchenkte angenehme Zeit verſäumen. JEſus bezieht ſich auf die vorherigen langen Gnadentage, die dem Volke Iſrael erſchienen. GOtt hatte ihnen nicht nur Sein Wort und Zeugniß von den Vätern her durch die Propheten gegeben, ſondern auch durch Johannes, dem Täufer, und Chriſtum ſelbſt zu Seinem Reich aufbieten laſſen. Das war eine lange gnädige Zeit der Heimſuchung, davon ein Jeglicher in Seinem Theil hätte Nutzen ziehen ſollen. So lange nun GOtt den Menſchen Sein Wort verkündigen, ſo lange Er das Evangelium predigen und durch Seine göttlich geſandten Boten Seine Gnade antragen läßt, ſind es allemal Beſuchungen JEſu und unſeres GOttes. Das ſoll uns billig eine angenehme Zeit, ein Tag des Heils ſeyn. Paulus hält's dafür, wenn er 2 Cor. 6. ſagt: jetzt iſt die angenehme Zeit, jetzt iſt der Tag des Heils! Das iſt die Zeit, die noch heute heißet Ebr. 3.: heute, ſo ihr Seine Stimme höret, ſo verſtocket eure Herzen nicht! Das iſt ein ordentlicher, allgemeiner Gnadentag. Aber ſo wenig man es jetzt mehr bewundert, was das für ein Werk GOttes iſt, daß Er uns durch das Licht der Sonne den hellen Tag ſchenkt, ſo wenig denkt man daran, was das für eine Gunſt und Freundlichkeit GOttes ſey, wenn das Evangelium gepredigt wird. Wer nimmt es denn zur Stunde ſo an, wenn er ein kräftiges Wort hören kann, daß er darüber denkt: nun, hiemit hat mich mein JEſus beſuchen wollen; hiemit hat Er ſich vor die Thüre meines Herzens geſtellt und angeklopft; Er will bei mir eingehen; Er will mein

Herz zur Wohnung haben; Er wird Seine Gaben und Schätze mitbringen; das wird mir Friede und Wohlfahrt bringen! Man läßt die kräftige Ueberzeugung vorübergehen: „es iſt ja von Menſchen geredet, es hat ja ſo viel nicht zu bedeuten, es wird nicht eben auf das Wort, auf den Mann ankommen;“ und inzwiſchen bleibt man auf ſeinem eigenen Sinn und Willen ſtehen, und denkt nicht, daß man ſich an GOtt, an JEſu, an Seiner frei angebotenen Gnade, an Seinem Wort, an Seinen Knechten ſo ſchwer verſchulde.

Es bleibt aber nicht bei der bloßen Verachtung, ſondern da muß man ſchon gleichſam Gewalt anwenden, den Geiſt GOttes abzutreiben; daher kommt's zu Widerſpruch, Bitterkeit, Trotz, Zweifel und Verſpotten der Wahrheit. Ebendamit wird aber die Schuld noch größer, wenn man die beſonderen Gnadentage verſäumt und verachtet. Das war Jeruſalems beſonderer Tag, der ihm in den Propheten ſchon lange verſprochen war, wenn der HErr ſelbſt zu Seinem Tempel kommen und der König in Seine Stadt einziehen würde. „Auch noch an dieſem deinem Tag!“ So läßt es GOtt nicht bei dem allgemeinen Zeugniß Seiner Gnade und Wahrheit bewenden, das doch ſchon genug ſeyn könnte, ſondern Er hat noch beſondere Zeiten, Stunden und Augenblicke beſtimmt über einen Jeglichen, darinn Er ihm ſein Heil recht nahe legt. Wie oft geſchieht es, daß Er durch äuſſerliche Gelegenheit, Zufälle, beſondere Schickungen, Demüthigungen, oder auch durch innerliche mächtige Gnadenbezeugungen den Menſchen aus ſeiner Nachläſſigkeit aufwecken will, daß man es leicht mit Augen ſehen und mit Händen greifen und mit ſeinem Herzen verſtehen könnte: das iſt der HErr; Er will etwas an mich; es iſt auf dich beſonders gemeint; da darfſt du deinem GOtt, Seinem Zug nicht aus dem Wege gehen! Und es wird doch verſäumt; man verliert leicht den Eindruck, man denkt wieder anders, man läßt es beim Nächſten bewenden. Wie? Wenn nun GOtt alle dieſe Tage und Beſuchungen wird zuſammen rechnen? Er ſetzt immer weiter an; was kommt endlich für eine entſetzliche Verſchuldung heraus, wenn man GOtt ſelbſt Zeugniß geben muß: Ja, ich habe es an mir ſelbſt erfahren, ich habe es an meinem Herzen gefühlt, daß Du mich wollteſt ſelig haben; Du biſt mir nachgegangen, haſt Dich nach mir gerichtet, biſt mir auf meinem Wege begegnet, haſt mir Dein Licht in die Seele ſtrahlen laſſen und ich habe es doch ausgeſchlagen!

Dazu kommt noch: wenn es Andere annehmen. JEſus zog unter lauter Lob GOttes daher. Es war eine beſondere Geiſtesbewegung des Volks, das von Galiläa mit Ihm heraufzog; aber den Phariſäern im Volk war es ſogleich zuwider. Da ſagt der Heiland: ach, wenn du es erkenneteſt, wie jene es erkannt haben! ach, wenn dein Herz auch ſo geſtellt wäre, daß du dich freuen könnteſt! So wird die Schuld der Ungläubigen offenbar durch den Glauben derer, die dem Evangelio gehorſam werden, wovon JEſus ſchon vorher geſagt hatte: die Königin von Arabien wird auftreten am jüngſten Gericht mit dieſem Geſchlecht, und wird es verdammen; denn ſie kam vom Ende der Erde, Salomonis Weisheit zu hören. Und ſiehe, hie iſt mehr denn Salomo. So wurde hernach die Widerſpenſtigkeit der Juden von dem Glauben der Heiden beſchämt, und dadurch offenbar, daß es bloß hartnäckiger, widerſetzlicher Sinn ſey, dafür man keinen Vorwand hatte.

Doch man möchte hiebei denken, es diene doch zum wenigſten zu einiger Entſchuldigung, daß es heißt: du erkannteſt es nicht; es iſt vor deinen Augen verborgen. Dieß iſt ſchon Blindheit und Verſtockung, daß man denkt: was ich nicht weiß, das habe ich nicht zu verantworten, davon habe ich keine Schuld. Nein, umgekehrt: das iſt eben die Verſchuldung, die hier JEſus ihnen vorrückt, daß ſie es nicht erkannten; ihre Widerſpenſtigkeit war ſelbſt Schuld daran. Ihre lang geübte Gleichgültigkeit, ihr abſprechender Sinn, ihre muthwillige Abneigung hatte ſie je länger je mehr untüchtig gemacht, die Zeichen ihrer Gnadenzeit zu erkennen. Und ſo geht es: man wird es ſo gewohnt in ſeiner Unachtſamkeit, das Herz wird je mehr und mehr verhärtet; es rührt einen endlich gar nichts mehr an; man kann die wichtigſten Begegniſſe des Reiches Chriſti gering achten, für einen Scherz halten und dawider ſeyn; endlich wird aber eine Feindſchaft daraus wider alles Gute. Sie rathſchlagten gleich, JEſum zu tödten; Er war ihnen unleidlich. So wird einem das Evangelium zuwider. Kurz, man will ſeyn und bleiben, wie man iſt, und das kann nichts anderes, als ſchwere Strafe ſetzen! Sollte GOtt nun zu viel thun, wenn Er auf ſolches Bezeugen andere Tage kommen läßt, wenn die

Tage der gnädigen Heimſuchung abwechſeln mit Tagen der Heimſuchung Seines Zorns und Seiner ſchweren Gerichte? Hieraus kann man leicht ermeſſen, daß GOtt rein bleibt und unſchuldig iſt. Und dieß iſt's, wovon ich noch zu ſprechen habe, nämlich

II. Von der vollkommenen Unſchuld GOttes bei Seinen ſchweren Strafgerichten. Sollte es wohl nöthig ſeyn, GOttes Handlungsweiſe erſt zu rechtfertigen und Seine Unſchuld an den Tag zu bringen? Ach, das menſchliche Herz iſt ſo gar ungeberdig; es kann ſich bei ſeiner größten Schuld doch noch im Troß wider GOtt auflehnen! Werden doch die Menſchen bei den letzten großen Plagen der Welt GOtt läſtern, Offenb. 16. und ſich doch nicht bekehren! So hat GOtt bei allen Propheten gegen Sein Volk ſich rechtfertigen müſſen, daß es die gedrohten Strafen wohl verdienet habe, daß es ſich ja ſelbſt in's Unglück bringe, weil es ſein Heil nicht bei Ihm ſuche. Laſſet uns hiebei Folgendes bedenken:

GOtt iſt nicht wie ein Menſch, der ſchnell im Zorn auffährt und Rache übt, wie Er könnte, wenn Ihm etwas zu Leid geſchieht, oder Er an Seiner Ehre angegriffen wird. GOtt kann es in großer Geduld und Langmuth auswarten. Die Tage ſind beſtimmt; Er kommt nicht zu bald; es iſt wohl ausgerechnet und abgemeſſen; Er bringt vorher die Gnadentage auf's höchſte. So ſtellt es JEſus im heutigen Evangelio gegen einander. O Jeruſalem, das iſt noch dein Tag! Wenn du dieſen nicht erkennſt, ſo werden andere Tage kommen. Ja, wenn es auch auf's Höchſte gekommen, ſo hält doch GOtt noch inne, wie bei der erſten Welt: Ich will ihnen noch Friſt geben 120 Jahre, ob ſie ſchon jetzt meinem Geiſt ſich nicht mehr ſtrafen laſſen. — Daher kann GOtt auftreten und ſelbſt Jeruſalem zum Richter nehmen: richtet ihr ſelbſt, ihr Bürger zu Jeruſalem, was ſoll man mehr thun an einem Weinberge? Dennoch hat er Herlinge gebracht! Iſt's nun zuviel, iſt's nun zu bald, wenn ich ſeine Wand wegnehmen und ſeinen Zaun, wenn Ich ihn wüſte liegen laſſe? Jeſ. 5.

Ferner iſt es der größte Beweis, daß GOtt unſchuldig ſey an dem Verderben der Menſchen, weil JEſus ſelber weint, da Er ihnen wirklich ihr bevorſtehendes Gericht ankündigt. Die Thränen JEſu ſind zum Zeugniß über ihr ungläubiges Herz, daß es Ihn ſauer ankomme, daß es (wie es bei dem Propheten heißt) ſo ein fremdes

Werk ſey. Israel, du willſt ja geſchlagen ſeyn! ſagt GOtt bei dem Propheten, wie ein Vater zu einem ungehorſamen Sohn ſagt, der auf alle ſeine Reden nichts gibt: ſiehe, du machſt es darnach, ich muß dich ja züchtigen. Aber da fährt der trotzige Menſch auf und denkt: es ſteht ja doch bei Ihm! wenn Er nicht wollte, ſo geſchähe es nicht! — Antwort: ja wohl. So möchten die Menſchen gerne einen GOtt und Vater im Himmel haben, der wäre, wie der Hoheprieſter Eli gegen ſeine Söhne war, von dem es heißt: nicht meine Kinder! und hat nicht einmal ſauer dazu geſehen, da ſich ſeine Söhne ſchändlich hielten. 1 Sam. 3, 14. Er ſoll ſie machen laſſen, wie ſie wollen, ſoll immer gut und freundlich bleiben und nie ſauer dazu ſehen. Einen ſolchen Prieſter und Fürſprecher wollten ſie gerne haben, der wohl weint, aber keine Gerichte kommen läßt. JEſu Fürſprache wird wohl die Gerichte GOttes aufhalten, aber den Tag der Vergeltung nicht gar aufheben, denn Er handelt nicht wider die Ehre und die Rechte des Heiligthums. Ja, ſeine Thränen ſind das Kennzeichen, daß der Tag der Vergeltung beſchloſſen und unabwendbar ſey! Ihm iſt's übergeben von Seinem Vater; Er war der Richter über dieſe Stadt, ob Er ſchon hier weint, daher dieſe Begegniſſe Jeruſalems auch eine Zukunft des HErrn ſehr oft genannt werden. Daher, wenn Seine Urtheile offenbar werden, ſo iſt Lob und Freude im Himmel, Offenb. 15, 4. Und alle ſeine Knechte und die ſeine Ehre lieb haben, bekennen Seinen Namen. Hallelujah! — Noch Eins:

GOtt läßt es vorher wiſſen; Er droht lange und deutlich genug, ehe Er ſtraft. So ſagt es JEſus hier auch mit Thränen vorher, wie es Jeruſalem ergehen werde. GOtt iſt ein wahrhaftiger GOtt in Seinen Verheißungen und in Seinen Drohungen. Beides wird unfehlbar in ſeine Erfüllung gehen. Wer wollte fordern, daß Er in Seinen Drohungen weniger Wahrheit beweiſe, als in Seinen Verheißungen? Darum ſollen wir uns fürchten vor Seinem Zorn, und uns zu Ihm bekehren.

Nun, was ſollen wir denken von *unſerer* Zeit und *unſern* Tagen? Sind's nicht noch Gnadentage? Aber vielleicht ſind wir ſchweren Gerichten näher, als wir denken und glauben. Der allgemeine Gnadentag hat uns lange genug geſchienen, und er währet noch; wir ſind noch in dem gnädigen *Heute* begriffen, da wir Seine Stimme innerlich und äuſſerlich hören können. Meinen wir, es werde immer ſo fortwähren, es können keine anderen Tage kommen? GOtt hat Seine Zeiten; ſie ſind genau beſtimmt; wir müſſen uns darnach richten. Was bekennen wir von GOtt jedesmal in unſerem Betſtunden-Gebet? Was wir mit unſerm Undank und Kaltſinnigkeit verſchuldet hätten; „und da Du die Axt ſchon längſtens an die Wurzel gelegt, läſſeſt du uns dennoch um der Fürbitte JEſu willen noch immer ſtehen!“ Aber es wird nicht immer ſo fortgehen. Die Zeugen JEſu, welche vor zweihundert, ſelbſt vor hundert Jahren das Evangelium in unſerer Kirche gepredigt, haben nicht vermuthet, daß es ſo lange währen würde. Und wir ſind gewiß großen Dingen ſehr nahe. — JEſus gedenkt auch der Kinder. Dieſe konnten von der Zeit an noch vierzig Jahre alt werden, bis das Wort JEſu erfüllt wurde. Was können unſere Kinder in vierzig Jahren erfahren? Das ſoll uns doch billig in's Nachdenken bringen, daß wir unſere Zeit, die Tage, in denen wir ſtehen, recht erkennen. Und wenn es noch näher wäre, ſo heißt es: auch noch jetzt iſt's Zeit! Nun wäre es nicht zu ſpät; aber verſäumet es ja nicht! Nun, der HErr öffne uns die Augen, daß wir ſehen die Zeichen auch unſerer Zeit, und wohl erkennen, was zu unſerm Frieden dient! Amen.

Am eilften Sonntag nach Trinitatis.

Weinsberg, 1739.

Evangelium: Luc. 18, 9—14.

JEſus ſagte zu Etlichen, die ſich ſelbſt vermaſſen, daß ſie fromm wären, und verachteten die Andern, ein ſolch Gleichniß: Es gingen zwei Menſchen hinauf in den Tempel zu beten, einer ein Phariſäer, der andere ein Zöllner. Der Phariſäer ſtund und betete bei ſich alſo: ich danke Dir, GOtt, daß ich nicht bin wie andere Leute: Räuber, Ungerechte, Ehebrecher, oder auch wie dieſer Zöllner. Ich faſte zweimal in der Woche, und gebe den Zehenten von Allem, was ich habe. Und der Zöllner ſtund von ferne, wollte auch ſeine Augen nicht aufheben gen Himmel, ſondern ſchlug an ſeine Bruſt, und ſprach: GOtt ſey mir Sünder gnädig! Ich ſage euch: dieſer ging hinab gerechtfertiget in ſein Haus vor jenem. Denn wer ſich ſelbſt erhöhet, der wird erniedriget werden, und wer ſich ſelbſt erniedriget, der wird erhöhet werden.

Es iſt vor acht Tagen bezeugt worden: GOtt beut Seine Gnade einem Jeden beſtändig und auf mancherlei Weiſe an. Wenn nur die Menſchen dieſe Gnade mit Ernſt ſuchen, und von Herzen annehmen wollten! Der Reichthum Seiner überſchwänglichen Gnade iſt in Chriſto JEſu geoffenbaret, ſodaß Alle, alle Sünder, ſie ſeyen wer ſie wollen, umſonſt, ohne all' ihr Verdienſt und Würdigkeit, begnadiget, von ihren Sünden gerechtfertiget, aus ihrem Sündenverderben gerettet und ſelig werden können. Dieſe große Gnade, und die freigebige, großmüthige Anerbietung und Mittheilung derſelben beruht ganz allein auf den Verdienſten JEſu, auf Seinem Leiden, Kreuz, Blut und Tod, wodurch Er die Sünde auf einmal abgethan und dieſe Gnade Allen erworben hat. Es iſt alſo nicht ſchwer, zur Gnade GOttes zu kommen und zu erfahren, was der Zöllner im heutigen Evangelio erfahren hat, von dem es heißt: dieſer ging gerechtfertiget hinab in ſein Haus. Gewiß! GOtt macht es keinem Menſchen ſchwer, zu Seiner Gnade und Gemeinſchaft zu kommen. JEſus auch nicht. Er hat alles Schwere auf ſich genommen. Ihn hat es Viel gekoſtet; Ihm iſt es ſauer geworden. Warum? Eben damit es dem Sünder recht leicht werden und nirgends ein Anſtand mehr übrig ſeyn möchte, begnadigt und ſelig zu werden. Gewiß, es iſt dem mißtrauiſchen und unwiſſenden Herzen des Menſchen, das ſo weit von GOttes Herzen weggekommen und ſeine Liebe nicht mehr erkennt, ganz unbegreiflich und unglaublich, daß es ſo leicht ſey, mit GOtt auszukommen, mit ſeiner Sünde fertig zu werden und eine gewiſſe Hoffnung des ewigen Lebens zu erlangen. Aber es iſt ſo; und das Evangelium zeigt uns einen leichten und kurzen Weg zur Gnade GOttes. Wem es nun ſchwer wird, die Gnade zu erreichen und Ruhe für ſeine Seele darin zu finden, der macht ſich's gewiß nur ſelber ſchwer — durch ſeinen Unglauben, durch ſeine Heuchelei, durch ſeine Unlauterkeiten, durch ſeine ſelbſtgefaßten falſchen Meinungen, durch ſeine ſelbſterwählten Wege, durch welche er zur Gnade GOttes kommen will. Ich glaube gewiß, es würde noch viel mehreren Leuten angelegen ſeyn, es würde mehr Ernſt, Muth und Trieb in ihren Herzen entſtehen, wenn ſie glauben könnten und einſähen, daß es nicht ſchwer ſey, die Gnade GOttes zu erlangen. Aber es herrſcht überall das unrichtige Vorurtheil, daß es heißt: O das iſt ſchwer! das koſtet viel, das braucht Zeit und große Arbeit, bis man dahin kommt, daß man der Gnade GOttes gewiß wird! Und dieſe Meinung iſt eine Schmach der Gnade, macht das Herz unluſtig und hindert die Begierde des Herzens. Es iſt daher nöthig, die Menſchen eines Beſſern zu belehren. Das will ich jetzt thun, indem ich zeige

Den leichten und kurzen Weg, zur Gnade zu kommen; oder: wie man am leichteſten und bäldeſten zur Gnade GOttes gelangen und derſelben theilhaftig werden könne. Und zwar:

I. Worauf es hiebei hauptſächlich ankomme; und

II. Worin es ſich vornämlich erweiſe, daß man zur Gnade gekommen ſey.

Es iſt doch einem Jeden noch etwas an der Gnade GOttes gelegen. Auch bei allem eitlen Weſen und Sündendienſt iſt doch noch etwas in ſeinem Innerſten, das ſich nach der Gnade ſehnt. Wie mancher wünſcht: Ach, wenn ich wüßte, daß ich Gnade bei GOtt gefunden hätte! Ach, wenn ich einmal denken und ſagen könnte, daß ich, da ich ein großer Sünder bin, ein begnadigter Sünder geworden wäre! Und was hält dieſen Wunſch auf, daß er nicht erfüllt wird? Bei Vielen nur der Gedanke: ja, das iſt eine große ſchwere Sache; da gehört viel dazu; dahin wirſt du ſo leicht und ſo bald nicht kommen! Darüber wird dann die Begierde gedämpft und niedergeſchlagen, und man bleibt ohne und außer der Gnade. Das jammert mich über die Seelen. Darum will ich euch gerne eines Andern überzeugen.

I. Worauf kommt es nun hiebei hauptſächlich an? Ich will es Euch mit zwei Worten ſagen: es kommt nur darauf an, daß man von Herzen ein armer Sünder werde. Das will uns JEſus lehren mit dem Gleichniß vom Zöllner. Siehe, mein lieber Zuhörer, den ſtellt dir JEſus als einen Beweis vor, wie man zur Gnade komme. Der Zöllner war bald fertig mit der Sache, um welcher willen er in den Tempel gieng zu beten. Es koſtete ihn nicht viele Zeit, nicht viel Mühe und Arbeit. Er hat ſeinen Zweck bald und ſeliglich erlangt. Wir wollen ihn noch näher in ſeiner Handlungsweiſe betrachten, wie er es denn gemacht hat; das wird uns den leichteſten und kürzeſten Weg zeigen.

Der Zöllner war vorher kein frommer Menſch geweſen; das war der Zöllner Art nicht; ihre Lebensart brachte das nicht mit ſich. Sie waren ungerechte, verdorbene Leute, die Andern ein Abſcheu waren, Geizhälſe, die zuſammenſcharrten, Pächter der Zölle und Einkünfte des römiſchen Kaiſers. Alſo ſehen wir: *Man muß eben nicht von Jugend auf fromm geweſen ſeyn*, wenn man will zur Gnade kommen. Mancher verläßt ſich darauf und ſagt: ich bin wohl erzogen worden; man hat mich vor Sünden bewahrt. Das iſt wohl gut. Aber deßwegen haſt du doch nicht Gnade. Biſt du denn kein Sünder? O ja! — Alſo mußt du als ein Sünder Gnade ſuchen? Ja. Aber kein ſo großer Sünder? Ei! Kann denn ein großer Sünder nicht auch Gnade erlangen? Wird es dieſem ſchwer gemacht? Muß er erſt für ſeine Sünden büßen? Hat nicht JEſus für ihn auch gebüßt? Aber — ich muß nur recht einfältig und aufrichtig mit Euch reden: — heißt es nicht oft: „O bewahr' mich GOtt, wenn ich eine einzige ſolche Sünde begangen hätte, da hätte ich keinen Troſt mehr, da müßte ich verzweifeln, da dächte ich, ich käme unfehlbar in die Hölle!" Ei! was iſt das für ein Sinn und Sprache! Hat nicht der Phariſäer ſo gedacht: ich danke GOtt, daß ich es nicht in der Welt ſo gemacht habe, daß ich nicht bin, wie andere Leute, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher, oder auch wie dieſer Zöllner. Nun hat man wohl aus dem Namen Phariſäer einen Spottnamen gemacht, und bürdet ihn denen auf, die als Sünder begehren Gnade zu finden, und erkennt nicht, daß dieſer Sinn und dieſe Rede des Phariſäers allgemein iſt. Es iſt eine verkehrte Art der Menſchen. So lang einer ein Phariſäer iſt, ſo heißt und ſchilt man ihn gewiß keinen; ſobald er aber ein Zöllner werden und ſich mit Ernſt als ein Sünder zu GOtt nahen will, ſo wird er ein Phariſäer geſcholten. Aber ich will mich damit nicht aufhalten, ſondern nur bezeugen: *man darf ſich nicht auf ſeine ehrbare Frömmigkeit verlaſſen*, nicht meinen, daß man damit beſſer bei GOtt daran ſey, leichter und gewiſſer zur Gnade kommen könne, als ein Menſch, der in Sünden gelebt; denn das zeigt nur an, daß du nicht erkennſt, daß du ein Sünder biſt, und die Einbildung von deiner Frömmigkeit hindert dich, zur Gnade zu kommen. Willſt du guten Rath annehmen, ſo will ich dir rathen: ſteiſe dich nicht auf deine natürliche Frömmigkeit! Werde ein Sünder, ſo wirſt du leichter zurecht kommen.

Der Zöllner hat auch nicht müſſen vorher fromm werden, ehe er zur Gnade gekommen iſt. Sein Sinn ging nicht dahin: „ich will jetzt nach und nach anders werden, wohl ein Zöllner bleiben, aber die Leute nicht mehr ſo arg betrügen; ich will mir das Fluchen und Schwören nach und nach abgewöhnen; ich will fleiſſig in den Tempel gehen; bisher habe ich GOtt und Sein Wort gar nicht geachtet, ich will nun auch anfangen, ernſtlicher zu beten. Wenn ich nur ein anderes Leben anfange, ſo wird mir GOtt gnädig ſeyn und Seine Barmherzigkeit wird das Vorige vergeben.“ — Ihr Lieben, beſinnet euch! Iſt nicht dieſes der Sinn und der Entſchluß derer, die noch meinen, ſie greifen es recht an, und wenn ſie ſich üben und ſich ihre Unarten abgewöhnen? Da meinen ſie, es werde ihnen nicht fehlen, und verlaſſen ſich nun wieder auf ihr bischen Fromm- oder Beſſerwerden. So war des Zöllners Sinn und Entſchluß nicht. Wer es ſo angreift, dem wird es freilich ſchwer. Die Sündengewohnheit iſt mächtig. Fromm werden wollen, ſich dazu angreifen, Vieles ſchaffen und an ſich beſſern, ehe man zur Gnade gekommen iſt, das muß ſchwer halten. Nun, worauf kam es an? Der Zöllner kam zu GOtt, wie er war. Er war ein großer Sünder, und wollte jetzt nichts Beſſeres ſeyn, noch die gute Seite vorkehren und ſein Böſes verdecken. Nein, er war ſich deſſen bewußt, er ſchämte ſich vor GOtt. Das war Demuth; er hielt ſich in ſeinem Herzen für unwürdig; er erkannte und empfand ſeine Sünden; es ſchmerzte ihn in ſeinem Herzen; er wurde wehmüthig darüber, und ſo zeigte er, daß er jetzt ein armer Sünder geworden ſey. Vorher war er ein frecher, ruchloſer Sünder, — nun ein armer Sünder in ſeinen Augen, ein vor GOtt unwürdiger Sünder, ein wahrhaftig gebeugtes, zerbrochenes Herz. Und daran fehlt es gerade, wenn es ſchwer wird. Man will nicht ein Sünder werden. Man bekennt ſich wohl, aber nicht von Herzen. Es geht nichts dabei im Herzen vor. Es wird mit phariſäiſcher

Frömmigkeit verdeckt, daß die Sünde nicht in's Gewiſſen dringen ſoll, daß der Menſch ſich nicht aufrichtig vor GOtt hinſtellt und ſich richten läßt. Auch konnte ſich der Zöllner auf Nichts berufen, als auf Gnade um der Verſöhnung willen. Nun, wer ſo ausgeleert iſt von allem Guten, nichts als Böſes an ſich ſieht, wem ſein bisheriges Frommſeyn nichts heißt, ja, zu lauter Sünde und heuchleriſchem Weſen wird, weil es ohne Herzensgrund geſchieht, der iſt allernächſt an der Gnade; dem wird es Ernſt zu ſagen:

Schau her, hier ſteh ich Armer,
Der Zorn verdienet hat,
Gib mir, o mein Erbarmer,
Den Anblick Deiner Gnad!

Und das währte nicht Jahre und Tage, daß er ſo ſtehen, an ſeine Bruſt ſchlagen und flehen mußte, ſondern es war bald gethan; ſein Schmerz war bald vorüber. Er ging gerechtfertiget hinab in ſein Haus vor jenem; und der Phariſäer hat noch oft kommen müſſen und Nichts erlangt. Die Sache muß ein- für allemal ausgemacht werden. Man darf nicht immer und an einemfort Buße thun, ſondern alsdann auch in der Gnade leben. Nun muß ich abbrechen. Ein anderesmal will ich von der Rechtfertigung reden.

Ihr Lieben! das iſt der allgemeine Weg. Keine Einbildung darf uns davon abhalten. Es muß ſich Alles vor GOtt demüthigen, und zwar von Herzen Sünder werden; darauf treibt Paulus Röm. 3., daß Alle unter der Sünde ſeyen. Die Leute ſind aber gar zu reputirlich zur Gnade!

Aber nun will ich noch gerne mein Evangelium an die groben Sünder richten. So gerne man im bürgerlichen Leben ſeinen ehrlichen Namen behaupten will, ſo weiß man doch, was auf dem Gewiſſen liegt. Und Mancher ſchleppt ſich heimlich mit ſeinen Sünden; es nagt ihn und er getraut ſich nicht, recht daran zu gedenken, viel weniger ſich als einen Solchen vor GOtt darzuſtellen. Mein lieber Zuhörer! Biſt du ein Hurer, ein Ehebrecher, ein Geiziger, ein Meineidiger, ein Trunkenbold, ein Flucher, ein ungerechter Menſch: ſo weißt du wohl, daß die ſolches thun oder gethan haben, können das Reich GOttes nicht ererben. Aber ſtelle dich nur einmal wie der Zöllner vor GOtt redlich dar; ſcheue dich nicht, ſage Ihm ſo: Ich bin der und der, ein Hurer, ein Ehebrecher, ein Geiziger, ein Meineidiger, ein Trunkenbold u. ſ. w. Ich bitte um Gnade und Erbarmen! So wirſt du in Chriſto des Zöllners, des Schächers Gnade erlangen! Amen.

Am Feiertag Bartholomäi.

Oettingen, 1752.

Evangelium: Luc. 22, 24—30.

Es erhob ſich auch ein Zank unter ihnen, welcher unter ihnen ſollte für den Größeſten gehalten werden. Er aber ſprach zu ihnen: Die weltlichen Könige herrſchen, und die Gewaltigen heißt man gnädige Herrn: Ihr aber nicht alſo; ſondern der Größeſte unter euch ſoll ſeyn wie der Jüngſte, und der Vornehmſte wie ein Diener. Denn welcher iſt der Größeſte? Der zu Tiſche ſitzet, oder der da dienet? Iſt es nicht alſo, daß der zu Tiſche ſitzet? Ich aber bin unter euch wie ein Diener. Ihr aber ſeyd es, die ihr beharret habt bei mir in meinen Anfechtungen. Und ich will euch das Reich beſcheiden, wie mirs mein Vater beſchieden hat, daß ihr eſſen und trinken ſollt über meinem Tiſche in meinem Reich, und ſitzen auf Stühlen, und richten die zwölf Geſchlechter Iſraels.

Kommt her, ihr Geſegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet iſt von Anbeginn der Welt! — Das iſt eine herrliche und erfreuliche Anrede, womit JEſus an Seinem großen Tag Seine Auserwählten begrüßen wird. Matth. 25, 34. Selig und abermal ſelig iſt, wer dieſe Stimme aus Seinem Munde hören wird, daß er in der Zahl derer erfunden ſey, welche Theil haben an dem Erbe GOttes und Chriſti, deren Namen in's Buch des Lebens geſchrieben ſind.

1) Es iſt der König ſelbſt, der ſie auf ſolche Art anredet, der HErr, dem ſie angehören; der große Sohn des ewigen Vaters, der den Rath des Vaters auszuführen übernommen hat, dem deßwegen der Vater Macht gegeben hat über alles Fleiſch, auf deſſen Ausſpruch der endliche und völlige Ausſchlag von unſerm immerwährenden Zuſtand in der Ewigkeit ankommt; der König, dem Alles unterthan werden muß, auch Seine Feinde; der einzige Erbe über Alles.

2) Er heißt ſie die Geſegneten Seines Vaters, weil ſie der Vater von Ewigkeit in Chriſto, Seinem Sohn, erwählet, und in Ihm, ihrem Heiland und HErrn, geſegnet hat mit allem geiſtlichen Segen in den himmliſchen Dingen. Und ſie ſind Seine Schafe, die zu Seiner Rechten ſtehen; darum ſind ſie Ihm und dem Vater nahe

verwandt und verbunden. Sie gehören Chriſto an, weil ſie der Vater Ihm gegeben hat, und Er ſie die Seinigen, Seine Leute, Seine Schafe heißt. Sie gehören GOtt an, weil ſie Seine Kinder und Erben geworden ſind.

3) Darum heißt's: ererbet nun das Reich! nun ſollt ihr empfangen, was euch ſchon von Ewigkeit zugedacht iſt: ihr ſollet erben, was euch der Vater durch mich verheißen und beſchieden hat. Was denn? Antwort: Das Reich. Nun, da iſt mit einem einzigen Wort Alles geſagt. Auf dieſes Reich iſt Alles eingerichtet, was GOtt nach Seinem Vorſatz von Anfang gethan hat. Auf dieſes Reich weiſet die ganze Schrift durch und durch. Auf dieſes Reich ſind alle Glaubigen vertröſtet; auf dieſes Reich ſehen ſie, als auf das Ziel ihres Glaubens und ihrer Hoffnung. Wer dazu keinen Sinn, keinen Zug im Herzen hat, der weiß und verſteht nichts von GOtt, der weiß nicht, wozu ihm JEſus helfen und nützen will. Es iſt Alles daran gelegen im Evangelio. Nun will ich von dieſen drei Wahrheiten ausführlicher handeln und reden

Von dem Erbvermächtniß des Reiches, das JEſus den Seinen beſchieden hat.

Wir wollen bedenken:

I. Wer Der ſey, der ihnen ein ſolches Erbvermächtniß geſtiftet hat.
II. Was Er ihnen vermacht hat, und
III. Wem es vermacht ſey.

I. Wer iſt nun Der, der ihnen ein ſolch Erbvermächtniß geſtiftet hat? Antwort: JEſus iſt's. Er ſagt: Ich will's euch vermachen in Wahrheit und Wirklichkeit. Er hat die Macht dazu; Er kann das Erbe geben; es ſteht allein in Seiner Hand. Denn Ihm hats der Vater beſchieden — das Reich. Das iſt eine Grundwahrheit, darauf das ganze Evangelium gebaut iſt. GOtt hat von Ewigkeit Seinem Sohne ein Reich beſtimmt. Er hat Ihm Alles in die Hände gegeben, daß Alles durch Ihn gehandelt und regiert werden ſoll in Allem. Der Vater will erkannt und verherrlicht werden in dem Sohn. Darauf iſt Alles eingerichtet, daß der Sohn HErr und König ſey über Alles und den Vorſatz GOttes ausführe. Davon heißt es

Pſ. 2, 6. Ich habe meinen König eingeſetzt auf meinem heiligen Berge Zion. So ſagt der Vater: Du biſt mein Sohn, heute hab' Ich dich gezeuget. Heiſche von mir, ſo will ich dir die Heiden zum Erbe geben und der Welt Ende zum Eigenthum, Pſ. 2, 7. 8. und Pſ. 110: Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde zum Schemel deiner Füße lege. So iſt JEſus der König im ganzen Reiche GOttes, der von Seinem Thron aus Seine Reichshandlung verrichtet in Allem, was Ihm zugehört.

Ihm hat's der Vater vermacht auf Seine Leiden hin. Darum hat Ihn GOtt erhöhet und Ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen iſt, daß in dem Namen JEſu ſich beugen ſollen alle Knie derer, die im Himmel und auf Erden und unter der Erden ſind, und alle Zungen bekennen ſollen, daß JEſus Chriſtus der HErr ſey zur Ehre GOttes des Vaters; Phil. 2, 9. 10. 11. Und Ebr. 2, 7. 8. Er hat Ihn mit Preis und Ehre gekrönet und Ihn geſetzt über die Werke Seiner Hände; Alles hat Er unterthan zu Seinen Füßen. In dem, daß Er ihm hat Alles unterthan, hat Er nichts gelaſſen, das Ihm nicht unterthan ſey. Da ſehen wir, daß es JEſus iſt. So iſt nun der geſchmähete JEſus das gekrönte Oberhaupt, der im heutigen Evangelio ſagt: Ich bin mitten unter Euch wie ein Diener. Der iſt nun der HErr, der herrſchet mitten unter Seinen Feinden, und in Majeſtät. Ihm iſt die ganze Regierung übergeben. Darum muß Alles das Lamm anbeten (Offb. 5.) und bekennen, daß Er allein würdig ſey, das Buch des ewigen Vorſatzes, das Lebensbuch in Seiner Hand zu haben. O JEſu! Wer kann Dich würdig genug ehren? Du biſt groß und Dein Name iſt groß! Ach laß uns Dich recht erkennen!

II. Was vermachte Er ihnen? Antwort: das Reich. In dieſem einzigen Wort iſt Alles Gute begriffen, das GOtt verheißen hat; 2 Cor. 1. Denn alle GOttes Verheißungen ſind ja in Ihm und ſind Amen in Ihm.

Es iſt nicht ein irdiſches Reich. Gleich darauf ſagt Er: mein Reich iſt nicht von dieſer Welt; und hier: die Könige der Erde herrſchen; euer Reich iſt im Himmel. In der Welt dürfet und ſollt ihr euer Glück, Vorzüge, Reichthum und Herrlichkeit nicht ſuchen; laßt das den Weltleuten! Ich gebe euch ein anderes Reich. Euer

Vertrauen ſetzet nicht auf das, was auf der Erden iſt. Prediget von den Gerechten, daß ſie es gut haben! Das iſt wahr, aber nicht nach Art der Welt. Wenn man kein anderes Erbe hätte und wüßte, ſo ſtände es ſchlecht um unſere Glückſeligkeit. Aber wem etwas Beſſeres vermacht iſt, der kann dieſes Geringe um ſo viel leichter verleugnen.

Es iſt der Ueberfluß aller Güter, Gaben, Luſt und Freude. Hier iſt's im Gleichniß ausgedrückt als eine Mahlzeit. An des Königs Tafel wird auf's auserleſenſte geſpeist; da hat man alle Herrlichkeiten, aber nicht irdiſch, ſondern über ſeinem Tiſche; wie der König ſpeist, ſo ſollen ſie es auch haben. Es heißt: über meinem Tiſch. Ihr ſollt es eben ſo gut haben, als Ich. Alles, was der Vater hat, iſt Sein, und ſie ſollen es mit Ihm und durch Ihn genießen. Aller Segen, der nicht zu beſchreiben iſt, Alles, was alle Könige der Erde haben und zuſammenbringen können, gäbe da kein Morgeneſſen! Die Liebe, damit Ihn Sein Vater liebet, wird das vornehmſte Gericht ſeyn. Damit wird Er die Seinen ſpeiſen und bewirthen. Koſtbareres kann Er ihnen nichts zu eſſen, zu ſchmecken und zu genießen geben.

Es iſt die höchſte Ehre, der höchſte Vorzug vor allen Creaturen. Ihr werdet ſitzen auf Thronen! — Die geringen Jünger, die Fiſcher und Handwerksleute waren, und in der Welt keine Ehre hatten, ſondern zuletzt um des Namens Chriſti willen unter dem Henker ſterben mußten, die ſollen nun Könige ſeyn und auf Stühlen ſitzen und richten, und auch etwas dabei zu ſagen haben, wenn die Welt gerichtet wird. Und das iſt nicht ihnen allein vermacht, ſondern allen Glaubigen. Paulus ſagt es den Corinthern 6.: Wiſſet ihr nicht, daß die Heiligen die Welt richten werden? Was habt ihr nöthig, vor die heidniſchen Richter zu gehen? Ihr müſſet einmal ſo große Sachen richten, und ſchlichten helfen! Wie wird das den ſtolzen Geiſtern ſo übel gefallen, wenn dermaleins mit Chriſto Diejenigen das Urtheil über ſie beſtätigen werden, die ſie hier ſo oft verſucht, geplagt, verſchmäht, verfolgt haben! O es iſt ein herrlicher Vorzug, ein Erſtling Seiner Creaturen zu ſeyn!

III. **Wem vermachte nun aber JEſus ein ſolches herrliches Erbe? Antwort: Ihr ſeid's!** Seine Jünger und Alle, die in ihre Zahl gehören, d. i. die durch ihr Wort an Ihn glauben werden. Denn ſo nimmt es JEſus zuſammen Joh. 17. Was demnach mit den Glaubigen in dieſer Zeit vorgeht, das zielt auf dieſes Reich. Sie werden zu dieſem Reich in der Welt angenommen, wenn ſie ſich auf die Verkündigung des Evangelii mit redlichem Herzen Ihm ergeben, wenn ſie dieſes angebotene Reich annehmen. Sie werden zu dieſem Reich in der Gnadenzeit zubereitet durch die Vergebung der Sünden, durch die Gerechtigkeit des Reiches, durch die Heiligung des Geiſtes. Röm. 14. Das Reich Chriſti iſt Gerechtigkeit und Friede und Freude in dem heiligen Geiſt. Wer darin Chriſto dienet, der iſt GOtt gefällig, der gehört in das Reich. Sie werden aber auch zu dieſem Reiche verſiegelt mit dem heiligen Geiſt; Eph. 1. ebenſo mit dem heiligen Abendmahl; darum heißt das Teſtament das Vermächtniß des Reichs. O, Abendmahl halten können nach Chriſti Sinn, das iſt eine große Sache! Er hatte es kurz zuvor auch mit Seinen Jüngern gehalten. — Endlich werden ſie zu dieſem Reich in der Gnadenzeit bewährt durch Leiden. Wie mir es mein Vater beſchieden hat. Röm. 8, 17. Sind wir denn Kinder, ſo ſind wir auch Erben, namentlich GOttes Erben und Miterben Chriſti: ſo wir anders mit leiden, auf daß wir auch mit zur Herrlichkeit erhoben werden. Alſo mit leiden und ausharren, wie Er hier ſagt: ihr ſeyd's, die ihr bei mir beharret habt. Jacob. 1, 12. heißt es: ſelig iſt der Mann, der die Anfechtung erduldet, denn nachdem er bewähret iſt, wird er die Krone des Lebens empfangen, welche GOtt verheißen hat denen, die Ihn lieb haben. Und 1. Petr. 1, 6.: So wir eine kleine Zeit traurig ſind in mancherlei Anfechtungen, auf daß unſer Glaube rechtſchaffen erfunden werde.

Nun ſehet: ſo meint es GOtt mit uns! Zu dieſem Himmelreich ſeyd ihr eingeladen und berufen! Glückſelig iſt, wer dieſes allem Andern vorzieht, wer das Zeugniß hat in ſeinem Herzen: ich bin auch mitgezählt, mein Bürgerrecht iſt im Himmel; wer ſich durch keine Verſuchung noch Leiden abbringen läßt, ſondern unter allen Leiden ſich aufrichtet und unterhält mit dieſer Hoffnung! Amen.

Am zwölften Sonntag nach Trinitatis.

Teinach, 1755.

Evangelium: Marc. 7, 31 — 37.

Und da der HErr JEſus wieder ausging von den Grenzen Tyri und Sidon, kam Er an das galiläiſche Meer, mitten unter die Grenzen der zehen Städte. Und ſie brachten zu Ihm einen Tauben, der ſtumm war. Und ſie baten Ihn, daß Er die Hand auf ihn legte. Und Er nahm ihn von dem Volk beſonders, und legte ihm die Finger in die Ohren, und ſpützte, und rührte ſeine Zunge, und ſah auf gen Himmel, ſeufzte, und ſprach zu ihm: Hephatha! das iſt: thue dich auf! Und alsbald thaten ſich ſeine Ohren auf, und das Band ſeiner Zunge ward los, und er redete recht. Und Er verbot ihnen, ſie ſollten's Niemand ſagen. Jemehr Er aber verbot, jemehr ſie es ausbreiteten, und verwunderten ſich über die Maßen, und ſprachen: Er hat alles wohl gemacht; die Tauben macht Er hörend, und die Sprachloſen redend.

GOtt, wie Dein Name iſt, ſo iſt auch Dein Ruhm bis an der Welt Ende! — So preiſt David von GOtt. Pſ. 48, 11. Es wird in dieſem Pſalm zur Freude Aller, die auf die Werke des HErrn achten, beſonders vorgeſtellt und betrachtet, was GOtt für Wunder an der Stadt Jeruſalem und an Seinem Volke gethan, wie Er gegen alle Anläufe ihrer Feinde bisher ihr mächtiger und treuer Beſchützer geweſen, und wenn man Seinen Namen angerufen, alle Zeit geholfen habe. Dadurch habe ihr GOtt Seinen Namen herrlich und berühmt gemacht, daß nicht nur ſie, das Volk Seines Bundes, Ihn preiſen, ſondern auch alle Völker bekennen und rühmen müſſen: der GOtt Iſraels, der HErr, der zu Zion wohnt, ſei der allmächtige, einzige, wahre GOtt, der Herrſcher Himmels und der Erde. Darüber freuet ſich der Pſalmiſt im Geiſt und ſpricht: GOtt, wir betrachten Deine Gnade und Barmherzigkeit jetzt, nach erlangter Hilfe, in der Stille, in der Anbetung in Deinem Tempel und müſſen bekennen: Du haſt Deinen Namen groß gemacht; ſo ſagt und rühmt man von Dir bis an's Ende der Erde und unter allen Völkern, wie Dein Name iſt! — Nun, was hier der Pſalm von GOtt bezeugt, das gilt mit gleichem Rechte von unſerm HErrn JEſu. Wir haben ein Exempel davon im heutigen Evangelio. Das Volk verwunderte ſich über die Maßen und breitete mit Freuden Seinen Ruhm aus. Es rühmt Ihn mit einem beſondern Lobſpruch und ruft: Er hat Alles wohl gemacht! Wir wollen zur Ehre JEſu und zum Ruhm Seiner herrlichen Thaten bei dieſer Gelegenheit betrachten:

I. Den großen Namen, und

II. den gleichgroßen Ruhm unſeres HErrn JEſu.

Wer JEſum liebt, der freut ſich gleich, wenn Ihm Ruhm und Seinem Namen Ehre widerfährt. Daher kann man nicht anders, als mit Freuden und Wonne hören und gleichfalls in ſeinem Herzen darüber gerührt ſeyn, wenn hier das Volk mit gerührtem Herzen von Ihm rühmt: Er hat Alles wohl gemacht! Wie Sein Name iſt, ſo iſt auch Sein Ruhm. Wir wollen dieſer Wahrheit mit demüthiger Freude nachdenken und betrachten

I. den großen Namen JEſu. Das Volk nennet Ihn hier bei Seinem Lobſpruch nicht mit Namen, ſondern ſagt nur: Er hat Alles wohl gemacht. Das iſt der Mann, der Alles gut macht, was verdorben iſt; Er macht die Tauben hörend und die Sprachloſen redend; Er macht's mit den verdorbenen Menſchen wieder gut. Sie meinen den Mann, der unter dem Namen JEſu von Nazareth bei dem Volke und im ganzen Lande ſchon bekannt war. Von dem reden und rühmen ſie. Nun, JEſus, das iſt Sein Name, womit man Ihn nennt, und es iſt uns Allen bekannt, daß dieſer Sein Menſchen- und Manns-Name nicht blos ein leeres Namenszeichen und Unterſchrift iſt, ſondern eine beſondere, Ihm allein zukommende, große und hohe Bedeutung hat. JEſus heißt ein Heiland und Seligmacher, ja, lauter Heil. Und nach dem Lobſpruch, den Ihm das Volk gibt, möchte man dieſen JEſus-Namen wohl ſo erklären: der Gutmacher. Denn Seligmacher heißt nichts anderes, als ein Wiedergutmacher deſſen, was verdorben iſt; der Alles wieder gut macht, zurechtbringt und herſtellt, was verdorben iſt.

Dieſen Namen hat der Maria Sohn darum bekommen, weil Er deßwegen in die Welt gekommen iſt, Alles wieder gut zu machen. So iſt's erklärt Matth. 1.: du ſollſt Seinen Namen JEſus heißen, denn Er wird ein JEſus ſeyn und Sein Volk ſelig machen, erretten.

Von dem an ſollte man wiſſen, daß Er darum da ſey und Seinen Namen in der That beweiſen werde als ein Gutmacher, Erretter aus allem Sündenverderben, als ein Heiland und Wiederbringer des verlorenen Guten. Davon war auch das Wunderwerk an dem Tauben und Stummen eine Probe. — Mit dem Elend verdorbener Menſchen hat Er es wieder gut gemacht. — Er iſt des Taubſtummen Heil worden und hat ihm das verlorene Gehör und die Sprache wieder gegeben. Aber das Volk bleibt nicht bei dieſem einzigen Werk ſtehen, ſondern nimmt mit erweitertem Herzen Alles zuſammen, als wollte es ſagen: Er kann alle Tauben, wenn ſie zu Ihm kommen, heilen; ja, Er kann Alles gut machen! Und damit hat das Volk nicht zu viel geſagt; es iſt ja in keinem Andern Heil, es iſt auch kein anderer Name den Menſchen gegeben, darin ſie ſollen ſelig werden, als allein der Name JEſus. Apoſtg. 4, 12. Hier ſchließt Petrus auch aus einem einzigen Exempel, dadurch Er Seinen Namen beſtätiget hat. Er hat den Grund zu dieſem Seinem Werk gelegt, da Er geſtorben und auferſtanden; da hat Er das Alte durch ſich ſelbſt abgethan. 2 Cor. 5, 17. Und nun iſt Er dazu geſetzt, daß Er der Heiland ſey. Wer die Kraft Seines Todes und Seiner Auferſtehung erfährt, an dem wird Alles wieder gut gemacht.

JEſus trägt uns ſchon mit Seinem Namen das Alles an, was Er an uns thun will. Ja, GOtt der Vater hält es uns ſchon mit dieſem Namen, den Er Seinem Sohn in der Menſchheit gegeben hat, vor, und verſpricht uns alles Heil. Sehet! Ich gebe Euch Einen, der euch heilen und helfen ſoll; Er wird an euch ausrichten, was Sein Name anzeigt und ausweist. Er ſoll und wird euer JEſus ſeyn! O was iſt dieß für ein ſüßer, tröſtlicher Name, aber auch für ein großer Name! Süß, weil alles Heil, alle Hülfe, alle Seligkeit in Seinem Namen liegt; Groß, weil Er Alles an Allem gut macht. Kein Schade iſt ſo groß: Er kann ihn überſchwänglich erſtatten. Kein Verderben iſt ſo groß: Er kann es wieder gut machen. Kein Gebrechen iſt ſo unheilbar: Er kann wieder heilen. Das ſollte gleich unſer Herz zu Ihm hinreißen, wenn wir nur Seinen Namen höreten. Denn da finden wir allein, was uns in aller Noth, Elend und Verderben zu ſtatten kommen kann. Er muß es thun, wenn uns ſoll geholfen werden.

Allein die Deutung und die Kraft Seines Namens wird doch von Wenigen recht erkannt und angenommen. Die Meiſten wollen gern einen ſolchen JEſum haben, der ſie laſſe, wie ſie ſind, der ſie nicht angreife, noch ſich mit ihnen beſchäftige, noch viel weniger Alles an ihnen gut mache, ſondern nur mache, daß es ihnen in der Ewigkeit wohlgehe, und ſie bis dorthin nichts Böſes und Schmerzhaftes vom Zorn GOttes zu erfahren haben. Jetzt wollen ſie ſich nicht gerne mit einem Finger von Ihm anrühren laſſen. Da wird Ihm Sein Name ganz verkehrt; das iſt eine große Unwiſſenheit. Wie? wenn der kranke Menſch gedacht hätte: ich will mich nicht von Ihm anrühren laſſen, ich will lieber bleiben wie ich bin: hätte Er ſich dann an ihm beweiſen können? Bedenket ihr Lieben! Ihr nennet dieſen Namen, weil Er über euch in der Taufe genannt worden iſt; aber wozu ſoll euch JEſus nützen, wenn ihr gerne bleiben wollt, wie ihr ſeid? Das iſt nun der Unterſchied zwiſchen den leiblich Kranken und Elenden, die JEſus zur Probe kurirt hat, und zwiſchen den Elenden, an deren Seelen Er ſich gerne beweiſen will, daß ſie ihre Krankheit, ihr Elend, ihr Verderben lieben. Ein Blinder will gerne das Geſicht haben, aber ſo viele Chriſten können in ihrer Blindheit, in der Finſterniß ihres Herzens hingehen. Ein Tauber möchte gerne hören, aber ein an ſeiner Seele tauber Menſch mag nicht hören, mag ſich das Ohr nicht öffnen laſſen, ſondern weiſt ſeinen Heiland und Helfer zurück. Man liebt ſein Verderben; man will ſich nicht ändern oder anders machen laſſen. Bedenke nun, mein lieber Menſch: Kann denn JEſus dein Gutmacher ſeyn und heißen, wenn du es Ihn nicht gut machen laſſen willſt? Soll Er Seinen Namen an dir beweiſen und verherrlichen, ſo muß an dir geſchehen durch Seine Kraft, was an dem armen Menſchen geſchehen iſt. Was war das für eine große Veränderung, darüber das Volk erſtaunte! Siehe! So muß JEſus den Sündenſchaden heben, das Verderben deiner Seele wegnehmen, dir Augen geben, Ohren geben, Mund und Zunge geben, dann wird Er dir ein JEſus ſeyn und einen neuen Menſchen aus dir ſchaffen.

O wie nöthig iſt es denn, daß man nun ſein Verderben recht erkennen lerne! Die Meiſten ſind nach ihrer Meinung ſchon gut genug, ehe JEſus die Hand an ſie legt, um es mit ihnen wieder gut zu machen. Sie wollen nicht in der Welt, in dem verdorbenen Zuſtand, darin ſie jetzt ſind, beſſer werden, geheilt werden, ſondern nur alsdann, wann dieß Leben vorüber iſt. Meinet ihr, JEſus werde die Tauben und Stummen in Seinen Himmel tragen? Wann ſoll Er euch denn heilen, zurechtbringen, geſund machen, wenn ihr euch jetzt weigert, Ihn als Heiland und Seligmacher anzunehmen?

Aber wer eben ſein Elend erkennt, wer da denkt: es fehlt mir an der rechten Geſtalt, ich tauge ſo wenig in GOttes Reich, als ein Tauber und Stummer in das menſchliche Leben taugt: der wird erſt deſſen froh, daß es einen JEſus gibt, der wird ſich gerne zu JEſu hinführen laſſen, der wird ſich Ihm gerne überlaſſen, daß Er ihm helfe, der gibt ſich unter die Hand des Arztes, daß Er mit ihm umgehe, wie Sein Name heißt. Da heißt es: lieber HErr JEſus! da bin ich, wie ich bin; lege Deine Hand an mich, beweiſe Deinen JEſusnamen, rette mich von meinen Sünden; ich habe es ſchlimm gemacht; mache Du es bei Deinem Vater gut durch Deine Verſöhnung und Fürbitte! Ich hab' es ſchlimm gemacht mit mir ſelbſt, habe mich an Leib und Seele durch Sünden verderbt; mache Du es wieder gut; ich will nun gerne Dein Geſchöpf, Deiner Hände Arbeit ſeyn; thue an mir, was Dir gefällt, daß ich nur ſelig werde!

Und das iſt nicht nur ein einzelnes Werk, nicht nur einmal, bis wir erleuchtet und errettet werden aus der Obrigkeit der Finſterniß; ſondern ſo lange noch etwas von Elend und Verderben an uns iſt, ſo brauchen wir einen Heiland, einen Gutmacher dazu. JEſus hat Viel mit uns zu thun. JEſus läßt nicht ab, bis Alles, was die Sünde zerſtört hat, wieder abgethan iſt; bis Tod und Verwerflichkeit weg iſt, ſo lange iſt Er Heiland. Ja, wer einmal erfahren hat, was er an JEſu habe, der läuft eben zu Ihm in Allem, was ihm fehlt, der erwartet von Ihm Heil und Hilfe. Darum heißt Er auch Seiner Glaubigen Heiland 1 Tim. 4., der Heiland Seines Leibes Epheſ. 5., und ſie erwarten ihn noch als einen Heiland vom Himmel. Phil. 3, 20. Da, da wird Sein JEſus-, Sein Heilands-Geſchäft erſt vollendet werden an denen, die an Ihn geglaubt haben. Und daraus entſteht

II. Sein gleichgroßer, vielfacher Ruhm. So groß Sein Name iſt, ſo groß ſoll auch Sein Ruhm ſeyn. Sein Ruhm ſoll ſo ausfallen, daß Ihm nicht weniger nachgeſagt werden kann, als uns in und mit Seinem Namen verheißen iſt. Ueber der That ſoll Er geprieſen werden. Man muß Ihn nur erfahren, ſo rühmt man Ihn. So ging es bei'm Volk. Sie hatten es geſehen und erfahren; ſie waren Zeugen Seiner wunderbaren Kraft. Bei ſolchen wird Sein Ruhm groß, die da ſagen können: ich will erzählen, was der HErr an meiner Seele gethan hat! Er hat ſie vom Verderben geriſſen und geheilt von allen ihren Gebrechen. Da wird aus dem Flehen ein Danken und Loben Seines Namens. Dank ſaget dem Vater, der uns ſo wunderbarlich errettet hat aus der Finſterniß zu Seinem Lichte; ja, lobe den HErrn meine Seele!

Und weil Er ſich beſtändig beweiſt an denen, die ſich Seiner Hand ergeben haben, ſo wird auch an Jeglichem unter ihnen Sein Ruhm groß. Er hat es wohl mit mir gemacht in allen Fällen und Seine Gnade, Treue und Macht bewieſen. Was ich bin, das bin ich durch Ihn. Alſo ſind die begnadigten Sünder Sein Ruhm. Und das hat Er bisher bewieſen. So viel Tauſend ihr Heil durch Ihn gefunden haben und errettet worden ſind, preiſen Seinen Namen. Offenb. 5,9.: Du biſt erwürget und haſt uns GOtt erkauft mit Deinem Blut, und uns hieher gebracht; wir danken es Dir. Und Offenb. 7, 10.: Heil ſey dem, der auf dem Stuhle ſitzt, unſerm GOtt und dem Lamm. Und das treibt Er durch alle Zeiten hindurch, und wird Seines Ruhm's immer mehr machen. Aber Sein Werk iſt noch nicht zu Ende.

Es iſt noch Viel übrig, das JEſus thun wird, bis Er alle Herrlichkeit Seines Namens geoffenbart hat. Man wird Ihm bekennen müſſen: Er hat Alles wieder gut gemacht, was durch Adam verdorben iſt; die Gnade iſt größer geworden, als die Sünde. Er hat als ein neuer Schöpfer Alles wieder gut gemacht, daß, wie GOtt erſtmals ſagte: Es ſey Alles gut, er nun JEſu Werk anſehen und ſagen könne: es iſt wieder gut, und die Ehre GOttes und Seines Sohnes groß ſey im Himmel und auf Erden und an aller Creatur.

Nun, ihr Lieben! Weil wir einen ſolchen JEſus haben, ſo wollen wir Ihn lieben und Sein Werk an uns nicht hindern; wir wollen Ihn anflehen; denn wer den Namen des HErrn anfleht, dem ſoll geholfen werden. Wir wollen ihn bitten, daß Er nichts an uns übrig laſſe, das Er nicht wieder gut mache, herſtelle, daß Er uns ein **vollkommener** Heiland werde und ſey nach Allem, was Sein Name und Amt beſagt. Wir wollen mit redlichem Sinn auf **Ihn merken**, was Er an uns thut und Ihm für Alles **danken**. Seine Ehre und Sein Ruhm ſoll uns am Herzen liegen. Wir wollen hoffen und trauen, daß Er Alles ganz und gut mit uns machen werde, daß die alte Sünde gar aufgehoben werde, daß der Tod und die Verweslichkeit gar von uns genommen werde, daß wir **erneuert** in Sein Bild dargeſtellt werden. Wir wollen uns deß freuen, daß wir alsdann fähiger als jetzt ſeyn werden, Seinen Ruhm zu **verkündigen** und Ihn würdiglich anzubeten vor Seinem Thron. O was wirſt Du noch in Deinem großen Namen thun! Preis und Ehre ſey Dir dafür in Ewigkeit! Amen.

Wochenpredigt.

Teinach, 1755.

Text: Luc. 18, 14.: Wer ſich ſelbſt erniedriget, der wird **erhöhet** werden. (Vergl. Ezechiel 21, 26.)

Dieſe Worte hat der liebe Heiland mehr als einmal geredet und bei verſchiedenen Gelegenheiten angeführt. Es muß ihm ſehr wichtig geweſen ſeyn; ja, es drückt Seines Herzens Sinn und den Weg aus, auf welchem Er ſelbſt wandelte. Daraus ſieht man, daß dieſer himmliſche Salomo dieſe Worte als ein wichtiges Sprüchwort im Munde geführt hat, und als einen weiſen Denkſpruch zu vielfältiger Lehre und Anweiſung tief in die Herzen prägen wollte. Deßwegen erſtreckt ſich auch der tiefe und volle Sinn dieſer Worte ſehr weit. Wir erſehen daraus nicht blos unſer Verhältniß zu GOtt und zu unſern Nebenmenſchen, ſondern auch die Wege der Regierung GOttes mit den Menſchen. Wir wollen dieſer Rede weiter nachdenken, indem ich vorſtelle:

Den hochbedenklichen Ausſpruch JEſu von dem Wege der Erniedrigung zur Erhöhung.

Der Heiland nimmt dießmal Gelegenheit von dem Exempel des Zöllners, welcher ſich mit ſeinem Herzen vor GOtt ſo tief gebeugt und in der Erkenntniß ſeiner Unwürdigkeit vor dem Heiligen in Israel ſich gedemüthiget hatte, darüber aber begnadiget, getröſtet und mit großer Huld von GOtt angeſehen wurde. Nun bringt der HErr Sein Sprüchwort hiebei zur allgemeinen Lehre an: Wer ſich ſelbſt erniedriget, der ſoll erhöhet werden. Der Heiland ſchenke uns Sein Licht, etwas von Seinem Sinne zu verſtehen!

Ich muß hiebei vorerſt etwas

I. von der Erniedrigung,

II. von der Erhöhung, und

III. von der Folge des Einen aus dem Andern ſagen.

Wir ſprechen

I. Von der Erniedrigung. Wer ſich ſelbſt erniedriget, ſagt der Heiland; und dieſe Redensart führt uns ſogleich auf die innerſte und ganze Beſchaffenheit unſerer ſelbſt. Sonſt wird dieſe Redensart von dem Verhalten des Heilands in dieſer Welt auch gebraucht; Phil. 2,8: Er erniedrigte ſich ſelbſt. Von Ihm kann dieß eigentlich und im vollen Verſtande geſagt werden; denn Er war hoch und über Alles erhaben, Er ſtand in göttlicher Geſtalt; Er war ja in dem wirklichen Beſitz aller Herrlichkeit; Hoheit war Sein Eigenthum. Er hätte ſich mit Recht ein göttliches Anſehen und den höchſten Vorzug unter den Menſchen herausnehmen und behaupten können. Aber Er hielt es nicht für einen Raub, GOtt gleich zu ſeyn; Er wollte nicht prangen mit dem, was Er hatte; Er wollte ſich das Anſehen nicht geben, das ihm gebührte; ſondern Er erniedrigte ſich ſelbſt; Er gab ſich ſelbſt gern und freiwillig herunter, und hielt ſich in all' Seinem Betragen ſo gering, als ein gemeiner Menſch, ja, als ein Knecht. So tief hat ſich der Sohn GOttes ſelbſt heruntergeſetzt, da Er ſich Seiner Hoheit und Herrlichkeit entäußerte. Von Ihm kann es alſo heißen: Er erniedrigte ſich ſelbſt. Aber wie ſchickt ſich das für uns? Wir haben ja keine Hoheit, die wir erſt aufzugeben hätten; wir ſollten uns nicht erſt erniedrigen müſſen, ſondern niedrig ſeyn, und nicht erſt von unſerer Höhe heruntergeſetzt werden dürfen. Es iſt demnach eine falſche Höhe, darauf wir uns mit unſerem Sinn erhoben haben. Wir ſind das nicht, was wir uns zu ſeyn einbilden. Es ſind falſche, lügenhafte Gedanken, die wir von uns ſelber haben. Wir laſſen nichts zurück, das wir uns mit Recht anmaßen könnten. Wir geben keine Vorzüge hin, die wir wirklich hätten und die uns gebührten. Sondern ſich ſelbſt erniedrigen heißt, in Abſicht auf uns, nichts anderes, als: ſeinen Eigendünkel fahren laſſen, ſeine falſchen Einbildungen von ſich ſelbſt aufgeben, ſich anſehen und achten, wie man iſt, und ſich halten nach dem, was man in Wahrheit von ſich denken muß.

Woher kommt es aber, daß man ſich nun erniedrigen, daß man von ſeiner Einbildung erſt nüchtern werden und ſich kennen lernen muß? Antwort: das haben wir von unſern erſten Eltern geerbt. Seit Adam von ſeiner Unterthänigkeit gegen ſeinen GOtt und Schöpfer ausgewichen iſt, und in eigenem Willen begehrt und getrachtet hat, GOtt gleich zu ſeyn, ſeitdem iſt dieſe verkehrte, böſe Art in die menſchliche Seele gedrungen. Adam hat ſich durch Satans Verführung in ſeinen Gedanken erhoben, daß er nicht mehr unter GOtt, ſondern neben GOtt und GOtt gleich ſey, und in gleicher Freiheit wie GOtt leben wollte. Er maßte ſich an, was ihm nicht gegeben war; er wollte es als einen Raub nehmen in eigenem, GOtt widerſtrebendem Willen. Und dieſer Sinn iſt in unſer Aller Herz. Aller Ungehorſam gegen GOtt iſt eine ungebührliche, aufrühreriſche Erhebung über GOtt, eine angemaßte Höhe, dadurch wir GOttes Ehre antaſten. Und dieſe Erhebung iſt die Wurzel aller Sünden. Darum muß ſich nun der Menſch erniedrigen, wenn ihm zurecht geholfen werden ſoll. Darum iſt kein anderer Weg, als die Erniedrigung, worauf er geheilt werden kann. Aber das iſt der größte Jammer unſeres Verderbens, daß ſich nun der Menſch nicht ſelbſt erniedrigen kann. Er konnte ſich wohl in eigenem Willen nach ſeiner Freiheit erheben, höher ſetzen, als ſich gebührte; aber jetzt kann er ſich nicht wieder in eigenem Willen, mit gleicher Freiheit heruntergeben und erniedrigen. Deßwegen heißt es jetzt vom Herzen: es iſt ein trotziges Ding, wer kann es ergründen? Es iſt jetzt eine ſolche Eigenheit, Eigenſinn, Stolz und Vermeſſenheit in des Menſchen Herzen, daß er nicht mehr im Stande iſt, ſich unter GOtt zu beugen, und in diejenige Ordnung und Unterthänigkeit zu treten, die ihm gebührt. Er will jetzt gern in ſeinem Eigendünkel fortmachen. Und es hält nichts ſchwerer, als daß ſich der Menſch von Herzen demüthige. Darum kommt ihm GOtt zu Hilfe.

GOtt entdeckt dem Menſchen ſeine wahre Geſtalt durch Sein Geſetz. Er hält ihm ſeine Sünden vor, und läßt ihn fühlen, was Röm. 3, 22. ſteht: ſie ſind allzumal Sünder, und mangeln des Ruhms, den ſie an GOtt haben ſollten. Er beſchämt den Menſchen durch das Licht, das aus dem Geſetz in ſein Gewiſſen ſtrahlt; Er richtet ihn über all' ſeinem Ungehorſam, und verurtheilt ihn in ſeinem Innerſten. Das war bei dem Zöllner vorgegangen, und in ſeiner innerſten Empfindung erregt worden. Doch iſt nicht zu leugnen, daß es die armen Menſchen erſtaunlich ſauer ankommt, von der guten Meinung, die ſie von ſich ſelber haben, abzukommen, GOtt Recht zu geben, ſich in dem lautern Spiegel des göttlichen Worts anzuſehen, und von ſich nicht anders zu halten, als es das Wort GOttes über ſie ausſpricht. Daher kommt es, daß ſich die Menſchen bei ſolchen göttlichen Angriffen in der Buße ſo ſperren, daß Selbſtvermeſſenheit aufſteigt, und daß ſie ſich nicht darein finden können, daß nun nichts, als lauter Sünde und Schande an ihnen ſey, und ſie ihre Verwerflichkeit vor GOtt zugeſtehen ſollen. Da wird das elende Herz wohl zerſchmiſſen und zerrieben, aber doch noch nicht weich und zerſchmelzt, bis man die Barmherzigkeit GOttes erkennt und ſucht. Da muß man ſich wohl ſchmiegen und ſeine Kleinheit zugeben; aber man iſt noch nicht willig, ſich zu demüthigen, bis die evangeliſche Gnade aus JEſu Verdienſten das Herz anfaßt, und die Kraft Seines Kreuzes dem ſpröden Herzen zu Hilfe kommt, daß man ſich nun demüthigen kann. Es kommt alſo eigentlich aus der Gnade, die JEſus erworben hat, wenn ſich nun ein Menſch wieder demüthigen kann. Das iſt ein koſtbares Geſchenk des Erlöſers, wenn er dem Herzen und Sinn des Menſchen dieſe Gabe ſchenkt. Gewiß, es wird ihm gegeben, ſich zu demüthigen. Es iſt nicht das Werk des Menſchen aus eigener Kraft.

Da wird es nun ein ganz Anderes mit dem Menſchen; er ſchämt ſich vor GOtt und Menſchen; er gibt ſich gerne, wie er iſt; er hält ſich an die freie Gnade; ſein Niedrigſeyn iſt keine Niederträchtigkeit, ſondern ein holdſeliges Weſen, ein von falſchen Gedanken durch Erleuchtung freigewordener Sinn.

Ein begnadigter Sünder, ein Kind GOttes kann ſich alſo erniedrigen, und iſt auch willig dazu; es hat aus der Gnade den Sinn und die Kraft dazu bekommen. Und der Geiſt JEſu hilft ihm. In dieſer Mittheilung wird es erſt eigentlich eine Pflicht, ſich ſelbſt zu erniedrigen, nemlich die Selbſtgefälligkeit aufzugeben, allem eigenen Ruhm abzuſagen, ſich nicht mit Einbildung zu tragen, von ſich nicht höher zu halten, als ſich gebührt; nicht zu denken, man ſey etwas, da man doch nichts iſt; ſich nicht ſelbſt für gerecht zu halten, ſondern die Gerechtigkeit GOttes ſuchen; ſich nicht ſelbſt zu rechtfertigen, ſondern GOtt in Chriſto rechtfertigen zu laſſen, ſich nicht bei ſich ſelbſt zu meſſen, ſondern eine Freude und inniges Belieben daran haben, daß man nun gering iſt; ſich unter das Kreuz JEſu ſtellen, nicht Ehre und Vorzug von Menſchen begehren, gerne das Geringſte wählen, denken: was bin ich und mein Haus? Alles der Gnade zuſchreiben und im Herzen ſprechen: von GOttes Gnade bin ich, was ich bin; ich bin nicht tüchtig, etwas zu denken, als von mir ſelbſt; und was wir thun, das haſt Du uns gegeben! — Wenn eine ſolche Erniedrigung zu einer rechten Art und Geſtalt im Herzen wird, ſo wird die Armuth des Geiſtes daraus, darin die Kinder GOttes wandeln ſollen. Darnach iſt es eine tägliche und fortdauernde Uebung; darnach kommt es ihm zu, ſich ſelbſt zu erniedrigen.

Und alsdann kann man ſich auch gegen und unter die Menſchen demüthigen. Man darf nicht denken, daß wenn ſie im äußerlichen Leben geringe Leute ſind, ſie deßwegen deſto niedriger in ihrem Sinn ſeyen. Da zeigt die Erfahrung meiſt das Gegentheil. Und wenn man ſchon zurückgehalten wird, daß man ſich nicht viel vor Andern herausnehmen kann, ſo geſchieht es doch mit einem heimlichen Verdruß und Jammer über ſich ſelbſt, daß man ſo weit zurückgeſtellt iſt und das Nachſehen haben muß. Aber wer durch Gnade ein demüthiges Herz bekommen hat, der kann ſich auch unter Menſchen demüthigen. Da geht es an in Wahrheit in ſeinem eigenen Herzen, daß man immer den Andern höher hält als ſich ſelbſt. Und dieß iſt der Sinn, worauf der Heiland auch Sein Sprüchwort deutet, Matth. 23, 11.: Der Größeſte unter euch ſoll ein Diener ſeyn; denn wer ſich ſelbſt erhöhet, der ſoll erniedrigt werden. Und Luc. 14. heißt es: ſetze dich unten an; denn wer ſich ſelbſt erhöhet, der ſoll erniedrigt werden; wer ſich aber ſelbſt erniedriget, der ſoll erhöhet werden.

Weil aber der natürliche Sinn des Menſchen dieſer Sache ſtets entgegen iſt, und das Fleiſch immer wieder ſeinen Vortheil ſucht, ſo kommt GOtt den Seinen durch allerlei Demüthigung zu Hilfe, damit man die geſchenkten Gaben nicht in Eigenheit und Selbſtgefälligkeit führe. Es geſchieht dieß innerlich, wenn Er ihnen ihr Elend und Verderben immer mehr zu erkennen und zu fühlen gibt; äußerlich durch Züchtigung und Trübſale. Und man iſt froh und dankt ihm dafür, wenn man eine Liebe zur Demuth hat; wie es im Pſ. 119. heißt: es iſt mir gut, daß du mich gedemüthiget haſt, daß ich Deine Rechte lerne; denn ehe ich gedemüthiget ward, irrete ich. Und das iſt der Weg des Kreuzes, auf welchem man JEſu nachfolgt; das iſt der Weg zur Erhöhung.

II. Von dem nun, der ſich ſelbſt erniedrigt hat, ſagt der HErr: der wird erhöhet werden; es heißt: werden, und nicht, ſich ſelbſt erhöhen, ſondern warten, bis GOtt es thut; wie es von JEſu heißt Phil. 2, 8. 9: Er erniedrigte ſich ſelbſt und ward gehorſam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz; darum hat ihn auch GOtt erhöhet. Das Erhöhetwerden geſchieht auf mancherlei Weiſe. Wir haben das nächſte Exempel am Zöllner.

Von GOtt freundlich, mit Huld und Gnade angeſehen werden, das heißt ſchon erhöhet werden. GOtt richtet den Sünder aus ſeinem Elende und Staube auf, und tröſtet ihn durch ſeine Rechtfertigung. So wird ein Verachteter dem Phariſäer vorgezogen; der, welcher ſich für nichts achtete, wird von GOtt geachtet; der, welcher ſich ſchämte, ſeine Augen aufzuheben, wird mit Freundlichkeit angeblickt. Der ſich ſelbſt innerlich verurtheilte, wird gerechtfertiget; dem alles Gute ſchon von jenem abgeſprochen war, der geht in ſein Haus, GOtt wohlgefällig vor jenem. Und das iſt ein wirklicher Vorzug, wenn man GOtt lieb und werth iſt. Dieſe Ehre ſoll man ſuchen.

Erhöhet werden heißt ferner: von GOtt mit Gaben und Segen begnadigt und geehrt werden. Joh. 12. heißt es: wer mir nachfolget, den wird mein Vater ehren. GOtt legt Seine Gaben in die ſchlechteſten Gefäße, nach 2 Cor. 4. in irdene Gefäße. Durch Demuth wird das Herz erweitert, daß man viel vom Reichthum GOttes einfaſſen kann. Es iſt Sein eigenes Belieben. Den Demüthigen gibt er Gnade; 1. Petr. 4. Harre des HErrn und halte Seinen Weg, ſo wird Er dich erhöhen! Dieſe Erhöhung bezieht ſich ſelbſt auf zeitliche Vortheile; man erhält ſelbſt Gnade bei den Menſchen, wie Maria Luc. 1, 48. preist. Aber das Ziel und der Zweck ſolcher gedemüthigten Seelen iſt nicht auf dieſe Zeit geſtellt; ſie laſſen der weltlichen Hoheit und Thorheit gerne das ihre; ſie begehren die Frucht ihrer Erniedrigung nicht in dieſem Weltweſen zu genießen, ſondern im Reiche GOttes. Da werden ſie hoch erhoben werden; ſie werden offenbar werden in Herrlichkeit; ja nach Offenb. 3. ſitzen auf Seinem Stuhle.

III. Das iſt nun der Weg GOttes, den JEſus durch Seine Ausſprüche beſtätiget.

GOtt hat dieſen Weg nach Seiner Weisheit erwählt zur Errettung und zum Heil des Menſchen. Dieſer iſt durch Hochmuth gefällt worden; es ſoll ihm nun durch entgegengeſetzte Mittel, d. h. auf dem Wege der Erniedrigung, wieder zurecht geholfen werden. Darum hält GOtt ſo genau darüber, als über einer Grundregel Seiner ganzen Regierung. Er widerſteht den Hoffärtigen; er handelt ihnen immer entgegen, damit Er ſeine Ehre behaupte, und damit die Erhöhung Sein Geſchenk und der Ruhm Seiner Gnade ſey.

Dieſen Weg hat JEſus durch Seinen Gang und Seine Fußſtapfen geheiligt, mit Seinem Blut eingeweiht und mit Seiner Verklärung beſtätigt. Das war der Weg, den der Vater dem Sohne zu Seiner Herrlichkeit bereitet hatte, der nun als der Herzog der Seligkeit alle die Seinen dieſen Weg führt, als einen lebendigen und ſichern Weg. JEſus hatte die Demuth lieb; Er war von Herzen niedrig; darum liebt Er auch die demüthigen Seelen. Sterben wir mit, ſo werden wir auch mit leben; dulden wir mit, ſo werden wir mit herrſchen. Wir beweiſen daher, daß wir unſern himmliſchen Beruf erkennen, wenn wir demſelben würdiglich wandeln in aller Demuth. So geht es JEſu nach! Daher iſt JEſus auch der rechte Lehrer dazu. Er konnte auch mit Fug und Recht einen ſolchen Ausſpruch thun, und zum Grundgeſetz für die Seinen hinſtellen: Wer ſich erniedriget, der ſoll erhöhet werden.

Wer JEſum liebt, der liebt auch die Demuth. Wer gerne in Ihm bleiben und wandeln will, wie Er gewandelt hat, der demüthiget ſich nun gerne. Und daher iſt es einer treuen Seele Hauptanliegen: von aller Erhebung ihrer ſelbſt, von aller Selbſtgefälligkeit ſich immer mehr zu reinigen, das Kleine und Demüthige zu lieben und zu wählen, und alle Gelegenheit gerne zu ergreifen, wobei man ſich vor GOtt und Menſchen demüthigen kann. Nun, Er gebe uns ſolchen Sinn durch Seinen heiligen Geiſt! Amen.

Am dreizehnten Sonntag nach Trinitatis.

Weinsberg, 1760.

Evangelium: Luc. 10, 23—37.

JEſus wandte ſich zu Seinen Jüngern, und ſprach inſonderheit: ſelig ſind die Augen, die da ſehen, das ihr ſehet. Denn ich ſage euch: viele Propheten und Könige wollten ſehen, das ihr ſehet, und habens nicht geſehen, und hören, das ihr höret, und habens nicht gehört. Und ſiehe, da ſtund ein Schriftgelehrter auf, verſuchte Ihn und ſprach: Meiſter, was muß ich thun, daß ich das ewige Leben ererbe? Er aber ſprach zu ihm: wie ſteht im Geſetz geſchrieben? wie lieſeſt du? Er antwortete und ſprach: du ſollſt GOtt, deinen HErrn, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften, und von ganzem Gemüthe, und deinen Nächſten als dich ſelbſt. Er aber ſprach zu ihm: thue das, ſo wirſt du leben. Er aber wollte ſich ſelbſt rechtfertigen, und ſprach zu JEſu: wer iſt denn mein Nächſter? Da antwortete JEſus und ſprach: Es war ein Menſch, der ging von Jeruſalem hinab gen Jericho, und fiel unter die Mörder, die zogen ihn aus, und ſchlugen ihn, und gingen davon, und ließen ihn halb todt liegen. Es begab ſich aber ungefähr, daß ein Prieſter dieſelbige Straße hinab zog, und da er ihn ſahe, ging er vorüber. Deſſelbigen gleichen auch ein Levit, da er kam bei die Stätte, und ſahe ihn, ging er vorüber. Ein Samariter aber reiſete, und kam dahin, und da er ihn ſahe, jammerte ihn ſein, ging zu ihm, verband ihm ſeine Wunden, und goß darein Oel und Wein, und hub ihn auf ſein Thier, und führte ihn in die Herberge, und pflegte ſein. Des andern Tages reiſete er und zog heraus zwei Groſchen, und gab ſie dem Wirth, und ſprach zu ihm: pflege ſein, und ſo du was mehr wirſt darthun, will ich dirs bezahlen, wenn ich wieder komme. Welcher dünket dich, der unter dieſen Dreien der Nächſte ſey geweſen dem, der unter die Mörder gefallen war? Er ſprach: der die Barmherzigkeit an ihm that. Da ſprach JEſus zu ihm: ſo gehe hin, und thue deßgleichen.

Paulus ſchreibt Gal. 3, 24: Alſo iſt das Geſetz unſer Zuchtmeiſter geworden auf Chriſtum. — Das iſt auch ein wichtiges Stück in der chriſtlichen Heilslehre. GOtt hat den Menſchen ſchon von Anfang ein Geſetz gegeben, und nachdem ſie durch Ungehorſam von GOtt abgewichen waren und daſſelbe übertreten hatten, hat Er daſſelbe feierlich wiederholt auf dem Berge Sinai. Damit hat GOtt auf eine majeſtätiſche Weiſe gezeigt, daß Er Sein einmal den Menſchen gegebenes Geſetz nicht aufgehoben habe, ſondern noch ebendenſelben Gehorſam von ihnen fordere, den Er als Schöpfer, Vater, HErr und Richter von Anfang gefordert hat. Dieſe Anforderung des göttlichen Geſetzes dringt noch auf eines jeglichen Menſchen Gewiſſen, und er kann dieſelbe, ohne neuen Frevel und neue Widerſetzlichkeit gegen GOtt zu begehen, nicht gering achten, noch von ſich weiſen. Aber weil wir nun Sünder ſind, ſo können wir von dem Geſetz GOttes den Nutzen nicht mehr haben, daß wir dadurch eine Gerechtigkeit erlangen, und durch das Thun des Geſetzes vor GOtt beſtehen könnten. Daher hat das Geſetz nur dieſen Nutzen, daß es uns ein Zuchtmeiſter wird auf Chriſtum; d. i. weil uns das Geſetz unſere Uebertretung vorrückt, unſere Sündenſchulden aufdeckt, und das Urtheil der Verdammung und des Fluches über uns ausſpricht, ſo treibt es uns gleichſam mit Peitſchen und Schlägen zu Chriſto hin, damit wir einen Andern ſuchen, der uns von dem Fluch des Geſetzes, der auf uns liegt, erlöſe und befreie, daß wir durch Ihn erlangen, was wir durch das Geſetz nicht mehr erlangen können, nemlich eine Gerechtigkeit vor GOtt, Heil, Errettung und Leben. Und davon will ich Gelegenheit nehmen, aus dem Evangelium weiter zu reden. Ich will vorſtellen:

Wie das Geſetz unſer Zuchtmeiſter ſey auf Chriſtum.

Dabei will ich zwei Fragen erörtern:

I. **Wie muß ich das Geſetz brauchen, daß es mir ein Zuchtmeiſter werde auf Chriſtum?** und

II. **Wie muß ich mich gegen Chriſtum verhalten, wenn mich das Geſetz zu Ihm treibt?**

Ich habe vor einem Jahre von dem erſten Stück des Evangelii geredet, und den Vorzug des Evangelii gezeigt. Nun will ich weiter gehen; denn es iſt auch ein nöthiges Stück der Heilserkenntniß, wie das Geſetz uns auf das Evangelium weiſet und dahin treibt; daher will ich zuerſt reden,

I. **Wie man das Geſetz brauchen muß, daß es uns ein**

Zuchtmeiſter werde auf Chriſtum. Ich will zu mehrerer Deutlichkeit davon drei Regeln geben:

1) Erkenne, wie und wozu dich das Geſetz GOttes verbindet. JEſus fragte den Schriftgelehrten: wie ſteht im Geſetz geſchrieben? Du kannſt nicht ſagen: das geht mich nichts an, das brauche ich nicht zu wiſſen, noch zu bedenken; damit kannſt du die Anfrage deines Gewiſſens nicht abweiſen. Sie kommt immer wieder, ſolange du nicht ein gebrandmarktes Gewiſſen haſt. Erkenne, wie dich das Geſetz zu einer unweigerlichen Schuldigkeit verbindet: „du ſollſt"! Dieſe Verbindlichkeit hat der Schriftgelehrte auf ſich genommen und geſagt: Was muß ich thun? So ſteht der Menſch mit ſeinem Gewiſſen unter dem Geſetze GOttes. Dieſes verbindet ihn zu einem völligen untadeligen Gehorſam gegen GOtt aus Liebe. Der Schriftgelehrte hat recht geantwortet: du ſollſt lieben von ganzem Herzen, d. i. dein ganzes Herz, deine ganze Seele mit allen Kräften ſoll auf Liebe GOttes gerichtet ſeyn und in Liebe GOttes leben. So iſt's; JEſus beſtätigt es ſelber: du haſt recht geantwortet; wenn du das thuſt, ſo wirſt du leben. So antwortet JEſus dem Geſetzlehrer nach dem Geſetz, und beſtätigt ihm ſeine Verpflichtung.

Die zweite Regel heißt: rechtfertige dich aber nicht ſelbſt aus dem Geſetz! Es heißt: er wollte ſich ſelbſt rechtfertigen. Und dazu iſt das Herz des Menſchen ſehr geneigt; er nimmt die Vorſchrift des Geſetzes an und denkt: Das thue ich ja, ſo gut und ſo viel ich kann, und das will ich gerne thun. Iſt das nicht die gemeine Sprache: ich thue doch nicht das und das; ich thue doch das und das; was fehlt mir noch? Sie machen ſich eine Rechtfertigung aus dem Geſetz, und wollen ſich darauf verlaſſen, als wenn ſie damit wohl vor GOtt beſtehen könnten. Das iſt der Betrug des Herzens in ſeiner Blindheit. Man nimmt etliche Stücke des Geſetzes heraus und macht ſich rein und unſchuldig damit, und erkennt nicht, daß es heißt: von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüthe. Damit verräth der Menſch, daß er mit GOtt und ſeinem Geſetz nicht aufrichtig umgeht, ſondern ſich heuchelt und ſchmeichelt, als wenn er der nicht wäre, für den ihn das Geſetz GOttes erklärt. Der Menſch will nicht gerne Schuldner und Sünder ſeyn. Mein lieber Menſch! Werde aufrichtig gegen dich *ſelbſt*, erkenne de[illegible]echen, ſo wirſt du dich nicht mehr durch *dein eigen Thun* rechtfertigen, ſondern tauſend Vorwürfe fühlen, daß du nicht gethan, *was* und *wie* du geſollt, daß du nicht von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüthe GOtt, deinen HErrn liebeſt, und deinen Nächſten als dich ſelbſt. Die dritte Regel heißt:

Bedenke, daß dich das Geſetz in deinem Elend, Tod und Verderben liegen läßt, und dir nicht zum Leben hilft. Ein Menſch, dem das Geſetz ſeine Sünden vorrückt, fühlt die Angſt ſeines Gewiſſens, wird verwundet und geſchlagen. Aber das Geſetz kann ihn nicht heilen. Da geht es ihm wie dem armen halbtodt daliegenden Menſchen. Der Prieſter und Levit des geſetzlichen Dienſtes geht vorüber und läßt ihn liegen, wie er iſt. Davon ſagt Paulus Gal. 3, 21: Wenn ein Geſetz gegeben wäre, das da könnte lebendig machen, ſo käme die Gerechtigkeit wahrhaftig aus dem Geſetz. Da geht's an's Seufzen: Ich elender Menſch, wer wird mich erlöſen von dem Leibe dieſes Todes? Röm. 7. Und das iſt der Punkt, da man zu Chriſto hingetrieben wird, weil es hier nicht weiter kommen kann, weil bei dem Geſetz nicht Troſt noch Ruhe und keine Heilung des Gewiſſens gefunden wird.

II. *Wie muß ich mich nun aber gegen Chriſtum verhalten, wenn mich das Geſetz zu Ihm treibt?* Ich will wieder nur zwei Regeln ſagen:

Die erſte Regel heißt: *Ueberlaſſe dich, wie du biſt, mit all deinem Elend, Tod und Verderben deinem Erbarmer.* JEſus kommt dir entgegen, ehe du dich's verſiehſt, wenn du nur dein Elend fühleſt. Er hat es ſchon einmal bewieſen, wie groß Sein Erbarmen ſey. Ezech. 16, 6: Ich gieng vor dir vorüber, ſahe dich in deinem Blut liegen und ſprach: du ſollſt leben. So iſt JEſus gegen die zerknirſchten Herzen geſinnt. Das ſoll ihnen ein Vertrauen machen: es iſt doch noch ein Helfer, der ſich meiner annimmt.

Die zweite Regel heißt: *Laß dich nur von Ihm heilen, übergib dich Seiner Kur und Pflege.* Er wird mehr an dir thun, als hier der barmherzige Samariter an ſeinem Nächſten gethan hat. Er wird Oel des Troſtes aus Seinen heiligen Verdienſten in deine Wunden gießen. Er wird dich heilen.

Heile mich, o Heil der Seelen,
Wo ich krank und traurig bin;
Nimm die Schmerzen, die mich quälen,
Und den ganzen Schaden hin,
Den mir Adams Fall gebracht,
Und ich ſelbſten mir gemacht;
Wird, o Arzt, dein Blut mich netzen,
Wird ſich all' mein Jammer ſetzen!

Er wird deiner pflegen in einem fort, bis du neue Kräfte bekommſt durch Seinen Geiſt und auf deine Füße treten kannſt, zu wandeln den Weg des Friedens.

Nun, ihr Lieben! Prüfet euch hierüber; wie ſeyd ihr gegen das Geſetz, wie ſeyd ihr gegen Chriſtum geſinnt? Wer das Geſetz GOttes nicht achtet, ſondern frech hinlebt, der achtet auch Chriſtum nicht. Was ſoll man predigen? Geſetz? So heißt es: man verdamme die Leute. Predigt man das Evangelium von Chriſto, ſo mißbraucht man es, und tröſtet ſich fälſchlich, als ob man in ſeinen Sünden bleiben dürfte. Das iſt Falſchheit und Heuchelei. So lange der Menſch nicht aufrichtig wird, ſo kann weder Geſetz noch Evangelium eine richtige und heilſame Wirkung bei Ihm haben. Man muß ſich einmal unter GOtt ſtellen und das Urtheil des Geſetzes anhören, das uns den Fluch zuſpricht; nicht, daß wir alsdann verfluchte Menſchen bleiben, ſondern daß uns ein Helfer unentbehrlich werde. Und das will jetzt GOtt mit Seinem Geſetz. JEſus ſoll uns unentbehrlich werden, daß wir Ihn nicht zurücklaſſen, ſondern uns Seiner Liebe und Pflege übergeben. So wird uns geholfen; ſo wird uns JEſus lieb und werth und Sein Evangelium aufgeſchloſſen, daß wir die Seligkeit ſchätzen lernen, davon es heißt: Selig ſind, die da hungert und dürſtet nach der Gerechtigkeit, denn ſie ſollen ſatt werden! Amen.

Wochenpredigt.

Weinsberg, 1760.

Text: Joh. 6, 48—51.: „Ich bin das Brod des Lebens. Eure Väter haben Manna gegeſſen in der Wüſte, und ſind geſtorben.

Dieß iſt das Brod, das vom Himmel kommt, auf daß, wer davon iſſet, nicht ſterbe. Ich bin das lebendige Brod, vom Himmel gekommen. Wer von dieſem Brode eſſen wird, der wird leben in Ewigkeit. Und das Brod, das ich geben werde, iſt mein Fleiſch, welches ich geben werde für das Leben der Welt.“

GOtt gibt uns durch Chriſtum, Seinen Sohn, das tägliche Brod zur Nahrung unſeres Leibes und unſerer Seele. Das Wunder mit der Speiſung der fünftauſend Mann (Joh. 6, 1—15) hatte vornemlich den Zweck, ihnen zu zeigen, daß Er der Welt von GOtt geſchenkt, und vom Himmel gekommen ſey, den Menſchen aus aller ihrer Noth zu helfen. Sie ſollten an allen Seinen Wundern nur den kennen lernen, der ſie gethan. Nun, das Volk kam auch auf ſolche Gedanken, und ſagte: das iſt wahrlich der Prophet, der in die Welt kommen ſoll. Aber ſie begehrten doch weiter nichts von Ihm, als Brod. Deßwegen ſagt JEſus hernach: ihr ſuchet mich nicht darum, daß ihr Zeichen geſehen habt; ihr gehet mit eurem Herzen nicht auf das, was ihr an dieſem Zeichen merken ſolltet; ihr kommet nicht zu mir, als zu dem großen Propheten. O wirket Speiſe, nicht die vergänglich iſt, ſondern die da bleibet in das ewige Leben, welche euch des Menſchen Sohn geben wird. Bekümmert euch auch um etwas Beſſeres. Habt ihr denn daran genug, wenn ihr von mir leibliche Speiſe bekommt? Wollt ihr weiter nichts? Das iſt doch nur vergängliche. Ich kann euch noch etwas Anderes, eine unvergängliche Speiſe geben. Dazu hat mich der Vater verſiegelt. Das hat Er auf mich gelegt, mir übergeben. Ich kann, ich darf euch etwas Edleres, Nahrhafteres, Himmliſches geben, das da bleibet über den Tod hinaus, bis in's ewige Leben. Das begehret von mir! dann erſt ſeyd ihr recht daran; dann erreichet ihr den Zweck, warum ich gekommen und nun unter euch da bin.

Nun, ihr Lieben! Wir ſehen hieraus: JEſus will uns nicht gerne beim irdiſchen, leiblichen Brod ſtehen laſſen. Wir ſollen unſere Seelen nicht verwahrloſen, nicht ſchmachten noch verderben laſſen. Wir ſollen Ihn dazu brauchen, wozu Er uns von GOtt gegeben iſt. Deßwegen will ich nach der Abſicht des Heilandes in dem ſechsten Kapitel des Evangeliums Johannis euch vorſtellen:

Wie uns GOtt durch Chriſtum, Seinen Sohn, das wahre Brod des Lebens gebe für unſere Seele.

Und zwar wollen wir

I. Den Geber ſelbſt bedenken. Davon redet der Heiland ſchon Vers 32.: mein Vater gibt euch jetzt das rechte Brod. Jenes Manna war nicht aus dem Himmel, wo ich herkomme. Ich bin vom Himmel gekommen. Vers 38. Der Heiland will alſo haben, ſie ſollen an dieſem Wunder merken, was GOtt jetzt gethan, daß Er ihnen Seinen Sohn geſandt habe. Er führet ſie auf die Erkenntniß Seines Vaters. Ja wohl, das iſt billig der erſte, feſte Grundgedanke. Wir müſſen nicht am Sichtbaren und Irdiſchen hängen bleiben, ſondern unſer Gemüth aufrichten und bedenken: was iſt das für eine große, wunderbare Sache, daß unſer GOtt und Schöpfer ſo mit uns handelt! Wir ſind Seine Geſchöpfe; Er hat uns eine Seele gegeben; dieſe hat ihr rechtes Leben verloren, hat nun keine Nahrung, keinen Zufluß, keinen Vorrath mehr, womit ſie ſich nähren und Kräfte des Lebens ſammeln könnte. Sie iſt ſo unmächtig und unvermögend; muß ſich nur mit irdiſchen Dingen behelfen und abſpeiſen laſſen; kann nichts Göttliches, nichts Himmliſches mehr erreichen noch ſchmecken, dazu ſie doch geſchaffen, das ihrer unſterblichen Natur gemäß iſt. Damit ſie nun wieder ein Leben und eine Lebensnahrung bekommen, ſo gibt GOtt Seinen Sohn aus Seinem Himmel heraus, und läßt Ihn auf die Erde kommen, ſich mit dem Menſchen hierüber einzulaſſen. Das ſoll uns zum Erſtaunen bringen über den wunderbaren Rath GOttes, wie Er mit uns handelt. O mein Schöpfer, wie biſt Du gegen mich, Deine arme Creatur, geſinnt! Ich bin eine ſchmachtende Seele, verarmt an wahrem Gut, muß nun Träber eſſen; und Du gibſt mir Deinen Sohn! O, laß mich doch des Zwecks nicht verfehlen, wozu Du mir Deinen Sohn gegeben, und was Du mir mit Ihm geſchenket haſt!

II. Laßt uns betrachten die Gabe. Dieſe iſt das wahre Brod des Lebens. JEſus beut ſich ſo an, und ſagt: Ich bin das Brod des Lebens, das lebendige Brod, vom Himmel gekommen. Wie Er jetzt vor ihnen als Menſch ſtund, das war ihnen freilich nicht verſtändlich. Wir können jetzt dieſes Gleichniß und dieſe verblümte Rede aus Seinem ganzen Evangelio leicht auswickeln. Der Sohn

GOttes, das ewige Wort, wie es beim Vater war, war uns kein Lebensbrod. Denn wir waren vom Sohn ebenſowohl, als vom Vater abgefallen und getrennt. Wir hatten vom Sohn eben ſo wenig Genuß, als vom Vater. Aber da GOtt Seinen Sohn hat Menſch werden laſſen, da hat Er ſich wieder zu uns gethan. Da war der Lebendige unter den Todten; da ward Leben hereingebracht in die an GOtt und an dem himmliſchen Zufluß erſtorbene Menſchheit. Nun wollte Er uns durch ſich ſelbſt wieder Leben und Lebens-Nahrung beibringen. Deßwegen erklärte Er ſich: Und das Brod iſt mein Fleiſch, welches ich geben werde für das Leben der Welt. Das war ihnen wieder ärgerlich, daß ſie ſollten Menſchenfleiſch eſſen, und daß das ſollte ihrer Seele Leben ſeyn. Aber JEſus ſagt: ich gebe es als ein Opfer für das Leben, und deutet damit auf Seinen Tod. So iſt's! JEſus hat Seinen Leib durch den ewigen Geiſt geopfert zu unſerer Verſühnung und Erlöſung aus dem Tode. Er hat ſein Fleiſch, nachdem es in heißer Liebe für uns am Kreuz geopfert worden, zu einem Lebensbrod, zu einer lebendigmachenden Kraft bereitet. Von dieſem Marterleibe müſſen wir das rechte Brod holen. Der ganze JEſus, wie Er für uns gegeben iſt, iſt unſer Leben geworden. Und gleichwie Er Prieſter und Opfer zugleich war, und ſich ſelbſt gegeben hat für Alle zur Erlöſung: ſo iſt Er auch jetzt derſelbe, der uns das rechte Lebensbrod gibt; ja, Er iſt ſelbſt das Brod. Durch Seine Kraft in Seinem Opfer und Blute wird unſere Seele wieder lebendig, geſtärkt, zum Genuß und zur Gemeinſchaft GOttes bereitet, und zum himmliſchen Leben fähig gemacht. Laßt uns

III. betrachten: wie wir dieſes Brodes theilhaftig werden. Durch's Eſſen; d. h. die Speiſe zu ſich nehmen. Durch die vorgehaltene Erkenntniß JEſu im Evangelio wird die Begierde nach Ihm erweckt. Dieſe Begierde iſt der Seele Mund. JEſus gibt ſich in unſere Begierde, und ſättigt ſie. Wir dürfen Ihn nie von Seinen Gaben trennen. Er iſt ſelbſt Alles, was Er uns mittheilt. Da müſſen wir uns zu Seinem Kreuz wenden, und nach der Verſühnung begierig werden, Sein Leiden bedenken. O was iſt mir das, daß Du für mich am Kreuzesſtamme geſtorben biſt, für mich geblutet haſt! Laß mich doch nicht leer ausgehen; gieb mir, was Du mir verdient und erworben haſt! Das heißt eſſen, zu ſich nehmen.

Es muß ſich wahrhaftig mit unſerm innerſten Weſen, mit unſerer Seele vereinigen. JEſus muß in uns das Leben ſeyn. So lange JEſus auſſer uns iſt und bleibt, ſo können wir immer noch todt bleiben. Darum heißt es: Wer den Sohn hat, der hat das Leben; 1 Joh. 5. und hier V. 53.: werdet ihr nicht eſſen das Fleiſch des Menſchen Sohns, und trinken Sein Blut, ſo habt ihr kein Leben in euch. Alſo ſollen wir Sein Leben in uns ſelbſt empfangen.

IV. Was trägt's aus? Der wird leben in Ewigkeit; der hat eine Arznei bekommen wider den Tod. Nun, ihr Lieben! dieß ſey Alles geredet, Eure Begierde nach JEſu zu reizen. Die Betrachtung der Leiden JEſu muß uns zum Leben werden. Was hilft es, daß wir es hören, und bleiben im Irdiſchen gefangen! Das muß uns wichtig werden, daß GOtt uns Seinen Sohn geſchenket hat, und dieſer in den Tod gegangen iſt, damit wir durch Ihn leben möchten. Darüber muß unſere Seele voll Lobens und Dankens, aber auch gewiß werden, Ihn zu haben, um die Frucht zu genießen. Es muß in uns die große Veränderung geſchehen, daß nicht wir uns ſelbſt und aus uns ſelbſt leben, ſondern daß Er, das Leben, in uns lebt und webt! Dazu verhelfe uns der lebendige JEſus ſelbſt! Amen.

Am vierzehnten Sonntag nach Trinitatis.

Weinsberg, 1760.

Evangelium: Luc. 17, 11—19.

Und es begab ſich, da JEſus reiſte gen Jeruſalem, zog Er mitten durch Samariam und Galiläam. Und als Er in einen Markt kam, begegneten Ihm zehn ausſätzige Männer, die ſtunden von ferne, und erhuben ihre Stimme, und ſprachen: JEſu, lieber Meiſter, erbarme dich unſer! Und da Er ſie ſahe, ſprach Er zu ihnen: gehet hin, und zeiget euch den Prieſtern. Und es geſchah, da ſie hingingen, wurden ſie rein. Einer aber unter ihnen, da er ſahe, daß er geſund worden war, kehrte er um, und preiſete GOtt mit lauter Stimme, und fiel auf ſein Angeſicht zu Seinen Füßen, und dankte Ihm; und das war ein Samariter. JEſus aber antwortete und ſprach: ſind ihrer nicht Zehn rein worden? wo ſind aber die Neune? hat ſich ſonſt keiner funden, der wieder umkehrete, und gäbe GOtt die Ehre, denn dieſer Fremdling? Und Er ſprach zu Ihm: ſtehe auf, gehe hin, dein Glaube hat dir geholfen.

Es iſt ein gewichtiges Wort 2. Petr. 1, 9. wenn Petrus daſelbſt einen Chriſten beſchreibt, von dem er ſagt: er ſei blind und tappe mit der Hand, denn er habe die Reinigung ſeiner vorigen Sünden vergeſſen. Von ſeinen Sünden abgewaſchen und gereinigt werden, oder wie wir es ſonſt ausdrücken: Vergebung der Sünden erlangen, iſt eine große Wohlthat GOttes, die dem Sünder durch den Namen JEſu geſchenket wird. Sie iſt der Grund und der Anfang ſeiner Seligkeit. Wohl dem, dem die Sünden vergeben ſind! Ja, dem lieben David iſt ſo wohl darüber, da ſeine Seele von dem böſen Gewiſſen befreit worden iſt, daß er ſeiner Seele zuſpricht und ſagt: Vergiß nicht, was Er dir Gutes gethan hat, der dir alle deine Sünden vergibt und heilet alle deine Gebrechen. Pſ. 103, 2. Dieſes Wohlſeyn, dieſen Wohlſtand ſeiner Seele aber verliert man, ſobald man die empfangene Reinigung ſeiner Sünden vergißt. Es iſt freilich eine unverantwortliche Sache, dasjenige zu vergeſſen, was einem nicht nur die größte Wohlthat ſeyn und bleiben ſoll, ſondern auch allen ihren Segen und Nutzen zu verlieren. Aber nun trifft's leider! bei den meiſten unſerer heutigen ſogenannten Chriſten ein: ſie haben ſchon lange vergeſſen, daß ſie einmal von ihren Sünden gereinigt worden ſind. Wie der Heiland im heutigen Evangelio gefragt hat: Wo ſind aber die Neune geblieben? Sie ſind ja auch rein geworden! Haben ſie ihres Wohlthäters ſchon vergeſſen? Wollen ſie GOtt nicht darüber die Ehre geben? So mag man von unſern Chriſten auch denken und ſagen: Wo ſind ſie geblieben? Haben ſie denn vergeſſen die Reinigung, die ihnen durch JEſum widerfahren iſt? Ich will Gelegenheit nehmen, von dieſer wichtigen Sache heute zu reden, und vorſtellen:

Die von den Meiſten unſerer Chriſten ſchon lange vergeſſene Reinigung ihrer Sünden;

und zwar:

I. Wie dieſe Reinigung geſchehen ſey?

II. Wie ſie von den Meiſten unverantwortlich vergeſſen werde; und

III. Wie man ihrer wieder gedenken und ihren Segen ſuchen und anwenden ſolle.

Ich will euch heute gerne erinnern der Gnade, die euch an eurer Seele zu eurem Heil einmal wiederfahren iſt; denn wenn ſonſt Nichts in eurem ganzen Leben eurer Seele geſchehen wäre, ſo iſt doch dieß geſchehen. Habt ihr es vergeſſen, iſt es euch nicht ſo wichtig geblieben, ſo laſſet Euch heute dazu erwecken. In dieſer Abſicht will ich betrachten:

I. *Wie dieſe Reinigung geſchehen ſey?* Antwort: *in der heiligen Taufe.* Die Sünde wird in der Schrift mit einem Ausſatze verglichen. Aber was für eine Sünde? Dieſelbige, die den ganzen Menſchen eingenommen und ſeine Natur verderbt hat, die ihm eine anhangende Seuche und Krankheit iſt, und ihn vor GOtt verwerflich macht und von ſeiner Gemeinſchaft ausſchließt. Wir heißen es in unſerer gemeinen Lehre die Erbſünde. Aber eben deßwegen nimmt man es gering und denkt: daran habe ich keine Schuld; wenn nur nicht wirkliche Sünden wären! — Nein, das iſt das Verderben deiner ganzen Menſchlichkeit; das iſt ein Ausſatz, der dich ganz befleckt und ſcheußlich macht, das Gift in deiner Seele und in deinem Leibe. Nun dagegen iſt uns eine Reinigung bereitet im Waſſerbad der Taufe. Wir werden auf den Namen JEſu getauft. Woher kommt die Taufe, und was hat ſie zu bedeuten? JEſus hat die Reinigung unſerer Sünden gemacht durch ſich ſelbſt. Ebr. 1, 3. In Seinem Blute ſind wir verſöhnt und gewaſchen und gerechtfertiget worden vor GOtt zu einemmal. Da Er nun eine Reinigung der unreinen Menſchen von *einer* Sünde (Röm. 5.) geſtiftet hat, ſo hat Er dieſe Einrichtung gemacht: *Taufet ſie.* Dadurch wird die *Reinigung* einem jeden Einzelnen *zugeeignet*. Wir bekennen es:

Der Glaub' im Geiſt die Kraft verſteht
Des Blutes JEſu Chriſti;
Und iſt für ihn eine rothe Fluth,
Von Chriſti Blut gefärbet,
Die allen Schaden heilen thut,
Von Adams Fall geerbet,
Auch von uns ſelbſt begangen.

Da iſt die verdorbene Creatur mit Blut gewaſchen, daß ſie Geiſt und Gnade annehme und Seines Reichs theilhaftig werde; da eignet ihr GOtt den Bund im Blute zu. Ebr. 8, 12: Ich will gnädig ſeyn ihrer Untugend und ihrer Sünden, und ihrer Ungerechtigkeit will ich nicht mehr gedenken. So wichtig iſt die Taufe. Nach dem Sinn und Einſetzung des Heilandes gehet dieſes bei der Taufe vor. Nun, ihr Lieben! Ihr ſeid ja Alle getauft; ihr ſeid alſo ſchon einmal mit dem Blute JEſu beſprengt worden; ihr habt eine Reinigung der Sünde empfangen, daß ihr GOttes und Chriſti Eigenthum ſeyn und ewig bleiben wollet. Es iſt euch wiederfahren, was JEſus an den zehen Ausſätzigen gethan hat; es iſt über euch geflehet worden, wie jene geſchrieen: Nimm uns auf, HErr! Habt's ihr nicht vergeſſen? Iſt es euch eine ſo große und fruchtbare Wohlthat geblieben? Ach leider! muß ich nun reden

II. Wie dieſe Wohlthat von den Meiſten unverantwortlich vergeſſen werde. Man weiß wohl, daß man ein Chriſt dadurch geworden, und bekennt es: ich bin ein getaufter Chriſt, und trägt dadurch ſein Unterſcheidungszeichen gegen andere Völker. Aber das iſt nur das äuſſerliche Zeichen und Recht der äuſſerlichen Geſellſchaft. Aber die Reinigung iſt vergeſſen; die empfangene Wohlthat GOttes wird nicht erkannt noch genützt. Man läuft dem Heiland wieder davon von Jugend auf. Das iſt ein entſetzlicher Verfall unſerer Chriſtenheit und die Haupturſache alles Verderbens, das unter den Chriſten herrſcht. Man läßt es die Kinder vergeſſen von Jugend auf; bis ſie in die Schule kommen, ſind ſie ſchon verwildert und in alle Luſt der Welt hineingezogen. Und ob man ſchon alsdann Buchſtaben lernt und die chriſtliche Lehre hört, ſo iſt doch am Herzen nichts mehr von dieſer Kraft der erſten Reinigung übrig, ſondern man lebt in der Welt, in ſeinen Sünden d. i. in ſeiner Erbſünde fort, und daraus entſpringen alle wirklichen Sünden; ſo bleibt man blind und todt von Jugend auf. Und ſo bleiben die Meiſten, ſelbſt wenn ſie in den Jahren bereits vorangeſchritten ſind. Wer denkt daran mit Ernſt, daß es ihn zu GOtt ziehe: Ei, du haſt dich ſchon einmal mit GOtt und JEſu eingelaſſen! Biſt Sein Eigenthum geworden? Was hat Er an dir gethan? So darf es nicht bleiben! Nun fragt ſich's

III. Wie man dieſer ſchon lange vergeſſenen Reinigung der Sünden wieder gedenken, und ihren Segen ſuchen und anwenden ſolle? JEſus fragt nach: Wo ſind die Leute? Hat ſich ſonſt Keiner funden, der wieder umkehrte und gäbe GOtt die Ehre?

Alſo: Man muß umkehren, man muß ſich zu JEſu wenden, von dem dieſe Reinigung herkommt. Wären wir bei JEſu geblieben, ſo dürften wir uns nicht erſt bekehren. Was iſt alſo bekehren? Nichts anderes, als umkehren zu dem, bei dem man ſchon einmal geweſen iſt; ſich es reuen laſſen, daß man es vergeſſen hat; ſich's zu Herzen nehmen und ſich demüthigen theils aus Dankbarkeit, theils aus Scham und Reue: Ich habe es nicht ſo erkannt und bedacht, was der HErr an mich gewendet hat. Wir müſſen alſo erneuern dieſe erſte Gnade; denn ſie iſt auf GOttes und JEſu Seiten noch dieſelbe. Dem Samariter wurde die empfangene Reinigung erſt beſtätiget: dein Glaube hat dir geholfen. Dahin iſt es wohl gemeint mit der Confirmation. Aber das bleibt bei den Meiſten auch nur eine äußerliche Handlung.

Daher iſt kein anderer Rath, als ſich beſinnen, Buße thun, umkehren und anhalten um Vergebung! Und wer das thut, der darf ſich auf ſeine Taufe berufen zu einem Grund ſeines Glaubens, bis ihm wiederfährt, was 1 Cor. 6. geſagt iſt: Ihr ſeid abgewaſchen, ihr ſeid geheiliget, ihr ſeid gerecht worden durch den Namen des HErrn JEſu und durch den Geiſt unſeres GOttes. Hernach hat er ſeine erſte Gnade wieder, und kann im Bunde GOttes leben! Amen.

Wochenpredigt.

Teinach, 1753.

Text: Joh. 3, 6. 7.: Was vom Fleiſch geboren wird, das iſt Fleiſch; und was vom Geiſt geboren wird, das iſt Geiſt. Laß dich's nicht wundern, daß ich dir geſagt habe: ihr müſſet von Neuem geboren werden.

In Nicodemus treffen wir einen lernbegierigen Schüler bei JEſu an. Er war ein verſtändiger, tugendſamer, im äußerlichen Leben angeſehener, und in den Worten der Schrift nach damaliger Verfaſſung wohlunterrichteter Mann. Doch hatte und empfand er in ſich einen Mangel hinlänglicher Erkenntniß, wie man zu GOtt kommen und Seines Reiches theilhaftig werden könnte. Das trieb ihn weiteren Unterricht zu ſuchen, und ſich dießfalls bei'm rechten

Lehrer zu melden. So weit war ſein Trieb redlich, ſeine Begierde göttlich und ſeine Frage löblich. JEſus läßt es ihm auch an deutlichem Unterricht bis zur Wegräumung aller ſeiner Zweifel und zur Einleitung in die ganze Wahrheit nicht fehlen. Er darf fragen, bis ſeine Begierde geſtillt iſt, und ſein Verſtand zulänglichen Grund bekommt. So iſt's gut lehren, wenn ſich nur auch eine ernſtliche Begierde nach Wahrheit bei dem Zuhörer findet, wenn man nur auch gerne wiſſen und in ernſtliche Ueberlegung nehmen will, worauf die göttliche Wahrheit hinzielt. Wer aus GOtt iſt, der höret GOttes Wort, und höret es nicht vergebens und ohne Frucht. So ſollte es allemal und überall ſeyn, wo die Wahrheit GOttes in die Mitte gelegt wird. Es iſt Schade für ein jegliches Wörtlein, das auf die Erde fällt. Das muß man aber, nach unſern Umſtänden, ſchon der allgegenwärtigen Wirkung GOttes, der Herzen und Nieren prüft, und dem Ausſchlag, den Er durch Seine Gnade bei einer jeglichen Seele nehmen will, überlaſſen. Inzwiſchen ſoll doch die Lehre JEſu ein Zeugniß in unſerer Mitte ſeyn. Er unterrichtet den Nicodemus von der unumgänglichen Nothwendigkeit einer neuen Geburt von oben. Und das ſoll auch der Inhalt unſerer dermaligen Betrachtung ſeyn.

Unſere Worte handeln ſo deutlich, als immer nur geredet werden mag, von einer neuen Geburt; und der Heiland redet davon auf eine unumgängliche Weiſe, wenn man Theil am Reiche GOttes haben, und ſeine Seele in dieſe verheißene Glückſeligkeit bringen wolle. So lieb uns unſer Heil, ſo wichtig und herrlich der Genuß des Reiches GOttes iſt, ſo ernſtlich ſoll auch unſer Verlangen ſeyn, unſere Seele dießfalls nicht zu verkürzen, noch dieſes Mittel, zu einem ſo ſeligen Zweck zu gelangen, auszuſchlagen. Das Wort JEſu dringt einem jeglichen aufrichtigen Hörer ſogleich in's Gewiſſen : Ihr müßt von Neuem geboren werden! Ich weiß mich aber über dieſe ſo nöthige als wichtige Sache nicht kürzer und leichter zu erklären, als daß uns die verleſenen Worte des Heilands die richtigſte Antwort auf vier Fragen an die Hand geben; und zwar :

I. **Worin die neue Geburt nicht beſtehe?**
II. **Worin denn dieſelbe eigentlich beſtehe?**
III. **Warum ſie ſo nothwendig und unumgänglich ſey?**

IV. Wiefern ſie unbegreiflich ſey?

Wenn man die wahre Beſchaffenheit der neuen Geburt und damit den Sinn der Lehre JEſu erkennen will, ſo hat man Urſache, vor allen Dingen einige falſche Gedanken wegzuräumen, welche den Menſchen ſehr gemein ſind, und ſich auch noch bei Nicodemus, dem Schüler unſeres Heilandes, gefunden haben. Das veranlaßt die

I. Frage: Worin die neue Geburt nicht beſtehe? Kurz zu antworten: Die neue Geburt iſt keine Sache, welche aus der Natur und ganzen natürlichen Beſchaffenheit des Menſchen entſtehen und zu Stande kommen kann. Das zeigen die erſten Worte meines Textes, wenn der Heiland ſagt: Was vom Fleiſch geboren iſt, das iſt Fleiſch; und das will ich ſogleich deutlicher beweiſen. Man muß nur der Schriftſprache kundig werden, welche ihre Reden immer auf die göttlichen Abſichten mit uns Menſchen führt. Fleiſch heißt in der Schrift nicht nur der äußere, ſichtbare Theil des Menſchen nach ſeiner dermaligen verweslichen Beſchaffenheit, ſondern der ganze Menſch mit allen ſeinen innern Seelen- und Gemüths- und Willens-Kräften, inſofern ihm das Leben, das aus GOtt iſt, mangelt, und ſofern er doch mit allen ſeinen Seelen-Kräften jetzt nur in irdiſchen Dingen und Begierden ſteht und wirket, und ohne das göttliche Leben die himmliſchen Dinge nicht empfinden noch erreichen kann. Das Leben aus GOtt dagegen heißt in der Schrift Geiſt. So ſieht GOtt den Menſchen an; ſo urtheilt Er von ihm mit Eckel, weil Er ihn anfangs zu einem edleren Leben in der Gemeinſchaft mit Ihm und in der Einwohnung mit Seinem Geiſte Seiner Liebe erſehen und erſchaffen hatte. Darum iſt auch das Gericht über die erſte Welt in dieſem Sinne ergangen: die Menſchen wollen ſich meinem Geiſt nicht mehr ſtrafen laſſen; oder eigentlich: mein Geiſt ſoll künftighin nicht mehr richten, und ſich ſo genau mit ihnen einlaſſen, denn ſie ſind Fleiſch. Hier heißt GOtt auch den ganzen Menſchen Fleiſch, inſofern er ſich ſelbſt überlaſſen iſt, und der Geiſt GOttes nicht mehr die Oberhand in ihm, in allen ſeinen Seelen-, Gemüths- und Willens-Kräften, und ſeinem ganzen innern Leben und Weſen hat. Und ſo meint es hier der Heiland auch. Nicodemus, der ſich in die Lehre JEſu noch nicht finden konnte, macht einen Einwurf: der Menſch kann ja nicht wieder in ſeiner Mutter Leib gehen, und geboren werden. Und der Heiland antwortet: wenn es auch ſeyn könnte, und der Menſch würde noch einmal aus Mutterleib geboren, würde er denn damit ein Anderer ſeyn, als er bei ſeiner erſten Geburt geworden iſt? Er würde eben wieder Fleiſch ſeyn, und ſo taugte er wiederum eben ſo wenig zum Reiche GOttes, als das Erſtemal. Das wäre keine andere, keine neue Geburt von oben. Nicodemus! du haſt noch nicht tief genug erkannt noch bedacht, was die erſte Geburt mit ſich bringt, und wie ſie den Menſchen nach Seele und Leib darſtellt. — Hieraus iſt ſo viel klar: 1) Was der Menſch von ſeiner erſten Geburt her hat und beſitzt, das macht ihn noch nicht fähig zum Reiche GOttes. Denn es mag ſeyn, was und wie es will, ſo iſt es nach dem Urtheil GOttes doch mehr nicht, als Fleiſch; d. i. es mangelt ihm noch das rechte Leben aus der Gemeinſchaft mit GOtt. 2) Ferner: was er für Naturgaben, Gemüthsfähigkeiten, Verſtandeskräfte, natürliche Tugenden, gute Sitten u. dgl. hat, das Alles reicht noch nicht hin, in's Reich GOttes einzugehen. Denn wie man ſonſt von der Geſchicklichkeit, Witz, tugendlichen Art, hohem Verſtand eines Menſchen zu ſagen pflegt: das iſt in ſeine Natur gelegt, oder: es iſt viel in des Menſchen Natur gelegt, — ſo mögen ſich alle dareingelegte Fähigkeiten hervorthun, entwickeln und zu vielem Vorzug und Lob unter andern Menſchen zeigen; allein zum Reiche GOttes reicht es nicht hin; es iſt nicht Geiſt. Nicodemus war auch kein beſcholtener, kein, nach der gemeinen Redensart, fleiſchlicher Menſch, ſondern ein verſtändiger, angeſehener und mit vielen Vorzügen unter ſeinem Volke begabter Mann. Dennoch aber ſagt ihm der Heiland geradezu: mit dem Allem haſt du noch nicht mehr, als was deine Geburt in dieſe Welt herein mit ſich bringt. Inſofern gehörſt du eben unter die Menſchen, die noch im Fleiſche leben, aber nicht in's Himmelreich. Wer wäre befugt, dieß Alles, was den Menſchen noch zu einer vorzüglichen, belobten Creatur in dieſer Welt macht, mit dem verächtlichen Namen „Fleiſch“ zu benennen, als JEſus allein, der noch eine ganz andere Anforderung an den Menſchen machen kann? Denn von Ihm heißt es: in Ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menſchen. 3) Es reicht alſo auch keine Beſſerung des Menſchen hin, er mag dieſelbe ſoweit treiben, als er will, und ſeine Natur cultiviren, ſofern dieſelbe durch die bloße Wirkung ſeiner natürlichen Kräfte geſchieht, und wenn er auch die ſchönſte Vorſchrift der Worte JEſu dazu nehmen und ſich mit ſeinen eigenen Kräften und Uebungen darnach bilden wollte. Das Alles heißt nicht neue Geburt, denn es hat ſeinen Anfang und Grund in der erſten Geburt des Menſchen und den Fähigkeiten, die ihm von ſeiner Geburt her beigelegt ſind. Das kann feine, tugendſame, verſtändige, geſchickte, lobenswürdige Menſchen abgeben, aber noch nicht neugeborene Menſchen. Nun fragt ſich demnach

II. *Worin beſteht denn eigentlich die neue Geburt?* Kurz zu antworten: Es iſt etwas, das dem Menſchen noch zu dem, was er natürlich hat, *gegeben* werden muß. Es iſt etwas, das er zu allen ſeinen Fähigkeiten und Kräften von GOtt empfangen muß. Das heißt der Heiland *Geiſt*, und ſetzt es der ganzen natürlichen Beſchaffenheit des Menſchen entgegen: Was vom Geiſt geboren iſt, das iſt Geiſt. Der heilige Geiſt iſt der große Beweger aller göttlichen und himmliſchen Lebenskräfte. Er bringt dem Menſchen neue Lebenskräfte bei, wodurch er erſt zu der Gemeinſchaft GOttes und zum Genuſſe der himmliſchen Dinge fähig und tüchtig wird. Dieſe Mittheilung eines neuen göttlichen Lebens heißt eine Geburt, eine neue Geburt. Und das hat ſeinen tiefen Grund, davon jetzt nicht zu reden iſt. Genug, daß dem Menſchen eine *neue himmliſche Kraft*, die er in der innerſten Beſchaffenheit ſeiner Natur noch nicht in ſich hat, ein neues geiſtliches Leben, welches ſich noch nicht in ſeiner Seele regt, und welches er aus ſich ſelbſt nie hervorbringen kann, muß mitgetheilt und in ſein Innerſtes gelegt werden. Genug, daß es der Menſch erſt von GOtt empfangen muß; genug, daß alſo der Menſch nicht bei ſeiner Natur, und wenn ſie noch ſo edel und ſo vortrefflich wäre, ſtehen bleiben darf, ſondern etwas haben, etwas von GOtt bekommen muß, das ſeiner Natur *fremd und neu* iſt. Davon ſagt Paulus 1 Cor. 2, 9.: Wir haben empfangen *den Geiſt aus GOtt*. Wer dieſen Geiſt aus GOtt nicht empfangen hat, von dem ſagt die Schrift: er ſey ein fleiſchlicher Menſch, und habe keinen Geiſt. *Dieſer Geiſt* iſt das *rechte Leben* des Menſchen, wodurch er wieder mit GOtt, mit dem Himmel, mit den Gütern des Reiches GOttes Gemeinſchaft hat, eben ſo wohl, als man durch das Leben der leiblichen Geburt Gemeinſchaft hat mit allen Dingen dieſer Welt.

Darum heißt es Röm. 8, 10: *Der Geiſt iſt das Leben* um der Gerechtigkeit willen. Dieſer Geiſt macht allein den Menſchen fähig, GOtt, den Vater, der ein Geiſt iſt, im Geiſte und in der Wahrheit anzubeten, und ſolche Anbeter will der Vater haben. Dieſer Geiſt ſetzt den Menſchen in einen ganz andern *Zuſtand* in einem Augenblick. Es iſt wahr, was Luther ſagt: „Und macht uns zu andern Menſchen an Herz, Sinn, Muth und allen Kräften." Von dem an, daß der Menſch dieſes Leben aus GOtt empfangen hat, heißt er nach dem Urtheil GOttes ein geiſtlicher Menſch, ein neuer Menſch. Er hat nun ein Licht des Lebens, während er vorher lauter Finſterniß war. Er iſt nun ein Kind des Lichts und Geiſtes, wie er vorher nur ein Kind dieſer Welt war. Er hat nun ein natürliches Leben nach Seele und Leib; er hat aber auch empfangen ein geiſtliches Leben, welches ihn mit der Liebe GOttes verbindet, und durch alle Kräfte ſeiner Seele und ſeines Leibes dringt und ſeine Natur erſt wieder adelt, dieſelbe auch ſalbt und je mehr und mehr erneuert. Das heißt in der Schrift auch die *neue Creatur*, der Geiſt des Gemüths, ja *ewiges Leben, das man hat*, ſobald man an JEſum glaubt d. i. mit ihm vereiniget wird. Was ſich alsdann bei einem ſolchen Menſchen äußert, will ich jetzt nicht weitläufig erzählen; genug, ein ſolcher hat wirklich dadurch den *Eingang in's Reich GOttes* gefunden, welches iſt Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geiſt. Und ſoweit ein todter und ein lebendiger Menſch unterſchieden ſind, ſo groß iſt auch der Unterſchied, wenn man vom Tod in's Leben verſetzt iſt. Nun iſt die

III. Frage zugleich beantwortet: *warum dieſe neue Geburt ſo nothwendig ſey?* Der Heiland bleibt dabei, ſo ſchwer es ſeinem Schüler eingehen wollte, und ſagt: ihr müſſet von Neuem geboren werden; denn ſonſt ſeyd ihr eben nach eurer ganzen Beſchaffenheit noch untüchtig und unfähig zum Reiche GOttes. So wenig ein Menſch fähig iſt, zu ſchmecken, was ſüß oder ſauer iſt, wenn er keine Zunge hat, ſo wenig kann ein Menſch einen Geſchmack an himmliſchen Dingen haben, ſo lange er *den Geiſt* nicht dazu hat. Ja noch mehr: ſo wenig ein Menſch, der noch nicht geboren, und als eine lebendige Creatur in dieſe Welt hereingeſtellt iſt, die irdiſchen Dinge empfinden, gebrauchen und mit denſelben ſich vereinigen kann, ſo wenig kann ein Menſch, der noch nicht aus Geiſt geboren, und als eine lebendige neue Creatur in das Reich GOttes hineingeſtellt worden iſt, empfinden, was die himmliſchen Dinge ſind, was Liebe GOttes, was Licht des Lebens, was ein himmliſcher Sinn, was göttliche Freude u. dgl. iſt. Darum heißt es: es muß unumgänglich ſeyn; es ſey denn, daß Jemand von Neuem geboren werde, kann er das Reich GOttes nicht ſehen. Die Natur der Sache bringt es mit ſich. Das Reich GOttes wäre ſonſt nicht mehr göttlich. Daher läßt ſich hier nicht accordiren. Es läßt ſich die Sache nicht auf viel oder wenig ſetzen. Man kann hier mit guten Sitten, mit ehrbarem Bezeugen, mit äußerlichem GOttesdienſte, mit Frommthun, mit Enthaltung von groben Laſtern, mit guten Werken u. dgl., was der Menſch aus ſich ſelber vornehmen möchte, nicht auskommen. Daß muß ſeyn; und nicht weniger und nicht mehr. Er muß neugeboren werden. Er muß ein neues Herz und einen neuen Geiſt empfangen. Ezech. 36, 26. Ja, der heilige Geiſt muß in ihn gegeben werden.

IV. Fragt ſich noch: Wiefern die neue Geburt unbegreiflich ſey? Eben deßwegen wunderte ſich Nicodemus, weil ihm dieſe Sprache unfaßlich und die Sache unbegreiflich war. Der Heiland aber ſagt zu ihm: laß dich's nicht wundern. Deine Verwunderung entſteht nur aus Unwiſſenheit. Das mag noch ſeyn, wenn es in dieſen Dingen nur bei der Verwunderung und dem Geſtändniß ſeiner Unwiſſenheit bleibt; aber wenn man um eben dieſer Urſache willen es läugnet oder widerſpricht, oder die Sache für unmöglich hält oder für unnöthig und phantaſtiſch, ſo iſt das eine Schmach der göttlichen Wahrheit. Der Heiland hält ihm die Urſache vor. Iſt dir die Art der Wirkung unbegreiflich, kannſt du nicht ergründen, wie das zugehe, daß der Geiſt in den Menſchen komme und den Menſchen neu gebäre, in ſeinem innerſten Grunde ein neues Leben anrichte, ſo laß dich die Wirkung, die That überzeugen. Alſo: es kann Niemand begreifen und deutlich darthun, wie das zugehe, ehe er es ſelbſt erfährt; und wenn er es erfahren hat, ſo weiß er doch nicht, wie es geſchehen iſt; er weiß aber, daß es geſchehen iſt. Darum ſagt Paulus 1 Cor. 2, 14.: Der Menſch, wie er von Natur iſt, und wenn er zu den Weiſeſten der Welt zu rechnen wäre, vernimmt nicht, und kann es nicht mit ſeiner bisherigen Empfindung und Ideenwelt vergleichen, was die Dinge, die Wirkungen, die Kräfte des Geiſtes ſind, denn es muß geiſtlich beurtheilt werden, nach der Art des Geiſtes; es iſt eine Sache, wovon er noch nichts erfahren hat durch Empfindung, die aber den Anfang aller wahren Erkenntniß macht. Was Raths nun in dieſem Theil? Wir ſollen dem Zeugniß GOttes glauben; wir ſollen uns in die Ordnung begeben, welche uns GOtt nach ſeiner Gnadenhaushaltung vorlegt. JEſus hat es erworben durch Seinen Tod und ſeine Auferſtehung. Von Ihm kommt die neue Geburt her. Er hat den Geiſt erworben. Gal. 3, 13. 14. Er gibt ihn denen, die ihm gehorſam werden, die da glauben an Ihn, d. i. auf ſein Wort ſich zu Ihm neigen, ſich Ihm darſtellen, wie ſie ſind, von Ihm begehren, daß Er ihnen gebe, was ſie nicht haben, Ihm vertrauen, daß Er es ihnen geben könne und wolle, Ihn darum mit innigſter Begierde angehen, und ſo lange auf Ihn ſchauen, bis Er ſich mit ihnen durch Seinen Geiſt vermählt, oder bis er ſie Seines Lebens durch Seinen Geiſt theilhaftig macht. Und alsdann weiß man, was man empfangen hat, wie man mit GOtt und Chriſto daran iſt. Man iſt ein Kind des Himmels; man lebt in der Gemeinſchaft JEſu. Man lebt ſein ewiges Leben fort, über den Tod hinaus, in der Gemeinſchaft GOttes und Chriſti. Ein Solcher iſt alle Augenblicke und ewiglich ein ſeliger Menſch. So viel trägt es aus, neugeboren zu werden. Das Weitere ſey dem Nachdenken einer jeglichen um ihr Heil und das Reich GOttes bekümmerten Seele überlaſſen. Der HErr erwecke alle Herzen, und zeuge ſelbſt durch Seinen Geiſt von Seiner Wahrheit! Amen.

Am fünfzehnten Sonntag nach Trinitatis.

Weinsberg, 1759.

Evangelium Matth. 6, 24 — 34.

Niemand kann zween Herren dienen. Entweder er wird einen haſſen, und den andern lieben; oder wird einem anhangen, und den andern verachten. Ihr könnet nicht GOtt dienen, und dem Mammon. Darum ſage ich euch: Sorget nicht für euer Leben, was ihr eſſen und trinken werdet; auch nicht für euren Leib, was ihr anziehen werdet. Iſt nicht das Leben mehr, denn die Speiſe, und der Leib mehr, denn die Kleidung? Sehet die Vögel unter dem Himmel an: ſie ſäen nicht, ſie ernten nicht, ſie ſammeln nicht in die Scheunen, und euer himmliſcher Vater nähret ſie doch. Seyd ihr denn nicht viel mehr, denn ſie? Wer iſt unter euch, der ſeiner Länge Eine Elle zuſetzen möge, ob er gleich darum ſorget? Und warum ſorget ihr für die Kleidung? Schauet die Lilien auf dem Felde, wie ſie wachſen: ſie arbeiten nicht, auch ſpinnen ſie nicht. Ich ſage euch, daß auch Salomo in aller ſeiner Herrlichkeit nicht bekleidet geweſen iſt, als derſelben Eins. So denn GOtt das Gras auf dem Felde alſo kleidet, das doch heute ſtehet, und morgen in den Ofen geworfen wird: ſollte Er das nicht vielmehr euch thun? O ihr Kleingläubigen! Darum ſollt ihr nicht ſorgen und ſagen: Was werden wir eſſen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Nach ſolchem Allen trachten die Heiden. Denn euer himmliſcher Vater weiß, daß ihr deß alles bedürfet. Trachtet am erſten nach dem Reich GOttes, und nach Seiner Gerechtigkeit, ſo wird euch ſolches Alles zufallen. Darum ſorget nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine ſorgen. Es iſt genug, daß ein jeglicher Tag ſeine eigene Plage habe.

Der Prediger Salomo ſagt Kapitel 3, 10: Ich ſah die Mühe, die GOtt den Menſchen gegeben hat, daß ſie darin geplaget werden. Salomo hat als ein verſtändiger und weiſer Mann ſich in allen Geſchäften, welche die Menſchen auf Erden vornehmen, umgeſehen, und wohl überlegt, was ſie ſich für große mannigfaltige Mühe geben, bald dieſe, bald wieder andere Verrichtungen zu unternehmen, und viele Mühe, Zeit, Koſten, Fleiß und Arbeit daran zu wenden. Er merkte aber dabei, daß ſie von allem ihrem Werk nicht viel haben, ſondern Alles der Eitelkeit und Vergänglichkeit unterworfen ſey; was der Eine baue, das reiſſe ein Anderer wieder ein, und dergl. Es habe Nichts einen Beſtand; es verändere ſich und verſchwinde Alles wieder, woran man ſo viel Sorge und Mühe gewandt habe; es ſey lauter Eitelkeit und große Mühſeligkeit und Verdruß des Geiſtes. Und dann denkt er weiter: Woher kommt es, daß es ſo unter den Menſchen geht? das iſt ja ein mühſeliges, kümmerliches und doch eitles und nichtiges Weſen und Leben, und ſagt: ich habe eingeſehen, daß GOtt dieſe Mühe gewiß den Menſchenkindern gegeben hat. Die Mühſeligkeit dieſes Lebens kommt von GOtt her. Er hat es den Menſchen aus weiſen und heiligen Urſachen ſo verordnet und beſtimmt. Er hat ihnen dieſe Plage aufgelegt, daß ſie darin geplagt werden; eigentlich:

ſie dadurch zu demüthigen, damit ſie der Eitelkeit müde werden, und etwas Beſſeres, etwas Standhafteres, etwas Seligeres ſuchen, und für ihren Geiſt eine wahre Erquickung, Ruhe und dauerhafte Vergnügung begehren ſollen. Das iſt eben der Sinn, auf welchen der Heiland auch im heutigen Evangelio, beſonders am Ende deſſelben, deutlich hinweiſt. Er zeigt aber dabei als ein himmliſcher Lehrer noch viel deutlicher, wie man ſich bei ſolcher Mühſeligkeit der Erde faſſen, und worauf die Begierde und das Beſtreben des Menſchen vornämlich gerichtet ſeyn ſoll. Ich will daher aus der Lehre JEſu vorſtellen:

Die theils von GOtt verordnete, theils ſelbſtgemachte Plage eines jeglichen Tages;

und zwar

I. Von der von GOtt verordneten, und

II. von der ſelbſtgemachten Plage eines jeglichen Tags.

Es iſt genug, daß ein jeglicher Tag ſeine eigene Plage habe, ſagt der Heiland. Er geſteht demnach gerne zu, daß wir die Tage unſeres zeitlichen Lebens nicht ohne Plage, ohne Mühſeligkeit zubringen können. Da es nun nicht anders iſt, noch ſeyn kann, ſo kommt es nur darauf an, wie man dieſe Beſchaffenheit anſehen und ſich dabei verhalten ſolle, damit man ſich die einem jeden Tag eigene Plage nicht größer mache, und mehr Noth und Verdruß habe, als der Tag eigentlich mit ſich bringt. Wir reden

I. Von der von GOtt verordneten Plage eines jeglichen Tages. Ich will dieſe Sache, daran uns zur Erkenntniß der Regierung GOttes viel gelegen iſt, in etlichen Anmerkungen vortragen.

Die Plage eines jeglichen Tages iſt dem Menſchen von GOtt, ſeinem Schöpfer, ſo verordnet. Es kommt von GOtt und Seiner Einrichtung her. Die Menſchen haben ſich nicht von freien Stücken und aus eigener Willkühr in eine ſolche Lebensart eingelaſſen, dabei ſie ſo viel Mühe und Plage täglich erfahren müſſen. Das hat ihnen GOtt geordnet und gegeben. Gleich nach dem Anfang der Sünde hat GOtt dieſe Verordnung gemacht, und dem Sünder Adam und ſeinem Geſchlecht ihr künftiges Leben auf Erden eingerichtet: im Schweiß deines Angeſichtes ſollſt du dein Brod eſſen.

Und zum Weibe ſprach GOtt: mit Schmerzen ſollſt du Kinder gebären. Damit iſt die Plage eines jeglichen Tages angegangen. Die Mühe, den Schweiß, die Schmerzen hat demnach GOtt erſt dazu gelegt, da die ſündliche Lebensart angefangen hatte. Die Kummerhaftigkeit, weil nun der Fluch erwacht war, iſt darauf gefolgt. Man muß alſo GOttes Hand und Willen darunter erkennen, wenn man Hitze und Kälte, Hunger und Durſt, Schwachheit der Leibeskräfte und Ermüdung, Schmerz und Krankheit und allerlei andere tägliche Verdrüßlichkeiten und Verlegenheiten tragen und ſagen muß: es iſt doch ein eitles Leben; täglich Noth, Mühe, Arbeit, Plage und zuletzt der Tod! Da ſoll man GOtt ehren und heiligen: Du biſt ein heiliger GOtt, daß Du dem Menſchen ſeine falſche Luſt in irdiſchen Dingen gleich ſo verbittert haſt! Ebendeßwegen iſt

Die Plage eines jeglichen Tags doch gemäßiget von GOtt. Darum ſagt der Heiland: es iſt genug; laßt es nur genug ſeyn; es wird nicht zu viel ſeyn: GOtt wird euch mit der Laſt nicht überladen. GOtt legt uns eine Laſt auf, aber Er hilft uns auch, ſagt David Pſ. 68, 20. Gelobet ſey der HErr täglich! Darum ſoll man nicht wider GOtt murren noch ſich beklagen, als wenn es zu viel wäre. Nein! Es gehört ſich ſo, damit wir uns demüthigen. Wo käme es hin mit den Menſchen, wenn keine Plage wäre, wenn ſie alle ihre Lüſte und Muthwillen ausüben könnten! Dadurch dämpft es GOtt. Darum ſchickt GOtt die Trübſal her, daß unſer Glaube bewähret werde; der Glaube aber, ſo er rechtſchaffen iſt, wirket Geduld; die Geduld aber ſoll feſte bleiben bis an's Ende. Wir ſollen es demnach als eine väterliche Züchtigung annehmen und uns beugen, weich, demüthig und geſchmeidig werden.

Die Plage eines jeglichen Tags ſoll das Vertrauen zu GOtt nicht aufheben. Darum ſagt der Heiland: ein jeglicher Tag wird für das Seine ſorgen. Gibt GOtt den Tag, ſo iſt auch ſchon dafür geſorgt, daß du leben mögeſt, wenn du nur unter GOtt und in Seiner Ordnung bleiben willſt. GOtt hält deßwegen dein Leben nicht gering. Es iſt doch eine edle Gabe GOttes. Iſt nicht das Leben mehr, denn die Speiſe? Die Vorſorge GOttes waltet nichts deſtoweniger über alle deine Lebensumſtände und hält Sein treues Auge offen über dir an jeglichem Tage.

Sorget GOtt ſelbſt für die Vögelein und die Lilien, die auch eitel ſind und hinfallen, warum ſollte Er es dir nicht thun, der du ſchon auch in der Eitelkeit mit begriffen biſt? Alle eure Sorgen werfet auf den HErrn, denn Er ſorget! 1 Petr. 5. Es zeigt ſich doch darunter noch ſoviel Güte GOttes, wodurch Er das mühſelige Leben erleichtert; denn Seine Güte währet ewiglich. O, wenn wir nur der Vorſorge des himmliſchen Vaters dabei vertrauten, ſo würde es uns viel leichter ſeyn, ſo würden wir Freude haben an Seinen wunderbaren Wegen und ſehen, daß Alles weislich, gütig und gerecht iſt in Seinem ganzen Regiment. Das ſoll uns vornämlich angelegen ſeyn bei der ſo ſchönen Lehre des Heilandes im heutigen Evangelio, der uns ſolches Vertrauen machen will gegen den Vater, daß alle unſere ſorglichen Gedanken gar aufhören, und wir Ihm nur uns und Alles das Unſrige kindlich überlaſſen ſollen. Wer es thut, und ſich mit Gebet, Demuth und Glauben darin übt, der wird finden, daß es gut iſt und daß er leicht auskommt.

Die Plage eines jeglichen Tags ſoll uns nicht hindern am Trachten nach dem Reiche GOttes, ſondern vielmehr umgekehrt: ſie ſoll uns dazu reizen und antreiben. Deßwegen ſetzt JEſus hinzu: trachtet am erſten nach dem Reich GOttes. Es heißt eigentlich: ſuchet. Die Mühſeligkeit ſoll ihn bewegen, etwas Beſſeres zu ſuchen; ſeine Ruhe nicht in der Welt zu ſuchen; da findet er ſie nicht; noch ſich bekümmern, denn das iſt ſchon eingerichtet und beſorgt; es geht ſchon ſeinen Gang nach der Verordnung GOttes; das iſt unnöthig. Bekümmert euch lieber um etwas Anderes! Suchet das Reich GOttes! Alſo: GOtt will uns die irdiſche Luſt verleiden, daß wir wieder Sein Reich ſuchen ſollen. Er will nicht haben, daß wir uns in die Welt ſo vertiefen, verlieben oder hineinſinken, als wenn nichts Beſſeres für uns übrig und bereitet wäre. Bedenke lieber Menſch! GOtt hat dir nicht nur ein Paar Aecker, etliche Morgen Weinberge, einen Weberſtuhl, einen Schneidhobel und eine Axt in die Hand gegeben, und läßt dich damit handthieren, als wenn dieß dein Loos und beſcheidenes Theil von GOtt ſeyn ſollte, ſondern Er hat dir auch Sein Reich beſtimmt und ein Loos bereitet. Ei! das laſſe über deiner kümmerlichen Arbeit nicht zurück; das ſuche vornämlich! GOtt hat dich nicht nur als einen elenden Sünder in die Zucht genommen, daß du eben endlich ſterben und deine Strafe tragen ſolleſt, ſondern Er hat dir auch eine Gerechtigkeit bereitet; ſuche Seine Gerechtigkeit, die vor Ihm gilt! Da kommſt du gut an. Nun, auf dieſe Abſicht GOttes mit der Plage eines jeglichen Tags ſollten wir zuerſt denken, und nicht ſo niedrigen Sinnes ſeyn. Was habe ich davon, daß ich ſchaffe und mein Vermögen vermehre, wenn mir Das darüber zurückbleibt? Und umgekehrt: das tröſtet das Herz, daß man nicht müde wird in Geduld bis an's Ende. Pred. Salom. 5, 18. 19. Er denket nicht viel an das elende Leben, weil GOtt ſein Herz erfreuet.

II. Die ſelbſtgemachte Plage eines jeglichen Tags iſt eine böſe Plage, und man könnte wohl derſelben überhoben bleiben. Das meint der Heiland, wenn Er ſagt: es iſt genug, daß ein jeglicher Tag ſeine eigene Plage habe; machet euch ſelbſt nicht mehr Plage; laſſet es bei dem, was von GOtt kommt!

Die ſelbſtgemachte Plage beſteht vornemlich in den kleinlichen Sorgen; und aus dieſer Sorge kommt ſo viel Unordnung und Noth, welche die Menſchen ſich und andern machen. Dieſe Sorge plagt den Menſchen in ſeinem Gemüthe, macht ihn unmuthig, feindſelig, neidiſch, ungerecht, ſtörrig, tyranniſch. Es will ihm nie genug ſeyn, darum ſinnt er auf Mittel. Er thut, als wenn er ſelbſt Alles zuwege bringen müßte, und iſt beſtändig unruhig und mißvergnügt. Das iſt ein jämmerlich Leben. Anderer Ungerechtigkeit kommt noch dazu; und ſo plagt immer Einer den Andern.

Die ſelbſtgemachte Plage kommt daher, weil man ſo ohne GOtt in der Welt hinlebt. Da iſt kein Vertrauen, keine Erkenntniß! So leben die Heiden, ſagt der Heiland. O das iſt uns Chriſten eine Schande. O, ihr Lieben! Seyd nicht wie die andern Heiden, die von GOtt nichts wiſſen. Aber ſo iſt es jetzt in der Chriſtenheit. Man denkt und urtheilt nicht anders von ſich und von Andern. Man nimmt GOtt und Seine väterliche Vorſorge nicht mit in die Rechnung. Das macht der Unglaube. Aber ſo iſt das Herz. Darum beſchämt der Heiland auch Seine Jünger: o ihr Kleingläubigen! Ihr habt kaum ein wenig mehr, als alle Heiden. Man muß ſein Gemüth einmal aufrichten, ſein unglaubiges Herz kennen lernen und ſich ſchämen, damit man anders denken lerne.

Die ſelbſt gemachte Plage hindert am Trachten nach dem Reich GOttes; denn aus lauter Plage können die Menſchen nichts Anderes ſinnen, noch ſuchen.

Nun, ihr Lieben! Es iſt eine ſchwere Zeit; viel Plage in der Welt, Kümmerniß und Sorge, darunter die Gemüther ſo hinſinken. Ich bedaure es von Herzen. Denket nicht, man wolle euch noch eine Laſt dazu auflegen, wenn man euch auf das Reich GOttes weist. Haltet das für keine Plage. Nein! Man will euch etwas Beſſeres gönnen, das euch Erleichterung und Ruhe bringt. Darum wendet euer Herz dahin; haltet es für keine Unmöglichkeit. GOtt läßt es geſchehen, daß man ſich in der Welt ſo plagen und placken muß, aber nicht, daß es euch ein unüberſteigliches Hinderniß ſeyn ſoll, ſondern ein Ernſt und Antrieb, zu denken: da verdürbe ich ja gar! Ich will etwas Beſſeres, etwas Gewiſſes ſuchen: das Reich GOttes und Seine Gerechtigkeit! Amen.

Am Feiertag Matthäi.

Weinsberg, 1759.

Evangelium: Matth. 9, 9—13.

Und da JEſus von dannen gieng, ſah Er einen Menſchen am Zoll ſitzen, der hieß Matthäus, und ſprach zu ihm: Folge mir! Und er ſtund auf, und folgte Ihm. Und es begab ſich, da Er zu Tiſche ſaß im Hauſe, ſiehe, da kamen viele Zöllner und Sünder, und ſaßen zu Tiſche mit JEſu und Seinen Jüngern. Da das die Phariſäer ſahen, ſprachen ſie zu Seinen Jüngern: Warum iſſt euer Meiſter mit den Zöllnern und Sündern? Da das JEſus hörte, ſprach Er zu ihnen: die Starken bedürfen des Arztes nicht, ſondern die Kranken. Gehet aber hin, und lernet, was das ſey: (ich habe Wohlgefallen an Barmherzigkeit, und nicht am Opfer:) Ich bin gekommen die Sünder zur Buße zu rufen, und nicht die Frommen.

Der am Kreuz iſt meine Liebe, und ſonſt Nichts in dieſer Welt! So haben wir eben jetzt geſungen. Wenn das wahr wäre, und bei Allen einträfe, wie würde ſich JEſus freuen, und wie würden wir ſelbſt ſo frei und ſelig ſeyn! JEſum lieben, und ſonſt Nichts in dieſer Welt, das iſt eines wahren Chriſten Art, ſein Herzensſinn, ſein beſtändiges Beſtreben, ſeine tägliche Uebung. JEſus geht ihm über Alles; er kann und will Ihm Nichts an die Seite ſetzen, vielweniger vorziehen. Sonſt Nichts in dieſer Welt kann ſein Herz vergnügen; ſonſt Nichts in dieſer Welt kann ſein Herz fangen. JEſus allein, — der am Kreuz, — der mich ſo hoch geliebt und ſich für mich dahingegeben, der iſt mir der Auserkorne vor allen Tauſenden, den meine Seele liebet. Sonſt nichts Anders! Ich will und meine nur Ihn! — Aber wo haben wir jetzt ſolche Chriſten? Wo ſieht, wo hört man jetzt einen ſolchen Sinn? Das arme Chriſtenvolk hat ſich ganz in's Irdiſche zerſtreut. Ein ſolcher Sinn iſt ganz fremde worden; ja, es ſcheint in dem jetzigen Weltlauf ganz unmöglich zu ſeyn, und wird deßwegen bei den unwiſſenden und eitlen Menſchen nur zu einem Geſpött und Hohn. Allein ich kann es doch nicht laſſen, euch einen ſolchen edlen, ſeligen Chriſtenſinn anzupreiſen und euer Herz dazu zu reizen. Das heutige Evangelium gibt mir Gelegenheit dazu. Der HErr wolle uns Verſtand und Weisheit geben, zu erkennen und zu wählen, was das Beſte iſt!

Abermal iſt gleich das Himmelreich einem Kaufmann, der gute Perlen ſuchte; und da er Eine köſtliche Perle fand, ging er hin und verkaufte Alles, was er hatte und kaufte dieſelbige. So ſagt JEſus, und führt dieſes merkwürdige Gleichniß an Matth. 13, 45. 46. Er will damit anzeigen, wie hoch ein Jeder ſeinen Antheil am Reiche GOttes, zu welchem er durch's Evangelium berufen und eingeladen wird, ſchätzen und achten ſoll, und wie er das Loos ſeines Erbtheils, das ihm JEſus bereitet hat, allen andern Dingen vorziehen, ja alles Andere gern darum auf- und hingeben ſolle. Und das geſchieht auch von Allen, die dieſe köſtliche Perle ſuchen und finden. Das heißt ſo viel als: ſobald ſie darauf kommen: ei! da iſt, was ich vornemlich ſuche! Sobald ſie Einſicht davon bekommen, ſobald ſie die Koſtbarkeit dieſer Perle erblicken, ſobald ſie JEſum und Seine Unſchätzbarkeit kernen lernen, da geht das ganze Herz darauf, da hält man alles Andere dagegen gering, da will man lieber Nichts haben, als daß man dieſe köſtliche Perle vermiſſen und zurücklaſſen ſollte. Darum heißt es in dem Gleichniſſe von dem Kaufmann: er verkaufte Alles, was er hatte, und kaufte dieſelbige Perle. Er hielt ſich für glücklich, wenn er nur dieſe Perle erhandeln könnte, wenn er ſchon weiter nichts mehr im Vermögen hätte oder behielte. — Aber wer denkt jetzt ſo? Wer thut jetzt alſo, wie dieſer Kaufmann? Wer ſchätzt ſeinen Antheil an JEſu ſo hoch und theuer? Aber, ſo ſoll es ſeyn um der Wichtigkeit der Sache willen. Und JEſus fordert es von denjenigen, die Antheil an Ihm und Gemeinſchaft mit Ihm haben wollen. Wir haben ein Exempel davon im heutigen Evangelio. Matthäus, der Zöllner, iſt ein ſolcher Kaufmann geweſen. Er hat dieſen Sinn bewieſen. Zur Betrachtung deſſelbigen will ich demnach Eurer Liebe vorſtellen:

Alles um Eins; und zeigen,

I. Wie ein wahrer Chriſt Alles um Eins hingebe, und
II. Was er damit gewinne.

Alles um Eins iſt der rechte kaufmänniſche Sinn eines Chriſten.

I. Wie gibt nun ein wahrer Chriſt Alles um Eins hin? Von Matthäus heißt es: JEſus ſpricht ihn an; augenblicklich ſteht er auf, läßt Alles liegen und geht mit Ihm. Bedenket, was muß in dem Gemüth des Matthäus in dem Augenblicke vorgegangen ſeyn, da JEſus ihn anredete! Er ſaß an ſeinem Rechnen-Tiſche; er hatte gerade Geld einzunehmen und ſeine leiblichen Geſchäfte zu beſorgen ſein Vermögen ſteckte in dem Pacht des Zolls und der Einkünfte des Landes. Da hatte er wirklich zu thun, wie jeder Kaufmann auf ſeinem Comptoir und ſeiner Handelſchaft zu thun hat. JEſus ruft: folge mir, komme jetzt mit mir! Beides konnte ja nicht zugleich ſeyn noch geſchehen: an der Zollbank ſitzen, und mit JEſu fortgehen. JEſus fordert ihn alſo weg und ſagt damit: laß dieß ſtehen, ſieh' dich nicht weiter nach dem Geld um, das auf deinem Tiſche liegt, komme du mit mir! — So iſt's eigentlich. — Was denkt Matthäus darüber? Die Rede JEſu und ſeine Einladung iſt ihm ſo wichtig, daß ſein Sinn ſogleich damit übereinſtimmt. Seine Zollbank hängt ihm nicht ſo am Herzen, daß er denkt: wie wunderlich käme das heraus, wenn ich jetzt mitten von meinen Geſchäften und meinem Handel abbrechen ſollte! Ich kann ja das Ding nicht ſtehen laſſen, ich würde ja in meinem Vermögen, in Haushaltung und Anſehen bei Andern in größten Nachtheil gerathen. Was werden die Leute darüber denken! Nein. Er ſtund ſogleich auf. — Was brachte ihn zu dieſem raſchen Entſchluß? Es war ihm eben recht, daß ihn JEſus rief. Er war ohne Zweifel in ſeinem Gemüthe ſchon lange damit umgegangen, da er in Capernaum von JEſu hörte und hatte gedacht: was hilft mich meine Zollbank, mein Geldeinnehmen, wenn ich das Reich GOttes darüber verſäume, das jetzt verkündigt wird? Ich bin übel daran. Ach, wenn ich könnte von der Laſt frei werden! Da gehörte nur noch der Ruf JEſu dazu, ſo brach ſein Herz los und kam ſchnell zu dieſem Entſchluſſe. Da gab er Alles hin, Geld, Einkommen, Ehre, Anſehen, und kaufte die Perle, d. i. er zog ſeinen Antheil an JEſu ſeinen Weltvortheilen vor, und hielt ſich zu JEſu, nahm von ſeinen Weltgenoſſen Abſchied, machte noch hernach ein Abſchiedsmahl und bekannte damit öffentlich, daß er es künftighin mit JEſu halte, ſeine Lebensart ändere, und ſich für glücklicher halten wolle, wenn er unter Seine Jünger gerechnet werde. Nun, ihr Lieben! Wie gefällt euch ein ſolcher Sinn? Hat Matthäus recht daran gethan? Wollt ihr es ihm auch nachmachen? bedenket es: ich will eine Probe dieſes Sinnes machen. Wäre es denn zu viel, wenn man einem ſagte: Siehe! dein Herz hängt noch an deinem Hab und Gut, Vermögen, Ehre und Anſehen; das hindert dich, laß es fahren, rechne nicht immer nur auf zeitlichen Vortheil; laß fahren, und was iſt's auch, wenn du ſelbſt Schaden haſt! Gib lieber Alles auf, nur daß du deinen Antheil am Reiche GOttes nicht verſäumeſt oder zurücklaſſeſt! Und wenn es der größte König wäre und man ſagte: Ihre Hoheit hindert Sie; — lieber ein Königreich fahren laſſen, als vom Reiche GOttes ausgeſchloſſen ſeyn! Denn ſo denkt JEſus: Was hälfe es dem Menſchen, ſo er die ganze Welt gewänne, und nähme doch Schaden an ſeiner Seele? Oder was kann der Menſch geben, damit er ſeine Seele wieder löſe? Matth. 16, 26. Die große ſichtbare Welt iſt nicht ſoviel werth, als meine Seele. Ich will doch meine Seele und ihre ewige Seligkeit nicht um einen geringen Vortheil, den ich in der Welt machen kann, verkaufen und verſchleudern. Aber, ihr Lieben! Man fordert das nicht von euch! Ihr könnet euer Vermögen, eure Häuſer und Güter wohl behalten, ihr dürfet keinen halben Batzen weniger haben oder einnehmen! Laßt das Aeußerliche nach eines Jeglichen Stand und Umſtänden in ſeiner Ordnung gehen; aber laſſet JEſum nicht bei Seite; haltet nur Ihn nicht geringer, als die Dinge, womit ihr leiblich umgehet! Gebt euer Herz nicht dem Geld, dem Anſehen, der Ehre; gebt es JEſu ſo, daß ihr Ihn wichtig und höher achtet, als dieß Alles; daß ihr mehr Freude an Ihm habt, als an allem Andern, und ſofern beides nicht zugleich ſeyn kann, lieber im Leiblichen Nachtheil habt, als JEſum und den Antheil an Ihm und Seinem Reiche fahren laſſet. Lieber arm ſeyn, als Alles haben und in den Kerker geworfen werden; lieber gering ſeyn, als an jenem Tage beſchämt daſtehen! Das heißt, Alles um Eins hingeben, auf daß ich Chriſtum gewinne. Phil. 3.

II. Was hat Matthäus damit gewonnen? Antwort: Gemeinſchaft mit JEſu. Das hat ihm Alles reichlich und überſchwänglich erſetzt; Antheil am Reiche GOttes, davon die Rede ſo ſtark damals ging; in der Welt nichts Gutes, denn er hatte JEſu Kreuz zu tragen, doch ein ruhiges Herz, freudiges Gewiſſen und freien Sinn. Das iſt auch ſchon viel gewonnen. Was gäbe Mancher darum noch auf ſeinem Todtenbette, wenn er jetzt mit Freuden ſterben könnte? Alſo das, was JEſum und unſere Seele angeht, iſt einmal nicht ſo gering zu achten; es iſt Etwas daran gelegen!

Warum rede ich dieß Alles? Ich will es in zwei Anmerkungen faſſen.

1) Die Meiſten bleiben in ihrem irdiſchen Sinn; ihr Herz hängt daran, und ſie können nicht begreifen, daß es anders ſeyn ſollte. Sie leben im Weltſinn hin, und ſchieben JEſum hinaus, bis ſie nimmer leben mögen oder können; haben in ihrem Leben nie daran gedacht, daß ſie JEſum vorziehen und liebgewinnen wollten. Von ſolchen ſingen wir:

Er ſchaffte Dieß, er ſchaffte Das,
Der armen Seel' er ganz vergaß,
Dieweil er lebt' auf Erden.

Das iſt der alte lutheriſche Sinn. Prüfet euch darnach!

Hernach ſind noch manche Seelen, die unruhig ſind, die überzeugt ſind; ſie bleiben aber immer hängen an ihrem gewohnten Weltſinn, ſeufzen, es wird ihnen zur Laſt, und machen doch immer in ihrer ſündigen Lebensart fort. Sie faſſen ſich keinen Entſchluß, ob ſie ſchon im Herzen und Gewiſſen merken, daß es nur auf einen guten und feſten Entſchluß ankäme. Man muß es aber einmal zu einem Ausſchlag im Herzen bringen, einen feſten Sinn faſſen, ſonſt gewinnt man Nichts. Man verliert ſonſt immer ſeine Ruhe und iſt mit ſich ſelbſt geplagt. — Darum ſpricht JEſus: Ich bin kommen, die Sünder zur Buße zu rufen und nicht die Frommen. — Alſo gedenket der Buße, der Sinnesänderung, davon JEſus ſagt! Amen.

Am ſechszehnten Sonntag nach Trinitatis.

Weinsberg, 1760.

Evangelium: Luc. 7, 11 — 17.

Und es begab ſich darnach, daß JEſus in eine Stadt, mit Namen Nain, gieng, und Seiner Jünger giengen viele mit Ihm, und viel Volks. Als Er aber nahe an das Stadtthor kam, ſiehe, da trug man einen Todten heraus, der ein einziger Sohn war ſeiner Mutter, und ſie war eine Wittwe, und viel Volks aus der Stadt gieng mit ihr. Und da ſie der HErr ſah, jammerte Ihn derſelbigen, und ſprach zu ihr: weine nicht! Und Er trat hinzu, und rührte den Sarg an, und die Träger ſtunden. Und Er ſprach: Jüngling, ich ſage dir, ſtehe auf! Und der Todte richtete ſich auf, und fing an zu reden; und Er gab ihn ſeiner Mutter. Und es kam ſie Alle eine Furcht an, und preiſeten GOtt, und ſprachen: es iſt ein großer Prophet unter uns aufgeſtanden, und GOtt hat Sein Volk heimgeſucht. Und dieſe Rede von Ihm erſchell in das ganze jüdiſche Land, und in alle umliegenden Länder.

Ich habe aus dem heutigen Evangelium Gelegenheit, Eurer Liebe JEſum wieder unter einem beſondern Namen anzupreiſen. JEſus iſt der Fürſt des Lebens. So nennt Ihn Petrus Apoſtelg. 3, 15., wenn er zu den Juden ſagt: den Fürſten des Lebens habt ihr getödtet, den hat GOtt auferwecket von den Todten, deß ſind wir Zeugen. Er nennt Ihn mit dieſem herrlichen Namen nicht erſt deßwegen, weil Er aus dem Tod in's Leben gedrungen durch Seine Auferſtehung, ſondern ſchon vorher, da ſie Ihn genommen, an das

Kreuz geheftet und getödtet haben, ſey Er ſchon der Fürſt des Lebens geweſen. Sie hätten deßwegen Seinem Leben auch nichts anhaben noch Ihn tödten können, wenn Er Sein Leben nicht gerne gelaſſen hätte. Wie JEſus auch ſelber Joh. 10. ſagt: Niemand nimmt mein Leben von mir. — Nun auch hieraus erhellt, daß Er der Fürſt des Lebens ſey; denn wer freie Macht hat über ſein Leben, dasſelbe nach ſeinem Willen zu laſſen, und wieder nach ſeinem Willen anzunehmen, derſelbige iſt nicht nur ein lebendiger Menſch, wie ein anderer, der ein Leben hat, welches nicht in ſeiner Hand ſtehet, ſondern Er iſt der Fürſt des Lebens. Nun, als einen ſolchen Lebensfürſten hat ſich JEſus auch an dem Jünglinge zu Nain bewieſen; daher will ich an dieſem Wunder euch vorſtellen:

JEſum, als den Fürſten des Lebens.

Und zwar

I. Wie wir Ihn als einen ſolchen Fürſten des Lebens recht erkennen lernen, und

II. Was wir daran für einen Troſt haben.

Es iſt ein beſonderer Ehrenname, der unſerm Heiland zukommt, daß Er der Fürſt des Lebens heißt. Wir müſſen Ihn nach allen Seinen Namen kennen lernen, wenn wir an Ihn glauben wollen. Denn darauf kommt es uns an, zu wiſſen und einzuſehen, wer Er denn nach allen Seinen Eigenſchaften ſey und was wir an Ihm haben. Dieſe Erkenntniß erfreut das Herz, erweckt den Glauben und bringt den rechten Troſt mit ſich, der uns in der armſeligen Welt ſo nöthig iſt bei dem Jammer und Verderben, darin wir Sünder ſtecken. So iſt demnach Viel daran gelegen, daß wir Ihn auch als den Fürſten des Lebens recht erkennen lernen.

I. Wie lernen wir Ihn nun aber als einen ſolchen recht erkennen? Wir müſſen vor allen Dingen ſeine wahre Menſchheit glauben lernen. So menſchlich wird Er uns auch im heutigen Evangelio beſchrieben. Er reiste mit Seinen Jüngern in eine Stadt Nain, und da traf Er eine Bahre unter dem Thor an. Die Mutter ging der Leiche nach. Ihm ging's zu Herzen, wie einem Andern, der noch ein menſchliches Herz hat, wenn er eine arme Wittwe weinen ſieht und zum Mitleid bewegt wird. Er tritt herzu, da Er hätte vorübergehen können, und nimmt ſich der Sache an. Eben das Mitleid erweckt in Ihm die Kraft des Lebens, die in Ihm iſt. Sein menſchliches Mitleid machte den Brunnen des Lebens, der in Ihm war, beweglich und öffnete ihn, daß das Waſſer des Lebens floß und ſich in Seinem Wort ergoß, daß alſo in Seinem menſchlichen Wort: „Jüngling, ich ſage dir, ſtehe auf," ſchon ewige Lebenskraft in den Menſchen drang und ihm ſeinen Lebensgeiſt wieder in Bewegung brachte. Daß Er hier an einem Todten das Wunder thut, und ihn mit Einem *Wort* aus dem Todesſchlaf aufweckt: was iſt das für eine Gewalt, die ein Menſch hat! Wer hat Ihm dergleichen angeſehen, da Er zur Stadt hineinging? Das iſt ja etwas Großes, daß Er die Macht über den Tod hat, denſelbigen mit *einem Wort* vertreiben, und dem Menſchen wieder das verlorene Leben ſchenken kann!

Stellet euch JEſum als einen wahren Menſchen vor Augen, als wäret ihr dabei geweſen! Kein Wunder, daß es heißt: es kam ſie Alle eine Furcht an; ſie waren beſtürzt; ſie verſahen ſich's nicht; Er that es von freien Stücken, ohne daß Er darum gebeten wurde; da zeigte ſich's: dieſer Menſch JEſus Chriſtus iſt der Fürſt des Lebens. Ferner: Wir müſſen bedenken, *was für eine Macht des Lebens Ihm dann beigewohnt have*. Das wird uns in dem Evangelio von JEſu Chriſto angezeigt und verkündigt. Johannes preiſt es Eph. 1, 2.: Und das Leben iſt offenbar worden, und wir haben geſehen und zeugen und verkündigen euch das Leben, das ewig iſt, welches war bei dem Vater, und iſt uns erſchienen. Das iſt die gute Botſchaft. Das höchſte, das ſelbſtſtändige Leben hat ſich *in dem Menſchen* hervorgethan und gezeigt. Wir ſind von geſtern her; wir haben ein ſo ſchwaches Leben. Das menſchliche Leben iſt jetzt ſehr vergänglich. Aber wenn ein Menſch iſt, der das höchſte, ſelbſtſtändige Leben in ſich hat, der iſt ja der Fürſt. Er iſt das Wort des Lebens, das beim Vater war. Er hatte das Leben in ſich ſelbſt, ehe Etwas war. Er hatte Allem, was Odem hat, von Anfang das Leben gegeben. Und jetzt ſtehet Er ſelbſt als ein Menſch da, und hat Sein *ewiges* Leben mit dem creatürlichen Menſchenleben verbunden. Man ſehe dieſen Menſchen an, und erkenne, was Er für Eigenſchaften beſitzt! *In Ihm wohnet die Fülle der Gottheit.* Das hat Er nur bei Gelegenheit an ſich merken laſſen, wie hier an dem Jüngling, damit die Leute etwas Mehreres an Ihm erkennen möchten, als ſonſt gewöhnlich. Lucas ſagt ſogleich: da ſie der HErr ſahe, der HErr über Leben und Tod.

Wir müſſen bedenken, wie Er an der Menſchheit den Tod abgethan. Als ein Menſch konnte Er ſterben; denn Er hatte einen ſterblichen Leib angenommen, und gab ſich in den Tod. Aber der Tod konnte Ihn nicht halten. Apoſtelg. 2, 24. Da hat Er den Tod ſogar verſchlungen in den Sieg und das Sterbliche verwandelt in's Leben. JEſus iſt der Fürſt der Auferſtehung worden. An Ihm ſah man einen Menſchen, der die Unſterblichkeit angezogen hatte. Der Jüngling kam wieder in's natürliche Leben herein, und mußte doch endlich ſterben. Aber JEſus kam in's unverwesliche Leben aus dem Tod; daher iſt Er der Fürſt des Lebens, der Urheber des wahren, unvergänglichen Lebens in der Menſchheit.

II. Was haben wir für einen Troſt davon, daß wir wiſſen, JEſus ſey der Fürſt des Lebens? Antwort: Troſt genug, daß wir nun wiſſen, es iſt wieder ein Lebensfürſt unter dem menſchlichen Geſchlecht erſtanden. Im Evangelium heißt es: Es iſt ein großer Prophet unter uns aufgeſtanden —, aus unſerer Mitte hervorgebrochen. Genug, daß einmal eine ſolche Stunde und Zeit in der Welt ward, da man das ewige Leben in menſchlicher Perſon auf Erden geſehen hat. Das geht Alle an. GOtt hat Sein Volk heimgeſucht, da Er einen ſolchen Mann gegeben. Eine ſolche Heimſuchung preist Zacharias Luc. 1, 79.: Es hat uns beſucht der Aufgang aus der Höhe, auf daß Er erſchien denen, die da ſaßen in Finſterniß und Schatten des Todes. Darein waren wir geſunken. Nun tritt der Fürſt des Lebens herein in unſere Geſellſchaft. O das iſt gut für uns Alle! Was kann demnach ſchnöder ſeyn, als ſich an ſeinem ſterblichen Leben, in ſeinen fünf Sinnen ſo vergnügen, daß man nicht merkt, wie man wirklich dabei im Schatten des Todes ſitzt, und leben, als wenn kein Lebensfürſt je unter den Menſchen erſchienen wäre, der ſie auf ein beſſeres Leben weist? Laß die Todten ihre Todten begraben, ſpricht Er. Mithin ſieht Er uns als Todte an. In jeglichem Menſchen iſt eine tiefe Melancholie und Unmuth über das Elend ſeines Lebens; und wenn er es ſich ſchon auf etliche Stunden vertreibt, ſo kommt es doch immer wieder. Nur JEſus iſt hier der rechte Troſt, weil Er der Fürſt des Lebens iſt.

Iſt aber ein Menſch, der ſich beſinnt: was iſt mein Leben in der Welt, ſo vergnügt es auch zu ſeyn ſcheint? ich habe doch ein *todtes Herz*; meine Glieder des Leibes leben zwar, aber mein Herz iſt todt; wir arme Sünder ſind todt am Herzen, todt in Sünden (Eph. 2.); es iſt keine aufſteigende Begierde zu GOtt in mir, kein Geſchmack an dem, das Leben iſt: einem ſolchen Menſchen iſt es ein Troſt, wenn man ihm JEſum anpreiſet: Siehe, dieſer hat wieder *ein Herz* gehabt, darinnen das Leben war; in Ihm wird dein Herz leben, denn von Ihm fließt das wahre Leben aus auf Alle, die ſich an Ihn halten und mit Ihm in Liebe vereinigen, wie Er ſpricht: Wer an mich glaubt, der wird leben. — Siehe alſo, mein lieber Menſch! ſolange du nicht weißt und ſagen kannſt: ich habe ein Leben in mir, das mir JEſus gegeben, ſo biſt du ein Todter, ſo gehörſt du ſchon unter die Todten. Was wird übrig ſeyn, wenn das äuſſere Licht erliſcht? Dann ſinkeſt du mit Leib und Seele in die Finſterniß und in den Tod. Das Leben iſt vergänglich und der Menſchen Troſt; ſiehe, daß du zum rechten Leben kommeſt, ehe du ſtirbſt, ſonſt bleibſt du ewiglich im Tode, und das kannſt du erlangen (Röm. 5, 17.). Denn ſo um des Einigen Sünde willen der Tod geherrſchet hat durch den Einen: vielmehr werden die, ſo da empfahen die Fülle der Gnade und der Gabe zur Gerechtigkeit, herrſchen im Leben, durch den Einen, JEſum Chriſtum.

Ein weiterer Troſt iſt der, daß Er auch *unſere ſterblichen Leiber* wieder in's Leben bringen kann. Das tödtliche Gift ſteckt ſchon in uns und arbeitet zur Verweſung, bis es endlich überhand nimmt und das äußere Lebenslicht erſtickt. Aber der auferſtandene JEſus will auch uns auferwecken zur Auferſtehung des Lebens. Das iſt völliger Troſt; da ſchaut man einen Lebensfürſten! Amen.

Eine andere Predigt am ſechszehnten Sonntag nach Trinitatis.

Weinsberg, 1757.

Evangelium: Luc. 7, 11—17.

Und es begab ſich darnach, daß — umliegenden Länder.

Ich bin die Auferſtehung und das Leben! ſagt JEſus zu Martha, der Schweſter des verſtorbenen Lazarus Joh. 11, 24. Martha war betrübt über ihres Bruders Tod, und dachte, wenn der liebe HErr und Meiſter, der ihren Bruder ſo lieb hatte, damals in Bethania, wo er krank lag, gegenwärtig geweſen wäre, ſo hätte er es gewiß verhütet, daß ihr Bruder nicht geſtorben wäre. Er hätte ihn mit Einem Worte geſund gemacht. Und nun weiß ſie nicht recht, ob ſie es glauben darf, daß Er ihr ihren ſchon in das Grab gelegten Bruder wieder ſchenken und in das Leben bringen werde. JEſus gab ihr zur Antwort: Dein Bruder wird auferſtehen. Aber das war ihr noch kein ganzer Troſt; ſie gab Ihm zur Antwort: Dein Wort kann wahr ſeyn; er wird auferſtehen am jüngſten Tage. Darauf verſetzte ihr JEſus: Ich bin die Auferſtehung und das Leben, d. h. du darfſt nicht erſt auf den jüngſten Tag hinausdenken. Ich bin ja da. Kennſt du mich nicht beſſer? Wo Ich bin, da kann ſogleich eine Auferſtehung vor ſich gehen, und ein Leben aus dem Tode ſich offenbaren. Haſt du nicht gehört, daß die in den Gräbern liegen, werden die Stimme des Sohnes GOttes hören, und die ſie hören werden, die werden leben? Joh. 5. Nun bin ich nicht an den jüngſten Tag gebunden. Mit eben derſelben Stimme, womit Ich an jenem Tage alle Todten auferwecken werde, kann Ich auch jetzt deinen Bruder erwecken; wie Ich dort werde die Auferſtehung und das Leben aller Todten ſeyn, ſo bin Ich es ſchon jetzt. Dieſe Kraft iſt bei mir. Wer an mich glaubt, der bekommt ſogleich ein Leben, welches ihm kein Tod rauben kann; ja, der Tod hat keine Macht darüber. Glaubeſt du das? — Es iſt demnach eine wichtige Glaubensſache, darnach JEſus fragt: ob man das von Ihm halte, und ſein Herz und ſeinen Sinn feſt darauf ſtellen könne, daß Er die Auferſtehung und das Leben ſey. Nun, eben dieſen Glauben an Ihn hat JEſus auch durch die Wunder, die Er an dem Todten gethan, erwecken und in dem Herzen aufrichten wollen. An ſolchen ſeinen Werken, die Er that, ſoll man Ihn erkennen und lernen, Wer Er ſey. Dieß iſt uns auch die eigentliche Anweiſung, wie wir unſer Evangelium betrachten, und was wir von der Erweckung des Jünglings zu Nain und von JEſu halten, und wie wir Glauben lernen ſollen.

Ich will daher vorſtellen:

JEſum, als die Auferſtehung und das Leben,

Und zwar:

I. Der geiſtlich Todten;
II. Der leiblich Todten.

Ich bin die Auferſtehung und das Leben! — Dieß iſt ein troſtvolles Wort, wenn man es glauben kann. Dem Glauben muß aber Erkenntniß vorangehen. Darauf will ich nun gerne eure Herzen weiſen, daß ihr JEſum erkennen lernen möget als die Auferſtehung und das Leben. So wird es zum Glauben fördern, wenn Euch anders noch etwas an JEſu und an einem wahren Troſte gelegen iſt. Wir wollen zuerſt betrachten, wie JEſus die Auferſtehung und das Leben

I. der geiſtlich Todten iſt. Es heißt: Da trug man einen Todten heraus. Ein todter Menſch iſt der, dem das Leben entgangen iſt; denn was nie ein Leben gehabt hat, das kann man nicht eigentlich todt nennen. Wem nun der Lebensodem ausgeht und aufhört, von dem ſagt man: er ſtirbt; und wenn kein Leben, und worin ſich das Leben zeigt, keine Empfindung, keine Bewegung mehr da iſt, ſagt man: der Menſch iſt todt. Geiſtlich todt ſeyn heißt nun: ſein geiſtliches Leben verloren haben, kein Leben des Geiſtes mehr haben; das iſt ausgegangen; das iſt weg.

Nun, ihr Lieben! durch die Sünde haben wir das Leben des Geiſtes verloren. Welches Tages du davon iſſeſt, wirſt du des Todes ſterben, hieß es. (1 Moſ. 2, 17.) An demſelbigen Tage iſt Adam geſtorben, ob er ſchon noch 930 Jahre gelebt hat. Wie man von einem Todten ſagt: er iſt der Welt und dem zeitlichen Leben abgeſtorben, er hat das Zeitliche geſegnet: ſo iſt Adam dem himmliſchen Leben, dem Leben aus GOtt abgeſtorben, hat keinen Zufluß mehr gehabt; es iſt kein göttlicher Athem mehr in ihn eingegangen noch von ihm ausgegangen. Sein Herz war erſtarrt und verſchloſſen. Und das iſt unſer aller Erbtheil von Adam her. Wir bringen wohl ein natürliches Leben auf die Welt, aber kein geiſtliches. Das iſt uns von Adam her entgangen. Merket alſo dieſen Unterſchied:

1) Man kann wohl ein natürliches Leben haben, das ſich in dieſer Welt regt, und alſo ein lebendiger Menſch ſeyn, aber dabei doch todt ſeyn am Herzen, am Geiſte. Ein ſolcher Menſch iſt lebendig todt. Das iſt eine bibliſche Redensart. Wie es 1 Tim. 5, 6. heißt: eine Wittwe, welche in Wohllüſten lebet, iſt lebendigtodt. Und Judä 19.: Fleiſchliche, die keinen Geiſt haben. Nun, da kann man wohl ein lebhafter Menſch in der Welt ſeyn, verſtändig, geſchickt, witzig, ordentlich, zu allen Weltſachen aufgelegt, und ſich gut regen und bewegen, aber man iſt doch todt. Es fehlt das Beſte, nemlich der rechte Lebensgeiſt aus GOtt, der göttliche Odem. Man zieht wohl einen Odem aus der Luft ein und aus; aber gegen GOttes Licht, Leben und Liebe iſt man hart, davon empfindet man nichts und genießt nichts. Davon ſagt Paulus Epheſ. 2, 1—3: da ihr todt waret durch Uebertretung und Sünden, in welchen ihr weiland gewandelt habt, nach dem Laufe dieſer Welt, und nach dem Fürſten, der in der Luft herrſchet, nämlich nach dem Geiſt, der zu dieſer Zeit ſein Werk hat in den Kindern des Unglaubens; unter welchen wir auch alle weiland unſern Wandel gehabt haben in den Lüſten unſeres Fleiſches, und thaten den Willen des Fleiſches und der Vernunft; und waren auch Kinder des Zorns von Natur, gleichwie auch die andern. — Da thut man ja Etwas; man iſt nicht todt im natürlichen Leben; das wendet man zu lauter Sünden an. Das Leben der Seele im natürlichen Zuſtande iſt lauter Unordnung und Sünde. Der äußere Wandel geht nur auf das Irdiſche.

2) Ihr Lieben! lernet dieſen Zuſtand recht erkennen. Sehet, was iſt unſer Leben? Ein Dampf iſt es, der eine kleine Zeit währt, darnach aber verſchwindet er. Jac. 4, 14. O, wenn einer nun kein anderes Leben in ſich hat, wie elend iſt er daran! Aber die Menſchen wiſſen nichts davon. Sie gebrauchen ihr natürliches Leben, ſorgen

nur dafür, und hoffen, wenn dieß Leben ausgeht, ſo wollen ſie ein geiſtliches, himmliſches, göttliches Leben erlangen; ſie denken: das gehört ja nicht in die Welt! Ja, mein lieber Menſch! Wenn kein JEſus in die Welt gekommen wäre, ſo könnte Niemand ein geiſtliches Leben, ein Leben aus GOtt in ſein Herz bekommen. Aber da wäre auch keine Hoffnung des ewigen Lebens nach dieſer Zeit, ſondern ein ewiger Tod und lauter Finſterniß. Alſo lerne

3) erkennen, daß JEſus darum gekommen iſt, die Auferſtehung und das Leben der geiſtlich Todten zu ſeyn. Das iſt die Liebe GOttes gegen uns, daß wir durch Jhn leben ſollen. 1 Joh. 4, 9. Er war von Anfang das Lebenslicht der Menſchen geweſen; und nun wollte Er es wieder werden, wenn Er den Tod ihrer Sünden durch Seinen Tod würde abgethan und ihnen ein Leben erworben haben. 2 Tim. 1, 10. Sehet alſo, darum iſt JEſus nach dem Willen des Vaters geſtorben und wieder auferſtanden, daß wir durch Jhn ein neues Leben, das vorhin gehabte und verlorne Leben des Geiſtes, erlangen möchten. So will JEſus die Auferſtehung und das Leben einem jeglichen Menſchen ſeyn. Ein begieriges und bekümmertes Herz möchte fragen:

4) Wie wird nun JEſus die Auferſtehung und das Leben meines Herzens? Antwort: Wenn Er an deinem Herzen thut, was Er an dem leiblich Todten gezeigt hat. Ja, wenn an dir geſchieht, was an Jhm geſchehen. Er ſprach ein Machtwort: Jch ſage dir, ſtehe auf! So muß dich die Stimme JEſu zum Leben erwecken, eine Kraft in dein Herz dringen, dich durchdringen, deinen Tod wegheben und ein geiſtiges Bewegen in dich bringen. Joh. 5, 25. redet JEſus von ſolchen Todten. Jch habe das Leben, und wer es durch meine Stimme empfangt, der lebt ſchon. So wurden Seine Jünger aus Todten lebendige Herzen. Petrus bezeugt es Joh. 6.: Du haſt Worte des ewigen Lebens; ich fühle ewiges Leben in mir aus Deinen Worten. Das geht nicht im Schlafe zu, ſo daß der Menſch nichts davon merkte. Der todte Jüngling hat es ja auf ſeiner Bahre wohl empfunden; ebenſo Lazarus. So kann und muß ein Jeglicher wiſſen, ob und was bei ihm vorgegangen, was in ihm gewirkt worden iſt. Von einer ſolchen herrlichen Wirkung redet Paulus Col. 2. Sehet, was das iſt: eben dieſelbe Kraft, welche JEſum aus dem Grabe rief, muß auch in uns wirken.

5) Darum heißt ein Glaubiger in der Schrift ein auferſtandener Menſch, der aus dem Tode in das Leben gedrungen. Col. 3, 1. Er iſt mit Chriſto auferſtanden. Sehet alſo: ein bekehrter Menſch, der an JEſum glaubt, iſt ein eben ſo großer Beweis der Kraft Chriſti, als der Jüngling, ein ebenſo großes Wunder, wenn er ſagen kann: ich war todt, nun lebe ich; aber nicht ich, ſondern Chriſtus lebet in mir. Gal. 2. Das Herz hat kein Menſch, ſich dieſes bei ſeinem kalten und todten Mund- und Scheinglauben anzumaßen. Man ſagt wohl: ich glaube auch. Aber man ſagt nicht: ich bin auferſtanden; Chriſtus lebet in mir; denn man weiß von ſich und zeigt auch das Gegentheil. Denn

6) das geiſtliche Leben muß ſich äußern in Lebensbewegungen. Es heißt: der Todte richtete ſich auf und fing an zu reden. — Da ſchlägt das Herz wieder in der Bewegung der Liebe zu GOtt und JEſu, in Empfindung Seiner Kraft und Seines Lebens. Da iſt es ein neues Leben, darin man wandeln kann. So wir im Geiſte leben, ſo laſſet uns auch im Geiſte wandeln.

Es war mir daran gelegen, Euch dieſe Erkenntniß vorzutragen, daher will ich den zweiten Theil heute nicht abhandeln.

Nun, ihr Lieben! darf ich Euch wohl auch fragen: Glaubet Ihr das, wie JEſus die Martha gefragt hat? — Glaubſt du, daß JEſus deine Auferſtehung und dein Leben werden und ſeyn müſſe, wenn du nicht ewiglich im Tode bleiben, und vom Reich des Lebens ausgeſchloſſen ſeyn willſt? Ei! ſo bleibe ja nicht im Tode der Sünde liegen; denke nur über dich: es fehlt mir das rechte Leben, und ſolange mir das fehlt, bin ich übel daran. Eph. 4. Wache auf, der du ſchläfeſt, und ſtehe auf von den Todten, ſo wird dich Chriſtus erleuchten! Glaubeſt du das? Iſt etwa ein Verlangen in dir? Hindere dich nicht durch deine Unwiſſenheit und Zweifel: ei, wie wird das werden, wie kann es ſeyn? ſondern denke, wenn du willſt ein lebendiger Menſch werden: JEſus ſteht ſchon ſo nahe vor deinem Herzen, wie vor dem Sarg des Jünglings. Es kommt nur auf ein Wort Seiner Kraft an, ſo wird dein Geiſt lebendig. Harre Sein, bitte Ihn: laß dein Leben meinen Geiſt auf das kräftigſte erheben, laß mich leben, laß mich leben, Dir zum Preis! Amen.

Am ſiebzehnten Sonntag nach Trinitatis.

Ehningen, 1737.

Evangelium: Luc. 14, 1 — 11.

Und es begab ſich, daß JEſus kam in ein Haus eines Oberſten der Phariſäer, auf einen Sabbath, das Brod zu eſſen, und ſie hielten auf ihn. Und ſiehe, da war ein Menſch vor Ihm, der war waſſerſüchtig. Und JEſus antwortete, und ſagte zu den Schriftgelehrten und Phariſäern, und ſprach: iſt's auch recht, auf den Sabbath zu heilen? ſie aber ſchwiegen ſtille. Und Er griff ihn an, und heilete ihn, und ließ ihn gehen, und antwortete und ſprach zu ihnen: welcher iſt unter euch, dem ſein Ochs oder Eſel in den Brunnen fällt, und er nicht alsbald ihn heraus zeucht am Sabbathtage? Und ſie konnten ihm darauf nicht wieder Antwort geben. Er ſagte aber ein Gleichniß zu den Gäſten, da Er merkte, wie ſie erwählten oben an zu ſitzen, und ſprach zu ihnen: wenn du von jemand geladen wirſt zur Hochzeit, ſo ſetze dich nicht oben an, daß nicht etwa ein Ehrlicherer denn du, von ihm geladen ſey, und ſo dann kommt, der dich und ihn geladen hat, ſpreche zu dir: weiche dieſem, und du müſſeſt dann mit Scham unten an ſitzen. Sondern wenn du geladen wirſt, ſo gehe hin, und ſetze dich unten an, auf daß, wenn da kommt, der dich geladen hat, ſpreche zu dir: Freund, rücke hinauf! dann wirſt du die Ehre haben vor denen, die mit dir zu Tiſche ſitzen. Denn wer ſich ſelbſt erhöhet, der ſoll erniedriget werden, und wer ſich ſelbſt erniedriget, der ſoll erhöhet werden.

Ich will dießmal aus dem Evangelio zu betrachten vorſtellen:

Die Beſchaffenheit

I. eines gewiſſenhaften, und

II. eines gewiſſenloſen Menſchen.

I. Ein gewiſſenhafter Menſch iſt derjenige, welcher in Allem, was er thut und vornimmt, ſich vorher beſinnt und gleichſam ſich ſelber fragt: iſt's auch recht, was du thuſt, oder was du thun willſt? Der HErr JEſus wußte wohl, was recht iſt, und bewies es in Seinem ganzen Wandel. Es war in Seinem Herzen niemals eine Neigung aufgeſtiegen, etwas zu denken oder zu thun, was nicht recht vor GOtt geweſen wäre. Daher konnte Er von allem Seinem Bezeugen mit freudigem Gewiſſen ſagen Joh. 8, 29.: der Vater läßt mich nicht alleine, denn ich thue allezeit, was Ihm gefällt. Und Joh. 8, 46. Welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen? Aber weil Seine Feinde immer auf Ihn lauerten, und Ihm gerne einmal etwas

Unrechtes aufbürden wollten, ſo legte Er Ihnen ſelbſt eine Gewiſſensfrage vor: Iſt's auch recht? Er will ſagen: fraget euer Gewiſſen darum; urtheilet einmal ein rechtes Gericht. — Ein gewiſſenhafter Menſch darf ſeine Handlungen prüfen und alle Menſchen darüber urtheilen laſſen; denn er liebet die Wahrheit. Ja, wer die Wahrheit thut, der kommt an das Licht, daß ſeine Werke offenbar werden; denn ſie ſind in GOtt gethan. Joh. 3.

Einem gewiſſenhaften Menſchen iſt daran gelegen, daß er nicht Unrecht, ſondern Recht thue und handle. Und das iſt die Urſache, warum er ſich gerne vorher beſinnt, und nicht gleich zufährt in ſeinem eigenen Sinn und Trieb. — Woher kommt es, daß Einem auch etwas daran gelegen iſt, und man nicht, weder vorher noch nachher, wann man etwas gethan hat, gleichgültig, unbekümmert und unachtſam ſeyn kann, ob es recht ſey? Antwort: Daher, weil der Menſch, wie man ſagt, noch ein Gewiſſen hat. — Das Gewiſſen iſt das Innerſte der Seele. Im Gewiſſen iſt GOtt dem Menſchen nahe mit Seinem Licht, und zeigt ihm Seinen Weg. Wer auf ſein Gewiſſen merkt, der merkt auf GOtt. Er fühlt gleich GOttes Gegenwart, wie David ſpricht Pſ. 139: Erforſche mich GOtt und erfahre mein Herz; prüfe mich und erfahre, wie ich's meine, und ſiehe, ob ich auf böſem Wege bin, und leite mich auf ewigem Wege. — Ein Solcher lebt nicht ohne GOtt in der Welt. Dieſes iſt ein Kennzeichen, daß noch eine Furcht GOttes in dem Menſchen iſt. — Worin zeigt ſich das? Weil man ſich ſcheut, in GOttes Gegenwart Unrecht zu thun und ſich befleißigt, Recht zu thun um GOttes willen. O, es iſt etwas Edles um ein ſolches Gemüth! das iſt ein guter Menſch! Er iſt aus GOtt, und einen ſolchen kann GOtt weiter leiten.

Ein gewiſſenhafter Menſch kann auch leicht die Antwort hören und verſtehen auf ſeine Frage; denn das Gewiſſen iſt ein unpartheiiſcher Lehrer und Zeuge der Wahrheit. Es iſt kein Menſch, der nicht wüßte, was Recht und Unrecht iſt. GOtt lehrt alle Menſchen, und ſie könnten die Lehre an ſich ſelber nehmen, wie hier der Heiland ſagt: ihr wiſſet's ſchon an eurem Vieh; denn welcher iſt unter euch, dem ſein Ochſe oder Eſel in den Brunnen fällt, und er ihn nicht alsbald herauszeucht am Sabbathtage? Wenn ihr nur wolltet aufrichtig ſeyn! Noch mehr: es iſt dir geſagt, Menſch, was Recht und Unrecht iſt, du haſt keine Entſchuldigung; und das Evangelium macht es uns noch deutlicher. Alſo kann ſich Niemand mit der Unwiſſenheit entſchuldigen.

Ein gewiſſenhafter Menſch iſt aufrichtigen, geraden Herzens und folgt dem, wovon er in ſeinem Gewiſſen belehrt wird, daß es recht iſt. Er iſt gleichſam gebunden; er kann nicht darüber wegkommen; er weiß, daß ihm Unruhe, Plage und Pein ſogleich die Frucht iſt in ſeiner Seele, wenn er anders thut. Er ſcheut ſich vor der Plage eines böſen Gewiſſens, wie Joſeph: — Wie ſollte ich ein ſolch Uebel thun und gegen den HErrn, meinen GOtt ſündigen? und David: wie ſollte ich meine Hand legen an den Geſalbten? Daher hat dem David ſein gutes Gewiſſen ſo viele Freudigkeit gegeben. Pſ. 17.

Ein gewiſſenhafter Menſch ſcheut ſich nicht vor den böſen Menſchen, zu thun, was Recht iſt. So hat es hier JEſus gemacht; da die Schriftgelehrten und Phariſäer auf Seine Frage: iſt es auch recht, auf den Sabbath heilen? ſtille ſchwiegen, griff Er den Waſſerſüchtigen an und heilete ihn. — Es heißt: thue Recht, und ſcheue Niemand. — Wir reden nun

II. Von der Beſchaffenheit eines gewiſſenloſen Menſchen. Ein gewiſſenloſer Menſch iſt derjenige, welcher Nichts darnach fragt, ob es recht iſt, ſondern ſeinen böſen Begierden folgt. Ein Exempel ſind hier die Phariſäer. In ihrem Herzen war von langem her Groll und Feindſchaft wider JEſum, und darauf gehen ſie los. Im Herzen ſind arge Gedanken, böſe Lüſte, Mord, Ehebruch, Hurerei, Dieberei, falſche Gezeugniſſe, Läſterung. Matth. 15, 19. Ein böſer Menſch bringet Böſes hervor aus ſeinem böſen Schatz. Matth. 12, 35. Und gleichwie ſie nicht geachtet haben, daß ſie GOtt erkenneten, hat ſie GOtt auch dahingegeben in verkehrten Sinn, zu thun, das nicht taugt, Röm. 1, 28. Das Gewiſſen aber beſtrafts. Röm. 2. Wer nun die Stimme ſeines Gewiſſens nicht höret, ſondern doch ſeinen böſen Begierden folgt, der iſt ein gewiſſenloſer Menſch. So in allen Begierden: z. E. der Eigennutz treibt zur Ungerechtigkeit, die Mißgunſt zur Feindſchaft, der Zorn zum Fluchen und Läſtern, die Wolluſt zum Saufen und Huren, der Hochmuth zur Ruhmredigkeit, Ehrgeiz u. ſ. w. Wer nun dieſem folgt, da er doch weiß, daß es Unrecht iſt, der iſt ein gewiſſenloſer Menſch.

Ein gewiſſenloſer Menſch widerſteht der Wahrheit, und läßt ſich nicht überzeugen noch herumbringen, wenn ihm ſchon die Wahrheit vorgehalten wird. So machten es die Phariſäer. Sie ſchwiegen ſtille. Sie konnten Ihm nicht antworten. Aber ſie blieben doch auf ihrem boshaftigen Sinn. Und ſo iſt die Art der meiſten Leute; man mag ihnen ſagen, was man will, — ihre langgewohnte ſündliche Lebensart iſt viel ſtärker; da bleiben ſie dabei. Hieraus könnet ihr verſtehen, warum alles Predigen bei ſo vielen Leuten nichts austrägt! Wenn ſie auch ſtille ſchweigen müſſen und nichts antworten können gegen das Licht der Wahrheit, ſo bleiben ſie doch bei ihrer Meinung und Gewohnheit.

Ein gewiſſenloſer Menſch wird endlich ganz verhärtet und verſtockt. Je öfter er die Wahrheit hört, deſto härter wird er. So ging es den Phariſäern, denen JEſus ſo viel Wahrheit geſagt hatte. Hieraus kann man verſtehen, warum es mit einem ſolchen Menſchen ärger wird, und warum unſere Chriſten oft ärger ſind als Türken und Heiden; — weil ſie verſtockt werden, je mehr ihnen geſagt wird. Da iſt mit einem ſolchen Menſchen nichts mehr zu machen. Die Ewigkeit muß ihn erſt zum Beſinnen bringen.

Nun, ihr Lieben! Wie ſteht es um euer Gewiſſen? Darnach kann man einen Menſchen kennen, ja er ſich ſelbſt; und wiſſen, was er von ſich halten ſoll. O wie oft ſündigt man wider ſein Gewiſſen, und läßt es ſich nicht reuen, ſondern geſchweiget und übertäubt es, bis man verhärtet wird! Das iſt ſchrecklich! Was wird das werden, wenn es einmal aufwacht, wo nicht in der Zeit, doch in der Ewigkeit!

Sehet, das iſt nicht ein gewiſſenhafter Menſch, der nur einmal es nicht über das Herz bringen kann, Unrecht zu thun, ſondern der ſeinen Wandel beſtändig darnach richtet, und jedesmal fragt: Iſt's auch recht? — und der nicht aus Furcht der äußerlichen Strafe oder Schande das Böſe meidet. Und doch, wie wenige handeln aus Furcht GOttes! — Wenn keine Verbote wären, wo käme es hin?

Zum Beſchluß noch den Spruch: den Reinen (am Herzen) iſt Alles rein (auch in ihrem Wandel), aber den Unreinen und Ungläubigen iſt nichts rein, ſondern unrein iſt beides, ihr Sinn (Art zu denken) und Gewiſſen. Tit. 1, 15. Wer aber ſein Gewiſſen reinigen will, der muß zum Blut JEſu eilen. Hebr. 9. Amen.

Wochenpredigt.

Weinsberg, 1760.

Text: 1 Tim. 2, 5. 6: „Es iſt Ein GOtt, und Ein Mittler zwiſchen GOtt und dem Menſchen, nemlich der Menſch Chriſtus JEſus, der ſich ſelbſt gegeben hat für Alle zur Erlöſung.“

Es ſind zwei Hauptwahrheiten, worauf der ganze Grund unſerer chriſtlichen Lehre und des ſeligmachenden Glaubens beruht. Die erſte iſt: daß Ein GOtt iſt, der unſer Aller Einiger Schöpfer und Erhalter, HErr und Richter iſt. Die zweite iſt: daß Ein Einiger Mittler ſey, der ſich unſer Aller bei GOtt annimmt, daß wir von Ihm begnadigt und ſelig werden. Paulus faßt dieſe zwei Hauptwahrheiten auch zuſammen 1 Cor. 8, 6: So haben wir doch nur Einen GOtt, den Vater, von welchem alle Dinge ſind, und wir in Ihm; und Einen HErrn, JEſum Chriſtum, durch welchen alle Dinge ſind, und wir durch Ihn. Allein die erſte Wahrheit, daß Ein GOtt ſey, würde uns Menſchen wegen der Sünde und des widerrechtlichen Abfalls von GOtt nicht mehr fröhlich und heilſam ſeyn, wenn nicht die zweite dazugeſetzt würde, daß Ein Mittler ſey, der unſere ſchlimme Sache vor GOtt und mit GOtt ausmache, damit wir wieder zu GOtt kommen können. Denn wie will ein Sünder vor dem heiligen GOtt ſtehen? Wer will zu der ewigen Glut nahen, wenn er Stroh und Stoppeln iſt? Wie will er aus ſeinem Abfall heraus, und ſich zu GOtt wenden, wenn er nicht Einen zur Seite hat, der ſeinetwegen mit GOtt handelt, und ihm Gnade, Vergebung, Heil und Leben zuwege bringen kann? Darum iſt es uns eine ſo höchſt nöthige, tröſtliche und erfreuliche Wahrheit, daß wir einen Mittler gegen GOtt haben, wenn wir anders nicht in unſerm Gericht und Verderben liegen bleiben, und in unſerer Abkehr von GOtt unſer Elend ewiglich tragen ſollen. Schon mehrmals iſt die Grunderkenntniß von dieſen zwei Hauptwahrheiten vorgetragen worden. Und was kann ich Nöthigeres und Heilſameres zur Lehre und Erweckung eurer Herzen vortragen? GOtt und JEſum Chriſtum erkennen, iſt der Grund des ewigen Lebens. Ohne Erkenntniß GOttes und JEſu Chriſti kann man nicht glauben noch ſelig werden. Richtet alſo Herz und Gedanken auf dieſe Wahrheiten, und übet euch ſelbſt, ſie aus Gelegenheit des öffentlichen Vortrags weiter zu betrachten und zu Nutz zu machen. Jetzt habe ich nun Eurer Liebe vorzuſtellen:

JEſum, als unſer Aller Mittler gegen GOtt.

Und zwar:

I. Wie Er ſich vornämlich als unſer Aller Mittler gegen GOtt bewieſen; und

II. Wie wir dieſe Gnade alleſamt annehmen dürfen und ſollen.

Bei dem Mittleramte JEſu Chriſti ſind zwei Umſtände hauptſächlich zu unterſcheiden. Erſtlich, wie Er unſer Mittler gegen GOtt geweſen in dem Stand Seiner Erniedrigung auf Erden, und hernach, wie Er noch unſer Mittler vor GOtt und bei GOtt iſt in dem Stand Seiner Erhöhung in Himmel. Aber dießmal habe ich nur von dem erſten Umſtande zu reden und vorzuſtellen: JEſum, als unſer Aller einzigen Mittler gegen GOtt.

I. Wie Er ſich vornemlich als unſer Aller Mittler gegen GOtt bewieſen. Das ſagt uns Paulus deutlich: Er hat ſich ſelbſt gegeben für Alle zur Erlöſung. Hochwichtige, tröſtliche Worte! Aber weil ſie uns nicht fremd, noch etwas Neues, ſondern von Jugend auf bekannt ſind, ſo werden ſie nicht ſo erkannt noch betrachtet. Paulus preiſet uns dabei

1) Seine freiwillige Liebe. Er hat ſich ſelbſt gegeben, aus freiem Trieb der Erbarmung. Es jammerte Ihn unſer Elend. Nichts hätte Ihn gezwungen, wenn Er uns gelaſſen hätte, worein wir gefallen waren; auch Sein Vater ſelbſt nicht. Er ſagt: Niemand nimmt mein Leben von mir. Joh. 10. Aber wie der erbarmende GOtt nicht wollte, daß wir ewig verloren ſeyn ſollten, ſo wollte es Sein Sohn, JEſus Chriſtus, auch nicht. Er denkt in Seinem göttlichen Herzen: ehe ich ſollte geſchehen laſſen, daß eine ſolche Menge Creaturen, die GOtt durch mich geſchaffen hat, ſollte Ihm nur zur Schmach ſeyn, lieber will ich ſelbſt mich unter ſie machen und ihre Sache ausrichten. Ich will Menſch werden; und der Vater legte Sein Jawort dazu: geh' hin mein Kind zu der verlornen Menſchenſchaar, zeige ihnen den Weg zum Leben, indem du dich ſelbſt opferſt für ſie und ſie mir verſühnſt! So hat uns der Vater den Sohn

aus ſeinem Schoos hergegeben, und der Sohn hat in ebenderſelben göttlichen Erbarmung

2) ſich ſelbſt hergegeben. Wie aber ſich ſelbſt? Als Menſch für alle Menſchen. Seine Seele für alle Seelen, Seinen Leib für Aller Leib, und Seine Menſchheit, Seine ganze Perſon für alle Adamskinder. Einer für Alle! O großes Geheimniß der Weisheit und Liebe! Gleichwie von Einem Menſchen die Sünde zur Verdammniß auf Alle gekommen; gleichwie Adam für ſein ganzes Geſchlecht und ſeine Nachkommenſchaft geſtanden, und ſie Alle mit ihm gefallen ſind, daß wir nun Sünde und Tod von Adam her erben, und mit eigener Schuld häufen: ſo hat ſich dagegen wieder ein Menſch für Alle dargeſtellt. Chriſtus ſteht an Adam's Stelle, und nimmt Adam's Schuld auf ſich mit allen Folgen, die daraus bei ſeinem ganzen Geſchlecht entſtanden ſind. O das müſſen ſtarke Schultern ſeyn, die dieſe Laſt tragen können! Was iſt das für ein Menſch, der die Schuld Aller trägt, für alle Sünder der Schuldige wird, als wenn Er ſie alle begangen hätte! Ja, JEſus iſt der beſondere Menſch; ſonſt gibts keinen ſo; Er iſt mehr als Adam. Es unterſtützte Ihn Seine göttliche Kraft. Er hat ſich durch den ewigen Geiſt (Ebr. 9.) GOtt geopfert; Sein ewiger Geiſt hat dabei gewirkt. Das macht Sein Leiden ſo wichtig, ſo allgemein, daß es für Alle gilt. Der ewige Geiſt iſt allwiſſend; und in dieſem ewigen Geiſt hat er mich ſchon geſehen, daß ich werde ein Menſch und Sünder auf Erden werden. Darum hat Er mir Sein Leiden und deſſen Frucht ſchon am Kreuz zugedacht, und ſich in dem ewigen Geiſt für mich ſchon wirklich, als wenn ich ſchon damals lebte, geopfert, und durch dieſen ewigen Geiſt meine Seele in Seine Seele, und mein Fleiſch und Blut in Sein Fleiſch und Blut hineingenommen. Da konnte Er Alle durch die Kraft, womit Er ſie Alle Anfangs geſchaffen, in Seine Menſchheit, in Sein Herz, in Seine Seele und ſeinen Leib zuſammenfaſſen, und ſich für Alle geben.

3) Geben zum Löſegeld. Nämlich: nicht nur, daß gelitten und geſtorben ſey, weil das Gericht zum Tod auf uns lag, ſondern daß dagegen bei uns das Gericht aufgehoben würde; daher was an Ihm geſchehen iſt, das iſt ebenſoviel, als wäre es an uns geſchehen. 2 Cor. 5, 14. Mit Ihm ſind wir auch in's Leben gekommen. Er

hat ſich in unſern Tod als das Löſegeld gegeben, damit Er uns dadurch erkaufte, und los und frei machte. So iſt Er der Mittler gegen GOtt für Alle geworden. Jeſ. 53.: die Strafe lag auf Ihm. Preis ſey ewiglich Seiner Treue und Erbarmung!

II. Das: Wie wir dieſe Gnade alleſamt annehmen dürfen und ſollen, nehme ich dießmal nur aus den Worten: für Alle. Da darf alſo ein Jeder denken: ich bin auch mit gemeint geweſen; ja, ich bin auch mit dabei geweſen; an mich hat Er auch gedacht, und es mir beſtimmt. Aber in unſern Verſammlungen ſind dreierlei Gattungen: die Unbußfertigen, ohne Bekehrung; die in der Buße ſtehen; und Gläubige. Alle dürfen es ſich annehmen. Nun 1) mein lieber Menſch, wenn dir dein Gewiſſen ſagt: ich habe mich noch nicht zu JEſu bekehrt, und höreſt dieß Wort: was denkeſt du darüber? Willſt du Chriſtum laſſen vergeblich geſtorben ſeyn? Deine Schuld iſt bezahlt, und du willſt ſie durch deinen Unglauben noch immer auf deiner Rechnung behalten? 2) Bußfertige dürfen denken: ich kann frei werden; ich will ſelbſt nicht begehren, mich frei zu machen. Ich will JEſum faſſen; Sein Löſegeld ſoll mein Grund des Glaubens ſeyn! 3) Gläubige endlich dürfen denken: in Ihm habe ich nun die Erlöſung und das Erbe des ewigen Lebens gefunden!

Schließlich kann ich mich aus Zärtlichkeit meines eigenen Herzens nicht entwehren, noch ein Wörtlein von der gewiß nicht harten, ſondern freundlichen und gnädigen Heimſuchung zu melden, die Euch Alle dießmal gerührt, und das Haus Eures geliebten Lehrers betroffen hat. Es iſt billig um der Verwandtſchaft willen, worin Lehrer mit Euren Herzen ſtehen, auch Antheil an ihren Begegniſſen zu nehmen. Ihr ſehet, daß Lehrer der Demüthigungen nicht überhoben bleiben, die Andern widerfahren, und daß ſie nöthig haben, auch getröſtet zu werden mit dem Troſt, womit ſie Andere tröſten. Aber es iſt nur eine Demüthigung für die Natur und die natürliche Empfindung; aber nach JEſu Sinn iſt es Gnade, wenn Er ein Blümlein aus der rauhen Erde in Seinen Gottes-Garten verſetzt, und mit dem Begießen Seiner Liebe zur Reife bringt. Deßwegen wolle der HErr die betrübten Eltern in Sein Herz der Liebe ſchauen laſſen, und ihren Geiſt fröhlich machen über der Hoffnung des Lebendigen, und wolle Seine Gnade in Allem über ſie walten laſſen! Amen.

Am achtzehnten Sonntag nach Trinitatis.

Urach, 1750.

Evangelium: Matth. 22, 34—46.

Da aber die Phariſäer höreten, daß Er den Sadducäern das Maul geſtopfet hatte, verſammelten ſie ſich. Und einer unter ihnen, ein Schriftgelehrter, verſuchte Ihn, und ſprach: Meiſter, welches iſt das vornehmſte Gebot im Geſetz? JEſus aber ſprach zu ihm: du ſollſt lieben GOtt, deinen HErrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, und von ganzem Gemüthe. Dieß iſt das vornehmſte und größte Gebet. Das andere iſt dem gleich: du ſollſt deinen Nächſten lieben, als dich ſelbſt. In dieſen zweien Geboten hänget das ganze Geſetz und die Propheten. Da nun die Phariſäer bei einander waren, fragte ſie JEſus, und ſprach: wie dünket euch um Chriſto? weß Sohn iſt Er? ſie ſprachen: Davids. Er ſprach zu ihnen: wie nennet ihn denn David im Geiſt einen HErrn, da Er ſagt: der HErr hat geſagt zu meinem HErrn: ſetze dich zu meiner Rechten, bis daß ich lege deine Feinde zum Schemel Deiner Füße? So nun David Ihn einen HErrn nennet, wie iſt Er denn Sein Sohn? Und niemand konnte Ihm ein Wort antworten, und durfte auch niemand von dem Tage an hinfort Ihn fragen.

Wir predigen nicht uns ſelbſt, ſondern Chriſtum JEſum, daß Er ſey der HErr. So offenherzig und nachdrücklich redet Paulus von ſeinem Amte zu den Corinthern 2 Br. 4, 5. Und das iſt billig der Sinn und der eigentliche Gehalt aller Derer, welchen JEſus Sein Evangelium in der Welt zu predigen anvertraut hat. Es iſt ihnen bei ihrem Zeugniß nicht um ſich ſelbſt, ſondern um die Ehre des HErrn zu thun, deſſen Namen ſie nennen, deſſen Knechte ſie geworden ſind. Sie predigen nicht ſich ſelbſt, d. i. ſie haben ſich bei ihrem Vortrage und Amte nicht ſelbſt zum Zwecke. Es kommt ihnen nicht darauf an, daß ſie Ehre haben, bei den Leuten in einen guten Credit und ein gutes Anſehen kommen, oder andere Vortheile nach dem Sinne und Laufe der Welt erreichen; ſondern das iſt ihr einziges Abſehen, und darauf geht der Drang ihrer Herzen und die Bemühungen in aller ihrer Arbeit, daß nur JEſus erkannt und angenommen werde. Und das iſt der Charakter Seiner Knechte; darnach darf man ſie prüfen; demnach ſoll man ſie auch achten. Darum ſagt Paulus gleichfalls Gal. 1: wenn ich bei meinem Evangelio noch begehrte, Menſchen gefällig zu ſeyn, ſo wäre ich Chriſti Knecht nicht. Der Gehalt ihrer Predigt geht dahin, daß JEſus der HErr ſey. Und das iſt auch ihre innige Freude, ihr beſter Lohn, und Ehre genug, wenn man nur ihren HErrn etwas gelten läßt, wenn nur Seine Herrlichkeit ſich an der Menſchen Gewiſſen und Herzen beweist, wenn nur Ihm gehuldigt und Sein Name geprieſen wird. Denn ſie wiſſen, wer Er iſt; die Klarheit Seiner Erkenntniß hat ihr Herz eingenommen. Seine Liebe dringet ſie, Ihn den Menſchen anzupreiſen, und mit Seinem Evangelio ihren Seelen zum Heile zu helfen.

Nun, Geliebte! Es iſt mir ganz angenehm, daß mir das heutige Evangelium eine Gelegenheit gibt, dieſen Sinn und Antrag des Apoſtels zu befolgen. Höret demnach auch aus meinem Munde, wie ihr ſonſt zu hören gewohnt ſeid, eine Predigt von JEſu. Er iſt mein, und von Rechtswegen auch Euer Aller HErr. Sein Recht an uns iſt unſtreitig; Seine Gnade iſt überſchwänglich. Unſere Herzen ſollen Ihm anhängen; unſer Leben ſoll Ihm aufgeopfert ſeyn; unſer Mund ſoll Ihn bekennen. Ich wünſche, daß dieß der Ausſchlag und die Frucht jetzt und allemal in Euren Herzen ſeyn möge, wenn Euch JEſus geprediget und angetragen wird.

In unſerm heutigen Evangelio kommen zwei Fragen vor; eine, welche ein Schriftgelehrter vom Geſetze an den Heiland gethan hat; und eine, welche JEſus an die Phariſäer gemacht hat. Ich will mich am liebſten bei des Heilands Frage aufhalten. Er ſagt: Was dünket Euch von Chriſto? Er will ſie darauf weiſen, daß es ihnen billig angelegen ſeyn ſoll, zu wiſſen, was ſie von Chriſto halten ſollen. Und das kann und ſoll ein Jeglicher ſein eigenes Herz fragen und ſich darüber unterſuchen. Das darf ein Knecht Chriſti auch ſeine Zuhörer fragen, wenn er ihnen Sein Evangelium verkündiget hat. Wem es nun um eine wahre und lebendige Erkenntniß JEſu zu thun iſt, daß er wiſſe, was er von Ihm denken und halten ſoll, der findet auch in dem heutigen Evangelio davon einen vollſtändigen Bericht. Das hat mich bewogen, Eurer Liebe dießmal vorzuſtellen:

Den Hauptinhalt der ganzen Erkenntniß JEſu.

Und zwar:

I. Worin er beſtehe; und

II. Wie wir ihn anwenden und gebrauchen ſollen.

I. Worin beſteht der Hauptinhalt der ganzen Erkenntniß JEſu? Er beſteht kürzlich darin, daß JEſus Chriſtus der HErr ſey. So bezeugten es Seine erſten Knechte, die Augenzeugen Seiner Herrlichkeit, Seine Apoſtel überall. Paulus ſagt Phil. 2, 11.: das werden noch alle Zungen bekennen müſſen, daß JEſus Chriſtus der HErr ſey zur Ehre GOttes des Vaters. — Dieſe Wahrheit haben ſie in alle Länder getragen, und davon die Menſchen zu überzeugen geſucht. Als Petrus zum erſtenmale zum Volke redete, ſo ſchließt er ſehr nachdrücklich: So wiſſe nun das ganze Haus Iſrael gewiß, daß GOtt dieſen JEſum, den ihr gekreuziget habt, zu einem HErrn und Chriſt gemacht hat! Apoſtelg. 2, 36.

Nun, dieſen Hauptinhalt der ganzen Erkenntniß JEſu umſtändlicher zu betrachten, gibt uns unſer Evangelium eine ſchöne Gelegenheit. Es iſt in demſelben dieſe Wahrheit auf ſolche Weiſe ausgedrückt: Davids Sohn iſt Davids HErr.

JEſus iſt demnach Davids Sohn. Das zeigt uns Seine wahre Menſchheit an. Der Heiland der ganzen Welt kommt her von den Vätern. David war Sein Urvater. Ihm ward von GOtt verheißen, daß aus ſeinen Lenden Einer kommen ſollte, der auf ſeinem Stuhle ſitzen, und als der Geſalbte GOttes ein ewiges Königreich haben ſollte. Darüber hat ſich David mit tiefſter Demuth gefreut; er ſah es an als eine vorzügliche Glückſeligkeit, die ihm und ſeinem Hauſe widerfahre. Es war ihm wichtiger, daß er einen ſolchen Sohn haben ſollte, als daß er ſelber Herr und König im ganzen Lande war. Darum ſagt er 2 Sam. 7, 19: Wer bin ich, und was iſt mein Haus, daß Du mich bis hieher gebracht haſt? — Dazu haſt du dem Hauſe Deines Knechts noch von fernem Zukünftigen geredet. Das iſt eine Weiſe eines Menſchen, der in der Höhe GOtt der HErr iſt.

Wenn man demnach den Menſchen von ihrem Heilande ſagen will, ſo kommt es darauf an, ihnen zu bezeugen: unter allen Menſchen von Adam her gibt es nur Einen, der helfen, der alle Andern aus ihrem Elend und Jammer erretten und zu GOtt bringen kann. Einer iſt es, dem Alle ſich ergeben müſſen. Es iſt in keinem Andern Heil, es iſt auch kein anderer Name den Menſchen gegeben, darin wir ſollen ſelig werden, als allein im Namen JEſu. Und dieſer Eine iſt Davids Sohn, JEſus von Nazareth, der Marien-Sohn. „Wäre uns dieß Kindlein nicht geboren, ſo wären wir allzumal verloren; das Heil iſt unſer Aller.“ Denn es iſt Ein GOtt, und Ein Mittler zwiſchen GOtt und den Menſchen, nämlich der Menſch JEſus Chriſtus. 1 Tim. 2, 5. O wie Viel iſt uns Allen an dieſem einzigen Menſchen gelegen! Er hat ſich dadurch, daß Er unſer Fleiſch und Blut angenommen, ſo nahe mit uns befreundet, daß Er nun ein gegründetes Recht an uns hat, unſer Erlöſer zu ſeyn, und uns zu erretten. Er iſt ein Schaf unſerer Heerde geworden, damit Er das Lamm ſeyn möchte, welches der Welt Sünden trägt; der Prieſter, der Alle verſöhnen ſollte; denn ein Hoheprieſter wird aus den Menſchen genommen. Ebr. 5. Und das hat Er durch das Opfer Seiner Menſchheit am Kreuze vollbracht. Er wußte, was Er wollte, da Er uns in unſerm Jammer beſuchte. Er gab ſich für uns hin. Iſt Einer geſtorben, ſo ſind Alle geſtorben. Sein Menſchenblut, das Er im ewigen Geiſte vergoſſen hat, iſt das Löſegeld für Alle. Gleichwie durch Einen Menſchen die Sünde in die Welt kam, ſo iſt durch Einen Menſchen die Gerechtigkeit und das Leben auf Alle gekommen. Darum wer nach einem Heilande fragt, den muß man auf JEſum weiſen: Siehe, Der iſt's; ſchaue Ihn an in Seiner Kreuzgeſtalt; ſiehe Ihn an mit Seinen Wunden, wie Er für dich am Kreuze Sein Haupt neigt! Da fließt dein Heil; das iſt deine Errettung! — Iſt es aber auch gewiß? darf ich es ohne Anſtand glauben, daß dem alſo ſey? darf ich dem geſchmähten Menſchen, dem gekreuzigten JEſu auch trauen, daß Er mir genug ſey, daß Er mir ein vollkommener Heiland ſey? Ja wohl; das beweist Seine Herrlichkeit. Denn dieſer Davids-Sohn iſt auch Davids und aller andern Menſchen HErr. David iſt ſelbſt ein unverwerflicher Zeuge davon. Er ſpricht: der HErr hat geſagt zu meinem HErrn: ſetze dich zu meiner Rechten! Damit iſt bewieſen, daß dieſer Menſchen-Sohn Sein Verſöhnungswerk vollkommen ausgerichtet. Denn der Vater hat Ihn gerechtfertiget durch Seine Auferſtehung, und indem Er Ihm die Herrlichkeit gegeben. 1 Tim. 3, 16. und 1 Petr. 1, 21. Kündlich groß iſt das gottſelige Geheimniß: GOtt iſt geoffenbaret im Fleiſch, gerechtfertiget im Geiſt, erſchienen den Engeln, geprediget den Heiden, geglaubet von der Welt, aufgenommen in die Herrlichkeit. Und: die ihr durch Ihn glaubet an GOtt, der Ihn auferwecket hat von den Todten und Ihm die Herrlichkeit gegeben, auf daß ihr Glauben und Hoffnung zu GOtt haben möchtet. Das war der Beweis, daß Er Sein Haupt emporheben könne; daß Er nicht ein bloßer Menſch ſey, ſondern der Sohn des lebendigen GOttes; denn dadurch hat Ihn der Vater verkläret. Joh. 17. Nun ſitzt ein Menſch auf dem Throne GOttes. Nun ſiehet GOtt Seinen Sohn in der Geſtalt eines wahren Menſchen. Alle GOttes-Herrlichkeit leuchtet aus dem Menſchenangeſichte JEſu Chriſti. Seine Wunden ſind nun die Quelle aller Gnaden. Er iſt das ſichtbare Bild und der vollkommenſte Ausdruck des unſichtbaren GOttes auf Seinem Throne. Er iſt nun befugt und in den Stand geſetzt, Seine erworbenen Gnaden auszutheilen. Wer ſich zu Seinem Throne nähert, der ſoll Gnade haben. Wer den Namen des HErrn anruft, der ſoll ſelig werden.

Eine ſolche Bewandtniß hat es mit dem JEſu von Nazareth; und ſo viel ſchließt der Hauptinhalt ſeiner Erkenntniß in ſich, wenn von Ihm bezeuget wird, daß JEſus Chriſtus der HErr, oder nach dem Ausdruck des heutigen Evangelii, Davids Sohn auch Davids HErr ſey.

Nun möchte man ſchon fragen dürfen: Was dünket Euch von Chriſto? Was haltet Ihr von Ihm? Ich will mich aber nicht unterfangen, Euch zu fragen; das Wort GOttes fragt ſelbſt; das Zeugniß der Wahrheit dringt an die Gewiſſen; man kann es ihm nicht abläugnen; aber ein Solcher iſt einmal unſer JEſus: man mag es ihm zugeſtehen oder nicht. Einen ſolchen Heiland haben die Sünder. So ſchickt Er ſich gerade recht für uns Menſchen; denn weil Er Davids Sohn d. i. ein wahrer Menſch iſt, ſo geht Er uns nahe genug an; denn Er war ein Menſch wie wir. Er weiß nun unſern Zuſtand und unſer ganzes Befinden. Es geht Ihm zu Herzen. Man darf ſich nicht vor Ihm ſcheuen. Er hat Seiner Niedrigkeit, Seiner Leiden noch nicht vergeſſen. Er trägt die Mahlzeichen noch an Seinem verklärten Leibe. Was Menſch heißt, hat nun ein Recht an Ihn; Sein Leiden und Tod kommt den Sündern zu gut. Und weil Er Davids HErr iſt und heißt, d. i. weil Er auf dem Throne der Majeſtät ſitzt, ſo iſt Er auch groß, mächtig und herrlich genug, ſich an uns zu beweiſen als ein vollkommener Heiland, wenn Er ſpricht: du ſollſt leben!

Wer will es wehren? Er iſt der HErr auf dem Thron; Er iſt der Monarch des Reiches GOttes; Ihm muß Alles dienen.

So wohl ſind die Menſchen berathen! Kein Wunder, daß Paulus ſagt Phil. 3.: ich habe Alles für Schaden geachtet gegen der überſchwänglichen Erkenntniß JEſu Chriſti. Es iſt wohl der Mühe werth, ſich Ihm ganz zu ergeben. Man verliert nichts, wenn man ſich Ihm verſchreibt! Auf daß ich Chriſtum gewinne, — das ſey unſer Ziel! Der hat Alles gewonnen, der Chriſtum kennt, der Ihn in Wahrheit zum HErrn und Haupte hat. Und das leitet mich noch mit wenigen Worten zu unſerem andern Punkt:

II. Wie wir dieſe Grundwahrheit, dieſen Hauptinhalt der Erkenntniß JEſu anwenden und gebrauchen ſollen. David gibt uns ſogleich mit ſeinem Exempel die Anweiſung, wenn er ſpricht: der HErr Jehovah hat geſagt zu meinem HErrn. Das kleine Wörtlein „mein" macht die ganze Nutzanwendung aus. Das iſt die Sprache des Glaubens, welcher dasjenige begierig und zuverſichtlich annimmt, was überhaupt und insgemein von JEſu bezeugt wird. David ſtellt ſich alſobald auch unter Seine Unterthanen, und läßt Ihn über ſich HErr ſeyn, ob Er ſchon Sein Sohn iſt. Und ſo beweist ſich der Glaube. Wenn es heißt: JEſus iſt der HErr über Alles, Er iſt der König auf dem Throne, — ſo greift der Glaube zu und ſpricht: Er iſt auch mein HErr. Nun iſt es wohl eine allgemeine Sprache in der Chriſtenheit geworden, daß man Ihn den HErrn JEſum nennt. Und billig ſollte es auch eine allgemeine Sache in der Wahrheit ſeyn; denn um Seines Blutes willen hat Er ein gegründetes Recht an Alle. Alle Seelen ſind Sein; der Vater hat Ihm alle Völker zum Erbe, und der Welt Ende zum Eigenthum gegeben. Er kann überall mit dem Worte Seiner Kraft eindringen, und ſich Sein Volk aus allen Geſchlechtern der Erde ſammeln. Wer von Ihm hört, dem ſoll es ein Glück ſeyn, ſich Ihm zum Eigenthum zu ergeben; der ſoll Ihn willig annehmen. Denn wenn JEſus Unterthanen haben will, ſo kann Er ſchon ſolche bekommen; Er braucht uns nicht dazu; Er kann ohne uns ſchon HErr ſeyn auf Seinem Throne. Seiner Majeſtät iſt damit nichts benommen. Es wird noch immer Stimmen geben, die es Ihm von Herzen Dank wiſſen, daß Er ſie erkauft hat mit Seinem Blute. Aber für uns iſt es eine Gnade, wenn Er uns auch herbei rufen läßt, und unter Sein Regiment ſtellen will. Für uns iſt es eine unbeſchreibliche Glückſeligkeit, wenn wir Seiner auch theilhaftig werden. Darum wer Ihn nun kennen lernt, der greift begierig zu und ſagt, wie wir geſungen haben: Liebe, dir ergeb ich mich, dein zu bleiben ewiglich; — dem wird es erſt Ernſt, ſein Glaubensbekenntniß Ihm vor Seinem Throne abzulegen: Ich glaube, daß JEſus Chriſtus ſey mein HErr, der mich erlöſet hat von meiner Sünde, vom Tod und der Hölle durch Sein Blut. Wer dieſes von Herzen glaubt, der iſt ſelig. Denn darauf ſetzen die Apoſtel unſere wahre und ewige Glückſeligkeit: ſo du mit deinem Munde bekenneſt JEſum, daß Er der HErr ſey, und glaubeſt in deinem Herzen, daß ihn GOtt von den Todten auferwecket hat, ſo wirſt du ſelig. Denn ſo man von Herzen glaubet, ſo wird man gerecht; und ſo man mit dem Munde bekennet, ſo wird man ſelig. Röm. 10, 9. 10. Da macht Herz und Mund einen ganzen Chriſten aus, d. i. im Herzen glauben, und was man glaubt, bekennen.

Hernach hat man ſeine Freude an Ihm; man kümmert ſich lebhaft um ſeinen HErrn und um ſein Reich, wie David ihm ſogleich Glück wünſcht Pſ. 110, 2: der HErr wird das Scepter deines Reichs ſenden aus Zion: herrſche unter deinen Feinden! Nach deinem Sieg wird dir dein Volk willig opfern in heiligem Schmuck; deine Kinder werden dir geboren wie der Thau aus der Morgenröthe.

Wer Ihn aber jetzt nicht annehmen will, der wird ſich Seiner Macht doch nicht immer entziehen können; denn auch Seine Feinde werden ſich mit Zittern vor Ihm beugen müſſen. Wer nicht Sein Scepter küſſen will, der muß Ihm doch zum Fußſchemel dienen. Wem Seine Gnade nicht angelegen iſt, der wird doch Seine richterliche Macht erfahren müſſen. Darum noch einmal: Selig, wer JEſum Chriſtum zum HErrn hat! Ein ſolcher gehört unter die Zahl derer, die Ihm Lob und Ehre geben, die das Loblied dem Lamme im Throne ſingen dürfen. Verſäumet dieſes gute Loos nicht; gebet Ihm, dem HErrn, die Ehre, die Ihm gebührt! Küſſet den Sohn, den Erbherrn des Himmels; laſſet Ihn Euern Heiland und HErrn in Gnaden ſeyn. Und wem es ſo zu Muthe iſt, der ſtimme mit mir ein und ſinge Ihm:

Herr, mein Hirt, Brunn aller Freuden!
Du biſt mein, ich bin Dein;
Niemand ſoll uns ſcheiden.
Ich bin dein, weil du dein Leben
Und dein Blut mir zu gut
In den Tod gegeben.

Du biſt mein, weil ich Dich faſſe,
Und dich nicht, o mein Licht,
Aus dem Herzen laſſe.
Laß mich, laß mich hingelangen,
Wo du mich und ich Dich
Ewig werd' umfangen! Amen.

Am neunzehnten Sonntag nach Trinitatis.

Weinsberg, 1760.

Evangelium: Matth. 9, 1—8.

Da trat Er, der HErr JEſus, in das Schiff, und fuhr wieder herüber, und kam in Seine Stadt. Und ſiehe, da brachten ſie zu Ihm einen Gichtbrüchigen, der lag auf einem Bette. Da nun JEſus ihren Glauben ſahe, ſprach Er zu dem Gichtbrüchigen: ſey getroſt, mein Sohn, deine Sünden ſind dir vergeben. Und ſiehe, etliche unter den Schriftgelehrten ſprachen bei ſich ſelbſt: dieſer läſtert GOtt. Da aber JEſus ihre Gedanken ſahe, ſprach Er: warum denket ihr ſo Arges in euren Herzen? Welches iſt leichter zu ſagen: dir ſind deine Sünden vergeben? oder zu ſagen: ſtehe auf, und wandle? Auf daß ihr aber wiſſet, daß des Menſchen Sohn Macht habe auf Erden, die Sünden zu vergeben, ſprach Er zu dem Gichtbrüchigen: ſtehe auf, hebe dein Bett auf, und gehe heim. Und er ſtund auf, und ging heim. Da das Volk das ſahe, verwunderte es ſich, und preiſete GOtt, der ſolche Macht den Menſchen gegeben hat.

Ich habe aus dem heutigen Evangelium Gelegenheit, wieder etwas von der Vergebung der Sünden zu reden. Das iſt die große Sache, welche uns im Wort der Gnade verkündiget wird, daß der barmherzige GOtt allen Menſchen die Vergebung aller ihrer Sünden um JEſu Chriſti und Seines theuren Blutes willen antragen und anbieten läßt. Nun, es ſagt es ja Jedem ſein eigen Herz und Gewiſſen, daß ihm Vergebung der Sünden höchſt nöthig ſey, denn wir haben Alle geſündiget und ſind Schuldner GOttes, die Seinem Gericht und gerechten Urtheil wegen unſerer Uebertretung zur Strafe verhaftet ſind. Unſer eigen Gewiſſen ſchuldiget uns und kann nicht recht ruhig ſeyn, bis uns die Vergebung aller unſerer Sünden geſchenkt iſt. Daher iſt auch dieſe Vergebung der größte Troſt der Seele. Darnach, und eher nicht kann ſie ſich zufrieden geben, wenn ſie ihre begangenen Sünden nicht mehr anfechten dürfen, wenn ſie nun verſichert iſt: meine Sünden ſind durch JEſu Blut getilgt, ſie ſind in die Tiefe des Meeres geworfen, daß ihrer vor GOtt nicht mehr gedacht werde. Da lebt die Seele auf, da kann ſie ſich ihres GOttes freuen. O dieſes große Gnadengut ſollte doch Niemand zurücklaſſen, der es haben kann. Aber wenn Vergebung der Sünden verkündigt wird, ſo ſind doch die Gemüther und Gedanken der Menſchen nicht auf einerlei Art dagegen geſtellt; ſie würden ſonſt dieß Gnadenwort mit mehr Begierde und Freude ihres Herzens annehmen. Daher will ich dießmal reden:

Von dreierlei Zuſtänden des menſchlichen Gemüths in Abſicht auf die Vergebung der Sünden.

I. Da man eine Vergebung glaubt.
II. Da man dieſe Vergebung ſucht, und
III. Da man die Vergebung der Sünden hat.

Das iſt das große Wort der Gnade, daß im Namen JEſu Vergebung der Sünden verkündiget wird allen Völkern bis auf den heutigen Tag, damit ſich alle Welt zu Ihm wende und von Ihm empfange, was Er allein geben kann. Aber es ſchlägt nicht bei Allen, die es hören, gleich ſo ein, daß ſie eileten, ihre Seelen zu retten und durch den Genuß dieſer angebotenen Gnade zur wahren Ruhe zu bringen; ſondern die Menſchen ſind darüber in verſchiedener Art anzuſehen.

I. Es gibt einen Zuſtand des menſchlichen Gemüths, da man eine Vergebung glaubt. Das iſt dahin gemeint, wie es im zehnten Artikel unſeres chriſtlichen Glaubensbekenntniſſes heißt und wir Alle ſagen: ich glaube eine Vergebung der Sünden. Das heißt ſo viel als: ich glaube, daß es eine Vergebung der Sünden gibt; ich bin in der chriſtlichen Lehre ſo unterrichtet und überzeugt worden, daß man eine Vergebung erlangen kann. Ich laſſe es nach der Wahrheit des göttlichen Zeugniſſes gelten, daß einem Menſchen die Gnade von GOtt widerfahren kann, daß ihm alle Schuld erlaſſen werde. Ich ſehe die Möglichkeit dieſer Sache ein, daß einem Menſchen ſo werden kann. Hieraus iſt ſchon klar, daß hier die Rede iſt von der Ueberzeugung des Verſtandes, wie man auch im gemeinen Leben ſagt: wenn einer eine Einſicht und Ueberzeugung von etwas bekommen hat und ſeinen Beifall dazu geben kann, daß eine Sache entweder geſchehen ſey oder ſich ſo verhalte, ſo ſagt man: ich glaube es. Das heißt den Heiland im Evangelium wiſſen. „Auf daß ihr aber wiſſet, daß des Menſchen Sohn Macht habe auf Erden, die Sünde zu vergeben.“ — Dieſe Schriftgelehrten glaubten alſo nicht, daß JEſus die Macht habe, und daß auf Sein Wort dem Kranken dieſe Wohlthat an ſeiner Seele widerfahren könne und werde. Und ſo ſind noch Viele unter unſern Chriſten geſinnt. Es fehlt ihnen an der Erkenntniß. Sie haben es noch nie in ernſtliche Ueberlegung genommen, ob es ſo wahr ſey? Sie ſind aus der Predigt des Evangelii nicht überzeugt; es fehlt ihnen noch an der wahren Erkenntniß. Die Probe iſt gleich gemacht. Wenn ich einem bezeuge: Siehe, du kannſt aller deiner Sünden ſo los und frei werden, daß dich keine mehr anfechten darf; es kann dir ſo werden, als wenn du in deinem Leben keine Sünde begangen hätteſt, daß keine Furcht und kein Schrecken vor dem Tod und der Hölle mehr in dir iſt, ſondern volle Freude und gewiſſe Hoffnung des ewigen Lebens: Was denkſt du darüber? — „Ei! das kann nicht, das kann ſchwerlich ſeyn. Ja, wenn mir's ſo werden könnte!“ — Oder, wenn von einem Andern die Rede iſt, der mit wahrer Buße, und aus eigener Erfahrung bezeugte: ich bin frei gemacht in meinem Gewiſſen von der Anklage der Sünden, die ich je in meinem Leben begangen, — was denkſt du darüber? — „Ei! Soll es wohl ſo ſeyn! das iſt Viel, das iſt etwas Beſonderes!“ und du wunderſt dich und denkſt nicht: ei! das iſt eine allgemeine Gnade; dieſe könnte ich eben ſowohl haben, als jener! Was iſt das anders, als: du weißt noch nicht, und kannſt alſo dieſer Wahrheit keinen Beifall geben. Und ſo iſt es bei den Meiſten. Solange es nur bei unüberlegten Worten bleibt, ſo kann man wohl auch ſagen, und fällt einem nichts dagegen ein: ich glaube eine Vergebung der Sünden. Aber wenn es auf die Probe an Sich oder Andern geſtellt wird, da zeigt ſich erſt der Unglaube in vielerlei mißtrauiſchen Gedanken. Ich vermuthe alſo billig, daß viele Seelen, welche heimlich in ihrem Gewiſſen bekümmert ſind (denn von Sichern iſt nicht die Rede), ſich nicht ſo lange mit dieſer Laſt ſchleppen würden, wenn ſie nur einmal eine rechte Ueberzeugung hätten und glauben könnten, daß man ſolche Gnade gewiß erlangen, und in ſeinem Herzen zur völligen göttlichen Ruhe kommen könne. Laſſet euch davon überzeugen! JEſus hat dieſe Macht, denn Er hat aller Menſchen Sünden durch Seinen Tod abgethan. Er iſt nun die Verſöhnung für aller Welt Sünden; daher kann Er einem Jeden ein ſolches Wort zuſprechen, wie hier: Sey getroſt! Ich vergebe dir alle deine Sünde. Und wer dieſe Wahrheit glaubt und ihr ſeinen Beifall gibt, der wird auch trachten, daß er dieſes Troſtes theilhaftig werde, und das iſt der zweite Zuſtand:

II. Da man dieſe erkannte Vergebung ſucht bei Dem, der ſie geben kann. Bei den Leuten im Evangelium war ein ernſtliches Suchen, wie es Jeſaia 55, 6. heißt: ſuchet den HErrn, weil Er zu finden iſt; rufet Ihn an, weil Er nahe iſt. Sie drängten ſich zu JEſu hin; ſie ließen ſich kein Hinderniß abhalten; ihre Begierde war zu heftig, ſonſt hätte ihnen wohl einfallen können: wir wollen warten, bis das Volk weg iſt, wir wollen uns jetzt nicht ſo hinzudrängen; aber da ſie nicht konnten zu Ihm kommen vor dem Volk, deckten ſie das Dach auf, da Er war, und gruben es auf und lieſſen das Bett hernieder, da der Gichtbrüchige innen lag. Marc. 2, 4. Und JEſus ſah ihren Glauben an. — Worin beſtund dieſer Glaube? Sie dachten: wenn wir nur zu Ihm kommen, ſo wird uns gewiß geholfen. Und dieſe gewiſſe Ueberzeugung reizte ihre Begierde. So iſt's mit dem Suchen. Man kann nicht anders; es iſt ein Drang im Gemüth; man kann es nicht aufſchieben; man überſteigt alle Hinderniſſe, bis man zu JEſu kommt und Ihm ſagen kann:

Ich begehre Nichts, o HErre,
Als nur Deine freie Gnad',
Die Du giebeſt,
Wo Du liebeſt

Und man Dich liebet in der That.
Laß Dich finden,
Laß Dich finden!
Der hat Alles, der Dich hat.

Laſſet demnach auch ihr, ihr Lieben! eure Begierde erwecken, wenn ihr anders überzeugt ſeid. Denket nicht: es hat noch gute Wege. Es iſt ja beſſer, in wahrer Ruhe ſeines Gewiſſens leben, als immer in Sorgen ſtehen und ſich immer fürchten. Wendet rechten Ernſt an; ſetzet alle eure Seelenbegierde nur darein, daß ihr dieſe Gnade ſuchet; ſo wird ſie euch gegeben werden. — Und dieß führt auf den dritten Zuſtand des menſchlichen Gemüths in Abſicht auf die Vergebung der Sünden,

III. da man Vergebung der Sünden hat. Davon iſt der Gichtbrüchige hier ein Exempel. JEſus ſprach's, — und er empfing's in ſeinem Herzen. Darnach wurde er auch am Leibe geheilt und geſund gemacht, daß er fröhlich weggehen konnte. Daher heißt es: „Wer dieſen Worten, die er von Chriſto höret, feſtiglich glaubet, der hat, was ſie ſagen und wie ſie lauten, nemlich Vergebung der Sünden." Darauf kommt es an; das iſt der ſelige Gnadenſtand. Man hat alsdann an einem fort, was man geſchenkt bekommen, wenn man es im Glauben bewahrt. Man hat es nicht heute, und morgen wieder nicht, daß man von vornen anfangen müßte zu ſuchen, ſondern es heißt Röm. 5, 1. 2: Nun wir denn ſind gerechtfertigt worden durch den Glauben, ſo haben wir Friede mit GOtt, durch unſern HErrn JEſum Chriſt; durch welchen wir auch einen Zugang haben im Glauben zu dieſer Gnade, darin wir ſtehen, und rühmen uns der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit, die GOtt geben ſoll. Und Eph. 1, 7.: Das iſt der Chriſten Ruhm, daß ſie wiſſen, was ſie nun in Ihm haben: an welchem wir haben die Erlöſung durch Sein Blut, nemlich die Vergebung der Sünden, nach dem Reichthum Seiner Gnade, welche uns reichlich wiederfahren iſt durch allerlei Weisheit und Klugheit. Wer es hat, der weiß wohl, wie reichlich er von GOtt begnadigt iſt, und wird ſeinem Erbarmer täglich danken und ſich in dieſer Gnade erneuern, wenn ſchon ein Anderer nicht glauben kann.

Lernet alſo hieraus, wie es mit dem Glauben geht. Der Glaube iſt eine Erkenntniß und Ueberzeugung von der Sache, und dieſer Glaube wird ein Suchen, und dem Suchen wird die Sache geſchenkt. Die Vergebung der Sünden wird dir in deinen Glauben gelegt; darnach iſt's ein völliger, ein mit Gnade geſättigter, ein verſicherter Glaube, eine freudige, glaubensvolle Lebenskraft.

Ich wünſche, daß wir noch viele lebendige Zeugen von dieſer Sache unter uns bekommen mögen, die aus Erfahrung ſagen: So iſt's! So iſt mir auch geworden! Das iſt Erfahrung! Amen.

Eine andere Predigt am neunzehnten Sonntag nach Trinitatis.

Weinsberg, 1759.

Evangelium Matth. 9, 1 — 8.

Da trat Er, der HErr JEſus — den Menſchen gegeben hat.

Ich habe dießmal aus Gelegenheit des Evangelii von der Vergebung der Sünden zu reden. Die Vergebung der Sünden iſt die allernöthigſte und allertröſtlichſte Wohlthat und Gabe, welche ein Menſch von GOtt bitten und erlangen kann. Ich ſage: ſie iſt die allernöthigſte Gabe. Denn wir ſind ja Sünder; das wiſſen wir. Was iſt aber einem Sünder nöthiger, als Vergebung? Solang ein Menſch die Vergebung der Sünden nicht hat, ſo iſt er noch von GOtt und Seiner Gnadengemeinſchaft entfernt, und von Seinem Reich ausgeſchloſſen. Er muß in Angſt und Furcht ſeines Gewiſſens leben, und hat keine Ruhe ſeiner Seele, und keinen Grund der Hoffnung in ſich auf das Zukünftige. Das iſt das Elend der Menſchen, ſie mögen es wiſſen und achten, oder nicht. Soll ihnen daraus geholfen und es beſſer mit ihnen werden, ſo kommt es vornämlich auf Vergebung der Sünde an. Daher iſt und bleibt es eine höchſt nöthige und unentbehrliche Gabe. Sie iſt aber auch die allertröſtlichſte Wohlthat. O da wird das Herz erfreut, wenn es vom Throne GOttes die Verſicherung bekommt: es iſt dir Alles vergeben! Das iſt ein Balſam, ein Labſal der Seele. Du biſt zum Tode verurtheilt; aber du ſollſt leben.

O, ihr Lieben! Laſſet euch doch mit ganzem Ernſte eurer Seele angelegen ſeyn, die theure Gabe zu erlangen! Euer Herz und Gewiſſen ſagt es euch ja: ihr habt ſie nöthig. Euer Gewiſſen mahnet euch daran, ſie zu begehren. Die Predigt des Evangelii muntert euch dazu auf, dieſe tröſtliche Sache nicht aufzuſchieben, nicht zurückzulaſſen. Sie iſt auch Allen zugedacht, Allen ſo theuer erworben, Allen ſo oft angeboten. Ihr könnet ſie leicht bekommen. JEſus iſt willig, ſie euch zu geben, euch eben ein ſolches Troſtwort in eure Herzen zu ſprechen, als Er zu dem Kranken im Evangelio geſagt hat: ſey getroſt, mein Sohn, dir ſind deine Sünden vergeben. Nun, ſo laſſet eure Seelen auch jetzt erwecken, darnach zu fragen, wenn ich Euch vorſtelle:

Die Vergebung der Sünden, als ein freies Geſchenk des HErrn JEſu.

Und zwar:

I. Warum ſie ein freies Geſchenk ſey?
II. Wem JEſus dieſes Geſchenk gewähre und angedeihen laſſe? und
III. Was die Folge und der Nutzen davon ſey?

„Es kann Niemand ererben noch erwerben durch Werke Deine Gnade, die uns errettet vom Sterben.“ Das iſt wahr! Sie iſt ein freies Geſchenk des HErrn JEſu; ſie iſt ſchon erworben von Ihm. Nun hat Er den ganzen Schatz der Vergebung in Seiner Hand, und kann vergeben, wann und wem Er will.

I. Warum iſt die Vergebung der Sünden ein freies Geſchenk des HErrn JEſu? Hier trägt der große Sünderfreund die Vergebung von freien Stücken an. Es war das erſte Wort, das Er zu ihm ganz freundlich ſagte: ſey getroſt, mein Sohn, deine Sünden ſind dir vergeben. Hernach behauptet Er es gegen allen Widerſpruch Seiner Feinde, und ſagt: auf daß ihr aber wiſſet, daß des Menſchen Sohn Macht habe auf Erden die Sünden zu vergeben, ſprach Er zu dem Gichtbrüchigen: ſtehe auf, hebe dein Bette auf und gehe heim. Wozu Einer die Macht hat, das kann er ja ungehindert nach ſeinem freien Willen und Belieben thun. Nun, JEſus hat die Macht, auf Erden die Sünden zu vergeben. Das iſt freilich eine große, eine göttliche Macht. Wer kann Sünde vergeben, als allein GOtt? JEſus iſt GOtt, Eins mit Seinem Vater; der ewige Sohn GOttes, in die Welt geſandt als ein Menſchen-Sohn, den Willen GOttes zu offenbaren, und im Namen Seines Vaters mit den Seelen zu handeln. Alles war Ihm übergeben von Seinem Vater. Matth. 11. Was dieſer Menſchen-Sohn redete und that auf Erden, das hatte des Vaters Billigung und Zuſage, und war, als wenn es GOtt, der Vater, ſelbſt geredet und gethan hätte. Darum hatte Er auch die Macht, Sünden zu vergeben, da Er auf Erden wandelte, ob Er ſchon gering ausſah, und wie ein anderer Menſch, der ein Sünder iſt. Aber dieſe Macht iſt erſt recht offenbar und bewieſen worden, da Er ſelbſt das Opfer für die Sünden der Welt wurde. Nachdem Er ſelbſt den Tod der Sünde ausgeſtanden, und Sein Blut für ihr Leben hingegeben hatte, iſt Er nun im Stande, Alles zu vergeben. Sein Blut redet für Alle vor GOttes Throne, und ruft die Barmherzigkeit GOttes für die Sünder an. Seine Gerechtigkeit hat das Heiligthum verſöhnt. Nun hat Er die Macht zu vergeben. Nirgends iſt ein Anſtand mehr oder irgend ein Hinderniß, welches die Vergebung erſchweren könnte. Und wem Er vergibt, dem iſt auf ewig vergeben.

Ihr Lieben! Haltet die Vergebung der Sünden für keine geringe Sache. Sehet, ſie iſt ein Beweis der Herrlichkeit JEſu, ein Stück Seiner göttlichen Macht im Throne. Wie Er es dem Kranken äußerlich geſagt, ſo kann Er es jetzt von Seinem Throne in das Herz ſprechen, daß man es fühlt und weiß. Laſſet uns hinzutreten zum Gnadenthrone mit Freudigkeit, auf daß wir Barmherzigkeit empfangen, und Gnade finden, auf die Zeit, wenn uns Hilfe Noth ſeyn wird. Ebr. 4, 16. Wenn Er Vergebung ſchenkt, ſo iſt es jedesmal ein Beweis Seines theuren Blutes, eine That Seiner Majeſtät. Und darum iſt Er im Throne, dieſe Vollmacht nun auf Erden anzuwenden. Wer Ihn darum anſpricht, erfährt es ſicherlich; Er iſt geneigt und willfährig, Sein Recht zu beweiſen. Es wäre JEſu nicht zu viel, wenn ihr Alle auf einmal mit Inbrunſt und wie mit Einer Seele Vergebung bei JEſu ſuchen würdet, Euch Alles auf einmal zu ſchenken und zu ſagen: Seyd getroſt! Ja, wenn alle Menſchen auf Einem Haufen beiſammen wären, ſo wäre das Ihm nicht zu viel. Bei dem HErrn iſt die Gnade und viel Vergebung. Das ſey zum Preis JEſu und Seines Blutes geredet! Auf daß ihr wiſſet, ſagt JEſus, — ihr möget es erlangen oder nicht.

II. Wem gewährt JEſus dieſes Geſchenk der Vergebung der Sünden, und Wem läßt Er es angedeihen? Hier wird ein Kranker vor Ihn gebracht, und ſein und ihr Bezeugen zeigt genugſam an, was ſie bei und von JEſu haben wollen. Er ſollte geſund werden. Aber JEſus denkt: du armer Menſch! Ich weiß wohl, wo es dir am meiſten fehlt, und was dich am meiſten ſchmerzt. Nicht deine Gicht und dein Gliederweh, ſondern deine Sünden ſind es. Ohne Zweifel hatte ſich dieſer Menſch dieſe Krankheit durch ſein voriges Leben als eine Züchtigung und Strafe GOttes zugezogen. Und nun war er ganz wehmüthig darüber; es ging ihm zu Herzen. Darum ſagt JEſus: ſey getroſt, faß einen Muth, es kann dir geholfen werden, wo es dir am meiſten fehlt, — und Er trägt ihm nun die Vergebung der Sünden ſogleich entgegen. Sehet, ſolche arme Herzen, ſolche gebeugte und über ihr Sündenelend ganz zaghafte Herzen ſind dem Heiland die rechten Leute dazu. Er nennt ihn ſogleich: mein Sohn! O wer nur recht arm und elend wäre! Ein zerknirſchtes und zerſchlagenes Herz wirſt Du, GOtt nicht verachten! Daran fehlt es aber! Man will nicht krank ſeyn; es ſchmerzt einen nichts; man fühlt keine Noth! Freilich, ſo lange man mit ſich ſelbſt zufrieden iſt, und ſo wohl auskommen kann, und es iſt einem wohl in ſeinem Sündenleben, ſo braucht man keinen JEſum; ſo lange man die Sünde liebt und in ihr gerne lebt, ſo wäre Vergebung der Sünde vergeblich angebracht. Aber ſobald einem die Sünde eine Laſt wird, die den Geiſt drückt, ſobald es heißt: mein Schmerz iſt täglich da, meine Sünde iſt immer vor mir, man iſt gebeugt, man ſeufzt und ſehnt: da iſt auch alſobald Vergebung da. Es braucht nicht ſo viele Bußgebete; man darf nicht täglich von vornen anfangen, und nie haben, was man begehrt. Das wäre eine Schmach für die große Macht JEſu. Aber es fehlt am Herzen, an einem aufrichtigen Herzen. Man will nicht recht. JEſus ſucht alle ſchmachtenden

Herzen auf, daß Er ſie tröſte, Er thut es gerne; es wird keinem abgeſchlagen.

III. Was iſt nun aber die Folge und der Nutzen davon?

1) Geneſung der Seele. Da wird das kranke Herz und das verwundete Gewiſſen geſund. „Er heilet alle deine Gebrechen.“ Daran iſt auch mehr gelegen, als an der Geſundheit des Leibes. Da iſt man wie neu geboren, bekommt Muth und Kraft. Die Vergebung der Sünde macht den Menſchen ganz anders. Man wird getroſt und freudig.

2) Geneſung des Leibes. Dieſe folgte hier darauf; aber dieß folgt nicht jedesmal. Wenn die Krankheit nur die Abſicht hatte, daß GOtt den Sünder wollte zur Erkenntniß ſeiner Sünden und zum Glauben als durch ein Mittel bringen, ſo folgt auch leibliche Geneſung darauf, wenn man Vergebung erlangt. Wo es aber nicht erfolgt, ſo iſt es keine Strafe mehr, ſondern eine Züchtigung und Demüthigung, bis man die völlige Erlöſung von dem Leib der Sünde und des Todes erlangt.

Nun, ihr Lieben! JEſus hat die Macht auch um Euertwillen. Gebet Ihm Gelegenheit, Seine Macht zu gebrauchen, wie dieſe es gethan haben! Er will ſich gerne verherrlichen. Ihr könnet Ihn nicht aus Erfahrung preiſen, ſo lange ihr kein Geſchenk von Ihm empfangen habt. O ſie iſt euch ja ſo nöthig! Laſſet es nicht anſtehen bis auf das Todtenbette. Ich fürchte fürwahr, die göttliche Gnade könnte Manchem nicht zu Theil werden! Kann man ſie doch ſo gut im Leben brauchen! Wie wird es dem kranken Menſchen ſo wohl gethan haben, daß er nun mit einem leichten Herzen heimgehen und ſein Herz zeitlebens im Frieden des Gewiſſens zubringen konnte! Der HErr helfe auch uns dazu aus Gnaden! Amen.

Am zwanzigſten Sonntag nach Trinitatis.

Weinsberg, 1760.

Evangelium: Matth. 22, 1—14.

JEſus antwortete und redete abermal durch Gleichniſſe zu ihnen und ſprach: Das Himmelreich iſt gleich einem Könige, der ſeinem Sohn Hochzeit machte. Und er ſandte ſeine Knechte aus, daß ſie den Gäſten zur Hochzeit rufeten; und ſie wollten nicht kommen. Abermal ſandte er andere Knechte aus, und ſprach: ſaget den Gäſten: ſiehe, meine Mahlzeit habe ich bereitet, meine Ochſen und mein Maſtvieh iſt geſchlachtet, und Alles bereit; kommet zur Hochzeit! Aber ſie verachteten das, und gingen hin, einer auf ſeinen Acker, der andere zu ſeiner Handthierung. Etliche aber griffen ſeine Knechte, höhneten und tödteten ſie. Da das der König hörte, ward er zornig, und ſchickte ſeine Heere aus, und brachte dieſe Mörder um, und zündete ihre Stadt an. Da ſprach er zu ſeinen Knechten: die Hochzeit iſt zwar bereitet, aber die Gäſte waren's nicht werth. Darum gehet hin auf die Straßen, und ladet zur Hochzeit, wen ihr findet. Und die Knechte gingen aus auf die Straßen, und brachten zuſammen, wen ſie funden, Böſe und Gute, und die Tiſche wurden alle voll. Da ging der König hinein die Gäſte zu beſehen, und ſahe allda einen Menſchen, der hatte kein hochzeitlich Kleid an, und ſprach zu ihm: Freund, wie biſt du herein kommen, und haſt doch kein hochzeitlich Kleid an? Er aber verſtummte. Da ſprach der König zu ſeinen Dienern: bindet ihm Hände und Füße und werfet ihn in die äußerſte Finſterniß hinaus, da wird ſein Heulen und Zähnklappen! Denn Viele ſind berufen, aber Wenige ſind auserwählet.

GOtt iſt getreu, durch welchen ihr berufen ſeyd zur Gemeinſchaft Seines Sohnes JEſu Chriſti, unſers HErrn. So ſchreibt Paulus an ſeine Corinthier. 1 Ep. 1, 9. Zu Corinth war eine Verſammlung der Gläubigen, eine Gemeine GOttes, d. i. eine Zuſammenkunft und Geſellſchaft ſolcher Perſonen, welche der Gnade GOttes in Chriſto JEſu theilhaftig worden waren und darin lebten. Denn die Predigt von Chriſto war in ihnen, in ihren Herzen kräftig geworden. Sie hatten ſich in lebendigem Glauben ſo der Wahrheit ergeben, daß ihre Freude nur am Heiland war und ſie ſehnlich warteten auf Seine herrliche Offenbarung, und nun derſelben täglich entgegen gingen. (Vers 6.) Solche glaubige Herzen verſichert nun der Apoſtel: GOtt wird Sein angefangenes Werk an euch ausführen; Er wird euch erhalten, befeſtigen, daß es hinausreicht und ihr unſträflich ſeyd auf den Tag JEſu Chriſti. Ihr dürfet es dem treuen GOtt zutrauen; Er hat euch ja berufen zur Gemeinſchaft Seines Sohnes; ſo wird Er euch auch erhalten, ausrüſten und tüchtig machen, daß ihr nicht beſchämet werdet, ſondern Freudigkeit habet vor Ihm in Seiner Zukunft. 1 Joh. 2, 28. So iſt der Glaube redlicher Herzen beſchaffen. Sie wiſſen, was GOtt in Seinem Vorſatz über ſie beſchloſſen und über ſie im Sinne hat. Und das wiſſen ſie durch

Seinen Beruf, der an ſie durch Wort und Predigt gekommen iſt. Sie ſind von GOtt berufen worden zur Gemeinſchaft Seines Sohns, und trauen es Seiner Treue zu, daß Er ſie auch zu dieſem ſeligen Ziel bringen und in der Offenbarung Seines Sohns volle Freude an und mit Ihm haben laſſen werde. Das ſind drei Wahrheiten, davon ich ferner zu reden aus dem Evangelio Gelegenheit habe, wenn ich Eurer Liebe vorſtelle:

Den Beruf GOttes zur Gemeinſchaft ſeines Sohne;

und zwar

I. Die Gemeinſchaft des Sohnes;
II. Den Beruf, und
III. die Treue GOttes, womit Er die Berufenen zu dieſem ſeligen Ziele bringt.

Was der Heiland im Gleichniß des Evangelii ſagt, das hat Paulus in den Eingangsworten deutlich und ohne Gleichniß ſeinen Corinthern vorgehalten. Daher kann ich das Evangelium am leichteſten erklärlich und verſtändlich machen aus dieſem Spruch: GOtt iſt getreu, durch welchen ihr berufen ſeid zur Gemeinſchaft ſeines Sohnes, JEſu Chriſti, unſeres HErrn. Wir reden zuerſt

I. Von der Gemeinſchaft des Sohnes. Das iſt alſo der Vorſatz GOttes: die Menſchen ſollen mit Seinem Sohne vereinigt werden, und alle Seligkeit, die ihnen GOtt beſtimmt, in, mit und durch ſeinen Sohn, den Er ihnen zum HErrn und zum Haupt gegeben, haben und genießen. Der ganze Vorſatz GOttes iſt auf ſeinen Sohn geſetzt; GOttes Wohlgefallen, Seinen Sohn zu offenbaren, und vor aller Creatur zu zeigen, wie lieb Er Seinen Sohn habe. Er hat Ihn geſetzt zum Erben über Alles. Alles iſt Sein, was der Vater hat; Er lebt mit dem Vater in Einer Seligkeit und Herrlichkeit. Und dieſer Sohn GOttes iſt unſer JEſus, der uns Menſchen ſo nahe angeht. GOtt hat uns Menſchen in Seinem Sohne JEſu Chriſto erwählet zur Seligkeit. Nur in Ihm und mit Ihm ſollen wir ſelig und herrlich ſeyn vor GOtt. Eben dieſes ſagt der Heiland im Evangelio: das Himmelreich iſt gleich einem Könige, der ſeinem Sohne Hochzeit machte. GOtt hat von Ewigkeit gedacht: mein Sohn ſoll ein Bräutigam werden;

Er ſoll eine Braut haben, und dieſe Braut ſoll Seine Gemeinde ſeyn. Darum hat er ſeinen Sohn unter die Menſchen hereingeſandt. Durch Seine Menſchwerdung hat ſich der Sohn GOttes ſchon mit der Menſchheit verlobt und verbunden. Daher war JEſus ein Bräutigam der Seelen, da Er auf Erden war. Wer die Braut hat, der iſt der Bräutigam; der Freund aber des Bräutigams ſtehet und höret ihm zu und freuet ſich hoch über des Bräutigams Stimme, ſagt Johannes der Täufer. Joh. 3, 21. Und JEſus ſagt ſelber Luc. 5, 34.: Wie können die Hochzeitleute faſten, ſo lange der Bräutigam bei ihnen iſt? Davon ſingen wir an Weihnachten:.

Iſt doch, HErr JEſu, Deine Braut
Ganz arm und voller Schanden:
Doch haſt Du Dir ſie ſelbſt vertraut
Am Kreuz mit Todesbanden!

Wann wird aber die Hochzeit ſeyn? Antwort: Wenn JEſus wird offenbar werden in Seiner Herrlichkeit, wenn Er Seine Auserwählten wird zuſammen bringen und einführen in des Vaters Haus. Das iſt das Hochzeithaus, das neue Jeruſalem, wie es Offenb. 21. beſchrieben iſt. Da wird man ſehen,

1) Wie innig die ſeligen Menſchen mit dem Sohn GOttes vereinigt und verbunden ſind, und was das für eine Gemeinſchaft iſt.

2) Was da für ein Hochzeitmahl wird gehalten werden, d. i. was für Freude, Wonne und Seligkeit man in dieſer Gemeinſchaft wird genießen. O was wird das ſeyn! Unausſprechlich und unbegreiflich! Aber bedenket doch, was hat GOtt mit uns Menſchen im Sinn! Was hat Er mit uns Menſchen beſchloſſen! Das ſind herrliche Dinge. Aber ſie ſind auf Seinen Sohn geſtellt. Nur in der Gemeinſchaft Seines Sohnes können und ſollen wir es genießen. So hat GOtt die Einrichtung gemacht. Aber was iſt das? Ich arme Creatur ſoll ſo ſelig und herrlich ſeyn, als der Sohn GOttes ſelber. Ich ſoll genießen, was der Sohn GOttes hat; GOtt ſo lieb ſeyn, als der Sohn; der Vater will an mir Freude haben, wie an Seinem Sohn. Wer das über ſich denken kann und im Glauben das wirklich annehmen kann, dem verſchwindet die ganze Welt mit aller ihrer Herrlichkeit; der kann ſich nicht genug beugen. Der denkt:

D'rum, wer ſollte ſonſt was lieben,
Und ſich nicht beſtändig üben,
Dieſes Königs Braut zu ſeyn!

Und das ſind nicht nur ſchöne Gedanken, ſondern es iſt GOtt Ernſt, dieſe Sache auszuführen. Denn dazu

II. *läßt Er uns berufen.* Er ſendet Seine Knechte aus. Wenn man das Evangelium hört, ſo iſt damit nichts anderes gemeint, als daß man die Seele zum Hochzeitsmahle einladet. Das iſt ja lieblich! Einen ſolchen Boten und Einlader ſollte man ja gerne annehmen, und ihm keine abſchlägige Antwort geben. Da ſollte man ſogleich Herz und Sinne dazu geben, wenn man hört, was GOtt an uns will. Er läßt *uns berufen zur Gemeinſchaft Seines Sohnes.* Das iſt das *Evangelium GOttes von Seinem Sohne.* Röm. 1, 1. Es heißt: Sehet, JEſus iſt euch geſchenkt; mit Ihm ſollt ihr Eins werden; Er ſoll euer Kleinod, euer Alles ſeyn. Aber der irdiſche Sinn vernimmt es nicht. Deßwegen heißt es: ſie aber verachteten das. Es geſchieht ja leider ſehr häufig, daß man ſich vor irdiſchen Sorgen, Abſichten, Geſchäften nicht darüber beſinnen mag, was GOtt uns anbietet. Aber die Knechte werden doch ausgeſchickt, noch immer ausgeſandt. GOtt läßt ſich die Verachtung derer, die geladen ſind, nicht abhalten, *immer wieder Andere laden* zu laſſen und ſeine Knechte auszuſchicken. Iſt's Der nicht, ſo iſt's Der. Es gibt doch hie und da noch Seelen, die des Worts noch froh ſind und es wichtig achten und ſich darauf ergeben. Wer nun ein *Berufener* worden und wirklich gekommen iſt, der darf es ſeinem Berufer zutrauen:

III. Er iſt *treu.* Er wird mich auch ausrüſten und tüchtig machen. Freilich, wenn man ſoll zur Hochzeit des Sohnes kommen, ſo muß man auch ein hochzeitliches Kleid dazu haben, daß man ſich nicht ſchämen dürfe. Und das darf man ſich nicht ſelber anſchaffen. GOtt iſt treu! Er ſchenkt daſſelbe, wie man bei den Morgenländern einem ein Feierkleid zu ſchenken pflegte, wenn man zur Hochzeit geladen wurde. Was iſt aber das Hochzeitkleid? Antwort: die ganze Ausrüſtung der Seele, wie ſie in dieſer Gnadenzeit zubereitet wird zu dem herrlichen Reich GOttes und Chriſti, daß ſie untadelig und unanklagbar erfunden werde, wie es Pſ. 8. heißt: mit Ehren und Schmuck wirſt Du ihn krönen; und Paulus ſagt Col. 1, 22.: Nun aber hat Er euch verſöhnet mit dem Leibe Seines Fleiſches, durch den Tod, auf daß Er euch darſtellete heilig und unſträflich und ohne Tadel vor Ihm ſelbſt, und Epheſ. 5, 27.: Auf daß Er ſie Ihm ſelbſt darſtellete eine Gemeine, die herrlich ſey, die nicht habe einen Flecken oder Runzel oder deß etwas, ſondern daß ſie heilig ſey und unſträflich. Dazu gehört nun das Blut JEſu, das uns reinigt von aller unſerer Sünde, und der heilige Geiſt, der uns erneuert, daß wir beſtändig ſeyen im Glauben und im Gehorſam der Gebote JEſu bis an's Ende, auf daß, wann Er offenbaret wird, wir Freudigkeit haben, Ihm entgegen zu gehen.

So hat GOtt und Sein Geiſt beſtändig zu thun und zu wirken, bis die Seele fertig werde! Und das iſt lauter Gnade und Gabe. Es iſt ihr gegeben, ſich anzuthun mit heller Seide; Offenb. 19, 8. Das iſt der Schmuck, von dem es Pſ. 45, 10. heißt: Die Braut ſtehet zu deiner Rechten, in eitel köſtlichem Golde. Des Königs Tochter iſt ganz herrlich inwendig, ſie iſt mit güldenen Stücken gekleidet. Und Jeſ. 61, 10.: Ich freue mich im HErrn, und meine Seele iſt fröhlich in meinem GOtt; denn Er hat mich angezogen mit Kleidern des Heils und mit dem Rock der Gerechtigkeit gekleidet. So werden die Seelen Ihm theuer, werth und herrlich ſeyn!

Nun, ihr Lieben! ſo iſt euch wiederum ſowohl der ganze Sinn GOttes, als auch der Weg dazu vorgetragen. Prüfet euch ſelbſt, ob und wie wichtig euch dieſe Sache ſey? Erkennet ihr, was das iſt, Gemeinſchaft mit dem Sohn GOttes zu haben? Ihr ſeid ja berufen; ihr wollt auch JEſum nicht gar ausſchlagen; Er ſoll euch wenigſtens auf eurem Todtenbette noch zu gute kommen. Aber ſehet zu, daß es euch alsdann nicht fehle am Hochzeitkleid! Wie will man ausgerüſtet und fähig ſeyn zu ſolcher Herrlichkeit, wenn man in ſeinem Leben nicht darauf geachtet hat? Es heißt im Evangelium: Böſe und Gute. So ſind ſie nun in unſern chriſtlichen Kirchengemeinden zuſammen gebracht. Aber wenn der König hereintritt, ſeine Gäſte zu beſehen, ſo wird es Manchem fehlen, der es nicht meint, und jetzt denkt: er gehöre ja auch zur chriſtlichen Kirche. Aber gehörſt du auch zu den Auserwählten? Es heißt: Viele ſind berufen, aber Wenige auserwählt. Trachtet alſo darnach, daß ihr unter den Auserwählten erfunden werdet, und nehmet's genau! — Amen.

Wochenpredigt.

Dettingen, 1752.

Text: Matth. 22, 14.: Viele ſind berufen, aber Wenige ſind auserwählt.

Es ſteht in dem vergangenen ſonntäglichen Evangelium ein bedenklicher Ausſpruch des Heilandes: Viele ſind berufen, aber Wenige ſind auserwählt. Der Heiland hat dieſe Worte mehr als einmal bei verſchiedener Gelegenheit geſprochen. Sie ſind wie ein Sprüchwort anzuſehen, welches Er oft im Munde geführt. Um ſo viel wichtiger und bedenklicher ſind dieſelben zu achten. Ich will in dieſer Stunde davon reden. Sie können uns theils zur Aufmunterung, theils zur Warnung dienen. Ich will daher vorſtellen:

Den Ausſpruch JEſu von dem Unterſchied der Berufenen und der Auserwählten;

und zwar:

I. Von den Berufenen;

II. Von den Auserwählten.

Es heißt: Viele ſind Berufene. Die Zahl derjenigen iſt gar nicht klein, die zum Reiche GOttes herbeigerufen, und zum Genuße aller der Seligkeiten, die im Evangelio unter einem Hochzeitmahl abgebildet ſind, eingeladen werden. Der HErr ſchickt ſeine Knechte aus, und läßt überall, ſelbſt auf den Straßen, kundthun, wozu Er uns Sünder erſehen und beſtimmt habe. Wen ſie nur antreffen, er ſey wer er wolle, dem dürfen ſie ſagen: kommet zur Hochzeit; es iſt alles bereitet, ihr werdet Alle ſatt werden; die Gaben ſind im Ueberfluſſe da; ihr ſollt fröhlich ſeyn und Seligkeiten haben, mehr als ihr euch vorſtellen könnet. — Dahin iſt es gemeint, wenn das Evangelium verkündiget wird in der ganzen Welt. Der Heiland hat dazu Seinen Knechten Befehl gegeben: Gehet hin in alle Welt und prediget's aller Creatur! So iſt alſo zum Voraus Niemand ausgeſchloſſen. Es iſt keinem verwehrt, er ſey wer er wolle, zu kommen und ſelig zu werden. GOtt hat über keinen Einzigen zum Voraus gedacht: dich mag ich nicht, du darfſt nicht kommen. Sein Liebesſinn iſt allgemein. Er will, daß Allen geholfen werde. Darum iſt auch Sein Beruf allgemein. Man darf allen Menſchen von Seiner Gnade ſagen, und ſie wieder zu GOtt und zu Seinem Reiche führen. Da iſt es nun kein Wunder, daß es viele Berufene gibt. Das hat man ganz allein der großen und reichen Erbarmung GOttes zu danken, der Seinen Sohn der ganzen Welt geſchenkt hat, und die ganze Welt gerne ſelig machen will.

Aber die Berufenen, deren ſo Viele ſind, ſind doch von doppelter Gattung. 1) Es gibt Berufene, welche den erſten Antrag und Zuruf verachten, und ſich mit ihrem Herzen niemals ernſtlich darauf einlaſſen. Das ſind alle diejenigen, die nicht einmal einen ernſtlichen Anfang machen, ſich zu GOtt zu wenden, ſondern in ihrer Abkehr von GOtt, in dem irdiſchen Sinn ihres Herzens das einemal bleiben, wie das anderemal, als wenn ihnen Nichts geſagt worden, als wenn ſie niemals ein Wort GOttes, keine Einladung gehört hätten. Und deren Einige ſind ſchlechtweg gleichgültig gegen den Gnadenberuf und verachten das Angebotene; Einige aber werden ſogar darüber erbittert, wollen es nicht leiden, daß ihnen das gute Wort geſagt werde, fangen an die Knechte Chriſti zu ſchmähen, zu verfolgen und ſich dem Reiche GOttes mit Gewalt zu widerſetzen. Und dieſe Gattung von Leuten iſt groß und viel in der Welt. Aber der König, GOtt und JEſus Chriſtus, rechnet doch darauf. Sie ſind doch einmal gerufen worden. Sie haben doch Seinen liebreichen Antrag vernommen, ſie ſollen einmal Seine Gäſte ſeyn. Und ſo iſt in der ganzen chriſtlichen Kirche Niemand, der nicht unter die Berufenen zu zählen wäre. Denn ſie haben Alle von GOttes Gnade, von JEſu dem Heilande der Welt, von dem Weg des Glaubens zur Seligkeit gehört. Und wenn ihnen ſchon an manchen Orten das Wort GOttes nicht ſo kräftig und eindringlich durch rechtſchaffene Knechte Chriſti wäre an das Herz gelegt worden, ſo ſind ſie doch auf den Namen Chriſti getauft, ſo haben ſie doch den Catechismus gelernt, ſo haben und gebrauchen ſie doch das heilige Abendmahl, ſo haben ſie doch Gebete und Pſalmen und könnten ſelbſt nachdenken: was will GOtt mit dem Allem an uns? Was iſt Sein Sinn und Wille gegen uns? und könnten dadurch begierig werden nach ihrem Heil. Darum nimmt es auch der HErr allen ſolchen Berufenen, obſchon ſie den Beruf niemals angenommen haben, ſehr übel, und ſagt: die Gäſte waren es nicht werth, und läßt ſeinen gerechten Zorn über ſie ergehen. O was ſtehen allen ſolchen Berufenen für Gerichte bevor in der chriſtlichen Kirche, wo ſo Viele, Viele die Einladung verachten! Das wird der HErr zu rechter Zeit von einem Jeglichen und von Allen fordern. Darum ſeyd gewarnt, und laſſet euch Sein Evangelium nicht umſonſt und vergeblich predigen! 2) Es gibt aber auch Berufene, die den Antrag der Einladung annehmen, die zum Reiche GOttes herbeikommen, aber doch nicht mit rechtſchaffenem Herzen der Wahrheit gehorſam werden. So war der Menſch, den der König angeredet hat: Freund, wie biſt du hereingekommen? Es mag auch aus Schuld der Knechte geſchehen ſeyn, daß ſie es nicht genau genug mit ihm genommen, und ihn in ſeinem eigenen Kleid haben mit hineingehen laſſen. Und das ſind alle diejenigen, die ſich wohl um das Seligwerden bekümmern, aber nicht in der rechten Ordnung, ſondern nach ihrer eigenen Einbildung; die da meinen, mit ihren eigenen Kleidern ſchon auszukommen, und in frechem Sinne es darauf wagen, und ſich ſchon ſelbſt für würdig halten, als wenn ihnen nichts mangelte, und der König wohl mit ihnen werde zufrieden ſeyn. Und ſo ſind Viele in der chriſtlichen Kirche, welche in einem falſchen Vertrauen hingehen und getroſt darauf hinſterben. O ſeyd auch davor gewarnt! Laſſet euch nicht durch euren Eigendünkel betrügen! Die Knechte Chriſti können den Unterſchied nicht genugſam machen. Es heißt: ſie brachten zuſammen Gute und Böſe. Und ſo ſieht es jetzt aus überall in der chriſtlichen Kirche; da ſind Gute und Böſe durcheinander; es iſt ein großer Haufe von Geladenen. Aber der HErr wird ſie Alle ausſcheiden. Kein Böſer, kein untüchtiger Gaſt wird durchkommen. Bei ſeiner Unterſuchung und Scheidung wird die Zahl ſchon kleiner werden. Darum heißt es:

II. Wenige ſind auserwählt. Welche ſind es denn? Antwort: die, welche ſich haben würdig machen laſſen des Berufs. 2 Theſſ. 1, 11. wo Paulus in ſeinen Wünſchen an GOtt für die Gemeinde ſogleich ſo fortfährt: Er erfülle alles Wohlgefallen der Güte und das Werk des Glaubens in der Kraft! Alſo die ſind es, an welchen GOtt das Wohlgefallen Seiner Güte hat erfüllen, und das angefangene Werk des Glaubens vollenden können in der Kraft; die ſich in Seine ganze Ordnung ergeben, die dahin gekommen ſind, daß Chriſtus ihre Gerechtigkeit wird und iſt. Dieſe ſind GOtt auserwählt, lieb und werth, anſtändig und gefällig. So heißen ſie Offenb. 17, 14: *Berufene, Auserwählte* und *Treue* oder *Glaubige*. Alſo GOtt iſt nicht ſchuld, daß ſo Wenige auserwählt ſind. Es iſt nicht dahin gemeint, daß Er nicht wollte alle Berufenen *auserwählt machen* (wie es heißt Jeſ. 48, 10.: ich will dich läutern, ich will dich auserwählt machen), als wollte Er nicht erfüllen alles Wohlgefallen Seiner Güte; ſondern die Schuld iſt bei den Menſchen, die ſich nicht *treulich* zu GOtt und JEſu Chriſto halten, die Seinen Weg verlaſſen, wie Israel, und zurückweichen. O, darunter gibt es auch Manche, die fein liefen, die im Geiſte anfiengen (Gal. 5.), aber rückfällig werden und nicht beharren bis an's Ende, daß ſie würdig würden, einzugehen in Sein Reich. Das laſſet Euch nicht abſchrecken, wie Manche ſagen: ich bringe es nicht durch, lieber will ich nicht anfangen. Nein! wage es du auf GOtt; Er wird es ſchon durchbringen; *du* darfſt es nicht durchbringen, ſondern dich nur kindlich an GOtt halten, und JEſum darum bitten und Seinen Geiſt walten laſſen, ſo wirſt du deinen Platz an der Tafel mit den Auserwählten getroſt finden. Nun, ſo wendet allen Fleiß daran, Euren Beruf und eure Erwählung feſt zu machen; ſo wird der treue GOtt nicht ermangeln, euch zu bewahren, daß ihr das Ende eures Glaubens davon bringet, nämlich der Seelen Seligkeit. Amen.

Am einundzwanzigſten Sonntag nach Trinitatis.

Weinsberg, 1759.

Evangelium: Joh. 4, 47—54.

Und es war ein Königlicher, deß Sohn lag krank zu Capernaum. Dieſer hörte, daß JEſus kam aus Judäa in Galiläam, und ging hin zu Ihm, und bat Ihn, daß Er hinab käme, und hälfe ſeinem Sohn, denn er war todtkrank. Und JEſus ſprach zu ihm: wenn ihr nicht Zeichen und Wunder ſehet, ſo glaubet ihr nicht. Der Königliche ſprach zu ihm: HErr, komme hinab, ehe denn mein Kind ſtirbt! JEſus ſpricht zu ihm: gehe hin, dein Sohn lebt! Der Menſch glaubte dem Wort, das JEſus zu ihm ſagte, und ging hin. Und indem er hinabging, begegneten ihm ſeine Knechte, und verkündigten ihm, und ſprachen: dein Kind lebt. Da forſchte er von ihnen die Stunde, in welcher es beſſer mit ihm worden war. Und ſie ſprachen zu ihm: geſtern um die ſiebente Stunde verließ ihn das Fieber. Da merkte der Vater, daß es um die Stunde wäre, in welcher JEſus zu ihm geſagt hatte: dein Sohn lebt. Und er glaubte mit ſeinem ganzen Hauſe. Das iſt nun das andere Zeichen, das JEſus that, da Er aus Judäa in Galiläam kam.

Das heutige Evangelium gibt uns ein ſchönes und deutliches Beiſpiel an die Hand, daran man ſehen kann, was bei einem Menſchen in ſeinem Inwendigen vorgehe, bis er zu einem rechten Glauben an JEſum kommt. Denn der Glaube iſt nicht gleich in ſeiner rechten Art und völligen Geſtalt, wenn man ſchon anfängt, eine ernſtliche Begierde nach JEſu zu faſſen und bei Ihm die benöthigte Hilfe für Seele und Leib zu ſuchen; ſondern es gehen mancherlei Wirkungen im Herzen vor; es kommen allerlei Empfindungen des Herzens, Ueberlegungen des Gemüths, Bewegungen der Seele, Seufzer und Flehen dabei vor, bis es im Herzen zu einem völligen Ausſchlag kommt, daß man von einem denken und ſagen kann: Nun iſt er zum Glauben gekommen; nun glaubt er an JEſum; nun iſt er glaubig an den HErrn! Wir ſehen dieß deutlich an dem Exempel des Königlichen. Es war ſchon eine anfängliche Glaubensbegierde bei ihm, ehe er noch aus ſeinem Hauſe ging, JEſum aufzuſuchen und Ihn um Hilfe anzuſprechen. Aber JEſus läßt ihm dieſes noch für keinen Glauben gelten, ſondern ſagt vielmehr, es ſey noch ſo viel Unglauben in ſeinem Herzen; wenn ihr nicht Zeichen und Wunder ſehet, ſo glaubet ihr nicht. Hernach heißt es erſt: der Mann glaubete dem Wort, das JEſus zu ihm ſagte, und ging hin. Und endlich nach erlangter Hilfe heißt es erſt: Und er glaubete mit ſeinem ganzen Hauſe. Da war es mit ſeinem Glauben erſt zu einer rechten Art und zu einer eigentlichen Geſtalt und Reife gekommen. So geſchah es nach und nach. Es war bei ihm ein beſtändiger Fortgang in dieſem Glaubensgeſchäft, bis es von ihm heißen konnte: er glaubete mit ſeinem ganzen Hauſe. Das gibt mir Gelegenheit, Eurer Liebe eine nöthige Wahrheit vorzutragen. Ich will zum Voraus bitten, daß man alle Aufmerkſamkeit anwende, dieſelbe recht zu verſtehen und ſein eigen Herz darnach zu prüfen. Ich will vorſtellen:

Was am Herzen vorgehe, bis man zu einem rechten, völligen und reifen Glauben an JEſum kommt.

Dieſes will ich in etlichen Puncten kurz erzählen.

Man redet und hört viel vom Glauben, und man weiß und verſteht und erfährt doch ſehr wenig, was Glauben iſt. Weil man aber ſo viel davon hört und darauf von Jugend an gewieſen iſt, ſo beredet man ſich und denkt: man glaube ja! behüte GOtt, wer wollte nicht glauben, — und hat ſich doch in ſeinem Leben nicht darüber beſonnen, viel weniger verſtanden, was zum Glauben gehöre. Glauben iſt eine Herzensſache. Röm. 10, 9. 10. Denn ſo du mit deinem Munde bekenneſt JEſum, daß Er der HErr ſey, und glaubeſt in deinem Herzen, daß ihn GOtt von den Todten auferwecket hat, ſo wirſt du ſelig. Denn ſo man von Herzen glaubt, ſo wird man gerecht, und ſo man mit dem Munde bekennet, ſo wird man ſelig. Ohne Herz gibts keinen Glauben. Wer demnach ſich noch nicht auf ſein Herz hat bringen laſſen, viel weniger in ſeinem Herzen göttliche Kraft erfahren hat, der hat noch keinen Glauben, er mag von ſich denken, was er will. Daher iſt's eine wichtige Frage: Was denn am Herzen vorgehe, bis man zu einem rechten völligen und reifen Glauben an JEſus kommt. Dieſes will ich euch nun am Exempel des Königlichen zeigen:

1) Der Königliche hatte vorher ſchon von dem Heiland gehört, denn der HErr war ſchon in Capernaum geweſen. Joh. 2, 12. Was er gehört, war ihm eine neue bedenkliche Sache, dagegen er nichts hatte; aber es fiel ihm nicht ein, mit dem Manne ſich einzulaſſen oder auch etwas von Ihm zu erfahren, bis er in eine Noth kam. Das Kreuz brachte ihn zum Nachdenken, und erweckte in ihm eine Hoffnung und Begierde und den Entſchluß: vielleicht kann Er mir aus meiner Noth helfen; ich will zu Ihm gehen und Ihn anſprechen, Er wird es mir nicht abſchlagen. Das war der erſte Anfang des Glaubens, wobei er wenig Erkenntniß hatte und weiter nichts begehrte, als daß ihm in dieſer Noth Hilfe widerführe. So geht es bei vielen Tauſenden. Man hört von JEſu, man hält etwas

von Ihm, man läßt es Ihm gelten, daß Er mächtig ſey; aber im Herzen iſt keine Neigung zu Ihm, man bleibt von Ihm geſchieden, (wie dieſer Königliche ruhig in ſeinem Hauſe geblieben wäre), bis eine Noth und Trübſal kommt. Da beſinnt man ſich erſt, da nimmt man das von JEſu Gehörte ernſtlicher in Ueberlegung, da wird eine Begierde gleich einem Funken aus einem harten Stein geſchlagen. Wie oft heißt es: O ich habe nie ſo ernſtlich gebetet, als da ich in dieſer Noth und Trübſal war! Nun, das iſt ſchon gut; es iſt ein ſchwacher Anfang, aber noch kein rechter Glaube.

2) JEſus führt ihn näher auf ſein Herz, indem Er ſagt: wenn ihr nicht Zeichen und Wunder ſehet, ſo glaubet ihr nicht. Er will ihm ſagen: ich weiß, was du denkſt: ja wenn Er mir dießmal hilft, dann will ich glauben, daß Er ein rechter Mann GOttes und Prophet ſey. Ei! da glaubſt du ja noch nicht; du willſt vorher ein Zeichen haben, darnach willſt du glauben. Siehe, alſo ſteckſt du noch im Unglauben.

Ihr Lieben! Iſt es nicht bei Vielen alſo? Wenn ſie eine beſondere Noth betrifft, ſo heißt es: ja, wenn GOtt dießmal hilft, ſo will ich gewiß mehr Vertrauen faſſen, ſo will ich viel ernſtlicher ſeyn und mir mein Chriſtenthum mehr angelegen ſeyn laſſen! Ei, das iſt kein Glaube, ſondern Unglaube. Man verſucht GOtt. Laſſet uns aber Chriſtum nicht verſuchen! 1 Cor. 10, 9. Da hat man einen Wunderglauben, der ſich an die Zeichen der Allmacht GOttes hält. Dieſer Glaube iſt kein ſeligmachender Glaube. Und GOtt thut es oft nur, um zum Glauben zu reizen. Er hilft. Und man bleibt dabei ſtehen. Wie oft heißt es: O wie oft hat mir GOtt geholfen! und das rechnet man zuſammen und denkt: wenn mir GOtt nicht gnädig wäre, ſo hätte Er das nicht gethan. Nein! Er thut's allen. Das Herz wird aber dabei nicht geändert, noch zu JEſu gebracht. Man ſucht nur äuſſerliche Hilfe. So wäre es dem Königlichen auch gegangen, wenn ihm JEſus ſogleich geholfen hätte. Er hätte ſich gefreut, er hätte den Mann gelobt, wäre aber nicht zum Glauben gekommen. Das möge man wohl merken.

3) JEſus will ihn zum Glauben an das Wort anweiſen. Der Menſch nahm es an, und war zufrieden. Da kam er näher zum Glauben, er faßte JEſu Wort ins Gemüth und Herz gegen alle

eigenen Gedanken und hielt ſich daran. Wir haben nicht nur ein einziges Wort von JEſu, ſondern der ganze Schatz Seiner Worte, Seiner Verheißungen ſteht uns offen. Darauf muß man ſein Herz und Sinne ergeben; ſie ſind uns nicht umſonſt geſchrieben. Wie will man zum Glauben kommen, wenn man nicht ſeine Gedanken mit dem Worte GOttes füllt? Im Katechiſmus heißt es: Glauben iſt: Sein Wort annehmen; da kommt die Glaubensbegierde ins Ringen, mit einem gefaßten Wort alle Zweifels-Gedanken zu vertreiben, wie es in dem Liede heißt:

Sagt das Fleiſch gleich immer Nein,
Laß dein Wort gewiſſer ſeyn!

4) Im Wort liegt eine GOtteskraft; man erfährt die Kraft JEſu und wird glaubig. Dieſe Kraft nimmt das Herz ein, und wirket einen freudigen Willen, ſich JEſu zu ergeben. Nun wird der Zuſtand anders; da kommt man in den Stand des Glaubens, hat Glauben und lebt im Glauben.

Nun, ſo iſt's! Das muß vorgehen! Man muß nicht ſtehen bleiben bei einer Begierde; nicht nur auf die Allmacht GOttes trauen, ſondern muß auch das Wort wirken laſſen, bis es Licht und Kraft im Herzen wird.

Und ihr, liebe Communicanten! Ihr ſolltet Alle mit glaubigem Herzen herbeikommen. Dieß Wort iſt beſonders für Euch! aber es iſt einmal ſo in der Kirche geworden, daß man glaubige und unglaubige Herzen zum Altar laſſen muß. Ach, gehet nicht ſo todt hin! Wenn es doch nur die erſte Glaubensbegierde und gute Herzensneigung zu JEſu wäre, wie bei dem Königlichen, als er aus ſeinem Hauſe JEſu entgegengegangen iſt, ſo würde es der HErr anſehen und eure Herzen anfaſſen, daß ihr näher zu Ihm und zum Glauben an Ihn kommen könntet. Denn darum läßt Er uns noch Seine Sacramente und beut ſie dazu an, ob man ſich auch dadurch möchte zum Glauben bringen laſſen, damit Er helfen und ſelig machen könne! Amen.

Wochenpredigt.

Weinsberg, 1759.

Text: 1 Cor. 12, 13: „Wir ſind durch Einen Geiſt alle zu Einem Leibe getauft, wir ſeyen Juden oder Griechen, Knechte oder Freie, und ſind alle zu Einem Geiſt getränket.“

Unſer Heiland hat nicht nur die Predigt des Evangelii befohlen und eingerichtet, ſondern dazu auch Siegel Seiner Gnade verordnet. Dadurch iſt eine Haushaltung der Gnade unter der Autorität Seines großen Namens entſtanden bei denen, die ſich zu Ihm bekennen und Chriſten genannt werden. Dieſe haben das Evangelium unter ſich zu ihrem täglichen Gebrauch, und zur Nahrung und Förderung ihres Glaubens. Dieſe empfangen auch die Siegel Seiner Gnade. Wir heißen dieſelben in unſerer öffentlichen Lehre die heiligen Sakramente. Das ſind gewiſſe äußerliche Handlungen, welche Chriſtus im Glauben zu üben befohlen hat, bei welchen Er Seine Gemeinſchaft den Seinen beſtätiget, und Seinen Bund mit Kraft und Gnade ihren Herzen verſiegelt. Nun, bei der Predigt des Evangelii wirket der heilige Geiſt. Derſelbe wird mich verklären; derſelbe wird zeugen von mir, ſagt der HErr. Dieß iſt auch das Zeugniß Seiner Knechte. Durch die Wirkung des heiligen Geiſtes wird das Menſchen-Wort ein kräftiges, lebendiges Wort, das in's Herz dringt und erleuchtet, und zum Glauben bringt. Aber der heilige Geiſt wirkt auch bei den heiligen Sacramenten, daß ſie uns nicht nur äußerliche Zeichen, nicht blos menſchliche andächtige Handlungen, ſondern kräftige, göttliche, heilſame Siegel Seines Bundes ſind. Und davon will ich dießmal handeln und vorſtellen:

Die kräftige Wirkung des heiligen Geiſtes bei den heiligen Sacramenten.

I. Bei der Taufe.

II. Bei dem heiligen Abendmahl.

Der heilige Geiſt, als der Geiſt der Wahrheit, hat ſein beſonderes Amt und Geſchäft in der Sache Chriſti auf Erden. Was er wirkt, das thut er nach derjenigen Ordnung, die ihm in der Haushaltung GOttes zukommt. Daher iſt er auch bei den heiligen Sacramenten gegenwärtig und hat dabei ſeine beſondere Wirkung.

I. Bei der Taufe. Paulus erinnert die Chriſten: ihr ſeyd ja getauft zu Einem Leibe in Einem Geiſt. Hiebei ſind zwei Umſtände zu erörtern:

1) Was iſt der Zweck der Taufe? Antwort: Daß man ein Glied am Leibe JEſu werde. Der Leib JEſu iſt nichts anderes, als die Verſammlung und Gemeinſchaft aller Derer, die durch ihr Wort an Ihn glaubig geworden ſind. Wer JEſum von Herzen bekennt, der wird hinzugethan durch die Taufe zu der Zahl derer, die JEſu angehören. Darin iſt's eine äußerliche Handlung. Er kann ſagen: Sein Name iſt über mich genannt. Eben dadurch iſt er mit dem Haupte, JEſu verbunden, und in Seinen Leib gefügt. Dadurch hat er ein Recht und eine Anſprache an alle Gnade JEſu, die er Seiner Kirche, Seinem Leib, den Glaubigen, verheißen hat, und darf ſeiner Pflege, ſeiner Verſorgung trauen. „Ich bin ein Glied an Seinem Leibe, deß tröſt ich mich von Herzen!" — Ein Getaufter iſt alſo nicht nur äußerlich bezeichnet als ein Chriſt und als ein Angehöriger JEſu, ſondern auch berechtiget zu allen Gütern des Reiches GOttes. Eine große Sache, die bei der Taufe vorgeht! Sie iſt eine Handlung, wodurch eine himmliſche, ewige Verbindung mit Chriſto und durch Ihn mit GOtt auf ewig, nach Seinem Bund, angerichtet wird. Und weil dieß bei unſern Kindern geſchieht, ſo iſt die Confirmation angeordnet worden, wobei ſie ſelbſt ſich als Glieder angeben, und dann feierlich aufgenommen werden.

2) Das kann aber nicht zu Stande kommen ohne die Wirkung des heiligen Geiſtes; denn Er iſt das Leben des Leibes JEſu. Ein jegliches Glied hat das Leben im Leibe durch den einigen natürlichen Lebensgeiſt, der den ganzen Körper durchgeht. Er wirket bei den Sachen, womit man getauft wird. Sichtbarlich tauft man mit Waſſer. Aber der heilige Geiſt bringt das Waſſer aus der offenen Seite JEſu und das Blut der Verſöhnung hinzu, und macht es zu einem Reinigungsbad. Ebr. 10., davon ſingen wir:

Der Glaub' im Geiſt die Kraft verſteht
Des Blutes JEſu Chriſti,
Und iſt vor ihm ein' rothe Fluth,

Von Chriſti Blut gefärbet,
Die allen Schaden heilen thut,
Von Adam her geerbet,
Auch von uns ſelbſt begangen.

Mit dieſen göttlichen Kräften wirket er im Herzen zum Leben des Glaubens. Er zündet dadurch ein göttliches Lebensfünklein in dem Herzen an, daß der Menſch wieder Geiſt bekommt; ſonſt blieben wir ohne Geiſt. Jud. V. 19. Darum heißt die Taufe ein Bad der Wiedergeburt und Erneuerung des heiligen Geiſtes. Tit. 3.

II. Bei dem heiligen Abendmahl. Hiebei ſind wieder zwei Fragen:

1) Was iſt der Zweck des heiligen Abendmahls? Antwort: JEſus will uns dabei ſpeiſen und tränken nach dem inwendigen, lebendigen Menſchen, der ein Glied an Seinem Leibe iſt. Denn ein jegliches Glied des Körpers braucht und bekommt ſeine gewiſſe Nahrung, wodurch es in ſeiner Lebhaftigkeit erhalten und geſtärkt wird. So auch der Leib Chriſti und ein jegliches Glied. Aber JEſus gibt ſich ſelbſt zur Nahrung Seines Leibes, nemlich der Gemeine und ſeiner Glieder. Darum ſagt Er Joh. 6.: mein Fleiſch iſt wahrhaftig eine Speiſe, und mein Blut iſt wahrhaftig ein Trank. Und hier heißt es: ihr ſeyd zu Einem Geiſte getränket.

2) Was wirkt nun der heilige Geiſt dabei? In der himmliſchen Sache, die mit dem Brod und Wein dargereicht wird, iſt ſchon der heilige Geiſt. Denn der Leib und das Blut Chriſti iſt ſelbſt lauter Geiſt und ewige Lebenskraft, Joh. 6. ſodaß man es ja nicht capernaitiſch denken ſoll. Der heilige Geiſt, als der Geiſt Chriſti, macht es zu einem lebendigmachenden Geiſt. Daher flößt der heilige Geiſt dadurch himmliſches Leben in uns ein, und wohnt ſelbſt in uns, in dieſen innerlichen geiſtlichen Elementen des neuen Menſchen, der dadurch erhalten und zum Wachsthum befördert wird bis zur Größe des vollkommenen Alters Chriſti, Epheſ. 4.

Nun erkennet 1), was für große, göttliche Sachen vorgehen mit einem Menſchen ſchon hienieden! Die Vernunft kann es nicht begreifen, das Auge kann es nicht ſehen; aber es iſt darum doch ewige Wahrheit um des Teſtaments GOttes willen.

2) Erkennet, daß von Rechtswegen alle Getauften lebendige

Glieder Chriſti ſeyn ſollten, und der Zweck des heiligen Abendmahls nur an ſolchen erreicht wird; daher es zum Verfall der Kirche gehört, daß jetzt ſo Viele zum heiligen Mahle kommen, die kein lebendiges Herz haben.

3) Erneuert nun eure Rechte an JEſum; thut es wenigſtens mit Sehnſucht! Gebet Ihm nur euer ganzes Herz; freuet euch, Sein zu ſeyn! Möchte Der, welcher nicht will, daß Jemand verloren werde, euch das Zeugniß geben können: daß ihr gerne mit JEſu umgehet, Ihn immer bei euch haben und bei Ihm bleiben wollet. So war's jenen Emautiſchen Jüngern zu Muthe. Ihr Herz wurde ſo zu Ihm gezogen, daß ſie dieſen Freund baten: bleibe noch länger bei uns! So weit muß es kommen, daß man ſich auf die Frage: biſt du wiedergeboren? glaubſt du von Herzen an JEſum Chriſtum, deinen Heiland? ein freudiges Ja geben kann. Dann iſt man erſt zu einem wahren, lebendigen Glauben durchgedrungen, und ſo wird die neue Zeugung aus GOtt auch zugleich geſchehen, daß ihr neue Menſchen werdet, die da tüchtig gemacht ſind, zu ererben das Reich GOttes! Amen.

Am zweiundzwanzigſten Sonntag nach Trinitatis.

Weinsberg, 1760.

Evangelium: Matth. 18, 23—35.

Das Himmelreich iſt gleich einem Könige, der mit ſeinen Knechten rechnen wollte. Und als er anfieng zu rechnen, kam ihm einer vor, der war ihm zehen tauſend Pfund ſchuldig. Da er's nun nicht hatte zu bezahlen, hieß der Herr verkaufen ihn und ſein Weib, und ſeine Kinder, und Alles, was er hatte, und bezahlen. Da fiel der Knecht nieder, und betete ihn an, und ſprach: Herr, habe Geduld mit mir, ich will dir Alles bezahlen. Da jammerte den Herrn deſſelbigen Knechts, und ließ ihn los, und die Schuld erließ er ihm auch. Da ging derſelbige Knecht hinaus, und fand einen ſeiner Mitknechte, der war ihm hundert Groſchen ſchuldig, und er griff ihn an, und würgte ihn, und ſprach: Bezahle mir, was du mir ſchuldig biſt! Da fiel ſein Mitknecht nieder, und bat ihn, und ſprach: habe Geduld mit mir, ich will dir Alles bezahlen. Er wollte aber nicht, ſondern ging hin, und warf ihn ins Gefängniß, bis daß er bezahlte, was er ſchuldig war. Da aber ſeine Mitknechte ſolches ſahen, wurden ſie ſehr betrübt, und kamen, und brachten vor ihren Herrn Alles, was ſich begeben hatte. Da forderte ihn ſein Herr vor ſich, und ſprach zu ihm: du Schalksknecht, alle dieſe Schuld hab ich dir erlaſſen, dieweil du mich bateſt. Sollteſt du denn dich nicht auch erbarmen über deinen Mitknecht, wie ich mich über dich erbarmet habe? Und ſein Herr ward zornig, und überantwortete ihn den Peinigern, bis daß er bezahlte Alles, was er ihm ſchuldig war. Alſo wird euch mein himmliſcher Vater auch thun, ſo ihr nicht vergebet von euren Herzen ein Jeglicher ſeinem Bruder ſeine Fehler.

Unſer heutiges Evangelium hat zwei Theile: erſtlich, wie der König mit ſeinem verſchuldeten Knechte handelt; zweitens, wie dieſer mit ſeinem Mitknecht umgeht. Beides zielt in dem Gleichniß auf die Vergebung der Sünden. Ich will dießmal von dieſen zwei Theilen des Evangeliums nur zwei Wahrheiten anführen und vorſtellen:

I. *Wie leicht es ſey, Vergebung bei GOtt zu erlangen;* und

II. *Wie ſchwer es ſey, Vergebung bei Menſchen zu erlangen.*

I. *Es iſt leicht, Vergebung der Sünden bei GOtt zu erlangen.* Dieß iſt die erſte Wahrheit, und dieß hat der Heiland mit dem Gleichniß des heutigen Evangeliums hauptſächlich lehren wollen. GOtt iſt in Seinem Vaterherzen ſchon voraus geneigt dazu, *Alles zu vergeben*; und wenn man kommt und herzlich darum bittet, ſo kann man leicht und ohne Anſtand Vergebung der Sünden erlangen. Es heißt: Da jammerte den Herrn deſſelbigen Knechtes, und er ließ ihn los, und die Schuld erließ er ihm auch. Gegen einen armen und elenden Sünder iſt das Herz GOttes voll jammernder Barmherzigkeit. Er macht es Keinem ſauer und ſchwer, bis man Etwas von Ihm erlangt. Es gehet bei Ihm nicht hart heraus (wie man manchmal von Menſchen ſagt); Er begehrt keine Genugthuung, keinen Abtrag weder im Großen noch im Kleinen; man darf Ihm Seine Gnade nicht abverdienen. Er ſchenkt umſonſt. Wir werden ohne Verdienſt gerecht aus ſeiner Gnade durch die Erlöſung, ſo durch JEſum Chriſtum geſchehen iſt, ſagt Paulus Röm. 3, 24.; und das nennt er im Epheſer-Brief 1, 7. *einen Reichthum Seiner Gnade*; und Epheſ. 2, 4. ſpricht er von GOtt, *als der da reich* iſt von Barmherzigkeit, und von Seiner großen Liebe, damit Er uns geliebet hat, da wir todt waren in den Sünden, und uns ſamt Chriſto lebendig gemacht hat. Er iſt's aber nicht nur in ſich ſelbſt, ſondern es liegt Ihm auch an, dieſen Seinen Reichthum der Gnade beweiſen zu können. Daher bietet Er uns Seine Gnade im Evangelium beſtändig an; Er hält uns Sein erbarmendes Herz entgegen; Er bezeugt uns ſo theuer: Kommt nur, Ich will euch Alles vergeben, wie es Jeſ. 1, 18. heißt: „So kommet doch, und laſſet uns mit einander rechten! ſpricht der HErr. Wenn eure Sünde gleich blutroth iſt, ſoll ſie doch ſchneeweiß werden; und wenn ſie gleich iſt wie Roſinfarbe, ſoll ſie doch wie Wolle werden.“ So will GOtt mit uns rechten, daß Er uns Alles ſchenkt, alle Sünden wegnimmt, uns freiſpricht von aller Schuld und freimacht. Das iſt nun der beſtändige GOttesſinn gegen uns. Und daher iſt es leicht, Vergebung der Sünden von Ihm zu erlangen. Man kann bald haben, was man bei Ihm ſucht. Es bricht Ihm gleich das Herz, wenn man weinend und bittend kommt, und nichts als ſein Elend angeben und ſeine Schuld bekennen kann. Er gibt gewiß nie eine abſchlägige Antwort, wenn man Ihn herzlich bittet. Denn es iſt Seines Herzens Luſt. Ja, bei dem HErrn iſt die Gnade, und viel Erlöſung bei Ihm. Pſ. 130, 7. Wo Er viel vergibt, da kann Er Seine Gnade nach ihrem großen Reichthum deſto preiswürdiger machen. Das ſollte nun billig alle Sünder reizen, daß ſie mit Ernſt Vergebung der Sünden ſuchten. Eben dieſer Antrag der freien und reichen Gnade ſoll alles Mißtrauen und Schüchternheit der blöden Herzen wegnehmen. Das Gewiſſen predigt uns nur die Strafgerechtigkeit, nicht aber die Barmherzigkeit; dieſe predigt uns das Evangelium; daher müſſen wir von der Stimme des Gewiſſens weg und die Stimme des Evangeliums hören. Das Gewiſſen des Menſchen ſtellt ſich GOtt immer vor als einen ſtrengen Richter; es zittert, wenn es ernſtlich daran gedenken ſoll, und verſteckt ſich vor Ihm aus Furcht. Nein! In dieſer Gnadenzeit will Er als ein barmherziger Vater handeln. Der Knecht ſtellte ſich ſeinen Herrn alſo vor: ich will dir Alles bezahlen. — „Nein! Ich begehre keine Bezahlung; bitte du nur, ſo kann und will ich dir Alles umſonſt ſchenken!“ — Man muß alſo GOtt nur kennen lernen, wie Er ſich in Seinem Wort offenbaret und anbeut.

Man muß Seine Barmherzigkeit recht glauben lernen, wie David Pſ. 51.: GOtt, ſey mir gnädig nach Deiner Güte, und tilge meine Sünden nach Deiner großen Barmherzigkeit! — Aber wenn Jemand nun ſagt: es liegt mir ſchon lange an; ich möchte freilich gerne Vergebung haben, und kann ſie nicht bekommen; ich gehe ſchon Jahr und Tag damit um? — Antwort: Ich kann es einmal meinem guten GOtt nicht nachſagen laſſen, daß es ſchwer ſey, von Ihm Vergebung der Sünden zu erlangen! Damit würde Seine Gnade geſchwächt und geſchmäht; das hieße ſoviel: Er iſt nicht ſo barmherzig, als man von Ihm ausgibt. Nein! Vielmehr läßt Er keinen einzigen Seufzer umſonſt thun, der von Herzen geht. Man ſpürt ſogleich einen Troſt, eine Erleichterung in ſeinem Gewiſſen. Man merkt, es iſt Vergebung da; man ſolle ſich nur aufmachen mit ganzem Verlangen ſeiner Seele, dieſelbe zu holen. Alſo, mein lieber Chriſt! Auf Seiten GOttes fehlt es nicht. Es muß nur bei dir fehlen. Und da kann es hauptſächlich auf zweierlei Art fehlen: entweder aus Unlauterkeit deines Herzens, oder aus Unerkenntniß. Ich ſage: aus Unlauterkeit deines Herzens, wenn du die Sünde liebſt und fortmachſt; es iſt dir nicht von Herzen Ernſt; du meinſt's nur ſo: der liebe GOtt ſoll es dir nur nicht übel nehmen und dich nicht ſtrafen, daß du ſo biſt und das gethan haſt, du wolleſt es aber ferner noch thun. Läßt ein Vater ſo mit ſich umgehen? Oder ſoll GOtt nicht mehr väterlich geſinnt ſeyn, wenn Er nicht ſo mit ſich umgehen läßt? Siehe, du handelſt nicht aufrichtig mit GOtt, in deß Geiſt kein Falſch iſt. GOtt hat gern mit ehrlichen Leuten zu thun. Und da ſoll es nicht fehlen. Man will der Sünde nicht gerne los ſeyn, ſondern nur der Strafe. Vergebung iſt Erlöſung. Eph. 1. Oder, wenn es daran nicht fehlt, und du ſagen kannſt: Nun, ich bin aller Sünde von Herzen feind, ſie hat mich lange genug gequält, aber ich kann doch nicht los werden von ihr, ſo fehlt es an der rechten Erkenntniß. Lerne recht erkennen und laß dich überzeugen, wie GOtt geſinnet ſey! Faſſe andere Gedanken; lerne nach dem Evangelium über dich denken! Schaue auf JEſum, der dein Verſöhner worden iſt. Gründe dich auf Seine Verdienſte, damit dein Mißtrauen aus deiner Seele weg komme. Sobald du Glauben faſſeſt, und dich herzlich, kindlich zum Gnadenthron naheſt, ſo wirſt du erfahren, daß das leicht iſt, was du dir ſo ſchwer vorgeſtellt haſt. Laſſet uns nun hinzutreten mit Freudigkeit zu dem Gnadenſtuhl, auf daß wir Barmherzigkeit empfahen und Gnade finden auf die Zeit, wann uns Hilfe noth ſeyn wird! Ebr. 4, 16. Wir wollen nun auch die andere Wahrheit anführen,

II. *Wie ſchwer es ſey, Vergebung bei Menſchen zu erlangen.* Das zeigte der Knecht an ſeinem Mitknecht. Warum? Man hat kein ſo gutes, barmherziges Herz, wie GOtt. Die Menſchen ſind ſo *lieblos*, GOtt nicht. Es iſt nun ein Anderes in ihren Herzen; das kommt vom Satan her. Es iſt erſtaunlich, wie Menſchen mit und über einander herfahren können in Unbarmherzigkeit und Grauſamkeit. Vollends, wenn man ohnehin denkt: man habe ein *Recht* dazu. So zeigte es der Knecht. „Du biſt mir ja ſchuldig!“ Da ſteift man ſich auf das Recht, und kann unter dem Vorwand des Rechts all ſeinen Zorn, alle Rachbegierde und Ungerechtigkeit ausüben. Da heißt es: Aug um Aug, Zahn um Zahn; der hat mir das gethan, darum thue ich es wieder; der hat mich geſcholten, darum ſchelte ich ihn wieder; der hat mich betrogen, darum will ich ihn ſchon auch wieder daran bekommen! Und das iſt das Recht, worüber leider man ſich kein Gewiſſen macht. So ſtehts in der Welt; ſo iſt es ſeit ſechstauſend Jahren fortgegangen; das iſt die gemeine Art und Weiſe der Menſchen; deſſen darf man ſich zu ihnen verſehen. Daher iſt es auch *ſchwer*, Vergebung bei den Menſchen zu erlangen. Es bleibt im Herzen ſitzen, wenn man auch äußerlich noch gute Worte gibt. Man trägt es einem doch im Angedenken nach; ja man kann es einem erſt nach längerer Zeit wieder vorrücken. Man iſt nicht verſichert, ob man nicht nach langer Zeit noch eine Sache erfahren muß. So iſt's, und man wird die Welt nicht anders machen. Man muß es ſchon ſo gehen laſſen. Ja, wenn es nur nicht Chriſten wären! Allein ſie ſind eben jetzt die *Welt* geworden; denn die Welt iſt ja in allen vier Theilen ſolcher Chriſten voll! Was Raths nun, wenn du gerne auch *bei* deinem Nebenmenſchen Vergebung haben möchteſt? Antwort: Demüthige dich, bekenne dich, laß es dich nicht hindern, ob er dich beſchimpft, auslacht, beſpöttelt, verächtlich behandelt; beweiſe nur, daß du gerne Liebe üben und Liebe ſuchen wolleſt, ſo wird dein Gewiſſen *frei*. — Jener Sinn macht auch die Vergebung bei GOtt *ſchwer*. Deßwegen ſagt der Heiland: alſo wird euch mein himmliſcher Vater auch thun. Hieraus iſt klar; bei der Liebloſigkeit kann die Vergebung der Sünden nicht beſtehen. Niemand denke, daß er bei GOtt Vergebung der Sünden habe, wenn er ſeinem Nächſten nicht vergeben hat. Im Gebet des HErrn heißt es: Vergib uns unſere Schulden, wie wir vergeben unſern Schuldigern. Deßwegen iſt es auch noch eine Ceremonie, daß man Vergebung ſucht, wenn man zum heiligen Abendmahl gehen will. Aber leider! iſt es meiſtentheils ein äußerliches Thun um Beides. Wie man bei GOtt Vergebung ſucht im heiligen Sacrament, ſo ſucht man es auch bei Menſchen — ohne Herz, ohne Aufrichtigkeit; daher bricht es ſo leicht wieder auf. Was iſt nun da für Rath? Antwort: Handelt aufrichtig und von Herzen mit GOtt, im Gebet, beim heiligen Abendmahle; handelt aufrichtig und von Herzen mit dem Nebenmenſchen, ſo wird es euch leicht werden, mit fröhlichem Gewiſſen vor GOtt und Menſchen zu wandeln! Amen.

Eine andere Predigt am zweiundzwanzigſten Sonntag nach Trinitatis.

Antritts-Predigt in Ebningen, 1735.

Evangelium: Matth. 18, 23 — 35.

Das Himmelreich iſt gleich einem Könige — Bruder ſeine Fehler.

Die Predigt des Evangelii iſt nichts anderes, als eine fröhliche Verkündigung der Gnade GOttes an die ganze Welt. Seitdem der Sohn GOttes ſelbſt in der Welt erſchienen iſt, und Sein theures Blut für alle Menſchen vergoſſen hat, iſt dieſe Verkündigung der Gnade GOttes recht in Gang und Schwang gekommen. Alle Welt ſoll wiſſen, wer nur Ohren hat, ſoll hören, daß GOtt an der elenden, verdorbenen Welt, an dem ganzen Sündergeſchlechte auf Erden Seine Gnade, ja einen überſchwänglichen Reichthum Seiner Gnade erzeigen und offenbaren wolle in Seiner Freundlichkeit über uns in Chriſto JEſu. Epheſ. 2, 6. Darum gibt JEſus bei der Macht, die Er empfangen hat über Himmel und Erde, Seinen Jüngern und allen Seinen Knechten Befehl, auszugehen, und dieſes Evangelium zu predigen aller Creatur. Und dieſe Predigt ſoll fortwähren bis an das Ende der Welt. Denn Er ſagt: Ich bin mit euch alle Tage bis an das Ende der Welt. So ſoll es demnach durch alle Zeiten hindurch ein Zeugniß in der Welt ſeyn und bleiben; ſo ſoll es demnach niemals fehlen, daß JEſus nicht noch Knechte unter den Menſchen hätte, die Er ſelbſt dazu beſtellt und auswählt, den Menſchen die Gnade GOttes anzutragen. Es muß Stimmen geben, es muß Poſaunen der Gnade, Prediger des Heils geben, ſo lange die Erde ſteht. Dieß Wort ſoll nicht aufhören, bis der HErr kommt. O wie gerne ſoll man demnach hören, wenn man nur von Gnade predigt! Wie lieblich (ſoll es heißen) ſind die Füße der Boten, die da kommen, Friede zu verkündigen, Gutes zu predigen, Heil zu verkündigen! Jeſ. 52.

Nun, ihr Lieben! Ihr höret jetzt ſchon auf einmal, was der Inhalt aller meiner Predigten, und die Abſicht meines ganzen Amts unter Euch ſeyn werde. Ich werde in Eurer Mitte und an Euer aller Herzen ein Prediger der Gnade ſeyn. Das iſt mein Zeugniß, das ich führe, und mein Werk, das ich durch die Gnade GOttes nun ſchon 25 Jahre treibe, zu bezeugen das Evangelium von der Gnade GOttes. Apoſtelg. 20, 24. Zum Preis meines HErrn darf ich wohl ſagen und bekennen: Er hat mein Wort und meinen ſchwachen Dienſt noch niemals und nirgends laſſen vergebens und ohne Segen ſeyn. Es iſt noch überall und allemal ein guter Geruch JEſu Chriſti vor GOtt und in der Menſchen Gewiſſen geworden. Da mich nun die wunderbare Hand meines GOttes auf eine unvermuthete Weiſe zu Euch leitet, meinen Dienſt am Evangelio auch noch an Euch zu beweiſen, ſo bin ich getroſt in meinem GOtt und voller Zuverſicht, Er werde mich auch unter Euch im Segen ſeyn und wandeln laſſen. Es iſt auf Euer Heil, auf lauter Gutes, auf den ſeligen Genuß Seiner Gnade angeſehen, und von Ihm und von mir gut gemeint. Neiget Euer Ohr her und höret; neiget Eure Herzen her, und empfanget die Gnade, die Euch verkündiget und angeboten wird! So werdet Ihr Euch mit mir freuen, und der HErr wird Ehre haben in unſerer Mitte! Nun, davon will ich zu Euch dießmal auch reden, und mein erſtes Zeugniß von Seiner Gnade auf Euer Herz legen.

Wo die Sünde mächtig geworden iſt, da iſt doch die Gnade viel mächtiger geworden. So ſchreibt Paulus Röm. 5, 20. Das iſt ein wichtiger und ſehr tröſtlicher Ausſpruch, der ſich nicht nur auf den einen oder den andern Menſchen, ſondern auf die ganze Welt bezieht. Denn der Apoſtel will eigentlich die große und herrliche Gnade preiſen, die allen Menſchen, keinen ausgenommen, von GOtt in Seinem Sohne JEſu Chriſto zugedacht, bereitet und geſchenkt iſt. Und da macht er eine Vergleichung zwiſchen der Sünde und der Gnade. Er ſtellt vor und ſagt: man rechne von Adam an, der der erſte Sünder geweſen. Durch Einen Menſchen iſt die Sünde hereingekommen. Wie weit hat ſie um ſich gegriffen! Alle ſeine Nachkommen ſind Sünder geworden. Bis auf den heutigen Tag iſt kein Menſch auf Erden, der nicht ſagen müßte: ich bin auch der einer, aus ſündlichem Samen gezeugt. Nun, durch alle dieſe ſündigen Menſchen iſt freilich der Sünde viel geworden. So iſt die erſte Sünde eine ſehr mächtige und unzählbar vervielfältigte Sünde geworden. Wer hier nachrechnet und es bedenkt, der möchte fragen: Iſt es denn möglich, daß der Welt dieſe Sündenlaſt wird abgenommen werden können? und der muß erſtaunen, wenn er im Evangelio hört: Ja, ob bei uns iſt der Sünde viel, bei GOtt iſt viel mehr Gnade! Die Gnade iſt doch noch viel größer, mächtiger, überſchwänglicher. Sie iſt mächtiger, und überwindet die Sünde. Sie iſt gewichtiger, und überwiegt die Sünde; ſie iſt überſchwänglicher, und hebt alle Sünde auf. Da nun in der ganzen Welt und durch alle Zeiten die Sünde ſo groß, und viel und mächtig groß geworden iſt, ſo iſt dagegen eine noch größere, reichere und überſchwänglichere Gnade durch GOttes Vorſatz in Chriſto in die Welt hereingedrungen, welche allen Menſchen helfen, ſie von der Sünde los und frei machen und zum Leben bringen kann. Und ſo iſt es! So hat es GOtt bereitet! So wird es verkündiget als ein gewiſſes, von Allen annehmungswerthes Wort, und dieß lehrt und predigt JEſus auch im heutigen Evangelio; daher ich Euer Liebe vorſtellen will:

Den Ueberſchwang der Gnade gegen der Sünde.

Und zwar:

I. Die mächtig große Sünde.

II. Die noch viel größere und überſchwänglichere Gnade.

Nach der Anweiſung Pauli müſſen wir eine Vergleichung anſtellen zwiſchen der Sünde und der Gnade, auf daß uns der Ueberſchwang derſelben recht in die Augen leuchte, und preis- und anbetungswürdig werde. Wir reden hienach

I. Von der mächtig großen Sünde. Das zeigt JEſus im Evangelio an dem Knechte, der ſeinem Herrn zehentauſend Pfund ſchuldig geworden war. Nun, das war eine ſehr große Summe. Und der Heiland führt mit Fleiß eine ſo große Geldſumme an, zu zeigen, mit was für großen Schulden wir vor GOtt zu thun haben. Denn Er redet vom Himmelreich. Das Himmelreich iſt gleich einem Könige u. ſ. w. Das zeigt ſo viel deutlich an: Das Himmelreich kommt nicht an ſolche fromme und gerechte Leute, die deſſelben von ſelbſt würdig wären, ſondern wenn GOtt Menſchen in Seinem Reiche haben, und ſie Seine ſelige Gemeinſchaft genießen laſſen will, ſo muß er nur ſeine Schuldner nehmen. Und da trifft Er den nächſten, beſten ſogleich ſo an, daß er Ihm zehentauſend Pfund ſchuldig iſt. So häuft ſich die Sünde bei den Menſchen. Es geht in ihrem Leben, Weſen und Wandel immer auf mehrere Schulden los. So iſt es von Anfang an gegangen. Und es wird noch von GOtt gezählt. Es wird nicht nur ſo überhaupt von GOtt genommen. Zehntauſend Pfund ſind eben doch nicht bloß fünftauſend Pfund, nicht bloß zehen Groſchen, nein, es ſind 40 Millionen Gulden. Alſo darf man nicht nur überhaupt denken: ich bin eben auch ein Sünder! ſondern es iſt genau gerechnet, wie viel man ſchuldig iſt. Und da zeigt ſich freilich eine ungeheure Summe. Hiob, der gerechte Mann, hat auch auf tauſend gezählt, und ſagt Kap. 9, 1. 2.: Hat GOtt Luſt, mit dem Menſchen zu rechten, abzurechnen, ſo kann er ihm auf tauſend nicht Eins antworten. Und David ſagt Pſ. 40, 13: es haben mich meine Sünden ergriffen, ihrer iſt mehr, als ich Haare auf meinem Haupte habe. Wenn nun eines einzigen Menſchen Schuld ſchon ſo groß iſt, wie groß wird nicht die Schuld aller Menſchen zuſammen ſeyn! was haben nicht alle Menſchen von Adam an zuſammenverſchuldet! Rechnet man auf einen einzigen Menſchen nur eine Million Sünden (wie hier der Heiland ausdrücklich ſagt), und erwägt, daß ſchon ſo viele tauſend Millionen Menſchen auf der Welt waren und ſind, welche unausſprechliche Zahl, welche ungeheure Schuld macht das aus! Und, ihr Lieben! das iſt nicht blos ſo vergleichungsweiſe geredet, ſondern es iſt wirklich ſo. So ſteht es vor den Augen GOttes; ſo ſieht GOtt die Welt an. Die ganze Erde iſt nichts anderes, als ein Wohnhaus Seiner Schuldner. Das iſt dem David im Gemüthe gelegen, wenn er Pſ. 14, 2. ſpricht: der HErr ſchauet vom Himmel auf die Menſchen-Kinder, daß Er ſehe, ob jemand klug ſey, und nach GOtt frage. Und Sein Zeugniß heißt: Sie ſind Alle abgewichen, und alleſamt untüchtig; da iſt keiner, der Gutes thue, auch nicht Einer. Da ſind wir alſo auch mit darunter; wir haben unſer Theil auch dabei; wir haben unſern Haufen auch dazu beigetragen, daß die Schuld der Welt, die Sünde des Menſchengeſchlechts vor GOtt deſto größer geworden iſt. Aber unter den Menſchen ſelbſt wird es nicht ſo geachtet, wie es vor GOtt ſteht. Sie rechnen nicht ſo genau, als es GOtt anſchreibt und weiß und zur Abrechnung fordert. Darum liegt GOtt und Seiner Ehre daran, den Menſchen auch erkennen zu geben, wie mächtig groß ihre Sünde ſey. Und das hat GOtt gethan durch Sein Geſetz. Darum hat GOtt den Menſchen Sein Geſetz gegeben, damit ſie daraus erkennen ſollten, was ſie Ihm ſchuldig ſind, und was Er an ſie zu fordern habe. Denn durch das Geſetz kommt Erkenntniß der Sünde. Und in dem Gleichniße iſt es auch ebendahin gemeint, wenn der Heiland ſagt: da er nun nicht hatte zu bezahlen, hieß der Herr verkaufen ihn, und ſein Weib, und ſeine Kinder, und Alles, was er hatte, und bezahlen. Da wollte ihm der König nur zeigen, daß er ſeine Verſchuldung nicht ſollte gering nehmen. Ohne Zweifel hat er es vorher nicht ſo bedacht, noch ſo hoch genommen. Aber da es Ernſt wurde, da der König, ſein Herr, ſich mit ihm darüber ſetzt, da wurde er durch ihn zur Erkenntniß gebracht, daß er ſagen mußte: Ja, ich bin es ſchuldig; ich ſollte billig bezahlen; ich will bezahlen. Es war ja dem Könige nicht um die wirkliche Bezahlung zu thun, ſondern nur, daß der Knecht ſich demüthigen, ſein Unrecht erkennen, und um Erbarmung flehen ſollte. Und ſo hält es GOtt mit allen Menſchen durch Sein Geſetz. Dieſes ſtellt dem Menſchen nicht bloß ſeine Abweichung vor, ſondern dringt ihm auch in das Gewiſſen, rügt ihm und deckt ihm auf, was er wider GOtt begangen. Dadurch wird die Schuld erſt recht groß in den Augen der Menſchen. Hievon iſt ein merkwürdiger Spruch Röm. 7, 13: Aber die Sünde, auf daß ſie erſcheine, wie ſie Sünde iſt, hat ſie mir durch das Gute den Tod gewirket, auf daß die Sünde würde überaus ſündig durch das Gebot. O, wem da die Augen geöffnet werden, zu ſehen, was ihm der Spiegel des göttlichen Geſetzes vorhält, der wird klein, geſchmeidig, bekennt ſich vor GOtt und ſagt in Wahrheit: meine Sünden ſind ſchwer und übergroß und reuen mich von Herzen! Da iſt es Zeit, einem ſolchen Schuldner GOttes, der nun auf ſeinen Knieen ligt und anbetet, zu ſagen: ſey getroſt: die Gnade GOttes iſt noch überſchwänglich größer als alle deine Sünden! Und dieß führt mich nun auf den anderen Punkt.

II. Die noch viel größere und überſchwänglichere Gnade. Das will der Heiland zeigen, wenn es heißt: Da jammerte den Herrn deſſelbigen Knechts, und er ließ ihn los, und die Schuld erließ er ihm auch. Nun laſſet uns bedenken: Es iſt in dem Herzen GOttes noch ein Jammern, ein Erbarmen übrig, das viel größer iſt, als die Sünde der ganzen Welt. Es war Sein Vorſatz von Ewigkeit her in Chriſto JEſu: Seine Barmherzigkeit recht groß zu machen. GOtt, der da reich iſt an Barmherzigkeit nach Seiner großen Liebe, hat uns in Chriſto JEſu angeſehen. Dieſe von Ewigkeit beſchloſſene Barmherzigkeit iſt nun der erſte Grund der Hoffnung. Dieſer Hoffnungsgrund war David ſo wichtig, daß er Pſ. 25, 6. 7. ſagt: Gedenke, HErr, an Deine Barmherzigkeit, und an Deine Güte, die von der Welt her geweſen iſt. Gedenke nicht der Sünden meiner Jugend, und meiner Uebertretung; gedenke aber mein nach Deiner Barmherzigkeit um Deiner Güte willen! — Das iſt uns im Evangelium bezeugt; „da jammerte es GOtt in Ewigkeit; Er dachte an Seine Barmherzigkeit und ließ ſich Sein Beſtes koſten.“ Aber zudem haben wir noch einen Bürgen, der für uns bezahlt hat. Das hat der HErr JEſus in dem Gleichniſſe noch nicht anführen können, denn Er war noch nicht geſtorben. Aber nach Seiner Vollendung iſt es offenbar geworden, daß Sein Blut das Löſegeld geworden ſey für alle Sünden. GOtt hat Seiner Gerechtigkeit ſelbſt die Bezahlung verſchafft durch den Tod Seines eigenen Sohnes. Er hat Seines eigenen Sohnes nicht verſchont, ſondern hat Ihn für uns Alle dahin gegeben; wie ſollte Er uns mit Ihm nicht Alles ſchenken? Röm 8, 32. Die Schulden der ganzen Welt ſind bezahlte Schulden. GOtt war in Chriſto und verſöhnte die Welt mit Ihm ſelber, und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu. 2 Cor. 5, 19.

Darum kann und will Er gerne den Schuldner loslaſſen, der Ihm und Seinem Geſetze verhaftet war. Er ließ ihn los. Die Sünden binden das Gewiſſen. Ein Menſch, der ſeine Sünden noch auf ſich liegen hat, der noch nicht Vergebung empfangen hat, iſt wie in das Gefängniß gelegt und eingeſchloſſen. Das Geſetz GOttes hält ihn und läßt ihn nicht los. So heißt es Gal. 3, 23: Wir waren unter dem Geſetze verwahret und verſchloſſen auf den Glauben, der da ſollte geoffenbaret werden. Und das fühlt der Menſch in ſeinem Gewiſſen. Wenn er ſich ſchon darüber wegſetzen will, ſo hält ihn doch ſein eigenes Gewiſſen wie an einem Bande und rückt es ihm immer wieder vor; deßwegen klagen ja manchmal die Menſchen: „ich kann dieſe Dinge nicht los werden; es fällt mir immer wieder ein, und plagt mich und nagt mich.“ Aber die Gnade GOttes macht los und frei, los vom böſen Gewiſſen, Ebr. 10, 22. quitt und frei, daß man ſich nicht mehr ängſtigen darf. Wenn euch der Sohn frei macht, ſo ſeyd ihr recht frei.

Und die Schuld erließ er ihm auch. Da wurden ihm die zehntauſend Pfund geſchenkt wie ein Heller. So iſt GOttes Sinn. Er kann und will viel vergeben. Er vergibt Millionen Sünden wie Eine. Ein ſo reicher HErr kann auch Viel ſchenken. Und das preiſt David Pſ. 130.: bei dem HErrn iſt die Gnade und viel Erlöſung.

Nun, das iſt die viel größere und überſchwänglichere Gnade gegen der Sünde. Alles iſt in dem Spruch enthalten Röm. 3, 24: Wir werden ohne Verdienſt (umſonſt) gerecht aus Seiner Gnade, durch die Erlöſung, ſo durch Chriſtum JEſum geſchehen iſt. So ſoll denn alle Welt, und ein Jeglicher, der eben ein Sünder iſt, wiſſen: es iſt Gnade genug da!

1) O eine große Gnade! Da hat man ja nicht Urſache, ſeine Sünden gering zu machen oder zu verhehlen. Ja, wenn man nicht von Gnade predigen könnte, ſo wäre es keinem Menſchen übel zu nehmen, wenn er es nicht gerne erkennete. Man müßte ja dann verzweifeln. Aber weil die Gnade größer iſt, ſo ſoll man

ſich deſſen nicht weigern, damit man der Gnade GOttes theilhaftig werde.

2) Umſonſt! So geſchah dem Knecht; ſo geſchieht auch uns. Wir dürfen nicht erſt abverdienen noch büßen, ſondern es ſoll uns Alles abgenommen werden, als wenn nie etwas von uns verſehen noch geſündigt worden wäre.

3) Um der Bezahlung JEſu Chriſti willen. Iſt nun der Schuldbrief in das Gewiſſen geſchrieben, ſo wird er mit dem Blute JEſu ausgeſtrichen, und ihm dagegen ein Freibrief geſchenkt und in ſein Herz gedrückt und geſchrieben von dem heiligen Geiſte. Dieſen darf der Begnadigte vorzeigen vor GOttes Throne.

O wer ſollte demnach nicht zugreifen, wenn er von ſolcher Gnade hört! Die Menſchen ſind gewiß nur zu zaghaft; ſie trauen der Barmherzigkeit GOttes nicht ſo viel zu; ſie ſchleppen ſich mit ihren Sünden durch Unglauben. O laſſet doch das Blut JEſu gelten; es iſt die Bezahlung für alle, alle Sünden! Und wenn alle Menſchen zu Haufen wären, ſo wären es doch nicht zu viele; ich dürfte es doch ohne Anſtand ſagen. Ja, ich wollte den größten Sünder unter ihnen zuerſt anreden und ſagen: Es iſt Gnade da; das Blut JEſu redet für dich; ergib dich JEſu, dem Bürgen und Tilger deiner Schulden! Dieſen Preis will GOtt und JEſus von der Welt haben, GOtt, daß Er vergebe, und JEſus, daß Er bezahlt habe. Laſſet demnach auch an Euch Seine Gnade die Probe machen, wie groß ſie ſey! O wie freudig wird dann ein Sünderherz! Da wird man weich und liebreich, und kann auch viel vergeben. Das will der Heiland auch noch lehren, daß man ſeinem Bruder auch vergeben ſolle. Die Gnade macht dem Menſchen ein liebreiches Herz.

Nun, ſo habe die Gnade GOttes ihren Preis auch in unſerer Mitte! Ihr ſeyd Alle dazu eingeladen; Niemand halte ſich ſelbſt für unwürdig. Faſſet einen Muth auf das Zeugniß des wahrhaftigen GOttes hin! O wie iſt die Arbeit der Knechte dem HErrn ſo wohlgefällig und zum Preiſe, wenn ein Haufen Sünder und Schuldner aus Erfahrung die Gnade preiſen kann! Wir ſind alle ſolche Sünder geweſen. Aber wie ſich Paulus zum Exempel darſtellt 1 Tim. 1., ſo will ich mich auch zum Exempel darſtellen: mir iſt auch viel vergeben worden; darum preiſe ich Euch deſto freudiger die Gnade an.

O daß ich das erleben möchte, daß Viele, ja Alle ſich die Gnade GOttes ließen theuer ſeyn! O wie gerne wollte ich unter Euch bleiben und wandeln und GOtt preiſen! Nun, der HErr, unſer JEſus Chriſtus, hochgelobt in Ewigkeit, laſſe auch dieſes Wort einen Segen ſeyn für Alle! Amen.

Am Feiertag Simonis und Judä.

Dettingen, 1731. Zugleich Herbſtpredigt.

Evangelium: Joh. 15, 17 — 21.

Das gebiete ich euch, daß ihr euch untereinander liebet. So euch die Welt haſſet, ſo wiſſet, daß ſie mich vor euch gehaſſet hat. Wäret ihr von der Welt, ſo hätte die Welt das Ihre lieb; dieweil ihr aber nicht von der Welt ſeyd, ſondern ich habe euch von der Welt erwählet, darum haſſet euch die Welt. Gedenket an mein Wort, das ich euch geſagt habe: der Knecht iſt nicht größer, denn ſein Herr. Haben ſie mich verfolgt, ſie werden euch auch verfolgen. Haben ſie mein Wort gehalten, ſo werden ſie eures auch halten. Aber das alles werden ſie euch thun um meines Namens willen; denn ſie kennen Den nicht, der mich geſandt hat.

Es iſt ſowohl eine unumgängliche Pflicht, als auch zugleich eine wirkliche Seligkeit eines Chriſten, daß er ſeinen GOtt immer mehr erkennen lernt. Aber Niemand würde GOtt erkennen lernen, wenn Er ſich nicht ſelbſt zu erkennen gegeben hätte. Niemand wüßte Etwas von GOtt, wenn ſich GOtt nicht ſelbſt bezeugt, geoffenbart und bekannt gemacht hätte. Alſo muß GOtt auch ſelbſt der Lehrer von Seiner Erkenntniß ſeyn. Wir müſſen es von GOtt ſelbſt hören und lernen, was wir von Ihm halten und wie wir Ihn erkennen ſollen. Und da belehrt uns GOtt von Seiner Erkenntniß auf zweifache Weiſe. Erſtlich durch die Werke der Natur, und durch Alles, was Er ſchafft und thut, beides im Himmel, auf Erden, im Meere und in allen Tiefen. Zweitens durch Sein Wort und die heilige Bibel, darin Er uns Seinen heiligen Willen zu unſerer Seligkeit hat vornämlich bekannt gemacht. Aus dieſen zwei Quellen fließt alle Erkenntniß von GOtt, die wir Menſchen in dieſer Zeit haben können. Das iſt gleichſam ein doppeltes Buch, darin wir fleißig leſen und lernen ſollen, was GOtt ſey, und wie Er insbeſondere gegen uns ſey und ſeyn wolle.

Nun, ihr Lieben! Wir ſind noch in unſerm geſegneten Herbſt begriffen. Der liebe GOtt hat uns heuer unſere Weinberge und unſere Keltern zu einem Buche gemacht. So viele Traubenbeere, ſo viele Buchſtaben, daran wir GOtt ſollen erkennen lernen. Nun, wir wollen dießmal dieſes Buch auch in der Kirche aufſchlagen und daraus leſen lernen, und zugleich das andere Buch, die heilige Bibel, mit dazu nehmen, und aus beiden dießmal unſern GOtt beſſer kennen lernen. Er gebe Gnade dazu, wenn ich Gelegenheit aus unſerm Evangelium nehme, und Eurer Liebe zur Beherzigung vorſtelle:

Die Erkenntniß GOttes.

Und zwar:

I. Als des allmächtigen Schöpfers und Erhalters aller Dinge;

II. Als des ewigen Vaters unſers HErrn JEſu Chriſti.

Sie kennen den nicht, der mich geſandt hat. So klagt der Heiland in dem heutigen Evangelium. Wer war denn Derſelbe, den ſie nicht kannten, noch recht erkennen wollten? Es war der himmliſche Vater, der Seinen eigenen lieben Sohn darum in die Welt geſandt hatte, daß wir durch Ihn leben ſollen. Derſelbige, von welchem JEſus Joh. 8, 54. zu den Juden ſagte: Es iſt aber mein Vater, der mich ehret, von welchem ihr ſprechet; Er ſey euer GOtt. Sie kannten alſo ihren GOtt nicht, den Vater, der ihnen den Sohn geſandt hatte. Das ging JEſu zu Herzen, daß ſie ſo unwiſſend und ſo verkehrten Herzens waren, und wollten nicht auf GOtt merken, Ihn zu erkennen. Nun, dieſer GOtt iſt auch unſer GOtt. Die Klage JEſu im heutigen Evangelio ſoll uns zur Aufmunterung dienen, daß wir uns beſſer halten, als ſich Jene gehalten haben, beſonders da wir dazu ſo viele ſchöne Gelegenheit haben. Ich will euch dazu durch meinen dermaligen Vortrag eine kurze Anweiſung geben, indem ich euch vorſtelle die Erkenntniß GOttes

I. Als des allmächtigen Schöpfers und Erhalters aller Dinge. Wir ſollen vor allen Dingen GOtt erkennen lernen aus den Werken, die Er gemacht hat und noch täglich ſchafft und thut, denn Er iſt der allmächtige Schöpfer und Erhalter aller Dinge. Er heißt GOtt, der HErr Zebaoth, der die Himmel ſchaffet und ausbreitet, der die Erde machet und ihr Gewächs, und dem Volk, ſo darauf iſt, den Odem gibt, und den Geiſt denen, die darauf gehen. Jeſ. 42, 5. Er iſt's, der Alles erhält und träget mit Seinem kräftigen Wort; Seine Macht wirket in allen Dingen; Seine Güte zeiget ſich an allen Geſchöpfen. Die Erde iſt voll Seiner Güte, wie es Pſ. 104. heißt: HErr, Du läſſeſt Gras wachſen für das Vieh, und Saat zu Nutz den Menſchen, daß Du Brod aus der Erden bringeſt, und daß der Wein erfreue des Menſchen Herz und ſeine Geſtalt ſchön werde vom Oel, und das Brod des Menſchen Herz ſtärke. Es wartet Alles auf Dich, daß Du ihnen Speiſe gebeſt zu ſeiner Zeit. Wenn Du ihnen gibſt, ſo ſammeln ſie; wenn Du Deine Hand aufthuſt, ſo werden ſie mit Gut geſättiget. HErr, wie ſind Deine Werke ſo groß und viel! Du haſt ſie alle weislich geordnet, und die Erde iſt voll Deiner Güter. Er iſt's, wie es Hoſ. 2. ausgedrückt iſt, der den Himmel erhöret, damit der Himmel die Erde erhöre, und die Erde Korn, Moſt und Oel erhöre, und alsdann dieſelbigen den Menſchen erhören. Das iſt Seine Weisheit, die aus der Ordnung und Einrichtung aller Geſchöpfe hervorleuchtet. Und an dem Allem ſollen wir merken, was wir für einen GOtt haben, und Ihn nach Seiner Macht, Weisheit und Güte daran kennen lernen. Wenn wir auf Seine Werke merken und achthaben, ſo wird uns GOtt nicht nur bekannt, ſondern auch lieb. Es wird uns wohl gefallen, wir werden Freude daran haben und Ihn loben über aller Seiner Herrlichkeit. – Und das iſt die *wirkliche Abſicht GOttes* ſelbſt, warum Er uns ſo viele Creaturen vorſtellt und uns auf einen ſolchen Schauplatz Seiner Wunder geſetzt hat. Davon heißt es Röm. 1, 20. GOttes unſichtbares Weſen, das iſt Seine ewige Kraft und Gottheit, wird erſehen, ſo man deß wahrnimmt an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt; alſo daß ſie keine Entſchuldigung haben. Man muß aber mit Verſtand wahrnehmen. Wer es nicht wahrnimmt, der lernt GOtt nicht erkennen; er tappt auf dem ſchönen Buch

GOttes nur herum, ſtatt daß er darein ſehe und daraus lernen und wahrnehmen ſollte, was GOtt thut.

Nun, ihr Lieben! Wir wollen nur beim Nächſten bleiben. Wenn mich nun ein Weingärtner, der das ganze Jahr gearbeitet hat, fragte: wie ſoll ich's machen, daß ich an meinem Herbſt GOtt näher kennen lerne? ſo will ich euch darin ein Exempel geben, und es in ein paar Punkte faſſen:

1) Sein erſter Gedanke ſoll dieſer ſeyn: Wie iſt doch GOtt ein ſo guter GOtt! Es hängt die Nahrung ſo vieler armen Leute an dem Wein. Wie wäre ihnen ſo übel gerathen geweſen, wenn entweder die Trauben nicht reif geworden oder erfroren wären! Und das hätte ja ſeyn können! Man hat es ſchon befürchtet; wir würden es auch nicht verdient haben. Aber was wäre für ein Elend und eine Noth unter den armen Leuten geworden! Alſo ſehe ich hieraus, wie gut GOtt iſt, ein Verſorger der Armen! Ich habe euch ſchon oft bezeugt: ach, wir haben einen guten GOtt. Nun könnet ihr es mit Händen greifen.

2) Wie iſt doch GOtt ſo ein allmächtiger GOtt! Seine Macht geht weiter, als wir denken können. Er kann ſchaffen, wo wir nichts mehr vor uns ſehen. Es ſtehet Ihm Alles zu Gebote. Sein Segen breitet ſich ſogleich aus, Seine ewige Kraft wird geſehen vor Augen. Es iſt ein Wunder vor unſern Augen!

3) Wie iſt doch GOtt ein ſo verborgener GOtt! Er läßt uns nicht vorher wiſſen, was Er thun will. Er läßt uns nicht zu klug werden in Seinen Werken, damit wir fein immer wieder etwas an Ihm zu merken und zu lernen haben, und bei Ihm beſtändig in die Schule gehen. Nun, der Weinberg iſt eine rechte Schule GOttes. Heuer haben die beſtgebauten Weinberge nicht ſo viel ausgegeben, als die mittelmäßigen. Wie kommt das? Was ſoll uns das lehren? Komm, ich will dich in die Schule führen! Siehe, du weißt nie, was in deinem Weinberge das Beſte iſt; du kannſt bei aller deiner Arbeit nicht ſagen: ich habe es recht getroffen, mir kann es nicht fehlen. Wenn du die Reben einlegſt, ſo kannſt du ſie zu tief legen; kommt Näſſe, ſo iſt es nicht gut; legſt du ſie nicht tief, ſo kann Froſt kommen; wenn du ſie beſchneideſt, kannſt du viele gute Augen abſchneiden, die Wein getragen hätten. Wenn du hackſt und felgeſt, kannſt du zu viel thun und die Triebe zum Geilen bringen. Was

will dich nun GOtt lehren? Du ſollſt nie auf deine Arbeit trauen, ſondern ſie GOtt befehlen; du ſollſt Ihm nie zu klug werden, und wiſſen, was GOtt machen will, ſondern Ihm vertrauen, auf Ihn harren, Seiner wahrnehmen und es Seinem Segen anbefehlen.

4) Wie iſt doch GOtt ſo ein *weiſer* GOtt! Er handelt durch Mittel, aber durch ſolche, die Er in Seiner Hand hat. Er hat noch warme Tage gegeben; Er hat noch Regen gegeben; Er hat den Froſt aufgehalten, bis es abgeleſen war. Nun könnte man denken: ja, ſo iſt es eben gekommen! Aber da bliebe man bei den Mitteln ſtehen, und ſähe nicht auf GOtt.

Nun, wer das recht bedenket, der wird ſich gewiß mehr über GOtt, als über ſeinen Wein freuen, und GOtt daran mit Wohlgefallen kennen lernen. Kürzlich wollen wir noch betrachten:

II. *Die Erkenntniß GOttes, als des ewigen Vaters unſeres HErrn JEſu Chriſti.* So heißt Er im Evangelium; der Sohn ſagt: der mich geſandt hat. Wer GOtt in der Natur kennen lernt, der lernt doch *ſein Herz* noch nicht kennen. Alle leiblichen Gaben und äußerlichen Werke ſollen uns nur eine *Handleitung und Aufweckung* ſeyn, Ihn in Chriſto kennen zu lernen und aus Seinem Wort zu vernehmen, wie wir zu Ihm kommen ſollen. Da wird ſeine Erkenntniß erſt für uns zu wahrem Segen. Nun, im erſten Artikel heißt es: Das Alles ich Ihm zu danken und dafür zu dienen und gehorſam zu ſeyn ſchuldig bin. Das muß der Ausſchlag dieſer Erkenntniß ſeyn, daß wir JEſum in's Herz aufnehmen.

Danket Ihm; aber wiſſet, Ihr ſeyd ſchuldig, dafür zu dienen und gehorſam zu ſeyn; das ſoll Euch nicht ſchwer fallen! Möget ihr durch des HErrn Gnade euch ziehen laſſen zu ſolchem willigen Dienſt und Gehorſam im Namen unſeres GOttes! Amen.

Am dreiundzwanzigſten Sonntag nach Trinitatis.

Weinsberg, 1737.

Evangelium: Matth. 22, 15—22.

Da gingen die Phariſäer hin und hielten einen Rath, wie ſie JEſum fiengen in Seiner Rede. Und ſie ſandten zu Ihm ihre Jünger, ſamt Herodis Dienern und ſprachen: Meiſter, wir wiſſen, daß Du wahrhaftig biſt, und lehreſt den Weg GOttes recht, und Du frageſt nach Niemand, denn Du achteſt nicht das Anſehen der Menſchen. Darum ſage uns, was dünket Dich? iſt's recht, daß man dem Kaiſer Zins gebe, oder nicht? Da nun JEſus merkte ihre Schalkheit, ſprach Er: ihr Heuchler, was verſuchet ihr mich? weiſet mir die Zinsmünze. Und ſie reichten Ihm einen Groſchen dar. Und Er ſprach zu ihnen: weß iſt das Bild und die Ueberſchrift? Sie ſprachen zu Ihm: des Kaiſers. Da ſprach Er zu ihnen: ſo gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, und GOtt, was GOttes iſt. Da ſie das höreten, verwunderten ſie ſich, und lieſſen Ihn, und gingen davon.

Womit ich vergangenen Sonntag den Beſchluß an meiner Predigt gemacht habe, damit kann ich heute den Anfang machen. Es hat damals geheiſſen: handelt nur aufrichtig und von Herzen gegen GOtt im Gebet beim heiligen Abendmahle; handelt aufrichtig und von Herzen mit dem Nebenmenſchen, ſo wird es euch leicht werden, mit fröhlichem Gewiſſen und heiterem Angeſicht vor GOtt und Menſchen zu wandeln. Heute haben wir Gelegenheit, auch das Gegentheil zu betrachten, und Licht und Finſterniß gegen einander zu halten. JEſus heißt im heutigen Evangelium angeſehene Leute, welche ſich mit Ihm in's Geſpräch eingelaſſen und Ihm eine wichtige Frage vorgelegt hatten, ausdrücklich Heuchler. Ihr Heuchler, was verſuchet ihr mich? Das hat Er nicht als ein Schmähwort geſagt zu ihrer Beſchimpfung, wie Menſchen manchmal ohne Verſtand herausfahren und einen andern ſchelten; ſondern Er hat es in großem Ernſt geredet, und damit ihre Herzen aufwecken und ihr Gewiſſen erregen wollen. Mein GOtt und Heiland! Ich weiß, daß Du das Herz prüfeſt und Aufrichtigkeit iſt Dir angenehm; aber die Falſchen beſtehen nicht vor Deinen Augen; prüfe mein Herz, und ſiehe, wie ich's meine, damit Du mich nicht auch für einen Heuchler erklären müſſeſt! — So ſoll ein Jegliches denken und beten, wenn es ein ſolch' ernſtliches Wort aus JEſu Munde höret. Denn darauf kommt es mir nicht an, was Menſchen von mir halten und reden, ſondern darauf kommt's mir an, was Du von mir hältſt und wie Du mich erkenneſt; denn vor Deinen Augen iſt Alles offenbar. Es ſoll uns demnach angelegen ſeyn, auch hierinnen uns in Sein Licht zu ſtellen und von Ihm zu lernen, wie wir an uns ſelbſt und an Andern Wahrheit und Heuchelſchein unterſcheiden ſollen. Ich will euch dazu Anleitung geben, wenn ich Eurer Liebe vorſtelle:

Den Sinn des HErrn JEſu von der Heuchelei;

und zwar

I. Was nach dem Sinn JEſu Heuchelei ſey.

II. Wie übel dieſelbe von JEſu angeſehen werde.

Es iſt eine ernſtliche und nöthige Betrachtung, daß wir nach der chriſtlichen Lehre auch erkennen und verſtehen lernen, was Heuchelei ſey. Sogleich bei dem Hören dieſer Unterweiſung könnet ihr eine Probe ablegen, ob noch ein Fünklein Wahrheit und Aufrichtigkeit gegen GOtt und Seinem Wort in euren Herzen ſey, wenn ihr gegen euch ſelbſt unpartheiiſch ſeyd, und euer Gewiſſen von der Wahrheit Zeugniß geben laſſet.

Der HErr ſey allen Herzen nahe mit Licht und Gnade, wenn wir nun hören den Sinn des HErrn JEſu von der Heuchelei.

I. Was iſt nach dem Sinn JEſu Heuchelei? JEſus hatte angeſehene Lehrer des Volks und königliche Hofbediente vor ſich. Das waren Perſonen von geiſtlichem und weltlichem Stand, und Sein erſtes Wort war: ihr Heuchler! Da ſcheint es, Er ſey ſehr unhöflich mit dieſen vornehmen Leuten umgegangen. Ja, es kam Ihm nicht auf Complimente, wie ſie ſolche gegen Ihn gebrauchten, noch auf glatte Worte, ſondern auf Wahrheit und auf ein redliches Herz an. Darum deckt Er ihnen ihr Herz auf mit geradem Bezeugen: Er wußte, was ſie im Schilde führen, und macht ihre Falſchheit zu Schanden. Sie ſollen von Ihm, als einem göttlichen Lehrer, hören: ſie ſeyen Heuchler. Was iſt denn dieß? Heuchelei iſt eine ſolche Verſtellung, da man mit Wort und übrigem Bezeugen Gutes äußert, und hat doch Böſes im Herzen. Und ſo kann man Heuchelei begehen gegen GOtt, gegen ſich ſelbſt und gegen den Nebenmenſchen. Was iſt Heuchelei gegen GOtt? Die Phariſäer ſagten: Du lehreſt den Weg GOttes recht; ſie wollten damit ſagen: es iſt uns um GOtt und um den Weg GOttes zu thun und Seinen Willen zu wiſſen. Ihre Herzen aber wollten Ihn nur fangen! Das iſt demnach ein falſcher Menſch gegen GOtt, der in ſeinen Worten und ſeinem übrigen Bezeugen gegen GOtt ſelbſt ſoviel äußert, als wenn ihm um GOtt, um GOttes Ehre, Gnade, Gemeinſchaft und Willen zu thun wäre, und er gerne GOttes Wohlgefallen erreichen wollte, und behält doch Böſes im Herzen, nemlich die Sünde und Sündenluſt, wovon man weiß, daß ſie GOtt mißfällt. Sehet, ſo heuchelt man gegen GOtt in Allem, worin man mit GOtt handelt, im öffentlichen Gottesdienſt. Iſt's denn etwas Anderes als Heuchelei, wenn man betet zu GOtt, und iſt doch Seinem Willen ungehorſam und GOtt mit ſeinem Herzen abgeneigt und lebt in der Sünde? GOtt fordert: bekehret euch zu mir, ſo will ich euch annehmen. Ein unbekehrter Menſch bleiben wollen, die Züge GOttes ausſchlagen, und doch zu GOtt beten, Ihm gute, ſchöne Worte geben und Gnade begehren — iſt das nicht Heuchelei? Zum Abendmahl gehen, und doch in Sünden fortfahren, — das iſt ein heuchleriſcher Gottesdienſt. Da meint man, GOtt gleich zufrieden zu ſtellen mit äußerlichem andächtigem Bezeugen, und im Herzen bleibt der Widerwille. Wider ein ſolches Bezeugen hat GOtt durch die Propheten ſo oft geeifert: Ich mag euch nicht hören; thut weg von mir das Geplärr, denn ihr ſeyd voll Ungerechtigkeit! Und ſo wird demnach nichts anderes als Heuchelei gegen GOtt getrieben von Allen, die ſich GOtt nicht von Herzen ergeben. Ja, ſo wird GOttes Name entheiliget bei dem öffentlichen Gottesdienſt. Das iſt vor GOttes Augen ein Heucheldienſt, eine falſche Andacht. Darum ſpricht GOtt zu ſolchen: Da meineſt du, ich werde ſeyn wie du; aber ich will dich ſtrafen und will dir's unter Augen ſtellen. (Pſ. 50, 2. 1.) Bedenket es und lernet hier die Wahrheit erkennen: Er ſchweiget, aber Er wird's unter Augen ſtellen!

Heuchelei gegen ſich ſelbſt iſt, wenn man beſſer von ſich hält und angibt, als man nach ſeiner ganzen Beſchaffenheit iſt. Meiſter, wir wiſſen, daß Du wahrhaftig biſt, und lehreſt den Weg GOttes recht, und Du frageſt nach Niemand, denn Du achteſt nicht das Anſehen der Menſchen. Damit ſagen ſie: es iſt uns um Wahrheit zu thun, wir meinen es redlich, wir wollen Niemand etwas zu lieb oder zu leid reden, und halten dafür, JEſus ſolle ſie auch ſo anſehen, wie ſie von ſich ſelber halten. Die Menſchen kennen ſich ſelber nicht und mögen ſich nicht erkennen. Daher bereden ſie ſich leicht eines Beſſern von ſich ſelbſt, halten auf ſich, und wollen, Andere ſollen auch ſo von ihnen halten. Da iſt einer ein Heuchler gegen ſich ſelbſt; er verſtellt ſich gegen ſich, damit er ja ſich ſelbſt nicht kennen lerne; er will nicht gerne ſoviel Böſes, ſo viel Unart an ſich wiſſen, und am allerwenigſten, daß er ein falſcher Menſch ſey; daher läßt auch der größte Heuchler gegen GOtt und Menſchen nichts weniger auf ſich kommen, als daß er ein Heuchler ſey.

Heuchelei gegen den Nebenmenſchen iſt, wenn man mit ſchönen freundlichen Worten und ähnlichem Bezeugen ſich gegen ſeinen Nebenmenſchen äußert, und doch böſe Tücke wider denſelben im Herzen hat. So war ihr Bezeugen gegen JEſum. Sie hatten hier einen ehrlichen Mann vor ſich, ſie loben ihn, und doch ging ihre Abſicht dahin, Ihn zu fangen. Das iſt alſo Lüge. Ein Heuchler iſt alſo ein wiſſentlicher Lügner und Betrüger. Er will ſeinem Nebenmenſchen mit guten Worten nur die böſe Abſicht, ſeine Feindſchaft und dergl. verbergen. Das iſt nun ein Greuel vor GOtt; das iſt das Verderben des menſchlichen Herzens; das iſt des Teufels Bild, denn dieſer iſt ein Lügner von Anfang, Joh. 8. und ihm machen es die Menſchen nach. Davon ſagt JEſus: ihr ſeyd von dem Vater, dem Teufel, und nach eures Vaters Luſt wollet ihr thun. Das kommt vom teufliſchen Weſen her, das der Feind dem Menſchen beigebracht. Und vor GOtt iſt Keiner anders, als ein Lügner, bis ihn JEſus wieder zur Wahrheit bringt. Unſer Evangelium zeigt uns nun noch:

II. Wie übel die Heuchelei von JEſu angeſehen werde. Die Heuchelei iſt Seinem Herzen durchaus zuwider. Er iſt der Wahrhaftige. „Wer aus der Wahrheit iſt, der höret meine Stimme.“ Er hat Greuel an aller Falſchheit und Lüge. Daher konnte Er auch kein ſolches Compliment von dieſen Leuten annehmen, ſondern gab es ihnen zurück, und deckte ihre falſche Abſicht auf. Das iſt Finſterniß, und JEſus iſt Licht; das iſt Verſchlagenheit, und JEſus iſt Einfalt und Geradheit. JEſus macht die Heuchelei zu Schanden. Es iſt nichts verborgen, das nicht offenbar werde; daher warnt Er Seine Jünger davor: hütet euch vor dieſem Sauerteig! Er wird den Rath der Herzen offenbaren. (1 Cor. 4.) O was wird das alsdann ſeyn! JEſus hat ſich keine Lüge ſagen laſſen, von Niemand. Lüge hat Er ſogleich aufgedeckt und nie dazu geſchwiegen. Wann Er wieder ſichtbarlich erſcheinen wird, dann wird Er die Lüge und Unwahrheit Jeglichem unter die Augen ſtellen.

Die Heuchelei erhält ihren Lohn, wie es Matth. 24,51. heißt: Und Er wird ihn zerſcheitern, und wird ihm ſeinen Lohn geben mit den Heuchlern. Da wird ſeyn Heulen und Zähnklappern.

Dieß iſt die Lehre und der Sinn JEſu Chriſti von der Heuchelei. Prüfet doch, wie ihr's meinet! Wir beten in dem Betſtundengebet: „HErr, hilf, daß wir uns durch heuchleriſchen Mißbrauch Deines Wortes und Deiner ſeligen Gnadenmittel nicht an Dir verſündigen!"

Es geht demnach ſo viel Heuchelei in der Kirche vor, und daran denkt man nicht. O was muß GOtt und JEſus denken über das Bezeugen der Menſchen, wenn ſie Seinen Namen ſo entehren mit ihrem Kirchengehen, Abendmahlgehen! Aber das iſt nun einmal ſo unter der Geduld GOttes geworden, bis Er es finden wird. Es wird freilich einem redlichen Lehrer ſchwer, mit dieſen göttlichen Dingen die Heuchelei der Menſchen gleichſam nur zu unterhalten. Ach HErr JEſu! laß mich nicht theilhaftig werden fremder Sünden, wenn mit Dir ſo viel Heuchelei getrieben wird! Wenn man nicht das Wort hätte: hie iſt Geduld und Glaube der Heiligen, ſo könnte kein ehrlicher Mann ein Pfarrer ſeyn. Was aber die Heuchelei im menſchlichen Leben betrifft, ſo iſt es ſehr arg worden. Die alte Ehrlichkeit iſt verſchwunden; es erfreut ſelten Einer den Andern mehr.

Ihr Lieben! laſſet mich als einen treuen Freund mit euch reden. Ich habe ſchon ſo oft die Klage hören müſſen: die Leute ſeyen hier ſo falſch gegen einander; ſie gehen hin, und reden ohne Noth dem Andern zu Leid; man habe Niemand, dem man nur ſein Anliegen wiſſen laſſen dürfe u. ſ. f. Das iſt ein übler Zuſtand. Es beſtricken ſich die Menſchen mit Sünden. Wer aber gegen ſeinen Nebenmenſchen ein Lügner und Heuchler iſt, der iſt's gewiß auch gegen GOtt. Da wird es einem Kinde GOttes ſchwer, zu leben! Es muß ſich mit dem Exempel JEſu tröſten und Seine Lehre hören: hütet euch vor den Menſchen; laſſet euch nicht hineinziehen; ſeyd ohne Falſch wie die Tauben! Ich ſchließe wieder: handelt aufrichtig gegen GOtt im Gebet, beim heiligen Abendmahl; handelt aufrichtig und von Herzen mit dem Nebenmenſchen, ſo wird es euch leicht werden mit fröhlichem Gewiſſen und heiterem Angeſicht vor GOtt und Menſchen zu wandeln! Amen.

Wochenpredigt.

Weinsberg, 1759.

Text: Matth. 18, 35: „Alſo wird euch mein himmliſcher Vater auch thun, ſo ihr nicht vergebet von euren Herzen, ein Jeglicher ſeinem Bruder ſeine Fehler."

Paulus ſchreibt Röm. 11, 32: GOtt hat alles beſchloſſen unter die Sünde, unter den Unglauben, auf daß Er ſich Aller erbarme. Der Apoſtel redet in dieſer Stelle von der durch's Evangelium geſchehenen Bekehrung der Juden und Heiden, und ſagt: es ſey ein Theil nicht beſſer daran geweſen bei GOtt, als der andere; es ſey der eine Theil nicht geſchickter und tüchtiger zum Glauben und zum Genuß der Gnade GOttes geweſen, als der andere, ſondern beide Theile, die Juden ſowohl als die Heiden, und dieſe ſowohl als jene, ſeyen eben alleſamt unter die Sünde, unter den Unglauben beſchloſſen, d. h. zuſammengeſchloſſen geweſen. Seitdem der Abfall von GOtt geſchehen iſt, und die Menſchen ihren Schöpfer verlaſſen haben, ſeither ſieht es um des Menſchen Herz ſo aus, daß es gegen GOtt unglaubig iſt, im Mißtrauen und knechtiſcher Furcht, und damit in einer widerwilligen Abkehr von GOtt ſteht. Und Keiner kann ſagen: ich habe zwar auch ein Menſchenherz, aber ich habe kein unglaubiges, mißtrauiſches, von GOtt abgeneigtes, irdiſch geſinntes Herz. Nein, wer ſo denkt, der kennt ſich eben nicht, er weiß nicht, was die Hauptſünde iſt, die in ſeinem Herzen lebt. Denn dieſer Unglaube iſt die Wurzel aller Sünde. Weil aber doch die Menſchen ſo partheiiſch für ſich ſelber ſind. und nicht zugeben wollen, daß ſie ſo gar Nichts vor GOtt taugen, ſo ſagt der Apoſtel: GOtt hat ſie alle zuſammengeſchloſſen unter die Sünde, und zuſammengeſperrt wie in ein Gefängniß. Keiner kann ſagen: ich bin frei; mich geht das Urtheil nicht an. Nein! vor GOtt iſt einer angeſehen wie der andere; da kann keiner durchkommen, daß er nicht das Zeugniß GOttes hören müßte: du biſt eben auch ein Sünder, mein Schuldner, ein Unglaubiger! Da heißt es: GOtt hat Alle mit einander beſchloſſen unter die Sünde, unter den Unglauben, — aber, ſetzt der Apoſtel hinzu, auf daß Er ſich Aller erbarme. GOtt iſt dagegen wieder unpartheiiſch in Seiner Barmherzigkeit. Weil einer iſt wie der andere, und keiner einen Vorzug hat, daß er würdig wäre zur Gnade und zum Reiche GOttes, ſo will GOtt auch hierin keinen Unterſchied machen, ſondern ſich auch aus freiem Willen Aller, und Eines ebenſowohl, als des Andern erbarmen, auf daß der Ruhm Seiner Barmherzigkeit allein bleibe, und ein jeder Menſch, der ſelig wird und in's Reich GOttes kommt, nichts Anderes ſagen könne, als: *mir iſt eben Barmherzigkeit widerfahren!*

So lehrt alſo der Heiland, wie GOtt mit den Menſchen umgehe wegen ihrer Verſchuldung gegen Ihn. Er lehrt aber auch, wie die Menſchen mit einander umgehen ſollen wegen ihrer Verſchuldungen gegen einander, womit ſie ſich unter einander verſtricken. Bedenket, ihr Lieben, allererſt: es iſt *die Lehre Chriſti*; d. i. ſo iſt es Sein Sinn und Sein Gebot; ſo hat Er es unter Seinen Leuten und in Seinem Reich eingeführt. Wollen wir nun Chriſten heißen, und dieſen Namen nicht Ihm und uns zur Schmach tragen, ſo dürfen wir nicht unſere eigenen Gedanken und Meinungen zur Richtſchnur unſeres Wandels und Bezeugens nehmen, und denken: ſo wird es recht ſeyn, — ſondern die *Lehre JEſu* ſoll unſere Regel ſeyn. Wer als ein Chriſt handeln will, der muß allemal dieß zum Grund haben: *ſo hat mein Heiland gelehrt; dieſe Vorſchrift hat mir JEſus gegeben*; darnach richte und halte ich mich! Und dieſe Seine Lehre will ich Euch jetzt aus Seinen Worten vorhalten in Anſehung der Verſchuldungen des Nebenmenſchen. Da kommt es auch auf's Erbarmen, auf's herzliche Vergeben an. Ich will demnach vorſtellen:

Die Lehre JEſu von dem herzlichen Vergeben der Vergehungen des Nebenmenſchen.

I. *Warum man willig ſeyn ſoll, zu vergeben?*
II. *Wie?* und
III. *Wann man vergeben ſoll?*

„Alſo wird euch mein himmliſcher Vater auch thun, ſo ihr nicht vergebt von euren Herzen, ein Jeglicher ſeinem Bruder ſeine Fehler.“ Dieß iſt der Schluß und die deutliche Anwendung des Gleichniſſes, daraus wir JEſu Sinn und Lehre verſtehen und faſſen können.

I. Weil uns GOtt auch alſo vergiebt. Dieß die Antwort auf die erſte Frage. Denn JEſus ſtellt dieſe zwei Sachen in Vergleichung und Verbindung in der Rede des Königs: ſollteſt du dich nicht auch erbarmt haben über deinen Mitknecht, wie ich mich über dich erbarmet habe? JEſus weist uns damit auf GOtt, und die Regel iſt dieſe: 1) Wie du mit deinem Nächſten umgehſt, ſo wird GOtt mit dir umgehen, der über Beide HErr und Richter iſt. Dieß iſt ein Grundſatz der allwaltenden Regierung GOttes. GOtt ſieht auf die Menſchen; Pſ. 33, 13. 14.: Der HErr ſchauet vom Himmel, und ſiehet alle Menſchen-Kinder. Von Seinem feſten Thron ſiehet Er auf Alle, die auf Erden wohnen. Und wir geſtehen Ihm dieſe Handlungsweiſe zu, berufen uns auch darauf, ſo oft wir im Vater unſer beten: und vergib uns unſere Schulden, wie auch wir vergeben unſern Schuldigern. 2) So lieb dir alſo die Vergebung iſt, die Nachſicht, die Geduld, und daß dich GOtt nicht in Seinem Zorn heimſuche, Rache an dir übe, ſich als einen Feind und Grauſamen gegen dich ſtelle, dir deine Sündenſchuld hoch anrechne und nachtrage, und dir vergelte, wie du verdienet haſt: ſo gerne ſollſt du dieß auch an deinem Nächſten beweiſen. 3) So wenig du vergibſt, ſo gewiß wird dir GOtt auch deine Schuld behalten, ſo gewiß kannſt auch du keine Vergebung bei GOtt erlangen. 4) Daher denkt ein Chriſt ſo: o was hat GOtt an mir gethan! ich kann ihm nichts zum Dank dagegen thun. Ich will es in geringen Umſtänden an meinem Nächſten thun. O was thut GOtt alle Tage an mir, in Seiner Nachſicht, der mir täglich alle Sünden reichlich vergibt! So denkt und thut ein weiches, ein auf GOtt gerichtetes Herz. Aber wer nichts nach GOtt fragt, noch auf Seine Wege achtet, der lebt eben in ſeinem finſtern Eigenſinn hin, und handelt nach ſeinen Leidenſchaften. Mit einem ſolchen iſt nach der Lehre JEſu nicht zu reden.

II. Wie ſoll man vergeben? Antwort: von Herzen. Eigentlich: von euren Herzen weggeben. Merket: das Vergeben kommt vor Allem dem zu Nutzen, der vergibt. Der ſich für beleidigt hält, nimmt es zu Herzen, wie man ja auch im gemeinen Leben ſpricht: ich habe mir die Sache, dieſe Beſchimpfung u. ſ. w. tief zu Herzen genommen, zu Gemüthe geführt. Siehe! alſo du zieheſt es an dich, und ſo iſt es in deinem Herzen, und wirket in dir Bitterkeit, Rache, Feindſchaft. Siehe! So kann dir ein einziges Bezeigen des böſen Nebenmenſchen dein ganzes Herz verderben, und dich ganz anders machen, als du ſonſt für dich wareſt. Das iſt dein größter Schaden. Thue doch das Ding von deinem Herzen weg! Es beſchwert dich; es erregt die Hölle in dir. Alſo thut es ſich vornämlich ein Jeder ſelbſt zum Beſten. Sobald man es aus ſeinem Herzen wegläßt, ſo iſt man willig zu vergeben. So lange noch etwas im Herzen ſtecken bleibt, ſo iſt's nicht vergeben, wenn man auch äußerlich es bezeugte und ſchöne Worte gäbe. Aber weil die Menſchen überhaupt nicht auf ihr Herz merken, ſondern nur äußerlich handeln, ſo iſt's auch hier ſo; darum kann man ſagen: „ich will's wohl vergeben, aber nicht vergeſſen;“ ebendaher iſt's nicht vergeben, denn es bleibt im Gemüth liegen. JEſus will gerne ein freies Herz haben, das nicht gebunden ſey. Man muß alſo ſein Herz dadurch frei machen, wenn man vergibt, daß es iſt, als wenn nichts geſchehen wäre. So wollen wir es auch gerne von GOtt haben; Er ſoll es uns nicht nachtragen bis an den jüngſten Tag.

III. Das Exempel zeigt an, daß der Mitknecht gebeten hatte; und abſichtlich iſt es ſo ausgedrückt, daß er eben daſſelbe zu ihm geſagt hat, was jener vorher zum Könige in ſeiner eigenen großen Schuldſache geſagt hatte. Hieraus folgt: wenn er dich um Vergebung bittet, ſo ſollſt du dich willig finden laſſen. Da fragt ſich: kann und darf ich denn nicht vergeben, ehe der Andere kommt und abbittet? Da iſt mit Unterſchied zu antworten: 1) Ja; in meinem Herzen ſoll ich ihm gleich vergeben, es nicht in's Herz nehmen, noch zur Feindſchaft und Rachgier aufbehalten, bis er abbittet. Ich kann ein freies Herz haben, ehe er es erkennt und bittet. Sonſt könnte man nicht die Regel Chriſti handhaben: liebet eure Feinde, thut wohl denen, die euch haſſen und verfolgen, und reden allerlei Uebels wider euch. Da denkt ein Chriſt: O wenn mein Feind wüßte, wie ich ihm in meinem Herzen ſchon Alles vergeben habe, er würde ſeine Feindſchaft fahren laſſen! 2) Aber der Beleidiger iſt nicht fähig, eine Vergebung anzunehmen, ſo lang er es nicht erkennt und abbittet. Da bleibt die Sünde auf ihm; denn ihm kann eine Sünde zu ſeinem Nutzen nicht vergeben werden, ſo lange er dieſelbe nicht erkennt. Sofern alſo die Vergebung auch dem Beleidiger zu Nutzen kommt, und er auch frei werden ſoll, wie ich frei bin, ſo muß er es erkennen, ſonſt kann es ihm nicht vergeben werden. Denn es iſt ein vergebliches Wort zu ſagen: es ſoll dir Alles vergeben ſeyn, ſo lange derſelbe es nicht erkennt. So iſt auch GOttes Ordnung und Weiſe mit uns. Bei GOtt iſt's ihm nicht vergeben, wenn ich's ihm ſchon vergeben habe.

Nun, ihr Lieben! O wie weit ſind jetzt unſere Chriſten weg von dieſem Sinne! Aber weil mit den Meiſten nichts zu machen iſt, ſo will ich nur den gutwilligen, gottesfürchtigen Herzen die Ermahnung geben: bedenke, daß du in einer böſen Welt lebſt; du kannſt ja täglich angefallen werden; laß dir dein Herz nicht verderben; laß dich nicht das Böſe überwinden! Stelle dich vor GOtt und bitte, und arbeite an deinem Herzen, bis du ſpürſt, daß du von deinem Herzen weggegeben haſt und denken kannſt: Wenn der Menſch in dem Augenblick käme, ſo wäre mein Herz ſchon ſo frei, wie wenn er bereits die vergebenden Worte aus meinem Munde und Herzen gehört und gefühlt hätte. Ich habe keinen Feind; ich kann frei aus der Welt gehen. Das gibt großen Frieden! Und ſo kann man für ſich im Frieden leben in Mitte einer unfriedlichen Welt. Gehe hin, mein Lieber, und thue deßgleichen! Amen.

Am vierundzwanzigſten Sonntag nach Trinitatis.

(Zugleich Schulpredigt.)

Weinsberg, 1760.

Evangelium Matth. 9, 18 — 26.

Da JEſus ſolches mit ihnen redete, ſiehe, da kam der Oberſten einer, und fiel vor Ihm nieder, und ſprach: HErr, meine Tochter iſt jetzt geſtorben, aber komm, und lege Deine Hand auf ſie, ſo wird ſie lebendig. Und JEſus ſtund auf, und folgte ihm nach, und Seine Jünger. Und ſiehe, ein Weib, das zwölf Jahre den Blutgang gehabt, trat von hinten zu Ihm, und rührte Seines Kleides Saum an. Denn ſie ſprach bei ihr ſelbſt: möchte ich nur Sein Kleid anrühren, ſo würde ich geſund. Da wendete ſich JEſus um, und ſahe ſie, und ſprach: ſey getroſt meine Tochter, dein Glaube hat dir geholfen. Und das Weib ward geſund zu derſelbigen Stunde. Und als Er in des Oberſten Haus kam, und ſahe die Pfeiffer und das Getümmel des Volks, ſprach Er zu ihnen: weichet, denn das Mägdlein iſt nicht todt, ſondern es ſchläft. Und ſie verlachten Ihn. Als aber das Volk ausgetrieben war, ging Er hinein und ergriff ſie bei der Hand. Da ſtund das Mägdlein auf. Und dieß Gerücht erſcholl in daſſelbige ganze Land.

In dem heutigen Evangelium treffen wir einen Vater an, welcher für ein leibliches Kind beſorgt und bekümmert war. Weil nun jährlich eine Predigt zu halten verordnet iſt, darinnen man von den Pflichten der Eltern und insbeſondere von guter Auferziehung der Kinder handeln ſoll, ſo will ich dießmal von dem Exempel Jairi im heutigen Evangelio Gelegenheit nehmen vorzuſtellen:

Die Fürſorge der Eltern für ihre Kinder.

Und zwar:

I. Den Grund, warum, und

II. Die Art und Weiſe, wie ſie für dieſelben ſorgen ſollen. Wir reden:

I. Von dem Grund, warum die Eltern für ihre Kinder ſorgen ſollen. Der Grund liegt ſchon darin, weil ſie Eltern ſind, von welchen die Kinder erzeugt und geboren worden ſind. Dieſe Ordnung hat der Schöpfer gemacht. Weil der Schöpfer die Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechts auf dieſe Weiſe eingerichtet hat, und durch ſeine allmächtige, allwirkende Kraft noch immer darüber hält, daß Eltern und Kinder ſeyen, nach ſeinem erſten Wort: ſeyd fruchtbar und mehret euch. Weil nun die Kinder von ihrer Geburt an ſo beſchaffen ſind, daß ſie Beihilfe, Handreichung, Wartung, Pflege und Erziehung brauchen, und ſie GOtt nicht ſo geboren werden läßt, daß ſie ſich ſelber helfen und fortbringen können, ſo liegt der Grund ſchon in der Natur der Sache und in der Einrichtung des Schöpfers. Weil nun dieß nöthig iſt, und das menſchliche Geſchlecht nicht beſtehen könnte, wo es an dieſer Fürſorge fehlte, ſo hat GOtt einen beſondern Trieb dazu in die Natur des Menſchen gelegt: das iſt die elterliche Liebe zu den Kindern; das iſt eine anerſchaffene Gabe GOttes. Man kann dieſelbe nicht ergründen, aber ſie iſt die Stärke des Gemüths, alle Beſchwerlichkeiten auf ſich zu nehmen, die zu dieſer Fürſorge gehören. Das iſt ein allgemeiner Trieb, daß ſich auch GOtt darauf beruft Jeſ. 49, 15: Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergeſſen, daß ſie ſich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? Ja, es iſt vom Schöpfer ein ſolcher Trieb in alle lebendigen Thiere gelegt, die ihr Geſchlecht fortpflanzen. Sie nehmen ſich ja ihrer Jungen an, und verſorgen ſie, nähren ſie, bis ſie ſich ſelbſt verſorgen können. Dieſe Einrichtung GOttes ſoll man hochachten. Bei den Thieren fehlt's nicht; denn ſie haben nur dieſen einzigen Trieb, der in ihre Natur gelegt iſt. Warum fehlt's bei den Menſchen? Antwort: Sie haben vielerlei verderbte Triebe in ihrer Natur; da kommen ſie in Unordnung und falſche Affecte. Solche Menſchen muß man nur wieder auf die Ordnung der Natur zurückweiſen, daß ſie nicht zu viel und nicht zu wenig thun; nicht zu viel: daß ſie ihre Kinder nicht verzärteln, daß ſie allzuſehr an ihnen hängen, und daß ſie ihnen aus unächter Liebe Alles hingehen laſſen. Nicht zu wenig: daß ſie ſie nicht verſäumen, verwahrloſen und nach Seel und Leib verderben laſſen. Alſo kann man ſagen: lehret nicht ſolches die Natur, daß Eltern ihre Kinder verſorgen ſollen? Daher auch Paulus ſagt 1. Tim. 5, 8: So aber jemand die Seinen, ſonderlich ſeine Hausgenoſſen, nicht verſorget, der hat den Glauben verleugnet, und iſt ärger denn ein Heide, weil dieß doch alle Heiden thun. Dieſe natürliche Liebe hat nun JEſus nicht zurückgetrieben bei Jairus. Er hat ſich vielmehr willig finden laſſen, demſelben zu Hilfe zu kommen und ſeine väterliche Bitte zu thun. Das Chriſtenthum hebt dieſen natürlichen Trieb nicht auf, ſondern bei JEſu lernt man erſt recht, wie man es zu beweiſen hat, weßwegen Er auch die Eltern mit dazu genommen, da Er das Kind auferweckte. Er wollte ſagen: es geht euch mit an; ich thue es euch zu Gefallen. Alſo will JEſus aufhelfen, ihr Gebet hören, Handreichung thun, mit ſorgen helfen. Das ſoll chriſtliche Eltern aufmuntern, daß ſie ihre Fürſorge im Namen JEſu und im Glauben an Ihn thun. Dieß führt uns

II. Auf die Art und Weiſe, wie die Eltern für ihre Kinder ſorgen ſollen. Ich will dießmal nur von dem vornehmſten Punct reden, welcher heißt: gute Auferziehung. Das iſt ja das wichtigſte. Was hilft es, wenn die Eltern den Kindern viel Reichthum hinterlaſſen, für ſie zuſammenſcharren und laſſen es daran fehlen? Sie ſollen ſorgen, daß ſie wohlgezogene, wohlgeſittete Menſchen und daß ſie rechtſchaffene und ſelige Chriſten werden. Wohlgezogen ſollen die Kinder werden. Wie aber? Dazu gehört, daß man den Kindern Verſtand beibringe; denn von ſich ſelbſt kommen ſie nicht zum Verſtand. Sie ſind unwiſſend, unachtſam, unbeſonnen, haben kein Nachdenken. Da muß man die Kinder zum Merken und Nachdenken angewöhnen. Daran fehlt es, daß man die Menſchen nicht verſtändig macht. Man redet nicht genug mit ihnen, ihnen ihre natürliche Fähigkeiten aufzuwecken und zu ordnen; man redet mit ihnen nicht freundlich genug; es iſt meiſtens Alles gezwungen, befohlen, geſcholten. Daher bleibt bei Manchem die Ueberlegung zurück auf ſein ganzes Leben; er hat nicht nachdenken gelernt, und lebt daher ſo unbeſonnen fort. Er verſteht blos ſeine Geſchäfte, weiter aber hat er auch keinen Verſtand. JEſus ſelbſt zählt unter die ſündlichen Unarten auch den Unverſtand. Marc. 7. Der Mangel an Verſtand, die Nichtausbildung des Verſtandes, das Nichtnachdenkenkönnen, weil es an Uebung fehlte, macht, daß man oft in zwanzig Jahren aus allen Predigten keinen Gedanken der Wahrheit faßt.

Wie werden die Kinder wohlgeſittet? Kinder ſind Sünder von ihren Eltern her; daher liegen allerlei unordentliche Neigungen in ihrer Natur, die ſich bald und immer mehr hervorthun, je größer ſie werden. Sie ſind leichtſinnig, lüſtern, unartig, zornig, heimtückiſch, gefräßig, lügenhaft, eigenſinnig, unmuthig, ungeduldig. Dieſe Unarten muß man ihnen abthun, nicht mit Schelten und Schlagen, ſondern man muß ſie zum Beſinnen über ſich ſelbſt bringen, daß ſie ſich in ihren Unarten kennen lernen. Sie haben heftige Triebe. Man muß ihnen zeigen, wie ſie eine Leidenſchaft überwinden ſollen durch verſtändige Vorſtellung. Davon heißt es Phil. 4, 8: Was wahrhaftig iſt, was ehrbar, was gerecht, was keuſch, was lieblich, was wohl lautet, iſt etwa eine Tugend, iſt etwa ein Lob, dem denket nach. So viel könnten alle Eltern thun und ausrichten, ſelbſt wenn ſie ſchon ſelber keine Furcht GOttes im Herzen haben! So gäbe es doch wohlgeſittete Menſchen, mit welchen man auch menſchlich handeln könnte, ihnen auch etwas beizubringen. Wo aber die Wohlgeſittung fehlt, da fehlt es durchs ganze Leben. Woher kommt es, daß man ſo viele ungezogene Menſchen hat, die hernach in ihren wilden Affecten hingehen, keine Belehrung oder Aenderung annehmen können? — weil ſie ihr Lebtag nicht ſo behandelt worden ſind. Und das ſollte auch in den Schulen eingeführt ſeyn. Es iſt nicht darauf angeſehen, daß ſie nur auswendig lernen; ich wollte wünſchen, ſie lernten weniger, und bekämen nur auch ein wenig Verſtand, Nachdenken, Gebrauch ihrer Vernunft und eine geſittete Art, ſo würde es im gemeinen Leben beſſer ſtehen, und man würde hernach auch eher mit der Wahrheit an ſie kommen können. Eltern ſollen aber nicht blos dafür ſorgen, daß ihre Kinder wohlerzogene und wohlgeſittete Menſchen werden, ſondern ſie ſollen auch rechtſchaffene und ſelige Chriſten werden.

Rechtſchaffene Chriſten ſollen die Kinder werden. Dazu gehört Furcht GOttes. Es gibt genug Leute, die keine Furcht GOttes im Herzen haben, aber doch ehrlich und redlich handeln. Aber Furcht GOttes iſt der Weisheit Anfang, wenn man auch auf GOtt ſein Gemüth und Herz richtet, und nicht ohne GOtt in der Welt leben will. Man muß um GOttes und ſeines Gebotes willen die Sünde verabſcheuen und überwinden, ſeinen Trieben nicht folgen, GOtt als ſeinen Schöpfer und Erhalter ehren, und ſeine Allwiſſenheit, Allgegenwart, Heiligkeit bedenken und vor Augen haben. Wer ſeinen Kindern von GOtt auch etwas vorhält und ihnen Furcht GOttes einpflanzt, der wird ſie auch deſto eher zu guten Sitten bringen.

Aber auch ſelige Chriſten ſollen die Kinder werden; dieß geſchieht durch die Erkenntniß JEſu. Jairus hat ſich zu JEſu gemacht, und Ihn zu ſeinen Kindern gebracht. Da geht's dann leicht; da werden die Kinder wahre, ſelige Chriſten. Aber das kann freilich Niemand, als wer ſelbſt JEſum liebt. Werden die Kinder keine wirkliche Chriſten, ſo fehlt es gar oft an den Eltern. Nun wird wohl durch die Anſtalt der Schule und der Lehrer etwas darinn erſetzt, aber es reicht nicht hin, weil ſie von ihren Eltern, die JEſum nicht lieben, mehr abgehalten, als gefördert werden. Hätten die Eltern auch JEſum lieb, ſo hätten wir auch Chriſten und lauter wohlgezogene Leute. So viel habe ich von der Sache kürzlich erinnern wollen.

Ihr Eltern! Beſſert euch ſelbſt, ſo werdet ihr erſt im Stande ſeyn, auch eure Kinder zu beſſern. Bittet GOtt um Weisheit und

Verſtand. Gebet euren Kindern nicht ſo viele Aergerniſſe! Lehret ſie nicht ſündigen; laſſet ſie nur zu JEſu kommen, wenn ſie wollen!

Es iſt jezt die Zeit, davon Paulus 2. Tim. 3. ſchreibt: Das ſollſt du aber wiſſen, daß in den letzten Tagen werden greuliche Zeiten kommen; denn es werden Menſchen ſeyn, die von ſich ſelbſt halten, geitzig, ruhmredig, hoffärtig, Läſterer, den Eltern ungehorſam, undankbar, ungeiſtlich. Eine Macht der Finſterniß verſtärkt die Bosheit der Kinder. Da iſt es doppelt die Aufgabe der Eltern, zu ſorgen, daß die Kinder bewahret werden vor dem Argen und zum Wandel in der Wahrheit hingeleitet!

Ihr Kinder, denket, daß ihr ſchon in der Taufe zu JEſu gekommen ſeyd, und mit Ihm im Bunde ſtehet!

Ihr übrigen Mitchriſten! Ziehet euch ſelber! Lernet denken, lernet eure Affecte überwinden. Werdet den Kindern ein Vorbild im treuen Dienſt GOttes und in der willigen Nachfolge des HErrn! Amen.

Wochenpredigt.

Dettingen, 1752.

Text: Jerem. 6, 16. So ſpricht der HErr: tretet auf die Wege, und ſchauet, und fraget nach den alten Wegen, welches der gute Weg ſey, und wandelt darinnen, ſo werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.

Es ſoll uns billig nichts mehr angelegen ſeyn, als uns ernſtlich zu prüfen, ob wir auf dem rechten und gewiſſen Wege zur Seligkeit begriffen ſeyen. Denn wir wiſſen wohl, daß man nicht darf auf Gerathewohl dem Himmel zugehen. Man kann des Wegs und alſo auch des Ziels verfehlen. Alsdann aber iſt der Schade gar zu groß und unerſetzlich. Es hängt unſere Seligkeit daran. Darum ſoll ein Jeder, der ſolches weiß, und dem daran gelegen iſt, ſelig zu werden, ſeiner Sache gewiß ſeyn, und nicht eher ruhen noch ſich zufrieden geben, bis er in ſeinem Herzen verſichert iſt, daß er auf dem rechten Wege zur Seligkeit begriffen ſey. Dazu will ich

Euch nun gerne immer mehr Gelegenheit und Unterweiſung aus dem Worte GOttes geben, und dießmal vorſtellen:

Den alten, einzigen, guten und ſichern Weg zur Seligkeit.

Und zwar:

I. *Wie billig es ſey, nach dieſem Wege mit Ernſt zu fragen.* Und

II. *Welches denn dieſer Weg ſey.*

I. *Es iſt billig, nach dieſem Wege zur Seligkeit mit Ernſt zu fragen.* GOtt redet hier mit ſeinem eigenen Volk Iſrael. Das Volk hatte ſich mit ſeinem Herzen von GOtt und von dem Wege, den ihm GOtt ſelbſt gezeigt hatte, abgewandt, und ein Jeglicher gieng ſeinen eigenen Weg, der ihm recht däuchte. Sie achteten das Wort GOttes und die Unterweiſung der Propheten nicht, ſondern ſagten: Nein, ſo wollen wir es machen; das wird ſchon recht ſeyn; GOtt wird mit uns darüber wohl zufrieden ſeyn! Deßhalb ließ GOtt ihnen ſchon durch Jeſaia ſagen: Du ermüheteſt dich in der Menge deiner Wege; (Jeſ. 57, 10.) Aber der barmherzige GOtt wollte ſie doch nicht immer gern irre gehen und darüber verloren werden laſſen. Darum will er ſie gerne zum Beſinnen bringen, und auf den einigen, guten Weg zurückführen. Deßhalb ſagt er hier: Tretet auf die Wege; beſinnet euch nur einmal, überlegt euch eure Wege und ſehet, wo ſie hinauslaufen; ihr werdet bald ſehen, daß dieß keine guten Wege ſind! Und das ſoll euch aufs Neue ſorglich machen, nach dem guten Wege zu fragen. Da ſollet ihr denken und ſagen: wir ſind mit unſern eigenen Wegen nicht recht daran. Wo iſt doch der alte Weg, der gute Weg, dabei man Frieden und Gewißheit findet, daß man recht daran ſey und des Zwecks nicht verfehle?

So iſt es mit dem Menſchen-Herzen! Es will immer den Irrweg, ob ihm ſchon der rechte Weg gezeigt worden iſt. Die Menſchen machen ſich ſelbſt allerlei Wege zum Himmel, ob ihnen gleich immer das Wort GOttes, und daraus der einige Weg zur Seligkeit gezeigt und verkündiget wird. Sie wollen *nach ihrem eigenen Gutdünken* zur Seligkeit gelangen. Der Eine läßt es auf's Gerathewohl ankommen, und beredet ſich in ſeiner fleiſchlichen Sicherheit, es werde ihm nicht fehlen. Der Andere greift es ein wenig ernſtlicher an, und bildet ſich ein zu ſeinem Troſte, damit wolle er ſchon vor GOtt beſtehen; der Dritte denkt: ich will thun, was ich kann, ſo wird GOtt mit mir zufrieden ſeyn; mehr kann er ja von mir nicht fordern. Und ſo gibt es unzählige Gedanken und Meinungen unter den Menſchen, mit denen ſie ſich ſelbſt tröſten und zufrieden ſtellen, ſich zu ihrer Seele Schaden und ewigem Verderben bereden, und ſich einbilden: ihr Weg, ihr Sinn und Art, wie ſie mit GOtt auskommen und ſelig werden wollen, ſey gut, und ſo bleiben ſie bei ihrem Sinne und ihrer Meinung, das Wort GOttes mag auch ſagen, was es will; der Lehrer mag auch daraus zeigen und beweiſen, was er will. Aus dieſer Sicherheit, aus dieſem falſchen, ſorgloſen Weſen will GOtt die Menſchen aufwecken, wenn er ſagt: Tretet auf die Wege; beſinnet euch nur, überlegt es nur, und euer Herz wird Euch bald überzeugen, daß ihr nicht recht daran ſeyd; denn ihr ſeyd nicht auf dem alten einigen Weg, den alle Frommen und Auserwählten GOttes von Alters her gegangen ſind. Fraget nach den alten Wegen; denn die Wege, die ihr machet, ſind lauter Neuerungen; der rechte Weg iſt viel älter!

II. Welches iſt nun dieſer Weg? Der gute Weg hat ſogleich ſeine Probe: „ſo werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.“ Alſo der Weg und Sinn, die Meinung und Beſchaffenheit des Herzens, wobei man keine wahre Ruhe findet für ſeine Seele, iſt nicht der rechte Weg. Daran prüfe dich: Biſt du denn ruhig und zufrieden in deinem Herzen? Biſt du nicht beſorgt? Kannſt du getroſt zu GOtt gehen, wenn er dich abfordert? Iſt deine Sache ausgemacht? Hindern dich deine Sünden nicht mehr, in den Himmel einzugehen? Was ſagt dein Herz dazu? Es wird dir angſt und bange, wenn du ernſtlich daran gedenkſt! Du haſt noch keine Ruhe in deiner Seele! Alſo biſt du auch noch nicht auf dem rechten Wege; denn der rechte Weg bringt Ruhe. Nun, dieſe Ruhe verſpricht JEſus Chriſtus Matth. 11, 28. 29: Kommet her zu mir Alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid, Ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch, und lernet von mir; denn ich bin ſanftmüthig und von Herzen demüthig; ſo werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Siehe alſo, bei JEſu allein findeſt du den rechten Weg. Ja, Er iſt ſelbſt der Weg. Joh.

14. Solange dein Herz nicht an JEſu hängt, biſt du noch nicht auf dem rechten Wege, du magſt dich auch bereden, wie du willſt. Solange dir JEſus noch nicht Ruhe und Frieden in dein Herz gebracht hat, biſt du noch nicht recht daran. Du biſt für dich, und außer Ihm. Außer JEſu ſeyn iſt aber lauter Pein und Hölle. In Ihm allein iſt Gerechtigkeit, Friede und Seligkeit. Wenn nun einer ernſtlich fragt, wie dort der Kerkermeiſter: was ſoll ich thun? ſo iſt die kurze Antwort dieſe: Glaube an den HErrn JEſum, ſo wirſt du ſelig. Alſo der alte, einige Weg iſt der Glaubensweg. Dieß iſt der uralte Weg, den ſchon der alte Vater Abraham gegangen iſt; und ihm wurde ſein Glaube zur Gerechtigkeit gerechnet; Röm. 4. Dieſen Weg ſind Alle gegangen, welche zu GOtt gekommen ſind, wovon das ganze eilfte Kapitel des Ebräer-Briefs handelt. Dieſen Weg hat JEſus den armen Sündern gebahnt. Sehet, das iſt der alte Weg, bei dem es auch bleiben wird. Dieß iſt auch der einzige Weg. Niemand kommt zum Vater, denn durch den Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren. Joh. 14. Wer nicht in einem wahren, lebendigen Glauben ſteht, der iſt auf dem Irrwege mit ſeinen beſten Gedanken. Er ehrt JEſum nicht, daß Er allein der Herzog der Seligkeit ſey. Dieß iſt auch allein der gute Weg, der für Sünder taugt, daß ſie einen Verſöhner haben, an den ſie ſich halten können. Er führt zur Ruhe. Das iſt endlich der ſichere Weg, auf dem es nicht fehlen kann, der gewiß und ſicher zum Ziele führt; er geht himmelan.

Wenn nun ſichere Weltmenſchen ſich deß tröſten und ſagen: ja, das wollen wir; das iſt auch unſer Sinn: ſo iſt es nicht nöthig, ſie viel zu widerlegen. Ihr Herz widerſpricht ihnen ſelbſt und ſagt ihnen, daß ſie keinen Glauben haben, daß ſie keinen Glaubensweg gehen, weil es in ihrem Innerſten immer noch ſo unruhig iſt. Aber ein rechter Chriſt, der wirklich dieſen alten, einigen Weg erkannt hat, und darauf wandelt, ſtellt ſich hin mit Freudigkeit und ſagt ſein Bekenntniß: Das iſt der Weg des Glaubens, in welchem ich lebe; das iſt die Wahrheit, die ich aus GOttes Wort gelernt habe; dabei will ich bleiben, auf dieſen Glauben will ich ſterben! Amen.

Am fünfundzwanzigſten Sonntag nach Trinitatis.

Weinsberg, 1758.

Evangelium: Matth. 24, 15 — 28.

Wenn ihr nun ſehen werdet den Greuel der Verwüſtung, davon geſagt iſt durch den Propheten Daniel, daß er ſtehe an der heiligen Stätte (wer das lieſet, der merke darauf!): alsdann fliehe auf die Berge, wer im jüdiſchen Lande iſt. Und wer auf dem Dache iſt, der ſteige nicht hernieder, etwas aus ſeinem Hauſe zu holen. Und wer auf dem Felde iſt, der kehre nicht um, ſeine Kleider zu holen. Wehe aber den Schwangeren und Säugenden zu der Zeit! Bittet aber, daß eure Flucht nicht geſchehe im Winter oder am Sabbath. Denn es wird alsdann eine große Trübſal ſeyn, als nicht geweſen iſt von Anfang der Welt bis hieher, und als auch nicht werden wird. Und wo dieſe Tage nicht würden verkürzt, ſo würde kein Menſch ſelig; aber um der Auserwählten willen werden die Tage verkürzt. So alsdann jemand zu euch wird ſagen: Siehe, hier iſt Chriſtus, oder da: ſo ſollt ihr es nicht glauben. Denn es werden falſche Chriſti und falſche Propheten aufſtehen, und große Zeichen und Wunder thun, daß verführet werden in den Irrthum (wo es möglich wäre) auch die Auserwählten. Siehe, ich habe es euch zuvor geſagt. Darum, wenn ſie zu euch ſagen werden: Siehe, er iſt in der Wüſte: ſo gehet nicht hinaus; Siehe, er iſt in der Kammer: ſo glaubet es nicht. Denn gleichwie der Blitz ausgehet vom Aufgang, und ſcheinet bis zum Niedergang, alſo wird auch ſeyn die Zukunft des Menſchen-Sohnes. Wo aber ein Aas iſt, da ſammeln ſich die Adler.

Es iſt eine unleugbare Wahrheit, daß GOtt ſeine Hand unter allen Dingen hat, die auf Erden vorgehen. Der große GOtt, der allmächtige Schöpfer, iſt der einige Herrſcher des ganzen Erdbodens. Sein Auge ſiehet auf Alles; ſeine Hand erſtreckt ſich über Alles; denn Er regiert Alles durch ſeine verborgene Macht, die in allen Dingen wirkt. Aber dieſe ſeine mächtige Hand wird beſonders merklich bei den beſondern und großen Begebenheiten, die auf Erden vorgehen und unter den Menſchen ſelbſt viel Aufſehen machen. Und da ſoll man auch vornemlich darauf merken und daran die wunderbare Regierung GOttes erkennen und ſeinem Namen Ehre geben. GOtt thut große Werke, und wird doch wenig erkannt. Man merket ſeine Hand nicht unter den Begebenheiten, die von Menſchen vorgenommen werden. Er ſchaffet es aber ebendeßwegen ſo wunderbarlich, auf daß man ſehe, erkenne und merke und verſtehe zugleich, daß des HErrn Hand habe ſolches gethan, und der Heilige in Israel habe ſolches geſchaffen. Jeſ. 41, 20. Alſo GOtt thut es darum, daß man es verſtehe, mit Augen ſehen könne und daraus Gelegenheit habe, es zu erkennen, ſeine Ueberlegung darüber führe und ſeinen Verſtand übe, damit ſeine Hand erkannt werde. Ihr Lieben! Wir haben jetzt beſondere Zeiten, da man von Kriegen und Kriegsnachrichten, von Schlachten, von Eroberungen der Städte, von Siegen und dergl. Vieles hört. *) Wer iſt weiſe und merket die Hand des HErrn darunter? Es iſt nöthig, daß ein Lehrer ſeine Zuhörer darauf führe und ſie darin unterrichte. Das heutige Evangelium gibt mir Anlaß dazu. Ich will vorſtellen:

Das nöthige Aufmerken auf die Hand GOttes in Kriegszeiten. Und zwar:

I. Wie man darauf merken ſolle;

II. Wie man dieſe Aufmerkſamkeit gebrauchen, und wozu man ſie anwenden ſolle.

Ein Weiſer lebet nicht in den Tag hinein; er bedenket, was und warum es geſchieht, und ſo findet er die Hand GOttes darunter. Dieß gilt beſonders in Kriegszeiten, in welchen wir gegenwärtig ſtehen.

I. Wie ſoll man nun in Kriegszeiten auf die Hand GOttes achten? Antwort: daß man nicht nur ſehe und höre, wie es geht und nach der Zeitung forſche, ſondern daß man nach der Schrift darauf merke; ſo wird man die Hand GOttes merken. JEſus redet von der bevorſtehenden Belagerung der Stadt Jeruſalem. Das iſt im Jahre 70 nach Chriſti Geburt geſchehen. Das römiſche Kriegsheer und der Kaiſer Veſpaſian hat dieſes nach politiſchen Abſichten gethan. Aber JEſus beruft ſich auf die Weiſſagung Daniels Kap. 9, 26. (Und ein Volk des Fürſten wird kommen und die Stadt und das Heiligthum zerſtören, daß es ein Ende nehmen wird, wie durch eine Fluth; und bis zum Ende des Streits wird's wüſte bleiben), da es GOtt ſchon zuvor beſtimmt hatte um der Sünden des Volks willen. Die, welche nun eine Bibel haben, ſollen es leſen, und darauf merken, daß das nicht ein Krieg ſey, den die Menſchen nach ihrer Willkür führen, ſondern daß GOtt ſeine Hand darunter habe. Wohlan alſo, die Schrift belehret uns, wie wir es anſehen ſollen. Wir haben zwar auf die Länder keine ſolche Weiſſagung mehr in unſern Zeiten, wie die Propheten über Edom, Moab, Tyrus, Egypten und Babel gehabt haben, wo die Umſtände und die Zeiten angezeigt, wann und durch wen dieß oder jenes Land zerſtört und Städte erobert werden ſollten. Wir haben dieß auch nicht nöthig. Denn GOtt hat uns in Seinem Wort genugſam belehrt, ſodaß wir auf alle Zeiten und Umſtände Unterricht haben. Zum Beiſpiel Ezech. 12, 19: So ſpricht der HErr HErr von den Einwohnern zu Jeruſalem im Lande Iſrael: ſie müſſen ihr Brod eſſen in Sorgen und ihr Waſſer trinken im Elende, denn das Land ſoll wüſte werden von Allem, das darin iſt, um des Frevels willen aller Einwohner. Und die Städte, ſo wohl bewohnet ſind, ſollen verwüſtet und das Land öde werden; alſo ſollt ihr erfahren, daß Ich der HErr ſey. Und Jeſ. 24, 4. 5. 6. heißt es: „Das Land ſtehet jämmerlich und verderbt, der Erdboden nimmt ab und verdirbt; die Höchſten des Volks im Lande nehmen ab. Das Land iſt entheiliget von ſeinen Einwohnern, denn ſie übergehen das Geſetz und ändern die Gebote und laſſen fahren den ewigen Bund. Darum friſſet der Fluch das Land; denn ſie verſchulden's, die darin wohnen; darum verdorren die Einwohner des Landes, daß wenige Leute überbleiben.“ Da muß man alſo ſagen: das hat der HErr gethan. Wenn Einer ſiegt, ſo hat es der HErr gethan, der ſolche Zerſtörung auf Erden anrichtet. Noch mehr: Er hat es in Seiner Hand, ſo daß nicht mehr und nicht weniger geſchieht, als GOtt beſtimmt hat. Daher Er auch voraus verheißt: Er wolle es nicht gar aus machen. Er ſchränkt auch wieder ein. Er läſſet Etliches übrig bleiben. David ſagt davon Pſ. 119, 52: HErr, wenn ich gedenke, wie Du von der Welt her gerichtet haſt, ſo werde ich getröſtet. Man darf ſich alſo nicht wundern, wenn man hört von Kriegen und Kriegsgeſchrei, von Schlachten, von Eroberung der Städte, von Siegen und dergleichen; man ſoll vielmehr auf die Hand des HErrn merken; denn das Maaß iſt voll, der HErr hat ſich aufgemacht, die Erde zu ſchrecken. Man bedenke, wie es in der Welt zugeht, was in Städten und auf dem Lande getrieben wird! Und der HErr hat ſo lange Geduld, und läßt noch immer Sein Wort hören. Kein Wunder, daß Er auch Exempel gibt! Andere aber ſollen darauf merken, und ſehen

---

*) Es war der ſiebenjährige Krieg.

II. Wie man dieſe Aufmerkſamkeit gebrauchen und wozu man ſie anwenden ſolle. Antwort: Daß man ſich in die Zeit ſchicke. Der Heiland ſagt: alsdann fliehe auf die Berge, wer im jüdiſchen Lande iſt; und wer auf dem Dache iſt, der ſteige nicht hernieder, etwas aus ſeinem Hauſe zu holen. Und wer auf dem Felde iſt, der kehre nicht um, ſeine Kleider zu holen. — Ihr dürfet nicht denken, daß die Stadt nicht werde gewonnen werden, wie vormals zu Hiskiä Zeiten. So dachten die Juden, und flohen Alle in die Stadt, daß der Hunger ſie verzehrte und ſogar Eltern ihre Kinder geſchlachtet und gegeſſen haben. Da räth JEſus den Seinen: fliehet! hier iſt nichts Anderes zu erwarten; ihr müßt nicht meinen, daß ihr in der Stadt ſollt geſchützt werden; laßt euer Vermögen dahinten, und geht wie ihr gehet und ſtehet, damit ihr nicht gefangen werdet. Das kommt eben die Leute ſo ſauer an, wenn ſie ihr Vermögen zurücklaſſen ſollen. Ja, ebendieß iſt eine Züchtigung GOttes wegen des Geizes. Was ſie lange zuſammengeſcharrt und womit ſie groß gethan haben, das müſſen ſie nun als Kriegsauflage hingeben. Aber zu Seinen Jüngern ſagt der Heiland: Euch ſoll es nicht ſo ſauer ankommen; laſſet Alles fahren! Nun, man hat auch in jetzigen Kriegen ſchöne Exempel, daß Kinder GOttes den Raub ihrer Güter mit Freuden erduldet haben, mit leerer Hand ausgezogen und doch unverſehrt durchgekommen ſind vor einem barbariſchen Volk. So hält GOtt auch ſeine Hand über die Seinen mitten in der Noth. Wie GOtt zu Baruch ſagt Jer. 45, 4. 5.: Du begehrſt dir große Dinge; begehre es nicht; denn ſiehe, ich will Unglück kommen laſſen über alles Fleiſch, ſpricht der HErr; aber deine Seele will ich dir zur Beute geben, an welchen Ort du zieheſt.

Eine ſolche Aufmerkſamkeit ſoll auch dazu dienen, daß man ernſtlich bete und flehe. Das räth der Heiland: betet aber, daß eure Flucht nicht geſchehe im Winter oder am Sabbath. Er ſagt nicht, ſie ſollen die Flucht abbitten, ſondern ſie ſollen nur dahin bitten, daß es nicht Winters geſchehe um der großen Noth willen. Und ſo iſt's auch geſchehen; erſt im Sommer iſt die Stadt übergegangen.

Da muß man alſo wiſſen, was man bitten darf. Der Hand GOttes darf man keinen Eingriff thun.

Endlich ſoll dieſe Aufmerkſamkeit auf die Hand GOttes bewirken, daß man ſich nicht mit dem Strom hinreiſſen laſſe, ſondern ſeine Seele zu retten ſuche mit den Auserwählten. Der Heiland ſagt, es werde zugleich große Verführung kommen, und warnt davor. Ja, in großer Noth werden die böſen Menſchen, die ſich nicht unter GOttes Hand demüthigen, nur deſto wilder, verzweifelter und begehen noch mehr Sünden. Aber die Auserwählten werden beſonders in Schutz genommen. Um ihretwillen mindert GOtt die Plage. Wer nun dazu gezählt iſt, hat es gewiß am leichteſten. Es ſind manchmal noch etliche Kinder GOttes in einer Stadt, und um derſelben willen muß es anders gehen. Aber man muß vorher ſich zu GOtt wenden. Denn wenn die Noth da iſt, da kann man ſich nicht erſt faſſen, da wiſſen die Leute gleich nicht mehr, wo ihnen der Kopf ſteht, da iſt's die letzte Friſt, und die Strafe iſt da. Vorher alſo muß man ſich zu GOtt wenden und zu Ihm bekehren, damit man Ihn auch wirklich habe zur Zeit der Noth, und Er Seine Hilfe uns angedeihen laſſen könne.

Nun, ihr Lieben! Wir haben Urſache, auf die Hand GOttes zu merken, die über die Länder geht. Wir können's noch, denn wir ſind ruhig und bisher verſchont geblieben. Meinet ihr nicht, GOtt werde unſere Sünden auch finden, — es ſey uns auch die Zeit beſtimmt? Jetzt nun haben wir noch Zeit zur Beſſerung, wie JEſus ſagt: Meinet ihr, die ſeyen allein Sünder geweſen? Meinet ihr, daß die achtzehen, auf welche der Thurm in Siloah fiel und erſchlug ſie, ſeyen ſchuldig geweſen vor allen Menſchen, die zu Jeruſalem wohnen? Ich ſage, nein, ſondern, ſo ihr euch nicht beſſert, werdet ihr Alle auch alſo umkommen! (Luc. 13.) Man kann auch nicht ſo ſchlechterdings um Frieden beten; wer will die Gerichte GOttes aufhalten? Nein, wir bitten recht, daß ſich Alles zu Dir bekehren möge! Hernach wäre bald Friede. Indeſſen wird es gehen, wie es GOtt beſchloſſen hat. Und die Auserwählten haben es jedesmal am beſten; ſie können es in Geduld aushalten; es liegt ihnen nichts Anderes an, als daß ſie ſelig werden. Das iſt ihr Loos und Ausgang, daß ſie unter dem Allem doch zum Ziel kommen. Daher gilt ihnen, was GOtt Malach. 3. verheißt: Aber die Gottesfürchtigen tröſten ſich unter einander alſo: der HErr merkts und hörts; und iſt vor Ihm ein Denkzettel geſchrieben für die, ſo den HErrn fürchten und an Seinen Namen gedenken. Sie ſollen, ſpricht der HErr Zebaoth, des Tages, den Ich machen will, mein Eigenthum ſeyn; und Ich will ihrer ſchonen, wie ein Mann ſeines Sohnes ſchonet, der ihm dienet. Und ihr ſollt dagegen wiederum ſehen, was für ein Unterſchied ſey zwiſchen dem Gerechten und Gottloſen, und zwiſchen dem, der GOtt dienet, und dem, der Ihm nicht dienet! Amen.

Wochenpredigt.

Ehningen, 1733.

Text: Gal. 1, 3. 4. Chriſtus hat ſich ſelbſt für unſere Sünden gegeben, daß Er uns errettete von dieſer gegenwärtigen argen Welt, nach dem Willen GOttes und unſeres Vaters.

Wir haben uns vergangenen Sonntag mit einander aufgemuntert, unſere Seelen eilig zu erretten. Das iſt überhaupt dahin gemeint, daß wir ja nicht ſaumſelig noch träge ſeyn, noch die gute Gnadenzeit unfruchtbar und vergeblich verſchwinden laſſen ſollen. Billig ſollen wir uns aufmachen, und allen angelegentlichen, anhaltenden, muntern Ernſt und Fleiß beweiſen, damit unſere Seelen nicht verloren gehen, ſondern errettet und erhalten werden zum ewigen Leben. Da ſoll uns täglich dieſes gute Aufmunterungswort durch den Geiſt GOttes in unſere Ohren, ja in unſere Herzen ſchallen: *Eile und errette deine Seele!* Aber dabei möchte man doch fragen: ſind denn wir im Stande, unſere Seele zu retten? Iſt denn das ein Werk, das in unſerer Macht ſteht? Kann man denn das einem Menſchen, einem Sünder zumuthen oder von ihm erwarten, daß er ſeine Seele rette? Und die Frage iſt nicht leer oder wegzuwerfen; denn wir ſind ja wohl zu ſchwach, zu unmächtig und unvermögend dazu. Aber darauf dient zur Antwort: freilich, wenn es *allein* auf uns ankäme, ſo müßten wir es bald aufgeben; aber wir haben einen

Erretter; GOtt, der Vater, hat uns einen gegeben, Seinen Sohn, JEſum Chriſtum. Dieſer kann und will gerne unſere Seelen erretten aus aller Sünde und aus allem Verderben; aber wir müſſen auch dabei ſeyn, wir müſſen uns dazu hergeben und willig Ihm überlaſſen, daß Er Sein Amt und Werk an uns thue. Und daher will ich jetzt weiter in der Erklärung dieſer Materie gehen, und euch zeigen, wie JEſus unſer Erretter ſey, oder wie Er unſere Seelen errette. Ich will demnach reden:

Von der wirklichen Errettung unſerer Seelen durch JEſum Chriſtum;

und zwar:

I. Der Grund derſelben;

II. Die Art und Weiſe derſelben.

I. Der Grund zu unſerer Errettung iſt der Tod JEſu. Das ſagt Paulus deutlich mit dem Worte: hingegeben, damit Er uns möchte erretten von dieſer gegenwärtigen argen Welt. Wäre JEſus nicht für uns geſtorben, ſo wäre für uns ſündige Menſchen keine Rettung mehr übrig noch zu hoffen geweſen; wir wären ewiglich in unſerem Elend und Verderben liegen geblieben; Keiner hätte ſich ſelber helfen können. Die Sünde, der Tod, der Satan und alle unſere Seelenfeinde und Seelenverderber wären ewiglich über uns Meiſter geblieben. Aber dadurch haben wir einen Erretter bekommen, daß JEſus für uns geſtorben iſt. Alſo mit Seinem blutigen Sterben hat JEſus den Grund zu unſerer wirklichen Errettung gelegt; dadurch hat Er es zuwegegebracht, daß es nun möglich iſt und wir Hoffnung haben können. Dank ſey Ihm ewiglich, daß Er ſich unſer angenommen! Aber wie hat Er denn durch den Tod dieſen Grund gelegt? Es iſt doch ein wunderbares Mittel! Antwort: Das ſagt uns Paulus hier noch eigentlicher: Er hat ſich ſelbſt für unſere Sünden dahingegeben. Sehet alſo: JEſus hat ſich in unſere Noth hineinverſenkt. Von der Sünde kommt alles Elend, alles zeitliche und ewige Verderben her. So lange unſere Sünden nicht abgethan waren, war an keine Errettung unſerer Seelen zu gedenken. Aber JEſus hat Sich Selbſt dargegeben; Er hat alle Sünden auf ſich genommen; Er hat ſich ſelbſt dafür anſehen und behandeln laſſen, als wenn Er einer unſeres gleichen und ſelbſt ein Sünder wäre. Er hat wider die Sünde, wider die arge Welt, wider den Satan in unſer aller Namen geſtritten und hat überwunden in Seinem Tode. So iſt es Ihm gelungen. Er iſt errettet worden, wie Er ſo oft in dem Pſalmen darum gebeten hat: errette mich mein GOtt! Darum ſoll uns der Tod JEſu ſo wichtig ſeyn. Das iſt der Grund von unſerem ganzen Heil. Da hat Er Alles durch Sich Selbſt ausgerichtet; Er iſt unſer Erlöſer geworden. Ehre ſey Seinem Kreuz! Aber darüber möchte jemand denken: ja, das höre ich wohl, das weiß ich auch von Jugend auf, daß JEſus für unſere Sünden geſtorben iſt. Aber deßwegen bin ich doch noch nicht errettet, deßwegen ſtecke ich doch noch in meinen Sünden; deßwegen fürchte ich mich doch noch vor dem Tode, vor dem Zorn GOttes und vor der Hölle. Wie ſoll mir denn der Tod JEſu zu einer wirklichen Errettung meiner Seele gereichen und ausſchlagen? Nun, das iſt eine wichtige und nöthige Frage; darauf will ich im

II. Theil antworten, und zeigen die Art und Weiſe, wie uns JEſus wirklich errette.

Freilich, wenn uns JEſus in der Sünde, Kummer und Noth bis an das Ende und in die Ewigkeit ſtecken ließe, was wäre Er uns dann für ein Erretter? dann wäre Er ja vergeblich geſtorben. Nein! Er will ſich jetzt an uns machen, Er will an uns wirklich anfangen und unſere Errettung ausführen. Er will dieß Werk zum Heil unſerer Seelen angreifen, und wirklich und thätig an uns beweiſen, daß Er ein Erretter ſey. Wie denn? Er will uns erretten von der gegenwärtigen argen Welt. Der gegenwärtige Weltlauf iſt eine arge böſe Welt; ihre Art iſt lauter Verderben; es iſt eine arge Sündenwelt. Da will uns JEſus herausziehen, wie man Einen aus dem Sumpfe herauszieht, darin er ſonſt verſinken müßte. Freilich, wenn wir wollen in der gegenwärtigen argen Welt hängen bleiben, mitmachen in ihrem Sinn, Art, Weſen, Verführung des Satans und dergleichen, ſo kann JEſus nicht unſer Erretter ſeyn. Aber wenn wir nur wollen errettet werden, ſo wird JEſus bald Sein Amt an uns thun. Das iſt Alles, was wir dazu beitragen müſſen: nemlich einen ernſtlichen Willen. Das iſt unſer Antheil, daß wir es nur JEſu geſtatten, an unſerer Seele zu wirken, und ſie aus dem elenden, verderblichen

Welt- und Sündenweſen herauszubringen. Nun, wenn Er unſern Willen, unſere ernſtliche Begierde dazu hat, wenn es bei uns heißt: „lieber HErr JEſu! ich möchte auch gerne ſelig ſeyn, und weiß nicht, wie ich es mache; ich bin voll Sünden und Verderben; aber ich höre, daß Du ein Erretter biſt; rette meine Seele vom Verderben, mein Herz vom Böſen! — Dann wird man bald erfahren, was JEſus thut. Dann kann Er die Kraft Seines Todes beweiſen. Denn ſo hängt es zuſammen: Er hat ſich für uns hingegeben, damit Er uns errette und erlöſe von der Knechtſchaft der Sünde. Halten wir uns nun an Ihn, glauben wir an Ihn, trauen wir es Ihm zu, ſo kommt die Kraft Seines Todes auch uns zu gut. Alſo, man muß wirklich die Kraft des Todes JEſu an ſeinem Herzen und ſeiner Seele erfahren, wenn man will errettet werden. Die Kraft des Todes JEſu wirkt und trägt ſo viel aus, daß wir wirklich Vergebung der Sünden erlangen. Da wird unſere Sünde von unſerem Gewiſſen weggenommen. O das iſt die erſte Hauptwohlthat, die uns zufließt, wenn wir uns JEſu ergeben, wenn wir unſere Seelen Seiner rettenden Gnade anempfehlen. Hernach wirkt die Kraft des Todes JEſu auch ſo viel, daß die Herrſchaft und Macht der Sünde im Herzen wirklich gebrochen wird, daß man durch Seine Gnade nun einen andern Sinn und Trieb bekommt, und das Herz nun Luſt und Freude zu GOtt und ſeinem Worte hat, gerne ſein Wort hält, Ihn liebt und ſich in Allem Ihm ergibt, ſo daß man Gnade um Gnade erlangt. Und wer dieß erfährt, der kann mit Wahrheit ſagen, wie Paulus Coloſſ. 1, 12. 13. 14.: Dankſaget dem Vater, der uns tüchtig gemacht hat zu dem Erbtheil der Heiligen im Licht; welcher uns errettet hat von der Obrigkeit der Finſterniß, und hat uns verſetzt in das Reich Seines lieben Sohnes, an welchem wir haben die Erlöſung durch Sein Blut, nemlich die Vergebung der Sünden.

Nun, ihr Lieben! Laßt euch alſo nur erretten, ſo werdet ihr gewiß errettet werden! JEſus iſt dazu da. Der Vater hat Ihn uns zum Erretter, zum Seligmacher gegeben; das iſt des Vaters Wille. Darum heißt es: nach dem Willen GOttes und unſeres Vaters. Es iſt des Vaters Wille ſo; Er hat es Seinem Sohn übergeben. Wer ſich erretten laſſen will, der wende ſich zu JEſu; er lerne nur den Tod JEſu recht verſtehen, was das heiße und austrage, daß JEſus für ihn geſtorben iſt. Er bitte, daß Er auch die Kraft Seines Todes an ihm beweiſe, ſo wird es gewiß ein Anderes mit ſeinem Herzen werden, und er wird GOtt und Seinen Erlöſer preiſen und mit allen Erretteten ſagen können: Dir ſey Ehre von Ewigkeit! Amen.

Am ſechsundzwanzigſten Sonntag nach Trinitatis.

Ehningen, 1738.

Evangelium: Matth. 25, 31—46.

Wenn aber des Menſchen Sohn kommen wird in Seiner Herrlichkeit, und alle heiligen Engel mit Ihm, dann wird Er ſitzen auf dem Stuhl Seiner Herrlichkeit, und werden vor Ihm alle Völker verſammelt werden. Und Er wird ſie von einander ſcheiden, gleich als ein Hirt die Schafe von den Böcken ſcheidet, und wird die Schafe zu Seiner Rechten ſtellen, und die Böcke zur Linken. Da wird dann der König ſagen zu denen zu Seiner Rechten: kommet her, ihr Geſegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet iſt von Anbeginn der Welt. Denn ich bin hungrig geweſen, und ihr habt mich geſpeiſet: ich bin durſtig geweſen, und ihr habt mich getränket: ich bin ein Gaſt geweſen, und ihr habt mich beherberget: ich bin nackend geweſen, und ihr habt mich bekleidet: ich bin krank geweſen, und ihr habt mich beſucht; ich bin gefangen geweſen, und ihr ſeyd zu mir kommen. Dann werden Ihm die Gerechten antworten, und ſagen: HErr, wann haben wir Dich hungrig geſehen, und haben Dich geſpeiſet? oder durſtig, und haben Dich getränket? wann haben wir Dich einen Gaſt geſehen, und beherberget? oder nackend, und haben Dich bekleidet? wann haben wir Dich krank oder gefangen geſehen, und ſind zu Dir kommen? Und der König wird antworten, und ſagen zu ihnen: wahrlich, ich ſage euch: was ihr gethan habt einem unter dieſen meinen geringſten Brüdern, das habt ihr Mir gethan. Dann wird Er auch ſagen zu denen zur Linken: Gehet hin von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das bereitet iſt dem Teufel und ſeinen Engeln. Ich bin hungrig geweſen, und ihr habt mich nicht geſpeiſet; ich bin durſtig geweſen, und ihr habt mich nicht getränket; ich bin Gaſt geweſen, und ihr habt mich nicht beherberget; ich bin nackend geweſen, und ihr habt mich nicht bekleidet; ich bin krank und gefangen geweſen, und ihr habt mich nicht beſucht. Da werden ſie Ihm auch antworten, und ſagen: HErr, wann haben wir Dich geſehen hungrig, oder durſtig, oder einen Gaſt, oder nackend, oder krank, oder gefangen, und haben Dir nicht gedienet? dann wird Er ihnen antworten, und ſagen: wahrlich, ich ſage euch: was ihr nicht gethan habt einem unter dieſen Geringſten, das habt ihr Mir auch nicht gethan. Und ſie werden in die ewige Pein gehen, aber die Gerechten in das ewige Leben.

Paulus ſchreibt 2 Cor. 5, 10: Wir müſſen Alle offenbar werden vor dem Richterſtuhl Chriſti, auf daß ein Jeglicher empfahe, nach dem er gehandelt hat bei Leibes Leben, es ſey gut oder böſe. Das iſt ein Hauptſtück der chriſtlichen Lehre und Erkenntniß. Chriſten wiſſen aus ihrer Lehre, wo *Alles hinausläuft* und wie *es ihnen gehen wird* mit ihrem ganzen Leben, das ſie auf der Welt zu führen haben. Das iſt höchſt wichtig. Wenn Einen nichts mehr bewegen oder zum Beſinnen über ſich ſelbſt bringen, oder von der Sünde abhalten oder zur Furcht GOttes antreiben könnte, ſo ſollte es dieſe Wahrheit thun, daß er weiß: ich *muß einmal erſcheinen vor dem Richter*. Denn ſo iſt es gemeint, wenn Paulus ſagt: *offenbar werden*; wie man jetzt vom Rathhaus und von bürgerlichen Gerichten ſagt: man müſſe erſcheinen, man ſolle ſich ſtellen. Wann der große Tag GOttes anbricht, daß Er die Welt richtet, ſo kann ſich *Keiner verbergen, Keiner ausweichen*. Es muß ſich ein Jeglicher ſtellen. Das gilt *Allen, Großen und Kleinen*. Da muß man *erſcheinen*, wie man iſt und wie man in der Welt geweſen iſt; das heißt ferner *offenbar werden*. In der Welt wird das *Wenigſte offenbar* weder vom Guten noch vom Böſen. Es gibt ſo viel heimliche Sünden, ſo viele Frevel, die man nicht achtet. Ja, im Herzen hegt Mancher ſo Viel, das *weder ihm, noch Andern* offenbar wird. Aber an jenem Tage wird Alles hervorkommen. Das Inwendige wird aufgedeckt werden; und je nachdem es offenbar wird, wird einem Jeglichen gelohnet werden, *wornach* er gehandelt hat. Er wird *nach der Abſicht* ſeines Herzens belohnt werden. Darauf zielt Paulus mit dieſem Spruch. Meine *redliche*, treue Abſicht wird erſt offenbar werden an jenem Tage. Darum fleiſſigen wir uns, Ihm wohl zu gefallen. Nach dem, wie ich mich befliſſen oder nicht befliſſen habe, Ihm wohlzugefallen, wird mir widerfahren. Nun, was uns hier Paulus lehret, das lehrt JEſus ebenſo im heutigen Evangelium; da können wir es vom Richter ſelbſt hören und lernen. Ich

Ich will Gelegenheit nehmen aus dem heutigen Evangelium vorzuſtellen:

Die Erſcheinung aller Menſchen vor JEſu, dem Richter aller Welt.

Laßt uns ſehen:

I. Wann,
II. Wie dieſe Erſcheinung geſchehen werde;
III. Wornach JEſus richten werde, und
IV. Was der Ausſpruch ſeyn werde.

Niemand kann uns beſſer und gewiſſer ſagen, wie es werde mit dem Gericht über die Menſchen gehalten werden, als der Richter ſelbſt. Es iſt eine große Barmherzigkeit, daß JEſus davon geredet hat, damit wir es voraus wiſſen und uns darnach richten können. Das ſoll uns zur Aufweckung und zur Warnung und zum Troſt gereichen.

I. Wann wird dieß geſchehen? Wann des Menſchen Sohn wird erhöhet ſeyn; das iſt JEſus. Er wird kommen in Herrlichkeit. Seine Majeſtät wird Ihm die rechte Geſtalt und Hochachtung machen. Ihm iſt das Gericht übergeben, darum, weil Er des Menſchen Sohn iſt. Joh. 5, 27. Weil Er den Menſchen gegeben iſt zum Heiland und HErrn, ſo ſoll Er auch ihr Richter ſeyn, ob ſie Ihn angenommen und Ihm gedienet haben, oder nicht. Er iſt der Mann, in welchem es GOtt beſchloſſen hat. Apoſtelg. 17, 31. Alſo JEſus geht Alle an; du kannſt dich Ihm nicht entziehen. Willſt du Ihn nicht zu deinem Heiland annehmen, ſo mußt du Ihn doch zu deinem Richter haben; Er wird es doch von dir fordern, und es werden vor Ihm erſcheinen müſſen, und vor Seinen Stuhl ſich ſtellen müſſen Alle. Ihm iſt Niemand zu groß und zu vornehm. Die, welche in der Welt Niemand richten kann, die Keinen über ſich haben, ſondern ſelbſt die Richter der Menſchen ſind, werden hier auch erſcheinen und als Unterthanen des großen Königs ſich zeigen müſſen. Du auch, mein lieber Menſch, wer du auch biſt. Denke daran, wie wird es ſeyn, wenn du vor dem HErrn ſollſt erſcheinen! Johannes hat es auch ſo geſehen, Offenb. 20, 11: Und ich ſah einen großen weißen Stuhl, und den, der darauf ſaß, vor welches Angeſicht floh die

Erde und der Himmel und ihnen ward keine Stätte erfunden. Und ich ſah die Todten, beide groß und klein, ſtehen vor GOtt.

II. Wie wird dieſe Erſcheinung geſchehen? Er wird die Völker von einander ſcheiden. In der Welt lauft Alles unter einander; da will der Böſe nicht für böſe gehalten ſeyn, wenigſtens ſoll man nichts dazu ſagen, ſondern es nach ſeinem Willen gehen laſſen und ihn doch für gut halten; ja, wenn er ſtirbt, ſoll man entweder noch Gutes von ihm reden oder doch ſchweigen. Und der Fromme wird auch nicht geachtet, man läßt es ihm nicht gelten, ſchilt ihn als einen Heuchler oder verläſtert ihn und macht ſeine Frömmigkeit zu Schanden. Nun, das geht ſo in der verwirrten Welt, bis es JEſus ſcheidet. Da wird es geſchwind geſchieden ſeyn. Er kennt einen Jeglichen; da bleibt nichts zurück. Er macht zwei Haufen, und ein Jeder wird zu ſeiner Art und Gattung geſtellt. Da kann ſich Keiner für etwas Anderes ausgeben, als was er iſt und was er geweſen iſt. Nun, bedenke mein lieber Menſch! zu welchem Haufen gehörſt du? Gehörſt du zu den Schafen, ſo mußt du JEſu Stimme hören und Ihm als dem Hirten folgen; gehörſt du aber zu denen zur Linken, ſo haſt du hienieden auf JEſu treue Hirtenſtimme nie gehört und ihr nie gefolgt. Aus Eigenliebe, weil man ſich Gutes gönnt, denkt wohl jeder: wenn es nur mir nicht ſo geht! Aber es wird vielen Tauſenden ſo gehen, die es wünſchen, und es dabei bewenden laſſen. Was hilft aber das Wünſchen und eine falſche Hoffnung, wenn man ſich nicht darum beſtrebt? Jetzt wäre noch Zeit! Jetzt iſt noch die angenehme Zeit!

III. Wornach wird aber JEſus richten? Hier ſagt JEſus nicht von allen böſen Werken und Laſtern der Menſchen. Denn das weiß Jedermann, auch der Heide, und einem Jeglichen ſagt es ſein Gewiſſen. Alſo da iſt gar keine Frage darum, daß alle böſe Werke werden ihren Lohn empfangen. Röm. 2, 5. heißt es: Du aber nach deinem verſtockten und unbußfertigen Herzen häufeſt dir ſelbſt den Zorn auf den Tag des Zorns und der Offenbarung des gerechten Gerichts GOttes, welcher geben wird einem Jeglichen nach ſeinen Werken. Epheſ. 5, 5: Das ſollt ihr wiſſen, daß kein Hurer oder Unreiner oder Geiziger (welcher iſt ein Götzendiener) Erbe hat an dem Reich Chriſti und GOttes. Und

Gal. 5, 19. 20. 21. heißt es: Offenbar ſind aber die Werke des Fleiſches: als da ſind Ehebruch, Hurerei, Unreinigkeit, Unzucht, Abgötterei, Zauberei, Feindſchaft, Hader, Neid, Zorn, Zwietracht, Rotten, Haß, Mord, Saufen, Freſſen und dergleichen, von welchen ich euch habe zuvor geſagt und ſage noch zuvor, daß, die ſolches thun, werden das Reich GOttes nicht ererben. Das iſt gar zu grob und unverſchämt mit dem Richter der Welt umgegangen, wenn man bei ſolchen Werken von Ihm verlangen wollte, Er ſolle es nicht achten, Er ſolle kein ſcharfes Urtheil darüber ſprechen! Solche wiſſen ihr Urtheil ſchon. Da braucht es nichts weiter. Aber hier ſagt JEſus von Sachen, die die Menſchen ſelbſt nicht vermuthet haben, daß der Richter darnach fragen oder darauf achten werde, wornach man gehandelt hat. Das Eigentlichſte iſt: haſt du Mich geachtet? Du haſt ja gehört und gewußt, daß ich der Heiland der Menſchen bin. Haſt du Mich geſucht, geliebt? du haſt gehört und gewußt, daß ich meine Leute und Glaubigen in der Welt habe. Haſt du ſie geſucht, geliebt, ihnen aus Liebe zu mir Gutes gethan? Sehet alſo: nicht nur die böſen Werke, ſondern auch die Unterlaſſungsſünden bringen ein ſchweres Gericht. Das du nicht gethan haſt, das wird beſtraft werden. JEſus wird ſagen: du haſt nicht nach Mir gefragt, alſo kenne ich dich auch nicht. Hingegen wer JEſum liebt und die Seinigen, wird wohl ankommen, wenn er ſchon ſonſt ein ſchwacher, geringer Menſch geweſen iſt.

IV. Was wird nun der Ausſpruch ſeyn? Der Ausſpruch iſt gedoppelt. O wer den hören wird, wie wird's dem um's Herz ſeyn! Da wird dann der König ſagen zu denen zu Seiner Rechten: Kommet her, ihr Geſegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet iſt vor Anbeginn der Welt! Dann wird Er auch ſagen zu denen zur Linken: Gehet hin von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das bereitet iſt dem Teufel und ſeinen Engeln! Und die Böſen werden den erſten Ausſpruch auch hören! O, wie wird ſie das beſchämen und in Furcht ſetzen! Hernach werden ſich die Guten näher zu JEſu herandrängen und zu den Uebrigen, die bei Ihm ſind, hinſtellen und zuſehen, wie Jene abgewieſen werden und in das hölliſche Feuer gehen. Hernach nimmt Er dieſe mit ſich ins Vaters Reich, ins ewige Leben; denn ſie ſind noch aus der böſen Welt auserleſen worden.

Nun, mein lieber Zuhörer! Was denkſt du darüber? Was ſagt dir dein Herz und Gewiſſen? Wenn JEſus heute käme?! Es iſt unbegreiflich, daß dieſe Wahrheiten nicht mehr wirken in den Gemüthern. Das iſt ein Kennzeichen, wie weit es ſchon mit unſern Chriſten gekommen iſt. Sie ſind fühllos, gehen ſo in der Dummheit und Unbeſonnenheit hin, fahren ſo hin in's Verderben, laſſen es darauf ankommen! O Jammer! Was ſoll man predigen, wenn Das nicht mehr eindringt, nicht mehr Herz, Mark und Bein zerſchneidet? Da muß ja das Gericht bald kommen. *Eile und errette deine Seele!* Amen.

Am ſiebenundzwanzigſten Sonntag nach Trinitatis.

Ehningen, 1758.

Evangelium: Matth. 25, 1—13.

Dann wird das Himmelreich gleich ſeyn zehen Jungfrauen, die ihre Lampen nahmen, und gingen aus, dem Bräutigam entgegen. Aber fünf unter ihnen waren thöricht, und fünf waren klug. Die thörichten nahmen ihre Lampen, aber ſie nahmen nicht Oel mit ſich. Die klugen aber nahmen Oel in ihren Gefäſſen, ſammt ihren Lampen. Da nun der Bräutigam verzog, wurden ſie alle ſchläfrig, und entſchliefen. Zu Mitternacht aber ward ein Geſchrei: ſiehe der Bräutigam kommt, gehet aus, ihm entgegen! Da ſtunden dieſe Jungfrauen alle auf, und ſchmückten ihre Lampen. Die thörichten aber ſprachen zu den klugen: gebet uns von eurem Oel, denn unſre Lampen verlöſchen. Da antworteten die klugen, und ſprachen: nicht alſo, auf daß nicht uns und euch gebreche. Gehet aber hin zu den Krämern, und kaufet für euch ſelbſt. Und da ſie hingingen zu kaufen, kam der Bräutigam, und welche bereit waren, gingen mit ihm hinein zur Hochzeit, und die Thüre ward verſchloſſen. Zuletzt kamen auch die andern Jungfrauen, und ſprachen: Herr, Herr, thue uns auf! Er antwortete aber, und ſprach: wahrlich, ich ſage euch, ich kenne euer nicht. Darum wachet, denn ihr wiſſet weder Tag noch Stunde, in welcher des Menſchen Sohn kommen wird.

Wir haben vor acht Tagen gehört, daß JEſus der Richter der ganzen Welt und aller Menſchen ſey. Wann Sein Tag kommt, daß Er offenbar werden wird in Seiner Herrlichkeit, dann werden alle Völker vor Seinem Throne erſcheinen müſſen. Das iſt das Ziel, worauf Alle verwieſen ſind. Auf dieſen Tag und auf den Ausſchlag, den es an demſelbigen Tage mit einem Jeglichen haben wird, kommt es allein an. Daher muß auch Alles auf dieſen Tag warten; die ganze Natur der Geſchöpfe wartet darauf. Niemand kann ſich deſſen entſchlagen; Jeder iſt darauf geſpart und muß erwarten, was ihm dieſer Tag bringen wird. Kann er nicht anders, ſo muß er doch mit Furcht und Angſt ſeines Gewiſſens warten, bis er ſeinen Richter ſieht und vor Ihn geſtellt wird. Derſelbe kann und wird ihm freilich nicht willkommen ſeyn. Aber mit denen iſt's anders, die Ihn als ihren Bräutigam erwarten. Das iſt ein getroſtes, ein fröhliches, ein ſeliges Warten, wenn man weiß und in ſeinem Herzen verſichert iſt: Er wird mir nicht als Richter, ſondern als Bräutigam kommen. Solche Seelen ſind wohl daran und können ſich Seiner herrlichen Erſcheinung freuen. Davon redet der Heiland im heutigen Evangelium. Ich will daher kürzlich vorſtellen:

Das Warten der glaubigen Seelen auf ihren Bräutigam.

Dabei habe ich zu reden:

I. **Vom Bräutigam;**
II. **Von den Jungfrauen;**
III. **Vom Warten,** und
IV. **Vom Ausgang des Wartens.**

Das heutige Evangelium handelt vom Himmelreich. Dann wird das Himmelreich gleich ſeyn zehen Jungfrauen, die ihre Lampen nahmen und gingen aus, dem Bräutigam entgegen. Dieß geht eigentlich auf den letzten Zuſtand des Himmelreichs auf Erden oder der Kirche Chriſti, was es zuletzt noch für eine Beſchaffenheit mit der Gemeine Chriſti haben werde. Aber es geht uns Alle an; denn wir ſollen uns bereit halten alle Tage auf die Zukunft des HErrn und Seiner mit Freuden **warten** können. Ich will alſo reden

I. **Vom Bräutigam.** JEſus heißt ſich hier einen **Bräutigam.**

Das iſt ein lieblicher, holdſeliger Name, welcher denen ſehr ſüß und erfreulich iſt, die er angeht. Weil Er eine Braut auf Erden hat, ſo heißt Er ſich den Bräutigam. Paulus ſagt es Eph. 5, 25: Chriſtus hat geliebt die Gemeine und hat ſich ſelbſt für ſie gegeben, auf daß Er ſie heiligte. Er will nicht nur ihr Heiland und Erlöſer ſeyn, der ſie aus dem Sünden-Jammer und Verderben errette, ſondern Er will ſich ihr in Seiner Liebe zu genießen geben und Seine Seele auf's innigſte mit ihr verbinden. Er kommt vom Himmel, vornämlich um Seiner Braut willen, dieſelbige heimzuholen, und in's Hochzeithaus, in's Vaters Haus, wo der Bräutigam wohnt, einzuführen; d. i. Er will die Seinen, die auf Ihn warten, von allem irdiſchen Weſen befreien, wegbringen und in Sein Himmelreich verſetzen. Auf JEſum und Seine Gemeine zielt der ganze Lauf der Zeiten bis auf Seinen Tag.

II. Von den Jungfrauen. Wo ſind nun die Seelen, die auf Ihn warten? Hier ſind es zehen Jungfrauen. Das Gleichniß iſt hergenommen von der jüdiſchen Weiſe, da an dem Hochzeittag der Bräutigam ſeine Braut aus ihres Vaters Haus abholte und in ſein oder ſeines Vaters Haus brachte; daſelbſt wurde die Hochzeit gehalten. Man mußte nun den Bräutigam empfangen; die Braut ſchickte ihre Geſpielinnen entgegen, ihn zu bewillkommen und bis zur Braut zu begleiten. Er brachte ſeine Genoſſen mit. Da ſehen wir gleich: das geht keine ungläubigen und unbekehrten Chriſten an, welche Nichts nach JEſu fragen. Die Jungfrauen ſind Seelen, die JEſum lieben, die Lampen haben, ein Herz, darin ein Licht des Glaubens brennt. Alle diejenigen gehören zu dieſen zehen Jungfrauen, deren Herz einmal erweckt worden iſt, JEſum zu ſuchen, die ſich zu Seiner Gnade gewandt haben, denen die himmliſche Berufung wichtig geworden iſt, die glaubig geworden ſind an Seinen Namen und eine gute Hoffnung in's Herz bekommen haben; die ſich in dieſer aufgemacht haben, dem Himmel zuzugehen und dem Heiland als ihrem Bräutigam entgegenzugehen. Nun, das iſt ein guter Zuſtand der Seele. Und ſolche Leute gibt es noch auf der Welt. Es gibt noch ſolche Jungfrauen, welchen daran gelegen iſt, Theil zu haben an JEſu Reich und denen Er lieb geworden iſt. Aber weil nun Sein Tag nicht ſogleich kommt, weil Seine herrliche Erſcheinung lange anſteht, weil man nicht ſogleich von der Welt weggenommen wird, wenn man Ihm ſein Herz ergibt, ſo gilt's Warten. Die Wartezeit iſt eine Probezeit für die Seelen.

III. **Worauf kommt es nun beim Warten an?** Das iſt der hauptſächlichſte Punkt und der Zweck, warum der Heiland dieß Gleichniß anführt. Merket kürzlich Folgendes: Wenn es keines Wartens brauchte, ſo gäbe es keine thörichten Jungfrauen; denn wäre der Bräutigam gleich gekommen, ſo hätten Aller zehn Lampen noch helle gebrannt. So iſt's! Wenn JEſus die Seelen ſogleich wegnähme von der Welt und aus allen Verſuchungen, ſobald ſie die erſte Liebe, die erſte Freudigkeit und Gewißheit der Vergebung der Sünden erlangen, ſo würden ſie alle ſelig. So wünſchen manchmal Knechte Chriſti über dieſen oder jenen: wenn ihn nur JEſus jetzt wegnähme! jetzt gienge er mit Freuden über. Aber der Bräutigam verzieht, und über dem Warten gibt es erſt neue Proben. Es währt bis zur Mitternacht. Die Natur reizt zum Schlafen. Ihr Geiſt war munter und willig; aber der Verzug bis zur Mitternacht machte ſie ſchlafend. So können den Seelen in dem Fortgang ihres Lebens mancherlei Hinderniſſe und Verſuchungen vorkommen, dabei ihr Glaube, ihre Liebe und Hoffnung auf die Probe geſetzt wird, ob ſie treu bleiben und darüber wegkommen werden. Wer nun darauf nicht achtet, dafür nicht ſorgt, und ſich nicht mit Oel verſieht, daß er im Warten aushalten könne, der kann eine ſolche thörichte Jungfrau werden. Ich will mich deutlich erklären. Es gibt Seelen, welche Ernſt anwenden, bis ſie Vergebung und Ruhe finden. Da denken ſie: Nun iſt meine Sache gethan, nun weiß ich, woran ich bin; und von dem an iſt kein Ernſt mehr. Man freut ſich und hält ſich an das, was man einmal erfahren hat, und begehrt nicht weiter mit JEſu bekannt zu werden. Aber da fehlt es: man bekümmert ſich nicht um eine rechte Kraft des Glaubens, noch, daß man ſtark werde durch den Geiſt am inwendigen Menſchen. Kommen nun Verſuchungen der Welt, Trägheit, Verdroſſenheit, ſo ſinkt man hin, wird ſo mattherzig und es iſt keine Kraft da, zu überwinden. So gibt es Manche, die ſagen können: O, da iſt mir wohl geweſen, da iſt mir JEſus gewiß nahe geweſen; o, wenn mir noch ſo wäre, wie damals, als ich confirmirt wurde, da ich das erſtemal zum Abendmahl ging, oder da ich aus der Krankheit aufgeſtanden! Wäre ich damals geſtorben, ſo wäre ich gewiß ſelig worden! Aber jetzt iſt man lau! Das ſind thörichte Jungfrauen. Dafür warnt auch Paulus Ebr. 3, 14. 6: Denn wir ſind Chriſti theilhaftig worden, ſo wir anders das angefangene Weſen bis an das Ende feſt halten; ſo wir anders das Vertrauen und den Ruhm der Hoffnung bis an's Ende feſt behalten. Darum ſpricht der heilige Geiſt: Heute, ſo ihr hören werdet Seine Stimme, ſo verſtocket eure Herzen nicht, wie in der Verbitterung geſchah! Dieß führt uns zum letzten Theil:

IV. Vom Ausgang des Wartens. Kommt's nun auf die Stunde, ſo zeigt ſich der Schade, denn ſie dachten nicht, daß ſie bisher ſo thöricht gehandelt und ſich nicht beſſer vorgeſehen hätten. Die Schläfrigkeit hätte es nicht gemacht, wenn da geweſen wäre, was hätte da ſeyn ſollen; denn es kann auch einer, der in der rechten Kraft des Glaubens ſteht, durch Zufälle und Verſuchungen ſchläfrig werden; aber wenn ein Aufruf kommt, ſo erneuert er ſich in ſeinem Glauben. Hingegen, wenn es bei ſolchen auf's Todtenbett kommt, ſo iſt keine Freudigkeit da zum Sterben; da will man erſt fremde Hilfe haben, da ſoll man für einen beten, da will man erſt den Zuſpruch der Seelſorger haben, da man doch nicht zur rechten Zeit von Ihm Oel gekauft hat; und darüber verſpätet man ſich und wird untüchtig, den Bräutigam zu empfangen. Aber die Klugen nahmen Oel in ihren Gefäſſen ſamt ihren Lampen; und da zur Mitternacht ein Geſchrei ward: Siehe, der Bräutigam kommt, gehet aus, Ihm entgegen, da ſtunden auch ſie auf und waren tüchtig, den Bräutigam zu empfangen, denn ſie hatten Oel bei ſich.

Der Schluß des Evangeliums ſoll die Nutzanwendung ſeyn: Wachet! Das geht freilich die nicht an, die noch todt in Sünden ſind, und keine Erfahrung haben. Aber es ſind ja unter unſerer Gemeine auch ſolche, die ſich einmal aufgemacht haben; und Euch ſage ich: Wachet! Prüfet euch; ihr ſeyd wenigſtens nicht außer der Gefahr, thörichte Jungfrauen zu werden; behelfet euch nicht damit, daß ihr fromm ſeyd. Kaufet Oel, auf daß ihr habet zur Stunde der Mitternacht; denn ihr wiſſet weder Tag noch Stunde, in welcher des Menſchen Sohn kommen wird. Darum wachet! Amen.

Am Feiertag Andreä.

Dettingen, 1752.

Evangelium: Matth. 4, 18—22.

Als JEſus an dem galiläiſchen Meer ging, ſahe Er zween Brüder, Simon, der da heißt Petrus, und Andream ſeinen Bruder, die warfen ihre Netze ins Meer, denn ſie waren Fiſcher. Und Er ſprach zu ihnen: folget mir nach, ich will euch zu Menſchen-Fiſchern machen. Bald verließen ſie ihre Netze, und folgten Ihm nach. Und da Er von dannen fürbaß ging, ſahe Er zween andere Brüder, Jacobum, den Sohn Zebedäi, und Johannem, ſeinen Bruder, im Schiff, mit ihrem Vater Zebedäo, daß ſie ihre Netze flickten, und Er rief ihnen. Bald verließen ſie das Schiff und ihren Vater, und folgten Ihm nach.

Ich habe in der letzten Freitagspredigt in voriger Woche unter Anderem geſagt, daß manchmal kräftige Rührungen bei den Seelen vorgehen, und Manche nach dem einigen gewiſſen Weg des Lebens fragen; aber daß es bei ihnen niemals zu einem völligen Ausſchlag in ihrem Gemüth komme, daß ſie den Weg der Wahrheit wirklich erwählten und darin wandelten, damit ſie Friede finden möchten für ihre Seelen. Es ſind aber ohnehin wenig Leute damals in der Predigt geweſen; und dieſe Sache iſt doch wichtig zu bedenken. Sie könnte Manchem zu genauerer Erkenntniß ſeines innerlichen Herzenszuſtandes dienen und einen neuen Antrieb geben, ſein Herz einmal dem Heiland völlig hinzugeben, damit man auch das Gute, die Seligkeit erfahre und genieße, die man bei JEſu und in Seiner Gemeinſchaft hat. Ich will daher aus Gelegenheit des Evangelii weitläufiger von eben dieſer Sache reden.

Ihr, lieben Herzen! Es geſchieht euch zu gut, damit ihr wiſſen möget, theils woran ihr ſeyd, theils was dazu gehöre, wenn man ſeines Heilandes auch recht froh werden will. Darum richtet Herz und Sinne auf Seine Wahrheit und bedenket, was zu eurem Frieden dient! Ich will euch dießmal aus dem Evangelium dieſe

Einzige Wahrheit vorhalten und erklären, daß es bei erweckten Seelen auch einmal zu einem völligen Ausſchlag in ihrem Herzen und Gemüth kommen müſſe, ſich JEſu ganz zu ergeben.

1) Es war nicht das erſtemal, daß JEſus hier mit Andreas

und Petrus redete, und ſie mit Ihm bekannt wurden, ſondern ſie kamen ſchon ein halbes Jahr vorher zu Ihm. Joh. 1. Und ſie freueten ſich über Ihn. JEſus ging hernach nach Jeruſalem und ſie blieben bei ihrer Handthierung. Sie mögen wohl gute Gedanken von Ihm gehabt und den Eindruck von Seinen Reden behalten haben; doch blieben ſie ſo in ihrem Eigenen, und wußten noch nicht, wie ſie ſich zu Ihm halten, was ſie weiteres von Ihm haben oder bei Ihm ſuchen und wie ſie näher mit Ihm bekannt werden ſollten, und wären wohl ſo dabei geblieben, wenn ihnen JEſus nicht von freien Stücken wieder begegnet wäre, ſie angeredet und aufgefordert hätte, ſich näher zu Ihm zu halten und mit Ihm beſſer bekannt zu werden.

So geht's manchmal bei gutwilligen Seelen. Denn von widerſpenſtigen Gemüthern, die ſich Alles umſonſt ſagen laſſen, und JEſum verachten, iſt hier nicht die Rede. Es gibt Seelen, denen das Wort GOttes wichtig iſt, die einen lebendigen kräftigen Eindruck von JEſu bekommen haben, die Ihm nicht zuwider ſind, und denen Er auch nicht mehr ganz fremd und unbekannt iſt, die gern von Ihm hören und reden, und manchen Seufzer zu Ihm ſchicken, aber nicht näher mit Ihm bekannt werden, ſondern in ihrem Geſchäft und Weſen ſo hingehen, und doch nie recht erfahren, was man an JEſu habe, noch ſich ganz in Seinen Sinn und in Seine Nachfolge begeben. Von ſolchen Leuten kann man ſagen: es fehlet nicht viel, daß ſie rechte Chriſten würden, wie vom König Agrippa. Apoſtelg. 26, 28. Aber es fehlt doch noch, und wenn ſie wollen ihr Herz prüfen, ſo merken ſie bald ſelbſt, daß es ihnen fehle, und ſie noch keinen rechten Frieden in Chriſto genießen.

2) Nun, hier kommt JEſus ſolchen guten Gemüthern von freien Stücken entgegen und ſagt zu ihnen: Ich habe euch zu etwas Anderem beſtimmt, als daß ihr nur ſolltet euer Fiſcherhandwerk treiben; ihr ſollt Menſchenfiſcher werden. Haltet euch näher zu mir, kommet mit mir, bleibt künftig bei mir! Da kam es ſogleich bei ihnen zu einem völligen Ausſchlag. Sie entſchloßen ſich, verließen Alles und gingen mit Ihm fort. Dergleichen muß auch jetzt noch bei einem Jeglichen vorgehen, wenn er ſelig werden will.

Man muß ſeinen himmliſchen Beruf beſſer wahrnehmen. Gewiß, GOtt hat uns ja nicht nur dazu erſchaffen und in die Welt geſetzt, daß man arbeiten und ſich mühen ſolle und weiter Nichts davon haben. Wenn nun das Evangelium an's Herz dringt, ſo ſoll man wiſſen: das iſt ein himmliſcher Beruf; nun ruft mich JEſus zu Seinem Reich! Das ſoll man wichtig halten! Das ſoll man nicht nur ſo daneben herführen, ſondern das Wichtigſte ſeyn laſſen. Matth. 6, 33: Trachtet am erſten nach dem Reich GOttes und nach Seiner Gerechtigkeit, ſo wird euch ſolches Alles zufallen. Sobald ein Menſch das recht bedenkt, ſo wird es ihm auch angelegen ſeyn, und er wird darnach fragen: Wie ſoll nun das an mir zu Stande kommen, was JEſus an mich will? Er kann es nicht mehr ſo hingehen laſſen und mit ſich zufrieden ſeyn und denken, es ſey gut genug, er liebe ja das Wort GOttes, bete fleißig zum Heilande, — ſondern er will gerne näher mit Ihm bekannt werden, Kraft von Ihm empfinden und dergleichen. Da heißt es: JEſu, komm' doch ſelbſt zu mir! ich habe Dich wohl lieb, aber ich habe Dich noch nicht in meinem Herzen.

Da kommt JEſus mit neuer Kraft an's Herz, wenn Er weiß, daß Er einem damit einen Gefallen thut. Er hat es wohl gewußt, Er thue damit dieſen Leuten einen Gefallen, ſie würden es Ihm nicht abſchlagen, ſonſt hätte Er ſie nicht ſo beſonders aufgefordert. Und ſo geht es noch. Mancher bekommt eine durchdringende Kraft, ein Licht und dergleichen, ein Anderer nicht. Der Heiland kennt Alle; Er weiß wohl, wen Er rufen ſoll, der es Ihm nicht abſchlägt. Wenn man ſolchen Ausguß der Liebe verſäumte oder verlöre, ſo wäre es ja umſonſt angewandt, wie wenn man einen koſtbaren Balſam verſchüttete, wenn es einem nicht anſtändig wäre, ſich genau mit JEſu einzulaſſen. Es könnten es aber Alle haben; JEſus würde ſich Keinem entziehen, wenn ſie gerne wollten. Tauſendmal begehrt Er unſer!

Darnach kommt es ſogleich zum Ausſchlag, daß man ſich JEſu ganz ergibt. Sie verließen Alles. Alles Andere war ihnen gering. Man ſagt jetzt Keinem, daß er Weib und Kind, Haus und Hof verlaſſen ſolle. Aber er muß doch ſein Herz, das in dem Allem verwickelt war, herausziehen und es JEſu ganz ergeben. Weg Sünd', weg Welt, dir geb' ich nicht mein Herz! Aber da fehlt's bei Manchem, daß es zu Nichts kommt. Sie wollen nicht Alles verlaſſen. Man muß aber Alles um Eins verkaufen, wie Matth. 13, 44. 45. 46. ſtehet. Der HErr ſagt: das Himmelreich iſt gleich einem Kaufmann, der gute Perlen ſuchte. Und da er **Eine** köſtliche Perle fand, ging er hin und verkaufte Alles, was er hatte, und kaufte dieſelbige.

Alsdann hält man ſich beſtändig zu JEſu, kommt in den Umgang mit Ihm, folgt Ihm nach, genießt Ihn recht, läßt ſichs in Ewigkeit nicht reuen, wie die Jünger Joh. 6, 67. u. f., da bei der Frage JEſu: Wollet ihr auch weggehen? Petrus im Namen der übrigen Ihm antwortete: HErr, wohin ſollen wir gehen? Du haſt Worte des ewigen Lebens; und wir haben geglaubt und erkannt, daß Du biſt Chriſtus, der Sohn des lebendigen GOttes.

Nun, ihr Lieben! Prüfet euer Herz nach dieſen Wahrheiten. Ich möchte ſehr wünſchen, daß es noch bei Vielen zu ſolch einem ſeligen Ausſchlag käme. Prüfet, wo es noch fehlt, daß euch JEſus noch nicht ſo bekannt iſt. Werdet doch Seiner einmal recht froh. Laßt euch eure Kleinigkeiten nicht hindern. Bittet Ihn um Sein Licht; lernet Seine Erkenntniß beſſer faſſen und anhalten mit rechter Begierde, wie ſolche Pſ. 63. David ausdrückt: Nach Dir, HErr, dürſtet meine Seele, mein Fleiſch verlanget nach Dir, in einem trockenen und dürren Lande, da kein Waſſer iſt. Daſelbſt ſehe ich nach Dir in Deinem Heiligthum, wollte gerne ſchauen Deine Macht und Ehre! Solches Verlangen läßt der HErr nicht ungeſtillt, ſondern zu ſolcher in treuem Suchen Ihm ſich hingebenden Seele kommt Er und macht in ihr ewige Wohnung. Amen.

Herbſtpredigt.

Dettingen, den 30. October 1730.

Text: 1 Moſ. 8, 22. So lange die Erde ſtehet, ſoll nicht aufhören Samen und Erndte, Sommer und Winter, Froſt und Hitze, Tag und Nacht.

GOtt iſt ein GOtt der Ordnung, ſagt Paulus 1 Cor. 14. Das wird man gewahr in allen ſeinen Werken. Er hat Alles in Zahl, Maaß und Gewicht eingetheilt, und hält mit den unzähligen Sachen und Geſchöpfen, die in Seine große Haushaltung gehören, die pünktlichſte Ordnung, daß immer Eins auf's Andere folgt, Eins mit dem Andern übereinſtimmt, und Alles durch alle Zeiten hindurch immer wieder in ſeiner Ordnung eintrifft. Man lobt und rühmt es an einem Hausvater, wenn er in ſeinem ganzen Hausweſen gute Ordnung hält, Alles weislich zu beſchicken und in einander zu richten weiß, daß alles Geſchäft zu rechter Zeit geſchieht, eines dem andern die Hand bietet, nichts in Unordnung und Verwirrung geräth, und Alles zum Nutzen des ganzen Hausweſens ausſchlägt. GOtt iſt der weiſeſte und gütigſte Hausvater. Er hat ſo viel zu beſchicken und zu beſorgen; Er hat es ja mit vielen Tauſenden von Kreaturen zu thun; Alles ſteht ja unter Seiner Hand und gehört in Sein großes Haus, in das große Weltgebäude, das GOtt gemacht hat. Und doch geht Alles ordentlich und richtig. Es trifft immer Alles zu, wie Er es einmal eingerichtet hat. Nun, daran ſollen wir die Weisheit, Macht und große Güte unſeres GOttes erkennen und bewundern. Jeſ. 40, 26. Hebet eure Augen in die Höhe und ſehet: wer hat ſolche Dinge geſchaffen und führet ihr Heer bei der Zahl heraus? der ſie alle mit Namen rufet; Sein Vermögen und ſtarke Kraft iſt ſo groß, daß es nicht an einem fehlen kann. Und daher will ich euch heute eine Gelegenheit geben, die Weisheit GOttes zu bewundern, da wir uns den Segen GOttes zu Gemüth führen und Seine Güte zu Herzen nehmen ſollen, die er uns dieß ganze Jahr bewieſen hat. Ich will zu Eurer Liebe reden

Von der feſtgeſtellten Ordnung GOttes zum Segen der ganzen Welt;

und zeigen

I. Wie er dieſe Ordnung eingerichtet und feſtgeſtellt habe.

II. Was ihn dazu bewogen, eine ſolche Ordnung zu machen und zu handhaben.

Es lehrt uns die Erfahrung, daß die Jahreszeiten ordentlich und beſtändig abwechſeln, daß auf den Frühling der Sommer, auf den Sommer der Herbſt, auf den Herbſt der Winter, und auf den

Winter der Frühling jedesmal richtig folgt. Das geht von einem Jahr nach dem andern ſo fort. Vor tauſend Jahren iſt es auch ſo geweſen, und wieder vor tauſend Jahren war es auch nicht anders. Das iſt doch eine wunderbare, ſchöne und dem ganzen Erdboden erſprießliche Sache. Da iſt es wohl der Mühe werth, daß man bedenkt: Wo kommt es doch her, daß dieſes immer ſo eintrifft? Und die Antwort darauf iſt: Das kommt von GOttes, des Schöpfers, einmal feſtgeſetzter Ordnung her. Es iſt alſo billig, dieſelbe genauer anzuſehen und zu betrachten.

I. Wie hat GOtt dieſe Ordnung eingerichtet und feſtgeſtellt? Im Text heißt es: ſo lange die Erde ſtehet, ſoll nicht aufhören Samen und Erndte, Froſt und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht. Das ſagt GOtt zu Noah, da die Sündfluth vorbei war und er wieder aus dem Kaſten gegangen war. Um der Sünden willen, die ſchon über das ganze menſchliche Geſchlecht ein ſolches Verderben gebracht hatten, daß nur ein einziger frommer Mann ſammt ſeinem Weib und Kindern übrig war, die GOtt fürchteten und Ihm dieneten, ließ GOtt die Sündfluth kommen. Da regnete es vierzig Tag und vierzig Nacht an einem fort und alle Menſchen wurden vertilget; auf dem ganzen Erdboden wurde Alles verändert. Da ſprach GOtt zu Noah: eine ſolche allgemeine Sündfluth ſoll nicht mehr kommen, eine ſolche große Veränderung ſoll nicht mehr geſchehen, ſo lange die Erde ſteht und Menſchen darauf wohnen, und macht deßwegen eine ſolche Ordnung, daß die Jahreszeiten richtig abwechſeln und fortgehen, daß Frühling, Sommer, Winter und Herbſt einander regelmäßig folgen ſollen.

Man darf alſo nicht ſorgen, wenn man ſich zu Bette legt: Ei! wird denn morgen die Sonne wieder ſcheinen, wird es nicht einmal vier und zwanzig Stunden Nacht bleiben? Das wäre ja möglich, wenn GOtt es anders machen wollte wie bei Joſua. Aber wir wiſſen Seine feſtgeſtellte Ordnung. Es kann nicht fehlen, es trifft richtig ein. Wenn es regnet, darf man nicht ſorgen, ob es auch wieder Sonnenſchein geben werde. Wenn es Winter iſt, ſorgt und zweifelt Niemand, ob auch der Frühling kommen werde. Und wenn der Ackermann ſäet, hofft er gewiß, es werde im Sommer die Hitze ſo groß werden, daß der Same aufgehen, ſich entwickeln und zur Reife kommen werde und ſo fort.

Dieſe ſchöne und richtige Ordnung hat GOtt zu Noahs Zeiten feſtgeſtellt. Und nun ſind es ſchon fünftauſend Jahre, und es hat indeſſen um keinen Punkt gefehlt. Sonſt könnte man keinen hundertjährigen Kalender machen, nach welchem alle Abwechslungen an der Sonne und Mond eintreten. Dieſes that GOtt zum Segen der ganzen Welt. Denn alle Erdgewächſe und was man pflanzt und baut, hat daher ſein Gedeihen. Darum hat GOtt bei dieſer Ordnung die Erde wieder geſegnet und dem Noah auf's Neue übergeben. 1 Moſ. 9.

Und Noah fing wieder an (heißt es ausdrücklich) und pflanzete Weinberge. Alſo vor der Sündfluth hatte man keinen Wein; da war das Waſſer noch viel reiner und kräftiger; die vier großen Waſſer (1 Moſ. 2.) aus dem Garten floßen noch darein; aber durch die Sündfluth wurden ſo viele ſchöne und reine Brunnen und ordentlich fließende Waſſer verderbt und mit andern Stoffen vermiſcht. Da bereitete GOtt den Menſchen nach Seiner Güte noch einen Trank, der reiner und kräftiger war als das Waſſer. Und ſo fing erſt ein Herbſt an, und Noah wußte nicht, was für ein hitziger, kräftiger Saft in dem Weinſtock war, und ward davon trunken, zum Zeichen, daß, obſchon GOtt aus lauter Güte ihn gab, der Wein eine Gelegenheit werden würde zu neuen Sünden und Unordnungen unter den Menſchen. — Und ſo iſt nun die Welt wieder von GOtt geſegnet worden.

Wir wollen daraus lernen:

1) Wie GOtt ſo wahrhaftig iſt in Seinem Wort. Es fehlt nie. Und wie treu hält Er darauf! — Warum ſollte Er es nicht auch in anderen Worten Seiner Verheißung ſeyn? — Jenes heißt der natürliche Glaube.

2) Aber weil es ſo ordentlich geht, ſo vergeſſen die Menſchen ihres GOttes, und denken, es gehe ſchon von ſelber ſo fort.

3) Darum hat ſich GOtt noch ſo viele Freiheit vorbehalten, daß, ob es ſchon im Ganzen nicht abgeändert wird, Er doch im Kleinen die Menſchen ſegnen oder ſtrafen kann, und ſie immer auf Ihn merken müſſen. Z. E. wenn es um etliche Tage bälder kalt wird,

das ändert die Ordnung GOttes nicht, das macht nicht, daß im October der Winter käme und wir hernach im Januar ſchon wieder Frühling hätten. Aber es kann doch den Weinſtock verderben und den Menſchen den Segen entziehen, den ſie von ihren Weinbergen gehofft haben. Darum iſt ein jeglicher warmer Tag eine beſondere Güte GOttes. Wenn es lange regnet, ſo darf man nicht denken, es werde gar nicht mehr Sonnenſchein werden; aber indeſſen kann doch der Same auf den Aeckern verderben u. ſ. f. Das thut GOtt, daß man immer auf Ihn achten ſoll, und jeglichen Tag aus Seiner Hand nehme und Ihm danke.

II. Was hat GOtt dazu bewogen, eine ſolche Ordnung zu machen und zu handhaben? Es heißt 1 Moſ. 8, 20: Noah aber bauete dem HErrn einen Altar, und opferte Brandopfer auf dem Altar, und der HErr roch den lieblichen Geruch des Opfers. Das war ein Vorbild auf die Verſöhnung JEſu. Da ſah GOtt ſchon auf das Leiden und Sterben Seines Sohnes, unſeres Mittlers. Um Seinetwillen allein hat GOtt die Welt wieder begnadigt und die Erde geſegnet. Paulus erklärte es Eph. 5, 2: Chriſtus hat ſich ſelbſt dargegeben für uns zur Gabe und Opfer, GOtt zu einem ſüßen Geruch. Alſo um des Opfers JEſu willen, das ewiglich gilt, hält GOtt noch immer über Seiner Ordnung. Man hat es alſo dem gekreuzigten Heilande zu danken. Er iſt die Urſache alles Segens, den wir erlangen. Wir verdienen es nicht; um unſeres Frommſeyns willen geſchieht es nicht; ſondern weil JEſus die Verſöhnung für aller Welt Sünde iſt, und noch immer die Menſchen bei GOtt vertritt und für ſie bittet, — darum geſchiehet es.

Es thut den Menſchen ſo wohl, wenn ſie ein gutes Jahr haben. Wo kommts aber her? JEſus und Sein vollgültiges Opfer iſt allein die Urſache. Und doch haben ſie JEſum nicht lieb, der ihnen allen Segen ausbittet.

Sehet, die Menſchen ſind in ihren Herzen JEſu feind, und doch erlangten ſie ohne Ihn keinen Segen von GOtt. Wenn Er nicht wäre, ſo würde die Welt bald in Trümmer zergehen. Sein Blut hält noch die Gerichte und Zornfluth GOttes auf. Laſſet euch alſo auch dieſen Umſtand einen Antrieb ſeyn, JEſum lieb zu haben und euch Ihm zu ergeben!

Nun, wir haben dieſes Jahr viel Segen empfangen! Iſts nicht ſo: wenn man ſein Herz zum Worte GOttes wendet, ſo verſpielt man nichts; wenn man JEſum und Sein Evangelium auch etwas gelten läßt, ſo hat man es gleich im Segen zu genießen. Er hat eure wenige Begierde nach Ihm angeſehen, und euch deſto weniger in irgend etwas abgehen laſſen. Danket es Ihm! Ich habe gehört, daß ſonſt gewöhnlich ſey, auch für eure Herbſtgeſchenke öffentlich zu danken. Aber ich kann nicht bergen, daß es mir theils überflüſſig, theils unſchicklich vorkommt, da wir Euch das Geiſtliche ſäen; eure Seelen ſind mir viel lieber. Amen.

Herbſtpredigt.

Weinsberg, den 31. October 1760.

Text: Pſ. 107, 43. Wer iſt weiſe und behält dieß? So werden ſie merken, wie viel Wohlthat der HErr erzeigt.

Danket dem HErrn, denn Er iſt freundlich, und Seine Güte währet ewiglich. So lautet der Anfang dieſes Pſalms, welchen unſere Textesworte beſchließen. David iſt voll Lobs und Danks gegen GOtt in ſeinem Herzen, wenn er ſich weit und breit auf dem Erdboden umſieht und bedenkt, was für Wohlthaten der HErr nicht nur an Seinem Volke Iſrael, ſondern an allen Nationen, in allen Gegenden, unter allerlei Schickſalen erzeiget. Er erblickt auf Erden allerlei Noth. Aber ſchwere Zeiten, Drangſale auf Erden ſollen uns doch die Güte GOttes nicht verdecken. Seine Güte höret niemals auf, denn ſie muß über alle Zeiten hinausreichen. GOtt iſt und bleibt doch ein guter GOtt, der es mit Seinen Creaturen nie böſe meint, es mag auch in der Welt vorgehen, was da will. Wer Ihn anruft, der wird es erfahren, daß GOtt gutherzig iſt, d. i. daß Er aus innerlichem Erbarmen ſich zu dem Armen und Elenden neigt, ihm hilft, damit er Ihm danken möge.

Nun, ihr Lieben! wenn wir unſere Zeiten bedenken, ſo iſt allerlei Noth auf Erden und in den Ländern. Viele Völker ſeufzen, ſind verheeret und verſtöret; und wir erfahren Seine Güte überſchwänglich. Was hat GOtt in dieſem Jahr gethan in der Mittheilung Seines Segens zu unſerer zeitlichen Erhaltung und Nahrung unſeres Lebens! Sollten wir Ihm nicht mit Freuden danken für Seine Güte und für alle Wohlthat, die Er uns ſo reichlich erzeiget hat? Sollten wir nicht mit Ernſt darauf merken, warum dieß GOtt noch an uns thut? Nun, es iſt der Zweck meiner dermaligen Predigt, Eure Liebe dazu aufzumuntern.

Ich will daher vorſtellen:

Das weiſe und dankbare Aufmerken auf die vielen Wohlthaten GOttes.

Und zwar:

I. Die Wohlthaten ſelbſt.

II. Wie man weislich und dankbarlich darauf merken ſolle.

Die Güte GOttes, die immerdar währet, reicht uns gar viele und mancherlei Wohlthaten dar. Wir ſollen weislich darauf merken, und uns zum herzlichen Dank und Lob GOttes aufmuntern laſſen. Wir betrachten

I. Die Wohlthaten ſelbſt. Es iſt hier die Rede von den leiblichen Wohlthaten GOttes; denn GOtt ſorgt auch für die Erhaltung unſeres Leibes und Lebens. Ja, unſer Leben empfangen wir alle Augenblicke als eine Wohlthat von GOtt, ſammt Allem, was zur Erhaltung deſſelben nöthig iſt. Man darf es nicht gering achten, und darf's nicht nur ſo nach dem eingeführten Gang und Ordnung der Natur anſehen und denken: „das geht ſo von einem Jahr zum andern; es iſt immer wieder Frühling, Sommer, Herbſt; denn das muß man haben!“ — Nein! Es iſt lauter Gnade und Gutherzigkeit GOttes gegen uns; Er hat dieſe Ordnung der Jahreszeiten eingeſetzt beim Gnadenbogen. Wenn Er nun den Himmel verſchlöße und die Erde wie Eiſen machte: wie würde es uns gehen? Aber Er läßt Seine Güte aus der Erde grünen und in allen Gewächſen zum Vorſchein kommen, daß man ſagen kann: ſchmecket und ſehet bei Allem, was ihr eſſet und trinket, — wie freundlich der HErr iſt! So ſind es demnach lauter Wohlthaten GOttes, was wir genieſſen.

Es ſind viele und vielerlei leibliche Wohlthaten. Sie ſind nicht von einerlei Gattung. Es iſt auch merkwürdig, daß GOtt nur dem Menſchen ſo vielerlei gute, ſchmackhafte Sachen zu ſeiner Nahrung darreicht. Alle lebendigen Geſchöpfe empfangen auch ihre Nahrung von GOtt. Die jungen Raben werden von Ihm geſpeiſet. Aller Augen warten auf Dich, HErr, daß Du ihnen Speiſe gibeſt zu ſeiner Zeit. Aber ſie ſind meiſtentheils mit Einerlei zufrieden, und es iſt ihnen auch nicht Mehreres bereitet. Aber der Menſch empfängt ſo Vielerlei. Wie vielerlei Früchte, Obst, Wein! 1 Tim. 6, 17. Der uns dargibt reichlich allerlei zu genieſſen. Das iſt die Gutherzigkeit GOttes. Er handelt nicht kärglich. Er hat einen reichen Vorrath, daher auch viel und vielerlei Wohlthaten, daß wir Seine Güte auf mancherlei Weiſe ſchmecken ſollen. Es ſind wunderbare Wohlthaten, wenn man dabei die beſondere Fügung GOttes bemerkt. David betrachtet vorher, wie wunderbarlich GOtt in Mittheilung Seiner Wohlthaten handle; Vers 31 — 38: „Die ſollen dem HErrn danken um Seine Güte und um Seine Wunder, die Er an den Menſchenkindern thut; und Ihn bei der Gemeine preiſen und bei den Alten rühmen. Die, welchen ihre Bäche vertrocknet und die Waſſerquellen verſiegt waren, daß ein fruchtbar Land nichts trug um der Bosheit willen derer, die darin wohneten; und Er das Trockene wiederum waſſerreich machte und im dürren Lande Waſſerquellen, und die Hungrigen dahingeſetzt hat, daß ſie eine Stadt zurüſteten, da ſie wohnen könnten, und Aecker beſäen und Weinberge pflanzen möchten, und die jährlichen Früchte kriegten, und Er ſie ſegnete, daß ſie ſich ſehr mehreten, und ihnen viel Vieh gab." — Iſt uns nicht faſt auf gleiche Weiſe gegangen? Der hitzige und auſſerordentlich dürre Frühling und Sommer hat die Menſchen in Sorgen geſetzt, es werde ein ſehr ſprödes Jahr werden. Manche Bäche ſind vertrocknet. Aber unſere Aecker und Weinberge haben noch zur rechten Zeit Regen empfangen, daß die Aehren dick und völlig werden, und unſere kleinen Weinbeerlein noch aufgeſchwollen ſind und reichen Moſt gegeben haben. Noch Eins: GOtt hat uns gleich im Frühling mit Seinem Donner und Blitz erſchreckt, aber ohne

Schaden; hernach kam kein einzig Gewitter mehr in unſere Gegend, da ſonſt in ganzen Landſtrichen überall das Wetter großen Schaden gethan hat. Sehet, das ſind viele und wunderbarliche Wohlthaten.

II. Wie ſoll man nun darauf merken? Antwort: Vor Allem weislich. Wer iſt weiſe? fragt David. An den Wohlthaten GOttes ſollen die Menſchen Weisheit lernen und weiſe werden. Weisheit führt zur Erkenntniß GOttes. Man ſoll demnach dieſe Gaben GOttes nicht nur in ſeinem eigennützigen Sinn annehmen und denken: gut, daß ich Das habe, daß ich ſo Viel bekomme! Der irdiſche Sinn der Menſchen iſt freilich froh, wenn er Viel hat, und er braucht es nach ſeinem Belieben und ſeinen Abſichten, wie jener: Nun, liebe Seele, du haſt einen guten Vorrath auf viele Jahre, — und vergißt dabei GOttes. Nein, wir ſollen auf GOtt und Seine Hand dabei merken, die es darreicht. Es ſind lauter Züge, lauter Stimmen, die uns zurufen: Seele, was für einen guten GOtt haſt du! Ach, wenn du Ihn lieb hätteſt! Sie ſind eine Leiter, daran wir zu GOtt aufſteigen, Ihn zu erkennen. Röm. 2. Weißt du nicht, daß dich GOttes Güte zur Buße leiten, und zu einem andern, als irdiſchen Sinn hinbringen will? — es auch als Wohlthaten anzunehmen und ſich Seiner zu freuen?

Dankbarlich, d. i. die Wohlthaten GOttes im Angedenken behalten. Man iſt geſchwind mit ſeinem „GOtt Lob und Dank“ fertig; auch mit einer öffentlichen Dankpredigt iſt es nicht ausgerichtet. Der Dank begreift in ſich, daß ich eine Freude an GOtt habe, daß mir Seine Güte recht wohl gefalle und alsdann mein Mund zu Seinem Lob aufgehe, wie es Vers 42. heißt: Solches werden die Frommen ſehen und ſich freuen, und aller Bosheit wird das Maul geſtopfet und ihr Unglaube beſchämt werden. Wenn ſie vorher gedacht: o, wie wird's gehen? wie werde ich auskommen? — da fehlts und dort fehlts, — ſo ſtopft ihnen die Güte GOttes den Mund, daß ſie wenigſtens ſchweigen müſſen, wenn ſie nicht danken wollen.

Dieſe Wohlthaten GOttes ſollen uns zu deſto mehrerem Vertrauen gegen GOtt und Bekanntſchaft mit GOtt führen. Denn GOtt macht ſolche Proben, daß wir aus Erfahrung lernen ſollen, wie gutherzig er iſt. Wem Er aus dieſer und jener Noth geholfen, und Wohlthat erzeiget hat, der ſoll Ihm auf zwanzig andere

Fälle trauen und mit GOttes Führung und Regierung immer mehr bekannt werden. Nun, ihr Lieben! Das iſt die Abſicht GOttes an uns mit allen den Wohlthaten, die Er uns auch heuer erzeigt hat. Lernet darauf merken! Denket GOttes Führung nach, daß euer Herz zu GOtt erhoben werde. Lernet auch eine Freude an GOtt haben. Laſſet euch dadurch ziehen zu einer Begierde auch nach Seinen geiſtlichen Wohlthaten. Den Wein brauchen wir auch zum heil. Abendmahl; wenn GOtt keinen Wein mehr wachſen ließe, ſo könnte man auch kein Abendmahl mehr nach Chriſti Einſetzung halten. Das Irdiſche ſoll uns demnach zum Himmliſchen leiten, ſo werden wir erſt recht mit GOtt bekannt werden. Zuletzt will ich nicht vergeſſen des Segens, deſſen ihr auch eure Lehrer von euren Wohlthaten habt theilhaftig gemacht. Es iſt ein Zeugniß der Liebe. Wir genießen euren irdiſchen Segen. Nehmet von uns einen himmliſchen Segen, den wir euch im Wort und in den Sacramenten darreichen! Ich bezeuge euch in Wahrheit vor GOtt: es beſchämet mich, es bekümmert mich, wenn ich etwas von meinen Zuhörern empfangen ſoll, und ſie empfangen keinen Segen von mir. Irdiſches kann ich euch nicht geben; das hab' ich nicht; im Leiblichen kann ich euch nicht aushelfen. Aber Geiſtliches will ich Euch geben mit vollen Händen, wenn Ihr's annehmen wollt. Amen.

Confirmations-Predigt am Sonntag Quaſimodogeniti.

Dettingen, 1750.

Evangelium: Joh. 20, 19-23.

Am Abend aber deſſelbigen Sabbaths, da die Jünger verſammelt, und die Thüren verſchloſſen waren, aus Furcht vor den Juden, kam JEſus und trat mitten ein, und ſpricht zu ihnen: Friede ſey mit euch! Und als Er das ſagte, zeigte Er ihnen die Hände und Seine Seite. Da wurden die Jünger froh, daß ſie den HErrn ſahen. Da ſprach JEſus abermal zu ihnen: Friede ſey mit euch! Gleichwie mich der Vater geſandt hat, ſo ſende ich euch. Und da Er das ſagte, blies Er ſie an, und ſpricht zu ihnen: nehmet hin den heiligen Geiſt: welchen ihr die Sünden erlaſſet, denen ſind ſie erlaſſen, und welchen ihr ſie behaltet, denen ſind ſie behalten.

Welches Glaubens biſt du? So heißt die erſte Frage in unſerem Catechismus. Die Frage iſt ſehr wichtig. Es hängt bei Jeglichem ſeine Seele und Seligkeit daran. Und die Antwort iſt bald geredet, aber ſie hält ſehr Viel in ſich: ich bin ein Chriſt. Wenn man die erſten Chriſten manchmal unter der äußerſten Verfolgung der heidniſchen Kaiſer in den erſten Jahrhunderten ſo fragte, oder es überhaupt auf die Bezeugung ihres Glaubens ankam, ſo geſchah es oft, daß einer mit lauter Stimme unter einem ganzen Haufen von Leuten herausrief: ich bin ein Chriſt! und ein anderer wieder: auch ich bin ein Chriſt! und ſie gaben dem HErrn JEſu auf dieß ihr Bekenntniß Leib und Leben hin, und verſiegelten es mit ihrem Blute und Tode in großer Freudigkeit. Da hatte es etwas auf ſich, zu bekennen: ich bin ein Chriſt; ich glaube an JEſum Chriſtum, den Gekreuzigten, und bin auf Seinen Namen getauft. Da äußerte ſich die freudige Gewißheit ihres Herzens, und der lebendige, ſieghafte Glaube an Seinen Namen. Da zeigte ſich die Kraft der chriſtlichen Religion; und ſo war es recht, und dem Heiland und dem Vater durch Ihn zum Preis und zur Ehre.

Nun, ihr Lieben! wenn ſchon unſer Glaube nicht auf ſolche ſchwere Proben geſetzt wird, ſo ſoll er doch auch rechtſchaffen und lebendig im Herzen, und unſer Bekenntniß aufrichtig und freimüthig ſeyn. Davon ſagt Paulus Röm. 10, 9: „So du mit deinem Munde bekenneſt JEſum, daß Er der HErr ſey, und glaubeſt in deinem Herzen, daß ihn GOtt von den Todten auferwecket hat, ſo wirſt du ſelig. Denn ſo man von Herzen glaubt, ſo wird man gerecht, und ſo man mit dem Munde bekennet, ſo wird man ſelig.“ So ſoll es eigentlich ſeyn. Herz und Mund zeigt einen Chriſten an; Beides ſoll beiſammen ſeyn. Das Herz ſoll glauben, der Mund ſoll bekennen, was man im Herzen hat, empfindet und von JEſu genießt. Wenn das Herz leer, kalt und todt iſt, und hat keinen Glauben, ſo kann auch der Mund kein wahres, kein freudiges Bekenntniß ablegen, ſondern, was der Mund ohne Herz ausſpricht, ſind leere Worte und Heuchelei. Aber wenn das Herz voll iſt von dem Glauben und der Kraft deſſelben im heiligen Geiſte, dann kann der Mund übergehen (wie der Heiland ſagt) mit einem gewiſſen und freudigen Bekenntniß. Darum ſagt Paulus: Und ſo du in deinem

Herzen glaubeſt, daß Ihn GOtt von den Todten auferwecket hat, ſo wirſt du ſelig; denn mit dem Herzen glaubt man.

Geliebte in dem HErrn! Es werden in dieſer Stunde Viele von unſern Kindern vor öffentlicher Gemeine das Bekenntniß ihres Glaubens, wozu ſie ſeit ihrer Taufe erzogen und unterwieſen worden ſind, ablegen. Gebe der HErr Gnade, daß es nicht nur äußerlich in der vorzunehmenden Handlung mit ihrem Munde, ſondern von Herzen und von ganzem Herzen geſchehen möge, damit es ihnen eine freudige Anſprache an JEſum ſelbſt, als ihren HErrn und Heiland, und ein feſter Halt in ihren Herzen ſey! Sie ſollen darauf confirmirt, d. i. auf dieſen ihren Glauben im Namen des dreieinigen GOttes eingeſegnet, darin beſtätiget und mit Handauflegung gleichſam verſiegelt werden. Gebe der HErr Gnade, daß ihr Herz fähig ſey, Seinen Segen wahrhaftig zu empfangen, und Seines Geiſtes bei ihrem Bunde theilhaftig zu werden! Und dazu faſſet insgeſammt euer Herz vor dem Angeſichte des HErrn, daß dieſe Handlung uns Allen zur Erweckung, und unſern Kindern zu einem bleibenden Segen ſeyn möge für ihre Seelen. Amen!

Wir wollen in dieſer feierlichen Stunde mit einander davon reden:

Wie JEſus Seine Jünger in ihrem Glauben beſtätiget habe;

Und zwar:

I. Worin ihr Glaube beſtanden;
II. Wie ſie JEſus darin beſtätiget habe.

Unſer Evangelium erzählt uns, wie JEſus nach Seiner Auferſtehung Seine Jünger wieder beſucht, und ſie vollkommen in ihrem Glauben verſichert habe, daß Er ebenderſelbige JEſus, ihr HErr und Meiſter ſey, wie Er vorher geweſen, und ſie in dieſer Sache zur freudigen Gewißheit gebracht habe. Wir wollen dieſe Betrachtung auf unſere dermaligen Umſtände lenken, und zeigen: Wie JEſus Seine Jünger in ihrem Glauben beſtätiget habe. Und zwar zunächſt

I. Worin ihr Glaube beſtanden? Es heißt auch im Evangelio: da waren die Jünger froh, daß ſie den HErrn ſahen. — Das war Sein Name unter ihnen. „Ihr heißet mich Meiſter und

HErr, konnte der Heiland zu ihnen ſagen, und ſaget recht daran, denn Ich bin es auch. Joh. 13, 13. Und ſo beſtund ihr Glaube eigentlich darin, daß JEſus von Nazareth, der Marien Sohn, deß Jünger ſie geworden waren, ſey der HErr, der Chriſt, der Sohn GOttes, durch welchen man das ewige Leben erlange. Das hatten ſie in der Schule JEſu ſelbſt gelernt. Allein, ihr Lieben! wenn es auf das bloße Wiſſen angekommen wäre, ſo wäre dieſe Wahrheit bald gelernt geweſen. Aber bis ihr ganzes Herz davon überzeugt und eingenommen war, dazu brauchte es Zeit, und der Heiland ſelbſt arbeitete mehr als drei volle Jahre hindurch an ihren Herzen, bis ſie darin befeſtiget wurden, und Freudigkeit hatten, es vor aller Welt zu bekennen. Schon im erſten Jahre hielt Er eine Prüfung mit ihnen, und Petrus bekennet in Aller Namen (Joh. 6, 69.): wir haben geglaubt und erkannt, daß Du biſt Chriſtus, der Sohn des lebendigen GOttes. Das Jahr darauf fragt Er ſie wieder: Wer ſaget denn ihr, daß des Menſchen Sohn ſey? (Matth. 16, 16.) und Petrus nimmt wieder das Wort und bekennt in Aller Namen: Du biſt Chriſtus, des lebendigen GOttes Sohn. Aber in Sein Leiden, Kreuz und Tod konnten ſie ſich doch nicht finden. „Sie aber verſtunden der keines", heißt es bei Lucas; daher ihr Glaube in dieſer Zeit manche Schwachheit und Verdunklung litt, und nur durch die Fürbitte JEſu erhalten wurde. „Ich habe für dich gebeten", heißt es bei Matthäus. Doch hielten ſie noch in ihrem Herzen darüber, und wurden gleich wieder froh und Ihm von ganzen Herzen zugethan, da ſie nach Seiner Auferſtehung nun ihren lieben HErrn und Meiſter, um den ſie ſich ſo ſehr betrübt hatten, wieder ſahen.

Nun, unſer Glaube hat eben dieſen Grund und dieſe Beſchaffenheit. Wenn es blos auf das Wiſſen ankäme, ſo hätte Jedermann Glaube, denn Jedermann iſt davon in unſerer chriſtlichen Religion unterrichtet, und weiß nach der Schrift, daß JEſus ſey der Chriſt, der Heiland der Welt, und daß in keinem Andern das Heil ſey. Apoſtelg. 5. Aber unſere Kinderlehre bezeugt uns ſchon, daß es mit einem bloßen gedächtnißmäßigen Wiſſen der Glaubensartikel nicht ausgemacht ſey. Es heißt: dieſes kann auch ein Unglaubiger haben, und ob er ſich ſchon eine leere Einbildung davon macht, als hätte er den Glauben, ſo betrügt er ſich doch ſelbſt zu ſeinem eigenen Schaden.

Es kommt alſo darauf an, wie man von JEſu ſelbſt und in Seiner Schule den Glauben gelernt hat, und nach und nach unter der Wahrnehmung der wirkenden Gnade dazu gekommen iſt, daß man mit Petrus ſagen könne: Ich habe Dich erkannt! Wenn des Herzens Grund noch nichts von der Gnade und von der Kraft des Evangelii erfahren hat, ſo iſt auch kein Glaube da. Das iſt freilich ſchön und nöthig, wenn einer unſere öffentlichen Bekenntniſſe ſo aus ſeinem Herzen heraus reden kann, wenn er ſie in ſich hat, wenn es ihm ein Wort GOttes iſt, das ihm in die Seele gepflanzt wurde, wenn ſein Herz auch Ja zu dem ſagt, was der Mund bekennet, wie es heißt Joh. 5, 10: Wer da glaubet an den Sohn GOttes, der hat ſolches Zeugniß bei ihm ſelbſt. Es iſt ihm eine gute Beilage in ſeinem Herzen. Und ſo hat es Luther aus ſeinem lebendigen, glaubensvollen Herzen herausgeredet. Und darin liegt die Probe: ob einem gerade um das Herz ſo ſey, ob man die freudige Anſprache und die gewiſſe Verſicherung in ſeinem Herzen dazu habe, wenn man ihm ſeine Worte nachſprechen will in der goldenen Erklärung des zweiten Artikels: ich glaube, daß JEſus Chriſtus ſey mein HErr; ich halte mich daran; das iſt meine Freude und Seligkeit, daß ich weiß: Er iſt mein HErr, der mich verlornen und verdammten Menſchen erlöſet hat, erworben und gewonnen von allen Sünden, vom Tod und von der Gewalt des Teufels. — Nur ein ſolcher wahrer Herzensglaube kann auch confirmirt oder beſtätiget werden.

II. **Wie hat JEſus Seine Jünger in ihrem Glauben beſtätiget?** Davon kommen etliche Umſtände in unſerem heutigen Evangelium vor, welche ich kürzlich anführen will. Es heißt: **Er trat mitten ein und ſpricht zu ihnen: Friede ſey mit euch!** Das war ein lieblicher Friedensgruß, der ihnen ſogleich ihr Herz anfaßte und aufrichtete. Das war eine kräftige Confirmation oder Beſtätigung in ihrem Glauben. Und daß der Heiland etwas dadurch bei ihnen ausrichten und zu Stande bringen wollte, zeigt ſich darin, daß Er zum Zweitenmal zu ihnen ſagt: Friede ſey mit euch! Wenn wir den Frieden GOttes ſpüren in unſerer Seele, das ſtärkt unſern Glauben. Denn wenn euch ſchon ein wahres, lebendiges Fünklein des Glaubens im Herzen glimmt, ſo kann doch der Glaube auch ſchwach werden, da viel Zweifel, Furcht und Kleinmüthigkeit, wie bei den Jüngern, mit unterläuft. Wenn nun ein Herz zum Heiland ſagt: Lieber JEſu, ich weiß und glaube, daß du für mich geſtorben biſt; aber ich bin noch ſo blöde, ich kann mich noch nicht ſo recht an Dich halten, mein Herz wird mir oft noch ſo unruhig; bald bin ich meiner Sache und Seligkeit gewiß, bald wieder nicht gewiß; o du GOttes Lamm, das der Welt Sünde trägt, verleihe mir Deinen Frieden! ſo kommt der Heiland mit Seinem Friedensgruß, Er ſpricht ihn kräftig in's Herz hinein; da wird der Glaube geſtärkt, da wird man getroſt, da kann man ſagen wie die Braut: (Hohenlied 8.) nun bin ich geworden wie Eine, die Frieden findet vor Seinen Augen. Und das iſt eine nöthige, eine theure Gabe. Was iſt edler, als dieſer liebe Friede? — Friede, ach Friede, ach göttlicher Friede, vom Vater durch Chriſtum im heiligen Geiſt! — Es heißt ferner:

Er zeigte ihnen Seine Hände und Seine Füße. Damit gab Er ihnen die völlige Verſicherung, daß Er *ihr* JEſus ſey. Dieß war wieder eine erfreuliche Confirmation und Beſtätigung ihres Glaubens. Sie ſollten Ihn an Seinen Maalzeichen erkennen, und verſtehen lernen, was das bedeute, daß der auferſtandene JEſus noch ſolche Zeichen habe, das iſt, daß Er der vollendete Verſöhner, der lebendige HErr und Herzog der Seligkeit ſey um Seiner Wunden willen. Nun, was hält *unſer* Glaube *davon*? Ei! wenn es nun heißt: es iſt mir das Leiden JEſu wohl wichtig; ich will gerne aus Seinen Wunden das Heil haben; ich will Ihm ewiglich danken, daß Er für mich ſolche Marter ausgeſtanden; aber es iſt mir doch noch nicht ſo eindrücklich; ich kann mir JEſum noch nicht ſo recht in Seiner Kreuzgeſtalt vor Augen ſtellen; es kommt mir ſo bald aus dem Sinne, wie viel es Ihn gekoſtet, daß ich erlöſet bin: — da fängt man an zu beten und innig zu rufen: erſchein' mir in dem Bilde zum Troſt in aller Noth! Und JEſus zeigt einer ſolchen glaubigen Seele Seine Hände und Seine Seite, d. i. Er gibt ſich in Seinem blutigen Verdienſte immer mehr zu erkennen; Er verklärt uns Seine Leiden; Er leitet uns zu Seinen Wunden als zu dem Quell des Lebens. Da wird der Glaube geſtärkt, da wird das Herz recht fröhlich, da bekommt man Muth und ſpricht mit Paulus: Ich weiß, an wen ich glaube; Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt! oder, wie wir ſingen: Nichts iſt, das mich von JEſu ſcheide, Nichts, es ſey Leben oder Tod! — Sodann heißt es:

Er blies ſie an und ſprach: Nehmet hin den heiligen Geiſt. Das war die völlige Confirmation, die rechte Verſieglung ihres Glaubens, da Er ihnen den lebendigen Odem GOttes, welchen Adam verloren hatte, wieder in ihr Herz blies und ihnen Seinen Geiſt mittheilte. Ja wohl iſt der heilige Geiſt beim Glauben und Bekenntniß des Glaubens höchſt nöthig und unentbehrlich. Niemand kann JEſum einen HErrn heißen, ohne durch den heiligen Geiſt, 1 Cor. 12.; daher hat man bei der Taufe allemal gefragt: habt ihr auch den heiligen Geiſt empfangen? Apoſtelgeſch. 19. Und da ſie getauft waren, empfiengen ſie den heiligen Geiſt. Apoſtelgeſch. 7. Denn ſo war es durch JEſu Kreuz und Tod erworben, wie es auch Gal. 3, 14. heißt: auf daß wir den verheißenen Geiſt empfiengen durch den Glauben. Darum kann, darum ſoll man ihn haben, und wer Chriſti Geiſt nicht hat, der iſt nicht Sein, Röm. 8. der kann nicht mit Wahrheit ſagen, daß er Sein eigen ſey. Wer aber einen wahren, lebendigen Glauben hat, dem ſoll widerfahren, was Epheſ. 1, 13. ſteht: da ihr glaubetet, ſeyd ihr verſiegelt worden. Der heilige Geiſt iſt alſo das Siegel der Confirmation. Wer den heiligen Geiſt hat, der hat Brief und Siegel von ſeiner Seligkeit, von dem herrlichen Erbe, das ihm, als einem Kinde GOttes, aufbehalten iſt im ewigen Reiche.

Nun, was weiter im Evangelium vorkommt, gehört für das Amt der Jünger, dazu ſie der Heiland zugleich beſtellt hat, und davon will ich weiter nichts reden. —

Und nun, Geliebte! Wir haben auch eine ſolche Handlung der Confirmation mit unſern Kindern vor. Und das iſt eine Weiſe, welche ſchon von der erſten apoſtoliſchen Kirche herſtammt. Wenn alte, erwachſene Leute getauft wurden, ſo geſchah die Confirmation ſogleich nach der Taufe. Wir haben ein ſchönes Beiſpiel hievon in der Apoſtelgeſch. 8, 14—17. Und ſo iſt es fortgeführt worden, daß, wenn die Täuflinge ihr Bekenntniß abgelegt und die Taufe empfangen hatten, welche meiſtentheils die Diakonen verrichteten, man ſie vor den Vorſteher der Kirche ſtellte, daß er ihnen die Hand auflegte, ſie ſegnete, confirmirte, und die Verheißung des Geiſtes auf ſie legte. Bei Kindern, die getauft werden, hat es nun dieſen Sinn, daß ſie nun ſelbſt und aus eigener Ueberzeugung dieſen Glauben annehmen und bekennen, ihre Taufpathen oder Vertreter freiſprechen, und nun das Jawort, welches für ſie und ihren Namen gethan worden iſt, auf ihr Herz und Seele nehmen und gleichſam ſagen: es reut mich nicht, daß mich meine Eltern und Gevattern haben auf JEſum taufen laſſen; ich danke es ihnen; denn nun iſt es auch mein Sinn; nun nehme ich es aus freien Stücken auf mich; ich glaube, daß JEſus Chriſtus auch mein HErr und Heiland iſt, daß Er mich erlöſet hat von Sünde, Tod, Hölle und Teufel, und mir erworben hat das Erbe des ewigen Lebens. Ich nehme Ihn auch zu meinem HErrn an. Und dieſes Bekenntniß darf und ſoll ihnen in und bei demſelben Namen, auf welchen ſie getauft worden ſind, verſiegelt werden.

Ihr werdet leicht erkennen, wie wichtig dieſe Handlung iſt, und wie nahe ſie Euch insgeſammt angeht. Dieſe theuren Kinder legen ihr Bekenntniß ab in öffentlicher Kirche vor der ganzen Gemeine. Warum geſchieht das? Sie legen ihr Bekenntniß in eure Mitte und gleichſam in euern Schoos hinein; ihr nehmet ihr Bekenntniß an und auf. Denn ſie wollen gerne werden, was ihr ſeyd; ſie wollen Glieder eurer Kirche ſeyn; ſie wollen euren Glauben, und mit Euch Einen HErrn und Einen Vater haben, wie es heißt Epheſ. 4. — Prüfet Euch, ob Ihr im Stande ſeyd ein Glaubensbekenntniß von Andern anzunehmen! Wer ſelbſt keinen Glauben im Herzen hat, der kann ſich auch keinen Glauben bekennen laſſen. Daher erneuert zum wenigſten mit ihnen euren Taufbund; denn er ſoll ja bei Euch auch noch nicht vorbei ſeyn, ſondern über Euch gelten bis vor GOttes Angeſicht. Leget Eure Herzen mit den ihrigen vor GOttes und Chriſti Thron hin; laſſet Euch in Eurem Glauben von JEſu confirmiren und beſtätigen, daß Ihr erfahret, was die Jünger erfahren haben, da JEſus ihren Glauben bekräftigte! Nun, was noch hiebei den Kindern zur Aufmunterung und Ermahnung zu ſagen wäre, das ſoll ihnen vor dem Altar geſagt werden. Bittet nur den HErrn, daß Er Euch und den Kindern Seinen Frieden in das Herz lege, Euch Seine Erlöſung bekannt und kräftig mache, und Euch Seinen heiligen Geiſt gebe, daß wir an Ihm bleiben dem treuen Heilande, der uns gebracht durch Sich Selbſt, und auch wirklich gerne bringen will in's rechte Vaterland! Amen.

Hochzeitpredigt.

In Owen den 5. Mai 1737.

Text: 1. Cor. 6, 19. 20. Ihr ſeid nicht euer ſelbſt, denn ihr ſeid theuer erkauft; darum ſo preiſet GOtt an eurem Leibe und an eurem Geiſte, welche ſind GOttes.

Ehre und Anbetung ſei unſerm GOtt, dem Vater unſeres HErrn JEſu Chriſti, der nach ſeiner Barmherzigkeit in Ihm auch unſer Vater worden iſt! Preis und Herrlichkeit ſei dem Sohne des Vaters, unſerm theuerſten Heiland, der uns zu ſeinem Eigenthum angenommen und ſich aufs innigſte mit uns verbunden hat! Liebe, Lob und Dank ſei dem Geiſt der Gnade, der ſo gerne bei uns iſt und wohnt und uns zu unſerm wahren Erbtheil leitet! Dieſer hochgelobte dreieinige GOtt ſei auch jezt in, mit und bei uns! Er laſſe Seine Gnade und Wahrheit über uns walten, und heilige ſich dieſe und alle übrigen Augenblicke unſeres Lebens, damit wir täglich und bis ans Ende erfahren und mit Freudigkeit bekennen mögen, daß dieſer GOtt ſei unſer GOtt und Vater, dieſer JEſus unſer HErr und Haupt, dieſer Geiſt unſer Leiter, Beiſtand und Segen, zu Seinem ewigen Preis und unſerer Freude vor Seinem Angeſicht! Amen.

Wir ſind jezt nach vier Jahren wiederum bei einer beſondern feierlichen Gelegenheit unſeres Hauſes in öffentlicher Gemeine erſchienen, und ich zweifle nicht, es werden alle gutgeſinnten Glieder derſelben daran mit ihrem Herzen vor GOtt Antheil nehmen. Es iſt eine beſondere große Gnade des HErrn, daß euer etlich und fünfzig jähriger Lehrer euch auch an ſeinem eigenen Hauſe und den Seinigen ſo manche Proben und Beweiſe der Treue ſeines GOttes darſtellen und euch zeigen kann, wie Seine Fürſorge und väterliche Leitung fortwähret. Es iſt aber auch billig, daß die ganze Gemeine darauf achte, und es zu einer Beſtätigung der unter ihr verkündigten Wahrheit mit Nachdenken, mit Aufmerken auf GOttes heilige und gute Wege, und mit gemeinſamer Freude, Lob und Dank faſſe. Um dieſer Urſache willen wende ich mich vor allen Dingen zu Euch, wertheſte Freunde und

Zuhörer. Ihr erkennet auch heute an unſerer dermaligen Verſammlung die gute Hand und freundliche Leitung GOttes in dieſen Umſtänden. Paulus fordert unter anderem von einem Biſchof und Vorſteher einer Gemeine, daß er auch gehorſame Kinder habe mit aller Ehrbarkeit, damit ſie ſeiner Lehre keine Schmach zuziehen, ſondern ſie vielmehr zieren und beglaubigen mögen. Es iſt durch GOttes Gnade auch nicht anders von uns geſchehen. Ihr wiſſets und ſeid größtentheils mit darunter aufgewachſen. So laſſet es euch demnach ein freudiges Zeugniß ſeyn, daß GOtt ſein Wort erfüllt und ſeine Treue beweiſet, daß man ſeiner Führung und ſeines Segens allewege gewärtig ſeyn darf. Laſſet uns nun auch bei dieſer Gelegenheit Eurer Liebe, Eures Gebets und Eures Segens theilhaftig werden, wenn wir nun in Eurer Mitte vor GOtt reden und handeln wollen, was Er nach Seiner väterlichen Aufſicht und Leitung uns auf dieſen Tag beſtimmt und beſchieden hat. Wir wollen aber den HErrn bitten, daß Er Selbſt uns nahe ſeyn möge in dieſer heiligen Stunde!

Wir wiſſen, daß der Eheſtand nicht aus bloßer eigener Willkühr der Menſchen auf Erden entſtanden, ſondern daß der große GOtt und Schöpfer ſelbſt der Urheber und Stifter deſſelben geweſen iſt. Der im Anfang den Menſchen gemacht hat, der ſchuf ein Männlein und Fräulein, und ſegnete ſie. Dadurch iſt das eheliche Leben und die Verbindung zweier Perſonen eine ehrwürdige Ordnung GOttes, und eine von Ihm ſelbſt eingeführte Verfaſſung unter dem menſchlichen Geſchlecht auf Erden worden. Wer nun rechtſchaffenen Herzens iſt, und nicht ohne GOtt in der Welt leben will, dem iſt es lieb und werth, daß er auch dieſen Zuſtand in der Abhängigkeit von GOtt und im Gehorſam gegen ſeinen Schöpfer anſehen und führen kann. Es gereicht billig einem ſolchen Menſchen zur Freude und gibt unter allen Begegniſſen guten Muth, wenn man denken kann: ich ſtehe ja auch hierin unter GOtt; ich lebe nicht außer ſeiner Ordnung. Dieſe Verfaſſung, worinn ich mich befinde, hat und trägt ihr göttliches Siegel mit ſeinem Einſetzungswort und darauf gelegtem Segen. Ich ehre auch darinnen meinen GOtt und Schöpfer, der mich in dieſe Welt geſetzt hat. So kanns, ſo ſoll es bei Allen ſeyn, die etwas von GOtt wiſſen und vernommen haben, daß Alles von GOtt kommt, und denen ſeine Einrichtungen von Anfang an bekannt geworden ſind. Alsdann kann man es erſt einen menſchlichen Eheſtand heißen, worinn ein Menſch nicht ohne Erkenntniß und Ehrerbietung gegen ſeinen Schöpfer lebt, und darauf getroſt ſeyn kann, daß er in dem Willen GOttes lebe. Und ein ſolcher wahrhaftig menſchlicher Eheſtand wird auch Sein Wohlgefallen und Segen von GOtt haben. Allein hiebei iſt doch noch die Frage übrig: Wie ſich der Eheſtand zu dem Chriſtenthum ſchicke und mit einem chriſtlichen Leben und Weſen verbunden ſei? Denn nicht Alles, was fein, ehrbar, menſchlich und der Ordnung des Schöpfers gemäß iſt, iſt deßwegen ſogleich auch chriſtlich zu nennen. Daher gibt es auch einen guten, löblichen, gottesfürchtigen, und dießfalls auch gottgefälligen Eheſtand, der deßwegen nach der Wahrheit des Evangelii noch kein chriſtlicher Eheſtand heißen kann. Wer nun den Namen eines Chriſten nicht zum bloßen äußerlichen Schein tragen, ſondern als ein Chriſt ſich aller der Vorrechte freuen und getröſten will, die JEſus den Seinen gewährt, der muß auch dießfalls bedenken und wiſſen, wie er in dieſem Zuſtand und Lebensgang ſich als ein Chriſt beweiſen könne und ſolle, oder wie er einen chriſtlichen Eheſtand führen könne. Und dieß iſt der Inhalt meiner Rede. Ich hoffe, es werde dieſe Betrachtung dem wertheſten Hochzeitpaar anſtändig und geſegnet, und allen übrigen Zuhörern erbaulich ſeyn können, wenn ich vorſtelle:

Die wahre Beſchaffenheit eines recht chriſtlichen Eheſtandes.

Und zwar:

I. Welches diejenigen Perſonen ſeien, die einen ſolchen chriſtlichen Eheſtand führen können; und

II. Wie er von ihnen geführt werde.

Es hat die Offenbarung des Sohnes GOttes in unſerer Menſchheit durch ſein Erlöſungswerk, das er auf Erden vollbracht hat, nicht nur eine neue Lehre und Erkenntniß, ſondern auch eine neue Verfaſſung, Beruf, Zuſtand der Menſchen, Sinn und Art eingeführt; dahin gehören alle Vorrechte des neuen Teſtaments. Nichts iſt edler, vortrefflicher und herrlicher unter Allem, was Menſchen vorkommen kann, als wo es neuteſtamentlich zugeht. Da geht es erſt chriſtlich zu; denn das Neue Teſtament hat das Chriſtenthum eingeführt. Kann man denn dieſes auch auf den Eheſtand deuten? Wird dieſe Lebensart, die von Anfang unter den Menſchen nach der Verordnung ihres Schöpfers aufgekommen iſt, auch aus dem Neuen Teſtament ihre beſondere Geſtalt, Weiſe und Art bekommen? Dieß iſt der Sinn, den ich dießmal gern vortragen will.

I. Welches ſind nun diejenigen Perſonen, die einen ſolchen chriſtlichen Eheſtand führen können? Hiebei kommt es vornämlich auf die Perſonen ſelbſt, und auf ihr Herz und ihren Sinn an. Die Leute müſſen nur dazu da ſeyn, ſo kann die Sache ſelbſt bald eine neuteſtamentliche und chriſtliche Art und Geſtalt haben. Paulus hält es hier ſeinen Corinthern vor und bezeugt, daß er ſie für ſolche Leute anſehen möchte, wenn er ſagt: ihr ſeid nicht euer ſelbſt, denn ihr ſeid theuer erkauft. Das gibt mir zwei Umſtände an die Hand, wornach ich wahrhaftig chriſtliche Eheleute beſchreiben kann.

1) Sie wiſſen von ſich, ſie denken von ſich nicht anders, als: ſie ſeien nicht ihr ſelbſt. So gehörts für einen Chriſten. Er iſt nicht mehr ſein eigen; er iſt eines Andern worden; wie Paulus auch den Chriſten zuſpricht Röm. 7, 4. — nemlich Deß, der von den Todten auferwecket iſt. Man hat ſich einmal ganz an JEſum übergeben. Wem der himmliſche Beruf durchs Evangelium der Gnade einmal ſo ins Herz gedrungen iſt, daß er JEſu das Jawort darauf gegeben hat: Ich will deine ſeyn! der kann alsdann mit Freudigkeit ſagen und ſich darauf berufen: mein Herz iſt nicht mehr mein, nein, nein, Es iſt des Lammes. Iſt das Herz an JEſum übergeben, ſo iſt der ganze Menſch nicht mehr ſein eigen, ſondern gehört nun Dem, dem er ſich ergeben hat. Und das iſt ein edler Sinn, der ſich bei wahren Chriſten befindet! Sonſt iſt es ja der menſchlichen Art gemäß, daß ein Jeder gerne ſeine Freiheit behalten will, ſo viel er kann. Man hält es ja für ein Glück, wenn einer kann ſein eigener Herr ſeyn. Aber eines Andern ſeyn, ganz von einem Andern abhängen, Nichts für ſich mehr frei haben: das hält man für eine große Beſchwerde, für eine niederträchtige, unglückſelige Lebensart. Nur ein Chriſt kann anders denken. Und ſolang es bei denen, die in ihrem Herzen aufgerufen ſind, ſich JEſu zu ergeben, noch daran fehlt, daß ſie gerne noch etwas für ſich übrig behalten, noch in einigen Stücken ihre eigene Freiheit nach ihrem Willen haben und ſich nach ihrem

natürlichen Sinn und Abſichten richten und halten wollen, ſolang iſt alles Chriſtenthum nur eine Beſchwerde und gibt keine wahre Ruhe der Seele, kein vollkommenes Vergnügen aus. Aber wem das Licht der Erkenntniß JEſu ſo ins Herz leuchtet, daß er von nichts mehr will gebunden und gehalten ſeyn, ſondern ſich von ſich ſelbſt los und frei macht, damit er ſich mit Herz und Sinn, mit Leib und Seele, und Allem, was er iſt und hat, JEſu übergeben könne: der bekommt damit einen freien Sinn und freudigen Geiſt. Er erkennt: es iſt mir beſſer, daß ich mich ganz aufgebe und an JEſum hingebe. Es iſt beſſer, Sein, als mein eigen ſeyn, und zwar in Allem, es ſei Kleines oder Großes. Ich habe kein Recht mehr über mich; ich habe all' mein Recht an JEſum überlaſſen; ich bin eben ganz Sein. Darnach richtet und ſchicket ſich der ganze Sinn in allen Sachen und in allen Umſtänden, und zwar williglich. Man iſt Ihm überlaſſen, und begehrt ſich nicht wieder zurückzunehmen, oder ſich in einigen Dingen zurückzuziehen. Man hält es vielmehr für eine Glückſeligkeit, für ein wahres Vorrecht, daß ich nun einen HErrn habe, dem ich angehöre, daß ich nichts mehr auf meine eigene Beſorgung und Verantwortung habe, daß ich nichts mehr in eigener Wahl thue und vornehmen darf. Ich habe es viel leichter und ruhiger; ich richte mich nun nach Dem, deß eigen ich bin. Glückſelige Menſchen, edle Herzen, die auf dieſem Sinn durch Alles hindurch beſtehen! Solche zeigen, daß das Chriſtenthum eine herrliche Freiheit mit ſich führe und die allervortrefflichſte Geſinnung ſey. Solche können auch allein einen chriſtlichen Eheſtand führen. Denn ſie ſtellen ſich mit ganzem Herzen unter das einige Haupt, das uns GOtt gegeben hat. 1. Cor. 11, 3. Der Mann verſchenkt ſein Herz nicht an ſeine Ehegattin, ſondern denkt: das habe ich JEſu gegeben; ich kann es Ihm nicht wieder abfordern. Die Frau denkt: nicht anders ſoll mein Herz meines Mannes ſeyn, als ſofern es meines Heilandes, und dieſer auch ſein Haupt iſt. Und ſo geſchieht doch Keinem zu wenig und das Eherecht wird nicht gekränkt, ſondern die Liebe, die Gefälligkeit, die Gehülfenſchaft wird deſto lauterer, gründlicher und vollkommener. In ſolchem Sinn und in ſolcher Art kommt erſt zu Stande, was Paulus ſagt 1. Cor. 11, 11: doch iſt weder der Mann ohne das Weib, noch das Weib ohne den Mann, in dem HErrn. Das ſind chriſtliche Eheleute, die beide im HErrn ſind, in Ihm erfunden werden und in Ihm bleiben. Ferner:

2) Sie ſehen ſich beſtändig an als theuer erkaufte Seelen. Und das iſt der Grundgedanke eines Chriſten, worauf er Alles baut, worauf ſein Glaube, ſeine Freudigkeit, ſeine Hoffnung beruht. „Ich habe dem Sohn GOttes ſein Blut gekoſtet. Ich bin Ihm theuer zu ſtehen gekommen. Sein Blutkauf iſt mein höchſtes Recht an Ihn. Darüber will ich Ihn mit allen ſeinen Auserwählten noch vor ſeinem Throne preiſen und Ihm ſagen: Du biſt würdig, zu nehmen Preis und Ehre und Anbetung, denn du haſt uns erkauft mit deinem Blute. Aber eben dieſes Löſegeld iſt auch ſein höchſtes Recht an mich. Er iſt mir, als mein Heiland und Seelenbräutigam mit ſeinem Blut verſchrieben. Darum iſt meine Gemeinſchaft mit Ihm auf ſein theures Blut gegründet. Wie ſollte ich eines Andern ſeyn, als Deſſen, der mich erkauft hat? Sein Blut verbindet mich dazu, daß ich mich Ihm auch in Allem aufopfere; ich würde ſonſt mein theures Löſegeld gering achten und meinen Liebhaber ſchmähen.“ — Daher iſt es nichts Niederträchtiges um einen wahren Chriſten, ſondern er leitet ſeinen Adel vom Blute JEſu her. Der Menſch iſt an ſich ein edles, und unter allen, die auf Erden ſind, das edelſte Geſchöpf. Aber ſeitdem er durch die Sünde das Ebenbild GOttes verloren, iſt er mit ſeiner ganzen Geſtalt und Art in Unehre und Schande gefallen. Iſt es nicht ein armes Gemächte, ein ſchwaches Gefäß um jeglichen Menſchen? Aber wer da von Herzen glaubet und erkennet, daß er JEſum ſein Blut gekoſtet und dadurch aus ſeiner Sündenſchmach erkauft ſei, der hat erſt wieder einen wahren Grund, ſeine Menſchlichkeit zu achten und ſich nicht niederträchtig anzuſehen. Das bringt dem Menſchen den wahren Werth, den ihm JEſus durch ſein Blut gegeben hat. Daher beruft ſich auch ein Chriſt vor GOtt und allen Engeln darauf, und weiß nichts Wichtigeres, worauf er ſinnen kann. „Laß mir nie kommen aus dem Sinn, wie viel es dich gekoſtet, daß ich erlöſet bin!“ — Und ſolcher Sinn gehört auch zu einem chriſtlichen Eheſtand. Wenn ſich zwei ehelich verbundene Perſonen beſtändig gegen einander ſo anſehen: wir ſind mit dem Blut JEſu erkauft: wie wird ihr ganzes Bezeugen gegen einander ſo chriſtlich ſeyn! Es ſind ſonſt leicht in dem genauen und beſtändigen

Umgang, den Eheleute mit einander haben, allerlei Gelegenheiten, dadurch man einander verächtlich werden kann, denn man lernt da auch einander nach ſeinen Schwachheiten kennen; aber wenn dieſer Sinn feſtbleibt, und immer Eins vom Andern denkt: ich habe mit einer Seele zu thun, die mit JEſu Blut erkauft iſt, ſo wird gewiß immer Eines dem Andern achtungswerth bleiben, und nichts Niederträchtiges oder Verächtliches aufkommen können. Und ſo muß der Grund zu einer chriſtlichen Ehe gelegt werden in dem Sinn und in der Gemüthsbeſchaffenheit der Perſonen ſelbſt. Das muß vor allen Dingen ausgemacht und zwiſchen JEſu und ihren Herzen in Richtigkeit gekommen ſeyn, wenn auch der ganze Eheſtand ſoll chriſtlich geführt werden. Und hievon will ich noch im zweiten Theil reden, nämlich:

II. **Wie denn ein recht chriſtlicher Eheſtand von ihnen geführt werde.** Paulus leitet aus dieſem doppelten Grunde nun dieſe Ermahnung her: Darum ſo preiſet oder verherrlichet GOtt an eurem Leibe und an eurem Geiſte, welche ſind GOttes. Darinnen iſt die Hauptſache von der ganzen Beſchaffenheit enthalten.

1) **Man läßt die Ehre und Verherrlichung GOttes ſeinen Hauptzweck ſeyn.** Eben weil man nicht mehr ſein ſelbſt iſt, ſo lebt man auch nicht mehr ſich Selbſt. Man ſucht in Allem die Ehre deſſen, dem man ſo hoch verbunden und übergeben iſt. 2. Cor. 5. Und das iſt beſonders im Eheſtand wohl zu bedenken. Iſt es nicht ſo, daß die Menſchen bei ihrer Verheirathung nur ſich ſelber zum Zweck haben? Man tritt in die Ehe um ſeines eigenen Vortheils, um ſeiner Verſorgung willen; man ſucht darin ſeinen und der Seinigen Wohlſtand und Wohlfahrt zu unterhalten und zu fördern. Und das iſt gemeiniglich der Zweck, worauf Alles zielt. Wenn nun dieſer erreicht wird, ſo iſt man vergnügt und preiſt ſich glücklich. Ob es aber zur Ehre GOttes und JEſu Chriſti gereiche, ob der Heiland dabei gepreiſet und verherrlichet werde: das nimmt man am wenigſten in Rechnung. So eitel, ſo leichtſinnig kann ein Chriſt nicht handeln. Er weiß und glaubt, daß er in keiner Sache einen wahren Vortheil habe, wenn ſein Heiland keine Ehre davon hat. Er weiß, daß er keine Wohlfahrt und keine Glückſeligkeit hat, wenn etwas dabei der Ehre GOttes und der Verherrlichung des Namens JEſu zu nahe tritt. Daher iſt und bleibt das ſein vornehmſtes An-

genmerk, daß GOtt an ihm und von ihm gepreiſet und verherrlichet werde. Dahin weist uns JEſus mit der erſten Bitte: geheiliget werde dein Name! Das ſoll unſer innerſtes Beſtreben, unſer Wunſch und unaufhörliches Verlangen ſeyn, daß GOtt in Chriſto verherrlichet werde. Und das iſt auch eines Chriſten Hauptzweck in ſeinem Eheſtand; von ſeinem Eheſtand ſoll ſein Heiland Ehre haben. Er will ihm nicht zur Schmach ein Ehemann oder eine Ehefrau ſeyn; daher ſind chriſtliche Eheleute in Allem darauf bedacht, daß Alles geſchehe zu GOttes Ehre. Was ihres HErrn höchſter Zweck in allem ſeinem Thun war und noch iſt, daß der Vater verherrlichet werde in dem Sohn, das iſt auch ihre Abſicht in allen ihren Umſtänden, daß nur GOtt in Chriſto an ihnen und von ihnen verherrlichet werde. Das liegt ihnen am Herzen; das leitet ſie in ihren Abſichten, Geſchäften, Einrichtungen ihrer Haushaltung und Lebensart. Sie wollen ihrem GOtt zum Preiſe leben, ihrem Heiland Ehre bringen.

2) Sie ſtellen ſich deßwegen mit Leib und Seele dem HErrn zum Dienſt und Gehorſam dar. Das fließt auch aus dieſem Grunde, weil ſie nicht ihr ſelbſt, ſondern theuer erkauft ſind. Sie können nun weder die Kräfte ihrer Seele, noch die Glieder ihres Leibes nach ihrem eigenen Willen und Gefallen anwenden und gebrauchen, vielweniger mißbrauchen; ſie wiſſen: ich bin Dein mit Leib und Seel'; hilf mir mein Immanuel! Darum wenden ſie ihren Leib und Seele auch gerne an zu ſeinem Dienſt in Gehorſam. Es iſt eine große Erleichterung bei den Mühſeligkeiten, denen unſer menſchliches Leben unterworfen iſt, und bei den manchmal ſchweren und verdrießlichen Geſchäften, wenn man denken kann: ich thue es aus Gehorſam gegen Den, der mich dazu geſtellt hat in ſeinem Dienſt. Wenn ein Hausvater in der ganzen Beſorgung ſeiner Familie, wenn eine Hausmutter in allen ihren Geſchäften denken kann: lieber Heiland, das thue ich Dir; du willſt, ich ſoll Dir darin dienen; es iſt nicht meine Sache, es iſt deine Sache, darein du mich geſtellt haſt; ſiehe, ich bin dein Knecht, deine Magd; mir geſchehe, wie Du willſt; laß dir nur meinen geringen Dienſt gefallen; ſiehe mich darüber mit Gnaden an: o wie leicht geht da alle Arbeit! wie arbeitet man einander ſo vergnügt in die Hände! wie ruhig kann man bei allen Begegniſſen ſeyn; wie getroſt kann man Alles ſogleich

auf den HErrn hinlegen und ſeiner waltenden Hand befehlen und überlaſſen! Solche Eheleute ſind des HErrn JEſu Knechte und Mägde, in was für einer Lebensart ſie ſich auch im Aeußern befinden und arbeiten mögen. Da wird täglich der Sinn erneuert: „es ſei kein Glied an meinem Leib, das Dir nicht völlig eigen bleib.“ So lebt man mit GOtt und ſeinem Heiland in allen Umſtänden ſeines Lebens, hält ſich an ſeine Gnade, traut ſeiner Fürſorge, folgt ſeiner Leitung, dienet ſeinem Willen und ehret ſeinen Namen und hofft auf ſein Heil, und erfährt ſeine Treue und genießt ſeiner Gemeinſchaft im Glauben bis zum Schauen.

Nun, ich will hier abbrechen und mich zu Denjenigen wenden, um welcher willen dieß Alles bisher iſt geredet worden. Ihr theuren Verlobten! Ich bin verſichert, daß euch und eurem Herzen ein ſolcher Sinn und eine ſolche Beſchaffenheit des nun unter GOttes guter Leitung anzutretenden Eheſtandes nicht entzogen iſt. Der HErr hat von langem her um eure Herzen geworben, euch zu ſeinem Eigenthum zu haben. Manche Züge ſeiner Gnade, ſo mancherlei Anforderungen an eure Herzen haben euch geneigt und willig gemacht, Ihn als euren HErrn und euer Haupt aufzunehmen. Ihr könnet euch Ihm nicht weigern, denn ihr geſtehet Ihm ſein Recht gern und mit Freuden zu: Er hat auch uns erkauft mit Seinem Blut. So dünkt mich, es ſei dem heutigen Tage beſonders gemäß, daß ihr bei dieſer Gelegenheit eure Uebergabe an Ihn von ganzem Herzen erneuert und euch Ihm im Glauben übergebet: wir wollen von dieſem Tage an nicht unſer ſelbſt ſeyn, wir wollen auch nicht uns ſelbſt leben. Nimm uns aufs Neue in deinen Dienſt und bereite uns dir zur Ehre! Unſere ganze Sache ſoll deine Sache, unſer ganzer Wandel Dir geheiligt und unſere Wohlfahrt und Segen Dir eine Ehre ſeyn!

Nun, der HErr, der eure Seelen liebt, der euch nun zuſammen verbindet nach Seinem Willen, gründe und befeſtige ſelbſt dieſen Sinn in euren Herzen! Er gebe Sich euch dazu aufs Neue mit Seiner Gnade, mit der Kraft Seines Lebens und mit allen den Gaben, die Er Seinen Erkauften gewährt! Er erzeige und laſſe euch unter allen Umſtänden erfahren, daß Er euer HErr ſei, der euch für die Seinen hält und euer wahrnehme, wie Er es den Seinen verheißen habe. Er laſſe euch die Vorrechte ſeiner

Auserwählten inne werden, und verherrliche Seinen Namen an euch und all' eurem Thun, daß ihr Ihm zum Lob und zur Freude ſeines Herzens werdet! Ja, der GOtt des Friedens heilige euch durch und durch, und euer Geiſt ganz, ſammt der Seele und Leib, müſſe behalten werden unſträflich auf die Zukunft unſers HErrn JEſu Chriſti! Amen.

Eine andere Hochzeitpredigt.

Javelſtein, den 1. October 1751.

Text (von der Braut angegeben): Pſ. 146, 1. 2. Lobe den HErrn, meine Seele; ich will den HErrn loben, ſo lange ich lebe, und meinem GOtt lobſingen, weil ich hier bin.

Es iſt doch etwas Edles und einem Menſchen in dieſer Welt wohl zu gönnen, wenn er einen fröhlichen Muth hat! Salomo iſt auch des Sinnes; deßwegen ſagt er im Prediger 3, 22: darum ſage ich, daß nichts Beſſeres iſt, denn daß ein Menſch fröhlich ſei in ſeiner Arbeit, die er thut unter der Sonne ſein Lebenlang. 5, 17. Aber wie kann das ſeyn? möchte einer denken und fragen; es iſt ja ſo ein mühſeliges Leben; es gibt ſo viel Noth, Kummer, Leid und betrübte Zufälle in der Welt; wie iſt es möglich, daß man hiebei noch einen guten Muth habe und fröhlich ſei in aller ſeiner Arbeit? Freilich die Menſchen begehren es nicht ſo hoch zu treiben; wenn ſie nur manchmal wieder gute Tage oder fröhliche Stunden dazwiſchen haben, ſo ſind ſie ſchon zufrieden, und nehmen hernach den böſen Tag, die betrübten Stunden auch wieder ſo an. Ja, damit ihnen der Muth nur nicht gar ſinke, ſo machen ſie ſich manchmal einen guten Tag dazwiſchen, und ſind fröhlich nach ihrer Art, im irdiſchen Sinn, in fleiſchlichen Wollüſten, im Sündendienſte, wobei ſich wohl ihr üppiges wollüſtiges Fleiſch freut, und ſich etwas zu gut thut, aber ihr Herz und ihre Seele geht dabei leer aus, ja ſinkt um ſo mehr in eine unvermerkte Betrübniß und Finſterniß hinein. Darum behaupte ich immer: es kann Niemand recht fröhlichen und guten Muthes ſeyn, als ein wahrer Chriſt. Ein Chriſt iſt fröhlich in GOtt; er hat ſeine Luſt an dem HErrn; bei Ihm und in Ihm kann er von Herzen fröhlich ſeyn. In GOtt kann er immer einen guten Muth haben. Das iſt die rechte Kunſt der Chriſten; dieſe kann kein Anderer nachmachen. Worinn äußert ſich aber die Freude ſeines Herzens bei einem Chriſten vornämlich? Antwort: in einem beſtändigen Lob ſeines GOttes. Und das iſt die Sache, davon mir Gelegenheit gegeben worden iſt, zu reden. — David läßt es ſich in den oben angegebenen Worten anfühlen, daß ſein Herz fröhlich ſey. Jac. 5, 12. heißt es: iſt Jemand guten Muths, der ſinge Pſalmen; da kann er ſeinen fröhlichen Muth am beſten auslaſſen, nicht in grobem, unvernünftigem Geſchrei und Jodlen, wie unſere Leute zu thun gewohnt ſind, wenn ſie wollen luſtig ſeyn, ſondern im Pſalmen ſingen, wenn ein Hallelujah auf das andere im Herzen aufſteigt. So war David's Art, ſo war ſein Herz. Davon ſagt er z. B. Pſ. 9, 3.: ich freue mich und bin fröhlich in Dir, und lobe Deinen Namen, du Allerhöchſter. Die Freude ſeines Herzens iſt in lauter Lob GOttes ausgebrochen. Und Pſ. 71, 22. 23: So danke ich auch Dir mit Pſalterſpiel für deine Treue, mein GOtt; ich lobſinge Dir auf der Harfe, du Heiliger in Iſrael. Meine Lippen und meine Seele, die Du erlöſet haſt, ſind fröhlich und lobſingen Dir. — Anders ſteht es auch keinem Chriſten an. Es iſt vielmehr eine Schmach und Schande für ſeinen Chriſtennamen, wenn er auf andere Art fröhlich ſeyn will, wenn er GOttes vorher vergeſſen muß, damit er ſich nach ſeinem fleiſchlichen, thieriſchen Sinn beluſtigen könne. Nun, ich will jetzt die alberne Weiſe jener tollen Freude bei Seite laſſen, und will vielmehr von Chriſten reden, und vorſtellen:

Den fröhlichen Wandel eines Chriſten in beſtändigem Lob ſeines GOttes;

und dabei betrachten:

I. Wen er lobe.
II. Wie er lobe.
III. Wie lang er lobe.

I. Den HErrn, meinen GOtt, ſagt David, will ich loben. Ja wohl, der HErr iſt lobenswerth. Das iſt der Name, den GOtt in der Schrift hat, daß er heißt: der HErr, der HErr über

Alles, unter dem Alles ſteht, der Höchſte in aller Welt. Wer nun den HErrn loben will, der muß

1) auch etwas von Ihm zu ſagen und zu rühmen wiſſen. Solange GOtt ſo ein unbekannter GOtt bleibt, kann man Ihn nicht loben. Und das iſt die Urſache, warum die Menſchen auch keine Freude an GOtt haben. Sie kennen ihn nicht, ſie merken nicht auf ihn und ſeine Werke. Nun, Er hat ſich ja genug zu erkennen gegeben und noch täglich: einmal durch die großen Werke der Schöpfung. Das iſt dem David gegenwärtig, wenn er ſagt: der Himmel, Erde, Meer und Alles, was darinnen iſt, gemacht hat. Pſ. 146, 6. Wenn man die Werke GOttes anſieht, die er noch täglich thut in der wunderbaren Erhaltung aller ſeiner Geſchöpfe, ſo kann man hohe Gedanken von GOtt bekommen. Hernach durch die Werke ſeiner Vorſehung und Fürſorge. Dieß preist David Vers 7. und f., wie GOtt mit den Menſchen insbeſondere umgeht, mit Guten und Böſen; und auch dieß iſt lobenswerth. Da gibt es Stoff genug, und immer wird man wieder etwas Neues erkennen, wenn man nur darauf merken und achten will.

2) Meinen Gott will ich loben. Ja, das macht erſt ein fröhliches Herz, wenn man in Wahrheit ſagen kann: dieſer GOtt iſt mein GOtt! So iſt Er mir! Wer ſo ſagen will, der muß mit GOtt im Bunde ſtehen; denn das iſt die Bundesformel GOttes: Ich will dein GOtt ſein. Wer mit GOtt im Bunde ſteht, der ſteht auch in ſeiner Gnade. Ja, das iſt das wichtigſte. Und das nimmt den Leuten das Herz zu GOtt, daß ihnen ihr Gewiſſen ſagt: ſie ſtehen nicht mit GOtt im Bunde, ſondern ſie haben dieſen Bund übertreten, wie Adam, der darüber in GOttes Zorn gefallen. Aber das ſind eben keine wahren Chriſten. Chriſten ſind Bundesgenoſſen GOttes; ſie haben Gnade bei GOtt gefunden durch JEſum Chriſtum. Wer nun JEſum hat, mit Ihm verbunden iſt, der hat wieder einen gnädigen GOtt. O das macht das Herz fröhlich, das Gewiſſen ruhig! da kann man loben! Mit einem unruhigen Gewiſſen kann man GOtt und JEſum Chriſtum nicht loben; man fürchtet ſich vielmehr, man zittert nur. Aber ſagen können: Du biſt mein GOtt und Vater, ich bin Dein Kind, ich weiß, Du haſt mich angenommen; was Du nun biſt, das biſt Du mir, —

d, das iſt die höchſte Glückſeligkeit, die ein Menſch nur haben kann. Alles Andere iſt hiegegen Nichts. Vers 4. heißt es: des Menſchen Geiſt muß davon und er muß wieder zur Erde werden; alsdann ſind verloren alle ſeine Anſchläge, ſein Thun und Fröhlichſeyn. Was hat er hernach davon? Aber wer GOtt hat als ſeinen GOtt, der kann beſtehen!

II. David ruft vor allen Dingen ſeine Seele auf. Ehe er ſeine Harfe ſtimmt, ehe er ſeinen Mund aufthut, ſo muß vorher ſeine Seele geſtimmt ſeyn. Alſo das Loben muß von Herzen gehen, aus dem innerſten Grunde. Die Seele muß auch etwas davon wiſſen und miteinſtimmen, wenn man ſeinen Mund aufthut und Pſalmen ſingt. So geziemt es Chriſten. Dazu ermuntert ſie Paulus Col. 3, 16: „laſſet das Wort Chriſti unter euch reichlich wohnen, in aller Weisheit; lehret und vermahnet euch ſelbſt mit Pſalmen und Lobgeſängen, und geiſtlichen lieblichen Liedern, und ſinget dem HErrn in eurem Herzen. — Ja, wenn das Herz ein Inſtrument, eine Harfe, und der heilige Geiſt der Harfenſchläger iſt, da gibt es ein wohlgefälliges Loben; da kann man fröhlich ſeyn wie Maria: meine Seele erhebet den HErrn, und mein Geiſt freuet ſich GOttes, meines Heilandes. Luc. 1, 46. 47. So kann die Seele ſprechen, wenn das Herz voll Liebe und voll Vertrauen zu ihrem GOtt iſt. Das zeigt auch David Vers 3.: ich will mich nicht auf Fürſten, Saul's Hofleute, ſondern auf GOtt verlaſſen; und Vers 4: wohl dem, deß Hülfe der GOtt Jacobs iſt, deß Hoffnung auf den HErrn, ſeinen GOtt, ſtehet.

III. Ich will Ihn loben, ſolange ich lebe, ſolange ich hier bin, d. i. ich will nie aufhören, ich will es forttreiben bis an mein Ende. Das iſt eine ſchöne Entſchließung: ich will gerne loben, denn es iſt billig; weil ich gehöre gen Zion, ſo iſt es auch billig, daß ich auch das Meinige dazu beitrage; ich will auch eine Stimme ſeyn. Da gibt es ein beſtändiges Loben; und hernach hängt die Ewigkeit daran, wo das Loben erſt recht angehen wird. Man bringt das ewige Leben mit lauter Lob GOttes zu. In der Welt aber muß man ſchon den Anfang und die Vorbereitung dazu machen. Sehet, ſo ſoll ein Chriſt ſeinen Wandel führen. Aber, — es gibt ja ſoviel Kreuz, Trübſal, auch im Eheſtande, davon Paulus 1. Cor. 7. bezeugt: ſie werden zeitliche Trübſal haben! Kann man da loben und immer fröhlich ſeyn? Antwort: Ja, über GOtt. GOtt bleibt doch ein guter GOtt; das zeigt Er beſonders in der Trübſal. Die Sachen ſind nicht immer ſo, daß ſie einem Luſt und Freude machen; die Empfindungen und Erfahrungen in der Welt zeigen das deutlich genug. Aber GOtt iſt immer ſo, daß er einem das Herz fröhlich macht! „So oft ich nur gedenk' an Dich, all' mein Gemüth erfreuet ſich.“ Deßwegen freuet euch in dem HErrn allewege, und abermal ſage ich: freuet euch! Phil. 4, 4. Wenn mir gleich Leib und Seele verſchmachtet, ſo biſt Du doch, GOtt, allezeit meines Herzens Troſt und mein Theil. Und wiederum: das iſt meine Freude, daß ich mich zu GOtt halte, und meine Zuverſicht ſetze auf den HErrn HErrn, daß ich verkündige all ſein Thun. Pſ. 73, 26. 28.

Nun, das wäre ja recht ſchön, wenn unſere neuen Eheleute einen ſolchen Wandel in ihren künftigen Tagen und Jahren führen könnten. Ich ſollte billig dieſe Hoffnung faſſen können, weil mir die Braut ſelbſt dieſen Text angegeben hat. Ich will hoffen: ſie werde heute dieſe Entſchließung faſſen. Ein Hochzeittag iſt ſonſt ein Freudentag, aber meiſt in elenden Freuden. Da ſollte billig die Entſchließung ſeyn: ich will heute GOtt loben über Alles, was er in meinem Leben ſchon an mir gethan hat! Ich will heute aufs Neue anfangen, GOtt zu loben! Ihr habt gehört, was dazu gehört, wenn man einen ſolchen fröhlichen Wandel führen will: man muß im Bunde GOttes ſtehen. Erneuert heute euren Taufbund! Ihr ſtehet und kniet jetzt nieder vor dem Altar, wie bei eurer Confirmation. Denket daran, was Ihr GOtt verſprochen habt! David ſagt in demſelben Pſalmen Vers 6: Der Glauben hält ewiglich. Erneuert auch Eure Treue, ſo wird er Euer GOtt ſeyn! Wohl dem, deß Hilfe der GOtt Jacobs iſt, deß Hoffnung auf den HErrn, ſeinen GOtt, ſtehet! Amen.

Leichenpredigt.

Bei der Beerdigung des Herrn Pfarrers Märklin in Altburg (bei Calw), den 3. Oktober 1755.

Text: Jerem. 17, 16. 17. Ich bin darum nicht von dir geflohen, mein Hirte; ſo habe ich Menſchentage nicht begehret, das weißeſt du, was ich gepredigt habe, das iſt recht vor Dir. Sey Du mir nur nicht ſchrecklich, meine Zuverſicht in der Noth!

Siehe, hie bin ich! das iſt die gewöhnliche Redensart der Knechte GOttes geweſen, wenn ſie GOtt entweder auf ſeinen Ruf geantwortet, oder ſich mit einer freimüthigen Anſprache vor Sein Angeſicht geſtellt haben. Samuel, ein gehorſamer Lehrling und Knecht GOttes und Seines Prieſters, hörete erſtmals im Tempel die Stimme des HErrn, der ihm rief, und ehe er noch wußte, was dieſe Stimme zu bedeuten habe, war er gleich mit der Antwort fertig: Siehe, hie bin ich. So leſen wir es ausdrücklich, 1 Sam. 3, 4, da es heißt: Und der HErr rief Samuel; er aber antwortete: Siehe, hie bin ich. Dieſe Antwort zeigt an, daß man ſchnell entſchloſſen, und willig ſeyn ſoll zu allem Gehorſam, den der HErr fordert. Und ſo iſt's recht! Wenn der HErr ruft, ſo gilt's nicht erſt zaudern, ſich lang beſinnen oder ſich gar weigern, zu hören und anzunehmen, was der HErr haben will. Das Herz muß zu allem Gehorſam willig und bereit ſeyn. — Ferner hält dieſe Redensart: Siehe, hie bin ich! eine freimüthige Anſprache in ſich, wenn ſich ein Knecht GOttes vor dem Angeſicht ſeines HErrn darſtellt. So wird dieſelbe von dem Propheten Jeſaia gebraucht Kap. 8, 18., wenn er in glaubigem Vertrauen ſich ſamt ſeinen Lehrſchülern und Zuhörern der Gnade des HErrn übergibt und ſpricht: Siehe, hie bin ich und die Kinder, die mir der HErr gegeben hat zum Zeichen und Wunder in Iſrael. Dieſe Mundart, mit dem HErrn zu reden, hat viel zu ſagen: ſie zeigt auf einmal Demuth, Gehorſam und Glauben an, wodurch man ſich dem HErrn zu Seinem Willen und Wohlgefallen darſtellt und übergibt.

Wir gedenken billig an dieſe alte Weiſe der rechtſchaffenen Knechte GOttes bei unſern gegenwärtigen bedenklichen Umſtänden. Der HErr hat euren Hirten und Lehrer, Geliebte! ſchnell und unvermuthet heißen ſeinen Hirtenſtab niederlegen, daß er, wie er im Sinne hatte und gerüſtet war, nicht mehr konnte vergangenen Sonntag ſein Wort unter euch an dieſer Stätte verkündigen. Der HErr hat Seinen Knecht von euch und aus Seinem Hauſe weg-, und zu ſich gerufen. Was lag da näher zu denken und zu thun, als Ihm zu antworten: Siehe, hie bin ich! Und das war unter anderen auch eines derjenigen Zuſpruchsworte, welche ich meinem liebwerthen Amtsgenoſſen auf ſeinem Krankenbette vorgehalten, dem HErrn in williger Ergebung zu ſagen: Siehe, hier bin ich; hier lieg' ich Dir, ich ſenke mich in Dein Erbarmen; nun faſſe mich mit Deinen väterlichen Gnadenarmen! Und er bekräftigte mein Wort mit einem herzlichen Beifall und Ja! Freilich hat es ein Lehrer wie in ſeinem Lehramt und ganzen Wandel, alſo auch bei ſeinem letzten Rufe zu GOtt, auf ſolche Weiſe zu halten, daß er ſein Herz Ihm in willigem Gehorſam ſogleich darſtellt und ſagt: Siehe, hier bin ich!

Aber ich wünſche von Herzen, daß dieſes auch der Sinn der ſchmerzlich betrübten und über dieſen unvermutheten Riß verwundeten hinterlaſſenen Wittwe und ihrer lieben Kinder ſeyn möge, daß ſie dem HErrn ihrem GOtt über dieſer harten Prüfung, wobei Er ſie zu willigem Gehorſam und zur Ergebung in Seinen Rath und Willen auffordert und ruft, antworten und ſagen mögen: Siehe, hier bin ich! Hier ſind wir, uns unter Deine Hand mit ſtillem Herzen zu demüthigen und Deinem Willen die Ehre zu geben. Hier ſind wir! Biſt Du doch unſer Vater und Berather; thue an uns und mit uns nach Deinem Willen! Das wird ihre Herzen fähig machen zu allem Troſt, den Er ihnen aus Seiner Erbarmung gewähren will. Das wird ihre Herzen aus dem Staub aufrichten, und auf Ihn zu harren getroſt machen. Gewiß, der HErr will nur willige Herzen haben, die ſich an Ihn ergeben und Ihm ſagen: Hier ſind wir! — ſo ſoll Seine Macht und Gnade über uns walten, und überſchwänglich mehr thun, als wir bitten und verſtehen. Nun, Er ſelbſt wirke dieſen Sinn in ihrer Aller Herzen, und gebe ihnen den willigen Geiſt, der köſtlich vor Ihm iſt!

Aber was nun weiter dieſe Redensart anzeigt, inſofern ſie eine freimüthige Anſprache eines Knechtes GOttes enthält, der ſich dem HErrn vor Sein Angeſicht darſtellt, ſo will ich nun davon zu einem Denkmal und Gedächtniß des von dem ehrwürdigen Pfarrer gegen achtzehn Jahre allhier geführten Predigtamts, mit Eurer Liebe noch Weiteres reden. Gebe der HErr Gnade, daß auch dieſes Wort an Vieler Herzen möge geſegnet ſeyn, und darum wollen wir Ihn bitten. —

Wie wichtig das Lehr- und Predigtamt ſey, das haben nicht nur die Lehrer und Prediger ſelbſt, ſondern auch die Zuhörer zu bedenken und in ernſtliche Ueberlegung zu nehmen. Paulus ermahnet die Zuhörer dazu, wenn er Ebr. 13, 17. wichtige Gründe davon vorhält: gehorchet euren Lehrern und folget ihnen, denn ſie wachen über eure Seelen, als die da Rechenſchaft dafür geben ſollen. Ein Lehrer hat es freilich in ſeinem ganzen Amte mit GOtt zu thun. Er muß demſelben wegen treuer oder untreuer Führung deſſelben Rechenſchaft geben. Und das mögen die Zuhörer billig wohl bedenken, damit ſie einen Lehrer in ſeinem Amt darnach achten, was ihm von GOtt in Seinem Namen zu thun übergeben iſt, und worüber er demſelben Rechenſchaft zu geben hat. Wenn man dieß recht bedenkt, ſo wird es gehorſame und folgſame Zuhörer geben, an welchen ein redlicher Lehrer ſein Amt mit Freuden und nicht mit Seufzen thun kann. Und daran iſt ſowohl den Zuhörern als allermeiſt dem Prediger ſelbſt Viel gelegen, daß er ſein Amt mit Freuden thue, zum wenigſten, daß er darüber Freudigkeit zu GOtt habe, wenn er Rechenſchaft geben ſoll. Nun, in meinen vorſtehenden Textesworten gibt Jeremias, ein Prophet und Lehrer des Volks Iſrael, ſeinem GOtt Rechenſchaft, wie er bisher ſein Amt geführt, und redet darüber mit dem HErrn aus einem getroſten Herzen. Ich will Eurer Liebe aus dieſer ſeiner Rede vorſtellen:

Die freimüthige Anſprache eines Lehrers an ſeinen GOtt und HErrn über ſeinem geführten Hirtenamt.

Und dabei will ich zeigen

I. Woraus dieſe freimüthige Anſprache bei einem Lehrer entſtehe; und

II. Worin dieſe freimüthige Anſprache ſelbſt beſtehe.

Das Erſte zeigt den Grund, das Andere die Art derſelben. Nun, der HErr ſey uns freundlich, und ſegne uns! Amen.

Es iſt etwas Großes und Wichtiges, wenn ein Lehrer und Knecht GOttes mit ſeinem HErrn über ſein anvertrautes Amt redet. Hiebei kommt es darauf an, wie und auf was für eine Art er darüber mit GOtt handeln kann. Jeremias redet freimüthig davon, und beſpricht ſich darüber zuverſichtlich mit demſelben. Ich will daher zeigen:

I. Woraus dieſe freimüthige Anſprache bei einem Lehrer entſtehe. Jeremias zeigt uns an ſeinem Exempel nach der Beſchaffenheit ſeines Herzens drei Gründe:

1) Wenn ein Lehrer dem HErrn als ſeinem Oberhirten nachgeht. Der Prophet ſagt: ich bin darum nicht von Dir geflohen, mein Hirte; oder eigentlich im Grundtext: ich, meines Orts, habe mich nicht entzogen, Hirte zu ſeyn, Dir nach. GOtt ſelbſt war der Hirte Iſraels, und dieſer hatte den Propheten zum Hirten Seines Volks beſtellt. Darauf beruft ſich hier derſelbe: ich bin Dir, als dem eigentlichen Hirten Deines Volks, nachgegangen; ich habe Deine Hirtenſtimme durch meine Predigt an das Volk gebracht. Und das iſt eine wichtige Urſache einer freimüthigen Anſprache. Die Sache iſt nun in dem Neuen Teſtament noch klarer. JEſus iſt und heißt der große Hirte der Schafe, der ausgeführt worden durch das Blut des ewigen Teſtaments. Ebr. 13, 20. Ihm kommt das Hirtenamt vornämlich, ja allein zu; denn alle Seelen ſind Sein. Sein Recht iſt auf Seinen blutigen Tod gegründet. Joh. 10. Darum iſt Er auch befugt, Hirten zu beſtellen. Der Vater hat Ihm die Vollmacht gegeben Matth. 28, 18 f., und Er, da Er auf dem Throne iſt, hat Etliche geſetzt zu Hirten und Lehrern Epheſ. 4, 11., Seine Heerde zu weiden mit dem Wort der Wahrheit. In dieſem Verhältniß heißt Petrus Chriſtum den Erzhirten 1 Petr. 5, 4., der noch viele Hirten unter ſich hat, die er zu ſeinem Dienſt beſtellt und welchen er Amt und Arbeit übergeben hat. Wenn nun ein Lehrer ſich an dieſen ſeinen Erzhirten halten kann, ſo macht dieſes ſein Herz getroſt. Er darf in ſeinem ganzen Amte nichts Anderes thun, als nur dieſem Hirten nachgehen, der auch ſein Hirte iſt. JEſus geht allemal voran, wenn ein Hirte mit Seiner Lehre und Exempel ſeiner Gemeine vorgeht. JEſus ſelbſt iſt der rechte Vorgänger und Führer, auf den ſowohl der Hirte als die Schafe zu ſehen haben. Und wenn man das nicht wüßte, wenn man ſich nicht darauf berufen und verlaſſen könnte: wer wollte gern Hirte ſeyn, wofern man es anders redlich mit ſeinem Amt und mit den Seelen meint! Darum iſt red-

licher Lehrer Sinn dießfalls, wie Moſis, da er das Volk Iſrael in's gelobte Land führen ſollte, 2 Moſ. 33, 15.: Wo nicht dein Angeſicht vorangeht, ſo führe uns nicht von dannen hinauf. — Er wollte keinen Schritt gehen, wo nicht der HErr mit- und voran ginge. Und ſo iſt's auch geſchehen. Der Heiland hält noch dieſe Weiſe mit Seinen Knechten, wie Er verheißen hat: Ich bin bei Euch alle Tage bis an der Welt Ende. O was gibt das zu jeder Zeit, bei allen Schwierigkeiten und auch zuletzt für eine freimüthige Anſprache, wenn man dem HErrn JEſu an's Herz reden und ſagen kann: biſt Du doch bisher mein Hirte geweſen! bin ich doch Dir nachgegangen! bin ich doch nicht von Dir gewichen! bin ich doch nicht ohne Dich, ohne Dein Naheſeyn, ohne Deine Gnade Hirte und Lehrer geweſen!

2) Die freimüthige Anſprache eines Lehrers entſteht, wenn derſelbe keine Menſchentage bei ſeinem Amt begehrt, d. i. weder Ehre noch eigene Vortheile zum Zwecke hat. Jeremias ſagt: auch habe ich Menſchentage nicht begehrt; das iſt nicht mein Geſuch geweſen, darauf habe ich meine Begierde nicht gerichtet. Es zeigt überhaupt ein redliches und lauteres Herz eines Lehrers an, wenn er keine guten und gemächlichen Menſchentage zur Abſicht und zum Zwecke hat. Das Predigtamt iſt zu wichtig, als daß man dabei nur auf ſolche geringe und falſche Dinge ſehen ſollte. Ein rechtſchaffener Lehrer ſucht nicht ſeine Ehre; er redet und predigt nicht darum, daß er von Menſchen gelobt und geachtet werde. Darin hat ſich auch Paulus rein gehalten. Er ſagt Gal. 1, 10: wenn ich den Menſchen noch begehrte gefällig zu ſeyn, ſo wäre ich Chriſti Knecht nicht, ſo wäre ich ja nur der Menſchen Knecht. Ferner: ein rechtſchaffener Lehrer ſucht auch nicht ſeine Gemächlichkeit noch ſeinen Vortheil. Er führt ſein Lehramt nicht um der Beſoldung willen; er denkt nicht, damit ſey ihm für alle ſeine Arbeit ſchon gelohnt, wenn er bei ſeinem Dienſt äußerlich ein gutes Auskommen hat. Nein! er thut ſeine Arbeit dem HErrn, und weiß, daß er von Ihm eine unverwelkliche Krone bekommen wird. Das iſt aber nicht dahin gemeint, auch vom Erzhirten ſelbſt nicht ſo gemeint, daß man nicht auch ſein beſtimmtes Auskommen haben oder nehmen dürfte. Denn Paulus ſagt ausdrücklich das Gegentheil 1. Cor. 9.: ſie ſollen ſich vom Evangelio

nähren. Ich weiß wohl, daß dieſes Vorurtheil bei Vielen herrſcht, als wenn die vornehmſte Abſicht beim Predigtamt nur die Beſoldung und etwa das gute Auskommen wäre. Aber ein redlicher Lehrer weiß, wie er auch darin zu handeln, und ſein Herz von ſolchen falſchen und niederträchtigen Abſichten frei zu halten hat. Er wendet gerne alle ſeine Mühe daran, dem HErrn Seelen zu gewinnen und die Schafe zu weiden. Das iſt ihm ſchon ein Lohn, eine Frucht ſeiner Arbeit, wenn nur ſein Wort angenommen wird und ſich Seelen zum HErrn bekehren. Und das gibt ihm dann eine freimüthige Anſprache, wenn er ſich darauf berufen kann: es iſt mir ja nicht um etwas Anderes, nicht um Ehre und Anſehen unter den Leuten, nicht um Reichthum und Bequemlichkeit zu thun geweſen. Ich habe *Deine Sache* getrieben; HErr, du weißeſt es.

3) *Wenn er die lautere Wahrheit GOttes und den Weg des Lebens gepredigt hat.* Jeremias ſagt: was ich geprediget habe, das iſt recht vor Dir. Ein redlicher Lehrer richtet ſich in all ſeinem Vortrag nach dem Wort, darauf wir gewieſen ſind, nach der heiligen Schrift, und läßt auch gerne ſeine ganze Lehre darnach prüfen und beurtheilen. Und das iſt eine gute und köſtliche Weide der Seelen, die gerne Nahrung für ihr Herz haben mögen. O geſegnete Lippen, die den Weg der Wahrheit zeigen, und alle Zuhörer nur dahin weiſen, wohin die Schrift weiſet Joh. 5., zu JEſu hin! Jeremias aber ſagt, das iſt recht *vor Dir*. Es will den Zuhörern nicht allemal recht und anſtändig ſeyn, was man ihnen nach GOttes Wort predigt, wenn man ſie nicht bei ihren alten Gewohnheitsſünden, fleiſchlichen Sinn will ſtehen laſſen, ſondern auf eine wahre Bekehrung dringt. Jeremias hat das auch erfahren. Er konnte ſeinen Zuhörern auch nicht immer recht reden und recht thun; ſie ſtritten manchmal heftig gegen ihn, ſchmähten und verfolgten ihn. Da ſagt er: wenn es ſchon ihnen nicht recht ſeyn will, ſo iſt's doch recht vor Dir, vor Deinem Angeſicht. Dergleichen Begegniſſe hat Paulus auch erfahren 1 Cor. 4, 3: Mir iſt's ein Geringes, daß ich von euch gerichtet werde oder von einem menſchlichen Tage; auch richte ich mich ſelbſt nicht. Ich weiß, wie ich darüber mit meinem HErrn ſtehe. Und das gibt auch eine große Freimüthigkeit, wenn man dem HErrn vorhalten kann: es iſt ja Dein Wort! Ich habe nur Deine

Wahrheit, Dein Evangelium geprediget. Laß es mir und allen meinen Zuhörern zum Zeugniß, zu Geiſt und Leben ſeyn! Dieſes ſind kürzlich die drei Gründe, welche bei einem Lehrer eine freimüthige Anſprache an JEſum über die Führung ſeines Amts zuwegebringen. Wir wollen nun ferner hören:

II. Wie er ſeine Freimüthigkeit vor Ihm äußere und angebe. Die Art derſelben iſt kein eitler Ruhm, keine freche Dreiſtigkeit, kein übermüthiges Prahlen; das ſteht einem Knecht Chriſti nicht an. Er weiß, mit wem er es zu thun hat; ſondern ſeine Freimüthigkeit beſteht

1) darin, daß er ſich auf Seine Allwiſſenheit berufen kann. Jeremias ſagt: das weißeſt du. In demſelben Kapitel V. 10. hat Jeremias ſich zu Gemüth genommen und geſagt: der HErr allein kann das Herz ergründen und die Nieren prüfen. Wenn einem nun ſein eigen Herz kein anderes Zeugniß gibt, und ſein Gewiſſen nichts Anderes vorrückt, als was in dieſen dreien Stücken angegeben worden iſt, dann kann man ſich freudig in's Licht des allwiſſenden GOttes hinſtellen. Das gibt den Ruhm eines guten Gewiſſens, davon Paulus ſo viel hält 2 Cor. 1, 12: Unſer Ruhm iſt der, nemlich das Zeugniß unſeres Gewiſſens, daß wir in Einfältigkeit und göttlicher Lauterkeit, nicht in fleiſchlicher Weisheit, ſondern in der Gnade GOttes auf der Welt gewandelt haben, allermeiſt aber bei euch. Und deßwegen prüft Paulus auch all' ſein Bezeugen darnach und ſagt 2 Cor. 5, 11: GOtt ſind wir offenbar; Er kennt ja unſere Herzen. Wenn wir auch nicht an Aller Gewiſſen offenbar ſind, wenn ſchon die Menſchen unſere Lehre, unſern Sinn nicht wiſſen wollen, wie ſie ihn doch wiſſen und auch davon in ihrem Gewiſſen überzeugt ſeyn könnten, ſo ſind wir doch GOtt offenbar, ſo weiß es doch GOtt. Und eine ſolche Heiterkeit des Herzens und Gewiſſens vor GOtt iſt ein edles Kleinod. O wenn das Zeugniß des eigenen Gewiſſens mit dem Zeugniß des allwiſſenden GOttes übereinſtimmt, und man es Ihm ſo hinlegen und übergeben kann, wie man es in ſeinem Amt gemeint und was man darin geredet und gethan habe: o wie kann alsdann das Herz eines Lehrers ſo ruhig, ſo getroſt, ſo herzlich mit ſeinem HErrn darüber reden und handeln! — Ferner aber äußert ſich dieſe Anſprache

II. in einem herzlichen Gebet um Gnade und Hilfe. Jeremias ſetzt gleich hinzu: ſey Du mir nur nicht ſchrecklich, oder: zum Schrecken! Er geſteht gerne, daß, wenn GOtt nach der Schärfe Seiner Gerechtigkeit mit ihm verfahren wollte, ſo würde es ihm den größten Schrecken einjagen, ſo würde er nicht vor Ihm beſtehen können. Darum demüthigt er ſich gerne, bekennt ſeine Schwachheit bei all ſeiner Treue, und bittet um einen freundlichen, holdſeligen Blick Seiner Gnade, der ihn aufrichte und ſtärke. So iſt einem redlichen Knecht GOttes bei ſeiner Freimüthigkeit zu Muthe! Er hält ſich an die Gnade; er bittet, daß ihm ſein HErr und GOtt freundlich begegnen möge. Er rechtet deßwegen nicht mit GOtt, ſondern nimmt es als bloßes Erbarmen, wenn er von GOtt und ſeinem HErrn gnädig angeſehen wird, und weder Schrecken noch blöde Furcht vor Seinem Angeſicht haben darf. So bleibt Gnade, bloße Gnade, auch zuletzt der rechte Halt und Anker bei einem Lehrer! Ferner:

Er bittet um Hilfe: ſey meine Zuverſicht in der Noth! Ein Lehrer hat mancherlei Noth zu erfahren; es gibt allerlei böſe Tage beim Amt auszuſtehen. Da iſt Sündennoth, Verſuchungsnoth, äußerliche Leidensnoth, Todesnoth. In aller dieſer Noth ſucht ein Knecht die Hilfe bei ſeinem HErrn mit zuverſichtlichem Vertrauen, und ſagt Ihm: Du biſt ja mein Fels, meine Burg, meine Hilfe. Solches gefällt dem HErrn. Bei ſolcher Anſprache, bei ſolchem Gebet und Flehen kann ein Knecht Chriſti mit ſeinem HErrn gut auskommen. Dadurch rechtfertigt ſich ſein Dienſt und wird vom HErrn gekrönt.

Nun, ihr meine Lieben, und dießmal verwaiſte Kirchen-Beicht-Kinder! Euch zu lieb habe ich dieſe Geſtalt und Beſchaffenheit eines Lehrers, ſein Verhältniß zu GOtt und zu ſeiner Gemeine bei dieſer Trauergelegenheit vorgeſtellt. Bedenket ſelbſt, was es zu ſagen habe, wenn ein Lehrer ſolche Anſprache führen ſolle. Was aus dem nun erblaßten Munde eures Lehrers an dieſer Stätte gegangen iſt (denn ſo iſt eigentlich die Redensart Jeremiä), das war die Wahrheit des göttlichen Wortes zu eurem Heil. Iſt's euren Herzen recht geweſen (wenn ihr auch ſchon äußerlich nichts gegen euren Lehrer einzuwenden hattet, noch ihm widerſprechen konntet)? iſt's euch ein Wort des Lebens geworden? Iſt ſeine viele Mühe und beſchwerliche

Arbeit, wie es in dieſem weitläufigen Kirchſpiel vorkommt, euch zum Segen geworden? Dieß iſt kein Geſuch der Menſchentage, wenn einer bei ſchwachen Leibeskräften doch aller dieſer Arbeit in drei Kirchen und noch privatim abwarten ſoll. Erkennet, die an euch arbeiten, ſagt Paulus, und laßt ein achtzehen Jahre fortwährendes Wort nicht vergebens ſeyn, ſondern noch nach ſeinem Abſcheiden zur Frucht an euren Herzen werden! Und wenn er nun vor ſeinem HErrn ſtehet und zu Ihm ſagen kann: was ich geprediget habe, das iſt recht vor Dir, das iſt Deine Wahrheit geweſen: ſo ſehet zu, daß es euch dermaleins, vor GOttes Thron, auch zur Freudigkeit werden möge, daß ihr es angenommen, und auf dem Weg des Lebens zum Reich GOttes gekommen ſeyd! Bittet zugleich den HErrn, daß Er euch wieder einen Hirten gebe nach Seinem Herzen, der Menſchentage nicht ſuche, ſondern euch das Evangelium des Friedens in göttlicher Kraft verkündige!

Zuletzt rede ich noch zu ihrer Aufrichtung die betrübte Wittwe und die hinterlaſſenen Waiſen an. Ihr lieben Herzen! Wie Jeremias gebeten hat: Sey Du mir nur nicht ſchrecklich, Du, meine Zuverſicht in der Noth! ſo ſehet dieſen Riß nicht an, als wenn GOtt gegen Euch ſchrecklich ſeyn wollte; nein, Er bleibt doch Vater! Darum ſoll ſich Euer Herz im Gebet und Flehen auch ſo an Ihm halten und Ihm ſagen: Wenn Du mir nur nicht ſchrecklich biſt, mein GOtt, ſo ergebe ich mich gerne unter deine Vaterhand, die mich ſchläget. Ich wünſche von Herzen, daß Er euch auch unter den dunkeln Wolken des betrübten Gemüths mit einem Blick ſeiner Freundlichkeit anſehen und Euch dadurch verſichern wolle, daß Er auch hiebei Euch nicht ſchrecklich ſeyn, ſondern Euch das Recht der Wittwen und Waiſen an Seinem Vaterherzen genießen laſſen wolle. Er ſey Eure Zuverſicht, Stärke und Hilfe in aller Noth, auch in der nun angehenden Noth des Wittwen- und Waiſen-Standes, und ziehe dadurch Eure Herzen nur deſto inniger an ſich und zu ſich, daß Er Euch leite als ein treuer Hirte und Berather, als ein guter Vater, und helfe als ein ſtarker GOtt! Dem ſey Ehre jetzt und in Ewigkeit! Amen.

Wochen- und zugleich Brand-Predigt.

Weinsberg, 1759.

Text: Jeſ. 26, 9 — 12: Wenn dein Recht im Lande gehet, ſo lernen die Einwohner des Erdbodens Gerechtigkeit. Aber wenn den Gottloſen gleich Gnade angeboten wird, ſo lernen ſie doch nicht Gerechtigkeit, ſondern thun nur übel im richtigen Lande; denn ſie ſehen des HErrn Herrlichkeit nicht. HErr, deine Hand iſt erhöhet, das ſehen ſie nicht; wenn ſie es aber ſehen werden, ſo werden ſie zu Schanden werden im Eifer über die Heiden; dazu wirſt du ſie mit Feuer, damit du deine Feinde verzehreſt, verzehren. Aber uns, HErr, wirſt du Friede ſchaffen; denn Alles, was wir ausrichten, das haſt Du uns gegeben.

Wir ſind dießmal aus beſonderer Urſache zuſammen gekommen, daß wir uns der ſchweren Heimſuchung GOttes erinnern, die unſere ganze Stadt und Einwohnerſchaft vor 52 Jahren mit einem ſchrecklichen Feuer betroffen hat. Es iſt billig, daß wir es nicht vergeſſen, obſchon die Wenigſten unter uns damals dabei geweſen ſind, und dieſen Schrecken und große Noth mit erfahren haben; denn die Denkmale dieſer großen Züchtigung ſind uns noch vor Augen; und ob ſich ſchon die liebe Stadt und Bürgerſchaft wiederum erholt hat, ſo iſt es in der Stadt und in dem Vermögenszuſtand vieler Familien und Bürger doch nicht ſo, als wenn es nicht geſchehen wäre. Daher ſoll es uns auch in unſerm Gemüth und Herzen nicht ſo ſeyn oder werden, als wenn es nie geſchehen wäre. Wir ſollen in Demuth und Ehrfurcht vor GOttes Macht und Gerechtigkeit daran gedenken, und dieſes ernſtliche Angedenken auch auf unſere Kinder und Nachkommen pflanzen, und noch immer daran lernen, was uns jezt noch zum Frieden dienen und zum Segen vor GOtt gereichen kann. Faſſet demnach eure Herzen vor GOtt und demüthiget euch vor Ihm! Du aber, o HErr, gehe nicht mit uns in's Gericht, ſondern laß Gnade vor Recht ergehen! — Seitdem Menſchen auf der Erde wohnen, hat der große GOtt von Zeit zu Zeit große und ſchwere Gerichte über Städte, Länder und ganze Königreiche kommen laſſen, daß die Städte im Feuer aufgegangen, die Länder verwüſtet, die Menſchen zu vielen Tauſenden umgebracht, verunglückt und in's Verderben geſtürzt, ja ganze Königreiche vertilgt worden ſind, daß man ihre Stätte nicht mehr findet. Das iſt ein wunderbares Regiment des Schöpfers der Welt, daß er ſelbſt aufreibet, was er gemacht hat, daß er niederreißt, was er gebaut hat, daß er zerſtört, was er gepflanzt hat, — der gütige Schöpfer, der allen ſeinen Creaturen wohl will, der ſie aus ſeiner Güte ſpeiſet und erhält, der nicht Luſt hat an dem Verderben. Es ſind heilige Wege, die Er um ſeiner Gerechtigkeit willen mit den Menſchen geht. Aber die Menſchen werden meiſtentheils an ihm irre, können ſich in ſeine wunderbare Regierung nicht finden. Ihre Eigenliebe und ihr Eigennutz bringt ſie leicht dahin, daß ſie denken: Iſt unſer GOtt die Liebe ſelbſt, warum thut er das? Kann er doch allen Schaden durch ſeine Macht verhüten! Läßt er denn Unſchuldige mit den Schuldigen verderben? Ja, wen's trifft, der fängt an zu murren und ſich unter der Züchtigung wider GOtt aufzulehnen. Andere aber werden ſchüchtern und mißtrauiſch gegen die Güte GOttes, fürchten ſich nur auf eine knechtiſche Weiſe, daß ſie nicht unverſehens Schläge bekommen mögen, und ſo kann ſich das einmal von GOtt abgewandte Menſchenherz in Seine göttliche Regierung nicht finden. Beſſer iſt's, billiger iſt's, daß wir Ihm, dem heiligen GOtt, über Allem die Ehre geben, was er thut, und bekennen: HErr du biſt gerecht und heilig! und daß wir uns unter ſeine gewaltige Hand demüthigen, ſeine Gnade mit Ernſt ſuchen, und an ſeinen Werken lernen das GOttes-Recht, das er über alle ſeine Creaturen führt. Und dazu wollen wir auch dieſe Stunde anwenden. Ich will nun vorſtellen:

Das Recht GOttes über die Einwohner des Erdbodens.

Und zwar:

I. Wie er ſein Recht über ſie ergehen laſſe;

II. Was ſie daran lernen ſollen, wenn er ſein Recht ergehen läßt.

Wenn dein Recht über ein Land ergehet, ſo lernen die Einwohner des Erdbodens Gerechtigkeit. — Alſo redet die Kirche mit GOtt über die großen Begegniſſe, welche unter der Regierung GOttes Land und Leute betreffen. Man ſollte billig darauf achten und merken, warum es geſchieht, damit uns die Werke GOttes immer mehr beachtungs- und anbetungswürdig würden und wir uns vor ſeiner heiligen Majeſtät ſcheuen lernten; daher wollen wir bei dem Angedenken an das, was unſerer werthen Stadt widerfahren iſt, gerne Gelegenheit nehmen zu betrachten: das Recht GOttes über die Einwohner des Erdbodens.

I. Wie er ſein Recht über ſie ergehen laſſe? Antwort: — durch ſeine Gerichte; denn ſo heißt es eigentlich im Grundtexte: wenn deine Gerichte über ein Land gehen.

Die Gerichte ſind nicht das Erſte und Hauptſächlichſte in der Regierung GOttes über die Menſchen, ſondern ſeine Güte iſt's. Alles, was Odem hat, ſoll ihn loben, daß er gut ſey, denn ſeine Güte währet ewiglich. Er hat ſeine Freude am Wohlthun. Er ſättiget gerne Alles, was lebet, mit Wohlgefallen, und das bleibt feſt und unveränderlich. Daher wird Allen Gnade und Barmherzigkeit angeboten, und wer der Gnade theilhaftig iſt, hat ſich nicht vor den Gerichten GOttes zu fürchten. Aber ſeine Güte kann Er nicht mißbrauchen, ſein Heil nicht verachten und auf Muthwillen ziehen laſſen, ſonſt wäre er nicht mehr der gute GOtt. Wie es einem Vater bei muthwilligen, leichtſinnigen Kindern gienge, wenn er zu Allem, was ſie thun, freundlich ausſähe: da würde ſein Hausweſen umgekehrt, und er könnte nicht mehr Vater ſeyn. GOtt kann und will kein Eli ſeyn.

So handeln die Menſchen mit GOtt. Darüber klagt unſer Text: ſie thun nur Uebel im richtigen Lande, das heißt: ſo lange es richtig geht, Alles gut und nach Wunſch geht, GOtt Geduld hat, zuſieht, nicht darein ſchlägt, ſo thun ſie immer mehr Böſes, denn ſie ſcheuen des HErrn Herrlichkeit nicht. Wie unachtſame Kinder, ſo lange der Vater die Ruthe nicht in die Hand nimmt, ſo ſcheuen ſie ſich nicht, ſondern treiben ihren Muthwillen fort.

Das bringt das Recht GOttes auf. Wo die Güte verachtet wird, da muß das Recht ergehen mit ſeinem Gerichte. Wir ſehen alſo wohl, was die Abſicht iſt mit ſolchen Gerichten.

Er will ſich Reſpekt machen; denn eher muß die Welt vergehen, ehe GOtt nicht ſeine Ehre behaupten ſollte. Seine Hand iſt erhöhet, wie ein Vater ſeine Hand aufhebt und droht. Ich will nicht gerne ein ſolches Kind in einem Hauſe ſeyn, wo der Vater nichts gilt. — Eher kehret Er ganze Städte um, wie Sodom und Gomorra. Wenns nun mit der GOttes-Vergeſſenheit ſo weit reicht, daß ſeine gelinden Wege Nichts mehr ausrichten, wenn er lange zuſieht, Friſt gibt, bis das Maaß voll iſt, ſeine Warnungen nichts mehr gelten: dann behauptet er ſein Recht in dem ſchwerſten Gerichte. Es iſt beſſer, daß die Stadt verheert werde, als daß ihr Weſen vor GOtt ein Greuel ſey in ſeinen Augen.

Er will den Hochmuth, die Frechheit, die Wolluſt herunterſetzen und zu Schanden machen, darum heißt's: dann werden ſie zu Schanden werden im Eifer über die Heiden. Wenn man ſich verläßt auf ſeinen Reichthum und übermüthig iſt, wenn man ſich ſo in die Welt herein lagert, wie die auf der Erde wohnen, und ſich ſein Neſt baut, ſo macht er's durch ſein Feuer zu Schanden; wenn man den Ueberfluß ſeiner Güte mißbraucht, ſo läßt er Feinde kommen, die es wegnehmen, oder Er ſendet Dürre und Mißwachs.

Er bezahlt ſeinen Feinden, wie ſie es verdienen; „daher wirſt du ſie mit dem Feuer deiner Feinde verzehren," heißt es im Texte. Was machen ſie in dem gegenwärtigen Krieg für Feuer gegen einander! Weil ſie Feinde ſind. Wenn GOtt wider ſeine Feinde ſtreitet, was kann er für ein Feuer anrichten! Ein unauslöſchliches Feuer, das mit Schwefel und Pech brennt. Er bezahlt ſeinen Feinden mit Feuer, wovon ein Brand nur ein geringes Erinnerungs-Zeichen iſt. So richtet GOtt in aller Welt, Pſlm. 105. und das iſt recht!

II. Was ſollen ſie nun daran lernen, wenn er ſein Recht ergehen läßt? Antwort:

Gerechtigkeit, nämlich GOttes Gerechtigkeit. Man ſoll bedenken, was die Gerechtigkeit GOttes bedeute bey ſeiner Oberherrſchaft über die Welt. Da entſtehen Loblieder im Himmel. Das wichtigſte Exempel iſt Offb. 18 und 19: Lobet ihr Himmel, daß GOtt ſolches gerichtet hat! Heil und Preis, Ehre und Kraft ſey GOtt, unſerem HErrn, denn wahrhaftig und gerecht ſind ſeine Gerichte! Da wird die Rechte ſeiner Gerechtigkeit offenbart. Es iſt alſo nicht genug, daß man nur jammere, auch ſeinen Nebenmenſchen bedaure, und ſich ſegne, wenns einen noch nicht getroffen hat, ſondern, daß man Gerechtigkeit lerne.

Nun denn, unſere gegenwärtige Zeit hat Gelegenheit, hierin zu lernen. Es ſollen's die übrigen Einwohner des Erdbodens lernen, wenn ein Land heimgeſucht wird. Was iſt ſeit dritthalb Jahren ſchon geſchehen, ſeitdem es mit Liſſabon ſeinen Anfang genommen! Es geht uns auch an, was in Zittau, Küſtrin, Schweidnitz und ſo vielen Dörfern geſchehen. Da kann man nicht ſagen, es ſei ihnen Unrecht geſchehen von der Hand des HErrn. Ihr Maaß iſt eben voll worden, und Anderes ſteht noch unfehlbar bevor. Iſt's nicht in dieſem Kriege, ſo wird's doch nicht ausbleiben. Lerne Gerechtigkeit ſtatt des bisher ausgeübten Unrechtthuns! Wenn es ſchon zum Aufreiben kommt, ſo lernen die, ſo es trifft, nicht mehr Gerechtigkeit, ſondern ſie werden hingerafft. Aber die Ueberbleibenden und die Nachkommen lernen dran und werden nüchtern. Da macht GOtt ſeinen Geſetzen und ſeiner Haushaltung wieder Raum; da lernt man ſich fürchten vor ſeinem Recht.

Nun, ihr Lieben! das geht uns an, die wir überblieben ſind, die Kinder ſind Nachkommen derer, ſo Schaden gelitten haben, die Einwohner und die Häuſer, ſo auf der Brandſtätte wieder aufgebaut worden. Lernet Gerechtigkeit, hütet euch vor Sünden! Zündet nicht wieder ein Feuer des Zorns an, beſonders durch Ueppigkeit und Völlerey, wie man denn weiß, daß es damals in dieſer Stadt bey guten Weinjahren bunt hergegangen.

Wer GOttes Güte und Gnade kennt, der nehme ſeine Zuflucht getroſt zum HErrn mitten unter den Gerichten. Aber uns HErr wirſt du Friede ſchaffen. Wem? Antwort: deſſen Herzensluſt ſteht zu deinem Namen. Nicht aber in der Abſicht, daß uns nur zeitlich wohlgehe, nein! ſondern wenn die Gerichte allgemein worden, daß wir einen GOtt haben, daß wir, wie ein Vögelein in die Felskluft, uns in die Barmherzigkeit GOttes verſenken, und in JEſu Wunden fliehen. — Nun HErr, unſer GOtt, ſei uns gnädig und hilf uns! Amen.

Bei L. Fr. Fues ſind erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Eytel, M. J. J., ehemal. Pf. in Neckar-Tenzlingen, Predigten über das Unſer Vater, nebſt einigen andern Gelegenheits-Predigten, herausgegeben von M. J. J. Eytel, 3te Aufl. 8. 1821. 36 kr., 11 ngr.

— Predigten über Feſt- und Feiertägliche Evangelien, als Anhang zu den Predigten über das Unſer Vater, herausgegeben von M. J. J. Eytel, 8. 1822. 36 kr., 11 ngr.

Flatt, J. F von, Prälat und ordentl. Profeſſor der Theologie, Wochenpredigten, nebſt einer Sonntagspredigt und zwei Confirmationspredigten gr 8. 1797. 1 fl., 20 ngr.

Harttmann, C. F., vorm. Stadtpfarrer und Superintendenten zu Lauffen, Predigten über die Sonn-, Feſt- und Feiertags-Evangelien, nebſt einem Anhang von 8 Paſſionspredigten. Neue Samml. Nach ſeinem Tode herausgegeben. gr. 8. 1831. 1 fl. 36 kr., 1 Thlr

Hermes, Dr., Ober-Conſiſtorialrath in Berlin, HErr, ſiehe, den du lieb haſt, der iſt krank! Eine kurze Anweiſung zu einem Gott wohlgefälligen Verhalten auf dem Krankenbette. Nebſt einer Predigt von dem Werth und Segen wohl angewendeter Leiden, von einem andern Verfaſſer. 2te Aufl. 8. 1820. 54 kr., 15 ngr.

Hofacker, L., Pfr. Chriſtliche Betrachtungen, Gebete und Lieder für Sträflinge in Zucht- und Arbeitshäuſern. 8. Zweite Auflage 1840. 30 kr., 10 ngr.

Oſiander, J. E., Prof. in Maulbronn, Apologie des Lebens Jeſu gegen den neueſten Verſuch, es in Mythen aufzulöſen. gr. 8. 1837. geh. 3 fl., 1 Thlr 22½ ngr.

Peſcheck, M. Chriſtian Adolph, Allgemeinfaßliche Anleitung zur nähern Kenntniß und zum erbaulichen Leſen der heil. Schrift. Eine gekrönte Preisſchrift, veranlaßt durch die Einladung einer Geſellſchaft von Bibelfreunden. Mit einem Vorwort von Dr. Steudel 8. 1829. 36 kr., 11 ngr.

Roos, M. Fr., M. Präl., Einleitung in die bibliſchen Geſchichten von der Schöpfung an bis auf die Zeit Abrahams. Aufs neue herausgegeben und durch Anmerkungen und andere Zugaben vermehrt von Pfarrer M. W. Fr. Roos. gr. 8. 1833. 1 fl. 21 kr., 22½ ngr.

— Fußſtapfen des Glaubens Abrahams in den Lebensbeſchreibungen der Patriarchen und Propheten, aus den Schriften des alten Teſtaments gezeigt. Erſter Theil, von Abraham an bis auf Salomo's Zeit. A. u. d. T. Einleitung in die bibl. Geſchichten 2r Bd. Aufs neue herausgegeben von M. W. Fr. Roos, gr. 8. 1837. 2 fl. 30 kr., 1 Thl. 15 ngr.

— Daſſelbe, zweiter Theil, von Salomo an bis auf Jeſum Chriſtum. A. u. d. T. Einleitung in die bibl. Geſchichten 3r Band. Aufs neue herausgegeben und durch eine Lebensbeſchreibung und Charakteriſtik des Verfaſſers vermehrt von M. W. Fr. Roos. 1838. 2 fl. 30 kr., 1 Thl. 15 ngr.

— Chriſtliche Glaubenslehre für diejenigen, welche ſich zur gegenwärtigen Zeit nicht mit mancherley und fremden Lehren umtreiben laſſen wollen, nach der h. Schrift verfertiget. 2. Aufl. mit einer Vorrede von Prof. Dr. Beck in Tübingen. gr. 8. 1845. à 36 kr., 11 ngr.